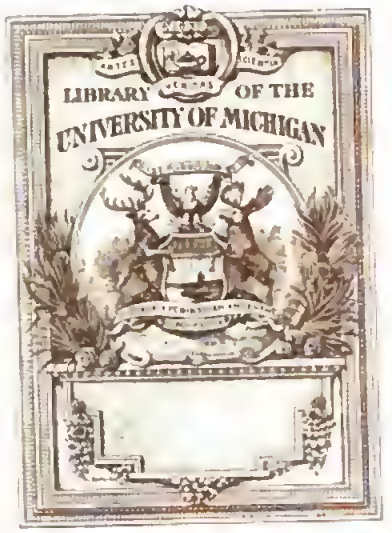
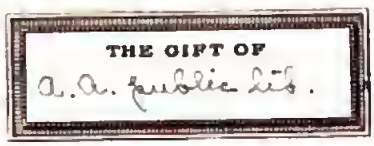
C 372490

Digitized by Google


LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN


THE GIFT OF
A. A. Public Lib.

AP
30
.G24

Digitized by Google

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Jahrgang 1900.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Inhalt.

Der Stern (*) zeigt an, daß der betreffende Artikel illustriert ist.

Gedichte.

	Seite
jong. Von L. Ganghofer	681
n ohne Liebe. Von Anna Ritter	627
Blüten. Von Martin Greif	329
hristkindchen. Von A. Ritter	809
og. Von Anna Ritter	307
ngsblumen. Von Hriar. Seidel	213
on Gustav Klitscher	380
Helde. Von G. Busse-Palma	483
esang der Amsel. Von H. Seidel	777
nen Jahrhundert. Von R.	
hoff	873
e. Von Franz Bechert	405
s Bild. Von Stine Andresen	154
enstrauß. Von J. Trojan	307
t-Erinnerung! Von Fritz	
	349
rätsmärchen. Von Heinrich Seidel	601
rich. Von Reinhard Volker	508

phien und Charakteristiken.

arcks Briefen an seine Braut	
n	759
on Bouillon. Von T. Kellen	473
Cellini. Von H. Bauer	740
mit Marie v. Ebner-Eschen-	
n F. v. Saar	563
rich Wilhelm I. v. Preußen	
chausen. Von Prof. Dr. Hans	
	338
g. Von Prof. Dr. Nover	369
enan. Von R. v. Gottschall	578
100jähriger Geburtstag. Von	
us	688
eidel. Von J. Trojan	627

hlungen und Novellen.

astel. Von L. Ganghofer	
425. 457. 489. 521. 553.	
85. 617. 671. 701. 730. 766.	792
Von Ida Boy-Ed 649. 682.	
713. 745. 778. 810. 841	874
lurichs Abenteuer. Von	
	602. 634
Glück. Von P. Robran 201.	
97. 329. 382. 415. 446. 474.	508
Eva Treu 186.	213
it dem Geld. Von Ernst	
	692
n R. Stray 95. 128.	156
zei. Von P. Heyse 19.	54
er Fee. Von J. C. Heer.	
823 860.	886
raße. Von Charlotte Niese	
546.	567
lon Ernst Clausen (Claus	
	536
nkel. Von W. Heimburg	
5. 137. 169. 223. 254. 281.	
313.	347

und geschichtliche Aufsätze, itgeschichtliches.

rödien des Aberglaubens.	
on R. Wolf 67. Fromme	
Von R. Kleinpaul 220.	
ftmörder. Von G. Klitscher	
ur des Erzengels Michael	
F. Vogt 600. Ein Priester	
Hexenwahns. Von Dr.	
	764
u. deutscher Sang in	
n R. Cronau	565
3. Von J. Schober	484
nernschlacht in Ame-	
awfluß). Von R. Cronau	278
kademie der Wissenschaften	
on G. Klitscher	196
n. Untergrundbahn in	
H. Krieger	440

	Seite
* Die Mechanisch-technische Versuchsanstalt zu Charlottenburg-Berlin. Von F. Bendt	151
* An der Berliner Börse. Von A. O. Klaußmann	250
* Birkhahnbalz im hannöverschen Mooren. Von Dr. E. Schäff	288
Der Burenkrieg. Von G. Egelhaaf	895
Geheimbünde in China. Von C. Falkenhorst	182
* Die Unruhen in China. Von P. Lindenberg	516
Wirkungen chinesischer Kultur vor 100 Jahren. Von Al. Freiherrn v. Gleichen-Rußwurm	598
* Faschingstreiben in Niederösterreich. Von H. Kerschbaum	115
* Der Blumenmarkt in Florenz	278
Der erste deutsche Frauenverein. Von Ludwig v. Bodenhausen	834
Tragödie von Galveston. Von R. Cronau	727
* Grödner Thal. Von J. C. Platter	408
* Stätte des künftigen Centralbahnhofes in Hamburg. Von G. Kopal	596
* Sankt Helena. Von Emil Jung	324
Das Jahrhundert des Verkehrs. Von P. Dehn 208.	240
An des Jahrhunderts Wende. Von M. Haushofer	12
* Aus früheren Jahrhundertwenden	880
* Die Igler Bahn bei Innsbruck. Von J. C. Platter	670
* Juan Fernandez	820
Kohleanot. Von Dr. P. Arndt	858
* Das deutsche Buchgewerbehaus in Leipzig. Von Max Hartung	353
Die Massia. Von W. Koden	31
* Allerlei aus dem Martneleben. Von Graf Bernstorff	377
Fromme Menschenopfer. Von R. Kleinpaul	220
* Schlacht beim Mohawkfluß. Von R. Cronau	278
* Das neue bairische Nationalmuseum in München. Von G. Levering	642
* Einweihung des Münchener Künstlerhauses. Von Alex Braun	291
* In Oberammergau vor dem Passionsspiel. Von J. Proelß	308
* Ein Tag im asiatischen Paris (Schanghai). Von Johannes Wilda	788
* Spaziergänge durch die Weltausstellung in Paris. Von J. C. Heer 470. 504. 540. 660. 696.	760
* Deutsche Bauten auf der Pariser Weltausstellung. Von F. Vogt 343, vgl. Brfk.	615
* Straßenleben in Peking	534
Ein Priester als Opfer des Hexenwahns. Von Dr. D. Thum	764
* Der sächsische Prinzenraub	728
* Die Rheinregulierung am Bodensee. Von J. C. Heer	354
* Insel des Robinson (Juan Fernandez)	820
Aus Rom. Von M. v. Ebner-Eschenbach 87.	118
* Schanghai. Von J. Wilda	788
Seewärts! Von Albert Pfister	147
* Bei den Sachsen in Siebenbürgen (Pfarrhof)	855
* Der „Sommergewinn" in Eisenach. Von R. Trinius	184
* Deutsche Städtebilder. Aschaffenburg. Von J. Schober	484
Gold und Diamanten in Südafrika. Von Dr. F. Ritter von Le Monnier	436
Die Trud. Von Karl Wolf	63
Deutsche Ueberseeadel. Von C. Falkenhorst	507
* Der jüngste Vesuvausbruch. Von A. Kellner	412
* Deutsche Kolonie Victoria in Westafrika	16
* Wiener Hofdamen. Von B. Chiovacci	630
* Winterfahrt ins Gebirge. Von J. C. Heer	123
Wunderkur des Erzengels Michael in Paris. Von F. Vogt	600

	Seite
Zauberer und Giftmörder. Von G. Klitscher	405

Medizin.

* Zur Reform der Frauenkleidung. Von Prof. Dr. Eulenburg	663
Seltsame Gasvergiftungen. Von M. Hagenau	882
Verdächtiges Hackfleisch. Von C. Falkenhorst	445
Der Heufieberbund von Helgoland	311
* Herzwunden u. Herznaht. Von Dr. J. H. Boos	226
Ueber Krankenernährung. Von Prof. Dr. E. H. Kisch	866
Erkrankungen des Ohres. Von Dr. R. Haug	247
Die Pest. Von Dr. J. H. Baas	432
Ueber das Stottern. Von Dr. O. Dornblüth	595
Klimatische Winterkuren. Von Prof. Dr. E. H. Kisch	50

Naturwissenschaften.

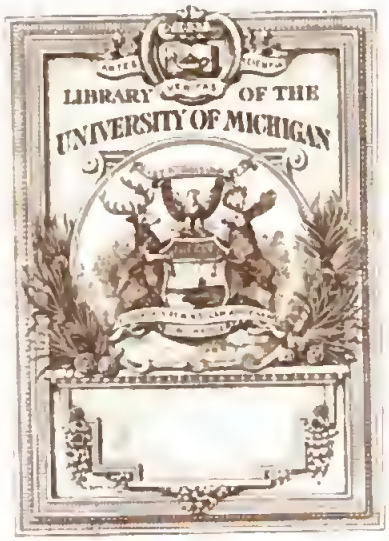
* Erforschung der höheren Schichten der Atmosphäre. Von Prof. Dr. Hergesell	800
* Das Fingergitter. Von Dr. F. Knauer	154
Irrlichter. Von Dr. H. J. Klein	443
* Flüssige Luft. Von W. Berdrow	52
Reisen in den Mond. Von C. Falkenhorst	630
* Die Natur als Künstlerin. Von Prof. Dr. R. Lampert	83
* Ostafrikanische Tiere im Berliner Zoolog. Garten (Weißbartgnu. Kilimandjaro-Guereza. Moschusböckchen. Zwerg-Manguste. Weißschwanz-Galago). Von Dr. L. Heck	579
Farbiger Schnee. Von Prof. Dr. R. Lampert	868
Die totale Sonnenfinsternis am 28. Mai	345
Rätselhafte Strahlen. Von M. Hagenau	262

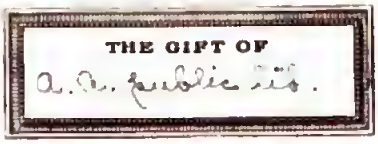
Vermischtes.

Etwas vom Aerger. Von M. Haushofer	238
* Aetherisierte Fliederblüten. Von C. Falkenhorst	763
Ausflüge. Von E. Muellenbach	575
* Ueber Bibliothekzeichen. Von K. Rosner	700
Gebäudeschutz durch Blitzableiter. Von W. Berdrow	376
* Blumenbindekunst. Von G. Held	573
* Briefstunden auf dem Dampfer. Von G. Kopal	884
* Elektrisches Heizen von Wohnräumen	691
Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit. * Luxfer-Prismen. Von F. Bendt 30. * Neue photogr. Apparate 313. * Elektrisches Heizen von Wohnräumen 691. * Aetherisierte Fliederblüten. Von C. Falkenhorst	763
* Frühling! Von Ernst Muellenbach	206
* Eine moderne Kunst (Blumenbinden). Von G. Held	573
* Modernes Kunstgewerbe. Von J. Braun	346
Weibliche Arbeitskraft im Kunstgewerbe. Von C. v. Braunmühl	791
* Luftpost vom Weltmeerdampfer. Von G. Kopal	884
* Luxfer-Prismen. Von F. Bendt	30
Das Meer als Quelle der Völkergröße	248
* Neue photographische Apparate	313
* Rauchbelästigung im Hause und deren Beseitigung	676
Das Rote Kreuz zur See. Von Dr. R. Ruge	544
Hebung gesunkener Schiffe	612
Seemannsheime. Von R. Werner	658
* Moderne Wetterschießapparate. Von S. Schneider	677

294613

Digitized by Google


LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN


THE GIFT OF
a. D. Public Lib.

Google

AP
30
.G24

Digitized by Google

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Jahrgang 1900.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Digitized by Google

Inhalt.

Der Stern (*) zeigt an, daß der betreffende Artikel illustriert ist.

Gedichte.

* Birschgang. Von L. Ganghofer . . 681
* Blumen ohne Liebe. Von Anna Ritter 627
* Fall der Blüten. Von Martin Greif. 329
* Vom Christkindchen. Von A. Ritter 809
* Frühling. Von Anna Ritter . . . 307
* Frühlingsblumen. Von Heinr. Seidel 213
Glück. Von Gustav Kitlscher . . . 380
Ueber die Heide. Von G. Busse-Palma. 483
* Herbstgesang der Amsel. Von H. Seidel 777
* Dem neuen Jahrhundert. Von R. v. Gottschall 873
* Kaiserle. Von Franz Becherer . . . 405
Des Kindes Bild. Von Stine Andresen 154
* Der Lebenstrank. Von J. Trojan . 307
* Pfingst-Erinnerung! Von Fritz Döring 349
* Der Puritätmuter. Von Heinrich Seidel 601
Wanderbursch. Von Reinhard Volker . 508

Biographien und Charakteristiken.

Aus Bismarcks Briefen an seine Braut und Gattin 769
* Gottfried von Bouillon. Von T. Nellen 473
* Benvenuto Cellini. Von H. Bauer . 740
Begegnungen mit Marie v. Ebner-Eschenbach. Von F. v. Saar . . . 563
König Friedrich Wilhelm I. v. Preußen in Wusterhausen. Von Prof. Dr. Hans Prutz 338
* Gutenberg. Von Prof. Dr. Nover . 369
* Nikolaus Lenau. Von R. v. Gottschall 578
* Moltkes 100jähriger Geburtstag. Von E. Montanus 688
* Heinrich Seidel. Von J. Trojan . . 627

Erzählungen und Novellen.

Der Dorfapostel. Von L. Ganghofer 361. 393. 425. 457. 489. 521. 553. 585. 617. 671. 701. 730. 766. 792
Ilm Heiena. Von Ida Boy-Ed 649. 682. 713. 745. 778. 810. 841 874
Joachim Heinrichs Abenteuer. Von Karl Busse 602. 634
Kampf ums Glück. Von P. Rosegger 201. 233. 265. 297. 329. 382. 415. 446. 474. 508
Mutter. Von Eva Treu . . . 186. 213
Der Onkel mit dem Geld. Von Ernst Muellenbach 692
Samum. Von R. Straß . . . 95. 128. 158
Der Schutzengel. Von P. Heyse . . 19. 54
Der Spruch der Fee. Von J. C. Heer. 823. 860. 886
In der Sundsstraße. Von Charlotte Niese 546. 567
Turitus. Von Ernst Clausen (Claus Zehren) 536
Im Wasserwinkel. Von W. Heimburg 1. 37. 73. 105. 137. 169. 223. 254. 281. 313. 347

Beschreibende und geschichtliche Aufsätze, Zeitgeschichtliches.

Tragödien u. Komödien des Aberglaubens. Die Trud. Von K. Wolf 67. Fromme Menschenopfer. Von R. Kleinpaul 220. Zauberer u. Giftmörder. Von G. Klitscher 405. Wunderkur des Erzengels Michael in Paris. Von F. Vogt 600. Ein Priester als Opfer des Hexenwahns. Von Dr. D. Thum 764
* Deutsches Lied u. deutscher Sang in Amerika. Von R. Cronau . . . 565
* Aschaffenburg. Von J. Schober . . 484
* Eine deutsche Bauernschlacht in Amerika (beim Mohawkfluß). Von R. Cronau 278
* Die preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin. Von G. Klitscher . . 196
* Elektrische Hoch- u. Untergrundbahn in Berlin. Von H. Krieger 440
* Die Mechanisch-technische Versuchsanstalt zu Charlottenburg-Berlin. Von F. Brudi 1
* An der Berliner Börse. Von A. O. Klaußmann 2
* Birkhahnbalz in hannöverschen Mooren. Von Dr. E. Schäff 288
Der Bärenkrieg. Von G. Egelhaaf . 895
Geheimbünde in China. Von C. Falkenhorst 182
* Die Unruhen in China. Von P. Lindenberg 516
Wirkungen chinesischer Kultur vor 100 Jahren. Von Alt. Freiherrn v. Gleichen-Rußwurm 598
* Faschingstreiben in Niederösterreich. Von H. Kerschbaum 115
* Der Blumenmarkt in Florenz . . . 278
Der erste deutsche Frauenverein. Von Ludovica v. Bodenhausen . . . 586
Tragödie von Galveston. Von R. Cronau 834
* Grödner Thal. Von J. C. Platter . 727
* Stätte des künftigen Centralbahnhofes in Homburg. Von G. Kopal . . 408
* Sankt Helena. Von Emil Jung . . 586
Das Jahrhundert des Verkehrs. Von P. Dehn 208. 240
Am des Jahrhunderts Wende. Von M. Haushofer 324
* Aus früheren Jahrhunderten . . . 12
* Die Igler Bahn bei Innsbruck. Von J. C. Platter 880
* Jynn Fernandez 670
Kohlennot. Von Dr. P. Arndt . . . 820
* Das deutsche Buchgewerbehaus in Leipzig. Von Max Hartung 858
Die Muffia. Von W. Ruden . . . 353
* Allerlei aus dem Marineleben. Von Graf Bernstorff 31
Fromme Menschenopfer. Von R. Kleinpaul 377
* Schlacht beim Mohawkfluß. Von R. Cronau 220
* Das neue bayrische Nationalmuseum in München. Von G. Levering . . . 278
* Einweihung des Münchener Künstlerhauses. Von Alex Braun 642
* In Oberammergau vor dem Passionsspiel. Von J. Proelß . . . 291
* Ein Tag im ostasiatischen Paris (Schanghai). Von Johannes Wilda . 308
* Spaziergänge durch die Weltausstellung in Paris. Von J. C. Heer 470. 504. 540. 660. 696. 760 788
* Deutsche Bauten auf der Pariser Weltausstellung. Von F. Vogt 343, vgl. Brst. 615
* Straßenleben in Peking 534
Ein Priester als Opfer des Hexenwahns. Von Dr. D. Thum . . . 764
* Der sächsische Prinzenraub . . . 728
* Die Rheinregulierung am Bodensee. Von J. C. Heer 354
* Insel des Robinson (Juan Fernandez) 820
Aus Rom. Von M. v. Ebner-Eschenbach 87. 118
* Schanghai. Von J. Wilda . . . 788
Seewärts! Von Albert Pfister . . 147
* Bei den Sachsen in Siebenbürgen (Pfarrhof) 855
* Der „Sommergewinn" in Eisenach. Von A. Trinius 184
* Deutsche Städtebilder. Aschaffenburg. Von J. Schober 484
Gold und Diamanten in Südafrika. Von Dr. F. Ritter von Le Monnier . . 436
Die Trud. Von Karl Wolf 63
Deutsche Ueberseekabel. Von C. Falkenhorst 507
* Der jüngste Vesuvausbruch. Von A. Kellner 412
* Deutsche Kolonie Victoria in Westafrika 16
* Wiener Hofbunten. Von B. Chiavacci 630
* Winterfahrt ins Gebirge. Von J. C. Heer 123
Wunderkur des Erzengels Michael in Paris. Von F. Vogt 600
Zauberer und Giftmörder. Von G. Klitscher 405

Medizin.

* Zur Reform der Frauenkleidung. Von Prof. Dr. Eulenburg 663
Seltsame Gasvergiftungen. Von M. Hagenau 882
Verdächtiges Hackfleisch. Von C. Falkenhorst 445
Der Heufieberbund von Helgoland . 311
* Herzwunden u. Herznaht. Von Dr. J. H. Baas 226
Ueber Krankenernährung. Von Prof. Dr. E. H. Kisch 866
Erkrankungen des Ohres. Von Dr. R. Haug 247
Die Pest. Von Dr. J. H. Baas . . . 432
Ueber das Stottern. Von Dr. O. Dornblüth 595
Klimatische Winterkuren. Von Prof. Dr. E. H. Kisch 50

Naturwissenschaften.

* Erforschung der höheren Schichten der Atmosphäre. Von Prof. Dr. Hergesell 800
* Das Fingertier. Von Dr. F. Knauer 154
Irrlichter. Von Dr. H. J. Klein . . 443
* Flüssige Luft. Von W. Berdrow . . 52
Reisen in den Mond. Von C. Falkenhorst 630
* Die Natur als Künstlerin. Von Prof. Dr. K. Lampert 83
* Ostafrikanische Tiere im Berliner Zoolog. Garten (Weißbartgnu. Kilimandjaro-Guereza. Moschusböckchen. Zwerg-Manguste. Weißschwanz-Galago). Von Dr. L. Heck 579
Farbiger Schnee. Von Prof. Dr. K. Lampert 868
Die totale Sonnenfinsternis am 28. Mai 345
Rätselhafte Strahlen. Von M. Hagenau 262

Vermischtes.

Etwas vom Aerger. Von M. Haushofer 238
* Aetherisierte Federblüten. Von C. Falkenhorst 763
Ausflüge. Von E. Muellenbach . . . 575
* Ueber Bibliothekzeichen. Von K. Rosner 700
Gebäudeschutz durch Blitzableiter. Von W. Berdrow 376
* Blumenbindekunst. Von G. Heick . 573
* Briefstunden auf dem Dampfer. Von G. Kopal 884
* Elektrisches Heizen von Wohnräumen 691
Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit. * Luxfer-Prismen. Von F. Bendt 30. * Neue photogr. Apparate 313. * Elektrisches Heizen von Wohnräumen 691. * Aetherisierte Federblüten. Von C. Falkenhorst 763
* Frühling! Von Ernst Muellenbach . 206
* Eine moderne Kunst (Blumenbinden). Von G. Heick 573
* Modernes Kunstgewerbe. Von J. Braun 346
Weibliche Arbeitskraft im Kunstgewerbe. Von C. v. Braunmühl 791
* Luftpost vom Weltmeerdampfer. Von G. Kopal 884
* Luxfer-Prismen. Von F. Bendt . . 60
Das Meer als Quelle der Völkergröße 248
* Neue photographische Apparate . . 313
* Rauchbelästigung im Hause und deren Beseitigung 676
Das Rote Kreuz zur See. Von Dr. R. Ruge 544
Hebung gesunkener Schiffe 612
Seemannsheime. Von R. Werner . . 658
* Moderne Wetterschießapparate. Von S. Schneider 677

294613

Digitized by Google

Blätter und Blüten.

Seite

* Julius Adam 520
Neue Gradmessung in Afrika . . . 808
* Araukanische Kinderwiege . . 199
* Christoph Arnold (ein deutscher Bauer als Astronom). Von H. Siegert . . . 872
* Die „Fuggerei“ in Augsburg . . 198
* Die Augustiner in München weigern der Leiche Kaiser Ludwigs des Gebannten das Grab 70
* Automobil-Fernfahrt Salzburg-Wien. Von S. Schneider . . . 519
Johann Sebastian Bach 518
* Der tibetanische Bambusbär. Von Matschie 327
* Zur Erinnerung an Ernst v. Bandel . 358
* Schwebebahn Barmen-Elberfeld-Bohwinkel 358
* Denkmal für Rittershaus in Barmen 422, vgl. Brst. 615
* Deutschlands merkwürdige Bäume: „Königseiche“ bei Schattenhofen in Oberbayern. Von J. Kalb 36. Riesen-Wacholder in Closkow. Von E. Krause 230. Kranichbäumchen bei Homburg v. d. H. Von W. Heun 392. Kaiserlinde in Tegel. Von E. Krause 615. Trauerfichte bei Cadinen. Von Meyer-Elbing . . 775
* Schlimme Begegnung. Von A. Achleitner 264
* Deutsche Bergsteiger im nördl. Natal 264
* Bergschründe 583
* Weihung der Fahnen des Gardekorps in Berlin 70
* Königliches Schloß in Berlin . . 166
* Ein Fest Berliner Mieter 743
* Bismarck-Standbild in Treuen . 550
* Fest des Proviants in Blida . . 615
Ueber die Zunahme der Blitzgefahr . 584
* Blumenau 391
* Ida Boy-Ed 678
* Die Brandenburger Husaren bei Möckern 711
* Ein deutsches Jubiläum in Brasilien. Von R. Gernhard 391
* Wochenmarkt vor dem Rathaus in Bremen 263
* Eine Barendenkmünze 200
* Das Burschenschaftsdenkmal bei Eisenach 198
* Das Kirchlein von Castiel im Schanfigg 424
* Kaisergräber in China 646
Aus der Geschichte eines Chinesen (Goldfisch) 839
* Chines. Tafelfreuden. Von J. Wilda 898
Die leichteste Dampfmaschine . . . 678
* Dante beobachtet den Bau des Domes zu Florenz 775
* „Deutschland“, der größte Dampfer . 104
* Eine plattdeutsche Dichterin (Alwine Buthenow). Von Dr. E. Lange . . 614
* Donn Franeisen 391
* Die „Donnulöcher“ bei Tuttlingen. Von A. Haug 646
* Die Femlinde in Dortmund . . 168
* Dresdener Chaisenträger . . . 72
* Druidinnen beim heil. Mistelfest 744
* Siegesdenkmal bei Edenkoben . . 34
* Dr. Fritzsche Abfahrtsanzeigeuhr für Eisenbahnen 327
Lange Eisenbahnreisen in Europa . . 360
* Mechan. Haltesignal für Eisenbahnzüge 899
* Einlauf Berliner Gemeindeschüler 71
* Eldorado 295
* Elefant aus Kamerun. Von Matschie 230
* Ellerbek (ein dem Untergang geweihtes Dorf) 679
* Auf der Engstlenalp 328
Epheu und Hülse 838
* Lunica aphroditois. Von Matschie 359
* Der Fählensee 263
* Schwimmende Feldartillerie . . 679
Filzschuhe (Schulgesundheitspflege) . 837
Finchenposten im Dienste der Wissenschaft 742
* Flickschuster in Kairo . . . 487

Seite

* Aus dem Fluitenthal. Von J. C. Platter 456
* Bilderatlas des deutsch. Flottenvereins 423
* Ostafrikan. Flußschwein. Von Matschie 487
* Eine gefrorene Fontäne . . . 102
* Kaiser Franz Joseph I . . . 518
Die Frau als Lebensretterin . . . 776
* Badische Freischärler in den Kasematten von Rastatt 806
* Fremdlinge 390
* Herzogin Friedrich von Schleswig-Holstein† 134
* Kaiser Friedrich II entläßt Ritter des Deutschen Ordens in Marburg zur Kolonisierung Preußens . 582
* Der Alte Fritz auf Reisen . . . 34
* Gabeldock im Kampfe mit Heulwölfen 135
Der Gartenlaube-Kalender 1901 . . 807
Beseitigung der für die Vegetation schädlichen Gase und Dämpfe . . 294
* Franz von Gaudy 199
Vorstellung über die Dauer geologischer Zeiträume 838
* Eine Gliederpuppe aus Althellas 900
* Glückgreifen in Ostpreußen . . 839
Goldfisch 104
* Johana Christoph Gottsched . 646
* Ruine Greifenstein 615
* Großmutters Kirchgang . . . 102
* Deutsche Seewarte in Hamburg . 455
* Der „größte aller Hamburger“ (Elefant) 295
* Monumentalbrunnen in Hannover 456
* Unser Huhn 582
* Zum Gedächtnis Karl von Hases . 70
Das Haas als Kompaß u. Sonnenuhr 108
Schwankende Häuser 70
* W. Heimdarg 167
* Die Schlacht bei Hemmingstedt . 166
Paul Heyse. Von R. Artarin . . . 33
* Herm. Lingg u. Paul Heyse . . 264
* Schlacht bei Höchstädt . . . 680
Die kaiserliche Jacht „Hohenzollern“ .
* Leben und Treiben vorgeschichtlicher Höhlenbewohner 518
* Hopfenpflücken im Ammerlande. Von O. Thyen 679
Reicher Inseltenbesuch 391
* Der Inselsberg 71
* W. Jordan (Eine Dichterehrung) . 198
* Jordaansee bei Misdroy . . . 487
* Das Eiserne Kreuz bei Iserlohn . 326
* Die Jungfrau von Orleans . . . 551
* Die Kurerseen und das Latemargebiege. Von J. C. Platter . . . 167
* Feldbatterie der Matrosenartillerie in Kiautschou 101
* Eine Erinnerung an Gottfried Kinkels Flucht vor fünfzig Jahren . . 776
* Klippschlieser im Berliner Zoolog. Garten. Von Matschie 391
Ein Jubiläum zweier Kaustikstoffe (Knallquecksilber u. Knallsilber) . . . 135
Selbstentzündung der Kohlen und deren Verhütung 648
* Am Königssee 614
* „Illustriertes Konversationslexikon der Frau“ 359
Bitte um Krankenfahrstühle . . . 101
* Paul Krüger 870
Verhütung der Kurzsichtigkeit durch hygienische Schuleinrichtungen . . 294
Bedeutung des dürren Laubes f. Vögel 326
Lebensalter bei verschied. Völkern 900
Arbeiten aus Lederpappe . . . 36
* Junges Leid 871
* Grundsteinlegung zum Völkerschlacht-Denkmal bei Leipzig . . . .
* Liedesorakel 774
* Hermann Lingg u. Paul Heyse . 198
* Das Höhlenschloß Lneg 33
* Königin Luisen-Denkmal in Tilsit 455
* Kaiserin Friedrich-Platz bei Madonna di Campiglio 742
* Mähnenschafe an der Tränke . .
* Elamarsch im Münsterland . . .
* Tod des Generals Marceau . . .
* Die Martinsburg 198

Seite

* Zu E. Mauritius Bildnis . . . 837
* Maultierfuhrwerk. Von K. Zitelmann 871
Verteilung der Mineralschätze auf der Erde 35
* Ein Moltke-Standbild (in Reichenbach i. V.) 711
Auswürflinge von Mondvulkanen . . 712
* Am Monte Maggiore 327
* Monte Rosa und Val Anzasca . . 70
Deutschtum in Montreal 134
* Bei St. Moritz 582
Verwertung des Mülls 647
* Das neue Künstlerhaus in München . 35
* „Teuerskneipe“ des Künstler-Sänger-Vereins in München 134
* Ein Musterschulhaus in München . 550
* Schäfflertanz in München . . . 103
* Das Friedensdenkmal zu Münster i. W. 487
* Kiepenkäl-Denkmal zu Münster i. W. 198
* Das ehemalige Schulschiff „Niobe“ . 231
* Hermann Nissen 807
* Norwegischer Bauer 232
Nürnberger Lebkuchen 837
* Oedipus und Antigone 392
* Tiroler Ostersener 229
Papiernot 837
Löwenstandbild im Kais. Garten zu Peking 743
* Pferdewettrennen im Banat . . 775
Erfolge der Photographie am Himmel 839
Einfluß des Plättens auf den Keimgehalt der Wäsche 614
* Prinz Hirzepiazchen 840
* Schlechtes Quartier 103
* Die Rammfälle in Norwegen. Von E. Gelcovik 743
Ueber die Herkunft des Regens . . 519
* Reichsinvalidenheim bei Babelsberg 136
* Reisenbenteuer aergangener Zeit 327
* Rennwolf 871
* Uebungsfahrt mit dem Rettungsboot des Bregenzer Segelklubs . . . 615
* Fritz Reuter in der „Wasserkunst“ 898
* Ein Riesenkaktus 135
* Denkmal für Rittershaus in Barmen 422, vgl. Brst. 615
* 81jährige Roggenpflanze in Kursachsen i. J. 1757 584
* Rungdngger für Port Arthur. Von E. T. Meyer 422
Apparat zur Wiederbelebung Scheintoter 551
* Schiffsjungen beim Geschirr-Reinmachen 294
Zur Erinnerung an Herman v. Schmid 806
* Schmuggler auf dem Gardasee . 34
* Die Wetterwarte auf der Schneekoppe 296
* Für angehende Schneeier . . . 871
* Ein neues System der Schnellelegraphie 70
* Der Schneider von Ei-Kantara . 36
* Schriftstellerheim in Jena . . . 228
Schulgesundheitspflege (Filz- u. Holzschuhe) 837
* Gustav Schwab 774
Vordringen der Schwarzamsel in den Städten 136
Schwimmunterricht im Schulbetrieb. Von H. Fricke 488
* Deutsche Seelente beim Tauziehen 775
* Seeoffiersfamilie 423
* Ein noch nicht bestiegener „Turm“ in der Selkagruppe. Von J. C. Platter . 326
* Siegfrieds Rheinfahrt 839
* Sommernacht am Sognefjord . . . 519
* Sophie v. Brabant zeigt den Marburger Bürgern den jungen Landgrafen 166
* Idalle bei Sorrento. Von A. Kellner 230
* Spinnengewander 775
* Die Letzten in der Sprechstunde . 168
Stechpalme (Epheu und Hülse) . . 838
Steraschnuppenfall am 15. bis 16. November 1899. Von Dr. H. J. Klein . 71
* Stielerschule in München . . . 550
* Tafelaufsatz der Hamburger Schiffahrtsgesellschaft „Deutsche Levante-Linie“ 72
Verschimmelte Tapeten 679

Digitized by Google

Seite

* Die Tauben von San Marco . . 871
* Im Sommer auf der Teck . . . 583
* Das Telegraphon. Von F. Beudt . 711
* Das dreifache Thor in chinesischem Stile 680
* Königin Luisen-Denkmal in Tilsit . . 242
* Tizians Tochter 296
* Graf Leo Tolstoi 455
Die Torfverwertung 808
Der Totenkopffalter. Von E. Möller 743
Tresor aus Panzerplatten 72
* Insel Tscha-lien-tao 550
* Der Tüpfelkaskus 71
* „Unter deutscher Flagge" (von C. W. Allers) 838
* Der Mühlenteich bei Varel a. d. Jade. Von Chr. Rielsen 295
* Alter Brunnenhof in Venedig . . 487
Vererbung künstlich erworbener Eigenschaften 807
Vermißten-Liste 613
* Transport von Verwundeten an Bord eines Kriegsschiffes 806
Wie lange dauern die Vogelnester? 231
* Am Eingang zur Wagenburg . . . 806
Gesellschaft der Waisenfreunde . . 36
* Weihnachtsbilder 837
* Wieder daheim! Von H. Pichler 228
* Carlaadelfest in Wien 455
* Wildbach in Tirol. Von J. C. Platter 295
* Wärgewolzer (altschlesischer Bauerntanz). Von G. Popig 550
* Ein Riese unter den freilebenden Würmern (Eunice uphrolitois). Von Matschie 359
* Alwine Wuthenow 614
* Harte Zeiten 870
* Der erste Aufstieg des Zeppelinschen Lastschiffes 518
* Die siames. Zibethkatze. Von Matschie 743
* Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf 390
* Professor v. Zumbusch in seinem Atelier 871
* Zuoz im Engadin 519

Illustrationen.

Alpinisten überwinden einen Bergschrund. Von Ernst Platz . . . 561
Deutsches Lied u. deutscher Sang in Amerika 565. 566
Eine Badreise in ihrer Landestracht . 168
Araukanische Frauen mit Kindern . . 181
Arbeitspause. Von H. Bachmann . . 569
Christoph Arnold 869
Aschaffenburg. Von R. Pätzner 481. 484. 485
Aetherisierungskasten 763
Erforschung der höheren Schichten der Atmosphäre 801. 802. 803. 804
Fresko am Stammhaus der Familie Fugger in Augsburg 199
Die Augustiner in München weigern der Leiche Kaiser Ludwigs des Gebauten das Grab. Von F. Lecke 48. 49
Automobil-Fernfahrt Salzburg-Wien 509
Ball im Freien. Von F. Reiß . . . 488
Zum ersten Ball! Von St. Grocholski 793
Der bibernische Bambasbär. Von F. Specht 301
Ernst von Bandel 358
Schwebebahn Barmen-Elberfeld-Bohwinkel 337
Deutschlands merkwürdige Bäume: „Königsche" bei Schattenhofen in Oberbayern 36. Riesen-Wacholder in Closson 230. Krausbäumchen bei Homburg v. d. H. 392. Kamelslinde in Tegel 615. Trauerfichte bei Cadinen 773
Bayrische Mädel. Von E. Schmitz . . 193
Schlimme Begegnung. Von A. Diessenbacher 249
Deutsche Bergleute im nördl. Natal vor ihrer Hütte 264
An der Berliner Börse. Von E. Thiel 250. 251. 252. 253. 254
Elektrische Hoch- und Untergrundbahn in Berlin. Von M. Plinzner 440. 441. 442
Weihung der Fahnen des Gardekorps in Berlin 41
Mechanisch-techn. Versuchsanstalt zu Charlottenburg-Berlin. Von E. Thiel 152. 153. 154
Ein Fest der Victoria Berlin. Von W. Zehme 225
Königliches Schloß in Berlin . . . 137
In der Kinderbewahranstalt des Berliner Pestalozzi-Fröbelhauses . . . 360
Ueber Bibliothekzeichen . . . 700.
Auf der Birkhahnbalz. Von Dr. E. Schöff 289
Birschgang. Von B. Schramm . . . 681
A. Drischlers Bismarck-Standbild in Treuen i. V. 545
Das Fest des Propheten in Biska. Von F. A. Bridgman . . . 604. 605
Blumen ohne Liebe. Von G. Mosott 533
Blumenau 391
Blumenbindekunst . . . 573. 574. 575
Fall der Blüten. Von G. Kempf . . 329
Gottfried von Bouillon 473
Ida Boy-Ed 649
Angriff der Brandenburger Husaren auf Möckern. Von O. Gerlach. 684. 685
Braubach mit der Marksburg . . . 425
Wochenmarkt vor dem Rathaus in Bremen. Von H. Binde 236. 237
Brieftaubea auf dem Dampfer 884. 885
Am Brunnen. Von G. Gamberini . . 583
Eine Burendenkmünze 200
Burschenschaftsdenkmal bei Eisenach von W. Kreis 169
Carneval. Von R. E. Reyier . . . 113
Kiechlein von Castiel im Schnufigg . 424
Benvenuto Cellini. Von G. Longhi . 741
Unruhen in China 516. 517
Chinesen bei der Mahlzeit 899
Chinesisches Thorgebäude auf der Weltausstellung in Paris . . . 680
Vom Christkindchen. Von A. Schmidhammer 809
Christiadmarkt am „Hof" in Wien. Von W. Gause 812. 813
Dämmerstunde. Von M. Fournets-Vernaud 839
Dante beobachtet den Bau des Domes zu Florenz. Von A. Colle . . . 769
Oberst Desaonville überreicht General Churchill seinen Degen nach der Schlacht bei Höchstädt. Von G. A. Closs 257
Schnelldampfer „Deutschland" vor dem Stapellauf 93
Die „Donaulöcher" bei Tattlingen 647
Die Femlinde in Dortmund . . . 165
Hochzeitsansträger in Dresden . . . 22
Siegés- und Friedensdenkmal bei Edeskoben. Von A. Hock 34
Abfahrtssonzeigeuhr für Eisenbahnen . 327
Haltesignal für Eisenbahnzüge . . . 899
Eislauf Berliner Gemeindeschüler. Von W. Zehme 65
Elefant aus Kamerun. Von P. Neumann 231
Elektrisches Heizen von Wohnräumen 691
Ansicht vom Dorfe Ellerbek . . . 679
Eunicoaphroditoin. Von R. Siemenroth 359
Der Fählensee 233
Der Kampf um die Fahne. Von C. Detti 637
Faschingstreiben in Niederösterreich. Von W. Gause . . . 115. 116. 117
Ein Fastnachtsidyll. Von E. Luyot . 105
P. Fahbänder 565
Das Fingertier 157
Schloß Fischbach im Riesengebirge. Von E. v. Bodenhausen 835
Der Fischer. Von J. J. a. Souza-Pinto 529
Flickschuster in Kairo. Von H. Linde 427
Aus dem Flottenthal. Von L. Gebhardt 449
Blumenmarkt in Florenz. Von P. Scoppetta 276. 277
Bildercallus des deutschen Flottenvereins 423
Ostafrikan. Flußschwein. Von P. Neumann 487
Gefrorene Fontäne im Lützelthale bei Frankenberg i. S. 102
Kaiser Franz Joseph von Oesterreich 489
Zur Reform der Frauenkleidung 664. 668
Badische Freischärler in den Kasematten von Rastatt. Von A. Kretzschmar 806
Fremdlinge. Von Rob. Leiaweber 364. 365
Drei Freunde. Von E. Keck . . . 45
Friede auf Erden. Von F. Reiß . . 817
Herzogin Friedrich von Schleswig-Holstein 133
Friedrich II verabschiedet sich in Marburg von den Rittern des Deutschen Ordens. Von P. Janssen . . 556. 557
Der Alte Fritz auf Reisen. Von C. Seiler 4. 5
Fröhlichen Herzens. Von E. v. Maas 892. 893
Frühling. Von J. Bernard . . . 149
Frühlingi Von R. Pätzner . . . 909
Frühlingsblumen. Von F. Reiß . . 213
Nach fünfundzwanzig Jahren. Von C. Schweninger 652. 653
Gabelbock im Kampfe mit Heulwölfen. Von F. Specht 121
Franz von Gaudy 291
Eine merkwürdige Geschichte. Von J. M. Maenier 261
Geschützfransport auf Loanen über einen Fluß Von A. Wald . . . 673
Eine Gewissensfrage. Von F. Stuam . 89
Herannahendes Gewitter. Von A. Lauger 657
Altgriechische Gliederpuppe . . . 838
Junges Glück. Von A. Schröder . . 97
Glückgreifen in Ostpreußen am Neujahrsabend. Von H. Binde . . . 877
Das Goldlos des Königs Dorado . 295
Johann Christoph Gottsched . . . 101
Ruine Greifenstein bei Bozen. Von M. Zenn Diemer 625
Aus dem Grödner Thale 408. 409. 410. 411
Großmutters Kirchgang. Von A. Bock 609
Guteaberg. Von A. Zick ꝛc. 361. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375
Adolf Hachtmann 565
Stätte des künftigen Centralbahnhofes in Hamburg. Von H. Hause . . 596. 597
Die deutsche Seewarte in Hamburg . . 102
Im Zoologischen Garten zu Hamburg. Von H. Hause 445
Der neue Monumentalbrunnen in Hannover 295
Unser Hans. Von L. Dettmann . . 453
Denkmal für Karl von Hase in Jena . 582
Die heilige Familie. Von Fritz Roeber 828. 829
W. Heimburg 37
Sankt Helena 324. 325. 326
Denkmal der Schlacht bei Hemmingstedt 167
Herbstgejaag der Amsel. Von H. Schalze 777
„Herz Trumpf!" Von F. v. Defregger 76. 77
Schematische Zeichnung des Herzens . 227
Herzensangelegenheiten. Von A. H. Schram 589
Heuernte. Von C. Bellanger . . . 417
Paul Heyse 13
Leben u. Treiben vorgeschichtlicher Höhlenbewohner. Von F. Lecke . . 492. 493
Hopfenpflücken im Ammerlande. Von B. Winter 669
Jagdhindernis. Von W. Gräbheim . 709
Der neue Jahrgang. Von A. Humborg 716. 717
Dem neuen Jahrhundert. Von F. Heia 873
Im neuen Jahrhundert. Von R. Maha 902
Aus früheren Jahrhundertwenden 880. 881
Die Igler Bahn bei Innsbruck 670. 671
Der Inseisberg 71
E. John-Marlitt 837
Joinville 391
Büste W. Jordans in der Frankfurter Stadtbibliothek 198
Jordansee bei Misdroy. Von J. Wentscher 469
Das Eiserne Kreuz bei Iserlohn . . 326
Juan Fernandez 821. 822
Jugendlust. Von P. Wagner . . . 705
Der untere Kurersee u. das Lutemargebirge. Von J. Thoma . . . 161
Kaspeele. Von R. Maha 405
Feldbatterie der Matrosenartillerie in Kiautschou 101
Kieler Junge. Von C. W. Allers . . 838
Klippschlieser im Berliner Zoologischen Garten. Von P. Neumann . . 389
Am Königssee. Von A. Enke . . . 613
Konkurrenten. Von C. Reichert . . 585
Präsident Krüger 811
Kuckucksruf. Von A. J. Pepino . . 421

Seite

Modernes Kunstgewerbe . . . 346. 347
Der junge Künstler. Von K. Thurber . 437
Landsknechte vor dem Gefecht. Von F. Müller-Münster 465
Gottfr. Wilh. v. Leibnitz. Von F. Picquet 197
Junges Leid. Von E. Spreafico . . . 849
Das Deutsche Buchgewerbehaus in Leipzig 353
Grundsteinlegung zum Völkerschlacht-Denkmal bei Leipzig. Von O. Gerlach 745. 749
Nikolaus Lenau. Von Staub 578
Lesestündchen. Von Max Ring . . . 25
Liebesfrühling im Schwarzwald. Von C. Liebich 385
Liebesorakel. Von Fritz Martin 172. 173
Liescheu. Von H. Godet 897
Hermann Lingg. Von P. Heyse . . . 9
Höhlenschloß Lueg bei Adelsberg. Von Toni Grubhofer 433
Flüssige Luft. Von E. Thiel . . . 53. 54
Denkmal für die Königin Luise in Tilsit von G. Eberlein 721
Luxfer-Prismen 30
Kaiserin Friedrich-Blick bei Madonna di Campiglio. Von R. Püttner . . . 229
Mähnenschafe. Von F. Specht . . . 665
Mahlstunde. Von F. Simm . . 396. 397
Elamarsch im Manöver. Von P. Hey 628. 629
Die österreichische Besatzung von Altenkirchen empfängt den tödlich verwundeten französ. General Marceau. Von E. Bontigny 177
Prinzessin Marianne v. Preußen. Von Bach 835
Marineleben . . 377. 378. 379. 380. 381
Marksburg 426
E. Martitt 837
Deutsche Matrosen beim Tauziehen. Von R. Mahn 756. 757
Maultierfuhrwerk in Scoilla. Von A. Wagner 861
Die Milchschwestern. Von A. Guillau 245
Denkmal der Schlacht beim Mohawkfluß. Von R. Cronau 280. 281
Jos. Drischlers Moltke-Standbild in Reichenbach i. V. 689
Moltke-Denkmal in Parchim . . . 711
Moltkes Geburtshaus in Parchim . 712
Der Monte Maggiore, vom Quarnero aus gesehen. Von A. Kircher . . . 305
Monte Rosa und Val Anzasca. Von J. W. Lindlar 57
Bei St. Moritz. Von Alfred Enke . . 553
Das neue Künstlerhaus in München . 35
Einweihung des Münchener Künstlerhauses. Von F. Bergen . 291. 292. 293
„Tenierskneipe" des Künstler-Sänger-Vereins in München. Von M. Ebersberger 108. 109
Das neue bayrische Nationalmuseum in München 642. 643. 644. 645
Der Schäfflertanz in München . . . 103
Die Steierschule in München . . . 550
W. Baltes Entwurf für das Denkmal zur Erinnerung an den Westfälischen Frieden 1648 zu Münster 457
„Kiepenkäl"-Denkmal zu Münster i. W. 198
An der Mutter Grab. Von H. Perrault 733
Die Natur als Künstlerin . . 84. 85. 86
Prosit Neujahr! Von F. Reiß . . . 900
Georg Neumayer. Von A. Schraff . . 73
Letzte Einfahrt des Schulschiffes „Niobe" in den Kieler Hafen. Von H. Bohrdt . 225
Hermann Nissen als John Gabriel Borkman 797
Ludwig Nasser 497
In Oberammergau vor dem Passionsspiel. Von F. Bergen 308. 309. 310. 311
Oktobersonne. Von P. Hey 893
Ostafrikanische Tiere im Berl. Zoolog. Garten. Weißbartgnu. Kilimandjaro-Guereza. Moschusböckchen. Zwerg-Manguste. Weißschwanz-Galago. Von P. Neumann 579. 580. 581
Tiroler Osterfeuer. Von Oscar Graf . 217
Beim Osterhasen 232
Am Ostermorgen. Von J. P. Engl . 231
Ostern. Von F. Reiß 201
Spaziergänge durch die Weltausstellung in Paris. Von C. Raun 470. 471. 472. 504. 505. 507. 541. 542. 543. 660. 661. 662. 696. 697. 698. 699. 761. 762. 763

Seite

Chinesisches Thorgebäude auf der Weltausstellung in Paris 680
Deutsche Bauten auf der Pariser Weltausstellung . . 340. 341. 343. 344. 345
Straßen zu den Kaisergräbern bei Peking. Von R. Mahn 646
Löwenstandbild im Kais. Garten zu Peking 743
Straßenleben in Peking . 521. 533. 535. 536
Pferdewettrennen im Bann. Von B. Schramm 753
Pfingst-Erinnerung! Von F. Reiß . 349
Neue photographische Apparate . . 313
„Platz gemacht!". Von M. Lebling . 765
Im Bann der Poesie. Von H. Baltmer 524. 525
Politik in der Kinderstube. Von A. Mayn 641
Der Porträtmaler. Von Heinr. Schlitt 601
Der sächsische Prinzenraub. Von E. Oehme 713. 729
Eine harte Probe. Von E. Rau . . . 269
Ein Quartett. Von E. van der Meulen 785
Schlechtes Quartier. Von W. v. Diez . 81
Rauchbelästigung im Hause und deren Beseitigung 676. 677
Die Raumnöte in Norwegen. Von R. Schulze 737
Reichsinvalidenheim bei Babelsberg . 136
Reisenbenteuer in vergangener Zeit. Von A. Kühles 321
Fahrt mit dem Reaumalf 871
Uebungsfahrt mit dem Rettungsboot des Bregenzer Segelklubs. Von M. Zeno Diemer 593
Rheinregulierung am Bodensee 354. 355. 356. 357
Ein Riesenkaktus 135
Rittershausstatue für Barmen . . . 393
Rubinfuninsel (Juan Fernandez) . 821. 822
31jährige Raggenpflanze in Kurfuchsen i. J. 1757 584
Gasthaus „Zum weißen Kreuz" in Rostock 776
Junger Samoaner. Von C. W. Allers 838
Saugbagger für Port Arthur . . . 422
Schanghai 788. 789. 790
Schiffstaufen beim Geschirr-Reinmachen 265
Schlittenspuren 871
Schmuggler auf dem Gardasee, vom Zollwachtschiff überrascht. Von M. Zeno Diemer 21
Die neue Wetterwarte auf der Schneekappe 236
Der Schneider von El-Kantara. Von E. Girardet 29
Schriftstellerheim in Jena. Von L. Hirsch 228
Gustav Schwab 774
Seeotterfamilie. Von F. Specht . . 401
H. Seidel 617. 627
Ein bisher nicht bestiegener „Turm" in der Seitengruppe 297
Bei den Sachsen in Siebenbürgen. Von W. Gause 836. 857
Siegfrieds Rheinfahrt. Von F. Lecke 833
Sommernacht am Sognefjord in Norwegen. Von H. Dahl 513
Der „Sommergewinn" in Eisenach. Von W. Roegge jr. . . . 184. 185. 189
Sonntag auf der Alp. Von H. Bachmann 501
Sonntagnachmittag. Von A. Perret 145
Sophie v. Brabant zeigt den Marburger Bürgern den jungen Landgrafen. Von P. Janssen . . . 140. 141
Idylle bei Sorrent. Von G. Jolley 221
Spinnengewänder 775
Spinnrade. Von F. Ortlieb 537
Tafelaufsatz der Hamburger Schiffahrtsgesellschaft „Deutsche Levante-Linie" . . 69
Die Tauben von San Marco. Von J. Wagrez 865
Auf dem Turm der Teck in der Schwäb. Alb. Von R. Maha 577
Königin Luisen-Denkmal in Tilsit . . 721
Graf Leo Tolstai 456
Inlet Tscha-lieu-tao mit dem ersten deutschen Leuchtfeuer an der ostasiat. Küste. Von C. Buttke . . . 549
Der Tüpfelfuskus. Von F. Specht . 61

Seite

Gegenseitige Ueberraschung. Von L. Fay 241
Die kleine Unschuld. Von H. Koch 316. 317
Der Mühlenteich bei Varel. Von J. Preller 273
Alter Brunnenhof in Venedig. Von A. Salmas 459. 461
Verkleidung. Farbiges Bild von O. Gräf 8
Der erste Versuch. Von K. Egersdoerfer . 889
Verwundetentransport an Bord eines Kriegsschiffes. Von F. Lindner 807
Der jüngste Vesuvausbruch. Von R. Heck ic. 412. 413. 414
Deutsche Kolonie Victoria in Westafrika 16. 17. 18
Am Eingang zur Wuganburg. Von A. Hoffmann 780. 781
Wald im Spätherbst. Von S. v. Klever 805
Große Wäsche. Von A. Roeseler . . . 313
In der „Wasserkunst". Von Fritz Reuter 898
Weihnachtseinkauf. Von H. Martinović 825
Weihnachtsüberraschung. Von F. Reiß 840
Moderne Wetterschießapparate . 677. 678
Wieder daheim! Von Tady E. Rosenthal 204. 205
Christkindlmarkt am „Hof" in Wien. Von W. Gause 812. 813
Coriandolifest in Wien. Von W. Gause 428. 429
Die Wiener Hafbauten auf der Vogelschau. Von F. Kuronda . 620. 621. 630
Wildbach in Tirol. Von Gg. Macco . 285
Winterabend im Schwarzwald. Farbiges Bild von Fritz Reiß 1
Winterfahrt ins Gebirge 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129
Würgewalzer, ein altschief. Bauerntanz 551
Alwine Wuthenow 614
Hurte Zeiten. Von B. Brudiey . 844. 845
Der erste Aufstieg des Zeppelinschen Luftschiffes. Von R. Mahn . 497. 518
Siamesische Zibetkatze. Von P. Neumann 744
Graf Nikolaus Ludwig v. Zinzendorf . 393
Professur Zumbusch im Atelier . . . 853
Ansicht von Zuoz im Engadin . . . 519

Kunstbeilagen.

Hinter Seite

1. Wag ich's? Farb. Bild von A. Hering VI
2. Venetianisches Brautpaar. Von A. Rößler 72
3. Siegesbewußt. Von E. v. Blaas . 104
4. Der verliebte Pierrot. Von St. Grochulski 136
5. Die Letzten in der Sprechstunde. Von A. v. Menzel 168
6. Im Hochland. Von G. v. Maffei . 200
7. Das Lied. Von F. Lesser 264
8. Norwegischer Bauer. Farbiges Bild von Hans Dahl 232
9. Tizians Tochter Laoinia . . . 296
10. Auf der Engstlenalp. Von A. Lee 328
11. Amor im Hinterhalt. Von P. Wagner 360
12. Oedipus und Antigone. Von E. Thirion 392
13. Alter Tiroler. Von Friedrich Prölß 424
14. Die Vertrauten. Von C. Marr . 456
15. In Erwartung. Farbiges Bild von H. Volkmer 488
16. Katzenmaler Adam u. seine Madelle. Selbstporträt 520
17. Die Jungfrau von Orleans. Von E. Krug 552
18. Abendlied. Von Walther Firle . . 584
19. Ruhe im Walde. Von H. Böhmer 616
20. Mutterfreude. Von Gabriel Max. 648
21. Die kaiserliche Jacht „Hohenzollern". Farbiges Bild von W. Stöwer . . . 680
22. Herbst. Von V. Gilbert 712
23. Das Fest der heiligen Mistel. Von G. M. J. Girardet 744
24. Am Weiher. Von Aug. Fink . . . 776
25. Madonna. Von Mueiße 808
26. Prinz Hirzepinzchen. Farbiges Bild von Robert Weise 840
27. Besuch in der Loge. Von F. Simm 872
28. Sonnenuntergang bei Venedig. Von P. Gabrini 900

Digitized by Google

1. Heft. 16. Januar 1900. Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12th & Vine Sts., Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Im Wasserwinkel. Roman von W. Heimburg (Anfang) . 1
An des Jahrhunderts Wende. Eine Rückschau von Max Haushofer 12
Die deutsche Kolonie Victoria in Westafrika. Mit Abbildungen 16
Der Schutzengel. Novelle von Paul Heyse (Anfang) . . 19
Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit: Die Lurfer-Prismen. Von Franz Bendt. Mit Abbildungen 30
Die Maffia. Eine Landplage Siciliens. Von Woldemar Kodea 31
Blätter und Blüten: Hermann Lingg und Paul Heyse. (Zu den Bildnissen S. 9 und 13.) — Der Alte Fritz auf Reisen. (Zu dem Bilde S. 4 und 5.) — Gesellschaft der Waisenfreunde. — Gardesee-Schmuggler vom Finanzerschiff mittels Scheinwerfers entdeckt. (Zu dem Bilde S. 21.) — Der Schneider von El-Kantara. (Zu dem Bilde S. 29.) — Das neue Künstlerhaus in München. (Mit Abbildung.) — Deutschlands merkwürdige Bäume: Die „Königseiche" bei Schattenhofen in Oberbayern. (Mit Abbildung.) — Das Friedensdenkmal zu Edenkoben in der Pfalz. (Mit Abbildung.)
Illustrationen: Winterabend im Schwarzwald. Von Fritz Reiß S. 1. — Der Alte Fritz auf Reisen. Von C. Seiler. S. 4 und 5. — Lustige Verlleibung. Von Oskar Gräf. S. 8. — Hermann Lingg. Aus: „Das literarische München", 25 Porträtskizzen von Paul Heyse (Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München). S. 9. — Paul Heyse. Bildnis. S. 13. — Abbildungen zu dem Artikel: „Die deutsche Kolonie Victoria in Westafrika". S. 16, 17, 18. — Gardesee-Schmuggler vom Finanzerschiff mittels Scheinwerfers entdeckt. Von M. Jena Diemer. S. 21. — Lesestündchen. Von Max Ring. S. 25. — Der Schneider von El-Kantara. Von E. Girardet. S. 29. — Abbildungen zu dem Artikel: „Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit: Die Lurfer-Prismen". S. 30. — Das Friedensdenkmal zu Edenkoben. S. 34. — Das neue Künstlerhaus in München. S. 35. — Deutschlands merkwürdige Bäume: Die „Königseiche" bei Schattenhofen in Oberbayern. S. 36.

Hierzu Kunstbeilage 1: „Wag' ich's?" von Adolf Hering.

Kleine Mitteilungen.

Den größten Schnelldampfer besitzen jetzt, nach der Vollendung des kolossalen „Oceanic", wieder die Engländer, auf den Ruhm dagegen, den raschestlaufenden Schnelldampfer zu ihrer Flotte zu zählen, scheinen sie den jüngsten Erfolgen des deutschen Schiffsbaues gegenüber endgültig verzichten zu wollen. Das Riesenschiff „Oceanic", das während der Bauzeit des Lloyddampfers „Kaiser Wilhelm der Große" auf Stapel gelegt wurde, war ursprünglich bestimmt, den letzteren, dessen Konkurrenz im transatlantischen Passagier- und Postverkehr man mit Recht fürchtete, in jeder Beziehung zu übertreffen. Der deutsche Dampfer ist 196 m lang mit einer Wasserverdrängung von 20 500 t. Der „Oceanic" wurde fast 20 m länger, fast 2 m breiter und 4000 t größer entworfen, so daß er sogar den alten „Leviathan" oder „Great Eastern", das berühmte, die voll besetzte Schiff der sechziger Jahre, übertrifft. Die Maschinen des „Kaiser Wilhelm" entwickeln 28 000, im Notfalle sogar 30 000 Pferdekräfte und erreichen 22—22½ Seemeilen Geschwindigkeit, der „Oceanic" sollte 45 000 Pferdekräfte und 27 Seemeilen Fahrt in der Stunde erhalten. Aber während des Baues hat man sich plötzlich anders besonnen und sich mit einer Maschinenleistung von 25 000 Pferdekräften begnügt, weil, wie englische Blätter schreiben, es unklug sein würde, mit der deutschen, vom Staate subventionierten Schnellschiffahrt in Wettbewerb zu treten. Wer indessen die deutsche und englische Entwickelung der Schnellschiffahrt in den letzten zehn Jahren verfolgt hat, wird darüber anders denken. Die beiden größten englischen Schnelldampfer, die im Jahr 1893 in Betrieb genommenen „Lucania" und „Campania", waren technisch Mißerfolge. Nicht nur, daß sie die vorgeschriebene Dampfkraft und Fahrtgeschwindigkeit von 22 Knoten nicht erreicht haben, sondern noch einigen ruinösen Hetzfahrten donnernd auf 20 bis 21 Knoten stehen geblieben sind, erwiesen sie sich auch durch ihre starken Vibrationen als ein unbequemer Aufenthaltsort für Leute, die für ihr teures Geld bequem reisen wollen. „Kaiser Wilhelm" dagegen hat nicht nur die Vorschrift für seine Kraft und Schnelligkeit übertroffen, sondern läuft auch vermöge seines Baues und der Schlickschen Maschinenausbalancierung so ruhig, daß er bald zum Lieblingsschiff der vielreisenden Kreise, ganz besonders auch der englischen, geworden ist. Daß man diese Scharte nur zu gern ausgewetzt hätte, ist gewiß, aber die Furcht, mit der Aufwendung von 45 000 Pferdekräften in einem einzigen Schiffskörper ein noch nie gewagtes Experiment zu machen und dann doch vielleicht wiederum enttäuscht zu werden, dürfte noch größer gewesen sein. Das Resultat ist nun bei der ersten Reise des „Oceanic" im September v. J. eine Geschwindigkeit von etwa 19 Knoten, d. h. so viel wie unser vor elf Jahren geborener „Fürst Bismarck" hatte, gewesen; der Dampfer hat die eigentliche Ozeanfahrt in etwas mehr als sechs Tagen gemacht, während der schnellste deutsche Dampfer nur etwas über fünf Tage dazu bedarf.

Bei dieser Gelegenheit mag eine Zusammenstellung der gegenwärtig größten Handelsdampfer angebracht sein, wobei sich erweisen wird, daß auch in dieser Hinsicht sich das Blatt in den letzten Jahren sehr zu Deutschlands Gunsten gewandt hat. Die beiden größten Dampfer sind jetzt „Oceanic" mit 17 000 und „Deutschland" mit 15 000 t Bruttogehalt, erst dann kommt mit 14 400 t „Kaiser Wilhelm der Große". Die beiden Cunard-Dampfer „Lucania" und „Campania" haben rund 12 950 t, die deutschen Schiffe „Pennsylvania", „Pretoria" und „Graf Waldersee" 12 800 bis 12 900 t Gehalt, nahe an ihre Größe kommen auch die deutschen Riesenschiffe „Kaiser Friedrich", „Großer Kurfürst", „Belgia", sowie die englischen Dampfer „Cymric", „Medic", „Afric" und „White Star". Im ganzen giebt es in den Handelsflotten der Erde jetzt 32 Dampfer, die mehr als 10 000 t Bruttogehalt besitzen, 4 davon fahren unter dem Sternenbanner, 9 gehören zur englischen, 19 aber zur deutschen Flotte. Bw.

Die Kupfergewinnung der Welt. Nach dem „Deutschen Handelsarchiv" sind im Jahre 1898 überhaupt erzeugt 424 126 englische Tonnen. Hieran sind beteiligt unter anderen:

Die Vereinigten Staaten mit	234 261	englische	Tonnen,
Spanien und Portugal „	53 225	„	„
Japan . . . . . „	25 175	„	„
Chile . . . . . „	21 850	„	„
Deutschland . . . . . „	20 085	„	„
Australien . . . . . „	18 080	„	„
Mexiko . . . . . „	10 435	„	„
Canada . . . . . „	8 040	„	„
Kapkolonie . . . . . „	7 060	„	„
Rußland . . . . . „	6 000	„	„
	407 141	englische	Tonnen.

Deutschland nimmt hiernach die fünfte Stelle ein; die Vereinigten Staaten beherrschen natürlich vermöge ihrer riesigen Produktion den Markt. Der Durchschnittspreis der Tonne betrug im 1. Januar 1898 250,08 Dollars.

Die Weide im Handel. Seit mehr als hundert Jahren wird die Weide in Frankreich, seit dreißig bis vierzig Jahren auch in Deutschland förmlich angebaut. Sie dient den verschiedenartigsten Zwecken: abgesehen von ihrer Verwendung als Brennholz eignet sie sich ihrer biegsamen Ruten wegen zu allerlei Flechtwerk. Die stärkeren Weidenstäbe nimmt man zu Stielen für gärtnerische und landwirtschaftliche Geräte, vornehmlich aber zu Faßreifen. Die jungen Schößlinge werden in Weinbergen und Gärten zum Anbinden der Reben, der jungen Bäume, Nasen und dergleichen gebraucht. Auch zu Faschinen zum Abdämmen von lockerem Erdreich findet die Weide Verwendung. Geschält macht man aus den besseren Ruten die bekannten Korbwaren, während die Rinde selbst zur Herstellung von Salicin und Salicyl, zwei bekannten medizinischen Heilmitteln, dient.

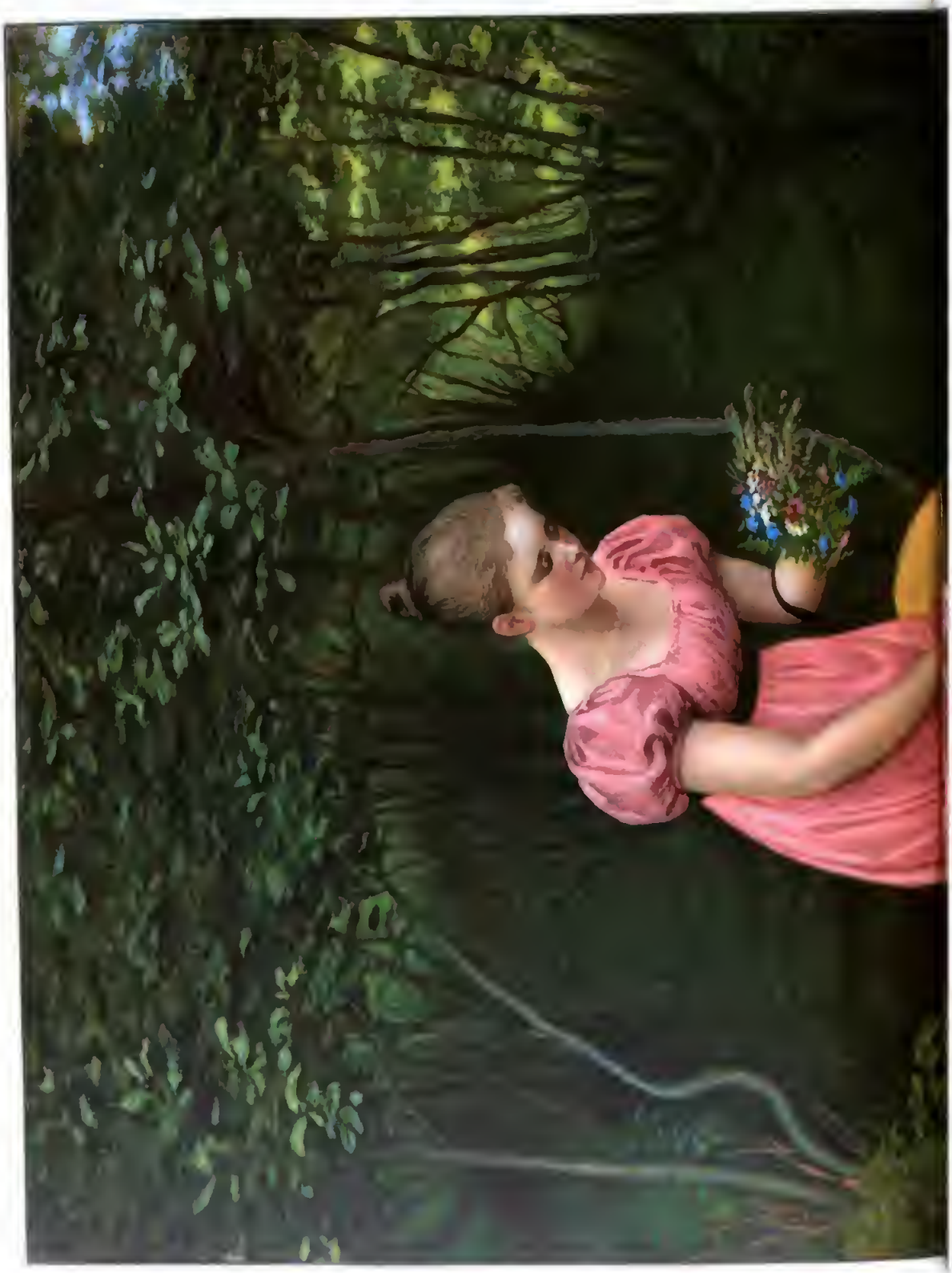
Im Handel versteht man unter Weide nur die einjährigen Ruten, die bald geschält, bald ungeschält getrieben werden. Der bekannte Korbmacherbezirk von Lichtenfels braucht jährlich etwa eine Million Kilogramm geschälte Weidenruten. Das Pfersoche etwa wird in den übrigen Flechtbezirken insgesamt verbraucht.

Güterverkehr auf deutschen Wasserstraßen. Der Güterverkehr auf den deutschen Wasserstraßen umfaßt naturgemäß vorwiegend Rohprodukte und Massenartikel. da ist vor allen die Steinkohle und ihre Verwandte, die Braunkohle, do sind die verschiedenen Erden, Steine und Hölzer, die Eisenerze, das Roh- und Brucheisen, das verarbeitete Eisen, da sind Düngemittel, Getreide und Mahlenfabrikate, Kartoffeln, Zucker. Ein ungefähres Bild über die farbenbewegten Mengen geben die Ausschreibungen der einzelnen Hafen- oder Umschlagsplätze über die angefahrenen, abgefahrenen oder durchgegangenen Güter. Den größten (ohne Durchgang) Verkehr hat aufzuweisen Emmerich am Niederrhein mit (1897) 10 441 000 t, dann folgen Berlin mit 5 991 000 t, Hamburg-Enteswärder (nur Durchgang) mit 5 149 000 t, Ruhrort mit 5 594 000, Mannheim mit 4 485 000, Duisburg mit 3 383 000, Magdeburg mit 1 953 000, Ludwigshafen mit 1 218 000, Frankfurt a. M. mit 1 180 000 t, während Dresden nur 941 000, Thorn nur 858 000 t aufzuweisen hat.

Was die einzelnen Warengattungen betrifft, so steht obenan die Steinkohle, von welchen in Ruhrort über 4 Millionen t, in Emmerich 1 800 000, in Mannheim fast 2, in Duisburg 1½ Millionen, in Breslau etwas über 1 Million, in Bertia nicht ganz 1 Million t behandelt wurden. Die Hauptumschlagsplätze für andere Artikel waren: Magdeburg für Braunkohlen (146 000 t), Berlin für Erde, Sand, Lehm (1 089 000 t), Emmerich für Eisenerze (1 945 000 t), Hamburg-Enteswärder für Roheisen (193 000 t), Emmerich für verarbeitetes Eisen (218 000 t), desgleichen für Weizen (106 000 t), ferner für Roggen (320 000 t), Homburg-Enteswärder für Düngemittel (569 000 t), Berlin und Magdeburg für Mehl (166 000 und 155 000 t), Hamburg für Zucker (1 093 000 t), Thorn und Emmerich für Holz (728 000 und 643 000 t), Emmerich für Steine (365 000 t) u. s. w.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

WAG ICH'S?

Nach dem Gemälde von Adolf Hering

Halbheft 1. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 **Halbheften** zu **25 Pf.** oder in 14 **Heften** zu **50 Pf.**

Im Wasserwinkel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **W. Heimburg.**

Madame Baldauf kommt im leichten Wägelchen von den Feldern heim, allwo sie die Erntearbeiten inspiziert hat. Eine sengende Augustsonne liegt auf der guten alten Stadt Hahenburg. Im Westen, über dem hügeligen Vorlande des Harzes steigen dicke weißlichgraue Wolken empor, die ein Wetter zu verkünden scheinen. Die Frau im Wagen betrachtet sie mit sorgendem Ausdruck; einen Moment sind ihre hellen Augen unter dem großen braunen Strohhut wie verdunkelt, dann, als sie sich der Stadt nahert, schweifen sie schon wieder hell und klar über die Häuser und Häuserchen, hinauf bis zu dem alten Schlosse, das trotzig neben der herrlichen Kirche auf hohem Felskegel im westlichen Ende der Stadt liegt.

An eine historische Vergangenheit dieser Scenerie denkt Madame Baldauf nicht. Erstlich hat sie seit länger als einem

Winterabend im Schwarzwald.
Nach dem Aquarell von Fritz Reiss.

Menschenalter täglich das ehrwürdige Kastell gesehen und zweitens kaum einmal und auch nur undeutlich die Glocken läuten hören von einem Deutschen Kaiser, der das Schloß vor grauen Jahren erbaute und dort begraben liegt. Geschichtsunterricht hat sie nie gehabt, oder doch nur einen sehr mangelhaften, der Lehrstuhl dieses Faches war in der Dorfschule, die sie besuchte, unbesetzt; an Zeit würde es erst recht gefehlt haben, der Bauerngutsbesitzer Fröhlich war mehr fürs „Praktische", „wozu brauchen Frauenzimmer gelehrten Kram?"

Aber Minna Baldauf, geborene Fröhlich, ist dennoch eine gute Patriotin, sie ist stolz auf den „alten Fritzen", liebt ihren Landesherrn Friedrich Wilhelm den Vierten aufrichtig und schüttelt bedauernd den Kopf mit den vollen Wangen, wenn auf dessen Krankheit die Rede kommt. Auf Napoleon den Ersten ist sie „falsch", denn in der Schlacht bei Leipzig sind „zwei Onkels" von ihr gefallen, ältere Brüder ihres Vaters. Auch hatte die „Geißel Europas" Goldgefäße und Altardecken aus der Schloßkirche geraubt, die frommen Stiftsdamen vertrieben und die Stadt dem Königreich Westfalen zugeteilt, das der lustige Jérôme beherrschte. Dafür und für zahllose ähnliche Schlechtigkeiten aber hatte er gottlob! seinen „Decem" auf St. Helena gekriegt.

Aber auch hieran denkt Madame Baldauf heute nicht, vielmehr ruft sie plötzlich dem Kutscher zu, der im dunkelblauen Tuchrock mit blanken Knöpfen nebst gelber Weste und der Mütze mit Goldtresse vor ihr auf dem Bocke sitzt:

„Sagen Se mal, Busse, sin das nich Eva Ahrens und Heidlichs ihre', die da in die Imme herumpatschen mit barbste Beine?" Sie deutet dabei auf das Flüßchen, dem sich der Wagen nähert, um über eine Holzbrücke durch das Wasserthor in die Stadt Hohenburg einzufahren. Das Wasser, das dort ziemlich straff und rasch fließt, kommt um die Stadtmauer herumgeschossen, über die hinweg sich alte prächtige Bäume neigen und in der grünlich braunen Flut spiegeln. Gegenüber steht auf rasenbewachsenem Ufer eine prächtige Linde, um deren Stamm eine Bank läuft.

Man kann es den beiden Geschöpfen, die an der Grenze des kindlichen Alters stehen, gar nicht verdenken, daß sie sich an diesem drückend heißen Tage so herrliche Kühlung verschaffen. Schuh' und Strümpfe liegen auf einem Vorsprung der Mauer zwischen zerbröckeltem Stein und Kalk; Eva Ahrens hat ihr verwaschenes rosa Kattunkleidchen etwas in die Höhe gerafft und die herabhängenden langen braunen Zöpfe über die Schultern genommen, damit die eingeflochtenen rosa Bänder nicht ins Wasser „titschen", wie man in Hohenburg sagt. Der Strohhut hängt ihr auf dem Rücken; sie tacht über ihr ganzes Gesicht. Und Eva hat beim Lachen einen roten Mund, der zwei Reihen prächtiger weißer Zähnchen zeigt und zwei Grübchen in den Wangen entstehen läßt, zwei richtige Schelmengrübchen.

Die andere Kleine im blaubedruckten Kleid, mit derber Schürze vor, wie die Kinder des Volkes sie tragen, die blonden Zöpfe dicht an den Kopf gedreht, so daß man die Fülle des Haares kaum ahnen kann, ist, obgleich gewöhnlicher Leute Kind, entschieden die hübschere, die Tochter von Madame Baldaufs Schafmeister Heinrich Heidlich.

Der Teint des Mädchens leuchtet ungewöhnlich zart, über dem feinen Näschen liegt ein ganz leichter Sattel von blassen Sommersprossen, dazu unter schön gewölbten schwarzen Brauen, die sich beinahe berühren, ein Paar tiefblauer Augen mit langen Wimpern, seltsam abstechend gegen das helle Blond des Haares. Der Mund ist das am wenigsten Ansprechende, groß und üppig, das ganze fein gerundete Gesicht aber von einem geradezu befremdlichen eigenartigen Reiz, dem sich niemand zu entziehen vermag, der das vierzehnjährige Geschöpf sieht. Es hat überhaupt etwas Entwickeltes, Frühreifes in seiner ganzen Erscheinung, und während Eva Ahrens' übermütiges Thun einen völlig kindlichen Eindruck macht, verletzt dasselbe bei Hanne Heidlich fast.

„Busse, halten Se mal!" Die prächtigen Braunen bleiben stehen mitten auf der Brücke, und Madame Baldauf ruft mit ihrer klangvollen tiefen Stimme: „Was fällt dich denn ein, Hanne? Wie kannst denn du so'n Unsinn anstiften mit Eva'n? Wenn das Kind nu in die Pferdelöcher tritt, muß es ja ohne Gnade ertrinken! Auf der Stelle macht, daß ihr da raus kommt, du auch Evchen! So'n verflixter Unsinn von dich, Hanne: großer Labander du, daß du dich nicht schämst! Wart', ich sag's deinem Vater! Kannst du nich was Nützliches thun, anstatt hier so herum zu jachtern?"

Die beiden Mädchen sind ohne ein Wort der Erwiderung dem Ufer zugewatet. Eva dunkelrot vor Beschämung, Hanne mit trotzig aufgeworfenen Lippen. Sie beginnen am Ufer sofort Schuhe und Strümpfe anzuziehen und sehen nicht rechts noch links.

„Daß du gleich nach Hause gehst, Eva!" ruft Madame Baldauf noch im Wetterfahren, „und dich umziehst, sonst kriegst du die Bräune und dein armer Vater wird noch kränker von die Angst."

„Jawohl," brummt Hanne vor sich hin, „sie geht gleich nach Haus — mach' man, daß d u fortkommst, alte Geele! Nich mal ordentlich Deutsch kann se; meine Mutter hat mir erzählt, sie hätte neulich zu Herrn Pastor gesagt: ‚Nee, Herr Paster, wenn de Leute so mir und mich verwechseln, denn läuft's mich immer eiskalt übern Rücken'"

Eva muß hell auflachen, dann wird sie ernst und meint: „Eigentlich kannst du ja selbst gar nicht ordentlich Deutsch, Hanne!"

„Ich bin auch keine große Madam, die mit Landrats und Bürgermeisters und all die feinen Herrschaften geht, und ich verwechsle auch man noch ganz fellen die Wörter, und ich lern's schon noch, o, ich lern's noch!"

„Meine Mutter sagt, Madame Baldauf ist eine prächtige Frau, wenn man sie näher kennt."

„Ein oller Drache ist sie, Eva; alle Leute haben Angst vor ihr, und das weiß ich schon: jetzt läßt sie ihren Wagen bei unserm Hause halten und ruft zu meiner Großmutter ihrem Fenster rauf, daß sie uns hier gesehen hat, und ich krieg' nachher die Schelte dafür. Und weißt du, Eva, meine Großmutter, die schwört auf sie, die is ja Kindermädchen bei ihr gewesen, wie sie noch 'ne ganz kleine Krabbe war, und Madam Baldauf nennt ihr immer ‚du' und ‚liebe Sellen'. Und bei keinem andern Schuster hat Madam Baldauf was machen lassen vor sich und den jungen Herrens, wie bei Großvater. Wenn sie jetzt hinkommt und sagt, ich sitze auf der Wetterstange von der Schloßkirche, Großmutter glaubt es auch."

Die beiden sind indessen mit der Toilette fertig geworden und schicken sich zum Heimweg an. Durch das „Wasserthor" gehen sie, die enge Straße am Fuße des Schloßberges entlang. Er ist über und über mit Clematisgestrüpp bewachsen, das mit seinen Ranken, die mit dürftigen lila Blüten geschmückt sind, den Sandsteinfelsen bekleidet. Sie gehen vorüber an den Häusern kleiner Leute, hinter deren Fensterscheiben die Flora der Armen hervorlugt, Geranien, Asklepias und Kaktus. Wunderbar, wie gut die Pflanzen in der dicken, stickigen Luft dieser Stuben gedeihen!

Fast menschenleer ist die krumme Gasse. Auf dem holprigen Pflaster des Fahrdamms liegen die Spuren der Erntewagen: Aehren, Heuhatme, Pferdedünger; ein paar kleine schmutzige Jungen suchen eifrig den verloren gegangenen Erntesegen; sie haben schon so dicke Aehrensträuße, daß die braunen unsaubern Hände sie kaum noch fassen können. Ein größerer Bengel sammelt in einer mit Rädern versehenen Kiste, die er am Strick hinter sich herzieht, den Pferdedünger; eine Schaufel hat er nicht, es geht aber auch so. Die Spatzenschar, die sich hierdurch benachteiligt findet, schimpft von den nächsten Dächern auf den Räuber ihrer herkömmlichen Beute. Die Gosse mit dem stagnierenden Inhalt riecht heute schlimmer noch als sonst, was die alte Frau Selle, Hanne Heidlichs Großmutter, als ein Anzeichen betrachtet, daß ein Gewitter kommen wird. Die Luft ist dick, nach unseren heutigen Begriffen von Bacillen durchsetzt, aber damals hatte kein Mensch eine Ahnung davon, am wenigsten die beiden jungen Kinder, die nun am Hause des Schusters Selle angelangt sind, dessen oberen Stock Hanne mit ihrer Mutter bewohnt. — Der Vater schläft im Schäferkarren draußen auf den Feldern.

Die Mädchen schauen mit unverkennbarem Interesse einem vorüberreitenden jungen Manne nach, der eben, mit der Hand an die Mütze rührend, zu dem Fensterchen hinauf grüßt, hinter welchem Hannes Großmutter sitzt und ihm zunickt. Auch sie tauschten Grüße mit ihm, Hanne sagte sogar: „Guten Tag, Herr Baldauf!"

Digitized by Google

Eine große auffallend stattliche Erscheinung dieser Zweiundzwanzigjährige auf dem starken Fuchs! Er trägt Stulpstiefel, Lederbeinkleid, eine leichte graue Joppe und eine sogenannte Spezialmütze mit vorstehendem Schirm, hat blondes Haar und blonden Schnurrbart, ein Paar gutmütiger Augen und ist braun gebrannt von der Erntesonne. Die Kinder folgen ihm mit den Blicken, so lange er in Sicht ist.

„Karl gefällt mir besser," meint Hanne endlich, „Karl ist ein feiner Großmutter sagt, er ist ein Deutelsjunge, aber alle Streiche läßt er nu auch nich mehr bei uns machen, und Großvater sagt, mit Lack befaff' er sich nich, da hätt' er sonst keine Verwendung für das Leder."

„Ja, Karl ist hübscher, aber er hat immer nur gebummelt auf dem Gymnasium," meint Eva mit leisem Bedauern, „ich weiß es von Robert."

„Braucht ja auch nich zu lernen, seine Mutter ist so reich."

„Oho! Alle Männer müssen viel lernen, sagt mein Papa," erklärt Eva.

„Brauchst ihn ja auch nicht gern zu haben, aber mir gefällt er," unterbricht Hanne, „du kannst ja vielleicht Moritz heiraten."

Eva lacht laut auf: „Heiraten — ich — den Moritz? Und du denkst wohl, Karl Baldauf könnte dich, dich, Hanne —?" Sie lacht wieder, wie wenn es mit silbernen Glöckchen läutet.

„Ich bin auch nicht hinterm Zaun gefunden," erklärt Hanne heidlich empfindlich, „und es fragt sich noch, wer vornehmer ist, ich oder du? In unserm Schulgesangbuch steht ein Vers, der heißt: Was kann schöner sein — was kann edler sein, als von Hirten abzustammen? Zu allererst haben's die Hirten gewußt, daß unser Herr Jesus geboren war! Und," fährt sie fort, als Evchen immer bleibt nach dieser verblüffenden Aufklärung, „wenn ich Karten sonst gefalle, nimmt er mich!" — Mutter hat gesagt, wenn ein Mädchen hübsch is, kann sie Peinzessin werden, sie muß's man klug anfangen."

Diese Weisheit wird unter eifrigem Stricken gepredigt, denn Hanne weiß, daß die Großmutter sie längst bemerkte. Sie hat sich dabei auf die niedere Schwelle gehockt und guckt beim Sprechen unverwandt mit schiefer Kopfhaltung auf ihre kleinen von der Sonne verbrannten Hände, die sich eifrig bewegen; ein Paar mächtige blauwollene Strümpfe strickt sie für den Vater.

Eva steht noch immer ganz verblüfft. Es ist das erste Mal, daß Hanne so todlicher vom Heiraten redet, und sie spielen doch schon seit ihrem fünften Jahre zusammen als Nachbarskinder, so lustige prächtige Spiele wie keine ihrer Freundinnen aus der höheren Töchterschule, die immer nur Staat und Gymnasiasten im Kopfe haben, so daß sie gar nicht zum Tollen und Springen kommen, wie Eva Ahrens es liebt.

„Und," setzt Hanne jetzt hinzu, „wenn du denkst, ich werd' mal Kindermädchen bei dich, Eva, wie wir das immer gespielt haben mit Puppen, dann irrst du dich! Ich diene nicht, ich brauch's nicht, Mutter sagt, ich lern' mal Schneidern, natürlich nur, wenn ich keinen reichen Mann kriege. Aber ich krieg' einen, die Kartenschlägerin hat's Muttern prophezeit, einen schönen Reichen, und gar nicht weit übern Weg!"

Neben der Hausthür klirrt jetzt ein Fenster, und eine alte Frau in sauberer Kattenhaube schaut heraus.

„Evchen, nu geh' man nach Hause!" sagt sie freundlich, „Hanne muß nachher die Straße kehren, und das Schwein muß sie futtern, weil daß ihre Mutter bei Madam Baldauf plätten hilft."

„Adieu, Hanne!" nickt Eva, „adieu, Frau Selle!" Dann wandert sie gedankenschwer die „Wasserstraße" entlang und biegt in die Mittergasse ein, in welcher das Haus liegt, das ihre Eltern bewohnen.

Es ist ein böser Tag heute für diese Jugendfreundschaft. Als Eva in das elterliche handtuchschmale Haus tritt, das zu ebener Erde nur zwei Fenster und die Hausthüre, dafür aber noch drei Stockwerke hat mit je drei Fenstern, geht sie an der Thür des Sprechzimmers vorüber nach der Kuchenstube, wo Dore, das Dienstmadchen, die Chemisettehemden des Hausherrn im Schweiße ihres Angesichts bügelt.

Als sie Eva sieht, stellt sie das Eisen hin und sagt, mit der Schürze die Stirn wischend:

„Madame Baldaufen ist drin bei Mutter, Evchen, kam vorgefahren und hat Bussen mit die Pferde fortgeschickt. Wie ich man so verloren hörte, hat sie was von dich und Heidlichs Hanne erzählt, und das wäre kein Umgang mehr für dich, hat sie gesagt. Ich weiß auch gar nicht, Eva, was du hast an das olle dreiste Balg? Paßt sich gar nicht für dich, bist doch all so'n großes Mädchen!"

Eva runzelt die Stirn; sie kennt die Abneigung Dores gegen ihre geliebte Hanne zur Genüge.

„Nu muckst man nicht, wenn deine Mutter was sagt," fährt das Mädchen fort, „der Papa ist all wieder elend heute, und du kannst doch seinen Umgang haben, das sag' ich man."

„Die Madame Baldauf wird sich wundern," sagt Eva ernsthaft, „Hanne meinte eben, sie heiratet mal den Karl."

„Was?" schreit Dore, „nee, sonne Frechheit! Wie kann man denn so was für möglich halten? Karl Baldaufen? Das bloß zu sagen! Wenn Karl Baldauf eine nimmt, nimmt er dich, Evchen. Ich hab's gesehen, er hat dich so nachgeguckt neulich, wie du ihm in der Straße begegnet bist. Weshalb denn sonst kommt seine Mutter immer und bekümmert sich um dich? Das hat sie doch nicht nötig! Paff' mal auf, Evchen, in drei Jahren, dann ist's so weit, aber dann schenkste mich was, wenn du die junge Frau im Winkel bist!"

Das kindliche Mädchen lehnt an der Thürpfoste des Küchenein gaages und sieht mit großen Augen an Dore vorüber; eine tiefe Röte ist in das Gesichtchen getreten. „Ich heirate ja gar nicht, Dore, so ein Unsinn! Nie, nie, ich bleibe immer bei Mama!"

„Na, wenn das Wort 'ne Brücke wär' —" lacht Dore, „aee, Evachen, was willst denn anders thun? Frösche nach Jerusalem treiben? Das können andere, die ducklig und häßlich sind — so'n niedliches Mädchen wie du! Und paff' mal auf, die Liebe ist das Schönste auf der Welt, und, siehst du, in der Liebe ist kein Unterschied, die ist bei die Armen wie bei die Reichen gleich schön! Heute abend kommt Meiner vor die Hausthur, aber sag' deiner Mutter nichts davon, Evchen." Und mit gedämpfter Stimme beginnt Dore ein altes Volkslied vor sich hinzusingen, das in naiver Sprache das Glück solchen Beisammenseins preist.

Sie sieht dabei weniger auf ihre Plättwasche als aus dem Fenster zu dem Seitengebäude des alten Schlosses hinauf, in dem jetzt die „Kammer" der Husaren sich befindet, wo sie ihren Schatz weiß: er ist im Dienstverhältnis den Handwerkern der Truppe zugeteilt.

„Dore, wenn mich nun aber keiner will?" klingt es zögernd zu ihr hinüber.

„Ach was," sagt Dore, „es wird schon Einer wollen, und wenn's Karl Baldauf nicht ist, dann ist's ein anderer! Aber, sollst mal sehen, Karl Baldauf wird's. Und wenn du man erst auf den Ball gehen kannst," predigt sie dem atemlos lauschenden Kinde weiter, „wer ist denn hübscher wie du? Etwa Burgermeisters ihre lange Latte? Oder den rothaaeigen Schmidts ihre, un wie sie alle heißen? Aber nu geh' man und mach' Schularbeiten, daß du fertig bist, wenn du abends mit deinem Papa spazieren gehen sollst!"

Eva springt die Treppe empor, und vom obern Flur aus hört sie, wie Frau Baldauf unten an der Hausthür sich von ihrer Mutter verabschiedet.

„Sie haben's nicht übelgenommen, Frau Doktor?" entschuldigt sich die rundliche stattliche Dame noch einmal, „ich dachte, ich mußt's Ihnen sagen. Adje, Frau Doktor, kommen Sie bald mal mit Evchen in die Laube zum Täßchen Kaffee, ich hab' die Kleine so lieb, muß immer an mein seliges Mariechen denken!"

Wieder überrieselt's das Kind bei diesen Worten. Wenn Dore recht hätte! Sie hört, wie ihre Mutter die Treppe herauf kommt, und flüchtet einen Stock höher; dort bleibt sie stehen und wartet, bis die Thür zu des Vaters Stube gegangen ist. Dann sucht sie ihr kleines Stubchen auf, setzt sich auf ihr Bett und ergreift den Band Gedichte, aus dem sie eine Schillersche Ballade lernen muß. Aber sie hat keine Andacht.

„Eva! Eva!" schallt die Stimme der Mutter. Das Kind fährt so heftig empor, daß es den Stuhl fast umwirft, der ihm im Wege steht.

„Ja, Mama!" Im nächsten Augenblick ist sie eine Treppe tiefer; an der Thür dort wartet die Mutter.

„Komme mal herein!"

Digitized by Google

Der Alte Fritz

Nach dem Gemälde

Digitized by Google

auf Reisen.

on E. Seiler.

Digitized by Google

Eva fühlt ein Herzklopfen wie noch nie. Der Papa vor dem Schreibtisch dreht sich halb herum und sagt verdrießlich über die Schulter herüber: „Höre, Eva, die Freundschaft mit der Hanne Heidlich muß nun aber ein Ende finden. Du bist jetzt schon zu groß, bist fast erwachsen, und Ostern übers Jahr ist deine Konfirmation. Die Dinge, zu denen sie dich anstiftet, wie die Wasserpatscherei heute, sind doch unerhört! Wenn nun da g'rad' ein Husarenoffizier gekommen wäre, oder dein Bruder mit Karl Baldauf, oder so — hättest dich doch totschämen müssen."

Eva schlägt die Hände vor das Gesicht und schluchzt herzbrechend. Die Mutter nimmt lächelnd das Kind in die Arme. „So ein großes Mädel — kann in ein paar Jahren heiraten und — —"

„O Mama! Liebe Mama!" stöhnt das Mädchen.

„Hörst du, Eva, zu Hanne gehst du nun nicht mehr," fährt die Mutter fort, „brauchst darum aber nicht unfreundlich zu sein gegen sie; halt' dich doch an die andern!"

Eva nickt unter Thränen. „Ja, ja — aber die sitzen immer zusammen und erzählen von ihrer Tanzstunde und ihren schönen Kleidern, was soll ich dabei? Ich habe doch keine Tanzstunde, und putzen soll ich mich nicht. — Ich durfte doch immer mit Hanne spielen, und nun auf einmal —" schluchzt sie.

„Ja freilich! Aber es geht nicht mehr, Evchen. Hanne wird Ostern konfirmiert, und dann geht sie in Dienst — wie soll's da werden? Sieh' mal, Standesunterschiede müssen sein, Kind! Alle Achtung vor den Leuten, aber nun — es paßt sich nicht mehr. Nicht wahr, du siehst es ein?"

Eva nickt wieder unter vermehrtem Schluchzen.

„Na, nun ist's aber genug," erklärt der nervöse Vater. „Weinst du dir die Augen rot und wirst häßlich, bekommst du keinen Mann! Werde mir keine Trauerweide, spare deine Thranen für später!"

Eva hört plötzlich auf zu schluchzen. Sie geht mit gesenktem Kopf der Thür zu und auf den Flur. Es hat sich heute wohl alles verschworen, von Heiraten mit ihr zu sprechen! Sie flüchtet abermals die Treppe hinauf, und die Thür ihres Stübchens riegelt sie hinter sich zu. Dann wirft sie sich auf das Bett, bohrt den Kopf in die Kissen und weint. Dabei kommt sie sich so wichtig vor, so innerlich groß geworden. Das Balladenbuch, das noch auf dem Bette liegt, wirft sie in einen Winkel der Stube. Wozu soll sie noch lernen, nun sie schon so groß ist, daß man mit ihr, sogar die Mama, vom Heiraten spricht? Kart Baldauf — Dore sagt „Karl Baldauf" — — Herr Gott, wenn Karl Baldauf über die Brücke gekommen wäre heut'!

Eine sinnlose Scham ergreift sie, die Thränen fließen noch reichlicher. Ach wie gut, daß er mit Bruder Robert eine Fußwaaderung macht in die Berge! Sie will auch gar nicht ausgehen, so lange Karl Baldaaf in Ferien hier ist. Im September muß er wieder fort aafs Technikum. Sie liegt stundenlang da und grübelt über die Zukunft, über ihre Zukunft und was Hanne Heidlich gemeint hat, als sie sagte: Wenn ein Mädchen hübsch ist und fängt es klug an, kriegt sie sicher den Mann, den sie will, und wäre er ein Prinz!

Dem Abendessen entzieht sie sich, sie habe Kopfschmerzen. Man glaubt, es sei von der Hitze und wegen der Trauer um Hanne Heidlichs Freundschaft, und läßt sie gewahren. Evchen aber steht bis elf Uhr am offnen Fenster nad starrt in die Nacht hinaus, so lange, bis auf der stillen dunklen Gasse Tritte erschallen, die vor ihrem Hause verstummen. Und nun sagt eine frische Männerstimme: „Gute Nacht, Robert, schlaf schön! Morgen hol' ich dich mit dem Wagen ab, falls die Alte ihn nicht selber braucht — man kann's nie wissen."

„Gute Nacht, Karl, auf Wiedersehen!" ist die Antwort.

Evas Hand zittert, als sie leise das Fenster schließt. „Wenn ein Mädchen hubsch ist nad fängt es klug an," sagt sie sich, und ihre großen unschuldigen Kinderaugen starren fragend in die Dunkelheit, als sie im Bette liegt. Sie hat es immer gehört, daß die Jungen was lernen und die Mädchen heiraten müssen, das ist so in Hohenburg und der ganzen Welt! Es gilt als ein großes Unglück, wenn Eine keinen Mann findet. Es ist schrecklich, eine alte Jungfer zu werden wie Mamsell Beutner, die mit ihrer Katze and dem Kanarienvogel am Fenster sitzt und von der die Dore sagt, sie kann nicht in den Himmel kommen, weil sie nichts Böses and nichts Gutes erlebt hat, weil sie so gar unnütz war auf Erden.

Nur das nicht! Mamsell Beutner war sicher dumm gewesen, sicher auch häßlich, sonst wäre sie nicht sitzen geblieben; es muß schrecklich sein, so zu werden wie sie! Aber Frau Karl Baldauf zu werden — ei, wie schön, gar nicht auszudenken schön! Das große Rittergut, das alte schöne weitläufige Haus, der herrliche Garten, und so spazieren fahren alle Tage und nur der Mamsell befehlen brauchen: „Heute giebt's Hasenbraten mit Rotkraut and Eierkuchen und morgen Klöße mit Birnen" — dann wird's gemacht. Und Kaffees geben, alle Damen einladen, auch die, die meine Mama jetzt immer über die Schulter ansehen, weil wir arm sind; und so abends im Schummern Mama besuchen und ihr allerlei mitbringen, was sie gern ißt und der Papa auch; Dore kriegt auch etwas, versteht sich! Und dann so sagen, wenn sie sich bedanken: „Aber ich bitte euch, das spielt ja doch gar keine Rolle in unserm Hause, das macht Karl und mir ja das allergrößte Vergnügen, wenn's euch schmeckt!"

Ach, wenn's so kime! Wenn der Papa nicht mehr zu sagen brauchte: „Was soll nur aus ihr werden?" um auf die Antwort der Mutter: „Sorge dich doch nicht, sie wird ja heiratea," hinzuzufugen: „Heutzutage wissen die Männer aach, daß Armut nicht glücklich macht und Reichtum nicht schändet." Gouvernantr könnte sie werden, aber — die Mittel für ihre Ausbildung! Woher nehmen, und nicht stehlen? Papa ist immer so grämlich und verdrießlich, es kostet alles so viel Geld! Papa kann auch nachts die Patienten nicht mehr besuchea, seitdem er so krank war nach der heftigen Erkältung. Es hatte geschneit, wie selten, und Papa, der aus dem Bette zu einem Kranken geholt war, sank bis an die Hüften ein; er kam zu einem Sterbenden, bei dem er bis gegen Morgen in der eisig kalten Stube blieb, um dann in den nassen Kleidern, dem kalten Ostwind entgegen, heimzugehen. Und da war der Gelenkrheumatismus gekommen und mit ihm die Zeit der Sorge. Das alles weiß Eva, sie weiß, daß die meisten Faantien ihren Vater, die gramlich, so oft versagende Kraft, einfach fallen ließen, um sich an jüngere frischere Kollegen zu wenden, die es auch besser verstehen, ihrem Rat, ohne heftig zu werden, Geltung zu verschaffen. Nur in wenig Häusern noch ist er Arzt geblieben, in Hausern, wo er einst unermüdlich thatig war in schweren Fällen, bei Tag und Nacht. Einige dankbare Herzen giebt's ja doch immer in der Welt, zum Beispiel Madame Baldauf, deren Mann Papa in der kurzen schweren Krankheit gepflegt hat mit der ganzen Hingebung des Arztes und des Freundes. Madame Baldauf hält Doktors die Stange gegen jede Geringschatzung der Menschen in unentwegter Dankbarkeit. Madame Baldauf ist auch Frau Doktors Freundin. Wie oft sie, wenn Eva am Quartalsschluß die Miete bringt — das kleine Haus, in dem Doktor Ahrens wohnt, gehört ihr — ein paar Fünfthalerscheine heimlich wieder in das Convert steckt, das die Quittung enthält, weiß Eva freilich nicht. das weiß nur Frau Doktor, die die Geldangelegenheiten des Hausstandes verwaltet und immer nur sorgt, wie sie es anfangen soll, mit den geringen Mitteln anständig durchzukommen. Und das viele Gemüse und das Obst und die Schlachteschüsseln, die Fastnachtsbrezeln — ohne Tante Baldauf wäre ja das Leben undenkbar farblos und arm!

Ach, und wenn Dore recht hatte und Karl Baldauf —!

Der Mädchenkopf birgt sich glühend heiß in die Kissen: alles, was sie je von Liebe gehört hat, wird lebendig in ihr. Es ist zwar herzlich wenig, aber doch genug, um zu fühlen, daß die Liebe für ein Frauenleben das A und O, der ganze Inhalt ist. Sie nimmt sich vor, musterhaft zu werden, Mama in der Kuche zu helfen, plätten zu lernen, zu nahen und zu stricken und recht artig und gesittet auf der Straße zu gehen. Wenn nur die Schulzeit erst vorüber wäre! Zu Weihnacht wird sie für Tante Baldauf ein Rückenkissen sticken, und — —

Erst im Morgengrauen schlummert sie ein: gestern noch ein wildes Kind, beim Erwachen ein junges Mädchen. Ihr erster Gedanke ist Karl Baldauf, der zweite — ihr kurzes Kleid! Mit leichter Mühe trennt sie zwei Stufen auf in dem rosa Röckchen, wadurch es um eine Handbreit länger wird, stellt das winzige Spiegelchen auf den Boden und ist sehr befriedigt von diesem Erfolg. Sie findet, daß sie einen völlig erwachsenen Eindruck

Digitized by Google

macht. Nun noch die Flechten um den Kopf gewunden, die sie bisher als Zöpfe herabhängen ließ, und dann hinunter in die Küche!

„Herrjesses!“ schreit Dore lachend, als sie das große schlanke Mädchen erblickt, „jetzt muß ich wohl ‚Fräulein‘ und ‚Sie‘ sagen?“

„Du darfst immer ‚Du‘ sagen, Dore,“ antwortet Eva leutselig.

„No, na,“ meint Dore und setzt hinzu: „komm man nachher wieder in die Küche, ich will dich das Kleid ausplätten und den Unterrock noch länger machen, so kannst nich gehen, die Beine scheinen durch das dünne Zeug. Und, Eva, red' nicht so viel drinnen, dein Papa hat die ganze Nacht nicht geschlafen, wie Momo mir sagt, weil er sich wieder Sorgen um dich macht seit gestern. Ich glaube, du sollst bei Moler Rieken Stunde kriegen, wenn's nicht zu teuer ist. Und bei Hanne darfst du nu nie wieder hin zum Spielen.“

Der große Gutshof — er führt den Namen „Wasserwinkel“ — liegt am Ende der verlängerten „Wasserstraße“ und endigt in einem sogenannten Sack; die Straße wird durch das riesige Einfahrtsthor in den Hof abgeschnitten. Von rückwärts umschließt die Imme, als natürliche Grenze, das Grundstück. Auf dem von großen Scheuern umgebenen Hof liegt im Hintergrunde das stattliche uralte Herrenhaus. Dasselbe hat über der Thür das Hohenburger Stiftswappen mit der Jahreszahl 1698 und ist erbaut von der Aebtissin Henriette, Gräfin zu Salta-Steinhausen, die ihrem Domänenpächter, einem Herrn von Malthus, ein behagliches Heim zu schaffen trachtete, da das alte Haus dermalen sich dicht vor dem Einsturz befand.

Die Aebtissin soll eine stolze, prachtliebende Herrin gewesen sein, die, wenn sie etwas vornahm, nicht nur die praktische Seite, sondern auch die der Schönheit ins Auge faßte. So entstand auch dies stattliche Haus, das von außen hohe Fenster in beiden Stockwerken zeigte, innen breite Treppen, sowie viele große Zimmer mit köstlichen Stuckdecken und Parketts und tiefen Fensternischen barg. Ein spitzes hohes Dach krönte das Gebäude und beschützte mehrere Böden übereinander. Es war mit roten Ziegeln gedeckt, und die vielen halbgeöffneten Dachluken sahen sich an wie schlöfrige Menschenaugen. Als Napoleon I nach dem Frieden von Lüneville das Stift aufhob und seine Güter und Kostbarkeiten später dem lustigen Jérôme schenkte, hatte der damalige Pächter, der Großvater von Frau Baldaufs verstorbenem Mann, nun an jenen die Pacht zu zahlen anstatt an die hochgräfliche Aebtissin. Nachdem aber die Herrlichkeit von Jérôme vergangen war wie Schnee im Sommer und das Gebäude wieder herrenlos dastand, da faßte er den kurzen Entschluß, dem nunmehrigen Besitzer, der Krone Preußen, die Domäne abzukaufen. Es gelang ihm für einen nicht zu hohen Preis, der aber doch seine Barmittel erschöpfte.

Zunächst gab es für ihn nun ein hartes Ringen um die Existenz, denn die Jahre der Befreiungskriege waren schwer und bitter. Sein Sohn übernahm dann das große Gut, mit Hypotheken und Schulden aller Art belastet, und als er sehr bald starb, da war noch nicht viel gebessert; erst dem Enkel gelang es in verhältnismäßig kurzer Zeit, nicht nur ein wohlhabender, sondern ein reicher Mann zu werden. Nicht das Wenigste trug hierzu die Wahl seiner Gattin Minna, geborene Fröhlich, bei. Er wählte sie nicht unter den Töchtern Hohenburgs, obwohl manch eine gern mit Brauttruhe und Geldsack als Herrin in den Wasserwinkel eingezogen wäre.

Fürchtegott Moritz Baldauf war ein schlichter, gottesfürchtiger Mann gewesen, allem vornehmen, gespreizten Wesen abhold. Er hatte wohl auch die richtige Erkenntnis, daß eine feine Dame, selbst mit Geld, nicht viel nutzen, möglicherweise aber viel schaden könne in der großen Wirtschaft, und so hatte er sich Minna Fröhlich gewählt, die außer einem tüchtigen Geldsack nebst wohlgefüllter Brauttruhe auch noch frische Kraft, frohen bescheidenen Sinn und alle Eigenschaften einer tüchtigen, sparsamen Oekonomenfrau besaß. Freilich, der feine äußerliche Schliff der Kaffees gebenden Honoratiorendamen fehlte ihr gänzlich.

Im Hungerjahre 1847 starb der junge Ehemann und ließ seine Minna mit zwei kleinen Söhnen und einem ganz kleinen Töchterlein zurück, das sie aber nicht lange behalten sollte. Die Cholera hatte den kräftigen Mann gepackt als eines ihrer ersten Opfer. Madame Baldauf, die ihn heiß beweinte, trat sofort und energisch die Regierung an. Sie hatte das alleinige Vormundsrecht über ihre Söhne, „weil“ — wie ihr Fürchtegott in seinem Testament sagte — „meine Ehefrau, in ihrem klugen und gerechten Sinn sowie in der Liebe zu den Kindern, mir wünschenswerter als ein fremder Mann erscheint!“ Ebenso hatte Frau Minna das unbeschränkte Recht, mit dem Erbe zu schalten und zu walten, wie es ihr beliebte. Nur in dem Falle einer Wiederverheiratung waren Beschränkungen sowie die Bestellung eines Vormundes angeordnet.

Es galt das damals als etwas Unerhörtes in Hohenburg, daß eine Frau, die einen so großen Besitz zu verwalten hatte, keinen Kurator, keinen Herrn über sich haben und nun gar noch die Söhne erziehen sollte! Wie das wohl werden würde? Madame Baldauf aber kümmerte sich nicht einen Augenblick um all das Gerede. Sie führte die Bücher, sie führte den Haushalt, sie fuhr auf die Felder und hielt Verwalter und Hofmeister, Schäfer und Knechte im Zug; sie wurde sozusagen an allen Ecken zugleich gesehen, und obenein erzog sie noch ihre Söhne in aller Reputierlichkeit, Ordnung und Christlichkeit. Mucken durfte freilich keiner bei ihr. Diese blühende Frau am Ende der vierziger Jahre, deren roten Wangen man das gesunde frische Blut, das in ihren Adern rollt, ansieht, verträgt keinerlei Widerspruch, denn sie gerät leicht in Zorn und erhebt ihre Stimme dann gewaltig: „Mein Wille gilt, einen zweiten giebt es nicht, da kommt man aus der Ordnung! Du oder ich — Biegen oder Brechen!“ Das ist ihre Ansicht, und so handelt sie.

Madame Baldauf hat sich Achtung zu verschaffen gewußt; sie nimmt eine Stellung ein in Hohenburg trotz ihrer nicht ganz korrekten Sprache — ein reines Hochdeutsch hat sie nie gelernt, trotz ihres wunderlichen Auspuzes — Madame Baldauf hat nämlich eine unbegrenzte Liebe für die gelbe Farbe: Häuser, Scheunen, Wagen, Möbelbezüge und Haubenbänder sind gelb bei ihr. Infolgedessen heißt sie im Volksmunde auch die „geele Mine“.

Sie genießt die größte Hochachtung trotz ihrer gesellschaftlichen Verstöße, die gesamten Armen Hohenburgs hängen an ihr wie die Kletten und wünschen ihr „Gotteslohn“ über „Gotteslohn!“ Anekdoten von ihr sind im Schwange, so zahllos wie weiland von „Morin Theresia“ und dem „alten Fritz“, und nunmehr vom „alten Wrangel“, und köstlich sind sie alle; sie zeugen sämtlich von ihrem goldenen Herzen und originellen Wesen.

Madame Baldauf sitzt heute, ganz gegen ihre Gewohnheit, müßig in der großen Wohnstube, deren Fenster nach dem Hofe hinaus liegen. Sie hat etwas erlebt, das ihr zu denken giebt und dem runden, frischen Gesicht der angehenden Fünfzigerin einen schier melancholischen Anstrich verleiht. Es ist der Tag, nachdem sie Heidtlichs „ihre“ und Eva Ahrens aus dem Wasser geschüchtert und der Frau Doktorin Vorstellungen über den Umgang des Töchterleins mit der Hanne gemacht hat. Sie will ja der Hanne nicht übel, aber — alles an seinem Platz! Am heutigen Morgen nun ist ein heftiges Gewitter niedergegangen, und als danach die Sonne wieder gelacht hat, ist Karl gekommen, der Jüngste, der Zwanzigjährige, ihre ganze heimliche Wonne, und hat um das Kodriolett gebeten mit den Braunen. Robert Ahrens und er wollten eine Tour in das Gebirg machen.

„Kannst sie haben, Karlchen, aber nimm Moritzen mit, er hat sich arg geschunden in den letzten Wochen und hat schon den ganzen Sommer nach einer Gelegenheit ausgeschaut, um 'mol nach droben zu kommen!“

Aber Karls lachendes Gesicht ist da plötzlich unbehaglich geworden.

„Ach, Mutter, wenn du durchaus willst, muß ich wohl, aber — siehst du, wir hatten uns so gefreut, Robert und ich, allein — “

„Schäme dich, Karl! Ewig mußt du allein mit deinem Freunde zusammenstecken, wo ihr Brüder sonst immer so nett zu einander wor't? Was ist in dich gefahren? — Der stille Junge stört euch doch nicht?“

„Doch, Mutter; eben weil er so duckmäuserig “

„So duckmäuserig? Er? Davon habe ich nie nichts bemerkt! Aber, weißt du, mein Jungchen, eben fällt mich ein, ich

Digitized by Google

Lustige Verkleidung.

Nach dem Gemälde von Oskar Gräl.

Verlagsanstalt F. Bruckmann A. G., München.

Porträtskizze von Paul Heyse.

(Aus dem Werke „Das literarische München".)

brauche die Brannen selber, ich muß nach Charlottenhof 'naus mit Moritzen wegen die jungen Hammel. Da fattett ihr man Schinderkrappen; und viel Vergnügen, mein Jungchen, hast noch junge Beine."

Karl Baldauf hatte ein sehr bitteres Gesicht geschnitten, aber er wußte, da half nichts, die Viktoriachaise und die Füchse bekam er nicht, damit fuhr Madame Baldauf höchstens Visiten, für derbere Touren waren sie zu fein, und eher würde die Schloßkirche droben wanken, ehe seine Mutter die Brannen ihm überließ, wo sie für das Gut nötig waren. Er pfiff ganz leise und ärgerlich vor sich hin, als er die Thüre hinter sich schloß, und ging zu Robert Ahrens, um den traurigen Erfolg seiner Bitte zu vermelden. Er hatte dabei den unehrerbietigen Wunsch, daß dieses Ueberregiment eines Tages 'mal aufhören möge!

Madame Baldauf macht sich inzwischen, ihrer Gewohnheit gemäß, im Hause zu schaffen und kommt dabei in die Stube ihres Sohnes Karl. Die Fenster derselben liegen nach dem Garten hinaus; es ist ein riesig großes Zimmer, ein bißchen finster, aber sehr gemütlich mit alten Rokokomöbeln ausgestattet. Ueber dem Sofa hat der Schüler der landwirtschaftlichen Akademie eine Art studentischer Delaration angebracht und darunter eine ganze Reihe Silhouetten von Studiengenossen, Verbindungsbänder, gekreuzte Schläger und ein Cerevis, der ganze Stolz eines Studierenden.

Madame Baldauf hat den Kopf geschüttelt und etwas von „Dummheiten" geflüstert. „Das alles ässt er dem Robert Ahrens nach, aber der ist doch wenigstens ein richtiger Student. Na, laß ihn machen! Nun will ich 'mal über seine Wäsche." Sie zieht ein paar Schube auf und betrachtet die geniale Unordnung in den Kasten. Ganz ärgerlich reißt sie plötzlich eine Tuchweste heraus, die zusammengeknüllt zwischen gebrauchten Taschentüchern liegt, und bei diesem Herausreißen fällt ein kleines Kafabriefchen

ihr entgegen, das einen süßlichen Geruch verbreitet. Madame Baldauf greift nach dem Rosenfarbenen, zieht den goldgeränderten Bogen aus dem Umschlag und liest:

„Liebster einziger Schatz!

Ich zähle die Tage, bis Du wiederkommst, bleib' nur nicht so lang'! Und bitte, schreib' doch wieder einmal, Dein letzter Brief ist drei Wochen alt, und Du hattest versprochen, jeden vierten Tag zu schreiben. Du vergißt mich gewiß daheim über alle Deine alten Lieben, von denen Du mir erzählt hast. Es ist doch nicht recht von Dir, mich so in Angst zu lassen, Karl, wo Du doch immer sagst, Du liebst mich mehr als alles in der Welt! —

Der Mond scheint heut' abend so schön über dem Garten, die Mutter hat mich schon dreimal gefragt, ob ich nicht hinunter will heute. Aber ich sagte, ich hätte Kopfweh — Du wartest ja nicht auf mich unter dem Nußbaum. Vater war neulich so böse auf Dich, weil Du die letzte Rechnung noch nicht bezahlt hast, ich kann es gar nicht hören. — Schick ihm doch die paar Thaler!

In inniger treuer Liebe und mit tausend Küssen

Deine Lina."

Madame Baldauf ist ganz rot geworden darüber. „Barmherzigkeit!" hat sie sich gesagt, „jetzt fängt er an zu lieben und ist noch nicht 'mal trocken hinter den Ohren. O, du Teufelsbengel, du Geasaffe, du! Was soll ich nun dabei thun?"

Behutsam stopft sie den Rosabrief wieder ins Couvert und dieses in die schwarze Tuchweste, knüllt dieselbe wieder zusammen und legt sie dorthin, wo sie gelegen. Er darf nicht ahnen, daß seine Mutter das Geheimnis kennt, er wird es schon eines Tages von selber beichten. — Ach Gott, wenn man nur wüßte, was das für eine ist, von was für Leuten sie stammt! Scheint sich doch Stelldichein im Garten mit ihm zu geben? Die Mutter muß nicht viel taugen, sonst könnte das doch gar nicht passieren; die fordert sie gar noch auf, hinunter zu gehen!

Tiefseufzend ist sie wieder in ihr Zimmer gegangen, und da sitzt sie nun und grübelt. Ja, ja, es glückte ihr alles, was sie unternahm, aber der Grünschnabel, der Karl, der ist ihr nicht geglückt — seine Erziehung nämlich! Mit Müh' und Not hat der Racker auf dem Gymnasium das Einjährigenzeugnis erlangt, und wenn nicht Robert Ahrens gewesen wäre, den sie zu Nachhilfestunden engagierte, müßte der Schlingel als Dreijähriger dienen. Immer und allerwegen Dummheiten im Kopfe, immer und allerwegen leere Taschen! Und so liebenswürdig dabei, so treuherzig und so schalkhaft, so lieb mit der Mutter — ei du meine Güte! Streng hat sie ihn gehalten, immer; aber blutsauer ist es ihr geworden, und blutsauer wird's ihr heute noch.

Und der andere, der Tuchmauser, wie Karl ihn nennt?

Sie stützt den rundlichen Arm auf das Fensterbrett und seufzt noch einmal. Ein stiller, braver Junge, der sich ehelich durch die Realschule geplagt hat! So gewissenhaft, bis zur Pedanterie gewissenhaft; langsam im Denken, bedächtig im Reden und Thun. Lang und breit und schwerfällig, das blonde Haar wie ein Strohdach ein bißchen in die Stirn fallend, genau wie ihr Vater, der alte Bauerngutsbesitzer Fröhlich; nichts von lachendem Leben, alles ernste, schlichte Pflichterfüllung. Er geht nirgend hin; für Frauenzimmer hat er keine Augen. Aber er ist eine große Stütze für Madame Baldauf bei der Bewirtschaftung der stattlichen Güter, nur wird er ihr nie eine Stütze sein bei den Plänen, die sie zu verwirklichen trachtet, bei der Gründung einer Zucker- und Spiritusfabrik und bei dem neuen Betriebssystem für die Rübenfelder; da wird er vielmehr ein Hemmschuh werden, er klebt am Hergebrachten, tritt in die gewohnten Stapfen, und mit seinen zweiundzwanzig Jahren redet er vom Festhalten am Alten und Erprobten. Ja, das Neue! Das soll von Karl angebahnt werden, von diesem Teufelsjungen, der ja Feuer und Flamme sein kann, wenn's gilt, etwas durchzusetzen! Darum hat sie ihn auf die Akademie geschickt, darum, und nicht, um Liebesgeschichten anzufangen! Dazu ist wahrhaftig noch Zeit genug. Freilich, wenn man überlegt — eine rechtschaffene Liebe hat schon manchen bewahrt vor großen Thorheiten und — jung gefreit hat nie gereut, aber — —

In diesem Augenblick fähret sie empor aus dem Sorgenstuhl, denn der, an den sie eben denkt, kommt herein, lächelnd, sorglos, und geht ein paarmal im Zimmer auf und ab, wie immer, wenn er ein Anliegen an sie hat und nicht gleich weiß, wie er es anbringen soll. Sie folgt ihm mit den Blicken. In ganz Hohenburg giebt's keinen schmuckeren jungen Menschen als ihn, so rank und schlank, blauäugig und braunlockig.

Endlich bleibt er vor der Mutter stehen und sagt, über das ganze Gesicht lachend: „Mutter, willst du mir nicht das Taschengeld ein bißchen erhöhen? Bei den glorreichen Ernteaussichten könntest du es wahrhaftig thun! Moritz sagt — —"

„Nein, Karlchen, du kriegst schon genug," unterbricht sie ihn kurz und sieht ihn ernst an, „keinen Silbergroschen gebe ich mehr, ich hab' dir's neulich erst auseinandergesetzt."

„Mutterchen, das ist ja gar nicht dein Ernst!" lacht er, „sieh' mal — Moritz sagt —"

„Moritz hat seinen Gehalt als Verwalter, damit kann er thun, was er will!"

„Na, Donnerwetter, ich kann aber nichts dafür, daß ich noch ochsen muß; es ist doch dein Wille, und auf der Akademie kostet's Geld; du hast gar keine Ahnung, wie teuer das Leben dort ist!"

„Man braucht doch nicht ewig nur zu kneipen? Geh' doch einmal auch in Familien; hast du gar keinen solchen Verkehr, Karlchen?" fragt sie und läßt ihn dabei nicht aus den Augen. Was er wohl sagen wird?

Er stutzt ein wenig. „Ja, manchmal thue ich das auch," erwidert er dann gedehnt, „aber auf die Länge wird's öde."

„So, so — öde wird's?" fragt sie.

„Na ja, Mutter. Bei den Professoren und Lehrern kann man doch nicht verkehren; wenn sie Töchter haben, da stellt Mutter immer gleich Pechstiebelu; und haben sie keine Töchter, dann ist's langweilig. Und bei den andern Familien? Aber wie soll ich dir das sagen? Da kostet's eben viel Geld! Man kann den Leuten nicht alles wegessen, die kleinen Mädels und die Mütter soll man ausführen und ihnen Geschenke machen. Na, aber davon spreche ich ja nicht — ich brauche das Geld für morgen, du weißt doch, es ist eine Kahnopartie und Robert Ahrens und ich sind aufgefordert vom Vorstande, sie haben ja noch immer Herrenmangel hier, und es sollen verdammt hübsche Mädchen dabei sein! Muttel, rück' 'mal ein bißchen heraus; ja, alte, liebste, beste kleine Mutter?"

„Was gehen denn dich die hübschen Mädchen in Hohenburg an?" fragt sie, und eine aus Schreck und Staunen gemischte Angst spricht aus ihren Augen, als sie seine Umarmung fast heftig abwehrt.

„Aber Mutter!" ruft er in komischer Verzweiflung, „ich bin zwanzig Jahre alt — soll ich nur die Augen verbinden?"

„Nein, das sollst du nicht; ich dachte nur, die Hohenburger Mädchen interessieren dich nicht," antwortet sie.

„So gut wie alle andern, wenn sie hübsch sind. Sei doch nicht so verdrießlich, Mutter!"

„Hm! Ich weiß nicht, mein Junge, mich hat geträumt von dich, und der Traum liegt mich noch in den Gliedern; — ich träumte, du hättest dich auf der Akademie eine Braut angeschafft."

Madame Baldauf sieht dabei ihren Jüngsten nicht an, sie kann's nicht, aber sie holt tief Atem und hat Herzklopfen. Aber der lächelt ganz harmlos und sagt:

„Nun, und wenn dein Traum wahr wäre, Mutter, das hinderte doch meine Teilnahme an der Landpartie nicht? Es ist natürlich alles Unsinn, Muttel; warum träumst du auch so was? Kannst wohl nicht erwarten, Schwiegermutter zu werden? Ich mache dir einen Vorschlag, ich will 'mal hier die Töchter des Landes mustern, und wenn mir eine gefällt, dann mußt du sie mir ein paar Jahre hüten, bis ich zurück bin und heiraten kann; ich nehme die weitesten Rücksichten auf deine Wünsche hiebei."

„Das werde ich nicht," sagt sie ganz ernst und blaß, „ich helf' kein Mädchen unglücklich machen!"

Sie greift in ihre Tasche, zieht ein Schlüsselbund hervor, geht an den Sekretär, entnimmt einem Schubfach mehrere Thaler und legt sie stillschweigend auf den Tisch. Die Kehle ist ihr wie zugeschnürt. Dann verschließt sie den Schreibtisch und ohne ihren Jungen anzusehen geht sie hinaus.

So, da hat sie ja einen netten Bruder Liederlich aufgezogen! Sie fühlt plötzlich, daß ihre Macht nicht ausreichen wird, ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen. Minna Baldauf ist in

Digitized by Google

leinem Punkte so empfindlich wie in diesem. Mit eiserner Zucht herrscht sie über das Gesinde; wehe einer leichtsinnigen Dirne — sie ist entlassen, ehe sie sich umsieht, desgleichen ihr Partner!

Und ihr eigner Jüngster redet mit so einer liebenswürdigen Selbstverständlichkeit von seiner zukünftigen Frau und läßt sich nebenbei von einer heimlichen Liebsten Briefe schreiben, die ganz durchweht sind von der Angst, er könne untreu werden! Und die Art und Weise, wie er mit ihr, der Mutter, umgeht, als ob er zu einem Kinde spräche, das dies und jenes nicht wissen darf und nicht versteht! Was soll sie nur machen? Sie steht ein Weilchen vor dem großen Schrank und giebt Gesindewäsche aus, sie geht auch in die Küche und kostet das Lenteessen, sie steigt in den Milchkeller und betrachtet im Kuhstall das Kalb, das in der Nacht geboren ist; aber immer thut ihr das Herz weh, der schmerzlich vorwurfsvolle Ton in dem kleinen rosa Briefe klingt in ihr noch — wie traurig das arme Mädchen sein muß! „Die Jugend muß austoben," hat ihr Vater immer gesagt. Na ja doch, aber wie der so redet, der Racker! Kreuzunglücklich kann er werden, kreuzunglücklich kann er machen!

Am Mittagstisch, wo sie zwischen ihren Söhnen sitzt, sagt sie plötzlich: „Moritz, da fährst morgen mit Karlen und die Braunen auf die Kasinopartie. Nee, schütz' man keine Müdigkeit vor, alter Kronensohn, du fährst mit, du sollst dich nicht verkriechen, paßt sich nicht von dich; und ich komme nach mit die Viktoriachaise, und damit ich nicht allein bin, lade ich mich die Frau Doktor dazu ein, die geht so selten 'mal unter Leute, und die kleine Eva kann auch mit, weil Mittwoch ist, wo sie keine Schule hat. Ich freue mich schon darauf, euch Jungens tanzen zu sehen, weil doß ich keine Tochter habe, und weil ich auch wissen will, ob's Karlen wirklich jo'n großes Vergnügen ist, mitzumachen."

„Na freilich!" sagt dieser, mit bestem Appetit essend, „feste wird getanzt, Mutterchen."

Es ist am folgenden Morgen, gleich nach Mitternacht; sie sind eben von der Partie zurückgekommen. In der Wohnstube umarmt Karl Baldauf lachend seine ernsthafte Mutter, während Moritz still in einem Stuhle sitzt, gelangweilt und müde von den ungewohnten Pflichten eines Kavaliers, über denen er eine wichtige Arbeit versäumen mußte.

„Muttchen," sagt der hübsche Karl, „nun habe ich mich entschieden für eine Frau, die kannst du mir hüten, bis ich wiederkomme — die kleine süße Unreife im weißen Kleidchen! Hat die ein Paar Augen, die Eva!" Und als die Mutter nicht antwortet, fährt er fort: „Zieh' sie dir, zieh' sie dir so ein bißchen in die Hand, Mutter!"

„Herrgott!" sagt Moritz, „du wirst doch dem Kinde keine Dummheiten vorgeschwatzt haben?"

„Sei nicht eifersüchtig, Moritzchen, ich hab's wohl gesehen, wie du ihr ein Stück Torte nach dem andern brachtest."

„Das schadet ihr nichts: Kinder und Kuchen, das paßt zusammen; deine Süßigkeiten aber sind gefährliche Kost."

„Ach was, Moritz, die ist ja knum noch ein Kind!"

„Schad' um das niedliche Ding! Da waren genug andere, ältere, denen du ohne Schaden deine Flausen sagen konntest," brummt Moritz.

„Hör' doch auf, ich bat sie ja nur, daß sie auf ihrem ersten Balle den Kotillon und den ersten Walzer für mich reservieren solle."

Damit faßt er die Mutter um und küßt sie. Aber die entwindet sich seinen Armen, sagt rasch „Gute Nacht!" und sucht ihr im oberen Stock gelegenes Schlafzimmer auf.

Es ist ein mächtiger Raum. Im Alkoven steht das Himmelbett, zu dem ein paar Stufen emporführen. Die buntgeblümten Vorhänge sind zurückgezogen; über dem Bette hängt ein Christusbild, darunter eine Bleistiftzeichnung, ihren seligen Mann darstellend. Im übrigen ist das Zimmer sehr einfach möbliert; alte prächtige Schränke an den Wänden, die sich im Parkett spiegeln; am Fenster ein uraltes Nähtischchen, das ist noch von Frau Boldaufs Mutter — einfach Birkenholz mit nier glotten Beinchen. Und zwischen den reich nerzierten eingelegten Schränken, die vom Schlosse stammen, ein ebensnlls birkener Schreibsekretär aus der Fröhlichschen Familie, in seinem Innern ein wahres Wunderwerk, denn er birgt Kasten und Kästchen und eine Menge Schubfächer, sogar ein Geheimfach, und das Ganze wird mit einem einzigen Schlüssel, mit einer einzigen Umdrehung, verschlossen. Madame Baldauf bewahrt in ihm wichtige Dokumente und teure Erinnerungen.

Sie steht noch ein Augenblickchen und sieht sich um, als müsse sie sich besinnen; ihre Blicke haften endlich an dem Bilde ihres Gatten. „Was würdest du sagen, Alter?" fragt sie halblaut, drm Porteät zunickend, das mit der gedrehten Biedermeiertolle über der Stirn, dem hohen Fracktragen und dem gefalteten Jabot so ruhig aus dem Rahmen blickt. „Meintag' hättest du so etwas nicht gethan! Wo hat er es her? Er ist zwischen den Mädeln umhergehüpft gestern abend, als hätte er das reinste Gewissen, und doch weiß er, es weint sich eine die Augen aus um ihn und bettelt um ein gutes Wort. Das ist mehr als ein Schwerenöterstreich, das ist — schlecht! Und war ein so gutes Kind, so wahrheitsliebend, und hat mich alles gesagt sonst, hat mit seinen kleinen Aermchen um meinen Hals gelangt und gestammelt: Karl immer gut sein will, Karl niemals lügen!"

Er log ja auch nicht, eigentlich nicht, aber er verschwieg.

Die grübelnde Frau geht hin und her, sie ist kaum wiederzuerkennen, so blaß sind die vollen Wangen. Sie nimmt den Hut mit den gelben Rosen und Bändern ab und streicht mechanisch den glatten Scheitel. Eine Walzermelodie klingt ihr in den Ohren, eine süße, schwermütige Melodie. Sie sieht wieder alles so deutlich — auf dem Platze vor dem kleinen Forsthause drehen sich die Paare, man hat Papierlaternen angezündet, der dicht herantretende Wald sieht wie eine schwarze Mauer. „Auf Flügeln der Nacht" heißt der Walzer, wie gut das paßt! Sie hat hineingestarrt in das bunte Gewirr; Lachen, Sprechen und Flüstern mischt sich mit den wiegenden Klängen; unverwandt folgt ihr Auge dem Sohne. Er hat eine kindlich schlanke Mädchengestalt im Arme, Evchen Ahrens; sie hält sich etwas spröder von ihm ab, wie ein Kind es thut. Die Kleine mit ihren funfzehn Jahren ist wohl noch nicht gefährlich für ihn, aber Madame Baldauf hat das Gefühl, als müßte sie das Kind an die Hand nehmen und sagen: „Komm, Evchen, das ist nichts für dich!" Auch der Frau Ahrens an ihrer Seite schien es nicht recht, daß Eva mit den Erwachsenen tanzt.

„Aber, Frau Doktorn, so 'ne Partie — das ist doch kein Ball," hat sie mechanisch geantwortet, „ein anderer wie mein Karl holt sie jo auch nicht, und so einmal herum —"

„Aber sehen Sie doch nur, Madame Baldauf, wie Eva sich aufregt, sie glüht ja förmlich; nun wird ihr's nicht mehr schmecken in der Schule — gestern noch ein wildes Kind, und heute eine Volldame!"

„Das kommt so über Nacht, liebste Doktorn, das ist wie mit den Rosen: gestern 'ne grüne Knuppe und heut' eine Blume; sie wird ja wohl auch all funfzehn? Meine Großmutter war nicht viel älter, als sie heiratete." Das alles sprachen ihre Lippen so hin, aber sie denkt anders, sie wartet ungeduldig, daß seine Laune, die Kleine herumzuschwenken, aufhört, aber er scheint Geschmack an dem lieblichen Ding zu finden, er tanzt immer nur mit ihr.

Sobald der Walzer beendet ist, fahren sie nach Hause — Madame Baldauf und Frau Doktor mit Eva und Fräulein Beutner. Frau Doktor und das alte Fräulein erzählen sich lange Geschichten über dies und das, aber Eva und sie schweigen. Das Kind guckt mit großen schwärmerischen Augen zu dem besternten Augusthimmel empor, um seinen Mund fliegt ein Lächeln.

Ob die sich auch einmal die Augen wird ausweinen sollen um so einen? denkt die erregte Frau. Wenn diese unbekannte Lina dort in weiter Ferne auch so ein liebes unschuldiges Ding ist? Es wäre doch jämmerlich von Karl! Was hat so ein Bengel für ein Recht, sich zu benehmen wie ein Schmetterling, der von einer Blume zur andern flattert? O, sie möchte ihn 'mal packen, ihm die Leviten lesen, daß es ihm schwindelt vor den Augen.

Aber dann schüttelt sie den Gedanken ab, ihn zur Rede zu stellen — es giebt einen Punkt, da hört das Vertrauen des Sohnes zur Mutter auf. Seufzend legt sie sich nieder und betet für den Schlingel, den abscheulichen, daß er nicht leichtsinnig, daß er nicht schlecht werde.

Eva ist in einem wahren Taumel von Glückseligkeit nach Hause gekommen; sie muß sich aussprechen, sie würde sonst

erſticken in ihrem Glück, und ſie hat niemand weiter als Dore, die derbe, unvernünftige Dore, die das Kind abgöttiſch liebt.

Dore brennt natürlich vor Begierde, etwas zu hören, und ſie iſt ſtatz zugleich, weil ihre Frau und dir Eva mit Madame Baldauf gefahren ſiad. Sie hilft dem zitternden, glühenden Kinde beim Auskleiden und verſichert ihm ein über das andere Mal: „Zu hübſch haſt du ausgeſehen, Evchrn, möcht' wiſſen, ob rinr andere ſo niedlich war — haſt denn auch grtanzt?"

Und nun bricht es ſchrankenlos hervar: „Dreimal hat er mit mir getanzt, Dore, dreimal! Und ganz ernſthaft hat er mit mir geſprochen, o, und Mamn war döſe darüber. ‚Fräulein Evchen' und ‚Sir' hat er geſagt — — ach, Dore, liebe Dore!" Sir atmrt mit offnen Lippea tief und ſchwer. „Ach, ich hab's mir nicht ſo ſchön gedacht!"

„Was haſt du dir nicht ſo ſchön gedacht?" fragt Dore argliſtig.

Sie ſtockt. „Wenn man rinrn lieb hat, Dore," flüſtert ſie — „nder ſag's nur Mama nicht, um Gottes willrn nicht, Dore — — es iſt ja anch gar nicht wahr!"

Dore lacht. „Ner, ich ſag's nicht, Evchen, werd' mich hüten. Abrr, ſiehſt du woll, wenn ich ſchon was merke, das iſt nicht ohnr! Na, nnn träumr man ſchön und vergiß nicht, daß du an mich denkſt, wenn du die junge Madam Baldauf biſt."

„Nein, Dore, das vergeſſr ich nie," verſichert das Kind feierlich und reicht dem Mädchen dir Hand, „und du verräſt kein Wort, ſprich 'mal: ‚Wahrhaftig'!"

„Wahrhaftig!" wiederholt Dore und löſcht das Licht.

(Fortſetzung folgt.)

An des Jahrhunderts Wende.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Rückſchau von **Max Haushofer.**

Ununterbrochen fließen die Geſchicke der Menſchheit. Sie kennen keinen Jahresabſchnitt und keinen Jahrhundertſchluß, ſondern jedes Zeitraums Ereigniſſe ſind verkettet und verwebt mit den Ereigniſſen verfloſſener und künftiger Zeiträume. Was in einem Jahrhundert geſchieht, deſſen Wurzeln ſind in näherer oder fernerer Vergangenheit zu ſuchen; und ſeine Folgen werden in einer noch tief umſchleierten Zukunft zu verſpüren ſein.

Aber der geſchichtliche und ordnende Sinn des Menſchen ſucht nach Ruhepunkten im Wandel der Dingr, um dieſe überſchauen und beurteilen zu können. Und bei Beginn eines Jahres, auf das bereits dir Morgenröte eines nenen Jahrhunderts fällt und in welchem ein ganzes, großes Jahrhundert ſein Ende findet, müſſen wir wohl eine Rückſchau halten über alles, was das letztere uns gegeben und geaommen hat; über das, was in Staub und Vergeſſenheit verſinkt; über das, was als dauernde Erinneraug uns bleibt; und über das, was als Keim für künftiges Geſchehen uns erſcheint.

Ein blatroter Stern war den Völkern Europas am Beginn des neunzehnten Jahrhunderts aufgegangen: der Stern des gewaltigen Napoleon. Damals ſchon erſter Konſal Frankreichs und mit den Machtbefugniſſen eines faſt unumſchränkten Herrſchers ausgeſtattet, rrwies der korſiſchr Abenteurer auf dem Schlachtfelde von Marenga ſein Feldherrntalent, das durch fünfzehn Jahre ganz Europa erſchüttern ſollte. Vier Jahre ſpäter ſchon kannte er ſich das kaiſerliche Diadem von Frankreich aufs Haupt ſetzen. Und dann begann er, die Heere niederzuwerfen, die ihm die Häupter der Staaten Europas entgegenſtellten; er zerſchmetterte die Bataillone der Ruſſen und Oeſterreicher bei Auſterlitz, der Preußen bei Jeaa. Das tauſendjährige Deutſche Reich läſte ſich in ſeine Beſtandteile auf; die Königskronen Italiens, der Niederlande, Spaniens und Weſtfalens wurden von dem Sieger verſchenkt; der Rhein ward ein franzöſiſcher Strom; und acht Jahre nach dem Anfang des Jahrhunderts konnte der Imperator beim Fürſtentage zu Erfurt mit befriedigtem Stolze ſehen, wie faſt alle Kronenträger Europas in ſeiner Huld ſich ſonnten. Wahl erhob ſich ſchon ina nächſten Jahre Oeſterrrich noch einmal gegen ihn; aber umſonſt floß das Blut der Helden van Aſpern und Wagram und des treuen Bergvalks von Tirol; wieder mußte ſich das Haus Hadsburg beugen; und die Kaiſertochter reichte dem Emporkömmling die Hmd am Altare.

Nun gatt es noch, Rußland in den Staud zu werfen; und eines der mächtigſten Heere der Weltgeſchichte war's, das im Jahre 1812 durch die große Tiefebenr nach der Moskwa ſich wälzte. Hier aber brach die Macht des Eraberers zuſammen; nur jammervolle Trümaer ſeinrr glänzenden Armer rrreichtrn ſieglos und froſterſtarrt die Heimat wieder. Und im Rücken des flüchtigen Kaiſers erhoben ſich Preußen und Oeſterreich; durch ganz Deutſchland brauſte der Befreiungsjubel, und Frankreichs noch einmal zuſammengeraffte Kraft erlag in der Völkerſchlacht bei Leipzig. Die Heere der Verbündrten drangen nach Frankreich, deſſen beſiegter Kaiſer nach Elba in die Verbaanung ging, nm rin Jahr ſpäter den Verſuch einer nochmaligen Erhebung in der blutigen Niederlage bei Waterloo und dann auf dem einſamen Felſeneiland von St. Helrna zu büßen — ein lebendig Toter.

Die Kaiſertragödir war zu Ende. Auf Frankreichs Thron kehrten die Baurbanen zurück; in Deutſchland erſtand aus den Trümmern des Reiches drr machtloſr Bund; ganz Europa war ſchlachtenmüde; den Völkern war aas ihren ungeheuren Opfern nur wenig an Segen und Freiheit erwachſen. Ein langer, ſaaler Friede brgann, bis fern auf der Balkanhalbinſel wieder neues Schlachten anhab, als das osmaniſchr Reich van Rußlands Feldherren gedemütigt ward und das kleine Griechenvalk, unter dem jauchzenden Zuruf von ganz Eurapa, ſich ſeinr Freiheit nus dem Türkenjoch erkämpfte. Der polniſche Aufſtand aber ward erſtickt unter der Uebermacht der Regimenter des Zaren. Und nachdem in Frankreich die Baurbanen wiedrr vertrieben und dem Hauſe Orleans gewichen waren, nachdem in Spanien dir langwierigen Bürgerkriege ein Ende gefunden hatten, ſank Europa abermals in träge Ruhe.

Erſt im Jahre 1848 fegtr wieder rin ſtürmiſcher Geiſt durch die europäiſchen Stnnten hin. Die Völker waren gereift; ſie forderten ein größeres Maß von Freiheit und Forſchritt, als ihnen bisher zu teil geworden. In blutigen Straßenkämpfen äußerte ſich revalutionärer Drang zu Paris, Berlin und Wieu; der Trieb nach nationaler Srlbſtändigkeit und Kräftigung veranlaßte ein Jahr ſpäter den ungariſchen Aufſtand und die Kämpfe auf den italieniſchen Schlachtfeldern, wa Feldmarſchall Radetzky ſeine Siege erfocht.

Mit dem Jahre 1852 begann das zweitr franzöſiſche Kaiſerreich; wieder trat, für nnderthnld Jahrzehnte, Frankreich an die Spitze der Weltpolitik. Im Krimkriege ward Rußland, auf den Kampfgefilden van Magenta und Solferino ward Oeſterreich beſiegt. Aber unterdrs hatte Deutſchland ſein Schwert geſchärft; der däniſche Krieg von 1864 und der deutſche Krieg von 1866 verſchafften Preußen ſeine Vormachtsſtellung. An das Steuer der Geſchichte war der riſerne Kanzler getreten, Otto v. Bismarck, um ein Viertetjahrhundert hindurch dieſes Steuer zu leiten. Eiferſüchtig ſah man zu Paris das Wachſen deutſchen Einheitsgeiſtes und deutſcher Waffenkraft. Aber der vom napoleoniſchen Hafe, van rittlen Heerführern und dem brthörten franzöſiſchen Volke in frevelhafter Weiie herausbeſchworenr Krieg ward zu riner beiſpielloſen Kette von Siegen der deutſchen Wehrkraft. Kaiſer Wilhelms Paladine und ihre treuen todesmutigen Heere erſtritten das nene Deutſche Reich, das, groß und wehrhaft, rin Hort des europäiſchen Friedens für den Reſt drs Jahrhunderts warde.

Im gleichen Jahre ward, mit der Einverleibung Roms, die Einigung Italiens nallendet.

Noch ein paarmal fallte, an der Neigr des Jahrhunderts, auf europäiſchem Boden Waffenlärm rrklingen. Aber das Herz des Weltteils blieb von ihm verſchont; ſein Toſen vernahm nur mehr das Völkergewirr der Balkanhalbinſel, während für die großen Kulturſtaaten der Dreibund den Frirden erhalten kannte. Und wenn nuch der Friedenskongreß im Haag keine greifbaren

Digitized by Google

Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.

Paul Heyse

Digitized by Google

Ergebnisse brachte, so war's doch ein menschlich schöner Klang, mit welchem er die Politik des Jahrhunderts beschloß.

Auf dem alten Boden Asiens erwuchs neues Leben während dieses Jahrhunderts nur dort, wo es von der überlegenen Intelligenz und Energie der Europäer hingetragen ward. Britische Staatskunst und Waffengewalt machten, nachdem der blutige indische Aufstand des Jahres 1857 erdrückt war, ganz Vorderindien und wertvolle Teile Hinterindiens zu britischem Kolonialbesitz und zwangen das chinesische Reich, nach und nach seine Häfen zu erschließen; Frankreich faßte festen Fuß in Ostasien. Und mit eiserner Zähigkeit bemächtigte Rußland sich, von einem Jahrzehnt zum andern weitergreifend, der ganzen nördlichen Hälfte des Weltteils, bis die Macht des Zaren zum Stillen Ozean ausgedehnt, die kriegerischen Bergvölker des Kaukasus unterworfen, die Steppenlandschaften am Syr-Darja und Amu-Darja unter russische Botmäßigkeit gebracht und die Eisgipfel des Thian-Schan und des Hindukuh zu Grenzpfeilern des russischen Reiches gemacht waren. Von allen asiatischen Völkern zeigten nur die Japaner, deren Inselreich seit 1845 erschlossen ward, eine, aber auch glänzende Begabung für den Fortschritt auf allen Gebieten des Volks- und Staatslebens.

Der „schwarze Weltteil" ward im Laufe des Jahrhunderts von den europäischen Kulturmächten fast völlig aufgeteilt. Schon 1806 bemächtigte sich England der niederländischen Ansiedlungen am Kap und drängte Teile der angesiedelten Bevölkerung nordwärts ins Innere. Frankreich eroberte 1830 Algerien und strebt heute nach einem zusammenhängenden Kolonialbesitz vom Mittelmeer bis zur Senegalmündung und dem innersten Sudan. Glänzender noch war die politische Machtentfaltung Englands in Aegypten, während im Inneren Afrikas der ungeheure Kongostaat entstand und deutsche Unternehmung in Südostafrika und Westafrika kolonisierend auftrat. Der Vormachtstellung Englands in Südafrika aber widerstanden noch, tapfer die mühsam errungene Freiheit behauptend, in den letzten Kämpfen des Jahrhunderts die beiden Freistaaten der Buren.

Dem Beispiel der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die am Schlusse des 18 Jahrhunderts durch ihren Freiheitskampf aus einer britischen Kolonie ein selbständiges Staatswesen geworden waren, folgten am Anfange des 19. Jahrhunderts die mittel- und südamerikanischen Kolonien Spaniens, indem sie seit 1810 die verrottete und unfähige Herrschaft des Mutterlandes nach und nach abzuschütteln vermochten. Während aber die nordamerikanische Union mit unvergleichlicher Energie ihr Landgebiet erweiterte, riesige wirtschaftliche Kräfte zu entfalten verstand und selbst aus dem Bürgerkriege von 1861 bis 64 nur gestärkt und verjüngt hervorging, verzettelten, mit wenig Ausnahmen, die jungen süd- und mittelamerikanischen Staatswesen ihre allerdings großenteils aus Mischlingen bestehende Volkskraft in unfruchtbaren Parteikämpfen und Revolutionen. Die Krone Spaniens aber mußte schließlich ihre letzten Kolonien, das reiche Cuba und die Inselgruppe der Philippinen, nach kurzem Seekrieg an die Vereinigten Staaten verlieren.

Den civilisierten wie den meisten halbcivilisierten Staaten der Welt brachte das Jahrhundert einen großen, nicht mehr rückgängig zu machenden Fortschritt: ein entwicklungsfähiges Verfassungsleben, das auch dem Volkswillen die Gelegenheit giebt, sich zu äußern, Religions- und Gewissensfreiheit, Freiheit der Presse und der Vereine, Beseitigung aller Klassenprivilegien, Gleichheit vor dem Gesetze, verbesserte und beschleunigte Rechtspflege. Höchst ungleich allerdings erwiesen sich die verschiedenen Völkerschaften, Dynastien und Staatseinrichtungen in ihrer Zugänglichkeit für den Kulturfortschritt. Während demselben einzelne Länder in leidenschaftlicher Hartnäckigkeit sich verschlossen, erwiesen sich anderwärts bald die alten seßhaften, bald die neu zugewanderten Bevölkerungsteile als eigentliche Träger und Stützen der Staatswesen und als kulturfähiges Volkstum. Und von allem, was die europäische Civilisation während des Jahrhunderts schuf, wurden in den anderen Weltteilen und Ländern bald die Einrichtungen des parlamentarischen Lebens und des Regierungsapparates, bald die militärischen Neuerungen, bald technische und wirtschaftliche Verbesserungen, bald Fortschritte hinsichtlich des Verkehrswesens oder hinsichtlich andrer Gegenstände der Gesamtkultur mit größerer Begeisterung und Befähigung aufgenommen.

So merkwürdig auch die politische Umgestaltung während des Jahrhunderts war: nicht weniger erstaunlich erscheinen die volkswirtschaftlichen Umwälzungen.

Eine starke Zunahme der Bevölkerung schuf für Europa Millionen neuer Arbeitskräfte, aber auch die Notwendigkeit, für die Ernährung dieser Millionen Sorge zu tragen. Und da der nutzbare Boden Europas und seine Ergiebigkeit nicht nach Belieben vergrößert werden konnte, sahen sich die europäischen Völker mehr und mehr veranlaßt, aus Ackerbauvölkern Industrie- und Handelsvölker zu werden, die ihre Rohstoffe und Nahrungsmittel aus solchen Ländern beziehen, wo eine geringere Bevölkerung und eine freigebigere Natur noch eine starke Ausfuhr solcher Güter gestatten. Diese Umgestaltung, an welcher das englische Volk schon seit Jahrhunderten gearbeitet hatte, vollzog sich auf dem europäischen Kontinent in der Hauptsache während des neunzehnten Jahrhunderts, und zwar rascher in Belgien, Frankreich, der Schweiz, dem westlichen Deutschland und in Oberitalien, langsamer im östlichen Deutschland, den Niederlanden, den skandinavischen Ländern, in Oesterreich-Ungarn und Spanien, während im östlichen und südöstlichen Europa heute noch in der Rohproduktion das Schwergewicht der wirtschaftlichen Thätigkeit liegt.

Durch diese Umgestaltung ward Europa stets mehr auf die Zufuhren aus andren Weltteilen angewiesen; aber es verstand diese Abhängigkeit wettzumachen durch einen immer steigenden Einfluß, den es auf die wirtschaftlichen Zustände und Leistungen der Welt nahm, durch eine mit mächtiger Energie betriebene Ausdehnung seiner Handelsbeziehungen, durch eine imponierende Entfaltung seiner Verkehrsmittel.

Die Landwirtschaft, welche in Frankreich schon durch die Revolution von mittelalterlichen Lasten und Beschränkungen befreit war, erlebte diese Befreiung in Deutschland und Oesterreich um die Mitte des Jahrhunderts. In den Gewerben trat an die Stelle der mittelalterlichen Zunfteinrichtungen der Grundsatz der Gewerbefreiheit. Und der große technische Fortschritt, der durch die Einführung der Dampfmaschine in die Industrie, durch die riesig gesteigerte Steinkohlen- und Eisenproduktion, durch zahllose Erfindungen auf dem Gebiete der Chemie, Physik und Mechanik ermöglicht war, ließ die Arbeitsthätigkeit der Kulturvölker in jene donnernde, brausende und klirrende Hast geraten, die heute manchmal bis zum Furchtbaren sich steigert. Der ins Großartige gesteigenen Güterproduktion entsprach eine gleich mächtige Entfaltung des Verkehrs. Im Jahre 1807 hatte Rob. Fulton das erste Dampfboot auf den Hudsonfluß geleitet; 1819 fuhr der Dampfer „Savannah" als erster über den Atlantischen Ozean, und heute werfen zahllose Riesenschiffe von unerhörter Größe ihre stählernen Leiber den Wogen des Weltmeers entgegen. Die Räder wurden durch die Schraube, der Holzbau durch den Eisenbau verdrängt, alle Meere belebt, alle Ufer durch Hafenbauten und Leuchtfeuer gesichert.

Und ebenso großartig waren die Fortschritte des Landverkehrs. Seit im Jahre 1825 zum erstenmal eine Lokomotive über ein Schienengeleise zwischen den englischen Städten Stockton und Darlington hinrollte — welche Umgestaltung! Die Welt ward mit einem Netze von Eisenschienen überzogen, Bauten von fabelhafter Kühnheit wurden emporgetürmt, meilenlange Bergkämme durchbohrt, Eisenbrücken gespannt, unter deren schwindelnd hohen Bogen die Spitzen der höchsten Schiffsmasten versanken; über die eisigen Pässe der Alpen und der Kordilleren wurden die Eisenpfade geschlungen. Und als im Jahre 1836 der elektrische Telegraph erfunden war und wenige Jahrzehnte später schon nicht bloß durch alle Kulturgebiete hin, sondern auch auf dem Boden des Weltmeers entlang die Telegraphendrähte sich spannten, als endlich im letzten Fünftel des Jahrhunderts der geniale Amerikaner Edison sein Erfindertalent spielen ließ, und als das Telephon die Entfernungen zwischen sprechenden Menschen verschwinden ließ: da war's entschieden, daß es der technische Fortschritt sein sollte, unter dessen Zeichen das Jahrhundert stand!

Aber die wirtschaftlichen und socialen Zustände der Völker sollten noch nach anderer Richtung hin eine merkwürdige und folgenreiche Umgestaltung erleben. Zu den Erwerbsständen der ländlichen Grundbesitzer und der Stadtbürger trat ein neuer

Digitized by Google

Erwerbsstand hinzu: das arbeitende Proletariat. Großgewachsen in Städten und Fabrikbezirken, besitzlos und nur auf den Lohn seiner Tagesarbeit angewiesen, geschult durch Not und Entbehrung, gewann es rasch an Klassenbewußtsein, an wirtschaftlicher und politischer Einsicht und an Disciplin. Und so trat es, auf dem europäischen Kontinent seit der Mitte des Jahrhunderts, in England schon früher, mit Ansprüchen auf ein menschenwürdiges Dasein vor die älteren Stände und die Staatsgewalt. Die Arbeiterfrage ward zu einem der großen Probleme des Jahrhunderts und kam zu den wichtigen Fragen hinzu, die auf dem Gebiete der hohen Politik erwachsen waren: zu den Fragen des Konstitutionalismus, des europäischen Gleichgewichts und der Nationalitätenrechte. Schwere und verantwortungsvolle Aufgaben wurden damit der inneren Politik und der Gesetzgebung gestellt: die Fürsorge für die Notleidenden und Enterbten, die Ausgleichung socialer Gegensätze.

Und die infolge der langjährigen Kriege erwachsenen Staatsschulden, die wegen des wechselseitigen Mißtrauens der Staatsregierungen stets gesteigerten Ansprüche an die eigene Wehrfähigkeit, sowie die stetige Erweiterung der staatlichen Thätigkeiten nach allen Richtungen hin, stellten auch an die Führung der Staatshaushalte immer größere Ansprüche. Zu riesenhaften Summen wuchsen die Einnahmen und Ausgaben der Staaten, unglaubliche Höhen erreichten die Staatsschulden, und dennoch sah man am Ende des Jahrhunderts die riesigen Haushalte der großen Kulturvölker mit vollendeter Sicherheit geführt und getragen vom Vertrauen der Nation.

Glanzvoll entfalteten sich alle Gebiete geistiger Kultur im Schutze der hoffentlich für alle Zeiten errungenen Gedankenfreiheit. Vor allem die Naturwissenschaften! Wenn auch auf dem Gebiete der Mathematik und Astronomie die geistigen Großthaten eines Kopernikus und Galilei, eines Newton und Herschel nicht übertroffen werden konnten, so gehört doch der Name Laplace nicht bloß dem 18., sondern auch dem 19. Jahrhundert an. Chemie und Physik dagegen, sowie Mineralogie und Geologie, und die Physiologie der Pflanzen, der Tiere und Menschen haben Fortschritte gemacht, welche weit hinter sich lassen, was früheren Jahrhunderten auf diesen Gebieten zu schaffen vergönnt war. Wie bedeutungsvoll sind nicht die Forschungen auf dem Gebiete der Elektricität und des Magnetismus geworden, die Entdeckung der Spektralanalyse, des mechanischen Aequivalents der Wärme und jener neuen Lichtquellen, die am Schlusse des Jahrhunderts nie geahnte Wege und Ziele der Forschung aufglänzen ließen!

Die großartigen Leistungen der Naturwissenschaft sind in erster Linie der ärztlichen Kunst zu gute gekommen und haben eine Fülle von Segen über die Menschheit ergossen. In vorbeugenden Maßregeln gegen Krankheitserzeuger und Krankheitszustände, in der Erkennung der unsichtbaren winzigsten Feinde des menschlichen Körpers, in der Untersuchung der Ernährung und des Blutumlaufes, in der Entdeckung und Anwendung von schmerzstillenden Mitteln, in kühnen operativen Eingriffen erhoben sich die Hygieine und die Heilkunde weit über alles, was vergangene Jahrhunderte geleistet hatten. Und mit ihnen Hand in Hand gingen staatliche und gemeindliche Fürsorge. Ja, diese Fürsorge erstreckte sich sogar bis in die Schrecken des Krieges hinein, in welche die Genfer Konvention das Mitleid, die Sorge und Pflege edelster Menschlichkeit zu tragen verstand.

So ruhmreichen Erfolgen konnten die Geisteswissenschaften, die Philosophie und Philologie, die Geschichte, die Jurisprudenz und die politische Oekonomie freilich Gleiches nicht zur Seite stellen; aber auch sie waren imstande, große und weittragende Fortschritte zu machen, neue Quellen in Fülle zu erschließen, festgewurzelte Irrtümer zu beseitigen, ihre Methoden stets zu läutern.

Und was die Wissenschaft in ihren Laboratorien und Bibliotheken an neuer Erfahrung aufschloß, ward von einer riesenhaft sich ausdehnenden Presse, von einem stets reicher sich entfaltenden Schulwesen unermüdlich und pflichtgetreu in die breitesten Schichten der Bevölkerung getragen, dem höchsten und dem schlichtesten Verständnis zugänglich gemacht!

Wenn die Kulturvölker am Jahrhundertschlusse ihre großen Dichter nennen, wird wohl das deutsche Volk berechtigt sein zu fragen: wo ist das Volk und wo das Jahrhundert, das einen Größeren zu stellen vermöchte als meinen Johann Wolfgang Goethe? Aber abgesehen von ihm haben alle Nationen ihre Litteratur während der letzten hundert Jahre mit unvergänglichen Schätzen bereichert. Und immer erfolgreicher ward insbesondere der internationale Austausch litterarischer Leistungen; die Kenntnis der Weltlitteratur erwuchs zum gemeinsamen Bildungsmittel der Kulturvölker.

Und wie auf dem Gebiete der Dichtung, so hat auch auf dem der Musik das deutsche Volk ein Recht, die erste Stelle für das Jahrhundert zu beanspruchen. Denn Beethoven und Richard Wagner sind unübertroffen, ja unerreicht geblieben. Und die bildenden Künste gingen würdig in den Fußspuren großer Vorfahren weiter. Die Malerei fand durch die großen Ausstellungen internationale Fühlung und schuf sich durch das Ausstellungswesen wie durch die riesige Entwicklung der Vervielfältigungstechnik Boden in immer breiteren Schichten des Volks. Die Baukunst, wenngleich es ihr nicht gelang, einen neuen Stil zu finden, verstand es doch, das architektonische Empfinden aller Jahrhunderte mit gesteigertem Verständnis den immer mannigfaltiger werdenden Aufgaben der Gegenwart anzupassen. Und alles, wodurch die Künste das Dasein veredeln, hörte mehr und mehr auf, bloß den besitzenden Klassen zugänglich zu sein. Die Verfeinerung des Lebens durch die Künste ist zu einer Aufgabe geworden, der sich jedes Volk, jedes städtische Gemeinwesen mit gesteigertem Interesse bewußt wird.

Wohl vermögen wir nicht zu verkennen, daß tiefe Schatten in das Bild des Jahrhunderts sich zeichnen. Dumpf und schwül lagert sich immer wieder ein Gefühl eifersüchtiger Spannung über den Frieden der großen Kulturvölker, die in furchtbarer Waffenrüstung stehen müssen, um, jedes für sich, eines etwa ausbrechenden Weltbrands gewärtig zu sein. Innerhalb der wachsenden Bevölkerungsmassen unserer Riesenstädte haben Ehrgeiz und Genußsucht das Leben zu einer nervösen Hetzjagd gemacht, bei der in den wohlhabenden Klassen Eitelkeit und raffinierter Luxus, in den ärmeren Kreisen Trunksucht und Roheit die Segnungen der Gesittung wirkungslos machen wollen. Steigende Unnatur im Arbeiten und im Genießen schädigt die Volksgesundheit, Klassenhaß und Parteifanatismus beeinträchtigen die innere Entwicklung des Staatslebens, und trotz aller ruhmvollen Fortschritte der Technik dringt alljährlich durch die Kulturwelt die Kunde von erschütternden Unfällen, denen Hunderte und aber Hunderte auf einmal zum Opfer fallen, verkohlt in den Flammen brennender Theater und Vergnügungssäle, zermalmt unter stürzenden Brücken, Bahnzügen und Gerüsten, ertränkt mit versinkenden Riesendampfern, erstickt im feurigen Schwaden, der durch die Steinkohlengruben saust.

Aber diese unheimlichen und grauenhaften Erscheinungen vermögen doch nicht, das Jahrhundert so zu verdunkeln, daß es uns nicht heller, freier und großartiger erschiene als alle seine Vorgänger. Von Anfang bis zu Ende zeigt es uns vielmehr, wenigstens in den Kulturstaaten, eine Läuterung der die Menschheit beherrschenden Ideen, ein Zurückdrängen des brutalen Eigennutzes, ein siegreiches Ueberwältigen menschenfeindlicher Naturzustände, ein rastloses Streben nach Erkenntnis und Verallgemeinerung derselben, einen Befreiungskampf gegenüber dem Wüste geschichtlich hergebrachter Hemmnisse des Fortschrittes. Und so mögen wir, wenn wir das neunzehnte Jahrhundert überleben, in das neue eintreten nicht wie in ein erschreckendes unheimliches Dunkel, sondern wie in ein großes freies Arbeitsfeld, in das wir selber den Lichtstrom unserer bisher errungenen Gesittung hineintragen. Und unsere Losung soll sein: nichts preiszugeben von dieser Gesittung, sondern ununterbrochen auf ihrer Grundlage nach noch Besserem und Höherem zu ringen! An dieser Aufgabe ist jeder beteiligt, im engsten wie im weitesten Wirkungskreise. Und wenn die Gesamtheit sich von ihr beseelen läßt, wird das kommende Jahrhundert noch größere und leuchtendere Errungenschaften aufzuweisen haben als das unsere und das Ende des dritten Jahrtausends wird der Menschheit eine Macht bereiten, die bis zu den Gestirnen reicht, eine Erkenntnis über die Schotten des Todes hinaus, und eine Güte, die jedes Leid versöhnt!

Digitized by Google

Die deutsche Kolonie Victoria in Westafrika.

Mit Abbildungen nach Photographien.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Wer, vom Westen kommend, der Kolonie Kamerun sich nähert, wird bei günstigem Wetter durch den Anblick einer Landschaft entzückt, die wohl zu den schönsten der Erde zählt. Zur Rechten des Dampfers taucht aus der Meeresflut die grüne Insel Fernando Po mit dem herrlich geformten, 2850 m hohen Clarence-Pic, zur Linken aber steigen über der Küste des Festlandes die Kamerunberge zu himmelragender Höhe empor. Wie ein vorgeschobener Wachtposten tritt der 1774 m hohe Kleine Kamerunberg näher an das Gestade heran, und dahinter türmt sich trotzig das Hauptgebirge auf, der Mongo-ma-Loba oder „Götterberg" mit mehr als zwanzig erloschenen Vulkankegeln. Dichter Urwald bekleidet die Berge bis zu 2200 m Höhe, über ihm steigen steil fahlgelbe Grashalden zu einem Plateau heran, auf dem inmitten von Aschefeldern und Lavageröll die kahlen Gipfel thronen, deren höchster, die Albertspitze (3960 m), von Zeit zu Zeit blendenden Schnee auf seinem Scheitel trägt.

Ansicht von Victoria.

An den Fuß dieses Hochgebirgs schmiegt sich ein anmutiger Küstensaum. Kleine Inseln, die im grünen Waldschmuck prangen, sind ihm vorgelagert, und ein malerisches Gewirr von Hügeln umkränzt die stille Ambasbucht, die hier in das Land hineinragt. Bis in die Mitte unseres Jahrhunderts wurde die Gegend von Europäern wenig aufgesucht. Auf den Abhängen des Gebirgs hauste der wilde Stamm der Bakwiri. Blutrache ist bei ihm von jeher üblich, und in den ewigen Fehden wurden die Küstenbewohner auf die Felseninseln vertrieben. Die Engländer hielten diese Flüchtlinge für Verbrecher und nannten die Inseln Pirate Rocks.

An diese Küste kam nun vor einigen Jahrzehnten der englische Baptistenmissionar A. Saker. Er hatte zuerst auf der Insel Fernando Po gewirkt. Als ihm aber hier von den spanischen Behörden Schwierigkeiten bereitet wurden, siedelte er mit seiner Gemeinde, die zumeist aus Sierra-Leone-Negern bestand, nach dem Festland über. An der Stelle, wo die von den Bergen kommenden Wasser den Victoria-Kriek, einen von Hochwald umstandenen Kanal, bilden, ließ er sich nieder. Auf einer etwa 6 m über dem Wasser sich erhebenden Anhöhe baute er den Ort Victoria. Die Bergbewohner waren den Ankömmlingen nicht freundlich gesinnt, und um sich vor den Ueberfällen der kriegerischen Bakwiri zu sichern, umgaben die schwarzen Christen ihre Hütten mit starken, roh aus Bruchsteinen aufgeführten Mauern; dann schritten sie zum Bau einer Kirche und des Missionshauses.

Die Einwanderer fanden an den Ufern der Ambasbucht einen für Kulturzwecke gut geeigneten Boden. Schon ein Blick auf die üppige Pflanzenfülle der Abhänge des Gebirgs beweist, daß hier alle Bedingungen für das Gedeihen tropischer Landwirtschaft vorhanden sind. In der That ist der verwitterte vulkanische Boden sehr fruchtbar, Bäche rieseln herab, die eine Bewässerung möglich machen, und auch die Regenfälle verteilen sich nicht ungünstig über alle Monate des Jahres. Eine kleine Kakaopflanzung, die von der Mission angelegt wurde, gedieh trotz mangelhafter Pflege recht gut, aber die Victorianer zeigten keine Lust zum Ackerbau, sie zogen es vor, vom Zwischenhandel zwischen dem Palmöl erzeugenden Binnenlande und den europäischen Faktoreien zu leben. Durch diesen brachten sie es auch zu gewissem Wohlstand. Sie kleideten sich wie die Liberia-Neger zum Teil europäisch, hatten europäische Geräte in ihren Wohnungen und erfreuten sich eines nicht unbeträchtlichen Besitzes an Rindvieh, Ziegen und Schafen.

Die Zimgraff-Farm.

Vor fünfzehn Jahren, als die deutschen Kolonialbestrebungen an der Westküste Afrikas sich geltend machten, standen die Victorianer nicht in besonders gutem Rufe. „Eine faulere und heuchlerischere Sippe, als diese Victorianer es sind, dürfte in Westafrika kaum wiederzufinden sein," schrieb damals Hugo Zöller. So war auch der Anblick der Siedelung durchaus nicht anheimelnd, die Straßen waren verwachsen und führten über Felsblöcke auf und ab, zwischen den Häusern sah man Lehmgruben; das einzige noch ziemlich unterhaltene Gebäude war die Baptistenkirche, aber der Weg, der zu ihr führte, wurde in der Regenzeit in einen förmlichen Sumpf verwandelt.

Das Haus des Bezirksamtmanns.

Victoria blieb, als in Kamerun die deutsche Flagge gehißt wurde, in englischem Besitz, kam aber bereits im Jahre 1887 unter deutschen Schutz; auch die Station der Baptistenmission wurde an die Basler Mission abgetreten. Nun sollte ein neues Leben in der Ambasbucht aufblühen. Victoria wurde zum Hauptort des Kameruner Nordbezirks und Wohnsitz des Bezirksamtmanns auserlesen. Sogleich griffen die Deutschen ordnend und schaffend ein. Gute Wohnungen, reine Wege, das war zunächst die Losung. Einige Hügel wurden abgetragen und in die Sümpfe verkarrt, man zog Gräben und begrenzte die Seiten der Wege durch Hecken. Ueber den Bach wölbte sich bald eine feste Brücke auf Steinpfeilern, von ihr führte ein Weg zu dem jenseitigen Hügel, auf dem sich die verwilderte Kakaofarm befand. Sie wurde gereinigt, und auf den Abhängen des Hügels legte man einen Botanischen Garten an, der im Laufe der Jahre unter Leitung von Dr. Preuß zu einer herrlichen und anziehenden Schöpfung gedieh. Auch die Basler Mission entfaltete eine rege Thätigkeit. Da sie sich mit der Baptistengemeinde nicht einigen konnte, baute sie eine neue Kirche und steinerne Vorrats- und Arbeitshäuser.

In wenigen Jahren war der Ort Victoria so umgewandelt worden, daß man ihn kaum wiederzuerkennen vermochte. „Wo früher sich Sümpfe und pfadlose Dickichte dehnten, sind jetzt blühende Gärten und Parkanlagen. Breite, reinliche Wege erleichtern den Verkehr, und schmucke feste Wohnungen laden zum Verweilen ein," konnte Bauinspektor F. A. Schran bereits im Jahre 1891 in den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" berichten.

Aber auch auf den Hügeln und Bergen um Victoria wurde es rege. Das Land wurde gerodet, und Pflanzungen blühten empor. Heute ist die „Westafrikanische Pflanzungs-Gesellschaft Victoria" eine der rührigsten im Kamerungebiete. Sie hat besonders mit den Kakaokulturen gute Erfahrungen gemacht, und die Zahl der von ihr gepflanzten, gut angegangenen Kakaobäumchen betrug im vergangenen Geschäftsjahre 250 000 Stück. Außer der Hauptpflanzung Victoria besitzt sie noch die Vorwerke Buana und Limbe und das Vorwerk Buea im Gebirge. Sie beschäftigt allein 15 weiße Beamte und 920 Arbeiter. Man wird die Bedeutung dieser Zahlen zu schätzen wissen, wenn man bedenkt, daß im Jahre 1885 in Victoria nur 3 Weiße und etwa 300 Schwarze hausten.

Die erste unserer Abbildungen zeigt uns einen Teil des rasch aufgeblühten Ortes. Die mit Alleebäumen bepflanzte Straße ist die Hauptstraße, und rechts von ihr erblicken wir die Gebäude der Basler Mission. An dieser Straße liegen im Grün der Bäume versteckt: das Palaverhaus oder Gerichtsgebäude, die Wohnungen des Polizeimeisters und Sekretärs, sowie des schwarzen Predigers der Baptisten und die Woermannsche Faktorei. Die Straße links auf unserem Bilde durchschneidet das Eingeborenenviertel, in welchem die wohlhabenderen Schwarzen wohnen.

Ein liebliches Bild bietet die am Ufer gelegene nach Dr. Eugen Zintgraff genannte Kakao- und Kaffeefarm. Der berühmte Erforscher des Kameruner Hinterlandes kam im Jahre 1896 mit einer Abteilung

Elfenbein- und Palmöl-Karawane.

Leute aus dem Balilande nach Victoria und beteiligte sich hier am Plantagenunternehmen. Leider konnte er sich der Früchte dieser Arbeiten nicht mehr erfreuen, da ihn bereits im Dezember 1897 auf Teneriffa der Tod ereilte. Ein wahrer Baumriese mit mächtigen eigenartigen Wurzelstützen fesselt auf unserem Bilde

Der Polizeimeister mit seiner Truppe.

der Farm die Aufmerksamkeit: es ist ein Wollbaum, der in seiner äußeren Gestaltung unsern Eichen ähnlich sieht und eine Höhe bis zu 50 m und darüber erreicht. Seine langen Fruchtkapseln sind mit einer Art Baumwolle gefüllt, die seit einiger Zeit auch in Europa als Polsterungsmaterial verwendet wird. Sein Holz dient zu allerlei Geräten, Kanoe- und Häuserbau.

Auf einem Hügel, von dem sich eine prächtige Aussicht bietet, liegt das nach Grundsätzen der Tropenhygiene gebaute und gut eingerichtete Haus des Bezirksamtmanns (vgl. Abbildung S. 17). Mit vorspringendem Dach versehene Veranden bieten die nötige Kühle an heißen Tagen und in Victoria wird der Bau als ein Palast angestaunt. Schreiten wir weiter, so umfängt uns die Pracht des Botanischen Gartens, die noch durch die wundervolle Gebirgslandschaft erhöht wird. Aus dem üppigen Grün leuchtet das Haus des Direktors Dr. Preuß; dahinter dehnen sich Urwälder aus, über welchen Nebelwolken brauen, und aus ihrem Dunst ragt der „Kleine Romerun-

Das Haus des Direktors Dr. Preuss; im Hintergrund der „Kleine Kamerunberg".

berg" zum Himmel empor. — Von jenen Höhen steigen von Zeit zu Zeit die Bakwiri und Balondo zur Küste herab. Wie in alten Zeiten bringen ihre Karawanen Elfenbein und Palmöl auf den Markt von Victoria, aber in den letzten Jahren haben sie gelernt, von den Lianen des Waldes auch Kautschuk zu gewinnen. Unsere Abbildung (S. 17) zeigt diese Händler. Mehrere kleine Karawanen haben sich dem Photographen zu dem Gruppenbilde gestellt. In der Mitte sehen wir die Häuptlinge, von denen einer eine alte Husarenuniform trägt und den Stab als Zeichen seiner Würde hält.

Wild und unbändig sind noch diese Söhne des Gebirgs, und mit begehrlichen Blicken mögen sie auf all die Pracht schauen, die sich an den Gestaden der Ambosbucht so stetig entwickelt. Aber vor ernsteren Ausschreitungen müssen sie sich hüten. Der Deutsche sorgt auch für ergiebigen Schutz der redlichen Arbeit. Da mustert der Polizeimeister von Victoria seine kleine, aber wohl bewaffnete Truppe, die aus kriegerischen Männern von Dahome oder aus den Houssaländern, aus Wey- oder Krujungen besteht. Sie genügt, um in Victoria kleinere Streitigkeiten mit Nachdruck zu schlichten. Zu einem „großen" Kriege dürften sich die Bakwiri nicht so bald entschließen. Sie wissen so, daß die Deutschen sich nicht scheuen, Unruhestifter auch in den festen Plätzen des Hochgebirgs aufzuspüren und sie empfindlich zu strafen.

Aber auch hinauf in die Hochthäler dringt die Kultur. Im Gebirge mehren sich gleichfalls Niederlassungen und Missionen. Für die Weißen in Victoria sind sie willkommene Ausflugsorte und Erholungsplätze.

In Bonjongo oder Engelberg, das 600 m über dem Meere liegt, und dem noch 400 m höher gelegenen Buea wehen frischere Lüfte. Dorthin flüchtet sich von Zeit zu Zeit der erschöpfte deutsche Beamte aus dem ewigen Sommer des schönen aber auch fieberschwangeren Victoria.

C. F.

Der Schutzengel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **Paul Heyse.**

In Frauencoupé des Schnellzugs, der von Norden kommend die bayrische Grenze überschritten hatte, saß nur eine einzige Reisende, eine ältere Dame in einem leichten Traueranzug, dessen Schnitt bei aller Einfachheit verriet, daß die ihn trug, der wohlhabenden Klasse angehörte. Sie hatte den mit einem grauen Schleier umwundenen Hut neben sich auf den Sitz gelegt — es war ein heißer Hochsommertag — und den Kopf gegen das steife Polster zurückgelehnt. Wie alt sie sein mochte, war schwer zu erkennen. Das reiche, natürlich gewellte Haar, das ihre edel geformte Stirn umgab, war völlig weiß, mit einem leuchtenden Silberglanz, das Gesicht aber noch durchaus nicht greisenhaft, wenn auch die Wangen erblichen und die zart geschwungenen Lippen welk geworden waren. Besonders schön waren die Augen unter ihren breitgewölbten Lidern, von einer stahlgrauen, fast ins Schwarze gehenden Farbe, nur trübe wie von vielem Weinen. Auch hatte sie die Lider fast immer geschlossen, daß man sie für schlafend halten konnte. Aber ein schmerzliches Zucken um den Mund und der gespannte Zug in den feingezeichneten gutblonden Brauen ließ erkennen, daß schwere Gedanken sie wach hielten.

So war sie stundenlang gefahren, ohne der wechselnden Gegend, an der sie vorüberglitt, die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Erst als jetzt der Zug einer größeren Stadt sich näherte, deren vielstöckige schmucklose Häuser und hohe Schornsteine schon von ferne über die zum Teil bereits abgeernteten Felder hin sie als Fabrikstadt ankündigten, schlug sie die Augen weit auf und schien aus einem tiefen Traum zu erwachen. Ein Seufzer kam ihr von den Lippen. Dann richtete sie sich mit einem nervösen Zittern auf, griff nach ihrem Hut, den sie hastig aufsetzte, darauf nach dem eleganten juchtenen Handköfferchen in dem Netz über ihrem Haupt. Eine plötzliche Schwäche aber ließ sie, ehe sie ihn herabgeholt hatte, auf das Polster zurücksinken.

Auch dauerte es noch etliche Minuten, bis der Zug, der seine Eile gemäßigt hatte, mit einem langen Pfiff in den Bahnhof einfuhr. Eine bunte Menge erwartete ihn. Als er hielt, lief der Schaffner an der langen Wagenreihe hin und rief laut den Namen der Station. Die alte Dame erhob sich und ließ das bisher geschlossene Fenster nieder. Aber sie brachte es nicht fertig, die Wagenthür zu öffnen. Vergebens rief sie nach einem Schaffner oder Dienstmann, ihr behilflich zu sein und auch das Handgepäck in Empfang zu nehmen. Zehn Minuten Aufenthalt hatte ihr das Kursbuch versprochen. So war noch keine Gefahr im Verzuge.

Endlich aber fing ihre Gefangenschaft doch an, sie zu ängstigen; sie wollte eben alle Kraft ihrer Stimme zusammennehmen, um sich Gehör zu verschaffen, da erstarb ihr plötzlich der Laut in der Kehle. Sie sah eine kleine Menschengruppe auf ihr Coupé losstürzen und hörte einen der Herren rufen: „Da ist ja das Damencoupé und beinahe leer! Nun brauchen wir uns nicht mehr zu überhasten!"

Im nächsten Augenblick näherte sich der Sprecher dem Wagen, öffnete den Schlag und, nachdem er höflich seinen breiten weichen Filzhut gelüftet hatte, stieg er den Tritt hinan und begann, die Taschen, Schachteln und Körbchen, mit denen er beladen war, oben in verschiedenen Netzen unterzubringen.

Die alte Dame, statt nun die geöffnete Thür sich zu nutze zu machen, war einen Schritt zurückgetreten und stand wie in plötzlicher Erstarrung. Sie hatte mit einer Gebärde der Angst den Schleier herabgezogen und blickte unverwandt hinaus auf den Platz vor ihrem Wagen, wo die kleine Gesellschaft sich hingepflanzt hatte. Ihren Mittelpunkt bildete eine reizende junge Frau in einem offenbar ganz neuen hellfarbigen Reiseanzug, die an etwa vierjähriges blondlockiges Knäbchen an der Hand hielt. Neben ihr stand eine etwas ältere Dame, die dem Kinde erst hier in letzten Augenblick ein Spielzeug, ein Häschen in grauem Fell auf einem Räderbrettchen, geschenkt zu haben schien. An der anderen Seite der jungen Frau hielt sich ein kleiner grauhaariger Herr mit einer goldenen Brille, der eifrig in sie hineinsprach.

„Vor allem, verehrte Frau, keine leichtsinnigen Streiche, nicht über die Schnur gehauen, die mein Kollege Ihnen nicht allzustraff ziehen wird, und Ruhe, Ruhe und zum drittenmal Ruhe! Die reizende Gegend um N*** — er nannte den Namen eines wohlbekannten Stahlbades — „dürfen Sie in den ersten Wochen nur zu Wagen genießen, und erst, wenn Sie sich brav ausgeführt, streng nach Vorschrift gebadet und getrunken haben, soll Ihnen ein mäßiges Herumkraxeln auf den Waldhügeln in der Nähe gestattet werden. Versprechen Sie mir, ein artiges, folgsames Kind zu sein? Dann sollen Sie sehen, als was für eine rotwangige, von Lebenskraft strotzende kleine Frau Sie uns nach sechs Wochen — aber keinen Tag früher — zurückkehren werden!"

„Wenn ich bis dahin nicht an Langerweile gestorben bin!" versetzte die junge Frau halb lachend mit einem Drohblick gegen den alten Arzt. „Sie sind ein abscheulicher Mensch, Doktor, und leider ist mein Mann zu schwach, daß er sich mit Ihnen verschworen hat, mich zu Grunde zu richten. Sechs Wochen in diesem öden kleinen Nest, ohne eine einzige bekannte Seele — als ob es keine Seebäder gäbe, die dieselbe Wirkung haben und nebenbei für allerlei Unterhaltung sorgen! Es brauchte gar nicht Scheveningen oder Trouville zu sein, ich hätte mit Helgoland oder Rügen vorlieb genommen. Aber wir armen willenlosen Geschöpfe — verzeihe, Eduard!" rief sie dem Manne zu, der eben aus dem Coupé wieder herausstieg und sich die Stirn mit einem großen Taschentuch trocknete — „es ist dumm von mir, noch zum Abschied zu lamentieren, ich weiß ja, es muß sein, du könntest dich in eine weitere Entfernung nicht finden, von der Frau vielleicht, aber nicht von Rudi, also muß ich mich in mein Schicksal ergeben!"

„Es giebt noch härtere Schicksale," bemerkte die Begleiterin lachelnd. „Wie ich deinen Herrn Gemahl kenne, wird er dir tagtäglich einen acht Seiten langen Liebesbrief schreiben und jeden Sonnabend mit dem Abendzug zu dir hindampfen."

Ueber das breite gute Gesicht des Mannes, das von einem kurzgeschorenen schwarzen Bart bis fast an die Augen überschattet war, ging ein schwermütiger Zug, während er mit schwärmerischer Zärtlichkeit die junge Frau ansah. Er wollte etwas erwidern, aber der Arzt kam ihm zuvor.

„Wo denken Sie hin, gnädige Frau!" rief er, die Brauen zusammenziehend. „Wollen Sie meine Patientin gegen meine Ordination aufwiegeln? Die Liebesbriefe will ich nicht verbieten, aber Besuche jeden Sonnabend — nichts da! Frau Justine wird sich die ersten drei Wochen als Strohwitwe behelfen müssen. Ob dann eine kurze Visite des Herrn Gemahls gestattet werden darf, wird mein Kollege dort entscheiden. Wenn die Kur gut anschlagen soll, ist alle und jede Aufregung zu vermeiden: Langeweile à discrétion ist die oberste Kurpflicht für so ein nervenzartes Menschenkind, und gegen allzu heftiges Heimweh hilft ja die mütterliche Sorge für den lieben Jungen!"

Der Gatte hatte diese Rede in stiller Ergebung seufzend mit angehört und dabei das Knäbchen auf den Arm gehoben. In der Art, wie er das Kind an sich drückte und mit der großen Hand das kleine Gesicht streichelte, war zu erkennen, wie schwer es ihm wurde, sich von ihm trennen zu müssen. Auch der Kleine klammerte sich mit den Aermchen fest an den breiten Nacken des Papas und rieb seine rosige Backe an dem rauhen Bartgestrüpp.

„Papa soll mitreisen!" rief er halb weinend. „Rudi will nicht von Papa weg. Mama auch dableiben!"

Dem Manne schimmerte es feucht in den Augen.

„Du hättest doch besser gethan, Liebste, mir zu folgen und die Annette mitzunehmen. Er ist so an die Alte gewöhnt; du wirst deine liebe Not haben, allein mit ihm. Sei gut, Rudi! Du kannst die Mama doch nicht verlassen?" — Dann sich wieder zu dem Arzt wendend: „Meinen Sie nicht auch, Doktor, daß es bessee wäre — ich könnte die Annette ja heute noch nachschicken —."

„Daß du mir das hübsch bleiben lässest!" rief die junge Frau. „Ich hätte keine ruhige Stunde, wenn ich mein großes Kind nicht in der Obhut einer verständigen Kinderfrau wüßte, denn unsere Köchin ist ja erst ein halbes Jahr bei uns und weiß noch nicht, was der gnädige Herr bedarf, um sich wohl zu fühlen. Mit

Digitized by Google

dem kleinen Kinde werde ich schon allein fertig werden, das soll nur meine Sorge sein, und in den Stunden, wo ich meine Badekur absolviere, findet sich im Hotel wohl eine zuverlässige Hüterin, oder ich engagiere gleich eine Bonne für die sechs Wochen. Will Rudi der Mama versprechen, sehr brav zu sein?"

„Rudi beim Papa bleiben! Papa mitreisen!" zeterte der kleine Mann.

Die Mutter nahm ihn dem Vater vom Arm, streichelte seine Locken und sprach ihm leise ins Ohr, worauf das Kind still wurde, lächelte — ganz mit denselben Wangengrübchen, die der Mutter so reizend standen, — und dann sein rosiges Mäulchen gegen ihre volle Wange drückte.

Man konnte nichts Lieblicheres sehen. Der große dicke Mann mußte sich abwenden, um sich verstohlen die Augen zu trocknen.

Von alle dem war der einzelnen Dame in ihrem Coupé kein Wort und keine Gebärde entgangen. Eben trat der Schaffner zu ihr heran und sagte: „Sie müssen hier aussteigen, Madame. Ihr Billet reicht nur bis hierher."

Hastig holte sie ihr Geldtäschchen hervor und nahm ein Goldstück heraus. „Ich habe mich anders besonnen," flüsterte sie. „Ich wollte erst morgen weiterfahren, bin nun aber gar nicht ermüdet und möchte gleich heute noch in N** ankommen. Seien Sie so gut, mir ein Billet bis dorthin zu besorgen. Hier ist Geld!"

Der Mann lief eilig nach der Kasse und war hocherfreut, als er mit dem Billet zurückkehrte, den kleinen Dienst mit einem ganzen Thaler belohnt zu sehen. Indessen hatte die Dame, ihren Schleier noch dichter vors Gesicht ziehend, sich an das andere Fenster gesetzt, während die junge Frau einstieg und der Mann ihr das Kind hinaufreichte. Er selbst schwang sich dann noch einmal nach, nahm die Frau etwas ungeschickt in die Arme und küßte drei-, viermal lebhaft ihren Mund.

„Aber Eduard!" flüsterte die Umarmte, „ich bitte dich — wenn du mich jetzt erdrückst, kann ich mir freilich die Badereise sparen!"

Er wollte etwas sagen, brachte aber nur unverständliche Laute hervor. Dann hob er das Knäbchen noch einmal auf, küßte es auf Stirn und Augen und sagte: „Sei brav, Rudeli! Mach der Mama Freude. Lebt — lebt wohl! Und vergiß nicht, gleich zu telegraphieren, sobald du angekommen bist!"

Das Signal zur Abfahrt ertönte draußen, der Mann mußte sich sputen, den Wagen zu verlassen, gleich darauf wurde die Thür zugeschlagen. Einen Augenblick noch tauchte das Bartgestrüpp im Fensterrahmen des Coupés auf, die ältere Dame draußen wehte mit dem Taschentuch, der Doktor schwenkte den Hut, dann setzte sich der Zug in Bewegung.

* * *

Auch die junge Frau hatte ihr Tüchlein zum Fenster hinauswehen lassen und den Knaben auf den Sitz gehoben, daß er dem Papa noch eine Kußhand zuwerfen sollte. Jetzt setzte sie ihn auf das Polster ihr gegenüber, nahm ihm das Strohhütchen ab und gab ihm den kleinen Hasen in die Hand, mit dem er sich sofort eifrig zu beschäftigen anfing. Sie selbst richtete sich in ihrer Ecke häuslich ein, holte ein kleines weiches Kissen aus der Reisetasche, das sie sich in den Rücken stopfte, und nahm nun auch ihr Federhütchen ab, um es oben im Netz unterzubringen. „Es ist zu heiß," sagte sie, halb zu der alten Dame gewendet. „Wenn nur niemand mehr bei uns einsteigt. Die drei Stunden könnten einem recht lästig werden, wenn alle Plätze besetzt würden."

„Ich hoffe, wir bleiben allein!" brachte die alte Dame hervor, mit einer zitternden Stimme, die jedoch der jüngeren nicht auffiel. Sie dachte, diese weißhaarige Frau, die sie nur erst flüchtig angesehen hatte, sei uralt und spreche schon mit einer Greisenstimme. Sie wünschte auch nicht gerade eine lebhaftere Konversation anzuknüpfen; jene ersten Worte waren ihr wie ein Selbstgespräch entschlüpft.

Nun machte sie sich daran, aus ihrer kleinen Handtasche allerlei auszukramen, ein Notizbüchelchen, in welches sie etwas einschrieb, einen kleinen Kamm, mit dem sie sich ein paarmal leicht über den dichten blonden Scheitel fuhr, ein Kristallfläschchen mit Eau de Cologne, mit dem sie ihr spitzenbesetztes Taschentuch benetzte. Sie überließ es dann dem Kleinen, der erst daran roch und dann sein Häschen damit abputzte. Worauf die Mutter einmal herzhaft gähnte, daß alle weißen Zähnchen in dem roten Munde schimmerten, dann sich in die Ecke zurücklegte und die leuchtenden blauen Augen schloß.

Doch, wie es schien, mehr, um sich auf etwas zu besinnen, als aus Müdigkeit. Denn nach fünf Minuten öffnete sie die Augen wieder — sie hatte so merkwürdig breite Lider — und fing an in einem französischen Roman zu lesen, den sie lose unter ihren Plaidriemen verwahrt gehabt hatte.

Alles, was sie that, schien der alten Dame sehr interessant zu sein, da diese, unter dem Schleier scheinbar vor sich hinblickend, kein Auge von ihr abwendete. Es war auch in dem Wesen und Betragen der jungen Frau etwas, das jeden anziehen mußte, ein seltsames Gemisch von der naiven Launenhaftigkeit eines jungen Mädchens, das eben erst in die Welt zu blicken wagt, und der sehr bewußten Selbstherrlichkeit einer verwöhnten jungen Frau, der von allen Seiten gehuldigt wird. Auch in der Art, wie sie mit dem Kinde umging, zeigte sich dieser Gegensatz, da sie es jetzt wie eine Puppe betrachtete, die ihr zum Spielzeug gegeben wäre, dann wieder plötzlich sich auf ihre Mutterpflichten besann und mit einer ernsten Gouvernantenmiene, die ihrem runden rosigen Gesicht höchst drollig stand, den kleinen Wicht zurechtwies, wenn er sich allzulebhaft bewegte.

So bemühte sie sich auch, der fremden Reisegefährtin gegenüber eine kühle, würdige Zurückhaltung zu behaupten, um sich durch ihr Entgegenkommen nichts zu vergeben. Doch war es ihr deutlich anzusehen, daß ihr mehr als einmal irgend eine Bemerkung, die sich auf das Land und die kleinen Orte, an denen sie vorbeisausten, bezog, auf den Lippen brannte und nur mühsam erstickt wurde.

Es fiel ihr ordentlich ein schnürendes Band vom Herzen, als sie die alte Dame plötzlich sagen hörte:

„Sie haben da ein sehr liebes Kind. Es scheint seinem Papa sehr schwer geworden zu sein, sich von ihm zu trennen."

„Gewiß," antwortete sie rasch. „Er vergöttert das Kind, und darum kann es nichts schaden, wenn er es eine Weile hergeben muß. Er verzieht es gar zu arg. Auch die alte Kinderfrau läßt ihm allen Willen. Es ist nicht leicht, ein so lebhaftes Kind richtig zu erziehen," fügte sie seufzend hinzu, mit einem Nicken des blonden Köpfchens, als ob dasselbe von den schwersten pädagogischen Sorgen erfüllt wäre.

Erst nach einem längeren Schweigen sagte die alte Dame: „Je liebenswürdiger das Kind ist, je leichter ist es zu erziehen, und zu viel Liebe hat nie Schaden gestiftet, wenn nur auch das kleine Herz weich genug geschaffen ist, um es dankbar zu empfinden. Ihr liebes Kind braucht Ihnen keine Sorge zu machen; man sieht ihm an, daß es von guter Art ist."

Die junge Mutter zuckte leicht die Achseln. „Ich selbst," sagte sie, „war ein gutartiges Kind, bin aber schlecht erzogen worden, zwischen heiß und kalt beständig hin und her geschüttelt; von meinem Vater, der mich nicht liebte, um jedes kleinste Vergehen rauh angefahren und oft sogar gezüchtigt, von meiner Kinderfrau, derselben, die jetzt mein Kind verhätschelt, ganz unvernünftig verwöhnt! Es ist ein Wunder, wenn ich nicht ganz mißraten bin. Aber um so mehr will ich mich nun bei meinem Rudi vorsehen, obwohl ich der alten Annette das Herz nicht brechen und sie wegschicken konnte. Nicht wahr, Rudeli, du wirst immer hübsch folgsam sein und der Mama keine Sorge machen?"

Der Kleine ließ sein Häschen aus den Händen und sah die Mutter mit großen fragenden Augen an. Er sah allerliebst aus in seinem Matrosenkittelchen von dunkelblauer Leinwand mit dem zurückgelegten Kragen, aus dem der kleine weiße Hals sich jetzt herausstreckte, während er die schlichten blonden Haare sich aus der Stirne strich.

„Mama muß Rudi aber auch ein Biskuit geben, wenn Rudi brav sein soll," sagte er, schon ganz mit der Miene seiner Mutter, wenn sie sich ihrer Macht über die Umgebung bewußt wurde.

„Thust du's nicht auch ohne Biskuit, bloß der Mama zuliebe?" fragte diese mit einem raschen Blick nach der alten Dame hinüber.

„Ja!" sagte das Kind, „aber du hast mir versprochen, Mama, wenn ich nicht weinte, weil Papa nicht mitreist, — und

Digitized by Google

Schmuggler auf dem Gardasee, vom Zollwachtschiff überrascht.
Nach einer Originalzeichnung von M. Zeno Diemer.

Tante Else hat dir ja auch die Tüte gegeben und gesagt, Rudi kriegt auch davon!"

Die Mutter lachte und nahm ihn auf den Schoß. „Schelm!" sagte sie. „Man muß sich hüten, dir was zu versprechen; du nimmst einen scharf beim Wort."

„Wollen Sie mir nicht erlauben, dem Kleinen etwas von meiner Reiseschokolade zu geben?" sagte die alte Dame und zog ein Schächtelchen aus ihrer Handtasche. „Er ist noch in dem Alter, wo man sein Herz rascher mit einem kleinen Naschwerk gewinnt, als mit den zärtlichsten guten Worten. Und mir liegt viel daran, ihn mir zum Freunde zu machen. Wir werden uns ja in R**, wo ich auch die Kur gebrauchen soll, oft begegnen."

Sie hatte jetzt den Schleier zurückgeschlagen und nickte dem Kinde freundlich zu, indem sie ihm eines der flachen länglichen Schokoladestückchen darbot, die man Katzenzungen nennt. Der Kleine sah überrascht zu ihr auf, dann zu der Mutter, ob er das Angebotene annehmen dürfe, und erst als diese lächelnd nickte, griff er zierlich mit der kleinen Hand danach, doch ohne das Naschwerk gleich zum Munde zu führen.

„Danke!" sagte er. Er betrachtete ernsthaft die kleinen goldschimmernden Flecken in der braunen Schokolade, dann sah er wieder die Geberin an und sagte: „Was hast du für blankes Haar? Und warum weinst du jetzt auf einmal? Rudi ist ja nicht unartig gewesen."

In der That liefen der Fremden die schweren Tropfen verstohlen über die Wangen. Sie suchte vergebens ihrer Bewegung Herr zu werden. Als aber das Kind vom Schoße der Mutter herabglitt, zu der Fremden hintrat und mitleidig mit seinem winzigen Schnupftüchelchen ihr die Thränen abtrocknen wollte, brach ein unaufhaltsamer Thränenstrom aus den alten Augen, und sich zu dem Kinde hinabbeugend, suchte sie ihr nasses Gesicht in dem dichten Haar zu verbergen.

In höchster Verwunderung hatte die junge Frau dies mit angesehen, und auch der Kleine war so bestürzt, daß er schon das Mündchen verzog und im Begriff stand, gleichfalls in Weinen auszubrechen, als die Fremde sich faßte und aufrichtete.

„Entschuldigen Sie diesen Ausbruch eines Schmerzes, der Ihnen rätselhaft sein muß," sagte sie, ihre Augen trocknend. „Aber die Lösung des Rätsels ist einfach: ich hatte ein Kind ungefähr in gleichem Alter wie Ihr lieber Knabe, ein Mädchen, auch so blond und blauäugig, das habe ich — hingeben müssen, ein Verlust, den ich nie verschmerzen konnte, so viel Jahre auch darüber hingegangen sind, und so viele —"

Sie vollendete den Satz nicht. Die Thränen wollten wieder vorbrechen. Sie drängte sie aber tapfer zurück. „Verzeihen Sie," sagte sie dann nochmals — „ich werde Sie nicht mehr mit meiner trüben Stimmung belästigen."

„O," sagte die junge Frau mit einem gutherzigen Blick ihrer Kinderaugen, „thun Sie sich keinen Zwang an. Warum wollen Sie sich nicht das Herz erleichtern? Ich bin ja auch Mutter und verstehe darum, was es für ein ewiger Kummer sein muß, seinen Liebling verloren zu haben."

Sie strich dem Knaben, der zwischen den beiden Frauen auf den Sitz geklettert war und zierlich mit den weißen kleinen Zähnen die Schokolade zerbiß, liebkosend über das Haar. „Wenn ich mir vorstelle," fuhr sie fort — „aber nein, daran darf ich gar nicht denken! Uebrigens — Sie sehen es mir vielleicht nicht an — ich scheine Ihnen gewiß ein recht leichtherziges Glückskind, aber glauben Sie nur, auch ich habe schon viel Schweres erlebt. Nächst dem, was Sie getitten haben, ist doch wohl das Härteste, was mir auferlegt wurde: die Mutter zu verlieren, und nicht durch den Tod, sondern — durch das Leben."

Die ältere Dame zuckte leicht zusammen und erwiderte nichts. Wie absichtslos hatte ihre rechte Hand — die Linke hielt das kleine Händchen des Kindes umschlossen — den Schleier halb wieder herabgezogen. Ihre Thränen aber waren versiegt.

Erst nach einer Weile sagte sie mit stockender Stimme: „Sie waren noch sehr jung, als Sie die Mutter verloren? Erinnern Sie sich ihrer noch?"

„Nur ganz schattenhaft. Ich hatte sie über alles lieb, mehr als den Papa und die Annette und all meine Puppen. Sie war auch sehr gut zu mir, und doch hat sie mir das anthun und mich verlassen können!"

Zwischen den sonst so heiteren Augen erschien ein Fältchen auf ihrer glatten Stirn, und der weiche Mund erhielt einen herben Zug.

„Ja, denken Sie," fuhr sie lebhaft fort, „sie hat mich verlassen und den Papa, um einen andern Mann zu heiraten! Ich war erst sechs Jahr, aber ich begriff doch, wie abscheulich das war, und nie, nie hab' ich es ihr verzeihen können. Vielleicht hatte sie nicht gedacht, daß es den Papa so furchtbar schmerzen würde, daß sie ihm sein ganzes Leben zerstörte. Aber ich sah es gleich mit meinem Kinderverstand, und seitdem war es auch mit meinem jungen Frohsinn vorbei. Es ist wahr, der Papa — er war Offizier, Sie wissen, beim Militär ist man an scharfe Manieren gewöhnt — auch gegen die Mama war er nicht immer sanft, obwohl er sie so leidenschaftlich liebte, daß er ihren Treubruch nie verwinden konnte — aber wenn er sie auch manchmal rauh anfuhr — ich sah, wie sie dann blaß wurde und schweigend aus dem Zimmer ging — in welcher Ehe geht es ganz ohne Sturm ab? Nein" — verbesserte sie sich lächelnd — „die meinige macht eine Ausnahme — mein Bär, wie ich ihn bloß seines rauhen Bartes wegen nenne, brummt kaum einmal, wenn ich etwas Ungeschicktes oder Kindisches thue; aber wenn er sich auch einmal einfallen ließe, das Rauhe herauszukehren — ich ließe mir natürlich nichts gefallen, er kriegte es zu hören, daß ich keine Lust hätte, seine Sklavin zu sein; nur fortlaufen, zu einem andern Manne hin, ihm einen Scheidebrief schreiben und sogar auf mein Kind verzichten — — o!"

Sie wandte sich mit einer Gebärde der Empörung ab und sah zum Fenster hinaus. Es wurde still in dem heißen Coupé. Der Knabe war friedlich eingeschlafen, den Kopf gegen die Schulter der alten Dame gedrückt, die immer noch seine Hand hielt.

Nach einer langen Pause, in der nur das stoßweise Geräusch des rollenden Zuges zu den offenen Fenstern hereindrang, fing die junge Frau wieder an, mit so nachdrücklichem Ernst, wie man es dem rosigen jungen Gesicht nicht zugetraut hätte: „Sie werden nun begreifen, gnädige Frau, daß ich guten Grund hatte zu sagen, auch ich hätte Bitteres erlebt, ja vielleicht das Bitterste, was es geben kann. Jemand, den man lieb hat, durch den Tod zu verlieren, darauf muß man immer gefaßt sein. Aber einen teuren Menschen, ja den teuersten, die eigene Mutter sich vom Herzen reißen zu müssen, weil man sie nicht mehr achten kann, das ist härter als alles! Soll einem Kinde nicht das Bild seiner Mutter lebenslang vorschweben als der Inbegriff alles Guten und Edeln? Und wenn man an ihr irre geworden ist, woran soll man noch glauben, zu welchem Vorbild aufblicken? Damals fühlte ich's noch nicht einmal gleich, wie sehr ich verwaist war. Der Papa freilich konnte mir die verlorene Mutterliebe nicht ersetzen. Er wurde vielmehr so verdüstert und durch sein Unglück verbittert, daß er seinen Gram mich Unschuldige entgelten ließ. Ich sah später auch ein, daß ihm meine Gegenwart den Schmerz nur verschärfte! Ich soll der Mutter sehr ähnlich sein. Darüber hatte ich selbst allerdings kein Urteil, denn der Papa vernichtete alle Photographien, und selbst ein großes Oelbild der Frau, die ihm das Herz gebrochen hatte, hat er verbrannt. Sie selbst war ihrem zweiten Manne, einem Arzt, gefolgt in dessen Heimat, eine Stadt an der Ostsee, und sie ist nie wieder in unsere Gegend gekommen. Ich weiß zwar, daß sie ein paarmal an den Papa geschrieben und ihn angefleht hat, nur alle Jahre einmal mich sehen zu lassen. Sie hat nie eine Antwort darauf bekommen. Auch hätte ich ein solches Wiedersehen nicht gewünscht. Was hätt' ich ihr sagen sollen? Daß ich ihr vergeben und sie trotz alledem noch ein bißchen lieb hätte? Das wäre eine Unwahrheit gewesen. Nein, ich habe sie für immer aus meinem Herzen verloren, und als mein armer Papa mir auf dem Sterbebette das Versprechen abnahm, die Mutter nie wiederzusehen, auch wenn er nicht mehr zwischen uns stände, hat es mich gar keine Ueberwindung gekostet, ihm das zu geloben. Ich war damals schon neunzehn Jahre, und in vierzehn Tagen sollte ich Hochzeit halten. Das wurde nun ein paar Monate hinausgeschoben. Die Mama schrieb an mich — sie scheint von allem, was bei uns vorging, beständig unterrichtet gewesen zu sein —; sie bat mich um die Erlaubnis, nicht etwa zur Hochzeit kommen zu dürfen, dieses Glück fürchte sie verscherzt zu haben, nur vorher mich ein einziges Mal zu sehen und mir

Digitized by Google

zu sagen, wie sie mich segne für mein neues Leben. Es war ein sehr schöner und lieber Brief, der mich zu Thränen rührte, ich konnte es nicht übers Herz bringen, ihn unbeantwortet zu lassen, aber ich hatte dem Papa mein Versprechen gegeben, das schrieb ich ihr und bat sie, mir das Halten meines Wortes nicht zu erschweren!

Seitdem denke ich nicht mehr mit so feindseligem Gefühl an die arme Frau, die ihr Vergehen ja auch gebüßt hat. Aber sehen — nein, das möchte ich sie nicht! Ich bin ordentlich froh, daß mein Mann nach unserm jetzigen Wohnort übergesiedelt ist, viel weiter von ihr entfernt als in Berlin, so daß auch ein Zufall uns nicht leicht zusammenführen kann. Sie begreifen: der Frau, der man das Leben verdankt, wie einer Wildfremden, so schlimmer, wie einer, die an unserm Lebenskummer schuld ist, gegenüberzustehen, mit ein paar gleichgültigen Worten sich von ihr abzuwenden, da sonst ein Kind sich an die Brust seiner Mutter anklammert, wie an die sicherste Zuflucht — das muß entsetzlich sein! Es überläuft mich kalt, wenn ich nur daran denke!"

Sie schauerte in sich zusammen und drückte sich fester in die Polsterecke.

Wieder verging eine geraume Zeit, ohne daß ein Wort zwischen den beiden Frauen gesprochen wurde. Der Kleine schlief ruhig fort, auch während der Zug an den nächsten Stationen hielt und mehrmals die schrille Dampfpfeife ertönte. Erst als sie wieder in rascher, gleichmäßiger Fahrt waren, sagte die alte Dame: „Wie tief ich Sie beklage wegen dessen, was Sie so lang gelitten haben — erlassen Sie mir's, das auszusprechen. Aber das liegt nun hinter Ihnen. Ihr jetziges Leben scheint, nach allem zu schließen, so glücklich zu sein, wie die zärtlichste Mutter es Ihnen nur wünschen könnte. Ein so trefflicher, liebevoller Mann, der Sie auf Händen trägt, ein so liebenswürdiges, holdes Kind —"

„Gewiß," sagte die junge Frau, „ich wäre undankbar, wenn ich klagen wollte! Mein Mann ist die Güte selbst; daß er ein bißchen schwach ist gegen mich" — und zum erstenmal lächelte sie wieder in ihrer leichtherzigen Weise — „darf ich ihm ja nicht als Fehler anrechnen. Und sonst — er ist der gesuchteste Advokat in der ganzen Stadt und Provinz und soll ein schneidiger Redner sein, wenn er auch mir gegenüber nicht immer das letzte Wort behält. Ich habe ihn geheiratet, ohne eigentlich in ihn verliebt zu sein, weil er so rasend unglücklich war, als ich ihm erst einen Korb gab. Jetzt, zumal da ich das liebe Kind habe, bin ich mit meinem Lose ganz zufrieden. Manchmal freilich, wenn der Mann erst ganz spät aus seinem Schreibzimmer kommt und Rudeli lange schon zu Bett ist, kommen mir so Gedanken, daß ich doch viel versäumt habe, vielleicht das Beste vom Leben, so eine rechte Jugend voll Lust und Lachen und Uebermut, ein bißchen Verliebtheit, flotte Tänzer und schwärmerische Freundinnen, kurz, was so zur richtigen Mädchenjugend gehört! Haben Sie mal die Geschichte von den eingefrorenen Postharmklängen gelesen, die dann wieder auftauten? So etwas Eingefrorenes steckt in mir, das möchte gern hinaus, und bei einer würdigen Advokatenfrau und Mutter eines hoffnungsvollen Söhnchens hat es weder eine Gelegenheit dazu, auch würde sich's schicken. Darein muß ich mich nun finden, obwohl es schade um mich ist! Ich wäre ganz dazu angelegt gewesen, ein recht ungebundenes Leben in großem Stil zu führen, versteht sich ganz ehrbar und anständig! Noch immer, wenn ich in einem Roman das Wort Leidenschaft' lese, geht mir ein Stich durchs Herz, und ich werde für eine halbe Stunde melancholisch, bis dann mein Junge hereingesprungen kommt und ich ihn nach Herzenslust abküssen kann."

* * *

Sie sah wieder mit ernsthaft gefalteter Stirn, was ihr immer einen drollig tiefsinnigen Ausdruck gab, zum Fenster hinaus, wandte sich aber plötzlich um und sagte lächelnd und leicht errötend: „Was werden Sie von mir denken, gnädige Frau! Wir fahren erst eine kleine Stunde zusammen, sind einander nicht einmal vorgestellt, und ich habe Ihnen schon meine ganze Lebensgeschichte erzählt. Wenn ich eine berühmte Frau wäre, könnten Sie danach einen Artikel für das Konversationslexikon verfassen. Und doch bin ich von Natur gar nicht so mitteilsam, am wenigsten krame ich gern meine intimsten Gefühle und Ansichten aus; und es ist auch nicht darum, weil man sich oft unterwegs einer zufälligen Bekanntschaft gegenüber leichter aufschließt, da man weiß, man wird sich schwerlich je wieder begegnen. Aber es ist etwas in Ihrem Wesen, was mich sogleich angezogen und mein Vertrauen erweckt hat. Und so bereue ich kein Wort, das mir über die Lippen gesprungen ist. Nur wär' es hübsch von Ihnen, wenn Sie nun auch mich etwas von Ihrem Leben erfahren ließen. Zunächst — mit wem ich die Ehre habe. Mein Name ist Justine Lindblatt."

„Und der meine," erwiderte die alte Dame mit etwas stockender Stimme — „wenn Ihnen daran liegt, ihn zu erfahren — Marie Herbst. Ich bin Witwe — schon seit drei Jahren — mein Mann war — Naturforscher. Sein Tod, nachdem ich ihn Jahr und Tag in schwerer Krankheit gepflegt habe, hat mich so tief erschüttert, daß ich seitdem meine frühere Gesundheit nicht wieder erlangt habe. Ich lebe ganz einsam, nur ein paar nahe Freunde sprechen ab und zu bei mir vor. Wenn ich aber einmal die Augen schließe, werde ich keine Lücke zurücklassen. Es giebt Schicksale, die einen Menschen, schon ehe er mit dem Leben fertig ist, aus den Reihen der Lebendigen ausscheiden, wie wenn er in einem Kerker säße."

Die junge Frau sah sie mit inniger Teilnahme an.

„Sie können ja noch nicht so alt sein, daß Sie ein für allemal mit Wünschen und Hoffnungen abgeschlossen haben müßten. Die Farbe Ihres Haares ist kein Beweis. Ich sehe es an Ihren Bewegungen mehr als an Ihren Zügen, daß Sie vom Greisenalter noch weit entfernt sind! Und das Bad, wohin wir reisen, soll ja ein wahrer Jungbrunnen sein. Sie werden es hoffentlich auch an sich erfahren!"

Die Andere warf einen liebevollen Blick auf das schlafende Kindergesicht.

„Ich war eigentlich nicht entschlossen, eine solche Kur zu brauchen," sagte sie, „nur einer Herzstärkung war ich bedürftig, die ich fern von Hause suchen mußte! Aber Sie haben Recht, ich will sehen, ob ich nicht auch mein Blut ein wenig stählen kann, und da mich zu Hause niemand vermißt, kann ich mich von dem freundlichen Zufall leiten lassen, der mich mit Ihnen und dem lieben Kinde zusammengeführt hat."

Der Knabe wachte bei diesen Worten auf und glitt von seinem Sitz herunter, stellte sich an der Seite, wo die alte Dame saß, ans Fenster und betrachtete aufmerksam die Gegend, an der sie vorüberfuhren, mit lebhaften Ausrufen über Pferde, Kühe und Schafe auf den Feldern draußen und Fragen nach diesem und jenem, was ihm unbekannt war. Frau Marie Herbst hatte den Arm um sein Hälschen gelegt und plauderte leise mit ihm, den Mund dicht an seiner zarten Schläfe. Die Mutter in der anderen Ecke legte sich bequem zurück, die Füßchen auf den Sitz gegenüber gestreckt. So fielen ihr endlich die Augen zu, und sie verschlief die ganze nächste Strecke bis zu dem Ort ihrer Bestimmung.

* * *

„Wo werden Sie absteigen?" fragte die junge Frau, als der Zug hielt und der Schaffner die Coupéthüre aufriß. „Wenn Sie kein bestimmtes Hotel im Auge haben, kommen Sie doch mit mir ins Kurhaus! Mein Mann hat dort ein Zimmer für uns bestellt, er ist immer so vorsorglich, und ich denke, auch Sie werden dort gut aufgehoben sein. Wir werden nicht an der Table d'hote essen, es ist nicht zweckmäßig für das Kind, vielleicht thun Sie sich mit uns zusammen, da Sie auch das Menschengewühl nicht lieben."

„Sie sind so gut zu mir," erwiderte die alte Dame, und wieder schimmerte es feucht in ihren Augen. „Vielleicht aber wird es Ihnen auf die Länge doch unbequem, eine so alte Frau in Ihrer beständigen Gesellschaft zu haben."

„Was singst du, Rudeli?" wandte sich Frau Justine an ihren Knaben, während sie ihn aus dem Wagen hob. „Soll die gute Tante Marie nicht bei uns bleiben?"

Der Kleine strebte zu der Alten empor und faßte sie um den Hals. „Bei uns bleiben!" rief er. „Tante Marie mitfahren! Rudi schöne Geschichten erzählen!"

„Sie sehen, er giebt Sie nicht wieder frei," sagte die Mutter lächelnd. „Ich fürchte nur, Sie werden ihn auch

verziehen, wie der Papa. Aber dafür iſt ja immer noch die ſtrenge Mutter da."

Sie gingen dem Ausgang zu, das Kind zwiſchen ihnen, jede der Frauen an einer Hand faſſend. Als ſie in den Omnibus des Kurhauſes ſtiegen, fragte Frau Juſtine: „Wollen Sie nicht auch Ihren Gepäckſchein dem Kofferträger geben?"

Die Andere errötete unter dem Schleier. „Ich habe vorläufig nur das Handköfferchen. Da ich noch ungewiß war, wa meines Bleibens ſein würde, ließ ich das größere Gepäck zu Hauſe, um es mir dann nachſchicken zu laſſen. Auch trage ich ja nur Schwarz und komme für die nächſten Tage aus mit dem, was ich bei mir habe."

So fuhren ſie durch die ſchöne hochwipflige Allee, die vom Bahnhof nach dem Badeörtchen führte. Es war kein berühmtes Weltbad; erſt vor einem Jahrzehnt hatte man die Stahlquelle neu analyſiert, und Chemiker und Aerzte hatten ihr ein ſo gutes Zeugnis ausgeſtellt, daß die Kurvorſteher mit fieberhaftem Eifer darangegangen waren, die beſcheidene Heilſtätte blutarmer Pfarrerstöchter, nervöſer Beamtenfrauen und rekonvalescenter Schullehrer in Aufnahme zu bringen. Eine neue Trinkhalle und Wandelbahn war gebaut, das Badehaus gründlich aufgefriſcht worden, auf den Hügeln, die den Ort nach zwei Seiten einfaßten, hatte man Bänke und kleine Pavillons aus Baumrinde angebracht, vor allem war man, mit ſchweren Opfern der Gemeinde, zu denen auch die Regierung beigeſteuert hatte, auf den Bau eines großen eleganten Kurhauſes bedacht geweſen, deſſen innere Einrichtung, wie die Plakate in den Wartesſalen der Eiſenbahn und die Anzeigen in den Zeitungen beſagten, „allen Anforderungen der Neuzeit entſprach". Das Haus war erſt vor drei Jahren fertig geworden und die Fuhrung der Wirtſchaft an einen Schweizer in Pacht gegeben, der ſchon in Belgien und Paris Hotels großen Stils geleitet hatte.

Raſch waren nun auch im nächſten Umkreiſe hübſche kleine Villen aus dem Boden geſchoſſen, in denen Kurgäſte, die abſeits vom Gewühl zu wohnen wünſchten, ein behagliches Unterkommen fanden und in den Lauben und Schattengängen kleiner Gärten von den Strapazen ihrer Badepflichten ausruhen konnten.

Der Knabe war auf den Sitz des Omnibus geklettert und beſchaute ſich knieend durch das offene Fenſter dieſe fremde Welt. Er ſprach kein Wort, überhörte auch eine Frage, die ſeine Mutter an ihn richtete. Der Papa hatte ihm geſagt, er müſſe ihm erzählen, was er unterwegs geſehen habe. Da ſah er nun mit großen Augen naher, wie in einem merkwürdigen Traum. Nur als ein paar geputzte Kinder in einem Wägelchen vorbeifuhren, vor das ein kleiner ſchwarzer Eſel geſpannt war, ſtupfte er die Mutter mit einem lauten Freudenruf am Arm und verlangte zu dem kleinen Fuhrwerk hinaus, ſo daß es ſchwer hielt, ihn wieder zu beruhigen.

„Es iſt ſeine erſte Reiſe," ſagte Frau Juſtine lächelnd, indem ſie ihn auf ihren Schoß zog. „Dafür benimmt er ſich, denk' ich, artig genug."

„Ich hoffe," erwiderte die Andere, „wir können die Bekanntſchaft dieſer Kinder machen, und ſie werden Rudichen erlauben, auch einmal in dem Eſelwägelchen zu fahren."

„O Tante Marie, du biſt gut!" rief der Kleine und ſtrebte zu ihr empor, ſie zu umarmen. In dieſem Augenblick hielt der Wagen vor dem Portal des Kurhauſes, der Wirt ſtand unten an der Schwelle und empfing die junge Frau mit großer Ehrerbietung, wie eine fürſtliche Perſon — eine Huldigung, die mehr ihrer Schönheit galt als ihrem Range als Gattin eines ſimplen Rechtsanwalts — und ließ es ſich nicht nehmen, den Knaben auf ſeinen höchſteigenen Armen ins Haus zu tragen.

Zu ſeinem größten Bedauern ſei es ihm unmöglich geweſen, ein Zimmer im erſten Stock, wie es der Herr Gemahl für ſie gewünſcht, ihr zur Verfügung zu ſtellen, ja nicht einmal im zweiten, da in beiden Stockwerken nicht die kleinſte Kammer mehr frei ſei. Da ſie aber den Lift benutzen könne, werde ſie wohl nichts dagegen haben, vorläufig, bis unten etwas frei werde — wohl ſchon in den nächſten Tagen — das ſchönſte und behaglichſte Zimmer im dritten Stock zu beziehen, mit Morgenſonne und Ausſicht auf den Kurplatz! Im übrigen werde er thun, was in ſeinen Kräften ſtehe — und damit nötigte er die Frauen in das Glashäuschen des Aufzugs hinein, geſellte ſich ſelbſt zu ihnen, den Knaben, der wenig davon erbaut war, immer auf dem Arm, und ſo fuhren ſie durch den dunklen Schacht in die Höhe.

Der Wirt hatte nicht zu viel geſagt. Es war wirklich ein großer, heller Raum, der ſie oben empfing, die beiden Fenſter mit lichtfarbigen reichen Vorhängen verſehen, ein Vorhang von gleicher Farbe ſchloß den geräumigen Alkoven, in dem das Bett der jungen Frau ſtand, davor eine kleine Gitterbettſtatt für den Knaben. Auch traf es ſich gut, daß ein kleineres, einfenſtriges Zimmer dicht nebenan frei war, das nun die alte Dame bewohnen konnte.

Die jüngere war ans Fenſter getreten, hatte einen munteren Blick hinausgeworfen und wandte ſich jetzt zu dem Wirt um: „Ich denke, wir bleiben hier, auch wenn ſpäter unten etwas frei wird. Die Luft hier oben iſt reiner, und die Kurmuſik hat man nicht in ſo aufdringlicher Nähe. Nicht wahr, Frau Marie?"

Die Aeltere nickte. „Meine nahe Nachbarſchaft ſoll Sie nicht beläſtigen. Ich werde immer warten, bis es Ihnen genehm iſt, an meine Thür zu klopfen."

Damit ſtrich ſie dem Knaben über die Stirn und ging in ihr Zimmer.

Sobald ſie ſich allein ſah, ſank ſie auf das Sofa nieder und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen. Nicht um Thränen zurückzudrängen; die waren verſiegt. Aber der Sturm von Gefühlen, den ſie während der Stunden der Fahrt in ihrer Bruſt hatte bändigen müſſen, konnte nun freies Spiel haben. „Gott, Gott! Iſt es möglich?" kam ihr halb unbewußt von den Lippen. Sie hörte nicht, daß die Thür ſich öffnete und der Hausknecht ihren Handkoffer hereinſtellte. Erſt als das Mädchen kam und fragte, ob die gnädige Frau warmes Waſſer wünſche, ſammelte ſie ihre durcheinander taumelnden Gedanken ſo weit, um eine Antwort geben zu können. Sie ſtand dann auf und tauchte ihr heißes Geſicht in das friſche Waſſer, ordnete ihren Anzug und ſteckte die ſilberweiße Flechte, die ſich gelöſt hatte, wieder feſt. Dann ſaß ſie auf dem Stuhl am Fenſter und ſah in den ſonnigen Nachmittag hinaus, zu der langen, auf zierlichen Pfeilern ruhenden Wandelbahn hinüber, an deren Ende ſich der ſchmucke Bau der Trinkhalle erhob. Zwiſchen dieſen Gebäuden und dem Kurhaus lieſen zwei Reihen noch ſehr junger Kugelakazien hin, an deren ſchlanken Stämmchen elegante Bänke ſtanden. Zu dieſer Stunde ſaß hier kaum ein oder der andere einſame Menſch, der noch ein nachträgliches Glas Stahlwaſſer trank. Im Muſikpavillon, der gerade die Mitte der Allee einnahm, waren die Notenpulte zuſammengerückt, Spitzen umflogen das Kuppeldach, und unten ſpazierten weiße Tauben, die verſprengten Weißbrotkrumen aufleſend, mit denen die Kurgäſte nach ihrem Frühſtück ſie zu füttern pflegten.

Ein kleiner Finger klopfte an die Thür zwiſchen den beiden Zimmern, das Kindergeſicht erſchien an der Schwelle — „ob Tante Marie kommen und mit der Mama und Rudi Thee trinken wolle."

Er ſprang dann, als die Tante nickte, herein und zog ſie zu der Mutter hinüber. Frau Juſtine hatte ihr Reiſekleid mit einem eleganten Koſtüm vertauſcht, ſie erſchien darin noch reizender als vorher, ihre blaſſen Wangen waren durch die Aufregung des Ausruckens ein wenig gerötet.

Auf dem Tiſch vorm Sofa ſtand der Thee, zu dem ſie ihre Reiſegefährtin aufs liebenswürdigſte nötigte. Sie hatte den Schreibtiſch und die Kommode bereits mit allerlei kleinen Siebenſachen ausgeſtattet, eine Photographie ihres Mannes neben das Schreibzeug geſtellt, einen Blumenſtrauß, den ihr der Doktor mitgegeben, in einer Vaſe daneben, allerlei Spielzeug des Knaben auf einem Schemelchen im Winkel ausgebreitet; das vorher kahle, gemütloſe Zimmer ſah wohnlich und heimelig aus. Nun mußte die alte Dame auf dem Sofa Platz nehmen, und ſie ſelbſt ſetzte ſich auf einen Lehnſtuhl an ihre Seite, während Rudi am Tiſche ſtehend — „anders thut er's nicht, wenn er frühſtückt oder nefiert!" — ein großes Glas Milch mit beiden Händen zum Munde führte und nicht eher losließ, als bis er es ganz geleert hatte, tief aufatmend, wie wenn er etwas Schweres glücklich vollbracht hätte.

* * *

Copyright 1899 by Franz Hanfstaengl in München.

Lesestündchen.

Nach dem Gemälde von Max Ring.

Sie wolle, da es noch so früh am Tage sei, gleich jetzt, nachdem sie an ihren Mann telegraphiert, den Arzt aufsuchen, um morgen früh ihre Kur sofort nach Vorschrift beginnen zu können, sagte Frau Justine. Ob Frau Marie sie etwa begleiten und den Doktor ebenfalls konsultieren möchte.

„Ich denke mich ganz ohne Arzt zu behelfen," erwiderte die alte Dame. „Doch wenn Sie mir Rudi inzwischen anvertrauen wollen —"

„Ich danke Ihnen, aber ich will ihn mitnehmen und von dem Doktor hören, ob er auch für ihn ein bißchen Baden oder Trinken zweckmäßig findet. Er hat mir im Winter zuweilen Sorge gemacht, er erkältet sich so leicht!"

So gingen die beiden und ließen die Reisegefährtin allein. Sie kehrten aber bald zurück. Der Doktor sei ein freundlicher Herr, der nur der Mutter eine leichte Kur verordnet, den Knaben mit der Stirn geküßt und, nachdem er ihn untersucht, seiner Mama Glück gewünscht habe, ein so normal gebildetes Kind zur Welt gebracht zu haben. Dem sei kein Stahlwasser nötig, nur viel frische Luft und abends, wie er es ja schon gewohnt sei, ein rasches Bad in einfachem Quellwasser!

„Wenn es Ihnen nun recht ist, Frau Marie," sagte die Jüngere, „nehmen wir einen Wagen und kutschieren ein Stündchen in der nächsten Umgegend herum; ich liebe es, mich an einem fremden Orte gleich zu orientieren, und zum Gehen fühle ich mich zu angegriffen, zumal sich die Luft noch immer nicht verkühlen will."

Das wurde denn sogleich ausgeführt, und ein leichtes Einspännerwägelchen trug die kleine Gesellschaft erst kreuz und quer durch die Straßen des Ortes selbst, dann ins Freie und Grüne hinaus und auf schattigen Waldwegen eine Strecke weit hügelaufwärts, wo sich die schönsten Blicke in die benachbarten Thäler, zu kleinen Gehöften und einsamen Wassermühlen aufthaten. Rudi, der neben dem Kutscher auf dem Bock sitzen und die Peitsche halten durfte, war überaus glücklich, doch nach seiner Art ohne laute Freudentöne. Die beiden Frauen im Wagen wechselten nur hin und wieder ein Wort. Ueber beiden lag eine dunkle Traumstimmung

Als die Dämmerung hereinbrach, hielt der Kutscher vor einem Wirtshaus im Walde und fragte, ob die Herrschaften vielleicht hier aussteigen möchten. Der „Rote Hirsch" sei wegen seiner Küche berühmt, und viele Kurgäste wanderten so weit heraus, um hier zu Nacht zu speisen.

Da es schon gegen Sieben war, die Stunde, wo der Kleine sonst seine Milch trank, schlug Frau Justine vor, hier zu rasten und ihren Tag mit einem ländlichen Mahl zu beschließen. Sie fanden den Baumgarten am Hause von Gästen erfüllt, die an kleinen Tischen saßen und die neu Ankommenden scharf musterten. So ließen sie sich in der entferntesten Ecke nieder, wo noch ein Platz frei war, bestellten ein einfaches Essen und für den Knaben eine Schüssel saure Milch, über die er sich mit großer Begierde hermachte. Aber so hungrig und durstig er war, tauchte er sein Löffelchen doch sehr manierlich in die Schüssel und legte es zuweilen spät, um mit seinen großen Augen die Leuchtkäfer zu verfolgen, die in Büschen und dem hohen Rasen aufblitzten.

Dann bei der Heimfahrt, zwischen den beiden Frauen sitzend, fiel er bald in Schlaf. Tante Marie hatte ihren Arm weich um sein zartes Körperchen gelegt, und wie der Wagen auf der holprigen Waldstraße sie schüttelte, fühlte sie das warme Blut des Kindes an ihrem alten Herzen. Auch Frau Justine war eingenickt. Der Reisetag hatte sie müde gemacht. So saß die alte Frau allein wach unter dem klaren, weißblauen Nachthimmel, an dem eine glänzende Sternensaat aufblühte, und horchte auf ihr Herz, das lauter und wonniger schlug als die Nachtigall in dem Waldesdickicht an ihrer Seite.

Dieses laute und aufgeregte Herz ließ sich auch lange noch nicht zur Ruhe bringen. Es war weit über Mitternacht, als sie Schlaf fand. Dafür erwachte sie desto später und kam erst, als die Kurmusik unten ein neues lärmendes Stück anfing, zur vollen Besinnung, wo sie war und was sie an diesen Ort geführt hatte.

Sie stand dann hastig auf und machte ihre Morgentoilette so geschwind wie möglich, um sich sogleich nach ihren Reisegefährten umzusehen, als müsse sie sich erst wieder mit eigenen Augen überzeugen, daß sie wirklich Thür an Thür mit dieser Mutter und diesem Kinde wohne. Als es auf ihr Klopfen drüben still blieb, erschrak sie sogar ein wenig. Dann aber, da sie einen Blick in das Zimmer der Frau Justine warf und Rudis Spielzeugwinkel sah, beruhigte sie sich, zog sich an ihr Fenster zurück und sah auf die Allee und zu der Wandelbahn hinunter, die jetzt von einer bunten auf und ab wogenden Menge erfüllt waren.

Vergebens bemühte sie sich, unter dem Gewimmel die beiden teuren Gesichter zu erkennen, und erwog eben, ob sie sich nicht aufmachen sollte, sie unten zu suchen, als sie die Thüre nebenan gehen und Mutter und Kind zurückkehren hörte. Gleich darauf trat Frau Justine bei ihr ein.

Das liebliche runde Gesicht war von dem raschen Gange leicht gerötet, doch auch ein Zug von Unmut und Verdruß ließ sich an den gewannten Brauen erkennen.

„Ich hätte klüger sein sollen," rief sie, indem sie ihr Hütchen vom Kopfe riß, „und Ihre freundliches Anerbieten gestern abend annehmen, Rudeli zu bewachen, bis er ausgeschlafen hätte und ich von meinem Brunnengang zurückgekehrt wäre! Ich wollte Ihnen keine Unbequemlichkeit zumuten, zumal ich sah, daß Sie so sanft schliefen. Da weckte ich das Kind ganz gegen meine Gewohnheit, während ich es sonst sich satt schlafen lasse. Und nun war es noch halb müde und unwirsch beim Ankleiden, und ich mußte es draußen mühsam an der Hand nachziehen, während ich meine zwei Becher trank. Dazu die lärmende Musik, die mir auf die Nerven fiel, und dann — das Angaffen von allen Seiten! Ich weiß ja, daß man mich hübsch findet, es wäre kindisch, das verleugnen zu wollen, und ebenso einfältig, sich was darauf einzubilden, wie eine eitle Gans. In unserer Stadt haben sich auch die Menschen daran gewöhnt, und es macht mich nicht mehr verlegen. Aber hier, das Spießrutenlaufen unter lauter fremden Leuten — und ich hatte nicht einmal einen Schleier — nein, schon am frühen Morgen das durchzumachen, ist kurzweilig! Ich weiß auch, was ich thue. Von morgen an bin ich die Erste am Brunnen, stürze meine Becher so rasch hinunter wie möglich und flüchte mich dann in die stillen Anlagen um die Badehäuser am Fluß. Dahin verirrt sich so selten keine Menschenseele. Rudeli aber lass' ich schlafen, bis ich zurückkomme, und wenn Sie mir erlauben, daß die Thür zwischen uns angelehnt bleibt, und ein bißchen hineinhorchen wollen . . ."

Der Kleine kam jetzt herein, mit drei Wiesenblümchen, die er für die gute Tante gepflückt hatte. Er sah allerdings ein wenig müde und zerstreut aus, aber die nachträgliche kalte Abwaschung in einer kleinen Wanne machte ihn bald wieder munter. Sie frühstückten dann zusammen. Als Frau Justine eine Stunde später zu ihrem ersten Bade ging, blieb Rudi bei Frau Marie zurück, die sich zu ihm setzte und ein Bilderbuch mit ihm studierte. Er war sehr glücklich und zärtlich aufgelegt.

„Weißt du, Tante Marie," sagte er, „du kannst es noch besser als Annette, und erzählst viel hübschere Geschichten, aber am besten kann es der Papa. Wird er heute nicht zu uns kommen?"

Er kam freilich nicht, aber ein Brief von ihm, den seine kleine Frau, als sie aus dem Bade zurückkehrte, mit einem leisen Achselzucken in Empfang nahm. „Können Sie sich das vorstellen, Frau Marie," sagte sie, „daß er gleich, nachdem wir gestern abgefahren waren, sich hingesetzt hat, um zu schreiben, einen förmlichen Liebesbrief — unter so alten Eheleuten! — und Sie werden sehen, er schreibt mir alle Tage. Das ließe ich mir noch gefallen, wenn er nur nicht erwartete, daß auch ich jeden Tag wenigstens vier Seiten an ihn schreiben würde. Als ob ich täglich etwas erlebte! Und eigentlich besteht er auch nicht darauf und sagt immer, ich solle mich nicht mit Schreiben anstrengen, aber ich weiß doch, er ist todunglücklich, wenn einmal einen Tag kein Brief kommt. Nun, zum Glück giebt es Postkarten, und vollends auf Ansichtskarten hat man nicht viel Raum für eine mühsame ausführliche Korrespondenz!"

* * *

Frau Marie ging dann aus, mußte dem Kinde aber versprechen, bald wiederzukommen. Sie wandelte eine Weile unten in der Akazienallee hin und her, nachdem sie ein Glas am Brunnen gefüllt hatte, das sie langsam austrank. „Es wird doch nicht überflüssig sein, mich ein wenig zu stärken," sagte sie vor sich hin. „So tiefe Erschütterungen — und wer weiß, was ich noch zu überstehen haben werde!"

Kein Mensch war mehr in der Teinkhalle und unter den Kolonnaden. Es that ihr wohl, mit ihren durcheinander wogenden Gedanken allein zu sein. Zuweilen sah sie nach den Fenstern des dritten Stocks hinauf, hinter denen sie diese beiden teuren Wesen wußte, und einmal erblickte sie den Blondkopf des Knaben, der sich über den Fensterriegel streckte, wie wenn er sie draußen suchte. Da litt es sie nicht länger in der verödeten Allee. Sie wandte sich eilig dem Städtchen zu, kaufte dort in einem Spielwarenladen ein paar Schachteln Soldaten und von einer Blumenhändlerin, die ihre Bude im Freien aufgeschlagen hatte, eine Haubvoll herrlicher gelber und purpurroter Rosen und kehrte in ihre Wohnung zurück.

„Sie begnügen sich nicht damit, mir den Jungen zu verziehen, Sie haben es auch auf seine Mutter abgesehen," sagte Frau Justine, als sie ihr den Strauß abnahm. Sie stellte die Blumen in ein Glas mit Wasser, dem Reisestrauß gegenüber, und fuhr dann fort an dem Brief zu schreiben, in welchem sie ihrem Manne über die Reise und ihren ersten Kurtag berichtete. Der Knabe zog seine neue Freundin an den Tisch vorm Sofa, wo sie die Soldaten mit ihm aufstellen mußte. Er plauderte dabei beständig in seiner lieblichen Weise, aber nur halblaut, da er wußte, daß er die Mama nicht stören durfte. Als aber Tante Marie beendet in ihrem Zimmer schrieb, um sich von ihrem Hause kommen zu lassen, was sie für einen längeren Aufenthalt an Garderobe bedurfte, kam er alle Augenblicke zu ihr hereingeschlichen und frug, ob sie noch nicht fertig sei, um unten im Freien, wie sie versprochen hatte, mit ihm Ball zu spielen.

Mittags speisten sie, wie Frau Justine sich vorgenommen, nicht an der Table d'hote, sondern eine halbe Stunde vorher an einem kleinen Tische in dem Frühstückszimmer neben dem großen Speisesaal. Nur zwei Gerichte, die sie aus dem langen Menu auswählte. Natürlich hatte auch Tante Marie sich in diese Tischordnung gefügt und ebenso freudig den Vorschlag der Jüngeren angenommen, abends auf ihrem Zimmer nur Thee und etwas kalte Küche sich auftragen zu lassen. Als sie sich an diesem

Digitized by Google

gestern Abend trennten, nachdem der Knabe von ihnen gemeinschaftlich zu Bett gebracht war, drückte Frau Justine der alten Freundin die Hand und sagte: „Ich bin wirklich ein Glückskind! Ich habe mich vor dieser Badereise so gefürchtet; ich sorgte, ich würde für meinen Jungen am Ende keine sichere Hüterin finden und für mich keine Gesellschaft. Nun habe ich gleich eine so liebe Freundin gewonnen, die für das Kind ein wahrer Schutzengel ist."

Sie umarmte die ganz Verstummte, deren Augen wieder feucht wurden, und küßte sie herzlich auf die Wange. Die Andere stammelte ein paar unverständliche Worte, erwiderte den Kuß aber nicht und verschwand hastig in ihr Zimmer.

Am anderen Morgen war sie schon aufgestanden und in ihrem Morgenkleide, als die Thür sich behutsam öffnete und die junge Frau den Kopf hineinstreckte. Sie nickte ihr nur zu und trat in ihr Zimmer zurück. Dann entfernte sie sich mit leisen Schritten, um das schlafende Kind nicht zu wecken. Statt ihrer ging nun Frau Marie zu dem kleinen Bette, nahm einen Stuhl und setzte sich daneben. Der Kleine lag mit rotgeschlafenem Gesicht auf dem weißen Kissen, beide Aermchen über dem blonden Kopf zurückgelegt, im Schlafe lächelnd, daß die Grübchen in den runden, rosigen Backen hervortraten. Er atmete kaum sichtbar, zuweilen verschwand das Lächeln, und die kleine Stirn furchte sich genau wie bei seiner Mutter. Die Hüterin neben ihm mußte sich Gewalt anthun, sich nicht zu ihm hinabzubeugen und ihren Mund auf die geschlossenen Augen und das offene Mündchen zu drücken. Sie faltete still die Hände und verwandte kein Auge von dem holden kleinen Leben.

Darüber verging eine halbe Stunde. Um halb Sieben setzte die Kurmusik unten ein mit dem üblichen Choral. Wie die feierlichen Töne plötzlich durch das offene Fenster hereindrangen, schlug der Kleine die Augen auf, horchte und schaute einen Augenblick noch halb verträumt umher, dann aber, die alte Freundin erkennend, streckte er beide Arme nach ihr aus, und als sie sich zu ihm neigte, umschlang er ihren Hals und ließ sich so von seinen Kissen aufrichten.

Er fragte dann sogleich nach der Mama; als er aber hörte, daß sie bald wiederkommen würde und der Tante Marie aufgetragen habe, Rudi inzwischen aufstehen zu helfen, hielt er sogar geduldig und ohne eine Miene zu verziehen still, als die gute Tante über seine kleinen Glieder mit dem kalten Schwamme hinfuhr, und half dann selbst, seine rosigen Füßchen in die kleinen Strümpfe und Schuhe stecken. Dann stand er am Fenster und spähte nach der Mama hinaus und stürzte ihr entgegen, als sie endlich hereintrat, um ihr zu verkünden, wie brav er gewesen sei.

Auch die junge Frau war heute in besserer Stimmung als gestern. Sie hatte in der Trinkhalle, wo noch wenige Frühaufsteher sich eingefunden, eine Jugendgespielin angetroffen, jetzt die Frau eines kleinen Beamten in ziemlich engen Verhältnissen, die sich unter die gewürfelte Menge nicht hineinwagte, da sie nur eine sehr bescheidene Kleidung trug. Mit der hatte Frau Justine drei Stunde verplaudert und war mit ihrer Kurpflicht fertig geworden, als die Menschen erst kamen, die sie gestern mit ihrem Augen belästigt hatten.

Richtig erschien denn auch während des Frühstücks der tägliche Liebesbrief des Herrn Rechtsanwalts, aus welchem seine Ehehälfte eine Stelle vorlas, die für die freundliche Reise- und Kurgefährtin bestimmt war und dem Knaben einschärfte, seiner gütigen Pflegerin sich dankbar zu bezeigen.

Als der Mutter hernach ins Bad ging, begleitete sie der Kleine an Tante Mariens Hand und spielte draußen Ball mit der Gungen, bis die Mama wieder erschien.

* * *

Drei für Blut und Nerven heilsame Stillleben setzten sie ohne sonderliche Abwechselung acht bis zehn Tage fort, mit Seespaziergängen oder, wenn die Hitze nachließ, kleinen Wanderungen gegen Abend, die gewöhnlich durch ein frugales Nachtessen in einer Gartenwirtschaft oder Waldschenke beschlossen wurden. Die Jugendfreundin wurde zuweilen dazu eingeladen, eine durch häusliche Sorgen und viele Kindbetten erschöpfte, eingeschüchterte kleine Frau, die wenig zur Unterhaltung beitrug und bei jeder Erwähnung Frau Justinens aus ihrem Leben seufzend zu bemerken pflegte: „Ja, wenn man in glücklichen Verhältnissen ist, kann man sich so etwas erlauben!"

Ihre Gesellschaft war kein Gewinn für die beiden Frauen, und auch Rudi liebte sie nicht. So beschränkte sich der Verkehr mit ihr zuletzt auf die Stunde am Brunnen.

Die Ahnung der jungen Frau bestätigte sich: es wurde ziemlich langweilig auf die Länge, für seine leibliche Kräftigung zu sorgen ohne jede geistige oder gemütliche Erfrischung. Denn auch Tante Marie besaß nicht die Gabe, von hundert interessanten Dingen zu plaudern, außer unter vier Augen mit dem Kleinen, wo sie nie um eine hübsche Geschichte verlegen war. Seiner Mutter gegenüber verhielt sie sich merkwürdig einsilbig. Sie sprach sich selbst darüber aus. „Die Menschen — und es sind auch nur wenige — mit denen ich umgehe, sind Ihnen fremd, und ich fühle mich auch ihnen gegenüber fast wie eine Fremde, wie wenn ich vor der Zeit dem Leben abgestorben wäre. Es thut mir so leid, daß ich Ihnen keine heitere Gesellschaft sein kann, denn ich merke wohl, Sie bedürften etwas anderes als meinen Umgang. Ich sehe Sie manchmal in eine so tiefe Schwermut versinken, daß selbst ein lustiges Wort Rudis ungehört an Ihrem Ohr vorbeigeht."

„Machen Sie sich keine Sorge darüber," versetzte Justine. „Es ist wahr, ich bin an Thätigkeit gewöhnt, meine Wirtschaft fehlt mir hier, dann die vielen Bekannten, die mich überlaufen, und auch für den Jungen habe ich zu Hause mehr zu sorgen, da Annette alt und etwas schwachsinnig wird und ich das Kind ihr nicht so ruhig anvertrauen kann wie Ihnen. Aber das alles ist es nicht! Es ist — ich weiß nicht was. Ich glaube fast, das Alter meldet sich schon — obwohl ich noch gar nicht so recht jung gewesen bin."

Sie neigte sich, plötzlich wieder in heiterer Laune, zu dem Knaben hinab, küßte ihn auf die Stirn und sagte: „Weißt du etwa, Rudeli, was der Mama fehlt?"

„Papa soll kommen!" rief der Kleine und hing sich an den Hals der Mutter. Diese nahm ihn auf den Arm und lachte, indem sie errötete: „Du dummer kleiner Kerl! Der Papa hat zu arbeiten, der läßt die Mama ja oft ganze Tage lang allein. Rudeli wird es nicht anders machen, wenn er groß geworden ist."

Frau Marie ging leise aus dem Zimmer. Es war ein Regentag, an die abendliche Wanderung nicht zu denken. Frau Justine setzte sich, nachdem sie dem Knaben seine Soldaten gegeben hatte, an den Schreibtisch, um wieder einmal ihrem Manne Nachricht zu geben, was sie seit drei Tagen versäumt hatte. Sie kam aber nicht über die erste Seite. Was hatte sie auch zu berichten? Was erlebte sie? Wofür stärkte sie sich eigentlich durch diese Stahlbäder, da sie für eine stahlfeste Kraft keine Verwendung hatte? Höchstens wurde sie noch ein paar Kinder zur Welt bringen, aber auch die wurden mit der Zeit groß werden und die Leere ihres Daseins nicht ausfüllen.

Sie schob die Mappe mit dem angefangenen Brief zurück und sann vor sich hin. „Wenn ich nur ein Talent hätte!" seufzte sie halblaut. „Eine Leidenschaft ist mir ja versagt. Aber ein großes, wirkliches Talent, das soll ja Ersatz dafür sein! Thörichte Gedanken! Frau Marie hat Recht, ich sollte dankbarer sein, daß ich den herrlichen Buben habe. Komm, Rudeli, wir wollen einmal eine furchtbare Schlacht aufführen!"

Die alte Freundin trat wieder herein. Sie hatte in dem kleinen Buchladen Thackerays „Vanity fair" gekauft, wovon sie neulich Frau Justinen erzählt hatte, als diese ihr von ihrer Vorliebe für die englische Litteratur und ihrer Abneigung gegen die neueren französischen Romane gesprochen hatte. Thackeray kannte sie noch nicht. Nun nahm sie den Tauchnitzband erfreut entgegen, ging sogleich daran, ihn aufzuschneiden, und überließ die schon begonnene Schlacht der guten Tante.

Dann vertiefte sie sich den ganzen Abend bis tief in die Nacht hinein in ihre Lektüre.

* * *

Fast eine Stunde später als sonst, mit einem ganz verwandelten Gesichte, kam sie am andern Morgen von ihrem Brunnengang zurück.

„Sie müssen mich entschuldigen, liebe Freundin," rief sie Frau Marien entgegen, die schon lange mit dem hungrigen

Knaben vor dem gedeckten Frühstückstisch saß, „ich bin ganz gegen meinen Willen so lange aufgehalten worden! Denken Sie, eben wie ich in den Anlagen draußen meine halbe Stunde abgelaufen habe und nun eilig die überfüllte Allee kreuzen will, um pünktlich zum Frühstück einzutreffen, höre ich eine bekannte Stimme hinter mir: ‚So eilig, gnädige Frau? Darf Ihnen ein alter, längst vergessener Verehrer nicht erst noch Guten Morgen sagen?‘ — Wer war es? Ein junger Leutnant, der vor drei Jahren bei uns in Garnison gestanden und sich in unserm Hause eingeführt hatte als ein entfernter Vetter meines Mannes, ein Herr Gaston von Wendheim, der bei den Chevauxlegers stand. Seine Großmutter war eine geborene Lindblatt gewesen, die weitere Geneologie wurde mir nie recht klar. Nun ging er, auf diese Vetternschaft pochend, ganz zwanglos bei uns ein und aus, und mein Mann sah ihn gern, da er ein lustiger Kamerad war und dabei gutmütig und bis auf einen tollen Leichtsinn ganz anständig. Auch war er ein flotter Tänzer, und auf den Bällen im Kasino brauchte ich nicht zu befürchten, sitzen zu bleiben, obwohl ich ihm nur ein paar Tänze geben konnte. Ist es bei Ihnen auch so dumm eingerichtet, daß eine verheiratete Frau, wenn sie auch noch so jung und tanzlustig ist, den jungen Mädchen ja keinen Tänzer wegnehmen darf? Kurz, dieser Vetter Gaston machte mir ein bißchen den Hof, ganz unschuldig, versteht sich! Er ist auch drei Jahre jünger als ich, nannte mich seine mütterliche Freundin und ließ sich von mir mit zerknirschter Miene seine Sünden vorhalten, wenn er irgend einen tollen Streich gemacht hatte, von dem die ganze Stadt sprach. Eigentlich Schlimmes war nie dabei, und daß er für einen gefährlichen Herzenbrecher galt — nun, ein junger Leutnant von zweiundzwanzig Jahren rechnet sich das nicht zum Verbrechen. Er blieb aber nur einen Winter bei uns, dann wurde das Regiment versetzt; wie viele heiratsfähige Töchter ihm nachweinten, davon schweigt die Geschichte! Vetter Gaston hatte versprochen, zuweilen von sich hören zu lassen, aber keine Zeile kam, er hatte natürlich an andere zu denken, als an seine mütterliche Freundin.

„Und nun lasen wir in diesem Winter in der Zeitung, daß unser mauvais sujet von Gaston ein Duell gehabt habe, mit einem Assessor oder sonst einem juristischen Herrn, und habe ihn schwer verwundet, selbst nur einen Streifschuß erhalten und drei Monate Festung. ‚Das wird ihn hoffentlich dazu bringen, in sich zu gehen und ein bißchen vernünftiger zu leben,‘ sagte mein Mann. Wirklich scheint er recht zu behalten! Denn wie der arme Büßer eben vor mich hintrat, schien er mir ganz verwandelt. Nicht bloß, weil er in Civil war. Sein Gesicht war blasser und magerer geworden, was ihm eigentlich gut steht, sein Schnurrbärtchen stärker, seine Miene viel ernsthafter. Er ist hier auch zur Kur, denn die Festungszeit habe ihn doch stark heruntergebracht. Und nun war er sehr froh, seine gestrenge Frau Cousine hier anzutreffen, und bat mich, auch hier seine Aufführung zu überwachen. Nun, ich werde nicht viel von ihm zu sehen bekommen! Er hat hier noch andere Bekannte, jüngere und aus seinen Kreisen, eine Baronin X. — ich habe den Namen nicht verstanden, und ein ebenfalls adliges junges Ehepaar, mit denen er mich gleich bekannt machte. Sie begreifen, daß ich da nicht sogleich loskam. Aber nun wollen wir frühstücken! Ich bin ganz erschöpft von dem vielen Schwatzen.“

Sie legte Hut und Cape ab und setzte sich zu ihrem Kinde. Ihr Gesicht war lebhaft gerötet, in ihren Augen ein flackernder Glanz.

„Papa hat dir wieder einen Brief geschickt, Mamsi,“ sagte das Kind und reichte ihn mit der kleinen Hand der Mutter hin.

„So?“ sagte die junge Frau, indem sie den Brief achtlos an sich nahm. „Wollen Sie so gut sein, liebe Freundin, nach unserm Thee zu klingeln?“

Dann fing sie wieder an, von den neuen Bekanntschaften zu reden, die sie eben gemacht, und dem Vetter ein paar Geschichten nachzuerzählen, die der von der Festung mitgebracht hatte. Frau Marie hörte mit zerstreuter Miene zu und war noch schweigsamer als sonst.

Als sie nach einer Stunde wieder hereinkam, Mutter und Kind zu dem täglichen Bade zu begleiten, sah sie den Brief des Mannes, der morgens gekommen war, noch unerbrochen auf der Schreibmappe liegen.

* * *

Sie war heute sehr ungleicher Laune, die reizende junge Frau, antwortete manchmal verkehrt auf eine Frage der Alten, schalt das Kind heftig um ein kleines Versehen und liebkoste es dann wieder so ungestüm, daß der Kleine mitten unter ihren Küssen zu weinen anfing. Dabei sah sie schöner aus als je. Alle Vorübergehenden wandten sich nach ihr um. Eine große, auffallend kokett gekleidete Dame, nicht mehr ganz jung und stark gepudert, die ebenfalls nach dem Badehause ging, grüßte sie mit einem vertraulichen Nicken und sagte etwas zu ihrem Begleiter, einem stutzerhaften Herrn, der lächelnd den Hut zog.

„Ist das der Herr Goston?“ fragte Frau Marie.

„Wo denken Sie hin!“ erwiderte Frau Justine. „Die Dame ist die Baronin, von der ich Ihnen gesagt habe, eine Witwe, der Herr neben ihr so etwas wie ihr Verlobter. Sie haben sich hier ein Rendezvous gegeben, ich habe wohl gemerkt aus Gastons Andeutungen, daß es mit ihrer Vergangenheit nicht ganz richtig ist. Was geht es mich an? An so einem Badeort findet man eine sehr gemischte Gesellschaft. Gaston aber — der hat keine so frivole Miene wie der Herr dort! Es geht ihm sehr nahe, daß er seinen Gegner so schwer verwundet hat. Und der Anlaß zu dem Duell war auch nicht etwa eine Tänzerin, sondern ein heftiger politischer Zank, wobei der andere ehrenrührige Aeußerungen über das Militärsystem that. Wenn Sie Gaston kennen lernen — aber da wartet schon meine Badefrau!“

Die Bekanntschaft mit dem neuen Kurgast sollte heute noch gemacht werden.

Als die beiden Frauen zu Mittag sich eben von ihrem kleinen Tische erhoben, von dessen Frachtschale Rudeli sich nur zögernd trennte, öffnete sich die Thür des großen Speisesaals, und ein schlanker junger Herr trat rasch herein.

„Was hör' ich, Frau Cousine!“ rief er mit einem elegischen Ton. „Sie dinieren hier den anderen voraus und verschwinden, sobald die Tischglocke läutet? Und ich wollte eben den Oberkellner bestechen, mich neben Sie zu setzen, um während der langweiligen Abfütterung eine Unterhaltung zu haben! Aber Sie müssen mir nun erlauben, in Zukunft an Ihrem Kapentischchen Platz zu nehmen. Wie reizend waren die Mittage in Ihrem gastlichen Hause, wenn auch Vetter Eduard mir manchmal zwischen Fisch und Braten harte Dinge zu schlucken gab!“

Die junge Frau war von einer dunklen Röte übergossen worden, als Gaston erschien. Jetzt aber sagte sie mit ruhiger Stimme:

„Erlauben Sie, liebe Freundin, daß ich Ihnen einen Vetter meines Mannes vorstelle — Leutnant Gaston von Wendheim — Frau Marie Herbst.“ Dann, zu dem jungen Mann gewendet, der eine nachlässige Verbeugung machte: „Wie kommen Sie hierher, Gaston? Sie sagten mir doch, Sie wohnten im ‚Rheinischen Hof‘?“

„Aus dem ich hierher geflüchtet bin, teure Cousine, weil es dort nicht auszuhalten war! Sagen Sie selbst: ich soß bei Tische zwischen einem blonden Gänschen von Gutsbesitzerstochter, deren Mama mich um jeden Preis zum Schwiegersohn zu bekommen wünschte, und einem alten Fräulein, das mich für die Frauenbewegung zu interessieren suchte, gegenüber ein alter Konsistorialrat, der kein Wort sprach, mich aber mit Blicken durchbohrte, da er zufällig hörte, daß ich von der Festung kam. Unter solchen Umständen mundete mir selbst eine bessere Küche, als die des Rheinischen Hofes, nicht bekommen, und so bin ich Knall und Fall übergesiedelt, in Ihren dritten Stock hinauf, leider am anderen Ende des Korridors. Aber ich hoffe, Sie erlauben mir dennoch gute Nachbarschaft zu halten.“

Frau Justine hatte ihr rosiges Gesicht in möglichst strenge Falten gelegt. „Gewiß,“ sagte sie sehr bestimmt, „wir werden uns ja öfter begegnen, draußen auf der Kurpromenade und in der Umgegend, wo wir jeden Nachmittag uns ergehen. Im Hause aber bedaure ich Ihren Besuch nicht empfangen zu können, ich habe keinen Salon, sondern nur das eine Zimmer, wo ich mit Rudeli schlafe. Und was Ihren Wunsch betrifft, hier mit uns vorauszuspeisen, ja kann ich auch den nicht erfüllen! Wir sitzen nicht lang' bei Tische, und da bin ich nur Mutter, lege dem Kinde vor und schneide ihm sein Fleisch — von einer amüsanten Unterhaltung, wie sie Ihnen vorschwebt, kann da

Digitized by Google

Der Schneider von El-Kantara.
Nach dem Gemälde von E. Girardet.

nicht die Rede sein! Sie werden an der Table d'hote mehr Ihre Rechnung finden, es sind sehr hübsche Damen hier, und wenn Sie denen ein bißchen den Hof machen, wird Ihre mütterliche Freundin wegen der Badefreiheit durch die Finger sehen. Adieu, lieber Gaston!"

Sie nickte ihm zu und zog den Knaben mit sich fort, während Frau Marie mit einem ernsten Neigen des Kopfes sich von dem sehr verblüfften jungen Herrn verabschiedete.

„Hab' ich's ihm nicht gut gegeben?" fragte Frau Justine noch ganz atemlos vor Eifer, während sie im Lift hinauffuhren. „Solch eine Idee! Sich ganz an uns anzuschließen, damit wir der gesamten Badegesellschaft was zu schwatzen geben! Denn ich kann doch nicht jedem, dem diese Intimität auffällt, auseinandersetzen, daß seine Großmutter eine geborene Lindblatt war und der junge Leichtfuß daher mein angeheirateter Vetter im dritten oder vierten Grade ist. Uebrigens bin ich überzeugt, daß er sich bei seiner Uebersiedlung zu uns nichts Böses gedacht hat. Er muß nur ein bißchen erzogen werden."

„Ich fürchte, liebe Freundin, Ihre Erziehung wird nicht viel fruchten. Dem jungen Herrn, so demütig er sich stellt, sieht der Schalk aus den Augen, um nichts Schlimmeres zu sagen. Von der Schwermut wenigstens und der Reue über das Unheil, das seine Kugel angerichtet, habe ich auf seinem hübschen Gesicht nichts entdecken können."

„Finden Sie ihn also auch hübsch? O, er war viel hübscher vor drei Jahren, so ein blutjunges Bürschchen, nur mit einem Anflug von Bart, und Wangen wie Milch und Blut, dabei schon voller Uebermut und ein schneidiger Offizier! Seitdem soll er ein bißchen sehr flott gelebt haben; ich bin froh, für seine Aufführung nicht mehr verantwortlich zu sein. Aber so lange wenigstens, als wir unter Einem Dache leben, soll er mir nicht über die Schnur hauen!" (Fortsetzung folgt.)

Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die Luxfer-Prismen.

Wer während eines Spazierganges seinen Stock in einen stillen See oder in einen gemächlich dahinlaufenden Bach tauchte, wird bemerkt haben, daß der Stock wie geknickt erschien! Diese Wahrnehmung wird durch die physikalische Thatsache erklärt, daß das Licht, welches einen durchsichtigen Körper, wie Wasser, Glas u. dgl., in schräger Richtung passiert, von seiner Richtung abgelenkt oder, wie die Naturforscher sagen, gebrochen wird. Diese bekannte Erscheinung hat den Anlaß zu einer interessanten Erfindung, den sogenannten Luxfer-Prismen, gegeben, mittels deren man Arbeitsräume in engen Gassen und Fabrikhöfen, welche vom Himmelslicht kaum gestreift werden und infolgedessen dunkel sind, auf natürlichem Wege zu beleuchten vermag.

Fig. 1.

Das direkte Himmelslicht, welches innerhalb einer Straße in ein Zimmer fällt, beleuchtet nur einen kleinen Teil des Fußbodens und der Wände in der Nähe des Fenstes, weil die geradlinigen Lichtstrahlen durch die gegenüberliegenden Gebäude zum größten Teile verhindert werden, direkt durch die Fenster ins Zimmer zu fallen. Ungünstig auf die Beleuchtung der Innenräume wirkt ferner der Umstand, daß die dunklen Flächen der Fußböden, Tapeten ꝛc. einen großen Teil des Lichtes, das auf sie fällt, einfangen und vernichten.

Fig. 2.

Eine bessere Ausnutzung des Himmelslichtes für die Beleuchtung der Arbeitsraume kann nun durch das Einsetzen prismenartiger Glaskörper in die Fenster erzielt werden. Dieselben teilen die Lichtstrahlen so von ihrem Wege ab, daß sie parallel zum Fußboden in das Zimmer eindringen und den ganzen Raum mit ihren Wellen durchfluten.

Man verwendet nach einem patentierten Verfahren kleine, etwa ein Quadratdecimeter große Glastafeln, auf deren einer Seite 20 Prismen der Länge nach beim Guße eingefügt sind. Den Durchschnitt einer solchen Tafel zeigt Fig. 1. Ein Luxfer-Lichtfenster setzt sich je nach der Größe der Fensteröffnung aus einer bestimmten Anzahl von solchen Prismenplatten zusammen. Die Winkel an den Kanten der Prismen müssen übrigens für jeden besonderen Fall von dem Monteur, der die Anlage auszuführen hat, durch eine einfache Messung bestimmt werden.

Die neuen Lichtfenster werden statt der Scheiben in die Fensteröffnung eingefügt. Manchmal giebt man ihnen auch die Form von Schiebefenstern, die neben den gewöhnlichen Fenstern je nach Wunsch gebraucht werden können.

Wir konnten durch eigene Beobachtung feststellen, daß lange Kontorräume, die unter gewöhnlichen Verhältnissen nur bis zu ihrer Hälfte das Lesen und Schreiben ohne künstliche Beleuchtung gestatten, nach Einfügung der neuen Lichtfenster alle Kontrarbeiten bis in die äußerste Ecke hinein ohne weiteres zulassen. Die Abbildung 2 zeigt uns einen durch ein gewöhnliches Fenster erhellten Raum, die Abbildung 3 denselben Raum bei Anwendung der Luxfer-Fenster. Der Unterschied ist, wie man sieht, geradezu überraschend.

Vortrefflich ist auch die Wirkung der Luxfer-Prismen für die Erleuchtung großer Kellerräume; besonders solcher, die nur dürftiges Oberlicht entwickeln, wie sie jetzt vielfach unterhalb der Höfe vorkommen. In diesen Fällen wird das Oberlichtfenster durch eine entsprechende Anzahl prismatisch geschliffener Glasstücke ausgefüllt — durch sogenannte Multiplex-Prismen —, die sich nach oben zu breiten Trottoirflächen vereinigen, nach dem Kellerraum zu in spitzen Winkeln ausloofen. Das Licht, welches vom Himmel direkt auf die Trottoirfläche fällt, wird von den Prismen nach der Seite abgelenkt, wo der Keller lichtbedürftig erscheint. Zumeist fügt man in den Weg der abgelenkten Lichtstrahlen, um die Wirkung zu erhöhen, noch ein marquisenartiges Lichtsystem etc.

Fig. 3.

Bei der Zusammenstellung der Lichtfenster hat sich zugleich eine neue sehr bemerkenswerte Technik für die Fassung von Fensterscheiben überhaupt herausgebildet. Eine grobe und plumpe Fassung der Prismenplatten zu Lichtfenstern würde den gebotenen Vorteil wiederum stark vermindert haben. Man verfährt, um das zu verhindern, in folgender Weise. Die Prismenplatten werden in ihrem Rahmen durch dünne Kupferdrähte, die an entsprechenden Stellen gelötet sind, provisorisch befestigt. Das ganze Fenster gelangt dann in ein elektrolytisches Bad. Während ein verhältnismäßig schwacher Strom das Bad durchfließt, schlägt sich Kupfer auf den Drähten und Verknüpfungsstellen nieder und bildet so ein dünnes und dennoch sehr widerstandsfähiges Gerüst.

Bei großen Bränden wird bekanntlich die Gefahr häufig dadurch außerordentlich vermehrt, daß die von der Glut getroffenen Fenster zerspringen und aus ihren Rahmen fallen. Das ist bei den neuen Art der Verglasung vollständig ausgeschlossen. Wie Versuche zeigten, können mächtige und heiße Flammen die Fenster lange Zeit aushalten, ohne daß das gefürchtete Ereignis eintritt. Die Scheiben springen wohl an einigen Stellen, aber sie bleiben fest in ihrem Rahmen; selbst wenn die erglühte Masse mit Strömen kalten Wassers überschüttet wird. Diese vortreffliche Eigenschaft befähigt in hervorragendem Maße die eigenartig gefaßten Fenster zur Einschließung von Fahrstuhlschachten, Treppenhäusern u. dgl., die bei Bränden die Orte größter Gefahr sind.

Franz Wendt.

Die Maffia.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Landplage Siciliens.

Von Woldemar Kaden.

Mit Staunen und Grauen ob der entsetzlichen, massenhaft zu Tage tretenden, fast unglaublichen Enthüllungen über die sozialen Zustände und Verhältnisse Palermos wie der ganzen Insel Sicilien hat die civilisierte Welt den sich vor dem Mailänder Schwurgericht abspielenden Prozeß verfolgt, den die Ermordung des Commendatore Notarbartolo in Palermo neuerdings zur Folge hatte.

Die Verbrecher waren der Justiz bekannt, zu fassen waren sie nicht oder sehr schwer, so daß einer ihrer Hauptleute, der Deputierte Palizzolo, sich prahlend rühmen konnte, „wie dieser Prozeß bereits fünf Jahre gedauert habe und fünf Staatsanwälte, vier Präfekten, sämtliche Sicherheitsbehörden nicht imstande gewesen wären, ihm eine Schuld nachzuweisen oder den wahren Thäter, der ‚sein geliebtes Sicilien so entehrt habe', zu finden", während der Rechtsbeistand der Familie des Ermordeten sich voll tiefster Entrüstung äußerte: „In diesem Prozesse giebt es Verbrechen, die vom Gesichtspunkt der Moral aus ebenso schwer und schwerer wiegen als der Thatbestand des Mordes selbst. Alles wird verschleiert!" Die Bemühungen der Justiz wurden so erschwert durch den Umstand, daß die Verbrecher Maffiosi waren, der Maffia angehörten.

Was ist die Maffia, was bedeutet sie für die schöne, unglückliche Insel Sicilien?

Vor Beantwortung dieser Frage ist es nötig, noch einmal kurz die Geschichte des Mordes zu wiederholen.

Es war am 1. Februar 1893, abends gegen 7 Uhr, da wurde an der Eisenbahnlinie Palermo-Girgenti, in der Nähe der kleinen Station Sciara, etwa 50 km vor Palermo, kurz nachdem der Schnellzug Nr. 8 passiert war, die Leiche eines älteren Herrn gefunden, dessen Körper von zahllosen Stichen durchbohrt war. Er war offenbar im Zuge getötet und in der Nähe der Tunnelöffnung zum Waggonfenster hinausgestürzt worden. Er lag mit dem Gesicht nach unten, war in Hemdärmeln, aber mit Handschuhen an den Händen. Zu seinen Füßen lagen, glatt hingelegt, die Jacke und der Ueberrock. An dem Leibe des Toten wurden nur gefunden ein paar Glieder einer silbernen Kette und ein Ring. Alles übrige war weggeschleppt worden: seine Jagdflinte, der Hut, eine Ledertasche, der Gummiregenmantel, die Uhr und die Brieftasche mit 400 Francs Inhalt.

Die hochangesehene Familie Notarbartolos erwartete diesen ahnungslos am Bahnhof von Palermo und war erstaunt, ihn mit diesem letzten Zuge nicht ankommen zu sehen. Sie wähnten ihn eingeschlafen im Zuge zu finden und entdeckten bei dieser Gelegenheit in einer Abteilung der I. Klasse verschiedene Blutspuren. Der entsetzlichen Ahnung folgte die telegraphische Kunde des Mordes auf dem Fuße: der Commendatore Notarbartolo war auf der Fahrt nach Palermo im Eisenbahnwagen beraubt und ermordet worden!

Wegen der hohen Stellung und Bedeutung seiner Person (Notarbartolo war Bürgermeister von Palermo und Direktor der Bank von Sicilien gewesen) und des Aufsehens wegen, den diese Bluttat in ganz Italien hervorrief, mußten die Behörden alle Anstrengungen machen, des Thäters oder der Thäter habhaft zu werden. Der Oberschaffner und der Bremser waren verhaftet, aber wieder losgelassen worden, und zahlreichen andern Verdächtigen war es ebenso gegangen.

Eines war sehr bald klar geworden: der Mord war nicht des Raubes wegen verübt worden, der Raub war nur Komödie, es war ein politischer Mord. Der unglückliche Mann mußte verschwinden, er war unbequem geworden, unbequem als energischer Gegner bei den Wahlen, noch unbequemer als Direktor der Bank, die ein Nest von Gaunern war. Er war ein ehrenhafter Mann, also votierten die Mächte, die im Dunklen arbeiten, seinen Tod.

Der Name dessen, der die Sache vermutlich geleitet hatte, war sofort in aller Munde, es war Palizzolo, ein abenteuerlicher Emporkömmling, der es bereits zum Kammerdeputierten und zum Verwaltungsrat der Bank von Sicilien gebracht hatte, und der Mord war eine That der Maffia. Schon ein paar Jahre vorher hatte dieser Räubersführer einen Anschlag gegen Notarbartolo durch die Räuberbande Leones eingefädelt, und auf seiner Villa war die Gefangennahme der Bande erfolgt. 1890 mußte Notarbartolo sein Amt als Bankdirektor niederlegen, denn er hatte Palizzolo verschiedener Unterschleife angeklagt, aber die betreffenden Dokumente waren ihm unter den Händen weggestohlen worden. 1892 bei den politischen Wahlen agitierte Notarbartolo heftig gegen die Kandidatur Palizzolos, aber die Wahl desselben ward mit Hilfe der Maffia durchgesetzt; seine Wähler waren, nach Aussage des Präfekten Codronchi, immer Häupter der Maffia, durch sie wurde er durchgedrückt, ohne Hilfe von Wahlkomitees. In demselben Jahre, 1892, klagte ihn die Volksstimme als Anstifter eines Mordes an, und der Ermordete, ein gewisser Miceli, hatte vor seinem Hinscheiden den Karabinieri erklärt, daß Palizzolo der Anstifter sei. Er blieb unbelästigt und die Maffiosi gaben in Villa Abate ihrem Protektor ein Bankett!

Die Zeiten der Gewaltthätigkeiten, wie Manzoni sie in seinen „Verlobten" an Don Rodrigo und seinen „Bravi" schildert, jene trüben Zeiten sind noch nicht tempi passati. Die meisten sicilianischen Barone im Innern halten sich eine Leibwache von schwerbewaffneten und uniformierten Männern, die sich aber als abhängige Leute, wie im Mittelalter, noch heute den Bart scheren müssen. Palizzolo hielt sich so die Brigonten, und sein Kollege im Parlament De Felice berichtete von ihm unter Lachen, er habe rings um die Ohnmacht der Polizei beweisen wollen und den sehr gefürchteten Beigantenhauptmann Leone, auf dessen Kopf ein hoher Preis stand, mit sich ins Theater genommen; weder er noch der Räuber wurden im geringsten belästigt.

Fragen wir einen Sicilianer über die Maffia, so können wir auf seinem Gesicht den Ausdruck des Staunens lesen, als ob er zum erstenmal in seinem Leben von dieser Sache hörte. Sprechen wir dann von unsrer Erfahrung auf diesem Gebiete, von dem, was die Zeitungen darüber berichten, so wird er in allgemeinen Wendungen sich dem Gespräch entwinden oder geradezu bitten, dies Thema zu verlassen. Ihn bestimmt dazu der Stolz auf seine Insel und der Wunsch, diese Landplage Siciliens im Dunkeln zu lassen, weiter die Natur der Maffia selbst, die sehr schwer zu präcisieren ist, und dann — eine gewisse Feigheit.

Und doch haben einige wohlunterrichtete Sicilianer die Frage nach der Maffia mutig und kräftig beantwortet. Der Gemäßigte sagt: Die Maffia besteht in einem Geheimbund, ohne Statuten, ohne festgesetzte Regeln, zwischen Menschen, die über ganz Sicilien zerstreut leben. Ihr Zweck läßt sich genau angeben: Erlangung des Uebergewichts über die Regierungsgewalt, um den Mitgliedern zu ermöglichen, als Parasiten bequem in Genüssen zu leben. Mittel sind die Hinterlist, die Einschüchterung, die eine so große Rolle bei allen 300 Zeugen im Prozesse Notarbartolo gespielt hat, und, wo es nötig, die rohe Gewalt mit Zuhilfenahme der bestehenden Räuberbanden.

Das klingt noch harmlos im Vergleich zu den Aussagen des „Sicilianissimo" Mommino (ein Pseudonym), der den letzten Schleier von den Dingen reißt und mutig die Wahrheit sagt. Nach ihm umschließt die Maffia mit ihren starken Tast- und Saugorganen polypengleich das ganze sicilianische Volk, denn es giebt eine Maffia des flachen Landes und eine der Städte, eine hohe und eine niedere Maffia, Generalstab, Offiziere und Gemeine. Wie der Maffioso inmitten des Grüns der Orangenbäume, des Goldes der Aehrenfelder, aus der stinkenden, verfallenden Hütte in das Haus des Wirtschaftsverwalters tritt, hinter der Mauer des Schlosses sich zeigt, wie er hinter der Hecke, aus indischen Feigen aufgeführt, mit aufmerksamem Auge die Herden ausspioniert und Geburten, Hochzeiten und Testamente der bäuerlichen Bevölkerung überwacht, so steht er in der Stadt hinter dem Stuhle des Geschworenen, verkehrt

mit dessen Frau, betritt, aus dem schmutzigen Weinkeller kommend, das Portal des Palastes, vom Portier in Livree achtungsvoll, vom reichen Besitzer mit verständnisinnigem Lächeln begrüßt.

Die Maffia, das mag wohl die richtigste Definition sein, ist ein Geheimbund der Zuchtlosigkeit im breitesten Sinne des Wortes: im kleinsten, weltfernsten Neste der Insel wie in der Hauptstadt sitzen ihre Mitglieder, die alles sehen, aber die Augen stets schließen, wenn einer der Ihren irgend einen armen Teufel mit der Flinte aufs Korn nimmt.

Die Maffia hat ihre Mitglieder im Handelsstand wie unter den Seeleuten; zu ihr gehört der Winkeladvokat, der Häscher und Dieb, der Hehler und Brigant, der Meuchelmörder; sie beschäftigt sich mit Politik, mit Verwaltung, ist in allen Vereinen im Vorstand, sie schläft auf der regennassen Erde, in Berghöhlen, wie im Himmelbett mit seidenen Vorhängen.

Die Maffia schleicht sich überall ein, sie hat die Oberleitung über alles. Wer sie heute auf dem Lande beobachtet hat, verwundert sich wohl, sie morgen im vornehmen Cirkel an der Arbeit zu treffen, Duellen beiwohnen, mit den lächelnden Damen scherzen zu sehen.

Damit ist nicht gesagt, bei Leibe nicht, daß in Sicilien alles „mafioso" sei, aber das Blut der anständigsten Menschen wird, ohne daß sie es selbst wissen und wollen, nach und nach vergiftet, die Gewissen werden nachsichtig, und im Volke werden mit der Zeit Maffiosi geboren in der Weise, wie Kinder mit schwarzen Haaren und olivenfarbenem Teint zur Welt kommen.

Seltsam, aber ausgemacht ist es, daß sich die Mafiosi sofort untereinander erkennen, an dem Gesamteindruck der Person, an der Haltung, die immer etwas herausfordernd Hochmütiges, Rohes an sich hat, an den Handbewegungen, den Mienen: auch der sprachliche Ausdruck hat seine besondere Färbung im Ton und in Worten, die aus Metaphern und Zweideutigkeiten bestehen, ähnlich dem Rotwelsch unsrer deutschen Gauner. Ein Mafioso täuscht sich darin nie; zum Ueberfluß giebt es noch eine Menge Zeichen, an denen sie sich erkennen.

Die Grundsätze der Maffia sind durch die Jahrhunderte befestigt und werden gelernt, wie wir in der Kinderschule die zehn Gebote lernten. Dieser Codex gilt noch immer und überall, kleine Veränderungen haben vielleicht nur die umgewandelten Zeiten und Dinge hervorgerufen.

Die Gebote lauten:

Blut wäscht man nur mit Blut ab.

Wer ein Mann ist, rächt sich mit seinen eigenen Händen.

Wer dir das Brot nimmt, dem nimm das Leben.

Weder da frag, noch ich zufrieden.

Wer aus der Schule schwatzt, ist infam.

Wenn der Augenblick des Blutfließens gekommen, laß es fließen (dies drückt der Kodex freilich viel drastischer aus: Wenn das Schwein schlachtreif ist, schlachte es).

Hast du Geld und Freunde, kannst du die Justiz „zu Gaste laden".

Der Tote ist tot, denken wir an den Lebenden (Das Opfer ist begraben, helfen wir dem Lebenden, dem Verbrecher natürlich!)

Lebe ich, so räch' ich mich, sterbe ich, mag dir ein anderer vergeben!

Der Hauptfaktor aber der Maffia ist die auch in Neapel, dort aber nur in einer gewissen Abschwächung auftretende „Omertà". Sie ist ein Ueberrest aus den wilden Zeiten des Mittelalters, wo jeder auf seinen eigenen Füßen stehen und sich geltend machen wollte. Die Omertà stammt her aus dem Gefühl des Staates aber des Mißtrauens und der Verachtung gegen die Justizverwaltung, aus dem Vorbehalt einer Privatrache oder aus einer Furcht vor Schaden. Der Maffiosa muß in erster Linie Meister in der Omertà sein. Was sie ist? Das läßt sich am besten aus einem Beispiel ersehen. Ihr Name soll von homo — omo = Mann herkommen. „Tu non sei omo!" („Du bist kein Mann!") sagt die Mutter schon ihrem Söhnlein, das sich feig gezeigt. Omertà! Es ist der Indegriff der Mannhaftigkeit vom Standpunkt derer, die in der Polizei und Justiz ungerechte Bevormundung sehen. Wer sich also an die Behörden wendet zur Schlichtung eines Streites oder um Hilfe, wer ferner, von ihnen gerufen, Enthüllungen macht, hat keine Omertà, ist ein Spion, und als Spion ist er infam und „schifoso" (ekelhaft) und schlimmer als das! Infam und schifosa sind zwei Beschimpfungen, die schwerer wiegen als Ohrfeigen, im Beisein von Frauen erteilt, und können von dem „Omo" nur mit Blut abgewaschen werden.

Hier nun das Beispiel von der unschuldigsten und gewöhnlichsten Form der Omertà.

Mitten in der Nacht stoßen in einer Straße von Palermo Karabinieri und Schutzleute auf einen Schwerverwundeten, der am Boden liegt. Sie bringen ihn nach dem Hospital. Der Brigadier, der Karabinierifeldwebel, der Polizeikommissär, einer nach dem andern, jeder auf seine Weise, versuchen ihre Kunst an ihm, ihn auszufragen.

„Wer hat dich so zugerichtet?"

„Ich weiß nicht."

„Wie ging denn die Sache zu?"

„Ich war auf dem Heimwege, ein Unbekannter rannte mich an."

„Das war unter der Laterne, hast du ihn nicht erkannt?"

„Nein."

„Aber würdest du ihn wiedererkennen?"

„Ich weiß nicht."

„War er groß, klein, wie war er angezogen?"

„Ich hab's nicht gesehen."

„Hast du in deinem Quartier einen Feind? War's ein Nebenbuhler?"

„Ich habe keinen Feind und Nebenbuhler erst recht nicht."

So geht das fort, der Arzt mischt sich ein und warnt: „Freundchen, sag' die Wahrheit, du bist gekiefert!"

„Die Wahrheit hab' ich gesagt, das übrige ist Gottes Wille!"

Aus dem Unglücklichen, auch wenn er fühlt, nicht mehr lange zu leben, ist nichts herauszubringen. Dabei aber denkt er: „Wenn ich genese . . . warte nur, ich werde dir's heimzahlen, ich! Die Polizei soll sich aber nicht in unsere Rechnung mischen."

Er stirbt. Sein Geheimnis geht mit ihm ins Grab, ausgenommen, wenn er noch einen Freund oder Verwandten über die Sache hat verständigen können, der dann verpflichtet ist, die Rechnung auszugleichen.

Er genest. Nun geschieht es ganz zweifellos, daß die Karabinieri und Schutzleute nach einiger Zeit (oft nach Jahren auch) auf der Straße einen Verwundeten finden, der ebenfalls den Täter nicht kennt.

Also das Strafgesetzbuch ist nicht für „Männer von Ehre"; die Maffia hat für die Ihrigen ein eigenes Tribunal, und hier geht es nach ihrer Meinung gerecht zu. Wenn dieses Tribunal, das über die Anklage der „Infamie" gegen einen ihrer Freunde entscheiden soll, einberufen wird, ist Präsident der Aelteste der anwesenden Maffiosi. Der Angeklagte verteidigt sich selbst. Das Urteil erlaubt keine Appellation. Wird der Betreffende für „infam" erklärt, so fällt er, wenn er sich nicht selbst tötet oder rasch nach Amerika auswandert, durch eine Kugel, nicht aber ohne vorher die schrecklichsten Demütigungen erlitten zu haben.

Von Mammino wird die Geschichte erzählt, wie A. mit Gewalt sich zum Teilhaber des Geschäftes eines Vetters B. machen wollte. Dieser wollte davon nichts wissen und meldete als Maffiosa die Sache bei den Oberen. Letztere ließen den A. rufen und ersuchten ihn auf freundliche Weise (die Maffia führt, im Bewußtsein ihrer Kraft, alle Verhandlungen in ruhig friedlicher Weise), von seiner Forderung abzustehen. Davon wollte A. nichts wissen und fing Händel mit B. an. B. wendete sich an die oberste gerichtliche Instanz der Maffia. Die Freunde schlagen sich ins Mittel und der Friede wurde geschlossen in der Sakramentskapelle eines Vorstadtkirchleins, im Beisein von einem Dutzend der einflußreichsten Maffiosi, nach einer Predigt des Kaplans.

Alles schien beendigt, als einige Zeit danach ein gewisser X. in die Wohnung des B. kam und ihn dringend ersuchte, morgen nicht ins Geschäft zu gehen.

„Warum nicht?" fragte B. erstaunt.

„Weil ich Sie umbringen müßte."

„Sie?"

„Ich! Ich habe das Mandat angenommen, bereue es aber. Bleiben Sie für ein paar Tage zu Hause, sagen Sie, Sie seien krank. Ich werde inzwischen die Sache zu vermitteln suchen."

„Und wer hat Ihnen diesen Auftrag gegeben?"

Digitized by Google

„Das darf ich Ihnen nicht verraten."
„Und Sie selbst, wer sind Sie?"
„Ich? Ich bin . . . X."
„Schon gut."

A. verfügte sich schleunigst zu den Oberen der Maffia, welche waren wie aus den Wolken gefallen. Der Angesehenste von ihnen stellte eine geheime Untersuchung an, aus der sich ergab, daß die Anzeige auf Wahrheit beruhte. Was thun? Die Genossen, die den Frieden seiner Zeit vermittelt hatten, traten jetzt als Tribunal zusammen. Der zum Mord gedungen gewesene X. wurde durch einige „Freunde" herbeigelockt und versteckt. Der Angeklagte A. mußte auf Einladung des Tribunals erscheinen, und als er leugnete, mußte der verdeckte X. hervortreten und ihm das empfangene Geld vor die Füße werfen. Jetzt konnte er nicht mehr leugnen und bat um Gnade.

Der Richterspruch lautete auf „infam", und acht Tage nachher schwamm der Verurteilte auf dem Ocean. In Amerika ist er verschollen, der Maffia aber wäre es ein leichtes gewesen, ihn auch dort zu finden.

An solcher Arbeit, wie überhaupt an ihrer Arbeit hat die Maffia Freude, sie ist stolz auf ihr Thun, auf ihre „Gerechtigkeit". Ein bekannter palermitanischer Maffioso, Tano mit Namen, saß in Kaffeehaus mit andern „Freunden". Da hört er auf der Straße Geschrei und Gelaufe. Er tritt unter die Thür und sieht einen Menschen mit einem langen Messer in der Hand, der einen andern, unbewaffneten, verfolgt. Tano springt vor, schreit „Pap!" und schlägt den Verfolger, der sein Opfer fast erreicht hat, mit seinem dicken Knüttel über den Schädel, daß der Getroffene zu Boden stürzt. Nun tritt er mitten in die Straße, streicht die Binse, schaut sich stolz um, hebt die Augen gen Himmel, lüftet den Hut und ruft mit lauter Stimme: „Tano ist in die Welt gekommen, der armen Menschheit zu helfen!" Applaus von allen Seiten, und sich in den Hüften wiegend, die Daumen in den Armellöchern der Weste, geht er ab.

Ein großer Rechtstitel für den Maffioso ist es, wenn er sich rühmen kann: „qualche cuojo al sole" (wörtlich: manches Fell an der Sonne), d. h. manchen zu Boden gestreckt zu haben.

Nun giebt es nun freilich viel Gelegenheit im Malandrinaggio, einem Zweig der Maffia; Malandrinaggio ist das Verbrechen, das man an Personen oder Sachen mit Gewaltthätigkeit, oder auch durch Androhung solcher Thaten, begeht oder begehen läßt. Wer darin arbeitet, ist ein Malandrino, natürlich auch Maffioso. Zum Malandrinaggio gehören, bei dem Kleinsten angefangen, die Droh- und Erpressungsbriefe, der aus Rache verübte Diebstahl, in gleicher Weise der Viehraub, die Niedermetzelung ganzer Herden, Fällung aller Fruchtbäume, Niederbrennen von Ernten, Waldern, Niederlagen, Häusern, dann der Mord, der Raubanfall auf offener Straße, die Gefangennahme von Personen, um Lösegeld zu erheben.

Malandrinaggio ist nicht zu verwechseln mit dem Brigantaggio; Brigantaggio ist Malandrinaggio als Beruf. Der Brigant ist ein Malandrino, aber der Malandrino ist nicht immer Brigant. Briganten sind Leute, die allein, meist aber in Gesellschaft, bewaffnet das flache Land durchstreifen und in offenem Kriege gegen Gesetz und Polizei Gut und Leben andrer bedrohen und schädigen. Ihr Handwerk nennt man Brigantaggio. Ohne die Protektion der Maffia würde dasselbe einen schweren Stand haben. Den Briganten gegenüber betreibt sie den Mauntengolismo, das Helfershelfer- und Hehlertum, auf dreitester Stufe, und in diesem liegt auch der lohnendste Gewinn.

Ein Buch wäre über den Mauntengolismo zu schreiben, wie über die Maffia ein Werk ohne Ende. Ich habe nur wenig Punkte berühren können, doch ist das eine zweifellos zu erkennen, daß die Bezeichnung der Maffia als Landplage nicht übertrieben ist.

Nun noch ein Wort über die Vokabel „Maffia"! Bis zum Jahre 1860 war das Wort auf Sicilien in seiner heutigen Bedeutung noch unbekannt, da bedeutete es etwas Hübsches. Eine Krawatte, ein Tuch, ein Mädchen, ein nettes Haus waren „maffiosi", d. h. zierlich, graziös. Ein „giovinetto maffioso" war ein kräftiger, gewandter Bursche, voll Bewußtsein seines Mannesstums, ritterlich und kühn. 1860 schrieb Rizzotto sein packendes Volksdrama: „I Maffiusi di la Vicaria", es bot Scenen aus dem Treiben der gekennzeichneten Volksjustiz in Palermo, und der Name für die vornehmste Verbrecherverbindung war gefunden. Wer ihn auslöschen will, wer diese Hydra töten soll, muß wohl erst noch geboren werden. Die italienische Regierung, erschrocken über die jüngsten Enthüllungen, hat den Feuerbrand und die Keule in die Hand genommen.

BLÄTTER & BLÜTEN

Hermann Lingg und Paul Heyse. (Zu den Bildnissen S. 9 und 13.) Zwei Großen der litterarischen Welt, denen die deutsche Dichtung viel herrliche Gaben zu danken hat, Hermann Lingg und Paul Heyse, werden in nächster Zeit einen wichtigen Lebensabschnitt erreichen. Am 22. Januar 1900 fällt Linggs achtzigster, am 15. März dann Heyses siebzigster Geburtstag. Beide Dichter, welche in jungen Jahren ihr Heim in München fanden, haben sich durch ihre Werke eine große treue Gemeinde geschaffen, die zu ihnen mit Verehrung und Bewunderung aufschaut. So werden jene Tage nicht vorübergehen ohne festliche Kundgebungen, welche den auch in ihrer Persönlichkeit anregungsreichen Männern den Dank der Nation für ihr reiches reifes Schaffen im Dienst der Ideale und des Schönen zum Ausdruck bringen. Und an beiden Erinnerungstagen wird man mit Sympathie an die Münchner Blütezeit poetischer Kunstpflege zurückdenken, welche unter dem Patronat des freigesinnten poesiefreudigen Königs Max und unter der Führung Emanuel Geibels jenen Wetteifer heraufgeführt hatte, der zur Entfaltung brachte, unter dessen Einfluß Linggs großes Epos „Die Völkerwanderung" der Vollendung entgegenreifte und Heyse als Novellist, als Lyriker und als Dramatiker zu einer Meisterschaft gelangte, bei der sich jede Form willig fügt.

In Erinnerungen an jene Zeit regt auch die schöne Gabe an, die Paul Heyse den Freunden seiner Muse kürzlich in Buchform dargeboten hat, diesmal kein Buch zum Lesen, sondern eins zum Betrachten, ein Werk der zeichnenden Kunst, welche der Dichter von Jugend an, gerade wie zu seiner Freude, geübt hat und die er in den letzten Jahren darauf verwandte, die Züge der ihm befreundeten, mit ihm in München lebenden Dichter in fein ausgeführten Porträtskizzen festzuhalten. Dies Album Heyses, „Das literarische München", zeigt nach einer lesenswürdig bescheidenen Vorrede der Widmung gleich auf dem ersten Blatt den energischen Charakterkopf Linggs, den wir mit Erlaubnis des Zeichners und der Verlagsanstalt F. Bruckmann in München auf S. 9 in getreuer Nachbildung wiedergeben. Lingg und Wildenbruch sind in dieser Porträtgalerie des „Literarischen Münchens" der Gegenwart wohl die einzigen, welche jene ältere Zeit poetischen Wetteifers unter Geibels Aegide vertreten, an die alle, die mitstrebend und mitschaffend an ihr beteiligt waren, nur mit wehmutvoller Sehnsucht zurückdenken mochten, ja auch Paul Heyse in seinen „Erinnerungen", welche die „Deutsche Rundschau" soeben veröffentlicht. Als eine märchenhafte Glückswendung preist er dort das Geschick, das ihn mit 25 Jahren, in dem entscheidendsten Augenblick seines Lebens, in München eine zweite Heimat finden ließ. Nicht nur deshalb, weil es unter Bedingungen geschah, die es ihm zur ausschließlichen Lebensaufgabe machten, sein poetisches Talent zu freier Entfaltung zu bringen, sondern auch, weil er, der Großstadter von der Spree, sich in München zum erstenmal auf einen „breiten derben Volksboden" gestellt fand, „auf dem sich ein eigenwüchsiger, nicht immer löblicher, aber kraftvoller und vielfach poetischer Menschenschlag bewegte". Wohl hatte es dem jungen Dichter auch in seiner Vaterstadt Berlin nicht an Anregungen gefehlt, die sich für sein frühreifes Talent ungemein fruchtbar erwiesen. Auch dort hatte er, schon als Student, an Geibel, dem bereits berühmten, Anlehnung gefunden, der 1854 der Vertrauensmann des Königs Max von Bayern bei dessen Bestreben wurde, für die deutsche Dichtkunst das zu sein, was sein Vater Ludwig I der bildenden Kunst geworden war. Aber die Notwendigkeit, ein Brotstudium zu ergreifen, hatte auch Heyse Juristik beerbet, und seine frühe Verlobung mit der Tochter des Kunsthistorikers Kugler war dem jungen, für seine erste Novelle („Marion") bereits preisgetönten Doktor der Philosophie zum Antaß geworden, sich für den Broterwerb als Gelehrter vorzubereiten, während doch alles in ihm zur Dichtkunst drängte. Da erhielt er im März 1854 den Brief, der ihn im Auftrag des Königs Max einlud,

nach München überzusiedeln und dort mit einem Jahrgehalt von 1000 Gulden zu leben, ohne weitere Verpflichtung, als an den geselligen Abenden des Königs, den sogenannten Symposien, teilzunehmen.

Einen noch größeren Glücksfall bedeutete das Entstehen der Münchner Dichterkolonie für Hermann Lingg, der nicht ein aus Norddeutschland „Berufener", sondern ein Bayer war. Die große Aufgabe, den Sturz der römischen Weltdespotie durch germanische Kraft und Freiheitslust zum Gegenstand eines Epos zu machen, wäre vielleicht nie vollendet worden, ohne die Teilnahme, die Linggs Pläne von seiten Geibels und seiner Getreuen erfuhren. In demselben Jahre, in welchem Heyses Berufung erfolgte, wurde durch Geibel die erste Sammlung der „Gedichte" Hermann Linggs herausgegeben mit einer Vorrede, in welcher Geibel den bayrischen Sangesgenossen als einen „Ebenbürtigen" begrüßte. Das große Talent des Dichters der „Völkerwanderung", in dessen Balladen und Romanzen sich eine Schenkraft kundthat, die an alte Skaldenart mahnte, hatte sich vorher nicht Geltung zu schaffen vermocht. Die Absicht, die Züge der Germanenvölker gen Süden zu besingen, war in seiner Seele schon entstanden, da er noch in seiner Vaterstadt Lindau heranwuchs und in seinen Mußestunden über die weite Fläche des Bodensees nach den schneebedeckten Alpen hinträumte, hinter denen er in der Ferne das Land Italien liegen wußte. Als Student der Medizin schuf er die ersten Balladen aus der Stoffwelt jener Vorzeit der deutschen Geschichte. Dann Militärarzt geworden, schrieb er einzelne Gesänge seines Epos, wie das Idyll „Die griechische Insel", „in den Journalzimmern der Lazarette, auf dem Marsch in Wirtshäusern und Einquartierungen" nieder. Erst nach seiner Pensionierung und Ansiedlung in München fand er die Muße zu einem zusammenfassenden Gestalten des Riesenstoffes, das sich unter der Teilnahme der litterarischen Tafelgenossen langsam aber stetig vollzog. Im Jahre 1866 erschien der erste Teil der „Völkerwanderung", der Schluß im Jahre 1868. In Hermann Linggs späteren Gedichten, seinen historischen Dramen und Erzählungen, hat sich dann dieselbe ursprüngliche Kraft geistigen Schauens weiterschütternder Vorgänge aus alter Zeit mit ungeschwächter Kraft der Darstellung offenbart.

Das Sieges- und Friedensdenkmal bei Edenkoben.
Nach einer Originalzeichnung von Hocke.

Paul Heyse aber wandte sich, ungefrischt von den Eindrücken des süddeutschen Volkstedens, die er immer aufs neue durch das liebenollste Studium des italienischen Volkschorolters auf ineogo Reisen ergänzte, mit stets wachsender Lust der Darstellung naiver Menschennatur zu, für welche er schon früh in der Novelle die ihm am meisten zusagende Form fand. Sein immer reger, leicht beweglicher, schier unerschöpflicher Geist schuf neben der Fülle dieser kleinen Erzählungen in Prosa, neben den großen Romanen, von denen „Im Paradiese" echt Münchner Lebenslust atmet, Dichtungen jeder Art und von verschiedenstem Stil, ergreifende Dramen und Gedichte aus historischen Stoffen, heitere Idyllen und harmlose Lustspiele, stimmungsvolle Episteln und schnurgespitzte Epigramme, und immer erwies er sich dabei als ein Dichter von echt poetischer Auffassung, von hoher idealer Gesinnung und bewunderungswürdiger Formgewalt. Die größten volkstümlichsten Wirkungen aber entfaltete Paul Heyse immer dann, wenn der Reiz des wirklichen Lebens ihn zum Schaffen spornte, wenn Selbstbeobachtetes ihn zur unmittelbaren Gestaltung des darin Wesentlichen in Form der Erzählung hinriß, und so wurde er der Klassiker der deutschen Novelle, als welcher er sich auch mit immer noch jugendlicher Frische in der neuesten, nach schwerer Krankheit entstandenen Schöpfung offenbart, deren Veröffentlichung die „Gartenlaube" in diesem Hefte beginnt.

Der Alte Fritz auf Reisen. (Zu dem Bilde S. 4 und 5.) Gegen das Ende seines kriegsbewegten Lebens konnte sich Friedrich der Große noch einiger Jahre des Friedens erfreuen. Der greise Held, der in manche Schlacht hoch zu Roß befehligt hatte, war jetzt durch die Gicht verhindert, zu Pferde zu steigen, und bei seinen Reisen durchs Land ließ er sich fahren. Die beispiellose Popularität, deren der „Alte Fritz" beim Volke genoß, gelangte auf diesen Fahrten oft drastisch genug zum Ausdruck, und der König erfreute sich gern an diesen Beweisen des Dankes für seine Mühen, sein Preußen stark und groß zu machen. Das lebensvolle Bild von Professor C. Seiler läßt uns eine solche Huldigungsscene von echt volkstümlicher Art sehen. Neben solchen, die sich mit Bittschriften und Anliegen dicht König in seiner Karosse nahen, sehen wir andere, welche voll uneigennütziger Bewunderung auf den gefeierten Monarchen blicken, unter dessen Fahnen sie einst dienten und der selbst nicht mehr sein wollte als der erste Beamte seines Staates. Wie er da im Wagen sitzt, in der Hand den berühmten Krückstock, das spanische Rohr, dessen Krücke von Gold und reich mit Diamanten besetzt war — so mochte sich sein Bild dem ganzen Volke einprägen. Wie charakteristisch waren diese Züge, mit dem rasch wechselnden Ausdruck, dem königlichen Ernst, der sich bald in königliche Milde wandelte, die strengen Augen und der feine Mund! Jene hatten einen durchbohrenden Blick, dieser war mild und freundlich, und die Stimme, mit der er sprach, war von herzgewinnendem Wohllaut. Bei seinen Fahrten über Land war er allen Bittstellern zugänglich. Noch dem Müller Arnoldschen Prozeß, in dessen Verlauf der König erklärt hatte, „daß der geringste Bauer, in was noch mehr ist, der Bettler ebensowohl ein Mensch ist, wie Se. Majestät sind, und dem alle Justiz widerfahren muß, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind", und nachdem er die Kammergerichtsräte kassiert hatte, da erschienen häufig ganze Scharen von Bauern aus der Mark, aus Pommern vor dem königlichen Schlosse in Berlin, hielten Bittschriften in die Höhe und riefen laut: „Es lebe unser König, der den armen Bauern zu seinem Rechte verhilft!" Armen Unterthanen, Haudwerkern, Bürgern, Bauern war der König sehr geneigt, schnelle Justiz auf dem kürzesten Wege zu verschaffen, auch dafür drängte sich alles Volk an seinen Wagen, wenn er auf Reisen war. †

Das Sieges- und Friedensdenkmal der Pfalz auf dem Werderberge bei Edenkoben. (Mit Abbildung.) Zum dreißigsten Angedenken der großen Ereignisse von 1870/71 ist auf einem Vorberge der Haardt, dem zu Ehren des Generals v. Werder benannten Werderberge bei Edenkoben im bayrischen Regierungsbezirk Pfalz, ein würdiges Denkmal errichtet und am 3. September 1899 feierlich enthüllt worden. Auf einer Terrasse mit davorliegendem freien Platze erhebt sich das Sieges- und Friedensdenkmal in Form eines imposanten, von vier Säulen getragenen, offenen Tempelbaues, von dessen Plattform man die gesegneten Gaue der Pfalz bis Straßburg, Heidelberg und Worms überblickt. Die nach Westen zu gelegene Apsis des Tempels enthält die Büsten Kaiser Wilhelms I., König Ludwigs II. und des Prinz-Regenten Luitpold, sowie die Medaillonbilder Bismarcks, Moltkes und der heranragenden bayrischen Heerführer von der Tann und v. Hartmann. Vor der Herrscherbüsten versinnbildlichen zwei edle Frauengestalten, die sich die Hände reichen, die Vereinigung von Nord- und Süddeutschland. Ueber dieser Gruppe prangt in der Mitte das deutsche Reichswappen mit einem Eichenstamm, von dessen Aesten die Wappenschilder der im Reiche geeinten deutschen Stämme angebracht sind. Inmitten des Hintergrunds der Apsisdecke zeigt sich in Mosaikarbeit die glanzvolle Kaiserkrone, umgeben von symbolischen Figuren. An den Wänden finden sich in hübschen Gruppierungen Tafeln mit Widmungen, denkwürdigen Daten und Merksprüchen aus der glorreichen Zeit. Vor der Denkmalshalle erhebt sich auf einem Postament von weißem Sandstein die aus Erz gegossene Idealgestalt eines hoch zu Roß sitzenden germanischen Helden, der in der erhobenen rechten Hand einen Oelzweig als Zeichen des Friedens hält. Der Schöpfer dieses Denkmals, das einen Kostenaufwand von nahezu 90 000 Mark erfordert hat, ist der Bildhauer August Drumm in München, ein gebürtiger Pfälzer. E. M.

Schmuggler auf dem Gardasee, vom Zollwachtschiff überrascht. (Zu dem Bilde S. 21.) Die eigentümlichen Grenzverhältnisse am Gardasee haben ein verwegenes Schmuggelsystem zur Entwicklung gebracht. Bei weitem der größte Teil des Sees ist italienisches Gebiet, nur das nördliche Ende mit den Ortschaften Riva und Torbole gehört zu Tirol. Sowohl im Osten wie im Westen ist dort, wo Oesterreich und Italien zusammenstoßen, das steil aufsteigende Ufer unwegsam. Die Verbindungswege zwischen den Grenzortschaften führen hoch über das Gebirge, und ein direkter Verkehr ist ausschließlich nur zu Wasser möglich. Das Schmuggelgut, das von Tirol der in dieser Gegend in Blüte steht, ist infolgedessen auch auf den Wasserweg angewiesen. Die Mühe, schwere Lasten auf dem Rücken über die rauhen Berge zu schleppen, ist um so weniger ratsam, als alle gangbaren Wege dort oben von Grenzwachtposten besetzt sind. Aber eine dunkle stürmische Nacht, ein günstiger Nordwind, ein festes schnellaufendes Boot — das sind

Das neue Künstlerhaus in München.

Erbaut von Prof. Gabriel Seidl.

Erfolg verheißende Bedingungen für den Abenteurer, der du unten sein kühnes und nach seinem Sinne wohlberechtigtes Handwerk treibt. Die Hauptgegenstände des Schmuggels sind Tabak, Spirituosen, Zucker und andere Kolonialwaren, die in Italien alle unverhältnismäßig teuer sind. Die Schmuggler benutzen mit Vorliebe lange Fischerboote, welche sich gut rudern lassen und auch vor dem Wind leicht segeln, denn stets haben sie zu gewärtigen, daß sie während der Fahrt von den Zollwachtschiffen, welche die Steuerbehörde Italiens auf dem See unterhält, entdeckt werden. Diese Boote sind kleine, schnelle Dampfer aus Eisen vom Typus der Torpedoboote und werden von Marinetruppen bedient. Limone am Westufer des Sees ist ihre Station. Ein solcher „Jäger" kreuzt nun die ganze Nacht im Grenzrevier von einem Ufer zum andern und durchsucht mit seinem gewaltigen Scheinwerfer die Wasserfläche und alle Spalten und Buchten der Felsküste. Die Schmuggler fahren stets längs des Ufers, um im Fall der Entdeckung schnell ans Land flüchten zu können; gelingt ihnen dies rechtzeitig, so finden sie in dem zerklüfteten Gestein genug Schlupfwinkel, um den Augen ihrer Verfolger zu entkommen. Das Schiff mit den geschmuggelten Waren wird gewöhnlich beim Verlassen in den Grund gebohrt.

Z. D.

Das neue Künstlerhaus in München. (Zu dem obenstehenden Bilde.) Was die Münchner Künstlerschaft seit langen Jahrzehnten erstrebte: ein eigenes Heim zu erhalten, das hat sie nun erreicht, in einer so glänzenden Weise, daß wohl kein anderes deutsches Künstlerhaus sich mit dem am Maximiliansplatz gelegenen Prachtbau des genialen Gabriel Seidl messen kann. Dort, wo der von der Bahn hereinkommende Fremde zuerst die Frauentürme über der Herzog Magburg aufsteigen sieht, dort steht der kleine Renaissancepalast, mauerumgeben wie eine Feste in ruhig ernsthaften Formen. Öffnet man oder das schwere eiserne Thor, so steht man, aufs anmutigste überrascht, in einem Hofraum, dessen Architektur eine Fülle von Heiterkeit und mannigfachster Gliederung zeigt. Links von dem prächtigen Hauptportal des Erdgeschosses liegt ein getäfeltes Sitzungszimmer von ruhiger Vornehmheit, weiterhin kommen als abgeschlossenes, der geistigen Erholung gewidmetes Reich das Lesezimmer, die Bibliothek und, in großen Schränken geordnet, die unendlich wertvollen Sammlungen von Erinnerungen an Künstlerfeste und sonstige Erlebnisse. Die ganze andere Seite des Erdgeschosses nimmt ein großes Restaurationslokal ein, hell getönt, lustig ausgemalt, mit dem Ausblick auf einen Riesenherd und die trostreiche Nische, wo die Bierquelle fließen wird. Ein Stockwerk höher liegt der herrliche Prachtsaal von ganz ungeahnter Größe. Was dort alles zum Eindruck der heitersten Lebensschönheit zusammenwirkt: die tiefsonigen Wandmalereien, das Gold der Kassettendecke, die sich über die ganze Länge hinziehende galdstrahlende Galerie mit dem kunzelartigen Erker in der frei hinaufführenden Treppe, die festlichbunten Krauzgewinde, aus deren Mitte die elektrischen Sonnen wiederstrahlen werden — alles das sieht man heute schon im Geist als Rahmen künftiger Künstlerfeste. Vor diesem Saal aber zieht sich eine Terrasse hin mit dem wundervollsten Fernblick über die Anlagen und Gebäude des großen Platzes, während noch dem Willen seines Erbauers kein Blick der Vorübergehenden heraufdringen kann. — Nicht nur die Künstler werden glücklich sein über dies einzig schöne Heim, auch die Stadt München begrüßt Gabriel Seidls Künstlerhaus als ein neues Juwel in ihrem an prächtigen Architekturbildern schon so reichen Besitz.

Bu.

Gesetz in der Verteilung der Mineralschätze auf der Erde. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, auf welche vor kurzem ein französischer Gelehrter aufmerksam gemacht hat, daß das Vorkommen einer großen Anzahl von mineralischen Produkten — die Schwermetalle ausgenommen — auf beiden Erdhälften an bestimmte Breitengrade gebunden erscheint, so daß man in der That von einem bestimmten Verteilungsgesetz nach Zonen reden kann. So sind bis jetzt größere und nutzbare Steinkohlenablagerungen fast ausschließlich zwischen dem 40. und 56. Breitengrad aufgefunden worden, denn die Ablagerungen über diese Grenzen hinaus, sowohl nach dem Aequator als auch nach den Polen zu, kann man nach der ganzen Art ihres Vorkommens getrost als Ausnahmen ansehen. Die Petroleumquellen, um bei den brennbaren Materialien zu bleiben, liegen sämtlich zwischen dem 37. und 45., hauptsächlich aber auf dem 40. Breitengrad. Gehen wir zu den anderen nutzbaren Mineralien über, so finden wir Phosphate meist zwischen dem 30. und 40. Grade, doch auch in der Nähe des 50., und bedeutende Salzablagerungen — hierunter sind nicht nur Steinsalz-, sondern auch Salpeterlager zu verstehen — zwischen dem 40. und 55., doch auch zwischen dem 33. und 40. Grad. Bezüglich letzterer Ablagerungen durchbricht Afrika die Gesetzmäßigkeit, denn hier finden sich Salzlager bis zum 19. Grad. Diamanten finden sich auf dem 20. und 27. Grad. Auf ersterem in Brasilien und Indien, auf letzterem im Kapland und in Australien.

Von den Metallen fügt sich dieser Regel nur das Quecksilber halbwegs ein, dessen hauptsächlichste Fundorte sämtlich zwischen dem 35. und 45. Grad liegen, Gold und Silber dagegen durchbrechen sie.

Digitized by Google

Es ist nun ferner eigentümlich, daß auch die geologischen Verhältnisse dieser bis jetzt bekannten Vorkommen auf den bestimmten Breitengraden einander entsprechen, und daß man deshalb, wenn sich auf den betreffenden Graden gleiche geologische Verhältnisse finden, auch Aussicht auf die Auffindung des betreffenden zugehörigen Minerals hat. Darum hofft man auch in Frankreich sehr auf Mineralschätze in der sonst so armen Sahara, namentlich auf Salpeterlager, denn wie die geologisch gleichen Verhältnisse in der Sahara mit denen der Salpeterlager in Chile übereinstimmen, so stimmt auch die Lage. Denn die Sahara liegt zwischen dem 14. und 34. Breitengrad, und in Chile befinden sich die Salpeterlager in der Wüste von Atacama zwischen dem 18. und 24. Grad. Außerdem hofft man auch noch auf Diamanten, deren Grode in Südafrika und Indien (20. und 27.) ja auch die Sahara hat, und deren daranliegende Gebirge einen ähnlichen geologischen Bau wie die erwähnten Diamantenvorkommen haben sollen.

Endlich sollen die Saharagebirge von Tibesti und Tuat sowohl nach Lage als auch nach Aufbau den Gold- und Silbergebieten der Alleghannies und Anden Amerikas entsprechen, so daß dort möglicherweise auch noch Gold und Silber zu finden ist. Dr. —t.

Deutschlands merkwürdige Bäume: die „Königseiche" bei Schattenhofen in Oberbayern. (Mit Abbildung.) In der Nähe des östlich von München gelegenen, zum Bezirksamte Ebersberg gehörigen Weilers Schattenhofen, 4 km von der an der Bahnlinie München—Rosenheim gelegenen Station Kirchseeon entfernt, steht an dem nach dem Pfarrdorfe Mamsach führenden Vizinalsträßchen die „Königseiche". Ihr Alter wird auf beiläufig 1000 Jahre geschätzt, und sie wurde nach den vorliegenden Aufschreibungen im Jahre 1846 von König Max II. käuflich erworben, um sie vor der Vernichtung durch die Axt zu retten. Sie mißt im Umfange fast 10 m, im Durchmesser über 3 m; in einer Höhe von 6 m gewinnt der Stamm an Umfang und beträgt der Durchmesser über 4 m. Die Eiche ist bereits gipfeldürr, grünt aber alljährlich noch. J. Rnld.

Deutschlands merkwürdige Bäume: die „Königseiche" bei Schattenhofen in Oberbayern.

Nach einer Photographie von Carl Herold in München.

Der Schneider von El-Kantara. (Zu dem Bilde S. 29.) In einer Seitengasse des algerischen Städtchens El-Kantara hat der geschickte Schneider sein „Atelier" eingerichtet. Er liefert prachtvige Hniks, Ueberwürfe für Frauen, aus feinerem Baumwollstoff, and Burnusse, Mantel mit Kapuze für Männer, aus festem Wollstoff. Flink arbeitet er auf Bestellung, und so kann der Araber bei einer Tasse Kaffee warten, bis sein Auftrag erledigt ist. Ruhig sitzt der Wüstensohn da, er ist einer der echten Afrikaner, für welche die Zeit keinen Wert hat, und er schätzt gewiß den Schneider gering, der sich durch fleißige Arbeit bereichert. Dieser Meister auf der Straße stammt aus der Oase Mzab in der algerischen Sahara. Sie wird von etwa 50000 bis 60000 Berbern bewohnt, die zu den strebsamsten Eingeborenen Algeriens zählen. Sie haben schöne Dattelpflanzungen und Garten und hatten auch Missionsschule; in sieben mit Mauern umgebenen Städten haben die Mzabiten von jeher den Angriffen ihrer räuberischen Nachbarn trotzen und sich in den Künsten des Friedens üben können. Ihre Frauen sitzen nicht müßig in den Harems, an 5000 Webstühle sausen emsig in der Oase, und ihre Erzeugnisse, feste wollene Stoffe, finden leicht einen guten Absatz auf den Märkten Nordafrikas. Als Händler und Handwerker ziehen die Mzabiten nach Algerien und nach Tunis und sammeln Schätze durch Fleiß und Sparsamkeit.

Gesellschaft der Waisenfreunde. Wiederholt haben wir schon auf die menschenfreundliche Thätigkeit der Gesellschaft der Waisenfreunde in Leipzig hingewiesen. Sie verfolgt den Zweck, verwaiste und auch verlassene arme Kinder derart zu versorgen, daß sie von kinderlosen Ehepaaren womöglich als eigene Kinder angenommen werden. Diese Aufgabe hat nach der Schuldirektor a. D. Karl Otto Mehner, der gegenwärtig in Hartensteim-Stein in Sachsen wohnt, schon im Jahre 1878 gestellt. Auf seine Anregung erfolgte auch im Jahre 1880 die Gründung der Gesellschaft, als deren Geschäftsführer er opferwillig noch heute thätig ist. Bis jetzt wurden von der Gesellschaft 88 Kinder versorgt. Wie in dem letzten Jahresbericht mitgeteilt wird, ist eine größere Anzahl von Ehepaaren gern bereit, Waisen anzunehmen, es fehlt aber an passenden Kindern. Es werden nämlich vorzugsweise Voll- oder auch Halbwaisen ehelicher Geburt, namentlich Mädchen im Alter von 1 bis 5 Jahren, gewünscht. Vielleicht giebt diese Mitteilung Anlaß, daß Vormünder und Verwandte armer verwaister oder verlassener Kinder sich behufs deren Versorgung an den obengenannten Geschäftsführer der Gesellschaft der Waisenfreunde wenden, der zu allen Auskünften und Diensten gern erbötig ist.

Arbeiten aus Lederpappe. Ein ausgezeichnetes Material für viele schöne Arbeiten ist die gelbbraune Lederpappe, die vielen noch ganz unbekannt ist. Man bekommt sie in jedem größeren Papier- oder Malutensilliengeschäft in Tafeln von etwa 70×100 cm Größe, zu 50 bis 100 Pfennig. Außer durch ihre lederartige Farbe zeichnet sie sich durch eine schöne Glätte, ungemein große, ebenfalls lederartige Geschmeidigkeit und Festigkeit besonders aus und könnte daher zum Beispiel zu Einbänden für Bücher, Briefe, Musikalien, Sammelblätter, zu Mappendecken ꝛc., die man selbst verfertigt, vorteilhafte Verwendung finden. Fast jede andere Pappe ist hart und spröde; wenn der Zufall oder Ungeschicklichkeit einmal eine zu große Biegung mit ihr vornimmt, so knickt sie ein und der Bruch verunziert die ganze Decke. Zudem müssen andere Pappsorten mit Buntpapier, Leinen, Kattun ꝛc. noch überzogen werden, während die Lederpappe infolge ihres aparten Aussehens jede weitere Bedeckung erspart und gewünschten Falles mit vorzüglicher Wirkung durch Malerei oder Brandarbeit noch ausschmücken läßt. Aber noch für zahlreiche andere Arbeiten giebt die Lederpappe ein ausgezeichnetes Material ab. Lesezeichen, Serviettenringe, Schreibunterlagen, Lampenteller, Lichtschirme, Fensterverkleider, Füllungen in Ofenschirme, Rückwände von Sitzbänken, Schränkchen u. dgl. sind wohl die einfachsten Verwendungsarten. Auch hier wird die Pappe gern noch mit Pinsel oder Brennstift gemustert.

Für größere Gegenstände, wie Ofenschirme, Panneeleinlagen ꝛc., kann man darauf die sogenannte Reliefbrandmalerei anbringen, die der altdeutschen Lederschnittlechnik nicht unähnlich sieht. Musterteile, wie Blumen ꝛc., welche der Zeichnung nach mehr im Vordergrund liegen und plastisch gegenüber dem Hintergrund heraustreten sollen, werden dabei so gebrannt, daß das Muster selbst an seinen Konturen nach innen zu ganz klar und rein erscheint, nach außen zu jedoch 2 bis 4 mm breit tief angekohlt. Man erreicht diesen Effekt ganz leicht, wenn man den Brennstift bei der Arbeit möglichst wagerecht hält und die Pappe mit der linken Hand dreht und wendet, damit der Brennstift nicht auch auf die innere, reine Fläche mit einwirkt. Auf diese Weise kann man füglich auch eine richtige Plastik erzielen, sofern man die Konturen zuvor einschneidet, dannach mit untergeschobenem Messerchen durch teilweises Hochdrehen der Umrisse, auch der Adern, Uebertritte ꝛc. eine gewisse Modellierung erstrebt und dann erst die jetzt tiefliegenden äußeren Konturen mit dem Brennstift abschattiert.

Will man ein übriges thun, so bemalt man die plastischen wie auch die flachgebliebenen Teile je nach der Beleuchtung lasierend oder deckend mit Oelfarben oder Bronzen oder man bestreicht sie mit Siccatöl, legt Blattmetall auf, Gold und Silber, und bemalt nun diesen Metallgrund recht durchsichtig mit Oelfarben. Derartige Ausführungen sind aparart und wirklich reizend und bei keinem anderen Material als der Lederpappe zu erreichen.

Auch kleine und große eigentliche Papparbeiten können aus der Lederpappe hergestellt werden, namentlich bald eine möglichst große Haltbarkeit erzielt werden soll. So lassen sich viele kleine Sächelchen zum Spielen für Kinder daraus anfertigen: Häuschen, Wagen, Schlitten, Körbchen, Aufstellbilder aller Art, Windmühlen u. dgl. Es gehört schon ein ziemlich gewaltthätiges Händchen dazu, um alle diese Dinge zu vernichten.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

t. Beilage zu Heftheft t, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Professor Dr. v. Ziemssen. Am 13. Dezember vorigen Jahres feierte in München der berühmte Arzt Professor Dr. Hugo Wilhelm v. Ziemssen in voller Frische und Rüstigkeit seinen siebzigsten Geburtstag. München beglückwünschte besonders warm den Jubilar, denn er hat als einer der eifrigsten und hervorragendsten Mitarbeiter Pettenkofers sehr viel dazu beigetragen, München zu einer wahrhaft gesunden Stadt zu gestalten. Ziemssens Ruf reicht jedoch weit über Bayerns Grenzen; die deutschen Aerzte verehren in Ziemssen einen bahnbrechenden Forscher und ausgezeichneten Lehrer.

Karl Heimerding †.
Nach einer Aufnahme von J. Baruch, Hofphotograph in Berlin.

Der neue schweizerische Bundespräsident Walther Hauser.

Marquis von Salisbury.

Gräfin Luise Oriola †.
Nach einer Aufnahme von Löscher & Petsch, Hofphotogr. in Berlin.

Anna v. Helmholtz †.
Nach dem Gemälde von F. v. Lenbach.

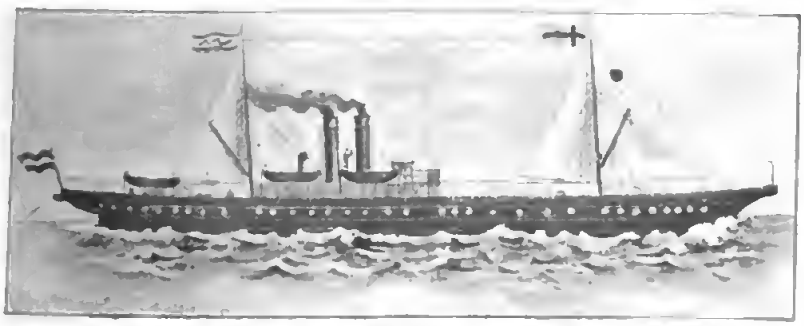
Zu Greifswald geboren, begann er auch dort seine akademische Laufbahn. 1863 folgte er dem Rufe nach Erlangen als Professor der Pathologie und Therapie sowie Direktor der medizinischen Klinik. Im Jahre 1874 siedelte er in gleicher Stellung nach München über, wo er auch Direktor des Allgemeinen Krankenhauses wurde. Ziemssens Arbeiten betreffen hauptsächlich Gebiete der inneren Medizin, wie die Kaltwasserbehandlung des Unterleibstyphus, Kehlkopf-, Luftröhren- und Magenleiden, sowie die Anwendung der Elektricität in der Medizin. Von den Werken, die er teils selbst verfaßt, teils im Verein mit anderen Aerzten herausgegeben hat, sind besonders zu erwähnen: die Handbücher der allgemeinen und speziellen Pathologie und Therapie, das „Handbuch der Hygieine und der Gewerbekrankheiten" und die musterhaft redigierten „Annalen der städtischen Krankenhäuser in München". Ferner giebt Ziemssen noch das „Deutsche Archiv für klinische Medizin" heraus.

Geheimrat Prof. Dr. v. Ziemssen.
Nach einer Aufnahme von Ad. Baumann, Hofphotograph in München.

Karl Heimerding †. Der berühmteste Bühnendarsteller des Berliner Volkshumors ist in Karl Heimerding am 20. Dezember v. J. gestorben. Er war Berliner, am 29. Oktober 1832 kam er als Sohn eines Schlossermeisters zur Welt. Während er das Handwerk seines Vaters erlernte, betätigte er seinen Drang zum Theater bereits auf kleineren Liebhaberbühnen. 1847 setzte er es durch, zur Bühne zu gehen; er debütierte in Meißen und kam an das Hennigsche Sommertheater in Berlin, dessen Direktor Kallenbach sein Talent für die Komik entdeckte, während Heimerding selbst sich für das Intriganten- und Charakterfach berufen hielt. Nach verschiedenen kurzen Engagements wurde er 1855 von Wallner für das noch diesem benannte Theater in Berlin engagiert. Bis 1878, in welchem Jahre sich Heimerding von der Bühne zurückzog, blieb er Mitglied des Wallnertheaters, dessen Blüte wesentlich auf der außerordentlichen Beliebtheit beruhte, die er sich durch seinen natürlichen kaustischen Humor meist in Rollen errang, welche ihm das auf dieser Bühne gepflegte Genre der Berliner Lokalposse bot. Die hinreißende Komik seines Spiels, die auf treuester Wiedergabe der komischen Seiten des Altberliner Volkscharakters beruhte, machte ihn zum Liebling des Publikums. Auch in seinem Privatleben war er ein Urberliner; in seinem Wesen fanden sich aufs glücklichste die liebenswürdigen Eigenschaften des Volkscharakters vereinigt, den er mit so unübertrefflichem Humor darzustellen verstand.

Die neue Reichspostmarke zu 1 ℳ in vergrössertem Massstab.

Der neue schweizerische Bundespräsident Walther Hauser ward Mitte Dezember von der zu Bern tagenden Bundesversammlung zum zweitenmal auf den Präsidentenstuhl des Landes berufen. Er ist zu Wädenswil im Kanton Zürich 1837 geboren, gehört seit elf Jahren bereits dem Bundesrate an und hat sich namentlich den Ruf eines überaus besonnenen und sparsamen Vorstehers der Bundesfinanzen und eines mustergültigen Verwaltungsbeamten erworben. Das Vertrauen in seine Berechnungen und Exposés hat das



Der erste deutsche Kabeldampfer „von Podbielski" nach seiner Ausrüstung.

Schweizer Volk den großen Schritt wagen lassen, die hauptsächlichsten Privatbahnen des Landes in den Besitz und die Verwaltung des Landes überzuführen. Er stammt aus dem arbeitenden Volke und hat sich durch eigene Kraft emporgerungen. Unter seiner Präsidentschaft wird das Schweizer Volk über eine der wichtigsten Fragen, die es seit langem bewegten, abzustimmen haben. Es ist die Einführung der allgemeinen Unfall-, Kranken- und Altersversicherung, für die er die gesetzlichen Grundlagen hat mitschaffen helfen. Möge ihm die Genugthuung beschieden sein, daß das Volk dieser segensreichen Institution die Zustimmung erteilt.

Anna Ritter.

Der englische Premierminister Marquis von Salisbury hat, während er die ihm vom Tod entrissene Gattin betrauert, schwere Sorgen als Staatsmann zu tragen. Ist er doch für die Politik, welche Großbritannien in den verhängnisvollen Krieg mit den Buren verwickelt hat, wenn auch die treibende Kraft derselben Chamberlain war, verantwortlich. Salisbury wird am nächsten 3. Februar siebzig Jahre alt. In den Ministerien Disraeli von 1866 und 1874 war er Minister für Indien. Besonders erfolgreich war seine Thätigkeit vor dem Ausbruch des russisch-türkischen Kriegs von 1877/78 als englischer Bevollmächtigter auf der Konferenz in Konstantinopel. Im April 1878 wurde er Minister des Auswärtigen und leitete als solcher die Verhandlungen mit Rußland über die Orientfrage, welche zu dem geheimen Vertrag vom 31. Mai führten, der sehr vorteilhaft für England ausfiel. Seine konservative Gesinnung bethätigte Salisbury im Kampfe mit Gladstone besonders Irland gegenüber. Viermal mußte er als Minister den im Wahlkampf siegreichen Liberalen unter Gladstone weichen, der die Selbstverwaltung Irlands durchzusetzen strebte. Sein jetziges Ministerium kam am 24. Juni 1895 an die Regierung. Er übernahm in demselben gleich damals das Ministerium des Aeußeren. Als solcher hat er schon früher sich das Verdienst erworben, gute Beziehungen zu Deutschland zu pflegen, während Gladstone das Verhältnis zum Deutschen Reich grundlos verschärft hatte.

Gräfin Luise Orloff †. In der Gräfin Luise Orloff ist kürzlich in hohem Alter eine Palastdame der Kaiserin Augusta hingeschieden, die bei deren Lebzeiten oft als ihre Begleiterin und „rechte Hand", namentlich bei Werken der Wohlthätigkeit, genannt wurde. Ihr Tod erfolgte am 8. Dezember vorigen Jahres in Berlin, wo ihr Vater früher portugiesischer Gesandter, dann Wirklicher Geheimerat gewesen war.

Anna v. Helmholtz †. Dem großen, vor fünf Jahren bereits verstorbenen Physiker Hermann v. Helmholtz ist nun seine Gattin in den Tod nachgefolgt. Sie war die Tochter Robert v. Mohls, des berühmten Tübinger, dann Heidelberger Rechtslehrers. 1860 ward der kurz vorher nach Heidelberg berufene Professor Helmholtz um das lebhafte, geistvolle Mädchen. Sie ward ihm eine ebenbürtige Genossin und nahm in Heidelberg, wie seit 1871 in Berlin durch ihren Salon eine führende Stellung in der Gesellschaft ein. Von 1870 an, wo sie die Hilfsaktion in Heidelberg einleiten half, bis zu ihrem plötzlichen Ende ist sie unermüdlich im Dienst der öffentlichen Wohlfahrt gestanden. Als Vorstandsmitglied der bedeutendsten Frauenvereine und als Vertrauensperson der Kaiserin Friedrich hat sie von der Gründung des Viktoria-Lyceums an thätigen Anteil genommen fast an allem, was im Lauf der letzten 28 Jahre von Wohlfahrtseinrichtungen für Frauen in Berlin entstanden ist, und immer hat ihre praktische, thatkräftige Natur das Unternehmen wesentlich gefördert.

Die neue Alsenbrücke in Berlin.

Die neuen Freimarken für den Reichspostbezirk. Vom 1. Januar ab werden an den Schaltern im ganzen Reichspostgebiete die neuen Freimarken im Werte von 3 Pf. bis 1 ℳ ausgegeben. Die Freimarken, die unter 1 ℳ Wert haben, tragen sämtlich das Brustbild der Germania, welches bereits in der Beilage zu Nr. 46 des vorigen Jahrgangs der „Gartenlaube" abgebildet wurde. Die 1 ℳ-Marke, welche wir heute in vergrößertem Maßstab abbilden, hat eine Ansicht des Berliner Reichspostamtes im Felde, wie es in reicher italienischer Renaissance von Tschow und Ahrens an der Ecke der Leipziger- und Mauerstraße um die Mitte des letzten Jahrzehnts zur Ausführung gelangte. In Wirklichkeit ist die Marke 3,8 cm breit und 2,55 cm hoch.

Der erste deutsche Kabeldampfer. Zu den Erfolgen, welche die deutsche Politik im vorigen Jahr zu verzeichnen gehabt hat, gehört der Vertrag, welcher die Legung eines ersten deutschen Kabels, das Deutschland mit Amerika verbinden soll, ermöglicht. Im Sommer des eben begonnenen Jahres wird dieses Kabel von Emden über die Azoren nach New York gelegt werden; die Deutschatlantische Telegraphengesellschaft hat die Ausführung übernommen, die deutsche Reichspostverwaltung sich die Benutzung für eine bestimmte Zahl von Worten gesichert. Bereits am 9. November vorigen Jahres hat der Stapellauf des ersten deutschen Kabeldampfers stattgefunden. Dies geschah auf der Werft der Firma David J. Dunlop bei Glasgow, wo die „Land- und Seekabelwerke" in Köln den Dampfer in Auftrag gegeben hatten, da die deutschen Werften wegen anderweitiger Inanspruchnahme nicht im stande waren, den Dampfer in der gewünschten Zeit zu liefern. Das Schiff, das ganz aus Siemens-Martin-Stahl nach den Regeln des Germanischen Lloyds gebaut ist und eine Länge von 77 m hat, wurde zu Ehren des Staatssekretärs des Reichspostamts auf den Namen „von Podbielski" getauft. Es hat zwei Schrauben und eine Geschwindigkeit von 13 Knoten; seine Ladefähigkeit beträgt 1300 t. Für die Kabelarbeit ist der Dampfer mit besonderen Maschinen ausgerüstet. Seine Größe entspricht jedoch nach nicht den Aufgaben, welche das Legen eines transatlantischen Kabels stellt. Hierzu ist vielmehr ein Dampfer in Aussicht genommen, welcher gegen 8000 t groß sein wird. Die Hauptaufgabe des Dampfers „von Podbielski" wird darin bestehen, außer der Legung von kleineren Kabelstrecken die Kabel der deutschen Reichspost zunächst in der Ost- und Nordsee auszubessern und im Stand zu halten, aus welcher Arbeit der deutschen Reichspost bisher ganz erhebliche, den Engländern zu leistende Ausgaben erwuchsen, da andere als englische Kabeldampfer zu diesem Zweck nicht zur Verfügung standen.

Heimatshafen des Schiffes wird Nordenham a. d. Weser sein, ein kleiner Ort gegenüber Bremerhaven, im Großherzogtum Oldenburg gelegen, wo auch die Fabrik der „Norddeutschen Seekabelwerke" in der Errichtung begriffen ist. Diese Anlagen sind gemeinsam von der Firma Felten & Guilleaume und den „Land- und Seekabelwerken" in Köln ins Leben gerufen worden.

Anna Ritter. Das hervorragende lyrische Talent, welches die „Gedichte" von Anna Ritter offenbaren, hat in der That, seit die „Gartenlaube" ihre Leser auf dasselbe aufmerksam machte, sich auch in erzählender Form geäußert. Der liebenswürdige Humor der Novelle „In der Christnacht", die unsere letzte Weihnachtsnummer schmückte, hat wegen seiner heiteren Anmut allgemein angesprochen. Inzwischen haben Anna Ritters „Gedichte", welche für Liebesglück und Liebesweh eines jungen Frauenherzens so ergreifende Töne fanden, in kurzer Zeit fünf Auflagen erlebt, und eine neue Sammlung soll demnächst erscheinen. Anna Ritter stammt aus Thüringen; im Jahre 1865 kam sie in Koburg zur Welt. Ihre Jugend verlebte sie in Kassel, wo ihr Vater ein idyllisches Besitztum hatte. Die früh sich regende Begabung zur lyrischen Gestaltung ihres Empfindens entfaltete sich zu schöner Blüte in dem sonnigen Glück ihrer Ehe mit dem Mann ihrer Herzenswahl, der zuletzt Regierungsrat in Kassel war. Nach neunjähriger Ehe entriß ihr der Tod den geliebten Mann; die Trauer um ihn gab ihren schönsten Gedichten, den Witwenliedern, jene seelenvolle Schwermut, die jeden Leser im Innersten ergreift.

Die neue Alsenbrücke in Berlin, die den Verkehr vom Königsplatz her mit dem rechten Spreeufer vermittelt, ist eine der schönsten der Reichshauptstadt. Unsere Abbildung läßt uns die stolzen Häuserfronten am Kronprinzenufer und der zum Königsplatz mit der Siegessäule sich hinziehenden Alsenstraße sehen. Auf der anderen Seite der Spree zieht sich das Friedrich Karl Ufer hin, an welchem links vom Humboldshafen der Lehrter Bahnhof liegt. Bemerkenswert ist bei diesem Brückenbau, daß er eine Anrampung der benachbarten Straßenzüge nicht nötig machte, da bereits die alte Alsenbrücke in bedeutender Höhe über dem Wasserspiegel der Spree errichtet war.

Digitized by Google

Der Krieg in Südafrika. Von dem tiefen niederschmetternden Eindruck, welchen die Hiobsposten von Stormberg, vom Modderfluß und vom Tugelafluß in England erregten, war die Ernennung eines neuen Oberkommandos der deutlichste Beweis. Zwei Tage nach dem Eintreffen der Kunde aus Natal, daß auch der Oberkommandierende Sir Roberts Buller unter furchtbaren Verlusten von den Buren geschlagen worden sei, am 18. Dezember, verkündigte das Kriegsamt in London: Da der Feldzug in Natal nach Ansicht der Regierung derartig ist, daß er die Anwesenheit and vollständige Aufmerksamkeit des Generals Buller erfordert, so ist beschlossen worden, Feldmarschall Lord Roberts, der zum Oberkommandierenden der englischen Streitkräfte in Afrika ernannt worden ist, dorthin zu senden. Lord Kitchener ist zum Generalstabschef ernannt worden.

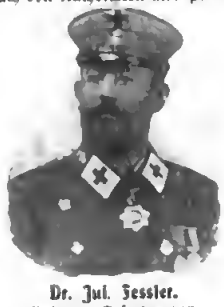
Strategie ihrer Führer ebensosehr ihrer Eigenart wie den eigentümlichen Terrainverhältnissen entsprechen, in denen sie heimisch sind, dieser Vorteil wird ihnen auch des weiteren eine bedeutende Ueberlegenheit gegenüber den Briten sichern. Schalk Burger, dem Joubert seine Vertretung bei Ladysmith übertrug, als er sich durch ein Leiden — wahl die Folge einer Verwundung — gezwungen sah, sich nach Volksrust zurückzuziehen, hat sich am Tugelafluß, wo seine Truppen am 15. Dezember die Brigaden Bullers so nachdrücklich zurückwiesen, als echter Burenführer bewährt.

Ausschiffung Verwundeter in Kapstadt.
Nach einer Photographie gezeichnet

Lord Roberts hat eine an militärischen Erfolgen reiche Vergangenheit hinter sich. Er zählt 67 Jahre und hat schon den furchtbaren Aufstand der Sepoys in Indien von 1857 als Offizier mitgelebt. 1868 zeichnete er sich in Abessinien aus und 1878 leitete er im Afghanenkrieg die Eroberung der Hauptstadt Kabul. Aus Kandahar befreit er damals den General Primrose, weshalb er bei seiner Erhebung zum Peer den Namen Lord Roberts of Kandahar erhielt. Schon 1881 sollte er nach dem Siege der Buren am Majubaberge den Oberbefehl in Südafrika übernehmen; der Friede, den Gladstone mit Transvaal schloß, erledigte die Mission. Der Ruhm Lord Kitcheners ist jünger, strahlt aber in um so hellerem Lichte. Er hat im vorigen Jahre als „Sirdar" der ägyptischen Armee Khaetum, die Hauptstadt des Sudans, eingenommen und die Kriegsmacht des Khalifen bei Omdurman aufs Haupt geschlagen. Der erst 48 Jahre zählende General wurde daraufhin zum Lord Kitchener of Khartum erhoben.

Beide Generale besitzen nicht die nötige Kenntnis des Kampfgebiets und der Kampfweise der Buren, über die General Buller, der schon früher in Südafrika focht, immerhin verfügt. Doch die Taktik der Buren und die

Der Burengeneral Schalk Burger.



Dr. Jul. Fessler.
Nach einer Aufnahme von Max Stuffler in München.

Feldmarschall Lord Roberts.

Generalstabschef Lord Kitchener.

Nach einer Zusammenstellung in den Londoner Blättern betrug der englische Verlust nach Bullers Niedertage bei Colenso, vom Beginn des Feldzugs an gerechnet, 7630 Mann. Die Verluste der Buren waren nach den Nachrichten aus Pretoria bedeutend geringer. Immerhin haben die Sanitätshilfskräfte des Roten Kreuzes aus Deutschland und anderen Ländern Europas auch in den Lazaretten der Buren so viel der Arbeit gefunden, daß die Absendung weiterer Expeditionen dringend not thut. Die deutsche Sanitätsexpedition, die vom Hilfsausschuß für Transvaal zu Antwerpen abgesandt wurde, ist nun bereits auch in Aktion. Der Führer derselben, Dr. Jul. Feßler, Privatdozent der Universität München, hat schon im griechisch türkischen Krieg ein deutsches Feldlazarett geleitet. Von der „Zentralstelle des Roten Kreuzes in Berlin" ergeht ein Aufruf, der für die Ausrüstung weiterer Expeditionen Beiträge erbittet.

Der englische Ambulanzdienst ist nach vorliegenden Schilderungen sehr gut im Gange. In Kapstadt, das sich einer sehr gesunden Lage erfreut, sind große Lazarette eingerichtet. Sowohl vom westlichen wie vom östlichen Kriegsschauplatz werden die schwerer Verwundeten, deren Zustand den Transport gestattet, in Rücksicht auf das ungünstige Klima nach Kapstadt geschafft, um dort behandelt zu werden. Zu diesem Zweck verkehren besondere Hospitalschiffe zwischen Durban und Kapstadt. Die Schwerverwundeten werden auf ihren Tragbahren mittels Dampfkrans an Bord des Schiffes gehoben und wieder ausgeschifft.

Von der Wintermode.

Abwechslung ist Lebensbedürfnis der Frau Mode, und so hat sie auch in diesem Winter viel Neues gebracht, aber ihree Schmetterlingsnatue sollten wir nicht allzusehe trauen! Leider lassen wir deutsche Frauen uns oft von ihren Launen tyrannisieren, statt, gleich der Französin, mit feiner Ueberlegung aus der großen Fülle neuer Ideen, mit denen der Mode Füllhorn uns beschenkt, für jede individuelle Erscheinung nur das ihr Passende zu wählen.

Wie unschön, um nicht ein herberes Wort zu gebrauchen, wirkt zum Beispiel nicht an vollerem Figueen der faltenlose Rock! — trotzdem mußten wir diesen Anblick sehr oft erdulden.

Welche Freude, daß die Wintermade nun zum Faltenrock teilweise zurückführt! Als Uebergang zu diesem dürfte bei Straßenkleidern die in zwei Tollfalten geordnete Hinterbahn gelten, die für Gesellschaftskleider in eine Schleppe endigt. Bei Ballkleidern für junge Mädchen aus Seide oder leichtem Wollstoff machen sich über die Hüften abgesteppte odee gefaßte Fältchen ganz reizend, wie das aus lichtgeüner indischer Seide hergestellte Ballkleid auf unserer Abbildung zeigt.

Sehr eigenartig ist besonders die Garnitur dieser Taille. Geübte Mädchenhand hat hiee in zarten Farben Blumen eingestickt. Uebeehaupt werden Stickeeien und Applikationen jeder Art gern zue Garnierung veeweudet. Auf dem schwaezen Atlaskleid hebt sich besonders schön die Pailettenstickerei ab. Der weiße Einsatz ist mit Similisteinen besetzt, die bei Beleuchtung effektvoll wirken. Besonders fein ist das Spitzenarrangement, das auf dem schwarzen Sammet zur vollen Geltung kommt und sich deshalb auch für ganze Sammetkleider sehr gus eignen wiede.

Gesellschaftskleid aus schwarzem Atlas.

Allerliebst macht sich das untenstehend abgebildete rosa Taffetkleid für junge Damen, das mit Valenciennceinsätzchen, Gazekräuschen und der so beliebten Fältchengornitur jäckchenartig verziert ist.

Das Bolerojäckchen erfreut sich bei Gesellschafts- und Sleaßenkleidern einer großen Beliebtheit und wird in den mannigfattigsten Variationen getragen.

Bei Sleaßenkleidern ist immer noch die englische Façon bevorzugt. Statt Covercoat wird jetzt sehr viel Tuch verwendet, das mit Steppereien in abstechender Seide einen einfachen und voenehmen Eindruck macht. Noch molliger sehen die aufgeworfenen Phantasiegewebe aus, welche die Textilbranche in verschiedenen Musteen gebracht hat. Auch in der Konfektion weeden diese Stoffe für Kragen verwendet; denn trotz der engen Aermel behauptet das Cape seines angenehmen Tragens wegen noch seinen Platz. Für den Wintee wird es länger getragen, im Rücken vielfach anliegend, mit Pelz und Posamenterien verziert. Der hohe Medicikragen ist ein guter Schutz gegen die Kälte.

Dieses Jahe hat sich der Winter mit Schnee und Eis eingestellt und die Pelzwaren kamen zu ihrem Rechte. Als Neuheit sind besonders Pelzhüte mit Schleifen und Phantasiefederschmuck zu erwähnen. Statt der Boa legt die modeene Dame das Tierfell samt Kopf um den Hals, eine gefährliche Modelaune, denn eine lebhafte Phantasie wird an Zeiten erinnert, mit denen unsere Kultue doch nichts mehr gemein haben sollte.

Der Geschmack unserer Damen kann sich besonders bei der Wahl der Farben entfalten. Treten wir in eine Seidenhandlung, welche Faebenpeacht bietet sich nicht dem Auge dar! Hier dieses zarte Türkisblau, reizend für eine Blondine, dort jenea Mattgold für eine Brünette, feener ein duftiges Rosa, Lichtgeün und Saxifrila sehen wir neben Reseda, Erdbeer, Silbeegrau und andeeen Farben, deren wechselnde Zusammenstellungen geeadezu künstlerische „Stimmungen" ermöglichen. Für Straßenkleidee ist Braunrot die Lieblingsfaebe des Winters. Außer dieser weeden sowohl helle Pastellfarben als auch milteltonige und dunkle Faeben geteagen.

Diese großaetige Vielseitigkeit der Farben und Foemen bewiekt ein überaus reiches Bild.

Von dem Geschmack unserer Frauen hängt es nun ab, ob dasselbe auf den Beobachter wohlthuend odee störend wirkt. Möchten unsere Leseinnen daher in Farbe, Schnitt und Arrangement nue das für sie Kleidsame wählen!

Hat die gutige Muttee Natue nun auch jedem Mägdlein einen lebhaften, besonders für das „Kleiderschöne" sehe interessierten Sinn in die Wiege gelegt, so gilt es doch, das Naturgeschenk, wie alle uns verliehenen Kräfte, einstoo zu bilden. Es gilt nicht nue, sich über die Vorteile und Mängel der eigenen Erscheinung recht klar zu werden, um hier hervoezuheben, doet zu verhüllen, nein, es gilt auch, die Kleidung dem jeweiligen Zweck, der Gesamtheit der peesönlichen Verhältnisse und Umgebung genau anzupassen, mit einem Wort, alte Fragen, welche das madeene Kunstgewerbe aufweist, gelten auch der Kunst der Bekleidung.

Möge das neue Jahrhundert sie in wahrhaft künstlerischem Sinne lösen! F. H.

Ballkleid aus lichtgrüner indischer Seide.

Rosa Taffetkleid für junge Damen.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 1, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Oberbürgermeister Kirschner. In der verwichenen Weihnachtszeit hat die vor anderthalb Jahren erfolgte Wahl des Bürgermeisters Martin Kirschner zum Oberbürgermeister von Berlin endlich ihre Bestätigung erhalten. Der Kaiser nahm bei der feierlichen Enthüllung der Kurfürst Georg Wilhelm Gruppe in der Siegesallee am 21. Dezember Gelegenheit, den obersten Vorstand der Berliner Stadtverwaltung persönlich von der Bestätigung Kenntnis zu geben, ein Moment, welchen die untenstehende Abbildung der Enthüllungsfeierlichkeit festhält. Im Dezember 1892, als Zelle noch Oberbürgermeister war, erfolgte die Berufung Kirschners zum Bürgermeister von Berlin, am 16. Dezember 1893 seine Einführung in dieses Amt. Nach der Ankündigung des Amtsverzichtes von Oberbürgermeister Zelle wurde Kirschner am 23. Juni 1898 mit 76 von 86 Stimmen zum Oberbürgermeister der Reichshauptstadt gewählt, und zwar auf 12 Jahre. Martin Kirschner ist am 10. November 1842 in Freiburg in Schlesien geboren, hat also eben erst das 57. Lebensjahr überschritten. Seine Eltern siedelten 1852 nach Breslau über, wo er sich dann dem Studium der Rechte widmete, das er in Berlin und Heidelberg zum Abschluß brachte. Er wurde 1866 Auskultator, 1871 Gerichtsassessor. Nach kurzer Thätigkeit als Kreisrichter in Kassel wurde Kirschner zum besoldeten Stadtrat in Breslau gewählt, aus welchem Amt er 1879 in das des Stadtsyndikus aufrückte. Er legte dasselbe jedoch, nachdem die neue Gerichtsverfassung ins Leben getreten war, alsbald nieder, um sich in

Bürgermeister Dr. Lehmann von Hamburg.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph G. Bieber in Hamburg.

Oberbürgermeister Kirschner von Berlin.

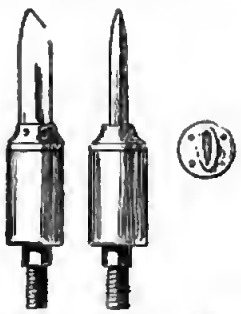
Bürgermeister Dr. Hachmann von Hamburg.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph G. Bieber in Hamburg.

Der Kaiser bei der Enthüllung der Kurfürst Georg Wilhelm-Gruppe in der Siegesallee zu Berlin.
Nach einer Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin

Für Kunst im Hause.

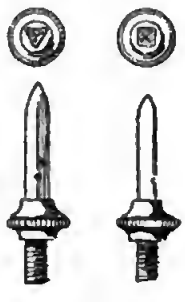
Tiefbrand und Messerstift. Der Holzbrand, diese so allgemein beliebte Technik, ist in ein neues Stadium getreten durch eine sehr interessante Erfindung, die deren mehrfach bekannten Mängeln abhilft und ihr viel stärkere, bleibende, künstlerisch wertvolle Wirkung ermöglicht.

Der neue Plotinstift hat die Form eines Messerchens, vereinigt sozusagen Brandarbeit und Schnitzerei und bietet besonders auch für die Behandlung des Grundes ganz ungeahnte Vorteile und Möglichkeiten. Der Erfinder ist der Maler Adolf Richter in Stuttgart, den Vertrieb des Stifte und des von Richter verfaßten kleinen Lehrbuchs hat die Hofkunsthandlung H. Freylag, Stuttgart, übernommen. Auf eine ausführliche Beschreibung der Technik kannen wir hier nicht eingehen, das Lehrbüchlein giebt sie ja sehr klarer und durch viele Illustrationen erläutertee Weise und ist auch den Besitzern der üblichen Brennstifte sehr zu empfehlen wegen der darin ausgesprochenen allgemeinen Bemerkungen nad künstlerischen Winke. Dee neue Stift ist mit jedem gulen Brennapparat zu verwenden und nach allen Richlungen zo handhaben, mit Schneide, Spitze, Rücken und Breitseite — letzteres mit großer Vorsicht, wegen der Gefahr des Verbiegens. Die vermehrte Rauchentwicklung, die bei dem starkeren Verbrennen des Holtes unvermeidlich ist, wird zum Teil unschadlich gemacht durch eine am Stift angebrachte Vorrichlung, die den Rauch oan dem Arbeitenden wegblöst.



Vordere und Seitenansicht. Durchschnitt.

Univeesalmesserstift.



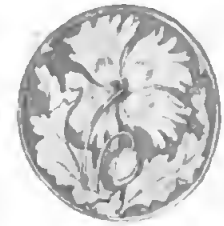
Dreikantig. Viereckantig.

Durchbrennstifte.

Ganz zu bequem wie die übliche Brandmalerei ist diese Technik nicht; die erreichte Wirkung übertrifft aber alles Bisherige so weit, daß es wohl der Mühe lohnt, sich mit ihr zu befreunden. A. Richter gelangte zu seiner Erfindung durch die Notwendigkeit, einer durch Brandarbeit zu verzierenden vollständigen Zimmereinrichlung den nötigen Ausdruck und größere Haltbarkeit zu geben, als dies bisher möglich war. So eignet sich die Technik vor allem für große Stocke, Schrank- und Truhenfüllungen, Rahmen, Kassetten, Schemel o. s. w., und als Motive werden kräftig gezeichnete Ornamente, auch orientalischen Stils, und moderne Pflanzenentwürfe mit lang geschwungenen Linien und einfach gegliederten Massen am besten wirken. Alles Kleinliche schließt sich von selbst aus, und das ist ein heilsamer Zwang. Die „Brennvortogen für die Tiefbrandtechnik" von Ad. Richter geben eine Anzahl sehr guter Vorbilder. Das Vertiefen des Grundes, um nur eines hervorzuheben, geschieht, nachdem die Konturen bis zu 5 mm Tiefe eingebrannt sind, dadurch, daß man den Grund durch tiefe, nah aneinander liegende Schnitte schraffiert and dann mit Rücken und Breitseite des Stifts die stehengebliebenen Rippen wegbrennt. Sind größere Massen des Grundes zo beseitigen, so kann auch mit einem Schnitzinstrument, dem „Geißfuß", vorgearbeitet und mit dem Stift nur geglättet werden. Ist der ganze Grund auf diese Weise tiefer gelegt, so kann man ihn mit Hilfe des drei- und vierkantigen Stifts mit Durchdruckmustern versehen. Dee Stift wird senkrecht durch die Holzplotte geführt, die übee 1 cm dick sein darf, und ergiebt je nachdem drei- oder mereckige Löcher, die sich in geschickter Anordnung zu den reizvollsten Grundmustern vereinigen lassen. Ein Schrank mit solchen durchbrochenen Plotten und feiner Vergoldung, in orientalischem Stil gehalten, war der Glanzpunkl der kunstgewerblichen Abteilung auf der Münchener Sportausstellung im vergangenen Sommer. Wichtige Anweisungen über Farbenbehandlung und Politur bilden den letzten Abschnitt des Lehrbuchs.

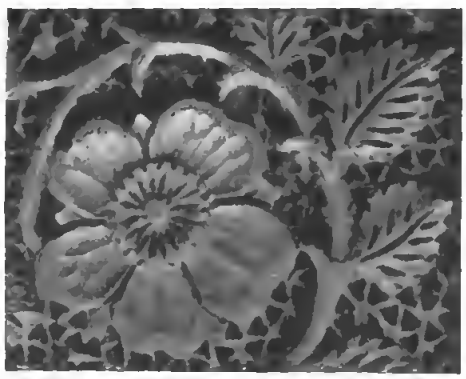
Bemerken möchten wir noch, daß aus technischen Gründen der Messerstift stärker und längee sein muß als dee gewöhnliche Brennstift, and daß die größere Entfernung der arbeitenden Hand von der Spitze anfangs störend wirkt. Wenn man aber ein Stückchen Leder oder festen Staff um jenes metallene Zwischenglied wickelt, so kann man den Stift auch weiter vorn fassen, ohne die Finger zu verbrennen. J. B.

Geätzte Untersätze aus Zinn. Den Liebhabern des Metallätzens dürften sowohl die beigegebenen Motive für Flaschenuntersätze, als einige Winke über die Arbeit selbst willkommen sein. Will man sich einen ganzen Erfolg sichern, so muß man die zu ätzenden Gegenstände zuerst aan der ihnen anhaftenden Fettschicht befreien. Man braucht dazu eine schwache Lösung von Aetzlali, benetzt damit ein wenig Schlemmkreide und putzt mit dieser den Gegenstand echt kräftig mit einem leinenen Tuch, worauf man ihn in Seidenpapier verwahrt, auch während der Arbeit vermeidet, ihn direkt mit der Hand zu berühren. Die Zeichnung wird mittels Rötelpapiers übertragen (nicht Oelpapiee!), die Stellen, welche hoch stehen bleiben sollen, werden sorgfältig mit Asphaltlack oder einem anderen Aetzgrund gedeckt. Als gutes und sicheres Aetzmittel verwendet man 1 (Raum-) Teil Salpeter, 2 Teile Eisenchlorid und 2 Teile Wasser. Die Vermischung von Eisenchlorid bietet den Vorteil, daß da durch die Ränder der Zeichnung sehgeschont werden and der vertiefte Grund ein schwarzgraues Ansehen bekommt, worauf die blank gebliebenen Teile sehr schön stehen.



Geätzte Untersätze aus Zinn.

Dieses Aetzmittel wirkt auf Zinn, Messing and Nickel. J.



Platte in plastischem Tiefbrand mit netzartig durchbrochenem Untergrund.

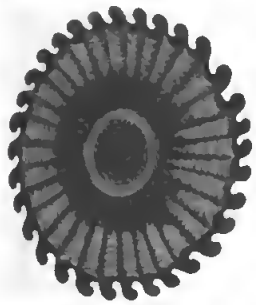
Fensterdekoration. Mit den modernen Zimmereinrichtungen haben sich auch allerlei neue Arrangements für Fenstee und Vorhänge ausgebildet. Sehr schön ist zum Beispiel folgendes: die ganze Breite des Fensters nimmt zunächst der Decke ein etwa 40 bis 50 cm breiter Streifen von Glasmalerei ein, unterhalb desselben läuft die Vorhangstange, von welcher einfache lichte Vorhänge in breiten Falten niederfallen. Die Glasmalerei ist so gehalten, daß sie viel Licht und etwas farbigen Schein gegen die Decke einläßt; besonders Parterezimmer oder solche mit hohem Gegenüber gewinnen sehr dadurch. In einer Mietwohnung wird man nicht gern kostbare Glasmalerei anbringen lassen, dagegen kommt hier etwas dekorative Malerei zu Hilfe. Ein Oberlicht von farblosem Kathedralglas ist leicht zu besorgen, und darauf malt man mit Oelfarben (die Stoffelei gegen das helle Licht gedreht) gut angeordnete Zweige und Ranken, immer in ganzen, flachen Tönen, ohne Schattierung, mit dunkeln, starken Umrißlinien und Blattrippen. Die Farben für unsere wilden Weinranken sind helles Cadmium, mit Kobalt und leichten bräunlichen Tönen gemischt, dazu für die roten Töne Krapplack, gebrannte Terra di Siena, — möglichst transparente Farben und kein grüner Zinnober oder Chromgelb zu verwenden; sehr feine Abstufungen in Ton und Stärke der Farbe sind notwendig. J.

Fensterdekoration.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kroner in Stuttgart. Verlag von Otto Nett & Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Allerlei Winke für jung und alt.

Gehäkelter Untersatz. Eine reizende Arbeit für junge und alte Damen bietet der untenstehend abgebildete gehäkelte Untersatz. Man kann ihn in Wolle oder Baumwolle anfertigen und nimmt am besten eine Schattierung von einer Farbe. Unser Modell ist in Rot, von Dunkel bis Hell, gemacht, doch kann man ja der Bestimmung des Untersatzes entsprechend die Farben wählen. Für die Lampe wäre wohl dunkle Wolle am passendsten; soll der Untersatz aber für den Thee- oder Kaffeetopf dienen, so wäre helle waschechte

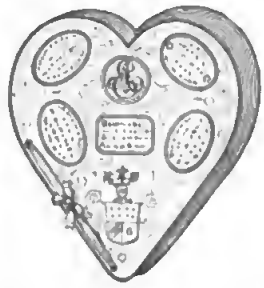


Gehäkelter Untersatz.

Baumwolle zu empfehlen. Reizend sieht es auch aus, wenn die Mitte dunkelbraun oder schwarz ist und die Tollfalten goldgelb, das gibt völlig die Blüte einer Sonnenblume. Doch wir wollen der Phantasie und Erfindungsgabe der Leserinnen nicht vorgreifen, sondern uns beschränken, das einfache Rezept zu geben. Zu demselben bedeutet „f. M." feste Masche und „M." Masche. Man beginnt in der Mitte: 3 Luftm. aufschlagen, in jede 3 f. M., dann in jede M. 2 f. M. Darauf in jede zweite M. 2 f. M., in die andere 1 f. M., dann in jede dritte M. 2 f. M., so daß in einer Rundtour immer neunmal aufgenommen wird und der Zwischenraum sich also stets um 1 M. vergrößert. Sobald man 8 M. Zwischenraum hat, fängt der Rand an (11. Tour). Doch kann eine geübte Hand auch die Veränderung machen und den festen Mittelteller noch vergrößern durch mehrere entsprechende Touren und den Rand vielleicht nach Belieben einschränken. Zum Rand werden abwechselnd in 1 M. 5 f. M. gehäkelt, dann 2 M. überschlungen, dann wieder 5 f. M. in 1 M. und so die ganze 1. Tour. In der 2. Tour 5 f. M. in die mittelste der vorigen 5 f. M., dann 1 f. M., darauf 2 M. überschlagen, wieder 1 f. M. und die 5 M. in die mittelste und so fort, daß stets in die mittelste der 5 f. M. wieder 5 f. M. kommen und die beiden mittelsten in der unteren Zackenspitze überschlagen werden. Auf diese Weise vergrößert sich der Zwischenraum zwischen oberer und unterer Mitte in jeder Tour um 1 M., was man zu beliebiger Länge, etwa 10 M. Zwischenraum, fortsetzt. Durch Ziehen an den äußeren Spitzen bilden sich die Faltentüten von selbst.

Dessertservietten. Der feine Fransenabschluß der Dessert- oder Theeservietten wird leider durch die Wäschen oft recht bald geschädigt, und die sonst noch guten Servietten verlieren ihr hübsches Aussehen. Dieses kann man ihnen aber wiedergeben, wenn man sie eingsum auslanquettiert. Die Bogen dürfen nicht zu groß sein und werden, um möglichst wenig von dem Damastgrunde zu verlieren, vor dem Abschneiden der Franse gearbeitet. Bei ganz weißen Servietten wird auch der Bogenabschluß weiß gearbeitet, sind aber die Servietten saebig oder haben farbige Bortenverzierung, so muß auch die Stickbaumwolle saebig und genau passend genommen werden. Bei Vorzeichnung der Bogen ist eventuell Rücksicht auf das Randmuster der Servietten zu nehmen; fast immer aber werden runde Bogen besser als spitze oder Rasenbogen passen; alle Bogen sind kräftig zu unterlegen.

Ein „Herzensbuch" für die Beaut, in das sie allerlei hübsche Sprüche von den Freundinnen eintragen läßt, ist auch sehr einfach und dabei hübsch in Herzform herzustellen. Man schneidet zwei Deckel aus Pappe in Herzform und umklebt die Schnittränder mit schwarzer Seide. Jede Außenseite der Deckel wird nun mit rotem Siegellack stark beträufelt und rasch sieben verschiedene Sieget (Petschaft mit Sprüchen, Familienwappen, Embleme ꝛc.) hinein-



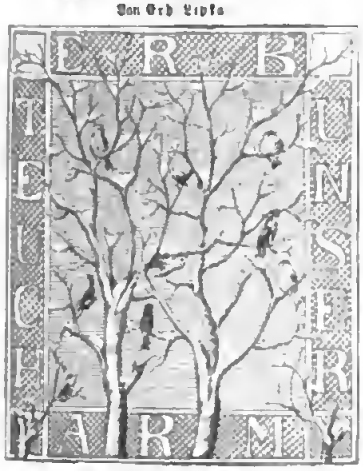
Herzensbuch.

gedrückt, worauf der unbedruckte Grund mit einer Stricknadel bunt gemustert wird. Die Arbeit muß ungemein rasch geschehen, bevor der Lack erstarrt. Aus seinem Karton werden 32 Herzblätter in verschiedenen Farben geschnitten, je eines in die Innenseite der Deckel geklebt und beide Deckel durch ein hellfarbiges Seidenband verbunden. Die einzelnen Kartonblätter werden ebenfalls durch eine schmale Seidenschnur zusammengehalten und im Innern des Büchleins befestigt.

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel „Im Winter".

Von Erd Lipka



Verwandlungsaufgabe.

Nachstehende zwanzig Wörter sind durch Veränderung ihres Mittelbuchstabens in ebensoviel neue Wörter zu verwandeln. Bei richtiger Lösung machen alsdann die zur Veränderung gebrauchten Buchstaben, in der hier gegebenen Reihenfolge der Wörter gelesen, einen sportlichen Gebrauchsartikel der Neuzeit namhaft.

Tafel, Henne, Stirn, Grimm, Norne, Marke, Elvas, Harke, Seine, Raste, Polen, Raupe, Frist, Meise, Asper, Anger, Pfuhl, Biene, Namne, Brust.

Oscar Leede.

Verschiebungsaufgabe.

Nachstehende sieben Titel von Opern, Tondramen und Singspielen sind untereinander zu schreiben und alsdann so lange seitlich zu verschieben, bis nach nebeneinander befindliche senkrechte Buchstabenreihen die Anfangsworte eines bekannten Chartiedes aus einem der hier mitgenannten Tonwerke namhaft machen.

ROBERT DER TEUFEL, DER BRAUTMARKT ZU HIRA, DIE WALKUERE, PRECIOSA, DIE HOCHZEIT DES FIGARO, TANNHAEUSER, DIE DREI PINTOS.

Zahlenschrift.

4 2 9 13 7 6 11 13 2 11 14 10 3 16 8 13 2 10 11
1 15 3 4 2 11 2 12 5 2 8 8.

Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen, so daß ein Sprichwort entsteht. Als Schlüsselworte dienen:

1 bis 4 ein vielbegehrter, aber nicht der köstlichste Schatz,
5 bis 8 eine Zierde des Mannes,
9 bis 13 eine Stadt in Rußland, und
14 bis 16 eine Stadt in Bayern.

A. St.

H	u	l	d	a
E	i	m	e	r
F	r	i	d	a
W	a	l	e	s
M	a	l	t	a
A	l	t	a	n
R	i	e	s	e
P	e	r	l	e
K	f	i	m	a
A	e	g	i	r

Veränderungsaufgabe.

Aus den in nebenstehendem Rechteck befindlichen zehn Wörtern sind ebenso viele neue Wörter zu bilden, indem man je den ersten und vierten Buchstaben entsprechend umändert. Bei richtiger Lösung machen alsdann die Buchstaben der ersten und vierten senkrechten Reihe einen Erfinder und dessen Erfindung namhaft.

Digitized by Google

Prospekt.

Die **„Gartenlaube“** beginnt mit dem vorliegenden Hefte einen neuen Jahrgang. —

Seit nahezu fünfzig Jahren im ganzen deutschen Vaterlande, ja in der ganzen Welt, wo irgend Deutsche wohnen, verbreitet, ist die „Gartenlaube“ unter all den zahlreichen neu auftauchenden Blättern das **Lieblingsblatt des deutschen Hauses** geblieben. —

Sie verdankt dies dem treuen Festhalten an ihrem alten bewährten Programm:

Der deutschen Familie ohne Unterschied des Standes und der Konfession eine ungetrübte Quelle anregender Belehrung, fesselnder Unterhaltung zu bieten.

Bei Durchführung dieses Programmes erfreut sie sich der ständigen Mitwirkung einer stattlichen, sich immer wieder erneuenden Schar hervorragender Mitarbeiter auf allen Gebieten des Wissens und des dichterischen Schaffens.

Auch der eben beginnende Jahrgang wird davon Zeugnis ablegen. — Wir eröffnen denselben mit zwei besonders anziehenden erzählenden Werken:

„Im Wasserwinkel“ von W. Heimburg.

„Der Schutzengel“ von Paul Heyse.

Von weiteren Romanen und Novellen aus unseren Mappen nennen wir folgende:

„Der Dorfapostel“ von **Ludwig Ganghofer.**
„Am Webstuhl der Zeit“ von **J. C. Heer.**
„Samum.“ Eine Erzählung aus der Wüste von **R. Stratz.**
„Joachim Heinrichs Abenteuer“ von **Karl Busse.**
„Kampf ums Glück“ von **Paul Robran.**
„Im Teufelsmoor“ von **Luise Westkirch.**
„Glück ohne Aber“ von **R. Artaria.**
„Die Königin der Geselligkeit“ von **Ernst Eckstein.**
„Mutter“ von **Eva Treu** (Luey Griebel).
„Söhne des Reichslands“ von **Herm. Stegemann.**

Ferner können wir Romane und Erzählungen in Aussicht stellen von **Hans Arnold, Marie Bernhard, Victor Blüthgen, Ida Boy-Ed, U. Chiavacci, Ernst Clausen, R. Greinz, Ernst Muellenbach, Charlotte Niese, Anna Ritter, Heinrich Seidel, R. Skowronnek, O. Verbeck, H. Villinger, Richard Voss, E. Werner, Ernst Wichert, Adolf Wilbrandt, Karl Wolf** u. a.

Aus der reichen Fülle von Beiträgen aus den Gebieten der Naturwissenschaft und Medizin, der Hygieine, der Technik, der Geschichte und Länder- und Völkerkunde seien nur folgende hier aufgeführt: **An des Jahrhunderts Wende** von Max Haushofer. — **Aus Rom** von Marie v. Ebner-Eschenbach. — **Die Reform der Frauenkleidung** von Prof. Dr. Eulenburg. — **Das Rote Kreuz zur See** von Dr. Reinhold Ruge. — **Das Blondhaar** von Wolfgang Kirchbach. — **Reisen in den Mond** von L. Falkenhorst. — **Maria Mancini** von L. v. Bodenhausen. — **Kleine Künstler unter Wasser** von Prof. Dr. Kurt Lampert. — **Ueber Krankenernährung** von Prof. Dr. E. H. Kisch. — **Die flüssige Luft** von W. Berdrow. — **Das Thorner Blutbad** von R. v. Gottschall. — **Herzwunden und Herznaht** von Dr. J. H. Baas. — **Die Südpolarexpedition** von Prof. E. v. Drygalski. — **Die Maffia** von Woldemar Kaden. — **Das Jahrhundert des Verkehrs** (Erd- und Weltverkehr. Weltmarktverkehr. Reiseverkehr. Verkehrsfortschritte. Völkerverkehr. Wanderverkehr. Geschäftsverkehr. Gesellschaftsverkehr) von Paul Dehn.

Ueber das grosse Ereignis des Jahres 1900, die **Pariser Weltausstellung,** wird ein Mitglied der Redaktion der „Gartenlaube“, das sich zu diesem Zwecke nach Paris begiebt, eingehende Berichte liefern.

Unseren Traditionen getreu, werden wir auch weiter mit besonderer Sorgfalt darauf bedacht sein, die Erinnerungen zu pflegen, welche die vielen Deutschen im Auslande mit der alten Heimat verbinden. Die **Vermissten-Liste** der „Gartenlaube“, durch welche allein im letzten Jahrzehnt wieder Hunderte von Verschollenen in den entlegensten Gegenden der Erde ermittelt und ihren bekümmerten Angehörigen zugeführt wurden, soll im Geiste ihrer segensreichen Bestimmung fortgesetzt werden.

Auf den für den neuen Jahrgang eingeführten **besonderen Beilagen** sollen die Leser in Wort und Bild geschilderte Tagesereignisse finden, ferner Porträts interessanter Persönlichkeiten, Werke der Kunst und Technik, Winke und praktische Ratschläge für Hauswirtschaft und Küche, Blumenpflege, für Kinder- und Krankenstube, für Pflege von Liebhaberkünsten und allerlei Handfertigkeit in Frauenarbeiten, für Spiele im Freien und im Zimmer etc.

Eine **reiche Illustration,** vermehrt durch feine **Kunstbeilagen,** wird den neuen Jahrgang noch mehr als die früheren schmücken.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Abonnements an.

Leipzig, im Januar 1900.

Redaktion und Verlag der „Gartenlaube“.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

[illegible] 1900.

Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12th & Vine Sts., Cincinnati, Ohio.

Inhalt.

Seite

Im Waſſerwinkel. Roman von W. Heimburg (1. Fortſetzung) 37

Klimatiſche Winterkuren. Von Profeſſor Dr. E. Heinrich Liſch 50

Die flüſſige Luft im Experiment und in der Praxis. Von W. Berdrow. Mit Abbildungen von Ewald Thiel . 52

Der Schutzengel. Novelle von Paul Heyſe (Schluß) . 54

Tragödien und Komödien des Aberglaubens. Die Trud. Von Karl Wolf 67

Blätter und Blüten: W. Heimburg. (Zu dem Bildnis S. 37.) S. 70. — Die Weihung der Fahnen und Standarten des Gardekorps im Zeughauſe zu Berlin am 1. Januar 1900. (Zu dem Bilde S. 41.) S. 70. — Ein neues Syſtem der Schnelltelegraphie. S. 70. — Die Auguſtiner in München weigern der Leiche Kaiſer Ludwigs des Gebannten das Grab. (Zu dem Bilde S. 48 und 49.) S. 70. — Das Haus als Kompaß und Sonnenuhr. S. 70. — Monte Roſa und Val Anzasca. (Zu dem Bilde S. 57.) S. 70. — Der Inſelsberg. (Mit Abbildung.) S. 71. — Der große Sternſchnuppenfall am 15. bis 16. November 1899. Von Dr. H. J. Klein. S. 71. — Der Tüpfelkuskus. (Zu dem Bilde S. 61.) S. 71. — Eislauf Berliner Gemeindeſchüler. (Zu dem Bilde S. 65.) S. 71. — Dresdener Chaiſenträger. (Mit Abbildung.) S. 72. — Der Tafelaufſatz der Hamburger Schiffahrtsgeſellſchaft „Deutſche Levante-Linie“. (Zu dem Bilde S. 69.) S. 72. — Ein Treſor aus Panzerplatten. S. 72.

Allerlei Kurzweil. S. 72.

Illuſtrationen: W. Heimburg. S. 37. — Die Weihung der Fahnen und Standarten des Gardekorps in Berlin am 1. Januar 1900. S. 41. — Drei Freunde. Von E. Leck. S. 45. — Die Auguſtiner in München weigern der Leiche Kaiſer Ludwigs des Gebannten das Grab. Von Fred. Leeke. S. 48 und 49. — Abbildungen zu dem Artikel „Die flüſſige Luft im Experiment und in der Praxis“. Von Ewald Thiel. Fig. 1. Eis in einer Minute. Fig. 2. Inneres einer Anlage zur Luftverflüſſigung. Fig. 3. Eisbecher mit flüſſiger Luft. S. 53. Fig. 4. Turbine, von flüſſiger Luft getrieben. S. 54. — Monte Roſa und Val Anzasca. Von J. W. Lindlar. S. 57. — Der Tüpfelkuskus. Von Friedr. Specht. S. 61. — Eislauf Berliner Gemeindeſchüler. Von Werner Zehme. S. 65. — Der Tafelaufſatz der Hamburger Schiffahrtsgeſellſchaft „Deutſche Levante-Linie“. S. 69. — Der Inſelsberg. S. 71. — Hoſchaiſenträger in Dresden. S. 72.

Hierzu Kunſtbeilage 2: „Venetianiſches Brautpaar“. Von Rudolf Roßler.

Kleine Mitteilungen.

All Heil! Das Fahrrad, urſprünglich nur ein Unterhaltungs- und Sportmittel, hat ſich in kurzer Zeit zu einem Verkehrsmittel von ernſthafter Bedeutung emporgeſchwungen. Es hat eine außerordentliche Verbreitung gewonnen, und auf allen Landſtraßen aller deutſchen Gaue ertönt der fröhliche Ruf: ‚All Heil!‘ Längſt nicht mehr ſind es nur kleine auserwählte Kreiſe, längſt nicht mehr auch nur die ſportfrohe Jugend, die ſich des flinken Rades freut; es fährt der Kaufherr und der Arbeiter, es fahren Gelehrte und Künſtler, die Ehepaare und die Kinder. Da hat es ſich nun erwieſen, daß das Radfahren nicht mehr nur Sport, ſondern in der That ein Verkehrsmittel des Volkes iſt. Deshalb wollen wir nicht zögern, demſelben die ihm gebührende Beachtung zu widmen, und wir ſind überzeugt, den Wünſchen zahlreicher unſerer Leſer zu entſprechen, wenn wir von nun an in regelmäßiger Folge in gedrängter Kürze anregende und belehrende Mitteilungen aus der Welt der Radlerei zur Veröffentlichung bringen. Dabei gedenken wir nicht, den raſch wechſelnden und für die Allgemeinheit doch recht belangloſen Ereigniſſen auf rein ſportlichem Gebiete zu folgen, wir wollen vielmehr nur dem Rad als Verkehrsmittel und als geſundheitlichem Faktor ſein Recht werden laſſen. Nützliche Winke und praktiſche Ratſchläge über den Radverkehr in der Stadt, über das Waderfahren, über das Verhalten bei Unglücksfällen, kurze Berichte über das Rettungsweſen, über neue, aber nur erprobte und bewährte Erfindungen, Anweiſungen über die Behandlung und Pflege des Rades und manches andere ſoll nun ſachkundigen Federn unſerer Leſern zur Kenntnis gebracht werden. Wir glauben, daß ihnen das willkommen ſein wird, und grüßen ſie nun auch unſererſeits mit einem kräftigen All Heil!

Radfahren und die Geſundheit. Uebermaß ſchadet! Das iſt nun freilich ein Gemeinplatz, es iſt aber nicht überflüſſig, dieſe Maßregel immer und immer wieder zu wiederholen. Und nun gar beim Radfahren! Daß das Radfahren, vernünftig betrieben, für die Geſundheit zuträglich ſei, darüber ſind ſchon ſo ziemlich alle Aerzte einig; daß aber einer, der ſich überanſtrengt, mit Geſundheit und Leben ein ſehr unvernünftiges Spiel treibt, das weiß ſogar ſchon jeder Laie. Und doch wird Tag für Tag gedankenlos gegen das einfachſte Gebot des geſunden Menſchenverſtandes. Weil ein anderer 150 km im Tag ſpielend bewältigt, darfſt du dir nicht ſchon ohne weiteres zutrauen, wenigſtens 100 km an einem Tage zurückzulegen. Auch für 100 km muß man ſchon ein trainierter Menſch und „in Form“ ſein. Biſt du nicht „in Form“, ſo kannſt du auch ſchon von 50 km ſchweren Schaden an der Geſundheit erleiden. Beſtimmte Vorſchriften für eine Tagesleiſtung laſſen ſich durchaus nicht aufſtellen. Selbſtbeobachtung iſt die Hauptſache. Zu zimperlich braucht man dabei nicht zu ſein; denn Ermüdung iſt geſund, nur Erſchöpfung iſt es nicht. Schmeckt dir nach einer Fahrt das Eſſen nicht, dann haſt du des Guten zu viel, alſo ſchlecht getan.

Fahret deutſche Räder! Es hat keinen Sinn, wenn ein deutſcher Radfahrer ſich eine ausländiſche Maſchine kauft. Die deutſche Fahrradinduſtrie hat ſich großartig entwickelt und braucht den Vergleich mit der engliſchen oder amerikaniſchen längſt nicht mehr zu ſcheuen. Natürlich giebt es auch gute ausländiſche Erzeugniſſe, aber ſie ſind weder beſſer noch billiger als die einheimiſchen. Das Gute hat überall ſeinen Preis. Läßt ſich aber einer durch den billigen Preis verführen, eine ausländiſche Marke zu kaufen, ſo wird er ſelber ſehr bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß er der Sorte jener eingereiht zu werden verdient, die nicht alle werden. Die Rechnung iſt ſehr einfach: Arbeitslöhne und Herſtellungskoſten ſind in England und Amerika höher als in Deutſchland. Man rechne auch die Koſten der weiten Reiſe ꝛc. dazu und frage ſich dann, warum ſo eine Maſchine billiger ſein ſoll als eine deutſche. Es giebt nur eine Antwort darauf: weil ſie aus minderwertigem Material hergeſtellt iſt! Sie wird alſo bei nächſter Gelegenheit unter dir zuſammenkrachen und deine geraden Glieder geſtalten. Und noch etwas, etwas ſehr Wichtiges: bricht ein Beſtandteil an einer deutſchen Maſchine oder gerät er in Verluſt, und wäre es auch nur eine Schraubenmutter, ſo haſt du Erſatz ſofort zur Hand. Geſchieht das aber an einem exotiſchen Rad, dann mache nur ruhig das Kreuz über dir Fahrſalſon. Du wirſt dir früher ein Gallenfieber an den Hals gearbeitet haben, als zu dem Erſatzbeſtandteil gelangt ſein. B. G.

Beim Flicken der Hauswäſche kann man ſich durch die Kenntnis einiger praktiſchen Kniffe viel Mühe und Arbeit erſparen; ſo iſt das Stopfen eines größeren Loches in Tiſch- oder Handtüchern weſentlich einfacher, wenn man zum Beginn der Arbeit ein Stückchen ſtarken Tüll aufheftet und nun die Stopffäden durch dieſen zieht, ihn dabei den Rändern des Loches recht ſauber anſtickt. Die Fadenlinge weiſt dadurch auch ſchräge Linien auf, die zu den eingewebten Muſtern der Wäſche noch am beſten paſſen. — Sind Bettücher in der Mitte dünn geworden, ſo ſieht es wenig ſchön aus, hier große Stücke aufzuſetzen; viel ſauberer ſieht es aus und iſt länger haltbar, wenn das Bettuch in der Mitte aufgeſchnitten (bei zuſammengeſetzten braucht nur die Naht auseinander getrennt zu werden), hier geſäumt und mit den früheren Außenſeiten wieder zuſammengenäht wird. — Gruße und kleine Bezuge leiden ſehr unter der ſchweren Bäſchemangel, wenn ſie Knöpfe und Knopflöcher haben, da dieſe oft große Löcher in das Zeug drücken — hier kann der breite Saum abgeſchnitten, der Rand ſchmal umgelegt und mit Schnürlitze beſetzt werden. Die obenein noch praktiſcher als Knopfverſchluß iſt. A. H.

Getrunkene Bänder zu waſchen. Das Band wird auf eine möglichſt feingeſchliffene Tiſchplatte — Ahorn oder Birnbaum, Tannenholz iſt unbrauchbar — gelegt. Sehr geeignet iſt eine alte polierte Tiſchplatte. Auf ihr wird das Band, zuerſt wechſelnd auf der einen und auf der anderen Seite, mit kaltem Waſſer und einem Flanellappen, ganz naß ſo lange gerieben, bis alle Flecke herausgegangen; nachher trocknen, bis die Brühe ganz vergehen. Das Band darf erſt dann vom Brett genommen werden, wenn beides ganz trocken. Hat man helle Bänder (beſonders Atlas, auch Seidenſtoffe werden ſehr ſchön, ſo werden dieſe zuerſt, dann die dunklen genommen. Bei letzteren, wenn ſehr ſtandig, wird zu warmem Waſſer 1 Löffel Salmiak gegeben, aber erſt benutzt, wenn ganz erkaltet. Dann werden die Bänder wie neu und haben wieder den Appret wie von neuen.

Heeren-Haarmütze aus Zephirwolle. Ein leichtes, warmes Mützchen für den Großpapa wird gewiß die kleine Enkelin gern anfertigen wollen — es iſt ſo einfach zu arbeiten, daß es auch den noch ungeübten Häkelrinnen nicht ſchwer fallen wird. Die Häkelei wird mit dunkelroter oder grüner Zephirwolle ausgeführt und zunächſt an dem Deckel der Mütze begonnen; man häkelt 7 Luftm., verbindet ſie zu einem Ring und häkelt fort, 1. Tour: in jede der 7 Luftm. 2 feſte Maſchen d. h. die ganze Maſche geſtochen. Zweite und alle folgenden Touren: 1 feſte Maſche in jede der vorhergehenden, doch ſoviel Maſchen zunehmend (d. h. Maſchen in 1 der unteren Reihen häkelnd), daß man zuletzt eine flache Scheibe von 40 cm im Durchmeſſer hat. Nun kommt der Rand an die Reihe. Dafür häkelt man, bei 24 Maſchen Anſchlag eine Streifen hin- und zurückgehend im ſogen. Rippenſtich (d. h. immer das hintere Maſchenglied der vorhergehenden Tour erfaſſend) von 40 cm Länge und verbindet die erſte mit der letzten Reihe. Feſtes Häkeln ist hier Bedingung. Der Rand wird dann an den Deckel genäht und dieſer Anſatz mit kleinen Zäckchen bedaket: 4 Luftm., 1 feſte Maſche zurück in die erſte, 1 feſte Maſche in den Rand, vom • ſtets wiederholt; in der Mitte des Deckels wird noch ein abgerundeter Lappen angebracht. H.

Photographie im Verlag von Victor Angerer in Wien

VENETIANISCHES BRAUTPAAR

Nach dem Gemälde von Rudolf Rössler

Halbheft 2. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Jahresabonnement (1. Januar bis 31. Dezember) 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Im Wasserwinkel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(1. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Drei Jahre sind vorübergezogen. In Hohenburg ist das Leben seinen Gang weiter gegangen, wie überall auch: auf den Kirchhöfen ein paar Reihen Gräber mehr, in den Wiegen kleine neue Blondköpfchen, und wer g'rad' an der Grenze des Kindesalters stand, ist erwachsen, so auch Evchen und Hanne Heidlich; Hanne ist siebzehn, Eva achtzehn Jahre alt geworden.

Hanne Heidlich dient als Stubenmädchen bei Baldaufs „im Winkel", ihre Großmutter, die Schuhmachermeister Selle, hat Madame Baldauf darum angesprochen. „Auf keiner Stelle kann ein Mädchen so viel lernen, nirgendwo in bessern Händen sein als bei Madam." Hanne hat sich zwar anfangs dagegen gesträubt mit beiden Händen, Schneidern wollte sie lernen, und Hannens Mutter wollte es auch, aber der Vater und die Großeltern behielten den Sieg.

Hanne dient „im Winkel" mit zwölf Thalern Lohn jährlich und einem Thaler „Jahrmarkt" und Weihnacht, je nachdem sie sich beträgt, und alle vier Wochen darf sie Sonntags zu ihrer Mutter. Sie muß in dem kleinen Stübchen neben Madame schlafen, denn diese leidet neuerdings wieder an Asthma. Hanne muß Madame die Stiefel schnüren und überhaupt beim Anziehen helfen, drunten in den Wohnzimmern Staub wischen und bei Kaffees und den Gesellschaften servieren. Viel Zeit hat Hanne nicht für sich, aber das ist auch recht so: je mehr Zeit, desto mehr unnütze Gedanken.

Heute soll Hanne einladen gehen in die Stadt, zum Erntefest. Im „Wasserwinkel" giebt's da allemal einen großartigen Zauber. Wer dort nur irgend verkehrt, der wird gebeten, schon nachmittags zu Kaffee und Kuchen, dann zum Abendessen und darauffolgenden Tanz auf der Tenne der großen Scheuer, die zu diesem Zweck ein feierliches Gewand erhält: einen Bretterbaden, der ein bißchen Schwung hat, grünes Gewinde um Pfeiler und Sparrenwerk, und zwei Tribünen, eine für die Musik, die andere für Madame und ihre Gäste.

Nach einer Aufnahme von Erwin Raupp, Hofphotograph in Dresden.

W. Heimburg.

Kutscher Busse geht in der Neustadt umher einladen, Hanne in der Altstadt; beide haben Zettel bekommen mit den Namen der Leute, die Madame Baldauf um die Ehre bittet rc., und können ihr Sprüchlein prächtig herbeten.

Im vollsten Staat, einem dunklen Wollkleide, mit großer weißer Schürze und darüber den sauber geplätteten flanellgefütterten faltigen Kragenmantel aus hellem Kattun mit voller Halskrause, kommt Hanne aus dem „Winkel" und geht quer über die Straße in das Haus ihrer Großmutter. Sie trägt die Nase hoch und die blauen Flechten als Kranz aufgesteckt am Hinterkopf, so daß es aussieht, als ziehen diese

schweren Zöpfe den kleinen hochmütigen Kopf in den Nacken. Hannens Mutter steht unten bei der Großmutter in dem weißgetünchten sauberen Stübchen, wo der Großvater auf einem dreibeinigen Schemel vor dem Schustertisch sitzt und Pechdraht zieht. Er hat ein altes Tuchkäppchen auf dem Kopfe und trägt eine Brille mit großen runden Gläsern, über die hinweg er die Enkelin betrachtet. Da er die Gewohnheit hat, zu schnupfen, und hierbei nicht ganz sänberlich verfährt, ist die Haut um den zahnlosen Mund herum bräunlich gefärbt. Der Bart beginnt am Ohr und läuft an den Wangen hinunter, um das Kinn herum bis zum andern Ohre, so daß es aussieht, als habe man des alten Mannes Gesicht mit einer Franse garniert.

„Na, Hanne, läßt du dich auch mal sehen? Hast wieder ein Paar Schuh durchgeflitzt?" fragt er.

„Nee!" meint die Mutter, „sie ist zu sehr im Staat. Sollst wohl einladen gehen?" Sie betrachtet wohlgefällig das Mädchen.

„Ja, Mutter — Guten Tag!" antwortet Hanne und setzt sich auf das mit blau und rotem Kattun bezogene Sofa. „Und du sollst dann aufwaschen kommen, Mutter!"

„Da giebt's Arbeit!" nickt die Großmutter am Fenster.

„Ja, unsereiner hat nichts vom Fest," beklagt sich Hanne, „alleweile kann man 'rumlaufen und aufwarten."

„Das hat mir nu g'rad' Spaß gemacht, wie ich in deinen Jahren war," sagt die alte Frau ordentlich wehmütig, „wer's nach könnte!"

„Laß man gut sein, Hanne, ich plätte dich auf alle Fälle dein helles Kleid und thu' was ich kann von deiner Arbeit. Ein bißchen Tanzen wird schon abfallen für dich," tröstet die Mutter.

„Ja, wer's glaubt! Bei unsrer Madam nicht," lacht Hanne. „Na, nu muß ich aber gehen!"

„Hast wohl viele einzuladen?"

„Alles, was Beine hat; in der Ritterstraße fange ich an — Pastors, Mamsell Beutner, Doktars —"

„Ich denke, der Herr Doktor ist so krank?" fragt die Großmutter.

„Na ja, aber was die Eva ist und der junge Herr Doktor, die müssen ja allewege dabei sein, und wenn's weiter nichts giebt als Schweineschlachten. Unser junger Herr kommt auch zurück heut' abend; den ganzen Morgen sind Madam und ich gelaufen und gerannt, sie kann's nicht schön genug kriegen, als wär' er ein Herrgott. Den Gewehrschrank von seinem Vater haben sie in seine Stube getragen, und neues Sattelzeug kriegt er für das Pferd, das Herr Moritz für ihn gekauft hat; es sieht g'rad' aus, als ob seine Mutter bange hätt', es könnte ihm sonst nicht gefallen, wo er nun in Berlin bei die Garde gedient hat."

„Na, da braucht sie keine Angst nicht zu haben," meint der Großvater.

„Mach' zu," fordert die alte Frau auf, „sonst kommst zu spät zurück!"

„Thut Eva denn immer noch so hochnäsig?" fragt Mutter Heidlich, die während der ganzen Unterhaltung mit untergestemmten Armen dagestanden hat.

„Accurat noch so, Mutter; ich guck' den Affen auch nicht an!"

„Nee, so'ne Menschen!" wundert sich Frau Heidlich. „Nu stellen Sie sich man blaß vor, Mutter, das Mädchen ist bei uns gekommen wie mein eigen Kind, hat aus einer Schüssel mit uns gegessen, und ich hab' sie Nüsse und Aepsel zugesteckt, und nun ist das alles gar nichts gewesen!"

„Zu mich is sie immer freundlich," bemerkt die Großmutter, „und zu dich auch, Selle?"

„Immer und allerweile," bekräftigt der alte Mann, „und, das ist nu mal so, Unterschied muß sein, sie ist ein Fräulein und Hanne ist ein Dienstmädchen."

„Ich tausch' nach lange nicht mit der ganzen Hungerbande," erklärt Hanne verächtlich und zieht den Mantel herauf. „Seit der Mann festliegt, haben sie's liebe Brot kaum noch, und wenn Madam nicht wär' —"

„Na, nu holl den Schnabel, dat sinn nich dine Tüsten," tadelt die Großmutter streng in unverfälschtem Plattdeutsch, „weetst ok nach nich, ab du mal Bolter op't Brot hest, sitzt, wo du immer dine Beine unnern gedeckten Disch hängst —"

„Adjes!" sagt Hanne, sie unterbrechend, und auf dem Flur murmelt sie ärgerlich: „Olle Lüd sinn wunderlich, wenn's regent, wullen se int Hen. Als ob ich nicht auch wüßte, daß Großvater sein Geld vom Doktor noch immer nicht hat! Meinetwegen kann die Eva auf ihrem Kopfe spazieren gehen, das alle hochmütige Dings das —" Hanne denkt wieder mit Ingrimm an den letzten Nachmittag ungetrübter Jugendfreundschaft, wie sie zusammen ins Wasser gepatscht sind, wie sie sich um Karl Baldauf gestritten haben und wie dann plötzlich alles vorbei war. Konfirmiert wurden sie noch zusammen; denn Eva ward zu ihrem eigenen Erstaunen ein Jahr früher aus der Schule genommen, „weil sie so groß geworden war, daß die Jungen ihr nachspöttelten", wenn sie mit der Mappe am Arm ging. Vor dem heiligen Abendmahl hatten Eva und Hanne sich die Hände gereicht und sich gegenseitig gebeten, alles vergeben zu wollen, was etwa die Eine der Andern zuleide gethan, und nach der heiligen Handlung war alles aus zwischen ihnen, endgültig aus, als hätten sie sich nie gekannt! In Hannens Herzen aber hatte der Groll über die hochmütige „Palasche" weiter gebrannt, immer weiter, sie haßte Eva jetzt ordentlich.

Dies Gefühl wird nicht sanfter, als sie nun in das Ahrens'sche kleine Haus tritt und die Thürglocke heftig über ihr läutet, die sie so oft gehört hat früher, wenn sie, stolz und glücklich, Eva besuchen kam. Aus jedem Winkel des dämmrigen Flures bricht eine süße Kindererinnerung hervor und thut ihr weh, als stächen sie glühende Nadeln. Es riecht auch noch ebenso hier nach irgend etwas Medizinischem, nach Aepfeln oder Räucherkerzchen, und als jetzt leise weiche Tritte die Stufen vom obern Stock herunterkommen und eine schlanke Mädchengestalt durch das Dämmerlicht daher eilt, muß Hanne alle ihre Kraft zusammennehmen, um nicht etwas Häßliches, Straßenmädchenhaftes zu thun, wie früher, wenn sie zornig auf Eva war.

„Ach, du bist's, Hanne?" sagt Evchens weiche Stimme.

„Jawoll, Fräulein Ahrens!" lautet die barsche Antwort.

„Komm — kommen Sie doch in die Kinderstube, Hanne," bittet Evchen.

„Ich danke, ich kann meine Bestellung auch hier machen. — 'Ne Empfehlung von Madam Baldauf und sie giebt sich die Ehre, die Herrschaften und auch den jungen Herrn Doktor zum Erntefest am nächsten Freitag zu bitten."

„Wieder eine Empfehlung, und Papa käme nicht, weil er krank ist, und Mama auch nicht, weil sie ihn nicht allein lassen kann, aber Robert und ich würden pünktlich erscheinen."

„Schön, Fräulein Ahrens — Gute Nacht!"

Just in diesem Augenblick kommt Dore und hängt die winzige Flurlampe auf, und die beiden ehemaligen Jugendfreundinnen sehen sich eine Sekunde lang an. Es ist kein freundlicher Blick, den Hanne für das hübsche Doktorstöchterlein hat, aus dessen brünettem Gesicht eine große Betroffenheit spricht, als sie Hannens Augen beobachtet.

„Willst du noch was, Hanne?" fragt Eva stotternd

„Nee, Fräulein Ahrens, ich wollt' man sagen, sein müssen Sie sich machen auf den Freitag, unser junger Herr kommt heute an, ich könnt' Sie fast am Ende ausstechen, Fräulein Ahrens — Gute Nacht!" Sie lacht hell auf, wie Eva es noch aus den Kindertagen kennt, dann fällt die Thüre zu und das Glöckchen daran meldet ihren Abgang

Eva sieht noch immer erstaunt und zornig die Hausthür an und sucht nach einer Erklärung für diese ungehörlichen Worte: sie haben tiefer getroffen, als Hanne es ahnen mag. Endlich erinnert sie sich an den dummen Kinderschnack ihres letzten freundschaftlichen Zusammenseins und atmet auf. Hanne kann ja doch nicht wissen, wie der Gedanke an Karl mit ihr gewachsen ist seit drei Jahren, niemand ahnt es, auch Dore hat nicht wieder daran getippt; die mochte es vergessen haben — gottlob! — über ihren eigenen Liebeskummer und über das Schwere im Hause, das auch auf ihr lastet.

Ja, furchtbar schwere Zeiten schleichen durch das kleine Haus: der Herr völlig siech, von Sorgen niedergedrückt, Mutter und Tochter an sein Krankenlager gefesselt einen Tag wie den andern, und die Not dazu bei dem immer knapper werdenden Einkommen! Robert ist seit einigen Wochen zu Hause und hat sich annonciert im Blättchen als praktischer Arzt; die Mutter hat ihm die untern Zimmer eingeräumt, und dort sitzt er nun und wartet auf Patienten, an die sich die ganze Hoffnung der Familie klammert.

Digitized by Google

Zu roſiger Stimmung iſt er nicht, der junge Arzt. Auf der Univerſität lebte er, dank eines alten Familienſtipendiums, ſorglos, konnte ſogar hie und da ſeinem Portemonnaie eine kleine Extraausgabe zumuten und hatte immer ein paar Groſchen übrig, um Mutter und Schweſter eine beſcheidene Freude zu bereiten, ſowie guten Mut, den Vater über die Zukunft zu tröſten. Jetzt iſt das vorbei, jetzt ſoll er erwerben, nicht nur für ſich, auch für die Seinen; jetzt hat er ſich verenkern müſſen in dieſem Krähwinkel und wäre doch ſo gern, gleich ſeinen beſſer ſituierten Freunden, eine Zeit lang in die großen Spitäler von Berlin, Wien, Paris gegangen, denn er liebt ſeinen Beruf aufrichtig. Nun zwingt ihn die Not, wie ein Bettler in Hohenburg zu ſitzen und zu warten, bis ihm jemand das Almoſen eines verlangten Rotes in den Schoß wirft. Er würde es ja auch aushalten, wenn nur die leeren Taſchen nicht wären! Seit ſeinen Sekundanerjahren iſt er nicht ſo „pauvre“ geweſen. Damals hat ihn Frau Baldauf reichlich bezahlt für die Nachhilfeſtunden bei ſeinem Freund Karl, der, ſonſt ein ganz heller Kopf, mit Auffaſſungsvermögen für alte Sprachen und klaſſiſche Litteratur durchaus nicht erblich belaſtet war.

In dieſer Stimmung trifft Eva ihn und übermittelt ihm die Einladung von Baldaufs.

„So? Meinetwegen, Eva — übrigens, war das nicht deine ehemalige Buſenfreundin, die Heidtichs Hanae, die dieſe Aufforderung überbrachte?“

„Jo, das war Hanae, Robert.“

„Alle Wetter! Das iſt ja das Edelſte, was von Mädchen in Hohenburg umherläuft — eine Prinzeß in Dienſtbotenkleidern!“

„Haſt du ſie denn geſehen, Robert?“

„Ich habe doch Zeit genug zum Neugierigſein, ſitze doch ewig auf der Lauer, ob nicht jemand ſo anſtändig iſt, krank zu werden und mich holen zu laſſen. Lief in meiner Erwartungsfreudigkeit an die Stubenthür, als es klingelte, lüftete den Vorhang über der Glasſcheibe und konnte g'rad' in die hübſche Fratze ſehen, als Dore die Lampe brachte. Du, das iſt griechiſcher Schönheitstypus! Mit der Naſe könnte ſie geradeswegs Modell ſtehen; und da läuft ſo was hier herum unter all den breiten platten Viſagen und man ahnt's gar nicht!“

„Du biſt ja ganz begeiſtert, Robert!“ ſagt Eva ein bißchen ärgerlich.

Er merkt, daß er zu enthuſiaſtiſch geworden iſt; kein Mädchen kann's vertragen, wenn ein anderes zu ſehr gelobt wird. „Weißt du, Eva,“ entſchuldigt er ſich, „wenn man den ganzen Tag ſo umherlungert, kommt man auf die verrückteſten Ideen.“

„Wer denn niemand heute in der Sprechſtunde, Robert?“

„Doch! Ein heuleuder Junge mit einem abgequetſchten Fingernagel, dann Fräulein Bentner, die etwas Homöopathiſches von mir haben wollte für ihre Katze, die an Kolik leidet, womit ich aber nicht dienen konnte; zuletzt etwas Kundſchaft von den Boldaufſchen Leuten, bei denen ich ja Papa vertrete. Wenn's ſo weiter geht, wird's gut! Ich weiß nur ein Mittel: ich heirate in eine unſerer vornehmen Hohenburger Familien, die noch keinen Arzt zu ihren Lieben zählt, dann bin ich geborgen. Nur iſt man mir dummerweiſe ſchon überall zuvorgekommen, und Baldaufs haben leider keine Tochter,“ ſetzt er hinzu.

Eva ſieht ihn traurig an. „Robert, das iſt doch ein Scherz — du willſt doch nicht gleich die erſte beſte?“

„Die ‚erſte‘ braucht's ja nicht zu ſein, die ‚beſte‘ iſt mir auch lieber. Uebrigens, liebes Kind, weder du noch ich ſind in der Lage, ausſuchen zu können.“

Eva ſteht noch immer neben ihm am Schreibtiſch, verwirrt und betrübt; ſie kennt ihn ſo bitter noch nicht. Sie hat zwar in dem letzten Jahre ſo viel Trauriges anhören müſſen, daß ihre Jugend die Widerſtandskraft verloren haben würde, wenn nicht die ewig frohe Hoffnung auf ein zukünftiges Glück neben ihr hergegangen wäre und ſie nicht ihre Liebe zu Karl hinüber gerettet hätte in ihre ſchönſte Mädchenzeit. Nur eine erſte Mädchenliebe kann ſich ſo einſponnen in goldene Schleier, kann ſo geduldig harren, iſt ſo genügſam! — Ja den letzten zwei Jahren hat ſie Karl Baldauf überhaupt nicht wieder geſehen. Sie glaubt aber felſenfeſt, daß er ebenſo an ſie denkt wie ſie an ihn; ſie kennt die Welt nicht, und was ſie aus Büchern an Kenntnis ſchöpfte oder aus den Erzählungen ihrer Bekannten — ſie hält ein Kaffeekränzchen mit einigen Schulfreundinnen, wo zuweilen vorgeleſen wird —, das iſt alles hochromantiſch, überideal und ſtimmt prächtig zu dem ſeligen Geſpinſt in ihrem Köpfchen.

Jede neue Freundlichkeit, die Madame Baldauf aus Mitleid und Teilnahme für Evas junges entſagungsreiches Daſein hat, befeſtigt deren Zuverſicht. Alle ihre Gedanken kreiſen nur um das Eine: „Wenn er zurückkommt!“ Und nun ſoll er kommen, heut' oder morgen, und die Not, die Sehnſucht hat ein Ende!

„Weißt du es, Robert, Karl Baldauf kommt heute?“ ſagt ſie errötend und macht ſich am Nebentiſche zu ſchaffen.

„So? Na, dem wird's leichter als mir,“ brummt er.

„Biſt du auch immer ſo befreundet mit ihm, Robert?“ fragt ſie dann ſcheinbar gleichgültig.

„Der Kaffer hat ſeit zwei ganzen Jahren keine Zeile mehr an mich geſchrieben,“ iſt die Antwort.

„Ach! Aber jetzt?“

„Er wird ſich vielleicht meiner noch gnädigſt erinnern, nachlaufen tha' ich ihm indeſſen nicht!“

„Ach, notürlich wird er — denk' doch, wie befreundet ihr wart!“

„Als Jungens und Studenten — aa ja! Er wußte auch worum und — ſchließlich ich auch. Na, jetzt wird er ſich hier als Führer der jeunesse dorée herausbeißen und ich muß fronen — das ſtimmt nicht gut zuſammen; geiſtige Intereſſen können uns auch nicht vereinigen, was bleibt da noch? — — Warum machſt da denn ſo ein enttäuſchtes Geſicht, kleines Schaf?“

„O ich — ich — aber da ruft Mama!“ Im nächſten Augenblick iſt ſie ſchon wie hinweggeweht aus dem Zimmer und in der Küchenſtube, wo eben eine Beratung zwiſchen Frau Doktor und Dore ſtattfindet wegen einer Krankenſuppe.

Die ablehnende Haltung des Bruders hat wie ein Strahl kalten Waſſers auf ſie gewirkt. Sie ſteht trübe und ſtumm bei der wirtſchaftlichen Erörterung und überhört die Aufforderung, ſich zu Papa zu ſetzen, vollſtändig, bis ein ungeduldiges: „Aber, Evchen, ſo geh' doch, er wartet ſchon!“ ſie in die Krankenſtube jagt.

Der Vater liegt auf dem Sofa mit geſchloſſenen Augen; dann und wann ſchlägt er ſich mit der geballten Fauſt gegen die Herzſeite. „Die Angſt! Die Angſt!“ ſtöhnt er.

„Soll ich dir die Tropfen geben, Papa?“

„Nein, ich habe ſchon ſo viel Digitalis genommen, es hilft nicht mehr.“

Evchen beginnt zu plaudern, es lenkt den Kranken ab, das weiß ſie. „Bei Baldaufs iſt Erntefeſt, Papa, wir ſind eingeladen — ich freue mich ſo —“

Ein Stöhnen iſt die Antwort. „Kind, die Malſtunden werden wohl aufhören müſſen,“ ſagt er dann, „lernen thuſt da doch nichts und ich weiß nicht mehr, wie ich's machen ſoll.“

„Ja, Papa, lernen tha' ich nichts,“ giebt ſie zu, „ich bin auch gar nicht böſe darum, wenn's aufhört.“

„Das ſchöne weggeworfene Geld! Ich hoffte immer, du könnteſt mal Unterricht geben. Wenn ich nun die Augen zuthue, was wird denn da? Die Hand habe ich mir lahm geſchrieben, um dich in ein Stift einzukaufen — aber überall bin ich abgeblitzt.“

„In ein Stift, Papa?“ Sie hat ganz entſetzt die Hände auf die Bruſt gelegt. „In ein Stift? In ſo eins wie das Katharinenſpittel an der Imme, wo die ſchrecklichen alten Frauen am Fenſter ſitzen und ſo verdrießlich ausſehen?“

„Liebes Kind, du wirſt auch mal alt, und du würdeſt Gott danken, wenn es mir gelungen wäre, für deine letzten Tage dir ſolche Zuflucht zu ſichern.“

„Ach, Papa, ängſtige dich doch nicht am auch!“

„Jawohl, das muß ich!“ ruft der Kranke, und wieder ſchlägt er ſich gegen die Seite, „du verſtehſt das nicht, kennſt das Leben nicht — wir Ahrens' haben kein Glück, gar kein Glück!“

Eva ſchweigt, ſie kennt dieſe ewigen Klagen ja auswendig; das Stift hat ihr aber doch ein leiſes Fröſteln verurſacht. Die Mutter tritt wieder ein und fängt an, ganz erregt von dem Baldaufſchen Feſt zu ſprechen.

„Aber, Eva, Unglückskind,“ ſagt ſie dann klagend, „du haſt ja rein nichts anzuziehen!“

Eva macht ein betrübtes Geſicht. „Vielleicht mein weißes Konfirmationskleid, Mama?“

Digitized by Google

„O, keine Rede — das ist viel zu kurz und zu eng. Hermann, Alter, sei nicht böse, ich frage ja nur — darf ich bei Braumanns ein Kleid für sie nehmen?“ wendet sie sich bittend an ihren Gatten, „sie braucht's wirklich nötig.“

„Was kostet denn so ein Plunder?“

„Ich kann's nicht genau sagen, wir nehmen das billigste,“ versichert sie.

„Wenn's denn sein muß!“ stöhnt Doktor Ahrens, „Gott allein weiß, wann ich es bezahlen kann!“

Eva will versichern, sie könne sich schon behelfen, aber dann fällt ihr ein, daß sie schlechterdings kein Kleid hat, um in Gesellschaft zu gehen, und das Opfer, zu Hause zu bleiben, kann sie nicht bringen, diesmal nicht! „Darf ich gehen und Proben holen, Mama?“ fragt sie.

„Es ist schon zu dunkel, um allein zu gehen; es paßt sich nicht, fehlte g'rade noch —“ antwortet der Vater ungeduldig.

„Aber, was soll mir denn passieren?“

„Das verstehst du nicht!“

Eva geht schweigend hinaus, die Mutter folgt ihr. „Nimm Dore mit, Kind,“ flüstert sie, „aber lauft ein wenig und sprecht bei Rielchen mit vor wegen dem ‚Machen‘.“

In einem wahren Freudentaumel rast Evchen, begleitet von der dicken Dore, durch die dunklen, schlecht erhellten Gassen nach dem Markt in das Schnittwarengeschäft, um sich ein Kleid, in dem sie Karl Baldauf bezaubern will, „auf Pump“ zu holen, wie ihr Bruder es konventionsmäßig nennt.

Moritz Baldauf hat Karl mit dem Wagen von dem drei Meilen entfernten Ruhleben, das Eisenbahnstation ist, abgeholt, und die Brüder fahren in den sinkenden Abend hinein Hohenburg zu. Moritz sitzt schweigend, etwas nach vorn gebückt, und genießt seine Cigarre, deren Rauch Karl, ohne daß der Bruder es merkt, immer mit dem Taschentuch von sich abzulenken sucht — sie ist ihm zu ordinär. Moritz trägt, wie immer, eine Spezialmütze von grünlich-grauer Farbe mit dem abstehenden Schirm, und einen warmen, aber nicht g'rad' eleganten Flauschrock, Karl dagegen das Neueste, was es just giebt, einen Havelock und einen Cylinder — vollständig Dandy aus dem neuesten Modejournal. Auf seine lebhaften Fragen giebt Moritz einsilbige Antworten; er hat die Gabe, mit ein paar kurzen Worten viel zu sagen, von seinem Vater geerbt.

Nachdem die neuen Pläne über Zuckerfabrik und Rübenbau verhandelt sind und die Separation der Feldmark genügend erörtert ist, sagt Moritz: „Den Grundstein zur Fabrik sollst du legen.“

„Ich? Großartig! Wohl ein Gedanke von Mutter?“

„Wird ja in der Nähe von Charlottenhof gebaut, ist also mal dein.“

„Und so bald soll es schon losgehen?“

„Nicht heute und morgen, nur für den Fall, daß du dich bald verheiratest, oder ich etwa.“

„Ach, richtig, du bist ja der Kronprinz und bleibst im ‚Winkel‘, das hatte ich ganz vergessen. — Kann man vielleicht schon gratulieren, Moritz? Hast du's Jawort schon?“

„Keineswegs — du etwa?“

„Danke ergebenst! Auch nicht! — Da hat Mutter wohl so ein großartiges Erntefest angesetzt, um dir die Wahl zu erleichtern? Guck mal, und ich dachte, das Kalb hätte sie für mich geschlachtet! Sie hätt mich nämlich halb und halb für einen verlornen Sohn, weil ich mal ein paar Pfennig Schulden hatte auf der Akademie — gestehʼ es nur!“

Moritz antwortet nicht gleich. Erst nach einem Weilchen fragt er: „Sag' mal, um von etwas anderem zu sprechen, was ist aus dem Mädchen geworden, das damals so oft an dich schrieb, wenn du hier in den Ferien warst?“

„Sei so gut — das soll ich wissen? Ich halte mir keinen Leporello! Vermutlich hat sie sich mit einem andern getröstet.“

„Die Briefe waren so jämmerlich, wenigstens der eine, den du mich lesen ließest, Karl.“

„Ja, so machen sie's, in Liebesbriefen und Vorwürfen sind sie groß,“ antwortet Karl. „Uebrigens,“ setzt er hinzu und sieht plötzlich drohend den Bruder an, „ich hoffe, daß die Alte davon nichts erfahren hat!“

„Wenn du selbst ihr nichts gesagt hast — ich gewiß nicht.“

„Sie würde es auch gar nicht verstehen,“ erklärt Karl beruhigt.

„Das kann wohl sein,“ giebt Moritz trocken zu.

„Na, und sonst was Neues?“

„Ich wüßte nichts Besonderes.“

„Wie viel Gehalt bekommst denn du eigentlich von ihr?“

„Du vergißt, daß ich majorenn geworden bin,“ erklärt Moritz, „Mutter und ich regieren jetzt miteinander.“

„Ach ja — verflucht — 's ist wahr! Da muß ich dir ja wohl die Reverenz machen, wenn ich hinreichend Moneten haben will?“

„Mutter hat allein das entscheidende Wort; du weißt, so wollte es der Vater.“

„Schöne Abhängigkeit, zu der er uns verdammt hat in seiner Anbetung für Mutter! Ja, du, du!“ fährt er fort — es liegt etwas geradezu Geringschätziges in diesem „du — du“ — „aber unsereiner, der sich um ein paar lumpige hundert Thaler ihres Mißtrauens erfreut — —“

„Red' nicht, Karl, du bist hoffentlich vernünftiger geworden!“

„Ich will's werden, ja, hab' die beste Absicht, aber vorläufig brauche ich nochmal Geld, um in Berlin aus der Kreide zu kommen.“

Moritz setzt sich plötzlich stramm auf und wirft den Cigarrenstummel fort. „Viel?“ fragt er kurz.

„Wie man's nimmt, Moritz; es wäre mir ungemütlich, müßt' ich gleich wieder beichten als reuiger Sünder, das ganze Verhältnis wird von vornherein ein gespanntes. Ich hoffe, du machst das unter der Hand ab.“

„Wenn ich kann, werde ich's thun — um Mutters willen.“

„Danke, aber bitte, mach' nicht so'n verhageltes Petersilliengesicht dazu, sonst geht mir die Freude daran verloren.“

Moritz antwortet nicht. Er ruft dem Kutscher zu: „Basse, is dat nich, as wenn dat Sattelpeerd lam tritt vorn?“

„Is mich auch so, Herr Baldauf, ich hatt' ihm in die Schmiede heut' morgen — gift sek woll noch; ich kühl' em hüt' nacht en bißchen.“

Der Rest der Fahrt wird schweigend zurückgelegt, die stolzen Türme der alten Stadtmauer kommen näher, das Schloß steht wie eine große finstere Masse über der Stadt, dann rasselt der Wagen durch das Ruhlebener Thor, über das Pflaster, die Rittergasse hinunter und an dem Doktorhause vorüber, aus dem noch Licht schimmert durch die Läden.

„Lebt Doktor Ahrens noch?“ fragt Karl.

„Ja, aber sehr krank ist der Mann.“

„Und da war doch so ein Backfisch, der muß jetzt wohl auch herangewachsen sein — hübsch geworden?“

„O ja, kommt manchmal zu Mutter.“

„Und Robert?“

„Wohnt hier und will praktizieren.“

„Hm! Werd' ihn besuchen; wir waren mal ein Herz und eine Seele als Bengels. So, und da wären wir ja!“

Der Wagen fährt unter der Laterne, die am Thorpfeiler brennt, in den Gutshof ein, das Vaterhaus liegt vor dem Heimkehrenden! Die Thüre ist weit geöffnet, die Fenster des Erdgeschosses sind erleuchtet und Bursche knallt mit der Peitsche wie unsinnig, als er im vollen Trabe den Düngerhaufen anfährt. Die zwei Hofhunde bellen und reißen an der Kette, und da ist wieder der Geruch der Pferde- und Kuhställe, da ist der fein säuerliche Duft des Milchkellers, der aus der Hausthür quillt, und in dieser weit geöffneten, mit einer Tannenguirlande geschmückten Pforte steht die rundliche Gestalt der Mutter, und der Schein der Lampe, die jemand hinter ihr hochhält, fällt auf das einfache schwarze Mützchen und den noch immer braunen vollen Scheitel.

„Karlchen — Karlchen, bist du denn da? Bist du denn wirklich gekommen, mein alter, lieber Junge?“ Sie muß sich hoch aufrecken, als ihre Arme den Hals des Sohnes umschlingen, der etwas forciert fröhlich ruft: „'n Abend, Mutter, na, da wären wir ja!“

„Du kommst mich noch viel größer vor! Und einen Kotelettbart trägst du? So fein!“ ruft sie unter Küssen, und die Freudenthränen funkeln in ihren Augen. „Und nun tritt man ein, Karlchen — das walte Gott! Willst du erst auf deine Stube oder bleibst du gleich unten? Ein bißchen Hunger hast du doch, nicht wahr? — Erst nach oben? Schön! — Haane, hat Riele

Digitized by Google

Die Weihung der Fahnen und Standarten des Gardekorps in Berlin am 1. Januar 1900.
Nach einer photographischen Aufnahme von Ottomar Anschütz G. m. b. H. in Berlin.

oben die Lichter angezündet?“ wendet sie sich an das Mädchen, das die Lampe trägt und jetzt Karls Decke über dem Arm hält.

Sie stehen da noch alle drei unter der alten laternenartigen Hängelampe im Hausflur, die Mutter und ihre Söhne. Eine Antwort hat Frau Baldauf von Hanne nicht erhalten, dafür fliegt diese aber die Treppe förmlich hinauf, daß die breiten weißen Schürzenbänder nur so hinter ihr herwehen.

„Natürlich vergessen,“ murmelt die Hausfrau, „das dusselige Ding, sie weiß doch, daß Rieke noch nicht eingelernt ist, lang' und breit hab' ich darüber geredet! — Na, mein Jungchen, geh' hinauf und putz' dich nicht zu lange, das Essen steht sonst ab.“

Und während Karl nach oben steigt, gleich zwei Stufen auf einmal nehmend, sagt sie zu Moritz, der sich bedächtig des Flauschrockes entledigt hat: „Es is mich, als hätt' er früher anders ausgesehen, oder macht's der neumodische Bart und das Ding mit den Kragen? Das hat er ja wohl auch aus Berlin mitgebracht — wie heißt's? ein Hafellocken? Na, wenn ich mal keinen Kirchenmantel hab', kann er's mich borgen.“

Sie lacht gutmütig und glücklich und klopft ihrem Großen auf die Schulter im Dahinschreiten.

Karl Baldauf geht oben über den Flur, der mit alten schönen Schränken möbliert, mit Hirschgeweihen und den nachgedunkelten Porträts einiger alten Stiftsdamen geschmückt ist, und biegt in den Seitengang ein, an dem sein und des Bruders Zimmer sowie mehrere Gaststuben liegen. In diesem schmalen Gange steht er plötzlich vor Hanne, die, das Licht mit der Hand gegen die Zugluft schützend, so daß der volle Schein auf ihr Gesicht fällt, zur Seite tritt. Sie hebt die Augen nicht, sie steht wie eine Bildsäule da; geradezu reizend sieht sie aus in ihrer einfachen Tracht. Der Wiederschein des Lichtes flimmert auf dem blonden Haar; wie ein Rätsel glänzen darunter die dunklen sich fast berührenden Augenbrauen.

Einen Augenblick stockt Karls Fuß, dann geht er vorüber. Wo in aller Welt hat seine Mutter dies Mädchen her mit dem ungewöhnlichen Aeußern?

In seinem Zimmer übersieht er bei diesem Grübeln völlig all die Vorbereitungen, die zu seinem Empfange gemacht worden sind, und beginnt in aller Eile seine Toilette. Ein scharfer Geruch berührt ihn unangenehm, das sind die herbstlichen Georginensträuße, die geschmacklos in allen möglichen Gläsern und Vasen umherstehen. Karl Baldauf ist als ein gänzlich verfeinerter Mann aus seinem Aufenthalt in der Fremde, dessen Höhepunkt er auf das Gut des Grafen Steinhaus verlegt hatte, zurückgekommen. Er hat dort Gelegenheit gehabt, bei den regelmäßigen Einladungen zur gräflichen Tafel — an welcher er gewöhnlich Sonntags mit dem Oberinspektor unten an saß — vornehme Art zu studieren. Sein Gardejahr in Berlin hatte ihm auch nicht geschadet in dieser Richtung, und so ist er sich sofort klar geworden, daß er hier einige höchst notwendige Aenderungen schaffen muß, wenigstens soweit seine Macht reichte.

Er kommt nach einigen Minuten vom Kopf bis zum Fuß elegant und frisch gekleidet, mit heller Krawatte, ganz wie zum Diner, wieder aus seinem Zimmer und trifft im obern Flur abermals auf Hanne, die mit einem Korb kleingespaltenen Holzes nach dem Schlafzimmer seiner Mutter geht.

„Sie!“ ruft er.

Hanne wendet den Kopf, ein großer kühler Blick der glänzenden Augen trifft ihn über die Schulter hinüber.

„Nehmen Sie die Blumen aus meinem Zimmer, das Teufelszeug verpestet die ganze Bude — “

„Ich hab' die Bedienung nicht bei Ihnen, junger Herr, werde aber die Rieke schicken,“ ist die Antwort.

Er setzt schon an, ihr zu sagen: „Davon würden Sie ja wohl auch nicht umfallen,“ aber angesichts dieses in den Nacken zurückgebeugten Gesichtes mit den leicht zuckenden vollen Lippen bricht er ab und geht, ohne ein Wort zu sprechen, die Treppe hinunter.

„Was hast du denn da für eine stolze Dame?“ fragt er lachend, als seine Mutter ihn nochmals streichelt und küßt. „Allsch, klatsch, ich habe nicht die Bedienung bei Ihnen, junger Herr — fertig!“

„Die Hanne, weißt du, die ist in dem Schafmeister Heidlich seine Tochter! Kennst du die nicht mehr, Karlchen? Sie trieb sich als Kind immer mit Evchen Ahrens 'rum — “

„Wahrhaftig? Die muß in der Mauser gewesen sein,“ lacht er.

„Sie ist nur für mich zur Bedienung,“ fährt Madame Baldauf fort und geht voran in die große Eßstube, die nach dem Garten zu liegt, „nur für mich.“ Und während sie Platz nimmt am oberen Ende des Tisches und schon die Hände faltet zum Tischgebet, setzt sie mit einem wunderlichen Nachdruck hinzu: „Es sind sehr brave Leute, die Heidlichs, du weißt's ja.“ Dann spricht sie laut und andächtig: „Komm', Heer Jesus, sei unser Gast und segne, was du beschweret hast. Amen.“

Frau Doktor hat Evchen zum Fest geputzt. Sie ist darüber selber wieder jung geworden auf ein paar Augenblicke, die frühzeitig verblühte stille Frau. Wie lebensgern ginge sie mit heute, um ihr Kind zu sehen, aber sie darf nicht, der bloße Gedanke an ein Alleinsein regt den Kranken auf, obgleich er ihre Gegenwart eigentlich nur benötigt, um einen Zuhörer zu haben bei seinem Klagen und Stöhnen. Die geduldige Frau findet ihn vollkommen in seinem Rechte: wozu wäre sie seine Frau, wenn sie nicht alles opferte für ihn, Erholung und Freude, den Genuß frischer Luft und die Aussprache mit ihresgleichen? Er war krank, folglich war sie gezwungen, diese Krankheit mit durchzumachen von A bis Z; zu wachen, wenn er wachte in den Nächten; sich ruhig zu verhalten, wenn er es auch that; die dumpfe Luft der Krankenstube mit ihm zu atmen und in alles einzustimmen, was er sagt, denn Widerspruch kann er nicht ertragen.

Sie seufzt manchmal darüber, und manchmal auch schießen ihr die heißen Sehnsuchtstränen in die Augen, wenn sie an den Wald denkt oder an den rauschenden Fluß in ihrer Heimat, aber nie kommt es ihr in den Sinn, zu sagen: „Bleib' mal eine Stunde allein, mein Herz, ich will nur mal Luft schöpfen.“ Sie weiß, es würde ihn befremden, verletzen, und deshalb verläßt sie das Haus nicht mehr; seit beinahe zwei Jahren ist's so, und ist so selbstverständlich und muß so sein!

Aber heute wird's ihr schwer, so schwer, daß sie zu ihrem Manne sagt, als Evchen sich an seinem Bette in ihrem rosa Kleide präsentiert, lieblich wie eine Rosenknospe: „Könnt' ich sie nur beim Fest sehen!“

„So geh' doch mit,“ erwidert der Kranke gereizt, „ich kann mich ja behelfen; das Trampeltier, die Dore, wird wohl nicht gleich davonlaufen! Warum sagst du denn nicht, daß du Lust hast? Das kommt immer so plötzlich!“

„Aber Schatz,“ bittet sie freundlich, „es war ja nur so eine Idee. Du weißt doch, daß ich gar nicht im Ernst daran denke — ich hätte ja gar keine Ruhe dort! Nun, geh' nur, Evchen, and amüsier' dich gut,“ wendet sie sich an die Tochter. „Unsere Empfehlungen an Madame Baldauf, und trink nicht, wenn du erhitzt bist, und, hörst du, spätestens um elf Uhr bringt dich Robert nach Hause, sonst ängstigt sich Papa . . .“

Wie Evchen gegangen ist, setzt die Frau sich an das Fenster in der Krankenstube, nimmt das Strickzeug und starrt mit müden Augen über den kleinen Hof, der schon im tiefen Dämmern liegt, bis hinauf zu dem Schlosse, in dessen Fensterreihen der letzte blasse Strahl des Abendrotes wiederschimmert. Sie sieht so bekümmert aus, so, als ob sie sich sehnte. Man könnte denken, daß sie sich vorkommt wie eine Gefangene, daß sie sich grämt um das dürftige Los, das ihr zugefallen, aber das ist's nicht. Sie ist schon zufrieden, wenn's einigermaßen geht in der kleinen Wirtschaft, wenn die Sorgen nicht zu groß sind. Den Reichtum des Lebens kennt sie nicht, sie ist aufgewachsen und erzogen in der Vorstellung, sehr viel Nützliches lernen zu müssen, damit ihr Mann einst ein behagliches Leben habe, und diesem Manne lebenslänglich Liebe und Treue zu bewahren in guten und bösen Tagen.

Sie hat dieses Los gezogen und trägt's, wie ihr gesagt worden. Die Zeit ihrer jungen Liebe strahlte einst so hell, daß noch jetzt in diese trüben Tage ein Schimmer jenes Glanzes fällt, wie droben auf die Schloßfenster das erlöschende Rot der Sonne. Die Zeit ihres Brautseins und der jungen Ehe war wie eins jener Liebesgedichte von Geibel, die ihr der Bräutigam damals vorgelesen, und ihre größte Sorge bleibt, ob ihre Eva auch einst dieses Glück finden werde. Daher auch die heiße Sehnsucht, dem ersten Auftreten der Tochter

Digitized by Google

gewohnten zu dürfen. Außer der Ehe kennt sie keinen Lebenszweck für ein Mädchen.

Wird sie es erleben, das Kind im Brautkranz zu sehen? Sie, die sonst jedes Wort, das ihr Gatte spricht, für unantastbar hält, opponiert ihm, sobald er von Evas Zukunft und dem Wunsche redet, sie — wie seine Schwester einst — zur Lehrerin ausbilden zu lassen. „Mein Gatt," pflegte er gereizt zu sagen beim Schluß solchen Streites, „es ist ein Rasen um des Kaisers Bart, ich habe ja die Mittel nicht, sie etwas lernen zu lassen."

Frau Doktor ist in solchen Augenblicken drauf und dran, Gott für ihre Armut zu danken. Warum nur gerade ihre hübsche Eva nicht heiraten soll?

„Weil sie nichts hat," erklärt der nervöse Gatte.

Aber sie hatte ja auch nichts! „Lieber Gott, hilf uns, laß es ihr besser ergehen als uns, gieb ihr einen guten Mann, der auch auskömmlicher für sie zu sorgen vermag!" pflegt sie zu beten.

Sie hat Dore in den „Winkel" geschickt zum Zusehen beim Tanz. Sie soll ihr berichten über Evchen. Die ganze Nachbarschaft läuft dort zum Schauen zusammen; Madame Baldauf erlaubt's den Leuten, und zum Ueberfluß trägt Dore ein Tuch über dem Arm für Evchen, zur etwaigen Begründung ihrer Anwesenheit.

Frau Doktor brennt ordentlich vor Neugier. Sie holt endlich die Lampe und stellt sie, den Oellasten ihrem Manne zugewandt, hinter ihn auf das Tischchen and rückt mit ihrem Stuhle zum Sofa, auf dem er im Halbschlummer liegt. Die Stricknadeln klappern und klappern, die Taschenuhr des Kranken tickt leise und heiter, sonst alles totenstill. Es ist jetzt ganz dunkel draußen, vom Schloßturm schlägt's ein Viertel auf Acht; Dore muß nun bald kommen wegen des Abendbrotes. Jetzt rührt sich leise die Glocke unten an der Hausthür, der Doktor fährt auf. „Wenn ein Kranker schickt, laß Robert benachrichtigen," sagt er.

„Es wird wohl Dore sein, Schatz," antwortet sie und steht eilig auf.

Dore hat schon die Küchenlampe angezündet und hängt eben ihren Kattunmantel ab, dabei ißt sie noch mit vollen Backen an einem großen Brocken Kuchen; das Stück, von dem sie abgebissen, liegt auf dem Tische daneben.

„Nun, Dore, wie war's denn?" fragt Frau Doktor, und ihre lieblichen blauen Augen sind ungeduldig auf den kauenden Mund des Mädchens gerichtet.

„Großartig, Frau Doktern! Nee, so 'n Erntekranz im Winkel', der kann sich sehen lassen! Un Freilein Eva ist die Schönste; die andern alle, Landrats ihre un Bürgermeisters beide un überhaupt die ollen Hochmutsgänse können sich alle vor sie verstecken. Un Madam Baldauf hat die Polonnese angeführt mit Herrn Laadrat, un all die andern hinterdrein, auf 'n ganzen Hof rummer un über 'n Baden un durch den großen Kuhstall un wieder auf die Tenne. Un unser Freilein da gleich hinterher mit 'n jungen Herrn Baldauf, mit Moritzen, und sie sah ganz ängstlich aus dabei; un dann kam ein Walzer, den hat Madam ganz allein getanzt mit dem Hofemeyer, un die Leute haben Hurra! geschrieen, un nachher tanzten sie alle."

„Hat Eva auch den Walzer —?"

„Ich hab' nicht hingesehen, ich sah man blaß Herrn Karl Baldauf, wie der mit Heidlichs ihre rumschwenkte, un was sie is, die Heidlich, die stund mang die andern Weiber zum Zugucken un hat' die Arme in die Seite gestellt un war so rot wie 'n Puter vor Stolz; so 'ne olle awerspönige Schachtel! Und das Mädchen that mit ihr olles tiln Kattunkleid wie 'ne Gräfin. Man kann sich man blaß ärgern darüber."

„Aber beim Erntefest, Dore, da ist's ja doch — " murmelt unwirsch Frau Doktor.

„Na ja, da tanzen die Herrn mit die Mädchen, das is schon wahr — aber g'rad' die gönn' ich's nicht. Und Evchen, ja, ich glaub', er hat auch mit sie getanzt, genau weiß ich's nich. Es war so ein Gedränge und Geschiebe, aber Moritzen hab' ich mit ihr tanzen sehen, er hat so sonderbaren Anstand dabei, so gar nich schneidig. Der Karl ist schön geworden, der guckt so herum, als fragt er: ‚Na, Welt, was kost' du?' — Frau Baldauf laßt Ihnen grüßen, un sie würde Obacht haben auf Evchen. Allerseits sind sie zum Essen 'rübergegangen, alle paarweise, und 's gibt Karpfen mit Meerrettich, un hinterher Rindslende mit Bratkartüffelchen un Salat un Kompott un Sahneneis. Die Leute kriegen Schweinebraten mit Reisbrei un Bier. — Da aben giebt's Schampanger; nabel sind sie, die Baldaufs. Ich sollt' auch mit essen, aber ich sagte — —"

„Wer führte denn Evchen zu Tische?" unterbricht Frau Doktor die Schilderung Dorens, die während des Sprechens Reisig unter dem Herd entzündet hat und das Wasser zur Suppe aufsetzt.

„Zuerst hat sie gar keinen gehabt, unser Fräulein, und stand so da und sah ganz verlegen aus, und dann kam auf einmal Karl Baldauf aus einer Ecke auf die Tenne ua hat seinen Bückling gemacht vor sie, und da sind sie fix hinterdrein un Fräulein Evchen lachte über das ganze Gesicht. Ich hörte man, wie er sagte, er hätt' den Gästen nicht vorgreifen wollen, un er freute sich, daß er noch die reizendste Tischdame beläme. — Der versteht 's Augenverdrehen, Frau Doktern!"

Frau Doktor antwortet nicht, sie sieht sehr nachdenklich aus.

Als spät am Abend die Geschwister heimkehren, wartet die Mutter auf dem obern Flur, bis Evchen die Treppe heraufkommt.

„Na, mein liebes Herz, hast du dich amüsiert?"

Ein Paar junger Augen leuchtet ihr entgegen, in denen noch die ganze Lust der vergangenen Stunden liegt. „Reizend, Mama, nein, zu hübsch! Denk' dir, ich habe ein Vierliebchen gegessen mit Karl Baldauf, auf j'y pense! Zuerst war's ein bißchen langweilig, bei Tische wurde es dafür himmlisch, zu himmlisch — Aber sieh' mal hier," fährt sie fort und hebt das Rosakleidchen der Mutter entgegen, „die ganze Sauce vom Filetbraten — bist du sehr böse? Ich konnte wirklich nichts dafür, Heidlichs Hanne fuhr so ungeschickt zwischen Karl Baldauf und meine Schulter beim Präsentieren — ich weiß gar nicht, wie es kam, aber die ganze Flut ergoß sich über mich. Frau Baldauf meinte, es könnte chemisch — ach Gott, Mama —"

„Aber, Kind, ich bin dir ja nicht böse, schlaf' nur ruhig; ich freue mich, daß du vergnügt warst. Hat sich Robert auch amüsiert?"

„Na, Mama, du wärst starr! Weißt du, mit wem er den ganzen Abend umherzog? Mit Tony Brenner, diesem häßlichen Mädel, das ein Gesicht hat wie eine kranke Kartoffel! Ich habe ihn auch geneckt mit seinem verdarbenen Geschmack, da sagte er, wenn er nach seinem Geschmack tanzen wollte, würde er Hanne Heidlich den ganzen Abend herumschwenken. Er hat auch richtig mit ihr getanzt, wie alle jungen Herren, sie rissen sich ordentlich um sie."

„Sie ist aber auch ein hübsches Mädchen, Evchen, und dann — beim Erntefest —"

„Ja freilich — Nein, es war zu schön, Mama, zu schön!"

„Na, und mit Moritz die Polonaise?"

„Ach ja, richtig — die kann er allenfalls, beim Walzer tritt er einem immer auf die Füße; aber er ist ein guter Mensch, glaube ich. Gute Nacht, liebes Muttel!"

Sie nickt nochmal zurück von der oberen Treppe, die sie leise hinaufspringt. Frau Doktor sieht dem Kinde nach: es ist so reizend in seiner seligen Jugendduft! „Wenn doch der liebe Gott geben wollte, daß sie — und wenn's auch nur Moritz wäre, nur überhaupt Einen — das einzig wahre Glück, die Liebe eines Mannes in gesicherter Stellung — eine gute Heirat. Ein Baldauf, da wäre sie geborgen."

Ueber Hohenburg schleppt der November seine trüben, grauen Nebelschleier, der Tag ist bereits um drei Uhr zu Ende, und dann tritt die Lampe in ihre Rechte, die Läden werden geschlossen, in den Gassen heult der Sturm. Geselligkeit giebt's nicht; in Hohenburg fängt sie erst an, wenn das große Reinmachen, die großen Wäschen, das erste Schweineschlachten und die Weihnachtsarbeiten beendet sind, also nach Neujahr. Ein einziges Konzert hat stattgefunden. Die Klavier- und Gesanglehrerin Fräulein Müller hat es gegeben, um, wie die bösen Zungen wissen wollen, etwas Weihnachtsgeld zu verdienen. Im übrigen werden von der Damenwelt mit wütendem Eifer Geschenke fabriziert für die Lieben; das gehört um 1860 zum guten Ton.

Selbst Evchen hat bunte Bälle auf dem Tische liegen und Frau Doktor stickt eine schwarzseidene Weste in Plattstich für ihren Gatten; das Seidenzeug stammt von einem Kleide, das sie getragen hat. Mitunter brennt die Oellampe aus Neusilber bis nach Mitternacht; Frau Doktor sucht das Licht zu verbessern,

indem ſie die Waſſerkarafſe zwiſchen ihren Stickrahmen und die Lampe, gleichſam an Stelle einer Schutzkugel, ſetzt.

Der Kranke hat aus der Buchhandlung einige Bücher kommen laſſen, um für ſein Evchen etwas Lehrreiches auszuwählen; das Hinleben ſeines Lieblings in den alltäglichen Nichtigkeiten iſt ihm eine unbeſchreibliche Qual. Aber ſeufzend hat er eins der teuern Werke nach dem andern wieder beiſeite gelegt — denn ſo viel Geld kann er nicht anwenden — um ſchließlich einen Band Lyrik zu wählen: „Album für Deutſchlands Töchter“. Es ſind Perlen der Dichtkunſt, aber das Wiſſen, die Kenntniſſe der Tochter werden ſie nicht fördern. Könnte er nur, wie er möchte, ſie ſelbſt etwas lehren, aber den verſunkenen, verträumten Augen des jungen Mädchens gegenüber wird er heftig: „Um Gottes willen, merk' doch auf! Warum denkſt du? Was haſt du im Kopfe?“

Eine einzige Beruhigung kam über den ſich quälenden Mann: ſein Sohn befindet ſich neuerdings den ganzen Tag unterwegs auf Krankenbeſuchen, und zur Zeit der Sprechſtunden klingelt die Hausthür ununterbrochen. Gottlob! Hoffentlich bringt er ſeine Kranken durch, alle dieſe Scharlach- und Maſernkinder und die älteren Leute mit Grippe und Rheumatismen — dann iſt doch wenigſtens eine Ausſicht vorhanden, daß Frau und Tochter nicht betteln gehen müſſen, wenn er die Augen geſchloſſen hat!

Im Herrenhauſe des „Waſſerwinkels“ herrſcht ebenfalls bereits weihnachtsfrohe rege Thätigkeit. Madame Baldauf hat unendlich viel zu bedenken und zu ſchaffen, und mitten hinein fällt ein unerwartetes Geſchehnis. Der zweite Verwalter, ein ordentlicher ſtiller Menſch, der ſeit acht Jahren bei ihr in Stellung iſt, hat ganz plötzlich gekündigt, ſo von heute auf morgen. Warum? Darauf giebt er eine ausweichende Antwort, eine unwahre offenbar: „Seine alte Mutter brauche ihn daheim.“ Dabei zuſammengekniffene Lippen und beinah' unhöfliches Schweigen ihren bedauernden Worten gegenüber.

Madame Baldauf ſpricht ſich nach dem Mittagbrot bekümmert gegen ihre Söhne aus und fragt, ob ſie nicht wiſſen, weshalb? und wieſo? Moritz ſchweigt; Karl meint leichthin: „Wer kann das ergründen? — Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. — Laufen laſſen, immer laufen laſſen, Mutter!“

„Das ſagſt du ſo, Karlchen. Es iſt nicht leicht, zuverläſſige Leute zu finden in dieſer hochbeinigen Zeit,“ antwortet die Mutter. „Nun, ich werde erſt nochmal ein verſtändiges Wort mit ihm reden.“

„Ich würde mir an deiner Stelle doch nichts vergeben, Mutter! Der Kerl wird höchſtens übermütig, wenn du thuſt, als ob er unentbehrlich wäre.“

„Ich werde ſeinen Uebermut ſchon döppeln, das ſei meine Sorge, Karlchen,“ iſt die Antwort. „Ich denke, er hat irgend etwas mißverſtanden, und gekränkt fall keiner aus meinem Haus gehen.“ Sie ergreift die Klingel, und als Hanne eintritt, ſagt ſie: „Geh' mal rüber, mein' Dachter, ins Verwalterquartier und hal' mich Herrn Bendert her.“ Sie weiß nicht, ob ſie recht geſehen hat, aber bei dem fahlen Schneelicht des kurzen Novembertages ſieht Hannens Geſicht aſchgrau aus. „Fehlt dich was, Hanne?“

„Nein, Madam, ich bin ſoweit munter,“ iſt die landläufige Antwort. Das Mädchen geht aus dem Zimmer und Karl folgt ihr faſt auf dem Fuße. Nach ein paar Minuten erſcheint der Verwalter.

„Es geht doch mit rechten Dingen zu, Bendert, daß Sie fort wollen? Schenken Sie mich mal klaren Wein ein, mein Sohn, wir haben uns doch allerwege immer gut geſtanden.“

„Ganz gewiß, Madam, es iſt gar nichts geſchehen Ihrerſeits, das mich forttreibt; ich bin gern hier geweſen, das kann ich ehrlich beteuern, aber es iſt eben — ich ſagt's ſchon — meine alte Mutter — ich —“

„Flauſen, Bendert — wo Ihre Schweſter bei der alten Frau lebt! Mich machen Sie nichts weis — raus mit die Wahrheit!“

Moritz, der im tiefen Lehnſtuhl des verſtorbenen Vaters am Fenſter ſitzt, richtet ſich auf und ſtreift die Aſche ſeiner Cigarre ab. „Mutter,“ ſagt er ruhig, „er wird's dir nicht gern ſagen — laſſ' ihn!“

„Ich möcht's aber doch wiſſen, ich hab' ein Recht dazu,“ beharrt ſie.

„Na, dann werd' ich's dir ſagen, Mutter — gelt, Bendert, da iſt eine Liebesgeſchichte im Spiel?“

„Gott — ja — Herr Baldauf,“ giebt der junge Mann zögernd zu, „und wenn der Menſch einer Sache nicht gewachſen iſt, ſoll er ihr den Rücken zuwenden. 'S iſt beſſer, ich mach', daß ich fortkomme!“

„Um eine Mädchengeſchichte?“ fragt Madame eifrig. „Wer iſt's denn? Etwa Borns Klärchen? Oder gar eine aus dem Hauſe hier? Doch nicht etwa der Aff', die Hanne, mit ihrem glatten Geſicht?“

Der Gefragte preßt die Lippen zuſammen und wird dunkelrot.

„Na, die könnt' ſich doch höchſtens ſehr geehrt fühlen, Bendert, daß Sie ſie zur Frau wollen. Will ſie denn nicht?“

„Nein, Madam — nicht mehr.“

„Aber früher?“

„Ja, da glaubte ich, ſie würde mich heiraten —“

„Na, wiſſen Sie was, Bendert, nehmen Sie Ihre Kündigung auf ein paar Wochen zurück — ich werd' mit Hanne reden, obgleich ich meine, Sie hätten auch noch eine andere gekriegt, die Ihnen in der Bildung gleichwertig wär'.“

„Madam, Hanne iſt feiner als manch ein Mädchen, ſie hat viel gelernt bei Ahrens', aber das bleibt egal, es hilft nichts, mit ihr zu reden.“

„Abwarten! Es wär' nicht das erſte Mal, daß ich me einen Kuppelpelz verdiene, mein Sohn! Davor ſchlafen Sie man ruhig; was, ſollte dieſer dumme Affe nicht zufrieden ſein mit ſo 'nem ſaubern, netten Menſchen, der noch dazu mal ein Gütchen haben wird, wenn der Onkel das Zeitliche ſegnet? Ich will Ihnen keine Schmeichelei ſagen, Bendert, nein, aber laſſen Sie mich man machen!“

Am Abend, als Hanne in Madames Schlafſtube beſchäftigt iſt und dieſe an ihrem Schreibtiſche ſitzt, die Rechnungsbücher vor ſich hat und Notizen macht, dreht ſie ſich plötzlich um zu dem Mädchen und ſagt: „Hol' mal ein paar Aepfel aus die Röhre her, mein' Dochter, und dann den großen Korb mit den angefangenen Strickarbeiten; du kannſt deinem Vater ſeinen Shawl fertig ſtricken, es iſt der rote!“ Und bald ſitzen ſie beide emſig beſchäftigt am Ofen, Madame im bequemen Großvaterſtuhl, Hanne ihr gegenüber auf einem Schemel.

„Den längſten und dickſten Shawl kriegt Buſſe,“ ſagt Madame, „auf 'm Bock iſt's am kälteſten. Die Fauſthandſchuh noch dazu.“

Hanne arbeitet mit flinken Fingern; ſie redet kein Wort, ſie weiß ſchon, was kommen wird.

Eine Diplomatin iſt Madame Baldauf nicht, deshalb auch fragt ſie ganz unvermittelt: „Warum willſt du denn eigentlich den Bendert nicht, Hanne?“

Hannens Wimpern bleiben geſenkt, ſie wird nur ein wenig rot. „Ich habe keinen rechten Grund, Madam, ich mag ihn eben nicht.“

„Mußt aber doch Gründe haben?“

„Ich denk' immer, er meint's nicht ſo ehrlich —“

„Iſt er dir nicht begegnet, wie man einem ordentlichen Mädchen begegnen muß?“

„Ach, Madam — doch — ich weiß nicht — aber ich — es iſt mir nicht ſo, als ob ich ihn heiraten könnte. Ich hab' ihm das geſagt, und da iſt er gleich ſo grob geworden und hat mir etwas Häßliches zugetraut, ſo, als hätt' ich einen andern im Kopf, und — —“

„Na, vielleicht hat er recht?“

„Nein, nein, Madam — ſo was laſſ' ich mir nicht bieten!“

„Weißt du denn, daß er aus einer recht guten Familie ſtammt und mal einen netten Hof erbt?“

„Ja, Madam, das hat er alles lang und breit erzählt, und meine Großmutter iſt da ganz närriſch drüber und hat auch Vater damit angeſteckt, aber ich weiß nicht, Madam, ich kann da nicht ſo ins Blaue hinein „Ja!“ ſagen. Wenn ich nur Zeit zum Ueberlegen hätte, Madam, aber er iſt gleich ſo wild: entweder — oder!“

„So, ſo! Na, ich will's ihm mal vorſtellen.“

„Und ſagen ihm, Madam, vielleicht, er ſollt' doch nicht fortgehen, denn das wär' mir auch ſchon um Madam peinlich, und wenn's meine Großmutter hört, ich glaube, ſie prügelt mich.“

Madame Baldauf lacht laut und herzlich. „Ja, das glaube ich, mein' Dochter, da kriegſt du Prügel, die iſt noch aus der guten alten Zeit, meine olle Fieke; da hieß es Ordre parieren, auch in ſolchen Dingen, und hat doch ſo viel glückliche Ehen gegeben dazumal! Na, nun biſt du wohl bei die Franzen

Digitized by Google

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Drei Freunde.
Nach dem Gemälde von E. Keck.

angekommen, die wollen wir auf morgen lassen, wollen Feierabend machen. Trag' den Korb gleich wieder in das rote Zimmer und bring' mich frisches Wasser mit."

Das schlanke Mädchen trägt den leeren Korb hinaus und holt dann das gefüllten; sie thut das alles mit einer gewissen Anmut und Geschmeidigkeit. Auf dem Hausflur brennt nur noch ein winziges Oellämpchen; bis dort hinten, wo das rote Zimmer liegt mit der anschließenden Flucht von Prunkräumen, reicht sein schwacher Schimmer kaum. An der Thüre fühlt sich Hanne plötzlich umarmt und geküßt, zu gleicher Zeit wird ihr der Korb weggenommen, ja die Thüre geschoben, und dann zieht Karl Baldauf sie mit beiden Händen hinter sich her in das eiskalten, dunklen Raum.

„Hanne, Schatz, hat dir die Mutter etwa zugeredet, den ledernen Kerl zu nehmen?"

„Lassen Sie mich los, junger Herr, augenblicklich lassen Sie mich los!" sagt sie gelassen.

„Man hat dich also beschwatzt, Hannchen?"

„Ich lasse mich nicht beschwatzen, daß Sie es wissen; aber ich geh' auf der Stelle und kündige Ihrer Mutter, wenn Sie noch einmal so unverschämt sind!"

„Bist du auch so spröde zu Herrn Bendert?"

„Das geht Sie gar nichts an!" Sie tastet nach der Thür, aber da fassen sie die kalten, zitternden Hände des Mannes.

„Ich schlag' den Hund mit der Faust zu Boden, sobald ich einen freundlichen Blick sehe, den du ihm zuwirfst" — zischt er — „merk' dir's!"

Er hat jetzt die Hände losgelassen und ihre Schultern gepackt, er schüttelt sie wie ein schwankes Bäumchen.

„Lassen Sie mich los," wiederholt sie und bemüht sich, ihn zurückzustoßen, „ich bin kein Spielzeug für vornehme Herrn!" Mit kräftigem Arm macht sie sich frei und schlüpft aus der Thür.

Als sie ein paar Augenblicke später in das Zimmer ihrer Madame tritt, ist sie so ruhig wie vorher, kaum daß sie schneller atmet und noch ein rosiger Hauch auf den Wangen liegt.

„Kann ich Madam die Stiefel aufschnüren?" fragt sie; dann bedient sie die alte Dame mit einer fast scheuen, liebevollen Sorgfalt, ohne einen Schein von Vertraulichkeit, obgleich Madame zu dieser Stunde auch mal von etwas zu reden pflegt, was sie beschäftigt.

„Sag', Hanne," fragt sie, „warst du bei Dokters? Wie geht's da?"

„Ich sollt' ein Kompelment wieder bestellen, und mit dem Herrn wär's immer dasselbe."

„Es ist ein Jammer und Elend, Hanne; die Frauenzimmer dauern mich in die Seele hinein," seufzt Madame. „Ist so ein liebes Ding, die Eva," fährt sie fort, „so gut und natürlich — das sitzt nun da und jankt und sehnt sich! Ihr Mädels, so wie du, Hanne, habt's doch besser, ihr könnt ins Leben hinaus und euch rühren, eure Kräfte nutzen! — Das arme Ding da sitzt müßig und wartet, bis ein Freier kommt, und wenn keiner kommt, bleibt sie ihr Leben lang eine Unnützlichkeit — ein bißchen Kochen, ein bißchen Sticken, ein bißchen Lesen, und immer abhängig, und immer unbefriedigt und immer angeseufzt: ‚Was soll aus dir werden?' Wie gönnt' ich dem Evchen baldige Erlösung durch eine Heirat!"

„Ach, Madam," wagt Hanne einzuwenden, „es ist doch auch nicht leicht für unsereins: ich kann ja nicht klagen, aber manche haben's gar nicht gut, und wenn ich nur könnt' bei meiner Mutter sitzen — Mutterarm ist weich und warm!"

„Glaub's mir, du hast das leichtere Teil, mein' Dochter; der beste Teil ist Arbeit," antwortet die alte Frau. „Weißt du übrigens nicht, ob mein Sohn Karl schon daheim ist?"

„Nein, Madam," lügt Hanne, dann wünscht sie ehrerbietig „Gute Nacht!" und verläßt das Zimmer.

Am Treppengeländer steht eine große Männergestalt und tritt auf sie zu, sie aber huscht wie ein Schatten an ihm vorüber in ihr Zimmer, ohne auf den gedämpften flehentlichen Ruf: „Hanne! Ein Wort — Hanne!" zu hören. Sie setzt sich drinnen auf ihr Bett und lächelt, ein unheimliches, befriedigtes Lächeln, während sie die schweren Flechten aufnestelt.

Auf der Kommode steht eine buntbemalte Holzschachtel, in welcher ein Liebesbrief liegt, den das junge Küchenmädchen gestern bekommen hat. Hanne soll auf ihr Bitten eine recht schwungvolle Antwort verfassen, sie kann nicht recht schreiben — der Schatz ist ein Tuchmacher aus der Neustadt, der nun auf Wanderschaft ist. — „Du mein," sagt Hanne, die Schachtel betrachtend, „so ein elendiger Kerl sollte mir kommen!"

Karl Baldauf hat sich den Havelock umgehangt, den Hausschlüssel in die Tasche gesteckt und ist die Hintertreppe hinunter und durch den Garten gewandert, von wo aus er durch die kleine, in der ehemaligen alten Stadtmauer befindliche Pforte in eins der dunklen Gäßchen gelangt, die unmittelbar auf den Markt führen. Das elterliche Haus will ihm schier auf den Kopf fallen, er kann die Spießbürgerlichkeit nicht ertragen, alles ist so altväterisch gediegen, kein Schwung, keine Schneid', Langeweile überall! Der Bruder in seiner ewig gleichbleibenden Ruhe, dessen schwere Bewegungen und ebenso schwere Sprache seine Nerven irritieren, und der trotzdem ein so verblüffendes Talent besitzt, sich weder im Haus noch in Haf und Ställen etwas entgehen zu lassen!

Langeweile überall, im Thun der Mutter, in der Art des Wirtschaftsbetriebes; Langeweile in dem ganzen öden Nest, das den aufrüttelnden Pfiff der Lokomotive kaum vom Hörensagen kennt, das kein Straßenleben, keine Kaffeehäuser, keine Schaufenster besitzt; dessen männliche Gesellschaft sich Abend für Abend im sogenannten Ratskeller versammelt, rauchend und trinkend bei allerlei Geschichten, uralten, verschimmelten Anekdoten und altbackenen politischen Fragen. Langweilig der Wirt, der Kellner, langweilig die hübschen Mädchen Hohenburgs, die nur ans Heiraten denken, dreimal langweilig dieser blonde entzückende Teufel mit den dunklen Brauen, die ihn tagtäglich vor den Augen umherläuft! Was die sich eigentlich einbildet — dummes Mädel!

Vor dem Ratskeller trifft er mit dem jungen Arzt, seinem Jugendfreund Ahrens, zusammen, der ihm mitteilt, daß es dort wieder „zum Auswachsen" gewesen sei und das Bier nicht zu genießen. „Wohin gehst du?" fragt Karl Baldauf.

„Heim, in meine Bude."

„Schon schlafen?"

„Schwerlich! Hast du Lust, so komm mit!"

„So spät noch? Störe ich nicht?"

„Du störst dort niemand, die Meinigen hausen droben."

Sie wandern zurück durch die dunklen Straßen; es schneit und ist bitterkalt. Die spärlich verteilten Laternen schaukeln an langen Ketten über den Gassen und von weit her schallt das Tuten des Nachtwachters. Im Flur des Ahrens'schen Hauses brennt eine kleine Oellampe und aus der Küchenstube tönt Evchens Stimme laut und fröhlich, trotz der späten Stunde.

„Aha, da ist noch Wirtschaft," schmunzelt Robert und geht hinüber. „Höre, Evchen, bring' ein Tablett mit zwei Gläsern in meine Bude, selbstverständlich auch heißes Wasser, Karl Baldauf und ich wollen Punsch trinken."

„Mach' doch keine Umstände," sagt Karl, der hinzugetreten ist, sich vor Eva verbeugend, die, im duftgestreiften Lazischürzchen, eben frisches Oel auf die Lampe gießt. „Verzeihen Sie nur, Fräulein Ahrens, Robert hat diese Störung auf dem Gewissen, hat mich mitgeschleppt — bemühen Sie sich ja nicht!"

„Ist aber gar keine Mühe," antwortet sie freundlich, und ihr freudig bewegtes Gesichtchen sieht ihn an. „Ich bring's sofort, Robert; das Wasser ist noch heiß — Dore, leg' Holz unter, in fünf Minuten kocht's schon!"

Als die Herren in Roberts Zimmer verschwunden sind, steht Evchen still und atmet bang und schwer. Unwillkürlich streicht sie mit der Hand über ihr Haar und an der Schürze hinunter, und dabei fühlt sie, daß ihre Hand zittert. Sie greift in dem Küchenschrank nach den falschen Gläsern und dann nach dem falschen Präsentierbrett, und endlich lehnt sie sich an den Küchentisch.

„Dore, trag' da's hinein!"

„Werd' mich hüten — damit der junge Herr mich anranzt? Mit dem steh' ich nich auf freundschaftlichem Fuß — — mich mehr wie ich muß für ihn," ist die brummige Antwort. „So, da kocht das Wasser," fährt sie fort und gießt es in eine sorglich angewärmte Porzellankanne, „immer Mut, Fräulein Evchen!"

Das junge Mädchen nimmt zögernd das Präsentierbrett. An der Thür bleibt sie stehen. „Es ist mir so sonderbar, Dore!“

„Ach, warum nicht gar!“

„Seh' ich denn ordentlich aus, Dore?“

„Zum Anbeißen niedlich — man to!“

„Nun, Dore — ich — —“

„Man to!“

Sie gehn. Die Herren sitzen auf dem Sofa in der Nähe des eisernen Ofens. Robert hat eine angebrochene Flasche Burgunderpunsch hingestellt; und da liegt auch noch Evas Stickerei, das halbvollendete Rückenkissen für die Mutter. Sie hatte in letzter Zeit öfters des Nachts in des Bruders Zimmer gearbeitet, denn oben in der Wohnstube erlaubt es der Papa nicht länger als bis zehn Uhr and ihr Giebelstübchen kann nicht geheizt werden.

Sie ist über und über erglüht, als sie den Gruß Karl Baldaufs erwidert, der aufspringt bei ihrem Eintritt. „Verzeihen Sie mein spätes Eindringen, Fräulein Ahrens,“ bittet er, „Robert —“

„Du hat gar nichts zu verzeihen,“ neckt der Bruder, „dies ist mein Bude. Du hattest wohl wieder die Absicht, cara sorella, deine Nachtstunden in meinem Wigwam mit Weihnachtsfreuel zu verbringen? Sollen wir das leiden, Karl? Oder sollen wir sie ex setzen?“

„Aber ums Himmels willen — dann gehe ich wieder,“ wehrt Karl; „bitte, Fräulein Eochen, lassen Sie sich nicht stören, ticken Sie weiter!“

„Soll ich wirklich hier bleiben, Robert?“ fragt sie zaghaft und sieht so verlegen nad doch so beglückt dabei aus, daß Karl Baldauf sie innerlich „vertenfelt niedlich“ findet.

„Freilich,“ ist die brüderliche Antwort, „aber angeräuchert wirst du sein.“

„Macht mir nichts,“ ruft sie lachend and holt den Tabaksksten.

„Laß du Pfeifen weg, Robert, aimm eine Cigarre von mir, eine Importe!“ Karl hält die wohlgefüllte Cigarrentasche dem Freunde hin. Sie ist verziert mit einem Veilchensträußchen in feinster Stickerei. Eva bewundert dieselbe im stillen und fragt sich, wer ihm die wohl geschenkt haben mag. Der Gedanke an die unbekannte Spenderin thut ihr weh.

„Woher beziehst du das Kraut, Karlchen?“ fragt der junge Doktor, indem er die blauen Wolken von sich bläst.

„Berliner Hans — Graf Steinhaus nahm seinen Bedarf dort,“ antwortet Karl Baldauf obenhin, obgleich man ihm ansieht, welche Wonne es ihm bereitet, mit Graf Steinhaus' Namen zu renommieren.

„Nun, Schwesterchen,“ ruft Robert, „schenk uns zum Dank für deinen Weihrauch das heiße Wasser zu dem Punsch ein — so — du trinkst diesen schwach gefärbten. Also, prosit, meine Herrschaften! Prosit!“

Die Gläser klappen zusammen, dana nimmt Eochen ihre Stickerei zur Hand und die Herren beginnen über allerlei zu plaudern. Alte Schulerinnerungen werden hervorgeholt, Anekdoten von Lehrern, der erste erlegte Hase, die erste Cigarre, die erste Gourmacherei — sie lachen alle drei wie die Kinder.

„Nett war's doch,“ sagt endlich Robert. „Die Kinderjahre genießt man thatsächlich am schönsten in einem kleinen Städtchen, aber daß man hier überhaupt Wurzel schlagen soll“ — ein leiser Seufzer — „das ist hart!“

„Warum denn?“ fragt Karl, „ich muß es ja auch!“

„Ja da! Du sitzt nachher auf deiner Klitsche wie ein feudaler Herr.“

„Meine Mutter hat's eilig, mich arbeiten zu lassen,“ bestätigt er und lacht bitterssüß.

„Da hat sie recht! Gieb einem Menschen ein Amt, dann kommt — der Verstand.“

„Da sehen Sie mal, Fräulein Evchen, wie der auch behandelt, so war er immer,“ wendet sich Karl lachend an das junge Mädchen, die ihrem Bruder einen erstaunten, mißbilligenden Blick gönnt. „Nebenbei bemerkt,“ fügt er hinzu, „es ist wirklich nur ein Amt, eine Art Verwalter werde ich dort sein, der über jedea Pfennig Rechenschaft ablegen muß.“

„Nun, wem denn?“ tröstet Robert, „deiner Mutter natürlich, und das ist so gut, als schaffst du für dich.“

„Hm!“ macht Karl und schweigt.

Robert lacht und füllt die Gläser aufs neue. „Was, Evchen, du hast auch ausgetrunken?“ fragt er, um das Gespräch abzulenken.

„Es schmeckt ja wie Wasser,“ lacht das Mädchen, und ihre sonst so stillen großen Augen blitzen.

„Diesmal wird's noch schwächer gemacht, sonst muß ich dich nachher gar hinaufführen! ‚Hingegea soll der Braantewein nach Mitternacht nicht schädlich sein‘ — denkst du wohl? Aber das gilt nicht hier, dies Glas ist das letzte!“

Karl Baldauf sieht sie an. Sie lacht so glücklich und sie lacht so reizend, der Mund ist zu niedlich mit seinen blitzenden Zähnen, die Oberlippe ein klein wenig über die untere verschoben, schön gewölbt der rote Bogea — ein Mund wie zum Küssen geschaffen — überhaupt, niedlich ist die kleine Eva — sein Bruder Moritz hat gar keinen üblen Geschmack! Der pedantische Kerl tief der kleinen Else auf dem Erntefeste wie verzaubert nach; das hatte Karl wohl bemerkt, und gerade dieses unerhohleae Gefallen des Bruders hatte ihn bewogen, sie als seine Tischdame zu kapern und ihr so viel Süßholz vorzuraspeln, als er nur immer im Vorrat hatte. Hanne hatte dafür prompt mit Bratensauce quittiert auf Evchens Kleid. Eifersüchtiger Satan, und dabei spröde, spröde zum Verrücktwerden! Die Seeae, wie sie ihn vorhin abfahren ließ, wird ihm wieder gegentoärtig, und er stiert jetzt finster an Evchen vorüber.

„Vergiste den Punsch nicht,“ lacht der junge Doktor, „wir wollen auf die allen Bubenstreiche trinken!“

Nebenan in der Schlafstube klingelt es jetzt so taut und schrill, daß alle drei in die Höhe fahrea.

„Meine Nachtklingel!“ ruft Robert Ahrens. „Wen hat dena der Teufel da schon wieder — — entschuldigt, Herrschaften; das Rüsseltier, die Dore, wird in Morpheus' Armen rahen — ich muß setber aufschließen.“ Im nächsten Augenblick ist er gegangen, und die beiden sind allein.

Evchen hat sich halb vom Stuhl erhoben, setzt sich dann aber trotzig wieder hin unter den lachenden Blicken voa Kart Baldauf, den ihre Verlegenheit sichtlich amüsiert. Er findet die kleinen zitternden Fingerchen allerliebst und die fliegende Röte auf ihrem weichen jungen Gesicht ebenfalls. Langsam nimmt er die Stickichere oom Boden auf, die das Mädchen schon mehrfach mit den Augen gesucht hat, ohne davon zu reden. „Da ist die gesuchte, Fräulein Evchen.“

Sie ergreift sie mit gesenkten Wimpera. „Danke!“

„Guten morgen, Vielliebchen!“ spricht er seelenruhig.

„Ums Himmels willen,“ schreit sie, ehrlich erschrocken, „das hatte ich ganz — — nun habe ich verloren!“

„Ja, nun sind Sie mir ein Geschenk schuldig, Fräulein Evchen.“

„Ja, ja — eine Arbeit, eine Handarbeit,“ stottert sie.

Er sieht ihr lächelnd in die Augea; ihr junges Herz klopft zum Zerspringen; sie ist halbtol vor Beschämung, mit ihm hier um Mitternacht allein zu sitzen! Wenn Mama das wüßte! Und sie ist dabei doch so überlieb in seiner Nähe! Hastig und verlegen triukt sie einen großen Schluck von dem Punsch. „Mein Gott, wie lange bleibt Robert?“ bemerkt sie dann stotternd, um doch etwas zu sprechen. Sie hört des Bruders gedämpfte Stimme aus der Nebenstube; wena Roberl doch käme — nein — noch ein Weilchen, es ist so lieb mit Karl allein!

Sie preßt die Hände an die Schläfen. „Mir ist so heiß!“

„Fräulein Eva, darf ich mir ein Geschenk wünschen?“ fragt Karl Baldauf, der sich erhoben hat und zu ihr getreten ist. Er streicht seinen hübschen blonden Bart nad sieht nnternehmend auf sie herab.

„Ach ja,“ stimmt sie zu, „aber eine Cigarrentasche haben Sie schon.“

„Ich will keine Cigarrentasche.“

„Was denn?“

Er beugt sich plötzlich hernieder. „Einen Kuß, Evchen, einen einzigen Kuß!“ bittet er.

Sie sitzt mit gesenktem Kopf, nicht fähig, ein Glied zu rühren. Sie fühlt keine Beleidigung, dnzu ist sie viel zu rein; sie meint, daß nur der einen Kuß von ihr heischen wird, der sie zur Braut begehrt, fühlt nichts, wie die übergroße Wucht des

Digitized by Google

Die Augustiner in München weigern

Nach einer Orig

Digitized by Google

Kaiser Ludwigs des Gebannten das Grab.

Glückes, das da so ungeahnt rasch über sie hereinbricht, so blendend, so grell, daß sie wie betäubt ist.

„Evchen, sind Sie mir böse?“

Sie schüttelt kaum merklich den Kopf, und dann fühlt sie, wie zwei heiße Hände sich an ihre Wangen legen und wie zwei Lippen sich auf die ihrigen pressen, leidenschaftlich und durstig, einen kurzen Moment.

Im nächsten Augenblick wird auf die Thüre geklinkt, und Robert tritt ein, um an den Schreibtisch zu gehen und, ohne die beiden näher zu betrachten, ein Rezept zu kritzeln. Evchen hat Zeit, sich zu fassen, Karl Baldauf nimmt ruhig seinen Platz wieder ein. Als der junge Arzt zum Tische zurückkehrt, ist alles wie vorher.

„So geht's einem,“ räsonniert er, „weil der Bengel schon mehrere Tage fiebert, wird man nachts Glock zwölf nach dem Ostendorfe gesprengt; das ist so recht Hohenburgisch. Erst, wenn der Gesellschaft der Tod im Nacken sitzt, kommen sie, und wenn man dann nicht mehr helfen kann, taugt man nichts. Bitte, caro amico, lehne dich nicht so behaglich ins Sofa zurück, sondern greif' zu Hut und Stock, ich muß noch hinaus, und draußen ist ein Schneetreiben, daß man die Hand vor den Augen nicht sieht; kann ein netter Winter werden, wenn schon am zehnten November Frau Holle die Federn schüttelt. Eva, mach' dich nützlich im Dienst der leidenden Menschheit und hole meine Wasserstiefel, die Dore hat sie hoffentlich geschmiert!“

Das junge Mädchen ist fluchtartig rasch zur Thüre geeilt. Sie fühlt die Blicke Karl Baldaufs, der ihr tändelnd nachblickt. Wie im Traume, bebend, steht sie in der Küche. Dore ist über den Hosenträgern, die sie ihrem Schatz stickt, sanft eingeschlafen, die blecherne Oellampe im Verlöschen, ein brenzliger, unangenehmer Geruch erfüllt den Raum.

„Dore! Dore, wach' doch auf, Dore!“ Evchen rüttelt die Schläferin an den Schultern. „Trag' meinem Bruder die großen Stiefel hinein, er muß fort nach dem Ostendorfe — mach' rasch!“ Sie sinkt auf den Stuhl, von dem Dore aufgetaumelt ist, und sitzt da ganz regungslos mit gefalteten Händen; eine große, stille Seligkeit liegt über dem jungen Gesicht. Sie hört, wie die Herren das Haus verlassen und Dore wieder eintritt, sieht, wie diese die Lampe wieder mit Oel füllt, im Docht mit der Haarnadel wühlt, daß die Funken zur Erde fallen, und hört, wie die alte heisere Uhr einen einzigen Schlag thut.

„Machen Sie man, daß Sie ins Bette kommen, Freilein Eva,“ grollt die Magd, „hundemüde ist man, ich geh' auch in meinen Kahn, die Punschgläser hol ich morgen raus; alltoveet is ungesund.“

Langsam steht Eva auf; sie zieht das Taschentuch hervor und trocknet ein paar große, schwere Tropfen, die an den Wimpern hängen.

„Herr Jesses!“ fragt Dore, die mit einem Mal munter geworden ist, „Sie weinen ja — was ist denn passiert? Nee, nu denke ich g'rad', Sie werden vergnügt sind heute abend — hat Sie Robert was gethan?“

„Nein, Dore — Gute Nacht, ich bin nur müde.“ — Und droben in ihrem kleinen Stübchen kniet sie nieder vor dem ersten besten Stuhl, wie in der Kirche zu einem stummen Dankgebet. In ihr und um sie ist's wie eine blühende Maienflur im lachenden Sonnenschein soweit ihr seliges Auge reicht, unermeßlich, bis zum Himmelsrande. (Fortsetzung folgt.)

Klimatische Winterkuren.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Professor Dr. E. Heinrich Kisch.

Seit alten Zeiten waren die Aerzte bestrebt, jener großen Zahl von Kranken und Kränklichen, für die der möglichst ausgiebige Genuß freier Luft durch mehrere Stunden des Tages angezeigt erscheint, denselben auch während der rauheren Jahreszeit zu ermöglichen. Sie schickten die Leidenden den Winter über in ein milderes Klima, wozu auch noch die Lehrmeinung, welche bereits der Altmeister Hippokrates ausgesprochen hat, beitrug: „In langwierigen Krankheiten soll der Aufenthalt gewechselt werden.“ In der Gegenwart, welche über ebenso zahlreiche wie rasche Verkehrsmittel verfügt, ist ein solcher Klimawechsel überaus leicht und selbst für den mit irdischen Glücksgütern nicht sehr reichlich Gesegneten durchführbar. Die klimatischen Winterkuren nehmen eine stetig steigende Bedeutung an, und die Zeit ist wohl nicht allzuferne, daß sich den zahlreichen Sommerfrischen in geschützten Gegenden die Winterfrischen anreihen.

In erster Linie ist es die Luftwärme, welche von einem Winter-Aufenthaltsorte für Schwächliche und Bresthafte beansprucht wird. Die Erfahrungsthatsache, daß sich die meisten Menschen am wohlsten in einer Luft befinden, deren Wärmegrad ungefähr die Hälfte der normalen Körpertemperatur, also etwa 18° bis 19° C, beträgt, sowie das lebhafte Verlangen aller Patienten nach den wärmenden Sonnenstrahlen machen es begreiflich, daß der Wärmezustand der Luft an einem bestimmten Orte für seine klimatische Charakterisierung die Hauptrolle spielt. Diese Rolle wird sogar überschätzt. Nicht die Höhe der Mitteltemperatur der Luft ist das Maßgebende der Eignung eines Ortes zum Winteraufenthalte für Kranke, sondern wichtiger ist, daß eine gleichmäßige, wenn auch nur mittlere Wärme herrsche. Eine Lufttemperatur von 10° bis 20° C Wärme, ohne sehr bedeutende rasche Sprünge des Thermometers, ist für die meisten chronischen Gesundheitsstörungen, welche mit Schwächung des Organismus einhergehen, am geeignetsten, weil unter diesen Verhältnissen keine zu hohen Ansprüche an die Energie des Stoffwechsels gestellt werden, damit derselbe in normaler Weise ablaufe. Ein solcher Grad von Luftwärme während des Winters ermöglicht es auch dem Kranken, mehrere Stunden des Tages im Freien behaglich zu verbringen.

Bezüglich dieses Freiluftgenusses ist jedoch nicht nur die Luftwärme mit ihren Tages- und Monatsschwankungen zu berücksichtigen, sondern auch die strahlende Wärme der Sonne oder des Himmels überhaupt, deren Energie in verschiedenen Klimaten verschieden, so namentlich im Hochgebirge während des Winters sehr bedeutend ist. Eine kräftige unbehinderte Einwirkung der Sonnenstrahlen (die Insolation) macht sich auf die bei strenger Winterkälte im Freien weilenden schwachen, blutarmen Personen in wohlthuender Weise geltend, besonders wenn mit der starken strahlenden Wärme Luftruhe, Windstille verbunden ist.

Orte, welche während des ganzen Winters durch den ganzen Tag eine so hohe Luftwärme bieten, daß den Kranken der Aufenthalt im Freien möglich ist, wird man in Europa mit Ausnahme des äußersten Südens nicht finden; um solch hoher Wintertemperaturen sich zu erfreuen, müßte man schon nach Madeira, Kairo, Algier, Malaga reisen. Allein es ist nicht notwendig, einen ewigen Sommer zu beanspruchen, es genügt für die meisten Kranken, wenn die Temperatur der Luft an die Mittagsstunden behagliches Spazierengehen im Freien gestattet, auch wenn in den Wohnungen künstliche Erwärmung durch Heizen erforderlich ist. Es giebt eine Reihe von Winterkurorten, in denen tägtich viele Stunden dem Freiluftgenusse gesichert sind und nur während der Zeit vom Dezember bis Februar die Zimmer geheizt werden müssen, so die bekannten Stationen Ajaccio, Cannes, Catania, Mentone, Nizza, Nervi, Palermo, San Remo u. a. m.: sie verursachen uns Deutschen aber weite Reise und große Kosten. Hingegen sind uns näher gerückt und auch bezüglich der Lebensgewohnheiten uns näher stehend zahlreiche durch glücklichen Schutz bevorzugte Stätten, welche zwar einen vollständigen, allerdings im Vergleich zum Norden milderen und kürzeren Winter besitzen, jedoch sehr häufig auch in der strengen Jahreszeit des Mittags so viel Luftwärme bieten, daß ein Spaziergang im Freien Erholung bringt; dies ist besonders in Abbazia, Arco, Görz, Gries, Lugano, Meran, Montreux u. a. O. der Fall. Endlich sind einige im Hochgebirge gelegene Orte, welche eine sehr strenge und lange dauernde Winterkälte haben, durch ihre Lage derart der direkten, sehr intensiven Einwirkung der Sonnenstrahlen ausgesetzt, daß auch dort während des Winters durch einige Stunden im Freien es möglich ist, die

Digitized by Google

reine Gebirgsluft zu genießen, so in den bekannten Schweizer Höhensanatorien zu Davos, Somaden, St. Moritz u. a. m.

Damit der Kranke aber mehrere Stunden des Wintertages Freiluft genieße, sei es, daß er aktive Bewegung machen, gehen und liegen kann, oder daß er, wenn sein Leiden ihm solche Bewegungsmöglichkeit benimmt, draußen sitzen möchte — ist nicht bloß ein bestimmter Grad von Lostwärme oder starker Besonnung nötig, sondern es muß der betreffende Zufluchtsort vor der Unbill des Winters noch andere zweckmäßige atmosphärische Beschaffenheit der Luftfeuchtigkeit, des Luftdruckes, der Luftbewegung, der Luftreinheit wie auch geeignete Bodenbeschaffenheit bieten.

Von dem Grade der **Luftfeuchtigkeit** — besonders der relativen Luftfeuchtigkeit, d. h. dem Verhältnisse der bei einer gewissen Lufttemperatur vorhandenen Wassermenge zu der Menge, welche der betreffende Luftraum enthalten könnte, also zur vollständigen Sättigung — hängt die Unterscheidung der klimatischen Stätten in trockene und feuchte und ihre Eignung für Personen mit verschiedenen Leiden ab. Die Extreme des sehr trockenen und sehr feuchten Klimas sind für unseren Organismus unangemessen, während die mittlere Wassergehalt der Luft derjenige Zustand ist, welcher dem Gesunden ein behagliches Gefühl erzeugt und den Kranklichen mildernd zusagt. Besonders schädlich ist rascher Wechsel von Trockenheit und Feuchtigkeit der Luft, denn er bewirkt beträchtliche Schwankungen in den Funktionen der Haut, der Atmungsorgane, des Blutkreislaufes und dadurch nicht selten bedenkliche Folgezustände. Wesentlich beeinflußt wird die Wirkung der Luftfeuchtigkeit auf den Körper und seine Lebensthätigkeit durch die Luftwärme. So wird heiße und trockene Luft vom Körper weniger unangenehm empfunden als heiße und feuchte; so wirkt kalte und trockene Luft weniger schädlich als kalte und feuchte; mäßig feuchte und mäßig warme Luft wirkt beruhigend und für kranke Individuen wohlthuend.

Das feuchtwarme Klima eignet sich im allgemeinen für schwächliche, in ihrer Ernährung herabgekommene, schonungsbedürftige Personen von reizbarem Wesen, mit großer Erregbarkeit des Gefäßsystems, für Kranke mit Leiden der Atmungsorgane, wobei geringe Schleimabsonderung auf den Schleimhäuten, aber starker Hustenreiz vorhanden ist, für Lungenschwindsüchtige in der ersten Zeit der Entwicklung der Krankheit. Hingegen eignen Winterstationen mit trockenwarmem Klima Leidenden zu, welche minder reizbar sind, Atmungsleidenden, bei denen sehr reichliche Absonderung auf den Schleimhäuten der Respirationsorgane stattfindet, rheumatischen Personen, an Magen- und Darmkatarrh Erkrankten, Nierenkranken. Die Berücksichtigung der Feuchtigkeitsverhältnisse eines Ortes ist darum sehr beachtenswert und damit in Zusammenhang die Kenntnis von der Häufigkeit und Menge der Niederschläge, der Regen- und Schneemenge daselbst, der Zahl der Nebeltage, dem Grade der Bewölkung, der Heiterkeit des Himmels, der Dauer des Sonnenscheines.

Der Einfluß des veränderten **Luftdruckes**, welch letzterer bekanntlich mit der Erhebung eines Ortes über dem Meeresspiegel abnimmt, kommt vorzüglich bei dem Höhenklima in Betracht, in welchem der Organismus des Menschen eine deutliche Beeinflussung durch die Luftverdünnung erfährt. Infolge des geringeren Luftdruckes findet eine Beschleunigung der Atembewegungen, eine erhöhte Ventilation der Lunge mit stärkerer Ausscheidung von Kohlensäure statt; es kommt eine unwillkürliche Gymnastik der Atmungsmuskeln und eine schonende Uebung der Herzmuskulatur zu stande, wodurch wiederum der gesamte Stoffwechsel eine Anregung und Steigerung erfährt. Zum Winteraufenthalte auf den Höhen, welcher daher für blutarme Personen und mancherlei Formen von zarter Entwicklung oder nach Erkrankung der Lungen günstig wirkt, ist jedoch eine gewisse Widerstandsfähigkeit des gesamten Körperbaues notwendig, um den erhöhten Anforderungen an die Leistung der Organe entsprechen zu können. Wer in dem durch eine große Anzahl sonniger Tage und intensive Sonnenstrahlung während der Wintermonate ausgezeichneten Hochgebirge überwintern und die sehr reine, trockene, wenig bewegte Höhenluft mit dem geringen Luftdrucke auf sich einwirken lassen soll, der muß, um einen günstigen Erfolg zu erzielen, doch noch so kräftig sein, daß er starke körperliche Bewegung, Gehen und Steigen, vornehmen, der beträchtlichen Kälte sowie der bedeutenden Differenz der Lufttemperatur im Schatten und an der Sonnenseite Widerstand leisten, die nötige reichliche Kost genügend verdauen und vertragen kann. Individuen mit mangelnder Wärmeentwicklung, großer Empfindlichkeit gegen Temperaturwechsel, schwachen Verdauungsorganen, sehr erregbaren Gefäßsystemen, Neigung zu Blutungen sind für die Höhenluft wenig geeignet.

In klimatischer Beziehung sind ferner die **Luftströmungen**, die Stärke, Bewegung der Luft und die Windrichtung von Bedeutung. Sehr heftige Winde erregen mächtig das Nervensystem, stören den normalen Kreislauf des Blutes und beeinträchtigen die freie Atmung; sie nehmen die Kräfte des sich ihnen entgegenstellenden Körpers in Anspruch und schädigen schwächliche, zarte oder gar kranke Individuen in wesentlicher Weise. Heftige Winde sind namentlich während des Winters belästigend. Dieselbe niedrige Lufttemperatur, welche bei Windstille ganz gut erträglich, sogar behaglich erscheint, wird bei starkem Winde unangenehm empfunden oder wird geradezu unerträglich. Andrerseits ist aber auch vollkommene Windstille, besonders in warmen Klimaten, ungünstig, weil der Mangel jeder Luftbewegung auf den Organismus eine erschlaffende Wirkung ausübt. Für schonungsbedürftige Personen ist es wichtig, einen solchen Ort zum Aufenthalte zu wählen, in welchem keine grellen Schwankungen der Luftströmungen stattfinden, speziell ein genügender Schutz vor heftigen, kalten und trockenen Winden geboten ist. In manchen Orten ist das Auftreten heftiger Winde zu bestimmten Zeiten festgestellt, so daß man in diesen Monaten dem Andrange derselben weichen und den Aufenthalt verändern muß. Der Mistral und die Bora sind solche im südlichen Frankreich und an der istrischen wie dalmatinischen Küste bekannte kalte, trockene Windstöße, während in der Schweiz, Italien und der Levante der heiße, sehr trockene, staubführende Sirokko gefürchtet wird und in den Nordalpen der schwüle heftige Föhn periodisch herrscht.

Ebenso wie die gleichmäßig warme, mäßig feuchte Beschaffenheit der Luft und die geringe Schwankung der Luftbewegung ist die **Luftreinheit** eine notwendige Anforderung, um den Luftgenuß zu einem gesundheitlichen zu gestalten, um, im Gegensatze zu der verdorbenen Luft der geschlossenen Räume und der Städte, sich einer frischen und erfrischenden Atmosphäre zu erfreuen. Die häufigste Verunreinigung wird dadurch veranlaßt, daß in der Atmosphäre Staubteilchen enthalten sind, welche einen mechanischen Reiz auf die Schleimhäute der Atmungsorgane ausüben, daselbst Blutandrang, stärkere Absonderung, ja auch in dem Gewebe der Lunge Entzündungserscheinungen hervorrufen können. In dieser Beziehung ist der in der Luft enthaltene und besonders von der **Bodenbeschaffenheit** abhängige Mineralstaub noch weit schädigender als der vorwiegend aus Blütenstaub, Pflanzenhaaren bestehende vegetabilische Staub. Der Staub ist auch zumeist der Zuträger jener kleinsten Lebewesen, welche in der Neuzeit als Krankheitserreger angesehen werden und durch so zahlreiche Eingangspforten in den Organismus eindringen, ihm Verderben und Zerstörung bringend. Eine Schädlichkeit ist auch die Verunreinigung der Luft durch mannigfache chemische Zersetzungsprodukte, wie Ammoniak, Schwefelwasserstoff, schweflige Säure, Salzsäure, Kohlenoxydgas, welche teils dem Boden und den Verwesungsvorgängen in demselben entstammen, teils Folge des Verkehres und gedrängten Beisammenlebens der Menschen und Tiere sind. Auf hohen Bergen, an der Meeresküste, in geschützten Thälern die reine, keimfreie Luft zu atmen, beeinflußt alle Lebensvorgänge in günstiger Weise.

Der Umstand, daß die größte Luftreinheit im Hochgebirge wie auf offener See herrscht, hat den Anlaß dazu gegeben, daß von ärztlicher Seite in jüngster Zeit nicht nur das Ueberwintern auf den Höhen, sondern auch ein Winteraufenthalt an der See empfohlen wurde, und zwar nicht nur am Gestade der südlichen Meere, sondern auch an den Küsten oder auf Inseln der Nordsee. Die hervorragendsten klimatischen Winterkurorte finden sich in dem **südlichen Insel- und Küstenklima**, welches in dem Grade der Luftfeuchtigkeit wohl Schwankungen (daher die Unterscheidung in feuchtwarmes und trockenwarmes Seeklima), stets aber eine bedeutend gleichmäßige Luftwärme bietet. Je näher dem Aequator die betreffenden Orte sind, um so höhere Wärme bietet der Winter daselbst, um so mehr und vollständiger ist auch in den Wintermonaten der Aufenthalt im Freien, der Genuß der

Seeluft in der tropischen Vegetation gestattet. Die weniger südlich gelegenen, von Deutschland aber leichter erreichbaren Inseln und Küstenplätze des Mittelländischen und Adriatischen Meeres haben zwar keinen so sommerlichen Winter, aber ein so mildes, feuchtwarmes Klima, daß sie als vorzügliche Winterstationen aufgesucht werden und lange Zeit als die einzigen Winterheilstätten für Brustkranke galten. Die Idee, auch in der Seeluft der Nordseeinseln ein Ueberwintern von Kranken zu empfehlen und daselbst zu diesem Zwecke Seehospize einzurichten, hat sich bisher noch nicht des Beifalles weiterer ärztlicher Kreise erfreut; sie ließe sich auch nur für Personen mit zäher, widerstandskräftiger Konstitution durchführen.

Die Entscheidung, welches Klima und welcher Ort zum Winteraufenthalte für den Kranken geeignet ist, muß in jedem Einzelfalle der Arzt treffen. Und zwar muß dieser nicht nur die klimatischen Eigentümlichkeiten des Ortes, sei es aus eigener Anschauung oder aus Fachschriften, vor Augen haben, sondern auch die Individualität des Kranken, seinen krankhaften Zustand, seine Gewohnheiten und häuslichen Verhältnisse dabei in Erwägung ziehen. Die allgemeinste Anforderung, welche an einen Ort gestellt werden muß, welcher wegen seines Klimas zum Winteraufenthalte empfohlen werden soll, um den Organismus günstig zu beeinflussen, ist, um das Gesagte kurz zusammenzufassen, daß er eine gewisse milde Beschaffenheit der atmosphärischen Verhältnisse biete, eine günstige Verbindung von derartiger Wärme, Feuchtigkeit, Druck, Bewegung und Reinheit der Luft, daß der Kranke in angemessener Bekleidung mehrere Stunden des Tages behaglich im Freien verweilen kann. Doch dies allein genügt nicht, sondern es müssen in dem betreffenden Orte auch zweckmäßige Einrichtungen für den Freiluftgenuß getroffen sein, es müssen genügend gegen Wind geschützte Plätze mit Bänken zum Ausruhen oder Sitzen vorhanden, bequeme, allmählich ansteigende Spazierwege angelegt und gut gepflegt sein; auch darf es nicht an zweckmäßig hergestellten Wandelhallen fehlen, welche bei schlechter Witterung Zuflucht und Möglichkeit zum Gehen bieten. Von weiterer großer Wichtigkeit ist es, daß in dem Orte geregelte hygieinische Verhältnisse herrschen, daß die Bauart und Einrichtung der Wohnungen zweckmäßig, für Heizanlagen in den Zimmern ausreichende Vorsorge getroffen sei, eine Forderung, welche in vielen südlichen Winterkurorten zum wesentlichen Schaden der Fremden ganz unbeachtet bleibt; daß ferner für gesundheitliche Ueberwachung der Lebensmittel gesorgt, eine ordentliche Kanalisierung der Häuser und Straßen durchgeführt und endlich ein reines gutes Trinkwasser vorhanden sei. Durch Nichtbeachtung dieser Anforderungen hat gar mancher Fremde, welcher zur Erholung, Kraftigung oder Gesundung nach dem Süden zog, sich daselbst den Keim gefährlicher Krankheit geholt. Endlich ist es nicht überflüssig, zu betonen, was doch eigentlich selbstverständlich ist, daß in einem klimatischen Kurorte es nicht an tüchtigen Aerzten und gut geschultem Wärterpersonale fehlen darf.

Wer nach dem Süden reist, um daselbst zu überwintern, muß auch dessen eingedenk sein, daß der Uebergang in neue Verhältnisse der Luft- und Badendeschaffenheit mit einer Reihe von Beschwerden verbunden ist, welche sich um so bedeutender und eingreifender gestalten, je größer die Verschiedenheit der heimatlichen Verhältnisse von denen des neuen Aufenthaltes ist und je rascher der Wechsel des Klimas vorgenommen wurde. Ein schneller Uebergang von der Ebene zum Höhenklima bewirkt Atemdeschwerden, erhöhte Herzthätigkeit, Nervenerregung, Schlaflosigkeit, ein rasches Vertauschen des nördlichen mit dem südlichen Klima ruft Verdauungskrankheiten, Erregung des Blutgefäßsystems, Reizung der Atmungsorgane, Gefühl von Völle und Unbehagen hervor — Acclimatisierungsbeschwerden, welche gewöhnlich in kurzer Zeit vorübergehen, zuweilen aber lange anhalten und die Widerstandskraft des Körpers derart abschwächen, daß der Fremde eine größere Neigung für Erkrankung an den etwa im Orte herrschenden fieberhaften Leiden erlangt. Um die Acclimatisierung günstiger zu gestalten, ist es deshalb von Wichtigkeit, die Veränderung des Klimas nur allmählich mit einigen Uebergangspausen vorzunehmen und sich sowohl auf der Hinreise nach dem Süden als auf der Rückreise nach der Heimat einige Wochen in den auf der Reiseroute gelegenen Uebergangsstationen aufzuhalten, in Orten, welche einen gewissen Schutz gegen hohe Kältegrade und mißliche Witterungseinflüsse bieten.

Außer der leiblichen Acclimatisierung ist aber auch eine geistige Angewöhnung an die neuen Eindrücke, welche Seele und Gemüt erfahren, notwendig und zuweilen auch recht schwierig, besonders für den Kranken, welcher die gewohnte Umgebung seiner Lieben, die Bequemlichkeiten seines Heims missen soll und sich leicht vereinsamt und unglücklich fühlt. Wenn irgend möglich, soll darum der ernstlich Leidende oder der zu trüben Gedanken Geneigte, welcher den Winteraufenthalt im weit entfernten fremden Orte nehmen soll, diese Reise nicht allein antreten, sondern von einer ihm sympathischen Persönlichkeit begleitet sein.

Während man früher fast ausschließlich nur Lungenkranke nach dem Süden zur Ueberwinterung schickte, weiß man jetzt die günstige Wirkung eines geeigneten Klimawechsels in weiterem Ausmaße zu schätzen und verwertet den heilsamen Einfluß, welchen der Winteraufenthalt in einer Gegend hat, die viel Sonnenschein und Wärme, keinen Wind und Staub bietet, auch für andere Gesundheitsstörungen. Die reine, von schädlichen Beimengungen freie Luft, die gleichmäßige feuchte Beschaffenheit derselben, die geringen Schwankungen der Luftbewegung sind Heilmittel für die kranken Schleimhäute der Atmungsorgane, die ausgiebige körperliche Bewegung in der freien Luft hebt die Muskelkraft des geschwächten Herzens, der ausgiebige Genuß der Höhenluft bringt Veränderungen der Blutkörperchen hervor, welche die Blutbeschaffenheit verbessern, die trockene, warme, gleichmäßige Atmosphäre des Südens regt die Hautthätigkeit an und wirkt heilsam bei Nierenleiden. So kommt es, daß man außer den Schwindsüchtigen und Brustkranken auch blutarme und schwächliche Personen, skrophulöse Kinder, überarbeitete Individuen, Rekonvalescenten nach schweren Krankheiten, Herzkranke, Nierenleidende und Nervöse in das südlich warme Klima und auf die sonnigen Höhen schickt, um ihnen einen angenehmen oder erträglichen Winter zu verschaffen und ihre Leiden zu mildern. Wenn jedoch das Leiden mit schwerem andauernden Fieber verbunden ist, wenn stete Neigung zu Magen- und Darmkatarrhen vorhanden ist, wenn ein unüberwindliches Heimweh vorherrscht, dann ist es besser, den Kranken nicht weit fortzuschicken; in solchen Fällen können näher gelegene Orte gewählt werden, welche mindestens einigermaßen ruhigen, geschützten Aufenthalt bieten. Geradezu unverantwortlich aber wäre es, einem Kranken, dessen innere Organe so weit vorgeschrittene Veränderungen und Zerstörungen aufweisen, daß der traurige Ausgang in Bälde zu befürchten ist, dennoch den Strapazen einer weiten Reise und einer beschwerlichen Acclimatisierung auszusetzen, nur weil von der milden Sonne des Südens der einzige, aber trügerische Hoffnungsstrahl erwartet wird.

Die flüssige Luft im Experiment und in der Praxis.

Von **W. Berdrow**. Mit Abbildungen von **Ewald Thiel**.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Als ich vor noch nicht langer Zeit in diesen Spalten über die industrielle Verwertung des Sauerstoffs und die letzten, durch Prof. Lindes überraschende Erfindung der maschinenmäßigen Luftverflüssigung herbeigeführten Phasen dieses technischen Fortschrittes berichtete (vgl. den Artikel „Die Industrie der Lebensluft" in Jahrgg. 1897, S. 248 der „Gartenlaube"), glaubte ich nicht, daß mich der Siebenmeilenstiefelschritt der Technik nötigen würde, sobald auf dieses Gebiet zurückzukommen. Damals war die Gewinnung von Sauerstoff aus kondensierter Luft eine Möglichkeit, die man ins Auge faßte, ohne an ihre rasche Verwirklichung in der Praxis zu glauben; heute scheint die sabelmäßige Darstellung des komprimierten Sauerstoffs durch diejenige des

ledenfierung, der sogenannten Linde-Luft, geradezu bedroht, und die industrielle Verwertung dieses neuen technischen Mediums muß mit all der Kühnheit und Selbstverständlichkeit erwogen, die unsere Zeit in technisch-wirtschaftlichen Fragen auszeichnet.

Die bedeutendsten Erfolge der modernen Kältetechnik und Verflüssigung der früher für „permanent" erklärten Gase beruhen ja auf dem Forschungsergebnis der sogenannten kritischen Temperatur, d. h. eines Abkühlungspunktes, den das betreffende Gas unterschritten haben muß, um überhaupt der Kondensation zugänglich zu sein, und der bei jedem Gase verschieden ist. Ganz vergeblich bemühte sich seiner Zeit Natterer in Oesterreich, durch den fabelhaften Druck von 3600 Atmosphären Gase zu verflüssigen, die gar nicht einmal schwer zu behandeln sind; heute braucht Prof. Linde kaum den 20. Teil dieses Druckes, um die Luft,

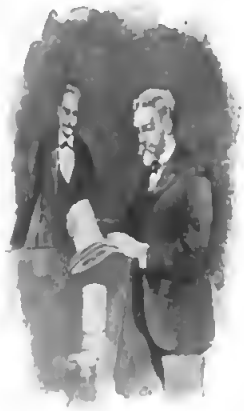


Fig. 1. Eis in einer Minute.

die uns umgibt, in klare Flüssigkeit zu verwandeln, nur weil er sie vorher durch einen einfachen Vorgang der abwechselnden Pressung, Abkühlung und Ausdehnung, d. h. durch allmähliche innere Arbeitsentziehung, auf etwa 140° Celsius unter Null und damit auf die kritische, zur Kondensation nötige Temperatur bringt. Auch der beiden anderen großen Kapazitäten auf diesem Gebiete, des Genfers R. Pictet und Dewar, ist seitdem die Verflüssigung der Luft, neuerdings sogar die des noch viel schwierigeren Wasserstoffgases, in größerem Umfange gelungen. Nun kommt aus New York, wo sich u. a. Prof. Ch. E. Tripler mit der Erzeugung und Ausnutzung intensiver Kältegrade und der Gasverflüssigung eingehend beschäftigt, die Nachricht, daß nach einer Erfindung der dortigen Ingenieure Ostergren und Burger die Herstellung flüssiger Luft so sehr vereinfacht worden sei, daß man bald die Gallone, d. h. etwa 3¼ kg des seltenen Stoffes, für einige Cents werde kaufen können. Auch die Ostergrensche Luftkondensationsmaschine scheint sich im Grunde keiner anderen Mittel zu bedienen wie diejenige von Linde; es wird jedoch behauptet, daß durch eine geeignete Anordnung der Kondensationsröhren in mehreren Lagen von Spiralen übereinander eine nahezu absolute Wärme-Isolation erzielt und dadurch die Ausstrahlungsoberfläche des Apparates außerordentlich verringert sein. Ob nicht das gesamte, von Linde in Anwendung gebrachte Gegenstrom-Kühlsystem wenigstens dieselbe Wirkung hervorbringt, ist indessen sehr fraglich, jedenfalls vermag der genannte deutsche Kältetechniker schon mit Hilfe seiner heutigen Maschine für die Stunde und Pferdekraft ungefähr 1 kg sogenannte Linde-Luft herzustellen, d. h. ein Gemisch von 79% Stickstoff und 50% Stickstoff, das erst durch teilweise Verdampfung der 2½fachen Menge flüssiger Luft entstanden ist. Von letzterer muß demnach dieselbe Maschine über das Doppelte mehr erzeugen können. Damit dürfte der von den Amerikanern angegebene Preis, der sicherlich nicht den Verkaufspreis bezeichnet, auch von uns ganz wohl zu erreichen sein.

Aber nicht die Herstellung, sondern die Verwendung der flüssigen Luft, beziehungsweise des flüssigen Sauerstoffes soll uns hier vorwiegend beschäftigen. Daß diese wunderbare, eine Temperatur von 190° Celsius unter Null besitzende Flüssigkeit voll von überraschenden, wenn auch vom physikalischen Standpunkte ganz erklärlichen Eigenschaften steckt, ist nur zu begreiflich, und die gewöhnlichsten Experimente mit flüssiger Luft deuten schon auf ihre mannigfache Anwendungsfähigkeit hin. Zur Aufbewahrung der flüssigen Luft dienen die Dewarschen doppelwandigen Glasgefäße, deren Isolierschicht luftleer gemacht ist. Gießt man daraus eine kleine Menge, etwa ¼ l, in einen gewöhnlichen Zinn- oder Nickelteekessel, so beginnt unverzüglich eine so heftige Verdampfung, daß das Gefäß zerspringen zu wollen scheint. Es ist kaum möglich, den Deckel fest auf den Topf zu drücken, mit Gewalt quillt der zischende Inhalt heraus, und setzen wir gar den Kessel auf eine Gasflamme, so beginnt ein Siedeprozeß von unerhörter Heftigkeit. Es spritzt und dampft und zischt wie aus einem Höllenrachen; halten wir aber in diesen Gischt einen Augenblick eine Röhre mit Wasser, Spiritus oder Quecksilber, so ziehen wir ihren Inhalt gefroren wieder heraus. Ja die Luft im Kessel selbst gefriert mitten im Sieden zu Eis, und wenn wir das Gefäß unter der heftigsten Dampfentwicklung vom Feuer nehmen und umkehren, so sehen wir Boden und Wandungen mit porzellanweißem, stahlhartem Eis bedeckt: gerade das heftigste Sieden, d. h. die rascheste Verdampfung, führt die intensivste Abkühlung herbei, wie denn Verdunstung stets mit Abkühlung gleichbedeutend ist. Man kann einen solchen Kessel eine halbe Stunde auf einen glühenden Ofen stellen, die Eisschicht darin wird sich nicht wesentlich verringern.

Fig. 3. Eisbecher mit flüssiger Luft.

Unsere Abbildungen geben, neben der vollständigen Ansicht einer großen Luftverflüssigungsanlage (vgl. Fig. 2), einige der merkwürdigen Experimente, die neuerdings mit

Fig. 2. Inneres einer Anlage zur Luftverflüssigung.

Linde-Luft gemacht wurden, wieder. In wenigen Augenblicken kann man in geeigneten Gefäßen Wasser zu Eis gefrieren lassen (vgl. Fig. 1). Giebt man durch die Wahl einer entsprechenden Form dem Eisklumpen die Gestalt eines Behälters, so kann man das auffallende Experiment vorführen, das in unserer Abbildung Fig. 3 wiedergegeben wird. In den Eisbecher wird flüssige Luft eingeschüttet. Der Erfolg ist natürlich genau derselbe, als wenn man Wasser in einen auf 190° erhitzten Metallöffel schüttete, ein heftiges Aufkochen.

Betrachten wir uns nun die für praktische Zwecke angestellten Versuche! Fig. 4 stellt eine in New York zu Demonstrationszwecken benutzte kleine Turbine für den Antrieb mit flüssiger Luft dar. Wie man die dabei sicherlich auftretenden und schon beim Betrieb durch komprimierte Luft oder flüssige Kohlensäure sehr lästigen Folgen der Expansions- und Verdunstungskälte vermeidet, wird leider nicht gesagt. Daß flüssige Luft, wenn es erst bequeme Aufbewahrungsbehälter dafür giebt, unter Umständen auch einmal zum Antrieb von Motoren verwendet werden kann, braucht man gerade nicht zu bestreiten, aber die von Enthusiasten sofort in die Welt gesetzten Nachrichten vom zukünftigen Betrieb der großen Dampfer durch mitgeführte flüssige Luft kann man ganz ruhig dahin verweisen, wohin auch der Antrieb der transatlantischen Riesenschiffe „durch ein paar Centner mitgeführtes Carbid“ und andere schöne, aber bei ihrem ersten Auftauchen grenzenlos überschätzte Erfindungen der Neuzeit gewandelt sind: ins Reich der Märchen.

Fig. 4. Turbine, von flüssiger Luft getrieben.

Anders ist es mit der vielfach beobachteten explosiven Neigung der flüssigen Luft. Mitteilungen ausländischer Blätter über solche Beobachtungen sind mit Vorsicht aufzunehmen, aber wir werden gleich sehen, daß auch bei uns ernst zu nehmende Autoritäten und besonders Prof. Linde selbst der Brauchbarkeit des neuen Mediums für explosive Mischungen alle Aufmerksamkeit zugewandt haben. Bei Versuchen des Prof. Tripler soll z. B. eine gefrorene Masse von Alkohol und flüssiger Luft, auf welche „zufällig“ ein Streichholz fiel, eine furchtbare Explosion verursacht haben, „die ein halbes Dutzend in der Nähe befindliche Männer zu Boden warf, ihre Haut mit Glassplittern spickte, den Tisch zersplitterte und einen Volksauflauf verursachte.“ Später stellte sich heraus, daß die Glassplitter, von denen jedes der unglücklichen Opfer „ein bis zwei Pfund“ im Gesicht zu haben schien, aus gefrorenem Alkohol bestanden, der dann nach dem Auftauen aus den Wunden tropfte. Hier scheint der Berichterstotter sich einer starken Uebertreibung schuldig gemacht zu haben; allein eine andere Nachricht, nach der ein Stückchen Baumwolle, mit flüssiger Luft gesättigt und in eine Patrone gesteckt, ähnlich zerstörende Wirkungen gehabt hat, ist nicht von der Hand zu weisen, weil wir ihre Bestätigung just eben im Simplontunnel vor Augen haben.

Hier fanden nämlich bereits umfangreiche Versuche mit einem neuen Sprengstoff, dem Lindeschen Oxyliquid, statt, der durch die Tränkung eines Gemenges von Watte und Holzkohlenpulver mit flüssiger Luft erhalten wird. Patronen, mit diesem Sprengstoff gefüllt, haben eine hochgradige Arbeitskraft, die jedoch nach 10 bis 15 Minuten, wenn der Sauerstoff verdampft ist, wieder aufhört. Auf dieser Notwendigkeit, die Linde-Patronen stets gleich nach der Anfertigung zu verbrauchen, beruht eben ihr hoher Wert, da auf diese Weise vernachlässigte oder nicht zur Zündung gelangte Patronen bald harmlos werden.

Eine lange Reihe nutzbringender Verwendungen sagt Prof. Hempel der Linde-Luft, die, wie erwähnt, nicht aus kondensierter Atmosphäre schlechthin, sondern aus einem Gemisch von Sauerstoff und Stickstoff zu gleichen Teilen besteht, in der chemischen Industrie voraus. Der Bessemerprozeß in den Eisenhütten würde sich beim Einblasen von Linde-Luft auf das billigere Weißeisen anwenden lassen, während er jetzt das graue, siliciumhaltige Roheisen verlangt, da die Verbrennung des Siliciums die zum Bessemern erforderliche hohe Temperatur im Converter unterhalten muß.

Es würde sich ferner das schlechteste Brennmaterial mit Vorteil verfeuern lassen, wenn man die Verbrennung mit Linde-Luft unterhielte und so die nutzlose Erhitzung von 75 % des in der atmosphärischen Luft enthaltenen Stickstoffs vermiede. Endlich würde die Wirkung gewöhnlicher Gasmotoren wahrscheinlich überraschend erhöht werden, wenn man das zur Cylinderfüllung gebrauchte Gas anstatt mit Luft mit dem Lindeschen 50prozentigen Sauerstoff mischen würde. Bei allen mit Petroleum oder Benzin betriebenen Explosionsmotoren, deren Kraftentwicklung jetzt für den Bau von Motorfahrzeugen möglichst gesteigert wird, gilt dasselbe. Genug, wir sehen, daß es der flüssigen Luft, sobald sie einmal zu erschwinglichen Preisen auf den Markt kommen wird, gewiß keinen Augenblick an Gebieten fehlen wird, sich nutzbringend zu bethätigen.

Der Schutzengel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Novelle von **Paul Heyse.**

An diesem Tage ließ sich Frau Justinens junger Zögling nicht mehr blicken. Er hatte sich die Abfertigung durch seine mütterliche Freundin offenbar hinters Ohr geschrieben oder grollte ihr wegen der so wenig liebevollen Aufnahme, die seine ehrerbietige Huldigung bei ihr gefunden hatte. Auch wurde sein Name zwischen den beiden Frauen nicht mehr genannt, und Frau Justine schrieb einen Brief an ihren Mann, der doppelt so lang war als ihre gewöhnlichen, ganze vier Seiten ihrer großen, steilen Handschrift, von der nicht über sieben Zeilen auf die Seite gingen.

Am nächsten Nachmittag aber, als sie in ihrem gewohnten Wägelchen einen der anmutigsten Waldwege hinfuhren, hörten sie plötzlich das Klingen von Pferdehufen hinter sich und sahen gleich darauf die schlanke Gestalt des jungen Leutnants auf einem derben, schwerfälligen Braunen neben ihrem Wagen vorbeitraben. Er tüftete grüßend den etwas schiefsitzenden runden Hut und schien ohne weiteres sich entfernen zu wollen. Dann zog er aber doch die Zügel an, wandte sich im Sattel um und rief: „Guten Abend, meine Damen! Ich will Sie nicht weiter belästigen, nur, da Sie ortskundiger sind, um freundliche Auskunft bitten, ob der Weg nach der Schneidemühle rechts oder links abgeht.“

Seine Stimme klang ganz verändert, nicht so keck und hell wie gestern, sondern wie wenn er sich Mühe geben müsse, überhaupt das Schweigen zu brechen. Auch von seinem Gesicht, das ernster und männlicher erschien, war jeder Hauch von Uebermut geschwunden.

Frau Justine sah ihre Begleiterin fragend an.

„Wir fahren denselben Weg,“ sagte sie dann. „Wenn Sie sich neben unserm Wagen halten wollen — aber Sie ziehen wohl ein rascheres Tempo vor?“

„Ich vielleicht,“ erwiderte er mit einem trübsinnigen Lächeln. „Ich habe mir den Gaul gemietet, um mir ‚Ruhe zu erreiten‘. Da er aber auch seine Ruhe liebt, können wir uns nicht verständigen. Sehen Sie nur, was für eine schwere Maschine mir der Pferdeverleiher aufgeschwatzt hat. Es war freilich gerade nichts Besseres in seinem Stall vorrätig. Möchtest du etwa einen Ritt mit mir machen, junger Freund?“ wandte er sich an den Knaben, der kein Auge von dem Pferde verwandte. „Sie können mir das Bübchen dreist anvertrauen, Frau Cousine.

Digitized by Google

Hier vor mir auf dem Sattel sitzt er so sicher wie in Abrahams Schoß."

Dem Kleinen leuchteten die Augen. Er bat so unwiderstehlich, daß die Mutter es ihm nicht versagen konnte. Sie ließ halten, Gaston beugte sich zu dem Knaben hinab und hob ihn zu sich aufs Pferd, ihn mit dem linken Arm festhaltend, während die kleinen Hände in die Mähne griffen. So trabten sie eine gute Weile in mäßigem Tempo neben dem Wagen hin, während der Vetter mit Frau Justine eine ziemlich unbedeutende Unterhaltung führte, immer in einem halb kummervollen, resignierten Ton, wie unter dem Druck eines schweren, geheimnisvollen Schicksals. An Frau Marie sah er beharrlich vorbei. Er schien zu wissen, daß er an ihr eine stille Gegnerin hatte, die sein Spiel durchschaute.

Der ängstlichen Mutter, die anfangs bei jeder lebhaften Bewegung des Pferdes zusammengefahren war, wurde immer leichter ums Herz, da sie ihren Kleinen so sicher geborgen und in hellem Jubel über seinen Ritt auf einem „wirklichen" Pferde sah. So gelangten sie endlich zu dem Waldwege, der von der Landstraße ab nach der Schneidemühle führte. Da gab der Leutnant seinem Pferde plötzlich die Sporen, daß es sich in rascheren Trab und bald in Galopp setzte, und nach fünf Minuten waren die Reiter den nachspähenden Frauen aus den Augen.

Die erste Regung der erschrockenen jungen Frau war, dem Entführer ihres Lieblings nachzurufen. Dann besann sie sich, daß er schwerlich darauf hören werde, und wandte sich zu ihrer Begleiterin: „Da sehen Sie, wie er es treibt! Jedem Einfall läßt er die Zügel schießen und bedenkt nicht die Folgen."

„Aengstigen Sie sich nicht, Liebe," versetzte die Andere. „Unserm Kinde wird nichts geschehen. Wenn bei allem, was Ihr Vetter in seinem Uebermut anfängt, für ihn und andere so wenig Gefahr wäre —!"

Wirklich kamen ihnen, nachdem sie noch zehn Minuten in einiger Bangigkeit hingerollt waren und bei der Schneidemühle anlangten, die beiden kühnen Reiter zu Fuß entgegen; das Kind lief auf die Mutter zu und erzählte ihr, es sei himmlisch gewesen, er sei nur so geflogen. Gaston, als er der Mutter aus dem Wagen half, küßte ihr mit zerknirschter Miene die Hand: er habe der Bitte des lieben Jungen, rascher zu reiten, nicht widerstehen können, er wolle sich jeder Buße unterwerfen.

„Für diesmal soll Ihre Strafe nur darin bestehen, daß Sie uns zwei alten Frauen bei unserm frugalen Abendessen Gesellschaft leisten," sagte die junge Frau, ihm mit dem Finger drohend. „Man kann hier nichts haben als einen Eierkuchen und frische oder saure Milch. Sie werden Ihr Souper wohl erst nachher im Kasino einnehmen."

„Ich schwärme für Milch," erwiderte er, die Hand mit drolligem Ernst aufs Herz legend. „Da ich mit Freund Rudi auf Einem Sattel geritten bin, werden Sie mir wohl erlauben, mit ihm aus Einer Schüssel zu essen."

* * *

Bei der Heimkehr durfte der Kleine, so leidenschaftlich er darum bat, nicht wieder aufs Pferd steigen. Er mußte im Wagen zwischen den beiden Frauen sitzen, sah aber beständig zu „Onkel Gast" hinauf, der, nebenher reitend, sein schwerfälliges Tier zu allerlei widerwilligen Sprüngen zwang, um seine Reitkunst glänzen zu lassen. Der Mond war aufgegangen und beleuchtete seine schlanke Gestalt, zeichnete das hübsche, kecke Profil gegen den Waldhintergrund und ließ die festen weißen Zähne unter dem schwarzen Schnurrbärtchen blitzen. Ein Bild strotzender Jugendkraft, das selbst die gestrenge Frau Marie, so wenig sie dem jungen Herrn hold war, mit widerstrebendem Wohlgefallen betrachten mußte.

Frau Justine schien keine Augen dafür zu haben. Sie lag mit zurückgelehntem Haupt im Wagen, die Lider halb zugedrückt, die vollen Lippen halb geöffnet, wie in einen Traum versunken, der sie der umgebenden Gegenwart weit entrückte. Doch verschwand das Lächeln bald wieder von ihrem Gesicht, das der Mond silberblaß färbte, das Fältchen zwischen ihren Brauen erschien, und der Mund, der heftig die weiche Nachtluft einsog, schien sich dürstend nach einem stärkeren Trunk zu sehnen. Zuweilen schauerte sie leicht zusammen. Die alte Freundin hob ihr die Wagendecke höher über die Brust hinauf. Sie nickte dankbar und schloß dann völlig die Augen.

Eine solche Fahrt wiederholte sich nicht mehr, und auf die Frage des Knaben, wann er wieder mit dem guten Onkel reiten dürfe, antwortete die Mutter, der Papa werde schelten, wenn er es erführe. Im übrigen war von dem Gatten der jungen Strohwitwe nicht viel die Rede, wie auch die Briefe an ihn immer seltener wurden. Frau Justine hatte immer weniger Zeit zum Schreiben. Sie kam jetzt täglich beim Brunnen mit den neuen Bekannten zusammen, von denen sich die schüchterne „Jugendfreundin" mit ihrer dürftigen Toilette fern hielt. So verspätete sich das Frühstück, und die übrige Tagesordnung mußte sich gefallen lassen, gleichfalls vorzurücken. Nachmittags aber durfte sie auf dem Lawn-Tennisplatz nicht fehlen. Gaston war ein berühmter Spieler und hatte ihren Unterricht zur Ehrensache gemacht. Ihre Gegner waren gewöhnlich die Baronin mit ihrem „Freunde" — „eine ganz angenehme Dame," versicherte Frau Justine, „und sie beträgt sich gegen mich so ausgesucht liebenswürdig, daß es unartig wäre, mit ihr nicht verkehren zu wollen." Zuweilen nahm auch das junge adlige Paar am Spiele teil. Es gingen allerlei Gerüchte herum, sie seien nicht eigentlich verheiratet. Aber wer ist berufen, all solchen Gerüchten auf den Grund zu gehen? Wenn sie in derselben Stadt mit ihr lebten, würde sie es genauer damit nehmen! Aber hier in diesem „neutralen" Ort die Prüde zu machen, wäre lächerlich und würde sie in den Ruf einer „Landpomeranze" bringen. — Ob auch ihr Mann damit einverstanden sein würde? — Gewiß. Der habe das Zutrauen zu ihr, daß sie stets mit sicherem Takt das Rechte thun werde. Und dann schreibe er ja auch in jedem Briefe, er wünsche nichts mehr, als daß sie sich gut unterhalten möge, das sei für ihre Erholung wenigstens ebenso wichtig wie die Stahlquelle. Hernach habe sie Zeit genug, in dem einförmigen häuslichen Leben Buße zu thun, wenn Tennisspielen überhaupt eine Sünde wäre!

Die kluge alte Frau hörte diese Reden, aus denen lebhaftem Ton der Beschwichtigungsversuch eines nicht ganz freien Gewissens hervorklang, mit ernster Miene an, ohne ein anderes Wort zu erwidern, als: „Wenn Ihr Mann damit einverstanden ist —!" Auch schien sie sich für die häufigen langen Abwesenheiten der Mutter entschädigt zu fühlen, da nun das Kind noch ausschließlicher ihr angehörte. Einmal nahm sie den Knaben nach dem Tennisplatze mit, wo er sich aber langweilte. „Warum spielt die Mama nicht lieber mit Rudi Ball?" fragte er. Tante Marie war um eine Antwort verlegen, so gut sie den Grund mit Augen sah. Es war wirklich ein hübsches Schauspiel, wie Vetter Gaston in seinem leichten Tenniskostüm, das seinen elastischen Wuchs vorteilhaft hervorhob, sich hin und her schwang, das hübsche Gesicht vom Eifer des Spiels gerötet, mit strahlenden Augen und lachenden Lippen Bravo! rufend, wenn seine mütterliche Freundin seiner Schule einmal besonders Ehre gemacht hatte. Und doch flog ein Schatten über das nachdenkliche alte Gesicht. „Komm, Rudeli," sagte die treue Hüterin. „Hier amüsieren wir uns nicht besonders. Wir wollen sehen, ob du heute vielleicht im Eselwäglein fahren kannst!"

Frau Justine schien es ganz in der Ordnung zu finden, daß der Kleine ohne besonderen Abschied sich entfernte. Nur „Onkel Gast" nickte ihm zu. Und diesen ganzen Tag hatte seine Mutter nur noch eine halbe Stunde für ihn, die auch mit der Sorge für die Abendtoilette ausgefüllt wurde. Eine fremde Sängerin hatte im Saal des Russischen Hofes ein Konzert veranstaltet, zu einem wohlthätigen Zweck, da in einem benachbarten Dorf ein Brand ausgebrochen war. Gaston hatte für sie und Frau Marie Billette besorgt: der Kleine, meinte er, könne für den einen Abend wohl der Aufsicht eines Zimmermädchens anvertraut werden. Davon wollte die alte „freiwillige Kinderfrau", wie der Leutnant sie nannte, nichts hören. Sie bezahlte ihr Billet mit dem doppelten Preise, blieb aber zu Hause.

Um Zehn sollte das Konzert zu Ende sein, es war kurzweilig, später aufzubleiben. Es schlug aber Elf, dann Zwölf, das Kind schlief längst seinen ruhigen Schlaf, den die gute Tante behütete, immer noch war die Mutter nicht zurückgekehrt. Endlich, eine halbe Stunde nach Mitternacht, wurden in dem sonst schon ganz stillen Hause rasche Schritte und ziemlich laute Stimmen

Digitized by Google

vernehmbar, die sich der Thür von Frau Justine näherten. Die alte Frau hörte, wie diese vor der Schwelle ihre Stimme dämpfte und lebhaft sagte: „Sie sind toll, Gaston! Sie haben zu viel Sekt getrunken!“

„Aber, teuerste Cousine,“ erwiderte er, „nur einen Augenblick, nur um meinem kleinen Freund in seinem Bettchen einen Kuß zu geben, da seine grausame Mama ihrem armen Vetter eine solche ganz unverfängliche Gunst versagt.“

Und dann die junge Frau: „Still! Sie verlassen mich augenblicklich, und wenn Sie noch einmal vergessen, wie Sie sich mir gegenüber zu betragen haben — Gute Nacht!“

Die Thür wurde behutsam geöffnet, das schwache Licht der Gasflamme ließ den jungen Sünder draußen einen Augenblick sehen, wie er in gespielter Demut sich tief verneigte, dann schloß sich die Thür vor seiner Nase, und Frau Justine trat mit unsicherer Gebärde ein.

„Sie noch auf, liebe Freundin?“ sagte sie rasch und errötete noch tiefer. „Aber so war es ja gar nicht gemeint! Wenn Sie ruhig zu Bett gegangen wären und nur die Thür zwischen den beiden Zimmern offen gelassen hätten, so hätten Sie ja jeden Laut des Jungen gehört. Ich — es ist wohl ein bißchen spät geworden — wahrhaftig, schon über Zwölf! Aber es war keine Möglichkeit, früher loszukommen. Das Konzert freilich — an dem haben Sie nicht viel verloren. Ein sehr mäßiger Kunstgenuß, die Stimme schon ausgesungen, sehr fragwürdige Schule und affektierter Vortrag. Das Beste waren die paar Klavierstücke, die die patusche Gräfin — Sie wissen, die immer im Rollstuhl fährt — zwischen dem Gesang zu hören gab, und auch die Bachsche Chaconne, die der Freund der Baronin spielte — wirklich mehr als ein Dilettant! Hernach wollte ich mich gleich entfernen, ich war schrecklich müde, aber sie hielten mich mit Gewalt fest, ich sähe so bleich aus, ich dürfe nicht schlafen gehen, ohne souppiert zu haben. So blieben wir in dem kleinen Salon des Hotels beisammen, der gewöhnliche intime kleine Kreis, und aßen sehr gut und es wurde sehr animiert, und so vergaß man ganz die Zeit. Das Kind wußte ich ja gut aufgehoben, und Gaston sorgte dafür, daß ich ‚nicht ungeleitet nach Hause gehen‘ mußte. Nein, wie süß der Junge schläft! Aber Sie, Aermste — es ist unverantwortlich. Nun gehen Sie nur rasch zu Bett, und nicht wahr, Sie sind mir nicht böse? Wenn ich es glauben soll, müssen Sie mir einen Gutenachtkuß geben.“

Sie hielt der Alten mit der Miene eines schuldbewußten Kindes, das sich Verzeihung erschmeicheln möchte, ihr erhitztes Gesichtchen hin, die alte Frau drückte aber nur auf ihre Stirn einen leisen Kuß und sagte, sich schon nach der Thüre wendend:

„Was hülfe es, wenn ich Ihnen böse sein wollte? Sie sind jung und ich bin alt. Wir haben verschiedene Bedürfnisse und verstehen uns in manchen Dingen nicht. Schlafen Sie wohl! Mir sind die Stunden an dem Bettchen unseres Kindes nicht zu lang geworden.“

* * *

Noch stundenlang kam kein Schlaf in die Augen der alten Frau.

Als sie dann am späten Morgen aus unsteten Träumen erwachte und erschrak, da vor ihrem Fenster schon die helle Sonne stand, hörte sie nebenan die leise Stimme der jungen Frau und dazwischen ein helles Lachen des Kindes, das die Mutter vergebens zu dämpfen suchte.

Sie erhob sich rasch, warf ihr Morgenkleid über und öffnete die Thür zu ihren Nachbarn. Da sah sie das schlanke nackte Gestältchen des Knaben in der Badewanne stehen und die nassen Aermchen ausbreiten, die Mutter zu umfassen, die sich des übermütigen kleinen Wichts kaum erwehren konnte, um in ihrem Geschäft fortzufahren.

„Tante Marie!“ rief der Kleine, „Rudi wird heute von Mamm gebadet, weil Tante Marie so lange geschlafen hat.“

„Tante Marie muß sich schämen,“ sagte die alte Freundin, indem sie rasch hinzutrat. „Aber nun, Liebe, bin ich da, nun überlassen Sie mir unser Kind, Sie kommen sonst zu spät zum Brunnen.“

„Ich werde heut' überhaupt nicht hingehen,“ erwiderte Frau Justine, während sie den Knaben in die warme Decke hüllte und seine feuchten Glieder rieb. Sie hielt dabei das Gesicht, das rot angehaucht war, der Alten abgewendet. „Und auch in Zukunft — es war Unrecht, daß ich der guten Jugendfreundin untreu geworden bin. Ich stehe wieder früher auf und bin zu Rudelis Toilette zurück.“

„Wollen Sie mich so hart strafen, weil ich heut' ein einziges Mal meine Kinderfrauenpflicht versäumt habe?“

„Wie können Sie glauben, teure Freundin! Nein, ich habe mich nur diese Nacht besonnen, daß Sie sehr Recht hatten, mich für eine schlechte Mutter zu halten. Leugnen Sie es nicht, das thaten Sie, wenn auch nur in Ihrem Herzen! Ich werde nun meinen guten Jungen nicht mehr so viel allein lassen; nicht wahr, Rudeli, du wirst wieder mit Mama spielen?“

„Auch Ball, Mammi?“

„Auch Ball, mein Herzblatt. O, liebe Freundin, halten Sie mich nicht für ein herzloses Geschöpf, dem nur an seinem Vergnügen gelegen ist. Ich habe nur einen Augenblick vergessen, daß ich eine alte Frau bin, für die Spiel und Tanz vorbei ist. Beurteilen Sie mich nicht zu streng. Sehen Sie, ich habe es Ihnen ja schon gesagt, daß ich keine Jugend gehabt habe. Und Sie wissen auch den Grund. Wenn meine Mutter mich nicht verlassen hätte, wäre es anders gekommen. Aber bei dem Vater, der so tief verbittert und freudlos war und sich nicht vorstellen konnte, daß ein junges Ding noch etwas anderes bedarf, als über den Büchern oder am Nähtisch zu sitzen und Sonntag nachmittags den Papa auf einem trübseligen Spaziergang zu begleiten — von einem Verkehr mit lustiger junger Gesellschaft keine Rede, kaum daß er mir erlaubte, einmal ein paar Schulfreundinnen zu mir einzuladen, und jede Aufforderung zu einem Tanzkränzchen oder gar zu einem öffentlichen Ball schlug er mit finsterer Miene ab — o liebe Freundin, ich sagte es Ihnen schon, die eingefrorenen Waldhornklänge — ! Nun seh' ich wohl, ich hab' es verspielt. Wenn sie einmal auftauen wollen, ist es klüger, ich halte mir die Ohren zu. Es ist nur nicht leicht, mit fünfundzwanzig Jahren den Füßen das Zucken zu verbieten, wenn ein Walzer gespielt wird.“

Unter diesen hastig hervorgesprudelten Worten hatte sie den Kleinen vollends ungezogen und beugte sich jetzt auf seinen frisch geströhlten Lockenkopf hinab, die Thränen zu verbergen, die ihr still über die Wangen liefen. Die alte Freundin stand daneben, ihre tiefe Erschütterung machte es ihr unmöglich, ein Wort vorzubringen. Sie umfaßte endlich die junge Gestalt, als sie sich aufrichtete und mit der Hand über die Augen fuhr. „Verzeihen Sie mir, liebes, teures Kind!“ flüsterte sie.

Da drückte die junge Frau ihr Gesicht heftig an die Brust der alten Freundin. „Was hätt' ich Ihnen zu verzeihen?“ schluchzte sie. „Daß Sie mir zürnten, war ja nur natürlich! Aber von jetzt an, ich verspreche es Ihnen —“

„Warum weint Mammi und Tante Marie?“ rief das Bübchen, sich zwischen sie drängend. „Rudi ist hungrig, Rudi will seine Milch. Mammi soll wieder lachen und dann mit Rudeli Ball spielen.“

Die Mutter hob den Knaben auf und küßte ihn. „Ja, mein Liebling,“ sagte sie, „du sollst die Jugend haben, die deine Mutter nicht gekannt hat! Und heute soll Rudeli gleich an den Papa schreiben und ihn schelten, weil er noch immer nicht sein Versprechen gehalten und seinen guten Jungen besucht hat.“

* * *

Nur noch zwei Tage, und die Hälfte von Frau Justinens „Strafzeit“, wie sie ihre sechswöchige Badekur nannte, war verstrichen. Nach drei Wochen hatte ihr Arzt einen Besuch des Mannes erlaubt. Nach den Briefen aber, in denen der zärtliche Strohwitwer seine Ankunft zu der festgesetzten Frist mit überschwenglicher Freude angekündigt hatte, waren andere, kleinlautere gekommen, die es als zweifelhaft erscheinen ließen, ob ein schwieriges Geschäft sich bis dahin werde abwickeln lassen. Frau Justine hatte sich augenscheinlich ohne sonderlichen Kummer in einen längeren Aufschub ergeben. Jetzt war sie plötzlich von einer heftigen Ungeduld erfüllt und schrieb, indem sie dem Knaben auf einem großen Briefbogen die Hand führte, eine nachdrückliche Mahnung an den Papa, alles stehen und liegen zu lassen und sie in ihrer Verbannung zu trösten.

Sie war dann den Tag über wieder in der gleichmütigen

Monte Rosa und Val Anzasca.
Nach dem Gemälde von J. W. Lindlar.

Stimmung, wie in der ersten Zeit. Auf dem Wege ins Bad begegnete ihnen Vetter Gaston, Rudeli wollte zu ihm laufen, die Mutter hielt aber sein Händchen fest und erwiderte den Gruß des jungen Herrn, der sie bedeutungsvoll anblickte, mit einem gemessenen Kopfnicken. Nachmittags auf dem Tennisplatz erschien sie nicht. Dafür nahm sie auf dem Spaziergang in den entfernteren Anlagen Rudis Ball mit, und sie spielten damit zu dreien eine halbe Stunde lang zu großem Entzücken des Kleinen, der eine besondere Geschicklichkeit im Fangen hatte. Dann freilich bat sie die Freundin, bei ihm zurückzubleiben. Sie habe ein Verlangen nach Einsamkeit und möchte eine Stunde für sich allein herumstreifen.

* * *

Am andern Tage, einem Sonntag, kam ein Brief ihres Mannes. Rudelis Mahnung habe ihm scharf ans Gewissen gegriffen, an sein väterliches, das von seinem andern, seinem Geschäftsgewissen, ein wenig tyrannisiert worden sei. Wenn der Himmel nicht inzwischen einfalle, werde er am nächsten Tage, als am Montag Mittag, Frau und Kind an sein Herz drücken, worauf er sich unsinnig freue. Für Rudeli habe er schon eine vollständige Ausrüstung zum Chevauxleger gekauft, damit er sich Vetter Gaston als Kriegskameraden vorstellen könne. Diesen werten Verwandten, dem er zu seiner so heilsamen Festungskur Glück wünsche, lasse er einstweilen grüßen und freue sich, ihn als einen bekehrten Sünder wiederzusehen.

Den Schluß des Briefes las Frau Justine der alten Freundin nicht vor. Sie nahm übrigens die Ankündigung des nahen Wiedersehens ohne sonderlich freudige Erregung hin, wurde vielmehr einsilbiger als vorher und erwiderte kein Wort auf Frau Mariens Bemerkung, ein wie liebenswürdiger Humor aus dem Briefe spreche.

Vielleicht war an dieser gedrückten Stimmung ein anderes Briefchen schuld, das ihr der Kellner brachte. Vetter Gaston fragte darin an, was er verbrochen habe, daß er bei seiner mütterlichen Freundin plötzlich in Ungnade gefallen sei. Auch die Tennisfreunde seien sehr befremdet über die kühle Miene, mit der die verehrte Frau an ihnen vorübergegangen sei. Wenn er unwissentlich etwas gethan, was nicht in der Ordnung gewesen, sei er zu jeder Buße und Abbitte bereit. Er bitte nur um ein Wort der Aufklärung, da ihr stummer Zorn ihn in die tiefste Schwermut stürze.

Frau Justine besann sich lange, was sie erwidern sollte, zerriß ein paar Billetkarten und schrieb endlich lakonisch, ihr sei nicht ganz wohl gewesen, darum habe sie sich nicht auf dem Teonisplatz gezeigt, werde auch in den nächsten Tagen nicht erscheinen, da sie morgen den Besuch ihres Mannes erwarte, der übrigens den Vetter grüßen lasse.

Am nächsten Tage, da sie eben in Begleitung der Freundin und ihres Knaben von ihrem Bade kam, begegnete ihr der Vetter mit der Miene eines Begnadigten, der wieder gute Lust hat, in seine alten Sünden zurückzufallen.

„Heute also werden wir das Glück haben, den verehrten Vetter zu begrüßen," rief er Frau Justinen entgegen, die nicht umhin konnte, stehen zu bleiben und in die dargebotene Hand zögernd die ihre zu legen. „Sie werden mir hoffentlich eine gute Censur geben, gestrenge Frau Cousine, und ich selbst werde mich bestreben, Ihrem Zeugnis Ehre zu machen. Wissen Sie, daß ich es reizend fände, wenn Sie Ihrem Herrn Gemahl zuredeten, an einer Partie teilzunehmen, die wir für den Nachmittag geplant haben? Wir wollen nach dem ‚Sonnenblick', Sie wissen, dem berühmten Aussichtspunkt, wo man gerade um diese Jahreszeit die Sonne in eine Lücke zwischen zwei Waldhöhen wie in einen Trichter versinken sieht. Nur eine kleine Stunde Fahrt, und am Fuß des Berges liegt ein Wirtshaus, in dem man die köstlichsten Forellen ißt. Die Baronin mit Appendix, Waldburgs und Burgstallers sind ebenfalls von der Partie, ein so schöner Tag kommt vielleicht nicht so bald wieder, da der Wetterbericht allerlei Bedenkliches von Maximum und Depression zu sagen weiß, und eine bessere Gelegenheit, dem teuren Herrn Gemahl gleich zu Anfang unser Weltbad von der vorteilhaftesten Seite zu zeigen, findet sich schwerlich. Ich werde mir also die Ehre geben — der Zug kommt um halb Eins — Zeit genug, zu dinieren und ein wenig Familienglück zu genießen — um Vier komm' ich dann mit einem leichten Landauer und hoffe, mir von meinem verehrten Vetter als Cicerone Dank zu verdienen."

„Ich bedaure, diese Hoffnung zerstören zu müssen," sagte Frau Justine, die, während er sprach, still zu Boden geblickt hatte. „Wie ich meinen Mann kenne, würde es ihm kein Vergnügen machen, am ersten Tage des Wiedersehens unter fremden Menschen die untergehende Sonne zu bewundern. Bemühen Sie sich also unsertwegen nicht. Vielleicht später einmal —"

„O!" sagte er, „ich hatte mich so darauf gefreut. Aber Sie dürfen mir nicht zürnen, wenn ich mich noch nicht bei Ihrer Absage beruhige. Vielleicht denkt der Herr Vetter doch anders, zumal die übrige Gesellschaft uns gar nicht genieren soll. Jedenfalls finde ich mich Punkt Vier mit dem Wagen ein und bin des definitiven Beschlusses gewärtig."

Er verneigte sich mit seinem siegesgewissen Lächeln — an der alten Dame wie gewöhnlich vorbeisehend — nickte dem Knaben zu und entfernte sich rasch, um jeden weiteren Einwand abzuschneiden.

Auch die anderen setzten ihren Weg fort, die junge Frau ganz in ihre Gedanken versunken. Der Kleine planderte beständig vom Papa und fragte, was er Rudi mitbringen werde. Die Mutter überließ es der alten Freundin, seine Fragen zu beantworten. Oben angelangt vor der Thür ihres Zimmers, sagte Frau Marie: „Ich begleite Sie natürlich nicht nach dem Bahnhof, Sie sollen Ihren Mann allein empfangen. Und auch bei Tische werden Sie noch so viel sich zu erzählen haben, wobei eine unbeteiligte dritte Person störend ist. Also auf Wiedersehen heute abend, wenn Sie nicht auch dann allein zu sein wünschen!"

Die junge Frau nickte zerstreut, ohne auch nur aus Höflichkeit zu protestieren, und die alte Freundin ging in ihr Zimmer. Sie hatte aber den Hut noch nicht abgelegt, als die Thür zwischen ihren Zimmern sich öffnete und Frau Justine rasch hereintrat.

Sie schien sehr aufgeregt und hielt ein Blatt in der Hand.

„Da, lesen Sie!" sagte sie. „Dies Telegramm fand ich auf meinem Tische. Von meinem Mann, er kommt heute nicht, vielleicht auch morgen nicht —"

Auf dem Blatte stand: „Erwarte mich heute nicht. Leider dringende Abhaltung durch Geschäfte. Brief folgt. Tausend Grüße."

Die Alte gab das Blatt zurück. „Das ist ja sehr ärgerlich," sagte sie. „Ich begreife, Liebe, wie es Sie verstimmen muß. Sie hatten sich so darauf gefreut."

Die junge Frau ging mit heftigem Schritt nach dem Fenster, stand dort still und sagte, ohne sich umzuwenden:

„So ist es immer! Die Geschäfte gehen immer vor! Und dann soll ich glauben, daß man mich lieb habe! Wenn das wäre, würde keine Abhaltung dringend genug sein, ihm einen Besuch unmöglich zu machen, nach so langer Trennung. Von mir nicht einmal zu reden — wir Frauen erfahren es ja immer, daß wir nach ein paar Jahren nur noch auf das Pflichtteil von Liebe Anspruch haben — aber der Junge, den er zu vergöttern vorgab — freilich, er hat es ja selbst eingestanden in dem Brief, dessen Humor Ihnen so reizend schien, daß sein Geschäftsgewissen sein väterliches tyrannisiere! Nun, wir werden uns darein ergeben müssen. Sie brauchen sich nicht damit zu bemühen, mich zu trösten."

Sie trat vom Fenster zurück, das Grübchen auf ihrer Wange war verschwunden, das schöne junge Gesicht hatte einen scharfen Zug von Trotz und Zorn bekommen, der der alten Freundin weh that.

„Ich will Sie nicht trösten," sagte sie mit sanftem Ernst, „denn ich sehe leider, Sie sind weniger betrübt als aufgebracht, über etwas, das Ihrem Manne in meinen Augen Ehre macht. Wenn er sein Herz schweigen läßt, um nur auf seine Pflicht zu hören, so sollte seine gute Frau es ihm nicht zum Vorwurf machen, sondern um so mehr stolz darauf sein, einen so ehrenhaften Mann zu besitzen. Verzeihen Sie, Liebe, daß ich mir erlaube, Sie zu moralisieren. Aber ich bin Ihnen so herzlich zugethan, ich kann meine ehrliche Meinung nicht zurückhalten. Ich habe Ihren Mann nur wenige Minuten gesehen, damals auf dem Bahnhof. Ich habe ihn aber genug beobachtet, um zu wissen, daß Mangel an Herzenswärme nicht sein Fehler ist."

„Weil er leicht gerührt ist, weil ihm die Augen geschwind

Digitized by Google

übergehen!“ rief die junge Frau lebhaft. „Aber in der weichen Schale steckt ein Kern, der — nein, ich will das nicht sagen. Er ist nur ein Pedant, ein Amtsphilister. Er schien so jung und schwärmerisch, als er um mich warb. Das ist bald vergangen, und nun sollen mich seine ehrenwerten Eigenschaften entschädigen für die getäuschte Hoffnung auf eine Ehe, die mir meine verscherzte Jugend vergütete. Sprechen wir nicht mehr davon! Wer das nicht selbst erfahren hat, kann es nicht begreifen.“

Sie ging in ihr Zimmer zurück, und die Alte sah ihr seufzend nach. Auch bei Tisch war eine peinliche, wortkarge Stimmung zwischen ihnen, die selbst die niedlichen Einfälle des Kindes nicht zu erheitern vermochten. Dann zog sich die junge Frau zurück, um Siesta zu halten, wie gewöhnlich zu dieser Zeit den Kleinen der guten Tante Marie überlassend. Der Arzt hatte es vorgeschrieben, daß sie nach dem Essen eine Stunde lang sich ganz ruhig verhalten sollte.

Die beiden Andern gingen in die Stadt, die Tante hatte Rudi ein Spielzeug versprochen, das er im Schaufenster gesehen hatte. Als sie nach einer längeren Zeit zurückkehrten, fanden sie Mama Justine in ganz verwandelter Laune. Sie hatte eine reizende Toilette gemacht und war heiter und gesprächig. Doch fiel es der klugen Alten auf, daß ein gezwungenes Lachen öfters von ihren Lippen kam und dazwischen wieder das trotzige Fältchen zwischen ihren Brauen sich zeigte. Mehrmals trat sie ans Fenster und blickte auf den Platz vor dem Hotel hinab, nahm dann den Roman von Thackeray und las ein paar Zeilen, um das Buch dann wieder lässig im Schoß zu halten.

Der Regulator im Zimmer schlug endlich Vier. Mit dem letzten Schlage fuhr unten ein Wagen vor, und gleich darauf hörte man rasche Schritte draußen im Gang sich nähern und ein Klopfen an der Thür.

„Darf man sich jetzt ins Allerheiligste wagen, da der Herr Gemahl darin weilt?“ hörte man Gastons übermütige Stimme, während er eintrat, ohne ein Herein! abzuwarten. „Aber wo ist er denn, mein verehrter Herr Vetter? Ich bin, wie ich gedroht hatte, unten mit dem Wagen gekommen, um zu versuchen, ob ich ihn doch zu dieser Familienpartie überreden kann. Rudi wird mir dabei helfen, er darf natürlich wieder auf dem Bock sitzen.“

„Mein Mann hat telegraphiert, daß Geschäfte sein Kommen heute unmöglich machen,“ sagte die junge Frau. „Ich bedaure, daß Sie sich umsonst bemüht haben.“

„Umsonst? Das Wort steht nicht in meinem Lexikon. Nein, teure Cousine, nun ist es meine Pflicht, Sie nicht in Melancholie versinken zu lassen wegen des aufgeschobenen Wiedersehens! Wenn Vetter Eduard hier wäre, würde er es nur vernünftig finden, daß Sie seinethalben den Sonnenblick nicht versäumen. Die andern sind in ihren Einspännern schon voraus, aber unser zweispänniger Landauer wird den Vorsprung bald eingebracht haben.“

Justine nickte nur, wie abwesenden Geistes, ging aber gerade auf den Stuhl los, auf dem ihr Hütchen und der leichte Umhang lag, und setzte eben den Hut auf, als die alte Freundin in die Thüre trat.

„Sie fahren, liebe Justine?“

„Wie Sie sehen, Frau Marie. Da mein Mann ausgeblieben ist, habe ich keinen Grund, auf die Partie zu verzichten.“

„So komm, Rudeli, ich will dich fertig machen.“

„Der Junge fährt nicht mit. Sie wissen ja, man wartet den Sonnenuntergang ab. Dann wird es noch nicht gleich wieder zur Rückfahrt kommen, so daß Rudi viel zu spät zu Bett käme. Nein, Liebling, erst wenn der Papa da ist, sollst du wieder auf dem Bock sitzen und die Peitsche halten.“

„Oder noch lieber zu Onkel Gast aufs Pferd und den Zügel mit anfassen, gelt, kleiner Freund? Aber ich will nun vorausseilen, Frau Cousine, und unten Ihrer harren. Gnädige Frau —!“

Er verneigte sich mit einem sarkastischen Lächeln gegen Frau Marie und verschwand im Korridor.

„Liebe teure Frau,“ sagte die Alte, „schicken Sie ihm nach und lassen ihm sagen, Sie hätten sich anders besonnen, Sie würden nicht von der Partie sein!“

„Was fällt Ihnen ein?“ erwiderte die junge Frau, indem sie sich vor dem Spiegel ihren Hut feststeckte. „Er müßte mich ja geradezu für verrückt halten. Und warum sollte ich mich anders besonnen haben?“

„Ein Vorwand wird sich leicht finden lassen. Jedenfalls sind Sie es Ihrem Manne schuldig, nichts zu thun, was Sie unheilbar kompromittieren würde.“

„Meinem Manne? Eine so zarte Rücksicht sollte ich auf ihn nehmen, nachdem er eben gezeigt hat, wie wenig Rücksicht er auf mich nimmt? Ich sehe auch nicht ein, was daran unpassend sein könnte, mit einem nahen Verwandten und in Gesellschaft anderer im offenen Wagen einen Ausflug zu machen.“

Dabei warf sie sich ihr Mäntelchen um und ging nach ihrem Sonnenschirm.

„Folgen Sie mir nur dies eine Mal, liebe Teuerste!“ sagte die Alte. „Glauben Sie, daß ich nicht alt geworden bin, ohne Erfahrungen gemacht zu haben. Dieser Ihr naher Verwandter verließ uns mit einem so triumphierenden Lächeln, wie nur ein Mensch, der seiner Sache gewiß ist. Und daß er in Sie verliebt ist und — Macht über Sie hat, — können Sie es leugnen? Nein, blitzen Sie mich nicht mit so drohenden Augen an. Ich bin überzeugt, daß Ihnen jeder unrechte Gedanke fern liegt. Aber auch die ehrbarste Frau leidet Schaden an ihrer Seele, wenn sie sich gegen unlautere Anfechtungen zur Wehre setzen muß. Ersparen Sie sich das und thun Sie nicht aus Trotz gegen die alte Warnerin, was Sie doch vielleicht hernach gereuen würde.“

Der Kellner öffnete die Thür und meldete, der Wagen sei bereit, der Herr Leutnant warte unten.

„Ich komme,“ beschied ihn die Frau. Dann, zu der alten Freundin gewendet: „Ich danke Ihnen für Ihre gütige Sorge um mein Seelenheil. Ich habe es als eine glückliche Fügung angesehen, daß Sie der Schutzengel meines Kindes sein wollten. Für mich selbst bedarf ich keines anderen Schutzes als meines eigenen Gewissens, und darum bitte ich Sie, sich zu beruhigen. Ich weiß genau, was ich zu thun und zu lassen habe. Adieu, Rudeli! Sei brav und folge der guten Tante. Mama bringt dir vielleicht etwas aus dem Walde mit.“

Sie küßte den Kleinen, nickte der alten Freundin zu und ging rasch aus dem Zimmer.

* * *

Gaston stand, ungeduldig ihrer wartend, unten neben dem offenen Wagenschlag, sie nahm aber seine Hilfe beim Einsteigen nicht an, sondern schwang sich leichtfüßig hinein und drückte sich in die eine Ecke des weichen Sitzes. Der junge Offizier, der heute in Uniform war, folgte ihr und sah dann noch einmal zu den Fenstern des dritten Stockes hinauf.

„Rudi winkt mit dem Händchen Ihnen zu, Cousine, und die schwarze alte Kindermuhme sieht uns nach, als ob sie uns mit ihren Blicken durchbohren möchte. Ich habe wohl gemerkt, daß sie Ihnen am liebsten den Ausflug untersagt hätte. Warum haben Sie der gespenstischen alten Dame so viel Autorität über sich eingeräumt?“

„Sie ist eine Witwe und hat ihr einziges Kind verloren, und da sie so unglücklich und vereinsamt ist und sich so rührend zärtlich an meinen Jungen attachierte, habe ich mich rasch mit ihr befreundet, zumal ihre Nähe mir vielfach eine Sorge abnimmt. Auch ist sie eine feine und gebildete Frau, und im übrigen, wenn sie mich auch manchmal ein bißchen hofmeistern möchte, hab' ich doch noch meinen eigenen Willen.“

„Daß Sie ihn diesmal zu meinen Gunsten durchgesetzt haben, teure Cousine, kann ich Ihnen nicht genug danken,“ sagte Gaston, „und es ist mir tröstlich, daß Sie, da Sie zwischen dem jungen Vetter und der alten Hofmeisterin zu wählen hatten, die mich von Anfang an nicht ausstehen konnte, sich für mich entschieden haben. Ich will Ihnen nur gestehen, ich fürchtete mich vor dieser Fahrt.“

Sie sah ihn fragend an.

„Ja,“ fuhr er fort und bemühte sich, tiefsinnig auszusehen, „ich erwartete ja, daß auch Ihr Mann von der Partie sein würde.“

Frau Justine lachte, freilich ein wenig gezwungen.

„Seit wann fürchten Sie sich vor einem Vetter, der Ihnen nie etwas zuleide gethan hat?“

Digitized by Google

„O, Sie wollen mich nicht verstehen. Und Sie wissen doch ganz gut, daß er mir etwas gethan hat, was nie wieder gut zu machen ist! Wenn ich daher sagte, ich hätte mich vor dieser Fahrt gefürchtet, so war es, weil ich mich vor mir selber fürchtete, daß ich vielleicht nicht Selbstbeherrschung genug haben würde, ihm freundvetterlich zu begegnen, sondern ihn meine feindselige Gesinnung würde merken lassen. Und dann fürchtete ich auch noch den Schmerz, Ihnen so viele Stunden gegenüber zu sitzen und mir immer sagen zu müssen — aber nein, Sie haben mir ja schon einmal gedroht, nur Ihre ‚mütterliche Freundschaft' zu entziehen, wenn ich mein Herz über die Lippen springen ließe. Ich verstumme daher."

„Daran thun Sie jedenfalls besser, als wenn Sie Unsinn reden, an den Sie doch selbst nicht glauben," sagte die junge Frau ernsthaft. „Denn wenn es wahr wäre, daß Sie meinem Mann nicht gern gegenübersäßen, warum lag Ihnen doch daran, ihn zum Mitfahren zu veranlassen?"

Er antwortete nicht sogleich, sondern starrte schwermütig vor sich hin.

„Sie sind eine glückliche Gattin und Mutter," sagte er endlich mit einem Seufzer. „Wie wollen Sie die Gefühle eines Unglücklichen verstehen? Aber um nicht wie ein Narr vor Ihnen zu erscheinen, will ich gestehen, daß ich diese Fahrt zu dreien gewünscht hatte, um mich durch den Augenschein recht davon zu überzeugen, wie hoffnungslos meine verschwiegenen Wünsche seien. Ich dachte, dies grausame Mittel würde etwas zu meiner Heilung beitragen, und morgen mit dem frühesten wollte ich dann flüchten, um der Qual ein Ende zu machen. Dazu hat es nun nicht kommen sollen, meine verlorene Liebesmüh' soll noch einen oder gar mehrere Tage fortgesetzt werden. Das aber können Sie glauben: so todesmutig ich in ein feindliches Carré hineinsprengte — täglich es mit anzusehen, daß ein anderer —"

„Still!" unterbrach sie ihn, so nachdrücklich und mit finsterer Miene, daß er einen Augenblick in der That glaubte, sie ernstlich erzürnt zu haben. „Wenn Sie noch ein Wort in diesem Tone sprechen, rufe ich dem Kutscher zu, umzuwenden, da ich nach Hause fahren wolle."

Er sah sie erschrocken an und rückte ein wenig von ihr fort in seine Wagenecke hinein, als ob er fürchtete, schon durch eine Berührung ihres Kleides die Schranke zu durchbrechen, die sie zwischen ihnen aufgerichtet hatte. Dabei schlug er die Augen wieder wie ein gescholtener Schulknabe, der seinen Leichtsinn bereut.

Fünf Minuten fuhren sie so, ohne ein Wort zu wechseln, durch die lachende Gegend hin. Sie beobachtete ihn verstohlen, ohne ihm das Gesicht zuzuwenden, immer noch mit dem Ausdruck einer beleidigten jungen Fürstin in dem schönen rosigen Gesicht. Aber länger hielt sie es nicht aus. Was hatte er so Schweres verbrochen, daß sie ihm nun zur Strafe Schweigen auferlegen mußte? Er hatte ihr ja nur mit den ehrerbietigsten Worten sein Leiden, seine Hoffnungslosigkeit geklagt. Konnte er dafür, daß sie liebenswürdig war und er ein leicht entzündliches zweiundzwanzigjähriges Herz unter der grünen Uniform trug?

„Seien Sie vernünftig, Gaston," fing sie endlich wieder an. „Wollen wir uns den schönen Tag verderben, indem Sie mir unsinnige Dinge sagen, die ich nun einmal nicht hören darf? Erzählen Sie mir von Ihrem Garnisonsleben, seit wir uns damals getrennt haben. So ein junger Sausewind muß allerhand lustige Abenteuer gehabt haben. Ich will Ihre Beichtmutter sein, und wenn es nicht zu arge Sünden sind, verspreche ich Ihnen, Sie zu absolvieren."

Er erkannte sofort, daß er wieder zu Gnaden angenommen sei, aber als ein schlauer Frauenkenner fand er es angemessen, noch eine Weile den Verzweifelten zu spielen.

„O meine teure Cousine," seufzte er, „ich begreife nicht, wie Sie, da Sie doch ein gutes Herz haben, so wenig Mitleiden mit mir fühlen können! Sie verlangen, ich soll vernünftig sein, und wissen doch, daß Ihr Anblick mich um alle Vernunft bringt. Damals, als ich mich von Ihnen trennen mußte, waren Sie gütiger. Sie sahen meinen erbarmungswürdigen Zustand, als ich mich beim Abschiede auf Ihre Hand beugte und einen schüchternen Kuß darauf drückte. Ich sehe noch Ihr Lächeln, mit dem Sie auf den armen Jungen herabblickten, und als ich dann mich nicht beherrschen konnte, mich aufrichtete und diese lächelnden Lippen zu küssen wagte, zürnten Sie mir nicht, sondern schoben mich nur zur Thür hinaus, da Vetter Eduard eben die Treppe heraufkam. Was war denn auch Böses dabei, daß zwei nahe Verwandte sich einmal in die Arme fielen? Und vorgestern nacht, nach dem Konzert, als wir zusammen im Lift hinauffuhren und Sie wieder so unwiderstehlich lächelten und ich den Kopf verlor und mir wieder erlauben wollte —"

Sie war dunkelrot geworden.

„Begreifen Sie denn nicht," fiel sie ihm ins Wort, „daß es nun ganz anders zwischen uns ist? Damals waren Sie fast noch ein Kind, ein neunzehnjähriger Springinsfeld, dem man nichts übelnehmen konnte. Jetzt sind Sie ein junger Don Juan geworden und ich eine alte Frau, die etwas mehr vom Leben und den Männern gesehen hat und sehr gut weiß, was sie von den zärtlichen Gefühlen, die Sie ihr vorspiegeln, zu halten hat, daß Sie sich nur gewissermaßen verpflichtet fühlen, auch mir, wie jeder anderen nicht gerade häßlichen jungen Frau, die Cour zu machen. Wenn ich daran glaubte und Sie reisen morgen ab, geschähe mir ganz recht, daß Sie sich ins Fäustchen lachten und mich für eine eitle alte Närrin erklärten."

Nun war es an ihm, den Gekränkten zu spielen.

„Womit habe ich das verdient!" rief er, indem er düster zum Himmel aufblickte. „Sie halten mich für einen herzlosen Heuchler, für einen Geden, der selbst mit den heiligsten Gefühlen sein Spiel treibt. Ich will mich wahrhaftig nicht besser machen, als ich bin, mich nicht für einen Tugendhelden ausgeben! Mein Gott, in so einem infamen Garnisonsleben, unter leichtfertigen Kameraden — man müßte ein Heiliger sein, wenn man nicht hier und da schon aus Langerweile über die Schnur haute. Aber wenn ich mir nichts wirklich Schlimmeres vorzuwerfen habe — Ihnen allein verdanke ich es. Ihr Bild hat mich in diesen drei Jahren überall begleitet, ich glaubte, wenn ich einmal nahe daran war, in eine Verirrung zu geraten, Ihre Stimme zu hören, Ihre schönen, holden, strafenden Augen —"

Sie legte ihm rasch die Hand auf den Mund. „Bitte, bitte, nicht weiter!" sagte sie. „Ich will es Ihnen ja glauben und sogar stolz darauf sein, daß Sie mich nicht ganz vergessen und an die Ermahnungen gedacht haben, mit denen ich Sie junges Blut auf den rechten Weg zu leiten suchte. Von nun an aber —"

Er hatte ihre weiche kleine Hand von seinen Lippen gezogen und bedeckte sie jetzt mit stürmischen Küssen.

„Von nun an," rief er, „wird es noch trauriger um mich stehen. Zürnen Sie mir doch nicht, wenn ich sage, was Sie ja selber wissen, was Ihnen auch nicht das Herz schwer machen kann, da ich Ihnen gleichgültig bin, mir aber wenigstens für den Augenblick das schwere Herz erleichtert: daß Sie die Schönste, Beste, Liebste von allen Frauen sind, und ich einen Stein in der Brust haben müßte, wenn ich je eine andere mehr lieben könnte, als Sie. Aendert es daran nur das geringste, daß Sie einem andern angehören? Und wird es darum ein Verbrechen, so für Sie zu fühlen und es Ihnen zu gestehen, wenn Sie auch dem Unglücklichen, der zu spät gekommen ist, nicht die leiseste Hoffnung machen können, seine Leidenschaft jemals zu erwidern?"

* * *

Sie lag im Wagen zurückgelehnt in ihrer Lieblingshaltung, die geschlossenen Augen gegen den Himmel gekehrt, über dessen Helle sich ein leichtes Dunstgewölk verbreitet hatte. Die Hand, die er mit seinen beiden ergriffen hatte, überließ sie ihm, doch halb bewußtlos, da sie überhaupt in einem magnetischen Halbtraum neben ihm sitzend seine feurigen Reden einsog, wie einen süßen Wein, der ihr den Kopf umnebelte. Noch nie hatte sie eine solche Sprache, die sie in Büchern wohl kennengelernt, von einer menschlichen Stimme an sich gerichtet vernommen. Alles, was an Jugend und Glücksbedürfnis zurückgedrängt in ihr lebte, wurde aufgeregt, und sie mußte an sich halten, nicht die Lippen zu öffnen und auszurufen: „Sprich weiter, immer weiter! Du

Der Tüpfelkuskus.
Nach einer Originalzeichnung von Friedr. Specht.

Digitized by Google

ſagſt ja nur, was ich ſelbſt empfinde und auszuſprechen nie den Mut und die Gelegenheit hatte.“

Da fuhr der Wagen, der bisher auf einer glatten Chauſſee geräuſchlos hingerollt war, knirſchend auf hartem Kiesgrund auf und machte eine ſcharfe Wendung, um gleich darauf mit einem Ruck ſtillzuhalten. Sie fuhr in die Höhe und ſah ſich um. Sie hielten vor der Thür eines ländlichen Hauſes, das am Waldrande ſtand, über dem Eingang ein Schild mit der Inſchrift „Zum Sonnenblick“, in einem Gärtchen daneben Tiſche und Bänke unter den hohen Fliederbüſchen, die längſt abgeblüht hatten, während an den Malven- und Aſternzweigen die vielfarbigen Blumen ſchon aufzubrechen begannen.

„Schon da!“ flüſterte Gaſton, ihre Hand freilaſſend. „Das Glück war kurz. Da ſind auch ſchon die andern.“

Er öffnete den Schlag, der jungen Frau hinauszuhelfen, über dem Lattenzaun des Gärtchens erſchienen die Hüte der Baronin und ihrer Begleiter, die jetzt aus dem Pförtchen traten, die Nachzügler zu bewillkommnen. Auf der andern Seite des Hauſes unter einem Schuppen ſah man die drei kleinen Wagen, die die anderen drei Paare hergebracht hatten. Die Pferde waren in den Stall gebracht, die Kutſcher ſaßen im Innern des Hauſes beim Bier.

„Sie kommen ſpät!“ rief die Baronin mit einem feinen Lächeln den Ankömmlingen entgegen. „Haben Sie etwa noch einen Umweg gemacht, oder ſind unterwegs entgleiſt? Und wo iſt der Herr Gemahl geblieben, kleine Frau? Nicht eingetroffen? Wie ſchade! Da müſſen Sie ſchon mit dem Herrn Vetter vorlieb nehmen. Wir haben inzwiſchen hier draußen Kaffee getrunken, aber nun iſt es höchſte Zeit, aufzubrechen, wenn wir den Sonnenuntergang nicht verſäumen wollen. Der Wirt ſagt, man habe noch gut dreiviertel Stunden bis zum Ausſichtspunkt und es gehe immer bergan.“

„Eh' wir aufbrechen,“ ſagte der ‚Freund‘, „erlaube ich mir ein Changez-les-dames vorzuſchlagen. Werdeaſels hat den Gedanken gehabt, den ich ſehr billige. Er möchte etwas langſamer ſteigen als Frau Conſtanze, an der bekanntlich eine Gemſe verdorben iſt, und da auch Sie, liebe Freundin, bergan gern zuweilen Raſt machen — alſo angenommen, nicht wahr? und arrangieren wir uns. Ich bitte um die Ehre, unſrer liebenswürdigen Frau Doctor Arm nach Geleit anbieten zu dürfen!“

Er trat auf Juſtine zu, die ſchweigend und zerſtreut ſeinen Arm annahm. So ſetzte ſich die kleine Karawane in Bewegung.

Es ging anfangs in langſamen Windungen bequem hinan, zwiſchen Laubholz und jungem Nachwuchs, und von Zeit zu Zeit bot eine aus rohen Brettern gezimmerte Bank einen Raſtplatz, was die etwas korpulente Baronin ſich regelmäßig für etliche Minuten zu nutze machte, während die andern langſam weiterſtiegen. Noch ſchwebte eine milde Tageshelle über den Wipfeln. Aber der graue Flor, der ſchon während der Fahrt ſich über die Sonne gezogen hatte, wurde dichter und dichter.

Der Freund der Baronin blickte beſorgt zum Himmel auf. „Ich fürchte,“ ſagte er, „wir werden unſer Entree umſonſt bezahlt haben. Wenn wir in unſrer Lage ſitzen, fällt der Vorhang, ſtatt aufzugehen, und wir kommen um das verſprochene Schauſpiel. Unter uns geſagt, gnädigſte Frau, ich liebe überhaupt keine Sonnenuntergänge. Man fühlt ſich immer verpflichtet, melancholiſche Betrachtungen anzuſtellen, was nirgends weniger angebracht iſt, als an der Seite ſchöner Frauen.“

Juſtine erwiderte nichts, ſchon darum, weil ſie die Worte ihres Begleiters vollſtändig überhört hatte. Es war ihr lieb geweſen, daß ſie die Wanderung nicht mit Gaſton zuſammen anzutreten brauchte. Aber die ganze Flut leidenſchaftlicher Worte, die er an ſie hingeredet, wogte ihr noch im Herzen, und ſie fühlte ſich zu ſchwach, ſie zurückzudämmen. Was hätte ſie erwidern ſollen? So war ſie froh, daß ihre Ankunft bei der Waldwirtſchaft ſie einer Antwort überhoben hatte, daß ſie nun all die ſüßen, ſchmeichelnden Gefühle in ſich tragen konnte, ohne durch eine ſtrenge Abweiſung die zaghafte Stimmung zu zerſtören. Sie fühlte ſich auch in ihrem Gewiſſen nicht beunruhigt. War es ihre Schuld, daß ſie ſo geliebt wurde? Und da ſie ſich ſtreng gehütet hatte, nur mit einem Seufzer zu verraten, daß ſie ähnlich fühlte, wer konnte ihr ein Gefühl als Sünde anrechnen, das über ſie gekommen war wie eine Naturgewalt und das ſie ſo tapfer bekämpfte?

Sie ſah aber mit heimlichem Vergnügen, daß Gaſton einſilbiger als ſonſt neben der Gräfin hinging. Daß der Verführer nur ihretwegen, die er ſich nahe wußte, ſich ſtellte, als ob er nach ſeinen leidenſchaftlichen Bekenntniſſen die Sprache verloren hätte, kam ihr nicht von fern in den Sinn. Der Augenblick mit ſeiner überſchwenglichen Wonne beherrſchte ſie ganz; was danach kommen ſollte, daß überhaupt ein Tag kommen mußte, wo ſie wieder die treue, tugendhafte Frau ihres Mannes ſein würde, ſolche Gedanken drängte ſie weit von ſich weg.

Ihr Begleiter wunderte ſich ein wenig über ihre Schweigſamkeit, ſchob ſie aber auf die Verſtimmung über das Ausbleiben ihres Mannes, den ſie einmal in einer Stunde, wo ſie Grund zu haben glaubte, an Gaſton irre zu werden, ſehr beredt gerühmt hatte. Er fuhr fort, in ſeiner gewandten Manier allerlei an ſie hinzureden, und drückte dabei ihren Arm feſter an ſich, als nötig war, ihr den immer ſteiler werdenden Anſtieg zu erleichtern. Sie bemerkte es gar nicht in ihrem wanderlichen Traumzuſtand. Sie ſah und hörte nichts, als Gaſtons ſchlanke Geſtalt wenige Schritte vor ſich und die gleichgültigen Worte, die er ſeiner Begleiterin gönnte.

Als ſie die Höhe erreicht hatten, war es gerade noch Zeit, ſich auf den Bänken niederzulaſſen, die im Halbkreis auf dem kleinen abgeholzten Plateau ſtanden. Der nackte Fels trat hier zu tage, der ſich in ſteilem Abſturz in das tiefe Thal hinunterſenkte. Man ſah von droben auf ein Meer von Wipfeln hinab, das die ungeheure Weite des Grundes ausfüllte und langſam drüben an den Abhängen wieder hinanſchwoll. Weit und breit die tiefſte Waldeinſamkeit, nur ganz unten, von den Laubkronen verſteckt, ein einzelnes Gehöft, wohl eines Forſtmanns, das ſich durch einen dünnen blauen Rauch ankündigte. Weit drüben aber war die gerade Linie der Berghöhe durch einen ſchwarzen Strich hoher Fichten bekrönt, die faſt genau in der Mitte eine Lücke ließen, jenen Abgrund, in den die Sonne um dieſe Jahreszeit verſinken ſollte.

Es ſchien aber, als ſollte dies erhabene Schauſpiel heute allen neugierigen Blicken entzogen werden. Ueber dem ſchwarzen Walde drüben lag eine ſchwere dunkelblaue Wolkenſchicht, die ſich über den halben Himmel verbreitete. Der Wind kam in kurzen, heftigen Stößen von Weſten her, doch ſo hoch über dem Thalgrund, daß die Wipfel drunten nichts davon ſpürten und ſo reglos ſtanden, als bildeten ſie einen einzigen weichen Teppich, auf dem man bequem zu der Fichtenhöhe hinüberwandeln könnte. Es klang wie die tiefen Atemzüge des Waldes ſo feierlich in der weiten, dämmrigen Runde, daß von der kleinen Geſellſchaft droben auf dem Ausſichtsplatz keiner das Schweigen brach. Frau Juſtine hatte ſich an das Ende einer Bank geſetzt und ihre Mantille feſt um ihre Schultern gezogen, als ob ſie trotz der ſchwülen Föhnluft fröſtle.

Zwiſchen ihr und Gaſton war ein Platz frei geblieben. Selbſt der kecke junge Herr, der durchaus nicht ſchwärmeriſch angelegt war, wagte nicht, die andächtige Stimmung, die ſich der andern bemächtigt hatte, zu ſtören, oder der jungen Frau ein verwegenes Wort zuzuraunen.

Nun fielen ſchon einzelne ſchwere Tropfen, und der Wind rauſchte lauter in den Zweigen. Eben wollte die Baronin den Vorſchlag machen, zum Rückweg aufzubrechen, da zeigte ſich am unterſten Rand der Wolkendecke drüben ein roter Schimmer und gleich darauf ein glühender Funke, der größer und größer anſchwoll und ſich bald in halber Rundung zu der Lücke hinabſenkte. Unter dem ſchwarzen Vorhang glitt endlich langſam, wie geſchmolzenes Erz in einen Becher tropft, der runde Sonnenball hervor, ſtand einen Augenblick frei auf dem engen, ſilbergrauen Hintergrund und ſank dann ſacht tiefer und tiefer, bis der letzte Funke von dem ſchwarzen Grund verſchlungen war.

„Das war herrlich!“ kam es von den Lippen der Baronin, die unter der frivolen Hülle einer Weltdame eine romantiſch geſtimmte Seele trug.

„Wie ein Chopinſches Nocturne!“ ſagte die Gräfin.

Frau von Burgſtaller flüſterte, was ſie bei dem großen Schauſpiele empfunden hatte, ihrem Gemahl ins Ohr. Juſtine ſchwieg.

„Schade, daß dieſe Primadonna uns den Gefallen nicht thun würde, noch einmal zu erſcheinen, wenn wir ſie herausriefen!“ ſagte der Graf. „Uebrigens, meine Herrſchaften, möchte ich raten,

Digitized by Google

das Theater zu verlaſſen. Unſre Wagen warten nicht hier aben, und es ſieht ſo aus, als ab wir tüchtig gewaſchen werden ſallten."

Man brach unverzüglich auf, wieder ſo gepaart, wie man heraufgeſtiegen wnr. Juſtine, die vorher den Arm ihres Begleiters bald wieder hatte fahren laſſen, war es nun ſehr zufrieden, daß er ſie durch das trübe Zwielicht der Klippenwege ſicher hinunterführte. Za golanter Unterhaltung war niemand ouſgelegt, obwohl hier unter den dichten Wipfeln der Regen noch nicht beſchwerlich wurde. Als ſie aber unten beim Hauſe anlangten, rauſchte eine ſo ſchwere Flut aus dem nachtdunklen Gewölk herab, daß alle frah waren, unter Dnch zu kammen.

Man hatte vargehabt, die berühmten Forellen im Garten zu ſpeiſen. Der wetterkundige Wirt aber hatte droben in dem großen dreifenſtrigen Zimmer gedeckt, in dem auch ein Sofa und ein ausgedientes, verſtaubtes Klavier ſtand. Während man ſich dort verſammelte, ſetzte ſich die Gräfin an das Jaſtrument und begann jenes Nocturne zu ſpielen, an das die hinabſinkende Soane ſie erinnert hatte. Das Klavier war aber ſo verſtimmt daß ſie bald aufhörte und den Deckel unmutig zuſchlug. Auch über den andern lag eine Verſtimmung, deren Grund niemand anzugeben wußte. Die Baronin machte Goſton Vorwürfe wegen ſeiner mauſſaden Laune. Er ſei verpflichtet, heute wie alle Tage luſtige Einfälle zu haben, und mache ein Geſicht, als ab er noch auf der Feſtung ſäße, ſtatt in ſo angenehmer Geſellſchaft! Der Graf nahm ihn in Schutz mit allerlei anzüglichen Hindeutungen auf ſeinen Kummer, in wenigen Tagen ſich van ſeiner mütterlichen Freundin trennen zu müſſen. An das „raſende Kopfweh", das der junge Heuchler varſchützte, wollte niemand glauben.

Endlich erſchien die Kellnerin mit der rieſigen Schüſſel, auf der ein paar Dutzend der zarteſten rotgeſprenkelten Fiſchchen lagen, alle zierlich gekrümmt und ein grünes Kräutchen im Maul. Hinter ihr trug der Wirt in einer großen Suppenterrine die Bowle herein. Herr von Burgſtaller hatte ſie gebraut, da er den Laubenheimer des Sonnenblickwirtshnuſes einer ſalchea Geſellſchaft nicht würdig gefunden hatte. Er behauptete, nur drei Talente zu beſitzen, Tennis zu ſpielen, ſeine Frau glücklich zu machen und unter den erſchwerendſten Umſtändea eine trinkbare Bowle zu ſtande zu bringen. Leider ſei dem Wirt der Sekt ausgegongen, eine Flaſche Selterswaſſer habe aushelfen müſſen.

Dank dieſem immerhin noch mäßigen Getränk und den untadligen Fiſchen hab ſich die Stimmung der kleinen Geſellſchaft bald. Nur Frau Juſtine blieb ernſt und zerſtreut, nippte nur an dem Glaſe, das ihr Nachbar Gaſton gefüllt hatte, und lachelte mühſam, als der „Freund" der Baranin einen Taaſt auf ſie als die Perle oller Gattinnen und Mütter ausbrachte, die fern von Mann und Kind keiner frohen Empfindung fähig ſei. Sie fühlte in tiefer Beſchämung, wie wenig ſie gerade heute dieſen Ruhm verdiente. Draußen rauſchte der Regen var den Fenſtern herab. „Wir müſſen dieſe Averſe erſt vorüber laſſen," hatte Gaſton erwidert, als ſie ihn leiſe gebeten hatte, anſpannen zu laſſen, da man zu Hauſe ſich um ſie ängſtigen würde. „Rudi iſt ja bei ſeiner Kinderfrau wahl aufgehoben, und Sie, teure Couſine — bin ich Ihnen ſo ſehr zuwider, daß Sie mir die kurze Henkersmahlzeit nicht gönnen und ſo raſch wie möglich mir aus den Augen kommen möchten?"

Der liſtige Verſucher ſah ſie dabei mit ſo demütig flehender Unſchuldsmiene an, daß ihr die Glut ins Geſicht ſtieg. In ihrer Verwirrung bemühte ſie ſich eben hilflas, ein Wart zu finden, das ihn ein für allemal in ſeine Grenzen zurückweiſen ſollte, da öffnete ſich die Thür, und das eintretende Mädchen meldete, es ſei eine Dome draußen, die Frau Daktor Lindblatt bitten laſſe, einen Augenblick hinauszukammen.

Juſtine erhab ſich heftig erſchrocken. Doch ehe ſie nach ihren Platz verlaſſen hatte, drängte ſich neben der Kellnerin ihr Kind über die Schwelle, ſah ſich einen Augenblick im Zimmer um und ſtürmte dann mit dem jubelnden Ruf: „Mammi, Mammi!" der faſſungslos beſtürzten Mutter an den Hals.

Hinter ihm trat Fran Marie ein, ein wenig befangen, aber mit einer ruhigea Verneigung gegen die frmde Geſellſchaft. Dann näherte ſie ſich Frau Juſtine und ſogte: „Sie müſſen mich entſchuldigen, Liebe, daß ich ſo überraſchend mit dem Kleinen Ihnen nachgekommen bin. Er war aber ſo unglücklich über die Trennung von Ihnen, wallte weder ſpielen noch ſeine Milch trinken und fing endlich ſa bitterlich an za weinen, daß ich mich entſchlaß, ein Wägelchen zu aehmen, um ihn durch eine Spazierfahrt zu beruhigen. Er rief aber immer nach ſeiner Mama. Und ſa ſind wir bis hierher gekammen, leider im Regen, was ich aicht vorausſehen lonnte, als wir abfuhren. Indeſſen iſt die Luft noch warm, und Rudeli ſaß ganz trocken und vergnügt unter dem Schirmdach, nad auf der Rückfahrt wird er ja ſchlafen kännen, wenn ſeine Sehnſucht nach der Mama geſtillt iſt."

Während dieſer ruhig ausgeſprochenen Worte war es ganz ſtill am Tiſche geweſen, und auch jetzt noch regte ſich niemand. Es war keinem von allen entgangen, daß die Ueberraſchung, die das Kind der Mutter bereitet hatte, nicht gerade freudig geweſen war. Die Röte auf Frau Juſtinens Wangen war einer tiefen Bläſſe gewichen. Sie hatte aber Zeit gehabt, ſich zu faſſen, und ſagte jetzt in ziemlich kühlem, gemeſſenem Tan: „Ich danke Ihnen, Frau Marie. Sie haben ſehr recht daran getban, dem Drängen Rudelis nachzugeben. Ich ahnte gar nicht, daß er mich heute ſo ſehr vermiſſen würde, da er ja ſonſt ſich aft viele Stunden ahne mich behilft. Nan aber darf ich nicht länger zögern, ihn zur Ruhe lommen zu laſſen. Sie haben wohl die Güte, Vetter Gaſtaa, nach dem Wagen zu ſehen! Auch ſcheint der Regen nachzulaſſen. Wir werden eine angenehme Heimfahrt haben."

Eine tiefe Stille trat nach dieſen Warten ein. Der Leutnant hatte gleich beim Eintritt der alten Dame ſeinen Stuhl, der ſehr dicht bei dem ſeiner mütterlichen Freundin geſtanden hatte, zurückgeſchoben. Jetzt bückte er ſich raſch, um das Matroſenmützchen aufzuheben, das dem Kleinen bei ſeiner ſtürmiſchen Umarmung der Mutter van den blanden Locken gefallen war. Dann erhob er ſich und eilte aus dem Zimmer, von dem ernſten Blick der Alten begleitet, die ruhig mitten im Zimmer ſtand.

Die Baranin fand zuerſt wieder ein Wort. „Das holde Kind!" rief ſie. „Man begreift, daß es Sehnſucht gehabt hat nach einer ſa zärtlichen Mutter. Aber es wird durſtig ſein. Komm, kleiner Schatz, du ſallſt aus meinem Glaſe trinken!"

„Rudi dankt," ſagte Frau Juſtine. „Er hat noch nie einen Trapfen Wein über die Lippea gebracht. Ich will ſehen, ob ich unten im Hauſe etwas Milch für ihn erhalten kann. Sag Gute Nacht, Rudeli! Und laſſen Sie ſich nicht ſtören, ich bitte!"

Der Kleine winkte mit dem Händchen der Geſellſchaft zu, drückte dana aber den Kopf wieder gegen die Schulter der Mamo, da die fremden Geſichter ihm unheimlich zu ſein ſchienen. Donn verließen ſie das Zimmer. Sie fanden Gaſtan unten bei dem Landauer, der eben angeſponnt wurde. Der Himmel hatte ſich geklärt, es fielen nur nach einzelne nachzügelnde Trapfen, die Luft war lau und weich. „Warum haben Sie den Wagen ſchließen laſſea?" fragte Juſtine mit einem ſeltſam ſcharfen Tan. „Es regnet nicht mehr und wir wollen nicht erſticken."

Gaſtan zuckte die Achſeln und gab dem Kutſcher die Schuld. Er hütete ſich zu geſtehen, daß er ihm aufgetragen hatte, jedenfalls den Wagen für die Rückfahrt zu ſchließen.

„Und Ihr Wagen, Frau Marie?" fragte Juſtine.

„Ich habe dea Kutſcher nur zur Herfahrt genammen," erwiderte die alte Dame ruhig. „Er hatte für den ſpäteren Abend nach etwas vor, und ich wußte ja, daß in dem vierſitzigen Landauer des Herrn Leutnaats auch für den Kleinen nnd mich Platz ſein würde!"

Juſtine ſchien etwas erwidern zu wollen, biß aber die Lippen aufeinander. Dann ſtiegen ſie ein. Die Frauen nahmen den Kleinen wieder zwiſchen ſich, der Vetter ſaß ihnen gegenüber und bemühte ſich, munter nad ritterlich zu ſein. Das verging ihm aber bald, da Rudeli ſafort einſchlief und van den beiden Müttern keine auf ſeinen ſcherzendea Tan einging. Da ſchwieg er gekränlt und betrnchtete unverwaadt das ſchöne junge Geſicht ihm gegenüber, bis es Frou Juſtine läſtig wurde und ſie die Augen ſchloß nad den Kapf tief in die Wngeneck drückte.

Die nlte Dame wurde auch heute von dem jungen Herrn keines Worts und Blickes gewürdigt.

* * *

Sa verging die Fahrt in der balſamiſchen Nachtluft unter dem reinen kühlen Himmel, der von unendlichen Sternen funkelte, unfroh und beklammen. Alle wnren froh, als der Wagen vor dem Kurhauſe hielt. Gaſton reichte den Damen den Arm und hab den

ſchlaftrunkenen Knaben heraus, deſſen ſich die Mutter ſogleich bemächtigte. Er beurlaube ſich ſchon hier unten, ſagte der Vetter mit abſichtlich ſteifer Höflichkeit, da er Juſtine fühlen laſſen wollte, wie ſehr er unter der vereitelten Hoffnung einer traulicheren Heimfahrt gelitten habe. Es ſei noch zu früh, ſchlafen zu gehen, er wolle noch einen Freund im Kaſino zu treffen ſuchen.

Juſtine verabſchiedete ihn mit einem ſtummen Kopfnicken. Dann trug ſie den Knaben ins Haus und fuhr mit ihm und der alten Freundin, immer ohne ein Wort zu reden, zu ihren Zimmern hinauf.

Droben bei ihrer Thür angelangt, ſagte ſie nur kurz Gute Nacht und trat über die Schwelle, ohne ihre Nachbarin aufzufordern, noch bei ihr einzutreten. Die Alte hörte dann, wie ſie den Knaben wuſch und zu Bett brachte und dann eine Weile unruhig hin und her ging. Auf einmal öffnete ſich die Thür zwiſchen ihnen, und Juſtine trat ein. Ihr Geſicht war lebhaft gerötet, auf ihrer Stirn der geſpannte Zug, der ſich immer zeigte, wenn ſie unmutig aufgeregt war. „Sie müſſen mich entſchuldigen," ſagte ſie mit etwas ſtockender Stimme, „wenn ich noch ſo ſpät —, ich kann aber nicht ſchlafen, eh' ich vom Herzen habe, was darauf drückt."

Damit ließ ſie ſich auf einem Stuhl nahe bei der Thür nieder, ohne die Alte anzuſehen, die ſich vom Sofa erhoben hatte, als ihre junge Nachbarin eintrat.

„Ich habe mich von Anfang an zu Ihnen hingezogen gefühlt," fuhr dieſe fort, „und es dankbar anerkannt, wie freundlich Sie ſich mir und dem Kinde bewieſen haben. Und da Sie die Aeltere and Erfahrenere ſind, habe ich mich vielfach Ihnen untergeordnet, obwohl ich ſonſt ſehr ſelbſtändig bin. Es ſcheint aber, ich habe Sie verwöhnt. Sie ſiad der Meinuag, eine Art Veraatwortung für mich übernommen zu haben, mich bevormunden zu müſſen, als wäre ich noch nicht alt genug, um ſelbſt für mein Thun und Laſſen einzuſtehen. Ich habe Ihnen ſchon einmal erklärt, daß ich keines Schutzengels bedarf. Was Sie mir heute abend angethan haben, nötigt mich, dieſe Erklärung noch entſchiedener zu wiederholen. Unſer Verhältnis würde ſonſt nicht in der bisherigen Weiſe fortbeſtehen können!"

Die alten Augen hefteten ſich mit einem traurigen Ausdruck auf die eifrige Sprecherin. „Was ich Ihnen heute angethan habe?" ſagte Frau Marie mit einem leiſen Zittern in der Stimme. „Nun, ich denke, damit hab' ich nichts Böſes gethan."

„Leugnen Sie es nicht, Sie haben Rudelis Sehnſucht nach mir, wenn nicht ganz erfunden, ſo doch ſtark aufgebauſcht. Sie wollten ſeine pflichtvergeſſene Mutter daran erinnern, daß ſie es ihm ſchuldig ſei, bei ihna zu bleiben, ſtatt in zweifelhafter Geſellſchaft ſich ſtundenlang zu amüſieren und Nachtfahrten zu machen, die ſpießbürgerliche Klatſchbaſen nicht ganz ſchicklich finden möchten. Ihre Abſicht war vielleicht die beſte. Aber Sie vergaßea dabei, daß Sie mich in den Augen jener Geſellſchaft, die Ihnen nun einmal mißfällt, lächerlich machen mußten. Denn nicht einen darunter haben Sie über Ihre wahren Motive getäuſcht, und alle, nachdem ich gegangeu, davon bin ich überzeugt, haben mich ironiſch beklagt, daß ich mir eine ſolche ſittenrichterliche Oberaufſicht gefallen laſſen müſſe."

„Sie irren, Liebe," erwiderte die Alte, immer mit gedämpfter Stimme. „Ich habe nicht einen Augenblick an das Urteil jener Ihnen fremden Perſonen gedacht, auch nicht, was ſchicklich oder unſchicklich ſein möchte. Nur um Ihr eigenes Urteil war es mir zu thun, wie das ausfallen möchte, wenn der Rauſch verflogen und Sie zur klaren Beſinnung zurückgekommen ſein würden. Und weil Sie mir ſo teuer ſind, wollte ich Ihnen das Gefühl der Reue erſparen und vielleicht noch Schlimmeres, was keine Reue wieder gut machen kann."

Juſtine ſtand haſtig auf. Ihre Augen blitzten, ſie hob den Blick herausfordernd zu der hohen Geſtalt der alten Frau empor und ſagte heftig: „Sprechen Sie es nur aus, was Sie mit Ihren gewundenen Worten andeuten! Sie haben mich für fähig gehalten, meine Pflicht gegen meinen Mann zu vergeſſen und der Verſuchung, einem leidenſchaftlichen Anbeter Gehör zu geben, zu erliegen. Nun ja, ich will mich nicht beſſer machen, als ich bin. Ich leugne nicht, daß es Eindruck auf mich gemacht hat, von einem jungen, feurigen Munde ſo leidenſchaftliche Bekenntniſſe zu hören, daß ich ſelbſt — nein — ich erwiderte dieſe Gefühle nicht, aber ich wäre kein Weib geweſen, wenn ich nicht ein warmes Mitleid mit einem Liebenden gefühlt hätte, den ich hoffnungslos abweiſen mußte. Denn daß ich dazu feſt entſchloſſen war — aber wozu ſage ich Ihnen das? Sie haben mich einer ſündigen Schwäche fähig gehalten; Sie werden meiner Beteuerung nicht glauben, daß ich unter allen Umſtänden ſtark geblieben wäre. Auch frage ich nichts danach; mein Gewiſſen, das mich frei ſpricht, genügt mir! Sie aber frage ich, mit welchem Recht Sie ſich in Dinge einmiſchen, die ich aur mit meinem Gewiſſen auszumachen habe?"

Eine kleine Stille entſtaad zwiſchen den beiden Frauen, die ſich in tiefer Erregung gegenüberſtanden. Dann ſagte die Aeltere: „Mit welchem Recht ich mich um Ihr gutes Gewiſſen bekümmere, fragen Sie? Ich denke, Sie werden mir dieſes Recht nicht beſtreiten, wenn ich Ihnen ſage, daß ich die vertrauteſte Freundin Ihrer Mutter bin und, da Sie dieſe Ihre natürlichſte Freundin und Beraterin nie zur Seite gehabt haben, mir nun wohl herausnehmen darf, ſie Ihnen zu erſetzen, wean ich Sie auf einem gefahrvollen Wege hinſchreiten ſehe, wo ein unbedachter Schritt Sie in bodenloſe Abgründe ſtürzen kann."

Die junge Frau ſchien die letzten Worte überhört zu haben. Sie trat dicht an die andere heran und ſagte haſtig: „Sie haben — meine Mutter gekannt — Sie nennen ſich ihre Freundin — Sie leben noch mit ihr zuſammen — und das haben Sie mir ſo lange verſchwiegen?"

„Liebe Juſtine," erwiderte die andere, „wie hätte ich mir früher ein Herz zu dieſer Eröffnung faſſen können, da ich ja Ihre tiefe Abneigung gegen Ihre unglückliche Mutter kannte! Ich mußte fürchten, daß Sie in mir eine Verbündete der Gehaßten ſehen und mich vermeiden würden. Haben Sie doch alle Annäherungsverſuche ſchroff abgewieſen, die Briefe, die ſie Ihnen ſchrieb, nicht beantwortet, die Bitte, Ihrer Hochzeit aur als ſtille, ferne Zeugin beiwohnen zu dürfen, ruadweg abgeſchlagen. Nach dem, was Sie mir über das Gelöbnis, das Sie Ihrem Vatee geben mußten, geſagt haben, nach der langen Verbitterung, die auch Ihr junges Herz angeſteckt hat, kann ich Ihr hartes Betragen begreifen. Aber Sie verſtehen nun auch, wie es die alte Wunde im Herzen Ihrer Mutter immer von neuem aufreißen mußte, wenn wieder ein ſolches Zeichen der Unverſöhnlichkeit zu ihr gelangte. Und nun durfte ihre Freundin nicht das geringſte thun, ihre Tochter davon zu überzeugen, daß die Mutter vielleicht nicht ganz ſo ſchuldig war, wie der Mann, den ſie verlaſſen, ſie darſtellte."

Sie ſank auf das Sofa, die Kniee wollten ſie nicht länger tragen. Durch ihre ganze Geſtalt lief ein Zittern, als ſie jetzt fortfuhr: „Heute darf ich ja wohl davon ſprechen, ich bin es der Freundin und auch Ihnen ſchuldig, daß Sie non der Unglücklichen gerechter denken. Sie ſelbſt hat ſich ſtets bemüht, auch den Mana nicht ungerecht zu beurteilen, der ihr kein Glück bereitet hat. Er war fünfzehn Jahr älter als ſie und hatte kein Verſtändnis mehr für die Bedürfniſſe einer weichgeſchaffeuen, enthuſiaſtiſchen jungen Seele. Er liebte ſie vielleicht, aber es war ſein ſtetes Beſtreben, ihr dies Gefühl, das ſie beglückt hätte, zu verbergen, ihr nur den ſtrengen Herrn und Meiſter zu zeigen, deſſen willenloſes Geſchöpf ſie ſein ſollte.

Und dann kam der Andere, der ſie anders liebte, ſo wie ſie es bedurfte. Sie wiſſen vielleicht nicht genau, wie ſich's zutrug! Die junge Frau fiel in eine ſchwere Krankheit, der Arzt, der ſie daraus rettete, ſah, was ſie in ihrer Ehe litt, und aus ſeinem Mitgefühl wurde eine Liebe, die er endlich nicht mehr allein zu tragen vermochte. Er ſah ja, wie innig ſie erwidert wurde. Als dann aber Ihre Mutter ſich gegen den Gatten ausſprach und ihn bat, ſie freizugeben, folgte ein Auftritt von ſo zügelloſer, brutaler Heftigkeit, daß das letzte Band zwiſchen den beiden Menſchen, die ſich innerlich nie angehört hatten, zerriß. Die Frau flüchtete zu dem, den ſie liebte, ſie bedachte nicht, daß ſie durch dieſe boshafte Verlaſſung das Recht auf ihr Kind verſcherzte — doch nein, auch wenn ſie es bedacht hätte, es war ſtärker als ſie, es wäre ihr Tod geweſen, wenn ſie in dem alten Ehebaad hätte ausharren müſſen!"

Die junge Frau hatte in tiefer Bewegung zugehört. Ihre Bruſt arbeitete mühſam, ihre Lippen bebten, als ſie ſie jetzt zu einer Frage öffnete: „Und — hat ſie in dem neuen das Glück gefaaden, das ihr Herz erſehnte?"

Die Alte antwortete nicht ſogleich. Erſt nach einer Weile

Digitized by Google

Eislauf Berliner Gemeindeschüler.
Nach einer Originalzeichnung von Werner Zehme.

sagte sie: „Der Mann, dem sie gefolgt wae — von allem, was er ihe verheißen, ist nichts unerfüllt geblieben, ee hat sie auf Häaden getragen, mit dem innigsten Zartgefühl alle Regungen ihrer Seele nachgefühlt und ihre schweeen Stunden eetragen! Aber selbst die Liebe und Kraft eines so edlen Menschen war nicht imstande, ihr Mutterherz darüber zu beschwichtigen, daß sie ihr Kind fremden Menschen überlassen hatte. Sie beachte in der neuen Ehe noch zwei Kindee zur Welt, keines dlieb am Leben, und auch das sah sie als eine gerechte Strafe an für ihe Beegehen. Nein, sie beeente nicht, was sie gethan. Sie hätte es jeden Augeadlick wiedee gelhan! Aber den Preis, den sie für ihre Befreiung gezahlt hatte, fort und fort zahlen mußte, wurde von Jahe zu Jahe druckendee und oft dachte sie, es gehe übee ihe Vermögen.

„Ihr teurer Gatte hatte, sodald sie sich zu ihm flüchtete, seine Praxis in dee Stadt, wo sie bisher gelebt, aufgegeben und war weit weg gezogen. Er hoffte, die Entfernung werde es ihe leichter machen, das Kind zu veeschmeezen. Es war nue eine Erschwerung ihres Verlustes. So lange ihr erstee Mann lebte, hatte sie der Versuchung, die Tochtee etamal wiedee aufzusuchen, widerstanden. Nach seinem Tode ist sie zu ihr geeeist, sie nue von feene zu sehen, und hat zweimal untee fremdem Namen, dem Mädchennamen ihree eigenen Mattee, mehrere Tage im Gasthof gewohnt, nur so lange, bis es ihr gelungen war, dee geliebten jungen Gestalt zu degegnen, das zweite Mal auch dem Kinde, das die Kiaderfrau ihr nachtrug. Können Sie sich den Zustand einee Muttee vorstellen, die an Tochter und Enkelkind dichtveeschleiert vorbeigehen muß, sie nicht an ihe Heez reißen und die lieben Gesichter mit Küssen bedecken darf? Wenn ihr Vergehen einer Sühne bedurfte, durch diesen Schmeez der Entsagung wae es zehnfach gebüßt! O, liebe Justine, das alles, was meine arme Freundin gelitten, trat mir wiedee vor die Seele, als Sie mie sagten, daß Sie bedauerten, Leidenschaft in Ihrem jungen Leben nicht kennengelernt zu haben. Und nun trat eine solche Gefahr an Sie heran, untee Umständen, die eine Verirrung vom Wege dee Pflicht noch viel verhängnisvoller gemacht hätten, in dee Mitte zwischen einem trefflichen Gatten, der Sie vegöttert, und einem leichtfertigen, gewissenlosen Versucher — nein, Sie täuschen sich über ihn! Wenn ich häuslichen Klatsch mie je nahe kommen ließe — das Zimmermädchen hier im Hotel hatte die größte Lust, mie übee diesen jugen Herrn ihe Heez auszuschütten. Und da dachte ich, was meine arme Freundin gethan haben würde, wenn sie sich auf ihe Mutterrecht hätte berufen können, und auf die Gefahe hin, Ihr Herz mie abzuweaden — liebe, liebe Justine, könaen Sie mir zuenen, daß ich Ihnen Kämpfe und Schmeezen habe ersparen wollen, die während meines langen Lebens, selbst an den sonnigsten Tagen, keine Stunde mich rein genießen, mich nie veegessen ließea, daß in dee Ferne ein geliebtes Kind, an dem meine Seele hing, nue mit Gedanken des Hasses an mich dachte, während ich —“ Die Thräneu, die ihr aus den Augen stüezten, unterbrachen ihre stammeluden Worte. Zugleich fühlte sie sich von den zitternden Armen der jungen Feau, die voe ihr niedeegesunken war, umschlossen. „Mutter — a meine Mutter!“ rief sie. „Du — du dist es — dich hab' ich wiedee gefunden — nie — nie will ich dich wieder verlieeen!“

* * *

Es war erst lange nach Mitternacht, daß die beiden so wunderjnm neu Vereinigten sich entschließen kounten, Arme und Hände, die sich fest umschlungen hatten, voneinander zu tösen.

Sie hatten nicht viel gesprochea, immee nue, sich aueinander schmiegend, bald aus offenen Fenster in die stille Nacht hinausblickend, bald Hand in Hand das Zimmee durchschreitend oder am Bett des Knaben sich an seinem holden schlafenden Gesichtchen erquickend, das Wunder ihres Wiederfindens nach so trnurig langer Trennung bestaunt. Wenn sie ein pane leise Worte wechselten, war es immee, wie um Veezeihung füe alte Schuld zu bitten, woeauf sie sich van neuem in die Arme sauken, während in iheee setigen Rührung die Augen ihnen ubeegingen.

Als es zwei Uhr schlug, bestand die Muttee darauf, daß Justine sich niederlegte. „Du glaubst nicht, Mutter,“ sagte die junge Frau, „wie süß es mir ist, mie etwas von dir befehlen zu lassen und als dein gehoesames Kind zu thun, was du mie sagst.“ — —

Dann saß die Alte am Bette dee Tochter, hielt die Hand der jungen Fenn in der iheen und staad erst leise auf, als sie sah, daß dee Schlaf die müden Augen fest geschlossen hatte, so daß sie es nicht empfand, wie die Lippen der Mutter ihre Stirn berührten.

Das alte Heez abee wuede von so widerstreitenden Gefühlen durchströmt, duß na Schlaf nicht zu denken war, obwohl die feendigen den Sieg behielten. Erst als drüben an den waldigen Hügeln der eeste Streif des neuen Tages aufglomm, legte sie sich mit matten Gliedern und wachem Kopf in ihren Kleidern aufs Bett, da es ihe nicht dee Mühe wert schien, sich auszukleiden. Sie hörte auch noch jedes Geräusch des aufwachenden Morgens, das Rollen der Omnibusse, die früh zum Bahnhof fuheen, das Speühen der Wassertonnen, die schon beizeiten die Wege um dea Brunnen zu speengen hatten, and dns Kommen und Gehen der Dieneeschaft deaußea auf dem Korridor. Erst als die Kurkapelle unten den Choeal austimmte, beruhigten sich ihre aufgeregten Sinne, und sie fiel in einen tiefen, dumpfen Schlaf.

Aus diesem, der nur wenige Stunden gedauert hatte, fuhr sie noch halb verträumt auf, da sie nebenun eine kräftige Männerstimme hörte, mit dee das Lachen und Jauchzen des Knaben sich mischte. Sie hatte einen Augenblick Mühe, sich auf die Vorgänge des gestrigen Abends zu besinnen, erhob sich dana aber easch und ermunterte sich vollends, indem sie Gesicht und Hände wusch und ihee Kleidung oeduete. Dann öffnete sie, ohne wie sonst anzuklopfen, die Thür zum Nebenzimmer. Da saß um Frühstückstisch, die Hand seiner Frau haltend, dee geoße, dunkelhnarige Mann, den sie schon an jenem ersten Morgen um sie bemüht gesehen hatte, auf seinem Knie ritt der Kleine, einen blanken Helm auf dem Lockeakopf, einen Säbel umgeschnallt, und spornte sein Pferd mit lustigen Zurufen an. Kaum abee hatte er die Eintretende bemerkt, so glitt er auf dea Boden nieder und lief auf die alte Freundin zu.

„Tante Marie!“ eief er, „dee Papa ist da nad hat Rudi eine Menge schöner Sachen mitgebeacht, und die Mama hat gesagt, Tante Maeie ist Rudis Geoßmama. Ist das wahe, Tante Marie?“

Sie hob den Kleinen auf und küßte ihn in tiefee Bewegmig. Der Gatte Justinens wae aufgestanden und dem Knaben gefolgt. „Wollen Sie mich zum Sohn unaehmen?“ fragte er, ihre Hand eegreifend, die ee ehreebietig an die Lippen drückte. „Wir haben viel wiedee gut zu machen. Wns an mir ist — ich habe Sie schon geliebt und verehrt, da mie Justine scheieb, was Sie unserm Kinde gewesen. Ich verspreche Ihnen —“

Er hatte diese Worte in einigee Beklommenheit vorgebracht, nun verstummte ee, da die Alte, die den Knabea auf dem Arm hielt, auch ihn an sich heranzog. „Meine Kindee!“ hauchte sie. „Wenn ihe es mit mie wagen wollt —“

Es blieb noch eine Weile eine befangene Stimmung unter den so nah' Veedundenen. Die Geoßmuttee mußte sich zu Justine setzen, der Mann wiederholte ihr, wns ee schon seinee Frau erzählt hatte, wie es gekommen sei, daß ee sich nun doch hatte losmachen können. Einee seinee Klienten sei am Morgen des Tages, wa die Abreise stattfinden sollte, während einer letzten wichtigen geschäftlichen Besprechung plötzlich vom Schlage geeührt worden. Es sei unumgängtich gewesen, zu warten, ob er sich so weit erholen würde, um weitere Bestimmungen zu treffen und gewisse Aufschlüsse zu geben. Statt dessen habe eine Wiederholung des Schlnges ihn am Abend hingeenfft.

Hieeauf habe ee als sein Anwalt die halbe Nacht damit zugebracht, die Sache so weit zu oednen, duß er sie für einige Tnge ruhen lassen konnte, habe dann den Nachtzug benutzt, um wenigstens am nächsten Morgen bei seinee kleinen Frau und dem Kiade einzutreffen, da er es voe Sehnsucht keinen Tag länger hätte aushalten können.

„So haben wir alle Drei keine sonderliche Nachtruhe gehabt,“ sagte er mit seinem guten, sonoeen Lachen, indem ee die Hand Justinens streichelte. „Glauben Sie, liebe Mutter, es ist nicht gut, daß dee Mensch allein sei! Ich habe zum Glück die Annette gehabt, die sich auch nicht sehe heroisch in die Trennung von ihrem Rudeli fand. Und du, kleinee Wicht, hat dir dee Patee gar nicht gefehlt?“

„Onkel Gast hat mich reiten lassen auf einem großea lebeadigen Pjerd!“ sagte der Knabe.

Dee Patee lachte und zupfte das Kind am Ohr. „Du heezlosee kleiner Bursch,“ sagte ee; „ein Pferd macht dich alle Kindesliebe vergessen. Schade, daß Onkel Gast dich nicht mehe reiten

Digitized by Google

lassen kann. Denn denke nur, Schatz," wandte er sich an Justine, „ich traf heute früh unsern teuren Vetter, da ich eben ankam, im Begriff, mit demselben Zuge weiterzufahren. Er machte den Arm einer sehr hübschen jungen Dame, der er in ein Coupé erster Klasse half, und war sichtlich betroffen, als ich ihm Guten Morgen! zurief. Ein Brief seines Regimentskommandeurs, den er gestern abend nach einer fröhlichen Landpartie vorgefunden, zwinge ihn, abzureisen, ohne erst noch Abschied von dir zu nehmen. Er bat mich, ihn zu entschuldigen und ihn den Damen zu empfehlen, auch seinen kleinen Freund zu grüßen. Dann stieg er der jungen Dame auch ins Coupe. Er scheint, seit du damals dich seiner sittlichen Aufführung angenommen hast, keine sonderlichen Fortschritte in der Solidität gemacht zu haben! Freilich," fügte er lachend hinzu, „an einem jungen Leutnant von den Chevauxlegers würde jeder ‚Schutzengel' seine Mühe umsonst verschwenden, und wenn er so viel pädagogisches Talent hätte, wie unsere liebe Großmama an dem wilden Buben da bewiesen hat."

„Auch an deiner kleinen Frau!" sagte Justine, die über und über rot geworden war, indem sie die Hand der Alten drückte. „Nicht wahr, liebste Mutter?"

Die Mutter neigte sich zu ihr und küßte sie. „Ich weiß nicht, was du meinst," sagte sie leise. „Aber ich wehre mich nicht dagegen, von euch überschätzt zu werden!"

Tragödien und Komödien des Aberglaubens.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Die Trud.

Von Karl Wolf.

In keinem Volke dürften so viele Arten des Aberglaubens zu finden sein wie bei den Bewohnern der Alpen, welche ohnehin sehr dem Mysticismus zugeneigt sind. Und wenn man nach dem Ursprunge all dieser oft äußerst sonderbaren Gebräuche forscht, so findet man, daß sie durchweg aus jener Zeit stammen, in welcher die heidnischen Urväter unsere Berge bewohnten.

Lange schon sind die Göttergestalten Wuotan, Donar, Holle, Perchtha im Glauben der Einwohner verschwunden, und dennoch tauchen sie allenthalben, bald da, bald dort in den von Urzeiten her überlieferten Sitten und Gebräuchen im Volke auf.

Die Missionäre gingen sicher mit der Lehre des neuen Glaubens äußerst vorsichtig vor und rüttelten möglichst wenig an den im Volke eingelebten und mit dem Familienleben, dem Jagd- und Kriegspfade engstens verwobenen heidnischen Bräuchen. Heute noch findet man auf einsamen Höhen, weit entfernt von Kultur und menschlichen Wohnungen, uralte Kirchen, welche entschieden auf heidnischen Opferstätten errichtet wurden.

Am deutlichsten haben sich die Spuren des „Donar" erhalten. Wird jemand vom Blitz getötet, so sagt das tiroler Alpenvolk: „Den hat der Donar derschlag'n". Der Aelpler glaubt noch fest an das Niederfallen seiner Donnerkeile, die der Volksmund „Donarstoan" nennt, und der Frader eines solchen ist ein Glückskind sondergleichen. Die Alpenrose heißt „Donarblatn" und zieht den Blitz an, wie einst die Donnerkeile des gewaltigen Gottes.

Hunderte und aber Hunderte von Bergfeuern flammen als „Johannisfeuer" im Frühjahr auf in den Bergen von Tirol und sind eigentlich die „Sunnwenddunars" des alten Gottes.

Der Name des Kriegsgottes Era lebt noch im Erchtag Dienstag) in ganz Tirol. Die Göttin „Perchtha" lebt noch in der Sitte des „Perchtenrennens", eines fast unheimlichen Brauches, und man hat aus dem Perchtentag das Dreikönigsfest gemacht.

Ist man so recht vertraut mit dem Volke in den Bergen, daß man sich ohne Umstände mitten unter die Leute setzen kann, oder, findet man sie bei der Mahlzeit, daß man sich ruhig einen Löffel von der Wand langt und sich hineinschiebt zwischen Dirndl und Knecht, kunstgerecht seinen Knödel anstickt in der Schüssel und zum Schluß den Löffel innen und außen gründlich ableckt, die einzig übliche Reinigung, da erlebt man seine Wunder.

Da hört man vom „Putz" auf der Diele, vom „Salteraverte", vom „Zwergigele", vom „Alraunmännlein" und den „Wichteln". Da erzählt die Jungmagd, wie man im vergangenen Jahre für die Toten am Allerheiligentage drei Schüsseln mit Speisen aufgestellt habe und morgens die Schüsseln leer waren (das Totenopfer des Heidentums). „Ja," meint der Knecht, „weil's die Katzen gefressen hab'n über Nacht."

„Geh, du ungläubiger Krampl," zürnt die Magd, „di druckt schon a mal die ‚Trud'!"

Da wird selbst der Knecht still, denn die „Trud" ist auch von ihm gefürchtet.

Da möchte ich nun eine Geschichte erzählen von der „Trud" und einem Kurpfuscher, der sie vertreiben konnte, und dem seine Kunst, an die er übrigens selbst nicht glaubte, denn dazu war er viel zu gescheit, bald eine lange Freiheitsstrafe eingetragen hätte.

Der Prantinger Bauer lag auf der Ofenbank und blinzelte mit halbgeschlossenen Augen hinüber zur Tischecke, wo die Knechte und Mägde um den runden Tisch saßen und mit ihren Löffeln die steifdicke Gerstensuppe aus der mächtigen Schüssel langten. Gesalzenes Fleisch war auch drinnen in der Gerste und die Knechte knackten die Beinlein nur so zusammen.

Als nun aber der Großknecht, der Hans, eine mächtige Speckschwarte hervorholte aus der Schüssel, da sprang der Bauer mit beiden Füßen zugleich auf von seiner Bank. „Himmelkreuzteufel!" fluchte er und stadelte zur Thüre hinaus.

Die Leute am Tische stießen sich an mit den Ellbogen und lachten, denn sie kannten gar gut den Grund des aufsteigenden Zornes beim Bauern.

Den Bauern besuchte nämlich fast jede Nacht die Trud. Kein Mittel half. Sogar ein Kapuziner war aus der Stadt berufen, aber selbst dessen kräftigster Hexensegen nutzte nichts.

Und das Schlimmste war, daß der Prantinger Bauer die „Hexe" ganz genau kannte, welche ihn allnächtlich besuchte Die alte Gustinger Schmiedin war es; aber lieber zu Grunde gehen wollte er, als der verfluchten Hexe auch nur ein gutes Wort geben.

Da lebte nun im Dorfe ein Mann, den nannte man den „eisernen Christl". Gesund und frisch sah er aus trotz seiner weißen Haare, und wenn die Burschen nach Feierabend allerlei Kraftstücke übten, machte der eiserne Christl nicht ungern mit. Kein Mensch im Thale wußte, woher er gekommen sei, und ebenso schwankten die Ansichten über sein Alter. Auf eine in dieser Richtung gestellte Frage antwortete er lachend: „Ja mei, i bin schon wolten lang' auf der Welt. Dem Kaiser Karl den Großen, in dem sein' Namen ihr allwegs Haderfeld treibt, dem hab' i die Taufterzn gehalten, wie's aus den klein' Heidn an Christn gemacht haben."

„Wie i so a lang's Leben aushalt? Ja mei, i hab' halt a eisernes Gstöll (Gerippe)."

Der eiserne Christl, der wurde auch einmal zum Prantinger Bauer gerufen, wegen der Trud. Er war bekannt weit um als ein Heilkundiger und, weil er, geschickt den Aberglauben der Leute benutzend, oft geradezu verblüffende Kuren machte, heimlich gefürchtet, denn man raunte sich zu, der Mann habe ein „Doktor-Faustus-Buchlein" und sei bewandert in der Schwarzen Kunst.

Der Prantinger Bauer klagte also dem Christl sein Leid.

Es war am Abend, eine Stunde etwa, ehe sich der Patient zu Bette legen wollte. Auf dem Tische stand ein Literkrug, und in einer Schüssel lagen Knochenreste von einem Schweinebraten, die vermuten ließen, es hatten sich drei Dreschet sattgegessen und nicht ein Patient. Daß der Krug Weia enthalten hatte, das merkte man an dem gerötelen Gesichte des Bauern.

„Ja, schau, die Teufelstrud, jetzt kummt sie fast jede Nacht und druckt mir's Leben ab. I sag' dir, Christl, wenn i mi nit mit der Kost und an guten Tröpfl Wein derhalten thät, aus war's mit mir, langst aus. Und weißt, wer die Trud sein thut?

Digitized by Google

— Ja so, dir brauch' i so was nit z'sagen, ös haltet ja so alle zammen, ös Leut', die mehr als fünfe zählen können."

Da lächelte der Christl verschmitzt. „Ja mei," sagte er, „ja mei, wissen thu' i freili mehr als ander' Leut', aber gwundri war i, ob d' recht hast. Alsdann, wer ist denn dein Trud, ha?"

Da legte der Bauer seine Hand an den Mund and tuschelte dem Christl ins Ohr: „Die alt' Schmiedin ist's. I kenn' sie allemal. Hockt sie jetzt als Katz' auf mir oder als Bruthenn', manichsmal gar als Tatzlwurm, allweil der Schmiedins G'sicht ist's." „A geh'! schau, schau!" lächelte der Christl, und ein ganz eigener Gedanke schoß ihm durch den Kopf.

Die alte Schmiedin, sie sah wirklich aus, wie sich das Volk eine Hexe vorstellt. Sie war gefürchtet im ganzen Dorfe, denn uder jedea Einwohner hatte sie eine üble Nachrede. Sie schonte den Mann nicht bei seinem Weibe, die Braut nicht beim Bräutigam, und entspann sich zwischen zwei Familien ein Streit, die Guslinger Schmiedin war es, die ihn angestiftet hatte. So machte sie auch dem eisernen Christl das Leben sauer durch die verschiedensten Geschichten, welche sie über ihn herumerzählte.

„Geh', schau, schau!" schmunzelte der eiserne Christl, „die alte Guslinger Schmiedin meinst? Ja, i sag' nix dagegen und sag' nix dafür. Die Leut' reden halt schon allwegs über die Alte, aber mei, 's werd' nix dran sein."

„Jetzt aufhör'n thust mit so einem Gered," eiferte der Prantinger Bauer. „Du weißt 's g'rad' so gut wie i, daß die alte Schmiedin a Trud is. Und i hab' di ruafn lass'n, daß du mir de Hex' vom Hals schaffen thust mit dein Faustusbüchl! Werst leicht an Zauberspruch finden da drinn gegen Trudnen."

Der eiserne Christl stand auf, ging langsam zum Stubenfenster, lehnte sich bequem mit den Ellbogen auf die Brüstung und sah lange hinaus. Wie ein Wetterleuchten flog es über sein Gesicht, so schalkhaft, und seine grauen Augen funkelten vor Vergnügen, wie er sich die nächsten vierzehn Tage ausmalte.

„Na wart', Schmiedin, jetztern thua mir a mal abrechnen. Jetzt will i dir a mal an Abschnitt von mein Faustusbüchl zeigen, daß dir deine fünf Zähn', de d' no hast, wackeln fall'n!"

Der Prantinger Bauer hatte indessen seine lederne Brieftasche hervorgehalt, leckte sich Daumen und Zeigefinger und langte eine Zehnguldenbanknote hervor. „A Zehner laß i mir's kosten, Christl, wenn d' mi von der Trud befreist!"

„Steck' ein dein Geld," wehrte dieser jedoch ab, „Geld darf bei einem Zauber nie dabei sein. Aber helfen will i dir. Alsdann horch auf: die Truden suchen die Leut' auf, weil sie ihnen 's Lebensmarch aussaugen, und 's beste March haben Leut', die viel essen und gut essen, und viel trinken and gut trinken. Jetztern kummst da! Tück sie, die Trud, und fast'."

Da seufzte der Bauer tief auf. „Alsdann erhungern soll i, zwegen so einer Teufelstrud?"

„Selb braachst nit, Bauer," tröstete Christl. „An Milchgries kannst essen auf Nacht, oder a drei, vier Eier in Schmalz g'schlagen, aber beileib' keinen Wein!"

„Aber da fall' i ja ganz vom Fleisch!" jammerte der Bauer.

„Wir mästen di schon wieder auf, sei nit verzagt. Aber jetzt kummt die Hauptsach'. Jeden Abend, beim Zwillicht, mußt die Trud aufsuchen, so auf einen Heimgart. Freundli mußt sein mit ihr und gsprächi, aber alle Abend mußt a Andeutung machen, daß du wissen thust, wer die Trud ist. Zum Abschied sagst den Spruch

‚Dreizehn, drei und sieben,
Heut' werd daheim geblieben.'

Und an Fried' hast, kannst mir's glauben. Also merk' dir's! Kein Extrawurst auf Mittag, seia mit die Leut' essen, z'Nacht a Milchgrieserl, oder Eier im Schmalz, nachher 's Sprüchl anbringen bei der Trud jeden Abend im Zwillicht, aber allwegs freundli und kein Wein, kein Tröpferl Wein!"

Sehr lange lang hatte der Prantinger Bauer die Kur schon ausgehalten, und damals, am Abend, als er, seinen Milchgries im Magen, zusehen mußte, wie die Knechte und Mägde die schöne, stampdicke Gerste auslöffelten, das war der elfte Tag.

Der eiserne Christl war freilich ein Mordskerl mit seinem Faustusbüchlein! Die Trud war auch nicht ein einziges Mal mehr gekommen. Aber das Fasten, das verflixte Fasten!

Und dann die Besuche bei der bissigen Guslinger Schmiedin! Das war auch fast ärger als das Fasten. Anfangs war die Alte höchlichst verwundert über die plötzlichen Besuche des Bauern und ganz besonders über den sonderbaren Spruch beim Abschiede.

Nach einigen Tagen glaubte die Schmiedin einfach, der Prantinger Bauer sei auf dem besten Wege, verrückt zu werden. Am achten, neunten und zehnten Tage wurde sie über die Besuche immer giftiger, und als sie endlich Umfrage hielt, was denn mit dem Bauer los sei, steckte ihr eine boshafte Bäuerin — natürlich wußte ja das ganze übrige Dorf von der Trudenkur — die Geschichte.

Die alte Schmiedin sagte kein Wort auf diese Nachricht. Nur gelb wurde sie im Gesicht wie Pergamentleder.

Als der Prantinger Bauer mit einem tiefen Seufzer ihre Küchenthüre öffnete an diesem Abend, flog ihm eine mächtige Schüssel, gefüllt mit einem Teig aus Pfannenruß und Wasser an den Schädel und ein stacheliger Besen fegte über sein Gesicht

„Da hast dein Trudensegen, du dreifacher Steinesel! Bind' dir g'scheater a Tuch fest um die Ohren, daß si dir nit wie Salatstauden in d' Höh' schießen und daß du 's Zeichen sichtli ummertragst, für wos di so 's ganze Dorf anschaut!" So letzte die Schmiedin hinter dem in heller Flucht davonlaufenden Bauer her.

Das war dem Bauer endlich auch zu toll. Er wusch sich mit großer Mühe am Brunnentrog, kleidete sich am and stackelte, nach langer Pause, wieder zum Rösselwirt hinüber. Die Gaststube war gefüllt mit Leuten, welche auf die Auseinandersetzungen des eisernen Christl lauschten.

„Aufgemerkt, Leut', i hab' nit g'sagt: da versteht a Wetter zu banaen, oder die oder jene huckt den Leuten als Trud auf'n Leib zur Nachtzeit. Kein Mensch kann mir nachsagen, i hätt' an Namen g'sagt! Aber sagt es ja schon der liebe Gott: Mensch, sagt er, hilf dir selb', so hilft dir Gott.

Wena's zammen rechnen wolltet, was an jeden einzelnen 's Lebensmarch kosten thut! Fragt's a mal den Thalgruber, was er Fleisch zahlt, Zugger and Kaffesifoln 's Jahr."

Der Thalgruber schmunzelte geschmeichelt, daß gerade er als Beispiel aufgestellt wurde.

„Rechnet a mal a jeder zammen, was er Tag füe Tag dem Wirt — —" Der Wirt anterbrach hastig den Redner: „Sei so gut und laß die Sachen! Daß i in dee Steuer ao höher aufkumm."

„I mein lei," begütigte Christl, „daß jedweder an Begriff bekummt, was ihm sein Lebensmarch kostet. Und wenn er den haben thut, nachher wird er leicht einsehen, daß mnn si wehren muß, daß einem so a Trud de kostbare Sach' nit nachtlings stehlen thut!"

„Ja, sag," meinte der Thalgruber, „so a Trud — etlichemal hat si mi n schon packt, z'nachst nach der Hochzeit von mei'm Diendl, so n Trud, wie vertreibt man's denn? 's G'weihte mipt gar nix. I hab' an dreifach g'weihten Mariaeinsiedlpfennig, a Kroa Christi-Kreuz und a Mariahilf-Skapulier umhängen gehabt. Und mitten drauf g'setzt hat si die Trud!"

Da sah der Christl lange sinnend vor sich hin auf den Tisch and drehte das Glas mit Daumen und Zeigefinger. Er hatte den Prantinger Bauer recht gut bemerkt, wie er hereingeschlichen kam und sich unten, halb verdeckt vom Ofen, an einen Tisch hinkauerte. An dem Empfang bei der Schmiedin heute abend war er ja auch nicht ganz unschuldig, und er hatte ganz richtig berechnet, dee Bauer würde in seinem Grimm das Wirtshaus aufsuchen.

Darum hatte ee auch die Rede auf Hexen nad Truden gelenkt, ein Thema, welches den Bauern immer willkommen ist.

„Mi hat a mal a Trud g'schunden and plagt, lange Zeit gar nit zum sagen," erklärte er nun. „Kein Mittel hat g'nutzt, kein G'weiht's nit, kein's von aa Stadtdoktor nit!" Er machte nun eine längere Pause, und wie zu sich selbst redend, sagte er leise: „und kein's aus'n Faustusbüchl ait. Die Trud war stäeler als Faustus, dös war a Stoffulitrud (Mephistophelestrud); aber endli, wie i nimmer g'wußt hab' wo ein und wo aus, hab' i die Faustustauf' ang'weadet und dös hat angriffen!"

Die Bauern steckten die Köpfe zusammen „Die Faustustauf? Wie ist sell?" Auch der Prantinger Bauer unten legte sich mit dem halben Oberleib über den Tisch, um ja kein Wort zu verlieren.

„Am dreizehnten in an Moaat nehmea siebea Maader, von den keiner in seiner Alterszahl an Dreier oder an Siebaer haben

darf, die Trud und dunken sie in an Brunnen siebenmal ganz unter, so lang', bis a jeder ia Gedanken g'sagt hat:

„Trud, Trudele, lauf!
Dös ist die Faustustauf!"

Aber keiner darf a anderes Wort sagen, sonst ist alles umsonst."

Langsam trank er sein Glas aus und ging. Kaum war er zur Thüre hinaus, so setzte sich der Prantinger Bauer zu den übrigen Leuten. „Kellerin," schrie er, „Kellerin, den zehntiterigen Krug füllst auf mein' Rechnung und zweimal Schweinsbraten bringst mir, der Teufl soll fasten, i der Prantinger Bauer fast' nimmer!"

Eine Stunde beratschlagten die Bauern, und bald stand einer auf und holte einen Nachbar, dann wieder ein anderer, und der brachte einen Freund. Auf die Stubenthüre schrieben sie mit Kreide eine lange Reihe von Namen auf und die Alterszahlen dahinter, begannen za wischen, bis endlich nur sieben Namen stehen blieben.

Dann brachen sie alle in hellen Jubel aus und die Kellnerin mußte den Weinkrug noch vielmals füllea, bis sie endlich den Prantinger Bauer heimgeleiteten. Der Kopf wirbelte ihm, so viel hatte er getrunken, und schwerfällig sank er in sein Bett.

Einige Stunden mochte er geschlafen haben, als er plötzlich erwachte. Die Schlafkammer zeigte sich in einem fahlen Schein, so daß er sich zuerst nicht auskannte. Regungslos lag er da, die Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne und das Herz schlug, daß er vermeinte, die Schläge zu hören. Er vermochte sich nicht zu rühren, und so begann das vom übermäßigen Weingenuß übererzte Hirn zu gaukeln: unten am Fußende des Bettes schob sich ein Kopf in die Höhe, mit weit geöffneten Augen, die funkelten wie jene einer zornigen Katze. Die grauen Haare standen wirr um den Kopf und sprühten Funken. Nun krallten sich zwei magere Hände an die Bettlade und zogen den Körper empor, der sich wie eine Kugel zusammengeballt hatte.

„Die Guflinger Schmiedin! Die Trud!"

Stöhnend lag der Bauer da mit weit aufgerissenen Augen und bebenden Lippen. Unmenschliche Anstrengungen machte er, aber vermochte sich nicht zu rühren, er vermoch'e die gräßliche, immer näher rückende Gestalt nicht abzuwehren.

Jetzt hockte sie auf seiner Brust, wie Klammera schlossen sich die Knie an seine Seiten, wie ein Schraubenstock. Langsam öffneten sich nun ihre Hände, die mageren Finger auspreizend, und diese legten sich um seinen Hals, wie Eis so kalt. Und nun schlossen sich die Krallea um seinen Hals, immer enger und enger, und immer tiefer senkte sich das Gesicht der Trud auf das seine. Die Augen funkelten, die Lippen schmazten. Da, als er schon meinte, es sei zu Ende, entrang sich seiner Brust ein fürchterlicher Schrei — die Trud verschwand gegen das Fenster zu. Er erwachte völlig, und im heftigen Grimme griff er nach seinen schweren Stiefeln und warf sie gegen das Fenster, daß die Scheiben klirrten.

Da wurde ein Kopf draußen sichtbar. Der Knecht war es, der in der Morgenfrühe zum Stall wollte zur Fütterung.

„Daß die Stadttent' die Stiefel vor die Thür stell'n zen dutz'n, fell hob' i gehört," sagte er trocken, „aber beim Fenster außi g'work'n hat sie keiner. Wenn d' de Modi einführen willst, muaßt an eignen Glaser halten." —

Der Tafelaufsatz der Hamburger Schiffahrtsgesellschaft „Deutsche Levante-Linie".

Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Breuer in Hamburg.

Einige Tage nachher, es war der dreizehnte Oktober, merkte man im Dorfe eine eigenartige Aufregung.

Kein Mensch wollte wissen, was eigentlich im Zuge sei, und doch tuschelte es der Nachbar der Nachbarin ins Ohr. Am eifrigsten war der Prantinger Bauer. Es hatte schon längst genachtet, als sich auf dem Dorfplatze eine Anzahl Leute sammelte, die aber sofort in den Nachbarhäusern verschwanden. Doch überall, aus allen Fenster- und Dachluken schauten neugierige Gesichter hervor; ja sogar hinter den Schornsteinen auf den Dächern waren Leute verborgen.

Still und öde lag der Platz da. Der Brunnen plätscherte, drüben beim Wirt wurde der Hand hereingeholt und der Krämer schloß die Fenster, denn ein heller Lichtstrahl zog von dort über den Dorfplatz.

Da hörte man plötzlich von der Schmiede her gellendes Schreien. Eine Weiberstimme kreischte so fürchterlich ia die Nacht hinein, daß die eingesperrten Hunde za heulen begannen.

Aus der Finsternis der Gasse taachten nun sieben Gestalten auf, vermummt und mit geschwärzten Gesichtern. Die schleppten einen zappelnden Körper, den sie in ein Leintuch fest eingewickelt hatten. Zum Brunnen schritten sie, nahmen links und rechts non dem großen Brunnentrog Aufstellung und hielten den Körper schwebend über das Wasser. Auf ein Zeichen tauchten sie denselben vollständig unter, und eine der Gestalten brummte leise:

„Trud, Trudele, lauf!
Dös ist die Faustustauf!"

Siebenmal wurde diese Prozedur wiederholt, und dazwischen ließen sie ihrem Opfer immer einige Minaten Zeit, zu verschnaufen. Sie bat, sie fluchte und zeterte, alles half nicht, die Faustustaufe wurde gründlich vorgenommen; nach Schluß wurde die Guflinger Schmiedin ausgewickelt und man ließ sie laufen. Das that sie auch weidlich, denn am dreizehntea Oktober pflegt das Brunnenwasser in den Bergen sehr kühl zu sein.

Acht Tage nachher machte ein Gendarm der Schmiedin einen Besuch und später auch dem eisernen Christl, den er einlud, mit ihm einen kleinen Ausflug in die Stadt zu machen.

Christl folgte dieser Einladung lächelnd, verlebte einige Tage in strengster Zurückgezogenheit dortselbst, mußte aber wieder entlassen werden, denn es fand sich kein Zeuge, welcher gegen ihn aussagen konnte, und zudem war der Christl am dreizehnten Oktober den ganzen Tag und die folgende Nacht in der Stadt gewesea.

Die Untersuchung mußte niedergeschlagen werden, denn es war auch unmöglich herauszubringen, wer an der Faustustaufe teilgenommea hatte.

Ob der Prantinger Bauer nun sicher war vor den Besuchen der Trud? Trank er wetter wie früher und ließ er sich auch fernerhin die mächtigen Portionen Braten auftischen, so ist sehr daran za zweifeln.

Das Dorf aber wurde von einer Trude befreit, die vielleicht gerade so schlimm, wenn nicht schlimmer war, als eine wirkliche Hexe hätte sein können. Die „Nachttrud" existierte nur in dem Aberglaaben des Volkes, die „Tagestrud" aber säete Zwist und Streit in die Familien, und darum gönnte ich ihr die „Faustustaufe" aus ganzem Herzen, denn ich habe sie auch gut gekannt.

W. Heimburg. (Zu dem Bildnis S. 37.) Mit um so größerer Freude ist in dem weiten Kreise unserer Leser das Erscheinen des neuen Romans aan W. Heimburg „Im Wasserwinkel“ begrüßt worden, als diesmal seit dem Drucke des letzten Romans zwei Jahre vergangen waren. Während dieser Zeit ist die verehrte Dichterin bedauerlicherweise wiederholt leidend gewesen; im stillen Frieden ihres vom Wald der Heimat umrauschten Sommersitzs in Ballenstedt am Harz hat sie sich aber zu voller frischer Schaffenskraft erholt. Das Bildnis van W. Heimburg, welches wir heute den Lesern darbieten, ist nach der neuesten photographischen Aufnahme ausgeführt worden.

Die Weihung der Fahnen und Standarten des Gardekorps im Zeughause zu Berlin am 1. Januar 1900. (Zu dem Bilde S. 41.) Für das große militärische Schauspiel, das sich am Vormittag des 1. Januar im Lichthafe des Berliner Zeughauses abspielte, war dieses prächtig ausgeschmückt worden. Bekanntlich sind anläßlich der Jahrhundertwende allen Feldzeichen des deutschen Heeres Bänder und Spangen als besondere Ehrungen verliehen worden, und die damit geschmückten Fahnen und Standarten des preußischen Gardekorps sollten nun neu geweiht und eingesegnet werden. Hoch oben auf der Treppe am Eingange zur Herrscherhalle erhob sich der Altar vor zwei riesigen Fahnen in den deutschen Farben. Von 11 Uhr ab begann sich der Lichthof mit den zur Feier Befohlenen zu füllen. Es erschienen die zur Zeit in Berlin anwesenden Generale und Admirale, die Regimentskommandeure des Gardekorps, die Kommandeure der Leibregimenter, sowie Abordnungen derjenigen Truppenteile, deren Feldzeichen dort neu geweiht werden sollten. Vor dem Altar stand der Feldpropst D. Richter zwischen dem katholischen Feldpropst D. Aßmann und dem Militäroberpfarrer, Konsistorialrat Wölfing; zu beiden Seiten die evangelischen und katholischen Militärgeistlichen der Garnison Berlin. Kurz vor 12 Uhr erschien in großer Galaauffahrt die Kaiserin, begleitet von den Prinzen August Wilhelm und Oskar und der Prinzessin Viktoria Luise, um von dem Balkon des Mittelfensters, dem Altar gegenüber, der Feier beizuwohnen. Nach dem Einrücken der Feldzeichen in den Lichthof betrat diesen der Kaiser mit seinen fünf ältesten Söhnen, begrüßte die bereits anwesenden Prinzen, darunter den Erbgroßherzog von Baden, den Erbprinzen von Meiningen und den Prinzen Friedrich Leopold, und nahm, von diesen umgeben, unmittelbar hinter der Statue der Borussia, das Gesicht dem Altar zugekehrt, Aufstellung. Gleichzeitig waren die Leibkompagnie des 1. Garderegiments und die Leibestadeau der Gardes du Corps eingerückt. Die Feier wurde vom Trompeterkorps des 1. Gardedragonerregiments mit dem Niederländischen Dankgebet eröffnet, worauf der Feldpropst die Weihrede hielt. Ein ergreifender Vorgang spielte sich nun ab. Als nämlich der Geistliche die eigentliche Weihe mit der Aufforderung einleitete: „So beuget denn die Kniee und senket die Fahnen und Standarten vor dem Herrn der Heerscharen droben!“ ließ sich der Kaiser, den wir auf unserem Bilde zue äußersten Linken erblicken, auf beide Kniee nieder. Ebenso knieten die Prinzen und Offiziere nieder und hörten entblößten Hauptes und mit gefalteten Händen den Weihespruch an. Die Kommandeure senkten die Feldzeichen bis auf die Brüstung der Treppe, während im Lustgarten die Leibbatterie einen Salut van hundert Schuß abfeuerte. Nach dem Amen spielte das Trompeterkorps das Tedeum, worauf der Kaiser einige Schritte vortrat und an seine Generale und Offiziere eine längere Ansprache hielt, die mit einem dreimaligen Hoch auf die Armee endete. Alsdann begab sich der Kaiser zu den Unter den Linden aufgestellten Truppen des Gardekorps, ritt deren Front entlang und nahm zuat Schluß den Parademarsch ab. E. M.

Ein neues System der Schnelltelegraphie. Auf den Telegraphenlinien zwischen Berlin and Budapest spielte sich vor kurzem ein interessantes Experiment ab, das auf die Entwicklung der Schnelltelegraphie, vor allem die künftige Uebermittlung der langen Zeitungstelegramme, Börsenberichte u. dgl., vermutlich von großem Einfluß sein wird. Eine Depesche von 220 Worten waede in 10 Sekunden zwischen beiden Städten vermittelt, die Geschwindigkeit bei langen Depeschen stellte sich auf die fast unglaubliche Zahl voa 80000 Worten in der Stunde. Der gesamte Inhalt einer 16seitigen Tageszeitung größten Stils würde sich danach in 25 Minuten telegraphisch übermitteln lassen, and daza bedarf es, was das wichtigste ist, keiner überhasteten Arbeit, keiner nervös angespanaten Aufmerksamkeit, sondern nue des Aufspannens des vorbereiteten Depeschestreifens aun Aufgabeort auf eine rasch rollerende Trommel und des Entwickelas und Fixierens einer photographischen Kopie aun Empfangsplatze. Wenn man bedenkt, daß bei langen, besondees unterseeischen Telegraphenlinien Schnelligkeit und höchste Ausnazung des Drahtes die Hauptbedingungen der Rentabilität sind, und daß große Zeitungen, besondees Börsenblätter, es sich viele Tausende kosten lassen, ausführliche Telegramme in kürzester Zeit zu erhalten, so leuchtet die unabsehbare Zukunft der neuen Erfindung, die den ungarischen Elektrikern Anton Pollak und Josef Virag zu verdanken ist, ohne weiteres ein, denn mit den besten und konkurrierenden Systemen der Schnelltelegraphie bekam man bisher kaum über 30000 Worten in der Stunde.

Ueber die technischen Einzelheiten der Erfindung mögen wenige Worte genügen. Die Depesche wird mittels besonderer Schreibmaschinen auf Papierstreifen in Morseschrift eingelocht, wobei die kleinen Löcher in zwei Reihen verteilt sind und in der oberen Reihe Striche, in der untern Punkte bedeuten. Auf eine schnell rotierende Walze gespannt, gleitet der Streifen unter zwei Bürsten hindurch, die verschieden gerichtete Strompulse in die Walze senden, sobald sie die Oberfläche derselben an den Lochungsstellen berühren. Die Ströme durcheilen den Draht und setzen auf der anderen Seite ein Telephon aber vielmehr seine Schallplatte in Schwingungen. Dieselben werden aber nicht akustisch, sondern optisch aufgefangen, und zwar mittels eines beleuchteten Spiegelchens, das sie in Gestalt von kleinen, aber lesbaren Zickzackkurven auf einen lichtempfindlichen Streifen wirft. Der Streifen gleitet auf einer Trommel in Spirallinien vorüber, wird nach Beendigung der Nachricht sofort entwickelt und enthält dann die Depesche in Zeilen geordnet, so daß ein auf Pollak-Virág-Schrift eingeübter Setzer sie sofort in Druckschrift umsetzen kann. Eine Depesche voa 500 Worten bedeckt ein Blatt von 9 cm Breite und 65 cm Länge. Die Niederschrift der gelochten Originaldepesche dauert natürlich wesentlich länger, kann aber auf beliebig viele Hände verteilt werden, wenn nicht der Depeschestreifen schon vom Aufgeber fertig an das Telegraphenamt abgeliefert wird. Vw.

Die Augustiner in München weigern der Leiche Kaiser Ludwigs des Gebannten das Grab. (Zu dem Bilde S. 48 und 49.) Das gestaltenreiche, lebensvolle Bild Ferdinand Leeles führt uns das letzte Schicksal des deutschen Kaisers Ludwig IV vor, der, 1287 geboren, im Oktober 1347 auf einer Bärenjagd bei Fürstenfelde in der Nähe von München vom Schlag getroffen tait den ergreifenden Worten: „Herr, ich habe viel gesündigt, aber Treue die gehalten im Herzen und im Glauben,“ in den Armen eines schlichten Bauers den Tod fand. Sein Wunsch war, bei den Augustinern zu München, deren Kloster er nach dem großen Brande von 1327 mit großer Freigebigkeit wieder hatte aufbauen lassen, die letzte Ruhestätte zu finden. Als sich die Kunde seines Todes verbreitete, zogen die treuen Münchaer nach Fürstenfelde hinaus, um die Leiche ihres geliebten Herrn abzuholen, und nach Einbruch der Nacht traf der traurige Zug bei qualmender Fackelbeleuchtung vor dem Gotteshaus der Augustiner ein. Da fand er das Thor geschlossen und verrammelt, und der Prior des Klosters, ein eifriger Anhänger des Papsttums, weigerte dem Kaiser, der von Papst Johann XXII mit dem Bann belegt morden mar und umsonst eine Aussöhnung mit seinem hartnäckigen Gegner gesucht hatte, das Grab. Die Münchner und andere Anhänger Ludwigs aber erzwangen mit Waffengewalt den Zutritt zu der Gruft des Gotteshauses und setzten die Leiche ihres Kaisers bei. Doch soll der gleiche Prior im Jahr 1359 den Sohn Ludwigs ausgestachelt haben, daß er die Gebeine des Vaters aus ihrer Ruhe reißen und aus der Liebfrauenkirche fortführen ließ. Daran knüpft sich eine der schönsten Münchner Volkssagen, nämlich die, daß der Kaiser in der folgenden Nacht im großen Ornat und umgeben von allen seinen Getreuen wieder in die Kirche eingezogen sei, deren Thore sich vor ihm von selber öffneten und deren Altarkerzen plötzlich von selber erflammten. Jedenfalls bestreitet die historische Forschung die volkstümliche Meinung, daß die Gebeine des Kaisers je aus der Gruft entfernt worden seien, und giebt einer anderen ebenso ansprechenden Fassung recht, nämlich der, daß die Münchner an der Gruft so scharfe Wacht gehalten hätten, daß alle Versuche des Priors, die Leiche zu verunehren, gescheitert seien. Im Jahre 1622 ließ Kurfürst Maximilian I dem Kaiser Ludwig in der Liebfrauenkirche ein Denkmal errichten, und auf der Stelle bei Fürstenfelde, wo er gestorben ist, giebt eine haarmoene Spitzsäule Zeugnis davon, wie volkstümlich die Erinnerung an Ludwig den Bayer, den mächtigen, doch nicht immer erfolgreichen Gegner des Papstes Johana XXII, geblieben ist.

Das Haus als Kompaß und Sonnenuhr. Der Volksstamm der Hova auf der Insel Madagaskar baut seine Häuser stets so, daß sie mit ihrer Längsseite von Norden nach Süden gehen. Fenster and Thür befindea sich immer auf der Westseite, um gegen den vorherrschenden Südostpassat gesichtzt zu sein. Aus dieser stets gleichmäßigen Lage der Hovahäuser ist der Brauch entstanden, die Lage aller Gegenstände innerhalb der Wohnuagen nicht etwa mit „rechts“ oder „links“, sondern nach den Himmelsgegenden zu bezeichnen. So steht für einen Hova z. B. eine Flasche nördlich, südlich, östlich oder westlich auf dem Tisch. Wie nun der Forschungsreisende J. Sibree in seinem Werke „Madagaskar“ berichtet, wird das Haus von den Hova auch als Sonnenuhr benutzt. Die verschiedenen Stanben des Tages benenat man nach den Teilen des Hauses, welche die Sonne auf ihrer Bahn von Osten nach Westen allmählich mit ihren Strahlen berührt. So heißt z. B. 9 Uhr vormittags mitatáo hâratra oder „das Kommen der Sonne über den Querbalken des Daches“. Mittag ist mitatáo voroñana oder „das Kommen über die Firste“, wenn nämlich die Soane senkrecht über dem Hause steht. Gegen 1 Uhr ist mitsidik' andro, „das Hineingucken des Tages“, wenn die abwärts gehende Sonne zuerst in die offene Thür hineinschaut. 3 Uhr heißt „an der Stelle des Kalbanbindens“; es ist dies die Zeit, um welche die Sonnenstrahlen auf den Mittelpfosten fallen, an den das Tier während der Nacht angebunden wird. 4½ Uhr wird endlich „berührt“ genannt, weil dana die Sonnenstrahlen die Ostwand des Hauses erreichen.

Monte Rosa und Val Anzasca. (Zu dem Bilde S. 57.) Nächst der Gruppe des Montblanc ist die des Monte Rosa mit ihrer Reihe von neun Spitzen die höchste und erhabenste des Alpengebirges, ja sie übertrifft den Montblanc in der Wirkung der Formen. Das gilt besonders von dem Anblick, den sie aus den Tiefen der Lombardei gewährt,

Digitized by Google

und wer je das Glück gehabt hat, das himmelansteigende, machtvolle Schneegebirge, das sich im reinsten Silber an der Grenzmarke Italiens und der Schweiz erhebt, vom Dom zu Mailand aus zu sehen, vergißt den überwältigenden Eindruck nie. Den südlichen Zugang zu der prachtvollen Gebirgsgruppe bildet das etwa 45 km lange Anzascatal, das von den üppigen Gestaden des Lago Maggiore, von den borromäischen Inseln und dem lachenden Pallanza bis dicht unter die Gletscher und Firnen des Monte Rosa aufsteigt. Es ist wohl unter den südlichen Alpentälern das großartigste und überrascht durch die Gegensätze von Lieblichkeit und Erhabenheit. Kastanienbäume, Weinreben, stattliche Treppe mit schimmernden Gotteshäusern und Kapellen geben ihm den Stimmungsgehalt des Südens, der durch die bunte, besonders das Rote liebende Tracht der wohlhabenden und fleißigen Bewohner noch erhöht wird; aber der erfrischende, schneekühle Wasserduft, der aus der Schlucht der brausenden Anza aufsteigt, das Weiß der Firnen und das Blau der Gletscher, das durch die üppige Vegetation blitzt, mahnen, je weiter wir in das Tal vordringen, um so stärker an die Nähe des Hochgebirges. Im Hintergrund des malerischen Thales liegt in einem überaus großartigen Gletscherkreis die aus mehreren Dörfern gebildete Ortschaft Macugnaga, wo der Monte Rosa am gewaltigsten in die Erscheinung tritt. Von Macugnaga aus wurde der Gebirgsstock des Monte Rosa, dessen bedeutendster Gipfel, die Dufourspitze, 4638 m hoch ist, zuerst durchforscht. Die erste Besteigung fällt in den Sommer 1855, seither

Der Inselsberg.

und die Dufourspitze jeden Sommer von den Thälern der Nordseite, von Saas und Zermatt, und von Macugnaga auf der Südseite ziemlich häufig besucht. Es haben sich schon Damen mit Glück an dem Sagstück betätigt, obgleich die Besteigung des Monte Rosa für schwieriger als die des Montblanc gilt und besonders die Kletterei von Macugnaga auf die Dufourspitze als eine der größten touristischen Leistungen angesehen wird, die im Bereich der Alpen möglich sind.

Der Inselsberg. (Zu Abbildung.) Teil seiner der Thüringer Berge setzt sich mit dem Inselsberg, dem „Thüringer Rigi", verschieden, der zwar nicht der höchste ist, aber dennoch alle anderen tatsächlich durch die herrlichste Rund- und Fernsicht gewährenden freien majestätischen Lage überragt. Gerade vor 250 Jahren ließ Herzog Ernst der Fromme auf der Spitze des Berges ein turmartiges achteckiges steinernes Gebäude als Unterkunft für sich und seine Jagdgenossen errichten. Im Jahre 1836 stürzte das alte Haus ein und Herzog Ernst II erbaute 1851 das jetzige, hier im Bilde vorgeführte Touristenhaus, das 1895 ums doppelte vergrößert wurde. An Stelle des 1867 zerfallenen steinernen Turmes erbaute dann im folgenden Jahre die trigonometrische Abteilung der königlichen Landesaufnahme den jetzigen hölzernen Signalturm, welcher aber auch in nächster Zeit einem massiven Aussichtsturm mit Glasdach, Orientierungstafel ꝛc. Platz machen soll.

Der große Sternschnuppenfall am 15. bis 16. November 1899, dessen Eintritt die Astronomen berechnet hatten und zu dessen möglichst genauer Beobachtung sowohl in Asien als in Amerika wissenschaftliche Expeditionen gerüstet waren, ist — ausgeblieben. In den angegebenen Nächten sind zwar einzelne Sternschnuppen aus dem Sternbilde des Löwen aufgetaucht, aber von einem selbst mäßigen Sternschnuppenfalle kann absolut keine Rede sein. Dieses Ausbleiben des großen Himmelsereignisses ist höchst auffallend. Ueber die Intensität des Sternschnuppenfalls mochten die Meinungen einigermaßen auseinander gehen: manche erwarteten auf einen großartigen Sternschnuppenregen, wie solcher 1799 und 1833 in Nordamerika gesehen wurde, andere glaubten, daß das Mondlicht die Erscheinung wahrscheinlich beeinträchtigen werde, indem die lichtschwachen Meteore dadurch unsichtbar würden; daß aber die Erscheinung völlig ausbleiben werde, dafür durchaus nicht anzunehmen. Die Ursache dieses Nichterscheinens ist zur Zeit ganz unbekannt. Zwar konnte man in einzelnen Tagesblättern lesen, der Sternschnuppenfall sei ausgeblieben, weil die große kosmische Sternwolke der Erde nicht so nahe gekommen wäre, als vorausberechnet worden, allein dies ist keine Erklärung, sondern nur eine Umschreibung der Thatsache. Die Erklärung muß angeben, weshalb die Meteorwolke der Erde fern blieb, wo und welches die Kraft war, die störend auf ihre Bewegung eingewirkt hat. Dafür aber fehlt eben noch die sichere Erklärung.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch auf einen Punkt hinweisen, den ich in meinem Aufsatz über den Sternschnuppenfall auf S. 736 des Jahrganges 1899 der „Gartenlaube" berührt habe. Dort habe ich erwähnt, daß man schon vor Jahren in den Wandervorträgen von R. Falb hören konnte, daß der Erde im November 1899 etwas sehr Unangenehmes bevorstehe. In der That haben seiner Zeit Zeitungen über solche Ausführungen Falbs berichtet. Wie jetzt indessen Herr Rudolf Falb der Redaktion der „Gartenlaube" schreibt, hat er den Ausspruch, es werde der Erde im November 1899 etwas Unangenehmes passieren, selbst nicht gethan. Nur irrtümlich ist ihm also diese Aussage in den Mund gelegt worden, und die Gerechtigkeit erfordert, ihn von dieser unglücklichen Prophezeiung völlig zu entlasten, was, soweit es mich betrifft, hier geschieht. Dr. H. J. Klein.

Der Tüpfelkuskus. (Zu dem Bilde S. 61.) In Nordaustralien, Neuguinea und auf den angrenzenden Malaiischen Inseln ist der Tüpfelkuskus heimisch. Er zählt zu den Kletterbeutelтieren, die auf den Bäumen leben. Ausgewachsen erreicht er eine Länge von mehr als einem Meter, wovon der Schwanz etwa die Hälfte bildet. Seine Vorderfüße sind als Greiforgane ausgebildet und mit „zwei Daumen" ausgestattet, denn auch der Zeigefinger stellt sich bei ihnen mit dem Daumen den drei anderen Fingern entgegen. Auch der Schwanz dient dem Kuskus als Greiforgan und wird zum Festhalten an Baumzweigen benutzt. Zu diesem Zwecke ist er kräftig und muskulös, nur an seiner Wurzelhälfte behaart, sonst nackt und warzig. Das Tier besitzt ein dichtes seidenweiches Fell, das in der Färbung oft wechselt. Die Bauchseite ist immer glänzend weiß; die Oberseite zeigt auf gelblichweißem Grunde rostrote oder schwarze Flecken, mitunter ist sie aber nur einfarbig, zumeist gelblichbraun. Die Ohren sind kurz und die Gestalt erscheint plump. Der Tüpfelkuskus ist ein Nachttier, und seine roten mit einer spaltförmigen senkrecht stehenden Pupille versehenen Augen sind karminrot; am Tage machen sie einen unangenehmen Eindruck und den Nachts leuchten sie mit unheimlichem Glanze.

Die Lebensweise des Tieres ist noch nicht genügend erforscht; allem Anschein nach nährt es sich von allerlei Früchten, Knospen und Blättern. Am Tage schläft es, und erst nach Sonnenuntergang pflegt es seine Streifzüge zu unternehmen. Nach Europa sind bis jetzt wenige lebende Exemplare gebracht worden, und auch diese lebten nur kurze Zeit. Sie erwiesen sich als wenig verträglich, bärbeißig und futterneidisch. Doch giebt es auch Ausnahmen von der Regel. So hat Professor Semon während seiner Reise an der Küste Neuguineas ein Kuskusmännchen besessen, das sich recht zahm und freundlich erwies, bis es von den Dingohunden der Eingeborenen erfaßt und zerrissen wurde. Gebraten sollen diese Beuteltiere ähnlich wie Kaninchen schmecken, und die Eingeborenen stellen ihnen darum eifrig nach, indem sie ihnen auf Bäumen nachklettern.

Eislauf Berliner Gemeindeschüler. (Zu dem Bilde S. 65.) Mehr und mehr tritt in den Schulen der Reichshauptstadt das Bestreben hervor, nicht nur für die geistige Ausbildung des Kindes Sorge zu tragen, sondern auch der körperlichen Entwicklung der Jugend die ihr gebührende Aufmerksamkeit zu schenken. So ist man neuerdings dazu übergegangen, die Kinder auch im Winter dazu anzuhalten, sich im Freien auszutummeln, indem man die Liebe zum Eislauf in ihnen pflegt und ihnen die Ausübung dieses altdeutschen deutschen Sports erleichtert. Zwar die Schulverwaltung als solche hat mit dem Unternehmen vorläufig nichts zu thun. Der „Verein für gesundheitsgemäße Erziehung der Jugend" hat auch hier wieder anregend und fördernd gewirkt. Er hat mit den Pächtern der verschiedenen über Berlin hin zerstreuten Eisbahnen ein Abkommen getroffen, durch das den weniger bemittelten Gemeindeschülern Gelegenheit geboten ist, sich die Freuden des Eislaufs zu billigerem Preis zu verschaffen. Jedes Kind, das einen von dem Direktor seiner Schule abgestempelten Zettel bringt, erhält Einlaß zur Eisbahn für den Preis von 10 Pf., während sonst das Eintrittsgeld das Doppelte bis Fünffache beträgt. Da aber zum Eislauf vor allem auch Schlittschuhe gehören, so sammelt der Verein bei den wohlhabenden Kindern für ihre ärmeren Genossen, und er hat in diesem Winter wieder an den Magistrat das Ersuchen gerichtet, in den Schulgebäuden Plakate anheften zu dürfen, welche zur Sammlung von Schlittschuhen auffordern. Diese werden dann an die Bedürftigen verteilt.

Digitized by Google

Da kommt es denn wohl vor, daß der Lehrer eine Turnstunde in der Halle ausfallen lassen muß, um sich mit seiner jungen Schar in der frischen Luft gemeinsam den Freuden der Eisbahn hinzugeben. Wir sehen auf unserem Bilde die liebe Jugend unter Aufsicht und Führung ihres Lehrers mit dem von altersher beliebten Schlangenspiel beschäftigt. Die Anwesenheit des Lehrers sorgt dafür, daß die auf dem Eise recht geübten Späße nicht in allzuarge Wildheit ausarten. Dr. K.

Dresdener Chaisenträger. (Mit Abbildung.) Das Dresdener Chaisenträgerwesen, das, als ein Ueberbleibsel altväterischen Stadt- und Hoflebens, wahrscheinlich bald seinem Erlöschen entgegengeht, hat früher in dem Leben der sächsischen Residenz eine bedeutende Rolle gespielt. Im Anfang bildete es einen vielbegehrten Ersatz für das noch nicht vorhandene öffentliche Fuhrwesen. Der Beruf der geldbefrackten Chaisenträger brachte es auch mit sich, daß ihnen mancher geheime Botendienst anvertraut wurde. 1705 brachten diese Träger zum erstenmal in Dresden auf. Der Kaufmann und Ratsherr Landsberger, zugleich Vorstand des Almosenamtes, führte das Chaisentragen ein und gründete mit Zustimmung des Rats eine Sänftenträgerzunft, um zunächst Einnahmen für die Armenpflege zu erzielen. Jeder Träger hatte nämlich zu Gunsten dieser Kasse wöchentlich einige Groschen abzuliefern. Neben der Altstädter Ratschaisenträgerkolonne, die bald hier bald dort ihr Heim hatte, bildete sich bald eine Neustädter Kolonne, und 1717 wurden auch Hofchaisenträger angestellt, die unweit des Schloßthores ihren Stand hatten. Die „Kurfürstlichen", dann „Königlichen" in gelber Livree mit blauen Aufschlägen oft in Streit mit den „Städtischen" in grauem Tuch mit gelben Aufschlägen. Aber der Landesherr und die Stadtverwaltung wußten immer Waffenstillstand herbeizuführen. Die Chaisen wurden in Dresden viel benutzt, Reiche von Stand hatten ihre eigene Sänfte. War ein Hof- oder Gesandtschaftsfest, da war ganz Dresden auf den Beinen, und neugierig sammelten sich die Bürger und Bürgerfrauen vor dem königlichen Palais oder den Gesandtschaftshotels, um die Herren in Hofgala und die Damen in ihren Prachtroben zu bewundern, wenn sie kokett aus der Chaise schlüpften. In der Erinnerung vieler Dresdener lebt noch das Chaisenträgerhaus „mit 6 Arkaden" auf dem Altmarkt, das den Trägern 1746 errichtet wurde. In neuerer Zeit gehörten zu den Dienstpflichten derselben auch feuerpolizeiliche Hilfsleistungen, Beförderung Erkrankter ins Krankenhaus, das „Botschaftsgehen" und Quartierräumen. Das hinderte die Träger nicht, die Zwischenzeit mit anderen Beschäftigungen auszufüllen: sie schnitzten an offener Straße Stiefelknechte, Blumenstäbe, Mausefallen, rauchten Pfeifenköpfe und strickten Strümpfe. Schon in den dreißiger Jahren verlangte die öffentliche Meinung den Abbruch des Hauses auf dem Altmarkt, aber erst die jüngste Zeit brachte das Verkehrshindernis zu Fall. Die Ratschaisenträger zogen sich nun in die angrenzende Schreibergasse, die Hofschaisenträger in Erdgeschoßräume des königlichen Schlosses nahe der evangelischen Hofkirche zurück. Mit der Zunahme des öffentlichen Fahrwerkverkehrs verschwand das Tragen in Chaisen mehr und mehr, nur vereinzelt taucht noch heute bei Hoffesten einmal eine Chaise auf, in der die einst berühmten „gelben Leute" geladene Gäste nach dem Residenzschloß tragen.

Hofchaisenträger in Dresden.

Nach einer Amateur-Aufnahme von Otto Hasselkampf in Potsdam.

Der Tafelaufsatz der Hamburger Schiffahrtsgesellschaft „Deutsche Levante-Linie". (Zu dem Bilde S. 69.) Die Beamten, Kapitäne und Agenten der „Deutschen Levante-Linie", deren Schiffe den Verkehr mit Griechenland, Aegypten und der Türkei vermitteln, haben kürzlich das Fest des zehnjährigen Bestehens der Gesellschaft festlich begangen. Bei dieser Gelegenheit ist dem Vorsitzenden Herrn Generalkonsul Lothe ein kostbarer silberner Tafelaufsatz verehrt worden, der als ein Meisterwerk des Hamburger Goldschmieds R. Schönauer allgemeine Bewunderung erregte. Die Beziehungen der Gesellschaft zum Orient nahm der Künstler zum Anlaß, die Formen des Prunkstücks aus Motiven der morgenländischen Kunst zu entwickeln. Die runde glatte Schale zur Aufnahme von Obst und Backwerk wird getragen von zierlichen Arkaden mit vorspringenden Thorbogen. Aus der Mitte der Schale erhebt sich ein schlankes Minaret aus Elfenbein in Goldfassung. An den Mauerflächen über den Arkaden finden sich in Email die Wappen der Länder und Städte, welche die Schiffe der Levante-Linie anlaufen, im Wechsel mit ornamentalen Rosetten. Das Ganze ruht auf einem Unterbau von schwarzem Holze.

Ein Tresor aus Panzerplatten ist das neueste, was die amerikanische Technik, um den berufsmäßigen Bankeinbrechern das Leben etwas saurer zu machen, hervorgebracht hat. Auch die geschicktesten unter diesen nicht seltenen „Künstlern", die bekanntlich mit Dynamit, Stahlwerkzeugen, Stichflamme und elektrischem Schmelzbogen ausgezeichnet Bescheid wissen, dürften an dem neuen Panzertresor, den sich die Union Trust Co. in Pittsburg von dem dortigen Carnegie-Stahlwerk, dem „Krupp" der Vereinigten Staaten, hat anfertigen lassen, ihre Künste vergeblich versuchen. Das Tresorzimmer, 5 bis 6 m lang und breit, besteht aus gehärteten Nickelstahlplatten von 3600 Centnern Gewicht, die zum Teil noch mit zähen Eisenplatten hinterlegt sind. Das ganze Gemach bietet keine sichtbaren oder für ein Werkzeug angreifbaren Fugen. Cementmauerwerk schließt diesen Stahlkäfig ringsum ein, und die kreisförmige 200 Centner schwere Tür wird durch 27 über den Umfang verteilte Riegel verschlossen. Bp.

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel. Von Erh. Lipka.

Rechenaufgabe.

Auf den Seiten eines Rechtecks, das doppelt so lang ist als breit, hat man folgende Stücke abgeschnitten: 1) $AE = \frac{1}{4} AB$, 2) $BF = \frac{1}{4} BC$, 3) $CG = \frac{1}{4} CD$ und 4) $DH = \frac{1}{4} DA$. Die Teilpunkte von je zwei zusammenstoßenden Seiten hat man durch gerade Linien verbunden. Die an den vier Ecken abgeschnittenen rechtwinkligen Dreiecke sind zusammen 144 qcm kleiner als das Viereck $EFGH$. — Wie groß ist jedes der vier Dreiecke? Wie groß ist das Viereck $EFGH$? Wie lang sind die Seiten des Rechtecks? A. St.

Anagramm.

Wenn man's getrennt vom Nächsten meint,
Sn drückt es Anerkennung aus;
Doch ruft man's im Beginn vereint,
Wird ein verächtlich Urteil draus.

Skataufgabe. Von J. Kühn.

Hinterhand hat folgende Karten

(p.As) (p.D.) (car.As) (car.K.) (car.O.) (car.U.) (tr.U.) (tr.K.) (tr.Z.) (tr.9.)

toneniert r(e)Ø und gewinnt.

Welches Blatt hat außerdem im Skat gelegen? Wie ist die Kartenverteilung und der Gang des Spieles?

Scherzrätsel.

Ja dem Befehle, einzuholen,
Mag der Befehl, ganz still zu sein,
Die Mitte hallen, und das Ganze
Ist deutsches Land; wem fällt es ein?

Wechselrätsel.

Mit T hat es vier Beine,
Mit L hat es gar keine,
Mit S war es ein Dichter,
Mit W giebt's feine Lichter.

Silbenrätsel.

Die beiden ersten haben von der letzten vier;
Sei du im Streit das Ganze nicht, so rat' ich dir. E. S.

Buchstabenrätsel.

Aus den gegebenen Buchstaben sind acht Wörter zu je neun Buchstaben zu bilden. Bei richtiger Lösung nennen alsdann die an erster und vierter Stelle stehenden Buchstaben, beide in der hier gegebenen Reihenfolge gelesen, den Titel einer bekannten Oper.

1) Aaeejanps 2) Abeeffhno 3) Deefgürs 4) Ddeenosty 5) Aeginnppr
6) Aehpsssty 7) Acimmmnnr 8) Aceegnnnn.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 2, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Der Krieg in Südafrika. Gleich zu Anfang des neuen Jahres überraschten englische Blätter die Welt durch Alarmdepeschen von Siegen, welche die englischen Truppen über die Buren bei Dordrecht, Colesberg und Sunnyside sollten erfochten haben. Allein auch diesmal handelte es sich nur um ganz kleinliche Waffenerfolge. Wohl war es General French am 1. Januar gelungen, die Buren bei Colesberg aus einzelnen Positionen zu verdrängen; aber schon in der folgenden Nacht besetzten letztere unter gleichzeitigen Truppenverstärkungen ihre Stellungen wieder. Die Lage auf dem ganzen Kriegsschauplatze ist also die nämliche wie früher. General White ist seit dem 27. Oktober mit seiner gesamten Streitmacht von etwa 12000 Mann in Ladysmith eingeschlossen, wo Kolik und Fieber in erhöhtem Maße wüten, Kimberley ist unentsetzt, Lord Methuen ist außer stande, vorzurücken, und General Buller befindet sich am Südufer des Tugela gegenüber einer 16 Meilen langen, sehr starken Verschanzungskette der Buren noch mehr als je in einer außerordentlich gefährlichen Lage.

Um ihrer Truppenmacht unter allen Umständen ein Uebergewicht über die Buren zu sichern, ist der englischen Regierung jedes Angebot willkommen. So zeigt unsere obenstehende Abbildung Typen der South-African-Lighthorse-Truppen, das ist freiwillige Reiterei, die aus Engländern der Kapkolonie gebildet wird.

Es wird sich nun fragen, ob sie die Hoffnungen, welche die Regierung auf sie setzt, erfüllen oder ob sie nicht auch wie die bisher unterlegenen Truppen von dem Volksheer der Buren geschlagen werden.

Freiwillige Reiterei, gebildet aus Engländern der Kapkolonie.
Nach einer Photographie gezeichnet von Rich. Mahn.

Der Bergsturz zu Amalfi. Nach ist der furchtbare Felssturz in Airola in aller Erinnerung, da kam die Schreckenskunde von einer neuen Bergkatastrophe, die sich zwei Tage vor Weihnachten in Amalfi ereignet hat.

Wahrscheinlich infolge Verwitterung des schon durch seine chemische Zusammensetzung für atmosphärische Einflüsse außerordentlich empfänglichen Dolomitgesteins löste sich am Nachmittage jenes Tages eine Masse von etwa 30000 Kubikmetern ab. Sie riß einen Teil des auf unseren Abbildungen sichtbaren Kapuzinerhotels mit und verschüttete mehrere Häuser sowie das tiefergelegene Hotel „Santa Catharina", wobei zwei dortselbst zurückgebliebene Engländerinnen getötet wurden. Ein Teil der Felsmasse stürzte ins Meer und begrub vier im Hafen ankernde Segelschiffe mit deren gesamter Bemannung, zehn Mann, meistens Seeleute. Außerdem sind durch herabstürzende Blöcke auch zehn Personen schwer verletzt, sowie einige andere eingeschlossen worden, die jedoch vor dem Erstickungstode gerettet werden konnten. Das Trümmerfeld an Stelle des seitherigen Paradieses mit den herrlichsten Orangenhainen und tauschigsten Vignen bietet einen traurigen Anblick.

Fürst Philipp Eulenburg. Eine Auszeichnung von ganz besonderer Seltenheit ist dem deutschen Botschafter in Wien Philipp Grafen zu Eulenburg durch seine am Neujahrstage erfolgte Erhebung in den Fürstenstand mit dem Prädikat „Durchlaucht" zu teil geworden. Derselbe ist zu Königsberg i. Pr. 1847 geboren und begann seine diplomatische Laufbahn 1882 als Sekretär der preußischen Gesandtschaft in München. Seit 1888 Gesandter in Oldenburg, wurde er 1890 als solcher nach Stuttgart und zwei Jahre darauf als Botschafter nach Wien berufen.

Dr. Freiherr Otto v. Völderndorff und Waradein †. Einer der bedeutendsten Staatsmänner Bayerns, Dr. Freiherr Otto v. Völderndorff und Waradein ist im 75. Jahre

Das Kapuzinerhotel vor und nach dem Sturz.

Der Bergsturz zu Amalfi.

Digitized by Google

Fürst Philipp Eulenburg.
Nach einer Aufnahme von F. Ahrenthaler, Hofphotograph in Ellenburg

Dr. Freiherr v. Löhlerndorff †.
Nach einer Aufnahme von A. Werner, Hofphotograph in München.

Karl Millöcker †.
Nach einer Aufnahme von Photograph Angerer in Ischl

Heinrich Ehrlich †.
Nach einer Aufnahme von J. Baruch, Hofphotograph in Berlin.

Anton Aspenger †.
Nach einer Aufnahme von Photograph Alois Dampfhofer in Graz

nm 10. Dezember in München gestorben. Als Enkel des Ministers Grafen Reigersberg ward er früh auf die diplomatische Laufbahn hingewiesen. Nachdem er die Erziehung eines Edelknaben in der königlichen Pagerie genossen, dann 1850 den Doktorhut der juridischen Fakultät mit Auszeichnung gewonnen und im gleichen Jahre den Staatskonkurs als der Beste in Oberbayern bestanden hatte, trat er als Sekretär in das Justizministerium, woselbst er bald zum Geheimsekretär vorrückte. Später als Handelsappellgerichtsrat in Nürnberg lernte er dort den nachmaligen bayrischen Ministerpräsidenten Fürsten Chlodwig von Hohenlohe kennen, dem er 1867 seine Berufung in das Ministerium des Aeußeren verdankte. Im richtigen Verständnis für die Aufgaben der Zeit war er des Fürsten treuer Mitarbeiter und blieb dessen Freund bis an sein Lebensende. Achtundzwanzig Jahre ersprießlicher Wirksamkeit hat er dem Staatsdienst auf dem wichtigen Gebiete auswärtiger Politik gewidmet, bis er 1895, durch die Ernennung zum Staatsrat im aktiven Dienst geehrt, aus Altersrücksichten in den wiederholt erbetenen Ruhestand trat.

Geh. Oberregierungsrat Richter,
Reichskommissar für die Pariser Weltausstellung.

Die endlich erlangte Muße gehörte seinen geist- und gemütvollen „Harmlosen Plaudereien eines alten Münchners“, die den schönwissenschaftlichen Teil seiner in der Hauptsache strengjuristischen Fachwerken gewidmeten schriftstellerischen Thätigkeit bildeten. Zu seinen Hauptschriften von teils maßgebender Bedeutung zählt man den „Kommentar über das deutsche Handelsrecht“ und die „Konkursordnung“.

Heinrich Ehrlich — Karl Millöcker †. Noch kurz bevor das alte Jahr zu Ende ging, wurden der Musikwelt zwei Männer durch den Tod entrissen, deren Namen guten Klang bewahrten. In der Nacht zum 30. Dezember starb in Berlin der Musikschriftsteller und Pianist Professor Heinrich Ehrlich. Zu Wien am 5. Oktober 1822 geboren, lebte er seit 1862 in Berlin als konzertierender Pianist und Lehrer am Sternschen Konservatorium und übte gleichzeitig als angesehener Musikkritiker mehrerer Tages- und Fachblätter, sowie als musikgeschichtlicher und belletristischer Schriftsteller einen beachtenswerten Einfluß auf die Gestaltung des musikkünstlerischen Lebens der Reichshauptstadt aus. Auch die „Gartenlaube“ zählte Professor Ehrlich zu ihren beliebten Mitarbeitern, und sie wird ihm ein bleibendes Gedenken bewahren. — Ebenfalls knapp an der Jahreswende, und zwar am 31. Dezember, starb der Operettenkomponist Karl Millöcker zu Baden bei Wien infolge eines Schlaganfalls im Alter von 57 Jahren. Nach Offenbach, dem klassischen Meister der Operette, und neben Franz v. Suppé und Johann Strauß war Millöcker der melodien- und erfolgreichste Vertreter der leichtgeschürzten komischen Muse. Unter seinen 20 Operetten, nebst vielen Possenmusiken, sind als die bekanntesten und besten „Der Bettelstudent“, „Der Feldprediger“, „Der Vizeadmiral“, „Gasparone“ und „Der arme Jonathan“ zu nennen, denen leichte prickelnde Melodien und Couplets Volkstümlichkeit erlangt haben. Mit Millöcker, der ein Wiener Kind war, ist der letzte Meister der Wiener Operette geschieden.

Anton Aspenger †. Im Hause der Barmherzigkeit zu Graz ist am 16. Dezember Anton Aspenger, der Nestor der steirischen Tondichter, 80 Jahre alt, arm und verlassen gestorben. Am 1. Juni 1820 in dem steiermärkischen Dorfe Zerlach als armer Leute Kind geboren, offenbarte Aspenger früh große musikalische Begabung, die denn auch sorgsame Förderung erfuhr. Mit 23 Jahren wurde er Mitglied der nachmals so berühmten Gungikapelle, bereiste mit ihr ganz Deutschland, Rußland und Oesterreich und kam in persönliche Berührung mit Meyerbeer, Mendelssohn und anderen Musikgrößen. 1852 wurde er Stadtkapellmeister von Leoben. Nach dreißigjähriger Thätigkeit verlor er jedoch die Stellung und führte seitdem ein trauriges Dasein, von welchem ihn nun der Tod erlöst hat. Als Komponist des Liedes „'s Kohlroserl“, welches Aspenger einst dem Verleger um das Honorar von — zwei Viertkreuzerzigarren überlassen hatte und das bald überall in der Welt die Herzen rührte, wird sein Name in Erinnerung bleiben.

Das Grabdenkmal Heinrich Heines für Paris. Ueber dem Grabe Heinrich Heines auf dem Montmartrefriedhof in Paris, das bisher ohne Denkmalsschmuck geblieben war, soll sich demnächst eine Büste des Dichters erheben. Dieselbe rührt her von der Hand des in Rom lebenden dänischen Bildhauers Hasselried, desselben Künstlers, welcher bereits früher eine Heinebüste für das Schloß Achilleion der Kaiserin Elisabeth auf Korfu gefertigt hat. Wie damals, so ist auch jetzt der Name des Auftraggebers unbekannt geblieben; doch vermutet man, daß es die dahingeschiedene Fürstin, die in eine schwärmerische Verehrerin Heines war, gewesen ist. Das Denkmal selbst hat die Gestalt einer Herme und trägt oben die wohlgelungene Büste des Dichters. An der Vorderfläche der Säule sieht man unter einem Schmetterling als Psyche eine griechische Lyra, deren Saiten von einem Kranz erschlossener Rosen durchflochten sind. Unten zeigt das Postament zwei Palmblätter mit einem von Lilien umschlossenen Tannenzapfen als Symbol der Liebe, des Todes und der Unsterblichkeit. Der Grabstein trägt im Flachrelief zwei lyrische Werke des Dichters, auf denen ein Lorbeerkranz ruht.

Heinrich Heines Grabdenkmal für den Montmartre zu Paris.

Die Kolonialschule „Wilhelmshof“ bei Witzenhausen, welche unlängst ins Leben gerufen wurde und über deren Zweck und Einrichtung wir früher an dieser Stelle berichtet haben, konnte bereits Mitte Dezember zwei ihrer Schüler unter geziemenden Ansprachen seitens des Direktors und der Lehrer feierlich verabschieden. Die beiden Leute haben Stellung auf Kamerun angenommen, wohin auch unsere Glückwünsche sie begleiten mögen.

Digitized by Google

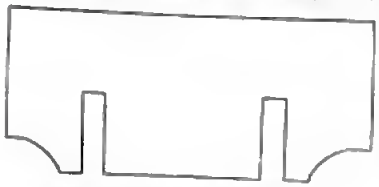
Für Hausfrauenfleiss.

Gehäkeltes Jäckchen für einjährige Kinder. Man beginnt die Arbeit mit einem Anschlag von 40 Maschen und häkelt in tunesischem Häkelstich mit vierfacher Zephirmaille zunächst 6 Touren gleichbreit; von der 7. bis 16. Tour verbreitert man die Arbeit einseitig um je eine Masche, häkelt wieder 6 Touren ohne Zugabe und geht bei den nächsten 6 Touren zurück auf eine Breite von nur 25 Maschen. Bei Beginn des Rückens schlägt man zu den 25 Maschen neuerdings 25 Maschen hinzu und häkelt nun für den

Gehäkeltes Jäckchen für einjährige Kinder.

Schnitt zum gehäkelten Jäckchen.

Rücken 50 Maschen breit und 38 bis 40 Touren. Dann wiederholt man die Reduktion auf 25 Maschen für den Aermelausschnitt und fertigt in gleicher Weise wie oben die andere Hälfte zum Vorderteil des Jäckchens an, so daß dies aus nur einem Stück besteht und lediglich nach der Einfügung der Aermel bedarf. Die Aermel werden nun der Manschette aus gearbeitet. 30 Maschen genügen für die nötige Weite derselben. In dieser häkelt man 10 Touren, legt bei der nächsten Tour in jede der mittleren 12 Maschen noch 2 Maschen auf und häkelt in der so entstehenden Weite von 54 Maschen 30 Touren. Von da an nimmt man wieder ab, und zwar in der folgenden Tour 5 Maschen an jeder Seite und in weiteren 3 bis 4 Touren nach ferner je 3 Maschen. Den Abschluß des Vorderteiles, des Halsausschnittes und der Manschetten bilden zweifache Stäbchen und Picots, als unteren Rand häkelt man ein etwa 6 Touren langes, schmales Spitzen- oder Bogenmuster, näht schließlich die Schulterteile recht sauber zusammen, fügt die Aermel ein und schlingt durch die Stäbchen an Hals und Aermel ein Seidenbändchen.



Schnitt zum gehäkelten Jäckchen.

Schulschürze. Eine kleidsame und sehr praktische Schürze für Schulmädchen stellt unsere untenstehende Abbildung dar — eigentlich eine Vereinigung von zwei bekannten Formen: ein Latz mit gekreuzten Achselträgern, der sich nach rückwärts fortsetzt und mit der Schürze fast das ganze Kleid deckt. Die Latzform wird durch zwei bis zur Achsel reichende schmale Volants hergestellt. Aus einem feingestreiften Crepe lonae oder Zephir nerfertigt, mit einfarbigem Gürtel und Volants sieht die Schürze außerordentlich nett aus, besonders wenn für den vorderen Latz die Streifen quer genommen werden. Dieses Stück kann dann einfach dem im ganzen geschnittenen Oberteil aufgesetzt und mit den Volants festgesteppt werden.

Ein nettes Tragkleidchen. Dasselbe besteht aus einem breiten Streifen, in tunesischem Stich aus weißlicher Baumwolle sehr dicht gehäkelt, ebensolchen Achselträgern und einem angesetzten Rockteil aus Baumwollflanell oder Piqué in derselben Farbe. Da der tunesische Stich ein Gewebe von kleinen Vierecken bildet, so läßt sich auf den Streifen wie auf Canevas irgend ein hübsches farbiges Muster sticken, teils Kreuzstich, teils leichtere Zierstiche; der Ansatz der Achselbänder wird ebenso markiert. Ein leichtes Futter macht das gehäkelte Leibchen noch solider und verhindert das Verziehen in der Wäsche.

Schulschürze.

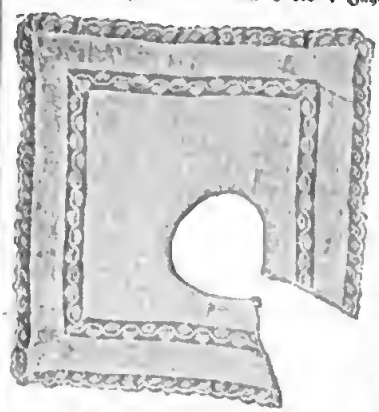
Lätzchen für kleine Kinder dient mehr als Zierde für ausgewaschene Hauskleidchen, wird unten mit einer Klammernadel am Kleidchen festgesteckt. Feiner Mull giebt doppelt genommen das 25 cm große Lätzchen; 2 cm breiter Zwischensatz, 2,3 cm vom Rand; an den vier gerade Seiten krause Valenciennesspitze; Zierstiche aus starkem Leinenfaden um den Einsatz.

Einfachee Hemdenschnitt für vier- bis sechsjährige Mädchen. Da die Kleinen so schnell aus der Kleidung herauswachsen, ist es sehr praktisch Hausfrau anzuraten, namentlich die Wäsche so einfach wie möglich anzufertigen. Der einfache Schnitt unseres Musters, der weder Keile noch Zwickel aufweist und mit den Aermelchen im Zusammenhang geschnitten wird, ermöglicht es auch, das ganze Hemdchen in Ermangelung einer Maschine mit der Hand zu nähen. Gutes Hemdentuch (den Meter zu 30 bis 40 Pfennig), niedliche, gehäkelte Spitzen, die sogar nach länger halten als billige Stickereien, sind wohl das geeignetste Material dazu. Das 30 cm lange Stück zwischen den Aermeln, das heißt der Halsausschnitt, wird vorn und hinten bis auf 18 cm Länge eingekraust, der 5 cm breite obere Aermelrand (von 18 bis 23) erhält ein 2 cm breites Streifchen Zeug untergesteppt, als Halt für Knöpfe und Knopflöcher; erstere sind beim Rückenteil aufgenäht.

Tragkleidchen in Häkelarbeit und Stickerei.

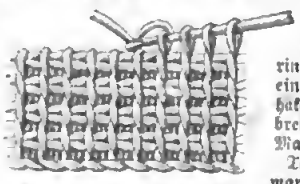
Der ganze obere Rand, ringsherum über Aermel und Halsausschnitt, wird nach rechts umgebogen und mit weißem oder buntdurchwebtem Wäschebändchen besetzt, dem sich gehäkelte Spitzen anschließen. A. H.

Unterröckchen in tunesischem Häkelstich von fünfdrähtiger englischer Walle für Kinder von 6 bis 7 Jahren. Man arbeitet mit einer langen, gleichmäßig dicken Holz- oder Beinnadel im Durchmesser von 1/2 cm, beginnt mit einem Anschlag von 65 Luftmaschen und häkelt im tunesischen Stich mit Aufnahmen von Schlingen im Hingehen und Abmaschen im Rückweg eine Reihe.

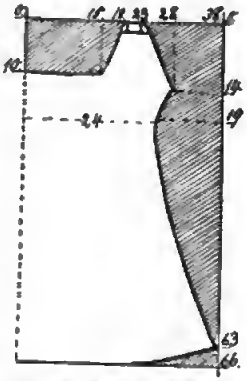


Lätzchen für kleine Kinder.

Bei der zweiten Reihe wird erst eine Luftmasche gehäkelt, der Faden umgeschlungen und durch zwei Maschen gezogen, wieder umgeschlungen und abermals durch zwei Maschen gezogen u. s. w., bis alle Schlingen aufgebraucht sind. Bei der dritten Reihe werden die Schlingen wie bei der ersten wieder alle aufgenommen u. s. w., so daß diese beiden Reihen immer abwechseln. Auf diese Weise werden 25 Musterreihen gehäkelt, dann kommt der erste Keil. Man häkelt für diesen 10 Maschen und geht wieder zurück (s. Abb.), nimmt die Schlingen auf und nach 9 dazu, dann abermals zurück, und so immer wieder 9 Maschen dazu, bis der Keil beendigt ist. Dann kommen 15 glatte Reihen bis zum Vorderteilchen, das ebenfalls mit einem Keil nach vorhergehender Angabe beginnt. Darauf folgen 24 glatte Reihen und nun der Keil für die andere Seite des Röckchens, welcher gebildet wird, indem man alle Schlingen, bis auf die letzten 10 aufnimmt, dann in der nächsten Tour 9 zurück läßt und so fort bis zur letzten, aus 10 Maschen bestehenden Reihe. Hierauf wieder in der ganzen Anschlaglänge 14 glatte Reihen und darauf in derselben Weise wie vorher der letzte Keil; 25 glatte Reihen vollenden die Hinterbahn. Jetzt wird das Röckchen auf der linken Seite zusammengenäht und ringsum als Abschluß ein einfacher Bogen gehäkelt: eine feste Masche, drei Stäbchen, eine feste Masche. Auch oben im Taillenschluß häkelt man eine Reihe fester Maschen, ehe man den Bund annäht.



Unterröckchen in tunesischem Häkelstich.

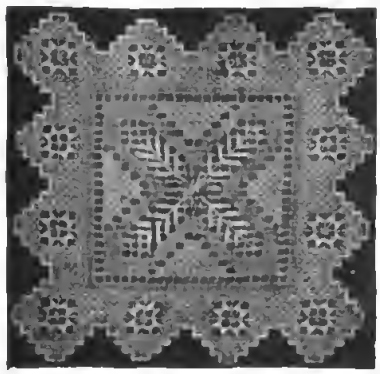


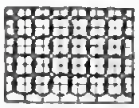
Einfacher Hemdenschnitt für vier- bis sechsjährige Mädchen.

Digitized by Google

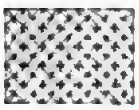
Für Hausfrauenfleiss.

Kleines Deckchen in Filet. Eine fast der Vergessenheit verfallene Handarbeit hat sich neuerdings wieder die Gunst der Damenwelt zurückerobert. Dank dem Fortschritt in der Färberei von Baumwollgarnen ist es möglich, durch Zusammenstellung der verschiedensten Farben wunderschöne Effekte zu erzielen, wodurch diese alte Technik ganz neuen dekorativen Reiz entfaltet. Das nebenstehend abgebildete Deckchen hat eine feine Stimmung von Dunkelblau, Lichtgelb, Rosa und Gold. Das Netz hierzu, in Hellgelb, wird mit einer Masche angefangen und bis zu 45 Maschen aufgenommen, dann wieder bis auf eine Masche vermindert. Nach Vollendung des Netzes spannt man es in einen kleinen eisernen Rahmen ein. Zuerst wird die Einteilung gestopft, wie Nr. 3 ersichtlich macht, in Dunkelblau, die Bämmchen, Nr. 4, werden in Rosa gearbeitet, der mittlere Stern, die Spinnen Nr. 5, wie auch die Umrandung des Stopfstiches sind in Waschgold ausgeführt. Der Fond der äußeren Zacken, deren Steine in Rosa ausgeführt sind, ist in gewöhnlichem Filetgrund, Nr. 1, in Hellgrün gearbeitet, ebenso die die Decke abschließenden Festons. Mit beiden Farben, Hellgrün und Rosa, ist der Achteckgrund Nr. 2 zwischen Mittelstück und Zacke ausgeführt. Ehe die Arbeit aus dem Rahmen genommen wird, überfährt man sie auf der linken Seite mit einer ganz leichten Gummilösung, um ihr einen besseren Halt zu geben.





1 Gewöhnl. Filetgrund



2 Achter Grund

3 Stopfen

4 Bämmchen

5 Spinnen

Kleines Deckchen in Filet.

Verzierter Buchstabe. Die Arbeit ist in verschiedenfarbiger Seide ausgeführt, und zwar in Graublau, Hell- und Dunkelgelb und rosa waschechter Filoflaßseide. Die Zeichnung wird mittels Blaupapiers auf den Stoff aufgepaust. Der Buchstabe wird in Blau, die Blüten in Rosa und der untere Teil der Blätter in Dunkelgrün hochgestickt. Die feinen Ranken werden in Hellgrün ausgeführt, ebenso der Steppstich in den dunkelumrandeten oberen Hälften der Blätter.

Dienstbotenhäubchen. Einfache Stickerei, 170 cm lang, 6 cm breit, wird eingereiht und zwischen zwei schiefe, oben und unten gerundete 2½ cm breite, 39 cm lange Stoffstreifen gesetzt. Im Abstand von je 5 cm an den Enden wird in der Mitte des Stoffstreifens viermal durchgesteppt, je mit einer Seite ein Knopfloch gemacht, zwei schmale Bändchen eingezogen. Das Häubchen, das nach Belieben gestärkt oder ungestärkt getragen wird, der Volant glatt gebügelt, wird vom Mädchen, wie es ihr steht, gebunden — die Köchin meist ziemlich glatt, die Enden zu beiden Seiten am Hute herunterfallend; sonst ziemlich eng zusammengeschoben und ehe mit einigen Hanenadeln aufgesteckt — dann empfehlen sich Fadenösen zum Durchstecken der Haarnadeln.

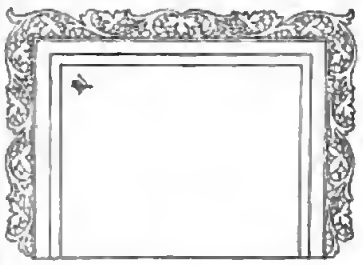
Als Volantstreifen eignet sich ebensogut glatter dünner Shirting gestärkt, festonnierter Stoff; sehr hübsch sind auch die bei Herzog in Berlin erhältlichen Volantstreifen mit eingewebtem Zugfaden.

Verzierter Buchstabe für ein Taschentuch.

Die modernste Ausschmückung für Bettwäsche ist die **Bändchenspitze** (point-lace), die fleißige und geschickte Hände recht gut ausführen können. Die untenstehende Zeichnung zeigt den Rahmen für ein Kopfkissen, dessen Größenverhältnisse sich selbstverständlich nach denen des Kissens richten. Der Bezug wird an drei Seiten um einen 5 cm breiten Rand größer geschnitten, an welchen dann die Spitze angefügt wird. Die Leinenbändchen zu letzterer sind ½ cm breit und werden, genau der Zeichnung folgend, auf Pauseleinwand aufgeheftet. Die Blumen werden mit allerlei Spitzenstichen gefüllt, die Verbindung der einzelnen Formen miteinander durch Brides (gewickelte Stäbchen) und Spinnen hergestellt. Wenn die Spitze fertig ist, wird sie von der Pauseleinwand abgetrennt und auf der Kehrseite, die man mit einem feuchten Tuche bedeckt, gebügelt. Das kleine Kopfkissen wird an allen vier Seiten besetzt; für das Deckenbezogen oder Ueberschlaglaken kann die gleiche Spitze gearbeitet werden.

Dienstbotenhäubchen.

Taillenverzierung. Sehr beliebt ist ein Taillenarrangement, das reichlich Gelegenheit für häusliche Kunstfertigkeit bietet: Kragen und oberer Teil der Taille mit Stickerei verziert (die Modezeitungen bringen Applikations- und Posamentiermuster dafür) oder auch aus Stoffstreifen und Spitzeneinsätzen zusammengestellt u. s. w.



Bändchenspitze für Bettwäsche.

Unsere Abbildung deutet eine Verzierung durch Säumchen und Stickereibarten an; je eine Gruppe von drei bis fünf Säumchen wechselt mit einem etwa 3 cm breiten gestickten Streifen. Der Stoff — Seide — wird zuerst in die Fältchen und glatten Streifen eingeteilt, gesteppt, gefüttert und die zum Aufsetzen des Kragens fertig gemacht. Wer etwas Uebung im Sticken hat, zeichnet sich nur die Hauptlinien des unten abgebildeten, sehr einfachen Bartchens vor; eine leichte Unregelmäßigkeit wirkt gerade hübsch. Der Stiel, an dem die Blättchen sitzen, ist mit Kettenstich zu sticken, die Blätter bestehen aus einigen nebeneinander gelegten Stichen (Chenille ist auch gut dafür zu brauchen). Die Beeren stellt man durch aufgenähte Flitterchen, Pailletten her, als Rand des Börtchens kann man einen dicken Seidenfaden oder ein Goldschnürchen verwenden, das mit kleinen Querstichen von Seide festgehalten wird. Zu schwarzer Seide, mit schwarzen Pailletten auf nialettem Grund, mit einem nicht zu stark glänzenden Goldschnürchen als Rand, wird sich die Barte sehr wirkungsvoll darstellen und die Arbeit, da es sich um keine langen Streifen handelt, nicht mühsam sein.

Taillenverzierung.

Nähstein. Diesen stellt man sich leicht wie folgt her: Eine oval oder runde Holzschachtel wird mit Eisenfeilspänen, die in Droguenhandlungen erhältlich sind, fest gefüllt; dann bringt man auf dem Schachteldeckel, dessen Rand vorher losgelöst wurde, eine Wattepolsterung an und näht hierauf dieser Gestalt in kräftigen Stoff ein, indem man zunächst Baden und Polsterung, dann den Rand befestigt. Von diesem Stoff bleibt nur der Baden sichtbar; die obere Polsterung erhält einen hübschen Sammetbezug, und die Seitenwand deckt eine zierlich gestickte Borte.

Gestickte Borte zur Taille.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 2, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Willy Häveker,
Kapitän der „Pelotas".
Nach einer Aufnahme von Carl Timmen & Sohn, Hofphotographen in Hamburg und Cuxhaven.

Dr. Hans Meyer.
Nach einer Aufnahme von W. Höffert, Hofphotograph in Berlin.

Der Krieg in Südafrika. Noch immer hat sich die Lage auf dem ganzen Kriegsschauplatz wenig oder in nichts geändert. Stormberg, woselbst am 8. Dezember die Streitmacht des englischen Generals Gatacre aufgerieben wurde, desgleichen Dardrecht und Colesberg befinden sich im Besitz der Buren, wie vor Neujahr. Am 26. Dezember wurde ein Ausfall der Garnison Mafeking gegen die Verschanzungen der Buren mit empfindlichen Verlusten zurückgeschlagen; und obwohl es den Engländern am 5. Januar gelungen sein soll, die Buren nach einem Angriff auf Ladysmith zurückzuwerfen, so ist dessen Lage doch sehr zweifelhaft, zumal General Buller im Lager bei Frere gezwungenermaßen in Unthätigkeit zu verharren scheint. Vielleicht sind die Tage von Ladysmith gezählt, wenn das Schicksal des Generals White unterdessen nicht schon entschieden sein sollte. Diesmal bringen wir eine Abbildung, die, obwohl sie weder direkt vom Kriegstheater, noch aus den letzten Vorgängen geschöpft ist, nicht minder Interesse erwecken wird. Dieselbe entstammt der Zeit um den Ausbruch des Krieges und veranschaulicht die Hals über Kopf in Kohlenwagen bewerkstelligte Flucht der Engländer aus Johannesburg nach Kapstadt. Die Scene entbehrt nicht des tragikomischen Moments, und niemand dürfte wohl die „in fürchterlicher Enge" zusammengedrängten Flüchtlinge um ihre Fahrt beneiden.

Agnes Sorma.
Nach einer Aufnahme von W. Höffert, Hofphotograph in Berlin.

Kapitän Willy Häveker. In der Nacht vom 29. zum 30. Dezember vorigen Jahres wurde der mit 629 Passagieren auf einer Fahrt nach Amerika begriffene Dampfer „Pelotas" der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiff-fahrtsgesellschaft infolge Kielbruchs ein Spiel der von einem heftigen Orkane bewegten Wellen, die ihn vor dem Hafen von Rye bei Dungeneß im Kanal auf eine Sandbank warfen. Haushoch gingen die Wogen und schleuderten beständige Brecher über das gestrandete Schiff hinweg, so daß jeder fürchtete, es müsse mit Mann und Maus verloren gehen. In dieser gefahrvollen Situation bewies Kapitän Häveker ein seemännisches Bravourstück persönlichster Art. Im Vertrauen auf seine Kraft und seine Mannschaft lehnte er die Hilfe der Rettungsstation ab, hoffend, daß es ihm gelingen würde, das Schiff

Paul Déroulède.

Charles Lamaureux.

Der grosse Auszug aus Johannesburg vor Ausbruch des Krieges: Auf dem Bahnhof.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Die Delagoabai und Lorenzo Marquez.

zu beegen. Und re hatte fich nicht getäuscht; im letzten Augenblick ließ der Sturm nach, und sogleich machte sich die Mannschaft daran, duech Auswerfen von Ladung den Tiefgang des Schiffes zu aereingern, welches dann auch bei dee Wiederkehe dee Flut flott wurde. Das Heldenstück des Kapitäns Willy Häaelee reiht sich den großartigen Seemannsthaten wiedig an, welche die Geschichte der deutschen Handelsmarine auf iheen Blätteen mit Goldschrift ueezeichnet hat.

Haas Meyer. Zu den Männern, welche die Erdkunde durch Ergebnisse ihrer Forschungseeisen wesentlich bereicheet haben, zählt Peof. Dr. Hans Meyer. Er wuede am 22. März 1858 in Hilddueghausen geboren und ist ein Enkel Joseph Meyers, des Gründers des Bibliographischen Instituts. Hans Meyer studierte Natur- und Staatswissenschaften und begann Anfang der achtziger Jahre seine Reisen, die ihn im Laufe dee Zeit nach Afrika, Asien und Amerika geführt haben. Im Jahee 1884 trat er als Teilhaber in das Bibliographische Institut ein. Sein Hauptverdienst ist die Erforschung des Kilima Ndscharo in einer Reihe van Expeditionen, deeen zweite im Jahre 1888 in die Zeit des Araberaufstandes fiel. Hans Meyee, der uan dem kürzlich gestorbenen Oskar Baumann begleitet wurde, geriet in die Hände Buschiris und wurde von diesem erst gegen ein hohes Löseegeld freigelassen. Im darauffolgenden Jahre ging er, begleitet aon Purtscheller aus Salzburg, wieder nach dem Kilima-Ndschara und bestieg am 6. Oktober 1889 die höchste Spitze des ostafrikanischen Schneeberges, die er Kaiser Wilhelm-Spitze nannte. In späteree Zeit durchforschte er gründlich die eigenartigen Gletscher dieses eeloschenen Vulkans. Unter seinen Weeken sind woe allem die „Ostafrikanischen Gletscherfahrten" heevozuheben.

Agnes Sorma. Dee Name dieser Künstlerin ist schon oiel und stets mit Auszeichnung genannt woeden. Van ihrer Thätigkeit am „Deutschen Theater" in Berlin, dem Agnes Sorma bis in die letztere Zeit angehörte, gebührt ihr dee Ruf als einer der hervarragendsten deutschen Darstellerinnen uan Frauencharakteren in modernen Dramen. Beseelt aon jenem groben Mut und unbesiegbaren Veertrauen, welches nue große Begabung verleiht, hat sie es nun unternammen, mit Hilfe eines aarzüglich zusammengestellten Schauspielensembles, der deutschen Daestellungskunst im Ausland, zunächst bei den Franzasen, Geltung und Gastrecht zu veeschaffen. Ihre Vorstellungen im Renaissanertheater zu Paeis am zweiten Weihnachtsfeiertage und den beiden folgendea Abenden waeen von einem uneehöeten künstlerischen Erfolg begleitet, und Frau Sarma, die als Nora in dem gleichnamigen Drama van Ibsen enthusiastisch gefeiect wuede, ist jetzt gleich der Duse, dee Rejane und Sarah Bernhaedt eine Schauspielerin von internationaler Bedeutung gewarden.

Paul Déroulède, dee leptbin aom französischen Staatsgerichtshof zu 10 Jahren Verbannung aerurteilte Führee dee Patriotenliga in Frankreich, genießt auch bei uns in Deutschland das Vergnügen zeitweiliger Bekanntschaft. Er war es ja, der, nachdem er als Kriegsgefangener von Sedan nach Breslau geführt und von hier in der Verkleidung eines polnischen Juden entkommen war, in seinen „Chants du soldat", die unzählige Auflagen erlebten, der Revanchedee unablässig und gehässig das Wort redete. Diese agitatorische Thätigkeit führte ihn an die Spitze der Patriotenliga, als deren Vorstand er nun erst recht die Hetze gegen Deutschland planmäßig fortsetzte. Indessen sah er sich dach durch den Umschwung dee Zeitumstände genötigt, 1887 nicht nur den Vorsitz, sondern auch das Ehrenpeäsidium der Liga aufzugeben. Hernach schloß er sich Boulangee an und wurde auch 1889 in die Deputiertenkammer gewählt. Eine spätrer Wiederwahl betrieb er zwae nicht mehe. Desto eifriger wae ee aber als politischer Agitatae thätig. Die dem Patriotenbunde nicht genehme Wendung der Dreyfusaffaiee veeanlaßte ihn, offen gegen die Regieeung zu revoltieren. Der beabsichtigte Staatsstreich anläßlich dee Begrabnisfeiee des Präsidenten Faure, noch mehe aber die mit Guérin und Genossen ebenso hartnäckig als uerbrecheeisch betriebene Auflehnung gegen die Staatsgewalt führten zu seinee Verhaftung und nunmehr erfolgten Veeurteilung.

Charles Lamoureux. Am 21. Dezember starb in Paeis Charles Lamoureux, der ausgezeichnete Oechesterdirigent und „Apostel Richard Wagners", nachdem ee noch zwei Wochen waor in Berlin als Dirigent eines neugegründeten Orchesters großen Beifall geerntet hatte. Lamoureux wae 1834 in Bordeaux geboren und kam 1876 in die große Oper, zunächst als zweiter, dann 1878 als erster Kapellmeister. 1881 gründete er selbst ein Orchester, mit welchem er alle „nouveaux Concerts" aufführte und es sich besonders angelegea sein ließ, das Verständnis für Richard Wagners Musikdramen in Frankreich duech deren nachdrückliche und wiederholte Aufführung zu erschließen und zu fördern. Eben plante ee noch die Aufführung eines Cyklus Wagnerscher Tondramen im Ausstellungsjahre 1900 in Paeis. Sein Tod bedeutet für die deutsche Kunst in Frankreich einen empfindlichen Verlust.

Der Umbau am Münchner Haus auf der Zugspitze.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph B. Johannes in Partenkirchen.

Die Delagoabai. Das Land dee Buren hat ungünstige poleitische Grenzen. Im Osten wied es von dem Meere durch die portugiesische Kolonie Mozambique geteennt, in deren südlichstem Teil die Delagoabai, dee natürliche Hafen des Transvaallandes, liegt. England hat schon vor langer Zeit Ansprüche auf die Bai erhaben. Die Streitfrage wurde im Jaher 1875 Mac Mahon als Schiedsrichtee unterbreitet, und dieser entschied zu Gunsten Portugals. Das Land in dieser Gegend ist niedrig und sumpfig und darum auch ungesund. Düstere Mangrowenwälder umeahmen die Ufee dee Bai, die uan der im Süden entspringenden Halbinsel Injack und einer Insel gleichen Namens gebildet wied. Die Einfahrt wird durch einige Untiefen und Sandbaeren erschwert; immeehin bildet abee der etwa 11 km lange und 1½ km breite Hafen einen sicheren Ankergrund auch füe die größten Schiffe. In die Bai ergießen sich mehrere Flüsse: im Süden dee Maputa und im Nordra der Komati. An dem tiefsten Einschnitt vereinigen sich drr Tembe, Umbeloft und Matolla zu dem breiten Riu do Espiritu Santa, an bessen nördlichem Ufer die Hafenstadt Lorenzo Marquez liegt. Sie wurde schon im Jahre 1544 als eine Faktorei

Digitized by Google

Der Sioux-Häuptling Spotted Tail jun.

der Portugiesen gegründet. Lange Zeit bestand sie auch im neunzehnten Jahrhundert nur aus einer Gruppe niedriger Häuser, aus denen die Gebäude der Regierung, wie Zoll- und Postamt, vorteilhafter hervorstachen. Lorenzo Marquez erhielt einen Aufschwung, als die Transvaalrepublik, dank der Entdeckung der Goldfelder, aufblühte. Gegenwärtig beträgt seine Einwohnerzahl gegen 2000. Transvaal ist mit der Delagoabai durch die Bahnlinie Lorenzo Marquez-Pretoria verbunden, deren Länge 614 km beträgt. Die erste Strecke bis Komati wurde im Jahre 1890 eröffnet, die Gesamtbahn im Jahre 1895 dem Verkehr übergeben. Der Handel von Lorenzo Marquez mit der Südafrikanischen Republik wurde seitdem überaus rege. In dem gegenwärtigen Kriegszustande bildet die neutrale Delagoabai den einzigen Kommunikationsweg Transvaals mit der Außenwelt. England möchte den Buren auch diesen verlegen und scheut, um das Ziel zu erreichen, selbst vor verwegenen Uebergriffen nicht zurück, wie sie sich neuerdings durch die Wegnahme deutscher, die Delagoabai anlaufender Schiffe bekundeten.

Turmbau am Münchner Haus auf der Zugspitze. Es war gewiß ein schwieriges und staunenswertes Unternehmen, auf dem höchsten Gipfel der Zugspitze, 2960 m hoch, ein massives Unterkunftshaus zu erbauen, das in seinen sorgfältigen Ausführungen sowohl den Einflüssen der Witterung als auch den schwersten Stürmen Trotz bieten würde. Anfänglich gaben die finanziellen und technischen Schwierigkeiten zu großen Bedenken Anlaß, und einige Sonderlinge sahen mit dem kühnsichtigen Höhenbau die seither der alpinen Ausdauer vorbehaltene Stätte dem Eisenbahnbetrieb und Massenandrang überliefert; allein die Bestrebungen und Ausdauer derer, welche die höchste Warte des Deutschen Reichs errichtet wissen wollten, siegte, und vor zwei Jahren wurde das Münchner Haus zur allgemeinen Benutzung fertiggestellt. Schon im Jahre 1898 ward es von 1800 Touristen besucht; diese Zahl hat sich im Vorjahre jedenfalls vergrößert. Das einstöckige Gebäude lehnt sich mit der Rückseite an eine mächtige, schützende Felswand und ist nach vorne und seitlich entsprechend verankert. Es hat einen Schlafraum für 18 Personen und sehr geräumige Wirtschaftslokale. Ein seitlich gelegener Fels ward zu einem Belvedere eingerichtet, zwischen diesem und dem Unterkunftshaus erhebt sich jetzt der meteorologische Turm nach dem Entwurfe von Adolf Wenz. Er ist an der Südwestseite des Münchner Hauses angebaut, drei Stockwerke hoch und oben mit einer Plattform versehen. Der Unterbau besteht aus massiver Steinkonstruktion, die oberen Stockwerke aus Gebälke. Deren Wandungen sind ganz eigenartig abgedichtet, so daß sie den Einflüssen der Witterung den denkbar möglichen Widerstand entgegenstellen. Der zweite Stock enthält den Wohn-, der dritte den Arbeitsraum; ersterer wurde ausgestattet mit Bett, Nachttisch, Schreibtisch, Lehnstuhl, Tisch, Küchenschrank und Ofen; es ist das Nötigste für den gelehrten Einsiedler, der hier oben im Dienste der Wissenschaft nicht allein die herrlichen Sommer-, sondern auch die unbeschreiblich bösen Wintertage und Uebergangszeiten verbringen muß. Der Zugspitzturm soll nämlich eine Station erster Ordnung sein, auf welcher die tägliche Berechnung des Luftdruckes, die Registrierung der Temperatur und der relativen Feuchtigkeit auszuführen ist. In Ansehung dieser Aufgabe wird deshalb angestrebt, für die Wetterwarte auf der Zugspitze einen ständigen, wissenschaftlich ausgebildeten Beobachter zu erhalten. Damit ist dann eine der wertvollsten meteorologischen Stationen Deutschlands geschaffen. Die Errichtung des Turmes ist eine That, welche dem Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein, dessen Generalversammlung mit Zustimmung der Sektion München den Bau beschlossen hat, zur größten Ehre gereicht.

Lassowerfender Mexikaner.

Prärieleben auf der Völkerwiese. (Mit Illustrationen von Carl Henckel.) Durch die Städte Deutschlands und Oesterreich Ungarns zieht gegenwärtig eine bunte Truppe, die in der besseren Jahreszeit auf den sogenannten Völkerwiesen der Zoologischen Garten Bilder aus dem Prärieleben im nordamerikanischen Westen vorführt. Ihren Hauptanziehungspunkt bilden zweifellos die Indianer. Es sind dies Angehörige der Sioux. Der Stamm steht nicht in gutem Andenken wegen der zahlreichen Grausamkeiten, die er auf dem Kriegspfade gegen die Weißen verübt hat. Diese Rothäute nennen sich selbst Dakota, und Sioux ist ein Spottname; er entstand aus dem Worte Nadaweßier oder französisch Nadouweßiaue, mit dem die Dakota von den indianischen, ihnen feindlichen Nachbarn bezeichnet wurden, und dieses letztere heißt zu deutsch Halsabschneider. Die kriegerische

Indianerbegräbnis.

Tüchtigkeit der Sioux hat augenscheinlich einigen Reisenden gefallen und sie veranlaßt, freundlichere Berichte über den Charakter dieser freien Söhne der Prärie zu schreiben. In der That findet man bei ihnen noch Gestalten, die, wenn auch entfernt, an die markigen „Helden" der Cooperschen Romane und der Longfellowschen Dichtungen erinnern. Die Reste des einst mächtigen Stammes wohnen in Süddakota und in Kanada. Sie haben noch vor etwa zwanzig Jahren gegen die Weißen gekämpft. Ihr Führer war „Sitting Bull", den Rudolf Cronau als einen „zweiten Napoleon" in Wort und Bild den Lesern der „Gartenlaube" geschildert hat (vergl. Jahrgang 1882, S. 276). In der Wandertruppe befindet sich nun der alte, schon sechsundachtzigjährige Kriegshäuptling „Spotted Tail" jun., der unter Sitting Bull gegen die Amerikaner kämpfte. Neben ihm wandelt in der Truppe sein ehemaliger Gegner, der alte Trapper Kapitän Shaw, der schließlich Sitting Bull über die Grenze nach Kanada trieb. Unser Zeichner Carl Henckel, der diese Indianer von seiner amerikanischen Studienreise her genau kennt, hat während des Aufenthaltes der Truppe in Dresden die vorseitig stehenden Skizzen angefertigt, die uns Bilder aus dem Prärieleben vorführen. Zunächst hat er den alten Kriegshäuptling in vollem Schmuck mit der gewaltigen Mütze aus Adlerfedern porträtiert. Das zweite Bild zeigt uns die Vorführung eines indianischen Begräbnisses. Mit seinen Lieblingsgeräten versehen und in Häute oder Decken gehüllt, wird der tote Roho-

Probefahrten zu absolvieren. In der deutschen Reichsmarinestadt erregte das Fahrzeug naturgemäß die lebhafteste Aufmerksamkeit aller Fachleute, für welche das Interessante an dem neuen Typ in den nautischen Vorzügen lag. Der deutschen Marine hatte es daran gelegen, ein Boot zu erhalten, das nicht nur die Führung von Torpedobootsgeschwadern zu übernehmen hatte, sondern auch mehr als unsere bisherigen Divisionsboote geeignet war, als Torpedobootsjäger mit Erfolg zu wirken, d. h. eine ungewöhnliche Schnelligkeit bei flotter Manövrierfähigkeit zu erreichen. Diese Forderung ist für den Bau des schneidigen Fahrzeugs maßgebend gewesen, das bei einem Deplacement von 350 t an Raum geholt hinter den bisherigen Divisionsbooten zurücksteht, auch erheblich schmäler ist als diese, sie aber an Länge um etwas übertrifft. 64,6 m lang und nur 5,6 m breit bei 2,3 m Tiefgang, ist „D 10" ungewöhnlich schlank und scharf, durch seine Konstruktion die Vorbedingung zu größter Schnelligkeit erfüllend, zu der das mit zwei Propellern versehene Boot durch zwei Compoundmaschinen von zusammen 5500 indizierten Pferdekräften angetrieben wird. In der That hat denn auch das Fahrzeug unter voller Ausrüstung, Besatzung und Armierung — fünf Stück 5 cm-Schnellfeuergeschütze, ein Bug- und zwei Deckdreifeillancierrohre — eine Geschwindigkeit von 27½ Seemeilen in der Stunde erreicht, während unsere übrigen Divisionsboote nur 19 bis 24 Seemeilen laufen. Bei einer solchen Geschwindigkeit ist selbstverständlich der Kohlenver-

Das neueste deutsche Torpedodivisionsboot „D 10".
Nach einer Photographie von Hans Brauer in Hamburg

wesser in die Prärie hinausgefahren. Männer und Weiber folgen unter Klagegesang. In der Prärie bildet in der Regel ein aus Stangen errichtetes Gerüst die letzte Ruhestätte. Seltener wird der Leichnam verbrannt. Im Vordergrunde unseres Bildes betrachtet ein Cowboy diese nackende Nummer der Vorführung.

Die Truppe wird, um das Leben in der Prärie anschaulich und treu wiederzugeben, noch von Reitern und Reiterinnen des „Wilden Westens" und einigen Mexikanern begleitet. Auf unserem dritten Bilde sehen wir die außerordentliche Fertigkeit eines Mexikaners im Lassowerfen. Er läßt eine der beiden bei der Truppe befindlichen Wild West-Girls oder Wild West-Reiterinnen an sich im Galopp vorbeisprengen und wirft dem Pferd den Lasso um den rechten Hinterfuß. Im Hintergrunde steht Kapitän Shaw, der trotz seiner hohen Jahre im Kunstschießen, Messer- und Beilwerfen Meisterstücke vollbringen kann.

Um die Jahreswende traten die Siouxindianer im Apollotheater in Stuttgart auf. Hier wurde die Truppe um ein neues Mitglied vermehrt. Dem Ehepaar Cockawaste (Gute Beute) und Wanyanlinonpeuru (Gute Wirtschafterin) wurde ein Sohn geboren, der den Namen Wariwonyupika, d. h. „Guter Tänzer", erhalten hat.

Das neueste deutsche Torpedodivisionsboot „D 10". Während der letztjährigen großen Manöver der Herbstflotte befand sich zum erstenmal unter den Divisionsbooten, welche den beiden Torpedobootsflottillen, beziehungsweise deren vier Divisionen als Flaggschiffe vorgesetzt zu werden pflegen, ein Fahrzeug, dessen Besonderheit in der äußeren Erscheinung auch dem Laien insofern augenfällig sein mußte, als es nicht, wie die übrigen dem gleichen Zweck dienenden Boote, nur einen Schornstein, sondern deren zwei hintereinander führte. Es war dies unser neuestes Torpedodivisionsboot „D 10", das, auf der englischen Thornycroft-Werft am 24. März 1898 vom Stapel gelaufen, im Frühling des folgenden Jahres nach Kiel übergeführt wurde, um von dort aus seine

brauch entsprechend stärker; um daher den Aktionsradius möglichst weit zu halten, mußte auf die Beschaffung von ausreichenden Bunkern (Kohlenräumen) Gewicht gelegt werden, eine Aufgabe, die bei der scharfen Bauart des Boates schwierig war, aber glücklich gelöst worden ist. Im Laufe der mit ganz besonderer Sorgfalt und Ausdauer vorgenommenen Probefahrten stellten sich zwar einige kleine Mängel heraus; so mußten die Schornsteine um ¾ m verlängert, die ursprünglichen Propeller durch andere ersetzt werden; aber nachdem diese Abänderungen getroffen, erfüllte das mit einem Kostenaufwand von 2 407 000 Mark erbaute Divisionsboot „D 10", das wie mit Recht unseren ersten Torpedobootsjäger oder Torpedobootszerstörer im modernen Stil nennen können, alle auf das Fahrzeug gesetzten Erwartungen, so daß es am 25. Juli vorigen Jahres unter dem Kommando des Kapitänleutnants Funke an die Spitze der ersten Division der zweiten Torpedobootsflottille treten konnte.

Belohnungen für Arbeiter der preußischen Staatsbahnen. Allgedienten Arbeitern läßt die preußische Staatsbahnverwaltung seit einigen Jahren bei gewissen Zeitabschnitten eine Belohnung zukommen. Diejenigen, welche 25, 35 oder 50 Jahre ununterbrochen im Dienste der Eisenbahnverwaltung gestanden haben, wobei die etwa im Dienste verstaatlichter Eisenbahnen zugebrachte Beschäftigung mitangerechnet wird, erhalten bei zufriedenstellender Leistung und Führung eine Belohnung im Betrage von 30, 60 und 100 Mark. Im Jahre 1892 wurden an 1461 Arbeiter Belohnungen verteilt, 1896 im 2469, 1897 an 3312 Arbeiter; von den letztgenannten hatten eine 25jährige Dienstzeit 2900, eine 35jährige 376 und eine 50jährige 36 Arbeiter. Besondere Belohnungen werden daneben noch ausgesetzt für solche, die mit besonderer Vorsicht eine Betriebsgefahr abwenden, Diebe ermitteln oder hervorragende Dienstkenntnisse und Tüchtigkeit für gewisse Arbeiten an den Tag legen.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Bilderrahmen aus einem verbrauchten Kalenderblatt. Man [illegible] aus einzelnen solch belo- [illegible] ist wahrlich kunstvoll ausgeführte Sachen, [illegible] Jahres [illegible] zu legen oft großes Bedauern [illegible] lassen sich aber mit einiger Ge- [illegible] verwerten, so z. B. zu einem Bilderrahmen, [illegible] Das hierfür benutzte, mit Blumen

Bilderrahmen aus einem verbrauchten Kalenderblatt.

[illegible] immer, [illegible] [illegible] Monat, [illegible] [illegible], um ihre [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible], außerdem [illegible] [illegible] stören, [illegible] [illegible] Mitte der- [illegible] [illegible] drei [illegible] Zu [illegible] nun gro[illegible] viele [illegible] [illegible] soll man nun [illegible] Bes[illegible] [illegible] ist und malt [illegible] den übrigen [illegible] passenden Farben mit [illegible] Goldfarbe. Die Photo- [illegible] bei der Auswahl des [illegible] Band oder [illegible] [illegible] die [illegible] kräftigem Papier [illegible] um einigen Zentimeter [illegible] ein Be- [illegible] Rahmen kann [illegible] an [illegible] [illegible] [illegible]

Auflösung der Verschiebungsaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 1.

ROBERTDERTEUFEL
DERBARBIERVONSEVILLA
DIEWALKÜRE
PREZIOSA
DIEHOCHZEITDESFIGARO
TANNHÄUSER
DIEDREIPINTOS

„Die Sonn' erwacht"

(„Preziosa" v. Weber.)

Auflösung der Verwandlungsaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 1.

Tadel, Beine, Stern, Granum, Nonne, Maske, Ellas, Hacke, Schne, Rafte, Posen, Rappe, Frast, Messe, Asker, Anker, Pfahl, Birne, Natur, Brest.

„Die Ansichtspostkarte.

Auflösung der Veränderungsaufgabe auf dem Umschlag von Halbheft 1.

S	n	l	i	n
T	i	m	o	r
E	r	i	k	a
P	a	l	o	s
H	a	l	m	a
E	l	t	o	n
N	i	e	t	e
S	o	r	l	e
O	l	j	v	a
N	o	g	e	r

Stephenson. Lokomotive.

Auflösung der Zahlenschrift auf dem Umschlag von Halbheft 1.

1 bis 4 Geld, 5 bis 8 Bert, 9 bis 13 B
14 bis 16 Hof

Ersetzt man die Zahlen in der Aufgabe durch die betreffenden Buchstaben der gefundenen Wörter, so erhält man:

Dem Kranken hilft sein goldenes

Auflösung des Bilderräthsels „Im Wirt" auf dem Umschlag von Halbheft 1.

Man lese die Buchstaben oben von links nach rechts und jene an den Seiten von oben nach unten. Man erhält:

„Erbarmt euch unser".

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Das erste Jahr im neuen Haushalt

Eine Geschichte in Briefen von **R. Artaria.**

2. Auflage. Preis geheftet 3 Mark, Elegant gebunden 4 M.

Es dürfte kaum ein litterarisches Gelegenheitsgeschenk kleineren Umfangs geben, welches jungen Frauen und Bräuten willkommener sein könnte, als das Buch einer gemüt- und humorvollen Frau über das erste Jahr im Ehestand.

Gedichte von **Ernst Scherenberg.**

Sechste, vermehrte Auflage. **Mit dem Bildnis des Dichters in Lichtdruck.** Preis elegant gebund. 6 M.

Scherenberg, der nunmehr bereits seit vier Jahrzehnten in den ersten Reihen der geistigen Kämpfer für die nationale Wiedergeburt des Deutschen Reiches stand, bietet in der vorliegenden sechsten Auflage seiner „Gedichte" in den durch Neuschöpfungen wiederum bereicherten „Zeitgedichten" von 1848 bis 1890 eine vollständige poetische Geschichte dieser gewaltigen, mit dem Tode Bismarcks ergreifend abschließenden Epoche. Auch der umfangreiche treu lyrische Teil der Sammlung ist durch die neuen Abschnitte „Herbstblätter" und „Krank im Süden" zu einem erfreulichen Lebensbilde des Dichters abgerundet worden.

Goethes Jugend

Der Frauenwelt geschildert von **Johannes Scherr.**

Elegant gebunden. Preis 4 Mark 50 Pf.

Der durch seine litterar- und kulturgeschichtlichen Werke berühmte Schriftsteller widmete diese glänzend geschriebenen biographischen Schilderungen der Frauenwelt. Das elegant ausgestattete Buch wird daher bald einen hervorragenden Platz unter den litterarischen Geschenkwerken für Damen behaupten.

Soeben erschienen!

Brausejahre

Bilder aus Weimars Blütezeit.

Roman von **A. v. d. Elbe.**

2. Auflage. Preis geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 M.

Ein fesselnder Roman, in welchem dem Leser das bunte Treiben und Leben [illegible] durch die Gestalten des Weimarer Goethe-Kreises berühmter Zeit vorgeführt wird.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.

Höhere technische Lehranstalt für Elektro- und Maschinentechnik.

Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Regierungs-Kommissar.

Technikum Altenburg S.-A.

Für Maschinen-, Elektrotechniker, Chemiker, Lehrwerkstätten.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Antons Erben.

Roman von **W. Heimburg**

3. Auflage.

Preis geheftet 3 M., elegant gebunden 4 M.

Dieser, bei seinem Erscheinen in der „Gartenlaube" mit außerordentlichem Beifall aufgenommene Roman liegt nunmehr in der 3. Auflage vor, welche mit schöner Ausstattung einen außerordentlich billigen Preis verbindet.

Von der gleichen Verfasserin erschienen ferner in obigem Verlag:

Aus dem Leben meiner alten Freundin. Romen. 9. Auflage.
Lumpenmüllers Lieschen. Roman. 4. Auflage.
Kloster Wendhusen. Romen. 3. Aufl.
Dagomar. 4 Novellen. 2. Auflage.
Ein armes Mädchen. Romen. 3 Auflage.
Trudchens Heirat. Romen. 2. Aufl.
Die Andere. Romen. 2 Auflage.
Herzenschrissen. Roman. 3. Auflage.
Unter der Linde. 7 Novellen. 2 Aufl.
Lore von Collen. Roman. 2 Aufl.
Eine unbedeutende Frau. Romen.
Marschall Unnütz. Roman. 2. Aufl.
Sabinens Freier. Auf schwankem Boden. 2 Novellen. 2. Auflage.
Um fremde Schuld. Romen. 2 Aufl.
Haus Boetzow. Roman. 2. Auflage.
Trotziges Herzen. Roman. 2. Auflage.

Jeder Band geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes [illegible] Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oeldecke, gibt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen. Es entfernt Fett von allen Küchen-Gegenständen, Töpfen und Pfannen. Messer, Gabeln sowie alle unseres Geräthe werden durch seinen Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Fussböden zugerührt von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständig, liebe Frauen und macht mit uns Versuche damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK. U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Inhalt.

Seite

Im Wasserwinkel. Roman von W. Heimburg (2. Fortsetzung) 73

Die Natur als Künstlerin. Von Prof. Dr. Kurt Lampert. Mit Abbildungen 83

Aus Rom. Ab meine Freunde. Von M. von Ebner-Eschenbach (Anfang) 87

Samum. Novelle von Rudolph Stratz (Anfang 95

Blätter und Blüten: Bitte um Krankenfahrstühle. S. 101. — Felddotterie der Matrosenartillerie in Kiautschou. (Mit Abbildung.) S. 101. — Ein Jubiläum der Deutschen Seewarte. (Mit Bildnis und Abbildung.) S. 102. — Eine gefrorene Fontäne. (Mit Abbildung.) S. 102. — Der Schäfflertanz in München. (Mit Abbildungen.) S. 103. — Schlechtes Quartier. (Zu dem Bilde S. 81.) S. 103. — Schwankende Häuser. S. 103. — Johann Christoph Gottsched. (Mit Bildnis.) S. 104. — Der größte Dampfer der Welt. (Zu dem Bilde S. 93.) S. 101.

Allerlei Kurzweil. S. 104.

Illustrationen: Georg Neumayer. Von A. Schrauf S. 73. — „Herz Trumpf!" Von Franz v. Defregger. S. 76 und 77. — Schlechtes Quartier. Von Wilh. v. Diez. S. 81. — Abbildungen zu dem Artikel „Die Natur als Künstlerin". Fig. 1. Ein Schlangenstern. Fig. 2. Das Skelett einer Tiefseekoralle von Florida. Fig. 3. Das Skelett eines baumförmigen Korallenstockes von Norwegen. S. 85. Fig. 4. Eine Staatsqualle aus dem Indischen Ozean. Fig. 5. Eine Staatsqualle. Fig. 6. Ein Schwamm aus der Klasse der Hornschwämme. S. 85. Fig. 7. Stöckchen eines Geißeltierchens. Fig. 8. Das Skelett einer Perdinee. Fig. 9. Das Skelett einer [illegible] S. 86. — Eine Gewissensfrage. Von F. Simm. S. 89. — Der Schnelldampfer „Deutschland" vor dem Stapellauf. S. 93. — Jungs Glück. Von A. Schröder. S. 97. — Feldbatterie der Marineartillerie in Kiautschou. S. 101. — Die Deutsche Seewarte in Hamburg. Das Chronometerprüfungsinstitut. S. 102. — Die gefrorene Fontäne im Lößnitztale bei Jenakenberg i. Sachsen. S. 102. — Der Schäfflertanz in München. Das Reifschwingen. Der Narr. S. 103. — Johann Christoph Gottsched. S. 104.

Dieser 2 Illustrationsbeilagen, sowie Kunstbeilage 3: „Siegesbewußt". Von E. v. Blaas.

Kleine Mitteilungen.

Für gesellige Plauderabende. Nußknacken. Die arme Grete ist zu thun verurteilt! Ja, aber wie ist denn das? Das Küssen kann doch Mütterchen beim Pfänderspielen nicht leiden, und man schlägt sie selbst so etwas vor — dazu besteht die Gesellschaft auch aus Backfischchen und Brüdern, richtigen, ausgehenden jungen Herren! Alles kann sich verstohlen ansehen, als Mütterchen nun erklärt, daß alle, ohne Ausnahme, sich bei diesem Akt beteiligen müssen! Also, angefangen! Grete muß sich mit dem Rücken gegen die Wand stellen, und es wird ihr geboten, sich einen Herrn herauszuwinken, der sich vor sie hin, mit dem Gesicht nach ihr gewendet stellen muß. Dieser winkt einem Freunde, der Rücken an Rücken mit ihm steht — ihm gegenüber wieder ein Mädchen, ein anderes, Rücken an Rücken mit ihr — diese winkt wieder einem bevorzugten Bruder (Bruder einer anderen natürlich) und so fort, bis die ganze lustige Gesellschaft, vergnügt der kommenden Dinge harrend, so aufgereiht dasteht. Alles blickt erwartungsvoll die Mutter an, diese lächelt und erklärt: „Also aufgepaßt! Ich rufe ein Kommando, das alle befolgen müssen, und dann küßt jeder sein Gegenüber. Ganzes Bataillon rechtsum ledet!" — O weh, wie hat sich die Sache verändert! — Es stehen sich nun immer 2 Herren und 2 Damen gegenüber, und Grete, die Aermste, muß ihr Gegenüber — die Wand, küssen.

Was soll die thun, der dieses Pfand gehört? „Sie soll mit verbundenen Augen einen bestimmten Gegenstand oder ein Bild an der Wand mit dem Zeigefinger berühren." Getreu dem Urteilsspruch wird das auserkorene Opfer 5 bis 6 Schritte von der Wand, an welcher der betreffende Gegenstand ihr bezeichnet wurde, weggeführt, die Augen werden verbunden, sie noch ein paarmal um sich selbst gedreht, und dann darf sie die Wanderung antreten. Die Sache dünkt ihr weiter nicht schwierig — ruhig streckt sie den Zeigefinger aus, sie hat sich genau die Stelle gemerkt — warum die Anderen um sie herum so unterdrückt kichern und flüstern, kümmert sie nicht, das gehört ja einzu! Sie sucht ja auch nicht den aufgespeerten Mund in dem suchenden Gesicht der Spiegelgefährtin (die sich an die Wand gestellt hat), der im letzten Augenblick, zwar so sanft wie möglich, aber fest, den ausgestreckten Finger mit den Zähnen festhält! Die Ueberraschung der Gefoppten und die Freude der Zuschauer ist immer das Ende vom lustigen Liede.

Ringsuchen ist auch für die Zuschauer sehr belustigend und für den Strolltag etwas nahrsam; man soll nämlich mit dem Munde einen Ring zu erfassen suchen, der zu oberst auf einem kleinen Medizinbecher (auf einer Untertasse) liegt. Der Jubel der Zuschauer über die natürlichst lang gespitzten Lippen dringt dieselben immer wieder zum Lachen, wobei gewöhnlich das Mehl zum Herumstäuben gebracht wird.

Muff, Boa und Mützchen aus Kaninchenfelle für Kinder. Die Arbeiten aus diesem Material sehen echtem Nerzwerk täuschend ähnlich — sie werden mit starken Holznadeln gestrickt und sind leicht und schnell hergestellt. Zum Muff schlägt man mit weißer, grauer oder schwarzer Wolle 20 Maschen auf, strickt glatt rechts, in hin- und zurückgehenden Reihen, bis zur gewünschten Größe, besetzt eine mit Watte gefüllte Einlage in gleicher Breite und Höhe ein, die mit farbigem Seiden- oder Satinfutter versehen ist, schließt das Ganze zur Rundung und zieht die Seitenränder mit Gummiband ein.

Für die Boa sind 18 Maschen aufzuschlagen und ungefähr 230 bis 250 Reihen je nach der Größe des Kindes zu stricken. Aus leichtem Futterstoff stellt man eine gleich lange, mit Watte gestopfte Einlage her und näht die Strickerei darüber zusammen. Beide Enden werden zusammengezogen und je mit einem Pompon geschmückt. Für diese, die auch so lich an dem Mäntelchen angebracht werden können, strickt man ein Viereck, füllt sie mit Wolle aus, zieht sie dicht zusammen und näht sie an durch Luftmaschen gebildete Schnüre. Am Halse wird die Boa mit farbiger Seidenschleife geschlossen.

Für das Mützchen, welches eine länglichrunde, moderne Form erhält, strickt man zunächst zum Deckel auf einem Anschlag von 14 Maschen immer rechts hin und her, nimmt am Anfang jeder Nadel 1 Masche zu, bis zu 26 Maschen, strickt dann noch 6 Nadeln glatt und nimmt in gleicher Weise beim Weiterstricken die Maschen ab bis zu 14 Maschen. (Beim Abnehmen hat man am Ende jeder Nadel 2 Maschen zusammen zu stricken.) Für den Rand schlägt man 14 Maschen auf und strickt bis zur erforderlichen Länge, d. h. nach dem Kopfmaß, um Kopf rund herum lang, schließt dann den Streifen zur Rundung und setzt ihn von links mit Ueberwendstichstichen angenäht, dem Deckel an. Als Futter dient ein nach der Größe des Deckels und Randes geschnittener Teil aus Gaze, welchem eine dünne Lage Watte und darüber ein farbige Seiden- oder Satinauflage aufgesteppt wird. Die linke Seite des Mützchens ziert eine hochstehende Schleife. A. H.

Schweigers Klapp-Malbrett ist ein für im Freien malende Künstler und Dilettanten sehr brauchbarer Gegenstand. Es dient, halb auf auf die Knie gelegt, zum bequemen Skizzieren und ermöglicht, zusammengelegt, eine Reihe von größeren und kleineren Skizzen in nassem Zustand ganz sicher zu befestigen und mit heim zu nehmen. Die Handhabung und Verstellung des Malbretts auf die verschiedenen Formate ist leicht, der Preis mäßig, auch das Gewicht so gering, daß es sich jedem Malkasten ohne weiteres anschnallen läßt. In Malutensilienhandlungen, sowie vom Fabrikanten A. Schuhmann in München ist dieses außerordentlich praktische und handliche Malbrett zu erhalten.

Aufgeklappt

Zugeklappt

Mit Schutzdeckel

Schweigers Klapp-Malbrett.

Sammel-Atlas Photocol. Das Sammeln farbiger Bilder war bei der Jugend von jeher beliebt, und in der Gegenwart hat dieser „Sport" vielfach neue Nahrung erhalten. Die „Kunst- und Verlagsanstalt Photocol" in München hat es nun verstanden, diese Liebhaberei zu einer Kunst zu leiten, welche die Unterhaltung zugleich belehrend gestaltet. Sie erreicht den Zweck durch den Sammel-Atlas Photocol. Derselbe besteht in einem Album, dessen Blätter in numerierte Felder eingeteilt sind; unter jedem der Felder befinden sich einige geographische, geschichtliche oder volkswirtschaftliche Bemerkungen, die ein Bild erklären, für welches das Feld bestimmt ist. Der Atlas ist eine Landkarte gegeben, auf welcher Städte und landschaftlich wichtige Punkte ähnlichen Bemerkungen versehen sind. In den Atlas sollen nun farbigen Photocolbilder von Landschaften, Städteansichten, Bauten ꝛc. eingeklebt werden. Auf diesen Photographien sind Namen der dargestellten Objekte genannt, aber keine Nummern gezeichnet. Durch das vergleichende Studium der Landkarte und der Bemerkungen im Atlas muß nun der Sammler den richtigen Platz für die einzelnen Bildchen finden. Von dem Sammel-Atlas Photocol sind bis jetzt eine große Anzahl von Albums erschienen, die für einzelne deutsche Länder und Teile von Oesterreich bestimmt sind und die zu jedem Album gehörigen Bilder können in bestimmten Serien zu 12 aber lose je zu 5 Stück bezogen werden. Die Schweiz ist in einem Album für 12 Bilderserien erschienen.

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München

SIEGESBEWUSST

Nach dem Gemälde von E. von Blaas

Digitized by Google

Halbheft 3. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Im Wasserwinkel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(2. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Madame Baldauf hat einen leichten Anfall von Grippe bekommen in der Woche vor Weihnacht und liegt noch zwei Tage vor dem Feste zu Bett, im höchsten Grade ungeduldig, weil sie weiß, daß in so wichtigen Zeiten ihre Persönlichkeit derweil fehlt im Haushalte. Doktor Robert Ahrens hat heute seine Krankenvisite etwas später gemacht als gewöhnlich und ist ausgescholten worden von ihr.

„Lieber Robert, wenn Sie nun auch ein gelehrter Doktor geworden sind, etwas wissen Sie doch noch nicht — kranke Menschen warten nicht gern und regen sich schrecklich dabei auf; also, wenn es wieder schlimmer mit mir wird, sind Sie schuld daran!"

„Madame Baldauf, es thut mir leid, aber heute müssen Sie noch liegen bleiben," antwortet Robert, der ihr den Puls gefühlt hat, „mit solch' zappligem Herzschlag lasse ich keinen Kranken heraus."

„Das ist ja eben der Zorn über mein Kranksein, ich kann's nicht länger aushalten! Unten im Hause geht alles drunter und drüber; wenn ich wenigstens 'ne Tochter hätte, die mir helfen könnte."

„Sie haben aber doch gute Leute?"

„Ach was, Leute sind Leute, das verstehen Sie nicht, Robert! Sie können sagen, was Sie wollen — ich stehe auf."

„Auf Ihre eigene Verantwortung!"

„Jawohl, mein lieber hochverehrter Herr Doktor, ich werde Sie keinen einzigen Vorwurf machen, wenn ein Rückfall kommt."

„Schön! Guten Morgen, Madame Baldauf."

„Nun sind Sie wohl böse? Kommen Sie gleich mal her, Robert, erst geben Sie mich mal die Hand und erzählen, wie's daheim geht und was meine kleine Eva thut und treibt! Wissen Sie auch, daß sie seit wenigstens vier Wochen nicht einmal hier gewesen ist?"

Die Stirn des jungen Arztes faltet sich ein wenig. „Die Eva?" fragt er zurück, „ja, die macht uns allen rechte Sorge, Madame Baldauf. Sie ist entschieden krank, bleichsüchtig und verstimmt, sieht jämmerlich aus, redet kaum, will nicht essen und weint, wenn man sie nur schief ansieht. Es macht sich hoffentlich bald wieder!"

„Bleichsucht? Wie leid mir das thut! Schicken Sie mich die Kleine mal her, so gegen halb Elfen, Robert, und aufs Dableiben soll sie sich einrichten, ich hält' etwas vom Weihnachtsmann mit ihr zu sprechen — mein' Krankheit sticht doch nich mehr an? Nein? Na, sehen Sie wohl — also gegen halb Elfen soll sie kommen."

„Ich werd's ihr bestellen, Madame Baldauf, übernehme aber keine Garantie für ihr Kommen; sie ist eigensinnig wie ein Böckchen und weigerte sich bisher, irgend welche Einladung zu Kaffees und Kränzchen anzunehmen; die jungen Damen haben förmlich unser Haus eingerannt, um ihrer habhaft zu werden."

„Ha! ha! ha!" lacht Madame in ihren weißen Kissen, „weil die Eva gescheit ist! Wird wohl wissen, daß ihre kleine Person Nebensache ist hierbei: den Sack schlägt man, den Esel meint man. Solange der Diakonus Munch ledig war, haben ja die Fräuleins dem seine Schwester auch beinah' zerrissen vor Liebenswürdigkeit, und nachher, wie er Eine hatte, ließen sie ihr wieder hübsch links liegen. Ja, Robert, Sie haben's Aussuchen, und zur Hochzeit kriegen Sie ein Dutzend silberne Löffel von mich. Uebereilen Sie

Georg Neumayer.
Nach dem Gemälde von A. Schrott.

sich aber nich, wählen Sie mit spitzen Fingern, auch so, daß Ihre Eltern was Gutes davon haben — ich meine, daß sie den Sohn behalten und eine Tochter dazu gewinnen. Ich bin auch eine Mutter, und Gott weiß, wie ich mir eine gute Schwiegertochter wünsche! Na, Guten Morgen, lieber Robert, und vergessen Sie die kleine Eva nicht, und Karl soll Sie einen guten Rotspon vorsetzen, weil Sie mich das Aufstehen erlauben. Ja so — sie sind ja auf Hasenjagd bei Amtmann Timpe, die Jungens; dann nehmen Sie man den guten Willen für die That, Robert!"

Sie lacht hinter ihm drein, als er mit dem Finger droht und zurückruft: „Auf eigene Rechnung und Gefahr!"

Dann liegt sie ganz still, und ein grübelnder, sorgenvoller Zug erscheint auf ihrem blaß gewordenen Gesicht. Ein paarmal wischt sie sich hastig über die Stirn, als wolle sie quälende Gedanken wegjagen, dann greift sie wieder zu Buch und Zeitung — ein Stündchen kann sie sich schon noch gönnen im Bette, denn in Wahrheit fühlt sie sich nicht so wohl, wie sie dem Arzte gegenüber behauptet hat.

„Es ist mir diesmal gar nicht wie Weihnacht," sagt sie halblaut vor sich hin. Es kommt ihr vor, als ob die alte Gemütlichkeit nicht mehr unter ihrem Dache weile, als ob etwas darunter wohne, das ihr die Luft benimmt, etwas Unheimliches, das sie ängstigt, ohne daß sie es nennen und greifen kann. Moritz ist ungleichmäßig und schweigsamer als je — na, das wird sich geben, dessen Kummer kennt sie, dem ist zu helfen, und er selbst hat's in der Hand, sich glückliche, freudevolle Tage zu verschaffen. Er quält sich nur erst ein bißchen mit dem Gedanken, ob er seines Glückes auch wert sei, und sie läßt ihn sich quälen, das gehört dazu! Ein bißchen macht er sich wohl auch Sorgen, weil die Eva so gar nichts hat und armen Anhang obenein! Er ist eben Geschäftsmann, und ein solcher muß auch das erwägen. Ihr bangt nicht um den Ausgang der Sache!

Aber der Karl — ach Gott, der Karl! Sie kennt ihn nicht mehr wieder. Hoffärtig dem Bruder und gleichgültig ihr gegenüber, stets mit einem Gähnen bei der Hand, wenn ihm etwas nicht paßt; verschwenderisch in seinen Ausgaben und immer Hiebe austeilend auf die Hohenburger Gesellschaft. Die Männer sind für ihn durch die Bank Spießbürger und Idioten, die Frauen öde Klatschen und die jungen Mädchen ohne Ausnahme Gänse. „Keine vier Pferde würden imstande sein, ihn zu den lächerlichen spießigen Festlichkeiten zu ziehen, und wenn ganz Hohenburg kopfstände." Er sitzt die Abende auf seiner „Bude" und liest Romane oder rekelt unten müßig im Lehnstuhl der Wohnstube, mit dem Monocle spielend, das er, sobald jemand ins Zimmer tritt, ins Auge wirft und mit einer gewissen Grimasse wieder fallen läßt. Am unleidlichsten aber ist er bei den Mahlzeiten, die mit den Verwaltern, der Mamsell und den zwei Wirtschaftslehrlingen gemeinsam eingenommen werden. Er hat es in der Zeit von wenigen Wochen so weit gebracht, daß keiner der Herren den Mund mehr aufthut und daß sich feindselige Blicke zwischen Herrn und Untergebenen über den Tisch hinüber kreuzen; und auf ihre, der Mutter, Vorstellungen murmelte er etwas von „öden Kerls, Grasaffen und frechen Bengels".

Sie liegt hier oben ordentlich mit Besorgnis, daß ein Krach kommen könne während ihrer Abwesenheit. Bendert geht zu Neujahr, wie er es vorhatte, eine Einigung ist nicht erzielt worden, und ein Neuer kommt — ungemütlich, schrecklich ungemütlich! Und andrerseits wieder dieser rührende Zug von ihrem Karl! Stundenlang hat er stumm und geduldig am Bette gesessen während ihrer Krankheit, wie eine Statue; förmlich mit Gewalt hat sie ihn zu der heutigen Treibjagd drängen müssen, die auf Jestädter Revier vom Amtmann Timpe abgehalten wird. Hanne hat sie während der ganzen Zeit gepflegt, keine Königin hätte aufmerksamer bedient sein können!

Sie schüttelt den Kopf, sie versteht den Jungen nicht, er ist vielleicht auch verliebt! Sie hat in ihrer Angst, daß er und Moritz etwa denselben Gegenstand der Neigung haben könnten, einmal angetippt bei Karl: Evchen sei doch ein liebes kleines Mädchen? Da hatte er nur ein Gähnen darauf und die Worte: „Wie geschaffen für Moritz."

Ach, es ist zu ungemütlich, dieses lange Liegen! Selbst die Dienstboten im Hause sind anders wie sonst. Ein ewiges Geflüster und Köpfezusammenstecken, schmopische Worte und rotgeheulte Augen, und auf energisches Fragen nach dem Grund ausweichende Antworten. Hanne allein ist über dies alles erhaben. Sie redet mit keinem, geht immer stillen, gleichgültigen Gesichtes umher und thut ihre Arbeit mit sittsam niedergeschlagenen Augen. Nur ein paarmal hat Madame einen Blick von ihr aufgefangen, als sie sich plötzlich umwendete, einen seltsamen, gleichsam lauernden Blick, mit dem das Mädchen sie betrachtet zu haben schien.

„Na, was ist's? Willst du etwas?" hatte sie gefragt. Die dunklen Wimpern aber waren schon wieder gesenkt. „Nein, Madam, nichts!"

Ja, und einmal, vor ungefähr einer Woche, als sie den zweiten Tag krank und fiebernd im Bette lag, Karl neben ihr saß und Hanne ihr die kalten Kompressen in kleinen Zwischenpausen auf der heißen Stirn wechselte, da hatte sie plötzlich die Augen geöffnet und beim Schein des Nachtlichtes Karl und Hanne flüsternd eng bei einander in der Mitte des Zimmers stehen sehen, sein Kopf dem des Mädchens so nahe — so nahe, als habe er sie eben auf die Wange oder die Augen geküßt, und die Worte: „Nachher, wenn sie schläft —" glaubte sie deutlich gehört zu haben!

Mühsam hatte sie sich aufgerichtet: „Was ist nachher? Wer soll schlafen?" — Sie erinnert sich, wie die beiden zuerst gleich Statuen gestanden, wie dann Hanne an ihr Bett geeilt war und gesagt hatte:

„Der junge Herr meint, wenn Madam schliefen, könnte er sich vielleicht auf ein paar Stunden zurückziehen, aber Madam sind ja ganz heiser, ganz und gar, und sollten doch nicht sprechen — Madam —"

Und Madame fragte nicht weiter, das fiebernde Blut zog seine wogenden Kreise vor ihren Augen. Halb bewußtlos, nichts fühlend als eine ungeheure Müdigkeit, hatte sie sich bei dem Klange von Hannens Stimme beruhigt, zufrieden mit der Erklärung, und war dann in jenen wunderlichen Halbschlaf verfallen, in dem Phantasie und Wirklichkeit sich aufs engste verweben. Bald darauf war auch Karl gegangen, und wenn für einen Augenblick klares Bewußtsein eintrat, hatte sie Hanne, leicht zurückgelehnt in den Stuhl, am Bette sitzend erblickt, die Augen besorgt auf sie gerichtet. Als sie am andern Morgen wohler erwachte, war ihre Frage wieder gewesen: „Was sollte denn geschehen, Hanne, wenn ich schlief? Mein Sohn war doch nicht krank in der letzten Nacht, weil er sich legen wollte?"

Aber Hanne hatte verwundert den Kopf geschüttelt und die ganze Scene abgeleugnet. Sie wüßte von nichts — Madam habe gestern abend arges Fieber gehabt und allerlei geiprochen, Herr Karl und sie hätten sich recht geängstigt und beinah' den Arzt geholt.

Madame hat geschwiegen, ein Gegenbeweis war nicht zu erbringen, und sie glaubt so gern nur das Beste von allen Leuten. Aber sie grübelt und grübelt, und ihr ist, als müsse sie überschnappen, falls sie länger noch unthätig hier liegen bliebe. Sie schreit förmlich nach Arbeit, die sie auf andere Gedanken bringen wird — es ist etwas Unheimliches zurückgeblieben von jener Nacht.

Dann freut sie sich wieder auf den Besuch der kleinen Eva, die ihr ein wenig helfen soll beim Aufbau des Gabentisches für die Leute drüben im großen Saal. Seit gestern schon ist der mächtige weiße Porzellanofen geheizt, damit Madame sich dort nicht erkälten kann. Sobald sie gefrühstückt hat — Hanne muß jeden Augenblick mit der Bouillon kommen — wird sie aufstehen, sich anziehen und hinübergehen! Hanne kann ihr den bequemen Lehnstuhl in den Saal rollen, mittags muß Evchen bei ihr bleiben; sie werden sich das Essen heraufbringen lassen, und bei dieser Gelegenheit wird sie mit dem Mädchen sprechen von Moritz. Verlobungen zu Weihnacht sind so reizend! Und gegen Abend, wenn die beiden von der Jagd zurück sind, wird sie Moritz bitten, daß er Evchen beim Aufputzen des Christbaumes hilft, und sie wird ein bißchen schlummern im Lehnstuhl; vielleicht, wer weiß, hat er Mut unter dem Baum und fragt Evchen? Sie würde dem kranken Mann, dem Doktor, und der ewigen Kreuzträgerin, der Frau, die große Herzensfreude so gönnen! Daß Evchen so lange nicht bei ihr war, bekümmert sie nicht, sie hätt es vielmehr für ein Zeichen mädchenhafter Scheu, und es würde sie höchstens verletzt haben, wäre das Mädchen jetzt, wo sie bald neunzehn wird, und

Digitized by Google

wo zwei erwachsene Söhne im Hause sind, noch ebenso oft und so unbefangen gekommen wie früher.

Während die Kranke so überlegt, verhandelt der junge Arzt zu Hause unter Assistenz der Mutter mit Eva.

„Ich habe keine Zeit, Mama," wehrt das junge Mädchen.

„Eva, du kannst es Madame Baldauf nicht abschlagen!"

„Aber warum denn nicht? Ich bin doch nicht ihre Leibeigene? Sie hat Hilfe genug, zwei Stubenmädchen, eine Mamsell, und Borns Klara hilft ja mehr als gern!"

„So trägt sie zum Fortkommen ihres Bruders bei!" sagt Robert Ahrens ärgerlich, der seine Krankentour nur unterbrochen hat und nach Hause gekommen ist, um Evchen den Wunsch der alten Gönnerin zu übermitteln.

Die Mutter hat sorglich die Thüre des Zimmers geschlossen, damit der Vater von dem Streit nichts hören kann. Eva sitzt am Fenster vor dem Nähtisch der Mutter, sieht elend aus und wickelt sich fröstelnd in ein karriertes wollenes Tuch, das sie vor drei Jahren zur Konfirmation bekam. Sie hält noch den Federwedel in der Hand, dean sie ist beim Staubwischen gewesen, als Robert eintrat, und nun hat sie sich, müde und von der langen Dauer des Streites im voraus überzeugt, auf den nächsten Stuhl niedergelassen, fest entschlossen, nicht nachzugeben.

Frau Doktor sieht rot und bekümmert aus. „Wenn ich nur wüßte," beginnt sie, „was du plötzlich hast gegen Baldaufs! Bist du von jemand aus der Familie gekränkt worden?"

„Gekränkt? Keine Idee — die können mich doch nicht kränken! Aber ich habe keine Lust." Sie spricht gereizt und zeigt damit deutlich, wie sehr sie gekränkt ist. Frau Doktor sieht sie forschend an. Kam sie jetzt doch auf die Spur jener Ursache, die ihr frisches rosiges Kind in ein nervöses bleichsüchtiges Mädchen verwandelt hat?

„Wenn dich niemand gekränkt hat drüben, dann gehst du ohne weiteres," sagt sie streng, „deinen Launen darfst du nicht so nachgeben, Eva!"

„Auf dem besten Wege bist du, ein unleidliches hysterisches Frauenzimmer zu werden, liebes Kind," pflichtet der Bruder ganz ärgerlich bei. „Bestehe nur auf deinem Willen, Mama, es wäre barer Unsinn, sollte sie absagen!"

„Bitte, bitte, Mama, ich habe jetzt immer dieses heftige, harte Kopfweh, ich bin nicht fähig, zu helfen!" fleht Eva außer sich, „ich kann nicht, gewiß, ich kann nicht, Robert!"

„Weine doch nicht, da werden die Schmerzen nicht besser," erwidert er trocken, „übrigens ist das beste Mittel bei solchen Geschichten — Zerstreuung. Geh' also wenigstens hin, zeige deinen guten Willen! Du kannst ja jeden Augenblick wieder weggehen; die alte Frau ist ganz allein zu Hause, Moritz und Kaet sind auf der Jagd. Du brauchst dich also nicht einmal in die beliebten Regeln, wie man sich heiratsfähigen Herren gegenüber zu verhalten hat, zu vertiefen."

Evchens gespannter Gesichtsausdruck löst sich; es ist wie ein Aufatmen. „Ich darf weggehen, Mama, wenn ich — wenn meine Kopfschmerzen zu heftig werden?" fragt sie.

„Ja natürlich! Geh' nur jetzt, nimm eine Hausschürze mit, du sollst Madame jedenfalls helfen. Siehst du, nun bist du doch wieder ein vernünftiges Mädchen," fügt die Mutter lobend hinzu.

Ein paar Minuten später betritt Eva den Saal des Herrenhauses im „Wasserwinkel". Durch seine Fenster strahlt die helle Wintersonne und läßt die Rosenguirlanden der roten Sammettapete an den Wänden wieder purpurn aufblühen; in den vergoldeten Aepfeln und Nüssen, die auf den Tischen liegen, funkelt sie, von den deckenhohen Spiegeln und den vergoldetea Rahmen strahlt sie zurück und von den Schnörkeln der Stuckdecke, in welche das Stiftswappen, sowie die Wappen des Schloßhauptmanns und der hohen Erbauerin eingefügt siad. Eine lange mit weißen Tüchern bedeckte Tafel ist aufgeschlagen, und zur Seite derselben, vor einem der hohen Spiegel steht die riesenhafte noch ungeschmückte Tanne, die das weite Gemach mit weihnachtlichem Duft erfüllt.

Vom Ofen her, neben dem Madame Baldauf in einem bequemen Lehnstuhl sitzt, sorglich zugedeckt und mit Kissen unterstützt, schallt es dem Mädchen freundlich entgegen: „Nun, Evchen, holen lassen muß man dich erst? Was fällt dich denn ein, Kind, daß du —? Na, na, und wie siehst du denn aus? Du wirst doch nicht die Masern kriegen? Hast sie denn schon gehabt?"

Evchen muß lächeln über diese Besorgnis, aber dieses Lächeln zuckt nur ganz schwach um den Mund und die Augen bleiben traurig. „Ich bin ganz gesund, Madame Baldauf, nur ein bißchea frieren thue ich zuweilen und — — wie schön, daß Sie wieder wohler sind, liebe Madame Baldauf!"

„Ist auch nötig, höchst nötig! Und nu, Evchen, leg' ab und hilf mich ein bißchen, glaubst gar nicht, wie ich mich nach so einer Hilfe bange, wie du bist. Söhne sind Söhne, alles unpraktisches Volk, die Dochter fehlt mich eben, weißt's ja! Na, vielleicht — aber was ich sagen wollte, Evchen, das Schwatzen verschieben wir auf die Dämmerstunde, ich lasse dich nicht wieder fort. So, und nu klingele mal, mein Kind, die Hanne soll dich helfen, sie weiß schon die Sachen und die Plätze; aber das ‚Hinlegen', das kriegt so Eine nicht 'raus, so 'n bißchen niedlich, weißt du, mit 'n kleinen Tannenzweig dermang, wo er hingehört, und das Hauptgeschenk ein wenig in die Augen fallend. So 'n Madchea basst das da hin: wena's man da liegt — so der seine ‚Plie', der läßt sich nich lernen, der muß angeboren sein! Ich versteh's auch nicht, aber ihr habt's heraus, und deine Mutter, Evchen, die macht aus Nichts noch eine Augenweide — das hast du hoffentlich von sie geerbt!"

Hanne, die merkwürdig blaß und elend aussieht, hat den größten Teil dieser Rede mit angehört, und ein geringschätziges Lächeln spielt um ihrea Mund. Sie bückt sich rasch, um es zu verbergen, und trägt bescheiden die Sachen zu Evchen hinüber, die bereits an der großen Tafel steht.

Eva fühlt sich müde und abgespannt. Die drei Wochen des Wartens, der Enttäuschung und Scham, die dem kurzen Glückstaumel nach jenem Abend in Roberts Stube folgten, haben ihre blühende Gesundheit hinweggeweht. Zuerst noch immer ein starres Festhalten an einer Hoffnung, der Glaube an die Rechtlichkeit seines Charakters — es war ja ganz undenkbar, daß Einer so sein sollte! Hundert Möglichkeiten hatte sie ersonnen in ihrem Herzen, um sein Thun zu entschuldigen; er sei gewiß verreist, hatte sie sich getröstet — da ging er eine Viertelstunde später am Hause vorüber und grüßte nicht einmal. Gewiß, er wollte erst mit seiner Mutter sprechen, sie will es vielleicht nicht zugeben — aber da kam Robert und brachte ungezählte Grüße von der alten Frau an ihr Evchen! Oder er wartet auf eine Gelegenheit, sie nochmals zu sprechen, bevor er zum Papa geht und anhält, sie wurden ja an dem Abend so jäh gestört! Aber da traf sie ihn in der Kirche, und er sagte nach dem Gottesdienst, an ihr vorübergehend und den spiegelblanken Cylinder schwenkend: „Morgen, Fräulein Ahrens! Eine unglaubliche Salbaderei von dem alten Superintendenten — finden Sie nicht? Empfehlen Sie mich daheim, Fräulein Ahrens!"

Seitdem ist Eva krank, seitdem hat sie keine Nacht mehr geschlafen, ist sie, in einem Zustand von gekränktem und verletztem Ehrgefühl, das sie aber immer vach verstecken muß vor ihrer Familie, bis an den Rand der Verzweiflung gedrängt. —

Ihre Finger zittern, wenn sie aus Hannens Händen irgend ein Stück nimmt; wohl zehnmal muß sie hören: „Dieses kommt hierher und das dorthin, Fräulein Ahrens — nein, das haben Sie mit Rieke ihrem verwechselt —". Von einem gefälligen Ordnen ist kaum eine Spur zu bemerken.

Madame Baldauf versieht indessen die Zuckerpuppen und verschieden gefärbtes Konfekt mit bunten Wollfäden und ruft dann und wann eine Frage, ein freundliches Wort hinüber zu Eva. Als kaum eine Antwort oder nur ein „Ja" oder „Nein" mit gepreßter Stimme erfolgt, sagt sie gutmütig: „Nee, Evachen, wenn das Kopfweh so arg ist, dann gehst du nach Hause, mein' Dochter, quälen sollst du dich nicht; Hanne wird schon fertig werden, und Nachmittag muß dann Mamsell mit 'ran. Es geht alles, wenn es gehen muß! Laß die Sache sein und schlaf' aus, Kind!"

Eva kommt zu der alten Frau herüber. „Sie sind so gütig," sagt sie, „ich bin wirklich kaum imstande —"

Madame Baldauf blickt empor in das verstörte junge Gesicht, und mit herzlichem Mitleid zieht sie plötzlich das große Kind

Nach dem Gemälde

Copyright 1899 by Franz Hanfstaengl, München.

Digitized by Google

auf ihren Schoß und preßt den Kopf des aufschluchzenden Mädcheas an ihre Brust. „Was ist dich denn, mein Evchen? Was hast denn? Kannst es mich denn nicht sagen?“ fragt sie und schaukelt ein wenig, als habe sie eine Dreijährige auf dem Schoße; unendlich gutmütig klingt ihre Stimme. Und wie das Mädchen ratlos und wild schluchzt, sagt sie zu Hanne: „Geh' mal ein bißchen 'raus, bis wir fertig geredet haben untereinander — ich werd' klingeln, wenn du wiederkommen sollst.“ Und nun tröstet sie weiter an dem Mädchen, das auf alle Fragen nur ein stummes Weinen oder Kopfschütteln hat.

„Ist denn dein Vater kränker geworden? Nee? Aber deine Mutter hat gewiß wieder rechte Sorgen? Nee, auch nich? Kannst mich's doch sagen? Ich helfe sie so gerne aus, Evchen, vor dich thn' ich's schon. Ich denke immer, du vergiltst mich das mal in meinen alten Tagen mit Liebe! Nicht wahr, Eva, das thust du mal? Es kommt mich immer vor, als bist du schon mein Töchterchen — mögst es sein, Evachen?“

Ein fassungsloses Schluchzen läßt die Trösterin verstummen. „Ach nein — nein — liebe Madame Baldauf, ich — ich — lassen Sie mich nur!“

Sie springt auf und geht der Thüre zu und fährt dann verstummt und erschrocken zurück, denn draußen ist ein plötzlicher lauter Wortwechsel entstanden und eine jammernde Frauenstimme ruft: „Herr Bendert! Herr Bendert! Ach, lieber Herr Bendert, ach, sagen Sie doch Madam nichts!“

Dann wird die Thüre aufgerissen, und der Verwalter kommt herein, begleitet von Hanne und einem alten Herrn, der demüht ist, sie zurückzuhalten.

Der Verwalter, dessen Arm Hanne umklammert hält mit dem Ausdruck einer wahnsinnigen Angst, geht, das Mädchen gewaltsam abschüttelnd, auf die alte Frau zu. Leichenblaß — das Haar klebt ihm an der Stirn — die Mütze zusammengepreßt in der einen Hand, mit der andern nervös zitternd an der Joppe hantierend, auf schwanken Füßen, bleibt er stehen vor der erschrockenen Herrin.

„Es thut mir leid, Madame, ich wollte das Ende nicht so,“ sagt er mit einer seltsam klingenden, lallenden Stimme, wie der eines Trunkenen, „die beiden haben mich erst soweit gebracht!“

„Gehen Sie doch, Bendert, ich spreche schon mit Madame,“ beschwichtigt der alte Oberförster mild und führt den zitternden Menschen zu einem Stuhle, in den er schwer niedersinkt; die Augen starr auf den Boden geheftet, bleibt er sitzen, wie abwesend vor sich hinmurmelnd: „Ich hätt's ja wissen können, daß es ein Unglück giebt —“

„Es ist ein Unglück geschehen, Madame Baldauf, erschrecken Sie nicht zu sehr,“ wendet sich der Oberförster an Madame Baldauf, die aus ihrem Sessel, unfähig sich zu rühren, mit entsetzten Augen bald das jammernde Mädchen am Boden, das sich mit den Händen die Haare zerwühlt, bald den Verwalter betrachtet. Sie fuhlt, wie der alte Mann ihre Hände ergreift, und wie aus weiter Ferne hört sie seine Stimme: „Es ist ein kleines Jagdunglück, liebe Madame Baldauf, wie's tausendfach vorkommt: Herr Bendert hatte das Pech, Ihren jüngsten Sohn anzuschießen — es ist hoffentlich nichts von Bedeutung. Herr Moritz hat ihn in das Jeistädter Forsthaus gebracht, und Herr Doktor Ahrens ist benachrichtigt worden. Wenn der Verwundete verbunden sein wird, bringt man ihn her. Sie brauchen gar keine Angst zu haben, denke ich, und — —“

„Nein, nein — es ist kein zufälliges Unglück!“ schreit Bendert. Er ist aufgesprungen, reißt den Sprecher zurück und zeigt dabei leidenschaftlich mit dem Finger auf seine Brust, „in der Wut habe ich's gethan, weil er mir — weil er — — da ist es, das Geschöpf, das mich genarrt, das mir versprochen hat, mich zu heiraten, und sich nun beschwatzen ließ von dem feinen „Herrn“! Ich bin ja bloß der Verwalter, aber ich — ich — Pfui Teufel — ich danke für die Ehre! Seit gestern abend weiß ich's, und wie heute früh der Herr Liebhaber noch hat höhnisch werden wollen, da ist mir rot geworden vor den Augen, da hab' ich — aber es thut mir leid — für Sie, Madam!“ Er macht eine Handbewegung, als schleudere er verachtlich etwas fort.

Es ist plötzlich eine unheimliche Stille in dem großen Raum, so still, daß man das leise Rauschen des Flittergoldes an den vergoldeten Aepfeln und Nüssen hören kann. Nur wenige Augenblicke, dann steht die alte Frau vom Stuhle auf und geht zu Eva hinüber, die zitternd am Pfosten der Thüre lehnt, die Hände über der Brust gefaltet, mit entsetzten Augen.

„Geh' nach Haus, mein' Dochter,“ sagt Madame ruhig und händigt ihr das Mäntelchen und die Pelzmütze ein, die unweit auf einem Stuhle liegen, „geh' nach Haus — so — so —“.

Und wie die Thüre sich hinter Eva geschlossen hat, tritt sie ein paar Schritte auf Hanne zu, die wimmernd am Boden kniet. „Was liegst du hier? Mach', daß du fortkommst!“

Das Mädchen fährt empor. Thränenlos, die Hände an den Schläfen, schreit sie: „Ein Schuft ist er, Madam, ein Schuft, glauben Sie ihm nicht, Madam, ich hab' nichts Unrechtes begangen, er hat's ja nur aus Eifersucht gethan — o Gott! o Gott — — mein Karl! mein Karl!“

„Dein Karl?“ ruft die alte Frau außer sich, „dein Karl? So Eine wie du — du? Hinaus! sage ich dir — hinaus!“

„Er hat versprochen, daß er mich heiraten will,“ jammert Hanne.

Madame Baldauf weist auf die Thür. „Untersteh' dich nicht, mir wieder vor Augen zu kommen — hinaus!“

Mit jähem Sprunge rafft sich das Mädchen empor, wirft einen aerstörten Blick auf die Frau, die mit zornsprühenden Augen vor ihr steht, dann läuft sie aus dem Zimmer mit dem Aussehen und den Gebärden einer Wahnsinnigen.

„Herr Oberförster, bitte, sagen Sie unten, daß die Füchie vor den Schlitten — ich muß doch nach Jeistädt, er ist doch mein Kind!“ bittet Madame, und wie der alte Mann gegangen ist, wendet sie sich schwerfällig um und steht vor Bendert.

„Und nun habe ich nichts mehr mit Sie zu reden, es ist besser, Sie gehen mich aus den Augen.“ Sie spricht jetzt leise und mit zitternder Stimme.

„Lassen Sie mich doch wenigstens nur ein paar Worte zu Ihnen sagen,“ bettelt der junge Mensch, „Madam, zur Aufklärung, daß Sie mich nicht für zu schlecht halten — ich kann ja so nicht fortgehen! Sie wissen ja, ich hatt' das Mädchen lieb, dachte, ich könnt' ohne sie nicht leben, und als ich merkte, daß Herr Karl — und daß sie nicht gleichgültig war dagegen, da wollte ich ja fort, ich wäre in am Ende noch fertig geworden mit mir selbst. Aber da ließ sie mich auf einmal wieder merken, daß sie mich doch gern hätt', und Sie redeten auch zu, Madam, ich sollt' bleiben. Da hatt' ich denn wieder ein bißchen Hoffnung und — nun, wie ich das gestern abend erleben mußt' — ich habe gedacht, der Himmel stürzt über mir zusammen, wie sie da um Mitternacht in seiner Stube sitzt, als ich ihn wecken wollte, weil sein Pferd halb erdrosselt an der Krippe hing — —. Ich hab' gethan, als hätt' ich nichts gesehen, sie sprang ja auch gleich hinter den Kleiderschrank; die Fauste hab' ich geballt vor Schmerz und bin doch ehrerbietig geblieben — denn er ist Ihr Sohn, Madam — wenn ich ihn auch am liebsten niedergeschlagen hätte! Aber heute, wie er bei dem Rendezvous mich auf die Schulter schlägt und sagt: ‚Na, Bendertchen, man Geduld, was nicht ist, kann ja noch mal werden, vielleicht wird's doch noch was mit Ihnen und Hanne‘ — — sehen Sie, Madam, da — da wurde mir schwindlig, da wußt' ich nicht mehr, was ich that — da — —“

Er sieht in diesem Augenblick wieder aus wie ein Rasender, die Gesichtszüge verzerrt, die Adern der Schläfen geschwollen.

„Ja, ja, Bendert, ja, ja, gehen Sie nur,“ unterbricht ihn die Frau ganz ruhig, „das letzte, sehen Sie, war ja wohl nur Spaß von Karl, ein dummer Scherz; er ist ein ehrlicher Mensch, er wird es ja“ — und nun schwankt ihre Stimme doch — „hoffentlich noch beweisen können, daß er es ist! Wir wollen beide darum beten, Bendert! — Gehen Sie man jetzt, gehen Sie, ich muß mich parat machen zu der Fahrt!“

Seinen flehenden, Verzeihung heischenden Blicken weicht sie aus, als wolle sie nicht sehen, wie er unsicheren Schrittes das Zimmer verläßt. Dann, als die Thüre sich hinter ihm geschlossen hat, hockt sie sich auf den Boden, schlägt die Hände vor die Augen und stöhnt wie ein Geschöpf, das tödtlich getroffen ist.

„So weit, so weit ist's gekommen!“ murmelt sie.

Digitized by Google

Der Abend ſinkt herunter, froſthart und ſternefunkelnd. Buſſe fährt den verwundeten jungen Herrn heim; auf einem Leiterwagen, der auf Schlittenkufen ſteht, iſt ihm ein Lager bereitet. Er liegt loog ousgeſtreckt in einer Art Schwebe ans Guten und iſt ſorglich mit Pelzen nnd Decken verwahrt. Die verwundete Schulter ſchmerzt ihn heftig, er ſtöhnt nad ſchimpft und fragt Robert Ahrens, der aufrecht ſteht, den Rücken an die Seitenwand des Gefährts gelehnt, ob er beſtimmt wiſſe, daß er kein elender Krüppel bleiben werde.

„Hoffentlich nicht!“ iſt die kurze Antwort.

„Der verfluchte Hund ſoll in den Koſtea, ich zeige ihn an.“

„Beruhige dich nue, Karl, das geht olles ſeinen Gang. Du haſt ihn ſchwer gereizt, und ich meine, es kommen für ihn bedeutend mildernde Umſtände in Frage; die Geſchichte wird beſſer totgeſchwiegen.“

„So! Und ich konnte hin ſein ouf dem Fleck wie ein Haſe!“

„Sprich nicht ſo viel,“ ermahnt ihn Robert.

„Es iſt nur ein Glück, daß meine Mutter noch nicht wohl genug war, um herauszukommen,“ fährt Karl eigenſinnig fort, „das Verbinden und ihe Gejammer dozu — ich wär' verrückt geworden!“

„Ja, junger Herr,“ ſagt jetzt Kutſcher Buſſe und dreht ſich herum, „an ihr Krankſein hat's nich gelegen, daß ſie nich kam, engrennt waren die Füchſe oll, wenn das mit die Hanne nich paſſiert wär; aber als ſie fortfahren wollte, da brachten ſie das Kätchen eben —“

„Halten Sie Ihren Mund!“ raunt der junge Arzt dem Kutſcher zu. Aber Karl Baldauf hat ſchon zu viel gehört. Stöhnend vor Schmerz hebt er den Kopf.

„Was iſt denn nun noch geſchehen, Robert? Was iſt's mit dem Franenzimmer?“

Robert Ahrens zuckt die Schultern.

„Verſupen woll'n hat ſe ſich, im Garten, hinten, an die Schöpſtelle,“ erklärt Buſſe. „Zum Glück is dat da nich tief un zum Glück war jo auch der Gärtner nich weit un hört ſe trichter, als ſe mang de Iſchollen rümmer patſchelte. Se left ja noch, junger Herr; ick ſag' man immer — ein Unglück kümmt ſelten allein. Aber Madam plegt ſe ja na, un ehr oll Großmudder un ehr Mudder ſind do, no de beiden Wiwer hewen 'n Larm mack, dat dat gonze olle Huus bewert hätt —“

„Robert,“ ſtöhnt der Kranke, „was ſoll das heißen, was hat das Franenzimmer?“

„Wenn du's nicht weißt, mein Sohn, ich gewiß nicht,“ antwortet der Arzt ironiſch, „übrigens würde es ſich empfehlen, daß du dich ruhig verhältſt.“

„Un ein großes Malheur is 't ja auch, de ollen Sellens haben immer ſo auf Reputatſchione gehalten,“ murmelt Buſſe.

Einige Minuten geht es ſchweigend weiter. Die Schlittenglocken klingen hell durch den Abend; ein Gefährt kommt ihnen entgegen, Landleute, die zu Weihnacht eingekauft haben in der Stadt. Robert Ahrens zündet ſich eine Cigorre an; der Schein des Streichhölzchens erhellt ſein Geſicht einen Augenblick, es liegt etwas Verächtliches, Mitleidloſes in dem Blick, der den Verwundeten ſtreift.

„Thu' mir den Gefallen, halt' mir meine Mutter vom Leibe heut' abend, Robert,“ fängt der Kranke wieder an.

„Ich werde ihr ſogen, du habeſt Fieber, was auch wohl kein wird,“ iſt die Antwort.

„Das hält ſie nicht ab, Robert.“

„Madam iſt gaoz verſtändig aad ſtille, junger Herr, ſo ſtille hab' ich ihr nie geſehen, un ſo kolkweiß,“ tröſtet der Kutſcher, der Karl Baldauf als Fünfjährigen vor ſich auf das Pferd gehoben hat, um mit ihm in die Schwemme zu reiten Sommerabends, „un ſie ſpricht kein Wort von all die Sachen un hat geſagt, wer eine Silbe aus dem Hauſe trägt von die Geſchichten, der fliegt hinterdrein, hott ſe ſeggt.“

Madame Boldouf ſteht am Fenſter und wartet auf ihren verwundeten Sohn; Moritz, der früher zurückgekehrt iſt, hat an ihr herumgetröſtet, aber kein Wort hat ſie erwidert.

„Du wirſt dir ſchaden, Mutter,“ bittet der beſorgte große Menſch jetzt, „es iſt ja nicht ſo ſchlimm mit Karl, er behält äußerſten Falles einen ſteifen Arm. Denke doch, es hätte viel ſchlimmer werden können!“

„Meinſt du, Moritz? Nee, loß mich doch — —“

„Die eigentliche Wahrheit weiß ja keiner, Mutter, und die es wiſſen, die vaar Menſchen ſchweigen ans Liebe zu dir.“

„Ich weiß es aber doch, ich weiß es, was er für Einer geworden iſt!“

„Mutter, es iſt ein Jugendſtreich, ein toller —“

„Schweig!“ ſchreit ſie ihn heftig an, mit flackernden Augen. „Wenn meine Söhne kein Gewiſſen haben — ich habe eins!“

Er geht ſtill aus dem Zimmer und die Treppe hinunter, denn der Schlitten mit Karl iſt auf den Hof gefahren, die Frau aber rührt ſich nicht. Erſt nachdem die Schritte der Männer verklungen ſind, die den jungen ſtarken Mann mühſam durch den Korridor nach ſeinem Zimmer ſchleppen, kommt Leben in ſie. Langſam geht ſie ins Nebenzimmer, wo Hanne mit blaſſem Geſicht nnd geſchloſſenen Angen auf dem Bette liegt; man hat ſie in eine Fremdenſtube gebracht, die alte Sellen ſitzt neben ihr mit geſenktem Kopf, die Hände in die Schürze gewickelt.

„Zieh' dich an, komm mit!“ befiehlt Madame dem Mädchen.

Der eigenartige, lauernde Blick Hannens ſtreift die alte Dame, aber ſie leiſtet ſchweigend Gehorſam; unterſtützt von den zitternden Händen der Großmutter, neſtelt ſie ihr Kleid zu.

„Du wartſt hier, Fieken, wir kommen gleich zurück,“ ſagt Madame, als ſie, von Hanne begleitet, die Stube verläßt.

Schweigend ſetzt ſich die Alte nieder. Madame Baldouf geht mit feſten Schritten den Korridor hinunter und tritt, am Ende des Ganges, in Karls Zimmer. Der Kranke liegt bereits im Bett, Moritz nnd Robert Ahrens flüſtero miteinander in der Mitte der Stube, die nur ſpärlich von der Lampe erhellt iſt. Moritz bricht jäh ab in ſeinem Sprechen, wie die Mutter und ihre Begleiterin ſo plötzlich im Zimmer ſtehen.

Madame ſieht ſich kaum noch ähnlich: tiefe braune Schatten unter den Augen, ein ſchmerzlicher, ſtolzer Zug um den Mund laſſeo ſie um Jahre gealtert erſcheinen. Aber größer geworden ſcheint ſie, ſo ſtarr trogt ſie den Kopf im Nacken.

„Entſchuldigen Sie, Herr Doktor,“ bittet ſie, „es iſt nur, daß Hanne mal wollt' ihrem Bräutigam Guten Abend! ſagen —. Geh' hinüber und gieb ihm die Hand!“

Sie lehnt ſich dann wie erſchöpft an den Schrank, neben dem ſie ſteht. Im Zimmer rührt ſich nichts; ſie ſind alle erſtarrt, betroffen. Plötzlich ein Lachen vom Krankenlager her, und dann iſt's verſtummt unter den Angen der Frau. Und da Hanne ſich nicht rührt, nimmt ſie das zitternde Mädchen bei der Hand nnd fügt dieſe und des Sohnes Hand zuſammen.

„Es möge ſo werden mit euch, daß ihr nie bereut! Und nun hobt ihr euch wohl beide etwas zu ſogen — Herr Doktor, Moritz, wir können jo nun wohl gehen, wir ſind jetzt hier überflüſſig, mein' ich.“

Stumm und befremdet folgen ihr der Arzt und der Sohn aus der Stube; letzterer ſieht nur noch, wie die geſunde Hand des Kranken ſich geballt hat, und hört, wie Hanne, die am Bett niedergekniet iſt, weinend ſagt: „Sei doch — ſei doch gut!“

Erſchöpft ſitzt die alte Frau endlich in ihrem Zimmer. Sie iſt noch krank, das fühlt ſie erſt jetzt wieder; der Tag mit ſeinen ſtürmenden Ereigniſſen hotte ſie es vergeſſen loſſen. Die Uhr weiſt auf Zwölf, die Lampe droht zu verlöſchen, der Ofen iſt kalt geworden.

Dieſer letzte Tag! Jahrelange Hoffnungen hat er vernichtet, Schoade nnd Verbrechen bis dicht an die reinliche Schwelle ihres Hauſes geführt. „Wäre ich nicht“ — „hätte ich nicht“ — ſo fangen alle ihre wild ſich drängenden Gedanken an. Jedes Rechtsgefühl ſcheint aus dem Hauſe gewichen, die alte Baldonffſche ſchlichte Rechtlichkeit! Was hat ihr armes Mutterherz heute für Wunden erlitten, Wunden, die nicht wieder anfhören werden zu bluten — nie! Sie hat der Sache die Spitze abgebrochen, vielleicht auf Koſten von des Sohnes Lebensglück, aber — ſie konnte nicht anders, konnte nicht! —

Leiſe klopft es draußen an, nnd gleich daranf tritt Moritz ein und kommt auf den Zehen herüber zu ihr. Der große Menſch iſt ſo ſcheu nnd behutſam, als nähere er ſich der Wiege eines ſchlafenden Kindes.

Digitized by Google

„Du solltest doch ruhen, Mutter," sagt er, vor ihr stehenbleibend und ihre Hand nehmend, die er streichelt.

„Kommst du von Karl, Moritz?"

„Ja, Mutter."

„Schläft er?"

„Nein — er ist furchtbar aufgeregt, Mutter — war es nicht eine Uebereilung — mit — mit Hanne? Sein ganzes Lebensglück —"

„Sein ganzes Lebensglück?" wiederholt sie fragend. „So? — Ich sage hier: ‚Glück gegen Glück!' Wenn er nicht seine Schuldigkeit thun will, so muß ich es für ihn thun — verstanden? Ich sage dir, Moritz, ich könnte nicht einen Augenblick meines Lebens wieder ruhig werden, wenn ich wüßte: hier, vielleicht in nächster Nähe, lebt ein Wesen, ein verstoßenes, mißachtetes, das meines Blutes ist, das uns fragenden Augen und stumpfsinnig meinem Sohn nachstiert, wenn der in seiner Equipage vorüberfährt, ohne zu wissen, das ist sein Vater. Ich würde keine Stunde ruhigen Schlafes wieder finden, kein Bissen würde mir mehr schmecken — das ist meine Moral! Und weigert sich Karl einer Sühne, so ist das Tischtuch zwischen ihm und mir zerschnitten. So, und nun habe ich das letzte Wort gesprochen in der Sache — bringe ihm diesen Bescheid!"

Sie ist aufgestanden und ihre Hand streckt sich hoch empor zu des Sohnes Schulter. „Verstehst du mich jetzt?" fragt sie.

„Ja, Mutter! Ich wußte nicht, daß — — du hast recht," spricht er leise.

„Gute Nacht, Moritz," erwidert sie kurz. „Wache bei ihm, morgen werde ich es thun."

Als der Sohn gegangen ist, sinkt sie wieder in den Stuhl. Sie sieht die ganze Szene wieder lebendig vor sich, den schlaffen Mädchenkörper in den Armen des Gärtners, den langen Zopf, der an der Erde schleift; stumm war sie wieder aus dem Schlitten gestiegen, als sie den kleinen Zug über den Hof kommen sah, und stumm hatte sie geholfen, das Mädchen zu betten in einem der oberen Zimmer, den erstarrten Körper zu reiben, bis das Bewußtsein zurückkehrte. Sie ist bei ihr geblieben, hat das ungebärdige Schreien von Hannens Mutter gehört, und die Verwünschungen gegen ihren Sohn, und das starre runzlige Gesicht der alten Großmutter hat sie gesehen und die spärlichen kleinen Tropfen, die an den ergrauten Wimpern hingen; auch die verbissene Wut des alten Schusters, der seiner jammernden Tochter zurief: „Dee Knieriemen hat ihe gefehlt, der Knieriemen!" Dazu das Drängen und Stoßen der Hausleute im Korridor, die neugierigen, schadenfrohen und betroffenen Gesichter der Mägde und Knechte! Wie einem gequälten Tier ist's ihr gewesen, und das Schlimmste war Hannens Geständnis, als endlich der Großvater und die Mutter Heidlich gegangen waren und sie nun mit der alten Selle, ihrer Tante, allein war bei dem wimmernden, schluchzenden Mädchen — das Geständnis unter unausgesetztem Schreien und Jammern: „Was soll denn nun werden, was soll werden? Und wenn ich doch man bloß vertrunken wäre! Warum habt ihr mich herausgezogen?"

Das alles ist wie glühende Funken in das Herz der alten Frau gefallen.

Sie war endlich von dem Mädchen fortgeschlichen nach dem Saal, hatte dort am Fenster gestanden, in der niedersinkenden Dämmerung, und auf den Schlitten gewartet, der den Verwundeten bringen sollte. — Ob's nicht besser wäre, wenn er stürbe? hatte sie sich gefragt und dann ihren Gott gleich um Vergebung gebeten für solchen Frevel. Gutmachen soll er, gutmachen dazu lebt er! Dann hatte Moritz sie aufgesucht und gute versöhnende Worte sprechen wollen, Worte, die er selbst nicht glaubte. Sie nahm nur einen Trost aus seinen Reden: die Verwundung sei nicht lebensgefährlich — Karl konnte noch sühnen! Und er mußte es! All die zweifelhafte Moral, die ihr schwaches Mutterherz heraufbeschwor, schüttelte das unbestechliche Gewissen ab. Zwingen kann sie ihn freilich nicht, dem Gesetze nach nicht, aber er hat zu wählen zwischen der Mutter und seiner Freiheit!

Großmutter Selle ist vorhin mit Hanne in das elterliche Heim gewandert. „Up dine Knieen sallst du fallen un der Fru da danken," hat die weinende Alte vor dem Weggehen gerufen, „enne andere Herrschaft harre ded ruter smeten un di in dinen Jammer noch slecht macht. Ut den Jenseits kam ick wedder, wenn ick seih, dat du dine Swigermudder nich up Händen drägst! Madam, Sei sind dat leiwe gode Kind von dunnemals bliewen, der liebe Gott lahne Sei! Sei sind gerecht, Sei sind werklich ein Christenminsch!"

„Schon gut, Fielen, schon gut!" hat Madame gemurmelt. —

Nun ist sie seit Stunden allein. Sie überlegt, sie rechnet, flüsternd bewegt sie die Lippen, und auf einmal sagt sie laut: „Armes kleines Evchen!" Die entsetzten Augen des Mädchens sind ihr eingefallen, mit denen es Hanne betrachtete, als diese sich am Boden wand, heut' mittag. „Und du bist nun erst recht meine einzige Hoffnung, Evchen," denkt sie weiter; „was nun noch Frohes etwa für mich aufgehoben ist, das hängt an dich und an Moritzen. Moritz ist gut, ja, der ist gut! Ja ernsthaft beinah', aber hab' keine Bange nicht, Evchen, du kommst in treue Hände!"

Sie erschrickt selbst über ihr lautes Sprechen, ein heftiger Frost schüttelt sie, und plötzlich tanzelt sie empor. Ihr Sohn ist ja krank, ihr blondes Krauskopf von damals, den sie geherzt und geküßt und bevorzugt hat, der Sohn, der ihr heute beinah' genommen wurde! Sie muß zu ihm, es ist ja niemand da, der ihn pflegt, Not leiden soll er nicht im Hause der Mutter, entbehren soll er nicht! Wie sie ihn nur vergessen konnte!

Auf den Fußspitzen schleicht sie in seine Stube, die Lampe brennt noch, er schläft mit schmerzverzogenem Gesicht. Sie setzt sich an das Lager, und ihr Tuch fest um sich ziehend, hält sie Krankenwacht, selber fiebernd und der Ruhe bedürftig, aber — was er auch gethan, sie muß doch für ihn sorgen, entbehren soll er nichts!

Die Nachricht von Karl Baldaufs Verlobung mit dem einfachen Mädchen hat einen Sturm erregt in allen Hohenburger Kreisen. Ganz groß und breit steht's im Wochenblatt mit fettester Schrift zu lesen:

Johanna Heidlich
Karl Baldauf
Verlobte.

Ein geradezu blödes Staunen zuerst, dann Entrüstung, Spötteln, lautes und heimliches Verwundern, Vermutungen keineswegs schmeichelhaftee Art, und eine entschieden feindselige Haltung der Honoratiorenkreise. Allgemein ist man entschlossen, bei etwaigen Brautvisiten nicht zu Hause zu sein, und sollte es Spitzbuben regnen an diesem Tage. Baldaufs sollen nur nicht denken, daß sich die Gesellschaft von Hohenburg Elemente aufdrängen läßt, die nicht salonfähig sind! Das Mädchen, das ihnen noch vor kurzem die Schüsseln präsentierte und die Galoschen in den Vorzimmern anzog, das sollte jetzt in der Reihe der jungen Hohenburger Frauen am Kaffeetisch geduldet werden? Nimmermehr!

Am Weihnachtstage aber erlebte ein Teil der Hohenburger das aufregende Schauspiel, Madame Baldauf mit der Braut ihres Sohnes den Betstuhl der Familie in der Schloßkirche betreten zu sehen. Hanne im Hut, modernen Mantel und feinem Pelzschmuck. Hübsch ist sie, verliebten kann sich schon einer in sie! Wenn man nicht gewußt hätte, daß sie noch nie einen Hut getragen, angemerkt hätte man ihr das nicht. Recht blaß, mit tief gesenkten Augen, die Demut und Bescheidenheit in Person, entwaffnet sie beinah' die haßsprühenden Augen neidischer Frauen und Mädchen.

Madame Baldaufs Blicke weichen nicht von den Kerzen des Weihnachtsbaumes, der auf dem hohen Chor flimmert. Die Röte, die auf ihrem Gesichte kommt und geht, erzählt allein von der inneren Bewegung. Kurz bevor der Prediger die Aufgebote verkündet, verläßt sie mit Hanne die Kirche.

Evchen sitzt nebenan in der Empore mit ihrer Mutter. Sie hat seit jenem Tage kaum geredet, aber ruhig ist sie geworden, merkwürdig ruhig und geduldig; sie hat zum erstenmal hinter die Coulissen des Lebens geschaut, und damit ist diese Erstarrung über sie gekommen. Als der Geistliche jetzt die Namen der Brautleute nennt, kann sie fast gleichgültig zuhören. Sie wundert sich kaum, daß es doch so gekommen ist, wie Hanne Heidlich prophezeite: die hat ihr Ziel erreicht!

Zu Hause thun Dore und die Mutter so mitleidig mit Eva; Dore schimpft und erzählt so lächerliche Dinge von dieser Verlobung, daß Frau Doktor ihr den Mund verbieten muß. Aber die Verschworenen kann sie sich doch nicht versagen: sie würde sich

Digitized by Google

Schlechtes Quartier.
Nach dem Gemälde von Wilh. v. Diez.

hängen lassen, wenn Hanne ernstlich an das Ertrinken gedacht habe. Das sei eben der Trumpf gewesen, den sie ausgespielt habe, um die Einwilligung von Madame zu erzwingen. Die Hanne sei klug, für das bißchen kalte Wasser sitze sie nachher zeitlebens im Warmen und Trocknen, alle Leute aus dem „Winkel" behaupteten das. „Schlau ist sie, die sticht den ganzen Wasserwinkel in die Tasche mitsamt Madam!"

Eva hat ihr den Rücken gewandt und ist ins Zimmer gegangen; die Zeiten sind vorbei, da es Dore gelang, ihre Weisheit dem unbefangenen Mädchen aufzuschwatzen. Eva glaubt ihr nichts mehr, ihr nicht und überhaupt niemand. Die Zukunft aber, die sich wie eine lachende Wiese vor ihr ausgebreitet hatte, liegt nun öde und farblos vor ihr. Sie sagt zu allem Ja, was Mutter und Bruder ihr vorschlagen. Seitdem sie neulich nach Hause gekommen ist von Baldaufs mit Augen, die um Jahre älter geworden sind, so Trübes haben sie geschaut, ist sie von apathischer Willfährigkeit und mit allem einverstanden.

Als sie mit der Mutter inmitten des festtägigen Menschengewimmels den Schloßberg hinunter schreitet, vermißt sie das frohe Weihnachtsgefühl der vergangenen Zeiten, es ist keine Spur von Christfeststimmung in ihrer Seele. Auch daheim der geschmückte Tannenbaum vermag's nicht zu wecken in diesem Jahre. Sie deckt den Tisch wie jeden Tag in der Küchenstube und freut sich, daß der kranke Vater dem Weihnachtstage zuliebe sich vom Sofa die Treppe hinunter führen läßt, um den festlichen Puterbraten, das alljährliche Geschenk eines dankbaren Patienten, mit verzehren zu helfen. So haben die Vier am ersten Feiertage immer schon zusammengesessen in der kleinen Stube, schon seit Eva denken kann. Und die Mutter nimmt auch heute, wie sonst, aber mit einem langen Blick auf den Mann an ihrer Seite, das gefüllte Glas, in dem dunkler Rotwein glüht, und spricht, indem ihr die Augen feucht werden, das alte Sprüchlein, das sie schon als Mädchen von ihrem Vater, dem jovialen alten Forstmann, gehört hat: „Ueberm Jahr wie heute! Nicht besser und nicht schlechter, dann können wir zufrieden sein, nicht wahr?"

Sie stoßen an und trinken, die Eltern mit bedrückten Herzen und sorgenvollen Gedanken, Eva mit müder Gleichgültigkeit, und der junge Arzt mit dem heimlichen Vorbehalt, daß, so sehr er auch im großen und ganzen damit einverstanden sei, er doch nichts gegen eine kleine Veränderung habe. Er sehnt sich nach einer eignen behaglichen Häuslichkeit, hinweg aus dieser Misere, dieser Krankenstubenluft, die er ohnehin schon von Berufs wegen genügend atmen muß.

„Gehst du heute abend aus, Robert?" fragt die Mutter.

„Du weißt doch, Mama, heut' ist Gesellschaft bei Brenners."

„Ach ja, richtig!" Ein fragender Blick streift den Sohn, sie weiß, daß Brenners Jagd auf ihn machen. Tony Brenner ist trotz ihrer großen Mitgift bis jetzt unbegehrt geblieben, ist klein, blaß, ein wenig schief und gilt im allgemeinen nicht für liebenswürdig, auch ist sie so alt wie Robert. Außerdem: der Geiz der Eltern ist sprichwörtlich in der Stadt. Sollte er wirklich? — Sie schweigt und seufzt.

„Da wird wohl die neueste Verlobung den Gesprächsstoff hergeben," meint der Vater, dessen zitternde Finger an seinem Weinglas spielen.

„Das kannst du denken, Papa," pflichtet Robert bei, „so was ist ja noch nicht dagewesen!"

„Erlaube mal," antwortet der Kranke, der sehr gern belehrt und dociert, „das kannst du doch nicht behaupten, Robert! Vielleicht in Hohenburg nicht, aber sonst schon so lange die Welt steht und Menschen auf ihr leben. Selbst Götter stiegen zu den Sterblichen herab, und was sogenannte Mesalliancen unter letzteren betrifft, so sind die Beispiele hierfür so zahlreich wie Sand am Meere: Ludwig der Vierzehnte ehelichte die Maintenon und ein Erzherzog von Oesterreich die schöne Philippine Welser; der Alte Dessauer die Annetiefe Föhse und ein König von Dänemark die Demoiselle Rasmussen — Karlchen Buldauf nimmt Heidlichs Hanne nach berühmten Mustern, und noch viele werden folgen. Es ist im Grunde etwas schon sehr Alltägliches, und auch Hohenburg wird sich über das unerhörte Geschehnis beruhigen und Frau Hanne Baldauf eines Tages anerkennen, verlaßt euch darauf; eine schöne Frau hat sich der junge Mann jedenfalls ausgesucht."

„Etwas unfreiwillig ausgesucht," spottet Robert, indem er sich zum Gehen anschickt, um noch einige Krankenbesuche zu machen. Die Eltern nehmen dann noch ein Täßchen Kaffee und ziehen sich zurück. Eva setzt sich mit dem Weihnachtsbuch an das Fenster in Roberts Stube. Dore ist ausgegangen mit dem Husaren, ihrem Fritzen, in der neuen Pelzjappe und Muff, die ihr die Herrschaft, unter Verzicht auf eigene Wünsche, zu Weihnacht verehrt hat. Es dämmert schon, die Gasse liegt todeseinsam da, die Kinder, die auf den gefrorenen Rinnsteinen bis jetzt geschlittert haben, sind verschwunden, um in den Zimmern unter dem Baum zu spielen; eine trostlose Verlassenheit scheint über der stillen Stadt zu liegen.

Eva schlägt das Buch auf; Gedichte sind es, mit Illustrationen. Sie hat die klangvollen Worte so geliebt bisher, sie konnte so schön schwärmen bei diesen idealen Gedanken unserer großen Lyriker — heute sagen sie ihr nichts, zum erstenmal nichts, klingen ihr fäßlich und fade. Keine von den gewaltsam zertretenen Blumen in ihrem Herzen richtet sich wieder auf zu ihnen. Wie mit Ekel überkommt es sie, wenn sie liest: „Er, der Herrlichste von allen —." Alles nicht wahr! Es geht so anders zu im Leben! Die Menschen belügen sich mit den herrlichen Worten, die Liebe ist so anders, so anders in Wirklichkeit, als die Dichter sie schildern! Sie nimmt das Buch, als ob sie an ihm den Zorn auslassen müsse, und schleudert es in die Sofaecke.

Von droben ruft jetzt die Mutter um die Lampe, für Robert muß ein Chemisette sowie der Gesellschaftsanzug bereit gelegt und auf dem Herde Feuer angezündet werden zum Theewasser für das Abendbrot. Es ist schrecklich kalt in der Küche, Eva fröstelt jetzt beständig, ein häßliches Gefühl, als ob die Seele mit friere. — Die ungewohnte Thätigkeit kommt ihr so schal vor, geht ihr nicht mehr so von der Hand wie sonst, und immer wieder muß sie an den Weihnachtssaal denken bei Baldaufs. Da steht jetzt der Christbaum geschmückt, Madame sitzt am Ofen, Hanne ist da um sie herum und sagt „Mutter" und Madame Buldauf nennt Hanne „Töchterchen, mein Töchterchen", dieselbe Hanne, die vorgestern noch am Boden lag und sich die Haare raufte! Bei dieser Vorstellung ist der zitternde Frost verschwunden, und eine heiße Blutwelle steigt Eva zum Kopfe.

„Töchterchen" wird sie genannt werden, die Hanne. — Wie die alte Frau das nur fertig bringt! „Ja, man muß nur klug sein, schön und klug," klingt eine grelle Kinderstimme ihr ins Ohr, „schön und klug!" — Die kleine Scene steht mit einem Male so deutlich vor Evas Augen, und jener Tag, da ihre Kinderfreundschaft endete. Hanne hatte erreicht, was sie schon damals gewollt!

Von der Schloßkirche droben läutet nun den zweiten Feiertag ein, als Eva das Abendbrot hinaufträgt.

„Was hast du denn nur, Kind?" fragt der Vater, als er ihr blasses Antlitz betrachtet; „erst bist du unsichtbar und nun ein Gesicht, als ob die Petersilie verhagelt wäre!"

Eva blickt ihn besorgt an, er sieht so besonders elend heute aus. „Ich weiß das selber gar nicht, Papa."

„Ja, das scheint so. Nimm dich zusammen, du hast wirklich keine Ursache, den Kopf so hängen zu lassen."

Eben klingelt's; Eva läuft hinunter, um nachzuschauen, seeh, aus der Stube zu kommen. Sie möchte am liebsten über des Vaters Meinung, daß sie vollkommen zufrieden sein könne, lachen. Im Hausflur steht Robert, und mit ihm eine Dame, ein kicherndes, kleines vermummtes Geschöpf, von seinem Arm umfaßt.

„Mein Weihnachtsgeschenk, Eva," erklärt er halblaut. „Komm, Schatz — die Alten sitzen wohl gar beim Essen? Ist es nicht nett, Eva, daß ich sie euch gleich herbringe? Hier, Kind, die Treppe empor, ein bißchen steil und eng, nicht wahr? Tritt acht! fehl — nein, werden die Alten sich wundern! Eva, du meldest an, es sei noch eine Weihnachtsüberraschung eingetroffen, hörst du? Geh' voran, Kind!"

Eva steigt gehorsam die Treppe hinauf, ihr Herz klopft so, daß es ihr weh thut; hinter sich hört sie flüstern und küssen. In diesem Augenblick fällt ihr zum erstenmal auf, wie sehr lieb sie doch ihren Bruder hat, den sie jetzt verlieren soll, verlieren — natürlich! Von nun an gehört er in Tony Brenner, der Tony, die Eva immer so von oben herab behandelt hat und es wahrscheinlich auch ferner thun wird, dieser Tony, die Robert nur nimmt des Geldes wegen — des Geldes wegen! Großer Gott, wie ist's nur möglich! An ihn hatte sie wenigstens noch geglaubt!

Digitized by Google

In dieser schmerzlichen Erregung reißt sie die Thür so heftig auf, daß der kranke Mann entsetzt emporfährt, um mit einem Stöhnen zurückzusinken; mit beiden Händen faßt er nach dem Herzen.

„Aber Eva," ruft die Mutter, „was hast du denn heute nur? Beruhige dich, Alterchen, es ist ja die Eva — ach Gott, ja, hole doch Wasser — —"

„Robert ist draußen," stammelt das Mädchen, „mit — mit Tony Brenner — ich glaube, sie haben sich verlobt —"

Die Mutter läuft an ihr vorüber, hinaus, dann klingen Rufe der Ueberraschung von drüben aus der kleinen Stube.

„Mein Gott, was ist geschehen?" stößt der Kranke schwer atmend hervor; „könnt ihr denn wirklich nicht ein bißchen Rücksicht auf mich nehmen?"

„Papa, es ist Robert mit seiner Braut, er hat sich vorhin verlobt," wiederholt Eva.

„O Gott! O Gott! Auch das noch heute — ich kann ihn nicht sehen jetzt, sag's ihm, er weiß doch, wie solche Aufregungen — ich kann nicht!"

Da tritt die Mutter ein, rasch und ernst. „Na, Alterchen," sagt sie sanft, „sie warten nebenan, kommst du nicht einen Augenblick herüber? Der Junge bittet so darum."

Der Kranke setzt sich aufrecht, immer noch nach Luft ringend. „Wie ist denn das so rasch gekommen — mein Gott!"

„Denke nur, sie haben sich beim Spazierengehen getroffen dort hin, und da ist ihm das Herz aufgegangen. Lange können sie nicht bleiben, Brenners haben ja Gesellschaft nachher, die Verlobung soll dann gleich bekannt gemacht werden. Ja, kommst du mit hinüber?"

Er steht mühsam auf, unterstützt von Frau und Tochter, und umarmt in der Wohnstube die Braut seines Sohnes. „Viel Glück, viel Glück!" Und dann erfaßt er, als sei es ihm das Wichtigste bei der Sache, Evas Hand und legt sie in die Rechte Tonys. „Robert — Tony, verlaßt die nicht, wenn ich einmal — ihr wißt schon —" Er macht eine Handbewegung, wendet sich um und geht in sein Zimmer zurück.

Die Mädchenhände haben sich kaum berührt. Robert ruft ihm nach: „Gewiß, lieber Papa, gewiß!" Tony wiederholt nerlegen: „Gewiß, Papa!"

„Nun müßt ihr aber mitkommen heute abend, du, Mama, und du, Eva. Papa wird's ruch sicher erlauben, es ist doch Verlobungsfest," bittet der Bräutigam. Und Tony spricht ihm nach: „Ja, bitte, bitte!"

Mutter und Tochter sehen sich an; Dore ist nicht daheim, allein kann der Kranke nicht bleiben.

„Geh' du, Evchen!"

„Nein, du, Mama, heute du; ich bleibe bei Papa. Bring' deine Braut heim, Robert," fährt sie fort, „wenn du dann zurückkommst, um dich für das Fest anzukleiden, nimmst du Mama mit. Ich mache sie in aller Eile schön, und dann setze ich mich zu Papa und wir erzählen uns was."

Nach kaum einer Stunde ist Eva mit dem Vater allein und die Mutter zur Braut gegangen, zum erstenmal mit dem Gefühl, daß sie heut' auch etwas bedeute als künftige Schwiegermutter des reichsten Mädchens in Hohenburg.

Der Kranke liegt, wie immer, auf dem Sofa; merkwürdig verändert sieht er aus. Eva hat die Magdeburger Zeitung genommen und will vorlesen, sie wartet nur, daß der Vater ihr sagt: „So, lies mein Kind." Statt dessen sagt der Kranke plötzlich mit geschlossenen Augen und bitter verzogener Miene, halblaut, als habe er ihre Anwesenheit vergessen:

„Ein ganz skrophulöses Etwas, dieses Fräulein Braut — ich begreife den Jungen nicht. Geld, freilich das Geld! Wenn ich nur Eva auch erst versorgt wüßte, dann — wäre ich ruhig!" Er sieht bei den letzten Worten seine Tochter an, die das Zeitungsblatt sinken läßt und das müde junge Gesicht ihm horchend zuwendet. Seine Augen haben einen so wunderlichen Ausdruck, gütig wie nie, so mitleidsvoll, so sonderbar leuchtend. Ganz ergriffen davon kniet sie neben ihm nieder und streichelt seine Hände.

„Armes Kind, armes Herz," sagt er langsam.

„Nicht sorgen, Papa," flüstert sie, „es wird ja alles gut werden; bleibe nur bei uns, Papa!"

Er spricht mühsam weiter. „Ach, Kind, ich bin nur eine Last für dich und Mama — Geh', bringe mir Wasser — ist Dore zurück? Laß Mama holen — Kind, ich fürchte — —" Er ringt nach Atem und richtet sich empor, sich an ihre Schulter klammernd. „Geh' — hol' Mama — Robert — meine Brust —"

Ein kurzes Röcheln, die Augen weit geöffnet, ein krampfhaftes Umsichtasten, qualvolle Angst in den Zügen, dann fällt er schwer zurück in die Kissen.

Wie erstarrt hat Eva den Vorgang angesehen, sie ist auch jetzt noch unfähig, sich zu rühren in der angstvollen Stille, die sie plötzlich umfängt. Sie kann noch nicht begreifen, sie meint, er muß weiter sprechen, und dann, wie er unbeweglich bleibt, wie die schreckliche Gewißheit sie brutal überfällt, da will sie nicht begreifen. „Papa!" schreit sie und packt seine Hände, sie so fest in den ihrigen pressend, daß diese zittern und ihr die Zähne dabei aufeinander knirschen. „Papa, wach' auf! Du sollst aufwachen!" Es ist wie ein zorniger Ausbruch; „um Gottes willen, Papa, so antworte doch, ich ängstige mich!" und dann laut und schrill: „Mama — Robert!" Sie stürzt zur Thüre und schreit die Treppe hinunter: „Mama — Robert!" obgleich sie weiß, daß niemand es hört. Und dann ist sie plötzlich auf der Straße und schreit wieder: „Mama — Robert — Mama!"

„Um Gottes willen, Fräulein!" ruft Dore, die mit ihrem Bräutigam just nach Hause kommt, um ungestört ein bißchen in der Küche zu plaudern, und fängt sie in ihren Armen auf.

„Dore — Papa — Papa ist gestorben!" jammert das junge Mädchen und gleitet ohnmächtig an der entsetzten Dienerin nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Die Natur als Künstlerin.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Prof. Dr. Kurt Lampert.

Je und je hat die bildliche Darstellung aus dem reichen Born der Natur geschöpft; allen Völkern nah zu allen Zeiten haben das Pflanzen- und das Tierreich in der großen Mannigfaltigkeit der Geschöpfe Vorbild und Anregung zu künstlerischem Schaffen gegeben, sei es zur direkten Nachahmung, sei es, daß die gegebene Form willkürlich verändert wurde, bis im üppigen Spiel der Phantasie stilisierte Fabelwesen entstanden, wie die japanische Kunst sie uns in markanten Beispielen zeigt, oder durch Abschleifung im Verlauf der Jahrhunderte aus dem ursprünglichen Bild ein einfaches Ornament, oft an eine geometrische Figur erinnernd, wurde.

Gerade in unsern Tagen hat sich das Kunstgewerbe aufs neue der belebten Natur zugewandt. In unserem modernen Buchzierat und auch sonst vielfach begegnen wir einer Fülle neuer mehr oder minder glücklich gewählter und durchgeführter Motive, die besonders auch dem Tierreich entnommen sind. Unerschöpflich ist die Natur, und wer in dem gewaltigen Buche zu lesen versteht, der findet auch nach dieser Seite hin stets Neues. Aber sie ist auch spröde und entschleiert nicht jedem ihre Geheimnisse. Unzählige Geschöpfe sind in der Tiefe der Meere dem profanen Blick entzogen; in der blauen unendlichen Flut entschwinden die ätherischen Gestalten, die hier ihre Heimat finden, selbst dem spähenden Auge, und bei unzähligen Geschöpfen reicht das menschliche Sehnermögen nicht hin, um uns auch nur die Existenz dieser winzigen Organismen zu verraten, deren uns in Erstaunen versetzende Schönheit erst das Mikroskop zu enthüllen vermag.

Wie der jüngste Student entzückt ist, wenn er zum erstenmal die zierlichen Kieselgebilde der Strahllinge unter dem Mikroskop erblickt, so wird sich auch der ruhige Forscher nicht der Bewunderung verschließen können über die Formenfülle und erstaunliche Regelmäßigkeit, die wir so häufig nicht nur in dieser einen Klasse, sondern bei fast allen niederen Organismen antreffen.

Aber diese Schätze zu heben und sie einem großen Kreis bekannt zu machen, vermag nur jemand, bei dem mit wissenschaftlicher Kenntnis sich künstlerischer Formensinn vereint und dessen Hand zugleich den Stift des Künstlers führt.

Digitized by Google

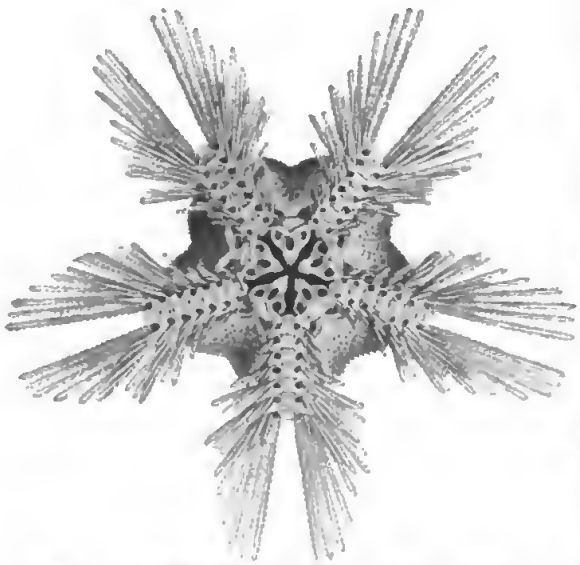


Fig. 1. Ein Schlangenstern (Ophiothrix capillaris Lym.) 3 Mal vergrößert.

Schüchterne Versuche, unsere Künstler auf die dem gewöhnlichen Blick sich entziehenden Formenschönheiten in der Natur hinzuweisen, sind schon mehrfach gemacht; in großem Maßstab aber, und wie wir hoffen mit sicherer Aussicht auf Erfolg, hat ihn Ernst Haeckel in jüngster Zeit unternommen. Ihn hat die Natur in verschwenderischer Weise mit den Gaben ausgestattet, die hierzu erforderlich sind. Jahrzehntelange wissenschaftliche Erforschung der kleinsten tierischen Lebewesen hat ihm den ästhetischen Genuß bei der Betrachtung ihrer Gestalt nicht zu verkümmern vermocht, sondern nur vertieft, und aus den Tausenden von Formen, die der Forscher aus allen Meeren der Welt in ernstem Studium kennengelernt hat, weiß der Künstler in dem großen Werk, das er im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig unter dem Namen „Kunstformen der Natur" dem Publikum bietet, mit sicherem Glück diejenigen Gebilde herauszugreifen, die dem Laien am prägnantesten, gewissermaßen als Typus der künstlerischen Leistungsfähigkeit der Natur erscheinen.

Alle Abbildungen, die Haeckel in dem großen Werke vorführt, sind getreue Kopien der Natur; nichts ist, wie man etwa vermuten könnte, stilisiert; das soll den Künstlern überlassen bleiben, denen das Werk ein Führer in ihnen unbekannte Gebiete werden soll; der Forscher hat sich auf exakte Wiedergabe der Kunstformen, wie die Natur sie vor uns hinstellt, beschränkt, dem schaffenden Künstler nicht vorgreifend. Aus dem großen Werk können hier nur einige Abbildungen gebracht werden, und ihnen mögen auch noch einige spezielle Worte gewidmet sein.

Dem Laien am bekanntesten von allen Meeresbewohnern, die wir im Gegensatz zu den Fischen als niedere Tiere zusammenfassen, sind vielleicht die Seesterne; zählten sie doch zu den unvermeidlichen Erinnerungszeichen an den Aufenthalt an der Meeresküste. Aber vermag das schlecht getrocknete, verstaubte Ding noch einen Begriff zu geben von der ansprechenden Form eines frischen Exemplares? Unsere Abbildung Fig. 1 zeigt uns das Skelett eines sogenannten Schlangensternes von der unteren Seite. Die langen Arme, welche sich scharf von dem scheibenförmigen Körper absetzen, sind zum größten Teil abgebrochen. In der Mitte der Scheibe befindet sich der Mund, umstellt von fünf Zähnen. Die Oeffnungen, welche rechts und links an den vom Mund ausgehenden fünf Armen stehen, dienen beim lebenden Tier zum Austritt der kleinen Saugfüßchen, sie sind flankiert von langen und dünnen, feingezahnten Kalkstacheln, und auch die Scheibe trägt feine Wärzchen. Es ist nur eine Art aus der reichen Klasse der Stachelhäuter, welche uns hier im Bilde vorgeführt ist. Alle die zahlreichen Gattungen und Arten, die Seesterne und Schlangensterne, die stolzen Haar- oder Palmensterne, die stachelbewehrten runden Seeigel und ihre flachen Verwandten, für welche Haeckel den deutschen Namen „Blumenigel" anwendet — sie alle lassen sich auf den gleichen Typus zurückführen, aber welche Mannigfaltigkeit, abgesehen von der äußeren Form, auch in der feineren Ausführung!

Mit den Seesternen wetteifern unter den Meerestieren an Bekanntheit beim großen Publikum die Korallen; freilich denkt man gewöhnlich zuerst an die rote Edelkoralle, den beliebten Schmuck, und doch ist sie nur eine Art unter den vielen Tausenden der Meeresgeschöpfe, welche die Zoologie als Korallentiere zusammenfaßt und die auch nach ihrem Tode sich ihr Andenken sichern durch das feste, meist weiße Kalkgerüst, das von den Tieren abgesondert wird und auch nach deren Zugrundegehen der Zerstörung trotzt.

Fig. 2. Das Skelett einer Tiefseekoralle von Florida (Rhizotrochus fragilis Pourt).

Bei der größten Abteilung der Korallen, den sogenannten sechsstrahligen Korallen, welchen auch unsere Figuren entnommen sind, führt die wissenschaftliche Forschung die Form des Skeletts zurück auf die Grundform einer regulären sechskantigen Pyramide, welche mit dem schmalen Ende festgewachsen ist; von der Innenwandung entspringen Scheidewände, die nicht ganz bis zur Mitte verlaufen und deren es entweder sechs sind oder ein Mehrfaches von sechs. Welche Formenfülle aber zaubert die Natur mit Benutzung dieses einfachen Grundplanes hervor! Schon die verschiedene Zahl der Zwischenwände, der Septen, bedingt eine große Mannigfaltigkeit; die Form der Pyramide selbst, ihre schlanke oder gedrungene Gestalt kommt als weiteres Moment hinzu; besonders aber wird die erstaunliche Form und Mannigfaltigkeit bedingt durch die Neigung der meisten sechsstrahligen Korallen, nicht als Einzeltiere durchs Leben zu gehen, sondern durch Knospung Stöcke und Kolonien zu bilden. Hierdurch sind die Steinkorallen, wie sie auch häufig genannt werden, ein mächtiger Faktor geworden, nicht nur in der Erdgeschichte vergangener Tage, aus welchen sie die Spuren ihres Daseins in großen Gebirgsmassen hinterlassen haben, sondern auch für die Völkergeschichte und die Weltgeschichte unserer Tage, in denen mächtige Nationen sich im Wettbewerb bemühen um jene sonnigen Eilande des Großen Oceans, welche die Korallentierchen über die blauen Fluten emporgebaut haben. Wie sie aber sich Achtung erzwingen durch gemeinsame Thätigkeit ungezählter Millionen von Individuen, so versenken wir uns mit Erstaunen in das Studium der Einzelformen. Ist uns nicht

Fig. 3. Das Skelett eines baumförmigen Korallenstockes von Norwegen (Lophohelia prolifera Pall.).

Fig. 4. Eine Staatsqualle aus dem Indischen Ozean (Cystalia monogastrica Haeckel) 8 Mal vergrößert.

in jenem Skelett einer Koralle (Fig. 2), die aus der Meerestiefe in der Nähe von Florida stammt, das Motiv zu einer stilvollen Vase gegeben, die wie ein Blumenkelch sich aus dem sechsblätteigen Fuß erhebt? Und dürfte nicht der baumförmige Korallenstock mit den knospenförmigen Einzeltieren, der im Meere von Norwegen seine Heimat hat, und den wir in Fig. 3 abgebildet haben, direkt einen Platz finden zwischen einem üppigen Rankengewirr, wie es ein genialer Künstler als Produkt phantastischer Laune etwa an einem Feies ausführt?

An die Korallen schließen sich in der zoologischen System andere Meerestiere an, die freilich in ihrem ganzen Habitus wie in ihrer Lebensweise himmelweit verschieden von jenen sind: es ist die große Abteilung der Quallen. Hier findet sich kein festes Kalkgerüst; überhaupt keine feste Substanz verleihe dem weichen, gallertigen Körper eine Stütze; ans Land geworfen, verschrumpft das zarte Wesen fast ohne jede Spur, und nur einen Hauch eines Lebens haben die Quallen vergangener Erdperioden uns auf den feinen Meeresschlamm der stillen Bucht aus der Jurazeit zurückgelassen, den wir heute als Solnhofener Schiefer kennen.

Aber welch ein Genuß, diese Tiere im Meer zu beobachten; nur wenigen Menschen wird das Glück zu teil, sich ganz an diesen überirdischen Wesen erfreuen zu können; selbst in den besteingerichteten Aquarien vermögen diese zarten Gebilde sich nur wenige Tage zu halten, und wenn im Aquarium der Zoologischen Station in Neapel zahlreiche Besucher vor der merkwürdigen, unter dem Namen „Venusgürtel" bekannten Qualle stehen, so vermögen sie meist nichts anzufangen mit dem langen, bandförmigen, im Wasser kaum sichtbaren, nur im zartesten Blau schimmernden Wesen, über welches von Zeit zu Zeit die Farben des Regenbogens wie ein Hauch hingleiten. Wohl sind andere Quallen von kräftigerer Gestalt und leuchtender Farbe, aber keine Kunst der Präparation vermag ihre Schönheit zu erhalten, und wer sie kennenlernen will, der muß sie draußen im freien Meere aufsuchen, wenn sie im Glanz der Sonne in den leuchtendsten Farben glühend von den blauen Wogen getragen auf- und niederschweben.

Am meisten bekannt sind die glockenförmigen Quallen, die oft in Scharen in die Nähe der Küste getrieben und aufs Trockene gesetzt werden, ein lockendes Schauspiel für die badenden Sommergäste und gefürchtet wegen des brennenden Schmerzes, den sie beim Anrühren erregen und der durch Millionen kleiner nesselbohrender Waffen, die in Ameisensäure getaucht sind, hervorgerufen wird.

Wir haben in der Abteilung der Quallen die Abbildungen aus der Gruppe der höchst organisierten Quallen gewählt, welche Haeckel deutsch als Staatsquallen bezeichnet, während sie der systematischen Zoologe unter dem wissenschaftlichen Namen Siphonophoren bekannt sind. Wie ein Spiel phantastischer Schöpfungslaune erscheinen uns diese Tiere. Die Zoologie betrachtet sie aber als ein Staatswesen engster Gemeinschaft, als den Triumph des Kommunalismus. Wir haben in dem merkwürdigen Gebilde einen Tierstock zu erkennen, allein die Arbeitsteilung, welche hier aufs strengste durchgeführt ist, indem einzelne Individuen des Stockes nur für die Ernährung, andre für die Bewegung, andre für die Fortpflanzung zu sorgen haben, hat hier zu einer Formspaltung, zum Polymorphismus geführt. Die einzelnen Individuen haben je nach ihrer Funktion verschiedene Gestalt angenommen; an der in Fig. 4 abgebildeten Art, welche den Namen Cystalia monogastrica führt, ist das oberste Individuum zur Schwimmglocke geworben; dicht darunter befindet sich ein Kranz von zahlreichen, schlanken, zum Tasten dienenden Jabividuen, welche wir als „Gefühlspersonen" bezeichnen; für die Fortpflanzung sorgen die „Geschlechtspersonen", die gleich langen aus runden Beeren zusammengesetzten Trauben herabhängen; die „Freßperson" zeichnet sich natürlich durch besondere Größe aus und besitzt einen trichterförmigen, behnbaren Mund, während der am Grunde derselben sitzende Faden ein zum Zweck des Fanges der Beute umgewandeltes Individuum ist.

Fig. 6. Ein Schwamm aus der Klasse der Kalkschwämme (Syconendron ampulla Haeckel) schwach vergrößert.

All diese verschieden umgestalteten Individuen leuchten in den verschiedensten glänzenden Farben. Das zarte Rosa der Tastpersonen hebt sich ab vom tiefen Rot der Geschlechtspersonen, und mit diesen Farbennuancen kontrastiert das Gelb des Freßpolypen, durch dessen durchsichtige Magenwand dunkelgelb die Leberdrüsen hindurchschimmern.

Ein ähnliches Bild bietet die in Figur 5 dargestellte Art. Das Tier führt den Namen Porpema medusa. Der Schirm, der das obere Ende des Tieres bezeichnet und der die kleine hier nicht sichtbare Schwimmblase einschließt, hat die Gestalt eines flachen Hütchens. Von der Mitte desselben hängt die Freßperson, der rübenförmige braune Magen der Kolonie, herab, dessen achtstrahliger roter Mund sich unten ausbreitet; den mittleren Teil umgürtet ein Kranz von zahlreichen blauen beweglichen Gefühlspersonen, die als Tentakel des Stockes funktionieren. Entfernen wir dieselben, so sieht man sechseckige Felder, auf denen sie angesessen haben, und zugleich wird der Kranz der roten Geschlechtspersonen sichtbar, welche das rübenförmige Freßindividuum, den Centralmagen der Kolonie, umgeben. Alle Staatsquallen sind Bewohner des freien Meeres und schwimmen teils an der Oberfläche des offenen Oceans, teils in größerer Tiefe desselben.

Fig. 5. Eine Staatsqualle (Porpema medusa Haeckel) etwas vergrößert.

Unwillkürlich haben wir hier besonders mit zoologischem Auge diese merkwürdigen Gebilde betrachtet, aber gerade bei dieser Gruppe ist es auch ein besonderes Verdienst Haeckels, daß er diese fast nur dem Fachmann bekannten Organismen in prächtigen kolorierten Abbildungen nach

Fig. 7. Stöckchen eines Geisseltierchens (Codonocladium candelabrum Haeckel). Die natürliche Größe des Stöckchens beträgt etwa 1/4 Millimeter.

dem Leben einem größeren Publikum bekannt gemacht hat. Eine Fülle von Motiven wird der Künstler herauslesen aus diesem bunten Formengewirr, aus dieser leuchtenden Farbenpracht der merkwürdigen Meeresorganismen, die, da sie mehr oder weniger durchsichtig sind, wie aus buntem Glas gebildet erscheinen und auch bei den feinsten venetianischen Ziergläsern direkt Pate stehen könnten.

Es ist fast schwer, Einhalt zu thun in der Schilderung einzelner Beispiele der unglaublichen Formenmannigfaltigkeit in der Natur. Fig. 6 ist der großen Gruppe der Schwämme entnommen. Der Stock besteht aus einem Dutzend schlank gestielter zapfenförmiger Schwammindividuen, die traubenförmig zusammenhängen. Durch feine Poren an der Oberfläche tritt das Seewasser mit der mikroskopischen Nahrung ein und durch die große Oeffnung am Vorderende wieder aus. Der Badeschwamm ist uns ein alter Bekannter, aber wie viele Menschen wissen, daß es Tausende von Arten der gleichen großen Abteilungen des Tierreiches giebt? Auch unter ihnen können wir Vorlagen für kunstgewerbliche Verwertung finden. Die auffallendsten und merkwürdigsten Beispiele hierfür sind in dem Werke Haeckels bis jetzt noch nicht einmal zur Abbildung gelangt, und die volle Formenschönheit enthüllt uns auch bei den Schwämmen erst das Mikroskop, welches die winzigen Kalk- oder Kieselelemente und deren Imitation von Ankern, Sternchen, Nadeln, Haken oder feingegliederten Tannenbäumchen erkennen läßt.

Alle Tiere, die wir bisher kennenlernten, vermochten wir mit dem bloßen Auge wenigstens in ihrer Form zu sehen; so unbekannt sie auch der Mehrzahl der Menschen sein mögen, so ist daran nicht ihre geringe Größe schuld. Beinahe unzählbar aber ist die Schar derjenigen niederen pflanzlichen und tierischen Organismen, deren Kleinheit sie der Beobachtung mit unserem Auge entzieht. Man muß das Mikroskop zu Hilfe nehmen, um sie überhaupt zu erkennen, und eine neue Welt ist es, welche uns dann aufgeht. In unserem Aquarium bemerken wir einen leichten schimmelähnlichen Ueberzug an den feinen Wurzelfäden der Wasserlinsen; wir bringen ihn unter das Mikroskop, und vor unserem erstaunten Blick treiben Infusorien ihr lebhaftes Spiel; wie Maiblumen am Stengel hängen nickende Glocken an einem verzweigten Bäumchen, bald am spiralig gedrehtea Faden zurückschnellend, bald wieder langsam sich öffnend. Oder wir haben mit dem feinen Netz im freien Wasser gefischt, und neben zahlreichen anderen mikroskopischen Wesen finden wir einen ebenfalls bäumchenartig verzweigten Organismus, an dessen einzelnen Zweigen kelchförmige Gebilde sitzen. Als eine Kolonie von Geißeltierchen kennt sie die Wissenschaft. Zahlreiche Einzeltiere von becherförmiger Gestalt sind auf gemeinsamem Stock vereint; sie machen vielfach einen bedeutenden Prozentsatz der frei im Wasser treibenden Organismen, des sogenannten Planktons unserer Gewässer, aus.

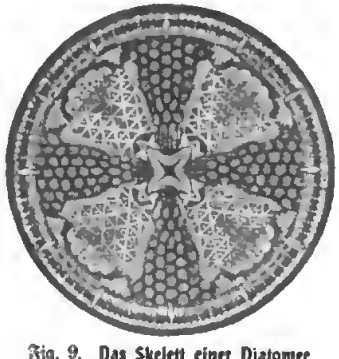


Fig. 9. Das Skelett einer Diatomee (Actinoptychus heliopelta Brun) etwa 300 Mal vergrößert.

Andere, ganz ähnliche Formen sitzen mit einem Stiel fest, wie dies in unserer Figur 7 die Abbildung eines Geißeltierchens zeigt, das aus dem Meer bei Messina stammt; an der Spitze eines dünnen spiralig gebogenen Stengels zweigen mehrere dünne gebogene Aeste ab: jeder Ast trägt eine Anzahl an ihrer Basis vereinigter Zellen von birnförmiger Gestalt.

Könnte dieses Bäumchen nicht als Motiv bei der Herstellung von Beleuchtungskörpern Verwendung finden?

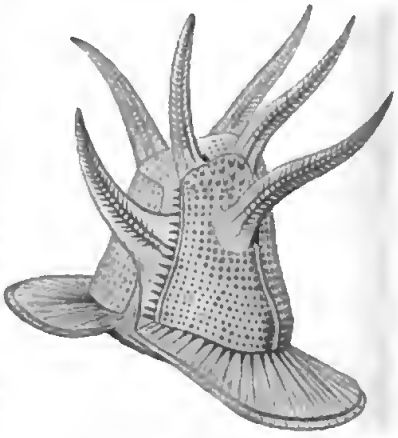


Fig. 8. Das Skelett einer Peridinee. (Ceratocorys horrida Stein.) Die charakteristischen Geißeln sind hier nicht gezeichnet. Die einzelnen Platten des Panzers sind mit feinen Poren durchsetzt. Sehr stark vergrößert.

An einen alten Eisenhelm aus Landsknechtszeit erinnert uns Fig. 8; Haeckel findet in ihm die Gestalt eines Schützenhutes, auf welchem oben sechs Federn aufgesteckt sind; das merkwürdige Gebilde gehört zu den Peridineen, einer Ordnung mikroskopisch kleiner Organismen, über deren Zugehörigkeit zum Tier- oder Pflanzenreich mancherlei Meinungsverschiedenheit herrscht. Heute werden sie meist zu letzterem, zu den Urpflanzen gezählt. Sie besitzen eine aus Cellulose bestehende und aus Platten zusammengesetzte Hülle von mannigfachster Form und zwei dünne Geißeln, mittels deren sie schwimmen. Im Süßwasser und im Meer sich findend und frei im Wasser schwebend, treten sie oft in ungeheuren Mengen auf, eine wichtige Nahrung vieler Tiere bildend.

Unter allen mikroskopischen Lebewesen aber, die uns durch ihre zierlichen Formen auffallen, ist die Palme den winzigen und doch so bedeutungsvollen Organismen zuzuerkennen, für die Haeckel die deutschen Bezeichnungen „Schachtelinge“ und „Strahlinge“ eingeführt hat; vielen Lesern werden sie auch bekannt sein unter dem wissenschaftlichen Namen der Diatomeen und Radiolarien. Die ersteren zählen zum Pflanzenreich, die anderen zum Tierreich, vieles aber ist ihnen gemeinsam. Durchweg sind es mikroskopische einzellige Wesen, welche die Meere sowohl wie die verschiedenen Ansammlungen des Süßwassers bevölkern. In beiden Abteilungen aber wohnt der so einfach erscheinenden lebenden Substanz, dem Protoplasma, die Eigenschaft inne, aus dem umgebenden Wasser Kieselsäure zu entnehmen und aus dieser eine äußere feste Hülle, ein Skelett, aufzubauen; erstaunt fragen wir uns immer aufs neue, welche Kräfte sind es, welche die eine Zelle diese Form des Skeletts, die andere jene sich bauen lassen? Nach vielen Tausenden zählen ja in beiden Abteilungen die Gattungen und Arten, die auf die Verschiedenheit des Skelettes begründet sind.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Radiolarien. Da erblicken wir zierlich durchbrochene Hohlkugeln, die an die feinsten Elfenbeinschnitzereien Indiens erinnern, hier stilgerechte Mitren, dort ein den römischen Fasces gleichendes Skelett; sie wechseln ab mit phantastisch verzierten Kreuzen, mit Gebilden, bei denen

Digitized by Google

vom Centrum dornentragende, oft rankenförmig gebogene Stacheln ausgehen, nirgends aber eine Unregelmäßigkeit, eine Willkür in der verschwenderischen Verwendung zierenden Beiwerks in Form von Stacheln, Knöpfen, Haken u. dgl. — alles sitzt mit mathematischer Regelmäßigkeit an seinem Platz.

Nicht anders ist es bei den Diatomeen, einzelligen mikroskopischen Pflanzen, welche ein Skelett aus Kieselsäure bilden; dasselbe besteht aus zwei Hälften, die sich wie eine Schachtel und ihr Deckel verhalten. Hier hat die Natur am meisten ins Feine gearbeitet; Rillen und Riefen, die sich unter verschiedenen Winkeln kreuzen, Furchen und punktförmige Eindrücke sind die einfachen Mittel, durch welche die Natur eine Fülle von Formen hervorzaubert; alles ist, wenn wir so sagen dürfen, hier nur aufs zarteste in Anwendung gebracht, keine aufdringliche Stacheln, starke Knöpfe, tiefe Gruben u. dgl., wie wir dies sonst bei Schalenbildungen nicht selten finden. Kaum reichen bei den Diatomeen unsere exaktesten Instrumente aus, um die feinsten Einzelheiten der wunderbaren Skulptur dieser zierlichen Kieselschalen erkennen zu lassen.

Besonders in den Skeletten der Schachtellinge liegt eine Menge von künstlerischen Motiven verborgen. Fordern viele Korallen, Quallen und andere Tiere, welche wir kennengelernt haben, mehr zur Verwendung für plastische Darstellung im Kunstgewerbe heraus, so begegnen wir unter den Diatomeen Zeichnungen und Mustern, welche geradezu direkt als Vorlage für Kerbschnitt, Holzbrand und Dessinzeichnungen dienen könnten. Wir verweisen als Beispiel nur auf die in Fig. 9 abgebildete Diatomee. Wir dürfen aber hierbei nicht vergessen, daß wir dieses zierliche Kieselskelett in einer Vergrößerung von etwa 300 vor uns haben. Radiolarien und Diatomeen sind von hervorragender Bedeutung in der Natur; als Mitarbeiter am Aufbau unseres Planeten wetteifern sie mit den Korallentierchen; mächtige geologische Ablagerungen verdanken diesen winzigen Organismen ihre Entstehung. Wie heute noch in vielen Meeren, wo sich in ungezählten Scharen diese winzigen pelagischen Organismen finden, von der Oberfläche ständig die Kieselskelette der abgestorbenen Individuen in die Tiefe sinken, um daselbst als Radiolarien- oder Diatomeenschlamm einen wesentlichen Anteil an der Zusammensetzung des Meeresbodens zu nehmen, so war es nicht minder in vergangenen Erdperioden. Passend wird manche geologische Ablagerung Bergmehl genannt; wie ein feines Pulver, wie trockener Straßenstaub oder wie Mehl sieht diese Erde aus, das Mikroskop aber löst das scheinbare Pulver auf in eine Unmasse zierlichster Radiolarienpanzer oder Diatomeenschalen. Bei anderen Ablagerungen, welche ihre Entstehung ebenfalls den Kieselskeletten dieser beiden Gruppen niederster Organismen verdanken, haben wir nicht ein lockeres, leichtes Pulver vor uns, sondern kompakte, feste Gesteine; aber auch bei ihnen weist das Mikroskop den gleichen Ursprung nach.

Es ist jedoch hier nicht der Platz, die geologische Bedeutung dieser niederen Organismen zu würdigen, ebensowenig wie die vielfache technische Verwendung, deren sich speziell die fossilen Ablagerungen der Diatomeen als Polierschiefer, bei der Herstellung des Dynamits und in vielen Industriezweigen erfreuen. Aber mit Nachdruck dürfen wir darauf hinweisen, welche unglaubliche Formenfülle diese beiden Klassen umschließen. In einem mächtigen Atlas von 140 Tafeln hat Haeckel in der Bearbeitung des Moterials der englischen Meeresexpedition des „Challenger" in 1723 Figuren verschiedene Arten von Radiolarien abgebildet, und unter den Diatomeenwerken umfaßt beispielsweise der große Atlas von van Heurck ebenfalls viele hundert Abbildungen verschiedener Arten. Eine jede Art zeigt ihre Besonderheiten und erscheint uns wie ein kleines Kunstwerk.

„Mikroskopische Augen- und Gemüts-Ergötzung" nannte der alte Ledermüller im vorigen Jahrhundert sein Werk, in welchem er über Wasserflöhe, Polypen, Schlammwassertierchen und über alles mögliche, was ihm unter die Hand kam, berichtete. Die Wanderwelt des Kleinsten in der Natur war ihm noch unbekannt geblieben, er hätte sonst diese Bezeichnung hierfür aufgespart.

Die Kunstformen, welche die Natur in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit schafft, werden aber sicher nicht bloß Augen- und Gemütsergötzungen bleiben für den Forscher oder für den Liebhaber der Natur, der sich in der Stille ruhiger Betrachtung dieser verborgenen Schönheit erfreut, sondern sie werden durch einen kundigen Interpreten, wie Haeckel es ist, ans Licht gezogen und, über die Grenzen der Studierstube hinaus bekannt gemacht, der Kunst und dem Kunstgewerbe neue Formen zuführen.

Aus Rom.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

An meine Freunde.

Von M. von Ebner-Eschenbach.

Februar 1899.

Meine Teuren, die Ihr umsonst auf die Beantwortung Eurer Briefe gewartet habt, inständigst bitte ich Euch: Verzeiht! Ich konnte nicht schreiben. Die Wonne des Nichtsthuns hatte sich mir geoffenbart, und es war mir unmöglich, mich aus ihrem Zauberbann zu lösen. Welche Macht sie über uns gewinnen kann, ahnt keiner von Euch. Auch ich habe es bisher nicht geahnt, den Müßiggang nur vom Hörensagen gekannt, und bin nun seit Monaten in ihn versunken, und genieße Tag für Tag seine Süßigkeit. Er ist etwas so Wundervolles, er bedeutet ein so großes Glück, daß ich wünsche, alle, die ich liebe — und in Gottesnamen auch alle, die ich nicht liebe — möchten ihn kennenlernen. Auf manchertei Arten habe ich seine Heilkraft schon erprobt. Das Rezept zu einer von ihnen ist: Gehe an einem sonnigen Wintermorgen in die Villa Medici, nimm ja kein Buch, keine Zeichenmappe, kein Schreibgeräte mit. Laß dich grüßen von dem wonnigen, nervenstählenden Duft der Buchshecken und der Lorbeerbäume, dem ernsten Immergrün der Eichen, den sanftbewegten Fächern der Palmen, dem leisen, lieblichen Vogelgezwitscher. Durchschreite langsam einen der dunklen Laubgänge und den schönen Platz vor dem Hause mit seiner reich verzierten Fassade, und besteige die Terrasse, die zum Boschetto führt. Es bildet einen großen Gegensatz zu den symmetrisch angeordneten Beeten des wohlgepflegten Gartens. Die alten Bäume sind hohl, die jungen winden sich, mühsam lichtsuchend, zwischen ihnen durch. Verfolge den grasüberwucherten Weg, der zu einer steilen Treppe führt, steige ihre 62 hohen Stufen hinauf. Bei dem kleinen Rundtempel, der die Anhöhe krönt, stehe still und blicke hinunter auf Rom. Siehe! schaue! Das graue Steinmeer zu deinen Füßen rollt sich wie eine ungeheure Geschichtstafel vor dir auf, um sie her breitet die Campagna ihren schwermutsvollen Reiz, die Lüfte bringen dir den Gruß der See.

Siehe! schaue, bis der Schlag einer Uhr auf einem der Kirchtürme dich plötzlich zum Bewußtsein erweckt. Wenn du nach einer solchen müßig verlebten Stunde nicht erquickt und erhoben heimkehrst, dann bist nicht du, dann ist nur deine Hülle da gewesen.

Das ist, wie gesagt, eines meiner Rezepte. Jeder meiner Freunde, der hierher pilgerte, schickt mir das seine. Von allen Seiten kommen Anfragen: Waren Sie auf dem Punkte der Via Appia? Im Hofe dieses Palazzo? In der Osteria? Solange Sie dort nicht gewesen sind, hat Sie Rom in seine höchsten Zauber noch nicht eingesponnen! Uebrigens leben hier viele, denen sich solche Zauber nie erschließen und die in Rom nur suchen, was sie auch in einer anderen, einer modernen Stadt finden könnten. Man begegnet ihrer unter Einheimischen und unter Fremden. Die Einheimischen sind fast alle schön. Was sie tagsüber thun, weiß ich nicht, am Nachmittag vergraben sich die weiblichen bis tief über die Ohren in Pelzkragen, setzen eine Blumengruppe oder einen Koloß aus Federn und Bändern auf ihre Köpfe, besteigen ihre Equipagen und fahren auf dem Pincio herum.

Die bewunderungswürdige Kunst, mit der diese Anlagen hergestellt sind, täuscht hinweg über die geringe Ausdehnung der römischen Lieblingspromenade. Die Wagen drehen und wenden sich immerfort in Kreisen und Ellipsen auf dem kleinen Raum. Mir, die ich hier fremd bin und von diesem Genusse nichts verstehe, wurde bei dem Anblick schwindlig und Goethes Worte fielen mir

ein: „Ich scheue mich vor den Herren und Damen wie vor einer bösen Krankheit, es wird mir schon weh, wenn ich sie fahren sehe."

Das war an einem Wochentage in einer vorübergehenden Anwandlung von übler Laune. Am Sonntag darauf — einem Sonntag, der seinem Namen die höchste Ehre machte, veränderte sich das Bild. Auf dem Pincio gab's Musik, schmetternde, fröhliche Militärmusik. In dreifachen Reihen drängten sich die Wagen durch die Menschenmenge, und die Menschenmenge drängte sich zwischen all dem Gefährt hindurch. Fahrgelegenheiten der verschiedensten Gattung. Prachtvolle, reichgeschirrte Gespanne vor blinkenden Karossen, in denen die feinste Blüte der Eleganz gar oft nur in einem einzigen Exemplare prangt, armselige, ländliche Wägelchen, sehr anständige Remisen und scheppernde mit Fahrgästen vollgepfropfte „Goadeln", von einer müden Mähre im Jammertrott weitergeschleppt, rollen dicht neben- und hintereinander, fahren einander vor und wohl auch an — alles in tiefster Eintracht. Das gleiche Selbstbewußtsein scheint den Lenker des schönsten Prinzenequipage und den der elenden Droschke zu erfüllen und ein Gleichheitsgefühl auch ihre Insassen. Raum für alle hat der Pincio. Unter den Scharen der Fußgeher ebenfalls das schöne Gefühl der Brüderlichkeit! Gleiches Recht für alle. Je näher man dem Platze kommt, wo das Orchester sich hören läßt, je ärger wird das Gedränge. Ich befinde mich mitten drin — und befinde mich wohl, ich, die immer gestehen mußte, daß es eine Situation giebt, in der meine Menschenliebe versagt — im Gewühl.

In Rom geht es aber auch da ganz anders zu als bei uns. Die Heiterkeit, die auf den Gesichtern leuchtet, aus den Augen sprüht, begründet den Unterschied. „Wenn Sie in Rom einen Menschen mit finsterer Miene einhergehen sehen, dann wissen Sie, das ist ein Fremder," sagte mir mein Freund Doktor F.

Diese Heiterkeit macht uns das römische Volk so lieb. Der alte Bettler, der elendeste Krüppel hat Sinn für einen Scherz, erwidert ihn, dankt überschwenglich für die geringste Gabe, die ihm mit einem freundlichen Worte gereicht wird. Im Gewühl drängen und stoßen die Leute hier wie überall, sie bohren dem Nebenmenschen den Ellbogen in den Magen, schonen seine Füße nicht, das aber geschieht unbefangen und lustig, wie Kinder es thun würden, und dieser Frohsinn ergreift auch uns. Wir ziehen uns nicht ängstlich zurück, wir werden übermütig mit den Uebermütigen und beteiligen uns frischweg an dem Kampf ums da sein. Hat man dabei das Mißgeschick, in unsanfte Berührung mit einem seiner Nächsten zu geraten, und ruft ihm eine Entschuldigung zu, erwidert er so höflich und munter, als ob ihn nichts glücklicher hätte machen können als der eben empfangene Rippenstoß.

Am selben Sonntag erlebte ich auf dem Pincio den herrlichsten Sonnenuntergang. Er ist ja berühmt, er ist ja unzähligemal besprochen und beschrieben worden. Die Wirklichkeit überbot meine Erwartungen, wie sie hier schon meine schönsten Träume überboten hat. Als lohender Ball versank das Tagesgestirn, und hoch über ihm auf zartblauem Grunde türmten sich grandiose Wolken wie von einem himmlischen Michelangelo aufgebaut und hatten die Form eines Riesenthores. Die Wolken türmen sich hier überhaupt anders als bei uns, gewaltiger, wilder, und der italienische Himmel erscheint dem Auge höher und der Horizont weiter als der unsere. In der Nähe des Mosesbassins und der herrlichen Palmengruppen war es einsam und still. Ungestört ließ der köstliche Anblick sich genießen. Eine völlig unirdische Beleuchtung hatte sich allmählich ausgebreitet. Die Schäfte der Magnolien und Pinien glühten wie Erz, die Stämmchen der Blumen waren wie Feuerstengel und ihre Blätter wie Funken. Die Kronen und Zweige der Bäume aber zum tiefsten Grün verdunkelt, nur die großen Blätter der Musae schimmerten hell und frühlinghaft von der nächsten Wiese herüber. In diesem Wanderlichte wuchs und dehnte sich der kleine Pincio ins Endlose und wurde zum Märchengarten, und in mein Entzücken über die liebliche Erscheinung mischte sich das Bangen vor ihrem Verschwinden.

Das Schauspiel eines so glorreichen Sonnenuntergangs hat die Himmelskönigin seitdem nicht mehr veranstaltet.

„Da wirst enttäuscht sein," hatte man mir vorhergesagt. „Das alte Rom ist im Entschwinden, das neue im Entstehen begriffen, und der Eindruck, den das Ganze heute macht, ein gemischter, oft sogar ein peinlicher." Und nun bin ich da, und jeder Morgen, an dem ich in Roms reiner Luft, unter seinem sonnenklaren Himmel erwachte, war für mich ein Festmorgen, und mit jedem Atemzuge preise ich die wahre und wirkliche Hauptstadt der Welt. Alles hat sich zusammengefunden, mir den Aufenthalt zu einem gesegneten zu machen: die Anwesenheit geliebter Menschen, die Güte und Sorgfalt treuer, fein- und kunstsinniger Freunde, denen Rom eine zweite Heimat geworden, und endlich ein Winter, wie er so mild und grün sogar in Italien selten ist. Die Erinnerung an die ersten Fahrten in die Campagna, die ersten Wanderungen durch Rom wird den Rest meines Daseins erhellen und durchleuchten. Nie werd' ich ihrer vergessen, nie der magischen Gewalt, mit der das erste Betreten der Peterskirche und der vatikanischen Sammlungen, des Forums und der Kaiserpaläste auf dem Palatin auf mich gewirkt hat. Und doch, um wie viel *mehr* als ein erster ist ein zweiter, ein dritter und wäre ein hundertster Besuch dieser durch die Erinnerung an weltbewegende Ereignisse, an große Thaten und große Menschen geheiligten Stätten. Ein langes, von einem Denkenden, einem Schauenden in Rom zugebrachtes Leben ist ein kurzes Leben. Mir — und nicht mir allein — will manchmal scheinen, als gäbe es hier auch für die Zeit einen besonderen Maßstab.

Wir ungelehrten Leute befanden uns jüngst in nicht geringer Aufregung. In der Nähe der Regia war der Sockel einer Säule ausgegraben worden, und die Kunde, daß man unter ihm die Asche Cäsars zu finden hoffe, durchlief die Stadt. Die Männer vom Fach verhielten sich freilich äußerst skeptisch; geradezu feindselig aber die seltsamen Käuze, die jetzt noch an der Legende festhalten, die Bronzekugel auf der Vatikanpyramide enthalte die Asche Cäsars.

Sei es wie es wolle! Die neuen Ausgrabungen erhöhen noch die gewaltige Anziehungskraft des Forums. Es träumt sich so wundervoll zwischen diesen Trümmern. Der große Mensch, nach dessen sterblichen Resten sie suchen, steigt lebendig in unsterblicher Gestalt vor uns auf. Schritt für Schritt den Weg verfolgen zu können, den er inmitten seiner Legionen nahm, nach der Rückkehr aus Afrika, ist ein Gefühl, bei dem die Seele sich weitet. Tausende goldener Kronen trug man vor ihm her, und die Statuen des besiegten Rhein, der unterworfenen Rhone, des in Ketten gelegten Ocean. Der Boden dröhnte unter den Füßen der Elefanten, die brennende Fackeln in ihren Rüsseln schwangen. Im Zuge der gefangenen Fürsten und Feldherren schritt ein schönes Weib: Cleopatras Rivalin, Arsinoë, und der heldenhafte Vercingetorix.

Vorher aber, ehe der Zug die Via Sacra erreicht hatte, im Velabrum, war vor dem Tempel der Fortuna ein Rad am Wagen des Triumphators gebrochen. Die meisten sahen darin ein böses Omen, er nicht, der einst auf tobenden Wellen im sturmgepeitschten Kahn dem zagenden Fährmann beruhigend zugerufen: „Du führst den Cäsar und sein Glück!"

Ein anderes, ein weniger bewegtes, und tiefer erschütterndes Bild. Drei Sklaven tragen langsam eine Bahre, auf der eine Leiche liegt, von der Kurie zur Regia. Die Vorhänge sind zurückgeschlagen, ein Arm hängt herab; es ist der Arm des Siegers von Pharsalus, und das bleiche, durch Dolchstiche verwundete Totenangesicht ist das Gesicht Julius Cäsars.

Wo sind sie, die ihm gestern noch zugejauchzt, ihm göttliche Ehren erwiesen haben? Alle weichen aus, kein Wort des Mitleids, kein Laut des Schreckens läßt sich vernehmen, nicht einer wagt dem Ermordeten das Geleite zu geben. Die Römer sind Feiglinge geworden denen gegenüber, die das Haupt der Welt gefällt haben.

Am Ziele angelangt, stellen die Träger ihre Last nieder. Händeringend stürzt Calpurnia aus dem Hause . . .

Und nun von neuem ein wechselvolles Schauspiel. Wieder zieht's herauf wie Sturm. Sie haben jetzt die Bahre vor die Rostra gestellt, ein Menschengewühl umdrängt sie. Es gärt und braust in der Menge, wilde Ausrufungen durchgellen die Luft, die Beteranen schlagen an ihre Schilde. Das Geschrei und den Lärm überbietend, erhebt sich eine mächtige Stimme. Marc Anton ist an den Toten herangetreten, ein Hymnus auf den göttergleichen Cäsar, seine Kriege, seine Siege tönt von den Lippen des Tribuns. Er hält die durchbohrte, blutige Toga empor und zeigt sie dem Volke. Nun stimmt ein Chor die Totenklage an, ein Loblied erschallt, das den großen Cäsar verherrlicht. Seine letzten Klänge gehen unter im Zorn- und Rachegeheul, das aus Tausenden von

Digitized by Google

Mit Genehmigung des Photographischen Union in München.

Eine Gewissensfrage.
Nach dem Gemälde von F. Simm.

Kehlen dringt. Und nun wälzen Rauchwolken sich über das Forum. Aus Stühlen, aus Balken, aus allem Holzwerk, dessen sie habhaft werden kann, hat die Menge einen Scheiterhaufen errichtet. Die Leiche wird hinaufgehoben, und bald umzüngeln Flammen den toten Diktator. Das Feuer lodert nicht mächtig genug; es zu nähren, werfen die Veteranen ihre Kränze, ihre Ehrenzeichen, ihre Waffen, werfen die Frauen ihren Putz, werfen Gewänder, und Kinder ihr Spielzeug hinein.

Die marmorbekleideten Wände des nahen Atrium Vestae spiegeln die Glut der Flammen wider. In ihm ist Frieden und majestätische Ruhe. Die Priesterinnen walten ihres Amtes und üben ihre frommen Bräuche unbeirrt durch die Kämpfe, die ihren Tempel umtoben. In seine stillen Räume dringt höchstens ihr Widerhall. Er ist gefeit durch die von Urzeiten her geübte Ehrfurcht vor den Hüterinnen des heiligen Feuers. Noch sehen wir Spuren des Altars, auf dem seine Flamme gelodert hat. Deutlich ist die Anlage des Palastes der Vestapriesterinnen zu erkennen. Ueberreste von Säulen aus rotem und aus grün geädertem Marmor sind noch im großen Atrium vorhanden, und Ruhebänke und Trümmer von Ehrenstatuen der Obervestalinnen. In ihm befindet sich auch noch die Cisterne, in der das Wasser zum Besprengen des Tempels und zu Kultuszwecken gesammelt wurde. Stufen führen zu den Wohnräumen empor, wo das hohe Tablinum den Eingang zu den Zellen der Priesterinnen bildet. Die Spuren ihrer Thätigkeit lassen sich in den Wirtschaftsräumen verfolgen. Da lag die Kamaer, in der die Aehren für den Kultus aufbewahrt wurden, die Mühle, in der die Speltkörner gerieben wurden, um, mit Salz vermengt, zur Bestreuung der Opfertiere zu dienen. Unterbrechungen der Einförmigkeit ihres Lebens bildeten die Festspiele im Flaviertheater, denen beizuwohnen sie verpflichtet waren, und die Teilnahme an feierlichen Umzügen und Opfern. Streng waren die Gesetze, denen sie zu gehorchen hatten, furchtbar die Strafen für ein Versäumnis in ihrem Amte, ein Vergehen gegen ihr Gelübde.

Empfanden es die Priesterinnen als eine Erlösung, als endlich nach langer, blutiger Verfolgung das Christentum aus Gräbern zum Lichte aufgestiegen, aus der Religion der Niedrigen und Demütigen die Religion der Herrscher geworden, auf seinem Siegeszuge durch die Welt Rom eroberte, seine Götzen stürzte, als auch das Vestafeuer vor dem Hauche seines göttlichen Atems erlosch? Uns ist die Kunde erhalten, daß fünf der letzten Vestalinnen zum wahren Glauben übertraten, nachdem ihr Tempel geschlossen worden. Eine nur blieb ratlos und verzweifelnd bei ihm zurück. Sie vermochte nicht die neue Lehre anzunehmen, die man ihr immer als allem feindlich dargestellt hatte, was ihr heilig war. Sie wußte es nicht anders, konnte nicht umlernen, nicht aufhören, ihre Religion für die einzig wahre zu halten. Sie blieb ihren Göttern treu, als alle von ihnen abfielen. Ihre Götter waren arm geworden und fremd wie sie selbst. Die Vestalin fand keine Zuflucht bei denen, die ihres Namens und ihres Blutes waren, deren Stolz sie einst gewesen, und die sich ihrer nun als einer Heidin schämten. Gemieden und verstoßen irrte sie in der Nähe der Brimstätte umher, die ihre Jugend beschützt, ihre Schönheit gesehen hatte, in der ihre andachtsglühenden Gebete zu ihrer Göttin aufgestiegen waren. Sie sah die Zerstörungswut auch an ihrem Tempel Hand legen, sah Brechstangen und Hacken sich einwühlen in sein Marmorkleid, sie hörte die rohen Scherze, unter denen die Statuen der verehrten Virginae Maximae in Stücke gebrochen wurden, und jedes Wort und jeder Schlag traf die arme Vestalin ins innerste Herz.

Gelehrsamkeit, Scharfsinn, edler Fleiß und die kühne Phantasie, ohne die keine Wissenschaft sich schöpferisch bethätigen kann, sind rastlos bemüht, ein wahrheitsgetreues Bild des alten Rom wieder herzustellen. Bienen versuchen, die Trümmer einer Welt zu ordnen, die von Büffelherden und von Tigern zerstampft und zerstört wurde. Und sie haben schon viel geleistet, die braven, weisen Bienen. Man lernt ihre Arbeit schätzen, wenn man erfährt, welche Kenntnis, welch ein erratendes Verständnis und welche Mühewaltung dazu gehören, um auch nur eine Statue richtig zu restaurieren, aus den Bruchstücken einer Inschrift ihren richtigen Sinn herauszufinden, oder die Gestalt eines Gebäudes aus den Resten seiner Fundamente. Die Sünden der Vergangenheit an den Kunstschätzen und Monumenten Roms sind unermeßlich, und unermeßlich ist auch der noch vorhandene Reichtum. Und welche Schätze mag noch die Erde bergen!

Vielleicht liegen einige Meter tief unter dem Pflaster, über das wir schreiten, edelste Kunstwerke begraben. So viel man diesem Boden schon entnommen hat, er ist unerschöpflich, und wir werden unersättlich solchem Reichtum gegenüber und nicht müde, zu verlangen: „Gieb uns die Urbilder des Apollo von Belvedere, des Zeus von Otrikoli, der Niobiden zurück.“ ... Es ist ein trauriger Gedanke, daß alle unzweifelhaft echten Statuen, die Rom besitzt, in der Sala Rotonda im Vatikan untergebracht werden könnten. In der Geschichte Roms nach der Päpste im Mittelalter von Professor Hartmann Grisar habe ich gelesen, daß Prokopius den im Jahre 457 zur Herrschaft berufenen Senator Majorianus den besten unter den römischen Kaisern aller Zeiten nennt. Der „Beste“ hat ein blutiges Edikt erlassen gegen die Aufseher, die Frevel und Diebstähle an öffentlichen Bauten duldeten. Ein Reflex von dieser Strenge würde dem heutigen Rom nicht schaden. Es gäbe dann weniger Büsten mit abgeschlagenen Nasen auf dem Pincio und weniger mit blödsinnigen Bartstiftgekritzel bedeckte Statuen in den Museen. Das Andenken, in das sich die Schreiber auf diese Weise setzen, ist ihrer wert. Unbarmherzige Züchtigung aber verdienten, die sich in elendem Sammeleifer an den Loggien versündigt haben, die den Stucco, auf dem Giovanni da Udine die Entwürfe seines Meisters Raffael ausgeführt hat, stellenweise mit Gewalt von den Wänden und Pfeilern brachen. Sehr gelitten haben die Loggien auch durch die Audienzen, die frühere Päpste in ihnen erteilten. Da drängte sich die Menge an die Wände an, die Fresken wurden bis auf Mannshöhe klöglich verwischt oder gänzlich fortgetilgt, und so darf man sagen: Gedankenlos haben Menschen die Gedanken Raffaels auf ihren Kleidern davongetragen.

Auf der Spanischen Treppe versammeln sich alle Morgen schöne Modelle. Da stehen und sitzen sie, meist prächtige Gestalten, alte Männer in malerischen Lumpen, junge Burschen, Frauen und Mädchen und köstliche Kinder in ihrer Ciociarentracht, Mädel und Buben, ein allerliebstes kleines Gesindel. Von früh bis abends lungern sie auf der Piazza herum und belagern das Hotel de Londres, und sobald sich jemand am Fenster zeigt, rufen und winken sie zu ihm hinauf und tanzen die Tarantella und sind so ergötzlich und so nett, daß man eine in Leder eingenähte Seele aber — Grundsätze haben müßte, um ihr Werben um Brot, Cigaretten und Soldi unbelohnt zu lassen. Man thut es nicht, man wirft ihnen Gebäck, eine Handvoll Zuckerwerk, ein paar Orangen und sonst noch allerlei Erwünschtes hinunter. Und jetzt geht der Kampf los. Im Augenblick liegen sie alle auf dem Boden und balgen sich, einer sucht dem andern die Beute abzujagen, die Fußtritte prallen und die Püffe fliegen. Schlimm für den, der sie zu arg findet und flennt. Einer unter diesen Jungen ist die geistige Macht. Er ist nicht der größte, nicht der stärkste, aber er ist im Besitz einer Heerennatur. Der geht hin und kuriert den heulenden Weichling mit kräftigen Schlägen. Dann werden die aufgelesenen Delikatessen, die nicht schon direkt aus dem Straßenstaub in die Mäulchen wanderten, verteilt. Gerecht geht es dabei nicht zu. Ich sehe manchen Soldo in die Taschen des Schiedsrichter verschwinden. Rekriminationen finden nicht statt. Jeder sorgt für sich, so viel seine Stellung es ihm erlaubt, ein Fiel, der das nicht natürlich fände! Der Kleinste hat einen Cigarrenstummel bekommen und geht, glorreich rauchend, einem zweifelhaften Schicksal entgegen.

Dem Energischen, dem kleinen Tyrannen, begegnete ich neulich. Er sah prächtig aus. Ueber seinem abgeschabten blauen Sammetkostüm trug er ein ärmelloses Lammpelzchen und erinnerte mit den leuchtenden Feueraugen, dem olivenfarbigen Teint und dem wirren Haar, das ihm in seinen, leicht gekräuselten Strähnchen ins Gesicht fiel, an einen kleinen Johannes. Als solcher mag er wohl oft schon gemalt worden sein. An jenem Tage schritt er dahin in einer Haltung von unnachahmlicher Grazie, einer sehr ernsten Grazie, denn er war in Amt und Würden und fühlte sich. Er trug eine große Mappe unter dem Arm, die ein

Digitized by Google

Maler oder ein Photograph ihm anvertraut haben machte, um ihn an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen. Wie er ging, mit welchem Stolz, mit welchem Selbstgefühl! wie er zu sagen schien: Seht, ich bin zu etwas gut, man hat mir die Mappe da anvertraut, ich habe einen Auftrag bekommen und besorge ihn — das war schön, es entzückte und rührte mich. In dir steckt ein guter Kerl, du kleiner Verdauer, dachte ich, aber ausbilden sollte man dich — man sollte!

Grillparzer empfand das Gegenteil von Vorliebe für die Literaturgeschichte. Er nannte sie „ein gemaltes Mittagessen". Georg Brandes schrieb neulich: „Ich muß offen gestehen, daß ich es niemals aushielt, eine Kunstgeschichte durchzulesen, ja nicht einmal einen Abschnitt daraus." Diese beiden Antipathien sind ganz sehr anfechtbar, und dennoch habe ich für sie das innigste Verständnis. Kunsthistoriker und -kritiker loben in den wenigsten Fällen unbedingt, und ich will in vielen Fällen unbedingt bewundern dürfen. Unter manchen Beispielen, die sich beingen ließen, führe ich nur den Moses des Michelangelo an. Sie werfen ihm vor, der Kopf sei zu klein, das Gewand sei in unmöglich Falten gelegt — und was weiß ich! Wie fängt man es nur an, um von dem Sturme des Geistes, der aus diesem Werke weht, nicht völlig und widerspruchslos anterworfen zu werden?

Moses kehrt von der Höhe, auf der sein Gott mit ihm geredet hat, zu den Seinen zurück, ihnen die Offenbarung zu verkünden, und findet sie bei Zimbel- und Tubenklang ein Kalb umtanzen. Ein goldenes, ein Gebilde ihrer eigenen Hände. Der Führer ist lang' ausgeblieben, sie feiern jauchzend die Befreiung von dem Drucke seiner unbequemen Größe. In sprachloser Entrüstung blickt er hinunter zu ihnen, ist im Begriff aufzuspringen und die Gesetzestafeln am Felsen zu zerschmettern: die Kleingläubigen und Thoren sind nicht wert, die Worte des Herrn zu vernehmen. Sich, die Qual von Kämpfen, die auch er bestand, hat Michelangelo im Moses verewigt, so sichtbar, so überzeugend deutlich, daß eine Art Verzweiflung mich ergreift, wenn ich an dieser wunderbaren Schöpfung mäkeln höre. Selbst die auffallende, äußere Aehnlichkeit mit seinen eigenen Zügen hat der „größte Lyriker unter den Bildhauern" denen seines Moses gegeben. Es ist dieselbe Stirn mit den hohen Hügeln über dem Ansatz der Brauen, dieselbe gewaltige Nase, es sind die einzelnen Schädel, die vorspringenden Backenknochen, es ist derselbe bärtige, anbetungswürdige Mund. Auf dem Bildwerk prägt sich in ihn eine schmerzvolle Verachtung aus, auf dem Gemälde entspricht Resignation. Aus den Augen des Gebieters dräut ein heiliger, nächtig aufbrausender Zorn; aus denen des Meisters spricht der schwermütige Groll, den ein Leben des Kampfes in ihm angesammelt hat. Unversöhnlichkeit kennt keiner von beiden. Ein Tag kommt, an dem Moses wieder auf seinem Angesicht liegt vor seinem Gotte und wieder um Offenbarung fleht für die Kleingläubigen und Thoren. So der größte Gesetzgeber, und so der am höchsten begnadete von allen Künstlern, die je gelebt haben.

Wir Kleinen von heute vermögen solchen Reichtum kaum zu fassen, er aber hat ihn in unsterblichen Werken ausgestaltet als Baumeister, Bildhauer, Maler und Poet.

Seit Winckelmann haben „die fremden Gelehrten" Außerordentliches für Rom gethan, stehen aber hier durchaus nicht in Gnaden. Besonders scharf hat es die große Mehrheit auf die Archäologen abgesehen. Wenn ihnen einmal ein Irrtum vorgeworfen wird, ist alles vergessen, was sie entdeckt und unzweifelhaft bewiesen haben.

„Was ist das für eine Wissenschaft, die Archäologie?" sagen die klugen praktischen Leute. „Auf Vermutungen baut sie ihr wackliges Haus und treibt es zu einer Höhe hinauf, die imponieren soll und den Harmlosen und Leichtgläubigen auch wirklich imponiert. Plötzlich aber bricht die ganze Herrlichkeit kläglich zusammen, weil ihre problematische Grundlage sich als total unhaltbar herausgestellt hat. Doch das schadet nicht, immer wieder finden sich neue Vermutungenaufsteller, Inschriftendeuter und Stadtmauerzieher, die alles, was sie an Geist und Herz besitzen, an das Tote verschenken, versteinern unter Steinen und, völlig hingegeben an eine sagenhafte Vergangenheit, keinen Sinn, kein Interesse mehr haben für die Gegenwart, die blühende Wirklichkeit."

Nun begegnete ich neulich einem Weisen, der in einem gewissen Sinne mit den praktischen Leuten übereinzustimmen schien. Die Menschen haben ihm so furchtbar weh gethan, das Leben hat ihm so arg mitgespielt, daß er sich von ihnen und von ihm abwenden und zu den Steinen retten will, zu den Trümmern einer großen Vergangenheit, meinte er und setzte mit einem Lächeln, in dem ein wehmütiger Zweifel sich ausdrückte, hinzu: „Ob ich dort den Trost und die Zuflucht, die ich suche, wohl finden werde?"

Da meinte ich dann: „Gewiß," und machte, zur Erläuterung dieser Zuversicht, mein altes Recht als Erzählerin geltend:

Ein Philosoph und Poet, entmutigt durch die Irrtümer, in die er bei dem Studium und den Schilderungen der menschlichen Natur verfiel, trostlos über die Täuschungen, die ihre Unberechenbarkeit ihm bereitete, suchte Heilung im Studium der Pflanzen. Diese einfacheren, stillen und leidenschaftslosen Gebilde würden seine Voraussicht nicht betrügen, ihn nicht irre machen im Vertrauen auf sich selbst, dachte er. Es kam anders. Manche seiner Lieblinge, die er in den besten Boden, ins hellste Licht gestellt, auf die er die größten Erwartungen gesetzt hatte, verkümmerten, andere, die er verworfen hatte, blühten ungepflegt, in sandigem Grunde, unter Dornen und Gestrüppe prachtvoll auf. Oft gemachte Wahrnehmungen erwiesen sich als unhaltbar. Auch hier also Täuschung und Widerspruch und — abermals ein tiefererschüttertes Selbstvertrauen. Nun ja! — In den Pflanzen ist Leben, und wo Leben, da Täuschung und Widerspruch. So rettete er sich zu den Steinen, zu redenden Steinen, denn er suchte sie auf an der Stätte einer einstigen hohen Kultur. Als Trümmer, als Reste von Kunstwerken und Inschriften sollten sie zu ihm sprechen. Von ihnen ist kein Trug zu befürchten, sie sind, was sie sind, die Beschäftigung mit ihnen schließt alle Aufregungen und alle Bitternisse aus, die uns das Werdende, Wechselnde — das Lebende bereitet. Nun war er sehr glücklich. Er freute sich, wenn es ihm mit unsäglicher Mühe und nach zahllosen Irrungen gelang, zerstreute Bruchstücke eines Frieses, einer Statue, einer Inschrift zu einem Ganzen zusammenzufügen und ihre Schönheit, ihren Sinn wieder herzustellen. In der Sprache, die sie dann redeten, war kein falscher Laut. Das Kunstwerk strömte von neuem die Macht aus, die der Künstler mit ihm hatte ausüben wollen, die Erinnerung an Namen und Thatsachen, die ein längst entschwundenes Geschlecht der Zukunft hatte aufbewahren wollen, erwachte aus tausendjährigem Schlaf. Und eines Tages als der Philosoph und Poet, innigst befriedigt, zwischen seinen Steinen wandelte, weil abermals Funde und Entdeckungen ihm gelungen waren, mußte er lächeln über sich selbst. Was war es denn, das seinem Herzen den verlorenen Mut, seinem Geiste die verlorene Spannkraft zurückgegeben hatte? — Dasselbe, das sie ihnen geraubt. Er hatte sich zu den Steinen geflüchtet, um dem Anblick des Lebens zu entrinnen, und sie hatten ihn wieder auf die Spuren des Lebens zurückgeführt. Ihnen war er nachgegangen, und sie zu finden, hatte sein Glück ausgemacht.

März.

Wir besuchten heute das Kloster von S. Onofria, in dem Tasso seine letzten Lebenstage zugebracht hat. Er kam, wie er selbst sagt, um sich an diesem hohen Orte und im Umgang mit den heiligen Brüdern auf den Verkehr mit dem Himmel vorzubereiten. Noch steht die Tasso-Eiche an der Stelle, an der der sterbende Dichter Stunden und Stunden verträumte. Vom Blitz zerspellt, gestützt und ummauert, fristet sie ihr Pflanzendasein immer noch, und immer nach begrünt sich im Frühling ihr spärliches Geäst. Der Sänger des „Befreiten Jerusalem" hat sich das Scheiden nicht leicht gemacht, indem er die Anhöhe des Janiculus, auf der seine Eiche emporragt, zum Lieblingsplatze wählte, denn schön ist die Welt, auf die er von hier aus niederblickte.

Ganz erfüllt von Gedanken an ihn, betraten wir die Vorhalle der Kirche, bewunderten die Fresken des Dominichina: Scenen aus dem Leben des heiligen Hieronymus, die durch leider nicht rein gehaltene Gläser geschützt sind, und läuteten an der Klosterpforte. Ein Laienbruder öffnete und nickte Gewährung, als wir ihn fragten, ob er die Güte haben wolle, uns in die Kirche und in die Zelle, die Tasso bewohnt hatte, zu führen. Er

Digitized by Google

schritt uns voran, sprach aber nicht, antwortete höchstens mit einigen Worten auf die Fragen, die wir an ihn stellten. Er war ein kleiner Mann in brauner Kapuzinerkutte und hatte ein braunes Gesicht und braune Hände und nicht den geringsten Beruf zum Cicerone. Mitten in der Kirche blieb er stehen, zog ein Buch aus seiner Tasche und begann darin zu lesen.

Ueber dem Eingang aus der Sakristei ist ein kleines Freskobild von Pinturicchio. Das Frömmste, Liebtichste, das man sehen kann. Es schmeichelt sich einem ins Herz hinein. Die heilige Anna ist darauf dargestellt, die ihr Töchterchen lesen lehrt. Unbewußt tragen beide ihren schweren goldenen Heiligenschein. Das Haupt der Mutter ist sanft geneigt, auf ihrem feinen Angesicht schimmert der Glanz eines gütigen Lächelns; sie hält dem Kinde ein Buch mit farbigen Initialen vor, und die Kleine hat es mit ihrem linken Händchen erfaßt und hebt das rechte ein wenig in die Höhe, als ob sie den Buchstaben drohen wolle, die sich nicht gleich zu erkennen geben. So himmlisch hold ist sie, daß man niederknieen und zu ihr beten möchte.

Im Gang, zu dem wir über die Treppe gelangt waren, befindet sich ein zweites und berühmteres Freskobild, angeblich von Leonardo da Vinci: Maria und das Christuskind, das den Donator segnet. Der einsilbige Bruder machte uns mit einer Handbewegung darauf aufmerksam und schritt, auch hier immer lesend, an der Spitze unseres kleinen Zuges, bis wir in die zwei Gemächer gelangten, die geweiht sind durch die Erinnerungen an Torquato Tasso. Da wird der Bleisarg aufbewahrt, der früher seine Reste umschloß, das Kruzifix, vor dem er gebetet, das Tintenzeug, das er benutzt hat. Auch seine Büste ist vorhanden, dieselbe, auf der vor 112 Jahren die Augen Goethes geruht haben. „Das Gesicht ist von Wachs," schreibt er aus Rom am 16. Februar, „und ich glaube gern, daß es über seinem Leichnam abgeformt sei. Nicht ganz scharf und hie und da verdorben, deutet es doch im ganzen mehr als irgend ein anderes seiner Bildnisse auf einen talentvollen, zarten, feinen, in sich geschlossenen Mann."

Was wir gleich beim Eintreten vermißten, war das Bild des Dichters, in ganzer Gestalt, von Baldi 1864 an die Wand gemalt. So überzeugend, hatte man uns versichert, so plastisch, daß es den vollen Eindruck des Lebens machte. Auf jeder Photographie vom Tassozimmer, die in Rom verkauft wird, ist es zu sehen, neben dem Vorhang, der das Bett verhüllte, in dem der Poet gestorben ist. Heute fehlt auch dieses. Wir erlaubten uns, den Bruder in seiner Lektüre zu stören, und fragten: „Wo ist denn das Bild Tassos?" — „Fort," antwortete er, ohne die Augen zu erheben. — „Und wohin ist es gekommen?" — Das wußte er nicht. — „Und das Bett?" — „Auch fort." — „Auch fort? Warum aber? Warum hat man es fortgethan?"

Die Stimme des stillen Bruders verriet eine leise Ungeduld, als er uns unermüdlichen Fragern nun antwortete: „Man hat es weggethan, weil Tasso an der Lungensucht gestorben ist, und weil die Lungensucht eine ansteckende Krankheit ist."

In der Weihnachtswoche — vor nun schon drei Monaten — kam eines Morgens eine schöne Equipage über die Piazza di Spagna gefahren. Mächtige Braune voll Stolz und voll Adel, ein englisches Coupé auf Schneckenfedern, Kutscher und Diener sehr würdig, ohne die Spur von italienischer Papigleit. Der Wagen hielt vor dem berühmten Antiquitätengeschäft Segre. Zwei Damen stiegen aus und traten in das Thor. Wenige Minuten nur und die Equipage war von einer Menschenmenge umgeben. Das bunteste Durcheinander, elegante und uneelegante Fremde, Backerjungen mit ihren Körben auf den Köpfen, Orangenverkäufer und Modelle, Handwerker und Arbeiter, und die Rentiers der Piazza, die Krüppel. Das alles lachte, schwatzte, guckte zu den Fenstern des ersten Stockes hinauf. Unser Portier, der brave Raffaele, erschien und meldete: „Dort oben ist die Königin und macht Einkäufe für Weihnachten." Da litt es mich nicht mehr im Zimmer — in einer fremden Stadt trägt man die Tarnkappe, verliert alle angeborene Scheu und sinkt dabei herab, ganz tief — bis zum Gaffer. So stand ich denn auf einmal mitten im Gewühl auf der Piazza und starrte wie die andern mit gespannter Aufmerksamkeit zu den Fenstern empor, an denen absolut nichts zu sehen war. Plötzlich entstand eine Bewegung, die Leute riefen: „Sie kommt! sie kommt!" und ohne zu wissen, wie es geschah, fand ich mich dicht an den Wagen geschoben. Eine große Freude erfüllte mich. Da würde ich nun die schöne, vielgepriesene, vielverehrte Königin in der Nähe sehen. Dieses unerwartete Glück sollte mir aber nur verheißen und nicht erfüllt werden. Ein kleiner, buckliger Herr stieß mich weg und stellte sich an meinen Platz.

Kein Italiener der! das war mir gleich ausgemacht, doch fällt es mir nicht ein, zu verraten, welcher Nationalität er angehörte. Im Zweifel konnte ich darüber nicht sein, denn ich vernahm den Fluch und verstand ihn, der von seinen Lippen tönte, als eine lange, blonde Engländerin oder vielleicht Amerikanerin, eine magistrale Erscheinung, sich vor ihn hinpflanzte. Der Kleine wurde mit einer einzigen Armbewegung einfach weggewischt. Man sah die starke Frau ihr großes Gesicht an das Fenster des Coupés so fest anpressen, daß es plattgedrückt erscheinen mußte, wie das Gesicht der docca della Verita in S. Maria in Cosmedin. Ein angenehmer Anblick, der sich der Königin bot, als sie von der entgegengesetzten Seite in den Wagen stieg. Was mich betrifft, mir graute und ich war beleidigt im Anstandsgefühl der ganzen indogermanischen Rasse.

Einige Wochen später habe ich doch das Glück gehabt, die Königin zu sehen. Sie fuhr die Schlangenwindungen des Pincio herab, und wieder hieß es: „Sie kommt! sie kommt!" und mit erstaunlicher Schnelligkeit teilte sich die Menge und machte Spalier die ganze Rampe entlang. Viele starrten die Königin freundlich und neugierig an, viele grüßten sie.

Und sie dankte. Es lag wirklich mehr als die Erwiderung eines Grußes, es lag ein herzlicher Dank in der nachdrücklich liebenswürdigen Weise, in der sie ihr schönes Haupt vor ihrem Volke neigte. Der Königin fliegen alle Sympathien entgegen, sie wird gerühmt als die „bellissima", die „buonissima Donna". Die aus Liebe und Ehrfurcht bestehende Empfindung, die wir Altösterreicher für unsern Kaiser haben, kennen die Italiener ihrem Regenten gegenüber nicht; Ehrfurcht überhaupt, in unserem Sinne, kann

Bald nachdem der Anblick der Königin mir zuteil geworden war, sah ich auch den König. Seine Züge drücken Ernst und Güte aus. Selbst die Feinde des Königtums achten ihn, und ich habe Italiener sagen hören: Er ist der rechtschaffenste Mann in seinem Reiche.

Wir fahren fort, die Museen des Vatikans unter der Leitung des Herrn Professors Emanuel Loewy zu besuchen, und auf dem Palatin macht Herr Professor Hülsen unseren gütigen Führer. Ist es möglich, in Rom besser betreut zu werden? Mühelos schöpfen wir reiche Belehrung am lebendigen Quell. „Nos faisons notre salut en tantenil," wie eine alte Hofdame sagte, weil sie fand, daß es ihr fast zu leicht gemacht werde, ihren frommen Uebungen nachzukommen und ihr Heil zu erringen.

Auf dem Palatin haben sich, wüster Zerstörung zum Trotz, die Spuren Cäsarischer Prachtliebe in einer Großheit erhalten, die auf unserem Planeten kaum wieder zum Vorschein kommen wird. Eine Enttäuschung erfuhr ich aber doch an dieser Stätte der mächtigsten Erinnerungen an die glanzvollste, wenn auch nicht ruhmreichste Zeit des alten Rom. Ich hatte mir etwas so Merkwürdiges gedacht unter einem Altare, den Göpendiener „dem unbekannten Gotte" aufgerichtet. Im Freien — der Himmel das einzige seiner würdige Gewölbe. Gewiß fand sich damals schon eine Gemeinde von regen Geistern, denen die Olympier zu lasterhaft erschienen, um sie zu verehren und ihre Hilfe anzurufen. Diese Gemeinde ist es wohl gewesen, in der die Ahnung der Religion der Zukunft dämmerte, und die vor einem schlichten Steine ihre Gedanken und Gebete zu einem Unfaßbaren und Unnennbaren erhoben hat. Weit gefehlt. Der Deus ignotus der Römer könnte auch eine Diva ignota sein. Irgend einer oder irgend eine. Eine Schutzgottheit für alle Fälle, für die nicht ohnehin schon vorgesorgt war. Für ein bedrohliches Naturereignis zum Beispiel; man brauchte ein Idol, dem man beim Eintreten unerwarteter Uebel Sühnopfer darbringen konnte. Schutzgottheiten gegen erwartete Uebel waren im Ueberfluß vorhanden, es gab sogar welche gegen das Fieber.

Nun aber erfuhr ich, daß dieser Altar der des Sagers und Sprechers gewesen, und daß er zur Erinnerung an die weissagende Stimme errichtet worden war, die die Ankunft der Gallier verkündet hatte.

Digitized by Google

Der Schnelldampfer „Deutschland" vor dem Stapellauf.
Nach einer Aufnahme des Hofphotographen A. Matthaey. Verlag von A. Schuster in Stettin.

Vor dem Tempel der Kybele wurden die Palliaten des Plautus und die Luſtſpiele des Terentius aufgeführt. Die Römer genoſſen ihre Theaterfreuden ſtehend; Sitzplätze zu errichten, hätte man für eine Verweichlichung des Volkes gehalten. Es iſt ein weiter Weg von dieſer republikaniſchen Genügſamkeit zu den Anſprüchen, die zur Kaiſerzeit die Nachkommen desſelben Geſchlechts an das Vergnügen ſtellten. Von dem Hügel, der die Reſte des Kybeletempels trägt, blickt man hinüber zu denen der Caracallathermen. In ihrer Zerſtörung noch ein grandioſes Denkmal des bis zur Tollheit getriebenen Luxus der Zeit des Verfalles. Unmöglich, dieſe Trümmer lange zu betrachten, ohne ſie vor dem inneren Auge ſich wieder aufrichten zu ſehen in alter Pracht.

Die Gewölbe, die wie erratiſche Blöcke auf dem jetzt grün überwachſenen Grunde liegen und ihm tiefe Mulden eingeprägt haben, erheben ſich hoch über den Sälen des „Götterbades". Dieſe ſind mit Statuen geſchmückt, mit Säulen, „die nichts zu tragen haben." Den Boden bedecken kunſtvolle Moſaiken. Die Wände ſind mit den koſtbarſten Marmorgattungen bekleidet, die Frieſe und Gewölbe mit Stuccaturen und Malereien geſchmückt. Bronze- und Kupferbalken bilden die Decke eines der Rieſenſäle, der Cella calearis, und eine Fülle von Vaſen, Statuen und ſchönen Werken griechiſcher Malerei das Innere des herrlichen Bauwerks. Dieſe kolоſſalen Thermen, die „die Ausdehnung von Provinzen" hatten, ſtanden offen bei Tag und bei Nacht. Tag und Nacht ſtrömte das kryſtallklare Waſſer brauſend über Stufen in den großen Schwimmteich, oder: „die glückliche Welle ſprang aus Silber hervor und fiel in Silber herab." Sie quoll, ſie rieſelte, ſie dampfte, und wenn die Badenden, ihres lieblichen Umſchmeichelns ſatt, den Marmorbaſſins und Porphyrwannen entſtiegen, ließen ſie ſich ſalben und ſchminken, ließen ſich die Haare kräuſeln, oft auch nach dem Beiſpiel des Lucius Verus mit Goldflimmer beſtäuben, das Gewand in kunſtvolle Falten legen, und gingen ins Flaviſche Theater, um ſich an dem Anblick einer Schlächterei von Menſchen und Tieren zu erquicken. Aus der hohen Schule der Ueppigkeit in die hohe Schule der Grauſamkeit. Wie der Beſuch der Thermen, war auch der der mörderiſchen „Spiele" unentgeltlich, und dieſe mit toller Unerſättlichkeit genoſſenen Freuden koſtete das Volk, das ſie entnervten und entmenſchten, nur — die Weltherrſchaft.

„Gott ſei Dank, daß alles, was wir heute geſehen haben, ſchon genugſam beſchrieben iſt," heißt es in einem der italieniſchen Reiſebriefe Goethes. Wie oft ſpreche ich im ſtillen die Worte nach! Gott ſei Dank, daß wackere Vorgänger, Verfaſſer einer Litteratur, die nun ſchon Bibliotheken füllt, dafür geſorgt haben, daß ich nur zu ſagen brauche: Wir waren im Lateran, im Konſervatorenpalaſt, wir kommen aus der Villa Pamfili, der Villa Mattei, um deutliche Bilder vor Euch, meine Lieben, aufſteigen zu laſſen. Nichts alſo von allem, was ſchon andere und beſſer geſchildert haben, als ich es ſchildern könnte. Nur von meinen perſönlichſten Eindrücken, meinen winzigſten Erlebniſſen erzähle ich Euch.

Bisher hat jedem unſerer Ausflüge ein günſtiger Stern geleuchtet, immer ſind wir belehrt, erquickt, erhoben heimgekehrt. Nur eine Unternehmung iſt uns nicht ganz geglückt. Wir hatten einen trüben, ſchon weit vorgeſchrittenen Nachmittag zum Beſuche von S. Paolo fuori le mura gewählt und nahmen dazu ein geſchloſſenes Coupé. Das Pferd war kräftig, der Kutſcher ſchien anſtändig und öffnete mit dienſtfertiger Miene den Wagenſchlag. Ach, damals ahnten wir noch nicht, daß der römiſche Kutſcher zwei Geſichter hat, ein liebenswürdiges und ein dräuendes, und daß er das erſte beim Einſteigen und das zweite beim Ausſteigen ſeines Fahrgaſtes aufſetzt. Das gilt natürlich nur für den Foreſtiere, dem Landsmann begegnet er immer freundlich, ladet eine ganze zahlreiche Familie auf ſein dreiſitziges Wägelchen — man kann ſich oft nicht genug wundern, daß er unterwegs nicht die Hälfte ausſtreut — und läßt ſich am Ende der Fahrt nach ein Drittel der Taxe abhandeln.

Wir alſo befanden uns auf dem Wege nach S. Paolo, hatten verſäumt, den Rat Bädekers zu befolgen und über den Preis einer Fahrt außerhalb der Thore zu accordieren. Der Grundſatz meiner Freundin iſt: Man darf den Leuten kein Mißtrauen zeigen. So hatten wir denn nur geſagt: „All' ora" und fuhren im römiſchen all' ora-Tempo, das ſich vom Stehenbleiben nur um ein Geringes unterſcheidet. Bedenklich ſpät kamen wir in der Baſilika an und gerieten beim Eingang in einen Schwarm von Bettlern, Moſaiken- und Photographienverkäufern, durch den wir uns nur mühſam und unter Verteilung von Soldi und Ausrufungen von „niente, niente!" durchkämpften. In der Kirche kam uns, ehe wir noch Zeit gefunden hatten, uns recht umzuſehen, ein Mann entgegen, der ſich als patentierter Führer zu erkennen gab. Er ſchien zu glauben, daß wir mit Strenge behandelt werden müßten, denn ſehr barſch ließ er uns an:

„Sie wünſchen den Kreuzgang zu ſehen. Es iſt der allerſchönſte in der ganzen Welt. Geſchwind alſo! avanti! Der Kreuzgang wird gleich geſchloſſen werden, wenn er nicht ſchon geſchloſſen iſt." Er war's. Wir konnten ihn nur noch von außen voll Sehnſucht und Bewunderung betrachten, und auch das nicht mit Muße. Der Patentierte trieb uns bald in die Kirche zurück, unaufhörlich ſchwatzend von Alabaſterſäulen und Moſaikbildern, Konfeſſion und Ciborium und verbreitete dabei eine Atmoſphäre von ſehr geiſtiger, aber nicht reiner Natur. Es dunkelte, und wir empfingen nur einen ganz ungenügenden Begriff von der Großheit und Pracht der Baſilika, durch die der Führer uns jagte, behauptend, auch ſie werde jetzt geſchloſſen, und es ſei gerade Zeit, nach Tre Fontane zu fahren. — „Wollen wir denn nach Tre Fontane?" fragte ich meine Freundin höchſt erſtaunt. Statt ihrer antwortete unſer Tyrann, das verſteht ſich doch von ſelbſt, überdies ſei er der einzige, der uns den Eintritt in die Abbazia verſchaffen könne, u. ſ. w. Kurz — der Mann mit dem kräftigen Willen ſetzte es durch. Der modernen Naturgewalt, Suggeſtion, kann man ſich eben nicht entziehen. Wir ſaßen im Wagen, und er kroch bei einbrechender Dunkelheit den Tre Fontane zu. Der Weg war elend, eine dichtgereihte Pfützenſchnur, und das Rößlein zu dem Schleichſchritt wohl berechtigt, in den es bald verfiel. Unſer Führer hatte ſich zum Kutſcher auf den Bock geſetzt, und nie werde ich es mir nehmen laſſen, daß die Zwei wiederholt in ein Gelächter ausbrachen, das einen hölliſchen Anſtrich hatte.

„Wir fahren gar nicht nach Tre Fontane, wir müßten ja längſt angekommen ſein. Ein Fußgeher gelangt in 25 Minuten von S. Paolo dahin, heißt es im Bädeker, und wir rumpeln nun ſchon faſt eine Stunde in dieſer unglücklichen Fiebergegend herum," ſagte ich endlich zu meiner Leidensgefährtin. „Solange doch nicht," erwiderte ſie mit gewohnter erhabener Gelaſſenheit, und eben dieſe, behauptete ich, könne nur auf einem gewiſſen Mangel an Phantaſie beruhen.

So fahren wir denn, und fahren, und wenn wir überhaupt etwas ſehen könnten, würden wir nichts als Campagna ſehen. Und welches Schickſal zwei hilfloſe Greiſinnen in der Campagna zu ereilen vermag, weiß alle Welt. Den Beiden auf dem Bocke, die ſo hölliſch lachten, und denen wir uns auf Gnade und Ungnade übergeben hatten, ſtand es frei, uns in einen Schlupfwinkel zu ihren Spießgeſellen zu bringen, bei denen wir dann die Ehre haben, in Gefangenſchaft zu ſchmachten, bis das Löſegeld eintrifft, das ſie von unſeren Familien verlangen werden. Es wird gewiß nicht wenig ſein, und ich überlegte, wieviel Gutes und Vernünftiges ſich mit dem Gelde hätte anfangen laſſen. Vielleicht fügen die Briganten — das iſt ja ſo ihre Art — ihrem Drohbrief Ohrläppchen oder Fingerſpitzen von uns bei, um zu zeigen, daß ſie Ernſt zu machen fähig und gewillt ſind. Schöne Situation, angenehme Landpartie! Dazu kommt man im hohen Alter nach Rom, bricht mit der ein Leben hindurch bewährten Gewohnheit, die Grenzen des Vaterlandes nicht zu überſchreiten! Doch war's geſchehen, und ich faßte den feſten Vorſatz, den Elenden gegenüber, die uns ſo ſchnöde verraten hatten, die größte Ruhe zu bewahren, ſie nicht einmal eines Zeichens der Ueberraſchung zu würdigen. Meine verachtungsvolle Gleichgültigkeit ſollte ihnen bezeugen, daß wir auf das Schlimmſte gefaßt ſind und nichts anderes von ihnen erwarten.

Innerlich gewanzert durch dieſe eiſernen Entſchlüſſe, erwartete ich den Augenblick, ſie auszuführen, ſogar mit einigem Vergnügen, als unſer Wagen in raſche Bewegung kam und — erſtaunlich für die Avenue zu einer Brigantenwohnung — über feinen Kies dahinrollte. Nun hielten wir, wie ich wahrzunehmen glaubte, vor einem großen Bogen, der vielleicht den Eingang zu einem Hofe bildete. Der Führer ſprang vom Bocke herab, und bald

Digitized by Google

hörten wir ihn mit mehreren Leuten sehr heiter konversieren, und in ihrem Gespräche wiederholte sich oft das Wort „Asino“.

Sie lachten — immer lachen sie, diese Menschen! Eine dunkle Gestalt trat an uns heran und eine tiefe, wohlklingende Stimme sprach: „Gut geht es ihm, Signora. Er ist schon dick und fett geworden.“

Nicht „er“ allein, dachte ich, vermutlich ihr alle bei dem schwunghaften Geschäft, das ihr treibt.

Der Führer aber rief: „Ma che! die sind's nicht, die wollen Son Paolo olle Tre Fontane besuchen.“

Verhöhnte uns der Unhold, oder waren wir wirklich in der Abtei bei den französischen Trappisten? Ich erinnere mich nicht, je so wunderlich gemischte Gefühle gehabt zu haben wie die, mit denen ich damals aus dem Wagen stieg und laut erklärte, daß man uns keinen Schritt weiter brächte, wenn nicht sofort Licht gemacht würde.

„Schon da, Licht, schon da!“ erwiderte der Führer und zog eine Schachtel mit Wachskerzchen aus der Tasche, zündete eins an und geleitete uns. Wir gingen über einen breiten Weg zwischen dichten, hohen Bäumen — also doch die berühmten und heilsamen Eucalyptus-Anpflanzungen! — und gelangten bald zu einigen Stufen, die wir erstiegen. Daß wir uns in einem gemauerten Raume befanden, war ausgemacht. Vor jedem seiner Pfeiler blieb der Mann stehen, brannte ein neues Kerzchen an, hielt es empor und rief: „Roffoel!“

Eine große Empörung bemächtigte sich unser, und wir sprachen wie aus einem Munde: „Basta cosi!“ und kehrten um. Hatten noch das Vergnügen, einen Umweg machen zu dürfen, um dieses Ideal eines Fremdenführers vor seiner Stammosteria abzusetzen. Dort steckte er sein duftendes Haupt in den Wagen, sagte: „Bisogna pagare“, und forderte für seine guten Dienste eine Entlohnung, die uns durchaus überspannt erschien, was wir ihm auch, so schonend als möglich, zu verstehen gaben. Er war entrüstet: „Ueberspannt?!“ Wieder griff er in die Tasche und überreichte uns mit schön gerundeter Armbewegung ein Blättchen.

„Es wird wohl der Tarif sein, und er verlangt nur, was ihm zukommt,“ sagte meine langmütige Freundin und — bezahlte.

Eine letzte Ueberraschung erwartete uns an unserem Hausthor. Auch die Honororforderung des Kutschers grenzte ans Lächerliche. Aber was war zu thun? Accordiert hatten wir nicht, also — „Bisogna pagare.“

Zu Hause angelongt, wollten wir an das Studium des vermeinten Tarifs gehen. Er stellte sich dar als eine Visitenkarte. Der Name, den sie trug, wird uns unvergeßlich bleiben.

Warum aber bei unserer Ankunft in der Abtei so viel von einem „Asino“ die Rede wor, erfuhren wir erst später. Wenige Tage vor uns hotte eine fremde Dame die Tre Fontane besuchen wollen. Sie begegnete unterwegs einem Campagnolen, der sein erschöpftes, mit Wunden bedecktes Eselchen aufs unmenschlichste mißhandelte. Die Dame ließ ihren Wagen halten, stieg aus, kaufte dem rohen Gesellen sein elendes Grouchen auf der Stelle ab und nohm es mit nach Tre Fontone. Einem Bedieasteten der Abtei machte sie ihren Schützling zum Geschenk unter der Bedingung, daß er forton nur noch zu leichter Arbeit verwendet und gut behandelt werde bis zu seinem Lebensende. Es wird gewiß geschehen, und so hat eine edle Frau wenigstens einen Esel in Rom glücklich gemacht. (Schluß folgt.)

Samum.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **Rudolph Stratz.**

1.

Ach Gott, ja!“ Die kleine Frau gähnte herzhaft, streckte die Arme aus, stützte dann wieder den Kopf auf die Hände und die Ellbogen auf die Knie und schaute, auf dem Felsblock kauernd, hinaus in die Sahara.

Unermeßlich dehnte sich da unten vor ihren Blicken die Wüste, ein sturmbewegtes Meer hochaufgebäumter Sonddünen, in fahlen, leichenfarbenen Wellen von den äußersten Grenzen des Südens heranrollend, nur selten da und dort von kleinen blauschwarzen Flecken, den Palmenhoinen der Oasen, durchsprenkelt.

Andere Polmen schwebten darüber umgestülpt in der zitternden Luft, verkehrte weiße Minarehs, ein tiefblau spiegelnder kleiner See dazwischen — dos Gespensterbild der Fata Morgano, wie es vom Morgen bis zum Abend zwischen Himmel und Erde über der glühenden Wildnis spielt.

Im Westen flammte der Himmel und die Erde in feuriger Procht. Die Sonne ging unter, in einem Bade blutroter brennender Farbenwellen, die weithin das Ockergelb des Sandes mit ihrem überirdischen Brandschein überstrahlten und das blinzelnde Auge blendeten, und schwand langsam in einem starren Todesschweigen, durch das nur zuweilen der Südwind in flüchtig zusammengewirbelten Sandsäulen heißen Atems dahinfegte.

Die kleine Frau schloß die Augen. Ihr graute vor der Wüste, die sie doch nun schon so lange tagtäglich von den Felsabstürzen des Atlas, in denen sie kampierten, zu ihren Füßen liegen sah. Und auch wenn sie die Wimpern schloß, stand doch das Bild der Sahara in seiner einförmigen Größe vor ihr — die bald schwefelgelben, bald fahlgrauen wildzerrissenen Sandkämme, die ewig blaue Wölbung darüber und bei Tagesanfang und -ende im Osten oder Westen der in blutiger Procht steigende und sinkende Sonnenball . . . .

„Monsieur Abd-el-Kader!“ rief sie plötzlich, ohne sich umzudrehen.

Aus der geräumigen Felshöhle hinter ihr trat ein alter Araber, hoger und hochgewachsen, unter der Zipfelkapuze des malerisch umgeschlagenen weißen Burnus ein kühnes Antlitz mit funkelnden Augen.

„Madame?“

„Was rumpelt denn da in der Höhle?“

„Es tösen sich ganz hinten einzelne Steine und stürzen herunter.“

„Am Ende uns auf den Kopf?“

„Damit hat es noch keine Gefahr. Wir müssen ja doch fort und so rasch als möglich auf die Straße zurück.“

„So — müssen wir? Wer sagt Ihnen denn das?“

„Das Wetter sagt es mir, Modome! Es wird immer schwüler, obwohl die Sonne schon untergeht, der Südwind verstärkt sich — wir bekommen Sturm! Sehen Madame nur ins Gebirge! Man erblickt heute die Lagerfeuer der anderen Jagdexpeditionen nicht, wie sonst jeden Abend. Sie sind schon auf dem Rückweg begriffen, und wir müssen auch zurück!“

Die kleine Frau stand auf. „Ob wir dos müssen oder nicht, darüber hat nur mein Mann zu bestimmen. Und ich wollte, er käme endlich von der Jagd zurück! So lange ist er noch nie ausgeblieben.“

Abd-el-Kader schwieg und seine Herrin musterte, der Sahara den Rücken zudrehend, ihr kleines Reich mit dem prüfenden Blick der jungen Hausfrau, die sich ihrem Gatten gegenüber für Ordnung und Sauberkeit im Lager verantwortlich fühlt. Sie tächelte dabei verstohlen. Obwohl sie nun schon seit vier Wochen jagend und forschend und faulenzend die wilden Atlashänge hinzogen — dies Gewirr kahler Steinhalden und Berggipfel, öder Hochsteppen mit bleichen, vogelwimmelnden Salzsümpfen und spärlichen, von weidenden Kamelherden belebten Grasflächen — obwohl ihr dies abenteuernde Leben unter dem Zelt und unter dem freien Himmel schon beinahe selbstverständlich erschien, kom es ihr doch plötzlich wieder wie ein Traum vor, dem in kurzem das Erwachen folgen mußte.

Erwachen im Elternhaus — in der kleinen deutschen Landstadt — wieder erwachen als junges Mädchen mit der ewigen Frage: wie wird er sein, wie wird er heißen und aussehen, dem du dereinst dein Leben in die Hand giebst? — nein — sie lachte und schüttelte energisch den hübschen Kopf: das lag hinter ihr! Und sie war auf der Hochzeitsreise — onders freilich, als sie sich das früher wohl geträumt hatte. Aber gerade darum schön! In Italien und Tirol konnte jeder und jede die Flitterwochen vertändeln! Wer einen Mann gewonnen wie sie, der durfte sich nicht wundern, sondern stolz sein, wenn er sie auf wilde,

Digitized by Google

unbetretene Pfade abseits der großen Menge in neue Welten und ein neues Leben führt.

Es leuchtete warm auf in ihren blauen Kinderaugen, während sie sich im Halbkreis umsah. Wie hübsch war es doch — wie eigenartig und traulich zugleich, ihr selbstgezimmertes Heim vor und unter der großen Felswölbung am letzten Absturz des Atlas zur Sahara!

Hart am Eingang der Höhle, durch die Steinwände gegen den Tau und kalten Hauch der Wüstennacht geschützt, stand der Glanzpunkt des Lagers, das Zelt, einem riesenhaften, halb aufgeklappten Regenschirm nicht unähnlich. Es erfoederte eine gewisse Uebung, durch den Spalt zwischen den sonnengebleichten und staubbefleckten Leinwandfalten hineinzukriechen, ohne durch Erschütterung der innen aufgepflanzten Stange den Bestand des Ganzen in Frage zu bringen — aber wie behaglich ruhte es sich innen auf den schmalen Feldbetten, wie traulich knisterte das frische Stroh unter den Binsenmatten des Bodens, wie heimelig begleitete einen das Raunen des Nachtwindes draußen, fernes Schakalgejauke und das Schnarchen der Beduinen um das rötlich durch die Zeltwand schimmernde Lagerfeuer hinüber in die Träume — ja wirklich, „Raum ist in der kleinsten Hütte" — weiter kam sie gewöhnlich ihrem Manne gegenüber mit dem Citat nicht. Es ging in einen Kuß über.

Hinter dem Zelt, weiter nach dem Innern der Höhle, waren die Lebensmittel aufgestaut, Büchsenfleisch, Thee und Kaffee, Salz und Pfeffer, Brotlaibe und Dattelsäckchen, Reis und Erbswurst — eine richtige, auf alles gerüstete Speisekammer, wie sie die Urgroßmütter auf dem Lande besaßen. Ganz im kühlen Hintergrund endlich, wo die Sonne nicht mehr hinreichte, war der Keller, Cognac, Rotwein und eine große Menge Bichwasser in Flaschen, wohl sechzig oder mehr, eine ganze Maultierladung voll. Denn wo sich hier in der Wüste Wasser fand, war es salzig und für Europäer ungenießbar, wenn auch die derben Magen der Araber and ihres Viehs das brakige Naß ohne Schaden vertrugen.

Gegenüber dem Zelt erhoben sich zwei aufgeschichtete Steinhaufen mit Wolldecken überkleidet, je ein Feldstuhl vor jedem, ein Tintenfaß, ein paar Bücher, Photographien und eine Handarbeit darauf, das Arbeitszimmer des Hausherrn und das Boudoir seiner Gemahlin — beide durch Kreidestriche am Boden sorgfältig voneinander, wie von dem Schlafgemach und dem Keller getrennt, damit keine Verwechselungen und Uebergriffe stattfinden konnten.

Rechts vom Eingang der Höhle hatte sich Abd-el-Kader, der vielgewandte, französisch sprechende Wüstenführer, einen Herd aus Steinen aufgebaut, an dessen Glut er mit den beiden Maultiertreibern, in Wolldecken eingewickelt, zu nächtigen und zugleich mit Hilfe eines mageren gelben Steppenhundes seine Herrschaft zu bewachen pflegte. Auf der andern Seite bleichten die Jagdtrophäen in der afrikanischen Sonne, zierliche Gazellenkrickel, lyraförmig gewölbte große Antilopengeweihe, dicke krummgebogene Mufflonhörner, rosige Flamingobälge, Hyänen- und Schakalschädel und pralle, mit Sand ausgestopfte und mit roten Halsbändchen geschmückte Wüsteneidechsen.

Hier befanden sich auch in einem kleinen Käfig die lebend zum Zeitvertreib gehaltenen Springmäuse, wunderliche niedliche Geschöpfe mit großen Ohren und vogelartigen Hinterbeinen, die sich neugierig schnuppernd an das Gitter drängten, sowie dort eine Hand mit Beutbrocken erschien. Dicht dabei waren die Pflöcke für Max und Moritz, die beiden Maultiere, und für P. ps. das junge Fielchen, das freiwillig schon seit vierzehn Tagen mit der Karawane lief. Die übrigen Tragtiere waren in eine Seitenschlucht verbannt, darunter auch der Stolz der Expedition, Hans Huckebein, ein richtiges, wirdevolles Kamel, das auf dem Marsche das Zelt schleppte, im Lager aber durch den eigentümlichen, durchdringenden Duftkreis, den es verbreitete, sich unmöglich machte.

Wie viel netter war doch das alles, als jetzt in einem Grand-Hotel an der Table d'hote zu sitzen, von den Gästen neugierig beobachtet und bekrittelt, von den Kellnern diskret belächelt — mit der Aussicht, am nächsten Tage sich in der Eisenbahn schütteln zu lassen und in einem neuen langweiligen Grand-Hotel zu landen! Die kleine Frau lächelte — nein, liebes ja! Weltabgeschieden zu zweit wie in einsamer Barke auf hohem Meer, durch die stille Stein- und Sandwüste streifen, dem Alltag entronnen, ohne Sorgen und Pflichten, ohne ein ödes Gestern und ein dräuendes Morgen — eines im andern nur sich selber lebend!

Sich und der Liebe!

Das Gesicht der kleinen Frau war ernst geworden, feierlich, wie sie, neben den Jagdtrophäen kauernd, in die dämmergrauende Unendlichkeit der Sahara hinausfah, an deren äußersten Fernen nur noch ein über den Sanddünen verglimmender blutfarbener Dunst die Sonne wies. Zu denken, daß das kaum vier Wochen her war, seit sie wirklich lebte! Seit sie das große Geheimnis des Daseins kannte und aus dem Schlummer der Kindheit erwacht war. Sie seufzte leise auf und ein Lächeln heißen Dankes gegen den Mann, der sie erweckt, ging über ihr Gesicht.

Zugleich ward sie sich wieder ihrer Pflichten bewußt. Müßig sitzen und träumen und Luftschlösser bauen — das waren auch Angewohnheiten aus der Mädchenzeit. Jetzt hatte sie das — Gott sei dank! — nicht mehr nötig, wo alles in Erfüllung gegangen war!

Mit energischem Handgriff holte sie aus dem Haaren der Jagdtrophäen das Prachtstück der Sammlung, ein Paar riesiger, wie die Scheide eines Türkensäbels gekrümmter Mufflonhörner, hervor und begann mit einem Fettläppchen den anhaftenden Staub und Sand zu entfernen. „Ovis Tragelaphus — das Mähnenschaf," murmelte sie dabei befriedigt vor sich hin und wiederholte, wie ein Kind sich ein Schulpensum einprägt, „ovis Tragelaphus, das . . ."

Aber da klang Maultiertrappen hart an der Ecke der Felswand. Die Mufflonhörner rollten zu Boden. In schnellen Sprüngen war sie vorn am Rande der Steinhalde und blieb enttäuscht stehen.

Es war nicht ihr Mann. Der französische Kürassierleutnant ritt da unten vorbei, der sich schon seit Wochen in den Gebirgen vergeben hatte, um den Traum seines Lebens, die Erlegung eines Panthers, zu verwirklichen. Gottesfürchtig, wie er als Jesuitenzögling war, ritt er jeden Sonnabend, einen Bewaffneten und einen Diener mit Wasserfäßchen und Datteln hinter sich, den weiten Weg bis zum nächsten Bordsch, einem Unterkunftshaus an der Heerstraße, und von da bis zu einem Städtchen mit einer Kapelle der Franziskanermission, um Sonntag früh dort die Messe zu hören und dann unverzüglich zu seinen unsichtbaren Panthern zurückzukehren.

Aber heute war gar nicht Sonnabend.

„Guten Abend, Madame!" Der hagere, knochige Normanne mit dem dunklen Schnurrbart und den stechenden Augen, der, in verblichenes Jagdzeug gekleidet, die Flinte über die Schulter gehängt, mit langbaumelnden Beinen auf seinem Maultier saß, lüftete höflich die Kappe. In dieser kleinen Jägerkolonie inmitten der Wildnis verkehrten die Nationen zwanglos miteinander. Man fühlte sich hier mehr als Mensch im Gegensatz zur Wüste, als Europäer inmitten des Islam denn als Deutschen und Franzosen.

„Guten Abend, mein Herr!" rief die kleine Frau auf Französisch. „Wo reiten Sie denn so spät hin?"

„Nach Hause, Madame! Es wird Zeit!"

„Ganz nach Hause?"

„Jawohl, Madame! Die Sahara regt sich. Es liegt Sturm in der Luft. Wüstensturm. Samum! Spüren Sie nicht diese eigentümliche elektrische Schwüle?"

„Ja — heute liegt es mir wie Blei in den Gliedern."

„Das ist die Warnung des Samum! Man muß ihr folgen. Machen Sie es wie wir und benutzen Sie die Nachtkühle zum Heimweg! Die beiden baltischen Herren haben sich mir auch angeschlossen!"

Richtig — da erschienen unten auch die beiden kurischen Barone, zwei gewaltige Rinnrode mit großen grünen Rucksacken voll Geweihen und Schädeln zu beiden Seiten ihrer Sättel. Sie spornten ihre Maultiere mit Fersenstößen zur Eile an.

„Erbarmen Sie sich!" schrie der eine der blondbärtigen Hünen. „Sie wollen in den Bergen bleiben? Unmöglich! Jetzt heißt es, den nächsten artesischen Brunnen an der Straße oder eine Oase gewinnen, sonst . . . wo ist denn der Herr Professor?"

„Mein Mann ist noch auf der Jagd! Er wird schon anordnen, was nötig ist. Soegen Sie sich nicht um uns! Gute Reise, meine Herren!"

Digitized by Google

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Junges Glück.
Nach dem Gemälde von A. Schröder.

Digitized by Google

„Guten Abend, Madame!“ Die kleine Karawane, Maultiere, Europäer und Araber, die schaukelnden Flinten und glucksenden Wasserfäßchen, die grünen, mit Geweihen gefüllten Beutel, die in die Luft starrenden Stangen der zusammengeschnürten Zelte, die Bündel von Wolldecken und Strohmatten — alles verschwand wie ein Nebelgebilde in der Dämmerung, die immer rascher niedersank. Die Wüste hatte sich jetzt ganz in eiförmiges Grau gehüllt. Stumm und tot wie ein stilles Meer lag sie da. Ihr heißer Hauch stieg zuweilen als ein kurzer stürmischer Windstoß zu den Höhen empor. An der fahlgewordenen Himmelswölbung blitzten die ersten Sterne in einem seltsamen rötlichtrüben Schein, als lugerten unsichtbare Dunstmassen zwischen ihnen und der Erde, und rückwärts, in der Nacht der Atlasberge, huschte da und dort ein lautloses Wetterleuchten über die Zacken und Grate dahin, jäh aufflammend und ebenso rasch in sich verlöschend.

„Ach, Monsieur Abd-el-Kader!“ sagte die kleine Frau. „Ich wollte, mein Mann käme!“

„Er wird schon kommen, Madame. Sicher hat er ein Mufflon oder gar einen Panther zu Schuß gebracht. Er ist ein großer Jäger. Um einen Jäger dürfen seine Frauen sich nicht ängstigen!“

„Seine Frauen? Ja — Abd-el-Kader — glauben Sie denn wirklich, daß er noch mehr Frauen hat als mich?“

Nein — der alte Wüstenführer war bereits in Algier und Marseille gewesen und hatte dort beobachtet, daß in der That auch die reichsten Fraulen aus ihm unbekannten Gründen sich mit einem Weibe begnügten.

„Und außerdem, Abd-el-Kader, Sie sagen, mein Mann sei ein Jäger, gerade, als ob das sein Daseinsberuf sei, zeitlebens Mufflwas zu schießen. Das thut er doch nur ausnahmsweise, wenn er gerade Ferienzeit hat, wie jetzt auf unserer Hochzeitsreise.“

Der alte Beduine zog die Augenbrauen hoch. Eine „Hochzeitsreise“! Ihm war das unbegreiflich, daß man seine Frau, statt sie sofort nach der Trauung für immer im Harem vor aller Welt zu verschließen, geflissentlich auf Reisen mitnahm, damit nur ja recht viele Männer aller denkbaren Volksstämme sie unverschleiert betrachten könnten. Aber er behielt diese Erwägungen für sich und frug nur: „Und wenn der Herr kein Jäger ist, wie Madame sagt — was betreibt er denn? Er ist doch gewiß einer der Mächtigen in Ihrem Lande!“

„Gewiß!“ Die kleine Frau lachte. „Wo wir zu Hause sind, giebt es eine große Macht. Die heißt die Wissenschaft. In ihr ist er mächtig und ein hoch angesehener und berühmter Gelehrter!“

„Ein Gottesgelehrter, Madame?“

„Ach nein, Monsieur Abd-el-Kader, davon versteht er leider nicht viel! Er ist Professor der Zoologie an einer Universität. Oder, um Ihnen das zu erklären — er durchreist ferne Länder — früher allein, jetzt natürlich mit mir zusammen — und beschreibt, wie die Tiere dort aussehen . . . .“

„. . . so hat er selbst große Herden von Kamelen und Schafen . . .?“

„Nein — Schafe hat er gar nicht und Kamele nur ein einziges, nämlich seinen alten Diener. Er beschreibt die wilden Tiere, vom Skorpion bis zum Elefanten, und wie sie eines aus dem andern sich entwickelt haben, und woher sie stammen. Begreifen Sie nun?“

Nein, Abd-el-Kader begriff nicht. Alle Geschöpfe der Welt stammten von Allah, und wie Allah sie geschaffen, so waren sie gut und so blieben sie! Was hatte da der Mensch sich noch hineinzumengen? War er imstande, auch nur den Flug eines Vogels zu ändern? Nein. Nun also! Was ist, muß sein. Es hilft nichts, an der Vorsehung zu mäkeln!

„Nach em Standpunkt!“ sagte seine Herrin. „Aber damit könnt Ihr schließlich jede Faulenzerei rechtfertigen. Wie, wenn ich Sie jetzt zum Beispiel frage: ‚Was werden wir heute zu Tische haben?‘ — und Sie antworten mir: ‚Die Vorsehung hat uns heute nichts zum Essen beschert!‘ Was dann?“

Ueber Abd-el-Kaders dunkelbraune Adlerzüge flog ein triumphierendes Lächeln. „So ist es auch, Madame!“ verkündete er andächtigen Tons, wie das Sprachrohr des allgewaltigen Mismet. „Wir haben wirklich nichts zu essen! Gerade heute! Und ohne meine Schuld!“

„Na — nun hören Sie 'mal . . .“

„Ohne meine Schuld, Madame. Madame wissen, daß ich jeden Tag den einen Berber mit dem Esel nach der Oase M'Guarra geschickt habe.“ Er wies in die Wüste hinaus, wo längst die paar kleinen dunklen Flecke der Palmenhaine im Dämmern verschwunden waren. „Von dort brachte er mit, was sich eben fand: ein Huhn, einige Eier, etwas Ziegenmilch . . .“

„Nun ja — und . . .“

„Vorhin kam er mit einem leeren Korbe wieder. Es geht nichts mehr zu verkaufen. Seit heute mittag ist eine Europäerin in der Oase und braucht die Dinge für sich selbst und ihre Leute.“

„Eine Europäerin?“

„Ja.“

„Wie sieht sie denn aus?“

Das wußte Abd-el-Kader nicht. Der Berber, den er entsandt, hatte sie nicht gesehen, sondern nur von ihren Arabern gehört, daß es eine deutsche Dame sei, die schon seit vielen Jahren in Algier lebe. Ihrer Gesundheit wegen. Denn sie huste viel und suche immer die Orte auf, wo es recht trocken und heiß sei. Im Frühjahr besonders gerne die Oasen am Rande der Wüste. Da ziehe sie dann mit Zelt und Dienerschaft und vielen Büchern hin und bliebe oft wochenlang dort.

„Allein?“

„Ja. Ganz allein. Wo viele Europäer seien, da bleibe die Dame nicht gern, sondern ginge weiter.“

„Komisch!“ Die kleine Frau schüttelte den Kopf. „Wenn ich mir vorstelle, ich säße allein irgendwo in der Sahara unter euch Arabern, da stürbe ich auf der Stelle vor Angst! Ich habe jetzt schon manchmal Angst vor euch, wenn mein Mann mich den halben Tag allein läßt. Aber nun sagen Sie, Abd-el-Kader, was geben wir ihm denn nun zu essen?“

„Monsieur wird vorlieb nehmen. Wir haben Datteln, einige Konservenbüchsen, Sardinen . . .“

„Das heißt, wir haben nichts. Denn die Konserven sind verdorben und die Datteln steinhart. Za dumm! Was hat auch diese deutsche Dame zum Kuckuck plötzlich in die Oase einzujollen? Was sucht sie denn dort?“

Abd-el-Kader zuckte die Achseln. Er hatte längst die Lösung der Frage aufgegeben, was eigentlich die Europäer überhaupt in Algier zu suchen haben.

„Und noch dazu mutterseelenallein! Glauben Sie, daß sie verheiratet ist?“

„Ich habe nie etwas davon gehört, Madame. Hier wenigstens, bei uns. Ob sie einen Mann in Europa gelassen hat, können wir Araber nicht wissen.“

„Ist sie reich?“

„Nicht sehr, Madame! Aber sie bezahlt, was sie braucht. Die Frauen freuen sich, wenn sie kommt. Sie besucht sie im Zelt und schenkt ihnen Zuckerwerk in Schachteln und plaudert mit ihnen. Sie versteht etwas Arabisch.“

Abd-el-Kader lachte. Ihm kam die Fremde offenbar selbst eigentümlich vor, und auch seine Gebieterin lächelte, aber etwas befangen. „Hören Sie einmal!“ sprach sie stockend. „Sie brauchen meinem Mann diese ganze Geschichte nicht zu erzählen — er könnte böse auf Sie werden — verstehen Sie — wegen des fehlenden Essens. Ich werde es ihm lieber selbst berichten und Sie in Schutz nehmen!“

„Ich danke sehr, Madame!“

„Und nun wollt' ich wirklich, er käme endlich!“ Sie spähte, die Hand am Ohr, in die Dämmerung. „Mir ist immer, als höre ich Schritte auf dem Steingeröll. Nun ja, natürlich . . . . ganz deutlich . . . . mir ist, als bewege sich da oben etwas — können Sie es nicht erkennen?“

Der Wüstenführer machte ein mitleidiges Gesicht. Seine scharfen Ohren hatten schon längst das Nahen des Jägers vernommen, und seine Luchsaugen unterschieden durch das Abenddunkel deutlich jeden Zug der sich rasch nähernden, straff aufgerichteten Gestalt.

„Es ist Monsieur!“ sagte er knappen Tones und wandte sich ab, dem Herde zu. Dann die erfahrungsgemäß nun folgende stürmische Begrüßung der beiden Gatten widersprach seinem Sinne für orientalische Würde und Gemessenheit . . . .

2.

„Also kommst du wirklich doch noch einmal nach Hause!“ sagte die kleine Frau zornmütig und hielt energisch mit beiden Händen den Schnürverschluß ihres Gatten fest, um ihn zu verhindern, ihr einen Kuß zu geben. „Ich dachte, du würdest überhaupt ausbleiben — die ganze Nacht — und mich ruhig meinem Schicksal überlassen. Was liegt denn auch daran, wenn ich dir morgen tot vor Angst angekommen bin oder von den Schakalen aufgefressen — es gibt ja noch mehr Frauen. Besonders hier im Lager, wo jeder gleich ein halbes Dutzend . . . .“

Er machte sich lachend los. „So! Nun ist's genug, Käthe! Keine zu lange Gardinenpredigt! Sonst wirkt es nicht mehr, du weißt, ich kann nicht viel davon auf einmal vertragen.“

Sie ließ ihm schmollend und noch halb widerwillig ihre Hände, während sie sich doch schon instinktiv an ihn anschmiegte. „Ja — du hast gut lachen! Aber ich . . . . du verdienst gar nicht, daß ich mich so um dich bange und dabei noch Abd-el-Kader und seinen Spießgesellen ein sorgloses Gesicht zeigen muß. Stelle dir einmal vor, du kämst zurück und ich wär' nicht da — einfach fort — verschwunden! Was würdest du dann thun?“

„Dich suchen.“

„Und wenn es zu spät wäre? Für immer zu spät? Was dann?“

„Ja — was dann?“ Er lächelte zerstreut, setzte sich nieder und öffnete seine Jagdtasche. „Warum soll ich mir auch noch darüber den Kopf zerbrechen? Du bist ja da — Gott sei Dank! — und bleibst da . . . Geschossen habe ich heute nur ein greises Steppenhuhn. Auf zehn Schritte. Es flog nicht weg, sondern erwartete mich stehenden Fußes. Man sagt, es wollte sterben . . “

Die kleine Frau stand vor ihm. „Bitte, sei doch ernst!“ sagte sie mit unsicherer Stimme. „Du mußt nicht zu allem lächeln. Es thut mir weh! Siehst du — wenn du einmal wirklich nicht wiederkämst — wenn irgend ein Unglück — ich würde es nicht überleben! Nicht eine Stunde. Da hinten steht dein zweites Gewehr. Das würde ich nehmen und . . . Nun sage: Was würdest du thun? . . Im gleichen Fall. . .“

Er war ernst geworden, zog sie zu sich herab und gab ihr einen langen Kuß. „Rede doch nicht von derlei!“ sprach er dann kurz.

Sie saß auf seinem Knie. „Natürlich ist's unrecht. Ich weiß, aber ich habe manchmal so Angst . . . vor irgend etwas . . . Ich glaube beinahe, vor dir. Das heißt, Angst ist nicht das rechte Wort. Ich begreife es nur nicht, wie ein Mann ewig so vollkommen unverwüstlich sein kann — so kaltblütig gleichmäßig und in sich ruhig wie du. Ich glaube, es giebt gar nichts, was dich aus der Fassung bringen könnte. Eher könnte ich mir vorstellen, daß einer von den Felsblöcken da herum nervös werden könnte als du!“

„Sei froh, daß ich so bin! Nervöse Männer machen ihren Frauen stets das Leben schwer!“

„Gewiß bin ich froh. Ich muß mich nur daran gewöhnen . . . . an das Steinerne in dir. Ich weiß ja, wie du es meinst. Bedenke doch — es sind kaum vier Wochen, daß ich dein Kamerad geworden bin!“

„Nun eben!“ Er stand auf, nahm ihr Gesicht zwischen die Hände und küßte sie auf die Stirne. „Einen besseren sind' ich nicht. Und damit sei zufrieden!“

„Ach Gott . . ich bin ja so zufrieden!“ Die kleine Frau lächelte dankbar und schaute einen Augenblick mit feuchten Wimpern hinaus in die Dämmerung hinaus. „Und nun wollen wir zu den wirklichen Dingen zurückkehren. Zum Essen und Trinken, mein ich. Sei nicht böse . . . aber ich muß dir ein schreckliches Geständnis machen . . .“

„Ich habe dir auch etwas zu eröffnen, was wichtiger ist. Erschrick nicht: wir müssen fort!“

„Fort von hier?“

„Ja. Auf der Stelle. Ich kenne die Wüste. Es liegt Sturm in der Luft. Kurz . . . wir können hier nicht bleiben.“

„Die anderen Jäger sind auch schon fort!“

„Nun siehst du! Ich wollte schon mittags zu dir zurück, wurde die Sonne so unheimlich zu stechen anfing, und versuchte in der Eile den Weg abzuschneiden und verirrte mich natürlich — zum erstenmal. Drum heißt es jetzt, keine Zeit mehr verlieren mit Essen und Trinken. Wenn du nicht sehr hungrig bist, begnügen wir uns jetzt mit einem Teller Datteln, während die Leute das Gepäck aufladen.“

Sie klatschte vergnügt in die Hände: „Es giebt auch gar nichts mehr! Das ist meine Ueberraschung. Abd-el-Kader hat nichts vorrätig.“

„So? Hat der alte Steppensohn wirklich meine Gedanken erraten? Na — ein Wunder ist es nicht!“ Er machte ein paar Schritte gegen das Herdfeuer. „Abd-el-Kader!“ rief er. „Wir brechen auf! Lasse sofort die Tiere beladen! Ein Segen, daß ihr nicht noch unnütz gekocht habt!“

Der Wüstenführer grinste, daß seine weißen Zähne blitzten, zu der jungen Frau hinüber, und die stand unschlüssig da. Eigentlich mußte sie doch von der Eucyodäerin drüben erzählen, die Hühner und Eier in der Oase mit Beschlag belegt hatte. Aber schließlich — das hatte auch bis morgen Zeit. Wenn er nicht danach frug, brauchte man doch auch nicht zu antworten. Er wäre sonst imstande und eilte aus reiner Neugierde hinüber, um der Nachbarin Guten Tag zu sagen. Und sie beauchte keine Nachbarinnen!

Zudem waren die beiden Männer schon verschwunden, um nach den Maultieren zu sehen, und um sie herum begann die geschäftige Hantierung der Berberknechte, die das Zelt abbrachen und samt Kissen, Decken und Matratzen in Bündel rollten, Kisten und Körbe mit dem buntscheckigen Reisegerät füllten, Sättel und Zaumzeug, Stricke, Gurte, Futterbeutel beebeschleppten, das Wasserfaß füllten und Grasbündel zusammenschnürten — alles unter den rauh gurgelnden Kehllauten ihrer Sprache, die wie ein ewiges Zanken und Streiten klingt.

Sie stand still da und schaute auf die vom schmutzigen Burnus umwallten barbeinigen und zivilmutzigen Gestalten, auf das vom letzten Abenddämmern und Fackelglanz beleuchtete Chaos, in das ihr trautes, kleines Nest in wenigen Minuten sich verwandelt hatte.

Da legte sich eine Hand auf ihre Schulter. Ihr Gatte stand neben ihr und bot ihr einen Teller mit Datteln. „Nun — so traurig?“ sing er zerstreut, während seine scharf unter dem Zwicker blitzenden Augen die Diebsfinger der Maultiertreiber überwachten.

Sie nickte. „Es ist doch auch traurig, wie da in wenigen Minuten alles verschwindet, was so lange unser Heim war.“

„Mein Gott! Das Biwak wird abgebrochen und man zieht weiter. Das passiert oft.“

„Ja, dir mag es oft passiert sein, auf deinen vielen Reisen. Aber für mich — siehst du — hat dieser Ort eine ganz besondere Bedeutung. Wenn ich hundert Jahre alt werde, wird es mir wie heute vor Augen stehen: unser Feldlager im afrikanischen Gebirge, mit der großen Höhle, dem Zelt, unserm Schreibtisch aus Steinen — und draußen die Araber und Hans Huckebein, das große Kamel, und nachts der Sternenglanz und bei Tage der Sonnenbrand und der Blick auf die weite, weite Wüste — alles so ganz anders, als es bisher in meinem Leben war. Hier hat eben mein Leben erst recht angefangen. Hier haben wir beide uns gefunden. Da draußen — unter den Menschen — da kommt man sich doch nicht so nahe — so nahe, meine ich, daß man plötzlich weiß: jetzt bist du ganz mit dem andern eins. Es ist immer noch etwas Störendes da — jemand, mit dem man reden muß — etwas, was den Blick ablenkt. Hier nicht mehr! Hier bin ich ganz dein geworden — ganz — ganz! Du weißt ja, ich halte dich für den klugsten Menschen auf der Welt. Aber das war doch das Klugste, was du je dir ausgedacht hast — unsere Hochzeitsreise in die Sahara!“

„Nicht wahr?“ Er lachte und legte leicht seinen Arm um sie.

Sie schaute mit großen Augen zu ihm auf. „Sage nur . . . wie hast du das früher ausgehalten — wie du noch so ganz allein durch die Welt gestreift bist — in all den fremden Ländern?“

„Ich hab' auf dich gewartet und mir gedacht: einmal muß sie mir doch begegnen!“

„Und unterdessen mußt du dich doch recht einsam und unglücklich gefühlt haben?“

„Nicht so glücklich wie jetzt, Käthe!“

„Also jetzt bist du glücklich?“

„Ja.“

„So glücklich wie ich?“

„Ja, Käthe, wie soll ich das wissen?“

„Nun sieh: ich bin so glücklich wie nur ein Mensch sein kann. Vollkommen glücklich. Ich hab' dich! So muß dir zu Mute gewesen sein, wenn du nach vielen Stürmen und Abenteuern auf deinen Reisen glücklich im Hafen angekommen bist, daß man aufatmet

Digitized by Google

und sich sagt: ‚Gott sei Dank! — nun bin ich am Ziel!‘ Die Empfindung hab' ich: mein Leben ist am Ziel. Hast du die auch?“

„Freilich, Käthe.“

„Bin ich dir das, was ich dir sein sollte?“

„Ja.“

„Bin ich dir alles?“

„Alles!“

„Und werd' es bleiben?“

„Ja.“

„Wir werden immer Eins sein — vollkommen Eins so wie jetzt — in all unsern Gedanken und unserm ganzen Wesen?“

„Wir werden bleiben, wie wir sind!“

„Und du wirst nie ein Geheimnis vor mir haben, irgend einen Rest deines Selbst, den du mir vorenthältst? Nie? Versprichst du mir's?“

„Ich schwör' es dir! Aber, Käthe, warum machst du dir das Herz so schwer?“

„Ich bin traurig,“ sagte die kleine Frau, „wie ich da unser kleines Reich verschwinden sehe. Eben noch so heimelig und behaglich und jetzt ein wüster Haufe, ein Durcheinander, auseinandergerissen und zerstört, und die wilden Menschen leuchten mit Fackeln drin herum und schreien. Es ist so gespenstisch. So beklemmend. So geht wohl alles im Leben hin. Die paar Wochen hier — da war ich so glücklich; ein so glückliches Geschöpf Gottes hat die Wüste hier gewiß noch nicht gesehen und wird es nicht wiedersehen! Wenn ich je daran denke, an dies öde Fleckchen Erde, dann werden mir die Augen feucht werden! Nun ziehen wir fort und ich habe Angst. Ich sage mir: Es kann doch nicht immer so bleiben!“

„Warum denn nicht?“

„Weil es zu viel ist!“

„Man kann gar nicht zu viel lieben, Käthe!“

„Liebst du mich wirklich? Ganz? . . . immer und ewig? Nein — küsse mich nicht! Sage es mir!“

„Ja, Käthe!“

„Sage es mir, daß du mich liebst!“

„Ja, Käthe — ich liebe dich! Du bist die Frau, die ich mir mein ganzes Leben lang gewünscht habe, und wenn du sagst: du bist glücklich — weiß Gott, ich bin es auch und werde es mit dir bleiben!“

„Nun Gott sei Dank!“ Sie trocknete sich die Augen. „Nun will ich auch nicht weiter melancholisch sein, daß unser Nest hier zerstört wird oder vielmehr — es ist ja schon weg — verschwunden wie ein Traum! Es konnte ja auch nicht ewig dauern. Die Araber sind wirklich stink. Du — aber von den Datteln esse ich nicht, die sind mir zu hart. Ich beiße mir die Zähne daran aus. Und außerdem — es ist sonderbar, ich habe gar keinen Appetit. Die Luft ist so merkwürdig schwül.“

„Gewitterluft, Käthe! Mit Elektricität geladen. Wenn ich hier ins Dunkle trete und mir durch das Haar streiche — merkst du, wie es knistert und sprüht? Da drüben im Atlas geht's ebenso im großen. Ein Wetterleuchten nach dem andern läuft über den Himmel. Und da sieh einmal den Mond über der Wüste. Das gute alte Geschöpf schwimmt wie in Blut. Solch einen Hof hat er! Die Sterne auch. Alles voll rotem Nebel. Das giebt morgen einen Sturmtag erster Güte!“

Er brach ab. Ein Maultier kam schnarchend und mit gespitzten Ohren ungelenk herangaloppiert, so schnell es ihm die zusammengekoppelten Vorderbeine gestatteten. Ein herabgerutschter Ruckjack schleifte nach, und dahinter lief mit schmeichelnden und dräuenden Kehltönen Abd-el-Kader.

„Es ist schwer, die Tiere zu beladen,“ sagte er, während seine geübte Hand sich des Zügels bemächtigte. „Sie sind alle erschrocken. Alle Augenblicke will eines davon.“

„Was haben sie denn?“

„Nichts, Madame! Es liegt in der Luft. Sie merken den Sturm.“

Der Herr der Karawane stand auf und gähnte leicht hinter der hohlen Hand. „Ein verwünschtes Wetter!“ sagte er dann. „Eine Luft wie Blei. Du brauchst dich übrigens nicht so zu beeilen, Abd-el-Kader. Lasse nur Mag und Moritz satteln für meine Frau und mich, das Zelt auf ein drittes Tier legen und einen Berber dazu, das genügt — vorerst. Ist der Rest der Expedition wegfertig, so marschiere du damit längs des Gebirges zum Bordsch am artesischen Brunnen Nr. 7 an der Straße, wie wir das schon neulich besprochen haben, und erwarte uns dort.“

„Und wo bleibt Monsieur inzwischen?“

„Der Sturm nebst folgendem Platzregen dauert gewöhnlich drei Tage. Ich will meiner Frau nicht zumuten, diese Zeit in dem gräulichen Bordsch zuzubringen, der zudem sicher ganz voll von Jägern und durchreisenden Offizieren sein wird. Lieber reite ich mit ihr jetzt in der Nacht die paar Stunden bis zur Oase M'Guarra. Dort, in dem Araberdorf unter Palmen, sind wir besser aufgehoben.“

„Sehr wohl, Monsieur!“ Der Wüstenführer nickte beifällig mit dem Kopf und verschwand. Der andere zündete sich seine Pfeife an.

„Verzeihe, Käthe, daß ich dich nicht erst gefragt habe,“ sprach er beiläufig. „Aber in solchen Dingen muß, wer Erfahrung hat, anordnen und die andern gehorchen. Es ist dir doch recht?“

„Ja . . .“ Die kleine Frau stockte. „Das heißt . . . ich weiß nicht . . .“

„Was weißt du nicht?“

„. . . ob wir dort ungestört sein werden,“ sprach sie schnell. „Ich glaube . . . man sagt . . . es sind Europäer dort . . .“

„Eine einzelne Dame.“

„Das hast du schon erfahren?“

„Gewiß, da sie es mir geschrieben hat. Ich war heute morgen kaum hundert Schritt vom Lager weg auf die Jagd gegangen, da begegnete mir der Araber, den sie herübergeschickt hatte, und brachte mir den Brief.“

„Also kennst du sie?“

„Ich habe sie gekannt, recht gut sogar — ich war mit ihr befreundet — vor zehn Jahren, ehe sie ihrer Gesundheit wegen nach Algier ging und dort blieb.“

„Und nun führt solch ein merkwürdiger Zufall sie in deine Nähe!“

„Ach, liebe Käthe,“ sagte der Professor lachend. „Glaube mir, es giebt keinen Zufall. Alles auf der Welt hat seinen Grund, und dies sogar einen sehr einfachen! Ich sagte dir schon: ich war mit ihr befreundet. Sie war eine der klugen Frauen, die auf meine innere Entwicklung einen entscheidenden Einfluß geübt haben. Wenn ich nun nach zehn langen Jahren wirklich schon hier in Algier bin, und sei's auch auf der Hochzeitsreise, so wäre es doch im höchsten Maße unfreundlich gewesen, ohne ein Gutentag an ihr vorbeizugehen und sich wieder nach Europa einzuschiffen.“

„Aber wie kommt sie denn hier in die Wüste . . .“

„Ausreden lassen, Käthe! Drum schrieb ich ihr nach der Stadt Algier, wo sie ihre ständige Wohnung hat. Im Frühjahr und Herbst aber pflegt sie, ihrer ungegriffenen Brust wegen, sich viel in den Oasen am Rande der Sahara aufzuhalten, wenn auch nicht gerade in den Modelokalen vom Schlage Biskras. So bekam sie meinen Brief erst nach Wochen, ersah daraus, daß ich mich nicht sehr weit von ihr im Gebirge befand, und entschloß sich, statt mir erst lange zu schreiben und mich womöglich ganz zu verfehlen, in die nächste Oase — eben nach M'Guarra — zu ziehen, um mir Gelegenheit zu geben, sie dort zu besuchen und nicht, wie ich vorgehabt, in Algier am Tag vor unserer Rückreise, wo wir ohnedies schon mit einem Bein in allen gesellschaftlichen Verpflichtungen und Rücksichtnahmen drin stehen. Das ist die ganze Geschichte, und du wirst mir zugeben, daß ich nun, wo uns das Wetter ohnedies zum Aufbruch zwingt, unmöglich an M'Guarra vorbeireiten kann.“

Die kleine Frau starrte in die Wüstennacht hinaus.

„Ich habe Furcht vor der Oase,“ sagte sie halblaut. „Schon immer war sie mir unheimlich, wenn ich sie so schwarz in dem hellgelben Sand daliegen sah. Mir ist, als müsse dort irgend ein Unglück passieren!“

„Ja — was denn?“

„Das weiß ich nicht. Es ist nur so ein unbestimmtes Gefühl!“

Er lachte. „Für unbestimmte Gefühle ist ein kühler Mann der Wissenschaft, wie ich, völlig unzugänglich. Da mußt du mir schon deutlicher kommen!“

„Nun gut!“ sagte sie entschlossen. „So will ich dich ganz deutlich um etwas bitten — zum erstenmal um etwas Ernsthaftes bitten, seit wir verheiratet sind: Gehe nicht mit mir nach M'Guarra! Ich fürchte mich davor!“

Er wendete sich unmutig ab und klopfte mit der Fußspitze auf

Digitized by Google

das Steingeröll. „Mir liegt ja selbst gar nicht so viel daran," sprach er kurz. „Aber wie soll ich es denn jetzt machen? Es geht doch nicht!"

„Es geht schon, wenn du nur willst."

„Du denn? Soll ich ihr schreiben: ‚Meine Frau wünscht es nicht, oder was sonst?— Was haben Sie denn, Abd-el-Kader? Was schleppen Sie denn da für einen Korb voll Scherben heran? Wer hat denn, zum Donnerwetter, alle die leeren Büchsflaschen zertrümmert? Nun — einerlei — wir nehmen ja doch nur die ganzen mit!"

Der Führer zuckte die Achseln. „Monsieur, es giebt keine ganzen Flaschen mehr. Es haben sich heute im Laufe des Tages mehrfach hinten in der Höhle Steine von der Decke gelöst, und eben jetzt fiel ein großer Felsblock mitten in das Flaschenlager. Es ist alles entzwei bis auf die letzte Flasche!"

„Alles entzwei? Das ist ja eine schöne Bescherung!"

Abd-el-Kader nickte. „Es hätte schlimm werden können. Denn Madame kann natürlich weder das Brakwasser hier, noch im Bordsch das schlechte Wasser aus dem artesischen Brunnen trinken. Aber in der Oase findet sie in wenigen Stunden bei der europäischen Dame alles, was sie braucht. Das ist ein großes Glück!"

„Glück?" Der andere lachte. „Nein, das ist Kismet, das unabänderliche Fatum. Du siehst es, Kathe, und hast in den vier Wochen die Wüste genug kennengelernt, um nicht mehr zu widersprechen! Wir müssen nach M'Guarra! Ob wir wollen oder nicht. Es ist uns so vorbestimmt. Also sei weise und füge dich in Allahs Ratschluß!"

Sie nickte und trat zu ihrem Maultier, das einer der Berber, die Fackel in der Hand, herbeiführte. „Ja," sagte sie tapfer lächelnd. „Es ist ja auch kindisch von mir. Du hast ganz recht. Was soll denn passieren? Also los! Je eher wir hinkommen, desto besser!" (Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten

Bitte an Krankenfahrstühle. Immer länger werden die Tage, immer wärmer scheint die Sonne, bald wird die Macht des Winters gebrochen sein und die Schneeglöckchen werden den Frühling einläuten. Dann sind es uns Sinnen, wir entsinnen der Studenbast und starken Körper und Geist in der einziehenden Luft. Aber es giebt auch Menschen, denen es nicht so wohl wird. Wir meinen die unglücklichen Kranken, die nicht gehen und ihrer Krankheit halber auch nicht fahren können, die Sommer und Winter in der verdorbenen Luft ihres engen Stübchens ihre Leiden ohne Aussicht auf Heilung mit Geduld ertragen müssen. Und wie leicht könnte ihnen oft aus dieser Not geholfen werden! Auf dem Boden oder in der Rumpelkammer in manchen Hauses steht ein Fahrstuhl unbenutzt herum, dessen Besitz diesen Armen den Genuß der frischen Luft ermöglichen und so zur Erleichterung ihres traurigen Loses und zur Besserung ihres Gesundheitszustandes beitragen würde. Wenn doch jeder, der schon einmal durch Krankheit an den Gebrauch seiner Glieder behindert war und es als eine Wohlthat empfunden hat, einen Fahrstuhl zu besitzen, aus Dankbarkeit für die wiedererlangte Gesundheit mit dem Gedanken einen dieser unglücklichen Kranken beglücken wollte!

Wir haben in den verflossenen Jahren zu wiederholten Malen um solche unbenutzt stehende Fahrstühle gebeten, um sie unbemittelten Kranken zur Verfügung zu stellen, und unsere Bitten sind nie ungehört verhallt. Wir kennen daher der Opferfreudigkeit unserer Leser so manchem Schwergeprüften die Freude bereiten, nun wenigstens zeitweilig seinem Schmerzenslager zu entrinnen. Dankschreiben, deren Wortlaut uns in treuestem Herzen steht, legen Zeugnis davon ab, welchen Segen die edlen Geber mit ihrem Geschenke ausgestreut haben. Aber noch ist manche Thräne zu trocknen, mancher Seufzer zu stillen. Und deshalb erneuern wir unsere innige Bitte an die Leser und Freunde unseres Blattes, an dem liegengebliebenen Liebeswerk sich auch fernerhin freudig zu beteiligen. Anerbietungen von gebrauchten, aber noch guten Fahrstühlen werden von uns jederzeit mit herzlichem Danke entgegengenommen. Wir sind auch bereit, entsprechende Vergütung in einzelnen Fällen zu leisten und die Transportkosten zu tragen. Die Red.

Feldbatterie der Matrosenartillerie in Kiautschou. (Mit Abbildung.) Die zum Schutz der deutschen Interessen in dem Schutzgebiet Kiautschou stationierte Truppenmacht besteht gegenwärtig aus einem, und zwar dem III., Seebataillon zu 4 Kompagnien auf Kriegsstärke zu je 250 Mann, einem Matrosenartillerie-Detachement und einer Pionierabteilung, im ganzen etwa 1100 Mann. Um bei aufständischen Bewegungen oder bei Angriffen auf die deutschen Niederlassungen, Baulea und Anlagen mit stärkerem Nachdruck auftreten zu können, wurde kürzlich die Aufstellung einer aus Mannschaften der Matrosenartillerie formierten Feldbatterie angeordnet. Diese Truppen waren bisher in den von früher her bestehenden, auf den die Stadt Tsingtau umgebenden Höhenzügen hergerichteten chinesischen Lagern untergebracht. Da diese Lager aber in hygienischer Beziehung den Anforderungen nicht entsprachen, so ist von der Verwaltungsbehörde die thunlichst baldige Erbauung von Kasernen ins Auge gefaßt worden. Von diesen neuen Kasernen ist zunächst diejenige für die neu aufgestellte Feldbatterie vollendet und bereits seit mehreren Monaten belegt. Diese aus dem

Feldbatterie der Matrosenartillerie in Kiautschou.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Digitized by Google

Matrosenartillerie-Detachement gebildete Feldbatterie besteht vorläufig aus einem Hauptmann, einem Leutnant, 3 Unteroffizieren und 52 Mann, 4 8cm-Geschützen nebst den zugehörigen Munitionswagen, die einzelnen Gespann zu 6 Munitionen, und den erforderlichen Reitpferden und bietet früher gleichzeitig als Exercier- und Schulbatterie; der Donner ihrer Geschütze verkündete einst dem umliegenden Land und Meer die Nachricht von dem Tode des großen deutschen Kanzlers. Die Mannschaften sind ganz wie Feldartilleristen ausgebildet. Sie unterscheiden sich von den anderen Matrosen äußerlich nur dadurch, daß sie hohe Reiterstiefel tragen. Daß es in der Marine einen berittenen Truppenteil giebt, erregt stets die Heiterkeit der nach Kiautschou kommenden deutschen Landsleute, aber die Geschützfahrer sitzen schon so stramm und fest im Sattel, daß es ein Vergnügen ist, zuzusehen, wenn die Batterie manövriert.

Auch an kriegerischen Expeditionen in das Innere der Provinz Schantung hat die Batterie schon teilgenommen. Im Juni 1898 wurde nämlich ein Detachement, bestehend aus 2 Kompagnien des III. Seebataillons, der reitenden Matrosenbatterie, aus 15 Reitern, nach Kaumi entsandt, um nach den vorgekommenen Angriffen auf die deutschen Eisenbahnbauarbeiter die Ruhe wiederherzustellen. Das Dorf Li-tung, welches bei dem Vormarsch der kleinen Kolonne Widerstand zeigte, wurde erstürmt, bei dem Orte Li-lei-tschuang fand ein kurzes Gefecht statt, in welchem glücklicherweise deutsche Verluste nicht zu beklagen waren.

Im Sommer v. J. kehrte die Batterie nach der völligen Pacification des Landes zurück nach Kiautschou.

Ein Jubiläum der Deutschen Seewarte. (Mit dem Bildnis S. 73 und dem obenstehenden Bilde.) Mit dem wachsenden Verkehr des 19. Jahrhunderts traten an die Seeschiffahrt neue Anforderungen. Mehr als in früheren Zeiten suchte sie die Errungenschaften der Wissenschaft sich dienstbar und die früher zerstreuten Erfahrungen einzelner Seeleute zum Gemeingut zu machen. Aus diesem Bestreben gingen Institute hervor, welche die Hebung der Schiffahrtskunde bezweckten. In Deutschland war anfangs die politische Zersplitterung einer einheitlichen Entwicklung dieser Thätigkeit hinderlich, wie dieses klar in dem Artikel „Die Deutsche Seewarte in Hamburg“ im Jahrg. 1875 der „Gartenlaube“ dargelegt wurde. Erst im Jahre 1868 gründete Wilhelm v. Freeden, Leiter der Navigationsschule zu Elsfleth, von den Handelskammern zu Hamburg und Bremen unterstützt, die Norddeutsche Seewarte in Hamburg. Die Anstalt verfolgte die Aufgabe, die Seefahrten zu sichern und abzukürzen, indem sie zu diesem Zwecke Beobachtungen sammelte, bearbeitete und der Oeffentlichkeit sowie einzelnen Seeleuten übergab. Das Privatinstitut konnte aber, trotz der verdienstvollen Thätigkeit Freedens, den wachsenden Ansprüchen der Neuzeit nicht genügen. Der Wunsch wurde rege, das selbe in eine Reichsanstalt zu verwandeln und seinen Wirkungskreis zu erweitern. Diese Forderungen wurden vor fünfundzwanzig Jahren durch Reichsgesetz vom 9. Januar 1875 erfüllt, durch das die „Deutsche Seewarte“ als eine Reichsbehörde mit reichlichen Mitteln ausgestattet und neu organisiert wurde. Ihre Aufgaben sind sehr mannigfaltig. Sie ist mit der Untersuchung der für die Schiffahrt nötigen Instrumente wie Kompasse, Sextanten, Lotapparate, Chronometer, Barometer, Thermometer u. dergl. betraut; aus den Beobachtungen der Schiffskapitäne der deutschen Handelsflotte sucht sie Winke und Regeln für die Schiffahrt abzuleiten, bearbeitet Segelhandbücher für alle Meere der Erde, macht magnetische Beobachtungen an den deutschen Küsten und entwirft magnetische Karten; sie sammelt Witterungsberichte, stellt Witterungsprognosen und erteilt Sturmwarnungen. Dabei sucht sie auch auf theoretischem Gebiet die Schiffahrtskunde sowie die Naturkunde des Meeres zu fördern. So ist sie auch eine nautische Hochschule, die über eine reiche Sammlung von Apparaten und Instrumenten, eine stattliche Bibliothek und eine möglichst vollständige Seekartensammlung verfügt. Außer Seeleuten sind in ihr auch Gelehrte thätig, welche in der Astronomie, Physik und Mathematik bewandert sind. Die Grundzüge für diese so weit reichende Thätigkeit der Deutschen Seewarte wurden von einem der hervorragendsten Erdkundigen unserer Zeit, Georg Neumayer, entworfen, der auch im Jahre 1876 als erster Direktor die Leitung der Anstalt übernahm. Fern vom Meeresstrande stand die Wiege Neumayers. Er wurde am 21. Juni 1826 zu Kirchheimbolanden in der bayrischen Pfalz geboren, studierte zu München an der Polytechnischen Schule und an der Universität und ging erst mit 24 Jahren als Matrose zur See. Bald erwarb er sich ein Schiffsführerzeugnis und machte verschiedene größere Reisen. Im Jahre 1856 befaßte er sich in Australien mit Arbeiten über Magnetismus, gründete in Melbourne ein Observatorium für die Physik der Erde und blieb bis 1864 dessen Direktor. Nach Deutschland zurückgekehrt, wirkte er eifrig für die Förderung der nautischen Wissenschaften und wurde als Hydrograph und Admiralitätsrat 1872 in das Hydrographische Bureau in Berlin berufen. Von hier erfolgte seine Uebersiedelung zur Deutschen Seewarte. 1894 wurde er zum Wirklichen Geheimen Admiralitätsrat ernannt. Als Gelehrter nimmt Neumayer einen regen Anteil an den Fragen der Wissenschaft. Besonders eifrig hat er die Polarforschung gefördert, von der man wichtige Aufschlüsse über den Erdmagnetismus erhofft. Während seines Aufenthaltes in Australien hat Neumayer wiederholt Forschungsreisen in das Innere des Kontinents unternommen, und auf dem letzten Geographentage gab er Anregung zu einer Expedition zur Auffindung der Spuren des vor fünfzig Jahren im Inneren Australiens verschollenen deutschen Forschungsreisenden Ludwig Leichhardt.

Das Chronometerprüfungsinstitut.

Die Deutsche Seewarte in Hamburg.

Die gefrorene Fontäne im Lützelthale bei Frankenberg i. Sachsen.
Nach einer photographischen Aufnahme von Ernst Sennabend.

Eine gefrorene Fontäne. (Mit nebenstehender Abbildung.) Während der strengen Kälte im vergangenen Dezember ereignete es sich, daß die ununterbrochen sprengende Fontäne im Lützelthale bei Frankenberg in Sachsen zu Eis gefror. Der glitzernde Kunstfelsen der Fontäne, welchen unsere Abbildung zeigt, mißt dabei 5,5 m hoch bis dicht unter die Krone des sich wieder abwärts wendenden Wasserstrahls, der noch etwa 1½ m über den natürlichen hohen Eismantel hinausspringt. Das

in seiner naturwüchsigen Bewegung und äußerlichen Erscheinung gewährte einen köstlichen Anblick.

Der Schäfflertanz in München. (Mit Abbildungen.) Als vor etwa vier Jahrhunderten der Schwarze Tod auch in München hauste, bemächtigte sich der Einwohnerschaft eine solche Angst und Zaghaftigkeit, daß die Leute sich kaum mehr getrauten, auf die Straße zu gehen, und deshalb Handel und Verkehr vollständig daniederlag, was auch dann noch fortdauerte, als die böse Seuche bereits erloschen war. Da unternahm die ehrsame Zunft der Schäffler (Küfer) den Versuch, die Stadtbevölkerung zu beruhigen und ihre Lebensfreudigkeit wieder zu erwecken. Sie zogen, nach einem alten Handwerksgebrauch, mit Pfeifern und Trommlern, begleitet von ein paar Spaßmachern, durch die Stadt und führten vor den Häusern der angesehenen Geschlechter einen fröhlichen Reigen auf. Ihren Zweck erreichten sie und erwarben sich damit den Dank der Bevölkerung. Zur Erinnerung an dieses Ereignis wurde der erwähnte Reigen in bestimmten Zeiten wiederholt, und diese Wiederholungen haben sich in siebenjährigen Perioden bis auf unsere Zeit erhalten. In diesem Jahre nun kam der alte Brauch wieder zu Ehren, und zwar, wie immer am Dreifaltigkeitssonntag beginnend, nur auf die Dauer der Karnevalszeit. In ihrer schmucken, alten Tracht — rote Jacke, rote Weste, schwarze Kniehose, weiße Strümpfe, schwarze Schnallenschuhe und grünsammetene Schlegelhaube, die Lederschürze über den Hüften vorgeschlungen — ziehen

Der Reifentanz.

Das Reifschwingen.

Der Schäfflertanz in München.

Nach photographischen Aufnahmen von G. Pettendorfer (M. Steinmeyer Nachf.) in München.

die „Schäffler", wie sie im Munde des Urmünchners heißen, jeden Reigen von der Herberge aus, um die bestellten Tänze vor den Häusern aufzuführen.

Ein Musikcorps marschiert mit klingendem Spiel voran; eine dichte Menschenmenge drängt von allen Seiten mit, und die zwei „Hanswurste" haben genug zu thun, das neugierig Volk einigermaßen in Ordnung zu halten. Vor der Wohnung des zu Ehrenden wird ein großer Platz freigemacht; die Schäffler ziehen, offene, mit den immergrünenden Buchs bekränzte Faßreife in den Händen tragend, ein, und gleich darauf beginnt der Tanz — nach unserer heutigen übergroßen Anschauung ein im Viertschritt gedüpfelter Reigen mit verschiedenen Verschlingungen und bestimmten Schlußfiguren, von denen die aus den Reifen gebildete „Krone" die effektvollste darstellt. Dann wird ein Faß herbeigetragen, auf das sich der Reifschwinger stellt; derselbe zeigt seine Geschicklichkeit im Reifschwingen, die hauptsächlich darin gipfelt, daß die in der Innenfläche des breiten Reifes stehenden, gefüllten Bierkrüge trotz der verschiedensten Schwingungen voll bleiben. Nach dem Reifschwingen wird auf die Besteller ein „Lebehoch" ausgebracht; die Hanswurste thun ihr möglichstes, das Publikum zu unterhalten, und dann geht der Marsch wieder weiter, um neuen Ehrenvoll zu pflanzen. Wie alles, kostet auch diese Schaustellung Geld, und zwar viel Geld; Kostüme, Regiekosten und Löhne verschlingen so viel, daß die Honorare der Schäffler der Fortdauer eines ununterbrochenen guten Geschäftsganges zuzuwenden sein muß. Die Münchner Jugend, die von solchen Sorgen nichts ahnt, hat ihre helle Freude an der „Gaudi" und wird nicht müde, den Reifentanz nachzuziehen, sich an den Spaßen der Lustigmacher zu ergötzen und daheim die alten, bekannten Tanzweisen nachzupfeifen.

B. Rgg.

Schlechtes Quartier. (Zu dem Bilde S. 81.) Es ist ein Bild aus dem Rückzug Napoleons nach der Schlacht von Leipzig, Ende Oktober 1813, das uns der Künstler hier zeigt. Im kalten Regen müssen die ermatteten Soldaten weiter, immer weiter; der große Schlachtenlenker treibt sie in Eilmärschen dem Rheine zu, um Blüchers rachedürstender Verfolgung zu entrinnen. Da heißt es, auf alles verzichten, was der Soldat sonst an Rast und Verpflegung beanspruchen kann; auf dem Boden schlafen, aus der Hand essen ist das allgemeine Los. Finden die Offiziere einmal ein Winkelchen, um eine warme Suppe zu kochen, wie die halbverbrannte Mauerecke hier, in deren Schutz das Feuer brennt, so ist's ein hochgeschätzter Glücksfall, freilich muß hinterher die kleine Rast mit verdoppelter Eile eingebracht werden. Aber entmutigt sind sie nicht, die sieggewohnten Veteranen, sie trösten sich mit französischer Leichtigkeit über die erlittene Niederlage und jubeln, wenn er vor der Front sichtbar wird, dem kleinen Mann im grauen Ueberrock zu, dessen überlegene Berechnung sie in der That unangefochten von so viel Feinden vorwärts und glücklich über den Rhein zurückführen wird.

Schwankende Häuser. Nicht allein an Schornsteinen, Kirchtürmen und Bauwerken, wie dem Pariser Obelisken, sind im Winde gewisse Schwankungen beobachtet worden, auch die 15- bis 20stöckigen Riesenhäuser der amerikanischen Großstädte, in ihrer Heimat meist als Himmelskratzer bezeichnet, sind von dieser Eigenschaft nicht frei. Aus kalifornischen, 70 bis 80 m hohen und dabei oft recht schmalen Stahlgerippen bestehend, deren Gefache nur mit leichten Hohlsteinen ausgefüllt sind, schwanken sie sogar bei starken Stürmen recht bedeutend. Während eines Sturmes im Oktober 1898, dessen Windgeschwindigkeit auf 80 km in der Stunde gemessen wurde, schwankten viele hohe Häuser in Chicago derart, daß in den obersten Geschossen Pendeluhren stehen blieben und man für die Festigkeit der Mauern fürchtete. Bei dem 80 m hohen Irrmaurerleupel wurden bei dieser und anderen Gelegenheiten Schwankungen bis 10 cm beobachtet. Nun kommen aber bisweilen am Michigansee Stürme vor, die mit 150 km Geschwindigkeit durch die Prärie rasen und deren Anprall nach den Gesetzen des Winddrucks nicht doppelt, sondern drei- bis viermal größer als der den vorerwähnten Sturmes sein würde. Bei solchen Vorkommnissen oder gar für den Fall eines Cyklons oder Tornados kann man für die Standfestigkeit dieser Gebäude die schwersten Besorgnisse nicht unterdrücken. In den meteorologischen und astronomischen Observatorien, die in den Spitzen einiger dieser Turmhäuser eingerichtet sind, beginnt man, sich nur noch genauer Federuhren zu bedienen, da die Pendeluhren bei heftigem Winde mehrfach versagt haben.

Dabei fahren die Amerikaner statt fort, solche Riesenstahlgebäude zu errichten. So ist kürzlich in New York wieder das 26 Stockwerke enthaltende Twins-Syndicate-Gebäude vollendet. Es mißt etwa 140 m Höhe, enthält 15 Fahrstühle und zählt in seinen Geschäftsräumen 4000 Angestellte.

Bw.

Johann Christoph Gottsched. (Mit Bildnis.) Am 2. Februar vor 200 Jahren ward in Judithenkirchen bei Königsberg der Mann geboren, der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschlands litterarischer Welt als Diktator des guten Geschmacks geherrscht hat. Gottsched studierte in Königsberg Philosophie und Theologie, als er vor den Werbern König Friedrich Wilhelms I, die seine große Figur anlachte, nach Sachsen flüchtete. In Leipzig habilitierte er sich an der Universität, und als Professor der Poesie und Philosophie wie als Schriftsteller hat er hier bis zu seinem am 12. Dezember 1766 erfolgten Tod rastlos gewirkt, um die deutsche Litteratur auf eine gleiche Höhe zu heben, wie sie die französische am Hofe Ludwigs XIV einnahm. In der Nachahmung der klassizistischen Dichter, die dort in Gunst standen, eines Racine, eines Corneille, glaubte Gottsched den rechten Weg zu diesem Ziele gefunden zu haben. Die Werke, durch welche er seinen großen Einfluß auf die Zeitgenossen ausübte, seine „Kritische Dichtkunst für die Deutschen", die „Ausführliche Redekunst", die „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit" rc., gehören nur nach der Geschichte an, und ihre Bedeutung läßt sich auch nur im historischen Zusammenhang würdigen. Unter diesem Gesichtspunkt aber erscheint Gottsched mit all seiner pedantischen Ueberschätzung der Form und der Regeln als ein verdienstvoller Vorläufer des goldenen Zeitalters der deutschen Litteratur, der mit starker Hand den Boden urbar machte für jene Blüte echter Poesie. Seine Geistesart entsprach dieser Bestimmung. Er war ein logischer Denker und energischer Redner, doch als Dichter ohne Phantasie und Gestaltungskraft; Aufklärung war sein Losungswort, und gegen Aberglauben, Intoleranz, Dunkeltum jeder Art hat er tapfer gewettert. Aber auch der Poesie wies er nur die Aufgabe zu, der Aufklärung zu dienen, und das Künstlerische an ihr war ihm das Formale. Der junge Lessing, der junge Goethe haben mit dem Ungestüm der Begeisterung ihn deswegen bekämpft und Shakespeare statt der französischen Klassizisten auf den Schild gehoben. Als aber Gottsched 1730 Racine und Corneille den Deutschen als Muster empfahl, war dies demnach ein Verdienst. „Man kannte keine Regeln, man kümmerte sich um keine Muster," so schildert Lessing selbst den damaligen Zustand der deutschen Bühne. „Unsere Staats- und Heldenaktionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz, unsere Lustspiele bestanden in Verkleidungen und Zoudereien, und Prügel waren die witzigsten Einfälle derselben." Mehr noch als durch seine Schriften und Reden bewirkte den Umschwung Gottsched dadurch, daß er die Neuberin dafür gewann, ihre vorzügliche Theatergesellschaft für seine Reformpläne zur Verfügung zu stellen. Durch die Darstellungen der Neuberschen Truppe empfing Lessing die ersten Anregungen zur dramatischen Dichtung, und als zwanzig Jahre später Goethe in Leipzig studierte, da wurde die Aufführung von Lessings „Minna von Barnhelm" dasjenige Erlebnis, welches das Ideal einer deutschen Nationallitteratur in seiner Seele erstehen ließ.

Johann Christoph Gottsched.

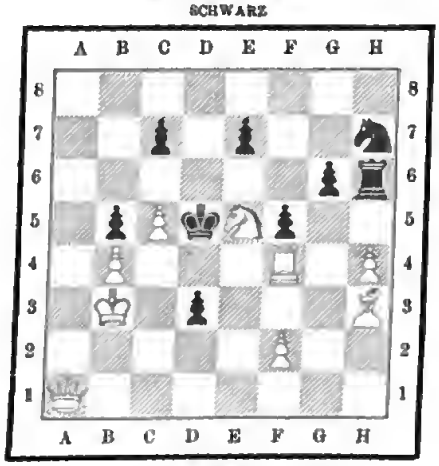
Der größte Dampfer der Welt. (Zu den Bilde S. 93.) Obwohl die deutsche Schiffsbaukunst schon so manche bedeutende Leistung vollbrachte, so gelingt es ihr mit jedem neuen Werke doch immer wieder, die Welt in Staunen zu versetzen. Den höchsten ihrer Triumphe stellt unstreitig der Doppelschrauben-Schnelldampfer „Deutschland" dar, welcher am 10. Januar d. J. im Beisein des Kaisers von der Schiffswerft des „Vulkan" in Stettin vom Stapel lief. Dieser Dampfer ist gegenwärtig nicht nur der mächtigste, sondern er soll auch der schnellste Oceandampfer der Welt werden. Seine Mächtigkeit beträgt 23 200 Tonnen Wasserverdrängung bei nahezu 16 200 Reg.-Tons Raumgehalt, und seine Schnelligkeit ist auf 22 bis 23 Seemeilen in der Stunde berechnet. Die ganze Bauart und Einrichtung des 208,5 m langen und 20,42 m breiten Schiffes dergeist alle technischen Errungenschaften der Gegenwart in sich und wird ein Wunder an Pracht und Bequemlichkeit darstellen. Außer der Besatzung von 525 Mann kann der Dampfer 467 Passagiere erster Klasse in 263 Kammern, 300 Passagiere zweiter Klasse in 99 Kammern und 290 bis 300 Passagiere dritter Klasse im Zwischendeck aufnehmen. Er wurde im Auftrage der Hamburg-Amerika-Linie erbaut, welche eine der größten Dampferflotten, mit über 400000 Tons Tragfähigkeit, besitzt, und ist für den Verkehr Hamburg-New York bestimmt.

Allerlei Kurzweil.

Schachaufgabe.

Von **H. Möller** in Uhlten.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Zahlenrätsel.

8	5	7	**5**	8	5	9
10	1	**11**	12	**2**	6	13
7	**4**	14	5	11	**10**	5
10	3	15	11	2	4	**16**
6	**13**	5	9	15	**5**	11
17	2	**6**	5	**10**	14	3
1	18	1	**9**	9	4	16

Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen, so daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. eine Insel zwischen Asien und Australien, 2. eine Stadt in England, 3. eine Futterpflanze, 4. ein Metall, 5. eine Stadt in England, 6. eine Stadt in Oberitalien, 7. ein im südlichen Teil von Nordamerika heimatisches Tier. — Die Buchstaben in den Feldern mit fettgedruckten Zahlen ergeben nach richtiger Lösung den Titel eines den Lesern der „Gartenlaube" bekannten Romans. A. St.

Einsetzrätsel.

Meer, Mine, Boa, Iser, Kate, Regen, Zug, Tier, Wal, Mus, Moor, Ozon, Linie, Leer, Bad, Liter, Gabe, Heer, Brut, Buch, Schacht, Segel, Egel.

Aus jedem der obigen Wörter ist dadurch ein neues Hauptwort zu bilden, daß man bei allen an irgend einer Stelle einen Buchstaben hinzufügt. Werden die hinzugefügten Buchstaben der Reihe nach richtig verbunden, so erhält man ein Citat aus Schillers „Wallensteins Lager".

Scherzrätsel.

Könnt ihr wohl die Landschaft raten,
Die ich jetzt mir hab' gedacht?
Setzt man die als Mitt' und Ende —
Bald ist sie herausgebracht. E. S.

Verwandlungsaufgabe.

Giebt man den nachstehenden fünf Wörtern
Tier, Edea, Rast, Esau, Post
einen andern Endbuchstaben, so ergeben sich (von rückwärts gelesen) fünf neue Wörter, deren Anfangsbuchstaben den Titel eines berühmten dramatischen Werkes nennen. Oscar Leede.

Auflösung des Anagramms auf Seite 72.

Ein gebildeter Mensch. — Eingebildeter Mensch!

Auflösung der Rechenaufgabe auf Seite 72.

1) △ A E H = 240 qcm, 4) △ D G F = 72 qcm,
2) △ B E F = 96 „ 5) Viereck E F G H = 648 qcm,
3) △ C F G = 96 „ 6) Seite A B = 24 cm, Seite B C = 48 cm.

Auflösung des Bilderrätsels auf Seite 72.

Müßiger Sinn macht leichte Füße.

Auflösung des Buchstabenrätsels auf Seite 72.

1) Japanesen
2) Offenbach
3) Siegfried
4) Eddystone
5) Perpignan
6) Hyänaspes
7) Immermann
8) Neunaugen.

Joseph in Aegypten.

Auflösung des Silbenrätsels auf Seite 72.

Hasenfuß.

Auflösung des Wechselrätsels auf Seite 72.

Dachs, Lachs, Sachs, Wachs.

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 72.

Holstein (Hol — st — ein).

Die Auflösung der Skataufgabe erscheint im nächsten Halbheft.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 3, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

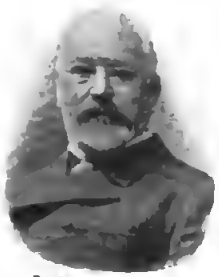
Die Beschlagnahme deutscher Handelsschiffe. In der Nachmittagssitzung des Deutschen Reichstages vom 19. Januar kam eine Angelegenheit zur Verhandlung, welche seit drei Wochen die ganze deutsche Nation in höchstem Maße beschäftigte und überall eine tiefgreifende Verstimmung hervorrief. Es handelte sich um die englische Beschlagnahme deutscher Post- und Handelsdampfer, über welche der Abgeordnete für Duisburg, Theodor Müller, eine Interpellation einbrachte, die vom Vertreter der Regierung, Staatssekretär v. Bülow, sofort in sehr wirkungsvoller Weise unter energischer Wahrung der Rechte Deutschlands beantwortet wurde. Die Porträts der beiden Redner hat unser Spezialzeichner an Ort und Stelle entworfen.

Der Abgeordnete Möller während der Begründung der Interpellation.

Graf v. Bülow während der Beantwortung der Interpellation.

Ein Grabdenkmal für Dr. Karl Ruß. Um das Andenken an Dr. Karl Ruß, den im September vorigen Jahres verstorbenen Ornithologen, wach zu halten, und gleichsam als Zeichen der Dankbarkeit für all die Anregungen, Ratschläge und Belehrungen, welche der große Freund und Kenner der heimatlichen Natur und Vogelwelt bei Lebzeiten in seinen Schriften niedergelegt hat, haben Verehrer und Freunde beschlossen, ihm über seiner Ruhestätte auf dem Friedhof bei Macienwerder ein schlichtes Grabdenkmal zu errichten. Bei der großen Beliebtheit, die Dr. Karl Ruß als Berater allerorts, so auch bei den Lesern der „Gartenlaube", deren fleißiger Mitarbeiter er war, im Leben genossen, bedarf es gewiß nur des einfachen Hinweises auf den löblichen Zweck einer freiwilligen Beisteuer von Geldmitteln, um damit das Denkmal zu stande zu bringen. Die Redaktion der „Gefiederten Welt" in Magdeburg (Creutzsche Buchhandlung), sowie die Herren Karl Kullmann, Frankfurt a. M., Große Eschenheimerstraße 72, und Direktor Max Kajegarten, Berlin SO., Köpenickerstraße 123, sind gern zur Empfangnahme solcher Beiträge bereit.

Rudolph Stratz.
Nach einer Aufnahme von E. Bieber, Hofphotograph in Berlin.



Ferdinand v. Miller.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograf Friedrich Müller in München.

Rudolph Stratz. Der Autor des Romans „Mandblanc", dessen Erscheinen im Jahrgang 1898 der „Gartenlaube" bei unseren Lesern so außerordentliche Spannung erregte, bietet ihnen nunmehr in der Erzählung „Samum" eine neue Gabe verwandten Charakters dar. Ließ uns Rudolph Stratz damals mit seinem düsteren Helden das bergige Küstenland von Marokko zu Füßen des Atlas durchwandern, um dann mit ihm in die ewige Eisherrlichkeit des Montblanc zu steigen, so führt er uns jetzt in das furchtbare Sandmeer der Sahara hinein. — Rudolph Stratz ist am 6. Dezember 1864 in Heidelberg geboren. Sein Vater, der vor kurzem verstarb, war in seinen Mannesjahren Kaufmann erster Gilde in Odessa. Er selbst widmete sich in Leipzig, Berlin und Göttingen dem Studium der Geschichte, wandte sich aber 1883 der Offizierslaufbahn zu. Doch der Dienst befriedigte ihn nicht; er quittierte 1887 und nahm seine historischen Studien in Heidelberg wieder auf, deren erste Frucht das Werk „Die Revolutionen der Jahre 1848 und 1849" war. Dann trieb es ihn hinaus in die Welt; die nächsten

Kgl. Musikdirektor Kreutzer.
Nach einer Aufnahme von Photograph Guido Schubert in Dresden.

Digitized by Google

Jahre sahen ihn in London, Paris, St. Petersburg, Rom, in Konstantinopel und im hohen Norden. 1891 ließ er sich in Berlin nieder, wo er zunächst mit den Dramen „Der blaue Brief“ und „Oberst von Brandt“ hervortrat und aus dem ihn umflutenden Leben den Stoff für eine Reihe von Novellen und Romanen schöpfte, als deren bedeutendster der Roman „Die letzte Wahl“ zu gelten hat. Einen großen Erfolg errang „Der weiße Tod“, ein Roman, in welchem Strutz zum erstenmal, wie dann im „Montblanc“, seine Erlebnisse als kühner Bergsteiger in den Hochalpen poetisch verwertet hat.

Ferdinand v. Miller. Der Posten des Münchener Akademiedirektors schließt ein nullgerütteltes Maß von Arbeit und Verantwortung in sich. Der eben ernannte neue Direktor Professor Ferdinand v. Miller vereinigt künstlerische Bedeutung und Geschäftskenntnis mit dem widerstandsfähigen Temperament des echten Münchners und hat somit alle Aussicht, das Schiff der Akademie durch die schwierigen Zeitströmungen glücklich hindurchzusteuern. F. v. Miller ist der älteste von den acht Söhnen des „alten Miller“. Letzterer, der berühmte Erzgießer, verdankte sein ungeheures Ansehen unter den Arbeitern neben seinen Charaktereigenschaften auch hauptsächlich dem Umstand, daß er ihnen gegebenen Falls das Werkzeug aus der Hand nahm und die Sache meisterhaft vormachte. Im Geist vielseitiger Tüchtigkeit erzog er auch seine Söhne, von welchen Ferdinand die große künstlerische Begabung des Vaters am reinsten überkommen hat. Zahlreich und in alle Welt verstreut, vielfach auch nach Amerika gegangen, sind seine Werke: Statuen, Brunnen, Kriegerdenkmäler.

Denkstein für Schultz-Lupitz.
Nach einer Aufnahme von Photograph Rud. Oberst in Salzwedel

Musikdirektor Trenkler. Wo in Dresden von dem großen Aufschwung, den das musikalische Leben dortselbst genommen hat, die Rede geht, da hört man auch stets den Namen des Musikdirektors Friedrich August Trenkler nennen, dem es unlängst vergönnt war, sein fünfzigjähriges Musikerjubiläum zu feiern. Schon als Trenkler noch als Dirigent der nun ihm ausgezeichnet geschulten Kapelle des 2. Grenadierregiments Nr. 101 den Taktstock schwang, hatte er es verstanden, sich durch seine gediegenen Militärkonzerte, nicht minder als Komponist schwungvoller Märsche die weitesten Sympathien zu erobern. Seine Popularität wuchs noch, seitdem er 1889 nach dreiunddreißigjähriger Dienstzeit den Abschied nahm, um alsbald mit einer allmählich bis zu 52 Mann vergrößerten Zivilkapelle erfrischend in das Musikleben Dresdens einzugreifen. Heute gehören die winters im Gewerbehaus, sommers im Belvedere von der Trenklerschen Kapelle veranstalteten Symphoniekonzerte zu den angenehmsten künstlerischen und zugleich unterhaltenden Genüssen.

Denkstein für Schultz-Lupitz. Dem zu Anfang des vorigen Jahres verstorbenen Landesökonomierat Dr. Albert Schultz hat die „Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft“ nunmehr auf seinem Gut Lupitz in der Altmark ein schlichtes Denkmal gesetzt. Dr. Schultz, ein geborener Mecklenburger, hatte sich nach einer gründlichen Vorbereitung auf der landwirtschaftlichen Akademie Hohenheim (Württemberg) und der Universität Jena auf seinem Gut Lupitz der praktischen Landwirtschaft gewidmet, in welcher er als Entdecker der für die letztere so überaus wichtigen stickstoffsammelnden Pflanzen eine wahrhaft bahnbrechende Wirksamkeit entfaltete. Das Denkmal selber besteht aus einem Sockel von unbehauenen Steinen, auf welchem sich ein großer, ebenfalls unbehauener Granitblock mit dem Bronzereliefbilde des Dr. Schultz als eigentlicher Denkstein erhebt.

Bürgermeister v. Fischer †. Zu Anfang der zweiten Januarwoche verschied Augsburgs langjähriger erster Bürgermeister Ludwig Fried. Alexander v. Fischer plötzlich infolge eines Herzschlages im Alter von 67 Jahren. Der Verstorbene nahm im politischen Leben des Reiches und Bayerns eine bemerkenswerte Stelle ein. Seit 1862 Augsburgs zweiter, bald darauf erster Bürgermeister, war v. Fischer vom Jahre 1863 ab ununterbrochen Mitglied der bayrischen Kammer der Abgeordneten. Aber auch dem Reichstage gehörte Fischer als Mitglied der nationalliberalen Partei zu verschiedenen Malen an.

Dr. Albert Mooren †. In der Frühe des 31. Dezember 1899 ist zu Düsseldorf der Geheime Medizinalrat Dr. Albert Mooren, 72 Jahre alt, einem Schlaganfall erlegen. In dem Dahingeschiedenen verlor die medizinische Wissenschaft, insbesondere die Augenheilkunde, einen ihrer bedeutendsten Meister, beklagt die leidende Menschheit einen ihrer größten Wohlthäter und Retter. Schüler des berühmten Augenarztes Gräfe, hat Dr. Mooren während seiner Praxis etwa 150000 Augenkranken, sei es durch reguläre Behandlung oder operativen Eingriff — und zwar über dreiundzwanzigtausendmal — die Sehschärfe, wenn nicht gar verlorene Sehkraft wiedergegeben. Aber neben all seiner riesenhaften praktischen Thätigkeit fand Mooren noch Zeit und Muße zu fruchtreicher wissenschaftlich-schriftstellerischer Bethätigung, wovon Arbeiten über Netzhautentzündungen, Staroperationen, Hauteinflüsse, Gesichtsstörungen ꝛc. Zeugnis geben.

Einundvierzig Jahre Feuerwehrmann. Ende verflossenen Jahres trat in Regensburg der zweiundachtzigjährige Feuerwehrmann F. X. Kellner in den wohlverdienten Ruhestand. Kellner hat der Regensburger freiwilligen Feuerwehr seit der Gründung im Jahre 1858 angehört und derselb während der letzten 13 Jahre den schweren Posten eines Korpsdieners. Trotzdem war er nebenbei noch bis zum letzten Sommer als Zeitungsträger thätig. Kellner dürfte zur Zeit wohl als der älteste Feuerwehrveteran in Deutschland bezeichnet werden.

Bürgermeister v. Fischer †.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Fritz Hoefft in Augsburg

Dr. Albert Mooren †.
Nach einer Aufnahme von Benque & Kindermann Hofphotographen in Düsseldorf

Feuerwehrmann F. X. Kellner.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph H. Hoffmann in Regensburg

Der Krieg in Südafrika. Seit dem Ausfall der Engländer aus Ladysmith am 6. Januar herrschte auf dem ganzen Kriegsschauplatz eine unheimliche Stille. Mafeking an der Nordgrenze von Transvaal und Kimberley an der Westgrenze des Oranjefreistaats sind trotz mehrfacher britischer Versuche zum Durchbrechen nach wie vor von den Buren eingeschlossen. General Methuen, der Kimberley zu entsetzen vom Kapland herbrizog, wurde am Modderriver von den Burengenerälen Cronje trotz mehrfacher Kämpfe am Flusse selbst und weiter nördlich bei Jagersfontein in einer Lage, die einer Umzingelung ähnlich sieht, festgehalten. Aehnlich ist es den gegen die Südgrenze des Oranjefreistaats gesandten beiden britischen Heeressäulen ergangen, deren westliche unter General French bei Colesberg, deren südöstliche unter General Gatacre bei Molteno festgehalten wird. Bei Ladysmith mußten unterdessen wichtige Bewegungen im Gange sich gehen; doch war, was darüber verlautete, in mystisches Dunkel gehüllt. So viel stand fest, daß hier der Entscheidungskampf fallen müsse, um dadurch auch Mafeking und Kimberley zu entsetzen, und daß also General Buller entscheidende Operationen gegen die jenseit des Tugelaflusses verschanzten Buren unternehmen würde.

Generalleutnant C. Warren.

Endlich liegen nun einige bestimmtere Meldungen vor. Danach hat Buller am 16. Januar den Durchbei Wagon Furth und Potgieters Furth überschritten, während zugleich General Warren, von dem anfänglich behauptet wurde, daß er die linke Flanke des Feindes bei Acornen zu umgehen beabsichtige, seine ganze Division frohs Meilen höher hinauf über den Fluß gesetzt hat. Von meldet auch von Kämpfen, die am 21. Januar westlich von Spionkop stattgefunden haben. Allerdings verlässiges ist bisher nicht zu erfahren; doch wird wohl nächstens die Entscheidung fallen, und es wird sich auch jedenfalls zeigen, ob die Buren die beiden britischen Generale nicht abermals in eine böse Falle gelockt haben.

Für Gesellschaftsabende.

Kindermaskenball. Das einfachste, bequemste und dabei sehr lustig aussehende Kostüm für den Jüngsten der Familie zeigt unsere Abbildung. Er ist als — Postpaket angezogen, das heißt in einen Sack gesteckt, der unten geteilt und als Pumphose geschlossen ist. Die kurzen Schulterenähte sind mit der Packnadel und grobstem Bindfaden genäht, der Halsausschnitt und der Rand der kurzen Aermel ebenso umsäumt. Zwei große braune Siegel verwahren noch die Schulternaht. Vorn herüber malt man mit breitem Pinsel irgend eine schöne Aufschrift, wie: Vorsicht! Zerbrechlich! Nicht stürzen! Vor Nässe zu bewahren! Den Gürtel bildet ein vielfach verknoteter Strick, an dem eine Anhängadresse befestigt ist; ein Zettel mit roter Nummer klebt noch auf der Leinwand. Als Kopfputz dient eine Mütze, die durch Leinenüberzug zu einem kleinen, oben zugebundenen Sack umgestaltet ist. Die gelbe Begleitadresse mit Namen und Wohnort des Auftraggebers trägt das „Poststück" in der Hand. Noch einen Vorteil bietet das Kostüm, der von den jungen Herren gewiß nicht unterschätzt wird — es ist nicht das mindeste daran zu verderben!

Kinderkostüm „Postpaket".

Mädchenkostüm „Heckenrose". Bei dem Schwesterchen wird schon mehr auf Schönheit gesehen. Sie erscheint auf dem Kinderball als „Heckenrose", in einem Hängerkleidchen aus leichtem weißen Batist, das am unteren Rand in breiten Blattformen ausgeschnitten ist, aber nicht gesäumt oder besetzt, ganz duftig und leicht endigend. Das etwas längere Unterkleid ist ebenfalls weiß, doch sind darauf mehrere leichte Volants aus rosa Tarlatan aufgenäht, der unterste reich und dicht, die oberen heller und weniger stark eingereiht, so daß das darüber fallende weiße Kleidchen ganz allmählich in Rosa überzugehen scheint. Den Halsausschnitt umgeben kleinere Rosenblätter aus rosa Tarlaton oder Tull. Für den Kopfputz schneidet man dieselben Blätter doppelt aus demselben Stoff aus, näht sie am Rande gegeneinander und einen Draht mit hinein, so daß man sie ein wenig umbiegen kann. Die Blätter sitzen an einem stärkeren Drahtring, der den Kopf umgiebt, und diese kann wieder an einem grünen Käppchen oder dem grün angestrichenen Kopf eines alten Sammethutes befestigt sein, um mehr Halt zu haben. Für ein rosiges Gesichtchen mit hellem Haar läßt sich kein hübscherer Rahmen denken.

Mädchenkostüm „Heckenrose".

Griechisches Kostüm. Bei Gelegenheit des großen Münchener Künstlerfestes 1898, im antiken Gewande, haben sich allerlei Arten des sehr kleidsamen griechischen Kostüms herausgebildet, von denen wie eine unseren Leserinnen zur Ausführung empfehlen möchten. Das Material ist das denkbar einfachste: gelblich weißes Baumwolltuch (Nessel) — in München wurde es Künstlerstoff genannt und war in vielerlei Farben zu haben; wer einen ungewöhnlichen Farbenton wünschte, ließ ihn eigens färben. Dieser Stoff bekommt einen besonders feinen Reiz durch das sogenannte Kreppen. Hierzu werden die zugeschnittenen Bahnen naß gemacht und wie Leinentücher fest ausgerungen (am besten von zwei Personen); diese zusammengedrehten Bahnen legt man in ihrer ganzen Länge zum Trocknen hin. Breitet man sie den anderen Tag aus, so zeigen sie die tausend feinen Fältchen wie das Seidenpapier unserer Lampenschirme; der Stoff fällt und legt sich an wie die dünnen Gewänder der antiken Statuen. Das Gewand ist wie ein weites, langes Hemd zugeschnitten, in lose Falten geordnet, die vorn in der Mitte etwas reicher zusammengehalten sind. Ein schmaler Gold- oder Ledergürtel, über den sich das Gewand etwas herausbauscht, umschließt die Taille. Der Aermel ist ein gerades Stück Stoff, in zwei Gruppen von kleinen Falten zusammengefaßt und an diesen zwei Punkten durch Goldknöpfchen geschlossen, also ohne feste Naht (s. Abb.). Um den unteren Rand des Kleides setzt man einen Streifen von farbigem leichten Stoff oder ein Band mit darauf schablonierter Borte. Ein Goldreif mit zwei Rosenbäuschen an den Seiten, ein Kranz oder ein Diadem schmückt den Kopf, von den Schultern fällt rückwärts in tiefen Falten ein leichter Seiden- oder Wollstoff als Mantel herab, dessen Ende auch etwas nach vorn genommen und in den Gürtel gesteckt werden kann. Die Unterkleider müssen fein und eng anschließen (auch ist daran zu erinnern, daß die griechischen Damen sich nicht zu schnüren pflegten). — Unter dem modernen Schuhwerk giebt es allerlei Arten von Sandalen, die man zu dem griechischen Kleid tragen kann, ohne allzusehr gegen den Stil zu verstoßen.

Griechisches Kostüm.

Kotillontour „Sackadschneiden".

Eine Kotillontour. Auf den größeren Bällen kommt wohl der Kotillon mit eigentlichen Touren ganz ab, — an kleinen Tanzabenden und auf Tanzstundenbällen macht aber eine nette Tour immer noch Vergnügen. Wir bereiteten unlängst folgendes vor, wozu uns ein beliebtes niederländisches Jahrmarktsspiel die Idee gegeben hatte. Zwei Seile wurden ziemlich hoch durch das Zimmer gespannt. Vorher hatten wir aus allen möglichen Farben und Schattierungen von Seidenpapier kleine Säckchen angefertigt und mit Bonbons gefüllt. Sie bestanden aus je einem viereckigen Stück Papier, das am Rand ringsum einige Centimeter tief eingeschnitten und mit der Schere gekräuselt wurde; bei anderen war der Rand in Spitze Zacken geschnitten; alle wurden mit bunten Bändchen zugeschnürt und an langen Fäden an die Seile gehängt. Immer zwei Säckchen sind von derselben Farbe, eines hängt am Herrenseil und das andere an dem der Damen. Nun stellt man sich wie beim Topfschlagen in einiger Entfernung vom Seil auf. Der ersten Dame werden die Augen verbunden, sie erhält eine Schere und hat nun ein Säckchen herunterzuschneiden, alle anderen und die Herren folgen mit mehr oder weniger Geschick und Spaß nach; wenn alle Säckchen abgeschnitten sind, tanzen die Besitzer der gleichen Farben miteinander. J.

Gesellschaftsbuch. Für Leute, die gesellig leben und vielerlei Verabredungen zu merken haben, sind bereits die gedruckten Merkbüchlein erfunden mit Rubriken für die verschiedenen Formen des geselligen Verkehrs. Eine andere Art Merkbüchlein für die eigenen Gesellschaften hat unlängst eine junge Hausfrau erfunden und einstweilen nur handschriftlich, aber mit Erfolg unter ihren Freundinnen verbreitet. Es ist ein nett ausgestattetes kleines Buch, worein die Namen und Adressen der Einzuladenden vermerkt werden, ferner die gegebenen Gesellschaften mit Datum, Zusammensetzung, sogar mit dem Menü; im Anhang stehen die Adressen von Lieferanten, Kochfrau u. s. w., und dann ist Raum für die mancherlei kleinen Erfahrungen, die jede Hausfrau im Gesellschaftgeben sammelt.

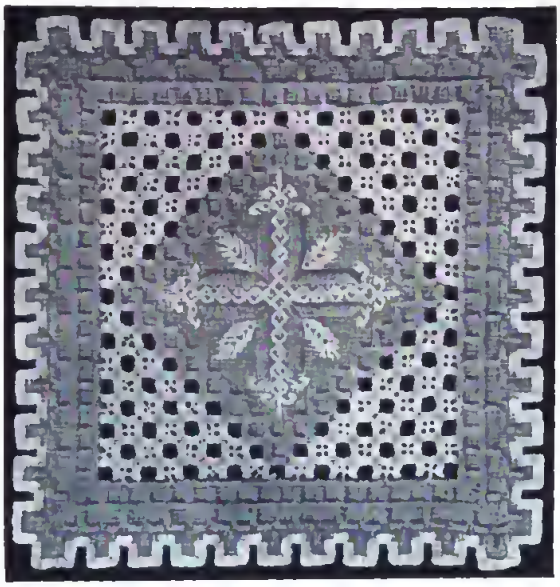
Unsere Zeichnung giebt als Verzierung ein herzförmiges Schild mit einem kleinen Frauenkopf, von zwei schlanken, der Herzform sich anschmiegenden Steageln mit Blüten und Blatt umgeben, die dunkel wirken, während das Köpfchen, dunkel umrandet, hell auf dem Goldgrund des Schildes steht. Als Material ist Leder oder Lederpappe zu empfehlen; es kann auch Seide oder Leinen gebraucht werden.

Deckel für ein Gesellschaftsbuch.

Digitized by Google

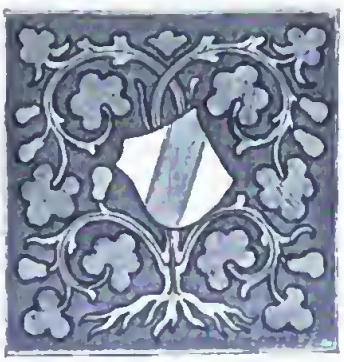
Für Hausfrauenfleiss.

Taschentuchsachet in Hardanger Arbeit. Material: 20 cm im Quadrat Beigelongrepstoff, 3 Strang lila und 2 Strang hellgelb Arrafillin. Ein hübsches Sachet läßt sich nach nachstehender Zeichnung leicht und billig herstellen. Das Sachet wird von der Mitte aus gearbeitet und wird zu diesem Zweck zuerst mit dem in Lila auszuführenden Flachstich begonnen. Die zwischen dem Flachstich liegende Verzierung, sowie die vier durch denselben gebildeten Ecken sind in hellgelbem Stepp- und Federstich gearbeitet. Die vor dem Durchbruch den



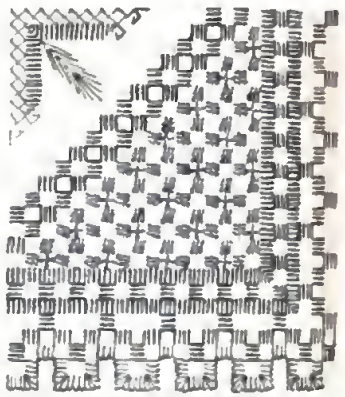
Taschentuchsachet in Hardanger Arbeit.

Stern abschließende Linie sowohl, als auch die äußere Bordüre wird in Lila je 5 Stiche über 4 Fäden abwechselnd in senkrechter Richtung ausgeführt. Die sich ergebenden Ecken zwischen mittlerem Stern und äußerer Bordüre werden in Hellgelb gearbeitet. Man beginnt in der Ecke mit 4 Fäden auszuschneiden, 4 Fäden stehen lassen, und wiederholt dies bis zur nächsten Ecke. Wie ersichtlich, werden je die 4 stehenbleibenden Fäden mit Kreuznadelstich umnäht und jeweils das zweite Carreau wird mit einfachem Fliegrund ausgefüllt. Die abschließenden Festons werden auch in Hellgelb über 4 Fäden gearbeitet und dann der Stoff sorgfältig abgeschnitten. F. A. S. St.



Rückenkissen in Wollenapplikation.

Wollenapplikation. In den alten getäfelten Stuben der gotischen Zeit wurde das eintönige Braun schön belebt durch die kräftigen Farben, in denen die Handarbeiten der damaligen Zeit gehalten sind, der Kissen auf den Banken und Truhen, der Wand- und Tischdecken u. a. Allbekannt sind die mit wundervollem Fleiß gefertigten Platt- oder Bodelinistickereien, auf denen Stich neben Stich viele Meter große Teppiche bestickt wurden mit ganzen Kompositionen, Hunderten von Figuren, kunstvoll verschlungenen Ranken, Blättern und Blüten. Wir heutzutage hätten wohl manchmal Lust, solch ein Kunstwerk nachzumachen, aber wo fände sich Zeit und Ruhe dazu? Einen Ersatz finden wir in der Applikationsarbeit, die von breiterer dekorativer Wirkung und nicht so zeitraubend ist. Sie wird auch heute noch vielfach ausgeführt, doch meist mit kostbaren Stoffen und in der Art der Renaissancemuster. Dagegen hat die ältere Technik der Gotik noch wenig Nachahmung gefunden. Und doch ist diese nicht weniger interessant und hat dabei den Vorzug billiger Herstellung. Man braucht dazu nur eine Anzahl wollener Stoffreste in Tuch oder Loden, und zwar in den Grundfarben: Blau, Rot, Gelb, dann Weiß und Schwarz, und hie und da ein wenig Grau und Braun; jedoch wurden die Mischfarben in jener Zeit noch wenig verwendet; das klare Blau alter Soldatenmäntel, als Rot ein gedämpftes Ziegelrot, als Gelb ein leuchtendes Goldgelb machen sich am besten. Außerdem läßt man sich vom Schuhmacher mehrere Meter schmaler Lederstreifchen schneiden, aus naturfarbenem, nicht zu feinem Leder, 1 mm dreit, ferner braucht man einen Knäuel feinen Bindfaden sowie graues Leinengarn — und das Material ist beisammen. Der Grundstoff, ein Stück dunkelblaues oder schwarzes Tuch, wird auf einen dünnen Futterstoff geheftet und in den Rahmen gespannt. Das Muster wird auf den Stoff übertragen, und dann kann mit dem Aufkleben begonnen werden. Die zu verwendenden Stoffe werden mit Kleister (nicht Gummi) von rückwärts mit Papier beklebt, die Blätter, Blumen ꝛc. zeichnet man verkehrt auf diese Rückseite, schneidet sie



Detail zum Taschentuchsachet.

aus und klebt sie, ebenfalls mit Kleister, auf die im Muster angegebenen Stellen; zur Einfassung dienen die Lederstreifchen, die so aufgenäht werden müssen, daß der Riemen völlig auf dem Blatt liegt, da sonst die Arbeit nicht so haltbar würde. Mit starkem Leinengarn überstickt man gleichmäßig in Abständen von 1 mm den Riemen und den Blattrand zugleich. Auch die Stiele und die Konturen der Wurzeln und des Wappens sind aus solchen Lederriemen hergestellt. Die Mittellinie der Stiele bildet ein fest aufgenähter Bindfaden. Doch lassen sich die langen Linien auch durch kräftigen Stielstich wiedergeben (siehe Detail). Für Fußkissen und Schemel eignet sich diese unverwüstliche Technik besonders. Unsere Abbildung stellt ein Rückenkissen dar, aus alten nordischen Motiven komponiert; doch ist jedes einfach gezeichnete romanische und gotische Ornament in dieser Technik gut ausführbar. J. H.

Waschbare Malereien auf Decken, Lätzern, kleinen Kissenbezügen u. s. w. sind so hübsche Arbeiten, daß sie sich schnell allgemeine Beliebtheit erwerben. Ihr Grund ist weißes oder gelbliches Leinen, Baumwollköper oder dergleichen, auf dem die modernen Blumenmuster mit den waschbaren Heliosfarben naturalistisch gemalt werden; kräftige dunkle Striche markieren überall die Konturen. Diese Malereien erhalten dann durch leichte Stickerei mit ebenfalls waschechter Seide eine sehr wirksame Bereicherung. Entweder hebt man nur die Schatten oder Lichtpartien der flächigen Blumen- und Laubblätter durch leichten Platt- und Stielstich hervor, verleiht den Kelchen durch Knötchen mehr Nachdruck, oder man bestickt noch dazu die Konturen mit schrägem Plattstich. Natürlich muß sich der in mehreren Nuancen abschattierte Stickfaden harmonisch den verschiedenen Farbentönen der Malerei anfügen. Man erhält diese sehr modernen Sachen in vorzüglicher Ausführung auch vorgedruckt in Stickereigeschäften; wer aber mit der Malerei vertraut ist, dem wird es mehr Freude machen, seiner nuancierte Sachen auch auf Waschseide herzustellen, an denen dann die Stickerei ganz fehlen kann.

Waschbare Malerei auf Leinen für einen Kissenüberzug.

Detail zum Rückenkissen.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 3, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Marie v. Ebner-Eschenbach. Unsere Leser werden mit besonderer Freude die stimmungsvollen Briefe lesen, welche Marie v. Ebner-Eschenbach unter dem Titel „Aus Rom" soeben in der „Gartenlaube" veröffentlicht. Nicht minder werden sie erfreut sein, hier zugleich einem neuen Porträt der Dichterin zu begegnen. Dasselbe ist von dem Wiener Maler-Radierer Ludwig Michalek, der sich bereits durch Porträts und durch radierte Porträts von Beethoven, Schubert, Brahms u. a. vorteilhaft bekannt gemacht hat, in beträchtlich größerem Format unmittelbar nach dem Leben radiert und bringt das Wesen der feinen Beobachterin und geistvollen Erzählerin charakteristisch und lebendig zur Erscheinung. Das Porträt ist im Verlag der Kunsthandlung Artaria & Co. in Wien erschienen.

Marie v. Ebner-Eschenbach.

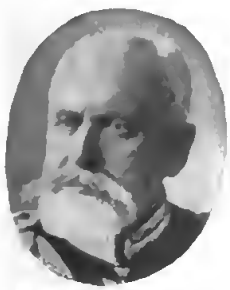
Ernst Haeckel ist unter den lebenden hervorragenden Zoologen einer der populärsten; er ist nicht allein durch die Fülle seiner wissenschaftlichen Leistungen, sondern auch durch eine Reihe volkstümlicher Schriften den weitesten Kreisen bekannt geworden. Am 16. Februar 1834 zu Potsdam geboren, studierte er in Berlin und Würzburg Medizin und machte auch im Jahre 1858 das medizinische Staatsexamen, wandte sich aber bald vorwiegend der Zoologie zu. Schon in den Jahren 1859 und 1860 stellt er sich zu Studienzwecken in Italien auf und ließ als Frucht dieser Reise ein Werk über die Radiolarien erscheinen. Hierauf habilitierte er sich in Jena, wo er zunächst Vorträge über vergleichende Anatomie hielt. Seit 1865 wirkt er an derselben Universität als ordentlicher Professor der Zoologie. Haeckels Spezialgebiet bilden namentlich die niederen Tierformen, an denen die Meere so überaus reich sind und von denen unsere Leser einen Teil in dem Artikel dieser Nummer über „Die Natur als Kunstlerin" vorgeführt erhalten. Auf diesem Gebiete galt Haeckel unbestritten als Meister und hat sich unter anderem auch durch die mustergültige Bearbeitung des von dem englischen Schiffe „Challenger" auf seiner berühmten Expedition zur Erforschung der Tiefsee gesammelten Materials verdient gemacht. Bei dieser Gelegenheit wurden von ihm gegen 4000 neue Tiergattungen beschrieben.

Eine bedeutsame Stellung nimmt Ernst Haeckel auch in der modernen Naturphilosophie ein. Er war einer der ersten Naturforscher, die in Deutschland mit Nachdruck für die Darwinsche Theorie eintraten. Er suchte die Lehre von der Entstehung der Arten auch weiteren Kreisen verständlich zu machen. Sein Werk über die „Natürliche Schöpfungsgeschichte", das im Jahre 1868 erschien, erlebte wiederholte Auflagen und wurde in zwölf Sprachen übersetzt. Großes Aufsehen erregte auch seine „Anthropogenie", die vom Ursprung des Menschengeschlechts handelt. Als Ergebnisse seiner Forschungsreisen sind die populär-wissenschaftlich interessanten und schildernden Bücher „Arabische Korallen" (1874) und „Indische Reisebriefe" (1883) zu erwähnen. Aus der neuesten Zeit sind die Werke „Die Welträtsel" und „Die Kunstformen der Natur" zu nennen. Welchen Dienst Haeckel durch die letztere Publikation dem Kunstgewerbe erweist, darüber werden unsere Leser durch die sachkundigen Ausführungen Professor Lamperts unterrichtet.

Dr. Jos. Ferd. Bertsch †.
Nach einer photographischen Aufnahme von C. Wich in Bern.

Professor Herm. Eschke †.
Nach einer photographischen Aufnahme von Wilhelm Fechner in Berlin.

Prof. Heinrich v. Ruslige †.
Nach dem Gemälde von E. Kielmein.



General v. Knörzer †.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph H. Brandseph in Stuttgart.

Dr. Joseph Ferdinand Bertsch †. Der Name dieses Mannes, der nach einem überaus arbeitsreichen Leben im Alter von 65 Jahren zur Ruhe eingegangen ist, erweckt gewiß auch bei vielen Lesern der „Gartenlaube" teilnahmvolle Erinnerungen; haben doch Tausende von Jünglingen des deutschen Sprachbereiches in dem von ihm 1867 gegründeten Erziehungsinstitut Cancardin in Zürich, einer Anstalt, die Weltruf erlangt hat, sich ihre Ausbildung geholt. Dr. J. F. Bertsch war eine hervorstechende Individualität, von starkem unbeugsamen Willen und einem eigenartigen pädagogischen Talent, das, auf praktischen Grundlagen bauend, die verschiedenst gearteten Schulen zur Thätigkeit mitriß. Unter seinen Schöpfungen fand namentlich die Internationale Handelsakademie, die er 1895 in seine anderen Anstalten einfügte, durch die Besonderheit ihres Betriebes bei den Fachleuten reiche Anerkennung. In derselben brachte er einen ureigenen Gedanken mit solchem Erfolg zur Ausgestaltung, daß sich ihre Schulgeschäft in vier Jahren verzehnfachte. Er führte nämlich die Zöglinge durch ein wirkliches, effektive Käufe und Verkäufe abschließendes

Professor Ernst Haeckel.
Nach einer Aufnahme von Fritz Haak, Holzphotograph in Jena.

Bank- und Warengeschäft, in dem sie mit Verantwortung mitarbeiten, in alle Zweige der Comptoirwissenschaft und -Praxis ein. Seiner Herkunft aus einfachen Verhältnissen vergaß Dr. J. F. Bertsch nie und gab in seinen mannigfachen Anstalten, die zusammen das größte Privatinstitut der Schweiz bilden, unbemittelten, aber begabten Jünglingen gern unentgeltliche Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Talente, so daß ihm stille Dankbarkeit sicher ist.

Professor Hermann Eschke †. Durch den am 15. Januar erfolgten Tod des Landschafts- und Marinemalers Hermann Eschke ist die Berliner Künstlerkolonie eines ihrer angesehensten und beliebtesten Mitglieder beraubt worden. Hermann Eschke wurde am 6. Mai 1823 zu Berlin geboren; hier hauptsächlich machte er auch seine Studien, die er dann in Paris vollendete. 1855 eröffnete er ein Atelier, aus dem eine Anzahl tüchtiger Künstler hervorging. Als Marinemaler genoß Eschke nicht nur in Deutschland einen bedeutenden Ruf, sondern auch in England, wofelbst seine Küstenlandschaften sich besonderer Beliebtheit erfreuten. Auch als Panoramenmaler war er erfolgreich thätig. Von ihm und seinem Sohne Richard in Paris stammt „Die deutsche Flottendemonstration vor Smyrna" im Kaiserpanorama zu Berlin, sowie das Diorama „Besitzergreifung von Neuguinea" dortselbst.

Heinrich v. Ruftige †. Am 16. Januar nachts ist Heinrich Franz Gaudenz v. Ruftige, der Nestor der deutschen Maler und langjährige Direktor der württembergischen Staatsgalerie in Stuttgart, nur drei Monate vor Vollendung des 90. Lebensjahres gestorben. Zu Meek in Westfalen am 12. April 1810 geboren, studierte Ruftige unter Schadow in Düsseldorf und errang seinen ersten größeren Erfolg 1836 mit dem Bilde „Gebet beim Gewitter", das die Berliner Nationalgalerie erwarb. In demselben Jahre siedelte er als Lehrer des Städelschen Instituts nach Frankfurt a. M. über. Sodann machte er Reisen durch Ungarn, Deutschland, Italien, England und verweilte behufs Vollendung seiner Studien längere Zeit in Paris, Brüssel und Antwerpen.

Opernsängerin Nellie Melba.

1844 wurde Ruftige als Professor an die Kunstschule in Stuttgart berufen. Hierzu trat später noch die Thätigkeit als Galeriedirektor. Jahrzehnte hindurch hat er hier gewirkt, und erst im hohen Alter trat er in den Ruhestand. Ruftige, dessen künstlerische Erfolge in die fünfziger Jahre, wo die historische Richtung vorherrschte, zurückdatieren, hat etwa tausend Historien- und Genrebilder gemalt, von denen früher mehrere auch in der „Gartenlaube" in Holzschnitt erschienen sind. Auch als Lyriker und Dramatiker ist Ruftige vielfach hervorgetreten und mehrere seiner historischen Stücke sind auch an verschiedenen Bühnen aufgeführt worden.

Generalleutnant Knörzer †. Am 24. Januar ist der General der Infanterie z. D. Karl von Knörzer im Alter von 80½ Jahren zu Stuttgart gestorben, nachdem es ihm noch vergönnt gewesen war, im vorigen Jahre das so seltene Fest des sechzigjährigen Offiziersjubiläums zu begehen. Von Knörzer trat schon mit sechzehn Jahren in den Militärdienst; zuletzt (bis 1884) war er Kommandeur der 26. Division. Bei seinem Abschied wurde ihm der erbliche Adelsstand und später der Charakter als General der Infanterie verliehen. Der Verstorbene hat im deutsch-französischen Kriege, namentlich im Gefecht bei Villers, wo er als Oberstleutnant seine „Zweiten Jäger" zum Siege führte und dabei selbst schwer verwundet wurde, seinen Namen mit dem Ruhme eines tapferen Helden bedeckt.

Nellie Melba. Die Gastspiele, welche die berühmte Opernsängerin Nellie Melba kürzlich mit so großem Erfolg im Berliner Opernhaus und in Wien durchführte, haben das allgemeine Interesse der musikalischen Kreise dieser Künstlerin zugewandt. Nellie Melba ist in Australien geboren. Ihre musikalische Ausbildung empfing sie bei Frau Marchesi in Paris. In der Pariser Oper trat sie auch zuerst auf, und zwar als Ophelia. Sie ist eine ausgezeichnete Vertreterin der altitalienischen Gesangskunst; ihr Organ klingt in allen Lagen gleich schön und ist wunderbar ausgeglichen. Es fehlt ihr aber auch nicht an dramatischem Temperament. In den meisten großen Städten Europas und Amerikas hat die Sängerin ähnliche Erfolge errungen wie in Berlin, wo sie als Lucia, Violetta (in „La Traviata") und Gilda („Rigoletto") auftrat. Nellie Melba verheiratete sich in früher Jugend mit einem Engländer Namens Armstrong, doch ist diese Ehe später getrennt worden.

Die Arbeiterwohnhäuser in der Sindl Alm. In Ulm hatten sich infolge rascher Bevölkerungszunahme und bei der Beschränktheit des vom Festungsgürtel eng umschlossenen Baugebiets die Wohnungsverhältnisse sehr einseitig und ungünstig gestaltet. Die Privatbauthätigkeit erstreckte sich fast ausschließlich auf Erbauung drei- und vierstöckiger Häuser mit Wohnungen für Beamte, Offiziere, bemittelte Bürgerfamilien; die unteren Klassen sahen sich zusammengedrängt in die Grabenhäuschen und die niederen dumpfen Gelasse der engen Nebenstraßen der Altstadt. Der Mangel an kleinen billigen Wohnungen, namentlich für Familien mit Kindern, zeigte sich bei jedem Quartalwechsel in steigendem Maße. Diese Zustände gaben dem Oberbürgermeister Wagner Veranlassung, die Lösung der Wohnungsfrage für die Stadt Ulm kräftig in die Hand zu nehmen. Schon im Jahr 1891 gründete er den „Wohnungsverein Ulm", eine gemeinnützige Aktiengesellschaft, die, unter grundsätzlichem Verzicht auf eine mehr als vierprozentige Verzinsung des Aktienkapitals, kleine, billige, gesunde Wohnungen zum Vermieten an Arbeiterfamilien herstellen sollte. Und was dieser Verein dann in rascher Ausführung der Beschlüsse seines Verwaltungsrats durch die kundige Hand des Stadtbaumeisters Naumann leistete, entsprach so sehr einem dringenden Bedürfnis, daß heute schon 8 Wohnhäuser an der Bachstraße und 10 solche an der Blaulandstraße mit zusammen 62 zwei- beziehungsweise dreizimmerigen Wohnungen je mit einem Gärtchen an kleine Leute vermietet sind, die sich in den hellen, luftigen, gesunden Wohnräumen vortrefflich befinden und den sehr mäßigen Mietzins gerne und pünktlich bezahlen. — Aber es sollte nicht bloß dem Wohnungsmangel abgeholfen, sondern auch der sozialpolitisch wichtige Versuch gemacht werden, den Unbemittelten die Möglichkeit zu käuflicher Erwerbung eines Grundbesitzes, einer Wohnstätte, eines Hauses zu bieten. Die bürgerlichen Kollegien genehmigten einstimmig sowohl die Abgabe eines größeren Bauareals auf der unteren Bleiche, wie auch die Aufnahme der erforderlichen Kapitalien. Nach vom Stadtbaumeister Naumann ausgearbeiteten Plänen wurde im Jahre 1894 sofort mit der Herstellung von 16 Doppelwohnhäusern begonnen. Diese Häuser sollen an kleine Leute verkauft werden können, und der Kaufpreis für ein Haus soll sich zwischen 5500 und 7500 Mark bewegen. Bei Anzahlung von 10 Prozent geht das Haus sofort in den Besitz des Käufers über, der das restierende Baukapital mit 5 Prozent an die Stadt zu verzinsen hat, wovon 2½ Prozent zur Amortisation verwendet werden.

Arbeiterwohnhäuser auf der Untern Bleiche in Ulm.

Bei diesem Kauf- oder Abzahlungsmodus stellt sich der Mietzins für eine solche schöne und gesunde Wohnung immer noch billiger als die Miete für eine schlechte Unterkunft in der Altstadt, und, was die Hauptsache ist, nach 22 Jahren ist der Kaufschilling abbezahlt und der Käufer im freien Besitz eines hübschen, preiswerten Hauses. Bedingung ist ferner, daß der Käufer dem Stande der handarbeitenden Klassen angehören, verheiratet sein und das Haus selbst bewohnen muß. Die Stadtgemeinde behält als Verkäuferin ein dingliches Vor-, beziehungsweise Rückkaufsrecht auf die verkauften Objekte (Haus, Hofraum und Garten). Neuerdings wurde das Statut nach dahin erweitert, das Eigentum an Arbeiterwohnhäusern nicht nur solchen Leuten zugänglich zu machen, welche 10 Prozent Anzahlung leisten können, sondern auch denen, die gewillt sind, die Anzahlungssumme allmählich aufzubringen, und bis dies geschehen, fallen letztere ein Wohnungsrecht an dem

Digitized by Google

steuerfreien Hause eingeräumt erhalten. Der Erfolg dieses gemeinnützigen Unternehmens der Stadtverwaltung war außerordentlich und die Nachfrage nach solchen käuflich zu erwerbenden Häusern so groß, daß heute auf der Ulmer Fläche ein Arbeiterdorf von 53 Wohnhäusern mit 116 kleinen Wohnungen steht und bereits weitere 16 Doppelwohnhäuser in Angriff genommen sind, für welche sämtlich Kaufliebhaber sich lange haben vormerken lassen. — Wie ein Idyll mutet es einen an, wenn man jetzt an einem Sommernachmittag aus dem Glacismäldchen in Ulm der Festung heraustritt und gegen das Arbeiterdörfchen hinsieht. Die freundlichen, schmucken, meist ein und ein halb Stockwerk hohen Häuschen, an der Südwand voll Reben umsponnen, in den sauberlichen Obstgärten, Beerensträucher, blühende Rosen und Nelken. Die Kolonie liegt kaum zwanzig Minuten vom Zentrum der Stadt entfernt und wird ihr demnächst durch die elektrische Straßenbahn noch näher gerückt werden. Das erfolgreiche Vorgehen der Stadt Ulm in der sozialen Wohnungsfürsorge verdient gewiß alle Anerkennung; mögen sich andere Städte zur Nachfolge aufgemuntert fühlen!

Der Krieg in Südafrika. Optimisten jenseit des Kanals hatten an die Siege der Engländer zwischen dem 11. und 17. Januar erfolgte Ueberschreitung des Tugelaflusses die Hoffnung geknüpft, daß nun endlich der Widerstand der Buren gebrochen und rasch kurzerhand entsetzt werden könne. Beides hat sich bis jetzt nicht erfüllt; die Engländer sind wieder viel mühseliger gekommen, noch ist es Warren geglückt, die rechte Flanke der Buren bei Klein Homes zu umgehen. Die Stellung der letzteren befindet sich auf einem langen, 6½ km nordwestlich von Zwartkops Drift liegenden Höhenzuge, der etwa 10 km lang im Halbbogen mit steinernen Brustwehren befestigt wurde. Den Hauptpunkt in dieser Verschanzungskette bildet der Spionkop. Man kann sich ihm nur über eine kahle, von offenen Schluchten durchzogene Fläche nähern, welche jedoch von der hoch über der Stellung Warrens gelegenen Verteidigungslinie der Buren beherrscht wird. Trotzdem müssen die Engländer gerade diese als „Schlüssel der Kampfposition" bezeichnete Stellung zu nehmen trachten, wenn sie Ladysmith entsetzen wollen. Vom 22. Januar an tobte hier der Kampf; er dieses Tages sollte der Spionkop erstürmt werden. Das Wagnis ist gelungen und die Engländer haben eine neue Niederlage erlitten. General Warren mußte das Plateau des Spionkop, das er Dienstag am 23. Januar nachts besetzen konnte, in der folgenden Nacht wieder aufgeben.

General F. Fitzroy Hart.

General Woodgate †.

Gelingt es den Engländern nicht, die Buren hier zu werfen, dann ist an den Entsatz von Ladysmith nicht zu denken. Bei dieser Belagerung spielt neben Fesselballons, Steinwerfern und blauen Raketen zu Nekognoszierungszwecken der Heliograph als Verständigungsmittel zwischen der Besatzung von Ladysmith und dem englischen Lager von Colenso eine große Rolle. Dieser bereits von Gauß 1820 für die Gradmessung empfohlene, von dem Engländer Mante 1875 für Kriegszwecke zurechtgestellte Apparat besteht, wie unsere Abbildung zeigt, aus einem scharfen, auf einem Dreifuß angebrachten Spiegel, mittels welchem Sonnenstrahlen aufgefangen und nach dem belagerten Orte geworfen werden. Je nach der veränderten Stellung des Spiegels und den kürzeren oder längeren Pausen zwischen den Lichtblicken werden am Empfangsorte verschiedene Lichteindrücke wahrgenommen. Aus diesen Zeichen ist nun ein Alphabet gleich den Morseschen zusammengestellt, das bei klarem Wetter namentlich mit dem Fernrohr auf sehr weite Distanzen lesbar ist. — Anschließend an diese Abbildung bringen wir das Porträt des im Kampf um den Spionkop gefallenen englischen Generals Woodgate, sowie des Generals Fitzroy Hart, der an den Kämpfen bei Colenso hervorragend beteiligt war und dessen Brigade bei den Vorstößen der englischen Truppen gegen die Burenstellungen nördlich des Tugela große Verluste erlitten hat.

Versuch, aus dem englischen Lager bei Colenso mit Ladysmith durch den Heliographen zu verkehren.

Nach einer photographischen Aufnahme

Die Fürsorge für Invalidität und Alter der arbeitenden Klassen. Das mit dem 1. Januar 1900 in Kraft getretene Invalidenversicherungsgesetz vom 13. Juli 1899 ist auf dem Fundament des alten Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes erbaut, das mit dem 1. Januar 1891 in Kraft getreten ist und über welches die „Gartenlaube" in einer besonderen Beilage zu Nr. 1 des genannten Jahrganges ihre Leser unterrichtet hat. Das neue Gesetz verfolgt eine hervorragend arbeiterfreundliche Tendenz, die sich in der Klarstellung verschiedener bisher wenig glücklich formulierter Vorschriften, in der Erweiterung des Kreises der Versicherten, der Herabsetzung der Wartezeit, dem Ausbau der Krankenfürsorge durch die Versicherungsanstalten, einer anderen zur Erhöhung der Renten führenden Berechnung, in der Erleichterung der Uebergangsbestimmungen und Verbesserung des Verfahrens bei der Rentenbewilligung deutlich zeigt.

In Kürze bringen wir das für unsere Leser hauptsächlich Wichtige:

1 **Zwangsversicherung.** In die Versicherung sind einbezogen sind Werkmeister und Techniker (mit und ohne Hochschulbildung, als: Ingenieure, Architekten, Konstrukteure, Elektriker, Chemiker, Zeichner, Bautechniker u. s. w.), sämtliche Angestellte, deren Beschäftigung ihren Hauptberuf bildet (Beamte ohne Pensionsanwartschaft, Handelsbeamte, Hausdamen, Gesellschafterinnen, Stützen, Privatsekretäre u. s. w.), sowie Lehrer und Erzieher. Nicht nur die an öffentlichen oder Privatschulen angestellten Lehrer und Lehrerinnen ohne Pensionsberechtigung oder Hauslehrer sind zu versichern, sondern auch solche Personen, die auf dem Stundengeben bei wechselnden Auftraggebern ein Gewerbe machen (selbständige Sprachlehrer, Musiklehrer und Lehrerinnen u. s. w.), sowohl wenn sie in die Häuser der Schüler gehen, als auch, wenn sie ausschließlich in ihrer eigenen Wohnung unterrichten. Ausgenommen sind diejenigen Lehrer u. s. w., welche lediglich zur Ausbildung für ihren zukünftigen Beruf beschäftigt werden.

Ihre Grenze findet die Versicherung aller dieser Personen bei einem Einkommen von 2000 Mark.

2 **Freiwillige Versicherung.** Die zu 1 erwähnten Berufsgruppen, sowie Betriebsbeamte, Handlungsgehilfen und Schiffsführer, welche an Lohn oder Gehalt mehr als 2000, aber nicht über 3000 Mark beziehen, ferner Gewerbetreibende und Betriebsunternehmer, welche nicht mehr als zwei Lohnarbeiter beschäftigen und Personen, welchen als Entgelt für ihre Beschäftigung aus freier Unterhalt gewährt wird, sind befugt, freiwillig in die Versicherung einzutreten, solange sie das 40. Lebensjahr nicht vollendet haben (Erhöhungsbeiträge). Personen, die aus einem Versicherungsverhältnisse ausscheiden, können die Versicherung freiwillig fortsetzen (Weiterversicherung). Die Wahl der Lohnklasse steht beiden frei.

3. **Höhe der Beiträge und deren Leistung.** Die Lohnklassen von I bis IV zu 11, 20, 14 und 20 Pfennig sind beibehalten und noch eine Lohnklasse V hinzugefügt, deren Beitragsmarken à 36 Pfennig in gelber Farbe hergestellt werden. Außerdem sind in jede der 5 Lohnklassen noch Marken für 2 und solche für 13 Wochen eingerichtet. Die Beitragsentrichtung erfolgt in Quittungskarten von grauer Farbe für die Selbstversicherung, im übrigen in solchen von gelber Farbe. Außer dem Arbeitgeber kann auch der Versicherte die Beiträge entrichten. Gewöhnliche Wochenmarken können, die Marken für 2 und 13 Wochen müssen entwertet und zwar durch Daten, zum Beispiel für den 10. Januar 1900 durch „10. 1. 00."

4 **Invalidenrente.** Wenn mindestens 100 Beiträge auf Grund der Versicherungspflicht verwendet sind, beträgt die Wartezeit 200, andernfalls 500 Beitragswochen. Invalidität liegt vor, wenn die Erwerbsfähigkeit unter ⅓ der normalen gesunken ist. Invalidenrente wird auch dann gezahlt, wenn der Versicherte über 66 Wochen erwerbsunfähig gewesen ist für die weitere Dauer der Erwerbsunfähigkeit.

Die Höhe der Invalidenrente beträgt, wenn nur Beiträge in einer einzigen Lohnklasse entrichtet sind, beim Ablauf der Wartezeit von 200 Wochen:

116,40 ℳ	Lohnklasse I	(früher 110,20 ℳ)
132,00 „	„ II	„ 124,20 „
146,40 „	„ III	„ 131,40 „
160,20 „	„ IV	„ 141,00 „
174,00 „	„ V	

5 **Altersrente.** Die Wartezeit beträgt 2000 Beitragswochen. Der Beschäftigungsnachweis ist unter gewissen Voraussetzungen vollkommen erlassen.

Nach erfüllter Wartezeit beträgt die Altersrente in

Lohnklasse I	120,40 ℳ	(früher 106,40 ℳ)
„ II	140,40 „	„ 124,80 „
„ III	160,40 „	„ 147,80 „
„ IV	200,40 „	„ 191,00 „
„ V	230,40 „	

6 **Die Erhaltung von Beiträgen** erfolgt an weibliche Personen, welche eine Ehe eingehen, derselben, wenn wenigstens 200 (frühere 235) Wochenbeiträge geleistet sind. Die Anmeldefrist ist von 2 Monaten auf ein Jahr ausgedehnt worden.

Dem „Wohlthäter der Taubstummen", Samuel Heinicke, soll in seinem Geburtsorte Nautschütz bei Schkölen im Kreise Weißenfels ein Gedenkstein errichtet werden. Er ist der Begründer der Methode, nach welcher der Taubstumme zum Verständnis und möglichst vollkommenen Gebrauche der ordentlichen Lautsprache angeleitet wird. Geboren am 10. April 1727, studierte er in Jena und begab sich 1761 nach Hamburg, um dann 1769 die Stelle eines Kantors und Lehrers in Eppendorf bei Hamburg anzunehmen. In Eppendorf erregte der erfolgreiche Unterricht, welchen er einem Taubstummen erteilte, solches Aufsehen, daß ihm mehr und mehr taubstumme Kinder zugeführt wurden, bis er 1777 von Friedrich August von Sachsen in die Heimat zurückberufen wurde. Er gründete nun in Leipzig die erste öffentliche Taubstummenanstalt Deutschlands, der er vom 13. April 1778 bis zu seinem am 30. April 1790 erfolgten Tode vorstand. Die Anregung für den Gedenkstein ist vom Lehrerverein Stößen ausgegangen. Beiträge werden von dem Verein unter der Adresse des Herrn Lehrer C. Straube in Stößen gegen Quittung entgegengenommen.

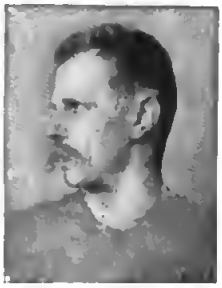
Digitized by Google

Marketenderin
Friederike Graner †.

Marketenderin Frau Friederike Graner †. Auf dem Liegnitzer Friedhof wurde am letzten Novem ber vorigen Jahres die Leiche einer Witfrau, Friederike Graner, mit militärischen Ehrenerweisungen zu Grabe geleitet. Die Verstorbene hatte nämlich gemeinschaftlich mit ihrem Manne bei der 5. und 7. Kompagnie der Königsgrenadiere dortselbst die Marketendergeschäfte besorgt und war während achtundvreißig Jahren in Kriegs- und Friedenszeiten des genannten Regiments treue Begleiterin gewesen. Seit 1870 erhielt sie aus dem kaiserlichen Hofmarschallamt alljährlich ein Geldgeschenk, weil sie in Versailles von einem Offizierdurschen überritten worden war. Nach dem Tode ihres Mannes blieb sie bei ihrer Truppe als Waschfrau thätig. Dreiundsiebzigjährig, ist die wackere Veteranin nun zur „großen Armee" eingegangen.

Die Dekoration der deutschen Ausstellung. Keinem Besseren hätte die Deutsche Kunstgenossenschaft das wahrlich nicht leichte Geschäft übertragen können, ihre Räume im Pariser Kunstpalast würdig auszugestalten, als dem Architekten Professor Emanuel Seidl, dem Bruder Gabriels, der wohl nicht, wie dieser, monumentale Bauten ausführte, aber eine solche Fülle reizender Privatarchitektur und besonders unübertroffener Innendekoration geschaffen hat, daß sein Name, mit dem Gabriels vereinigt, unter den Ersten der ganzen neuen Architekturbewegung in München steht. Er ist es, dessen Phantasie, Feinfühligkeit und geniale Anwendung der vorhandenen Mittel den alten nüchternen Glaspalast in kurzem zum prächtigen Galeriebau umschuf; Emanuel Seidl hat auch überall Hand angelegt, wo es galt, die eigentümlich reiche und dabei so besondere Dekoration eines Münchener Festes herzustellen. Den eigentlichen Bildersälen der Pariser Ausstellung liegt eine Längsgalerie vor; ein Säulenrondellengang, mit Kiesel und schwarzer Mosaik inkrustiert, hebt sich wirkungsvoll von dem vielen Gold der Umgebung ab. Die Wände der Bildersäle selbst sind mit rotem Damast, die vines Eliteraums mit echtem Golddamast bezogen, und überall ist Bedacht genommen, daß sich durch die breiten schwarzen Marmorportale Architekturbilder von stets neuem Reiz eröffnen. Wir dürfen also sicher darauf bauen, daß hier ein Werk geschaffen wird, welches dem deutschen Namen im Ausland zu hohem Ruhm gereichen wird.

Komponist Karl Gleitz. Der Name dieses jungen Tondichters, dessen Bild wir hier bringen, ist unter eigentümlichen Begleitumständen bekannt geworden. Obwohl Gleitz bereits eine Anzahl von Liedern, sowie größerer Klavier- und Orchesterwerke komponiert hatte, war es ihm nicht gelungen, sich Geltung und eine ihn vor Not schützende Existenz zu verschaffen. Um nicht zu verhungern, trat er vor Jahr und Tag in eine Fabrik ein, wo er als gewöhnlicher Arbeiter sein Leben fristete, während er manche Nachtstunde seiner Kunst opferte. Ueber diese düstere Misere hat er dann eine Broschüre „Künstlers Erdenwallen" erscheinen lassen, die ziemliches Aufsehen erregte und in Fachkreisen wie auch im musikliebenden Publikum für den Autor das lebhafteste Interesse erweckte. Gleitz erweist sich in der That als ein Künstler von Temperament und Eigenart, der im Tonbereich wirklich was zu künden hat und dem jedenfalls noch eine schöne Zukunft beschieden sein dürfte.



Emanuel Seidl.

Nach dem Gemälde von F. v. Lenbach (Heliogravüre in Schorer's biographischem Verlag in Berlin.)

Komponist Karl Gleitz.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph W. Höffert in Berlin.

Die deutsch-ostafrikanische Zentralbahn. Die Ereignisse in Südafrika sind nicht ohne Rückwirkung auf die Interessen der deutschafrikanischen Schutzgebiete geblieben und haben die Notwendigkeit der kulturellen Erschließung des Inneren, namentlich unseres kolonialen Besitzes im Osten des Weltteiles, erneut dargethan. Eines der wichtigsten zu diesem Ziele führenden Mittel ist der Eisenbahnbau von der Küste nach dem Binnenlande, wie er in der Strecke Tanga-Moheia (42 km) bereits existiert, und wie er in der Anlage einer deutsch-ostafrikanischen Zentralbahn von Dar-es-Salaam nach Mrogoro geplant ist. Namentlich dieser letztere Schienenweg ist es, dem sich jetzt, nachdem eine größere Summe in den Etat der dem Reichstag seitens der Reichsregierung unterbreiteten Vorlagen eingestellt ist, das allgemeine Interesse zuwendet. Eine deutsch-ostafrikanische Zentralbahn ist in erster Linie geboten durch das Vorrücken der englischen und belgischen Konkurrenzlinien gegen unsere nördlichen und westlichen Grenzen. Die von Mombasse nach dem Norden des Viktoria Nyanzasees zu erbauende, bereits zu einem Drittel im Betriebe befindliche englische Linie würde den ganzen Handel dieses Seengebietes und seiner fruchtbaren, dicht bevölkerten Ufer von unseren Häfen abziehen. In gleicher Weise hat sich nach Vollendung der Kongoeisenbahn die Gefahr einer Ablenkung aus unserem Tanganyikagebiet nach Westen hin verstärkt.

Die schnelle Durchführung der deutsch-ostafrikanischen Zentralbahn ist daher heut nicht nur eine wirtschaftliche Notwendigkeit, sondern sie ist auch dem Ausland gegenüber zu einer Ehrensache geworden, zu einem Prüfstein unserer kolonialen Macht und Bedeutung.

Die neue Bahnstrecke, ca. 240 km lang, wird ein im allgemeinen fruchtbares, wohl bebautes, dicht bevölkertes Land durchqueren, das nach seiner Bodenbeschaffenheit und Vegetation den Vorbedingungen für erfolgreiche Kultur entspricht. Endpunkt der Bahn ist Mrogoro, jetzt eine Hauptetappe des Karawanenverkehrs aus dem Inneren, der dort seine Träger und seine Vorräte zu ergänzen pflegt, auch ist die Entfernung groß genug, um dem Karawanenverkehr die Benutzung der Bahn wünschenswert zu machen, so daß die Bahn nach dieser Richtung hin ebenfalls auf eine ausgedehnte Frequenz und entsprechende Einnahme wird rechnen können.

Die zu bauende Zentralbahn hat in der Strecke Dar-es-Salaam-Mrogoro ihr erstes Glied, welches später eine Fortsetzung nach den Seen erhalten soll. Sie wird dazu beitragen, dem Hafen Dar-es-Salaam einen regen Handelsverkehr zuzuführen und denselben zu einem der ersten Stapelplätze an unserer Küste zu machen. Was die Trace der neuen Linie betrifft, so hat man den zuerst gehegten Plan, sie nach Bagamoyo zu führen und von der Mitte der Strecke Dar-es-Salaam-Bagamoyo nach Mafiti zu leiten, fallen lassen, weil ein solcher Umweg die Gefahr in sich birgt, daß voraussichtlich ein großer Teil des Verkehrs aus dem Innern des Schutzgebietes nach dem seinen Hafen, sondern nur eine Reede besitzenden Bagamoyo abgelenkt und hierdurch der Hauptort Dar-es-Salaam und sein Hafen benachteiligt werden würde.

Es ist jetzt beschlossen, die Bahn von Dar-es-Salaam in möglichst direkter Richtung nach Mafiti zu führen. Für die Vorarbeiten ist ein Betrag von 120 000 Mark ausgeworfen worden.

Projektierte Eisenbahnen. ——— Eisenbahnen im Betrieb.

Die projektierte deutsch-ostafrikanische Zentralbahn.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Photographie-Ständer. Einen hübschen Ständer in Fächerform kann man selbst herstellen. Man gebraucht eine im Durchschnitt 46 cm große Rundung aus ½ cm starkem Holz, die mittels einer Laubsäge genau in ihrer Mitte durchschnitten wird. Die eine Hälfte d det die Grundform des Ständers, aus der anderen werden die verzierten Auflagen geschnitten, hinter denen die Photographien ihren Halt finden.

Photographieständer.

Die mit dem unteren Rande der Grundform gleichlaufende linksseitige Auflage besteht aus einer in der Mitte 6 cm hohen, unten 13 cm breiten Halbrundung und einem aufgeschnittenen, die Fächerscheibe imitierenden Teil, der 3 cm breit an dem Mittelstück beginnend, am oberen Rande 16 cm lang, in 6 cm Breite genau mit der seitlichen Rundung der Grundform abschließt (s. die obere Abb.). 7½ cm oberhalb der mittleren Auflage markiert sich eine zweite, in Form eines 4 cm breiten halben Ringes, der sich genau der Rundung der Grund-

Photographieständer.

form anpaßt. Bevor diese Auflagen festgeleimt werden, macht man sie nach ihrem oberen Rande zu etwa 2 cm breit ein wenig ab, um Raum zum Hineinklemmen der Photographien zu erhalten. Zum Aufstellen des Ständers ist an der Rückseite eine 17 cm lange, 3 bis 4 cm breite Holzstütze mittels Charnieres zu befestigen, zum Anhängen dient ein Metallring. Die braun gebeizte Vorlage zeigt die Auflagen mit Schnitzarbeit, die Grundform mit dunklen Strichen verziert, welch letztere die Fächerform mehr hervorheben sollen; sehr hübsch sieht auch ausgemalter Holzbrand auf weißem Holze aus. M. St.

Lambrequin für Körbchen ꝛc. Ganz einfache kleine Körbchen erhalten durch ein leichtes Seidenfutter, für das sogar zwei in Farbe harmonierende Reste geschickt verwendet werden können, und ein zierliches Lambrequin ein allerliebstes Aussehen. Die in halber Größe dargestellte Vorlage zeigt gehäkelte Blattformen an einer gezierten Borte und kann deliebig in Seide, Baumwolle oder Leinengarn ausgeführt werden. Als Borte dient der Vorlage ein tiefgeteiltes kräftiges Spitzenbändchen, das dunkelgrüne Fischgrätenstiche und in geringen Entfernungen aufgenähte rote Glassteine (Imitation von Rubinen) wirksam beleben. Die wie folgt zu häkelnden Blätter sind fadidian —: 7 je durch 1 Luftm. getrennte Städchenm. in die Pikots der Borte, 20 Luftm., anschließen nach rechts an die 8. Luftm., wodurch

Lambrequin für Körbchen etc.

ein Ring von 12 Luftm. entsteht, dreimal je nach 8 Luftm., 1 feste M. in die 4., 8. und 12. Luftm.; in den 1. bis 3. der so erhaltenen Bogen je 1 feste M., 1 halbe Städchenm., 10 Stadchenm., 1 halbe Stäbchenm. und 1 feste M., beim ersten Bogen nach der 5. Stäbchenm., 1 Luftm., dann anschließen an die 4. Stäbchenm. der Borte and im Verlauf der Kreis beim zweiten Bogen nach der 5. Stäbchenm. 1 Luftm. und anschließen an die 6. Stabchenm. des dritten Bogens der letzten Blattform. Nach Vollendung der 3 Blattbogen für den Stiel: 7 feste M. in die sieben gebliebenen 7 Luftm. Ebenfalls blau ist der obere Abschluß der Borte aus je 2 Stäbchenm. in jedes zweite Pikot der Borte, die ein Zackchen aus 4 Luftm. und 1 festen M. trennt. M. St.

Toilettensack. Beinahe unentbehrlich am Toilettentisch ist mir ein Sack geworden, der alles, was man acht gern auf dem Toilettentisch liegen hat, aufnimmt, wie Nagelfeilchen, Lockenkräusler ꝛc. Man stellt den Sack aus mitteldicker englisch Leder her, die Blume in weißem starken Gianzgarn. Weißseidenes Band oder Litze zum Zug, der auf jeder Seite ein Knopfloch erhält. M B.

Toilettensack.

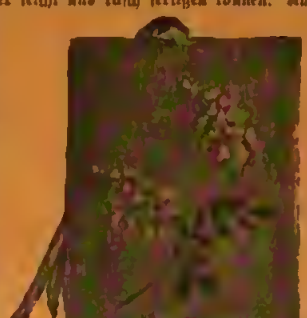
Für kleine Kinderhand. Untersatz für Haarbrennapparat. Starkes Cigarrenholzbrettchen 10 auf 20 cm wird mit Glaspapier glattgerieben. Eine schmale Randleiste in Kerbschnitt ziert den Rand, eine Zierbohrerlinie nach innen wird vergoldet. Geschickte Knabenhände können die Arbeit sehr gut mit dem Taschenmesser ausführen und können ohne Kosten sein praktisches und willkommenes Geschenk machen.

Erdbeere als Nadelkissen. Oft entbehrt man an der Nähmaschine ein Kissen, um Nadeln und Stecknadeln rasch wieder zur Hand zu haben. Kleine Mädchen machen hierfür wohl gern der Mama eine Aushilfe in Gestalt einer hübschen Erdbeere. Sie wird aus rotem Tuch in drei Teile geschnitten und diese dann überwendlich fein zusammengesetzt. Dan grüner Seide werden Samenkörnchen aufgestickt, dann mit Eisenfeilspänen die Beere fest gefüllt und der letzte kleine Schlitz zugenäht. Zuletzt erhält die Erdbeere einen Stiel aus doppelter grüner Wolle zum Aufhängen an die Maschine; mit grüner Wolle wird auch das Kelchblatt oben lose gestickt.

Untersatz für Haarbrennapparat.

Mandarine als Nadelkissen. Ein anderes solches Nadelkissen, das schon geschicktere Hände erfordert, ist die Mandarine, die aus fünf Teilen fein überwendlich zusammengenäht wird. Auch sie wird mit Eisenfeilspänen gefüllt, mit doppeltem Wollstiel versehen, an welchen ein Doppelblatt aus grasgrünem Tuch oder sonst Wollstoff genäht wird. Oben grasgrüner Bupen aus Stoff.

Aufbewahrungstuch für weiße Baumwollbänder und Litzen, ein Geschenk, das Mader leicht und rasch fertigen können. Auf helles starkes Leinen, 18 cm breit, 25 cm lang, wird ein Blütenzweig leicht mit Seide und Baumwolle gestickt. Dann wird, in der Farbe passend, links buntes Satinfutter aufgebeftet, das Ganze mit dem Leinen gleichfarbener halbseidener Litze eingefaßt. Bindedand ½ m Litze.



Aufbewahrungstuch für Bänder.

Nelke als Tintenwischer. Tuch in der Farbe von Nelken wird in Form des Nelkenblattes 20mal geschnitten. Jedes einzelne Blatt als Tüte unten zusammengefaßt und außen anfangend auf einen 2 cm im Durchmesser, doppelten Tuchkreis aufgesetzt; einige Straußenfederchen als Staubfädea. Längliche Blätter aus doppeltem, graugrünen Tuch an einem Stiele aus ziemlich dicker, grangrüner Wollschnur, welche unten mit Gummi zum Streifen angefeuchtet wurde.

Gipsfiguren mit Stearinmasse überzogen reinigt man vorzüglich selbst. ½ Pfund ganz helle Schmierseife ist mit zwei Litern Wasser zu kochen, tuchtig zu schlagen; wenn erkaltet, die Gipsfigur mittels feinen Borstenpinsels damit zu betupfen, bis aller Schmutz entfernt ist; mit abgekochtem erkalteten Wasser mit weichem Schwämmchen möglichst trocken nachzuwaschen, „ohne Sonne“ rasch an der Luft trocknen lassen.

✻ Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. ✻

W. Heimburgs Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe.

10 Bände, elegant gebunden. In feiner englischer Leinwand-Truhe. Preis 40 Mark.

Auch in einzelnen Bänden à 4 Mark oder in 71 Lieferungen à 40 Pfennig zu beziehen.

Inhalt: Bd. 1 **Aus dem Leben meiner alten Freundin.** Mit Illustr. von Willy Claudius. Bd. 2. **Lampenmüllers Lieschen.** Mit Illustr. von J. A. Wehle. — Bd. 3. **Kinder Goldhuisen. Ursula.** Mit Illustr. von A. Fick. Bd. 4. **Ein armes Mädchen. Das Fräulein Gute.** Mit Illustr. von August Mandick. Bd. 5. **Trudchens Heirat. Im Bauer der Mücken.** Mit Illustr. von A. Kaselt. Bd. 6. **Die Andere. Anerkannten.** Mit Illustr. von Willy Claudius. Bd. 7. **Herzensstürmen.** Mit Illustr. von C. Kopf. — Bd. 8. **Vore dem Tollen.** Mit Illustr. von M. Glauber und H. Albrecht. — Bd. 9. **Eine andere und eine Frau.** Mit Illustr. von A. Burkschmidt. — Bd. 10. **Unter der Linde. Rudolf. Im Abgrund. Unsere Evangelisch. Unser Männ. Jakobi. In der Weberstube. Großmütterchen. Höhere Pflicht. Verschlossene Thür. Endlich Ihre Verlobungsring. Fischerchen. Großvaters Stammbuch. Auf schwankem Kahn.** Mit Illustr. von A. Bick, C. Koch, J. A. Wehle, C. Kopf und W. Claudius.

Illustrationsprobe zum Heimburgs Romanen

W. Heimburg zählt zweifellos zu den liebenswürdigsten und beliebtesten unserer Romanschriftstellerinnen. Aus dem unergründlichen Born eines tiefen Gemüts schöpfend, weiß sie ihre Leser im innersten Herzen zu packen, aber auch über die Alltäglichkeit hinaus zu erheben. Die Welt von heute jagt und hastet, und der Kampf von heute macht so viele hart, da muß uns eine Dichterin willkommen sein, welche in sinniger Weise Herz und Gemüt zur Geltung bringt; ihr Wirken ist versöhnend und klärend und darum gebührt ihr das Heimatsrecht im deutschen Hause.

Wie viele, die sich des ihnen durch die Lektüre von Heimburgs Romanen schon gewordenen Genusses dankbaren Herzens erinnern, mögen nicht schon lange den Wunsch gehegt haben, die Heimburgschen Schriften in würdiger Ausstattung gesammelt als bleibenden Hausschatz zu besitzen. Für sie, sowie für alle diejenigen, welchen die Werke der berühmten Erzählerin noch fremd sind, veranstaltete die Verlagshandlung die illustrierte Sammel-Ausgabe. Ausgezeichnete Künstler haben dieselbe mit wohlgelungenen Bildern geschmückt, während es sich die Verlagshandlung angelegen sein ließ, durch schönen, klaren Druck, gutes Papier und einen geschmackvollen Einband für ein ansprechendes äußeres Gewand Sorge zu tragen.

Die meisten Buch- und Zeitungshändler nehmen Bestellungen auf die neue illustrierte Ausgabe von **W. Heimburgs Romanen und Novellen** entgegen und senden auf Verlangen die erste Lieferung zur Ansicht.

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.

Höhere technische Lehranstalt für Elektro- und Maschinentechnik.

Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Regierungs-Kommissar.

Technikum Altenburg S.-A.

für Maschinenbau, Elektrotechnik u. Chemie. — Lehrwerkstätten. — Progr. frei.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Schloss Josephsthal.

Roman von

Marie Bernhard.

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Verlag v. Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Das erste Jahr im neuen Haushalt.

Eine Geschichte in Briefen von

R. Artaria.

2. Auflage. Preis geheftet 3 Mk. Elegant gebunden 4 Mk.

Es dürfte kaum ein litterarisches Gelegenheitsgeschenk kleineren Umfangs geben, welches jungen Frauen und Bräuten willkommener sein könnte, als das Buch einer gemüt- und humorvollen Frau über das erste Jahr im Ehestand.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen, es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen. Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK. U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

4. Heft. 27. Februar 1900.

Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Inhalt.

	Seite
Im Wasserwinkel. Roman von W. Heimburg (3. Fortsetzung)	105
Faschingstreiben in Niederösterreich. Von Hans Leeschbaum. Mit Illustrationen von W. Gause	115
Aus Rom. An meine Freunde. Von M. von Ebner-Eschenbach (Schluß)	118
Eine Winterfahrt ins Gebirge. Von J. C. Heer. Mit Abbildungen	123
Hamum. Novelle von Rudolph Strutz (Fortsetzung)	128
Blätter und Blüten: Herzogin Friedrich von Schleswig-Holstein †. (Mit Bildnis S. 133.) S. 134. — Das Deutschtum in Montreal. S. 134. — Die „Tenierskneipe" des Künstler-Sänger-Vereins in München. (Zu dem Bilde S. 108 und 109.) S. 134. — Ein Riesenkaktus. (Mit Abbildung.) S. 135. — Ein Jubiläum zweier Knallstoffe. S. 135. — Gabelbock im Kampfe mit Heulwölfen. (Zu dem Bilde S. 121.) S. 135. — Das Reichsinvalidenheim. (Mit Abbildung.) S. 136. — Das Vordringen der Schwarzamsel in den Städten. S. 136.	
Allerlei Kurzweil S. 136.	
Illustrationen: Ein Fastnachtsidyll. Von E. Lanoe. S. 106. — Die „Tenierskneipe" des Künstler-Sänger-Vereins in München. Von M. Ebersbeegee. S. 108 und 109. — Carneval. Von A. E. Kepler. S. 113. — Abbildungen zu dem Artikel „Faschingstreiben in Niederösterreich". Von W. Gause. — Kameleiter in der Gegend „um Wechsel". S. 115. „Faschingengehen" im Viertel ober dem Manhartsberg. S. 116. Der Faschingszug in St. Veit. S. 117. — Gabelbock im Kampfe mit Heulwölfen. Von Friedr. Specht. S. 121. — Abbildungen zu dem Artikel „Eine Winterfahrt ins Gebirge". Gasthof zur „Post" in Kochel. S. 123. Walchensee. Urfeld. S. 124. In der „Post" zu Walchensee. Am Herrentisch. Am Damentisch. Der Herzogstand mit dem Schutzhaus. S. 125. Der Walchensee, vom Herzogstand aus gesehen. S. 126. Mittenwald. Scharnitz. Seefeld. S. 127. Am Münchener Bahnhof nach der Rückkehr. S. 128. Christbaumversteigerung in der „Post" zu Walchensee. Von Fritz Bergen. S. 129. — Herzogin Friedrich von Schleswig-Holstein, die Mutter der Deutschen Kaiserin. S. 133. — Ein Riesenkaktus. S. 135. — Das Reichsinvalidenheim bei Schloß Babelsberg. S. 136.	

Hierzu 2 Beilagen, sowie Kunstbeilage 4: „Der verliebte Pierrot". Von St. Grachofski.

Kleine Mitteilungen.

Wahl und Einrichtung des Krankenzimmers. Erkrankt ein Familienmitglied schwer oder wird es für längere Zeit bettlägerig, so tritt an die Hausfrau die Frage heran, welches der ihr zur Verfügung stehenden Zimmer sie als Krankenstube einrichten soll. Dabei kommen verschiedene Rücksichten in Betracht. Das Krankenzimmer darf nicht zu klein sein und sollte einen Luftraum von mindestens 35 Kubikmetern aufweisen. Das Krankenbett muß im Zimmer frei mit dem Kopfende gegen die Wand stehen, damit man von beiden Seiten zu dem Patienten heran kann. Alle für die Krankenpflege überflüssigen Möbel wie Schränke, Kommoden u. dgl. sollten, wenn tunlich, entfernt werden, und den gewonnenen freien Raum benutzt man zur Aufstellung eines Wechselbettes und im gegebenen Falle einer Badewanne.

Was die Lage der Krankenstube anbelangt, so ist ein nach Norden gerichtetes Zimmer nur in heißen Monaten oder bei besonderen Patienten, wie Augen- und Gehirnkranken, zu wählen. Sonst ist die Südostlage und im Winter die Richtung der Fenster nach Westen vorzuziehen.

In der nächsten Umgebung des Krankenzimmers sollen störende Geräusche vermieden werden. Dasum darf dasselbe nicht in der unmittelbaren Nähe der Küche oder des Treppenflurs liegen. Ebenso sind Zimmer zu vermeiden, die in der Nähe vom Aborte sich befinden oder deren Fenster nach engen übelriechenden Höfen gehen. Polstermöbel, Teppiche, kurz alle Staubfänger und Stauberzeuger sind aus der Krankenstube zu entfernen. Während der Nacht brenne man die auf Rüböl schwimmenden Nachtlichte und habe dabei eine Stearinkerze bereit stehen. Petroleumlampen empfehlen sich nicht, da sie leicht bei zu niedrig oder zu hoch Schrauben, beim Andrennen oder Auslöschen üble Dünste erzeugen.

In kleineren und mittleren Wohnungen wird sich nicht immer ein Zimmer finden lassen, das allen gestellten Anforderungen genügt. Die Hausfrau muß dann dasjenige wählen, das unter Berücksichtigung des vorliegenden Krankheitsfalles die meisten Vorzüge in sich vereint.

Umsetzen von Blumen und Stecklingen. Im Zimmer des Blumenfreundes beginnt zum Frühjahre eine lebhafte Zeit. Er muß die zum Umsetzen seiner Pflanzen nötige Erde und die passenden Töpfe herbeischaffen und auch für das Pflanzholz sorgen. Die Zimmerpflanzen lieben im allgemeinen eine gute, mit etwas Sand gemischte Mistbeeterde. Nur Farren, Azaleen, Heidekräuter, die in Heideerde gesetzt werden wollen, machen hiervon eine Ausnahme. Zum Pflanzen soll die Erde nicht zu feucht und nicht zu trocken sein, die Töpfe dürfen nicht zu groß genommen werden; alte sind vorher zu waschen, neue eine Stunde ins Wasser zu legen. Kranke Pflanzen bekommen immer kleinere Töpfe und stärker mit Sand vermischte Erde. Während des Verpflanzens werden Triebe zu Stecklingen von den meisten Pflanzen geschnitten, so von Fuchsien, Pelargonien, Heliotrop, Tradeskantie, Dracaenen und Gummibaum. Der Schnitt ist manchmal auch notwendig, um schöne, gedrungene Pflanzen zu erhalten. Die Stecklinge werden in Sand gesteckt und zum Teil — so Heliotrop, Abutilon, Alternanthere, Dracaene — mit einer Glasglocke gegen die Außenluft geschützt; einige andere, z. B. Oleander, Myrte, Gummibaum, steckt man in mit Wasser gefüllte Medizinglaser. Knollenbegonien werden behufs Vermehrung geschnitten, Gloxinienknollen, ebenso Achimenes, Tuberosen eingepflanzt. Die letzteren müssen sehr warm stehen, wenn sie etwas aersprechen sollen. Ferner beginnt die Aussaatzeit für Begonien, Lobelien, Chrysanthemum. Von den alten Chrysanthemumbüschen werden die krautigen Triebe zu Stecklingen benutzt und die Pflanzen alsdann fortgeworfen. Stecklinge und Aussaaten sind gegen grelle Sonne zu schützen. Größer gewordene Sämlinge pikiert man, bewurzelte Stecklinge erhalten kleine Töpfe. Tägliches Ueberbrausen von Pflanzen und Sämlingen ist durchaus notwendig, Ungeziefer wird leichter durch Waschen mit Petroleumseifenbrühe vertilgt. Cannainnen schneidet man vor der Aussaat etwas an, dasselbe geschieht auch mit Palmen, damit sie leichter keimen. Musasamen sollen 14 Tage lang vor der Aussaat in warmem Wasser liegen.

Alle abgeblühten Hyacinthen stellt man kühl und trocken. Im Garten sind sie wieder verwendbar, zur Treiberei nicht. Die abgeblühten Maiblumen kommen auf den Komposthaufen. Rosen, Helleborus, Deutzien, Flieder werden an einem 4 bis 6° warmen Ort weiter gepflegt und im April in den Garten gebracht, damit sie sich wieder erholen.

Frühjahrsarbeit im Hausgarten. Der März ist der erste Monat des neuen Jahres, in welchem die Gartenarbeit wieder mit allen Kräften aufgenommen wird. Stachel- und Johannisbeeren sollen geschnitten, d. h. etwa um ½ der Triebläuge verringert werden. Dann folgen der Reihe nach Kirschen, Aprikosen, Pfirsiche, Pflaumen, später Aepfel und Birnen. Steinobst liebt keinen scharfen Schnitt, es will mehr ausgelichtet sein. Das Schröpfen der schwachgebliebenen Bäume beginnt, schlechte Sorten werden umveredelt, wobei man wieder mit Kirschen und Pflaumen anfangt. Sehr wichtig ist es, alle Bäume mit einer 4proz. Kupferkalkbrühe zu spritzen, damit die Pilze getötet werden. Wo Kommaläuse und Schildläuse sich breit machen, ist ein Anstrich mit Petroleum gut. — Das Düngen der Bäume darf nicht vergessen werden. Jauche, fester und künstlicher Dung thun gut, besonders den Bäumen, welche im vorigen Jahre stark getragen haben. Im Gemüsegarten beginnt das Aussäen von Puffbohnen, Karotten, Erbsen, Zwiebeln, Schwarzwurzeln, Petersilie, Radies, Rettig und Buhnenkraut; auch Aussaaten von Kohlarten zur Pflanzengewinnung werden gemacht. Stauden vom Schnittlauch, Sauerampfer, Rhabarber, Estragon sind herauszunehmen, zu teilen und wieder zu pflanzen, wenn man Vermehrung davon haben will. Die Spargelbeete werden umgegraben, mit Kainit, 5 Centner auf 2500 Quadratmeter, gedüngt und gegen Mitte des Monats angehäufelt. Ferner wird mit der Vorbereitung von Spargel-Neuanlagen begonnen, indem man den Boden rigolt und dabei viel Stallmist, Kloake und Kompost unterbringt, auch einige Centner Thomasmehl mit einstreut und 20 Centner Kalk auf die genannte Bodenfläche gielt. — Erdbeerbeete, welche mit kräftigen Pflanzen jetzt belegt werden, liefern noch eine gute Ernte. Die Frühkartoffeln sind zum ankeimen auf Horden auszubreiten und warm und trocken hinzulegen.

Im Blumengarten wollen Rosen freigedeckt und beschnitten werden. Die Beete in der Nähe der Wohnung bepflanzt man mit Stiefmütterchen, Bergißmeinnicht. Das Aussäen von Reseda, Iberis hat zu geschehen, der Rasen ist in Ordnung zu bringen. Man durkt ihn mit scharfem Rechen aus, streut Kompost über und säet auf kahlen Stellen nach. Gegen Moos wird mit Kainit und Kalk gedüngt, ganz schlechte Flecken werden umgegraben und neu besäet. Das Unkraut darf nirgends aufkommen. Die Maiblumenbeete erhalten eine kräftige Düngung durch Pferdedünger; Helleborus, Primeln, Auricln werden gepflanzt, auch sonst noch Sträucher aller Art. Dabei ist nicht zu vergessen, daß fest gepflanzt und stark mit Wasser eingeschlämmt werden muß. Die Schlingpflanzen sind nachzusehen, auszupuzen und neu anzubinden. Im Park kann ausgelichtet werden, und man darf selbst noch dicke Aeste wegnehmen, wenn sie stören

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München

DER VERLIEBTE PIERROT

Nach dem Gemälde von St. Grocholski

Halbheft 4. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ● Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Im Wasserwinkel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(3. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Es ist wieder ein halbes Jahr vergangen, der August gekommen und mit ihm der Beginn der Schulen nach den großen Ferien.

An der Thür des Ahrens'schen Hauses ist ein Schild aus weiß lackiertem Blech befestigt; „Strick-, Stick- und Nähschule, Mittwochs und Sonnabends 2 bis 5 Uhr, von Frau verwitwete Doktor Ahrens" steht darauf mit großen schwarzen Buchstaben. Das Erdgeschoß ist als Unterrichtszimmer eingerichtet worden. Nach langem Hin- und Herschwanken hat sich die ganz mittellos zurückgebliebene Witwe entschlossen, ihre Existenz durch Eröffnung einer Schule zu befestigen, hoffend, daß sie allmählich mehr und mehr kleine Schülerinnen erhalten werde.

Robert hat noch vor Ostern geheiratet und ist in das Parterre des schwiegerelterlichen Hauses gezogen. Die Miete für das kleine Haus in der Rittergasse bezahlt er, das ist seine Hilfe für Mutter und Schwester, sie haben dadurch doch wenigstens ein Dach über dem Kopfe; im übrigen müssen sie sehen, wie sie durchkommen, mehr kann er nicht thun!

Also die Schule. — Die kleinen Mädchen, zwanzig an der Zahl, haben sich nach den Ferien wieder eingefunden, Frau Doktor steht unter ihnen, bedrückt, mit nervös abgespannten Zügen. Eva führt die Kinder an ihre Plätze, fragt, wie es ihnen ergangen ist und ob sie tüchtig Partien gemacht und gespielt haben in der freien Zeit. Als endlich die kleine Schar sitzt und Frau Doktor in ihrem düstern Hauskleid auf der Estrade Platz genommen hat, steht Eva noch ein Weilchen zögernd da.

Ein Fastnachtsidyll.
Nach dem Gemälde von E. Luyot.

Sie hat sich sehr verändert, schmal und blaß ist das Gesicht geworden, und statt der schweren Zöpfe kräuselt sich ein wirres dunkles Gelock um den Kopf, das Haar einer nach schwerer Krankheit Genesenen.

Frau Doktor wickelt eben stumm der jüngsten, neuesten Schülerin die Baumwolle um die kleinen gespreizten Fingerchen und lehrt sie die Maschen mit der Nadel durchstechen.

Eva steht an der Thür und betrachtet mit bitterem Lächeln das Bild.

„Bitte, Eva, geh' spazieren, du sollst nicht so lange in der eingeschlossenen Luft sein," sagt Frau Doktor besorgt.

„Ich werde allein fertig, will auch allein fertig werden, Kind."

„Wohin soll ich denn gehen, Mutter?" fragt Eva. Sie hat etwas Müdes in der Stimme.

„Besuche doch Tony,"

schlägt Frau Doktor vor, „bring' ihr die Deckchen, die ich für sie gehäkelt habe."

Eva schleicht aus der Stube, nimmt den Strohhut und den leichten Umhang und wandert durch die Straßen zu der Wohnung des Bruders. Es ist ein sehr stattliches Gebäude am Heumarkte; das Hochparterre neben dem riesigen Thorwege, in den eine kleine Pforte eingelassen ist, die die Hausthür vorstellt, bewohnt das junge Paar.

Eva weiß auf den ersten Blick, daß sie ungelegen kommt; die Schwägerin ist mit ihrer Mutter in der Küche beim Einkochen von Aprikosen, und mit rotem Gesicht in die Wohnstube hastend, wohin Eva von dem Dienstmädchen geführt wurde, fragt sie: „Was ist denn los, Eva? Willst du was? Robert ist über Land."

„Ich will nichts, nur fragen, wie es euch geht, Grüße bestellen von Mutter, und —"

„Setz' dich doch einen Augenblick."

„Danke, ich will nicht stören, Tony, grüße Robert und — dies schickt dir die Mutter."

„Warum hat sie dich denn nicht begleitet? Ach so, die Schule! — Sag' mal, hat Mutter Roberts Brief erhalten heute früh?"

„Ich weiß nicht, Tony," antwortet Eva, „Mutter hat mir nichts davon mitgeteilt."

„So! Weißt du, es ist nämlich wegen ihrer Schule; Robert hat in Erfahrung gebracht, daß verschiedene Mütter mit dem Unterricht nicht zufrieden sind, die Kinder kämen so abgespannt wieder heim, es sei gar nichts Anregendes in den Stunden; die Würmer seien ja gar nicht hinzubringen, weil Frau Doktor die ganze Zeit über stumm und starr dasitze — Na, weißt du, Eva, das ist am Ende ja auch nicht das Richtige. Wenn man mal so was anfängt, soll man's mit Lust und Liebe thun; das hat Robert ihr nun vorgestellt. Wenn die Kinder nicht mehr kommen, was wollt ihr dann anfangen? Ich sagte zu Robert, du müßtest doch mit unterrichten, aber er will davon nichts hören, deine Nerven wären noch zu schwach. Na, du bist ja eben seine Zuckerpuppe, werd' nur endlich mal gesund, es ist ja ein Elend mit dir! Wie lange dauert das eigentlich schon? Den ganzen Brautstand hast du mir verdorben durch deinen Typhus, du krankes Huhn!"

Das letzte soll scherzhaft klingen, aber wie zwei Spitzen bohren sich die unfreundlichen Blicke dem jungen Mädchen in das Herz; sie fühlt heute nicht zum erstenmal, daß ihre Schwägerin sie und die Mutter als ein schrecklich überflüssiges Anhängsel betrachtet.

„Ja, ja, Robert ist ein wenig sentimental in Bezug auf uns," sagt sie, „er gewöhnt sich das hoffentlich noch ab, Tony. Und was das mit Mutter betrifft, so werden wir sehen, was zu thun ist, Mutter ist eben noch so sehr traurig. Lebe wohl, Tony!"

„Kommt doch mal zu einer vernünftigen Zeit," fordert die junge Frau verlegen auf, denn sie fühlt, sie ist verstanden worden, und hat Angst vor ihrem Mann.

„Gewiß, recht gern — du brauchst nur zu sagen, wenn's dir einmal paßt! Mutter und ich haben niemals etwas vor."

„Ich denke, du bist so oft bei Baldaufs?"

Eva errötet jäh. „Durchaus nicht, nur wenn Madame Baldauf mich fast mit Gewalt in ihren Garten schleppt, damit ich mich in frischer Luft erholen soll."

„Du brauchst doch nicht rot zu werden darum?" lacht Tony, die Stubenthür hinter sich und Eva schließend. „Was macht übrigens die junge Frau in Charlottenhof?"

„Wie soll ich das wissen?"

„Na, Madame Baldauf erzählt dir doch sonst das Blaue vom Himmel."

Eva antwortet nicht.

„Ach, geh' nur, du bist ein Nickel," schmollt Tony, „du willst nur nichts sagen, das soll so was heißen!"

„Adieu, Tony!"

„Adieu, grüß' die Mutter!" Aergerlich klappt die junge Frau die Entreethüre hinter dem blassen Mädel zu.

Eva kehrt nach Hause zurück auf dem kürzesten Wege, voll Sorge und Unruhe um die Mutter. Im Hausflur bleibt sie stehen — aus dem Schulzimmer schallt der Gesang der Kinder in ihr Ohr: „Es kamen grüne Vögelein geflogen her vom Himmel" — die zitternde farblose Stimme der Mutter klingt deutlich heraus, hilflos, gequält. Das junge Mädchen lehnt plötzlich den Kopf an den Thürpfosten und weint leise und bitterlich. Ums liebe Brot singt die bedrückte Frau, die sonst kaum sprechen mag seit dem Tode des Mannes, ums Brot für sich und sie, die hier steht, unfähig, mit zu arbeiten! Ach, könnte sie doch die Mutter befreien von sich, von dieser schweren, unnützen Last! — Aber wie denn nur? Auf welche Weise?

Sie verkriecht sich in den Winkel des Sofas, auf dem der Vater gestorben ist, und weint weiter. Sie hat lange nicht geweint, lange nicht. Jetzt ist es, als ob eine zurückgestaute Flut den Damm durchbreche. So schwer ist das Leben, so schwer und freudlos! Warum nur mußte sie gesund werden! Sie kann es nicht wieder hören, daß die Mutter singt, nie wieder — sie kann überhaupt hier nicht weiter leben, sie kann nicht!

„Aber, liebes Kind," klingt ihr jetzt die müde Stimme in die Ohren, „warum weinst du denn so?" Frau Doktor ist eingetreten, matt und erschöpft von der Anstrengung des ungewohnten Thuns. „Lieber Gott, Kind, fasse dich doch endlich, es ist ja nun mal nicht anders — komm, steh' auf, besorge den Kaffee!"

Eva taumelt empor und verläßt, das Tuch gegen die Augen pressend, das Zimmer. Als sie mit dem einfachen Vespermahl zurückkehrt, streichelt ihr die Mutter die Hand. „Bist eben noch so angegriffen, Eva, könnten wir nur die Tore wiedernehmen!"

„Ist ja nicht nötig, Mama! Ich soll ja nicht stillsitzen."

„Wollen wir heut' abend zu Baldaufs, Kind?"

„Ach, Mama, ich bin so müde! Warum sollen wir denn so oft dahin?"

„Madame ist so freundlich zu dir!"

„Ja, ja, ich weiß, Mama, ich bin ihr ja auch dankbar."

„Eva, komm' mal her zu mir aufs Sofa, ganz dicht heran, ich will dich einmal etwas fragen, aufs Gewissen fragen." Und den Kopf des Mädchens mit der Hand an ihre Brust drückend, sagt sie: „Antworte mal ganz offen und ehrlich, Kind — kannst du den Karl Baldauf noch nicht vergessen?"

„Mama!" ruft Eva empört und befreit sich aus ihrem Arm, „warum trägst du mir diese Kinderei so nach?" Nicht um die Welt würde sie zugeben, daß ihr Herz noch immer krank um ihn! „Ich habe einmal gemeint, ich liebe diesen Menschen, aber es ist ein Irrtum gewesen, ich liebe ihn nicht, ganz und gar nicht. Ich habe mir's einreden lassen von der Tore und überhaupt — ich war ja so ein dummes Kind! Nicht mit einem Gedanken trauere ich um ihn!" So lügt sie und glaubt was sie sagt fast selbst in diesem Augenblick.

„Gottlob! Dann ist's ja gut, Kind! Rege dich nur nicht auf," bittet die Mutter. „Er wäre deiner vielleicht gar nicht wert gewesen. Ich meinte nur, der Gedanke an ihn könnte dich vielleicht abhalten von einer andern Partie —"

Eva zuckt unmerklich die Schultern und trinkt schluckweise den dünnen Kaffee. Sie ist's gewohnt, daß ihre Mutter es nicht lassen kann, Pläne für sie zu schmieden. Sie nimmt es hin wie eine Eigentümlichkeit, an die man sich gewöhnen, die man überhören muß; mit der Zeit wird sie sich, muß sie sich ja beruhigen! Aber Zeit wird's, daß die Mutter aufhört davon zu reden. Tag und Nacht verfolgt die bekümmerte Frau sie mit Andeutungen; jedesmal wenn sie zu Baldaufs geschleppt wird oder wenn Madame Baldauf ihre Mutter besucht, zittert Eva vor einer Aussprache, denn sie kann sich nicht verhehlen, daß Moritz sie mit seinen Augen still bittend verfolgt, daß jede seiner linkischen Aufmerksamkeiten eine stumme Frage an ihr Herz ist. Sie aber hat seit dem Erlebnis mit Karl Baldauf einen Widerwillen gefaßt gegen alles, was mit Liebe und Heirat zusammenhängt, hat einen Ekel vor den Männern bekommen. Nur nicht die Ehe als Versorgungsanstalt! Muß denn geheiratet sein? Bleibt denn nichts, nichts anderes für ein anständiges Mädchen, wenn es nicht Hungers sterben will? Wäre sie nur erst ganz gesund, sie würde es ihnen schon zeigen, daß auch ein Mädchen aus den Honoratorenkreisen sich durcharbeiten kann, und wäre es als Näherin, Schneiderin oder dergleichen! Freilich — hier in

Hohenburg? Die ganze Sippe von Tony würde über sie herfallen: der Familienehre halber dürfe sie nicht Kleider machen für andere Leute, in die Häuser der Herrschaften gehen und nähen. Besonders Robert würde rasen darob, aber freilich — satt machen würde er sie auch nicht, so wenig wie Tony! Sie würde also lernen müssen, zu hungern — noblesse oblige! Aber das Hungern ist schwer! Der Magen hungert nicht allein, der Körper friert nicht allein, auch die Seele hungert und friert! Das ist schlimmer als der Tod, und in ihr schreit's nach Leben, nach frischem nützlichen segenbringenden Leben, nach Arbeit, nach Erlösung von ihrer seelischen und körperlichen Marter!

Wäre sie nur nicht ein Mädchen! Wie unglücklich ist man doch als solches! Oder wäre sie allein unzufrieden? Die andern alle gehen ihre Straße scheinbar so ruhig, den engen Weg, der ihnen vorgeschrieben; höchstens wenn sie in die Jahre kommen und haben sich nicht verheiratet, hört man eine Klage! Und sie mit ihren beginnenden Zwanzig, sie findet es bereits unerträglich in dieser Enge! Schämen sollte sie sich ihrer Unzufriedenheit, und kann es doch nicht! — —

Am Abend — es ist ein warmer dunkler Sommerabend mit mondlosem aber prächtig gestirntem Himmel — geht sie, nach langem Quälen seitens der Mutter, müde und unfähig zu längeren Debatten, mit nach dem Wasserwinkel. Die Zimmer sind so heiß daheim, ein frischer Luftzug kommt nicht in die enge Straße, und die alte Frau sehnt sich nach erquickender Luft; deshalb hat Eva endlich nachgegeben — sagt sie sich zur Entschuldigung. Die beiden Frauen gehen an der Thüre des Gutshauses vorbei, quer über den Hof dem Garten zu, der durch eine hohe Mauer von ersterem getrennt ist. Ein weiter großer Garten, altmodisch und köstlich in seinem parkartigen Teil, aus dem noch steinerne Nymphen und Göttergestalten durch das Grün der Flieder- und Berberitzenboskette lauschen, in denen auch die Statue der weiland Aebtissin Adelheid prangt unter einer alten Linde. Die Nase fehlt der hohen Frau zwar, aber sie steht würdig da in Schaube und hundertfaltigem Rock, die Hände fromm über der Brust zusammengelegt.

Eva kennt sie gut, aus den Tagen der Kinderspiele. Wie oft hat sie sich nicht mit Hanne lachend um diese Figur gejagt! Heute hat sie keinen Blick für das alles, sie sieht nur mit einem ungemütlichen Gefühl dem Lichtschimmer entgegen, der aus dem Gartenhause am Ende des Laubganges bricht, den sie mit der Mutter entlang schreitet. Das Gartenhaus, so alt wie die Besitzung selbst, ist der Mauer angefügt, die Fenster seines einzigen Raumes, den man durch eine säulengetragene Vorhalle betritt, schauen auf die alten Linden am Wasserthor, auf die Brücke, unter der die Imme fließt, auf das Schloß mit dem es umgebenden Häusergewirr, und auf jenen Fleck, wo Eva und Hanne im Wasser patschten an dem Tage, als ihre Kinderfreundschaft zerriß. Gleich hinter der Brücke macht die Imme einen starken Bogen und fließt durch die Baldauffsche Besitzung.

Hier in dem Häuschen, dessen Wände bemalt sind mit den Gestalten der Götterfage von Amor und Psyche — Frau Baldauf hat die ellenlangen, möglichst unbekleideten Gestalten mit darüber gehängten soliden Bildern so viel als möglich verdeckt — speist die Familie an schönen Sommerabenden. Die alte Frau sitzt dann gewöhnlich am Fenster und genießt die Aussicht auf die Straße, auf der die Spaziergänger heimkehren und die Feldarbeiter, die Gespanne mit den müden Pferden. Sie freut sich, wie allmählich die Ruhe des Abends die Spuren der Arbeit verdrängt, wie die Kinder zum Spiel auf die Gassen kommen und die Liebesleute zum Stelldichein; wie singende Mädchen, Arm in Arm die ganze Breite der Straße füllend, dort wandern, und wie allmählich hinter den Türmen der Schloßkirche das Gold des Sonnenunterganges verbleicht. Heute sitzen Mutter und Sohn unter der Säulenhalle, sie im bequemen Korbstuhl, strickend, er auf der Bank, den Kopf unbedeckt, in vorgebeugter Stellung, die Cigarre in der Hand. Aus dem Zimmer fällt der Schein der Lampe, die auf dem Tische steht.

„Wie die Tage schon kürzen," sagt er.

„Bald werden die Herbstabende da sein," meint die alte Dame, „ich weiß nicht, wie es kommt — aber diesmal fürchte ich mich vor dem Winter; seit ich krank war Weihnacht, da will's nicht mehr recht, Moritz." Und dann die Nahenden erspähend, spricht sie leise: „Da kommt Frau Doktor mit Eva — wenn du dir doch schon ein Herz faßtest, Moritz!"

Sie erhält keine Antwort; der große Mann steht langsam auf und schreitet den beiden Damen entgegen, die in den schweren Trauerkleidern schattenhaft daher gleiten.

Nach der Begrüßung sagt Madame Baldauf: „Evachen, geh' doch mal ins Wohnhaus und laß dich von der Mamsell die Pfirsiche geben. Geh' mit, Moritz, sonst könnte sich das Döchterchen fürchten!"

Eva ist müde auf die Bank gesunken, sie starrt ganz erschrocken die alte Dame an, denn sie weiß im Augenblick, was dieser ungewohnte Befehl bedeutet, und ist gewillt, ihm nicht Folge zu leisten. Da sagt auch die Mutter: „Aber, Eva!"

Sie erhebt sich, und das junge Paar schreitet schweigend den dunklen Gang hinunter. Sie sehen voneinander fast nichts als die Silhouette der Gestalt, aber Eva hört sein Atmen deutlich, und ihr klopfendes Herz meint sie auch zu hören. Es duftet stark nach Reseda und Rosen, und drüben auf der Straße wird zweistimmig ein Volkslied gesungen. Es ist eine Stimmung wie geschaffen für die große Lebensfrage. Sie sind jetzt auf dem Platz, wo die Aebtissin steht, gespenstisch leuchtet die hohe weiße Figur aus dem Sammetschwarz der tiefen Schatten unter der Linde.

„Fräulein," sagt Moritz fast heiser, „Fräulein Eva, darf ich eine Frage an Sie richten? Bleiben Sie doch einen Augenblick hier stehen!"

Und Eva steht still, halb den Rücken zu ihm gewendet, in der ganzen Haltung ein einziger stummer Protest.

„Ich habe Sie so sehr lieb, schon lange, schon als Sie noch ein Kind waren, Evchen —"

Sie lacht auf einmal; laut und fremd hallt dies kurze Lachen durch die Stille.

„Aber, Eva, glauben Sie mir das nicht?"

Sie überhört den schmerzlichen Ton seiner Worte. „Und nun soll ich Sie wohl heiraten?" fragt sie dagegen.

„Ich wollte Sie in dieser Stunde bitten, meine Frau zu werden. Ich will Sie auf Händen tragen; Eva, ich weiß ja, ich bin nicht wie die andern, ich kann nicht so schöne Worte machen, nicht so — ich kann's eben nicht, aber mehr lieben, als ich Sie liebe, das kann keiner, Eva!" Und als sie schweigt, fährt er leise fort, ihre Schulter berührend: „Eva, und wie liebt meine Mutter Sie — die alte Frau — sie sieht in Ihnen ein letztes Glück!"

Sie schüttelt sich plötzlich und macht eine Wendung, so daß sie ihm gegenüber steht. „Nein!" stößt sie hervor, „ich kann nicht, nein — lassen Sie mich! — — Sagen Sie meiner Mutter, ich sei nach Hause gegangen — ich fühle mich wirklich nicht wohl. Vergeben Sie mir, bitte!"

Im nächsten Augenblick ist sie gegangen, rasch, ein Laufen ist's beinahe, und neben der Statue der Aebtissin steht ein Mann unbeweglich, als wäre er aus der nämlichen steinernen Masse wie sie geschaffen. Nach einer Weile wendet er sich und geht schweren Schrittes zum Gartenhause zurück.

„Schon wieder da?" fragt Madame Baldauf.

Moritz steht so, daß das Licht aus dem Zimmer sein Gesicht streift; und sofort hat die Mutter ihn verstanden.

„Wo ist Evachen?"

„Nach Hause," sagt er, „sie fühlte sich nicht ganz frisch."

Frau Doktor fährt vom Stuhle auf und rafft ihr Tuch empor. „Ach, dieses Angstkind," klagt sie, „da will ich nur gleich nach, und ich hatte mich so auf das kühle Stündchen gefreut!" Sie nimmt sich keine Zeit, Adieu zu sagen, und beachtet kaum Moritz' ehrerbietiges: „Ich geleite Sie bis auf die Straße, Frau Doktorin."

„Ja, aber wie kam denn das so rasch? Sie wird doch nicht kränker werden?" forscht sie atemlos vom eiligen Gehen.

Er schweigt und folgt mit weit ausholenden Schritten der fast laufenden Frau. Und endlich, als sie sich schon der Hofthüre nähern, sagt er leise: „Ich habe Fräulein Eva verjagt; ich hatte eine Bitte an sie gestellt und hoffte, sie würde dieselbe erhören."

Frau Doktor hält im Gehen inne, ein freudiger Schreck

Die „Teniersкneipe“ des K
Nach dem Leben ge

Sänger-Vereins in München.

on M. Ebersberger.

überkommt sie. „Ich weiß nicht, ob ich Sie recht verstehe, Herr Baldauf?“ stottert sie.

„Ich habe Fräulein Eva meine Hand angeboten,“ erwidert er nach einem verlegenen Zögern fest, „und sie hat — mich abgewiesen.“

„Nein, nein — das haben Sie mißverstanden, lieber Moritz, das ist unmöglich, das ist — “

Er antwortet nicht; schweigend öffnet er die kleine Pforte und tritt zur Seite, der erregten Frau den Ausgang auf die Straße freigebend. Sie will etwas sagen und streckt ihm die Hand hin, aber er sieht es nicht.

„Ich werde mit ihr sprechen,“ murmelt Frau Doktor, „gute Nacht, Herr Baldauf!“

„Gute Nacht!“ antwortet er. Die Frau, die sich eilig entfernt, meint, die Worte seien halb erstickt vor innerer Bewegung gewesen.

Ganz ruhig kehrt der Sohn zur Mutter zurück, die noch unter den Säulen sitzt und seiner wartet. „Willst du nicht zur Ruhe gehen?“ fragt er, die Mütze abnehmend und sich durch den vollen blonden Haarschopf fahrend.

„Ach, Moritz, ich möcht' lieber noch mit dich sprechen — sie hat wohl Nein! gesagt vorhin?“

„Kurz und bündig ‚Nein!‘, Mutter.“

„Nun, ein andermal wird sie Ja! sagen, Kind; laß den Mut nicht sinken.“

„Ich frage sie nicht wieder, Mutter.“

„Aber ich! Warte nur, ich kenn' solche Geschichten, ich habe auch erst zweimal ‚Nein!‘ gesagt.“

„Sprechen wir von anderem, Mutter; du hast übrigens den Kord auf dem Gewissen,“ fährt er fort, „du hast so lange an mir herumgeredet, bis ich vergaß, daß ich zu allem eher tauge als zu einem glücklichen Freier; daß ich ein Mensch bin, der von solchen Sachen fern bleiben sollte. Es ist mir ja immer so gegangen,“ fährt er bitter fort, „selbst du hast mich ausgelacht, wenn ich dich liebkosen wollte.“

„Jetzt hör' aber auf, du thörichter Mensch!“ schilt sie, „ich habe dich so lieb wie den andern. Daß du dein Lebtag kein Schoßkindchen, kein Spielding warst mit deiner übernatürlichen Länge, dafür kann ich nicht, und daß dir die Weiber nicht nachlaufen wie dem Karl, das halte ich noch lange nicht für ein Unglück, wenn dir nur die Eine treu anhängt, die deine Frau wird!“

„Sie will ja aber nicht, und wenn sie's nicht ist, dann keine — und zu betteln verstehe ich auch nicht.“

„Das weiß Gott,“ seufzt sie und streichelt seine große Hand, die auf der Lehne ihres Stuhles liegt. „Ein Starrkopf bist du, ein unliebenswürdiger Kerl wie der steinerne Roland auf dem Marktplatz, zum Kinderfürchtenmachen bist du und verlangst, das Mädel soll dich gleich um den Hals fallen und jubeln! — Dumm angefangen wirst du es haben, mein Kronensohn. Was der eine von euch zu viel Schwerenöter ist, ist der andere zu wenig. Nun muß ich da erst kommen und muß der Eva die Augen öffnen und ihr sagen: Hinter dem Brummbär, dem ungeschickten Gesellen, da steckt ein treuer, guter, seelensguter Mensch, der kein Tier leiden sehen kann, der seine großen Tatzen unter ihre kleinen Füße legen wird auf allen Wegen, dessen Herz das reine Gold ist.‘ Sprechen werd' ich: ‚Evachen, schad' nur mal ein klein bißchen an der rauhen Außenseite, gleich guckt das pure Gold hervor. Du kannst ja mit dem machen, was du willst, Kind, an einem seidenen Fädchen kannst du ihn lenken‘ — Aber nee, das werd' ich sie lieber nicht verraten, Moritz, was meinst du?“

„Laß gut sein, Mutter, ich weiß ja, du willst mich trösten, laß nur gut sein! Es wird kühl, wir wollen ins Haus gehen; ich werd' die Sachen in den Gartensaal stellen, die silbernen Löffel nimmst du wohl mit vor.“

„Ja, ja, die nehme ich mit,“ seufzt sie betrübt, weil ihr Zureden nicht hilft. Es dämmert ihr, als sie ihm ein Veilchen später an der Treppe des Herrenhauses die Hand reicht, daß die Abweisung vielleicht doch ernstlicher gemeint ist, als sie glauben mag. „Morgen gehe ich hin,“ nimmt sie sich vor, indem sie ihre Schlafstube aufsucht. —

Eva findet keinen Augenblick Ruhe in der Nacht. Die Mutter ist wenige Zeit nach ihr heimgekommen mit verstörtem Gesicht und hat sie kurz gefragt: „Du willst also Moritz Baldauf nicht?“

„Nein, Mama, ich will ihn nicht.“

Kein Wort ist weiter gewechselt worden, geschlafen haben beide nicht. In aller Morgenfrühe erst sinkt auf die müden, heißgeweinten Lider Evas ein kurzer, unruhiger Schlummer. Drunten ist die Aufwartefrau, die die groben Arbeiten im Hause verrichtet, seit früher Morgenstunde thätig.

Frau Doktor steht auf, und nachdem sie eilig eine Tasse Kaffee getrunken hat, sagt sie zu der Frau: „Sei'n Sie leise, Frau Klinke, Fräulein schläft noch, sie ist nicht ganz wohl — achten Sie gut auf die Thür, ich gehe mal zu meinem Sohn.“

Ganz aufgeregt kommt sie dort an und findet den jungen Arzt beim Kaffee in dem hübschen Speisezimmer. Die Schwiegertochter schläft noch, Robert hat ja bis halb zehn Uhr Sprechstunde, dann geht er auf Praxis, und ob sie bei dem eiligen Frühstück zugegen ist oder nicht, was thut's — es liegt sich so fein in den Federn, droben bei der Mutter hat sie es nie gedurft! Robert ist schlechter Laune, der Kaffee miserabel und die Butter zum Zerfließen, man hat sie nicht im Keller gehabt. Das Tischtuch zeigt große braune Flecken; bei seiner Mutter daheim war alles so sauber, trotz des knappen Auskommens, die Schwiegermutter aber behauptet, ein Kaffeetuch müsse drei Wochen aushalten, Wäsche sei kostspielig.

„Herrje, Mama, du schon? Ist denn was geschehen — ist Eva wieder elend?“

Sie setzt sich zu ihm an den Tisch; trotz ihrer Kümmernis nimmt sie die Flecke wahr und heftet ihre verdrießlichen Augen darauf. „Ja, es ist um Eva,“ sagt sie heiser, „sie ist so wunderlich — gestern abend hat Moritz Baldauf ihr einen Antrag gemacht, und sie hat abgelehnt —.“

„Die ist ja wohl rein des Teufels,“ stößt er hervor, „da werde ich mal kommen und Deutsch mit ihr reden!“

„Nein, nein, dränge sie nur nicht,“ bittet die Mutter, „denn wenn sie später unglücklich werden sollte —“

„Unglücklich? Warum denn? Er ist doch ein anständiger Kerl, ein bißchen Original zwar und g'rad' kein Lamm, er riecht ein wenig nach Pferdestall und dergleichen, aber dafür ist er auch ein tüchtiger Oekonom — — J, laß mich doch machen, Mutter, ich werde ihr die Sache schon richtig vorstellen!“

„Kommst du mittags mal vor?“

„Versteht sich, sobald ich kann. Eine solche Gelegenheit, eine sichere Lebensstellung zu erreichen, darf ein Mädchen in ihrer Lage ganz einfach nicht versäumen. In der Ehe wird sie ja wohl wieder ein ordentliches Frauenzimmer werden. Seit Vaters Tode ist sie ein wahrhaftiger Jammerlappen! Weißt du, Mutter, mir wäre nicht nur ein Stein, mir wäre ein ganzer Centner Steine von der Seele, wenn diese Verlobung erst im Wochenblatte stünde.“

In ganz verzweifelter Stimmung kehrt Frau Doktor Ahrens nach Hause zurück. Eva schläft noch, gottlob! Was wird der Tag nun bringen? Um keinen Preis möchte sie die Unterredung der Kinder mit anhören. In der Wirtschaft giebt es allerhand zu thun, aber sie fühlt sich unfähig dazu; sie schleicht abermals fort und wandert hinaus ins Freie. Auf einer Anhöhe vor dem Städtchen setzt sie sich auf eine kleine Holzbank und faltet die Hände im Schoß. Ein unsagbar beklemmendes Gefühl hat sich ihrer bemächtigt, das Bewußtsein, daß jedes Wort des Zuredens eine Sünde ist, eine schwere Verantwortlichkeit für die Seele der Kinder, die sie hüten soll. Ja, wenn sie einen Ausweg wüßte — — aber sie sieht keinen! Wenn die Mutterangen sich einst geschlossen haben, muß das zarte Geschöpf unter fremde Leute gehen, als Bonne etwa, oder sie näht tagaus, tagein — großer Gott, wie schwer ist diese Sorge! Und dabei wandern ihre Gedanken zurück in die Vergangenheit.

Wie hatte sie sich einst gefreut, als die Kleine geboren wurde! Und ihr Gatte erst! Ein seliges Geschenk hatte sie es gedünkt, das kleine rosige Mädchen, und heute — heute will sie es von sich stoßen in die Arme eines Mannes, den es nicht liebt?! — —

Die Tautropfen auf den Gräsern sind getrocknet in dem

Digitized by Google

heißen Strahl der Sonne; über dem Hügel gaukeln zwei weiße Schmetterlinge; ein Glockenton nach dem andern schallt durch die heiße Luft, sie läuten den Mittag ein. Sie möchte am liebsten nicht wieder heim! Wie wird Eva sie empfangen? Was wird Robert ihr vorgeredet haben? Wie wird sie entscheiden?

Endlich rafft sie sich auf: langsam geht sie in der sengenden Glut nach Hause; im Flur überreicht ihr die Aufwarterfrau einen Brief. „Von Herrn Doktor. Jotte man," setzte sie hinzu, „sind Sie lange geblieben, wie auf Kohlen habe ich gestanden — Ihres, Frau Doktorn!"

Eine flüchtige Bleistiftnotiz enthält der Brief: „Sage Du gar nichts zu Eva, ich habe über eine Stunde mit ihr geredet, ein Mehreres wäre vom Uebel. Sie wird sich wohl besinnen, dränge sie nicht!"

Eva ist oben in der Wohnstube; sie steht auf, als die Mutter eintritt, geht ihr entgegen, sagt „Guten Tag!" und nimmt ihr Hut und Mantel ab. Scheußlich elend sieht sie aus, beinah' so wie an dem Tage, bevor der Typhus sie packte. Das junge Gesicht hat Linien wie das eines Vierzigjährigen. „Wollen wir essen?" fragt sie.

„Ja, Eva — ich war ein wenig draußen."

„So? Und bei der Hitze!"

„Ja, es ist sehr heiß."

„Du mußt schlafen nach Tische, Mama."

„Ja, du auch, Eva, wir schließen die Hausthüre zu."

Eva nickt und geht hinaus. Nach einem Weilchen kommt sie die Treppe wieder herauf und ruft aus dem Nebenzimmer: „Mama, willst du kommen?" Schweigend essen sie ein paar Löffel Suppe, dann räumt Eva wieder ab, hilft im Schlafzimmer, das sie verdunkelt hat, die Mutter leichter kleiden und deckt sie zu, als sie auf dem Bette liegt.

„Willst du nicht auch schlafen, Eva?"

„Ja, aber drunten in der Schulstube, es ist dort kühler."

Drei unten hört sie in der Stille nichts weiter als das Ticken der Uhr und ihr armes klopfendes Herz, das sich so sträubt gegen das Schicksal, das unabwendbar naht! Von Zeit zu Zeit fährt es wie ein Schauer über sie hin, und sie spricht halblaut einige Worte: „Pflicht? — Robert sagt: Pflicht gegen meine Mutter!" — — Er habe ja doch auch keine Liebesheirat gemacht, habe in Halle ja auch eine andere geliebt, rasend geliebt, aber, mein Himmel! von der Liebe könne man doch nicht leben! Sie wäre unglücklich geworden und er dazu! Also — na, und was sie denn wolle? Er sei jetzt quietschvergnügt!

Ein Klopfen an die Fensterscheiben läßt sie aus ihrem dritten Traumen emporfahren, das lächelnde Gesicht von Madame Baldauf schaut herein, halb verschattet unter dem breiten Strohhut. „Mach' auf, Töchterchen, mach' auf!" klingt's durch das Fenster.

Stumm geht sie zu öffnen und führt die alte Frau herein, die auf den Tisch ein Körbchen mit Muskatelleebirnen stellt, an dessen Henkel eine prächtige rote Rose befestigt ist.

„Da, Evachen, ein hübschen Schnabelweide für eure Strick- und Lehrbuchen, die Rose ist für dich. Und hier," sie nimmt aus einem filierten, mit grüner Seide gefütterten Pompadour zwei Mandel Eier, „für dich und die Mutter, frisch vom Nest! Hast du noch Rotwein? Hast noch? Schön, aber trink' auch davon, hörst du, du mußt wieder kräftig werden; und besuch' mich mal wieder, Kind; kannst dreist kommen, es thut dich keiner was, ich bin sehr einsam jetzt. Aber, ganz wie du denkst, und morgen oder übermorgen braucht's nicht gleich zu sein, überlege es dich nur, findest allewelle ein herzliches Willkommen!"

Und noch diesen Worten streicht Madame Baldauf die Wange des Mädchens, das stumm an dem Tische lehnt.

„Grüß' auch deine Mutter, Töchterchen," klingt's noch einmal, dann ist sie gegangen.

Es ist Februar geworden.

Madame Baldauf sitzt in der großen Wohnstube des „Wasserwinkels" während der Dämmerung, und ihre Gedanken sind so trübe wie der graue niedrige Himmel draußen, an dem der Wind die Regenwolken jagt. Sie hat viel erlebt seit jenem Augusttage, an dem Moritz die Eva Ahrens zur Frau begehrte. Ihre frohe, zuversichtliche Hoffnung hat sich nicht erfüllt, Eva ist scheuer und unzugänglicher gewesen als vorher, und in letzter Zeit ist über das ernste verschlossene Mädchen eine neue schwere Sorgenlast hereingebrochen, so daß es eine wahre Grausamkeit wäre, wollte man sie drängen zum Verloben und Freien, ganz abgesehen davon, daß Moritz seiner Mutter energisch verboten hat, in dieser Hinsicht auf das junge Mädchen einzuwirken.

Evas Mutter ist schwer erkrankt seit Weihnacht, Eva pflegt sie und hält dabei die Schule. Die Kreale will unter keinen Umständen diesen ihren Broterwerb verlieren. Ein ausgesprochenes Leiden ist es nicht. Madame Baldauf sagt: „Sie stirbt, weil der Mann fehlt, der sie durch sein ewiges Klagen und Nörgeln in Atem gehalten hat; nun er tot ist, bricht sie zusammen — den Nerven fehlt die Peitsche." Doktor Robert Ahrens hat dieser Diagnose trübe lächelnd zugehört und endlich gemeint: „Es mag wohl sein, daß Papas Tod die Ursache der völligen Erschlaffung ist." Die Kranke fiebert, ißt nicht und spricht kaum; Eva sitzt an ihrem Bette und müht sich, möglichst harmlos und froh zu plaudern, aber die Mutter starrt sie immer nur an mit erloschenen, traurigen Augen.

Madame geht oft hin, und dann ist die Kranke ruhiger, besonders wenn Madame sagt: „Evachen wird nicht verlassen sein, Frau Doktor, ängstigen Sie sich man nicht." Natürlich ist Madame überzeugt, daß, wenn in dieser Stunde Moritz und Eva als Brautleute an das Krankenbett träten, die Besserung sofort anheben würde. Sie hat das auch Moritz mitgeteilt und gemeint, wenn man Eva das zu wissen thue, so werde sie ohne Besinnen seine Braut. Aber da war sie schön angekommen! Der sonst so stille ruhige Mensch ist ihr beinahe an den Kopf gesprungen. Er dulde für solche erzwungene Braut, er habe überhaupt die Heiratsideen vollkommen und ein für allemal aufgegeben — und nun wolle er von der ganzen Sache nichts weiter hören.

So ging es denn recht still und wenig unterhaltend zu im „Wasserwinkel". Waren die wirtschaftlichen Fragen abgethan, dann wußten Mutter und Sohn sich nichts mehr zu sagen, als höchstens wenn das Gespräch auf Karl und Hanne kam. Da gab es nun freilich zeitweise viel zu reden, zu überlegen, und für Madame war es wie eine willkommene Abwechslung, wenn sie anspannen lassen konnte, um nach Charlottenhof hinüber zu fahren. Einmal war sogar eine Zeit gewesen, wo Madame seit langer Zeit wieder aufgeatmet hatte, als nämlich der Storch auf das hohe Dach des alten Herrenhauses geflogen kam und klappernd einen Sohn in die bereitstehende Wiege neben Hannens Bett legte. Und wie Madame sah, daß der junge Vater sich mit feuchten Augen über das Kind beugte, da wendete sie sich ab, trat an das Fenster und faltete die Hände zum Gebet.

Dann küßte sie das Kind auf die großen blauen Augen, die denen des Vaters so ähnlich waren. „Bist mir ebenso lieb, bist mir ebenso lieb und noch lieber, du armes Kerlchen."

Eines Tages ward er dann getauft, ganz still, ohne Sang und Klang. Niemand war weiter zugegen als die Urgroßmutter Selle und Madame. Die gute Frieken sollte diesen Sonnenstrahl in ihrem Alter noch erleben, hatte Madame bestimmt, und obgleich Hanne ein wunderliches Gesicht machte, war Madame doch in der Staatskutsche mit Frau Selle vorgefahren gekommen zu der feierlichen Handlung und freute sich, auf diese Weise auch die Familie ihrer Schwiegertochter geehrt zu haben.

Dann war eine heimelige, glückliche Zeit für die alte Dame angebrochen. Sie fand es zu reizend, hinauszufahren, den Wagen mit Packen und Päckchen beladen in der trauten Zeit um Weihnacht herum. Immer brachte sie etwas, das in der Wirtschaft oder der Kinderstube noch fehlte.

Wenn Madame von solchem Ausfluge zurückkehrte, sagte sie zu Moritz: „Sie macht sich ganz nett, die Hanne, ganz nett, und Karl freut sich ganz unglaublich über den kleinen Krabauter; er ist wie umgewandelt. Auch mit der Wirtschaft geht es gut, er nimmt sich der Sache tüchtig an. Ich denke auch, es ist mit den beiden mal wieder wie im Sprichwort: ‚Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand.'"

Aber dann kam das Traurige: am dritten Weihnachtsfeiertag

Digitized by Google

mußten sie die kleine Menschenknospe schon begraben! Krämpfe hatte das Kind bekommen, ganz plötzlich am Abend des 24. Dezembers, und als die Glocken des Dorfkirchleins zum Christtagsgottesdienst läuteten, war es tot, das kleine Bürschchen. Hanne hatte sich gebärdet wie von Sinnen und immer von einer Strafe des Himmels geschrieen, Karl war diesem maßlosen Jammer aus dem Wege gegangen und hatte sich, ohne ein Wort des Trostes für die junge Frau, in seine Stube eingeschlossen. Madame aber war von einem zum andern gewandert, während die alte Großmutter Selle bei der kleinen Leiche saß. Als das Weihnachtsfest zu Ende ging, trug der Küster den winzigen Sarg auf den Armen durch den verschneiten Park nach dem Kirchhof, und im Hause war es so dunkel und öde geworden wie in einem Zimmer, wo noch vor kurzem die strahlenden Kerzen des Weihnachtsbaumes brannten, die alle mit einem Male verlöscht sind.

Seitdem war Madame nicht wieder draußen gewesen, und auch Karl und Hanne waren nicht hereingekommen. — —

Es ist sehr einsam um die alte Frau; sie hört nichts wie das Ticken der Uhr und das Prasseln der Buchenscheite im weißen Berliner Ofen, die ein junges Stubenmädchen vor ein paar Minuten aufgelegt hat.

Der Hof draußen liegt in graublauem Dunkel, die Fenster der Stallungen scheinen trübgelblich herüber, vom Dache der hohen Scheuer rutscht eine Schneemasse und zerstiebt auf dem Pflaster. Der Lärm, den diese kleine Lawine verursacht, erstirbt an den Doppelfenstern.

Ja, es ist unglaublich still, und sie kann solche Stimmungen nur schwer ertragen. Gottlob, daß Moritz jetzt zurückkehrt! Ein Schlitten biegt in das Thor, die fein abgestimmten Glocken klingen wie Musik in die Ohren der Einsamen.

„Wie gut, daß du kommst, mein Junge," begrüßt sie gleich darauf den Sohn, „mich war ganz ungemütlich heute; wenn man alt wird, muß man nicht mehr allein bleiben."

„Mutter, du solltest wieder einmal nach Charlottenhof fahren," sagt er und drückt ihr die Hand.

„Warst du dort?"

„Ja! Ich hatte mit Karl zu sprechen wegen des Rübenbaus, du weißt ja —"

„Wie geht es denn den beiden armen Kindern?" forscht sie.

„Sie lassen dich grüßen, Mutter. Fahre doch einmal wieder hin," wiederholt er mit einer gewissen Dringlichkeit.

„Wollen sie es gern, Moritz?"

„Ich weiß nicht, ich meine nur, du solltest einmal wieder nachschauen."

„Hör', Moritz, dahinter steckt etwas!" lacht sie gezwungen.

„Ach nein — ich weiß nicht. — Ich glaube, Mutter, ich lasse mir ein Glas Grog machen, es ist so ein schändliches naßkaltes Wetter draußen."

„Und da soll ich fahren? Ich habe alte mürbe Knochen, mein Junge," antwortet sie scherzend und geht zum Klingelzug.

„Ah — im geschlossenen Wagen!" wendet er ein.

„Schön! Schön! Morgen nachmittag fahre ich hinüber."

Und am anderen Tage fährt Madame richtig nach Charlottenhof, obgleich der Tauwind den alten Bursche beinahe vom Bocke weht und den Füchsen das Laufen so erschwert, daß sie es nicht über einen Zuckeltrab bringen. Auf dem Gutshofe ist's schier wie ausgestorben, nur vor der großen Scheune bemüht sich eine pustende, hastende Dampfdreschmaschine zu beweisen, daß noch Leben hier ist. Das Werk selbst arbeitet drinnen in der Scheune, aus welcher auch Menschenstimmen erschallen. Madame lauscht, ob Karls Stimme dabei ist, kann es jedoch nicht unterscheiden. Das Herrenhaus aber scheint wirklich wie verlassen.

Madame Baldauf wartet noch ein Weilchen in dem Gefährt, ob nicht jemand auf das energische Peitschenknallen des Kutschers erscheinen wird, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein, dann kriecht sie mühsam und verdrießlich aus dem Gefährt mit den Worten: „Schöne Zucht das, was mag denn eigentlich los sein hier?" Im weiten Hausflur, der einen ziemlich kahlen Eindruck macht, scheuert eine alte Frau die Fliesen und fährt erschrocken empor, wie Madames Stimme ertönt: „Seid ihr denn samt und sonders taub?"

„Ach, du lieber Gott!" schreit die Alte, „das ist ja wohl gar — nee aber — die Madam Baldausen aus dem Winkel bitte —!" Sie hat sich in die Höhe gerafft, läßt ihre Holzpantoffeln stehen und läuft zu einer Thür — „treten Sie man in die Wohnstube, Madam, ich will's gleich die junge Frau melden."

„Wo ist denn meine Schwiegertochter?"

„Ich kann's nich sagen; sie war ja woll vorhin noch in der Küche bei die Mamsell, sie kann aber auch oben bei die Schneiderin sein, ja — ich meine beinah', sie is da vorhin die Treppe runtergegangen."

Sieh'! Sieh' — eine Mamsell, denkt Madame, wo sie jetzt doch gar nichts zu thun hat! „Schön!" sagt sie dann laut, „ich werde sie schon finden, ich weiß ja Bescheid —"

Es ist viel Platz in diesem Hause; sie hat schon oft daran gedacht, sich hier im oberen Geschoß ein paar Zimmer einzurichten und abwechselnd hier und im Winkel zu leben. Das Giebelstübchen liebt sie besonders, von dem aus man die fernen Berge und in der Nähe, über den Garten hinweg, die Häuschen des Dorfes, um die Kirche geschart, sehen kann. Es ist ein so liebes trautes Bild, wenn die Abendsonne es bestrahlt. Dort hat sie sitzen wollen in ihren ganz alten Tagen und hat jetzt schon von Enkeln und Enkelinnen geträumt, die sie hier oben besuchen werden — innen und außen eitel Sonnenschein! Vielleicht kommt es noch so, wenn hier im Hause neuer Segen sein und wenn dann auch Moritz sich verheiraten wird!

Sie wundert lange sinnend den Gang hinunter und klopft an eine Thür, hinter der das Rasseln einer Nähmaschine ertönt. Da niemand antwortet, drückt sie die Klinke, öffnet und traut ihren Augen nicht. Hanne steht mitten in der Stube, und vor ihr kniet Nielchen Biermann, die bucklige Schneiderin aus Hohenburg, und ordnet die Falten eines Kleiderrockes, den Hanne anprobiert: ein himmelblaues Seidenkleid mit langer Schleppe daran. An der Nähmaschine arbeitet eine junge Gehilfin, auf dem Sofa liegen Stoffe und Modezeitungen, und der Tisch zeigt noch die Spuren eines Kaffeegelages in der ungeheuren Kanne, dem großen Milchtopf und dem Reste eines Napfkuchens.

„Herrjeses — Madam — Mutter!" schreit Hanne auf, ihr Gesicht und der entblößte Hals sind im Augenblick wie mit Purpur übergossen. Madame Baldauf aber sagt mit undurchdringlicher Miene: „Laß dich nicht stören, Hanne — ist Karl zu Hause? Ich habe mit ihm zu sprechen."

„In seiner Stube muß er sein," stottert die junge Frau, „gehen Sie doch hinunter, Mutter, ich komme im Augenblick nach — es ist mir zu fatal, daß ich nicht gewußt habe, Sie würden kommen! — Stecken Sie die Nadeln ab, Nielchen, ich kann ja nachher weiter anprobieren!"

„Ich hab' mit Karl zu sprechen," betont Madame Baldauf und macht die Thüre hinter sich zu.

„Du mein!" stammelt Nielchen Biermann, „hab' ich 'nen Schrecken gekriegt, Frau Baldauf, und daß die olle Madam g'rad' heut' kommen muß und gleich hier herein!"

„Wenn Wieschen auf dem Platze war, dann konnt' das nicht passieren," knurrt Hanne, „und nun wird's schon was geben, nun wird sie Karlen herumkriegen, daß wir nicht hinkönnen zu dem Fest; sie hatt' ja wahrhaftig noch einen schwarzen Kreppschleier auf ihren Hut."

„Du mein! Das ist doch übertrieben!" seufzt Nielchen und hilft Hanne den Kleiderrock abstreifen, „es hat ja kaum gelebt, das arme Tierchen, und Enkel können noch viele kommen."

„Ich hab' ordentlich Herzklopfen gekriegt," meint die junge Gehilfin. Und Hanne zieht sich ihr schwarzes Wollkleid wieder an, bindet das Taftschürzchen darüber und hält das Schlüsselbund in den Gürtel.

Drunten in Karls Stube, die abseits liegt von den übrigen Wohnräumen, sitzen Mutter und Sohn. Es ist ein ziemlich großer, sehr behaglicher Raum, in dem nur der Gewehrschrank aus dem Zimmer im „Wasserwinkel" Platz gefunden hat und der mit Geweihen und Jagdbildern geschmückt ist, die sich Karl sammelt — es ist seine neueste Passion. Die anderen Möbel sind alte schöne Stücke im Empiregeschmack, und das Ganze erscheint mit seinen schweren dunkelgrünen Wollvorhängen vornehm und behaglich zugleich.

Madame betrachtet ihren Sohn, der am Schreibtisch lehnt, mit ängstlich besorgtem Blick. Er sieht ein bißchen blaß aus, ist

Digitized by Google

auffallend schweigsam und hat sich auch gar nicht so gefreut über ihren Besuch, wie sie sich das gedacht hat. Nun fragt sie beinah' schüchtern: „Ich störe euch doch nicht, Kinder? Du hast wohl etwas Wichtiges vor?" Und sie zeigt dabei nach dem Schreibtisch, der mit Schriftstücken bedeckt ist, über die er noch eben gebeugt war.

„O nein, Mutter, gar nicht. Es sind Pläne für einen neuen Pferdestall; es ist mir nämlich lieber, wenn die Kutschpferde nicht mit den Arbeitspferden zusammen stehen. Da hat mir nun der Baumeister einige Anschläge zugeschickt."

Er erklärt das in einer merkwürdig gelassenen Art, die sie frühee nie an ihm kannte, und so traurig berührt es sie, daß sie am liebsten aufstehen möchte, die Arme um seinen Hals legen und bitten: Mein alter Herzensjunge, sprich dich aus, sag' mir, was dich drückt — ist's um den Kleinen? Kind, Gott kann nehmen, er kann auch wieder geben!

Aber sie schrickt zurück, wie er gähnend sagt: „Es ist eine verdammt langweilige Geschichte, den Winter hindurch auf dem Lande zu hocken, man kommt auf allerhand Blech, um sich die Zeit zu vertreiben."

Ein junges Stubenmädchen mit ganz verweintem Gesicht erscheint und fordert die Herrschaften auf, den Kaffee in der Wohnstube zu trinken.

„Na, Wieschen," fragt Madame im Vorbeigehen freundlich, „hast was zerbrochen?"

Dem Mädchen stürzen von neuem die Thränen aus den Augen, sie nimmt den Schürzenzipfel vor das Gesicht und eilt hinaus.

„Schelte wird sie gekriegt haben," meint Karl und lacht, „hier ist strenge Zucht!"

„Von Hanne — Schelte?" fragt Madame, der das Auflachen ihres Sohnes heute wehthut.

„Von der Frau Hanne Baldauf geborenen Heidlich — jawohl," bestätigt er. Und dem Mädchen zunickend, das jetzt die Thüre zur Wohnstube geöffnet hat, fragt er: „Willst wohl fort?"

„Ja, Herr Baldauf, ich gehe, sobald die Frau eine andere hat."

Statt der Antwort pfeift er ein paar Takte und sieht belustigt aus.

Nach einer Originalzeichnung von R. E. Kepler.

„Sie muß das Befehlen erst lernen, Karl," sagt Madame entschuldigend, „es ist schwerer als gehorchen." Aber er schweigt dazu.

Hanne steht in der großen Wohnstube am weißgedeckten Tisch und gießt Kaffee in die Tassen. Madame betrachtet verwundert die völlig veränderte Einrichtung, die mit bunt geblümten Stoffen bezogenen Sofas und Polsterstühle und den Teppich mit Rosen in allen Farben.

„Wann ist das gemacht?" fragt sie. „Der Roßhaarbezug war wohl schlecht?"

„Schlecht war er nicht," erwidert Hanne, „aber er sah so traurig aus, da habe ich diesen Stoff besorgt in Ruhleben."

„Nun, traurig sieht dies allerdings nicht aus," giebt Karl Baldauf zu und holt eine Flasche Cognac aus dem funkelnagelneuen Likörschränkchen.

Madame Baldauf enthält sich jeder Kritik, es ist ihr, als sei sie in einem fremden Hause, bei fremden Leuten. „Ihr seid wohl zu einer Hochzeit gebeten?" fragt sie dann, „Hanne läßt sich ja so ein Staatskleid machen."

„O nein, wir haben uns nur in die Ruhlebener Kasinogesellschaft aufnehmen lassen," antwortet er.

„In Ruhleben?" staunt Madame, „und jetzt schon?"

„In Hohenburg hätten wir am Ende schwarze Kugeln bekommen," meint Karl und schenkt abermals das Likörgläschen voll. „Und schließlich, warum denn nicht schon jetzt? Es ist nichts da, das uns heute mehr hindert als übers Jahr."

„Ich dachte — ich dachte —" Madame kann vor innerer Trauer kein Wort weiter hervorbringen.

„Es ist sehr einsam, immer so abends hier zu sitzen," nimmt Hanne das Wort, „und unsere Bekannten meinten —"

„Eure Bekannten meinten es? So!" Das ist alles, was Madame erwidern kann.

„Karl hat ja wohl seine Unterhaltung dort," spricht Hanne weiter, „er fährt jeden Nachmittag nach Ruhleben, wenn er nicht irgendwo zur Jagd geladen ist, und ich sitze hier allein und langweile mich, ich bin doch am Ende noch jung."

Madame schweigt auch immer, ihr ist, als fasse eine schwere eiserne Hand sie um die Kehle. So war es geworden mit diesen Beiden?! „Ich wollte nachher einmal auf den Kirchhof," sagt sie endlich, „gehst du mit an das Gräbchen, Hanne? Ich habe einen kleinen Kranz im Wagen, den wollen wir mitnehmen."

„Ich gehe schon mit," antwortet Hanne, „ich will nur erst rasch zu Riekchen, die wartet mit der Taille."

„Schön! Schön! Aber nicht zu lange, denn ich habe nur wenig Zeit noch." Und als Hanne aus der Stube ist, sagt Madame zu ihrem Sohn: „Hättet ihr nicht warten können diesen Winter?" Und wie er die Achseln zuckt, setzt sie hinzu: „Ihr habt doch eigentlich noch Trauer!"

„Ja; indessen es giebt Leute, die rasch trauern," antwortet er.

„Da weißt doch aber, was sich gehört! Du erziehst nicht, mein Junge!"

„Ich erziehe allerdings nicht."

„Warum nicht?"

„Es macht mir keinen Spaß," antwortet er, sich bequem zurechtsetzend und ein Bein über das andere schlagend; dabei sieht er mit undurchdringlicher Miene an der Mutter vorüber.

„Spaß?" ruft jetzt die erblaßte Frau, und ihre Hand legt sich zur Faust geballt auf den Tisch, „meinst du, daß man zum Spaß miteinander lebt? Pflichten hast du, verstehst du? und Pflichten erfüllen ist das einzige, was dem Menschen das Leben ertragen hilft!"

Er ist ein wenig zusammengezuckt, dann hebt er die Schultern. „Gott, Mutter, laß uns doch schon machen, wie wir wollen!"

„Nein, ich lasse euch nicht. Es ist meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, dich klar zu machen, daß da deine erste Schlechtigkeit noch durch eine zweite übertrumpfen willst, wenn du so was sagst! Sie ist deine Frau, sie ist die Mutter deines Kindes geworden und da läßt sie verwildern, bloß weil du die Lust an ihr verloren hast."

„I Gott bewahre, Mutter," beruhigt er, „du verstehst das ganz falsch! Ich bin zufrieden mit ihr, so wie sie ist. Mach' doch nur um Gotteswillen keine Experimente weiter, der Friede geht mir über alles!"

„Das ist die richtige Höhe," murmelt sie, und die eiserne Hand greift wieder an ihre Kehle.

Er thut, als sehe er ihr bekümmertes Wesen nicht, und fragt endlich: „Hat Moritz dich etwa verantaßt, herzufahren? Er war gestern gegen abend eine Stunde hier."

„Ja, das heißt — ich wäre so wie so bald gekommen," giebt sie zurück.

„Sieht aus wie ein Lohgerber, dem die Felle fortgeschwommen sind, dee Moritz."

„Hat's auch schwer genug," erklärt sie kurz.

„Na, ich danke! Ich wünichte, ich wär' an seiner Stelle," antwortet Karl, „um die blasse Eva würde ich mir das Leben nicht vergällen."

„Das muß ein jeder mit sich ausmachen," sagt die Muttee. Dann schweigen sie beide eine lange Weile, bis endlich Madame aufsteht and spricht: „Ich will nun aber auf den Kirchhof; melde deiner Frau, daß sie sich ein wenig beeilt."

Hanne kommt, nach einer Viertelstunde etwa, sehr eilig an. Sie hat sich ein schwarzes, mit roten Rosen geschmücktes Kapottehütchen aufgesetzt und einen mit Pelz verbrämten Sammetmantel angezogen, so elegant wie für eine geoßstädtische Promenade. Sie geht mit kleinen trippelnden Schritten neben Madame Baldauf durch den Garten, dessen Wege aufgeweicht und dessen Rasenflächen mit einer im Schmelzen begriffenen, vom Regen zerstörten Schneeschicht bedeckt sind.

„Es ist ein schtechtes Wetter, das Sie sich ausgesucht haben zu Ihrem Besuch, Mutter," beginnt Hanne mit ganz befremdendee Gezieetheit.

„Für mich giebt's kein schlechtes Wetter," antwortet Madame; „wenn man die passenden Kleider an hat, ist's Wetter allemal gut." Und sie wirft dabei einen Blick auf Hannens Aazug.

„Karl will, daß ich mich putze, wenn ich im Dorfe zu thun habe," entschuldigt sich Hanne.

Die Frauen gehen stumm weitee bis zam Pförtchen der Gartenmauer, das auf die Chaussee führt; gegenübee ist die schwarz angestrichene Kirchhofspforte; hintee dem Friedhofszaun aus schworzen gußeiternen Stangen ragen die Cypeessen und Cedern empor, die die Gräber beschirmen. Die Landstraße zeigt große Wassertachen, und Hanne rafft ihr Kleid, um hinüberzugehen; sie trägt ganz moderne Stiefelchen mit hohen französischen Absätzen.

„Nun, die sind doch auch nicht aus deines Großvaters Werkstatt?" bemerkt Madame und sieht, wie Hannens kleine Ohren rot werden bei diesen Worten; aber weiter achtet die junge Frau nicht darauf, und Madame murmelt: „Die große Dame ist gefährlich rasch ausgebrochen, mein' Dochter, wollen hoffen, daß sie dich nicht über den Kopf wächst!"

Auf der Chaussee kommt jetzt im scharfen Trabe ein Wagen daher: Hanne flüchtet auf die eine Seite der Chaussee, Madame auf die andere. Ein Paar feuriger Jucker zieht ein leichtes Gefährt, eine Art Jagdwagen. Gelenkt werden sie von einem Herrn in elegantem Pelz, neben ihm sitzt eine junge Dame, ebenfalls in tadelloser Toilette und kostbarem Pelzschmuck, ein Diener in einfacher geschmackvoller Livree thront mit untergeschlagenen Armen kerzengrade auf dem niedrigen Rücksitz. Als der Heer Hanne erblickt, pariert er die Pierde und ruft ihr zu: „Wir wollten eben zu Ihnen, sind Sie zu sprechen, gnädige Frau? Ist Ihr Herr Gemahl za Hause?"

„Wird uns eine große Freude sein," giebt Hanne zurück, den Genuß der Dame lebhaft erwideend, „ich komme sofort zurück, bin vielleicht noch fruher da als Sie — mein Mann ist daheim!"

Sie sagt das ohne jede Befangenheit, und als der Wagen weiter rollt — die junge Dame grüßt noch kopfnickend zurück — wendet sie sich ihrer Schwiegermutter zu mit eoten Wangen und lebhaft sprühenden Augen, das vollkommene Bild einer eleganten jungen Dame.

„Sie nehmen es gewiß nicht übel, Mutter, wenn ich nicht mitgehe; ich möchte nach Hause, so schnell wie möglich, um Ella zu begrüßen."

„Erlaube gütigst — wer waren deun die Herrschaften?" fragt Madame kühl.

„Baron Lindner von Borneleben und seine Frau."

„Der Bornelebener? Und mit dem verkehet Karl? Und dos war seine Frau, die oom Ballett aus Braunschweig? Und ‚gnädige Frau' nennt er dich?" Ein grimmiges Lächeln fliegt um Madames Mund.

„Nette Leute find's," erklärt Hanne mit rotem Kopf, „gar nicht stolz und eingebildet."

„Hätten auch keinerlei Ursach' dnzu, mein' Dochter! Ich wundeee mich nur — — höre, Hanne, nu sag' mal Bussen, er soll mich hier abholen an die Kirchhofspforte, ich möcht' euch doch stören bei eurem interessanten Besuch. Und Karl kannst du bestellen — aber nee, man lieber nicht, ich will's ihm schon durch Moritz sagea lassen. Guten Abend, mein' Dochter!"

Sie geht mit großen festen Schritten über die kotige Straße und verschwindet in der Kirchhofspforte. Hanne sieht, als sie sich an der Gartenthüre umblickt, von der alten Dame noch den steif in den Nacken zurückgebogenen Kopf in der wattierten Seidenkapuze einen Augenblick über der Maner schweben, dann entzieht ihr die Cypresse den Anblick. Die Röte des Aergers der alten Frau sieht sie nicht mehr. Und Madame schreitet auf den feuchten Wegen bis zu dem winzigen Hügel des Kleinen, da steht sie still, bückt sich und legt den Kranz um den Grabstein, der den Namen „Hermann Baldauf" trägt. — — —

daß ihnen die Augen übergehen!“ antwortet Madame fest und beginnt im Zimmer auf und ab zu wandern. „Sieh' zu, wie du hier fertig wirst, ich geh' nach Charlottenhof; bin doch neugierig, ob ich die nicht zurechtbringe! Den Leuten sagst du, es wird hier gebaut, verstehst du, wenn auch kein Ziegel angerührt wird. Und wenn sie's merken, die Herrschaften, weshalb ich komme, so merken sie's, und das ist auch egal! Morgen reitest du hinüber und sorgst, daß die oberen Zimmer für mich zurechtgemacht werden.“

Moritz nickt mit dem Kopfe wie zustimmend und greift dann zu der Zeitung, aber ohne zu lesen. „Weißt du auch schon,“ sagt er dann sehr langsam und mit gepreßter Stimme, „daß Evas Mutter kränker ist? Robert Ahrens erzählte es mir gegen Abend, er hat wenig Hoffnung.“

„Das arme Mädel,“ murmelt Madame, „Gott behüte, was soll werden, wenn die Frau stirbt und ihr beide, sie und du, eure Eisenköpfe behaltet?“

Das letzte hat der Sohn nicht mehr gehört, er ist rasch hinausgegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Faschingstreiben in Niederösterreich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Hans Kerschbaum.** Mit Illustrationen von **W. Gause.**

Kameireiter in der Gegend „am Wechsel“.

Wenn der tolle Fasching die halbe Welt aus dem Alltagsleben rüttelt und das Possentreiben zur Parole geworden ist, dann werden auch die sonst friedvollen und gesetzten Dorfleute in Niederösterreich lustig, übermütig und ausgelassen. Die Arbeiten sind zu dieser Zeit rar, die Mahlzeiten reichlicher und „geschmolzener“ als sonst. Fleisch kommt da nicht gar so selten, wie zu anderer Jahreszeit, auf den Tisch, und die Faschingskrapfen werden in jedem Hause gebacken. Solcherart ist es nicht zu verwundern, wenn dann auch das Dorfvolk lebendig wird.

Diese Lustigkeit ist besonders in der letzten Faschingswoche, in der sogenannten „fooften Wocha“*, welche vom „foasten Pfingsta“** (Donnerstag vor Quinquagesima) bis zum Aschermittwoch dauert, zu bemerken. Da wird geschmort und gebacken wie sonst niemals im Jahre. Da mag es der klügste und sparsamste Bauer sein, zu dieser Zeit läßt er sich nichts Uebles nachreden; reichlich bewirtet er seine Dienstleute und bringt auf den Tisch an Rauchfleisch, Krapfen, Brot und Trunk, was sein Hausstand hergeben mag.

Am Faschingssonntag beginnt das tolle Treiben der Lustbarkeiten, Tanzunterhaltungen und auch Maskeroden. Im Viertel ober dem Manhartsberge, im sogenannten „Waldviertel“, und wohl auch anderwärts, sind an diesem Tage in den Wirtshäusern die häufig einkehrenden Fuhrleute zechfrei und erhalten von der Kellnerin ein Sträußlein auf den Hut. Die Stammgäste erhalten Krapfen.

Hoch geht es dann beim sogenannten Faschingstanz her. Der Bauernbursche, mag er sonst der solideste oder der schüchternste „Tronminit“ („Ich getrau' mir nicht“), der klügste und sparsamste Mensch sein — zu dieser Zeit ist er wie ausgewechselt. Er achtet nicht seinen mühsam ersparten Jahrlohn und giebt ihn ohne Bedenken lustig mit seiner Tänzerin aus, die er mit den unterschiedlichsten Sachen, wie Wein, Kaffee, Krapfen, Faschingbratel und noch mancherlei Süßigkeiten vom „Kraner“ (Gottscheer)*** traktiert.

Die Gemüter sind zu dieser Zeit leicht reizbar. Viele der Burschen haben sich ihre „Kurasch“ auf den Faschingstanz aufgesport, und zu vermeiden ist es dann nicht, daß abwechslungsweise ein wenig Kraftmeierei getrieben wird und mancher mehr blaue Flecken als Faschingskrapfen vom Tanze heimträgt!

Dem Faschingssonntag folgt der „foast Monta“ (Montag); dieser Tag ist zwar kein Festtag, aber auch kein eigentlicher Werktag. Dem Bauer graut es wohl schon insgeheim, wenn er morgens die ganze Wirtschaft so tot liegen sehen muß; das Gesinde ist nämlich den ganzen Vormittag nicht aus dem Schlafe zu wecken, weil es erst kurz vorher sein Lager aufgesucht hat. Aber da hilft nichts: der Bauer weiß, daß in der „foasten Wocha“ jede schwere Arbeit ruhen soll, weil leicht das „Pfingstaweibl“ dabei allerhand Unfug treibt; auch die Spinnräder müssen stillstehen, denn das „Pfingstaweibl“ löst das Gespinst auf, und im Sommer würde es sehr viele Nattern geben. Dieser Aberglaube herrscht besonders im Ybbsthal. So geht denn der Bauer mißmutig im Hause umher und wünscht nicht bloß einmal den ganzen Fasching in die Hölle! Aber am Nachmittag geht er selbst ins Wirtshaus, um dem „Hafer Wurzel zu trinken“, das Wirtshausgehen wiederholt er auch am Aschermittwoch, um den „Hafer zu schwellen“ und den „Weizen zu beizen“. Im Wirtshause sitzen inzwischen schon die Bauernknechte, die sich zwar noch nicht ausgeschlafen, aber nichtsdestoweniger bereits wieder Durst haben und deshalb zechen, was das Zeug hält; das nennen sie „das Pflugzwickeldechteln“ (Einweichen der Pflugzwickel, um sie zähe zu machen, damit die Sonnenglut im Sommer sie nicht zerreißt). Dabei singen sie noch manch' lustiges „G'sangel“, essen allerlei saure und scharfe Sachen, wie Heringe und „Russen“ (Sardinen), um sich für den Abend vorzubereiten.

Kaum aber, daß der Abend herankommt, so beginnt von neuem die Fröhlichkeit und der Faschingstanz, welcher fortgesetzt wird bis in den Dienstag hinein, wo das Festtreiben seinen Höhepunkt erreicht.

Der Morgen dieses Tages gleicht zwar dem des „foasten Monta“ auf ein Haar, doch der Nachmittag bringt etwas Neues, nämlich das „Faschingengehen“ oder den Faschingszug. Dieser ist das Tollste, was der Fasching in Niederösterreich aufzuweisen hat. Im Viertel ober dem Manhartsberg ziehen, in abenteuerlichen Maskenanzügen verkleidet, die Bauernknechte von Haus zu Haus, wo man ihnen Rauchfleisch, Eier, Getreide, Krapfen, Geld rc. verabreicht. Einer der Burschen, mit einem alten Kittel, Kopftuch und Joppe bekleidet, genannt das „Bettelweibl“, trägt am Arme einen Korb, in den die Eier kommen, ein anderer hat einen eisernen Spieß, worauf das Rauchfleisch gespießt wird. Andere wieder tragen Säcke auf dem Rücken, in welche sie Korn, Mehl rc. sammeln. An der Spitze des Zuges spielt ein Bursche Ziehharmonika, und die Schar wird umringt von einer Rotte Kinder, die lärmend und johlend durchs Dorf mitziehen. Im Viertel unter dem Manhartsberg läuft in einigen Orten ein als Bajazzo verkleideter Bursche herum, der die Aufgabe hat, einen Schinken zu stibitzen. Wird er dabei ertappt, so giebt es Prügel; gelingt ihm die Sache, so wird er unter Musikbegleitung ins Wirtshaus geführt, wo der Schinken gemeinschaftlich verzehrt wird. Im Gebiet der Leitha ziehen Burschen in Frauenkleidern herum, man nennt sie deshalb die „Kittl“; man lacht sie wegen ihrer

---

* Die „fette“ Woche führt ihre Bezeichnung von der Bereitung fetter Speisen, Festbraten rc.

** „Pfingsta“ (Pfingsttag), d. i. dialektisch der fünfte Tag der Woche: Donnerstag. An diesem Tage treibt nach der Meinung abergläubischer Personen eine im Bunde mit bösen Geistern wirkende Frauensperson („Weibl“, eine Art Hexe) ihr Unwesen, daher die Bezeichnung „Pfingstaweibl“.

*** Bewohner des Herzogtums Krain, namentlich jene der deutschen Sprachinsel Gottschee, welche als Hausierer mit Galanteriewaren, Südfrüchten und Süßigkeiten bekannt sind.

„Faschingengehen" im Viertel ober dem Manhartsberg.

Kittelrolle brav aus; doch wer ihnen in die Nähe kommt, erhält empfindliche Rutenstreiche. In einigen Gegenden reitet eine Maske auf einer elenden Mähre herum; die Maske hat eine mit farbigen Bändern geschmückte Flasche in der Hand, aus welcher sie zeitweise den Leuten Gesundheit zutrinkt. In der Gegend „am Wechsel" reitet man auf einem Kamel, das zwei Burschen darstellen, herum

Mancherorts sind diese Narrenumzüge bereits verboten worden, da nicht selten Ausschreitungen vorkamen und in ein „Haberfeldtreiben" ausarteten, wobei manche Dorfbewohner sehr übel wegkamen. Man fürchtete sich ernstlich vor den „Faschingsnarren", wie man sie nennt, da dieselben zu jeder That fähig waren.

Einen solideren Faschingsulk findet man in der Gegend „an der Wild" im Viertel ober dem Manhartsberg, wo zwei Burschen in Begleitung einer Schar Kinder von Haus zu Haus gehen und den Streit zwischen Sommer und Winter zum besten geben; sie singen dabei folgendes Lied:

Summer:

„Der Winter is a groba G'söll,
Er treibt d' alten Weiba hinter d' Höll.*
Herimein, der Summa is fein!"

Winter:

„Der Summa is a rechta Lauer,
Er macht da Bäurin d' Mülk** sauer.
Herimein, der Winter is fein!"

Die Schlußverse des Liedes lauten:

Summer:

„Hinz geh i hoam und schtof recht guit,
Kimm wiedn, wann's blitz'n und dunnern thuit.
Herimein, der Summa is fein!"

Winter:

„Hinz bin i do und geh net fuat,
Als bis daß's Lerchert singa thuat,
Herimein, o Herimein, der Winta is fein!"

Ein regelrechter Faschingszug, eine „Specialität" auf diesem Gebiete, findet alljährlich in der Nähe von Wien, in der Sommerfrische St. Veit statt, der durch seine kunterbunte Kostümpracht und die Mannigfaltigkeit der gebotenen Komik, wie sie uns aus der Abbildung W. Gauses auf S. 117 entgegenlacht, eine ungeheuere Menschenmenge aus Wien und Umgebung herbeilockt

Trefflich charakterisiert diesen letzten Faschingstag das folgende, gebräuchliche „G'sangl":

„Heut is da Foschingstag,
Heut trink i, wos i mag.
Morg'n moch i's Testament:
'S Geld is zu End'!"

Gegen die letzten Faschingsstunden kehrt die Stimmung bereits mehr der Buße und Reue zu. Strenge achtet das Dorfvolk die kirchlichen Gebote und schließt demzufolge rasch gegen Mitternacht den „Faschingtanz", um keinen Schritt in den Aschermittwoch hineinzutanzen.

Von den Faschingsbräuchen Niederösterreichs ist noch das „Faschingbegraben" am Aschermittwoch zu erwähnen; hauptsächlich wird dasselbe im Waldviertel, und zwar in der Gegend „am Wald" betrieben. Für diese Begräbnisse werden Strohmänner, sogenannte „Todamandl", hergestellt, die man unter Ceremonien und Klagegeheul in den Schnee oder in irgend einen Düngerhaufen eingräbt.

Der Aschermittwoch trifft die meisten Sünder bußfertig und reuevoll an; sehr berechtigt ist aber oft diese Reue, wenn die Taschen leer sind und vielleicht gar ein halber Jahrlohn dahingegangen ist mit dem lustigen Hallodri: Fasching!

* Dienwinkel. ** Milch.

Aus dem Faschingstreiben in Niederösterreich: Der Faschingszug in St. Veit.
Nach einer Originalzeichnung von W. Gause.

Digitized by Google

Aus Rom.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

An meine Freunde.

(Schluß.)

Von M. von Ebner-Eschenbach.

Zur Zeit der Apollofeste wurden im alten Rom die Mahlzeiten auf der Straße abgehalten. Im neuen Rom wird noch ganz anderes auf der Straße abgehalten, und es braucht dazu keiner besonderen Feste. Augenzeugen versichern mir, daß vor fünfundzwanzig Jahren die ehrsamsten Bürgersleute Wannenbäder im Freien vor ihren Häusern nahmen. Das ist nun nicht mehr üblich, aber fortwährend hat man Gelegenheit, zu bemerken, daß die Römer ihre Stadt als ihr „Home“ ansehen, in dem sie sich's in jeder Hinsicht bequem machen. Erstaunlich ist, was sie an müßigem Herumstehen leisten und welche Nachsicht mit dieser nationalen Schwäche geübt wird. Ein paar Leute mögen noch so lange auf demselben Fleck in der belebtesten Straße stehen bleiben und die Passage hemmen, ohne Murren weicht ihnen jeder aus. Schreien und Lärmen ist ihnen ein Bedürfnis — zu keiner Stunde der Nacht konnte ich erwachen, ohne auf der Piazza singen zu hören, und mit welchem Gekreisch oder Gebrüll bieten die Verkäufer ihre mannigfaltigen Waren aus, in wie markerschütternden Tönen wird das Erscheinen der neuesten Zeitung angekündigt! — im Verkehr miteinander bei unvermeidlichen kleinen Zusammenstößen geht es aber ganz still und mit der größten Urbanität zu.

Ein breiter, dreispänniger Omnibus lenkt in ein schmales Gäßchen ein, das voll von Menschen ist (ich zähle zu ihnen) und in dem er nicht viel mehr Spielraum hat wie die Kanonenkugel im Rohr. „Oh — up!“ ruft der Kutscher, und es ist in diesem „Oh up“ nie etwas Ungeduldiges und Drohendes, viel eher etwas Zärtliches. Ich aber denke: Hol' Sie der Kuckuck! Bleiben Sie lieber stehen. — Er ist vorbei und mir fehlt nichts, aber zagend sehe ich mich um und meine, hinter mir lauter Plattgedrückte zu erblicken. Es hat sich keiner gemuckst, und wie es zugegangen ist, weiß ich nicht, aber sie sind alle heil.

„Oh — up!“ ruft der Kutscher und fährt gelassen in einen Zug junger Geistlicher hinein, die eben noch Zeit haben, zur Seite zu springen, und zu ihm hinauflachen. „Oh — up!“ unsere Wagenlaterne hat einem Arbeiter auf dem Korso im Vorüberfahren ein Stück seiner Jacke abgerissen. Er geht ruhig weiter, betrachtet den Schaden schweigend, als wäre er ihm von einem Elemente und nicht durch die Unachtsamkeit eines Nebenmenschen zugefügt worden. Ein anderes Mal wird uns die Wagenlaterne von einem vorbeikommenden Gefährt weggefegt. Der Kutscher steigt ab, hebt sie auf und legt sie auf den Bock, ohne ein Wort über den Unfall zu verlieren. Ich möchte die Flüche nicht hören, in die ein Wiener Fiaker ausbräche, wenn ihm etwas Aehnliches zustieße.

„Der hält eben auf sein Zeugel,“ sagt Ihr. „Dem nachlässigen und schmutzigen Italiener ist's gleichgültig, wie das seine aussieht.“ — Vielen wohl, es giebt aber sehr nette und sogar elegante Mietwagen, und geradezu Respekt flößen mir die römischen Stallbeherrscher ein. Sie halten die ihnen anvertrauten Equipagen musterhaft in stand. Nächst den Herren vom Kutschbock gewann eine andere Sorte Erwerbender meine Hochachtung — die an den Straßenecken etablierten Schuhputzer. Sie zahlen eine ansehnliche Steuer, müssen manches Paar Schuhe zum Besten des Staates gewichst haben, ehe sie anfangen können, zu ihrem eigenen Besten zu wichsen. Das thun sie mit einer ans Künstlerische grenzenden Geschicklichkeit und einem ans Geniale grenzenden Eifer. Die Schuhe blinken schon wie Metall, der Eigentümer ist schon zufrieden, will seinen Fuß zurückziehen. Noch nicht! noch wird ein weicher Lappen aus der Tasche gezogen, der Schuh angehaucht und die letzte Hochpolitur erteilt. Ich habe diesen Fleiß, diese Liebe zum Handwerk besonders an einem einbeinigen Manne bewundert, der sein Laboratorium in der Via Sistina, an der Ecke des Hauses, das Felix Mendelssohn bewohnte, aufgeschlagen hat. Gar zu gern hätte ich mit dem emsigen, immer freundlichen Geschäftsmann, der mich von weitem schon grüßte, ein Gespräch angeknüpft und mich erkundigt, wieso er um eines seiner Beine gekommen war. Aber die Art, in der ich das Italienische behandle — nämlich meist als Zeichensprache — erweckt eine Heiterkeit, die mir allerdings viel Vergnügen macht, die ich aber doch nicht gern auf offener Straße errege.

So werde ich von diesem Menschenschicksal so wenig erfahren wie von unzähligem andern, das ich hier kennenlernen wollte. Was man so „kennenlernen“ nennt. — Ein halbes Jahr in Rom! . . . und wenn ich auch unvergängliche Eindrücke mitnehme, wenn sich auch eine neue Welt mir geoffenbart hat, über das Gefühl, auf der Schwelle stehengeblieben zu sein, täuscht mich nichts hinweg. Es ist ein schweres Scheiden, gerade jetzt, da der rote Mohn die Kaiserpaläste auf dem Palatin in Purpur hüllt, ein duftender Rosen- und Blumenflor seine Pracht in den Gärten und in den Höfen der Paläste entfaltet und jeder Besuch des Forum Romanum eine neue Verheißung und eine neue Erfüllung bringt. Sie sind fleißig am Werke, die Archäologen, und mit leidenschaftlichem Interesse verfolgen Fremde und Einheimische ihre Thätigkeit. Die Rampe der Via dell' Arco di Severo ist immer dicht besetzt von einem zahlreichen Publikum, das den Ausgrabungen zusieht. Es war schön, als man am Tage, nachdem die Kunde sich verbreitet hatte, in der Nähe des Septimius Severus-Bogens sei das Grab des Romulus entdeckt worden, am nächsten Morgen die Stelle und ihre ganze Umgebung mit Narzissen bestreut sah.

Ein junges Fräulein brachte diese liebenswürdige Demonstration in Zusammenhang mit einem Nahrungsmittel: — den aromatischen Blüten des Judasbaumes, die vom römischen Volke als Frittura genossen werden. „Kein Wunder,“ meinte sie, „wenn Menschen, die Wohlgerüche verspeisen, poetische Einfälle haben.“

Ob ich die römische Kost vertrage, wo ich wohne, wie ich lebe, mit wem ich umgehe, wollt Ihr wissen?

Meine Lieben, ich wohne gut, ich lebe schön, meinen Umgang bilden Menschen „von dem ersten Preise“. An römische Kost mich zu gewöhnen, habe ich nicht nötig gehabt. Unsere vortreffliche tiroler Köchin bereitet gar österreichische Gerichte an italienischem Herde. In seiner läuternden Flamme ist jeder nationale Widerspruch erloschen. Unsere Wohnung liegt eine Treppe hoch, drei ihrer Zimmer haben die Aussicht auf die Piazza di Spagna. Man braucht sich nur aus einem der Fenster zu beugen, um links eine Fontäne und über ihr einige Cypressen des Pincio zu sehen. Uns gegenüber vor dem großen Hause der Propaganda Fide ragt eine Marienſäule empor. In der Mitte des Platzes sprudelt der flüssige Krystall der Acqua Vergine in Berninis marmorne Barke. Blumenverkäufer haben ringsum ihre Buden aufgestellt, und jede ist ein Meisterstück der Dekorationskunst. Es giebt keine Jahreszeit, in der nicht diese fliegenden Gärtchen die Luft mit ihrem Duft erfüllen würden.

Wenn es der Frau Sonne überhaupt zu scheinen beliebt — und es beliebt ihr fast täglich — scheint sie uns in die Zimmer. Die Einrichtung, die bei dieser Gelegenheit beleuchtet wird, hat ihre ergötzlichen Seiten. Viel Marmor, weißer und grauer, viel Vergoldung, zu ewiger Rast verurteilte Pendulen, Gipsfiguren, die sich auf die Bronzestatuen spielen, Lampen, die ihre Bestimmung erfüllt zu haben glauben, wenn sie sich Petroleum eingießen lassen, aber grimmige Rauchwolken gegen den Plafond wirbeln, sobald ihnen zugemutet wird, zu brennen. In jedem Zimmer steht in einer Fensternische ein kleiner eiserner Cylinder. Auf meine Frage, wozu er diene, antwortete man mir, daß er ein Ofen sei. Den Salon schmückt ein Kaminchen, eine cheminée de poche. Als man zum erstenmal Feuer darin anmachte, geriet eine sehr verehrte Familie, die ein Stockwerk über uns wohnt, in Erstickungsgefahr. Hingegen wurde unsere Küchenchefin eines Morgens beim Heraustreten aus ihrer Stube von einem Wasserguß auf den Kopf getroffen, und als wir unser Befremden über diese Erscheinung äußerten, erwiderten unsere Hausleute (vorzügliche Menschen, die wir hochschätzen und lieben!), es gäbe nichts natürlicheres, denn gestern sei oben gebadet worden.

Digitized by Google

Aber was liegt an solchen Lappalien! Wir schwelgen in galorenem Lichte, wir atmen himmlisch reine Luft. Wir sind in Rom.

Der Vormittag wird mit Besuchen von Kirchen, Museen, Galerien zugebracht, der Nachmittag in einem der unvergleichlichen Gärten, oder wir unternehmen eine Fahrt in die Campagna. Jetzt aber führt unser Weg nach der geliebten Passeggiata Margherita auf dem Janiculo. Immer schön und immer anders schön ist die Rundsicht, und so oft sich mir von diesen köstlichen Anlagen aus der Blick auf die Stadt darbietet, muß ich der Worte des Dichters gedenken: „Rom giebt sich selbst sein Licht, ein reineres Licht."

Ein besonderer Vorteil der Lage unseres Hauses ist die Nähe des Aerariums, der uns in einer halben Minute auf den Pincio bringt. Ich benutze ihn übrigens nicht immer, ich gehe gar zu gern die breiten, niederen Stufen der Spanischen Treppe hinauf. Da lagern Modelle, einzeln oder in Gruppen, da produziert ein alter Mann allerlei abgerichtete Tiere. Da spielen kleine und große Kinder Piastrella und erproben eine Meisterschaft im Steinwerfen, die nur noch von ihrer Meisterschaft im — Spucken übertroffen wird. Ja, wie die Römer spucken, ist ihnen nicht leicht abzugucken. Ueber die Breite der Straße auf einen bestimmten Punkt, im Bogen, um die Ecke spucken diese Menschen! Unter den Kindern schon giebt es wahre Spuckkünstler. Und Kunstdamen sind sie! Da geht ein Ciociarenjunge einer fremden Dame nach (daß eine Italienerin angebettelt worden wäre, habe ich nie gesehen) und schildert ihr mit schmerzverzogenem Gesichtchen sein Elend, weint und schluchzt. Die Dame ignoriert ihn so lange, bis er endlich einsieht, daß er sich umsonst plagt. Er bleibt ein paar Schritte zurück, jauchzt auf, schlägt in tollem Uebermut ein halbes Dutzend Räder, winkt einen Kameraden herbei, und sie führen zu gegenseitigem Ergötzen den Salto di Quaglia — auch eine ihrer Virtuositäten — bis zur Erschöpfung auf.

Der unerbittlichen Fremden wird nicht nachgeschimpft und nicht nachgespottet. Diesem Schicksal sind viel eher die ausgesetzt, die auf der Straße andern als Krüppeln und Greisen Almosen geben. Die Leute in Rom leben von den Fremden, lieben sie aber nicht. In ihren Augen sind die Fremden doch nur Barbaren, die soldispendenden überdies dumme Barbaren. Was den Nachkommen der leidenschaftlichen Liebhaber der Cirkusspiele aber wohl am widerwärtigsten an uns erscheint, ist das Mitleid mit ihren Zugtieren. Sie finden es sentimental und lächerlich; in dem Punkte hört die Möglichkeit einer Verständigung zwischen uns auf. Einen Schandfleck für Italien nennt Gregorovius die haarsträubende Grausamkeit gegen Pferde und Esel. „Nun ja, die Esel sind zäh," hör' ich oft sagen, „halten viel aus" — Leider. Ich wünschte, sie hätten wenigee Widerstandskraft gegen Mißhandlung, die sie doch fühlen, wenn sie ihr auch nicht erliegen.

Stelle dich einmal hin vor so ein von Schmutz starrendes, mit Wunden bedecktes Geschöpf. An eine der Gabeln, in die es gespannt ist, haben sie ein Bündel Campagnastreh befestigt, seine heutige Ration. Sie ist noch unberührt. Der arme Graue spürt vor Müdigkeit den Hunger nicht. Ich bitte dich, stelle dich vor ihn hin und sieh ihm in die Augen! Du blickst in einen Abgrund von Traurigkeit, und wenn du nicht von Mitleid ergriffen und in tiefster Seele bewegt wirst, dann bangt mir um noch ganz andere deinee seelischen Vorzüge, als nur um solche, die der Besitz eines guten Herzens verleiht.

Einen seltsamen Kontrast zu der Grausamkeit gegen die Zugtiere bildet die Vorliebe, mit der die Katze behandelt wird. In ganz Rom habe ich noch keinen lustigen Esel und noch keine traurige Katze gesehen. Der Hauskater ist eine wichtige Person, ihn verzärtelt man, er genießt Bürgerrechte. In allen Kirchen macht er sich breit, nimmt Platz auf den Stühlen, umschleicht sogar während des Gottesdienstes den Altar, und niemand fällt es ein, ihn wegzujagen. Vor jedem Laden sitzt wenigstens eine Katze, spielt sich auf die Hausfrau, mustert den Eintretenden. Man sieht sie ordentlich denken: Wart', du Forestiere, du wirst schon übers Ohr gehauen werden! Wer, wie ich, an Katzenscheu leidet, wenn auch nicht in dem Maße wie Luise von François' Katzenmarter und Hoffmanns eiserner Rittmeister, trachte um jeden Preis, dieses Gebreste zu verbergen. Er bringt sich sonst bei den Römern in schrecklichen Mißkredit.

Wir waren einmal im Malteser Priorat auf dem Aventin. Die Aussicht vom Ballon im obern Stockwerk ist leider zum Teil verbaut. Trotzdem aber ihrer Berühmtheit noch sehr würdig. Wir hatten sie schon eine Weile genossen, als der Gärtner, der uns nachgekommen war, uns fragte, ob wir etwas Merkwürdiges sehen wollten. Nichts anderes dachten wir, als daß er uns auf die höchste Palme Roms aufmerksam machen werde, die im Garten steht und eine Veteranin ist. Sie wurde im Jahre 1849 von einer Kanonenkugel getroffen, die schwere Wunde ist vernarbt und sie gedeiht weiter. Aber nein, nicht um die Palme handelte es sich, sondern um eine Dame, die im Schatten der Steineichen auf und ab ging und sich nicht entschließen konnte, ins Haus zu treten. Warum? weil eine Katze auf der Schwelle saß! Eine gute Katze, die in ihrem ganzen Leben keinem Menschen etwas zuleide gethan hat! Die unglaubliche Dame war ihm durchaus nicht geheuer. Wer konnte wissen, ob sie nicht eine verzauberte Maus war, oder so etwas? Trotz seines Widerwillens gegen sie und trotz der vielen Worte, die er darüber machte, kam auch nicht ein beleidigendes aus seinem Munde. Abermals mußte ich einen Vergleich anstellen und denken, mit welchen Schimpfnamen einee von meinen Landsleuten ein Wesen traktiert hätte, von dem er die Meinung besessen, die dieser Gärtner von der Katzenscheuen besaß. Und abermals bewunderte ich die angeborene, adelige Höflichkeit eines der Kinder dieses uralten Kulturvolkes.

Ja, sie stechen einen tot in ihrem rasch entflammten Zorne, übervorteilen bei jeder möglichen, rauben bei jeder günstigen Gelegenheit, aber der Verkehr mit ihnen im täglichen Leben ist so schön und anmutig, daß alle innere Biederkeit und Gediegenheit mir die Freude an seiner äußeren Grazie nicht aufwiegt. Wie sind grob und sie sind fein. Und für meine Person würde ich beinahe vorziehen, mein Leben lang liebenswürdig behandelt und dann plötzlich erstochen zu werden, als das Glück, an einer Krankheit in meinem Bette zu sterben, durch den fortwährenden Umgang mit rauhen Bürsten erkaufen zu müssen. Es ist eben — Geschmacksache.

April.

April, das ist der italienische Mai, das ist der Monat, den die Dichter besingen. Da blühen die Rasen, fast blendend wirkt das junge Grün, überall regt sich das Leben, es kommt sogar und fast mit Vorliebe zum Toten und schmückt es mit Frühlingspracht. Liliaceen, Sileneen, Ranunkeln breiten ihren Flor über die Trümmer des Palatin, auf jedem Säulenkern des Forums nistet sich ein Gärtchen ein. Zufällig führte mein Weg neulich an einem verwahrlosten Palast vorbei, zwischen dessen Quadern es so reich und bunt hervorsproßte, daß ich stehen blieb und mich an dem schönen Anblick erfreute. Leider nicht ungetrübt, denn neue Bauten sind dicht an den alten Prachtbau herangerückt, und ob kahl, ob geschmacklos verziert, spotten sie der stolzen Einfachheit seiner steinernen Umpanzerung und der imponierenden Majestät seiner nach im Verfall herrlichen Krönung.

Der, wie ich glaube, letzte Bewohner des Hauses und vielleicht der treueste Hüter seiner glorreichsten und trübsten Erinnerungen, ein alter Mann in schmutzigen Kleidern und geplatzten Schuhen, öffnete auf meine Bitte das niedrige Eisengitter, das den Thorweg vom düstern und sumpfigen Hofe trennte. Ungeduldig wartete er einige Augenblicke auf mein Fortgehen. Als er aber sah, daß ich keine Anstalten dazu traf, sondern das mit Feuchtflecken bedeckte Gemäuer, die halb zerstörte Stuckverzierung der Loggia aufmerksam betrachtete, sprach er: „Nichts mehr da. Alles haben sie weggenommen, alles." Meine Frage, wer das gethan habe, blieb unbeantwortet. Er setzte sich auf einen Strohsessel unter die Säulenhalle, nahm seinen schwarzen Kater auf den Schoß, und ich fühlte mich streng überwacht von vier Augen. Zwei alten, müden, zwei großen, gelben, gluhend wie Leuchtsteine, die Sonnenlicht getrunken haben.

Aus dem Hofe führten einige noch ziemlich erhaltene Marmorstufen auf eine Terrasse, die, mehr breit als lang, im Halbrund von einer hohen Mauer eingefaßt war. Einst, das sah man noch, hatten Blumenbeete und Rasenflächen sie geschmückt. Jetzt waren die zierlichen Anlagen und das zum Teil eingesunkene Pflaster von Wucherpflanzen und Moosen bedeckt. In der Tiefe des Halbrunds befand sich eine Grotte, in der gewiß ein reicher Wasserstrahl fröhlich in ein schönes Marmorbassin

Digitized by Google

heruntergeplätschert hatte. Jetzt flossen Wasserfäden über Moospolster unhörbar zwischen dem Gestein herab auf den Boden und verwandelten die Umgebung in einen Sumpf. Diese Wildnis inmitten einer Stadt, diese lautlose Stille im lauten Rom hatten etwas Märchenhaftes, in Träume Einspinnendes. Es war wonnig, der Stille zu lauschen, das Märchen zu erleben.

Auf einer Seite zwischen der Einfassung der Grotte und einer mannsdicken Epheuguirlande, die über die Mauer herunterhing, war ein Büschel feuerroter Mohnblumen herausgewachsen. Langgestielt, mit bärtigen Kelchen, streckten sie die Blätter so stolz, als strotzten die weichen, die seidenen vor Kraft. Als ich näher kam, hört' ich sie einander zuflüstern in einer Sprache, die ich nie vernommen hatte und doch verstand: „Er weint, er weint, der Traumgott weint!" Ja, ja, es wimmerte tief drin im Gestein, es klagte in Tönen, mit keinem irdischen Klang und Ton zu vergleichen, und ich verstand auch diese Klage. Sie lautete: „Hat mich der Meister aus dem pentelischen Block, in dem ich verzaubert lag, befreit und ans Tageslicht gebracht, damit ich, nach Jahrhunderten eines siegreichen Lebens, verbrannt und zerrieben, elendem Ziegelwerk und niedrigem Gestein als Mörtel diene? Furchtbares Schicksal, das die Roheit der Barbaren uns bereitet hat! So vielen meinesgleichen und mir . . .

In Tempeln haben wir gewohnt, Paläste und Thermen haben wir geschmückt, bis sie kamen, die stumpfsinnig sind und, feindlich dem Schönen, uns erbarmungslos in Stücke schlugen und zum schnöden Feuertod in ihren Kalköfen verurteilten. Weh' über mich Armen und weh' über meinen Meister! Ich war sein schönstes Werk, unsterblich sollte sein Name durch mich werden. Und wirklich nennen sie ihn noch heute als den eines Bildners, der einst Großes schuf, aber er ist ihnen nur ein leerer Schall, denn wie Kinder seines Genius sind tot. Keinen Begriff davon, wie schön wir waren, geben die schwachen Abbilder, die sie von uns haben, und vor denen das verormte Geschlecht in Bewunderung versinkt."

Der Traumgott schwieg, aber seine Klage zitterte lange in mir noch, und ich meine, einen Widerhall von ihr zu vernehmen, wenn ich vorüberschreite an alten Kirchen und Palästen in Rom.

Bei schönstem Wetter, sorglich geleitet und begleitet, bin ich heute morgen nach Albano gefahren. Kein Gedränge auf dem Bahnhofe, kein Kampf um einen Platz im Waggon. Meine liebe Reisemarschallin und ich in einer Ecke, ein französisches Ehepaar, klein, alt und dick, in der andern. Noch bevor der Zug in Bewegung kam, hatte die fleißige Frau sich schon über ihre Strickerei hergemacht und förderte sie emsig. Und ließ nicht ab und verwendete kein Auge von ihrem grauen Strumpfe, während wir langsam, gottlob! durch die Campagna dampften, an den Trümmern der Acqua Claudia vorbei, den Bergen entgegen. Einmal nur, als wir den Tunnel passiert hatten und plötzlich der Albaner See vor uns lag, erhoben sie und ihr Gemahl sich ein wenig und sagten: „Ah! le lac d'Albano. C'est joli."

Jawohl, es war „joli" und mehr als das. Der Albaner See ist von großer und sehr ernster Schönheit. Ein Kranz graugrüner Hügel umsönnt ihn, in seinem Gewässer hat einst Alba longa sich gespiegelt und bangen, neidischen Auges dem Emporblühen der Tochterstadt am Tiber zugesehen, von der sie zerstört werden sollte bis auf den letzten Stein. Die Bahn umfährt den See, nun steigt vor uns der Monte Cavo auf und nördlich über dem steilen Ufer das malerische Castel Gandolfo mit dem päpstlichen Sommerpalaste, erbaut von Urban VIII Barberini, unter dem Galilei sein Märtyrertum durchlitt um einer wissenschaftlichen Lehre willen, die heute jedem Klosterschüler eingeprägt wird.

Die sogenannte Galleria di sopra, der schöne Weg, der oberhalb des Sees nach Albano führt, sollte füglich zu Fuße zurückgelegt werden. Wir verzichteten auf den herrlichen Spaziergang aus Rücksicht auf das Tagewerk, das uns noch bevorstand, nahmen in Albano einen Wagen und fuhren über Ariccio nach der Villa Sforza Cesarini. Als Eintrittspreis wird ein Autograph gefordert; man schreibt seinen Namen in ein Buch ein und wird sogleich in den Park eingelassen. Ein stattliches Dorf hätte Raum in seiner Umfriedung. Nach den vielen Wogen zu schließen, die vor dem Thore hielten, mußte zahlreicher Besuch da sein. Wir sahen aber fast niemand. Die meisten stiegen einen der vielen Wege, die zum Nemi-See führen, hinab, indessen wir uns damit begnügten, ihn vom Park aus zu bewundern. Beim Heraustreten aus einem dunkeln Laubgang hatten wir ihn auf einmal erblickt, in seiner ganzen träumerischen Lieblichkeit. Den „Spiegel der Diana" nannten sie im Altertum den holden See. Sein Gewässer hat sich sanft in einen Krater eingebettet, seine ruhige Oberfläche schimmert gleich poliertem Metall. Die Lavawände, die ihn umschließen, bebaut der Landmann mit einem Fleiße, dem dieser reiche Boden das ganze Jahr hindurch Arbeit giebt und lohnt. Der Villa Cesarini gegenüber steigt das Ufer steil empor. Das alte Kastell der Cesarini krönt seine felsenfordige Höhe, die steinernen Häuser ziehen wie eine stille graue Pilgerschar zu ihr hinan. Im Hintergrunde zeichnet der Monte Cavo seine edle Silhouette, die langgestreckte Berglette ihre schönen Linien ans leuchtende Blau des Himmels.

Von Westen her waren langsam massige Wolken herangewallt, türmten sich; ihre Schatten glitten schleierhaft über die Berge und den See. Es war Mittag; aus der Ferne tönte der tiefe Klang einer Glocke herüber. In den Zweigen sangen, lockten und jauchzten frühlingstrunkene Waldvögelchen. Uns zu Füßen senkte sich das Ufer sachte hinab, dicht bewachsen mit üppiger Strauchvegetation, mit den anmutigsten und den düstersten Bäumen des Südens, hellgrüne Weiden mit flatterndem Haar, feinblätterige Myrten, schlanke, dunkle Cypressen. — Schwer ist es uns geworden, uns von diesem gottbegnadeten Erdenfleck zu trennen.

Noch Albano zurückgekehrt, nahmen wir im Hotel ein kleines Mahl und fuhren nach Frascati.

Auch dieser Weg ist ein wundervoller. Links wellt die Campagna wie ein Meer dem Meere entgegen, und blinkt und blaut, und vollkommen ist die Täuschung, die es am Horizont aufsteigend erscheinen läßt. Rechts der Albaner See, das düstere Rocca di Papa, der Monte Cavo, von wechselnder Beleuchtung umspielt, von einem Augenblick zum andern rosig umhaucht, in tiefem Schatten lagernd.

Was nur diese italienischen Landschaften so einzig schön und reizvoll macht? uns entzückt, uns mit wahrer Zärtlichkeit für sie erfüllt? Ist es ihr Farbenzauber? verwandelt das herrliche Licht die Wirklichkeit, die wir sehen, in ein Märchen, das wir wonnig zu träumen glauben? Steigt die balsamische Luft uns zu Kopfe und berückt und berauscht uns? In unseren Salzburger Bergen ist es ja doch auch schön, so schöner. Unsere Gletscherwelt, unsere Wälder, unsere grünen Thäler und von krystallklarem Wasser durchrauschten Klüfte sind doch noch etwas anderes als diese Lavahügel und seenbildenden Krater!

Wenn ich meine Empfindungen für beide miteinander vergleichen soll, dann ist meine Liebe zu meinen Heimatbergen die zu einem großen, treuen Freunde und die zu den italienischen Landschaften die Liebe einer in ihr holdes Kind arg vernarrten Mutter.

In traurigster Weise ist in dem herrlichen Bereich zwischen Albano und Frascati für Staffage gesorgt. Armut und Krüppelhaftigkeit stellen am Straßenrande ihr Elend in herzzerreißender Weise aus. Eine Kinderschar, ein blinder, halbnackter Greis — eine wahre Oedipusgestalt — gehörten zu den jammervollsten Bildern menschlicher Verkommenheit und Trostlosigkeit, die ich je gesehen. Die Zahl der Almosenheischenden ist Legion, das werkthätigste Mitleid verwandelt sich ihr gegenüber endlich in ein niederdrückendes Gefühl der Ohnmacht. Der Reichste und Beste wäre nicht imstande, auch nur tage-, nur stundenlang das Leiden eines jeden dieser Armen und Elenden zu lindern.

In dem Wäldchen, in dem vor zwei Jahren der Herzog von Meiningen und das Ehepaar Richard Voß von Briganten angefallen wurden, spazieren jetzt Carabinieri auf und ab. Wir zählten ihrer zehn auf einer kurzen Strecke. Für die Sicherheit der Reisenden ist genügend gesorgt.

Einen wohlthuenden Abschluß dieses Tages bildete ein Besuch in der Villa Torlonia. Richard Voß hat dort den schönsten Aufenthalt gefunden, den man einem Dichter wünschen kann. Wir wurden von ihm und seiner liebenswürdigen Frau mit echt deutscher Herzlichkeit aufgenommen. Und auch aus der Villa Torlonia ist das Scheiden uns schwer geworden.

Digitized by Google

Gabelbock im Kampfe mit Heulwölfen.
Nach einer Originalzeichnung von Friedr. Specht.

Nun fingen wir schon an, ernstlich von der Abreise zu sprechen, und mir ist, als wären wir eben erst angekommen, als hatte ich kaum nach hineingesehen in die Welt voll unergründlicher Schönheit und unermeßlicher Größe der ewigen Stadt. Der Augenblick scheint mir noch so nahe, in dem das heerliche Bewußtsein: ich werde sie bald betreten! mich beseligend ergriff. Das war, als ich auch jestem Schlafe im Eisenbahncoupé beim Stehenbleiben des Zuges plötzlich erwachte und meine Reisegefährten sagten: „Wir sind in Florenz."

Sechs Uhr, ein trüber Oktobermorgen, farblos und grau. Im Osten war zeigte sich ein schmaler, roter Streifen und die dunklen Massen, die vor ihm emporragten, das waren die Gräber der Medicäer und der Turm des Giotto.

Einige Stunden später, und das Wahrzeichen des heutigen Rom, die Sankt Peters-Kuppel, erschien in dämmeriger Ferne. Und endlich war's erreicht, und eine Zeit brach nun, die wie eine Märcheninsel aus der stillen Gleichförmigkeit meines Daseins emporragt.

Den ersten Vormittag in Rom verlebte ich in der Peterskirche, am Nachmittag führten meine Freunde mich nach dem Gianicolo und ich sah „die Stadt" mit ihren Kuppeln und Türmen, Brücken und Thoren, Villen und ewig grünen Gärten sich über die Hügel breiten in dem wundersamen Lichte, das leuchtet, ohne zu blenden, und von dem kein Bild und keine Beschreibung eine Vorstellung geben kann. Ueberhaupt: — Rom im Sonnenlichte — in seine Nebelschleier gehüllt — im Vollmondschein — die Kunst, die unternahm, es zu malen oder zu schildern, hat ihre Schuldigkeit gethan, wenn sie unsere Sehnsucht nach dem neuen Jerusalem weckt. Wohl dem, der sie befriedigen kann!

Dieser Glückliche lernt aber bald eine andere kennen und sie steigert sich oft bis zum Schmerze. Sie hat mich ergriffen, als ich erfuhr, daß alle unbezweifelbaren griechischen Originalstatuen, die Rom besitzt, in der Sala Rotonda des Vatikan Platz hätten. Der ganze reiche Rest besteht aus Kopien von größerem oder geringerem Werte. Was würden wir geben für einen Blick auf ihre Urbilder, auf nur einige von ihnen! Und wäre die Nachahmung eine vollkommene, es giebt nichts, wodurch das Bewußtsein aufgewogen werden kann: das Auge deines Schöpfers hat auf dir geruht, seine Hand hat deine Form liebevoll ausgearbeitet. Weil neben dem Moses in S. Pietro in Vincoli die mächtige Gestalt Michelangelos vor mir auftauchte, weil ich meinte, ihn am Werke zu sehen, mitzufühlen, was er fühlte bei jedem Schlag, mit dem sein Hammer den Meißel traf, darum vielleicht hat mich der Moses zu größerer Begeisterung hingerissen als die schönen Kopien griechischer Meister, die die vatikanischen Sammlungen zu einem Unikum machen. Deshalb auch gewährt mir die Betrachtung eines halb verwitterten, aber vom Gedanken seines Urhebers befreiten Tanagra-Figürchens innigern und tiefern Genuß als die des prächtigsten und besterhaltenen Sarkophags, der von tüchtigen Bildhauern nach den besten Mustern im Vorrat angefertigt wurde.

Bei einer der Ausgrabungen, die im Verlaufe der letzten fünfzehn Jahre in dem Atrium Vestae auf dem Forum romanum vorgenommen wurden, fand man zahlreiche marmorne Sockel mit Inschriften, wie große Ziegel auf die schmale Seite nebeneinander gestellt. Torsos, Arme, Hände, Füße füllten die Zwischenräume aus. Bruchstücke von Bildwerken, zertrümmert und zurecht geschichtet, um, wie zahllose andere, in die Kalkbrennerei gebracht zu werden. Zum Glücke blieb wenigstens dieser eine frevelhafte Vorsatz unausgeführt. Unter den Resten der elf Statuen von Vestapriesterinnen, die allmählich zu Tage kamen, befanden sich vorzügliche Arbeiten: zwei Köpfe, die heute das Museo nazionale delle Terme Diocleziane schmücken; eine Halbfigur, die Statue einer Obervestalin, die zu seinen stolzesten Zierden gehört. Das geflügelte Wort: Sic transit gloria mundi, kann man hier im umgekehrten Sinn anwenden und sagen: So wandelt das Vergängliche sich in Glorie.

Das Ueblid der zwar der Arme beraubten, aber bis unter die Knie unversehrt erhaltenen Statue ist eine Frau von etwa vierzig Jahren, die wahrscheinlich im ersten Jahrhundert gelebt hat. Das ist aber auch alles, was wir von ihr wissen. Keiner der aufgefundenen Sockel, deren Inschriften den Ruhm verschiedener Obervestalinnen verkünden und ihre Namen nennen, hat uns den ihren aufbewahrt. Keiner von ihnen hat ihr Standbild getragen. Sie stammen alle aus einer späteren Zeit, die Kunstwerke von dieser seelischen Belebung und dieser Feinheit der Ausführung nicht mehr hervorbrachte. Mit ernsten tiefblickenden Augen sieht die Priesterin uns an. Ihre Züge sind von hoheitsvoller Schönheit, jener allerseltensten, die sogar dem herannahenden Alter trotzt, an der die Zeit vorbeizieht, ohne sie zu zerstören. Die Haare bilden einen Wulst, von der die breite Stirn und die Schläfen eingefaßt sind. Eine Binde schlingt sich um den Kopf, den Scheitel kränt diademartig eine sechsfach aufgestellte Rolle. Das Suffibulum, das Kopftuch der Vestalinnen, ist darüber gelegt, bildet edle Falten und wird durch eine runde Spange am Halse festgehalten. Im übrigen unterscheidet ihre Kleidung sich nicht von der gewöhnlichen römischer Frauen. Meine Empfindung beim Anblick des herrlichen Bildes war Bewunderung und leise Scheu. Warst du unerbittlich? fragte ich. Hast du kein Erbarmen gekannt mit einer Unglücklichen, die in verhängnisvoller Stunde einer für ihre Kraft allzu schweren Versuchung erlag? Hast du dem grauenvollen Schauspiel ihres Gerichtes beigewohnt? Hast du im Amphitheater das furchtbare Zeichen mit dem Pollice verso gegeben? Antworte mir! Je länger ich dich betrachte, desto mehr beseelen sich deine Züge, ein Hauch von Milde gleitet über sie. Deine steinernen Lippen reden, sind nicht verschwiegen wie es ganz gewiß deine lebendigen waren. Du sprichst, ich höre dich, Erhabene, und was du mir sagst, will ich erzählen.

Geschichte der Vestalin.

Eine Vestalin war gestorben und die heilige Zahl der sechs sollte wieder ergänzt werden. Zwanzig Töchter aus untadeligen Familien, zwanzig Mädchen zwischen sechs und zehn Jahren, schön und makellos an Leib und Seele, hatte der Pontifex maximus erwählt. Durch das Los bezeichneten die Götter die Erwählte unter ihnen. Ich sah meine Gefährtinnen zittern und zagen. Jede hoffte auf das heiß ersehnte Glück, jede bangte vor der grausamen Enttäuschung. Ich war ganz ruhig, denn ich war gewiß: die Erwählte bin ich. Ich habe es gewußt, seitdem ich wußte: ich denke und fühle. Nie sah ich die Vestalinnen zu den Opferfeiern schreiten mit den heiligen Geräten in ihren geweihten Händen, ohne daß die Ahnung mich erfüllt hätte: so schreitest einst du. Nie sah ich die Oberpriesterin vorüberfahren in ihrem schimmernden Wagen, ohne zu denken: so fährst einst du da. Die Götter hatten mir diese Zuversicht ins Herz gelegt. Und wie es nicht anders sein konnte, traf mich das Los, und an der Hand des Pontifex maximus betrat ich den Tempel meiner Göttin.

Vom ersten Tag habe ich gedient, als ob jeder der letzte sein sollte, und mein Dienen war ein Herrschen über das Amt, das mir zugeteilt wurde, und über mich selbst. So als Neuling und so später als Obervestalin. Du fragst, ob ich ohne Nachsicht war gegen eine fehlbare Genossin? Ich sage dir: Ja, denn so will und bestimmt es das Gesetz. Es war mein Führer und ich folgte ihm. Die Häupter und die Knie beugten sich vor mir, fromm und heilig wurde ich genannt, und das kam mir zu.

Einmal wohnte ich mit den andern Priesterinnen dem Festspiel der Gladiatoren im Teatro Flavio bei. Nach dem letzten Siegeszuge des Cäsar hatte man gefangene Fürstensöhne in die Fechterschulen gethan, und heute kämpften sie vor dem Imperator, vor uns und vor dem Volke. Viele bestanden gut, aber sie wurden überwunden und die Sklaven schleppten ihre Leichen hinaus. Der letzte, schon vielfach getroffen, kämpfte noch, seiner Wunden nicht achtend, kühn und löwenmutig. Endlich streckte sein Gegner, der berühmte Hermes, ihn zu Boden. Blut rieselte über seinen Leib, mit der Rechten suchte er im Sande nach dem Schwerte, das ihm entsunken war. Der Sieger setzte ihm den Fuß auf den Hals und wartete auf den Befehl der Menge. Wie lautete ihr Spruch: Töten? Begnadigen? Einen Augenblick zögerten die Tausende, denn der Jüngling hatte heldenhaft gekämpft und war schön. Plötzlich, wie ich zu ihm hinunter blickte, sah ich seine Augen auf mich gerichtet. Groß, leuchtend, weit geöffnet. Nicht Furcht, noch Spannung sprach aus ihnen. Er lag auf dem blutgetränkten Boden unter dem Fuße und unter

Digitized by Google

den Schwerte des Fechters wie auf einer Wiese voll Blumen und strahlend voe innerem Glück. Ein Sterblicher, vor dem der Olymp sich öffnet und den eine Göttin zu sich emporwinkt, so erschien er mir. Und die Göttin, die er zu schauen meinte, das war ich. Du Thor! hätte ich ihm zurufen mögen. Etwas Fremdes, etwas Seltsames wurde wach in mir, etwas, das nie erwachen, das ewig schlafen sollte. Mich ergriff ein Staunen und ein großer Schmerz. Ich litt um ihn, und eine Priesterin darf nicht leiden um einen Besiegten in der Arena. Ein weiches Gefühl war über mich gekommen und trübte meine krystallklare Ruhe.

Durch die Menge ging es jetzt wie ein brausender Sturm: Thor! Thor! und auch die Vestalinnen streckten die Hände aus, und mir schien, als betrachteten sie mich mit Verwunderung und mit spöttischem Fragen. Und so — meinen Blick in dem Blicke des Jünglings — senkte ich den Daumen. Er hat es noch gesehen — und schloß die Augen.

Keiner hat je erraten, daß ich eine andere geworden bin von der Stunde. Ich aber gab mir Rechenschaft davon. Das Seltsame, Fremde, das sich mir damals ins Herz gesenkt hat wie ein Dorn, ist nie mehr gewichen. Es war unrecht und strafte sich und hat mir oft mein Amt schwer gemacht. Ich habe mich einmal, von Scham ergriffen, verbergen müssen vor meinen Genossinnen, denn Thränen — entehrende Thränen weinte ich, als in einer von ihnen die verdiente Strafe vollzogen wurde.

Ihr aber, Menschen, die ihr vor meinem steinernen Bilde steht, und denen es verrät, was die Atmende schamvoll verbarg, ihr litt an mir, was meine Schuld gewesen ist, daß ich das Leid gekannt habe um fremdes Leid.

Der große Geist, dessen Andenken uns hier auf Tritt und Schritt begleitet, dessen Worte uns unwillkürlich auf die Lippen kommen, Goethe, hat es ausgesprochen: „Man kann sich nur in Rom auf Rom vorbereiten."

Jahrelange Studien über das Wesen der Kunst sind so wenig, eine Stunde der Vertiefung in eines ihrer hehrsten Werke ist ja viel! Zur Erkenntnis der Schönheit des Zeus von Otricoli, der knidischen Venus gelangen wir nur durch das Auge. Wie danke ich denen, die das meine erschlossen und mich sehen gelehrt haben!

Es ist keine leichte Sache in meinem Alter und geschieht nicht im Fluge, so mußte ich denn mit jeder Minute geizen und habe, um länger in Rom bleiben zu können, Neapel und Pompeji aufgegeben und sogar einen Aufenthalt, den wir auf der Rückreise in Florenz nehmen wollten.

Findet das nicht allzu unbegreiflich, meine Lieben! Für mich war Rom kein Ausgangspunkt, sondern ein Ziel. Keiner von Euch kann ermessen, was es heißt, im neunundsechzigsten Jahre zum erstenmal seinen Fuß auf die Stätte zu setzen, die einst die Achse der Welt war.

Ueber jeder neuen Offenbarung des Gewaltigen und des Schönen, die ich empfing, schwebte der Gedanke an das nahe Scheiden, und nie und niemals verließ mich die Ueberzeugung: Früchte werden diese goldenen Tage mir nicht tragen. Ich habe nicht mehr die Zeit und nicht mehr die Kraft, zu verwerten, was ich hier erwarb. Ein wehmütiges und doch auch ein köstliches Bewußtsein. Es macht diese jüngste Vergangenheit zu etwas Einzigem, in sich Abgeschlossenem, an das kein Wunsch, keine Hoffnung sich knüpft, das nichts sein will als eine beseligende Erinnerung.

Rom, Ende April 1899.

Eine Winterfahrt ins Gebirge.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von J. C. Heer.

Gasthof zur „Post" in Kochel.

Wie haben sich die Zeiten geändert! — Als Johann Winckelmann, der seinem Jahrhundert die erhebende Schönheit der Bildwerke des klassischen Altertums offenbarte, bei prächtigem Wetter über die Alpen nach Italien fuhr, ließ er die Vorhänge der Fenster seiner Kutsche zuziehen, damit die unschönen, häßlichen Formen der Berge sein Auge nicht beleidigten.

In unserer seltsamen Zeit aber giebt es Käuze, die aus purer Lust an den Bergen mitten im Winter aus dem molligen Behagen der Städte aufbrechen und ins wilde Hochland ziehen.

Wir waren eine kleine Gesellschaft solcher Käuze.

In München heulte der Schnee- und Regensturm durch die Straßen, naß und verdrießlich klatschte er die Flocken an die Wagen der elektrischen Bahn und kein guter Mensch hätte einen Hund ins Freie gejagt.

An solchem Tag pilgerten wir in die bayrischen und Tiroler Berge.

Es schneit, und die Räder der Eisenbahn singen unter uns: „Närrische Leute — närrische Leute!" Sie singen es von München bis Starnberg. Da reißt auf einen Augenblick der Wolkenschleier, der dicker als ein Fuhrmannsmantel ist, und ein flüchtiger Strahl Wintersonne setzt den See in Rembrandtbeleuchtung. Frischbeschneite Tannen, schwarze Wellen, dunkle wogende Nebel und ein Streifen hoffnungreichen Silberlichts! — Poesieverklärte Melancholie, Geist von jenem Geist, der in diesen Wassern Frieden und Stillung der Schmerzen gesucht hat. Wir kommen in die Waldlandschaft, wo die märchenhaften Erinnerungen an den schönheitsdurstigsten und unglücklichsten aller Schwärmer walten, die je den königlichen Purpur getragen haben, in das geheimnisvolle Reich Ludwigs II, der, obwohl bald anderthalb Jahrzehnte tot, dem Volk dieser Gegend noch ein Lebendiger ist. Die Bauern vom Starnberger- zum Walchensee würden kaum überrascht sein, wenn am späten Abend eine Stafette unter die Thüre träte: „Mit Fackeln an die Straße, Majestät fährt um Mitternacht zum Jäger am See!" Und freudig wie einst stellten sie sich an den Weg und warteten die langen Stunden, bis der König im sausenden Viergespann voll Pracht und Herrlichkeit auftauchte, mit einem leichten Nicken des dunklen Lackenhauptes grüßte und im nächsten Augenblicke verschwände in der Nacht. — — —

Der Lichtstrahl auf dem See ist erloschen, nie wieder fährt der geliebte Fürst durch die Aufgebote der treuen Bauern, es schneit, es regnet und vom Starnberger- zum Kochelsee singt die Eisenbahn: „Närrische Leute — närrische Leute!"

Im lieblichen Kochel giebt es ein Wirtshaus, das seinen altertümlichen Giebel, seine balkongeschmückte Mauerfront mit den kleinen Fenstern breit und stattlich gegen die Straße kehrt, und darin lassen sich ein paar trübe Stunden, wo der Nebel zu nebelig, das Wasser zu wässerig ist, wohl verbringen. Hübsche alte Bauernhäuser mit weißgetünchten Mauern, braunem Holzwerk und halbverwaschenen Heiligenbildern mit allerlei Heimeligem

schauen in die Fenster des Gasthauses: durch die Stille des kleinen Dorfes klingt hell der Hammer des Schmieds von Kochel und weckt das Gedenken an jenen tapfern Vorgänger, der, von sieben Söhnen begleitet, mit der Losung der Bauern „Lieber bayrisch sterben als kaiserlich verderben!“ in die Schlacht von Sendling gezogen ist und am Weihnachtstag des Jahres 1705 dort mit allen Sieben den Tod gefunden hat.

Der Chef unserer Reisegesellschaft aber, ein Architekt, der eine schöne deutsche Stadt mit Prachtgebäuden schmückt und dabei ein kühner Bergsteiger ist, giebt die Parole aus: „Auf nach Walchensee!“

Die Bauern, die neben uns ihr Bier trinken, schütteln die großen Köpfe. Wer mag bei dem himmeltraurigen Wetter nach dem Walchensee fahren, wo es gewiß noch trauriger ist!

„Auf nach Walchensee!“ — Es ist drei Uhr nachmittags. Die Glöckchen am Hals der Rosse erklingen, und im leichten Regen verlassen wir die Idylle von Kochel und fahren im Schlitten auf der Straße, die sich an seinem See dahinzieht, und grüßen die schmucken Landhäuser des Ufers. Da geschieht etwas Sonderbares! Während es noch regnet, beginnen Strecken des Sees in einem Licht zu leuchten, von dem man nicht weiß, woher es kommt. Wie flüssiger Saphir schmiegt sich die Flut in die Buchten, türkisne Flächen erschimmern inmitten des Sees. Allmählich hört es auf zu regnen und zu schneien, unsere Schlitten biegen die Windungen und Zickzacke der Straße empor, die vom Kochelsee zwischen den Felsschrofen des Kesselberges und den Waldgehängen des Herzogstandes nach dem volle zweihundert Meter höher gelegenen Walchensee steigt und sich nicht nur an Schönheit der Anlage, sondern auch an Romantik der Umgebung mit mancher berühmten Hochalpenstraße messen kann.

Walchensee.

Nach Aufnahmen von Hofphotograph B. Johannes in Partenkirchen.

Und plötzlich entwickelt sich ein entzückendes Schauspiel. Wie von einer unsichtbaren Hand regiert, teilen sich die Wolken und Nebel über den Ufern des Kochelsees. Aus dem öden Moor, das sich mit baufälligen Torfhütten und verkrüppelten Föhren vom flachen Ufer des Sees gegen das alte Kloster Benediktbeuren zieht, bricht in hellen Flammen unterirdisches Feuer. Jedes Bäumchen, jeder Grasbusch brennt, über die Breite hin wandern die Lohen wie alles zerstörender Präriebrand, zugleich erglüht der See in Pfauenfederglanz, in metallischen grünen und blauen Tönen, die Fels- und Waldschrofen, die darein tauchen, werfen ultramarine Schatten: hinter Schlehdorf, dessen Häuser in elektrischer Helle stehen, ragen in einen Horizont so dunkelblau wie der dunkelste Enzian traumfern und schemenhaft die hohen Berge von Mittenwald, und alle Lichter spielen so eigenartig, daß ein Maler, der diese sanfte, stimmungsreiche Abendlandschaft in einem Gemälde wiedergäbe, kaum gläubige Beschauer finden würde.

An der Straße stehen die schwergeballten verschneiten Tannen, in ihrem Halbdunkel rauscht der weiße Wasserfall, und die Felsen des Kesselberges sind im sinkenden Tag so beleuchtet, als ströme Licht aus ihnen selber hervor.

Langsam entzieht uns der Kochelsee seine Farbenphantasien, die Schlitten gleiten über die Paßhöhe, und vor uns dehnt sich zwischen düstern Waldbergen, an die sich schwarze Nebel wie Riesendrachen krallen, der Walchensee.

Selten noch habe ich einen so schweren Traum der Natur gesehen wie diesen tannenumkränzten See im Winterabend. Träg wie Blei, finster wie das böse Gewissen, hoffnungslos wie die Seele des Verdammten liegt seine Fläche, kein Licht zuckt, kein Ton klingt über die schwermütige Flut.

Es ist ein wahrer Trost, daß da, wo die Straße an seine Ufer tritt, ein paar Häuser stehen, der Weiler Urfeld mit dem „Jäger am See“, dem malerischen Gasthaus, um das die Erinnerungen an König Ludwig schweben.

Wir fahren dem Ufer entlang nach dem Dörfchen Walchensee. Ueber der schwarzen Flut gaukelt die Silbersichel des Mondes hilflos in ziehenden Wolken, doch im kleinen Westhimmel wandelt die Venus als hellleuchtender Riesenstern über See und Tannenwipfel und weist uns das Ziel.

Gedämpft geht das Gespräch in der Nacht, aber ich weiß jetzt, warum der Walchensee so todestraurig daliegt wie jene Fluten der Unterwelt, an denen die abgeschiedenen Seelen weinen. Jenseit des Dörfchens Walchensee steht in öder Einsamkeit ein uraltes Klösterchen am Ufer. Da hat, wenn das Volk recht spricht, ein ungekrönter Fürst, der noch unglücklicher gewesen ist denn König Ludwig, als stiller Mönch gelebt, Herzog Johann von Schwaben, der den Stahl gegen das geheiligte Haupt des Kaisers, seines Ohms, erhob. Und auf den See, der Parricida nicht verschlang, fiel der Fluch. Einst muß er gegen den Kochelsee ausbrechen und die ganze Niederung mitsamt München ertränken in seinen Fluten.

Urfeld.

Mitsamt München! — Man denke, mitsamt der großen schönen Stadt, wo es so viel Schönes, Feines und Zierliches und so viel lebenslustige Menschen giebt, die gern noch lange nicht sterben möchten. Das ist selbst dem Walchensee zu viel, und nun brütet er Tag und Nacht: „Muß ich wohl? — Muß ich wohl nicht?“ — Beim Erdbeben von Lissabon im Jahr 1755 glaubten die Münchner nichts anderes, als jetzt in der Walchensee durch den Felsenriegel des Kesselberges gebrochen, und zur Beruhigung seiner Wellen las man in der Stadt jeden Tag eine Messe, und alljährlich senkte man einen goldenen Ring in die Flut. So erzählt das Volk.

Unheimlich ist im Winterabend der Walchensee, aber das Gasthaus zur „Post“ im Dörfchen Walchensee ist ein lieber heimeliger Ort, die Stube mit den epheuumrankten kleinen Fenstern, mit der Zier der Hirschgeweihe und der runden Bilderschutzscheiben behaglich durchwärmt vom Lachen der liebenswürdigen Wirtin und eines Paares fröhlicher Mädchen.

Verwetterte Söhne der Waldwildnis spielen Karten: plötzlich aber erhebt sich einer von ihnen und begrüßt unsern Reisechef als Kameraden aus dem deutsch-französischen Krieg: „Bei Sedan und Champigny war i dabei!“

Wir bitten ihn, daß er erzähle.

„Eigentli hot's mer nit gut g'fall'n,“ versetzt der Holzhauer, „nur wie wir Bauern in der Nacht nach Stuttgart kommen sind, da hot's mer g'foll'n. Es sind am Bahnhof Kübel voll Glühwein g'standen und tränkt hobea's uns.“ Er strich sich über die Brust, und nach einer Weile fügte er mit verklärtem Blick bei: „Ja, das war n Gaudi!“

Bei Zitherklang, Almliedersang und einem Tänzchen ver-

gehende Stunden rasch, und schon steigt es vom Kirchturm herab: Mitternacht. Ein wundervoller Sternenhimmel spannt sich über die fürstliche Flur und drei Lerchen funkeln wie ein Diamantengestirn. Die ewigen Sterne verkünden einen sonnenreichen Frühlingstag, und der ist ein hohes Fest im Waldgebirge.

Am Herrentisch.

Am Damentisch.

In der „Post" zu Walchensee.

Wir begehen ihn mit der Besteigung des Herzogstandes und sind auf dem Weg nach Urfeld.

Zwar kann auch die Sonne den Walchensee nicht erhellen, er ist und bleibt eine schwermütige Seele, er findet auch im Morgenschein kein frohes, inniges Lächeln, und die Tannen, die von seinem Rand abgestürzt mit kahlen Stämmen und Aesten wie ausgerenkte Gerippe in die dunklen, doch durchsichtigen Tiefen der Wasser hangen, verstärken den Ernst seines Bildes; aber das Dörfchen Walchensee an einsamer Bucht, das nur ein halbes Hundert Bewohner zählt, ist mit dem weißen Kirchlein, mit dem schlanken Turm, den eine zierliche Zwiebelkuppel krönt, ein Oertchen wie ein schönes Lied. Die Glocken des Kirchleins erheben ihre Stimmen; oder die Fluten her kommen die Bewohner ferner Gehöfte, die den Gottesdienst in Walchensee besuchen wollen, in feierlichen Gruppen auf ihren dunklen Booten gefahren, und drüben beim Klösterchen tritt eine Prozession aus dem verschneiten Walde und trinkt aus dem See. Ist das nicht ein Bild voll Poesie?

Plötzlich überschlagen es die zwischen den Bergen wallenden Nebel, und wie wir schon von Urfeld auf dem bequemen Anweg, den Ludwig II hat anlegen lassen, gegen den Herzogstand steigen, ziehen seine grauen Tücher durch den schneeschweren Wald, dessen tiefe Stille nur durch das schütternde Klopfen eines Spechtes unterbrochen wird. Grad über uns am Stamm einer alten Buche hämmert das muntere Tierchen. Eine Lichtfülle schwebt an uns vorbei. Der Nebel wird silbern, ein Flimmern, ein Fluten, ein rosiges Schimmern geht durch das Grau, der Bann der Wolken ist gesprengt, wir sind in lichtvoller, klarer Luft, und schneeduftiger Hauch weht aus einem Himmel so blau wie ein Frühlingstag.

Der Herzogstand mit dem Schutzhaus.

Nach einer photographischen Aufnahme von Wurthle u. Sohn in Salzburg.

Herrlich ist das Wandern im lichtdurchfluteten Wald. In unserm Weg ist wohl die Spur eines Vorgängers mit laufenden Tapsen eingezeichnet, uns aber trägt der über Nacht gefrorene Pfad leicht bergan, und links und rechts liegt unberührt die stille, feierliche, vom Himmel gefallene Welt des jüngsten Schnees. Schwer haben sich unter ihm die Kronen gebogen, die Aeste der mächtigsten Tannen hangen nahe am Stamme und demütig neigen sich die Büsche. Ein Atemzug der Luft! Da klirrt ein sprühfeiner Nadelregen durch das Schweigen und der Boden bedeckt sich mit tausend Diamanten. Oder eine Taane bewegt sich wie im Traum, eine Schneeflocke gleitet nieder und setzt sich wie ein Schmetterling auf ein buschiges Gebüsch. In strahlender Reinheit dehnt sich der Schnee in der Waldlichtung. Da und dort eine Kuppel, unter der ein Tännling schlaft. Sonst nichts! Ich mochte einen Namen in die Flache schreiben, die daliegt wie ein Papier, auf dem noch kein Schicksal steht, vielleicht einen verschollenen aus der Jugendzeit, den Namen eines Kindes, das starb, ehe es Jungfrau wurde. Doch hier hat eine leichte Vogelschwinge im Vorüberflug den Schnee gezeichnet — dort die zackige, flüchtige Spur eines Wildes — Schicksal genug!

Zwei Stunden sind wir gestiegen, silbern überstäubt ragen die jähen kahlen Gipfelfelsen des Herzogstandes, der Wald bleibt unter uns, auf öden Halden seufzt der Wind, der den Schnee zu fast mannshohen Schwaden zusammentreibt — eine Stunde noch und das heimelige Schutzhaus unter dem Gipfel, ein in warmen Tönen gehaltener Holzbau der Sektion München des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, ist erreicht.

Ein Welschtiroler und seine Frau wirtschaften hier in mustergültiger Weise, und gern ruhen wir eine Weile bei den freundlichen Leuten. Seit dem 1. Oktober 1899 zeigt das Fremdenbuch des Herzogstandes über siebenhundert frische Namen, an der Weihnacht allein haben sich dreißig Besucher darein geschrieben, ein Zeugnis, wie die, welche im Winter zu Berge ziehen, doch eine sehr ansehnliche Gemeinde bilden.

Und wir bereuen es gewiß nicht, daß wir ihr angehören.

Ein Meer von Sonne strömt um den Herzogstand, sein Gipfel, ein schräges Dreieck, auf dessen 1760 m hoher Spitze ein kleiner Pavillon steht, glänzt wie eine silberne Platte und bedrängt mit seinem Leuchten das Auge.

Ein halbstündiger Kampf mit dem hohen Schnee, dann stehen wir auf der freien Spitze.

Auch um sie spielen die Erinnerungen an Ludwig II. An der Stelle des kleinen Pavillons besaß er sein schönes Berghaus mit großen Aussichtsfenstern und liebte es, die Nächte in der weiten Gebirgseinsamkeit zu verträumen. Und weckte ihn, mit einer roten Garbe über die Berge flutend, der erste Sonnenstrahl, so glitt sein Blick über sein Königreich.

Ein königliches Schauspiel! Doch auch dasjenige, das wir genießen, ist reicher Lohn für die Mühen des Aufstieges.

Unendlich breit wie das Meer dehnt sich unter uns der Nebel über die bayrische Hochebene dahin, wir spähen vergeblich, ob wir nicht wenigstens die Frauentürme von München mit ihren bierkrugähnlichen Kuppeln erblicken, die sonst deutlich im Gesichtskreis des Herzogstandes liegen, in der Tiefe ist nichts hell als der dunkle Walchensee mit dem waldigen Eiland der Sassau, mit dem von Gehöften besäumten, breiten Thal der Jachenau, und wenn ein Windstoß in das leuchtende, von den

Bergen blau überschattete Meer der Nebel fährt und die Wolkenballen wie geſcheuchte Herden durch die Lücken der Berge treibt, ſo ſchwebt auch ein Stück Alpenſee mit anmutig bewegtem Uferband, auf dem miniaturkleine Häuſer ſtehen, aus dem Grausilber der Tiefe und flattert wie ein loſes Blatt in Sonne und Schatten.

Sanft iſt gegen das Flachland hin alles Nebel. Warum furcht kein Schiff dieſe Wellen, warum ſchreitet kein Wanderer über das einſame Feld? Ja, zum Wandern feſt dehnt ſich die endloſe Platte, und der Gedanke, daß Städte und Dörfer darunter liegen, daß Hunderttauſende unter dieſer Decke atmen und leben, hat etwas Ungeheuerliches. Sie können doch nur Schatten ſein, die am Styx auf und nieder ſchreiten, ihr Gedächtnis muß ausgelöſcht ſein, ſonſt würden ſie von einem tiefen Heimweh nach Sonne und blauem Himmel ergriffen aufſteigen zu unſerer Inſel des Lichts.

Beim Imbiß im Schutzhaus loben die beiden Wanderer, die eben angelangt ſind, mit uns den Winter der Höhe, der wie ein verjüngendes, ſtählendes Bad um Leib und Seele fließt. Sie kommen von München. „Da ſchneit und regnet es," erzählte ſie, „was vom Himmel fallen mag."

Wie die Nacht einbricht, ſind wir ſchon wieder in Dörfchen Walchenſee, und hat uns der Herzogſtand ein entzückendes Bild der winterlichen Natur gebaten, ſo giebt uns das Oertchen ein ebenſo köſtliches Schauſpiel aus dem Winterleben des Volkes.

In der Dämmerung gleiten über den See der Kahn um Kahn, Straße herauf, Straße herunter kommen mit klingendem Spiel Schlitten gefahren, und als wäre es Markt, ſo füllen ſich die Stuben des Gaſthauſes zur „Poſt" mit feſtlichem Volk aus der weiten Runde, ſelbſt vom Starnberger See im Unterland und von den Grenzdörfern Tirols. Bei der luſtigen Muſik zweier

Der Walchenſee, vom Herzogſtand aus geſehen.

Nach einer Photographie von Würthle u. Sohn in Salzburg.

Richtig, dort in der Tiefe wuſeln zwei Wanderer gegen das Schutzhaus hinan und wollen mit uns in die ſtrahlenden Berge ſchauen.

Als Uferlandſchaft des wallenden Meers, als gewaltige Marken, an die umſonſt die Wogen branden, ragen im weiten Südbogen Haupt an Haupt, Gipfel an Gipfel die bayriſchen und Tiroler Alpen vom Kaiſergebirge zur Zugſpitze, die Laſerer Steinberge, die Berge am Achenſee, das Karwendel- und Wetteſteingebiege, und über die hohen Berge heben die höchſten ihre Häupter, der Großglockner, die beiden Venediger, Sonnenſpitz und Mittagſpitze und der Dreitharſpitz. Unter kobaltblauem Himmel ſtehen ſie in ihren Südertalaren wie die erhabenen Geſtalten, die aus nebelgrauer Vorzeit das Weltdrama zum Lichte führen.

Erquickend, beſeelend iſt der Blick in die ſonnenvolle Winternatur, ihr Atem reiner als der Duft der Blumen, ein Lebensfunke ſpringt in unſere Nerven über und zarte Fühlfäden der Seele, die im Brodem der Tiefe eingeſchlummert ſind, ſpielen wieder.

ländlicher Geiger ſitzen die verwetterten Bauern aus dem Wald breit und ſtämmig an den Tiſchen, neben ihnen prahlen die kecken Burſche, die den grünen Filz mit dem Gemsbart oder der Feder des Spielhahns geſchmückt haben und das runde Uhrgehänge ſpielen laſſen; die Mädchen, mit Trachtenhut und weißem buntgeblümten Mieder, ſenken ihre Blitzaugen ſchämig in den Schoß, und in die Ecke gedrängt recken ſchaulüſtige Kinder die Köpfe.

Alle zuſammen ſind ein peächtiges Völkchen, das Defregger Modell ſtehen könnte, die Alten mit ihren Charakterköpfen, die Jugend mit ihren ſchöngeſchnittenen Zügen, ſo der Burſch mit dunkellockigem Haar und einem Geſicht wie eine Bronzefigur, der die Markſtücke in der Taſche klimpern läßt und mit ſchwelgendem Augenpaare fragt: „Was koſtet München? — ich kaufe die Stadt."

Die fröhliche Geſellſchaft trank Bier; die einen kauften es in Humpen, die andern gleich in Fäßchen, und nun kam, was die Manner und Frauen alle nach Walchenſee gelockt: die

Digitized by Google

Kerzen eines zimmerhohen Christbaums, der mit Nüssen, Kipfeln, Heringen, ländlichem Backwerk und allerlei Figürchen behangen war, erflammten neben einem mit etwa hundertfünfzig Gaben besetzten Tisch, Bauern und Burschen drängten sich zu der Lose feilbietende Wirtin, die Thaler, Fünf- und Zehnmarkstücke flogen ihr zu, und im Nu waren die fünfzehnhundert Nummern mit ihren vielen Nieten und wenigen Treffern vergeben. Ein Ansager, der seine Rede mit altem Humor und Witzen auf Ledigsein und Eheleid würzte und lustige Schnaken auf Engländer und Boren losließ, verteilte die Gaben, deren kostbarste ein Kruzifix unter einer Glasglocke war. Unendlicher Jubel, wenn einem gutmütigen Dienstl eine Tabakpfeife zufiel, ein klobiger Holzhauer eine rosaseidene Mädchenschleife erhielt und als der mit löwenmutigen Augen und dunklen Dauerlocken im langen Frack einherschwebende würdige Postsekretär von Walchensee ein Zwillingspaar von Puppen zum Geschenk bekam. Doch ist zu sagen, daß die meisten Gaben dem Bedürfnis der Leute im Wald trefflich angepaßt waren und ein Stück nützlichen Hausgerätes bildeten.

Mittenwald.

Am höchsten stiegen Kauflust und Stimmung der Burschen und Bauern, als der redegewandte Auktionator Zweig um Zweig von dem großen Christbaum schnitt und zur Versteigerung brachte. Jeder wollte den Seinen daheim, der Mutter, Schwester oder Geliebten, als Gruß vom Dreikönigstag in Walchensee ein geschmücktes Aestchen mit ein paar Kerzen, mit ein paar goldenen Nüssen und einem kleinen Wachsengel bringen, und wie groß dabei der Eifer war, lehrten uns die mißbilligenden Blicke, als wir, die Fremden, einige Zweige für das Wirtschaftsgesinde erstanden und daß selbst der leergeplünderte Stamm des Baumes von einem Bauer noch mit fünf Mark ersteigert wurde.

Scharnitz. Seefeld.

Nach Aufnahmen von Hofphotograph B. Johannes in Partenkirchen

Der Christbaum auf der „Post" zu Walchensee ist eben der ganze gesellige Anlaß, der das einsame Winterleben der Bauern im Hochland irdisch unterbricht.

Gern hätte sich nun der Gesellschaft dem Tanzvergnügen hingegeben; doch erlebten wir die späte Nachtstunde nicht mehr, wo durch die Heimfahrt endlich den Gäste Raum für den Schuhplattler wurde. Am Morgen um zehn Uhr aber, als wir wieder in die Wirtsstube traten, saß noch eine ganze Schar Bauern und Burschen trunkfest an den Plätzen, die sie am Abend schon eingenommen hatten, und einer der Musikanten schlug die Guitarre und blies dazu kunstgerecht eine Mundharmonika.

Behüt' euch Gott, ihr trinkbaren Männer, und dich, liebliches Walchensee!

Jagende Schlitten tragen uns durch das Waldland in die hehren Berge hinein, die wir vom Herzogstand gesehen, aus dem Sagenreich des Königs Ludwig in das des Kaisers Max, durch die malerischen Dörfer des Walgaus an der grünen Isar nach Mittenwald, dem alten malerischen Ort unter den Schrofen des Karwendel- und Wettersteingebirgs, in den Flecken, über dem noch ein Hauch jener Zeiten webt, wo die Frachtwagen der blühenden Handelsstadt Augsburg durch seine Straßen nach dem Brenner und nach Bozen rollten. Mittenwald ist ein kleines, ins Bergland verzaubertes Nürnberg, die alten Häuser sind mit Fresken reich bemalt, mit zierlichen Erkern, Vorsprüngen und Eisenornamenten geschmückt; in den Wohnungen aber ist die Kunst zu Hause, der Ort ist die sangreiche Urheimat der Bergzither und seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, da Michael Klotz, ein wanderlustiger Sohn des Berglandes, die Fertigkeit des Geigenschnitzens aus Italien brachte, ein bayrisches Cremona. Fast unter jedem Dach befindet sich eine Werkstätte, wo die edle Haselfichte zersägt und zerschnitzt wird, bis das Holz den hallen Ton der Saiten mitempfindet und nachklingen läßt. Bei der Hauptkirche erhebt sich das schöne Denkmal des Gründers der Industrie; wie er, wandern die Mittenwalder heute noch hinaus in die Forste und schlagen mit der Axt an Stämme und horchen, welchen Ton sie geben, und ist der malerische Flecken im Winter ein gar stiller Ort, so wird doch, was die fleißigen Bewohner bauen, einst klingen in Lust und Leid, Herzen erheben, Herzen erschüttern, und wenn in der Weltferne die Geige singt, so bebt durch sie ein Ton des Heimwehs nach der Bergeinsamkeit, wo sie zum erstenmal erklungen ist.

Jetzt aber, grüß Gott, du heiliges Land Tirol! „Hab'n die Herr'n was zu verzoll'n, hab'n Sie Cigarr'n?" fragt der grün uniformierte Grenzwächter zu Scharnitz, jenseit der Isar, und zwingt sein bärtiges gutmütiges Gesicht zu einem martialischen Ausdruck. Wir haben nichts zu verzollen, aber während unsere Schlitten den Seefelder Schloßberg hinaufjagen, erzählt mir der Senior unserer Gesellschaft, wie er vor mehr denn vierzig Jahren an der Seite eines Jugendfreundes auf seiner Italienreise diesen Weg gegangen. „Und wir kamen in ein Gasthaus, da hing über der Treppe im ersten Stock ein lebensvolles Christusbild, in der alten Wirtsstube spielten vier Männer Karten, ein junger Mönch in weißem Gewand schaute ihnen ins Spiel und die junge Wirtin ging ab und zu."

Da hielten wir vor der „Post" des altertümlichen Dorfes Seefeld, das himmelhoch auf einer Terrasse des Inntales liegt.

Und siehe da! — Ueber der Treppe im ersten Stock hängt

das lebensvolle Christusbild, in der alten Wirtsstube spielen vier Mäaner Karten, ein junger Mönch in weißem Gewand schaut ihaen ins Spiel und die Wirtin geht ab und zu. G'rad' wie es der Erzähler geschildert hat.

„Steht in Seefeld die Zeit still? — seit jener Einkehr ist doch mein Freund gestorben — und mein dunkles Haar ist weiß geworden!"

Bewegt spricht es meia Nachbar.

Da blickt er der Wirtin ins Gesicht — es ist die gleiche wie vor vierzig Jahrrn, aber sie ist nicht mehr jung, auch ihr Haar glänzt silbern, auch in Seefeld stehen, so stark es den Aaschein haben mag, die Zeiten nicht still. Sie wandern — sie wandern! Doch war das Bild ein überraschender Zufall.

Eia herrlicher Abend. Die Tiroler Berge hüben und drüben von Inn vor und hinter uns stehen in Glanz und Gloria, zwischen fernen Spitzen sinkt die Sonne als ein rotglühendes Rad, und das greuzenlos tiefe Innthal ist vom silbernen Nebel erfüllt, als liege ein mattleuchtender See im Grund.

Am Münchener Bahnhof nach der Rückkehr.

Beinahe endlos bedünkt uns die Rückfahrt in das Thal; doch erreichen wir Innsbruck noch am gleichen Abend, und am anderen Tag trägt uns die Eisenbahn über Börgl und Rosenheim nach München. Ja München stürmt, schneit und regnet es und wie sie uns in Wehrhaftigkeit vom Bahnhof kommen sehen, denken wohl die hastig eilenden Gänger auf der Straße: „Närrische Leute!"

Uns aber wirft die Winterfahrt einen freundlichen Schein wie Gipfelleuchten, wie flammender Christbaum in die grauen Tage, die uns noch vom Frühling trennen.

Samum.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Novelle von **Rudolph Stratz.**

3.

Vorsichtig tasteten sich die Maultiere den steilen Gerölihang hinab, im ungewissen Brandschein der Fackeln und in dem seltsamen, rötlich verschleierten Dämmrrlicht, das von der Himmelswölbung niederstrahlte. Ein feines Wehen war in der Luft, ein ununterbrochener heißer sandgeschwängerter Hauch von unten her aus der Wüste, wo, erst erst beim Absteigea sichtbar werdrad, große weiße Flecken geisterhaft sich von der Nacht der Dünen abhoben: ausgetrocknete Salzseen, deren erstarrte Mineralkruste trügerisch zum Betreten einlud und doch den Unvorsichtigen sofort in zähen Schlamm einsinken ließ.

Wie überall, bildeten auch hier diese kleinen, von der Sonnenglut ausgemergelten Sümpfe, in denea das schmelzende Schneewasser des südlichen Atlas nutzlos verrinnt, den Uebergang aus drm Gebiet der Hochsteppen zum Dünenmrer der rigentlichen Sahara. Eine Weile noch klappten die Hufe der Maultiere, nachdem man die Salztümpel umritten, auf ebenen, mit nichts als Hunderttausenden von kleinen Kieselsteinen und Scholterbraden bedeckten Flächen — dann, nach einer halben Stunde, verstummte jeder Laut. Der kleine Trupp war in der Wirrnis der Flugsandhügrl angelangt.

Auch am lichten Tagr war inmitten dieser zerrissenen Wogen, dir sich endlos hintereinander türmten und jeden Ausblick versperrten, der Weg nicht leicht. Jetzt, in drm nächtlichen, unheimlich wie vom Widerschein eines heißen fernen Riesenbrandes durchleuchtetrrn Helldunkel, bot nur der sorgfältig vorher eingestellte Kompaß, über dessen Glasspiegrl alle paar Minuten ein Streichholz aufleuchtete, die Möglichkeit einer Orientierung in dem Sandmeer. Langsam und schweigend ging es dahin, jetzt über eine aur von fußhohen Wellen gekräuselte Fläche, dann wirder steil ia eine Schlucht hinab, auf der andern Seite wieder hinauf, in die nächste Thalsenkung hernieder, ia die dritte und vierte, immer weiter durch diese unter jedem Lufthauch das Chaos ihrer Sandkämme und Schrunde ändernde, unablässig mit dem Winde aordwärts wandernde Wildnis.

Tiefe Stille ringsumher. Die Oase war noch zu weit entfernt, als daß aaa ihr allnächtliches Konzert, das heisere Bellen der Herdenhunde, hätte hören können, und sonst regte sich nichts um Mitternacht im Reiche des Sandes, nicht einmal das geschäftige Huschen der Springmäuse, das klägliche Greinen drs Schakals. Es schien, als laitete auch auf diesen Geschöpfen der Wüste die beklemmende Schwüle, die an Stelle der sonst gleich nach Sonnenuntergang einsetzenden scharfen Abkühlung im leisen rastlosen Zug des Südwindes über die Dünen strich.

„Wenn man nun immer weiter nach Süden reitet," frug plötzlich die kleine Frau, „ist das dann immer so?"

„Meist. Es sind aber auch weite Ebenea dazwischen und hinter ihnru hohe Gebirge."

„Und wenn aan über die Gebirge steigt?"

„Dann kommt aan in das weite Reich der Taaregs. Dort wird man umgebracht."

„Das sind die Kamelreiter?"

„Die Kamelreiter mit langen Schwertern and Pfeil und Bogen, die das Gesicht stets mit einem Tuch bedeckt halten, damit der Wüstensand sie nicht erstickt. Die größten Raubee der Welt!"

Sie lenkte ihr Maultier näher zu dem seiaen. „Am Ende giebt's hier auch welche?" frug sie mit zweifelnder Stimme.

Er lachte. „Hier ist keine Gefahr, als daß aus einer der halbwilden Hirtenlöter nach den Beinen schnappt. Und dagegen trage ich den Revolver in der Tasche. Du kannst ganz ruhig sein!"

„Ich bin's ja auch. Ich bin ja bei dir! Das ist ein Gefühl — früher, noch vor vier Wochen, hab' ich mir das gar nicht denkrn können — weißt du, ja ein Gefühl von absolute Ruhr, von Sicherheit, daß man sich sagt: Jetzt kann dir überhaupt nichts mehr passierea! Da hast deinen Schatz — dem Irbelang!"

Er nickte nur, warf wieder einen Blick auf dea Kompaß und schlug seinem Maultier die Absätze in die Flaaken, um den Marsch der Urinen Karawane zu beschleunigen.

„Warum eilst du denn so?" frug sie. „Es ist doch so schön, wie wir beide da nebeneinander durch die warme Nacht reiten — ringsum alles dunkel und still, als wären wir die einzigen Menschen auf der Welt . . . Wir brauchea die andern ja auch nicht, nicht wahr?"

„Zuweilen doch, Käthe!"

„Nun ja — nach außen hin natürlich! Aber ich meine, wenn wir wieder zu Hause sind und in irgead einer langweiligen Gesellschaft und voneinander getrennt, dann nicken wir uns so 'mal verstohlen über den Tisch hin za und lachen inwendig und denken uns: Ihr könnt uns alle zusammea gestohlen

Christbaumversteigerung in der „Post" zu Walchensee.
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.

werden, wie ihr da sitzt. Wir beide verstehen uns ohne euch viel bessee!"

„Na ja — denken kann man sich's, Käthe!"

„Ja — singen werd' ich's freilich nicht! Was glaubst du denn? Ich werde eine todellose Hausfrau sein. Du wirst schon Ehre mit mir einlegen. Ich will ja gar nicht behaupten, daß ich übertrieben schlau bin — nein, rede nicht, ich weiß recht gut, daß viele Frauen viel bedeutender sind als ich! — aber ein Gänschen bin ich doch gerade auch nicht. Und dann, siehst du, merk' ich's jeden Tag mehr: wir Frauen fangen doch eigentlich erst mit dem Hochzeitstag zu leben an. Was in uns ist — aber vielmehr, was wir sein können, das zeigen wir doch erst dem Mann! Der weckt das alles und bringt es zum Blühen — wenn er danach ist. Sonst freilich — da kann er auch schlimme Dinge in uns aufwecken, die ohne ihn ewig geschlafen hätten. Drum bin ich ja so froh, daß ich dich hab'! Ich fühle es, wie ich durch dich von Tag zu Tag anders werde. Du hebst mich in eine ganz andere Welt — nicht nur nach außen hin mit all diesen gewaltigen Eindrücken der Wüste und der Einsamkeit, sondern auch geistig! Mir wachsen Flügel durch dich. Gerade weil du mir nicht entgegenkommst, sondern ganz bleibst, was du bist — ein ganz steinerner, unheimlicher Mensch. Das heißt, ein ganz klein bißchen Einfluß hab' ich, glaub' ich, doch auf dich! . . . sag: — hab' ich?"

Er lachte. „Wozu heiratet man denn sonst, Käthe? Die Ehe ist doch nun einmal im Leben das große Erziehungsmittel für die erwachsenen Kinder. Von seiner Frau hört man in acht Tagen mehr Aufrichtigkeiten als ein Junggeselle in zehn Jahren von der ganzen Welt!"

„Schön — warte nur, wenn ich erst aufrichtig werde! Wenn ich dir erst einmal gründlich die Wahrheit sage . . . da sollst du dein blaues Wunder erleben!"

„Das kommt erst nach den Flitterwochen, Käthe!"

„Die sind jetzt bald vorbei!" Sie seufzte. „In acht Tagen sind wir wieder in dem langweiligen Europa und sitzen in Marseille auf der Reserve und essen Fischsuppe, gerade wie wenn wir wie alle Welt von der Riviera kämen. Und alle Romantik ist dahin. Kein Ritt durch die Wüste mehr, keine Patmen, keine Beduinen mit flatternden Mänteln — schließlich — es ist ganz einerlei, wo wir beide sind — wenn wir nur beisammen sind! Dann ist's schon gut."

Stumm zogen sie weiter. Die Maultierhufe versanken lautlos in dem Flugsand, die Sättel knarrten, vor ihnen leuchtete wie ein weißer Schatten der Burnus des voranreitenden Arabers, der, dem abendländischen Kompaß mißtrauend, sich zuweilen in den Bügelschuhen aufrichtete und nach oben blickte, um vom Nachthimmel an der Stellung der von rötlichem Dunst umsponnenen, matt funkelnden Gestirne die Richtung abzulesen. Weiter — immer weiter durch Dunkelheit und Schweigen!

„Du!" sagte die kleine Frau plötzlich energisch.

„Was denn, Käthe?"

„Ich möchte dich gern noch einmal nach . . . nach etwas fragen!"

„Wozu denn? Du wirst sie ja in spätestens einer Stunde kennenlernen. Die Dame, mein' ich, die dir jedenfalls wieder Sorgen macht!"

„Sorgen —? Nein, das nicht! Ich bin nur neugierig — ein bißchen beklommen. Es ist doch zu wunderlich — solch ein Zusammentreffen."

„Nicht wunderlicher als irgend eine andere Begegnung auf der Welt. Zum Beispiel zwischen dir und mir vor einem Vierteljahr auf dem Wohltätigkeitsfest, wo du den Schaumwein verkauft hast. Ein grimmiges Zeug! Und ich habe dir zuliebe damals, glaub' ich, sechs Glas hintereinander getrunken. Mich schüttelt es noch, wenn ich daran denke!"

„Freilich — das kann man sich gar nicht vorstellen, daß es einmal eine Zeit gegeben hat — noch ganz vor kurzem — wo wir beide uns noch nicht gekannt haben. Aber da ist doch etwas Vernünftiges daraus geworden. Während jetzt — mit dieser Freundin von dir, die da plötzlich am Horizont aufgetaucht ist — da werden wir beisammensitzen und nichts zu reden wissen und gähnen."

„Da gähnst ja jetzt schon! Und bis wir in der Oase sind, bist du so ermüdet von der schwülen Luft und der ungewohnten Nachtpartie, daß du dich gleich, sowie das Zelt aufgeschlagen ist, aufs Ohr legen und einschlafen wirst. Und ich auch!"

„Ja, müde bin ich!" Sie trieb das Maultier mit einem Klaps hinter die Ohren einen mächtigen Sandberg hinan, über dessen ausgezacktem Kamm hoch oben die Sterne standen. Dazwischen hob sich ein dunkler, vierbeiniger und langohriger Schattenriß ab, ein weißlicher Gewandschein darüber, und ein paar Worte in Arabisch klangen in die Tiefe.

„Dann ist's ja gut! Käthe!" ihr Gatte wandte sich ihr zu. „Der Kerl meldet mir eben, daß er die Hunde in der Oase bellen hört. Nun haben wir nicht mehr weit! Laß nur dein Maultier in Ruhe. Es läuft schon von selbst mit meinem!"

Hinter der glücklich erreichten Höhe öffnete sich ein weiter, halb von Flugsand verschütteter Thalboden, an dessen jenseitigem Rand neue Dünenreihen sich bäumten. Von der Oase war noch nichts zu sehen und zu hören. Dazu gehörten die scharfen Sinne des Wüstensohns, der schon wieder weit voraus war und wie ein weißes Gespenst bald im Schatten der Schluchten verschwand, bald wieder sich in unwahrscheinlicher Länge von den Höhenrändern abzeichnete.

Während dieses mühsamen Klimmens und Niederkletterns der Tiere war der Kopf der kleinen Frau immer tiefer nach vorn gesunken. Sie seufzte ein paarmal auf. Dann neigte sich auch ihr Oberkörper müde im Sattel, die Zügel wurden schlaff und das Maultier blieb, die Gelegenheit benutzend, ohne weiteres reglos stehen.

„Schlaf' nicht ein, Käthe!" Sie fuhlte, wie ihr Mann sie auf die Schulter klopfte. „Sonst kommen wir nicht vorwärts und du fällst schließlich noch herunter. Nur Mut! Wir sind gleich da!"

Sie richtete sich auf. „Das ist mir doch sonst nicht passiert!" klagte sie. „Ich weiß gar nicht, was mir ist!"

„Die Gewitterluft ist es! Der heiße Wind! Der wirkt so erschlaffend auf Mensch und Tier. Ich spüre ihn auch. Vorwärts! Kopf hoch! Siehst du das Lichtpünktchen dort in der Ferne flimmern? Das ist M'Guarra!"

„Ist denn da noch jemand wach? Die Araber gehen doch mit den Hühnern schlafen."

„Die Araber freilich. Aber meine Freundin erwartet mich wohl. Sie weiß, daß ich komme. Ich habe es ihr durch ihren Boten zurücksagen lassen."

„Und daß ich komme, weiß sie auch?"

„Natürlich!"

„So?" Die kleine Frau brach ab und ritt eine Weile schweigend neben ihrem Gatten her. Sie kämpfte sichtlich einen schweren inneren Kampf. „Ist sie denn hübsch?" frug sie dann plötzlich ganz unvermittelt und mit gepreßter Stimme.

„Siehst du — darauf habe ich die ganze Zeit gewartet!" sagte ihr Gatte kaltblütig. „Diese Frage mußte kommen. Unabwendbar wie das Schicksal. Es giebt nun einmal Dinge — in denen sind alle Frauen gleich!"

„Ob sie hübsch ist, will ich wissen!"

„Hübsch? Nein. Eher könnte man sie eine Schönheit nennen. Klassische Züge."

„Mindestens doch eine gewesene Schönheit. Da du sie seit zehn Jahren nicht gesehen hast . . ."

„Damals war sie Anfang der Zwanzig. Also ist sie jetzt noch in ihren Blütejahren."

„So? Ist sie denn auch unterhaltend?"

„Ich habe mich immer sehr gut mit ihr unterhalten."

„Ich meine, ob sie Geist hat."

„Geist? Nun — allenfalls so viel, als eine schöne Frau fürs Haus braucht."

„Also ist sie wirklich so schön?"

„Du wirst dich wundern!"

„Höre 'mal — du!" Die kleine Frau sah ihn mißtrauisch von der Seite an. „Es ist so etwas in deiner Stimme. Ich glaube, du machst dich lustig über mich!"

„In solchen Sachen soll man nie scherzen, Käthe!"

„Man soll freilich nicht! Aber wer kann denn dir trauen?"

„Du wirst ja sehen, ob ich zu viel gesagt habe!" Er lachte. „Inzwischen wappne dich mit Beraanit! Es giebt nichts Kurzsichtigeres, als wenn eine Frau ihre Eifersucht zeigt!"

„Ach — Eifersucht — lächerlich! Ich sehe nur nicht ein, warum wir mitten in der Nacht über Stock und Stein hinter fremden Leuten herreiten müssen."

„Fremde Leute? Es ist eine alte Freundin von mir!"

„So hast ihr denn eigentlich Freundschaft, wie du das nennst, geschlossen?"

„In meiner Privatdozentenzeit. Sie hielt sich damals, während sie mit ihrem Mann in Scheidung lebte, zurückgezogen in den Städtchen auf, und ich war froh, inmitten dieses akademischen Krähwinkels mit einem Menschen verkehren zu können, der ausnahmsweise nicht Philister war!"

„Also geschieden ist sie auch! Es wird ja immer schöner!"

„Alle interessanten Frauen sind geschieden!"

„Und das sagst du nur so ganz ruhig ins Gesicht?"

„Liebe Käthe — es giebt eine große Anzahl Frauen, die an Mann interessant findet, und eine einzige, die er liebt und heiratet. Letztere bist du!"

Sie erwiderte nichts, sondern schüttelte nur bang den Kopf. „Ich bin ganz erschöpft!" sagte sie nach einer Pause. „Es liegt auf mir, wie wenn etwas Schreckliches bevorstehe. Heute nacht noch!"

„Ein Sturm steht bevor. Hörst du, wie drüben in der Oase die Herden brüllen und die Hunde winseln? Alle lebenden Wesen fühlen, daß die Sahara zornig wird."

„Ach — wenn's nur die Sahara wäre . . ."

„Nur die Sahara!" Er richtete sich spähend im Sattel empor. „Du sprichst ein großes Frauenwort gelassen aus! Einem Mann fällt so was gar nicht ein, die Sahara geringschätzig wie ein Nichts zu behandeln, bloß weil noch eine andere Dame im Rücken hat, sich auch darum aufzuhalten. Aber, Gott sei Dank! — das war die letzte Düne. Da ist schon ein bestelltes Feld und dahinter der Palmenwald."

Die Hufe der Maultiere glitschten auf feuchtem, wasserbreitetem Lehmboden, über dem undeutlich junge Saat wogte. Sinnbes Hundegebell erscholl rings aus der Nacht, und vor der Karawane dehnte sich weithin nach rechts und links, in unregelmäßigen Winkeln und versprengten Punkten in die Ferne vorspringend, eine geschlossene tiefschwarze Masse, der Dattelpalmenhain, dessen tausendfach gefiederte Baumkronen leise im Winde rauschend und schwankend sich wie gigantische Farnwedel vom Himmel abzeichneten. Hart am Boden hin lief ein zweiter, noch dunklerer Strich. Eine aus gestampftem Lehm gebaute, hier und da mit baufälligen Türmen geschirmte Mauer trennte die bewässerte Insel von dem Sandmeer und seinen Feinden draußen und bot nur an wenigen Stellen Einlaß.

Eine solche Pforte hatte der vorausgeeilte Araber schon gefunden. Die andern folgten ihm und ritten vorsichtig, um nicht über die zahlreichen kleinen Wassergräben zu stolpern, und von einem Schwarme hochbeiniger gelber Köter umtobt, dem Dickicht zu, der etwas abseits zwischen den Palmenstämmen schimmerte.

4.

Nun waren sie in dem Lichtkreis der Lagerlaterne. Ihr Fackelschein übergoß das gewohnte Wüstenbild: ein weißes, rotgestreiftes Zelt im Hintergrund, Sättel und Proviant rings umher, ein paar in weiße Wolle gewickelte Araber und vor ihnen eine dunkelgekleidete Gestalt, die sich, um von dem Gefunkel der Laterne nicht geblendet zu werden, schirmend die Rechte vor die Augen hielt.

Jetzt ließ sie die Hand sinken und die kleine Frau atmete tief auf. Gott sei Dank! — da war keine Gefahr! Und hatte sie nur bestanden! Die Fremde konnte nie schön gewesen sein! Sicht mochte sie jetzt schon reichlich vierzig zählen — ein paar Jahre mehr als ihr Gatte! — und ihr Gesicht war abgemagert und gebräunt — aber auch früher waren diese herben, beinahe männlich harten Züge sicher niemals von weiblichem Reize belebt gewesen!

Und plötzlich fiel ihr eine Photographie ein, die sie, kurz nach ihrer Verlobung, auf dem Schreibtisch ihres Bräutigams gesehen, als sie klopfenden Herzens zusammen mit Mama zum erstenmal in ihrem Leben eine Junggesellenwohnung betreten hatte. Wer das sei, hatte sie scherzend gefragt und er ihr kurz geantwortet: „Die einzige gescheite Frau, die ich in früheren Jahren kennengelernt habe." Später war die Photographie verschwunden und auch nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Zweifelnd schaute sie, im Schatten hinter ihrem Mann haltend, wieder die Fremde an. Sie konnte nichts besonders Kluges in diesem leidenschaftslosen, regelmäßigen Matronenantlitz finden. Es war weder bedeutend, noch beschränkt, weder hübsch, noch häßlich, ein Dutzendgesicht, das man sieht und vergißt! Und wieder seufzte sie aus vollem Herzen. Eine Centnerlast fiel da herab. Sie merkte jetzt erst selbst, in welcher Angst sie gewesen war.

„Wo haben Sie denn Ihre Frau, lieber Freund?" hörte sie jetzt eine tiefe, ruhige Stimme. „Da hinten? Richtig!" Eine Hand streckte sich ihr entgegen. „Willkommen! Aber steigen Sie doch, bitte, ab! Sie werden müde sein vom Ritt!"

Das kam alles so gleichmütig und selbstverständlich heraus, als begegnete man sich in den Straßen einer deutschen Kleinstadt, statt zur Geisterstunde unter afrikanischen Palmen, und gab der kleinen Frau ganz die Haltung wieder. Sie setzte den Fuß in die Hand ihres Mannes und glitt, sich auf seine Schultern stützend, leicht zu Boden. „Müde bin ich freilich, gnädige Frau!" sagte sie halblachend, „und mache, glaub' ich, ein recht dummes Gesicht, wie ich dastehe und in die Laterne blinzele, statt Sie um Entschuldigung für den Ueberfall zu bitten, den wir Ihnen mitten in der Nacht . . ."

Die andere ergriff sie bei der Hand und führte sie zu dem vorne offenen, viereckigen Zelt. „Wozu die Höflichkeit? Kommen Sie lieber und trinken Sie Thee!" Und hinter ihr setzte ihr Gatte hinzu: „Käthe, sei nicht zu wohlerzogen! Das spare dir für Europa auf! Wir Wilde sind bessere Menschen und brauchen die Komplimente nicht!"

Und da saßen sie schon zu dritt um den Theetisch — einen richtigen vierbeinigen und mit Segeltuch überspannten Tisch unter dem großen, durch Leinwand in zwei Verschläge abgeteilten Zelt, alles ringsum weit geräumiger, behaglicher und praktischer als in ihrem primitiven Höhlenbiwak — und schlürften aus richtigen Porzellantassen statt aus Zinnbechern den chinesischen Trank und aßen Cakes dazu und unterhielten sich über das Wetter, den drohenden Sturm und die große Schwüle, ganz gebildet, beinahe ein wenig langweilig, und die kleine Frau fühlte, immer noch ganz voll von der Empfindung einer angenehmen Enttäuschung, wie ihr nach wenigen Minuten die Augenlider immer schwerer wurden und zufielen.

„Leg' dich jetzt schlafen, Käthe!" sagte ihr Mann. „Unser Zelt ist drüben aufgeschlagen. Der Araber hält die Nacht über Wache davor, damit du in der fremden Oase nicht gestohlen wirst, und morgen ist auch noch ein Tag."

„Und du?"

„Ich komme bald nach!"

Damit war sie zufrieden und stand auf. „Also auf Wiedersehen! Gute Nacht, gnädige Frau! Ich bin ganz beschämt, daß ich so abfalle . . . ."

„Mein Gott — das ist doch kein Wunder!" meinte die Fremde gelassen und bot ihr die Hand.

„Es passiert aber sonst nicht. Heute zum erstenmal. Es ist sonst mein Ehrgeiz, nicht hinter meinem Mann zurückzubleiben. Wir sind wie zwei gute Kameraden. In allem. Ganz eins. Er soll nichts vor mir voraushaben. Das kränkt mich!"

„Warum denn, Käthe?"

„Weil das doch eben wieder einen Unterschied zwischen uns macht. Und es darf kein Unterschied zwischen uns sein. Du und ich — das muß ein und dasselbe sein — bei dir und bei mir. Und ist es ja auch! Gott sei Dank! Nicht wahr?"

„Freilich."

„Immer und überall?"

„Freilich . . . Gute Nacht, Käthe!"

„Gute Nacht!" Sie ging hinüber in das andere Lager, mit einem letzten Rest befriedigter Eifersucht gegenüber der Fremden, einem triumphierenden: So! — nun weißt du, wie es zwischen ihm und mir steht! im Herzen, und schlüpfte in das Zelt.

Das sollte ein langer Schlaf werden nach all der Aufregung und Anstrengung! Aber merkwürdig — sie fand ihn nicht. Die Uebermüdung hielt sie wach und mehr noch die von elektrischer

Spannung zitternde, schwül lastende Luft, doppelt lastend unter dem niedrig gespannten, jeden frischen Hauch abwehrenden Zelt.

Mit offenen Augen starrte sie in das tiefe Dunkel, das sie umgab. Ueber ihrem Haupte tönte ein einförmiges, einlullendes Rauschen, das Wiegen der Palmenkronen im Wind, und von draußen, von der Wüste her, immer stärker dessen schneidendes, schrilles Pfeifen. Man konnte glauben, sich auf hoher See in einer Schiffskabine zu befinden. Schwankten doch sogar die Zeltwände leise hin und her im Hauch des durch die Baumgruppen strömenden Luftzugs.

Sie warf sich unruhig nach rechts und links, daß das Stroh am Boden unter ihrem Feldlager knisterte. Am Ende war eine Schlange darin! Eine jener gräßlichen Sandvipern, deren Biß sofort tötete, oder der kaum minder gefährliche, fast handgroße Wüstenskorpion! Sonst pflegte sie jeden Abend selbst genau nachzusehen, ob kein Skorpion sich im Bette verkrochen, heute hatte sie es dem Araber überlassen. Gott weiß, wie der seine Pflicht that! Sie traute gerade diesem finster blickenden und dabei doch stets unterwürfig und schlau lächelnden Gesellen, dessen Schnarchen sie draußen hörte, nicht über den Weg. Mit zitternden Händen entzündete sie ein Streichholz und leuchtete. Es war nichts Gefährliches vorhanden, keines der gefürchteten langschwänzigen, krebsähnlichen Geschöpfe zu sehen. Das Stroh sauber und frisch, das Zelt mit umgeschlagenen Rändern festgepflöckt und alles in Ordnung.

Wiedee schloß sie die Augen und versuchte zu schlafen. Umsonst! Diese Schwüle, diese entsetzliche Schwüle! Und dann, im Gegensatz zu ihrer bisherigen Beegeinsamkeit, das ununterbrochene Kläffen der Hunde ringsum und aus irgend einem nahen Dorfe dumpfes Kuhgebrüll und Kamelgeblöke und das ewige betäubende Palmenrauschen.

Ihr Herz begann heftig zu hämmern. Sie wußte selbst nicht, waeum. Eine unbestimmte, lähmende Angst zog es zuweilen zusammen und ließ es dann wieder gerade so lange frei, daß sie sich vergeblich fragen konnte, warum sie sich denn gerade heute fürchtete wie ein kleines Kind im Dunklen. Vielleicht gab es Räuber in jenem Dorf? Tuaregs mit verhülltem Gesicht, die auf ihren Kamelen herbeigeritten waren. Sie schlichen sich nachts heran, die krummen Waffen zwischen den Zähnen, sie machten mit dem veedächtigen Araber draußen gemeinschaftliche Sache, um die Europäer zu ermorden, sie .... „Ach, Unsinn ...“ sagte die kleine Frau im Halbschlaf müde vor sich hin. Sie wußte ja, daß hier, noch an der Grenze der Kultur, derlei nicht zu besorgen war. Stand doch in einer der nächsten Oasen noch französische Kavallerie und trugen die Scheichs der hier herumziehenden Stämme das Kreuz der Ehrenlegion auf dem Burnus und hüteten sich wohl, es mit den Machthabern in Constantine zu verderben.

Es mußte etwas anderes sein, was ihr Heez so klopfen machte. Sie schlug die Augen auf und erschrak. Die Zeltwand neben ihr leuchtete durchsichtig rot auf, als brennte dahinter ein Feuer, und versank dann wieder im Dunklen. Es blitzte also draußen über der Sahara. Das Weltee zog näher und näher.

Aber hier waren sie ja geborgen, das war nicht der Grund ihrer Unruhe. Eher etwas anderes: das Alleinsein! Das ungewohnte Alleinsein in dem engen dunklen heißen Zelt, unter dem man wie im Saege lag. Es war wirklich nicht recht von ihrem Mann, sie allein zu lassen! Er konnte doch morgen noch lange genug mit der fremden Freundin plaudern! Sie gönnte es ihm gerne, seit sie sie gesehen! Aber jetzt war dazu nicht die Zeit!

Ein Trotz erwachte in ihr. Am besten war es, sie holte ihn sich heeüber! Das war ihr gutes Recht! Sie erwog zweifelnd den Gedanken und brachte dabei schon halb unbewußt ihee Toilette in Ordnung. Natürlich holte sie ihn sich! Das Schlimme war nur, daß sie ausgelacht wuede, wenn sie als verstörte Nachtwandleein deüben erschien!

Wieder zweifelte sie. Da plötzlich erhob sich deaußen, irgendwo in der Wildnis der Sanddünen, ein entsetzlicher Ton. Aus einem leisen, winselnden Stöhnen ging er zu einem Aufbrüllen des Sturmes über, einem Donner, der Himmel und Erde zu erschüttern schien, und verklang dann in einem endlosen dräuenden Rollen. Der erste Atemzug des Dekans! Sie fühlte, wie kalte Perlen auf ihre Stirne traten. Nein — das hielt sie nicht aus! Mit raschem Entschluß schlug sie den Zeltspalt zurück und schlüpfte ins Freie.

Sorgsam, um nicht auf den schlafenden Araber oder einen Hund zu treten, tastete sie sich in der Dunkelheit zwischen den rauh gerippten Palmenstämmen dem Lichtscheine entgegen. Ueber ihr zischelten und brausten die Wedel der Dattelbäume in einem Sturmstoß, der plötzlich heranjegend sie taumeln machte, daß sie sich mit geschlossenen Augen an einen Baum festklammerte, um den Anprall vorübergehen zu lassen. In wenigen Sekunden war der Wirbelwind weiter. In der Ferne krachte es von einem zusammenstürzenden Lehmgemäuer, heisere Stimmen klangen dazwischen, dann wurde alles wieder ganz ruhig und sie sah die Gestalt ihees Mannes, der, ihr den Rücken zudrehend, vor dem Zelte stand.

„Gute Nacht, liebe Freundin!“ sagte er. „Ich will jetzt hinüber. Meine kleine Frau ängstigt sich sonst!“

Um so besser! Sie atmete auf. So brauchte sie sich gar nicht erst zu zeigen! Schon hob sie den Fuß, um vor ihm zurückzueilen, da hörte sie die Stimme der andern:

„Ja — es ist besser! Das Mineealwasser schicke ich auch noch gleich hinüber. Morgen Mittag sind Sie natürlich meine Gäste!“

„Mit Vergnügen! Um so mehr, als wir selbst nichts zu brechen und zu beißen mithaben. Es wae überhaupt ein anstrengender Tag. Hoffentlich hat er meiner Fean nicht geschadet.“

„Ja — wenn man seine Hochzeitsreise in die Sahara macht!“

Er zuckte die Achseln. „Wohin denn sonst? Welchen Zweck hat denn eigentlich die Hochzeitsreise? Aus welchem Grunde veezichten zwei Menschen, die zunächst nur einander leben wollte, auf alle häusliche Ruhe und Bequemlichkeit, stürzen sich in das Getümmel von Schnellzügen, Table d'hôte, Dampfschiffen und suchen ihre geistige Anregung bei Hotelportiers und Zimmerkellnern? Das hat doch nur einen uneingestandenen Zweck im Interesse des Mannes! Er muß seine Fenn ganz, mit allen Wurzeln, aus ihrer bisherigen Daseinssphäre, in der sie sich selbstständig und sicher fühlte, herausreißen und in die Fremde führen, in Länder, wo sie sich allein rnllos und verlassen vorkommt, der jedem Schritt Rat und Hilfe braucht und jede Stunde, jede Minute auf ihren Gatten angewiesen ist. Dann kommt sie ganz von selbst dazu, in ihm ihren natüelichen Freand, Beschützer und Gebieter zu sehen, und so entwickelt sich schon in den ersten Wochen die Grundlage einer vernünftigen Ehe — in der nämlich der Mann Herr im Hause ist. Darum bin ich mit Käthe nach Afrika gegangen.“

Sie lachte. „Ich kenne Ihre Theorie! Sie haben Sie mir ja oft genug entwickelt — damals — in unseren abendlichen Plauderstunden: ‚Hüte dich vor dem Weibe! Vor der Ehe im guten alten Großvaterſinn. Sie macht dich klein — sie macht dich häuslich — sie zieht dich tändelnd von deiner Höhe herab ins Thal, von ernstem wissenschaftlichen Manneswerk in den Alltagstrubel, ohne daß man es anfangs auch nur merkt. Und fängt man an, die Augen aufzumachen, dann folgt auf die Verliebtheit die Gewöhnung und man hat nicht mehr die Kraft und eigentlich auch gar nicht das Recht, sich gewaltsam freizumachen, wo Weib und Kinder mit Liebe an einem hängen.‘ Dieses ‚an einem hängen‘ — sagten Sie damals — hat einen tiefen Doppelsinn in dee deutschen Sprache. Sie zieht einen hernieder, die Lust der Liebe und der Ehe!“

„Das mag ich damals wohl gesagt haben ....“

„Mehr als einmal! Und ich — in der Scheidung begriffen — stimmte Ihnen aus andächtigem Heezen bei. Jetzt freilich — ach, reden wir nicht von mir! Ich habe abgeschlossen Mein Leben taugt nichts. Ich habe selbst jetzt zu viel vom Manne in mir, um mit einem Manne in harmonischer Gemeinschaft zu leben, und bin doch geeade genug Weib geblieben, um in der Einsamkeit so ganz leise und allmählich zu Grunde zu gehen. Schmerzlos. Sie sehen es ja. Aber eben deswegen denke ich jetzt doch anders darüber!“

„Ich auch! ... Warum sehen Sie mich so erstaunt an? Sie haben doch eben selbst gesehen, daß ich trotz meiner Worte von damals glücklich verheiratet bin!“

„Und das soll eine Veränderung bei Ihnen bedeuten? Lieber

Freund . . . glauben Sie denn wirklich, daß ein Mensch von Eis oder Eisen, wie Sie, sich überhaupt verändern kann? Das war damals schon in Ihrem Programme, so gut wie Sie es heute gefaßt haben! Ihr Absichen war doch nur die Neigungsehe! Daß man aber heiraten müsse, weil es alle Welt thut, weil man im Alter und bei Krankheiten sonst allein steht und sich an Sonntagnachmittagen unnütz vorkommt, das stand ja doch damals schon bei Ihnen fest. Aber nur ja ohne Liebe heiraten — ohne eine Spur von Liebe — aus reiner kühler Berechnung! Dann weiß man, was man hat. Andernfalls nicht. Denn wer kennt ein Weib, das er liebt? . . ja, zucken Sie nur die Achseln! Ihre eigenen Worte, lieber Freund!"

„Nun ja — das sagt man . . ."

„Man sagt's und thut's! Sie haben Ihr Programm genau innegehalten, wie das bei Ihnen, Sie exakter Mann der Wissenschaft, ja selbstverständlich ist. Bis zum vierzigsten Jahr — war Ihre Lebensmaxime — braucht man keine Frau. Da ist sie einem nur zur Last, wenn man sein Leben genießen und mehr noch, wenn man ihm einen ernsten Inhalt geben will. Aber wenn man sich der zweiten Hälfte unserer Tage nähert, da heißt es, sich vorsehen und beizeiten für ein Asyl sorgen, das um uns ist und bei uns bleibt. Es gehen ihrer ja genug, und in diesem Alter gewinnt man eines davon noch leicht. Man reift, man überlegt und trifft seine Wahl — mit ruhigem Blut, mit kühlem Blut und — vor allem — ohne Liebe, immer ohne Liebe!"

„Ja. In der Theorie!"

„Und in der Praxis? Lieber Freund . . . ich will mich nicht in Ihr Eheleben mischen. Aber ich kenne Sie! Genau! Ich bin vielleicht der einzige Mensch, dem Sie je Ihr Herz ganz erschlossen haben — damals, in der Zeit Ihres Zweifelns und Suchens. Und ebenso ich Ihnen. Wir beide machen uns nichts vor! Ich gestehe Ihnen: ich war recht neugierig auf Ihre Frau. Und wie ich heute Ihnen das feine Puppengesichtchen im Laternenschein aufdunkeln sah, halb noch ein Kind, mit ihren großen ängstlichen blauen Augen — da wußte ich's: Sie sind Ihrem Lebensprogramm treu geblieben und haben sich zu Ihrem vierzigsten Geburtstag die bewußte Stütze gegen Alter, Krankheit und Einsamkeit zugelegt, ungefähr wie man sich in eine Lebensversicherung einkauft."

„Das ist alles nicht so wie Sie sagen — sondern gerade umgekehrt. Wir lieben uns, meine Frau und ich — und . . ."

Er brach ab. Sie lachte ihm ins Gesicht, ganz harmlos und herzlich. „Sie sprechen zu mir von Liebe?" sagte sie gleichmütig. „Sie, der mein ganzes Leben zerstört hat — und wissentlich, lieber Freund — wissentlich! Sie wußten ganz genau, daß ich mich Ihretwegen von meinem Manne scheiden ließ — daß ich sicher darauf baute, Ihre Frau zu werden — und Sie verfolgten dieses psychologischen Prozeß mit wissenschaftlicher Neugier, wie man ein Kaninchen unter dem Mikroskop zerfasert, und heirateten mich schließlich nicht — weil ich Ihnen geistig zu bedeutend sei — sagten Sie ja wohl — und Sie, im Dienste der Wissenschaft, nicht imstande seien, Ihr geistiges Dasein mit einer Frau zu teilen! In Wirklichkeit hatte es wohl andere Gründe. Lieber Gott — jetzt denke ich ruhig darüber. Ich weiß ja, daß ich ein paar Jahre älter bin als Sie und von der Natur stiefmütterlich bedacht. Wie ich sagte: ich habe abgeschlossen! Sie sehen ja — ich reiche Ihnen die Hand zur Versöhnung und bin Ihnen auf halbem Wege in diese Oase entgegengekommen . . ."

„Um mir Dinge zu sagen, die . . ."

„Die Wahrheit, lieber Freund! Sie sind ja ein Götzendiener der Wahrheit! Wozu soll man Sie also auf Ihrem eigenen Gebiete schonen?"

„Ja — wenn es Wahrheit wäre, was Sie behaupten!"

„Daß Sie die kleine Frau da drüben, die jetzt sanft wie ein Kind schlummert, ohne eine Spur von Liebe mit derselben kühlen, eisigen Berechnung geheiratet haben, mit der Sie mich einst verschmähten —? Das weiß ich ja genau, als wir uns hier gegenüberstehen, und Sie werden mich niemals vom Gegenteil überzeugen!"

„Wenn Sie mir nicht glauben, fragen Sie sie selbst — morgen früh, in meiner Abwesenheit, ob sie nicht glücklich ist!"

„Aber natürlich ist sie glücklich! Sie kennt Sie ja gar nicht! Und wird Sie nie überschauen und darum auch glücklich bleiben. Denn das traue ich Ihnen gerne zu, daß Sie klug genug sein werden, sich nie zu verraten, ihr nie zu zeigen, welch unermeßliche Kluft zwischen Ihnen und ihr klafft, wie fremd Sie einander ewig bleiben müssen — ein Mann und ein Kind. Sie lassen sie natürlich in dem frommen Glauben, Sie seien eins miteinander und gute Kameraden — und da sie mit ihren Kinderaugen nicht mehr von Ihrem Innern sehen kann, als Sie ihr zeigen, so glaubt sie's, und Sie sind ihr lieber Mann. Es ist ja auch tatsächlich kein Kunststück, solch einem zarten kleinen Wesen das weiszumachen, was sie ja mit aller Gewalt nur hören und haben will."

„Daß meine Frau bedeutend ist, habe ich nie behauptet. Aber wir leben in durchaus harmonischer Ehe und . . ."

„So seien Sie doch ehrlich! Ich habe durch die Araber von Ihrem Biwak oben in den Bergen gehört. Haben Sie sich in den paar Wochen nicht schon manchmal halb zur Verzweiflung gelangweilt, gedemütigt, veralbert gefühlt in dem Getändel und Gewirtschafte und dem ganzen Puppenkram der Flitterwochen — und innerlich — ein ernster Mann zu Anfang der Vierzig — ganz ferne von alledem? Voll Sehnsucht nach einer geistigen Anregung, nach einem Menschen, der Sie versteht? Ich kenne Sie doch — wären Sie mir denn überhaupt je nahe getreten ohne Ihre geistige Einsamkeit in der kleinen Universitätsstadt — ich weiß, welch ein Opfer für Sie diese Zeit gewesen sein muß, die Ihrer armen kleinen Frau jedenfalls als

Herzogin Friedrich von Schleswig-Holstein, die Mutter der Deutschen Kaiserin.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Otto Mayer in Dresden.

die Verklärung ihres Lebens erschien! Nun wird's ja besser, zu Hause! Der Hausstand wird eingerichtet, Gäste geladen, die Kinder kommen — kurzum, die Frau gewinnt ihr eigenes kleines Reich und merkt es gar nicht, wie Sie inzwischen langsam, in aller Stille sich wieder geistig von ihr frei gemacht haben und Ihren eigenen Weg gehen. So haben Sie sich vor zehn Jahren Ihre Ehe gedacht und so wird sie nun. Ich wünsche Ihnen nicht erst Glück dazu — das thut nicht not — ich wünsche etwas Besseres: Daß Ihre Frau nicht einmal aufwacht und Sie sieht, wie Sie sind! Es thäte mir leid um sie. Sie sieht lieb und gut aus!"

„Gute Nacht!" sagte er. „Es thut mir leid, daß ich gekommen bin. Und mehr noch, daß ich, durch die Umstände gezwungen, meine Frau habe mitbringen müssen. Ich hatte gehofft, unsere Begegnung nach so langen Jahren sollte den letzten Rest von Bitterkeit zwischen uns aufheben. Statt dessen habe ich Sie verbitterter noch als damals gefunden . . ."

„Wissen Sie auch warum?" frug sie. „Ich war recht offen gegen Sie . . . ich will mich auch nicht schonen. Als ich Ihren ersten Brief nach Algier bekam, da empfand ich einen freudigen Schrecken: Sie waren im Lande! Sie kamen wieder zu mir zurück! . . . Nicht, als ob ich an das von damals gedacht hätte . . . eine Heirat . . das war ja ausgeschlossen . . . seit langem . . . aber unser geistiger Bund konnte sich wieder erneuern. Ich war nicht mehr so ganz allein auf der Welt! Und statt dessen bringen Sie mir, der Einsamen, Kranken, Entsagenden, Ihre glückstrahlende junge Frau! Und zeigen mir wiederum recht deutlich, was Sie mich schon vor zehn Jahren gelehrt haben, welch ein Unglück es für eine Frau ist, viel Verstand und wenig äußeren Reiz zu haben. Umgekehrt ist's besser. Ein hübsches Schmeichelkätzchen, das sich an den Mann schmiegt und nichts von ihm haben will als Küsse — das ist das glücklichste Weib auf Erden! . . . Und nun Gute Nacht! Es ist schon spät. . . . Was haben Sie denn?"

„Nichts. . . . Ich griff nur unwillkürlich nach dem Revolver. Es war, als regte sich etwas zwischen den Bäumen vor uns."

„Ich sehe nichts!"

„Ich auch nichts! . . . Aber es klingt wie leise Tritt in der Richtung auf mein Zelt zu!"

„Es wird der Araber sein, der Wache hält. Oder sonst jemand."

„Möglich. Jetzt ist es still. Ihre Leute schlafen wohl auch schon alle. Es ist besser, Sie wecken nicht erst einen, sondern geben mir das Mineralwasser gleich mit. Sonst haben wir drüben morgen früh nichts zu trinken!"

„Gut. Wenn Sie zwei Minuten hier warten wollen . . ." Sie verschwand im Zeltverschlag. Er blieb draußen im Freien stehen und schaute mißmutig in die dunkle, von Windesbrausen erfüllte Nacht. Seine Frau hatte wirklich recht gehabt: was brauchte man in diese Oase zu reiten? Nur um den Mangel an Trinkwasser sich alle möglichen, längst verschollenen Gespenster der Vergangenheit wieder ins Leben zurückzurufen lassen. . . .

Eine Weile darauf trat er, die Flaschen unter dem Arm, vorsichtig auf den Fußspitzen in sein Zelt und blieb stehen.

„Schläfst du, Käthe?" frug er gedämpft.

Aber von dem Feldbett, auf dem seine Frau reglos mit abgewendetem Gesicht lag, kam keine Antwort, und er legte sich beruhigt nieder.

(Schluß folgt.)

BLÄTTER UND BLÜTEN.

Herzogin Friedrich von Schleswig-Holstein †. (Mit Bildnis S. 133.) Das Deutsche Kaiserhaus ist von einem herben Verlust betroffen worden, der auch im Volke tief empfunden wird. Am 25. Januar verschied zu Dresden, ihrem langjährigen Witwensitze, Herzogin Friedrich von Schleswig-Holstein, die Mutter der Deutschen Kaiserin, nach kurzem Krankenlager im Alter von 64 Jahren. Wer da weiß, welche innigzarte Liebesbande Mutter und Tochter miteinander verknüpften, der wird mit der Kaiserin den Tod der edlen in ihrem Leben hart geprüften Fürstin schmerzlich beklagen. Prinzessin Adelheid entstammte dem fürstlich Hohenlohe-Langenburgischen Hause und war am 20. Juli 1835 zu Langenburg geboren. Am 11. September 1856 vermählte sie sich mit dem Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, der 1856 der Erbschaft und der Krone der beiden Herzogtümer entsagen mußte. Er starb zu Wiesbaden am 14. Januar 1880, tief betrauert von der liebenden Gattin und fünf Kindern, einem Sohn und vier Töchtern, von denen es der ältesten, Prinzessin Auguste Viktoria, beschieden sein sollte, die Krone einer Deutschen Kaiserin zu tragen. Der Sonnenstrahl dieses Glückes verklärte auch das Gemüt der edlen Frau, die einst um das Schicksal ihres Gatten viel Sorge und Kummer erlitten hatte.

Das Deutschtum in Montreal. Unter den fünf Millionen Menschen, die das weite Gebiet von Kanada bewohnen, ist etwa ½ Million deutscher Abstammung. Die meisten von den deutschen Einwanderern leben zerstreut als Ansiedler auf dem Lande; in den Städten haben sie nicht den Einfluß wie unsere Landsleute in den Vereinigten Staaten. Immerhin hallen, wie uns einer unserer Mitarbeiter aus Montreal schreibt, die Deutschen auch in Kanada fest an ihrem Volkstum. Einen Beweis dafür bietet Montreal, die größte Stadt der englischen Kolonie in Nordamerika. Franzosen haben sich hier an der Mündung des Ottawa in den St. Lorenzstrom im Jahre 1535 unter Jacques Cartiers Führung angesiedelt, und noch heute ist die größere Hälfte der 250000 Seelen zählenden Einwohnerschaft französisch. Die Zahl der Deutschen ist in dieser Großstadt nicht bedeutend. Man kann sie auf höchstens 1000 schätzen. Der Beschäftigung nach ist die Mehrzahl von ihnen als Arbeiter in den zahlreichen und bedeutenden Nähmaschinengeschäften und Fabriken angestellt, aber eine ganze Reihe großer deutscher Importhäuser zeigt, daß auch der deutsche Kaufmann hier festen Fuß gefaßt und durch seine Redlichkeit sich eine weite, stets zunehmende Kundschaft gesichert hat. Seit Jahren ist auch Montreal der Sitz eines deutschen Konsulats. Die deutsche evangelisch-lutherische St. Johannis-Kirche konnte im Jahre 1888 ihr 25jähriges Jubiläum festlich begehen. Der seit sieben Jahren amtierende Pastor Riedel hat sich ein besonderes Verdienst dadurch erworben, daß er der heranwachsenden deutschen Jugend unentgeltlich deutschen Unterricht erteilt. Die zahlreichen deutschen Katholiken besitzen kein eigenes Gotteshaus, wohl aber giebt es in Montreal deutsch sprechende katholische Priester. — Von den deutschen Vereinen ist in erster Linie die „Deutsche Gesellschaft" zu erwähnen, welche im Jahre 1885 das schöne Fest ihres 60jährigen Bestehens feierte. Sie wurde im Jahre 1835 von einer kleinen Anzahl Deutscher gegründet, die zumeist aus dem kleinen schwäbischen Orte Strümpfelbach herstammten; einer der Gründer hat sogar noch das Jubiläum erlebt. Im Laufe der Jahre ist sie stetig gewachsen und bildet heute den Sammelpunkt aller Deutschen, sowohl der aus dem Reiche, wie aus Oesterreich-Ungarn und der Schweiz. Ihr Präsident ist seit einer Reihe von Jahren der Generalkonsul Oesterreich-Ungarns Eduard Schultze, ein geborener Lübecker. Die Gesellschaft dient ausschließlich der Wohlthätigkeit und hat im Laufe der Jahre vielen ehrlichen, durch Unglück in Not geratenen Landsleuten ein Fortkommen geschaffen. — Der eigentliche gesellige Verein ist der Gesangverein „Teutonia". Im Jahre 1890 ging er ein, wurde aber schon 1895 wieder ins Leben gerufen. Er zählt über 120 Mitglieder, die alle fließend deutsch sprechen müssen. Unter der Leitung des Präsidenten Josua Dörken ist er zu einer Stätte geworden, an welcher die Deutschen, ob Chef oder Arbeiter, bleibt sich da ganz gleich, sich gemütlich bei Gesang, Skat u. dgl. zusammenfinden können. Ein Chor von etwa 24 Sängern unter Leitung des Dirigenten und Komponisten Pabst widmet sich besonders der Pflege des deutschen Gesanges und des deutschen Liedes. Der Verein bewohnt große freundliche, aber gemietete Räume. Die Wände der Zimmer sind mit zahlreichen und wertvollen Bildern aus der deutschen Geschichte geschmückt; die Porträts der drei deutschen Kaiser, Bismarcks und Moltkes beweisen, welch patriotischer Geist in diesen Räumen weht; in ihnen giebt es keinen Platz für deutschreichsfeindliche Bestrebungen; hier gilt der Wahlspruch: „Deutschland, Deutschland über alles." — So zeigt uns die deutsche Kolonie Montreals ein erfreuliches Bild; innerhalb ihrer Kreise hat das Deutschtum eine so feste Pflegestätte gefunden, wie in nur irgend einer Stadt des Auslandes, wo Deutsche wohnen.

Die „Teufelskneipe" des Künstler-Sänger-Vereins in München. (Zu dem Bilde S. 108 und 109.) Fastnacht 1900. Eine Künstlergesellschaft in dem an Meistern und Jüngern der Kunst so überreichen München, eine lustige Schar schaffender Künstler, die sich ohne jede Parteibestrebung nur Geselligkeit und Musikübung zur Aufgabe gestellt hat, eilf kürzlich ihre Mitglieder und Freunde zu einem Tanzfest zusammen, und der Abend des 21. Januar zeigte uns ein wahrhaft künstlerisches Bild, wie von der Hand des holländischen Meisters selbst geschaffen. Der schöne, mit Gobelins und Bildern geschmückte Raum, der dem Künstler-Sänger-Verein für seine geselligen Vereinigungen dient, hatte sich allerdings zu diesem Zweck die Umwandlung in eine wahre Spelunke gefallen lassen müssen, wie wir sie auf Teniers' und Ostades Bildern sehen, mit zerdröckeltem Mauerwerk und alten Gebälk, mit Nischen voll Gerümpel, mit Netzen, Segeln, Schiffsmodellen und Seemannsgeräten an der niederen Decke, von welcher ein Wagenrad,

Digitized by Google

mit dicken Wachskerzen besteckt, herniederhing. Einige große Stallaternen sorgten für weitere Beleuchtung, es herrschte deshalb ein gewisses warmes Dämmerlicht, das aber den Gestalten sehr gnädig war, welche diesen merkwürdigen Raum belebten! In wundervoller Echtheit wandelten da die Leute vom Jahre 1600: zerlumpte Saufbrüder und Kirchgeher, weitergebäumte Seeleute, Soldaten und Bauern. Auch der reiche Zunftbürgermann, wie der Bruder Studio waren zu sehen, jede Figur vor das treue alten Bilde heraustretend und den Charakter der gedachten Rolle getreulich festhaltend. Bald begann auch das Festspiel auf der den Hintergrund bildenden Bühne. Sie war als letzter Abschnitt der Kneipe gedacht, und man sah durch die offenstehende Thür eine Landschaft mit Mühle. Zuerst kam ein Stück, das die modernen künstlerischen Strebungen in die Zeiten Teniers', Hals' und Brouwers zurückverlegte und travestierte; es endete mit einer solennen Prügelei und großartigen Niederlage der malerischen Modesucht. Nebst den bunten Spitzen brachte die hübsche Dichtung allerhand kleinere Episoden, die aus die vorgeführten Meister und Sitten dieser Zeit deuten. Die Verfasser Graf Bülow v. Dennewitz und Franz Hertterich bezeichnen sich auch als Darsteller und ernteten somit den verdienten Beifall in doppelter Eigenschaft. Dem folgten noch andere launige Aufführungen musikalischer und dramatischer Natur und ein zweites Stück von herzerfrischender Komik und schalkhafter Laune, das ebenfalls vortrefflich gespielt wurde. Nach Schluß der Aufführungen eröffnete sich ein weiter Spielraum für die gute Laune aller Eingeladenen und wurde mit Privatwitzen und komischen Episoden reichlich ausgefüllt. Der herrliche Stoff aus der Löwenbrauerei trug auch sein Teil zur allgemeinen Heiterkeit bei, und man vergaß nicht, „unsere Nachkommen, die Baiern" doch leben zu lassen. Die letzten Teilnehmer des schönen Festes dirigierten den Heimweg ziemlich früh morgens angetreten haben, in der Erinnerung aller aber steht es als eines der gelungensten, welche die Münchner Künstlerschaft in den letzten Jahren veranstaltete.

Ein Riesenkaktus. (Mit Abbildung.) Die Säulenkaktus sind unseren Pflanzenfreunden wohlbekannt. Eine Gattung der Kakteen enthält zu Acten, die sich als besonders dankbare Gewächshaus- und Zimmerpflanzen erweisen. Zu ihnen zählt z. B. der Cereus speciosissimus, ausgezeichnet durch große, leuchtend rote Blüten, dann der mit langen schneeweißen Haaren versehene Greisenkaktus und vor allem die „Königin der Nacht" (Cereus grandiflorus), deren duftende weiße und orangefarbige Blüten sich erst nach Sonnenuntergang öffnen und schon während derselben Nacht verwelken. Die Säulenkakteen weisen auch eine Art auf, welche die höchste unter allen Kaktusgewächsen ist. Sie führt den Namen Arrenkaktus (Cereus giganteus) und wurde zuerst von dem Botaniker Georg Engelmann in Kalifornien entdeckt. Unsere Abbildung zeigt uns ein erwähnenswertes Exemplar des eigenartigen Pflanzenriesen, das einige Meilen südlich von Phoenix in Arizona steht und von dem dortigen Photographen A. F. Meisinger aufgenommen wurde. Nach den Angaben des „Scientific American" erreicht es eine Höhe von 13 m und ist bereits altersmorsch. Die am Rande weiß, in der Mitte gelb gefärbten Blüten des Riesenkaktus werden bis 30 cm lang und brechen nicht selten in solchen Mengen hervor, daß sie die hohen Säulen über und über bedecken. In den dürren Gebieten, in denen diese Pflanze heimisch ist, bringt sie dem Einwohner vielfachen Nutzen. Die Mexikaner gewinnen aus ihrem Safte ein angenehmes Getränk, das sie „Aretai" nennen. Die Früchte haben in gekochtem Zustande einen vortrefflichen Geschmack und dienen als Nahrung. Die Saalen bestehen aus hellem Cypressenholz, dessen Holz leicht, aber sehr fest ist und zu mancherlei Zwecken verwendet wird.

Copyright 1899 by A. F. Meisinger.

Ein Riesenkaktus.

Ein Doktumm zweier Knallstoffe. Knallerbsen, Knallbonbons und Zündhütchen kennt jeder von der Kindheit an; aber wenige nur sind mit der Natur und Entstehungsgeschichte der Stoffe vertraut, die in diesen Dingen den Knalleffekt hervorrufen. Das Knallquecksilber und Knallsilber, die zu ihrer Herstellung verwendet werden, sind auch nicht alt; erst vor hundert Jahren wurden sie von Howard entdeckt. Als er Quecksilber oder Silber in überschüssiger Salpetersäure auflöste und Alkohol zusetzte, fand er, daß sich krystallinische Verbindungen abschieden, welche mit großer Gewalt zu explodieren vermochten. In dem trefflichen, für Techniker bestimmten Buche „Leitfaden der Pyrotechnik" von Dr. Klaus Bayard finden sich auch interessante Mitteilungen über diese Knallpräparate. Die Zusammensetzung der von Howard entdeckten Stoffe wurde erst später von Liebig, Gay Lussac und anderen ermittelt; es sind Verbindungen jener Metalle mit einer argoischen Säure, die man Knallsäure genannt hat.

Das Knallquecksilber bildet weiße, seidenglänzende Nadeln. Im trockenen Zustande explodiert es nicht nur durch Stoß oder Schlag, sondern selbst beim mäßigen Reiben. Erhitzt, detoniert es bei 187° C. Bei seiner Explosion zerfällt es in metallisches Quecksilber, Kohlenoxydgas und Stickstoff; dabei liefert 1 g Knallquecksilber 235 ccm Gase. Es steht in dieser Hinsicht dem Nitroglycerin, dem wirksamen Stoff des Dynamits, nach. Nitroglycerin zerfällt nämlich beim Explodieren in Kohlensäure, Stickstoff, Wasser und Sauerstoff, und 1 g Nitroglycerin liefert 465 ccm Gase. Und dennoch wirkt das Quecksilber viel kräftiger (brisanter) als das Nitroglycerin. Dies erklärt sich dadurch, daß der Zerfall bei ihm rascher, in einer verschwindend kurzen Zeit erfolgt.

Das Knallquecksilber findet seine größte Verwendung in der Fabrikation von Zündhütchen. Mit 30 % Wasser vermengt, läßt es sich mit hölzernen Stößeln auf einer Marmorplatte ohne wesentliche Gefahr treiben und mit anderen brennbaren Körpern wie zum Beispiel Schießpulver mengen. Solche Mischungen bilden die Füllung der Zündhütchen. 1 kg Quecksilber, in Knallquecksilber verwandelt, reicht für 40000 Zündhütchen aus. Als Geschoßtreibmittel ist das Knallquecksilber nicht anwendbar; es würde jede Schießwaffe zertrümmern; nur in kleinsten Ladungen, welche im Zündhütchen mit der Kugel angebracht sind, ist seine Verwendung bei den Zimmerpistolen und Zimmergewehren möglich. Bemerkt sei noch, daß der Stoff, der einen süßlichen Metallgeschmack hat, höchst giftige Eigenschaften besitzt.

Das Knallsilber, der zweite vor hundert Jahren von Howard entdeckte Explosionsstoff, bildet gleichfalls weiße, seidenglänzende Nadeln. Es ist gegen Reibung und Stoß noch empfindlicher als das Knallquecksilber. Seine Verwendung ist darum eine beschränkte, und man pflegt in den pyrotechnischen Fabriken nur so viel von ihm herzustellen, als man gerade zur Verarbeitung braucht. Es bildet die Füllung von Knallerbsen, Knallpetarden, Knallbonbons und ähnlichen Scherzartikeln. In denselben ist es aber nur in äußerst geringen Mengen vorhanden. Eine Knallerbse enthält in der Regel nur ein halbes Milligramm Knallsilber; denn es besteht eine Eisenbahnversendungsvorschrift, in der verlangt wird, daß 1000 Stück Knallerbsen nicht mehr als 0,5 g Knallsilber zusammen enthalten dürfen.

Gabelbock im Kampfe mit Hundswölfen. (Zu dem Bilde S. 121.) Die weiten Prairien des westlichen Nordamerikas sind die Heimat des Gabelbockes. Er wurde auch Gabelantilope genannt, denn seine Unterbringung im Tiersystem hat den früheren Zoologen manche Sorge bereitet. Von einem wurde das Tier als eine „hirschhoppige, giraffenhufige, ziegenbrüstige, schafwollige Antilope" bezeichnet. Zuletzt hat man sich entschlossen, für dasselbe in der Ordnung der Wiederkäuer eine besondere Familie, die der Gabelhornträger, aufzustellen. In der That ist das Gehörn des Gabelbockes ganz eigenartig. Es besteht aus einer Hornscheide, die auf einem Knochenkern sitzt, wie dies bei den echten Hornträgern der Fall ist, und doch wird es ähnlich wie das Hirschgeweih abgeworfen und wächst im Laufe der Jahre beim Männchen eine gewisse Entwicklung durch, indem es sich gabelförmig verästelt. Der Gabelbock ist etwas stärker als unser Reh und erinnert in seinen äußeren Formen zum Teil an die Antilopen, zum Teil an die Wildschafe. Recht hübsch ist seine Färbung. Die Oberseite zeigt ein lebhaftes Rostisabell, das zur halben Höhe des Leibes reicht und hier durch eine scharfe Linie von dem Weiß der Unterseite geschieden wird. Auch der Spiegel ist weiß, ebenso der Vorderbug, auf den jedoch einige dunkle Streifen vom Hinterhals hinüberziehen. Hufe und Hörner sind schwarz.

Behend und gewandt in ihren Bewegungen, machen die Gabelböcke auf den Beschauer einen anmutigen Eindruck, der noch gesteigert wird, wenn sie zu Rudeln vereint über die Steppe dahinstürmen. Auf der Flucht legen sie binnen wenigen Minuten meilenweite Strecken zurück und schwimmen ohne Bedenken selbst über breite Ströme. In früheren Zeiten weideten sie neben den Büffeln in Herden, die Hunderte und Tausende von Stück stark waren. Heute sind sie bedeutend seltener geworden, bilden aber auch immer, da die Büffel verschwunden sind, das wichtigste Jagdwild der Steppe. Wachsam in hohem Grade, scheu

und flüchtig, machen sie den Pirschgang zu keinem leichten Unternehmen. Auch nicht der Mensch allein bedroht ihr Dasein. Wenn im Winter der Schnee die Prairien deckt, leiden sie unter Hunger und suchen dann Zuflucht im Hügel- oder Berggelände. Ihr ständiger Feind ist aber der Heul- oder Prairiewolf, der, wenn auch schwächer und kleiner als der eigentliche Wolf, dennoch an Raublust diesem nicht nachsteht und früher sich selbst an vereinzelte Büffel heranzuwagen pflegte. Heute stellt er nicht nur den Hasen, sondern auch dem geöffneten Wild der Prairie noch. Aber nicht immer wird ihm dieses straflos zur Beute. Der Bock verstedt seine Gabelhörner trefflich als eine gefährliche Waffe zu benutzen, und tapfer verteidigt er sein Rudel. Lieber schleicht sich der Wolf an wehrlose Räuber heran; aber ist muß er vor der heldenmütig ihr Kind verteidigenden Mutter den kürzeren ziehen.

Das Reichsinvalidenheim. (Mit Abbildung.) Anläßlich der hundertjährigen Geburtstagsfeier Kaiser Wilhelms I. im Jahre 1897 war auch die Gründung eines Heims für deutsche Militärinvaliden mit aus privater Wohlthätigkeit zu beschaffenden Mitteln beschlossen worden. Dies Haus, das unlängst seiner Bestimmung übergeben werden konnte, liegt in unmittelbarer Nähe am Schloß Babelsberg bei Berlin. Es nimmt eine bebaute Fläche von 700 qm ein und besteht aus einem Mittelbau nun 40 m und zwei Seitenflügeln von je 27 m Länge. In der Hauptachse des von drei Seiten geschlossenen Hofes bietet eine geräumige überbaute Veranda geschützte Sitzplätze. Im Souterrain des Gebäudes liegen je eine Koch- und Waschküche nebst Speisekammer und Vorratsräumen, eine Platt- und Mangelstube, eine Kantine, sowie die Wohngelasse für das niedere Dienstpersonal. Das untere Stockwerk enthält außer acht Wohnzimmern für Invaliden die Wohnungen für den Verwalter und die Wirtschafterin, die Badezimmer, einen Speisesaal für 40 Personen, ein Versammlungs- und ein Bibliothekzimmer. Das obere Geschoß gewährt in 23 Stuben 28 bis 30 Pfleglingen Aufnahme. Einfache Gartenanlagen umgeben das Heim, und der nahe Laubwald spendet Schatten und Kühle. Vorerst finden 40 alte Kämpfer Aufnahme, denen wegen gänzlicher oder teilweiser Erwerbsunfähigkeit Pensionen zugebilligt sind, die ohne Familie und Angehörige dastehen und deren Lebensführung tadellos ist. Die gebotene Gelegenheit zu allerhand leichter Arbeit soll vor Müßiggang und Langweile bewahren, wie denn andererseits Spaziergänge, Kahnfahrten, Ausflüge zur Erholung und Zerstreuung dienen und alles gethan wird, um den im Kampf für des Vaterlands Freiheit und Wohlfahrt zu Krüppeln geschaffenen Veteranen ihren Lebensabend zu verschönern.

Das Reichsinvalidenheim bei Schloss Babelsberg.

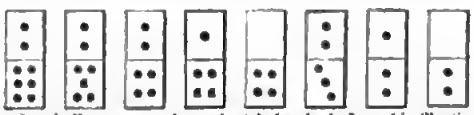
Das Vordringen der Schwarzamsel in den Städten. Wer im Frühtag in der Morgenfrische die baumreichen Promenaden, welche sich vor den Thoren und auch inmitten so mancher Stadt erstrecken, durchwandert, kann ein Vogelkonzert erleben, wie es wohl selten zu hören ist: Hunderte unserer Schwarzamseln bringen dort, hoch von den Wipfeln herab, ihre melodischen Lieder um die Wette zum Vortrag. Dasselbe ist des Abends der Fall, wo sich einzelne Vögel wohl auch vom First des nächsten Hauses herab hören lassen. Ihren Unterschlupf finden die Tiere im Unterholz der benachbarten Forsten. Sie nisten dort in irgend einer Gesträuchgruppe, in den Lauben und einzeln stehenden dichten Bäumen. Von der Bevölkerung gehegt und gepflegt, ist die Amsel äußerst zutraulich und wagt sich fast wie ein Haustier, freilich immer unter Beobachtung einer gewissen Reserve, in die nächste Nähe der Menschen. Ehedem ein scheuer Waldvogel bekannt, hat sie ihre Natur nach und nach vollständig verändert und sich an städtische Verhältnisse gewöhnt. Auch im Winter sieht man sie, auf Abfälle wartend, in den Gärten und Höfen umherhüpfen.

Es ist dies ein Beweis von der Anpassungsfähigkeit dieser Tiere. Sie können sich freilich nur da halten, wo die Katze, ihr schlimmster Feind, streng ferngehalten wird. Angesichts der von der fortschreitenden Kultur immer mehr zunehmenden Verdrängung anderer kleiner Singvögel ist diese Erscheinung recht erfreulich, obwohl die Amsel die Nachtigall und andere unserer kleinen Sänger nicht zu ersetzen vermag. B.

Allerlei Kurzweil.

Pointennufgabe.

A, B und C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine mit 17 Augen bleiben verdeckt im Talon. B hat auf seinen Steinen 13 Augen mehr als C.

A hat: 

A setzt Zwei-Vier aus und gewinnt dadurch, daß er die Partie bei der siebenten Runde mit Drei-Zwei sperrt. B muß bei der zweiten und vierten, C bei der ersten, zweiten und vierten Runde passen. Dadurch behält B vier Steine mit 40 und C fünf Steine mit 27 Augen übrig. — Die Summe der Augen auf den Steinen der Partie beträgt 80.

Welche Steine liegen im Talon? Welche Steine behält B übrig? Wie ist der Gang der Partie? A. St.

Silbenrätsel.

Fügst, lieber Leser, mit Geschick
Du in ein weiblich Kleidungsstück
Den Namen eines Flusses ein,
Der mündet in den schönen Main:
Dann nennt das neu entstandene Wort
Ein schlimmes Kriegswerkzeug sofort.

F. Müller-Snalfeld.

Scherzrätsel.

Was meine ich für eine Stadt?
Wenn man den Kopf geraten hat,
Das Mittelstück — es kommt alsdann,
Und den, den Schlaf, fügt man daran.

Auflösung der Schachaufgabe auf Seite 104.

1. Tf4—e4 f5—e4:	A. 1. . . . . Kd5—e4:
2. Se5—c6 beliebig	2. Lh3—g2+ Ke4—f4
3. Du8, b1, Se7(:) matt.	3. Du1—d4 matt.

Auf 1. . . . e7—e6 folgt 2. Se5—g6: nebst 3. Lg2, De5 matt; nach 1. . . . g6—g5 geschieht 2. Lh3—f5: beliebig, 3. Du1—d4 matt; 1. . . . Kd5—e6 erledigt 2. Du1—u6+ beliebig, 3. Du6—e6(:) matt; alle nach übrigen Gegenzüge von Schwarz widerlegt die Drohung 2. Du1—a8+ beliebig, 3. Du8—e6(:) matt.

Rätsel.

Aus einem harten Körper nimm ein Zeichen;
Was dann noch übrig bleibt, wird gern entweichen. E. S.

Homonym.

Lebensfarm und Flitterhülle nennt
Nur ein Ausdruck; ob ihr diesen kennt?

Auflösung der Verwandlungsaufgabe auf Seite 104.

Tier (z) Zeit
Eden (e) Rede
Rast (i) Isar
Esau (a) Nasa
Post (y) Ysop.

„Zriny" (Körner).

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 104.

Normandie (man — die).

Auflösung des Zahlenrätsels auf Seite 104.

C	e	l	e	b	u	s
N	a	r	w	l	a	h
L	u	z	e	r	w	u
N	u	t	r	i	n	m
C	h	u	a	t	e	r
V	i	e	e	w	u	a
D	p	o	w	s	u	m

„Nue ein Mensch."

Auflösung des Einfehrätsels auf Seite 104.

Meder, Miene, Bora — Zeiler, Karte, Reigen, Zeug, Tiger — Wahl, Nnus, Mator — Orkan, Leiste, Leier, Band — Leiter, Garbe, Heber, Braut, Bruch, Schmach, Siegel, Engel.

Der Krieg hat kein Erbarmen.

Auflösung der Skataufgabe auf Seite 72.

Mittelhand hat eO., e7, eW., sK., gW., g7, g8, g9, rO., rZ
Vorhand hat rW., r7, r8, rK., eD., e8, gZ., gK., sO., sZ.
Im Skat lag außerdem rD.

Gang des Spiels:

eD., eO., e9,		
e8, e7, eK.	= 4	
gD., gK., g8	= 15	Sa. 42.
sD., sO., sK.	= 18	
eW., r7, rO.	= 5	

In den Skat gelegt waren eZ., eD. = 21; giebt 63 Augen für den Spieler.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 4, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Die Beisetzung der Herzogin Friedrich von Schleswig-Holstein in Primkenau bei Sprottau. Vom Schlosse wehten auf Halbmast die Farben der alten holsteinischen Herzöge und schwarze Fahnen; denn tiefe Trauer war eingezogen, wo sonst heitere Freude gewaltet hatte. In diesem weltumwandten Tuskulum hatte die verewigte Herzogin die schönste Zeit ihres Lebens verbracht. Hier in der Familiengruft ruht ihr Gatte, und ihm zur Seite hat man nun am 18. Januar auch sie gebettet zum ewigen Schlafe. Es war eine bei dem trüben Wetter an so ernster stimmende Begräbnisfeier. Gegen 2 Uhr nachmittags begaben sich die erschienenen fürstlichen Herrschaften, voran der Kaiser, dann die Kaiserin, mit welche unsere Abbildung zeigt, nach der Schloßkapelle, um hierselbst den Gottesdienst an dem mit einem Flor kostbarer Blumen und Kränze bedeckten Sarge anzuwohnen. Nach Beendigung desselben verließ die Kaiserin mit den fürstlichen Damen die Halle. Sodann wurde der Sarg auf den vor dem Kapellenportal wartenden Leichenwagen gehoben, und bald ordnete sich der Trauerkondukt. Direkt hinter dem Sarge schritten Herzog Ernst Günther und der Kaiser, gefolgt von den Fürstlichkeiten. Unter Glockengeläute

Schloss Primkenau bei Sprottau.
Nach einer photographischen Aufnahme von Paul Fischer in Breslau.

Die Beisetzung der Herzogin Friedrich von Schleswig-Holstein.
Nach photographischen Aufnahmen von Paul Fischer in Breslau

Die Leiche begleitete sich zur Kapelle.

nach Chopins feierlichen Trauermarsch-klängen bewegte sich der Zug durch die Straßen von Primkenau nach der an der Ostseite der evangelischen Stadtkirche belegenen Gruft, wo unter Gesang und Gebet die feierliche Beisetzung der Herzogin erfolgte.

Der russische Finanzminister Witte, der seit 1892 so energisch bemüht war, das Gleichgewicht im russischen Staatshaushalt herzustellen und zu erhalten, hat kürzlich durch ein anerkennendes Handschreiben des Zaren Nikolaus die kaiserliche Genehmigung für seine neuen Reformpläne empfangen. Dieselben erstrecken sich hauptsächlich auf die veraltete Börsen- und Aktiengesetzgebung, wie sie in dem großen russischen Reich bisher noch in Geltung war. Sergiej Juljewitsch Witte stammt aus deutscher Familie und kam 1849 in Tiflis zur Welt. Er studierte in Odessa in der physikalisch-mathematischen Fakultät und widmete sich dann dem Eisenbahnwesen. Sein organisatorisches Talent fand 1877 während des russisch-türkischen Krieges Gelegenheit zu glänzender Entfaltung, indem er die Truppentransporte auf der Odessaer Eisenbahn zu leiten hatte. 1886 bis 1888 war er Direktor der russischen Südwesteisenbahnen, worauf er in das Finanzministerium als Chef des Departements der Eisenbahnen berufen wurde. Im Februar 1892 ward er Minister der Kommunikationswege, und im September 1893 trat er an Stelle Wyschnegradskys an die Spitze des Finanzministeriums. Als solcher schloß er die neuen Zoll- und Handelsverträge mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn ab. Witte trat wiederholt auch als Schriftsteller hervor; dem Vorkämpfer des Eisenbahnwesens in Deutschland, Friedrich List, ist eines seiner Bücher gewidmet.

Der Erfinder der elektrischen Lokomotive. In der zweiten Hälfte des Januar verstarb zu Berlin der am 15. Juni 1841 in Schweden geborene Elektrotechniker Bror Hemming Wessau, welcher dem Kabelwerk der Aktiengesellschaft Siemens & Halske als Direktor vorstand. Die technische Wissenschaft verdankt dem Verstorbenen

Der russische Finanzminister Witte.

Broe Hemming Wesslau †.

die Erfindung der elektrischen Lokomotive. Denn obwohl sich zu derselben Zeit auch Edison mit der Lösung dieses Problems beschäftigt hatte, so gelang es Wehlau doch, seine Lokomotive ein Jahr früher fertig zu stellen. Er ist also thatsächlich der Erfinder und Erbauer dieser Art von Fortbewegungsmaschinen.

Geheimer Oberbergrat Dr. Hauchecorne †. Der am 15. Januar erfolgte Tod dieses ausgezeichneten, in den weitesten Kreisen bekannten Bergbangelehrten hinterläßt in der speziellen Wissenschaft seines Faches eine unheyn unausfüllbare Lücke.

Dr. Hauchecorne, der am 13. August 1828 zu Aachen geboren wurde, widmete sich früh der bergmännischen Laufbahn, indem er schon mit 19 Jahren die erste Schicht befuhr. Nachdem er sich durch längere Beschäftigung in rheinischen Kohlen- und Eisenerzrevieren tiefe und ausgebreitete Kenntnisse erworben und die große Staatsprüfung gemacht hatte, fand er bald Anstellung als Revierbeamter in Mayen und dann bei der Bergwerksdirektion in Saarbrücken. Von hier ward er nach Berlin als Direktor der neu errichteten geologischen Landesanstalt und Bergakademie berufen, welcher er sechsunddreißig Jahre hindurch bis zu seinem Tode vorgestanden hat.

General Piet Joubert.

Fred. A. Schröder, einer der hervorragendsten und bekanntesten Deutsch-Amerikaner, ist am 1. Dezember vorigen Jahres in Brooklyn gestorben. In den Jahren 1876 und 1877 stand er an der Spitze des Gemeinwesens von Brooklyn und hat auf die Entwickelung dieser Stadt einen sehr tiefgreifenden und nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Er war ein makelloser Charakter und der Verfechter einer ehrlichen Politik, dessen Umgang Republikaner wie Demokraten aufs tiefste bedauern. Am 9. März 1833 zu Trier geboren, kam er 1849 mit seinem Vater, der Geometer war, nach Amerika. Er ward Cigarrenmacher und gründete 1852 in Brooklyn eine Cigarrenfabrik, die er bald zu großer Blüte brachte.

1880 zog er sich vollständig vom politischen Leben zurück und schlug mehrfach die ihm von der republikanischen Partei angebotenen höchsten Staatsämter aus.

Geheimer Oberbergrat Dr. Hauchecorne †.

Frederik A. Schröder †.

Der Krieg in Südafrika.

Die Siegesfreude der Engländer über die angebliche Erstürmung des Spionkop am 23. Januar war von kurzer Dauer; denn bereits 24 Stunden später hatte General Warren unter dem entsetzlichen Verlust von über 1500 Toten und Verwundeten, sowie des ganzen Artilleriepark's seine Stellung aufgeben müssen und konnte froh sein, daß er die Trümmer des Heeres über den Tugela zurück rettete. Seitdem ist die Lage auf dem ganzen Kriegsschauplatz unverändert, das heißt, die Engländer können vorläufig schwerlich daran denken, Ladysmith zu entsetzen, was ihnen aber auch selbst dann kaum gelingen dürfte, wenn sie eine noch größere Truppenmacht gegen die Buren konzentrierten. Amtliche Nachrichten vom Kriegsschauplatze fehlen seit Ende Januar gänzlich, woraus man allerdings schließen zu müssen glaubt, daß Buller in voller Thätigkeit begriffen ist, um seinen dritten Versuch zu machen, nach Ladysmith durchzudringen, indem er die Buren in einem noch größeren Kreise zu umgehen versucht, als es unlängst noch seine Absicht gewesen ist. Sehr fragwürdigen Zeitungsberichten vom 4. Februar nach soll Buller sich den Weg nach Ladysmith gesichert haben, dessen Beschießung fortdauert. Zwischen den Lagern Bullers und Whites werden Tag und Nacht Mitteilungen ausgetauscht. — Inzwischen hat sich die Misere des langen Krieges nur zu schwer über die Bevölkerung des Landes verbreitet. Von sozialer Not erzählt unser nebenstehendes Bild, welches uns vor das Stadthaus in der Kirchenstraße zu Kapstadt versetzt, das aber auch sonst in vielen Orten Südafrikas jetzt tagtäglich ungezählte Wiederholungen erlebt. Es hat sich eine Menge Leute, entweder weil sie mit England sympathisierten oder weil sie infolge des allgemeinen Stillstands des gesamten Geschäftslebens brot- und mittellos geworden, nach den größeren Plätzen der englischen Kapkolonie geflüchtet. Zwar werden sie dort durch Unterstützungskomitees notdürftig mit Geld und Nahrungsmitteln versehen; aber die vielen schädigenden Folgen des Krieges, noch verschärft durch die stete Angst und Sorge um die Angehörigen im Felde, lassen sich dadurch kaum mildern, geschweige denn ganz vergessen machen. — Die Nachricht vom Tode des Burengenerals Joubert, dessen charakteristische Erscheinung unsere obenstehende Abbildung wiedergiebt, hat sich glücklicherweise nicht bestätigt. Auch wird in den Zeitungen gemeldet, daß der englische General Woodgate beim Sturm auf den Spionkop nicht gefallen, sondern nur schwer verwundet ist.

Verteilung von Nahrungsmitteln an Transvaal-Flüchtlinge in Kapstadt.
Nach dem Leben gezeichnet von John Schönberg

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 4, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Oberleutnant Dr. Rudolf Plehn †. Noch ist der Tod des Leutnants Queis der Kameruner Schutztruppe, welcher Ende vorigen Jahres im Rio dell Rey-Gebiete meuchlings hingemordet wurde, in frischer Erinnerung, da ereilt aus die betrübende Botschaft vom Tode des Oberleutnants der Schutztruppe Dr. Rudolf Plehn, der von südkameruner Eingeborenen durch vergiftete Pfeile erschossen worden ist. Plehn war noch einigem Aufenthalt am Togo seit 1898 dem Kameruner Gouvernement zugeteilt, in dessen Auftrag er im Dezember desselben Jahres die Expedition nach dem Sanga über den Kongo antrat. Eben war es ihm nun mit Hülfe seiner Beamten glücklich gelungen, dortselbst eine Station zu errichten, worauf er mit einer kleinen Abteilung von Polizeitruppen weiter aufgebrochen war, um die Gegend in der Richtung nach Jaunde zu erforschen, als ihn der mörderische Pfeil erreichte.

Oberleutnant Dr. Rudolf Plehn †.

Bernard Altum †. Am 1. Februar starb in Eberswalde Geheimer Regierungsrat Dr. Bernard Altum, welcher der dortigen Forstakademie seit 30 Jahren als Professor der Zoologie angehört hatte. 1824 am 31. Januar zu Münster in Westfalen geboren, wandte sich Altum erst nach theologischen und philologischen Studien der Naturkunde zu. Seine Untersuchungen auf diesem speziell der forstlichen Tierwelt gewidmeten Gebiet legte er in einer Anzahl von Fachschriften nieder, unter denen besonders die „Forstzoologie" dauernden Wert behalten dürfte.

Bernard Altum †.

Nach einer photographischen Aufnahme von C. F. Habermann in Eberswalde

Das Kostümfest des Vereins Berliner Künstlerinnen ist am 1. Februar nach üblicher zweijähriger Pause in den Räumen der Philharmonie abgehalten worden. An der glänzenden Veranstaltung, welche der Männerwelt verschlossen ist, nahmen etwa 3000 Damen teil. Prachtvoll entwickelte sich der große historische Festzug, welcher gemäß seiner Devise Gestalten aus Bildern aller Zeiten zur Erscheinung brachte. Den Zug eröffnete die altägyptische Kunst. Ihr folgte Apoll nebst den neun Musen, an welche sich das Mittelalter mit der Verkörperung der Gotik, sowie Gestalten von Malern aus jener Epoche, ferner die Rokokozeit anfügten. Die japanische und die moderne Kunst beschlossen den farbigen poesievollen Reigen. Die Krone aller Aufführungen bildete das von hundert Damen dargestellte Blumenfest. Unsere zwei Gruppenbildchen geben von der reizvollen Schönheit und graziösen Lebendigkeit des Künstlerinnenfestes eine beredte Vorstellung.

Blumengruppe aus dem „Blumenfest".

Schlossherrin aus dem „Mittelalter".

Vom Kostümfest des Vereins Berliner Künstlerinnen.

Vereine zur Errichtung von Wohlfahrtsanstalten. Das Bestreben dieser überall sich aufthuenden Vereine ist auf die Besserung der bestehenden tiefen Schäden unseres Volkslebens gerichtet. Diese werden hauptsächlich in der übermäßigen Genußsucht und in der Ueberfülle von Ausschankstellen geistiger Getränke gesehen. Die Vereine suchen nun ihren Zweck auf zweierlei Weise zu erreichen: theoretisch durch allerlei Vorträge und daran sich knüpfende Besprechungen über Lebensweise, wirtschaftliche Dinge, Wissenschaft, Kunst, Litteratur, soziale Einrichtungen ꝛc.; praktisch durch Errichtung von Kaffee- und Speisehäusern, Volksheimstätten mit öffentlichen Lesehallen, Badestuben ꝛc., unter Ausschluß geistiger Getränke. Solche Wohlfahrtsanstalten, deren es bereits mehrere in verschiedenen Orten giebt, werden in allen Städten mit über 5000 Einwohnern errichtet. Die lauteren Bestrebungen dieser Vereine verdienen jedenfalls eine allseitige thatkräftige Förderung.

Möge sie ihnen zu teil werden!

Der allgemeine deutsche Lehrerinnenverein, dessen Zentralleitung sich in Leipzig, Hohestraße 35, befindet, hat seit Jahren die über ganz Deutschland organisch ausgebreitete Vermittelung passender Stellen für Lehrerinnen und Erzieherinnen zu seiner ersprießlichen und sehr erfolgreichen Aufgabe gemacht. Dieselbe ist, was noch nicht genügend bekannt sein dürfte, seit wenigen Jahren auch auf die Stellenvermittelung für konservatoristisch wie sonst nachweislich gebildete tüchtige Musiklehrerinnen ausgedehnt worden.

Vorständen von Lehrerinnenseminaren, Musik- und Mädchenschulen, Pensionaten, sowie den Familien wird daher diese zweckdienliche Einrichtung sehr willkommen sein.

Meldung für die Musiksektion: Frau Claus in Leipzig, Grassistraße Nr. 33/I.

Digitized by Google

Der Krieg in Südafrika.

Englischen Nachrichten zufolge hat General Buller den Tugela bei Pont Drift und Molen Drift am 5. Februar thatsächlich abermals überschritten. Ladysmith „innerhalb acht Tagen" zu erreichen, ist ihm indessen trotz seiner geräuschvoll verkündeten Absicht nicht nur wieder mißlungen, sondern er hat sich nach einem heftigen Kampf am Pont Drift genötigt gesehen, am 8. Februar die Truppen des Generals Lyttleton aus ihrer Stellung jenseit des Tugela wieder über den Fluß zurückzuziehen. Daß hiermit das Bestreben der Engländer, Ladysmith um jeden Preis zu entsetzen, nicht aufgegeben werden wird, lehrt die ganze Operation der englischen Streitmächte gegen den Norden der Kapkolonie, der allem Anschein nach dazu ausersehen ist, für die nächsten entscheidenden Vorgänge im Kampfe zwischen den Burenstaaten und England den Rahmen zu bilden. Einen dieser Idee entsprechenden Vorstoß scheint wenigstens Oberst Macdonald von der Armee des Lord Methuen südlich von Kimberley unternommen zu haben. Allein nachdem derselbe mit einer Brigade nach Norden gezogen war, angeblich um die rechte Burenflanke zu umgehen, hat er nun von Lord Methuen schon Befehl erhalten, sich von Koodoosberg Drift wieder nach dem Modderriver zurückzuziehen. Dagegen scheint die Aufgabe des Generalmajors Kelly-Kenny darin zu gipfeln, die bisher nicht erzielte Vereinigung der Generale French (bei Colesberg) und Gatacre (bei Molteno) durchzuführen, ein Vorhaben, das aber bei dem gebirgigen Terrain seine Schwierigkeiten haben dürfte. Dieses Terrain erscheint wie geschaffen zum Guerillakrieg. Doch betrachten wir noch einmal den Kriegsschauplatz von Natal. Auf der Strecke von Durban bis zu den Grenzen von Transvaal und dem Oranjefreistaat steigt das Land terrassenförmig an. Der schmale Küstenstrich bietet noch, dank seinem Klima, geeigneten Boden für tropische Kulturen, wie Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak, Kaffee und Bananen. Nachdem aber das Land 500 m über den Meeresspiegel sich erhoben hat, wird das Klima gemäßigt, schöne Weidegründe dehnen sich über welligе Höhen, und weite Strecken Landes sind mit Mais bebaut. In dieser Kulturzone, in 700 m Höhe über dem Meere, liegt Pietermaritzburg, die Hauptstadt Natals. Weiter landeinwärts werden die Höhen steiler, der Charakter der Landschaft wilder. Die Ausläufer der Drakensberge beginnen, und hinter Ladysmith führen die Pässe nach den Burenrepubliken. Der von Langa Kloof, welcher nach Transvaal leitet, erreicht die Höhe von 1200 m und der Van Reenen-Paß mit der Straße nach Harrysmith im Oranjefreistaat liegt sogar 1610 m hoch. Unser nebenstehendes Landschaftsbild versetzt uns in das gegenwärtig so heiß umstrittene Gebiet in der Nähe des Tugela. Es gewährt einen vortrefflichen Ueberblick über eines der Seitenthäler des Tugela. Wir sehen eine höhen- und schluchtenreiche Gegend vor uns, die leichter zu verteidigen als zu erobern ist. Der Baumwuchs ist allerdings spärlich; viele der Hügel oder Kopjes sind aber mit gewaltigen Felsblöcken überstreut. Dieses Felsgerüll bietet schon von selbst den Scharfschützen willkommene Deckung und läßt sich leicht in fast unüberwindlichen Steinwällen ergänzen. Aus den jüngsten Kriegsberichten ist es wohl bekannt, wie meisterhaft die Buren das eigenartige Terrain in ihrem heldenmütigen Verteidigungskampfe auszunutzen verstehen. — Besondere Aufmerksamkeit wird im Burenlager dem französischen Oberst a. D. Villedois de Mareuil, dem Generalstabschef des Generals Jaubert, entgegengebracht; man nennt ihn in Transvaal den „Malice der Buren" und in seiner Heimat den „südafrikanischen Lafayette". Er gilt als ein hervorragender Stratege und militärischer Schriftsteller. Seine soldatische Laufbahn begann er 1866 in Cochinchina, woselbst er der Marine-Infanterie angehörte. Während des deutsch-französischen Krieges diente er bei den Chasseurs und wurde auf dem Schlachtfeld Kapitän. Später bewarb er sich bei der Expedition nach Madagaskar vergebens um ein Kommando. Alsdann ging er als Kommandeur der Fremdenlegion nach Afrika und nahm vor vier Jahren seinen Abschied. Heute ist er ein Führer der Buren, dessen strategischer Einfluß sich in allen deren Waffenthaten geltend macht. Gegenwärtig trifft er in der nördlichen Kapkolonie Vorbereitungen zur Abwehr der Engländer. — Das nebenstehende Bild zeigt das Schiff, mit welchem die Generale Lord Roberts und Lord Kitchener in Kapstadt am 10. Januar angekommen sind. Eben sehen wir Lord Roberts, wie er über die schmale Schiffsbrücke ans Land steigt. Am 6. Februar haben sich die beiden Generale, wie gemeldet wird, nach dem Kriegsschauplatz begeben. Lord Roberts traf bei den Truppen Methuens gerade ein, als General Macdonald mit der Hochländerbrigade von seinem oben gemeldeten Vorstoß bei Koodoosberg zum Modderriver zurückgekehrt war. Koodoosberg liegt 10 km westlich von Methuens Lager bei Modderriverstation, am Riet-fluß, gegen Douglas hin.

Scenerie in Natal (Seitenthal des Tugela).

Oberst Villedois de Mareuil.

General Kelly-Kenny.

Feldmarschall Lord Roberts begiebt sich in Kapstadt an Land.
Nach einer photographischen Aufnahme von Alfred Hosking in Kapstadt.

Für Hausfrauenfleiss.

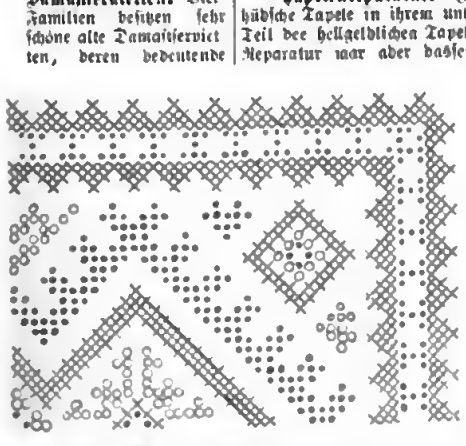
Stuhlkissen in koptischer Stickerei mit geknüpfter Franse. Material: 45 cm breiter und 50 cm hoher blaugrüner Wollstoff, wie, grüne und gelbe nordische Wolle, ¼ Pfund Pflanzendaunen und 45 auf 25 cm Satin. Sehr effektvoll wirkt das nach der angegebenen Zeichnung vereinfachte Stuhlkissen, welches wie folgt gearbeitet wird: 3 cm vom oberen Rand entfernt wird mit der äußeren Bordüre begonnen und das Garne über 3 Fäden in der Höhe und 3 Stiche in der Breite ausgestickt. Die Farbenverteilung ist aus dem Typenmuster ersichtlich. Nach Vollendung der koptischen Arbeit läßt man noch 10 Fäden des Wollstoffes stehen, von welchen die zwei äußersten, mit einem aus dem Grundstoff ausgezogenen Faden, langettiert werden. Die übrigen noch stehenden Querfäden werden zur Bildung der Franse ausgezogen. Zur Ausführung der Franse werden stets abwechselnd rote und grüne 20 cm lange Fäden in die Langettierstiche eingehängt, und zwar am äußersten Rand mit 2 roten Fäden beginnend, 8 Fäden stehen lassen, 2 grüne, 8 Fäden stehen lassen und wieder 2 rote Fäden einhängen; dann nach 8 Fäden Zwischenraum vom Stern an wiederholen. Von den roten Fäden werden jeweils 11 Doppelknoten, von den grünen Fäden 5 Doppelknoten geknüpft und dann je 3 rot, 3 grün, 3 rot mit den unterliegenden blauen Fäden zu einer Quaste mit 2 roten Doppeltknoten verbunden. Die in den Zwischenräumen stehenden blauen Fäden werden einigemal geschlungen und dann durch einen einfachen Knoten befestigt. Ist das Kissen mit Pflanzendaunen gefüllt, so wird es an den drei freien Seiten mit einer aus 10 roten und 10 grünen Wollfäden gedrehten Kordel umgeben.

F. A. S. St.

Stuhlkissen in koptischer Stickerei.

Franse zum Stuhlkissen.

Verwendung großer Damastservietten. Viel Familien besitzen sehr schöne alte Damastservietten, deren bedeutende Größe der heutigen Mode nicht mehr entspricht und die nun zu großem Bedauern unbenutzt daliegen. Solche Handtücher lassen sich aber zu sehr hübschen Decken für den Kaffee- und Theetisch verwerten. Je nach gewünschter Größe verbindet man 4, 6 oder 9 Servietten durch gehäkelten oder gestickten Saum, durch Durchbruch oder gehäkelte Streifen und schließt die gewonnene Decke mit Spitze oder einem gehäkelten Saum ab. Wer es liebt, mag sich die Servietten auch färben lassen, zum Beispiel gelb oder rosa, läßt dazu aber die Verbindung weiß. Gut sieht es aus, die gehäkelten Streifen durchbrochen den Tüchern anzusetzen, wofür folgender kleiner Häkeleinsatz dienen kann: Luftm. als Anschlag. 1. Tour: 1 Stäbchenm. 3 Luftm. abwechselnd. 2. Tour: Je durch 2 Luftm. getrennte Kreuzstäbchenm. 3. Tour: Wieder abwechselnd 1 Stäbchenm. und 1 Luftm. Auch große alte Damasthandtücher lassen sich in gleicher Weise zu Decken und Tafeltüchern zusammenstellen, ihre Länge ergiebt die Breite der Decke.

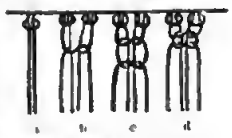


■ grün ▣ rot ▢ gelb

Typenmuster zum Stuhlkissen.

Blumentopfhüllen. In Treppenhaus und Vorplatz stellt man zum Schmuck gern die großen grünen Blattpflanzen in entsprechend massiven Kübeln auf. Am schönsten sind diese letzteren aus gutem Holz mit Metallbeschlägen; verfügt man aber nur über große irdene Blumentöpfe, so kann man auch diesen ein haltbares Gewand verschaffen, das sie ganz stattlich erscheinen läßt. Aus glattem Linoleum oder sogar aus einem Wachstuch von wenig auffallendem Muster schneidet man der Form des Topfes entsprechende Hüllen. Versteht man sich nicht auf die geometrische Abwicklung einer solchen Form, so probiert man den Schnitt mit Hilfe von Zeitungspapier aus. — Da aber ein ringsum fest anliegender Lederzug das allmähliche Absterben der Pflanze zur Folge hat, so schneidet man das Linoleum etwas weiter als den Topf, daß wenigstens ein Luftraum zwischen beiden bleibt. Steht der Topf in einer Ecke, so faßt man die Rückseite desselben einfach frei und führt nur oben und unten einen schmalen Streifen zur Befestigung nach rückwärts fort. Die Pflanze wird sich dafür erkenntlich erweisen.

Straußenfedern selbst zu reinigen. Ein halbes Pfund weiße Schmierseife wird mit einigen Litern Wasser gekocht; wenn abgekühlt, schaumig geschlagen und ein schwacher Löffel Salmiak dazu gegeben. Wenn das Wasser beinahe kühl ist, legt man hellgraue oder hellbraune Naturfedern oder weiße Federn einige Zeit hinein. Falls die Federn davon nicht ganz sauber werden, nimmt man eine nicht zu harte Nagelbürste und fährt dem Kiel entlang zur Spitze hinauf; doch muß man sehr vorsichtig sein, damit der Kiel nicht geknickt wird. In vielem frischen Wasser müssen dann die Federn nachgespült werden. Diese Wäsche empfiehlt sich an einem sonnigen Tag, da die Federn möglichst rasch in der Sonne getrocknet werden sollen, wozu man am besten eine Schnur zwischen dem Fensterstock aufspannt, an welcher die Federn mit der Spitze nach unten so befestigt werden, daß jede ganz frei für sich hängt. M. B.



a b c d

Doppelknoten zur Franse des Stuhlkissens.

Tapetenreparatur. In einer vielbenutzten Kinderstube war die hübsche Tapete in ihrem unteren Teile gründlich verdorben, der obere Teil der hellgelblichen Tapete dagegen noch vollkommen gut. Zu einer Reparatur war aber dasselbe Muster nicht mehr zu bekommen. Da kam der Hausherr auf eine praktische Idee: er ließ das Zimmer ringsum mit einem 120 cm breiten Streifen dunkelbraunen Packpapiers übertapezieren, der in der Art der hölzernen Lambrien sehr angenehm zu der hellen Wand wirkte; eine schmale dunkle Borte, „Bambusstab", deckt den oberen Rand des Streifens. Die Stube sieht wieder gut und sauber aus, und das sehr billige Verfahren kann erneuert werden, so oft die übrige Tapete es erlaubt.

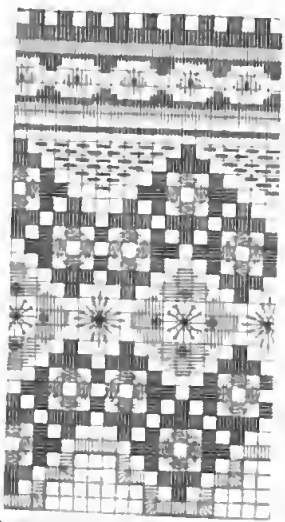
Schwarze Strohhüte zu reinigen. Glänzende oder matte schwarze Strohhüte, die staubig geworden sind, werden wieder wie neu mit einem sehr einfachen Verfahren. Schwarzer Sammet wird in etwas Olivenöl getaucht und damit der Hut sorgfältigst abgerieben, bis aller Staub entfernt ist. Sanftes pünktliches Nachreiben mit einem sauberen schwarzen Sammetfleck.

Für Hausfrauenfleiss.

Rand für Büffeldecke, Ueberhandtuch etc. Die Schönheit dieser Borte besteht darin, daß die gestickten Formen, d. h. die Blumenblätter selber, den äußeren Rand ergeben und eine Blume genau an die andere anschließt. Die Blütenblätter sind mit Kettenstich unterlegt, mit ziemlich derbem Garn quer überstickt und die Ränder durch eine Reihe fester Stielstiche hergestellt. Das Blatt zwischen den Blumen ist nur mit flachen Stichen gefüllt, Stiele und Kelche recht dunkel gehalten. Die Blumen sind rotaiolrt, goldgelb oder hellrot zu sticken, der äußere Rand ist sehr genau nußzuschneiden.

Rand für Büffeldecke, Ueberhandtuch etc.

Decke in Hardangerarbeit. Diese zur Zeit so beliebte Arbeit ist darum sehr zu empfehlen, weil man mit wenig Mitteln wirklich effektvolle Gegenstände verfertigen kann. An Material gebraucht man: 60 cm ecrufarbenen Kanevasstoff, 8 Strang braun und 10 Strang dunkelgelb Kryställin. Zuerst wird mit braunem Garn die einteilende Linie, welche aus gleichmäßigen Sternen zusammengesetzt ist, gearbeitet, und zwar jeweils 4 Stiche über 4 Fäden, 5 Stiche über 8 Fäden und 4 Stiche über 4 Fäden. Ist dies durch die ganze Decke geschehen, so werden von den 12 in den Sternen stehenden Faden 4 Faden ausgeschnitten, 4 Fäden stehen gelassen und 4 Fäden ausgeschnitten. Die 4 Fäden, welche stehen bleiben, werden mit Kreuznahtstich umstochen und, wie on der Decke ersichtlich, immer in der Mitte mit einem einfachen Knoten versehen. Die Sterne, welche zwischen der Einteilung liegen, sind hell und dunkel in gewöhnlichem Plattstich gearbeitet. Die Zacken sind in Hell über 4 Fäden festonniert.



Detail zur Decke in Hardangerarbeit.

Die kleine Bordüre, welche die Decke nach innen abschließt, ist 2 Fäden von der Hauptbordüre entfernt, mit Braun eine Linie über 2 Fäden, 2 Fäden frei, eine Linie in Hell über 4 Fäden, direkt nebenan eine braune Linie 9 Stiche über 2 Fäden, 2 Stiche über 4 Fäden, 3 Stiche über 7 Fäden; entgegengesetzt ebenso, mit einem Zwischenraum von 4 Fäden. Eine Linie über 4 Fäden in Hell und eine braune Linie, 4 Stiche über 4 Fäden und 4 Stiche über 8 Fäden schließen die Decke nach innen ab.

Zwischen der Hauptbordüre und der Abschlußbordüre wird ein Grundmuster gearbeitet, 4 Fäden liegen lassen und 2 Fäden auffassen, dies regelmäßig fortsetzen, bis es nur noch einen Stich giebt. F. A. S. St.

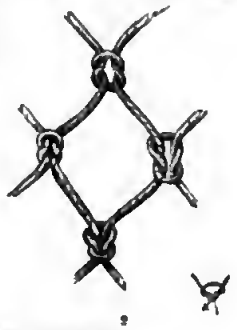
Decke in Hardangerarbeit.

Netzflechten. Für das Lawn Tennis oder eine Hängematte ist die Anschaffung des Netzes eine größere Ausgabe, als wenn man sich 5 bis 6 Knäuel Bindfaden kauft und die Netze selbst macht, welche sehr dauerhaft werden. Und die jungen Damen, die im Sommer Zeit haben, Lawn Tennis zu spielen, finden gewiß im Winter Zeit, Netze zu flechten.

Man nimmt ein starkes Seil, dasselbe dient nachher immer zum Befestigen der Hängematte oder zum Spannen des Tennisnetzes, es muß daher dementsprechend lang sein. Um dieses Seil knüpft man zuerst die Maschen in der Art wie Abbildung 1 zeigt, zu welchem Zweck man es straff spannt. Ist dieser Anfang gemacht und hat man ausgemessen, wieviel Maschen man braucht, so kann man die Maschen näher zusammenschieben und die Enden des Seiles knoten und über einen Nagel hängen, um leichter zu arbeiten. Jetzt nimmt man eine große hölzerne Filetnadel mit dem aufgewickelten Bindfaden und knüpft die Maschen reihenweise, indem man jedesmal das werdende Netz umwendet, wenn eine Reihe vollendet ist.

Die Art des Knüpfens zeigt Abbildung 2, es ist der echte Fischerknoten. Die Weite der Maschen hängt von dem Brettchen ab (wie ein Lineal), über welches man dieselben knüpft, ein 5 cm breites giebt ziemlich weite Maschen. Die Filetnadel kann 4 cm breit und 20 cm lang sein; soll das Netz dichter werden, so müssen Brettchen und Filetnadel schmäler sein, nach der Bindfaden seiner. E. R.

1



2

Abbildungen zum Netzflechten.

Blumenkasten. Für die Veranda, für Balkon oder Vorplatz ist der lange feste Blumenkasten bestimmt, den die Abbildung darstellt. Die Blumen in einen dekorierten Holzkasten zu pflanzen, empfiehlt sich nicht, beide Teile leiden darunter. Man stellt die Töpfe hinein und wählt Pflanzen, bei denen eben keine unschön auffallenden Lücken entstehen, bildet auch wohl mit einem lustig wuchernden Schlinggewächs u. s. w. aus. Die Verzierung ist als derbe Schnitzerei gedacht, der Grund tief ausgehauen mit einem kräftigen Schnitzmesser und dem kleinen schaufelartigen Instrument, das auch sonst zum Ausgründen dient. Die Linien, die das Ornament nach außen begrenzen, sind mit dem Nageleisen vertieft und ausgehauen und werden mit ipthem Pinsel dunkel gefärbt.

Blumenkasten.

Um dem Kasten mehr Festigkeit zu geben, läßt man ihn mit starken Beschlägen versehen, die auch einen dekorativen Schmuck bilden. Wenn man das Holz im ganzen tränkt, erhält es einen feinen, warmen Ton. Die Blume und die hellen Ränder läßt man in diesem Ton stehen, für den äußeren Grund setzt man dem Leinöl etwas Asphalt (Oelfarbe) zu, den inneren Grund hinter der Blume färbt man kräftig rot oder dann. Wenn alles gut getrocknet, kommt ein Firnis darüber (Schellack in Spiritus, Kopal in Leinöl u. s. w.). J.

Reisekissen. „Man kann nicht früh genug leben," sagte ein alter Philosoph, als er anfängt die neueste Form von Reisekissen sah. Solche aus Gummistoff sind schon länger im Gebrauch; die letzte Erfindung ist ein Luftkissen aus einem japanischen Stoff, der zwischen Leder und Guttapercha die Mitte hält, so dünn, daß es, zusammengelegt, in einem mäßigen Briefcouvert unterzubringen ist, und mit Luft gefüllt doch von einem ganz brauchbaren Format, dabei fest und dauerhaft. Wem das direkte Anfühlen des Stoffes nicht angenehm ist, der führt einen ganz leichten Ueberzug aus Musselin oder Tüll mit, der in demselben Briefcouvert Platz findet. In den Handlungen mit Gummiwaren ist das Kissen zu haben, und die Reisenden, die es erprobten, wissen es sehr zu schätzen.

Pelzkörbchen für die Gesellschaftstafel. Ganz besonders reizvoll sehen mit Pelz bekleidete Blumenkörbchen aus, die gerade durch den Gegensatz zwischen Hülle und Inhalt wirken. Man nimmt einfache aber hohe Körbe, die mit Henkeln versehen sind, und bekleidet sie innen, außen und am Henkel mit weißem, natürlich billigem Pelzwerk, das man innen nur zweifingerbreit, außen aber überall anbringen muß. Der bekleidete Korb wird mit dunkelroten italienischen Anemonen gefüllt, während man am Henkel und zu beiden Seiten des Körbchens beeifte Stechpalmenzweige befestigt. Die letzteren stellt man leicht her, wenn man sie mit Gummi arabicum bestreicht und dann recht dicht mit Brillantine bestreut. Man rechnet für eine mittelgroße Tafel zwei solcher Pelzkörbchen, die man zu beiden Enden aufstellt, während man in der Mitte einen Obst- und Dessertaufsatz anbringt. Le.

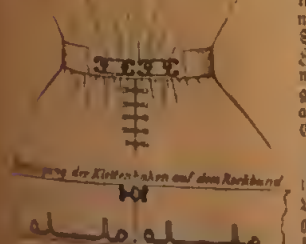
Allerlei Winke für jung und alt.

Nadelhölzer als Gartenschmuck. Nicht nur in großen Gärten, sondern auch in kleineren Gärten erweisen sich verschiedene Nadelhölzer als ein äußerst dankbarer Schmuck. Im Sommer [illegible] dazu bei, um verschiedene Blumengruppen, wie Rosenbeete u. dgl., zur Geltung zu bringen. Im Herbst kontrastiert [illegible] mit den bunten Farben der Laubbäume, und im Winter erfreuen die immergrünen Nadeln als ein Zeichen des Lebens das Auge des Gartenfreundes. Die Auswahl der zur Anpflanzung geeigneten Arten und Varietäten wird immer größer, denn zu unseren einheimischen treten seit langer Zeit fremde, die aus näheren Weltteilen, namentlich aus Amerika und Japan eingeführt wurden. Unter diesen zeichnen sich nun Nadelhölzer, die, sei es durch ihren Wuchs, sei es durch die Größe und Färbung ihrer Nadeln, einen überraschendsten Eindruck machen. Auf ihnen sind wiederum von einzelnen Gärtnern Varietäten gezogen worden, die jene Eigenschaften in einem noch höheren Maße besitzen. In letzterer Hinsicht sind die Bestrebungen von Wilhelm [illegible] in Kamenz in Sachsen ganz besonders beachtenswert. Besucht man die in dieser Stadt in der nahe gelegenen Hutung, findet man dort den sogenannten „Kamenz Wald", der seinesgleichen in Deutschland nicht hat und aus Tannen von Exemplaren verschiedener Größen und Formen besteht, deren Nadeln grün, blaugrün, violettgrün und [illegible] sind. Nadelbäume dieser Art [illegible] einzeln gepflanzt einen [illegible] Eindruck. Die Nadeln der [illegible]varietät Picea pungens [illegible] aus den Kulturen des Wildheim [illegible] zogen, z. B. eine herrliche blaue [illegible], die im Sommer und Winter [illegible] bleibt; je sonniger der Standpunkt [illegible] desto intensiver erscheint die Färbung, und der Baum giebt bei [illegible] der Tagesbeleuchtung ein anderes Bild. Die Färbung [illegible] Douglas glauca, einer Varietät der Douglastanne aus den Kaskadengebirge, ist violett bis prachtig blaugrün. Besonders aber wirkt im Garten die Picea pungens argentea, eine silberweiße Färbung auszeichnet. Von der Picea pungens [illegible] eine Varietät „Fürst Bismarck" gezogen. Sie hat eine sehr gedrungene, streng pyramidale Form und ist mit sehr gedrungen stehenden, ganz auffällig silberweißen, dolchspitzigen Nadeln besetzt. Die Rinde ist hell. Dieser Baum wirkt besonders schön, wenn er frei auf grünem Rasen steht und dunkelgrüne Koniferen zum Hintergrund hat.

Die Mutterpflanze der Picea pungens, Varietät „Fürst Bismarck".

Verzierung für ein Lineal.

[illegible]ung zeigt die gegenwärtig 5½ m hohe Mutterpflanze der [illegible]pungens, Varietät „Fürst Bismarck", die im Jahre 1878 in Kamenz [illegible] gewonnen wurde. Nicht minder schön ist die Varietät [illegible] von Sachsen", die einen der Araucaria excelsa ähnlichen Wuchs zeigt. Größere Pflanzen dieser Koniferen gelangen erst seit kurzem in den Handel und sind unverhältnismäßig nicht billig. Sie werden aber ohne Zweifel Anklang finden und mit anderen lebhaft gefärbten Koniferen einen prachtigen Schmuck unserer Gärten bilden.



Befestigung der Klettenbänder auf dem Rockband.

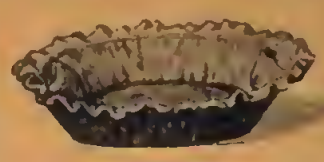
Rockbefestigung „Klette".

Linenl. In der Art der Holz-Einlegearbeit läßt sich das einfachste Lineal gut verzieren. Wir geben eine Borte, die leicht zu vergrößern und auf ein beliebiges Format einzurichten ist; die Blüte wiederholt sich regelmäßig, ein Rand bleibt frei, den man auch an den beiden kurzen Seiten des Lineals in gleicher oder größerer Breite herumführt. Bleibt dieser Rand und die Blüten in der hellsten gelblichen Holzfarbe stehen, so ist z. B. der Grund rötlich zu tönen, während alles, was auf unserer Zeichnung schwarz erscheint, in dunkelstem Mahagoni gemalt werden kann: die Konturen der Blüten und Deckblattchen sind von demselben Ton. Läßt man das Ganze polieren, so ergiebt sich eine feine, reiche und solide Wirkung.

Bei häufigen Wiederholungen einer Form ist es praktisch, die Umrisse fein nachzustechen und durch Graphitstand zu übertragen, damit die Form genau dieselbe bleibt.

Rockbefestigung „Klette". Die große Frage, wie man Rock und Bluse so aneinander befestigt, daß unter dem Gürtel nichts vom Bande sichtbar ist, findet stets neue Lösungen. Neben der sehr praktischen Sicherheitsnadel mit aufsteigenden, aber ringförmigen Drähten, die den Gürtel fest niederhalten, ist eine neue Erfindung zu nennen, deren praktischer Wert nicht zweifelhaft sein kann. Wie aus der Abbildung ersichtlich, wird das Hakenteil an den Rock, das Oesenteil an die Bluse genäht, je eines rechts und links von der hinteren Mitte. Beide halten, ineinandergreifend, die Kleidungsteile stets fest in der gewünschten Verbindung, und jede Bluse paßt dann auf jeden Rock. Unsere selbst schneidernden Leserinnen seien auf diese praktische Neuheit aufmerksam gemacht, die von der Erfinderin Frau Schulze, Berlin, Kreuzbergstraße 50/1., sowie wohl auch bereits durch die betreffenden Geschäfte der größeren Städte bezogen werden kann.

Arbeitskorb. Mit einfarbigem und gemustertem Musselin bezieht man einen gewöhnlichen geflochtenen Korb. Nachdem der Rand faltig überzogen worden ist, setzen wir einen dünn wattierten Boden ein, dem wir durch eine um den Rand genähte Seidenschnur noch festeren Halt geben. Besonders aufgesetzt wird um Rand ein Täschchen für die kleinsten Gerätschaften, nun demselben Stoff wie das innere Futter, und ihm gegenüber hängt ein dreieckiges Nadelkissen, etwa mit einer Schleife befestigt. Durch hübsche seidene Bänder, einen Henkel, Stickerei auf dem Boden ꝛc. läßt sich der Korb nach eleganter ausputzen, doch sieht er auch in einfachstem Material, rotem oder ungemustertem Cretonne zum Beispiel, recht nett aus.



Arbeitskorb.

Hauswirtschaftliches.

Frische Salzheringe in kalter Sauce mit Garnitur. Diese bilden besonders für die Übergangszeit eine willkommene Abwechslung unseres Abendtisches. Die Heringe werden hierzu erst gewaschen, geklopft, von Haut und Gräten befreit, nach einiger Zeit in Milchwasser ausgewässert, dann die Häringshälften schön zierlich, sich etwas deckend, auf eine Platte gelegt. 2 bis 4 hartgekochte Eier werden ausgelöst, die Dotter fein passiert, das harte Weiß fein gehackt, dann mit 4 bis 5 Eßlöffel gutem französischem Senf, einem Teelöffel voll gewiegter Kapern oder Essigwurzeln, einem Eßlöffel voll feingeschnittenem Schnittlauch, etwas Essig und Öl, Salz und Pfeffer eine ziemlich dickliche kalte Sauce angerührt. Damit nun werden die Heringe übergossen, dann mit hartgekochten Eierhälften, welche man abwechselnd mit weißem und rotem Kaviar gefüllt hat, schön eingarniert. Zur weiteren Garnitur eignet sich auch etwas grüner Salat oder ein Stückchen von geräuchertem Fisch. Junge ꝛc. E. K.

Reste von kaltem Aufschnitt zu verwenden. Vor keinem Ueberbleibsel steht die Hausfrau ratloser als vor den Resten eines gemischten kalten Aufschnittes, die schon ein wenig trocken geworden und hier und da die frische rote Farbe eingebüßt haben. Solche Reste sind sehr praktisch zu folgender Mittagsspeise zu verwenden. Man kocht zuerst in etwas Wein mit Schmalz, einigen Zwiebelscheiben, einer Messerspitze aufgelösten Liebigs Fleischextrakt, Salz und Zucker ein gutes Sauerkraut, das keine Brühe zeigen darf, wenn es gar ist, und deshalb, wenn diese vorhanden sein sollte, auf ein Sieb zum Ablaufen gelegt werden muß. Alle Aufschnittreste schneidet man in große Würfel, richtet dann eine Auflaufform gut vor und giebt eine Schicht Sauerkraut hinein. Diese Lage wird dicht mit den geschnittenen Fleischresten bedeckt, ebenso Butterflöckchen darüber verteilt und wieder Sauerkraut eingefüllt, bis man abwechselnd Kraut und Fleisch verbraucht hat. Diese Speise wird mit einer Tasse ganz dicker Sahne begossen und das Gericht im Backofen so lange gebacken, bis die Oberfläche goldbraun ist. — Selbst ein verwöhnter Gaumen wird dieser Verwendung der Aufschnittreste Beifall zollen. Be.

Ein unentbehrliches Familienbuch, ein bewährter Ratgeber in gesunden Tagen und ein treuer Helfer in der Not

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Von **Professor Dr. Carl Ernst Bock.**

Sechzehnte Auflage.

Neu bearbeitet von

Medizinalrat Dr. W. Camerer.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und mehreren Farbtafeln.

Preis elegant in Halbfranz gebunden 12 Mark. Auch in 20 Lieferungen à 50 Pfennig zu beziehen.

In diesem berühmten Buche, welches für alle Zeiten ein unübertreffliches Muster klarer, leichtfaßlicher und im besten Sinne des Wortes volkstümlicher Darstellung bleiben wird, ist dem größeren Publikum ein Werk geboten, worin es eingehend über den Bau des menschlichen Körpers, die Verrichtungen seiner einzelnen Organe, sowie über den Gesundheits- und Krankheitszustand derselben unterrichtet und über eine vernünftige naturgemäße Pflege des Körpers im gesunden und kranken Zustande belehrt wird.

Die neue Auflage ist von einem praktischen Arzt und Naturforscher, Medizinalrat **Dr. W. Camerer** durch aufs sorgfältigste bearbeitet und den Fortschritten der stetig und rastlos sich entwickelnden Wissenschaft entsprechend mit zahlreichen Zusätzen, Berichtigungen und Ergänzungen versehen worden.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Neue Gedichte von Emil Rittershaus.

Sechste Auflage. Mit dem Bildnis des Dichters in Lichtdruck

Preis elegant gebunden mit Goldschnitt 5 Mark.

Wie wenigen vaterländischen Dichtern war Emil Rittershaus die Gabe eigen, einen begeisternden Gedanken, der Tausende erfüllte, in poetischer Form zu recht volkstümlichem und kräftig zündendem Ausdruck zu bringen.

Die „Neuen Gedichte" umfassen eine Sammlung seiner besten, von glühender Vaterlandsliebe durchdrungenen Gedichte, welche die großen Zeitereignisse, besonders die Kriegsthaten der Jahre 1870 und 1871 verherrlichen, daneben ist die Sammlung aber auch reich an jenen Bildern glücklichen Familienlebens, welche den Dichter zu einem Liebling des häuslichen Herdes gemacht haben.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Ueber Lungenschwindsucht und Höhenkurorte.

Preis geheftet 50 Pf.

Vortrag, gehalten am 4. April 1898 in Stuttgart zu Gunsten einer in Davos zu errichtenden Deutschen Heilstätte für minder bemittelte Lungenkranke

von **Prof. Dr. von Liebermeister.**

Mit großer Klarheit giebt diese Abhandlung übersichtliche Aufschlüsse über das Wesen der Lungenschwindsucht und zeigt Mittel und Wege, wie der Gesunde vor diesem furchtbaren Feind der Menschheit zu schützen und der von ihr Befallene Heilung oder wenigstens Besserung zu erreichen vermag.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.

Höhere technische Lehranstalt für Elektro- und Maschinentechnik.

Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Antons Erben.

Roman von **W. Heimburg**

3. Auflage.

Preis geheftet 3 M., elegant gebunden 4 M.

Dieser, bei seinem Erscheinen in der „Gartenlaube" mit außerordentlichem Beifall aufgenommene Roman liegt nunmehr in der 3. Auflage vor, welche mit schöner Ausstattung einen außerordentlich billigen Preis verbindet.

Von der gleichen Verfasserin erschienen ferner in obigem Verlag:

Aus dem Leben meiner alten Freundin. Roman. 9. Auflage.
Lumpenmüllers Lieschen. Roman. 6. Auflage.
Kloster Wendhusen. Roman. 4. Aufl.
Dajamal. 4 Novellen. 2. Auflage.
Ein armes Mädchen. Roman. 3. Auflage.
Cruddens Heirat. Roman. 2. Aufl.
Die Andere. Roman. 2. Auflage.
Herzenswirren. Roman. 2. Auflage.
Unter der Linde. 7 Novellen. 2. Aufl.
Core von Tollen. Roman. 2. Aufl.
Eine unbedeutende Frau. Roman.
Mamsell Unnütz. Roman. 2. Aufl.
Sabinens Freier. Auf schwankem Boden. 2 Novellen. 2. Auflage.
Um fremde Schuld. Roman. 2. Aufl.
Haus Beetzen. Roman. 2. Auflage.
Trotzige Herzen. Roman. 2. Auflage.

Jeder Band geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Regierungs-Technikum.

Technikum Altenburg S.-A.

für Maschinenbau, Elektrotechnik, Hochbau — Lehrwerkstätte. — Progr. frei.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht lernt seinen Werth schätzen

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu aussehen, es entfernt Fett von allen Kochen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen. Messer und Gabeln sowie alle hölzernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Ausgussröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid versichert, gute Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK. U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Halbheft 5. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ✦ Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Im Wasserwinkel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(4. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Was soll werden? Das hat auch Eva gefragt während der letzten Monate, heute aber, wo alles vorüber ist, wo die gequälte Frau erloschen ist wie ein Licht, fragt Eva nicht mehr! Sie hat nur das Gefühl, daß sie bisher noch kein Recht hatte sich zu grämen, sich unglücklich zu fühlen, denn das wirklich Schreckliche, das Ende von dem bißchen Glück, ist jetzt erst gekommen, wo sie ganz allein steht!

Madame Baldauf ist bei ihr geblieben, als alle andern zum Kirchhof fuhren, und Dore ist wieder da; sie hantiert in der Küche umher mit rotgeweinten Augen und kocht Kaffee.

Das Königliche Schloss in Berlin von der Wasserseite.
Nach einer photographischen Aufnahme von Zander und Labisch in Berlin.

In der Stube redet Madame auf Eva ein, sehr liebreich und sehr vernünftig, und Eva sitzt ganz ruhig und thränenlos neben ihr und hört zu. „Du behältst die Schule vorläufig weiter, Kind, Arbeit mußt du haben. Bei deinem Bruder kannst du nicht sein, und ob dieses Haus leer steht oder du wohnst darin, ist ganz einerlei, vermieten thu ich's doch nicht wieder. — Dore geb' ich frei Quartier mit ihrem Mann, dafür wirtschaftet sie dich was, meine kleine Eva! Wo du dich zu jeder Zeit Rat holen kannst, wenn du welchen brauchst, weißt du auch, das heißt — du schreibst an mich; ich ziehe nämlich nächste Woche nach Charlottenhof auf ein paar Monate — wegen Umbau, verstehst du; und wenn du schreibst: ‚Tante Baldauf, ich brauche dich,' dann bin ich da. Ich würde ja sagen: komm ganz zu mich, aber das thust du nicht, das kannst du nicht — ich weiß es auch ohne dein Kopfschütteln. No, gleichviel, verlassen bist du nicht, wenn du es nicht sein willst, mein Evachen! Es ist mich doch ein Trost, daß Dore hier ist," schließt sie.

Dore, die eben mit zwei Tassen kommt, um Eva mit vor Schluchzen unterdrückter Stimme zu bereden, doch etwas zu genießen, fängt noch lauter an zu weinen bei diesen Worten und schwört, daß sie das Fräulein Evachen halten wolle, als wär's ihr Augapfel. Dann trinkt Eva, um der Weinenden den Willen zu thun, und nun sitzen sie wieder stumm nebeneinander, bis Madame nach der Uhr sieht und sagt:

„Ich möcht' nicht gern mit den andern zusammen sein, ich kann das Gerede nicht hören, Evachen, ich hab' den Kopf so voll. Und gesagt hab' ich dir ja alles, nun thu auch danach; je bälder du die Kinder wiederkommen läßt zum Unterricht, desto besser für dich. Wie mein seliger Mann starb, da hätt' ich mich am liebsten mit in das Grab gelegt, aber, siehst du, da fielen die Pflichten man so über mich her und ich mußte vorwärts. Es ist auch das beste, was es giebt, glaub's mich, Töchterchen. Und wenn du kannst, dann weine dich aus."

Eva drückt ihr die Hand und geht bis zur Stubenthür mit, sitzt darauf wieder ein Weilchen allein, und dann ist plötzlich die ganze Stube voll Menschen, die alle zu ihr kommen, irgend etwas murmeln, ihr die Hände drücken, und die Frauen weinen und küssen sie. Sie sieht gar nicht auf, bis plötzlich eine Stimme ertönt, die sie lange nicht gehört hat, und die ihr das Blut in die Wangen jagt vor Schreck: „Seien Sie auch meines herzlichsten Beileids versichert, Fräulein Eva!"

Sie kann auch jetzt nicht antworten, sie hebt nur die Wimpern, und ein fast vorwurfsvoller Blick trifft Karl Baldauf, der neben Robert zu ihr getreten ist.

„Was willst du hier?" fragen ihre Augen finster.

Hinter Karl steht Hanne; Hanne in einer schwarzen eleganten Trauertoilette, in all ihrer neuerworbenen Damenhaftigkeit. „Es thut mir leid, Eva, daß du so Schweres erlebst," sagt sie, und ihre hellen blauen Augen prüfen musternd das blasse vergrämte Mädchen, das ihr mechanisch die Hand reicht und dann an ihr vorbeisieht.

„Wir haben doch als Kinder zusammengespielt," fährt Hanne fort, „deine Mutter war immer so gut gegen mich; ich sagte heute früh zu meinem Mann: der Frau Doktor gebe ich die letzte Ehre, mag's auch noch schlechter Wetter sein, laß nur anspannen, Karl!"

Als Eva nichts erwidert, wendet sich Hanne an die junge Frau Doktor Ahrens und sagt laut genug, daß Eva es hören muß: „Nein, wie hat sich Eva man verändert, gar nicht mehr zum Kennen!" Aber das von Krepp umhüllte nichtssagende Gesicht der jungen Doktorin sieht so steif an ihr vorüber, daß Hanne merken muß: die will sich nicht hören.

Moritz ist nicht gekommen, und Eva empfindet es wie eine Wohlthat. Sie seufzt tief auf, als endlich auch der Bruder sich zum Gehen anschickt mit den Worten: „Wenn du dich fürchtest, Eva, will ich doch hier bleiben über Nacht."

„Ich fürchte mich nicht, Robert," sagt sie kurz, und er verabschiedet sich, nachdem er ihr nochmals über die Wange gestrichen und Dore heimlich einen Fünfthalerschein zugesteckt hat.

Ein paar Wochen lang bleibt Eva allein mit Dore, dann kommen die Kinder wieder zum Unterricht. Dore ist mit ihrem Mann, dem Tuchmacher Feldner, dem ehemaligen Husaren, in die hintern Parterreräume gezogen und wirtschaftet dort resolut umher, während die kleine Schar unter Evas Leitung ihre muntern Lieder vorn in der Schulstube singt, als sei kein Tod und kein Sterben in der Welt. Eva sitzt am Fenster, hebt die heruntergefallenen Maschen auf, unterrichtet die kleinen Höherinnen und beruhigt die, denen das Stillsitzen gar zu schwer wird bei den goldenen Strahlen, die Frau Sonne vom tiefblauen Märzhimmel auf die Erde sendet.

Roberts Frau ist vorhin gekommen, wandert oben in den Stuben umher und sucht sich zwischen dem einfachen Hausrat das Erbe ihres Mannes aus. Eva hat auf die Frage des Bruders, was von den Sachen denn nun auf seinen Teil solle, erklärt: „Nimm was du willst, mir ist es gleich." Nun ist Tony da und wählt. Als sie nach einer Stunde in die jetzt leere Schulstube tritt, wo Eva mit Aufräumen beschäftigt ist, sagt sie:

„Den eingelegten Kleiderschrank möchte ich für Robert, und die Standuhr."

Es sind dies die beiden einzigen wertvollen Stücke, und Eva, deren Stimme vor verhaltener Bitternis zittert, erwidert: „Laß sie nur abholen!"

Tony scheint ein wenig verlegen, als sie so ohne Kampf diese Sachen erhält, und sie fühlt das Bedürfnis, durch irgend eine Liebenswürdigkeit ihre Unbescheidenheit gutzumachen. Sie setzt sich an den Fensterplatz und beginnt zu erzählen. „Was sagst du nur zu Karl Baldaufs Frau, was die alles anstellt jetzt? Riekchen Biermann, die seit gestern bei mir schneidert — man kommt mit einem Trauerkleide ja nicht aus — die weiß Wunderdinge von ihr. Auf einem Kasinoball in Ruhleben ist sie erschienen, und sie und die Veronia Lindner hätten richtig den Vogel abgeschossen. Die Husarenoffiziere wären auch ganz wie närrisch gewesen, besonders der tolle Finkendorp; na, den kennt man ja! Und die Ruhledener Damen hätten sich schwarz geärgert, namentlich die jungen Mädchen! Aber solche Toilette auch! Riekchen sagt, gar nicht schön genug hätt's Hanne bekommen können, und so tief ausgeschnitten! Die Liaboer and sie hätten vorher wochenlang zusammengesteckt, and Hanne hätte Verbeugungen eingelernt vor dem Spiegel, und Walzer und Gott weiß, was! Und Riekchen ist schon wieder bestellt für ein neues Kleid; bei Lindners soll nämlich ein großes Diner sein, aber das Kleid muß Riekchen hier bei sich arbeiten, weil Madame Baldauf sich in Charlottenhof einquartiert hat und dort nun umher kommandiert, sagt Riekchen. Die Alte soll furchtbar böse werden, wenn Hanne nicht ganz einfach angezogen ist, und die Mamsell hätte sie auch gleich zu allen Teufels jagen wollen."

Eva hat kaum darauf gehört. Was geht sie das alles an? Was Karl Baldauf und Hanne? Sie kommen ihr ja so gänzlich nebensächlich vor, gegenüber ihrem schweren Schicksal. Tony merkt übrigens nicht, daß Eva völlig wo anders ist mit ihren Gedanken, sie schwatzt weiter: „Die ganze Stadt spricht über Hanne; paß auf, man wird's noch erleben, daß sie hier auch eine Rolle spielt auf den Bällen! Sämtliche unverheiratete Offiziere von hier haben den Tag nach dem Feste in Charlottenhof ihren Besuch gemacht! Aber ganz leicht soll's ihr doch nicht werden, durchzudringen, denn die Familien in Hohenburg haben sich's vorgenommen, falls die Charlottenhofer Visiten fahren, sie nicht zu empfangen und auch den Besuch nicht zu erwidern. Mama war nämlich gestern bei der Landrätin zum Kaffee, und die hat gesagt: ‚Wir wollen doch zusammenhalten, meine Damen! Wenn diese jungen Leute bescheiden aufgetreten wären, so hätte man am Ende Gnade für Recht ergehen lassen, schon der alten Madame Baldauf wegen, aber so — niemals!' Auch die Lindner soll kühl behandelt werden; denke dir nur — eine vom Ballett aus Braunschweig soll sie sein, und sein Vater hat ihn enterben wollen aus Anlaß dieser Heirat!"

Wie Eva noch immer nicht antwortet, sieht Tony auf. „Na, du wirst einem von Baldaufs natürlich den Kopf nicht abbeißen, und Karlchen war ja doch einmal dein Schwarm. Es ist nur schade, daß du den biedern Moritz so vor den Kopf gestoßen hast, sonst brauchtest du wahrlich nicht hier zu sitzen und dich mit den fremden Balgern zu quälen. Robert hofft übrigens noch immer, daß du zur Vernunft kommst, ehe die Jahre hingehen und die Hoffnungslosigkeit kommt. Will nur wünschen, daß es Moritz dann nicht zu spät geworden ist'"

„Wann läßt du denn die Sachen holen?“ fragt Eva.

„Nun, vielleicht morgen. Adieu!“

„Adieu, Tony, grüße Robert!“ Und Eva steigt die Treppe hinauf und stellt sich vor den Schrank, der morgen fort soll und den sie noch ausräumen muß. „Den sollst du behalten,“ hat die Mutter oft zu ihr gesagt; „eine Aussteuer habe ich nicht für dich, aber der Schrank wiegt ein Dutzend neuer Möbel auf; und alles, was darinnen ist, habe ich für dich gesammelt. Viel ist's ja nicht, aber von Herzen, mein Evachen.“

Sie läßt sich von Dore einen Korb bringen, öffnet die Thür und nimmt einige mit rosa Bändern gebundene Wäschepakete heraus; in jeder Schleife steckt ein zierliches Lavendelsträußlein; dann ein Bündelchen echter Spitzen vom Brautkleid der Mutter; eine Schachtel, darin der verwelkte Myrtenkranz der Frau und der Brautstrauß ihres Vaters liegen; eine andere mit den ersten Schuhchen von Robert und ihr und dem Taufkleidchen aus gesticktem Mull. In den untern Schüben noch alte Kleidungsstücke und Wäsche, denen ein herber Kampfergeruch entquillt, und dann ist der Schrank leer. Eva räumt alles in einen andern Schrank, zieht die Uhr, die ihr so manche trübe Stunde geschlagen hat, zum letztenmal auf, streicht liebkosend an dem Gehäuse hinunter und nimmt dann den Mantel um, zum gewohnten Spaziergang, den Robert ihr dringend empfohlen hat, und den sie ganz mechanisch absolviert, ohne unterwegs viel zu hören und zu sehen.

Durch das Räumen ist es etwas spät geworden, eine leise Dämmerung liegt schon in allen Ecken und Winkeln, als Eva die Treppe herunterkommt. Dore ist einkaufen gegangen für die bescheidene Abendmahlzeit auch für morgen. Eva nimmt den Hausschlüssel aus dem Versteck hinter der Flurlampe; sie muß die Thür verschließen, es ist niemand mehr da, wenn sie gegangen ist.

Im Augenblick, als sie die Klinke erfaßt, drückt jemand von außen gegen die Thür, und herein tritt eine Frauengestalt im langen Abendmantel und mit dicht verschleiertem Gesicht.

„Guten Abend, Eva,“ sagt eine bekannte Stimme, „ich störe doch nicht? Ich komme im Auftrag meiner Schwiegermutter — darf ich einen Augenblick bei dir bleiben?“

Hinter ihr erscheint jetzt noch der Kutscher und stellt einen Korb in den Hausflur. „Wann soll ich wiederkommen, Frau Baldauf?“ fragt er.

„Um neun Uhr, aber pünktlich,“ antwortet Hanne, und wie der Mann gegangen ist, sagt sie: „Brauchst keine Angst zu haben, daß ich dich lange belästige, Eva; es liegt mir sehr fern, dich an meiner langweiligen Gesellschaft zu plagen, ich habe noch zu thun in der Stadt. Wenn du nur erlaubst, von hier wieder abzusprechen — ja? Erlaubst du? Und hier ein Brief von meiner Schwiegermutter. Nun laß mich einen Augenblick noch sitzen, no — ist ja ganz egal, meinetwegen in deiner Schulstube.“ Und damit hat sie ganz ungeniert die Thür geöffnet, ist in das tiefe dunkle Zimmer getreten und sitzt im Lehnstuhl am Fenster, während Eva an das andere Fenster tritt, um den Brief von Madame zu lesen.

„Eva doch später,“ sagt Hanne, „ich habe so wie so kaum Zeit: erzähle lieber, wie's geht bei dir hier, ich muß Mutter doch ausführlich berichten.“

„Ich danke,“ antwortet Eva, „es geht mir so gut, wie es irgendwie gehen kann. — Darf ich dir nicht eine Erfrischung anbieten?“

„Nein — danke — ich bin weder hungrig noch durstig. Es wäre nett, Eva, wenn du Mutter mal besuchtest,“ fährt sie fort, „ich glaube, sie langweilt sich sehr bei uns, und wenn du nächsten Sonntag kommen willst, so wurden wir uns freuen. Der Wagen kann dich holen, oder vielleicht schon Sonnabend Mittag; besinne dich nur nicht so lange, Eva. Mutter meint's so gut mit dir, und wenn du gegen uns etwas hast — ich weiß gar nicht, warum? — dann brauchst du uns nicht einmal zu sehen, wenn du nicht willst; wir sind möglicherweise gar nicht zu Hause — wir — na, das ist ja gleich. Ueberlege es dir, Antwort hole ich mir heute abend, und bin ich nicht pünktlich hier, dann soll Lorenzen warten.“

Sie steht bei diesen Worten auf und reicht Eva die Hand mit einer sehr anmutigen Bewegung, der man es kaum anmerkt, daß sie mühsam eingelernt ist; dann rauscht sie hinaus.

Eva hat sie bis zur Thür begleitet und stößt, als sie nun zurückkommt im Dunkeln, an den Korb; sie trägt ihn in die Küche, zündet die Lampe an und liest Madames Schreiben.

„Mein gutes, liebes Evachen,“ steht da in der großen ungelenken Handschrift der Madame Baldauf, „Du wirst Dich wundern, daß ich Dich Hanne schicke, und noch mehr, daß ich die Bitte an Dich richte, sie freundlich aufzunehmen. Ich verlange da wohl recht viel von Dich, aber ich weiß, ich thue da keine Fehlbitte. Hanne ist jung and braucht eine Freundin — verstehst Du, Kind — eine vernünftige, ernsthafte, die über ihr steht, von der sie lernen kann! Ihr wart ja doch Kindergespielen — die Zeit, die zwischen diesen Spielen und jetzt liegt, streiche aus — und Deiner alten mütterlichen Freundin zuliebe hilf Du mich, Hanne zu leiten, daß sie aus dem schwankenden Rohr, das sie jetzt ist, ein fester guter Charakter werde.

Ich sprach mit Hanne von Dich. Zuerst that sie dumm und überlegte, dann bat sie aber mit so viel Freude, Dich besuchen zu dürfen, daß ich ihr noch zuredete, sobald als möglich nach Hohenburg zu fahren und Dich zu bereden, recht oft herzukommen. Einen großen Herzenswunsch hast Du mir unerfüllt gelassen bis jetzt, Eva, erfülle nun diesen andern um der herzlichen Liebe willen, die ich stets für Dich gehabt habe und haben werde bis ans Ende.

Deine getreue Minna Baldauf.“

Eva ist es sofort klar, daß Hanne den Wunsch ihrer Schwiegermutter benutzt, um irgend etwas hier in der Stadt zu thun, was diese nicht wissen soll, und jetzt fällt ihr ein, daß Tony etwas erzählte von einer heimlichen Anprobe bei Riekchen Biermann. Es erfaßt sie mit verstärkter Gewalt der heftige Widerwille, den sie seit dem Tage gegen Hanne hat, wo diese die Komödie aufführte und ins Wasser sprang, und doch fühlt sie, daß sie Madame Baldaufs Bitte nicht unerfüllt lassen kann. Als Dore wiederkehrt, findet sie Eva noch in Hut und Mantel und mit dem Briefe in der Hand vor dem unausgepackten Korbe.

„Busse sagt, die junge Fraa ist in der Stadt, Lorenzen hat im ‚Winkel‘ ausgespannt und sie wollte uns besuchen,“ beginnt Dore redselig. „Ich hab' geantwortet — na, lassen Sie sich man nich auslachen, die ist spinnefeind mit uns seit den Kindertagen; kann mein Fräulein gar nicht ausstehen, hat sie dazumal ihr einziges bißchen gutes Kleid mit Sauce begossen, das falsche Tier; die mag bleiben, wo sie ist!“

„Busse hat recht, Frau Baldauf war hier,“ sagt Eva, „du darfst nicht so schimpfen, Dore. Die alte Madame schickt mir ihre Schwiegertochter, und der Korb, Dore, ist für uns, packe ihn aus nachher, ich teile dann mit dir. Hör', Dore, ich will nur rasch ein wenig an die Luft, denn um Neun kommt die junge Frau noch einmal her, sorge doch für kochendes Wasser zum Thee!“

„Wahrhaftig? Die Ehre! Na, wenn da man nichts dahinter sticht!“ murmelt Dore, und dann macht sie sich, als sie allein ist, an den Korb und ihre Augen leuchten vor Vergnügen. „Für Evachen ist da ein Kapaun drin, ein schöner fetter Kapaun; 'n gutes Herz hat sie doch, die alte Madam; wenn's die Eva man mal rühren that — ist so'n guter Mensch, der Moritz; na, einmal wird sie's wohl satt kriegen mit dem Hungern und Darben — aber nein, die kriegt's nich satt, die is wie der Vollblutgaul, von dem mein Fritze sagt: je schlechter die Behandlung, desto obstinat'scher ist er.“

Um dreiviertel auf Neun klingelt es, und Dore kommt in die Schulstube, wo Eva sitzt und näht, und flüstert geheimnisvoll: „Nu ist sie draußen, und Riekchen ihr Nähmädchen auch mit einem großen Pappkasten.“

„Laß sie nur eintreten, Dore, und nimm den Karton ab,“ bedeutet Eva.

Gleich darauf kommt Hanne herein und sagt, etwas außer Atem: „Ich dachte, der Wagen wartete schon, und das wäre mir sehr unangenehm gewesen; Mutter hat die Angewohnheit, die Leute auszufragen, und ich kann das nicht leiden. Jetzt lege ich ein wenig ab und mache es mir bequem, obgleich es kaum lohnt —“ Und ehe Eva behilflich sein kann, hat sie Hut und Mantel abgelegt und sitzt im Sofa. „Du mußt nicht böse sein, Eva, wenn noch jemand kommt. Ich traf zufällig in der Stadt meine Freundin, die Baronin Lindner, die hier Besorgungen macht; sie

Sophie von Brabant zeigt den
Nach dem

Brabant zwei Bürgern den jungen Landgrafen.

[illegible] Jaussen.

Digitized by Google

hat einen offnen Wagen, und es ist Ostwind geworden, da habe ich ihr angeboten, meinen Landauer zu benutzen — sie hält mich hier ab, wir stören dich gar nicht lange."

Draußen ertönt jetzt die Hausthürschelle, vom Flur schallen Stimmen, ein hohes kindliches Frauenlachen, dann eine Männerstimme: „Aber, meine Gnädige, was sollen die Damen denken von diesem Ueberfall, und so spät abends!"

Gleich darauf Dorens grades breites Sprechen: „Ja, sie ist bei meinem Fräulein, ich will sie rufen."

Als Dore die Thüre öffnet, drängt sich an ihr eine schlanke junge Dame vorbei, lachend über ihr ganzes Schelmengesicht. Sie trägt ein kokettes Sammetmützchen auf jungensmäßig kurzgeschnittenem Haar; ihre biegsame überschlanke Gestalt ist einfach in ein blaues Tuchkostüm gekleidet. Mit ausgestreckten Händen geht sie auf Eva zu und sagt: „Ach, mein liebstes Fräulein, was müssen Sie denken von mir, daß ich noch obendrein mit militärischer Begleitung antrete? Aber so zeigen Sie sich doch, Graf Finkendorp!" ruft sie und nötigt einen Husarenoffizier, einzutreten, der vor Eva eine ehrerbietige Verbeugung macht.

„Ohne diesen Ritter hätte ich mich absolut nicht hergefunden, und da ich ihn nicht auf der Gasse stehen lassen kann, bis der Wagen kommt, so mußte ich ihn notgedrungen mit hereinbringen; ich habe ihm zur Belohnung für seine Ritterdienste versprochen, er dürfe Johanna noch Guten Abend! sagen. Sehen Sie, da sitzt sie, Graf, küssen Sie ihr die Hand. — Aber, mein Fräulein, bis der Wagen erscheint, dürfen wir uns doch setzen?"

Das alles ist wie ein Lerchentriller durch das Stübchen geflogen, Hanne ist erratet und Graf Finkendorp hat ihr die Hand geküßt. Eva kennt den Rittmeister von Finkendorp, er reitet ja oft genug durch die Ritterstraße. Einer der Tollsten ist er, die je den Dalman getragen, dessen amüsante Streiche man sich noch erzählen wird, wenn er längst aufgehört hat, welche zu machen. Von allen Vätern, Brüdern und Ehemännern mit mißtrauischen Blicken betrachtet, wird er von säumtlichen Kameraden vergöttert, weil er für jeden einzelnen sich opfern würde mit allem, was er besitzt. Er ist stadtbekannt, jedes Schulkind, jedes Hökerweib weiß von ihm, jedem hübschen Mädchen macht er Fensterparade, jede fast hat einmal heimlich für ihn geschwärmt.

Seine lustigen blauen Augen haben jetzt Hannen einen Glutblick gespendet, vor Eva aber hat er bescheiden die Augen niedergeschlagen und gesenkten Hauptes ihre Verzeihung für sein Eindringen erfleht. Dann ist er sofort in einem lustigen Geplauder mit der Baronin, die in dem alten Ohrensessel am Fenster hockt und sich alle Augenblicke tot lachen will über das, was er sagt.

Eva weiß nicht, was thun. Sie steht da mit finster gefalteter Stirn und betrachtet die schöne Frau im Sofa, die mit der früheren Hanne kaum noch Aehnlichkeit hat, so damenhaft sicher ist sie in ihrem Auftreten. Nur ihr Lachen erinnert noch an das von damals, ein lautes breites Lachen. Hanne steht endlich auf und kommt zu ihr.

„Du, Eva, sag' Mutter um Gottes willen nichts von dem Grafen Finkendorp," flüstert sie ihr zu, „bitte, ich thu' dir auch wieder mal einen Gefallen," die junge Frau ist jetzt sehr rot geworden. „Ulla Lindner ist so ein Uebermut," fährt sie fort, „sie hat ihn mitgebracht, um mich zu necken, er macht ihr natürlich ein bißchen den Hof. — Sag', kommst du eigentlich Sonntag?"

Eva kämpft mit sich, und dann fallen ihr die Worte ein, die die alte Dame schreibt: sie braucht eine Freundin, die über ihr steht, sie ist ein schwankes Rohr, sie soll gut und fest werden — hilf mir!

„Ja, ich komme," erwidert sie kurz.

„Und du sagst nichts? Du darfst nicht, hörst du?" drängt Hanne.

„Ich werde nichts sagen, aber du darfst nie wieder die Baronin Lindner und den tollen Finkendorp hierher bringen — unter der Bedingung werde ich schweigen."

Hanne wirft den Kopf in den Nacken. „Ich weiß nicht, was du dabei findest — meinetwegen denn!" Auf ihrem Gesichte malt sich unverkennbar eine Enttäuschung, aber Eva merkt es nicht, sie steht wie auf Kohlen — will denn der Wagen noch nicht kommen?

Endlich fährt Lorenzen vor, und scherzend und lachend rüsten sich die Damen zur Fahrt.

„Es war reizend gemütlich bei Ihnen!" ruft die Baronin, „es wäre nett, wollten Sie uns ein baldiges Wiederkommen erlauben. Und wie schade, daß Sie in diesem Jahre nicht in Gesellschaften gehen, sonst müßten Sie unser kleines Fest mitmachen!"

Eva überhört es und hilft Hanne in den Paletot. Endlich ist man draußen im Flur, wo Dore mit dem ungeheuren Karton steht; Hanne ist nun sie herangetreten und versucht, ihr etwas in die Hand zu drücken, aber Dore hat nur ein herablassendes Achselzucken: „Das lassen Sie man, Frau Baldauf — wovor denn?" — Ihre derbe Hand ist zur Faust geschlossen, Hanne kann schlechterdings ihre Münze nicht anbringen. Etwas ärgerlich steigt sie in den Wagen, dessen Schlag der Rittmeister mit einer tiefen Verbeugung und unter allerlei Scherzreden zuwirft. Dore aber schließt plötzlich laut und rücksichtslos die Hausthür hinter der ganzen Gesellschaft, so daß die kleine Glocke schier zerbersten will vor Klingeln, und schiebt obendrein den Riegel vor.

„Daß Gott erbarm', Fräulein Eva," sagt sie, die Arme in die Seite gestemmt, „das ist ja voll schlimmer, als wenn die Kosaken kämmen! Was soll die Nachbarschaft denken? Und wo Sie so allein wohnen, den Finkendorp herzuschleppen! Wo ist denn da noch Genie und Anstand?" Dore leitet Genieren von Genie ab. Aber Eva hat heute kein Lächeln für ihre Redeweise, sie ist selber völlig verstört von diesem Ueberfall, und Dore, die einmal in Rage ist, schimpft weiter:

„Nee, Madam Baldauf kann's mal aich auf ihrem Totenbett verantworten, daß sie den Karl zu der Heirat gezwungen hat; etwas hatt' er ja schon verdient, schon am Sie, Fräulein Eva, aber lebenslang mit so'nem Weibsbild gestraft zu sein — nee, pfui Deibel!"

Sie verstummt, als sie plötzlich in die großen Augen des Mädchens sieht, die sie wie gequält anstarren.

„Madame hat darauf bestanden, sie hat ihn gezwungen, sagst du?" stottert Eva.

„Na allemal, freilich! Das weiß doch jedes Kind!" grollt Dore, indem sie langsam zur Küchenthür geht, „war ja voll auch recht gut gemeint von die Madam — aber — na —." Und wie sie in der Küche ist, brummt sie vor sich hin: „Sie ist man nach zu dumm, um die ganze Schlechtigkeit zu verstehen, aber hetzen will ich ihr schon von den Besuchen!" — — — —

Eva liegt wieder einmal schlaflos in der Nacht. Dorens Worte klingen beständig in ihr nach. Gezwungen ist Karl Baldauf worden zu der Heirat? Ja, sie erinnert sich wohl noch undeutlich der Andeutungen und Gerüchte, die ihr zu Ohren gekommen waren nach der schrecklichen Scene, deren Beginn sie damals bei Frau Baldauf erlebte. Aber in der Zeit, die darauf folgte, war sie ja wie erstorben für alles, was um sie her vorging. Nun scheint es ihr, als ob vieles klar und entschuldbar werde, was ihr damals unbegreiflich schien!

Am andern Morgen kommt in aller Herrgottsfrühe Evas Bruder; er sieht sehr wichtig und ernsthaft aus und fährt Eva, die in der Schulstube bei ihrem Kaffee sitzt, sofort an:

„Was ist denn das gestern abend für eine Geschichte hier gewesen? Wenn so etwas noch einmal vorkommt, kannst du einfach nicht mehr allein wohnen, mußt du in einer Familie untergebracht werden! Was hat die sogenannte Baronin Lindner bei dir zu suchen? Die ist kein Umgang für dich, und dann — die Frechheit von diesem Finkendorp! Der Herr Graf hatte wenigstens so viel Anstandsgefühl, gestern abend in der ‚Traube' zu mir zu kommen und eine Art Entschuldigung zu stammeln, die Lindner habe ihn förmlich in dein Haus gestoßen. — Ich sage dir heut' nur in aller Güte: weder die Frau Baronin, noch die Frau Hanne Baldauf sind der geeignete Umgang für dich!"

Evas Gesicht hat sich unter diesen barschen Worten mit einer tiefen Röte überzogen. In dieser Nacht hat sie den Beschluß gefaßt, Hannens guter Geist zu werden; sie will Madame ihre Dankbarkeit beweisen, indem sie ihr hilft, Hanne zu erziehen, und sie will vor allem Karl Baldauf das Böse, das er ihr gethan, mit Gutem vergelten. Zum erstenmal seit langer Zeit fühlt sie, daß ihr Leben noch kein verlornes zu sein braucht, daß sie noch Gutes schaffen und wirken kann in der Welt. Es ist etwas Freudiges über sie gekommen, dessen Ursprung sie sich selbst kaum gesteht, etwas Erlösendes — ein

Verſtehen von Karls Benehmen! Des Bruders heftige Rede, die hindernd in ihren Plan greift, wühlt jetzt alles Bittere in ihrer Seele auf. Welches Recht hat er, hemmend ihr entgegen zu treten, ſie zu bevormunden? Bis jetzt hat er ſich nicht um ſie bekümmert, hat nie gefragt: was wird aus dir? Wie willſt du dich durchbringen? Heftig wie nie antwortet ſie:

„Ich gehe um, mit wem ich will — merke dir das!“

„Und ich ſtehe hier an Stelle deiner Eltern!“ ſchallt es zurück.

„Es iſt das erſte Mal, daß du Gebrauch von dieſer Vertretung machſt; in dieſem Falle iſt es recht billig.“

Er wird rot und noch heftiger: „Der Verkehr mit dieſen ‚Damen‘ wird abgebrochen — verſtehſt du? Oder Tony und ich ſagen uns los von dir.“

„Das wird weder Tony noch mir viel Unbequemlichkeit machen, denn bisher hatten wir uns noch gar nicht gefunden,“ antwortet ſie mit Augen, die in Thränen funkeln.

Ihr thut es ſchon wieder leid, ſo ſchroff geweſen zu ſein. „Ich verſtehe dich nicht,“ ſetzt ſie weinend hinzu, „am liebſten hättet ihr mich an Moritz verſchachert, und jetzt ſoll ich unfreundlich ſein zu einem ſeiner Familienglieder?“

„Ich glaube nicht, daß du dich Moritz ſehr empfiehlſt, wenn du derartige Empfänge hier veranſtalteſt. Zwiſchen Moritz und Hanne iſt ein Unterſchied!“

„Ich habe keine Zuſammenkünfte vernnſtaltet!“ fährt ſie auf.

„Bitte, bitte, mach' doch was du willſt,“ wiederholt er kühl, „wir werden ja ſehen, wer recht behält!“ Damit geht er.

Und ihr Herz ſteht doch in vollen Flammen, zu helfen, zu nützen dem Manne, dem einſt ihre Liebe gehört hat! Sie zwingt nun mit aller Gewalt die freundlichſten Kindheitserinnerungen an Hanne zurück, ſie ſucht jedes bißchen Licht aus ihrem Charakter hervor; es iſt eigentlich recht wenig, denn ſie hat immer kuſchen müſſen beim Spiel, aber ſie legt ſich alles hübſch und nett zurecht und baut aus den ſpärlichen Brocken einen ganz paſſabeln Freundſchaftstempel auf, in welchem ſie ihre Zeit, ihre Liebe, ihr ganzes Sein opfern will, um Hanne vernünftig zu machen und ſich dadurch der guten alten Frau, die ihr jetzt wie eine zweite Mutter geworden iſt, dankbar zu erweiſen.

„Meiner Seele,“ ſagt Dore, die eintritt, um die Taſſen zu holen, „Fräulein Eva, Sie ſehen ja heute aus wie dazumal auf dem Erntekranz bei Baldaufs, ſo rote Backen und ſo glänzende Augen! Na, es wird auch Zeit, daß Sie ein anderes Ausſehen kriegen.“

Madame Baldauf holt Eva ab; ſie iſt am Freitag in die Stadt gekommen, um im „Waſſerwinkel“ einmal nach dem Rechten zu ſehen, und Sonnabend nach Tiſche fahren ſie nach Charlottenhof.

Es iſt ein feuchtwarmer wallenverhangener Frühlingstag, weich und trübe, und doch ſo verheißungsvoll; die Knoſpen an den Bäumen, das grünende Gras am Wegesrand, die tiefblaue Färbung der fernen Berge, der friſche herbe Duft, der aus der eben beackerten Scholle aufſteigt, alles ſpricht von Hoffen, von kommender ſchöner Zeit. Eva, die ſo ſelten die Stadt verlaſſen hat, fühlt ſich ganz berauſcht von der Luft; eine längſt nicht mehr gekannte ſehnſüchtige Stimmung erfaßt ſie, und leiſe drückt ſie die Hand der alten Dame. „Ach, wie ſchön iſt es hier draußen, wie wunderſchön!“

Wie traulich der Giebel des Herrenhauſes dort aus den noch rötlich kahlen Wipfeln der Bäume ſieht! Muß das herrlich ſein, hier zu wohnen, denkt ſie, als ſie ſich Charlottenhof nähern. Madame zeigt auf die Fenſter im Giebelgeſchoß, „dort hauſe ich, und du nicht weit davon, Evachen. Ja, es iſt ein nettes altes Haus, und es könnte wohl gut ſein dort, wenn — ja wenn —“ Und dann wendet ſie ihr gutes Geſicht plötzlich voll zu Eva und ſagt: „Kind, ich hab's dich ja geſchrieben — ſprechen kann ich nicht darüber, du wirſt's ja ſelbſt ſehen. Glaub' mir's, mein alter Kopf iſt voll Sorgen, voll ſchwerer Sorgen, Evachen!“

An der Treppe empfängt ſie das Stubenmädchen; es iſt nicht mehr das blonde Wieschen, ſondern eine dürre, ältere Perſon mit ſchwarzen Haaren und Augen, ganz niederträchtigen Augen, die, wie Madame bei ſich behauptet, „alles ausgucken und ausgluſtern.“ Madame kann „Amalie“ nun einmal nicht ausſtehen, und Amalie iſt doch von einer merkwürdigen lächelnden Beſtiſſenheit der alten Dame gegenüber. Hanne aber ſchätzt dieſe Perle, denn ſie iſt in einem gräflichen Hauſe geweſen und weiß Beſcheid im feinen Bedienen.

Amalie übergiebt Madame im Hausflur auf einem Teller ein Briefchen und ſagt dazu: „Van der jungen Frau Baldauf an Madame.“

„Nun?“ fragt dieſe ganz verblüfft, „was ſind denn das für neue Maden?“

Amalie antwortet nicht, ſondern geht dienſteifrig mit den Mänteln und Tüchern der Damen die Treppe hinauf. Madame ſucht in ihrer Taſche nach der Brille, die ſie natürlich nicht findet, wie immer, wenn ſie ungeduldig und aufgeregt iſt, und ſagt dann zu Eva: „Lies mich doch mal vor, mein Kind.“

Eva öffnet das mit einem Siegel verſchloſſene zierliche Couvert und entziffert eine Viſitenkarte, die mit Hannens ungeübter Schrift bedeckt iſt. Auf der Vorderſeite der Karte ſteht nichts weiter als „Frau Haane Baldauf“. Eva lieſt:

„Liebe Mutter!

Da ich meine Wirtſchaft in ſo guten Händen weiß, wie die Ihrigen, bin ich mit meiner Freundin Ulla von Lindner auf acht Tage nach Berlin gefahren, und bitte mir deshalb zu verzeihen.

Ihre verehrungsvolle
Umſtehende.“

Madame Baldauf iſt kreideweiß geworden; ſie nimmt Eva das Blatt aus der Hand und herrſcht die zurückkehrende Amalie an: „Wo iſt mein Sohn?“

„Der Herr ſind ſchon heute früh nach Ruhleben geritten.“

„Wann iſt meine Schwiegertochter abgereiſt?“

„Heute mittag; ja um zwölf Uhr kamen Frau Baronin, Frau Baldauf abzuholen; ſie ſind von Ruhleben fort mit dem Dreiuhrzug.“

„Bringen Sie mich den Kaffee nach oben,“ ſagt Madame nach einem Weilchen des Schweigens; „wenn mein Sohn zurückkehrt, will ich ihn ſprechen — benachrichtigen Sie mich!“

„Sehr wohl!“ flötet Amalie, und Madame führt Eva die Treppe hinauf in ein hübſches großes Zimmer neben dem ihrigen, deſſen altmodiſche geſtreifte Tapete und einfache dirkene, mit verblichenem Kattun bezogene Möbel einen ſehr gemütlichen Eindruck gewähren.

„So, mein Döchterchen, mach' dich's bequem, und nachher komm in meine Stube. Hier nebenan ſchlafe ich, du kannſt auch durch dieſe Stube gehen, brauchſt nicht anzuklapſen, Evachen. Komm bald, wirſt wohl durſtig ſein!“

Nachdem Eva ſich raſch den Märzenſtaub aus den Augen gewaſchen und das vom Frühlingswind zerwehte Haar geordnet hat, tritt ſie an das offne Fenſter und ſchaut in den Garten. Der Zauber der Natur überkommt ſie, die gewohnt iſt, immer nur die enge ſchmutzige Straße zu ſehen, mit erneuter Gewalt. Wie herrlich, hier zu leben in dieſem freiſtehenden, von köſtlicher Luft umſpülten, van hohen Bäumen umrauſchten Hauſe, in den verſchlungenen Gängen dort unten zu wandern, die Raſen zu pflegen, die der alte Gärtner eben vom ſchützenden Reiſig befreit! Und das alles beſitzt Hanne, und aus dieſem Behagen hinaus ſehnt ſich dieſe nach Abwechslung!

Dann tritt ſie zurück. Drunten kommt ein Mann den Mittelweg daher und ſchwenkt grüßend die Speſſartmütze über dem blonden Haupt zu ihr hinauf — Karl Baldauf, in grauer Lodenjoppe, mit Stulpenſtiefeln und Reitpeitſche, die Zügel des Pferdes am Arm; der große Braune geht mit geſenktem Kopfe hinter ihm. Und plötzlich überfällt ſie ein beängſtigendes Gefühl: ſie hätte doch nicht herkommen ſollen, ſie hat ihre Kräfte überſchätzt, das alte todwehe Empfinden drückt ihr das Herz wieder zuſammen.

„Evachen!“ ruft Madame jetzt und öffnet die Thüre ihres Schlafzimmers, „ich warte ſchon lange, Kind, der Kaffee wird uns kalt.“

Gleich darauf ſitzen ſie in dem Giebelzimmer, am runden Tiſch, der vor dem Sofa ſteht, Madame in bequemen Polſtern und Eva in einem altmodiſchen Lehnſtuhl ihr zur Seite. Auch hier einfache alte Möbel, ſchneeweiße Gardinen, ſchneeweiß geſcheuerte Dielen; ein alter Spiegel zwiſchen den Fenſtern, drunter auf der Kommode, einem geſchweiften rieſigen Möbel mit blitzenden Meſſingſchildern, die Uhr in Form eines Tempeleinganges, die Säulen aus Aladaſter, der Architrav aus Ebenholz,

Digitized by Google

die Scheibe am Perpendikel in Form einer strahlenden Sonne. Madame hat sich ein Hauskleid aus grauem Lüster angezogen und eine frische Haube mit bereits gewaschenen getrockneten Bändern aufgesetzt; sie ist sehr sparsam, im Hause ist so was auch gut genug. Das Strickkörbchen steht schon wieder neben der Kaffeetasse und die Nadeln klappern in den großen rundlichen Händen.

„Schenk' den Kaffee ein, Töchterchen," sagt sie.

G'rad' als Eva auch ihre Tasse füllt, öffnet sich hinter ihr die Stubenthür, und Karl tritt ein.

„Das ist ja rieſig gemütlich! 'N Tag, Mama, 'n Tag, Fräulein Eva," ruft er, „darf man auch auf eine Tasse hoffen?" Er nähert sich lächelnd dem Tisch und drückt seiner Mutter die Hand. Eva bemerkt, daß er ein merkwürdig rotes Gesicht hat, die blauen Augen sehen verschwommen aus. Mit einer ungeschickt hastigen Bewegung läßt er sich in den Sessel fallen. „Schon lange wieder da von Hohenburg?" fragt er weiter, mit etwas schwerer Zunge.

Madame wirft einen erschrockenen Blick auf ihn, und dann kommt in ihre Augen ein dunkler Schatten, etwas furchtbar Trauriges. „Seit einer Stunde etwa," antwortet sie mit gepreßter Stimme. „Und du — wo warst du?"

„Kasino in Ruhleben, Bredfeld schmiß ein Frühstück, hatte Wein aus Oporto vom Onkelchen Bredfeld bekommen — das letztemal Austern heute, Natives! — Ich wollte die Damen auf dem Bahnhof treffen um drei Uhr, kam zu spät, Zug war schon im Fahren, Lindner noch Hals über Kopf hinein, Finkendorp hinten auf Puffer gesprungen, rittlings mit gefahren — die Damen im Juge beinah' aus Coupé gestürzt vor Angst um ihn — dachte nicht d'ran, mich zu echnuffieren, habe sie fahren lassen. — Wieder ins Kasino — viel Vergnügen —." Das alles wird mit schwerer Zunge und unter vielem Lachen hervorgestoßen, und dabei rührt er unaufhörlich in der Kaffeetasse. „Schließlich ich nach Hause geritten, Hälfte zu Fuß — weil der Braune etwas lahm — hm — ist's erlaubt zu rauchen, meine Damen?"

„Ich habe ein wenig Kopfweh, mein Junge," antwortet Madame, „wär's nicht besser, du rauchtest unten? Ich bringe dir den Kaffee hinunter." Sie sagte es sehr ruhig und freundlich, aber an dem heftigen Klappern ihrer Nadeln merkte man die Aufregung.

„Ih nee, Jott bewahre, Muttchen — du denkst gewiß, ich hab' 'nen Affen?" lacht er; „das Rauchen kann ich ja sein lassen, geniert mich nicht, aber dableiben thu' ich nu g'rade, möcht' doch was von Hohenburg hören, ‚vom Winkel', von Moritz! — Nee, wenn ihr nur den Finkendorp da hättet reiten sehen auf dem Puffer - - famos, großartig, wie die Karre so mit ihm abfuhr — der Inspektor rang die Hände gen Himmel, sprach von Anzeigen und allen Strafen des Himmels, und der Kerl saß so seelenvergnügt da druff wie auf seinem Gaul, die Cigarre zwischen den Zähnen, und grinste das Publikum an! So was kann nur Finkendorp!"

„Ja, das glaube ich wohl!" sagt Madame. „Gieb mich mal ein wenig Wasser, Evachen — nein, das in der Karaffe ist nicht kühl genug, in deiner Stube hat die Amalie eben frisch gefüllt, und —" sie sieht das junge Mädchen flehend an.

Eva versteht und geht hinaus. In ihrem Zimmer setzt sie sich auf den nächsten Stuhl an der Thür, faltet die Hände im Schoß und starrt auf den Fußboden, mit dem alten herben Zug um den Mund. Es ist totenstill um sie her, ein drückendes, angstvolles Schweigen. Sie hat nur einen Gedanken jetzt: sie wünscht, sie wäre daheim in dem Frieden ihrer armseligen kleinen Parterrestube und hörte Dorens Stimme, diese treue Stimme. Das Herz thut ihr weh. Die Augen der alten Frau, diese verdankenden traurigen Blicke, das Lachen Karls, sein schwerfälliges Sprechen, der Weindunst, der von ihm ausging! — —

Nach einer langen Weile, als schon die Dämmerung hereinbricht, schallen schwere Tritte vom Korridor herein, die auf der Treppe verklingen — Karl, der hinuntergeht; von unten dann das Zuschlagen einer Thür. Eva steht auf, um zu Madame Baldauf zurückzukehren. Als sie deren Schlafzimmer durchschreitet, hört sie aus der Wohnstube der alten Dame ein bitterliches Weinen; still schleicht sie in ihr Zimmer zurück. Jetzt klingen die Abendglocken herein von der kleinen Kirche, und über Bäume, Rasenflächen und Wege spinnt sich ein leiser Regenschleier, ganz sacht taut er hernieder auf die frühlingshoffende Erde. Mit einem letzten saaten Anschlag verstummt das Geläut, dann jetzt die Glocke des Herrenhauses ein, eine schrille Glocke, die Feierabend verkündet und das Gesinde zum Essen ruft. Und wie Eva sich umwendet, steht Madame Baldauf hinter ihr und sagt mit so milder Stimme, wie Eva sie gar nicht an ihr kennt: „Komm, mein Töchterchen, wir wollen zu Tische gehen — der Hausherr wird warten."

Aber wie sie hinunterkommen, fehlt der Hausherr beim Essen.

Am andern Morgen geht Madame mit Eva in die Kirche und später noch ein wenig im Park spazieren. In der Nähe der Fruhbeete treffen sie Amalie, die ein Körbchen mit Kopfsalat am Arme trägt.

„Haben Sie meinen Sohn fortfahren sehn heute früh?" fragt Madame.

„Der Herr schläft noch; Lorenzen hat wieder ausspannen müssen," antwortet das Mädchen.

Madame sieht furchtbar enttäuscht aus. Wie sie zum Haus zurückkehren, steht Karl auf der Veranda im tadellosen hellgrauen Hausanzug, in der Hand zwei herrliche Veilchensträuße, die er, die Stufen hinabeilend, den Damen überreicht. „Eigenes Wachstum!" sagt er stolz.

„Ich wundere mich, dich noch hier zu sehen," beginnt Madame, ohne zu danken, „ich meinte verstanden zu haben, du wolltest nach Berlin, um Hanne zu holen?"

„Ach, um Gottes willen, Mutter," wehrt er ärgerlich ab, „so laß mir doch mal mein bißchen Behagen, sie wird ja nicht gleich unter die Räder kommen! Ich kenne nichts Langweiligeres, als einem Reuting Berlin za zeigen, in die Läden zu laufen, in die Schlösser, wenn's hoch kommt auch ins Panoptikum! Nee, weißt du, das genießt Hanne alles besser mit Lindners allein. Ich mag auch gar nicht sehen, wie meine Frau — sie muß einen ganzen Batzen mitgenommen haben — ihr Erspartes bei Gerson opfert, wohin die Lindner sie zweifellos führen wird. Stell' dir mal vor, Mutter," fährt er fort und streicht die Asche seiner Cigarre mit dem kleinen Finger glatt, an dem ein sorgsam gepflegter, enorm großer Nagel prangt, „die liebevolle Gattin macht alles zu Gelde, was sie irgend erwischen kann; jedes Ei, jedes Huhn, na — soviel man entbehren kann natürlich! Da sage ich ja nichts; aber die zwei Schneyßen, die ich mühevoll geschossen habe, auf dir ich mich wie ein Kind freute, hat sie auch verschachert hinter meinem Rücken an den Kasinowirt, und wie Gott den Schaden besieht, habe ich eine davon am Ende doch gegessen, aber schwer bezahlt natürlich! Daß noch ein paar Veilchen im Beet waren, ist nur der Unermüdlichkeit dieses Krautes im Blühen zu verdanken, denn für gewöhnlich verkauft sie das Dutzend zu einem Silbergroschen. Du kannst ja auch sparen, Mutter, aber dagegen bist du ein Stümper."

„Du fährst also nicht?"

„Nein doch! Ich hab's doch klar und deutlich gesagt; ich werde die Ehre haben, Fräulein Eva heute abend nach Hohenburg za fahren — voilà tout."

„Nachher muß ich einmal ein paar Worte mit dir in deinem Zimmer sprechen," sagt Madame.

„Na, wenn schon — denn schon, dann komm gleich, nachher ist's überstanden und man kann den Sonntag genießen," seufzt er lachend und macht eine komische Geste nach der Hausthür hin. „Wenn's gefällig wäre!"

„Ruh' dich ein wenig aus, Eva," fordert Madame das junge Mädchen auf, „du siehst blaß aus von der Luft, bist's nicht gewöhnt; ich hole dich nachher ab, wenn angerichtet ist."

Eva, die sich thatsächlich jämmerlich fühlt, die ein beängstigendes Herzklopfen verspürt, als stehe sie vor dem Ausbruch eines schweren Unwetters, trennt sich im Hausflur von den andern und geht hinauf. Niederlegen mag sie sich nicht: sie nimmt den Platz am Fenster ein und stützt den schweren Kopf in die Hand. Unter ihr muß das Zimmer des Hausherrn sein, denn sie vernimmt den Klang von Stimmen, die sich bald deutlich unterscheiden lassen als die von Mutter und Sohn, ohne jedoch irgend verständlich zu sein.

Sonntagnachmittag.
Nach dem Gemälde von A. Perret.

Das junge Mädchen fällt thatsächlich in einen leisen Schlummer, aus dem sie jedoch ein lautes, beinah' heftiges Sprechen Madames, das abwechselt mit den noch heftigeren, lauteren Worten des Sohnes, aufschreckt. Sie schließt das Fenster mit zitternder Hand und läuft unwillkürlich zur Thüre — es drängt sie, zu vermitteln; dann aber bleibt sie unschlüssig stehen — darf sie es wagen, ohne aufdringlich zu erscheinen?

Noch immer steigert sich die Heftigkeit der Redenden unter ihr, es dringt förmlich durch den Fußboden; dann verstummt der Wortwechsel jah mit einem Aufschrei der alten Dame, dem eine kurze Stille folgt — ein Krach, das heftige Zuschlagen einer Thür, und nun ist's still.

Nach einem Weilchen hasten Schritte den Korridor entlang, und Amalie stürzt, ohne anzuklopfen, in Evas Zimmer, schreckensblaß: „Kommen Sie, kommen Sie, Fräulein, ich glaube, die alte Madam ist ohnmächtig geworden!"

Drunten im Flur, am Fuß der Treppe liegt die alte Frau mit dem Oberkörper auf den Stufen, das Gesicht dunkelrot, fast blau, die Lippen eingekniffen, die Augen wie gebrochen. Die Leute des Hauses stürzen eben von allen Seiten herzu. Lorenzen, der Kutscher, und das große starke Küchenmädchen versuchen, den schweren Körper zu heben, um ihn die Treppe hinauf ins Schlafzimmer zu tragen.

„Wo ist der Herr?" fragt Eva hastig und wehrt den Leuten das ungeschickte Zugreifen.

Amalie deutet nach der Thür, die in den Garten führt: „Da hinaus!"

„Suchen Sie ihn doch, er kann hier besser helfen als wir alle!"

Aber Lorenzen läßt sich nicht irre machen und bedeutet das Mädchen, wieder anzufassen: „So lange kann Madam hier nicht liegen, bis der Herr kommt, Fräulein, und Gott weiß, wo der nun schon hingerannt ist! — Es ist auch besser, er kommt nicht. — Wenn Sie noch ein wenig mit stützen wollten, an dem Rücken, Fräulein, so wird's gehen!"

Mühsam und langsam tragen sie den schweren Körper nach oben und betten ihn auf das Lager. Eva versucht mit bebenden Händen die Kleidung zu lockern, die Schläfen zu kühlen, den Kopf hoch zu legen; eine furchtbare Angst, die guten, treuen Augen dort könnten sich niemals wieder öffnen, überkommt sie. Die Minuten und ein paar ältere Frauen vom Hofe reiben die Füße und Hände, bis Eva endlich schreit: „So holt doch den Arzt! Holt doch meinen Bruder!"

Eine der Frauen stürzt hinaus, um das Anspannen zu bestellen; Amalie brummt halblaut, daß der Hausarzt in Ruhleben wohne.

„Der Hausarzt von Madame wohnt in Hohenburg und heißt Ahrens!" entgegnet Eva erregt.

„Sehr wohl!" bescheidet sich Amalie.

„Und der Sohn muß es wissen," fährt Eva fort, „sorgen Sie, daß Herr Moritz Baldauf in Hohenburg gleich abgeholt wird."

Irgend jemand entfernt sich, um diesen zweiten Befehl auszuführen.

Madame regt sich noch immer nicht, und Eva fängt plötzlich herzbrechend an zu schluchzen. „Weinen Sie nicht," sagt die alte Wirtschafterin freundlich, „in ihren Jahren kommt so was mal vor, es ist 'ne Ohnmacht, Fräulein, sie hat sich aufgeregt; es ist immer schwer für eine Mutter, wenn das Kind sich empört gegen sie." Und im Schweiße ihres Angesichts fährt sie fort, die Hände der Leblosen zu reiben. Die wackere Person hat recht; Madames Leben kehrt zurück, freilich nicht zum klaren Bewußtsein. Eine fahle Blässe ist in ihr Antlitz getreten, sie spricht wirre, unzusammenhängende Sätze mit leiser, hastiger Stimme. Als Doktor Ahrens und Moritz endlich kommen, liegt sie im wildesten Delirium. Schreckensbleich steht der älteste Sohn am Krankenbette neben Robert.

„Ich bitte, einen Augenblick in das Nebenzimmer zu treten," sagt der Arzt zu seiner Schwester und Moritz.

Eva und Moritz stehen in der Giebelstube der alten Dame. „Erzählen Sie mir, wie es gekommen ist, Fräulein Eva!" bittet er und trocknet den Schweiß von der Stirn. „Lorenzen sagt, meine Mutter habe sich mit Karl gezankt. — Wo ist übrigens Karl?"

„Ich weiß es nicht," antwortet Eva, „nach dem Streit ist er fortgegangen."

„Sie haben sich thatsächlich gestritten?"

„Ja, heftig —"

„Und wo ist meine Schwägerin?"

„In Berlin."

„In Berlin? Wissen Sie die Adresse?"

Eva schüttelt stumm den Kopf.

„Sie wissen auch nicht, wann sie zurückkehren wird?"

„Nein!"

„Das beste wäre doch, wir könnten Mutter nach Hause transportieren;" spricht er, halb wie zu sich selbst, denn das junge Mädchen steht da wie in stummer Abwehr. Die Hände ineinander geschlungen, den Kopf zur Seite gewendet, die Röte einer peinvollen Verlegenheit auf den Wangen.

„Daran ist gar nicht zu denken, Moritz," antwortet statt ihrer der Arzt, der eben eintritt, „es ist eine hochgradige Hyperämie vorhanden, ein Blutandrang nach dem Kopfe, und zwar die psychische Form, die leicht zur Gehirnentzündung führen kann; Ruhe, die allergrößte, absoluteste Ruhe und sorgsame Pflege — —"

Moritz unterbricht ihn erschrocken: „Meine Schwägerin ist nicht zu Hause, und Karl — — —"

„Es sind ja genug Frauensleute hier, lieber Moritz," tröstet Robert, „da sah ich ja eine langgaasige Person, die muß 'ran —"

„Nicht die Amalie," erklärt Eva, „Tante Baldauf kann sie nicht leiden. Sag' nur, was ich zu thun habe, Robert, ich bleibe selbstverständlich hier."

„Und deine Schulkinder?" fragt er kühl.

„Dore mag mich entschuldigen bei ihnen, die Ostersferien fangen so wie so bald an, und wenn das auch nicht wäre, ich kann und will nicht fort von der Kranken."

Er sieht sehr ärgerlich aus und zieht vor, statt der Antwort sich an Moritz zu wenden mit den Worten: „Vor allem Eis! Es ist ja wohl ein Eiskeller da?"

Moritz bejaht, und in Abwesenheit des Hausherrn und der Hausfrau geht er, um den Befehl zu erteilen.

Sofort wendet sich Robert an seine Schwester: „Was hat's denn eigentlich gegeben hier? Ist's wahr, daß Karl seiner Mutter sozusagen die Thüre gewiesen hat, weil sie sich in seine Angelegenheiten allzusehr mischte?"

„Ich weiß es wirklich nicht; ich weiß nur, daß sie hart aneinander gewesen sind, Madame war wohl ärgerlich, daß Hanne allein nach Berlin gereist ist."

„Tolle Idee von der alten Dame, die Korre, die sie in den Sumpf gefahren hat, wieder herausziehen zu wollen, und im Anschluß hieran sei bemerkt — es geht nicht, daß du hierbleibst!"

„Das zu beurteilen, überlasse mir, Robert! Ich verlasse die alte Frau nicht, sie hat uns auch nicht verlassen in unserer Not."

„Das ist richtig, aber sie war dabei auch nicht in Gefahr, in zweifelhafte Situationen zu geraten und ihren Ruf zu gefährden."

Eva zuckt ärgerlich die Schultern. „Meinen Ruf? Wer wird in solchen Augenblicken an seinen Ruf denken! Ich nicht, ich werde ihn übrigens zu schützen wissen. Jetzt, wo die Hausfrau fehlt, kann ich Madame nicht bezahlten Leuten überlassen. Wenn Hanne zurück ist und ich mit ihr gesprochen habe über ihre Pflichten, und Madame wohler ist, dann natürlich —, ich kann ja auch die Schule nicht aufgeben. Ich verspreche dir," fährt sie fort, als er ohne Antwort gehen will, „an Hanne zu schreiben, sie zu bitten, sobald als möglich zu kommen; aber jetzt hier fortgehen — nein! —"

Sie spricht schon in die leere Luft hinaus, er ist in dem Krankenzimmer verschwunden, und Eva hört ihn dort mit leiser Stimme zu Moritz reden. Gegen Abend fährt er fort.

Eva hat ihren Platz am Bette wieder eingenommen. Unter den Erstickungspressen ist die Kranke ein wenig ruhiger geworden. Moritz, der bleiben will, bis Karl zurückkehrt — niemand weiß, wo er sich aufhält — steht im Wohnzimmer der Mutter am Fenster und starrt hinaus in einen düster bewölkten Abendhimmel, der grelle gelbe Streifen zeigt, wo die Wolken sich teilen. Im ganzen Hause herrscht eine fast unheimliche Ruhe.

Dann plötzlich Schritte auf der Treppe, Schritte, die sich auf den Zehen nähern, die Thüre zum Wohnzimmer öffnet sich leise und Karls Stimme fragt hastig: „Wie geht's Mama? Wie ist's drinnen?"

„Schlecht genug!" ist die Antwort.

„Es thut mir furchtbar leid, aber — weißt du, Moritz, ich kann wirklich nicht länger dieses ewige Maralisieren ertragen! Da Teufel weiß, wie es kam, ich bin ja sonst ein ganz geduldiger Kerl, aber einmal reißt's. Ich habe ihr seiner Zeit, eben zu mucken, den Willen gethan — dammerweise; aber nun sollte sie mich doch nicht länger quälen — der Karren ist ja doch verfahren, und ich trag' ja lediglich mein eigenes Fell zu Markte!"

„Da ist jetzt nicht mehr drüber zu reden, Karl; hoffentlich erholt sie sich bald, ich wünsche es uns allen, besonders aber dir."

„Gott! Wenn ich das hätte voraussehen können! Wie konnte ich aber ahnen, daß sie g'rad' für solche Anfälle disponiert ist, Moritz! Es ist mir furchtbar! Was sagt denn der Doktor?"

Moritz antwortet nur durch ein stummes Zeichen, und Karl sagt ärgerlich: „Na, mach' mir das Herz nicht noch schwerer — Kerker ist gottlob eine kräftige Natur. Wer pflegt sie?"

„Eva Ahrens, vorläufig. Wann kommt deine Frau?"

„Herr Gott im Himmel — ich weiß es doch nicht!" ruft er mit unterdrückter, heiserer Stimme. „Ich war vorhin in Nubleben und habe telegraphiert, weiter kann ich ja jetzt nichts thun! — Morgen, übermorgen — an den Haaren herbeiziehen kann ich sie doch nicht!"

Moritz antwortet nicht. Ein Weilchen bleibt es still, dann sagt Karl unvermittelt: „Ich werde nicht zu oft zu Mutter hinuntergehen, ich verstehe ja leider nichts von Krankenpflege! Willst du nicht hierbleiben? Vielleicht, wenn die Mutter zum Bewußtsein kommt, ist ihr's ein freundlicherer Anblick, dich zu sehen, statt mich!"

„Ich kann leider nicht," entschuldigt sich Moritz. Und Eva atmet auf; sie hätte es nicht ertragen, in der Enge des Krankenzimmers mit ihm zusammen zu sein, seinen fragenden traurigen Augen zu begegnen.

Die Kranke schlägt plötzlich beide Hände zusammen und bricht in ein wimmerndes Weinen aus. Eva beugt sich über sie und redet leise und freundlich.

„So weh gethan hat er mich nun, und alle Abend habe ich ihn in Schlaf gesungen und war so müde und so matt — und er lag so schwer in meinen Armen, und doch immer, immer — und nun Hanne — fort — fort — sie soll ihn nicht anfassen — nicht anfassen —" phantasiert die Kranke.

„Ich komme morgen früh wieder," verspricht Moritz, „Gott gebe eine ruhige Nacht!"

Und die Kranke redet, weint und lacht weiter. Bald ist's Karl, ihr kleiner Karl, dem sie zärtlich zuspricht, bald zürnt sie und steigert sich bis zum Paroxysmus der Verzweiflung, bald irrt sie mütterlich mit Hanne oder mit Eva. Karl Baldauf sitzt im Nebenzimmer die ganze Nacht; Eva glaubt ihn längst gegangen.

Als die Kranke in der ersten grauen Dämmerung des Morgens ruhiger wird, geht Eva im Bedürfnis, frische Luft zu schöpfen, in die Wohnstube; die Hände an die Schläfen gepreßt, tritt sie zum Fenster, um es zu öffnen. Ihr junges schmales Gesicht erscheint geisterhaft bleich in dieser spukhaften Beleuchtung. Sie erschrickt furchtbar, als Karl sich aus dem Sofa aufrichtet.

„Ich hatte keine Ahnung, daß Sie hier sind," stottert sie und weicht unwillkürlich zurück.

„Sonst würden Sie dies Zimmer natürlich mit keinem Fuß betreten haben," ergänzt er bitter, „denn Sie denken vermutlich ebenso gering, so wegwerfend von mir wie meine arme Mutter da drinnen, deren Leben ich ja wohl verspielt habe?"

„Ihre Mutter hat Sie sehr lieb," verteidigt Eva die alte Dame, „Sie müssen gehört haben, wie ihr kranker Kopf nur mit einem Gedanken, mit Ihnen, sich beschäftigt."

„Und konnte mir doch so etwas sagen!" klagt er, und in dem bleigrauen verschwammenen Morgenlicht sieht Eva deutlich sein verstärktes finsteres Antlitz.

„Sie hat es gut gemeint," entschuldigt Eva unsicher. Sie tritt zum Fenster, öffnet beide Flügel und bleibt aufatmend dort stehen. Die Welt liegt noch schlummernd draußen; nichts weiter als das Krähen der Hähne im Dorf, das Klappern eines Wagens aus der fernen Landstraße herüber. Auf dem Kirchturm schlägt es eben Vier.

„Sie sollten sich schlafen legen," rät Eva ihm, ohne ihre Stellung zu ändern, bedrückt von der Nähe des Mannes. Dann wendet sie sich jäh um, Karl Baldauf steht plötzlich dicht hinter ihr.

„Ich kann nicht schlafen," sagt er halblaut, „es wird mir besser sein, wenn ich reden darf. Sie, Eva, Sie wenigstens sollen mich nicht ansehen mit dem scheuen Blick, als sei ich das verkorkte Subjekt, der angehende Trunkenbold, die verspielte Existenz, für die meine Mutter mich hält — Sie nicht, Eva! Sie sollen es wissen, daß ich weit mehr unglücklich bin als schlecht! Und wenn ich so geworden bin, wie ich bin — ich gebe ja zu, auf schiefer Ebene zu sein — dann ist meine Mutter mit schuld, und das — sehen Sie — das habe ich ihr gesagt gestern mittag — nein — es ist ja schrecklich — nicht gesagt, entgegengeschrieen hab' ich es ihr, in meiner wahnsinnigen Aufregung, so daß sie stumm hinausgewankt ist aus meiner Thür, weil die Wahrheit sie traf wie ein Blitz! Es ist mir furchtbar, daß es die Folge hatte, aber ich konnte wohl nicht anders! — Und nun verachten Sie mich weiter, wenn Sie wollen!"

Eva ist vor ihm zurückgetreten bis dicht an die Fensterwand, ihre braunen großen Kinderaugen blicken ihm schreckhaft und verständnislos entgegen. Sie streckt die Hand aus, als wolle sie ihn verhindern, fortzufahren! Da faßt er ihre Hand mit seinen beiden heißen Händen und zieht sie nahe zu sich.

„Es hätte anders kommen können, Eva, aber sie hat's so gewollt!" Dann läßt er mit einer heftigen Bewegung ihre Rechte fallen und wankt aus dem Zimmer. (Fortsetzung folgt.)

Seewärts!

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Albert Pfister.**

„Wer das grüne, krystallene Feld
Pflügt mit des Schiffes eilendem Kiele,
Der vermählt sich das Glück, dem gehört die Welt."
Schiller, „Braut von Messina".

Sie schreiben mir von Krieg, mein Lieber, und von Verboten, welche die Ankunft des Gottes Mars anzeigen. Wahrscheinlich werden die streitigen Mächte ihre Wut auf dem Meere austoben. Meiner Flotte aber fehlen die Schiffe und Kanonen, die Steuermänner, Admirale und Matrosen, und folglich habe ich nichts dabei zu sagen." — Das sind die Worte, welche Friedrich der Große an d'Alembert nach Paris schrieb am 26. Oktober 1777, als es schien, daß das Vorgehen der Engländer gegen die um ihre Freiheit kämpfenden Nordamerikaner einen allgemeinen Weltbrand entzünden müsse. Halb im Aerger, halb in philosophischer Selbstverspottung der eigenen Wehrlosigkeit zur See mag der gewaltige Mann den Verzicht aufs Meer zu Papier gebracht haben. Mit solchem Grimme ließ viele Jahrhunderte vorher einst Kaiser Otto seinen Speer über die Wasser dahin sausen, als die weichenden Dänen nach oben in Jütland die Küste erreicht hatten und nun ihre rettenden Schiffe bestiegen und den verfolgenden Deutschen sich entzogen. Denn wohl verstanden die Deutschen siegreiche Schlachten auf dem Lande zu schlagen, aber Schiffe besaßen sie nicht; ihr Verfolgen hatte am Meeresrand ein Ende.

Schon frühere, bevor Friedrich der Große den oben angeführten Brief geschrieben, war er bemüht gewesen, den Pariser Freunden die Furcht wegen eines allgemeinen Weltkrieges auszureden: „Ueber die Sorgen, welche Ihnen die Kriegswut der

Engländer macht, kann ich Sie leicht beruhigen; wenn die Engländer jetzt auch das hitzige Fieber haben, so wird ihre Krankheit doch wahrscheinlich das Meer nicht überschreiten und den Kontinent nicht ergreifen. Ihre Guineen haben es freilich einigen principi di Germania bisogni di scudi (einigen thalerbedürftigen deutschen Fürsten) angethan. Dabei wird es aber wohl bleiben, und der amerikanische Krieg wird für Europa sein, was die Fechterspiele den Römern."

Friedrich behielt recht; aus dem Freiheitskampf der Nordamerikaner entwickelte sich unmittelbar keine allgemeine Umwälzung. Er blieb nur Vorspiel. Schon hatte sich mit dem ersten Wellenkräuseln die große Revolution in Frankreich eingeleitet. Bald folgte Schlag auf Schlag. Und jetzt stürzte alles Alte in Trümmer: der Bau Friedrichs des Großen selbst samt dem alten Deutschen Reich. Als die atemlose Zeit wieder zur Ruhe gekommen war, als man in Wien eine neue Ordnung der Dinge gefunden zu haben glaubte, da zeigte es sich, wie alle Güter dieser Erde an die Seefahrernationen, an die Engländer, Franzosen und Niederländer, übergegangen waren, wie man dagegen für das deutsche Volk eigens die vom Meer abgelegenen Bahnen zurecht gemacht hatte, auf denen dies Volk in Bedeutungslosigkeit, Armut und Ohnmacht teils dahinschritt. Dabei war nicht versäumt worden, dem deutschen Volk ein politisches Scheinleben zu geben und eine scheinbare Centralbehörde in dem Bundestag in Frankfurt. Auch eine Art von neuem Haadelsleben begann sich besonders an der Nordseeküste zu regen, als die lähmende Fremdherrschaft gestürzt war und die Reederei der Hansestädte sich wieder aufs freie Meer hinauswagen durfte. Mit dem Sommer 1814 gedachten die Hamburger Reeder und ihre Kollegen in Bremen und Lübeck daran, ihren Anteil an der Seefahrt in der Ostsee, nach Skandinavien, nach Amerika und ins Mittelmeer wieder aufzunehmen. So viele versäumte Jahre mußten eingeholt werden. Durch französische Raubgier und durch die lange Abschließung von dem güterbringenden Meere war ihr Beutel gar leer geworden. Neue Handelsverbindungen galt es anzuknüpfen und die alten zu festigen, wollte man überhaupt wieder zu einigem Wohlstand gelangen und die Gütertosen, die Arbeitenden, die durch französische Gewalt noch ärmer gewordenen Massen wieder emporbringen. Ausgelassene Freude regte sich, als die letzten Franzosen abziehen mußten, als es mit dem strengen Regiment des Marschalls Davoust zu Ende war, als das Meer wieder frei vor den Hanseaten lag und der alte Handelsgeist sich zu regen begann. Hochgemute Liedertust war längst erwacht durch die Thaten des Jahres 1813; jetzt brachte das Volkslied und der Bänkelgesang auch die Befreiung des Handels zum Ausdruck:

„Die Zeit, Franzosen, ist nicht mehr,
Wo eure Kniffe galten,
Und unser Beutel, sonst so schwer,
Sich legt in große Falten,
Wo nur Douanen und Régie
Und wie sonst alle heißen sie
Stets führten une bonne vie."

Und ein anderes Lied:

„Hurrah herbei! Handel ist frei!
Bald werden Segel und Masten
Nicht mehr unthätig hier rasten.
Hurrah herbei! Handel ist frei!"

Schon sah man die großen Barkschiffe der Hanseaten wieder unterwegs nach den spanischen Häfen in Amerika, nach dem Mittelmeer, nach der Ostsee. Wer aber über See verkaufen will, der muß die See für seine Fahrt frei haben oder die Macht besitzen, sie für sich frei zu machen. Während der vielen Kriege, die zu Land und zur See in der Napoleonischen Zeit ausgefochten wurden, hatten sich über die salzige Flut ganze Geschwader von Seeräubern ausgebreitet, welche schutzlose Schiffe wegnahmen und hauptsächlich gegen solche im Hinterhalt lagen, denen begleitende Kriegsschiffe fehlten. Den Barbarenstaaten Nordafrikas entstammten diese Korsaren; ihre Heimat war besonders Marokko, Algier, Tripolis. Nicht bloß das Mittelländische Meer machten sie unsicher; sie schwärmten auch hinaus in den Atlantischen Ocean und bis in die Nordsee. Selten griffen sie ein Schiff an, das den großen seefahrenden Nationen angehörte, denn sie fürchteten die Rache der Kriegsschiffe; ihre Beute suchten sie vornehmlich unter denjenigen Handelsschiffen, hinter welchen keinerlei Kriegsflotte stand, bei den Italienern also und bei den Hanseaten.

Schon in früheren Jahrhunderten waren die afrikanischen Seeräuber gefürchtet gewesen; mit Schrecken aber gewahrten jetzt die deutschen Seestädte, daß die Räuber kecker, zahlreicher und wohlbewaffneter geworden waren als jemals. In Hamburg namentlich, dessen Handel den der beiden anderen Hansestädte bei weitem überwog, erkannte man, daß es sich darum handle, ob man überhaupt noch eine eigene Flagge auf hoher See führen könne, ob man nicht unter fremder Flagge fahren oder in ein Schutzverhältnis treten solle. Zunächst aber gedachte man, schon früher erprobte Bahnen einzuschlagen. Man erkundigte sich von Hamburg aus, was es wohl an Tribut kosten würde, wenn man Frieden für die unbeschützten Hanseatenschiffe bekäme. Die Sache hat nichts so Ungewöhnliches an sich, als es auf den ersten Blick scheint. Lange Jahre hatten die Hamburger in der That Tribut bezahlt, um von den Korsaren nicht belästigt zu werden, und jetzt eben, im Jahre 1816, mahnte der Marokkaner, daß der Tribut seit lange rückständig sei. Die angeknüpften Unterhandlungen zogen sich hin, kamen aber zu keinem Ergebnis, denn der Beutel der Hamburger war in der letzten Zeit durch die Franzosennot wesentlich erleichtert worden und man hoffte, auf anderem Wege zu dem gewünschten Resultate zu kommen.

Mit beweglichen Worten wandte man sich an die Engländer, sie möchten doch ein Einsehen haben und nicht glauben, daß die Hanseaten in einen Wettbewerb mit ihnen treten und den englischen Handel schmälern wollten; davon könne ja niemals die Rede sein; nur um gelegentlichen Schutz möchten sie bitten gegen die bösen Barbaresken, damit ihre Flagge überhaupt sich noch auf dem Meere halten könne. Auch ließen die Hamburger durchblicken, daß sie am Ende bereit seien, einen Beitrag für die englische Flotte zu entrichten. Es scheint, daß die Engländer ziemlich viel verlangt haben; wie viel? sagen die vorliegenden Nachweise nicht, aber es wurde über Englands Selbstsucht in Hamburg tüchtig losgezogen und des englischen Schutzes nicht weiter erwähnt.

Wenn die Engländer schlecht zu sprechen waren über die neuen Schiffahrtsunternehmungen der Hanseaten, so erscheint das in gewissem Sinn natürlich. Soeben hatten sie allein die große Heerstraße der Oceane beherrscht, ganz allein hatten sie das Seefrachtfuhrwesen besorgt. Nun kamen aus der Kontinentalsperre alle die kleinen Seefahrer wieder heraus und suchten dem angeblich allein Berechtigten ins Handwerk zu pfuschen.

Auch an andere Nationen, an Spanier, Portugiesen, Niederländer, Dänen, Schweden, wandten sich die Hamburger in ihrer Not. Viele höfliche Antworten kamen zurück, aber nirgends ließ sich eine Zusage von Schutz herauslesen; am besten benahm sich Schweden, das wenigstens nicht ganz abweisend sich verhielt.

Zur gleichen Zeit aber schien in Deutschland selbst ein oberster Schutz für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten erstanden zu sein. Im November 1816 war der Deutsche Bundestag in Frankfurt eröffnet worden. Die Einrichtung des Deutschen Bundes durch die Wiener Bundesakte begegnete freilich fast in allen Kreisen dem äußersten Mißtrauen, aber man würde die Zeit mißverstehen, wollte man annehmen, daß jetzt schon die Ueberzeugung von der Nichtsnutzigkeit der deutschen Bundesverfassung in dem Grade verbreitet war, wie sie später Platz griff. Erst im Lauf der Jahre erkannte man, daß der Bundestag nichts weiter sei als eine Versammlung kaltsinniger Regierungsvertreter, die kleine Dinge wie große Angelegenheiten behandelte, den wirklich großen Dingen aber aus dem Weg ging und sie ansah, als wären es Bagatellen. Damals, also in den Jahren 1817 bis 1819, versprach man sich wenigstens einiges von dem Wirken des Bundestags. Demnach trugen die Hanseaten, die Hamburger voraus, nach Frankfurt ihre Schmerzen. Des deutschen Seehandels höchst traurige Lage wurde hier von dem stimmführenden Hamburgergesandten vorgetragen und dabei die Hoffnung ausgesprochen, „daß der hohe deutsche Bund als Gesamtheit und europäische Macht sich bewogen finden möge, alle Schritte zu thun, um die durch jene Seefrevel gefährdete Ehre der deutschen Flagge und die Wohlfahrt der deutschen Nation aufrecht zu erhalten." Im Gedankengang der damaligen Generation nahm der Bundestag die Stelle

der abgegangenen Habsburgischen Kaisermacht ein. Vergebens hatten die Hanseaten von der kaiserlichen Gewalt eine Unterstützung in ihren früheren Gefahren erhofft; um so sicherer zählten sie jetzt auf wirksamen Schutz. „Es handelt sich einfach darum," schlossen die aus dem Bundestag in Frankfurt stehenden Hanseaten, „ob wir noch eine eigene Flagge werden halten können oder nicht."

Das war im Sommer 1817; noch saßen ganz selbstbewußte, nationalgesinnte Männer im Bundestag; erst im Jahr 1820 sind diese völlig beseitigt worden. So fanden die Bittsteller jetzt noch einige Zustimmung. Namentlich der Gesandte für Baden erhob seine Stimme: er rief die Erinnerung an die ruhmreichen Tage der Hansa zu Hilfe, man solle an die Kämpfe der Seestädte, an Türkenhilfe und Normannenzüge denken; er fordere die Abwehr der Barbaresken durch eigene Kraft der Bundesstaaten. Auch der württembergische Gesandte stimmte bei, wenn auch vorsichtiger und mit dem Vorbehalt, daß die Binnenstaaten zu den Kosten nur in ganz geringem Grade beigezogen werden. Immer unmännlicher und schwächlicher wurde die Sprache. Die Bundesversammlung ging nicht auf das Ansuchen der Hanseaten ein. So verlief die erste Verhandlung über die Errichtung einer deutschen Flotte.

Endlich wurden Oesterreich und Preußen von den Hanseaten nicht als deutsche, sondern als europäische Mächte angegangen. Allein Oesterreich erklärte, es wünsche freilich auch die Sicherstellung der hanseatischen Flagge, aber es habe unter allen Mächten am wenigsten direktes Interesse an solcher Sicherung. Einige Hoffnung hatte man noch auf Preußen gesetzt. Jedoch auch hier kam man über ein beschauliches Wohlwollen nicht hinaus. Wilhelm v. Humboldt sprach die Besorgnis aus, daß auch die Unterhandlungen, welche die Hanseaten neuerdings wieder mit England angeknüpft hatten, kein nennenswertes Resultat liefern würden, da England zu sehr dabei interessiert sei, daß die Küste der Barbareskenländer keinem europäischen Staat in die Hände falle; in einen Vertilgungskrieg gegen die Barbaresken werde England nie einwilligen und die andern großen Mächte hätten zu wenig Interesse bei der Sache, als daß man deshalb einen Speer mit England brechen sollte. Schüchtern sprach man von der Ausrüstung einiger bewaffneter Fregatten für das Mittelmeer: wirklich zustande kam nichts. Aus all den gewundenen Reden aber entnahm der hanseatische Stimmführer, Senator Smidt: „welche Furcht man hat, Verhältnisse zu berühren, welche die großen europäischen Mächte nun einmal ihrer besonderen Kuratel unterworfen zu haben meinen."

Die Weiterführung der Verhandlungen für den Schutz der Seefahrt lag hauptsächlich in den Händen dieses Staatsmanns, Joh. Smidt, den man wohl den Franklin Bremens genannt hat, dessen Thätigkeit es vor allem zu danken ist, daß die selbständige Flagge der deutschen Städte noch weiter auf den Meeren wehte. Nicht müde wurde er, seine Landsleute an die Wehrhaftigkeit zur See zu mahnen: „Fassen wir keinen Entschluß der Art, so bleiben wir fortwährend in der Position des Mannes, der von Jerusalem nach Jericho reiste; Priester und Leviten gehen gefühllos an ihm vorüber, und wir können sehr leicht noch ein Jahrhundert vergebens warten, ehe uns ein barmherziger Samariter erscheint." —

Photographie im Verlag von Victor Angerer in Wien.

Frühling.
Nach dem Gemälde von J. Bernard.

„Haben wir im Jahr 1813 die alte Waffenschea zu Lande glücklich besiegt, warum sollte sie denn auf dem Meere permanent bleiben müssen? Greif' an das Werk mit Fäusten!" Das sei der allein richtige Grundsatz. Mannhaft habe sich der Lübecker Kapitän Schumann mit seinen Matrosen gegen die Seeräuber gewehrt: das seien die rechten Vorbilder für eine Schar hanseatischer Seetotenköpfe; aus solcher Schule könnten hanseatische Tromps, Ruyters, Jean Barts und Paul Jones hervorgehen.

Derartiger Appell aber zündete nur in Privatkreisen da und dort; ein antipiratischer Verein entstand in Hamburg. Auch Sammlungen fanden statt für eine Privatflotte. Allein die freiwilligen Gaben der Einzelnen sind selbst in Zeiten der größten Aufregung eine arme Finanzquelle.

Mit dem Jahr 1824 mehrten sich wieder die Belästigungen, denen die Hanseaten in ihrer Wehrlosigkeit von seiten der Barbaresken ausgesetzt waren. Die Reeder sahen voraus, daß die hamburgische Flagge, wenn sie nicht ganz verschwinde, sich bald nur noch an den Gestaden der Ostsee blicken lassen dürfe. Armselig schleppte sich der Seehandel hin. Im Jahr 1828 dachte man wieder ernstlicher auf Abwehr. Zugleich wollte man durch englische Vermittelung den Frieden um mäßigen Preis — man sprach von 12- bis 15 000 schweren Piastern — erkaufen. Konsul Turner von Gibraltar betrieb die Sache. Durch einen Juden aus Mogador ließ der Sultan von Marokko zugleich an die rückständigen Zahlungen mahnen. Das war die Lage der Dinge, als Frankreich mit dem Jahr 1830 die Eroberung von Algier begann. Damit schien sich ein vollständiger Umschwung vorzubereiten.

Aber man mochte noch nicht recht glauben, daß wirklich dem Barbareslenunfug das letzte Stündlein geschlagen habe; ein Beweis, wie sehr man sich im Lauf der Jahrhunderte an diese Kalamität, als an etwas Unabänderliches, gewöhnt hatte. In der That, im Mai 1834 hörte man plötzlich, daß Marokko gegen die Hanseaten Korsarenschiffe ausrüste; schon hätten Oesterreich und Neapel einen Frieden erkauft; besonders seien die Riffpiraten zu fürchten. Man stand einer Tributzahlung wieder recht nahe; denn, so wurde im Senat Hamburgs vorgebracht, auch der Schwache müsse seinen Schutz haben, und „was helfen alle schönen Worte, wenn wir immer der leidende Teil sind." Allein es zeigte sich, daß hinter den Drohungen Marokkos nicht viel steckte, und als im Dezember 1845 der marokkanische Gesandte in Paris sich zu Unterhandlungen bereit erklärte, um die hanseatischen Schiffe gegen Korsarengefahr zu decken, gab der Hamburger Senat zu erkennen, daß zu weiteren Verhandlungen kein Grund mehr vorhanden sei.

Im übrigen war der Zustand der alte. Vorsichtig und zaghaft schlich der deutsche Handel durch die Meere. Der Konsul eines deutschen Küstenstaates in einer Hafenstadt an der Westküste von Amerika schrieb 1845 an seinen Freund in Bremen: „Wir Deutsche im Ausland müssen uns in streitigen Fällen durch England, Frankreich oder die Vereinigten Staaten beschützen lassen, weil unsere Fürsten uns nicht helfen. Maa giebt uns freilich Gesandte in Oberheimlichen Kammerheeren ꝛc., aber die armen Leute stehen wie die vergoldeten Eierschalen auf ihren Posten, da sie keine Stutzen haben und ihre gerechten Forderungen nicht mit Gewalt bekräftigen können. Es fehlt ihnen an den Waffen, mit denen man, wie das England und Frankreich thun, uns Kaufleute unterstützen sollte. Daß wir Deutsche unter solchen Umständen uns noch immer ohne Händel durchschlagen, ist bewundernswert, aber die sich täglich mehrende Ueberzeugung, daß wir von unserem Vaterland keinen Schutz erwarten dürfen, macht uns auch immer gleichgültiger gegen dasselbe und man sagt mit Recht, daß es im Ausland keine schlechteren Patrioten als die Deutschen gebe."

„Nur aus Mitleid zertreten wir euch nicht," sprach der nordamerikanische Präsident zu den hanseatischen Bevollmächtigtea. Und damit wollte er keineswegs etwas die deatsche Nation Kränkendes sagen; denn hanssische Seestadte und Deutschland betrachtete noch kein Mensch als etwas notwendig Zusammengehöriges. Die deutsche Nation als solche war ja noch gar nicht zu einer seefahrenden gewordea; kein Mensch auf dem ganzen Erdenrund rechnete die Deatschen zu den auf dem Weltmarkt Verkehrenden, zu den bernfsmäßigen Seefahrern; höchstens gestand man diese Rolle in bescheidenem Maße den Hanseaten zu, ohne aber dabei an ihre deutsche Zugehörigkeit zu denken. Unter den Revolutionen, welche in unserem rasch lebenden Zeitalter sich ohne Unterbrechung ablösen, ist wohl keine von so unmittelbaren energischen und weittragenden Folgen gewesen als die Heranbildung der Deutschen zu einer seefahrenden Nation.

Der erste Schritt war geschehen durch die Aufrichtung des deutschen Zollvereins in den dreißiger Jahren; der zweite durch den zwanzig Jahre später erfolgten Beitritt der Nordseeküste zu diesem Verein, wobei nur die Hansestädte sich ausgeschlossen hatten. Es schien, als hättea sich Anfänge zu einem geeinigten Deutschland gebildet, wobei freilich alles sich aoch recht unwillkommen zeigte. „Wo ist denn euer Deutschland?" fragte man in Brasilien und in den Vereinigten Staaten; „wir kennen nur eine preußische, eine hamburgische und noch sieben andere Flaggen, die sich alle für deutsch ausgeben: wir kennen aber weder eine deutsche Flagge, noch einen Konsul, der sie vertritt, noch ein Kriegsschiff, das sie verteidigt, und wenn die sogenannten deutschen Schiffe löschen, so tragen ihre Waren fast allesamt englische oder französische Etiketten." — Der Zollverein stellte für deutsche Verhältnisse entschieden ein großes Werk dar, aber es war nicht zu leugnen, sein Ausbau war höchst unvollkommen und er fristete oft kümmerlich sein Leben zwischen den Intriguen und Gewaltthätigkeiten von seiten Englands und Oesterreichs. Viele in Deutschland selbst zweifelten an der Lebensfähigkeit des Zollvereins, in England gedachte man oft, sein Auseinanderfallen als ein Fest feiern zu dürfen. Unter denen aber, welche niemals an der aufwärts und vorwärts, zugleich seewärts führenden Entwicklung Deutschlands zweifeltea, steht ein Ausländer voran, der Franzose Henri Richelot, der Freund aller deutschen Bestrebungen, der geistreiche Volkswirtschafter und Verfasser des im Jahr 1845 in französischer Sprache erschienenen Werkes „Der deutsche Zollverein". — „Wer dürfte es wagen," fragt Richelot, „zu der auf ihre Erfolge mit Recht stolzen deutschen Industrie zu sprechen: du darfst nicht weiter gehen! Wer dürfte es riskieren, dieser aufgeklärten und arbeitsamen Nation ein Halt! zuzurufen! Deutschland wird die angefangene Entwicklungslaufbahn mit Glanz vollenden und sich keine Ruhe gönnen, bis es den höchsten Gipfel von industrieller Durchbildung erreicht hat." — „Alle Völker von heute in Europa und Amerika sind Seefahrer oder schicken sich an, es zu werden; auf alle übt die See unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Der Busen des Oceans ist es, aus dem die modernen Völker immer wieder Neubelebung und Kräftezuschuß schöpfen." — „Eine Handelsflotte aber bedarf notwendig des Schutzes durch eine bewaffnete Marine. Die Deutschen trennen diese beiden Gedanken keineswegs; ihre Phantasie beschäftigt sich mit dem einen wie mit dem andern. Das geht so weit, daß man im verflossenen Jahr, als Preußen eine kleine Kriegskorvette in See gehen ließ, diese Erscheinung mit dem lebhaftesten Beifall begrüßte. Welche weitgehenden Hoffnungen hat man doch an die Planken der winzigen ‚Amazone' geknüpft! Aber wohlgemerkt, der Besitz einer Kriegsflotte ist für Deutschland nicht nur eine Frage der Entwicklung in Handel und Industrie, es würde ein solcher Besitz auch alle politischen Lebensbedingungen verändern; denn die Interessen einer Nation, die Festlandgroßmacht ist und zugleich zu den Seefahrern gehört, sind durchaus verschieden von den Zielen einer Nation, die ihre Größe ausschließlich auf dem Festland sucht." — „Die Vorstellung von einer deutschen Flagge und einer deutschen Flotte, anfangs seltsam und paradox erscheinend, ist in Deutschland doch rasch ernst genommen worden und hat ungemeine Popularität gewonnen."

Der geistvolle Beobachter in Paris hatte ganz recht gesehen: die vierziger Jahre waren es, in denen das Phantasiegebilde von einer deutschen Flotte einige Gestalt gewann. Das war die Zeit, in welcher Ferdinand Freiligrath des Herzens Sehnen in ein kleines Bündel von Sonetten faßte:

„Sprach irgendwo in Deutschland eine Tanne:
‚O, könnt' ich hoch als deutscher Kriegsmast ragen
O, könnt' ich stolz die junge Flagge tragen
Des ein'gen Deutschlands in der Nordsee Banne!'

Dann wär' ich Fähndrich, ha! wo Mann an Manne
Blutrünst'ge Krieger deutsche Seeschlacht schlagen:
Wo deutsche Segler, grimm und ohne Zagen,
Den fremden Enterr hauen in die Pfanne!'"

Jetzt war endlich auch die Zeit gekommen, wo das deutsche Volk aufwachte aus jahrzehntelangem Schlaf und sich Bilder machte von Größe, Einheit und Freiheit. Und zu den ersten Zeichen des nationalen Erwachens gehörte der Ruf nach einer Flotte, um die Flagge und die Güter des jugendlichen Volkes der Teutschen, seine Ehre und seinen Wohlstand auf der ganzen Erde zu schützen bis in die fernsten Meerwinkel. Die Sache der Einheit und Freiheit, die Sache Schleswig-Holsteins, des Lieblingskindes der Nation, identifizierte das deutsche Volk mit der Schaffung einer Flotte. Zusammen mit dem Aufschrei der bedrohten Schleswig-Holsteiner drang das tieftönende Rufen der See in die Paulskirche in Frankfurt. Mit freigebiger Hand stellte die Nationalversammlung im Sommer 1848 Mittel zur Verfügung. Man kaufte kriegstüchtige Schiffe und stattete sie mit deutscher Rüstung und deutschen Seeleuten aus. Nie ist so heller Jubelruf über deutsches Wasser verhallt wie in dem Augenblick, da am Bord der auf der Weser liegenden deutschen Kriegsschiffe die Flagge schwarz-rot-gold emporstieg.

Ueber das Wehe Friedrichs des Großen war man jetzt hinaus: man konnte nicht mehr sagen, daß der deutschen Kriegsflotte die Schiffe fehlen. Aber es war ein kurzer Traum. „Die Flotte hatte auch in Deutschland ihre Feinde," sagt der Reichsmarineminister Senator Duckwitz, „im Norden wie im Süden, die, ohne je etwas davon gesehen zu haben, darüber spotteten und unzufrieden waren, daß dieselbe nicht wie Minerva aus dem Haupte Jupiters sogleich im Jahre 1848 auf den Beschluß der Nationalversammlung in einer Größe wie diejenige einer Großmacht fix und fertig herbeigezaubert sei." Man fand, daß die Flotte ein lästiger Kostgänger werde, und verkaufte sie an den Meistbietenden. Und da standen sie wieder, unsere guten Deutschen: nach Friedrich List's Ausdruck, unsers Herrgotts Schießlinder auf der See. Allein zugleich zur selben Zeit, da die Reichsflotte verloren ging, ist der Grund zur preußischen Flotte gelegt worden, zum Norddeutschen Lloyd und zur Hamburg-Amerikalinie. „Freuen wir uns," fährt Duckwitz fort, „daß in Preußen, nachdem das Werk von 1849 untergegangen, ein so schöner Grund für den Wiederaufbau einer deutschen Flotte gelegt ist; auf diesem Grunde läßt sich weiter bauen, an diesen Kern kann sich getrost alles anschließen: denn in ihm ruht die Zukunft deutscher Wehrhaftigkeit auf dem Meere."

Die deutsche Revolution war geendet im Jahre 1866, die Einheit Deutschlands wirtschaftlich und militärisch geschaffen. Die Flotte des Norddeutschen Bundes erstand. Im Sommer des Jahres 1870 war man daran, dem Feind den Fuß auf den Nacken zu setzen; die Schlacht bei Sedan war geschlagen, Frankreich schien erliegen zu müssen: da fand es einen Bundesgenossen, wenn auch einen heimlichen. Englands Unterstützung durch Herbeischaffung von Streitmitteln schuf für Frankreich die Möglichkeit, den Krieg zu verlängern, und Deutschland mit seiner noch schwachen Flotte stand dem Treiben zur See gegenüber wehrlos da. Denn zur See ist Mindermacht gleich der Ohnmacht.

Man pflegt Jahr für Jahr haarklein vorzurechnen, wie der deutsche Handel lebensfroh sich hebt, wie er sich während eines Menschenalters vom Jahre 1870 ab verdreifacht hat, wie unsere Handelsinteressen an einzelnen Plätzen auf das Zehnfache gestiegen sind, wie unsere Handelswege immer verwundbarer sich gestalten, wie die anderen Völker im Wettlauf uns mit der Zahl der Kriegsschiffe überflügeln, wie unsere Handelsstationen und Kolonien Schutz erheischen. Das alles mag schwer genug ins Gewicht fallen, um unsere Flotte stetig zu mehren. Die thatsächlichen inneren Gründe zur Hebung der Wehrkraft zur See liegen aber doch auf anderem Gebiet. Nicht weil unser Handelsgebiet schon so ausgedehnt ist, müssen wir eine Seemacht von ersten Rang haben, sondern weil wir genötigt sind, zur Ernährung unserer riesig anwachsenden Volksmenge das Handelsgebiet noch viel weiter auszubreiten und möglichst viele Güter der Erde zu erwerben, deßhalb brauchen wir diese Seemacht.

Und weiter brauchen wir sie, um unsere Küste, dem Welthandel so günstig gelegen wie keine andere in Europa, jedem Feinde unzugänglich zu machen.

Für ein großes, stolzes, jugendfrohes Volk ist kein Strich seines Landes von solcher Bedeutung wie der Küstensaum am Weltmeer. Und hier besitzen die Deutschen eine so köstliche Ausstattung, wie sie von der Vorsehung keinem anderen Volke in Europa gegeben worden ist. So weit auch das Atlantische Weltmeer die Küsten und Inseln vom Westen und Nordwesten Europas bespült, an einem bedeutungsvolleren Strich brechen sie sich nirgends als an den Ufern, welche den Mündungen der Elbe und Weser benachbart liegen. Und hier ruht das Kleinod, das eine deutsche Flotte auch gegen die größte Seemacht muß verteidigen können, damit der alte wackere Spruch auch zur See sich bewahrheite:

„Welcher im Krieg will Unglück han,
Der fang' ihn mit den Deutschen an!"

Die Mechanisch-technische Versuchsanstalt
zu Charlottenburg-Berlin.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Franz Bendt. Mit Abbildungen von E. Thiel.

Das 19. Jahrhundert darf fast für sich allein den Ruhm in Anspruch nehmen, die Naturkräfte erforscht, ihre Eigenschaften ermittelt und ihre Leistungen in den Dienst der Menschheit gezwungen zu haben. In ihren wichtigsten Aeußerungen sind damit die einst geheimnisvollen Gewalten erkannt und, einmal ihres Schleiers entkleidet, dem Herrn der Schöpfung als willige Sklaven unterworfen worden. Immer weniger sind Menschenhand und Tierkraft erforderlich, um die vielen Vorrichtungen zu bewegen, die das Leben erheischt; allüberall treten der Dampf, die Elektrizität und andere Formen der Energie an ihre Stelle.

Je mehr der Mensch mit den Kräften und ihren Wirkungen wurde, um so unerschrockener bemächtigte er sich ihrer Gebieterin und schuf Kolosse, deren Thun die kühnsten Erdichtungen unserer phantastischen Vorfahren in den Schatten stellen. Immer gewaltiger werden die Bogen der Riesenbrücken, welche Ströme und Meeresarme überspannen; immer höher steigen die in Eisenkonstruktionen erbauten Türme auf, und mächtiger denn je zerren und drücken der Dampf und die ihm gleich wirkenden Gase in und an den Gliedern unserer Maschinen.

Notgedrungen wurde denn auch die Behandlung der Rohstoffe eine ganz andere. Stahl und Eisen erhielten während des Jahrhunderts ein sehr viel höheres Widerstandsvermögen und andere wertvolle Eigenschaften mehr als früher. Scheint doch z. B. der Kruppsche Gußstahl ein ganz anderer Körper zu sein, als ihn die alten Stahlwerke lieferten.

Beim Aufbau irgend einer Maschine, in der die verschiedenen Energieen in Wirkung treten, muß der Ingenieur ihre Größe ermessen und feststellen, wie weit der Stoff, der die Maschine aufbaut, fähig ist, diese Kräfte zu ertragen. Nur durch solche Untersuchungen erlangt man die Gewähr, vor den verderblichen Aeußerungen der Naturkräfte geschützt zu sein.

Solche Stoff- und Materialprüfungen sind denn auch seit langer Zeit angestellt worden, und ihre Bedeutung stieg fortdauernd mit der Entwicklung der modernen Technik. Aber diese Untersuchungen hatten einen mehr gelegentlichen Charakter.

Die zwingende Notwendigkeit einer planmäßigen Durchführung der Stoffprüfungen hat endlich zur Gründung der Mechanisch-technischen Versuchsanstalt in Charlottenburg geführt. Sie entwickelte sich aus kleinen Anfängen noch und nach, wie der Bedarf es forderte, und erwuchs so zu einem Musterinstitut für ähnliche Anstalten im In- und Auslande. Die Gebäude, die sich ihrer Entwicklung entsprechend aus alten und neuen Räumen zusammensetzen, liegen im Garten der Technischen Hochschule.

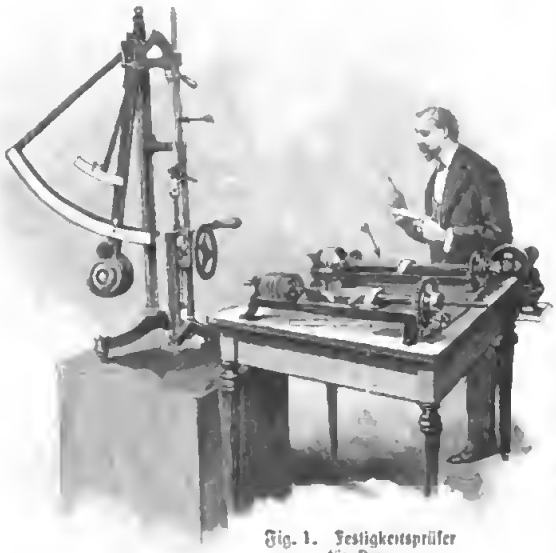


Fig. 1. Festigkeitsprüfer für Papier.

Die Anstalt steht unter Leitung eines Direktors (Professor Martens) und gliedert sich in vier Abteilungen mit je einem Vorsteher an der Spitze. Es sind dies die Abteilungen für die Metall-, Baumaterial-, Papier- und Oelprüfung. —

Durch den gewaltigen Aufschwung der Chemie wurde in bequemster und billigster Weise die Möglichkeit geschaffen, die zuweilen selten werdenden Materialien durch Kunst- oder andere Stoffe zu ersetzen. Aus diesem Zwange heraus haben sich bewußt und unbewußt minderwertige Erzeugnisse entwickelt.

So ist es z. B. nicht mehr möglich bei dem gewaltigen Verbrauch von Papier, es allein aus den geeignetsten Stoffen, den Lumpen, zu erzeugen. Man behilft sich daher seit längerer Zeit mit Holz, Stroh u. dgl.

Die neue Technik schuf daraus Fabrikate von bestechend schönem Aussehen, welche in dieser Beziehung die Lumpenpapiere sogar in den Schatten stellten und im Publikum die trügerische Ansicht erwecken, daß ein glänzendes Weiß und eine große Schwere die besten Kennzeichen für die Güte der Papiere sind.

Vor etwa 15 Jahren wurde man zuerst auf die Mängel dieser „Kunstpapiere" aufmerksam. Die zu amtlichen Zwecken in Preußen verwendeten Papiere verschlechterten sich damals erschreckend schnell, und die Gefahr lag nahe, wichtige Urkunden frühzeitig dem Untergange geweiht zu sehen. Das führte zur Gründung der Abteilung für Papierprüfung in Charlottenburg. Die Untersuchungsmethoden, welche sich hier herausbildeten, liegen dem allgemeinen Interesse am nächsten. Wir wollen uns deshalb gerade mit ihnen eingehender beschäftigen.

Um zunächst festzustellen, wie weit die im Kleinhandel feilgebotenen Schreibpapiere den berechtigten Forderungen entsprechen, ließ man vor einigen Jahren durch Vertrauensmänner in 35 Papiergeschäften Berlins und seiner Vororte Schreibpapiere unter den Namen „bestes Urkundenpapier", „Dokumentenpapier", „gutes Schreibpapier" — also nur vorzüglichste Papiersorten — einkaufen, ohne dazu eine Preisvorschrift zu machen. Das Ergebnis der Papierprüfung war trostlos. Mehr als die Hälfte gehörte minderwertigen Sorten an, welche nicht die geringste Haltbarkeit bewiesen, und nur etwa ein Sechstel entsprach ganz dem Preise, der dafür gefordert war. Und doch durfte man den Händlern nicht einmal einen Vorwurf für ihre minderwertige Ware machen; denn im Durchschnitt wissen sie ebensowenig als das kaufende Publikum, wie ein wirklich dauerhaftes Papier beschaffen sein muß. Das schöne, so beliebte Weiß der Papiere wird z. B. durch ein übermäßiges Bleichen und ihre elegante Glätte durch ein bis zum Aeußersten fortgesetztes Zerkleinern der Grundstoffe hervorgerufen. Die bestechende Schwere der Papiere wiederum erzielen manche Fabrikanten durch Beimischung von mineralischen Füllstoffen, welche den wirklichen Wert ihrer Fabrikate vermindern.

Die Ausdauerfähigkeit und Güte eines Papieres ist durch seine Festigkeit, seine Dehnbarkeit und seine Stoffzusammensetzung bedingt. Um das zu bestimmen, erfahren die Prüfungspapiere in der Anstalt eine verhältnismäßig große Anzahl von Behandlungen.

In einem Raume, dessen Luft einen ganz bestimmten Feuchtigkeitsgehalt haben muß, werden die Untersuchungen über die Festigkeit gegen Zerreißen, über Dehnbarkeit und über den Widerstand gegen Zerknittern und Reiben ausgeführt. Zur Feststellung der beiden ersten Eigenschaften bedient man sich eigentümlich gebauter Meßapparate. In Fig. 1 z. B. erblickt man den Festigkeitsprüfer von L. Schopper. In ihn wird ein Papierstreif eingespannt und der Einwirkung des Gewichtes unterworfen. Je höher das Gewicht steht, wenn das Papier zerreißt, um so größer ist die Festigkeit des letzteren. Man ermittelt mit diesen Meßapparaten den Begriff der sogenannten „Reißlänge". Darunter versteht man die Länge eines Papierstreifens von gleichbleibender Breite, der, an einem Ende befestigt, auf Grund seines eigenen Gewichtes zerreißt. Die Reißlänge von gutem Schreibpapier beträgt z. B. mehr als $7^1/_2$ km, also etwa eine geographische Meile. Die Reißlänge wird selbstverständlich um so größer, je besser das Papier ist.

Besonders schilderungswert sind die Methoden des Zerknitterns und Reibens, weil sie auch dem Laien die Möglichkeit geben, sich ein eigenes Urteil über die Festigkeit und Güte eines Papieres zu bilden. Man nimmt, um sich hiervon zu unterrichten, einen halben Bogen und ballt ihn mehrere Male fest zusammen,

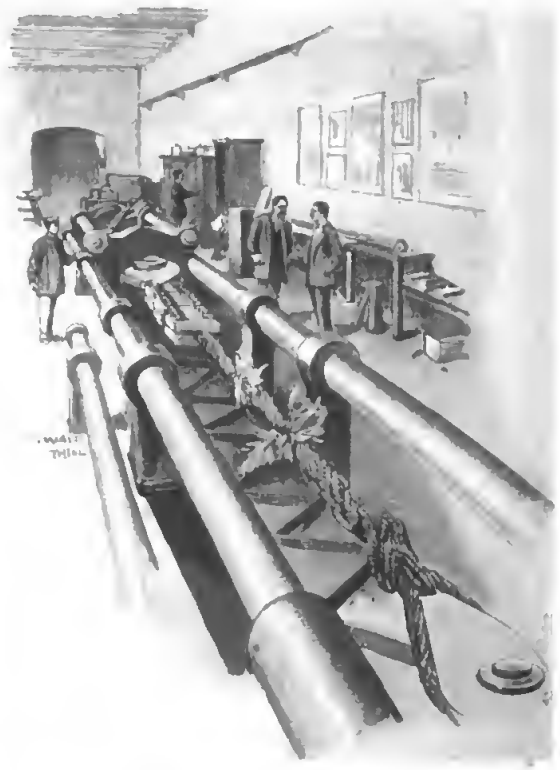


Fig. 2. Maschine zur Prüfung der Festigkeit von Drahtseilen, Ankerketten u. s. w.

bis zu voller kurzer Kniffe ist. Zeitungs- und Butterpapiere (schlechte Pergamentpapiere, die schnell zerreißen und zum Einwickeln von Butter gebraucht werden) pflegen nach dieser Behandlung schon Löcher zu zeigen. Hat aber der Bogen das ohne Schaden ertragen, dann wird er mit voller Hand gefaßt und heftig zwischen den Handballen gerieben, wie etwa die Waschfrau beim Waschen verfährt. Thatsächlich bezeichnen denn auch die Fabrikanten den Vorgang als „das Waschen". In Papiere aus angefeuchtetem und angekochtem Segelleinen können kleine Löcher so nur schwer gerieben werden. Es hat sich herausgestellt, daß die ausdauerndsten Papiersorten aus Lumpenstoff, die schlechtesten, die einem verhältnismäßig schnellen Verfall ausgesetzt sind, aus Holzschliff bestehen. Man erhält ihn, wenn man Nadelhölzer auf Schleifmaschinen fein zerreibt. Gute und ausdauernde Papiere dürfen keinen Holzschliff enthalten!

Gar viele Methoden sind ermittelt worden, um den Holzschliff im Papier zu erkennen. Am einfachsten gelingt es, wenn man das Papier mit einer Phloroglucinlösung übergießt. Enthält es Holzschliff, dann färbt es sich sofort schön rot.

Noch genauere Einsicht in den Feinbau der Papiere giebt das Mikroskop. Man pflegt dazu das Papier in einer mit Natronlösung versetzten Wassermasse zu Brei zu zerkochen. Hiervon versetzt man eine kleine Menge des Breies mit einem Tropfen Jodlösung und bringt sie unter das Vergrößerungsglas. Dann erscheinen der Holzschliff gelb, die Holz- und Strohfasern farblos und die Baumwoll-, Leinen- und Hanffasern braun gefärbt.

Zum Schluß ist noch festzustellen, ob dem Papier mineralische Füllstoffe beigemengt worden, um es künstlich schwer zu machen. Gute Papiere geben einen unverbrennlichen Aschenrückstand von höchstens drei Prozent.

Auf Grund langjähriger Erfahrung gliedert die Anstalt die ihr zur Prüfung vorgelegten Papiere in drei Stoff- und in sechs Verwendungsklassen. Die Stoffklassen 1 bis 3 und die Verwendungsklassen 1 bis 4b sollen nach der beiliegenden „Vorschrift" der Anstalt mit einem Wasserzeichen versehen werden, welches die Firma des Fabrikanten, das Wort „Normal" und die Verwendungsklasse angiebt. Diesen Forderungen haben sich z. B. die Lieferanten für die preußischen Behörden zu unterwerfen. Das Publikum würde nur in seinem eigenen Interesse handeln, wenn es beim Einkauf besserer Papiere stets solche mit diesem Wasserzeichen forderte.

Die älteste Abteilung der Charlottenburger Anstalt ist der Metallprüfung gewidmet. Hier werden Stahl, Eisen, Kupfer u. dergl. auf ihre Elasticität, Dehnbarkeit und ihre Zug- und Druckfestigkeit hin geprüft. Wie notwendig es ist, genau beurteilen zu können, welchen Drucken z. B. ein mit komprimierten Gasen gefülltes Gefäß widerstehen kann, zeigte die Explosion vieler mit Wasserstoff gefüllter Eisenflaschen, welche sich vor einigen Jahren auf dem Boden der Luftschifferabteilung bei Berlin ereignete, und durch welche namenloses Unglück hätte herbeigeführt werden können. — Nicht minder leicht ist es auch für den Nichtfachmann einzusehen, daß man aufs genaueste feststellen muß, welchen Druck die Bleche zu ertragen vermögen, aus denen die Dampfkessel gebaut werden; und wie sich die Rohre zusammensetzen, welche die hochgespannten Wassergase unserer Dampfmaschinen führen.

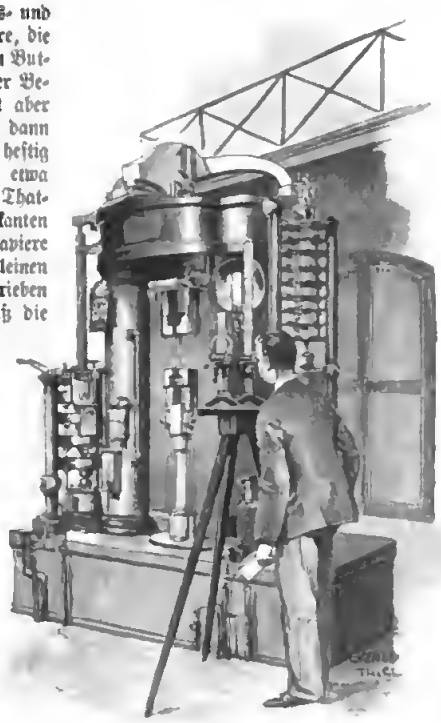


Fig. 3. Maschine zu feineren Messungen der Haltbarkeit von Drahtseilen u. s. w.

Respekt durch die ungeheure Größe und ihre gewaltigen Wirkungen flößen die neuen Festigkeitsmaschinen ein, welche die Charlottenburger Anstalt besitzt. Die größte entwickelt z. B. einen Druck oder Zug von 500000 kg. Mit ihr wurde bei der ersten Prüfung ein Stab von 90 mm Durchmesser aus bestem Kruppschen Gußstahl ohne weiteres zerrissen. Der Stab schnürte sich dabei in der Mitte ein, wie es ein gedehnter Gummifaden macht, und riß dann auseinander. Da man in der Versuchsanstalt mit Wasserdruck arbeitet, so vollziehen sich solche Vorgänge ruhig und gesetzt. Dieselbe Maschine zerreißt Ankerketten mit Gliederstäben von 70 mm und Drahtseile von 100 mm Durchmesser. Auf unserem Bilde Fig. 2 sehen wir die Maschine bei dieser Thätigkeit. Das Drahtseil ist eingespannt und dem Zuge unterworfen. Ein Kraftmesser giebt die Gewalt an, die wirkt, wenn das Seil reißt. — Eine vertikal aufgestellte Maschine, die gleichen Zwecken dient und für feinere Messungen eingerichtet ist, zeigt Fig. 3. Hier wird durch ein Fernrohr die Meßzahl abgelesen. Wie wichtig solche Untersuchungen für die Bestimmung der Bausicherheit von Eisenbahnbrücken, Hängebrücken, für Fahrstühle u. dergl. sind, ergiebt sich wohl von selbst.

Die feinste Beurteilung über die Widerstandskraft der Stoffe, mögen es nun Metalle, Gesteine oder andere Natur- oder Kunstprodukte sein, liefert zweifellos, wie wir es auch schon bei der Papierprüfung sahen, das Mikroskop. An polierten Flächen und an feinen Blättchen, sogenannten Dünnschliffen, vermag man mittels des Vergrößerungsglases Einblick in ihr Gefüge zu erhalten. Professor Martens hat diese Untersuchungsart während der letzten fünfundzwanzig Jahre aufs feinste durcharbeitet und sich dabei mit besonderem Erfolge der Mikrophotographie — der Photographie des Kleinsten — bedient.

Vor der Probe.

Nach der Probe.

Fig. 4. Belastungsprobe von Treppen.

Die Versuchsanstalt stellt sich in den Dienst des praktischen Lebens, und der Fabrikant ebenso wie der Abnehmer wenden sich an sie, um für irgend einen speziellen Gebrauchsfall ihr Urteil einzuholen. Aber die Aufgabe der Anstalt ist auch eine höhere, eine streng wissenschaftliche. Die feinen und geistvollen Prüfungsmethoden, die ihre wissenschaftlichen Beamten im heißen Ringen erkannt haben, bedürfen einer fortwährenden Erweiterung und Vertiefung; denn die Technik steht keinen Augenblick still. Solche Arbeiten können aber mit

Erfolg nur in großen Anſtalten wie in Charlottenburg und in den Schweſterinſtituten, die ſich u. a. auch in Zürich, München und Stuttgart befinden, ausgeführt werden. Denn keine andere Thätigkeit iſt ſo auf den erfahrenen Blick gegründet wie dieſe. Das gilt vorzüglich für die ſogenannten Dauerverſuche, mit denen ſich hauptſächlich die Beamten der erſten Abteilung zu beſchäftigen haben. Ihr genialer Begründer — ſoweit ſich die Prüfungen auf Metalle beziehen — war vor etwa fünf Jahrzehnten der damalige Eiſenbahndirektor Wöhler. Seine Einrichtungen ſind ſo ſcharfſinnig durchdacht und ſo praktiſch in ihrer Ausführung, daß ſie jetzt noch zum Teil unmittelbar nachgebaut werden. Das will etwas beſagen für ein halbes Jahrhundert techniſcher Entwicklung in unſerer Zeit! Mit Wöhlers Maſchinen wird u. a. ermittelt, wie lange eine Achſe, die ein Schwungrad trägt, mit einer beſtimmten Zahl von Umdrehungen in der Minute, in Thätigkeit bleiben kann, ohne zu brechen, oder wie lange eine Eiſenbahnſchiene dem Druck des fahrenden Zuges zu widerſtehen vermag. Solche Verſuche erfordern zehn bis fünfzehn Jahre, ehe ſie zu abſchließenden Reſultaten führen!

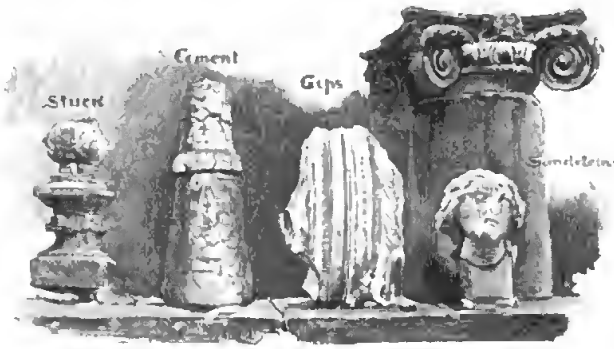


Fig. 5. Baumaterialien nach Einfluss der Luftfeuchtigkeit.

Nicht minder bedeutungsvoll ſind die Baumaterialprüfungen. Es muß z. B. ermittelt werden, in welcher Zeit bei Waſſerbauten die Geſteinsbindemittel — die Cemente — erhärten, und wie ſie ſich dann im weiteren verhalten. Fig. 5 zeigt eine Anzahl ſolcher Stoffe und den Einfluß, den die Luftfeuchtigkeit auf ſie ausgeübt hat. Nur die genaue Kenntnis von all dieſen Dingen läßt uns Vertrauen faſſen zu der Feſtigkeit und Sicherheit der Pfeiler, über die ſich die großen Brücken wölben. Sollte z. B. der Rieſenplan ſich verwirklichen, Frankreich und England durch eine Brücke miteinander zu verbinden, dann müſſen alle ſolche Fragen bereits erledigt ſein. — Ein anderes Beiſpiel! Nur dann kann der Baumeiſter gewiß einen gewaltigen Schornſtein in die Lüfte führen, wenn er genau ſein Baumaterial kennt und weiß, bis zu welcher Grenze ſein Aufbau dem Drucke des Windes Widerſtand zu leiſten vermag. Auch die Belaſtungen, welche Decken, Treppen u. dergl. ertragen können, bedürfen der Prüfung. Unſer Zeichner führt uns eine ſolche Prüfung im Bilde Fig. 4 vor. Die „Druckkurve“, die das Manometer ſchreibt, läßt erkennen, bei welcher Laſt die Treppe brach.

Noch einige Worte über die Abteilung für Oelprüfung! Ihre Bedeutung iſt leicht zu ermeſſen, wenn man ſich die Wichtigkeit klar macht, die das Oel als Schmiermittel beſitzt; die ganze Technik wird da zu Mitleidenſchaft gezogen. Das Oel darf nicht zu flüſſig ſein, wenn es in den warmen Jahreszeiten an den Lokomotivachſen und anderen ſchnell laufenden Maſchinenteilen ſeine Schuldigkeit thun ſoll. Iſt es wiederum zu zäh, dann verſagt es bei ſtärkeren Kältegraden ſeine Dienſte. Die Anſtalt ſtellt die Regeln auf, nach denen die Schmieröle zu beurteilen ſind: Vorſchriften, die jetzt den Lieferungsbedingungen der Militär- und Eiſenbahnbehörden zu Grunde liegen.

Die Wiſſenſchaft, die alles das prüft und unterſucht, und die ſich faſt allein in der Verſuchsanſtalt entwickelt hat, iſt ſtreng genommen aus weiſe überlegten Methoden der Vernichtung und Zerſtörung aufgebaut. — Seltſam genug. Sie läßt uns die Grenzen des techniſchen Könnens begreifen!

Des Kindes Bild.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Stine Andresen.** *

Du biſt's, mein Kind, und dennoch biſt du's nicht!
Ach, deine Seele ſtieg empor zum Licht,
Nun iſt von deinem Leben, deinem Lieben
Mir einzig nur dies kalte Bild geblieben.

Ich weiß, daß es mir nichts gewähren kann,
Doch ſteh' ich ſtundenlang und blick' es an.
Mir iſt's, als müßt' ich aus den lieben Augen
Mir Troſt und Hoffnung für die Zukunft ſaugen.

Mir iſt's, als habe ſich die Hand bewegt,
Die oft ſo warm in meine ſich gelegt,
Als öffneten die Lippen ſich, die ſüßen,
Mit einem Segenswort mich zu begrüßen.

Du warſt mein Lebensglück, mein Sonnenſtrahl,
Nun kehreſt du nie zurück ins Erdenthal,
Doch durften ſie den ſchönen Leib begraben,
Die Seele, ach, die Seele möcht' ich haben!

Mein Glaube lehrt's: ſie wird einſt wieder mein!
Die Hoffnung ſpricht: es kann nicht anders ſein!
Dies Bild ließ Gott mir für das Erdenleben.
Die Seele wird er dort mir wiedergeben.

* Stine Andresen iſt wie Johanna Ambroſius in der Abgeſchiedenheit des Landlebens zur Dichterin herangereift: der Erfolg, den die Gedichte der letzteren fanden, ermutigten die Schickſalsgenoſſin, mit ihren Gedichten an die Oeffentlichkeit zu treten. Stine Andresen iſt am 23. September 1849 auf dem meerumbrandeten Eilande Föhr geboren; ihr Vater Jürgen Jürgens war auf der Hallig ein ſchlichter, aber leidlich wohlhabender und nicht unbeleſener Landmann. Sie wurde, 25 Jahre alt, die Frau von Emil Andreſen; die Eheleute kauften ſich ein Mühlenanweſen, doch hatten ſie mit der Ungunſt der Verhältniſſe zu kämpfen und das eingebrachte Vermögen ging ihnen darüber verloren. Nach dem frühen Tode des Gatten, 1894, wurde ſie ſchwermütig und verfiel, nachdem ſie von ihrer Gemütskrankheit geheilt worden war, in tiefere Armut, welche durch den Ertrag der inzwiſchen von Profeſſor Schnittenthal veröffentlichten und beifällig aufgenommenen Gedichte (Buchhandlung der Anſtalt Bethel bei Bielefeld) gelindert wurde. Stine Andreſen iſt eine Dichterin, welche nicht das ſangbare Volkslied pflegt, auch nicht den Volkston anſchlägt; ſie hat in ihrer Jugend aus der Bücherei ihres Vaters die Schriften der Kunſtdichter kennengelernt und ſich von Lenau und Geibel begeiſtern laſſen. Doch der warme Ausdruck der Empfindung zeigt, daß ihre Gedichte friſch aus ihrem Innerſten hervorquellen, wie ſie denn auch zum Teil das Gepräge ihrer Eigenart als Tochter der friesiſchen Inſellandſchaft tragen. Wir geben auf S. 168 ein Bild der Dichterin in ihrer Landestracht. D. Red.

Das Fingertier.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. **Friedrich Knauer.**

(Mit dem Bilde S. 157.)

Größer als ganz Deutſchland, unterſcheidet ſich Madagaskar in ſeiner Tier- und Pflanzenwelt vom übrigen Afrika ſo auffallend, daß viele Naturforſcher die madagaſſiſche Subregion als eine eigene, ſelbſtändige Region auffaſſen. Auf dieſer großen Inſel gedeiht in üppigſter Pracht die Ravenala madagascarensis, ein ſtattlicher Piſang, deſſen mächtige Laubroſette ſich wie ein rieſiger Fächer entfaltet, der berühmte „Baum der Reiſenden“, der in ſeinen Blattſcheiden Waſſer in ſolcher Menge anſammelt, daß man nur die Blattſcheide durchzuſtechen braucht, um Waſſer zu reichlichem Trunke zu erhalten. Hier wachſen auf der Borke alter Bäume herrliche Orchideen mannigfacher Art, ſo Angraecum eburneum mit halbmeterlangen Blütenſtaaden. Gewaltig wie kaum irgendwo auf der Welt, ganze Urwälder bildend, tritt das Bambusrohr

auf. Als die Flora der malayischen Inseln gemahnen die Pandanusarten, an die Pflanzenwelt Australiens die Casuarinen. Mächtige Farne breiten sich in üppiger Fülle.

In diesem verschwenderisch wuchernden Pflanzengewirr haust eine ebenso charakteristische Tierwelt. Jaguare, Leoparden, Löwen, Tiger und all die anderen Raubkatzen, wie sie der asiatische, afrikanische und amerikanische Wald beherbergt, fehlen dem madagassischen Urwalde. Auch nach Schakalen, Füchsen, Wölfen und anderen Wildhunden halten wir vergebens Umschau. Das größte Raubtier Madagaskars ist die Fossa (Cryptoprocta ferox), etwa von der Größe eines mittelgroßen Hundes, aber mit viel kürzeren Füßen, daher weit gestreckter erscheinend. Die Insektenfresser sind unter anderem durch den Tenrek (Centetes ecaudatus), einen Verwandten unseres Igels, vertreten, der mit stachligen Haaren statt Stacheln bekleidet ist und in der Form seiner Schnauze an die Raubtiere erinnert. Die kolossalen Dickhäuter und Wiederkäuer, all die mannigfaltigen Formen der Antilopen, Rinder, Schafe kennt das madagassische Faunengebiet nicht. Auch auf die Affen, ohne die man sich einen exotischen Urwald gar nicht recht denken kann, stehen dem Waldlieben Madagaskars. Wohl aber ist demselben ein ganz eigentümliches Eindringen in Insektenfresser und Halbaffen eigentümlich, die in zahlreichen Arten den dichten Rohr- und Baumwald bevölkern. Es muß auf den, der zum erstenmal den madagassischen Urwald betritt, einen ganz eigentümlichen Eindruck ausüben, wenn es da bei Eintritt der Dämmerung in allen Winkeln sich zu regen und zu rühren beginnt, eine unsichtbare Welt schwirrender, klatschender, schleichender Tierwesen dahin huscht und dann plötzlich ein Chor Halbaffen ein minutenlanges, gellendes Geschrei erhebt, in das die benachbarten Banden unisono einstimmen. Wer einmal in einem Tiergarten eine Schar Varis, in ihrem schneeweißen und tiefschwarzen Felle sehr schmuck sich ausnehmende Halbaffen, ihr urplötzlich begannen und ebenso unvermittelt wieder abbrechendes, gellendes Geschrei anstimmen gehört hat, der kann sich aus der Erinnerung solchen Urwaldlärmes wohl eine Vorstellung bilden.

So sind denn die Halbaffen auf Madagaskar die Stellvertreter der echten Affen. Fünf Achtel aller bekannten Halbaffen, die zu auch noch im übrigen Afrika, in einem Teile Asiens, auf den benachbarten Inseln vertreten sind, gehören Madagaskar an. Die echten Lemuren, die Katta, sind nur auf Madagaskar zu finden. Was sonst, wenn wir von verschiedenen Nagetieren, Insektenfressern und erst in jüngster Zeit beim gewordenen Nagetieren absehen, heute no Säugetieren auf Madagaskar lebt, sind meist durch den Menschen eingeschleppte oder vielleicht übers Meer von anderwärts herübergekommene Tierformen. Erwähnen wir noch, daß Madagaskar wie Australien keine Spechte hat, daß hier der in seiner Düsterfarbe den anderen geselligen Papageien so sehr abstechende schwarze Vasapapagei zu Hause ist, daß sein Gebiet der Erde so reich an Chamäleonen ist wie Madagaskar, und daß Madagaskar keine Kröten (Bufo) und keine Salamander besitzen soll, so haben wir hinlänglich dargethan, wie so ganz eigenartig das madagassische Faunengebiet ist, das eben ein Rest jenes weit ausgedehnten Kontinents sein dürfte, der sich einst einerseits bis Indien, andererseits bis nach Ceylon und Malayonien ausgestreckt hat und südwestlich vielleicht bis zum antarktischen Festlande hin Ausläufer sandte.

Dieses absonderlichen Faunengebietes so recht würdig erscheint das seltsame Fingertier (Chiromys madagascarensis), von dem ich hier sprechen will, ein Tier, das sonst nirgends auf der Welt zu finden ist und allem Anscheine nach auch auf Madagaskar eine recht seltene Erscheinung sein dürfte. Alles in der Naturgeschichte dieses Tieres ist eigen und rar, die Art, wie man es auffand und bekannte, die große Schwierigkeit, welche seine systematische Einreihung bereitete, die geringe Individuenzahl, die der Beobachtung zur Verfügung stand, das wunderliche Aeußere des Tieres ebenso wie seine Lebensweise.

Es war im Jahre 1782, als uns das Fingertier durch Sonnerat bekannt wurde. Die Eingeborenen, denen Sonnerat das erbeutete Tier zeigte, waren nicht minder erstaunt als der Forscher selbst und stießen bei dem Anblicke eines ihnen ganz unbekannten heimatlichen Tieres ihre verwunderten „Aye Aye!“ aus, was den Gelehrten veranlaßt haben soll, das Tier „Aye Aye“ zu benennen. Daß war nun wohl leichter, als dem Tiere die ihm zugehörige Stellung im System anzuweisen. Aeußerlich lag so einige Aehnlichkeit mit anderen Halbaffen vor, obschon der große, unförmige Kopf, das struppige Haar, der buschige Schwanz des Tieres zu dem schmuckeren Aeußeren der meisten anderen Halbaffen nicht recht passen will. Am meisten mußten aber das nagetierartige Gebiß, die Krüppelform der Finger und die krallenartigen an Zehen und Fingern befremden. So wurde denn das Fingertier von den Gelehrten zwischen Nagetieren und Halbaffen hin und her geworfen, bis es endlich die anatomischen Untersuchungen endgiltig zu den Halbaffen verwiesen. (Siehe meinen Artikel in „Natur und Haus“. VIII. Jahrgang.)

Länger als 50 Jahre nach der Entdeckung des Fingertieres durch Sonnerat bekam man erst wieder ein Exemplar dieses Halbaffen zu sehen. Man konnte es bereits für ausgestorben halten. Da brachte der Reisende de Castelle im Jahre 1844 ein lebendes Fingertier auf, konnte aber, da das Tier auf der Reise einging, nur Skelett und Balg nach Europa bringen. Im Jahre 1862 gelangte dann ein lebendes und ein Weingeistexemplar nach London, und seitdem sind noch einige Skelette und Bälge des Tieres nach Europa gebracht worden, immerhin aber so wenige, daß es auch heute noch nicht viele Museen gibt, welche Fingertierpräparate aufzuweisen haben. Um so erfreuter war ich, als ich im Jahre 1891 ein gesundes lebendes Fingertier erwerben konnte, das erst im Juni 1896 eingegangen ist.

Man kann nicht sagen, daß dieser Halbaffe einen hübschen Eindruck macht, am allerwenigsten am Tage, während dessen das Tier sich vollständig zusammenrollt und mit seinem reichbehaarten Schwanze umhüllt; suchend entzieht es sich da dem Anblicke und ist auch nicht einen Augenblick dazu zu bringen, seine Schlafstellung aufzugeben. Wer also ein Fingertier im wachen Zustande sehen will, muß ihm in der Abenddämmerung, in mondheller Nacht oder mit einer Blendlaterne ausgerüstet Besuch abstatten. Dann sieht er das Tier in voller Bewegung, geräuschlos aber hastig in seinem Käfig sich herumtreibend, im Gezweige herumkletternd. Er kann dann das samt dem halbkörperlangen Schwanz meterlange Tier mit Muße betrachten. Man denke sich ein hasengroßes, reich- und langbehaartes, vorherrschend schwarzgefärbtes Eichhorn mit überaus großem, stumpfnasigem Kopfe, sehr großen Ohren, großen, noch vorne gerichteten Glotzaugen, großbuschigem Schwanze, enorm langen, teilweise wie verdorrt erscheinenden Fingern, von äußerst lichtscheuem Wesen, ein Zwittertier von Krallenaffe, Halbaffe und Eichkätzchen — so hat man ungefähr die Beschreibung dieses wunderlichen und seltenen Tieres. Besieht man es sich in den Details, so sind es vor allem die sonderbar gekrümmten, überaus langen, dürren Finger — der dritte Finger ist der längste, der dritte der dünnste —, die unser Erstaunen erregen; man glaubt, eine verkrüppelte Hand vor sich zu haben, und will nicht glauben, daß die Finger immer so gebaut seien. Die große Zehe der Hinterfüße ist gegenüberstellbar und trägt nicht Krallennagel, sondern einen Plattnagel. Welche Verwendung wohl diese Krüppelfinger finden mögen? Gewiß leisten sie beim Insektensange gute Dienste; ein Käfer, ein Schmetterling entkommt diesem Gliedergewirre schwerlich. Ist aber das Tier seinem Gebisse nach ein Insektenfresser? Ohne Frage werden diese Lang- und Schmalfinger recht geschickt in Vertiefungen, zwischen die Rinde sich hineinschieben und Versteckles hervorzuholen imstande sein. Oder sollten sie dazu dienen, den lichtscheuen, mit Vorliebe im Bambusgestrüpp hausenden Tieren das Herunterklettern im Bambusdickicht, das Festhalten an den glatten, oder knotigen Stämmen zu erleichtern? Vielleicht auch sind sie bestimmt, den immer in der Höhe sich aufhaltenden Tieren das Trinkwasser aus hohlen Stämmen und Astnäpfen hervorzuholen. Darauf ließe die Gewohnheit des Fingertieres schließen, die langen Finger in die Flüssigkeit, die man ihm reicht, einzutauchen und die so benetzten Finger durch den Mund zu schieben und abzusaugen.

Daß die Schneidezähne nicht nur in ihrer Stellung und Form an die Zähne der Nager erinnern, sondern auch so gebraucht werden, das zeigt die reichliche Nagearbeit, welche solch ein Fingertier täglich leistet. In einer einzigen Nacht nagte unser Exemplar in einen etwa schenkeldicken Baumstamm baten Holzes eine 10 cm tiefe, 3 cm weite Vertiefung. In wenigen Tagen waren die Wände des Käfigs und die Kletterstäbe über und über von tiefen Löchern bedeckt. Fast alle zwei Wochen mußte ein neuer Käfig besorgt oder doch ein Teil der Bauung erneuert werden. Es hatte ersichtlich den Anschein, daß solche Nagearbeit für das Tier Bedürfnis ist.

Die Bewegungen des Tieres sind durchaus nicht, wie dies behauptet worden ist, träge, langsame. Tritt man plötzlich heran, so ist das Tier in einem Satze in der Höhe seines Käfigs, und gewandt und rasch klettert es von Ast zu Ast, wobei ihm die kleinsten Vorsprünge der Bäume genügen, sich festzuhalten, emporzuklettern. Die Darstellung in Brehms „Tierleben“, welche das im Hintergrunde befindliche Tier mit erhobenem Schwanze auf allen Vieren dahinschreitend zeigt, dürfte der Wirklichkeit nicht entsprechen. Immer ist es ein Klettern, ein Anhängen, ein Sichhinaufziehen, das man an dem sich fortbewegenden Fingertier zu sehen bekommt, und immer hängt der Schwanz abwärts.

Sowie das Tier bei Eintritt der Dämmerung erwacht, geht es auch sofort ans Futter. Unser Exemplar erhielt Datteln, frisches Obst, Feigen, gekochten Reis, Biscuit, Hartei, Milch, Nüsse. Immer holte es sich zuerst ein Stück Biscuit, dann nahm es von den Früchten, den Aepfeln den Vorzug gebend, erprobte seine Zähne an einer Ziebelnuß und kostete dann, die eingekrümmten Finger in den Napf senkend und dieselben durch den Mund schiebend, von der Milch. Nach beendeter Mahlzeit ging es auch Eichhörnchenart ans Putzen und Reinigen des Haarkleides, dann ans Herumklettern und Ruhen.

Einem so geisterhaft herumhuschenden, mit seinen gespensterdürren Fingern lärmlos ausgreifenden Nachttiere möchte man eine laute Stimme gar nicht zumuten. Und doch ist das Fingertier sehr vernehmlicher Laute fähig. Nicht daß es, am Tage in seiner Ruhe gestört, ärgerlich knurrt, etwa wie ein Stachelschwein, sondern es stößt laute, gellende Rufe aus.

Nur einmal hatte ich Gelegenheit, diese sonderbaren, schwer wiedergegebenen, rasch nacheinander ausgestoßenen, zweisilbigen, entfernt wie der Name „Aye“ des Tieres sich anhörenden Laute zu vernehmen. Man hatte spät abends in das Zimmer, in dem das Fingertier untergebracht war, ein junges Nilpferd gebracht. Da schrie das eben bei seiner Mahlzeit sich befindende Fingertier laut und scheu seine Angstrufe heraus und tastete die Aeste entlang und wieder herab. Schon am nächsten Abende nahm es aber an dem Nilpferde keine Notiz mehr.

In den fünf Jahren seines Gefangenlebens ist unser Fingertier in seinem Gebaren sich ziemlich gleich geblieben. Es hat nur nach und nach seiner aus seinem Tagesschlafe erwachen und sich schon zeitlich abends setzen zu lassen gelernt. Auch ist es immer hellfarbiger, schließlich fast ganz grau geworden. Die unschöne Stummelnase wurde immer unförmiger und sah in letzter Zeit wie krankhaft angeschwollen aus.

Das in Kürze über ein seltsames Tierwesen, das wohl zu den allerseltensten Erscheinungen im modernen Tiergarten gehört. Unser Bild stellt das Fingertier getreu nach dem Leben dar. Wie die

Mitteilungen über die Lebensweise des Tieres bis heute nur spärlich sind und in ihren Berichten nicht ganz übereinstimmen, ja sind auch die bildlichen Darstellungen da und dort ganz verschieden. Wer das Fingertierbild in Okens Naturgeschichte — das Tier heißt dort „Hautaffe“ —, den in Karl Vogts „Zoologischen Briefen“ abgebildeten „Ai-Ai“, das Bild des „Eichhornmaki“ in Pöppigs Naturgeschichte mit den neueren Bildern in Brehms „Tierleben“ und Vogt-Specht's „Säugetieren in Wort und Bild“ vergleicht, kann gar nicht glauben, daß alle diese Bilder eine und dieselbe Tierart betreffen.

Aber auch in Bezug auf den anatomischen Bau stimmen die Gelehrten nicht ganz überein. Wenn wir von den allerersten Arbeiten absehen, waren es die Abhandlungen von W. Peters, R. Owen, E. Alix, die Preisschrift von C. K. Hoffmann und H. Bleuenbergh, dann die Schriften von J. Murie und St. G. Mivart, J. T. Cudemans, Auge, welche die Anatomie des Fingertieres zum Gegenstande hatten. Die ausführlichste, eingehendste Arbeit aber über den Bau des Fingertieres, welche die zoologische Litteratur aufzuweisen hat, ist die soeben erschienene Akademieschrift des bekannten Anatomen Prof. E. Zuckerkandl, zu der eben das Fingertierexemplar, von dem hier die Rede ist, Anlaß gegeben hat, jedenfalls ein Umstand, der den vorstehenden kurzen Mitteilungen aus dem Leben des Fingertieres ein erhöhtes Interesse verleiht.

Samum.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Novelle von **Rudolph Stratz.**

5.

Als er nach wenigen Stunden erwachte, dämmerte der Morgen. Nicht in jenem Grauen, das sonst zwischen Tag und Nacht die Erde verhüllt — nein, ein seltsamer schwefelfarbener Schein lag über allen Dingen, als er leise, um seine Frau nicht aufzuwecken, vor das Zelt trat, ein unheimliches Licht, das, statt von der verschwimmenden, vom Staub verschleierten Sonnenscheibe, aus dem toten Boden der Wüste selbst auszustrahlen schien.

Der Wind war nicht stärker geworden. Es war immer noch dasselbe eintönige, unermüdliche Wehen von Süden her. Das Federwerk der Palmenkronen bog sich gerüttelt und zerzaust unter seinem Hauch, zwischen den braungerippten Stämmen hin stoben die Wolken fliegenden Sandes und überzogen alles mit einer feinen Pulverschicht. Der Sand war überall. Er knirschte zwischen den Zähnen, er ließ die Augen thränen und prickelte auf der bloßen Haut — es gab kein Mittel, diesem Schauer der aufgewehten Dünen zu entgehen. Und ebensowenig der trockenen Backofenglut, die trotz des Sturmes die Brust beengte.

Zwischen den flatternden Palmwedelbüschen stand unfern etwas Weißes, Schlankes still in der Luft. Ein Minareh, dessen Spitze gleich einem Schiffsmast Ausblick in die Weite bot. Er ging darauf zu, warf den am Eingang kauernden Beduinen einen Frank hin und stieg, ohne aufgehalten zu werden, die stockdunkle Wendeltreppe empor, vorsichtig mit dem Fuß über die zerbröckelten Lehmstufen hintastend, bis er die von einem halbeingestürzten Mauerkranz umrahmte Plattform erreichte.

Etwas stärker blies hier oben wohl der Wind, sonst aber war es im großen dasselbe Bild wie unten im kleinen. Alles, Himmel, Erde, Luft verschwimmend, ineinanderfließend in dem hellen Gespensterschein. Alles ein einziges Tohuwegen und Brausen aufgewirbelter Sandwolken. Das schwarzgrün gefiederte, farrenkrautähnliche Gewirr des Palmenhains zu seinen Füßen war der einzige ruhige und dunkle Punkt in diesem Wundern der sturmgepeitschten Erdwellen. Sonst gab es nur einen Ton, das durchdringende Pfeifen des Süds — nur eine Farbe, das schwefelgelbe unbekannte Licht.

Möglich, daß in kurzem sich alles aufhellte. Es kam vor, daß die Luft sich beruhigte, ehe der eigentliche Samum mit seinen Wirbeln eintrat — daß die Staubschleier sich senkten, das erste Himmelsblau durchbrach und die Sahara unversehens wieder in ihrer gewohnten starren Ruhe dalag. Ihm wäre es lieb gewesen. Dann konnte man weiter, sobald als möglich von dieser verwunschten Oase fort, in die eine thörichte Verirrung des Zufalls ihn geführt, bloß um ihm seine gleichmütig heitere Laune — das beste, was der Mensch als Weltweiser sich im Leben erwerben kann — durch allerhand Erinnerungen, durch allerhand brutal ausgesprochene Wahrheiten zu trüben. Es war doch weiß Gott nicht nötig, immer auch das Letzte bei allen Dingen zu sagen! Es giebt Sachen — über die schweigt man, vor anderen und mehr noch vor sich selbst. Dann ist es so gut, als wären sie nicht vorhanden. Und am Ende verstauben sie in ihrem Winkel und verschwinden wirklich. Schließlich thut der Mensch doch nur, was er seiner Natur nach muß. Was hilft das Grübeln? Damit raubt man sich bloß die eigene Unbefangenheit und Sicherheit.

Er hatte bei diesen Erwägungen ärgerlich die Stirne gefurcht und stieg nachdenklich die gewundene Hühnerleiter wieder herab. „Was hältst du vom Wetter?“ frug er aufs Geratewohl in französischer Sprache einen der unten hockenden Eingeborenen, und der verstand ihn auch wirklich.

„Temps bon!“ erklärte er und streckte zur Bekräftigung die braune Hand hoch, „. . . . bon, monsieur!“

Mochte die Prophezeiung des Alten sich erfüllen! Er empfand eine wahre Sehnsucht, von hier wegzukommen, während er, die Augen gegen den Wind halb schließend, wieder seinem Zelte zuging.

Auf einmal blieb er stehen und nahm vor Erstaunen die Cigarre aus dem Mund. Das Lager, sein Lager war in vollem Aufbruch begriffen! Das war unmöglich — das war nicht wahr — aber seine Augen trogen ihn nicht: da standen fertig gesattelt ihre beiden Maultiere, am Boden daneben lagen bereits verschnürt und verpackt Zelt und Decken, und dazwischen hantierte, die Kapuze hoch über den Kopf gezogen, der braune Trotzkopf und verstaute eben Brot, Datteln und das Mineralwasser sorgfältig in einen hengepolsterten Korb.

„Bist du verrückt?“ Er faßte den Kerl an der Schulter und riß ihn unsanft in die Höhe. Der verstand zwar die Worte nicht, aber er erriet ihren Sinn. Das gewohnte, unterwürfig spitzbübische Lächeln erschien auf seinen Lippen. Er deutete auf das Durcheinander des Biwaks, dann mit einer zweiten Handbewegung nach einem Palmenbaum, an dem die junge Frau müde angelehnt dastand, und murmelte: „Madame . . .“

„Du, Käthe?“ Er trat halb lachend, halb ärgerlich auf sie zu. „Ja — was hast du denn? Was fällt dir denn ein? . . . Kind . . . laß dich 'mal näher anschauen . . . um Gottes willen . . . wie siehst du denn aus? So hab' ich dich noch nie gesehen! Dein Gesicht ist ja weiß wie Wachs! Bist du krank?“

„Nein.“

„Bist du über irgend etwas erschrocken? Hat dich ein Hund angefallen, oder ist dir ein Skorpion über den Weg gelaufen? Aber so sprich doch!“

„Mir ist nichts passiert!“

„Ja — was ist denn dann? Gestern abend warst du doch noch so vergnügt, heute nacht hast du doch noch so gut geschlafen . . . nicht wahr?“

„Ja. Sehr gut!“

„Und nun auf einmal . . . Käthe . . . es ist nicht recht von dir, mich so zu erschrecken und mir nicht einmal den Grund zu sagen. Du weißt doch: wir haben geschworen, keinerlei Geheimnisse voreinander zu haben!“

„Ja — das haben wir uns geschworen. Du mir und ich dir!“

„Wir wollten doch immer ganz Eins sein. Da selbst sprachst doch immer so gern davon.“

„Ja — das hab' ich gern gethan.“

„Nun also. Und jetzt stehst du plötzlich wie ein Rätsel vor mir und ordnest in ganz rätselhafter Weise, ohne mich überhaupt zu fragen, den Aufbruch an?“

„Ja. Ich will fort.“

„Fort von hier?“

„Ich halte es hier nicht aus. Ich weiß selber nicht warum. Aber es erstickt mich. Ich fühle, daß ich krank werden muß, wenn ich hier bleibe.“

„Liebe Käthe . . . anderswo ist es jetzt auch nicht anders.“

„Doch. Da bin ich aus der Wüste fort. Auf der Straße oder in den Bergen. Dort war mir wohl. So froh war ich dort! Gestern bin ich ja mit dir erst in die eigentliche Sahara

Das Fingertier.
Nach dem Leben gezeichnet.

gekommen. Nun weiß ich erst, wie sie ist! Schrecklich! Sie flößt mir ein Grauen ein. Ich muß fort!"

„Du sollst ja auch. Nur nicht gleich jetzt. Sieh nur hinaus in die Staubwolken. Jetzt geht es nicht!"

„Doch. Es geht! Ich habe den Kaid des Ortes gefragt. Er spricht etwas Französisch. Er sagt, es sind nur vier bis fünf Stunden bis zu dem Bordsch an dem siebenten artesischen Brunnen, wo Abd-el-Kader mit unserer Expedition jetzt jedenfalls schon angekommen ist."

„Das ist richtig. Aber bei diesem Wetter kann man den Weg nicht machen!"

„Gegen den Wind freilich nicht. Aber wir haben ihn, da wir nach Norden reiten, fast genau im Rücken. Der Kaid meint, die Maultiere liefen ganz von selbst, so rasch sie könnten, in dieser Richtung."

„Liebe Käthe — der Kaid hat nicht verstanden, daß du die unsinnige Idee hast, diesen Ritt zu wagen. Was er dir sagte, war allgemein. Das bezog sich auf ihn und seine Leute. Diese Wüstensöhne können zur Not sa etwas ristieren — und auch nur, wenn sie müssen, wenn Wassermangel oder sonst eine äußerste Gefahr droht."

„Ich riskiere es auch! Was liegt denn an einer Gefahr? Mehr als sterben kann man ja nicht!"

Er faßte ihre Hände und schaute ihr ins Gesicht. „Käthe!" sagte er kopfschüttelnd. „Was ist denn nur in dich gefahren? Du bist ja ganz verändert . . ."

Ihr Gesicht blieb starr. „Ich sage es dir ja: ich fühle, daß ich hier krank werde! Drum will ich weiter!"

„Ich verbiete es dir. Kurz und gut!"

„Ich thue es doch!"

Er biß sich auf die Lippen. Sein Blick streifte eine Sekunde unsicher das noch leblos daliegende, große rot- und weißgestreifte Zelt drüben und ein beklemmendes Ahnen stieg in ihm empor. Plötzlich entsann er sich der leisen Schritte, die gestern um Mitternacht bei seinem Aufbruch zwischen den Palmen hingeschlichen waren. Sein Gesicht wurde bleich. Wenn dem sa war — wenn sie es gehört hatte — diese unselige Begegnung! Eine Wut gegen die verwünschte Oase und alles, was darin war, erwachte in ihm. Aber noch war das alles ja nur ein unbestimmter Verdacht! Er durfte ihn nicht verraten!

„Ich will deine letzten Worte nicht gehört haben, Käthe!" sagte er, sich zur Ruhe zwingend. „Denn sie bewiesen mir eben, daß du wirklich krank bist. Sonst würdest du mir nicht in dieser Weise offen den Gehorsam verweigern, in einer Sache, wo ich allein urteilen und befehlen kann. Ich werde das Lager jetzt wieder herrichten lassen und du . . ."

„Ich setze mich auf mein Maultier und reite weg! Allein, wenn es sein muß."

„Nein!"

„Willst du mich mit Gewalt zurückhalten?"

„Schlimmsten Falls gewiß! Sei doch vernünftig, Käthe! Ich fühle mich ja hier auch gar nicht wohl. Es war eine Dummheit von mir, daß wir hergeritten sind. Aber wenigstens sind wir hier in Sicherheit, und draußen ist die Gefahr. Man stürzt sich doch nicht unnütz in eine Gefahr!"

Ein rätselhaftes Lächeln erschien auf ihrem Gesicht. „Das sagst du mir, der eine Menge der gefährlichsten Reisen und Abenteuer hinter sich hat? Der zum Entsetzen meiner guten Verwandten in einem Vortrag öffentlich erklärt hat, ein Mann müsse sich jedes Jahr einigemal in Lebensgefahr begeben, um sich die nötige Achtung vor sich und seinen Nerven zu bewahren . . ."

„Käthe . . . wenn man verheiratet ist, ist es etwas anderes!"

„Gar nicht! Dann gerade sollte man seiner Frau zeigen, daß man der ist, für den sie ihn als Mädchen gehalten hat — ein Mann ohne Furcht, dem ein kleines Wagestück Spaß macht. Denn mehr ist es nicht, und ich will es zehnmal lieber risieren, als tagelang gerade in dieser Oase stillzuliegen."

Vom gleichen Gedanken erfaßt, blickten beide zu gleicher Zeit nach dem rotweißen Zelte hinüber und senkten fast fort wieder, ohne sich anzuschauen, die Augen zu Boden. Immer stärker wurde in ihm der beklemmende Verdacht und immer unsicherer fühlte er sich ihrer ungewohnten starren Ruhe gegenüber. Wie sollte das werden, wenn sie alle drei jetzt wieder zusammentrafen — heute, morgen, übermorgen, so lange das Unwetter dauerte — wenn Käthe das, was jetzt hoffentlich nach als unbestimmte Angst in ihr lebte, durch jene völlig erriet oder gar durch ihre schonungslose, verbitterte Offenheit direkt erfuhr. Das alles war nicht möglich — dies Beisammensein in der sturmgeschüttelten Oase, jedes der drei mit einer quälenden Last auf dem Herzen, und zwischen ihnen etwas Unausgesprochenes, Drängendes: die Wahrheit, die unheimlich dort drüben hinter dem rotweißen Zelt lauerte und drohte!

Der Wind ließ eben jetzt merklich nach. Das war noch kein sicheres Zeichen eines günstigen Wetterumschlags mit unterströmendem Landregen, aber die Aussichten stiegen.

„Du thust gerade, als zweifeltest du an meiner Lust zu solchen Abenteuern!" sagte er nach einer Pause.

Sie zuckte nur müde die Achseln, als wollte sie sagen: Beweise sie mir!

„Ich habe derlei schon oft gewagt!" fuhr er fort. „Ich kenne die Todesgefahr in der Wüste. Du nicht. Du würdest, wenn es vielleicht schon zu spät ist, mir verzweifelte Vorwürfe machen."

„Niemals. Und zudem wird nichts geschehen. In wenigen Stunden sind wir im Bordsch. Das weißt du so gut wie ich! Die Hauptsache ist nur, daß man keine Angst hat! Ich habe keine"

Er trat noch näher auf sie zu. „Was soll das heißen?" frug er rauh. „Etwa, daß ich Angst habe?"

Sie schwieg und sah ihn an. Es war wie eine Bejahung. Er wandte sich ab. „So lächerlich es ist," sagte er, „. . . . so unglaublich . . . ein derartiger Gedanke . . . noch dazu von der eigenen Frau . . . es ist ja verrückt! Zu einer anderen Zeit hätte ich einfach darüber gelacht. Aber heute finde ich nicht die Stimmung dazu. Ich . . . ich weiß selbst nicht warum. Es ist mir hier auch nicht wohl. Ich möchte selbst fort. Vielleicht ist es besser. Also sei es denn! Nur vergiß nicht: was nun geschieht, geschieht nach deinem Willen! Heda!" Er wandte sich zu dem Araber. „Mache die Maultiere fertig! Wir reiten! Auf der Stelle!"

Der Araber lächelte verlegen und hinterlistig. Er hatte bisher den geplanten Aufbruch nicht ernst genommen. Aber den Europäern war ja alles zuzutrauen! Selbst ein Marsch mit dem Wüstensturm um die Wette! Und die zwei ließen ihm keine Zeit zum Zaudern. Es war, als triebe sie beide eine gleiche heimlich quälende Angst jählings aus der Oase fort. Sie ordneten ihren Reiseanzug, legten die drahtumsponnenen, mit seitlichen Federklappen versehenen Brillen zum Schutze gegen den Flugsand an und schlangen sich — nach Art der orientalischen Frauen — Musselintücher um Mund und Nase, daß nichts mehr von den Gesichtszügen zu erkennen war — das alles in einer Eile, als handelte es sich um eine Flucht vor einem drohenden Feinde.

Und eine Flucht war es ja auch! Sie sprachen nicht miteinander während ihrer Arbeit, sie sahen sich nicht an; aber in ihnen beiden lebte derselbe Gedanke: Nur fort von hier! Fort von dem Zelt da drüben, wo die Wahrheit wohnt und, auf ihrem Feldstuhl sitzend, die Theetasse in der Hand, unerbittlich, eintönig, gleichgültige Ruhe auf den vergrämten Matronenzügen, den Schleier von allen Illusionen reißt, von vergessener Schuld und erträumtem Glück.

Er hatte mit Bleistift ein paar Zeilen des Abschieds hingeworfen, den Brief verschlossen und drüben vor dem totenstill daliegenden, im Winde leise zitternden, rotweißen Leinwandgehäuse, mit einem Stein beschwert, niedergelegt. Nun kam er zurück.

„Ich bin fertig!" sagte sie ruhig.

„Also noch einmal, Käthe: Willst du wirklich . . .?"

Sie antwortete nicht, sondern trieb ihr Maultier an. Die anderen folgten von selber, fast ehe noch ihre Reiter im Sattel waren. Der kleine Trupp setzte sich in Marsch, zwischen den Palmenbäumen hindurch, sorgsam die zahllosen, von üppig grünem Gras umoucherten Wasserrinnen überschreitend, dort einer Lehmmauer ausweichend, da wieder zwischen niederen, von spielenden Negerkindern belebten Hütten hindurch, dem gelblichen Schein entgegen, der in der Ferne als eine fahl leuchtende Wand das Gewirr des Dattelhains abschloß.

Das war der Rand der Wüste. Nur ein kahler Lehmfleck trennte sie noch von dem stürmenden Sande draußen, ein grauer, verwilderter Acker, aus dem, roh mit der Hand geformt, sich kleinere und größere Erdpyramiden erhoben, vielfach wie

Muschelkalkhügel zerbröckelt, da und dort von hohen weißgetünchten Kuppeln unterbrochen. Ein paar gelbliche hochbeinige Hunde jagten jaulend über den vollkommen grashalmlosen Boden hin.

Auch noch ein arabischer Friedhof als Eingangsthor zur Sahara! Er machte eine unschlüssige Bewegung mit den Zügeln, wie um das Maultier anzuhalten, und drückte von der Seite auf seine Frau. Sie ritt unbeirrt weiter, die vom Drahtgeflecht geschirmten Augen starr in die Ferne gerichtet. Hinter ihr, ein weißer, kopfzierkrönte und im Sattel hin und her dämmernde Masse, der bis zur Unkenntlichkeit vermummte Troßknecht. Da zuckte er die Achseln, warf einen Blick auf den Kompaß und setzte sich an die Spitze des Zuges.

Einige hundert Schritte hielt noch eine weit vorspringende Felsenzunge die volle Gewalt des Windes ab. Dann plötzlich war er, als seien sie in einen glutheißen, in stürmischen Wellen dahinwallenden Strom geraten, der von hinten her, mit der Wucht seines Anpralls sie packend und mit sich fortreißend, alles, was da war, Sandberge, Tiere, Menschen, wie welkes Laub gen Norden jagte. Man hatte kaum die Empfindung, sich vorwärts zu bewegen. Es war mehr ein Kampf nach hinten, ein Widerstand gegen die unsichtbare Kraft, die sie von rückwärts an den Haaren faßte und vor sich her schob, ein verzweifeltes Bemühen, mit den Tieren stolpernd, strauchelnd, oft halb in Sandlöchern verschwindend, nicht zu Boden zu stürzen, sondern unbeirrt und halbwegs frei Atem weiter durch das Chaos dahin zu hasten.

Ein Chaos war es. Ein Wandern und Stürmen von Erde und Himmel. Man sah und fühlte nichts Festes mehr. Der Boden unter den Füßen wich und wandelte sich in trügerischen Flugsand. Die hohen Dünen umher staubten vor dem Pfeifen des Sturmes in fliegenden schwefelgelben Wolken davon, füllten mit ihm sich kräuselnden und überschlagenden Kämmen die nächsten Thäler aus und stiegen weiterhin, wo irgend ein dem Hauche der Wüste trotzender Gegenstand, ein Kamelgerippe, eine Dornhecke, ein Steinhaufen aufstaerte, sichtbar vor den Augen zu neuen, im Wirbel sich auftürmenden, wildzerrissenen Bergen empor, von denen sofort wieder das Rieseln und Wehen der Staublawinen von neuem begann.

Vor den Augen war es halbe Nacht. Die Schutzbrillen dämpften das unheimliche Leuchten der Wildnis zu einem Dämmerglanz, das auf wenige Schritte schon in völliges Dunkel überging, als ritte man auf dem Grund eines vom Winde bis in seine Tiefen durchschütterten Meeres und hörte hoch über sich das Gelächter des Orkans und fühlte sich mitgerissen von den Strudeln, die vor ihm herflohen.

Nur ein Punkt durchbrach zuweilen dies fliegende Gemenge von Luft und Sand und starrte zornig wie ein Feuerauge durch die gelben Schleier: die Sonne war zu einer übernatürlich großen, verwaschenen Scheibe geworden, die matt und glanzlos nach kurzem Kampfe immer wieder wie ein ersterbendes Licht im Sturme verlosch.

Es war kaum möglich, den Kopf nach ihr gen Osten zu wenden, geschweige denn, sich umzudrehen oder gar Halt zu machen. Immer neue Sandwirbel rauschten, vom Brausen des Windes geschwellt, heran und nahmen alles mit sich, weiter, immer weiter, wie im Fluge, in unbegreiflicher Schnelligkeit, daß die Reiter samt ihren Tieren, völlig körperlos geworden, sich federleicht und willenlos dahin getrieben fühlten gleich einem Schiff, dem der Wind voll in den Segeln sitzt.

Doch jetzt ließ das Stürmen plötzlich nach. Die Sandnebel fielen platt zu Boden. Es wurde still. Der Blick schweifte auf ein paar hundert Schritt in der Runde frei über das Gewirr der mit einem Schlage erstarrten gelben Wellen und Thäler.

„Ist's jetzt vorbei?“ murmelte sie, sich an ihn drängend.

Er schüttelte den Kopf. „Es wird gleich wieder anfangen. Aber das ist schlimm . . . jetzt, wo man sich zum erstenmal einen Augenblick umdrehen kann . . . nein . . . es ist kein Zweifel . . .“

„Was ist denn geschehen?“

„Ich sehe unsern Araber mit dem dritten Maultier nicht!“

„Ist er zurückgeblieben?“

„Das ist unmöglich. Dafür hat der Sturm gesorgt. Der schreibt einem ja von selbst das richtige Marschtempo vor. Nein — der Halunke muß umgekehrt sein.“

„Kann er denn das?“

„Wenn er gleich hinter der Oase, wo es noch nicht so stark blies, abgestiegen und auf allen Vieren zurückgekrochen ist, das Maultier hinter sich her zerrend — das ist wohl möglich! Dann sitzt der feige Gauner jetzt wieder in M'Guarra, und zwar mit allen unsern Lebensmitteln. Jetzt haben wir nichts zu essen und zu trinken bei uns!“

„Wir können ja doch nicht dazu. Wir müssen eben weiter. Wir müssen ja schließlich die Straße erreichen!“

„Ja! Rasch geht's wenigstens vorwärts! Da pfeift's schon wieder in der Ferne. Der Sturm kommt wieder. Also vorwärts! Lassen wir den Araber! Jetzt haben wir keine Zeit, dem Kerl Thränen nachzuweinen, und müssen uns unseren Weg allein suchen, so gut es geht. Hoffentlich geraten wir nicht in die Sümpfe!“

Sie hörte seine letzten Worte nicht mehr, die ohnedies schon bald in dem jähen Herandonnern des Samums verklangen, und wies mit einem erstickten Schreckensruf zur Seite. Aus der fernen Wüste heraus schoß da plötzlich etwas Gespenstisches, Ungeheures in die Höhe, riesenhaft wie ein wandelnder Kirchturm in fliegenden Sandschleiern sich um sich selbst drehend, und wirbelte pfeilschnell mit unheilverkündendem Knattern heran, als schritte ein teuflischer Riesengeist aus einer der orientalischen Sagen, das Haupt in den Wolken, mit dem wallenden Gewande über den Boden hinfegend, im Sturme durch sein Reich.

„Rasch! Was die Maultiere laufen können! Treib' deines an! Noch mehr! Wir sind verloren, wenn wir von der Sandhose gefaßt werden. Rasch doch! Um Gottes willen!“

Aber es bedurfte seiner Mahnung nicht mehr. Die Tiere hatten plötzlich selbst die dräuende Gefahr erkannt. Die Ohren spitzend und erschrocken aufschnaubend, setzten sie sich in einen rasenden Galopp, und der von hinten nachbrausende Sturm gab ihnen Flügel. Ganz aus der Weite trug er noch ein schweres Pottern, wie von einem Wetterichling, mit sich — das letzte Zeichen der mächtigen Sandsäule, die, schon unsichtbar geworden, seitwärts über Hügel und Thäler strich, um irgendwo in der Oede matt in sich zusammenzufallen und mit dem schwindenden Lebenshauch des Orkans wie ein Spukgebilde in Nichts zu vergehen.

Die Maultiere galoppierten wohl eine halbe Stunde unermüdlich, obwohl sie bei jedem Sprunge tiefer in den Sand versanken. Er sah nach dem Kompaß und dann nach der Uhr.

„Wir müssen schon dicht an der Landstraße sein!“ schrie er ihr, sich im Sattel herüberbeugend, ins Ohr. „Dann ist das Schlimmste überstanden. Wir kommen auf Geröllboden, wo man wenigstens was sehen kann und den verwünschten Sand los wird. Wenn es nur erst soweit wäre! An den Ritt werde ich denken!“

Sie erwiderte nichts. Der Galopp ging weiter, aber immer langsamer und mühsamer. In den kurzen Zwischenräumen der Windstille hörte man das Keuchen der erschöpften Tiere. Jetzt verfielen sie, atemlos mit zitternden Flanken, in Schritt. Aber auch so ging es nur noch zur Not. Sie blieben immer wieder mit den Hufen stecken, rissen sie mit letzter Kraftanstrengung heraus und brachen gleich darauf wieder von neuem ein.

Endlich blieben sie, eine Sturmpause benutzend, stehen. Die junge Frau bemühte sich, ganz ruhig zu bleiben. „Was haben die Maultiere denn?“ frug sie mit gepreßter Stimme.

„Du siehst es ja — sie brechen ein!“

„Ja, aber ganz anders als bisher in dem Sand. Sieh, wenn sie die Hufe herausziehen, sind sie ganz voll Schlamm, und es kleben weiße Streifen daran.“

„Das Weiße ist getrocknetes Salz.“

„Und der Schlamm . . .“ Ihre Stimme erstarb in Schrecken.

„. . . der deutet darauf, daß wir uns auf einem Sumpf befinden! Wir sind glücklich, dank der feigen Flucht des Arabers, in einen Salzsumpf geraten, den der Flugsand heute überdeckt hat.“

„Und nun?“

„Nun müssen wir die Tiere stecken lassen und um unser Leben laufen! Breit kann der Sumpf nicht sein und jenseits sind wir jedenfalls bald bei dem Bordsch. Uns trägt er wohl! Denn wo das Salz frei zu Tage liegt, ist er immer schon halb ausgetrocknet!“

„Können wir denn nicht umkehren und einen Bogen machen?“

„Gegen den Sturm? Hier giebt es keine Umkehr! Hier heißt es: Vorwärts oder den Tod!“

„Also vorwärts!“ sagte sie und stieg aus dem Sattel.

Vorwärts! Vorwärts!

Eine Wanderung im fahlen Dämmerlicht der Schutzbrillen, um die Wette mit Wind und Dünensand, ein mühsames Waten in dem lockeren, um die Füße rieselnden und stäubenden Boden, unter dem es unheimlich, prall und elastisch wie eine unsichtbare, straffgespannte Decke, bei jedem Schritte schwankte und gluckste.

Die Sumpfdecke hielt. Man fühlte es. Der schlammerfüllte Abgrund, in dem die Maultierhufe versanken, hatte dem Menschen gegenüber keine Macht. Die halbvertrocknete Salzkruste konnte unter seinem leichten Tritt nicht bersten, er berührte sie kaum einmal, wenn er seinen Schuh besonders tief beim Stehenbleiben und Atemholen eingrub.

Dann war es, als gurgelte es da unten tückisch auf — als rüstete sich der Morast, sich bleiern um die Glieder der Flüchtenden zu legen — aber der nächste Schritt nach vorwärts bannte wieder die Gefahr. Sie schrumpfte sichtlich zusammen, sie wurde gering und wesenlos, je mehr die beiden sich dem andern Ende des schmalen Salztümpels näherten.

Jetzt hatten sie es erreicht. Der zur Prüfung in den Boden gestoßene Stock fand keinen Widerstand mehr, wie ihn bisher die unsichtbare Sumpffläche geboten, höchstens da und dort übereinander gelagerte Schichten von Kieselsteinen. Und das war ein gutes Zeichen. Es wies auf die Nähe der Berge und der an ihnen entlang laufenden Straße hin.

Rasttos waren sie dahingeeilt. Eine Stunde. Eine zweite. Nun schon die dritte.

„Nun kommen wir wohl durch!“ sagte er nach langem Schweigen. „Angenehm wird's ja in dem Vorbsch nicht werden. Aber sowie das Wetter sich bessert, können wir ja weiter. In acht Tagen sind wir in Algier und in der Woche darauf zu Hause.“

Sie antwortete nichts. Stumm wanderten sie weiter über die leichtgewellte, endlose Oede, in der schon auf ein Dutzend Schritte hin sich alles im Dunst verlor, obwohl es noch früher Morgen war — zwei dis zur Unkenntlichkeit vermummte, matt Seite an Seite in diesem Tummelplatz von Sturm und Staub um ihr Dasein ringende Wesen.

Warum hatten sie sich in diese Hölle gewagt? Freiwillig! Es war unbegreiflich! Wenn die Wüste sie bei sich behielt, mußten die Araber sagen, sie seien mit Absicht in das Verderben gegangen! Sie hatten wissen müssen, was des Menschen harrt, der den Herrn der Sahara, den Samum, zu besuchen wagt!

Und sie wußten es ja auch! Nicht nur ihr Mann. Auch sie, die an seiner Seite schweratmend, im Sande versinkend, vom Sande umwirbelt, sich durch das Grauen dahinarbeitete, auch sie hatte in den letzten vier Wochen genug von den Gefahren des Wüstensturms gehört. Sie beide waren sich klar gewesen, was sie thaten, als sie vor wenigen Stunden da drüben in der Oase die Maultiere satteln ließen, und doch unfrei, von einer übermächtigen inneren Angst getrieben. Sie mußten fort! Die Wüste erschien ihnen nicht so schrecklich wie das, was dort unter den Palmen wohnte — die Wahrheit. Nahm die den Schleier von ihren leidenschaftslosen, müden Zügen, dann sank beider Lebenslüge in den Staub, das Glück, das er geheuchelt, das sie sich eingeredet hatte. Vor der Wahrheit flohen sie! Oder eigentlich vor sich selber, die die Wahrheit kannten und sie doch nicht zu sagen, ja nicht einmal sich einzugestehen wagten, sondern lieber hinausirrten in dies feueratmende Chaos — weiter, immer weiter, gleichviel wohin, nur fort von jener Palmenwaldung, die sie so oft schon, des Abends am Rand ihres Lagers im Atlasgebirge kauernd, als einen unheimlichen schwarzen Fleck in dem weiten, rötlich überstrahlten Geld der Ebene gesehen hatten.

Weiter — immer weiter! Stunde um Stunde! Und um sie ewig das gleiche zürnende Spiel von Sturm und Sand und trockener, alle Spannkraft raubender Glut. Sie fühlte mit Entsetzen eine Art Schläfrigkeit über sich kommen, einen lockenden Gedanken: warum setzest du immer noch einen Fuß vor den andern und klimmst die Hügel hinauf und die Hügel hinab und kommst doch nicht von der Stelle? Wer zu den Gespenstern der Sahara hinausreitet, darf sich nicht wundern, wenn er verhext wird! Die Thüre ist hinter euch ins Schloß gefallen! Der Riegel zu! Ihr lauft im Kreise herum und merkt es nicht einmal, bis es Abend wird und alles zu Ende . . . .

„Ich glaube, über diesen Sandberg sind wir schon vor einer Stunde einmal gestiegen . . . .“ sagte sie plötzlich mit heiserer Stimme.

Er warf einen Blick auf den Kompaß und schüttelte den Kopf. „Unsinn! Wir gehen direkt nach Norden!“

„Aber wir kommen niemals an . . . .“ wollte sie erwidern. Doch sie schwieg. Sie war zu müde. Ja was reden? Zu was kämpfen? Es half ja nichts, wo einem die Glieder schwer wurden wie Blei und der Kopf betäubt und schwindlig. Besser war es doch, man legte sich friedlich in das weiche heiße Sandbett . . . . Wie angenehm mußte es sich da ruhen! Und was konnte dann geschehen? Höchstens schlief man ein, das Brausen des Windes in den Ohren, das einlullende feine Wehen über sich hin . . . und alles war gut!

Die Wucht des Sturmes verstärkte sich. Eine ganze Wand fliegenden Sandes stäubte von hinten über die Wanderer her und versprühte am Boden. Als Käthe sich von dem Anprall erholt hatte, merkte sie mit Erstaunen, daß sie nicht weiterging. Es war etwas in ihr zum Stillstand gekommen. Sie lag halb, halb saß sie am Boden und schaute schläfrig vor sich hin.

Ihr Mann rüttelte sie am Arm. „Auf! auf!“ hörte sie seinen zornigen Befehl. „Du darfst dich nicht hinsetzen!“

Sie war ganz erstaunt, beinahe geistesabwesend. „Warum denn nicht?“

„Weil ich's dir sage!“

„Ich sitze ja aber schon hier!“

„Du darfst nicht!“ Er suchte sie in die Höhe zu ziehen. „Käthe . . . steh' auf . . . ich bitte dich! Es ist gefährlich!“

Sie rührte sich nicht. „Ich kann nicht!“

„Du mußt nur wollen!“

„Ich kann nicht wollen! Ich bin so müde. Und hier ist's so weich und bequem. Das thut so wohl und . . .“

„Jawohl . . . und man schläft ein und ist verloren! Komm', rasch . . . fasse nur den Entschluß . . .“

Sie schüttelte, die Augen schließend, sanft den Kopf und sank wohlig zurück.

Da beugte er sich nieder und nahm sie in die Arme. Sie widerstrebte ihm nicht. Sie hatte zu nichts mehr Kraft. Stumm und schlaff ließ sie sich von ihm weitertragen, wohin er wollte. Es war ja gleich! Man kam ja doch nicht an! Es gab ja gar keine Straße mehr auf der Welt, keinen Bordsch, keinen Abd-el-Kader mit Arabern und Kamelen, der dort auf sie harrte — es gab nur noch Wind und heißen roten Nebel vor den Augen . . .

Und lange konnte er sie ja auch nicht tragen! In dem tiefen, lockeren, ewig ansteigenden und sich senkenden Sande, angegriffen von den Strapazen und der Sorge um ihrer beider Leben! Sie fühlte, wie sie ihm immer schwerer wurde, wie sein Atem mühsam ging und sein Kopf sich suchend vorstreckte, als wollte er irgendwo einen schützenden Winkel, ein Versteck vor der Wut der Wüste erspähen.

Und da tauchte etwas Weißes, Rundes aus dem Wesenlosen auf. Eine mehr als mannshohe Kuppel, die einsam wie ein verlorener Vorposten ferner bewohnter Stätten frei in der Oede dastand. Der Sandflug brandete um den uralten, zerbröckelnden Bau, wie der Meeresgischt um eine Klippe, und häufte sich vorne an seiner hellgetünchten Stirnwölbung zu Haufen an, die bald das ganze Gebäude zu überschwemmen drohten. Doch auf der windabgewandten Seite lagen die halbeingestürzten Mauern noch offen zu Tage. Die Dünenwolken rieselten an beiden Flanken vorbei und ließen eine tiefe, freilich auch zusehends mit fliegenden Körnern sich füllende Mulde frei, die auf einige Zeit wenigstens noch Schutz bot.

Hierhin trug er sie und ließ sie nieder. Eine unheimlich stille, drückend heiße Luft umglühte sie hinter dem Windschirm der Mauer. Sie schlug verstört die Augen auf.

„Wo sind wir?“

„An einem Marabut. Einem Grab irgend eines alten arabischen Heiligen!“

„Ist das an der Straße?“

„Nein. Die Marabats liegen oft mitten in der Wüste. Aber

Heliogravüre im Verlage von V. A. Heck in Wien.

Der untere Karersee und das Latemargebirge.
Nach dem Gemälde von J. Thoma.

dieses kenn' ich. Es ist auf meiner Karte verzeichnet. Darum suchte ich es. Es liegt genau in unserer Richtung. Es ist bei besserem Wetter mit seiner weißen Kuppel eine Art Wegweiser zwischen der Oase und dem Bordsch."

„Und wie weit ist's bis dorthin?"

„Nicht mehr weit — nur Mut, Käthe! Ruhe dich jetzt aus . . ."

„Ja!" Sie schloß die Augen und lächelte ermattet. „Jetzt lege ich mich hin und schlafe! Lang'! Lang'! Ich bin so müde!"

„Du sollst nicht schlafen! Du darfst nicht! Nimm all deine Willenskraft zusammen. Sieh nur um dich: dieser Winkel hier bleibt ja nicht wie er ist — es strömt immer mehr Sand hinein . . ."

„Ja!" sagte sie gleichgültig.

„Und in kurzer Zeit, in einer Stunde höchstens, ebnet sich das alles aus, und wer in der Mulde schläft, ist verschüttet!"

„Ja!" Sie nickte mit geschlossenen Wimpern. „Dann liegt man wie in einem Grab!"

„Aber — Käthe — um Herrgotts willen!" Wieder suchte er sie in die Höhe zu zwingen. „Ich weiß ja nicht mehr, was ich thun soll! Du mußt aufrecht bleiben!"

Sie schüttelte nur den Kopf und schwieg.

Es hellte sich etwas vor ihnen auf. „Da schau' hinaus!" murmelte er verstört. „Schau vor uns diesen Gewirr von Bergen und Schluchten! Doppelt so groß als alles bisher. Und alles in ewiger Bewegung. Es ist, als ob die Sahara gerade hier am Rand nach alle ihre Schrecken auf einmal zusammenfaßte! Durch diese Wildnis kann ich dich nicht tragen! Kein Mann kann es — auch der stärkste nicht. Denn mit solch doppelter Last versinkt man bis zu die Knice bei jedem Schritt. Man rutscht bei zwei Schritten die Hügel aufwärts einen wieder herunter. Ich weiß es! Wenn ich es auch versuchen wollte — es wäre umsonst! Ich käme nicht weit!"

„Ja — was geschieht dann also?" frug sie ganz ruhig.

„Du mußt aufstehen und gehen!"

„Ich kann nicht."

„Du mußt!"

„Quäle mich nicht!" Sie hielt die Augen geschlossen. „Ich kann nicht mehr. Ganz gewiß nicht!"

„Aber, Käthe — besinne dich doch: du bist doch nicht so schwach! Du hast in diesen letzten Wochen doch auch schon Strapazen . . . ."

„Ja. Bis heute nacht. Bis dahin hatte ich Lebenslust. Und Kraft in den Nerven. Ich war froh und darum auch stark. Aber seit heute nacht ist alles erloschen. Alles müde in mir. Ich kann nicht mehr wollen. Bloß noch eines: ich will Ruhe haben und schlafen."

„Was du Schlaf nennst! Aber's ist etwas anderes, Käthe! Dies Marabut verschwindet bald im Sturm. In kurzem ist es ein Hügel wie die andern umher — ein Grabhügel, Käthe! Siehst du nicht, wie in den paar Minuten schon unsere Füße sich förmlich eingegraben haben?"

„Ja!" sagte sie mit so ruhigem Gesicht, als wäre es ihr ganz selbstverständlich, daß dies schrille Pfeifen und Stäuben überhaupt nicht mehr aufhören, daß bis zum Ende der Welt die Dünen der Sahara vor dem Südhauch wandern und draußen die Wirbelsäulen der Sandhosen gleich riesigen, in Flatterschleiern gehüllten Gespenstern ihr Reich durchschweifen würden . . . .

Er hatte die Schutzbrille abgenommen, daß ihm die Welt in dräuend gelbem Höllenscheine hell wurde. „Käthe!" sagte er. „Wir wollen's doch nicht machen, wie die Karawanen im Innern es thun müssen. Ich hab' es einmal in Arabien geschaut! Da lag der ganze Zug tot und halbverschüttet. Die Kamele, die Pferde und daneben in ihre Mäntel gewickelt die Männer — wie wenn sie ruhig schliefen. Aber was vorher war, ehe sie einschliefen — diese Unglücklichen haben eben keine Wahl gehabt! Aber wir, Käthe — wir sind ja nahe an der Rettung! Wir müssen nur wollen!"

Er hob sie auf und schob sie vorwärts. Sie that ihm den Gefallen. Aber nach zwei Schritten schon sank sie nieder und blieb wieder sitzen.

„Es geht wirklich nicht!" Sie schaute gleichgültig zu ihm hinauf. „Es ist fertig mit mir!"

„Und wenn ich dich nehme und du hinaustrage in den Sturm, hilft es auch nichts!" Er schrie es ihr verzweifelnd in die Ohren. „Wir bleiben zwischen diesen riesigen Sandbünen hilflos stecken. Und Abd-el-Kader kann uns keine Hilfe bringen. Er ahnt ja gar nicht, daß wir unterwegs sind! Er kann es unmöglich ahnen. Daß wir die Richtung auf das Marabut erschlagen würden, das weiß er ja! Aber Visionen kann er nicht haben. Und selbst wenn er jetzt eben eine solche Vision hätte und sähe uns hier liegen, käme er viel zu spät. Er müßte schon seit Stunden aufgebrochen sein. Sanft fände er alles hier längst verweht und verschüttet und von dem Marabut so viel zu sehen wie von einer Stecknadel in einem Heuhaufen. Und darum, Käthe — sag' ich's dir ins Gesicht, um die letzte Energie aus dir herauszuholen: Wir müssen fort! Hierbleiben heißt klipp und klar: der Tod!"

Er erschrak. Denn statt des Entsetzens, das er erwartete, malte sich auf ihren Zügen nur ein müdes Lächeln. Sie erwiderte nichts.

„Käthe — hast du's verstanden? Der Tod!"

Sie nickte. „O — das weiß ich schon lange. Das brauchst du mir nicht erst zu erzählen."

„Ja, Käthe — und das — das erschreckt dich nicht?"

„Nein!"

„Das ist unmöglich, Käthe . . . ein Gedanke, bei dem ich .. ich selbst eine Art Grauen fühle . . ."

Sie wendete ihm ihr blasses Antlitz zu. „Ich will's dir sagen: das Grauen habe ich heute nacht gefühlt, wie ich zwischen den Palmen stand und hörte, was ihr beide miteinander spracht — über mich und unsere Ehe. — Ach, leugne nichts — du ahnst ja schon seit heute morgen, daß ich's gehört hab'. Darum sind wir ja fort aus der Oase und liegen hier im Sande!"

Sie schauten sich an. Unter den leichenweißen, das Gesicht verhüllenden Tüchern kamen sie sich plötzlich wie zwei fremde Wesen vor.

„Käthe . . ." murmelte er. „Ich habe nichts gesagt! Sie hat gesprochen und . . ."

„Und du hast geschwiegen zu allen ihren Worten. Oder so gut wie geschwiegen. Und das war schlimmer als alles, was du hättest sagen können!

Nun weiß ich's ja!" sing sie nach einem bangen Schweigen wieder an. „Alles! Ich weiß, daß ich dir nichts bin und nichts sein werde und nichts sein kann, und daß war doch all mein Glück und mein Stolz in dem Leben, das ich mit dir zusammen führen wollte. Jetzt kenne ich dich! Du mich freilich nicht! Ich bin dir langweilig und kindisch erschienen und mein Gefühl von Kameradschaft aus redlichem Herzen gleichgültig, weil ich dir nicht klug genug war. Freilich, ich bin's nicht. Meine Vernunft — vielleicht die von allen Frauen — die steckt im Herzen. Das war dein! Da hättest du sie suchen müssen und hättest sie gesunden und nicht mehr geglaubt, ich sollte nur dein Spielzeug sein. Dazu bin ich zu gut. Jetzt ist's vorbei! Der Tod, der jetzt kommt — den fürchte ich nicht mehr. Gestern noch wäre ich vor Entsetzen vergangen. Heute trifft er mich nicht mehr — nur das da außen. Das bin ich nicht. Nein! Ich bin seit heute nacht ganz müde und will schlafen gehen . . ."

Er lehnte, fahl geworden, stumm und verstört neben ihr an der Wand.

Und weiter und weiter wehte der heiße Wind, in einem gleichbleibenden Singen und Klagen, in dessen schneidend fernen Klang zuweilen von Süden her der Donner der durch aufwirbelnde Sandhosen erschütterten Luftmassen rollte. Und ebenmäßig wie die Luft war auch das Licht — dieser fahle Widerschein eines fernen Schwefelfeuers, der nicht näher kam und nicht wich. Jeder Unterschied von Raum und Zeit verlor sich in diesem endlosen, rastlosen Fluten, wie der im Dunkel des Meeresgrundes tastende Taucher sich keine Rechenschaft mehr darüber geben kann, ob hoch dort oben die Sonne noch zum Zenit steigt oder schon wieder gen Abend niedersinkt. Denn um ihn ist ja stets dasselbe Strömen und Brausen, das betäubend wie der Vorbote des wirklichen ewigen Schlafes die Sinne in einen Traumzustand des Hindämmerns zwingt.

In jenes seltsame, vom Halbfieber geborene Schattenleben,

in den die Seele scheinbar schon auf Wanderung geht und doch auch gleichzeitig bebend auf alles horcht, was von außen her an ihr Gehäuse klopft — auf das Grollen draußen in der Wüste, auf den scharfen Anprall der Sandkörner hinten am Grabmal und ihren stürmenden Flug zu beiden Seiten weiter gen Norden hin. Aber nicht die ganzen Wolken wehten vorüber. Sie ließen ihre Spuren zurück. Es war ein Rieseln am Boden, ein Wachsen und Schwellen von Hügeln, als wölbte sich die Erde aus dem Innern heraus zu einem erstickenden Wall um das schon halbverschüttete Gemäuer. An seiner Hinterwand ruhten die beiden Menschen schon wie in einer tiefen Mulde, und um sie her stieg es unheimlich, unsichtbar und doch von Minute zu Minute sich höher, empor, sanft und unerbittlich, als versänken sie langsam in der Tiefe eines heißen trockenen Meeres. Und schon sprühte es von hinten her prickelnd in den Nacken. Die Vorderseite des Mausoleums war von der wandernden Wüste nun völlig überschwemmt. Ihre ersten Wellen spritzten feindselig in das Viereck darunter.

Sie öffnete die Augen und schauerte leicht zusammen. „Es wird Zeit!“ murmelte sie. „Du mußt gehen!“

Noch einmal durchblitzte ihn die Hoffnung. „Bist du bereit?“

„Ich nicht! Du!“

„Allein?“

„Nun ja! Du bist doch stark genug. Allein schlägst du dich sicher noch durch die Dünen durch und erreichst den Bordsch. Oder bist du auch so schläfrig wie ich?“

„Im Gegenteil — ich bin nie spannkräftiger als in Gefahr. Aber . .“

„Nun also. Dann eile dich! Ich seh' ja, wie der Sand steigt! Und wir sind kaum eine Viertelstunde hier!“

Er nickte nur und blieb stumm neben ihr sitzen, die lang auf dem Sandpolster ausgestreckt lag. Nach einer Weile blickte sie ihn verwundert an.

„So geh' doch! Auf was wartest du denn noch?“

„Auf dich!“

„Ich kann nicht mit und werd' es nicht mehr können!“

„Und ich soll dich etwa gar am Ende hier allein lassen?“

„Du bist doch ein kluger Mann und weißt, was vernünftig und was unvernünftig ist. Und es ist doch gewiß unvernünftig, wenn statt eines Menschen zwei umkommen!“

„Dann ist's eben unvernünftig! Man kann nicht immer klug sein!“

„Doch. Dazu bist du da! Du gehörst der Wissenschaft, der Oeffentlichkeit, deinen Freunden. Und nicht mir armen kleinen Geschöpf, die nichts in deinem Leben ist — eine Null. Dafür darfst du dich doch nicht opfern!“

„Ach was, opfern! Es ist doch selbstverständlich, wenn zwei Menschen sich geschworen haben . . .“

„Du hast mir nichts geschworen — in deinem Innern! Und von dem, was du mir vor den Menschen geschworen hast, spreche ich dich gern frei! Du hast keine Pflichten mehr gegen mich. Geh' und lasse mich schlafen!“

„Doch. Ich habe die Pflicht!“

„Gegen einen Menschen, den du gar nicht kennst? Was weißt du denn von mir? Ich bin kein Kind, wie du glaubst! Ich war es noch, als wir uns kennenlernten. Aber die Liebe zu dir hat mich ernst gemacht — zu einem reifen, tiefernsten Menschen, wenn ich auch in meinem Glück und meiner Freude den ganzen Tag gelacht und gesungen hab'! Das hast du gesehen! Mich selbst da innen nicht! Darum geh'! Dein Leben ist zu wichtig! Das darf ich nicht mit mir auf den Weg nehmen!“

Er erwiderte nichts und rückte dicht neben sie.

Sie krampfte die Hände zusammen. „Ich will nicht! Horst du? Ich will nicht! Ich will von dir kein Opfer — kein Almosen! Du sollst mich lassen!“

Er schüttelte schweigend den Kopf.

„Ich verlange deinen Edelmut nicht!“ stieß sie hervor. „Als ob mir nichts Besseres geben könntest! Du bist kein Soldat auf dem Posten! Kein Mensch macht dir einen Vorwurf! Und wenn sie's thun — nun ja, sie werden's thun — meine Eltern und — nun, so kannst du ja beschwören: Ich hab's so gewollt! Du hast mich gewarnt! Ich hab' nicht hören wollen. Ich wäre schlimmsten Falls ohne dich hier hinaus in mein Verderben gelaufen! Du hast gethan, was in deinen Kräften stand. Niemand kann mehr von dir verlangen . . .“

„. . . Daß du das nicht begreifst!“ sagte er nach einer Pause, als sie erschöpft verstummte. „Daß ich nicht von hier fort kann! Du hast mir harte Dinge gesagt — vorhin — mit Recht. Ich hab' es getragen! Aber Eines hast du mir nicht gesagt, weil es ungerecht gewesen wäre — Eines bin ich nicht: ein Feigling, der seine Frau verläßt!“

Er stützte den Kopf in die Hand und schaute hinaus in den glühenden Nebel, der über der wildzerpflügten Umgebung zitterte. Stumm lauschten beide dem Schlummerlied, das Sand und Luft in ewigem Wechselspiele um sie sangen. Es war nichts Gewaltiges mehr in diesem Sterbelied, kein Donner, keine Größe — immer dasselbe feine schneidende Pfeifen und Surren von Süden her, das die Sinne zu vollkommener Ermattung, einer träumenden Sehnsucht nach dem Schlummer entnervte, wie auf den verirrt hingestreckten Wanderer im deutschen Winterwald lautlos und rastlos die weißen Flocken niederschweben.

„Du sagst — wer seine Frau verläßt!“ sprach sie plötzlich. „Bin ich's denn?“

„Was sonst?“

„Ich bin's nicht! Frau ist, die man liebt! Sonst ist's ein Spielzeug, eine Dienerin — was weiß ich. Du aber liebst mich nicht und hast mich nie geliebt. Du hast mich betrogen! Mit jedem Atemzug, mit jedem Kuß hast du etwas geheuchelt, was nicht da war. Darum will ich keine Gemeinschaft mit dir haben — auch jetzt nicht, in der letzten Stunde. Geh'! — Geh'!“

Er ergriff ihre Hand. „Käthe!“ sagte er. „Du weißt, wo wir stehen: am Eingang des Todes! Wenn nicht ein Wunder geschieht, sind wir in kurzem nicht mehr. Verweht und vergangen wie der Staub, der da um uns fliegt. Wir sind auf der Grenze zwischen hier und dem großen Unbekannten. Und wer man auch sein mag und wie verschieden man sich das . . . das da drüben auch denken mag, ein Schauer faßt einen doch! Nicht gewöhnliche Angst — nein, ein Gefühl, als löse sich die Welt hinter einem . . . mit einem Worte: das Kleinliche fällt von Einem in dieser letzten Stunde. Glaubst du, Käthe, daß man, voll von dem Ernst dieser Stunde, daß man da noch imstande ist, zu lügen?“

Sie schüttelte, ohne ihn anzusehen, den Kopf.

„Dann höre!“ Er faßte auch ihre andere Hand und sah ihr ins Gesicht. „Ich will dir beichten — hier im Angesicht des Todes — offen und wahr und ohne Rückhalt! Du sollst sehen, was in mir ist und war. Alles! Von Anfang an! Ja — die da drüben hat recht — ich habe dich ohne Liebe geheiratet . . .“

Sie zuckte zusammen.

„Es war so, wie jene heute nacht zu mir sagte! Ich glaubte, keine Liebe im Leben zu brauchen. Ich fürchtete mich beinahe davor wie vor etwas Feindseligem, das stärker als ich werden und mich von meinem eigentlichen Lebensweg abdrängen könnte. Und ich glaubte auch nicht recht daran, daß das glücklich machen könne, daß man sich von einem anderen Menschen so ganz beeinflussen läßt, statt als Mann geradeaus zu gehen. Darum suchte ich ein Wesen, das ich bilden und formen konnte nach meinem Willen, wie man ein Stück Wachs in der Hand umformt.“

„Das hast du ja auch gethan!“ sagte sie mit erstickter Stimme.

„Nein! Siehst du — jetzt kommt das große Wunder — das, was ich heute noch nicht begreife, obgleich ich deutlich fühle, daß es da ist. Natürlich bist auch du in der Ehe anders geworden. Jede wird es, die den großen Schritt im Leben, vom Mädchen zur Frau, gethan hat. Aber was will das sagen gegen die Wandlung, die in mir vorgegangen ist! Es war mir, als wachte ich aus dem Schlafe auf — ganz langsam — Tag um Tag — in einem fast unmerklichen Uebergang, den ich mir selbst nur klar machen konnte, wenn ich zurückdachte und dann voll Reue wurde . . .“

„Voll Reue . . .“ Es zuckte um ihre Lippen. „Nun ja . . . Wer ohne Liebe heiratet . . .“

„Voll Reue über mein früheres Leben, ehe ich dich kennengelernt hab'! Jetzt sah ich erst, wie arm das Leben war, trotz aller Buntheit, aller Erfolge. Wie arm ohne dich!“

Sie schaute ihn nicht an und schüttelte nur stumm, als glaubte sie seinen Worten nicht, den Kopf.

„Du haſt den Sonnenſchein hineingebracht! Das, was ich früher gar nicht ahnte: die einfache Freude, daß man da iſt und ſich lieb hat! Bisher hatt' ich mir ein Ziel nach dem andern geſetzt und, wenn es erreicht war, ſchon wieder ein neues im Auge und einen neuen Feind zu bekämpfen, und was weiß ich! Und nun ſitzeſt du plötzlich neben mir und ſchauteſt mich lachend an, als wollteſt du fragen: Was ſoll denn all die Unruhe? Freu' dich doch des Lebens und daß du mich haſt und ich dich lieb hab'!"

„Weiß Gott . . ." Sie ſenkte die Augen. „Ich hab' dich lieb gehabt . . ."

„Und ſieh, Käthe, es iſt etwas Seltſames um das Geliebtwerden. So geliebt werden, wie ich es bei dir fühlte, aus einem ganz reinen, ich möchte ſagen frommen Herzen heraus. Das macht einen ſelber anders. Ohne es zu wollen, faſt ohne es zu wiſſen, ändert man ſich, wird unwillkürlich ſo, wie der andere einen ſieht und liebt. Und ſo iſt's gekommen: ich dachte, dich zu erziehen und nach meiner Laune zu modeln, und ſtatt deſſen haſt du mich umgewandelt, wie man nur einen Menſchen umwandeln kann — ohne Abſicht, überhaupt ohne eine Ahnung — nur durch deine Liebe . . . ."

Sie erwiderte nichts.

„Du glaubſt meinen Worten nicht? Du haſt mich eben nicht gekannt, wie ich früher war. Und was in dieſen Wochen hier in der Einſamkeit in mir vorging, das hab' ich dir nicht gezeigt. Ich weiß mich zu beherrſchen. Und gerade vor dir, die du mich ſo tief beſchämt haſt! Ich ſah meine Ehe als einen kaltblütigen Handel an, und du ſchenkteſt mir dafür mit vollen Händen das Beſte auf der Welt — daß man von einem Menſchen geliebt wird und ihn wieder liebt . . . . Ja . . . Käthe . . . ich hab' dich lieben gelernt in dieſen Wochen oben in unſerm ſtillen Felſenneſt, wo keine Menſchen um uns waren und ich allein mit dir Tag um Tag! Erſt wie man ein Kind lieb hat — und noch halblächelnd und überlegen. Und dann tiefer, immer tiefer! Wie ein Wunder iſt's in mir aufgegangen. Ich hab' dich erkannt, wie du biſt — ſo rein und gut und froh — und ein Abend iſt gekommen — du haſt im Lager geſeſſen und unbekümmert mit heller Stimme geſungen und eine zerriſſene Zeltbahn geflickt — da hab' ich draußen geſtanden und in die weite Wüſte hinausgeſchaut und gefühlt, wie mir die Augen feucht wurden, Gott weiß ſeit wie undenklicher Zeit — und hab' nur Eines empfunden: einen unendlichen Dank gegen mein Schickſal, daß ich dich im Leben hab' treffen dürfen!"

Sie blieb immer noch ſtumm. Er konnte ihr Geſicht nicht ſehen.

„Und mit dem Dank, mit der Liebe zu dir kam etwas anderes: die Angſt! Die Angſt, daß ich mich verraten könnte, dich merken laſſen, wie es früher um mich ſtand, eh' ich wußte, wer du warſt! Ich ſchämte mich vor dir, ich zitterte, dich zu verlieren . . . . und ich hätte dich ja auch nie verloren ohne dieſe unſelige Begegnung heute nacht."

Jetzt öffnete ſie zum erſtenmal die blaſſen Lippen.

„Und doch haſt du der da drüben kein Wort von alledem geſagt! Mit keinem Worte haſt du ihr widerſprochen . . . ."

„In dem, was ich dir verheimlichte und jedermann? Was ich mir ſelbſt kaum noch eingeſtehen wollte? Das alles, dieſe Wandlung, dieſes Glück ſollte ich dieſem verbitterten, einſamen Menſchen offenbaren? Und ſelbſt wenn ich's gethan hätte — glaubſt du, ſie gönnte mir mein Glück? Nein! Sie würde nur noch elender durch den Gedanken, daß ich's habe und ſie nicht!"

Sie ſchaute ihm endlich voll ins Geſicht, aber immer noch in bangem Unglauben. „Du willſt mich tröſten," ſagte ſie. „Sonſt nichts! Du willſt es mir leichter machen, fortzugehen — jetzt im letzten Augenblick, wo dich nichts mehr widerlegen kann . . . ."

„Nein, Käthe! Du haſt es vorhin ſelbſt zugegeben: in dieſer Stunde lügt man nicht! Sie iſt zu ernſt und zu ſchwer. Sie läßt kein unwahres Wort mehr über die Lippen. Was ich dir ſagte, iſt reine lautere Wahrheit: ich liebe dich, Käthe, wie man nur einen Menſchen lieben kann — aus tiefſtem Herzen und voll Reue und Dank, und kann es dir nur noch in Einem beweiſen und gutzumachen verſuchen, was ich früher an dir verſchuldet hab', indem ich hier bei dir bleibe und deine Hand feſthalte, als dein Kamerad in Tod und Leben . . . ."

„. . . . Und das iſt wahr?"

„Wahr und wahrhaftig! Ich ſchwör' es dir, Käthe!"

Leiſe ſang der fliegende Sand um das Grabmal. Sein Stäuben war nicht mehr ſo ſtürmiſch wie bisher. Der Wind wurde allmählich ſchwächer. Die wanderndea Hügel erſtarrten. Es ward etwas mehr Licht in dem röthlichgelben, alles umſpinnenden Höllendunſt, und draußen in der Ferne verſtummte das naheimliche Heulen.

Plötzlich erhob ſie ſich, nach mit halbgeſchloſſenen Augen, unſicher nach einem Stützpunkt taſtend. „Ich will nicht ſterben!" ſtieß ſie hervor. „Hilf mir!"

Er legte den Arm um ſie. „Wenn wir weitergehen — ſchlimmer als hier kann es uns nicht werden! Es ſcheint, als ob der ärgſte Sturm vorbei ſei. Vielleicht — vielleicht, Käthe — iſt doch noch Hoffnung . . . ſoll ich dich nehmen und wegtragen, Käthe?"

„Ja!" Sie ſank an ihm nieder. „Ich kann nicht ſterben! Jetzt nicht!"

Er zog ſie an ſich. Sein Geſicht war dicht an ihrem. „Ehe wir's verſuchen . . . Käthe . . . ich weiß: wenn wir am Leben blieben, würdeſt du mir verzeihen — vielleicht nicht jetzt, aber doch einmal — ſpäter — in Jahren — weil du mich lieb haſt, trotz alledem! Aber ob wir am Leben bleiben — es wäre ein Wunder auf dem Weg, der vor uns liegt. Und darum, ehe es zu ſpät iſt — ſage mir, daß du mir verzeihſt! Ich bitte dich darum . . ."

Sie erwiderte nichts. Sie klammerte ſich an ihn feſt, und ihre Hand hob ſich in die Ferne, als wollte ſie drängen: Nur fort von hier! Fort vom Tode! In das Leben hinaus!

Da legte er ſie auf ſeine Arme und ſchritt, ſpähend den Kopf nach rechts und links wendend, mit zuſammengebiſſenen Zähnen hinaus in den Kampf, in den abenteuerlich zerpflügten und zerriſſenen Wirrwarr der pulverartig lockeren Dünenketten, die endlos, eine hinter der anderen, ſich türmten. Eine erſtickende, ſtaubgeſchwängerte Glut brütete über ihnen, je mehr der Sturm abnahm; der Sand wich unter den Füßen, er glitt unter ihnen hinweg, ſo daß ſie trotz aller Anſtrengung beim Aufwärtsklimmen faſt auf derſelben Stelle blieben. Und war trotzdem endlich der Kamm erreicht und der Abſtieg gethan, ſo wölbte ſich ſchon wieder die nächſte Hügelreihe, und hinter der lag, noch unſichtbar, eine zweite, eine dritte, eine zehnte und in weiter Ferne, unerreichbar, der Bordſch.

Unerreichbar! Er mußte es erkennen! Sie waren im Lauf einer Viertelſtunde kaum ein paar hundert Schritte vorwärts gekommen und ſeine Kräfte verſagten. Tiefaufatmend ließ er ſeine ſtumme Laſt zu Boden gleiten.

„Es hilft nichts, Käthe!" ſagte er. „Es geht nicht. Wir kommen nicht durch. Wir müſſen liegen bleiben und unſer Schickſal tragen, ſo gut wir können!"

Sie hielt krampfhaft ſeine Hand feſt. Er wußte nicht: war es die Todesangſt allein — war es noch etwas anderes?

„Käthe . . ." murmelte er, ſich zu ihr herabbeugend. „Käthe . . noch einmal bitt' ich dich — bei deiner Liebe zu mir: Vergieb mir!"

Da empfand er deutlich den erneuten ſchwachen Druck ihrer Rechten und wußte, das hieß: Ja! Die Liebe kann vieles tragen und verzeihen. . . .

Sie lag ſtill da. Eine eintönige Melodie hallte in ihrem Ohr wider. Es klang wie Stimmen im Sturme, wie das Raaaen unſichtbarer Wüſtengeiſter, wie ſcharfe durchdringende Pfiffe, wie ein ſeltſames erregtes Krächzen und Gurgeln. Wo hatte ſie nur dieſe heiſeren Kehltöne ſchon gehört? Am Lagerfeuer doch wohl, wenn die Araber des Abends miteinander plauderten und ſtritten. Die hatten auch ſolch rauhe Stimmen wie die, die hier ſo ſeltſam klangen, und ſchritten auch ſo auf leiſen Sohlen durch die Wüſte — man wußte nie, waren ſie hinter einem oder nicht — ſo wie ſie jetzt mit fiebernden Sinnen und krampfhaft zuſammengepreßten Lidern plötzlich ganz deutlich die Nähe von irgend welchen geiſterhaften Weſen ſpürte. Schon im Sonnenbrand war ja die Sahara unheimlich genug mit ihrer in der Luft öffenden und gaukelnden Fata Morgana — welch Geſpenſterſpuk mochte ſie jetzt erſt bevölkern, an ſolch einem Tage des Grauens — welch ſchattenhafte Gebilde, die aus dem inneren Auge kamen und draußen zur Wirklichkeit wurden und faſt unhörbar, leiſe miteinander zankend und ziſchelnd, über die

Sandhügel heranschlichen, wie die Hyänen zur Nachtzeit! Sie sah durch die geschlossenen Wimpern genau, daß sie kamen, und halbe aufstöhnend in Angst vor ihrer eigenen Fieberglut und Sinnestäuschung die Fäuste zusammen. Umsonst! Jetzt war es dicht bei ihr. Eine knöcherne Hand legte sich auf ihre Schulter . .

„Madame! ... Madame! ..." sagte eine bekannte Stimme.

Sie öffnete die Augen. Das war Abd-el-Kader, wie er leibte und lebte, hager und groß, malerisch in den weißen Burnus gehüllt und mit dem kühnen braungebrannten Adlergesicht. Das Blut stand ihr im Herzen still. Sie hatte nur einen Gedanken: Abd-el-Kader mit den Arabern hinter ihm ist auch in den Sturm geraten und umgekommen! Und nun erscheinen die toten Diener vor uns, um uns nachzuholen

„Madame?" wiederholte Abd-el-Kader, unsicher, ob sie bei Besinnung sei oder nicht.

Sie krampfte sich angstvoll im Sande fest und starrte zu ihm auf. Er verstand ihr Grauen nickte und streckte lächelnd unter dem weißen Mantel seine knochigen Arme aus, um sie aufzuheben.

Da sprang sie, so rasch sie konnte, auf die Füße und drängte sich rittlings, schutzsuchend an ihren Gatten. „Von wo kommen Sie?" stieß sie hervor.

„Mein Gott, Madame—von dem Bordsch an der Straße! Seit zwei Stunden kämpfen wir gegen den Sturm."

„Nein — das ist nicht möglich. Sie kommen aus der Wüste! Sie wollen uns holen!"

„Gewiß will ich Madame holen! Und Monsieur auch. Es ist ein Glück, daß wir Sie gefunden haben!"

„Ja—wie denn?"

„Madame! ... vor zweieinhalb Stunden sahen wir auf der Straße ein beladenes Maultier laufen. Es mußte sich mit letzter Kraft aus den Salzsümpfen losgemacht haben, denn es war bis an den Hals mit einer ganz frischen Salzkruste bedeckt und völlig erschöpft. Es trug die Sachen von Monsieur. Allein geht ein Maultier nicht in einen Salzsumpf. Monsieur hatte es also hineingeritten und war abgestiegen, weil es einbrach. Von Monsieurs Gewicht befreit, konnte es sich noch einmal freimachen und lief mit dem Biwak weiter. In derselben Richtung mußte Monsieur gegangen sein, nach dem Marabut, dem einzigen Ort, der noch etwas Schutz bot. Darum beschloß ich, gegen den Marabut vorzudringen, um, wenn möglich, Monsieur Hilfe zu bringen. Daß Madame mit war, das wagte ich gar nicht zu fürchten."

Sein Herr nickte. Die strenge Selbstbeherrschung des Europäers gegenüber den Eingeborenen verließ ihn auch jetzt nicht. „Ein böses Abenteuer, Abd-el-Kader!" sagte er mit ruhigem Gesicht und reichte dem Wüstensohn die Hand. „Das ging hart um Tode vorüber. Dank, daß du gekommen bist! Und nun sorge für meine Frau! Ich bin nicht mehr imstande, sie zu tragen."

Sie hörte seine Worte nur noch wie im Schlaf und sah wie durch einen Schleier die Dinge. Sie merkte, wie die von dem Wüstenmarsch selbst erschöpften Araber sie vorsichtig emporhoben und, mit zitternden Knien, hinter den vorgebundenen Tüchern hustend, alle paar hundert Schritte Halt machten und sich ablösten; sie merkte, wie Abd-el-Kader hochaufgerichtet, mit elastisch federndem Fuß, auch ohne Kompaß dank seiner untrüglichen Sinne des Weges gewiß, der kleinen Karawane vorausschritt; sie merkte, daß ihr Mann hinter ihr ging und zuweilen dem Führer ein paar Worte zurief, und glaubte doch mit offenen Augen zu träumen.

Die Femlinde in Dortmund.

Nach einer Photographie von Borschel & Jordan in Dortmund.

Und allmählich ebneten sich die Sandhügel, einzelnes Gestein trat zu Tage, ganze Geröllflächen, schließlich weite Halden von spitzen Riesensteinen, die wie das Bett eines ausgetrockneten Riesenflusses den Boden bedeckten. Der trübe Feuerdunst lichtete sich immer mehr. Es wurde taghell. Schon konnte man ein paar tausend Schritte weit schauen. Schon hoben sich in der Ferne als Wahrzeichen der Kultur die dünnen Telegraphenstangen am Wegrand leise zitternd von dem gelben Himmel ab, und daneben tauchten ein paar dunkle Umrisse auf — die Hütten am artesischen Brunnen, der langersehnte Bordsch.

Vor dem Lehmgemäuer wogte ein Gewimmel im Winde flatternder weißer Mäntel. Das Blitzen eines Freudenschusses stieg daraus auf. Man hatte die Ruhenden bemerkt.

Abd-el-Kader lachte und feuerte als Antwort eine Kugel aus seinem Revolver senkrecht in die Luft. „Nun ist keine Gefahr mehr, Madame!" rief er, sich umdrehend. „Abd-el-Kader ist ein großer Führer! Er hat Madame aus dem Munde der Wüste gerettet!"

Aber sie war taub gegen sein frohlockendes Selbstlob. In tiefem Schlaf lag sie in den Armen der Araber.

Als sie erwachte, war alles grau. Der Himmel und die Saharn, die sich in mattem Schweigen vor dem Fenster dehnte, eine abenteuerliche Welt neugebildeter Berge und Schluchten, mit dem Aufhören des treibenden Luftdrucks zum Stillstand gebracht und so schwer und massig daliegend, als hätten sie von Anbeginn an nie Ort und Form verändert.

Durch die grämliche Novemberkühle stürzte in unermeßlichen Güssen der Landregen, in dem der letzte Groll der Wildnis sich entlud. Wie aus gelöcherten Schläuchen schütteten die Wolkenbrüche nieder, daß ihr Brausen und Plätschern wie das Rauschen eines unheimlichen großen Wasserfalls jeden andern Ton verschlang. Der ausgemergelte Boden sog gierig die Sintflut auf. Die

ganze trostlose Umgebung, die rings um den artesischen Brunnen im Lehm festgetretenen Wagen-, Fuß- und Hufspuren, der pulverfeine weiße Staub, der schuhhoch die Straße deckte, die halbverdarrten kleinen Gemüsebeete mit ihrem Gehege von riesig wuchernden Agaven verwandelten sich zusehends in dem Strömen vom Himmel in eine einzige weite Schlammfläche.

Käthe wendete den Blick ab und schaute durch das Zimmer, einen niederen Raum aus gestampftem Lehm, der nach orientalischem Brauch keinerlei Hausrat und Zierde aufwies. Und dann bemerkte sie, daß ihr Mann auf einer leeren Tanne neben ihrem notdürftig hergerichteten Lager saß.

„Wo bin ich denn?“ frug sie nach ganz verloren.

„Im Bordsch! Du hast sechs Stunden geschlafen. Jetzt wird's bald Nacht da draußen.“

Sie erwiderte nichts. Müde lächelnd lag sie da und sah zur Decke hinauf.

Er hatte sich erhoben und stand zwischen ihrem Lager und der Thüre.

„Soll ich gehen?“ frug er gedämpften Tones. Durch seine Stimme zitterte die bange Erregung.

Da verneinte sie, ohne ihn anzuschauen — nur mit einer kaum merkbaren Bewegung des Kopfes. Aber ihm war es genug. Das war das Verzeihen, wie vorher im Tode, so jetzt für das Leben.

Er kniete an dem niederen Feldbett nieder und zog ihre Hand an die Lippen. Sie ließ es geschehen. Es war still zwischen ihnen, und aus dem Regenrauschen draußen kam leise die Dämmerung und der Frieden.

Paul Heyse. Am blauen Gardasee, fern von Deutschland, aber umgeben von dem Frühlingsglanze seines geliebten Landes Italien, feiert Paul Heyse am 15. März seinen 70. Geburtstag. Die „Gartenlaube“ hat kürzlich das noch jugendlich blickende Bild des Dichters gebracht, der ein langes Menschenleben hindurch die Kunst stets höher schätzte als den Erfolg, so reich ihm dieser auch zu jungen Jahren an gedeiht ward, und unerschütterlich seinem Bekenntnis der einfach künstlerischen Schönheit auch heute treu bleibt, wo eine selbstbewußte „moderne“ Jugend die gesamte Kunst für reformbedürftig erklärt, uns aber leider den Ersatz für die so gering geachteten „Großen um Ehemals“ hartnäckig schuldig bleibt. Zu diesen Großen zählen wir darum heute wie ehemals mit frohen Herzen den glücklicherweise noch in frischer Schaffenskraft unter uns Lebenden, dessen menschliche Persönlichkeit auf derselben Höhe steht wie seine dichterische Leistung. Er erzählt jetzt selbst in der „Deutschen Rundschau“ seine Jugenderinnerungen und erweckt dadurch allen, die damals schon zum litterarischen München gehörten, das Bild des jugendschönen schlanken Mannes mit den feingeschnittenen Zügen, hinter dessen unmutig verdindlicher Ausdrucksweise ein so fester Wille und ein so unbestechliches Gefühl für die Ehre wohnten, wie für die eigene stand, daß die dummigen Größen den „steinischen Viertels“ an der Münchner Kunststraße, der oft zählings zornig auflodernde Emmanuel Geibel und der gutmütige, aber unzuverlässige Budenstedt und die übrigen „Krokodile“ (wie bekanntlich die Mitglieder der Dichtergesellschaft hießen) das Urteil des viel jüngeren Heyse in kritischen Fragen willig als das maßgebende anerkannten. Diese Stellung ungesuchter Autorität ist ihm in vier Jahrzehnten geblieben, wo er als freier Mann ein äußerlich wenig bewegtes, aber innerlich um so reicheres Leben führte, sich selbst und seinen künstlerischen Zielen getreu, im Genuß der besten geistigen Güter, ohne Verlangen nach Hofgunst und Orden, ja eintretenden Falls sofort bereit, auf die ihm vom König Max II verliehenen Gunstbeweise zu verzichten, wo sie zu Fesseln seiner inneren Unabhängigkeit zu werden drohten.

Es ist allgemein bekannt, daß der junge König Ludwig II im Jahr 1867 wegen eines patriotischen Gedichtes Geibels an Wilhelm I, worin diesem prophetisch die Kaiserkrone verheißen wurde, dem Dichter das Jahrgehalt entzog, mit welchem König Max ihn nach München berufen hatte. Viel weniger verbreitet aber ist die Thatsache, daß Heyse sofort freiwillig das seinige ebensfalls zu den königlichen Füßen niederlegte, indem er sich offen zur gleichen Gesinnung bekannte. Auch die hohe Stellung eines Kapitelmitgliedes des Maximiliansordens gab er auf, als dessen Antrag, dem Dichter Anzengruber den Orden zu verleihen, gegen alles Herkommen an allerhöchster Stelle nicht bestätigt wurde aus Rücksicht auf die klerikale Verdammung des „Pfarrers von Kirchfeld“. Derlei Kundgebungen sind nicht geeignet, offizielle Auszeichnungen zu ernten, aber sie begründen das freudige Vertrauen, mit dem ein großer Kreis verehrender Freunde auf den Menschen Heyse blickt, der, vom Dichter untrennbar, unter uns lebt wie einer der charaktervollen, schönheitsfreudigen Menschen der Renaissancezeit, deren Streben dahin ging, ihr ganzes Leben mit guten und widrigen Schicksalen im höheren Sinn zum edlen Kunstwerk zu gestalten.

Ein „Liebling des Glücks“, wie ihn vor 30 Jahren die illustrierten Blätter nannten, die sein schönes Bild brachten und seinen frühen Ruhm, die materielle Unabhängigkeit, ein glückliches Familienleben priesen — ist er nicht geblieben: auch sein Haupt wurde von schwerem Leid überschattet, und in furchtbarer Wiederholung machte der Tod sein altes Recht geltend, dort einzudringen, wo die gemeine Not des Lebens nicht hin kann. Die Kinderstimmen in dem glücklichen Haus erstarben, lange Krankheit suchte die einsam gewordenen Eltern auf, aber so schwer auch die Last des Kummers drückte, sie war doch nicht imstande, ein so reiches Innenleben dauernd zu überwältigen. Die himmlischen Tröster: Kunst, Liebe und Schönheit erhellten allmählich das Dunkel wieder, und heute ist das gartenumgebene Haus in der Luisenstraße kein Trauerhaus mehr. Edle Kunstwerke sehen von den Wänden nieder, eine geliebte, immer noch schöne Frau waltet darin, die älteren Kinder aus Heyses erster Ehe mit Margarete Kugler, der früh Entrissenen, kommen und bringen dem trotz der Siebzig noch brunnenfrischen Großvater schon recht erwachsene Enkel; Freunde und aufstrebende Dichter und Dichterinnen gesellen sich dazu, stets einer gütigen Aufnahme, einer aufmerksamen Teilnahme an ihren Leistungen sicher und, falls diese überhaupt bemerkenswert sind, auch werktätiger Hilfe. Wer vielen Aufstrebenden hat Heyse die ersten Schritte erleichtert, wie viele bereits Bedeutende, aber noch recht Unbekannte, unter denen seiner Zeit sogar Gottfried Keller und Hermann Kurz, durch den „Deutschen Novellenschatz“ dem großen Publikum bekannt gemacht!

Es ist ein reiches, für Deutschland unendlich wertvolles Leben, das heute dem sinnenden Dichter inmitten seines Gartens voll Lorbeer und Frühlingsblüten vor dem geistigen Auge vorüberziehen mag. Weilte er unter uns in Deutschland, so würde sein Haus an diesem festlichen Tage nicht leer an Glückwünschenden und Denkenden für die reichen Schätze, die er uns geschenkt. Er hat sich allen Huldigungen entzogen, aber die Gedanken Unzähliger fliegen am 15. März über die Alpen zu ihm und grüßen voll warmer Liebe den Siebzigjährigen, dessen Sonne noch so hoch steht, daß er neue Ernten von der Zukunft hoffen darf! R. Artaria.

Das Königliche Schloß in Berlin zeigt sich, von der Friedrichsgracht aus gesehen, wie wir es heute unseren Lesern im Bilde S. 157 vorführen, wenn auch nicht von seiner architektonisch schönsten, so doch entschieden von seiner malerischsten Seite. Im Vordergrunde fließt inmitten träge die alte schwarzgrüne Spree dahin. Ueber den zum Flusse abfallenden Terrassen ragen die ältesten erhaltenen Teile der Markgrafenfeste auf der Insel empor. Sie stammen mit ihren malerisch stimmungsvollen Erkern und Giebeln noch aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Der runde massive Turm, genannt der „grüne Hut“, gehört sogar noch zu der alten Burg, welche Kurfürst Friedrich II 1442 hier angelegt hat. An diese Zeugen längst vergangener Zeiten schließt sich der gewaltige quadratische Bau an, der unter den Königen Friedrich I und Friedrich Wilhelm I anfangs des achtzehnten Jahrhunderts von Schlüter und Eosander von Göthe errichtet worden ist. Dieses riesige Gebäude, von dem auf unserem Bilde nur die Südostecke sichtbar ist, umfaßt 4 Höfe und enthält 4 Stockwerke mit 1238 verschließbaren Räumen. Auf unserem Bilde sieht man im ersten Stock die Fenster, welche zu den im Winter von der kaiserlichen Familie bewohnten Gemächern gehören. Das Arbeitszimmer des Kaisers befindet sich zwischen den großen Säulen, von denen nur eine nach ganz links sichtbar ist. Die Umgebung des Schlosses hat sich in den letzten 10 Jahren ganz außerordentlich verändert und die Umbauten sind noch nicht abgeschlossen. Die Schloßfreiheit ist gefallen und hat dem Nationaldenkmal Wilhelms I Platz gemacht, auf dem Schloßplatz ist der Begasbrunnen errichtet. Ueber die Spree spannt sich jetzt die neue Kurfürstenbrücke aus massivem Sandstein — im Vordergrunde —, auf ihr steht das mitberühmte Reiterstandbild des Großen Kurfürsten, nach Schlüters Modell von Jacobi in Erz gegossen und 1703 enthüllt, mit den bekannten Sockelfiguren der gefangenen Krieger. Im Hintergrunde sieht man die Bogen der neuen Kaiser Wilhelmsbrücke, über der in stolzer Pracht die mächtige Kuppel des neuen Doms mit ihren Seitentürmen aufragt. Dies monumentale Gotteshaus geht unter der Leitung von Prof. Raschdorff seiner Vollendung entgegen und dürfte im nächsten Jahre geweiht werden.

Sophie von Brabant zeigt den Marburger Bürgern den jungen Landgrafen. (Zu dem Bilde S. 140 und 141.) Sophie von Brabant ist die Stammutter des hessischen Fürstengeschlechts, die Tochter jener heiligen Elisabeth von Thüringen, um welche sich ein ganzer Legendenkreis gebildet hat. Nach dem Tode ihres Gatten Ludwig (1227) wurde Elisabeth von dem Landgrafen Heinrich Raspe vertrieben, und die kleine Sophie folgte ihr mit zwei Geschwistern auf der heimatlosen Irrfahrt, bis sie beim Bischof Eckbert von Bamberg auf dem Schlosse Botenstein ein Unterkommen fanden. Heinrich Raspe söhnte sich dann später wieder mit der Mutter aus, und so kehrten alle nach der Wartburg zurück, die Elisabeth sich von ihren Kindern trennte, um, noch immer in Trauer um den verlorenen Gatten, in Marburg unter Leitung und Beratung ihres Beichtvaters Konrad sich geistlichen Uebungen und den Werken der Wohlthätigkeit hinzugeben. Sophie heiratete Heinrich von Brabant, und als im Jahre 1247 mit dem Tode

Heinrich Raspes der thüringische Landgrafenstamm erlaschen war, machte sie auf die Hinterlassenschaft Heinrich Raspes für ihren Sohn, den unmündigen Heinrich (geb. am 24. Juni 1244), das Recht der Erbfolge geltend. In Hessen glaubte man, es sei jetzt der geeignete Zeitpunkt gekommen, um sich von Thüringen zu lösen und einen eigenen Landesherrn zu erhalten. Da die Erwartung an Ludwig und seine Gemahlin, die heilige Elisabeth, noch im Lande lebendig war, so neigte man sich der Tochter der letzteren, Sophie von Brabant, zu, und auf einem Landtag wurde beschlossen, Sophiens Sohn als den rechten Herrn des Landes anzuerkennen und „tot und lebendig" für ihn einzustehen. Sophie und die Gemahlin gaben einer hessischen Gesandtschaft ihren jüngeren Sohn Herzog Heinrich mit und Sophie selbst begleitete ihn. Der Empfang, der dem jungen Fürsten und seiner Mutter zu teil wurde, war ein überaus bewegter und herzlicher. Von Gewappneten geleitet, zogen sie durch das ganze hessische Land. Die Bürger der Städte ritten ihnen mit Fahnen und Kreuzen entgegen, um sie zu begrüßen und ihnen begeistert zu huldigen. Der ausgezeichnete Historienmaler Peter Janssen, Direktor der Düsseldorfer Akademie, hat in seinem Bilde den entscheidenden Augenblick herausgegriffen, den Augenblick der Huldigung, der uns sinnbildlich die künftigen Geschicke des jugendlichen verkörpert, die ja auf Jahrhunderte hinaus an das von Sophie von Brabant stammende Fürstenhaus geknüpft waren. Wir sehen, wie in Furcht ihrem Wagen entsprungen ist und den Marburgern ihren künftigen Landesherrn, Heinrich I., zeigt. Die Gestalt der ritterlichen Frau beherrscht das ganze Bild, dessen ausdrucksvolle malerische Wirkung vorzugsweise dadurch, daß oben auch durch die mit künstlerischer Meisterschaft eingeflochtenen Volksgruppen hervorgerufen wird. †

Die Aufstellung des Steinblockes

Das am 17. Februar enthüllte Denkmal der Schlacht bei Hemmingstedt.

Nach Photographien von Karl Hansen in Meldorf

Die Schlacht bei Hemmingstedt. (Mit Abbildungen.) Am 17. Februar beging man in Schleswig-Holstein unter feierlicher Denkmalenthüllung das 400jährige Gedächtnis der furchtbaren Entscheidungsschlacht in einem Kampfe, dem eine gewisse Aehnlichkeit mit dem gegenwärtigen Kriege in Südafrika nicht abzusprechen ist. Denn auch damals handelte es sich um einen schlichten Bauernstamm, der mit echt niederdeutscher Zähigkeit seine Unabhängigkeit gegen die gewaltige Uebermacht eines den Krieg vom Zaune brechenden Volkes zu verteidigen suchte. Der Bauernstamm war derjenige der Ditmarschen, und der Entscheidungskampf, in dem er Sieg und Freiheit rettete, war die am 17. Februar 1500 geschlagene, von Klaus Groth in plattdeutscher Ballade schwungvoll besungene Schlacht bei Hemmingstedt. Die Ditmarscher waren im 12. Jahrhundert dem Erzbischof von Bremen abgabenpflichtig, entwickelten sich aber im Lauf der Zeit zu einer freien Bauernrepublik mit einem Rat von 48 Oberrichtern an der Spitze. In der Schlacht bei Bornhöved im Jahre 1227, durch welche die Dänen endgültig aus Holstein vertrieben wurden, gaben die Ditmarscher den Ausschlag, und als in den folgenden Jahrhunderten verschiedene benachbarte Fürsten die reichen Gefilde des markigen Freistaats für sich zu erwerben trachteten, wurden sie jedesmal mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Da rüsteten im Jahre 1500 König Johann von Dänemark und sein Bruder Herzog Friedrich ein für damalige Zeiten stattliches Heer, zusammengesetzt aus dänischen und schleswig-holsteinischen Adligen mit ihren Gefolgschaften und fremden Mietstruppen, einer letzteren die im Deutschen Reiche unter dem Namen der großen alten sächsischen Garde bekannte Söldnerschar von 6000 Mann unter Führung des Junkers Slenz. Die gesamte Heeresmacht dezimierte sich auf 5000 Köpfe, während die Ditmarscher nur eine notdürftig bewaffnete Streitmacht von 6000 Mann aufzubringen vermochten. Gleichwohl trotzten die Bauern nicht; durch Kundschafter über den vom Gegner einzuschlagenden Weg orientiert, warfen sie auf der sogenannten Dreiländerweiswurf bei Hemmingstedt eine Schanze auf, in der Hof Hedrand mit etwa 500 Mann, denen ein Bauernmädchen, Telse von Hodenswörden, die Fahne vorantrug, den Feind erwartete. Dieser brach in der Morgenfrühe des 17. Februar von Meldorf nach Süden auf und traf unterwegs auf die Schanze, die Junker Slenz mit dem Schlachtruf: „Buhr' di, Buhr, de Garde kummt!" zu stürmen suchte. Aber im rechten Augenblick brach Wulf Isebrand mit den Seinen, sämtlich barfüßig, aus dem Erdwerke hervor, und nach wiederholtem Angriff gelang es, die Reihen der gefürchteten Söldnerschar zu durchbrechen. Mit dem umgekehrten Rufe: „Buhr' di, Garde, de Bue kummt!" begannen die Ditmarscher ein furchtbares Gemetzel, und nachdem Junker Slenz aus der Hand des Bauern Rainer aus Wiemerstedt im Zweikampf gefallen, geriet der Landsknechthaufe ins Wanken und wurde Mann für Mann niedergemacht. Gleichzeitig hatten die Ditmarscher auf den Seedeichen die Schleusen geöffnet, und nun drangen die Fluten in die Marsch ein und raubten dem Rest des Heeres jede Bewegungsfreiheit. Nur wenige entkamen auf der Flucht, unter ihnen der König und sein Bruder; das ganze übrige stolze Heer war vernichtet, die alte dänische Blutfahne erobert, die Freiheit des Bauernstammes gerettet. Heute nun haben die Ditmarscher dem 400jährigen Gedächtnis ihrer Ahnen dort, wo vermutlich die Schanze gestanden, ein Denkmal errichtet. Haussammlungen, Kreiszuschüsse und Beiträge von Niederdeutschen in allen Landen diesseit und jenseit des Oceans haben die Kosten gedeckt. Ein im Ditmarschen Boden gefundener Steinblock von nahezu 70 000 Pfund Gewicht wurde drei Meilen Weges nach der Dusenddüwelsbrauck befördert und bildet nun das gewaltige Schlußstück des von dem Kirchenbaumeister Voigt in Kiel entworfenen wuchtigen und ernsten Denkmals.

Die Karerseen und das Latemargebirge. (Zu dem Bilde S. 161.) Zu den schönsten Bergstraßen in den Tiroler Alpen gehört unstreitig die Eggenthal-Karerpaßstraße bei Bozen in Südtirol. Die Straße zweigt bei der Eisenbahnhaltestelle Karbaun vom Eisakthale ab, hoch oben zur Linken thront Schloß Karneid und knapp daran türmen sich bereits zu beiden Seiten rötliche Felsen hoch empor, an denen entlang sich die Straße mühsam dahinwindet, während der Eggenbach zischend und schäumend über Felsentrümmer thalabwärts seine Bahn gewinnt. Die Straße hat bald nicht mehr Raum genug neben dem wildströmenden Bache, sie mußte galerieartig in die Felsen gebaut werden, welche sich bei einer Biegung des Weges plötzlich eingaum so eng aneinander schließen, daß man sich wie durch Zauberkraft in einem alles verschlingenden Hexenkessel beinahe gefangen wähnt. Eine Brücke überspannt in dieser grauenerregenden Enge den aus einer schmalen Spalte mächtig hervorbrechenden Bach, der in furchtbarem Getöse sich darunter als Wasserfall schäumend in die Tiefe stürzt, während der Straße selbst durch einen Felstunnel ein Ausweg gebahnt wurde. Jenseit des Tunnels wird das Thal nach und nach wieder breiter, und beim Oertchen Birchabruck fährt rechts der Weg hinauf in die Ortschaften Ober- und Unteregg, und zur Linken zieht die Straße weiter zum Dorfe Welschnaaen und von da empor in die Hochregionen der schönsten Dolomitgebirge Südtirols. Auf dieser Straßenpartie blickt nun dem Alpenfahrer plötzlich zwischen dem dunklen Fichtengehölze geldgrün im Sonnenlicht funkelnd ein kleines Wasserbecken entgegen, in welchem sich die phantastisch gezackten Zinken und Zacken eines darüber aufragenden Gebirgszuges spiegeln. Das schimmernde Berggewässer ist der untere der beiden berühmten Karerseen, der zweite, kleinere, liegt noch etwas weiter oben im Walde. Beide Seen beherbergen köstliche Bergforellen und erhalten periodischen Zufluß aus zahlreichen, von unten aufsprudelnden Quellen, die aus dem Latemargebirge hervorbrechen. Das letztere erhebt sich im Süden der Karerseen als ein imposanter, wildzerrissener Dolomitstock, von dessen großartiger Schönheit das Thomasche Bild einen anschaulichen Begriff gewährt.

Die höchsten Gipfel des Latemargebirges sind im Osten der 2741 m hohe Col Canon und auf der Westseite der 2845 m hohe Diamantiditurm. Zwischen Latemar und Rosengarten führt die neue, aus Ingenieur Riedl vor wenig Jahren erbaute Dolomitenkunststraße weiter um Karersee-Hotel vorbei über den 1758 m hohen Karerpaß hinüber ins Fassatal, wo dann ganz oben im ewigen Eise die stolze Marmolata als die Königin der Dolomitalpen thront.

J. C. Piattee.

Die Femlinde in Dortmund. (Zu dem Bilde S. 165.) In der Nähe des Bahnhofs in Dortmund steht auf einer kleinen zu einer Anlage umgewandelten Anhöhe einer der denkwürdigsten Bäume Deutschlands. Eine Linde ist es, deren Alter man auf etwa 600 Jahre schätzt. Unter ihr wurden einst die Femgerichte abgehalten, und noch ist der Steintisch vorhanden, auf dem man „des Reiches Aar" schauen kann und auf dem einst das nackte Schwert und die Weidenschlinge lagen. In Dortmund befand sich schon in alter Zeit eine mächtige altsächsische Mahlstatt, und diesen Umstand mag der Frankenkönig Karl der Große benutzt haben, dort sein Gericht, die Feme, walten zu lassen. Aus diesem Grunde wurde auch der Freistuhl zu Dortmund ein Hauptstuhl, hier wurden Kaiser zu Wissenden gemacht und große Kapitel der Freigrafen und Schöffen abgehalten. Die Verkündigung des Ewigen Friedens und die Einsetzung des Reichskammergerichts im Jahre 1495 drückten die Bedeutung der Freistühle herab, die in landesherrlichen Gerichten aufgingen. Auf „roter Erde" bestanden aber noch bis ins 19. Jahrhundert Femgerichte für Feldpatrizeiübertretungen. Das letzte in Dortmund wurde noch im Jahre 1803 am Dienstag nach Heil. drei Könige unter dem Freigrafen Zacharias Löbbecke abgehalten, der im hundertsten Lebensjahre verstarb und die geheime Lasung mit ins Grab nahm.

Die alte Femlinde zu Dortmund wurde schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts durch Bahnbauten in ihrer Existenz bedroht. König Friedrich Wilhelm IV schützte sie aber im Jahre 1847 durch eine besondere Kabinettsordre. Seitdem ragt der Baum zwischen den Eisenbahngeleisen, ein Zeuge der Vergangenheit inmitten des hastigen modernen Getriebes. In Dortmund wird indessen ein weiterer Umbau des Bahnhofs geplant, durch den die Femlinde wieder bedroht erscheint. Um dies zu verhüten, ist von der Dortmunder Bürgerschaft eine Eingabe an die Regierung gerichtet worden, welche die Erhaltung der Femlinde anstrebt. In derselben wird hervorgehoben, daß bei der stetigen Zunahme des Verkehrs der Bahnhofsumbau nur für die Dauer von fünf bis zehn Jahren genügen würde und dann einer gründlicheren Umgestaltung der Bahnhofsverhältnisse weichen müßte. In diesem Falle wäre die Femlinde jetzt ganz unnütz geopfert worden. Hoffen wir, daß der Stadt Dortmund ihr altes Wahrzeichen erhalten werde!

Sinne Andresen in ihrer Landestracht.

Nach einer Photographie von W. Lind in Wyk.

Die Letzten in der Sprechstunde. (Zu unserer Kunstbeilage.) Die Jahreszahl 99 bekundet neben dem Namen A. Menzel, mit welcher Festigkeit die Hand des mehr als achtzigjährigen Meisters hier seine Figuren in merkwürdiger Charakteristik vor uns hinstellt. Eine ganze Geschichte erzählt das anspruchslose kleine Bild, das ohne Pose, mit schlichtem Realismus einen Ausschnitt aus dem Leben giebt.

„Die Letzten in der Sprechstunde." Schwere Zeiten mag der im Sessel zusammengesunkene, von stundenlangem Warten im Vorzimmer eines berühmten Arztes erschöpfte Mann hinter sich haben. Die Reisekleidung seiner Gefährtin deutet darauf hin, daß beide von weither zur Konsultation kamen. Nun ist die ersehnte und gefürchtete Stunde da. Vertrauensvoll aber doch mit zagendem Ausdruck schaut der Kranke zu dem Manne auf, dessen Spruch ihm die Wahrheit über Leben und Sterben bringen soll. Aber undurchdringlich ist die Miene des Arztes, er zählt die Pulsschläge der abgezehrten Hand, welche seine lebensvolle umfaßt, während er anscheinend gleichmütig zu rauchen fortfahrt, und seine Gedanken arbeiten angestrengt hinter der ernsten Stirne. Er überlegt offenbar, wie er die Wahrheit verschleiern, diesem schon von der Hand des Todes gezeichneten Manne Hoffnung geben soll.

Resigniert blickt die Lebensgefährtin des Patienten vor sich hin. Scharfe Runen sind in ihr Gesicht eingegraben. Wieviele Nächte mag sie am Lager des kranken Gatten durchwacht haben! In ihren weitgeöffneten Augen steht eine dunkle, dunkle Ahnung — — — Ernst und feierlich bewegt sich neben ihr an der Wand der Perpendikel einer Uhr. Wie lange noch und die Lebenszeit ihres alten Gefährten wird abgelaufen sein — — sie wird allein stehen in der Welt — ganz allein —!

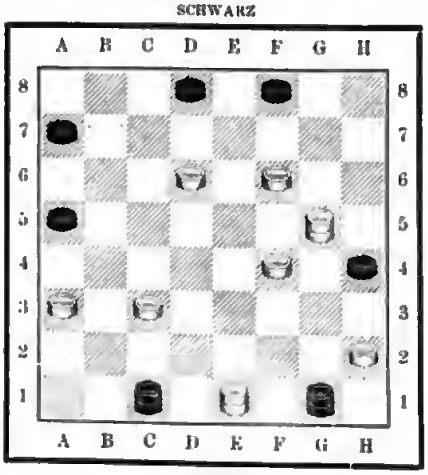
A. Sch.

Allerlei Kurzweil.

Damespielaufgabe.

Von **A. Stobenow** in Berlin.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht an und gewinnt.

Kopfrätsel.

Jedem der nachstehenden elf Wörter sind je drei nebeneinander liegende Buchstaben zu entnehmen. Die herausgezogenen dreiunddreißig Buchstaben ergeben alsdann (hintereinander gelesen) die Anfangsworte eines bekannten, auch in Musik gesetzten Gedichtes.

1) Biesfliege, 2) Masaniello, 3) Rheinsberg, 4) Dreimaster, 5) Bakkusbai, 6) Wunderfalke, 7) Südfrucht, 8) Kehlkopf, 9) Schlingpflanze, 10) Ausnahme, 11) Schuchteinheim.

Oscar Leede.

Bilderrätsel.

Scherzrätsel.

Wenn Kopf und Hals von meinem Wort sich trennen,
So bleibt ein Rumpf zurück; kannst du es nennen? E. S.

Auflösung des Rätsels auf Seite 136.

Glas, Gas.

Auflösung des Homonyms auf Seite 136.

Larve.

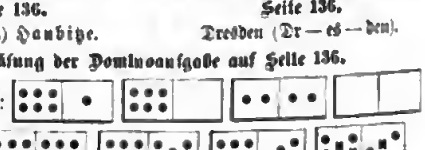
Auflösung des Füllrätsels auf Seite 136.

(Haude, Iz) Haubitze.

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 136.

Dresden (Dr — es — den).

Auflösung der Dominoaufgabe auf Seite 136.



Im Talon lagen:

B behielt:

Der Gang der Partie war: I. A 2/4, B 4/6, C —; II. A 6/2, B —, C —; III. A 2/1, B 1/5, C 5/5; IV. A 5/2, B —, C —; V. A 2/0, B 0/5, C 5/4; VI. A 4/1, B 1/0, C 0/3; VII. A 3/2 (= 80).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kroner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 5, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Bildhauer Joseph Reiß, der Schöpfer der ergreifenden Pietagruppe in der Kapelle der geschichtlich und architektonisch hervorragenden St. Gereonskirche in Köln, ist zu Düsseldorf, woselbst er auch geboren und vorgebildet wurde, am 31. Januar im 65. Lebensjahre verschieden. Reiß hat außer der genannten Gruppe eine ansehnliche Reihe von trefflichen, zumeist religiösen Skulpturwerken geschaffen. Er wird als einer der besten Vertreter der rheinischen und kirchlichen Bildhauerkunst im Gedächtnis der Nachwelt bleiben.

Joseph Reiss †.
Nach einer photographischen Aufnahme von Constantin Luck in Düsseldorf

Staatsminister a. D. Herrfurth †.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph J. C. Schauwächter in Berlin

Turnveteran C. Kallenberg †.
Nach einer photographischen Aufnahme von Gebr. Täschler in St. Fiden, St. Gallen

Feuerwehrhauptmann Chr. Köber sen.,
seit 14. Februar 1849 im Dienste der Freiwilligen Feuerwehr in Kirchheim u. T.
Nach einer photographischen Aufnahme von Otto Hofmann in Kirchheim u. T.

Brandmeister Carl Paquet,
seit 2. Februar 1850 im Dienste der Freiwilligen Feuerwehr in Saarlouis.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Heinrich Hermestroff in Saarlouis.

Staatsminister a. D. Herrfurth †. Nach langwierigem schweren Leiden ist der frühere preußische Minister des Innern Ernst Ludwig Herrfurth am 14. Februar zu Charlottenburg gestorben. In Oberthau bei Merseburg am 6. März 1830 geboren, schlug Herrfurth die Laufbahn eines Verwaltungsbeamten ein und gehörte seit 1873, zuletzt als Unterstaatssekretär, dem Ministerium des Innern an, bis er am 2. Juli 1888 nach Puttkamers Verabschiedung als dessen Nachfolger berufen wurde. Minister war er bis zum 9. August 1892. Herrfurth hat in der Politik zeitweilig eine hervorragende Rolle gespielt, so namentlich bei der Ausarbeitung und Durchsetzung der preußischen Landgemeindeordnung. Dieser Thätigkeit gesellte sich später nach seiner Entlassung sein publizistisches Eintreten für eine durchgreifende Umgestaltung des Landtagswahlrechts.

Christian Hackenschmidt †.

Turnveteran C. Kallenberg †. Der Name dieses in Lindau am 8. Februar verstorbenen Mannes behauptet seit Jahrzehnten in der Geschichte der deutschen Turnerschaft einen Ehrenplatz. Kallenberg war gebarener Württemberger und gehörte in den fünfziger Jahren dem damals einzigen Stuttgarter Turnverein als vortrefflich bewährter Sprechwart an. Er war es auch, der zusammen mit Theodor Georgii aus Eßlingen die ganze deutsche Turnerschaft für das erste 1860 vom 16. bis 19. Juni in Koburg abgehaltene Turnfest begeisterte, welches insofern, als es später zur Gründung eines allgemeinen Turnerbundes führte, recht eigentlich als dessen Wiege bezeichnet werden darf.

Die Ankunft des Prinzen Heinrich in Kiel.
Nach einer photographischen Aufnahme von Arthur Renard in Kiel.

Christian Hackenschmidt, der letzte Sänger des altelsässisch-deutschen Dichterkreises, welcher in den Brüdern Stoeber seine führenden Geister verehrte, ist am 16. Februar in Straßburg i. E. im Alter von nahezu 91 Jahren gestorben. Dortselbst ist er auch am 20. Mai 1809 geboren. Nachdem er das Gymnasium besucht hatte, mußte er auf ältertichen Wunsch das Korbmacherhandwerk erternen. Von Jugend an war die Dichtkunst seine stete Begletterin. Er schrieb zahlreiche Gedichte und Volkserzählungen, in denen sich ein echt deutsches Gemüt offenbart. Ihm gebührt großes Verdienst um die Erhaltung des elsässischen Deutschtums während der französischen Herrschaft. Als Volksdichter gehörte Hockenschmidt nebst den beiden ihm bereits im Tode vorausgegangenen Straßburger Meistersängern Hirtz und Pick (vergl. den Jahrgang 1893 der „Gartenlaube") bis an sein Lebensende zu den populärsten elsässer Persönlichkeiten.

Prinz Heinrich in Kiel. Am 16. Dezember 1897 war es, als Prinz Heinrich mit den Kreuzern „Deutschland" und „Gefion" von Kiel aus die Reise nach Kiautschou antrat, um die deutschen Interessen in Ostasien nachdrücklich wahrzunehmen. Nun ist er über Wien und Berlin, woselbst ihm großartige Empfänge bereitet wurden, am 15. Februar wieder in Kiel, seiner Residenzstadt, eingekehrt. Am Bahnhof dortselbst von den Spitzen der Behörden feierlich empfangen, ward er bei seiner Fahrt nach dem Schlosse jubelnd begrüßt von der Bevölkerung, die dem Heimgekehrten im reichen Schmuck der Straßen, Plätze und Gebäude ein begeistertes Willkommen bot. Abends prangten die Stadt sowie die im Hafen ankernden Schiffe im vielfarbigen Glanz von unzähligen Lichtern. Am folgenden Tage veranstaltete die Bürgerschaft einen glänzenden Festzug mit etwa 10000 Teilnehmern.

Vom Kriegsschauplatz in Südafrika.

Durch den Einmarsch der Buren in Natal, unmittelbar nach der Kriegserklärung, wurde dieser Teil Südafrikas zum Schauplatz der mächtigsten Kämpfe. Nach den Gefechten, welche die Engländer dem Vortrab der Buren bei Dundee-Glencoe und bei Standstangte am 20. und 21. Oktober lieferten, sahen sie sich genötigt, auf Ladysmith zurückzugehen. Dieses Städtchen bildet einen strategisch wichtigen Punkt, da von ihm die Wege nach Transvaal und dem Oranjefreistaat ausgehen. In ihm waren auch beträchtliche Kriegsvorräte aufgestapelt und ein befestigtes Lager angelegt worden. Die Buren rückten den abziehenden Engländern stetig nach, und am 30. Oktober trat ihnen General White mit aller Kraft entgegen. Die Schlacht fiel zu seinen Ungunsten aus. Eine Abteilung unter Obrist Carleton mußte kapitulieren und die siegreichen Buren schlossen Ladysmith ein. Unser Bild zeigt die Rückkehr der geschlagenen Engländer nach Ladysmith. — Die von jenen Tagen bis jetzt so heiß umstrittene Stadt liegt am Klipriver, einem Nebenflusse des Tugela. Ihre Umgebung ist hügelig. Im Süden erstreckt sich die Höhe, auf welcher die englischen Truppen das von den Buren vergeblich gestürmte „Cäsars Lager" errichtet haben. Oestlich davon erheben sich der Isimbulwhanaberg und Lombardskop, auf welchen die Buren ihre Geschütze, unter anderen auch den „langen Tom" postiert haben. In südlicher Richtung führen die Fahrstraße und die Eisenbahn über den etwa 17 km von Ladysmith entfernten Tugela, den sie bei Colenso überschreiten. Hier stehen die Buren in wohlverschanzten Stellungen, und der Versuch, an diesem Punkte den Uebergang über den Tugela zu erzwingen, kostete Buller über 1500 Mann und 10 Geschütze. Aus den Felskuppen, die nördlich vom Tugela zwischen tief eingerissenen Schluchten emporragen, ist besonders der durch Warrens Niederlage bekannt gewordene Spionkop hervorzuheben.

Die Rückkehr der geschlagenen englischen Truppen nach Ladysmith.
Nach einer photographischen Aufnahme von Alfred J. Hosking in Capstadt.

General Macdonald.

General Lyttleton.

An der Aktion bei dem Spionkop war namentlich General Lyttleton beteiligt. Mit der 4. englischen Brigade übersetzte er am 5. Februar den Tugela. Am 8. Februar war er jedoch gezwungen, den von ihm befehligten rechten Flügel über den Fluß zurückzuführen. Das andere Porträt zeigt den General Macdonald, welcher am 7. Februar mit der Hochlandsbrigade einen Vorstoß nach Kooboosberg unternahm, aber nach einem ziemlich schweren Gefechtstag auf Befehl Lord Methuens wieder nach dem Lager am Modderriver zurückkehren mußte.

Für Hausfrauenfleiss.

Kinderhäubchen. Material: 50 g fünffache weiche weiße Strumpfwolle, 20 gr weiße Kittelwolle, zur Rüsche 1 Strang Damastseide, hellblau oder rosa.

Die Grundform des Häubchens wird in dem, wohl jedermann bekannten tunesischen Häkelstich ausgeführt.

Anfertigung: Man beginnt den hinteren Boden des Häubchens der Länge nach mit einem Anschlag von 36 M., auf diesen häkelt man zuerst einen Spickel in Stufen von 9 M. Zuerst 9 M. vor, zurück, dann 18 M. vor, zurück, 27 M. vor, zurück, 36 M. vor, zurück.

Durch diesen Spickel wird der Boden gegen oben breiter. Nun kommt 1 Reihe glatt darüber, dann wird gegen oben in 4 Reihen je einmal aufgenommen und je 1 Reihe darüber gehäkelt. Nach dem vierten Mal aufnehmen folgen 4 glatte Reihen und ist damit die Mitte erreicht; es wird nun dieselbe Anzahl Reihen in entgegengesetzter Richtung gearbeitet, das heißt wo in der 1. Hälfte aufgenommen wurde, wird in der 2. Hälfte abgenommen. Zum Schlusse kommt wieder 1 Spickel in Stufen von 9 M.

Nun häkelt man in 1 Reihe ringsum den Boden mit Ausnahme der unteren wagerechten Kante. In der 1. Reihe wird an den beiden Ecken je einmal abgenommen, damit es eine schönere Rundung giebt. Durch das Häkeln dieser Reihe erhält man 96 M. (je 36 M. ergeben die beiden Längsseiten, 24 M. die obere Breite, davon 2 M. ab). Mit diesen 96 M. häkelt man 12 Reihen glatt, in der 13. Reihe nimmt man vorne und hinten einmal auf, 3 Reihen darüber, wieder zu beiden Seiten einmal aufnehmen, 3 Reihen darüber. In der folgenden 21. Reihe häkelt man vorne und hinten nur über 15 M. hin und zurück. Die nächsten 14 M. bleiben frei. An der 30. M. beginnend, häkelt man nun weiter bis 6 M. nach der Mitte, zurück bis 6 M. vor der Mitte; wieder vor und 5 M. dazu nehmen, wieder zurück und rechts von der Mitte ebenfalls 5 dazu; so werden dreimal 5 M. dazu genommen und ist man dann links von der Mitte an der 30. M. angekommen. Nun wird 1 Reihe über die ganze vordere Weite noch in tunesischem Häkelstich und dann rings um das ganze Häubchen 2 dichte Reihen gehäkelt.

Kinderhäubchen.

Arbeitsbeutel mit Aussentäschchen.

Ueber der 1. dichten Reihe kann (über den unteren Teil des Bodens) ein Schnürchen eingezogen werden, damit das Häubchen nach Bedarf zusammengezogen werden kann. Ringsum wird noch 1 Picotreihe gehäkelt. Als Verzierung werden nun mit farbiger Seide Zickzackreihen eingehäkelt und an den Boden, sowie an den vorderen Rand kommen je 3 solcher Reihen. Dieselben gehen über 2 Reihen des tunesischen Häkelstichs. (1 Glied fassen, 1 dichte M., 3 Lftm., 1 Glied übergehen, 1 dichte und so fort, immer auf und ab gehend.) — Zur Deckung der Kante zwischen Boden und vorderem Rand wird eine Rüsche, bestehend aus losen Schlingen, deren oberer Rand aus farbiger Seide gebildet ist, auf die Grundform gehäkelt und dieselbe muß über je 1 Reihe vor und nach der Grenze gearbeitet werden.

In Stäbchenhöhe werden die Schlingen senkrecht aufwärts, wagerecht und senkrecht abwärts gehend mit je 1 Reihe dazwischen frei lassend gearbeitet, das Häkelchen aus den Schlingen gezogen und in dieselben mit farbiger Seide je 1 dichte M. gehäkelt (siehe Abbildung).

Um den ganzen äußeren Rand des Häubchens kommt eine Rüsche in Filet.

Zu dieser braucht man 500 M., es werden auf diesen 5 Reihen weiß und zu beiden Seiten dieser 5 Reihen je 1 Reihe mit farbiger Seide gearbeitet.

Das Filet wird in Tollfalten gelegt und diese Rüsche so um das Häubchen gesetzt, daß die Hälfte über den Rand vorsteht. Damit sich die Tollfalten schließen, können die entgegengesetzt liegenden äußeren M. mit derselben Seide zusammengeknüpft werden. Eine Schleife oben in der Mitte und Bindeband vervollständigen das Häubchen.

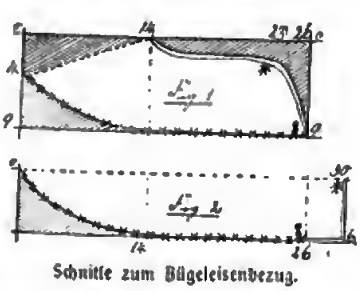
F. A. S. St.

Arbeitsbeutel mit Außentäschchen. Der links unten abgebildete Beutel, aus farbigem Cretonnestaff gearbeitet, entsteht auf die einfache Art, daß man ein Stück von 56 cm Länge zu 30 cm Breite in der Mitte, der Länge nach, zusammengelegt und die Seitenränder hüben und drüben zusammennäht, während man den oberen Rand, den man mit schmalem Seidenband einfaßt, offen läßt. Etwa 4 cm unterhalb desselben wird der Beutel mittels zweier Bänder zum Auf- und Zuziehen geschlossen. Die Hauptzierde und praktische Annehmlichkeit des Ganzen aber besteht in sechs außen aufgenähten Staffklappen von etwa 8 cm Größe in der Form eines Uhrtäschchens; dieselben tragen die gestickten Aufschriften: Knöpfe, Haken, farbige Seide, Nähetui u. s. w. In diesen Täschchen, welche durch ein an jedem befindliches Knopfloch nebst Knopf verschließbar sind, kann man sein ganzes Arbeitsgerät geordnet mitführen und behält den Raum im Beutel für die begonnene Arbeit frei.

Bezug für das Bügeleisen. Als Hochzeitsgeschenk ist der jungen Frau ein Bügeleisen gewiß sehr willkommen; um damit noch eine praktische Handarbeit (die auch von Kinderhänden angefertigt werden kann) zu verbinden, stellt man nach den Schnittmustern, Abbildung 1 und 2, aus grauem Leinen, Filz oder Tuch einen Bezug für dasselbe her, der es vor dem Rastigwerden, durch Küchendunst, schützen soll.

Die Muster können zunächst aus Papier ausgeschnitten und dem Eisen anprobiert werden, wobei die Größenverhältnisse an den Linien *** re- guliert werden können. Der Bezug hat die Form eines Pantaffels, und beide Muster sind je ihrer punktierten Mitte entlang, im ganzen zu schneiden, dann Abbildung 1 mit der Linie *** auf die gleiche Linie an Abbildung 2 zu nähen bis zum : mit der Naht nach außen, die dann mit rotem oder blauem Wollband einzufassen ist, ebenso die glatt gezeichneten Schnittränder. Bei * sind beiden Teilen Bänder anzunähen, die am Griff des Eisens zu binden sind.

Je nach Geschicklichkeit kann der Bezug noch mit Stickerei verziert werden. A. H.



Schnitte zum Bügeleisenbezug.

Gestickte Schürze. Hübsch gestickte Schürzen kann man immer wieder brauchen, für sich und andere.

Unsere nebenstehende Abbildung giebt eine in der Art der gestickten russischen Kostüme, mit verschiedenfarbigem Grund. Die Schürze selbst ist aus einem schönen dunklen Türkischrot; darauf, sehr fein aufgenäht, sitzt ein breiter indigoblauer Streifen. Auf diesen wird in demselben tiefen Rot und in Weiß (starke Baumwolle) ein reiches Kreuzstichmuster gestickt. Von unten und von den Seiten wird der rote Stoff als Saum über den blauen hereingeschlagen und durch eine Reihe von Zierstichen befestigt. An diese blaugrundige breite Borte schließt sich nach oben eine Reihe aus einzelnen Figuren in Blau und Weiß auf dem roten Grund (siehe die Sammlungen altdeutscher Leinenmuster von Lipperheide, Siebmacher u. a.). Diese Figuren bilden einen guten Uebergang aus der dichten Borte zu dem glatten Staff. Seitwärts fällt vom Gürtel eine Schleife aus schmalen roten und blauen Seidenbändern herab.

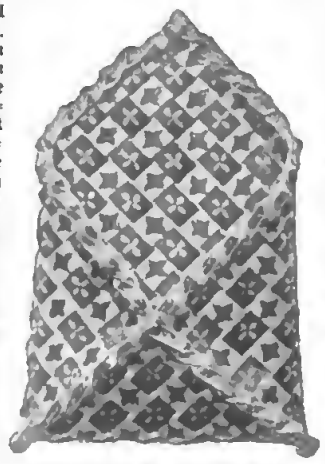
Gestickte Schürze.

Kunst im Hause.

Eierschränkchen. Eine hübsche und praktische Speisekommereinrichtung bildet das untenstehend abgebildete Eierschränkchen, in der Höhe von 40 und der Breite nan 25 cm, durchweg aus einfachem weißen Holze gefertigt. Die Thüre, die Seiten und die Rückwand sind aus schmalem Lattenwerk, so daß die Hausfrau jederzeit non außen sehen kann, wie hoch sich ihr Vorrat an Eiern noch beläuft. Inwendig sind, in einem Abstand nan 11 cm übereinander, drei kleine Brettchen angebracht, jedes durch sechs runde Löcher zur Aufnahme nan ebensoviel Eiern bestimmt. Der in jedem Haushaltungsgeschäft für billigen Preis erhältliche Gegenstand ist auch in Matutenfilialgeschäften zu haben und läßt sich am Giebel wie an den breiteren Eckleisten mit Brandmalerei sehr nett aerzieren.

Eierschränkchen.

Staubtuchtasche aus Hobelspänen. Hobelspäne, wie sie jeder Tischler liefert, bilden das Material der hübschen, praktischen Wandtasche, doch ist es ratsam, dieselben etwas stärker als die gewöhnlichen Abfallspäne schneiden zu lassen. Nachdem man sie in warmes Wasser gelegt hat, um sie recht biegsam zu machen, werden sie feucht verarbeitet, und zwar benötigt man zu unserem Modell 27 je 1½ cm breite Späne nan 32 cm Länge. 14 Späne befestigt man mit Reißnägeln an einem Ende auf einem Zeichenbrett und flicht die übrigen 13 hindurch, wabei darauf zu achten ist, daß die glatte Seite stets nach oben kommt. Nach Vollendung der Flechtarbeit begrenzt man dieselbe mit weißumsponnenem Draht und faßt drei Ecken zusammen, um die Farm zu bilden. Das schmale Spanbärtchen arbeitet man folgendermaßen: man schneidet einen Hobelspan der Länge nach durch und flicht ihn umeinander, indem man die kleinen Vertiefungen leicht einknickt. Die Verzierung mit dem Brennstift ist aus unserer Abbildung leicht ersichtlich, den dunkel gebrannte Carreau enthält in der Mitte ein kleines, aus vier Blattchen zusammengesetztes Sternchen, das blau ausgemalt wird; das hellgehaltene Viereck wird in der Mitte nan einem gebrannten, rot getönten Sternchen geziert. A. K.



Staubtuchtasche aus Hobelspänen.

Ein Bänkchen, neben den Schreibtisch oder Flügel zu stellen, ist als praktischen Model zur Ablage von allerlei Gegenständen sehr beliebt. Unsere Abbildung zeigt eine Form dafür, im Stil unserer modernen, sogenannten „englischen" Möbel. Die Ausführung geschieht durch Brandarbeit mit Ausmalung nan Emailfarbe, aber durch Schnitzerei, wobei der Grund verteilt und getönt wird. Das Verzierungsmotiv sind zwei große hellgiatette Mohnblumen auf irgend einem leuchtenden Grund, zum Beispiel Kardinalrot ader Goldgelb.

Bänkchen.

Einen sehr schönen Ton zum Färben der glatten, unbemalten Holzteile ergiebt die chinesische Tusche mit einem leichten Zusatz aan Preußischblau, aber gut mit Wasser verdünnt und vorsichtig erst hell und dann zweitenmal dunkler aufzutragen. Für große Flächen, wie zum Beispiel die Tischplatte, bedient man sich dazu am besten eines kleinen Schwammes. Die Innenseite der Bank wird mit der Farbe gestrichen, die den Grund für die Mohnblumen ergeben hat.

Tablette, Federschalen und Vasenteller mit eingerahmter Malerei oder Stickerei auf farbiger Seide eignen sich als reizende Neuheiten besonders zu Geschenken. Die glatte viereckige Farm ist vorgeschrieben. Der etwa 2 cm hohe polierte Holzrahmen sieht sehr gefällig in Braun mit wenig Goldverzierung aus, ein zum Hall nötiger Holzboden wird vor seiner Bekleidung mit der Stickerei aber Malerei leicht und nicht gewaldt mit Watte belegt; die deckende Glasscheibe darf nicht zu fein und auch von reiner Farbe sein. Bevorzugt werden zierliche Muster im Rokoko- oder Empiregeschmack, beliebig kann man zur Ausführung auch Malerei und Stickerei vereinigen; der Seidengrund wird zartfarbig in Rosa, Hellblau Federfarben ꝛc. genommen. Wahlt man zur Verzierung Stickerei, so muß diese etwas Besonderes bieten; Gold- und Flitterstickereien, auch die Arbeiten mit dem winzig schmalen Rokokabändchen sind von gutee Wirkung. Natürlich dürfen in dieser Weise ausgestattete Tabletten nur eine geringe Größe haben; Federschalen rechnet man 9 bis 10 cm breit und 25 bis 28 cm lang, Vasenteller 18 bis 20 cm im Quadrat groß.

Jalarflaschnitzerei. Seitdem die nordische Kerbschnitzerei als häusliche Kunstarbeit so großen Beifall fand, hat man sich bemüht, auch andere Schnitzarten den Dilettanten zugänglich zu machen, und namentlich haben die Flach- oder Ausgründungsschnitzerei, sowie der sogenannte Drachenschnitt Aufnahme gefunden. Ganz neu auf diesem Gebiete ist der nam Bildhauer Paul Sturm in Leipzig erfundene Intarsiaschnitt, welcher, obwahl ohne Schwierigkeit herzustellen, ebenso prächtig wie originell wirkt, letzteres auch insofern, als er nach der Vollendung noch vergoldet wird. Die Eigenartigkeit des Intarsioschnittes besteht jedoch auch in der Form der Zeichnung, die einfache, ausgerillte Linien mit daran befindlichen stilisierten Blumenteilen nan kleiner Fläche aufweist. Erforderlich zur Herstellung des interessanten Schnittes ist nur ein schmales Rilleisen (Zierbohrer), sowie ein mittelbreites Hohleisen. Mit ersterem werden zunächst die Einzellinien wie auch die Umrisse der breiteren Formen ausgerillt. Hierauf erfahren letztere mit dem anderen Instrument eine gewisse, nur geringe Wölbung nach innen zu, sie werden also ausgehoben, jedoch nicht gleichmäßig tief wie bei der Flachschnitzerei, sondern so, daß die ausgerillten Umrisse noch klar als solche ersichtlich bleiben und die Fläche sich nan diesen Umrissen nach der Mitte zu muldenartig — aber nur wenig — vertieft. Zuletzt werden sämtliche ausgerillte und ausgehobene Stellen in der üblichen Weise mit Blattgold überdeckt, wozu man am besten einen Vergolder Auftrag giebt.

Tablett ader Vasenteller.

Obwohl dieser Vergoldung wegen die Verwendung dunkler oder dunkelgebeizter Hölzer vorzuziehen ist, können doch auch Gegenstände aus hellen Hölzern recht wirkungsvoll mit Intarsischnitzerei ausgeschmückt werden. Besonders zu empfehlen ist die Brigode von Kerbschnitzigmen. Geeignete Gegenstände, nur vorgezeichnet ader auch angefangen aud fertiggearbeitet, bezieht man von obengenannter Adresse direkt. Es wäre wohl zu wünschen, daß auch der Intarsiaschnitt, der eine longersehnte Abwechselung in die Kerbschnitzerei bringt, bald allgemeine Aufnahme findet.

Gemalte Gänseleberterrinen. Die leeren Terrinen der Gänseleberpastetrn geboren auch zu denjenigen ausgedienten Gegenständen im Haushalte, die man ihrer schönen Farm und ihrer mehrfachen Verwendbarkeit wegen nur ungern in die Rumpelkammer stellt. Eine einfache Malerei mit Emailfarben nach irgend einem beliebigen, aber dazu passenden Vorbild ist schnell gefertigt und nimmt dem Gegenstand das Profanische des Aeußeren. Die großen braunen Töpfe verziert man am besten mit einem stilvollen Muster, in demselben Geld gehalten, wie der Knopf und die plastischen Löwenköpfe, während die kleinen gelben Terrinen mit Henkeln bunte Farben und eine freiere Behandlung des Stils im Motiv gestatten.

Gemalte Pasteltenterinen.

L. v. Sp.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 8, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Historienmaler Julius Schrader ist am 17. Februar zu Großlichterfelde im 85. Lebensjahre gestorben. Derselbe war am 16. Juni 1815 in Berlin geboren. Nach vollbrachten Studien an der dortigen Akademie und bei Wilhelm Schadow in Düsseldorf machte Schrader wiederholt ausgedehnte Reisen nach Belgien und Frankreich, ging dann auf drei Jahre nach Italien und bereiste später England und Dänemark. Seit 1848 wirkte er als Professor an der Akademie seiner Vaterstadt, bis ihn seine Erblindung im Jahre 1892 zwang, die künstlerische Thätigkeit aufzugeben. Schrader hat als geschichtlicher Genremaler eine seltene Meisterschaft bewährt und hierin, aber auch als Bildnismaler für seine Zeit Hochbedeutsames geleistet.

Historienmaler Julius Schrader †.
Nach einer Photographie von F. Bard in Berlin.

Geheimer Hofrat v. Muncker †.
Nach einer Aufnahme von Hans Brand, Hofphotograph in Bayreuth.

Geheimer Hofrat Theodor von Muncker, der langjährige Freund des Richard Wagnerschen Hauses und eifrige Förderer der Festspielbühne in Bayreuth, ist dortselbst Mitte Februar gestorben. Muncker war 1823 geboren und stand ein volles Jahrhundert hindurch als hervorragender Verwaltungsbeamter im Gemeindedienste seiner schönen Vaterstadt, die ihm hauptsächlich ihren Aufschwung verdankt. Er war der älteste Bürgermeister in Bayern. Mit ihm ist ein den höchsten Kunstidealen zugethaner Mensch aus dem Leben geschieden, dessen Name mit dem des Wagnertheaters für alle Zeit verknüpft bleiben wird.

Markus Swyn. Albersdorfer Gruppe mit dem Opferstein auf dem Brutkamp.

Gruppen aus dem Festzuge zur Einweihung des Denkmals bei Hemmingstedt.
Nach photographischen Aufnahmen von John Theile in Hamburg und Th. Paetens in Marne.

Der Festzug anläßlich der Einweihung des Denkmals der Schlacht bei Hemmingstedt hat am 17. Februar unter großer Beteiligung aus ganz Dithmarschen stattgefunden. An diesem denkwürdigen Tage prangte die neue Landeshauptstadt Meldorf im Schmucke von Ehrenpforten und zahlreichen Fahnen, während von nah und fern viel hundert Gäste herbeiströmten, um dem großartig geplanten Festzuge anzuwohnen. Derselbe bewegte sich kurz vor Mittag vom Marktplatz aus, wo er sich geordnet hatte, zunächst durch mehrere Hauptstraßen des Orts, längs der im Jahre 1500 auch vom Feinde benutzten Heerstraße nach dem jenseit des Dorfes Epenwohrden gelegenen Schlachtfeld. Der über zwei Kilometer lange Zug gliederte sich in fünfundzwanzig, zum größten Teil historische Gruppen und Einzelpersonen aus der alten dithmarsischen Geschichte in ihren Trachten und Rüstungen. So war die Bannerträgerin aus der Hemmingstedter Schlacht, Jungfrau Telse von Hohenwohrden, da waren Wolf Isebrand und Rainer mit den Dithmarschern, dänisches und Marner Kriegsvolk, Meldorfer Gymnasiasten in Klosterschülertracht, Seeräuber mit ihrem Kaperschiffe, altheidnische Priester, Germanengestalten u. s. w. Unsere Abbildungen veranschaulichen den Wagen des ersten Landvogts vom Norderteil, Markus Swyn nebst Frau aus Lunden, die Gruppe der Albersdorfer mit der Nachbildung ihres auf dem Brutkamp in der Nähe des Dorfes befindlichen Opfersteines, endlich altdithmarscher Frauentrachten.

Alte dithmarscher Frauentrachten im Festzug zu Meldorf.
Nach einer photographischen Aufnahme von Th. Paetens in Marne.

Vier Jubilare an der Leipziger Universität. Mit dem Jahre 1900 hat für die Hochschule zu Leipzig ein jubiläumsreiches Jahr begonnen. Nicht weniger als vier hochangesehene Gelehrte, die Professoren **Fricker, Wach, Heinze** und **Wundt**, können in demselben auf eine fünfundzwanzigjährige segensreiche Lehrthätigkeit an der berühmten Universität der alten Lindenstadt zurückblicken.

Prof. W. M. Wundt. Prof. Adolf Wach. Prof. Max Heinze. Prof. E. V. Fricker.

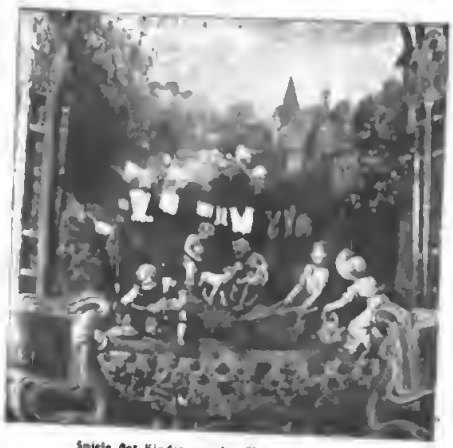
Vier Jubilare an der Leipziger Universität.
Nach photographischen Aufnahmen von Georg Brokisch in Leipzig

Der erste und den Lebensjahren nach der älteste der Jubilare, Geheimer Hofrat Professor Dr. Carl Victor **Fricker**, ward am 2. Februar 1830 zu Stuttgart geboren. Er besuchte das Gymnasium in seiner Vaterstadt, ferner das theologische Seminar zu Schönthal im Jagstkreis und bezog dann die Universität in Tübingen. Später war er mehrere Jahre im praktischen Staatsdienst in Württemberg thätig. Eine große archivalische Arbeit für die württembergische Abgeordnetenkammer gab ihm damals zu eingehenden staatsrechtlichen Studien Anlaß. Von 1863 bis 1875 befand er sich im Besitz der vormals von Robert v. Mohl bekleideten Professur in Tübingen. Fricker hat in der von ihm viele Jahre mitredigierten Tübinger „Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft" eine Reihe wertvoller kleiner und größerer Abhandlungen veröffentlicht und in Gemeinschaft mit Geßler, dem nachmaligen Kultusminister, eine „Geschichte der württembergischen Verfassung bis 1865" geschrieben, welche 1869 erschien. Am 5. Januar 1875 wurde er an die Universität zu Leipzig berufen, an der er noch heute als Professor der Staatswissenschaften in voller Schaffenskraft wirkt.

Als nächsten nennen wir Geheimerat Professor Dr. Adolf **Wach**, der am 11. September 1843 zu Kulm in Westpreußen geboren ist und 1861 bis 1865 zu Berlin, Heidelberg und Königsberg die Rechte studierte. In der Stadt der reinen Vernunft erwarb er sich 1865 den Doktorhut und habilitierte sich 1868 daselbst als Privatdozent. 1869 sehen wir ihn in Rostock, 1871 in Tübingen und 1872 in Bonn als ordentlichen Professor der Rechte wirken, und am 2. März 1875 folgte er dem Ruf nach Leipzig in gleicher Eigenschaft. Seine Bedeutung liegt auf den Gebieten des Zivilprozesses und des Strafrechts, auf denen er eine einflußreiche akademische Thätigkeit ausübt und vielfach schriftstellerisch thätig war. Auch an gemeinnützigen Bestrebungen nimmt der Gelehrte lebhaft teil. So ist er im Verein mit seiner Gattin, einer Tochter von Felix Mendelssohn-Bartholdy, ein eifriger Förderer der Musik und verdienstvolles Mitglied der Direktion der berühmten Gewandhauskonzerte in Leipzig.

Geheimer Hofrat Professor Dr. Max **Heinze**, welcher am 13. Dezember 1835 zu Priesnitz in Sachsen-Meiningen zur Welt kam, studierte Theologie, Philologie und, durch Trendelenburg in Berlin angeregt, auch Philosophie. Nach dreijähriger Lehrthätigkeit in Schulpforta und als Erzieher der aldenburgischen Prinzen habilitierte er sich im Jahre 1872 als Dozent der Philosophie in Leipzig, wirkte 1874 als ordentlicher Professor an der Baseler Hochschule und im Jahre darauf an der Universität Königsberg, von wo er am 20. Mai 1875 an die Leipziger Universität zurückberufen wurde. Er hat sich namentlich als Geschichtschreiber der Philosophie hervorgethan und durch eigene Schriften sowie Herausgabe von Ueberwegs „Grundriß der Geschichte der Philosophie" in neuer Bearbeitung einen Namen gemacht.

Der vierte der Jubilare, Geheimer Hofrat Professor Dr. Wilhelm Max **Wundt**, erblickte am 16. August 1832 zu Neckarau in Baden das Licht der Welt, studierte in den Jahren 1851 bis 1856 zu Tübingen, Heidelberg und Berlin Medizin und habilitierte sich 1857 als Privatdozent für Physiologie in Heidelberg. 1864 erhielt er daselbst eine außerordentliche Professur, 1874 ward er nach Zürich und am 29. Mai 1875, also am selben Tage wie Heinze, nach Leipzig als ordentlicher Professor der Philosophie berufen. Wundt hat zahlreiche Werte von hoher Bedeutung verfaßt, unter denen sein „Lehrbuch der Physiologie des Menschen" und die „Grundzüge der physiologischen Psychologie" hervorragendr Plätzt einnehmen.



Spiele der Kinder vor den Mauern Nürnbergs.

Gruppe der Nürnberger Spielwarenindustrie für die Pariser Weltausstellung. Als das Deutsche Reich der Einladung der französischen Republik zur Beteiligung an der Weltausstellung zu Paris im Jahre 1900 Folge zu leisten sich entschloß, vereinigte sich eine Anzahl Nürnberger und Fürther Spielwarenfabrikanten zu gemeinschaftlicher Ausstellung ihrer weltberühmten Fabrikate. Der als Ausstellungssachmann wohlbewährte Direktor des Bayrischen Gewerbemuseums, Oberbaurat v. Kramer, nahm die Sache in die Hand, und das Resultat seiner Bemühungen war schon vor der Absendung nach Paris im Bayrischen Gewerbemuseum zur allgemeinen Besichtigung ausgestellt. Rückhaltloser Beifall ward dieser Ausstellung zu teil. Da es heutzutage nicht genügt, gute Sachen bloß auszustellen, sondern es auch sehr darauf ankommt, dieselben in künstlerisch ansprechender Weise vorzuführen, so wurde vor allem die Plastik benutzt, um eine dahin zielende Wirkung zu ermöglichen. Das ist denn auch in hohem Maße gelungen. Die 12 m lange, 6 m tiefe und 7 m hohe Ausstellung ist in ihrer oberen Etage mit reichem künstlerischen, vorzugsweise plastischen Schmucke und einem von G. Riedel gemalten Hintergrunde versehen, den Mittelpunkt bildet das Weihnachtsfest, während zu dessen Seiten die Spiele der Kinder innerhalb der vier Jahreszeiten vor den altersgrauen Mauern des malerischen Nürnberg dargestellt werden. Reizende Kindergruppen, die ueberheem Spiele alles vergessen, bekunden aufs neue das Talent des Bildhauers Ph. Kittler, der schon so oft die Entwürfe des Oberbaurats v. Kramer in greifbare, überaus anziehende Formen gebracht hat. Die Künstler haben es verstanden, drei wachtige Faktoren: das Weihnachtsfest, die Spiele der seligen Kinderzeit und das Bild des Schatzkästleins Deutschlands, der Stadt Nürnberg, zu einem künstlerischen Ganzen zu verschmelzen, das seiner Wirkung auf alt und jung, auf

Spiele der Kinder vor den Mauern Nürnbergs

Gruppe der Nürnberger Spielwarenindustrie für die Pariser Weltausstellung.

Gruppe der Nürnberger Spielwarenindustrie für die Pariser Weltausstellung.

jedes deutsche Gemüt sicher sein darf. In der unteren Etage sind die Ausstellungsgegenstände vereinigt. In großer Reichhaltigkeit hat etwa ein Dutzend Firmen eine anziehende Menge ihrer Fabrikate ausgestellt, unter denen Metall- und Blechspielwaren besonders reich vertreten sind, aber auch die tapferen Zinnsoldaten und die Holzspielwaaren fehlen nicht, welch letzteren das Metall in neuerer Zeit so große Konkurrenz macht. Die Ausstellung wird Deutschland zur Ehre gereichen und sind jetzt schon den ungeteilten Beifall der kompetentesten Fachleute, oder richtiger Fachleutchen, der Kinder, welche jauchzend und jubelnd die Kollektivausstellung Nürnberger Spielwaren als einfach unübertreffbar erklärten. H. B.

Ansichtspostkarten vom Berliner Künstlerball. Anläßlich des Festes, das der Verein Berliner Künstler zum Besten seiner unterstützungsbedürftigen Mitglieder und deren Hinterbliebenen am 17. Februar in den prächtig geschmückten Räumen des Künstlerhauses veranstaltete, kamen neben allerlei Ulk- und parodistischen Bildern aus dem Malerleben unter anderen auch zwei von Professor Karl Breitbach herrührende Ansichtspostkarten zum Verkauf, deren Abbildung wir hier bringen. Auf der einen Karte ist „Morietta", die schöne, vielen Malern und Malerinnen als erprobtes Modell bekannte Kofferträgerin und Apfelsinenverkäuferin von Capri dargestellt. Die andere zeigt in ländlicher Tracht ein Bauernmädchen von Billingshausen in Hessen, dem wegen seiner schönen Mädchen berühmten Studienorte für Maler, die dort seit Boatiers und Knaus' Zeiten gern ihr Quartier aufzuschlagen pflegen.

Ansichtspostkarte vom Berliner Künstlerball.

Dienst- und Ruhezeit der Eisenbahnbetriebsbeamten. Vom 1. Oktober 1899 ab sind im ganzen Reiche feste einheitliche Bestimmungen über die Dienst- und Ruhezeit der deutschen Eisenbahnbetriebsbeamten in Kraft getreten. Dieselben kommen gleicherweise den Beamten und dem reisenden Publikum zu nutze, und die Betriebssicherheit auf den Eisenbahnen dürfte dadurch nur gewinnen. Wir geben die mit großer Sorgfalt ausgearbeiteten Bestimmungen in ihren Grundzügen wieder. Bei dem Stationspersonal soll die tägliche Dienstdauer bei ununterbrochener angestrengter Thätigkeit durchschnittlich 8 Stunden nicht überschreiten, einzelne Dienstschichten sollen höchstens 10 Stunden dauern. Die Dienstdauer kann aber nach Umständen im täglichen Durchschnitt bis 12, die einzelne Dienstschicht bis 14 Stunden betragen und bei Bahnen mit geringem Verkehr und zwischenfallenden Pausen bis auf 16 Stunden ausgedehnt werden. Für die Bahn- und Hallepunktwärter ist die Grenze der täglichen Dienstdauer auf 14 Stunden, ausnahmsweise, zum Beispiel bei Nebenbahnen, bis zu 16 Stunden, wie beim Stationspersonal festgesetzt. Die tägliche Dienstdauer des Zugbegleitpersonals soll im monatlichen Durchschnitt nicht mehr als 11 Stunden, einzelne Dienstschichten — mit Pausen — sollen nicht über 16 Stunden währen. Auf längere Dienstschichten soll längere Ruhe in der Heimat folgen. Die Uebernahme- und Uebergabegeschäfte werden in den Dienst eingerechnet. Das Lokomotivpersonal endlich soll im monatlichen Durchschnitt nicht mehr als 10 Stunden täglich, bei einfachen Betriebsverhältnissen bis 11 Stunden beschäftigt werden; einzelne Dienstschichten sollen, entsprechende Zwischenpausen vorausgesetzt, nicht über 16 Stunden ausgedehnt werden. Jeder Eisenbahnbetriebsbeamte erhält monatlich mindestens zwei Ruhetage, bei Bahnen von geringer Bedeutung kann die Ruhe im Stations- und Bahndewachungsdienst auf einen Tag beschränkt werden. Schließlich ist bestimmt, daß ein Betriebsbeamter im Nachtdienst höchstens 7 Nächte hintereinander beschäftigt werden darf.

Ansichtspostkarte vom Berliner Künstlerball.

Vom Kriegsschauplatz in Südafrika.

Fern ab vom eigentlichen Kriegsschauplatze liegt die Hauptstadt der englischen Kapkolonie. Burenheere bedrohen sie nicht und auf dem Meere weht schutzbietend Albions Flagge. Nur als Landungs- und Sammelplatz kommt Kapstadt in Betracht. Es sieht die Truppen, die nach dem Norden abziehen, und beherbergt die Verwundeten und die englischen Flüchtlinge, die aus Transvaal und Natal durch den Krieg vertrieben wurden. Unser untenstehendes Bild zeigt uns das Lager der „Life Guards" vor Kapstadt. Die beiden Regimenter der Life Guards zählten gleich den Royal Horse Guards zu der Household Cavalry, das heißt zu der königlichen Leibgarde, mußten aber infolge der ersten Siege der Buren nach Südafrika abgeschickt werden. Unser Bild bietet zugleich einen landschaftlichen Reiz. Wir sehen an den Ufern der Tafelbai das weiße Häusermeer der mit den Vororten gegen 100000 Einwohner zählenden Stadt, die einen schwunghaften Handel betreibt und auch als Mittelpunkt der südafrikanischen Industrie immer mehr an Bedeutung zunimmt. Ihr Hafen ist sicher und bequem, und an den Küsten werden alljährlich viele Tausende Hummern gefangen. In sanften Linien steigen an der Küste die Berge empor, und ihre untersten Abhänge sind mit Waldchen, Gärten und Weingütern bedeckt. Hier gedeihen Eichen, Pinien, Silberbäume, allerlei Obstarten und die so hoch geschätzten Kapblumen, die einen wichtigen Exportartikel bilden. Links auf unserem Bilde sehen wir den Bergzug, der bis zu der 1000 m hohen Teufelsspitze ansteigt, dahinter ragt das Massiv des horizontal abgeschnittenen 1082 m hohen Tafelberges; während im Mittelpunkte des Vordergrundes der eigenartig gestaltete Löwenberg seine höchste Kuppe, den 664 m hohen Löwenkopf zeigt.

Unser nebenstehendes Bild führt uns ins Kaplandinnere, dessen öde Wüstenstrecken wandernd zu durchmessen schon an und für sich keineswegs zu den Annehmlichkeiten des Reisens gehört. Als erschwerende Uebelstände treten nun noch die heißen, ungeheure Staubwolken aufwirbelnden Wirbelwinde hinzu, welche versengend und erstickend daherbrausen. In einen jener Sandstürme sind die englischen Soldaten geraten, die unsere Abbildung zeigt. Sie befinden sich von Kapstadt her, wo sie ausgeschifft wurden, auf dem beschwerlichen Marsch ins Innere. Wie viel der Unannehmlichkeiten aller Art auch die langwierige Meerfahrt gebracht hat, so schlimm wie solch ein afrikanischer Sandsturm war doch keine. Große dichte Massen des trockenen Staubes jagen daher und bohren sich trotz der schützenden Hände tiefbrennend in die durch die lange Seefahrt gegen Staub sehr empfindlich gewordenen Augen. Aber damit nicht genug, mischt auch noch die keuchende schnaubende Lokomative des schwer belasteten Straßenzuges ihre ätzenden Rauchwolken hinein. Wie da voran kommen! Aber die Pflicht ruft und aller Krieg ist unerbittlich — vorwärts denn!

Englische Soldaten auf dem Marsch im Sandsturm.
Nach dem Leben gezeichnet von John Schönberg

Lager der „Life Guards" bei Kapstadt.
Nach einer Aufnahme von Alfred J. Hosking in Kapstadt.

Allerlei Winke für jung und alt.

Primula Sieboldi. Keine der vielen Primelarten, die gewöhnlich ein Beetchrsmittel geworden ist, kommt es täglich hundert- und tausendmal vor, daß ein Radfahrer seine Maschine vor dem Hausetor oder im Hausflur unbewacht stehen lassen muß. Das ist ein bedenkliches, aber oft gar nicht zu vermeidendes Wagnis. Erspäht ein Fahrraddieb die günstige Gelegenheit, schwingt er sich auf das Rad und fährt davon, dann ist die Aussicht sehr gering, seiner und des gestohlenen Guts wieder habhaft zu werden. Denn ihn beschwert die Beute nicht, sie sichert alsdann seine Flucht. Im Anfang bot die „Steuersperre", eine einfache Vorrichtung, die es ermöglichte, durch einen Druck die Steuerung des Rades unmöglich zu machen, eine gewisse Sicherheit gegen Diebstahl und unbefugte Benutzung; aber das Geheimnis ist zu bekannt geworden und nunmehr auch den Radmardern nicht mehr verborgen. Darauf haben die Fabrikanten leicht abnehmbare Lenkstangen konstruiert. Nahm die der Eigentümer immer an sich, wenn er sein Rad allein stehen lassen mußte, so war er sicher, daß niemand mit seinem Rade davonfahren konnte. Auch davon ist man aber jetzt zu ziemlich abgekommen, weil dieses Mittel sich als ein wenig zu umständlich erwies. Die „Fahrradanschlüsse", in die Häuser eingemauerte Vorrichtungen zur sicheren Befestigung des Rades, haben sich nicht so eingebürgert, daß man immer auf sie rechnen könnte. Da empfiehlt sich also das älteste Mittel noch immer als das beste. Kein Radfahrer lasse sich die geringe Mühe verdrießen, eine kleine Kette mit Schloß bei sich zu tragen, um sein Rad immer leicht sichern zu können. Freilich, auch eine solche Kette kann abgezwickt werden, aber schließlich können auch Panzerkassen erbrochen werden, and besser als gar nichts ist es doch.

B. G.

Primula Sieboldi.

Primula Sieboldi gehört zu den Primelarten, die gewöhnlich ein Beetchrsmittel geworden ist, kommt es täglich hundert- und tausendmal vor, daß ein Radfahrer seine Maschine vor dem Hausetor oder im Hausflur unbewacht stehen lassen muß. Das ist ein bedenkliches, aber oft gar nicht zu vermeidendes Wagnis. Erspäht ein Fahrraddieb die günstige Gelegenheit, schwingt er sich auf das Rad und fährt davon, dann ist die Aussicht sehr gering, seiner und des gestohlenen Guts wieder habhaft zu werden. Denn ihn beschwert die Beute nicht, sie sichert alsdann seine Flucht. Im Anfang bot die „Steuersperre", eine einfache Vorrichtung, die es ermöglichte, durch einen Druck die Steuerung des Rades unmöglich zu machen, eine gewisse Sicherheit gegen Diebstahl und unbefugte Benutzung; aber das Geheimnis ist zu bekannt geworden und nunmehr auch den Radmardern nicht mehr verborgen. Darauf haben die Fabrikanten leicht abnehmbare Lenkstangen konstruiert. Nahm die der Eigentümer immer an sich, wenn er sein Rad allein stehen lassen mußte, so war er sicher, daß niemand mit seinem Rade davonfahren konnte. Auch davon ist man aber jetzt zu ziemlich abgekommen, weil dieses Mittel sich als ein wenig zu umständlich erwies. Die „Fahrradanschlüsse", in die Häuser eingemauerte Vorrichtungen zur sicheren Befestigung des Rades, haben sich nicht so eingebürgert, daß man immer auf sie rechnen könnte. Da empfiehlt sich also das älteste Mittel noch immer als das beste. Kein Radfahrer lasse sich die geringe Mühe verdrießen, eine kleine Kette mit Schloß bei sich zu tragen, um sein Rad immer leicht sichern zu können. Freilich, auch eine solche Kette kann abgezwickt werden, aber schließlich können auch Panzerkassen erbrochen werden, and besser als gar nichts ist es doch.

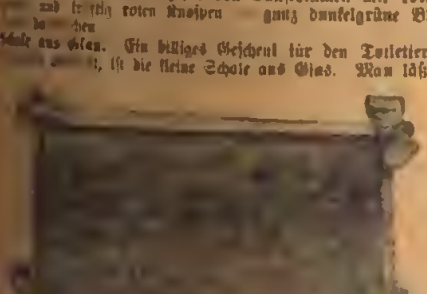
B. G.

Wachstuchdecke. Aus weißem Wachstuch mit farbigen Mustern [illegible] ein ovales Tischtuch, das man den kleinsten Tischgästen als Suppenteller legt. Eine liebevolle Tante findet vielleicht Gefallen, diesen Gegenstand selbst herzustellen. Sie schneidet das Wachstuch von etwa 60 cm Länge und 35 cm Breite in [illegible] aus und malt selbst eine Art von Borte darauf. Als [illegible] die Emailfarben, die das Abwaschen vertragen. Die [illegible] zur Verzierung können dem Bilderbuch, der Schmetterlings-

Verzierung zur Wachstuchdecke.

dem Garten entnommen sein. Unsere Abbildung giebt einige [illegible] gereihte Sträußchen von Gänseblumen mit rötlichen [illegible] und kräftig roten Knospen [illegible] ganz dunkelgrüne Blätter [illegible]

Schale aus Glas. Ein billiges Geschenk für den Toilettentisch, [illegible], ist die kleine Schale aus Glas. Man läßt sich



Schale aus Glas.

[illegible] gemustertem Glas ein 12 cm breites, 20 cm langes [illegible] dieses mit [illegible] cm breitem Band, in der Mitte [illegible] schleifchen zieren die Ecken, denen unten mit pyffen- [illegible] runde Knöpfchen als Füße angenäht werden.

All Heil! Achtung auf Radmarder! Da nun das Fahrrad wirklich ein Verkehrsmittel geworden ist, kommt es täglich hundert- und tausendmal vor, daß ein Radfahrer seine Maschine vor dem Hausetor oder im Hausflur unbewacht stehen lassen muß. Das ist ein bedenkliches, aber oft gar nicht zu vermeidendes Wagnis. Erspäht ein Fahrraddieb die günstige Gelegenheit, schwingt er sich auf das Rad und fährt davon, dann ist die Aussicht sehr gering, seiner und des gestohlenen Guts wieder habhaft zu werden. Denn ihn beschwert die Beute nicht, sie sichert alsdann seine Flucht. Im Anfang bot die „Steuersperre", eine einfache Vorrichtung, die es ermöglichte, durch einen Druck die Steuerung des Rades unmöglich zu machen, eine gewisse Sicherheit gegen Diebstahl und unbefugte Benutzung; aber das Geheimnis ist zu bekannt geworden und nunmehr auch den Radmardern nicht mehr verborgen. Darauf haben die Fabrikanten leicht abnehmbare Lenkstangen konstruiert. Nahm die der Eigentümer immer an sich, wenn er sein Rad allein stehen lassen mußte, so war er sicher, daß niemand mit seinem Rade davonfahren konnte. Auch davon ist man aber jetzt zu ziemlich abgekommen, weil dieses Mittel sich als ein wenig zu umständlich erwies. Die „Fahrradanschlüsse", in die Häuser eingemauerte Vorrichtungen zur sicheren Befestigung des Rades, haben sich nicht so eingebürgert, daß man immer auf sie rechnen könnte. Da empfiehlt sich also das älteste Mittel noch immer als das beste. Kein Radfahrer lasse sich die geringe Mühe verdrießen, eine kleine Kette mit Schloß bei sich zu tragen, um sein Rad immer leicht sichern zu können. Freilich, auch eine solche Kette kann abgezwickt werden, aber schließlich können auch Panzerkassen erbrochen werden, and besser als gar nichts ist es doch.

B. G.

Matratzen mit Gurten. Eine sehr praktische Art, Matratzen bequem umzudrehen, sah ich kürzlich bei einer Freundin. Zwei Gurte, aus dem Matratzenstoff genäht, werden, genau so lang als die Matratze doch ist, im Abstand von 1 m zu beiden Längsseiten der Matratze angenäht. Daran hebt man die Matratze leicht auf and zieht sie ebenso leicht wieder vor.

Hauswirtschaftliches.

Ordnung ist überall am Platze: Sparsamkeit und Ordnung gehen Hand in Hand, und Ordnung ist des Hauses Zier! Unscheinbare Kleinigkeiten, die gewöhnlich achtlos fortgeworfen werden, gewinnen im Haushalt oft große Bedeutung; so bewährt sich altes Zeitungspapier vortrefflich, wenn 4 bis 5 Blätter gemacht werden sollen oder etwas Milch, eine Tasse voll übriger Suppe zu wärmen ist. Man hat dadurch im Kochherd ein schnelles Feuer und sport Holz. — Alte Korke, besonders die großen, verwendet man, in feinem Spiritus getaucht, zum Putzen von Messern und Gabeln, schlechter Korke und solche, denen ein Geruch anhaftet, wie von Petroleum oder Sprengstoffen, bleiben, fein gehackt and mit dem Saft aus Petroleumkannen (wie ihn schlecht gereinigtes Oel öfters absetzt) übergossen, ein sehr gutes Material zum Feuermachen, wobei ebenfalls Holz gespart wird. — Alle, auch die kleinsten Reste von Seife sammelt man in einer alten Konservenbüchse and setzt sie zur Aufbewahrung, mit wenig Wasser gekocht, dem Einlegewasser zu. — Ueberig gebliebene Stärke läßt man ruhig dorben, bis sie sich gesetzt hat and man das Wasser abgießen kann. Nachdem sie am andern Tage trocken geworden ist, sticht man sie mit einem Messer ab, verwahrt sie in einer Schachtel oder einem Beutelchen and verwendet sie vorkommenden Falles wie frische.

B. H.

Eierkäse mit geräuchertem Fisch. Hierzu kann ich Sorte Räucherfisch verwendet werden. Man schneidet das Fischfleisch in möglichst gleich große, dünne Stückchen, legt diese in eine Omelettepfanne auf heiße Butter and schwitzt sie darauf so lange, bis das Fischfleisch genügend erwärmt ist. Man giebt man in die Pfanne noch etwas vorgewärmte Sardellenbutter, läßt sie über Glutfeuer heiß werden and schlägt darauf and auf das Fischfleisch eine beliebige Zahl frischer Eier Spiegeleier, die man damit anziehen läßt. Sobald das Weiß der Eier angezogen hat, rutscht man die Speise auf eine heiße, flache Platte, ziert sie mit einem Sträußchen grüner Petersilie and trägt die Speise sofort heiß mit Sauerkraut oder Salat zu Tisch. Statt Spiegeleiern kann man auch Rühreier mit Räucherfisch nehmen; in diesem Falle wird die Speise auf frisch ausgebackenen Weißbrotschnitten aufgetragen, für je eine Schnitte ein guter Eßlöffel voll and recht heiß über eine Serviette gelegt auf einem Teller serviert.

G. K.

Norwegischer Fischpudding. Aus Stockholm habe ich das folgende Rezept mitgebracht, das allen Hausfrauen zur Nachahmung empfohlen werden kann, zumal jetzt der billige Seefisch, der zur Bereitung notwendig ist, auch in die abgelegeneren Orte unseres Vaterlandes geschickt werden kann. Man nimmt am besten Schellfisch oder Dorsch und entfernt aus 3 kg des gereinigten Fisches sorgfältig alle Gräten, bevor man das Fleisch ganz fein schabt. Man vermischt das feingewiegte Fischfleisch mit 300 g schaumig gerührter Butter, gießt Salz, 1/4 l Milch, etwas Pfeffer, Muskat und vier bis fünf Eier darum. Die Masse muß tüchtig miteinander verarbeitet werden and die Beschaffenheit eines starken Kartoffelbreis zeigen. Sie wird in eine gut vorgerichtete Puddingform gefüllt and im Wasserbade eine gute Stunde gekocht.

Zur Sauce kocht man die Gräten mit reichlich Suppenkräutern and 3/4 l Wasser aus, seiht die Brühe durch und verkocht mit ihr ein helles Buttermehl zu sämtiger Sauce. Dann rührt man eine große Messerspitze Fleischextrakt in heißer Milch, quirlt zwei Eigelb damit klar, thut zwei Eßlöffel voll Kapern hinein und verrührt hiermit zuletzt die Sauce, die nur bis zum Kochen kommen darf. Der Pudding wird beim Anrichten gestürzt and mit Salzkartoffeln and der angegebenen Sauce zu Tisch gereicht.

L.

Ein unentbehrliches Familienbuch, ein bewährter Ratgeber in gesunden Tagen und ein treuer Helfer in der Not!

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Von **Professor Dr. Carl Ernst Bock.**

Sechzehnte Auflage.

Neu bearbeitet von

Medizinalrat Dr. W. Camerer.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und mehreren Farbtafeln.

Vollständig in einem Band. Preis elegant in Halbfranz gebunden 12 Mark. Auch in 20 Lieferungen à 50 Pfennig zu beziehen.

In diesem berühmten Buche, welches für alle Zeiten ein unübertreffliches Muster klarer, leichtfaßlicher und im besten Sinne des Wortes volkstümlicher Darstellung bleiben wird, ist dem größeren Publikum ein Werk geboten, worin es eingeweiht über den Bau des menschlichen Körpers, die Verrichtungen seiner einzelnen Organe, sowie über den Gesundheits- und Krankheitszustand derselben unterrichtet und über eine vernünftige naturgemäße Pflege des Körpers im gesunden und kranken Zustande belehrt wird.

Die neue Auflage ist von einem praktischen Arzt und Naturforscher, Medizinalrat **Dr. W. Camerer** aufs sorgfältigste bearbeitet und den Fortschritten der stets und rasch sich entwickelnden Wissenschaft entsprechend mit zahlreichen Zusätzen, Berichtigungen und Ergänzungen versehen worden.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Bad Wildungen

Hauptquellen **Georg Victorquelle** und **Helenenquelle**, deren hervorragende specifische Wirkung bei **Blasen- und Nierenkrankheiten** seit Jahrhunderten bekannt ist; die erstere von unübertroffenem Erfolge bei allen übrigen **Katarrhen** der **Harnorgane**, die zweite von ganz besonderer Wirksamkeit bei **Verschleimung** der **Kreislaufbahn** (**Harnsaure Diathese**, **Gicht** etc.) Außerdem finden die Quellen ersprießliche Verwendung bei **Magen- und Darmkatarrhen**, bei **Blutarmuth**, **Bleichsucht** und **Drüsenleiden**. Versandt 1899 970,000 Flaschen. Frequenz 1899—6800 Pers. **Berühmte Specialärzte. Das ungarische Wildunger Salz** ist nur täuschend, theils unächtliches Fabrikat. Auskunft über das Bad und Wohnungen, sowie Schriften gratis. Wasser, täglich in den Mineralwasserhandlungen u. Apotheken, versendet in Versandflaschen

Fürstliche Wildunger Mineralquellen, A.-G.

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.

Höhere technische Lehranstalt für Elektro- und Maschinentechnik.

Programme und Auskünfte durch das Rektorat.

Das erste Moorbad der Welt.

FRANZENSBAD

besitzt die stärksten Eisenquellen, reine alkalische Glaubersalzwässer und Lithionsäuerlinge. Neben den weltberühmten Moorbädern noch Mineralbäder, Gasbäder und die kohlensäurereichsten, neuerlings bei Herzkrankheiten erprobten Stahlbäder.

Saison vom 1. Mai bis 30. September.

Prospecte gratis.

Jede Auskunft ertheilt das Bürgermeisteramt als Curverwaltung.

Regierungs-Kommissar.

Technikum Altenburg S.-A.

für Maschinenbau, Elektrotechnik u. Chemie. Lehrwerkstätte. Prosp. frei.

Max Eugen Oskar Kirschstein,

geboren den 14. Mai 1872 zu Breslau, welcher sich vermuthlich dem Seemannsberufe gewidmet hat, wird aufgefordert, zwecks Erhebung einer ihm zugefallenen Erbschaft im Betrage von circa 6500 Mark seine Adresse der Expedition des „Berliner Tageblatt", Berlin SW., unter C. 2 J. G. mitzutheilen.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön ausgestattetes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch keine andere, Reinigungszwecken dienende Masse übertroffen wird. Wer es gebraucht, schätzt seinen Werth.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, [illegible] Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fässer, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen, Messern, Gabeln sowie allen zinnernen Geräthen wird nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Fussböden von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid sparsam! Kauft Sapolio und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Seife [illegible]

SAPOLIO

[illegible]

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Antons Erben.

Roman von **W. Heimburg**

3. Auflage.

Preis geheftet 3 M., elegant gebunden 4 M.

Dieser, bei seinem Erscheinen in der „Gartenlaube" mit außerordentlichem Beifall aufgenommene Roman liegt nunmehr in der 3. Auflage vor, welche mit schöner Ausstattung einen außerordentlich billigen Preis verbindet.

Von der gleichen Verfasserin erschienen ferner in obigem Verlag:

Aus dem Leben meiner alten Freundin. Roman. 9. Auflage.

Lumpensammlers Lieschen. Roman. 4. Auflage.

Kloster Wendhusen. Roman. 4. Aufl.

Dajamal. 4 Novellen. 2. Auflage.

Ein armes Mädchen. Roman. 3. Aufl.

Cruschewa Heirat. Roman. 2. Aufl.

Die Andere. Roman. 2. Auflage.

Herzenskrisen. Roman. 2 Auflage.

Unter der Linde. 7 Novellen. 2. Aufl.

Lore von Colleu. Roman. 3. Aufl.

Eine unbedeutende Frau. Roman.

Mamsell Unndtz. Roman. 2. Aufl.

Sabinens Freier. Auf schwankem Boden. 2 Novellen. 2 Auflage.

Um fremde Schuld. Roman. 6. Aufl.

Haus Beetzen. Roman. 2 Auflage.

Trotziges Herzen. Roman. 2. Auflage.

Jeder Band geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig

Heft. 27. März 1900.

Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keils Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Inhalt.

	Seite
Im Wasserwinkel. Roman von W. Heimburg (5. Fortsetzung)	169
Geheimbünde in China. Von C. Falkenhorst	182
Der „Sommergewinn" in Eisenach. Von A. Teluius. Mit Abbildungen	184
Mutter. Eine Backfischgeschichte von Eva Treu (Lucy Friedel) (Anfang)	186
Die preußische Akademie der Wissenschaften in Berlin. Zu ihrem 200jährigen Bestehen. Von Gustav Kitschet. Mit Bildnis	196

Blätter und Blüten: Das Burschenschaftsdenkmal bei Eisenach. (Zu dem Bilde S. 169.) S. 198. — Liedesorakel. (Zu dem Bilde S. 172 und 173.) S. 198. — Der Tod des Generals Marceau. (Zu dem Bilde S. 177.) S. 198. — Das „Riesenkäst"-Denkmal zu Münster i. W. (Mit Abbildung.) S. 198. — Eine Dichterehrung. (Zu dem Bilde S. 199.) S. 198. — Die „Fuggerei" in Augsburg. (Mit Abbildung.) S. 199. — Neukaledonische Kinderwiege. (Zu dem Bilde S. 181.) S. 199. — Vorstellung über die Dauer geologischer Zeiträume. S. 199. — Eine Burendenkmünze. (Mit Abbildung.) S. 200.

Allerlei Kurzweil: S. 200.

Illustrationen: Der Entwurf von W. Kreis für das Burschenschaftsdenkmal bei Eisenach. S. 169. — Liedesorakel. Von Fritz Martin S. 172 und 173. — Die österreichische Besatzung von Alessandria empfängt den tödlich verwundeten französischen General Marceau. Von E. Bautigny. S. 177. — Neukaledonische Frauen aus Uhé mit ihren Kindern. S. 181. — Abbildungen zu dem Artikel „Der ‚Sommergewinn' in Eisenach". Bauern zu Pferde. S. 184. Der Sommerwagen im Festzug 1899. Der Winterwagen im Festzug 1898. S. 185. Der Festzug des „Sommergewinns" in Eisenach (1899). Von W. Raegge jun. S. 189. — Bayerische Rodel. Von E. Schmitz. S. 193. — Gottfried Wilhelm von Leibniz. Von F. Fiequet. S. 197. — Das „Riesenkäst"-Denkmal zu Münster i. W. S. 198. — Die Büste Wilhelm Jordans in der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. Von Karl Kumpf. S. 199. — Fresko um Stammhaus der Familie Fugger in Augsburg. S. 199. — Eine Burendenkmünze. S. 200.

Hierzu 2 Beilagen, sowie Kunstbeilage 6: „Im Hochland". Von G. von Rossi.

Kleine Mitteilungen.

Gesellschaftsspiele für Kinder im Freien. Den Müttern und Erzieherinnen, welche auf Ausflügen oder bei Kindergesellschaften von ihrer kleinen Schar immer wieder um neue lustige Spiele gequält werden, seien hier ein paar solche namhaft gemacht. — Erstens das zur Gattung der Abzählspiele gehörige „Schub". Die junge Gesellschaft teilt sich in zwei Parteien, welche Namen erhalten wie: Lämmer und Böcke, Rosen und Disteln rc. Ein erwachsener Unparteiischer zählt ab, indem er, mit verdeckten Augen, sich die Spielteilnehmer vorführen läßt und jeden auf gut Glück einer Partei zuweist, nur auf gleiche Anzahl beider achtend. Die Parteien treten sich nun gegenüber, im Gänsemarsch jeder mit den Armen seines Vordermann fest umklammernd; die Aug' in Aug' stehenden Führer umklammern sich gleichfalls und suchen sich gegenseitig von ihrem Standpunkt wegzuziehen, wobei das rückwärtige Gefolge treulich hilft. Die Partei, welcher es gelang, die andere zu sich herüberzuziehen, hat gesiegt; der Unparteiische, der mit nun offenen Augen nachgehen muß, entscheidet darüber. — Hübsch ist auch das Fangspiel: „beim Dritten hoch!" — Der durch Abzählen bestimmte Fangemann stellt sich in die Mitte, ruft: „Eins, Zwei, Drei —" und bei „Drei" stürzt er auf die andern los, welche nun schnell suchen müssen, einen erhöhten Stand, sei es nur auf einem Maalwurfshaufen, zu gewinnen; denn wer einen solchen nicht erreicht, hat verloren und muß seinerseits Fangemann werden. — Beim „Abklatschen", einem andern Fangspiel, treten die Mitspieler paarweise an, sich bei den Händen haltend; der Fangende steht etwas abseits und wartet, bis sie an ihm vorbeigeschritten sind. Dann klatscht er in die Hände, worauf alle Paare sich loslassen und getrennt vor ihm davonlaufen; er muß versuchen, jemand einzeln zu fangen, denn sobald die Paare sich wieder vereinigen, ist es zu spät. — Schließlich ist „Katze und Maus" immer wieder lustig, wenn schon alt. Die Spieler bilden einen Kreis, in welchen sie die „Maus" durch Erheben der verschlungenen Hände jederzeit schnell hineinlassen, während dem Spieler, der die „Katze" darstellt, der Eintritt in den Kreis verwehrt ist. Des Letzteren Augenmerk muß darauf gerichtet sein, die Maus, welche auch nur im Notfall den Kreis betreten soll, außerhalb desselben zu fangen, was auch öfters glückt. H. R.

Pilzkrankheiten der Obstbäume. Mit den letzten Jahren haben wohl infolge der kühlen Sommer und milden Winter die Pilzkrankheiten unter unseren Obstbäumen in erschreckender Menge zugenommen. Es wütet die Monilia bei den Kirschen und veranlaßt durch das fortwährende Absterben von Zweigen und Nestern mitten im sommerlichen, besten Wachstum. Fast noch ärger tritt das Fusicladium bei unseren Aepfel- und Birnbäumen auf. Die Früchte derselben werden fleckig und unansehnlich; die Birnen erhalten sogar Risse; das Obst fault leicht; die Blätter sind mit schwarzen Flecken bedeckt, das Holz bekommt schwarze pustelartige Erhöhungen, kurz alles ist krankhaft geworden. Den auf eine allgemeine Hebung des Obstbaues abzielenden Bestrebungen, welche sich zum Teil weitgehendster staatlicher Unterstützung erfreuen, gereichen diese Krankheiten zum größten Hindernis; dies um so mehr, als es schwer wird, die obstbautreibende Bevölkerung zu energischen Abwehrmaßregeln zu bewegen. Diese sind auch gar nicht so einfach; es bedarf viel Bauens, Zeit und Geld.

Die Monilia beispielsweise kann nur allmählich unterdrückt werden; man muß alle absterbenden Zweige aus den Kronen der Kirschbäume sofort entfernen und verbrennen. Außerdem sind die Bäume stark mit Kalk zu düngen und sehr häufig mit Kupferkalkbrühe zu spritzen. Die Kupferkalkbrühe ist auch das Hauptabwehrmittel gegen das Fusicladium auf Aepfeln und Birnen. Von letzteren sind allerdings manche Sorten, wie die dickschalige, die Winter-Dechantsbirne, die Forellenbirne, Philippsons und andere so sehr befallen, daß selbst die Brühe ihnen nicht mehr helfen kann. Um von den Stämmen trotzdem wieder gesunde Früchte zu ernten, giebt es nur noch ein Radikalmittel: das ist das Umpfropfen mit gesunden Sorten: Gute Louise von Avranches, Williams Christbirne, Baes Flaschenbirne rc.

Das Chrysanthemum ist keine besonders gute Zimmerpflanze. Es kann hohe Wärme nicht vertragen, läßt darin seine Blätter gelb werden und entwickelt die Blüten nur unvollständig. Die beste Temperatur für Chrysanthemum ist 5 bis 6° R, daneben viel Licht und viel Luft. Abgeblühte Pflanzen brauchen nach weniger Wärme; sie haben auch nicht viel Licht mehr nötig, da sie über Winter nicht treiben dürfen. Solche Pflanzen werden in den Keller gestellt oder in die frostfreie Scheune gebracht und sehr wenig gegossen. Im Februar, besser März, macht man Stecklinge, um neue Pflanzen zu gewinnen. Zu diesem Zwecke werden sie aus dem Ueberwinterungsraum geholt, ½ Stunde mit den Basen ins Wasser gesteckt und, nachdem sie dann bis auf fingerlange Stumpfe zurückgeschnitten sind, in 10 bis 12° R gebracht. Aus den Wurzelstock entwickeln sich neue Triebe. Sie bilden das Material zu Stecklingen, die, in Sand gesteckt, gut wurzeln und im Laufe des Sommers große Pflanzen geben, wenn sie häufig umgepflanzt werden. Die alten Pflanzen, von denen man nur wenige überwintert, da ein Exemplar viel Stecklinge liefert, werden weggeworfen; sie bringen doch keine Blüten mehr.

Kranke Zimmerpflanzen. Auch Pflanzen sind Krankheiten unterworfen, deinnders leicht kränkeln aber die Zimmerpflanzen, die ja gewissermaßen Gefangene sind und oft unter wenig zusagenden Bedingungen sich entwickeln. Mangelhafte Pflege ist zumeist schuld an diesem Siechtum unserer Pfleglinge, die oder nicht immer verloren sind, sondern durch zweckmäßige Behandlung oft gerettet werden können. In einem empfehlenswerten soeben erschienenen Büchlein „Praktische Winke zur Pflege der Zimmerblumen" von Philipp Heid, Vorstand der Gartenbauschule zu Hohenheim (Würzburg, Verlag des „Praktischen Wegweisers") finden wir einige kurzgefaßte Ratschläge, die den Blumenfreunden unter unseren Lesern willkommen sein dürften.

Die Wurzelfäule entsteht bei zu vielem Gießen; die kranken Wurzeln sind sofort auszuschneiden, die Zweige etwas einzustutzen und die Pflanzen in kleinere Töpfe zu setzen. Die Erde muß hierbei haarig sein.

Die Gelb- oder Bleichsucht, bei der die Blätter ein krankhaftes gelbes Aussehen erhalten und abfallen, entsteht durch zu wenig Zufuhr von Nahrung; auch in diesem Falle sind die Wurzeln krank und beschädigt. Man muß sie untersuchen und die Pflanze durch richtige Pflege und Ernährung wieder gesund zu machen trachten.

Bei Stammfäule, Abfaulen des Stammes, und bei Herzfäule, Abfaulen des Herzens, sind die ongefaulten Stellen auszuschneiden, mit Kohlenpulver zu bestreuen und die Pflanzen etwas trockener zu halten.

Verspillert nennt man solche Pflanzen, welche gar unordentige, dünne, gelblichgrüne, verweichlichte Triebe machen. Diesen Pflanzen fehlt es an Luft und an Licht. Werden sie nach und nach mehr an Luft gewöhnt, so erholen sie sich wieder.

Bei den von der Wassersucht heimgesuchten Pflanzen fallen die Blätter ab, die Stengel verdicken sich und fallen ebenfalls nach und nach ab; die Pflanzen werden übermäßig begossen. Man setze solche Pflanzen sofort um und gieße sie nicht früher, als bis die neue Erde trocken ist.

Schreibtafel mit Korkschnitt. 12 cm breites, 18 cm langes Cigarrenkistenholz wird an den 4 Seiten abgeschrägt, das bekannte einfache Viereckmuster mit dem Messer ausgehoben; mit Nußbeize gebeizt; Schreibpapier als Tafel aufgeklebt. Oben wird ein kleines Loch gebohrt, durch das eine feine grünseidene Schnur gezogen wird. An dieser werden dann der kleine Bleistiftanhänger zum Aufhängen, die volle, 5 cm breite, ½ m lange Bandschleife und unten Schwämmchen und Geißel angebunden.

IM HOCHLAND

Nach dem Gemälde von G. von Maffei

Halbheft 6. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ● Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Im Wasserwinkel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(5. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Drei bange Tage sind verstrichen; die Kranke ist noch immer ohne Bewußtsein, Eva pflegt sie mit rührender Sorgfalt; sie ist kaum hinausgekommen aus der Krankenstube und hat Karl nicht wahrgenommen. Hanne soll heute abend eintreffen, wie Amalie geschrieben haben will; warum sie nicht schon früher kam, erfährt niemand. Moritz sitzt jeden Nachmittag ein paar Stunden am Bette der Mutter; während dieser Zeit zieht sich Eva zurück, schläft oder versucht doch zu schlafen, obgleich das bei dem Toben in ihrem Kopf meistens nicht gelingt; indes der Körper ruht wenigstens. Auch heute schickt sie sich an, das Zimmer zu verlassen, als Moritz eintritt, nachdem sie ihn kurz und sachgemäß von dem Befinden der Mutter unterrichtet hat.

Als sie schon die Klinke der Thür in der Hand hält, sagt Moritz Baldauf: „Wollen Sie mir erlauben, eine Bitte auszusprechen, Fräulein Eva?" Sie bleibt stehen und wartet.

„Es ist mir ein so großer Trost, Mutter in Ihrer Pflege zu wissen. Ich fürchte, wenn Hanne auch wirklich kommt, es ist vielleicht doch nicht so — so — — sie hat gewiß den besten Willen, daran zweifle ich ja nicht, nur — würden Sie uns das große Opfer bringen, bei Mutter zu bleiben, Eva?"

„Nein!" sagt Eva ganz kurz, „ich kann nicht."

„Ich sprach mit Robert, er ist jetzt ganz einverstanden mit Ihrem Hierbleiben," redet Moritz weiter.

„So?" fragt Eva bitter. „Ich kann aber nicht, fragen Sie mich nicht; ich muß nach Hause — sobald Hanne da ist —"

„Sie können nicht?"

Der Entwurf von W. Kreis für das Burschenschaftsdenkmal bei Eisenach.

„Nein, weil ich selbst krank bin. Bitte, glauben Sie mir — ich kann nicht!“ Im nächsten Augenblick ist sie verschwunden.

Als sie gegen sechs Uhr abends wieder eintritt in die Krankenstube, hat Moritz bereits Charlottenhof verlassen, und Amalie sitzt am Bette. Sie hat Staubtuch und Federwedel in der Hand und scheint übelster Laune zu sein. „Herr Moritz Baldauf hat mich hierher kommandiert,“ vermeldet sie, „ich sollte Sie schlafen lassen, Fräulein, und ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht, weil in ein paar Stunden die junge Frau kommt. Es ist gut, daß Sie da sind, ich wollte Sie eben wecken.“ Damit entfernt sie sich, indem sie nach etwas murmelt, was Eva nicht mehr versteht.

Eva macht sich sofort an ihre kleinen Obliegenheiten, besonders an das Lüften des Zimmers und an die Bereitung kühlender Limonade. Die Kranke liegt ruhig und scheinbar friedlich da. Eva hat die Vorhänge der Fenster wieder geschlossen, denn gegen helles Licht ist Madame noch immer sehr empfindlich; nun hockt sie wieder unbeweglich im Lehnstuhl zu Füßen des Bettes und wacht und wartet.

Im Hause unten geht es lebhafter zu als sonst — Hanne wird jeden Augenblick erwartet. Das Geräusch dringt nur abgeschwächt herauf, denn Moritz hat alle möglichen Anstalten getroffen, um jeden Laut zu dämpfen: überall im Flur und auf den Treppen liegen Decken und Teppiche, den Hof hat man mit Stroh beschüttet, damit die Ackerwagen auf dem Pflaster nicht rasseln.

Der Wagen, der Hanne holen soll, ist bereits fort. Eva nimmt an, daß Karl mitgefahren ist, um seine Frau zu empfangen. Ob Hanne wohl ahnt, daß ihr Mann unglücklich ist? Furchtbar muß es sein, furchtbar — wenn man sich angehört und nicht liebt! Sie hat in allen diesen Tagen nur den einen Gedanken gehabt: ob es denn da keine Rettung giebt? — Ja, nun begreift sie, daß Madame Baldauf schwere Sorgen hatte, daß sie sich bemühte, auf jede Weise zu helfen, um das wieder gutzumachen, was sie selbst mit verschuldete. Aber Eva kann sie nicht völlig mehr verstehen, seit kurzem nicht mehr — seit — seit —

Es überfliegt sie ein Schauer, so oft sie an Karls Worte denkt: „Es hätte anders kommen können, Eva, aber sie hat's so gewollt!“ Ein Schauer, ein mit Süßigkeit gemischtes Angstgefühl — sie muß, sie will fort, hinein in ihre alte Thätigkeit und Hoffnungslosigkeit, nur fort aus seiner Nähe!

„Ich höre, Sie sind auch leidend,“ sagt da eine Stimme, und Karl Baldauf, den sie eben in Gedanken auf dem Ruhlebener Bahnhof gesucht hat, steht vor ihr und sieht sie besorgt an.

„Sie hier?“ fragt sie, „ich glaubte — Sie holten —“

„Meine Frau ab? Nein — ich fürchte, es dürfte kein Platz sein im Wagen vor allen Schachteln und Paketen! Ich komme nur, um eine Bitte an Sie zu richten, Fräulein Eva —“

„Und?“

„Verlassen Sie meine Mutter jetzt noch nicht! Bleiben Sie!“ sagt er dringend und herzlich.

„Es thut mir leid,“ stammelt Eva, „ich kann nicht, ich muß —“

„Sie können wirklich nicht?“

„Nein.“

„Und wann gedenken Sie uns zu verlassen?“

„Morgen, wenn Robert zurückfährt.“

Er sagt kein Wort mehr darüber, er erkundigt sich nur, ob Evas Kräfte ihr erlauben, in dieser Nacht noch zu wachen, und geht dann. Er hat etwas Müdes, Enttäuschtes in seinem hübschen Gesicht, das Eva ins Herz schneidet.

Eine halbe Stunde später ist Hanne angekommen. Noch in Reisemantel und Hut tritt sie an das Krankenbett, das ganze Zimmer mit einem süßlichen schweren Parfum erfüllend. „Guten Tag, Eva — ist ja sehr freundlich von dir. — Nein, solche Geschichten! Ich will mich rasch ein anderes Kleid anziehen. — Wie geht's denn? Natürlich ist's gar nicht so gefährlich — oder ist's? Was sagt denn dein Bruder? Ich wäre gern früher gekommen, aber es ging nicht, weil — es war noch nichts fertig, ich konnte doch nicht so ohne weiteres — wir waren doch einmal da!“

Dann ist sie ins untere Stockwerk gegangen, und gleich darauf kommt Amalie mit der Meldung, Frau Baldauf habe sie beauftragt, hier oben Fräulein Evas Stelle einzunehmen; Fräulein Eva möge doch zum Essen herunterkommen.

Eva zögert einen Augenblick, dann geht sie in das Speisezimmer, das nach dem Garten zu liegt. Es ist sehr kalt in dem ziemlich großen Raum, der, solange Hanne in Berlin war, nicht geheizt wurde. Seine Ausstattung scheint noch die alte zu sein: eine riesige Kredenz aus festem Eichenholz, sehr schmucklose, helle, blaßgelb getünchte, oben mit einer breiten schablonierten Borte versehene Wände, die einige Geweihe tragen. In der Mitte der Decke ein Kronleuchter, aus Hirschgeweihen zusammengestellt. Unter ihm der breite Ausziehtisch, der mit drei Gedecken belegt ist und rings von altmodischen Stühlen umstellt, deren Lehnen aus lyraförmig gebogenem Mahagonnholz bestehen, und deren Polster mit schwarzem Roßhaar bezogen sind. Die Thüre zur Veranda, sowie die beiden Fenster rechts und links sind jetzt geschlossen, die Luft infolgedessen sehr schlecht. Weiße, reichlich geblaute Tüllgardinen hängen vor den tiefen Fensternischen, an einer Seitenwand zwischen Thür und Fenster steht ein altmodischer Flügel aus hellem Holz, zu dessen Klängen in früherer Zeit lustige harmlose Menschen hier getanzt haben mögen.

Eva wartet bereits ein Weilchen in der Dämmerung, dann kommt Hanne mit einer Lampe, auf dem Fuße folgt ihr das Mädchen mit dem Essen. Hanne sieht sehr rot und ärgerlich aus und trägt einen ganz merkwürdigen Anzug, ein elegantes Morgenkleid aus hellblauem Wollstoff, offenbar fertig aus dem Laden bezogen, dessen Schleppe sie hochgenommen und mit Nadeln am Gürtel befestigt hat, wie denn auch die Ärmel schützend zurückgeschlagen sind. Darüber ist eine große buntgestreifte Wirtschaftsschürze gebunden und der Oberkörper mit einem grauen, gestrickten, kreuzweis über die Brust gelegten wollenen Tuch geschützt, so daß die himmelblaue Pracht nur verstohlen hervorlugen kann. Ihr prächtiges Haar hat sich zu einer modernen Frisur bequemen müssen, zu einem turmhohen Aufbau über der weißen schmalen Stirn; der kleine Kopf trägt dieses Gebäude beinah' königlich. Der aufdringliche Geruch füllt wieder mit ihrem Erscheinen die ganze Stube.

„Bitte, nimm Platz, Eva, die Fütterung kann gleich beginnen,“ sagt sie burschikos und läßt sich nieder, ohne es für nötig zu halten, Schürze und Tuch abzulegen. Sie schiebt Eva mit den halbentblößten Armen eine Schüssel Rühreier hinüber, ebenso eine Platte Schinken und fängt dann gleich an zu essen. Hanne versteht eigentlich mit Messer und Gabel richtig umzugehen, sie hat es als Kind bereits in Evas Vaterhause gelernt, wo sie auf die kleinen Bitte zuweilen an dem einfachen Mahl teilnehmen durfte. Heute giebt sie sich keinerlei Mühe.

„Wollen wir anfangen ohne deinen Mann?“ fragt Eva.

„Der verschmäht uns heute abend, ich hab' ihm den Appetit verdorben: er ist in übler Laune fortgeritten, höchst wahrscheinlich nach Ruhleben zum Skat, hat's lange entbehren müssen, glaub ich.“ Sie lacht, daß die Zähne nur so blitzen, spießt sich eine Pellkartoffel auf die Gabel und schält sie. „Er nimmt's nämlich übel, wenn ich mich amüsiere ohne ihn,“ fährt sie fort. „Warum ist er nicht mitgekommen?! Aber ich wette, seine Mutter hat ihn nicht fortgelassen; wenn sie weiß, daß etwas mir Vergnügen macht, redet sie dawider.“

„Das glaube ich nicht, Hanne; im Gegenteil, sie wollte durchaus, er sollte dir nachreisen.“

„Ach — nicht möglich!“ macht Hanne. „Ja, warum ist er dann hier geblieben?“ Und sie fixiert plötzlich Evas Gesicht, als hätte sie es noch nie gesehen.

„Das weiß ich nicht,“ antwortet das junge Mädchen und fühlt, wie ihr unter dem Blick der Jugendgespielin Purpurröte ins Gesicht steigt.

„Ach nein,“ sagt Hanne gedehnt. „Na, das schadet ja auch nichts, darum kriege ich noch kein Herzklopfen. Uebrigens haben wir uns auch ohne ihn zurechtgefunden! Ulla Lindner weiß ausgezeichnet Bescheid in Berlin, die andern auch; schade, daß ich schon fort mußte, ich reise so ungern allein. Ein Glück, daß Finkendorp auch zurück —“

Sie verstummt, als habe sie zuviel gesagt, und fragt hastig: „Du bleibst doch hoffentlich bei Mutter, bis sie besser ist?“

„Nein!“

„Ja — aber wer soll sie denn pflegen?“ ruft Hanne ganz empört.

„Ich glaubte, du würdest es übernehmen, Hanne.“

„Ich? Ich habe so furchtbar viel in der Wirtschaft zu

thun' Nein, weißt du, Eva, fort darfst du nicht, ich kann nicht beständig da oben bleiben. Und Karl wird ja wohl nun bis über die Ohren in Ungnade sitzen bei Mutter, also — mußt du, und," fügt sie brutal hinzu, indem sie ihren Teller zurückschiebt, Messer und Gabel hübsch kreuzweise darauf legt und die Arme verschränkt auf die Tafel stützt, zum Zeichen, daß sie satt ist — „ich meine, du bist ihr's wahrhaftig für die vielen Wohlthaten schuldig, die Mutter euch doch zeitlebenslang angethan hat!"

„Darum brauchst du mich nicht zu erinnern," antwortet Eva ihr ruhig; „wenn ich trotzdem nicht hierbleibe, so habe ich mein Gründe." Sie erhebt sich, die ganze Seele voll Empörung.

In diesem Augenblick kommt Amalie hereingestürzt und ruft: „Fräulein, Madam hat nach Ihnen gefragt, ganz vernünftig, bloß mit ein bißchen leiser Stimme!"

Eva wendet sich auf dem Fuße um und eilt hinauf. Wie sie sich über die Kranke beugt, suchen die matten Augen der alten Frau im aufdämmerndem Bewußtsein die ihrigen, eine sehr schwache Hand tastet nach ihrer Rechten. „Evachen, bei mich bleiben — bitte, bei mich bleiben!" murmelt sie. Und das junge Mädchen antwortet, ohne sich zu besinnen: „Ja, mein gutes Tantchen, freilich bleibe ich bei dir, sei nur ganz ruhig!" Dann sinkt die Kranke wieder zurück in ihre halbe Bewußtlosigkeit.

Eva sagt sich jetzt, daß sie nicht gehen dürfe, nicht gehen könne, und als spät abends Karl Baldauf in die Krankenstube tritt, unter dem Vorwand, zu fragen, ob es wahr sei, daß seine Mutter sie ernannt habe, sagt Eva „Ja!" Und dann: „Sie fragten vorhin, ob ich hierbleiben, sie weiter pflegen wolle?"

„Und Sie antworteten: Nein!"

„Ich nehme es zurück, ich werde bleiben, bis Tante wieder gesund ist, nach Hohenburg zurückzukehren."

Er beugt sich nieder und sieht ihr in die Augen, als wolle er sich überzeugen, daß es ihr ernst sei; um seine Mundwinkel zuckt ein Lächeln, das sie befremdet, ein kaum merklich triumphierendes Lächeln, das sie peinlich berührt.

Am andern Morgen sitzen Doktor Ahrens, Moritz und Karl Baldauf in der Eßstube am Frühstückstisch. Sie sind soeben von der Kranken gekommen und haben sie bei fast klarem Bewußtsein gefunden. „Nun folgt der schwierigste Teil der Geschichte," erklärt der junge Arzt, „die Kranke muß aufs sorgsamste vor jeder Erregung gehütet werden, das binde ich euch auf die Seele. Fangt nur nicht wieder an, um Verzeihung zu bitten, oder dergleichen, Karl; am besten ist, das Ganze verläuft so im Sande."

„Ich denke nicht daran," brummt Karl.

„Die allerruhigste Pflege und Behandlung," fährt Robert fort. „Es thut mir leid, daß Eva — " er sieht Moritz an und fügt bedauernd die Schultern.

„Eva hat sich bereit erklärt, hier zu bleiben," sagt Karl und gießt sich den Rest einer Flasche ins Glas.

„Ich denke, sie will nach Hohenburg mit uns?" fragt Moritz, „gestern wenigstens sprach sie, zu meinem Bedauern, davon Entschluß aus."

„Mir hat sie's rundweg abgeschlagen, hier zu bleiben," erklärt Frau Hanne, die eben herzutritt und einen mißbilligenden Blick auf die drei Weinflaschen wirft, von denen zwei bereits ausgetrunken sind, während die dritte soeben von Karl geöffnet wird — „aber wie kam sie dazu," fährt Hanne fort, immer starr auf dessen Hände sehend, unter denen soeben der Kork mittels des zierlichen Stahlinstrumentes aus dem Flaschenhals gehoben wird, „nur als er ihr bat," wiederholt sie, „hatte es Erfolg — ist's nicht so, Karl?"

„Unsinn," sagt er stirnrunzelnd, die Flasche auf die Tafel setzend und die Fingerspitzen an der Serviette von Lack befreiend; „übrigens bin ich heilsfroh über Fräulein Evas Entschluß, denn in besseren Händen kann Mutter nicht sein, und bei dem, was meine Frau sich vorgenommen hat an Arbeit und" — das Wort bleibt sich eben in die Augen, ein fast feindliches Drohen herüber und herüber — „und an gesellschaftlichen Verpflichtungen," vollendet er langsam, „würde sie kaum noch die nötige Ruhe finden, eine reizbare Kranke zu pflegen."

„Mutter wird dort oben gar nichts gewahr von unserer kleinen Gesellschaft," erklärt Hanne sehr kühl, „und man hat auch in dieser Hinsicht Pflichten. Wir nehmen Einladungen an, müssen daher auch Gäste einladen, übrigens tanzen wir ja nicht."

„Aus Mangel an Damen," ergänzt Karl ironisch.

„Nein, weil es ein Herrendiner ist," bemerkt Hanne sofort. „Wir erwarten Sie übrigens ganz bestimmt, Moritz."

Moritz schreckt aus einem starren Hinbrüten empor. „Wie sagten Sie?"

„Sie bekommen natürlich noch eine Einladungskarte, Moritz," fährt Hanne fort, „aber merken Sie es sich — nur ein einfaches Mittagessen, ganz einfach."

„Es ist sehr freundlich von euch, aber ihr wißt, ich bin kein Gesellschaftsmensch," antwortet er, und aufstehend setzt er hinzu: „Wie ist's denn, Robert, ich denke, du mußt um zwölf Uhr im Krankenhause sein?"

Der junge Arzt erhebt sich ebenfalls; es ist noch ein Weilchen die Rede von der Kranken, von der Dauer der Rekonvalescenz, und dann fahren die Herren in Moritz' Jagdwagen Hohenburg zu. Sie sprechen beide nicht viel. Als sie sich trennen, drückt Robert die Hand des Jugendbekannten besonders fest, als verstehe er dessen beklommenes Schweigen.

Die drei Zimmer oben im Charlottenhofer Herrenhause gleichen einer einsamen Insel in dem Treiben, das nun alle andern Räume desselben erfüllt — einer einsamen Insel, auf der zwei Menschen leben, die gar kein Interesse haben, sich um das, was da draußen in der Welt vorgeht, zu bekümmern. Und doch giebt es so viel Ungewohntes und Befremdliches da draußen!

Hanne ist mit den Vorbereitungen zu ihrem Herrenessen beschäftigt. Sie hat Handwerker im Hause und läßt den Speisesaal dekorieren; sie sitzt mit Amalie stundenlang zusammen und läßt sich erzählen, wie es bei Grafens zuging, wo Amalie zuletzt diente, worauf dann lange Auseinandersetzungen mit der Mamsell des Menüs wegen folgen. Möglichst vornehm soll es hergehen, aber zu kostspielig darf es auch nicht werden — ist Hannens Wahlspruch. In Berlin hat sie einmal mit Lindners und Finkendorp bei Dressel gespeist und ist empört gewesen über die Rechnung, wenngleich sie gute Miene zum bösen Spiel machte. Ihre übrigen Mahlzeiten nahm sie dann allein, indem sie auf den Geschäftswegen ein paar Würstchen oder dergleichen kaufte. Wer sah ihr das an, wenn sie abends, fein angethan, neben Ulla im Opernhause saß? Lindners hatten sich übrigens etwas merkwürdig ihr gegenüber benommen. Seitdem nämlich Großmama Lindner, die in Berlin in der Köthenerstraße eine Etage bewohnt, sich die Frau ihres Enkels hat vorstellen lassen, worauf die kleine Baronin sowohl wie ihr Mann kaum noch hoffen durften, hatte der Umschwung begonnen. Sie waren natürlich der Aufforderung der alten stolzen Dame gefolgt, deren Liebling der leichtlebige Enkel stets gewesen, und Ulla hatte sehr gefallen ihres klugen, bescheidenen Benehmens halber. Das kleine ehemalige Ballettmädel hatte eine wohlüberlegte Scene à la Philippine Welser vor der stolzen Aristokratin aufgeführt und diese in so allerliebster Zerknirschung angefleht, bei ihrem Sohne ein gutes Wort für den lieben Hans einzulegen, der seine Ulla doch nun einmal so unsagbar liebe, daß die Großmama, gerührt und hingerissen, ihre Vermittlung versprach. Seitdem, wie gesagt, war Frau Ulla zurückhaltend und ernst geworden und hatte an Hanne, gegen ihre sonstige Gewohnheit, verschiedenes auszusetzen.

Hanne und Karl waren vor ein paar Tagen „drüben" gewesen, um einen Besuch zu machen, und nicht empfangen worden. Na, das konnte ja Zufall sein, das würde an dem lustigen Abend hier, auf den sich die beiden jungen Frauen gemeinsam so gefreut hatten, schnell ausgeglichen sein. Die offiziellen Einladungen waren inzwischen abgeschickt.

Nun wartete Hanne auf die Zusagen der Herrschaften. Es sollten zwölf Gäste kommen, außer den Lindners noch ein Ehepaar, der neu in die Gegend versetzte Oberförster mit Frau, die in Charlottenhof neulich Besuch gemacht hatten, sonst nur Junggesellen, die vergnügten Husaren als Hauptkontingent.

Die Antworten waren merkwürdig rasch da. Lindners erwarteten den Besuch der feudalen Großmama und bedauerten ungemein; der neue Oberförster nahm nur für seine Person an, da seine Gattin Besuch habe von ihrer jungen Schwester, und die Offiziere erwarteten einmütig an dem Tage einen alten Kriegsschulkameraden, der auf der Durchreise Hohenburg, beziehungsweise Ruhleben berühre, und den man bereits eingeladen habe zum Essen.

Zugesagt hatten nur Rittmeister von Finkendorp, der alte unverheiratete Arzt aus Ruhleben und ein adliger Wirtschaftsinspektor, ehemaliger Offizier, das einem der fürstlichen Güter in der Nähe.

Karl liest Hanne in seinem Zimmer die sämtlichen Briefe vor, die alle so riesig höflich und liebenswürdig klingen.

„Verschieben wir es," meint Hanne.

„Das thut man nicht," sagt er.

„Warum nicht?"

„Weil man annehmen muß, die Leute wollen nicht kommen."

„Das glaube ich nun und nimmermehr," ruft sie, „ich bitte Ulla, ihre Großmutter, die alte Baronin Lindner, mitzubringen, und die Schwester der Frau Oberförster lade ich ebenfalls ein."

„Vielleicht auch den durchreisenden Kameraden?"

„Na, warum nicht?"

„Weil er gar nicht existiert; aber wenn du Lust hast, dich zu blamieren, so thue es!"

Und Hanne scheint Lust zu haben.

Eva, die, um etwas Luft zu schöpfen, das der alten Dame förmlich dazu gedrängt, eben durch den Garten spaziert, hört plötzlich ihren Namen rufen. Am Fenster von Karls Zimmer steht Hanne und winkt: „Bitte, komm doch einmal herein, wenn du Zeit hast!" Eva hat während der acht Tage, solange Hanne aus Berlin zurück ist, die junge Frau kaum oder doch nur sehr flüchtig gesehen, den Hausherrn nicht ein einziges Mal. Seitdem Madame zum Bewußtsein zurückkehrte, hat man ihm bedeutet, fern zu bleiben, weil die Erinnerung an die Scene, die die Krankheit hervorrief, zu gefährliche Folgen haben könne. Daß unten Festvorbereitungen im Gange sind, weiß Eva nur von Amalie und der Mamsell: letztere pflegt jeden Tag einen kleinen Extrabissen für die Kranke selbst heraufzubringen.

Eva wendet um und kommt in das Haus und in Karls Zimmer, wo Hanne am Schreibtisch sitzt und zu Eva sagt, indem sie ihr ein Billet giebt, das zum Umfallen stark nach dem schrecklichen Parfüm duftet: „Findest du, daß man so schreiben kann? Lies einmal durch, bitte! Karl ist nämlich, gefällig wie immer, verschwunden, ist nach Ruhleben gefahren und läßt mich sitzen mit der Geschichte."

„Um was handelt es sich denn?" fragt Eva und nimmt den Brief entgegen.

„Lindners haben abgesagt, weil die Großalte kommt, die den Enkel jawohl nun mit den Eltern versöhnen will; sie sind doch böse zusammen, Ullas wegen, du weißt's wohl? Nun will ich die Großmutter mit einladen; ich weiß gar nicht, was ohne Ulla werden soll aus dem Ganzen!"

„Ich würde es nicht thun," sagt Eva etwas verlegen.

„Du hast dich wohl mit Karl veruneinigt?"

„Ich habe deinen Mann seit Tagen nicht gesehen, Hanne."

„Weshalb aber geht denn das nicht? Es ist doch eine Freundlichkeit, wenn man den alten Drachen mitbittet," sagt Hanne ausfallend.

„Wenn Lindners kommen wollten, würden sie trotz der alten Dame gekommen sein, glaube ich. Sieh, Hanne — aber nicht wahr, du nimmst's nicht übel — wenn es diesen Herrschaften gelungen ist, sich mit der Familie in Berlin auszusöhnen, dann werden sie exklusiver in ihrem Verkehr werden, wie es den Anschauungen der Eltern des Barons entspricht."

„Ach so! Du meinst, ich bin nicht mehr standesgemäß?"

„Ja, Hanne, das glaube ich; wenn du ein bißchen nachdenkst, wirst du es gewiß einsehen."

Hannens schöner Mund zieht sich in einer herben Grimasse nach unten. „Denn nicht," erklärt sie kurz, „danke für gütige Belehrung."

„Sei nicht böse, Hanne, wenn ich dir jetzt etwas sage," spricht Eva warmherzig weiter, die auf einmal fühlt, jetzt sei der Augenblick gekommen, wo sie auf Hanne wirken könne zum Guten. „Sieh mal, wir sind alte Freundinnen und ich meine es gut mit dir — dränge dich nicht nach Leuten, wie Lindners und Finkendorp: weißt du, der Verkehr fällt so ganz aus dem Rahmen eurer Häuslichkeit, du fühlst dich doch gewiß auch gar nicht mal wohl in ihm, gelt? Bleibe doch in der Familie, im Hause, Hanne, du hast es ja herrlich hier in eurem Garten, in deiner Wirtschaft, und nach und nach bekommst du auch sicher netten Umgang, und —"

„Wie'n abgerichteter Star!" sagt Hanne „Wie oft hat meine Schwiegermutter das hergebetet, bis du es auswendig konntest? Nun will ich dir einmal was sagen: Wenn ich hätte sitzen bleiben wollen, wo ich saß, in der Küche und im Waschhaus, dann hätte ich nicht Karl Baldauf erst zu heiraten brauchen, hätte ich ja man Stubenmädchen bleiben können bei Madam. Aber ich will eben kein Mädchen für alles sein, zu dem meine Frau Schwiegermutter mich wieder hinunterdrücken möchte; ich will die Frau Rittergutsbesitzer Baldauf sein — verstehst du? Die ist nicht da, um in die Ecke gestellt zu werden, besonders nicht, wenn sie so aussieht wie ich! Und wenn ihr alle miteinander die Hände gen Himmel ringt, und wenn ihr es noch hundertmal vermessener findet, daß Finkendorp — na, wenn Karl damit zufrieden ist, dann ist's ja überhaupt gut," fügt sie plötzlich auffallend ruhig hinzu „Ich bin ja auch nicht eifersüchtig, wenn er gewissen Leuten Augen macht."

Sie hat während des Sprechens das Schreiben zusammengefaltet und ist im Begriff, es in ein Couvert zu stecken.

„Gieb her," sagt Eva, „ich will es gern durchsehen."

Hanne, im Gefühl ihrer Unsicherheit, schleudert es ihr ärgerlich zu, und Eva liest:

„Liebe Ulla!

Wenn Du durch Deine Großmutter behindert bist, wäre es doch das Einfachste mitzukommen. Ich und Karl würden uns freuen, selbige kennenzulernen, welchen Gefallen Du gewiß gern thust Deiner Dich bis in den Tod liebenden

Hanne Baldauf."

Eva lächelt nicht, sie sagt nur: „Wenn du die Einladung wirklich ergehen lassen willst, schreibe ich dir gern den Brief im Konzept auf; ich glaube, so kannst du ihn doch nicht absenden."

„Meinetwegen!" murmelt Hanne, Eva Platz machend am Schreibtisch, und diese schreibt:

„Liebe Ulla!

Sehr betrübt es mich, daß wir am Donnerstag Deine und Deines Mannes Gegenwart vermissen sollen. Wenn es nicht zu unbescheiden ist, möchte ich Dich bitten, Deiner geehrten Frau Großmama den Vorschlag zu machen, uns ebenfalls die Ehre ihres Besuches zu schenken, vorausgesetzt, daß die Frau Baronin wohl genug ist, um eine abendliche Fahrt über Land wagen zu können. Mit bestem Gruß Deine Hanne"

„Sa'n Gewäsch!" sagt Hanne, setzt sich aber hin, um es nachzuschreiben.

„Wünschst du noch etwas von mir?" fragt Eva, die jetzt erst bemerkt, daß Hanne in Seide gekleidet ist, schwarze Seide, die Taille mit blauen Atlasbändern garniert, die unter schwarzen Spitzen versteckt sind — Schwarz und Blau, die beiden Farben, die sie so wunderbar gut kleiden, die Farbe ihrer Augen und Brauen, die in so seltenem Kontrast stehen zu dem blonden Haar.

„Nichts weiter, als daß du von deinem Bruder womöglich irgend ein Schlafmittel für Mutter zum Donnerstag besorgst, denn wenn sie etwas merkt, ist der Teufel los — der ganze Spuk neulich war doch um ein bißchen Geld hergekommen, das Karl von ihr haben wollte; man möchte hier sitzen wie im Gefängnis!"

„O, sei unbesorgt, wir hören oben nichts von jener Seite des Hauses," antwortet Eva. „Guten Abend!"

Ein kurzes Auflachen Hannens schallt hinter ihr her, und Eva preßt die Lippen zusammen und die Handflächen gegeneinander. Mein Gott, wie konnte Tante Baldauf nur — denkt sie beim raschen Gehen durch den Garten — wie konnte sie Karl zureden? Ein ganz unleidlicher Druck legt sich ihr wieder auf Kopf und Herz. Es ist ihr unmöglich hinauf zu gehen; sie durchwandert mit raschen Schritten die Wege des parkartigen Gartens. Der Ostwind, der in letzter Wache ununterbrochen geweht hat, ist heute verstummt und hat warmem trüben Wetter Platz gemacht, das erste Grün schimmert an den Sträuchern, die Knospen der Bäume wollen aufbrechen. Auf den Rabatten verblühen die Schneeglöckchen bereits, und vom Gemüsegarten, von der Mauer drunten kommt ein starker Veilchenduft herüber.

Eva denkt an ihre Kindertage, in denen sie mit Hanne Veilchen suchte und sich von der Weisheit des weitklugen Geschöpfes blenden ließ. Eine große Dame wollte Hanne werden und schön, das hatte sie damals schon immer gesagt, und dies Programm hat sie eingehalten, soweit es ihr möglich war. „Man muß es nur klug anfangen." Mit der Klugheit schien es aber

zu hassen. Sie ist verblendet, diese schöne Frau, und rennt blindlings dem Unglück entgegen, sich selbst und andere verderbend.

Wenn ich ihnen doch helfen könnte, ihr und Karl, sie beide aufrütteln aus der Gleichgültigkeit gegeneinander, die bis zur gänzlichen Entfremdung führen muß! Mit schnellen Schritten, die Nähe der Erregung im Gesicht, ist Eva bis zur Gartenpforte gekommen, die auf die Chaussee führt, dem Kirchhof gegenüber. Eine brennende Sehnsucht überfällt sie, dort hinüber zu gehen, nur um ihre Gedanken gewaltsam abzulenken, die Gedanken, die sie gequält haben und nicht mehr loslassen, nicht einmal im Traum. Die Gedanken an Karl Baldauf, die sie nicht denken will, und die doch immer wiederkommen und sich in die Worte kleiden: „Er wäre neben dir ein anderer Mensch geworden!“ Wenn sie nur mit jemand darüber sprechen könnte, wenn die Mutter noch lebte! Aber als sich Eva vorhin malte, sie träte vor die Mutter mit ihren Sorgen, glaubt sie klar und deutlich die liebe Stimme zu hören: „Bleib' davon, laß dos, — hilf, wo du kannst den deinen Nächsten, aber red' nie zwischen ein Ehepaar; das muß sich allein finden oder allein auseinander gehen.“

„Ja, ja!“ flüstert Eva vor sich hin, „ach, wenn du noch bei mir wärst!“ Sie hat es halblaut gesagt und erschrickt vor dem Klang ihrer eigenen Stimme. Kaum wissend, was sie thut, drückt sie die Klinke der kleinen Mauerpforte auf und steht dann mit einem halberstickten Ausruf des Schreckens vor Graf Finkendorp, dessen unliebsame Ueberraschung, ihr hier plötzlich zu begegnen, ebenfalls deutlich bemerkbar ist.

„Mein gnädiges Fräulein! Weiß nicht, ob sich gnädiges Fräulein meiner noch erinnern?“ sagt er schnell gefaßt.

„Gewiß, Graf Finkendorp,“ antwortet Eva und fragt sich, peinlich berührt: Was will der jetzt hier? Und da fällt ihr Hannens gewählte Toilette ein und wie sie gesagt hat: Karl ist nicht zu Hause, ist bei den Husaren in Ruhleben zu Gaste. Sie sieht ganz starr auf den tollen Rittmeister, und auch und noch steigt ihr eine helle Röte ins Gesicht.

„Sie werden sich wundern, mich hier zu erblicken! Habe Gaul in der Schenke eingestellt,“ schnorrt er, „wollte die Herrschaften überfallen, um Tasse Thee bitten, fragen, wie der gnädigen Frau Berlin bekommen ist und — “

„Herr Baldauf ist in Ruhleben,“ unterbricht Eva ihn kühl.

„Schon fort? Schade — wollte ihn abholen eigentlich — “

Er bricht ab, klopft etwas befangen mit der Peitsche gegen den Stiefel und fixiert Eva dabei, die mit einer großen Verlegenheit kämpft. Ernst, herb im schwarzen Kleide steht sie da, eine jener Erscheinungen, die sonst einfach für ihn nicht existieren, die ihn aber in dieser Minute doch rührt und fesselt, weil sie an eine gemahnt, die längst aus seinem Leben geschwunden ist, an seine Mutter. Ebenso ernst und herb sah diese aus als junge Frau, wenn sie ihre fünf wilden Bengel ermahnte, artig zu sein, mit leisen gütigen Worten; die fünf gräßlich ungezogenen Jungen, die der verstorbene Gatte ihr als alleiniges Besitztum zurückließ, als er sich schuldenhalber französisch aus dieser Welt empfahl, indem er sich in Wiesbaden eine Kugel in den Kopf schoß, dort in den Anlagen, die die Spielsäle umgaben. Genau so freudenarm, so still, so ergeben wie dieses junge Geschöpf hatte die Mutter damals vor ihm gestanden; er erinnert sich genau, er war ja der Aelteste. Sie war zu Grunde gegangen an den Aufgaben, die das Schicksal ihr gestellt hatte. Als der jüngste der Söhne glücklich im Kadettenkorps Aufnahme gefunden hatte, starb sie in einer Klinik zu Berlin. Sie sah nie im Leben so zufrieden aus wie da, als sie im Sarge lag. Und als sie nun tot und beerdigt war, kam das Glück über die hinterlassene Brut in Gestalt einer großen Erbschaft. Alle fünf hatten sie infolge dessen Kavallerieen werden können, bis auf ihn und den Jüngsten hatten sie sich sämtlich verheiratet. — Merkwürdig, wie Eva der Frühverstorbenen glich!

„Befehlen Sie, hier hinauszutreten?“ fragt er endlich und geht Raum, sie vorbei zu lassen.

„Ja — danke; ich wollte auf den Kirchhof gehen,“ antwortet sie.

Er schließt, als sei es selbstverständlich, die Thür hinter ihnen beiden und schreitet neben ihr, um ihr die Kirchhofspforte zu öffnen, eine Galanterie, die ihm ganz selbstverständlich ist. In Evas Gehirn aber zuckt ein Gedanke auf — sie hat ja viel gehört von seiner Ritterlichkeit, seiner Großherzigkeit, die seinen ganzen schlimmen Leichtsinn aufwiegen sollen. — Wenn sie ihn bäte, Hanne nicht zu besuchen?

Sie bleibt plötzlich stehen an der schwarzgestrichenen Pforte und sagt: „Ich möchte Ihnen etwas erzählen, Graf Finkendorp haben Sie einen Augenblick Zeit für mich?“

Er hat eigentlich keine Zeit, denn er weiß, daß man ihn im Herrenhause drüben sehnsüchtig erwartet. Aber unter den ernsten Augen des jungen Mädchens macht er eine zustimmende Verbeugung und tritt hinter ihr in den Mittelweg des kleinen Kirchhofes, der, zu beiden Seiten von Cypressen eingefaßt, gänzlich verlassen vor ihnen liegt. „Hoffentlich keine Moralpredigt?“ versucht er zu scherzen, „der Ort wäre allerdings wie geschaffen dafür.“

„Dazu hätte ich wohl kein Recht,“ antwortet Eva, „nur eine Bitte!“

„O weh! Wenn mich eine Dame bittet, bin ich so gar nicht imstande, ‚Nein‘ zu sagen — ich gebe mich von vornherein verloren!“ ruft er.

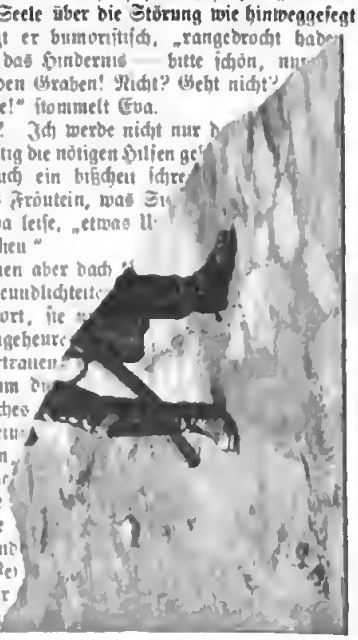
„Ich will gar keine Antwort, gar kein Versprechen, Herr Graf, ich trage einfach mein Anliegen vor, Sie können dann thun, was Sie wollen.“

„Das ist königlich gedacht!“ lacht er. „Also, Ihr gehorsamster Sklave neigt demütig sein Ohr.“

„O, mir gegenüber müssen Sie den Ton nicht anschlagen,“ tadelt sie.

Er murmelt etwas und sieht nach der anderen Seite.

„Ich bitte für das alte Haus, das Sie dort unten sehen, Herr Rittmeister! Dort will nämlich eben der Friede desertieren.“ Sie lächelt ein wenig über ihren militärischen Ausdruck und fährt dann ernsthaft fort: „Ich habe jetzt so viel Schweres dort erlebt am Krankenbette der alten Frau Baldauf, die sich grämt und härmt um Dinge, die vielleicht noch gar nicht sind, die oder kommen werden, wenn —“ Sie verstummt plötzlich und sieht ihren Begleiter ratlos, bestürzt, verwirrt an. Herr Gott, sie darf ja gar nicht weiter sprechen, sie ist ja im Begriff, eine ganz furchtbare Taktlosigkeit zu begehen, wenn sie ihn bittet: Meiden Sie doch Hanne! Sie zerstören sonst das Glück, den Frieden von so und so viel Menschen! Sie weiß ja nicht sicher, ob es nicht gänzlich harmlose Beziehungen sind, die ihn herführen. Ob Hannens Reden über Finkendorp nicht völlig aus der Luft gegriffen sind. Die Purpurglut eines großen Schämens flammt wieder über ihr schmales Gesichtchen und läßt sie so hilflos, lieblich und rührend mädchenhaft aussehen, daß der Aerger in des Rittmeisters Seele über die Störung wie hinweggefegt



Die österreichische Besatzung von Altenkir[illegible]

„Ja, ja,“ sagt er humoristisch, „rangedrocht haben Ihren Gaul ja an das Hindernis — bitte schön, nun Sie man gefälligst den Graben! Nicht? Geht nicht?“

„Verzeihen Sie!“ stammelt Eva.

„O, bitte sehr! Ich werde nicht nur [illegible] Ihnen sogar großmütig die nötigen Hilfen ge[illegible] kommen, wenn's auch ein bißchen schre[illegible] auch, mein gnädiges Fräulein, was Sie

„Ja,“ sagt Eva leise, „etwas U[illegible] hat aus mir gesprochen.“

„Ich muß Ihnen aber doch [illegible] artigen Menschenfreundlichkeit[illegible] könnten,“ fährt er fort, sie [illegible] es ist zufällig ein ungeheure[illegible] an den Sie ja vertrauen[illegible] Frau des Hauses, um d[illegible] eta etwas wunderliches [illegible] der dort verkehrt, etw[illegible] tigen, ihn zu bitten, [illegible] wollten Sie doch, m[illegible]

„Ja,“ stotterte [illegible] meiner Kindheit, sie [illegible] haben alles miteinand[illegible] Geheimnisse, unser Ve[illegible] uns, sie tauchte unter [illegible] Sie nicht, daß ich d[illegible] es nur, um sie zu [illegible] Boden, auf den [illegible] Scherz und Ern[illegible] so fremd ist.

seinen Warner, keinen Berater no ihrem Mann. Es ist schwer, das alles richtig auszudrücken; ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen?"

„Nnn lesen Sie, bitte, einmal diese sonderbare naive Grabschrift," fordert Finkeodorp ganz unvermittelt Eva auf, ols habe er kein Wort ihree Rede gehört. Er schiebt mit der Reitpeitsche einen halb vermoderten Kranz beiseite und liest laut und feierlich: „Hier ruhet, voan langen Kampf des Lebens müde geworden, meine liebe Frau, die treue Mutter meiner Kinder, Dorothea Schneider, geb. Voß. Gott schenke ihr droben Frieden!" Ist jedenfalls ein Paar gewesen, das hienieden des öftern Turniere ausgefochten hat mit einander, wie mein Wachtmeister die großen dramatischen Szenen mit seiner Ehefrau rittertuch zu benennen pflegt."

Sie muß ein wenig lächeln über seine Betrachtungen, dano sagt sie: „Man kann voon Leben müde werden, auch wenn es kein Zank und Streit war, meine ich."

„Das klingt ja, als zähtten Sie achtzig Jahre," antwortet ee, ihr trauriges Gesichtchen mit dem Blick streifend; und wieder kommt die Erinnerung an seine Mutter über ihn und macht ihn einen Augenblick ganz weich. Mit einem Ruck zieht er plötzlich die Uhr. „Schon halb Sieben — und um Sieben spätestens weede ich in Ruhleben eewartet! Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, wenn ich mich etwas eilig empfehle. Ich hoffe, diese kleine Promenade läßt keinerlei Mißstimmung bei Ihnen zurück. Und," fährt er in waraem Tone fort, „glauben Sie mir, die Welt ist nicht so schlimm, wie sie zuweilea aussieht; glauben Sie vielmehr, wie es Ihrer Jugend zukommt, frisch und fröhlich an Frohes und Gutes — Sie werden sehen, es kommt Ihnen unverhehens entgegen. Leben Sie wohl!"

Der sooderbare Mensch greift jetzt rasch nach ihrer Hand, preßt sie an seine Lippea und gebt dann spornklirrend und mit der Reitpeitsche wippend daoon. Eva sieht ihm enttäuscht, verwirrt nach: sie hat das Gefühl, eine ganz ungeschickte, taktlose Person zu sein, die sich von solchen delikaten Sachen doch um Gottes willen so fern als möglich halten sollte. Langsam kehrt sie in dos Haus zurück. Wie sie an der Thür der Wohnstube vorübergeht, wird diese g'rad' von Amalie geöffnet und Eva sieht flüchtig einen gedeckten Theetisch, auf dem der silberne Wasserkessel über der Spiritusflamme brodelt, und der mit Likörflaschen und kalter Küche besetzt ist. Hanne steht davor in der Haltung einee Wartenden, sie zupft an den Fransen der Decke und sieht ausmutig aus.

Im nächsten Augenblick ist Eva vorübergegangen; Madame Baldauf empfängt sie droben mit leisem Vorwurf: „Bist so lange geblieben, Töchterchen, und Hanne hat heute den ganzen Ulla M. nicht einmal nach mir geschaut und gefragt —"

„Ich Sie hatte wohl zu thun, Tante, sie kommt sicher noch,"

„Du has und streichelt über das schmal gewordene Gesicht.

„Ich habe Evachen, ich wollt', ich wär' erst wieder in Hohen- Kranke.

„Weshalb abet zuch," sagt Eva, „und nun sollst du nicht Freundlichkeit, wenn ich ten, sondern recht schön schlafen, Tantchen, Hanne ousfallend. und wirst"

„Wenn Lindners kom nke, „ich werd' nicht wieder gesund! — akten Dame gekommeo sein, igt auf ihr Herz, „da ist ein Riß nicht wahr, du nimmst's nicht ist schon längst nichts weiter wie schaften gelungen ist, sich mit der des Lebens. Die Worte, die dann werden sie exklusiver in ihrem Anschauungen der Ettern des Baron

„Ach so! Du meinst, ich bin m Glauben Sie nur an Frohes

„Ja, Hanne, das glaube ich; wen eriehens entgegenkommen," sie schüttelt leise den Kopf denkst, wirst du es gewiß einsehen." die das Gute kaum vom

Hannens schöner Mund zieht sich in e es, nichts anderes — nach unten. „Denn nicht," erklärt sie kurz, Belehrung"

„Sei nicht böse, Hanne, wenn ich dir er zum Essen. Karl spricht Eva warmherzig weiter, die auf einmal to Tische. Sie hat Augenblick gekommen, wo sie auf Hanne wirken dafür angezogen und „Sieh mal, wir sind alte Freundinnen nad ich nenen gehört, die gern — dränge dich nicht nach Leuten, wie Lindner t sie Eva sofort an werft du, der Verkehr fällt so ganz aus dem R k; sie habe wohl gelichkeit, du fühlst dich doch gewiß auch gar nicht un man einmal eine gelt? Bleibe doch in der Familie, im Hause, He nhaft thun. so herrlich hier in eurem Garten, in deiner Wirts „das haben mir und nach bekommst du auch sicher netten Umgang,

„Wie'n abgerichteter Star!" sagt Hanne „Wie o — es ist ohne Marke und Poststempel; ein Knecht hat's gebracht aus der Ue schenke," erklärt Amalie.

„Von wem denn?" fragt Hanne gespannt.

„Der Mann bestellte nichts weiter, ist schon wieder gegangen."

Hanne hat die Schrift bereits erkannt. Zuerst will sie das Schreiben in die Tasche stecken, besinnt sich dann aber und öffnet das Couvert, da Eva gar nicht auf sie zu achten scheint, sondern nach eiligem Essen bereits die Serviette wieder zusammenfaltet. Plötzlich sieht Hanne ganz ratlos und ärgerlich aus, wirft einen forschenden Blick auf Eva, dann wieder in den Brief und sagt endlich zögernd: „Du hast ja wohl Französisch gehabt, Eva?"

„Ja, in der Schule, und Mama sprach es obenein sehr fertig. Freilich, in den letzten Jahren, da ist wieder viel verlernt worden — aber, warum denn?"

„Willst du mir sagen, was das heißt? Karl könnt's ja wohl übersetzen, aber — wer weiß, wann er auch Hause kommt und vielleicht ist's doch eilig?" Hanne sieht aus wie das schlechte Gewissen selber, obgleich sie lachend eine Karte Eva hinreicht, eine Visitenkarte, ganz flüchtig mit Bleistift vollgekritzelt in französischer Sprache.

„Graf Alexander Finkendorp, Rittmeister und Eskadronchef im K. Husarenregiment, bedauert, den verabredeten Besuch heute nachmittag aufgeben zu müssen eines unvorhergesehenen Zwischenfalles wegen, auch sieht derselbe um Pardon, wenn er nächsten Donnerstag der freundlichen Einladung der gnädigen Frau nicht folgen kann, da er sich dem gemeinsamen Mittagessen des Offizierkorps unmöglich zu entziehen vermag."

„So ungefähr, Hanne, lautet die Zuschrift," sagt Eva, das Kärtchen zurückgebend. In ihrem Herzen ist auf einmal eine ganze Sonne aufgegangen, der unvorhergesehene Zwischenfall — das war — das war ja sie!

„Du wirst dich verlesea haben," bemerkt Hanne kurz, „ich traf keine Verabredung mit Finkendorp — das wird schon andere heißen." Sie bemüht sich, mit ihren Händen, die vor Erregung zittern, das Kärtchen wieder in das Couoert zu thun, und steht auf.

„Es ist ja möglich, Hanne," beeilt sich Eva zu versichern, um ihr die Niederlage etwas zu erleichtern, „man verlernt so manches, wenn man Jahre hindurch nicht in Uebung bleibt!"

„Eine alberne Idee, französisch zu schreiben," schmollt Hanne, unfähig, ihre Enttäuschung länger zu verbergen, „das soll nur so etwas heißen! Und die Absage, wo er doch erst so that, ols ob er kommen werde, und weon er darum desertieren sollte! Na, meinetwegen — ich kann ohne Graf Finkendorp fertig werden, und wenn er mal wieder aus Langerweile sich gnädigst an Charlottenhof erinnern sollte, werde ich auch unvorhergesehene Zwischenfalle haben!"

Eva zieht es vor, diesem Sturm zu entfliehen; sie sieht nur noch, wie Hanne wütend an der Klingelschnur reißt und die herzustürzende Amalie über irgend etwas zur Rede stellt. Am Abend, als die Mamsell der Kranken ein Glas kühlenden Gerstenwassers heraufbringt, das diese so liebt, erzählt sie, daß die junge Frau ihr und der Amalie gekündigt habe; urgend ein nichtiger Anlaß sei der Grund gewesen. Amalie habe sich freilich bereits wieder versöhnt mit Frau Baldauf, aber sie, die Mamsell, werde gehen, sobald der Donnerstag vorüber sei; sie wolle da keine Verlegenheiten bereiten, obgleich Frau Baldauf sie sofort habe hinauswerfen wollen, aber dann — . Sie arbeite ja gern von früh bis spät, doch schlecht behandeln lasse sie sich nicht!

Eva sitzt heute noch lange am Bette der alten Dame, die im Halbschlummer liegt; sie hat thatsächlich bessere Augen als seit langer Zeit. — Es ist wirklich wahr, er ist gut und ritterlich, der tolle Finkendorp! Er will das Gute, ja, und wenn's hie auch weh thut, Hanne — zu deinem Besten ist's doch gewesen, du wirst's ja vergessen, und wenn du erst einmal los bist von den Lindners und dem ganzen Umgang, den du dir zugelegt hast, dann wirst du vielleicht noch ein verständiges Frauenzimmer, die das große Glück, das ihr in den Schoß fiel, zu würdigen versteht.

Ach, welche Kette knüpft Eva Glied um Glied an ihren ersten Erfolg als Schutzengel dieses Hauses!

* * *

Der Rittmeister von Finkendorp ist indes nach Ruhleben weiter geritten; das Billet an Hanne hat er auch in der

Die österreichische Besatzung von Altenkirchen empfängt den tödlich verwundeten französischen General Marceau.
Nach dem Gemälde von E. Boutigny.

Charlottenhofer Schenke geschrieben, und zwar, wie er häufig that, französisch, aus alter Gewohnheit and ohne sich was weiter dabei za denken. Unterwegs lacht er darüber und fragt sich, was Hanne wohl damit anfangen werde, und sagt dana sich selbst bewundernd: Ach, dos wird ja das kleine Fräulein mit den braunen traurigen Augen übersetzen müssen und sofort weghaben, daß es aus mir eiaen gonz sentimentnlen Esel gemocht hat! Noch vor ein paar Stunden hat er seiae Beziehungen zu Honne riesig amüsant gefunden; die pikante Schönheit der jungen Frau, gevaart mit einem merkwürdig einfachen Gehirnapparat, ihre komische Bemühung, etwas scheinen zu wollen, das sie nicht ist, eine Dame nämlich — das war ihm so aeu und unterhaltend gewesen, daß er ihr aaf Leben und Tod den Hof machte! Was siud ihm im übrigen diese Leute, in deren Frieden er da eingebrochen ist, diese Baldaufs weiter als irgend welche andere Spießbürger? Und wenn sie noch so große Geldsäcke hoben! Was ist ihm Korlchen Baldauf, dieser öde Patron, der da herrenmäßig mitthun will? Nichts! Die weitere Familie kennt er kaum, denn Moritz Baldoaf ist ja der ausgesprochenste Tugendbold, den es auf zehn Meilea in der Runde giebt, ein Kerl, der schon als Mummelgreis auf die Welt gekommen zu sein scheint!

Die „Alte", dos Originol, hat er wohl zuweilen gesehen, wenn sie etwo, in ihrer ganzen Gewichtigkeit im offenen Wogen sitzend, auf die Felder fuhr. Er weiß, daß sie das Wörtchen „mir" überhaupt nicht kennt, sondern „michelt", wie der Hohenburger sich ausdrückt, und daß sie eine eiserne Zucht in ihrem Hause führt, unter der selbst die großen Söhne kuschen müssen. Im übrigen ist ihm die Faanilie gänzlich „Wurst", mit Ausnnhme der Hanne eben, die er schoa vor ihrer Erhebung zur Frau Baldauf bewundert hatte.

Da kommt nun heute mitten in die schönste Entwicklung seines neuesten Romons so ein kleines ernstes, großäugiges Mädchen und stammelt irgend ettons her von „Guade für diese Famitie", erinnert ihn daran, dnß er einmal wieder ein ganz toller Mensch ist, der mit dem Frieden und dem Glück braver Menschen ein bißchen Fangboll spielt. — Wie sie dabei ausgesehen hat, so drav und lieb und dabei eigentlich nnch recht hübsch trotz ihrer Blässe; g'radezu vornehm in dem simplen schwarzen Trauerkleidchen! Das nämtiche Genre wie seine Mutter, die eiae Höffingen war aus dem Hause Uhl! Und so mächtig wirkt alles dies auf ihn, daß er, es ist unerhört, ein sentimentaler Kerl wird und Honne einen Absagedrief schreibt — unglaublich, und doch wahr!

Der kleine Fuchs unter ihm bekommt reichlich sein Teil des aus allen Fugen gekommenen Gleichgewichts seines Herrn zu kosten. Wie er in Ruhleben vor der Gasthofsthür des Reiters ledig geworden ist, steht er mit schlagenden Flanken und gesenktem Kopfe, und der Hausknecht, der ihn am Kopfe nimmt, um ihn noch ein wenig umherzuführen behufs Abkühlung, sagt za ihm: „Dafür bist da bei dem tollen Finkendorp, arme Kreatur," und klopft ihm mitleidig den Hals.

In der „Krone", dem Ruhtebener Hotel, befindet sich der Speisesaal des Offizierkorps eine Treppe hoch. Es liegen nur zwei Schwodronen im Ort, dofur sind die Hohenburger Kameraden aber beinah' Stammgäste in der „Krone", denn hier ist der Himmel hoch und der Kommandeur weit. Der anderthalbstündige Ritt oder die Fahrt im Krümperwagen ist ja kaum zu rechnen, Urlaub nicht erforderlich, wenn man um Mitternacht wieder daheim ist. Natürlich wird auch — in aller Stille — zuweilea ein Jeu gemacht, wie eben jetzt, gonz hormlos „Meine Tante, deine Tante", und Finkendorp ist zu allem Ueberfluß eine passionierte Spielratte. Er kann es sich ja leisten, er hat's dazu; was er verliert, verliert er für sich allein, Junggeselle, der er ist und bleiben wird! Mitten zwischen den Uniformen sitzen zwei Herren in Civil, Baron Lindner und Karl Batdauf.

Der Baron pointiert heute nicht mit, er wird, a conto der Großmutter, solid, er ist offiziell nicht bei Stimmung; aber Karl Baldauf scheint mit Leib und Seele dabei zu sein. Die Herren sind vor einer Stunde vom Tische aufgestanden, um sofort zum Tempeln überzugehen; Rittmeister von Rosenbergk hält die Bank. Die ganze Atmosphäre ist, trotz der geöffneten Fenster im Nebenzimmer, noch voll von dem Geruch der Speisen, des Weines, mit dem sich jetzt Mokkaduft nad Zigarrenrauch mengen. Baron Lindaer uad ein Kellner mischen in einem großen silbernen Gefäß die Bowle — Waldmeister vom Siebeagebirge — und ein anderer ruft: „Wenig Mosel und viel Sekt, und dos Kraut nicht zu lange darin, Lindner!" Finkeadorp sitzt sofort av dem mit grünem Tuch bedeckten Tisch und legt seine, zufallig etwas schmächtige, Brieftasche vor sich hin; er ist nicht mit der Absicht aasgeritten, zu spielen. Heute, meint er, müsse ihm das Schicksal seine freiwillige Tugendboldigkeit belohnen, wenn anders ein altes Sprichwort von Liebe und Kartenglück sich bewahrheiten soll. — —

„Es giebt noch immer Gerechtigkeit auf Erden," erklärt Finkendorp mit eivem gewissen grimmigen Humor am Schluß des Abends, als Knrl Baldaaf, dem vor Aufregung des Spieles die Haare an der feuchten Stirn kleben, ihm und mehreren onderen Herren einige Zettel über den Tisch schiebt, auf denen er erklärt, binnen drei Tagen so und so viel Thaler zahlen za wollen.

„Gerechtigkeit?" wiederholt Karl Baldauf, sich erhebend, „ich danke, wo liegt hier die Gerechtigkeit?"

„Erlauben Sie mal," antwortet Finkendorp, „Sie haben ein schönes Gut, eine reizende Frau, Verehrtester, und eine Seele von Mutter, und ich habe weder das Eine noch das Andere, noch endlich das Dritte, ein Waisenknabe gegen Sie, wie er im Buche steht!"

Den Teufel aach, meine Mutter! denkt Korl und stürzt ein Glas Bowle hinunter. Wenn Moritz diesmal aichts mehr ich abluzen läßt und Mutter nicht mehr zu sprechen ist für mich, das wird aett, und haben muß ich den Mammon, koste es, was es wolle! Na, Mutter muß schließlich wieder einlenken, ewig kann man ja doch nicht dumm thun miteinander, wean man zufällig Mutter and Sohn ist!

„Können Sie mich nach Hoheaburg fahren, Baldauf?" fragt Finkendorp jetzt, „mein Gaul soll ziehen bleiben, ich habe ihn vorhin ein bißchen stark 'rangenommen."

Karl überlegt einen Augeablick; er ist zwar bnademüde, die Bowle war schwer, aber er kann schließlich die Nacht bei Moritz bleiben und gleich mit ihm über die zehntausend Thaler sprechen, die er braucht binaen jetzt und drei Tagen; morgen mit dem frühesten hätte er doch hinüberfahren müssen. „Mit größtem Vergnügen," antwortet er.

„Ich hätte auch nichts dogegen," sagt Finkendorp, „wenn wir bald losgondeltea, muß morgen früh sechs Uhr ausrücken."

Es dauert nicht lnnge, und die Herren sitzen in dem leichten Korbwagen, den die beidea prachtvollen Mecklenburger spielend ziehen auf der glatten Chaussee; Lorenzen fährt, dem Befehle gemäß, stramm an Charlottenhof vorüber. Es ist eine wunderbar milde, duftige Frühlingsnacht, ein wenig dunkel, doch nicht so, daß man die Umrisse der Gebäude uad der Bäume nicht erkeaven könnte. Im Giebel des Herrenhoales schimmert Licht — dort oben liegt die kranke Mutter, und Eva schlummert neben deren Bett im Lehnstuhl. Karl sieht das Bild znm Greifen deatlich vor sich, und ein banges, ungemütliches Gefühl pockt ihn. Wean nur Moritz dies eine Mol noch zugänglich ist, damit nicht plötzlich wieder eine Familienseene entsteht, womöglich mit ähalichem oder noch schlimmerem Ausgang wie neulich!

Auch Finkendorp sieht nach diesen beiden schwach erhellten Fenstern hinavf. „Da oben wartet Ihre Frau Gemahlin jedenfolls noch," sngt er.

„Meine Frau? Schwerlich — wartet nie — habe ihr das von vornherein abgewöhnt. Da oben sind die Zimmer meiner Mutter und das von Eva Ahrens."

Fiakendorp blickt unverwandt zu dem Lichtschimmer empor, so lange es möglich ist. Also dort oben wohnt das ernsthafte kleine Mädchen mit den Madonnenaugen! „Fräulein Ahrens ist, wie ich erfahre, die Pflegerin Ihrer Frau Mutter?" fragt er, denn es drängt ihn förmtich, von Eva zu sprechen.

„Ja, sie pflegt Mutter; es ist eine alte Freuadschaft zwischen beiden Familien, Nachbarskinder — wissen Sie. Ein armer kleiner Fratz, das Mädel — lieber Gott, eine Mühe, die sich der Schöpfer schließlich hätte ersparen können — überall zu viel — immer nur angenehm, wenn mal einer in Not ist — hält sich kümmerlich durch mit Stundengeben."

Und ist tausendmal nützlicher und nötiger auf der Welt als du und deinesgleichen — hol' dich der Teufel! denkt Finkendorp grimmig. „Ein interessantes Köpfchen hat sie," sagt er dann laut.

„Eh — finden Sie? Kann sein — war einmal recht niedlich — ich erinnere mich — als Backfischchen — übrigens meines Bruders stille Liebe seit Jahren."

„Mein Kompliment Ihrem Herrn Bruder," antwortet Finkendorp, „und warum wird die Sache nicht perfekt?"

Karl Baldauf schweigt ein Weilchen. Er ist sehr benommen von der Bowle und hat ganz nebelhaft das Gefühl, daß es geschmacklos und albern sein würde, von Evas Neigung zu renommieren, aber dieses Restchen von Takt nimmt ihm seine ausbrechende Eitelkeit. Es ist so nett, ein bißchen Don Juan zu spielen, und nun gar Finkendorp gegenüber, der das Monopol als Herzensbrecher in Hohenburg besitzt.

„Wissen Sie, Finkendorp," beginnt er mit schwerer Zunge, „das sind so Geschichten — das kleine Mädchen hatte das Unglück, sich für mich zu interessieren — habe allerdings mal ein wenig Hof gemacht, aber wie sie so sind, die jungen Dinger, zu viel Sentimentalität — das sitzt immer gleich so tief im Herzen, und dann, wenn die Sache anders kommt, wenn der erwartete Antrag ausbleibt — totunglücklich — von nichts anderem wissen wollen — verstehen mich wohl!"

O da dreidoppeltes Rhinoceros, denkt Finkendorp, ob denn so etwas möglich ist! Das liebe Gesichtchen mit den traurigen Augen steht deutlich vor ihm. Und das bittet noch für die Ehre und das Glück dieses Burschen!

„Schickt einfach Moritz mit einem großen Korb von dannen," fällt Karl Baldauf weiter, „obgleich meine alte Mutter sich darüber fast totgrämt. Was wohl das arme Ding jetzt durchkämpfen mag in seinem Hause — thut mir zu leid, wirklich, zu leid!"

Finkendorp hat das Gefühl, als müsse er den Schwätzer neben sich aus dem Wagen werfen; jedes Wort dünkt ihm eine Beleidigung für das liebe treuherzige Geschöpf, dessen Anblick heute eine gute weiche Regung in seiner Seele weckte, von der sie lange unberührt blieb. Sollte Eva wirklich diesen Menschen geliebt haben, noch lieben? Herr Gott, so was kommt ja vor, sogar oft vor! Was weiß denn so ein kleines Mädchen vom Leben, von den Männern? Wenn dieser da sich ihr genähert hat, dann war es unter den Augen der Mutter, wo er sich benehmen mußte wie ein artig gezogener Schuljunge. Eine reine Lotterie ist die Liebe dieser armen Dinger! Irgend so einen gesittet scheinenden Jüngling fischen sie sich heraus — Lackstiefel, Frack, wohlfrisiert, die üblichen Redensarten — seine Rüdigkeit, seine Erbärmlichkeit können sie nicht ahnen, und die Enttäuschung, die dann folgt, kommt zu spät! Evchen Ahrens, du hast Glück gehabt, daß du vor diesem bewahrt bliebst!

„Lassen Sie doch an der Ritterstraße halten, Baldauf," sagt er nach einer Weile, „ich gehe ganz gern noch den kleinen Weg nach Hause; die Bowle war wieder mal das reine Gift! Glaub', es wird Ihnen auch am besten sein, sich in die Klappe zu legen und erst morgen Ihrem Herrn Bruder zu beichten."

„Ih — nee," meint Karl, schon ganz schlafstrunken, „dafür keine Bange! Ich habe die Ehre, Herr Graf, auf Donnerstag — wissen doch —?"

„Ja — so! Thut mir leid, Baldauf, habe Ihrer Frau schon abgesagt — ganz unmöglich. Guten Morgen, Baldauf!"

Karl Baldauf fährt um drei Uhr morgens in den Hof des „Wasserwinkels" ein, nachdem er am äußeren Thor förmlich Sturm geläutet hat. Der Hausherr, der ein Unglück vermutet, stürzt ihm, halbbekleidet und schreckensbleich, entgegen und fragt, ihn an der Schulter rüttelnd: „Die Mutter? Ist's was mit Mutter?"

„Ih, Gott bewahre — komme von Ruhleben, Moritz, habe Finkendorp hergefahren, dem sein Gaul sich die Poten verknackst hat oder dergleichen — hatten kleines Liebesmahl, die Husaren, eine verdammt schwere Sitzung."

Die Brüder stehen sich in der alten trauten Wohnstube gegenüber, die schon ihre Kinderspiele gesehen. Diese Umgebung wirkt plötzlich ernüchternd auf Karl, unwillkürlich wirft er einen Blick auf den leeren Sessel der Mutter, am Fenster dort.

„Deshalb klingelst du mich doch nicht heraus?" sagt jetzt Moritz, „es ist etwas anderes, erkläre dich nur möglichst rasch, bitte!"

„Ein Bett und eine Tasse Kaffee, Moritz, morgen das andere — hast schon recht, ich brauche deine Hilfe."

„Habt wieder gejeut?"

„Ja doch, was ist's denn weiter? An Mutter kann ich mich nicht wenden jetzt, du weißt —"

„Mensch, du bist rein von Sinnen," sagt Moritz, den letzten Knopf seiner Joppe schließend, „ich kann dir nicht helfen, ich habe das mögliche gethan!"

„Na, sei so gut — du thust, als ob wir Leute wären, die von der Hand in den Mund leben. Wenn du und Mutter auch immer geheimnisvoll gethan habt mit unseren Verhältnissen — so viel weiß ich doch, daß dreißigtausend Thaler, oder so herum, uns nicht allzuviel kränken! Herr Gott, ich würde ja kein Wort verlieren, wenn ich schalten und walten könnte wie ich will, ich nähme einfach eine Hypothek auf für Charlottenhof, aber dazu müßte ja die Mutter erst ihren Segen geben."

„Gott sei Dank — ja!" bestätigt Moritz bitter, „denn andernfalls gehörte dir in einem Jahre nicht mehr ein Ziegel auf dem Dache. Was hast du schon verbraucht, bevor du da eines Tages hinausgezogen bist! Wahrhaftig, es ist eine Schande! Und jetzt, als verheirateter Mann, machst du weiter so!"

„Rechne es mir nur immer vor, da thust es ja so gern, es ist alles auf Heller and Pfennig in deinem Gedächtnis notiert," antwortet Karl giftig.

„Allerdings, denn ich habe sehr darunter gelitten."

„Du brauchst dafür auch um so weniger!" fährt Karl ironisch fort. „Ich wäre ganz zufrieden, wenn ich dein bedürfnisloses Temperament bekommen hätte für das Leben! Wir wollen aber darüber nicht streiten, es ist nicht anders — ich brauche Geld, habe Unglück gehabt! Außerdem liege ich auch schon länger krumm; der ganze Zauber mit Mutter wäre nicht gekommen, hätte ich Geld gehabt, denn schließlich — hm — ich wäre natürlich nach Berlin gefahren, wenn ich die nötigen Moneten besessen hätte, um mich dort zu amüsieren. Aber es war nichts da, einfach nichts! Mutter nahm meine Weigerung, Hanne aachzureisen, für Gleichgültigkeit gegen sie. — Na — sie hatte mir vor kurzem erst eine Summe für allerlei notwendige Beschaffungen im Hause gegeben, ich ließ sie dabei, daß Berlin mich langweile und Hanne dazu, da kam denn der berühmte Zank mit ihr zustande. — Du weißt, ich machte meinem Herzen einmal Luft — die Reise zerschlug sich und ich blieb ohne Geld. Es ist ein Skandal, seit Wochen laufe ich mit ein paar Thalern in der Tasche herum! Hanne mag ich nicht anpumpen, sie hat vermutlich, and trotz ihrer Betriebsamkeit im Kleinhandel, noch nicht wieder Ersatz genug — in Berlin scheint alles draufgegangen zu sein — die Kleiderschrankthüren gehen effektiv nicht mehr zu seitdem — übrigens zetert sie geradezu unanständig, will man etwas klingende Münze von ihr! Na, da habe ich eben gespielt und mit bemerkenswertem Pech, muß in drei Tagen an Finkendorp und Rosenbergk zahlen! — Wenn da nicht helfen willst, gehe ich zum Halsabschneider oder zur Mutter, dann mag's kommen, wie es will!"

Moritz geht, gegen seine sonstige Gewohnheit, im Zimmer auf und ab, seine Miene ist mehr als sorgenvoll. „Ich kann im Augenblick gar nichts entscheiden," sagt er endlich, „ich selbst bin nicht imstande —. Die Summe, die dich in Berlin seiner Zeit flott machen mußte, habe ich geborgt, ich wußte nicht, wie ich sie anders hätte beschaffen können, ohne Mutter zu beunruhigen, die g'rad' genug gekränkt war von den unverfrorenen Forderungen, die du als ‚Einjähriger' an sie stelltest. Ich zahle noch immer heimlich ab an den zwanzigtausend Thalern. Mit Kleinigkeiten giebst du dich ja nicht ab, leider. — Wieviel soll es denn diesmal sein?"

„Etwa zehntausend Thaler," erklärt Karl, der sich mißmutig in die Sofaecke gesetzt hat.

Moritz bleibt erschrocken vor ihm stehen. In dem Blick, mit dem er seinen Bruder ansieht, liegt eine grenzenlose Traurigkeit. „Und wohin soll denn das führen, mein Junge?" sagt er mit einer seltsam klanglosen Stimme, „soll's Mutter denn wirklich noch erleben, dich aufgeben zu müssen? Kannst du dich denn nicht zusammenraffen? Gott im Himmel, wie habe ich mir das alles anders gedacht — wir beide, du draußen, ich hier! Wochentags

die heiße stille Arbeit und Sonntags beisammen, wir bei euch oder umgekehrt, Mutter natürlich der Mittelpunkt; und in schweren Zeiten einer dem andern treu zur Seite! Daß ein bißchen mehr Liebe auf dein Teil kammen würde, das wußt' ich und habe es dir gegönnt, das war ja immer so. Der Kleine, der Sonnenschein, daß der die dicksten Aepfel und die süßesten Küsse von der Mutter kriegte, Herr Gott, das begriff ich ja! Du warst so ein hübscher blauer Bengel; ich hab' dir immer mit zitternder Lust nachgeschaut, wenn du mit der weißblauen Mütze und dem Bücherpack unterm Arm den Steinweg hinuntergingst ins Gymnasium und ich abschwenken mußte zur Realschule. Nicht die Spur von Neid ist mir je gekommen; ich weiß es ja von Anfang an nicht anders, als daß du körperlich und geistig mir über warst! Stolzer konnte ja die Mutter selbst nicht auf dich sein als ich! Und nun mit ansehen zu müssen, wie du verlumpst. — Ja, verlumpst!" ruft er auf einmal laut, „da, unser Stolz und Sonnenschein!"

Wie der Angstschrei eines verwundeten Tieres klingt dieser Schmerzensausbruch. Und nun wendet er sich um und geht wieder aus einer dunklen Ecke in die andere.

Karl ist unter dem letzten Ausbruch zusammengesunken und hat scheu zu dem Bruder hinübergesehen, in dessen schmerzverzogenem Gesicht die Augen verräterisch feucht schimmern. Nie hat er Moritz so viel sprechen hören, nie geahnt, daß in dem ewig sich gleichbleibenden stillen Menschen etwas wie Leidenschaft gärt. Mit mehr oder weniger ernstem Gesicht ist ihm das Geld ausgehändigt worden, dessen er benötigte, höchstens ein trauriges „Nimm dich zusammen!" oder dergleichen, sonst nichts. Und nun auf einmal erfährt er, daß dieser Schweigsame da eine heiße brüderliche Zärtlichkeit für ihn fühlt.

„Sei doch nicht so nußer dir," murmelt er, „ich werd' mich ja zusammennehmen, wir müssen nächstens so wie so stillsitzen, Lindners und der ganze Trotz ziehen sich auffällig zurück — werden demnächst gar keine Gelegenheit mehr haben zu Depensen, sitzen allein auf unserer Klitsche, Hanne und ich — ich und Hanne! Und, weiß Gott, gestern abend dachte ich zu gewinnen —."

Wie der Bruder nicht antwortet, sondern vor einem der Fenster stehen bleibt, durch die das erste Grauen des Morgens dämmert, in das er hinausstarrt, fährt Karl fort: „Na ja, und ich hab's doch wahrhaftig nicht leicht! Die Hanne, du weißt ja — es ist richtig, ich war vernarrt in sie — aber, siehst du — das ist so! Da hat 'ne Mutter einen Weihnachtsbaum geputzt und da hängt ein reizend buntes Zuckerding dran mit Grün und Rot und ein bißchen Schaumgold, und da ist so'n Bengel, der will's haben. Mutter hat natürlich gesagt: ‚Das ist nichts für dich!' — Na, das reizt die liebe Jugend erst — man will's ja auch gar nicht behalten, aber mal kosten — — und da steigt man auf einen Tisch und auf einen Stuhl und beißt ein Stückchen davon ab —. Verstehst du? Und darüber gerät Mutter in Wut, und obgleich sie weiß, daß einem das Ding schlecht bekommt, weil's zufällig für solchen Bengel unverdaulich ist, zwingt sie ihn, es ganz aufzugessen, unbekümmert, ob er lebenslänglich krank werden kann — aus Peinzip. Das ist die Geschichte von Hanne und mir! Du solltest in meiner Haut stecken, wer weiß, was du thätest, wenn du nebenbei noch eine Andere vergessen sollst, die du wirklich lieb hattest."

„Mein Junge — ein Zuckerding und ein Mädchenherz, ein lebendiges, klopfendes Mädchenherz, das ist ein mißratener Vergleich; die näheren Umstände bleiben überdies bei dem Gleichnis ganz fort. Indem du Hanne heiratetest, thatest du ganz einfach deine Pflicht, und was du sonst noch faselst von einer Liebe — — wenn man liebt, ein gutes reines Mädchen liebt, schleicht man anderen nicht nach! Ueber diesen Punkt, dächte ich, wären die Akten geschlossen; es ist dies auch einer von den Flecken, die deine Sonnenhaftigkeit stark verdunkeln."

Karl wird feuerrot unter diesen Worten. „Ein Monopol auf absolute Tugendhaftigkeit habe ich allerdings nicht genommen, aber daß ich ernste Absichten hatte, eine Frau zu gewinnen, die mir sympathisch war, die ich liebte, wahrer als Hanne, das könnte ich dir beweisen; aber glaubst du, ohne allen Grund hätte dir Eva einen Korb gegeben?"

Moritz steht plötzlich still, leichenblaß, die Arme an sich gezogen, die Fäuste geballt; auf seiner Stirn eine tiefe Falte, die ihn um Jahre älter erscheinen läßt.

„Du — Eva? Du lügst, du — —"

„Ich lüge nicht! Frage sie selber, ob sie mich geküßt hat, oder —"

In demselben Augenblick hat Moritz sich auf den Bruder gestürzt, hat ihn an den Schultern gepackt und emporgerissen. „Lump — nichtswürdiger — auch das noch!" stöhnt er keuchend, Brust an Brust auf Tod und Leben mit ihm ringend.

„Bist du wahnsinnig?" preßt Karl hervor, „laß mich los, ich sage dir, laß mich los, oder ich vergesse, wer du bist!"

Der schwere Tisch weicht kreischend zur Seite unter dem Anprall der Kämpfenden, ein paar Stühle stürzen um, das Licht ist im Fallen erloschen; in der grauen Morgendämmerung ringen die beiden keuchenden Männer. Dann plötzlich läßt Moritz los, der andere schlägt zu Boden wie ein lebloser Gegenstand.

„Herr Gott im Himmel," stöhnt Moritz, „mach', daß du fortkommst, ich stehe für nichts — ich kann mich nicht mehr halten!" Mit schweren Schritten, wie ein Trunkener, geht er hinaus, und als er droben ist in seinem Zimmer, wirft sich der große starke Mensch auf sein Bett und beginnt zu schluchzen wie ein Kind, wild und trostlos.

Am andern Morgen gegen neun Uhr kommt Karl nach Hause, übernächtig, mit zerknitterter Wäsche; hinter dem Ohr ein Blutgerinsel, das den Kragen gefärbt hat, die Lippen zusammengebissen. Hanne, die ihm entgegengeht im Flur und ihn mit Vorwürfen empfangen will, beachtet er gar nicht; er verschwindet in seinem Zimmer und stößt den Riegel hinter sich zu.

Sofort geht Hanne zu Lorenzen. „Wo seid ihr denn gewesen, heute nacht?" fragt sie.

„O, zuerst bis Glock Eins in Ruhleben und dann mit dem Grafen Finkendorp nach Hohenburg; haben im ‚Wasserwinkel' logiert. Und heut' morgen hat Wieschen, das Stubenmädchen, Glock Sieben unsern Herrn als wie ohnmächtig in der Wohnstube gefunden; ich habe man gehört, daß die Bowle ein bißchen stark gewesen is, wenigstens sagte Jean in der ‚Krone', der Baron Lindner hätte da zuletzt ans Versehen Arrak zwischen gethan statt Mosel. Na, Wieschen un ich haben dem Herrn ja das Blut abgewaschen, weil er sich eklich auf die Kante von dem Tisch geschlagen hat; un Wieschen hat Kaffee gekocht. Wenn der Herr ordentlich ausschläft, wird's ja wohl nichts schaden; Frau Baldauf brauchen sich nich zu ängstigen. Gemerkt hat's sonst keiner nich; Herr Moritz is direkt von seiner Stube hinunter ans Pferd, an in die Serrelebeaer Flur geritten."

Hanne weiß es ja nun. Sie sieht furchtbar ärgerlich aus, und da sie nicht imstande ist, etwas Unangenehmes mit sich selbst auszumachen, geht sie hinauf zu Eva, um dieser ihr Leid zu klagen. Da oben ist's so still und friedlich, die alte Tante sitzt schon angezogen im Lehnstuhl am Fenster, zum erstenmal so früh. Sie will mit aller Gewalt gesund sein, sie sehnt sich nach Hohenburg. Dort ist sie noch immer fertig geworden mit ihren Sorgen, hier kann sie nicht völlig genesen, das fühlt sie, immer in Erwartung des Sohnes, der abbitten kommen wird — mit Worten sicher, ob aber mit dem Herzen, daran mag sie nicht denken.

Sie erinnert sich jetzt ganz deutlich jener schrecklichen Scene: die Vorwürfe, die sie ihm machte, weil er Hanne allein mit der leichtlebigen Gesellschaft nach Berlin ließ, mit diesem Don Juan, diesem Finkendorp. — Karls Entschuldigung, er habe kein Geld, wenn aber Mutting ein bißchen anständig herausrücken wolle, so dampfe er in der nächsten Sekunde ab. — Ihre Entrüstung; er hatte ja eben erst eine ganz ansehnliche Summe bekommen. — Darauf seine scharfe Antwort, unkindlich, dreist, wie noch nie jemand zu ihr gesprochen, und schließlich sein empörtes „Wenn ich verlumpe und verlottere, bist du allein schuld!" Da war's mit einem Male still in ihr geworden, als hätte sie einen Schlag bekommen auf Hirn und Herz. Sie wußte noch, daß sie sich hingetastet hatte zur Thüre, daß sie dort beinah' gestolpert wäre, weil der Hund vor ihr hinaus wollte — das arme Tier hatte sich gefürchtet bei dem Zanke der beiden Menschen — und daß, als sie quer über den Flur gekommen war, die Treppe geschwankt hatte — dann schwand ihr das Bewußtsein. Nun war sie wieder gesundet, aber der Druck auf Kopf und Herz noch immer derselbe,

Digitized by Google

wenn sie an Karl dachte. Je eher fort, je besser! Vor das Bild ihres Mannes möchte sie treten in ihrer Stube daheim, ihn fragen: Bin ich denn wirklich schuld, Baldauf, ist es denn wahr? Unsern Sonnenschein, unser Karlemännchen, unsern ganzen Stolz, den hätte ich schlecht gemacht, ich, seine Mutter?

Sie wendet den Kopf, denn Hanne ist eingetreten, Hanne mit hochrotem Kopf, die Arme in die Seiten gestemmt. „Jetzt eben ist a gekommen, betrunken wie immer, seit gestern mittag war er fort!“ schreit sie. „Von der Erde haben sie ihn aufgelesen, Lorenzen und das Stubenmädchen, bei euch im ‚Winkel‘! Er hat wahrscheinlich ganz vergessen, daß es einen Charlottenhof in der Welt giebt! Und das ist nun das Glück, das ich gemacht habe, um das mich alle beneiden!“ Sie schlägt die Hände vor das Gesicht und weint, ein gellendes, schreiendes Schluchzen ist es.

Eva stürzt aus ihrer Ecke herzu. Ihr Erstes ist, die alte Frau, die sich erheben will im ersten Schreck, niederzudrücken auf den Sessel. „Aber Hanne, um Gottes willen,“ ruft das junge Mädchen, „schone doch Mama, bedenke doch!“

„Wer schont mich denn?“ weint Hanne weiter, „kein Mensch! Alle seid ihr gegen mich, immer werde ich über die Schulter angesehen.“

„Das ist nicht wahr,“ unterbricht Madame sie; in ihrer wieder wie sonst vollen kräftigen Stimme ist ein harter Klang. „Schweig, augenblicklich schweig! — Erst will ich mit Karl reden, dann werd' ich wissen, ob ich alles glauben kann, was du sagst!“

„Nein, Tante, du regst dich wieder auf!“ fleht Eva, vor der alten Dame niederkniend, „es ist ganz gewiß nicht wahr, was Hanne sagt, sie ist nur ein bißchen ärgerlich gerade — nicht wahr, Hanne? Karl ist gut, Karl hat dich sehr lieb, Tante; er ist sehr traurig, daß du krank geworden bist um ihn.“ — Sie streichelt in ihrer Todesangst hastig und aufgeregt die Hände und das Gesicht der alten Frau.

„Ja freilich — du wirst auf ihn ja nichts kommen lassen,“ sagt Hanne so recht mitten aus ihrem Schluchzen heraus. „Hättest du ihn doch genommen, hättest du doch an dem Abend, wie er dich geküßt hat, deine Mutter gerufen — zum Segnen, dann wär' ich nicht so — so —“

Araukanische Frauen aus Chile mit ihren Kindern.
Nach photographischen Aufnahmen von Otto Nestler in Dresden.

Eva hat plötzlich aufgeschrieen, ein paar grenzenlos bestürzte Augen sehen einen Augenblick in die der alten Dame, dann birgt sich der Kopf des Mädchens in ihren Schoß, der junge Körper zuckt und bebt in Jammer und Scham.

„Geh' hinaus!“ ruft Madame mit aller Kraft, deren sie fähig ist, Hanne zu. Und Hanne geht hinaus.

Eine lange Weile bleibt es still zwischen den beiden; die Hände der alten Frau halten den Kopf des Mädchens, eiskalt brennen sie an der Glut der jungen Wangen. „Evchen,“ flüstert sie endlich, „Kind, ist's denn wahr — ist's wahr?“

Die Arme des Mädchens umfassen sie enger, sie rutscht noch näher auf den Knieen, der Kopf drückt sich noch fester an sie — das ist die ganze, nicht mißzuverstehende Antwort.

Und Madame fällt's plötzlich wie Schuppen von den Augen, sie versteht plötzlich alles, alles: des Mädchens Fernbleiben, nachdem Karl verlobt war, ihr Kranksein, ihre Weigerung, Moritz zu heiraten; ein tiefer Jammer packt sie über das junge Herz, das der Sohn betrogen hat um das Beste im Leben, um das Vertrauen zur Menschheit.

„Evachen, wann war denn das?“ fragt sie ganz heiser, „war's kurz vor der Verlobung mit Honne?“

Ein Nicken des Mädchens bestätigt es.

Mit leisem Aechzen läßt sich die alte Frau zurückfallen. „Grämе dich nicht, Kind, er ist's nicht wert,“ murmelt sie.

„Sag' das nicht! Sag' das nicht!“ ruft Eva außer sich. „Er ist nicht schlecht, er ist es nicht — — wenn du ihn nicht gezwungen hättest, Hanne zu — zu —“ Sie ist aufgesprungen und steht vor der alten Frau wie eine Richterin. Jahrelang unterdrückter Schmerz ist's, der sie alles vergessen läßt in dieser Minute, wo er die Schranken durchbricht mit elementarer Leidenschaft, alles mit sich fortreißend.

„Du auch, Eva? Ja, weißt du denn gar nicht — aber natürlich, wie kannst du denn wissen, weshalb ich —“

„Ich will auch nichts wissen, ich weiß ja genug, ich weiß, daß du —“

„Du weißt gar nichts!“ sagt Madame, und aufstehend geht sie mit den schwankenden Schritten einer Genesenden durch die Stube zur Klingel, und wie Amalie gestürzt kommt, befiehlt sie: „Es soll ein Bote nach Hohenburg an meinen Sohn, sofort soll er mich den Wagen schicken, meine Viktoriachaise, und Sie helfen mal, meine paar Sachen einpacken!“

Als das Mädchen gegangen ist, faßt sie Eva an der Hand und führt sie zum Sofa. „Da, setz' dich her, ich nehm's dich nicht übel, Kind, ich bin dich nicht böse, du dauerst mich man so fürchterlich.“ Sie streicht ganz schüchtern über Evas Wange, dann setzt sie sich still wieder in ihren Stuhl.

Nach einem Weilchen kommt Amalie zurück. Es sei ein Bote gegangen, und ob sie nun packen könne.

Wie sie an Eva vorübergeht, um im Schlafzimmer ihre Arbeit zu beginnen, sieht Madame, daß sie ein Briefchen neben Eva auf das Sofakissen legt und das junge Mädchen leise mit der Hand berührt, indem sie auf den Brief schielt.

Eva bemerkt es kaum, Madame aber sagt: „Gieb mich mal den Brief, meine Tochter!“

„Ist aber an das Fräulein,“ antwortet Amalie, das Schreiben wieder an sich nehmend. Da streckt Eva die Hand danach aus, und nachdem sie es gelesen hat, reicht sie es der alten Dame. Aber die sagt nur: „Lies mich vor, Kind!“ Und Eva liest:

„Eva, ich bitte Sie, thun Sie, was Sie können, um mich mit meiner Mutter zu versöhnen. Ihnen, die sie so liebt, wird sie nicht abschlagen, daß ich sie um Verzeihung bitten darf, ehe sie dieses Haus verläßt. Ich bin in Verzweiflung, es hängt zuviel davon ab, ob ich mich mit ihr versöhne oder nicht — helfen Sie, Eva!“

„Ich will ihn nicht sehen,“ erklärt Madame hart. Eva rührt sich nicht, sie bittet nicht mehr für ihn.

„Wenn du dich wohler fühlst, pack' deine Sachen, es wird Zeit, daß du heimkommst!“

Wie Eva das Zimmer verlassen hat, tritt ihr Amalie entgegen. „Was soll ich dem Herrn bestellen?“

„Sagen Sie ihm, daß Madame Baldauf heute noch zu angegriffen ist, um den Herrn zu sprechen; ich lasse ihn bitten, keinen Versuch zu machen, es sei heute nicht angebracht.“

Amalie geht. Eva rafft mit bebenden Händen ihre wenigen Sachen zusammen; sie, die sonst so ordentlich ist, wirft alles untereinander in den Reisekorb. Sie hat ein deprimierendes Gefühl; auf ihre furchtbare Erregung ist eine tiefe Niedergeschlagenheit gefolgt, ein sich Unglücklichfühlen zum Sterben. Sie kauert sich im Sofa zusammen und hält den Kopf mit beiden Händen: wie empörte Meeresfluten wogen die Gedanken in ihr, bis plötzlich einer sich aufbäumt, der alle andern schweigen macht, als sei Oel auf sie gegossen —. Etwas Widerwärtiges, Schreckliches hat sie ja betroffen, etwas, das ihr erst in diesem Augenblick zum Bewußtsein kommt und das Bild des Mannes, den sie geliebt hat, den sie heiß betrauert und tief bemitleidet, im Lichte jämmerlichster Gemeinheit erscheinen läßt. Woher weiß Hanne, daß Karl sie geküßt hat? Er muß es ihr also gesagt haben, er hat sie verraten an diese Frau, die er nicht einmal liebt! Wie mag Hanne gelacht, triumphiert haben!

Sie sitzt da und starrt mit großen entsetzten Augen vor sich hin; es friert sie auf einmal, es ist, als sei etwas erstorben in ihr, so still wird es, nur der Ekel bleibt lebendig. So sitzt sie lange, bis die Mamsell nach ein paar Stunden in die Stube kommt.

„Fräulein, der Wagen aus Hohenburg ist da, die alte Madam muß aber erst ein wenig essen, sie verträgt sonst die Fahrt nicht. Reden Sie ihr zu und essen Sie auch!"

Eva steht auf. Bei dem Gedanken an Essen schüttelt sie sich, aber sie geht hinüber zu Madame; auch diese genießt nichts. Hanne erscheint nochmals und will helfen; da ihr aber von der Schwiegermutter nur ein kurzes „Danke — Eva hilft mir schon!" zu teil wird und es auch nicht von Erfolg ist, als sie zu weinen anfängt und klagt, daß sie ja doch nicht dafür könne, wenn Karl sich betrinke und liederlich sei, so verstummt sie und begleitet die Damen nur noch in dem Gefühle die Treppe hinunter, daß die Leute nicht wissen dürfen, die Schwiegermutter scheide in Bösem.

Mühsam, als müsse sie den Fuß bei jedem Tritt gewaltsam losreißen von dem Boden des Hauses, geht Madame an Evas Arm die Treppe hinunter zu dem Wagen. Am Schlag hält Karl, er will es dennoch wagen, die alte Frau umzustimmen. Wie sie aber daherkommt, so elend, mitgenommen von Krankheit und Kummer, am Arm des Mädchens, das die Augen nicht aufhebt, erstirbt das gewaltsam liebenswürdige Lächeln in seinem Gesicht und er versucht's mit Zerknirschung: „Mutter, mein Gott, wir wollen's doch nicht auf die Spitze treiben," murmelt er, „ich hab's ja wahrhaftig nicht so böse gemeint!"

Die alte Frau sieht ihn nur mit einem großen Blick an, der völlig genügt, die Spuren der letzten Nacht, sein gedunsenes Gesicht, die verschwollenen Augen, das verbundene Ohr, zu würdigen. „Laß doch man, laß doch!" murmelt sie, an ihm vorübergehend, „ich werd's dich sagen lassen, wenn ich dich sprechen will."

Ein paar Minuten später ist der Wagen vom Hofe gefahren.

(Fortsetzung folgt.)

Geheimbünde in China.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von C. Falkenhorst.

Es gärt ohne Unterlaß in China. Stets flackert die Flamme des Aufruhrs in irgend einer der zahlreichen Provinzen des Reiches der Mitte, und stets sind es dieselben Ursachen, welche die Aufstände erzeugen: vor allem der Haß gegen die Fremden, wie er bei den erst jüngst gemeldeten Vorgängen am kaiserlichen Hofe ja auch zu Tage getreten ist, und dann der Ingrimm der ausgebeuteten Massen gegen die beispiellose Willkür chinesischer Beamten.

Im September vorigen Jahres kam die Kunde von neuen Unruhen in Schantung, die gegen die deutschen Missionen gerichtet waren. Aus Tschoufou, Tsinning, Tyanfu und anderen Städten mußten die Missionäre fliehen. Ein Geheimbund, die „Große Messergesellschaft", gilt als Anstifter dieser Bewegung. Seine Sendboten haben die schwarze Flagge aufgehißt und fordern das Volk auf zum Kampfe gegen die Europäer und die „zweiten Europäer", d. h. die zum Christentum bekehrten Chinesen. Lässig schauen die Mandarine diesem gefährlichen Treiben zu, während der Geheimbund systematisch in Städten und Dörfern von Schantung eingeführt wird.

Während der letzten Jahre wütete in den Provinzen Kwangsi und Kwangtung ein ausgedehnter Aufstand, der sich nicht nur gegen die Fremden, sondern auch gegen die chinesische Regierung richtete, und auch er war ein Werk der geheimen Gesellschaften. Das sind die jüngsten Beispiele, die von dem weittragenden, verderblichen Einfluß jener seltsamen Einrichtungen und Vereinigungen zeugen. Seitdem an der Küste Ostasiens die deutsche Flagge weht, hat die Kenntnis der politischen Vorgänge in China für uns eine praktische Bedeutung erlangt, denn voraussichtlich werden auch unsere Kolonialbeamten sich genötigt sehen, den Wühlereien der Geheimen Gesellschaften entgegenzutreten.

Die „Hwei" oder Geheimbünde sind in China seit uralten Zeiten eingebürgert. Ihre Entstehung wurde teils durch die sociale Lage, teils durch die religiösen Anschauungen des Volkes begünstigt. Die Mißwirtschaft auf allen Gebieten der Verwaltung, über die in China so lebhaft geklagt wird, datiert nicht von neuerer Zeit. Seit vielen Jahrhunderten ist die chinesische Regierung „ein bald mehr, bald weniger offen heraustretendes Räubertum". Die Beamten suchen sich auf Kosten der Bürger zu bereichern, die Gerichte sind bestechlich, und wer zu seinem Rechte gelangen will, der muß es erkaufen oder mit Gewalt erzwingen. Wo eine derartige Willkürherrschaft besteht, sucht das Volk durch Verschwörungen und Geheimbünde sie zu stürzen. Das lehrt die Geschichte aller Zeiten und aller Länder.

In China erhielten diese auf Befreiung von einem unerträglichen Drucke gerichteten Bestrebungen einen besonderen Charakter durch die dort herrschenden religiösen Anschauungen. In dem Reiche der Mitte ist die buddhistische Lehre weit verbreitet. Sie verheißt unter anderem, daß, wenn Bosheit und Laster auf der Erde überhandgenommen haben, ein neuer Buddha erscheinen werde, um die Welt zu verjüngen und das gesunkene Menschengeschlecht einer vollkommeneren Stufe entgegenzuführen. Die Gründer und Leiter der Geheimbünde predigten nun in früheren Jahrhunderten, die Erfüllung jener Verheißung stände nahe bevor; das regierende Herrscherhaus und die ganze bestehende Ordnung würden zusammenfallen und aus den Trümmern des Vorhandenen ein neues besseres Leben emporblühen.

Das Programm eines der hervorragendsten Geheimbünde hat Karl Friedrich Neumann treffend in seiner „Ostasiatischen Geschichte" wiedergegeben. Die „Brüderschaft des Himmels und der Erde" hält sich danach vom höchsten Wesen dazu berufen, den furchtbaren Gegensatz zwischen Reichtum und Armut aufzuheben. „Die Sonne mit ihrem strahlenden Antlitz, die Erde mit ihren reichen Schätzen, die Welt mit ihren Freuden ist gemeinschaftliches Gut, welches zur Bestreitung der Bedürfnisse von Millionen nackter Brüder aus den Händen der Tausende zurückgenommen werden muß." Die Leitung des Bundes verhehlt sich nicht, daß es überaus schwierig sei, die gleiche Verteilung der Güter durchzuführen. Sie hofft aber auf endlichen Sieg, wenn die Brüderschaft genügend erstarkt. „Ist die größte Zahl der Einwohner in den Städten und Provinzen mit dem Bunde zur Einheit verschmolzen, dann sinkt das alte Reich zusammen und man kann das neue auf seinen Trümmern errichten." Vorerst aber wird vor unzeitigen Aufständen gewarnt; jedes Bundesmitglied solle scheinbar den Mandarinen gehorchen und mit der Polizei sich durch Geschenke befreunden. Untereinander geloben sich aber die Brüder gegenseitige Hilfe und Unterstützung, und ihre Verpflichtungen gehen so weit, daß sie sich nicht scheuen dürfen, auf Befehl des Bundes vor Gericht falsches Zeugnis abzulegen oder Meuchelmorde zu begehen.

Aehnliche Ziele verfolgen die meisten anderen Geheimbünde. So dürr und nackt wie in unseren Auszüge wird die Lehre jedoch nicht vorgetragen. Sie wird vielmehr in ein abenteuerliches Gewand gekleidet, das der Anschauungsweise des

abergläubischen Chinesen angewandt ist. Zugleich umgiebt sich der Bund mit allerlei Aeußerlichkeiten, führt Ceremonien ein, die das Thun und Treiben der Gesellschaft den unheimlichen Reiz des Geheimnisvollen verleihen. Im Ausdenken langwierigster Ceremonien ist aber der Chinese ein Meister. So muß der Neueintretende eine lange Reihe von Prüfungen durchmachen. Er wird z. B. an einen abgelegenen Ort geführt, an dem der Bund seine Sitzung zur Nachtzeit hält. Bei unsicherem Lampen- und Kerzenlicht muß er im weißen Gewande vor den Bundesfürsten liegen, die ihm Schwertspitzen auf die nackte Brust setzen; in langen Formeln schwört er nun alle Bande ab, die ihn mit der Welt, mit dem Staat und der Familie vereinigten, und gelobt dem Bunde den unbedingten Gehorsam. Zuletzt muß er sich gefallen lassen, daß ihm Blut entzogen wird, und er trinkt es zur Bekräftigung seines Eides.

Es ist klar, daß eine solche Vereinigung einen Staat im Staate bildet und wohl die Macht besitzt, ihre Mitglieder bis zu einem gewissen Grade gegen Beamtenwillkür zu schützen. Die Erfahrung hat aber auch gelehrt, daß die Leiter der Bünde nur zu leicht das ursprüngliche Ziel aus den Augen lassen und die in ihre Hände gegebene Macht zu eigennützigen, unlauteren Zwecken gebrauchen. So wurden viele Geheimbunde zu wahren Geißeln des Landes, in dem sie eine Schreckensherrschaft ausübten. Die vermeintlichen Befreier und Beglücker des Volkes plünderten es aus, um für sich Schätze zu sammeln.

Das Jahr 1644 war für China verhängnisvoll. Ein Bürgerkrieg tobte im Norden und Kaiser Hwoi-tsung rief die Mandschuren zu Hilfe gegen die Empörer. Die Fremden kamen, aber sie machten sich zu Herren des Reiches; die alte Dynastie Ming wurde gestürzt, und an ihre Stelle trat die mandschurische Dynastie Tsing. In langjährigen blutigen Kriegen gelang es den Eroberern, die weiten Provinzen des Reiches zu unterwerfen, aber in den Besiegten lebte der Haß gegen die fremden Eroberer fort. Nun wurden viele der Geheimbünde zu Trägern des chinesischen Nationalgedankens, zu Vorkämpfern für die Befreiung des Reiches von der drückenden Fremdherrschaft. „Vertreibe die Tsing und setze die Ming wieder ein!“ ward eine weitere Losung der Geheimbünde, und schon bei der Aufnahme der Novizen wurden regierungsfeindliche Thaten symbolisch begangen, indem der Neueintretende z. B. ein aus Papier geschnittenes Bild des regierenden Kaisers zerreißen mußte.

Im vorigen Jahrhundert war China mit geheimen Gesellschaften von dieser Tendenz übersät. Sie nannten sich „Saftjucken“, „Rotbärte“, „Kurzdegen“, es gab eine „Gesellschaft der großen Auffahrt“ und eine „Gesellschaft des Ruhmes“, die hervorragendste war aber die „Pe-lien-kiao“ oder die „Gesellschaft der weißen Wasserlilie“. Mit mehr Nachdruck als die anderen hatte sie die Vertreibung der Mandschuren zu ihrem Endziel gemacht und wurde darum vom Kaiser Khienlung (1736 bis 1796) mit möglichster Härte verfolgt; ihre Mitglieder wurden sogar für vogelfrei erklärt. Aber alle Verfolgungen schienen nur die Macht der „Weißen Lilie“ zu stärken, und im Jahre 1796 stand sie in der westlichen Provinz Szetschwan zu den Waffen. Die Aufständischen waren zuerst nur mit Lanzen und Dolchen, bald aber auch mit Flinten und Kanonen bewaffnet, die sie den kaiserlichen abgenommen hatten. Auf Berghöhen schlugen sie ihre Lager auf und fielen bei günstiger Gelegenheit über Dörfer und Städte her. Verheerung bezeichnete ihre Spuren, und ein panischer Schrecken ergriff das Volk, so daß viele sich ihnen anschlossen. Der Aufstand breitete sich nach dem benachbarten Schensi aus, und erst im Jahre 1799 gelang es den kaiserlichen Truppen, den Aufruhr zu dämpfen. Die Macht der Geheimbündler war jedoch keineswegs völlig gebrochen. Wenige Jahre darauf entdeckte man neue Anschläge gegen das Kaiserhaus, und bald entbrannte ein neuer Krieg in den südlichen Provinzen. Nanking wurde zum Hauptquartier der Aufständischen; nach langer Belagerung siegten die Regierungstruppen; Tausende von Geheimbündlern wurden geköpft, und man berichtete dem Kaiser nach Peking, daß die „Weiße Wasserlilie“ ausgerottet sei.

Das war aber ein Irrtum. Der Geheimbund hatte seinen Namen gewechselt, wirkte weiter und gewann an Ausbreitung.

Um die Mitte unseres Jahrhunderts geriet China in eine bedrängte Lage; es wurde in Kriege mit England und Frankreich verwickelt, und die Erfolge der europäischen Waffen ermutigten die Geheimbündler; die Zeit schien gekommen zu sein, in welcher der Sturz der Fremdherrschaft erfolgen konnte.

Im Süden des Reiches, in der Nähe von Kanton, erstand damals in dem Schriftgelehrten Hungtsintsuan ein sonderbarer Prophet. Der zweifellos krankhaft veranlagte und überspannte Mann bildete sich auf Grund falsch verstandener christlicher und buddhistischer Anschauungen ein neues Religionssystem, das den Armen und Elenden nach dem Sturz der herrschenden Ordnung eine bessere, glücklichere Zukunft verhieß. Er nannte sich den jüngeren Bruder Jesu. Die neue Sekte fand Anhänger, namentlich in der gebirgigen Provinz Kwangsi. Diese galt aber seit alten Zeiten als der Hort aller Bestrebungen, die auf die Vertreibung der Mandschuren gerichtet waren. In den Schluchten und Gebirgsthälern von Kwangsi konnten die Regierungstruppen der Geheimbündler nicht so leicht habhaft werden, und diese trieben sich hier als Räuberbanden umher. Mit ihnen verband sich der neue Prophet. Er wurde nun zum Thienwang, d. h. Himmelskönig, ausgerufen, und er nannte die Zeit seiner Regierung Taiping, d. h. großer Friede. Später ging der letztere Name auf seine Anhänger über. Vorderhand eröffneten die Propheten des großen Friedens einen Krieg, der an Schrecken und Greuelthaten kaum von einem andern in der Geschichte übertroffen wurde. Im Jahre 1851 waren die Taiping Herren von Kwangsi, im folgenden Jahre schlugen sie die kaiserlichen Heere und erschienen am Jangtsekiang. Am 19. März 1853 eroberten sie Nanking und richteten in der Stadt ein furchtbares Blutbad an, indem sie die tatarische Garnison samt den Weibern und Kindern der Soldaten, zusammen gegen 20000 Personen, niedermetzelten. Nanking wurde zur „Residenz des Himmels“ (Thienking) erhoben, und der Himmelskönig saß auf seiner Burg, von einem Harem umgeben. Er ernannte vier Könige, von denen jeder eine Himmelsrichtung zuerteilt bekam, und diese zogen als Heerführer hinaus, um China zu erobern und die Mandschuren zu verjagen. Jahrelang wurde der Krieg mit wechselndem Glück geführt, und in Nanking zerfleischten sich die Anhänger der eifersüchtigen Könige untereinander. Ströme von Blut flossen in dem südlichen China, während im Norden die kaiserlichen Heere gegen die englisch-französische Armee kämpften. Im Jahre 1860 zogen die Europäer siegreich in Peking ein, sie schlossen mit dem Kaiser Frieden und boten ihm auch Hilfe an zur Unterdrückung des Taipingaufstandes. Noch drei Jahre dauerten indessen die Kämpfe, bis im Sommer 1863 Nanking eingenommen wurde. Der Himmelskönig verbrannte sich am 30. Juni mit seinen Weibern in der Hofburg, die überlebenden und gefangen genommenen Führer wurden hingerichtet. Nun war es leicht, die einzelnen Abteilungen der Geheimbündler in den Provinzen niederzuwerfen; immerhin dauerten die Kämpfe noch in das Jahr 1865 hinein.

Aber selbst durch diese Niederlagen ließen sich die Geheimbündler nicht entmutigen; sie setzten und setzen noch ihre Wühlereien fort, und sie finden stets neue Anhänger. Die größte Macht besitzt gegenwärtig der „Dreifaltigkeitsbund“; er ist nicht nur im Mutterlande, sondern auch überall, wo Chinesen wohnen, verbreitet und in fünf Hauptlogen eingeteilt: die Mutterloge in der Provinz Fokien mit der schwarzen Flagge, die Loge in Kwangtung mit der roten Flagge, die Loge in Yunan mit der fleischfarbenen Flagge, die in Hukuang mit der weißen und die Loge in Tschekiang mit der grünen Fahne. Oeffentlich erklärt der „Dreifaltigkeitsbund“, daß er nur den Zweck verfolge, „die Glücksgüter mit anderen zu teilen und das Unglück sich gegenseitig tragen zu helfen“, es hat sich aber gezeigt, daß er im Geheimen politische Ziele erstrebt. Das Treiben des Bundes in asiatischen Kolonien, in welchen Chinesen wohnen, ist seit langer Zeit berüchtigt. Wohin er auch kam, hat er zuletzt Mord und Bürgerkrieg im Gefolge gehabt, und man hat ihn als die verkommenste, blutdürstigste und gewaltthätigste Gesellschaft bezeichnet, welche die Weltgeschichte kennt. Ueberall hat er Sendlinge, welche neue Mitglieder durch Beredung oder Drohung werben, und es gehört Mut dazu, den Befehlen des Bundes zu trotzen, denn an den Gegnern wird von Zeit zu Zeit in ruchlosester Weise Rache geübt. Der Bund schreckt nicht vor Mord und Brandstiftung zurück, und er läßt gegen den Feind falsche Anklagen erheben, die von Hunderten von falschen Zeugen beschworen werden.

Bezeichnend ist es, daß viele Vorsteher des Bundes ein Vermögen zusammenrafften, das nach vielen Millionen Mark sich bezifferte.

Der „Dreifaltigkeitsbund“ hat in den europäischen Kolonien in Ostasien wiederholt die schlimmsten Ausschreitungen verschuldet. Man ging, wie E. v. Hesse-Wartegg in seinem Werke „China und Japan“ berichtet, gegen ihn auf den Philippinen, in Niederländisch-Indien und in Singapore aufs schärfste vor. Die chinesische Bevölkerung wurde unter die strengste Kontrolle gestellt, auf die Werbung für den Geheimbund wurde die Todesstrafe gesetzt; aber nur zeitweilig gelang es, die Macht des Geheimbundes zu brechen, selbst auf fremdem Boden wurde er niemals gänzlich ausgerottet, und in China ist es bei der gegenwärtigen Lage der Dinge geradezu undenkbar, seiner Herr zu werden.

„Thue nichts“ ist der Name eines anderen, weit verbreiteten Geheimbundes, der aus der Pe-lien-kiao hervorgegangen zu sein scheint. Seine Anhänger verpflichten sich, kein Fleisch zu essen und auch keine spitzen Waffen, sondern nur Hiebwaffen, Säbel und große Messer, zu benutzen. Die Mitglieder von „Thue nichts“ sind gleichfalls in verschiedene Logen und Untergesellschaften geteilt. Vom Volke werden sie besonders gefürchtet, da sie im Rufe von Zauberern stehen. Ihre Seele soll imstande sein, für eine Zeit den Leib zu verlassen, um in der Ferne Auskünfte za holen. Dieser Geheimbund richtet sich nicht nur gegen die Mandschuren, sondern überhoupt gegen alle Fremde. Er ist es, der vor allem den Grundsatz „China für die Chinesen“ predigt, und ihm sind wohl die meisten Mordthaten gegen christliche Missionäre zuzuschreiben.

Es ist offenbar, daß die Geheimbünde einen Krebsschaden in dem inneren Leben des chinesischen Volkes bilden. Ströme Blutes sind vergossen worden, um das Land von dieser Plage zu befreien, aber alle diese Opfer waren vergeblich. Den Geheimbünden könnte nur dann der Grund entzogen werden, wenn China von einem gerechten Beamtenstand regiert würde. Für absehbare Zeit ist dies jedoch nur ein frommer Wunsch; die Korruption steckt zu tief, und Jahrhunderte werden vielleicht noch vergehen, bis durch Berührung mit der abendländischen Kultur das chinesische Volk seine Wiedergeburt feiert.

Der „Sommergewinn“ in Eisenach.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **A. Trinius.**

Am Sonntag Lätare geht's hoch her in der alten Lutherstadt am Fuße der Wartburg. Schon von früh an sind die Straßen und Gassen belebt von fröhlichen Menschen, und Hunderte von feiertäglich geputzten Landleuten aus der Umgegend strömen herbei zu dem Volksfest, das an diesem Tage unter dem alten Namen „Der Sommergewinn“ mit großem Schaugepränge gefeiert wird.

Symbolisch soll der „Somaergewinn“ die Verabschiedung und Vertreibung des grämlich rauhen Winters bedeuten und die Einholung und jubelnde Begrüßung des Frühlings, dem alle Herzen und Hoffnungen freudig entgegenfliegen.

Die Freude am Frühling ist ja echt deutsch. Kein Volk freut sich so innig auf den Lenz wie das deutsche. In keinem Lande aber auch vollzieht er sich in so viel Wuadern, in solcher zaubervollen Schönheit. Wenn er sieghaft leuchtend mit klingendem Spiele über die Berge heranrückt, dann rauschen die Harfen unserer Frühlingssänger dankbewegt und voller auf. Uralt ist die Feier des „Sommergewinns“, die freilich ehemals einen etwas anderen Charakter trug. Aus ihr klingt uns noch vorgeschichtliches Heidentum entgegen. Begingen nun aber auch unsere germanischen Vorfahren als echte Naturkinder ihre lärmende Frühlingsfeier, so deutet doch die symbolische Form, in der uns der „Sommergewinn“ entgegentritt, auf slavischen Ursprung. Slaven drängten einst von Osten her bis über die Saale vor und mögen auch vereinzelt bis in die Eisenacher Gegend hinein Fuß gefaßt haben. Viel weiter westlich ist die ehemalige Begehung einer Frühlingsfeier in ähnlicher Form wie der „Sommergewinn“ nur vereinzelt. In Eisenach hatten sich noch einige Reste erhalten, auf Grund deren man nun vor einigen Jahren das ehrwürdige Fest wieder erneuend aufbaute. Bisher glaubte mon immer, die älteste Beschreibung und schriftliche Erwähnung des Eisenacher „Sommergewinns“ entstamme dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Jetzt besitzt man aber sogar einen urkundlichen Beweis aus dem Jahre 1286, welcher die eigenartige Frühlingsfeier zu Eisenoch erwähnt.

Bauern zu Pferde.

Nach einer Aufnahme von C. Jagemann, Hofphotograph in Eisenach.

In dem felsgeschmückten Dietharzer Grunde, welcher sich von Diethorz aus zum Rennstieg des Thüringer Waldes emporschluchtet, erhob sich ehemals eine dem Kloster Georgenthal gehörige Feste, Waldenfels geheißen. Dieselbe ging 1262 on die Grafen von Henneberg über und dann an das Stift Hersfeld. Letzteres belehnte im Jahre 1286 den Ritter Heinrich von Meldungen mit der Burg. Die feierliche Belehaung erfolgte auf der Burg selbst in Gegenwort einiger Klosterabgesandten. Diese berührten auf der Rückreise auch Eisenach, wo just im Jungfrauenkloster der heiligen Katharina eine große Ablaßwoche begonnen hatte. Am Sonntag Lätare nun sohen die Hersfelder Mönche aus dem Georgenthor von Eisenach eine lange Prozession sich hinausbewegen, der ein angeputzter Strohmann vorangetrogea wurde. Man zog singend zu den über der Hörselgelegenen Feldern bis zur nächsten Flurgrenze, und während dieses Umzuges über Acker und Feld wurde der Segea des Himmels herniedererfleht.

Als die Prozessiva heimkehrte, wor der Strohmann verschwunden. Man hnitr ihn ersöast. Dafür hotten die Burschen sich ihre Kappen mit frischem Tanneabruch geschmückt und jedermann trug auch ein Tannenzweiglein in der Hond. Nun ging's vor das Georgenthor, zum Ablaßmarkt, wo viele Buden aufgeschlagen waren. Gaben einsammelnd, löste der Jng sich daselbst auf und ein fröhliches, bis in die Nacht währendes Treiben entfaltete sich jetzt. So lautet die erste Schilderung des Festes, aus welchem die Feier des „Sommergewinns“ hervorging.

Der Name „Sommergewinn“ scheint einzig and allein in Eisenach sich ringebürgert zu haben. Allüberall, wo ähnliche Feste stattfonden, nannte mon den Vorgang das „Todaustreiben“ oder ähnlich. Auch diese Sitte, die in Thüriagea vielfach bestanden hat, ist slavischen Ursprungs.

In Gotha, Jena, allüberall hat man einst beim Erwachen des Frühtings den Tod in Gestalt einer böslich angelleideten Strohpupve hinausgetrieben oder -getragen. „Doran

Digitized by Google

[illegible] sich stets ein Volksfest. Bei der Rückkehr zur Stadt [illegible] dann die Kinder:

„Nun haben wir den Tod ausgetrieben
Und bringen den lieben Sommer wieder,
Den Sommer und auch den Mayen,
Die Blümlein sind mancherleien.

Wir gingen durch'n grünen Wald,
Da sungen die Vögel jung und alt,
Sie sungen alle zugleiche
Vom einigen Himmelreiche.

Durt trieben steht ein hoches Haus,
Da sieht'n schiener Herre 'raus,
He wird sich wohl bedenken
Und wird uns etwas schenken."

Das Fest des „Sommergewinns" mit seinen Umzügen war infolgedessen entschlafen. Nur die Verkaufsbuden vor dem Georgenthore erinnerten an jedem Sonntag Lätare noch an das alte Fest Eisenachs, und an der geselligen Lust hielten die Bewohner dieses Stadtteils zähe fest; sie setzten einen gewissen Stolz und Trotz darein, mit der liebgewonnenen Ueberlieferung nie ganz zu brechen.

Daß es gerade dieser Teil der Stadt war, welcher das Fest stets beging, erklärt sich daraus, daß hier hinaus die Felder im offenen Hörselthale sich breiten, während rückwärts der Stadt der Bergwald sofort aufsteigt.

Im Jahre 1897 hat nun Eisenach begonnen, seinen „Sommergewinn" wieder allgemein zu feiern, und zwar prunkvoller denn jemals, sinnig und poetisch und — volkstümlich wie wohl noch niemals. Die gesamte Stadt nahm regsten Anteil daran. Ungezählte Hunderte aber hatten die Nachbarstädte an der Thüringer Bahn entsandt. Das Verdienst, den „Sommergewinn" für Eisenach neu belebt zu haben, darf sich der Weststädtische Bezirksverein unter seinem Vorsitzenden H. Goldner zusprechen, welcher es verstanden hat, Obrigkeit und Bürgertum für seine Idee zu begeistern.

Sonntag Lätare 1899 ist's! Ein frischer, heller Jungfrühlingstag! Vom Marktplatze an bis hinaus zur äußersten Vorstadt Georg ist Haus für Haus mit Tannengrün, Kränzen und Guirlanden geschmückt. Der Marktplatz selbst bietet in der ersten Nachmittagsstunde ein buntbewegtes Bild. St. Georg auf dem Brunnen und Meister Bach im Schatten und Schutze der Georgskirche blicken auf eine vieltausendköpfige Menge nieder. Noch höher aber über Markt, Kirche und Häusergewirr ragt die Wartburg sonnbeglänzt und feierlich in den stillen Himmel.

Der Sommerwagen im Festzug 1899.

Wurden nun die Kinder auf diese wenig verblümte Aufforderung mit irgend einer Gabe erfreut, so drückten sie ihren Dank wie folgt aus:

„Habt Dank ihren lieben Herren mein,
Das Himmelreich soll euer sein,
Tragt die himmlische Krone,
Gott wird's euch wohl belohne."

Bitter aber erklang der Stachelreim, wenn ihre Bitten tauben Ohren gegolten hatten:

„Stecken wir den Summer uff de Keller,
Kruppels, Krummhals hat keinen Heller,
He gab' uns gern ein Gröschle,
He hat auch keins im Täsch'le."

Bis ins achtzehnte Jahrhundert [illegible] bestanden diese Volksfeste in einzelnen thüringischen Orten. In Eisenach, wie gesagt, noch länger. Hier war auf Sonntag Lätare noch ein anderer Brauch Sitte gewesen.

Junge Burschen und Mädchen, die vor dem Georgenthore wohnten, trugen ein Rad auf den Mittelberg (zwischen Eisenach und Wartburg), an dem ein strohernes Mannsbild befestigt war. Droben zündeten sie es an und eilten nun mit dem rollenden Rade bergab. Darauf wurde eine glatt abgeschälte Tanne herbeigeholt, mit bunten Bändern geschmückt und auf dem freien Platze vor dem Thore aufgepflanzt, worauf ein Wettklettern der Burschen anhob. „Sommergewinn" und Radlauf aber sollen dann des öfteren zu Unglücksfällen und noch mehr zu „Ueppigkeiten" Anlaß gegeben haben, so daß schließlich die hohe Obrigkeit mit einem Verbote einschritt.

Der Winterwagen im Festzug 1898.

Nach Aufnahmen von C. Jagemann, Hofphotograph in Eisenach.

Ueber 1100 Schulkinder aus dem Westbezirke halten mit klopfendem Herzen und leuchtenden Augen auf dem Marktplatze. Jedes einzelne Kind trägt ein band- und blumengeschmücktes Feststäbchen in der Hand. Endlich ist alles vereinigt. Der Festzug setzt sich in Bewegung. Die Musikkapelle voran. Es folgen drei Strohhüllen, Symbole des Winters darstellend, worauf der Winterwagen sich anschließt. Auf ihm thront, wie wir auf unserm Bilde S. 189 sehen, mit seinem Hofe der alte König Winter.

Digitized by Google

Die Mitte des Wagens füllt eine echte Thüringer Spinnstube. Pelzgeschmückte Schlittschuhläuferinnen nehmen den Vorderplatz ein, übermütig die Zuschauermenge mit Schneebällen werfend. Kutscher, Pferde, die den Zug begleitenden Reiter, alles ist festlich aufgeputzt.

Hinter dem Winterwagen schreitet ein Herold, den folgenden Sommer verkündend. Burschen und Mädchen in Thüringer Landestrachten, allerlei Feldgerätschaften mit sich führend, drängen sich dem Herold nach. Dahinter naht, strahlend in Jugend und Schönheit, der holde Sommer, die Göttin „Sunna" unter hohem Baldachin, umgeben von Elfen, an hoher Stange den Nistkasten des Sommervogels, des Stars, des für Eisenach geschichtlich gewordenen Symbols des „Sommergewinns" (vgl. auch das obere Bild S. 185, während das unmittelbar darunter stehende den Winterwagen aus dem Festzuge des Jahres 1898 darstellt mit dem grimmen Heerscher Winter in Schnee und Eis, in Gesellschaft von lieblichen Kindern des Landes). Mit einer zweiten Kapelle an der Spitze schließt sich die festliche Jugend in langem Zuge an.

So geht's hinaus zum ehemaligen Georgenthore. Draußen am Viadukte der Werrabahn wird der Winterwagen aus dem Festzuge entfernt, dafür ein bunt geputzter Tannenbaum auf den Sommerwagen gehoben. Zurück geht's zu der Stätte, wo ehemals das brennende Rad niederrollte und die Strohpuppe verbrannt wurde.

Die Göttin Sunna wendet sich an das Volk und, während die drei Strohhüllen dem Flammentode übergeben werden, verkündet sie den Anbruch einer neuen, schöneren Zeit. In dieser poetischen Ansprache (vom Volksdichter A. Herbart verfaßt) heißt es zum Schlusse:

„So hat der Sommer durch des Frühlings Kräfte
Gewonnen in dem Kampf mit Winters Macht,
Und neuer Trieb und neue Lebenssäfte,
Sie steigen auf zur vollen Lenzespracht.
Drum freuet euch zum Fest, ihr Menschenkinder,
Zur alten Sitte reiht ein neuer Finn.
Willkommen, Sommer, und ade, Herr Winter!
Wir alle haben unsre Freude dran."

Dann stimmen die Festteilnehmer das Sommergewinnslied jubelnd an, dessen letzte Strophe lautet:

„Tra-ri-ra! Der Sommer ist da! Der Winter ist zerronnen,
Der Sommer hat gewonnen. Ja, ja, ja! Sommergewinn ist da!"

Mit einem Reigenaufzuge auf dem Schulplatze schließt dann der „offizielle" Teil des Festes. Nun entwickelt sich ein buntes Volksgetümmel zwischen den Buden, in denen allerlei eigenartige Dinge zu erhandeln sind, wie Sommervögel, auch „heilige Geister" genannt, bunte Eier, aus farbigen Läppchen hergestellt und mit Binsenmark gefüllt, künstliche Blumenstöckchen. An Naschwerk und sonstigem Tand fehlt es selbstverständlich auch nicht. Für die Jugend werden Kinderspiele aller Art unter Austeilung von Preisen angeordnet. Haus für Haus ist, echt thüringisch, Kuchen gebacken, und offen stehen Thüren und Herzen. Die Gastfreundschaft feiert Festtag. So wogt es lustig auf und nieder, bis die Nacht sich auf Markt und Gassen niedersenkt und über den schlafenden Bergwäldern die Sterne friedlich heraufziehen.

Mutter.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Backfischgeschichte von **Eva Treu** (Lucy Griebel).

Unser großer, alter Apfelbaum blühte.

Die Aepfel, die er seiner Zeit tragen sollte, waren nur von einer ganz gewöhnlichen Sorte — rote Augustäpfel, aber seine Blüten waren das Entzückendste, was sich irgend ein Mensch vorstellen konnte. Milchweiß und rosenrot drängten sie sich in dichten Büscheln aus den Zweigen hervor, kaum Platz lassend für das grüne Blattwerk, welches sich doch auch gern seines Lebens freuen wollte. Man hatte den ganzen Blütenbaum, wie er da neben der großen, herrlichen Blutbuche stand und sich gegen den blauen Frühlingshimmel so unschuldig, frisch und rein abhob, gleich ans Herz drücken und küssen mögen.

Das ging nun natürlich nicht, dazu war er zu groß. Aber etwas anderes ging sehr gut, nämlich, in seine Krone hinaufzuklettern, sich mitten in die schlummernde Blütenpracht hineinzukauern und da oben zu lesen.

Natürlich schickte es sich durchaus nicht für mich, dergleichen zu thun. Mit vierzehn Jahren ist man ja im allgemeinen schon so außerordentlich gesetzt und verständig, daß man sich mit solchen Kindereien gar nicht mehr abgiebt, aber ich war nun einmal kein Mustermädchen, sondern hatte eine ganz merkwürdige Neigung, gerade immer alles das zu thun, was unpassend war. Besonders, wenn ich in den Ferien zu Hause war, hatte ich immer das Bedürfnis, mich einmal ordentlich auszutoben.

Denn ach, mein guter Vater, der mich doch so innig liebte, hatte mir schon vor zwei Jahren den großen Kummer angethan, mich in die Stadt in eine dumme Pension zu schicken, wo ich erzogen werden sollte! Wozu das gut sein sollte, konnte ich durchaus nicht einsehen. Es wäre ja ganz hübsch gewesen, einmal eine Weile mit anderen gleichalterigen Mädchen zusammen zu sein, hätte ich nur nicht deswegen mein Vaterhaus, welches ich über alles liebte, verlassen müssen. Mein Vater — mein Elternhaus — meine Heimat: diese drei waren für mich das Höchste und Beste, was es auf der Welt gab.

Mein Vater war meiner Ueberzeugung nach ein vollkommener Idealmensch und meine Heimat ein Paradies, an welchem ich jeden Stein, jeden Grashalm und jedes Blatt mit der leidenschaftlichen Zuneigung eines heißen Kinderherzens liebte.

In den Augen fremder Menschen freilich war mein geliebter Vater vielleicht nur ein stiller, einfacher Landarzt, der anspruchslos seine mannigfaltigen schweren Pflichten erfüllte, war meine Heimat nur ein anmutiger, heimeliger Erdenwinkel, wie es deren Tausende giebt, und mein Vaterhaus nichts wie ein altmodisches Herrschaftsgebäude mitten in einem großen Garten, der einen Teil des schönen Gutes ausmachte, welches wir bewohnten.

Dieses Gut hatte meinem Großvater, dem Vater meiner Mutter, gehört, und da sie sein einziges Kind gewesen war, hatten wir es von ihm geerbt. Mein Vater, der von der Landwirtschaft nichts verstand, ließ es durch einen tüchtigen Verwalter bewirtschaften und ging nach wie vor seiner Praxis nach, sich nur das Herrenhaus für den eigenen Gebrauch vorbehaltend.

Meine Mutter war lange tot: ich konnte mich ihrer nicht mehr entsinnen. Geschwister besaß ich nicht, und an hofmeisternden Tanten nur eine, die weit fort, irgendwo im Harz, wohnte, und da mein Vater nicht eben sehr viel Zeit für mich hatte, war ich in herrlichster Ungebundenheit aufgewachsen, bis Vater auf einmal auf den unbegreiflichen Einfall geriet, mich in die Pension zu schicken.

Das Sprichwort sagt: „Ein Kind — kein Kind!" Bei mir traf das nicht zu: ich war ein rechtes, ja sogar ein ziemlich wildes Kind gewesen, und obgleich ich jetzt anfing, mich zu einem ebenso echten Backfisch auszuwachsen, war mir noch jetzt kein Graben, keine Hecke, kein verschlossenes Thor und kein Wall ein nennenswertes Hindernis, wenn ich in den köstlichen Ferienzeiten, die ich zu Hause zubringen durfte, durch die Felder streifte, um, beladen mit wilden Blumensträußen, das Herz voll halbunbewußter Jugendseligkeit, wieder nach Hause zu kommen.

So war es mir denn auch heute durchaus nicht als etwas Anstößiges oder Ungewöhnliches erschienen, in unseren Apfelbaum zu klettern. Zwar ein paar kleine Risse in meinem hellen Sommerkleide hatten mir meine Akrobatenkünste eingetragen, daraus machte ich mir aber nicht das geringste, denn es war niemand da, der mich deswegen ausgescholten hatte. Mamsell Phia, unsere Haushälterin, bejammerte mich im tiefsten Herzensgrund viel zu aufrichtig wegen meiner Verbannung in die Pension, als daß sie mir in den Ferien nicht jede nur denkbare Freiheit gegönnt hätte.

Hier oben saß es sich, versteckt in den Apfelblüten, von denen sich mein weiß und rosa gestreiftes Kattunkleid wohl kaum abhob, geborgen und kühl. Ich hatte ein Buch mitgenommen, und bald war ich ganz vertieft in die spannende Räuberschaugeschichte.

Auf einmal, ich war eben bei einem Kapitelschluß angelangt und hielt ein wenig mit Lesen inne, um nachzudenken, kam es

Digitized by Google

war zum Bewußtsein, daß schon seit einiger Zeit außer dem Summen der Bienen und dem Gezwitscher der Vögel ein Geräusch zu mir empordrang, dasjenige halblauter Menschenstimmen, und da ich nun doch einmal aufmerksam geworden war, horchte ich unwillkürlich hinunter.

Es waren zwei Stimmen, beide jung und wohltönend, beide mir wohlbekannt, eine männliche und eine weibliche, und obgleich ich sofort wußte, wem sie gehörten, bog ich doch das Gezweig vorsichtig ein wenig beiseite, um hinunter zu spähen, denn die zwei Menschen, welche ich zu sehen erwartete, wurden beide von mir angeschwärmt. Ich teilte durchaus die schöne Eigenschaft unserer Backfische, alle Leute, welche mir in den Weg kamen, entweder „reizend“ oder „gräßlich“ zu finden. Diese beiden fand ich „reizend“, und eigentlich war mir das nicht zu verdenken.

Richtig, sie waren es, Fräulein Varnhagen und Herr Alten! So ähnlich es auch erscheinen mußte, daß sich diese beiden hier in unserem Garten, in welchem mindestens Herr Alten gar nichts zu suchen hatte, zusammenfanden, sie waren es sicher. Und sie saßen nebeneinander auf der Bank, schienen auch vorläufig gar nicht daran zu denken, fortzugehen, denn neben Fräulein Varnhagen lag ein offenes Buch, in welchem sie wohl gelesen hatte, als Herr Alten kam, und vermutlich später noch weiter lesen wollte, wenn er fort war.

Bis der ging, mußte ich also hier oben sitzen bleiben, denn wenn ich mich auch vor Fräulein Varnhagen nicht genierte, Herrn Alten wollte ich doch nicht gern zum Zeugen meiner Kletterkünste machen. So verhielt ich mich denn ganz still.

Die beiden da unten gehörten nicht in unser Dorf. Herr Alten, der Architekt war, verweilte aber schon seit einigen Monaten hier, um die Wiederherstellung unserer kleinen alten Kirche zu leiten. Ich hatte ihn nur während dieser Ferienwochen, die allerdings zu Ende gingen, ein paarmal flüchtig gesehen, und da er mit seiner eleganten Figur, seinem hübschen, jungen Gesicht, dem vollen, welligen dunkelblonden Haar und dem schönen Schnurrbart recht gut aussah, hatte er mir sofort sehr gefallen.

Ich fing damals eben an, hier und da verstohlen einen Roman zu lesen, ganz wie die anderen Mädchen in der Pension, und das übte auf mich genau dieselbe Wirkung aus wie auf sie: ich empfand das Bedürfnis, mich für ein männliches Wesen zu begeistern. Bisher hatte mein lieber Vater für diesen Zweck immer vollständig genügt. Nun schwärmten viele der Mädchen in der Pension für unseren Musiklehrer, Herrn Silberblick, andere hatten sich unseren Religionslehrer, Herrn Kandidaten Kestner, zum Schwärmobjekt erkoren, wieder andere sahen ihr Ideal in dem jungen Lehrer für Litteratur und deutschen Aufsatz. Mir waren diese alle zu gewöhnlich, zu sehr Gemeingut. Wofür sich alle begeisterten, dafür konnte ich mich nicht erwärmen!

Als ich aber Herrn Alten, der meinen Vater zuweilen besuchte, kennenlernte, entflammte mein Backfischherz sofort für ihn. Natürlich war dabei von Gegenseitigkeit nicht die leiseste Rede. Herr Alten beachtete mich nicht im mindesten, vielleicht wußte er gar nicht, daß ich überhaupt vorhanden wäre, und da ich halberwachsenes Ding damals sicher für Männeraugen nicht das geringste Anziehende hatte, war das auch gar kein Wunder.

Eigentlich hätte ich auch gar nicht von ihm beachtet werden mögen. Es hatte mich in die unbegrenzteste Verlegenheit versetzt, von ihm angeredet zu werden, und es genügte mir vollkommen, ihn aus der Ferne anzuschwärmen und mir auszudenken, was er möglicherweise zu mir sagen würde, wenn ich jetzt eine erwachsene junge Dame wäre. Ich hoffte nämlich, obgleich mit jungen Schweizern bangen Zweifels, daß ich, wenn erst einmal älter, ein wenig hübscher werden möchte, als ich jetzt war. Der Zustand, in dem sich meine körperliche Erscheinung augenblicklich befand, war nach meiner Ansicht entschieden sehr unerfreulich.

Wenn ich einmal, was damals immer mit Widerstreben geschah, in den Spiegel sah, so hatte ich recht viel an mir auszusetzen, an meinen langen schlenkerigen Gliedern, an dem schmalen roten Gesicht, wie ich meinte, viel zu roten Lippen, an meinen Augen, die viel zu groß und zu dunkel aussahen, und einer Masse von rötlichbraunem, wildem Haar, welches ich auf keine Weise in eine passende und kleidsame Frisur zu zwingen verstand.

Dora Varnhagen dagegen hatte alles das, was ich mir verzweifelnd wünschte, vor allem eine mädchenhafte Anmut und Liebenswürdigkeit, die ich um so mehr bewunderte, da sie mir unbekannten Backfischchen so ganz fehlte. Fräulein Varnhagen war noch jung, für mich aber dennoch schon eine Respektsperson.

Ich hatte sie vorgefunden, als ich zu Anfang der Ferien nach Hause kam; da sie als Sommergast bei einem Nachbarn, Herrn Ahlers, wohnte, und da sie mir gleich mit herzlicher Liebenswürdigkeit entgegengekommen war, hatte ich mich mit feuriger Begeisterung sofort an sie angeschlossen. Manchen Spaziergang durch die Felder hatten wir miteinander gemacht, und alle meine Lieblingsplätze hatte ich ihr gezeigt. An allem hatte sie beinahe ebensoviel Freude gehabt wie ich, und schon das allein, ihr Verständnis für den Zauber meiner Heimat, würde genügt haben, ihr mein Herz zu gewinnen.

Dann aber wußte ich auch, daß Fräulein Varnhagen ganz allein auf der Welt stand. Eine Mutter hatte ich ja auch nicht, aber ich besaß doch meinen Vater — sie hatte niemand. Indem arbeitete sie für ihr tägliches Brot. Sie war Musiklehrerin, hatte es werden müssen, nachdem sie ihren Vater, einen höheren Offizier, verloren hatte, und sie fand sich nun so heiter und freundlich in die neue Lebenslage, daß ich sie auch darum bewunderte.

„Für das tägliche Brot arbeiten“ — wie das klang! Ich war noch so sehr jung, daß das Wort für mich einen grausamen Ton hatte. Ohne je weiter darüber nachgedacht zu haben, wußte ich doch, daß wir in sehr guten Vermögensverhältnissen lebten, daß mein tägliches Brot auch ohne meine Arbeit immer da sein würde, und daß ich eine Heimat hatte. Fräulein Varnhagen hatte keine; ich meinte, ich müßte ihr's auszugleichen suchen auf irgend eine Weise. Da mein Vater den ihrigen gekannt hatte, als er noch lebte, hatte er ihr die freie Benutzung unseres großen Gartens angeboten, wovon sie gern Gebrauch machte. Auch heute war sie wahrscheinlich durch die kleine Hinterpforte hereingekommen, ohne daß ich es gemerkt hatte, und Herr Alten mußte wohl denselben Weg benutzt haben.

Obgleich sie nur halblaut sprachen, konnte ich doch jedes Wort verstehen. Offenbar waren sie mitten im Gespräch.

„Noch sind mir die Hände gebunden,“ sagte Herr Alten, „das Angebot zur Arbeit ist zu groß, wir sind unserer zu viele, als daß man schnell vorwärts kommen könnte! Es kann ein Jahr, es kann auch zwei und drei Jahre dauern — hast du auch wirklich den Mut, so lange zu warten, Dora?“

Ich horchte auf. Wie — er nannte sie Dora? Er nannte sie „du“? So war dies vermutlich ein Stelldichein, welches sie sich gaben! Mein Herz klopfte sehr schnell. Ich vergaß sofort, daß ich ja eigentlich selbst für Herrn Alten schwärmte, und fühlte mich völlig überwältigt von der Wichtigkeit des Geheimnisses, welches ich da erfuhr.

Zugleich aber wurde mir auch sehr unbehaglich. Ich war ein sehr, ja, ich glaube, ganz besonders ehrliches Menschenkind, und meine Aufrichtigkeit empörte sich dagegen, unter solchen Umständen — mochten sie mir auch grenzenlos interessant sein — hier in den Zweigen versteckt zu sitzen. Immer hatte ich Horchen für etwas sehr Unehrenhaftes gehalten! Dennoch aber konnte ich mich, hauptsächlich aus Verlegenheit, nicht entschließen, mich bemerkbar zu machen. Die beiden würden ja doch nicht glauben, daß ich ihnen nicht schon lange zugehört hatte, und angenehm würde es ihnen doch sicher auch nicht sein, mich hier oben zu entdecken.

„Warum fragst du das immer wieder, Heinrich?“ sagte Dora Varnhagen mit ihrer weichen Stimme, die so gut zu ihrer feinen, mädchenhaften Anmut, zu ihren schönen, stillen, grauen Augen paßte. „Warum fragst du das immer wieder? Ich habe dir ja gleich gesagt, daß ich jede beliebig lange Zeit warten will. Was sind denn ein paar Jahre, Liebster? Sie vergehen schließlich auch, wenn wir nur ein wenig Geduld haben. Auch nach drei Jahren sind wir immer noch jung, Heinrich!“

„Ja, das sagst du wohl, aber drei Jahre sind eine lange Zeit. Mein Gott, es kann ja auch noch länger werden, wie kann ich es wissen? Wenn nun inzwischen ein anderer kommt, der mehr ist und hat —“

„Da werde ich dir selbstverständlich untreu,“ entgegnete sie und lachte leise, „das kannst du dir doch wohl vorstellen!“

„Mache keine schlechten Scherze,“ sagte er ungeduldig und faßte nach ihrer Hand. „Dora, mein Lieb, hast du denn gar kein Verständnis dafür, daß mich der Gedanke foltert, jemand

anders könne dich mir abspenstig machen? Ich habe ja doch nichts zu bieten!"

Einen Augenblick wurde es still. „Nein," sagte Dora Varnhagen dann, und diesmal klang ihre Stimme ganz ernst, „nein, Heinrich, eigentlich kann ich es nicht begreifen! Es kommt mir doch auch nicht in den Sinn, an dir zu zweifeln. Wenn man weiß, daß man sich lieb hat, muß man einander doch auch trauen können!"

„Ja, ja," entgegnete der junge Mann schnell, den Arm um sie legend, „Doralieb, ich weiß es ja, und doch — ich möchte es aan dir tauner wieder gesagt bekommen!"

Sie schüttelte ein wenig den Kopf. „O, du thörichter Mensch! Wenn ich nun auch so unsträuisch wäre?"

„Das ist etwas ganz anderes. Meinst du, ein Mann, der dich gefunden hat, würde dich je wieder aufgeben? Das glaubst du ja selbst nicht."

„Nein," sagte das Mädchen und sah lachelnd zu ihm empor, „wenigstens nicht, wenn du der Mann bist! Und wenn es dir denn Freude macht, es immer aon neuem zu hören — ja, ich habe dich lieb aus ganzem, warmem Herzen. Alles, was gut in mir ist, dns gehört dir! Ich will geduldig und treu auf dich worten, taie lange es auch dauern möge, bis du mir ein Heim zu bieten hast, und sollte ich nuch grau darüber werden. Ich wüßte nicht, wie ich es anders mochen könnte. Du und ich, tair gehören zusammen, Heinrich — bis der Tod uns scheidet!"

Er murmelte etwas — es klang wie: „Sonst Kugel durch den Kopf!" — nahm plötzlich ihr Gesicht in seine beiden Hände und kußte sie, und donn sprachen sie noch leiser als vorher weiter, so daß ich nichts mehr aerstand.

Mir war es ganz recht. Natürlich erfüllte mich ein Gefuhl aon großer Wichtigkeit, und ich freute mich in der selbstlosesten Weise, daß gerade die beiden Menschen, welche ich ja sehr anschwarmte, sich gefunden hatten. Indessen hatte ich, offen gestanden, das entschiedene Gefühl, sie hatten nun lange genug hier unter dean Apfelbaum gesessen. Es gab ja doch so viele hübsche Plätze im Garten; warum verfügten sie sich nicht zur Abwechslung einmal nuf einen von diesen?

Nein, zum Lauschen, zumal zum Belauschen von Liebesleuten hotte ich nur sehr mangelhaftes Talent!

„Agnes!" scholl es da durch den Garten. Tos war unsere Mamsell Phia, die dn rief. Sicher stand jetzt der Vespertisch gedeckt und meine Gegenwnrt aurde gewünicht. Uebrigens hieß Mamsell Phia mit ihrem richtigen Nomen Sophie. Wie nett von ihr, solchen Lörm zu machen!

Die beiden anter dem Apfelbaum fuhren so hastig empor, daß auch ich beinahe eine unwillkürliche Schreckensbewegnng gemacht hatte. „Die kommt hierher!" flüsterte Herr Alten, „leb' wohl, mein Lieb — aaf morgen!" Noch ein Kuß, ein Handedruck, und er war hinter dem nächsten Gebusch aerschwunden. Gleich darauf hörte mein scharfes Ohr leise die kleine Pforte kloppern, welche auf den Fahrweg außerhalb des Gartens führte.

Dora Vaenhagen griff schnell zu ihrem Buche und beugte sich mit heißen Wangen über dasselbe.

„Agnes! — mein Gott, wa steckt das Diag wieder?" fagte Mamsell Phia im Tone hoffnungsloser Verzweiflung und trat unter den Apfelbaum, indem sie sich mit dem Rucken der dicken roten Hand über die heiße Stirn strich. „So, das sind Sie, Fraulein Varnhagen? Ich dachte schon, als ich das helle Kleid sah, es wär' das Riad! Sie haben sie wohl nicht gesehen?"

„Ich? Nein!" Dorn Varnhagen schuttelte den Kopf. „Hier ist sie auch nicht gewesen; ich sitze hier schon seit einer halben Stunde!"

„Na, denn man zu, denn wird sie ja wohl anderswo sein!" Und davoa stapfte Fräulein Phia, um in einem anderen Teile des Gartens nach mir zu suchen.

Auch Dora Varnhagen erhob sich, klappte ihr Buch zu und ging. Ich wartete, bis ihre leichte Gestalt zwischen den Büschen verschwunden war, dann ließ ich mich leise und vorsichtig zur Erde gleiten, sammelte sorgsamer, als das sonst meine Art wor, die Blatter und Blulen, die on meiaem Kleide und in meinem Haar hingen geblieben waren, und lief auf dem kürzesten Wege ins Haus, wo mich Fräulein Phia aorfand, als sie, erhitzt und gutmütig scheltend, von ihrer aergeblichen Expedition zurückkehrte.

Die gute Seele hatte schon, was ich eigentlich selbst hätte thun sollen, meinen Koffer gepackt und alles für die Abreise aorbereitet, die leider morgen in aller Frühe stattfinden mußte. Die Ferien waren heimtückischerweise zu Ende, und auf dem Kaffeetisch prangte zur wehmutigen Abschiedsfeier ein großmachtiger, blumenbekränzter Napfkuchen.

Abends kam Fräulein Varnhagen noch zu uns herüber, um mir Lebewohl zu sagen, denn der Wagen mußte mich am nächsten Morgen so früh zur Bahn bringen, daß sie dann sicher noch schlief.

Sie sah mich ein bißchen erstaunt an, als ich in überschwenglicher Backfischzärtlichkeit ihr um den Hals fiel, ließ es sich aber ganz gutwillig gefallen.

„Adieu, liebes, süßes Fräulein Vornhagen! Werden Sie recht — recht glücklich!"

„Danke, danke, kleine Agnes," sagte sie freundlich verwundert und strich mir mit der leichten Hand lächelnd über mein wildes Haar. „Ich bin zufrieden, wenn Gott mir das Glück laßt, welches ich habe."

Ja, das glaube ich wohl! dachte ich verständnisinnig, sagte aber nichts.

„Und Sie schreiben mir einmal? Bitte, bitte!"

„Das kann ich dir nicht versprechen," entgegnete sie ebenso freundlich wie vorher, „denn vielleicht würde ich es nicht halten können. Aber möglicherweise sehen wir uns in den nächsten Pfingstferien wieder. Freilich, auch das kann ich mit Bestimmtheit nicht sagen."

Nun, es war wenigstens ein kleiner Trost!

Am nächsten Morgen reiste ich ab, furiorgisch mit zwei reinen Taschentüchern in der Tasche, denn ich wußte aus Erfahrung, daß das erste vollständig naß geweint sein würde, ehe ich noch auf dem Bahnhof angelangt war.

Ich ließ Vaters Hand nicht aus der meinen, bis ich in das Coupé steigen mußte; mir war zu Mute, als ginge es um ein Scheiden auf Leben und Tod! Und ich ließ dann das nasse Taschentuch so lange aus dem offenen Coupefenster zum letzten Abschiedsgruß herausflattern, bis es ganz wieder getrocknet war.

Mein Vater aber stand auf dem Bahnsteig, und seine guten Augen folgten mir, solange er nach einen Zipfel meines weißen Tuches flattern sehen konnte.

Mein lieber Vater!

O, du liebe, thorichte, kindische Zeit jenes Fühlens, dennoch so aerschwenderisch mit sich selbst umging, als sei der Quell unerschöpflich, aus dem es floß, du glückliche Zeit, wo solche Thränen, wie man sie damals weinte, noch die bittersten waren. —

Die Pension war natürlich unerfreulich im Vergleich zur Heimat, und in den ersten acht Togen kannte ich das bittere, heiße Heimweh gar nicht verwinden. Aber nach und nach kam alles wieder in das gewohnte Geleise. Es gab doch auch dort manchen Spaß, den ich nicht unterschatzte, und dann konnte man ja auch immer schon beginnen, sich auf die nächste Reise zu freuen.

Zuerst dachte ich noch sehr oft an Fräulein Varnhagen und ihre heimliche Verlobung, und ein paarmal, wenn die anderen Mädchen allerlei wunderbare Erlebnisse auskramten, fühlte ich das brennende Verlangen, meinen Freundinnen aon meinem Abenteuer im Apfelbaum zu erzählen. Aber ich unterdrückte den unschönen Wunsch, mich auf diese Weise interessant zu machen, jedesmal mit großer Seelenstärke und behielt das Geheimnis für mich. Nach und nach trat es auch gegen neuere Ereignisse in den Hintergrund, und endlich vergaß ich es fast ganz.

Als ich im Juli wieder nuf Beiuch nach Hause kam, hatte der Apfelbaum schon große Fruchte, unser Kirchlein woe halb fertig, und Herr Alten war abgereist, da er hier vorläufig entbehrt werden konnte. Auch Fräulein Varnhagen war fort, und es wohnten jetzt andere Sommergäste bei Nachbar Ahlers.

Erst im nachsten Sommer sah ich Dora Vaenhagen wieder. Sie hatte wirklich abermals ihr altes Quartier bezogen, doch kam sie diesmal später, erst gegen das Ende der großen Sommerferien, so daß ich nur nach etwa eine Woche mit ihr zusammen war und sie noch für längere Zeit dazubleiben beabsichtigte, als ich schon abreiste.

Nach wie vor schwarmte ich sie an, wenn auch jetzt in etwas gesetzterer Weise als früher, denn ich war nun fünfzehn Jahre alt, trug fast lange Kleider und sollte Ostern konfirmiert werden, weswegen ich große Anstrengungen machte, mich gesittet

Digitized by Google

Der Festzug des „Sommergewinns" in Eisenach (1899).
Nach dem Leben gezeichnet von W. Roegge jun.

Digitized by Google

zu betragen, allerdings nicht immer mit Erfolg. Dora Barnhagen aber schien diesmal zu heiterem Verkehr nicht ganz so aufgelegt wie früher. Zwar war sie stets sehr gütig; ich meinte aber herauszufühlen, daß sie gern allein ihren Weg gehen wollte, und um keinen Preis der Welt hätte ich, Agnes Römer, mich je einem Menschen aufgedrängt!

Vielleicht war sie so still, weil sie, wie sie sagte, längere Zeit nicht recht wohl gewesen war und sich erst jetzt wieder erholen sollte. Man sah es ihr auch noch an; sie war blaß, im Gesicht schmäler geworden, und in den schönen, ruhigen Augen lag etwas, wofür ich nicht gleich das richtige Wort fand. „Das ist die Sehnsucht," sagte ich mir endlich. Ich wußte ja, was niemand sonst ahnte, und das konnte ich mir freilich denken, daß man sich nach jemand, den man lieb hat, sehnen konnte, daß man blaß und elend davon wurde. Ich stellte mir das ungefähr so vor wie Heimweh, und das — ach ja, das kannte ich gründlich!

So ging ich denn auf meine kinderhafte Weise bei den wenigen Gelegenheiten, wo ich sie sah, ganz zart und schonsam mit Fräulein Barnhagen um, that ihr zuliebe, was ich konnte, und verehrte sie in aller Stille wie eine Art Heiligenbild.

Nach ihrem Ringfinger hatte ich gleich das erste Mal verstohlen gespäht. Nein, einen Ring trug sie nicht; die Verlobung sollte also noch geheim gehalten werden! Das dachte ich mir auch viel hübscher, als jahrelang vor aller Welt damit zu paradieren. An der Uhrkette aber trug Fräulein Dora ein Medaillon, und oft faßte mich eine wahrhaft peinigende Neugierde, zu wissen, ob es wohl Herrn Altens Bild enthalten möchte. Irgend etwas von ihm trug sie doch sicher an sich! Eine heimliche Verlobung mußte doch, dachte ich mir, trotz der Sehnsucht etwas Wunderschönes sein.

An einem Nachmittag saßen sie, mein Vater und ich im Garten. Die Rede kam auf unsere neu hergerichtete Kirche, und mein Vater sagte: „Ich möchte wohl wissen, was aus Alten geworden ist. Für uns hier ist er so gut wie verschollen, seit er fortging. Er war mir in mancher Weise sehr anziehend. Kannten Sie ihn eigentlich, Fräulein Barnhagen?"

„Gewiß," sagte Dora Barnhagen, und ein feines, helles Rot stieg langsam in ihrem schönen Gesichte empor bis an das lichte weiche Stirnhaar, „ich habe ihn sogar in Ihrem eigenen Hause kennengelernt, Herr Doktor."

„Richtig, richtig," meinte mein Vater, „ich entsinne mich jetzt! Ich möchte doch wohl wissen, was aus ihm geworden ist."

Dora Barnhagen schwieg einen Augenblick. „Er ist, wie ich höre, seit einigen Wochen in Schottland; er glaubt, dort schneller vorwärts zu kommen," sagte sie dann, während sich das Rot auf ihren Wangen vertiefte. Sie bückte sich zur Erde, als wollte sie etwas aufheben, und mein lieber Vater bückte sich auch, um ihr zuvorzukommen. Dabei stießen sie unversehens mit den Köpfen aneinander, wir mußten alle lachen, und von Herrn Alten wurde nicht weiter gesprochen.

„Väterchen," sagte ich, als ich ein paar Tage später abreiste, „sei so gut, kümmere dich, wenn du Zeit hast, ein bißchen um Fräulein Barnhagen! Sie ist so einsam hier; vielleicht muß sie manchmal aufgeheitert werden."

„Und das soll der alte Mann besorgen?" fragte mein Vater lächelnd, mir mit seiner schmalen Hand über die Wange streichelnd. „Wenn er dazu nur Zeit findet!"

„Ja, lieber alter Mann, ja, er wird sie schon finden!"

Mein Vater war keineswegs ein Greis. Sein Haar ergraute wohl schon ein wenig, und seine Haltung war leicht geneigt, aber alt war er nicht. Er hatte nur in seinem eigenen Leben so manches Weh zu verwinden gehabt und so viel fremden Schmerz gesehen, daß er älter und ein wenig müder erschien, als er eigentlich den Jahren nach gesollt hätte.

„Hast du Fräulein Barnhagen gern, Agnes?" fragte er, indem er sein überschwengliches Töchterchen mit leichtem Lächeln von der Seite ansah.

„Schrecklich gern! Weißt du, ihr könnte ich jedes Geheimnis anvertrauen, wenn ich eines hätte. Die würde niemand betrügen und nicht lügen oder ungetreu sein, und wenn es ihr Leben gälte!"

Mein lieber Vater schwieg einen Augenblick. „So ist es wohl," sagte er dann, leise vor sich hinnickend, mehr zu sich selbst als zu mir, „das sind treue und aufrichtige Augen."

„Und gut ist sie, Vater!"

Mein Vater nickte wieder. „Ja, ja," sagte er, „sie sieht so aus."

Ich drückte meine schmale, blaßliche Wange zärtlich an seinen grauen Rockarmel. „Wenn ich einmal so werden könnte!" murmelte ich, „aber der Wunsch ist wohl hoffnungslos."

„Nun, nun, mein Kind," sagte mein Vater begütigend, „nicht alle Singvögel pfeifen dasselbe Lied! Die Lerche singt nicht wie die Nachtigall, und wir freuen uns ihrer holden Stimme doch. Singe du nur deinen eigenen Ton. Es ist genug, wenn du darauf achtest, daß er rein klingt."

In dem folgenden Winterhalbjahr war ich sehr eifrig und fleißig und voll von allerlei guten Vorsätzen, die der Konfirmandenunterricht in meinem Herzen weckte. Auch sah ich die ganze Pension, von der pedantischen und nicht sehr liebevollen Vorsteherin an bis zu Adelheid Naumann, meiner intimsten und bestgehaßten Feindin unter den Mitschülerinnen, von dem großen, öden Schlafsaal mit seinen langweiligen Betten und Waschtischen bis zu den unbequemen harten Schulbänken, mit ganz anderen Blicken an als früher.

Denn ich sah ja das alles bald zum letztenmal, also gleichsam im verklärenden Schein der Abendsonne. War ich erst konfirmiert, so nahm mich Vater natürlich wieder nach Hause, denn eine Gelehrte wollte er ja nicht aus mir machen. Damit waren dann vorläufig alle mir überhaupt denkbaren Wünsche erfüllt. Ueber die hochfliegenden Pläne, welche meine Mitschülerinnen bereits für den nächsten Sommer schmiedeten, lächelte ich überlegen. Mir genügte es völlig, in der Heimat, im Vaterhause, sein zu dürfen. Die vorletzte Station vor der völligen Heimkehr waren die Weihnachtsferien.

Es war mir nie eingefallen, daß unser Weihnachtsfest eigentlich einsam war, da ich von frühester Kindheit an daran gewöhnt war, es mit Vater und Mamsell Phia allein zu verleben. Auch fehlte nie die große Tanne und die reiche Bescherung, nicht nur für mich, sondern auch für die Dienstboten, und ich hatte immer gefunden, daß wir sehr vergnügt miteinander waren.

Diesmal fiel es mir freilich gleich bei meiner Ankunft auf, daß Mamsell Phia keineswegs in festlicher Stimmung war. Sie hatte rotgeweinte Augen, behauptete dann aber, als ich sie nach der Ursache fragte, sie habe nur Rauch in der Küche gehabt, weiter habe es nichts zu bedeuten. Dann aber streichelte sie mich betrübt, nannte mich „armes Kind" und ging, als ich mich lachend für durchaus nicht arm, sondern sehr glücklich erklärte, mit einem brunnentiefen Seufzer ab.

Das war gewiß ein sehr auffälliges Benehmen von Mamsell Phia, indessen zerbrach ich mir nicht weiter den Kopf darüber, denn Mamsell Phia „hatte es so an sich", um auf ihre eigene Art zu reden, mitunter etwas unmotiviert gefühlvoll zu sein.

Nach der Bescherung, die mir eine ganze Menge geheimer Wünsche erfüllt hatte, als die Dienstboten mit ihrem Baum und ihren Gaben in das Gesindezimmer abgezogen waren und Mamsell Phia in der Küche ihre Anordnungen für das Abendessen traf, stand mein Vater aus dem Lehnstuhl, in welchem er gesessen hatte, auf, trat zu mir hin und legte mir den Arm um die Schultern.

„Die beste Gabe, mein Töchterchen, habe ich noch aufgehoben, — ich wollte sie dir allein geben," sagte er, mich ein wenig zu sich heranziehend.

„Noch mehr?" Beinahe erschrocken sah ich ihn an und überlog dann schnell mit den Blicken meine Bescherung. Es fehlte ja gar nichts mehr, gar nichts! Ich hatte alles, was ich mir wünschte. Nur vielleicht — oh, ob er mir schon jetzt eine Uhr schenken wollte? Auf die hatte ich frühestens zur Konfirmation gehofft. Etwas anderes aber konnte es kaum sein, alles übrige war schon da.

„Etwas ganz Großes — etwas sehr Schönes, Agnes," sagte mein Vater liebevoll, „das Beste, was ich für dich wußte — und auch für mich," fügte er leise hinzu.

Erwartungsvoll sah ich ihn an. „Ist es eine —" nein, ich mochte es nicht sagen, es klang zu unbescheiden.

„Es ist —" Vater hielt doch wieder inne, indem er meinen Kopf ein wenig fester an sich zog, und als er wieder sprach,

zitterte seine Stimme leicht, wie in tiefer Bewegung — „es ist Dora Barnhagen, Agnes — ich schenke dir Dora Barnhagen!“

Mit einem Ruck hatte ich mich aus seinem Arm frei gemacht, und in mein blasses Gesicht kam ein schnelles Rot der Freude.

„Du schenkst mir Fräulein Barnhagen?“ rief ich, „sie will uns besuchen? Jetzt? bald? a, das ist —“

„Sie will uns nicht besuchen, sie will bei uns bleiben,“ sagte mein Vater und lächelte. — Wie es ihn um viele Jahre verjüngte, dieses frohe Lächeln!

Er faßte meine beiden Hände warm in seine. „Mein Herzenskind,“ sagte er, „du hast ein einsames Leben gehabt in deinem Vaterhause. Was Mutterliebe ist, hast du nie erfahren. Sie — Dora Barnhagen — sie will deine Mutter sein!“

„Sie will —“ ich starrte ihn an mit meinen großen, dunklen, erschrockenen Augen. Ich begriff einfach nicht.

„Sie will deine Mutter sein — meine Frau,“ sagte mein Vater, und ein feines, beinahe mädchenhaftes Rot stieg in seinem Gesicht empor.

„Sie will — sie will —“ ich wollte mehr sagen, aber ich konnte es nicht. Etwas quoll in mir empor, etwas Heißes, Erstickendes. Aber dann kam es doch wie ein Aufschrei: „O nein, nein, nein, Vater!“

Der frohe, junge Ausdruck wich schnell aus meines Vaters Angesicht. „Mein Kind,“ sagte er erschrocken, „ich dachte dir eine Freude zu machen.“

„O nein, nein, nein!“

„Du hattest sie so sehr lieb — das zuerst hat meine Gedanken auf sie hingelenkt,“ fuhr Vater leise fort. „Nachher freilich habe ich auch an mich gedacht, Agnes. Ich bin ein sehr einsamer Mann seit vielen Jahren.“ Und wieder kam das feine Rot.

Einsam! — so hatte er sich einsam gefühlt, und ich hatte daran nie gedacht, hatte immer gemeint, ihm alles zu sein, wie er mir alles war! Es war für mein heißes, von Zärtlichkeit überströmendes Kinderherz eine so ungeheure Enttäuschung, daß ich nicht einmal ein Wort finden konnte, um sie auszusprechen. Aber das Heiße, Erstickende, das vorhin in mir emporgequollen war, stieg höher, und plötzlich warf ich mich vor einem Stuhl auf die Knie, legte den Kopf auf die Arme und weinte — weinte, wie es eben nur ein so junges Menschenkind kann.

Ich weiß nicht, ob mein Vater zu mir sprach; ich hörte es nicht in meinem Jammer. Sie — sie — sie — Dora Barnhagen, sie hatte mir das Beste gestohlen, was ich hatte — das Einzige, was ich hatte, meinen Vater!

Aber dennoch, ich hätte das verwinden können, wenn es nicht gerade Dora Barnhagen gewesen wäre!

Denn sie war dieses besten Menschen ja nicht wert! Sie, die ich so hoch gestellt hatte, sie hatte dem anderen die Treue brechen müssen, um meinem Vater das Jawort zu geben, jene Treue, die sie so fest und ehrlich gelobt hatte! Während jener andere Mann in der Ferne weilte, um sich und ihr eine Zukunft zu gründen, hatte sie ihn verraten! Ich mußte sie verachten, es konnte nicht anders sein — und mit ihr gerade sollte ich nun meines Vaters Herz teilen! So hatte ich sie beide verloren, ihn und sie!

Da fühlte ich meines Vaters gütige Hand auf meinem Haar.

„Kind,“ sagte er bekümmert, „und ich meinte, es würde dich freuen! Mir schien, da müßtest ja vieles entbehrt haben dein Leben lang!“

Ich schüttelte nur den Kopf.

„Aber scheint es dir nicht möglich, daß ich zuweilen etwas entbehrt haben könnte?“ fuhr mein Vater sanft fort. Es klang, als lächelte er ein wenig.

Nun richtete ich mein verweintes Gesicht empor und sah ihn an. Was konnte er wohl entbehrt haben? Freilich, er hatte immer nur mich gehabt und Mamsell Phia und seine Arbeit, und auch ich war in den letzten Jahren fort gewesen, aber das hatte er ja selbst so gewollt.

„Ist es — sprich ganz offen, mein Töchterchen — ist es der Gedanke an deine erste Mutter, der dich so aufregt?“

„Nein,“ sagte ich ehrlich. Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Ich hatte meine Mutter verloren, als ich noch ganz klein war, und bewahrte ihr gar keine Erinnerung.

Ich hätte mich mit dem Ganzen auch schließlich wohl abfinden, ja, nach dem ersten Schreck mich sogar um meines Vaters willen freuen können, hätte ich nicht an jenem Frühlingstage im Apfelbaume gesessen. Aber ich konnte doch nicht meinem Vater erklären: „das Mädchen, welches deine Frau werden soll, ist mit einem anderen Manne verlobt.“ Ich hatte immer alles unbefangen mit ihm besprochen, hier aber hätte mich kindliche Scheu zurückgehalten, auch wenn ich nicht vorhin den neuen frohen Glanz in seinen Augen gesehen hätte.

Ja, es war ein trübseliger Weihnachtsabend, den wir feierten. Zwar trocknete ich meine Thränen tapfer ab und bezwang das Schluchzen, um meinem Vater nicht ferner wehe zu thun, aber keines von uns machte noch viel sprechen. Die Kerzen am Baum brannten unbeachtet nieder; Mamsell Phias leckeres Abendbrot machte niemand essen, und wie ich mich bald fort in mein Mädchenstübchen schlich, da hielt mich mein Vater nicht zurück.

Als ich im Bette lag, klopfte es leise an meine Thür, und Mamsell Phia kam herein. Sie hatte, ich weiß nicht, auf welche Weise, von meines Vaters beabsichtigter Heirat schon vor mir erfahren, woraus sich auch ihre rätselhaften Beileidsbezeigungen bei meiner Ankunft erklärten, und fühlte sich nun gedrungen, mir ihr ebenfalls sehr bedrücktes Herz auszuschütten.

Denn vierzehn Jahre lang war Mamsell Phia meines Vaters Wirtschafterin gewesen, und nun auf einmal Ostern mit Sack und Pack das Feld räumen zu sollen, damit konnte Mamsell Phia sich nicht aussöhnen!

Freilich, sie hatte schon im Sommer etwas geahnt! Nachdem ich abgereist war, hatte die Sache angefangen, sich zu entwickeln, entschieden hatte sie sich wohl erst in allerneuester Zeit.

„Und begreifen konnte ich es ja wohl, daß sie Lust hatte, sich hier einzuheiraten,“ sagte Mamsell Phia bitter, „so'n Gut, Kind, und so'n Haus — wenn sie's auch nicht erben kann, denn es ist von deinem Großvater — aber dein Vater hat wohl auch sonst ein schönes Vermögen! Und wenn man selber gar nichts hat, sieht man schon darüber weg, wenn der Mann seine zwanzig Jahr älter ist! Dein Vater ist ja auch ein netter Mann, Kind —“ — und Mamsell Phia weinte plötzlich viel heftiger — „obschonsten es ein' Unvernunft von ihm ist, so'n junges Mädchen zu nehmen, wo er 'ne gesetzte Person, ungefähr von sein eigenes Alter, die mit Wirtschaft und alles Bescheid weiß, hätt' haben können!“

„Aber wen denn?“ fragte ich ganz verwundert aus meinen Thränen heraus.

„Das ist nun einerlei,“ wehrte Mamsell Phia ab, „da kommt es nun nicht mehr auf an, Kind! Aber die — die nimmt ihn doch man um sein Geld, das soll mir keiner anders weismachen. Dein Vater ist ja manchmal unbedarft wie'n neugeborenes Kind und sieht nichts. Aber ich könnte Geschichten erzählen von vor zwei Sommern, als sie zum erstenmal hier war, wenn ich wollte. Man hat doch Augen im Kopf, Kind! Na, es ist nun einerlei, zu ändern ist da nun nichts mehr an! Gott soll mich bewahren, daß ich dich aufhetz'! Hoffentlich ist sie wenigstens gut gegen dich!“

Damit stand Mamsell Phia betrübt auf und ging fort, mich in meinen Kümmernissen zurücklassend.

Nicht, als ob ich mir irgend welche Sorge wegen ihrer letzten Bemerkung gemacht hätte. Nein, eine böse Stiefmutter zu erhalten, fürchtete ich nicht; dazu kannte ich Dora Barnhagens viele liebenswürdige Eigenschaften zu gut. Was mir das Herz schwer machte, war nur Mamsells Gerede von dem Gelde, obgleich ich sie eigentlich gar nicht recht verstanden hatte. Was zum Beispiel mein mütterlicher Großvater damit zu thun hätte, war mir ganz unklar und auch gleichgültig.

Aber ich hatte bis jetzt ganz naiv angenommen, meines Vaters Braut hätte ihn eben lieber gehabt als Herrn Alten und darum diesem die Treue gebrochen. Was Mamsell nun angedeutet hatte, war ja noch viel schlimmer. Wenn sie nur um schnöden Geldes willen meines Vaters Frau werden wollte, mußte ich sie ja noch mehr verachten! Und so mußte es wohl am Ende sein. Ja, Mamsell mochte wohl recht haben! — und aufs neue schluchzte ich bitterlich.

Ich war ja nur ein unreifes, ungeschicktes Ding, ich wußte es wohl, aber mein eigenes, warmes, junges Herz schlug so grundehrlich, und es war in ihm eine so vollständige, wohl von meinem lieben Vater ererbte Mißachtung gegen Schätze, welche

die Motten und der Rost fressen, daß mir Dora Varnhagen, die ich doch so lieb gehabt hatte, von jetzt an war wie eine mir innerlich ganz fremde Persönlichkeit, vor der ich mich in mich selbst zurückzog. —

Die Weihnachtsferien vergingen nicht so erfreulich wie sonst immer. Zwar, es blieb kein Mißklang zwischen meinem Vater und mir, im Gegenteil, es war mir immer, als müßte ich die kurze Zeit, in der er noch ganz mir zugehörte, nach Kräften ausnutzen durch ein inniges Zusammenleben, aber der gewohnte unbefangene Ton wollte doch nicht so recht wieder anklingen. Es war etwas Vorsichtiges in der Art, wie wir miteinander umgingen, so, als fürchtete jedes von uns, das andere zu verletzen, und beinahe empfand ich es als Erleichterung, als die Ferien zu Ende waren.

Auf Vaters Wunsch hatte ich einen Brief an meine künftige Mutter geschrieben: er war korrekt, doch steif und frostig ausgefallen, und als mein Vater ihn überlas, ehe ich ihn absandte, war ein Schatten über sein gütiges Gesicht gegangen, aber er hatte kein Wort über das Schriftstück gesprochen. Es war dann eine sehr hübsche, herzliche Antwort eingetroffen, die mich entzückt haben würde, wenn ich überhaupt noch rechtes Vertrauen zu meines Vaters Braut hätte fassen können; so ließ sie mich kühl, ganz kühl, und damit hatte die Korrespondenz vorläufig ein Ende.

Auf meine Bitte hatte mir mein Vater erlaubt, in der Pension von demjenigen Prediger konfirmiert zu werden, der mir auch den Vorbereitungsunterricht erteilt hatte. Früher hatte ich mir das anders gedacht; unser liebes Dorfkirchlein war mir immer als viel geeigneterer Ort dafür erschienen. Wenn ich dann als erwachsenes Mädchen nach Hause kam, sollte ich die neue Mutter vorfinden. Mein lieber Vater hätte mich wohl gern bei der Trauung, die in aller Stille vollzogen werden sollte, gehabt, doch drang er nicht in mich, um seinen Willen durchzusetzen. Wie gesagt, wir gingen vorsichtig miteinander um damals.

Von Mamsell Phia nahm ich schon jetzt Abschied. Er wurde mir schwer, denn die Wirtschafterin war mir, so lange ich denken konnte, unzertrennbar von meiner Heimat gewesen.

Und dann kehrte ich in meine Pension zurück, ernster und stiller und, wie mir selbst schien, um Jahre älter, als ich sie verlassen hatte.

Die Freude auf die endgültige Heimkehr war hin. Ich weiß nicht, was ich darum gegeben hatte, wenn ich sie wieder so frisch und fröhlich hatte empfinden können wie vorher, und manchmal ertappte ich mich sogar auf dem unerhörten Wunsch, noch ein Jahr in der Pension zu bleiben oder anderswo hinzugehen, um noch weiter zu lernen.

Vielleicht würde mein Vater es mir gerade damals nicht ungern erlaubt haben, wenn ich darum gebeten hätte, aber aus Furcht, ihm wehzutun, wagte ich nicht, den Wunsch zu äußern. Nie war ich eine so gute, fleißige und ernste Schülerin gewesen wie in diesem letzten Vierteljahre meiner Kindheit.

Indessen ging auch diese Zeit zu Ende, und ich kehrte in die Heimat zurück.

Meine Mutter — wie sonderbar mir das Wort, mit welchem ich nie im Leben jemand gerufen hatte, aus meinem Munde klang! — meine Mutter, die bereits seit einigen Wochen in meinem Vaterhause als Herrin waltete, hatte alles gethan, was sie konnte, um mir die Heimkehr freundlich zu gestalten.

Die Thür meines Zimmerchens war bekränzt; der ganze kleine Raum war zierlich und hübsch, mit dem sinnigsten Verständnis für meinen jugendlichen Geschmack völlig neu hergerichtet. Gewiß, ich hätte mich darüber freuen müssen, und ich hätte es auch gethan, wenn mir diese Gaben aus meines Vaters Hand allein gekommen wären. So empfand ich zunächst nur, daß man mir meine lieben, altgewohnten Sachen fortgenommen hatte, ohne mich zu fragen, und mein Dank fiel frostig aus.

Im ganzen Hause war überhaupt sehr viel verändert worden. Mein Vater hatte natürlich Freude daran gefunden, alles, wenn auch nicht luxuriös, denn dies lag nicht in seiner Art, so doch neu und behaglich für seine junge Frau einzurichten, und sicher war alles viel, viel hübscher und geschmackvoller, als es je vorher gewesen war.

Ich ging still von einem Zimmer in das andere, und ein sonderbares, trauriges Heimweh beschlich mich nach den alten, verbrauchten Sachen, die früher hier gestanden hatten. Es war nicht mehr das alte Vaterhaus! Zuletzt schlich ich in meines Vaters Studierzimmer, den einzigen Raum, der von den Neuerungen ganz unberührt geblieben war, und kniete mich in einen der ledergepolsterten Lehnstühle. Hier war Heimat!

Auch in unserer Lebensweise war natürlich vieles anders geworden. Dora Varnhagen — ich will sagen, meine Mutter — war heiterer und geselliger Natur, und da sie damals erst sechsundzwanzig Jahre zählte, war es wohl begreiflich, daß sie nicht das Leben einer alten Frau zu führen wünschte. Ich durfte sicher darauf rechnen, daß in Zukunft auch solche Freuden mir erschlossen sein würden, wie andere junge Mädchen sie genossen, nach welchen sie sich sehnten, und die mir mein Vater allerdings nie verschafft haben würde. Aber ich freute mich nicht darauf. Auf die Heimat hatte ich mich gefreut, so wie sie vorher gewesen war — aber die konnte ich nicht wieder bekommen.

Unser ganzes tägliches Leben war sicher nach den Begriffen anderer Menschen viel besser und behaglicher geworden. Ueberall spürte man die Hand einer feingebildeten und umsichtig waltenden Frau.

Vor allem war mein Vater offenbar glücklich, um so viele Jahre verjüngt, die alte Schwermut war aus seinen guten Augen bis auf einen ganz kleinen Rest verschwunden; das frohe Lächeln, das früher nur wie ein ganz seltener Sonnenstrahl sein Gesicht erhellte, war jetzt bei ihm ein so häufiger Gast, daß mein Herz dafür unwillkürlich meiner Stiefmutter dankbar sein mußte.

Auch suchte sie nicht, mich gewaltsam aus seiner Liebe zu verdrängen. Nein, ich will gerecht sein, sie versuchte es nie! Natürlich, ich war nicht mehr das einzige Menschenwesen, welches mein Vater liebte, und ich empfand das oft mit heißem Schmerz, aber es war doch nicht Eifersucht, was ich gegen meine Stiefmutter empfand. Nein!

Ich war so sehr jung und liebebedürftig, daß oft, wenn ich sah, wie ihre anmutige Art meinen Vater beglückte, oder wenn sie mir selbst irgend etwas Freundliches erwies, was sie oft that, oder wenn ich, plötzlich emporsehend, ihren Blick mit einem halb traurigen, fragenden Ausdruck auf mir ruhend fand, es auf einmal warm in mir aufwallte mit der alten Bewunderung und Zärtlichkeit, die ich einst in meiner kindischen Weise so überschwenglich für sie gefühlt hatte. Aber jedesmal kam derselbe ernüchternde Gedanke hinterher: Und sie ist doch ungetreu! Sie hat damals gelogen — warum sollte sie es nicht auch jetzt thun?

Ich hatte das Vertrauen verloren und konnte es nicht wiederfinden. Das war's!

Da unfreundliche Scenen niemals vorkamen, so merkte wohl mein Vater kaum etwas davon, daß nicht alles war, wie es sein sollte. In den ersten Tagen nach meiner Heimkehr beobachtete er mich allerdings ein wenig ängstlich, aber als er dann sah, daß ich mich ganz gefittet betrug, beruhigte er sich schnell. Auch machten Mutter und ich fremden Leuten sicher stets den Eindruck, als herrschte zwischen uns ein durchaus angemessenes Verhältnis. Nie hörte jemand ein unfreundliches Wort zwischen uns fallen, und es bestand in der That nichts, was einem Kampfe geglichen hätte.

Nur wir beiden, sie und ich, fühlten, daß uns etwas trennte, und nur ich allein wußte, was dies Etwas war. Oft wünschte ich, sie möchte mich danach fragen — aber sie that es nie!

Natürlich fühlte ich mich nicht ununterbrochen unglücklich, dazu war ich doch zu jung, zu lebensfrisch und unverkünstelt! In den vielen, vielen Stunden, die ich nach altgewohnter Weise außerhalb des Hauses verbrachte, in unserem schönen Garten, auf weiten Streifereien durch Feld und Wald, bei denen ich nur so weit das erwachsene Mädchen war, als mich das lange Kleid unvermeidlich dazu zwang — oder wenn ich einmal meinen Vater wieder ganz allein für mich haben durfte wie in alten, lieben Zeiten, was freilich selten vorkam, denn der größte Teil seiner freien Stunden gehörte jetzt seiner jungen Frau — wenn ich irgendwo an einem Lieblingsplatze mit einem interessanten Buche sitzen konnte, alles um mich her vergessend, dann war ich wieder ganz die alte Agnes, konnte lachen und singen und alles, was mich umgab, umfassen mit der alten, heißen, kindlichen Liebe! Doch wenn ich dann wieder nach Hause kam, wo mich

Digitized by Google

Photographie von Verlag von C. L. Weskott in Berlin

Bayrische Mädel.

Nach dem Gemälde von E. Schmitz.

Digitized by Google

jeder Raum mit verändertem Gesicht ansah, fiel ein erkaltender Schatten auf meine Seele.

Nach und nach prägte sich das Bewußtsein immer mehr in mir aus, diese schöne junge Frau mit ihrer feinen, mädchenhaften Anmut, mit den sanften Augen und dem weichen Blondhaar stände mir im Wege, sie nähme mir die Sonne im Vaterhause. Es war nicht Neid. Hätte ich sie mit dem Vertrauen ansehen können wie einst, ich hätte ihr alles gegönnt, auch ihren voll bemessenen Anteil an meines Vaters Liebe!

Nein, nein — Neid war es nicht, auch nicht auf ihre Schönheit, denn nach und nach merkte ich mit Erstaunen, daß ich selbst nicht mehr ganz das häßliche junge Entlein von früher war.

Auch war ich jetzt, dank dem richtigen Takt meiner Stiefmutter, stets mit gutem Geschmack, meinem Alter und Aussehen gemäß gekleidet, was vorher nie der Fall gewesen war. Früher hatte nämlich Mamsell Phia für meine Garderobe gesorgt, und ihr Geschmack war leider nicht immer der gewählteste. —

Als der Herbst kam, setzte das rauhe Wetter meinem häufigen Aufenthalt im Freien ein Ende. Meine Mutter suchte mich damit zu trösten, daß ich jetzt in die Gesellschaft eingeführt werden würde. Die nächste Stadt war nicht schwer zu erreichen, und in unserer Nähe lagen viele Güter, deren Besitzer meinem Vater von altersher befreundet waren. Aber je weiter der Herbst vorrückte, je mehr ich mich im Hause aufhalten mußte, um so deutlicher fühlte ich, wie fremd ich in demselben geworden war. Ich kam mir so sonderbar überflüssig vor neben meinem Vater und seiner Frau, und der Gedanke, daß auch sie ähnlich empfänden, setzte sich so hartnäckig in mir fest, daß ich es manchmal kaum ertragen konnte. Denn meine Stiefmutter schien es aufgegeben zu haben, meine Zurückhaltung zu besiegen. Sie ließ mich jetzt schweigen, wenn ich schweigen wollte, ohne den Versuch zu machen, mich in Gespräche hineinzuziehen. So saßen wir, sie und ich, wenn mein Vater nicht zugegen war, manchmal stundenlang in demselben Raum, ohne miteinander zu sprechen, und das laute, beklemmende Schweigen machte die Kluft, welche zwischen uns lag, immer größer.

Endlich, im Winter, konnte ich es nicht länger aushalten, und eines Tages faßte ich mir ein Herz und ging zu meinem Vater in sein Studierzimmer. Früher war ich oft dort gewesen, wenn nicht gerade Kranke bei Vater waren; jetzt geschah es nur noch ausnahmsweise, denn wenn Vater freie Zeit hatte, was freilich nicht sehr oft der Fall war, pflegte er sich bei uns im Wohnzimmer aufzuhalten. War er in der Studierstube, so hatte er wirklich zu arbeiten.

Wohl deshalb sah er sich auch etwas erstaunt nach mir um, als ich eintrat.

„Du, Agnes?“ sagte er, von seiner Schreiberei emporblickend, freundlich, „wünschest du etwas?“

„Ja, Vater!“

„Und es ist nichts, worum du deine Mutter bitten könntest?“ fragte er, einen unbehaglichen Blick auf seinen Schreibtisch werfend.

„Nein!“

„Schön, Töchterchen.“ Mein Vater nahm meine Hand in die seine. „Du siehst so feierlich aus, Kleine.“

Und da rückte ich denn zögernd mit meinem Anliegen heraus. Fort wollte ich, irgend wohin in eine große Stadt, um noch allerlei Unterricht zu nehmen. Ich fühlte mich nach so manchem, so unfertig! Alle meine Freundinnen aus der Pension lernten jetzt noch weiter, ich war fast die einzige, deren Ausbildung als abgeschlossen betrachtet worden war, als ich die Schule verließ. Es kam stotternd und unsicher heraus; ich meinte, mein Vater müßte mir's anmerken, daß dies nicht meine wirklichen Beweggründe wären.

Mein lieber Vater klopfte leise mit den Fingerspitzen auf seinen Schreibtisch. Merkwürdigerweise schien ihn meine Bitte durchaus nicht zu verletzen, wie ich gefürchtet hatte, im Gegenteil, es klang beinahe erleichtert, als er — obschon mit einer gewissen Verlegenheit — antwortete:

„Das trifft sich sehr gut, mein Kind! Die Wahrheit ist: deine Mutter und ich hatten bereits einen ähnlichen Plan; wir dachten, dich vorläufig auf ein paar Monate nach Berlin zu schicken. Jedoch ich wußte ja, wie sehr mein Töchterchen an der Heimat hängt, und auch deine Mutter fürchtete — sie besonders —, du möchtest es wie eine Art von Verbannung auffassen. Wenn du aber selbst den Wunsch hegst, uns für eine Weile zu verlassen, so steht dem natürlich nichts im Wege. Ich hoffe, unser Wiedersehen wird dann später um so fröhlicher sein.“

„Ja,“ sagte ich still. Also auch sie hatten schon davon gesprochen, daß es angenehmer wäre, mich zu entfernen. Ich störte; sie wollten mich los sein. Es traf mich doch hart, obgleich ich selbst es so gewollt hatte.

„Wir sprechen heute abend noch über alles,“ fügte mein Vater freundlich und offenbar in bester Laune hinzu. „Jetzt habe ich keine Zeit mehr. Es freut mich wirklich, Agnes, daß unsere Wünsche sich in diesem Falle begegnen. Gewissermaßen zwangsweise hätte ich mein Töchterchen doch nicht fortschicken mögen.“

„Wünschest du es denn so sehr, Vater?“ fragte ich niedergeschlagen. Es klang so grausam, was er sagte!

„Wir wünschen, daß unser kleines Mädchen alles lernt, was ihm Freude macht und nützen kann; auch kann dir die große Stadt so manche Förderung bieten ohne direkten Unterricht,“ sagte mein Vater schnell. „Sprich jetzt nur mit deiner Mutter darüber, ich bin wirklich sehr beschäftigt.“

Damit wandte er sich wieder seiner Schreiberei zu, und ich ging still davon mit einem sonderbaren Gefühl, als hätte man mir die Thür meines Vaterhauses gewiesen. Gehen wollen und gehen sollen, das war zweierlei. Ja, es war schon so, wie ich immer gemeint hatte: ich war überflüssig hier, man freute sich, wenn ich ging.

Und die, welche den Vater auf diesen Gedanken gebracht hatte, konnte nur meine Stiefmutter sein.

Sie saß im Wohnzimmer und nähte, als ich kam und ihr sagte, daß ich fortgehen würde. Ganz gleichmütig sagte ich es, und sie merkte wohl nicht einmal, daß ich sie forschend dabei anblickte; aber ich sah wohl, wie sie schuldbewußt errötete, und dann legte sie plötzlich ihre Arbeit hin, nahm mein Gesicht in ihre beiden Hände und küßte mich.

„Jetzt lügt sie,“ dachte ich bitter und machte mit einer Bewegung meinen Kopf aus ihren Händen frei.

Es stellte sich dann heraus, daß für meinen Berliner Aufenthalt eigentlich schon alles vorbereitet war. Die Eltern hatten sich nach einer passenden Pension bereits umgesehen, es brauchte eigentlich nur noch der letzte Abschluß gemacht zu werden, und in ganz kurzer Frist verließ ich das Elternhaus, um es vorläufig nicht wieder zu betreten. Ich hatte nicht das Bewußtsein, daß mich jemand entbehren würde, als ich ging. —

In den neuen Verhältnissen fand ich mich über mein eigenes Erwarten schnell zurecht. Durch den Verkehr mit meiner Stiefmutter hatte ich an äußeren Umgangsformen, ohne es selbst zu wissen, gewonnen, und es kam mir jetzt, wo mein Benehmen nicht durch inneres Widerstreben gegen irgend jemand beeinflußt wurde, zu gute. Auch war ich nun dem Aussehen nach ein völlig erwachsenes Mädchen und sah wenigstens nicht alltäglich aus. So fühlte ich mich in der Pension, an die ich ja nicht die Ansprüche stellte wie an eine Heimat und in der mir alle mit Herzlichkeit entgegenkamen, bald wohl.

Das Lernen wurde mir leicht. Die mannigfachen Kurse, an denen ich teilnahm, die viele gesuchte und ungesuchte Anregung, welche die große Stadt mir kleinem Landmädchen täglich und stündlich bot, das heitere Zusammenleben mit gleichalterigen Mädchen — es that mir alles gut.

Im tiefsten Herzenswinkel freilich blieb ein Schatten, er hieß Heimweh. Ich wußte wohl, daß es da sei, trotz allem, aber ich ließ es keine Macht über mich gewinnen. Zu Hause sehnte sich ja niemand nach mir, was sollte denn ich mich sehnen? Und nur manchmal, recht mitten in einer Freude, konnte plötzlich ein Wort, ein Ton es aufwecken, und es kam in mir in die Höhe, heiß und schwer, ich wußte nicht wie, das dumme, das thörichte Heimweh, das trotz allem da war!

Aber das geschah nur selten, und niemand merkte etwas davon. Sie hatten mich ja ausgelacht, die anderen.

Im Frühling, als die ersten grünen Blattspitzen im Tiergarten hervorbrachen, wurde mir freilich unruhig zu Mute. Nun

Digitized by Google

blühten daheim die Schneeglöckchen — nun kamen die Kirschblüten heraus, nun war — wie deutlich sah ich es vor mir! der ganze Rasenplatz blau von Veilchen. Auch der Tiergarten war ja schön so im ersten Lenzschmuck, aber ich hätte doch gern gesehen, wie die ersten Apfelblüten zu Hause aufbrachen.

Es wurde nun auch einsam in der Pension. Alle Winterkurse waren beendet, eine meiner Gefährtinnen nach der anderen reiste ab, und es ließ sich eigentlich nicht recht einsehen, was ich noch in Berlin sollte. Da endlich schien auch mein Vater zu finden, daß ich mich nun lange genug dort aufgehalten hätte. Mir wurde der Vorschlag gemacht, jetzt auf ein paar Wochen zu Tante Malchen zu reisen, die bereit sei, mich bei sich aufzunehmen.

Tante Malchen war eine ältere Schwester meines Vaters, die in einem Harzstädtchen lebte. Zu verschenken hatte sie nicht viel, da sie nur ihre kleine Witwenpension besaß, und mein Vater hatte mir mitgeteilt, daß er ihr ein gutes Kostgeld für mich zahlen würde. Ich war gerade keine besondere Schwärmerin für Tante Malchen, indessen hatte ich gegen einen Aufenthalt bei ihr auch weiter nichts einzuwenden. Früher hatte sie, wenn sie uns einmal besuchte, mich mit pädagogischen Experimenten und längeren erziehlichen Vorträgen oft mehr geplagt, als mir unumgänglich nötig schien, nun, da ich erwachsen und so lang in die Höhe geschossen war, unterließ sie das hoffentlich.

So reiste ich denn, mit genauen väterlichen Anweisungen über Reiseroute, Umsteigestationen, Mittagessen ꝛc. versehen, von Berlin ab und in den schönen, grünen Frühling hinein zu Tante Malchen, die mich am Bahnhof empfing.

Ich erkannte sie schon von ferne, wie sie mit ihrem schwarzen Kleide auf dem Perron stand, denn sie trauerte nun schon fünfzehn Jahre in Wolle und Krepp um ihren Mann, wohl nicht allein ihres unstillbaren Seelenschmerzes wegen, der doch vermutlich im Laufe der Zeit etwas verblaßt war, zumal mein Onkel sich keineswegs durch unwiderstehliche Liebenswürdigkeit ausgezeichnet haben sollte, als weil es billig war, immer nur eine und dieselbe Farbe zu tragen. Einzelne Ersatzstücke in der Kleidung ließen sich dann in den seltenen Fällen, wo dies für durchaus nötig erachtet wurde, leichter beschaffen.

Denn als Beamtenwitwe mußte Tante Malchen, die auf ihre Stellung in der Gesellschaft ein eifersüchtiges Gewicht legte, anständig, ja sozusagen elegant gekleidet sein, und durch vieljährige Uebung hatte sie es zu einer wahren Virtuosität darin gebracht, nach außen hin den Anschein von Wohlhabenheit um sich zu verbreiten, für den sie allerdings im stillen manches Opfer zu bringen hatte. Geldunterstützungen ohne Gegenleistung ihrerseits von meinem Vater anzunehmen, war sie nicht zu bewegen, dagegen verschmähte sie nicht die Zusendungen aus unserem Ueberfluß von Obst und anderen Gartenprodukten, oder sonstige Beisteuern für Hausstand und Kleiderschrank.

Man stand Tante Malchen auf dem Bahnsteig und winkte mir mit ihrem schwarzen Sonnenschirm, den ich kannte, so lange ich überhaupt denken konnte. Gott mag wissen, wie sie es anfing, ihn immer noch gebrauchsfähig zu erhalten. Ihre lebhaften Augen spähten aus dem hageren Gesicht unter dem schwarzen Kapotthut und den grauen Löckchen zu mir herüber.

„Nun, da bist du ja," sagte sie, mir die magere, schwarz bekleidete Hand gebend, „kaum hätte ich dich erkannt, so hast du dich herausgemacht, seit ich dich zuletzt gesehen habe — ich meine," fügte sie pädagogisch vorsichtig hinzu, „so groß bist du geworden!"

Tante Malchen hielt es immer für sehr gewagt, mir etwas zu sagen, was auch nur im allerentferntesten an eine Schmeichelei erinnern konnte. Die Jugend war so unverständig und anmaßend.

„Ja, viel länger darf ich nun nicht mehr werden!" meinte ich lachend, während wir dahinschritten.

Tantens Wohnung war sehr klein und eng, befand sich aber in einem neuen, hübschen Hause. Sie bestand nur aus einem Wohnzimmer, welches Tante, wenn sie allein war, nicht benutzte, und in welchem alle ihre besten Sachen unter gehäkelten Schutzdecken aufgestellt waren, einem viel einfacheren Hinterstübchen, wo Tante sich meistens aufhielt, dem kleinen Schlafgemach und der Fremdenkammer unter dem Dache. Dieser Raum war wohl eigentlich zum Dienstmädchengelaß bestimmt, da aber Tante nur eine Morgenfrau hielt, konnte sie sich den Luxus eines Fremdenzimmers gestatten.

Nachdem Tante Malchen schnell ihren guten Straßenanzug mit einem älteren schwarzen Hauskleide vertauscht hatte, führte sie mich in mein neues Reich hinauf.

„Nicht auf diesen Stuhl, liebes Kind!" rief sie, als ich mich auf den erstbesten Sitz niederlassen wollte, „er trägt deine Last nicht! — um Gottes willen, Kind, nimm dich in acht, er bricht zusammen!"

Etwas erschrocken wollte ich mich auf einen anderen setzen.

„Nicht auf den, mein gutes Kind! Das Polster liegt nur lose auf. — Ich bitte dich, sei vorsichtig!"

Abermals wich ich zurück und warf etwas argwöhnische Blicke auf den dritten, letzten Stuhl.

„Auf den kannst du dich unbesorgt setzen," beruhigte Tante, mich freundlich auf die Schulter klopfend, „der hält! Siehst du, du kannst ihn immer an dem roten Faden erkennen, den ich um die Lehne gebunden habe; die anderen benutze lieber nicht. Die Sachen sind alt; ich habe die Stühle nur hergestellt, damit es besser aussieht."

„Schön, Tante," sagte ich, mich dem Waschtisch zuwendend, um mir den Staub abzuspülen. Als ich aber nach dem Wasserkruge griff, schrie Tante wieder auf.

„Nicht am Henkel anfassen, mein gutes Kind! ja nicht am Henkel, der ist gekittet, es könnte ein Unglück geben — immer am Halse!"

Also faßte ich den Krug am Halse an und goß Wasser in das Becken und das Wasserglas, welches mir eine komische Form zu haben schien.

„Ich gehe jetzt hinunter; wenn du fertig bist, kommst du wohl zum Abendbrot!"

„Ja, Tante Malchen, aber ist vielleicht noch irgend etwas hier in der Kammer, worauf ich achten muß?"

„Sonst noch?" sagte Tante sinnend — „nein, ich wüßte nicht! Oder doch, ja! An den Garderobenhalter dort mußt du lieber nur ganz leichte Sachen hängen, allerhöchstens deinen Hut, Schwereres trägt er nicht. Die Nägel haften hier so schlecht in den Wänden, und der Hauswirt ist so eigen." Damit ging sie, und ich hielt nun allein Umschau in meinem Kämmerlein.

Es war der Mühe wert. Der Waschtisch war aus einer großen Kiste mit Hilfe eines Kattunvorhanges in ganz genialer Weise hergestellt; der Bettvorleger war eine künstliche Mosaikarbeit aus unzähligen verschiedenen Tuchlappen; die Bettdecke, Gardinen und Handtücher waren durch allerfeinste, geradezu künstlerisch schöne Stopfarbeit so bewunderungswürdig ausgebessert, daß sie eines Platzes in irgend einem Museum würdig gewesen wären, und alles strahlte vor Sauberkeit.

Als ich mich ein wenig ordentlich gemacht hatte, ging ich hinunter und fand den Tisch bereits gedeckt. An schwelgerische Mahlzeiten schien Tante Malchen nicht gewöhnt zu sein. Vor meinem Platze stand ein Ei, dann war da noch ein ganz kleiner Teller mit einigen sehr, sehr dünnen Wurstschnittchen und ein zweiter mit einem Stückchen Ziegenkäse; sonst gab es nur Brot, Butter und Thee.

„Nun, mein Kind, lange zu!" sagte Tante Malchen mit wirklicher Herzlichkeit, die ganz gewiß keine Heuchelei war. „Ich für meine Person halte zwar dafür, daß reichliche Abendmahlzeiten nur vom Uebel sind. Besonders ältere Leute, wie ich, beschweren sich nur unnütz den Magen damit. Aber ich weiß, dein guter Vater ist der Ansicht, daß junge Mädchen kräftig essen müssen; er hat es mir noch ganz besonders auf die Seele gebunden. Also geniere dich, bitte, in keiner Weise!"

Damit schob sie Wurst und Käse in meine Nähe und strich sich selbst eine Brotscheibe mit so wenig Butter, daß es lange dauerte, bis ich mich entschließen konnte, auf ihre lebhaften Mahnungen hin wirklich zuzulangen. Da ich aber hungrig war, mir auch sagte, daß Vater sicher alles, was ich etwa verbrauchte, reichlich vergüten würde, aß ich schließlich doch, ohne viel Federlesens mit den kleinen Wurstschnitten zu machen, was Tante mir auch nicht weiter übelzunehmen schien.

Digitized by Google

Von diesen kleinen Mängeln abgesehen, war mir ganz wohl bei Tante Malchen, obgleich ich eigentlich nicht recht wußte, was ich hier sollte.

Sonderbar war sie ja zuweilen, das ließ sich nicht leugnen, aber daran gewöhnte man sich gewiß bald.

Auf dem Spaziergange am nächsten Tage begegnete uns eine Dame mit zwei jungen Mädchen. Man begrüßte sich, und Tante stellte mich mit einer gewissen Feierlichkeit, für die mir abermals die Erklärung fehlte, der älteren, aber noch recht hübschen Dame vor und machte mich auch mit den beiden jungen Mädchen, die etwa in meinem Alter waren, bekannt. Es war eine Frau Ratin Bergmann mit ihren beiden Töchtern, und wir gingen zusammen weiter, die beiden älteren Damen voraus, wir jungen hinterher.

„Wie reizend, daß wir Sie kennenlernen!" sagte die eine. Sie hieß Lilli.

„Ihre Tante hat uns schon so viel von Ihnen erzählt!" sagte die andere. Sie hieß Lolli.

„Von mir?" Ich war ganz erstaunt. Wie kam ich denn zu der Ehre?

„Ja, und besonders auch von dem reizenden Gut, welches Ihr Papa hat," erklärte Lilli wieder.

„Ein großes, wundervolles Gut, nicht wahr?" fragte Lolli.

Tante Malchen mußte wohl ein wenig mit ihrem vermögenden Bruder geprahlt und dabei ein bißchen übertrieben haben, ich begriff gar nicht, weshalb. Denn ich hatte damals noch nicht Weltersahrung genug, um zu wissen, daß wohlhabende Verwandtschaft Relief verleiht.

„Ja," sagte ich, und mein Herz wurde warm, während ich an die Heimat dachte, „es ist ein wunderhübsches Gut, es würde Ihnen gewiß gefallen. Aber mein Vater bewirtschaftet es nicht selbst, er ist Arzt."

„O, wir wissen — Ihre Tante hat uns oft davon erzählt. Und jetzt sind Sie in Berlin gewesen, nicht wahr?"

„Ja, ich war fünf Monate da."

„Wie niamlisch! Ist dieses Kleid dort gearbeitet?" erkundigte sich Lolli begeistert.

Ich mußte es zugeben.

„Wie reizend! Dürfen wir uns das Muster abschneiden? Es sieht so apart aus!"

„Aber Lolli," ermahnte Lilli tugendhaft, „wie unbescheiden!"

Da ich nun aber gar nichts dagegen einzuwenden hatte, daß sich Lilli und Lolli das gewünschte Muster abschnitten — im Gegenteil schmeichelte es meiner Eitelkeit nicht wenig! — so begeisterten sich beide Schwestern sofort sehr für mich und luden mich ein, sie zu besuchen, womit die beiden älteren Damen, als ihnen dieser Wunsch unterbreitet wurde, sich huldvoll einverstanden erklärten. (Schluß folgt.)

Die preussische Akademie der Wissenschaften in Berlin.

Zu ihrem 200jährigen Bestehen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Gustav Klitscher.**

(Mit dem Bildnis S. 197.)

Am 19. März sind zweihundert Jahre verflossen, seit durch kurfürstliches Dekret die Gründung einer Berliner Akademie der Wissenschaften beschlossen wurde. Das achtzehnte Jahrhundert war derartigen Unternehmungen besonders günstig. Die Ideen der Renaissance und der Reformation trafen mit dem neu aufblühenden naturwissenschaftlichen Geist in gleichem Streben zusammen. In letzter Linie ging man auf Plato und seine Schule zurück. Schon der Große Kurfürst hatte davon geträumt, an den Ufern der Spree ein Platonopolis zu gründen, einen Platz, in der die Universitas Litterarum ihre Stätte finden sollte. Die harte Not der Zeit gestattete ihm nicht, seine humanistischen Pläne auszuführen. Sein Sohn jedoch nahm nach dem Tode des Vaters diese Bestrebungen mit glücklicherem Erfolge auf. Ihm gelang die Gründung der Universität Halle, er errichtete das Collegium medicum 1696 und dann die Akademie der Künste in Berlin.

Der Gedanke, eine wissenschaftliche Akademie, wie sie nicht nur im Auslande, sondern auch schon in Rostock unter Joachim Jungens und anderswo unter Amos Comenius und Valentin Andreae bestanden, in Kurbrandenburg einzurichten, ist für alle Zeiten mit dem Namen Leibniz verknüpft. Besonders nachdem er anläßlich seines Pariser Aufenthaltes das Institut de France kennengelernt hatte, war es ein Lieblingswunsch des vielseitigen Mannes, etwas Aehnliches auch für Deutschland ins Leben zu rufen. Zunächst versuchte er seine guten Beziehungen zur Kurfürstin-Mutter Sophie zu benutzen, um den Hannoverschen Hof für seine Pläne zu interessieren. Als hier aber die Aussicht auf die englische Erbschaft die Lust zu deutschen Unternehmungen mehr und mehr in den Hintergrund drängte, lenkten sich seine Blicke auf das benachbarte Brandenburg, wo Sophie Charlotte, die geborene Prinzeß von Hannover, als Gemahlin des Kurfürsten Friedrich III in Lietzenburg, dem heutigen Charlottenburg, einen geistvoll lustigen Hofstaat führte. Die fein gebildete, philosophisch veranlagte Fürstin stand den Plänen des befreundeten Gelehrten wohlwollend gegenüber, auch der Kurfürst wurde gewonnen. Nur eins fehlte, was man damals zu glänzenden Hoffesten immer reichlich, zu anderen Zwecken aber nur spärlich hatte: das leidige Geld. Der Kurfürst hatte sich schon längere Zeit mit dem Gedanken getragen, in Berlin ein Observatorium zu errichten, aber aus dem ganzen Plane wäre wahrscheinlich nichts geworden, wenn nicht damals gerade die Kalenderreform zustande gekommen wäre. Schon seit 1694 hatte der Professor E. Weigel in Halle sich dahin bemüht, den Julianischen Kalender abzuschaffen, beziehungsweise ihn einer gründlichen Umarbeitung zu unterziehen und ihn mit der Zeitrechnung in Einklang zu bringen. Zugleich hatte er die Idee, den Kalenderverkauf von Staatswegen zu monopolisieren. Die brandenburgische Regierung ging auf beides ein. Die Einkünfte aus dem Kalenderverschleiß wurden der neu zu stiftenden Akademie überwiesen, und damit war das wichtigste Erfordernis für ihre Gründung erfüllt oder schien es wenigstens zu sein. Am 19. März 1700 unterzeichnete der Kurfürst in Oranienburg die ihm vom Hofprediger Jablonski überreichte Stiftungsurkunde, „nur noch gnädigst hinzufugend, daß man auch auf die Cultur der deutschen Sprache bei dieser Fundation gedenken möchte gleichwie in Frankreich eine eigene Akademie hiezu gestiftet".

Ein Jahr später setzte sich der Kurfürst als Friedrich I die preußische Königskrone aufs Haupt. Es lag in den Wünschen des prachtliebenden Herrschers, daß die neu entstandene Akademie auch ihrerseits dazu beitragen sollte, den Glanz des neuen Königtums zu erhöhen. Damit aber hatte es noch gute Wege. Die Einkünfte, die man der jungen Anstalt zugeteilt hatte, erwiesen sich bald als zu gering. Das Observatorium, das man zu errichten angefangen hatte, blieb mitten in der Ausführung unvollendet liegen, wie andere Gebäude auch. Instrumente konnten nur in ganz bescheidenem Maße angeschafft werden, an Publikationen war wegen der hohen Druckkosten vorerst schon gar nicht zu denken.

Trotz einer feierlichen Eröffnung am 11. Juli, Friedrichs Geburtstag, wollte die Arbeit nicht recht in Fluß kommen. Anfangs hielt man die Sitzungen in den Privatwohnungen der Einzelnen ab, dann wurde ihnen die Marine-Kommissionsstube im Kollegienhaus in der Brüderstraße zugewiesen. Hier versammelten sich nun die ersten Mitglieder der Akademie: die beiden Brüder Jablonski, Cuncan, Rabener, Gottfried Kirch, Feisch, Bignoles, La Croze. Der Geist des Ganzen aber blieb Leibniz, und nicht nur, weil er von Anfang an zum Präsidenten ernannt war. Er war bei Gründung der Akademie 54 Jahre alt und galt schon damals für den universellsten Kopf Europas. Aber auch sein unermüdlicher Geist vermochte es nicht, der äußerlichen Schwierigkeiten in Berlin Herr zu werden, obwohl es 1707 gelungen war, um der ewigen Geldnot abzuhelfen, der Akademie die Nutznießung des gerade aufkommenden Seidentabaks durch königliches Dekret zu sichern.

Endlich, 1710, erschien das erste wissenschaftliche Lebenszeichen der Anstalt, der 1. Band der „Miscellanea", von denen wohl

Digitized by Google

der dritte Teil aus Leibniz' Feder stammte. Nichtsdestoweniger gelang es seinen Neidern, besonders nach dem Tode von Sophie Charlotte, ihn bei Hofe unbeliebt zu machen. Zu der feierlichen Eröffnung der Akademie im neu erbauten Observatorium wurde er nicht einmal eingeladen. Erbittert verließ er Berlin; den größten Schaden aber hatte die Akademie. Mit ihrem Aufschwung war es wieder vorbei. 1713 starb ganz plötzlich Friedrich I, und nun begann für sie ihre traurigste Zeit.

Friedrich Wilhelm I, der Soldatenkönig, achtete in seinem Reinchen, die zerrütteten Finanzen des Staates durch strengste Sparsamkeit wieder in Ordnung zu bringen, auch vor den bescheidenen Einkünften der Akademie nicht Halt. Zunächst verlangte er, sie sollte für die von ihr benutzten Räume Miete bezahlen. Und dann wartete er ein paar Jahre ruhig ab, ob die Akademie etwas leisten würde, was seinem durchaus auf das Praktische gerichteten Sinn nützlich oder gar wertvoll erschiene. Doch die Akademie lebte ohne besondere Leistungen dahin. Und nun sank sie von Jahr zu Jahr in der Achtung des Königs und seiner Umgebung vom Tabakskollegium. Er ging so weit, sie zu verhöhnen und zu beschimpfen. Er zwang sie, seine Hofnarren, so den bekannten Gundling, zu Präsidenten zu ernennen. Aber so tief der Fall gewesen war, so glänzend war dann auch die Auferstehung, als des harten Vaters großer Sohn den Thron bestieg. Er errichtete am 23. Januar 1744 die von ihm gegründete Nouvelle Société Littéraire mit der Alten Akademie unter dem Namen Académie Royale des Sciences et des Belles-Lettres. Maupertuis wurde Präsident, Friedrich selbst aber übernahm das Protektorat des Instituts, wie denn alle preußischen Könige, mit einziger Ausnahme von Friedrich Wilhelm I, Protektoren der Akademie gewesen sind. Die Eröffnung durch den König erfolgte anläßlich einer großen Feier zum hundertjährigen Gedenktag Leibnizens am 3. Juli 1746. Zu diesem Tage hatte Friedrich die bekannte französische, im barocken Stil der Zeit etwas schwülstig gehaltene Ode verfaßt. Ja, es waren schöne Tage nach kümmerlichen Jahren, als Euler, Lagrange, Lambert, Bode, Marggraf, Achard, Hahmann, Gerhardt, Gleditsch, Liederkühn, Formey, Sulzer, Merian und Süßmilch an der Akademie wirkten. Bei der Neuordnung des Instituts waren die nationalen Gesichtspunkte mehr in den Vordergrund geschoben, die praktischen Tendenzen beschränkt und der Akademie durch einen allgemein religiös philosophischen Charakter ein Gepräge gegeben worden. 1764 übernahm Friedrich selbst das Präsidium der Akademie. Daß er auch hier in der selbstherrlichen Art schaltete, die sein ganzes Regiment bestimmte, darf nicht verschwiegen werden.

Die Einflüsse des Wöllnerschen Regimes auf die Akademie unter Friedrich Wilhelm II machten nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III eine Neuorganisation des Instituts nötig, um die sich Wilhelm von Humboldt, Niebuhr und Schleiermacher verdient machten. Von jetzt ab wird die Akademie zu einem Pantheon preußisch-deutscher Wissenschaft; die besten Namen finden sich in ihr vereinigt. Neben den beiden Humboldts, Karl Wilhelm, dem Staatsmann, Philosophen und Sprachforscher, und Friedrich Heinrich Alexander, dem Naturforscher und berühmten Reisenden, wirkten Friedrich Karl von Savigny, der bekannte Lehrer des römischen Rechts und Hauptvertreter der historischen Rechtsschule, unter den Theologen Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher und von Philologen der Verfasser des „Staatshaushalts der Athener", August Boeckh, der zum erstenmal betonte, daß die Philologie nicht Selbstzweck wäre, sondern nur Mittel zum Verständnis des gesamten Lebens des Altertums. Sonst sind aus der Zeit Friedrich Wilhelms III noch zu nennen der Astronom Encke, der Chemiker Mitscherlich, Chamisso, Buttmann und Lachmann, die Philologen; der Sprachforscher Bopp, Ranmer, Ranke. In diese Periode fällt von großen wissenschaftlichen Unternehmungen das Corpus inscriptionum Graecorum, die Monumenta Germaniae und die Ausgabe des Aristoteles. In der Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV erscheinen dann die Gebrüder Grimm, Schelling, du Bois-Reymond, Curtius, Kiepert. Die Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen beginnt. Einen bedeutenden Aufschwung nahm die Akademie, als ihr die staatliche Dotation, die im Anfang der sechziger Jahre auch zwischen 1500 und 3000 Thalern geschwankt hatte, erheblich erhöht wurde. Eine Reorganisation des Statuts wurde angebahnt, die 1881 zustande kam. Jetzt begegnen wir Berühmtheiten, wie den Physikern Helmholtz, Kirchhoff, Siemens; dem Chemiker A. W. v. Hofmann; dem Mathematiker Kronecker; den Historikern Droysen, Waitz, v. Sybel, Wattenbach, Treitschke; den Philologen Mommsen, Müllenhoff, Scherer. Nunmehr wurden aus den Monatsberichten wöchentlich erscheinende Sitzungsberichte. Die wissenschaftliche Arbeit wandte sich zunächst den Ausgrabungen in Olympia und der Beobachtung der Venusdurchgänge zu. 1888 wurde das historische Institut in Rom gegründet, 1893 ein Kartell mit den Akademien in Göttingen, Leipzig und Wien geschlossen zu gemeinsamer Arbeit. Sehr zu statten kam es, daß am 1. Januar 1894 Frau Elise Wentzel-Heckmann, die humanistisch fühlende, kunstsinnige Witwe des Berliner Architekten Wentzel, der Akademie die Zinsen von einer halben Million Thalern zur Verfügung stellte. Jetzt ging es an die Herstellung eines Wörterbuchs der deutschen Rechtssprache, an die Herausgabe der ältesten griechischen Kirchenväter. Von anderen Unternehmungen sind zu nennen die Mitarbeit am Thesaurus linguae Latinae, am Wörterbuch der ägyptischen Sprache, die Vertretung in der Lutherkommission, das Corpus inscriptionum Latinarum, die Herausgabe der politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen und der preußischen Staatsschriften aus der Regierungszeit König Friedrichs II, die Beteiligung an allerhand wissenschaftlichen Expeditionen in ferne Länder und Meere.

Es ist nicht möglich, die Namen aller bedeutenden Mitglieder der Akademie hier anzuführen, ebensowenig wie alle ihre Arbeiten. Sie hat sich das Mahnwort ihres großen Protektors zu nutze gemacht: „Die Akademie ist nicht zur Parade da." Sie hat ehrlich ihren preußisch-deutschen Stein zum großen Bau der internationalen Wissenschaft beigetragen. Wer näheres über ihr Werden und Wirken erfahren will, findet das vollständige Material in dem neuen, schönen, großen Werke von Prof. Harnack, Mitglied der Akademie, „Die preußische Akademie der Wissenschaften".

Gottfried Wilhelm von Leibniz.
Nach einem Kupferstich von J. Frequet.

Blätter und Blüten

Das Burschenschaftlerdenkmal bei Eisenach. (Zu dem Bilde S. 169.) Pfingsten vergangenen Jahres wurde auf einer Versammlung deutscher Burschenschafter zu Eisenach die Errichtung eines Denkmals zum Gedächtnis an die Gründung des deutschen Kaiserreichs beschlossen. Der Entwurf des Denkmals, für welches die Göpelslippe angesichts der Wartburg bei Eisenach als Standort gewählt worden ist, stammt von Wilhelm Kreis, dem glücklichen Schöpfer der Bismarcksäulen. Er stellt einen stolzen tempelartigen Rundbau dar, dessen Hauptkörper durch neun Säulen von 20 m Höhe gegliedert ist und über welchem sich der gewaltige Kopf des Denkmals erhebt. Ein mächtiges Architrav mit dem Wahlspruch der Burschenschaften: „Freiheit, Ehre, Vaterland" wird von dem einfachen aber markig wirkenden Hauptgesims überschattet. Darüber steigt stufenartig in rhythmischer Folge ein schön gegliederter Aufbau empor, der dann der auf einem Kissen ruhenden Kaiserkrone abgeschlossen wird. Der Innenraum des etwa 32 m Gesamthöhe betragenden Bauwerks, in 11,5 m Höhe durch ein Kuppelgewölbe überdeckt, wird die eigentliche Gedächtnishalle bilden, in welcher Widmungstafeln für die im Kriege gefallenen Burschenschafter, sowie die Bilder der um des Reiches Erstehung verdienten Männer Platz finden sollen. Das Denkmal umschließt ein Halbkreis von kräftigen, durch Decksteine verbundenen Steinpfosten. Dieser Steinkreis soll später mit den Wappen der deutschen Burschenschaften geschmückt werden.

Liebesorakel. (Zu dem Bilde S. 172 und 173.) „Halt, halt — das gilt nicht!" Die Freundin ruft es lachend und breitet die Hand vor das gespitzte Mäulchen, das soeben einen diffizilen Luftdruck entenden will, nachdem der verständige Puff gegen den Tisch das Badierschiffchen nicht vermocht hat, seinen Kurs zu einem gewissen andern zu nehmen und mit ihm vereint die jenseitige Küste zu erreichen? Es strebt im Gegenteil hartnäckig von diesem weg, ohne Rücksicht auf alles, was die hübsche Blonde empfindet, was die Freundinnen wissen und der junge Herr da drüben lächelnd zu ahnen scheint' . . . Der einzige Unbeteiligte der Gesellschaft ist das dreist kleine Brüderchen im Vordergrund, das so eifrig seine Papierschiffchen macht und sich dabei gar nicht bekümmert, warum wohl die großen Leute so viel Spaß daran haben, sie auf der alten Zinnschüssel schwimmen zu sehen?! . . . Bn.

Der Tod des Generals Marceau. (Zu dem Bilde S. 177.) Von den Generalen aus der Zeit der französischen Revolutionskriege haben sich Marceau und Hoche nicht nur durch ihr Feldherrntalent ausgezeichnet, sondern auch durch eine in jener Zeit seltene edle Menschlichkeit, die sich besonders in den Kriegen in der Vendée bewährte, wo sonst die Abgesandten des Konvents und seine Generale als Würgengel wüteten. Beide waren erst einige zwanzig Jahre alt, als ihnen die Führung von Kriegsheeren der Republik anvertraut wurde, und hatten noch nicht das Alter von 30 Jahren erreicht, als sie auf deutscher Erde der Tod ereilte. Français Séverin-Desgraviers Marceau war am 1. März 1769 zu Chartres geboren. Er trat früh in Militärdienste, verteidigte 1792 Verdun an der Spitze eines Bataillons Freiwilliger, beteiligte sich dann als Eskadronchef in einem Kürassierregiment an den Kämpfen in der Vendée und wurde nach der Schlacht bei Saumur wegen der hier bewiesenen Bravour zum Brigadegeneral ernannt. Als Kléders Nachfolger erhielt er den Oberbefehl über die Westarmee und siegte am 12. Dezember 1793 bei Le Mans. Doch wegen seiner Großmut gegen die Besiegten wurde er abberufen aus den Westprovinzen, wo er in kurzem viel gekämpft hatte. Zwei Jahre später hatte General Hoche das gleiche Schicksal, als er im Juli 1795 die Royalisten besiegt und zur Niederlegung auf Gnade und Ungnade gezwungen hatte; er sollte sein Kommando niederlegen; doch die Republik konnte so hervorragende Feldherren nicht entbehren. Marceau kommandierte in den beiden Schlachten von Fleurus den rechten Flügel der Nebenarmee, mußte aber vor dem Erzherzog Karl zurückweichen. Gleichwohl wurden die Verbündeten zum Rückzug genötigt. Marceau besetzte Koblenz und Ehrenbreitstein.

Das „Kiepenkääl"-Denkmal zu Münster i. W.

Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Bremer in Hamburg.

Im Jahre 1796 hatte er den Befehl über die beiden Divisionen, welche Jourdans rechten Flügel bildeten; er belagerte die zur Blockade von Mainz, Ehrenbreitstein und Mannheim zurückgelassenen Truppen und zog sich nach den Schlachten von Amberg und Würzburg an die Lahn zurück. Bei der Verteidigung des Defilees von Altenkirchen gegen die Oesterreicher am 19. September wollte er das Terrain rekognoszieren, begleitet von dem Kapitän Sauhait und einigen Offizieren. Ein Tiroler Jäger hinter einer Hecke versteckt, feuerte einen Buchsenschuß auf ihn ab, der ihn tödlich verwundete. Er ließ sich vom Pferd herabheben und starb inmitten seiner Begleitern in die Arme. Es blieb ihnen nichts übrig, als ihn nach Altenkirchen zu bringen und ihn der Humanität des österreichischen Befehlshabers zu empfehlen, der eben die Stadt in Besitz genommen hatte. Auf unserem lebensvollen Bilde sehen wir den jugendlichen Helden mit den edlen schmerzvollen Zügen von den Franzosen auf einer improvisierten Tragbahre herbeigebracht, während der österreichische Befehlshaber betroffen die Szene erblickt, dem todgeweihten Gegner, einem der namhaftesten Generale der Republik, seinen Schutz angedeihen zu lassen. Auf den Gesichtern aller Franzosen und Oesterreicher spiegelt sich die gleiche Trauer. Am 23. September starb er, und wie ihn die vornehmsten österreichischen Generale auf seinem Sterbebette besucht hatten, so wurde auch sein Leichenbegängnis von beiden Herren durch die Salven ihrer Artillerie feierlich begangen.

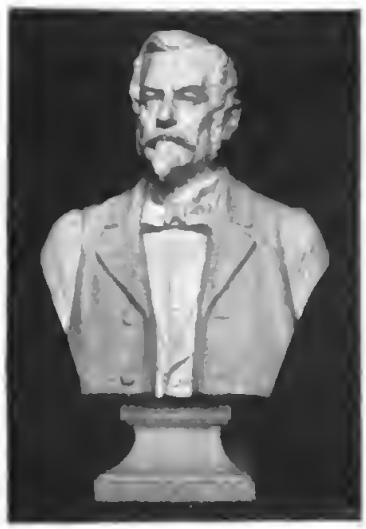
An der Stelle, wo er gefallen, wurde ihm von den Franzosen ein Denkmal errichtet, ebenso in seiner Vaterstadt Chartres. In demselben Jahre erfocht ein anderer junger General, Bonaparte, in Italien glänzende Siege, die ihm eine große Zukunft eröffneten. Ein früher Tod hat seine nicht minder begabten und berühmten Waffengefährten Marceau und Hoche gehindert, weiterstrebend mit ihm ihre glorreiche Laufbahn zu verfolgen. †

Das „Kiepenkääl"-Denkmal zu Münster i. W. (Mit Abbildung.) Wer einmal, als noch der Postwagen auf den Landstraßen des grünen Münsterlandes mit Horngeschmetter gemächlich einherzog, die Wochenmärkte der ehrwürdigen Bischofsstadt besuchte, machte auch unzweifelhaft mit einem „Kiepenkääl" Bekanntschaft. Derselbe, ungethan mit blauer Leinenbluse und Kniehosen, auf dem Kopfe eine breitschirmige Beutelmütze, in der Hand den stämmigen Knotenstock, war in recht eigentlich die Hauptperson im Marktgetriebe. Wie drängen die Bauern an Eiern, Schinken, Butter, Butter ꝛc. vorrätig hatten, das laute der „Kiepenkääl" zusammen und trug's in seiner Kiepe aber Butter auf dem Rücken zum schönen Prinzipalmarkt unter den schattigen Lauben, um es hier gegen bescheidenen Profit an den Mann zu bringen. Und er machte immer gute Geschäfte, denn reicher Mutterwitz und Humor standen ihm zu Gebote. Man, im modernen Verkehrsleben verschwindet aber auch dieser originelle Typus von dazumal. Die Erinnerung an ihn wird das Monument auf dem Markt zu Münster wach erhalten, welches, von dem Bildhauer A. Schmiemann dortselbst modelliert und von der Kunstanstalt Geislingen in Württemberg in Bronze ausgeführt, die charakteristische Gestalt des „Kiepenkääl" in voller Lebensgröße aufweist.

Eine Dichterehrung. (Zu dem Bilde S. 199.) Aus Anlaß der 80. Geburtstagsfeier Wilhelm Jordans im vergangenen Jahre hatten die städtischen Behörden von Frankfurt a. M. beschlossen, den Dichter durch Aufstellung seiner Marmorbüste im Treppenhause der Stadtbibliothek zu ehren. Am 22. Januar ist nun dort die Aufstellung jener Büste erfolgt. Dieselbe ist aus der Hand des Frankfurter Bildhauers Karl Rumpf hervorgegangen und darf hinsichtlich ihrer Porträtähnlichkeit, durchgeistigten Auffassung und feinen Ausführung als ein ganz vortreffliches Kunstwerk bezeichnet werden. Karl Rumpf ist 1838 zu Frankfurt geboren. Von Hause aus Ciseleur, Bronze- und Erzgießer, war er in Nürnberg bei Burgschmiet-Lenz und in München beim „alten Miller" thätig. Dann wurde er Bildhauer und ging, nachdem er je drei Jahre an der Münchner Akademie und bei Schilling in Dresden

...hatte, zu seiner weiteren Ausbildung auf zwei Jahre nach Italien. Dann ließ er sich dauernd in seiner Vaterstadt nieder. Unter seinen zahlreichen Schöpfungen verdienen die Goethe-Schiller-Büsten im Archiv zu Weimar, desgleichen die Jung-Goethes und seiner Eltern im Frankfurter Goethemuseum, sowie endlich das Denkmal für Philipp Reis, den Erfinder des Telephons, in Gelnhausen rühmliche Erwähnung.

Die „Fuggerei" in Augsburg. (Mit dem untenstehenden Bilde.) Als ein Denkmal hochherziger Arbeiterfürsorge aus der Blütezeit des deutschen Handels im 16. Jahrhundert hat in unseren Tagen die „Fuggerei" in Augsburg eine vorbildliche Bedeutung gewonnen. Diese noch heute bestehende älteste Arbeiterheim-Kolonie ist eine Stiftung des mächtigen Handelsfürsten Jakob Fugger, der 1523 an Kaiser Karl V mit stolzem Freimut schreiben durfte: „Es liegt an Tag, daß Eure Kaiserliche Majestät die Römische Krone ohne meine Hülfe nicht hätten erlangen können." Nur infolge der bedeutenden Darlehne, welche Karl dem Fuggerschen Reichtum zu danken hatte, war es ihm möglich gewesen, den reichen König Franz I von Frankreich als Mitbewerber um die Kaiserkrone auszustechen. In dem kürzlich bei Lampart und Komp. in Augsburg erschienenen Buche „Das Haus Fugger. Von seinen Anfängen bis zur Gegenwart" giebt der Verfasser A. Stauber eingehende nähere Auskunft über das Entstehen der Fuggerei. Der kühne Unternehmungsgeist der Fugger, welche die Tuchweberei ihres Stammortes zu einem den Weltmarkt beherrschenden Handelshaus entwickelt hatten, war nicht ohne Rückwirkung auf den Gewerbefleiß ihrer Mitbürger geblieben, und schon im Anfang des 16. Jahrhunderts wurde die Wohnungsnot in der blühenden Industrie- und Handelsstadt durch den steten Menschenzufluß zu einer dringenden. Im Einverständnis mit seinen Brüdern kaufte Jakob Fugger im Jahre 1519 in der Jakobervorstadt auf dem „Kappenzipfel" eine größere Anzahl Gärten und Häuser und ließ in deren Stelle in 6 gerade laufenden Zeilen 53 Häuser mit je 2 Wohnungen errichten. Diese Wohnungen sollten laut Stiftungsbrief „frommen armen Tagelöhnern und Handwerkern, Burgern zu Inwohnern der Stadt Augsburg, die es notdürftig sind und bei denen es am besten angelegt ist," um Gottes willen verliehen werden. „Zur Unterhalt der Gebäude soll jedes Hausvolk jährlich einen Gulden rheinisch entrichten, dazu ein jeder, was er zerbricht, wieder machen lassen, auch an jeder Mensch, jung oder alt, so es vermag, für die Seine alle Tage ein Patter noster, Ave Maria und einen Glauben sprechen." Dieht von der übrigen Stadt nach allen Seiten hin abgegrenzt, durch Thore verschließbare Hausanlage wurde bereits im ältesten Fuggerschen „Stiftsbuch" vom Jahre 1521 die „Fuggerei" genannt. Jakob Fugger in der Fuggerei einen öffentlichen Brunnen mit der Marktskirche mit Schulhaus. Am 15. August 1879 überwies Fürst Leopold v. Fugger-Babenhausen der Stiftung das Geld zum Bau von zwölf weiteren Wohnhäusern. Über den Thore der Fuggerei, das gegen die Jakobervorstadt sich öffnet, befindet sich eine lateinische Inschrift, die zu deutsch lautet: „Du Gebrüderpaar Ulrich, Georg und Jakob Fugger haben diesen wohlthätigen Bau errichtet, da sie erwogen, daß sie zum Besten des Gemeinwesens geboren seien und ihr großes Vermögen nur dem allmächtigen Schöpfer verdanken." Unter den Fresken, mit denen Fürst Leopold Fugger vor vierzig Jahren das große Stammhaus der Familie in Augsburg durch den Maler Ferdinand Wagner schmücken ließ, ist eine der Gründung der „Fuggerei" gewidmet. Unsere untenstehende Wiedergabe derselben zeigt Jakob Fugger, umringt von seinen Neffen Ulrich, Georg und Raymund, wie er den Plan des Baumeisters betrachtet, während seine Gattin Brot an die Armen verteilt.

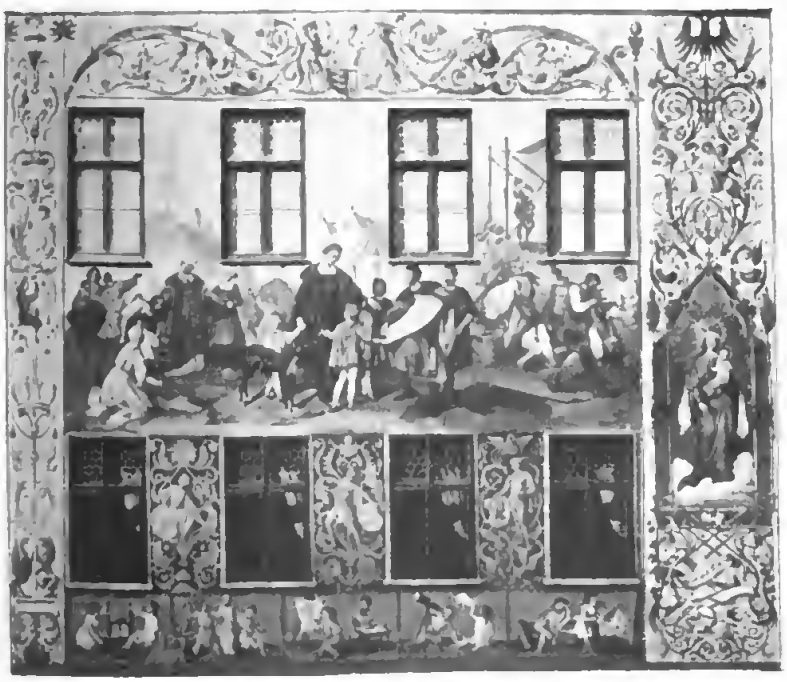


Die Büste Wilhelm Jordans in der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M.

Entworfen von Karl Rumpf.

Australische Kinderwiege. (Zu dem Bilde S. 181.) Die Art und Weise, in welcher kleine Kinder getragen und geschaukelt werden, ist bei den verschiedenen Völkern der Erde überaus mannigfaltig. In den Armen, im Steckkissen, rittlings auf der Schulter oder der Hüfte, in einem Tuch auf dem Rücken werden die Säuglinge von ihren Müttern getragen, ja sogar der riesige Winterstiefel der Eskimomutter ist in seinem oberen Schoßteile zum Behälter für das Kind eingerichtet. Unsere Abbildungen, die wir Otto Restler in Dresden verdanken, zeigen uns nach photographischen Aufnahmen indianische Frauen aus dem Stamme der Araukaner in Chile mit ihren kleinen Kindern. Der Säugling wird fest in Tücher eingewickelt und auf ein Holzgestell geschnallt. Diese Verpackung ergiebt ein bequemes Transportgerät und auch eine einfache Wiege. Das Gestell braucht nur mit einem Strick an einen Ast oder Querbalken in der Hütte befestigt zu werden und läßt sich dann noch Belieben in schaukelnde Bewegungen versetzen. Geht die Mutter übers Land, so trägt sie das Kind mittels eines Stirnbandes auf dem Rücken. Dies ist eine bei vielen Bergvölkern beliebte Art des Fortschaffens von Lasten, wie ja auch auf der einen unserer Abbildungen die Indianerin den Korb in ähnlicher Weise am Kopf- oder Stirnbande befestigt hat. Am oberen Teil der araukanischen Kinderwiege wird nach in der Regel ein Gestell aus Holzstäben oder Reifen angebracht, über das ein Schutzdach aus Tuch gegen Sonnenstrahlen oder ein Netz gegen Mücken und Fliegen gespannt werden kann. Den Stoff zu dem weiten deckenartigen Gewand, in welches die Frauen auf unseren Bildern gehüllt sind, weben die Araukanerinnen selbst. *

Vorstellung über die Dauer geologischer Zeiträume. Sich eine Vorstellung über die Dauer großer geologischer Perioden zu machen, in welche unsere Erdgeschichte zerfällt, ist schon für den Fachgelehrten nicht ganz leicht, geschweige denn für das große Publikum, weil die Zeiträume, mit denen wir rechnen müssen, so groß sind, daß wir sie nicht auszudenken vermögen. Was besagt uns z. B. die Zahl: eine Million Jahre, wo doch die ersten Anfänge der Weltgeschichte, die noch dazu in tiefes Dunkel gehüllt sind, kaum 6000 Jahre hinter uns liegen. — Der Geologe Heinrich Schmidt in Jena hat nun vor kurzem eine Methode angegeben, mit deren Hilfe uns diese Vorstellungen wesentlich erleichtert werden. Sie dient, um eine Vergleichung der Dauer der geologischen Perioden zu erleichtern, mit dem Zeitraum, den Hückel früher als genügend für die gesamte organische Erdgeschichte, d. h. also die unter I bis IV angeführten vier ältesten Perioden, angenommen hatte, während die beiden jüngsten als belanglos in Bezug auf tiefgehende organische Veränderungen für sich zählten, nämlich auf 100 Millionen Jahre. Obwohl auch den neuesten Untersuchungen diese Zahl noch viel zu niedrig gegriffen und wahrscheinlich etwa vierzehnmal so groß ist, so wollen wir sie doch stehen lassen, da wir uns unter 1400 Millionen Jahren kaum mehr vorzustellen vermögen als unter 100 Millionen.



Fresko am Stammhaus der Familie Fugger in Augsburg.

Aus „Das Haus Fugger" von A. Stauber (Verlag von Lampart & Komp. in Augsburg).

Wenn man nun nach dem Vorschlage Schmidts eine chronometrische Reduktion vornimmt, indem man die 100 Millionen Jahre gleich setzt einem Tage von 24 Stunden, so erhält man für die großen geologischen Perioden die folgenden sehr anschaulichen relativen Längen:

I. Archäozoicum (Urzeit d. Erde). (52 Mill. Jahre) 12 Std. 28 M. 48 Sk.

II. Paläozoicum (Altertum d. Erde). (34 Mill. Jahre) 8 Std. 9 M. 36 Sk.

III. Mezozoicum (Mittelalter der Erde). (11 Mill. Jahre) 2 Std. 38 M. 24 Sk.

IV. Känozoicum (Neuzeit d. Erde). (3 Mill. Jahre) 43 M. 12 Sk.

V. Prähistorisches Anthropozoicum (seit dem ersten Auftreten des Menschen 0,1 bis 0,2 Millionen Jahre) 2—3 M.

VI. Die „Weltgeschichte" (6000 Jahre) 5 Sk.

Wie wenig passend der Name Weltgeschichte für die kleine Periode der Erdgeschichte ist, welche der Mensch nach unserer jetzigen Kenntnis mit Spuren seines Lebens und Wirkens erfüllt hat, das wird aus diesen Zahlen nur zu deutlich. Denn thatsächlich sind zu diese 6000 Jahre, so gewaltig uns die Zahl auch klingt, doch nur ein kaum meßbarer Teil der wirklichen Weltgeschichte, die in dem Antlitz der Erde mit ewig sichtbaren, freilich nur von dem Eingeweihten zu deutenden Zügen geschrieben steht. Dr. —t.

Eine Burendenkmünze. (Mit unentgeltlicher Aufnahme.) Angesichts der freigebenden Anerkennung für das heldenmütige Burenvolk, die sich allerorts in Wohlthätigkeitsbestrebungen kundgiebt, wird gewiß auch die hier unten abgebildete Burendenkmünze allseitiges Interesse bezeugen, weil aus ihrem Reinertragnis die Hinterbliebenen gefallener Buren unterstützt werden sollen. Die Denkmünze ist ein Werk des Wiener Hofmedailleurs A. Scharff, der sie im Auftrage eines deutschen Burenfreundes, des Herrn Bankier von Echt, geschaffen hat. Ihre Vorderseite zeigt das wohlgetroffene Bild Paul Krugers, mit der Umschrift „Président der Zuidafrikaansche Republiek", nebst Jahr und Tag seiner Geburt: 10. Oktober 1825. Auf der Rückseite deuten ein Schwert und ein Orangezweig, miteinander verbunden, die deutsche Abstammung der zugleich mit den Holländern verwundeten Buren an, denen auch die Inschrift „Aan de dapperе Strijders voor Recht en Vrijheid 1899—1900" zugeeignet ist.

Eine Burendenkmünze.

Die in Silber und Bronze kunstvoll ausgeführte Denkmünze kann durch die Buchhandlung F. Schalk, Motzstraße 47, in Berlin bezogen werden.

Allerlei Kurzweil.

Skataufgabe. Von J. Kuhn.

Vorhand hat folgende Karten

(kr.B.) (c.B.) (car.B.) (c.Z.) (c.D.) (c.K.) (p.Z.) (p.D.) (p.9.) (car.Z.)

wird von Hinterhand auf Eichel-Solo gereizt und muß Grand spielen, welches sie gewinnt. Die Gegner erhalten 51 Augen. Im Skat liegen 4 Augen. Vorhand würde ebenso Rot- und Grün-Solo gewonnen haben. Die Gegner hätten 50 Augen bekommen. Hinterhand hätte Eichel-Solo ohne 5 Mindere gewonnen.

Hätte bei Grand Mittelhand eine 7 mit einer 8 statt mit einem König gestochen, wäre das Spiel für den Spieler verloren worden. Wie ist Spielgang und Kartenverteilung? Was lag im Skat?

Logogriph.

Aus fünf Buchstaben ein Wort besteht:
Im Winter ihr's oft in der Stube seht.
Wird das erste Zeichen ans Ende gerückt,
Im Sommer es das Gartenhaus schmückt.
Wenn nochmals die Zeichen man anders stellt,
Einen schönen, fremden Baum man erhält.

F. Müller-Saalfeld.

Versteckrätsel.

In jedem der nachfolgenden sieben Sätze ist je ein Wort versteckt enthalten, dessen nähere Bezeichnung sich am Schlusse eines jeden Satzes in Klammern vorfindet. Sind alle Wörter richtig gefunden, so nennen deren Anfangsbuchstaben einen berühmten Philosophen.

1) Unter den Kartenspielern wird in Deutschland dem Skatspiel am allermeisten gehuldigt. (Ein Tier.)

2) Ueber die Häßlichkeit des Thersites finden sich bei Homer nähere Angaben. (Eine persische Königin.)

3) Im Frühling werden die Birken zur Gewinnung ihres Saftes angebohrt. (Ein Gewürz.)

4) Nachdem Odenathus, der Beherrscher von Palmyra, im Jahre 267 das Zeitliche gesegnet hatte, bestieg seine Gemahlin Zenobia sogleich den Thron. (Ein griechischer Weiser.)

5) Die Jägerin Atalanta nahm am Argonautenzug und an der Jagd auf den kalydonischen Eber teil. (Eine britische Kolonie in Afrika.)

6) Till Eulenspiegel wurde zu Knittlingen in Schwaben geboren. (Ein Nebenfluß des Rheins.)

7) Der Franziskanerorden wurde im Jahre 1208 durch Franz von Assisi gegründet. (Ein Hussit.)

Oscar Leede.

Leistenrätsel.

Die Buchstaben dieser Figur lassen sich so ordnen, daß die wagerechten Reihen 1. eine Landschaft des Peloponnes, 2. einen biblischen Naoten und 3. einen König von Juda nennen, während die senkrechten Reihen 1. eine Halbinsel von Asien, 2. eine Stadt an der Nordwestküste von Afrika und 3. einen Teil der Moscheen bezeichnen.

Kryptogramm „Flügelrad".

Arithmetische Aufgabe.

Der Todestag eines berühmten Komponisten ist nach folgenden Angaben zu berechnen. Vervielfältigt man die Summe aus Datumszahl und Monatszahl mit 13, so erhält man die Jahreszahl; vervielfältigt man jedoch den Unterschied aus Datumszahl und Monatszahl mit 29, so erhält man die um 11 verminderte Jahreszahl. Die Datumszahl ist um 2 größer als das Achtfache der Monatszahl. An welchem Tage starb der Komponist? A. St.

Rätsel.

Mit a hat's zwei, mit i vier Beine;
Wer hat geraten, was ich meine? E. S.

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 168. Strumpf (S—t—rumpf).

Auflösung der Damenspielaufgabe auf Seite 168.

1. d5—e7	d8×b6
2. c3—d4	De1×c5
3. De1—b4	a5×c3
4. h2—g3	h4×f2
5. f6—g7	f8×h6
6. Dg5—d8	De1×g5

7. Dd8×a5×c1×h4×e7×b4 und gewinnt.

Auflösung des Bilderrätsels auf Seite 168.

Ein Dummkopf findet immer einen größeren Dummkopf, der ihn bewundert.

Auflösung des Kapselrätsels auf Seite 168.

1) Biesfliege, 2) Masanello, 3) Rheinsberg, 4) Irrelmaster, 5) Baffinsbai, 6) Wundertalke, 7) Südfeuchte, 8) Kehlkopf, 9) Schlimmbesserer, 10) Ausnahme, 11) Schachtelhalm.

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht".

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kroner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 4, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Schloß Miramar. Anderthalb Stunden nordwestlich von Triest erhebt sich auf einem in das Adriatische Meer vorspringenden Felsen das schöne historische Lustschloß Miramar. Es wurde im Jahre 1856 von dem Architekten Karl Junker im Auftrage des Erzherzogs Ferdinand Max in normännischem Stile aus Kalkstein erbaut. Historisch merkwürdig ist es dadurch, daß am 10. April 1864 Erzherzog Maximilian hier die ihm so verhängnisvolle Kaisertreue gegen Mexiko annahm. Jetzt ist das mit einem herrlichen Park verbundene Schloß im Besitz des Kaisers von Oesterreich und wurde für die Kronprinzessin Stephanie bis zu ihrer Vermählung mit dem Grafen Lonyay als Aufenthalt ausersehen.

Schloss Miramar.
Nach einer photographischen Aufnahme von Heydenhauß & Robert in Wien.

Hubert Herkomer.

Hubert Herkomer, gleich ausgezeichnet als Radierer, Oel- und Pastellmaler, als Landschafts- und Genremaler, hat sich vornehmlich als einer der hervorragendsten Porträtisten erwiesen. Mehrere Werke der letzteren Gattung, wie die „Dame in Weiß“ und die „Dame in Schwarz“, haben geradezu europäische Berühmtheit erlangt. Er wurde am 26. Mai 1849 in dem Dorfe Waal bei Landsberg am Lech als Sohn eines Holzschnitzers geboren, kam aber schon als siebenjähriger Knabe nach England. Der Künstler verweilt zur Zeit in Berlin, wo eine Ausstellung seiner Werke veranstaltet wird. Auch ist er beauftragt, den Kaiser zu malen.

Professor David Hughes †.

David Hughes, der Erfinder des nach ihm benannten Typendrucktelegraphenapparats, ist am 22. Januar in London, fast 79 Jahre alt, gestorben. Ein Londoner Kind, war er sehr früh nach Amerika gekommen, wandte er gemäß seiner hervortretenden Neigung und Begabung für Musik seine Fachbildung erhielt und geraume Zeit als Lehrer der Musik wirkte. Erst dann wandte er sich den Naturwissenschaften zu. Seine erste und epochemachende Erfindung war 1855 der Typendruckapparat. Derselbe hat vor dem Morseschen Schreib- oder Zeichentelegraphen bedeutende Vorteile voraus. Zunächst wird seine Typenschrift sofort lesbar übermittelt, was beim Morse-Apparat, dessen Zeichenschrift übersetzt werden muß, nicht angängig ist. Sodann ermöglicht der Hughes-Apparat gegen den Morse-Apparat eine um das Fünffache erhöhte Schnelligkeit in der Uebermittelung von Depeschen.

Professor Dr. Georg Meyer †.
Nach einer photographischen Aufnahme von Ed. Schultze in Heidelberg.

Professor Dr. Georg Meyer †. Das am 28. Februar zu Heidelberg erfolgte Hinscheiden des bedeutenden Staatsrechtslehrers und verdienten Parlamentariers wird in weiteren Kreisen schwer empfunden werden. Professor Meyer war am 21. Februar 1841 in Detmold geboren. Nachdem er lange Jahre an den Hochschulen zu Marburg und Jena gewirkt hatte, wurde er 1889 als Professor für Staatsrecht nach Heidelberg berufen. Von 1884 bis 1890 war Meyer nationalliberales Mitglied des Reichstages für den Kreis Jena. Seit Bluntschlis Tode vertrat er die Universität Heidelberg in der Ersten badischen Kammer.

Geheimer Sanitätsrat Dr. Otto Leichtenstern †.
Nach einer photographischen Aufnahme von Fritz Eilender in Köln.

Geheimer Sanitätsrat Dr. Otto Leichtenstern †. Mit dem am 23. Februar verstorbenen Leiter des Augusta-Hospitals in Köln ist einer der verdientesten deutschen Aerzte zu Grabe getragen. Professor Leichtenstern entstammte einer Offiziersfamilie aus Ingolstadt in Bayern, woselbst er am 14. Oktober 1845 geboren wurde. Bis zu seiner 1879 erfolgten Berufung nach Köln wirkte er längere Jahre als Privatdozent zu München und Tübingen und war hier zugleich Assistenzarzt bei Professor v. Lieber-

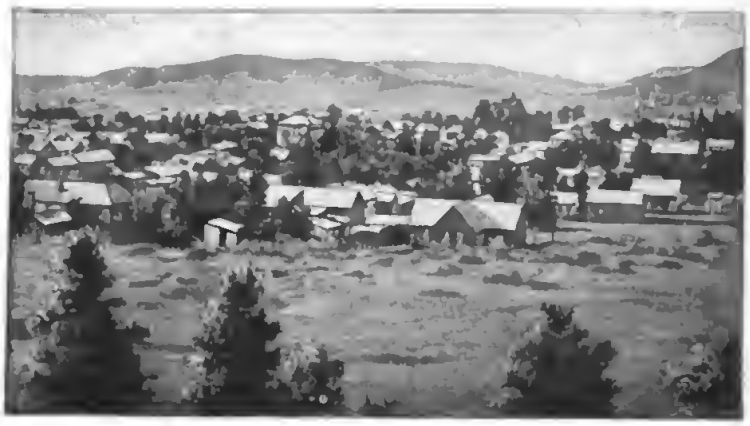
Berliner Volksküche auf der Strasse.
Nach einer Aufnahme von Waldemar Titzenthaler in Berlin.

meister, mit welchem ihn wissenschaftliche Arbeit und innige Freundschaft verband. Leichtenstern galt auf dem Gebiet der inneren Medizin als hervorragende Autorität.

Berliner Speisewagen. Unter dem Namen „Große Berliner Zentralküche" ist dortselbst ein Unternehmen gegründet worden, das sich die Aufgabe gestellt hat, die Arbeiter der Reichshauptstadt mit billiger Kost bequem zu versorgen. Zu diesem Zweck wird um die Mittagszeit eine Anzahl von Speisewagen in die Fabrikreviere des Ostens und Nordens hinausgesandt, welche den dort Beschäftigten das Essen entgegenfahren. Die Wagen sind mit einem geheizten Wärmekessel nebst umlegbarem Schornstein versehen und werden von zwei Führern, die das billigst berechnete Essen verabfolgen, begleitet. Ueberall, wo ein Trompetensignal die Ankunft eines dieser Wagen ankündet, kann man Volksscenen beobachten, wie sie unser untenstehende Abbildung veranschaulicht und wie sie bisher in dieser Art dem Berliner Straßenleben unbekannt gewesen sind.

Vom Kriegsschauplatz in Südafrika.

Angesichts der am 27. Februar bei Paardeberg erfolgten Kapitulation des Generals Cronje, dessen kleines Heer acht Tage lang dem mörderischen Geschützfeuer des ihm an Zahl zehnfach überlegenen Feindes mit wahrem Löwenmute stand zu halten vermochte, erhält Bloemfontein jetzt als Stütz- und Verteidigungspunkt für die Buren eine erhöhte strategische Bedeutung. Das Terrain hat hier einen anderen Charakter. Wurden die Schlachten bisher in engeren Schluchten, zwischen Bergen und an Flußthälern geliefert, so marschieren jetzt die Armeen durch weniger gebirgige Gegenden; denn das Gebiet des Oranjestaates besteht zumeist aus welligen Ebenen, aus denen nur stellenweise Bergzüge und einzelne Bergkuppen hervorragen: es ist im großen und ganzen eine Hochfläche in 1300 bis 1400 m über dem Meere. Im Osten prangen Getreidefelder, in der Hauptsache nährt hier aber, von einigen Diamantenminen abgesehen, die Viehzucht den Mann. Bloemfontein, die Hauptstadt des Oranjefreistaats, liegt idyllisch mitten in Gärten. Es ist nicht groß und zählt nur etwa viertausend Einwohner, von denen etwa ein Drittel Schwarze sind. Am Markte stehen große Regierungsgebäude und eine offene Halle für die Volksversammlung. Mehrere Kirchen ragen mit ihren Spitzdächern und Türmen über das Grün der Bäume empor; die holländische Kirche wurde mit besonders großem Kostenaufwand erbaut. Auch besitzt Bloemfontein mehrere Schulen und ein Klubhaus. Seit einigen Jahren wieder es von der Bahnstrecke Port Elizabeth-Pretoria berührt. Dank dem gesunden Klima und dem erfrischenden Grün seiner Gärten hat es den Ruf eines klimatischen Kurortes gegen Lungenleiden erworben und wird vielfach das südafrikanische Nizza genannt. Auf einem felsigen Hügel, der sich in der Nähe der Stadt erhebt, sind Befestigungen angebracht, welche die Stadt beherrschen. Unter den Burengeneralen, denen die Aufgabe zugefallen war, mit ihren Truppen dem eingeschlossenen Heere Cronjes zu Hilfe zu kommen, befand sich auch Lukas Meyer, ein alterprobter Befehlshaber.



Ansicht von Bloemfontein.

General Lukas Meyer.

Dum-Dum-Geschosse. Die in neuerer Zeit so viel genannten englischen Dum-Dum Infanteriegeschosse der Kaliber ist jener der Fabrik, in der sie hergestellt werden) haben einen Nickelmantel, der oben nicht schließt, so daß die Geschoßspitze aus Deckblech hervortritt. Beim Eindringen in den menschlichen Körper zersplittert nun diese Spitze und erzeugt entsetzliche Wunden. Wir führen unseren Lesern drei Abbildungen (in natürlicher Größe) vor Augen, aus denen die eine ein nicht abgeändertes Dum-Dum-Geschoß darstellt; der Nickelmantel fehlt an der Spitze, so

Dum-Dum-Geschoss. Vorderansicht. Hinteransicht. Deutsches Stahlmantel-Geschoss.

Dum-Dum-Geschass nach dem Aufschlagen.

Nach photographischen Aufnahmen.

der Bleikern hervorteilt. Die zweite und dritte Abbildung zeigen ein solches Geschoß nach dem Durchdringen von Muskeln. Dabei staucht sich die Bleispitze und sprengt von vorn her den Mantel in Streifen von zwei bis drei Millimeter Breite, die am hinteren Ende im Zusammenhang bleiben und sich nach hinten herumrollen. Beim Auftreffen auf harte Knochen dagegen zersplittert das Blei und zerschellt den Mantel in kleinste Bruchstücke. Die dritte Abb. veranschaulicht ein von dem englischen verschiedenes Geschoß mit ganz geschlossenem Mantel, wie es in der deutschen Armee eingeführt ist. Dasselbe hat ein Kalib. v. 7,9 mm.

General Cronje und seine Artilleristen.

Für Hausfrauenfleiss.

Mit Perlen verzierte Pompadours und Geldbörsen aus feiner Strick und Häkelarbeit waren der Stolz unserer Grossmütter und Urgrossmütter, und die moderne Dame unserer Zeit fertigt sich — wieder einmal den Kreislauf der Mode bewahrheitend — von neuem diese reizenden Dinger an. Am einfachsten und haltbarsten ist es, die Perlen einzuhäkeln, was Masche für Masche geschehen kann, wie an der abgebildeten Börse, aber man fügt nach einem Typenmuster nur einzelne Musterfiguren oder Borten aus Perlen dem Häkelgrunde ein; jede Musterfigur gilt dann für eine Perle. Passend zum Bügel wählt man nacktes Gold- oder Stahlperlen (Nr. 8 ist eine gute Grösse), die zu Beginn der Arbeit feiner Cordonnetseide aufzureihen sind. Runde Dosen werden von der Mitte aus spiralförmig in zwei Hälften gearbeitet, längliche und auch kleine Pompadours in der Runde vom unteren Rande aus; feine Stiche schliessen diesen und fügen dort beide Hälften aneinander. Man häkelt nach dem Luftmaschenanschlag nur feste Maschen, die Rückseite derselben ist die rechte, mit Perlen verzierte Seite der Börse. Jede einzuhäkelnde Perle ist dicht an die letzte festige Masche zu stauben, hierauf durchsticht man für die nächste feste Masche das folgende obere Maschenglied, legt den Faden von vorn auf unten um die Nadel, zieht ihn durch das Maschenglied und maschi nun beide auf der Nadel befindlichen Maschenschlingen mit einem Umschlag ab. Die Grösse des gehäkelten Beutels mag man dem Bügel anpassen, dessen schwungvolle Form am oberen Rand der Häkelarbeit häufig einige einzelne, für sich bestehend einzuführende Touren nötig macht, die, um ein Dünnerden und Neuanlegen des Fadens zu vermeiden, auch hin- und zurückgehend mit Stäbchenmaschen (1 St., 1 Lftm.) ohne Perlen gearbeitet werden können. Den unteren Rand des Beutels schmückt man mit Grelots oder einem Perlengehänge, den oberen näht man selbst dem Bügel an, falls dieser hierfür mit Löchern versehen ist, oder man muß dies einem Monteur überlassen.

Börse mit eingehäkelter Perlenverzierung.

Einfach und Spitze zu Schürzen, Handtüchern, Servierti[illegible]decken zu verwenden. Stern: 1) 5 Lftm zu 1 Ring, 10 Lftm., * darein 6 f., 1 f. in den Ring, 9 Lftm., * 8mal; abketten.

2) * 6 Lftm., 2 f. *; abketten an 3 Lftm.

3) * 3 Lftm., Picot, 8 Lftm., 1 f. in den nächsten Strahlenteil; Arbeit wenden; 3 Lftm., 8 verlängerte St.; wenden; 4 Lftm., 1 f., 4 Lftm., 1 f., 4 Lftm., 1 f. in die 8 St.; 3 Lftm., Picot, 3 Lftm. *, 4mal.

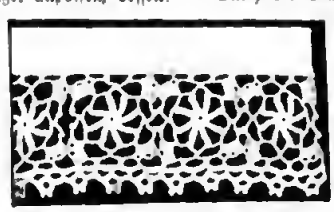
4) und 5) Längstouren: * 1 St., 6 2 ftm, 1 f. ins Picot, 7 Lftm., 1 f. ins Picot, 6 Lftm., 1 f. in die 4 Lftm., 7 Lftm. *.

6) und 7) Feste Reihe.

Spitze: 1) 7 f., 8 f., 6 f., 8 f.

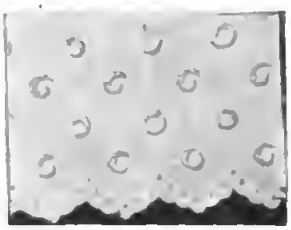
2) 6 Lftm., 1 f.

3) * 8 f., in die nächsten 6 Lftm. 4 f., 6 Lftm., einhängen in die 4 Lftm., 2 f., Picot, 2 f., Picot, 2 f., 4 f. *.



Spitze zu Schürzen, Haushtüchern etc.

Weissstickereivolant für Unterröcke. Die Borte ist ausschließlich in französischer Stickerei gearbeitet und deshalb viel dauerhafter als die englisch gestickten Volants. Sie hebt sich durch die feinen Figuren sehr wirkungsvoll heraus, ist auch leicht zu waschen und zu plätten.



Weissstickereivolant für Unterröcke.

Gestrickte Schuhe für kleine Kinder. Material: 30 g vierfädige Strumpfwolle. Abkürzungen M = Masche; r. = rechts; l. = links, T. = Tour; Rdl. = Nadel.

Anfang: 60 M. zur Rundung schließen. 8 r. T., dann 1 T. einmal auflegen, einmal abnehmen, dann wieder 8 r. T. Die Arbeitsw. auffassen, zu bemerken, daß es ein Säumchen giebt.

Nun kommen 3 l. T., 4 r. T., 3 l. T., dann 1 r. T., nach dieser 1 T. mit einmal auflegen, einmal abnehmen, wieder 1 r. T., dann 3 l. T., 4 r. T. und nach einmal 3 l. T. und 1 r. T. (Garn abbrechen.) Vom Anfang der Toue an werden 18 M. abgezählt; auf den nächsten 24 M. wird hin und zurück gehend weitergearbeitet.

Zuerst kommt 1 r. Reifchen, dann 1 l., wieder 1 r. und so fort, bis man 8 l. Reifchen hat. (1 Reifchen hat immer 3 Rdl.) In jeder 3 Rdl. des l. Reifchens wird vor und nach der Randm. je einmal abgenommen, so daß es an dem 8. l. Reifchen noch 8 M. sind. (Garn abbrechen.) Nun müssen die hinteren Glieder der zu beiden Seiten liegenden Zöpfchen aufgefaßt werden. In der hinteren Mitte beginnend, werden nun zuerst 9 r. T. gestrickt (die aufgefaßten Glieder der Zöpfchen werden nerdrecht gestrickt), dann folgen 3 l. T., 4 r. T. und wieder 3 l. T. und nach 1 r. T.

Zur Sohle werden vorne in der Mitte 12 M. genommen, hinten in der Mitte ebenfalls 12 M., zu beiden Seiten der 12 M. wird jede zweite T. einmal abgenommen, bis die 12 M. abgenommen und zugleich 10 r. T. gestrickt sind. Nun werden die M. auf 2 Rdl. verteilt und die M. können entweder auf der l. Seite zusammengestrickt und übergezogen, oder die M. auf der r. Seite mit Maschenstich verbunden werden. Diese Zusammennähten bildet die Mitte der Sohle.

Durch die Löchereihe, die sich oben zwischen dem 2. und 3. l. Reifchen befindet, kann ein Bändchen oder ein Schnürchen mit kleinen Boabons daran durchgezogen werden. F. A. S. St.

Strumpf für kleine Kinder. Material: 30 g Bigogne Nr. 20. 68 Anfangsm.

12 Touren rechts, die Anfangsm. auffassen und mit den auf den Nadeln befindlichen zusammenstricken, daß es ein Säumchen giebt.

90 Touren werden im gestreiften Piqué gearbeitet (siehe die Beschreibung). In der 4. rechten Toue werden die beiden ersten und die beiden letzten M. der Tour abgenommen; so wird in jeder 4. rechten Taue abgenommen, bis es 6 Abnehmtouren sind; dann noch 22 Touren darübee. Es sind nun auf jedee Nadel 14 M. Zur Ferse werden 10 Zopfchen gestrickt, dann das dreiteilige Käppchen wie folgt ausgeführt. Die M. einer Fersennadel werden in 3 Teile geteilt, das l. Drittel wird glatt gestrickt, die beiden anderen Drittel gehen durch Abnehmen auf. Nach der Ferse wird das Spickelabnehmen so lange fortgeführt, bis es entweder gleichviel M. sind wie vor der Ferse oder 2 M. weniger. Von der Ferse an gezählt, müssen es 40 bis 44 Touren sein, dann beginnt das Schlußabnehmen. Dieses wird am Schluß der 1. Nadel, am Anfang der 2., am Schluß der 3. und am Anfang der 4. Nadel ausgeführt, und zwar durch 2 M. und 2 Touren voneinander getrennt. Hat man noch 7 M auf der Nadel, so wird keine Tour mehr über das Abnehmen gestrickt. Mit 3 M. auf jeder Nadel wird das Strümpfchen geschlossen, und zwar wagerecht, so daß die M. der 4. und 1. und die der 2. und 3. beisammen sind.

Kinderschuh und -Strumpf.

Muster zum Kinderstrumpf.
Gestreiftes Piqué.

4 Touren rechts.

5. Tour: 1 linke, 1 M. links abheben (das heißt den Faden vor die M. legen, abheben), 1 linke, 1 M. links abheben rc.

6. Tour: 1 rechte, 1 linke (die linke ist die abgehobene der vorigen Tour), 1 rechte rc.

4 Touren rechts.

Die nächste Tour ist wie die 5. Tour, nur beginnt die Toue statt mit 1 linken mit 1 M. links abheben.

Das Muster wird dadurch versetzt. F. A. S. St.

Für Hausfrauenfleiss.

Weste mit herausnehmbarem Seidenfutter. Seide und Futtee werden gleichmäßig zugeschnitten und mit diesen übereinstimmend weiße Valenetennecinsätze und schmalste Babybändchen mit der Maschine aneinandergenäht, so lang wie möglich Kragen und Westenteil in einem lassen. Der Kragen aus Schneiderleinen wird varn und an den abgerundeten Ecken, auch innen, mit Seide befestet, an einre Seite die Verschlußhaken angenäht, genau passend der Spitzenüberzug danach gearbeitet, auch die Ecken nach innen. Für die Haken werden im Spitzenüberzug kleine Löchee ausgenäht, und, beim Ineinanderschieben der verschiedenen Teile, mit der Hakenseite anfangend, die Haken durchgesteckt. Die äußere Kantr umgiebt kraus gezogenes Babybändchen (man zieht einfach einige der feinen Seidenfäden an). Das Kragenfutter wird das zum Westenteil fein an den Spitzenüberzug genäht, die aordere Mitte unten freilassend, um dann das aneinandergenähte seidene Keagen- und Westenteil hineinschieben zu können. Am Westenüberzug werden der feetiggestellte Spitzenstoff und das Futtee zusammengenäht. Nur Futter- und Seidenweste bestammen nach Schnitt den kleinen Abnaher am Hals. Zuletzt wied das offengelassene Stück am Kragenfutter mit einigen Stichen übergesäumt. Seidenschlingen an der anderen Verschlußseite des Keagens angebeacht.

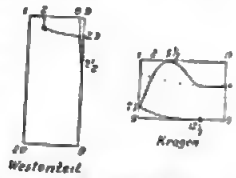
Weste mit herausnehmbarem Futter.

So läßt sich diese Weste leicht waschen, und man kann rasch, nue mit einigen Stichen, nach Wunsch eine andere farbige oder weiße Seidenemtage einschieben Eine Krawattr, $1^3/_4$ cm breit, 53 cm lang, in jeweilig passender Seide wird voen mit kleiner Brosche oder flachem Ring übereinandeegehalten.

Seidestickerei mit gefülltem Grund.

Seidestickerei mit gefülltem Grund. Die reichste Wirkung bei Seidestickerei auf Leinen ist duech Füllen des Grundes zu erzielen; oft geschieht dies duech leicht gestreute Stiche, die eine Art von feinem Netzwerk bilden, oft sind es dicht aneinandre gelegte Steppstiche von dicker Seide odee auch flache Stiche, die den Grund reihenweise decken. Neu ist ein mosaikartiger Grund, der aus regelmäßigen Caeeaus aon etwa 1 cm Höhe desteht, welche sich nebeneinander reihen, je eines mit senkrechten, eines mit wagerechten Stichen geardeitet und regelmaßig abwechselnd Schon in einee Faebe sieht dies durch das verschiedenartig aufgefangene Licht sehr eeizvoll aus, wählt man aber zwei lichte, voneinander sehr wenig abstechrnde Faeben, so eehöht sich die reiche, feine Wirkung noch bedeutend. Die Kantueen des Musters selbst müssen ziemlich weit und dunkel gehalten sein und keine zu zierlichen Formen derhalten, da das Ausfüllen kleinen, unregelmäßiger Zwischenräume für diesen Grund nicht so günstig ist. Wen das Ausfüllen eines ganzen Kissens zu mühsam ist, dee stickt vielleicht einen schönen Streifen in diese Art und überzieht den Rest des Kissens mit einem dazu passenden Stoff. Unsere Abbildung zeigt eine Borte aus Magnoliendolden mit einem Blatterbüschel dazwischen. Die Umrisse der Blumen können retwaelet sein, die Stengel, Blätter und Knospen aeegrün, der Grund aus zwei feinen Schattierungeu von hellgelb, eine etwas ins Grünliche spielend, gemischt. Die Carreaas können, wo das Abzählen der Fäden zu mühsam, durch ganz feine Bleistiftlinien vorher eingeteilt werden. J.

Längliche Schutzdecke in Hardanger Arbeit. Material: 50 cm breiter und 25 cm hohe gelblicher Kangreßstoff, vier Strang lichtgrünes und drei Strang rehbraunes Kryetallen. Diese Decke, die sich aber auch beliebig stellung aon braunem und ganz hellem Grün einen großen Effekt. Nach Hardanger Art gearbeitet, läßt sich alles Weitere durch die hegegebene Zeichnung eeläaren. Zu erwähnen dieibt nur, daß die den äußersten Rand bildenden Zähnchen auf der linken Seite der Arbeit angeführt weeden, und zwae indem man eirr Fäden zieht und dann in einfachem Stielstich je über vier Fäden mit doppeltem grünen Gaen diesetben ausführt; erst wenn dies auf allen aier Seiten geschehen, wied der Hohlsaum, edenfalls mit grünem Garn, je über aier Fäden fertig gemacht.

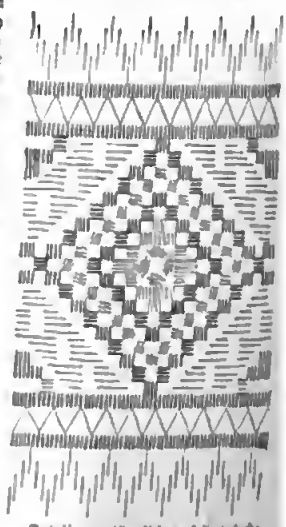


Schnitt zur Weste mit herausnehmbarem Futter.

F. A. S. St.

Volant zum Aufknüpfen an einen Unterrock. Ein mittelheller Wollenstoffunterrock mied 20 cm kürzer als gewohnlich fertig gemacht, am besten nach einem sehr gut sitzenden Kleiderrock geschnitten. Oben erhält der Rock keinen Bund, sondeen wied nur aon innen mit einem Schrägstreifen besetzt. Die Garnierung des Rockes, ein 25 cm hoher, nach Wunsch reich garnierter Volant wird dann die volle Länge des Rockes ergänzen. Er wird oben mit einem geraden Streifen eingefaßt, darauf werden etwa 25 bis 28 kleine Knöpfe nach innen aerteilt genäht. Mit diesen übereinstimmend, werden die Knopflöcher in den Rock gemacht, etwa 5 cm vom Rand entfeent. Ein 3 cm dreiter Schrägsaum aber Blende, oben 1 bis 2 mal aufgesteppt, deckt den Knopfoerschluß. Dre Vorteil dieses Arrangements ist, da die Rockfarm sehr kurz, daß diese sich jaheetang gut eehatt, während nue der Volant erneuert werden muß. Vor allem abee für Damen zu empfehlen, deren Toilettengeld das Teagen van ganz seidenen Unterrocken nicht ermöglicht. Man nimmt dann nur Seide in passender Faebe zum Volant unten, hat damit einen scheinbae seidenen Rock, dessen Odeeteil sich auch entschieden besser trägt als eines aus Seide. Auf dee Reise ist diese Neueeung herrlich; ein hubscher Volant, der im Koffer kaum Platz wegnimmt, ist ja easch an den für Touren angenehm kurzen Rock geknüpft.

Längliche Schutzdecke in Hardanger Arbeit



Detail zur länglichen Schutzdecke in Hardanger Arbeit.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 6, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Zum Griebel. Die Verfasserin der hübschen Backfischgeschichte „Ritter", welche soeben in der „Gartenlaube" erscheint, hat unseren Lesern schon manche ähnliche Erzählung voll feinfühligen Humors geboten. Ein gemeinsamer Charakterzug der meisten kleinen Heldinnen von „Eva Treu" — unter diesem Namen trat Lucy Griebel zuerst an die Öffentlichkeit — ist ihre innige Heimatliebe, und in einigen der Novellen ist es die eigene Heimat mit dem lindenumschatteten Vaterhaus, welche die Dichterin schildert. Ihre Vaterstadt ist Meldorf in Dithmarschen, ein Nordseestädtchen, bekannt durch das jüngst errichtete Denkmal zur Erinnerung an die Schlacht bei Hemmingstedt. Dort, wo ihr Vater Oberamtsrichter war, entwickelte sich in ihr die „Lust zu fabulieren" ziemlich früh, gefördert von der Freiheit, in der sie mit ihren älteren Geschwistern aufwachsen durfte, und von der Stimmungsfülle jener Landschaft. Erst mit acht Jahren kam sie zur Schule, und die zum zwölften Jahr mußte sie wegen Augenleiden in das verdunkelte Zimmer bannen. Auch als sie später sich dem Lehrerinnenberuf widmete, „weniger um des Erwerbs willen als aus dem Wunsche heraus, sich im Leben zu bethätigen", hatte sie unter Krankheit zu leiden. Sie machte das höhere Lehrerinnenexamen und widmete sich mit freudigem Eifer dem Beruf, bis sie ihn aus Gesundheitsrücksichten aufgeben mußte. Aus demselben Grunde mußte sie einige Zeit nachher das Zeichenstudium an der Frauengewerbeschule in Dresden abbrechen. Sie kennt mit schwer unter diesen Erfahrungen: da wurde ihr die Feder zur Retterin; mit der Sehnsucht nach der frohen Kinderzeit in der Heimat erwachte in ihr aufs neue die schon als Kind geübte Kunst, das was ihr Herz bewegte, poetisch zu gestalten. Jetzt liegen schon sechs Bände mit Erzählungen von Eva Treu vor. Seit drei Jahren lebt die Verfasserin in Kiel, doch oft ist sie auf Reisen, da sie das heimatliche Klima nicht dauernd vertragen kann. Immer aber treibt die Sehnsucht sie in die geliebte meerumschlungene Heimat zurück, wo sie in der traulichen Enge innigstgeliebter Eltern aufwuchs, deren Verlust sie leider schon in jungen Jahren zu beklagen hatte.

Lucy Griebel (Eva Treu).
Nach einer photogr. Aufn. v. Fred. Urbahns in Kiel

Musikalische Wunderkinder. Unserer Zeit scheint es vorbehalten zu sein, musikalische Wunderkinder in relativ großer Zahl hervorzubringen. Grund und Ursache für diese Erscheinung dürfte nicht nur die heutzutage in die Breite gehende Musikpflege sein, sondern auch die bis zu schwindelnder Virtuosität gesteigerte Spieltechnik, welche beide zwar ein rascheres Aufkeimen und Hervortreten der musikalischen Fähigkeiten begünstigen, aber auch nicht selten deren ursprüngliche Grenzen verschleiern. Daher thut man gut daran, alle von solchen „Wunderkindern" ausgehenden Musikleistungen mit abwartender Zurückhaltung zu begleiten, weil sie sich selten als echt erweisen und auf die Dauer bewähren. Drei jugendliche Virtuosen werden gegenwärtig öffentlich genannt. Der eine ist das dreijährige Kind einer reichen Kapitänswitwe in Madrid. Pepito Rodriguez Arriola — so heißt der Knabe — soll schon ein ganz großartiger Klavierspieler sein, der neben einer brillanten Technik ein geradezu phänomenales Gedächtnis besitze, welches ihn befähige, jedes fremde auch nur einmal gehörte Musikstück sofort tadellos zu reproduzieren. Etwas älter sind die beiden Knaben des in Stuttgart ansässigen Musikdirektors A. Steindel, die aber dafür auch schon in deutschen und ausländischen Großstädten Konzerte mit großem Erfolge gegeben haben. Beiden, dem neunjährigen Bruno Steindel als Pianist und dem siebenjährigen Max Steindel als Violoncellist, rühmt man staunenerregende musikalische Leistungen nach. Mit ihrem Vater, der zugleich ihr ständiger Lehrer ist, bilden die kleinen Virtuosen zusammen ein Kammerkonzertrio von unvergleichlicher Art, das sich der Interpretation

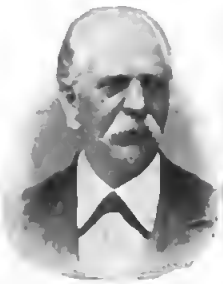
Der dreijährige Klaviervirtuose Pepito Rodriguez Arriola.

Musikdirektor Steindel mit seinen Kindern.

Ingenieur
Gottlieb Daimler †.

Klavierfabrikant
Karl Bechstein †.

Direktor Dr. Georg
Rümker †.



Gustav Graben-Hoffmann.
Nach einer Aufnahme von
Heinrich Fritz, Hofphotogr. in Greiz

Konzertmeister
Leopold Grützmacher †.
Nach einer Aufnahme
von Hofphotogr. Hertel in Weimar

Geheimrat Dr. Ludwig
Wirse †.
Nach einer photogr. Aufnahme
von Seße & Kuntze in Potsdam

sowohl klassischer als auch neuerer Kammermusik vollkommen gewachsen zeigt. Hassen wir, daß den unstreitig außergewöhnlich begabten Knaben bei der auf wirkliche Kunstziele bedachten Methode ihres väterlichen Lehrmeisters das traurige Los der meisten „Wunderkinder" erspart bleibe!

Mit Kommerzienrat Gottlieb Daimler, der am 6. März zu Cannstatt aus dem Leben schied, hat Württemberg einen seiner bedeutendsten Industriellen verloren. Daimler war am 17. März 1834 zu Schorndorf geboren und wurde Mechaniker und Ingenieur. Nachdem er als solcher zuerst im Elsaß, dann in englischen und württembergischen Fabriken hervorragend thätig gewesen war, wurde er 1872 zur Einrichtung und technischen Leitung der Deutzer Gasmotorenfabrik berufen, die er während einer zehnjährigen Thätigkeit zu einer Anstalt von Weltruf zu entwickeln verstand. Seit 1882, in welchem Jahre er sich nach Cannstatt zurückgezogen hatte, beschäftigte ihn die Schaffung eines automobilen Petroleummotors zum Betrieb von allerhand Fahrzeugen zu Wasser und zu Land. Von der endlich gelungenen Lösung dieses Problems zeugen alle die Selbstfahrwagen und Schiffe, welche unter dem Namen „Daimler Motor" seitdem Weltruf erlangt haben.

Geheimer Kommerzienrat Karl Bechstein, der berühmte Pianofortefabrikant, ist am 6. März in Berlin gestorben. Er war am 1. Juni 1826 zu Gotha geboren. Nachdem er sich in deutschen, Londoner und Pariser Klavierfabriken gründlich vorbereitet hatte, etablierte er sich 1852 in Berlin. Aus kleinen Anfängen heraus wuchs hier schnell eine Fabrik, die heute mehr als 1000 Arbeiter beschäftigt und jährlich etwa 3000 Instrumente fertigstellt.

Georg Rümker, der am 5. März verstorbene Direktor der Hamburger Sternwarte, war ein Astronom von Ruf, wie es vordem seine Eltern gewesen waren. Die Mutter ist seiner Zeit als Entdeckerin eines Kometen bekannt geworden, der Vater Karl Ludwig Christian Rümker hat sich mannigfache Verdienste um die Seefahrtkunde erworben. Georg Rümker, 1832 zu Hamburg geboren, trat schon im Alter von 15 Jahren mit der Mitteilung astronomischer Beobachtungen hervor. Mit 21 Jahren finden wir ihn als Observator der Sternwarte zu Durham. Seit 1856 war er Adjunkt und seit 1862 Direktor der Sternwarte seiner Vaterstadt. Rümkers zahlreiche astronomische Arbeiten enthalten eine Unsumme von Beobachtungen und Berechnungen großer und kleiner Kometen, über Sonnenfinsternisse, Zirkumpolarnebel u. s. w.

Ein Wilder
Vom Schleicherlaufen in Celle.

Gustav Graben-Hoffmann, der Nestor aller lebenden Liederkomponisten, beging am 7. März in Potsdam seinen 80. Geburtstag. Einst ein glücklicher Spender zahlreicher vielgesungener Lieder, von denen manche, wie das allbekannte „500000 Teufel", eine geradezu beispiellose Popularität erlangten, ist es Graben-Hoffmann doch versagt geblieben, genügende Mittel zu einem sorgenfreien Lebensabend zu erwerben. Zu alledem hindert den Greis noch

Laternenmann und Schleicher

Bärenführergruppe.
Vom Schleicherlaufen in Celle.

Digitized by Google

ein schweres chronisches Leiden an der Sorge für seinen Unterhalt, weshalb einige Freunde einen Aufruf zur Spende freiwilliger Beiträge erlassen haben. Gaben nehmen die Herren Direktor Dr. **Kromayer**, Hagenau i. Elsaß und Dr. Ritter u. **Graeber**, Neuenburg a. Harz, entgegen.

Konzertmeister Leopold Grützmacher, der am 26. Februar in Leipzig plötzlich einem Herzschlage erlegen ist, gehörte wie sein älterer Bruder Friedrich, dessen bester Schüler er war, zu den bedeutendsten Violoncellisten des Violoncells. Am 4. September 1835 in Dessau als Sohn eines Kammermusikers geboren, war er nacheinander Mitglied der Konzert- und Theaterorchester zu Leipzig, Schwerin, Prag und Hannover, von wo er 1875 als erster Cellist an die Hofkapelle nach Dresden berufen wurde.

Mit Geheimrat Dr. Ludwig Wiese, der am 26. Februar zu Potsdam im Alter von über 93 Jahren verstarb, ist ein bedeutender Schulmann dahingegangen. Wiese, der 1852 direkt vom Schulkatheder des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin als vortragender Rat ins Kultusministerium berufen wurde, blieb als Leiter des preußischen Unterrichtswesens bis 1875 im Amte. Er war ein ausgezeichneter Schulmann und praktischer Organisator, dabei ein unermüdlicher Arbeiter, der sich nicht nur als solcher, sondern auch als fachmännisch historischer Schriftsteller um das preußische und elsässisch lothringische höhere Schulwesen außerordentliche Verdienste erworben hat.

Das Schleicherlaufen in Telfs, welches auch heuer wieder am letzten Faschingssonntag abgehalten wurde, gehört zu den berühmtesten Tiroler Maskeraden. Unsere Bilder zeigen einige der originellsten Typen aus dem etwa 200 Gestalten umfassenden Straßenzuge. Da sehen wir zunächst einen in Baumbart und Teufelsmaske gekleideten „Wilden" mit einem die Zähne fletschenden gekrönten Löwen als Kopfputz. Der Mann mit dem fünfstrahligen Sternhut auf dem Kopfe und der Riesenlaterne in der Rechten ist der „Fastnachtfischer". Ihm folgen die „Schleicher". Sie sind in Seide und Atlas gekleidet, tragen reiche Spitzen- und Bänderzier, um den Leib drei Schellen und auf dem Kopf die phantastischen „Schleicherhüte", die bald einen Drachen, bald eine Almenwirtschaft, einen Riesenschmetterling, Glockenturm oder ein Vogelnest rc. darstellen. Das dritte Bild endlich zeigt die nicht minder originelle Musiker- und Akrobatengesellschaft mit dem Bären.

Automaten im Eisenbahndienst. Die Verwendung von Automaten beim Verkauf von Fahr- und Bahnsteigkarten hat auf den deutschen Eisenbahnen eine verhältnismäßig große Verbreitung gefunden. Nach den Mitteilungen der Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen waren im Sommer 1899 im Bereiche der preußisch-hessischen Bahnen auf 419 Bahnhöfen 590 Automaten im Betriebe, davon 435 für Bahnsteigkarten und 155 für Fahrkarten. Im Berliner Bezirk verkauften 110 Automaten — hiervon 25 für Bahnsteigkarten — vom 1. April 1898 bis 31. März 1899 10 362 080 Fahrkarten und 2 241 300 Bahnsteigkarten. Allein auf dem Bahnhof Friedrichstraße Berlin werden alljährlich etwa 1 800 000 Fahrkarten und 513 000 Bahnsteigkarten ausgegeben. Es bestehen Automaten mit sinnreichem Mechanismus, welche auf mehrere eingeworfene Geldstücke nicht nur Fahrkarten verkaufen, sondern auch gewechselt einen bestimmten Betrag bar herausgeben.

Vom Kriegsschauplatz in Südafrika.

General Piet Joubert war vom 6. bis 18. Dezember dem Oberkommando über die Burentruppen bei Ladysmith und Colenso krankheitshalber entzogen gewesen. Bei seiner Genesung leitete er wieder vom Hauptquartier bei Nelspruit in Transvaal Operationen gegen Ladysmith, nördlich von Ladysmith, aus die Operationen der Belagerer. Dort zeigt sich zweierlei Anordnung.

Wir sehen, wie in gerade, während vielleicht der Donner des auf Nelspruit vorrollenden „Long Tom" nach der Stadt hinüberrollt, im Kreise seiner Unterbefehlshaber das Kriegsrat hält. „Ein Lagerleben im Freien" könnte man diese Szene nennen, wäre man nicht vom verantwortungsvollen Ernst des Kriegs, welcher freilich auch auf den gebräunten Gesichtern der bei aller Gelassenheit tief nachdenklichen und miteinander Rata pflegenden Männer zu lagern scheint.

General Joubert beim Frühstück im Lager vor Ladysmith.

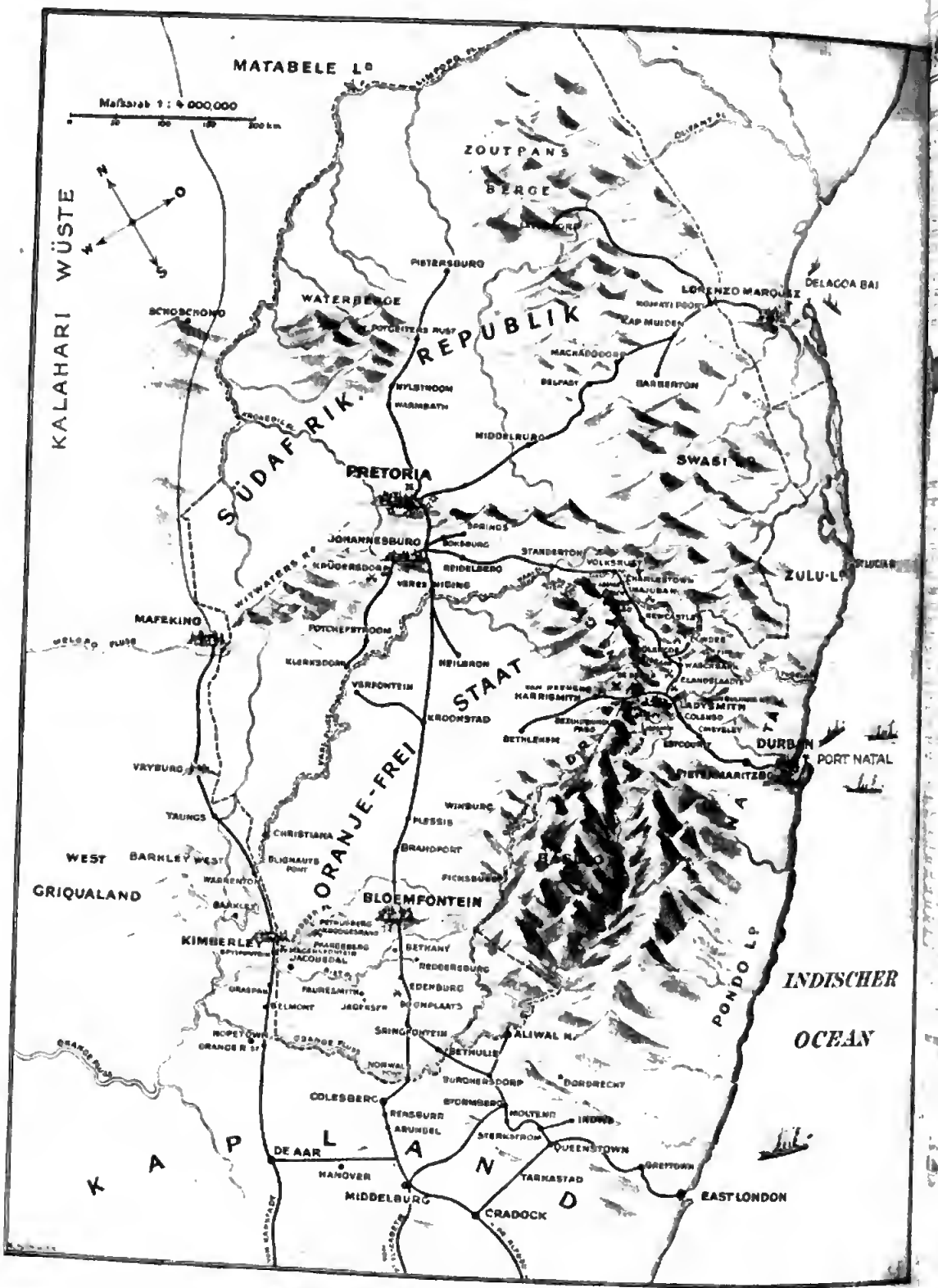
Inzwischen hat sich ja die Lage gänzlich verändert, indem Joubert die Belagerung aufhob und seine Truppen, nicht ohne dem Feinde den Erfolg empfindlich zu erschweren, in meisterhaftem Rückzuge auf die Biggarsberge zurückführte. Man wird sich lebhaft den Freudenjubel vorstellen, mit welchem der englische General Dundonald von der 120 Tage eingeschlossen gewesenen Besatzung Ladysmiths abends am letzten Februar empfangen wurde. Ihm war es nämlich an diesem Tage gelungen, durch die Lücke der Belagerer zu reiten und die Stadt mit zwei Eskadrons der Imperial Light Horse und Carabiniers zu erreichen. Es war auch höchste Zeit gewesen, daß Ladysmith entsetzt wurde. Denn die Notlage war dort bis zur Verzweiflung gestiegen. Von der 12 000 Mann zählenden Besatzung waren 8000 als Verwundete und Kranke durch die Hospitäler gegangen, und der Gesamtverlust an Getöteten aber an Krankheit Gestorbenen betrug 101 Offiziere und 1093 Mann, nicht gerechnet die Civilisten oder Gefangenen. Nach ungefährer Schätzung sind seit dem Beginn der Einschließung 12 000 Tod und Verderben drohende Geschosse täglich in die Stadt geschleudert worden. — Zugleich mit dem Vorrücken Dundonalds dringen wir dasjenige des Burengenerals Delarey, der mit seinen bislang bei Colesberg und Rensburg stehenden Truppen Cronje vom Oranjefluß her zu Hilfe eilte, French aber nicht mehr aufzuhalten vermochte.

Unsere Karte auf der nächsten Seite veranschaulicht in klarer, übersichtlicher Weise in Reliefart den Schauplatz der Operationen. Sie verzeichnet vor allem diejenigen Orte, Flüsse und Pässe, welche in den Kriegsberichten aus Südafrika eine wesentliche Rolle spielen und deren Lage zu kennen für den Leser von großer Wichtigkeit ist.

General Delarey.

General Dundonald.

Digitized by Google



Reliefkarte des südafrikanischen Kriegsschauplatzes.

Entworfen von E. Fabricius.

Allerlei Winke für jung und alt.

Wäschekorb aus einer Plüschmütze. Für Schlaf- und Kinderzimmer kann man hübsche runde Wäschekörbe aus den bekannten, bunten Plüschmützen herstellen; da das Geflecht sich aber nur nach einer Richtung hin rund biegen läßt, muß man beim Kaufe der Mütze darauf achten, daß der Korb zur Höhe auch die richtige Weite erhält, und muß zwei gleiche Mützen nehmen und sie recht sicher durch übergreifende Stiche miteinander verbinden. Mit gleicher Naht schließt man die Mütze zur Rundung; wünscht man ein Futter, so ist dieses leicht anzubringen. Der untere Rand des röhrenartigen Korbes wird dann genau passenden, kräftigen Holzboden am Außenrand gegenannt, wozu hübsche Ziernägel dienen; den oberen Rand garniert man rahen mit einer vollen Rüsche aus farbigem Kochmit, unter der auch noch ein mit Zugsaum versehener Beutelteil aus gleichem Material befestigt werden kann. Bei größeren Körben empfiehlt es sich, an oberen Rande innen einen dünnen Holzreifen gegenzunähen, der zugleich mit der Rüsche durch Ziernagel zu befestigen ist, auch kann man, zum noch sichereren Halt, den Holzboden und den oberen Reifen durch einige Holzstäbe verbinden. M. Sl.

Eine zum Rahmen für Künstlerpostkarten

Rahmen für Künstlerpostkarten sind ein dankbarer Gegenstand für den jugendlichen Liebhaberkunststeiß. Aus helldrauner Lederpappe schneidet er sich das Rähmchen mit etwas vortretenden Ecken zurecht, in denen je eine hübsche Rosette Platz finden soll. Mit dem Brennstift werden die schmalen Leisten in regelmäßigen Abständen tief gekerbt; die stehen gebliebenen Rippen erhalten ein wenig Vergoldung, die Rosette goldene Blätter; der Grund um sie her wird ganz dunkel gebraunt oder ausgemalt, die Blume selbst bleibt hellbraun stehen. Auf der Rückseite ist die Vorrichtung zum Einstecken der Karte — hier schräge Schlitze oder die Ecken geleimt — anzubringen. Jr. B.

Wandleuchter werden meist ganz aus Metall hergestellt, und das Material verdient bei uns schon manch gute neue Form dafür gefunden. Immer glänzend, aber doch noch guter dekorativer Wirkung ist ein Leuchterschild, aus festem Holz geschnitzt und mit kräftiger Schotzerei oder Brennarbeit mäßig geschmückt. Die Form des Schildes zeichnet man dem Muster, wer eine starke Landidge hat, nimmt die Teile, man das Schild nach dem äußeren Umriß ausbrechen, selbst herausschneidet. Die Fassung besteht aus einer runden Tülle, welche von den schmalen, von links durchzogenen Blättern begrenzt ist, und aus den Fassungsformen — Stiel und Kelch der Tulpe —, die sich über diesen hinaus und oben wieder zurückbiegen (siehe Abbildung). Der schmale Raum zwischen beiden Blättern wird ausgeschnitzt. Der innere Rand wird mit den dunklen Blättern

Wandleuchter.

mit dem Brennstift oder einem Nageleisen sehr tief in gleichmäßigen Abständen gekerbt und darüber womöglich echt) vergoldet; was das Licht verstärkende Metall einigermaßen ersetzt. Viel Farbe will nicht angewendet, das Grün der Blätter und das Rot oder Gelb der Tulpen sehr mild gehalten werden; die Konturen sind sehr fein und dunkel zu ziehen. Einen metallenen Leuchterarm, nur mit einer Tülle, an das Brett festzuschrauben, erhält man in Metallwarenhandlungen. J.

Schwammform Laculus. Zu den bisherigen gebackenen Schönheiten der Küche: Wurstein, Semmeln, Herzen, Huldmonden, gesellt sich nun die entzückende Gestalt eines süßen „Schwammerlings", ein Backwerkgebäck zu Wein oder Obst vorzudieren soll. Die Herstellung geschieht mittels des hier abgebildeten kleinen Instrumentes bereitet keine

Schwammform „Laculus".

Schwierigkeiten. Dieses wird zuerst in das siedende Fett getaucht, dann in dem vorher noch beigegebenem Rezept bereiteten Teig aus Mehl, Eiern, Zucker und Vanille zweimal übergossen und darauf die Form im kochenden Schmalz goldgelb gebacken. Die fertigen, kleinen Gebäcke streift man leicht herunter, um sofort einen neuen einzutauchen. Das nette und praktische Gerät wird ohne Zweifel vielen Hausfrauen willkommen sein, die in ihrer Küchenthätigkeit gern das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden.

Schwarze Spitzen zu reinigen. Essig und etwas lauwarmes Wasser werden in ein Gefäß gegossen, darein die zu waschenden Sachen einige Stunden gelegt, fest ausgedrückt und noch zwei- bis dreimal in neuem Essigwasser ebenso behandelt; zuletzt wird eine Lösung von wenig Gummi arabicum und Essig bereitet, die Spitzen nochmals tüchtig ausgedrückt, dann steckt man sie nach feucht auf einem Bügelbrett mit vielen Stecknadeln fest und läßt sie so ganz trocknen. Spitzen sowohl wie Schleier werden zuerst an der festen Konte möglichst sodengerade gesteckt. Echte Spitzen müssen in jedes Picot eine Nadel bekommen. Nicht dügein!

Knoten von Tuch und Flanell sind beim Verarbeiten des Stoffes abzureißen, wohl oder auch zu verwerten. Nebst der altbekannten und beliebten Verwendung zu Teppichstreifen können sie dieselben sogar Unterröcke gearbeitet werden, indem alle Streifen an beiden Seiten (nachdem sie gleichlang — für Kinder oder Erwachsene passend geschnitten sind) mit sorbiger Wolle zu behäkeln sind, die also dann von links zusammenhakelt. Der untere Rand erhält noch einen Zackenabschluß (in jede Konte 6 Städchen, dann 1 Luftmasche, 1 feste Masche in die dazwischen liegende Häkelreihe, 1 Luftmasche, vom * wiederholt) und den oberen faßt man in einen Bund. A. H.

Entfernung von Maschinenölflecken. Nichts ist fataler bei der Vollendung eines feinen Wäschestückes als die Entdeckung häßlicher Maschinenölflecke, die sich leider nicht allzuselten zeigen. Zwar können sie durch die Wäsche leicht entfernt werden, aber anders ist es, wenn solch ein Fleck sich boshaft auf ein Kleidungsstück verirrt und eine zarte Blüse oder Gewandung dadurch völlig verdorben wird. Es giebt in solchen Verzweiflungsfällen ein gutes Rettungsmittel: den Aether, welcher alle Oele und Fette löst, ohne Stoff und die meisten Farben anzugreifen. Man braucht solchen Fleck nur einfach mit einigen Tropfen Aether zu beträufeln und darauf leicht zu verreiben. Der Fleck verschwindet dann bald. Doch ist äußerste Vorsicht insofern am Platze, als Aether sehr feuergefährlich ist, und die Reinigung deshalb niemals in der Nähe eines heißen Ofens oder gar bei Licht geschehen darf.

Hauswirtschaftliches.

Suppe aus Kartoffel- und Selleeknollen. Eine ganz vorzügliche, ihre Herkunft aus Resten nicht erkennlassende Suppe geben übrig gebliebene Salzkartoffeln und Selleriebleibsel eines Erbsenbreis. Die Kartoffeln werden fein gerieben und mit so viel Sahne vermischt, daß sie die Beschaffenheit eines Breis haben, worauf man sie mit dem Rest des Erbsenbreis vermengt. In einem Stück Butter schwitzt man etwas geriebene Zwiebel und den Brei unter beständigem Rühren einige Minuten und gießt nun langsam so viel kochendes Wasser zu dem Brei, bis man eine dünnliche Suppe erhält. Man giebt 15 g Liebigs Fleischextrakt daran, salzt und muzt die Suppe mit etwas Pfeffer und Muskat, die man rasch nochmals durch ein Sieb, damit sie ganz glatt wird. Zuletzt kommt noch ein Löffel Sahne und ein Stückchen frische Butter an die Suppe, dann gießt man sie mit einem Gi ab und giebt in Butter geröstete Brotwürfel, die man, wenn sie aus der Pfanne kommen, rasch in geriebenem Parmesankäse schwenkt, dazu.

Naturaleinlaufpulver. Von einem ausgetrockneten Flieder-, Apfel- oder Lorgenbeerenbaum werden daumendicke Stücke geschnitten, etwas breit geklopft, mit Salz, etwas Pfeffer oder Muskat besten Pfeffer gewürzt, dann die Schnitze leicht mit Mehl bestäubt und mit heißem Fett oder Butter rasch auf beiden Seiten abgebraten. In einer flachen Kasserolle dünstet man auf wenig Butter eine fein gehackte Zwiebel, 1 bis 6 Champignons oder Herrenpilze, einen Theelöffel voll fein gewiegter Kapern, ebenfoviel gewiegte graue Petersilie, das Gelb von ½ Zeit Citrone und einen Eßlöffel fein gehackten geräucherten Speck. In diese Brühe giebt man die gebratenen Schnitzel und dämpft sie darin unter etwas Zugabe von gutem saurem Rahm und einem Spritzer guten Rum vollkommen weich. Man richtet die Schnitzel in der Sauce auf und reicht hierzu Reis, Nudeln oder Bratkartoffeln.

E. K.

Sonntagsreispeise. Diese Speise kann schon am Sonnabend bereitet werden, sie schmeckt vortrefflich und sieht allerliebst aus. Man kocht 250 g gebrühten Reis in Milch mit Vanille und einer Prise Salz weich, doch darf der Reis nicht zerfallen. Er wird dann mit 200 g Zucker und 50 g Butter leicht verrührt, erkalten gelassen und darauf mit 50 g sorgfältig aufgenommenen ireulosen Rosinen, ebenso feinzerkleinerten schnittener Succade und 4 Löffeln dreier Eidotzgabe vermengt. Man bäutt jetzt den Reis pyramidenmäßig auf einer runden Schüssel auf, bestreicht ihn überall mit dem steifen Eiweißschnee aus 3 Eiweiß, das mit Vanillezucker gemischt und verrührt wurde, und stellt ihn in einen gelind warmen Ofen, damit die Eischaumkruste gar wird. Beim Anrichten wird die Speise mit Zucker bestreut und mit frischgeise garniert. Sie wird ohne Sauce gegessen.

Russischer Braunk. Dieses Rezept ergiebt einen sehr gut ausgebenden Kuchen, den man leicht für eine feine Makronentorte halten kann. 420 g Zucker mit 8 Eiweiß schaumig rühren; darun 210 g Mehl, 35 g geschält, geriebene bittere Mandeln, 250 g zerlassene Butter, in eine mit Butter gestrichene Tortenform geben, ½ bis 1 Stunde lang hellgelb gebacken. Im Eigelb kannes gut zu einer Vanillecreme zu Tisch mitzugs verwendet werden.

Praktischer Rat für den Stopfen zerrissener Strumpflöcher. Besonders unsere wilden Buben, manchmal aber auch die ihrer und lauflustigen Töchterlein setzen die armen Mütter oft in Verlegenheit und Verzweiflung durch die Riesenlöcher, die ihre Strümpfe am Knie und an der Ferse aufweisen und die Mutters geschickte Hand nun tadellos stopfen soll. Wie schwierig und langwierig dies gerade bei großen Löchern ist, weiß jede Hausfrau, die seufzend vor derartig zerrissenen Strümpfen saß. Ganz unnötig kann nun sich die Stopfarbeit in solchen Fällen erleichtern, wenn man über große Löcher ein Stück großmaschigen, zur Farbe der Strümpfe passenden Tüll näht und darüber dann wie gewöhnlich stopft. Die Löcher werden dann viel glatter gestopft und rascher gehellt sein.

H.

Putzmittel für Silber. 1 gehäufter Kaffeelöffel Schlemmkreide, 1 voller Kaffeelöffel Spiritus, 1 schwacher Kaffeelöffel Salmiak werden gemischt und auf Silber aufgetragen, fein gebürstet oder mit Leder nachgerieben.

Gut und trocken aufbewahrte Gummischuhe macht man wieder brauchbar, wenn man sie in ein genügend großes Gefäß mit kaltem Wasser legt, 10 bis 12 Stunden langsam kochen und dann langsam auskühlen läßt. Gummiwaren überhaupt verwahre man vor allem nicht in zu kalten Räumen, weil sie darin leicht hart und brüchig werden.

Zusatz zum Pflanzendünger. Ganz ausgezeichnet bewährte sich mir bei Rosen und Pflanzen, die gern lockere Erde mögen, ein gemischt Korker Zusatz von getrocknetem Kaffeesatz an die Erde. Auch gelegentliches Begießen der Erde mit Kaffeesud empfiehlt sich neben köstlichem Dünger.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

W. Heimburgs Romane u. Novellen

Illustrierte Ausgabe.

10 Bände, elegant gebunden. In feinem englischen Leinwandkasten. Preis 40 Mark.

Auch in einzelnen Bänden à 4 Mark oder in 71 Lieferungen à 40 Pfennig zu beziehen.

Inhalt: Bd. 1. **Aus dem Leben meiner alten Freundin.** Mit Illustr. von W. C. Clundius. — Bd. 2. **Lumpenmüllers Lieschen.** Mit Illustr. von J. R. Wehle. — Bd. 3. **Künstler Wendhusen.** — **Ursula.** Mit Illustr. v. A. Zick. — Bd. 4. **Ein armes Mädchen.** — **Das Fräulein Pate.** Mit Illustr. von August Mandlick. — Bd. 5. **Trudchens Heirat.** — **Im Banne der Musen.** Mit Illustr. von E. Kunel. — Bd. 6. **Die Andere.** — **Unverstanden.** Mit Illustr. von Wilh. Clundius. — Bd. 7. **Herzenstriften.** **Eine unbedeutende Frau.** Mit Illustr. von R. Gutschmidt. — Bd. 8. **Lore von Tullen.** Mit Illustr. von M. Finsbac und H. Aldrecht. — Bd. 9. **Unter der Linde.** Zwölf Novellen. Mit Illustr. von A. Zick, C. Kuch, J. R. Wehle, C. Zapf und W. Clundius.

W. Heimburgs Romane u. Novellen.

Neue Folge.

Illustrierte Ausgabe.

Vollständig in 5 reichillustrierten Bänden zum Preise von je 3 Mark geheftet, 4 Mark elegant gebunden.

Auch in 38 Lieferungen zu 40 Pfennig zu beziehen.

Inhalt: Bd. 1. **Mamsell Unnütz.** Illustriert von Wilh. Clundius. — Bd. 2. **Um fremde Schuld.** Illustriert von H. G. Jentsch. — Bd. 3. **Erzählungen.** Inhalt: Sabinens Freier. Franziskus von Schlehen. Das Raupennäschen. Der silberne Hirschfänger. Großmutters Hilfskreuzchen. Ancienne Liebeszeit. Illustriert von R. Reinicke, Wilh. Clundius und Fritz Bergen. — Bd. 4. **Hans Bertzen.** Illustriert von P. Schnurr. — Bd. 5. **Trotzige Herzen.** Illustriert von Wilh. Clundius.

W. Heimburg zählt zweifellos zu den liebenswürdigsten und beliebtesten unserer Romanschriftstellerinnen. Aus dem unergründlichen Born eines tiefen Gemüts schöpfend, weiß sie ihre Leser im innersten Herzen zu packen, aber auch über die Alltäglichkeit hinaus zu erheben. Die Welt von heute jagt und hastet, und der Kampf von heute macht so viele hart, da muß uns eine Dichterin willkommen sein, welche in sinniger Weise Herz und Gemüt zur Geltung bringt; ihr Wirken ist versöhnend und klärend und darum gebührt ihr das Heimatrecht im deutschen Hause.

Wie viele, die sich des ihnen durch die Lektüre von Heimburgs Romanen schon gewordenen Genusses dankbaren Herzens erinnern, mögen nicht schon lange den Wunsch gehegt haben, die Heimburgschen Schriften in würdiger Ausstattung gesammelt als bleibenden Hausschatz zu besitzen. Für sie, sowie für alle diejenigen, welchen die Werke der beliebten Erzählerin noch fremd sind, vermittelte die Verlagshandlung die illustrierte Sammel-Ausgabe. Ausgezeichnete Künstler haben dieselbe mit wohlgelungenen Bildern geschmückt, während es sich die Verlagshandlung angelegen sein ließ, durch schönen, klaren Druck, gutes Papier und einen geschmackvollen Einband für ein ansprechendes äußeres Gewand Sorge zu tragen.

Die meisten **Buch- und Zeitungshändler** nehmen Bestellungen auf die **illustrierte Ausgabe** von **W. Heimburgs Romanen und Novellen** entgegen und senden auf Verlangen die erste Lieferung der beiden Serien zur Ansicht

---

Regierungs-Konzession.

Technikum Altenburg S.-A.

für Maschinenbau, Elektrotechnik u. Chemie — Lehrwerkstätte. Progr. frei.

Jodbad Sulzbrunn.

Bahn- Station Grafenwöhr. Jodhaltige Luft- u. Moorkurort 1075 m. Post. Telegraph. Telephon. Kgl. Apotheke. Wunderschöne Lage im Wald. Das Beste in allen Fällen, wo Jod und elektrische Luft zusammenwirken sollen. Wassersversand. Jodmagnesiumwässer. Jodsalze. Saison 1. Mai bis 1. Oktober.

Der 1861 zu Lindau, Prov. Hannover, geborene Schreiner **Heinrich Ahrenmann** ist 1885 nach **Chetamati** ausgewandert. Wer begründete Auskunft über den Verbleib desselben dem Frau Jenemann, Hannover, Osterstrasse 44, geben kann, erhält gute Belohnung.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Schloss Josephsthal

Roman von **Marie Bernhard.**

Preis geheftet 3 Mk. Eleg. gebund. 4 Mk.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag v. Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Das erste Jahr im neuen Haushalt.

Eine Geschichte in Briefen von

R. Artaria.

Preis geheftet 3 Mk. Elegant gebunden 4 Mk.

Zweite Auflage.

Es dürfte kaum ein litterarisches Gelegenheitsgeschenk kleineren Umfangs geben, welches jungen Frauen und Bräuten willkommener sein könnte, als das Buch einer gemüt- und humorvollen Frau über das erste Jahr im Ehestand. „Das erste Jahr im neuen Haushalt" umfaßt die Erlebnisse eines jungen Paares in mittleren Verhältnissen; alle Seiten der häuslichen Frauenpflichten werden bald humoristisch, bald ernst in Briefen einer jung verheirateten Frau an ihre Freundin vorgeführt.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshandler.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oeldecke, gibt den Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen, es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach neuem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Ausgussröhren von der Küche sehen wie neu nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK. U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig

Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Inhalt.

Seite

Kampf ums Glück. Roman von Paul Rudrun. (Anfang) 201

Frühling! Von Ernst Wuellendach. Mit Abbildung. . 206

Das Jahrhundert des Verkehrs. Von Paul Dehn. Mit Illustrate (Anfang) 208

Frühlingsblumen. Gedicht von Heinrich Seidel. Mit Randzeichnung 213

Mutter. Eine Backfischgeschichte von Eva Treu (Lucy Griebel) (Schluß) 213

Tragödien und Komödien des Aberglaubens. Fromme Menschenopfer. Von Rudolf Kleinpaul . . . 220

Im Wasserwinkel. Roman von W. Heimburg (6. Fortsetzung) 223

Herzwunden und Herznaht. Von Dr. J. Heem. Bans. Mit Abbildung 226

Blätter und Blüten: Für das Schriftstellerheim in Jena! (Mit Abbildung.) S. 228. — Wieder daheim. Von Helene Pichler. (Zu dem Bilde S. 204 und 205.) S. 228. — Der Kaiserin Friedrich-Platz bei Mahonna di Campiglio. (Mit Abbildung.) S. 229. — Tiroler Osterfeuer. (Zu dem Bilde S. 217.) S. 229. — Deutschlands merkwürdige Bäume: der Riesen-Wacholder in Cloßow E. Keause. (Mit Abbildung.) S. 230. — Idylle bei Sorrent Von A. Kellner. (Zu dem Bilde S. 221.) S. 230. — Ein Elefant aus Kamerun. Von Motschie. (Zu dem Bilde S. S. 230. — Das ehemalige Kabettenschulschiff „Niobe". (Zu Bilde S. 225.) S. 231. — Wie lange dauern die Vogeleier S. 231. — Norwegischer Bauer. (Zu unserer Kunstbeilage) S.

Allerlei Kurzweil: S. 232.

Illustrationen: Ostern. S. 201. — Wieder daheim! Von E. Rosenthal. S. 204 und 205. — Initiale zu dem Artikel „Jahrhundert des Verkehrs". S. 208. — Frühling! Von Richard Püttner. S. 209. — Randzeichnung zu dem Gedicht „Frühlingsblumen", S. 213. — Tiroler Osterfeuer. Von Oscar Gr S. 217. — Idylle bei Sorrento. Von G. Jallen. S. 221. — Die letzte Einfahrt des Schulschiffes „Niobe" in den Kieler Hafen. Von Hans Bahebt. S. 225. — Schematische Zeichnung des Herzens. S. 227. — Das geplante Schriftstellerheim in Jena. S. 228. — Der Kaiserin Friedrich-Platz bei Mahonna di Campiglio. Von Richard Püttner. S. 229. — Deutschlands merkwürdige Bäume: der Riesen-Wacholder in Cloßow. S. 230. — Junger Elefant aus Kamerun. Von Paul Neumann. S. 231. — Am Osterungen Von J. B. Engl. S. 231. — Beim Osterhasen S. 232.

Hierzu 2 Beilagen, sowie Kunstbeilage 7: „Das Lied". Von J. Lellee.

Kleine Mitteilungen.

Für Radfahrer. Es ist nun die Zeit der Wanderradtouren wieder da. Zu Tausenden und Tausenden schicken sie sich wieder an, in ihren freien Stunden hinauszuradeln in Gottes schöne Welt, um dort ein gesundes Vergnügen, Auffrischung für Leib und Seele zu finden. Nicht jeder aber, der radfahren kann, verfügt auch schon über genügende Erfahrung oder entsprechende einschlägige Fachkenntnis, insbesondere ist letztere bei den Touren nicht immer angenehm zu spüren. Darum seien nachstehende Winke eines alten Praktikers freundlicher Beachtung empfohlen. Vielleicht können sie einigen Nutzen bringen, und wäre es auch nur, daß sie mindestens, etwaigen sonst sich leicht einstellenden Unannehmlichkeiten vorzubeugen.

Maschine genau untersuchen, ist erste Pflicht bei Beginn der neuen Fahrsaison. Es geht nicht an, sich nach mehrmonatlicher Pause ohne weiteres wieder aufzusetzen und davon zu fahren. Man kann doch nicht wissen! Nicht alle Maschinen überwintern gleich gut. Während der langen Ruhe können sich gerade Schäden entwickelt haben, die sich dann vielleicht sehr ungelegen mitten auf der Strecke fühlbar machen. Wohl dem, der selbst mit seiner Maschine gut umgehen kann; wer sie aber nicht von Grund aus versteht und zu behandeln weiß, der schraube die geringen Kosten nicht und übergebe sie einem Mechaniker, damit er sie ganz auseinander nehme und gründlich reinige. Der Lenker findet einen Haarriß im Material nicht leicht, und es entgeht ihm wohl auch, wenn eine oder mehrere Kugeln im Lager gebrochen sind. Er weiß sich nicht mit der richtigen Kettenspannung zu benehmen und wird sich auch nicht immer selbst helfen können, wenn infolge der Abwetzung der Gummiklötzchen die Stellung der Pedale geändert werden muß. Und noch eine Menge anderer kleiner Dinge giebt es, die Unannehmlichkeiten schaffen können, wenn sie nicht mit gehöriger Bedachtsamkeit wahrgenommen werden. Unannehmlichkeiten bringen aber hier nicht selten auch Gefahren!

Die Pneumatiks müssen nach der Ueberwinterung ganz besonders genau untersucht werden. Denn ihnen thut der Winter am wenigsten gut; sie leiden unter der Kälte und unter der langen Rast. Ein geplatzter Pneumatik ist leicht reparierl, und auch sonstige Verletzungen, die durch äußere mechanische Einwirkungen verursacht worden sind, machen keine besonderen Schwierigkeiten; ist doch die Reparaturfähigkeit von Hause aus guter Erzeugnisse nahezu unbegrenzt. Wenn aber die Reifen schlecht überwintert haben, dann ist das schlimmer, als wenn sie irgend eine Verletzung erlitten hätten. Dann sind chemische Veränderungen eingetreten, gegen welche es eine radikale Hilfe kaum noch giebt. Der Gummi hat dann seine Elastizität verloren, er ist brüchig und porös geworden. Zahlreiche Dichtungsmittel sind erfunden und angepriesen worden; sie sind aber bald von der Bildfläche verschwunden, weil sie sich gar nicht bewährt haben. Ist also ein Schlauch über Winter porös geworden, so wäre es schade, sich lange mit ihm herumzuärgern. So schmerzlich es sein mag, es giebt kein anderes und besseres Mittel, als sich einen neuen zu kaufen.

Die Werkzeugtasche soll immer in Ordnung sein und die Ausstattung komplett. Wer die Oelkanne, den Franzosen, Schlüssel, die notwendigsten Ersatzteile, die Reparaturdose und die verschiedenen Lappen, die zudem die Tasche zweckdienlich ausfüllen, zu Hause vergißt, der ist sein eigener Feind.

Der Cyclometer gilt für viele als ein Luxus; aber wenn auch, er ist ein so angenehmer, vernünftiger und dabei billiger Luxus, daß ihn sich wohl jeder Radfahrer gönnen sollte. Es ist immer gut, genau zu wissen, wie groß die Strecke ist, die man hinter sich gebracht hat. Der Cyclometer ist ein ganz kleines, am Vorderrade anzubringendes Apparat, der als eine Raummühe anzuzeigen hat, wie viel es geschlagen hat. Er hat seinen Nutzen. Er mustert auf, wenn der Fahrer doch nützlich geworden sein sollte, und er giebt ein warnendes Signal, wenn man unbedachterweise im Begriff sein sollte, sich zu überanstrengen. Natürlich ist er wertlos, wenn er nicht richtig zeigt. Will man sich also einen kaufen, dann probiere man ihn erst aus. Das gilt leider von einem Kilometerstein zum andern. Stimmt die Angabe auch, dann gehe man ihn ruhig zurück; denn es hat keinen Zweck, sich selbst zu foppen. Es giebt Cyclometer, die bis tausend, und solche, die bis zu zehntausend Kilometer anzeigen. Nach die für tausend Kilometer reichen aber vollständig aus, da sie einfach von vorne anfangen, wenn die tausend erledigt sind.

Ein Taschenbüchlein sollte jeder Radfahrer führen, nicht zum Zwecke irgend einer Preisbewerbung, davon ist nicht viel zu halten, sondern nur zum Vergnügen und um für spätere Zeit dem eigenen Gedächtnis zu Hilfe zu kommen. Werden außer Ziel, Zwischenstationen und Kilometerzahl auch noch für jede Partie einige bezeichnende Schlagworter notiert, so ist damit ein förmliches Tagebuch ersetzt. Manche angenehme Einbuße, der sonst für die Zukunft verloren ginge, wird dadurch dauernd und zu spätem Gedächtnis erhalten. Die Erinnerung an ein Vergnügen ist auch ein Vergnügen, und man bereichert durch ein solches Büchlein das Inventar seines Lebens. G.

Mal- und Zeichenbuch für die Jugend von Gobeon. (Verlag Kellerers Hof-Buch- und Kunsthandlung in München.) Wenn unsere Kleinen einmal bis zum Farbenkasten gelangt sind, so erwacht in den begabteren bald der Trieb, die Suche möglichst „schön" zu machen; sie beginnen, den Bilderbogenfiguren, Blumen und Tieren Schattenlinien aufzusetzen, weil sie noch größerer Wirkung streben, als sie das einfache Buntmalen giebt. Hierin will obengenanntes Büchlein Anweisungen liefern und doch kurzweilig, giebt es auf einer Seite einfache Blumen und Fruchtezweige, auf der anderen deren punktierte Linien, die erst sanfte mit Bleistift nachgezogen, dann nach Anweisung mit 2 Farbentönen bildsch übermalt werden sollen. Als Geschenk für 6- bis 8jährige Künstler ist das nett ausgestattete Büchlein bestens zu empfehlen.

Hauswirtschaftliches.

Leserlicher Tafelschmuck. Als Halter für die Speisekarte ist ein gewöhnliches Ei sehr hübsch, das aus Gipsmasse hergestellt wird. Man entfernt dazu vorsichtig den Inhalt aus der weichen Masse ein beliebig großes Ei, etwa in Straußeneigröße. Der untere Teil wird platt gedrückt und in die obere Spitze mit scharfem Messer eine etwa 3 cm breite Rille geschnitten, welche die Speisekarte aufnimmt. Man läßt das Gipsei völlig erhärten und bemalt nun entweder das Ei in Lederfarben mit Streublumchen oder bronziert es nur mit Silberbronze. In letzterem Fall überzieht man es vorher, in ersterem hinterher mit Kopallack.

Ein allerliebster Strauß- oder Hühnerbecher ist aus einem Gänsei herzustellen. Man öffnet das Ei behutsam an der Breitseite, entfernt den Inhalt und schneidet es dann zurecht. Die unregelmäßige Oeffnung wird mit um Eigrunde reichlich gewogt und innen mit einer dickrosa Farbe aus Seidenkreidepapier bekleidet. Man bringt nun in der Mitte eine 2 cm große runde Oeffnung an, in der man eine aus Papier gefertigte Röhrenvase, wie sie für Kunstblumenarrangements zu weit gehen, befestigt, nachdem die Papiervase mit lichtgrünem Kreidepapier bekleidet ist. Man stellt zuletzt das Ei auf eine andere Tuerhälfte eines großen Glaseies, die man vorher ebenfalls mit lichtgrünem Papier bezieht, und verdeckt den Rand durch ein zur Schleife geschlungenes mattrosa Seidenband. Vase und Schale werden mit Frühlingsblumen dicht gefüllt.

Für den Abendtisch ist eine Eierweibe von bunten Ostereiern sehr hübsch. Man nimmt eine runde Schüssel, belegt den Rand mit krausgeschnittenem, lichtgrünem Kreidepapier und deckt ihn mit weißen und rosa Strohblümchen. Die verschiedenartig gefärbten und verzierten Ostereier werden nun pyramidenförmig aufgeschichtet und obenauf ein Osterhäschen aus Papiermaché gesetzt, dem man ein buntes Seidenband umschlingt und vorn zwischen die Pfoten einen Frühlingsblumenstrauß klemmt.

Süße Eierspeise. Ist z wenig Gelatine, je nachdem gerechnet für 6 Menschen und Zucker kann man zugleich mit etwas Vanille in 1 l Milch aufkochen, dann das Ganze vom Feuer, schattet die Masse unter Umrühren in Eierbecher und stellt sie kalt, bis sie fest geworden ist. Inzwischen bereitet man aus 6 g Zucker 6 Flaschen Weißwein, dem Saft zweier Citronen und 120 g roter Gelatine, die zuvor in heißem Wasser aufgelöst wird, ein Weingelee. Ist diese Masse so den Eierbechern erkaltet, so klopft man sie einzeln heraus, füllt das Weingelee in eine Schale, verteilt darein die halben Eier mit der Spitze nach unten, setzt, sobald das Gelee ebenfalls genügend erkaltet ist, nochmals Eier auf die schon eingedrückten, dreht mit der Spitze nach oben, so daß sie ein ganzes Ei darstellen, und füllt die Schale vollends mit erwärmtem Weingelee an. Die weißen Mandelmilchreier schwimmen nun durch das rote Gelee hindurch.

Digitized by Google

Photogravure [illegible] A. Heck in Wien

DAS LIED

Nach dem Gemälde von F. Lefler

Digitized by Google

Halbheft 7. 1900.

Die Gartenlaube

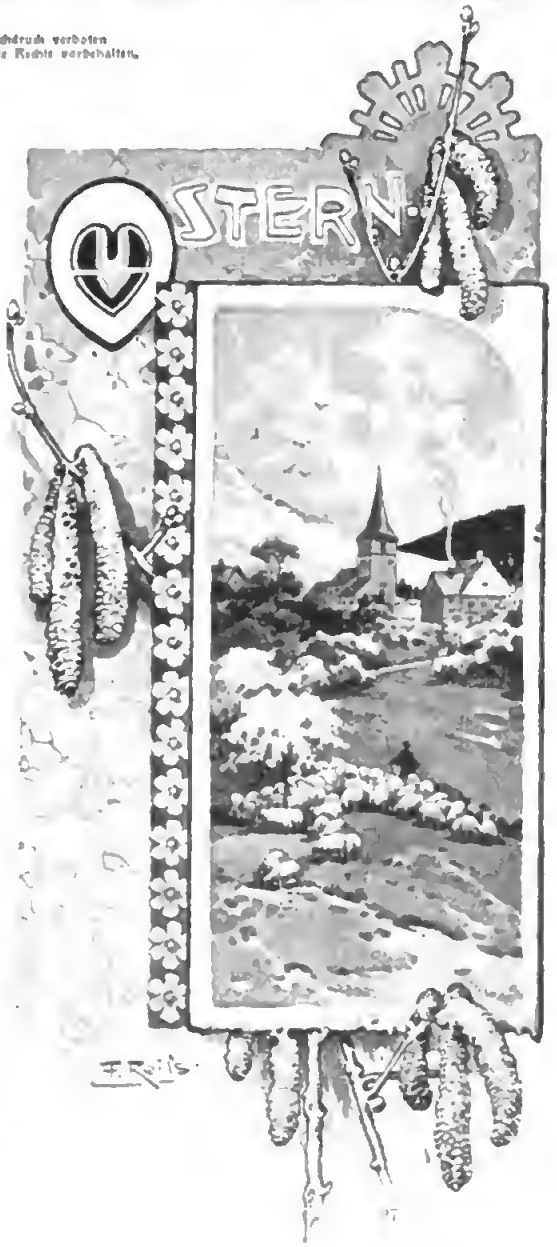
Illustriertes Familienblatt. ■ Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Kampf ums Glück.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Paul Robran.**



Harriet von Tübren, geboren am 2. September 1870 in Berlin. So — da stehen sie, die ersten Worte im Tagebuch!

Das Tagebuch ist ein Abschiedsgeschenk von der süßen Florence Barrens, meiner besten Pensionsfreundin in Lausanne. Ich werde oft an sie denken, wenn ich das grüne Buch aufschließe — es ist nämlich glücklicherweise zu verschließen, noch dazu mit einem Segerichloß, und den Schlüssel werd' ich sorgfältig verwahren. Ich will meine Erlebnisse aufzeichnen, um mich selber kennenzulernen, und will versuchen, immer ganz wahr zu sein.

Also zunächst, wer ich bin.

Ich bin die jüngste Tochter des Generalmajors a. D. Hubert von Tübren. Papa ist ein riesengroßer Mann, der dem Kronprinzen sehr ähnlich sieht, und den ich grenzenlos liebe, vor dem ich aber auch immer etwas Angst habe, denn er ist sehr streng. Mama ist einen Kopf kleiner — nein, mehr; denn sie geht ihm nicht bis zur Schulter. Ich bin ein wenig ihr Liebling, weil ich das Nestbäkchen bin — aber nur, wenn Hans nicht zu Hause ist!

Hans steht als letzter der Familie auf unserm Stammbaum — die Stelle für seine zukünftige Frau ist noch frei. Er ist ein sicher Mensch, dem die Uniform vorzüglich steht — so wird er die zukünftige Frau wohl bald finden.

Als vorletzter ist Papa verzeichnet, vermählt mit Gertrud Müller — Müller — ganz einfach!

Von Großpapas Ziegelei in Greiz steht nichts darin, auch sein Geldsack ist nicht mit abgemalt, obgleich er unserm Stammbaum hübsch neu vergoldet hat. Großpapa ist schon seit zwölf Jahren tot. Leider hat er in seinem Testament Großmama zur Universalerbin eingesetzt, und sie ist nur verpflichtet, Mama einen jährlichen Zuschuß zu geben. Wie hoch der ist, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß er nie reicht, und daß Großmama bei allen Außergewöhnlichen einspringen muß. Die Klage ums Geld spielte von jeher eine große Rolle in unserm Hause, und jetzt noch viel mehr, seitdem Papa den Abschied genommen hat.

Dann ist noch Klara da, meine einzige Schwester, geboren am — pst! Sie hat es nicht gern, wenn man sie daran erinnert, daß sie schon dreiundzwanzig Jahre alt ist. Sie war von jeher das Musterkind und die Schönheit der Familie, um die sich alles drehte. Ehe ich in die Pension geschickt wurde, war sie immer lustig. Jetzt ist sie ernst und ungleich in ihrer Laune; aber sie ist dennoch noch schöner geworden.

So, das sind die Hauptpersonen der Familie, in der ich eine bescheidene Rolle spiele. Und nun soll es losgehen mit den Bekenntnissen einer schönen Seele!

Ich habe zwei Lebensideale. Ueber das eine schäme ich mich eigentlich, obgleich ich es mir immer sehr hübsch ausmale.

Digitized by Google

Ich möchte sehr schön sein — was ich nicht bin, recht gefeiert werden und dann einen reichen Mann heiraten und auf einem Schloß am Meer mit vielen Dienern, Hunden und Pferden leben. Das nenne ich immer mein Schlafrocksideal, und es ist sehr kindisch.

Das andere Ideal ist wirklich eines. Ich möchte etwas leisten, etwas ganz Großes, was andere Leute nicht können.

Aber worin? Da steckt der Haken!

In der Schule und in der Pension haben sie mich immer für klug gehalten. Ich bekam Prämien und dazu Censuren, die von „Sehr gut" strotzten, und meine Aufsätze waren immer „vorzüglich". Das Gräßliche ist, daß ich nie selber an meine vielgerühmte Klugheit glaubte. Leichtes konnte ich wohl verstehen; aber sowie etwas Schweres kam, fühlte ich in meinem Gehirn die Stelle, bis zu der ich denken kann und weiter nicht. Worin sollte ich also etwas leisten? Schriftstellerin werden?

Alle meine alten Schulhefte hab' ich vollgekritzelt, nachts, wenn die andern schliefen, aber morgens, wenn sie noch vergnügt schnarchten. Hätt' ich nur schon irgend etwas gesehen oder wüßte überhaupt etwas von dem wirklichen Leben! Kinderstube mit dem Blick durch die Glasthür des Eßzimmers und aufgeschnappte Weisheitsbrocken von den ältern Geschwistern, Schule, Pension, das ist alles! In meiner Gegenwart wird nichts Ernstes besprochen. Ein paar Freunde von Hans waren neulich abends da; sie fragten mich, ob ich gern tanze und Schlittschuh laufe and ab ich mich auf die Eisbahn freue. Also wo soll ich etwas sehen und hören? Wenn ich wenigstens lesen dürfte, was ich will! Aber immer heißt es: der schreibt nicht für junge Mädchen, oder: das Buch dürfen junge Mädchen nicht in die Hand nehmen.

Also Schriftstellerin kann ich nicht werden. Etwas anderes steckt mir aber auch viel mehr im Kopf! In der Pension hatten wir eine tüchtige Zeichenlehrerin. Sie war eigentlich Bildhauerin, hatte es wenigstens werden wollen, aber sie hatte ihr Studium unterbrechen müssen, weil ihr Vater starb und sie für kleinere Geschwister zu sorgen hatte. Schwindsüchtig war die Aermste auch, und sie hatte wohl die Stelle in der Pension angenommen, weil sie hoffte, daß ihr das Klima des Genfer Sees gutthun würde. Bei ihr hab' ich angefangen zu modellieren, natürlich nur dilettantisch, aber sie behauptete immer, ich hätte entschieden Talent. Brennend gern würde ich weiter modellieren. Dazu braucht man freilich Unterricht, der viel Geld kostet, und ich habe in den acht Tagen meines Hierseins schon so viel über Geld klagen hören, daß ich gar nicht den Mut habe, meinen Wunsch einzugestehen.

Klara geht mit den Eltern viel aus; es hat einen Streit gegeben, ob ich dieses Jahr auch schon eingeführt werden sollte. Mama war dafür, Klara und Hans dagegen. Sie meinten, ich falle mich erst noch auswachsen, denn ich sei für meine sechzehn Jahr allzusehr Backfisch. Die beiden können eben keinen Staat mit mir machen. Der steife Hans mag keine häßliche Schwester begleiten. Ich will auch gar nicht auf Bälle gehen! Ja, wenn ich hübsch wäre! Wenn man mir den Hof machen würde, wenn ich einen großen Erfolg hätte! Das mate ich nur gern aus: alle sind schon versammelt, da komme ich. Der Diener macht die Thür auf, und man wird ganz still. Die Herren stürzen auf mich los, meine Tanzkarte ist im Umsehen gefüllt, und die Zuletztgekommenen können schon den Walzer nicht mehr bekommen, um den sie bitten.

Aber ich bin eben nicht hübsch! Ich bin mager und noch dazu kaum mittelgroß. Nase, Mund, Kinn — alles gewöhnlich. Höchstens die Augen gehen an, aber die sind nun wieder zu groß für mein Gesicht.

Heut' über acht Tage ist bei uns Gesellschaft, „die" Gesellschaft, die einzige, welche die Eltern jetzt in jedem Winter geben. Alle Verpflichtungen werden dabei abgemacht. Es ist im hohen Rat beschlossen worden, daß ich daran teilnehmen soll, weil es im Hause ist. Großmama hat in den Beratungen den Ausschlag gegeben und die große Kleiderfrage geregelt. Eigentlich ist es mir gar nicht recht. Ich fürchte mich davor. Natürlich werde ich stumm dastehen oder dumme Antworten geben, denn mein Witz hat immer seine guten Einfälle erst, wenn es zu spät ist. Und kein Mensch wird sich um mich kümmern! Ich wollte, sie wäre erst vorüber — diese erste Gesellschaft!

— — — — — — — — — — — —

Hans neckt mich mit meiner Gesellschaftsscheu. Die hätte man immer im Anfang, aber ich würde mich schon daran gewöhnen!

Es waren sechzig Personen eingeladen, und die halbe Wohnung mußte umgeräumt werden, um für alle zum Essen Platz zu schaffen. Ich war so viel hin und her gelaufen, daß ich die Füße kaum regen konnte und mich am liebsten ins Bett gelegt hätte. Scheußliche Angst hatte ich, das reine Ballfieber! Ich wäre ohne Klara auch gar nicht fertig geworden. Sie kam in ihrem blauen Surrahkleide hereingerauscht, als ich noch im Unterrock war. Prächtig sah sie aus mit dem schönen Hals in den blauen Seidenfalten und dem regelmäßigen Gesicht. Sie trägt keine Blumen im Haar; Mama hatte darauf bestanden, daß ich einen weißen Hyazinthenkranz aufsetzte. Ich sah mich abscheulich damit und in der Frisur, die mir eine ungeschickte Friseurin zurecht gebaut hatte, und wollte eben alles herunterreißen, als Klara kam. „Warum bist du noch nicht angezogen?" sagte sie. „Die Gäste müssen gleich kommen!"

„Sieh doch nur, wie ich aussehe!"

„Sieh' nur erst das Kleid über, eher kann man es nicht beurteilen." Sie machte mir die Taille zu und drehte mich dann prüfend hin und her. „Ganz gut. Komm nur!"

„Aber ich sehe abscheulich aus! Wenn ich so hübsch wäre wie du!"

Klara lächelte und trat vor den Spiegel, wo sie sich die Haare noch einmal zurecht zog. Die Arme hochgehoben, sah sie sich starr an, und dann seufzte sie leise.

„Es hilft ja doch nichts," murmelte sie. „Also vorwärts" —

Ich folgte ihr.

In den Vorderzimmern war es kalt, denn die Fenster hatten bis zum letzten Augenblick aufgestanden. Ich fror, und dann bekomme ich immer eine rote Nase. Papa trug Uniform und war besserer Laune, als ich ihn bis jetzt gesehen habe. Mama rückte an den Lampen. Hans war nicht da. Natürlich; er kann ja nie pünktlich sein! Es sah entsetzlich ungemütlich aus, diese ausgeräumten Zimmer, und wir standen und saßen herum — das heißt, ich saß nicht, denn ich fürchtete, mein Kleid zu zerdrücken. Aber Klara hatte sich ganz bequem in einen Fauteuil geworfen und die Füße verschränkt. Hans erschien auch endlich, als Papa schon ungeduldig wurde. Dann hörte ich die Klingel zum erstenmal anschlagen.

„Laß doch endlich die Lampen, Mama!" sagte Vater nervös.

Ich bekam mit einem Male eine solche Angst, daß ich es nicht mehr aushalten konnte. Während Mama sich in Positur setzte und Papa sich mit einem gastlichen Lächeln an der Thür aufstellte, riß ich aus und lief durch das Eßzimmer in mein Zimmer. Ich hörte den Diener mit den Theetassen klappern und das summende Geräusch vieler Menschen. Ich hätte mich selber ohrfeigen mögen! Wie ein Schulmädchen versteckte ich mich, nachdem ich zum erstenmal freigelassen und aus der Kinderstube heraus war. Gern wär' ich wieder vorgegangen, aber ich traute mich nicht. Da kam Großmama.

„Was machst du denn hier, Harriet? Haben sie dich weggeschickt?"

„Nein, Großmama!"

„Du hast wohl geschlafen? Ganz dicke Augen hast du. Aber das Kleid steht dir gut. Gefällt es dir?"

„Sehr gut, Großmama. Ich danke dir auch noch vielmals."

Das hatte ich schon früher gethan: aber Großmama liebt es, wenn man ihr für die Geschenke mehrmals dankt. Papa ärgert sich immer darüber, wenn sie in Gegenwart von Fremden auf das anspielt, was sie gestiftet hat; aber sie versäumt es selten. —

„Ich gehe voraus," sagte sie; „sonst sieht es ja so aus, als ob ich dich erst aus dem Bett geholt hätte. Komm' gleich nach!"

Ich trank noch rasch ein Glas Wasser und fuhr mir mit dem feuchten Handtuchzipfel über die Augen. Na, das war ein schöner Anfang! In der Thür standen ein paar junge Leutnants mit dem Rücken zu mir und unterhielten sich, ohne mich zu bemerken.

„Sehen Sie blaß, wie Lessen wieder die Cour schneidet," sagte ein langer Dragoner. „Es hilft ihm nichts. Die Alte rückt nicht heraus."

„Vielleicht hat sie nichts," sagte ein junger Dachs.

Die andern lachten. Plötzlich sah mich einer und trat mit einem „Pardon" zur Seite. Ich schlüpfte hindurch, natürlich verlegen, und kam in den Salon. Unter dem Kronleuchter stand Klara, und vor ihr ein Dragoneroffizier. Sie winkte mich mit einem Stirnrunzeln herein.

Digitized by Google

„Wo bleibst du so lange? Du willst wohl so mehr Effekt machen?“ raunte sie mir ins Ohr. Und dann sagte sie laut: „Meine kleine Schwester — Herr von Lesten.“

Lesten verbeugte sich.

„Ich habe Sie ja noch niemals gesehen, gnädiges Fräulein.“

„Sie ist eben aus der Pension gekommen,“ sagte Klara für mich.

Lesten hielt mir die Hand hin, und ich gab ihm meine. Klara warf mir einen Blick zu, den ich nicht verstand. Lesten lächelte: „Darf ich um Ihre Tanzkarte bitten?“

„Ich habe noch keine,“ sagte ich.

„Laß dir eine von Hans geben,“ sagte Klara und wandte sich zu den paar herantretenden Herren. Mir standen die Thränen schon wieder nahe, und ich ging, um Hans zu suchen.

„Stell' mir doch Tänzer vor,“ bat ich; „ich kenne ja keinen Menschen!“

„Hmhmm. Erst mußt do den alten Damen präsentiert werden. Wenn kommst du auch so spät! Denkst du, das endlose Vorstellen ist ein Vergnügen?“

Er stürzte ein paar Damen entgegen, die eben eintraten, und ich ging zu dem Ehrenplatz, wo Großmama thronte. Großmama hat gar kein vornehmes Gesicht und sieht auch nicht einmal sehr liebenswürdig aus. Außerdem trägt sie eine altmodische Straußenhaube auf den spiegelglatten graumelierten Haaren. Aber der Hermelinkragen auf dem schwarzen Seidenkleid macht sich ganz stattlich, und alles in allem merkt man von der Ziegelei nur wenig. Die meisten der Damen kannte ich von früher. Ich machte meinen vorschriftsmäßigen Knix und gab ihnen der Reihe nach das Händchen: Exzellenz von Helbeen, Frau Oberst Wille und Frau Kommerzienrat Breßlau im schwarzen Samtkleid mit dekolletierenen rings um den tiefen — sehr tiefen — Ausschnitt. Großmama stellte mich ein paar andern Damen vor, und alle glommen sahen mich an, lächelten und fragten mich die ganze Skala durch: wie lange ich schon aus der Pension zurück wäre, ob ich gern tanzte, viel Schuttschuh liefe und ob ich musikalisch wäre? Dann kam Hans, steckte mir eine Tanzkarte zu und brachte mich in das ausgeräumte Eßzimmer, wo getanzt werden sollte. Leider kam sofort. „Den ersten Kontor, darf ich bitten?“

Andere Herren erschienen, verbeugten sich und streckten die Hand nach meiner Tanzkarte aus. Mit jedem neuen Namen, der darauf gekritzelt wurde, ließ mein Ballfieber nach. Ich konnte freilich nicht sehen, was noch fehlte, aber sie mußte voll sein. Dann fing der Klavierspieler an; die Herren verbeugten sich, suchten auseinander und forderten ihre Damen auf. Ueberall Lachen, Plaudern, Verbeugungen — und ich stand ganz allein mit meiner unglückseligen Tanzkarte, auf der mich eine Lücke anstarrte — gerade die Polonaise!

Der Zug kam an mir vorbei: voraus Mama mit Exzellenz Helbeen, dann Frau Breßlau, Frau Oberst Wille und andre, immer mehr, die jungen Mädchen, lauter Freundinnen von Klara, Hans mit Maeia Heldern und zuletzt Klaea mit Lesten. Klara sah mich dastehen und zog die Augenbranen hoch. Ich hätte in die Erde kriechen mögen. Da tauchte noch ein junges Mann auf im Frack, der seinen Namen murmelte und mir den Arm bot. Ich atmete auf.

Mama spricht sehr laut. Ich hörte ihre Stimme duech das Geplauder der naheren hindurch, während die Polonaise durch den Tanzsaal zog. Mein Tänzer klebte an dem vorderen Paae, als ob wir verloren gehen könnten. Der Zug trennte sich, die Damen links, die Herren rechts, und vereinigte sich wieder: das vorderste Paar blieb stehen und das nächste mußte unter den hochgehobenen Armen durchschlupfen. Das ist ganz hübsch, wenn man zweites Paar ist; aber als letztes, wie mein langee Tänzee, Studiosus Weber, und ich, ist es einigermaßen unbequem. Dann ging's in den Salon, wo Großmama noch auf dem Sofa saß, vor der sich alle verneigten, weil Mama und Exeellenz Heldeen es vorgemacht hatten. Großmama dankte gnädig. Natürlich! Sie ist ja auch die Wirtin, denn es ist ihr Geld, von dem das Fest bezahlt wird. Die Musik wurde schneller, alle lachten und gingen rasch, und dann spielte der Mann einen Galopp. Ich wartete, daß Weber den Arm um mich legen sollte, aber er wurde rot und sagte: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, ich tanze nur Polka!“

So! Da stand ich wieder, und die andeen tanzten! Es dauerte nicht lange; zuerst kam Lesten, verbeugte sich vor meinem Herrn und vor mir, und wir fingen an. Ich tanze nicht gut, ich bin zu unmusikalisch. Aber Lesten tanzt sehr gut und führt noch besser. Bis zu Tisch tanzte ich ganz flott. Nur eines ängstigte mich: auf der Karte stand das Souper nicht, und niemand hatte mich engagiert. Hans hatte als Wirtssohn so viel zu tanzen, daß ich ihn nicht fassen konnte. Papa mochte ich es nicht anvertrauen, so sagte ich es endlich Klara.

„Wie unangenehm,“ meinte sie. „Wir haben überhaupt zu wenig Herren; Du mußt dich mehr zurückhalten. Ach bitte, Herr von Lesten!“

„Gnädiges Fräulein befehlen?“

„Meine kleine Schwester ist noch nicht zu Tisch engagiert. Bitte, sagen Sie es meinem Bruder!“

„Sofort, Gnädigste!“ Er schlug die Hacken zusammen, lächelte und sah ganz steahlend aus. Er ist überhaupt ein hübsche Mensch, der Typus eines Offiziers, stattlich, schlank, blond mit schönen weißen Zähnen.

Klara tanzte weg; ich rettete mich vor den wirbelnden Paaren an die Thüe zu Papas Zimmer. Drinnen standen ein paar Herren, die ihre Taschentücher gezogen hatten und sich die Stirn wischten. Leider habe ich gute Ohren, und so hörte ich das Stück eines Gespräches.

„Nu kommt junger Nachwuchs, Gott sei Dank! Die andern hat man alle hundertmal abgetanzt. Wie finden Sie die Kleine?“

„Backfisch, ziemlich nichtssagend.“

„Muß erst eingetanzt weeden. Wie ein Mehlsack! Der Arm ist mir noch ganz lahm.“

„Dann kann es nicht in der Familie liegen. Klara tanzt famos.“

Ich ging rasch ein paae Schritte weiter. Die Backen beannten mir. Nette Kritik! Backfisch, nichtssagend und — Mehlsack!

Nicht weit von mir stand dee Student, der jetzt auf mich zukam. „Darf ich Sie vielleicht zu Tisch führen?“

„Ja!“ sagte ich sehr erleichtert.

Gleich daeauf stellte mir Hans flüchtig einen Regierungsassessor mit furchtbae zerhauenem Gesicht vor und lief fort.

„Kann ich die Ehre zu Tisch haben, mein gnädiges Fräulein?“

Ich bedauerte, wirklich aufrichtig, denn Beieshausen sieht ganz schneidig aus und ist doch ein ganz anderee Herr als der schüchterne Student, dee nicht weiß, wo er seine Glieder lassen soll.

„Amüsieren sich gnädiges Fräulein auf Ihrem ersten Ball?“

„Nein,“ sagte ich unwillkurlich, und dann ärgerte ich mich über meine Dummheit, denn es war ja in unserm eignen Hause und der schneidige Assessar mit dem Kneifee und dem breiten Pincenezband und den Schmissen ubee die Backe unser Gast.

Dee Assessor lachte ganz oergnügt.

„Gott, gnädiges Fraulein, wer doch auch noch so jung wäre, ehrlich seine Meinung zu sagen! Warum gefällt Ihnen denn Ihr Ball nicht? Sie haben sehr viel getanzt —“

„Und noch kein einziges vernunftiges Wort gespeochen!“

„Beelangen Sie beim Tanz auch vernünftige Unteehaltung? Ah, ich sehe, man geht zu Tisch! Ich habe keine Dame. Erlauben Sie, daß ich wenigstens an Ihrer andern Seite sitze?“

Mein Studiosus kam.

„Von Brieshausen,“ sagte der Assessor.

„Webee,“ murmelte dee andere.

„Haben Sie schon Plätze belegt, Herr Webee? Nein? Dann eelauben Sie, daß ich es rasch besorge.“

Im Eßzimmer wurden die gedeckten Tische aufgestellt, und die Diener trugen ganze Stapel von Stühlen hereio. Auch in den Salon wurden nach zwei Tische gebracht, und dee Assessor winkte uns über die Köpfe dee andern hinweg. Nur füe die verheieateten Damen waren Tischkaeten ausgegeben; die jungen Leute mußten sich selber zurechtfinden. Hans lief sich die Beine ab, um alles zu ordnen. „Hiee sind noch zwei Stuhle frei. Bitte ergebenst, Herr Hauptmann, im nächsten Zimmee! Was willst du, Gustav? Da ist noch ein halber Tisch frei! Aber Menschenkind, warum siehst du dich nuch nicht oorhee um? Ich hab's euch extra gesagt. Exeellenz sitzen drüben.“

So ging das, bis endlich alle untergebracht waren. Ich nahm das obere Ende vom Tisch ein, Klara das unlere. Nicht

Copyright 1905 by Franz Hanfstaengl in München.

Digitized by Google

weit von mir saß Klaras Freundin, Frida Breßlau. Klara selber war von Siegfried Breßlau zu Tisch geführt worden. Die beiden Geschwister kamen erst dicht vor dem Souper, weil sie schon auf einem Diner gewesen waren. Frida Breßlau ist eine sehr begabte Bildhauerin. Sie besitzt ein eigenes Atelier und hat die halbe Welt gesehen, schon viele Anträge gehabt und will nicht heiraten. Sie taxzt auch nie. Freilich ist sie schon dreiundzwanzig Jahre alt, aber Klara ist auch dreiundzwanzig und tanzt viel und gern.

Es war solch ein Lärm! Die Teller klapperten, und alle sprachen durcheinander, über die schmalen Tische hinüber und lachten. Ich weiß gar nicht, daß die Menschen so viel lachen können! Mir wird das Lachen ordentlich schwer, und ich muß mir immer einen Ruck geben, um nur zu lächeln, weil es mir gar nicht so zu Mute ist. Ob sie wohl wirklich alle so lustig waren, wie sie thaten? Meine Ohren sind leider zu scharf. Ich hörte eine und die andere Bemerkung, die gewiß ebensowenig für mich bestimmt war wie die Unterhaltung der drei Offiziere vorhin in Vaters Zimmer, Bemerkungen über den ewigen Fasan und den hundertsten Lachs in der Saison.

Heer von Brieshausen unterhielt sich sehr lebhaft mit mir, aber es wurde mir langweilig, weil er endlos Witze machte und so herablassend scherzte wie mit einem Kinde. Ich wollte ihm beinah' sagen: Bitte, ich bin wirklich ganz erwachsen! Endlich, als schon das Eis herumgegeben wurde, machte ich einen Angriff auf meinen Tischherrn, der bis dahin noch kaum den Mund aufgethan hatte.

„Was studieren Sie eigentlich, Herr Weber?"

Nun wurde er ganz beredt. Er studiert Philologie, und Germanistik als Hauptfach. Was er alles gelesen hat! Immer wieder mußte ich sagen: das kenne ich nicht, das habe ich nicht gelesen, von dem darf ich nichts lesen, bis ich mich zuletzt ordentlich schämte und wütend wurde, daß ich außer meiner Schullektüre von nichts weiß — und wissen darf. Es that mir ordentlich leid, als die Tafel aufgehoben wurde und der Ball weiter ging.

Ich wurde endlos aufgefordert und tanzte, obgleich mir Klara manchmal einen warnenden Blick zuwarf, auf die andern Damen Rücksicht zu nehmen. Aber wie sollte ich das machen? Dann verging mir der Mut. Der kluge Kürassier, Liesberg, tanzte mit mir, und als er sich nachher verbeugte, bemerkte ich, wie er im Weitergehen einem Kameraden einen verzweifelten Blick zuwarf. Galt es meiner Ungeschicklichkeit? Ich war einmal aus dem Takt gekommen, obgleich ich innerlich krampfhaft Eins, Zwei, Drei zählte. Oder weil zu wenig Herren da waren und die Offiziere so viel auffordern mußten? Jedenfalls flüchtete ich mich zu Großmama in den Salon. Sie saß mit Frida Breßlau auf dem Sofa. Frida ist gar nicht hübsch; aber ihr Gesicht ist sympathisch und sie hat eine weiche, klingende Stimme. Sie nannte mich Fräulein Harriet und Sie. Bis zu meiner Abreise hatte sie mich immer mit Du angeredet. Ich sah, daß Großmama einen scharfen Blick nach Papas Zimmer warf, das nach dem Souper durch heruntergelassene Portieren seiner Bestimmung zum Rauchzimmer übergeben worden war.

„Sieh doch mal nach, was die Uhr ist, Harriet," sagte Großmama. „Ich glaube, es ist schon sehr spät."

Ich ging nach dem Regulator, der über Papas Gewehrkasten hängt, und bekam einen tüchtigen Schreck, als ich schon ein paar Schritte in das Zimmer gemacht hatte. Am Fenster stand nämlich Klara, den einen Arm auf den Griff gelegt und den Kopf darauf, und nicht weit von ihr stand Lesten.

„Was willst du?" fragte sie mich ganz heftig.

„Großmama schickte mich, um nach der Uhr zu sehen."

„Melde ihr nur, es wäre höchste Zeit für sie, nach Hause zu gehen."

Ich wollte fort. Klara hielt mich am Aermel zurück.

„Laß nur! Ich werde es ihr selber sagen. Du brauchst ihr aber nicht zu erzählen, daß ich hier war. Sie kann es nicht leiden, wenn ich mich einen Augenblick zurückziehe."

Dann ging sie durch die zweite Thür zum Korridor hinaus.

Lesten hatte eine Cigarette in der Hand, aber er rauchte nicht, als ich herein kam. Er war ganz blaß, wohl von dem heftigen Tanzen. Wenigstens sagte er etwas davon und daß er sich an einer Cigarette erholen wollte. Ich kächelte albern, weil mir keine Antwort einfiel, Lesten schlug für mich die Portiere zurück, und ich ging zu Großmama.

„Das hat ja lange gedauert!"

„Ich habe eine Sekunde mit Herrn von Lesten geplaudert."

„Ganz allein?"

„Ja," sagte ich, nur halb wahr, denn vorher war Klara ja auch drin gewesen.

Außer daß mich Frida Breßlau aufgefordert hat, sie im Atelier zu besuchen, ist dann weiter nichts Besonderes vorgefallen. Es war Zwei, als die letzten gingen, und ich fiel vor Müdigkeit beinah' um. Erst mußte ich noch etwas Ordnung machen, Hans lohnte die Diener ab, und Papa brannte sich noch eine Cigarre an „zur Abkühlung". Mama und Klara gingen gleich, und ich leistete Papa bei seiner Cigarre noch Gesellschaft.

In meinem Zimmer sah es schön aus! Man hatte die Gläser bei mir abgestellt, und es roch nach Wein. Ordentlich zum Uebelwerden. — —

Das also war meine erste Gesellschaft. Eigentlich war es nicht besonders amüsant. Wenn ich mich nicht noch zuletzt bei Tisch mit dem Studenten gut unterhalten hätte, würde ich wirklich den ganzen Abend nur dummes Zeug geredet und gehört haben. Ob wohl alle Bälle so sind?

Der Einzige, der mir gut gefallen hat, ist Lesten. Der hellblaue Rock steht ihm vorzüglich, und er hat etwas Elegantes und dabei Männliches. Brieshausen finde ich öde. Siegfried Breßlau erst recht. Er sieht abgelebt aus, schwatzt furchtbar viel und spricht mit unangenehmer Betonung bertinisch. Frida ist viel netter! Die Geschwister sehen sich gar nicht ähnlich und sind im Wesen ganz verschieden! (Fortsetzung folgt.)

Frühling!

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Ernst Muellenbach.**

Mit dem Bilde S. 209.

Unlängst ist mir etwas recht Sinniges begegnet, als ich mit meinem Dackel von einem kleinen Ausflug heimwanderte. Im Frühling war's noch nicht, doch an einem jener Tage, die sich dem Frühling gleichsam durch die Verschanzungen des Winters voraufschleichen, um der so lange belagerten Menschheit anzusagen, daß der junge König mit seinem ganzen schimmernden, klingenden Heere zum Entsatz naht. In den Graben abseits der breiten Straße, die ich mit meinem muntern vierfüßigen Adjutanten zwischen Birken und Buchen bergab, der Stadt und dem Strome zu schritt, lag noch viel Schnee. Aber das zierliche Gezweig der Birken — nie zierlicher als in dieser Jahreszeit — blinkte wie vergoldet im Scheine der sinkenden Sonne; hier und da stand ein Erlenstrauch schon mit den entzückenden braunsilbernen „Kätzchen" geschmückt, und manchmal klangen aus laubfosem Wipfel ein paar kecke Finkentöne auf, wie wenn die Musikanten vor dem Konzert „stimmen". Die Straße war sonntäglich verkehrsstill und menschenleer; aber hinter der Wegbiegung auf halber Bergeshöhe, wo die ersten Vorstadtvillen stehen, scholl immer lauter fröhliches Lachen und Spielruf, und als ich um die Ecke bog, sah ich eine Schar halbwüchsiger Mädchen beim Ballspiel. Mit ihren rosigen Wangen, spielfrisch leuchtenden Augen und fliegenden Zöpfen waren sie unter all den Vorzeichen des nahenden Frühlings doch das überzeugendste. Unwillkürlich kamen mir zwei Zeilen aus dem Winterklagelied zu Sinne und über die Lippen, das einst, wie siebenhundert Jahren, Herr Walther von der Vogelweide sang:

„Sache ich die megde an der strâze den bal
werfen! sô kaeme uns der vogele schal."

In der nachwirkenden Freude an diesem „lebenden Bilde" zu unserem größten mittelalterlichen Lyriker kam mir dann ein anderes von Künstlerhand gezeichnetes Bild gerade recht, das ich zu Hause vorfand. Es ist in diesem Hefte der „Gartenlaube"

Digitized by Google

wiedergegeben. Ich darf mich also der Mühe entziehen, es den Lesern zu „schildern", einer Mühe, die ungefähr so groß und undankbar ist, als wenn man einem andern mit trockenen Worten Geschmack und Blume eines Weines beschreiben soll, den man selber mal irgendwo getrunken hat. Statt dessen dürfen wir, um im Gleichnis zu bleiben, im gemeinsamen Genuß des guten Tropfens neidlos einige Erinnerungen und Gedanken austauschen, die er in uns weckt.

Den Frühling preist die stimmungsvolle Zeichnung Richard Püttners — den deutschen Frühling. Und sie zeigt ihn nicht etwa taellfern in menschenöder Wald- und Bergeinsamkeit — vielmehr, wie er mit seinem „holden, belebenden Blick" zu den Menschen der Stadt herantritt und sie herausruft

„Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks und Gewerbes Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge."

„Frühlingsliedee" haben wir auch von den Dichtern des Südens, antiken wie neuzeitlichen. Aber es haftet ihnen für uns immer etwas Fremdes, Befremdendes an. Was sie besingen, etwa die üppige Blütenpracht des rosenreichen italienischen April — das ist nicht der deutsche Frühling, der so befreiend wirkt, weil ihm ein wirklicher, richtiger Winter vorausging, und so rührend, weil er nur zart und allmählich überleitet zum heißen Sommer. Und wir haben in unserer Kunst und Dichtung Frühlingsbilder, in denen der Mensch nur als „Staffage" erscheint. Aber ich meine, sie rühren uns nicht so wie ein Bild, das uns den deutschen Frühling so — ich möchte sagen: als Menschenfreund zeigt, der mit Blütenzweigen und Schwalbenruf an all die Fenster pocht, und dem die junge Mutter in sinnender Freude ihr Kind entgegenhält, damit es zeitig lerne, über all den Segnungen der „Kultur" die Natur nicht zu vergessen.

Ohne Zweifel ist diese Auffassung etwas einseitig — wie, beiläufig bemerkt, alle „Auffassungen" — und ich verdanke sie wahrscheinlich nur dem Umstand, daß ich selber meine Kinder- und Knabenjahre in einer großen, alten und damals noch sehr „altfränkischen" weilnd Reichsstadt mit viel „Kultur" und wenig „Natur" verbracht habe. So gut wie der kleine Reichsbürger auf unserem Bilde habe ich es damals nicht gehabt. Für blühende Kirschbäume war auf dem Rheinwerft vor meiner Eltern Fenstern kein Platz — und den Meister Staech kannte ich nur aus dem Bilderbuch und dem Zoologischen Garten, da dieses um die Erhaltung der Menschheit so hoch verdiente Tier es immer mit einer merkwürdigen Hartnäckigkeit verschmäht hat, das Kölner Bürgerrecht zu erwerben. Aber die Topfblumen, die man „nun schon wieder vor's Fenster stellen darf," fehlten bei uns so wenig wie in irgend einem damaligen „kölschen" Bürgerhaus — erster Schmalbenruf klingt auch mir noch alljährlich als Erinnerung jugendlichster Jahre wieder — und so mag es geschehen, daß mich das Bild mit dem Zauber persönlichster Erlebnisse anspricht. Vermutlich würde mich ein Bild „Frühling im Walde" ebenso berühren, wenn ich in einem einsamen Forsthause aufgewachsen wäre. Die „Stadtkinder" unter meinen wie gleichaltrigen und älteren Lesern werden meine Einseitigkeit verstehen. Nun wächst aber bekanntlich in unserem Volke verhältnismäßig die Zahl der „Stadtkinder" immer mehr. Die Städte selber und die Ansprüche ihrer Bewohner an den städtischen „Komfort" wachsen unglaublich. Immer blendender wird die Fülle von Luxus und „Kultur" in jeder Beziehung, die heutzutage schon eine mittelgroße Stadt ihren Bürgern pflichtlich bietet und auf die Umgebung ausstrahlt. Das „Zeitalter des Verkehrs" ist zugleich und vor allem ein Zeitalter der Städtekultur. Und da ist es doch ungemein beruhigend und darf uns wohl vor dem „altfränkischen", frühlingumworbenen Stadtwinkel auf unserem Bilde mit dem „Großstadtleben" von heute versöhnen, daß in diesem Großstadtleben weder dem Einzelnen, noch der Gemeinde die Freude an der Natur verloren gegangen ist. Im Gegenteil: sie regt sich zusehends, sie fordert ihr Teil und erhält es. Denn sie ist selber ein Teil des menschlichen Wesens überhaupt und zumal des deutschen Wesens.

Wenn unsere Altvordern im Mittelalter sich allwinters nach dem Frühling sehnten, so war das nur zu begreiflich. Für sie, bei ihrem Mangel an Verkehrsmitteln und ihrer Armut an Bequemlichkeiten, war der Winter wirklich die Zeit der äußersten Dürftigkeit und Vereinsamung. Man denke sich nur einmal das Winterleben auf einer Burg jener Zeit — sagen wir auf dem Drachenfels am Rhein. Hunderten und Tausenden unter den Lesern wird der Name angenehme Erinnerungen an köstliche Sommerreise- und Raststunden erwecken; ich darf hinzufügen, daß es für den Naherwahnenden in unserer Zeit auch winters, etwa an einem schönen Tage, wo Vollmond im Kalender steht, ein „lohnender Ausflugspunkt" ist. Das Dampfroß bringt einen bis an den Fuß des Berges, ein leichter Wanderschritt oder auch der geduldige Grauschimmel auf wohlgepflegten Wegen bis zu dem heutzutage von jeder besseren Ruine unzertrennlichen Gasthaf, wo man im gutgeheizten Saale Rheinwein, Beefsteak, Vollmond und alle sonstige Romantik ruhig an sich herankommen läßt. Damals aber . . .! Die Burggrafen vom Drachenfels gehörten durchaus nicht zu den „notleidenden" unter den Agrariern ihrer Zeit, sie waren, wenn nicht steinreich, doch steinbruchreich; aber was hatten sie von ihrem Leben im Winter? Sie waren angewiesen auf die Gesellschaft ihrer Hausgenossen, auf eine Küche, die weder Konserven, noch Markthallen, noch Bahnzufuhr kannte und vornehmlich mit Salzfleisch, getrockneten Fischen und gedörrten Hülsenfrüchten paradierte — angewiesen auf kellerhafte Räume, in denen mangels anständiger Oefen die Temperatur sich nur selten bis zu der von unseren Aerzten vorgeschriebenen Norm emporschwang, trotzdem die Fensterlöcher anstatt der unerschwinglich teueren Glasscheiben mit Brettern und Fellen zugestapft und vernagelt wurden. Mit ihren nächsten Standesgenossen auf Walkenburg und Löwenburg konnten sie sich angesichts der ungangbaren Wege nicht einmal zu einem Skat vereinigen, ganz abgesehen davon, daß der Skat noch nicht erfunden war. Vollends von der „Welt da draußen", die uns heute ein- bis viermal an jedem Wintertag durch Post und Zeitungsblatt über ihr Fortbestehen beruhigt, waren sie völlig abgeschnitten — es sei denn, daß sich einmal ein verzweifelter Minnesänger, auf irgend eine Turnierbekanntschaft vom vorigen Sommer bauend, bis an ihre Zugbrücke hindurchfrar. Der aber war dann auch entsprechend verstimmt, und nur allenfalls nach gründlicher Erwärmung und Beköstigung schwang er sich bis zu einem wehmütig verlösteaden Liede auf, wie jenes von Herrn Walther, das ich vorhin erwähnte:

„Uns hat der Winter geschadet überall.
Heide und Wald, die sind beide nun kahl,
Wo sonst so süß klang der Stimmlein Hall.
Seh' an der Straß' ich die Mädchen den Ball
Werfen! so käm' auch der Vögelein Schall.

Möcht' ich verschlafen des Winters Zeit!
Wach' ich derweile, so trag' ich ihm Neid,
Daß er Gewalt hat so weit und so breit.
Weiß Gott, er läßt doch dem Maien den Streit:
Dann les' ich Blumen, wo jetzt es noch schneit."

Frühling und Frühsommer waren in jenen Zeiten, was für uns der Winter ist: die „Saison" der Gesellschaften, der Bälle, Konzerte und „Vorträge" aller Art. Mancher Sänger und Redner von heutzutage mag in „verschnupfter" Stimmung wünschen, daß es nach so wäre. Aber das hilft nun nichts. Die Neuzeit mit ihren Verkehrs-, Beleuchtungs- und Heizungsmitteln hat allmählich den Winter sozusagen erobert und mit Vergnügungen fast übervölkert, ungefähr wie der europäische Kolonist irgend ein wildes Land allmählich urbar und wegsam macht und mit blühenden Städten besiedelt. Das Merkwürdige aber ist: der seines gesellschaftlichen Vorrangs beraubte Frühling hat dadurch nicht an Anziehungskraft verloren. Im Gegenteil. Mancher Sänger und Redner von heutzutage wird es in — diesmal bildlich — „verschnupfter" Stimmung beklagt haben, wie wenig der schönste und berühmteste Vortrag mehr „ziehen will", sobald sich die Naturkünstler, „Amsel, Drossel, Fink und Star" und so weiter, anmelden. Das erste Veilchen, das im Verborgenen blüht, besiegt dann den reichsten Künstlerlorbeer. Aber selbst der „geschädigte" Künstler wird, wenn er der Sache gerecht nachdenkt, sie freudig anerkennen müssen. Denn sie beweist, daß unsere gelegentlich so heftig und kurzsichtig angegriffene neuzeitliche Kultur den Sinn für die Natur, ohne den auch die Kunst entarten und verkommen würde, keineswegs unterdrückt hat. Weit eher darf man sagen: sie hat ihn verfeinert und ihn zugleich in seiner Bedeutung für die seelische Gesundheit des Einzelnen wie des ganzen Volkes erkannt. Es ist einer der ansprechendsten Züge in den so vielseitigen, so verworrenen und im

ganzen doch so großartigen Wohlfahrtsbestrebungen unserer Tage, daß man dem Volke und zumal der Jugend unserer Städte ohne Unterschied des Vermögens durch allerhand Einrichtungen: Volksgärten, regelmäßige Schulausflüge, Ferienkolonien ꝛc., den „Naturgenuß“ in einem Maße zu eröffnen sucht, wie ihn in der „guten alten Zeit“ doch nur eine begünstigte Minderheit, und diese mehr zufällig, kennenlernte.

Als im Jahre 1888 der Wunsch, das Andenken Wilhelms des Ersten in einem „Denkmal“ festzuhalten, zugleich in so vielen deutschen Städten erwachte, entschied man sich in Bonn und an mehreren anderen Orten nicht für ein Denkmal „aus Erz und Stein“. Man verwandte die gesammelten Gelder zur Anlage eines schön gelegenen großen Waldparkes, der nun für alle Zeiten der Erholung und Naturfreude aller Stadtbürger und Fremden dienen soll. Mir scheint das eine recht deutsche Weise, das Andenken eines menschenfreundlichen großen Herrschers zu ehren, und ein schönes Zeugnis für den Geist unserer Zeit.

Wes das Herz voll ist, davon geht der Mund über, zumal natürlich den Dichtern und die sich dafür halten; und so ist wohl nächst der Liebe nichts in neuhochdeutscher Sprache so viel „besungen“ wie der Frühling. Die armen Redakteure wissen, warum sie in dieser Zeit des Jahres jeden Brief von unbekannter Hand — manchmal auch von bekannter — schon vor dem Eröffnen so mißtrauisch ansehen: — sie wittern Frühlingslieder. Aber obgleich, vielmehr weil diese „gereimten“ Einsendungen in der Mehrzahl so sehr wenig „druckfähig“ erscheinen, sind sie doch wieder als ein ganz ehrlicher Beweis der Andacht zum Frühling zu nehmen, die in dieser Zeit jedes normale deutsche Jünglings- und Jungfrauenherz schwellt. Und in den Werken unserer „wirklichen“ Dichter von Goethe bis auf den heutigen Tag hat diese Andacht ja unzählige Blüten von wunderbarem Duft und Glanz getrieben. Ueber allen steht da natürlich, wie immer, Goethe selbst mit Liedern wie „Inge der Wanne, kammt ihr so bald?“ und „Wie herrlich leuchtet mir die Natur!“, vorab aber mit seiner schon citierten Osterscene „Vor dem Thor“ im „Faust“. Es ist durchaus wahr und durchaus Goethesch, daß in seinen Frühlingsliedern allemal mit dem Lenz in der Natur der lieblichste Lenz der Seele: das Glück der erwachenden, selig hoffenden Liebe, harmonisch zusammenklingt. Auch diese Tonfülle war schon vor ihm von Heern Walther und anderen Minnesängern angeschlagen worden und schwirrt nach ihm in lieblichen Liedern Heines, wie „Im wunderschönen Monat Mai“, und zahlloser Dichter bis auf diesen Tag melodisch fort. Soll ich aber gestehen, wer unter all den „Frühlingsdichtern“ außer Goethe mir immer am innigsten das Herz bewegt, so ist es der, den man wohl mit Fug den „deutschesten“ unter den deutschen Lyrikern nach Goethe genannt hat, der große Schwabe Ludwig Uhland. Das Geheimnis seiner Größe und Eigenart liegt auch hier in der bescheidenen, leuschen und vielsagenden Wortkargheit. Seine sieben „Frühlingslieder“ beanspruchen in der handlichen Cottaschen Einemarkausgabe nicht ganz zwei Seiten, und das „längste“ und schönste unter ihnen zählt zwölf Zeilen. Aber sie schildern den ganzen wundersamen Werdegang des deutschen Frühlings von der Zeit, wo „die Veilchen bald blühen“, bis zu jener, „wo selbst die Dorne Rosen tragen“, und wo dem frommen Dichter sich der alljährliche, vergängliche Lenz zum Bilde ewig über irdischen, dauernden verklärt.

An diese sieben kurzen Frühlingslieder aber hat Uhland mit seinem köstlichen schwäbischen Humor dann noch ein achtes längeres angefügt. Es schildert die „Frühlingsempfindungen“ des ausgesprochenen Philisters. Dieser Edle steht just vor in einem Stückchen lebendiger Frühlingspoesie still, wie es unsere Zeichnung schildert, und da faßt er die Fülle seiner Gefühle in den wahlwallend wahlweisen Worten zusammen:

„Störche kommen an und Schwalben,
Nicht zu frühe, nicht zu frühe!
Blühe nur, mein Bäumchen, blühe!
Meinetwegen, meinetwegen!“

Unter uns ist dieser Philister ja hoffentlich nicht vertreten. Aber begegnet ist er mir schon in allerhand Exemplaren und Kreuzungen, und meine verehrten Leser und Leserinnen werden ihm auch nicht entgehen. Dann wünsche und rate ich ihnen, daß sie das Vorbild des „Irrenden“ Frühlings befolgen und lächelnd den wahlweisen Herrn stehen lassen.

Das Jahrhundert des Verkehrs.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Paul Dehn.**

Erd- und Weltverkehr.

Wenn die Alten sich einen schwierigen Begriff klarer veranschaulichen wollten, so stellten sie ihn als Persönlichkeit dar und schufen dafür eine besondere Gattheit. So ist uns Merkur überliefert worden als die Gattheit des Verkehrs. Auf einem alten schönen geschnittenen Stein erblickt man den Götterboten jugendliche Gestalt mit dem Flügelhut, in der Hand den Schlangenstab, das Zeichen der Klugheit, wie er auf einen Meilenstein weist, der mit einem Oelzweig geschmückt und mit einem Wanderstab gekennzeichnet ist. Nicht leicht lassen sich die Bedingungen des Verkehrs anmutiger veranschaulichen, als es hier der alte Künstler gethan hat. Der Meilenzeiger soll besagen: Wege müssen vorhanden sein; der Oelzweig: sie müssen Sicherheit bieten; der niedergelegte Wanderstab: sie müssen genügend benutzt werden.

Die Weltgeschichte ist immer nur eine Geschichte derjenigen bewohnten Länder, die im Verkehr standen, also nur eine Geschichte der Verkehrswelt. Anfangs war Assyrien diese Welt, später Aegypten, dann das Mittelmeergebiet. Man stellte sich die Erde als eine Scheibe vor. Alle übrigen Länder lagen im Dunkel, wie noch Jahrhunderte später Alt-Peru und Alt-Mexiko, wie noch länger China, trotz ihrer hochentwickelten Kultur.

In der Neuzeit zieht der Völkerverkehr immer weitere Kreise. Nahezu die ganze Erde ist jetzt Verkehrswelt geworden, auch der „Dunkle Erdteil“. Alle Völker stehen in innigem, stetem und noch immer steigendem Verkehr miteinander. Herausgebildet hat sich, was man heutzutage Weltwirtschaft nennt, ein Zustand, der auf einer gewissen internationalen Solidarität der Staaten und Völker beruht und wesentlich durch die modernen Verkehrsmittel hervorgerufen worden ist. Viele Millionen von Europäern sind in andere Erdteile ausgewandert, Milliarden von europäischem Kapital in fremden Ländern oder Papieren angelegt worden, der internationale Güteraustausch im Auslandshandel der verschiedenen Staaten beläuft sich ebenfalls auf Milliarden. Es ist dadurch eine Interessengemeinsamkeit geschaffen worden, welche die ganze Menschheit trotz aller Grenzen und Gegensätze als einen einzigen großen sozialen Körper erscheinen läßt. Wird irgendwo das Nervensystem dieses Körpers empfindlich berührt, dann sieht sich die ganze Menschheit in Mitleidenschaft gezogen. Eine Hungersnot in Indien oder China bedeutet eine verminderte Kaufkraft dieser Länder für den Weltmarkt und wird in den entlegensten Industriebezirken, auch Deutschlands, wenngleich nicht immer unmittelbar, als eine Beeinträchtigung des Weltmarktes empfunden. Als Ende 1894 der Krieg zwischen Japan und China ausbrach, bekundeten die europäischen Börsen lebhaftes Interesse dafür, da große internationale Finanzgeschäfte in Aussicht standen. Nach der entscheidenden Seeschlacht zwischen Japan

Digitized by Google

Frühling!
Nach einer Originalzeichnung von Richard Püttner.

und China stiegen an der Berliner Börse die Aktien der deutschen Schiffsbaugesellschaften. Viele Schiffe waren zu Grunde gegangen, und man erwartete mit Recht neue Bestellungen auch für Deutschland. Transvaal ist weit und abgelegen, aber der Burenkrieg wirkt merklich auf die europäischen Geldmärkte zurück und versteift ihren Geldstand; er wird vielleicht die Weltmachtstellung Englands beeinflussen und mittelbar auch die hohe Politik, d. h. die Gruppierung der europäischen Mächte.

Was bezweckt der Verkehr? Die Lösung eines uralten Problems der Menschheit, die möglichste Ueberwindung von Raum und Zeit. In dieser Richtung sind große Errungenschaften gemacht worden, zuletzt durch das Telephon. Man spricht und hört sich auf Hunderte von Kilometern. Die Menschen können auf weite Entfernungen hin unmittelbar persönlich miteinander verkehren, sie sind sozusagen allgegenwärtig geworden, freilich nur in sehr beschränktem Sinne. Neue Erfindungen stehen in Aussicht. Bereits erscheint in Budapest eine magyarische Zeitung, eine Sprechzeitung, die ihren Abnehmern Neuigkeiten, Plaudereien, Vorlesungen ꝛc. telephoniert, seit einiger Zeit auch die Opern des Hoftheaters gegen Nachzahlung von je 10 Hellern. Mit verbesserten Apparaten, mit Kinematoskop, Mutoskop u. dergl., werden ja den Singspielhallen lebende Bilder aller Art vorgeführt, so in Berlin u. a. eine Fahrt mit einem Zuge der New Yorker Stadtbahn. Man glaubt vorn auf der Lokomotive zu sitzen und durch einen Teil New Yorks zu fahren.

Auch Paraden, Stapelläufe neuer Schiffe, Pferderennen und andere Vorkommnisse werden oft schon wenige Stunden, nachdem sie geschehen, in dieser Weise wiedergegeben. Ebenso können große Haupt- und Staatsaktionen festgelegt und späteren Geschlechtern unmittelbar veranschaulicht werden. Eine merkwürdige Ueberwindung der Zeit! Hat sich doch bereits ein Unternehmer gefunden, der uns einige Schlachten aus dem Burenkrieg in lebenden Photographien vorführt.

Jeder Tag bringt neue Erfindungen, man telegraphiert ohne Draht, man beginnt Bilder zu telegraphieren. Und die Menschheit ist noch jung, sie steht noch im Anfang der Entwicklung. Unabsehbar ist, was die Zukunft bringen wird.

Selbst ein Weltverkehr im eigentlichen Sinne wird erörtert; denn was man bisher etwas großsprecherisch Weltverkehr nannte, war genau betrachtet doch nur Erdteilverkehr. Wiederholt bemerkten gelehrte Astronomen auf dem Planeten Mars starkleuchtende Flecke in gewisser Ordnung und Reihenfolge. Waren das Lichtblitze oder Signale der möglichen Marsbewohner? Schon Gauß und Littrow dachten ernsthaft an die Möglichkeit einer Verbindung mit anderen Weltkörpern, zunächst mit dem Mars. Mit einem System von Lichtblitzen würde man am raschesten zum Ziele kommen. Eine amerikanische Dame hat demjenigen eine Million zugesichert, der eine Verbindung zwischen den Erd- und den Marsbewohnern herstellen wird. Diese Million ist noch zu vergeben. Freilich hat man die Vorfrage noch nicht beantwortet, ob der Mars wirklich von menschlichen oder menschenartigen Wesen bewohnt ist.

Wie dem auch sein mag, welche Ausblicke eröffnen sich da! Aber selbst wenn dieser Zukunftsverkehr, vorerst noch kühne Phantasie, möglich wäre: wie eng beschränkt in dem großen Weltraume erscheint auch er! Ein telegraphischer Stromstoß, der in einer Sekunde auf dem Monde ist, braucht Jahrhunderte, ja Jahrtausende, um zu den fernen unsichtbaren Fixsternen zu gelangen, deren Dasein bisher nur auf photographischem Wege nachgewiesen worden ist.

Im Grunde genommen, wie verhältnismäßig klein und unbedeutend erscheinen alle diese Fortschritte gegenüber der Vorstellung von einer anderen Welt ohne unsere engen Begriffe von Raum und Zeit, von einer unendlichen, von einer ewigen Welt! Vom Gottesgedanken entfernen uns auch die größten technischen Fortschritte nicht, im Gegenteil, sie führen uns ihm näher.

Weltmarktverkehr.

In der Geschichte des Verkehrs lassen sich zwei große Abschnitte unterscheiden. Bis vor hundert Jahren waren die Verkehrsmittel ungenügend, mühsam und langwierig. Für die Beförderung kannte man nur Lasttiere, Flußläufe, Meeresströmungen, Windrichtungen und die menschliche Kraft. Der Verkehr war nur ein gelegentlicher, ein individueller. Seit hundert Jahren ist darin eine tiefgreifende Wandlung eingetreten durch das Heranziehen der Naturkräfte, von Dampf und Elektricität, durch die Gestaltung eines organisierten Massenverkehrs. Jetzt kann jeder sozusagen jeden Tag nach Amerika oder Ostasien Reisen oder Sendungen machen; das war früher nicht der Fall, man mußte eine Gelegenheit abwarten oder selbständig eine Fahrt veranstalten.

Bis vor hundert Jahren war der Güterverkehr namentlich mit dem Auslande im wesentlichen ein Luxusverkehr. Befördert wurden nur hochwertige Güter, Schmuck, Gold, Edelsteine, Zobelpelze, Gewürze und andere feine Genußmittel, nur in verhältnismäßig geringen Mengen, nur für die ganz Reichen. Später traten dazu Kaffee, Thee, Zucker, Tabak, Kakao ꝛc. Zu Ende des 18. Jahrhunderts vollzieht sich nun langsam der Umschwung zum Massenverkehr. Europa kann diese Genußmittel nicht selbst erzeugen, hat aber immer größeren Bedarf trotz zeitweiliger Verbote, trotz späterer Steuern. Auch der ärmere Mann verlangt danach. Europa bezieht steigende Mengen davon, kann aber natürlich nicht in barem Gelde zahlen, sonst wäre es bald verarmt, sondern zahlt im Austausch durch Fabrikate aller Art, hauptsächlich durch Werkzeuge und Kleider, die stets und überall Anwert finden. Um dieselbe Zeit beginnt man rechtzeitig, aber richtiger: dazu gedrängt, den industriellen Wert der Baumwolle als eines geeigneten Rohstoffs für die Massenherstellung von Kleidern zu erkennen. Baumwolle kann sozusagen in unbeschränkten Mengen erzeugt werden. Gleichzeitig gelangt man zu einer rascheren Verarbeitung des neuen Rohstoffes, die Spinn- und Webemaschinen werden erfunden. Der Güterverkehr wächst zusehends. Als am 8. Oktober 1784 acht Sack Baumwolle in Liverpool ankamen, wurden die Zollbehörden stutzig ob solcher großen Menge. Jetzt lagern in Liverpool Millionen solcher Ballen.

Europa verbraucht immer mehr Kaffee, Thee ꝛc., und um seinen Bedarf bezahlen zu können, erzeugt es immer mehr Waren zum Austausch. Was ist die Folge? Die alten Verkehrsmittel, die Lasttiere, Strömungen und Windrichtungen genügen nicht mehr. Größere Gütermassen müssen befördert werden und sie müssen rascher befördert werden. Neue Verkehrskräfte werden erforderlich. Dieses Bedürfnis empfand Fourier († 1837), der französische Socialist, richtig; er ahnte, was notwendig war, und stellte es in seiner phantastischen Weise sich vor. Für seinen Zukunftsstaat verkündete er die Anwendung neuartiger, erstaunlicher Verkehrsmittel. Man werde Löwen aus der Wüste züchten und zähmen, damit sie die größeren Lasten rascher bewältigen, und Walfische dressieren, damit sie die Schiffe durch die Wogen ziehen. Inzwischen wurde die neue Kraft gefunden, als der Verkehr sie benötigte und weil er sie benötigte: die Dampfkraft, diese Grundlage des modernen Verkehrs, diese Befreierin des Menschen von der Scholle, diese Vermittlerin aller wirtschaftlichen und geistigen Güter. In ihr vereinigen sich die wichtigsten Fortschritte des modernen Verkehrs, denn sie befördert schnell, billig und massenhaft.

Nun konnten Gütererzeugung und Güterverkehr sozusagen ins Unendliche gesteigert werden und nahmen einen erstaunlichen Aufschwung, neben dem nationalen auch der internationale Güterverkehr. Anfangs sah man nur die Vorteile. Alle Völker traten in unmittelbaren Güteraustausch, das freihändlerische Ideal schien der Verwirklichung nahe gerückt zu werden. Alles wurde billiger: Kaffee, Thee, Kakao, Gewürze, Südfrüchte und sonstige tropische Erzeugnisse, ferner Baumwolle und andere Rohstoffe. Aber als die freunde Einfuhr beständig zunahm, auch in solchen Erzeugnissen, die Europa selbst hervorbringt, besonders in Getreide und Vieh, wurde man stutzig. Getreide konnte früher nur 100 km weit verfrachtet werden, sonst hätten sich die Frachtkosten zu hoch gestellt. Jetzt wird es auf dem billigen Seewege bis 25000 km weit zu Markte gebracht. Noch Friedrich List hielt die Viehausfuhr aus dem östlichen Deutschland über See nach England für ganz unmöglich. Heute wird lebendes Vieh in großen Massen von Amerika nach Europa gesandt, selbst lebende Pferde, beispielsweise jährlich zu Tausenden von Nordamerika nach Deutschland, beiläufig auch Maulesel aus Europa und Amerika nach Transvaal. Und in welchem Zustande kamen

diese Tiere dort an! Woren sie doch kräftig genug, um mit englischen Batterien durchzugehen!

Hauptträger des internationalen Güterverkehrs ist das Meer, diese große Weltverkehrsstraße, die mon eine Brücke genannt hat, weil sie die Völker nicht trennt, sondern verbindet. Das Meer ist die billigste Stroße, denn ihre Herstellung und Erhaltung kosten — von den Hafenbauten abgesehen — nichts. Gegenüber dem Meer, dieser internationalen Straße, sind die Eisenbohnen, diese notionole Straße, nicht konkurrenzfähig, da sie nicht annähernd so billig fahren können, nachdem die Seefrachten von Jahr zu Jahr immer mehr zurückgegangen sind. Früher kosteten 100 kg zwischen Indien und der Nordsee 20 bis 30 Mark, jetzt nur etwa 1,50 Mark, zwischen Englond und Aegypten jetzt nur 1 Mark. Getreide wird von New York nach Hamburg oft schon um 0,50 Mark für 100 kg verschifft, ebenso von Argentinien nach Hamburg um 0,50 Mark, selbstverständlich nur bei Beförderung größerer Mossen. 100 kg Getreide von Golatz an der unteren Donau nach den Nordseehäfen kosten 1 Mark, bis nach Mannheim rheinaufwörts etwa 1,50 Mark, während 100 kg Getreide von Galatz direkt mit der Bohn nach Mannheim befördert etwo 6 bis 7 Mark Fracht zu zahlen haben. So erklärt sich die eigentümliche Thatsache, daß der Massenverkehr zwischen Nordwest- und Südosteuropo sich ganz überwiegend seewärts ouf dem Umwege um Europo herum vollzieht. Auch sonst hat die Billigkeit des Seeverkehrs merkwürdige Erscheinungen gezeitigt. Fremdes Getreide von Nordamerika gelangt billiger noch Mannheim ols heimisches Getreide aus den entlegeneren Teilen des badischen Hinterlandes.

Alle kleinen und großen Märkte der Erde wurden schließlich durch die modernen Verkehrsmittel zu einem Weltmarkte zusammengefoßt, der sozusagen nur in der Einbildung, nur an den Börsen besteht, aber überall anerkannt wird. Denn die Weltmarktpreise sind moßgebend geworden, obwohl sie nicht immer mit den heimischen Erzeugungsbedingungen im Einklang stehen.

Gegea diesen internationalen Verkehr, gegen diesen Weltmarkt, gegen den Freihandel wendete sich doan die schutzzöllerische Strömung und wurde immer kräftiger, nicht nur bei den unmittelbaren Interessenten, sondern auch in weiteren Kreisen der Bevölkerung. Man übertrug die nationalen und patriotischen Gefühle ouch auf den Markt. Beherzigenswert erscheint, was einmal der polnische Fürst Adam Czartoryiski in seinen „Denkwürdigkeiten“ (Paris 1887) sogte: „Seit meiner frühesten Jugend habe ich mich daran gewöhnt, nur das zu achten und zu lieben, was sich mittelbar oder unmittelbar auf mein Heimatland bezog.“

Ja dem Kampfe um den Schutz der notionolen Arbeit gegen die ouslöndische Konkurrenz siegten schließlich und mußten siegen die höheren Interessen, die Interessen der erzeugenden Arbeit über die Interessen des Verkehrs, der bloß verteilenden Arbeit. Nirgends denkt man daran, die Schienenstraßen zu beseitigen, die Kanäle zuzuschütten, die Tunnel zu zerstören, aber mon richtet Zollschronken auf und erhöht sie, stellt Zollwächter an und sucht die Interessen der nationalen Arbeit in jeder Weise zu schützea, je nach Zweckmäßigkeit auch durch Abschluß von Handelsverträgen.

Reiseverkehr.

Weshalb reisen die Menschen? Alle reisen sie, kurz gesagt, aus einem und demselben Beweggrunde: um ihre persönlichen Lebensbedingungen zu verbessern. Weitaus die meisten Menschen, gewiß ochtzig von hundert, reisen des Erwerbs halber, um Geschäfte zu machen, Beamte in Dienstongelegenheiten, Arbeiter nach Gegenden mit höheren Löhnen; außerdem reisen die Menschen ous Fomilienrücksichten, zur Erholung, zur Kur in die Bäder ze.

Jahrtousende hindurch wor der Personenverkehr nur kümmerlich. Dos Reisen golt als notwendiges Uebel. Es war zeitraubend, kostspielig, gefährlich. Viele machten ihr Testament, wenn sie eine Reise antroten. An Wegen fehlte es entweder ganz, oder sie woren unsicher und schlecht. Mon hatte keine Freude am Reisen. Es reiste nur, wer reisen mußte. Man dachte nur on das Ziel, man soh nicht auf den Weg. Es fehlte früher der Menschheit, was wir jetzt empfinden, das Naturgefühl. Alle die Alpenreisenden, von Cäsar, dem scharfen Beobachter, bis zu Winckelmann, dem bedeutenden Kunstgeschichtschreiber, woren blind für die Erhabenheit der Bergwelt und sonden Wege und Stege widerwärtig. Nur die Thäler ließ mon ehedem allenfolls gelten, auch diese nicht immer. Albrecht Dürer, Deutschlonds großer Maler, macht im Jahre 1520 eine Sommerreise an den Rhein, er führt ein peinlich genaues Tagebuch darüber, aber von den landschaftlichen Schönheiten des Rheins weiß er nichts zu erzählen.

Da vollzieht sich ein tiefgreifender Umschwung der Anschauungen, ungefähr gleichzeitig mit dem beginnenden Massengüteraustausch zu Ende des achtzehnten Jahrhuaderts.

Bahnbrechend wie ouf vielen anderen Gebieten erscheint hier der Verkünder großer Irrtümer, aber auch großer Wahrheiten, Jean Jacques Rousseou. Er kämpft gegen Künstelei und Unnotur noch ollen Richtungen hin, wie sie damals vorherrschten. Er begeistert sich für die englische Gartenkunst, für Spozierfahrten und Bäder, er erfreut sich an Wald und Feld, er preist zuerst die Herrlichkeit der Felsen und Gletscher. Und was Rousseau aussprach, das neunzehnte Jahrhundert hot es ihm nochempfunden, hot es weiter entwickelt zu dem modernen, zu dem sentimentalischen Noturgefühl im Gegensatz zu dem naiven Noturgefühl der Alten. Schiller hat in seiner berühmten Abhandlung diesen Gegensatz anschaulich und schön geschildert. Das naive Gefühl bewundert, staunt an, objektiv. Das sentimentale empfindet innerlich, subjektiv. Wos uns bewegt, Freude und Leid, was wir empfinden, wir legen es in die Notur hinein. In diesem Sinne ruft Goethe im Werther: „Mein Berg! mein Thal!“ Durch Goethe wurde in Deutschland das tiefste Verständnis für das Naturgefühl angebahnt: Alexander von Humboldt hat ihn den größten und innigsten Poeten der Notur genonnt. Zum Erdgeist sagt Faust:

„Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du mir.“

Faust begnügt sich nicht mit dem naiven Naturgefühl der Alten; er fühlt anders, inniger:

„Vergönnst mir, in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds, zu schauen.“

Dos ist das moderne, sentimentalische Noturgefühl.

Dazu tritt das Nationalgefühl, belebt durch die Dichter der Befreiungskriege, das Heimatgefühl, vertieft durch die Romantiker. Und so sind Gemeingut des Volks geworden, was wir als kostbaren Schotz hegen: Naturgefühl, Nationalgefühl, Heimatgefühl. Jahn und Seume unternehmen große Fußreisen. Jean Poul ruft aus: „Reisen ist Leben!“ Eichendorff und andere verklären die Wanderlust, Simrock, Müller von Königswinter und Hoffmann von Fallersleben besingen den Rhein. Es erwacht die Reiselust, für viele wird sie zum unwiderstehlichen Bedürfnis. Durch die neuen Verkehrsmittel sind Großstädte und Weltstädte entstanden und aus ihren Zinskasernen,

„Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern . . .
Aus der Straßen quetschender Enge“

drängt es die Bewohner hinaus in die Bäder, an die See, auf die Berge, zu Erholungsreisen. Mit Hilfe von Dampfschiffen und Eisenbahnen kann dos Reisebedürfnis befriedigt werden und wird befriedigt. Dos zeigen die Massenwanderungen ollsommerlich von der Stadt auf das Land, bis in entlegene Thäler, bis an die See oder auf Bergeshöhen, wo die Menschen Luft, Ruhe und Erholung suchen und finden.

Die Alpenberge werden erst seit etwa einem Jahrhundert bestiegen, ehedem blieben die Menschen unten. Mon hatte vor den hohen Bergen ein Gefühl des Grauens. Die Alten dochten sich dort oben den Sitz der Götter; im Mittelalter glaubte man das Hochgebirge und seine Schluchten von bösen Geistern, Drachen, Ungeheuern, Riesen und Zwergen bewohnt, wie sie noch in den zahlreichen Bergsagen zu finden sind. Ein olter Kirchenvater hat sogar das Bergsteigen als eine Selbstüberhebung des Menschen, als eine Versuchung Gottes erklört, vielleicht im Anklang an Jesu Versuchung auf dem Berge durch den Satan. Thatsächlich wor in Luzern vor Zeiten die Besteigung des Pilatus verboten. Heutzutoge sind die Spitzen der Berge mehr oder weniger belebt, man findet dort bequeme Gasthöfe oder Schutzhütten.

Digitized by Google

Erstaunlich stark ist besonders der Besuch der deutschen Mittelberge, wie die Poststatistik zeigt, denn es werden durch die Sommerpostanstalten auf gewissen Bergeshöhen zahllose Ansichtspostkarten befördert, vom Brocken jährlich 150 000, von der Schneekoppe und von der Bastei je 90 000, von der Wartburg 80 000 ꝛc.

Zu diesem Verkehr haben in manchen Gegenden auch die Bergeisenbahnen beigetragen. Die Rigibahn, die erste ihrer Art, 1873 fertiggestellt, befördert jährlich 120 000 Personen. Weitaus am zahlreichsten sind die Bergbahnen in der Schweiz und erreichen dort bedeutende Höhen, wie die Pilatusbahn, die Brienzer Rothornbahn und seit Jahr und Tag die Bahn auf den Gornergrat (etwa 3000 m), die höchste europäische Bergbahn. Neue kühnere Bergbahaen werden geplant: auf die Jungfrau, auf den Mont-Blanc, in den deutschen Alpen auf die Zugspitze, in den österreichischen auf den Dachstein und Glockner. Unter den Alpenfreunden besteht vielfach eine Abneigung gegen diese Bergbahnen. Sie erblicken darin eine Entstellung der Natur. Aber wie klein sind diese auch noch so kühnen Verkehrswerke! Inmitten der großartigen Natur verschwinden sie. Nicht selten erschließen sie neue Schönheiten. Auch älteren und kränklichen Leuten eröffnen sie die Möglichkeit, schöne and hohe Aussichtspunkte zu besuchen. Wer gesund ist, mag steigen, denn schließlich ist doch die Bergbahn nur ein ungenügendes Surrogat, es kommt einem vor, als lese man nur Anfang und Ende eines Romans, wenn man sich auf die Spitze durch die rasche Lokomotive emporschleppen läßt.

Erstaunlich ist die Entwicklung des modernen Touristentums. Schon schießt es ins Kraut, wo es sportmäßig betrieben wird, doch auch nicht mehr als jeder andere Sport. Genau betrachtet, fordert der Alpensport viel weniger Opfer als irgend ein anderer Sport. Im Jahre 1898 verunglückten 45 Alpenkletterer tödlich, die meisten mehr durch Leichtsinn als durch löblichen Wagemut, eine verhältnismäßig geringe Zahl gegenüber den Massen, die alljährlich die Alpen und andere Höhenzüge besteigen.

Mit diesem Reise- uad Touristenverkehr hat sich die moderne Fremdenindustrie entwickelt. Zunächst in den Zielpunkten der Sommerreisen. Aus dem alten Wirtshausgewerbe entstand die moderne Gasthousindustrie. Nicht mit Unrecht hat man die Schweiz ein großes Gasthaus genannt. Nach den Ermittelungen der schweizerischen Gasthöfe wird die Schweiz jährlich von 400000 Fremden besucht, die für Unterkuast und Verpflegung etwa 120 Millionen Franken, für Benutzung von Eiseabahnen und Dampfschiffen etwa 30 Millionen Franken und etliche Millionen ouch für Einkäufe verschiedenster Art verausgaben. Italiens Einnahmen ous dem Freadenverkehr hat man auf 300 Millionen Lire jährlich veranschlagt. Wenn aach nicht so stark wie in Frankreich und Paris, so ist doch in Deutschland, Berlin, München, Dresden, am Rhein ꝛc., der Fremdenverkehr beträchtlich. Nach Deutschland kommen besoaders Engländer, Russen aad Amerikaner. Für die reichen Amerikaner gehört es zum guten Ton, eiae Reise nach Europa zu machen. Jährlich kommen etwa 100 000 Kajütenpassagiere von Amerika nach Europo, und wean jeder nur etwa 1000 Dollars verausgabt, so würdea sie etwa 400 Millionea Mark von Amerika nach Europa bringen. Daß auf diese Weise viel Geld aus Amerika nach Europa verschleppt wird, haben nordamerikanische Blätter wiederholt beklagt.

Die ergiebigste Quelle des Reiseverkehrs siad naturgemäß die großen Städte und die Industriebezirke, ferner zeitweilig, doch in weit geringerem Grade, die Bäder und Kurorte. Außerdem sind aoch einige andere Mittelpunkte des Reiseverkehrs hervorzuheben, vor allem die nationalea Denkmäler, die überdies, wie das Hermannsdenkmal, Niederwald, Wartburg, Rufshäuser, Porto Westfalika ꝛc., in landschaftlich schönen Gegeaden zu finden sind. Ferner die berühmten Kunstsammlungen in Dresden, München, Rom, die bayrischen Königsschlösser, die jährlich von 80 000 Personea besucht werden, das Wagnertheater in Bayreuth, die Passionsspiele in Oberammergau. Für den Reiseverkehr hat man auch künstliche Aaziehungspunkte geschaffen, wie die großen und kleinen Ausstellungen, die Spielbank von Monaco und dergleichen.

Endlich mag auch nicht unerwähnt bleiben, daß das entlegene Dörfchen Wörishofen jährlich von 50000 Kranken besucht wurde, als Pfarrer Kneipp noch unter den Lebenden weilte. Solcher Verkehr macht die betreffenden Gegenden wohlhabend und reich.

Das zeigt der älteste Personenverkehr in Massen, der Wallfahrtsverkehr. Schon früh hat man auf die wirtschaftliche Seite der Wallfahrten hingewiesen. So erzählt eine griechische Sage von Apollo, wie er in Gestalt eines Delphins einst ein Schiff anhielt, das in der Nähe von Delphi vorüberfegelte. Die Insassen des Schiffes waren Kretenser, die schon damals durch ihre besondere Verschlagenheit bekannt waren. Apoll gebietet ihnen, sich in Delphi anzusiedeln. Sie aber wollen davon nichts wissen. Die Gegend ist anfruchtbar, sie befürchtea, Armut und Mangel zu leidea, sie flehen um Hilfe. Apoll aber schilt sie thöricht und sagt: „Hier halte ein jeder das Opfermesser in seiner rechten Hand und schlachte unaufhörlich Opfer, die hierher von allen Seiten aus allen Ländern zuströmen werden.“ Und so geschah's. Der Griechengott bebielt recht, er zeigte sich als kluger Geschäftsmann. In Scharen wanderten die Griechen nach Delphi, das Orakel machte die Bewohner reich. So sind fast alle großen Wallfahrtsorte wohlhabend geworden. Amalfi, Genua und Venedig kamen in Aufschwung durch die ersten christlichen Wallfahrten nach Jerusalem vor den Kreuzzügen. Ueberraschend groß ist der Verkehr mancher Wallfahrtsorte. Kleine Wallfahrtsdörfer in Oberschlesien, wie Annaberg, werden an Ablaßtagen voa 80000 Menschen besucht. Mariazell in Steiermark zieht jährlich über 100000 Pilger heran. Kevelaer in Rheinpreußen soll jährlich von 400000 Menschen besucht werden. Zu den ältesten und berühmtesten Wallfahrtsorten gehört Einsiedeln in der Schweiz. Rasch berühmt geworden ist Lourdes in Frankreich. Noch vor wenigen Jahren ein stilles Städtchen, erhielt es seit der Entdeckung des Wunders jährlich den Besuch von 500000 Pilgern. An der Spitze aller Wallfahrtsorte steht Trier, wo zeitweilig der heilige Rock ausgestellt wird. Als der heilige Rock zuletzt za sehen war, im Jahre 1891/92, wurde Trier von zwei Millionen Gläubigen besucht, und die preußischen Eisenbahnen hattea eine Mehreinnahme voa 2,8 Millionen Mark.

Erstaunlich ist die Entfaltung des heutigen Reiseverkehrs. Ganze Gesellschaften und Vereine reisen in weite Fernen, wie 1892 sächsische Turner nach Konstantinopel, 1895 deutsche Turner nach Rom, später italienische Studenten und deutschamerikanische Sanges- und Schützenbrüder nach Deutschland. Reiseunternehmungen haben sich gebildet und organisieren das Reisen. Schulreisen werden veranstaltet, Kunstreisen vermehrt und erweitert. Italienische, französische, auch deutsche Künstler treten in entlegenen Ländern ouf. Internationale Gelehrtenkoagresse finden statt, selbst Japan hat daza schon Einladungen erlassen. Auch die Könige and Kaiser reisen häufiger als je zuvor. Gewisse Bäder, Kurorte und Gebirgsläader bringen sie durch ihren Besach in Aufschwung, wie Gastein, Abazzia, Norwegen ꝛc.

Der Reiseverkehr sucht sich andere Ziele für jede Jahreszeit. Die oberen Zehntausend wenden sich im Sommer nach dem Nordkap, im Winter nach Aegypten, im Frühjahr nach Italien und Spanien, zu Ostern nach Rom und Jerusalem. Man reist in immer entlegenere Länder, nach Island, nach Spitzbergen, wohin im Sommer Vergnügungsdampfer gehen und wo sich ein Gasthaus befindet, das allerdings vorläufig im Winter noch geschlossen bleibt. Sibirien wird als Sommerfrische und Luftkurort angelegentlich empfohlen, und auch Grönland soll im Sommer eine schone Gegend sein. Seit neuester Zeit verkündet man: Seereise ist besser als Seebad. Za einer Reise um die Erde gehörte ehedem viel Mut, viel Zeit und viel Geld. Jetzt braucht man dazu wenig Mut, wenig Zeit und eigentlich auch nicht sehr viel Geld. Vor einem Vierteljahrhundert schrieb Jules Verne sein Buch „Die Reise um die Erde in achtzig Tagen“, das damals großes Aufsehen machte. Diese Phantasie ist inzwischen längst von der Wirklichkeit überholt worden. Mit Benutzung des Suezkanals und der nordamerikanischen Pacificbahnen kann man bei guten Anschlüssen in 60 bis 70 Tagen um die Erde reisen, und nach Vollendung der sibirischen Bahn wird man diese Fahrt in 33 Tagen machen können, allerdings in unerträglicher Hast.

(Schluß folgt.)

Frühlingsblumen.

Weisse Glöckchen lieblich klangen,
Die sich hin und wider schwangen,
Als es fast noch Winter war.
Zwar für stumpfe Menschenohren
Ist der feine Klang verloren,
Aber dennoch ist es wahr!

Und die Meise hat's vernommen,
Hat das Läuten aufgenommen,
Auch die Amsel flötet schon.
In der Luft die Lerchenscharen,
Und die Finkenschlaglanlaren
Fallen ein mit hellem Ton.

Da beginnt ein sanftes Regen,
Werden, Wachsen und Bewegen,
Und es keimt das junge Sein.
Von den Wurzeln zu den Wipfeln
Quillt es, und in Waldesgipfeln
Schimmert sanft ein grüner Schein.

Aus dem welken Laub, dem Sande,
Aus dem schwarzen Gartenlande
Dringt es leuchtend nun hervor:
Krokos, blaue Veilchenkissen,
Hyazinthen und Narzissen,
Und ein bunter Tulpenflor.

Bei den ersten Frühlingsfesten
Sind noch nicht die allerbesten,
Allerschönsten Blumen da:
Nelken fehlen noch und Rosen,
Lilien, die makellosen,
Und noch schön're giebt es ja:

In den Schränken, in den Schreinen
Warten schon die hellen, feinen
Frühlingskleider zart und lind,
Möchten sich so gerne ründen
Und verborgne Schönheit künden,
Angeschmiegt vom leichten Wind.

Scheine, liebe Sonne, scheine!
Lieber Himmel, thu das deine!
Lass uns bald im jungen Grün
Und auf sonn'gen Waldeswegen
Deinen allerschönsten Segen,
Helle Mädchenblumen blüh'n!

Heinrich Seidel.

Mutter.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Eine Backfischgeschichte von **Eva Treu** (Lucy Griebel).

Tante und ich machten uns am nächsten Tage auf, um bei Bergmanns, die nur wenige Häuser von uns entfernt wohnten, einen Besuch abzustatten.

Die beiden Nähmamen waren bald in ein Gespräch vertieft, verschwiegenerweise aber wußten Lilli und Lolli bei sich zu Hause und unter Mamas Augen und Ohren gar nichts zu sprechen, und da wir nun ziemlich stumm dasaßen, denn auch ich gehörte keineswegs zu den mit Rednergaben Geschmückten meines Geschlechtes, so verfiel Lilli endlich auf die geistreiche Idee, ein Photographiealbum herbeizuschleppen und vor mich hinzulegen.

„Vielleicht sehen Sie gern Bilder?"

Nun konnte ich nicht gerade behaupten, daß ich gern Bilder von mir ganz unbekannten und gleichgültigen Menschen sähe, indessen hatte ich mir nun nachgerade genug Lebensart angeeignet, um höflich zu erklären, daß es mir großes Vergnügen machen würde, das Album in Augenschein zu nehmen, und mit der bekannten, langsamen Feierlichkeit, die von dem Zeigen eines Photographiealbums unzertrennlich zu sein scheint, wurden dann die Blätter von Lilli und Lolli umgewendet.

„Das ist unser Großpapa — das ist unsere Großmama."

„Das ist ein Vetter von uns — noch ein Vetter — noch ein Vetter — noch ein Vetter, — das ist dieses Vetters Frau, sie wohnen in Hannover — das sind ihre Kinder — das sind zwei Cousinen — das ist eine Tante, sie ist tot. — Mama, wann starb Tante Julie? im vorigen Jahr, nicht wahr?"

Ich sagte bald: „Wie hübsch!" oder: „Ach, wirklich?" und dann zur Abwechslung einmal: „Oh!" oder: „Reizend!" wie es mir gerade passend schien. Plötzlich wurde ich rot und sah sehr interessiert auf ein besonderes Bild hin. Es war ein junger, hübscher Männerkopf, der mir nur zu bekannt vorkam.

„Wer ist das?" —

„Der ist hübsch, nicht?" sagte Lilli stolz. „O, in Wirklichkeit

sieht er noch viel besser aus. Er ist reizend; wir schwärmen für ihn, Lolli und ich."

„Es ist nämlich unser Onkel," erklärte Lilli, „Mamas jüngster Bruder. Jetzt ist er mehrere Jahre fort gewesen, in Schottland. Er ist Architekt und war da bei einem großen Bau beschäftigt. Mama —" rief sie zu ihrer Mutter hinüber, „wann kommt Onkel Heinrich eigentlich?"

„Ich weiß nicht, mein Kind, wahrscheinlich nächsten Freitag. Warum fragst du?"

„Ach, ich erzähle bloß Fräulein Römer von ihm. — Er kommt nämlich nächstens her, Fräulein Römer, wenn er aus Schottland zurück ist. Vielleicht bleibt er einige Tage bei uns, da werden Sie ihn dann wohl auch noch sehen. Hier hat er uns noch nie besucht. Wir wohnen auch erst seit einem Jahre hier."

„Er heißt Herr Alten, nicht wahr?" fragte ich unbedacht, um dann schnell heiß zu erröten.

„O, Sie kennen ihn? — Denke bloß, Mama, Fräulein Römer kennt Onkel Heinrich!"

„Ich weiß nicht, ob er sich meiner noch erinnern würde," sagte ich verlegen, „er hat mich nur ein paarmal flüchtig gesehen, ich ihn aber öfter. Er renovierte vor ein paar Jahren unsere kleine Dorfkirche."

„Ach so, das war bei Ihnen?" Die Frau Rätin zeigte sich auf einmal lebhaft interessiert. „Nun, hoffentlich können Sie hier noch die alte Bekanntschaft erneuern! Erinnern wird er sich Ihrer schon, Sie haben keines von den Gesichtern, die man vergißt, wenn man sie einmal gesehen hat, liebes kleines Fräulein."

War das nun ein Kompliment oder das Gegenteil? Ich wußte es nicht recht. „Ich war damals noch ein Kind," sagte ich errötend.

Die Frau Rätin sah mich lächelnd an. „So, ein Kind — aber doch wohl schon ein recht großes Mädchen. Wie alt sind Sie jetzt? Bei Ihnen darf man ja noch fragen."

Sie lächelte wieder. Als sie dann hörte, daß ich bald siebzehn würde, fand sie, daß dies ein besonders hübsches Alter sei. Ueberhaupt schien sie großes Wohlwollen für mich zu empfinden und bat Tante Malchen beim Abschied, mir einen recht lebhaften Verkehr mit ihren Töchtern zu gestatten, was Tante Malchen gern erlaubte, denn es war gewiß manchmal langweilig und lästig für sie, mich immer um sich zu haben, und die Bergmanns waren angesehene Leute.

So freundete ich mich denn bald mit Lilli und Lolli an, die bei näherer Bekanntschaft und wenn man sie allein hatte, sich als ganz niedliche, frische Mädchen entpuppten und sich nicht nur das Muster von dem einen Berliner Kleide, sondern auch das von einer „süßen Bluse" und einem „himmlischen Cape" abschnitten. Denn sie schneiderten höchsteigenhändig selbst und fahndeten mit großem Eifer nach „großstädtischen Originalmustern", wie sie sagten.

Auch Frau Rat Bergmann — der Papa wurde selten sichtbar — war sehr liebenswürdig, ja liebevoll gegen mich und erkundigte sich in ihrer lebhaften Teilnahme nach meinen häuslichen Verhältnissen so eingehend, daß es mir fast peinlich wurde, obgleich es ja gewiß gut gemeint war.

Daß sie nicht ahnte, welche Rolle meine Stiefmutter in ihres Bruders Leben gespielt hatte, wurde mir zwar bald klar, aber es war ja auch sonst manches, besonders in meinem eigenen Verhältnis zu meinen Eltern, worüber ich nicht gern sprechen wollte. Doch fand ich es sehr hübsch von Frau Rat, so viel mit mir von meiner lieben Heimat zu plaudern; gewiß dachte sie, es würde mir wohltun.

Nur begriff sie zuerst gar nicht, wie mein Vater dazu gekommen sei, sich als Arzt ein Gut zu kaufen, welches er nicht einmal selbst bewirtschaften könne, und erst als ich ihr erklärte, dasselbe sei meiner ersten Mutter von ihrem Vater als Erbteil zugefallen, beruhigte sie sich über die Sache. Ich sage mit Absicht „beruhigte", denn sie schien sich über die Aufklärung beinahe zu freuen wie über ein gelöstes Rätsel.

Am Mittwoch erzählte mir Lolli, Freitag würde ihr Onkel Heinrich aus Schottland wirklich zurückkehren. Die beiden Mädchen freuten sich auf ihren jungen Onkel, obgleich sie ihn eigentlich wenig kannten, denn er hatte sich in ihrem Elternhause nur selten und immer nur vorübergehend gezeigt.

„Sie müssen wissen," sagte Lilli, vertraulich ihren Arm in meinen schiebend, „ich glaube, er und mein Papa mögen sich nicht so sehr gern. Das dürfen Sie aber niemand sagen, auch Ihrer Tante nicht! Lolli und ich, wir wissen es selbst nicht ganz genau, aber wir mögen Onkel Heinrich schrecklich gern leiden."

Auch mir hatte er ja einst, als ich noch ein ganz dummes kleines Mädel war — ein unendlicher Zeitraum schien mir zwischen damals und meinen jetzigen gereiften Jahren zu liegen — sehr, sehr gut gefallen, aber das sagte ich nicht. Ja, ich hatte damals sogar eine ganz regelrechte Backfischschwärmerei für ihn gehabt, bis ich gemerkt hatte, daß er einer andern zugehörte. Dann hatte ich eine beinahe leidenschaftliche Teilnahme für ihn empfunden, als Dora Barnhagen ihn treulos verlassen hatte, und nun kam zu dem allen noch eine Art von schmerzlicher Neugierde, wie er sein Schicksal getragen, ob es ihn sehr tief herabgestimmt haben möchte.

Freilich, es waren anderthalb Jahre vergangen seit meines Vaters zweiter Heirat oder doch seit seiner Verlobung; den ersten Schmerz hatte Heinrich Alten wohl verwunden. Aber ob er wohl wußte, daß es gerade mein Vater war, um dessentwillen ihn die Braut verließ? Ob es ihm dann nicht unsagbar peinlich sein mußte, mir hier zu begegnen?

So grübelte ich, und zum Troste sagte ich mir immer wieder, daß er ja damals im Auslande war und Näheres vielleicht überhaupt nicht erfahren hatte. Jedenfalls aber konnte er nicht ahnen, daß ich um alles wußte, und dies war mir wirklich tröstlich, denn wie hätten wir uns auch nur halbwegs unbefangen gegenübertreten können, wenn es anders gewesen wäre?

Auf keinen Fall konnte ich der Begegnung mit ihm entrinnen, das sah ich ein, und, daß ich's nur gestehe, etwas wie geheime Freude auf das Wiedersehen war doch auch in mir.

Und dann sah ich ihn.

Am Sonntagmorgen war's, dem schönsten Frühlingssonntagmorgen, den man sich vorstellen konnte, so schön, wie solch ein Morgen nur sein kann, wenn man ganz jung ist. Den Tag vergesse ich wohl nie!

Feierlich läuteten die Glocken zum Frühgottesdienst. Ich hatte ja sonst meine Heimat lieber als alles auf der Welt, aber die Glocken, so schien mir, die läuteten doch in den Bergen noch schöner als bei uns. Tante Malchen und ich wollten zur Kirche gehen, Tante in ihrem schwarzen und ich in meinem hellblauen Kleide, und als wir am Bergmannschen Hause vorüberkamen, da stand er — Heinrich Alten — im Garten, hatte die Arme auf die durchbrochene Gitterpforte gelehnt und schaute gemächlich auf die Straße hinaus. Er war in einer leichten Hausjoppe und ohne Hut. Sein welliges, dunkelblondes Haar fiel ihm ein wenig in die Stirn — ich sehe ihn noch, wie er da stand.

Ich würde ihn sofort erkannt haben, auch wenn ich von seiner Anwesenheit nichts gewußt hätte, denn er hatte sich nicht im geringsten verändert, wenigstens nicht zu seinem Nachteil. Höchstens sah er noch etwas hübscher und männlicher aus als früher, das Gesicht ein wenig kräftiger gefärbt im Gegensatz zu der weißen Stirn, die Figur ein wenig breiter in den Schultern als damals, aber immer noch schlank und jugendlich.

Als wir dicht an der Pforte vorübergingen, wurde er unnatürlich gewahr. Ich sah, daß es über sein Gesicht erst wie ein Zweifel und dann wie Erkennen ging. Da er keinen Hut trug, konnte er denselben auch nicht abziehen, aber er nahm blitzschnell die Arme von der Pforte, auf der sie lässig geruht hatten, stellte sich in Positur und machte eine tiefe und höfliche Verbeugung. Mir war's, als sähe er mich dabei an, und ich werde dunkelrot.

„Das war wohl Frau Bergmanns Bruder," erklärte Tante im Weiterschreiten. „Was hast du denn, Kind, warum bist du so rot?" fügte sie verwundert hinzu. „Wenn es wegen des Grußes sein sollte, der galt jedenfalls mir. Die gute Ratin wird von mir als einer Freundin des Hauses gesprochen haben."

Ich sagte nichts, und wir gingen schweigend bis an die Kirche. Möglicherweise hatte Tante ja recht, und der Gruß war für sie bestimmt gewesen, aber der Blick galt mir, dessen war ich sicher. Ja, ich hatte sogar, obgleich ich ja der Entzifferung männlicher Blicke außerordentlich wenig Uebung hatte, verstanden, was dieser sagte. Es stand nämlich ein höchst verwundertes „Die hat sich aber herausgemacht!" darin zu lesen.

Digitized by Google

Nun ja, ich hatte mich ja herausgemacht, ich wußte es selbst, es war weiter nichts dabei, und es wäre durchaus nicht nötig gewesen, daß meine Gedanken sogar während des Gottesdienstes ein paarmal sehr unfrommerweise zu dieser Begegnung zurückkehrten.

Ein klein wenig enttäuscht war ich übrigens eigentlich nebenher auch. Immer, wenn ich an Herrn Alten gedacht hatte, und das war oft geschehen seit meines Vaters Verheiratung, hatte ich ihn mir mit gebrochenem Herzen vorgestellt. Durch welche an seinem äußeren Menschen sichtbare Erscheinungen sich dieses gebrochene Herz kundgeben sollte, war mir wohl nicht ganz klar, indessen stand es doch fest bei mir, daß ein Eingeweihter, wie ich, es ihm sofort würde anmerken können.

Nun aber hatte er da so ganz stillvergnügt an der Pforte gestanden, als wenn ihm weiter gar nichts fehlte. Jedoch sagte ich mir: Er ist ein Mann, Männer sind anders als Mädchen; sie lassen den Schmerz äußerlich nicht so Herr über sich werden wie wir. Ich entsann mich doch noch deutlich, daß er damals unter dem Apfelbaum von „Kugel durch den Kopf" gesprochen hatte. Es mochte also wohl ein schwerer Kampf gewesen sein, bis er sich zu seiner jetzigen Heiterkeit hindurch gerungen hatte. Und wer konnte auch wissen, wie oft ihn dieselbe noch im Stiche ließ!

Auch ich hatte mich ja zu Hause sehr unglücklich gefühlt und war noch jetzt manchmal traurig, wenn ich an die Heimat dachte, und doch konnte ich oft fröhlich lachen.

Und dann dachte ich daran, wie doch eigentlich zwischen Herrn Alten und mir eine Art von Gemeinsamkeit bestände, wie Tante Barnhagen in unser beider Leben so viel Bitterkeit hineingetragen hätte ohne unser Verschulden — und was er wohl sagen würde, wenn er es wüßte? — was wohl meine Mutter thun würde, wenn sie ahnte, wem ich hier begegnete?

Nachmittags kamen Lilli und Lolli, um Tante und mich zu holen. Die ganze Familie, auch Papa und Onkel Heinrich einschließlich, wollte einen weiten Spaziergang in die Berge machen, und Mama hatte die beiden Mädchen geschickt, um uns zur Teilnahme aufzufordern.

Tante Malchen war durch diese Aufmerksamkeit sehr angenehm berührt, und ich fand gar nicht erst Zeit, feierlich gestimmt zu werden, so schnell ging alles. Ehe ich mich dessen versah, saß ich im Bergmannschen Garten am Kaffeetisch, Heinrich Alten gegenüber, und wir sprachen miteinander wie zwei alte Bekannte, als müßte das so sein.

Und dann fragte er nach allem in der lieben Heimat, so herzlich und so warm, daß ich fast erstaunt war, nach Vater, nach dem Nachbar Ahlers, ja, er fragte sogar ganz unbefangen nach dem großen, schönen Apfelbaum, der in unserem Garten gestanden hatte — ob der noch existierte. Ich sagte Ja und wurde brennend rot dabei.

Dann erkundigte er sich auch lachend nach „der imponierenden Mamsell Phia, welche die guten Kaffeekringel buk."

„Sie ist schon seit längerer Zeit fort," sagte ich, und dann fügte ich schnell und scheu hinzu: „seit mein Vater wieder verheiratet ist."

„Ja, das war eine große — hoffentlich erfreuliche — Veränderung für Sie," entgegnete er ganz unbefangen. „Meine Schwester hat mir schon heute vormittag davon erzählt." Es kam so gleichmütig heraus, daß ich sofort ersah, er wußte nicht, daß ihm in dieser Angelegenheit etwas hätte peinlich sein müssen.

Gott sei Dank! ich atmete ordentlich erleichtert auf. Ich hatte doch gewiß nicht die Verpflichtung, ihm zu sagen, wer meine Stiefmutter sei!

Dann machten wir uns alle auf den Weg. Es hatte sich noch ein älterer Herr, ein Freund des Herrn Rat, angeschlossen, und so kam es ganz von selbst, daß die Aelteren sich zu einer Gruppe zusammenfanden und wir Jungen zu einer anderen. Zu uns gehörte natürlich Herr Alten.

Zuerst war ich wohl noch sehr verlegen und wußte nicht recht, wie ich mich benehmen sollte, aber darüber kam ich dann wunderbar bald hinaus. Alten gab sich so frisch und freimütig, daß ich zeitweilig fast ganz vergaß, wie unglücklich er gewesen war!

Wie anregend wußte er zu plaudern, wie geduldig ließ er sich von Lilli und Lolli, die fast ein bißchen zudringlich wurden, necken, wie geschickt und hilfreich brach er von den Bäumen Blätter und Zweige, aus denen wir uns Kränze um die Hüte wanden, wie ritterlich half er uns, wenn der Weg uneben wurde, besonders mir, weil ich an diese steinigen, steilen Pfade ja nicht so gewöhnt war wie die beiden Nichten.

Was für ein holder Nachmittag war es doch! Den werde ich wohl nie vergessen!

Mitunter stand Tante Malchen still, sah sich nach uns Jungen um und wollte offenbar warten, bis wir kämen. Aber jedesmal sah ich, daß Frau Rat Bergmann lachend den Kopf schüttelte und etwas sagte, worauf sie dann weiter gingen. So waren wir vier eigentlich während des ganzen, langen Weges unter uns, und als wir wieder zu Hause ankamen, da war es, als wenn wir uns schon lange Zeit gekannt hätten.

Auf Frau Bergmanns Bitten blieben wir den Abend da.

„Ist Onkel Heinrich nicht nett?" flüsterte Lolli mir zu, als wir endlich Abschied nahmen.

Ich antwortete nicht. „Nett" war nicht das Wort, welches meinem Empfinden entsprach.

Ich weiß nicht, wie es zuging, aber in den nächsten beiden Wochen war ich mit Heinrich Alten fast jeden Tag stundenlang zusammen. Ja mir lag es nicht; es kam so von selbst.

Ein paarmal besuchte er Tante, gegen welche er eine Art von hübscher, ritterlicher Ehrerbietung zeigte, die ihr offenbar äußerst wohlthat; bald ließ mich Frau Bergmann in ihren hübschen Garten laden, wo wir Tennis oder Croquet spielten, bald holten mich die beiden Mädchen zu Spaziergängen in die Berge ab, und der junge Onkel schloß sich uns dann als Beschützer an, wie es ja nur wünschenswert und natürlich war bei unserer großen Jugend. Eigentlich hatte er nur wenige Tage bleiben wollen, nun sprach er von der Abreise schon gar nicht mehr.

Und nach und nach, unmerklich fast und doch so wunderlich beglückend, spann sich ein unsichtbares Band von ihm zu mir, legte sich um mich mit leisem, sanftem Druck und zog mich zu ihm hin — näher und immer näher.

Eines Abends, als ich allein in meinem Dachstübchen mit all seinen unantastbaren Herrlichkeiten war, sagte ich mir leise, mit klopfendem Herzen zum erstenmal: „Er hat mich lieb."

Gesagt hatte er es mir nicht, wenigstens nicht mit Worten. Aber auch Augen — auch Hände — auch stumme Minuten reden.

„Er hat mich lieb!" Es war etwas darin, was mich weinen machte, nicht nur aus dem Gefühl heraus, das wohl jedes rechte Mädchen bei solcher Erkenntnis überkommt, sondern auch, weil mir etwas Ungehöriges dabei zu sein schien. Wie konnte ich vor meine Stiefmutter hintreten, wenn ich vielleicht die Braut dessen war, dem auch sie einst Treue gelobt hatte?

Mutter und Tochter waren wir doch nun einmal! Und — ja — war ich denn auch ganz sicher, daß sein Herz nie zu ihr zurückkehren würde, wenn er sie wiedersähe? Nach wußte er ja nicht einmal, daß sie jetzt meine Mutter war! Wie hätte ich es ihm sagen können? Das konnte ich nicht thun, ehe er mich gefragt hatte, ob ich ihm zugehören wolle.

Ich war ein grüblerisches Menschenkind bei all meiner großen Jugend, und ich hatte niemand, der mir raten konnte. Aber nachdem ich die ganze schlaflose Nacht über diese Fragen nachgedacht hatte, wurde es klar in mir. Nein, ich hatte nicht die Pflicht, mir durch den Gedanken an meine Stiefmutter ein Glück zerstören zu lassen, welches sie selbst mißachtend verschmäht hatte. Niemand, auch der strengste Richter nicht, konnte mich deshalb verurteilen, und wenn ich ihr wehthat — sie hatte es gewollt!

Und dann kam ein Tag, wo er — Heinrich Alten — es mir auch mit Worten sagte, daß er mich liebe.

Es war ein Regentag. Tante Malchen war in eine Kaffeegesellschaft geladen, wo man mich zu meiner großen Freude nicht begehrt hatte, und, angethan mit ihrer „ersten Garnitur", hatte sie sich genau um vier Uhr dorthin begeben.

„Denn," sagte sie, „später, mein liebes Kind, ist der Kaffee nie ordentlich warm. Und wenn er in die Tasse kommt, muß er heiß sein, gleichviel, ob man ihn später abkühlen lassen will oder nicht. Kalt eingeschenkter Kaffee — nein!" Damit knöpfte sie ihre besten schwarzen Glacéhandschuhe zu und ging fort.

Auch Lilli und Lolli waren nicht zu haben; sie halfen den

Geburtstag einer Freundin feiern, und da ich ſonſt noch keine ſo nahen Bekannte im Städtchen hatte, daß ich ſie uneingeladen hätte aufſuchen dürfen, ſo wäre ich ganz allein auf mich angewieſen geweſen, wenn nicht Frau Rat Bergmann ein Zettelchen geſchickt hätte mit der Frage, ob ich mich nicht entſchließen könnte, ihr an dieſem langweiligen Nachmittage, an dem alle ſie im Stiche gelaſſen hätten, ein wenig Geſellſchaft zu leiſten.

Tante Malchen hatte Ja dazu geſagt. Sonſt fing ſie gerade in den letzten Tagen an, meinen Verkehr im Bergmannſchen Hauſe, obſchon er ihr ſelbſt manche Annehmlichkeiten brachte, etwas einzuſchränken. Denn Tante Malchen war keineswegs dumm aber blind, und es war ihr vielleicht in den Sinn gekommen, daß ſie meinen Eltern Rechenſchaft über mich ſchuldig ſei. Dieſelben hatten mich ja zweifellos — ihre Gründe mochten ſonſt ſein, welche ſie wollten — nicht hierher geſandt, um mich bei meiner großen Jugend zu verladen, und Tante war ohnehin der Anſicht, daß alle jungen Mädchen in Bauſch und Bogen immer dazu neigten, „ſich etwas in den Kopf zu ſetzen“.

Als Tante alſo fort war, machte auch ich mich auf den Weg. Das Bergmannſche Dienſtmädchen, das mir an der Thür entgegenkam, ſagte, Frau Rat wäre noch ein Viertelſtündchen beſchäftigt, ſie ließe mich bitten, in den Gartenſaal zu gehen und dort ein wenig zu warten; ſie würde kommen, ſobald ſie könnte. Ob ich vielleicht die Journalmappe ſo lange anſehen möchte?

Gut, das konnte ich ja gern thun. Ich wußte jetzt im Hauſe ſo gut Beſcheid, daß ich eines Wegweiſers in den Gartenſaal nicht bedurfte. Als ich aber die Thür öffnete, fuhr ich doch — ich will nicht ſagen, erſchracken — aber ein wenig erſtaunt zurück. Ich hatte gemeint, Frau Bergmann ſei ganz allein zu Hauſe, und nun ſtand da Heinrich Alten, mit dem Rücken nach der Stube gewendet, am Fenſter und ſah, die Hände in den Taſchen, in den Regen hinaus.

Beim Geräuſche der ſich öffnenden Thür wandte er ſich um. Ich bemerkte, daß er ſehr ernſt, ja ſchwermütig ausſah.

„Fräulein Römer?“

„Sie, Herr Alten? Ich dachte, die Herren wären ausgegangen,“ ſagte ich, an der Thür ſtehen bleibend.

„War ich auch — mußte aber umkehren, bin g'rade nach Hauſe gekommen. Warum bleiben Sie denn da ſo ſchüchtern an der Thür ſtehen? Fürchten Sie ſich vor mir, Fräulein Römer?“ fragte er mit einem flüchtigen Lächeln.

„O nein!“ Ich lächelte auch, aber mir ſchlug das Herz. Ich war noch nie ganz allein mit ihm geweſen, und er ſah mich ſo wunderlich an. Aber damit er nicht merken möchte, daß ich mich unſicher fühlte, trat ich zu ihm an das Fenſter.

„Sie ſehen ſo ernſt aus,“ ſagte er wieder mit demſelben flüchtigen Lächeln von vorhin und ſah mir ins Geſicht.

„Ich? Nein! Aber Sie!“

Er ſchwieg einen Augenblick. Dann ſtrich er ſich langſam mit der Hand über die Stirn und ſeufzte.

„Ja — immer kann man die Maske eben nicht tragen. Dann und wann muß das wahre Geſicht einmal zum Vorſchein kommen. Fräulein Römer —“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „iſt es Ihnen nie in den Sinn gekommen, daß ich vielleicht innerlich ganz anders bin, als ich mich den Menſchen zeige?“

„Nein,“ ſagte ich verwirrt, „das heißt — ja —“

„Haben Sie nie gedacht, ich könnte vielleicht einen großen, großen Wunſch haben, ſo groß, daß ich kaum wagen darf, auf ſeine Erfüllung zu hoffen, und der mich deshalb oft faſt bis zur Verzweiflung traurig macht, wenn niemand es ſieht?“

Ich atmete ſchnell und ſchlug langſam die Augen zu ihm auf. Wovon ſprach er? meinte er meine Stiefmutter, die ihm für immer verloren war? — meinte er — meinte er — mich?

„Und möchten Sie nicht wiſſen, was für ein großer, vermeſſener Wunſch das iſt?“ Er beugte ſich plötzlich herab und ſah mir gerade in die Augen.

„Nein — nein!“ ſagte ich und preßte meine Hände feſt ineinander.

„Doch, Sie ſollen es wiſſen, g'rade Sie, denn niemand ſonſt auf der ganzen Welt geht es etwas an — und niemand ſonſt kann mir helfen, Agnes! Sie wünſche ich mir — Sie! Agnes, ſüßer, kleiner ſcheuer Vogel — dich möchte ich!“

Ich weiß nicht, was ich ſagte. Nein, ich weiß es nicht mehr! Meine Gedanken verwirrten ſich, ich war ſo unſinnig glücklich. Ich weiß nur, daß ein paar Augenblicke ſpäter ſeine Arme mich umfingen und ſeine Lippen mich küßten, und daß er dann, als er mich freigab, fragte, ob er von meinen Vater um meine Hand bitten dürfte, jetzt — gleich?

„Nein, nein,“ ſtammelte ich, „nicht jetzt, nicht gleich! Ich muß Ihnen erſt etwas ſagen, etwas, was Sie notwendig vorher wiſſen müſſen. O, nicht heute!“

Er lachte fröhlich und leichtherzig. „Ein ſchreckliches Geheimnis?“

„Etwas — ich will es Ihnen morgen ſagen, und dann mögen Sie an Vater ſchreiben, wenn Sie es dann noch wollen.“

Ehe er antworten konnte, thaten Schritte auf dem Flur draußen. Es mußte Frau Bergmann ſein, die da kam. So lange hatte ſie gezögert, daß ich ſie ganz vergeſſen hatte. Vor der Thür ſtand ſie einen Augenblick ſtill und ſagte mit lauter Stimme irgend etwas zu der Magd, die wohl draußen beſchäftigt war.

Heinrich Alten drückte mich ſchnell auf einen Stuhl, gab mir ein Journal in die Hand und nahm auch ſelbſt ein ſolches. Da öffnete ſich auch ſchon die Thür, und ſeine Schweſter trat ein.

Natürlich war ſie ſehr erſtaunt, den Bruder hier zu finden, den ſie, wie ſie ſagte, im Kegelklub vermutet hatte. Auch ſchickte ſie ihn lachend fort, da ich ihr etwas vorleſen ſolle, wobei er ſich nur langweilen würde, und er ging, indem er fröhlich verſicherte, er habe ohnehin Briefe zu ſchreiben.

Wie ich es fertig brachte, zu leſen, weiß ich nicht; es mag auch danach geweſen ſein! Vermutlich wurde die Qual des Zuhörens für die Rätin zuletzt zu groß, denn ſie nahm mir lächelnd das Buch aus der Hand, rollte ihre Stickerei zuſammen und begann zu plaudern. Jedoch auch damit wollte es nicht recht gelingen, denn die Gedanken führten einen bunten Tanz auf in meinem Kopfe, und ich konnte ſie nicht wieder in Ordnung bringen.

Endlich ſchien es mir Zeit, aufbrechen zu dürfen. Der Regen hatte nachgelaſſen, aber es war noch ſehr naß und ſchmutzig auf den kleinen, abſchüſſigen Straßen, und die Rätin beſtand darauf, mir ein Paar Gummiſchuhe zu leihen.

Ich lief davon, ohne in meiner Verwirrung auch nur ordentlich Adieu zu ſagen, und kam erſt zu Atem, als ich ſicher in Tantens Wohnung war.

Tante war noch nicht zu Hauſe; ich hatte genügend Zeit, meine Gedanken einigermaßen zu ſammeln und meinem Geſichte wieder annähernd ſeinen gewöhnlichen Ausdruck zu geben, und das war auch nötig! Jubeln und weinen hätte ich mögen — ich war ſo jung, ſo warmen Herzens, ſo unerfahren, und das Glück war über mich gekommen wie ein warmer Frühlingsregen über die Erde. —

Am nächſten Tage regnete es in Strömen; es war nicht daran zu denken, das Haus ohne beſondere Urſache zu verlaſſen, und draußen umherzuwandern und aus freiem Antriebe gerade jetzt zu Bergmanns hinzugehen, widerſtand meinem Gefühl. So ſchlepple ſich denn der Tag träge hin, ohne daß etwas geſchehen wäre — eine ſchwere Geduldprobe für mein unruhiges Herz.

Erſt am Mittage darauf klärte ſich das Wetter.

„Was für Gummiſchuhe ſind das, die da auf dem Flur am Schirmſtänder ſtehen?“ fragte Tante, den Kopf zur Stubenthür hereinſtreckend, „gehören ſie dir? Dann nimm ſie da fort!“

„Ach, die Gummiſchuhe, die habe ich ganz vergeſſen! Sie gehören Frau Rat Bergmann, ſie hat ſie mir vorgeſtern geliehen,“ rief ich.

Worauf Tante mir ſofort eine kleine belehrende Standrede darüber hielt, daß junge Mädchen geliehene Sachen immer ſofort zurückerſtatten müßten, und mir endlich auftrug, die Schuhe gut einzuwickeln und nachmittags, wenn ich ausginge, bei Bergmanns abzugeben, da die Morgenfrau jetzt ſchon fort ſei und alſo die Beſorgung nicht übernehmen könne.

„Schön, Tante,“ ſagte ich ganz erfreut. Der Auftrag kam mir ſehr gelegen. Auf irgend eine Weiſe mußte ich verſuchen, Heinrich Alten zu ſprechen, „mein Lieb“, wie ich mir leiſe und ſchüchtern ſagte.

Digitized by Google

Tiroler Osterfeuer.

Nach einer Originalzeichnung von Oscar Gräf.

Digitized by Google

Er hatte gewünscht, meinem Vater gleich zu schreiben, und dies war auch nach meinem eigenen ehrlichen und kindlichen Gefühl das einzig richtige. Dann aber mußte ich ihm vorher sagen, wer meine zweite Mutter war. Erst sollte alles klar sein zwischen uns, so wollte ich es. In welche Form ich eine solche Mitteilung auf die zarteste Weise kleiden könnte, wußte ich allerdings noch nicht; der Augenblick mußte sie geben, aber hinzögern wollte ich die Aussprache nicht länger, als ich durchaus mußte. Vielleicht verzehrte er sich ja in Ungeduld, meines Vaters Einwilligung zu erhalten, so wie auch ich mich nach derselben sehnte.

„Bleibe aber nicht wieder den ganzen Nachmittag da hängen!" ermahnte Tante eindringlich, als ich mich auf den Weg machte. „Junge Mädchen müssen sich immer davor hüten, aufdringlich zu erscheinen, mein gutes Kind — nun, nun, ich weiß wohl, du bist nicht aufdringlich, jedoch man muß auch den Schein meiden!"

„Ja, Tante, jawohl!" Ich hörte nur halb auf sie und war schon auf der Treppe. In mir klang es wie lauter Frühlingslieder.

Als ich mich dem Bergmannschen Hause näherte, sah ich aus der Gartenpforte den Postboten treten. Ich nickte ihm zu; mir war, als müßte ich gegen alle Welt freundlich sein.

Im Wohnzimmer war niemand, auch im Gartensaal nicht, aber von der Veranda, auf welche die offen stehende Thür hinausführte, tönten Stimmen.

„Ja, Betty — nun wird dein Mann doch noch einmal herausrücken müssen mit Geld — mit dem hübschen kleinen Goldkäfer ist es nichts!"

Ich blieb stehen. War das wirklich mein Liebster, der da sprach in so bitterem, beinahe höhnischem Tone?

„Nicht?" — kam es lang gedehnt und sehr erstaunt zurück. Ich hatte mir nie gedacht, daß die hübsche, liebenswürdige Frau Bergmann einen so scharfen Klang in der Stimme haben könnte. „Nicht, Heinrich? — Ich denke, alles ist in schönster Ordnung!"

„Ja," er lachte kurz auf, „das habe ich auch gemeint, scheint aber doch nicht so."

„Ja, mein Gott, vorgestern sagtest du doch —"

„Ach, vorgestern! Soweit es die Kleine angeht, ist auch nichts im Wege, die griff mit beiden Händen zu. Seitdem, meine liebe Betty, hat sich die Sache geändert. Der Alte will nicht. Du kannst dir doch wohl denken, daß ich gleich schrieb; das Feuer brennt mir, weiß Gott, auf den Nägeln."

„Und —?"

„Ganz einfach: Nein! Da steht's — der Wisch kam eben."

Es wurde still. Ich fühlte, wie mir die Knie zitterten. Es war mir klar geworden, daß sie von mir sprachen.

„Und aus was für Gründen, wenn man fragen darf?" kam es nach einer Pause von Frau Betty.

„Gründe thun hier nichts zur Sache, die Hauptsache ist: er will nicht! Na, meinetwegen magst du's wissen! Es ist da eine alte, dumme Geschichte, von der ich nicht ahnen konnte, daß er darum wüßte, sonst hätte ich dir Finger überhaupt von der Sache gelassen oder sie anders angefangen. Aber wie es nun liegt, ist an eine Sinnesänderung des Alten nicht zu denken — und die vier Jahre warten, bis die Kleine mündig ist, ja, Betty, das weißt du selbst, das kann ich nicht!"

„Nein," sagte Frau Betty sehr kühl.

„Es thut mir um den niedlichen kleinen Goldkäfer selbst auch leid! Ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, sie hatte mir nicht wirklich gefallen —! Aber die Sache ist verloren! Sich darüber Illusionen zu machen, wäre ganz lächerlich."

Noch jetzt kann ich nicht begreifen, woher ich die Selbstbeherrschung nahm, mich nicht zu regen. Es kam mir nicht in den Sinn, daß es unschön sei, auf Dinge zu horchen, die nicht für mich bestimmt waren. Was hier besprochen wurde, ging mich doch wohl zu sehr an, als daß ich nicht das Recht gehabt hätte, es zu hören. Ebensowenig aber fiel mir ein, mich vor ihnen zu verbergen. Ich stand auf der Schwelle zur Veranda, und nur der Umstand, daß sie mir den Rücken zukehrten und sich zufällig nicht umwendeten, verhinderte, daß sie mich sahen.

Die Hände fest ineinander gepreßt, stand ich da und zwang mich, nicht zu weinen.

„Ja, was willst du denn nun?" fragte die Räten nach einer kleinen Pause.

Heinrich Alten antwortete nicht gleich.

„Betty," sagte er dann überredend, „könnte dein Mann nicht noch dieses eine Mal für mich eintreten? Könntest du ihn nicht diesmal noch dahin beeinflussen?"

„Nein, mein lieber Heinrich! Noch einmal wieder deine Schulden bezahlen? Nein, sicher nicht! Mein Mann hat mir schon das letzte Mal erklärt, daß er es nicht wieder thun würde, und ich kann ihm, offen gesagt, nicht verdenken, daß er es endlich satt hat. Noch dazu Spielschulden — und solche Summen! Wir sind selbst nicht reich, und wir haben Kinder! Du mußt mir zugeben, daß ich immer als treue Schwester an dir gehandelt habe; aber einmal hat die Sache ihre Grenzen. Noch jetzt wieder! Wer hat dich auf den kleinen Goldfisch aufmerksam gemacht? Ich war es! Wer hat dir dann alle Chancen verschafft, um zum Ziel zu kommen? Ich, obgleich es mir im Grunde eigentlich gegen mein Gewissen ging. Ich habe sogar die alte, langweilige Person, die Tante, in den Kauf genommen. Wenn du dir aber selbst durch allerlei jetzige oder frühere Dummheiten den Weg versperrst, so kann ich dir auch nicht weiter helfen."

„So bleibt dann eben nur die Kugel durch den Kopf!" sagte Heinrich Alten bitter.

„Ach, lieber Heinrich, damit hast du nun schon vier- oder fünfmal gedroht. Die Zeit ist hin, wo mich das noch sehr erschütterte! Menschen wie du, die das Leben so zu genießen verstehen, besinnen sich, ehe sie es hinwerfen. Auch wäre es recht thöricht von dir! Dazu bliebea dir denn doch noch zu viele Wege zum Glück offen."

„Dazu schwimmen noch zu viele Goldfische im großen Wasser umher, meinst du?" Nun lachte er. Es klang schon beinahe wieder leichtherzig. „Na, wenn du meinst, Betty! Nur schade, daß sie nicht alle so niedlich sind wie dieser. Jedenfalls werde ich aber hier nun wohl verschwinden müssen."

„Ja, wenn du dich anderswo nützlicher beschäftigen kannst und wie willst du es der Kleinen beibringen?"

„Ach — irgenbwie! Ich fürchte, der Vater wird das so besorgen, daß ein Wiedersehen zwischen uns nicht sehr erquicklich ausfallen würde. Nein, so ein dummer Zufall!"

Ich konnte es nicht ertragen, mehr zu hören.

Wenn ich ein tapferes Mädchen gewesen wäre, so würde ich jetzt über die Schwelle auf die Veranda hinaus vor Bruder und Schwester hingetreten sein. Aber ich war nichts weniger als ein tapferes Mädchen. Ich wandte mich um und ging aus dem Zimmer und dem Hause. Meine Füße zitterten, aber ich mühte mich nicht, leise aufzutreten, es war ja alles einerlei. Das Paket, welches ich mitgebracht hatte, lag wohl irgendwo; ich kümmerte mich nicht darum.

Nachher war mir's, als hätte man mich Stimmen gerufen draußen auf der Veranda, als hätte jemand nach mir gerufen und wäre mir gefolgt, aber ich wandte mich nicht um. Als ich die Treppe zu unserer Wohnung hinaufstieg, mußte ich mich am Geländer festhalten; mir war so sonderbar und schwadelig zu Mute. Wie ich in mein Kämmerlein hinauf kam, weiß ich noch jetzt nicht.

Da oben aber lag ich lange, lange Zeit — ich glaube Stunden — auf den Knien vor meinem Bett. Es war nicht Haß in mir, nicht Zorn, nicht Bitterkeit, nur ein großer Schmerz, eine große Beschämung und so etwas wie Betäubung.

Noch jetzt, wo dieses alles seit Jahren hinter mir liegt und längst überwunden ist, wo ich lange ein reines, heiteres Glück gefunden habe, können mir die Thränen in die Augen treten, wenn ich an jene Stunden denke.

Endlich wusch ich mein Gesicht, glättete mein Haar und ging zu Tante Malchen hinunter, die schon auf mich gewartet hatte. Sie erschrak über mein Aussehen, beruhigte sich dann aber bei meiner Versicherung, Kopfschmerzen zu haben.

„Ein Brief liegt auch für dich da," sagte sie, „der Postbote brachte ihn, gleich nachdem du fortgegangen warst."

Ich nahm ihn. Er trug den Poststempel meiner Heimat und die Handschrift meiner Stiefmutter.

„Willst du ihn nicht lesen?" fragte Tante erstaunt, als ich ihn ungeöffnet in die Tasche steckte.

„Ja, nachher“

Und obgleich ſie den Kopf darüber ſchüttelte, daß man einen Brief aus dem Elternhauſe ſo gleichgültig behandeln könne, pünktete ich ihn erſt, als ich wieder in meinem Stübchen allein war. Ich fürchtete mich vor ihm.

Dann las ich. — Ich las einmal, zweimal, dreimal, und meine heißen Thränen fielen auf das Blatt und verwiſchten die Schrift.

„Mein Herzenskind!

Dein Vater möchte mich gern daran verhindern, dieſen Brief zu ſchreiben, da er fürchtet, ich könnte mich aufregen oder angegriffen, weil ich mich in der letzten Zeit zuweilen nicht ganz wohl gefühlt habe. Auch meint er, er wiſſe ja alles, was ich ſchreiben will, ſeit langer Zeit ebenſogut wie ich — und mir ſelbſt kommt allerdings der ſchmerzliche Gedanke, daß Du vielleicht dem, was ich Dir zu ſagen habe, mehr Vertrauen ſchenken würdeſt, wenn es nicht g'rade von mir käme. Ich weiß, ich habe es nicht verſtanden, den Weg zu Deinem Herzen zu finden.

Dennoch — ich möchte ein einziges Mal etwas für Dich thun dürfen, etwas, wofür Du mir einſt danken wirſt, wenn auch nicht jetzt gleich. Vielleicht werde ich nie wieder Gelegenheit dazu haben, und es iſt nicht nur das erſte, ſondern auch das letzte Mal. — Wie Gott will!

Es iſt heute ein Brief an Deinen Vater von einem Herrn Alten eingetroffen, worin derſelbe um Deine Hand anhält. Herr Alten fügt hinzu, Deiner Zuneigung ſei er ſicher, es bedürfe nur noch der väterlichen Zuſtimmung; Du habeſt ihm Dein Wort bereits gegeben.

Ich will Dich jetzt nicht darauf aufmerkſam machen, wie recht es Deinem Vater gethan hat, daß nicht Du ſelbſt vertrauensvoll über dieſe Angelegenheit an ihn geſchrieben haſt, auch nicht darauf, daß man mit noch nicht ganz ſiebzehn Jahren nicht das Recht hat, ohne väterliche Zuſtimmung ſein Wort zu geben. Dem Du ſind Dinge, die Du bei Deiner ehrlichen Natur nach einigem Nachdenken Dir ſelbſt ſagen wirſt.

Ich will Dir nur die Gründe angeben, weshalb Dein Vater, von dem Du ja weißt, wie unendlich lieb er Dich hat, den Antrag des Herrn Alten aufs beſtimmteſte abgelehnt hat. Es haben dazu wenige Worte genügt — ein ganz einfacher Hinweis auf mich.

Was ich Dir jetzt ſchreiben will, mein Herzenskind, das würde ich Dir ſonſt verſchwiegen haben. Es ſind Dinge, welche Eltern mit ihren Kindern gewöhnlich nicht zu beſprechen pflegen.

Derſelbe Heinrich Alten, welcher jetzt Dich zur Frau begehrt, iſt einſt mein Verlobter geweſen. Wir lernten uns kennen in dem erſten Sommer meines Aufenthaltes hier. Welch einen Zauber ſein liebenswürdiges Weſen auf Mädchenherzen auszuüben vermag, weiß ich aus eigener Erfahrung.

Warum ſoll ich es nicht ſagen — ich habe ihn damals ſehr lieb gehabt. Wäre es nicht der Fall geweſen, wie hätte ich ihm Treue geloben dürfen? Ich darf es auch jetzt um ſo offener bekennen, als ich an Deines lieben Vaters Seite ein beinahe vollkommenes Glück gefunden habe. Es würde ganz vollkommen ſein, wenn nicht zwiſchen Dir und mir etwas wie ein Schatten ſtände, den ich nicht zu bannen vermag. Gerade weil ich ſeit lange weiß, wie unendlich hoch Dein Vater jenen anderen Mann an innerem Werte überragt, kann von irgend einem Gefühl der Bitterkeit nicht die Rede ſein, wenn ich ganz einfach ſage: Ich hatte Heinrich Alten damals ſehr lieb.

Und auf ſeine Weiſe hatte auch er mich lieb — damals.

Heinrich Alten gehört aber nicht zu den Menſchen, welche lange an einem Dinge feſthalten können. Unſer Verlöbnis, welches er zuerſt ſo leidenſchaftlich gewünſcht hatte, fing bald an, ihm weniger feſſelnd zu erſcheinen, als der Reiz der Neuheit verſchwunden war. Wir beſaßen beide nicht viel, und er fing an, mich zuweilen fühlen zu laſſen, daß es ſchwer ſei, ins Ungewiſſe hinein warten zu ſollen.

Trotzdem habe ich ehrlich zu ihm gehalten, obgleich eine heimliche Verlobung für ein alleinſtehendes junges Mädchen manches mit ſich bringt, was beſſer vermieden würde und ihr den Weg erſchwert. Es kam mir nicht in den Sinn, ihn weniger zu lieben, als ich ſah, daß er in manchen Dingen nicht das war, was ich von ihm erwartet hatte, denn ähnliche Erfahrungen muß faſt jeder Menſch machen. Ja, auch dann noch hielt ich an ihm feſt, als ich die beklemmende Entdeckung machte, daß er ſpielte, obgleich g'rade ich, als Tochter eines Offiziers, mehr als einmal erfahren hatte, was für Elend das Spiel in Familien hineintragen kann.

Es kam ein Tag, Agnes, wo er faſt auf ſeinen Knien bat, ihn vor Schande zu retten, und wo ich dann mit meinem kleinen Vermögen ſeine Spielſchulden deckte.

Wenn ich Dir ſage, daß ich es ihm willigen Herzens hingegeben habe in dem feſten Vertrauen auf ſein Ehrenwort, ſich beſſern zu wollen, und wenn ich noch hinzufüge, daß er dieſe, wie er ſelbſt ſagte, von mir entlehnte Summe nie zurückgezahlt hat, ſo thue ich es aus keinem anderen Grunde, als weil ich Dir nützen will. Zu jener Zeit habe ich ganz einfach gedacht, was mein ſei, gehöre auch ihm von Rechts wegen.

Seitdem mied er mich. Es war, als wenn er ſich beengt und unfrei fühlte in meiner Gegenwart, und als der Frühling kam, ſchrieb mir Heinrich Alten eines Tages, er glaube, wir hätten uns beide in unſeren Herzen geirrt, als wir uns verlobten — wir paßten nicht zu einander, auch könne er nicht verantworten, mein Leben an ſeine ungewiſſe Zukunft zu feſſeln. Ich ſelbſt wiſſe ja, wie wenig er geeignet ſei, ernſte Lebensſorgen auf ſich zu nehmen, kurz — er bäte mich, ihm ſein Wort zurückzugeben.

Ich gab ihn frei, weil er es wollte.

Faſt unmittelbar darauf las ich in der Zeitung die Anzeige von Heinrich Altens Verlobung.

Ich kannte die Braut. Es war ein ſehr reiches, alleinſtehendes Mädchen, viele Jahre älter als er, herzensgut, aber weder gebildet noch hübſch, auch nicht das, was man ſo im allgemeinen liebenswürdig nennt, und ſehr kränklich.

Ich hatte ihn recht lieb gehabt, Agnes, und als ich dieſe Anzeige in der Zeitung fand, während ich die Löſung meines eigenen Verlöbniſſes noch als ganz friſchen Schmerz empfand, verfiel ich in eine ſchwere und lange Krankheit.

Nach Wochen, als ich geneſen war, erfuhr ich, jenes reiche, kranke Mädchen, das den liebenswürdigen Verlobten beinahe vergöttert habe, ſei an einer plötzlichen, durch Erkältung herbeigeführten Verſchlimmerung ihrer Krankheit geſtorben, ihr Vermögen ſei, da ſie kein Teſtament hinterlaſſen habe, an ihre Verwandten gefallen, und Heinrich Alten ſei nach Schottland gegangen.

Wie ich dann im Sommer zum zweitenmal hierher kam, wie nach und nach Dein lieber Vater und ich uns liebgewannen, bis ich endlich, kurz vor Weihnachten, ihm, dem ich über alles vertrauen gelernt hatte, verſprach, ſeine Frau zu werden, das gehört nicht in dieſen Brief, und Du weißt es ja auch ſchon. Von Heinrich Alten habe ich nie wieder gehört, bis heute. Was ich Dir jetzt geſchrieben habe, iſt mein Geheimnis geweſen, ſoweit es nur ihn und mich anging, und ich habe nie zu jemand davon geſprochen, außer zu Deinem Vater, ehe ich mich mit ihm verlobte — Gott ſegne den Tag! — und jetzt zu Dir!

Liebe Agnes, Du biſt ſehr jung und weltfremd, und Du ſtehſt augenblicklich unter dem perſönlichen Einfluß jenes Mannes. Wie groß der ſein mag — ich weiß es. Aber dennoch meine ich, Du wirſt begreifen, daß Dein Vater ſich nicht entſchließen kann, Dein Glück in dieſe Hände zu legen. Er meint, Heinrich Alten beſitze nicht diejenige Vornehmheit der Geſinnung, deren es bedarf, um ein Mädchen wie Dich dauernd zu beglücken.

Sollteſt Du aber — und auch dies ſcheint mir nicht unmöglich — meinen, daß mir die Erinnerung an vergangenen Schmerz doch das Urteil trübt und ich aus vielleicht mir ſelbſt unbewußtem Bitterkeit heraus dem Manne Unrecht thue, den Du lieb haſt, ſo ſtelle ich Dir anheim, ihm dieſen Brief zu zeigen. Was meine Hand geführt hat, als ich ihn ſchrieb, das, Agnes, war Liebe und nicht Haß. Sieh in Altens Geſicht, während er lieſt, und dann ſage Dir, wem Du glauben ſollſt.

Kehre heim zu uns, mein Herzenskind! Dein Vater und ich ſind beide der Meinung, daß Du jetzt nicht bleiben darfſt, wo Du biſt. Das, was wir Dir hier fernhalten wollten, als wir Dich fortſandten, wird Dein Zartgefühl weniger verletzen als das, was Dich jetzt dort beſtürmt.

Komm nach Hauſe, Agnes! Hier iſt Deine Heimat, hier bei uns! — zu uns gehörſt Du, an unſer Herz.

Deine treue Mutter.“

Ja, ich las den Brief wieder und wieder, und meine heißen Thränen fielen auf das Blatt und verwischten die Schrift — ja! da lag nun das Götzenbild zertrümmert im Staube, und mir war es doch ein Götterbild gewesen! Aber hell und rein sah ich durch meine Thränen hindurch zum erstenmal nach so langer Zeit meiner Mutter schönes, klares Angesicht. —

Am nächsten Morgen ganz früh klopfte ich an Tante Malchens Schlafstubenthür. Ich fühlte mich matt und elend nach der schlaflosen Nacht, aber ganz fest und sicher in dem, was ich thun wollte.

„Wer ist da?“ rief Tante Malchen.

„Ich, Tante. — Darf ich hineinkommen?“

„Na ja —“ sagte Tante, nicht gerade sehr beglückt; ich hatte sie wohl aus dem schönsten Morgenschlummer aufgeschreckt.

„Aber wie siehst du denn aus — verwacht und krank — ist dir nicht wohl, Kind?“

„Nein, nicht ganz,“ sagte ich leise. „Ich wollte dir nur sagen, ich möchte nach Hause reisen.“

Tante Malchen fuhr in ihrem Bett in die Höhe, so daß sie aufrecht saß. „Wann? Doch nicht in dieser Minute?“

„Nein, das nicht, aber heute.“

„Ach, Unsinn, Kind!“ rief Tante Malchen ärgerlich, „welche Grillen! Wie kommst du dazu?“

„Ich sehne mich,“ sagte ich ganz leise.

„Nun ja — nun ja, das ist ja am Ende begreiflich, aber so Hals über Kopf! Ich bin gewiß, deine Eltern wollen dich eben jetzt nicht haben. Warte doch nur noch ein Weilchen. Du kannst doch nicht g'rade jetzt und so ganz ohne Erlaubnis —“

„Doch, Tante, ich darf.“

Da klopfte es leise, und die Morgenfrau streckte ihren ältlichen Kopf herein.

„Da ist ein Telegramm, Frau Rat,“ sagte sie, die eine nasse Hand an der Schürze abwischend, während sie uns mit der anderen das Papier hinhielt. Ich nahm es; es war an Tante Malchen adressiert.

Ein gespanntes Lächeln ging über Tantens hageres Gesicht, und während sie die wenigen Worte mit den Blicken überflog, verwandelte sich der erwartungsvolle Ausdruck in einen heiteren.

„Du hast heute nacht ein Brüderchen bekommen, Agnes,“ sagte sie, mir den Zettel hinreichend, „und alles steht wohl, Gott sei Dank! Na siehst du, da magst du ja reisen, nun kannst du zu Hause nützlich sein.“

Ein Brüderchen! Für den Augenblick vergaß ich alles andere über diesem einen, großen, wundervollen Ereignis — ein Brüderchen!

„So,“ sagte Tante Malchen, „nun helfe ich dir selbst den Koffer packen, daß du mit dem Mittagszuge fortkannst. Jetzt gehörst du ins Elternhaus!“

Sie wußte selbst nicht, wie sehr sie recht hatte.

Tragödien und Komödien des Aberglaubens.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten

Fromme Menschenopfer.

Von Rudolf Kleinpaul.

War du ein armer Knecht in der durch ihre Naturschönheiten bekannten niederländischen Provinz Geldern, im Kreise Appeltern, nicht weit von Arnheim; er hieß Jan Brinkman und diente bei dem Bauer Scherf in Altforst. Dieser Scherf gehörte einer Sekte an, die sich über die Gegend bis nach Maasbommel verbreitet hatte und sich mit dem Teufelaustreiben abgab. Scherf galt für einen neuen Messias und hielt sich selbst dafür; aber er hatte keinen Gewinn davon, denn in seinem eignen Hause lauerte der Böse. Und zwar stand es fest, daß der Knecht Jan Brinkman, der rothaarige Brinkman, vom Teufel besessen sei. Vergangene Lichtmeß, in der Nacht zum 3. Februar, fand deshalb bei Scherf ein Konventikel statt; zu Mariä Reinigung sollte das alte Laster hinausgejagt und der Tempel gereinigt werden. Der Knecht lag oben in seiner Kammer und schlief den Schlaf des Gerechten; sein Heer holte ihn aus dem Bette und nötigte ihn hinunter in die Stube, wo die frommen Brüder und Schwestern in Strümpfen — die Schuhe hatten sie draußen abgelegt — versammelt waren. Nun begann der Tropf den Exorzismus vorzunehmen; er schlug das Zeichen des Kreuzes über dem Besessenen, besprengte ihn, bannte ihn: „Im Namen des Dreieinigen Gottes beschwöre ich dich, fahre aus, du unsauberer Geist!“ — Der Unglückliche wußte gar nicht, was sie wollten. Da erhielt er von dem eifrigen Teufelsbanner mit einer eisernen Stange einen Schlag über den Kopf, daß er bewußtlos niederstürzte. „Halleluja! Er ist gefallen! Es hat überwunden der Löwe vom Geschlechte Juda!“ — Und nun half männiglich mit bannen, den Widersacher vollends überwältigen und dem Verfluchten den Garaus machen. Die Stühle, die Bänke, die Spucknäpfe flogen durch die Luft; der Satan wurde gesteinigt wie in Mekka, im Thale Mengar. Man zog die Schuhe wieder an und zertrat den Teufel wie eine giftige Schlange. Er war schon tot, aber immer noch wurde zugeschlagen und gelärmt und auf dem gräßlich entstellten Leichnam herumgetrampelt. Hierauf sangen sie ein Loblied und erholten sich von der harten Arbeit bis zum Morgen. Sonnabend früh begab sich Scherf triumphierend zu seiner Mutter nach dem Marktflecken Batenburg, um ihr die frohe Botschaft von der gelungenen Austreibung zu überbringen; als er wiederkam, veranstalteten seine Anhänger ein Zweckessen, eine sogenannte prachtige Fooi, bei welcher Gelegenheit er durch die inzwischen erschienene Polizei verhaftet wurde. Man brachte ihn nebst mehreren anderen Rädelsführern nach Tiel und steckte den neuen Messias ins Loch.

Die Geschichte, die durch alle Zeitungen gegangen ist, liefert einen traurigen Beweis, daß der religiöse Aberglaube unter allem Aberglauben der schlimmste ist, und daß er trotz aller Volksbildung, Aufklärung und Schule der Neuzeit noch nicht verschwunden ist. Natürlich glauben diese niederländischen Bauern ein heiliges Werk zu thun: sie ziehen ja gegen den Erzfeind zu Felde, singen Psalmen und haben ein gutes Gewissen. Aber das ist schrecklicher religiöser Wahnsinn! Sie ereifern sich über ein Wesen, das nur in ihrer Einbildung existiert, den Teufel, vermeinen auf Grund ganz veralteter Vorstellungen von Besessenheit und Krankheit, daß dieses Wesen wie ein Schmarotzer in einem unschuldigen Menschen stecke, ja, verwechseln schließlich den Schmarotzer mit dem Wirte.

Der Wahn, gegen den bösen Feind zu kämpfen und mit ihm das Böse selber zu vernichten, ist die Quelle unzähliger Morde gewesen, die man als Ritualmorde bezeichnet: die Hexenprozesse, die Ketzergerichte, die Schlage, die einst Philipp II gegen die bürgerliche Freiheit und den Protestantismus in den Niederlanden führte, haben keinen anderen Grund gehabt. Im Verlaufe dieser Idee kommen dann die Fanatiker dazu, die Besessenen thatsächlich zu opfern und ihre blutenden Leiber dem eigenen Gotte als etwas Wohlgefälliges zu weihen. Der Prophet Elias hat einst auf dem Berge Karmel nicht weniger als achthundertundfünfzig Baalspfaffen geschlachtet. Die Feueranbeter opfern den Muselmann, die Mohammedaner den christlichen Kreuzfahrer, die Griechen den Perser, die Tibetaner den Europäer, die Azteken den im Handgemenge erbeuteten Gefangenen auf ihren Altären. Ueberall ist es der Feind, der Andersgläubige, der dem Nationalgotte wie einem Vater von seinen tapfern Söhnen triumphierend dargebracht wird.

Es kann aber auch noch anders kommen: der Wahnsinn nimmt verschiedene, scheinbar feinere Formen an. Es kann auch sein, daß etwas Liebes genommen und das Allerteuerste, ja, ein Stück vom eigenen Leibe geopfert wird: der Sohn. Unter den Verbrechern aus dem Kreise Appeltern befand sich auch der Vorbeter der Sekte, der Bauer Spiering. Er bekannte dem Untersuchungsrichter offen, daß er fünf Kinder habe und daß es, als man ihn in Haft nahm, eben drauf und dran gewesen sei, das eine davon dem Herrn zu opfern. Das muß eine andere Manie

Idylle bei Sorrento.
Nach dem Gemälde von G. Jolley.

Digitized by Google

der Sekte gewesen sein, für Gottvonter ein Kind zu tölen, denn dasselbe wird auch von Scherf und einem Manne aus Mansbommel gemeldet. Scherfs Frau sagte aus, ihre älteste Tochter hätte geopfert werden sollen, die Polizei hat ihr deshalb alle ihre fünf Kinder weggenommen und sie in Sicherheit gebracht. Daß diese Vorsicht keineswegs überflüssig ist, beweist ein neuerlicher Vorfall in Pennsylvanien. Am 22. Januar 1900 kam ein deutscher Farmer, Eduard Schellmann, in der Oelregion zu der Ueberzeugung, daß es seine Pflicht sei, eins von seiner Familie herzugeben. Am gedachten Tage machte er sich also mit seinem ältesten Sohne, dem zwölfjährigen Harry, auf und ging mit ihm in den Wald, um Holz zu fällen. Das gehörte sich so, denn es stand in der Bibel: Abraham spaltete zum Brandopfer Holz und gab es dem Isaak zu tragen. In einer einsamen Schlucht baute er den Altar, legte das Holz auf und fesselte den Knaben, der sich vollständig entkleiden mußte. Alles war in Ordnung; nur der Isaak verhielt sich nicht ganz nach Vorschrift. Er sträubte sich, flehte um Schonung seines Lebens und geriet in eine fürchterliche Angst; und als nun gar der Vater ein großes Metzgermesser hervorzog, schrie er laut um Hilfe. Welch ein herzzerreißender Anblick, das arme gebundene Kind und der wahnsinnige Vater, der sich anschickt, es zu schlachten!

Vollzogen wurde das Opfer nicht — ein paar Jäger, die den Knaben hatten schreien hören, waren aufmerksam geworden; sie brachen durch die Büsche und thaten der Sache Einhalt, indem sie dem Vater das Messer aus den Händen wanden. Indessen hatte er das Kind bereits mehrfach angestochen, der Knabe blutete stark, und bald darauf erlag er wirklich seinen Verletzungen. Der Fall beschäftigt gegenwärtig die Polizeibehörden von Meadville, der nächsten, inmitten der Oelregion gelegenen pennsylvaanischen Stadt.

Es scheint, daß man in dem Quäkerstaate Pennsylvanien, teils durch religiöse, teils durch spiritistische Wahnvorstellungen irregeleitet, geradezu schon zur Verrücktheit gekommen ist und zu unnatürlichen Verbrechen gedrängt wird, auf denen der Fluch der Menschheit lastet. Nicht bloß zum Kindermord, nein, auch zum Muttermord — ja wohl, zum Muttermord; Orestes wurde doch erst wahnsinnig, nachdem er seine Mutter erschlagen hatte, aber in Pittsburg, der zweitgrößten Stadt in Pennsylvanien, sind sie von vornherein wahnsinnig, nicht bloß die Söhne, sondern auch die Töchter — sie sind wahnsinnig und deshalb auch nicht strafbar, selbst wenn sie es schlimmer machen als die reißenden Tiere. Man erinnert sich noch des schändlichen Prozesses, der im Mai des vorigen Jahres gegen die junge und schöne Bertha Beilstein in der Eisenstadt angestrengt ward. Sie hatte im vorvorigen Jahre, im Oktober 1898, ihre Mutter ermordet. Die Familie Beilstein gehörte zu den angesehensten und wohlhabendsten deutschen Familien von Pittsburg; durch ein merkwürdiges Verhängnis ist sie in kurzer Zeit zu Grunde gerichtet worden. Im August 1898 war der Vater der jungen Dame, Mr. Beilstein, plötzlich, gerüchtweise verlautete: durch Gift, gestorben. Miß Beilstein, genannt Berty, war sein Lieblingskind gewesen; sie wurde aus Gram über den Verlust ihres Vaters schwer krank. Sie war auch sonst krank, nämlich eine eifrige Spiritistin; sie teilte den gefährlichen Glauben an eine Geisterwelt. Natürlich, daß sie alsbald nach Chicago reiste und ein Medium, ihr gewöhnliches Orakel, nach dem Zustande ihres Vaters in der anderen Welt befragte. Da kam sie eben recht: John Jones, das hellsehende Traumedium, eröffnete ihr in einer Privatsitzung, der Zustand des armen Mr. Beilstein sei traurig. Mr. Beilstein könne nicht froh werden, bis er seine Familie wieder habe und wieder mit seiner geliebten Frau vereinigt sei. Fräulein Bertha faßte also den Entschluß, dem abzuhelfen und ihre Mutter ins Jenseits zu befördern, damit der Vater nicht länger zu warten brauche!

Die Frau Mutter war selbst eine Spiritistin gewesen; sie hatte ihre Bertha in die modernen Mysterien eingeweiht; sie sollte mit ihrer Tochter zufrieden sein! — Um auch wieder zum Vater zu kommen und die beiden Eltern nicht allein zu lassen, wollte sich die Muttermörderin dann gleichfalls töten. Sie erstach also kaltblutig ihre Mutter, und zwar vor den Augen ihres Onkels, des Mr. David Reis, der sich vor Entsetzen selbigen Tags unter die Räder einer Lokomotive warf. Dann schoß sie sich selbst zwei Kugeln in die Brust und nahm eine große Dosis Laudanum, ohne ihren Zweck zu erreichen; sie genas wider Erwarten vollständig, worauf ihr eben der Prozeß gemacht ward. Auch ihr Bruder, Edmund Beilstein, nahm sich das Leben; er vergiftete sich, angeblich aus Gram über das furchtbare Schicksal, das seine Familie betraf, auf dem Grabe seiner Mutter. Endlich starb auch noch ein Bruder des Vaters im Wahnsinn. Für eine wahnsinnige Spiritistin wurde nun Bertha Beilstein von den Geschworenen angesehen und demgemäß **freigesprochen**; der Hausarzt der Familie bekundete, daß er die junge Person schon häufig wegen Nervenkrankheiten behandelt habe, daß sie zu Halluzinationen geneigt gewesen und ihre Gesundheit nun durch den Tod ihres Vaters und die spiritistischen Machenschaften vollends zerrüttet worden sei. Auch die vorgeladenen Sachverständigen, meist Irrenärzte, sprachen sich dahin aus, daß die Angeklagte das Verbrechen in unzurechnungsfähigem Zustande begangen habe, und sie wurden in ihrer Ansicht durch die Thatsache bestärkt, daß die Mörderin nicht die geringste Reue zeigte. Mit größter Ruhe und lauter Stimme, ohne nur mit einer Wimper zu zucken, mit heiter, gab sie den Geschworenen eine detaillierte Darstellung ihrer entsetzlichen That und die Vorgeschichte des Muttermordes, wie wir sie eben auseinandergesetzt haben. Kurz, der Staatsanwalt drang mit seinem Plaidoyer, daß ihr Geisteszustand nur normaler gewesen sei und dem Morde ein anderes Motiv zu Grunde gelegen habe, nicht durch, sondern der Wahrspruch, den die Angeklagte lächelnd hinnahm, lautete: Nicht schuldig, weil wahnsinnig. Demnach wurde die Bertha Beilstein in eine Irrenanstalt gebracht.

Doch kehren wir zu dem religiösen Wahnsinn im engeren Sinn zurück und betrachten uns noch einmal die Fälle, wo die kleinen Kinder rituell gemordet und dem Herrn geopfert werden. Das Opfer Abrahams war den ersten Christen vorbildlich für Christi Opfertod; infolgedessen wurde es in den Katakomben, an den Wänden der Grabkammern und an den Sarkophagen, in Gemälden und in Reliefs unzähligemal abgebildet. Bekanntlich wurde im Römischen Reiche den Christen nachgesagt, daß das Kindesopfer zu ihren Ceremonien gehöre, und so sehr sich ihre Vorsteher auch bemühten, diesen ungeheuerlichen Verdacht zu widerlegen, zog er doch manche blutige Christenverfolgung nach sich. Wohl denkbar, daß die überall angebrachten Gemälde der Opferung Isaaks fernerstehenden Personen den ersten Anlaß zu der unsinnigen Anklage gegeben haben. Jedenfalls aber läßt die alttestamentliche Erzählung vom Opfer Abrahams auf eine Zeit schließen, wo das Kindesopfer thatsächlich noch stattfand; man ersieht, daß erst allmählich Opfertiere an die Stelle der Opferkinder traten und daß eben der vom Engel des Herrn gestellte Widder eine solche Ablösung bedeutet. Genau so wird in der griechischen Sage die Iphigenie geopfert und dem Mädchen eine Hirschkuh substituiert. Noch in unserem eigenen Vaterlande, in Oberbayern, finden sich Spuren von einer Ablösung des alten Kindesopfers: ein Pfennglicht, das ein Weib der niederen Volksschichten als Opfergabe darbringt, vertritt die Stelle eines Wachsbildes, das früher üblich war; das Wachsbild vertrat wieder die Stelle eines Eisenbildes; und das Eisenbild vertrat das Kind selbst. Für einen Kreuzer Seide opfert die Tirolerin, um das Leben ihres Kindes zu erhalten; einst nahm sie ein ganzes seidenes Kinderhemdchen, um ihr Kind damit loszukaufen, wenn es epileptisch war: hier tritt das Gewandopfer für das Kindesopfer ein. Kinder, namentlich die erstgeborenen, sind also wirklich einmal geopfert worden, daran ist kein Zweifel. Daneben aber mußte dieses dem Gedächtnis immer von neuem eingeprägte, mißverstandene Bild vom Opfer Abrahams bei schwärmerischen Naturen schon frühe zu Ausschreitungen führen, wie sie eben neuerdings in Nordamerika vorgekommen sind. In Rußland existiert angeblich eine ganze Sekte, zu deren Obliegenheiten es gehört, alljährlich ein Kind zu opfern, das ihnen die Stelle des Jesuskindes vertritt und das sie ihren kleinen Christus, den Christosik, nennen. Das ist die Sekte der Chlysty oder der Geißler, der russischen Flagellanten, über die der Professor Leroy-Beaulieu, einer der besten Kenner des Zarenreichs, im dritten Bande seines Werkes über Rußland berichtet.

Erst im letzten Februar hat der Bauer Awramtschenko, der dem Stundismus angehört, in dem Kirchdorfe Korutowka

bei ihrem Gott seine Kinder geopfert und seinen Bruder Maxim, der dazu kam, wie er seinen siebzehnjährigen Sohn würgte, töten wollen.

Die Tiefen der menschlichen Seele sind gar nicht zu ermessen; sie birgt im Guten und im Bösen Abgründe, vor denen einem der Schwindel ankommt. Im Malaiischen Archipel, auf Java, Sumatra, Ceylon und andern ostindischen Inseln besteht die berüchtigte Sitte des Mucklauens, die noch nicht vollkommen aufgeklärt ist, aber ebenfalls auf religiösem Wahnsinn zu beruhen scheint. In wilder Wut, durch den Genuß von Opium berauscht, rennt der Mucklauer mit blanker Waffe auf die Straße, ruft: „Amok! Amok!" — das heißt: Schlage tot! — und stürzt sich wie ein Tiger auf den ersten besten, der ihm in den Weg kommt, Freund oder Feind, um ihn mit seinem vergifteten Dolche zu durchbohren. Diesen seinen rasenden Lauf setzt er so lange fort, bis er entweder erschöpft zusammenbricht oder bis er selbst erschossen oder niedergestoßen wird, denn nach dem Gesetz ist er vogelfrei. Um sich solcher Unholde zu bemächtigen, haben die Schutzleute eine Art großer Zangen. Es ist, wie gesagt, wahrscheinlich, daß der Brauch, gleich dem sagenannten Kopfjagen, mit religiösen Vorstellungen zusammenhängt und daß auch ein Opfer dahinter steckt, nämlich ein Totenopfer, das den Verstorbenen gebracht wird, weil deren Geister nach Blut verlangen und sich nur durch Blut versöhnen lassen.

Die Anfänge der Kulturgeschichte sind überall blutig und grauenvoll. Und noch heutzutage, wo die zunehmende Volksbildung mit so vielem alten Aberglauben aufgeräumt hat, wird die Welt zuweilen durch die Kunde von Thaten aufgeschreckt, von welchen man sich nur mit tiefem Abscheu abwenden kann.

Im Wasserwinkel.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

(6. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Madame besteht darauf, Eva bis an ihr Haus zu fahren, „daß, wenn Dore etwa nicht daheim sein sollte, du nicht auf der Straße stehen mußt!" Eva will durchaus nicht darauf eingehen, mit in den „Winkel" zu kommen. „Laß mich, Tante, du hast ja zu Haus' deine Pflege." Nun steigt sie vor ihrer Behausung aus und reicht Madame die Hand nochmal in den Wagen hinein. „Dore ist daheim, ich höre sie, Tante. Leb' wohl!"

Dore kommt beim Oeffnen der Hausthür sogleich gestürzt; sie glaubt, ihr Fräulein wolle sie kurz besuchen, und jammert inzwischen, daß sie nun g'rad' mal in der Stube keinen Staub gewischt habe. „Und, Fräulein Eva, setzen Sie sich derweil ein bißchen in meine Stube, ich koch' gleich Kaffee. — Sie haben wohl Besorgungen?"

„Nein, Dore, ich bleibe nun wieder hier," antwortet Eva, „und ich helfe dir gleich."

„Ganz? Für immer, Fräulein Eva?"

„Freilich, Dore, und das Erste ist, daß die Kinder erfahren, ich bin wieder da. Sie haben schon allzulange Ferien gehabt!" Sie sagt das ein bißchen forciert munter. „Ich gehe jetzt nur mal durch die Stuben, Dore, unterdes ist der Kaffee fertig und dann — vielleicht ist's am besten, ich lasse es im Wochenblatt bekannt machen, daß die Schule wieder anfängt. Wenn die Annonce nachher gleich hingetragen wird in die Druckerei, steht's morgen schon drin." Sie geht, ohne eine Antwort abzuwarten, die Treppe hinauf und streicht wie liebkosend über das Geländer, es ist eine Wohlthat, eine so große Wohlthat, ein Fleckchen zu haben auf Erden, wo man allein sein kann mit seinem traurigen, schweren Herzen.

Im Schlafzimmer der Eltern, das sie zuletzt mit der Mutter betreten hat, ist's anders geworden. Dore hat das Bett der Verstorbenen hinausgeschafft, dadurch wurde es geräumiger, und des Mädchens Lager steht nicht mehr so dicht am Fenster. Die einst weißen Türen sind braun, das Waschtischchen ist mit weißer Oelfarbe gestrichen, über dem Bette hängt die kleine Photographie der Eltern.

„Ach Jott, Fräulein Evchen," schallt Dorens Stimme hinter ihr, „wir wollten Ihnen nu damit überraschen; Fritz hat das alles ganz alleens gemacht, un nu kommen Sie, wo's gar nicht mal fertig ist, nich mal Gardinen auf! Sie hätten's doch schonen können. Mit der Guten Stube da — na, sehen Sie's nur lieber selbst an, da wußten wie nu gar nicht, was machen. Madam hat mich doch gesagt, wie ich in Charlottenhof war, es sollte tapziert werden, weil da, wo der große Schrank gestanden hat, die Tapete noch ganz frisch war und gegen die andere abstach, was schauderhaft aussah. Und da sind wir noch nicht zu kommen, weil Fritze mit'n Aussuchen nicht fertig wurde von das Tapetenmuster; schließlich sagte ich, das ist ja bald gemacht, wenn ik da bin, und laß ihr doch lieber selbst aussuchen! Wissen Sie, Fräulein Eva, ich dacht' immer, das olle Tapezieren wäre gar nicht mehr nötig, lange wohnten Sie doch nicht mehr hier in dem alten Kasten, und nu wollen Sie wieder anfangen mit das olle Schulehalten!"

„Ja, Dore, nun fangen wir wieder an; Madame ist daheim und braucht mich nicht mehr. Ich kann doch nicht müßiggehen."

„Ich hab' gedacht, Sie nähten nu an Ihrer Ausstattung," brummt Dore.

Eva wendet sich heftig um. „Höre, Dore, wenn du mir einen Gefallen thun willst, sagst du nie wieder dergleichen Unsinn — Ich heirate nicht, nie, hast du verstanden?"

„Jesses, fressen Sie mich man nich," murmelt Dore, sieht aber dabei ganz beängstigt und unglücklich das junge Mädchen an, das förmlich zittert in seiner Erregung. „Ich hab's ja nicht bös gemeint," entschuldigt sie sich, „und die Annonce kann ich ja nachher forttragen; es ist man blaß, ich glaube — viel Schülerinnen kommen nicht, weil doch nach den Osterferien noch so'ne Strickschule aufgemacht ist, gleich oben an unserer Ecke, von Zimmermanns ihr blasses Mariechen; und wie ich man gesehen habe gestern, gehen da verschiedene hin, die Sie früher hatten, Fräulein Eva, und die Aelteste von Haberkorns, über die Sie sich immer so geärgert haben, die rief mich gestern nach: ‚Es gefällt mich man viel scheener bei Mariechen, und zu euch kommen wir nicht wieder — ätsch!' — Ich wollt's gleich schreiben, Fräulein Eva, aber — na — ich dachte, die alle Schule ist ja doch man Komedienkram, und daß Sie hei — —" Sie räuspert sich und schluckt das Wort hinunter, dann geht sie zur Thüre, die ins Nebenzimmer führt, stellt sich in diese Stube und sagt mit einer Handgebärde: „Und nu gucken Sie, wie das aussieht mit die Tapete, und hab' ich mich geärgert, wie sie den Schrank doch geholt haben!"

Eva ist ihr unwillkürlich gefolgt, aber sie sieht den kahlen Fleck, vor dem der liebe alte Schrank gestanden hat, nur wie durch Nebel. Was denn nun? Was denn nun? schreit's in ihr. So verzweifelt sieht sie aus, daß Dore ihre Meinung, Eva werde doch nach nachgeben und Moritz nehmen, jählings fallen läßt.

„Ja, Fräulein, alle Schüler hat sie noch nich von Ihnen," sucht sie zu trösten, „und wenn's denn sein muß, da finden sich wohl wieder andere, und nu kommen Sie doch und trinken ein bißchen Kaffee; es ist nach keiner verhungert, der's nicht darauf angelegt hat!"

Eine Stunde später geht Eva zu ihrem Bruder, er muß ihr helfen, raten, er ist doch der einzige. Sie hat in diesem Augenblick alles vergessen, was Kränkendes je von ihm kam, sie fühlt nur noch, daß er der einzige Mensch ist, der zu ihr gehört.

Die Straßen sind an diesem Frühlingsabend mit einer blaßrosen Dämmerung erfüllt und sehr lebendig, überall treiben die Kinder ihre Spiele, die alten lieben Spiele, die auch sie einst gespielt hat. Die Erwachsenen sitzen vor den Thüren; über die Mauern der Gärten hängen blühende Birnenbäume ihre leuchtend weißen Zweige, und als sich Eva unversehens wendet, sieht sie das alte Schloß droben purpurrot angestrahlt von der sinkenden Sonne. Wie sie dann über den Markt geht, an dem der Bruder wohnt, schlägt's acht Uhr. Der Flur der alten Patrizierwohnung, der zugleich als Einfahrt dient, ist ganz finster, denn Tony spart das Oel gern. Eva tastet sich zu der Treppe hin, die in das Hochparterre führt, wo Robert wohnt, und dort klingelt sie.

Digitized by Google

Nach einem Weilchen öffnet Tony, und wie sie Eva mühsam erkennt, sagt sie:

„Ach, du bist's? Robert ist aber nicht zu Hause. Na, tritt nur herein, er muß bald kommen. Vor einer Stunde haben sie ihn zu Baldaufs gerufen, die alte Frau hat ihn sprechen wollen; da wußten wir, daß ihr zurück seid. Ich dachte übrigens, du wärst gleich mit in den ‚Winkel' gezogen. — Nimm doch Platz so lange, ich will nur mal zur Mutter hinauf, damit sie nicht auf mich wartet, ich bin eingeladen bei ihr."

„Bitte, laß dich ja nicht stören und geh' hinauf, Tony," sagt Eva, „ich warte hier schon allein, und wenn Robert in einer halben Stunde nicht kommt, gehe ich wieder."

„So? Na, wenn du's nicht übelnimmst — Mutter hat nämlich ihr Whistkränzchen —"

„Sicher nicht, Tony!"

Eine Lampe anzuzünden findet Tony nicht für nötig. Sie geht nach einem kurzen „Gute Nacht", kommt dann rasch noch einmal zurück und fragt: „Ist's denn wahr, daß Karl jetzt so trinkt? — Du mußt's doch genau wissen!"

„Ich habe nichts bemerkt, Tony."

„Ach herrjeh! Immer diskret! Na, wahr wird's wohl sein, ein Wunder wär's auch nicht bei so 'ner Frau."

Sie ist wieder gegangen, und Eva sagt halblaut vor sich hin: „Die Frau soll's sein? Seine eigene Jämmerlichkeit ist's!"

Als es finster und finsterer wird, schickt sie sich zum Gehen an. Just in diesem Augenblick, wo sie auf den dunklen Korridor hinaustritt, hört sie einen Schlüssel sich umdrehen — Robert kommt. „Erschreck nicht, Robert," sagt sie, „ich bin hier!"

„Guten Abend, Eva! Ich weiß, Dore berichtete mir von deinem Fortgehen, ich sprach nämlich bei dir vor, in der Hoffnung, dich zu sehen. Verzeih' nur einen Augenblick, ich will erst mal Licht machen, so eine Finsternis! Tony ist natürlich oben? — Ja? Na, sieht ihr ähnlich." Er hat ein Streichholz angebrannt und entzündet nun die Lampe, die im Korridor auf einem Schränkchen steht. „So, nun komm mit in mein Zimmer, es ist der einzige behagliche Ort im ganzen Hause." Dort stellt er die Lampe auf den Tisch, schließt die Vorhänge und schiebt einen Sessel für die Schwester hin.

„Volle zwei Stunden habe ich da gesessen, mehr als Seelendenn als Leibarzt," sagt er. „Das sind ja erbauliche Geschichten bei Baldaufs! Die alte Dame siebert leider, erklärt trotzdem aber, Moritz sei kränker als sie. Ich bitte dich, Moritz und krank! Er spricht noch ein bißchen weniger als sonst, das ist alles. Er ließ mich rufen, weil er seiner Mutter einige notwendige und nicht eben erbauliche Mitteilungen machen mußte und in der Angst lebte, sie könnte sich darüber so erregen, daß sie einem ähnlichen Anfall, wie neulich, ausgesetzt werde. Ich saß also unten im Wohnzimmer bei einer Flasche Rotspan, um gleich bei der Hand zu sein. Wider Erwarten ist sie ganz ruhig geblieben, und als ich nach Beendigung der Aussprache, wie zufällig, zu ihr kam, sagte sie zu Moritz: ‚Ich will mich's überlegen diese Nacht, da wird mich das Rechte schon einfallen.' — Moritz wollte ein Schlafmittel für sie haben, aber ich verschrieb nichts; je eher diese Angelegenheit — es handelt sich um den biedern Karl — erledigt wird, desto besser, dann bekommt der Kopf Ruhe, auch ohne Schlafpulver. Von dir hat Madame übrigens auch gesprochen."

„Um Gottes willen!" murmelt Eva.

„Na, sei man nicht so! — Anders, als du denkst. Als Moritz einen Augenblick aus dem Zimmer gegangen war, hat sie allerhand geredet, was mir zum Teil unverständlich blieb, nur das Eine verstand ich, sie sei es dir schuldig, ein bißchen zu sorgen für dich. Ihr Lieblingswunsch werde sich ja nicht erfüllen, denn eine Tochter würdest du leider nicht für sie in dem Sinne, wie sie es sich wünschte, aber sie wolle — na, und so weiter."

„Ich nehme nichts von ihnen," sagt Eva herb: „aber da wir auf diesen Weg gekommen sind, Robert, laß uns mal ernstlich über meine Zukunft sprechen. Ich habe niemand sonst als dich, rate mir — was soll ich anfangen, um mich durchs Leben zu bringen, ich bin am Ende mit meiner Weisheit. Du hast ja wohl erfahren, daß Mariechen Zimmermann auch eine Strick- und Nähschule errichtet hat? Ich bitte dich, zwei solche Schulen in Hahenburg, das ist ja unmöglich und — und ich darf dir auch nicht verhehlen, daß mir das Zeug mit Kindern zuzugehen, sehr fehlt. Rate mir, Robert!"

Dieser schweigt eine Weile, dann beginnt er: „Gott mag wissen, was da nun wieder vorgekommen ist zwischen Baldaufs und dir; jedenfalls scheint's aus zu sein, gründlich aus mit einer etwaigen Heirat. Ja, liebes, gutes Kind, was soll ich da raten? Das mit der Schule ist ja richtig, zwei solche Institute sind in der kleinen Stadt nicht zu denken. Ich würde ja sagen, bleibe bei uns, aber —"

„Das ist ausgeschlossen, das wissen wir lange, Robert," unterbricht sie ihn herb, „daran habe ich, weiß Gott, auch gedacht!"

„Freilich! Aber es ist doch so natürlich, daß man immer wieder darauf kommt. Ich hätte dich ja so gern hier, nun aber, wo sich unsere Familie vergrößern will — — ach so — du weißt nach nichts? Na, also, da drehen die Weiber jeden Pfennig zehnmal um anstatt nur dreimal. — Es ist schrecklich, Eva, schrecklich!"

„So?" sagt sie tonlos, „wie würde Mutter sich gefreut haben, Robert!"

„Na ja, möglich. Aber um auf dich zurückzukommen, eine Stelle als Gesellschafterin halte ich immer noch für das beste."

Sie ist unruhig aufgestanden, setzt sich dann aber wieder. „Es kann ja sein, freilich, Robert; ich muß auch wohl nehmen, was sich bietet, ich habe eigentlich keine Wahl," murmelt sie.

„Man müßte mal in einer großen Zeitung nachschauen oder selbst annoncieren, Eva; soll ich es besorgen?"

„Sei so gut, Robert!"

„Hier wirst du natürlich nichts finden," fährt er fort, „aber das ist dir auch wohl egal?"

„Ganz egal!" wiederholt sie. Wie gleichmütig er das alles sagt, und sie könnte doch vor Angst und Weh schreien bei dem Gedanken, von Hohenburg fort zu müssen, hinaus in die weite unbekannte Welt!

Er hat sich an den Schreibtisch gesetzt und kritzelt etwas in sein Notizbuch. Dann gähnt er, dreht sich wieder der Schwester zu und sagt: „Weißt du, es ist doch jammerschade, mit dem Moritz — Na, des Menschen Wille ist sein Himmelreich, und wie man sich bettet, so liegt man."

„Zwei recht gute alte Sprichwörter," giebt sie etwas spöttisch zurück, indem sie aufsteht, „nur nicht für jede Gelegenheit passend. Gute Nacht, Robert!"

„Gute Nacht, Eva — mach' dir keine schweren Gedanken! Ich hätte dich gern behalten heute abend, aber Tony mixiert dem dienstbaren Geiste ist oben und schwelgt in Heringssalat und Thee. Ich gehe in die Kneipe und spiele eine Partie Billard. Ach, ich wollte, sie hätte öfter Kränzchen, die verehrte Frau Schwiegermutter!"

Er begleitet Eva hinaus, schüttelt ihr die Hand und empfiehlt ihr nochmals, sich ja nicht zu sorgen.

„O nein, nein!" antwortet sie ruhig.

Dore steht schon vor der Hausthür und lugt nach ihrer Herrin aus; irgend eine Neuigkeit brennt ihr auf der Seele, das sieht man ihr an. Und kaum ist Eva im Hause, so platzt sie auch schon los:

„Wissen Sie, Fräulein, wer nach Ihnen gefragt hat — so im Vorbeigehen? Na, raten Sie mal — Graf Finkenberg — wahrhaftig! Ich stand g'rad' in der Schulstube und räumte den Tisch ab, wo Sie Kaffee tranken heut' nachmittag, hatte die Fenster offen, da fragt eine Stimme von draußen: ‚Sie, junge Frau, ist das Fräulein zurückgekehrt von Charlottenhof?' Hab' ich mich erschrocken! Ich konnte gar nicht antworten, aber Fritze, der mich ein bißchen hasst, stand stramm und sagte: ‚Zu Befehl, Herr Graf!' — ‚Und bleibt jetzt hier?' — ‚Zu Befehl, Herr Graf!' Dann gingen der Herr Graf weiter."

„Und ich gehe auch, Dore; Gute Nacht!" spricht Eva müde und steigt die Treppe hinauf in ihr Schlafzimmer.

„Aber, 'ne Unverschämtheit ist's doch!" ruft Dore ihr nach.

Madame Baldauf schickt drei Tage später in aller Frühe einen Brief nach Charlottenhof, des Inhalts, ihr Sohn und

Photogravüre im Verlag von C. T. Wiskott in Breslau.

Die letzte Einfahrt des Schulschiffes „Niobe" in den Kieler Hafen.
Nach dem Gemälde von Hans Bohrdt.

Hanne sollen sich mittags elf Uhr bei ihr einfinden, um wichtige Mitteilungen entgegenzunehmen. Sie selbst sitzt schon eine Stunde vorher in der roten Stube vor dem runden Tisch, der mit Papieren bedeckt ist, auf dem Sofa, feierlich in schwarzem Kleide, auf dem Kopfe eine Haube mit weißen Bändern. Grad' unter dem Kinderbild ihrer Söhne sitzt sie, einem großen Oelgemälde von einem Berliner Professor. Beide sind blond, beide in blauen Sammetkitteln und weißen Pantalons: der große schon recht nachdenklich blickend, wie heute noch, ein wenig ungelenk in seiner Haltung. An ihn geschmiegt Karl, an dem alles lacht, der rote Mund, das Goldhaar, vor allem die blauen strahlenden Augen.

Madame sieht sehr blaß aus, die Augen sind gerötet und verschwollen von Thränen. Durch die Fenster fällt das graue Licht eines Regentages, die roten Uebergardinen vermindern es noch. Eine beklommene Stille herrscht, nur unterbrochen von dem Knistern der Papiere, welche die alte Frau in der leise bebenden Hand hält. Sie liest das Testament ihres Mannes durch. Der ganze „letzte Wille" des Verstorbenen ist ein rührender Liebesbeweis, ein grenzenloses Vertrauensvotum für die zurückbleibende Witwe; sie nimmt es zur Hand in schweren Stunden, an Tagen, in denen sie sich vereinsamt fühlt, es ist ihr schönstes Besitztum. Christian Baldauf war ein frommer Mann, er regierte sein Haus nach Gottes Wort. Mit einem Bibelspruch hebt sein „letzter Wille" an:

„Jesus Sirach spricht, Kapitel 33, Vers 20 bis 24:

20. Laß dem Sohne nicht Gewalt über dich und übergieb niemand deine Güter, daß dich's nicht gereue.

21. Dieweil du lebest und Odem hast, untergieb dich keinem andern Menschen.

22. Es ist besser, daß deine Kinder deiner bedürfen, denn daß du ihnen müssest in die Hände sehen.

23. Bleibe du der Oberste in deinen Gütern, und laß dir deine Ehre nicht nehmen.

24. Wenn dein Ende kommt, daß du davon mußt, alsdann teile dein Erbe aus.

Und zum andern, Jesus Sirach Kapitel 26:

1. Wohl dem, der ein tugendsames Weib hat.

Und zum dritten, Jesus Sirach 37, Vers 26:

Wer eine gute Hausfrau hat, der bringet sein Gut in Rat und hat einen treuen Gehülfen und eine Säule, der er sich trösten kann.

Meine liebe Ehefrau Minna Baldauf geborne Fröhlich ist allezeit in meinem Leben das gewesen, was die Heilige Schrift preist, und deshalb, da sie ein Teil von mir und zwar der bessere Teil, und weil ich ihre Klugheit, Festigkeit und Gerechtigkeit erkannt und hundertfältig erprobt habe, thue ich, wie die Bibel rät in vorstehenden Worten: Ich will keinen Vormund für meine Söhne, sondern bestimme, daß meine Ehefrau in den gleichen Rechten weiter lebt, in den Rechten des Herrn und Vaters und der Herrin und Mutter zugleich.

Ich bestimme ferner, daß meine Ehefrau Minna Baldauf geborne Fröhlich bis zu ihrem Tode die volle Gewalt behalte über Vermögen und Güter, die sie teilen mag unter unsere Söhne, wie sie es für gut einsieht. Will sie aber anders schalten, weil ihr die Verwaltung mit zunehmendem Alter mühevoll wird, oder weil einer unserer Söhne einen andern Beruf erwählt als den eines Landmannes, zu dem ihn seine Neigung zieht und in dem sie ihm nicht zu raten vermag, oder — was Gott verhüten möge — wenn sich der Sohn gegen seine Mutter auflehnt oder ein schlechtes Leben führt, so steht es ihr frei, ihn aus ihrer Gewalt zu entlassen mit seinem Erbteil, das sie den Umständen nach zu erhöhen oder erniedrigen das Recht hat.

So trete denn in dem Augenblick, da das Siegel dieses Schreibens erbrochen wird, meine liebe Ehefrau Minna Baldauf geborne Fröhlich an meine Statt. Ich weiß, es wird wohlgethan sein, ich kann in Frieden ruhen.

Meine Söhne ermahne ich zur Verträglichkeit, zur Ehrfurcht gegen ihre Mutter und zu einem schlichten ehrbaren Leben. Gott der Barmherzige segne diese Worte. — — — — — —"

Sie läßt den Bogen sinken, faltet ihre Hände darüber und sieht mit weinenden Augen ins Leere hinaus. Wie das Testament damals, kurz vor dem Begräbnis, am offenen Sarge des Verstorbenen der Witwe und den Söhnen vorgelesen wurde durch den Gerichtsrat Sahlmann, hatte sich unter diesen Worten ihre vom Schmerz gebeugte Gestalt hoch aufgerichtet und ihre Augen hatten einen letzten heißen Dankesblick auf den braven Mann geworfen, der sie so über alles ehrte durch dies unendliche Vertrauen.

„In allem Leid und Gram bin ich mich vorgekommen in dem Augenblick wie eine Königin," hat sie oft erzählt. „Schlan hätte er gar nicht Abschied von mich nehmen können!"

Sie hat gethan, wie er gewollt, so gut sie vermochte, und nie gedacht, daß ein Tag kommen werde, ein Tag wie heute. Manche haben damals gesagt, es sei hart für die Söhne, daß sie gar nie selbständig werden sollten, denn Madame war noch eine junge Frau, als die Buben schon hübsch heranwuchsen, aber der Gerichtsrat widersprach dem: „Der Christian Baldauf hat immer gewußt, was er thut, er wird's auch diesmal getroffen haben. Sie ist eine kluge Frau, die Minna Baldauf, die zu lenken weiß, daß keiner den Zügel spürt."

Aber sie hat's doch nicht verstanden, obgleich sie unablässig nur das Gute, das Beste gewollt hat; sie hat einen liederlichen Menschen, einen Spieler aufgezogen, einen gewissenlosen Geizler, dem nichts heilig ist, nichts! Und dieser war ihre Wonne, ihr Liebling gewesen, dem sie viel mehr Liebe gab als dem andern, dem stillen scheuen Jungen!

Sie wird das nie überwinden! — —

Moritz tritt ein, von dem Rechtsanwalt Knorr begleitet, einem alten Herrn mit feingeschnittenen Zügen unter weißem Haar, der damals als Zeuge das Testament mit unterschrieben hat.

(Fortsetzung folgt.)

Herzwunden und Herznaht.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. J. Herm. Baas.

Wie für alle Zweige der Naturwissenschaften und des technischen Könnens zählen die letzten fünfzig Jahre des neunzehnten Jahrhunderts auch für die Medizin zu den denkwürdigsten und glänzendsten aller Zeiten, weil diese während derselben zu ihrem größten Nutzen zahlreiche neue und, was mehr heißt, wirksame Hilfsmittel herauszuziehen lernte. Namentlich aber waren sie epochemachend für den am meisten augenfälligen Zweig derselben, für die operative Kunst, der in dieser kurzen Spanne Zeit drei seit Jahrtausenden immer vergebens aufgestellte Forderungen erfüllt wurden: Schmerzlosigkeit des Operierens, möglichste Blutsparung und, die Hauptsache bei allen Fortschritten der Chirurgie von jeher, eine heilsicherere Nachbehandlung durch neue im umfassendsten Sinne, sogar bis ins Mikroskopische durchgeführte Reinlichkeit der Verbandarten. Dadurch wurden Erfolge gezeitigt, die vorher fromme Wünsche waren und bleiben mußten; es wurden neue Gebiete der Chirurgie erobert, die seither unbearbeitet lagen, und Provinzen neu gewonnen, die bis dahin unbestritten der inneren Medizin angehörten. Freilich ward auch eine Unternehmungslust geweckt, vor deren allzugroßer Kühnheit bereits vor Jahren selbst unerschrockene und große Chirurgen, wie Billroth, abmahnen zu müssen glaubten. Ist es doch dahin gekommen, daß die schwierigsten und gefährlichsten Operationen, welche sonst nur die bedeutendsten Wundärzte zögerad ausführten, heutzutage dem Publikum fast als alltägliche Leistungen gelten, und werden doch dergleichen auch schon nicht selten mehr in der Privatpraxis unternommen. Galt noch vor fünfzig Jahren die Eröffnung der Brusthöhle als ein ernstes Unterfangen, eine solche des Unterleibs aber für ein Wagestück und gar ein blutiger Eingriff mit Eröffnung der Schädelhöhle als ein nur ganz ausnahmsweise gestattetes Verfahren, so werden derartige Operationen jetzt fast in jedem Hospitale und in vielen chirurgischen Privatanstalten vollbracht, nah Operationen

Digitized by Google

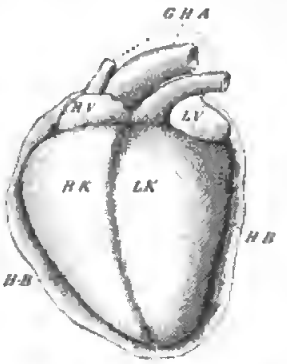
zur Entfernung von Gallensteinen, Ausschneidungen von durchschossenen und kranken Darmstücken mit nachfolgender Aneinandernähung der gesunden Enden, Vernähung des Darmes mit dem Magen, Entfernung großer Geschwülste aus dem Unterleibe, ja von solchen aus dem Gehirn mit glücklichem Ausgange sind durchaus keine Ausnahmen mehr.

Nur bei einem Organe übten bis vor kurzem selbst die verschrobensten Chirurgen noch eine fast scheue Zurückhaltung. Das eine ist aber auch kein anderes als das Herz — die „Krone des Mikrokosmus", wie der große Entdecker des Blutkreislaufes Harvey (1578 bis 1658) es nannte, der Mittelpunkt des Lebens — das Herz, das allein von allen Organen unausgesetzt arbeitet und arbeitet, lange bereits vor der Geburt, bis zu welcher es sogar noch die Rolle der Lunge übernehmen muß, und bis zum spätesten Alter.

Jene Scheu wird begreiflich, wenn wir in Kürze etwas über Bau und Verrichtung des Herzens, die nicht jedem Leser gelüufig sein dürften, klarzulegen versuchen.

Wie auf allen naturwissenschaftlichen Gebieten, ist auch in der Medizin die wissenschaftliche Erkenntnis und speziell gerade bezüglich des Herzens unendlich langsam gewachsen und zur Wahrheit gereift. So währte es mehr als zwei Jahrtausende, bis nur die alten Irrtümer in Bezug auf die Lage desselben in der Brust beseitigt waren. Die Aerzte des Altertums und des Mittelalters nämlich verlegten dasselbe mit seiner Hülle, dem Herzbeutel, in die Mitte der Brust, und erst im sechzehnten Jahrhundert wurde sicher nachgewiesen, daß es der linken Seite angehört. Fast noch merkwürdiger dürfte es dem Laien erscheinen, daß die Aerzte bis zum siebzehnten Jahrhundert, bis auf den obengenannten Harvey, annahmen, das Herz sei nicht das Centrum der Blutbewegung, sondern es führe nur sehr wenig „feinsten" Blutes, das innerhalb desselben zur Ernährung tauglich gemacht, „vervollkommnet" werde, in einer Arme dagegen treibe es die luftförmigen „Lebensgeister" in die Schlagadern und verteile sie in diesen mit jenem „subtilsten" Blute zusammen in dem Körper. Als Hauptorgan der Blutbewegung und -bereitung aber galt die Leber. Zu dieser falschen Ansicht verführte die alten Forscher der Umstand, daß nach dem Tode immer, was sie nicht zu erklären wußten, das Herz fast und die von ihm ausgehenden Schlagadern ganz leer, die Leber dagegen in der Regel strotzend gefunden wurde. Als dann vor 200 Jahren die richtige Lehre kam, waren noch harte und — grobe wissenschaftliche Streitereien nötig, bis das Herz als Centralpumpe für die Blutbewegung allgemein anerkannt wurde. Für absolut tödlich galten übrigens Wunden des Herzens jenen alten Aerzten fast noch mehr, möchte man sagen, deshalb, weil ja die „luftförmigen Lebensgeister" aus solchen viel rascher und leichter als Blut entweichen mußten. — Dagegen hatten schon die Aegypter zu Moses' Zeiten die nach unserer Meinung sogar versteckteste Thatsache richtig erkannt, daß das Herz im Alter kleiner werde, als es in der Jugend ist.

Die Größe des Herzens entspricht im allgemeinen der geschlossenen Hand des gesunden Menschen, ist daher bei Frauen meist kleiner als beim Mann. Die Hauptmasse desselben besteht aus festem Muskelfleisch von jener Art, womit wir die Arme und die andern Glieder willkürlich bewegen, obwohl man doch, da seine Bewegungen ja, gleich wie die des Magens, der Därme ꝛc., unserm Willen entzogen sind, voraussetzen sollte, es seien die Muskeln von derselben blassen Art wie die der letztgenannten Organe. — Im Innern besteht es aus vier durch Scheidewände und Klappenventile voneinander abgeschlossenen Hohlräumen, den zwei größeren Herz- und den zwei kleineren Vorkammern (vgl. unsere Abbildung). Unter den ersteren besitzt die linke etwa dreimal so dicke Wandungen wie die rechte, diese aber doch noch etwas stärkere als die beiden fast häutigen Vorkammern, was deshalb erwähnt werden muß, weil die Gefahr von Verwundungen des Herzens in bestimmtem und zwar umgekehrtem Verhältnis zur Dicke der Wandungen seiner Höhlen steht.



RK = rechte Herzkammer. LK = linke Herzkammer. RV = rechte Vorkammer. LV = linke Vorkammer. H-B = Herzbeutel (geöffnet und die vordere Hälfte entfernt). Gli-A = Große Herzader.

Schematische Zeichnung des Herzens.

Die stärkste linke Herzkammer muß nun auch die größte Arbeit leisten, denn sie muß allein aktiv bei jedem Herzschlag von den 10 bis 12 Pfund Blut, die der Mensch hat, etwa 180 Gramm in die großen, elastischen Widerstand leistenden Körperschlagadern und bis in die kleinsten Haargefäße treiben, mit einer Kraft, welche derjenigen gleichkommt, die zur Hebung eines Kilogewichtes auf $^1/_2$ Meter Höhe nötig ist; das giebt in einem Tage, da es sich in der Minute etwa 70 mal wiederholt, eine Gesamttageshebung von 100 000 Kilo und während eines Lebens von 70 Jahren eine solche von etwa 2500 Millionen Kilo. Diese Leistung ist um so staunenswerter, als das Herz zwischen jedem Schlag oder, was dasselbe sagt, zwischen jeder Einzelhebung von einem Kilo nur etwa $^1/_7$ Sekunde Ruhe sich während der sogenannten Herzpause gönnen darf. Das Blut aber erhält einen so starken Bewegungsantrieb, daß es in den großen Adern in jeder Sekunde einen Weg von etwas mehr als $^3/_4$ Meter zurücklegt.

Das mit solcher Kraft und Schnelligkeit vom Herzen überallhin in den Körper getriebene Blut ist aber auch bekanntlich die erste Bedingung der Ernährung und damit der Erhaltung des Lebens, und jedermann weiß, wie sehr Wunden größerer Adern dieses gefährden und bei fehlender Hilfe durch Verblutung rasch auslöschen. Das geschieht natürlich noch um vieles schneller, wenn die Verwundung das Centralorgan des Kreislaufs trifft, in ganz besonders hohem Maße aber dann, wenn dieselbe nicht sehr klein ist oder gar die Wandungen des Herzens ganz und breit durchtrennt. Diese Verletzungen werden nahezu immer schon tödlich, bevor nur eine etwa noch mögliche ärztliche Hilfe zur Stelle ist, ja selbst dann, wenn solche auch zugegen ist; denn unvorbereitet, wie dieselbe für solchen Fall ist, kann sie ja nicht so rasch ins Werk gesetzt und vollendet werden, wie dergleichen gefährlichste Wunden dies unbedingt erfordern. Ja schon Herzbeutelwunden wirken unter Umständen schnellstens, wenn auch nur indirekt, lebenzerstörend.

Demgegenüber giebt es freilich vereinzelte ältere und neuere Erfahrungen, welche beweisen, daß auch am Herzen recht schwere Wunden noch von selbst heilen können, und ganz neuerdings sind auch, vorerst freilich in wenigen Fällen, die man nicht überschätzen und verallgemeinern darf, durch operative Hilfen, an die man früher sich nicht wagte, Herzwunden zur Heilung gebracht worden — wenn nur Zeit zu diesen Hilfen geblieben war!

Uebrigens sind neuerdings beim Menschen Fälle vorgekommen, in denen Kugeln bei Selbstmordversuchen ins Herz gedrungen und, ohne schlimme Folgen zu hinterlassen, eingeheilt sind. Ein Selbstmörder aber, bei welchem die Kugel in das Innere der rechten Vorkammer gelangt, also nicht in der Wand sitzen geblieben war, sondern frei in jener lag, lebte ohne Einheilung erstaunlicherweise noch 14 Tage lang. Mit vollständiger Wiederherstellung dagegen endete nach längerer Zeit ein ähnlicher Fall eines schwer Nervenkranken, der sich einen Nagel in und durch das Herz getrieben hatte, nach einfachem Ausziehen desselben und ruhigem Verhalten. Die ruchlos hingemordete Kaiserin Elisabeth aber konnte bekanntlich nach der Stichverletzung des Herzens noch eine Strecke weit gehen, ehe sie zusammenbrach; trotzdem aber hatte, obwohl das Gegenteil behauptet wird, eine Operation, selbst wenn sie noch hätte ausgeführt werden können, sicher keinen Erfolg gehabt, weil das Herz nach relativ so langer Zeit in seinem eigenen Blute bereits sozusagen erstickt war.

Auch Verletzungen des Herzens nämlich, selbst nach solchen seiner Oberfläche, z. B. nach einem Streifschuß, und bei solchen des Herzbeutels allein, der übrigens bei ersteren natürlich auch stets mit verletzt worden ist, füllt sich der Hohlraum des Herzbeutels meist sofort prall mit Blut an, das nun auf das Herz drückt und dessen Thätigkeit entweder aufhebt oder doch lebensgefährdend stört, wenn der Abfluß ganz gehemmt ist oder wird. Das zeigte sich bei dem Herzog von Berry, der im Jahre 1820 von einem Fanatiker ins Herz gestochen ward: nach der

Verwundung drückten die sofort Hinzugeeilten die Wunde mit der Hand fest zu; dagegen ließ, einer genialen augenblicklichen Erfassung der Verhältnisse folgend, der berühmte Chirurg Dupuytren, welcher nach herbeigerufen werden konnte, von Zeit zu Zeit einen Teil des innen angesammelten Blutes ausfließen, wodurch der Herzog wieder zum Bewußtsein kam und nach kurze Zeit am Leben erhalten ward. In diesem Falle hätte daher vielleicht, wenn man damals schon die Herznaht gewagt hätte, eine Rettung erzielt werden können.

Die Wundnaht des Herzbeutels und des Herzens führten zuerst italienische Chirurgen in den letzten Jahren aus. Vorerst freilich mit mehr Mißerfolgen als Erfolgen, soweit ans bekannt. Dem römischen Wundarzte Farina nämlich starben alle drei Patienten, an denen er die Herznaht vollzogen hatte. Es handelte sich allerdings um Wunden der rechten Herzkammer, die gefährlicher sind als die der linken Kammer. Unter zwei von einem anderen Operateur, Parrazzani, ausgeführten Nähten an letzterer endigte denn auch die eine mit vollkommener Genesung, die andere aber, wenn auch erst nach zwei Tagen, ungünstig. Der amerikanische Arzt Dr. H. Williams hatte ebenfalls einen glücklichen Ausgang bei Wundnaht des Herzens und des Herzbeutels an einem Neger, desgleichen die beiden deutschen Aerzte Riedel in Bonn und Neumann in Berlin je einen solchen bei Naht des Herzbeutels allein. Auch noch von anderen Chirurgen werden glückliche Heilungen nach ähnlichen Operationen berichtet. Das meiste Aufsehen aber erregte ein vor zwei Jahren durch Naht der rechten Kammer des Herzens, zwei Tage nach der Verletzung, unter schwierigsten Verhältnissen errungener Erfolg des Frankfurter Arztes Dr. Rehn, worüber dieser auf dem Chirurgenkongreß einen Vortrag hielt, dessen Inhalt dann, wie das neuerdings, leider nicht gerade immer zum Nutzen der Sache, zur Regel wird, in weitesten Kreisen gelangte. Nicht gerade zum Nutzen der Sache und des Publikums; denn es werden auf diese Weise unerfüllbare Hoffnungen bei diesem erregt, wie wenn ein derartiger seltener Ausgang von jetzt ab in jedem Fall von Herzwunden und von jeden Arzt erreicht werden könnte und müßte, was der Wirklichkeit nicht entspricht. Von allem andern abgesehen, schon deshalb nicht, weil nur in Ausnahmefällen, wie in dem berichteten, bei schweren Herzwunden so viel Zeit zur Vorbereitung und Ausführung der Hilfe bleibt. In den bei weitem meisten Fällen wird es schon zu spät sein, ehe ein Arzt zur Stelle gekommen, viel mehr noch, ehe einer kommt, der sich ein Unternehmen wagen darf, um es die Vernähung einer Wunde an dem erst bloßzulegenden, dann oft stürmisch arbeitenden und von schäumendem Blut umgebenen Herz nun einmal ist.

Der ärztlichen Wissenschaft, speziell der operativen Kunst, und durch diese wieder der Humanität ist aber zweifellos durch die Herznaht und deren, wenn vorerst auch noch wenige — und vielleicht auch in Zukunft noch selten bleibende — Erfolge ein neues Wirkungsfeld gewonnen und ein Verfahren ausgebaut worden, das immerhin manches der Opfer menschlicher Bestialität, das bislang rettungslos dieser unterliegen mußte, ferneren zu retten verspricht.

BLÄTTER UND BLÜTEN.

Für das Schriftstellerheim in Jena! (Mit Abbildung.) Wohl jeder, der an der Entwickelung unserer Literatur als Genießender Anteil nimmt — und wer thut das nicht! — wird gern die Freudenbotschaft vernehmen, daß nun endlich auch für die Helden der Feder ein Alters- und Erholungsheim erstehen soll. Den Grund zu dieser milden Stiftung legte ein Mitglied des Deutschen Schriftstellerverbandes, Justitutsdirektor Dr. Timon Schroeter in Jena, indem er vor zwei Jahren einen im besten Stadtviertel gelegenen großen Bauplatz für das Schriftstellerheim als Geschenk überwies. Diese wahrhaft edelmütige That hat überall, zu allernächst in den eigenen Berufskreisen, ein freudiges Echo geweckt und bereits eine Beisteuer von namhaften Baugeldbeträgen zur angenehmen Folge gehabt. Ja, es haben sich auch unsere ersten Künstler durch wahrhaft hochherzige Spenden von zahlreichen kostbaren Originalschöpfungen an dem Werke beteiligt, dessen Protektorat der kunstsinnige Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar übernommen hat. Um jedoch den Bau, sowie die wohnliche Einrichtung des stattlichen, von dem auch in weiteren Kreisen bekannten Architekten L. Hetsch in Jena im Renaissancestil entworfenen Heims vollständig durchzuführen, ist laut Kostenanschlag eine Summe von [illegible] Mark vonnöten. Rechnet man hierzu die Unterhaltungskosten des Grundstücks und den Verpflegungsaufwand für 20 bis 24 Insassen, so dürfte sich die Gesamtsumme auf etwa ½ Million Mark belaufen. Wie diese aufbringen? Eine Lotterie hat sich als schwer ausführbar erwiesen. So ist der Plan entstanden, „Bausteine" auszugeben, d. h. eine Art gestaltig ausgeführter Quittungskarten, die auf Beträge von 1 bis [illegible] Mark lauten und auf den Namen des Spenders ausgestellt werden. Nun kann ja jeder nach seinem Vermögen beitragen. Die Namen der Spender sollen in einem Ehrenbuche verzeichnet werden, das dem „Heim" zum bleibenden Gedächtnis übergeben wird.

Die künstlerisch ausgestatteten „Bausteine" im Preise von 1, 10, 20, 50, 100, 500 und 1000 Mark sind vom „Ortsausschuß für das Schriftstellerheim in Jena" erhältlich. Die Gaben nimmt der Kassierer Herr Sparkassenrendant Otto Evers in Jena entgegen.

Das geplante Schriftstellerheim in Jena.
Nach dem Entwurf des Architekten Ludwig Hetsch daselbst.

Wieder daheim! (Zu dem Bilde S. 204 und 205.) Wieder daheim! Köstliches Wort für Mutter und Geschwister, die so oft Sturmesnächten für den fernen Sohn und Bruder gezittert und gebetet haben! Köstliches Wort auch für den Heimkehrenden, besonders wenn es die erste große Reise war, die er eben vollendet hat und von der er als braver Leichtmatrose zurückkommt, weil ihm in Rücksicht seiner Tüchtigkeit und seines guten Verhaltens von seinem Kapitän ein Jahr des Schiffsjungendienstes erlassen wurde. Drei Jahre sind verflossen, seit er als grüner „unbedarfter" Junge hinausfuhr auf den herrlichen Viermaster „Germania" nach dem fernen China. Nun ist das schöne Schiff wieder in den heimischen Hafen eingelaufen und der kleine Karl konnte an Mutters Thür klopfen mit einem Urlaub von vollen zwei Monaten in der Tasche. Er bringt nicht nur einen mancherlei seltenen Geschenken angefüllten Sack mit, über den sich natürlich gleich die jüngeren Geschwister hermachen, sondern auch eine wohlgefüllte und wohlgeordnete „Seekiste", in der sein Sonntagszeug bis auf den letzten Strumpf und Socken geglättet liegt; besonders und dazwischen aber auch manche schöne Gabe für das Mütterlein und die älteren Schwestern. Die merkwürdige Pietät freilich, die ganz unten weich verpackt liegt, muß er vor der Ausstellung der Geschenke heimlich beseitigen; war sie doch für den Vater gedacht im fernen Canton, wo es jetzt schon tiefe Nacht ist, während er hier zur Mittagszeit in das sonnendurchstrahlte Stübchen seiner Mutter tritt. Der Vater freilich fehlt, der ist morgenfrüh schlafen gegangen auf den Friedhof des Städtchens — Karl hat es ja vor einem Jahre schon erfahren durch einen Brief Schwester Marieens; aber jetzt, wo er die Lücke im Elternhause mit eigenen Augen sieht, da will's doch wieder heiß in ihm aufquellen. Doch

Digitized by Google

...weist verbeißt er den tiefen Schmerz, um die Mutter nicht zu betrüben. Mit ...ßen Blicken betrachtet diese den großgewordenen Jungen, der ...ter Junge mehr ist, sondern schon fast ein Mann geworden, und der das ...ste, was er mitgebracht hat, nicht in Kisten und Körben bringt, sondern ...n seinem Herzen, in seinem offenen Blick, seinem heiteren unbefangenen ...esen — das Beste, was das Muttergange sofort sucht und hier auch ...det, ein treues unverdorbenes Gemüt, ein gutes ruhiges Gewissen. ...s hat der ihr Karl wieder mitgebracht; darum wird sie ihn nach Ablauf ...r Ferien auch mit weit leichterem Herzen ziehen lassen als das erste Mal.

Er aber, der junge Weltenfahrer, wird den Urlaub benutzen, am ...ch draußen auf den Gassen seines Heimatstädtchens umsinnen und be...ndern zu lassen, nicht nur von den halbwüchsigen Jungen, die jetzt ...ngsam ihre Nasen an den Fensterscheiben plattdrücken, um ja nichts ...ersäumen von der Begrüßungsszene, sondern auch von den jungen ...ädchen, die in den drei Jahren seiner Ehimfahrt aus Kindern zu ...auen wurden. Und wer weiß, wenn er das nächste Mal wieder...mmt, ob da nicht seine Blicke über alle ihn Begrüßenden hinweg ...n der Bestimmte suchen, die „Einzige", die für ihn überhaupt noch ...f der Welt vorhanden ist.

Helene Pichler.

dirgswässer niederlaufen. Eine feierliche Stille herrscht auf diesem Platze, so recht geeignet, die müde Seele ausruhen zu lassen vom aufregenden Getriebe der großen Welt. W.

Tiroler Osterfeuer. (Zu dem Bilde S. 217.) Es ist eine mühselige Arbeit, auf dem Rücken achtzig, ja hundert Kaummeter zum Teil hartes Holz den steilen Berg hinaufzutragen, bis es sich oben auf dem Felsoorsprung, von dem man nach Ost und West weit hinaus in das Thal blicken kann, zum regelrechten Scheiterhaufen türmt. Und doch setzen die Burschen vieler Ortschaften Tirols ihre Ehre darein, die schwere Arbeit selbst zu besorgen. Den Rücken mit hohen Holzbürden beschwert, ziehen sie einzeln oder in kleinen Trupps den oft stundenweiten steilen Berg hinan, und das, was sie dazu treibt, was ihnen eine gewisse Arbeitsfreudigkeit verleiht, ist das Bewußtsein, im Dienste eines Gedankens zu handeln, der ihren Vätern und Ahnen schon heilig galt. „Ohne Feuer kein rechtes Ostern", sagt das tiroler Sprichwort, und die kräftige Jugend des Gebirgslandes verlangt noch einem „rechten Ostern", und hoch, recht hoch vom Berge muß das Feuer leuchten, damit sein Schein weit hinaus ins Land die Felder fruchtbar mache.

Auf der Felsnase ist ein Pfahl eingerammt, und um ihn her das

Der Kaiserin Friedrich-Platz bei Madonna di Campiglio.

Nach einer Originalzeichnung von Richard Püttner.

Der Kaiserin Friedrich-Platz bei Madonna di Campiglio. (Zur Abbildung.) Eine der schönsten Kunststraßen Tirols führt hinauf nach Madonna di Campiglio, inmitten der Adamello-Presanellogruppen und der Brentadolomiten im Nambinothale des westlichen Südtirols. Das von der Sarca durchrauschte Hochthal, mit seinen saftigen Alpenwiesen und den ausgedehnten Nadelwaldungen, ist, gegen die rauhe Nordluft geschützt, weit nach Süden offen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß dies herrliche Stück Hochgebirgswelt jährlich immer mehr, ja möchte fast sagen, von Wallfahrern aufgesucht wird, die Gottes herrliche Natur verehren und bewundern. Die verstorbene Kaiserin von Österreich hat wiederholt diesen Platz besucht, ebenso der Kaiser und verschiedene Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses. Auch die hohe Frau Friedrich weilte 1885 in Madonna di Campiglio, und ihr Lieblingsplatz war eine Alpenhütte am Waldesrande unweit des Hotels mit einem wundervollen Ausblick auf die Bocca di Brenta.

Im Südosten öffnet sich der weite Kessel, am welchen in majestätischer Pracht die zerklüfteten, hoch in die Wolken ragenden Spitzen der Brentadolomiten lagern. Die von diesem Kessel ausstrahlenden Thäler, Val Nambrina, Brenta und Agola, gestatten, je nachdem man seinen Standpunkt wechselt, den Einblick in die waldigen, wilden Schluchten bis hinauf in die Gletscher und Schneefelder, von welchen aus allen Seiten, wie Silberfäden erst und dann zu Wildbächen anschwellend, die Ge-

Holz aufgeschichtet, bis zur Höhe einer stattlichen Bergkiefer. Ueber die Spitze des Holzberges ist ein Seil gezogen. Der Ostersonnabend neigt sich seinem Ende zu, und was nur irgend kann, macht sich aus den Dörfern und einzelnen Berggütchen auf nach der Höhe. Nur einzelne bleiben im Thale, und sie erhalten vielfachen Auftrag, achtzugeben, welche Flur die aufsteigende Feuersäule am deutlichsten beleuchtet.

Die Mädchen machen sich etwas früher auf den Weg. Ihnen folgen die Frauen. Erst mit einbrechender Dunkelheit aber verlassen die Burschen die Dörfer; denn sie erscheinen vermummt bei dem Feste, und das Abenddunkel soll ihre Gestalten noch grauenhafter machen. Zehn Schritt rückwärts von dem Scheiterhügel ist ein Kreisstück gezogen, über das vor der Hand niemand noch vorn treten darf. Schon haben sich alle Zuschauer, Männer, Frauen, Mädchen und Kinder, rückwärts an der Berglehne aufgestellt, da endlich langen die Vermummten an. Schon klapperte manches Mädchen ungeduldig mit den Eiern in der Tasche — nun wird alles still. Die Burschen tragen ein gewaltiges Kreuz aus hartem Holz mit sich; in alten Zeiten galt es wohl als das Symbol des Hammers des alten Donnergottes, mit dessen Schlag er aus den Wolkenbergen Blitzstrahlen und Regengarben hervorlockte. An dem Seile wird das Kreuz auf die Spitze des Holzstoßes gezogen. Ein Auserwählter tritt vor und zündet den Holzstoß an. Bald flammt es hoch auf, und nicht selten stürzt das schwere Kreuz

herab. Um das Feuer drängen sich die abenteuerlichen Frauen mit ihren langen Mausbärten und berußten Gesichtern. Zwischen ihnen hindurchschlüpfend, suchen die Mädchen das Feuer zu erreichen, von dem tausendfache Neckereien sie fernzuhalten suchen. In der Hand ein eisernes Töpfchen mit Wasser und Zwiebelschalen, versuchen sie immer wieder, möglichst unbemerkt an das Feuer heranzuspringen. Hier und da gelingt es einer. Rasch legt sie drei, vier Eier in den Topf und schiebt ihn an eine möglichst sichere Stelle am Feuer. Schnell ist sie wieder zurückgehuscht. Nun paßt sie auf, ob ihrem Topf kein Unheil widerfährt. Aber in dem Gedränge ist es schwer, ihn im Auge zu behalten. Ein Bursche sieht ihn, und im Nu sind die Eier entfernt, und an ihrer Stelle liegen drei Kastanien oder Steine. Jetzt müssen die Eier rotgelb und hart sein! denkt das Mädchen. Abermals beginnt die Mutige, sich nach vorn durchzuschlagen, sie findet den Topf — er ist leer aber das Osterfeuer hat seine Wunderkraft bewiesen, indem es die Eier in andere Dinge verwandelte. Wasser ist zur Hand. Rasch ist der Topf frisch gefüllt, frische Eier sieden, und das Spiel beginnt von neuem. Es gilt, um jeden Preis am Osterfeuer sardiggeltene Eier zu bekommen; denn man braucht ein solches Ei nur einem Burschen zuzuschicken, so daß er es verzehrt, und man ist seiner Liebe sicher. Die Burschen aber lassen sich lieber auf anderem Wege fangen und stören darum gern den Zauber.

Stunden vergehen, ehe die Glut nachläßt; immer noch herrscht um sie dasselbe Gedränge. Endlich reißt der und jener ein Scheit aus der Glut, ehe es ganz verkohlt ist, und legt es abseits. Denn, unter der Stallthüre vergraben, schützt es den Stall vor Hexen und hilft auch, wenn die Kühe blutige Milch geben. Aufs Feld gesteckt, schützt es dies vor Schaden, und dem Hause, unter dessen Dache es ruht, kann der Blitz nichts anhaben! Erst gegen Mitternacht zieht man jubelnd heim, die Männer mit dunnerkohlten Scheiten auf der Schulter, die Mädchen mit den Zaubereiern in der Tasche, und jedes freut sich, einen Segen mit sich zu führen, der seinen Zauber auf ein ganzes Jahr, auf ganze Menschenalter ausüben soll. A. T.

Deutschlands merkwürdige Bäume: der Riesen-Wacholder in Clossow. (Mit Abbildung.) Im Gutsgarten der königlichen Domäne Clossow bei Barwalde in der Neumark steht ein merkwürdiger Riesen-Wacholder. Meistens wächst der Wacholder in eleganter Kegelform empor, nämlich da, wo er im Schutze hoher Bäume steht, aber er nimmt unter Umständen auch ganz bizarre Formen an, wenn Wind und Wetter ihn zausen und rütteln, wie auf der Lüneburgerheide und hannöverschen Heide. Die wunderlichsten Wacholderformen fand ich in der Nähe der berühmten „Sieben Steinhäuser" bei Fallingbostel, einer Gruppe ganz hervorragend schöner und gut erhaltener, aus riesigen Findlingsblöcken aufgeführter Steinkammergräber, jener altehrwürdigen Zeugen der ältesten Kulturepoche, der Steinzeit. Mit zu den schönsten Wacholdern, die ich kenne, gehört aber der Baum im Park zu Clossow. Der Wacholder wächst gern in Gebüschgruppen. Hier haben wir aber einen einzelnen Baum vor uns, einen wirklichen Baum, denn er hat nur einen einzigen Stamm von etwa 15 bis 18 cm Durchmesser und etwa 10 m Höhe. Er ist der höchste Wacholder, der mir bis jetzt zu Gesicht gekommen ist. Sein fröhliches Gedeihen läßt hoffen, daß er seinem hohen Alter noch manches Jahrzehnt hinzufügen wird. E. Krause.

Deutschlands merkwürdige Bäume: der Riesen-Wacholder in Clossow.

Idylle bei Sorrento (zu dem Bilde S. 221) betitelt G. Jalley sein sonnenlichtes Genrebildchen. Sorrento? Ja, wo ist denn die bekannte Steilküste, das Meer mit den Lateinersegeln, Tassos Haus? Wo sind die weißen Dörfer und Klöster mit den schlanken Campanilen im dunklen Orangenlaub, St. Agathn und der Telegrafo? Wo ist Soreento und das köstliche, inwiergrüne Gartenland, die Pianura, dahinter die schöngeschwungene Hügelkette aufsteigt ins Himmelblau? Dort auf den Höhen, gegen Massa Lubrense hin, wo's wieder eben wird, wo unter silbernen Olivenbäumen Kornfelder stehen, da ist der Schauplatz dieses sorrentiner Idylls.

Warum auch nicht? Erklingen doch seit goldener Mythenzeit schon Schalmei und Querpfeife in den Bergen und Gefilden der Sirenenküste. Damals waren es Dryaden, die dem süßen Schalle lauschten. Neckische Faune wußten sie aus ihren Bäumen herauszulocken. Sie bliesen ihnen Scheinenflucklein vor und hatten ihren Spaß mit den guten Seelchen. Und danach kamen die Menschenkinder, feamme Hirtenknaben. Pan, ihr Schutzgott, lehrte sie die Doppelflöte aus Schilfrohr schneiden. Busch und Wald waren voll lustiger Weisen und die Töchter der Menschen kamen herbei und freuten sich mit den Hirten und lohnten das liebliche Spiel mit Scherzen und Herzen.

Wie einst, so heute noch: Peppinello ist zwar kein Hirtenknabe, denn er hat ja die gestrickte, eotwallene Fischermütze auf dem schwarzen Krauskopf, aber heute am Sonntag duefte er herausstammen von der Marine und sich in den heimatlichen Feldern von Massa Lubrense herumtreiben. Er hatte sich eine Doppelpfeife geschnitten. Gerade so eine, wie sie Pan damals den Menschen schenkte. Er probierte im Instrumentl. Es klang ihm wie eine Zauberflöte. Auch anderen Vögeln, die in den Zweigen verflecht gerade dabei waren, ihre Nester zu vollenden. Mit denen pfiff Peppinello um die Wette. Sie sangen von Lust und Liebe, Peppinello aber blies nur so in den sonnigen Tag hinein.

Horch! Mit einem Male rauschte es in den Halmen und flicht hinter den knarrigen Olivenstämmen tauchte die braune Hexe, die Mariuccia, aus dem Grünen auf. Die Zauberflöte und die Angerute hatten sie ungelackt, von ihren Kühen weg, die um Felsen herum weideten. Peppinello glaubte sie schon einmal gesehen zu haben. Richtig — sie brachte zuweilen Ricottakörbchen seiner Mutter zur Marine, die der sorrentiner Buttermann auf dem Marktschiff nach Neapel mitnahm. Gesprochen hatten die Zwei noch nie miteinander. Des geschah heute zum erstenmal. Wie Mariuccia im Olivenzweig herumrätselte, hies und das wissen und auch einmal auf dem Kahne hinwollte, dann aber herzlich lachen mußte, weil's nicht ging, da erbarmte sich Peppinello des kleinen lustigen Mädchens und verspach ihr, sie das Pfeifen zu lehren, wenn als die Vögel es könnten. Er hat auch Wort gehalten. Als noch einige Frühlinge ins Land gegangen waren, sprachen Peppinello und Mariuccia nicht mehr von so gleichgültigen Dingen, wie sie als Kinder es gethan hatten. Ja, was sprachen sie denn? Vermutlich ganz das gleiche, was droben in den Zweigen die Vöglein damals und allemal im Lenze sich einander zuzwitschern. Eines schönen Sonntags aber gingen sie Hand in Hand zum wackeren Sabaro von Massa Lubrense und dann zum Parroco. Da wurden sie als Giuseppe und Maria feierlich zusammen gegeben. Sie haben sich auch ein Nestchen gebaut, ganz wie die Vöglein. Heutzutage füttern sie, wie diese, ihre kleinen Schreihälse und sind lustig und guter Dinge. A. Kellner.

Ein junger Elefant aus Kamerun. (Zu dem Bilde S. 231.) Vor einiger Zeit hat die „Gartenlaube" Abbildungen von Tigern aus verschiedenen Gegenden Asiens gebracht. Ich machte damals darauf aufmerksam, daß der Tiger in mehreren geographischen Abarten auftritt, von denen jede ein ganz bestimmtes Gebiet für sich bewohnt. Aehnliche Verhältnisse haben sich schon für sehr viele andere Säugetiere erwiesen lassen. Man kann z. B. ohne Schwierigkeit entscheiden, ob ein Elefant aus Asien stammt oder aus Afrika; denn der afrikanische Elefant hat viel kleinere Ohren und eine ganz andere Gestalt als sein Verwandter aus dem Dunklen Erdteil. Wir wissen aber bis jetzt noch nicht, ob die afrikanischen Elefanten überall ganz gleich aussehen. Dr. Heck, der verdienstvolle Direktor des Berliner Zoologischen Gartens, hat in dem „Handschuh des Wissens" erzählt, daß ihm ein westafrikanischer, im Hamburger Garten ausgestellter Elefant deshalb aufgefallen sei, weil bei ihm die Haut viel heller und feiner gefeldert war als bei den Südantieren, die gewöhnlich nach Europa kommen. Das ist aber auch die einzige Nachricht, welche diese Frage berührt.

Eine große Freude bereitete uns dann Dr. Heck durch die Mitteilung, daß ein junger Kamerunelefant lebend in den Berliner Garten gelangen würde. Jetzt ist er dort seit einem halben Jahre und erregt überall das Aufsehen, welches ihm gebührt. Der kleine Kerl, dessen wohlgetroffenes Bild der bekannte Tiermaler P. Neumann für die „Gartenlaube" gezeichnet hat, sieht ganz anders aus als der Südafrikaelefant, der neben ihm in demselben Hause sich befindet. Der Kopf ist außerordentlich niedrig, das Ohr vorn abgerundet, die Haut feinrunzlig und jede Falte fein gefeldert. Er erinnert vielmehr an den oben erwähnten westafrikanischen Kollegen aus dem Hamburger Garten. Er ist vorläufig sehr jung und kann vielleicht in der Gestalt und Färbung sich noch erheblich ändern. Diejenigen Zoologen, welche ihn untersucht haben, sind aber darüber jetzt schon einig, daß er wahrscheinlich zu einer bisher unbeschriebenen Abart des Elefanten gehört.

Noch in einer anderen Hinsicht ist dieses Elefantenkind sehr interessant. Es ist der erste Elefant, welcher aus einem deutschen Schutzgebiet lebend nach Europa gelangte. Herr Oberleutnant Dominik, der ihn in der Nähe der Yaunde-Station im südlichen Kamerun eingefangen hat, schenkte ihn dem Berliner Garten. Wie uns dieser Herr erzählte, war es ihm gelungen, die Mutter unseres kleinen Kamerunersa zu erlegen. Die Eingeborenen wagten sich nicht heran; es sei wohl möglich, einen Elefanten zu töten, nicht aber ihn zu fangen. Das Junge zeigte sich höchst ungemütlich und fuhr mit Gebrüll, erhobenem Rüssel und vorwärts geschwungenen Ohren wütend auf die in der Nähe Stehenden

Junger Elefant aus Kamerun.

Nach dem Leben gezeichnet von Paul Neumann.

[illegible] Herr Dominik trat ihm mit einem langen Baumstamme entgegen, der Elefant lief auf ihn los, und es gelang dem Jäger, den Rüssel des Tieres gegen den Ast zu drücken. Nun sprang der bekannte, in Berlin ausgebildete, schwarze Unteroffizier Zumpa von hinten an das Tier heran und hängte sich an den Schwanz. Jetzt bekam die schwarze Begleitmannschaft Mut und stürzte sich mit furchtbarem Kampfgebrüll auf das arme Opfer. Nur durch energische Vorstellungen mit Hilfe des abermals hilfsbereiten Baumstammes gelang es, die braven Krieger davon zu überzeugen, daß der Elefant keinesfalls seines Fleisches halber gefangen sei, sondern daß er leben bleiben solle. Der Transport zur Küste war nicht leicht, namentlich machte es große Schwierigkeiten, das Tier mit zwei ebenfalls eingefangenen Genossen über die angeschwollenen Flußläufe hinüberzubringen. Kameruneleefanten können nicht schwimmen. So mußte denn ein Kavallerie-Faltboot gute Dienste leisten, welches mit Gras so verdeckt war, daß der Elefant auf dasselbe herauf gelockt werden konnte. Unangenehme Zwischenfälle vermehrten die Schwierigkeiten. Das Boot kenterte, die Dickhäuter wurden unter großen Mühen gerettet, aber schließlich gingen zwei von den Gefangenen nahe der Küste ein. Glücklicherweise ist es gelungen, den Ueberlebenden nach Europa zu schaffen. Herrn Oberleutnant Dominik muß es als ein großes Verdienst angerechnet werden, daß er ein so interessantes Tier der wissenschaftlichen Untersuchung zugänglich gemacht hat. Matschie.

Das ehemalige Kadettenschulschiff „Niobe". (Zu dem Bilde S. 225.) In diesem Jahre rundet sich ein Jahrzehnt, seitdem aus der Liste der deutschen Kriegsschiffe ein Fahrzeug gestrichen wurde, das, obwohl seine Flagge niemals über ruhmreichen Kriegsthaten geweht hat, unserer Marine in der Zeit ihres ersten kräftigeren Aufschwungs gleichwohl unvergessene Dienste leistete. Denn alles, was heute an Offizieren, von den älteren Jahrgängen der Leutnants aufwärts, der deutschen Kriegsflagge unterstellt ist, hat die Grundlage seiner seemännischen Ausbildung an Bord der „Niobe" gelegt, jener alten, grundtüchtigen Segelfregatte englischen Ursprungs, die 28 Jahre lang in jedem Frühjahr den jüngsten Nachwuchs unserer Seeoffiziersaspiranten die ersten Kletterversuche in ihren Wanten und Ruhen ausführen sah, bis endlich das wackere Kadettenschulschiff zu klein wurde, um die mit der Erweiterung der Flotte wachsende Zahl der seefreudigen jungen Leute zwecks rationeller Ausbildung aufzunehmen. Im Jahre 1853 auf der Chatam-Werft vom Stapel gelassen, wurde die aus Holz erbaute Fregatte 1861 seitens des Ministers von Roon der britischen Admiralität abgekauft und am 21. Oktober 1862 in Devonport zum erstenmal unter preußischer Flagge in Dienst gestellt, um nach Danzig übergeführt zu werden. Bis zum Jahre 1873 machte die „Niobe" verschiedene fünf- bis achtmonatige Reisen, um vom Jahre 1874 ab alljährlich nur während der Sommermonate zu Schulzwecken in Dienst gehalten zu werden und mit ihren Kadetten eine Nordseereise, zumeist nach England, zu unternehmen. Von dort heimkehrend, lief das unter vollen Segeln prächtig aussehende Schiff in den letzten Tagen des Septembers 1890 zum letztenmal in den Kieler Kriegshafen ein, begrüßt von einer eben auslaufenden Torpedobootsdivision, wie es der bekannte Marinemaler Hans Bohrdt auf unserm Bilde schildert. Das sodann aus der Liste der Kriegsschiffe gestrichene Fahrzeug war damals 37 Jahre alt und scharf mitgenommen, dennoch hat niemals ein Spant oder eine Planke erneuert werden müssen, gewiß ein seltenes Zeichen von der gediegenen Bauart des Schiffs. Und selbst heute, da es längst abgetakelt ist, thut es unserer Marine noch seine Dienste; denn in eine Kasernenhulk umgewandelt, dient es allwinterlich eine Zeitlang in der Werft und nicht selten auch im Sommer auf dem Strom der Besatzung der „Hohenzollern" als interimistische Wohnung, wenn an Bord der Kaiserjacht Reparaturen oder gründliche Säuberungsarbeiten vorgenommen werden. Gleichwohl hat das ehemalige Schulschiff in unserer Marine schon heute einen Erben seines Namens, der die Erinnerung an seine Tüchtigkeit fortpflanzen wird. Wurde doch der am 19. Juli vorigen Jahres auf der „Weser"-Werft zu Bremen vom Stapel gelassene kleine Kreuzer auf den Namen „Niobe" getauft.

Am Ostermorgen.

Nach einer Originalzeichnung von J. B. Engl.

Wie lange dauern die Vogelnester? Wenn man im Spätherbst Wald und Busch durchstreift, so entdeckt man eine Menge Vogelnester, die dem Auge bis dahin durch das schützende Blattwerk von Baum und Strauch verborgen geblieben waren. Die

Digitized by Google

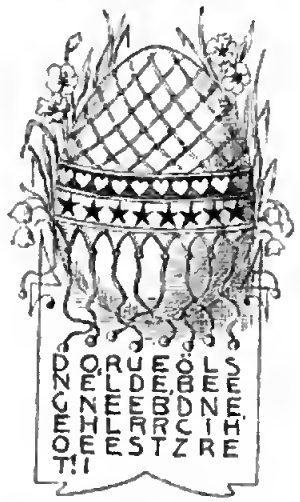
meisten Nester unserer kleineren Vögel halten nur ein Jahr aus, dann sind sie von Sturm und Regen zerstört. Die Nester der Zaunkönige, der Galdhähnchen und Finken überdauern selten die Brutzeit im nächsten Frühjahr, ebenso die Nester der Schwäne, Reihen und Taucher. Das künstlich geflochtene Nest des Pirol dagegen hängt bis ins dritte Jahr; ebenso lange klebt das Nest der Schwalbe. Bekannt ist die Festigkeit der Storchnester. Sie überdauern, immer wieder ausgebessert, mehrere Generationen; man kennt Storchnester, die nachweislich über 80 Jahre alt sind. Geschonte Horste vom Schrei-, See- und Fischadler, welche sich bei uns nur noch in den Forsten der Ostmarken befinden, erreichen ein Alter bis zu 25 Jahren. Wohl ebenso alt können die Nester der Habichte, Gabelweihen und Bussarde werden. Feste, Jahre überdauernde Nesterdungen fertigen auch die Kolkraben, die Krähen und Elstern. Die letzteren sind als vorzügliche Baumeister bekannt und werden deshalb von anderen Vögeln, z. B. vom Turmfalken, aus ihren Nestern oft vertrieben. B.

Beim Osterhasen.

Norwegischer Bauer. (Zu unserer Kunstbeilage.) Bei uns in Deutschland klebt der Bauer an der Scholle. Anders der Bauer an den Fjorden Norwegens. Der ist zu Lande und zu Wasser heimisch. Er hat sein Gehöft, um das er Korn und Kartoffeln baut, treibt Viehzucht auf der Weide, aber von Zeit zu Zeit zieht er nach hinaus auf das Meer zum Fischfang. Durch dieses vielgestaltige Leben wird er geschult und weiß sich in allen Verhältnissen leicht zu helfen. Kommandieren läßt er sich nicht, behandelt man ihn aber freundlich als einen Gleichstehenden, so ist er entgegenkommend und gern bereit, zu helfen. Trotz seiner Meerfahrten ist aber auch der norwegische Bauer irdisch in hohem Maße. Er verläßt nicht gern den Fjord oder das Dal, in dem sein Haus steht. Und sucht er sich auch seine Lebensgefährtin, und so kommt es, daß sich in den verschiedenen Gegenden scharfe Bauerntypen ausgebildet haben. Da giebt es Hardanger, Striler, Voller, Sogninger, Nordfjordinger u. a., die man auf den ersten Blick unterscheiden kann. Der alte Herr, dessen Porträt unsere Kunstbeilage zeigt, ist einer von den Sündfjordensern, die das Land nördlich vom Sognefjord bewohnen. Dort hat er sein Gehöft, umgeben von grünen Wiesen, deutlich zwischen Felsmassen am Strande gelegen. Die Kleider, die er trägt, sind aus wollenen Stoffen gemacht, die man im Lande selbst erzeugt. Die rote Mütze wird am Sognefjord zumeist von alten Männern getragen. Unser Künstler hat den Bauer auf einem Ausfluge von dem Sognefjord nach dem Aafjord kennengelernt; er war sein Fuhrmann und wurde, da er sich willig zeigte, unterwegs an einem Bergvorsprung porträtiert.

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel „Osterei".
Von Al. Weixelbaum.



Puppel-Logogriph.

Olympischen Durst löscht mit R es und a,
Mit H und mit o steht als Heros es da.

Oscoe Leede.

Auflösung des Leistenrätsels auf Seite 200.

	A		M		M	
A	r	g	o	l	i	s
	u		g		a	
A	b	r	a	h	a	m
	i		d		r	
H	a	r	o	d	e	s
	u		r		t	

Auflösung den Versteckrätsels auf Seite 200.

1) Skatspiel am allermeisten = Lama
2) des Theestes = Esther
3) Frühling werden = Ingwer
4) Zenobia selbst = Bias
5) Jägerin Atalanta = Natal
6) Till = ill
7) Franziskanerorden = Ziska.

Laidain.

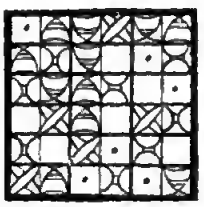
Auflösung den Logogriphs auf Seite 200.

Lampe, Ampel, Palme.

Auflösung des Rätsels auf Seite 200. Spatz, Spitz.

Die Auflösung der Sonntagsgabe erscheint im nächsten Halbheft.

Dominopatience.



Aus den 28 Steinen eines gewöhnlichen Dominospiels entferne man alle Doppelsteine und noch 3 andere Steine, deren eine Hälfte 6 Augen hat, so daß 18 Steine mit 96 Augen übrig bleiben. Dein 18 Steine lege man zu einem Quadrat zusammen, in welchem jede senkrechte und wagerechte Reihe und ebenso jede der beiden Diagonalen **16** Augen enthält. — Die Felder ohne Augen und die mit einem Auge sind aus der Figur angegeben; von den übrigen jedoch sind die mit gleichviel Augen durch dasselbe Zeichen angedeutet. A. Stadenen.

Scherzrätsel.

Wer sich versteht auf Raterei,
Der nenne mir den Fluß:
Wes immer nur sein Anfang sei,
Zuletzt kommt er, der Schluß.

C. C.

Auflösung des Kryptogramms „Flügelrad" auf Seite 200.

Die um das Rad befindlichen Flammen, abgegrenzt durch Striche, enthalten je einen Buchstaben, und zwar den zuletzten der im Rade befindlichen Buchstaben, als die einzelne Flamme kleine Striche am Radkranze zählt. Liest man von links herum ab, so ergiebt sich:

Unaufhaltsam enteilet die Zeit.

Auflösung der arithmetischen Aufgabe auf Seite 200.

Der Komponist (L. van Beethoven) starb am 26. März 1827.

1. Lösung: Ist die Datumszahl um 2 größer als die achtfache Monatszahl, so ist die Summe aus Datums- und Monatszahl gleich der neunfachen Monatszahl + 2 und der Unterschied aus Datums- und Monatszahl gleich der siebenfachen Monatszahl + 2. Die Jahreszahl ist 63mal so groß als die Summe aus Datums- und Monatszahl, also gleich der 567fachen Monatszahl + 126; die um 10 vermehrte Jahreszahl ist 79mal so groß als der Unterschied aus Datums- und Monatszahl, also gleich der 553fachen Monatszahl + 158. Es ist demnach die 567fache Monatszahl + 126 gleich der 553fachen Monatszahl + 158 + 10; mithin ist die 14fache Monatszahl gleich 168 − 126 = 42, und die Monatszahl selbst ist 3. Die Datumszahl ist (8 × 3) + 2 = 26, die Jahreszahl aber 29 × 63 = 1827. — Der Komponist ist also am 26. März 1827 gestorben. Es ist L. van Beethoven.

2. Lösung: Die Jahreszahl sei x, die Datumszahl y und die Monatszahl z. Dann ist

I. $x = 63y + 63z$
II. $x - 10 = 79y - 79z$
III. $y = 8z + 2$.

Subtrahiert man Gleichung II von I, so erhält man $10 = -16y + 142z$; aus Gleichung III folgt $16y = 128z + 32$, also ist $10 = -128z + 32 + 142z$, woraus folgt $14z = 42$ und $z = 3$; dann ist $y = (8 \times 3) + 2 = 26$ und $x = (63 \times 26) + (63 \times 3) = 1827$. — Der Komponist (L. van Beethoven) ist also am 26. März 1827 gestorben.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 7, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Paul Kröner †. Am 25. Februar dieses Jahres verschied zu Stuttgart ein hervorragender Vertreter des deutschen graphischen Gewerbes, Verlagsbuchhändler Paul Kröner, geboren den 13. November 1839. Seit Jahrzehnten war er mit seinem Bruder Adolf Kröner zu gemeinschaftlicher Thätigkeit verbunden, indem er dessen buchhändlerische Unternehmungen zunächst als Leiter der Buchdruckerei unterstützte. Als 1867 die Verlagsfirma Gebrüder Kröner gegründet wurde, trat er als Teilhaber in dieselbe ein und machte sich nach Uebernahme der Cottaschen Druckerei durch die genannte Firma und nach dem Ernst Keilschen und des Cottaschen Verlags um die Neueinrichtung und Fortführung dieser großen Geschäfte in hohem Maße verdient.

Nachdem 1890 aus der Verschmelzung mehrerer Verlagsfirmen, darunter die Kröner'sche, die Verlagsgesellschaft „Union" erwachsen war, stand Paul Kröner mit an der Spitze der ausgedehnten Unternehmungen dieses Geschäfts. Besonders die technischen Anstalten desselben haben seine klarsehenden, energischen und doch bedachtsamen Leitung viel zu danken. Auch unserer „Gartenlaube" als dem wichtigsten Unternehmen des Keil'schen Verlags ist Paul Kröner mit Rat und That nahegestanden.

Seit Jahren war die Gesundheit des rastlos thätigen Mannes getrübt. Sein letztes Lebensjahr hat er zurückgezogen im Kreise seiner Familie verbracht. Er starb, innig betrauert von den Seinen und einem ausgedehnten Freundeskreise, in gutem Andenken bei den Genossen seines Fachs, zu deren Zierden er gehörte. O. R.

Paul Kröner †.

Ernst v. Wildenbruch. Die Kunde von dem schönen Erfolg, den Wildenbruchs neues Drama „Die Tochter des Erasmus" bei der ersten Aufführung im Berliner Hoftheater errang, mußte der Dichter leider auf dem Krankenlager entgegennehmen. Das dramatische Temperament in Sprache und Handlung, das schon den Jugenddramen Wildenbruchs, „Die Karolinger", „Der Mennonit", „Väter und Söhne", nachhaltige Bühnenerfolge erstritt, zeichnet auch das neue Werk aus, welches die ritterliche Kämpfernatur Huttens und die vorsichtige Gelehrtennatur des Erasmus von Rotterdam in ihrem Verhältnis zu Luthers Reformationswerk darstellt. Wildenbruch ist am 3. Februar 1845 zu Beirut in Syrien als Sohn des preußischen Diplomaten geboren. Seiden er in Berlin das Französische Gymnasium besucht hatte, trat er 1859 in das Gardekorps ein. Doch sieben Jahre später gab er die militärische Laufbahn auf, und aus dem Potsdamer Gardeleutnant wurde in Berlin ein Student der Rechte und der schönen Wissenschaften. Er war Referendar, als er wieder zum Degen griff, um im Feldzug gegen Frankreich mitzuthun. Nach dem Kriege war Wildenbruch mehrere Jahre Oberappellationsgerichtsreferendar in Frankfurt a. O., dann fand er Anstellung im Auswärtigen Amt des Deutschen Reichs, in dem er noch heute als Geheimer Legationsrat thätig ist. In späteren Dramen gestattete er Stoffe aus der Geschichte der Hohenzollern. Als Erzähler schuf er Novellen und Romane. Mehrere derselben, so der Roman „Schwester-Seele", ein Werk von besonders intimem Reiz, erlebten zahlreiche Auflagen.

Professor Dr. Christoph v. Sigwart feierte am 28. März in Tübingen, wo er 1830 als Sohn des Philosophieprofessors und nachmaligen Prälaten Chr. W. v. Sigwart geboren wurde, seinen 70. Geburtstag. Der Jubilar, welcher den Doktortitel von drei Fakultäten führt, wirkt seit 1865 als ordentlicher Professor der Philosophie. Er genießt gleicherweise den wohlbegründeten Ruf eines ausgezeichneten Lehrers wie fachphilosophischen Schriftstellers, unter dessen zahlreichen Werken sich die zweibändige „Logik" größte Anerkennung erworben hat.

Robert Viktor v. Puttkamer, der seitherige Oberpräsident von Pommern, ist am 15. März in Karzin bei Stolp (Pommern) fast 72 Jahre alt gestorben. Am 5. Mai 1828 zu Frankfurt a. d. O. geboren, war v. Puttkamer seit 1877 Oberpräsident von Schlesien, bis er 1879 als Nachfolger Falks das Kultusministerium übernahm und später das Ministerium des Innern. 1888 erbat und erhielt er seinen Abschied von Kaiser Friedrich; seit 1891 war er Oberpräsident von Pommern. Mit seiner ministeriellen Wirksamkeit ist die Einführung der neuen Rechtschreibung verbunden.

Emil Engelmann †. Ein Angehöriger des schwäbischen Dichterkreises der Gegenwart ist am 10. März in Emil Engelmann dahingeschieden. Besonders bekannt ist er durch seine Bearbeitungen und Neudichtungen des Nibelungenlieds, des Gudrunlieds, des Parcival, und in den Bänden „Volksmärchen und Göttersagen aus germanischer Vorzeit", „Aus Germanicus Sagenborn" schuf er viel- und gerngelesene Jugendschriften. Engelmann war am 26. August 1837 in Kiechheim u. T. geboren.

Der Alpinist Ludwig Purtscheller ist am 3. März in Bern einer Lungenentzündung erlegen. Der Verstorbene, welcher bis zuletzt als Turnlehrer am Salzburger Gymnasium wirkte, war einer der verdientesten Hochtouristen unserer Zeit. Er hat mehr als 1000 Bergspitzen erklommen und kannte fast großen Gebiet der österreichischen, der Schweizer, italienischen und französischen Alpen fast jeden Gipfel und jedes Thal. 1889 begleitete Purtscheller den Afrikareisenden Hans Meyer bei der Besteigung des Kilima-Ndscharo. Durch diese Expedition, sowie durch Hochtouren im Kaukasus, ist der Name des kühnen unermüdlichen Bergsteigers auch im Auslande viel genannt worden.

Aus dem Festspiele des Düsseldorfer Künstlervereins „Malkasten": Begrüßung der Germania.
Nach einer photographischen Aufnahme von G. Hilbertz.

Der Düsseldorfer Künstlerverein „Malkasten" leitete seine diesjährige

Ernst v. Wildenbruch.
Nach einer Aufnahme von Loescher & Petsch, Hofphotogr. in Berlin.

Professor Dr. Christoph v. Sigwart.
Nach einer photogr. Aufnahme von W. Hornung in Tübingen.

Oberpräsident Robert Viktor v. Putkamer †.
Nach einer Aufnahme von Julius Brauß, Hofphotogr. in Stettin.

Emil Engelmann †.
Nach einer Aufnahme von Hofphotogr. H. Brandseph in Stuttgart.

Ludwig Purtscheller †.
Nach einer Aufnahme von Ed. Berel, Hofphotogr. in Salzburg.

„Maskenredoute" durch ein von dem Maler Eduard Daelen erfundenes Festspiel ein. Dasselbe hieß „Triumph der Hansa". Die Scene stellte einen Platz am Lübecker Hafen im Jahre 1370 dar, als nach langem Seekrieg zwischen den Nordlandstaaten und dem Bunde der Hansastädte endlich Frieden geschlossen wurde, der nun gefeiert werden soll. Jens ganze Zeit sowie die folgende zog in der glänzenden malerischen Verkörperung ihrer Bürger und Stände, Machthaber und Würdenträger in zehn charakteristischen Gruppen am Beschauer vorüber. Den Höhepunkt des Ganzen bildete das umstehend wiedergegebene Schlußbild. Es soll die Taufe und der Stapellauf einer Kriegsfregatte vor sich gehen, die den Namen der Schutzgöttin Deutschlands „Germania" erhält. Diese selbst sehen wir mit dem Schwerte in der Rechten auf unserem Bilde; neben und hinter ihr die Friedensgöttin und Genien der deutschen Staaten. Weiter auf hohem Throne verkündet die „Hansa", eine mit der Städtekrone gezierte Mädchengestalt, Sieg und Frieden und die große Aufgabe, die Deutschland zukünftig auf dem Meere zu erfüllen habe. Links von ihr erblickt man den Lübecker Bürgermeister von Berenbrock (E. Daelen), wie er, den goldenen Trinkbecher erhebend, der Hansa und der Germania begeistert den Willkommen entbietet.

Der Brand des „Théâtre-Français" in Paris am 8. März.
Nach einer Photographie von L. Gaumont in Paris.

Das „Théâtre-Français" an der Richelieustraße in Paris, diese klassische Heimstätte französischer Bühnenkunst, ist am 8. März kurz vor der Nachmittagsvorstellung von einem schweren Brandunglück betroffen worden. Leider hat dabei auch eine junge talentvolle Schauspielerin, Fräulein Henriot, ihren frühen Tod gefunden. Das „Théâtre-Français", aber wie der amtliche Name lautet, die „Comédie-Française", besteht seit 1680 und spielte zunächst sieben Jahre lang in dem Hause der Rue Guénégaud. 1689 erhielt die Truppe ein neues Haus an der Rue des Fossés, in welchem sie achtzig Jahre hindurch spielte. Das zum Teil abgebrannte Gebäude stammte aus dem Jahre 1782. Napoleon I. regelte die Verhältnisse des Schauspielpersonals auf der noch heute bestehenden Grundlage der Selbstverwaltung. Eine Reihe von Künstlergrößen, wie Talma, Rachel, Mars und andere, haben dort jahrzehntelang gewirkt; die Werke Molières, Corneilles, Racines fanden dort ihre vollendete Wiedergabe.

Vom Kriegsschauplatz in Südafrika.

Seit dem 13. März befindet sich auch Bloemfontein, die Hauptstadt des Oranjefreistaats im Besitz der Engländer, und vom bisherigen Hause des Präsidenten Steijn weht nun die britische Flagge. Unser heutiges Bild versetzt uns ins Lager der Burenartillerie vor Mafeking. Das von den Buren seit fünf Monaten ununterbrochen belagerte Städtchen liegt dreihundertfünfzig Kilometer nördlich von Kimberley, nahe der Westgrenze Transvaals am Vaal. In dem kleinen Orte liegt eine englische Besatzung von etwa 1500 Mann unter Kommando des Obersten Baden-Powell. Dieselbe versuchte am 26. Dezember und 6. Januar auszubrechen, wurde aber beide Male unter schweren Verlusten zurückgeworfen. Garnison und Bevölkerung leiden sehr unter Hunger und Krankheiten; die Spitäler sind überfüllt, die Sterblichkeit unter den Kindern und Schwarzen ist groß. Seit Anfang der Belagerung sind über 300 Personen durch Burengeschosse getötet und verwundet worden.

Burenartillerie vor Mafeking.
Nach einer Aufnahme von J. Barnett & Co. in Johannesburg.

* Osterarbeiten. *

Nahende Feiertage spornen in jeder glücklichen Familie die Hände zu ergee Thätigkeit an, aber jedes der drei großen christlichen Feste hat auch nach dieser Richtung hin ein besonderes Gepräge. Wie schafft man nicht schon Wochen aorher fürs liebe Weihnachtsfest und nimmt zuletzt wohl auch die Nächte zu Hilfe, um die Gaben der Liebe rechtzeitig fertigzustellen! Nicht so beim Nahen des Osterfestes.

Abb. 1.

Abb. 2.

Abb. 3.

Da denkt man mehr an die erwachende Natur, and im Jubel des Herzens läßt man sich genügen an Osteegrüßen, Osterscherzen and — Ostergeäüßen.

1. Ostereier. Za Osterarbeiten verschiedener Art geben die Ostereier Beeanlassung. Mit ihnen sind fast immee Scherze aerbunden, and sti es auch nur eine nicht alltägliche, sondern eben „österliche" Färbang der Eier, mit welcher die Hausfrau stolz auf ihr Könnrn iher Lieben überrascht. Aber sie kann noch mehr thun, als mit käuflichen Anilinfarben, mit Zwiebelschalen oder junger Saat die Eier gelb, rot, blau, grün u. s. w. färben. Als kleines Kunststück gelten marmorierte Eier, Eingeweihten jedach ist die Sache nicht schwer. Man nimmt ein Stückchen Tüll aber feine Leinwand, legt hierauf abwechselnd Zwiebelschalen sowie einige zarte frische Geäser, wickelt dies alles fest um das Ei and läßt es so kochen. Das Ei erscheint hiernach grün, weiß und gelb marmoriert. Geschickte Hände vermögen durch eine geschmackvall berechnete Anordnung der Zwiebelschalen und der Gräser wohl auch andeer Dekoratiannn, Bildchea a. s. w auf den Eiern hervorzazaabern. Das Beschreiben aon Ostereiern bereitet auch viel Spoß. Man wählt hierzu kurze Sprüche oder eine Zeichnung, eine Widmung, einen Namen, Monogramm u. s. w. Das Aafschreiben geschieht mittels einer Gänsefielfeder mit Salzsäuer. Sobald Schrift ader Zeichnung trocken, legt man die Eier in die beeit gehaltene Farbe and siedet sie. Soll die Schesft weiß bleiben, so zieht man sie mit einee in Olivenöl getauchten Feder nach und legt ganz oarsichtig die Eier in das kochende Farbewasser. Neu ist die Verwendung chemischer Tinten zum Beschriben der Eier. Zam Beispiet bringt die Hausfeau eine Schüssel weißer Eier herein, die Gäste merken, daß plötzlich immer deutlicher Schriftea und Bilder daraaf hervorteetrn. Diese Schrift zeichnet man mit eiger Lösung aon salpetersaurem Silber auf, oerwahrt jedoch sogleich die Eier bis direkt aor Gebrauch im Dunkeln, in einem zugedeckten Topf oder dergleichen. Nur bei Tageslicht verändert sich die wasseehelle Schrift nach and nach in Schwarz. Will man Eier mit Brandmelerei verzieren, so lege man sie nach dem Kochen in eine Zuckeelösang and lasse sie trocknen. Der glühende Stift verkohlt die eatstandene dünne Zackerschicht. Wer diese Lösung des Rätsels nicht kennt, wird das Kunststück nie nachmachen können. Ebensa neu, dabei wunderschön in der Wirkung ist das Verzieeen der Eier mit Glimmerpulver, das man als Diamantstaub aber Puder in verschiedenen, prächtigen Farben in Droguengeschäften brkommt. Man legt die gekochten Eier in eine Gummi- oder Zackerlösung and wälzt sie noch feucht in dem Glimmerpuloee herum, bis sich dieses überall angefetzt hat. Will man verschiedene Glimmerfarben auf einem Ei anbringen, so muß fie jede Faebe die betreffende Stelle einzeln mit einem Pinsel mit der Lösung bestrichen, dann mit Glimmer überstreut and erst nach dem Trocknen die zweite Faebe aafgetragen werden. Natürlich kann man in dieser Weise auch Schriftrn a. s. w. anbringen. Sehr scherzhaft wirken mit Gesichtern bemalte Eier, denen man mit Seidenpapier oder dergleichen die nötigen Ergänzangrn giebt, um sie als Leatnant, Räuber, Scharnsteinfeger, Student, als junge aber alte Dame u. s. w. präsentieren zu können (s. Abb. 1 bis 3).

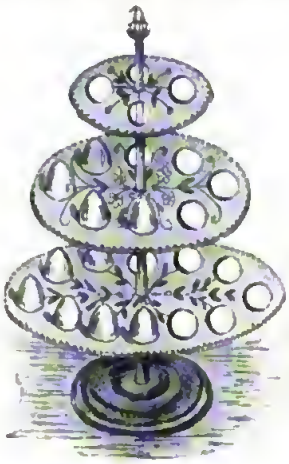


Abb. 7.

Dergleichen Spieleeeien müssen im Eierbecher aerangiert werden. Auch einzelne Früchte lassen sich in ähnlichee Weise durch Einwickeln in Seidenpapier und Bemalen bestelben herstellen (s. Abb. 4 und 5).

2. Osteegaben. Als Osteegaben nimmt man geen solche, welche mit Eieen iegend welchen Zusammenhang haben und entweder zum Serviern abee Aufbewahreu dee Eier odee in Eisoem als Attrappe zur Verdeckung aon alleelei Geschenken dienen.

Eieekörbchen, gewöhnlich aus Spangeflecht, giebt es in vieten Geößen and Faemrn za kaufen. Man garniert sie mit einer Stickerei auf Tach, einer Spitzenrusche oder mit Seidenband und dergleichen, füttert das Innere mit Flanellstoff aus und fertigt auch eine Flanelldecke zur Warmhaltung der Eier, die entsprechend bestickt wed. Zue Selbstanfertigung aon Eierbehältern kann man Zigarrenkisten- oder Laubsägehalz benatzen. Abbildang 6 stellt ein Kastchen in Form der bekannten Servierbretter dar, nur mit etwa 6 cm hahem Rand, den man duech Malerei, Brandarbeit aber Schnitzerei wirkungsoall aerziert. Innen breitet man grünes Moos aus, aerangiert in dieses die Eier und aach ein Osterhäschen. Abbildung 7 illustriert einen Eiertempel, ebenfalls mit irgend einer Kunstaebeit oeeziert. Die einzelnen Etagen enthalten mit der Laubsäge zugeschnittene Läcber zum Einsetzen der Eier. Ein falcher Eiertempel stellt eine sehr praktische Ostergabe dae, iniofern er für jede Hausfrau von baueendem Werte ist und zum Aufbewahern aon Eiern in der Speisekammer ausgezeichnete Dienste teistet. Eine anbeer Art non Eierbehälter fertigt man durch Umhäkeln eines geeigneten flachen Gefäßes mit nicht zu dünnem Garn, gleichviel in welchem Mustee, nachheriges Steifen der gehäkelten Arbeit in mit etwas Gips oerdicktem Leimwasser und schließliches Vergolden der so entstandenen sehr haltbaren Form. Schleifen, Boeten u. s w. zieren den äußeren Rand, das Inneer übertieht man mit Tuch, in welches die Löchee füe die Eier eingeschnitten und in Langnettenstich befestigt weeden.

Abb. 8.

Eieratteappen lassen sich in allerlei Weise heestellen. Abbildung 8 ist ein Arbeitsbeutel in Eiform. Er besteht aus 6 bis 8 Teilen, die in gatem Leder zugeschnitten und durch Beandmaleeei mit Frühlingsblumen aber kurzen Sprüchen ausgeschmückt werden. Hiernach näht uaon die Teile mit dickee, geinuee Seide einzeln bis zu den obeeen Spitzen zusammen, woselbst sie mit einem Beutel aus grünem Atlas veebunden werden. Dos Ganze ist durch edenfalls geinseidene Schnuee, mit Pompons aersehen, zusammenzuziehen. In ganz gleicher Weise könnte man auch Tabafsbeutel ols Osteeangebinde für einen Herrn ausführen.

Abb. 6.

Von der Frühjahrsmode.

Heute möchte ich unsere Leserinnen einladen, mich bei einem Besuch in ein Modewarenhaus zu begleiten. Wie sind doch neugierig, zu erfahren, was hier in der Stille schon wochen-, ja monatelang für den kommenden Frühling vorbereitet wurde; denn Neues, nur Neues heißt das Losungswort unserer mächtigen Herrscherin, der Mode! In erster Linie ist es wieder der Rock, der Propaganda machen soll. Mit Freuden sehen wir, was uns schon längst gewünscht, vielleicht auch geahnt haben — dem engen Futteralrock wurde der Abschied gegeben! Faltenröcke, nichts wie Faltenröcke! Variationen aller Art sehen wir vor uns; doch haben sie noch nicht ganz den Charakter des engen Rocks abgestreift; denn Plissé wie Hahtfalten sind meistens bis unterhalb des Knies abgesteppt, um in Form eines Volants aufzuspringen. Die Mahl dieses Rocks verlangt ebenso wie einst die des engen Rocks Rücksicht auf die Gestalt sowie geübte Hände, um zu seiner ganzen Wirkung zu kommen. Was aber modern ist, ist nicht immer praktisch, und aus diesem Grund dürfte der aufgelüftete Rock mit einer doppelten oder dreifachen Tollfalte in der hinteren Mitte noch zu seinem Recht kommen. Ja sogar einen Bauernrock entdecken wir an einem Modellkleide, dem ich ein freundliches Willkommen wünschen möchte.

Nr. 2. Kleid für junge Mädchen.
Rückenansicht.

Nr. 1. Besuchskleid.

Vor allem sind es zwei Kleider, die uns wegen ihrer gediegenen und geschmackvollen Ausführung besonders gefielen. Beide sind in bräunlichen Tönen gehalten. Das neutrale Braun scheint die Lieblingsfarbe für dieses Frühjahr zu werden, wie überhaupt für ganze Kleider nur zarte Farben als angenehm gelten.

Das Besuchskleid Nr. 1 dürfte sich in jedem Salon sehen lassen, so schön und geschmackvoll ist das ganze Arrangement. Es trägt einen duftigen Charakter, und die Ärmelarm könnte, dem weichen Wollstoff entsprechend, der seine Aufnahme den Faltenröcken verdankt, nicht glücklicher gewählt sein. Nun aber zur Garnitur der Taille! Sowohl Farbenstimmung als Kompaktion der Farben verraten eine künstlerische Hand. Eine Farbe hebt die andere! Die weiße Gaze sieht neben dem bräunlichen Ton überaus weich aus, während die lichtgrüne Seide erst recht den duftigen Reiz verleiht.

Gazeunterärmel, wie unsere Großmütter sie schon getragen, sowie der Gazeeinsatz lassen beinahe eine Gazebluse vermuten, auf der die Stoffteile leicht ruhen. Die breiten Achseln schaffen einen angenehmen Ausgleich zu den engen Ärmeln, während die Spitzeninkrustationen, wie überhaupt Stickereien, Applikationen und Steppereien die faltenlosen Flächen beleben sollen, an denen unsere Mode trotz des Umschwungs zum Faltenrock immer noch ihre Freude hat.

Nr. 2, die schon durch die stets jugendliche runde Passe das Mädchenkleid verrät, ist überaus anmutig. Die vom Hals strahlenartig ausgehenden Leisten, eine angenehme Unterbrechung, sind mit Goldknöpfen festgehalten. Blumenguirlanden, auf schmalen bläulichen Bändern eingewoben, bilden eine liebliche Umrahmung derselben. Die in Falten gesteppten Vorder- und Rückenteile der Taille, die lose über den Mehicigürtel fallen, harmonieren mit den Falten des Rocks, Gürtel und Passe sind aus weißem Atlas mit aufgesteppten, schmalen Stoffstreifen verfertigt.

Mit besonderer Vorliebe wird von unseren jungen Mädchen das Kostümkleid, das ausgesprochene Straßenkleid getragen. Cover-coat, Tuche, Kammgarn eignen sich vorzüglich hierzu. Feiner Schnitt und gute Ausarbeitung machen die Eleganz dieser Kleidung aus. Des Jäckchen wird entweder bis zur Taille oder kaum 10 cm über dieselbe getragen. Mit diesen sind wir aber schon auf dem Gebiete der Konfektion. Sie ist konservativer als die Kleidermode.

Als einzige Neuheit sehen wie den passe-

Nr. 2. Kleid für junge Mädchen.
Vorderansicht.

poilierten Offiziers-kragen, der nur in engem Kreise Anerkennung finden dürfte. Die Jugend bevorzugt mehr und mehr das Volera in den mannigfaltigsten Farben. Für ältere Frauen ist die kleidsamste Form immer noch das Cape.

Im Atelier der Madistin herrscht gleichfalls reges Leben. Viele fleißige Mädchenhände sind beschäftigt, wahre kleine Kunstwerke unter ihren Händen entstehen zu lassen; gewährt doch hier die Mode der Phantasie die weitestgehende Freiheit! Ganz allerliebst ist auf unserem Bilde der Mädchenhut aus leichtem Phantasiegeflecht. Die Krempe, hinten graziös aufgeschlagen, hat unterhalb gegen das Gesicht aus lichtblauer Gaze gefaßte Röschen, die ganz einschmeichelnd aussehen. Durch die um den Kopf gewundene Gaze ist keck ein Büschel Reihern gesteckt. Für unsere Kleinen giebt es nichts Anmutigeres als den wogenden Schäferhut mit einem sommerlichen Feldblumenkranz. Eine neue Schöpfung ist der Direktoirehut, dessen Gazebänder eine liebliche Umrahmung für schmale Gesichtchen bilden. Frauen mittleren Alters tragen im Sommer nach sehr gern den runden Hut; ein schwarzer Federhut soll für sie besonders beliebt sein. Allein für die erste Hälfte des Frühjahrs wird allgemein die englische Façon bevorzugt werden, die speziell dem Charakter des Kostumkleids entspricht.

E. E.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 7, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Der neue Bad Nauheimer Solsprudel. Seit dem 7. März ist das wegen seiner außerordentlichen Heilerfolge bei Herz- und rheumatischen Leiden altberühmte Taunusbad Nauheim um eine dritte

Czikosgruppe von Georg Vastagh für das Königsschloss in Budapest.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Erdélyi in Budapest.

Quelle bereichert worden. Der neue 16,5 cm starke Sprudel ist in einer Tiefe von 209,43 m erbohrt worden und teilt mit den beiden alten Quellen den gleichen Gehalt an Wärme (32° C.) und Salzen (3,2%); er liefert in der Sekunde 32 l Sole. Unser Bild zeigt den neuen Sprudel. Gerade hinter ihm steht der Oberbohrmeister Jähnichen; links erblickt man den Leiter der Bohrarbeit, den Geheimen Oberbergrat Professor Dr. Lepsius von Darmstadt, an seiner Seite den bekannten Nauheimer Arzt Professor Dr. Schott, hinter demselben den Ingenieur Städel, rechts von diesem Dr. med. Langebartels, während über dem Bohrmeister der Bürgermeister Wörner von Nauheim sichtbar ist.

Die Czikosgruppe, welche unsere Abbildung veranschaulicht, ist ein Werk des jungen renommierten Bildhauers Georg Vastagh in Budapest und wurde von Armin und Franz Steiner daselbst für die Pariser Weltausstellung in Kupfer getrieben; sie ist für das Königsschloß in Budapest bestimmt. Zu seinem Czikos (Roßhirt) stand dem Künstler ein Original von der großen „Hortobágy" genannten Puszta bei Debreczin zu Modell. Ein Roß- und ein Halbblutaraber dienten ihm als Vorbild für dessen Roß, in welchem gewissermaßen die ungarische Pferderasse der Zukunft dargestellt werden soll.

Der Lafayette-Dollar. Aus Anlaß des während der Weltausstellung in Paris zu errichtenden Denkmals für den französischen General und Befehlshaber im nordamerikanischen Befreiungskampfe, Marquis de Lafayette, hat die Regierung der Vereinigten Staaten einen Dollar mit den Bildnissen Lafayettes und Washingtons prägen lassen. Das erste Stück desselben ist nun am 3. März dem französischen Präsidenten Loubet im Namen Mac Kinleys durch den amerikanischen Botschafter Porter und den Abgesandten Robert Thompson als Sinnbild der in Freundschaft verbundenen beiden Republiken feierlich überreicht worden.

Zum ersten Gouverneur von Samoa ist der seitherige Präsident der Munizipalität von Apia, Dr. W. Solf, geb. 1862, ernannt worden. Die Wahl dieses mit Land und Leuten persönlich vertrauten Beamten dürfte in deutschkolonialen Kreisen befriedigendes Interesse erwecken. Dr. Solf kam im März des vorigen Jahres von Ostafrika, wo er Richter war,

Der Lafayette-Dollar.

noch Samoa. Er unterhält mit den Eingeborenen und mit Mataafa, ihrem einflußreichsten Häuptling, gute Beziehungen, ein Umstand, der für die künftige Verwaltung die besten Aussichten eröffnet.

Geheimer Sanitätsrat Professor Dr. Laehr, der Leiter und Gründer des Asyls „Schweizerhof" bei Zehlendorf, feierte dort am 10. März seinen 80. Geburtstag. Heinrich Bernhard Laehr wurde 1820 zu Sagan geboren und wirkte seit 1844 zunächst als Assistent des Chirurgieprofessors Blasius, sodann als Arzt an der Provinzialirrenanstalt zu Halle, bis er 1853 das genannte Asyl gründete, welchem er auch noch heute vorsteht. Laehr hat große Verdienste um die Irrenheilkunde. Eine von ihm über die Litteratur der Nerven- und Irrenkunde und der Seelenlehre von 1450 bis 1799 gesammelte Bibliothek umfaßt 10000 Schriften von rund 8000 Verfassern und ist einzig in ihrer Art.

General v. Zychlinski, der zu Berlin im Alter von fast 84 Jahren verschieden ist, war unter den preußischen Kriegshelden der tapfersten einer. Schon 1849 im pfälzisch-badischen Feldzuge hatte sich der junge Leutnant den Roten Adlerorden mit Schwertern erworben. 1864 zeichnete er sich als Kommandeur des Fusilierbataillons des Königin Elisabeth Garde-Grenadierregiments Nr. 3 hervorragend aus. 1866 sehen wir ihn als Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 27 bei Königgrätz Heldenthaten verrichten. Nach dem blutigen Tag von Chlum am 3. Juli, an dem er einen Schuß durch den Schenkel erhielt, ward ihm der Orden pour le mérite verliehen. Das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse folgte im deutsch-französischen Feldzuge, wo General v. Zychlinski sich namentlich bei Beaumont auszeichnete. 1880 nahm er als Kommandeur der 15. Division in Köln seinen Abschied.

Der neue Solsprudel in Bad Nauheim.

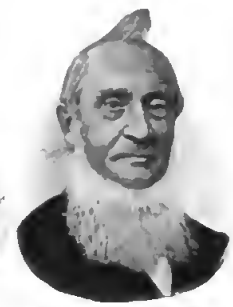
Pfarrer Dr. Heinrich Weber. Unterhalb Zürich liegt auf einer Rebenterrasse des Limmatthales das freundliche Dorf Höngg, dessen kürzlich verstorbener greiser Pfarrer Dr. Heinrich Weber zu den volkstümlichsten Gestalten der Schweiz zählte. Aus dem gesangreichen Zürcher Oberland stammend, hat Pfarrer Weber über ein halbes Jahr-

Digitized by Google

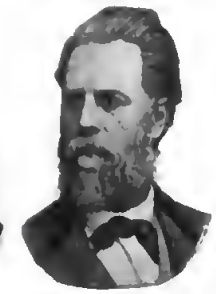
Dr. W. Solf,
Gouverneur von Samoa.

Professor Dr. Lachr.
Nach einer Aufnahme von J. C. Schaarwächter, Hofphotogr. in Berlin.

General v. Zychlinski †.
Nach einer Aufnahme von W. Höffert, Hofphotogr. in Berlin.



Pfarrer Heinrich Weber †.
Nach einer Aufnahme von R. Ganz in Zürich.



Dr. Theodor Pösche †.

hundert lang mit seinem Geschmack das Musikleben der Schweiz, besonders den schweizerisch protestantischen Kirchengesang in verdienstlicher Weise gefördert. Er wirkte auch in einer Menge von Gemeinden bei der Erprobung neuer Geläute mit, so daß ihn das Volk scherzweise den „Glockenpfarrer" nannte. Ebenso ist er als liebenswürdiger Dichter, der der schweizerischen Volksbühne einige wertvolle dramatische Spiele aus der Geschichte des Landes zuführte, hervorgetreten, und als Dank für das Festspiel, das er für ihre Gründungsfeier im Jahre 1891 schrieb, ernannte die Stadt Bern ihn zu ihrem Ehrenbürger. Dabei war der freundliche Pfarrherr von Höngg, aus dessen wallendem grauen Bart ein Gesicht voll hoher Güte schaute, unermüdlich auf dem Gebiete der Gemeinnützigkeit thätig, und es ist mit dem fast Achtzigjährigen also ein Mann dahingegangen, der in schlichter Größe eine mannigfaltige Fülle guten Samens in das Volksleben gestreut hat, das ihn umgab. Ein freundliches Gedenken verdient er namentlich auch in den Kreisen der Litteratur, weil er in den fünfziger und sechziger Jahren, wo die Anteilnahme der Schweiz am deutschen Schrifttum außerordentlich zurückgegangen war, dessen treuer Freund und Pfleger blieb und mit anderen die schönere Gegenwart heraufführte, in der das Land für seinen verhältnismäßig engen Raum sich wieder mit reichen Kräften am deutschen litterarischen Leben beteiligt.

Mit Dr. Theodor Pösche ist Ende vorigen Jahres in Washington wieder ein alter „Achtundvierziger" aus dem Leben geschieden. Pösche war als Sohn eines Lehrers im Dorfe Zöschen bei Merseburg 1826 geboren. Als Student in Halle geriet er 1848 in die demokratische Bewegung, in der er bald eine führende Rolle einnahm. Nach einem mißglückten Putsch flüchtete er über Straßburg nach Amerika. Zunächst in St. Louis Privatlehrer, war er dann in der Steuerabteilung des großen Finanzamts in Washington dreißig Jahre lang als Beamter thätig. In Steuerfragen galt Pösche als Autorität, wie er denn 1878, als Bismarck die Einführung des Tabakmonopols in Deutschland erwog, im Auftrage des Präsidenten Grant mehrere Monate beim Altreichskanzler in Berlin weilte, um diesen über die amerikanischen Steuerverhältnisse durch instruktive Vorträge aufzuklären.

Die Zweihundertjahrfeier der Berliner Akademie der Wissenschaften wurde am 19. März im Weißen Saal des königlichen Schlosses durch einen Festakt eröffnet, dem der Kaiser beiwohnte und dem er durch eine die Bedeutung der Wissenschaft und der Akademie, die jener diene, hervorhebende Ansprache die rechte Weihe gab. Diesem prunkhaften Festakte folgte am anderen Vormittage die eindrucksvolle Festsitzung der Akademie der Wissenschaften im Sitzungssaale des Abgeordnetenhauses, zu welcher Gelehrte aus allen Ländern und allen

Die Festfeier der Berliner Akademie der Wissenschaften im Sitzungssaale des Abgeordnetenhauses.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hugo Rudolphy in Berlin.

Joseph Süss.

Wissenschaftszweigen erschienen waren und nicht weniger als 88 Körperschaften Abordnungen entsandt hatten. Professor Zahlen leitete die Feier und Professor Harnack hielt die Festrede. Die Feierlichkeiten fanden am Abend desselben Tages durch ein großes Festmahl im Kaiserhof, an welchem etwa 300 Personen teilnahmen und wobei Geheimrat Professor Waldeyer den Vorsitz führte, ihren glänzenden Abschluß.

Eine beherzte Rettungsthat vollführte am 21. Juli vorigen Jahres der neunzehnjährige Hetzersohn Joseph Süß in Rosenheim (Bayern). Ein elfjähriger Knabe war dort beim Baden in der Mangfall unter Wasser gekommen und bereits eine Strecke weit fortgerissen worden. Obwohl Joseph Süß infolge langjähriger Lähmung eines Beines an Krücken geht, sprang er bei einer besonders tiefen Stelle in den Fluß und rettete den Knaben vom Tode. Für diese in Anbetracht seiner Gebrechlichkeit heroische That ist ihm nun die öffentliche mit einer hohen Geldbelohnung verbundene Anerkennung der oberbayrischen Regierung zu teil geworden.

Die **Sonneberger Spielwarengruppe**, welche für die Pariser Weltausstellung bestimmt ist, wird sich dort in einem besonderen Raum von 60 qm als eine von dem Industrieschuldirektor R. Möller selbst entworfene Weihnachtsfeerie darstellen. Ein von felsigem Schneetreiben umrahmtes Diorama zeigt das Städtchen Sonneberg inmitten schneebedeckter Berge bei Sonnenuntergang, während Engelgruppen die frohe Himmelsbotschaft verkündend, aus den Lüften herniederschweben, wie wir auf unserem unteren Bilde sehen. In einer Schieferfelsgrotte hält ein reichgeschmückter Schlitten, von zwei Rehböcken gezogen, und Knecht Ruprecht schickt sich soeben an, die mitgebrachten Spielsachen auszuteilen; nebenher zeigt sich das Rotkäppchen mit dem Wolfe. Das obere Bild veranschaulicht einen aus einem geräumigen Eckbau hervorragenden Weihnachtsbaum, welchen Sonneberger Glasbläser in Gestalt von Heinzelmännchen mit Glasschmuck und Spielwaren behängen. Im Innern dieses Hauses tanzen größere Puppen um den reichbesetzten Weihnachtstisch den Reigen, wozu kleine Engelein rings auf dem Geländer musizieren. Die eigentlichen Ausstellungsschränke zu beiden Seiten der Hauptgruppe sind in der Gestalt anheimelnder Waldlerhäuschen gehalten, welche selbst des Taubenschlages und des Kreuzschnabelbauers nicht ermangeln und so, gleich den im winterlichen Gelände auf Wegen und Stegen vertraulich sich tummelnden Waldlern, die sinnenfällige Poesie der ganzen Gruppe erhöhen.

Der Weihnachtsbaum der Glasbläser.

Knecht Ruprecht.

Die Sonneberger Spielwarengruppe für die Pariser Weltausstellung.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph J. M. Horn in Sonneberg.

Lehrer- und Lehrerinnenkurse 1900. Die diesjährigen vom Deutschen Verein für Knabenhandarbeit festgesetzten Lehrerkurse im Handfertigkeitsunterricht werden am Lehrerseminar zu Leipzig abgehalten. Sie beginnen am 2. Juli und endigen im Laufe des September. Nähere Auskunft über diese Kurse erteilt Seminardirektor Dr. Padst in Leipzig, Scharnhorststraße 19, von dem auch ausführliche Programme kostenfrei bezogen werden können. — Lehrkurse in den Volks- und Jugendspielen finden von Mitte April bis Ende September in folgenden Städten statt: 1. Bonn: a) für Lehrer, b) für Lehrerinnen (Leiter: Dr. med. F. A. Schmidt). 2. Braunschweig: a) Lehrer (Leiter: Gymnasialdirektor Schulrat Professor Dr. Koldewey); b) Lehrerinnen (Leiter: Turninspektor A. Hermann). 3. Frankfurt a. M.: a) Lehrer, b) Lehrerinnen (Leiter: Turninspektor W. Weidenbusch). 4. Hadersleben: für Lehrer (Leiter: Oberlehrer Dunker). 5. Posen: für Lehrer (Leiter: Oberturnlehrer Kloß). 6. Stolp i. P.: für Lehrer (Leiter: Oberlehrer Dr. Preußner). 7. Krefeld: a) für Lehrerinnen (Leiterin: Turnlehrerin Martha Thurm), b) Wiederholungskurse für Lehrer (Leiter: Hauptturnlehrer Scharf). Wanderkurse für Lehrer und Lehrerinnen wird Oberturnlehrer Karl Schroter aus Barmen an anderen Orten in den Oster-, Pfingst- und Herbstferien abhalten. **Anmeldungen zu den Kursen sind an die vorgenannten Adressen zu richten.**

Digitized by Google

Drei Hofdamen der verstorbenen Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, die während der letzten Jahre in persönlichen Diensten seiner verewigten Gemahlin standen, hat Kaiser Franz Joseph hoch geehrt, indem er ihnen Porträtbilder der Kaiserin zum Geschenk machte. Die Damen sind die seitherige Oberstkhofmeisterin Gräfin Maria Theresia Harrach, geborene Prinzessin von Thurn und Taxis, ferner die Hofdame Gräfin Festetics und Frau v. Ferenczy, die Vorleserin der Kaiserin.

Gräfin Maria Theresia Harrach, Oberstkhofmeisterin — Frau v. Ferenczy, Vorleserin der Kaiserin. — Gräfin Festetics, Hofdame

Hofdamen der verstorbenen Kaiserin Elisabeth.

Nach Aufnahmen des Hofateliers Adèle in Wien und des Hofphotographen Karl Koller in Budapest.

Der Berliner Verkehr. Der Personenverkehr der deutschen Reichshauptstadt nimmt einen immer gewaltigeren Aufschwung. Die jetzt vorliegenden Zahlen der beiden letzten Betriebsjahre ergeben für 1898 ein Mehr von nicht weniger als 32 609 135 Personen, das heißt 89 340 Personen täglich mehr als im Vorjahre. Alle Berliner Verkehrsanstalten, eine einzige ausgenommen, sind an dieser Zunahme beteiligt. Obenan steht die Große Berliner Straßenbahn, welche es von 158 700 000 auf 172 000 000 Personen gebracht, also allein 13 300 000 Personen mehr befördert hat. Die Neue Berliner Omnibusgesellschaft (1897 17 406 811 Personen) weist eine Frequenz von 24 040 [illegible] Personen auf (gegen 6 634 324). Der Stadt- und Ringbahnverkehr, einschließlich Stadtbahn, Ringbahn, Verbindungsbahn, Görlitzer Bahnhof, Stadtbahn-Güterverkehr, Gürtelbahn, Güterumgehungsbahn, Gruneweld [illegible] stieg von 87 746 914 auf 91 781 460, das heißt um 4 044 [illegible] Personen. Die Berliner Charlottenburger Dampfstraßenbahn beförderte nicht 2 335 561 Personen (7 954 439 : 10 29[illegible]). In gleicher Weise [illegible] der Verkehr bei den übrigen Gesellschaften. Neue Berliner Pferdebahn (24 750 000 gegen 22 775 000), Allgemeine Berliner Omnibusaktiengesellschaft (26 612 000 gegen 24 920 324), Elektrische Straßenbahn Siemens & Halske (5 900 [illegible] gegen 4 737 054), [illegible]tiner G[illegible] früher [illegible] schaft Reform (1 900 [illegible] gegen 855 900), Westliche Berliner Vorortbahn, früher Dampfstraßenbahn (4 045 712 gegen 3 801 681), die Omnibuscompagnie Berlin (1 012 [illegible] gegen 882 150). Die seit dem 31. Oktober 1898 ins Leben gerufene Berliner Nachtomnibuslinie endlich war mit 41 579 Personen beteiligt.

Vom Kriegsschauplatz in Südafrika.

Unser heutiges für die Kriegsführung in Südafrika außerordentlich charakteristisches Bild versetzt uns in die Zeit der von General Buller mit den Buren geführten Kämpfe um die Befreiung Ladysmiths. Die Stadt liegt am Klipriver, den wir hier von burischen Kanonentransporten durchquert sehen. Mit welchen unsäglichen Schwierigkeiten die Weiterschaffung der schweren Belagerungsgeschütze in diesem wilden Bergterroir verknüpft war, das lehrt ein Blick auf diese Abbildung. Zwanzig und mehr Paare kräftiger weitgehörnter Ochsen ziehen das Geschütz durch die seichte Furt des Flusses, um diesseits am steilen Gelände noch mühsamer emporzuleuchten.

Cecil Rhodes, der „Kapnapoleon" und Diamantenkönig von Kimberley, gehört wohl ohne Frage zu den in letzter Zeit zumeist genannten Persönlichkeiten. Als neunzehnjähriger lungenkranker Mensch war Cecil, der 1853 in Bishop-Stortfort in England geborene Sohn eines Geistlichen, zur Herstellung seiner Gesundheit nach Natal gekommen, wo sein älterer Bruder einen Meierhof besaß. Bald verfassten die Brüder das Anwesen, um mittels des Erlöses eine Konzession zur Ausbeute der Diamantenfelder am Oranjefluß, nahe den dem späteren Kimberley, zu erwerben. Sobald Rhodes Mittel genug hatte, wendete er sie an, um durch fünf Jahre auf einige Monate alljährlich heimzukehren und an der Oxforder Hochschule zu studieren. Da es von Anfang an sein Plan gewesen war, Südafrika für England zu erobern, gründete er die De Beers-Diamanten-Gesellschaft, womit er eine Kapital für sich schuf. Dann errichtete er die Chartered-Landpolizei, unterstützte die von der englischen Regierung erzwungene Eroberung von Betschuanaland und faßte seit 1895 die Unterwerfung der beiden Burenrepubliken ernsthaft ins Auge. Rhodes ist Junggeselle und ein seine Zwecke rücksichtslos verfolgender Mensch. Er treibt dabei Sport aller [illegible] auch Sammlerfaoet. Hiervon geben die Ställe namentlich an alten Truhen, in seinem Wohnsitz „Grote Schuur" bei Buitenzorg genügend [illegible]

Cecil Rhodes.

Burische Artillerie durchquert den Klipriver.

Nach einer Aufnahme von J. Barnett & Co. in Johannesburg.

Allerlei Winke für jung und alt.

Panamastrohhüte. Um denselben neue Formen zu geben, werden [illegible] wenn hell, mit Wasser, Soda und Seife oder etwas Salmiak [illegible] dann, mit einem Stückchen Flanell und Benzin — wenn [illegible] mit Sammet und Del gereinigt. Unter dem Kochgeschirr wird [illegible] nicht, das möglichst genau der Kopfform entspricht, der Hut [illegible] etwas zu, etwaige Lücken fest mit Papier ausgefüllt, ein feuchtes [illegible] darüber gelegt und trocken gebügelt. Die Hutkrempe wird, wenn [illegible] Kopfteil ganz trocken, auf eine weiße Tischplatte oder ein Brett [illegible] und ebenfalls steif gebügelt. Panamahüte werden auf diese [illegible] besonders schön. Aufbiegen der Krempe oder Eindrücken des [illegible] muß unmittelbar nach dem Bügeln geschehen. Bei starken [illegible] bleichen wird die Kopfform sehr genau ausgefüllt, mit innen [illegible] außen befeuchtet, ohne zu bügeln, getrocknet. Das Bestreichen mit [illegible] warmem Hutlack geschieht erst, wenn der Hut ganz trocken ist, wobei [illegible] er stets unterlage liegen bleiben muß.

Körbchen für kleines Backwerk. Für einen kleinen Haushalt sind die Backexemplare 2c. oft recht groß, dann ist solch ein Körbchen, in dem feines Backwerk sehr appetitlich aussieht, wohl manchmal ein willkommenes einfaches Geschenk. Das sehr billige Körbchen (25 Pf.) flicht ein Deckchen aus feinem Leinen, mit kleinem zum Theeservice passenden Muster (hier Rautenstern), genau passend in Farbe gestickt; den

Körbchen für kleines Backwerk.

[illegible] bildet Festonstich aus weißer Seide, mit Picot (Festonstich in den [illegible] cm. Form breites weißes Band als Schleifenschmuck (60 cm).

Für die Kindergesellschaft. „Suchen". Großen Spaß erregte in einer Kindergesellschaft eine besondere Art von Lotterie. Die Gewinne waren durch das übliche Nummernlotto verteilt worden; da fand sich in einem Packchen statt eines kleinen Geschenks nur ein Zettelchen, darauf stand: „Liebe Kinder, suchet doch draußen in dem Herdloch." Die [illegible] Schar zog nun mit in die Küche und fand im Herd einen weiteren Zettel: „Ihr seid nicht hier, ihr könnt es sein drinnen im Holzkämmerlein." [illegible] man die Gesellschaft durch weitere solche Verschen kreuz und quer im Haus herum geschickt worden, weist ein Sprüchlein wieder ins Wohnzimmer zurück, wo indessen jemand das gewünschte Paketchen recht sichtbar an der Hängelampe befestigt hat; es trägt die Aufschrift: „Seht, da häng' ich groß und derit, warum sucht ihr denn so weit?" Natürlich müßte darin der netteste Gewinn stecken. Die kleine Gesellschaft unterhielt sich damit eine ganze lange Zeit und war sehr vergnügt. J.

[illegible] Deckchen-Muster zum Körbchen für kleines Backwerk.

Der Kronenschnitt an jungen Obstbäumen. Würde man die Kronen der Apfel-, Birnen- und Pflaumenbäume, seien es nun Hochstämme mit einem 2 m hohen Stamm, Halbstämme mit 1 m Stammhöhe, oder auch die Kronen der noch kürzeren sogenannten [illegible] unbeschnitten lassen, so wäre diese Unterlassung fehlerhaft. [illegible] der Baum keine ordentliche Krone bilden und untregelmäßig der Sorte zusammenden Eigentümlichkeit wachsen [illegible] anfang des Kronenschnittes wurde aber nicht nur die [illegible] ung der Krone, sondern auch die Fruchtbarkeit de- [illegible] Wenn wir von der jungen Krone überflüssige, nur Wiederzweige und Zweigteile zum Vorteil der stehenbleibenden [illegible] den entfernen, so wird nicht nur eine regelrechte [illegible] das raschere Wachstum der Krone gefördert, sondern [illegible] der nicht bloß mechanischem, sondern den besonderen [illegible] ersteren Schnitte auf das Entstehen vieler und gut [illegible] frühe hingewirkt. Durch den Sommerschnitt erzielen [illegible] und beträchtlich Fruchtbarkeit, durch den mehr oder [illegible] mäßig halten wir den Baum lebensfähiger [illegible] sich durch den Schnitt dem Baum eine solche Form, [illegible] und Zweige gleichmäßig ernährt werden. Wir wenden [illegible] tt, auf den wir späterhin noch zurückkommen werden, [illegible] des Ho[illegible] des on du hierdurch die Fruchtknospenbildung befördert wird, insbesondere bei dem Zwergobste, wogegen wir durch einen starken Herbst- oder Frühjahrsschnitt die Bildung von Holztrieben befördern. Bei starker Kälte soll nicht beschnitten werden, weil sonst der Frost die bloßgelegten Holz- und Rindenschichten vernichten und die Vernarbung nur langsam vor sich gehen würde. Auch zu spät im April-Mai, besonders bei dem Steinobst, sollte nicht geschnitten werden, denn sobald die Knospen auszutreiben beginnen, wird der Baum durch den Schnitt zu sehr geschwächt.

Aussaat der Topfblumen. Zur Aussaat zu verwendender Same von Topfgewächsen muß trocken und luftig aufbewahrt gewesen sein und sollte höchstens das Alter von 2 Jahren erreicht haben, denn die meisten Sämereien behalten nur bis zu 2 Jahren ihre volle Keimfähigkeit. Die Aussaat erfolgt gewöhnlich von Anfang März bis Anfang Mai, bei manchen Pflanzen aber auch sofort nach der Samenreife.

Aussaatnapf.

Zur Aussaat benutzt man Samenschalen, Töpfe, Holz- oder auch Cigarrenkistchen, deren Boden durchlöchert und mit Topfscherben, des Wasserabzuges halber, bedeckt ist. In Blumentöpfe giebt man erst bis zu ⅓ ihrer Höhe eine Unterlage von Scherben, Steinbrocken oder Holzkohlenstückchen, damit der Wasserabzug rasch von statten gehen kann, weil zu anhaltende und stagnierende Nässe den Samenkörnern mit Ausnahme solcher von Sumpf- und Wasserpflanzen verderblich ist. Es sollten dann die Gefäße mit lockerer, gesiebter sandiger Erde gefüllt werden, doch nicht ganz voll, sondern man wird des späteren Begießens wegen noch 2 cm Rand frei lassen.

Durchschnitt eines zur Aussaat zurechtgestellten Copfes.

Gute feine Mist-, Laub- und Heideerde, mit Fluß- oder gewaschenem Grubensand vermischt, eignet sich vorzüglich zur Besaat. Die Erdarten müssen fein gesiebt sein, um so feiner, je kleiner die Körner sind. Ganz feine Körner wird man nur auf die Oberfläche der gebneten Erde ausstreuen und mäßig andrücken, mittelfeine sind nur wenig mit Erde zu bedecken, und je grobkörniger ein Same ist, desto stärker wird er bedeckt, bis zur doppelten Stärke des Samenkornes. Die Aussaat darf nicht zu dicht erfolgen. Die besäeten Gefäße werden mit lauwarmem Wasser mittels feiner Brause oder Tonipenders überspritzt und im warmen Zimmer aufgestellt; bis zur erfolgten Keimung können die Gefäße dunkel stehen. Ganz feine Samen sind mit Glasscheiben zu bedecken, damit die Feuchtigkeit gleichmäßig erhalten bleibt, auch kann man die Erde mit Löschpapier bedecken und letzteres stets feucht halten. Je härter die Schale des Samenkornes ist, desto länger dauert für gewöhnlich die Keimzeit. Bei solchen schwer keimenden Sämereien ritzt man oder feilt, ohne den inneren Kern zu verletzen, die Schale an. Die Keimkraft wird auch durch Aufweichen der Körner, je nach Stärke 2 bis 3 Tage lang in warmgehaltenem weichen Wasser, dem man zum 100. Teile Chlor oder Salzsäure zusetzen kann, beschleunigt. Nach beendeter Keimzeit sind die Pflänzchen an die Luft zu gewöhnen und von Unkraut frei zu halten. Sobald sich die Sämlinge mit einem zugespitzten Hölzchen oder einer Pincette erfassen lassen, sind sie zum ersten Male umzupflanzen, welches Verfahren der Gärtner „Pikieren" nennt. Gewöhnliche Pflanzen läßt man etwas größer werden, feine Sorten sind mehrere Male, und zwar immer mehrere in ein Gefäß, zu pikieren.

Samenschale mit Glasscheibe zum Bedecken.

Sobald die Pflänzchen das 4. Blatt gebildet haben, hebt man sie mittels eines Holzspatels mit möglichster Schonung aller Wurzeln aus den Pikiertöpfen, um sie einzeln in kleine Töpfe zu pflanzen. Man legehierbei auf das Abzugsloch des frisch gewaschenen Blumentopfes eine oder mehrere Scherben oder, falls diese fehlen, poröse Kohlenschlacke, Torfbrocken 2c., damit das Ausfallen der Erde verhindert wird und das Wasser abfließen kann. Hierauf ist der Topf mit etwas Erde zu füllen, die Pflanze über die Mitte des Topfes zu halten, um die Wurzeln mit lockerer Erde so lange zu überstreuen, bis der Topf gefüllt ist. Dann drückt man die Erde um den Topfrand mit beiden Daumen mäßig fest, so daß der obere Topfrand das Gießwasser nicht abfließen läßt. Die Pflanzen müssen, sobald sie die Töpfe durchwurzelt haben, in größere, dem Wurzelvermögen der Pflanze angepaßte Töpfe verpflanzt werden. Damit die Pflänzchen nach dem Verpflanzen schneller anwachsen, werden sie bespritzt und unter einer Glasglocke geschlossen gehalten. Anfangs sind sie gegen allzugrellen Sonnenschein zu beschatten und allmählich an die Luft zu gewöhnen.

Aus kleinerem in größeren Topf versetzte Pflanze, über die, um ein rascheres Anwachsen zu erzielen, eine Glasglocke gedeckt wurde.

Pikieren in ein Kistchen.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H. in Leipzig.

Antons Erben.

Roman von **W. Heimburg.**

3. Auflage. Preis geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Dieser, bei seinem Erscheinen in der „Gartenlaube" mit ausserordentlichem Beifall aufgenommene Roman liegt nunmehr in der 3. Auflage vor, welche mit schöner Ausstattung einen ausserordentlich billigen Preis verbindet.

Von der gleichen Verfasserin erschienen ferner in obigem Verlag:

Aus dem Leben meiner alten Freundin. Roman. 9. Auflage.
Compermanns Lieschen. Roman. 4. Auflage.
Kloster Mondhausen. Roman. 6. Aufl.
Dujumel. 6 Novellen. 2. Auflage.
Ein armes Mädchen. Roman. 5. Aufl.
Trudchens Heirat. Roman. 2. Aufl.
Die Alraune. [illegible]
Kerzenstrikers. Roman. 2. Auflage.
Unter der Linde. 7 Novellen. 2. Aufl.
Lore von Tollen. Roman. 2. Aufl.
Eine unbedeutende Frau. Roman.
Mamsell Unnütz. Roman. 2. Aufl.
Sabinens Freier. Auf schwankem Boden. 2 Novellen. 2. Auflage.
Um fremde Schuld. Roman. 2. Aufl.
Hans Haagen [illegible]
Trotzige Herzen. Roman. 3. Auflage.

Jeder Band geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Das erste Moorbad der Welt.

FRANZENSBAD

besitzt die stärksten Eisenquellen, reine alkalische Glaubersalzwässer und Lithionsäuerlinge. Neben den weltberühmten Moorbädern noch Kohlensäure-Gasbäder und die Kohlensäure-Eisenstahlbäder, neuerdings bei Herzkrankheiten erprobtes Stahlbäder.

Saison vom 1. Mai bis 30. September.

Prospecte gratis.

Jede Auskunft ertheilt das Bürgermeisteramt als Curverwaltung.

Illustriertes Lehrbuch des

Skatspiels.

Mit allen älteren und neueren Spielarten.

Von **K. Buhle,**

Verfasser der Allgemeinen Skatregeln.

Dritte verbesserte Auflage.

Elegant gebunden in Originalleinband Preis 3 Mark.

Das illustrierte Lehrbuch des Skatspiels hat sich [illegible] und wird allgemein als das [illegible] Gebiete des Skatspiels anerkannt, als welches es [illegible] sondern auch dem geübteren Spieler dient, von dem es [illegible] Nachschlagebuch in allen das Skatspiel betreffenden [illegible] Fragen zu Rate gezogen wird. Die neue, vielfach verbesserte [illegible] wiederum in 6 Monaten, und zwar in einer [illegible] millionen Buchhandlungen bezogen werden. Wo der Bezug [illegible] sollte, wende man sich direkt an die

Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Bad Wildungen

Heilquellen. **Georg Victorquelle** und **Helenenquelle**, [illegible] vermöge ihrer **specifischen** Wirkung bei **Blasen-** und **Nierenkrankheiten** seit Jahrhunderten bekannt ist, die erstere von unübertroffener [illegible] allen möglichen **Katarrhen** der **Harnorgane**, die [illegible] besonderer Wirksamkeit bei **Bekämpfung** der **Steinbildung** (harnsaure Diathese, Gicht [illegible]). Ausserdem finden die Quellen erfolgreiche Verwendung bei **Magen- und Darmkatarrhen**, bei **Blutarmut, Bleichsucht** und **Drüsenleiden.** Versandt 1899: [illegible] Flaschen. **Berühmte Specialärzte.** Das ungefüllte Wildunger Salz ist nur künstlich, theils unlöslicher [illegible] über Lage, Kur und Wohnungen, sowie Schriften gratis [illegible] den Mineralwasserhandlungen u. Apotheken, versenden [illegible]

Fürstliche Wildunger Mineralquellen, A. G.

Aufgebot.

Der am 10. September 1851 als Sohn des verstorbenen Weissgerbermeisters Gottfried Hermann geborene Rudolf Hammerschmidt von Hanau, welcher im Jahre 1881 nach Amerika ausgewandert ist, wird aufgefordert, sich spätestens im Aufgebotstermin, den **1. Oktober 1900, Vormittags 10 Uhr,** zu melden, widrigenfalls seine Todeserklärung erfolgen wird.

Hanau, den 6. März 1900.

Königliches Amtsgericht 8.

Regierungs-Kommissar.

Technikum Altenburg s.-A.

für Maschinenbau, Elektrotechnik u. Chemie — Lehrwerkstätten. — Prosp. frei.

Jodbad Sulzbrunn.

Bayr. Alpen. Eisenhaltige Kochsalzthermen. Jodbad. Luft- u. Hochwaldkurort 1075 m. Post, Telegraph, Telephon. Kgl. Apotheke. Wunderschöne Lage im Wald. Tue Beste in allen Zeiten, wo Jod und ozonreiche Luft zusammenwirken sollen. Mutterwerband. Jodmagnesiumseife, Jodlauge. Saison 1. Mai bis 1. Oktober.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Schloss Josephsthal

Roman von **Marie Bernhard.**

Preis geheftet 3 Mk. Eleg. gebund. 4 Mk.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Alltagsmenschen.

Novellen von

Eva Treu.

Inhalt:

Mein Roman. — Der Schlüssel. — Sterben. — Fräulein Nunnemann. — Das Laub fällt. — Auch so einer. — An das Christkind.

Preis eleg. geheftet 3 Mk., eleg. gebunden 4 Mk.

Echte Liebenswürdigkeit, so recht aus dem innersten deutschen Frauengemüt schöpfender Erzählertalent giebt sich in diesen Erzählungen, welchen die Verfasserin den bescheidenen Namen „Alltagsmenschen" gegeben hat, kund. Ein sonniger, herzerquickender Humor, dessen Zauber den Leser gefangen hält, zieht durch die meisten ihrer Geschichten, aber auch da, wo ernste Lebensmomente auftreten, weiss sie die Herzen für ihre Alltagsmenschen zu gewinnen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes [illegible] Reinigungs-Seife, welches an Güte durch [illegible] anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht [illegible] seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, [illegible] Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen, es entfernt Fett von allen Küchen-Gerätschaften, Töpfen und Pfannen. Messer, Gabeln sowie alle gewöhnlichen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst [illegible] zugröhren von der Küche werden wie neu nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um [illegible] behauptung zu beweisen. Sei verständig, [illegible] frauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen

Es existirt **nur eine** Sorte [illegible]

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK. U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig

April 1900.

Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Inhalt.

Seite

Kampf ums Glück. Roman von Paul Robran (1. Fortsetzung) 233

Etwas vom Kerger. Von Max Hausdafer 238

Das Jahrhundert des Verkehrs. Von Paul Dehn. (Schluß) 240

Erkrankungen des Ohres. Der Ohrenfluß und seine Bedeutung. Von Dr. R. Haug 247

Das Meer als Quelle der Völkergröße 248

An der Berliner Börse. Eine Skizze von A. Oskar Klaußmann. Mit Abbildungen von Ewald Thiel . . . 250

Im Wasserwinkel. Roman von W. Heimburg (7. Fortsetzung) 254

Rätselhafte Strahlen. Von M. Hugenun 262

Blätter und Blüten: Der Föhlensee. (Zu dem Bilde S. 233.) S. 263 — Wochenmarkt vor dem Rathaus in Bremen. (Zu dem Bilde S. 236 und 237.) S. 263. — Deutsche Bergleute in nördlichen Natal. (Mit Abbildung.) S. 264. — Schlimme Begegnung. Von Arthur Achleitner. (Zu dem Bilde S. 249.) S. 264. — Schlacht bei Höchstädt. (Zu dem Bilde S. 257.) S. 264

Allerlei Kurzweil: S. 264.

Illustrationen: Der Föhlensee. S. 233. — Wochenmarkt vor dem Rathaus in Bremen. Von H. Binde. S. 236 und 237. — Gegenseitige Ueberraschung. Von L. Fay. S. 241. — Die Milchverkäuferin. Von A. Guillon. S. 245. — Schlimme Begegnung. Von A. Diefjenbacher. S. 249. — Abbildungen zu dem Artikel „An der Berliner Börse". Von Ewald Thiel. Das Börsengebäude. S. 250. Blick von der Galerie in den Saal. S. 251. Der Hexenmeister. In der Garderobe. S. 252. In der „Mantanecke". S. 253. Schreibild. S. 254. — Der französische Oberst Desnouville überreicht dem englischen General Churchill seinen Degen nach der Schlacht bei Höchstädt. Von G. Adolf Closs. S. 257. — Eine merkwürdige Geschichte. Von J. M. Mueuier. S. 261. — Deutsche Bergleute im nördlichen Natal vor ihrer Hütte. S. 264.

Hierzu 2 Beilagen, sowie Kunstbeilage 8: „Norwegischer Bauer", Von Hans Dahl.

Kleine Mitteilungen.

Preisausschreiben. Der Verein für dekorative Kunst und Kunstgewerbe in Stuttgart veranstaltet folgendes Preisausschreiben:

Das Bestreben, auf alle Gebiete der dekorativen Kunst und des Kunstgewerbes anregend einzuwirken, veranlaßt den Verein, auch die weibliche Kunstfertigkeit und Erfindungsgabe durch Veranstaltung von Wettbewerben zu fördern und zur Entfaltung zu bringen. Durch die hierfür gestellten Aufgaben sollen nacheinander die verschiedenen Techniken der weiblichen Handarbeiten zur Darstellung gebracht werden.

Für den ersten hiermit zur Ausschreibung gelangenden Wettbewerb wird verlangt: **Ein Einsatz mit dazu passender Spitze in Häkelarbeit.** Breite der Muster beliebig, Länge der Arbeiten ca. 30 cm, mindestens zwei Musterwiederholungen enthaltend. Material und Farbe beliebig. 1. Preis 50 Mark, 2. Preis 30 Mark, 3. Preis 20 Mark. Einlieferungstermin: 15. Mai 1900.

Die Beteiligung an diesem Wettbewerb steht der gesamten Frauenwelt offen und die näheren Bedingungen sind von obengenanntem Verein kostenlos zu beziehen.

Der neue **Patent-Schreib- und Zeichentisch**, den unsere Abbildungen darstellen, besteht aus einem Untergestell, einer Staffelei nicht unähnlich, in das ein eiserner Rahmen eingefügt ist. Dieser Rahmen läßt sich

Patent-Schreib- und Zeichentisch.

mittels einer Drahtschnur verstellen, deren eines Ende an dem linken vorderen Gestellbein festgemacht ist, während das andere Ende in eins der in verschiedener Höhe an dem rechten vorderen Gestellbein angebrachten Löcher eingehakt wird. Zwischen Gestell und Rahmen wird die Tischplatte fest eingeklemmt. Je nachdem der Rahmen mehr schräg oder horizontal gerichtet wird, kann der Apparat in einen Steh- oder Sitztisch verwandelt werden, so er läßt sich in schneller und leichter Weise auf jede dem Körper bequeme Höhe einstellen und eignet sich so zum Gebrauch für Erwachsene wie Kinder. Ein großer Vorzug des Patent-Schreib- und Zeichentisches ist es endlich, daß er sich zusammenklappen läßt, so daß sich seine Benutzung namentlich auch da empfiehlt, wo Mangel an Platz herrscht.

Kochunterricht. Bekanntlich hat man neuerdings den Kochunterricht unter die Lehrfächer des letzten Mädchenschuljahres aufgenommen und erfreuliche Resultate damit erlebt. Die Schülerinnen arbeiten mit Eifer und sie gewöhnen sich, was ebensoviel wert ist als die Bereitung der einfachsten Speisen, an Ordnung und Reinlichkeit. Von einer erfahrenen Lehrerin an der Haushaltsschule des Gemeinnützigen Vereines in Dresden, J. Zipfe, wurde nun ein Büchlein verfaßt, „Lehrbuch für den Kochunterricht in der Haushaltungsschule" (Dresden, Meinhold & Söhne), welches alles das giebt, was den Arbeitertöchtern zu wissen nottut: nebst den Rezepten auch die Erörterung über Herkunft und Bestandteile der Nahrungsmittel, ihren Nährwert und ihre Verwendung. Die Verfasserin verfolgt überall den Zweck, das eigene Denken an Stelle der bloß mechanischen und oft so herzlich unvollkommenen Uebung zu setzen, von welcher sich die wenigsten dienenden Mädchen Rechenschaft geben können. Als Geschenkbuch für dieselben ist das gediegene und billige Büchlein ebenso zu empfehlen, wie als Programm für neu zu errichtende Haushaltsschulen.

Die Untersuchung des Pulses. Jedermann weiß, wie man den Puls fühlt und mit Hilfe einer mit Sekundenzeiger versehenen Taschenuhr zählt. Wann deutet uns der Puls eine Erkrankung an? Der Hausfrau als Krankenpflegerin und Mutter, welche die ersten Anzeichen der Erkrankung ihrer Kinder wahrzunehmen hat, mag folgendes merken: Das Herz schlägt nicht bei allen gesunden Menschen gleich rasch, und demgemäß ist auch bei ihnen die Zahl der Pulsschläge in der Minute nicht immer die gleiche. Kinder zeigen schnelleren Puls als Erwachsene. Bei gesunden Neugeborenen beträgt die Zahl der Pulsschläge 110 bis 130 in der Minute, bei gesunden fünf- bis zehnjährigen Kindern gegen 100 und bei gesunden Erwachsenen 60 bis 80. Vorübergehend treten der Gesunden aus verschiedenen Ursachen Steigerungen der Zahl der Pulsschläge ein. Säuglinge brauchen nur zu schreien, und ihr Puls vermehrt sich um 10 bis 20 Schläge in der Minute. Laufen, Treppensteigen, Aufregung, Genuß von erregenden Getränken tun bei älteren Kindern und Erwachsenen dieselbe Erscheinung hervor. Wenn aber bei Leuten, die sich in Ruhe befinden und sich unwohl fühlen, eine für ihr Alter wesentlich erhöhte Zahl der Pulsschläge festgestellt wird, dann liegt eine Erkrankung vor. Ein verlangsamter Puls von weniger als 60 Schlägen in der Minute ist ebenfalls das Anzeichen eines bedenklichen Kranksein. Der herbeigerufene Arzt hat das für die Behandlung der Kranken Nötige zu veranlassen.

Hauswirtschaftliches.

Kleine Blutflecken, durch Nadelstiche entstanden, sind eine böse Aberraschung beim Anziehen oder Probieren eines neuen Kleides. Obgleich die Sache manchmal verzweifelt aussieht, läßt sich doch Abhilfe schaffen. Ist der Flecken ganz frisch, nimmt man weiches Fließ- oder Filtrierpapier, befeuchtet es sehr der blutigen Stelle und führt so lange mit immer neuem Papier fort, bis der Flecken ganz verschwunden ist; ebenso wird dann die feuchte Stelle mit Fließpapier wieder ganz trocken gemacht. Seidig hellfarbene Stoffe leiden unter dieser Behandlung nicht im mindesten.

Wozu sich Kalilaugelösung eignet. Hat einmal diese Lösung in seinem Haushalte Verwendung gefunden, wird sie nicht mehr gerne vermissen. Sie eignet sich vorzüglich zum Reinigen aller farbigen und Wollstoffe, zum Waschen von Federboas und Spitzen. Während man für Stoffe nur die warme oder kalte Abkochung der Asche gebraucht, setzt man für Bänder und Spitzen einen Spritzer Spiritus dem Reinigungsbade zu. Federbandschuhe werden zugleich schöner mit solchem Saft gewaschen, alle Badetuchgegenstände erhalten, damit gereinigt, ein schöneres, weniger Asche. Ebenso lassen sich polierte oder mit Oel gestrichene Möbel wie neu putzen, wenn man die Möbel mit kalter oder ganz lauer Sodenabkochung rein wäscht, dann mit weichen trockenen Tüchern blank reibt. Dieses billige Reinigungsmittel ist in fast allen Spezereihandlungen vorrätig.

Rostflecken aus Wäsche entfernt man dauernd mit Citronensaft. Dieser reibt man auf den Rostflecken getrocknet und wenn der Flecken mit dem Saft ganz durchtränkt ist, wird er mit heißem Essig gebracht.

Entfernung von Stockflecken. In einem Liter Wasser werden 15 g gepulverter Salmiak und 60 g Kochsalz aufgelöst. Die fleckige Wäsche wird mit einem Bausch ganz gelegt, ohne sie vorher naß gemacht zu haben, worauf die Flecken mit der Lösung reichlich bestrichen und wieder getrocknet werden. Diese Behandlung muß so lange wiederholt werden, bis alle Flecken verschwunden sind; dann wäscht man die Sachen, und spült sie tüchtig in klarem Wasser.

Verdichte Wäsche bringt man wieder weiß und rein, wenn man sie in saurer geworbener Buttermilch weichen läßt und dann wie gewöhnlich weiter wäscht. Zum Spülen oder Schwemmwasser setze man zur Sommerszeit einige Tropfen in Spiritus aufgelöstes Terpentin zu, was bewirkt, daß die Wäsche am Seile geschleudert werden kann, ohne Schaden zu nehmen. Bei Bettzeug, das durch langes Liegen sehr stark verschmutzt ist, und das Verfahren zwei- bis dreimal wiederholt werden. Die in Verwendung kommende Buttermilch darf nicht allzu sauer sein.

Insektenscheu. Ein vorzügliches Mittel bei Insektenvertreibung von Mücken, beim Radfahren ꝛc., ist Ameisengeist, den man sich leicht billig selbst herstellen kann. In eine helle große Flasche wird auf den Boden etwas Honig gestrichen und die Flasche in einen großen Waldameisenhaufen so tief gesteckt, daß nur die Oeffnung herausschaut. Nach einer Stunde nimmt man die nun mit Ameisen gefüllte Flasche heraus, gießt sie mit reinem Essigsprit ganz voll (davon sterben die Tiere gleich), läßt also 14 Tage am Fenster gut verkorkt stehen, filtriert dann die Flüssigkeit, und verkorkt die Flasche, die mit reinem Weingeist aufgefüllt wird, wieder fest. M. R.

NORWEGISCHER BAUER

Nach dem Aquarell von Hans Dahl

Digitized by Google

Halbheft 8. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrganges (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Kampf ums Glück.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Paul Robran.

(1. Fortsetzung.)

In der Wohnung ist alles wieder in Ordnung. Die Herren haben „ihre Verdauungsvisite“ abgelagert, und ich habe mit Mama bei den besten Freunden Besuch gemacht, bei Willes und Helderns.

Nu Klara allein war ich bei Breßlaus. Die Alten trafen wir nicht, und Frida ließ uns in ihre eigenen Zimmer führen. Ah, Frida hat es gut! Wenn sie zu ihren Eltern sagt: morgen abend möchte ich nach Paris, so darf sie es. Da ist keine Großmama, die ihr das Geld spärlich und hinterher vorwirft. Du und hat's einen Krach über den Champagner zu unserer Gesellschaft gegeben. Großmama behauptete, er wäre ganz unnötig gewesen, und Papa verbat sich heftig ihre Einmischung. Mama stellte sich auf die Seite ihrer Mutter und Klara auf Papas Seite. Es war einfach abscheulich. Wenn ich ein Mann wäre, ich möchte nicht von meiner Schwiegermutter abhängig sein! An Papas Stelle verzichtete ich auf allen unnötigen Trara und richtete mich sicher mit dem Zuschuß ein, der ihm testamentarisch ausgesetzt ist, als daß ich um jede Extravaganz eine Scene mit ihr hätte.

Also richtig: bei Frida! Ihr Salon ist ganz mit blauem Stoff ausgelegt, über den echte persische Teppiche zerstreut liegen. Am Fenster steht eine große Fächerpalme, die mit ihren breiten Blättern den Stutzflügel überdacht. Ueberall niedrige Sitze mit hohen Lehnen und an den Wänden Bilder von Knaus, Skarbina und Liebermann. Frida hatte ein ganz loses, graues Tackkleid an. Sie trägt gar nichts Festes, aber sie ist so mager, daß sie sich das erlauben kann. Während wir beim Thee saßen, wurde Herr von Lesten gemeldet.

„Ich kann ihn wohl nicht annehmen,“ sagte Frida zögernd.

„Warum nicht?“ sagte Klara. „Du empfängst doch öfters Herren ganz amerikanisch allein. Und jetzt sind wir beide noch überdies dabei.“

Frida gab dem Diener einen Wink.

Lesten trat ein, und ich fühlte ordentlich einen kleinen Stich in meinem Herzen. Ob man das wohl schon „verliebt“ nennt? Ich habe all die Tage seit unserm Ball an ihn gedacht. Er küßte Frida die Hand und begrüßte mich und dann Klara, die mehr im Hintergrund des Zimmers saß. Die beiden waren komisch. Klara war beinah' verlegen, und er war ganz rot und versprach sich ein paarmal. Aber die beiden sind doch sonst ganz sicher und Klara weiß aufs Haar genau, was sie zu thun und zu sagen hat. Wir unterhielten uns über alles mögliche — den Ball, die Cour beim Kaiser, über den Frauengroschenbazar und ich weiß nicht, was noch. Benno Lesten war außerordentlich höflich gegen Frida, aber sie war sehr steif und antwortete kühl. Mir kam's vor, als ob sie etwas gegen ihn hätte; aber was kann sie gegen den reizenden Menschen haben?

Dann kam auch Siegfried. Er war noch blasierter als neulich bei uns, fand alles öde oder fad und war geradezu unausstehlich. Klara ließ ihn auch ganz links liegen, antwortete kaum und immer von oben herab.

„Willst du mir nicht einmal

Der Fählensee.

Nach einer photographischen Aufnahme von Karl Koncvits in St. Gallen.

dein Atelier zeigen?" fragte sie endlich, als er sich hinsetzte, die Fußspitze in die Hand nahm und uns mit seinen langweiligen Witzen zu unterhalten suchte.

Frida lächelte. Es ist mir noch nie aufgefallen, oder ich habe sie fast noch nie lächeln sehen, denn sie ist sehr ernst: wenn sie lächelt, geht es wie Sonnenschein über ihr stilles Gesicht und die braunen Augen bekommen einen tiefen Blick.

„Sehr gern," sagte sie; „ich wollte Fräulein Harriet eben fragen, ob sie nicht das Handwerk grüßen möchte."

Das Atelier ist sehr groß und ganz bildhauerisch kahl. Nur an der einen Wand hängen Flaschenkürbisse von seltsamen Formen und dazwischen ein paar seidene Tücher, die Frida sich selber aus Algier mitgebracht hat. Darunter steht eine Rohrchaiselongue, ein paar Rohrsessel mit weichen Kissen zu beiden Seiten und ein Theetischchen mit silbernem Gerät.

Frida hat eine Büste von ihrer Mutter gemacht, die sie auf die nächste Ausstellung schicken will. Lesten und Klara bewunderten sie laut. Siegfried half seiner Schwester unterdessen die Tücher von einer größeren Gruppe abnehmen: zwei Bettlerjungen, die einen Groschen auf der Straße gefunden haben und sich darüber freuen. Ich war ganz begeistert und Siegfried — drolliger Name für den abgelebten kleinen Kerl — riß ein paar Witze.

Klara schauderte fröstelnd mit den Schultern.

„Wie kannst du es nur in der Kälte aushalten, Frida!"

„Wärmen Sie sich am Kamin wieder auf, gnädiges Fräulein," sagte Lesten. „Es ist wirklich empfindlich kalt."

Er folgte Klara nach ein paar Sekunden und ließ die Thür zu Fridas Salon auf.

Siegfried lächelte. „Nun werden die Herrschaften immer noch frieren. Soll ich die Thür nicht schließen?"

„Bitte, laß!"

„Eigentlich sehr bequem," sagte Siegfried. „Macht man das öfters so?"

„Du könntest unnötige Fragen sparen," sagte Frida ruhig. „Wollen Sie auch noch meine andern Arbeiten sehen, Fräulein Harriet?"

„Sehr gern," sagte ich; „aber warum bin ich auf einmal ‚Fräulein' und ‚Sie?'"

„Als du nach der Pension gingst, warst du noch ein Kind," erwiderte Frida. „Jetzt bist du erwachsen, und nun kann das Du nur noch auf Gegenseitigkeit beruhen. Bist du damit einverstanden?"

Ich schüttelte ihre hingestreckte Hand, und dann zog sie mich sanft an sich und küßte mich auf beide Backen.

„Müssen wir die Brüderschaft nicht mit Champagner begießen?" fragte Siegfried in seinem unangenehm ziehenden Berlinisch. „Oder thut's Thee vielleicht auch? Ich würde gleich zwei Tassen holen, wenn ich nicht fürchtete, zu stören."

Ich sah nach drüben, wo Klara am Kamin saß und Lesten an der anderen Ecke des Mantels stand, und dann sah ich Siegfried sehr verwundert an, denn weshalb er bei der ruhigen Unterhaltung der beiden stören könnte, begriff ich nicht und begreife es auch jetzt nicht. Aber es klang maliziös. Frida nestelte an den Tüchern und war ganz rot vom Bücken und der Anstrengung. Siegfried strich sich mit der blassen Hand über den Schnurrbart, und mir war's, als ob er hinter der Hand boshaft lächelte.

„Sehen Sie sich nur recht das Atelier von meiner Schwester an," sagte er. „Sie hat sich das wirklich sehr nett eingerichtet, und wenn sie nicht eine abgesagte Männerfeindin wäre und kaum einen über ihre Schwelle ließe, könnte man das Atelier sehr als Platz für Rendezvous empfehlen, natürlich ganz harmlose und durchaus zufällige. Was meinst du dazu, Frida? Du könntest es wirklich deinen Freundinnen mal anbieten."

„Ich meine, du hast dich für heute bereits unangenehm genug gemacht, und du würdest mir einen Gefallen thun —"

„Wenn ich ginge! Wie finden Sie das, gnädiges Fräulein? Meine Schwester wirft mich hinaus. Einfach großartig, nicht wahr? Befehlen Sie, daß ich gehe?"

Ich zuckte die Achseln. Mir war es sehr gleichgültig, ob er da war oder nicht.

„Wirst du mich nicht einmal besuchen und bei mir ein[e] modellieren?" fragte Frida.

Mir wurde ganz heiß vor Freude.

„Wenn ich dich nicht belästige — "

„Weshalb solltest du mich belästigen? Ich gebe dir ein[en] Modellierbock — siehst du, da in der Ecke steht ein un[be]brauchter; Hölzer habe ich auch im Ueberfluß, dort ist [die] Thonkiste, und dann geht keines den andern etwas an. [Zu] der Arbeit spreche ich nicht, und du wirst dich dann wahrl[ich] sehr langweilen."

„Langweilen, wenn ich Thon und Modellierhölzer habe!"

„Wie deine Augen leuchten," sagte Frida und hob mein Kinn in die Höhe. „Ich bin überzeugt, du hast Talent. Komm doch recht bald!"

„So bald ich darf!"

Klara machte mir, Abschied zu nehmen, und Lesten empfahl sich gleich darauf. Frida begleitete uns bis zum Korridor, wo der Diener stand, und Siegfried nahm Klaras Pelzkragen vom Riegel, aber er reichte kaum hinauf, und ich mußte lachen, wie er sich auf die Zehen stellte.

„Danke!" sagte Klara kurz. „Adieu!"

„Darf ich die Damen nicht begleiten? Es wird schon dunkel und —"

„Auf keinen Fall!" sagte Klara hastig. „Komm rasch, Harriet! Die Eltern werden warten."

Dennoch begleitete er uns noch durch den Vorgarten bis an die Tiergartenstraße. Die Laternen wurden allerdings schon angesteckt, aber sie waren erst gelbe Flecke unter der weißen Schneemütze. Unter den Bäumen vom Tiergarten lag die Dämmerung, und der Schnee knisterte, denn es war sehr kalt.

Klara ging schnell und lächelte ein paarmal ganz vergnügt vor sich hin.

„Weißt du," sagte ich, als wir schweigend durch die Viktoriastraße fast bis zum Kanal gelaufen waren, „der Siegfried ist ein unangenehmer kleiner Mensch und so giftig."

„Hat er irgend etwas gesagt?" fragte Klara rasch.

„Nichts Besonderes, nur war er unliebenswürdig."

„Du kannst ihn also nicht leiden? Ich auch nicht. Bitte, erzähle es doch Großmama, wie du ihn findest. Du schwärmst nämlich für ihn."

„Großmama?!"

„Ja, Großmama! Drolliger Geschmack, nicht? Aber sie hat ja überhaupt einen seltsamen Geschmack."

„Was hast du gegen Großmama?"

Sie blieb einen Augenblick stehen und sah mich an — seltsam, wie forschend und mißtrauisch!

„Du bist ja jetzt ihr Theekind," sagte sie dann. „Schmiede das Eisen, so lange es heiß ist; aber verlange nur Kleinigkeiten! Denn wenn du wirklich etwas von ihr verlangst — nun da wirst es schon noch einmal erfahren, wie störrisch sie sein kann!"

„Sag' mal, Klara, hast du eigentlich eine Ahnung, weshalb Großpapa das Testament so seltsam gemacht und uns fast enterbt hat?"

„O ja, die habe ich schon! Großvater hat nämlich durchaus nicht gewollt, daß Mama den Papa heiraten sollte. Er war im Manöver bei ihnen gewesen, und Mono muß sich sterblich in ihn verliebt haben. Er ist ja heute noch stattlich mit seinen langen graublonden Bart — aber damals muß er famos ausgesehen haben! Na, und dann: Antrag, abschlägige Antwort, Thränen, Scenen, Großvater bleibt beim Nein —"

„Weshalb?"

„Geld haben wir doch nun einmal grundsätzlich in der Familie nicht, und Papa war ein sehr flotter Offizier, da werden ja auch wohl Schulden gewesen sein — kurz und gut, die Ziegelei sagte Nein, und das einzige Töchterchen wurde vergebens, bis — "

„Bis?"

„— Mama einen Geniestreich machte. Eine befreundete und mitverschworene Familie stellte lebende Bilder, unter andern Dornröschen. Der offizielle Prinz wurde zufällig krank, der junge Leutnant sprang dienstbereit ein, und —"

„Und?"

Digitized by Google

„Vor versammeltem Kriegsvolk umschlang Dornröschen den Prinzen und küßte ihn tüchtig."

„O, Klara," sagte ich lachend, „du lügst mir was vor! Mama, unsere bequeme, liebe, dicke Mama?"

„Verlaß dich drauf; die Geschichte ist wahr. Großpapa, natürlich wütend, muß gute Miene zum bösen Spiel machen — aber er rächte sich durch sein Testament. Da hast du die ganze Geschichte! Nun ist der ewige Krieg. Großmama behauptet, wir verbrauchten so viel, daß wir vom Kapital zehrten, und Papa sagt, sie habe keine Ahnung von Geldgeschäften und schon ein paarmal tüchtig verloren bei Gründungen, zu denen man sie beredet hat. Ich glaube das alles nicht. Sie erzählt die Mordgeschichten nur, um desto sicherer ihre Schätze zu hüten."

„Aber Klara!"

„Jawohl, Theekind! Du wirst es schon noch einmal erfahren — aber ich will es dir nicht wünschen! Glaub' mir, die kleine alte Frau hat mehr Energie als wir alle zusammengenommen!"

* * *

Ich war bei Großmama zu Tisch. Wirklich, ich weiß nicht, weshalb sie alle auf sie schelten! Zu mir ist sie reizend gut und nett. Sie hat mir versprochen, mich ins Schauspielhaus auf ihre Abonnementsplätze mitzunehmen, und ich freue mich riesig darauf. Nachträglich habe ich das Gefühl, als ob sie mich eigentlich recht ausgefragt hätte, und daß ich ihr in aller Unschuld manches erzählt habe, worüber Papa sehr böse wäre, wenn er es wüßte: z. B. daß er und Mama manchmal verschiedener Meinung sind, daß Hans oft sehr spät nach Hause kommt u. s. w. Wir sprachen auch von Siegfried Breßlau, und Klara hat ganz recht: Großmama mag ihn wirklich gern. Er ist ein guter Mensch, sagte sie, nicht hübsch — nein, aber auch nicht sehr häßlich.

„Macht er Klara noch so den Hof?" fragte sie dann.

„Er — Klara?!"

„Hast du nichts davon gemerkt?"

„Keine Spur, Großmama. Aber kannst du dir überhaupt das denken?"

„Weshalb nicht? Siegfried ist sehr wohlhabend. Rede Klara nur zu! Ihr Freier soll natürlich ein adliger Offizier sein, und die Schulden dürfte ich die Ehre haben zu bezahlen. Aber Klara irrt sich. Euer Großvater hat das Vermögen in harter Arbeit zusammengebracht; es soll nicht durch Klara und Hans verschleudert werden."

Dann fragte mich Großmama, wer uns am häufigsten besuche. Ich nannte Briesbausen und Lesten.

„Lesten? So! Nun, das ist auch einer von denen, die in ganz Berlin nach einem reichen Mädchen suchen," sagte sie kurz.

Seltsam — sie scheint Lesten nicht zu mögen. Aber er ist doch ein ganz anderer Kerl als Siegfried! Ich mag ihn gern, aber er beachtet mich überhaupt nicht.

Das Schönste kam noch: Großmama hat mir Taschengeld versprochen, monatlich dreißig Mark, und mir die ersten dreißig Mark gleich gegeben! Ich soll es aber ganz allein für mich verbrauchen. Ja, wem soll ich denn auch davon abgeben? Hans bekommt von ihr sogar zweihundert Mark Zulage, aber er braucht sie auch im Regiment. Papa will mir zwanzig Mark geben.

Gott, bin ich reich!

Klara muß schlecht schlafen. Ich höre sie oft in der Nacht durch die Thür, wenn alles längst im Hause zur Ruhe gegangen ist. Neulich schien es mir, als ob sie sogar weinte. Ich klopfte, aber sie antwortete nicht, und dann war es auch ganz still.

Trotzdem erst im hohen Rat beschlossen worden war, daß ich nicht eingeführt werden sollte, bin ich nun doch „aus" gewesen. Bei Breßlaus. Frida hatte mich besonders gebeten. Es war ein großer Rout mit Ball nach Tisch, und ich habe mich scheußlich gelangweilt. Kein Mensch hat sich um mich gekümmert. Klara tanzte sehr viel und wurde gefeiert. Ich saß als Mauerblümchen an der Wand, und das war mir noch lieber, als wenn mich jemand aufforderte, der es entweder aus Versehen that, oder weil ihm Frida vorher ein Wort zugeflüstert hatte. Ich hab's ganz gut gemerkt! Heulen hätt' ich können, und dabei lächelte ich krampfhaft. Abscheulich ist es, so da zu sitzen und auf Tänzer zu warten! Wie ein Stück Ware kommt man sich vor, das keiner haben will. Ich muß wirklich noch einmal Tanzstunde nehmen. Klara könnte mir helfen, aber sie kümmert sich gar nicht um mich. Frida ist mein Ideal. Ich habe sie furchtbar lieb. So muß ich auch werden!

* * *

Nach der Gesellschaft bei Breßlaus ist es mit dem Nicht-in-Gesellschaft-gehen-sollen aus gewesen. Ueberall wurde ich mit eingeladen, und da das Prinzip einmal durchbrochen war, ist es nicht mehr aufrecht zu erhalten. Ich weiß nicht, weshalb sich die Leute mit ihren Diners und Soupers und Bällen so viel quälen! Es ist doch entsetzlich langweilig. Immer dieselben Gespräche, fast immer dieselben Menschen und Menus. Nächstens bin ich blasiert wie Siegfried. Ich bin ganz verhetzt vom — Sitzen auf den Bällen bis tief in die Nacht, vom Schlittschuhlaufen und allen häuslichen Scherzen, wie Großreinmachen, Schneidern und solchen interessanten Sachen mehr.

Frida behauptet, ich hätte entschieden Talent. Ich möchte richtig Unterricht haben bei einem Bildhauer. Papa findet es ganz unnötig. Er wurde ärgerlich, als ich davon anfing.

„Du hast uns eben erst so viel Geld in der Pension gekostet, und nun verlangst du schon wieder Stunden, aus denen doch nichts Vernünftiges herauskommt!"

Ja, was habe ich denn „Vernünftiges" gelernt? Englisch und Französisch plappern, das stimmt. Aber es ist doch nichts Ordentliches, kaum genug, daß es für eine Bonne ausreichen würde. Ich will gern etwas Wirkliches arbeiten!

Ich habe schon daran gedacht, Vater vorzuschlagen, daß ich die Stunden von meinem Taschengeld bezahlen wolle, aber es reicht nicht. Ach, überhaupt, das verwünschte Geld!

Großmamas dreißig Mark schwinden wie Wachs am Licht. Gewöhnlich kommt irgend eine kleine Rechnung, wenn Papa ausgegangen ist, und Mama vergißt dann, es ihm zu sagen, daß ich das Geld dafür ausgelegt habe. Papa hat mir im ersten Monat die zwanzig Mark gegeben; das zweite Mal hat er nicht daran gedacht, und ich kann ihn doch nicht erinnern! Hans pumpt mich auch an und schilt, daß ich ihm nichts gebe. Und dabei hat er zweihundert Mark Zulage!

Die jungen Männer haben's doch gut!

Wenn Hans auf einen Ball geht, braucht er sich nicht um die dummen Fahnen vorher zu kümmern und zu plätten und zu kräuseln. Er wird auch kein Mauerblümchen und kann auffordern, wen er will; er kann ausgehen, wann es ihm beliebt. Ich kann alles nicht, ich darf alles nicht, nicht allein ins Theater, kaum allein in die Stadt, und wenn ich das thue, habe ich noch Unannehmlichkeiten. Man wird angesprochen; sie gehen einem nach oder sehen mir frech unter den Hut. Die Amerikanerinnen gehen daheim zu jeder Tages- und Nachtzeit unbelästigt auf der Straße. Warum kann das in Deutschland nicht sein?

Neulich abends war der Student bei uns. Er brachte mir ein paar Bücher, aber Papa hat mir nicht erlaubt, sie zu lesen. Es ist zum Verzweifeln! Man sitzt im Vogelkäfig und sieht die andern draußen fliegen.

Den „Faust" habe ich wenigstens endlich gelesen — ich habe ihn aus Großmamas Bibliothek genommen. Den ersten Akt kann ich fast ganz auswendig. Prachtvoll!

Lesten hat uns wieder besucht. Er kam gegen Abend und wurde aufgefordert, dazubleiben. Er gab mir die Hand, so fest, so fest, und sah mich bei Tisch immerzu an. Ob er mich wohl —

Nein, ich kann es nicht schreiben. Es ist zu schön!

* * *

Lesten ist im Lauf von vierzehn Tagen dreimal dagewesen. Und immer sieht er mich lange an und plaudert besonders mit mir! Mit mir!

* * *

Frida sagt, ich käme so nicht weiter. Ich müßte ordentlich studieren und mit Anatomie anfangen.

Den „Faust" habe ich zurückgestellt und dafür die

Wochenmarkt
Nach einer

Digitized by Google

in Bremen.

„Wahlverwandtschaften“ herausgenommen. Es ist unrecht, daß ich es heimlich thue; aber meine Seele lechzt nach Büchern; ich kann nicht anders.

* * *

Großmama hat es gemerkt! Ich habe die „Wahlverwandtschaften“ zurückstellen müssen, und seitdem ist mir dieser Bücherschrank auch verschlossen. Nun bleibt mir nur der Journallesezirkel, der jeden Freitag kommt, und die paar Bücher, die mir erlaubt werden.

Und modellieren soll ich auch nicht! Großmama sagt genau wie Papa, es würde doch nichts daraus, und für einen bloßen Zeitvertreib wäre es zu teuer. Ja — sie können doch aber gar nicht wissen, ob nichts daraus wird!

Dafür hat mir Großmama ein neues Kleid geschenkt. Länger als eine Stunde waren wir bei Gerson, und sie ließ die Prodiernamsells an sich vorbeiziehen und umdrehen, bis mir alles gleich war und ich einen Schornsteinfegeranzug hübsch gefunden hätte, um nur wegzukommen. Zu guter Letzt fanden wir noch ein blaues Kleid. Hoffentlich steht es mir nicht zu schlecht bei meinem Zigeunerteint. Ich möchte gern bei Helderns gut aussehen, denn „er“ hat gesagt, daß er auch da ist. Aber es wird doch nichts helfen. Wenn ich mit Mama allein ausgehe, geht's ja noch. Ist Klara dabei, so kümmert sich keine Katze um mich, weder eine schwarzbefrackte, noch eine bunte.

Ich bin schlecht, ich bin neidisch — ich bin auch thöricht — denn Lesten spricht viel mit mir. Gott sei Dank, daß keiner eine Ahnung hat, wie ich für ihn fühle! Klara behauptet, er wäre eitel. Benno eitel! Salch eine Thorheit! Aber um sie kümmert er sich eben nicht so viel wie um mich. Auf dem Eise giebt er mir gewöhnlich die Hand zur Kette.

Harriet von Lesten
geb. von Dühren.

Wie höbsch sich das auf meiner Visitenkarte ausnehmen würde!

Gott, wie bin ich kindisch!

Klara und ich hausen jetzt zusammen, weil sie ihr Schlafzimmer zu ihrem Privatwohnzimmer erhoben hat. Für mich ist's etwas unbequem, und für sie auch, denn unser Zimmerchen ist so klein, daß wir uns nicht einmal so gleichzeitig anziehen können. Außerdem habe ich immer eine Todesangst um mein Tagebuch, daß ich es einmal aus Versehen wegen lasse oder vergesse, den Kasten zuzuschließen. Sie würde mich endlos necken und würde nur spötteln. Heute ist sie mit den Eltern auf dem Subskriptionsball, und so kann ich nach Herzenslust schreiben.

Kochen soll ich lernen!

Wenn's doch nur was andres wäre! Ich bin jetzt 16½ Jahr. Da müssen die Gymnasiasten am meisten lernen — und für mich findet man nur Kochstunden nötig! Meine paar Skizzen, die ich in Fridas Atelier gemacht habe, stehen auf meinem Schreibtisch und fangen schon an zu bröckeln. Ich mag sie gar nicht mehr ansehen; denn ich weiß, daß sie scheußlich sind.

Der Student hat sich neulich abend mit Vater gezankt, oder vielmehr umgekehrt — Vater mit ihm. Weder behaupten, in fast allen Ländern Europas dürften die Frauen studieren, nur in Deutschland nicht.

„Das ist auch sehr gut,“ sagte Vater ganz heftig. „Sie wollen doch wohl unsere deutschen Frauen nicht jenen Personen vergleichen, die mit kurzgeschnittenen Haaren und in Männerjacken sich mit Studenten zusammen auf den Bänken herumdrücken? Na, ich danke dafür in Deutschland!“

„Das sind wenige unangenehme Ausnahmen, von denen Sie gerade gehört haben, Herr General. Ich habe auch ganz andere kennengelernt, sympathische Mädchen und Frauen. Es würden auch nur wenige bei uns studieren, aber für diese wenigen müßte Rat geschafft werden. Die Intelligenz geht verloren oder bleibt ein totes Kapital. Bedenken Sie, wieviel dumme Jungen mühsam mit teuren Nachhilfestunden durch das Gymnasium gepreßt werden!“

Ich finde — er hat ganz recht. Ich möchte ja freilich nicht auf die Universität und vor allem nicht Medizin studieren. Freilich, Anatomie würde ich auch als Bildhauerin gebrauchen.

Ich zerbreche mir unnötig den Kopf, denn im Grunde — noch lieber als das Modellieren wäre mir doch die veränderte Visitenkarte!

(Fortsetzung folgt.)

Etwas vom Aerger.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Max Haushofer.**

Wie oft reden wir über unsern Aerger und beklagen es, daß wir uns ärgern müssen! Und um wie viel öfter noch schlucken wir den Aerger hinunter und reden nicht von ihm — obwohl der verschluckte noch viel unangenehmer ist als derjenige, dem man einen kräftigen Ausdruck verleihen kann! Wie viele Stunden unseres Daseins verbittert er uns! Wie viele Freuden versalzt er uns!

O, der Aerger!

Er bedroht unser Dasein vom Morgen bis zum Abend. Wenn wir uns vom Schlaf erheben, lauert er auf uns als ein kleiner, häßlich blickender Kobold, dessen ganzes Wesen darauf gerichtet ist, uns das Dasein zu verekeln und zu vergällen. Wenn wir unseren körperlichen Menschen säubern und in sein Tagesgewand stecken, ist der Kobold schon bereit, seinen Schabernack dazu zu thun; in unser Frühstück will er verditternde Tropfen träufeln; auf der Straße grinst er uns entgegen und läuft uns gegen die Beine; und wenn wir uns an unseren Arbeitstisch setzen, möchte er uns aus diesem oder jenem Fach unseres Tagewerks seine boshaften Grimassen entgegenschneiden. Den ganzen Tag ist er bereit, mit seinen kleinen haarigen, krolligen Teufelspfoten in unser Arbeiten und Genießen hineinzukrotzen, Steinchen gegen uns zu schleudern, Zwietrachtiges zu verschärfen, Angenehmes und Glückliches mit seinen Bosheiten zu entstellen. Und wenn wir müde vom Leben des Tages die Augen zufallen lassen wollen, möchte er sich noch gar zu gern als grinsender Alp auf unser Lager setzen, um uns den Schlaf zu verderben.

Aber nein — es ist ja gar kein Kobold. Es ist bloß ein Gefühl, ein Empfinden. Eine unangenehme Seelenstimmung! Nicht so unangenehm wie manche bis zu tragischer Höhe sich steigernde Stimmungen; aber doch unangenehm genug, um unsere Gedanken gefangen zu nehmen, das Gefühl der Freude nicht auflammen zu lassen, unsere Entschließungen zu lähmen oder abzuändern. Ja, er kann sich bis zu einem unangenehmen körperlichen Gefühl steigern, indem wir ihn in unserem Innern wahren und nagen spüren, indem er uns den Schlaf und den Appetit raubt.

Er entsteht nicht immer als Aerger. Er kann mit Zorn und Entrüstung anfangen, die sich allmählich zum Aerger abschwächen; er kann auch als ein kaum merkbares Gefühl von Unzufriedenheit entstehen, das allmählich zum wirklichen Aerger sich steigert. Und auch sein Verlauf ist verschieden. Denn er kann entweder langsam geringer werden und schwinden oder ein plötzliches Ende finden: durch eine Katastrophe mit glücklichem oder unglücklichem Ausgange. Der glücklichste Ausgang ist der, wenn die Ursache des Aergers entweder thatsächlich hinwegfällt, oder wenn man einsieht, daß diese Ursache überhaupt nicht vorhanden war oder überschätzt worden ist.

Aerger kann also aus anderen Stimmungen unserer Seele hervorgehen oder in sie übergehen. Solche Stimmungen sind Zorn, Mißmut, Neid, Groll, Haß, Reue, Scham, Kummer. Sie dürfen nicht mit dem Aerger verwechselt werden; aber sie werden doch manchmal mit ihm verwechselt. Der Aerger erwächst nicht aus Großem, sondern immer nur aus Kleinem und entbehrt deshalb nicht eines komischen Zuges. Er ist nichts so Plötzliches und sich Verflackerndes wie der Zorn; er ist nicht so schmerzend und beklagenswert wie Reue, Kummer und Scham, die ja bis zur Verzweiflung führen können, was der Aerger niemals thut. Und er ist nicht so feindselig gegen andere wie die Gefühle des Neides, des Grolles und des Hasses.

Am deutlichsten wird uns die Natur des Aergers, wenn

Digitized by Google

für uns seine verschiedenen Gegenstände vor Augen halten; mit anderen Worten: die Ursachen, welche ihn entstehen lassen.

Der Mensch an sich ist ohne Aerger. Der Aerger wird immer erst durch eine äußere Ursache in das Menschenherz hineingetrieben.

Solche Ursachen können von unseren Mitmenschen ausgehen, von ihrem Wesen, ihren Ansichten oder Handlungen. Ueber das Wesen anderer, so weit es ihnen ohne ihr Zuthun eigen ist, sollen wir uns nicht ärgern. Wenn uns einer nicht gefällt, so, daß er sein Schicksal entstehen ließ oder wie er sich selber als lebendes Kunstwerk ausgestaltet hat, dann müssen wir ihn eben so lassen wie er ist, aber nicht uns über ihn ärgern. Wenn wir uns über das ganze Wesen anderer ärgern, geschieht es nur allzuoft, weil wir uns einbilden, das Unangenehme an diesem Wesen sei irgend gegen uns gerichtet. Wir berücksichtigen viel zu wenig, in wie hohem Grade der Einzelne die Ausgestaltung seines Wesens seiner ganzen Umgebung verdankt: seinen Lebensverhältnissen, seiner Erziehung, seinem Umgang und Beruf. Und das gleiche gilt, wenn uns Handlungen oder Ansichten anderer zum Aergernis werden. Sehr viel derartigen Aergers wird uns erspart, wenn wir sofort, sobald uns ein solches Aergernis begegnet, über seine möglichen Ursachen nachzudenken anfangen. Unsere erregte Gemütsbewegung wird dann in einen ruhiger verlaufenden Denkprozeß übergeführt. Eine solche Umleitung ist freilich nicht ganz leicht. Sie setzt Uebung und Selbstbeherrschung voraus. Denn jene Eigenschaften, Lebensanschauungen und Handlungen anderer, die uns ärgern können, sind wirklich sehr mannigfach. Angenommen, wir bewegen uns als einfache Durchschnittszeichen durch das Dasein hin, so wird alles, was von unseren Begriffen durchschnittlicher Lebenspflichten und vernünftiger Anschauungen nach der üblen Seite hin abweicht, geeignet sein, uns zu ärgern. Uns wird jeder ärgern, der sich nicht in den Formen bewegt, die wir gewöhnt sind; jeder, der seinem Ego etwas einen freieren Spielraum läßt, als wir ihm zubilligen können; jeder, der sich gegen uns oder gegen andere Taktlosigkeiten zu schulden kommen läßt — von offenbaren Bosheiten und Gemeinheiten ganz abgesehen. Frechheit und Unwissenheit, Hoffart und Neid, Eitelkeit und Gesteträgheit, Feigheit und Grobheit, und wie sie alle heißen mögen, die unliebenswürdigen Eigenschaften einzelner Mitmenschen: alle werden sie uns zeitweilig zum Aergernis werden.

Gegen das Aergern über Menschen haben wir aber auch die mannigfachsten Trost- und Hilfsmittel. Den Menschen, die uns ärgern könnten, aus dem Wege zu gehen, wäre ja das Nächstliegende. Aber das kann wohl nur ausnahmsweise angewandt werden. Von Fremden wissen wir ja im voraus nicht, ob sie uns ärgern werden oder nicht; den Leuten, die uns im Geschäfts- und Berufsleben unangenehm werden könnten, dürfen wir nicht ausweichen; und die uns am nächsten stehen, sind auch nicht ganz gefährlich. Wie fangen wir's also an, uns möglichst wenig über Menschen zu ärgern?

Nun — was die Menschen unserer täglichen Umgebung betrifft, so wissen wir ja aus Erfahrung, womit sie uns ärgern. Die unangenehmen Eigenschaften treffen uns nicht unvorbereitet. Manche dieser Eigenschaften haben wir uns zu erklären und zu verzeihen oder zu entschuldigen gelernt; anderen gegenüber befinden wir uns zwar auf dem Kriegsfuße, führen aber diesen Krieg in möglichst humaner Weise und mit Angewöhnung aller jener Vorsichtsmaßregeln, die vor zornigen Aufwallungen schützen. Es giebt verzeihliche und unverzeihliche Fehler an unseren Mitmenschen. Die verzeihlichen vergeben wir um so leichter, je mehr wir uns ans Verzeihen gewöhnt haben. Was aber die unverzeihlichen betrifft, so lernen wir uns ihnen gegenüber allmählich so zu benehmen, wie sich der Irrenarzt gegenüber einem unheilbaren Geisteskranken benimmt. Das heißt: unser Aerger verwandelt sich in geduldige, zähe Wachsamkeit gegenüber einem unsichtbaren Feinde, der wie ein böser Dämon von einem sorglosen Menschenkind Besitz ergriffen hat.

Anders steht es mit dem Aerger über Fremde. Dieser ist imstande, uns zu überraschen und zu betäuben. Der Aerger über Menschen, die wir nicht näher kennen, ist die gefährlichste Art des Aergers; er vermag am leichtesten uns zu einer Art der Abwehr zu veranlassen, die wir später als übereilt oder unklug erkennen. Natürlich — das, was Fremde äußern oder thun, überrascht uns; es trifft uns unvorbereitet, während alles Aergerliche, was von uns längst bekannten oder nahestehenden Menschen kommt, uns im Zustand erwartungsvoller Abwehr trifft. Ein Aerger, den man einmal erfahren hat, ist immerhin ein gewisser Schutz gegen gleichartigen Aerger — vorausgesetzt, daß man ihn zu verwerten weiß.

Wie können wir uns aber vor dem Aerger über Fremde behüten? Schlimm wär's, wenn wir einen solchen Schutz darin suchen wollten, daß wir in jedem, den wir nicht näher kennen, von vornherein einen Urheber von Aergernis sehen und uns darauf rüsten wollten. Das würde uns höchstens zu unliebenswürdigen Menschenfeinden machen. Der Fremde, der uns im Leben begegnet, kann uns möglicherweise ärgern; aber er muß es nicht thun. Ihm von Anbeginn in geharnischtem Zustande zu begegnen, wäre ein Unrecht gegen ihn und ein Fehler gegen das friedfertige Zusammenleben der Menschen. Sicherlich ärgern sich am wenigsten jene kühlen, zugeknöpften Egoisten, die jeder Berührung mit Fremden möglichst glatt ausweichen und bei allen unvermeidlichen Berührungen die äußerste Vorsicht wahren. Aber gereichen solche je zur Freude oder Anregung der Mitlebenden?

Duldsamkeit und Selbstbeherrschung sind's allein, was uns vor dem Aerger bei der Berührung mit Fremden zu behüten vermag. Das sind aber Eigenschaften, die nur Erfahrung und starker Wille schenkt. Es giebt zahlreiche Berufsklassen, die ihren Angehörigen reichliche Gelegenheit zur Uebung dieser Eigenschaften bieten. Jeder Beruf, der beständig in Berührung mit jener tausendköpfigen wechselnden Menge bringt, die wir Publikum nennen, muß seine Angehörigen entweder zu einer gewissen Hartselligkeit oder resignierenden Duldsamkeit erziehen — oder aber ihnen beständig menschliche Objekte des Aergernisses zuführen. Hartselligkeit und Duldsamkeit sind nicht das Gleiche. Die Hartselligkeit ist eine angeborene oder erworbene Abstumpfung des Feingefühls; die Duldsamkeit eine durch Ueberlegung und Beherrschung gewonnene Tugend. Hartselligen Menschen ärgern sich deshalb nicht, weil sie kein Gefühl haben für jene Veranlassungen, die sie ärgern könnten. Die duldsamen Menschen fühlen diese Veranlassungen wohl, beherrschen sich aber soweit, daß sie es nicht bis zum Aerger kommen lassen.

Das ist schon ein sehr hoher Grad von Lebenskunst! Viele, die selbst den guten Willen dazu haben, erreichen ihn wohl nie. Denn ein richtiger Aerger über andere überfällt uns meist plötzlich und packt uns wie ein reißendes Tier.

Ein solcher Aerger hat dann meist einen Zornausbruch zur unmittelbaren Folge. Im Zorn entladet sich der Aerger. Aber diese Entladung hat durchaus nicht immer die gewünschte Wirkung, den Aerger zu beseitigen. Im Gegenteile! Wenn man seinem Aerger über andere denselben gegenüber Worte verleiht, ist man fast niemals imstande, diese Worte so abzuwägen und zu formen, wie es der Sachlage am meisten angemessen wäre. Man greift nach den zunächstliegenden Ausdrücken; diese sind meistens zu scharf. Und statt den Aerger über die anderen loszuwerden, häuft man auf ihn nur noch einen Aerger über sich selber; darüber, daß man nicht die rechten Worte gefunden, daß man seinem Aerger zu sehr den Lauf gelassen hat!

Viel harmloser ist der Aerger über leblose Dinge und über solche Ereignisse, für die wir nicht eine Person haftbar machen können, sondern die allgemein als Zufälligkeiten gelten.

Was uns an leblosen Dingen ärgern kann, ist, wenn wir an ihnen Zweckwidriges und Unzureichendes, Fehlendes und Ueberflüssiges, Häßliches und Schädliches bemerken. Dann ärgert uns der seelenlose Gegenstand, der jenseits von Gut und Böse steht. Manchmal reicht unser Aerger auch noch weiter und trifft nicht bloß das seelenlose Objekt, sondern auch den Menschen, der dasselbe zweckwidrig und unzureichend geschaffen oder es ruiniert hat. Aber da er uns meistens unerreichbar ist, trägt doch das Objekt unseren Aerger. Es trägt ihn, bis wir es wegwerfen, zertrümmern, aus unseren Augen räumen, verbraucht haben.

Das Objekt, das uns einmal geärgert hat, kann darin fortfahren. In gewissen günstigen Fällen kann es auch aufhören, uns zu ärgern; wir können uns an seine Fehler und Schäden

Digitized by Google

gewöhnen. Meistens wird sein Los abee sein, daß wie es schlecht behandeln und daß es deshalb ein frühzeitiges Ende nimmt. Es ist eben ein geoßee Unterschied, ob das argerwürdige Objekt ein Gebrauchsgegenstand ist, dessea Schäden keine weiterreichenden Folgen haben, oder ob es uns ein Arbeitsmittel ist, dessen fehlerhafte Beschaffenheit oder unzareichende Leistung unseee Aebeit beeinträchtigt. Aeegerliche Gebrauchsgegenstände, wie etwa ein unpassender Schuh, ein geschmackloses Kleidungsstück, ein überflüssiges Zimmermöbel, eine schlechtgehende Uhr u. dgl., sind die bestea Objekte, um den Aerger zu studieren und überwinden zu leenen. Man behilft sich mit diesen Dragen, so lang' es geht; man sucht ihre guten Seiten geduldig herauszufinden und auszunützen, ihee Schwächen zu entschuldigen. Erweisen sie sich als unveebesseelich, so wirft man sie weg oder verschenkt sie, in dee Hoffnung, daß sie als Geschenk besonders mild beurteilt weeden.

Wenn uns aber ein Aebeitsmittel ärgert, ist es ratsam, sich desselben schleunigst zu entledigen. Denn es veediebt uns nue die Freude an unseeer Aebeit und das Gelingen derselben. Da hilft keine Gewöhnung und keine Entschuldigung. Nicht einmal die, daß mangelhafte Aebeitsmittel die Geschicklichkeit und den erfinderischen Sian heeausfordern.

Besondere Ursachen des Aergers sind manchmal Ereignisse, für die wir nicht bestimmte Menschen verantwortlich machen können, sondern nur die Natur oder zufällige Veekettungen und Fügungen. Schlechtes Wettee, das uns bei einem Ausflug übereascht; Verkehrstörungen, wenn wie es geeade eecht eilig haben; mancheelei, was in der großen Welt geschieht und seine Schatten und Ausläufee auch in unser Berufs- oder Genußleben hinderlich hereinfallen läßt: jeder Tag und jede Stunde kann uns ein solches Ereignis bringen. Zum Aergernis wird es uns, wenn dabei das Vergällen oder Vereiteln unseree Pläne und Ziele nur ia die Oberfläche unseres Daseins eingreift, nicht in dessen Tiefen. Solchen Ereignissen gegenüber haben wir meist den zwae recht gemeinen, aber doch nicht wiekungslosea Trost: es hätte noch viel schlimmer werdea köanen!

Der heilsamste Aerger ist jedeafalls der über uns selber. Er ist ein Lehrer und Meister, bitter zwar und unangenehm; abee stets erfolgreich. Jha zu verarbeiten und auszunützen ist unseee Pflicht und ein wertvolles Stück Lebenskunst.

Der rollenden Stunde hält kein Aerger stand. Neues Erlebnis, neues Empfinden deängt ihn zurück, läßt ihn verschrumpfen und verschwinden! Lebhaftes Erinnern kann uns das Gefühl eines überstandenen Aeegers wohl zurückrufen: aber [illegible] wied uns solches Rückerinnern aue bei dem Aerger über [illegible] selbst. Jeder andere Aerger läßt sich bei der Erinnerung [illegible] mit Humor veegolden. Und nicht bloß bei der Erinn[illegible] dern sogar dann, wenn er als neuer aus packt und seine [illegible] krotzenden Krallen an unserer moralischen Kraft versucht. [illegible] allem unverdienten Aerger können und sollen wir die Le[illegible] fähigkeit unseres Hamors erpeoben. Wie man das macht? [illegible] das ist so tausendfältig wie die Ursachen des Aergers selbst. [illegible] Humor vermag es, an allen ärgernden Menschen, Dinge[illegible] Ereignissen die erheiternden Gegensätze, die hinzelnden [illegible] des Komischen, die geheimen Züge des Guten, die etwa in [illegible] versteckt sind, heeauszufiaden. Und wee bei jedem Aer[illegible] das sich ihm bietet, auch nur den Anfang macht, ihm so [illegible] gegnen, hat schon halb gewonnen. Im Fall der Regen[illegible] die ihn durchnässen, hört er heimliche Musik; in dem Hunde, [illegible] ihm mit schmutziger Pfote auf den blinkenden Stiefel tritt, [illegible] er einen Gegner der menschlichen Eitelkeit; und bei dem [illegible] das etwa mit einer lärmenden Teompete sein Nachdenken [illegible] fallen ihm die Posaunen des Jüngsten Gerichts ein, die [illegible] noch unangenehmer klingen müßten. Jedes Aergernis wird [illegible] zu einem Gliede ia einer unendlichea Kette, die doch [illegible] in ihrem weiteren Veelauf ihr Gutes zeitigen kann, das [illegible] jenem ärgerlichen Gliede zusammenhängt. Und so [illegible] sich mit dem Staub, der ihn beläftigt; mit der Lampe, die [illegible] nicht hell genug brennt; mit dem Schneider, der ihm einen [illegible] nicht zur rechten Zeit bringt, wie mit dem Kaminkehrer, der [illegible] za früh aus dem Schlafe läutet. Er hat einen mitleidigen [illegible] für den Kellner, dee ihm die Sauce über die Schulter träuft, [illegible] ein gütiges Lächeln füe den Billetverkäufer, der ihm, [illegible] nach ein paar Stunden entdeckt, drei Mark zu wenig [illegible] gegeben hat. Und wenn in all diesen und in tausend [illegible] Fällea auch die verföhnliche, begütigende Stimmung etwas [illegible] künstelteS ist, dient doch dieses Kunstwerk an sich schon zur [illegible] nusse. Die Bekämpfung des Aergers wird zu einem [illegible] Sport und Spiel. Und wee einmal mit dem Aerger zu [illegible] gelernt hat, dee ist des Aergers Herr und Meister. [illegible] immer! Dena donn würde ja auch dieser Sport seinen [illegible] verlieren. Auch dem gewaadtesten Künstler auf diesem [illegible] erwächst von Zeit zu Zeit ein völlig neues Aergernis, das [illegible] dem heiteren Gedanken veranlaßt: Bist du auch endlich [illegible] da? Wo hab' ich doch schon von die gehört? Und nun [illegible] wie sehen, wie maa mit die fertig wird!

Das Jahrhundert des Verkehrs.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Von Paul Dehn.

Verkehrsfortschritte.

Als im Jahee 1841 die Eisenbahn Straßburg-Basel eröffnet wurde, war im Festsaal zu Mülhausen ein merkwürdiges Gemälde zu sehen. Es stellte in verschiedenen Gruppen die Fortschritte des Verkehrs dar. Das erste Bild zeigte einen Fußgänger vom Jahee 1500, wie er mühselig daheegeht; wie viel Zeit wird er von Mülhausen nach Basel benötigen? Jn der zweiten Gruppe von 1550 soh mon Kutschen, sie fuhren acht Tage. Dann folgten 1600 die Diligencen mit sechs Tagen Fahrzeit, 1700 die vervollkommneten Diligencen mit vier Tagen, 1800 der Eilwagen mit zwei Tagen, 1842 die Eisenbahn mit zwei Stunden, nad als letztes Bild erblickte man mit der Unterschrift „1900" Luftballons mit geflügeltee Maschine, die in 1½ Minuten den Weg zurücklegten. Voeläufig hat man es freilich so weit noch nicht gebeacht; aber es sind doch merkwürdige Veränderungen eingetreten. Die Eisenbahnen und Dampfschiffe fahren immer bequemer, billiger, häufiger und schneller. Man vervollkommnet die Züge zu Blitzzügen, D-Zügen, Luruszügen ꝛc. Man stellt Schlaf- und Speisewagen ein. Einst sagte man von dee Eisenbahn, sie sei die Postkutsche auf den Schienen. Jetzt hat sie sich in vielen Fällen in einen Salon umgewandelt, von den Hofzügen nicht zu reden.

Man spart heute beim Reisen gegenüber den früheren Beförderungsarten mehr und mehr, freilich reist man auch mehr als je. Alles in allem wird für das Reisen sicherlich mehr [illegible] gewandt als zu irgend einee andeeen Zeit. Wer eine Reise [illegible] tritt, fragt nicht, wie viel Kilometer werde ich fahren, [illegible] wie viel Zeit und Geld weede ich brauchen, und da [illegible] sich, daß man durchschnittlich ⅞ an Zeit und ⅔ an [illegible] sport im Vergleich mit den besten Beförderuagsmitteln vor [illegible] Eisenbahnen.

Fast von Jahr zu Jahe ist die Fahrgeschwindigkeit [illegible] Eisenbahnen eehöht worden. Zwae legen die schnellsten Züge [illegible] Deutschland, einschließlich der Aufenthalte, nur 70 bis 80 km [illegible] der Stunde zurück; aber sie fahren auf geraden Strecken bis zu [illegible] 90 km. Schneller zu saheen, ist bei uns bahnpolizeilich [illegible] nicht gestattet. Immerhin hat maa es vor einigen Jahren [illegible] einer Probefahrt von Beelin nach Görlitz auf 106 km in der [illegible] Stunde gebracht. Einzelne Bahnen in Nordomerika fahren [illegible] schon streckenweise bis zu 133 km in der Stunde, bei Probe[illegible] fahrten wurden sogar bis 164 km in der Stunde zurückgelegt. Die Erhöhung der Geschwindigkeit ist dabei eine Geldfrage. Je schneller die Fahrt, desto teuree der Betrieb. Vor allem sind schwerere Schienen nötig, dee Fahrpark wird stärker abgenutzt, dee Kohlenbedarf vermehrt. Je geößee die Geschwindigkeit der Züge, desto geößer der Kessel der Lokomotioe, desto schwerer die Lokomotive, desto stärkee dee Widerstand der Luft, desto höheeer Kraftaufwand wird erfoederlich. Zuaächst hat man [illegible]

Digitized by Google

Gegenseitige Ueberraschung.
Nach dem Gemälde von L. Fay.

Digitized by Google

Lokomotive vervollkommnet und ihre Zugkraft erhöht, man hat sie zum Mittelpunkt der Bremse, der Heizung und der Beleuchtung gemacht. Die neuen Schnellzugmaschinen zeigen, was die moderne Technik zu leisten vermag.

Noch größere Geschwindigkeiten sind mit elektrischen Bahnen zu erzielen, insbesondere wenn der Zug nur aus einem Wagen besteht, also nagleich leichter ist. Bei entsprechenden Fortschritten der Elektrotechnik wird man bis zu 250 km in der Stunde zurücklegea können. Schon vor einigen Jahren hat Direktor Zipernowsky von der Firma Ganz & Co. in Pest den ausführlichen Plan einer elektrischen Eilbahn zwischen Wien und Pest veröffentlicht. Diese Bahn sollte einen völlig isolierten gemaaerten Unterbau ohne Uebergänge erhalten, und jeder Zug, aus einem einzigen besonders gebauten Wagen bestehend, vorn abgestumpft zur leichteren Ueberwindung des Widerstandes der Luft, sollte 250 km in der Stunde fahren. Der Ptan war technisch unzweifelhaft durchführbar, er ist auch noch nicht aufgegeben. Die Schwierigkeiten liegen auf finanziellem Gebiet. In England ist übrigens ganz kürzlich ein Projekt aufgetaucht zum Bau einer eingleisigen elektrischen Bahn zwischen Liverpool und Manchester, deren Juggeschwindigkeit auf 200 km in der Stunde berechnet ist.

Die Umwandlung der Dampfeisenbahnen in elektrische Eilbahnen ist nur eine Frage der Zeit. Milliarden werden dazu erforderlich, aber leicht zu beschaffen sein, da es sich um die wichtigsten Vorbedingungen des ganzen Erwerbslebens handelt. Bereits 1896 waren in Deutschland 12 Milliarden Mark und auf der Erde 124 Milliarden Mark in Eisenbahnbauten angelegt.

Weithin sichtbare Beweise ihrer glänzenden Entwicklung giebt die Eisenbahntechnik in ihren Großthaten. Sehenswürdigkeiten ersten Ranges sind die neuen Bahnhöfe von Fraakfurt a. M. (35 Millionen Mark) und Dresden (56 Millionen Mark), die Eisenbahnbrücke zwischen Remscheid und Solingen mit einer Mittelöffnung von 185 m u. a. Einzig in ihrer Art an Länge ist die Sibirische Eisenbahn (Tscheljabinsk-Wladiwostok rund 7600 km nach ihrer Vollendung, Bremea-Wladiwostok rnnd 11000 km); sie wird insgesamt $1^1/_2$ Milliarden Mark kosten. Man baut bewegliche Feldbahaen, Gasbahnen, Zahnradbahnen, Schiffseisenbahnen, Schwebebahnen. Ja manchen Gegenden sind die Eisenbahnen so überlastet, daß maan daran denkt, den Personen- vom Güterverkehr zu trennen und besondere Güterbahnen einzurichten, zunächst für die Beförderung von Kohlen.

Noch größere Fortschritte als die Eisenbahn hat das Dampfschiff gemacht. Als im Jahre 1819 der erste Raddampfer „Savannah" von New York nach Liverpool fuhr, brauchte er 25 Tage. In den fünfziger Jahren dauerte diese Reise noch 14 bis 16 Tage. Anfangs kannte man nur Dampfer von 60 bis 80 Pferdekräften, und noch in den dreißiger Jahrea erklärte man Schiffe von 750 Tonnen Gehalt für ungeheaerlich. Heute baut man gewaltige Dampfer und selbst Segler bis zu 17000 Tonnen Gehalt. Die großen Eildampfer machen die Reise zwischen Europa und Nordmnerika in 5 bis 6 Tagen, sie fahren bis zu 40 km in der Stunde. Der deutsche Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große" ereichte Ende 1899 sogar die bisher noch nicht dagewesene Geschwindigkeit von $41^3/_4$ km. Er fährt also schneller als viele Personenzüge, verbraucht allerdings einen ungeheueren Kraftaufwand, bis zu 300 Tonnen Kohlen täglich. Ein englisches Transportschiff beförderte im Herbst 1899 über 3000 Maun nach Südafrika. Ein neuer Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie, „Deutschland", 34000 Pferdekräfte, mit einem Kostenaufwand von $11^1/_2$ Millionen Mnrk erbaat, wird 45 km in der Stunde zurücklegen.

Sehr groß sind die Geschwindigkeiten einzelner Schiffsarten der Kriegsflotte. Der größte deutsche Kreuzer „Kaiserin Augusta" fährt bis zu 49 km stündlich. Weitaus die schnellsten Schiffe sind die Torpedoboote, weil sie bei kleinem Schiffskörper unverhältnismäßig große Maschinen besitzen. Die Elbinger Schiffswerft von Schichau lieferte im Jahre 1898 Torpedoboote für China, die bei der Probefahrt 65,2 km in der Stnnde durchfuhren, allerdings leer nnd mit besten Kohlen. Der praktische Seemann zieht bavoa 10 km ab, aber die verbleibende Geschwindigkeit von 55 km ist noch tmmer überraschend. In Nordamerika will maa noch schnellere Torpedoboote bauen, mit 16 elektrischen Motoren für 16 Schrauben aa den Seiten und am Hinterteil des Schiffes mit je 800 Umdrehungen in der Minute, wodurch 74 km Geschwindigkeit erzelt werden sollen.

Bewundernswert sind die bisherigen Fortschritte der Schiffsbaukunst. Die modernen Schraubendampfer aus Stahl und Eisen sind großartige Schöpfungen von Wissenschaft, Technik und Kunst.

Dabei vervollkommnet man beständig den Seeweg durch besseres Betonnen und Beleuchten der Küsten, durch Vertiefung der Häfen, durch Ausbau der Hafenanlagen, durch neue Zufahrtsstraßen zu den Häfen, durch Kanalverbindoog der Meere untereinander (Suezkanal, Norbostseekanal). Das Meer ist belebter als je, ohne die Kriegsflotten verkehren 30000 Segler und 12000 Dampfer.

Zur weiteren Erhöhung der Fahrgeschwindigkeit werden neue Schiffstypen geplant, man glaubt, bei einer Veränderung des Schiffskörpers in Fischgestalt mit beweglichen elastischen Schaufeln noch größere Geschwindigkeit herbeiführen zu können. Ungeahnte Fortschritte werden möglich, weaa das große Problem der Zukunft gelöst, wenn es gelungen sein wird, elektrische Kraft unmittelbar aus der Kohle unter Verbrennung der Kohle, also ohne die Vermittlung der Dampfmaschinen, ohne Kraftverlust zu gewinnen.

Diese Entdeckung ist auch eine Vorbedingung für die praktische Verwendung der Flagmaschinen. Sicher wird das Problem der Luftschiffahrt gelöst werden, wenn die Menschheit mit den bisherigen Verkehrsmitteln nicht mehr auskommen kann.

Völkerverkehr.

In den Flitterwochen der Eisenbahnzeit sah man nur ihre Lichtseiten, selbst bedeutende Männer zeigten eine gewisse Kurzsichtigkeit. Man gab sich überschwenglichen Hoffnungen und Träumen hin: die Völker werden aneinander rücken, sie werden sich näher kennenlernen, sie werden sich verschmelzen. Kein Geringerer als Friedrich List schrieb im Jahre 1837: „Alle nationalen Vorurteile, nationaler Haß und nationale Selbstsucht werden verschwinden. Ein Eisenbahnsystem wird die stehenden Heere überflüssig machen oder doch ihre unendliche Vermehrung ermöglichen." Da werden, so sagte ein Franzose, Freiheit und Gleichheit Fortschritte machen, in Brüderlichkeit werden die Völker miteinander verkehren, Dampfkraft und Elektricität werden die alte Gegnerschaft und den hergebrachten Egoismus beseitigen und die Staatsgrenzen auf ihre geographischen Begriffe zurückführen.

So träumten die Enthusiasten des Verkehrs vor 50 Jahren von einem neuen goldenen Zeitalter, von allgemeiner Glückseligkeit, von ewigem Weltfrieden.

Welch eine Ueberschätzung des Verkehrs, dieser bloß mechanischen Kraft!

Bald zeigte es sich, daß höhere Kräfte obwalteten. Die Völker wurden zwar räumlich einander näher gerückt, aber sie näherten sich nicht, sie verschmolzen nicht, nicht politisch, nicht national, auch nicht wirtschaftlich. Die Grenzen wurden nicht abstrakte Begriffe, sondern im Gegenteil konkreter und trennender, die Zollschranken höher. Die Völker schlossen sich national fester zusammen, dabei aber schärfer gegeneinander ab. Das Nationalgefühl, das in Frankreich durch die Revolution von 1789 nea erweckt worden war, wurde bei den einzelnen Nationen befördert and gefestigt durch den modernen Verkehr. Erst mit Hilfe von Eisenbahnen und Dampfschiffen und ihrem Massenverkehr loaate das Zusammengehörigkeitsgefühl aller Natioasgenossen sich bethätigen. Erst mit Hilfe von Dampfschiffen und Eisenbahnen konnten die großen deutschen Sänger-, Turner- und Schützenfeste der sechziger Jahre veranstaltet werden, die auch ihren Anteil an der Einigung Deutschlands gehabt haben. So kam schließlich das Nationalgefühl rascher zum Durchbruch und entwickelte sich zum Nationalitätsprinzip, zum herrschenden Gedanken des 19. Jahrhunderts. Alle Nationen zogen daraus Vorteil, am meisten die größten und verbreitetsten Nationen mit der deutschen an der Spitze. Vor hundert und vor fünfzig Jahren, als noch Wochen und Monate zwischen den Deutschen in Deutschland und den Deutschen im Ausland, in Amerika und Australien, lagen, die die Verständigung erschwerten, konnte der alldeutsche Gedanke noch nicht erwachen. Heute ist er lebendig und hat eine große Zukunft. Alle Deutschen sollen sich eins fühlen, alle Deutschen werden sich eins fühlen!

Im übrigen, was sehen wir heute? Trotz der räumlichen Annäherung der Völker durch den modernea Verkehr pflegt jede

Nation, ja jede kleine Nationalität eifriger und eifersüchtiger als je ihre nationale Eigenart nach allen Richtungen hin, nicht nur in Bezug auf die Sprache, eine jede Nation strebt womöglich nach staatlicher Selbständigkeit.

Diese Mobilisierung der Völker hat die Kabinettspolitik zurückgedrängt: sie ist heutzutage nicht mehr ausschlaggebend. Was man öffentliche Meinung nennt, erscheint stärker und mächtiger als früher, je mehr sich alles im Lichte der Oeffentlichkeit vollzieht. Jeder Politiker sucht auf die Massen zu wirken in gutem wie in bösem Sinne. Das hat seine Gefahren. Vielfach erhebt ein bedenklicher Chauvinismus sein Haupt, die Spannung der politischen Lage ist empfindlicher geworden.

Nicht geringer als diese nationale ist die politische Bedeutung der modernen Verkehrsmittel für die Völker und Staaten im Kriege wie im Frieden. Die Heeresmassen können schneller zusammengefaßt und rascher an die bedrohten Punkte geworfen werden. Die Staaten werden zu einheitlicher Verwaltung fester zusammengeschmiedet durch die Schienenstraßen und Telegraphendrähte, fester gekittet durch Kanäle. Ehedem konnten ganze große Reiche, wie das Karls V, dauernd nicht zusammengehalten werden. Heute sind größere Weltreiche als je zuvor in Bildung begriffen, das Russische Reich, Großbritannien und Allamerika. Auch die Führung der Politik centralisiert sich. Ehedem hatte der Gesandte im Auslande oft eine sehr große Selbständigkeit, heute werden alle wichtigeren Entscheidungen unmittelbar von den leitenden Staatsmännern mit Hilfe des Telegraphen gegeben, rasch, Zug um Zug.

Ein alter Volkswirt hat einmal die Landstraßen die Beine des modernen Staates genannt. Dann sind die Eisenbahnen und Dampfschiffe Machtmittel ersten Ranges, Siebenmeilenstiefeln gleich, denn mit ihnen machen die Völker gewaltige Fortschritte, auch nach außen. Mit ihren Dampfern eilen sie in andere Länder und bauen daselbst Eisenbahnen: Deutschland in Afrika und China, Frankreich plant eine Saharabahn, die Engländer bauen eine Eisenbahn nach Uganda und wollen angeblich auch eine Eisenbahn vom Kap bis Kairo führen, obwohl diese vom Seewege alsbald lahmgelegt werden würde; die Russen endlich beeilen sich, die sibirische Ueberlandbahn fertigzustellen, und in China kämpfen die europäischen Mächte förmlich um Eisenbahnkonzessionen. Wer die Eisenbahn eines Landes in der Gewalt hat, sagt einmal List, hat das Land selbst in der Gewalt. Mit den Dampfschiffen und Eisenbahnen können die europäischen Reiche ihre Macht- und Interessensphäre in der Ferne erweitern und befestigen.

Wanderverkehr.

Jedermann kann heutzutage reisen, und thatsächlich reist jedermann. Auf den Kopf der Bevölkerung entfielen 1895 in Deutschland 11, in Großbritannien 23 Eisenbahnreisen. Die Zahl der Eisenbahnreisenden hat sich in allen Ländern stark vermehrt, und zugleich hat die Länge der Reisen zugenommen. Man reist leichter und häufiger, weil man billiger und bequemer reist. Auch der einfache Arbeiter benutzt, wie schon gesagt, die Eisenbahn, um Gegenden mit höherem Lohn aufzusuchen oder doch mindestens solche Gegenden, wo die Löhne scheinbar höher sind.

Eine der verhängnisvollsten Erscheinungen der Neuzeit ist der Zug in die Stadt, wie er in allen Kulturstaaten stark hervortritt. In Deutschland machte die ländliche Bevölkerung, d. h. in Orten unter 2000 Einwohnern, 1875 noch 61 Prozent der Gesamtheit aus, 1890 nur noch 53 Prozent. Zurückgegangen sind die kleinen Gemeinden, vor allem diejenigen, die am längsten ohne Eisenbahn blieben. Je kleiner die Gemeinde, desto rascher die Abnahme; je größer die Gemeinde, desto rascher ihre Zunahme. Man hat berechnet, daß in Deutschland seit 1875 mehr als zwei Millionen Menschen in die größeren und großen Städte gezogen sind. Was treibt die Menschen so massenhaft in die großen Städte? Im wesentlichen die Hoffnung, dort ihre Lage zu verbessern, weil dort scheinbar höhere Löhne gezahlt werden, weil man seinem Bildungsbedürfnis leichter genügen und schließlich freier und ungebundener leben und mehr Vergnügungen mitmachen kann. Man übersieht dabei, daß in der Großstadt mehr und schwierigere Arbeit verlangt wird, daß das Leben dort mehr kostet und daß die Löhne auch dort zumeist schon herabgedrückt worden sind infolge des starken Angebots. Und hinter all dem Glanz welch Elend, welch sittliches Verderben, welch wirtschaftlicher Ruin! Die Großstädte sind große sociale Sorgen geworden. Freilich bleibt unter allen Umständen ein Vorzug der Großstadt bestehen: sie bietet mehr Aussicht für Glück und Befähigung auf allen Lebensgebieten.

Neben dem Zuge in die Stadt mit seinen dauernden Verschiebungen tritt ein Zug nach dem Westen hervor in Gestalt ansehnlicher, wenn auch meist nur vorübergehender Wanderungen. Alljährlich ziehen im Frühjahr aus den östlichen Gegenden, aus Ostpreußen, Posen und Schlesien, etwa 100000 „Sachsengänger", darunter die Hälfte weiblichen Geschlechts, nach Mitteldeutschland bis zum Rhein, wo sie hauptsächlich beim Rübenbau beschäftigt werden, um im Herbst nach Hause zurückzukehren. Im Osten werden sie ersetzt durch die Heranziehung von 25000 russischen und polnischen Arbeitern, die im Winter ebenfalls wieder heimwandern.

Außerdem sollen in Deutschland 60000 Geschäftsreisende thätig sein, ferner 40000 Hausierer. Nach Tausenden zählen endlich die Vagabunden, ein modernes Zigeunertum, in dem man unmöglich einen Kulturfortschritt erblicken kann.

Vielfach hat der erleichterte Reiseverkehr bedenkliche Rückwirkungen gezeitigt. Untergraben hat er u. a. vor allem die Bodenständigkeit der Bevölkerung.

Diese Mobilisierung der Bevölkerung wurde hauptsächlich durch die Eisenbahn und ihre Verbilligung des Reisens bewirkt. Ob eine noch weitere Ermäßigung der Personenfahrpreise in Deutschland zweckmäßig ist, mag dahingestellt bleiben. Bisher zahlte man für den Kilometer 3. Klasse auf den norddeutschen Bahnen 4 Pfennig, auf den süddeutschen Bahnen 3,40 Pfennig, bei Rückfahrten nur Dreiviertel dieser Sätze. Außerdem besteht in Norddeutschland die 4. Klasse, mit der man für 2 Pfennig den Kilometer fahren kann. Eine billigere Beförderungsgelegenheit ist wohl nicht denkbar. Man will nun in Süddeutschland nicht die 4. Klasse einführen, dagegen die Fahrpreise ermäßigen auf 3 bis 2,3 Pfennig für den Kilometer 3. Klasse unter Abschaffung aller Ausnahmekarten, auch der Rückfahrtkarten. Indessen lassen sich für die Beibehaltung der Rückfahrtkarten gewichtige Gründe geltend machen. Sie begünstigen die heimische seßhafte Bevölkerung. Die fremden Durchreisenden benutzen in der Regel keine Rückfahrtkarten, sie haben die gewöhnlichen Fahrpreise zu zahlen, und es erscheint recht und billig, wenn die einheimische Bevölkerung durch die Rückfahrtkarten eine kleine Begünstigung genießt.

Ganze Völkerwanderungen wie bis zum Mittelalter sind zwar in der Neuzeit nicht vorgekommen, aber die Zahl derjenigen Menschen, die vorübergehend oder auf die Dauer aus ihrem Heimatland auswanderten, ist außerordentlich groß. Im Laufe dieses Jahrhunderts sind etwa 16 Millionen Europäer nach Amerika ausgewandert, darunter 5 Millionen Deutsche. Nächst Deutschen und Engländern sind neuerdings Italiener zu Hunderttausenden im Auslande zu finden, und zwar zumeist als Handarbeiter, Fels- und Erdarbeiter, Maurer ꝛc., namentlich in Frankreich, Brasilien und Nordamerika, aber auch in der Schweiz und Deutschland. Vielfach hatten sie bereits blutige Anfechtungen zu bestehen, weil die heimischen Arbeiter über die billigere Konkurrenz der Italiener erbittert wurden. Auch tschechische Arbeiter sind vorübergehend zu Tausenden in Deutschland gewesen. Dazu kommen Angehörige der bemittelteren Klassen, die sich im Auslande niederlassen. Es sind da nicht unerhebliche Bevölkerungsverschiebungen zu beobachten. In der Schweiz wohnen bereits $8^1/_2$ Prozent Ausländer (250000), in Frankreich 5 Prozent ($3^1/_2$ Millionen), in Deutschland 1 Prozent ($^1/_2$ Million). Franzosen findet man nur wenige im Auslande, Deutsche um so mehr.

Anfangs hatte man alles hinweggeräumt, was dem Verkehr im Wege stand, um ihm freie Bahn zu schaffen. Das Recht der Freizügigkeit wurde anerkannt, das Paßwesen beseitigt, die Fremdenpolizei auf eine freiheitliche Grundlage gestellt. Daraufhin konnten sich die nationalen und internationalen Wanderungen entwickeln, wie sie von Jahr zu Jahr immer mehr zunehmen.

Angesichts dieser Erscheinungen entstand allmählich eine rückläufige Strömung gegen die internationale Freizügigkeit, und

Digitized by Google

man sann auf Abwehrmaßregeln. Zuerst ging die nordamerikanische Republik vor und schuf gesetzliche Bestimmungen zur Beschränkung der Einwanderung, die wiederholt verschärft wurden. Kranke, Unbemittelte und Arbeiter mit vorausgeschlossenem Vertrag dürfen in Nordamerika nicht einwandern. Die Aufsicht ist streng. Auch die französische Republik ist im Begriff, ähnliche Maßregeln zu ergreifen, zunächst hat sie die Fremdenpolizei verschärft. Angeregt wurde außerdem die Besteuerung der Ausländer, insbesondere auch der fremden Arbeiter. Andere Staaten, wie Rußland und Rumänien, hielten ihre alten Fremdengesetze aufrecht oder erneuerten sie. In Deutschland ist man über Anregungen noch nicht hinausgekommen.

Fast scheint es, als habe das alte Wort wieder Geltung erlangt, das die moderne Kultur überwunden zu haben glaubte: „Der Fremde ist der Feind". Denn ähnliche nationale Strömungen äußern sich auch nach anderer Richtung hin, u. a. gegen die Anlage fremden Kapitals. In den kapitalschwachen Staaten besteht eine gewisse Abneigung gegen das fremde Kapital, gegen englische Gasgesellschaften, französische Eisenbahnen ꝛc.

Geschäftsverkehr.

Zu den Schattenseiten des modernen Verkehrs gehört seine Neigung, zu centralisieren. Diese Neigung entspringt seinem innersten Wesen, seiner Kraft, im ganzen und in Massen zu organisieren. Diese Kraft ist ein großer Vorzug, hat aber für die Gesellschaft manche Nachteile im Gefolge. Die Schienenwege, die Telegraphendrähte und die sonstigen Verkehrsmittel, sie centralisieren, sie monopolisieren, sie drängen mindestens dazu. Sie machen die Großen größer und die Kleinen kleiner, sie bekräftigen das alte bedenkliche Volkswort „Wer da hat, dem wird gegeben" und „Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu."

Jede Eisenbahnstrecke hat kleine Existenzen in Massen lahmgelegt oder ganz vernichtet. Viele Gastwirte, Fuhrleute ꝛc. auf dem platten Lande wurden in ihren auskömmlichen Betrieben geschädigt, ohne irgend welchen Ersatz zu erhalten. Beseitigt wurden die kraftvollen selbständigen Verkehrskleingewerbe, die Schmiede, Wagner, Rad- und Stellmacher, das ganze kernige Fuhrpersonal der alten Zeit, und an Stelle dieser Gewerbe traten einerseits Scharen anselbständiger Arbeiter — in Preußen beschäftigt die Eisenbahn 325000 Arbeiter — andererseits entweder Eisenbahnmillionäre, wie in Amerika, oder, wie in Deutschland, der Staat. Die Verstaatlichung der Eisenbahnen in Preußen hat social erträgliche Verhältnisse geschaffen und finanziell glänzende Erfolge gehabt, sie brachte in den letzten Jahren einen reinen Ueberschuß von über 450 Millionen Mark jährlich, sie gehört zu den unvergänglichen Verdiensten Bismarcks. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika dagegen führt das Privatmonopol der Eisenbahnmillionäre zu bedenklichen socialen Zuständen, auf die der große Eisenbahnarbeiterausstand von Mitte 1894 mit seinen weitgehenden Verkehrsstockungen ein Streiflicht geworfen hat. Die Eisenbahnen, so sagen ernstere nordamerikanische Politiker, sind bei uns die Achillesverse des Kapitals.

Schon in den Eisenbahntarifen zeigt sich überall in der Welt eine gewisse Begünstigung der Großen und eine Benachteiligung der Kleinen, in den Personenfahrpreisen durch die Rundreisekarten, Kilometerabonnements, Landabonnements ꝛc., da diese nur Leuten, die öfter reisen und über ein gewisses Kapital verfügen, zugänglich sind, ferner noch bedenklicher in den Gütertarifen, da die Großen mit den billigen Wagenladungen sehr erheblich, oft um mehr als die Hälfte billiger verfrachten können als die Kleinen, die ihren Bedarf als Stückgut beziehen müssen. Vor einigen Jahren ist zwar der Sammelladeverkehr eingeschränkt worden, doch immer noch nicht genügend, er begünstigt die Spediteure und Verfrachter in den großen Städten. In diesem Paakte ist die Post- und Telegraphenverwaltung gerechter, sie gewährt den Großen keine Ermäßigungen, mögen sie auch tausend Briefe oder Pakete aufgeben.

Wie die Eisenbahn, so centralisieren auch die anderen modernen Verkehrsmittel, vor allem die Dampfschiffe. Zuerst wurde die Segelschiffahrt vom Dampferverkehr verdrängt, dann die kleinen Dampfer von den großen, und zuletzt die großen von den ganz großen. In den letzten 25 Jahren hat sich der Raumgehalt der Dampfer verdreifacht. Je größer der Fassungsraum, desto billiger der Betrieb, desto mehr Ersparnisse an Kohlen und Mannschaften. Nach größeren Häfen wird billiger verfrachtet als nach kleinen, weil dort leichter Rückfrachten zu erlangen sind, billigere Reparaturgelegenheiten sich finden ꝛc. So gedeihen die großen Häfen außerordentlich, während die kleinen verkümmern.

Die großen Städte sind größer geworden, die größten am stärksten angewachsen. Zunächst als natürliche Verkehrsmittelpunkte der Eisenbahnen, also durch die Eisenbahnen. Jetzt wollen die großen Städte alles in sich vereinigen: Verwaltung, Kunst, Wissenschaft, Erwerbsleben ꝛc. Manche Großstädte, wie Paris und Pest, sind bereits dahin gelangt. Dort ist alles Leben, alles Können und alles Vermögen der Nation centralisiert. Berlin hat es noch nicht so weit gebracht, es ist zu schwach dazu, zu deutsche Eigenart zu stark.

Berlin, der größte deutsche Hafen nächst Hamburg, will, wie auch Paris, Brüssel und Rom, Seehafen werden. Es will durch einen Seekanal mit der billigsten Verkehrsstraße, mit dem Meer, verbunden sein. Das ist technisch wohl ausführbar, aber wirtschaftlich nicht zu befürworten. Ohnehin sind die Seestädte nicht mehr, was sie einst gewesen, nicht mehr in dem Maße wie früher Sammel-, Stapel- und Umschlagplätze für alle Waren, für viele Waren sind sie nur noch Durchgangsstationen. Kombinierte Eisenbahn- und Seetarife erleichtern den unmittelbaren Verkehr unter Umgehung der Seestädte.

Im übrigen centralisieren sich Handel und Industrie ohnehin mehr und mehr in der Großstadt. Die kleinen Jahrmärkte haben sich überlebt, sie sind überflüssig geworden. Ja selbst die größeren Messen, sie sind nicht mehr Warenmärkte wie früher, sondern nur noch Musterlager. Trotzdem wollten gewisse Kreise in Berlin die Leipziger Messe an sich reißen; sie hatten allerdings nicht den gewünschten Erfolg. Mit seinen zahlreichen Niederlagen, Agenturen und Zweiggeschäften ist Berlin bereits eine dauernde Messe. Jeder größere Fabrikant in Deutschland strebt nach einer Vertretung in Berlin, diesem Mittelpunkt des deutschen Handels.

Außerdem ist Berlin Sitz der großen Warenhäuser, die langsam emporgekommen sind, und der Großbazare, die sozusagen über Nacht entstanden, indem sie durch Reklame und Lockartikel die Massenkundschaft an sich zu ziehen wußten. Immer neue größere Bazare werden gebaut und eröffnet. Einige dieser Bazare beziffern ihren Jahresumsatz auf 30 Millionen Mark. Diese Großbazare, künstliche Gründungen großkapitalistischer Spekulanten, saugen den geschäftlichen Mittelstand auf, machen sich ganze Fabriken dienstbar.

An der Entwicklung des Erwerbslebens läßt sich nachweisen, wie die modernen Verkehrsmittel die großen Betriebe begünstigt haben. Ein Beispiel für viele: Seit langer Zeit wird in Ostende die Seefischerei betrieben, schlecht und recht; was der Fischer fängt, verkauft er. Seit die neuen Verkehrsmittel ihre Wirkung üben, erweitern sie das Absatzgebiet für die Seefischerei, vermehren den Absatz, und bald tritt als Mittelpunkt des Fischmarktes Paris hervor, weil es der aufnahmsfähigste Markt jener Gegend ist. Sonst drängen die Güter und Waren immer dorthin, wo sie die höchsten Preise erzielen. Das gilt von Lebensmitteln nicht, diese suchen zunächst solche Märkte auf, wo sie den sichersten Absatz finden, also thunlichst immer die größten Märkte. Daher kommt es, was manche Hausfrau schon oft in Verwunderung gesetzt hat, daß Fleisch, Obst, Gemüse ꝛc. in der Großstadt billiger zu haben sind als auf dem Lande, von wo sie kommen.

Genug, an der Küste von Ostende nimmt die Fischerei einen raschen Aufschwung; immer größere Mengen werden bestellt und versendet. Bald tritt der Großhändler auf, und zwar als größter Verbraucher der Pariser Großhändler. Er pachtet oder kauft den ganzen Ertrag des Fischfangs auf Jahre hinaus, sendet alle Fische in billigen Wagenladungen nach Paris und centralisiert diesen Verkehr. Will jetzt der Gasthausbesitzer in Ostende einen Seefisch kaufen, der vor seiner Thür gefangen sein mag, so muß er sich nach Paris wenden. Aehnliche Verhältnisse scheinen auch an der deutschen Ostseeküste zu herrschen, denn viele Sommergäste klagen, daß ihre Wünsche nach den berühmten Ostseefischen dort unerfüllt blieben, da alles, was gefangen wird, sogleich verpackt und versandt wird nach den Märkten der großen Städte, vor allem nach Berlin.

Digitized by Google

Die Milchschwestern.
Nach einem Gemälde von A. Guillou.

Digitized by Google

So werden die Großbetriebe durch die modernen Verkehrsmittel begünstigt, wie denn die Großindustrie überhaupt erst ermöglicht wurde durch die Massenfrachten der Eisenbahnen. Selbst der Aufschwung der Börse ist auf die modernen Verkehrsmittel, auf den Telegraphen, zurückzuführen. Ehedem befand sich alles vorhandene Vermögen, befanden sich alle Ersparnisse unmittelbar in den Händen der Eigentümer, bis zu den Silberthalern im Strumpfe des Bauern. In den letzten Jahrzehnten hat sich darin eine tiefgreifende Wandlung vollzogen. Man behält nicht mehr das bare Geld bei sich, sondern kauft dafür Wertpapiere aller Art. Bis um die Mitte des Jahrhunderts waren nur etwa 4 bis 5 Prozent des deutschen Volksvermögens in Hypotheken und Wertpapieren angelegt, nach amtlichen Ermittlungen sollen jetzt bereits 25 Prozent des deutschen Volksvermögens, etwa 200 Milliarden Mark, in Form von Schuldverschreibungen aller Art dargeliehen sein.

Diese Mobilisierung der Werte macht immer weitere Fortschritte, sie bringt mehr und mehr das Volksvermögen unter den Einfluß der Börse und Hochfinanz, sie hat bedenkliche Verschiebungen, ja eine Verschlechterung in der Verteilung des Volkseinkommens und des Volksvermögens zur Folge, sie hat die Ansammlung großer Kapitalien in wenigen Händen beschleunigt und die Bildung von Riesenvermögen hervorgerufen, wie sie früher nur ganz vereinzelt vorkamen. Als der alte Bleichröder noch lebte, hatte er sich zur Einkommensteuer mit einem Jahreseinkommen von $7\frac{1}{2}$ Millionen Mark eingeschätzt, der Frankfurter Rothschild soll ein Jahreseinkommen von $5\frac{1}{2}$ Millionen Mark angegeben haben. Niemand wird besorgen, daß diese Kapitalisten sich zu hoch eingeschätzt haben. Der Schöpfer der Türkenlose, Hirsch, Bauer von Geburt, belgischer Baron, österreichischer Staatsangehöriger und seit vielen Jahren in Paris wohnhaft, der mit den Türkenlosen und den türkischen Eisenbahnen Hunderte von Millionen gewann, der Hunderte von Millionen für gemeinnützige Zwecke hergab, hinterließ noch immer so viel, daß seine Erben 12 Millionen Franken Erbschaftssteuer zu zahlen hatten.

Diese Centralisierung des gesamten Erwerbslebens durch die modernen Verkehrsmittel, insbesondere die Anhäufung der Kapitalien in wenigen Händen, ferner das Entstehen von Kapitalistengruppen und Spekulantenringen, alle diese Erscheinungen sind Rückwirkungen der modernen Verkehrsmittel, wie sie mindestens in solchem Umfange früher nicht dagewesen sind, sie sind unerwünscht und bedenklich.

Im allgemeinen hat die erzeugende Arbeit, haben Gewerbe und Industrie verhältnismäßig geringere Vorteile von den Verkehrsfortschritten gehabt als Handel und Spekulation, vor allem als Großhandel und Börsenspekulation. Das läßt sich auch theoretisch darlegen. Der Verkehr erzeugt keine Güter, er verteilt sie nur, er kommt also naturgemäß zunächst der verteilenden Arbeit zu gute und erst in zweiter Linie der erzeugenden.

Gesellschaftsverkehr.

Miterlebt haben wir alle die Entwicklung des Nachrichtenverkehrs mit Hilfe von Post, Telegraphie, Fernsprecher ꝛc., den gewaltigen Aufschwung des Zeitungswesens, der nicht denkbar wäre ohne diese Verkehrsmittel, aber auch nicht denkbar ohne die Eisenbahn. Kein Zweifel, der Gesichtskreis des einzelnen wie der Völker hat sich erweitert, die Menschheit erhält neue Ziele und Anregungen, sie ist reger und strebsamer als je. Gewiß! Aber die Kehrseite! Wird nicht schon zu viel gedruckt? Droht unsere Bildung nicht zu verflachen, anstatt vertieft zu werden? Sind Aberglaube und Unwissenheit etwa geschwunden? Jeder Tag bringt neue Nachrichten, neue Sensationen aus der ganzen Welt. Die Bevölkerung wird abgestumpft, vergißt schnell, auch Bedeutendes, auch Bedenkliches. Die Moden wechseln rascher als je, und allgemeiner als je und bis in den kleinsten Ort hinein. Das ganze Volksleben wird beunruhigt. Alte Ueberlieferungen, alte Sitten werden erschüttert. Roscher meinte einmal, daß die Beweglichkeit und Unruhe, die durch Reisen, Zeitungslesen ꝛc. in das Volk kommt, jeder guten, aber auch jeder bösen Regung, jeder Wahrheit, aber auch jeder Lüge freien Spielraum schaffen muß. Das Unkraut wuchert immer leichter auf, das Gute [illegible] gegen will gepflegt sein. Am meisten dringt die Reklame durch, weil sie tagtäglich schreit.

Alles in allem ist das Nervensystem des socialen Körpers durch die Verkehrsmittel allzu entwickelt, etwas überreizt. Das Leben ist eine Hetzjagd geworden. Statistiker haben berechnet, daß die Menschheit mit Hilfe der modernen Verkehrsmittel Zeit und Geld außerordentliche Ersparnisse macht — wenn man die Stunde nur mit 10 Pfg. berechnet, viele Milliarden jährlich. Aber wie steht es denn in Wirklichkeit damit? Je mehr Zeit man sparen kann und spart durch die modernen Verkehrsmittel, desto mehr Zeit scheint man zu brauchen, inmitten aller Zeitersparnis haben wir keine Zeit mehr. Oder haben wir nicht eher weniger Zeit als je? Arbeiten wir dabei nicht mehr als je?

Schon im geschäftlichen Leben zeigt sich diese Hast. Früher dem wickelte man ein Ausfuhrgeschäft langsam ab, etwa binnen Jahresfrist. Die Baumwollbestellung nach Amerika lief etwa einen Monat, die Ware kam nach einem weiteren Monat an, die Verfrachtung ins Inland mit Achse nahm wieder einen Monat in Anspruch, dann der Arbeitsprozeß zwei Monate, die Verfrachtung ans Meer einen Monat, die Ausfuhr nach dem Auslande mit der Zahlung etwa sechs Monate. Jetzt werden solche Geschäfte in kaum zwei Monaten erledigt. Der Ankauf erfolgt telegraphisch, die Spedition bis zur Fabrik in einem Monat, die Verarbeitung in wenigen Tagen, die Ausfuhr unter Benutzung aller Fahrpläne und Schiffsverbindungen in einem Monat. Das sind große Ersparnisse an Zeit und Kapital, aber das Geschäft wird immer rascher, immer überhasteter, immer unruhiger. Es vollzieht sich stoßweise, die Lieferungsfrist wird immer kürzer. Das ist ungünstig für den Betrieb und vermindert den Gewinn. Das Saisongeschäft kommt immer mehr auf. In der Saison drängt sich alles zusammen, man klagt über Ueberarbeit und außer der Saison über Arbeitslosigkeit. Das beste wäre ein stetiges Geschäft und regelmäßige Arbeit mit kürzerer Arbeitszeit als bisher. Nicht nur für die Handarbeiter, sondern für alle wäre das erwünscht als eine natürliche Reaktion gegen die Ueberreizung des Verkehrs.

Auch im gesellschaftlichen Leben zeigt sich diese Ueberreizung in Form von Unruhe, Zeitmangel, Ueberarbeitung. Der Wissensstoff ist nach allen Richtungen hin gewachsen, alles dreht sich um Erwerb und um Genuß. Der gesellschaftliche Verkehr wird hurtiger, knapper. Man unterhält sich am liebsten in rascher Wechselrede mit kurzen Geschichten, man schreibt nicht mehr lange Briefe, man bevorzugt Postkarten, man liest immer weniger Bücher und immer mehr Zeitungen. Was man an Masse gewinnt, geht an Tiefe verloren. Quantitativ und technisch haben wir große Fortschritte gemacht, nicht aber in gleichem Maße qualitativ und geistig. Wenn die Verkehrsmittel die Beine der Gesellschaft sind, dann haben sie sich unverhältnismäßig entwickelt.

Ziehen wir die wirtschaftliche Bilanz des Jahrhunderts, so müssen wir sagen: Niemals zuvor in einem Jahrhundert sind so rasche, so massenhafte, so tiefgreifende Umwälzungen im guten wie im schlimmen Sinne erfolgt als im 19. Jahrhundert. Diese Umwälzungen erscheinen als Rückwirkungen der Verkehrsfortschritte infolge der Anwendung der Dampfkraft. So kann man mit Recht sagen, daß es der Verkehr ist, der dem abgelaufenen Jahrhundert ein eigenartiges, neuartiges Gepräge gibt.

Helle Lichtseiten zeigt der moderne Verkehr, aber auch dunkle Schattenseiten. Fast scheint es, als hätte sich die Menschheit, wenigstens zeitweilig, diesen Verkehr über den Kopf wachsen lassen, als hätte sie ihn schalten und walten lassen wie einen Strom, der Schiffe trägt und Länder befruchtet, aber auch überflutet, versandet, versumpft. Fast scheint es, als hätte man mit seiner Regulierung zu spät begonnen und sie noch lange nicht beendet. Was wäre die Lokomotive ohne Bremse? Ein ungefügiges Werkzeug, mehr schädlich als nützlich. Und so kann auch eine bloße technische Kraft, wie es die modernen Verkehrsmittel sind, nur Mittel zum Zweck, aber niemals Selbstzweck sein; sie darf nimmermehr Herr werden über die Gesellschaft. Diener muß der Verkehr sein und muß es bleiben, dienen soll er jedem einzelnen und der Gesellschaft, so wie es das Gesamtwohl erheischt.

Digitized by Google

Erkrankungen des Ohres.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Der Ohrenfluss und seine Bedeutung.

Von Dr. R. Haug.

Es ist noch nicht allzulange her, daß im Volke der verhängnisvolle Glaube, ein Aberglaube im reinsten Sinne des Wortes, existierte, daß Ohrenfließen nicht nur nichts Schädliches, Krankhaftes, sondern sogar eher als etwas Vorteilhaftes zu betrachten sei, indem die „bösartigen Säfte“ auf diesem Wege einen Abfluß fänden: dieser Fluß dürfe auf keinen Fall geheilt werden, da er sonst nach innen schlage. Daß er sich „nach innen“ schlägt, ist ja vollständig richtig, aber nicht weil und wenn er geheilt wird, sondern eben gerade wenn und weil er nicht geheilt worden ist.

Zu weiteren oft verhängnisvollen irrigen Ansichten gehört noch die, daß der Ausfluß sich ohne jedes Zuthun von selbst verliere und daß man nur die Zeit der Entwicklung abzuwarten brauche, um den unangenehmen Gast loszuwerden; es ist dieser Anschauung, die auch jetzt noch dann und wann sogar von Aerzten vertreten wird, mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten, auch wenn man die Heilkraft der Natur durchaus nicht unterschätzt.

Ebenso ist es höchst gefährlich, der im Volke noch vielfach verbreiteten Anschauung zu huldigen, daß der Ohrenfluß unterdrückt werden müsse aus Rücksicht auf die Funktion der Augen.

Heut ist es etwas besser geworden in dieser Beziehung; die Aerzte kommen mehr und mehr zur Erkenntnis, daß Ohrenleiden und speziell Ohrenfluß eine Erkrankung ist, mit der sich absolut nicht spaßen läßt; aber immer auch sehen wir in unseren Kliniken in erschreckend häufig die schwersten Folgen dieses Leidens, daß es deshalb nicht unzweckmäßig erscheinen dürfte, die Gefahren desselben sachgemäß ohne jede Uebertreibung zu schildern, die aus der Vernachlässigung einer bei sachgemäßer Behandlung leicht und rasch verlaufenden Erkrankung sich entwickeln können.

Der englische Ohrenarzt J. Wilde hat schon in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts den bemerkenswerten Ausspruch getan: „Solange ein Ohrenfluß besteht, können wir niemals sagen, wann, wie oder wo er endigen wird, noch wohin er führen kann.“ Heute, über ein halbes Säculum später, sind wir Ohrenärzte durch die Resultate der neuesten Forschungen imstand gewesen, genau zu wissen, wie sich der Ausgang einer Ohreiterung in den meisten Fällen gestalten wird, wenn ihr nicht zu rechter Zeit Einhalt geboten wird, und doch hat derselbe Satz für alle mit Ohrenfluß Behafteten noch immer seine volle Gültigkeit, weil er nicht leicht eine heimtückischere und gefährlichere Erkrankung gibt. Jeder an Ohrenfluß Leidende steht zu jeder Zeit in Lebensgefahr, solange die Erkrankung nicht geheilt ist, allein sie ist heilbar dank der wissenschaftlichen und technisch operativen Fortschritte gerade in dem Gebiete der Ohrenheilkunde.

Wir haben nun zunächst weiter den Fragen näherzutreten, was ist denn überhaupt ein Ohrenfluß, wie entsteht er, worin liegt seine Gefahr und Bedeutung und können wir ihm begegnen?

Wie schon der Name besagt, besteht die Krankheit darin, daß aus dem Ohre, dem Gehörgange, eine dem gesunden Ohre fremde Flüssigkeit sich absondert, Eiter, zuweilen mit etwas Blut untermischt; die Mengen dieser oft übelriechenden Flüssigkeit sind sehr verschieden. Nicht zu verwechseln ist sie mit der Absonderung der normalen Ohrenschweißdrüsen, dem sogenannten Ohrenschmalz, das bräunlichgelb von Farbe ist und gar nie einen üblen Geruch aufweist.

Das eitrige Sekret lagert im Gehörgange; aber nur in den allerseltensten Fällen hat es bei der gewöhnlichen jahre- und jahrzehntelangen Dauer seinen Entstehungsort in ihm, sondern sein Ursprungsplatz ist die Paukenhöhle, das Mittelohr, gerade der Ort, der zu den allergefährlichsten gehört, und es ist so ziemlich durchgehends ein Loch im Trommelfelle, das ihm den Austritt nach außen ermöglicht.

Sehen wir uns nach der Entstehungsweise um, so finden wir, daß in den allermeisten Fällen die Erkrankung in der Zeit der Kinderjahre ihren Anfang genommen hat. Schon in der allerersten Lebenszeit, gleich nach der Geburt und in den allerersten Kinderjahren, kommen nach den neuesten Forschungen die Ohreiterungen außerordentlich häufig zur Beobachtung. Gelegentlich einer Masern-, Scharlach-, Diphtherieinfektion, oft genug auch aber schon gelegentlich einfacher starker Nasen- und Brustkatarrhe hatten dann die Kleinen einmal kurze Zeit, vielleicht nur etliche Tage, ja manchmal nur stundenlang über heftige Ohrenschmerzen verbunden mit mehr oder weniger hochgradiger Schwerhörigkeit geklagt. Die Schmerzen ließen aber bald nach, als sich ein Ausfluß aus dem Ohre einstellte — das „Geschwür“ war aufgebrochen, das heißt der angesammelte Eiter hatte sich ein Loch in das Trommelfell gefressen, und da das Hörvermögen sich oft auch wieder von selber besserte und insbesondere das eine noch gesunde Ohr die Hörfunktion so vollständig ausfüllte, daß man den Defekt des kranken nicht so sehr bemerkte, so kümmerte man sich nicht mehr viel weiter darum und ließ der Sache ihren Lauf. Im besten Falle ging man etliche Male zum Arzte, der etwas zum Ausspritzen verordnete, aber da die Sache sich in die Länge zog, so nahm man auch davon wieder Abstand; es wird schon mit der Entwicklung aufhören, tröstete man sich, um so mehr, als Perioden geringerer Absonderung oder zeitweiligen, vielleicht wochen- und monatelang dauernden völligen Stillstandes derselben, eine Heilung oft vortäuschend, mit Verschlechterungen abwechselten. Obschon das Hörvermögen recht mäßig aber vielleicht auch schon recht schlecht geworden war, gelang es doch später dem nun Erwachsenen, seinen Beruf zu erlernen und zu erfüllen, wenn auch immer wieder eine gewisse Kränklichkeit, insbesondere ein immer sich wieder einstellendes und zuletzt dauernd bleibendes, mit Schwindel nicht selten verbundenes Kopfweh sich bemerkbar machte. Allein bei so vielen scheitert alles an einer gewissen Gleichgültigkeit. Wegen eines eingenommenen Kopfes, wegen eines vielleicht mal etwas ausgedehnten Katergefühles macht man nicht so viele Umstände; wird der Zustand einmal recht unangenehm, so gebraucht man vielleicht eine Kur gegen den verdorbenen Magen oder gegen das überreizte Nervensystem, die an der Geschichte schuld sein müssen — aber ohne allen Erfolg.

Eines schönen Tages aber klagt der Patient, vielleicht nach Eindringen von Wasser ins Ohr gelegentlich eines Bades oder nach einem gerade vorausgegangenen Nasenkatarrh oder Halsweh, oft genug auch ohne jede solche Gelegenheitsursache, über eine sich immer mehr steigernde Schmerzhaftigkeit sowohl in der Tiefe des Ohres selbst als auch noch viel mehr über ein dumpfes Klopfen und Bohren in dem Knochen hinter dem Ohre, über immer mehr sich steigernden Kopfschmerz auf der kranken Seite. Es gesellen sich Fieber, Schüttelfröste, Brechneigung und wirkliches Erbrechen, lebhafter Schwindel dazu, so daß der Patient kaum oder nicht mehr imstande ist, zu gehen. Wenn nun die Sache noch weiter fortschreitet, so wird jetzt der Patient, unter Wiederholung von Fieberfrösten, apathisch, schlafsüchtig und stirbt dann bald entweder unter dem Bilde einer akuten Blutvergiftung oder einer akuten Hirnhautentzündung.

Und die Ursache seines Todes war einzig und allein die alte, seit Jahren, vielleicht Jahrzehnten schon bestehende Ohreiterung. Es hat der Eiter nach jahrelangem Wühlen und Bohren, ohne in der ganzen Zwischenzeit dem Patienten besonders erhebliche Beschwerden verursacht zu haben — und das ist eben das Tückische dieser Erkrankung —, die oft ja nur dünne Knochenwand, die ihn von der Schädelhöhle trennte, durchbrochen, ist in das Innere der Schädelkapsel eingetreten und hat das Bild der geschilderten Enderkrankung hervorgerufen.

Wunder kann uns das nicht nehmen, denn die anatomische Lage des Ohres, speziell des von der Erkrankung befallenen Mittelohres, das in direkter Nachbarschaft der Schädelhöhle seinen Platz hat, bringt es mit sich, daß die Verschleppung nach innen nur zu leicht stattfinden kann.

Alsdann gehen die Patienten entweder rasch innerhalb weniger Tage bis Wochen zu Grunde, oder sie fallen einem chronischen Siechtum anheim.

So haben wir denn gesehen, daß der Ohrenfluß eine durchaus nicht harmlose Erkrankung ist. Trotz dieser Erkenntnis haben wir aber gar keinen Grund, den Kopf hängen zu lassen; doch

Digitized by Google

eins ist vor allem notwendig: das übliche Geringachten derartiger Leiden muß einem sachgemäßen und zielbewußten Entgegenarbeiten Platz machen, es darf einfach nicht mehr so weit kommen, daß die Hilfe, auch die beste Hilfe zu spät kommt. Wir sind jetzt, dank den Errungenschaften der Ohrchirurgie, in der Lage, alle derartigen Patieaten ihrer Lebensgefahr zu entrücken, vorausgesetzt, daß sie eben nicht gewartet haben, bis es zu spät gewarden ist.

Vor allem müssen wir uns vor Augen hatten, daß die chranischen Ohreiterungen immer aus den akuten hervorgegangen sind, gewöhnlich aber durch Vernachläßigung. Das Allerbeste ist und wäre, den akuten schon vorzubeugea, und das kann aach bis zu einem gewissen Grade geschehen durch eine vernünftige Hygieine des Nasenrachenraumes und der Mundhöhle schon zur Zeit der Gesundheit, noch mehr bei Gelegenheit van Erkrankungen dieser Regianen. Es ist hier nicht der Platz, des weiteren auf das einzugehen, da wir es schon in einem früheren Artikel (vgl. Jahrg. 1896 der „Gartenlaube", „Die Hygieine des Mundes und Rachens") erörtert habea, nur sa viel sei gesagt, daß während aller akuten Katarrhe und Halsentzündungen das Schneuzen so aiel als möglich unterbleiben sollte, da gerade durch die mit ihm verbundenen Luftverdichtungen die Ohrinfektionen am häufigsten eiatreten.

Ist aun bei irgead welcher Gelegenheit eiae akute Ohrentzündung zum Ausbruch gekommen, so darf ihr eben nicht Zeit gelassen werden, sich ins chronische Stadium hinüberzuziehen. Sie muß von einem fach- und sachkundigen Arzte sofart nach den allererstea Zeichen der Entstehung in Behandlung genammen werden; daan wird sie innerhalb kurzer Zeit, innerhalb weniger Wochen meist ausgeheilt sein, und zwar nicht bloß mit einer Vernarbung der ehemaligen Trommelfelltücke, sondern auch unter vallständiger Wiederherstellung des Hörvermögens, das heißt aater völliger Gesundung des Erkrankten.

Suchen wir die akute Mittelohreiterung nach Möglichkeit za verhüten und wird die ausgebrochene rechtzeitig richtig behandelt und geheilt, so brauchen wir für die Zukunft kein Bangen mehr zu haben.

Allein es giebt noch eine relativ große Anzahl van chronischen verschleppten Fällen. Aber aach diese Kranken branchen durchaus nicht allzu sorgenvoll in die Zukunft zu sehen; wenn sie es nicht „zu spat" werden lassen, zu lange warten, könnea sie nach den heutigen Erfahrungen der Ohrchirurgie ebenfalls nicht nur gerettet, soadern geheilt werden. Allerdings dürfen wir durchaus nicht verschweigen, daß der mitunter nötige operative Eingriff keineswegs klein und leicht, ebenso, daß die Zeitdauer bis zar Heilung eine oft recht beträchtliche ist (jedenfalls mehrere Manate). In Ansehung des Resultates, der dauernden Gesnadung des Körpers, müssea jedoch diese Begleitumstände verhältnismäßig geringfügige zurücktreteo.

Uebrigens lassen sich sehr viele Ohreiterungen, falls sie einmal wirklich sachgemäß in Angriff genommen werden, noch ahne operativen Eingriff zur Heilung bringen. Selbstverständlich, daß der operative Eingriff aur dann genommen werden soll, weun die Erkrankung sich eben anderem Wege nicht heilen läßt, auch nach längerer sachgem lokaler Behandlang nicht; bei Eintreten von lebenbedroh Erscheinungen dagegen darf unter keinen Umständen auch tagelang gezögert werden.

Und nun noch eins zuia Schlusse! Es ist für jeden, einmal eine Ohreiterung, einen Ohrenfluß gehabt hat und heitt worden ist, van einschneideader Bedeatung, für alle Zu wissen, daß niemals mehr Wasser in eio derartig früher gewesenes Ohr eindringen darf. Es muß also jowohl während des Waschens und insbesondere während des Badeos, Schwi die äußerste Varsicht walten, daß kein Wasser in den Geh eindriagt; es macht dabei gar keinen Unterschied, ob das warm oder kalt ist, obschon das kalte Wasser vermöge niederen Temperatur augenblicklich noch unangenehmer wirkt. natürlich ebenjo Ausspritzungen des Ohres mit irgend Flüssigkeit zu unterbleiben haben, versteht sich nach dem gehenden ja von selbst. Nun wäre es aber eine Thorheit würde allen Regeln der absolut notwendigen Gesund Hahn sprechen, wollten wir allen solchen Menschen auf die ihres Lebens die Wahlthat des Badens verbieten. Wir einen Wattepfropf, dessen eines in den Gehörgang nach bestimmtes Ende vor dem Bade in Oel oder flüssig gem Wachs eingetaucht und dann in den Gehörgang eingeführt wo er bis nach dem Bade liegea bleibt, um dann fortg zu werden. Auch ein zwischen den Fingern weichgeknetetes Modelliervachs in den Gehörgaug eingedrückt, schützt gen natürlich muß es so groß genommen werden, daß es auch Vertiefung aor dem Eingang des Gehörganges aach gut füllt. Völlig wasserdicht schließea allerdings diese Pröpfe nicht immer, und es ist noch besser, sich kleiner Gummabehälter zu bedienen, die das Resultat sicherer erzielen und nach Verlassen des Bades (in dem dann nach Herzenslust geschwommen oder getaucht werden darf) wieder leicht entfernt werden können. Die kleine einmalige Ausgabe für den kleinen Apparat, der bei einiger Sorgfalt lange Zeit fortbenutzt werden kann, steht in keinem Verhältnis zu dem Nutzen, den er seinem Träger schafft dadurch, daß er ihm die sowohl zur Gesundheit als zum Vergnügen nötige Bademöglichkeit verschafft.

Das Meer

als Quelle der Völkergrösse.

Das Meer ist unwirtlich. Was der Mensch ihm unmittelbar durch Fischerei und Salzbereitung abgewinnen kann, ist gering an Wert im Vergleich zu der weiten Ausdehnung der Oceane. Und doch ringen die Völker von jeher um die Seeherrschaft, denn das Meer ist wichtig als ein Weg, der zu Macht und Reichtum führt. Wenn auch Stürme auf ihm toben, so ist es doch leichter befahrbar als das Land. Der Schiffer, der sich ihm anvertraut, kann van einem Punkte, von einer noch so kleinen Küste aus, in weite Räume vordringen und sie aach beherrschen. Zu welcher Macht die Schiffahrt allein führen kann, davon zeugt die Geschichte Venedigs, das seinen Landbesitz systematisch aufs notwendigste beschränkte. Bei der Teilung des oströmischen Reiches verschmähte es Epirus nad Anatolien und begnügte sich mit Durazza und den Aegaischen Inseln, und doch schwang es sich zu einer Großmacht empor; seine Stärke lag in den 36 000 Seeleuten und 3300 Fahrzeugen, über die es in seiner guten Zeit verfügte.

In unseren Tagen, da der Verkehr alle Erdteile und Oceane umspannt hat, ist die Bedeutung des Meeres für den Wohlstand der Völker gestiegen, und Fragen der Seeherrschaft werden im 20. Jahrhundert in der Weltpolitik eine wachtende Bedeutung erlangen. Von diesem Wettbeweed wird Deutschland nicht mehr wie in früheren Jahrhanderten ausgeschlossen bleiben, und es ist darum wahl angezeigt, im Volke den Sinn für die Wichtigkeit der überseeischen Fragen zu wecken. Dies bezweckt unter anderem auch eine Flugschrift von Prof. Dr. Friedrich Ratzel „Das Meer als Quelle der Völkergröße" (R. Oldenbaurg, München). In dieier politisch-geagraphischea Studie weist der berühmte Leipzigee Gelehrte, frei van jeder Einseitigkeit, den machtigen Einfluß nach, den das Meer stets auf die Kulturfortschritte der Menschheit und deren positische Gestaltung aasgeübt hat.

Weittragend ist schaa die physische Wirkung der See auf den Menschen. Das Land können wir bezwingen, der Urwald wird gerodet, die Wüste durch Bewässerung fruchtbar gemacht; das Meer aber läßt sich niemals völlig unterwerfen, der Seefahrer muß mit ihm unablässig streiten und ringen. So stählt das Meer den Charakter der Seevölker. Indem es sie aber immer in weite Fernen zu neuen Thaten lockt, erzeugt es in ihnen den Wagemut und erweitert ihren Horizont. „Aus endlosen Horizonten aber," bemerkt treffend Fr. Ratzel, „wächst ein großer Zug von Kühnheit, Ausdauer und Fernblick in den Geist und Charakter der Seevölker hinein. Seevölker haben am wesentlichsten beigetragen zur Vergrößerung der politischen Maßstäbe. Die engterritoriale Politik ist ihrem Wesen nach kurzsichtig; das weite Meer erweitert den Blick und dehnt das Raumsinn, sondern auch des Staatsmannes. Nur das Meer kann wahre Weltmächte erziehen. Die weltgeschichtliche Größe Roms beginnt doch erst mit der Verwirklichung der Erkenntnis, daß eine große Macht auch Seemacht sein müsse, und der siegreiche Neue in Roms Entfaltung ist die Verbindung von Land- und Seemacht, die die maritimen Monopole der Punier und Griechen für immer zerbrach. Bei dem seemächtigen Athen ist immer mehr die griechische Auffassung gewesen als bei dem beschränkten Sparta. Ihm ist es nicht der Odem des Meeres, der unsere Brust erweitert und unser Blut rascher fließen macht, wenn wir die Geschichte der Hansa aufschlagen? Sie berührt uns wie ein Strom frischer Luft, den man in die Staub- und Moderatmosphäre des siechen Reiches entläßt."

Seevölker sind auch darum Träger des Kulturfortschritts gewesen. Es fehlt nicht an Völkern, die, abgewandt vom Meere geblieben, Kulturen geschaffen und Staaten aufgebaut haben. Die Geschichte Aegyptens oder Chinas ist sicherlich in keiner Weise unrühmlich, aber ihrem einförmigen

Schlimme Begegnung.
Nach einer Originalzeichnung von Aug. Dieffenbacher.

Verlauf fehlen die belebenden Gegensätze, und er kommt früh ins Stocken. Nur Halbkulturen, das heißt Kulturen, die nicht fertig geworden sind, haben sich in solch einseitiger Abgeschiedenheit entwickelt.

Freilich hat die reine Seemacht auch ihre Schattenseiten. Auf die Dauer vermag sie der Landmacht nicht standzuhalten. Wohl kann die Seemacht feindliche Angriffe abwehren, die Küsten des Feindes erobern, aber sie hat sich fast immer als zu schwach erwiesen, den Krieg in das Innere des Landes zu tragen und endlichen Sieg zu erringen. Reine Seemächte fanden bald ihren Untergang, wie das die Geschichte Venedigs und der Hansa beweisen.

In der Neuzeit ist darum immer mehr und mehr das Bestreben hervorgetreten, der Seemacht durch Landbesitz Stütze zu verleihen; es fand den deutlichsten Ausdruck in den Kolonialreichen Spaniens und Englands.

Die Geschichte bringt aber noch eine andere Wandlung zustande. In früheren Epochen gab es immer nur einige wenige Seevölker, die um die Herrschaft des Meeres stritten oder sie allein an sich rissen. Gegenwärtig drängt alles nach dem Meere und die Seevölker werden zahlreicher. Reine Landmächte, wie das Fränkische Reich oder das Deutsche Reich des Mittelalters, sind heute ebenso undenkbar in Europa wie jene reinen Seemächte, die das Monopol des Seeverkehrs besaßen. Heute ist z. B. fast jedes an das Mittelmeer grenzende Volk auch ein Seevolk, und keins kann die Herrschaft für sich allein in Anspruch nehmen, die wachsende Flottenmacht Frankreichs, Italiens, Oesterreich-Ungarns, Rußlands und der kleineren Staaten macht es unmöglich.

Und auch in dieser Beziehung werden die großen Meere in den Spuren der kleinen gehen; ihre Beherrschung wird geteilt werden. Das beweist sich z. B. in dem nördlichen Becken des Stillen Ozeans vor. Neben den einheimischen Mächten Japan und China treten dort Engländer und Russen, Deutsche und Franzosen und zuletzt auch die Nordamerikaner als Rivalen auf. Jeder Großstaat hat dort etwas zu verteidigen und zu schützen, und das ist natürlich, da heute ein Großstaat eine wirtschaftliche Weltinteressen undenkbar ist. Es ist aber auch klar geworden, daß in diesem Wettbewerb die reinen kulturellen Vorzüge wie Bildung, technische Geschicklichkeit und Handelsfleiß nicht genügen. Es gehört zu den beherzigenswertesten Erfahrungen des neunzehnten Jahrhunderts, daß nicht die Millionen von deutschen Einwanderern in den Vereinigten Staaten von Amerika, nicht die Million Italiener, die 1891 bis 1896 in Argentinien einwanderten, Macht sind, sondern die Möglichkeit, mit Machtmitteln über das Meer hin bis an die Küsten wirksam und zur Not gefürchtet zu sein, wo unsere Volksgenossen sich angesiedelt haben."

Es werden darum in Zukunft die Flotten ebenso notwendig werden wie die Armeen, und in der Weltpolitik wird das Meer die Völker auf neue Proben stellen. „Deren Ausgang wird uns lehren," schließt Ratzel seine Ausführungen, „daß viele Unterschiede der Rasse, der Kultur und der Macht, die heute hoch veranschlagt sind, dem einen großen Gegensatz von stark und schwach untergeordnet bleiben und daß man künftig noch mehr als heute in der Beherrschung des Meeres einen der wesentlichsten Gründe der Größe der Völker anerkennen wird."

An der Berliner Börse.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Skizze von **A. Oskar Klaussmann.** Mit Abbildungen von **Ewald Thiel.**

Das Börsengebäude.
Nach einer photographischen Aufnahme von W. Zippenhaler in Berlin.

Wir kommen gegen zwölf Uhr mittags in Berlin über die monumentale Kaiser Wilhelm-Brücke und sehen drüben jenseit des Spreearms, fast genau gegenüber dem Gebäude des Neuen Doms, den Koloß der Berliner Börse. Ein auffallend starker Verkehr von Droschken und Privatequipagen, die sämtlich vor dem großen Säulenportikus halten, belehrt uns, daß die Geschäftsstunden der Börse begonnen haben. Wir lenken unsere Schritte vorbei an diesem Portikus und an den beiden vorspringenden Eckflügeln der Börse und gehen herum bis zur Neuen Friedrichstraße, um hier eine Treppe hinaufzusteigen, die uns zur Galerie der Börse führt. Wir lösen Eintrittskarten gegen geringes Entgelt und öffnen die Thüre, die uns Korridor durch einen kurzen Seitengang nach der Galerie führt.

In dem Augenblick aber, in dem wir die Hand auf die Klinke der Thür gelegt haben, ziehen wir sie erschrocken zurück. Ein gellendes Schreien und Rufen beängstigender Art tönt uns entgegen. Es klingt, als schrieen in furchtbarster Todesangst tausend Menschen auf einem sinkenden Schiff. Angst und Neugier treiben uns aber vorwärts, im nächsten Augenblick stehen wir auf der schmalen Börsengalerie und ein im wahrsten Sinne des Wortes betäubender Lärm dringt zu uns herauf. Ueber die weiße Marmorbalustrade hinunter sehen wir in einen Saal, in welchem aufgeregte schreiende Menschen durcheinander wirbeln, sich in Gruppen zusammendrängen, besonders in einer Ecke in lebensgefährlichem Gedränge sich stauen. Hunderte, Tausende von Händen sieht man in die Luft gestreckt, Tausende von Menschen schreien und der Wiederhall, zurückgeworfen von der gewölbten Decke des mehr als drei Etagen hohen, riesenhaft langen Saales, dröhnt in unsere Ohren wie das Summen und Surren einer großen Dynamomaschine.

Es geht jedem Besucher so, der zum erstenmal auf die Börsengalerie tritt. Er braucht einige Zeit, um sich zu sammeln, um sein Ohr an die auf dasselbe einstürmenden Töne zu gewöhnen, ja, um ein gewisses Angstgefühl loszuwerden. Der mächtige Saal da unten, der größte Berlins, in dem wohl bequem zehntausend Menschen Platz hätten, erstreckt sich von Norden nach Süden. Er ist in drei gleich große Teile durch Säulenreihen geteilt, und unten bewegen sich jetzt in der Börsenzeit zwischen zwölf und drei Uhr gleichzeitig ungefähr 3500 Personen. Da jedoch einzelne von ihnen nur kürzere Zeit bleiben und durch Neuankommende ergänzt werden, verkehren in der Börsenzeit ungefähr 6000 Personen in diesem Saale.

Lassen wir erst den äußeren Eindruck auf uns wirken! In der ersten nach Norden gelegenen Abteilung, deren Galerie wir zuerst betraten, geht es am lautesten zu, herrscht der meiste Verkehr. Schreiten wir auf der langen schmalen Galerie an der Westseite des Riesenbaues weiter, so entdecken wir, daß in der zweiten Abteilung eine fast vornehme Ruhe herrscht, und daß in der dritten eigentlich gar nichts los ist. Diese dritte Abteilung diente früher den Zwecken der Produktenbörse, welche infolge von Differenzen zwischen der Regierungsvertretung und den Börsenleuten geschlossen war und deren Wiedereröffnung erst vor kurzem erfolgte. Hier geht es recht friedlich zu. Man sieht nur kleine sich unterhaltende Gruppen, und das furchtbare Geschrei und Getöse aus der nördlichen Abteilung dringt nur gedämpft, aber immer noch deutlich genug zu uns herüber. Wenn wir uns auf den vier Seitengalerien des Saales und auf den drei Quergalerien, die sich über den teilenden Säulengängen befinden, während der ganzen Börsenzeit bewegen, so wird das Bild, das wir empfangen, stets dasselbe bleiben: Gruppen von sich unterhaltenden oder von laut und aufgeregt rufenden und schreienden Menschen; alte und junge Männer in eleganter Kleidung, Telegraphenboten, uniformierte Börsenangestellte, und das vorläufige Resultat der mehrstündigen Beobachtung wird für uns sein, daß wir uns sagen, noch nie eine so große Versammlung von Kahlköpfen gesehen zu haben wie da unten im Börsensaal. Eine weitere Ausbeute wird uns unser Besuch nicht geben, wenn wir nicht die nötigen Erklärungen für das, was da unten geschieht, erhalten.

Leicht ist es allerdings nicht, eine Erklärung zu geben, und es ist für den Laien recht schwer, in das Wesen der Dinge einzudringen, die sich da unten abspielen.

Selbst der Gebildete in Deutschland hat eigentlich nur sehr verschwommene und unklare Begriffe von den Dingen, die sich

an der Börse vollziehen. Man weiß etwas von „wildem Börsenspiel“ und vom „Giftbaum der Börse“, und, wie ich zu meinem Erstaunen erfahren habe, giebt es recht gebildete Leute, die sich das Börsenspiel ganz im Stile von Monte Carlo vorstellen, und ich bin wiederholt schon befragt worden, in welcher Weise denn die Bankiers das Bargeld an die Börse schmuggelten, um welches dort „gespielt“ würde.

Was machen die viertausend Menschen da unten im Börsensaal? — Die Antwort lautet: Sie kaufen und verkaufen. Sie kaufen und verkaufen Werte und Wertpapiere, und die ganze Börse ist nichts als ein Markt, dessen Waren nicht Produkte der Natur oder der Menschenhand sind, sondern Geld. Geld wird gekauft und verkauft, mit Geld wird gehandelt. Die Börse ist nun so, wenn man von der Produktenbörse absieht, lediglich eine Effektenbörse, und unter Effekten versteht man bekanntlich Papiere, welche einen gewissen Geldeswert darstellen, also Staatsschuldscheine, Aktien von Bergwerken, Brauereien, Hütten, Transportanstalten ꝛc. Dieses Effektengeschäft aber an der Börse ist ein doppeltes, ein effektives und ein Differenzgeschäft. Wenn sich jemand eine gewisse Summe Geldes gespart hat, sagen wir fünfhundert Mark, so versucht er, das Geld gewinnbringend anzulegen, und wenn er sich nicht Hypotheken verschaffen will, die nicht immer zu haben sind, so legt er das Geld in zinstragenden Papieren an. Diese kauft er durch einen Bankier an der Börse kaufen. Das Geschäft wird ein effektives, das gewünschte Papier wird wirklich (effektiv) gekauft, d. h. an der Börse allerdings nur durch mündliche Verabredung. Am Nachmittag desselben Geschäftstages aber findet der Verkäufer das Papier nach dem Kontor des Bankiers, der das Papier kaufte, und hier wird das Papier bar bezahlt. Umgekehrt, der Mensch, der Geld braucht und seine Ersparnisse in Effekten angelegt hat, bringt solche durch den Bankier auf der Börse zum Verkauf, um wieder das Bargeld zu irgend welchen Zwecken in seine Hände zu bekommen. Dieses Effektivgeschäft setzt täglich an der Börse, besonders an den beiden größten deutschen Börsen, in Berlin und Frankfurt, Millionen um. Es vollzieht sich aber außerordentlich ruhig, fast geräuschlos.

Blick von der Galerie in den Saal.

Ganz anders ist das Differenzgeschäft. Auch bei diesem handelt es sich um den Ankauf und Verkauf von Effekten bei beiden Kontrahenten. Aber der Käufer wie der Verkäufer wollen die betreffenden Wertpapiere weder wirklich liefern, noch wirklich kaufen. Es handelt sich nur um die Differenz am Ultimo des Monats. Nehmen wir an, ein Industriepapier steht auf 140 Prozent, d. h. für je 100 Mark nominellen Wertes zahlt man 140 Mark, weil das betreffende Industriepapier eine hohe Dividende abwirft und weil die Verhältnisse der betreffenden Aktiengesellschaft sehr günstig sind. Nehmen wir ferner an: ich glaube oder vermute, daß dieses Papier bis Ende des Monats noch steigen wird. Ich kaufe daher von einem anderen Börsenbesucher 10 und so viel hundert oder tausend Aktien des betreffenden Papieres zum Kurse von 140. Steht um Ende des Monats das Papier auf 150, so hat mir der Gegner die Differenz zwischen dem Kurse von 140 und 150, also 10 Prozent, bar auszuzahlen. Ist das Papier auf 130 gesunken, so habe ich an den Gegenkontrahenten die Differenz, nämlich 10 Prozent, in bar auszuzahlen. Wegen der Auszahlung dieser Differenz nennt man das Geschäft ein Differenzgeschäft, und in dieser Art des Geschäfts liegt die unsolide Spekulation, liegt das Börsenspiel.

Begeben wir uns nach dieser ersten, sehr oberflächlichen Erklärung hinunter von der Galerie auf die Straße am Wasser und betreten dann durch den gewaltigen Säulenportikus das Börsengebäude selbst. Der Eintritt ist uns ausnahmsweise von den Aeltesten der Kaufmannschaft und dem Börsenvorstand gestattet. Zutritt haben sonst nur die Leute, die sich beim Börsenvorstand angemeldet haben und die für den ständigen Besuch bezahlen. Der jährliche Beitrag für den Besuch beträgt, je nach der Bedeutung der Firma, 30 bis 1000 Mark, und ebenso muß für jeden Angestellten der Firma, der die Börse regelmäßig besucht, ein ziemlich hohes Eintrittsgeld bezahlt werden, das sich nach der Bedeutung und dem Umfange der Firma richtet. Bankerotte Börsianer und solche, die ihren Verpflichtungen an der Börse nicht nachgekommen sind, haben keinen Zutritt; ebensowenig solche, die wegen ungebührlichen Betragens für eine bestimmte Zeit vom Börsenbesuch ausgeschlossen sind. Natürlich ist allen anderen gewöhnlichen Sterblichen, die nicht Mitglieder der Börse sind, der Besuch der Säle in der Börsenzeit nicht gestattet.

In der Säulenhalle vor dem Haupteingang finden wir Verkäufer von Zeitungen und Zeitschriften, Blumenverkäuferinnen, Verkäufer von Wachszündhölzern und anderes „kleines Volk“, das auch hier im Vorhofe des Mammontempels handelt. Im Vestibül sehen wir die Marmorkolossalstatue Wilhelms I. Der Monarch ist sitzend dargestellt, in der Hand ein entrolltes Pergament.

Wir gehen nach links in die Garderobe, und hier werden uns von den uniformierten Börsendienern Ueberzieher, Hut und Stock abgenommen. Diese Börsendiener sind Spezialisten und Gedächtniskünstler. Sie haben die Physiognomien aller 6000 Börsenbesucher derartig im Kopfe, daß sie auf den ersten Blick wissen, ob der Eintretende berechtigt ist, in den großen Börsensaal zu gehen oder nicht. Während wir uns der Oberkleider entledigen, sagt uns der hilfende Börsendiener: „Diskonto 193,80, war auf 194, ging runter auf 193,60 und hat sich auf 80 erholt.“ Mit diesen kurzen Worten informiert er den eintretenden kundigen Börsenbesucher vollständig. Der Börsenbesucher hat gewissermaßen auf den Thermometer gesehen und weiß, welche Geschäftstemperatur da drinnen im Börsensaal herrscht. Unter „Diskonto“ versteht man die Anteile der Berliner Diskonto-Kommandit-Gesellschaft, welche eines der Hauptspekulationspapiere bilden, und an dem Kurs, den der Diener dem Eintretenden schon beim Ablegen des Ueberziehers mitteilt, weiß der Börsenmann, ob eine ruhige oder eine lebhafte Börse stattfindet. Heute ist eine ruhige Börse, was allerdings der Linie, der oben von der Galerie kommt, und dem beständig von dem geradezu ungeheuerlichen Schreien und Getöse die Ohren

gegellt haben, nicht recht glauben will. Wir schlagen eine gewaltige Portiere zurück, und im nächsten Augenblick sind wir im dichtesten Börsentrubel. Das Geschrei gellt wieder in unsere Ohren, nur jetzt ganz anders als oben auf der Galerie. Das Summen und Sausen des Tonwiederhalls fällt weg; dafür schreien uns aber die Leute die Kurse direkt in die Ohren. Wenn wir uns einen Augenblick ruhig hinstellen, werden wir sofort von einer Menschenwoge, die an uns vorbeiflutet, gepackt, um uns selbst gewirbelt, und in einer Minute stehen wir aufatmend im zweiten Börsensaal, wo auf Bänken, deren Rücklehnen auf Metallplättchen Firmennamen tragen, würdige ältere und jüngere Herren, die Chefs der großen Häuser, sitzen.

Zum Glück fährt uns das Schicksal einen Bekannten von der Börse in den Wurf. Da haben wir ja gleich einen Führer und Erklärer gefunden. Aber als wir den Bekannten grüßen, dankt er uns hastig und entschuldigt sich mit den Worten: „Ich habe keine Zeit!“, um sofort nach einem der von Baeren auf vier Seiten umgebenen Tische zu eilen, die Hand mit dem Notizbuch hochzuheben und den Männern, die innerhalb der Barre um den Tisch herumstehen, Namen und Zahlen zuzuschreien.

Der Haupteingang.

Aber das Schicksal will uns wohl. Ein bekannter Börsenjournalist kommt uns in den Weg, und dieser informiert uns mit den Worten: „Heut' nichts weiter los, sehr ruhige Börse. Wenn nicht noch aus Transvaal Nachrichten kommen, wird es wieder sehr geschäftsstill.“ Dann bringt er uns für einen Augenblick in die Zimmer und saalartigen Räume, die der Presse für ihre Arbeiten zur Verfügung stehen. Hier kann man sich einen Augenblick erholen von dem betäubenden Geräusch der „ruhigen Börse“ da draußen im Saal, und hier lassen wir uns von unserem freundlichen Führer noch rasch einige unumgänglich notwendige Erklärungen geben.

„Sie trauen sich heute nicht ran,“ sagt er, „weder die Hausiers, noch die Baissiers, und auch die Coulisse hält zurück. Die Arbitrageure warten auch ab, was werden soll, und nur kurz London ist gekauft worden, weil einen Pfennig heruntergegangen. London meldet fest, auch New York hat von gestern abend gute Kurse.“

Damit ist uns allerdings eine erschöpfende Schilderung der augenblicklichen Situation an der Börse gegeben worden. Wir verstehen nur leider nicht, was uns gesagt wird, und wir bitten den Kollegen von der Börsenpresse, uns seine Fachausdrücke, die das unumgänglich notwendige Material für die Börsenberichte der Zeitungen sind, in die geliebte Muttersprache zu übersetzen. — Den augenblicklichen Handelswert eines Börsenpapieres nennt man den Kurs. Dieser kann steigen oder fallen, man sagt: daß die Papiere herauf- oder heruntergehen. Die Leute, die auf das Steigen der Kurse eines oder verschiedener Papiere rechnen und spekulieren, sind die Hausiers — die Spekulanten, die auf das Fallen rechnen, sind die Baissiers oder Kontremineurs. Der Börsenwitz behauptet von einzelnen Baissiers, sie seien so enragiert für das „Heruntergehen“, daß sie prinzipiell nicht einmal eine Straße herauf-, sondern immer nur „heruntergingen“. Die Arbitrageure arbeiten nicht an einer, sondern an mehreren Börsen und nutzen die Kursunterschiede dadurch aus, daß sie an dem einen Börsenplatze kaufen und an dem anderen verkaufen. Das geschieht telegraphisch oder telephonisch. Im Börsengebäude befinden sich im Keller gegen hundert Telephonzellen zur Verfügung der Börsenbesucher, außerdem ein besonderes Telegraphenamt, das mit allen Börsenplätzen Europas in direkter Verbindung steht und welches während der Stunden von zehn bis zwei Uhr mittags viele Hunderte von Telegrammen expediert arbeitet. Doch fahren wir in unseren Erklärungen fort! Unter Coulisse versteht man die wilden und wohl auch etwas zweifelhaften Spekulanten. Das Wort hat eine etwas despektierliche Bedeutung. „Kurz London“ bedeutet kurzsichtige Wechsel auf London, d. h. Wechsel, die in kurzer Frist fällig sind, kurz London z. B. innerhalb acht Tagen.

Es wird an der Börse nämlich auch mit Wechseln auf auswärtige Bankplätze gehandelt. Solche Wechsel werden effektiv gekauft von Leuten, die in dem betreffenden Lande Zahlung zu leisten haben, es können aber auch Zeit- oder Differenzgeschäfte in langsichtigen Wechseln auf Brüssel, Amsterdam, London, Petersburg, Wien, auf skandinavische, Schweizer und italienische Bankplätze gemacht werden.

Die vorstehenden Erklärungen waren vor allem nötig, um dem Leser klarzumachen, daß das Börsengeschäft nicht ein einseitiges ist, sondern auf verschiedene Art und Weise betrieben werden kann.

Gehen wir jetzt wieder in den Saal und lassen wir uns weitere Erklärungen geben!

„Was bedeutet der beständige Tumult in der Ecke des ersten Saales? Was wollen die Leute, die da so schreien und gestikulieren?“

„Das ist die Montanecke, in welcher die Hauptspekulationspapiere in Bergwerks- und Hüttenaktien gehandelt werden. Da wegen der unsicheren Nachrichten aus Transvaal die Börse ziemlich lustlos ist, so beschäftigen sich die Spekulanten besonders mit den Montanwerten. Sie sehen, das Gedränge in jener Ecke findet um einen Tisch herum statt, der mit Barrieren umgeben ist. Die Herren, die am Tisch stehen, sind vereidigte Makler. Es werden in Berlin gegen 35 Effekten auf Zeit und mehr als 1000 Effekten gegen bare Kasse gehandelt. Diese gesamten Effekten sind in Gruppen geteilt, und für jede Gruppe ist ein Makler (oder mehrere Makler) bestellt. Diese vereidigten Makler (auch Sensale genannt) sind die offiziellen Geschäftsvermittler. Durch sie wird gekauft und verkauft, und durch das bei ihnen eingegangene Angebot und die Nachfrage wird der augenblickliche Handelswert, der Kurswert des betreffenden Papieres bestimmt. Außer diesen vereideten Maklern giebt es noch private Geschäftsvermittler, sogenannte ‚Pfuschmakler‘, die auf eigenes Risiko arbeiten, während der vereidigte Makler nur vermittelt und selbständige Geschäfte nicht abschließen ‚soll‘. Sie hören die Makler die Kurse ausrufen, die sich bei ihnen durch Angebot und Nachfrage für das betreffende Papier ergeben. Die um die Tische herumstehenden Börsenleute rufen dagegen die Kurse, zu denen sie kaufen oder verkaufen wollen.“

In der Garderobe.

„Warum heben denn aber diese Leute um die Barriere
rum alle den rechten Arm hoch?“

„Sie geben mit den Händen Zeichen, um sich rascher ver-
ändlich zu machen. Wiaken sie mit der Haad nach dem Makler
, so deuten sie damit an, daß sie ihm verkaufen wollen, winken
mit der Hand auf sich zu, so wollen sie kaufea. Durch die
ahl der ausgehobenen Finger gebea sie an, um wie viele
ionen das Geschäft gehen soll. Unter ‚Posten‘ versteht man
en standesmäßigen Einheitsbetrag für Zeitgeschäfte. Es handelt
sich bei jedem Verkauf oder Kauf immer um einen bestimmten
ngerundeten Betrag oder das Mehrfache eines solchen Betrages.
So werden zum Beispiel englisch-russische Anleihe nur in Posten
on 100 Pfund Sterling, Eisenbahn-, Bank- und Industrie-
apiere nur in Posten von 15 000 Mark gehandelt. Fünf aus-
gestreckte Finger bedeuten also fünfmal 15 000 Mark des betreffen-
den Industriepapieres.“

„Und weiß denn der
Makler, wer die Leute alle
sind?“

„Gewiß, die Makler
kennen alle Geschäftsleute
persönlich. Sie kennen auch
die Angestellten der großen
Häuser, die für ihre Chefs
ihre Aufträge geben. Sie
sehen die Chefs da ruhig
auf ihren Plätzen sitzen.
Die Herren empfangen
fortwährend Depeschen
oder Nachrichten von ihren
Angestellten und lassen
durch letztere kaufen oder
verkaufen, sei es für sich,
oder es für ihre Kundschaft.“

„Beteiligen sich denn
die Chefs der großen Fir-
men auch an der Spekula-
tion und am Differenzge-
schäft?“

„Das ist so eine Ge-
wissensfrage. Hauptsäch-
lich machen diese Herren
nur Effektengeschäfte, aber
wer an die Börse geht,
macht auch gern ein diß-
chen ‚more‘ heißt der
Kunstausdruck. Die großen
Herren kommen auch hin
und wieder einmal an der Börse. Das bringt das Geschäft so mit
sich, und manche große Firma krachte plötzlich zusammen, weil sich
der Chef auf gar zu große und gewagte Spekulationen einließ.“

Besuchen wir nun, um wieder auf einen Augenblick dem
unterbrechungslosen Geräusch und Trubel zu entgehen, die an
der Front des Börsensaales gelegene Restauration. Wir finden
hier verhältnismäßig wenig Besucher, das Geschäft absorbiert
alle Thätigkeit. Die wenigen, die hier einen kalten oder warmen
Imbiß einnehmen oder etwas trinken, thun das in aller Hast,
um sich dann sofort wieder in den Börsensaal und in das Ge-
wühl zu stürzen.

„Sie sagten vorhin: London meldet fest. Haben die anderen
Börsen während der Geschäftszeit auch hier in Berlin Einfluß?“
fragen wir unsern Führer.

„Ganz gewiß, und zwar einen sehr bedeutenden Einfluß.
London und Paris, in zweiter Linie New York und Wien haben
für Berlin die denkbar größte Bedeutung. Wegen der Zeit-
differenz mit Amerika ist ja in New York nicht gerade Börsen-
zeit, wenn in Berlin die Börse geöffnet ist, aber die New Yorker
Kurse der letzten Börse haben doch hier Einfluß, noch mehr aber
die ‚Stimmung‘ in London und Paris. Wenn auch die hiesige
Börse zuerst geschäftslustig und fest ist, so flaut sie doch ab,
wenn ‚matt London‘ und ‚matt Paris‘ gemeldet wird. Wenn
die Spekulanten auch nicht wissen, weshalb die auswärtigen
Börsen verstimmt sind, so fürchten sie doch, daß etwas Schlimmes,

In der „Montanecke“

Gefährliches in der Luft liegt. Die Börse ist manchmal äußerst feinfühlig und empfindlich, in anderen Fällen wieder vollständig dickfellig und apathisch. Das kommt eben ganz auf die ‚Stimmung‘ an, in der sich die Börse gerade befindet, und diese Stimmung kann eben niemand voraussehen. Selbst wenn es durch prophetische Gabe gelänge, die kommenden Ereignisse vorauszusehen, so wäre das ohne Nutzen für den Spekulanten, denn er weiß eben absolut nicht, wie die Börse diese Ereignisse aufnehmen wird. Eine halbe Stunde bevor Sie kamen, sind die Aktien einer berühmten Bank um drei Prozent gestiegen, weil hier das Gerücht verbreitet war, daß der Direktor einer anderen Bank in die Direktion der ersteren Bank eintreten werde. Andernfalls ist die Börse aber wieder ganz gefühllos. Sie wissen, daß durch den Transvaalkrieg das Gold, das bei den meisten Staaten offizielles Zahlungsmittel ist, sehr teuer und knapp geworden ist. Dadurch ist der Zinsfuß für Geschäftsgeld außerordentlich gestiegen, der Geldmarkt ist versteift, wie wir sagen, und der Geldstand ist hoch. Die Reichsbank hatte vor kurzem den Zinsfuß zu einer Höhe heraufgesetzt, die zu anderen Zeiten vielleicht eine Panik an der Börse hervorgerufen hätte. Die Börse aber hat diesmal nicht im geringsten auf diese Heraufsetzung des Bankdiskontes reagiert. Sie war eben nicht in Baissestimmung. Auch unlogisch ist die Börse im höchsten Grade. Nehmen wir an, auf irgend einer Bergwerkszeche, deren Aktien an der Börse stark gehandelt werden, passiert ein Unglück, das den Betrieb empfindlich stört. Daß die Aktien dieses Bergwerkes fallen, ist logisch; unlogisch aber ist es, daß an der Börse dann sämtliche Montanpapiere ‚geworfen‘ werden, das heißt, im Kurse fallen. Die Börse aber räsonniert folgendermaßen: Was heut' dem einen Bergwerk widerfahren ist, kann morgen auch allen anderen widerfahren, und deshalb schlägt ihre Stimmung in die Baisse um.“

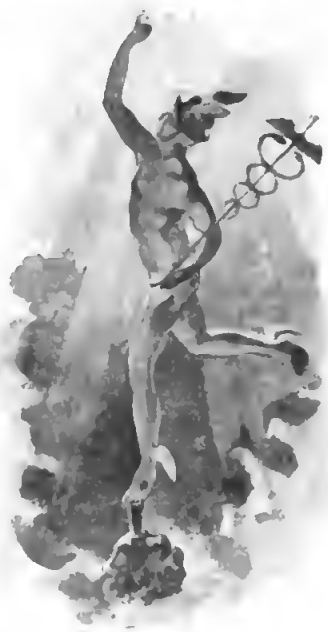
Unser Cicerone ist nach dem Börsensaale gerufen worden und wir folgen ihm. Aus Transvaal sind schlechte Nachrichten für England eingetroffen. Niemand weiß, ob diese Nachrichten wahr sind. Aber die englischen Papiere, besonders die Goldshares (Anteile an den südafrikanischen Goldminen) fallen sofort. Kurze Zeit darauf kommt die Nachricht, daß die Londoner Börse flau geworden. Die schlechten Nachrichten scheinen also wahr zu sein; den Spekulanten gehen Millionen verloren.

„Giebt es in solchen Augenblicken denn gar keine Rettung für den Spekulanten?“ fragen wir.

„Er kann sich ‚drehen‘, wie der Kunstausdruck lautet. Er kann in solchem Falle, wenn er à la hausse spekuliert hat, plötzlich à la baisse spekulieren, um an der Baisse eventuell zu verdienen, was er an der Hausse verliert. Aber auch das ‚Drehen‘ ist ein gefährliches Ding, der richtige Zeitpunkt dafür ist manchmal in fünf Minuten vorbei, und nur wer hier im Saale anwesend ist, kann sich so zu helfen suchen; der kleine Spekulant in der Provinz ist in solchem Falle verloren.“

Zwischen den Pfeilern an den beiden Langwänden des Saales befinden sich Nischen, welche, wie man uns belehrt, für schweres Geld an die großen Banken vermietet sind. Hier sitzen die Direktoren und Prokuristen der Banken mit ihrem Börsenstab, hier gehen stoßweise die Depeschen ein, und von hier aus

gehen die Direktiven für Kauf und Verkauf an die Makler. Solche Direktiven verändern oft in einem Augenblick die ganze Situation des Marktes. Von einem dieser Herren erfahren wir auch, daß die augenblickliche Baisse in englischen Papieren schon wieder einigermaßen darüber ist, da London „erholt“ gemeldet wird. Außerdem ist augenblicklich auf dem Eisenhütten-Aktienmarkte eine größere Kurssteigerung eingetreten. Der Telegraph hat soeben gemeldet, daß gestern abend in irgend einem rheinischen Städtchen einer der politischen Parteiführer eine Rede gehalten hat, der man eine gewisse Freundlichkeit für die bevorstehende Flottenvorlage anmerken will. Man nimmt an, daß nicht nur der Führer, sondern auch seine Partei im Reichstage für die Flottenvorlage stimmen, daß das Flottengesetz durchgehen und durch den Bau der neuen Schiffe die Eisenhütten viel zu thun bekommen werden. Der etwaige spätere Verdienst der Eisenhütten, die dann natürlich eine höhere Dividende zahlen können, wird also schon im voraus hier an der Börse durch die Kurshersetzung diskontiert. Von solchen Zufälligkeiten ist das Steigen und Fallen der Kurse abhängig. Aber wie bereits erwähnt, in einem anderen Falle hätte die Börse auf die Rede des Parteiführers vielleicht gar nichts gegeben. Der Tod eines bedeutenden Mannes macht an der Börse manchmal großen und oft gar keinen Eindruck. Eine köstliche Anekdote, die den Vorzug hat, wahr zu sein, sei hier erzählt. Der alte General Wrangel, der zu den bekanntesten Personen Berlins gehörte, war eines Tages tot gesagt worden und nahm wohl an, daß auf dieses wichtige Ereignis hin eine Panik an der [illegible] ausbrechen würde. Er begab sich also nach der Börse, [illegible] schaffte sich Eintritt in den Börsensaal und erklärte zum [illegible] Gaudium aller Börsenbesucher in seinem berühmten [illegible] „Meine Herren, ich dementiere mir!“ Das war ein Jubel an [illegible] Börse, die so wie so außerordentlich viel Sinn für Humor [illegible]



Der Börsenwitz beschäftigt sich [illegible] den neuesten, aktuellsten Dingen, [illegible] treffend, aber auch sehr kaustisch, und [illegible] finden die Börsenkalauer ihren Weg [illegible] Witzblätter. Wenn die Börse leblos [illegible] dann erzählen sich die Börsianer eben [illegible] und treiben auch Unsinn, der, wie [illegible] Anhängen von Papierschwänzen oder [illegible] Bemalen des Rückens mit Kreide be[illegible] Menschen, der davon nichts merkt, [illegible] mal recht kindisch ist.

Es ist bald zwei Uhr, wir wollen [illegible] Börse verlassen, um zwei Uhr schließt [illegible] wie so die offizielle Börse, die [illegible] dauert bis drei Uhr, and wenn [illegible] eifrige Geschäftsleute noch nicht gehen wollen, werden sie von den Dienern „hinausgeläutet“.

Das war unser erster Besuch an der Börse, mit dem wir uns begnügen wollen. Von dem einen Besuch aber möge der Leser, der ihn im Geiste mit gemacht hat, den festen Vorsatz mitnehmen, nicht an der Börse zu spielen, das heißt zu spekulieren. Das Differenzgeschäft ist viel schlimmer als Monaco und für den Spekulanten, der nicht täglich an die Börse geht, geradezu eine Narrheit. Das mag unhöflich klingen, ist aber wahr!

Im Wasserwinkel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(7. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Guten Morgen, Madame Baldauf,“ sagt der Rechtsanwalt, mehr verlegen als munter. „Na, wie geht's denn? Böse Geschichten angestellt — krank gewesen? Ei! Ei! Bitte, regen Sie sich nicht auf, wir besprechen die Angelegenheit in aller Ruhe; Moritz hat mir bereits die Sachlage mitgeteilt. Die ganze Geschichte ist ja rasch zu erledigen.“ Er setzt sich und klopft ihr beruhigend die Rechte.

„Also, liebe Madame Baldauf, Sie gehen von der Idee aus,“ spricht Justizrat Knorr weiter, „daß Gott Dem Verstand schenkt, dem er ein Amt giebt, will hier besagen, den er der eignen Verantwortung überläßt.“

„Ich sehe dies als das einzige Mittel an, lieber Herr Justizrat, meinen jüngsten Sohn zu retten. Verstehen Sie: wenn er jetzt nicht auskommt, allerlei Thorheiten treibt, dann hat er es so bequem zu sagen: ‚Daran ist die Mutter schuld!‘ Ja, ja,“ nickt sie traurig. „das hat er mich schon ins Gesicht geworfen, und nichts in der Welt hat mich so weh gethan jemals! Nun soll er ohne seine Mutter es versuchen!“

„Ich versteh' schon, Madame Baldauf, Sie wollen ihm das Rückgrat stärken, indem Sie ihn auf die eignen Füße stellen — ‚hier, das ist dein, vergeudest du es, so bist du ein Bettler.‘ Sie werfen ihn ins Wasser und sagen: ‚Nun schwimme, kannst du das nicht, so ertrinke, ich rette dich nicht!‘“

„Ja,“ sagt sie, „so ungefähr. Bitte, machen Sie ihm das klar, Herr Justizrat!“

„Nun, und für den Fall der Gefahr des Ertrinkens kann die Mutterliebe in immer noch die rettende Hand ausstrecken,“ meint der alte Herr milde.

Sie schweigt einen Augenblick. Dann sagt sie fest: „Wenn er so weit kommt, hat er den redlichen Willen, über Wasser zu bleiben, nicht gehabt — an diesen Fall möchte ich jetzt noch nicht denken.“

„Wie wird es mit dem Barvermögen?“ fragt der alte Herr und macht eine kurze zustimmende Verbeugung.

„Es wird ihm jeder Pfennig angerechnet, den er mir abgepreßt hat zur Bezahlung seiner Schulden in Berlin, und leider jetzt seiner Spielschulden. Mein Sohn Moritz soll wenigstens in dieser Hinsicht nicht leiden unter des Bruders leichtem Sinn.“

Moritz runzelt ein wenig die Stirn und sieht seine Mutter von der Seite an. Weiß sie denn, daß er sonst noch gelitten hat, und zwar am allergrausamsten?

Die alte Dame weicht dem fragenden Blick aus. „Die Berechnungen hat Moritz Ihnen vorgelegt, nicht wahr, Herr Justizrat?“

„Jawohl!“

„Und du hast mir nun alles gesagt, was du für Karl bezahlt hast, Moritz?“

„Alles, Mutter, bis auf ein paar Kleinigkeiten, die längst vergessen sind — das laß, bitte!“

„Eh — eh!“ meint der alte Herr, „'raus damit! Bekanntlich hört in Geldsachen die Gemütlichkeit auf.“

„Darin gebe ich Ihnen recht, ich habe das Wesentliche angegeben auf Mutters dringenden Wunsch — die Bagatellen habe ich vergessen.“

„Na — na — na —“ droht der alte Herr, „aber wie Sie wollen. Uebrigens ein recht anständiges Sümmchen, das der junge Herr da bereits um die Ohren geschlagen hat. Na, vielleicht ist's ihm zum Heil und reißt ihn nach oben, den Teufelskerl!“

„Sie kommen,“ sagt Moritz, als das Rollen eines Wagens heraufklingt, um einen Schein bleicher und erhebt sich. „Du bist nicht böse, Mutter, wenn ich mich der peinlichen Verhandlung hier entziehe?“ Er schüttelt dem Justizrat die Hand, nickt seiner Mutter zu und geht in den angrenzenden Saal, durch den er, ohne von Karl gesehen zu werden, in sein Zimmer gelangen kann.

Madame Baldauf lehnt sich in ihren Sessel zurück. Des ...ligen Gesicht ist nicht wiederzuerkennen, es ist spitzig und ...f geworden: die liebenswürdige Maske, die er der alten ...n zuletzt vorgenommen hat, festzuhalten, ist ihm dem leichtsinnigen Patron gegenüber offenbar nicht möglich.

Nach kurzem Anklopfen treten Karl und Hanne ein. Er ...grau, von Sorgen und Aeger um zehn Jahre älter aus. ...n hat sich höchst fein gemacht, sie erscheint trotz des trüben ...ters in einer lichtgrauen Frühlingstoilette mit weißem, rosenumnicktem Kapottehütchen — man friert, wenn man sie ansieht. ...e haben keine Ahnung, was diese mütterliche Vorladung bedeutet, beide scheinen betroffen von der ganzen Situation — das ...ige Kleid der Mutter, die Papiere auf dem Tisch, die Anwesenheit des keineswegs freundlich aussehenden Justizrates!

„Du hast uns zu sprechen gewünscht, Mutter," sagt Karl ...ch nach der kurzen Begrüßung.

„Ja! Bitte, setzt euch!" antwortet sie, und Karl sieht, wie ...e Muskeln ihrer Wangen zucken vor innerer Erregung, und ...e geschwollen und rot vom Weinen ihre Lider sind. „Ich ...e mit aufrichtigem Herzeleid, daß du einer großen Summe ...ldes benötigt bist, daß du gespielt hast," beginnt Madame ...ch einem leisen Räuspern, als jeder Platz genommen hat. ...e bin um so erstaunter, als die Ernte im vorigen Jahr eine ...e gute war, wie die Abrechnung zeigt, und namentlich auch, ...il ich doch vor sechs Wochen erst zweitausend Thaler zahlen ...e — du treibst es, so scheint's, im Großen!"

Er antwortet nur durch undeutliches Murmeln, Hanne aber ...t von ihrem Stuhl in die Höhe geschnellt und sieht ihn völlig ...fassungslos an. Eine schwere Pause entsteht, während welcher ...n nur den unterdrückten Laut in Hannens Kehle hört, die ...n Schrecken, ihre Empörung niederkämpft ans Respekt vor ...r feierlichen Versammlung.

„Es ist hart für eine Mutter, zu wissen, ihr Sohn ist ein ...ler," sagt Madame endlich.

„Ich hab' mal Pech gehabt," murmelt er.

„Das ändert an der Sache selbst gar nichts," fährt die ...utter fort. Sie sitzt aufrecht wie eine Statue, hält die Hände ...m Schoß, in denen sie ihr Taschentuch dreht und wendet, hat ...e Augen gesenkt und spricht mit monotoner Stimme, als sage ...e Auswendiggelerntes her: „Da ich nun fürchten muß, es wird ...ch rein gar nichts helfen, dich auf andere Wege zu bringen, weil du in deinem Herzen mich längst nicht mehr anerkennst, und weil du sogar so herzlos gewesen bist, mich die Schuld zuzuschreiben an deinem Schicksal, welches du dich doch allein geschaffen hast und das dich offenbar nicht gefällt — bin ich denn gewillt, mein Mutterrecht an dich aufzugeben und dich, mit Moritzens Bestimmung, auszuzahlen — das heißt, dich dein väterliches Erbe zu übergeben. Der Herr Justizrat hier wird mit dich das Nötige abmachen, wird mit dich aufs Gericht gehen, mit meiner Vollmacht versehen, wo dich dein Barvermögen ausgezahlt werden wird. Von diesem Augenblick an hat weder dein Bruder Mang, noch ich etwas mit dich zu thun, und du besitzst freie Hand, dein Gut zu mehren oder — zu verspielen, kein Mensch hat dich da mehr was dreia zu reden."

Sie schweigt, alle Anwesenden ebenfalls, der Justizrat spielt mit dem Federmesser auf der Tischplatte, über Hannens Gesicht laufen aber ein paar Thränen, ob aus Zorn über ihren Mann oder aus Rührung über die edelmütige Mutter, weiß sie wohl selber nicht.

„Bitte, Herr Justizrat, teilen Sie meinem Sohne Karl den Inhalt des Schriftstückes mit," sagt Madame nun.

Karl sitzt mit gesenktem Kopf; er ist sehr rot im Gesicht und ...t beständig an seinem Schnurrbart. — Der Justizrat bittet ...t: ‚Erlauben Sie mir, Ihnen, meine Herrschaften, noch einmal den letzten Willen' des Verstorbenen vorzulesen." Wie er an den Passus kommt: „Will sie aber anders schalten, weil ihr die Verwaltung mit zunehmendem Alter mühevoll wird, oder weil einer unserer Söhne einen anderen Beruf erwählt als den eines Landmanns, zu dem ihn seine Neigung zieht und in dem ...e ihn nicht zu raten vermag, oder — was Gott verhüten möge — wenn der Sohn sich gegen seine Mutter auflehnt oder ein schlechtes Leben führt, so steht es ihr frei, ihn aus ihrer Gewalt zu entlassen!" da steigert der Justizrat seine Stimme.

Nach einer Pause, während welcher es totenstill geblieben ist im Zimmer, liest der alte Herr ein Schriftstück vor, aus dem hervorgeht, daß Madame Baldauf ihrem Sohne Karl das Rittergut Charlottenhof mit vollständigem Inventar, lebendem und totem, übergiebt zum alleinigen Besitz und freier Verfügung, sowie vom Barvermögen des dritten Teil nach Abzug der bedeutenden Summen, die Karl außerhalb der ihm gewährten Beihilfe während der letzten Jahre gefordert und erhalten hat.

Ihm bleibt immerhin noch ein recht erheblicher Besitz, der ihm die Möglichkeit zur Besserung, zur Umkehr gewährt.

Nach und nach hat Karl sich emporgerichtet. Das Gefühl, der furchtbaren Sorge ledig zu sein, straffte seine Muskeln, erfüllt ihn mit neuem Leben; das Bewußtsein, fortan sein eigner Herr zu sein, berauscht ihn förmlich; den Zorn der Mutter zu besänftigen, scheint ihm eine Kleinigkeit. „Ich hoffe, dir zu beweisen, daß ich gut wirtschaften kann, Mutter," sagt er, „ich werde alles thun, dich zufriedenzustellen und mir dein verlorenes Vertrauen wiederzugewinnen."

„Ich will Gott auf den Knien danken, läßt er mich das erleben," antwortet sie, und wieder ist das Zucken in ihrem Gesicht. „Gieb mich die Feder!"

Sie unterschreibt langsam, mit zitternder Hand; Karl folgt ihr, er hängt seinem Namen noch einen kühnen Schnörkel an, erhebt sich dann und will die alte Frau umarmen mit einem jovialen „Dank' schön, Mütterchen, das war eine glorreiche Idee von dir!"

Aber sie streckt abwehrend die Hand gegen ihn aus. „Ich bin nicht aufgelegt zum Scherz, noch sind wir nicht wieder gut Freund."

Sie stehen sich jetzt gegenüber, Madame Baldauf und ihr Sohn, und mühsam atmend setzt sie hinzu: „Du hast mich zu weh gethan — das mag Gott dich vergeben!" — Langsam wendet sie sich von ihm und geht aus dem Zimmer, Hanne, die ihr nachfolgen will, mit einer Handbewegung zurückweisend.

Wie die Thür sich hinter ihr geschlossen hat, entsteht eine lange Pause. „Mein Gott, lieber Herr Justizrat —" stottert Karl endlich.

„Ach, Sie hatten wohl den Goldregen als eine Belohnung aufgefaßt?" fragt dieser sarkastisch. „Nein, mein Bester, Sie sind ausgezahlt, und wenn Sie heute abend wieder im Spiel verlieren, so rupfen Sie sich Ihre eigenen Federn aus —. Und ich darf Ihnen wohl noch ein Wort sagen, lieber Karl? Ich habe Sie gekannt, da saßen Sie auf dem Schoß Ihrer Mutter im Tragkleidchen, und Ihre braven Eltern hatten eine Mordsfreude an Ihnen dazumal. — So ein alter Freund Ihres Hauses, wie ich, darf es wohl riskieren, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß auch ein großer Vogel bald kahl gerupft sein kann, ich hab's leider oft erlebt in meiner Praxis. Werden Sie vernünftig, Karl, lassen Sie die flotten Husaren allein kneipen und spielen, Sie werden doch kein Baron von diesem Verkehr mit ihnen; keiner der Herren nimmt Sie für Vollblut, und wenn Sie mit liebenswürdigster Miene noch mehr verlieren; Frau Hanne dürfte sich auch mehr am Platze fühlen in Arbeit und häuslichen Pflichten als in den ‚Salons'. Darum — vernünftig sein, der alten Frau wegen, die tief gekränkt ist!"

Das junge Paar hat schweigend diese väterliche Rede angehört. Hanne sieht unverwandt Karl an, der auf den Fußboden starrt, aber es sind keine freundlichen Blicke, die sie ihm gönnt.

„Na, nichts für ungut!" schließt der Justizrat, „ich konnt' nicht anders, Karl, das mußte ich Ihnen sagen. Und nun — ich will vorausgehen, erwarten Sie mich in einer halben Stunde auf dem Amtsgericht. Auf Wiedersehen!"

Karl und Hanne bleiben allein in dem mit trübem Licht erfüllten großen Raum, an den sich so viele Erinnerungen knüpfen: frohe, schuldlose Kindererinnerungen für ihn allein, schwüle, süße und auch schuldvolle für sie beide. Ihm ist's, trotz aller Unverfrorenheit, sonderbar, hier zu stehen, in diesem Zimmer, wie ein Fremder; es packt ihn, er hängt am „Wasserwinkel", an dem stattlichen Nest, dem er entflogen ist, mit dem ganzen Stolz eines Hausohnes. Und da hat man ihm eben gesagt: „Du gehörst hier nicht mehr her, nicht an einem Ziegel auf dem Dache hast du mehr ein Anrecht."

In Hanne aber hat sich in dieser Stunde des Erkennens eine jähe Wandlung vollzogen. Sie sieht sich bedroht in dem, was sie mit allen Listen und Künsten mühselig schon erreicht zu haben glaubte, in dem Besitz bedroht durch den, an dem der Besitz hängt. Was wäre ihr Karl Baldauf gewesen — ohne Geld

Digitized by Google

und Gut? Und plötzlich wachen alle die früheren Instinkte, die sie ihres vornehmen Umganges halber zu unterdrücken gesucht hat, wieder auf, die guten und die bösen, die Profitlichkeit, die krankhafte Sucht, den Besitz zu mehren, und die Verachtung der Frau aus dem Volke gegen die Verschwendung der Reichen, die in einer Nacht Summen verschleudern, von denen eine zahlreiche Familie ein Jahr hätte leben können. Vor allem beherrscht sie die Angst, dieser Mensch da vor ihr, dem die Spuren seiner letzten leichtsinnigen Streiche noch deutlich in dem gedunsenen Gesichte stehen, dieser Mensch könne sein Hab und Gut eines Tages verschleudert haben und sie müsse, um den Trunkenbold zu erhalten, die Fron der Arbeit wieder auf sich nehmen! Alle diese Erwägungen vermengen sich zu einem einzigen gebieterischen Verlangen: du mußt fortan herrschen, du mußt sorgen, daß er seinem Gelüste nicht folgen kann, mußt ihn unter deinen Willen beugen, damit er fortan unschädlich ist!

Ich werde es thun, sagt sie sich, ich werde es thun! Und sie betrachtet ihn von der Seite mit einem jener Blicke, in denen sich zuweilen die ganze Grausamkeit und Hinterhältigkeit ihrer Natur spiegelt. Und wie er stumm bleibt und mit immer finstereren Mienen auf einen Fleck starrt, sagt sie laut: „Das werden wir uns nun ein bißchen anders einrichten künftig."

„Anders? Was denn?" fragt er, durch ihren Ton ermuntert.

„Eben alles — wirst schon sehen! Wir müssen doch einbringen, was du verspielt hast!"

„Das geht dich ja aber gar nichts an, mein Kind," meint er nachlässig.

„Das geht mich wohl was an, ich bin deine Frau!"

„Von dir laß ich mir trotzdem keine Vorschriften machen, wie ich mein Leben einrichten soll," antwortet er, übelster Laune.

„Es wird sich ja alles finden, Karl; ich habe nicht Lust, aufs Alter Hungerpfoten zu saugen —"

„Lächerlich!"

„Oder als Verwaltersfrau zu endigen. — Nein, jetzt kommt's anders."

„Red' nicht solches Blech!"

Hannens Mund schweigt, aber ihre Augen drohen weiter: „Versuch's nur!" — Einer über den andern ergrimmt, verlassen sie das Zimmer und das elterliche Haus. Auf dem Markt trennen sie sich. „Wo bleibst du so lange, während ich zu thun habe?" fragt er.

„Ich gehe zu Riekchen Biermann und bestelle ein seidenes Kleid wieder ab, das sie machen sollte."

Er zuckt die Schultern. „Und dann?"

„Zum Großvater, da kannst mich abholen nachher; der soll mir Schuhe anmessen."

„Dein Großvater?"

„Derbe, feste, um in den Kuhstall zu gehen," nickt sie ernsthaft und läßt ihn stehen.

„Du wirst möglicherweise sehr lange warten müssen," sagt er, „fahre nach Hause und schicke nachmittags den Wagen nochmal."

„O nein," antwortet sie, „ich werde nicht lange warten müssen, um drei Uhr nachmittags werdet ihr alles erledigt haben."

Ihm ist auf einmal klar geworden, daß er von jetzt ab neben einem Aufpasser leben werde, neben einem Wirtschaftsdrachen, der darauf lossteuert, jeden Pfennig zu kontrollieren, danach strebt, ihm womöglich Taschengeld zu zahlen eines Tages, der durch ununterbrochenen Kleinkrieg seinen Willen zermürben und brechen will, bis er ein Paatoffelheld ersten Ranges geworden ist. Daher wehren! Wehren bis zum Aeußersten! nimmt er sich vor, mit ihr werd' ich am Ende noch fertig! — Von Anfang an wehren aufs derbste, damit ihr die Lust vergeht zu Weiterem!

Hanne wartet von vier Uhr an bei den alten Großeltern auf ihren Mann, aber vergeblich. Es ist so still und gemütlich in der kleinen weißgetünchten Stube; die alte Frau hat der Enkelin Kaffee gekocht und das grobe Weißbrot ihrer Kindheit, das Näpfchen mit dem süßen Rübensaft dazu gestellt. Hannen hat seit langer Zeit nichts so gut geschmeckt, sie wird zutraulich zu der alten Frau wie lange nicht mehr: sie haben von Hannens Eltern gesprochen, die bald nach der Hochzeit ihrer Tochter auswandeeten nach Amerika, eine Thatsache, die Hanne damals nicht gerührt hat, die sie sogar mit einem gewissen Behagen erfüllte, denn „Mutter" paßte doch so gar nicht in ihre feinen Verhältnisse! Die Eltern schieden sogar mit einem Notpfennig, den Hanne großmütig spendete. Gedanken hatte sich Hanne nie darüber gemacht — der Vater war von jeher für eine Uebersiedlung nach Amerika gewesen — es schien ihnen ja auch gut zu gehen dort. Heute zum erstenmal kommt wieder das Gefühl von Zugehörigkeit zu diesem kleinen Hause, etwas wie Sehnsucht nach Vater und Mutter über sie. Sie fragt die Großmutter eingehender nach den Eltern, läßt sich die wenigen Briefe geben, die sie nach der Heimat geschrieben haben, und erzählt der Alten offener als sonst, was sie so wissen können, auch daß Charlottenhof von jetzt an Karl gehört, daß sie sich nun so recht auf die Wirtschaften freue, und auch die Mamsell wolle sie entlassen. — Von fünf Uhr ab wird sie unruhig: Viertelstunde auf Viertelstunde verrinnt — Karl kommt nicht. Schließlich kann sie es nicht lassen, auf Karl zu zanken und einzugestehen, daß sie doch ihre rechte Not mit ihm habe, er sei ein loser Vogel! Eine wahnsinnige Angst, daß er sich irgendwo festkneipen könne, um die Alten gar zu spielen, überfällt sie. Möglicherweise hat er ja eine Rente Geld erhoben, um weitere alte Schulden zu bezahlen!

Sie springt plötzlich auf. „Nun wird mir's zu bunt, ich muß ihn suchen! Gute Nacht miteinander!"

„Hanne," ruft die alte Frau ängstlich, „thue das nicht, die können die Männer nicht vertragen, das vergiebt er dich nie."

„Kann sein!" antwortet sie kurz und geht. Zunächst sucht sie in der „Traube", wo der Wagen steht. Lorenzen sitzt in der Kutscherstube bei Bier und Abendbrot — er weiß nicht, wo der Herr ist. Der Oberkellner aber hat den Herrn Baldauf mit dem Rittmeister von Rosenbergk über den Markt gehen sehen, die Lange Straße hinauf, wahrscheinlich auch dessen Wohnung.

„Spannen Sie an, Lorenzen!" befiehlt Hanne, und wie sie vorfährt, sagt sie: „Zum Rittmeister von Rosenbergk."

„Bei Kupperschmied Böhme wohnt er," erklärt der Hausknecht dienstfertig.

„Setzen Sie sich mal mit auf den Bock, um die Pferde halten zu können, derweil Lorenzen dem Herrn eine Bestellung macht," fordert sie den Mann auf. Dann geht die Fahrt los über das holperige Pflaster bis vor das Haus des Kupferschmieds Böhme.

„So, Lorenzen, nun gehen Sie hinauf, und wenn mein Mann oben ist, sagen Sie, ich warte unten, um den Herrn abzuholen."

Karl Baldauf sitzt oben in schönster Seelenruhe, sorglos darob, daß seine Spielschulden beglichen sind, und Rosenbergk hat zur Feier dieses Ereignisses Porter und Sekt anfahren lassen. Karl scheint bereits sämtliche Unannehmlichkeiten des Tages vergessen zu haben und besitzt nur noch das Gefühl, daß er Herr eines schönen Vermögens und eines prächtigen Gutes ist. Er befindet sich in sehr gehobener Stimmung und erzählt dem aufhorchenden Rosenbergk von seiner Alten, die plötzlich ein Einsehen bekommen und heute früh überraschenderweise — Gott weiß, wodurch die Erleuchtung ihr geworden — die Klitsche ihm übergeben habe. Rosenbergk schlägt infolgedessen vor, im Ruffino dies freudige Ereignis weiter zu feiern. „Ist gut, gehen wir!" stimmt Karl. „Sie haben recht, so was kommt nicht alle Tage vor!"

Finkendorp entschuldigt sich mit einer andern Verabredung und steht eben auf, um sich zu verabschieden. Da tritt der Bursche ein und meldet, Frau Baldauf warte unten im Wagen, um ihren Mann abzuholen.

„Sie soll in drei Teufels Namen allein fahren," schreit Karl ganz empört über diese Frechheit, wie er es bei sich nennt.

Rosenbergk will sich totlachen. „Die Frauen, lieber Baldauf — ja, die Frauen — wie in aller Welt hat die Gnädige herausgekriegt, wo Sie stecken?"

Karls Zorn steigert sich noch, als der Bursche zum zweitenmal erscheint: „Die gnädige Frau will nicht wegfahren, es sei dringend nötig, daß Herr Baldauf sie begleite."

Finkendorp faßt ihn, der förmlich nach Atem ringt, am Arm. „Seien Sie doch vernünftig, Baldauf, die Feier läuft Ihnen nicht davon, das holt sich nach. Eine Dame soll man nicht warten lassen, kommen Sie!" Er begleitet den Schwankenden die Treppe hinunter bis an den Wagen, der geschlossen ist, dort grüßt er sehr förmlich Hanne, die ihren Gatten kühl von Kopf bis zu den Füßen mustert, hilft ihm einsteigen und grüßt nochmals. Dann geht er den Fußsteig hinunter, dem Markte zu, leise pfeifend. Als der Wagen jetzt an ihm vorüber rasselt, schüttelt er den Kopf und schlägt mit der Hand durch die Luft, als wolle er sagen: Der ist für mich nicht mehr vorhanden! —

Der französische Oberst Desnonville überreicht dem englischen General Churchill seinen Degen nach der Schlacht bei Höchstädt.

Nach einer Originalzeichnung von C. Adolf Closs.

Digitized by Google

Hanne ſitzt neben ihrem Mann, ohne ein Wort zu ſprechen. Das letzte Mal, denkt ſie, das letzte Mal iſt's geweſen!

Er fährt dahin mit hochrotem Kopf und wütendem Geſicht.

— — — — — — — — — —

An dieſem Abend giebt's im Charlottenhofer Herrenhauſe den erſten lauten Zank zwiſchen dem jungen Paar. Vor der Thür der Wohnſtube ſind die Dienſtboten zuſammengelaufen und lauſchen dem Toben, ängſtlich, neugierig. Dann kreiſcht Amalie auf und hält ſich die Ohren zu: „Jeſes, er ſchlägt ſie!"

„Sie hält aber auch den Mund nicht, wo ſie doch ſieht, daß er betrunken iſt," wiſpert die alte Mamſell.

„Nun weißt du, wer Herr im Hauſe iſt!" ſchreit es drinnen brutal.

Hanne antwortet nichts mehr. — —

Auf leiſen Sohlen ſchleicht ein hagerer Geſelle mit mürriſchen, lauernden Augen durch den dunklen Park gegen das Haus heran, der Unfriede, und hockt ſich auf die Schwelle, gelaſſen, bequem, als wiſſe er, daß er lange hier bleiben wird.

Madame iſt den ganzen Tag in ihrer Stube verblieben, Moritz ſtill ſeinen Geſchäften nachgegangen. Die beiden haben in den Stunden, ſeit Karl aus dem Hauſe ging, ſchwer gelitten. Nun iſt es Abend, nach dem Eſſen; ſie ſind noch gewohnter Art in der Wohnſtube beiſammen, Moritz und die alte Frau. Sie weiß nichts von der wilden Scene, die ſich hier zwiſchen den Brüdern abgeſpielt hat vorgeſtern; er weiß nicht, daß ſeine Mutter Kenntnis hat von Evas Liebe zu Karl. Noch hat niemand von ihnen ein Wort geſprochen, und doch drückt es der alten Frau das Herz ab, irgend welche Ktorheit zu ſchaffen im Hinblick auf Eva, deren Zukunft ihr mehr am Herzen liegt als je. Ein paarmal ſetzt ſie zum Reden an, räuſpert ſich und bleibt doch ſtumm. Draußen plätſchert und rauſcht ein richtiger Aprilregen hernieder, mit Schneeflocken untermiſcht; die Stube iſt nur erhellt durch den Schimmer der Laterne, die vor der Hausthür draußen brennt, g'rad' ſo hell, daß Moritz beim Umherwandern den Weg erkennt zwiſchen Sofaplatz und Kachelofen.

„Moritz," klingt endlich die Stimme der alten Frau, „das wird nun recht einſam werden für uns, es thut mir leid um deinetwegen, Moritz."

„Ja, einſam iſt's," antwortet er, „mir thut's leid um deinetwillen, Mutter!"

„Eva —" ſie ſtockt, „Eva wird nicht kommen, und ſie hätte doch ſo ſchöne Zeit und Gelegenheit, ſich nützlich zu erzeigen hier. — Es hat mich doch einen rechten Ruck älter gemacht, das alles, Moritz."

„Du mußt ſie fragen, Mutter."

„Ich möchte dich das Herz nicht ſchwer machen, Moritz, mit ihrem Hierſein, denn ſiehſt du Eva — na ja —"

„Mich ſtört ſie ganz und gar nicht, nicht mehr als irgend etwas gänzlich Fremdes," ſagt er ſehr laut und hart. „Wenn ſie etwa Bedenken trägt, meinetwegen herzukommen — ich gebe dir mein Wort, daß ſie durch mich keinerlei Beläſtigungen ausgeſetzt ſein wird."

„Moritz — du?"

„Ich weiß jetzt, weshalb ſie mich nicht wollte, Mutter! Ich bin ihr dankbar; ſie hat ein ehrliches Herz. Hätte ich erfahren, daß ſie Karl liebt, wenn ſie vielleicht ſchon meine Frau war, hätte ſie ſich bereden laſſen von euch oder ihren Geſchwiſtern zu der Verſorgungspartie — ich weiß nicht, weiß nicht, was aus ihr und mir geworden wäre!" Das Letzte kommt undeutlich durch die Zähne wie ein unterdrückter Wutlaut. „So — iſt der Fall erledigt, gänzlich erledigt," fährt er nach einem Weilchen fort, und ich ſehe nicht ein, warum du dir die Wohlthat entgehen laſſen ſollteſt, eine angenehme Geſellſchafterin und Pflegerin um dich zu haben — dieſer abgethanen Sache halber."

„Du liebſt ſie nicht mehr? Gar nicht mehr?" ſtottert betroffen die Mutter.

„Nein!" antwortet er kurz.

„Es thäte dich gar nicht weh, ſie hier zu ſehen allerwege?"

„Nein!"

„Du haſt immer einen kalten Charakter gehabt, Moritz, aber ſo — ſo —"

Er antwortet nicht.

„Ich glaube dich das nicht, Kind," erklärt ſie endlich triumphierend.

„Das thut mir leid, Mutter, ich habe dir die Wahrheit geſagt, nun magſt du thun, was du willſt."

„Und nun denkſt du wohl gar nicht zu heiraten, Moritz?" fragt ſie betrübt.

„Das will ich durchaus nicht behaupten, ganz im Gegenteil; ein Haus wie dieſes kann der Frau nicht entbehren. Das weißt du am beſten, Mutter."

„Das Haus — das Haus! Ich red' von dir, von deinem Herzen! —"

„Ja, das Herz," wiederholt er und zwingt ſich zu einem Lachen, das faſt natürlich zu ihr hinüber klingt. „Weißt du was, Mutter? Wir wollen die Lampe anzünden, ich habe heut' noch keinen Blick in die Zeitung gethan. Soll ich dir vorleſen, wie früher immer?"

„Ja, morgen; heut' muß ich ruhen, ich bin ſehr müde, Moritz."

„Da führe ich dich in dein Zimmer."

Er geleitet ſie durch den erleuchteten Flur die Treppe hinauf; ſie ſtützt ſich ſchwer auf ſeinen Arm, und einmal bleibt ſie atemſchöpfend ſtehen. „Du mußt mich anders faſſen, Moritz, die kleine Eva, die hat ſo einen Griff, da komme ich ordentlich leicht vorwärts." In ſeinen Augen ſchimmert's plötzlich feucht, und er beißt die Zähne aneinander. Dann nach einem Weilchen ſagt er: „Ich werd' dir die kleine Eva wieder holen, Mutter."

„Du? Ach Gott, Moritz!" Sie hat ihn offenbar falſch verſtanden.

„Als Geſellſchafterin und Pflegerin für dich. Wieviel Gehalt würdeſt du ihr geben?"

„Wieviel Gehalt?" Sie blickt ihm ins Geſicht, es iſt ſehr finſter und hart. „Du ſollſt das Kind nicht wehthun, Moritz, ich werd' ſchon allein mit ſie reden."

Sie giebt ihm vor der Thüre des Schlafzimmers die Hand. „Gute Nacht, Moritz!"

„Gute Nacht, Mutter! Und wir wollen doch Frieden haben bei einander, nicht wahr? Wir haben uns ja nur."

Sie nickt.

„Siehſt du? Do laß mich meinen Weg gehen und frage nicht und quäle nicht, ich kann ja nicht anders."

Die Zeitungsanzeigen haben keinen Erfolg, wenigſtens keinen befriedigenden. Es laufen verſchiedene Angebote ein, überall aber werden große Anforderungen gemacht, denen Eva nicht gewachſen iſt; ſie iſt eben völlig unmuſikaliſch inſofern, als ſie nie Muſikunterricht hatte, und überall wird Muſik verlangt. Eine einzige Offerte iſt darunter, die Klavierſpiel nicht verlangt; aber Eva hätte ſieben Kinder von dreizehn bis einem Jahr zu beaufſichtigen in der Familie eines reichen Mühlenbeſitzers, dem die Frau gelähmt liegt, und nebenbei ſoll ſie ſich der Pflege der Kranken nach Möglichkeit widmen und das Geſinde in Zucht halten. Vor dieſem Verlangen ſchreckt ſie zurück, weil ſie ſich ſagt, daß ſie ihm körperlich nicht gewachſen iſt und die Leute nur täuſchen würde.

Ratlos und niedergedrückt geht ſie im Hauſe umher. Die zwei Kinder, die wie ſonſt in die Strickſchule kommen, hat ſie wieder fortgeſchickt, obgleich Tony, die ihr im Auftrage des Bruders jene Briefe gebracht hat, höchſt ärgerlich darüber iſt.

„Ja, wenn man es ſo anfängt!" ſchilt ſie. „Aber ich habe es ja gleich geſagt zu Robert, daß du nicht fähig biſt, dich durchs Leben zu bringen."

„Es iſt nicht meine Schuld, daß Papa arm war und mich nicht ausbilden laſſen konnte," antwortet Eva mit verdüſterten Augen, „es iſt ihm ſchwer genug geworden, Robert ſtudieren zu laſſen."

„Robert hatte Stipendien," entgegnet Frau Tony, „zum größten Teil ſtudierte er davon."

„Ja," berichtigt Eva ſie, „aber das andere — es ging auch weit über Papas Verhältniſſe — das mußte er doch aufbringen, und ſo blieb nichts für mich."

„Um ſo ſchlimmer, wenn du dann noch die Großartige ſpielſt und annehmbare Partien anſchlägſt; ſo bleibt dann die Laſt auf der Familie."

„Ich werde dir nie zur Laſt fallen," ſagt Eva zitternd vor Erregung.

„Na, das iſt ein großes Wort!"

„Ich kann Näharbeiten übernehmen oder lerne Putzmachen oder —“

„Das fehlte g'rad' noch! Womöglich mit Riekchen Biermann auf Stube gehen zu unseren Bekannten? — Wie du nur so reden kannst!“

„Es braucht ja nicht hier zu sein!“

„Das wollte ich mir auch sehr verbitten!“

„Eigentlich geht's dich gar nichts an, Tony.“

„Jawohl — nichts an! Damit alle Leute sagen können, wir bekümmerten uns nicht um dich, ließen dich arbeiten unter deinem Stande —“

„Arbeit ist immer ehrenwert, ob ich nun Kinder unterrichte oder Hüte garniere!“

„Meinetwegen mach', was du willst, wenn du aber denkst, du kannst dann noch gesellschaftlich bei uns verkehren —“

„Das denke ich sicher nicht!“

„Na, dann leb' wohl, du weißt ja doch alles besser.“

Mit bitterem Lächeln sieht Eva an ihr vorüber. Helfen wollen sie ihe nicht, aber dennoch soll sie ihr Leben nach dem Willen der Verwandten richten, oder sie wird nicht mehr anrrkannt von der Familiie. Eine sonderbare Welt! — Eine übermächtige Sehnsucht nach einem Menschen, der sie versteht, nach einem ratenden, verständigen Wort ergreift sie; sie glaubt noch nie so verlassen gewesen zu sein und so ratlos gegenüber einer dunklen Zukunft.

Ja, wenn sie zu Tante Baldauf flüchten könnte, mit ihr sich aussprechen! Aber das geht nicht — Moritz' wegen ist's unmöglich. Sie könnte es nicht ertragen, immer und immer wieder seinen traurigen Augen zu begegnen, die beständig fragen: Was hast du nur gegen mich — warum kannst du kein Vertrauen zu mir fassen?

Seine Mutter weiß es nun — warum. Eva fühlt, wie bei diesem Gedanken ihr wieder das Blut heiß in die Adern schießt. Wenn die Mutter es Moritz erzählte? Eva schämt sich, sie schämt sich so unsinnig, daß sie plötzlich keinen brennenderen Wunsch kennt, als neben den Eltern da draußen auf dem Kirchhof zu liegen. Sie kann ja nicht zu Tante Baldauf! Einmal, in der letzten Nacht, hat sie daran gedacht, Tante Baldauf zu bitten, ihr ein kleines Kapital zu borgen, um sich ausbilden zu können für irgend welchen Beruf; aber das ist ja ebenfalls unmöglich, vollkommen unmöglich, es sähe aus, als wollte sie entschädigt sein für die große Enttäuschung, die sie durch Karl erlitten.

Ob sie doch zu den Müllersleuten gehen, oder ob sie Fräulein Biermann bitten soll, bei ihr schneidern lernen zu dürfen? Irgend etwas muß geschehen, denn die fünf Thaler, dir Robert ihr gab, sind beiaah' verbraucht, und ihn nochmals bitten, das kann sie nicht! Lieber will sie die hundert Thaler angreifen, die auf der Sparkasse für sie liegrn, die hundert Thaler, die ihren einzigen Notpfennig ausmachen und die nnr in der äußersten Bedrängnis anzugreifen sie der Mutter gelobt hat.

Warum man nur lebt? Waeum man nur leben muß? fragt sie sich mit einem tiefen Seufzer.

„Ja, vom Seufzen wird's nicht anders,“ spottet Tony, indem sie sich endlich zum Gehen anschickt, „es muß eben gehandelt werden —“

Weiter kommt sie nicht; es klingelt draußen, und Tony, die durch das Thürfensterchen lugt, ruft mit unterdrückter Stimme: „Na, nu wird's aber Tag! Das ist ja dem Finkendorp sein Franz, mit einem Brief — wie kommt der dazu, an dich zu schreiben?“ Sie setzt sich sofort nieder, fest entschlossen, dieses ungewöhnliche Ereignis bis aufs Tüpfelchen zu ergründen.

Man hört Dore draußen, die vorerst mit dem Franz verhandelt. Er ist der Civildiener des Rittmeisters und in der ganzen Stadt genau so berühmt und berüchtigt wie sein Herr, die verständnisinnigste Hilfe desselben in losen und braven Unternehmungen; er befördert mit der nämlichen Gelassnheit sowohl zarte Briefchen und Blumensträuße an schöne Damen, wie gefüllte Henkeltörbe an ein halbverhungertes Weib. Dore scheint kein Glück zu haben bei dem glattrasierten, in tadellose hellbraune Livree gekleideten Diener und kommt hochrot, das elegante, mit neunzackiger Krone verzierte Briefchen in spitzen Fingern tragend, um die sie vorsorglich noch den Schürzenzipfel geschlagen hat, herein und stottert aufgeregt: „Der Franz vom Grafen, er soll auf Antwort warten!“

Eva nimmt den Beief, um thn zu erbrechen, selbst erstaunt darüber. Da hört sie Tonys Stimme: „Meine Mutter hätt's nicht erlaubt, von dem Briefe anzunehmen.“

Das junge Mädchrn wirft ihr einen so erstaunten Blick zu, daß sie schweigt, und öffnet dann das Couvert. Die vier Seiten des Briefbogens sind mit einer großen, energischen Handschrift bedeckt. Sie sieht sofort, daß es nicht Finkendorps Hand ist, betrachtet rasch die Unterschrift und liest:

„Verehrtes Fräulein!

Mein Schwager Bodo, den ich beauftragt hatte, mir beim Engagement einer Gesellschafterin behilflich zu sein, hat gehört, daß Sie, geehrtes Fräniein, nach einer solchen Stellung sich umsehen, und schlägt mir vor, an Sie mich zu wenden, meinend, daß wenn Sie geneigt sein würden, bei mir einzutreten, ich eine verständige und pflichttreue Persönlichkeit gewonnen haben würde.

Ich frage hiermit bei Ihnen an und setze Ihnen auseinander, welche Pflichten Sie bei mir zu übernehmen haben würden. Wir leben tn Bernhagen, wo mein Mann bei den Dragonern steht; wir sind kinderlos, ich bin aber leänklich und gezwungen, zur Stärkung meiner Gesundheit viel zu reisen ohne meinen Gatten, bin der Pflegr, brsonders der ruhigen Nähe einer mtr sympathischen Dame sehr bedürftig. Sie würden oft und viel vorzulesen haben, mich auf meinen Spaziergängen und -fahrten begleiten müssen, sowie bei Tische repräsentieren, falls ich verhindert bin, und allerlei gesellschaftliche Verpflichtungen übernehmen, die hier anzuführen mir zu schwer wird.

Wir würden Ihnen monatlich 10 Thaler Gehalt zahlen. Sollten Sie also geneigt sein, bei mir einzutreten, so möchte ich bitten, daß Sie sich morgen nachmittag im Hotel „Zur Traube' mir vorstellen. Mein Mann und ich kommen morgen wegen der Geburtstagsfeier meines Schwagers nach Hohenburg. Ich mache Sie noch darauf aufmerksam, daß Sie Ihre Stellung bald würden antreten müssen, da ich in etwa acht Tagen nach Baden-Baden abzureisen gedenke. Ihre Toilette bitte ich einfach elegant einzurichten.

Ihrer freundlichen Antwort entgegensehend

Henriette Gräfin Finkendorp
geb. Gräfin Leß.“

Eva läßt nachdenklich das Blatt sinlen und sieht in die starren fragenden Augen Tonys und die gespannte Miene Dorens.

„Nee, Feeilein, nu sagen Sie doch man bloß!“ Eva geht zur Thür und bestellt dem Diener: „Eine Empfehlung an den Herrn Grafen, und ich würde der Frau Gräfin morgen früh Antwort zukommen lassen.“

„Sehr wohl!“ antwortet der tadellose Franz und geht.

„Na, äußere dich doch wenigstens!“ ruft Tony ihr ärgerlich entgegen.

„Gräfin Finkendorp, die Schwägerin des Rittmeisters, will mich als Gesellschafterin engagieren,“ sagt Eva.

„Na — na — das wäre ja das Passendste!“ erklärt Tony.

„Nee, so'n Glück, Freilein! Und das haben Sie Fritzen zum verdanken!“ schreit Dore. „Fritz hat vor ein paar Tagen zu Herrn Grafrn gesagt, wie der gefragt hat: ‚Wie geht's denn bei euch?' ‚Ach, nicht oom besten, Herr Graf, unser Freilein sucht ja woll 'nr Stelle als Gesellschafterin oder Stütze, und es paßt erst gar nichts und sie ist so traurig darüber. Und er hat weiter nichts geantwortet als ‚So! So!' und nun —“

„Wie konnte dein Mann so was sagen, Dore!“ tadelt Eva verletzt.

„Na? Ist's denn nun nicht gut gewesen?“

Tony hat inzwischen einfach den Brirf genommen und liest, wobei sie ihre Bemerkungen macht wie: „Ei — ei!“ und „Nun seh' mal Einer!“ und zum Schluß: „Na, ich danke, einfach und elegant — woher soll denn die Gaederobe genommen weeden, Frau Gräfin? Für Baden-Baden noch dazu — das bedenkt die Gnädige wohl gar nicht? Und woher weiß denn Finkendorp, daß du so ein Ausbund von Tugend bist? Es ist nur ein Glück, daß du aussiehst, wie Eva Ahrens aussieht, sonst könnte man denken, er hätte sich in dich verliebt. Meinr Mutter behauptet immer, von Finkendorp nicht gegrüßt zu werden, ist 'ne Ehre für ein junges Mädchen. — Na, Robert mag darüber mal mit dir reden, ich meinr nur, daß dn nicht dahin paßt. — Wenn die Gnädige dich eines Tages wieder entläßt, dann bist du so verwöhnt, daß dir was anderes nicht mehr schmeckt, und Schätze wirst du auch

nicht gesammelt haben bei der einfach elegaaten Garderobe, die verlangt wird!"

„Der Brief hat mir so wohl gethan wie seit lange nichts," antwortet Eva.

„Die Auffassungen sind eben verschieden," erklärt Tony und geht mit kühlem „Adieu!"

Dore steht noch immer da. „Nee, Freilein, wie konn man bloß so neidisch sein wie die junge Frau Doktorn! Nee, ich freue mich aufrichtig — alles, was recht ist, uad daß der Herr Graf so an Ihaen denkt. Und das soll gleich was Schlechtes sein! Da hätten Sie mal ein bißchen gutes Leben uad sehen die Welt und könnten mal aufatmen. Zehn Thaler des Manats, das ist doch auch was, da kann man was mit anfangen, und wenn wir das Schwarzseidene von Frau Doktor zurechtmachen lassen und vielleicht noch ein neues wollenes — ich borg' Sie gerne Geld, Freilein Evachen, und Sie könnea's nach und nach wiederzahlen, und Fritze hat da auch nichts gegen, das weiß ich —"

„Ich danke dir vielmals, Dore," unteebricht Eva sie gerührt, „aber, siehst du, die Stelle kann ich ebensowenig nehmen wie die andere, es fehlt mir so gut wie alles dazu, besonders die Weltgewandtheit."

„Freilein Eva," ruft Dore entrüstet, „seiner kann sich doch eine Gräfin selber nicht benehmen. — Nee — es ist auch wahr, wenn einer nich will, dann ist ihm nich zu helfen!"

Im höchsten Zorn geht sie hinaus, und Eva folgt ihr nach einem Weilchen, um droben aus dem Schrank ihr besseres Trauerkleid zu nehmen uad einer Musterung zu unterwerfen für morgen nachmittag, solls sie sich der Gräfin doch vorstellen würde; sie will's ernstlich überlegen. Es ist ruhiger geworden in ihe, Finkendorps Worte sind ihr eingefallen: „Glauben Sie nur an Gutes, Frohes, es tritt Ihnen unversehens entgegen." Etwas wie Rührung ist über sie gekommen bei den lobenden Worten der Gräfin; selten ist ihr solch ein Sonnenstrahl zu teil geworden, sie fühlt sich gleichsam wertvoller, gehobener, fähiger zum Kampf ums Dasein.

Sie sitzt bis in den Abend hinein am Fenster ihres Schlafstübchens und näht und bastelt an ihren Sachen. Dore hat eine neue Halskrause von der Putzmacheein geholt, das Hütchen ist frisch aufgesteckt, die schwarzen Handschuhe sind eben an der Reihe, nachgesehen zu werden, da klingelt's drunten, und als Dore nicht erscheint, um ihr Bescheid zu melden, nimmt sie an, daß jemand zu dieser selbst gewollt hat, und näht eifrig weiter. Erst nach einer ganzen Weile schallt Dorens Stimme wie ein Trompetenstoß herauf: „Freilein, kommen Sie doch mal herunter!"

Eva erhebt sich, in der Meinung, daß Dore ihr das höchst frugale Abendbrot hergerichtet habe, dos heute, veemutlich wie immer, aus Butterbrot und einem weichgekochten Ei bestehen wird. Sie ist noch so mit iheen Gedanken beschäftigt, daß sie mechanisch an der Küche vorübergeht nach der kleinen Stube, in der es schon ganz dämmerig ist. Mit einem leisen Aufschrei fährt sie zurück, denn am Tische, der schon ihre bescheidene Mahlzeit trägt, steht eine große Männergestalt — Moritz Baldauf.

„Erschrecken Sie nicht, Fräulein," bittet er ruhig, „ich habe Ihnen nur etwas zu sagen — ich halte es nämlich für meine Pflicht — ich —"

Großer Gott — denkt sie — nun doch wieder? Wie Eiseskälte legt's sich ihr auf Herz und Kopf; mit einer resignierten Miene läßt sie sich auf den Stuhl nieder, faltet die Hände auf dem Tische und sagt tonlos: „Bitte"!

„Meine Mutter," beginnt er uad stockt donn, bricht ab und verbessert sich, „meine Mutter weiß nicht, daß ich hier bin — ich komme — um Ihnen eiaen Vorschlog zu mochen, ein langes Darumreden wäre nicht das Rechte. Sie wissen, wie sehr meine Mutter an Ihnen hängt; seit den letzten Vorkommnissen, unter denen sie sowohl wie ich schwer leiden, thut sie's noch mehr. In ihrem Alter muß sie sich aussprechen können, soll sie nicht daran zu Grunde gehen; es wäre also eine Wohlthat, wollten Sie ihr zur Seite stehen! Nun werden Sie freilich nicht kommen wollen — weil —"

Evas Hände lösen sich unwillkürlich, ein angstvoller scheuer flehender Blick sucht seine Augen, aber er sieht an ihr vorüber —

„Weil ich im House bin — —" vollendet er.

Sie senkt den Kopf, widersprechen kann sie nicht.

„Weil Sie Angst haben werden, ich falle Ihnen lästig mit meiner Werbung, mit meiner Liebe — aber —" er spricht auf einmal sehr rasch und lauter als bisher — „ober das ist eine unnötige Besorgnis, denn ich — es klingt vielleicht sonderbar, Fräulein Eva, aber es muß unter allen Umständen gesogt sein zur Klärung der Situation — ich sehe ein, doß mein Gefühl mich trog. — Ich möchte Ihnen die Versicherung geben, daß Sie keinerlei Besorgnis zu habea brauchen; ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, es ist sehr schwer, dies auszudrücken."

Sie sitzt da mit gesenktem Kopf, außer sich voe tiefer Herzensscham. Natürlich weiß er — er weiß — von Karl und ihe! — —

„Ich ahne nicht, ob Sie mich verstehen," wiederholt er, „verzeihen Sie mir, wenn ich mich ungeschickt ausgedrückt habe, ich möchte nur, wollte Sie nur fragen, ob Sie unter so veränderten Umständen sich noch entschließen könnten, zu Ihrer alten mütterlichen Freundin zurückzukehren, mich als uneigeonützigen Freund, als einen Bruder, einen Kameraden beteachten wollen?"

Sie antwortet nicht; sie schlägt die Hönde vor das Gesicht und bricht in Thränen aus.

„Fällt Ihnen das so schwer?" fragt er leise, „oder mißtrauen Sie mir? Ich gebe Ihnen mein Wort, Eva —"

„Und ich thue Ihnen nicht weh," schluchzt sie, „wenn ich —"

„Sie meinen, wenn Sie in unserm Hause sind? Wenn ich Sie immer sehen muß? Nein, Eva, gar nicht weh. — Ich sagte Ihnen schon, es war ein Irrtum meinerseits —."

„Sie wissen — o Sie wissen!" stößt sie fassungslos hervor und legt den Kopf in ihre Arme auf den Tisch.

„Ja, Fräulein Eva, ich weiß," sagt er langsom.

Und nun schweigen sie beide eine lange Zeit, während die Dämmerung immer tiefer sinkt und nur noch undeutlich die Umrisse der Gegenstände zu erkennen sind.

Endlich beginnt er zu sprechen, in abgerissenen Sätzen, unbeholfen, rührend treuherzig: „Fräulein Eva, wir haben beide den Schmerz um ihn gemeinsam; mich hat es noch härter betroffen als Sie. Aber ich bin ein Mann und ein Mensch, den ein großer Schmerz sehr still macht, wenn dos erste Toben vorüber ist. — Sie haben's schwerer. Aber was Mutter und ich thun können, Sie diese trübe Erfahrung vergessen zu machen, das wollen wir thun. Ueberlegen Sie, Eva; Mutter weiß nicht, daß ich hier bin, aber sie hofft auf Sie, das weiß ich. — — Dore hat mir eben erzählt, Sie hätten noch ein anderes Anerbieten, ein sehr vornehmes; Sie müssen natürlich das wählen, das Ihnen das beste scheint, ohne Rücksicht auf uns, oder Sie müssen in jeder Lage des Lebens denken: Da, im ‚Wasserwinkel' sind Leute, auf die kannst du rechnen im Glück und im Unglück, als wären da Mutter und Bruder, ein treuer Bruder."

Sie verharrt noch in derselben Stellung; sie weint nicht mehr, nur ab nnd zu noch ein Schluchzen, das ihren ganzen Körper erschüttert. Er steht eine Weile, wartend, ob sie sich nicht aufrichten werde, um ihm die Hand zu reichen, aber sie preßt den Kopf mit dem dunklen krausen Haar nur noch fester in ihre Arme, wie ein tiefbeschämtes Kind. Da geht er langsom zur Thür.

„Kommen Sie, zu welcher Stunde Sie wollen, Eva, Mutter und ich werden Sie mit Freuden empfangen. — Gute Nacht!"

— — — — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen in aller Herrgottsfrühe erwacht Madame Baldauf. Durch die geschlossenen Jalousien fallen schmale Streifen Sonnengoldes; aus dem Nebenzimmer, in welchem ein Fenster offen steht, dringt das Gezwitscher der Sperlinge bis zu Madames Ohren. Sie hot einen heiteren Traum gehabt, die alte Dame, und liegt, ein Lächeln um den Mund; da fällt mit dem völligen Wachwerden die trübe Gegenwart beängstigend ihr auf die Seele. „Lieber Gott — der Karl —" murmelt sie und faltet die Hände. Unbeweglich verharrt sie ein Weilchen und starrt zu dem Betthimmel empor, bis ihr ein paar schwere Thränen übee die Wangen laufen. Endlich richtet sie sich auf mit einer energischen Bewegung und zieht die Klingelschnur. Es muß ja sein, auch dieser Tag fordert sein Recht! Wie Schritte durch das Vorzimmer kommen, denkt sie verwundert: die Minna ist ausnahmsweise pünktlich.

In den Rahmen der Thür tritt eine dunkle Gestalt; sie macht sich aber nicht, wie sonst, mit dem Oeffnen der Läden zu thun, sie kommt zu dem Bette heeüber, ist im nächsten Augenblick

Eine merkwürdige Geschichte.
Nach dem Gemälde von I. A. Muenier.

davor niedergekniet und hat die Arme über die alte Frau geworfen.

„Da bin ich, Tante Baldauf, wenn du mich behalten willst —"

„Evachen, Kind, bist du's denn wirklich? Ob ich dich will — nee, sog' man bloß! Und bist wohl vor Tau und Tag aufgestanden, um hier zu sein, wenn ich munter werde?"

„Ich konnte doch nicht schlafen, Tante. Am liebsten wär' ich gestern abend noch gekommen, aber da war es schon zu spät."

„Koan'st nicht schlafen, Töchterchen? Und weiß denn Moritz, daß du —?"

„Wie ich mich vorhin ganz heimlich einschleichen wollte ins Haus, da stand er im Flur, und da — ja — hab' ich sogar Kaffee mit ihm getrunken in der Wohnstube, weil er meinte, es sei doch zu früh für dich."

„Mit Moritz?" fragt Madame Baldauf erstaunt.

„Ja, Tante."

„Herr Gott — das ist ja wie ein Märchen, Kind!"

„Wie ein Märchen vom Brüderlein und Schwesterlein," sagt Eva und streichelt die Wangen der alten Frau, und ihre Augen leuchten groß aus dem weißen überwachten Gesicht in die von Madame.

„Vom Brüderlein und Schwesterlein," wiederholt sie, und in ihren Augen blitzt einen Augenblick die alte Schelmerei auf. „Nun, wie ihr euch das auch zurecht gedichtet habt, Kinder, Gott segne es!" fügt sie hinzu, „wir wollen versuchen, uns das trübe, lolte Leben wieder licht und warm zu machen."

„Ja, Tante, das wollen wir!" (Fortsetzung folgt)

Rätselhafte Strahlen.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Schwarzes Licht. — Photographische Aufnahmen in völliger Finsternis. — Dunkle Strahlen der Petroleumlampe. — Das Sehen im Dunkeln. — Reichenbachs Sensitive. — Radioaktive Substanzen. — Das Meerleuchten in der Flasche.

Seit Röntgens epochemachender Entdeckung haben die Naturforscher mit besonderem Eifer sich dem Studium verschiedener Strahlen zugewandt, die für das menschliche Auge unsichtbar sind, aber die photographische Platte beeinflussen oder undurchsichtige Körper durchdringen können. Die seltsamen Erscheinungen, die im Laufe der angestellten Versuche beobachtet wurden, sind bis jetzt noch nicht völlig aufgeklärt; einige von ihnen sind jedoch so auffallend, daß sie geeignet sind, auch das Interesse weiterer Kreise in Anspruch zu nehmen.

Als Röntgen seinen ersten Bericht über die X-Strahlen veröffentlichte, teilte der französische Physiker Le Bon mit, daß er im Tageslicht und in dem Licht der Petroleumlampen unsichtbare Strahlen entdeckt habe, denen ähnliche Eigenschaften zukommen. Er nannte sie „schwarzes Licht" (la lumière noire), wurde aber bald überzeugt, daß diese eigenartigen Strahlen von den Röntgenschen durchaus verschieden sind. Er setzte jedoch seine Untersuchungen fort und bereicherte die Wissenschaft um einige wertvolle Beobachtungen.

In der Natur ist eine Anzahl von Stoffen vorhanden, welche die Eigenschaft haben, zu phosphorescieren. Vor allem sind es Verbindungen von Schwefel mit den Metallen Calcium, Strontium und Baryum. Setzt man diese Stoffe dem Sonnenlicht aus und bringt sie dann ins Dunkle, so sieht man, daß sie mit sanftem farbigen Lichte stunden- und selbst tagelang leuchten. Sie haben sozusagen das Sonnenlicht aufgesogt und strahlen es noch und noch aus. Le Bon hat nun nachgewiesen, daß diese phosphorescierenden Stoffe noch lange, nachdem sie für unser Auge erloschen sind, dunkle Strahlen aussenden. Er nahm eine Büste und bestrich sie mit einer Mischung von Firniß und Schwefelcalcium, setzte sie zwei Sekunden dem Sonnenlicht aus und brachte sie in einen völlig dunklen Keller, in den seit Jahren kein Lichtstrahl gedrungen war. Anfangs phosphorescierte die Figur, dann erlosch ihr Glanz völlig. Am dritten Tage wurde sie vor eine photographische Camera gestellt und blieb vor ihr in dem finsteren Keller acht Tage stehen. Nach Ablauf dieser Zeit wurde die photographische Platte entwickelt, und sie ergab ein so wohlgelungenes Bild der Büste, als wenn die Aufnahme in vollem Tageslicht gemacht worden wäre.

Le Bon wiederholte diese Versuche in verschiedenen Anordnungen und fand, daß die phosphorescierenden Stoffe, im völligen Dunkel aufbewahrt, noch nach einem Jahre dunkle Strahlen aussandten, welche die photographische Platte beeinflussen konnten. Setzte man sie nur zwei Sekunden lang den Sonnenstrahlen aus, so dauerte die dunkle Strahlung, schwächer und schwächer werdend, gegen achtzehn Monate!

Diese dunklen Strahlen zeigen dieselben physikalischen Eigenschaften wie die des sichtbaren Lichtes; sie können wie diese gespiegelt, gebrochen und polarisiert werden.

Noch interessanter gestaltete sich der Beweis, daß in dem Lichte unserer Petroleumlampen dunkle Strahlen vorhanden sind, die ähnlich wie die Röntgenstrahlen Papier, Holz ꝛc. durchdringen können. Er wurde von Le Bon in folgender Weise geliefert. Die brennende Petroleumlampe wurde in einen Kasten aus schwarzem Papier eingesetzt und vor diesen ein zweites Kästchen aus schwarzem Papier, Kautschuk oder Holz gestellt, welches einen metallenen Gegenstand, z. B. einen Schlüssel, enthielt. Stellte sich nun der Beobachter im Dunkelzimmer vor das Kästchen, so sah er nichts, aber Le Bon ersann einen Kunstgriff, durch den der Schlüssel sichtbar gemacht wird.

Die dunklen Strahlen, die von der Lampe ausgehen, haben die Eigenschaft, das Licht eines phosphorescierenden Körpers auszulöschen. Le Bon bestrich nun eine Glasplatte mit einem Lack, in dem phosphorescierendes Schwefelzink aufgelöst war. So erhielt er einen Schirm, der leuchtend wird, wenn man ihn dem Tageslicht aussetzt.

Befestigt man nun in der oben beschriebenen Versuchsanordnung den leuchtenden Schirm an der dem Auge des Beobachters zugekehrten Wand des Kästchens, so zeigt sich für einige Augenblicke auf dem dunkler werdenden Schirm das leuchtende Bild des Schlüssels. Die Erscheinung erklärt sich dadurch, daß die dunklen Strahlen des Petroleumlichtes Papier, Holz ꝛc. leichter als Metalle durchdringen. Das flüchtige Bild kann man photographisch festhalten, wenn man den Schirm unmittelbar nach dem Versuch etwa 30 Sekunden lang auf eine lichtempfindliche Platte legt und diese in üblicher Weise entwickelt.

Die Untersuchungen über das „schwarze Licht" sind noch nicht abgeschlossen. Soweit sie mit den Phosphorescenzerscheinungen zusammenhängen, werden sie vielleicht geeignet sein, die noch vielfach rätselhaften Erscheinungen des Sehens im Dunkeln zu erklären. Mit denselben hat sich namentlich um die Mitte unseres Jahrhunderts Freiherr von Reichenbach beschäftigt. In seinen „Odisch-magnetischen Briefen" (Cotta, Stuttgart u. Tübingen, 1852) teilt er unter anderem in seiner lebendigen und phantastischen Darstellung folgendes mit: „Führen Sie einen guten Mittel- oder einen Hochsensitiven in die Finsternis, nehmen Sie eine Katze, einen Vogel, einen Schmetterling, wenn er zu haben ist, und einige blühende Blumentöpfe mit. Nach Verfluß von ein paar Stunden werden Sie (von ihm) seltsame Dinge hören. Die Blumen werden aus dem Dunkel heraustreten und (dem Sensitiven) wahrnehmbar werden. Erst werden sie sich in Form einer grauen Wolke aus der Schwärze der allgemeinen Finsternis herausheben. Später werden sich darin hellere Stellen bilden. Endlich werden sie auseinander gehen, die einzelnen Blüten werden unterscheidbar werden, immer heller erscheinend, werden Gestalten sich erkennen lassen; und als ich dem verstorbenen Professor Endlicher, dem berühmten Botaniker, der ein Mittelsensitiver war, einen solchen Topf vorgesetzt hatte, rief er mit erschrockenem Gesichte: ‚Es ist eine blaue Blume, es ist eine Gloxinie!' Es war in der That Gloxinia speciosa, var. coerulea, die er in absoluter Finsternis gesehen und auch in Form und Farbe erkannt hatte. Ohne Licht kann man aber in der Finsternis nicht sehen; Licht mußte also dagewesen sein, um die Pflanze mit solcher Deutlichkeit wahrnehmen zu können, daß nicht bloß die Gestalt, sondern sogar die Farbe erkannt wurde. Und woher kam dieses Licht? Es kam in der That aus der Pflanze selbst: sie leuchtete. Fruchtknoten, Staubwege, Staubbeutel, Blumenkronen, Schaft, alles zeigte sich feinleuchtend, selbst das Laub konnte, wenn auch matter, erblickt werden. Alles erschien in

einer zarten Glut, der Schaft heller als das Laub. Ihr Schmetterling, Ihr Vogel, Ihre Katze — alle werden in der Finsternis zum Vorschein kommen, Teile derselben werden leuchtend werden und sich mit Ihnen hin und her bewegen. Aber bald werden Sie vom Sensitiven die Erklärung empfangen, daß er — Sie selbst sehe. Erst werden Sie ihm erscheinen wie ein ungestalter weißlicher Schneemann, bald wie ein Geharnischter mit hohem Helm, endlich furchtbar wie ein leuchtender Riese. Lassen Sie die sensitive Person ihre eigene Gestalt beschauen; sie wird mit einiger Betroffenheit sich selbst leuchtend finden, nicht bloß ihre Arme, auch ihre Füße, ihre Beine, ihre Brust, ihren Leib durch die Kleider hindurch, alles wird sie in feiner Glut schimmernd erblicken."

Bedarf es zur Erklärung ähnlicher Wahrnehmungen der Annahme besonderer, bis jetzt unbekannter Kräfte? Oder ist es nicht wahrscheinlicher, daß Menschen mit äußerst feinen Sinnen, besonders lichtempfindlichen Augen, in der Dunkelheit Spuren des Lichtes wahrnahmen, welche alle jene beschriebenen Gegenstände und Wesen am hellen Tage aufgesaugt hatten und nur langsam wieder von sich gaben? — —

Die Mitteilungen Le Bons wurden anfangs mit großem Zweifel aufgenommen, ebenso erging es neuerdings dem Physiker Becquerel, als er erklärte, daß nach seinen Beobachtungen einige Verbindungen des Metalles Uran Röntgenstrahlen aussenden. Weitere Versuche stellten jedoch fest, daß in der That von jenen Stoffen Strahlen ausgingen, die ähnlich den Röntgenschen sind. Außerdem zeigten diese Verbindungen die seltsame Eigenschaft, daß die Strahlen von ihnen stets ausgingen, ohne irgend welche äußere Veranlassung, wie Besonnung, Erwärmung oder elektrische Erregung.

Die Becquerelsche Entdeckung wurde bald durch Arbeiten des Physikerpaares Herr und Frau Curie vervollständigt. Diese wiesen nach, daß die Röntgenstrahlen nicht vom Uran selbst ausgingen, sondern von anderen Stoffen, die als Verunreinigung in den Uranpräparaten vorhanden sind. Man begann diese Stoffe vom Uran abzuscheiden und erhielt so geringe Mengen von Substanzen, die viel kräftiger als die Uranpräparate strahlten. In ihnen sind Spuren bis dahin unbekannt gebliebener Elemente, Polonium und Radium, enthalten, von denen das Radium besonders kräftige Strahlen aussendet. In reinem Zustande konnten die Stoffe bis jetzt noch nicht dargestellt werden.

Die Wirkungen des Radiums grenzen an das Wunderbare. Einige Tausendstel Gramm radiumhaltiger Masse genügen, in einer kleinen Aluminiumbüchse eingeschlossen, zur Vorführung einiger der bekannten Röntgenversuche. Setzt man auf eine photographische Platte ein Holzkästchen mit metallenen Gewichtsstücken und legt darauf die Aluminiumbüchse, so erhält man schon nach einigen Minuten eine deutliche Schattenphotographie der Gewichte. Die radiumhaltige Büchse läßt auch die Baryumplatincyanürschirme aufleuchten. Befinden wir uns im Dunkeln und setzt uns jemand die Aluminiumbüchse an das Schläfenbein, so erfüllt sich unser Auge plötzlich mit Lichtschein, da die Augenflüssigkeit unter dem Einfluß der durch die Knochen dringenden Radiumstrahlen phosphoresciert.

Man hat radiumhaltige Stoffe mit Platinsalzen zusammenkrystallisiert und dadurch Stoffe erhalten, die ohne vorhergehende Bestrahlung fortwährend von selbst leuchten. Dr. A. Miethe berichtete kürzlich über ein Präparat dieser Art, das Dr. Giesel hergestellt habe. Es hat etwa das Gewicht von 0,3 g und besteht aus einer weißen körnigen Masse, die in ein Glasröhrchen eingeschmolzen ist. Die Substanz strahlt schon bei hellem Tage, in der hohlen Hand gehalten, ein deutliches blaues Licht aus, im Dunkeln aber ist der Glanz der Erscheinung ein ganz erstaunlicher. „Man kann," schreibt unser Gewährsmann im „Prometheus", „beim Licht der kleinen Röhre Druckschrift lesen, die Uhr kann noch in zwei Decimeter Entfernung mit Leichtigkeit abgelesen werden, ein weißes Blatt Papier auf einer schwarzen Fläche wird im absolut Dunkeln in 1 m Entfernung von der kleinen Röhre erkannt. Genug, die hier ausgestrahlte Phosphorescenzlichtmenge ist durchaus nicht gering."

Neuerdings ist von Debierne in Paris in den Rückständen des Uranpecherzes noch ein dritter Stoff entdeckt worden, der sich ähnlich radioaktiv verhält wie das Radium und Polonium. Trotz der eingehenden Versuche, die mit diesen Strahlen von verschiedenen Forschern, namentlich von den Professoren Elster und Geitel in Wolfenbüttel angestellt wurden, ist das Wesen derselben noch nicht aufgeklärt. Sollte es gelingen, diese seltsamen in Uranerzen vorhandenen Stoffe in größeren Mengen zu gewinnen, so würde man in ihnen eine überaus bequeme Quelle für Lichtstrahlen besitzen. — —

Eine der großartigsten Phosphorescenz-Erscheinungen in der Natur ist das Meeresleuchten. In der Regel wird es durch Massen kleiner Leuchttierchen verursacht, die mit den Wogen dahintreiben. Mitunter aber leuchtet das Meer und der Forscher sucht in dem Wasser vergeblich nach den phosphorescierenden Organismen. Worauf beruht alsdann die prächtige Erscheinung? Dr. M. Otto hat neuerdings dafür eine Erklärung gegeben. Wir können das Meeresleuchten nach Belieben in einer Flasche erzeugen. Wir füllen dieselbe zu $^4/_5$ mit Ozan und zu $^1/_5$ mit Meerwasser und schütteln sie kräftig im Dunkeln. Alsbald bemerken wir in der Flasche ein kräftiges Leuchten, das nach einigen Augenblicken verschwindet und von neuem auftritt, wenn wir die Flasche wieder schütteln. Otto erklärt den Vorgang dadurch, daß organische Stoffe, die das Meerwasser enthält, von dem Ozon unter Lichtentfaltung kräftig oxydiert werden. Mit vollkommen reinem Wasser gelingt es wenigstens niemals, die Erscheinung des Meereslenchtens in der Flasche hervorzurufen. In der Atmosphäre ist das Ozon, namentlich nach Gewittern, reichlich vorhanden, und in der That kann man nachts zu dieser Zeit öfter beobachten, wie auf den Kämmen der noch aufgeregten Wogen leichter Schein gleich Irrlichtern hin und her huscht.

M. Hagenau.

Blätter und Blüten.

Der Fählensee. (Zu dem Bilde S. 233.) Einen besonderen Reiz verleihen der Alpenwelt die halbversteckten geheimnisvollen kleinen Seen, die wie Gottesaugen aus weltfernen Hochtälern zum Himmel staunen. An drei solcher kleiner Seen gelangt man, wenn man von der berühmten Appenzeller Sommerfrische des Weißbades in das Alpsteingebirge steigt, wo der Innerrhoder Senne seine Herden treibt und an den Damen des Säntis den Wiederhall seiner Jodler weckt. Der bekannteste ist der tiefgrüne Seealpsee am Weg zum stimmungsvollen Wildkirchli und zur blumenreichen Ebenalp. Einsamer sind der Säntisер- und der Fählensee, aus denen einer der Quellflüsse der Sitternach dem Weißbad hinunterrauscht. Steil und mühsam steigt der Alpweg von See zu See, aber der lange schmale Fählensee belohnt sich ein überaus dankbares Ziel. Wie verzaubert liegt er in der Kluft des Gebirges in großartig wilder Umgebung. In seinem Spiegel, den der Sturm kaum je aufwühlt, beschaut sich der Altmann, der gewaltige Nachbar des Säntis. Er ist ein echter Quellsee, er hat keinen sichtbaren Zufluß und ist doch da. Geheimnisvoll rinnen ihm die Schmelzwasser tief in den Felsen sickernd zu. Welche Ruhe, welche Einsamkeit! Anfangs Sommer aber umschmeichelt sich der See mit den Lenzkindern des Hochgebirges, mit den Scharen der goldgelben Primel, des tiefblauen Enzians und der Männertreu. Dann beleben sich auch die Hütten im Hintergrund des Sees. Die Appenzeller Sennen in ledernen Kniehosen, in roter Weste, aus der der breite Messinggurt schaut, sind da, Geläute der Herden erklingt, und in die Flut waten die Tiere und trinken.

Wochenmarkt vor dem Rathaus in Bremen. (Zu dem Bilde S. 236 und 237.) Unser Bild führt uns auf den Marktplatz der alten Hansestadt Bremen, wo dreimal in der Woche Markttag ist und wo noch unverfälscht und nach alten Vorschriften der Wochenmarkt Käufer und Verkäufer auf dem Marktplatz versammelt. Es ist eine ehrwürdige Stätte, an der sich dies Marktleben abspielt, eine Stätte, auf welche Geschichts- und Kunstaltertümer in feierlichem und doch beredtem Schweigen hinabschauen. Da bildet das alte schöne Rathaus, eine Krone der Spätrenaissance, auf der einen Seite die Umrahmung; davor hält „Roland, der Riese" seit Jahrhunderten mit Schwert und Schild Wache, ein Symbol der Freiheit und Unabhängigkeit der Stadt; gegenüber steht der „Schütting", das alte Kaufmannshaus mit seiner feingegliederten und neuerdings vom Staube der Jahrhunderte befreiten und künstlerisch erneuerten Fassade. Nach Osten begrenzt den Platz der alte Dom, dem die kunstliebende Neuzeit neue prächtige Türme gegeben hat, nach Westen die Liebfrauenkirche, vor der sich als Sinnbild der heutigen Zeit und ihrer vaterländischen Errungenschaften das erzene Kaiserstandbild erhebt. Und ringsum im Kreise umstehen den Platz hochgiebelige alte Häuser, Zeugen einer vergangenen kaustliebenden Zeit. So paßt der alte Rahmen vortrefflich zu dem Bilde des Marktlebens, das allerdings anfängt „unmodern" zu werden und das wir doch nur ungern verschwinden sehen würden. Denn nicht nur eigenartig, sondern auch künstlerisch mutet es uns an, und mit den Typen der ihre schweren

Gemüsekörbe auf dem Kopfe tragenden Marktfrauen, die früher und zum Teil wohl jetzt noch zu der wohlangesehenen Zunft der „Kohldöker" gehören, würde das Straßenleben Bremens Erscheinungen verlieren, die zu ihm zu gehören scheinen wie die Glieder zum Körper. E. K.

Deutsche Bergleute im nördlichen Natal. (Mit Abbildung.) Der Bergbau auf Gold hat sich in Südafrika zu einer regelrechten hochentwickelten Industrie gestaltet. Berühmt sind vor allem die Minen am Witwatersrand bei Johannesburg geworden, aber noch an vielen anderen Stellen wird Gold gewonnen, und immer werden noch in der Wildnis Stellen entdeckt, an welchen goldhaltiges Gestein vorkommt. Nicht alle diese Lagerstätten sind abbauwürdig; bevor nun sich entschließt, dieselben regelrecht auszubeuten, muß zunächst festgestellt werden, ob der Goldgehalt des Gesteins so groß ist, daß er die mit der Gewinnung des Edelmetalls verbundenen Kosten und Mühen entsprechend lohnt. Die großen Goldfirmen in Südafrika senden darum tüchtige Bergingenieure in die Wildnis, die hier an Ort und Stelle die nötigen Untersuchungen, die Schürfungsarbeiten, ausführen. In Transvaal arbeitet bekanntlich sehr viel deutsches Kapital, das hauptsächlich in Eisenbahnen und Goldminen angelegt ist. Die großen Firmen beschäftigen auch viele deutsche Bergleute. Unser Bild zeigt uns eine Abteilung der letzteren im nördlichen Natal. Sie sind in die Wildnis hinausgezogen, um nach Gold zu schürfen. Diese Arbeiten dauern mitunter wochenlang. Die Bergleute, die von schwarzen Dienern begleitet werden, haben dabei viel von der sprunghaften Witterung zu leiden; denn auf glühende Mittagshitze folgen mitunter Nächte, in denen die Temperatur bis an den Gefrierpunkt sinkt. Darum ist für die Goldschürfer ein Obdach nötig, und dieses bietet ihnen ein kleines aus Wellblech errichtetes Häuschen. Sein Mobiliar ist nur dürftig. In der Regel dienen Kisten als Stühle und Tische, und die Goldpioniere schlafen auch auf aneinander gereihten Kisten, über welche Decken gelegt werden.

Deutsche Bergleute im nördlichen Natal vor ihrer Hütte.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Schlimme Begegnung. (Zu dem Bilde S. 249.) Den Kohleiten-Martl am südlichen Seeufer hat der Gamsteufel tüchtig beim Genick erwischt. Mochten die Jäger aufpassen, so viel sie wollten, und sich die Füße weglaufen: den Martl erwischt keiner, und dieses Gefidl machte den Burschen verwegen, tollkühn und übermütig. Als Martl die Afra freite, hielt er es genau fünf Tage am neugegründeten Herd aus, ohne den Stutzen zur Hand zu nehmen und aufzusteigen. Am sechsten Tag aber litt es ihn nicht mehr herunten, er mußte hinauf, denn „seine" Gams traten in die Brunft. Mochte Afra auch bitten und betten: Martl kann nicht anders. Und dabei blieb es. Auch das liebliche Kinderlallen im Kohleitenhofe hinderte ihn in den folgenden Jadeen in keiner Weise am Gamsgang. Zur Zeit der Grummeternte war's einmal; Afra ist des Morgens erwacht und findet das Bett des Gatten nebenan leer. Martl muß vor Tagesgrauen das Haus verlassen haben. Wohin er verschwunden ist, ahnt Afra, und heftiger als sonst pocht ihr gequältes Herz. Und just heute, wo das Grummet geborgen werden soll, ist er fort! Heute, wo es stinter Arme bedarf! Afra schickt die Dirn zu den Eltern, läßt sie um Aushilfe bitten, und willig, gleich Asen sorgenbald, fahren sie über den See, die Ernte zu bergen. Die Mutter sucht zu trösten und zu beruhigen, aber Afra, mit der Kleinen auf dem Arm, kann die Unruhe nicht meistern. Der Kahn ist gefüllt, es duftet das Grummet, Mutter, Afra und die Kleine nehmen Platz im Kahn, vorn sitzt die Dirn, der olte Vater führt altgewohnt mit sicherer Hand das schwere Ruder. Aufsteigende Wetterwolken drängen zur Eile und der See ist lang.

Ein Kahn kommt entgegen, im großen Sonnenschein glitzert Gendarmenhelm. Wer wohl da eingeliefert wird, gefangen? [illegible] rückt der Kahn — allmächtiger Gott! — Afra erblickt ihren [illegible] verwundet, gefesselt — gefangen. Mit einem Weheruf sinkt das [illegible] Weib zurück und legt die Hand über die Augen. — Von [illegible] Herzweh erfaßt, droht die Mutter mit geballter Faust dem [illegible] dem Vernichter häuslichen Glücks, und, seinen Augen nicht [illegible] schreckerfüllt starrt der Alte auf den Transport. Martl vermag [illegible] Weib nicht in die Augen zu sehen, er wendet den Kopf weg und [illegible] die Lippen aufeinander. Eines Gamsfels wegen gefangen! Just in [illegible] diesem Augenblick dioß der Jagdgehilfe, dem endlich der Fang [illegible] ist und der nun dem Gendarm die näheren Umstände erzählt. [illegible] weitere findet sich im Gerichtssaal.

Arthur Achleitner.

Schlacht bei [illegible] Städt. (Zu dem Bild S. 257.) Eine der [illegible] scheidendsten und [illegible] erschten Schlachten in den Spanischen Erbfolgekriegen (1701 bis 1714) ist die Schlacht der Höchstädt (13. August 1704). Entstanden war durch die Frage der spanischen Thronfolge in zwei Lager gerüt. Nach langeren vorausgehenden Verhandlungen und Vertragen, in denen England und Frankreich zunächst einig waren, entschied das Testament des Königs Karl II von Spanien, welcher Philipp von Anjou, den Enkel Ludwigs XIV, 1700 zum Thronerben eingesetzt hatte und noch in demselben Jahre gestorben war, alsbald die Kriegsfackel. Der Kaiser Leopold I, dessen Enkel ebenfalls wie Philipp der Sohn einer spanischen Prinzessin war, machte, mit den Waffen in der Hand, seine Ansprüche geltend. England schloß sich ihm an, als Ludwig XIV in die spanischen Niederlande eingefallen war und die Ansprüche des englischen Thronprätendenten, Jakob Stuart, unterstützte. Dagegen trat der Kurfürst von Bayern, der Statthalter der spanischen Niederlande, an die Seite Ludwigs XIV. Oesterreich und England fanden Bundesgenossen an den Deutschen Reich und Portugal. In den ersten Jahren dieses Krieges erwarb sich Prinz Eugen von Savoyen mehrfach glänzende Lorbeeren, nicht geringere der englische General Marlborough. Beide verabredeten im Jahre 1704 einen Feldzugsplan, um die Franzosen aus Bayern herauszuwerfen und über den Rhein zurückzujagen. Es kam zur Schlacht bei Höchstädt, in welcher das französisch-bayrische Heer eine entscheidende Niederlage erlitt. 30000 Tote und Verwundete standen auf den Schlachtfeldern dieser blutigen Schlacht. Der Kampf begann erst um 1 Uhr nachmittags. Die Franzosen hatten die bessere Stellung und die größere Truppenzahl. Doch Eugen und Marlborough gingen unerschrocken vor, und nach Sonnenuntergang hatten die Verbündeten einen vollständigen Sieg erfochten, das ganze Heer der Franzosen war auf der Flucht. Das stimmungsvolle Bild von G. A. Claß mit dem brennenden Dorf im Hintergrunde, den Toten und Verwundeten auf dem Schlachtfelde, stellt den Augenblick dar, wo die Franzosen, welche unter ihrem Obersten Desnonville den Kirchhof von Blindheim aufs tapferste verteidigt hatten, die Waffen strecken. Der Offizier zu Pferd ist der englische General Churchill. Es ist im kleinen ein Bild der ganzen Schlacht: der Sieger hoch zu Roß, hell und glänzend in der Mitte des Bildes, die Besiegten bilden eine düstere Gruppe, der Oberst überreicht seinen Degen.

Allerlei Kurzweil.

Scherzrätsel.

Nimmst du nur einen Hauch von Kleidungsstücken —
Welch deutsche Stadt erscheint vor deinen Blicken? E. S.

Rätsel.

Als kleiner, munterer Gesell
Muß ich in Saal und Garten schnell
Hierhin und dorthin rennen.
Hängst du mir noch zwei Silben an,
Wirst du als finstern, falschen Mann
Aus Schiller wohl mich kennen.

Rätseldistichon.

Ich bin mit n eine Zahl, gering im Range der Zahlen;
Ich bin mit m ein Gefaß, das in der Küche nicht fehlt.

Die Auflösungen der Rätsel und Aufgaben auf Seite 232 erscheinen im nächsten Halbheft.

Auflösung der Skataufgabe auf Seite 200.

Mittelhand hat gW., eD., e7, s8, gK., g7, g8, rK., r8, r9.
Hinterhand hat gD., rD., sD., sO., s9, s7, eZ., eK., eO., e9.
Skat: sK., s8.

Spielgang:

sW.,	gW., s7	(+ 4)
r7,	rK., rD.	(— 15)
sD.,	sZ., s8	(— 21)
eK.,	sW., e7	(+ 6)
g9,	gK., gD.	(— 15)

Die übrigen Stiche erhält der Spieler. Hätte Mittelhand einen zweiten Stich e7 mit r8 gestochen, so hätte der rK. noch einen Stich gemacht und das Spiel wäre verloren gewesen. — Eichel-Solo wäre in der Hinterhand bei folgendem Spiele gewonnen worden: sZ., s8, sD. (+ 21), e9, sW., eD. (— 15), g9, gK., gD. (+ 15), eO., rW., gW. (— 7), g7, eZ., gO. (+ 13), eD., r7, r8 (+ 11) = + 60 Augen und 4 Augen im Skat.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 8, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Prinz Georg von Sachsen, der kommandierende General des XII. (sächsischen) Armeekorps, das er als solcher seit der Thronbesteigung seines königlichen Bruders Albert bis zu der nunmehr erfolgten Enthebung von dieser Stellung befehligte, ist am 8. August 1832 zu Dresden geboren. 1846 trat er als Leutnant in die Armee. 1866 kommandierte er die 2. sächsische Infanteriedivision. Im deutsch-französischen Kriege führte er anfangs die 1. sächsische Division Nr. 23, dann aber an Stelle seines zum Oberbefehlshaber der Maasarmee ernannten Bruders Albert das Kommando des XII. Armeekorps. 1888 ernannte ihn Kaiser Wilhelm II. zum Generalfeldmarschall und betraute ihn mit der 2. Armeeinspektion. Seiner Ehe mit der 1884 verstorbenen Infantin von Portugal Maria Anna sind sechs Kinder entsprossen.

Prinz Georg von Sachsen.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Otto Mayer in Dresden.

Eine Heyse-Medaille. Unter den zahlreichen, reichverdienten Huldigungen, die Paul Heyse zum 70. Geburtstage in Gardone zu teil geworden sind, hat ihn, nach den Worten seiner Dankeskundgebung, keine herzlicher gefreut und lebhafter überrascht als die Ehrengabe von Freunden und Verehrern aus Deutschösterreich, sein in Silber gegossenes Reliefbildnis, modelliert von dem Wiener Medaillen- und Bildhauer Rudolf Marschall. Die Medaille ist als Prägemedaille in Bronze außer allen deutschösterreichischen Unterzeichnern der Adresse an Heyse auch — soweit der Vorrat reicht — Abnehmern im Reiche zugänglich. Die Deutschösterreicher — an deren Spitze Marie v. Ebner-Eschenbach stand — wollten Heyse durch ihre Zustände nicht nur den Beweis dauernden Anteils für sein vorbildliches Schaffen geben, sie wollten dem neidlosen, edlen Charakter des Mannes ein [illegible] Denkmal darbringen für die Entschiedenheit, mit der er für Grillparzer und Anzengruber, die Ebner-Eschenbach und Emil Marriot, Kurnberger und Saar, Kompert und Rosegger, Pichler und Stifter sich jederzeit in Wort und That eingesetzt hat.

Die Paul Heyse-Medaille von Rudolf Marschall.

Die neue Rheinbrücke bei Worms, die den Namen Ernst-Ludwigsbrücke trägt, wurde am 26. März in Anwesenheit des Großherzogs von Hessen feierlich dem Verkehr übergeben. Drei mächtige Bogen, von gewaltigen Pfeilern gestützt, schwingen sich kühn über den Strom. Im altdeutschen Burgstil erheben sich am Ein- und Ausgang zwei Bauwerke, mit zierlichen Türmchen und Söllern geschmückt, unter denen in weit geöffnetem Bogen der Zugang zur Brücke frei ist. Architektur wie Brückenbaukunst haben sich hier zu einem harmonischen Ganzen vereinigt, so daß nicht nur eine genial konstruierte, sondern auch eine wirklich schöne Brücke entstand. Ihr Schöpfer ist der jetzige Geheime Oberbaurat und Professor Karl Hofmann in Darmstadt, früher Stadtbaumeister in Worms, dessen Entwurf im Jahre 1896 mit dem ersten Preise ausgezeichnet wurde und nach einigen Abänderungen auch zur Ausführung gelangte. Am Bau waren außerdem beteiligt die Maschinenbauaktiengesellschaft Nürnberg, Filiale Gustavsburg mit Baurat A. Riepel in Nürnberg, die Bauunternehmung Grün & Bilfinger in Mannheim, Geheimrat Dr. Schaeffer sowie Oberbaurat Jmroth in Darmstadt und Baurat Reinhardt in Worms.

Die neue Rheinbrücke bei Worms.

Nach einer Photographie von Paul [illegible]

Digitized by Google

Prinz Maximilian von Baden hat sich mit der ältesten Tochter des Herzogs von Cumberland, Prinzessin Marie Luise, verlobt, ein Ereignis, das als der erste Schritt zur Aussöhnung des Hohenzollernhauses mit dem welfischen gedeutet wird. Die anmutige Prinzessin Marie Luise, die Enkelin des letzten Königs von Hannover, ist am 11. Oktober 1879 zu Gmunden geboren. Prinz Maximilian steht im 33. Lebensjahre. Er ist durch seinen langjährigen Militärdienst in Berlin dem Kaiserhause besonders freundschaftlich verbunden.

Prinzessin Marie Luise von Cumberland.
Nach einer Aufnahme des Hofateliers Adèle in Wien

Prinz Maximilian von Baden.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph B. Höffert in Berlin

Hubert Herkomer. Dem aus früherer Zeit stammenden Porträt des berühmten Malers, das wir vor kurzem unseren Lesern darboten, lassen wir heute ein solches noch neuester photographischer Aufnahme folgen.

Das Genesungsheim deutscher Handlungsgehilfen. In seinem vergangenen Vereinsjahr hatte der Verband deutscher Handlungsgehilfen (Leipzig) als besonderen Erfolg die Schaffung eines neuen Werkes zur Förderung der Interessen seiner Mitglieder zu verzeichnen. Es ist dies die Fertigstellung des Genesungsheims bei Aue i. S. Hatte auch das in Leipzig errichtete Verbandshaus ansehnliche Opfer erfordert, so waren doch Vorstand und Geschäftsleitung darüber einig, daß es notwendig sei, die Ziele des Verbandes auch dahin zu erweitern, daß neben Versicherung der Erkrankten und der Hinterbliebenen von Verstorbenen, sowie Versorgung im Alter, bei Stellenlosigkeit aber bei Bedarf auch Rechtsschutz, auch den Erholungsbedürftigen und Genesenden eine Heimstätte zu schaffen sei, da die so wohltätige Freistelle im Odd-Fellow Heim zu Geesthacht bei einer Mitgliederzahl von über 50000 sich als gänzlich unzureichend erwies. Die Stiftung „Genesungsheim" erlangte Mitte des Jahres 1897 die Rechte einer juristischen Person und hat Mitte 1899 ein Vermögen von über 100000 Mark gehabt, da ansehnliche Schenkungen von Prinzipalen und Gehilfen, sowie Einzahlungen und Sammlungen der Kreisvereine eingegangen waren. Als wertvollster Beitrag ist ein 160 m großes Wald- und Wiesengrundstück zu verzeichnen, das als Bauplatz von Herrn Fabrikbesitzer G. Lehmann (in Firma C. F. Leonhardt) dem Verbande geschenkt wurde. Es ist für den bestimmten Zweck äußerst günstig gelegen auf dem Höhenrücken, der sich vom Geesberg zwischen Niederschlema und Aue zur Mulde hinabzieht. Hier wurde nach den Plänen des Architekten Hüffner-Leipzig das Genesungsheim errichtet; es bildet ein landschaftlich weithin sichtbares Gebäude und enthält im Untergeschoß Keller, Küche, Bad rc., im erhöhten Erdgeschoß die Gesellschafts- und Speisezimmer, Büffett nebst Wohnung des Hausverwalters, in den zwei Obergeschossen samt ausgebautem Dachgeschoß oder 34 Zimmer, wo 60 Personen Unterkunft finden können. Es ist Vorsorge getroffen, daß auch Unbemittelte längere Zeit zur Erholung Aufnahme finden können, die Wohnung und volle Verpflegung kostet in der Woche nur 17 Mark 50 Pf.

Das Genesungsheim deutscher Handlungsgehilfen bei Aue in Sachsen.

Der Bär des Kreuzers „Deutschland". Prinz Heinrich im vergangenen Sommer mit der „Deutschland" längs der japanischen Küste kreuzte, kaufte er in Hokodate einen jungen braunen Bären, den er der Schiffsmannschaft zum Geschenk machte. Meister Petz ist inzwischen nicht bloß ein ganz respektabler Geselle, sondern auch aller Matrosen Freund und Spielkamerad geworden, mit dem diese gern zum Ergötzen der Besatzung possierliche Ringkämpfe und allerlei Scherze aufführten. Unsere Abbildung veranschaulicht eine solche lustige Szene, in welcher Freund Petz als Leckermaul auf die Probe gestellt wird und wobei es natürlich viel zu lachen giebt.

Senatspräsident Dr. George Rudolph Petersen. Eins der verdienstvollsten Mitglieder des obersten deutschen Gerichtshofs, der kaiserliche Senatspräsident beim Reichsgericht Dr. jur. Petersen, hat am 22. Februar dieses Jahres die Feier seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums begangen. Der Jubilar, der am 25. März 1826 in Osnabrück zur Welt kam, begann nach vollendetem Studium am 22. Februar des Jahres 1850 als Auditor beim Magistrat seiner Vaterstadt die juristische Laufbahn, die ihn 1854 in das königlich hannoversche Justizministerium führte. Im Jahre 1862 ward er als Sekretär in die deutsche Zivilprozeßkommission berufen und 1865 als Obergerichtsrat zum Vertreter Hannovers bei dieser Kommission ernannt. 1868 ist er als Oberappellationsgerichtsrat in Berlin, 1873 als Mitglied der Justizprüfungskommission thätig, und ein Jahr später sehen wir ihn als Rat im preußischen Obertribunal wirken. Dem Reichsgericht gehört er seit dessen Gründung am 1. Oktober 1879 an, seit 1. Oktober 1891 als Präsident des dritten Zivilsenats. Eine hohe Auszeichnung ward Petersen an seinem Jubiläumstage durch die Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Titel „Exzellenz" zuteil, die ihm von dem Reichsgerichtspräsidenten Dr. v. Oehlschläger feierlich mitgeteilt wurde.

Hubert Herkomer.

Generalmusikdirektor Dr. Eduard Lassen feiert in Weimar, an dessen Hoftheater er als Nachfolger Franz Liszts von 1859 bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1895 segensreich gewirkt hat, am 13. April seinen 70. Geburtstag. Lassen wurde 1830 in Kopenhagen geboren. Nachdem er seine Studien am Brüsseler

Der Bär des Prinzen Heinrich an Bord des Kreuzers „Deutschland".
Nach einer photographischen Aufnahme von Arthur Renard in Kiel.

Digitized by Google

Senatspräsident Dr. Peterssen.
Nach einer photographischen Aufnahme von Georg Brokeich in Leipzig

Ed. Lassen.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Herrlet in Weimar

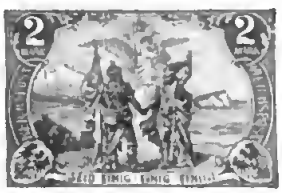
Prinz Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst.

Nik. Dumba †.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph B. Angerer in Wien

Graf Vincent v. Benedetti †.

Konservatorium beendet hatte, machte er auf Grund eines Schulpreises eine Studienreise nach Italien. 1857 kam er nach Weimar, wo Liszt des jugendlichen Komponisten erste Oper „König Edgar" zur Aufführung brachte und ihn selbst zu seinem Nachfolger empfahl. Lassen ist einer unserer bedeutendsten Symphoniker und Liederkomponisten. Am weitesten bekannt ist seine Musik zu „Faust".

Prinz Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst, der jüngst in den Reichstagsdebatten über die Lex Heinze gegen diese Gesetzvorlage eine entschieden ablehnende Haltung bekundete, ist der jüngste Sohn des Reichskanzlers Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst und am 6. August 1862 zu Lindau im Bodensee geboren. Er wohnt als Bezirkspräsident für den Bezirk Oberelsaß zu Colmar und vertritt im Reichstage den 10. Wahlkreis von Elsaß-Lothringen.



Neue Reichspostmarken.

Nikolaus Dumba, der nahezu 70 Jahre alt am 23. März in Budapest unerwartet einem Herzschlage erlag, war einer der um die öffentliche Wohlfahrt, um Kunst- und Musikpflege verdientesten Männer Wiens. Die Stadt verdankt seiner Mitwirkung viele der Dichter-, Maler- und Musikerdenkmäler, die ihr heute zur Zierde gereichen. Selbst musikalisch gründlich gebildet, persönlich mit allen literarischen und künstlerischen Größen Wiens befreundet, war Dumba, ein Mäcen im wahrhaften Sinne des Wortes, stets überall mit dabei, wo es sich um die Ausführung eines künstlerischen Unternehmens handelte. Zahllos waren daher die Ehrenämter, die er bekleidete, groß die Mühen, die er ihnen allen widmete. Ganz Wien, dessen Ehrenbürger Dumba war, trauerte um seinen Bahre, und sein Andenken bleibt unvergessen.

Graf Vincent v. Benedetti, der ehemalige französische Botschafter am Berliner Hofe, ist am 28. März zu Paris im Alter von nahezu 83 Jahren gestorben. Er war es, der im Auftrage seiner Regierung am 13. Juli 1870 in Ems an König Wilhelm die aufdringliche Zumutung stellte, die Versicherung abzugeben, daß eine hohenzollernsche Kandidatur auf den spanischen Thron, auf die kurz zuvor Prinz Leopold von Hohenzollern Verzicht geleistet hatte, auch in aller Zukunft ungeschehen bleiben solle. Die kurze Ablehnung dieses Ansinnens durch König Wilhelm ist bekannt. Bald darauf, am 16. August, fand die diplomatische Laufbahn Benedettis ihr Ende. Seitdem lebte er zumeist auf Korsika, wo er auch am 29. April 1817 geboren wurde.

Militärisches Promenadenkonzert im Berliner Lustgarten.
Nach einer Aufnahme von Sandre & Lublich, Berlin.

Digitized by Google

Für die Schaffung neuer Reichspostbriefmarken, die seit Jahresbeginn ausgegeben werden, kam zunächst der kolossale Aufschwung des Post- und Paketverkehrs, sowie dessen Ausbreitung über weite Auslandsgebiete in Betracht. Zuvörderst wurden die seitherigen Kleinmarken um solche zu 30, 40 und 50 Pfennig vermehrt. Sämtliche zeigen das Brustbild der mit der Kaiserkrone gezierten Germania und sind unter sich durch zwei einfarbigen, aber stets voneinander abweichenden Buchdruck äußerlich gekennzeichnet. Die Wertzeichen zu 2, 3 und 5 Mark enthalten figürliche Darstellungen. Auf der blauen Marke zu 2 Mark sehen wir zwei germanische Krieger, Nord und Süd verkörpernd, die sich brüderlich die Hände reichen; über ihnen erhebt sich die Siegesgöttin mit der Kaiserkrone; unten lesen wir die Mahnung: „Seid einig! Einig! Einig!" Das schiefergiolette 3-Mark- und das karmesinrote, schwarzumrandete 5-Markwertzeichen haben Motive nach Papeschen Gemälden, und zwar zeigt die erstere Marke die Enthüllung des Kaiser Wilhelm-Denkmals in Berlin am 22. März 1897, während die letztere den Kaiser darstellt, wie er im Weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin die Fahne des 1. Garderegiments mit dem Ruf: „Ein Reich, ein Volk, ein Gott!" niedersenkt. Unsere Abbildungen sind in etwas vergrößertem Maßstabe ausgeführt.

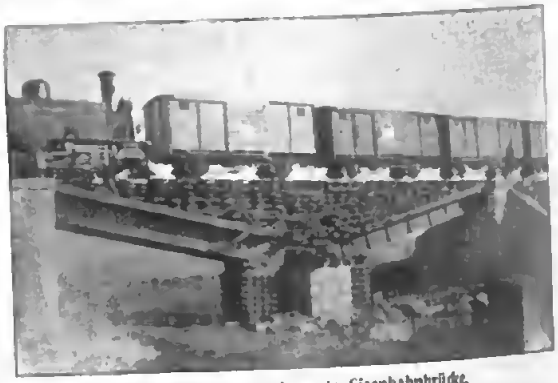
Militärische Promenadenkonzerte in Berlin. Seit Anfang des Jahres hat auch die Reichshauptstadt ihre militärischen Promenadenkonzerte. Dieselben finden über Mittag statt, und zwar auf der Terrasse des Albert Wolffschen Reiterstandbildes Friedrich Wilhelms III vor dem alten Museum im Lustgarten, wohin jetzt allmittäglich große Scharen von Spaziergängern ziehen, um sich dort an den musikalischen Darbietungen zu ergötzen.

Vom Kriegsschauplatz in Südafrika.

Das Volk von Transvaal ist in tiefe Trauer versetzt worden; es beklagt den Tod Piet Jouberts, eines wahren Patrioten, eines großen tapfern Feldherrn und rechten Ehrenmannes, der am 27. März in Pretoria einer akuten Nierenentzündung im 69. Lebensjahre erlegen ist. Joubert, dessen kräftige, mannhafte Erscheinung wir unseren Lesern erst jüngst in einem wohlgetroffenen Bildnis vorführten, hat sich um die militärische Organisation seines Volkes und die Befestigung der Grenzen von Transvaal und Pretoria unvergängliche Verdienste erworben. Wenn nun auch sein Tod eine unersetzliche Lücke reißt, so wird die Transvaalburen mit dem herben Schicksalsschlage doch das tröstliche Bewußtsein versöhnen, daß unter dem neidlos anerkannten Befehlshabergenie des Verstorbenen eine Reihe hervorragend begabter Truppenführer herangereift ist. Jouberts Nachfolger als Oberstkommandierender ist General Louis Botha in Natal geworden, der wohl am gründlichsten in des ersteren Pläne eingeweiht ist und sich in den Kämpfen am Tugela trefflich bewährt hat. Unsere Abbildung zeigt den General auf die Büchse gestützt und kühn vorausschauend; neben ihm zwei Unterbefehlshaber mit anschlagfertiger Waffe. General Snyman, dessen Porträt hier ebenfalls gebracht wird, ist der umsichtige Führer der burischen Belagerungstruppen vor Mafeking, die vordem Cronje befehligte. Von dem großen Elend, in welchem sich die seit über fünf Monaten eingeschlossene englische Besatzung dieser Stadt befindet, giebt die Abbildung der „Behausung" des Obersten Baden-Powell eine beredte Schilderung. Andererseits belehrt uns ein anderes Bild über die Nutzbarmachung gesprengter Brücken für den Eisenbahntransport. Indem man die durch Sprengung entstandene Senkung der Brücke mit Holzstämmen ausfüllte und verrammte, konnte man den Schienenstrang wieder darüber legen, so daß der Güterverkehr ungefähr bei derselben hinweg geleitet werden konnte. Als eine wahre Heldennatur muß der siebenundsiebzigjährige Transvaalbure erscheinen, den unsere Abbildung packend veranschaulicht. Stramm sitzt er zu Pferde, in der linken Hand den Zügel, in der Rechten die schußfertige Büchse, die ihr Ziel kaum jemals verfehlen mag. Solche Heldengreise sind als bewunderungswürdige Vorbilder in Frieden und Krieg wie geschaffen!

Burenveteran vor Ladysmith.

General Louis Botha.



Von den Buren ausgebesserte Eisenbahnbrücke.

General Snyman.

Die Behausung des Obersten Baden-Powell in Mafeking.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 8, 1900.

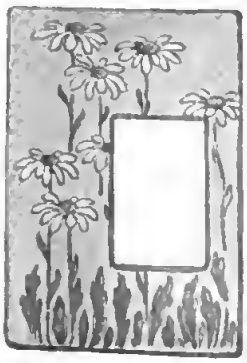
Allerlei Winke für jung und alt.

Schreibunterlage mit Graviererbeit und Malerei auf Linoleum. Sehr geeignet als Material für eine praktische Schreibunterlage ist Linoleum, welches sich durch Schnitzerei oder Grovierorbeit obendrein außerordentlich leicht und wirkungsvoll verzieren läßt und auch wohl die Ausschmückung mit einer einfachen Oelmalerei gestattet. Voraussetzung ist, daß man das Linoleum unbedruckt aerwendet, also entweder in der kalbraunen oder olivgrünen Färbung, in welcher es jedes Teppichgeschäft vorrätig hält.

Unsere beistehende Abbildung ist für eine Ausführung in Graaierarbeit und Malerei bestimmt. Das erforderliche Werkzeug ist ein Zierbohrer, auch Nelleisen genannt, ein kleines Werkzeug, das bereits in der Kerbschnittechnik eine ausgedehnte Anwendung zur Darstellung von Trennungs- und Zierlinien findet. Diese Linien erscheinen vertieft, so daß mon thatsächlich nan einem Gravieren der Linien sprechen kann und demzufolge bei Anwendung entsprechender, nur aus Linien oder Linienfiguren bestehender Mustee reizende, selbständige Granierarbeiten auszuführen vermag. Die einzige Schwieeigkeit besteht lediglich in einer geschickten Handhabung des Zierbohrers, den man völlig in der Gewalt haben muß. Es kann dies ouf zweierlei Weise geschehen: entweder foßt man ihn kurz, so daß viee Finger der rechten Hand unterhalb liegen, der Daumen jedoch oberhalb — diese Haltung ist bei kleineren Rundungen sehr zu empfehlen — oder man faßt ihn lang, das heißt oben am Griff, und läßt den erforderlichen Gegendruck und die Richtung während des Vorwärtsschiebens durch die unterhalb aufgelegten Finger der linken Hand regulieren. In diesem Falle muß der betreffende Gegenstand durch eine Schraubzwinge am Tisch befestigt werden, während mon im ersteren Fall die linke Hond frei behält, mit ihr sanach den Gegenstond drehen und wenden und dadurch die Arbeit der rechten Hand erleichteen kann. Gerade Linien zieht man übrigens am besten mit Hilfe eines Lineols. Das Graaieren hat auf alle Fälle longsam und sicher unter mäßigem Druck zu geschehen. Unbedingt ist ein Ausgleiten, wodurch sehr häßliche Ritze entstehen könnten, zu vermeiden, man wiederholt daher lieber bei sehr tief liegenden Linien dos Groaieren, als daß man nan aornherein tief einsetzt. Um die nötige Gewandtheit zu erlangen, möge man sich ouf kleinen Reststücken in kleinen und großen, geraden und gebogenen Linien zunächst recht eifrig üben, damit die Hauptarbeit später möglichst tadellos ausfällt.

Schreibunterlage mit vergoldeter Graviearbeit und Malerei auf Linoleum.

Die Graaierarbeit ist keineswegs eine maatone Beschäftigung, vielmehr gestattet sie auch zahlreiche Modifikationen und Verschönerungen. So läßt sich zum Beispiel die Wirkung durch Benutzung aan Zierbohrern verschiedener Breite bedeutend erhöhen; man machl dann noch Maßgabe der Zeichnung einzelne Musterteile, nad seien es auch nur Grenzlinien, sehr breil, nndere etwas schmäler, wieder andere, wie Schattenlinien, Adern u. s. w., ganz schmal. Die Zierbohrer sind in ¼, 1 und 1½ mm Breite zu haben. Auch durch aerschiedene Tiefen der Linien, wobei man flach, tief, ganz tief unterscheidet, kann die Arbeit lebendiger gestaltet werden.



Phalagraphierahmen aus Glas.

Sehr wirksam ist die Ausfüllung der Linien mit Bronzefarben aber mit Blattgold. Es geschieht dies durch vorsichtiges Ausmalen mit Siccatiöl und nachfolgendes Bestäuben mit Bronzepulver oder Eindrücken von Blattgold. Auch mit Emailfarben lassen sich die gravierten Linien ouafüllen, was einen aarzüglichen, eigenartigen Effekt giebt. Hat man Zeichnungen ongewendet, die nicht aus blaßen Linienfiguren bestehen, sondern aus Blättern, Blumenzweigen u. s w., wie ouf unserer Vorloge, so graviert man nur die Konturen und Adeen, sowie die Stiele, vergoldet diese auf die eine oder andere Weise und bemalt zuletzt die Blattflächen u. s. w. mit dünnen Oelfarben. Stellt man sich die Schreibunterloge in dieser Ausführung auf aliagrünem Linoleum aar, so wird mon wohl mit Freudigkeit an ein Nachorbeiten derselben herantreten.

Phalagraphierahmen mit Glasmalerei. Eine aiereckige Glasplatte, on den Konten gut abgeschliffen, ergiebt bei geschmockvoller Behandlung einen sehr hübschen Photographierahmen. Die Berzierung bilden zum Beispiel gelbe Marguerilen, die auf einem fein graublauen Grunde stehen. Unsere Zeichnung deutet die Anordnung der Blumen an, Gruppen aan je drei Blüten, die zunächst nur in Konturen möglichst hübsch und einfach auf die Rückseite zu zeichnen sind. Dunkelbraune Porzellanfarbe eignet sich gut zum Nachziehen der Umrisse mit feinem Morderpinsel. Ist die Kantur gut getrocknet, so füllt man sie mit Oelfarbe aus, lichtgelb die Blumen, mit dunkelgelbem Kern und sehr dunkeln Stielen und Blättchen; letztere bilden in ihrer ziemlich gerade ouftrebenden Anordnung eine Art Randbarte. Für Zeichnung und Farbe sind wieder die natürlichen Blumen selbst als Vorbild am meisten onzurolen. Mit einem hübsch dazu gestimmten, nicht zu duuklen bläulichen Ton deckt man dann den Grund und läßt nur den Raum für die Phatographie frei, den mon dunkel umrandet und genau bemißt, damit nicht etwa noch ein heller Papierstreifen zum Vorschein komme. Um das Bild im fertigen Rahmen festzuhalten, bedient man sich der Messinghalter mit Klammern, die in den Galanteriewarenhandlungen hierfür zu haben sind; im Notfall thut's auch ein Stückchen Karton, etwos größer geschnitten als die Photographie, das übee diese gelegt und an den Ecken mit etwas Modellierwachs am Rohmen festgeklebt wird. Auch weiße Blumen auf lichtgelinem Grund wirken sehr hübsch. Dadurch, daß die Molerei hinter dem Glase liegt, erhält sie etwos sehr Feines und Abgeschlassenes. J.

Bett mit verstellbarem Gitterkasten als Laufschule.

Bett mit verstellbarem Gitterkasten als Laufschule. Die Einrichtung des Bettes, dos ouf der Ausstellung für Kinderpflege und -Erziehung in München zu sehen woe, ist ebenso einfach als zweckmößig. Bei Tage ruhen die Bettstücke auf der federnden Matratze, während der sie umgebende hohe Gitterrond durch einen kurzen Handgriff seitwärts herausgeklappt wird und dos darin zum Spielen hingesetzte kleine Kind ebenso sicher behütet, sowie seine Schrittchen unterstützt, als die vam Schreiner verfertigte „Laufschule", welche nur verhältnismäßig kurz dient und donn ols unnützes Gerümpel auf dem Speicher steht.

Perforierte Telegramme.

Perforierte Telegrammkarmkare in Buchform mit Pappdeckeldecken zum Brennen und Malen sind ein sehr nettes und praktisches Geschenk für einen Herrenschreibtisch und in jeder größeeen Papierhandlung zu haben. — Ein leicht hingeworfenee Blütenzweig mit einem Matta, Taube, angelönt in Aquarell- oder Oelfarbe, aerleiht dem Gonzen ein schmuckes Aussehen. Für die Rückseite des Buches empfiehlt sich als Mittelpunkt das entsprechende Managramm oder Wappen und rechts und links davon die Jahreszahl in gatischer Schrift.

Die Bändchenstickereien, welche noch immer so sehr beliebt sind, erholten neuen Reiz durch Anwendung von Flitteen, die in kleinen Zwischenräumen dem Bändchen aufgesetzt werden. Natürlich eignet sich diese Bereicherung nur für feinere Arbeiten, wie Zierdecken, Kleidergenituren, Fächer, Lampenschleier, Sonnenschirmbekleidungen u. s. w., nicht aber für größere Gegenstände wie Gardinen, große Tischdecken u. s. w.

Für Hausfrauenfleiss.

Ueberziehjäckchen für Kinder von ein bis drei Jahren. Material: 1,50 m Ripspique, 80 cm breit. 1,25 m Stickerei, 40 cm roten Besatzstoff. 50 cm Futterstoff, 4 größere Perlmutterknöpfe.

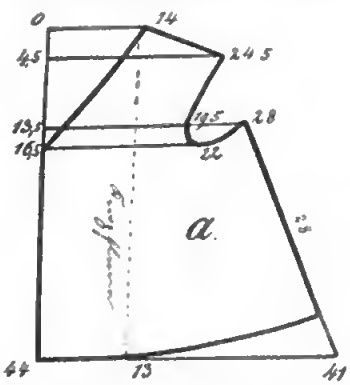
Ueberziehjäckchen für Kinder.
Vorderseite

Ueberziehjäckchen für Kinder.
Rückseite.

Das praktische, waschbare Jackchen kann auf verschiedene Weise garniert werden. An unserer Vorlage kommt die rot unterlegte Stickerei auf elfenbeinfarbigem Piqué sehr hübsch zur Geltung.

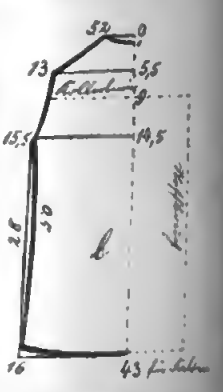
Sämtliche Teile werden nach der Schnittübersicht mit entsprechender Nahtzugabe, und das Rückenteil mit 10 cm Zugabe für die Falten, ausgeschnitten.

Die Vorderteile werden links bis zur Knopfleiste gefüttert, am Rückenteil sind die beiden 5 cm breiten Tollfalten in 10 cm Länge festzunähen, ehe der Roller aufgesetzt wird. Die Vorderteile sind mit dem Rückenteil an den Achseln und Seitenlinien durch Nähte zu



verbinden. Der äußere Kragen- und obere Manschettenrand wird in Stickereibreite rat besetzt und dieser Besatz mit dem innern Abschluß der Stickerei (hübsche Bogen oder Zacken) auf den Piqué festonniert; Besatzstoff und Stickerei werden nach dieser Linie ausgeschnitten. Die Aermel werden unten in Bündchen von 6 cm Höhe und 22 cm Weite gefaßt, welche durch die Manschetten gedeckt werden. Der Kragen erhält auf der unteren Seite ein Futter. F. A. S. St.

Sammet- und Seidenstehkragen zu schonen. Nichts trägt sich so schnell ab wie die Stehkragen unserer Kleidertaillen, deren Oberstoff meist aus Seide oder Sammet besteht und die vorn als Abschluß eine Brosche oder eine mit spitzer Nadel versehene Schleife erhalten. Gerade diese Nadeln sind es, welche gar bald den Stoff schlecht und unansehnlich machen, während an der Rückenseite die dunklen Stoffe der Umhänge, zumal wenn es sich um hellfarbige Sachen handelt, ihn verderben. Um nun das Einstecken der Broschennadeln zu verhüten, bringt man an jeden

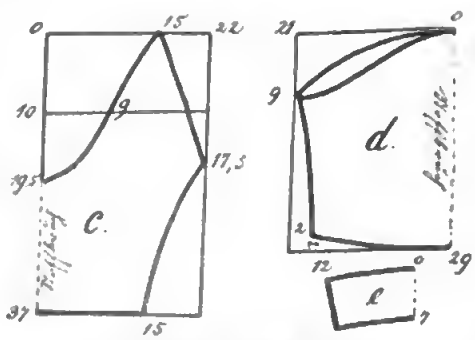


Oesen werden dann einfach die Broschen- oder Schleifennadeln geschoben, die nun mit dem Stoff gar nicht in Berührung kommen.

Um die Rückseite hellfarbiger Kragen zu schonen, muß man hinten in den Umhängen an der Innenseite zwei Oesen in passender Entfernung anbringen, in welche man eine aus weißem Batist glatt gefertigte kleine Binde hakt, welche sich, wenn sie schmutzig geworden ist, leicht waschen läßt. Man wird auf diese Weise immer saubere Kleiderkragen behalten. L. H.

Hülle für eine Badewanne. Um die schön geputzte Wanne bis zum nächsten Gebrauch tadellos sauber zu erhalten, empfiehlt es sich, ihr eine leichte Hülle aus farbig gemustertem Kattun, Nessel oder dergleichen zu geben. Die einfachste Form ist die einer großen Decke mit abgerundeten Ecken, welche etwa bis zur halben Höhe der Wanne niederfällt, oder man schneidet einen ovalen Teil, der in Form und Größe der obern Wannenrundung entspricht, und setzt diesem einen volantartigen, fast bis zum Boden reichenden Teil an, der am Kopf- und Fußende etwas einzureihen ist. Zum Abschluß des unteren Randes sieht ein gefälteter Volant oder ein einfarbiger Stoffstreifen gut aus, auch kann man kräftige Kreuzstichstickerei verwenden. An der Wannenseite, die dicht an der Wand steht, können Decke oder volantartiger Teil gekürzt werden.

Sollte sich die obere Fläche der Hülle senken, was bei sehr großen Wannen vorkommt, so lege man über die Wanne zwei in Kreuzform aufeinander befestigte flache Leisten.



Schnitte zum Ueberziehjäckchen für Kinder.

a. Vorderteil. b. Rückenteil mit Kofferlinie. c. Hälfte des Matrosenkragens. d. Hälfte des Aermels mit Linie für den Unterärmel. e. Hälfte der Ueberschlagmanschette.

Allerlei Winke für jung und alt.

Hölzerne Metzgermulde für Backwerk. Schon seit einiger Zeit [illegible] Mulden, wie sie bei den Metzgern gebräuchlich sind, in [illegible] handgeschäften verkauft. Das hier abgebildete Gerät ist in natürlicher Größe 34 cm lang zu 16 cm Breite und macht sich mit bunter Bemalung wunderhübsch, um trockenes Backwerk darin aufzutragen. Die Bemalung erstreckt sich nur über die gewölbte Außenseite der breiten Ränder, während die vertiefte Innenseite weiß [illegible] in langsamer Abtönung etwas gefärbt wird.

Metzgermulde für Backwerk.

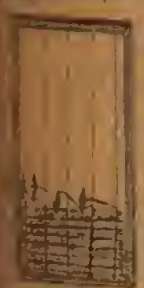
Norwegisches Schlüsselbrett. Das Brett selbst, welches 1 cm dick, [illegible] und mit dem Griff 22 cm hoch ist, läßt sich aus jedem [illegible] herstellen. Dann streicht man es mit heller, gelblicher [illegible]erfarbe an, bis auf die Ränder, die einen leuchtend roten Aostrich erhalten. Nun sind auch die Mützen der Heinzelmännchen, mit deren Gestalten das norwegische Original dieser Zeichnung geschmückt ist; man zieht die Linien in scharfen Umrissen mit brauner Farbe auf dem getrockneten Gelbgrund und setzt die Fleischtöne, die Kleidung ꝛc. in guten Flächen ohne viel Abschattierung dazwischen. Drei bis vier eingeschraubte Messinghaken zum Aufhängen der Schlüssel vervollständigen den hübschen Gegenstand, der mittels des kleinen Loches im Griff an der Wand befestigt wird.

Norwegisches Schlüsselbrett.

Kinderschühchen als Blumenvase. Nichts Niedlicheres als Gratulationsgeschenk für Vaters Geburtstag als das erste Schuhchen seines kleinen Lieblings in allerdings kaum wiedererkennbarer Umgestaltung. Das Schuhchen läßt man grünpatina galvanisieren, dadurch wird das Schuhchen ganz hart und wasserdicht und [illegible] ganz reich als reizende Erinnerung und Blumenbehälter, in dem [illegible] sich hübsch ausnehmen.

Strohmatten. Strohmatten sind als Deckmaterial, wo man Blumen oder Gemüse zu Mistbeeten zieht, unentbehrlich. Auch zum Decken von [illegible] und Mieten eingeschlagenen Gemüse, wie zum Schutze von Spalierobstbäumen, deren Blüte so oft durch Spätfröste bedroht wird, [illegible] sie wesentliche Dienste.

Die Größe der aus Stroh- oder auch aus dünnem Schilfe hergestellten Matten richtet sich nach der Länge der zu deckenden Gegenstände, werden stets etwas länger als die Mistbeetfenster hergestellt, auch das Breitenmaß muß so genommen werden, daß sie nicht nur ein oder zwei Fenster vollständig bedecken, sondern auch den Rand derselben auf beiden Seiten überragen.



Gestell zum Anfertigen von Strohmatten.

Zum Strohmattenanfertigen bedient man sich, wie Abbildung zeigt, am besten eines starken Holzrahmens, der nach Länge und Breite um 30 bis 40 cm größer ist, als das Maß der anzufertigenden Matten. Man zieht nach der Höhe des Gestelles, falls es senkrecht steht, oder nach der Länge, falls man das Gestell auf einer Fläche liegen hat, starke Schnüre auf, welche als Zettel dienen sollen und befestigt sie in Löchern des Rahmens oder auf Nageln, die sich auf dem Rahmen befinden, fest.

Für gewöhnlich zieht man fünf Längenschnüre auf, von denen die beiden äußeren 10 bis 15 cm vom inneren Rahmenrande sind, die inneren müssen unter sich in gleichen Abständen aufgezogen werden. Ein über ein Holz gewickelter 4 bis 5 cm langer, guter Hanf hergestellter, womöglich geölter Bindfaden wird an [illegible] nahe an einem Ende des Rahmens festgebunden. Dieser soll gewissermaßen den Einschlag bilden und das Stroh an [illegible] befestigen. Die Arbeit selbst wird durch die Abbildung verständlich. Zur Verwendung sollte nur Roggenstroh oder, wo dieses [illegible] mittelfeines Langstroh gelangen, damit die Strohdecken so nicht [illegible] werden. Behufsmäßig trocknen muß gewordene Decken nur [illegible] sie sind schwer auf- und zuzurollen und füllen beim [illegible] die aufzustellende Wand schwerer ins Gewicht.

Spargeldüngung. Der Spargel ist eine jener Pflanzen, welche [illegible] er Düngung bekommen können und der, je stärker er gedüngt wird, desto reichere Erträge liefert. Ganz besonders anrathsam ist [illegible] Spargel die Düngung mit Kainit. Dieses Düngesalz verbessert [illegible] Triebkraft und vergrößert seine Zartheit. Man darf es [illegible] in geringen Mengen und nicht zu spät geben. Das Salz wird auf die Beete gestreut und dann untergehackt oder untergegraben. Für 1000 qm sind 3 bis 4 Centner notwendig.

Die zum Kronenschnitt der Obstbäume erforderlichen Geräte. I. Da die meisten Baumscherenkonstruktionen keinen ganz glatten Schnitt machen, sondern quetschen, so empfiehlt es sich, sämtliche Schnitte mit hocharscharfen Messern auszuführen; starke Triebe schneidet man mit der Schere nur und dann mit dem Messer nach. Das Baummesser soll eine hakenartig gekrümmte Klinge besitzen, damit man mit der Spitze in die oft engen Zwischenräume zwischen den einzelnen Zweigen eindringen kann; ferner muß der Griff bequem in der Hand sitzen, die Höhlung der Hand ausfüllen. Unsere Abbildung zeigt ein krummklingiges Baummesser, das auch oft französisches genannt wird; das gleichfalls abgebildete geradklingige Messer wird zum Baumschnitt in England gebraucht, man nennt es englisches Baummesser. Das Messer ist bei dem Beschneiden so zu führen, daß die entstehenden Schnittflächen möglichst klein ausfallen, damit die Wundflächen möglichst bald verheilen können. Man wird daher den Schnitt über einem Auge, bezw. einer bestimmten Knospe, also der Basis des bestimmten Auges gegenüber, beginnen und dicht über dem Auge beendigen.

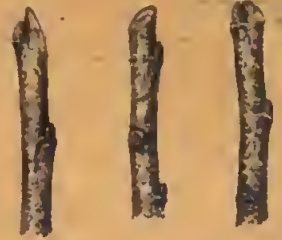
Französisches Baummesser. Englisches Baummesser.

Unsere Abbildungen zeigen 3 verschiedene Schnittflächen, a weist einen Schnitt auf, der tiefer geführt wurde, als es richtig war, die Folge davon wird sein, daß das obere Auge sehr leicht vertrocknen, jedenfalls schwächer treiben wird als das darunter befindliche; b zeigt den zu hoch geführten Schnitt, die Wunde wird deshalb schwerer vernarben, weil das über dem Auge befindliche Stück erst bis zu diesem

Wie beim Beschneiden des Messer zu führen ist.

zurücktrocknen, absterben muß, denn der Saft steigt nur bis zu jenem Auge auf und wird von diesem ganz absorbiert. Solche Stifte, bezw. Zapfen schaden den Kernobstbäumen nicht sehr, doch den Steinobstbäumen desto mehr, sie sind oft die Entstehungsursache des Gummiflusses und daher zu vermeiden. Dort, wo sie vorgekommen sind, müssen sie nachträglich weggeschnitten werden. Figur c zeigt den Schnitt, wie er sein soll, es ist das letzte Auge hinreichend mit Holz gedeckt, um gegen das Vertrocknen versichert zu sein, andererseits wird die Schnittwunde schnell vernarben, weil sie in gleicher Höhe mit dem letzten Anziehungspunkte des Saftes, dem obersten Auge steht. Bei diesen ist seine Bedeckung der Schnittflächen mit Baumwachs oder etwas anderem erforderlich. Der Schnitt soll stets ziehend, nie drückend sein.

Anbau der Sonnenblume. Einzelne Riesen-Sonnenblumen im Garten wirken nicht häßlich; und wenn die Samen, welche übrigens ein gutes Hühnerfutter abgeben, dazu dienen, im Herbste Meisen und andere nützliche Vögel anzulocken, so sind die Gewächse entschieden auch vorteilhaft. Neuerdings hat man eine neue Verwendungsart der Sonnenblume gefunden. Die starken Stämme liefern viel Mark, welches durch seine Leichtigkeit eine vorteilhafte Verarbeitung bei Rettungsgurten ꝛc. findet. Die Sonnenblume wird daher jetzt auch ihres Markes wegen angebaut, und da die Industrie ziemliche Mengen davon gebraucht, so dürfte kaum viel Zeit darüber vergehen, bis der Anbau der Sonnenblume vereinzelt im landwirtschaftlichen Betriebe aufgenommen wird. Die Kultur ist sehr leicht. Man legt die Samen, ähnlich wie man Zuckerrübensamen legt, über 50 cm voneinander entfernt in Reihen, die 50 bis 80 cm auseinander liegen. Der Boden muß eine gewisse Kraft haben; öfteres Hacken oder mehrmaliges Ausdünnen ist notwendig.



a b c

Verschiedene Schnittflächen beim Kronenschnitt.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

E. Marlitts Romane und Novellen

Illustrierte Ausgabe.

10 Bände, elegant gebunden. In feiner englischer Leinwand-Truhe. Preis 40 Mark.

Auch in einzelnen Bänden à 4 Mark oder in 75 Lieferungen à 40 Pfennig zu beziehen.

Inhalt: Bd. 1. **Das Geheimnis der alten Mamsell.** Mit Illustr. von C. Koch. — Bd. 2. **Das Heideprinzesschen.** Mit Illustr. von Eedmann Wagnee — Bd. 3. **Reichsgräfin Gisela.** Mit Illustr. von J. Kleinmichel. — Bd. 4. **Im Schillingshof.** Mit Illustr. von Wilhelm Claudius. — Bd. 5. **Im Hause des Kommerzienrates.** Mit Illustr. von H. Schlitt. — Bd. 6. **Die Frau mit den Karfunkelsteinen.** Mit Illustr. von C. Zopf. — Bd. 7. **Die zweite Frau.** Mit Illustr. von Alexander Zick. — Bd. 8. **Goldelse.** Mit Illustr. von Wilhelm Claudius. — Bd. 9. **Das Eulenhaus.** Mit Illustr. von Carl Zopf. — Bd. 10. **Erzählungen** (enthaltend: Amtmanns Magd. Die zwölf Apostel. Der Blaubart. Schulmeisters Mit Illustr. von M. Flashar, E. Hergee und A. Mandlick.

Wie zur Zeit ihres ersten Erscheinens üben auch heute noch die Marlittschen Romanschöpfungen einen unwiderstehlichen Reiz auf das deutsche Lesepublikum und insbesondere auf die deutsche Frauenwelt aus. Die Nachhaltigkeit dieses Erfolgs erklärt sich daraus, daß derselbe nicht etwa nur auf der anerkannten Meisterschaft der Verfasserin in der Kunst, zu erzählen, zu Vorführung spannender Handlung, fesselnder dramatischer Situationen, sowie in ihrer ungewöhnlichen Kenntnis des Frauenherzens beruht, sondern hauptsächlich dadurch, daß allen Marlittschen Romanen hochinteressante, Geist und Gemüt bewegende, sittliche Probleme zu Grunde liegen.

Marlitts Goldelse, Zweite Frau, Geheimnis der alten Mamsell und die übrigen sinnigen Schöpfungen dieser beliebtesten deutschen Erzählerin, deren Namen vielen Tausenden die Erinnerung an so manche längst vergangene glückliche Stunde wachrufen mögen jetzt die Herzen der heranwachsenden Generation erfreuen! Gestattet es doch die ungetrübte Reinheit der Marlittschen Erzählungen jeder Mutter, sie ruhig in die Hände ihrer Tochter zu geben!

Für elegante Ausstattung der illustrierten Ausgabe, schönen Druck und gutes Papier ist Sorge getragen; die Illustrationen stammen von hervorragenden Künstlern.

Die meisten **Buch- und Zeitungshändler** nehmen Bestellungen auf die **illustrierte Ausgabe** von **Marlitts Romanen und Novellen** entgegen und senden auf Verlangen die erste Lieferung der beiden Serien zur Ansicht.

Jodbad Sulzbrunn.

Bayr. Allgäu. Eisenhaltiges Jodbad. Luft- u. Gebirgskurort (675 m). Post. Telegraph. Telephon. Kgl. Apotheke. Wunderschöne Lage im Wald. Das Beste in allen Fällen, wo Jod und ozonreiche Luft zusammenwirken sollen. Wasserversand. Jodmagnesiumsalze, Jodlauge. Saison 1. Mai bis 1. Oktober.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Brausejahre.

Bilder aus Weimars Blütezeit.

Roman von **A. v. d. Elbe.**

3. Aufl. Preis geh. 3 M. Eleg. geb. 4 M.

Ein fesselnder Roman, in welchem dem Leser das bunte Treiben einer denkwürdigen, durch die Gestalten des Weimarer Goethe Kreises belebten Zeit vorgeführt wird.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Schloss Josephsthal

Roman von **Marie Bernhard.**

Preis geheftet 3 Mk. Eleg. gebund 4 Mk.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Ein bewährtes Volks- und Familienbuch.

In neuer Auflage. ◆ Vollständig!

Bock's Buch

vom gesunden und kranken Menschen.

Sechzehnte Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und mehreren Farbtafeln.

Neu bearbeitet von **Medizinalrat Dr. W. Camerer.**

Preis elegant in Halbfranz gebunden 12 Mk.

Die **neue Auflage** ist von einem praktischen Arzt und Naturforscher, **Dr. W. Camerer** (Urach), aufs sorgfältigste bearbeitet und den Fortschritten der stetig und rasch sich entwickelnden Wissenschaft entsprechend mit zahlreichen Zusätzen, Berichtigungen und Ergänzungen versehen worden. Als ein allseit bewährter Ratgeber in gesunden Tagen und ein treuer Helfer in der Not sollte das Werk in keiner Hausbibliothek fehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussboden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Gerätschaften, Töpfen und Pfannen, Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK. U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

1. Mai 1900.

Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Inhalt.

	Seite
Kampf ums Glück. Roman von Paul Rohrau (2. Fortsetzung)	265
Der Blumenmarkt in Florenz. Mit Abbildung	278
Eine deutsche Bauernschlacht in Amerika und ihre Folgen. Von Rudolf Cronau. Mit Abbildungen	278
Im Wasserwinkel. Roman von W. Heimburg. (8. Fortsetzung)	281
Birkhahnbalz in hannöverschen Mooren. Von Dr. Ernst Schäff. Mit Abbildung	288
Die Einweihung des Münchener Künstlerhauses. Von Alex Braun. Mit Abbildungen von Fritz Bergen	291
Blätter und Blüten: Franz von Gaudy. (Mit Bildnis.) S. 294 — Schiffsjungen beim Geschirr-Reinmachen. (Zu dem Bilde S. 265.) S. 294. — Verhütung der Kurzsichtigkeit durch hygieinische Schuleinrichtungen. S. 294. — Eldorado. (Mit Abbildung.) S. 295. — Der Mühlenteich bei Varel a. d. Jade. Von Chr. Nielsen. (Zu dem Bilde S. 273.) S. 295. — Der neue Monumentalbrunnen in Hannover. (Mit Abbildung.) S. 295. — Wildbach in Tirol. Von J. C. Platter. (Zu dem Bilde S. 285.) S. 295. — Die Wetterwarte auf der Schneekoppe. (Mit Abbildung.) S. 296. — Tizians Tochter. (Zu unserer Kunstbeilage.) S. 296.	
Kleiner Briefkasten: S. 296.	
Allerlei Kurzweil: S. 296.	
Illustrationen: Schiffsjungen beim Geschirr-Reinmachen. S. 265 — Eine harte Probe. Von E. Anu. S. 269. — Der Mühlenteich bei Varel. Von J. Preller. S. 273. — Der Blumenmarkt in Florenz. Von P. Seoppetta. S. 276 und 277. — Abbildungen zu dem Artikel „Eine deutsche Bauernschlacht in Amerika und ihre Folgen": Blick auf das Denkmal der Schlacht beim Mohawkfluß. Bronzerelief am Denkmal der Schlacht beim Mohawkfluß, der verwundete Herchheimer leitet die Schlacht. S. 280. Das Denkmal für Adrian Herchheimer in unmittelbarer Nähe seines Grabes und seines Wohnhauses. S. 281. — Wildbach in Tirol. Von Gg. Mucco S. 285 — Auf der Birkhahnbalz. Von Dr. Ernst Schäff. S. 289. — Abbildungen zu dem Artikel „Die Einweihung des Münchener Künstlerhauses". Von Fritz Bergen. Feierliche Uebergabe des Schlüssels an Franz von Lenbach. S. 291. Gruppe der Grazien. Auftragen des ersten Gerichtes beim Prunkmahl. S. 292. Das Festmahl der Münchener Künstler. S. 293. — Franz von Gaudy. S. 294. — Das Gutshaus des Königs Darabo. S. 295. — Der neue Monumentalbrunnen in Hannover. S. 295. — Die neue Wetterwarte auf der Schneekoppe. Gasthaus. Kapelle. Observatorium. S. 296.	

Hierzu 2 Beilagen, sowie Kunstbeilage 9: „Tizians Tochter Lavinia".

Kleine Mitteilungen.

Ein Wink für Hausfrauen mit beschränkten Räumen. Ach, sie weiß oft nicht aus und ein, die arme Hausmutter, wenn es gilt, wiederum neue nötige Dinge vor Staub und Verderben zu schützen und sie in Schränken zu bergen, die keinen Raum mehr bieten und deren man — leider — aus Platzmangel ohnehin nur wenige besitzt. Hausfrauen in solchen Nöten möchte ich eine Einrichtung empfehlen, die ich bei einer erfinderischen Hausfrau, die sich in gleicher Notlage befand, kennen und bewundern lernte. Ich meine Zwischenbretter in den Schränken. Meist sind die festen Bretter der Wäscheschränke so weit voneinander, daß man die einzelnen Lagen nur selten ausfüllen kann, oder die Schränke sind so tief, daß man die Bretter nicht bis hinten belegt. Deshalb wird man meist sehr gut zwischen den einzelnen breiten Brettern rückwärts in handlicher Höhe kleine schmale Brettchen von 10 bis 12 cm Breite anbringen können. Man schlägt um einfachsten rechts und links in die Wände des Schrankes zwei lange Nägel, welche das Brettchen tragen; man kann aber auch, was solider ist, an die Rückwand des Schrankes passende Eisenstützen schrauben, auf welchen dann Brett liegt. Damit den einfachen Brettchen ein schmuckes Aussehen nicht mangelt, schlägt man rückwärts über den Brettchen zwei Messingbügelchen ein und leitet von diesen um das Brett herum je ein farbiges Band. Dann knüpft man es vorn zu einer zierlichen Schleife, so daß es aussieht, als würden die Bretter von diesem Bande getragen. Die Brettchen werden mit einem einfachen oder gestickten Kongreßstoffstreifen bedeckt und dienen nun zur Aufnahme aller möglichen kleinen Dinge, die man sonst außerhalb des Schrankes hätte herumstehen lassen müssen.

Die Hausfrau in ihrem Schalten und Walten. Von Prof. Mörtler. (Ulm, Ebnersche Buchhandlung.) Die Zeiten sind darüber, wo heranwachsende Töchter von der Mutter praktisch in alle Hausarbeiten eingeführt wurden und sich schon als Mädchen die zur Führung eines Haushaltes nötige Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten erwarben. Nur nebenbeiweise sieht man unsere jungen Damen in regelmäßiger Uebung kochen, schneidern und wirtschaften, die große Mehrzahl meint, das bißchen Haushaltungskunde sei ja im Handumdrehen zu erlernen. Was dann folgt, hat in mancher schon den Wunsch erweckt, alle diese gering geachteten Dinge gründlich zu verstehen, um die tausend Unerfreulichkeiten zu vermeiden, welche der unerfahrenen Hausfrau „passieren" und recht viel Verlust an Geld und guter Laune im Gefolge zu haben pflegen, ganz abgesehen von der berüchtigten Dienstbotenfrage, die eben auch durch Unkenntnigkeit der Hausfrau sich verschärft. Aus solchen Erwägungen heraus ist das obengenannte Buch entstanden. Es will unsere lesenden Frauen jene notwendige Unterweisung geben und zieht deshalb alles in den Kreis der Betrachtung, was ein moderner Haushalt umfaßt. Das ganze reichhaltige Werk kann vor den Augen einer erfahrenen und kritischen Hausfrau mit Ehren bestehen; nur an wenigen Stellen merkt man die allzu systematische männliche Feder, welche nicht genug mit den Möglichkeiten der täglichen Arbeit rechnet. Hier wird die junge Hausfrau bald lernen, abzukürzen und zu vereinfachen. Aber sie wird sich immer wieder bei ihrem Buch Rat holen können und deshalb sollte dasselbe recht vielen Ratbedürftigen zur Aussteuer mitgegeben werden.

Schutzdecke gegen das Bloßstrampeln der Kinder. Schon manches besorgten Mutter hat das Bloßstrampeln ihrer kleinen unruhige Nächte bereitet. Viele Erkältungen unserer Jugend sind auf das Bloßliegen in der Nacht, besonders in der kälteren Jahreszeit zurückzuführen. Mit Freude kann man daher eine Erfindung begrüßen, welche die Firma Herm. Boldt in Stettin, Bismarckstr. 17, unter dem Namen „Babys Schutzgeist" in den Handel gebracht hat. Es sind dies Kinderbett- und Kinderwagen-Schutzdecken, welche derartig an dem Bett bezw. an der Kinderwagen befestigt werden, daß ein Bloßliegen der Kleinen zur Unmöglichkeit wird. Prinzip bei dem Apparat ist: Anbringung der Klemmfische der Transpiration und damit des Triebes zum Strampeln mit Knöpfen der Bettdecke, ohne die Bewegungsfreiheit des Kindes zu behindern oder das letztere mit Einschnürungen rc. zu quälen. — Wir können diese Schutzdecken allen Hausmüttern aufs beste empfehlen.

Anleitung zu Herbstschnitt-Arbeiten von J. Bancke (Leipzig, Verlag von E. A. Seemann). Allen, wens die Handfertigkeit unserer Jungen vermehrt und sie zugleich von dem ungemeinderbenden Müßiggehen abhält, ist aufs wärmste zu begrüßen, besonders wenn die gegebenen Anleitungen so durchaus praktisch und leicht ausführbar sind wie die in oben genannter büdscher Broschüre. Sechzehn Photogrammen erläuterten Handhaltung, Ansetzung der Instrumente u. a., geben aber auch eine Auswahl schöner und geschmackvoller Muster, von der einfachen Bordüre an bis zur kunstreichen Rosette und den wirkungsvollen Grundmotiven. Der Text ist so leicht verständlich und erläutert die Verfahren so gründlich, daß auch eine ungeübte Hand mit Sicherheit danach zu arbeiten vermag. Der betreffende Werkzeugkasten und das hübsche Büchlein zusammen — das ist ein prächtiges Geschenk für Knaben zwischen 11 und 16 Jahren.

Kalten Aufschnitt frisch zu erhalten. Nichts trocknet leichter ein als der erst recht dünnschnitt geschnittene Aufschnitt, und fast immer sind seine Ueberreste am folgenden Tage recht unansehnlich geworden. Ein oft angewandtes Verfahren, den verschiedenen kalten Aufschnitt übereinandergeschichtet zwischen zwei passenden Schüsseln aufzubewahren, bewährt sich deshalb nicht, weil sich der Geschmack der verschiedenen Sachen miteinander vermischt und keine Sorte eigentlich mehr so mundet, wie sie es ursprünglich that. Ganz ausgezeichnet aber werden die Reste des kalten Aufschnitts, ohne daß man sie aufeinanderzupacken braucht, frisch erhalten, wenn man sie auf einer mit einem Fuß versehenen Schüssel von einiger Tiefe nebeneinander legt, in die Mitte ein kleines Töpfchen stellt, die Schüssel auf ein reines, in kaltes Wasser getauchtes, fest ausgerungenes Tuch stellt und dieses nun wie ein Schutzdach rings über die Schüssel zieht. Man muß darauf achten, daß das feuchte Tuch nirgends die Aufschnittreste berührt, und es um das Töpfchen festbinden. An kühlem Ort hat sich der auf solche Art geschützte Aufschnitt mir zwei bis drei Tage trefflich erhalten.

Reiner Sinkt. Man behält häufig Reste von Gemüsen übrig, womit sich ein sehr einladendes Gericht herstellen läßt. Man schneidet 6 bis 8 hartgekochte Eier quer durch, löst das Gelbe heraus und verrührt dieses mit Essig und Oel. Man macht damit grünen Salat an, welcher über Kartoffelsalat mit feingeschnittenen Heringen, Kapern, Kapern angerichtet wird. Dann legt man die Eischüsselchen, von denen jedes eine möglichst verschiedene Füllung erhält, rund herum: gehackten Schinken, Fisch mit etwas Senf und Sardellen, Kresse, rote Rüben, Kaviar, Karotten und grüne Erbsen in Essig und Oel rc.

Hutbefestigung. Bei der modernen Frisur ist ein Gummiband am Hut zu tragen namentlich, und doch verbirgt nichts einen netten Hut so sehr als das häufige Feststechen mit der Hutnadel. Durch folgende einfache Art kann dies vermieden werden. Man näht in der Farbe des Hutes zu beiden Seiten des Hinterkopfes kleine Läppchen aus doppeltem Stummelfest an. Eine dunkle Hutnadel mit Perlenkopf aber zwei entgegengesteckt, halten an den beiden Läppchen, die man auch mit Gaze steifen kann, den Hut bei Wind und Wetter fest. Die linke Frisur wird sehr geschont und verdeckt die Läppchen beinahe ganz.

Hutbefestigung.

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München

TIZIANS TOCHTER LAVINIA

Digitized by Google

Halbheft 9. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ● Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Kampf ums Glück.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(2. Fortsetzung.)

Roman von **Paul Robran.**

Ich war bei Frida und traf leider Siegfried, denn ich hatte Frida eigentlich mein Herz ausschütten wollen. Er war sehr leutseelig und behauptete, ich würde Klara mit jedem Tag ähnlicher. Das war natürlich eine Schmeichelei und weiter nichts. Endlich merkte Frida doch wohl, daß ich etwas mit ihr besprechen wollte, und sie schickte ihren Bruder fort.

Ich erzählte ihr nun, daß Papa meinen Modelliervplan rundweg verworfen und erklärt habe, es bliebe bei den Nachtstunden.

„Ich würde mir ein Verbrechen daraus machen, dich in deinem Plan zu bestärken, wenn ich nicht von deinem Talent fest überzeugt wäre."

„Bist du es?"

Schiffsjungen beim Geschirr-Reinmachen.

Nach einer photographischen Aufnahme von Arthur Renard in Kiel.

Digitized by Google

„Ja! Du hast sogar mehr Talent als ich, und es wäre jammerschade, es liegen zu lassen. Würde dein Vater nicht erlauben, daß du vor dem unvermeidlichen Kochunterricht täglich eine Stunde zu mir kommst?"

„Aber, Frida — ich kann doch nicht annehmen, daß du mir deine Zeit —"

Sie lächelte mit dem Sonnenlächeln, das ich so liebe, und streckte mir die Hand hin.

„Ich dachte, wir wären Freundinnen," sagte sie einfach.

„Ja, ich will gern kommen, Frida!"

„Es ist nur ein Notbehelf, denn ich werde eine schlechte Lehrerin sein. Also — sobald du kommen darfst, fangen wir an."

„Bald, recht bald!"

* * *

O weh, was habe ich heute gesehen, was gehört! Klara wäre außer sich, wenn sie wüßte, daß ich sie durch einen Zufall belauscht habe.

Ich saß in meinem Zimmer, als es klingelte. Die Eltern waren ausgegangen und wir beide allein zu Haus. Das Mädchen steckte den Kopf herein und meldete Herrn Breßlau.

„Hat ihn das gnädige Fräulein angenommen?"

„Ja! Er fragte extra nach den jungen Damen und sagte, er hätte eine Bestellung von seiner Schwester auszurichten."

Ich warf die Feder hin, aber ich mußte mir erst die Haare zurechtmachen, denn ich hatte sie mir bei dem englischen Brief an Florence Warrens arg zerwühlt. Klara war im Wohnzimmer, das wußte ich. Ich ging durch Papas Zimmer. Die Portieren waren wie immer heruntergelassen, und auf dem Smyrnateppich hört man keinen Schritt. Als ich den Vorhang zurückschlug, sah ich Klara, die auf dem blauen Lehnsessel saß — und vor ihr kniete — Siegfried! Natürlich prallte ich zurück. Ich hätte gehen müssen, aber es war doch zu furchtbar interessant.

„Das ist nicht Ihr entscheidendes Wort, Klara!"

„Es ist mein letztes Wort."

„Ich liebe Sie rasend, ich bete Sie an! Ich würde Sie mein ganzes Leben lang auf den Händen tragen. Geben Sie mir wenigstens etwas Hoffnung! Erlauben Sie, daß ich noch einmal später fragen darf!"

„Und dabei haben Sie mir vorher gesagt, Sie wissen, daß mein Herz nicht mehr frei ist!"

Ich hörte ein leises Geräusch. Wahrscheinlich stand er auf.

„Ich liebe Sie viel mehr," sagte Siegfried. „Versuchen Sie es doch nur, mich ein wenig zu lieben."

Klara lachte — ganz fröhlich — sieghaft.

„Das werde ich nie — nie!"

Ich hörte Schritte und lief rasch hinaus, denn ich fürchtete, er könnte durch Papas Zimmer gehen und mich finden. Aber er kam aus dem Wohnzimmer. Unser Korridor ist ganz dunkel; ich drückte mich an die Wand und wagte kaum zu atmen. Langsam nahm er seinen Rock und den Hut vom Nagel, setzte den Hut auf und fuhr in die Aermel. Den Hut schief auf dem Kopf, stand er eine Weile ganz still an der Salonthür. Ob er dachte, Klara werde ihn zurückrufen? Zuletzt ging er, und ich schlüpfte an meinen Schreibtisch zurück. Aus dem englischen Brief wurde jetzt gar nichts mehr.

Nach einer Weile kam Klara. Sie war sehr blaß.

„Ist dir Herr Breßlau nicht gemeldet worden?"

„Ja!"

„Ein andermal kommst du vor! Es paßt sich nicht, daß ich allein Herrenbesuch annehme."

Ich war so aufgeregt, daß mir der Tadel gar nichts machte. Doch rieselt schneidig von Klara, daß ihr der Reichtum Siegfrieds nicht imponiert! Freilich, sie müßten ein drolliges Paar Arm in Arm sein — meine große, schlanke Schwester mit der Haltung einer jungen Königin und der kleine Siegfried, bei dem der Kopf schon bedenklich durch die Haare gewachsen ist, und der ihr gerade bis zur Schulter geht.

Ob ihr Herz wirklich nicht mehr frei ist? Aber für wen könnte sie sich interessieren? Ich wüßte höchstens Briesbausen von allen Herren, die bei uns verkehren.

* * *

Ich darf nicht zu Frida gehen! Klara will es durchaus nicht! Frida, die mir eben angeboten hatte, mir Stunden zu geben! Die einzige, mit der ich sprechen konnte, wie mir's ums Herz ist! Ob Klara wohl den Korb bedauert? Sie weint jede Nacht; ich höre es wohl, obgleich ich mich immer stelle, als ob ich tief schliefe. Ich bringe meiner Schwester ein großes Opfer, und sie hat nicht das geringste Vertrauen zu mir. Hätt' ich die Scene nicht mit erlebt, würde ich gar nicht wissen, weshalb ich den Befehl bekommen habe.

* * *

Heute war Benno Lesten da. Wir aßen ein Vieliebchen, und er war so entzückend, so liebenswürdig und sprach viel nur mit mir, daß ich ganz, ganz lustig war und ordentlich von Herzen lachen konnte.

Sonst ist nicht viel Gelegenheit zum Lachen da. Ich glaube, Mama ist über den Korb traurig. Sie klagte uns heute, wenn alles koste, unsere teuren Kleider und die Wagen und die Handschuhe.

Na, die Gesellschaftssaison ist wenigstens endgültig vorüber. Die Kastanien am Kanal stehen in voller Blüte. Entzückend sehen die weißen Kerzen in dem frischen Laub aus: lauter Weihnachtsbäume im Sonnenschein.

* * *

Eben Lesten auf der Straße gesehen. Er hat das Vieliebchen verloren!

* * *

Lesten hat mir eine wundervolle Bonbonniere geschickt, mit seiner Visitenkarte und: „Guten Morgen, Vieliebchen!"

Viel Liebchen! So sieht's viel hübscher aus!

Ich würde mich noch mehr freuen, hätte mir Klara nicht Vorwürfe gemacht. „Du darfst einen Herrn nicht zu einem Vieliebchen provozieren, Harriet!"

„Ich hätte Lesten — provaziert?!"

„Natürlich. Du hast eine halbe Stunde unter den Knallmandeln herumgesucht, bis ihm gar nichts anderes übrig blieb, als es mit dir zu essen."

Mir kamen die Thränen in die Augen, was und wie sie zu mir sprach!

„Nun — ich habe dich nicht kränken wollen, Harriet. Du bist aber wirklich manchmal noch recht angewandt — und du merkst nie, wenn ich dir einen Wink gebe, oder du fragst womöglich noch: was willst du, Klara?"

* * *

Juli 1867.

In vierzehn Tagen reise ich mit Großmama nach der Schweiz. Bin ich aber froh! Außer dem Genfer See kenne ich nichts, und wir wollen ins Berner Oberland. Zwei wunderhübsche Reisekleider bekommen, die Schuhe benagela lassen, den Bergstock soll ich mir erst dort kaufen. Schade! Ich wäre gern schon damit abgereist.

Nur ein Tropfen Bitterkeit in dem Freudenbecher: ihn kann ich so lange nicht sehen! Als er davon erfuhr, sagte er: „Wie schade" Klara sah ihn an, und er schwieg dann. Was hatte er sagen wollen, und weshalb hat ihn Klara so eigentümlich angesehen

Aber Frida darf ich nicht Adieu sagen! Sie ist seit jenem Tage nicht wieder bei uns gewesen; von Siegfried habe ich auch nichts mehr gehört und ihn niemals wieder auf der Straße sehen. Na, das ist mir nur angenehm! Daß ich aber mich nicht einmal von Frida verabschieden darf, das thut mir ordentlich weh. Wir beide haben doch gar nichts mit der ganzen Sache thun! Weshalb muß ich darunter leiden, daß Klara Sieg einen Korb gegeben hat?

* * *

Ja — aber daß ich auch nicht mit Frida sprechen wenn ich sie zufällig auf der Straße treffe — das hat mir wenigstens nicht gesagt!

Wir begegneten uns unter dem Brandenburger Th war sehr blaß und ging langsam. Als sie mich sah, stehen — und da konnte ich doch nicht ungezogen an

Digitized by Google

„Warum bist du so lange nicht bei mir gewesen, Harriet?“

Ich stammelte irgend etwas von viel zu thun haben, weil wir bald abreisen.

Frida sah mich mit ihren klaren Augen so durchdringend an, daß ich ganz rot wurde.

„Die Leute, die sich liebhaben, müssen sich nicht durch andere trennen lassen,“ sagte sie in ihrer stillen Art. „Glaube mir, Harriet, das Leben ist ohne Freundschaft sehr traurig. Man ärgert sich nutzlos, wenn man aus thörichten Gründen darauf verzichtet, man quält sich selber und hat nicht einmal Dank dafür. Hast du Zeit, noch einmal umzukehren und mich zu Schulte zu begleiten? Wir wollen uns die Ausstellung dort ansehen.“

Natürlich hatte ich Zeit! Ich freute mich, daß Frida ganz die liebe, gute Frida war wie vorher, und ich gehe überhaupt sehr gern mit ihr in eine Ausstellung. Sie hat freie, offene Augen und weiß viel. Gleich im ersten Saal trafen wir einen Bildhauer, Hans Wolter, von dem ich schon frühere Verschiedenes gesehen habe. Frida stellte uns vor und ergriff dann meine Hand.

„Eine Kollegin von uns, Herr Wolter.“

„Aber Frida!“

„Wenigstens hat sie Talent und möchte es gern ausbilden. Vorläufig aber stellt sich ihr noch viel in den Weg.“

Wolter hat eine richtige Löwenmähne, einen fuchsig roten Bart, ist sehr derb und spricht stark berlinisch.

„Wohl 'ne höhere Tochter, die nicht darf?“ sagte er. „Merkwürdig, was es für fossile Ansichten giebt, noch in unserm großartigen Jahrhundert! Was ist denn der Vater?“

„General,“ sagte Frida amüsiert, und Wolter pfiff leise durch die Zähne. Ich wußte nicht, ob ich lachen oder mich ärgern sollte.

„Ich hoffe, Fräulein von Türen wird noch einmal Ihre Schülerin werden!“

„Nun ja! Ich habe ja eine Kunstbrutanstalt für höhere Töchter. Sagen Sie nur Ihrem Vater, er könne Sie mir ganz unbesorgt ins Atelier schicken. Ich habe noch zwei Fräulein Söhne und lasse nur nach Kindermodellen Akt arbeiten.“

„Hat Fräulein Breßlau auch bei Ihnen studiert?“

„Ja — als sie fünfzehn Jahre alt war. Aber dann ging sie nach Paris und wuchs mir über den Kopf.“

„Wenn Sie anfangen zu schmeicheln, sind Sie gar nicht mehr Sie selber, Herr Wolter.“

„Schmeicheln? Als wie ich? Es ist mein Ernst!“

Frida verabschiedete sich freundlich, als er Miene machte zu gehen, und wir sahen uns einige Böcklins an. Von der Toteninsel konnte ich mich gar nicht wieder trennen. Zwischen hohen Cypressen fährt ein Boot mit einer verhüllten weißen Gestalt in den dustern blauen Schatten einer Felsenbucht. Prachtvoll! Und diese Insel ist wirklich existieren. Ach, das möcht' ich doch einmal sehen!

Im letzten Saal fand ich die „Hexe“ von Letowski wieder. Ein junges Weib lehnt an einem Baumstamm und starrt vor sich hin mit einem Blick, der fremde Welten ahnungsvoll schaudernd sieht. Ja Glück verfolgt einen, wenn man ihm einmal begegnet ist.

Wir mußten endlich fort, trotzdem ich mich von der „Hexe“ kaum losreißen konnte. Fridas Wagen war unterdessen gekommen, und sie fragte mich, ob ich noch etwas mit ihr spazieren fahren wollte. Ich that es nur zu gern, denn ich schwärme für Fahren. Der Wagen ist wundervoll bequem und behaglich mit seinen grauen Tuchpolstern und Kissen. Mich wundert immer, wie einfach Frida trotz des Reichtums ist, in dem sie lebt. Ich erzählte ihr davon, wie gern ich mehr lesen möchte, als man mir erlaubt. Frida schwieg nachdenklich.

„Komm zu mir!“ sagte sie dann. „Meine Bibliothek steht dir zur Verfügung, und sie ist ziemlich reichhaltig. Ich weiß, daß deine Eltern auf mich böse sein werden; aber es giebt Vorurteile, die ich entweder offen bekämpfe oder schweigend nicht beachte. Wer ein innerlich reiner Mensch ist, bleibt rein, auch wenn er nicht künstlich in Unwissenheit und Dummheit gehalten wird.“

„Wie gern, wie gern — ich weiß nur nicht —“

„Ob Klara es erlaubt? Ich sehe, du bist unterrichtet.“

„Es hat mir niemand gesprochen, ich habe es nur —“

„Du hast es nur erraten,“ sagte sie immer mit demselben milden traurigen Lächeln. „Nun, dann wollen wir doch offen miteinander reden. Da kannst ruhig zu uns kommen. Siegfried ist fort.“

„Verreist?“

„Ja und Nein. Er ist nach Paris gegangen, um in der dortigen Filiale unseres Bankhauses zu arbeiten. Hoffen wir, daß er wirklich arbeitet! Er war sehr unglücklich, denn er liebt deine Schwester, um so mehr, je größeren Widerstand er findet. Glaube mir, es giebt nicht viel Mädchen, die so energisch Nein sagen würden, trotzdem er eben er ist. Du siehst, ich bin durchaus nicht blind. Aber er hofft noch immer, daß Klara sich eines Tages anders besinnen wird. Ich hoffe es nicht und habe es ihm aufrichtig gesagt.“

„Ich dachte, du wärst mit Klara befreundet?“

„Das bin ich auch. Ich habe sie noch immer sehr gern, trotzdem wir in den letzten Jahren recht auseinander gekommen sind. Mein Bruder steht mir natürlich doch näher. Er ist nicht der richtige Mann für sie. Es ist vielleicht eine Altersheit, aber sieh, von allem übrigen ganz abgesehen, schon daß er so viel kleiner ist als sie, würde sie nie vergessen. Es sieht lächerlich aus. Und Klara würde eher eine Abneigung überwinden als eine Lächerlichkeit. Wenn sie seine Werbung doch eines Tages annähme, wäre es schlimm für sie und für Siegfried. Es steht noch etwas zwischen ihnen, aber davon darf ich nicht sprechen, denn es ist nicht mein Geheimnis allein.“

Das Herz klopfte mir.

„Klara hat eine unglückliche Liebe?“

„Unglücklich? Ich weiß nicht. Aber verzeih', davon rede ich wirklich nicht.“

Wir fuhren schweigend auf der Tiergartenstraße weiter. Es war sehr heiß und in der Mittagsstunde alles wie ausgestorben. An den meisten Villen waren alle Vorhänge heruntergelassen, der Staub lag auf den Blättern und die Luft war fast grau vor Dunst. Auf den Bänken saßen nur ein paar Bonnen, und die Kinder hockten auch müde und schlaff und blaß daneben — die richtigen armen Großstadtkinder, wie ich eins gewesen bin.

Frida rief dem Kutscher zu, an der Bendlerstraße in den Tiergarten einzubiegen. Drinnen war es etwas frischer, ein säuerlicher Hauch stieg aus dem frischgesprengten Weg, aber man konnte doch aufatmen.

„Ich möchte dich so gern etwas fragen, Frida.“

„Frag' nur, Harriet!“

„Glaubst du, daß man sehr unglücklich werden kann durch eine Liebe?“

Frida wurde rot und preßte das Taschentuch gegen die Lippen. Mit einem verlorenen Blick starrte sie auf die grünen Wiesen. Ich sah, daß ich etwas gefragt hatte, was ihr unangenehm war.

„Bitte, antworte nicht und verzeih' mir!“ sagte ich hastig.

Frida winkte dem Kutscher, zu halten. Wir waren an der Rousseauinsel, und sie nahm meinen Arm, als wir ausgestiegen waren.

„Ich will dir deine Frage beantworten. Ja, man kann sehr, sehr unglücklich werden durch die Liebe. Du wirst meine Geschichte doch einmal hören, und womöglich verzerrt, und so sollst du sie lieber von mir hören.“

Sie zog mich hastig gehend in dem schattigen Wege weiter. Auf dem dunklen, trüben Teich schwammen ein paar Schwäne, davongejagt von einem starken Schwan, der mit vorgestrecktem Hals und mit gesträubten Federn die Fliehenden verfolgte. Auf einer Bank saß ein Liebespaar eng umschlungen, und ein paar Reiter trabten über die kleine Brücke. Sie lief fast und ich an ihrem Arm natürlich mit, bis wir ganz allein in einem schmalen Waldweg waren, wo uns niemand hören konnte.

„Es ist ein Unglück, wenn man sehr reich ist,“ sagte sie abgebrochen. „Man bekommt so viel Anträge — und so demütigende — von Leuten, die man ein paarmal flüchtig gesehen hat und kaum kennt. Einmal haben in Zeit von vier Wochen vier Offiziere aus demselben Regiment um mich angehalten. Wahrscheinlich steckte ein Vermittler dahinter. Bei uns verkehrte ein junger Lehrer, ein geistreicher, aber barocker Mensch, der nicht zum Examen kommen konnte. Er war arm — blutarm — und hatte noch seine Mutter zu ernähren. Durch mich hatte er eine ganze Anzahl guter Privatstunden bekommen, und ich ließ mir selber von ihm noch Goethe erklären. Eines Tages, mitten im Vortrag, brach er ab und machte mir eine feurige, halb verrückte Liebeserklärung. Ich lachte ihn aus — und

Digitized by Google

ließ ihm dann einen Brief schreiben, daß ich leider meine Stunden aufgeben müßte. Denoch wurde er auf meine Veranlassung noch ein paarmal zu unsern Gesellschaften eingeladen, wenn gerade ein Lückenbüßer fehlte. Er war klug und sprach vorzüglich. Er konnte eine ganze langweilige Gesellschaft unterhalten und sie auf einen höheren Standpunkt fortreißen. Ich hörte ihn gern sprechen. Er sprach fast nie zu mir, und doch wußte ich, daß er nur für mich sprach. Und ich liebte ihn. Aber ich zeigte es ihm nie. Ich neckte ihn, ich behandelte ihn kalt — denn ich hatte gelernt, nicht an uneigennützige Liebe zu glauben, und ich war eben sehr reich und er blutarm. Nie wieder war ein ähnliches Wort gefallen wie in unserer letzten Stunde. Dann hatten wir wieder einmal ein Diner — zu Ehren irgend eines „großen Tieres", das sich um mich bewarb, und das die Eltern begünstigten. Er war aus einer vornehmen Familie und sollte nicht einmal viel Schulden haben. An dem Abend wurde er — der andere — eifersüchtig, denn er sah, wie meine Eltern jenem den Hof machten. Vielleicht bin ich auch nicht abweisend gewesen. Jedenfalls zog er mich nach Tisch in unsern Wintergarten. Er war ganz verrückt, ganz außer sich. Er drohte mir, er würde sich erschießen, wenn ich einen andern heiratete; da sagte ich ihm ein sehr hartes Wort. Es war schimpflich — schimpflich! Er sah mich lautenblaß an. Ich ging zu der Gesellschaft zurück. Die Kniee zitterten mir, und ich mußte mich ruhig unterhalten. Er blieb noch lange; er war einer der letzten. Als er sich abschiednehmend vor mir verbeugte, reichte er mir nicht die Hand. Aber er war kaum fort, da packte mich die Angst um ihn. Ich dachte, ob ich ihm rasch einen Diener nachsenden sollte — aber man ist ein Sklave der gesellschaftlichen Form, und ich wagte es nicht. Ich konnte nicht schlafen und nahm mir vor, gleich früh am Morgen ihn um Verzeihung zu bitten. Aber ich schlief doch fest ein, und meine Jungfer weckte mich mit der Nachricht, daß eine alte Frau mich dringend zu sprechen wünschte. Ich ließ mir rasch meinen Schlafrock geben — ich weiß nicht in welcher Ahnung. Und dann schwankte ein altes Mütterchen herein, so frisch und sauber in ihrer Aermlichkeit, mit weißen Haaren und weißer Haut — seine Mutter. — Er hatte sich in der Nacht erschossen!"

Die Stimme brach ihr, und ein trockenes Schluchzen hob ihre Brust. Ich konnte auch nicht sprechen. Stumm drückte ich ihren Arm an mich.

„Du kennst die Geschichte vom Jüngling zu Nain," fuhr sie nach einer Weile fort. „Ich konnte sie schon als Kind nicht ertragen, wegen der menschlich schönen, traurigen Worte: Er war der einzige Sohn seiner Mutter, und sie war eine Witwe. Mir waren jedesmal Thränen in die Augen getreten bei dieser Welt von Jammer in wenig Silben. Aber daß ich sie einmal erleben sollte — das hatte ich nie gefürchtet. Und da saß das alte Mütterchen, thränenlos und starr, und so unendlich würdig und ehrfurchtgebietend in ihrer Aermlichkeit. Weshalb sie gerade zu mir gekommen war — sie wußte es selber nicht, sie ahnte nicht einmal die Wahrheit. Sie wollte nur wissen, ob ich ihm etwas angemerkt hätte. Ich hätte vor ihr niederknieen mögen, und ich fühlte mich nicht würdig, die welken, zitternden Hände mit meinen Lippen zu berühren, die ihn in den Tod getrieben hatten."

„Arme, arme Frida," sagte ich zitternd, „was hast du dir für Vorwürfe gemacht!"

„Ja — furchtbar! Und das war noch nicht das Schlimmste. Ich wußte es ja im Grunde meines Herzens, selbst als ich das harte Wort sagte, daß er kein — Mitgiftjäger war. Selbst wenn er sich nicht erschossen hätte — ich hätte ihn für immer verloren. Das Wort hätte er nie überwunden. Das darfte ein Ehrenmann nicht vergessen. Und dabei hatte ich ihn geliebt! Ich wußte erst, wie sehr, als er tot war!"

„Und — was ist aus der armen Mutter geworden?"

„Sie lebt noch, in der Erinnerung ihres Sohnes. Er hatte ein fast fertiges Manuskript hinterlassen — und es hat sich nach seinem Tode jemand gefunden — der das Buch veröffentlicht hat. Es — es trägt ihr noch eine jährliche Rente ein, so daß die Mutter wenigstens vor Sorge geschützt ist."

Ich konnte mir wohl denken, wie die jährliche Rente zu stande gekommen war. Aber wie wenig nahm das die Last von ihrem Gewissen und ihrem Herzen!

„Wie lange ist das schon her, Frida?"

„Fünf Jahre — fünf Jahrhunderte für mich. — Und nun laß uns umkehren! Die Geschichte ist zu ernst für deine Jugend."

„Ich danke dir tausend, tausendmal für dein Vertrauen."

Sie lächelte unsäglich traurig.

„Es war auch Egoismus dabei. Du kennst ja unsere Gesellschaft. Sie ist klüger als die alte einfache Frau, und die meisten ernsten es sich zusammen. Es hieß, ich hätte ihn erst an mich gelockt, und als ich ihm den Kopf verdreht hatte, wäre er verabschiedet worden. In dieser Lesart solltest du wenigstens nicht meine Geschichte erfahren. Was die andern reden, ist mir gleichgiltig."

Der Wagen erwartete uns an der Rousseauinsel. Sie stiegen ein, und lautlos rollte er im Schatten der Bäume dahin und dann durch die heißen Straßen bis zu unserm Hause.

„Ich danke dir noch einmal, Frida," sagte ich, ganz heiser vor Erregung. Sie küßte mich freundlich.

„Vergiß es wieder. Und grüße Klara besonders von mir. Ich werde sie ja den nächsten Tagen besuchen."

Sie winkte mir nach über die Schulter mit der Hand zurück, als die Pferde anzogen, und ich stieg langsam die drei Treppen hinauf. Am liebsten wäre ich ein paar Stunden allein gewesen; aber Marie sagte ganz ängstlich: „Rasch, gnädiges Fräulein! Die Herrschaften sind schon bei Tisch und Frau General hat schon dreimal nach Ihnen gefragt." Also warf ich rasch den Hut auf die Konsole, riß meine Handschuhe ab, und dann rannte ich ins Eßzimmer.

„Weshalb kommst du so unpünktlich?" fragte Papa ärgerlich.

Ich erzählte möglichst unbefangen, daß ich mit Frida spazieren gefahren sei. Großmama zog die Augenbrauen hoch, Papa trommelte mit den Fingern, Hans machte ein verächtliches Gesicht — und Mama — ja, die that gar nichts. Aber alle starrten die arme Klara an, die dunkelrot wurde.

„Ich finde das sehr liebenswürdig von Frida," sagte Großmama, „und Klara sollte sich bei dir bedanken, Harriet."

Klara warf den Kopf zurück. „Wofür?"

Niemand kann so hochmütig sein wie Klara, wenn sie will. Sie beißt dann Großmama gegenüber die „Geborene" heraus, und das ärgert die alte Dame entsetzlich. Ich fühlte einen Sturm kommen. Mama deutete warnend auf Marie, die gerade die Teller wechselte und natürlich die Ohren spitzte. Papa trommelte immer heftiger den Dessauer Marsch.

„Sehr liebenswürdig," sagte Großmama, als das Mädchen mit dem Brett verschwand. „Und da sollteſt das anerkennen, Klara."

„Was, Großmama?"

„Ich dächte, wir redeten von was anderm," sagte Mama hastig.

„Ich finde auch, daß niemand hineinzureden hat, wie Klara sich entscheidet," sagte Papa, dem die Adern auf der Stirn schwollen. „Das ist eine Angelegenheit, die nur Klara und ihre Eltern angeht."

„Der Niemand bin natürlich ich," sagte Großmama auch heftig. „Ich soll schweigend zusehen, wenn Klara die glänzendste Partie zurückweist. Ich habe die Ehre, alles bezahlen zu dürfen, und nicht mitzureden."

„Hätte der Schwiegervater sein Testament gemacht, wie er von Gottes und Rechts wegen mußte, so würden Sie nichts für uns zu bezahlen haben, liebe Schwiegermama! Ich finde es übrigens nicht gerade taktvoll, daß Sie in Gegenwart der Kinder —"

„Die Kinder sind alt genug, um das hören zu können. Und ich bleibe dabei: Siegfrieds Antrag war ein großes Glück und eine Ehre für Klara."

„Ne Ehre auch noch," sagte Hans. „Es wird ja immer besser mit den Dührens!"

„Gott, laßt doch das Streiten," sagte Mama. „Es kommt doch nichts heraus, daß ihr euch Unliebenswürdigkeiten an den Kopf werft!"

„Laß nur, Mama!" sagte Klara. „Ich bin ja gern daß Großmama meine Angelegenheiten vor das Familienforum zerrt. Du wolltest noch etwas sagen, Großmama, als ich dich unterbrach?"

Die Spitzenschleifen auf Großmamas Kopf zitterten.

„Du bist ein undankbares Ding. Du weißt, wie gut ich mit dir meine. Wenn ich dir deinen Willen thäte —"

Digitized by Google

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Eine harte Probe.
Nach dem Gemälde von E. Rau.

Digitized by Google

Klara sprang auf und warf die Serviette zusammengeballt auf den Tisch. „Ich habe dich dringend gebeten, Großmama, das niemals wieder zu erwähnen! Ich bedaure, daß ich mich so weit erniedrigt habe, dich einmal zu bitten. Sei überzeugt, daß es das erste und letzte Mal war."

Damit ging sie hinaus. Mama hob rasch die Tafel auf und führte ihre Mutter ins Wohnzimmer.

„Nichts wie Aerger hat man," sagte Papa wütend und lief nach der andern Seite in sein Zimmer.

„Na, das war ja mal wieder ein angenehmer Mittag," sagte Haus nachlässig, zog sein silbernes Cigarettenetui heraus und brannte sich eine Cigarette an.

„Was ist denn nur eigentlich zwischen Großmama und Klara?" frug ich ihn.

„Warte, dis sie's dir selber sagen, Kiekindiewelt! Sag' mal, Harriet, bist du bei Kasse?"

„Nein!" sagte ich kurz.

„Verwünscht! Ich wollte Großmama eigentlich anpumpen, und nun kann ich's doch nicht. Zu ärgerlich! Da hätte ich auch im Kasino essen können!"

„Liebe Harriet," rief Papa und winkte mir, in sein Zimmer zu kommen. „Bitte, setz' dich!"

Ich setzte mich gehorsam. Papa schien sehr bedrückt.

„Liebe Harriet — es thut mir sehr leid für dich, aber nach der Scene eben — du wirst das selber finden — ich kann dir nicht erlauben, daß du mit Großmama in die Schweiz reist."

Die Thränen stürzten mir aus den Augen. Ich wischte sie hastig ab; sie kamen immer wieder. Erst die Erregung über Fridas traurige Erzählung — dann der Streit bei Tisch — und nun noch die Hoffnung auf die Reise zerstört! — das war etwas viel selbst für die Nerven einer „Soldatentochter", die als Kind nicht einmal weinen durfte, wenn sie sich gestoßen hatte.

„Es thut mir wirklich leid," sagte Papa. „Aber ich kann es durchaus nicht zugeben. Ich hoffe, du bist eine echte Dühren! Geh, sag' es Großmama!"

Nun bekam ich Mut — den Mut der Verzweiflung. „Warum muß ich denn darunter leiden? Ich habe doch gar nichts damit zu thun gehabt! Großmama ist immer gut zu mir gewesen. Ich sage es ihr nicht! Ich weiß nicht, warum ich sie kränken soll."

„So werde ich es ihr sagen. Du gehst nicht mit Großmama nach der Schweiz! Ich will mir das nicht noch einmal vorwerfen lassen."

„Papa!"

Er sah sich gar nicht nach mir um. Ich stopfte mir die Finger in die Ohren, um nichts zu hören. Trotzdem hörte ich Mamas laute Stimme, Großmamas Alt und Papa dazwischen, immer sehr höflich, aber ganz fest.

* * *

Gestern ist Großmama allein abgereist. Ich habe nicht einmal hingehen dürfen, denn sie haben sich noch viel mehr verzankt während der Unterredung nach Tisch.

Frida war während der Abwesenheit der Eltern da, und Klara hat sie nicht angenommen, so sehr ich sie vorher darum gebeten hatte. Sie ist jetzt mit ihren Eltern in Ostende.

Sie haben mir die Reise nach der Schweiz verboten; sie verbieten mir den Umgang mit Frida; sie lassen mich nicht lernen, was ich will — ja, warum das alles?

Nur ein einziges Gutes ist bei dem gezwungenen Hiersein. Benno kommt jetzt jede Woche einmal zu uns; so kann ich doch wenigstens öfter mit ihm zusammen sein. Nächstens muß er ins Manöver. Sie sind dies Jahr früher, weil bei der Hitze die Ernte schneller beendigt sein wird. Wenn's doch tüchtig regnete —

Pfui, was für ein schlechter, egoistischer Wunsch!

* * *

Gestern abend kam er, um vor dem Manöver Abschied zu nehmen. Wir saßen lange mit dem Balkon bei dem flackernden Windlicht. Der Schein fiel gerade auf Klaras Gesicht; wir andern waren alle im Schatten. Wunderschön sah sie aus. Etwas blaß, aber so freundlich, wie ich sie lange nicht gesehen habe.

Beim Adieusagen konnte sich Benno gar nicht trennen. Er küßte Mama die Hand und dann uns beiden, was er noch nie gethan hat. Ich — ich bin rasch in mein Zimmer gelaufen und ich habe meine Lippen lange auf die Stelle gedrückt, fühlte sie noch ganz deutlich.

Als ich schon im Bett lag, kam Klara rein. Sie zog sich langsam aus und löste vor dem Spiegel ihre dicken Haare. Da sah sie sich selber ganz nachdenklich an. Ja, wenn ich nur auch so schön wäre wie Klara! Aber ob sie glücklicher ist — als ich?

Ich war beinah' im Einschlafen, und sie lag auch schon im Bett, als sie noch einmal zu sprechen anfing: „Ich weiß nicht, ob es richtig war, daß Papa die Sache mit Großmama so auf die Spitze getrieben hat. Ohne sie geht es ja doch nicht! Warum machst du es eigentlich, daß du dich nie mit ihr streitest?"

„Ihr seid alle unfreundlich zu ihr. Ihr seid nur freundlich, wenn ihr was von ihr wollt. Ich habe Großmama wirklich lieb, und das merkt sie auch."

„Glaubst du, daß du etwas bei ihr durchsetzen kannst?"

„Ich glaube wohl," sagte ich, aber nicht ganz überzeugt, denn das mit dem Unterricht bei Herrn Wolter habe ich ja auch nicht erreicht. „Soll ich sie für dich um etwas bitten?"

Klara schwieg.

„Gute Nacht!" sagte sie dann schläfrig und drehte sich auch um.

* *

Ich habe Wolter neulich in der Potsdamerstraße getroffen. Er nahm mich in sein Atelier, ließ mich einen Arm modellieren und sagte, ich hätte entschieden Talent. Daraufhin habe ich zu Hause noch einmal von den Stunden angefangen — ganz zwecklos! Papa sagte, man könne ja später davon reden, wenn ich mich nicht verheiratete.

Meinte er — Benno?

Ich war so erschrocken, daß ich ganz still wurde. Gewiß — ich will gar keine alte Jungfer werden. Aber Männer heiraten auch und haben einen Beruf. Das, was ich für Benno fühle, und meine Liebe zur Kunst verträgt sich ganz gut zusammen.

Großmama kommt nächste Woche zurück. Ich gehe auf den Bahnhof — mag schelten, wer will!

* * *

2. September 1867.

Siebzehn Jahr alt!

Ich habe eben mein Tagebuch gelesen. Ich bin doch noch recht kindlich gewesen vor einem Jahr. Mein Schlafrockideal liegt weit hinter mir. Wie albern war das! Benno ist nicht reich, und wie glücklich würde ich sein — wie glücklich!

Großmama ist da gewesen, um mir zu gratulieren.

Zum Abend, wo wir eine kleine Gesellschaft hatten, ist sie nicht geblieben; aber sie hat mit den Eltern verabredet, daß ich ein paar Wochen zu ihr ziehen soll. Sie ist vor Aufregung krank gewesen und sieht sehr schlecht aus.

Vor einem Jahr noch fürchtete ich mich vor jeder Gesellschaft. Diesmal war ich recht in Geburtstagsstimmung. Leben hatte mir am Morgen einen Korb mit siebzehn weißen Rosen geschickt. Ich habe ein paar angesteckt; und ich sah wirklich gar nicht schlecht aus. So meerkatzenhaft mager bin ich überhaupt nicht mehr wie im vorigen Jahr, als ich aus der Pension kam. Lesten saß an meiner linken Seite und neckte mich mit dem ersten Ballabend und meiner Schüchternheit dabei. Das ist so niedlich gewesen, so jung. Papa brachte bei Tisch einen Toast auf mich aus. Ich sei etwas von modernen Ideen angesteckt — [illegible]steckt? dann müssen sie in der Luft liegen! — aber er hoffe, ich würde noch einmal alle meine Studienideen aufgeben und meinen Ehrgeiz darin suchen, ein echtes, deutsches, bescheidenes Weib zu werden, das sein Glück allein am häuslichen Herde sucht. Der Pudding von meiner Hand habe ihm vorzüglich geschmeckt — er wisse nicht, ob den Freunden auch (allseitige lebhafte Zustimmung) — und berechtige zu den schönsten Hoffnungen. Benno stieß zuerst mit mir an und sagte: „Auf die zukünftige deutsche Hausfrau!" Ich wurde natürlich wieder rot und fand keine Antwort. Irgend etwas mußte Klara geärgert haben, wenigstens berührte sie kaum mein Glas. Mama küßte mich und weinte ein paar Thränen, was Hans dazu brachte, ein paar jammernde Heultöne auszustoßen, worüber er

[illegible] Briesbausen behandelte mich auch als Erwachsenr sagte sogar irgend etwas von meinem Aussehen, was Schmeichelei bedeuten sollte.

Großmama sprach einmal recht bitter über Benno Lesten. [illegible] in der ganzen Stadt nach einem reichen Mädchrn. — Unsinn! Er weiß ganz gut, daß wir nicht reich sind.

Es ist schon so spät. Gute Nacht — Lieber — Lieber — [illegible] — — — — — — — — — — —

* * *

Ich bin bei Großmama und komme langsam wieder zur [illegible]ung. Zuerst war ich betäubt, als hätte ich einen Schlag die Stirn bekommen. Ich konnte nichts denken, und ich [illegible]e kaum etwas.

Nein, nein, das hätten sie nicht thun sollen! Mich so [illegible]ampen lassen in der Dunkelheit und mir's erst sagen, als [illegible]ch brauchen wollten! Hätte ich das nur geahnt! So habe alle seine Blicke auf mich bezogen, mir von ihm die Hand [illegible]en lassen und sie wieder gedrückt, habe mit ihm kokettiert — Wenn ich mich nur nicht so unsinnig vor mir selber [illegible]! Und er dachte immer nur daran: die Kleine ist dir [illegible]ge, ihr Einfluß auf Großmama hat. „Wir müssen uns gut [illegible]e stellen, damit sie bei der Großmama für uns bitten kann, [illegible]!" Ja, das hat er gesagt, ganz einfach, mit dürren Worten. [illegible]dabei schlang er den Arm um sie, und Klara lehnte sich an [illegible] Schulter — wo sie gewiß schon oft gelehnt hat, denn sie [illegible]rte sich gar nicht, als er sie an sich zog und vor meinen [illegible] Augen küßte.

Schade, daß die Berliner Mietshäuser so gut gebaut sind. [illegible] sich in dem Augenblick eine Versenkung aufgethan und [illegible]verschlungen — ich würde den Baumeister gesegnet haben!

Sie lieben sich schon seit zwei Jahren; die Eltrrn sind [illegible]verstanden, Hans war mit im Geheimnis — nur ich nicht! [illegible]r haben sie's verheimlicht, und unterdessen durfte ich mich [illegible]gemütlich in ihn verlieben!

Kennt dich dein Auge ärgert, so reiß' es aus. — Ich kann [illegible]nicht! Ich kann nicht! Ich liebe ihn ja nach gerade so — nein, [illegible]viel mehr! Und er hat nie an mich gedacht; wenn er freundlich war, so wollte er eben nur, daß ich seine Fürsprecherin [illegible]bei Großmama würde. Deshalb das Vielliebchen, deshalb all die [illegible]lieben Worte und die glänzenden Augen, die meine Augen suchten!

Ich darf nicht mehr an ihn denken wie früher. Er ist [illegible]ja — mein Schwager.

Die dumme Feder will gar nicht von der Stelle. Und doch [illegible]ist das Schreiben meine einzige Erleichterung. Mir ist's, als [illegible]beichte ich es einem verschwiegenen Priester in der Ohrenbeichte. [illegible]Könnte ich doch nur einem einzigen Menschen meinen Jammer [illegible]klagen! Nein, ich würde es doch nicht thun. Ich würde sterben [illegible]vor Scham. Ich kann dabei nicht einmal weinen. Alles in mir [illegible]ist leer und wüst. Ich habe keinen einzigen klaren Gedanken. —

Großmama ist furchtbar ärgerlich. Ich komme schwer mit ihr aus. Vielleicht, weil ich sie nicht mehr so lieb habe wie früher. Was hat Klara seit zwei Jahren gelitten ihretwegen!

Wenn er mich nicht liebt — wem würde ich ihn denn lieber gönnen als ihr, meiner schönen Schwester, dem Stolz der Familie! Früher habe ich oft von Eifersucht sprechen hören. Bin ich eifersüchtig? Ums Himmels willen, bin ich es?

Nein, es thut mir rasend weh, aber ich bin nicht eifersüchtig. Mein Los heißt — entsagen!

Ich will mich nur gleich darin üben.

Klara von Lesten
geb. von Türen.

So, da steht es — mit einem schönen Schnörkel. Lebewohl, [illegible]bunter Traum meines Lebens, Jugendtraum, lebewohl — [illegible]mein Schwager!

* * *

Jedesmal wenn Klara kommt, fragt sie hastig: „Hast du mit Großmama gesprochen?" Und jedesmal schüttele ich den Kopf. Ich wage es nicht! Wenn ich nur angefähr Miene mache, von Klara zu sprechen, giebt Großmama eine kurze Antwort oder gar keine. Ich mag nicht alles dadurch verderben, daß ich einen schlechten Augenblick wähle. Ich will ja Klara gern helfen — sie müssen mir nur Zeit lassen. Ich kann seinen Namen nicht unbefangen aussprechen.

Ich besuchte neulich die Eltern. Klara und Benno nannten sich „du". Benno lachte und sagte: „Gott sei Dank, daß ich endlich vor Harriet ‚du' sagen darf. Ich war oft nahe daran, mich zu versprechen!"

Ich saß eine ganze Weile neben ihm auf dem Sofa und unterhielt mich. Das heißt, er sprach; ich konnte es nicht. Ich war ganz glücklich — wunschlos glücklich. So hätte ich immer neben ihm bleiben mögen — und es war doch gar nichts! Bloß weil ich ihn sprechen hörte und mit ihm zusammen war.

Frida besuchte Großmama. Sie war ganz erschrocken, wie ich aussähe. Großmama hat auch schon den Hausarzt kommen lassen, und er hat mir Eisen verschrieben. Ich schütte es zum Fenster hinaus — ich will gar nicht gesund werden. Der Sanitätsrat fragte mich, ob ich irgend einen Kummer habe. Ich lachte ihn aus. Als Frida mich heute in mein Zimmer begleitete, meine beiden Hände nahm und mir in die Augen sah — da konnte ich mich nicht verstellen. Ich habe mich ihr an die Brust geworfen und furchtbar geweint. Sie hat mich auch nicht gefragt, weshalb. Nur, ob es mit der Familie zusammenhinge, und das konnte ich bejahen, ohne zu viel zu sagen. Es darf niemand die Wahrheit ahnen, oder ich würde sterben vor Scham!

Ich bat sie, wieder zu Großmama zu gehen, damit ich mich erst beruhigen könnte. Sie hörten mich dann nicht eintreten, und ich machte mich auch in meinem Erkerplatz nicht weiter bemerkbar. Frida war sehr traurig über Siegfried. Er soll ganz wüst leben und sogar eine Geliebte haben, mit der er ein horrendes Geld ausgiebt. Also hat er Klara schon ganz vergessen? Auch ein netter Junge, das!

Frida forderte mich wieder auf, bei ihr zu modellieren. Ich dankte ihr. Mir ist jetzt alles so gleichgültig, was mich betrifft. Ich quäle mich so um Klara und ihre Zukunft.

Sie wollen warten. Auf was? Auf Großmamas — Tod?!

Das verwünschte Geld! Können denn zwei Leute, die sich lieben, nicht zusammenkommen? Was haben andere da hineinzureden?

* * *

Eben einen Vorstoß gemacht — leider! Ich will es Klara lieber gar nicht erzählen.

Bei den ersten Worten unterbrach mich Großmama: „Ich will von dem Menschen nichts hören! Er ist ein Schuldenmacher, ein Spieler. Sprich nie wieder von ihm! Ich verbiete es dir!"

Ich war still. Daß Lesten Schulden gehabt hat, weiß ich, auch daß sie schon einmal durch Kaisers Gnade bezahlt sind. Aber ein Spieler? Unmöglich! Ich muß Hans einmal danach fragen.

* * *

Dezember 1887.

Heute lange in der Stadt gewesen und für die Familie Einkäufe gemacht mit Großmamas dickem Portemonnaie. Großmama macht große Geschenke zu Weihnachten, aber sie müssen auch nach etwas aussehen. Teure Sachen, die nichts vorstellen, darf ich nicht bringen, auch wenn sie viel geschmackvoller sind.

Es war entsetzlich voll und schmutzig in der Stadt. Kein Platz in der Pferdebahn, und ich mußte mit all meinen Paketen laufen. Dabei war es so glitscherig, daß ich immer fürchtete, hinzufallen. Und all die Menschen, die mit großen Paketen sich durch die Leipzigerstraße schoben und drängten!

Weber traf ich, der mir wenigstens meine große Pfefferkuchentüte abnahm. Er bestand darauf, und ich überließ sie ihm auch ganz gern. Bei der Menschenmenge wurden wir fortwährend auseinandergerissen. Er war ganz fröhlich und sehr guter Laune. Im Frühjahr macht er den Doktor, und dann will er die ganze Gelehrsamkeit an den Nagel hängen und seinem Vater erklären, nun wolle er seinen eignen Weg gehen.

„Und was wird Ihr Vater dazu sagen?"

„Wenn ich ihm bewiesen habe, daß ich nicht aus Angst vor dem Examen kneife, brauche ich mich nicht mehr darum zu kümmern. Ich liebe meinen Vater sehr, aber daß ich mir durch Familienrücksichten den Weg versperren lasse — nein, das thue ich nicht! Ich fühle die Kraft in mir, zu meinem Ziel zu kommen. Aus dem Wege — ich brauche Raum für mich!"

Digitized by Google

Er war ganz begeistert, aber ich mußte doch lachen, weil er mitten auf der Potsdamerstraße stehen blieb und selber den Weg versperrte mit seiner großen blauen Tüte, die er ganz artig im Arm hielt.

Mein Lachen hatte ihn verletzt. „Sie trauen es mir nicht zu?“

„Doch, doch! Wenn es mir auch überraschend kommt, denn Sie sind sonst immer so still und —“

Schüchtern, hntt' ich eigentlich sagen wollen, aber ich unterließ es doch lieber. Man muß einen Mann nicht reizen, der für zehn Mark Pfefferkuchen im Arme trägt!

* * *

Weihnachtsabend 1887.

Wir gehen zur Bescherung zu den Eltern. Ich habe solche Angst — solche Angst! Sie bereiten einen Staatsstreich vor, und ich habe vergeblich abgeredet!

Großmama rief mich nach Tisch, als ich noch in meinem Zimmer Geschenke zusammenkramte. Ich war ganz verdutzt. Sie saß in ihrem Lehnstuhl, und neben ihr stand auf dem Luthertischchen ein brennendes Weihnachtsbäumchen. Unter den Zweigen lag ein weißes Couvert mit meiner Adresse. Sie winkte mir lächelnd, es aufzumachen — und ich behielt das Blatt starr in der Hand.

„Nun — freust du dich nicht?“ fragte sie ganz enttäuscht. „Frida meinte, das sei dein größter Wunsch — und es soll vorläufig nur eine Probe sein. Wir können ja später sehen, wenn du wirklich Talent hast —“

Die gute Großmama! „Bon für einen Kursus von drei Monaten bei Herrn Wolter!“ Ich kniete neben ihrem Sessel nieder, küßte ihr die Hände und habe sehr geweint. Die Thränen sitzen mir jetzt so gräßlich lose. Aber Großmama hat die Thränen doch mißverstanden. Früher — da wäre ich deckenhoch gesprungen für eine solche Erlaubnis. Jetzt denke ich nur an Benno und Klara.

Großmama trocknete mir die Thränen ab.

„Mein gutes Kind — mein bestes Kind! Du bist die einzige, die mich wirklich ein bißchen lieb hat. Hast du noch einen Wunsch?“

Die Thränen stockten mir mit einem Male. Ich wurde ganz ruhig, obgleich ich innerlich zitterte.

„Ja, Großmama! Einen sehr großen Wunsch.“

„Nun?“

„Gieb deine Einwilligung zu Klaras —“

Sie schob mich hastig fort und stand auf. „Verdirb mir nicht den ganzen Abend! Ich habe dir ja den Grund gesagt, weshalb ich nie einwilligen werde, solange ich lebe. So — und nun zieh dich an!“

Ach, wenn Großmama wüßte, was sie thun wollen! Ich muß ihnen noch einen Wink geben —

Die dummen Thränen — ich heule wie ein kleines Kind.

* * *

Ich wußte ja, es konnte nicht gut werden! Aber sie wollten nicht auf mich hören! Großmama setzt erst recht ihren Kopf auf, wenn man sie überrumpeln will.

Sie nickte ganz steif, als ihr Benno Guten Abend! sagte und ihr die Hand küßte, und beachtete ihn kaum. Alle waren krampfhaft lustig und lachten und thaten, als ob sie sich auf die Bescherung freuten wie die Kinder, und nachher dankten sie alle Großmama für die hübschen Geschenke.

„Ihr müßt euch bei Harriet bedanken,“ sagte Großmama ganz kühl und wehrte jede Bewunderung ab, daß es wie Eistropfen in die Gesellschaft fiel, obgleich die Lichtchen so traulich flackerten und es so recht weihnachtlich nach Wachs und Tannenharz roch. Es lag eine unsichtbare Last über allen. Hätten sie sich doch dadurch warnen lassen! Aber sie waren alle Feuer und Flamme für den Plan, nachdem Hans ihn sich ausgedacht hatte, und Mama ist zu phlegmatisch, um zu widersprechen, und sie wird auch gewöhnlich überstimmt.

Nach der Bescherung gingen wir zu Tisch. Beim Karpfen erhob sich Papa — wenn doch wenigstens Willes nicht zugegen gewesen wären! — und schlug an sein Glas. Klara wurde totenblaß und Benno rot, und sie wagten nicht aufzusehen.

„Meine Lieben! Wir sind ja ganz unter uns — [illegible] teuren alten Freunde rechnen sich selber halb zu unserer F[illegible] — und so will ich ganz vertraulich eine kleine Rede halten. [illegible] will nur wenige Worte sagen. Ich will euch, meine li[illegible] Freunde, Sie, meine teure Schwiegermama, die wir alle [illegible] ehren, und euch, meine Kinder, gar auffordern, auf das [illegible] eines jungen Paares zu trinken, das sich mit meiner Justine[illegible] und der meiner Frau für das Leben angelobt hat. Die [illegible] lobung soll ganz unter uns bleiben; wir werden sie erst [illegible] veröffentlichen. Meine älteste Tochter Klara und mein [illegible] zukünftiger Sohn, Benno von Lesten — sie leben hoch!“

Die Gläser klangen zusammen. Wir standen auf — [illegible] küßten und umarmten uns, Benno küßte mich, ohne daß [illegible] es recht empfand — alle schüttelten dem Brautpaar die [illegible] und gratulierten, nur Großmama nicht. Stumm und [illegible] blieb sie sitzen. Mama umarmte sie, ich faßte stehend ihre [illegible] — sie rührte sich nicht und sagte kein einziges Wort.

Kein Wort — kein einziges Wort!

Es war so gräßlich peinlich, daß Hans die Situation [illegible] retten versuchte. Er ging an das Klavier und spielte: [illegible] leben hoch! Wir versuchten zu singen, aber es war ein klägliches Lebehoch und eine klägliche Verlobungsfeier.

Dann setzten wir uns wieder, und der Braten wurde herumgereicht. Uns allen quoll der Bissen im Munde, und wir mußten noch so thun, als ob gar nichts gewesen wäre. Großmama sprach über alles mögliche — von der Verlobung nichts. Zuletzt sprach niemand mehr davon — als ob sie gar nicht eben feierlich [illegible] veröffentlicht worden sei. Großmama brach gleich nach Tisch auf. Ich war so außer mir, daß ich zu Hause bleiben wollte. Aber Benno und Klara baten mich heimlich, sie zu begleiten, und Papa winkte mir hastig.

Natürlich! Ich bin ja ihre einzige Hoffnung, daß Großmama nachgiebt!

Während die Droschke über das Straßenpflaster rumpelte, sprach sie kein Wort mit mir. Ich schob es auf den Lärm, aber sie hat mich auch ohne den gewöhnlichen Kuß entlassen.

Was soll daraus werden? Sie müßten warten, bis Benno Hauptmann erster Klasse ist, aber bis dahin vergehen noch so viele Jahre, denn er ist eben erst Premier geworden.

Doch ich weiß keinen anderen Ausweg!

* * *

Wie gut, daß ich die Stunden bei Wolter habe! Das bringt mich wenigstens auf andere Gedanken.

Ich modelliere einen Männerkopf. Wir sind zu Vieren, lauter „höhere Töchter“, und die anderen sind eine lustige Gesellschaft. In der ersten Woche waren sie riesig fleißig. Wolter hatte mich vielversprechend eingeführt. „Hier, meine Damens, ein neues Mitglied unserer Akademie, die sich durch einen großen Mangel an Fleiß auszeichnen wird. Sie wird gar nich zu Ihnen passen, denn Sie arbeiten, als ob's ums liebe Brot jinge.“

Die Drei ließen die Köpfe hängen und machten sich mit riesigem Eifer an die Arbeit.

Acht Tage ging das so.

Wolter ist nicht immer in unserm Atelier. Er arbeitet oft nebenan und sieht von Zeit zu Zeit herein, um unsere Arbeit zu kontrollieren. Die andern behaupten, er gehe sogar während unserer Stunden aus und thue nur so, als ob er immer da sei.

Unser Modell heißt Bartmeier. Das heißt, eigentlich heißt er einfach Meier, aber weil sein schöner weißer Bart ihn als Modell berühmt gemacht hat, wird er nie anders genannt. Ich wußte nicht einmal, daß es ein Spitzname war, und die anderen kicherten, wenn ich ihn ganz unbefangen Bartmeier nannte, und er grinste ein über das andere Mal. Nach den ersten acht Tagen der angestrengten Arbeit streikte er.

„Na, allens was recht ist. Verpusten muß ick mir doch einmal in zwei Stunden können. Det war doch sonst nicht, daß die Damens jar nicht mal eine Pause machten!“

Else Harder, die Keckste von den Dreien, lachte. „Sie haben ganz recht, Bartmeier. Wir genieren uns nur vor Fräulein von Dühren, sonst hätten wir das längst nicht mehr ausgehalten. Klatschen Sie?“

Ich lachte. „Natürlich nicht.“

Digitized by Google

Der Mühlenteich bei Varel.
Nach der Natur gezeichnet von J. Prelter.

„Na, dann man los! Wir müssen noch die Tarantella für den Geburtstag von meinem Papa üben, und zu Hause können wir das nicht. Die Kastagnetten habe ich mit. Komm, Annchen!"

Annchen zögerte. „Kinder, Walter war neulich schön böse, als wir uns überraschte!"

„Ach was, er ist gar nicht da!" Sie klopfte an das Atelier von Walter. Keine Antwort. Sie klopfte noch einmal stärker, legte das Ohr an die Thür und sah uns triumphierend an.

„Ich wußte es ja — ausgegangen!"

„Muß ich etwas dabei thun?" fragte ich ziemlich traurig, denn ich wollte mich nagern stören lassen.

„Das Musterkind darf arbeiten oder umsonst zusehen."

Else Harder und Annchen stellten sich auf; Trude sang mit hoher Sopranstimme das Margherita, mia bella. Sie tanzten ganz famos. Else Harder geschmeidig und wild wie eine Bajadere, Annchen etwas plumper, aber desto graziöser drehte sich Else um sie herum. Bartmeier klatschte Bravo und trank ein Glas Bier. Plötzlich hörte ich nebenan die Thür klappen.

„Er kommt! Er kommt!"

Else warf sich rasch an den Modellierbock; Annchen griff nach dem Holz, die Kastagnetten flogen in die Tasche und die Herrlichkeit verschwand.

„Weiterfingen!" kommandierte Else Harder.

Als Walter mißtrauisch hereinsah, standen sie ganz harmlos da. „Na — mit Musikbegleitung? Was haben Sie denn in der Zwischenzeit gemacht? Fräulein Harder, die Baetpartie ist nach wie vor gekommen. Na und Sie? Die Augen sind nicht schlecht, Fräulein von Dühren. Aber Fräulein Trude, die Nase! Herr Bartmeier die hätte, müßte er Nasenmeier heißen. Er wäre einfach unbezahlbar. Mehr Ernst, meine Damen, mehr Ernst! Weniger singen und besser beobachten! Sonst kriegen Sie noch lange kein anderes Modell!" —

Seitdem so ziemlich dasselbe. Sobald Walter den Rücken wendet, geht der Unsinn los. Neulich führten sie den „Handschuh" auf und hatten sich aus der Vossischen Zeitung Papiermähnen und lange Schwänze gekräuselt. Else Harder kam als Tigerin mit lautem Gebrüll aus einer Ecke hervorgestürzt, so daß man von oben aus dem Maleratelier herunterschickte, ob ein Unglück geschehen wäre. Natürlich darüber Todesangst, Walter könnte es erfahren, dann die lahme Entschuldigung: eine der Damen hätte sich über eine Maus erschreckt. Walter brachte den anderen Tag seine Katze mit dem vielsagenden: „Das wird ja wohl Mäuse jagen helfen."

Nein, diese Stunden sind nicht das richtige. Das ist Spielen, Sport von ein paar müßigen höheren Töchtern, die angenehm die Zeit tot schlagen wollen. Das hat mit der ernsten Kunst nichts zu thun! Wenn ich mit den andern nicht mittolle, muß ich doch oft lachen. Aus dem Arbeiten wird dabei nichts Rechtes.

Oder liegt es an meinem Talent?

* * *

1. Februar 1888.

Die drei andern laufen Schlittschuh, tanzen jeden Abend und amüsieren sich. Wenn ich die Stunden gehabt und hinterher noch allein bei Walter gezeichnet habe, bin ich todmüde und habe zu nichts mehr Lust. Ich grüme mich auch zu viel. Alles beim Alten! Großmutter hat Benno nicht einmal aufgefordert, bei ihr Besuch zu machen. Die drei Männer sind wütend, Klara trotz ihrer Liebe oft ungeduldig, und Mama und ich müssen fortwährend beschwichtigen.

Bei Großmama hat ein junger Mann Besuch gemacht, der Sohn einer Jugendfreundin. Auch ein Fabrikant, aber ich glaube, sie machen wenigstens keine Ziegel, sondern Velvet! Eine gut bürgerliche Familie und schwer reich. Er führt den wilden Namen Walf und den sanften Taufnamen Fritz. Ein großer, ganz hübscher Mensch mit abstehenden Ohren und nichtssagenden blauen Augen. Natürlich ist er Offizier — eben frisch gebacken aus der „Presse" heraus ins Regiment gekommen! Hier hat er keine Verbindungen, und Großmama hat ihn all unsern Freunden empfohlen. Neulich war er auch auf einem Diner bei Willes, und man hatte ihn mir zum Tischherrn gegeben. Er sperrte immer Mund und Nase auf, wenn ich einmal eine selbständige Ansicht äußerte. Hat in seinem Leben noch nie über etwas nachgedacht! Findet alles vorzüglich eingerichtet in der besten der Welten. Möchte nur eine größere Zulage in dem teuren Regiment haben.

Benno war auch da. Ob wohl Willes ganz reinen Mund gehalten haben? Mir kam's bei allerlei lächelnden Anspielungen und Winken vor, als ob schon mehr Leute davon wüßten.

Sie sind auch unvorsichtig. Nach Tisch saßen sie in einer Ecke, stillschweigend wie auf Verabredung allein gelassen. Benno verzehrte sie fast mit seinen Augen. Und sie sah wundervoll aus.

Ich — saß bei den alten Damen, und sanft kümmerte sich kein Mensch um mich. Sie unterhielten sich über Kinder, Enkel und Dienstboten. Es war außerordentlich interessant!

* * *

24. Februar.

Zwei Monate nach der Verlobung, und Großmama giebt nicht nach! Sie sind alle verstimmt, Benno manchmal gereizt, und Klara antwortet dann heftig. Und diese zwei Monate sind doch nur die Folge von den zwei langen Jahren, die es schon dauert. Sie haben mit ihrem Gewaltstreich einen verzweifelten Versuch gemacht, und er ist mißglückt. Manchmal kommt mir die Angst, als ob diese Prüfung zu streng für ihn sei. Er ist in der Gesellschaft sehr verwöhnt; hundert von Familien würden sich geehrt fühlen, wenn er nur den kleinen Finger ausstreckte! Und nun thut Großmama, als ob Benno von Lesten Lust für sie wäre!

Ich habe ihn ein paarmal auf dem Eise getroffen mit Cäcilie Gradnau. Sie ist pikant — und sehr reich.

Ach, Unsinn! Er liebt Klara, aber deshalb kann er doch mit einem andern Mädchen Schlittschuh laufen. Muß ich mich auch noch um Hirngespinste quälen? Es ist ja schon genug wirkliches Leid, daß ich nicht noch Gespenster an die Wand zu malen brauche!

Meine Arbeit im Atelier geht weiter — aber ich bin nicht mit mir zufrieden. Es ist ein sprödes Material und eine spröde Kunst.

* * *

Walter ist auch nicht mit mir zufrieden, und ich bin manchmal ganz verzweifelt. Er hat mehr von mir erwartet und ich auch. Aber was wollen auch drei Monate Studium sagen! Und doch sind sie nächstens zu Ende, und ich habe nicht den Mut, Großmama zu bitten, weiter studieren zu dürfen. Ich mag nicht für mich um etwas bitten, während Klara nach immer auf ein gutes Wort wartet. Es arbeitet sich auch schlecht, wenn man sich innerlich fortwährend quält.

Ich fragte heute Hans, ob Benno wirklich spiele. Ja, er thut es, und sogar ziemlich hoch. Er soll in der letzten Zeit sogar viel Glück gehabt haben. Zu meinem Entsetzen habe ich erfahren, daß Hans auch spielt. Ich habe ihn flehentlich gebeten, das nicht zu thun. Er lachte mich aus und behauptete, ich würde bei Großmama nach die reine Suse. Es wäre Zeit, daß ich wieder nach Hause käme!

* * *

1. April.

Gestern war die letzte Stunde bei Walter. Er war furchtbar grob. „Na, nu ist die Herrlichkeit schon zu Ende? Die Welt ist um eine Dilettantin reicher. Eine Künstlerin werden Sie nie, wenn Sie die zimperliche höhere Tochter nicht in die Ecke werfen! Adieu! Sticken Sie Ihrem Vater ein Paar schöne Pantoffeln zu Weihnachten!“

Ich bin weggegangen wie ein begossener Pudel.

Eine Dilettantin! Und ich will etwas Großes leisten, ich will berühmt werden! Was konnte ich auch in den paar Wochen lernen? Frida hat drei Jahre bei den ersten Bildhauern in Paris studiert. Sie hat mich eingeladen, in ihrem Atelier weiter zu arbeiten. Ich kann es nicht. Großmama würde natürlich nichts dagegen haben, denn sie hält Siegfried immer nach die Stange. Gerade deshalb aber darf ich es Klaras wegen nicht.

Wieder einmal die Familienrücksichten!

Ich komme gar nicht dazu, an mein Leben zu denken. Immer quäle ich mich um die andern, und es dankt's mir keiner. Klara behauptet, ich wolle ihr nur nicht helfen; ich könnte doch sonst Großmama um den Finger wickeln. Ja — sonst! Wenn sie eine Ahnung hätte, wieviel ich für sie rede und um ihr Glück kämpfe — ganz zermürbt bin ich, ganz elend. Und dabei laure ich auf jede gute Laune von Großmama, um für Klara zu sprechen! Ich erreiche weiter nichts, als die gute Laune zu verderben, und bekomme schroffe Antworten. Großmama ist ganz unglaublich eigensinnig.

Ich wollte mir eigentlich einen kleinen Gipsabguß von der Venus von Milo kaufen. Aber Hans hat eine unglaubliche Fertigkeit, herauszufinden wenn ich bei Kasti bin. Er nennt das einen Finanzcoup und mich seinen Finanzminister. Eine entsetzliche teure Ehre für mich!

* * *

Bei Frida gewesen und leider Frau Breßlau getroffen, und da der eine ganze Menge unangenehmer Nachrichten gehört. Die liebe Gesellschaft! Wenn sie nur etwas zu klatschen hat! Warum legen die Leute nicht vor ihren eignen Thüren?

Benna fall bei Gradnaus ein und aus gehen, und sie nahmen schon Glückwünsche entgegen. Frau Breßlau behauptete es steif und fest, und ich durfte nicht einmal widersprechen, um nicht die Wahrheit zu verraten. Ich sah wohl, wie Frida mich, während ihre Mutter mit den Augen warnte, aber es war ganz vergeblich, Frau Breßlau war ganz Gift und Galle. Ich mußte es ausbaden, daß Klara ihren süßen Siegfried verschmäht hat, und durfte nicht einmal zucken, als sie sagte, Benno habe so viel Schulden, das sei stadtbekannt; er müsse ein ganz reiches Mädchen heiraten!

Siegfried kommt im Herbst aus Paris zurück. Sie ließe durchblicken, er habe einen ganzen Haufen dummer Streiche gemacht, und der alte Breßlau sei wütend. Frau Breßlau wischte sich mit dem Spitzentuch ein paar Krokodilsthränen aus den verpuderten Augen. „Der arme Junge war auch zu unglücklich, als er abreiste!“

Dann wurde sie plötzlich ganz liebenswürdig und fragte mich, ob sie mir nicht gratulieren könnte.

Ich sah sie ganz dumm an. „Weshalb, gnädige Frau?“

„Ich habe ein Vögelchen zwitschern hören, daß Sie verlobt sind mit dem langen Leutnant Fritz Wolf. Ganz Berlin behauptet es.“

Ganz Berlin! Das heißt Berlin W, das ist ärgerer Klatschnest scheint als jede Kleinstadt, schlimmer als Pokrowskoje. Ich kümmere mich doch nicht um andere Leute; was kümmern sich die andern Leute um mich? Wolf ist ein paarmal bei uns gewesen; ich habe ihn ebenso oft in Gesellschaft getroffen. Das ist doch kein Grund, mich mit ihm verlobt zu sagen!

Aber das sind die guten Bekannten! Sie laden einen dringend ein; sie sind einem freundlich ins Gesicht, und hinter dem Rücken klatschen sie. Pfui und nochmals pfui!

Ich habe Frau Breßlau meine Meinung so deutlich gesagt, wie sie ein junges Mädchen einer älteren Dame sagen darf — und noch etwas deutlicher vielleicht, denn ich bebte innerlich vor Aerger und Empörung.

Frida saß die ganze Zeit wie auf Kohlen. Sie that mir ordentlich leid, denn ich konnte mich in ihre Seele hineinversetzen. Sie hat auch unter ihrer Umgebung zu leiden, aber ganz anders als ich. Ihre Feinfühligkeit wird fortwährend verletzt; denn beide Eltern haben den schnell erworbenen Reichtum doch nicht innerlich überwunden. Es fehlt die Tradition, die gute Kinderstube! Aber sie bleibt immer geduldig und freundlich, und noch nie habe ich von ihr ein unkindliches Wort gehört. Bei mir liegt das freilich anders. Schon mein stattlicher Vater mit seinem Kaiser Friedrich-Bart und dagegen der kleine, pockennarbige Breßlau! Dennoch ist er mir viel lieber als seine Frau; wenn er auch ein Selfmademan ist: man merkt ihm den scharfen Verstand und die Klugheit an. Sie ist aus lauter Kleinlichkeiten zusammengesetzt, und ich glaube, wenn man in ihr Gehirn sehen könnte, würde man nur den Gedanken an neue Kleider und an Premierenbillets finden.

* * *

Großmama und ich saßen beim Nachmittagskaffee im Salon. Sie hatte sehr gut geschlafen, und den Kaffee hatte ich mit besonderer Sorgfalt gemacht; dazu hatte ich auch eigenhändig Kuchen gebacken, und sie waren gerade so recht für Großmamas Zähne — nicht zu hart und doch schön knusperig. Sie tätschelte meine Hand und nannte mich ihr gutes Kind.

Und dann sagte sie plötzlich, und das Herz stand mir fast

fuhr vor freudigem Schreck: „Wieviel braucht eigentlich ein Premierleutnant noch an Kaution?“

Gott, es war das erste Mal, daß sie überhaupt Miene machte, einzulenken! Mir wurde kalt und heiß. Im selben Augenblick klingelte es heftig. Wie dumm! fuhr es mir durch den Kopf, gerade jetzt Besuch, wo ich das Eisen schmieden wollte! Ich sprang auf, um dem Mädchen zu sagen, wir wären nicht zu Hause. Aber da hörte ich schon Papas Stimme, und er kam herein — völlig verstört. Er konnte zuerst nicht sprechen. Er war atemlos. Ich dachte zuerst, es wäre ein Unglück geschehen — Mama, Klara oder Hans — es war gar nicht auszudenken! Das war es wenigstens nicht, aber schlimm genug!

Hans hatte in der Nacht im Klub gespielt und auf Ehrenwort fünfzigtausend Mark verloren. Am Morgen war er totenblaß nach Hause gekommen und hatte es erzählt.

Den ganzen Tag war Papa herumgelaufen — von Pontius zu Pilatus, von einem Geldverleiher zum andern, und dabei war in Todesangst, denn wenn es herauskam, war Hans verloren. Papa hatte nur zwanzigtausend Mark zusammenbekommen.

Gott weiß, zu welchen Zinsen! Die andern dreißigtausend Mark sollte Großmama geben. Es war eine furchtbare Scene. Vater, der sich vor der alten Frau demütigte, die er immer gehaßt hatte, der mit Thränen in den Augen für seinen einzigen Sohn bettelte, welcher den schlichten Abschied erhielte, wenn die Schuld nicht bis zum nächsten Morgen bezahlt wäre!

Hans den schlichten Abschied! Das war die Kugel, denn weiterleben hätte ein Dühren nach einer solchen Schmach nicht!

Und Großmama blieb ungerührt. War sie es wirklich? Oder wollte sie uns nur wieder einmal ihre Macht fühlen lassen? Wir müssen ja doch immer zu Kreuze kriechen, wenn wir uns auch einmal zu emanzipieren versucht haben! Dabei war Hans früher ihr Liebling.

„Laßt ihn den Abschied nehmen und ein anderes Leben anfangen, meinetwegen als Kellner in Amerika oder als Kutscher! Vielleicht wird er noch einmal ein ordentlicher Mensch, wenn er arbeiten muß. Bezahle ich ihm heute die Schulden, macht er morgen neue. Laßt ihn nur den Abschied bekommen! Er hat es verdient.“

Großmama ist eben nicht aus einer alten Offiziersfamilie. Sie kann sich in unsere Anschauungen gar nicht hineindenken.

Papa gab es endlich auf, zu bitten. Ganz graublaß griff er nach seinem Hut und stand auf. Er schwankte, und ich sprang zu, um ihn zu stützen. Und da fiel mir etwas ein.

„Ich begleite dich, Vater. Ich weiß, wer mir helfen wird, wenn Großmama uns nicht helfen will.“

Ich rannte in mein Zimmer und holte meine Sachen.

Papa stand ganz regungslos und gebrochen da, als ich wieder hereinkam.

„Wohin willst du, Harriet?“ fragte Großmama.

„Zu Frida,“ sagte ich entschlossen.

Großmama lachte ärgerlich.

„Zu Frida? Von den Leuten willst du dir Geld geben lassen, deren Sohn von Klara zurückgewiesen wurde?“

„Frida ist großherzig genug, um zwischen mir und einem Brief, den Klara gegeben hat, einen Unterschied zu machen.“

„Ich erlaube es nicht,“ sagte Großmama heftig. „Bei diesen Leuten gerade sollst du nicht betteln für deinen verlumpten Bruder! Ich würde mich vor ihnen schämen.“

„Komm, Vater!“ sagte ich und nahm ihn unter den Arm. Großmama versperrte uns den Weg.

„Harriet! Bedenke, was du thust!“

„Ich trete meinen Stolz mit Füßen, Großmama! Es ist ein furchtbarer Schritt, ich weiß es. Aber Hans muß gerettet werden — der letzte von der Familie und Papas einziger Sohn. Ich thue es! Ich schwöre es dir!“

Da gab sie nach. „Ihr seid alle Narren mit eurem Familienstolz — aber wenn ihr in euer eigenes Unglück rennen wollt — meinetwegen! Hans hat dann keinen Anspruch mehr auf ein Erbteil. Er hat es in einer Nacht verlumpt; seht euch vor, daß er euch nicht alle an den Bettelstab bringt!“

Papa streckte rief auf; er stammelte: „Dank! Dank!“ und wollte ihr die Hände küssen. Sie wies ihn und mich zurück und rief nach der Jungfer, um nach der Bank zu fahren.

Am Abend brachte sie das Geld und gab es Vater. Mama war mehr tot als lebendig, und Hans, der arme Sünder, konnte es gar nicht fassen, daß er begnadigt war. Papa und Hans fuhren dann fort, um die Schuld zu bezahlen.

* * *

Benno Lesten war gerade da. Finster lehnte er in einer Ecke vom Sofa und kaute an seinem Schnurrbart. Klara saß am Tisch und hatte den Kopf in den Händen verborgen. Ihre Schultern bebten.

Großmama ging durch das Zimmer und blieb einen Augenblick stehen, als ob sie etwas sagen wollte. Aber dann schwieg sie und zuckte mit den Achseln.

Ich — verstand es wohl, dieses Achselzucken. Nun ist noch weniger Aussicht als früher! Auch Benno soll ja spielen und Schulden haben!

Großmama hat die Bedingung gestellt, daß Hans sich versetzen lassen soll. Er ist jetzt in Rawitsch, einem kleinen Nest an der polnischen Grenze, und hat fast gar keine Anlage mehr.

Nun sind vier Wochen seit dem schrecklichen Tage vergangen, und manchmal will es mir scheinen, als ob Großmama doch eigentlich nicht ganz unrecht gehabt hat. Was ist das für eine Existenz, die ihm jetzt bevorsteht? Er, der feschste, schneidigste Offizier seines Regimentes, und nun im schlimmsten Kommißstiefel! Und wenn er sich nun nicht hält? Womöglich neue Schulden macht?!

Aber den schlichten Abschied — furchtbarer Gedanke!

* * *

Ehrenschulden!

Gestern abend war Leutnant Wolf da, und ohne zu wissen, welche offene Wunde er berührte, sprach er von einem Falle, der kürzlich passiert ist. Ein junger Leutnant hat in einer Nacht nicht nur sein Vermögen verspielt, sondern auch das seiner Mutter, einer alten Frau, die jetzt auch nicht einen Pfennig mehr besitzt. Das Geld hat der Mensch angenommen, an den er es in der Trunkenheit verloren hat! Unglaublich! Und der Offizier wäre ehrlos gewesen, wenn er seine Spielschuld nicht bezahlt hätte! Aber seine alte Mutter arm zu machen — das verträgt sich mit der Ehre?

Welch seltsame Anschauungen, in denen wir befangen sind!

Ich soll wieder nach Hause übersiedeln. Sie sind alle so unglücklich über Hans. Die letzte Zeit bei Großmama will ich noch benutzen, lesen, viel lesen und noch einmal zu Frida gehen. Wer weiß, ob Klara mir es nicht später verbietet.

Die letzte Thonskizze, die ich bei Wolter gemacht habe, ist ganz verschimmelt. Ich werde sie dem Müllkasten opfern, ehe ich fortziehe.

Solange ich bei Großmama bin, habe ich Benno nur selten gesehen! Ach — und nun geht die Qual von neuem los! Lächeln, wenn man weinen möchte, und ruhig scheinen, wenn das dumme Herz zuckt!

Ich will ihn doch nicht lieben! Kann man denn der Liebe gar nicht gebieten? Weshalb ist man so wehrlos gegen sie, so gänzlich ohnmächtig? Ich schäme mich über mich selber — und es hilft nichts.

* * *

In der Nacht — der ersten wieder zu Hause — wachte ich plötzlich von einem Geräusch auf. Erst fuhr ich erschrocken in die Höhe: dann wurde es mir klar, daß es Klaras Thür war, die geklappt hatte. Ich leuchtete hinüber — ihr Bett war leer. Da wurde ich ängstlich, warf mir rasch den Schlafrock über und ging nach vorn. Klara lag auf der Erde, so wie sie aus dem Bett aufgestanden war. Ihr ganzer Körper zuckte im Weinkrampf. Ich hockte neben ihr nieder und bat und flehte, mir doch zu sagen, was geschehen sei. Ob sie um Hans weinte? „Ich kann nicht davon sprechen,“ stieß sie hervor. „Laß mich allein! Quäle mich nicht!“ Und dann schrie sie wieder im Weinkrampf. Ich wollte sie aufheben, aber sie wehrte sich. So holte ich eine Decke und wickelte sie ein, denn sie war eiskalt, trotz der Sommernacht. Endlich konnte ich sie überreden, wieder ins Bett zu gehen. Sie drehte sich auf die andere Seite und murmelte: „Bitte, geh'! Ich will allein sein.“

Digitized by Google

Der B

Nach ei

Digitized by Google

n Florenz.

Scoppetta.

Digitized by Google

Hat sie sich mit Benno gestritten? Daß es etwas mit ihm ist, glaube ich sicher. Um Hans würde sie nicht so weinen. Sie wird sich um die Zukunft sorgen. Aber wenn es wirklich nach ein paar Jahre länger dauert, Gott, was liegt daran! Ich wünsche ihnen ja so von Herzen, daß sie bald heiraten könnten.

Ich muß aus härterem Stoff gemacht sein; denn ich bin doch auch unglücklich.

* * *

Ich weiß gar nicht, was das bedeutet.

Die Eltern waren früher so entzückt von Benno. Jetzt fallen alle Augenblicke kleine Sticheleien selbst in Gegenwart von Klara, und — sie schweigt. Oder sie antwortet höhnisch, und Papa ärgert sich dann.

Er kommt auch nicht mehr so oft wie früher. Sonst aß er jeden Sonntag bei uns; schon zweimal ist er ausgeblieben. Es ist ja auch nicht fröhlich bei uns — nein! Wie ein Alp lastet der Streich von Hans auf allen. Der verzogene Liebling, das verhätschelte Muttersöhnchen — jetzt weint Mama und macht sich und Papa und uns allen das Leben schwer. Aber Benno hat doch keine Schuld daran. Warum lassen sie es ihn entgelten?

(Fortsetzung folgt.)

Der Blumenmarkt in Florenz.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Zu dem Bilde S. 276 und 277.)

Von seiner Blumenpracht hat Florenz den Namen, und schwerlich giebt es eine zweite Stadt, wo so das ganze Jahr hindurch der Frühling in den Straßen lächelt wie in dieser. Die Schauläden der Blumenhändler, ihre Stände, die über die ganze Stadt verstreut sind, die breiten Steinbänke des Palazzo Strozzi und des Palazzo Riccardi, die ihnen zur Auslage dienen, werden niemals von Blumen leer. Recht im Herzen der Blumenstadt aber, unter der schönen Säulenhalle des Mercato nuaoa, die aoch aus dem 16. Jahrhundert stammt, findet einmal wöchentlich am Donnerstag Morgen zwischen 10 und 12 Uhr der weltberühmte Blumenmarkt statt. Das hochgewölbte Viereck mit seinem Säulenwald und seinen statuengeschmückten Nischen, das der alte bronzene Eber bewacht, verwandelt sich alsdann in einen wahren Tempel des Frühlings, der seine Düfte straßenweit versendet. Und es sind echte Sonnenkinder, die hier nach in den Winternnnnten seitgedaten werden, nicht die bleichen, hinfälligen Blumengespenster nordischer Großstädte, jene armen Kinder des Wärmeofens, die nie die Sonne gesehen haben und kaum eine Stunde ihr künstliches Dasein fristen. Von diesen weiß man hier nichts, denn die Kunst des Gärtners steckt im Vergleich zu den Produktionen der maderneren Länder fast noch in den Kinderschuhen, und gar die der Natur abgezwungenen Züchtangen künstlicher Adartea sind so gut wie unbekannt. Alles wächst, wie es der Mutter Natur gefällt, aber in einer Fülle und Farbenpracht, die das Auge verwirrt und blendet. Am frühen Morgen werden sie aus den Gärten nnd Feldern nach der Stadt gebracht, die leuchtenden Anemanen und zarten Primeln, die duftenden Veilchen und Narzissen, die an tongen Stielen schwonkenden dnnroten Tulpen und die aufrechten gelben Tozetten aber „Osterbecher", so genannt von der zierlichen Form ihres Kelches, der einem Elfen zum Trinkglas dienen könnte.

Wenn erst der Frühling auf seiner Höhe ist, wird das wöchentliche Blumenfest zur wahren Blumenaegie, aon deren Ueberschwang der Pinsel keine Vorstellung mehr zu geben vermag. Jetzt entzucken vor allem die herrlichen frischgeschnittenen Blütenreiser, welche die Säulen umkleiden; sie sind mitunter dick wie Stämme, und ihre Spitzen reichen dann bis zu den hohen korinthischen Kapitellen empor. Das zarte, nur von einem Rosenschimmer überhauchte Weiß der Mandelblüte mischt sich mit dem kräftigen Rosenrot des Pfirsichbaumes, bald gesellen sich die rötlichen Rispen des Flieders und schweren lichtblauen Blütentrauben der Glycine hinzu. Und darunter dnnen die in Kübeln stehenden Zierbaume ihre stolzen tiefgrünen Kuppeln nnd Pyramiden auf, aus denen das glühende Rot, das duftige Weiß, das zarte flockige Gelb der Blüten schimmert. Hier glänzen vor allem die Azaleen durch die unendlichen Farbenabstufungea, deren ihr leichtes, durchsichtiges Blütengewand fähig ist. Prahlerisch steht dee buchwüchsige Kamelienbaum daneben mit seinem festen, dunkelgrünen Laub, das wie lackiert erscheint, und mit den ungebrochenen, fast grellen Farben der wie aus Wachs bossierten Blumen, die ihn dicht gedrängt in überwaltigender Fülle schmücken. Dee Orangenbaum trägt neben dem Schnee seiner Blüten auch schoa die reife goldene Frucht. Ein dichter Hain von Blütenbäumen, der die alte Loggia mit ihren Säulen und Kreuzgewölben in einen Zaubergarten verwandelt hat. Seinen Boden bedecken die blühenden Topfpflanzen, die in zierlichen Aufstellungen ganze Blumenbeete und Rondelle heuchein und kaum den nötigen Raum zum Durchgang lassen. Und nun erst die Stände alle und die Körbe mit den geschnittenen Blumen, den köstlichen mannigfach getönten oder gestreiften Nelken, den Maiblümchen und Reseden, den Hyazinthen, Violen und Schwertlilien, den anspruchsvollen Gardenien und launenhaften Orchideen und — einer Lieblingsblume der Florentiner — dee wunderlamen Calla mit dem langen schwankenden Stengel und dem geheimnisvollen weißen Kelch. Vor allem aber Rosen und wieder Rosen in unendlicher Mannigfaltigkeit, wannevollen Wohlgeruch atmend. Keine Seltenheiten, keine fremdartigen Kostbarkeiten, nur Natur in ihrem verschwenderischen Ueberfluß. Und inmitten dieses prunkenden Frühlings bewegt sich plaudernd und lachend ein zweiter Frühling: die Jugend von Florenz, die sich wöchentlich hier ein Stelldichein giebt. Zwar die Italienerin, die durch die Sitte gebunden ist, wagt nur heimliche Blicke hinter dem Rücken der gestrengen Frau Mama zu werfen, aber die freien Amerikanerinnen kommen mit der unverhohlenen Absicht, zu flirten, der von der Männerwelt bereitwillig entsprochen wird. — Das Gedränge ist so groß, daß man sich nur mit Vorsicht bewegen kann, denn fast alles, was Florenz an Fremden beherbergt, findet sich auf dem Blumenmarkt zusammen. Wagen fahren vor und versperren noch den ohnehin in engen Raum. Erst um die Mittagsstunde verliert sich die Menschenmenge, groß und klein wandert mit Blumen beladen nach Hause, um seine Mittagstafel zu schmücken. Niemand verläßt den Blumenmarkt mit leeren Händen, denn wer widerstande dem Lockruf: „Vuole, Madama (oder Monsù, vuole la primavera?" (Wollen Sie, Madame [oder Monsieur], wollen Sie den Frühling?)

J. K.

Eine deutsche Bauernschlacht in Amerika und ihre Folgen.

Von Rudolf Cronau.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die Geschichte kennt mehrere Beispiele dafür, wie durch das Eingreifen einer verhältnismäßig geringen Zahl beherzter Bauern dem Gang wichtiger Kriege eine neue Wendung gegeben wurde. Solche Beispiele sind die Schlacht der bergischen Bauern bei Worringen am 5. Juni 1288 (vgl. „Gartenlaube" 1897, S. 511), die Schlachten der Schweizer bei Morgarten 1315, bei Sempach 1386. Auch die Kämpfe der stammverwandten Buren, die im fernen Afrika mit Löwenmut um ihre Selbständigkeit gegen einen gewaltigen, ihnen an Zahl so überlegenen Feind ringen, gehören hierher. Merkwürdigerweise enthält auch die Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Episode, wo deutsche Bauern eine der schwersten Gefahren abwenden halfen, welche im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts den Erfolg der amerikanischen Freiheitskämpfe bedrohten.

Mitten im Herzen des herrlichen, an Wäldern, Bergen, Strömen und Seen so reichen Staates New York eilt der Mohawkfluß durch ein überaus liebliches Thal, um nach einem etwa 150 Kilometer langen Laufe in rechtem Winkel in den Hudson einzufallen und mit diesem „Rheinstrom Amerikas" dem Meere zuzueilen.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts war der ganze mittlere und westliche Teil des heutigen Staates New York noch eine unermeßliche Wildnis, in welcher der mächtige, aus sechs verschiedenen indianischen Stämmen bestehende Bund der Irokesen seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Die ersten weißen Ansiedler, welche sich in diesem Gebiet niederließen, waren ehemalige Bewohner der Rheinpfalz, die ihre schöne deutsche Heimat aufgegeben hatten, als dieselbe durch die Mordbrennerbanden des „allerchristlichsten Königs" Ludwig XIV von Frankreich in der schrecklichsten Weise verwüstet worden war. Schweren Herzens hatten im Frühjahr des Jahres 1709 an 14 000 Pfälzer ihre Habseligkeiten gepackt und waren auf Flößen und Kähnen den Rhein hinab nach Holland und dann da nach England gefahren, von wo ihrer 3000, veranlaßt durch allerhand Versprechungen, welche ihnen die englische Regierung machte, nach der damals noch englischer Herrschaft unterstehenden Kolonie New York zogen. Sie wurden am mittleren Hudson angesiedelt, aber als eine Art von Kronbauern betrachtet and von der Regierung wie von gewissenlosen Spekulanten so schrecklich ausgebeutet, daß sie im März 1713 trotz des noch tiefliegenden Winterschnees in das romantische Thal des Schoharie, eines Nebenflüßchens des Mohawk, flohen, wo verschiedene Indianerhäuptlinge den Deutschen beträchtliche Stücke Landes zum Geschenk angeboten hatten. Mit ihren roten Freunden in bestem

Einvernehmen lebend, gründeten die Pfälzer daselbst mehrere Ortschaften, von denen aus einige Jahre später ein großer Teil der aufs neue von habgierigen Spekulanten bedrohten Pfälzer nach dem Mohawkthal zog. Ihre Ansiedlung daselbst wurde von der englischen Regierung sehr begünstigt, nicht etwa weil ihr das Los der Deutschen besonders am Herzen gelegen wäre, sondern weil sie hoffte, daß dieselben ein starkes Bollwerk gegen die in Canada sitzenden Franzosen und Indianer abgeben möchten, die schon öfter Einfälle in die englischen Niederlassungen am unteren Mohawk unternommen hatten.

In der That mußten die Pfälzer gar manchen blutigen Strauß mit den canadischen Nachbarn bestehen, besonders während des siebenjährigen Krieges, der zwischen den Franzosen und den Engländern mit aller Heftigkeit auch in den beiderseitigen amerikanischen Besitzungen ausgefochten wurde und einen geradezu grauenhaften Charakter annahm, als sowohl die Franzosen wie die Engländer die ihrem Einfluß zugänglichen Indianerstämme als Bundesgenossen aufboten und gegeneinander hetzten. Im Jahre 1757 überfiel der französische Kapitän Belletre mit 300 Soldaten und vielen Indianern das Mohawkthal, überraschte in der Nacht des 12. November die deutsche Ortschaft German Flats („deutsche Niederungen"), brannte sämtliche Häuser nieder, tötete 40 Einwohner und schleppte 120 gefangen nach Canada. Ein zweiter Angriff im April des folgenden Jahres wurde aber durch die unter Nikolaus Herchеimer zusammengescharten Pfälzer energisch abgeschlagen, wobei die letzteren allerdings abermals einen Verlust von 38 Toten erlitten. Jahrelang dauerten diese Metzeleien fort, bis endlich die Engländer in der Schlacht bei Quebec 1759 einen entscheidenden Sieg über die Franzosen errangen und damit der Herrschaft derselben in Canada ein Ende bereiteten.

Die Ruhe, welche diesem Siege folgte, war aber nicht von langer Dauer. Kaum hatte England seinen Nebenbuhler aus dem Felde geschlagen, so verhängte es über seine amerikanischen Besitztümer ein Ausbeutesystem, das über kurz oder lang eine jede Kolonie zum Aufstand trieb. Alle in den Kolonien gültigen Gesetze waren derart abgefaßt, daß den in England lebenden Kaufleuten und Fabrikherren der größtmögliche Nutzen erwachsen mußte. So durften beispielsweise die sämtlichen in den Niederlassungen gebrauchten Güter nur aus England bezogen werden. Auch war es den Kolonisten nicht erlaubt, Stoffe zu Kleidern sowie andere Lebensnotwendigkeiten selber herzustellen. Andrerseits sollten sie schwere Abgaben entrichten, ohne aber im Parlament irgendwelche Vertretung eingeräumt zu bekommen.

Den Bewohnern der an der Ostküste von Nordamerika gelegenen englischen Kolonien wurden die Zustände bald so unerträglich, daß sie beschlossen, die Verbindung mit dem Mutterlande zu lösen und sich auf eigene Füße zu stellen.

Die in den englischen Kolonien lebenden Deutschen wurden natürlich in den amerikanischen Freiheitskrieg mit verwickelt, denn sie erinnerten sich lebhaft, daß sie stets unter der Anmaßung, der Habsucht und der zurücksetzenden Geringschätzung der englischen Beamten und Lords zu leiden gehabt hatten. Kaum war mit dem blutigen Zusammenstoß bei Lexington am 19. April 1775 das Zeichen zum Aufstande gegeben, so bildeten auch die Deutschen im Mohawkthal, in Pennsylvanien, Maryland und Virginien Bünde, um an der Abwerfung des verhaßten Jochs teilzunehmen. Im Mohawkthal faßte der von den Pfälzern gebildete Bund am 21. Mai den folgenden Beschluß: „Wir verabscheuen die uns angedrohte Sklaverei. Aufeinander angewiesen durch die Bande der Religion, Ehre, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe, vereinigen wir uns in dem festen Entschluß, nie Sklaven werden zu wollen, sondern unsere Freiheit mit Gut und Blut zu verteidigen." Am 2. Juni fand die erste öffentliche Versammlung dieses Bundes statt, durch dessen drohende Haltung die im Mohawkthal ansässigen königstreuen Engländer, die sogenannten Tories, so eingeschüchtert wurden, daß sie Hals über Kopf nach Canada flohen. Die Pfälzer bildeten nun im Verein mit den anderen Thalbewohnern holländischer und englischer Abstammung vier Bataillone, an deren Spitze der vom Franzosenkriege her angesehene Nikolaus Herchеimer als Befehlshaber trat. Derselbe, ein im Mohawkthal geborener Sohn des im Jahre 1709 mit seinen Landsleuten nach Amerika gekommenen Pfälzers Johann Jost Herchеimer, besaß im mittleren Mohawkthal, eine Stunde östlich der gleichfalls von Deutschen gegründeten Ortschaft Little Falls, ein großes Besitztum, auf dem er das in unserer Abbildung S. 281 dargestellte, heute noch wohl erhaltene Gebäude in dem damals üblichen Kolonialstil errichten ließ.

Das Jahr 1775 verging für die Deutschen am Mohawk unter Befürchtung von Ueberfällen und unter Vorbereitungen zur Verteidigung, denn man wußte nur zu wohl, daß man auf dem vorgeschobensten Posten stand, der um so mehr von Gefahren umdroht war, als die nach Canada geflohenen Engländer es durch Aufwendung reichlicher Geschenke verstanden hatten, fast sämtliche in der Kolonie New York vorhandenen Indianerstämme, vor allem auch den sehr einflußreichen Mohawkhäuptling Thayendanega oder Joseph Brant sich geneigt zu erhalten.

Seltsamerweise verstrichen aber zwei volle Jahre, bevor die Deutschen des Mohawkthals Gelegenheit fanden, in den Gang des Krieges einzugreifen. Derselbe umtobte aufs heftigste die Seeküsten, an denen mit wechselndem Glück gefochten wurde.

Im Frühjahr 1777 stand es mit der Sache der Aufständischen entschieden schlecht, und gleichzeitig holten die Engländer zu einem Hauptschlage aus. Um die nordöstlichen Kolonien von den südlichen zu trennen, so daß sie nicht länger sich gegenseitig zu unterstützen vermöchten und dann einzeln desto leichter unterworfen werden könnten, ward ein dreifacher Vorstoß gegen den Hudson unternommen, an dessen mittlerem Lauf die Aufständischen sich festgesetzt hatten. Von Canada aus rückte der General Burgoyne mit 8000 Mann über den Champlain- und Georgsee zum oberen Hudson vor, während gleichzeitig der Oberst St. Leger mit 750 britischen und hessischen Truppen sowie 1000 unter der Führung des Häuptlings Thayendanega stehenden Indianern vom Westen her in das Mohawkthal einbrach. Von Süden sollte eine starke englische Flotte den Hudson hinaufsegeln und die von drei Seiten gefaßten Aufständischen vernichten helfen. Am mittleren Hudson wollten alle drei Expeditionen zusammentreffen.

Wäre der meisterhaft entworfene Plan gelungen, so hätte die schnelle Beendigung des amerikanischen Aufstandes wohl außer Frage gestanden.

In dieser äußerst kritischen Periode war den Pfälzern am Mohawk eine wichtige Rolle beschieden. Während nämlich die Anglo-Amerikaner dem General Burgoyne in den Weg traten, warfen die Pfälzer sich dem Obersten St. Leger entgegen, der mit seiner Schar am 3. August vor dem kleinen, von 750 Amerikanern unter Oberst Gansevoort gehaltenen Grenzfort Stanwix eintraf und sich anschickte, dasselbe zu belagern. Als die Nachricht hiervon durch Eilboten nach den deutschen Niederungen gelangte, ward daselbst der Ernst der Lage sofort begriffen: gelang es nicht, den Feind abzuwehren, so war allen Thalbewohnern ein Untergang in der grauenhaftesten Gestalt — unter den Tomahawks und Skalpiermessern der Wilden, unter den Bajonetten und Kugeln der englischen Soldaten gewiß!

Den Schutz der Hütten, Frauen und Kinder den Greisen anvertrauend, traten sofort gegen 750 Mann, zu neun Zehnteilen aus Pfälzern bestehend, zusammen und zogen unter dem Befehl des alten Herchеimer bereits am 4. August dem Feinde entgegen, fest entschlossen, zu siegen oder zu sterben. Am Abend des 5. August kamen die Deutschen an der nur noch 2½ Wegstunden von Fort Stanwix entfernten Stelle an, wo der Oriskanybach sich in den Mohawk ergießt. Um die im Fort Belagerten von ihrem Herannahen zu unterrichten und zu gemeinsamem Handeln zu veranlassen, sandte Herchеimer einen Boten an Oberst Gansevoort, damit dieser am folgenden Morgen einen Ausfall gegen den Feind unternehme, der zur selbigen Zeit von den Deutschen im Rücken angefallen werden solle. Drei schnell aufeinander folgende Kanonenschüsse vom Fort aus sollten den Deutschen das Signal zu dem gemeinsamen Schlage geben.

Unglücklicherweise gelang es dem Boten erst am Mittag des betreffenden Tages, die feindlichen Reihen zu durchschleichen und in das Fort zu gelangen. Mittlerweile hatten aber auch die Engländer durch ihre indianischen Kundschafter von dem Herannahen der Pfälzer Nachricht erhalten und in aller Eile an einer engen Waldschlucht, die von den Deutschen passiert werden mußte, einen aus zahlreichen Scharfschützen und mehreren hundert Indianern gebildeten Hinterhalt gelegt. Der kriegserfahrene Häuptling Thayendanega hatte die Stelle als die geeignetste ausgewählt.

Als die Pfälzer gegen neun Uhr morgens an derselben anlangten, verriet nicht das geringste Zeichen, daß Gefahr nahe sei. In tiefstem Schweigen lagen die unabsehbaren Urwälder, durch die nur ein schmaler, überaus schlechter Weg auf der rechten Uferseite des Mohawk nach dem Fort Stanwix führte. Kaum war der größte Teil der Pfälzer in die Waldschlucht eingetreten, als plötzlich aus Hunderten von Kehlen das grauenhafte Schlachtgeheul der Indianer ertönte. In demselben Augenblick krachte von rechts und links, von den umliegenden Höhen, aus den Wipfeln der Bäume eine mächtige Salve auf die in dem Hohlweg Zusammengedrängten, und dann tauchten hinter jedem Busch, hinter jedem Baum, hinter jedem Felsstück die schauerlich bemalten nackten Leiber der Wilden auf, die sich mit gewaltigen Sätzen gleich Panthern auf die völlig überraschten Deutschen stürzten. Diejenigen der letzteren, welche sich noch außerhalb der Schlucht befanden, ergriffen, von Schrecken erfüllt, die Flucht, wurden aber von den nachsetzenden Wilden bis auf den letzten Mann niedergemacht. Die in der Schlucht Eingeschlossenen hingegen erkannten sofort, daß nur ein Kampf bis aufs Messer sie vor gänzlicher Vernichtung retten könnte, und begannen, nachdem sie sich gesammelt hatten, mit der Wut der Verzweiflung zu fechten. Galt es doch, nicht bloß das eigene Leben, sondern Haus und Hof, Weib und Kind zu retten!

Blick auf das Denkmal der Schlacht beim Mohawkfluss.

Nachdem sie ihre Büchsen auf die Gegner entladen hatten, stürzten sie mit gefällten Bajonetten oder mit den Jagdmessern in den Fäusten den Angreifern entgegen, und es entspann sich im Urwalddickicht ein wutknirschendes Ringen, in dem deutsche, durch harte Hinterwäldlerarbeit gestählte Kraft mit indianischer Schlauheit und Gewandtheit um den Siegerpreis stritt. Mit zerschnittener Kehle oder zerschlitzter Brust sanken da und dort Weiße und Rote übereinander, sich noch in der Todesstarre krampfhaft umschlungen haltend. Gar mancher Irokese wurde vom schnellen Blei ereilt, als seine Hände gierig dabei waren, einen erlegten Gegner zu skalpieren.

Bronzerelief am Denkmal der Schlacht beim Mohawkfluss: der verwundete Herchheimer leitet die Schlacht.

Der greise Herchheimer war einer der ersten, die in dem Gemetzel verwundet wurden. Eine Büchsenkugel zerschmetterte sein linkes Bein unterhalb des Knies und tötete zudem sein Roß. Aber er verlor nicht die Geistesgegenwart, sondern feuerte mit lautem Zuruf die Seinigen zu immer heftigerem Widerstand an, bis es ihnen gelungen war, den ersten Anprall der Feinde abzuschlagen. Dann ließ er sich auf eine den Kampfplatz überschattende [illegible] tragen und am Fuß eines mächtigen Urwaldriesen niederlegen. Auf seinen Sattel gestützt, der ihn umschwirrenden Pfeile, Kugeln nicht achtend, sondern kaltblütig seine Pfeife rauchend, leitete er von dort den immer heftiger entbrennenden Kampf, der nun mit allen Listen der Verschlagenheit echt [illegible] wäldlerischer Fechtweise geführt wurde.

Auch die Deutschen [illegible] hinter den mächtigen Bäumen Posto gefaßt und suchten von aus ihren Feinden beizukommen. Aber diese lagen auf der Lauer und gar oft gelang es [illegible] Indianer, einen deutschen [illegible] tzen, sobald derselbe einen [illegible] hinter dem Baum her [illegible] hatte, zu ereilen und mit [illegible] schmettern, bevor jener [illegible] funden hatte, seine Büchse [illegible] zu laden. Der alte Herchheimer, welcher die Taktik der [illegible] durchschaute, postierte nun zwei Männer hinter einen [illegible] me, von denen der eine, [illegible] sein Genosse einen Schuß [illegible] gegeben hatte, sofort anlegte, den anspringenden, seines [illegible] sicheren Indianer niederzuwerfen. Diese Anordnung wirkte [illegible] und riß so gewaltige Lücken die Reihen der Feinde, daß [illegible] kein Indianer mehr wagte, alte Fechtweise anzuwenden.

Bereits mehrere Stunden hatte das Gefecht gewährt, [illegible] plötzlich die Engländer eine ansehnliche Verstärkung durch eine Abteilung der „Royal Greens", der Königsjäger, erhielten. Unter denselben befanden sich viele ehemalige Bewohner des Mohawktales, die königstreu geblieben waren und sich mit den englischen Truppen nach Canada gewendet hatten. Frühere Nachbarn und Freunde erkannten einander und der bittere Haß, der sie einst in politischem Wortstreit entzweit hatte, schlug aufs neue in lodernden Flammen empor.

Mitten hinein in das Getöse krachten plötzlich heftige Donnerschläge. Unbemerkt von den Kämpfenden war ein schweres Gewitter heraufgezogen, das sich nun unter flammenden Blitzen und erderschütternden Rollen über den Häuptern der Kampfenden entlud und durch seine mächtig niederströmenden Regenfluten eine Ruhepause herbeiführte. Kaum aber hatten die schweren Wolken sich etwas verzogen, so begann das Schlachtgetöse den triefenden Wald aufs neue zu durchhallen.

Da endlich, nachdem das Gemetzel schon mehrere Stunden gedauert hatte, erdröhnten von Fort Stanwix die von den Deutschen längst ersehnten drei Kanonenschüsse. Sie erfüllten die Pfälzer

neuem Kampfesmut und machten ihr abermaliges Vordringen zu einem so unwiderstehlichen, daß die ob ihrer schweren Niederlage bestürzten Indianer unter den Klagerufen „Unah! Unah!“ in wilder Flucht den Kampfplatz verließen und die ihnen beigesellten Truppen mit sich rissen. Als sie im Lager vor dem Fort Stanwix wieder anlangten, fanden sie, daß dasselbe mittlerweile von der Besatzung des Forts überfallen worden war, und daß diese sämtliches Gepäck, alle Papiere und fünf Fahnen entführt hatte. Der Sieg der unter Herkheimer stehenden Pfälzer war teuer erkauft. Ueber 240 der Ihrigen waren gefallen; von den Überlebenden hatten viele so schwere Verwundungen erhalten, daß man an eine Ausführung des Zuges nicht denken konnte, sondern auf den Rückmarsch der Toten und Verwundeten bedacht sein mußte. Als man am 8. August mit den Leichen in den heimischen Fluren anlangte, gab es allenthalben ein herzbrechendes Jammern und Klagen, denn fast war ein Haus, in dem nicht ein Angehöriger tot oder schwer verwundet lag.

Sich dumpfer Trauer hinzugeben, dazu hatten die Pfälzer aber keine Zeit, denn noch war Fort Stanwix nicht entsetzt und der Feind nicht aus dem Lande geschlagen. Nachdem die Toten begraben worden, schlossen die noch waffenfähigen Männer sich aufs neue zusammen und zogen, durch eine Anzahl regulärer Truppen verstärkt, unter dem Befehl des Generals Benedikt Arnold zum zweitenmal dem Feinde entgegen, der aber, als seine Späher die Kunde von dem abermaligen Anmarsch der Pfälzer meldeten, von Schrecken erfüllt, Zelte und Geschütze im Stiche ließ und nach Canada zurückkehrte. Die geplante Vereinigung mit der Armee Burgoynes war vereitelt und damit der ganze Feldzugsplan der Engländer gescheitert. Nunmehr konnten die vereinten Anglo-Amerikaner und Pfälzer ihre volle Kraft auf die Niederkämpfung der Armee Burgoynes wenden, und es gelang ihnen in der That, dieselbe so hart zu bedrängen, daß sie sich am 16. Oktober mit ihrem Befehlshaber bei Saratoga ergeben mußte. Wenn damit der amerikanische Freiheitskrieg auch noch nicht sein Ende fand, so war doch eine der schlimmsten Gefahren, die seinen Erfolg in Frage gestellt hatte, glücklich abgewendet. Kein Geringerer als George Washington erkannte die Verdienste der Pfälzer um diese glückliche Wendung an, indem er schrieb, daß Herkheimer zuerst die düsteren Aussichten des Feldzuges im Norden ins Gegenteil umgewandelt habe.

Leider erlebte der alte Herkheimer diese von dem großen amerikanischen Freiheitshelden ihm gezollte Anerkennung nicht mehr. Als er nach dem Kampf am Oriskany auf einer Tragbahre nach seinem Wohnsitz gebracht worden war, fiel er einem jungen unerfahrenen Wundarzt in die Hände, der bei der notwendig werdenden Amputation des zerschossenen Beines Herkheimers so ungeschickt verfuhr, daß der wackere Haudegen dabei verblutete. Das war am 17. August 1777. Unweit seines Hauses wurde er auf einem kleinen Hügel begraben.

Das Denkmal für Nikolaus Herkheimer in unmittelbarer Nähe seines Grabes und seines Wohnhauses.

Bereits im Oktober desselben Jahres faßte der Kongreß den Beschluß, 500 Dollars zu einem Denkmal für Herkheimer auszuwerfen. Aber die immer heftiger entbrennenden Kriegsstürme ließen den Beschluß in den Hintergrund treten und dann allmählich in Vergessenheit geraten. Erst unser Geschlecht erinnerte sich der tapferen Helden des Mohawkthales, und an derselben Stelle, wo sie ihr Blut für ihr neues Vaterland vergossen hatten, ließ der Geschichtsverein der Grafschaft Oneida einen stattlichen, 31 Meter hohen Obelisk errichten, auf dessen Vorderseite eine Bronzetafel die Namen aller im Kampfe umgekommenen Deutschen und Amerikaner verewigt. Zwei auf den Seiten des Monuments eingelassene Bronzereliefs stellen Scenen aus dem Kampfe sowie den alten Herkheimer dar, wie er, verwundet am Fuß eines Baumes sitzend, seine Pfeife in der Hand, Befehle erteilt.

Am 12. November 1896 wurde auch wenige Schritte neben dem Grabe Herkheimers ein herrlicher, über 20 Meter hoher Obelisk aus weißem Granit errichtet, wie die Aufschrift bekundet, vom Staate New York, der seine Dankbarkeit ferner dadurch bewies, daß sowohl der Ort, in dem der wackere Pfälzer geboren wurde, wie auch die Grafschaft, in der er lebte und starb, mit seinem allerdings anglisierten Namen Herkimer belegt wurden.

Im Wasserwinkel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(8. Fortsetzung.)

Roman von **W. Heimburg.**

Drei Jahre sind verflossen, Jahre, die an dem alten Gutshause und seinen Bewohnern scheinbar spurlos dahingingen, so gleichmäßig und ruhig war äußerlich das Leben. Der Sturmwind der Weltgeschichte hat die Mauern umbraust, der dänische Krieg ist gekämpft worden, und im „Wasserwinkel“ hat man mitgelitten und gebetet um den Ausgang des Feldzuges, um die Verwundeten und Toten, in treuer Teilnahme.

Am Horizont türmt sich eben ein „neues Wetter“ auf, aber Madame glaubt nicht an den Ausbruch; sie glaubt das Schwere immer nur, wenn es direkt vor ihr steht, und Moritz spricht nicht über Politik am Familientisch; er liest die Zeitungen für sich, die Stirn ein wenig gerunzelt, sonst merkt man ihm nichts an. Es ist im Hause scheinbar so altväterlich traut und gemütlich, wie es nur da sein kann, wo Madame Baldauf das Scepter schwingt. Bei Tische sitzt sie noch immer am Kopfende und legt vor. Sie hat einen silbernen Scheitel bekommen, der macht ihr Aeußeres fast ehrwürdig, aber die Augen geben ihr wieder einen jugendlichen Schimmer. Moritz sitzt ihr, wie immer, zur Linken, noch ebenso still, noch ebenso unermüdlich pflichttreu und fleißig. Ihm gegenüber, an der anderen Seite der Mutter, Eva. Ja, die ist doch auch äußerlich verändert; größer, voller erscheint sie, hat stille klare Augen und eine ruhige sichere Art zu sprechen und sich zu bewegen, wie ein Mensch es hat, der den Platz, auf den das Schicksal ihn stellte, zur Zufriedenheit seiner Umgebung ausfüllt.

Eva trägt das Schlüsselbund im Gürtel und schaltet wie die Hausfrau selber, denn Madame Baldauf hat sich nicht wieder

Digitized by Google

völlig erholt seit jenem Tage in Charlottenhof, wo sie ohnmächtig zusammenbrach. Das Gehen wird ihr schwer. Innerlich, da haben sie alle freilich Stürme erfahren und ertragen, nur daß keiner von ihnen darüber spricht.

Am ehesten bemerkt man bei Madame, wie das äußerliche Leben und das innerliche nicht zusammen stimmen. Sie hat etwas Unruhiges in ihren Augen, sie blickt beständig, als ob sie etwas erwarte, und sie wartet ja auch immerfort. Sie wartet, daß Karl und Moritz sich versöhnen sollen, sie wartet, daß Karl vor sie hintreten und sagen werde: „Mutter, du hattest recht damals, ich sehe ein, daß ich auf der schiefen Ebene war. Du kannst mir nun dein Vertrauen wieder schenken!“ Und sie wartet, daß das Märchen vom Brüderlein und Schwesterlein ein Ende haben und das andere Märchen vom Hänschen, der das Gretelein liebt, beginnen solle, und sie wartet vergebens, diese Freude will ihrem Hause nicht nahen.

In Charlottenhof ist ihr ein Enkel geboren, und sie hat das Kind noch nicht erblickt, hat das Ereignis zufällig erfahren müssen. Karl spielt den Verstockten ihr gegenüber. Daß er und Hanne unglücklich zusammen leben, ahnt sie nicht.

Sie weiß nur, daß Hannens Faust auf der Geldkiste liegt, daß sich die junge Frau mit einem unheimlichen Eifer der Wirtschaft widmet und eigentlich den ganzen Kram zusammenhält. Sie ist dessen froh, denn sie weiß nichts von dem langsam aufreibenden erbitterten Kampf, den die zwei Menschen miteinander kämpfen um die Herrschaft in ihrem Reich. Moritz aber ist davon unterrichtet, er erfährt es von dem Verwalter in Charlottenhof, den er zuweilen an der Feldscheide trifft, von dem alten Doktor Brecht in Ruhleben, dem Hausarzt auf Charlottenhof, und endlich vom Justizrat Treuberg, an den Karl sich gewendet hat wegen der gerichtlichen Scheidung von seiner Frau. Ihm blutet das Herz bei alledem, und er kann doch nicht helfen; die Brüder haben sich nicht wiedergesehen seit dem Augenblick, wo sie miteinander rangen in wahnsinnigem Zorn.

Auch Eva weiß es, Robert und Tony haben es ihr erzählt bei den gelegentlichen Besuchen, die sie dort macht. Seit dem Augenblick, wo Eva das Pflegetöchterchen der Madame Baldauf geworden ist, hat Tony nichts als Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit für sie, sogar zur Patin hat man sie gebeten bei dem ersten Kinde. Im neuen schwarzseidenen Kleide, das Tante Baldauf ihrem „Töchterchen“ zu dieser feierlichen Gelegenheit spendete, ist sie neben der Mutter Tonys in die Kirche gefahren, völlig befremdet von der veränderten Stellung, die sie plötzlich einnimmt. Natürlich, sie denken eben alle, daß es nur eine Frage der Zeit ist, bis sie Frau Moritz Baldauf sein wird; drum sind auch alle so verwundert, daß ein Jahr nach dem andern hingeht ohne dies Ereignis.

Eva schüttelt bei ihren verblümten Fragen nur stumm den Kopf; sie wissen ja alle nicht, daß sie an Moritz einen Bruder hat, und was für einen Bruder! Aufmerksam und freundlich, immer freundlich, und so dankbar dafür, daß sie gut zur Mutter ist — als ob sich das nicht ganz von selbst verstände!

Moritz ist's auch gewesen, der erklärt hat, Eva müsse ein wenig die Freuden der Mädchenzeit genießen. Und wirklich — sobald die Trauer vorüber war, haben sie sie auf den Kasinoball geführt, Tante Baldauf und Bruder Moritz. Ein Weihnachtsball ist es gewesen, und im Anfang hat Eva keinen Tänzer gefunden, weil alle Welt glaubte, sie sei die heimliche Braut von Moritz und dieser werde es nicht gern sehen, daß sie tanze. Da führte er selbst ihr die Herren zu, ist dann an einer Säule stehen geblieben und hat zugesehen, wie sie tanzte, immerzu tanzte. Ihre alten Freundinnen hat sie wiedergefunden, liebevoller und freundlicher als je, und Tante Baldauf ladet dieselben zuweilen sämtlich zum Kaffee oder zu einer Abendgesellschaft ein. Eva ist damit eine Zeitlang in ein ganz flottes gesellschaftliches Treiben gekommen, aus dem sie sich nur mit Mühe wieder freimachen konnte. „Nun kenne ich das auch, Tante, aber laß mich jetzt, schad' um die schöne Zeit“

Das war, als sich ein junger Fabrikbesitzer ganz auffällig um sie bemühte. Allmählich war man so doch ein wenig zweifelhaft geworden, ob Moritz die Absicht habe, Eva zu heiraten.

„Töchterchen, du mußt nicht denken, daß du nur für mich auf der Welt bist — du bist für dich da, du mußt an die Zukunft denken!“ Das sind die Worte gewesen, die Madame zu Eva gesprochen hat, als sie Friedrich Schäpes Bewerbung merkte, „und Evachen,“ hat sie nach hinzugefügt, „du bist zwar ein sehr vernünftiges Mädchen, aber im Ernst wirst du dir doch nicht einbilden, daß dem tollen Finkendarp seine Blicke und Reden arten aufrichtig gemeint sind? Man muß ihm gut sein, wie Menschen, das ist wahr, und ich bin die Letzte, die ihm seine übermütigen Streiche zu hoch anrechnet, aber — passen thut er doch nicht für dich, und so ein Herr kann's auch nicht machen, wie er will. ‚Wo ist ihr Stammbaum?‘ heißt's da in der Familie“ —

Es ist ein Tag zu Beginn des Mai, und man schreibt 1[illegible], als Madame das zu Eva sagt. Sie gehen nebeneinander durch den alten schönen Garten, der im lichtesten Schmuck des Lenzes prangt; beide in feierlicher Kleidung, Madame in schwarzer Seide, Eva in Weiß, einen Blütenzweig angesteckt.

Dort unten an der Mauer, wo das altertümliche Gartenhäuschen stand, wird heute der Grundstein gelegt zu einem Sommerhause für Madame — zu ihrem „Altenteil“, wie sie sagt. Moritz hat das ganz plötzlich angeregt. „Du brauchst ja nicht gleich hinüberzuziehen, Mutter, wir können die Villa sogar noch eine Zeitlang vermieten, damit der Bau nicht leer steht. Aber das Heim soll fertig sein, daß du jederzeit, wenn es dir paßt, übersiedeln kannst.“ Und dieser Plan gilt für Eva wie für seine Mutter und alle anderen Leute als Zeichen, daß er daran denkt, sich zu verheiraten. Ein wenig nachdenklich sieht Eva aus seiner leichten Stirnöffnung, ein wenig ernst. Wie oder Tante Baldauf jetzt ihren guten Freund Finkendarp ins Treffen führt, daß das Mädchen plötzlich lachen, so herzlich lustig, wie Madame sie überhaupt noch nicht lachen gehört hat. „Ach Tante, Tante,“ schluchzt sie ordentlich und drückt das Taschentuch gegen die thränenden Augen, „manchmal bist du doch zu köstlich — nur weil Finkendarp Moritz zuweilen besucht? Ja aber, weißt du denn nicht — er hat dir's doch selbst gesagt — daß er ein Gut kaufen will, weil er den Abschied nimmt? Weil er bei Moritz ein bißchen Landwirtschaft lernen will, von der er keinen Schimmer hat?“

„Weil er dich behandelt wie eine Gräfin, weil er dich nicht aus den Augen läßt, wenn du zufällig in die Stube trittst, und weil er, wenn du nicht zum Vorschein kommst, von dich redet, als wenn's außer dich überhaupt kein Frauenzimmer auf der Welt gäbe! Stell' dich nicht so dumm, Töchterchen, ich weiß ja, daß du's nicht bist.“

„Ich hab' ihn gern, er ist ein guter Mensch, viel besser, als ihr alle denkt,“ sagt Eva, „und ich glaube, daß er mir freundschaftlich gesinnt ist; ich weiß: wenn er sich verloben will, wird er unter irgend einem Vorwand herkommen, mir das Bild seiner Erwählten zeigen und sagen: ‚Wie gefällt sie Ihnen, Fräulein Eva? Ich gebe etwas auf Ihr Urteil!‘ Ja, das thäte er wirklich! Siehst du, Tante, ich verdiene es gar nicht, daß er auch für so einen Rasbund von Tugend und Verstand hält, und ich begreife es erst recht nicht, aber ich freue mich so darüber, wirklich, ich freue mich, Tante.“ Und sie bleibt vor Madame stehen, fällt ihr um den Hals, küßt sie und sagt: „Nun schilt mich nur eitel und eingebildet, es ist egal; auf diese Eroberung bin ich riesig stolz“

„Und dein Herz, Kind?“

„Ach Tante!“ — Sie wird glutrot. — „Das Herz ist wirklich ganz vernünftig.“

Sie gehen schweigend weiter. Dort unten, an der Ausschachtung des Baues, stehen die Arbeiter in Sonntagstracht, der Architekt, der Zimmermeister, der Werkführer. Moritz ist da, die zwei Verwalter sind erschienen, der Rechnungsführer, der Hofmeier und andere Leute. Man hat nur noch auf die Damen gewartet, um die kleine Feierlichkeit zu beginnen. Der Sandsteinblock, der den Grundstein bildet, ist schon an Ort und Stelle in die gehörige Lage gebracht; Moritz hält das Metallkästchen in der Hand, in welches die Urkunde, die er selbst anfertigte, und drei funkelnagelneue Thaler eingelötet sind; und wie die Mutter und Eva hinzutreten, spricht er ein paar kurze Sätze, des Inhaltes, daß dieser Bau dem Frieden geweiht sei, der Feierabendruhe einer Frau, die heiß gearbeitet habe während langer Jahre, und daß er die Anwesenden bitte, ihre Wünsche mit den seinigen zu vereinen in dem Flehen, daß dies Haus ein wirkliches Friedenshaus sein, daß dem Lande, dem es angehöre, der Friede erhalten bleiben möge! Nun folgt der Baumeister mit einem kurzen Sprüchlein, dann der Zimmermeister und Werkführer, und jetzt erhält Eva

Digitized by Google

n Hammer und thut die drei Schläge. Wie der letzte gefallen
, sprechen Madame mit gefalteten Händen laut und klar das
Vaterunser"; es klingt seltsam feierlich und ergreifend.

Nach dem Amen wendet sie sich an die Bauleute und fordert
auf, zu dem Frühstück zu gehen, das im Gutshause hergerichtet
, und bittet, auf den Frieden des Hauses ihre Gläser zu leeren.
Während die Leute dankend davonetten, bleiben Moritz und die
deren noch stehen auf der Baustelle und reden mit dem Architekten.

„Die Lage ist ausgezeichnet," meint der Meister, „der Blick
er die Zimme nach da drobea das alte Schloß — Sie werden
ebenfalls Leben zu sehen bekommen, Madame Baldauf," schließt
, wenn Sie hier am Fenster sitzen. Was geht hier nicht alles
nüber' Arbeitsleute, Spaziergänger, Wagen und Kutschen und
iere Pfirsichroten —. Setzen Sie sich nur nicht zu nahe ans
nster, Fräulein, die Paraden der Herren sind gefährlich, übri-
ens — ich sag's ja — lupus in fabula!"

Ueber die Brücke kommt auf seiaer braunen Stute Rittmeister
Finkendorp, und kaum hat er die kleine Versammlung jenseit
s niedergelegten Mauer erblickt, als er auch schon heranreitet
nd, die Situatioa erkennend, spricht: „Ah — Grundsteinle-
ung? Gratuliere herzlichst, meine Herrschaften, möge nur
egenbtes Glück mit eingemauert sein!"

„Wenn man das könnte," meint Madame, „dann wär's
ollkommen auf der Welt, aber nabescheiden bin ich nicht, nur
in bißchen Glück möchte ich haben, gar nicht mehr als andere."

„Wenn ich mal wünsche, dann auch ordentlich," lacht der
Rittmeister. Und Moritz sagt plötzlich: „Helfen Sie uns, darauf
zutrinken, Herr Graf, wenn Sie anderes nicht vorhaben als einen
Sazierritt; ich hoffe, Eva hat für ein festliches Frühstück gesorgt."

Eva ist in Erinnerung ihres eben gehabten Gespräches sehr
rot geworden und steht da, ganz verwirrt, als sich aller Blicke
auf sie richten. Sie ist in ihrem lichten Kleide und mit der Röte
auf den Wangen so eigenartig hübsch, daß der Rittmeister sie
mit unverhohlenem Entzücken betrachtet, und daß Moritz' Augen
einen leichten Schatten bekommen. Offenbar kommt ihm derselbe
Gedanke, dem vorhin seine Mutter Ausdruck gab.

Der Rittmeister, der vom Pferde gesprungen ist und dieses
einem vorübergehenden Husaren übergeben hat, damit er es nach
dem Stall führe, klettert nun über den Erdwall, entschuldigt sich,
daß er nicht in Festtoilette sei, und bietet Madame Baldauf den Arm,
um sie durch den Garten nach dem Hause zu geleiten; Eva folgt
mit dem Baumeister und Moritz. — Droben im roten Zimmer
ist serviert. Der Rittmeister mustert sichtlich erfreut die schönen
Räume des alten Hauses, dem selbst der bürgerlich allväterische
Stuck nichts von der Vornehmheit rauben kann. Er ist zum
erstenmal hier, war bis jetzt immer nur drunten im Wahnzimmer
oder in Moritz' Stube gewesen. Und Eva hat den Tisch so fest-
lich hergerichtet und mit Blumen geschmückt! In der Mitte der
Tafel prangt das Modell der kleinen Villa, genau nach dem
Plan aus Zuckerguß hergestellt; Service und Gläser sind von vor-
nehmer, aber schöner Form, und die kleine Tafelrunde befindet
sich in so behaglicher Stimmung, als es unter dem Druck der ge-
genwärtigen allgemeinen und besonderen Sachlage irgend möglich
ist. Der Rittmeister sitzt zwischen den Damen; er schiebt, besorgt
wie ein Sohn, Madame ein Kissen als Stütze zwischen Lehne und
Rücken, und dann ihren Stuhl zur Tafel; er hat diese originelle
alte Frau mit dem klaren Kopf und dem goldenen Herzen längst
verehren und schätzen gelernt.

Die Herren haben kaum die ersten Bissen gegessen, als sie schon
bei dem brennenden Thema des Tages sind. In erregtem Durch-
einander fallen die Namen Bismarck — Napolean — Kaiser
Franz Joseph. „Ich fürchte, der Krieg ist unvermeidlich," sagt
der Baumeister und entspricht damit der allgemeinen Stimmung.
„Noch schwanken zwar die Nachrichten, noch hofft König Wilhelm
auf einen Ausgleich, aber es liegt ein Bangen vor dem Nahenden
in der Luft und macht die Gemüter beklommen wie vor dem
Ausbruch eines Gewitters."

Die alte Dame folgt aufmerksam der Debatte. Man spricht von
den gespannten Beziehungen zwischen Preußen und Oesterreich, von
der Rolle, die Frankreich dabei spielen wird, und von der Wahr-
scheinlichkeit eines Krieges. Sie muß sich allmählich doch ent-
schließen, an die Gefahr zu glauben; sie seufzt und erkundigt sich
ängstlich bei ihrem Nachbar, ob es ein großer Feldzug werden könne.

„Das hoffe ich!" ruft der Rittmeister, „ich möchte auch einmal
vor den Feind, gnädige Frau — Madame Baldauf —" verbessert
er sich. — Madame hat sich das „Gnädige" ein für allemal ver-
beten, weil dieses Prädikat nur Gott zukommt, wie sie behauptet.

„Wir können auch verlieren," sagt sie trocken.

„Das können wir, aber ich glaube an das Glück," erwidert
er mit der sorglosen Zuversicht, die ihn so gut kleidet. „Es
wäre doch ein famoser Schluß meiner Soldatenzeit," fährt
er fort, „so ein siegreicher Feldzug, ehe man den bunten Rock
auszieht und sich auf seiner Rittsche vergräbt. Bis jetzt hat man
so wie so noch kein Pulver gerochen."

„Es kann überhaupt der Schuß werden," meint Madame,
„Sie können fallen wie jeder andere!"

„Nun, und wenn's der Schluß wäre? Giebt's denn etwas
Schöneres, als mitten in der Erfüllung seiner Pflicht zu sterben?"

„Nein, etwas Schöneres giebt's nicht!" stimmt Eva bei
mit leuchtenden Augen.

„Sie stehen auf dem richtigen Standpunkt!" ruft Finken-
dorp, ihr das Glas entgegenhaltend zum Anstoßen, „Sie wären
eine echte Soldatenfrau, Fräulein Eva!"

„In die Seele einer Soldatenfrau dachte ich mich eben
nicht," antwortet sie erschrocken, „und eigentlich kommt mir Krieg
und Kampf doch entsetzlich vor. Wenn Sie daheim eine liebe
Frau hatten, Herr Graf, würden Sie auch nicht gern vor dem
Feind fallen, denke ich mir."

„Ja, wenn ich eine hätte —" klingt es leise.

„Hast recht, Töchterchen," bekräftigt Madame, „und das
war auch nur so gesagt — sterben thut keiner gern, auch Sie
nicht, Herr Rittmeister!"

„O ich — ich könnte ja schließlich abkommen," sagt er nach-
denklich und seine Augen suchen die von Eva.

„So müssen Sie nicht sprechen, solche Redeasarten müssen
Sie sich abgewöhnen, Herr Graf. Kein Mensch kann abkommen,
ohne daß er eine Lücke hinterläßt, Sie auch nicht, Sie denken
nicht an Ihre Brüder," schilt Madame.

„Die haben bei der Trauer doch nach eine Mardsfreude,
die beerben mich dann —" antwortet er, bemüht, die Sache ins
Spaßige zu ziehen.

„So?" ärgert sich Madame.

„Und weiter ließe ich thatsächlich nichts zurück, verehrte
Frau; meinen Pferden und Hunden schießt Franz die Kugel
hinter das Ohr, wie ich testamentarisch angeordnet habe: sie fallen
nicht von andern geschunden werden. Und besagter Franz —
ich wette, der pfeift am Abend des Begräbnistages einen lustigen
Marsch, während er seine Sachen zusammenpackt, und freut sich
seiner Freiheit, und daß ihn keiner mehr Kamel und Ochse nennt,
und daß er sich endlich das Friseurgeschäft am Markt kaufen
kann; nämlich Franz ist gelernter Friseur, er weiß, in meinem
Testament findet er die Kaufsumme. Das macht zusammen mit
dem, was er sich erspart und sonst zusammengeschunden hat auf
mehr oder weniger legitimem Wege, ein ganz nettes Kapitälchen!
Er wird dann seinen alten Schatz heiraten können und die Kugel
segnen, die mir das Lebenslicht ausgeblasen hat, na — kurz,
Sie sehen, ich mache lauter glückliche Menschen, wenn ich falle."

„Mit Sie ist nicht zu reden," sagt Madame, wider Willen
lachend.

„Das haben bis jetzt alle behauptet, mit denen ich auf dieses
Thema kam; wir wollen aber von anderen Dingen sprechen, noch
leben wir ja und der Himmel ist blau und der Rheinwein superb.
Ihr Wohl, meine Damen! Lieber Baldauf, ich habe mir übrigens
das Buch kommen lassen, das Sie mir empfahlen, es ist klar zur
Sache geschrieben." Er spielt damit auf ein landwirtschaftliches
Werk an, das besonders Viehzucht behandelt; er will auf seiner
neuerstandenen „Rittsche", die viel Weideland hat, Fohlen ziehen.

„Ich stehe Ihnen immer gern zur Disposition bei der Ein-
richtung, Herr Graf," versichert Moritz.

Eva sitzt da mit großen versonnenen Augen: sie beteiligt
sich nicht mehr am Gespräch. Madame muß ihr beim Schluß des
Mahles erst zurufen, daß sie Kaffee besorgen soll.

Moritz hat die Herren in sein Zimmer geführt, wo Cigarren
und Liköre bereit stehen, nur der Rittmeister ist bei den Damen
geblieben; Madame zeigt ihm das obere Stockwerk, weil er sich
lebhaft interessiert für die stattlichen Räume, die alten Möbel und

Digitized by Google

Bilder. Besonders der Flur mit den prächtigen Schränken fesselt ihn, und da er ein wirkliches Verständnis zeigt für solche Schätze, führt ihn die alte Dame unter emigen Entschuldigungen auch in ihre Schlafstube, wo der kunstvolle Leinenschrank steht. Eva, die den übrigen Herren in Moritz' Zimmer den Kaffee eingegossen hat, kommt wieder, um Tante zum Mittagsschlaf zuzudecken, und findet sie und ihren Freund plaudernd in ein paar tiefen Lehnstühlen.

„Der Herr Graf muß auf alle Fälle jetzt Kaffee trinken," sagt sie scherzend, indem sie ein Kissen unter den Kopf der alten Frau schiebt und eine Decke über ihre Knie legt. „Du hast ja schon ganz kleine Augen, Tante — kommen Sie rasch, Herr Graf, sonst macht Tante über den Schlaf hinweg, und der fehlt ihr schon acht Tage lang."

Er springt auf und verbeugt sich. „Angenehme Ruhe, Madame Baldauf, und denken Sie nicht zu schlecht von mir; ich schmeichle mir, besser zu sein als mein Ruf."

Sie droht noch mit dem Finger. Das kecke Husarengesicht mit dem blonden Schnurrbart, die blauen Augen des tollen Finkendorp sieht sie nur noch wie durch einen Schleier, so zwingend ist die Müdigkeit, und dennoch wird sie diesen Augenblick, den Augenblick, wie er zurückgeschaut und gewinkt hat — ein unbewußtes Lebewohl für immer — nie vergessen.

Im Flur, zwischen den hohen Schränken und den braunen großen Flügeltüren der Zimmer ist's sehr still. Wäre nicht die alte Dielenuhr gewesen mit ihrem bedächtigen lauten Tick-tack, man hätte den Herzschlag der beiden Menschen hören können, die sich da gegenüberstehen. Eva sucht an einem Schlüsselbund nach dem seltsam geformten Schlüssel, der einen der Schränke öffnet, auf welchem die Geschichte der Sündflut in feiner eingelegter Arbeit dargestellt ist. Inwendig ist er nicht minder kunstvoll geschmückt, und zwar zeigt er an dem Mittelthürchen, mit kühnem Sprunge vom Alten zum Neuen Testamente, die Geburt Jesu. Madame hatte mit ihrem Gast von dem Kunstwerk gesprochen, und er möchte es nun sehen, in Wahrheit aber ist's ihm darum zu thun, ein wenig länger mit Eva allein zu sein. Und wie sie jetzt vor dem Schrank steht in ihrem weißen Kleide, den Rücken ihm zuwendend, so anmutig jede Bewegung, jede Linie der schlanken Gestalt, der kleine Kopf geneigt, den braunes Haar in seltener Fülle schmückt, da kommt ihm wieder der alte Gedanke, der ihn seit einiger Zeit immer stärker beherrscht: Was schiert dich denn deine Sippe, das Lächeln deiner Kameraden und ihrer Damen? Zieh' sie an dein Herz, nimm sie mit auf deine einsame Klitsche und sei glücklich mit dem lieben Geschöpf! Und, wie hundertmal schon, schwindet ihm auch augenblicklich der Mut, nicht der Mut, Eva Ahrens zur Gräfin zu machen — er ist nicht der Mann, der an Vorurteilen klebt — die Feigheit ist's vor einem Nein!

Sie bleibt sich so gleich in ihrer schlichten Freundlichkeit, ist so vernünftig in all ihrem Thun; sie zeigt ihm in jedem Blicke, in jedem Wort, daß sie gar nicht an ihn denkt als an einen Bewerber. Wie sollte sie auch? Er hatte nie gewagt, ihr mit einer süßen Redensart, einem fearigen Wort zu nahen. Sich einzubilden, das schlichte bürgerliche Mädchen werde in ihm einen Prinzen sehen, wie solche im Märchen um eine Schäferin freien, und werde ihm, hold erschrocken, ein Ja! zulispeln, weil er eben Graf Finkendorp ist — so thöricht ist er nicht. Er kennt Eva: sie ist eine von denen, die sich nicht unterschätzen bei aller Bescheidenheit, die sie so reizend macht.

Es giebt auch Stunden, wo der „tolle" Finkendorp über die Geschichte lacht, sich einen sentimentalen Esel schilt und von „Katerideen" mit sich redet; aber diese Stunden sind immer seltener geworden, und in diesem Augenblick meint er, es sei unmöglich, daß sie je wiederkehren. Und nun ein Krieg vor der Thür, und er soll hinaus — ohne Gewißheit?

„Sehen Sie, Herr Graf," fordert Eva ihn jetzt auf, „ist sie nicht fein und niedlich, diese Maria mit dem Jesuskinde und dem großmächtigen Heiligenschein um das Köpfchen?"

Er tritt neben sie und beugt sich näher zu der eingelegten Thür, auf der sämtliche historische Personen um die heilige Familie vereinigt sind, Joseph, die Hirten, die heiligen drei Könige bei Ochs und Eselein, alle mit staunenden runden Puppengesichtern. „Allerliebst!" sagt er gepreßt. Und ungemandt, wie ein Sekundaner, der zum erstenmal liebt, fügt er hinzu: „Es wird Madame Baldauf schwer werden, aus dieser alten Behaglichkeit in ein modernes Haus zu ziehen; ich wenigstens liebe nicht die nackten Luder auf den glatten Decken und Wänden und den flachen Fenstern."

„Furchtbar schwer wird es Tante werden," giebt sie befangen zu, „und mir auch, Herr Graf."

„Ihnen auch?" fragt er, ohne sie anzusehen. „Es ist doch sicher bei Ihnen, hierzubleiben für alle Zeit, Fräulein Eva?"

Sie sieht ihn erschrocken und verwirrt an. „Nein, ich bleibe, wo Tante bleibt."

Und ihn packt's plötzlich wie Rasereu. Gewißheit will er haben, Gewißheit, ob sie nicht den Herrn dieses Hauses lieben gelernt hat, mit dem sie täglich zusammen ist, der sie verehrt und schützt, und der sie ja längst — längst liebt! An die Kälte von Moritz' Neigung glaubt Finkendorp nicht, es dünkt ihm unmöglich diesem Mädchen gegenüber — der Mann hat einfach Geduld, er dient wie Jakob um Rahel diente!

„Ich will damit sagen, daß jenes Haus dort unten Ihnen zu Ehren gebaut wird," spricht er, scheinbar mit dem Betrachten des Schrankes beschäftigt.

Eva antwortet nicht. Wie er aufsieht, blickt er in ein blasses Gesicht, das ihn mit großen, vorwurfsvollen Augen ansieht. Er fühlt, daß sie irre geworden ist an ihm, an seinem Takt, an seiner Freundschaft; er fühlt, daß er sie getroffen haben muß mit seinem Warten, und weiß gleichwohl noch immer nicht, wie sie denkt.

„Die Herren erwarten Sie," sagt sie ruhig, die Thür des Schrankes schließend.

„Sie sind nicht böse, Fräulein Eva?" spricht er.

„Ich verstehe Sie nicht — böse bin ich nicht," antwortet sie ausweichend. „Adieu, Herr Graf, ich habe drunten zu thun mit der Mamsell."

„Auf Wiedersehen!"

Sie geht zur Thür und, ohne sich umzusehen, hinunter, den Kopf in den Nacken gebogen, in der ganzen Haltung den Ausdruck des verletzten Mädchenstolzes: und dabei ist ihr zum Weinen. Kann sie denn nicht unbehelligt bleiben von all diesen Fragen und Mutmaßungen, muß selbst ihr bester Freund bohren und forschen, um ihr Herz zu entdecken? Wer gab ihm das ein? Wie durfte er es wagen?

Finkendorp sitzt noch ein Weilchen in Moritz' Zimmer beim Kaffee und Likör, dann greift er nach Säbel und Mütze, entschuldigt sich mit des Dienstes ewig gleichgestellter Uhr, läßt sich den Damen empfehlen und geht. Draußen ist's trübe geworden, ein feiner, leiser Regen sprüht auf das Pflaster der Mittelstraße, aus dessen Fugen das junge Gras so lustig hervorsprießt. Gedankenschwer geht er dahin. Die Luft duftet nach Bäumen, frischem Laub und feuchter, treibender Erde. Die Kinder sind allesamt auf der Gasse, weil Mairegen zum Wachsen hilft, und die alten Frauen sitzen am offenen Fenster und machen einen langen Hals, als der tolle Finkendorp vorübergeht.

Er hört und sieht nichts, er ist mit sich und aller Welt verfallen. Mein Gott, warum fragt er sie nicht einfach und trägt, was kommen muß, wie ein Mann — sein Glück oder Unglück? Und doch, wenn er darum denkt, sie könnte „Nein!" sagen, fühlt er, wie ihm das stolze, zornige Blut zu Kopfe steigt; dann würde er ein Menschenfeind werden — das weiß er. Ihm fällt nicht auf, daß in den belebten Straßen die Leute so unruhig sind, daß sie in Gruppen zusammenstehen und lebhaft reden; erst wie Franz, rot vor Aufregung, ihm entgegenstürzt und stottert: „Der Herr Graf werden sofort beim Herrn Kommandeur erwartet," wird er aufmerksam. „Mobil!" schreit da Franz, „wir sind mobil — die ganze Armee! Wir rücken übermorgen aus, sagt der Wachtmeister, der den Herrn Grafen eben sprechen wollte."

Finkendorp wendet auf dem Fleck um und geht zum Oberst. Wunderlich, wie das erlösend wirkt auf ihn! Er ist ein ganz anderer Mensch plötzlich, ein entschlossener Soldat, der vor dem Ausmarsch in den Kampf, in den Tod vielleicht, mit sich und seinen Wallen im klaren ist. Wie er eine Stunde später aus der Wohnung des Kommandeurs tritt, schlägt er sofort den Weg nach dem „Wasserwinkel" ein. Er passiert dabei, da der Oberst eins der wenigen Häuser außerhalb der Stadt bewohnt, die Stelle, wo er heute früh über den Erdwall geklettert war zu der am Bauplatz versammelten Familie Baldauf. Kurz entschlossen steigt er abermals hinüber und durchschreitet rasch den Mittelweg des Gartens, im stillen hoffend, Eva hier zu begegnen, um im Hause nicht nach ihr fragen zu müssen.

Wildbach in Tirol.
Nach dem Gemälde von Gg. Macco.

Merkwürdigerweise hat er Glück; sie kommt mit einem Körbchen am Arm den Weg daher, der zum Gemüsegarten führt, und hat des Regens halber ein blaues Tuch über die Schultern gehängt. Offenbar besitzt sie noch keine Ahnung von dem Ereignis, denn sie geht so ruhig und gelassen wie nur möglich. Thatsächlich hat sie sich, als sie ihn an der Treppe verließ, sofort in den Garten geflüchtet, um mit ihren Gedanken allein zu sein, und hat auf den Beeten nach Spargel gesucht. Sie runzelt die Stirn ein wenig, als sie den Rittmeister erblickt, sie glaubt, er wolle sich entschuldigen wegen vorhin. Da er aber sehr formell und ernsthaft grüßt, so weiß sie nicht recht, wie sie sich benehmen soll, und denkt, es sei am besten, die Sache mit einem Scherz abzufertigen.

„Der Weg durch unsern Garten ist verboten," lacht sie, „ich werde es Moritz sagen, oder wollen Sie zu ihm, Graf Finkendorp?"

„Ich will zu Ihnen, um Ihnen Lebewohl zu sagen; die Mobilmachungsorder ist vor ein paar Stunden eingetroffen."

„Wirklich?" fragt sie, noch zweifelnd.

„Wir rücken übermorgen ab."

„Und Sie freuen sich thatsächlich?"

„Ich bin Berufssoldat."

„Wie viel Thränen, wie viel Jammer wird es wieder geben," sagt sie beklommen, „und wir hier daheim können nichts thun als Charpie zupfen und beten für Sie alle, daß Gott Sie beschützen möge!"

„Sie werden mehr zu thun haben, Fräulein Eva, Sie werden neben Madame stehen müssen an des Sohnes Statt; Herr Baldauf wird die Einberufungsorder übermorgen sicher in Händen haben. — Um Gottes willen, fallen Sie nicht!"

„Nein, nein!" versichert Eva, die hastig und schwankend einen Schritt vorwärts gethan hat und nun, wie sich besinnend, still steht, die Hand an die Stirn gelegt, mit einem ganz verzerrten blutleeren Gesicht. Und er steht vor ihr, hält sie am Arm und starrt sie wiederum an. Er fühlt das Zittern ihres Körpers. Die ganze schwere Erschütterung, in welche die Nachricht, daß Moritz Baldauf in den Krieg ziehen muß, sie versetzt hat, liest er in den entsetzten Augen des Mädchens — und da hat er die Antwort, noch bevor er fragt, deutlicher, als Worte reden können!

Er läßt ihren Arm los und geht neben ihr; sie, vergeblich bemüht, sich zu fassen, spricht rasch und unzusammenhängend, überall hinblickend, nur nicht auf ihn.

„Was müssen Sie von mir denken," schließt sie endlich, die Thränen trocknend, die ihr aus den Augen rinnen, „ich erschrak so. Krieg ist so schrecklich, das Herz zittert mir ordentlich. Aber ganz gewiß, ich werde den Kopf oben behalten, ganz fest auf den Füßen stehen. Und wie lieb von Ihnen, daß Sie mir noch Adieu sagen wollten!" Sie ist wieder stehengeblieben auf dem Rundell in der Nähe der steinernen Aebtissin, über der die jungen Blätter der Linden schwanken. Es regnet nicht mehr, aber noch liegen feine Tröpfchen gleich winzigen Perlen in dem braunen Haar über Evas Stirn, und sie hält ihm die Hand hin, ein schwaches Lächeln um den Mund.

Mit einem Gefühl, wie er es nie gekannt, erfaßt er die Rechte des jungen Mädchens. Wenn er nur irgend eine dumme Redensart fände, einen guten oder schlechten Witz, und dann fort, einen Gassenhauer pfeifend — doch, er bringt nichts weiter heraus als: „Nehmen Sie sich doch meines ‚Mylord' an, Fräulein Eva, er ist ein kleiner Verzug von mir, ich mag das Tier nicht verständnislosen Leuten in die Pflege geben. Und, wissen Sie, falls mir etwas passiert — schütteln Sie nur nicht den Kopf — lassen Sie das Tier totschießen, wenn Sie es nicht behalten wollen. Das ist's nämlich, warum ich nochmal kam und — — natürlich, um Ihnen die Hand noch einmal zu drücken."

„Schicken Sie mir den Hund, er soll's gut haben," sagt sie warm. „Sehe ich Sie noch einmal, Herr Graf, oder haben Sie sehr viel zu thun —?"

„Selbstverständlich letzteres — es wird mir nicht möglich sein, noch einmal zu kommen, Fräulein Eva! Nehmen Sie Dank für die Erfüllung meiner Bitte und denken Sie freundlich an mich, wenn — na ja, man kann's nicht wissen, und das Schlechteste ist's noch nicht. Leben Sie wohl!" Er ergreift noch einmal ihre Rechte, die er einen Augenblick zwischen der seinen preßt, legt die Hand an die Mütze und verbeugt sich.

„Leben Sie wohl!" stottert Eva, „kommen Sie glücklich wieder!"

Er macht eine zweite Verbeugung, dann geht er. Sie sieht und sieht ihm nach, wie er unter den tröpfelnden Bäumen hin schreitet. Seine pfirsichrote Uniform schimmert inmitten der moigrünen Sträucher wie rotes Blut. Sie schauert zusammen und senkt den Kopf.

„Krieg!" sagt sie leise, „und er muß mit! Ja, was soll dann werden, mein Gott, und wie soll ich's ertragen, wenn das Schlimmste eintritt, wenn — —"

In das Charlottenhofer Herrenhaus fällt die Einberufungsorder wie eine Bombe. Hanne vergißt, daß sie seit Wochen kein Wort gewechselt hat mit ihrem Manne, und stürzt, den Kleinen auf dem Arm, in sein Zimmer. „Ist's wahr? Ist's wirklich wahr, Karl?"

„Ja! Du hast nun die Hoffnung, eine schöne Witwe zu werden," sagt er grimmig. „Einstweilen fahre ich nach der Stadt, um verschiedenes zu besorgen, und dann nach Rubieben zum Notar, um mein Testament zu machen."

„Weshalb? Du hast ja einen Sohn," wendet sie verdutzt ein.

„Das arme Kind kann sterben — unser ältestes ist ja auch gestorben," antwortet er, sich die Krowatte bindend. „Ich habe nicht Lust, deinem zweiten Manne eine reiche Frau zu verschaffen, da muß man eben schon vorbeugen."

„Du kommst ja noch gar nicht ins Feuer," sagt sie spöttisch, „du bist doch Reserve, und außerdem kann ich dir zuschwören, daß es mich nicht nach einem zweiten gelüstet; der erste hat mich ein für allemal abgeschreckt."

„Wenn das Wort eine Brücke wäre!" macht er gedehnt.

„Jedenfalls," sagt sie, von etwas anderem sprechend, „mußt du dich mit deiner Mutter aussöhnen. Ich werde dich begleiten, und den Kleinen nehmen wir auch mit; man geht nicht in den Krieg, möglicherweise in den Tod, im Zorn gegen seine Mutter."

„Aha, dir fehlt die Bundesgenossin gegen mich? Das habe ich schon lange gemerkt, aber darauf falle ich nicht herein. Wenn meine Mutter mich sehen will, wird sie mich schon rufen lassen; ein Familienrührstück wollen wir lieber nicht aufführen."

„Der Sohn muß zuerst sprechen, deine Mutter ist überhaupt die Gekränkte," erklärt Hanne, „sie kann sich unmöglich freuen über dich, du spielst und trinkst."

„Dein Edelmut würde mich tief rühren, wenn ich nicht wüßte, welcher Quelle er entspringt. Aber, wie dem auch sei, ich gehe nicht in das Haus von Moritz! Wenn die Mutter mal allein wohnt — dann vielleicht —, zu meinem Herrn Bruder — pfui Teufel!"

Er hat inzwischen seinen Anzug vollendet, nimmt einen Augenblick das blondhaarige Kind auf seinen Arm und drückt das Köpfchen gegen seine Wange. „Wenn dein Papa nicht wiederkommt," sagt er ruhig, „bei einem Stiefvater sollst du nicht bleiben. Du gehst zur Großmama, das schreibe ich auch ins Testament."

„Dazu gehören Zwei," lacht Hanne spöttisch auf, als sie das Kind wieder nimmt; und sie lacht nochmals, als Karl, ohne Adieu zu sagen, an ihr vorüber geht. Nun weiß er ihr nichts anderes vorzuwerfen, nun kommt der „mögliche Stiefvater"! Sie setzt sich auf den nächsten Stuhl, stellt das Bübchen auf ihre Knie und schüttelt liebkosend den kleinen Knirps. „Du, bin ich eine schlechte Mama? Eß' ich dich nicht beinah' auf vor lauter Liebe? Arbeite und spare ich nicht wie unsinnig dir zum Besten? Sag's doch, du kleiner Dummlack, für wen ich mich behandeln lasse wie einen Hund! Gelt, für dich und nur für dich, du Herze, du Geldkrabauter!"

Der Kleine amüsiert sich über seine Mutter, und wie ihr die großen Thränen aus den Augen stürzen, macht er „Fi, n" und streicht mit den dicken Händchen liebkosend über ihr Gesicht, das so vergrämt und abgehetzt aussieht von dem ewigen aufreibenden Kampf mit ihrem Mann. Hanne erinnert in nichts mehr an die leichtsinnige, putzsüchtige, kokette Frau, die sie vor zwei Jahren noch war, sie ist ins strikte Gegenteil umgeschlagen. Sehr einfach gekleidet, trägt sie die Frisur ihrer Mädchentage, die Hände sind rot gearbeitet, denn sie hält keine Mamsell mehr,

ist halb Arbeitstier und halb Haushund, immer schnuftend, bald her, bald da, und immer auf der Lauer hinter ihrem Mann. Sie sucht in jeder Weise seine häufigen Fahrten nach Ruhleben zu vereiteln, sie rechnet ihm jeden Pfennig nach, sie begegnet ihm bald mit Weinen, bald mit lärmenden Vorwürfen, sie macht das Haus zu einer wahren Hochburg der Ungemütlichkeit und versucht damit das Gegenteil von dem, was sie beabsichtigt. Er hat ihr schon ein paarmal angekündigt, daß er sich scheiden lassen werde, und sie lachte darüber. Wenn jemand Gründe hat, auf Scheidung zu dringen, ist sie es ja nur, tausend für einen; aber ihr fällt es nicht ein. Sie ist eine penibel pflichtvergessene Mutter und Hausfrau, er kann kein einziges Motiv finden, die Scheidung zu erzwingen, sie müßte denn mit einverstanden sein, daß sie sich trennen aus gegenseitiger Abneigung, und das tut sie nicht, wird sie nie thun ihres Kindes wegen!

„Nun, du kleiner Stift, wir bleiben bei Papa," sagt sie zu dem trübenden Bübchen, das sie noch immer auf ihrem Schoße sitzen läßt, „und wir wehren uns — gelt — wir wehren uns bis zum Aeußersten. Mama hat nichts Schlechtes gethan. Und wenn der böse Papa im Krieg ist, bringe ich dich zu Großmama Baldauf, die schenkt dem Kinde etwas, ein Hottopferd und einen Wagen, und — wenn der Papa nicht wiederkommt, dann bleiben wir beide hier ganz allein, bis du groß geworden bist, so groß! Vorwärts gehen thun wir nicht, niemals!"

Sie sucht mit dem Kinde auf dem Arm wieder die Wohnstube auf und übergiebt es Amalie, die in die Stellung einer Bonne des Kleinen und Vertrauten der Herrin aufgerückt ist. Amalie ist auch ebenso fein und noch ebenso schlau und leistet ihrer Frau geheime Spionsdienste, wofür sie natürlich entsprechend belohnt wird. Auch heute fragt sie mit verständnisvollem Blinzeln: „Hört' ich vielleicht etwas in Hohenburg zu besorgen oder in Ruhleben? Soviel ich verstand, ist der Herr zuerst nach Ruhleben; ich hörte, wie er zu Lorenzen sagte: ‚Wir können über den Lindwegen fahren nach Hohenburg, der Weg ist so gut'."

„Ja," antwortet Hanne, ohne mit der Wimper zu zucken, „Aal und Stücke von Fischer aus Hohenburg."

Amalie macht sich fein. Sie weiß vollkommen, was sie zu thun hat in Hohenburg, und wundert nach einem Weilchen vom Hofe. Sie geht direkt durch die Felder; der anderthalbstündige Weg ist ihr, in Erwartung allerlei unterhaltender Dinge, wie nichts. Als sie gegen Abend wiederkommt, strahlt ihr Gesicht verräterisch, und triumphierend verkündet sie: „Der Herr sitzt im ‚Schwarzen Winkel' bei der alten Madam, sie haben sich ausgesöhnt, und morgen wollen sie alle miteinander zum heiligen Abendmahl gehen."

Hanne wird ganz fahl im Gesicht, dann fängt sie an zu schluchzen, legt das Löffelchen, mit dem sie ihr Kind gefüttert hat, in das Suppennäpfchen und beginnt auf und ab zu gehen mit dem Kleinen, laut klagend und jammernd: „So hinterlistig, wie ist! Heimlich dorthin zu gehen, sich zu versöhnen, und alles nur, um mich schlechtzumachen bei der Mutter!"

„Die alte Madam ist zu gerecht, die wird schon darauf bestehen, daß Sie mit zum heiligen Abendmahl gehen und daß der Herr vernünftig wird gegen Sie, Frau Baldauf," tröstet Amalie und nimmt ihr das Kind ab, das ebenfalls weint.

„Lud zu mir sagt er, er will nichts von seiner Mutter wissen," jammert Hanne wieder.

„Vielleicht ist's nur zufällige Begegnung gewesen," meint Amalie. „Falsch ist ja der Herr, grundfalsch, aber man kann's ja diesmal nicht wissen. Ich hörte man von Ihrem Großvater, daß der Herr gleich nach Tische, so um Zwei, in den ‚Winkel' gegangen ist, und nachher habe ich das Stubenmädchen getroffen, und die sagt, Madam hätte zufällig erfahren, daß ihr Sohn in der Stadt sei, und da hat sie hingeschickt und ihn holen lassen, und er hat erst nicht kommen wollen, dann aber sich eines Bessern besonnen. Und Busse führe mit dem kleinen Stellwagen nachher herum, um 'ne Bestellung zu machen. Ich also gleich voran auf der Chaussee, und zwischen den Weinbergen holt er mich denn richtig ein, und ich schreie ihn an und sage, er soll mich mitnehmen; na, das that er ja denn auch; ob gern oder ungern, das war mir einerlei, und da hab' ich ihn ausgefragt. Er ist jetzt beim Herrn Pastor und bestellt für morgen um elf Uhr das Abendmahl: Madam will's in der Charlottenhofer Kirche mit ihren Söhnen nehmen, ehe sie in den Krieg ziehen. Da wird der Herr auch schon nicht zu spät kommen heut' abend, und da werden Sie ja alles genau erfahren, und morgen werden sie alle Mittagbrot hier essen, und das wird dann ganz gemütlich werden, Frau Baldauf! Die Enten können wir dann freilich nicht verkaufen."

Hanne sitzt jetzt still, mit gefurchter Stirn und zusammengepreßten Lippen. Wenn sie mich nicht mitnissen zum Abendmahl, denkt sie, dann weiß ich, woran ich bin, dann haben sie sich alle verschworen, dann wollen sie mich forthaben. Aber das soll ihnen nicht gelingen, da wehre ich mich — bis zum Tode wehre ich mich!

Karl kommt so spät heim, daß er Hanne nicht mehr spricht; er wird wüten, wenn sie auf ihn wartet, und heute will sie keine Scene. Sie liegt in ihrem Bette in der Kinderstube neben der Wiege des Kleinen und lauscht auf das Rollen des Wagens; als sie es hört, ist es ein Uhr. „Eine schöne Vorbereitung zum heiligen Abendmahl," flüstert sie vor sich hin und weint von neuem in die Kissen hinein, um das Kind nicht zu wecken.

Am andern Morgen sagt Karl, er habe zufällig seine Mutter gesprochen, die beabsichtige, mit ihm und Moritz zum Abendmahl zu gehen, es sei nun mal so eine Idee von ihr! Wenn sie, Hanne, wolle, könne sie ja mitgehen.

„Freilich will ich," antwortet sie trotzig, „warum sollt' ich nicht? Vielleicht weiß du es nicht gern siehst? Aber das ist mir ganz egal, das stört mich nicht, es ist mein Recht, dabei zu sein!"

Um halb elf Uhr kommt Busse mit dem Landauer auf den Hof, dem Madame und Moritz entsteigen, letzterer mit stillem, undurchdringlichem Gesicht. Hanne steht im Hausflur, schon im schwarzseidenen Kleide, den Kleinen, niedlich angezogen, auf dem Arm. Der hat eine Rose im Händchen, von der Hanne sorglich alle Dornen entfernt hat. Wie die alte Dame an Moritz' Arm in das Haus tritt, begleitet von Karl, geht Hanne ihr entgegen. „Do, gieb deiner Großmutter die Rose," spricht sie, das Aermchen des Kleinen leitend.

Das hübsche blonde Kerlchen, das keine Furcht vor Fremden kennt, sagt: „Da! Da!" und hält Madame die Rose hin. Und die Großmutter streckt bewegt beide Hände nach dem Kinde aus, nimmt es auf den Arm und läßt sich von ihm den Hut zerzausen.

„Ach, sehe ich dich endlich," ruft sie mit thränenerstickter Stimme, „warum bist du nicht schon lange zu deiner Großmutter gekommen? Muß erst Krieg werden, eh' Friede wird bei uns?"

„Sag': Daran sind wir nicht schuld," spricht Hanne statt ihres Jungen, „Mama und ich waren gern gekommen, aber Papa hat's nicht erlaubt, liebe Großmama."

„Mein Junge ist kein Bettelsunge!" wirft Karl ein.

„Er wollte ja bloß um Liebe betteln," erwidert Hanne.

„Die konnte er bei deiner Großmutter ja auch haben; zu der hast du ihn aber nicht gebracht, obgleich dir's freistand."

„Kinder," sagt Madame, entsetzt von einem zum andern sehend, „ich denke, wir wollten zum heiligen Abendmahl! —"

„Entschuldigen Sie, Mutter," bittet Hanne, sich mühsam beherrschend, während Karl sich achselzuckend abwendet.

Madame Baldauf hängt sich ein paar Minuten später an Hannens Arm. „So, mein' Dochter, nun führe du mich; die Brüder kommen nach, die haben sich vielleicht noch etwas zu sagen vorher."

Aber das scheint nicht so. Schweigend bewegt sich der kleine Zug durch den blühenden Park der Kirche zu. Madame Baldauf läßt ihre Augen ein wenig umherschweifen; der schöne Garten ist wie ein Schmuckkästchen, so prächtig gehalten. „Sieht ordentlich hier aus," tobt sie kurz.

„Ist mein Steckenpferdchen, Mutter," antwortet Hanne, „und ich habe auch einen schönen Gewinn aus dem Garten."

Madame Baldauf nickt. „Wenn nur sonst die Rosen blühten bei euch," flüstert sie traurig, „ihr sprecht nicht freundlich miteinander."

„Ich kann nichts dafür, ich bin unglücklich genug," sagt Hanne, „ich gebe mir so viel Mühe, und nichts kann ich ihm recht machen! Er mag mich nicht mehr leiden, das ist es."

„Und habt ihr nicht Frieden gemacht gestern abend?" forscht sie.

„Kein Wort hat er gesprochen zu mir, schon seit Wochen nicht."

„Aber so könnt ihr nicht vor den Tisch des Herrn treten;

Digitized by Google

sprich du das erste gute Wort mit ihm, fasse wenigstens den Vorsatz, daß es anders werden soll." Sie läßt Hanne los und ruft Moritz, der stumm neben seinem Bruder geht. „Moritz, führe mich — Hanne hat ihrem Mann etwas zu sagen."

Und Hanne, die nun neben Karl schreitet und Frieden will um jeden Preis, faßt nach dessen Hand. „Laß doch nun gut sein, Karl! — Ich mein's ja gewiß nicht böse!"

Er läßt ihr die Hand, antwortet aber nicht, und sie faßt sie fester, als wolle sie sagen: Ich bin nun doch einmal deine Frau und ich lasse dich nicht, nie! So treten sie in die Kirche.

Der Geistliche kennt die Zerwürfnisse in der Familie, er redet zum Frieden, zum Guten und hält ihnen vor, wie leicht es sein könne, daß sie zum letzten Male hier versammelt sind. Recht von Herzen möchten sie sich lieben, in so schwerer Zeit seien die Bande der Familie doppelt heilig. Dann betet er, daß der Herr die Brüder schützen möge da draußen und die sorgende Mutter und Frau mit dem Kind hier in der Heimat. Aber, wie es auch komme, denen, die Gott lieben, müßten alle Dinge zum Besten dienen! Dann die Beichte und die Kommunion.

Vor der Kirchenthür hält Busse mit dem Wagen. Hannens dringende Bitte, doch in Charlottenhof zu essen, schlägt Madame aus. „Bei Freudenfesten ißt und trinkt man; wir haben etwas Ernstes gethan, haben Abschied genommen. Adieu, Kinder, und seid gut zu einander!" ermahnt sie das Ehepaar.

Seid gut zu einander! Sie haben's beide gehört. Hanne meint's ernst; alles Gute, das noch in ihrem Charakter verborgen ist, kommt an die Oberfläche in dem Augenblick, wo ihr Mann im Begriff ist, in den Kampf zu ziehen, vielleicht auf Nimmerwiederkehr. Sie vergißt alles, seine Brutalität, seine Nichtachtung, sein ungeordnetes Leben; sie vergißt, daß er sie geschlagen hat an jenem Abend, als sie ihn vom Rittmeister von Rosenbergk wegholte, und auch später noch öfter; daß er sie hundertmal hat dahin gehen heißen, woher sie gekommen, als sie ihm Scenen machte, wenn er abends vorher betrunken heimgekehrt war. Sie denkt an diese Stunden nicht mehr, nicht an ihren Vorteil, an ihre Behaglichkeit, sie zittert nur noch vor Angst, ihn zu verlieren.

Die Unsicherheit eines drohenden Schicksals, die Möglichkeit, ihn nicht wiederzusehen, läßt alle seine Fehler kleiner und kleiner erscheinen; alles andere erstickend, triumphiert die Liebe der Ehefrau, der Mutter. Wie ein Hund schleicht sie ihm überall nach, scheu und gewärtig, fortgeschickt zu werden; sie sucht seine Sachen zusammen und packt ihm allerlei Gegenstände in den Koffer, von denen sie glaubt, er könne sie gebrauchen bei den Strapazen des Feldzuges.

„Mein Gott," spricht sie endlich in seinem Zimmer drüben und lehnt sich müde an den Gewehrschrank, während er noch in Papieren auf seinem Schreibtisch kramt — „mein Gott, Karl, so sag' doch wenigstens noch ein gutes Wort, laß uns doch nicht so auseinander gehen! Ich hab's doch am Ende nicht böse gemeint, wenn ich mal schalt."

„Nun mach' mir kein Theater, bitte," sagt er, als sie mit gefalteten Händen neben ihn tritt, „es wird sich ja alles finden, wenn ich wieder hier bin. Hast nun Zeit zum Ueberlegen; der Anwalt wird in den nächsten Tagen kommen, um mit dir zu sprechen."

„Der Anwalt?"

„Na ja — Treuberg aus Ruhleben."

„Worüber?" fragt sie mit entsetzten Augen und vor Schreck fast gelähmter Zunge.

„Ach, ich mag nicht mehr," sagt er mit einer ungeduldigen Bewegung, „wir wollen vernünftig sein und uns trennen, du kannst dann ja ganz gut leben für dich! Mußt's selbst einsehen, daß wir beide auf diese Art zu Grunde gehen."

Sie ist wie vom Blitz getroffen. Also doch! Mit wem Blick verfolgt sie ein Weilchen sein Thun am Schreibtisch. Er hat also schon mit dem Anwalt gesprochen, es ist ernst! „Und der Kleine?" kommt's heiser von ihren Lippen.

„Der bleibt hier, natürlich," antwortet er gelassen.

„Ich geb' ihn aber nicht, ich lasse mich nicht scheiden, daß du's weißt, denn ich habe nichts gethan, nichts!" schreit sie auf.

„Gut, dann mach' ich auf andere Weise ein Ende; es geht ja wohl noch eine Kugel für mich, schickt sie mir da draußen keiner in den Kadaver, thu ich's selber," erklärt er gereizt.

„Karl!" jammert sie auf einmal, und sie stürzt vor ihm nieder und umklammert seine Knie. „Karl, red' nicht so, nicht in diesem Augenblick, wo du fort willst — versuch's doch mit Gutem mit mir, ich will dich ja gewähren lassen in allem und schweigen, ich will ja hungern und darben, aber — sag' das nicht wieder, daß du sterben willst!"

„Dann sei vernünftig, geh' du deine Wege, laß mir die meinen," wiederholt er brutal und macht seine Hände mit einer Gebärde des Ueberdrusses los.

Sie springt auf die Füße. Das Gesicht ganz entstellt von Zorn und Weh, schüttelt sie beide Fäuste vor seinen Augen. „Nein!" schreit sie, ihrer Sinne kaum mächtig, „ich leide, und daß du's weißt: ein gutes Wort in dieser Stunde hätte mein Herz wie Wachs in deiner Hand machen können — jetzt ist's ein Stein, und das sollst du spüren! Ich gehe nicht, ich brauche nicht zu gehen, ich brauche mir das Kind nicht nehmen zu lassen! Und wenn du mich schlägst wie einen Hund, ich gehe nicht; wenn du mich mit Füßen trittst, ich gehe nicht; wenn du dein Hab und Gut in die Gosse wirfst, ich gehe nicht, ich halt's aus! Und diese Stunde werde ich dir gedenken in jeder, die wir noch zusammenleben müssen! Die Hölle auf Erden, sagtest du neulich — bis jetzt hast du's noch nicht gewußt, was das heißt — jetzt sollst du's erfahren!"

Er zuckt die Schultern und knöpft den letzten Knopf seiner Uniform zu. „Dann leb' wohl!" sagt er, den Degen in der Koppel steckend und die Mütze aufsetzend, „schlimmer kann's ja unmöglich werden, und mein letztes Mittel kennst du."

Er klingelt, übergiebt dem Mädchen seinen Handkoffer und geht aus dem Hause, ohne sich umzusehen. Der Verwalter steht am Wagenschlag und verspricht nochmals, alles aufs beste zu thun, hofft, daß Herr Baldauf glücklich heimkehren möge!

„Ich weiß, ich danke," antwortet Karl lakonisch, sich herum zurücklehnend; dann ziehen die Pferde an, und der Wagen rasselt vom Hofe.

Der fährt wie zu einer Hochzeit; wer weiß, wie er wiederkommt, denkt der Zurückbleibende kopfschüttelnd.

Drinnen in dem still gewordenen Zimmer steht Hanne; es wäre sie in dieser Stunde um zehn Jahre gealtert, sieht sie aus. Ihr ganzer Körper ist eiskalt, wie von einem Krampf, und in ihren Blicken liegt etwas Irres, Totes.

Nun ist nur alles egal, sagen die Augen, nun braucht ich keine Rücksicht mehr zu nehmen; nur nicht hinausweisen lasse ich mich! Und dann erscheint ein verzerrtes Lächeln um ihren Mund, sie nickt automatenhaft mit dem Kopfe. —

„Ja so, so geht's, daran denkt er nicht!"

(Fortsetzung folgt.)

Birkhahnbalz in hannöverschen Mooren.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. **Ernst Schäff.**

(Mit dem nebenstehenden Bilde.)

Heute nacht um halb ein Uhr hole ich Sie zur Birkhahnbalz im Warmbüchener Moor ab," lautete der willkommene und von mir mit einer bereitwilligen Zusage beantwortete Bescheid eines Jagdfreundes an einem der letzten Apriltage. Da heißt es wieder einmal, eine Nacht auf das Bett und den Schlaf verzichten. Ich setzte mich abends, als ich mein Jagdzeug bereit gelegt hatte und meine Familien- und Hausgenossen zur Ruhe gegangen waren, in meinen Schaukelstuhl und „dämmerte" etwas vor mich hin. Tiefe Stille umfängt mich, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch den Schrei des Waldkauzes in dem unmittelbar an meine Wohnung sich anschließenden städtischen Forst „Eichriede". Da schlägt die Uhr Mitternacht. Schon so weit? Habe ich doch wirklich geschlafen? Um so besser! Nun in die wohlgeschmierten Jagdstiefel, den Rucksack, welcher den leichten

Auf der Birkhahnbalz.

Nach einer Originalskizze von Dr. Ernst Schäff.

Lodenmantel nebst Frühstück und „Visierwasser“ birgt, sowie die Flinte über die Schulter, dann den derben Eichenstock für die nächtliche Fußwanderung zur Hand, und so leise wie möglich nun aus dem Hause, um den Gefährten vor der Thür zu erwarten. Pünktlich taucht aus dem Dämmerschein der Nacht eine dunkle Gestalt auf — eine kurze Begrüßung, und fort geht es durch den schweigenden, nächtlichen Wald, den ein wundersamer Duft von springenden Buchen- und Birkenknospen erfüllt. Bald gelangen wir auf die Celler Chaussee, die fast geradlinig uns unserem Ziele, dem Moor, zuführt. Zweimal durchschreiten wir Dörfer; dunkel und schweigend, wie ausgestorben, liegen sie da, kein Lichtschein und kein Mensch zeigt sich, nur einige kläffende Dorfköter werden laut. Weiter geht es hinein in den Regierungsbezirk Lüneburg. Rechts und links kahle, flache Gegend, Felder und Wiesen, am Horizont Kiefernwald, aus dem in der Stille der Nacht deutlich der hohle Ruf der Waldohreule herüber schallt. Allmählich wird die Landschaft öder, sandiger, mooriger; die Felder wechseln mit Heideflächen, lückigen Birken- und Kiefernschonungen.

Nach etwa zweistündigem Marsch biegen wir am Rande eines kleinen Gehölzes von der Chaussee nach rechts ab, um in das Moor zu gelangen. Bald kommen wir auf schmalem Pfade an einen sandigen, dammartig erhöhten Weg, der uns in mehrfachen Krümmungen weiter hinein in die Moorwildnis führt. Von diesem Wege gehen parallele Dämme ab, die einzigen Pfade, auf denen man zur Nachtzeit, zu manchen Jahreszeiten überhaupt nur, das unter Umständen heimtückische Moor betreten kann. Der Fuß strauchelt über Heide- und Moosbeerenbüsche, die sich überall zwischen den fußtiefen, von Torfwagen herrührenden Räderspuren festgesetzt haben. Fahle Nebelschwaden ziehen gespenstisch über grundlosen von Torfmoosen durchwucherten Sumpfwassern, aus denen ein Froschquaken oder ein vereinzelter Entenruf schallt. Feuerrot steigt der Vollmond über der eigenartigen Landschaft empor und beleuchtet schwach unseren immer undeutlicher werdenden Weg. Längst hat die Unterhaltung aufgehört. Jeder ist genugsam beschäftigt, auf den Weg zu achten, und läßt schweigend den eigenartigen Reiz der Frühlingsnacht im Moore auf sich wirken. Jetzt tauchen dunkle, unförmige Massen vor uns auf, Torfhaufen, die uns ein Wegzeichen sind und gleichzeitig zu besonderer Vorsicht mahnen, denn die durch das Stechen des Torfes entstandenen „Torfkuhlen“ sind mit Wasser gefüllt, haben

senkrechte Wände und oft eine nicht unbedeutende Tiefe. Eine kurze Strecke weiter erreichen wir am Rande eines ziemlich großen, nur mit Heidekraut und niedrigen Beerensträuchern, sowie vereinzelten kleinen, zwerghaften Birken und Kiefern bestandenen Platzes unsere „Schirme“, eine Art von Hütten oder Verstecken aus Kiefernbüschen, welche möglichst wenig auffallend und dem Charakter ihrer Umgebung genau angepaßt sind.

Jeder von uns bezieht einen der etwa hundert Schritt voneinander entfernten Schirme und sucht es sich darin so bequem als möglich zu machen. Freilich ist es mit dem Komfort nicht weit her. Ein niedriger Sitz aus einigen Torfsoden, bedeckt mit trockenem Heidekraut, dient uns für Stunden als Raheplatz. Dem Rucksack wird der Lodenmantel entnommen, denn es fängt ein frischer, kühler Luftstrom an durch die Heide zu wehen und der Marsch hat uns etwas warm gemacht. Zwei Patronen Nr. 3 in die Flinte — und nun heißt es, Geduld und abermals Geduld haben. Die in das Innere des Schirms hinein ragenden Kiefernzweige sorgen dafür, daß der sonst um diese Zeit an Schlaf und Ruhe gewöhnte Insasse des primitiven Jägerheims nicht etwa von Gott Morpheus übermannt wird. Sowie einmal der Kopf vornüber nickt, belehren uns die spitzen Kiefernnadeln, daß wir nicht auf Eiderdunen gebettet sind.

Doch die Ermüdung sucht mich kaum an. Trotz der scheinbar nur durch das Flüstern des Windes im Gezweige der kümmerlichen Birken- und Kiefernbüsche unterbrochenen Stille der Nacht giebt es doch mancherlei Stimmen, denen das Ohr des Zoologen lauscht. Wie schon unterwegs, macht sich auch hier die Waldohreule durch ihren dumpf und hohl klingenden Ruf bemerkbar. Sie nistet im Kiefernbestande am Rande des Moores in einem verlassenen Krähennest. „Krück, krück, krück,“ schallt die Stimme einer unserer zierlichsten und niedlichsten wilden Enten, der Krickente, aus einem der stark mit Torfmassen durchwucherten Wassertümpel. Aus den fernen Dorfgärten vernehme ich sogar die langgezogenen, schwermütigen Flötentöne unseres herrlichsten Edelsängers, der vor kurzem zu uns heimgekehrten Nachtigall. Mit einem Male ertönt wenige Schritte vor mir ein sonderbares Schnurren, plötzlich aus der bisherigen Tonlage in eine etwas tiefere übergehend, minutenlang anhaltend. Die Nachtschwalbe ist es, auch Ziegenmelker genannt, ein Charaktervogel der Heide, dessen düster gefärbtes Gefieder ihn selbst auf wenige Schritte dem Auge fast unsichtbar macht. Fortgesetzt raschelt und laistert es um mich herum, es hascht und wispert, läuft mir über die Füße und läßt ein feines, piependes Stimmchen ertönen. Später, als der Morgen graut, erkenne ich gegen den helleren östlichen Himmel langschwänzige Mäuse, jedenfalls Waldmäuse, niedliche, zierliche Tierchen, die jeder vor Hausmäusen noch so ängstlichen Dame — nach welche fürchtete sich nicht vor Mäusen?! — „allerliebst“ oder „süß“ erscheinen würden. Mücken, Spinnen, einige kleinere, zu den Spannern gehörige Nachtfalter, ein Laufkäfer, Froschgequake, Kuckucksruf — alles gehört zur Lokalstimmung der nach und nach weichenden Heidenacht.

Allmählich wird es im Osten ganz wenig lichter. Noch umhüllt freilich die fahle Dämmerung alles und läßt nur die nächsten Gegenstände erkennen, während das Uebrige bald verschwindend, bald wieder auftauchend, im aufsteigenden, hin und her wallenden Morgennebel wunderliche, wechselnde Gestalten annimmt. Eben hallen vom Dorfturm drei Schläge durch die Luft, da vernimmt das mit geschärfter Aufmerksamkeit lauschende Ohr ein von weit her klingendes, lallendes Geräusch, welches mit Worten schwer zu beschreiben ist, mich aber immer an die Töne erinnert, die man durch Einblasen von Luft vermittelst eines engen Rohres in ein Gefäß mit Wasser erzeugt. Bald melden sich rechts von mir, dann weiter links, vorn in größerer Nähe, auf verschiedenen Stellen ringsum, die kollernden Birkhähne. Denn diese sind es, welche die geschilderten Töne hervorbringen. Dazwischen lassen sie ein fauchendes, zischendes „tschu — chi, tschu — chi“ hören, die erste Silbe etwas länger gezogen, die zweite kürzer, mit dem Gaumen nachzuahmen.

Nun ist alles andere vergessen, nur den Hähnen gilt die aufs äußerste angespannte Aufmerksamkeit. Auf sechs, sieben Stellen kollert, rodelt, faucht und zischt es. Da — ein brausender Flügelschlag dicht an meinem Schirm vorbei. Etwa dreißig Schritt schräg links von mir ist ein Hahn eingefallen — aber für mich unsichtbar! Gerade dort lagert eine mittelweite nackte Nadelschicht, in der kein Strauch, kein Busch, kein Halm zu finden ist. Fatale Situation! Der schwarze Geselle läßt seinen abscheulichen Liebes- und Trutzgesang ununterbrochen hören, aber er versteht die Kunst, sich unsichtbar zu machen. Zweimal sehe ich ihn, während er, wie das bei verliebten Birkhähnen Sitte ist, meterhoch senkrecht in die Höhe springt; aber der Augenblick ist viel zu kurz, um einen Schuß anzubringen. Die anderen Hähne sind außer Schuß- und auch außer Schweite. So habe ich denn Muße, das Kollern und Zischen „meines“ Hahnes genügend zu studieren, und damit muß ich mich heute wirklich begnügen.

Die Sonne steigt über den Horizont und taucht die Landschaft in goldenes Licht, längst sind die Stimmen der kleinen Sänger tausendfach erschallt, aber unsere Hähne schweigen jetzt. Auch die etwas später erfolgende „Spaziergang“, während der die Hähne nochmals eine kurze Weile balzen, bringt keinen Erfolg. Gleich mir hat übrigens mein Gefährte Pech gehabt, denn kein Schuß ist aus seinem Schirm gefallen. Mit einigermaßen steifgewordenen Gliedern kriechen wir aus den Schirmen hervor, bringen Arme und Beine durch einige kräftige Freiübungen wieder in die natürliche Verfassung und suchen uns ein vom Morgentau möglichst freies Plätzchen, um das mitgebrachte Frühstück zu verzehren. Dann wird die kurze Jagdbeute angebrannt, und zurück geht es durch die frische Morgenluft zu den heimischen Penaten.

Das war ein der Wahrheit gemäß geschilderter Ausflug zur Birkhahnbalz, zwar ohne den gewünschten Erfolg, aber doch in anderer Hinsicht lohnend und erfrischend. Einige Tage darauf brachte uns schon am Nachmittag das Dampfroß in die Gegend des Steinhuder Moores. Es mußten erst Schirme gebaut werden, so daß wir mehrere Stunden Arbeit hatten. Dann ging es zu dem Dorfwirtshaus, wo nach eingenommenem einfachen Mahl einige Stunden in biwakartiger Weise geruht wurde. Um zwei Uhr nachts wiederum Marsch durch die Heide zu den Schirmen, die so natürlich gebaut waren, daß wir sie bei dem unsicheren Licht erst nach einiger Mühe wiederfanden. Ich lief etwa fünfzehn Schritt von einem breiten Damm, auf dem die Hähne gern balzen sollten und den sie auch, da sie des öfteren dort „ihre Visitenkarte abgegeben“ hatten, oft besucht haben mußten. Diesmal war mir Diana hold. Einige Zeit, nachdem die Balz begannen, fiel am jenseitigen Rande des ganz nebelfreien Dammes ein Hahn ein, sicherte einige Augenblicke unbeweglich, was ich ihm peinlichst genau nachmachte, und begann dann frisch drauf los zu balzen. Langsam, zollweise, hob ich die Flinte, um den mit überaus feinen Sinnen begabten, selbst während der Balzekstase sehr vorsichtigen Vogel nicht aufmerksam und mißtrauisch zu machen. Endlich lag der Kolben an der Backe — scharf gezielt — ein dröhnender Knall hallt durch die Heide, der Hahn macht einige krampfhafte Flügelschläge und liegt, ein schwarzer Klumpen, verendet da. Lassen wir ihn vorläufig ruhig liegen, denn möglicherweise kommen wie noch einmal zu Schuß, wenn wir uns ganz ruhig verhalten. Thatsächlich fiel etwa eine halbe Stunde später rechts von mir auf dem Damm noch ein Hahn ein, wie ich nachher herausstellte, noch in Schußnähe. Doch in der Morgendämmerung schien er mir zu weit, und so beobachtete ich ihn zwar sehr aufmerksam, riskierte aber den Schuß nicht, weil er mir nicht sicher genug schien. Nach längerer Anwesenheit strich der Hahn niedrigen Fluges ab, blieb aber ganz in der Nähe, denn während ein Jagdteilnehmer später am hellen Morgen von seinem Platz nach mir hinging, stand unvermutet der Hahn aus dem hohen Heidekraut neben dem Schützen auf. Dieser war aber schnell genug, riß die umgehängte Flinte herab, brachte mit einem Schnappschuß den Hahn geflügelt zur Erde und streckte ihn mit dem zweiten Lauf vollends. So hatte jeder von uns beiden seinen Hahn, während ein dritter Jäger leer ausging.

Mancher vergebliche Weg muß gemacht, manche Nacht geopfert werden, manches Mal pfeift schneidender Nord- und Ostwind frühmorgens durch Mark und Bein, oder heimtückisch hereinbrechender Regen durchnäßt den im Schirm harrenden Weidmann bis auf die Haut. Doch — ein Jäger unverdrossen hat manches Wild geschossen! Die Schwierigkeiten und Mühen erhöhen die Freude am Erfolg. — Weidmannsheil!

Digitized by Google

Die Einweihung des Münchener Künstlerhauses.

Von Alex Braun. Mit Abbildungen von Fritz Bergen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Feste, würdig, nicht nur von der Feder des Tageschronisten beschrieben, sondern von der des Dichters verewigt zu werden, hat die Künstlerschaft Münchens, der überlieferten Vätersitte [illegible], eben zur Weihe ihres endlich errungenen, in herrlicher Schönheit aufgerichteten Heims gefeiert. Bis ein neuer Gottfried Keller aufsteht, sie nach Gebühr zu schildern, mag ein schlichter Bericht genügen, denen in der Ferne zu vermitteln, was München in den festlichen Tagen vom 29. bis 31. März geschaut. Am Vormittag des 29. März hatten sich die zur Einweihung des Künstlerhauses eingeladenen Gäste gegen 11 Uhr im Hofe versammelt und harrten des Regenten, der als Erster die Schwelle des Festsaales überschreiten sollte. Ein nachträglicher Wintersturm [illegible] feuchten Schnee umher, ohne jedoch die Feststimmung abzukühlen; hob doch vielmehr die weiße lockere Schneeschicht, [illegible] eine duftige Verbrämung sich auf die [illegible] profilierten Architekturformen der [illegible] gegliederten Hoffassade legte, [illegible] noch mehr deren [illegible] Reiz. Stolz bescheiden lehrt das auf Seite 35 des laufenden Jahrganges der „Gartenlaube" in Wort und Bild geschilderte Künstlerhaus der Außenwelt nur eine in altbürgerlichem Stile gehaltene Front zu, während es bereits im Hofe reichere Ausgestaltung und im Innern eine unvergleichlich vornehme Pracht entwickelt.

Feierliche Uebergabe des Schlüssels an Franz von Lenbach.

Pünktlich entstieg rüstigen Schrittes der greise Mäcen Bayerns dem Wagen und schritt die rote Marmortreppe hinan, geleitet von zwölf dunkellockigen Pagen in kleidsamem goldgeschlitzten Wamms mit gleichfarbigem Seidenstrumpf zur Kirchhöhe. Es waren Künstlersöhne, die des Ehrendienstes walteten. Ein Kinderchor begrüßte den Regenten, der nun, begleitet von sämtlichen Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, auf dem in reichstem Farbenzauber geschmückten Podium des Festsaales Platz nahm.

Als dann auch die festlich geputzte und feierlich gestimmte Menge den Saal und die Empore gefüllt hatte, begann Akademiedirektor Ferdinand von Miller die Weiherede. Kernige warme Worte sprach er aus dem Innersten des Herzens, der Grundsteinlegung gedenkend, die der Regent vor sieben Jahren in dem alten Stadtgraben der Herzog Max-Burg vollzogen, wo nun Gabriel Seidl und Lenbach in kunstbegeistertem Aufgebot all ihres genialen Könnens ein Schmuckkästlein den Künstlern zu Nutz, der Stadt zur Ehr' geschaffen. Ein Träger des Verbandes aller Künstler soll dies neue Haus sein, ein Wahrzeichen der Zusammengehörigkeit; aufgerichtet, um ihr Standesgefühl zu stärken. Im Namen des Bauausschusses überreichte der Erbauer des Hauses, Gabriel Seidl, dem Präsidenten der Münchener Künstlergenossenschaft, Lenbach, feierlich den Schlüssel des Hauses. Nachdem dieser den Regenten als den ersten Gast des Hauses bewillkommnet hatte, ergriff er Besitz von dem neuen Heim mit dem Wunsche, daß Friede und Freude allzeit darin ihre Stätte finden mögen, und der Künstler nach Goethes Mahnung

„Seines Wirkens zu genießen
Eile freudig zum Verein!"

Nun bot Seidl dem Regenten in einem kunstreichen goldenen Ananaspokal den Ehrentrunk mit dem treuherzigen Spruch:

„Mit Gunst!
Nach unserer Väter Brauch
Nah'n wir vom Bau uns heute auch,
Da unser Werk zu dieser Frist
Vom Keller bis zum Dach vollendet ist,
Und wollen es in Treuen wagen,
Den ersten Trunk dir anzutragen!
Es mögen des Regenten Lippen weihen
Den Ehrentrunk auf dieses Baus Gedeihen."

Der Regent trank auf das Blühen des neuen Künstlerhauses und auf das Wohl seiner lieben Münchener Künstler.

Diesem ersten Akt der Einweihung folgte abends der zweite mit dem eigentlichen, von Maler Benno Becker gedichteten, von Max Schillings mit Musik begleiteten Festspiele. Ein Chor von Lenbachs schönheitskundigem Blick ausgewählter Damen

Digitized by Google

der Gesellschaft, in herrlichen juwelenübersäten Prunkgewändern, wie Hierl-Deronicos farbenschwelgende Phantasie sie ersonnen, erschien in feierlich langsamem Zuge bei süßem leisen Lautenspiel zwischen den grünen Taxuswänden, welche wirksam die Coulissen und den Hintergrund der Bühne bildeten. Angelockt durch ihren Sang, nahte mit seinen Kunstjüngern ein Meister, dem Maler Laoeorenz Gestalt und Wort lieh. Kaum hatte er's als gute Vorbedeutung gepriesen,

„daß edler Frauen Lied zuerst hier klang,"

als auch schon ein zweifelnder Frager auf dem Plan erschien. Der Jüngling, mit markigem Organ und sehnig schlanker Erscheinung, von Mater Buschbeck dargestellt, giebt seinem Entzücken über die kühne Pracht des Werkes Ausdruck; dennoch könne er es nicht loben, es sei kein Zeichen seiner Zeit,

„Der Zeit, in der ich atme, schaffe, ringe,
Da neue Formen aus dem Dunkel steigend
Die Phantasie gestaltenreich befruchten.
. . . . . ich spüre
Ein Andrer mich, als jene Alten waren . . . .
Ich will ein Eigner sein und neue Pfade
Mir suchen!"

Gruppe der Grazien.

Doch lächelnd ob der Jugend Ungestüm, die einst auch ihn, die anderen alle wild durchtost und in die Weite sehnend fortgetrieben, weist ihn der Meister dennoch auf die Spur der alten Kunst, die seit der Menschheit Kindertagen den goldenen Faden ihrer Ueberlieferung weiterspinnt. Halb besiegt von des Meisters überlegenem Sinn, kann sich der Jüngling neuen Fragens ob des Hauses Zweck nicht entbrechen. Warum dies mauerumschlossene Heiat für die Kunst, da sie doch weltschweifend die ganze Welt sich zu eigen machen soll? Weiter belehrt ihn der Meister, daß der weltflüchtigen Muse hier eine friedliche Stätte bereitet sei

„in der Menge flücht'ger Tändelei —
In dem Getriebe, das sich rastlos drangt, —
In der harten Zeit, da der Völker Kampf
Tobt um ein ehern Ziel . . . ."

In diesem Hause möge die Kunst an ihrer wundersamen Ausgestaltung weiter wirken, bis der Kampf beendet sei, „bis sie ein Triumph der Menschheit herrlich sich enthüllt". Ein Wink des Meisters, und dem staunenden Auge des Jünglings erstrahlt die Schönheit der drei Grazien, die in ewiger Jugend Prangen ihn mahnen, daß die echte Kunst wie der Lenz und sie selber, unbekümmert um der Mode Tand und Mummerei, stets „die Eine, Alte — ewig Junge bleibt", in ihres Zaubers Allgewalt. Auch der Jüngling verspürt ihn und hält nicht länger zurück mit dem vollen Lobe des Hauses, das die Künstler hier nicht, wie er wähnt, nur zu eigenem Genügen, sondern jedem, der sich der Schönheit mitfreuen will, errichtet haben. Vor allem ruft der Meister die Großen früherer Zeiten zu Gast, und während die schönen edlen Frauen zur Laute singend sich von den Marmorbänken, auf denen sie geweilt, erheben, steigen Griechen und Spanier, Venetianer und Altdeutsche in der malerischen Tracht ihres Volkes und ihrer Zeit herab und gesellen sich zu dem Meister und dem Jüngling. Zwei liebliche Kinder, goldgelockt die eine, Marion Lenbach, mit schwarzem Scheitel die andere, Iphigenie Gaiß, reichen auf rotgoldenem Kissen den Frauen Lorbeerkränze zum Schmucke für die beiden Künstler, die auch poetisch sinniger Wechselrede einmütig das Knie gebeugt vor den erhabenen Vorgängern, deren Geisteshauch das Haus geweiht ist. Der Frauenchor erklingt wiederum, die Kinder streuen Blumen, und unter Vorantritt der wunderbaren Frauengestalten schreiten die Künstler in den Saal. Der Eindruck der tiefempfundenen Dichtung, welche mit gleich innigem Gefühl vorgetragen und von träumerisch weicher Musik begleitet war, konnte durch nichts überboten werden und bedeutet den Gipfel der Feste. Unser Volkslied dringt diese weiheoolle Stimmung in glücklicher Weise zum Ausdrucke.

Den dritten und letzten Akt der glänzend verlaufenen Feste brachte am Samstag Nachmittag das Prunkmahl. Geläuterter Geschmack hob im Zeichen der Schönheit die Tafelfreuden zu einem wahrhaft edlen Genuß. An den mit Orchideen, Epheu und von einer der hochschwebenden goldenen Genien zur andern gewundenen duftigen grünen Festons von Michael Buchner reizend gezierten, mit kostbarem altem Gerät reich besetzten Tafel saßen 220 Ehrengäste, in ihrer Mitte zwischen Lenbach und Ferdinand v. Miller der älteste Enkel des Prinzregenten, Prinz Rupprecht, als Vertreter seines Großvaters.

Auftragen des ersten Gerichtes beim Prunkmahl

Im goldgestickten Sammetalar, das von goldenem Lorbeer umwundene Barett auf dem Haupt, führten drei Ceremonienmeister den Stab der Tafelordner. Sie pochten. Herein traten wie Könige aus dem Mohrenland mächtige schwarze Riesen, den reihergeschmückten weißen Turban auf dem wolligen Krauskopf, ja von Professor Georg Papperitz entworfener gold- und silberstarrender üppiger

Das Festspiel der Münchener Künstler.

Prachtgewandung und trugen auf ihren Schultern ein schön aufgetakeltes Schiff, mit Kaviartonnen hoch beladen, die kleinen Boote mit Citronen und Zwiebeln gefüllt zur Seite, umgaukelt von im Meere schwimmenden gleißenden Fischen. Wir haben dieses erste wirksamste Schaugericht in seinem kunstreichen Aufbau mit den imposanten Trägern unseren Lesern veranschaulicht. Der Schalksnarr, den Hysgvidschmied Heiden humoristisch gab, begleitete mit witzigen Versen die in märchenhaft phantastischer Mannigfaltigkeit dargebotenen Schaugerichte. Erlesen wie die Speisen, die Weine, die Schönheit der Frauen und ihre Toiletten war auch die aus alten, meist italienischen „Tafelaufzügen" und Canzonen zusammengestellte Musik. Nur einmal kam modernes Schaffen auf diesem Gebiete und zwar trefflich zur Geltung in dem stimmungsvollen Weinlied von Maler Söhn, das Meister Heinrich Schwartz komponiert hatte. Festjungfrauen, in weißschimmernden von Rud. Seitz gezeichneten kurzgerafften Kleidern, einen Fliederkranz mit wehenden hellgrünen Bändern im Haar, in der einen Hand den epheuumrankten Pokal, den anderen Arm um die zur Seite wandelnde Genossin geschlungen, sangen das Lied, als sie zum Kredenzen des Ehrentrunkes dem Prinzen und den Künstlern zierlich und hold wie Maienköniginnen nahten. Gewürzt von des Narren Humor und erheitert durch das Intermezzo des als Träger des Gefrorenen einherwackelnden Eisbären, in immer neuen Ueberraschungen nahm das Prunkmahl seinen Fortgang. Von dem „Meister" des Festspiels bekränzt, schritt Lenbach, den Lorbeer auf dem Haupt, glücklich über das gelungene Werk, dem er Jahre der Sorge und des Fleißes zugewendet, umstand von Tisch zu Tisch, während Seidl, seinen Kranz um einen reichciselierten Pokal, ein Kleinod alter Kunst, geschlungen, in der Stille sich freute, daß die Münchener Künstlerschaft nun ein eigen Heim besitzt, das äußerlich anspruchslos, im Innern einen Hochsaal des Schönen birgt, von dem wie heute so für alle Zeit die Weihe der Begeisterung auf jeden sich ergießen möge, der anregungsbedürftig, schaffensbegierig ihm naht.

Blätter und Blüten.

Franz von Gaudy. (Mit Bildnis.) Der liebenswürdige Humor, der die Gedichte und Novellen Franz von Gaudys auszeichnet, hat viele derselben vor dem Veralten geschützt, obgleich sie nach Form und Inhalt das Gepräge einer aus fremd gewordenen Zeit tragen. Gaudy ist am 19. April 1800 zu Frankfurt a. O. zur Welt gekommen und gehört zu den Dichtern des „Vormärz". Am anziehendsten und lebendigsten sind die erzählenden Werke „Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen", „Mein Römerzug", „Venezianische Novellen". Durch ihre treue Schilderung des italienischen Volkslebens, wie es noch vor jetzig Jahren in den Straßen Venedigs und Roms anzutreffen war, haben die zuletzt genannten Werke noch einen besonderen Wert. Auf lyrischem Gebiet kam sein Talent in frischeren Fluß, als er sich die volkstümlichen Chansons Bérangers zum Muster nahm; die scharf pointierte Satire nach Heinescher Art fiel bei ihm zumeist etwas gezwungen aus.

Gaudy war der Sohn eines höheren preußischen Offiziers von ursprünglich schottischer Abstammung. Der Vater wurde Gouverneur des Kronprinzen von Preußen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV, als Franz zehn Jahre alt war. Diese wurde der Spielkameraden des Prinzen und teilte dessen gymnastische Uebungen. Gleichzeitig besuchte er das Collège français in Berlin. Als sich sein eigenwilliges Naturell der Schulzucht nicht fügte, kam er nach Schulpforta. Mit 18 Jahren trat er in das erste Garderegiment in Potsdam ein. Später wurde er nach Breslau versetzt. Der Garnisonendienst behagte ihm nicht. Sein warmblütiges Temperament verwickelte ihn in mehrere Duellaffairen, deren Ausgang ihm Festungshaft zuzog. Nachdem er schon 1829 in Glogau seine erste Gedichtsammlung („Erato") hatte erscheinen lassen, nahm er 1833 seinen Abschied, um sich ganz dem Musendienste zu widmen. Er ließ sich in Berlin nieder, fand hier in Chamissos Freundeskreis Aufnahme und fördernde Teilnahme, wurde auch Mitarbeiter an Chamissos „Deutschem Musenalmanach", dessen Jahrgang 1839 er mitredigierte. Die Reisen, die er 1836 und 1838 nach Italien unternahm, verliefen sehr genußreich und anregend. Doch schon im Jahre 1840 — am 5. Februar — entriß ihn ein jäher Tod dem fruchtbaren Poetendasein, das sich so schön anließ.

Franz von Gaudy.

Schiffsjungen beim Geschirr-Reinmachen. (Zu dem Bilde S. 265.) Pünktlichste Ordnung und peinlichste Sauberkeit gehören zu den großen Kardinaltugenden des Kriegsmanns zur See. Sie sind sich einerseits, wie bei jedem kultivierten Menschen, Selbstzweck; andrerseits liegt in ihnen, wie bei der Landarmee, der Ausgangspunkt und das fundamentale erziehliche Mittel für die Aus- und Durchbildung aller militärischen Manneszucht, und endlich fordert die Schiffshygiene jene beiden Eigenschaften unweigerlich von jedem, der berufen ist, mit seinen Hunderten von Kameraden in mehr oder minder eng umschlossener Räumlichkeit zusammenzuleben. Adrett am eigenen Leibe, sollen unsere blauen Jungen dafür sorgen, daß an und in ihrem schwimmenden Hause alles blitzblank ist; so will es jeder gestrenge Schiffskommandant, und daher beginnt man, sie in den beiden wichtigen Tugenden zu unterweisen vom ersten Augenblick ihres Eintritts in die Marine an, Wochen bevor sie die ersten Kletterversuche in den Wanten der Schulschiffe wagen. Denn diese liegen, um nach der winterlichen Uebungsreise von neuem in stand gesetzt zu werden, in der Regel noch in der Werft oder haben eben auf dem Strom verholt, wenn im Frühjahr der nachgerade jährlich tausend Köpfe zählende neue Jahrgang Schiffsjungen auf der Ostseestation eintrifft, um zunächst in der Seefestung Friedrichsort untergebracht zu werden, dem Sitze des Kommandeurs der 1. Matrosen-Artillerieabteilung, dem zugleich die Schiffsjungenabteilung untersteht ist. Selbstverständlich haben die dortigen Kasernements in ihren hohen, lichten und luftigen Räumen keinen Platz für einen plötzlichen Zuwachs von so vielen jungen Leuten, die niemehr in die Kasematten des eigentlichen Forts verwiesen werden, wo ihnen von vornherein Gelegenheit geboten wird, sich mit den beengteren Raumverhältnissen abzufinden, mit denen sie sich später im Batteriedeck des Schiffes zu begnügen genötigt sind. Dort, durch Wall und Graben gegen die Außenwelt abgeschlossen, lernen sie sich in die ersten Forderungen militärischer Disciplin fügen, nach zu ihnen gehört vor allem Sauberkeit und Ordnung. Gilt's auch noch nicht rein Schiff zu machen, barfüßig das Deck zu spülen, die unzählig vielen Messingteile eines Panzers zu putzen oder außenbords, auf schwankem Hängegerüst an der Schiffswand hangend, den verwetterten Anstrich aufzufrischen, so wollen doch auch die niedrigsten und engsten Kasemattzimmer gefegt, die Speisegeschirre nach jeder Mahlzeit gereinigt und die sportmäßig einfachen Möbel geschenert sein. Mit der letzteren Arbeit zeigt unser Bild die zukünftigen Maaten und Oberbootsleute beschäftigt. Auf eine Abteilung des Festungshofs, die links und rechts von bombensicher mit Erdreich gedeckten Kasematten eingeengt ist, blickt der Beschauer; im Hintergrund auf dem Ringwalle steht eins der aus der Entfernung kleinen, in Wirklichkeit aber mächtigen Riaggeschütze, die Mündung nach der offenen See da draußen gerichtet. Auf dem Hofe aber herrscht bunt bewegtes Leben; in ihren eben vom Bekleidungsamt gelieferten junkenmäßigen Drillichanzügen ist die jugendliche Schar herausgetreten und reibt und scheuert an ihren hölzernen Schemeln mit einem Eifer, der darauf schließen läßt, daß unter ihrer Fürsorge später an Bord auch „Backen und Banken" stets von Reinlichkeit glänzen; uns den Fenstern aber schauen Obermatrosen und Unteroffiziere den strebsamen Jungen zu und denken lachend der Tage, an denen sie selber einst mit gleichem Ernst diese stockeinigen Möbel bearbeiteten.

Verhütung der Kurzsichtigkeit durch hygieinische Schuleinrichtungen. Vielfache Untersuchungen, die von Augenärzten an den Kindern in verschiedenen städtischen Volksschulen ausgeführt wurden, haben ergeben, daß in diesen Anstalten die Zahl der Kurzsichtigen zwischen 7 und 14 % schwankt. In Anbetracht dieser Thatsache ist eine Ermittlung besonders interessant und wichtig, die Professor Dr. Hermann Cohn in der Breslauer Taubstummenanstalt gemacht hat. In den Jahren 1898 und 1899 wurden in derselben die Augen aller Kinder untersucht. Die Zahl der Zöglinge betrug 213. Es stellte sich nun heraus, daß nur ein einziges Mädchen eine schwache Kurzsichtigkeit zeigte, die sie vermutlich schon in die Schule mitgebracht hatte. In Bezug auf Kurzsichtigkeit wies also die Taubstummenanstalt ein Verhältnis auf, das noch in keiner städtischen Schule gefunden wurde. Ja, dieses war noch günstiger als das in den Dorfschulen gefundene, in denen, soweit Ermittlungen vorliegen, die Zahl der kurzsichtigen Kinder bis auf 1 % zurückgeht. In der „Wochenschrift für Therapie und Hygiene des Auges" führt Professor Hermann Cohn dieses so überaus günstige Ergebnis auf die sehr verständigen hygieinischen Schuleinrichtungen der Breslauer Taubstummenanstalt zurück. Durch diese sei die während der Schulzeit so oft entstehende Kurzsichtigkeit bei den Zöglingen verhütet worden. Die Nahearbeit ist in der Anstalt sowohl während des Unterrichts als während der im Internat stets beaufsichtigten Schularbeit sehr gering. Alle Klassen haben eine prachtvolle Tagesbeleuchtung, da die Fenster aller Unterrichtsräume nach einem großen Garten gehen. Die künstliche Beleuchtung ist, auch während die Schulzeit gegeben werden, vorzüglich, da reichliche Gasflammen mit gut polierten breiten Blechschirmen vorhanden sind. „Natürlich," fügt Professor Hermann Cohn

hinzu, „haben die Taubstummenanstalten doppelt streng auf Durchführung aller Vorschriften für Hygiene des Auges zu sehen, damit zue Landheit nicht noch Sehschwäche komme." Die günstigern Zustände der Breslauer Anstalt sollten aber auch anderen Schulen als ein ermunterndes Beispiel für die Schaffung zweckmäßiger Beleuchtung und für Befolgung der hygienischen Ratschläge bei der Nadearbeit der Schüler dienen.

Eldorado. (Mit Abbildung.) Die Eroberung von Mexiko und Peru sättigte nicht die Goldgier der spanischen Entdecker im 16. Jahrhundert. Sie zogen vielmehr in das Innere Südamerikas aus, um neue Goldländer zu entdecken. In den Kreisen dieser Abenteurer entstand die Fabel von einem Lande, das an dem gesuchten Edelmetall überaus reich sein sollte. Man erzählte sich, daß in dessen Hauptstadt Manoa nicht nur alles Geschirr und Gerät aus Gold bestande, sondern sogar die Dächer mit dickem Goldblech gedeckt wären; der König sollte an jedem Morgen am ganzen Leibe mit Goldstaub gepudert werden. Er erhielt darum den Namen Eldarada, d. h. der vergoldete Mann oder der Goldmann. Später wurde auch das Traumland Eldorado genannt. Zahllose Abenteurer zogen aus, um dieses Goldparadies zu entdecken; nicht allein Spanier, sondern auch Deutsche und Engländer beteiligten sich an diesen Fahrten, die zumeist in den Wildnissen recht traurig endeten. Und doch war, wie spätere Forschung erwies, der „Goldmann" keine erdichtete Gestalt, obwohl das Land dieses Königs ärmer an Gold war als Mexiko oder Peru.

Das Goldfloß des Königs Dorado.

Aus dem Werk „Kolumbien" von Prof. Dr. Fritz Regel (Verlag von Hofbuchhändler Alfred Schall in Berlin).

Im Norden Südamerikas, in dem gegenwärtigen Staate Kolumbien, lebte der Jadiaerstamm der Chibchas, der sich einer gewissen Kultur erfreute. Die Chibchas waren Sonnenanbeter und verrichteten ihren Gottesdienst an Seen und Bächen. Als besonders heilig galt ihnen namentlich der See Guatavita, der etwa 3000 m über dem Meeresspiegel in der Kordillere von Bogota liegt. Fromme Leute kamen zu ihm, ließen sich auf einem Floß in seine Mitte hinaurudern und brachten der Gottheit Opfer dar, indem sie Goldschmuck und Edelsteine, namentlich Smaragde, in die Tiefe versenkten. Ein solches Opfer fand auch beim Regierungsantritt eines neuen Kazikn statt. Nach einer Vorbereitung durch langes und strenges Fasten kam der Kazike an das Ufer des Guatavita. Hier wurde sein Leib von den Priestern mit klebriger Erde beschmiert und dann reichlich mit Goldstaub bepudert. Strahlend wie die Sonne, sie deren Abkömmling er galt, bestieg er in Begleitung der Unterhauptlinge das Floß und ließ sich in die Mitte des kleinen Sees hinaurudern. Hier brachte er das Opfer dar, während das Volk am Ufer mit Musik und Gesängen die heilige Handlung begleitete.

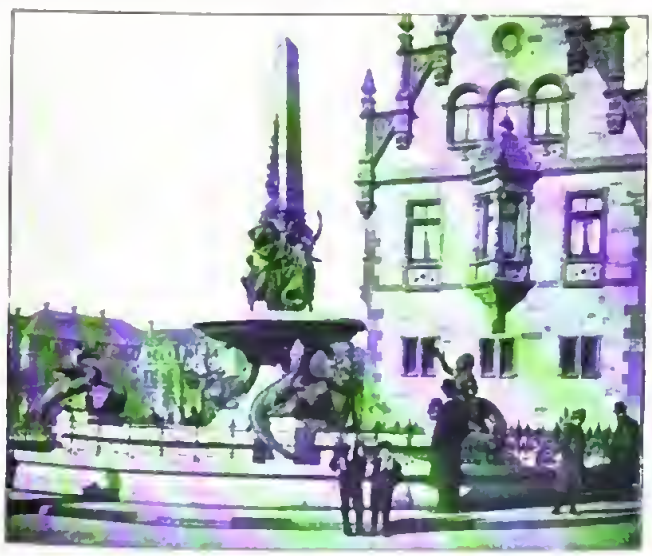
Dies ist der Kern der Sage vom Dorado. Vermutlich birgt der Grund des Guatavita große Schätze. Wiederholt machte man Versuche, dieselben zu heben, aber eine Trockenlegung des Gewässers wollte nicht gelingen. Immerhin hat man an seinen Ufern Goldgegenstände im Werte von vielen tausend Mark gefunden. Am seltsamsten war der Fund, dessen Abbildung Prof. Dr. Fritz Regel in seinem neuen Werke „Kolumbien" (Berlin, Alfred Schall) veröffentlicht hat. Wir führen das geschichtlich interessante Bildchen nach unsern Lesern vor. Es zeigt ein Floß aus Goldraht; in seiner Mitte erhebt sich die aus Goldblech gearbeitete Figur des Dorado; sie ist von sieben kleineren Figuren umgeben, welche die Unterhäuptlinge darstellen.

Was nun die Stadt Manoa der Eldoradasage anbelangt, so ist sie wohl erdichtet worden, indem die Erzähler an die Königspaläste im Chibchaland dachten und deren Pracht und Reichtum übertrieben. Sie waren recht geräumig, bildeten aber nur Gruppen von Hütten, die aus Holz gebaut und mit Stroh oder Baumwollstoffen gedeckt waren. Auch die äußeren Wandwände bestanden vielfach aus Baumwolltüchern, und diese waren reich mit Stücken von Goldblech behangen. Da diese laut hingen, so wurden sie von jedem Windhauch bewegt, ließen, indem sie aneinander stießen, ein metallisches Getöne ertönen und glitzerten lebhaft in den Strahlen der Sonne.

Der Mühlenteich bei Varel a. d. Jade. (Zu dem Bilde S. 273.) Nur wenige Städte im deutschen Flachlande haben eine so reizvolle Umgebung aufzuweisen wie Varel. In der Mitte etwa zwischen Oldenburg und Wilhelmshaven, unweit der eingedeichten Küste, breitet sich das Städtchen auf einem in die Marsch vorspringenden Geestzipfel anmutig aus. Sechs Kilometer südlich davon beginnt ein Waldgürtel, der im Revier Junge Hatz die Stadt berührt und sich dann weiter in westlicher Richtung mit geringen, von Forsten eingenommenen Unterbrechungen bis nahe an die ostfriesische Grenze hinzieht. Das Junge Holz führt im Volksmunde den Namen „Busch", obwohl es ein stattlicher Hochwald ist mit einer alten herrlichen Buchenallee und einer Anzahl prachtiger, alter Eichen. Unter seinen reichen Beständen an verschiedenen Waldbäumen erregen besonders die 180- bis 400jährigen Eichen, sowie die ungewöhnlich hohen Kiefern und Lärchen sowohl die Bewunderung des Naturfreundes, als auch das Interesse des Forstmannes. Nach fünfvierteistündiger, anregender Wanderung durch diesen prächtigen Wald gelangt man an den im Reuter Wehloge liegenden kleinen See — den Mühlenteich — den unser Bild auf Seite 273 wiedergiebt, und welcher mit Recht den Anziehungspunkt für die Bewohner eines weiten Umkreises bildet. Alte, zum Teil dervarragend schöne Eichen und Buchen, Kiefern und Fichten umrahmen im Verein mit Birken, Erlen und Weiden den vielfach aus- und eingebuchteten, dunklen Wasserspiegel. Kleine, mit Baumgruppen und Gesträuch malerisch bestandene Inselchen, die teils zerstreut liegen und teils, sich aneinander reihend, den Kanal begrenzen, machen das Bild noch anziehender. Die wechselnde Tagesbeleuchtung zeigt dem Beschauer immer neue Reize dieser herrlichen Landschaft. Namentlich aber abends, wenn sich die Mondsichel vom Himmel in geringer Höhe hellglänzend abhebt und sich ihre Strahlen über die ganze Länge der blinkenden Fläche spiegeln, während die Buchten zur Linken und zur Rechten in geheimnisvolles Dunkel gehüllt sind, ist dieses Bild erhabenen Waldfriedens von überaus reizvoller Schönheit.

Chr. Nielsen.

In ihrem neuen Monumentalbrunnen am „Himmelreich" hat die Stadt Hannover aus der Hand des Professors und Baurats Hubert Stier daselbst ein bedeutendes Kunstdenkmal erhalten. Dasselbe ist 9 m hoch und wird nach oben durch einen Granitobelisken abgeschlossen. Den künstlerischen Mittelpunkt des Ganzen bildet eine von vier Delphinen getragene Brunnenschale von 3½ m im Durchmesser. Auf den vier Sockeln des unteren Brunnenrandes sitzen vier das Wasserreich verkörpernde Gestalten: ein Wels, ein Drache, ein Krokodil und ein Reck, der auch den höher stehenden Nixen schielt. Den Fuß des Obelisken umgeben Nereiden. Die vorzüglichen Modelle zu den 12 Figuren des von der Gladenbeckschen Fabrik in Friedrichshagen bei Berlin in Bronze gegossenen Denkmals stammen aus dem Atelier des Hannoverschen Bildhauers Karl Gundlach.



Der neue Monumentalbrunnen in Hannover.

Nach einer photographischen Aufnahme von A. Niemeyer in Hannover.

Wildbach in Tirol. (Zu dem Bilde S. 285.) Wie in der Schweiz, so stößt der Alpenfahrer auch im Tiroler Berglande auf eine große Zahl romantischer Klammen und Schluchten, und schäumende, brausende Wasserfälle bringen noch in erhabenem Maß Farbe und Leben in die felsstarre Landschaft. Weltbekannt ist die Galtzenklamm im Pfitscherthal und die Gilfenschlucht bei Sterzing, die Dornauberger-Klamm im Zillerthale, dann der Stubenfall bei Umhausen, der Hintertuxer Wasserfall, die Baranschlucht und der Ponalefall am Gardasee, und noch viele andere ließen sich anführen in den Thalgebieten und

Hochregionen nördlich und südlich vom Brenner. Weitaus größer jedoch als diese außerordentlichen Wundergebilde des Waltens der Natur ist die Zahl der — in gewöhnlichen Zeiten wenigstens — zahmeren und harmloseren Berg- und Thalbäche, welche aus Waldrevieren und Seitengründen zu Dutzenden niederfließen in die breiteren Niederungen, um dort vereint mit dem Hauptgewässer des Thales den Flüssen weit draußen im flacheren Lande zuzuströmen. Zahm und harmlos sind diese Bächlein zu vielen Zeiten des Jahres; da hüpfen und tanzen die Wellen in grünlicher Färbung wie spielend im glänzenden Kiesbette hin, uns kleinen Kaskaden steigt weißer im Sonnenlicht perlender Wasserstaub zischend empor, Schmetterlinge schweben von Ufer zu Ufer und die Forelle tummelt sich in der spiegelklar glitzernden Flut. Wie himmelweit verschieden von diesem idyllischen Bilde zeigt sich oder das Landschaftsgemälde häufig zur Zeit der Schnee- und Eisschmelze im Hochgebirge oder nach heftigen Gewitterregen im Sommer! Da färbt sich das Wasser erst grau, dann gelblich und schmutzig braun, höher und höher steigen die Wellen, und bald dröhnt es wie Donner vom Ufer des in kurzer Zeit zum brausenden Wildstrom gewordenen Bächleins. In mächtigem Falle stürzen die Wogen dahin, bald an Felsentrümmer im Bachbett anprallend, dann wieder an einem von weit oberhalb mitgerissenen, zwischen den Blöcken nun wie in einem Schraubstocke festgeklemmten Urwaldstamm mit zu gewaltiger Wucht sich brechend, daß der schäumende Gischt hoch über die Uferwände emporschießt. Dabei giebt ein markerschütterndes Poltern und Rollen Kunde von der riesigen Macht der niederströmenden Wassermasse, die über kurz oder lang selbst die größten Felsstücke vom Platze rücken und bei öfterer Wiederholung des katastrophenartigen Vorganges dieselben so lange reiben und rollen, bis sie schließlich — allerdings erst nach langer Zeit — zu Sand germalmt an der Mündung des Thales lange Bänke am Ufer bilden, welche die längst wieder zahm und klein gewordenen Wellen des Bächleins in sanfter Liebkosung umspielen.

J. C. Platter.

Gasthaus. Kapelle. Observatorium.

Die neue Wetterwarte auf der Schneekoppe.

Nach einer photographischen Aufnahme von J. Seifert in Hirschberg i. Schl.

Die Wetterwarte auf der Schneekoppe, welche Ende vorigen Jahres von dem Beobachter bezogen wurde, ist mit 1603 m über Meer das am höchsten gelegene Observatorium nördlich der Donau. Das nach den Himmelsrichtungen gestellte Gebäude besteht aus Holzfachwerk, das mit Korksteln ausgemauert, außen zunächst mit dicken Brettern, sodann mit Asphaltpappe und endlich mit Holzschindeln benagelt ist. Es enthält im Erdgeschoß und ersten Stock die Wohn-, Schlaf- und Wirtschaftsräume, im zweiten Stock des Turmbaues das Beobachtungszimmer und darüber einen der Himmelsschau dienenden Aufbau. Zum Schutz vor Kälte sind die Innenwände nebst den Decken mit Gipsdielen und dicke mit Filzgewebe bekleidet und dann tapeziert. Verschiebbare Rolläden sichern draußen die Doppelfenster, und Dauerbrandöfen spenden in den Zimmern beständige Wärme. Der Turm ist mit vier Stahldrahtkabeln verankert. Gegen Blitzschlag schützen drei Auffangspitzen nebst Fortleitung. Der von der preußischen Regierung ausgeführte Bau hat etwa 40000 Mark gekostet.

Tizians Tochter. (Zu unserer Kunstbeilage.) Das weltbekannte Bild der Berliner Galerie zeigt uns die blonde Lavinia im reichen Brokatgewand und Perlenschmuck, wie sie mit beiden Händen die schwerbeladene Fruchtschüssel emporhebt und zugleich den Blick rückwärts nach dem Beschauer wendet. So mag sie den Gästen ihres Vaters erschienen sein bei einem der berühmten Gartenfeste in Tizians am nordöstlichen freieren Teile Venedigs gelegenen Palast, wo Musik und Dichtung die reichen Tafelfreuden auf lustiger Terrasse erhöhten, wo der abendliche Hauch kühlend vom Meere herüber wehte und Hunderte von Gondeln sich auf dem Wasser drängten, deren Insassen strebten, auch ein Teilchen von all dem fürstlichen Glanz zu erhaschen. Denn Tizian nahm in Venedig eine Stellung ein, wie sie später nur noch Rubens beschieden war: vertrauter Genosse der ersten Herrscher der Christenheit, ein Meister in seiner Kunst und zugleich auch in derjenigen, die erworbenen Reichtümer in prächtigen Lebensgenuß zu verwandeln. Eine Hausfrau stand ihm in seiner höchsten Glanzzeit, um 1550, nicht mehr zur Seite, sie war schon 1530 gestorben und hatte ihm zwei Söhne und die Tochter Lavinia hinterlassen, deren jugendliche Schönheit den großen Künstler so entzückte, daß er sie wieder und wieder malte. Verschiedene Galerien besitzen Variationen des Berliner Bildes, aber unter allen ist dieses das hervorragendste durch seine vollkommene Formvollendung und seinen wundervollen Farbenreiz. Bn.

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

Frau Oberförster W. in S. Das ausdrucksvolle Porträt Alexander von Humboldts von B. J. Weitsch, dessen Wiedergabe die „Gartenlaube" auf S. 389 des Jahrgangs 1899 gebracht hat, ist in früherer Zeit auch in Kupferstich reproduziert worden. Dieser Kupferstich des Porträts wurde von J. J. Freihoff im Jahre 1810 ausgeführt.

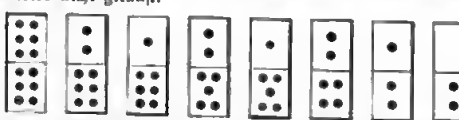
M. R. in Treuen. Die Renovierungsarbeiten an der schönen Schloßkirche in Quedlinburg, für welche Sie die stimmungsvolle Schilderung W. Heinburgs auf Seite 400 des vorigen Jahrgangs interessiert hat, sind im wesentlichen von Herrn Baurat Werner in Naumburg ausgeführt worden. Auch die neue Kanzel stammt im Entwurf sowohl wie in der Ausführung von Herrn Baurat Werner.

Allerlei Kurzweil.

Dominoaufgabe.

A, B und C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine mit 34 Augen bleiben verdeckt im Talon. B hat auf seinen Steinen 27 Augen weniger als C. Es wird nicht gekauft.

A hat:



A setzt Doppel-Sechs aus und gewinnt dadurch, daß er seine Steine zuerst los wird. Als letzten Stein setzt er Fünf-Eins. B kann nur bei der zweiten, fünften und siebenten Runde ansetzen. C muß bei der vierten und sechsten Runde passen und behält drei Steine mit 27 Augen übrig. Die 16 Steine der Partie haben 87 Augen. — Welche Steine liegen im Talon? Welche Steine behält B übrig? Wie ist der Gang der Partie?

Diagonalrätsel.

a	a	i	a	p	s
n	c	i	o	r	n
a	a	i	a	r	v
a	e	m	o	r	v
a	g	n	o	r	w
a	g	a	p	s	z

Die Buchstaben dieses Quadrats lassen sich so ordnen, daß in den senkrechten Reihen bekannte Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1. ein geistiges Getränk, 2. eine Stadt in Spanien, 3. eine Affenart, 4. eine Stadt an der Donau, 5. eine Landschaft im alten Hellas, 6. ein Geschütz. — Nach richtiger Lösung ergiebt jede der beiden Eckenreihen den Namen eines italienischen Staatsmannes.

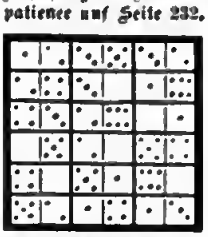
A. St.

Scherzrätsel.

Beglaubigung, wenn sie beginnt,
Und auch Verschluß, die beiden sind
Der Sache Zweck, doch fehlt etwas,
Kommt man zuerst; erräts du das?

E. S.

Auflösung der Dominopatience auf Seite 232.



Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 232.

Weser (Wes — er).

Auflösung des Bilderrätsels „Ostern" auf Seite 232.

Die von der Eierzierung herabhängenden Perlen werden nach der Reihe, wie ihre Fäden nebeneinander von oben herabgehen, mit 1 bis 8 bezeichnet. Es erhält dann die zweite Perle links 1, die erste 2, die dritte 5, die vierte 3, die fünfte 4, die sechste 7, die siebente 6, die achte 8. In dieser Ordnung lese man die Buchstaben unter den Perlen ab, und zwar jede Zeile für sich.

Es ergiebt sich dann der Text:

„O, du erlösende, ledengende,
herrliche Osterzeit".

Auflösung des Doppel-Logogriphs auf Seite 232. Nektar — Hektor.

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 264. Hemden, Enden.

Auflösung des Rätseldistichons auf Seite 264. Einer, Einer.

Auflösung des Rätsels auf Seite 264. Piccolo, Piccolomini.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 9, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Das Bismarck-Denkmal in Mannheim. Am 31. März wurde in Mannheim das von Professor Hundrieser in Charlottenburg entworfene Standbild Bismarcks, das Bürger der Stadt ihrem Ehrenbürger gestiftet haben, enthüllt. In der bekannten Kürassieruniform, den Helm auf dem

Prinz von Wales.

Ferdinand v. Hornstein.

Miss Helene Gould.

Geheimrat August v. Ganghofer †.

Nach einer photogr. Aufnahme von G. Ganghofer in Egern a. T.

Staatsminister Dr. Otto v. Sarwey †.

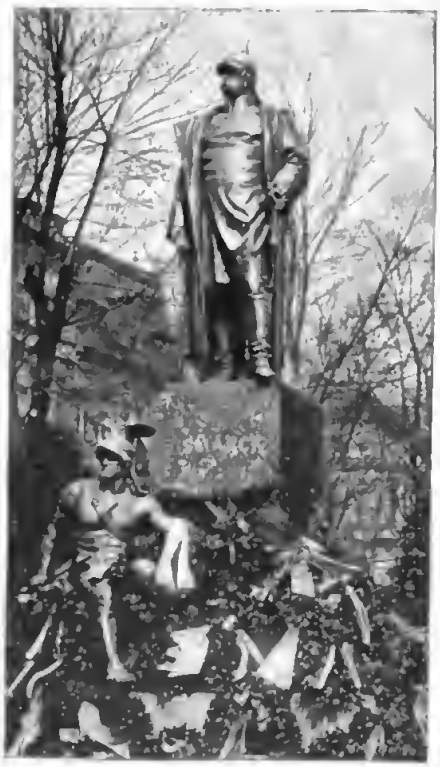
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Th. Andersen in Stuttgart.

Haupte, in der Rechten eine Schriftrolle, die Linke auf den Pallasch gestützt, steht die gewaltige Gestalt des eisernen Kanzlers frei und zwanglos vor uns. Stufen führen zu dem Sockel, und auf einer dieser sitzt ein geharnischter Recke, in der Faust das Schwert, zum Schutze gesenkt für die Kaiserkrone, die neben ihm geborgen seiner Wache bedarf. Neben Professor Hundrieser als Schöpfer des Entwurfes haben die Lauchhammerschen Werke, denen der Bronzeguß der beiden Figuren übertragen war, sowie weiterhin die Firma Holzmann das Verdienst an der tadellosen Ausführung.

Ein Mordanschlag auf den Prinzen von Wales, der zum Glück sein Ziel verfehlt hat, erfolgte auf dem Nordbahnhof in Brüssel, wo der Prinz und die Prinzessin von Wales am Nachmittag des 4. April auf der Durchreise nach Kopenhagen um 4 Uhr 45 Minuten mit dem Expreßzuge von Calais eintrafen. Während der Zug hielt, spazierte der englische Thronfolger zwischen der Menge auf dem Bahnsteig unerkannt umher, dann begab er sich wieder in den Salonwagen zu seiner Gemahlin. In dem Augenblick, als der Zug sich in Bewegung setzte, sprang ein junger Mensch auf das Trittbrett und feuerte durch das Fenster mit einem Revolver einen Schuß ab, der in die Wand drang. Der Stationsvorsteher des Nordbahnhofes, Crevin, riß den Attentäter herunter, als er zu einem zweiten Schusse zielte, der deshalb in die Decke des Wagens fuhr. Der Verbrecher wurde dann nach heftigem Ringen verhaftet. Inzwischen war der Zug zum Stehen gebracht worden, und er setzte sich erst wieder in Bewegung, nachdem man festgestellt hatte, daß weder der Prinz und die Prinzessin noch sonst jemand verletzt worden war. Der Attentäter ist ein noch nicht ganz 18 Jahre alter Bursche, Namens Sipido, der als Flaschnergeselle bei seinem Vater in der Brüsseler Vorstadt Saint-Gilles arbeitete und als ordentlicher, fleißiger Mensch galt. Im Verhör erklärte er, daß er den Prinzen habe töten wollen, um die Opfer des südafrikanischen Krieges an ihm zu rächen. In der ganzen gesitteten Welt herrscht Entrüstung über den feigen Mordanschlag und aufrichtige Genugthuung über sein Mißlingen.

E. M.

Ferdinand v. Hornstein, ein junger Münchener Dichter, dem wir schon zwei schöne Gaben — einen Band Gedichte und eine Sammlung psychologischer Skizzen, „Fühlung" — verdanken, hat nun mit seinem



Das Bismarck-Denkmal in Mannheim.

Nach einer photographischen Aufnahme von Ullmann-Mutter in Mannheim.

ersten Bühnenwerke „Buddha" gelegentlich der Erstaufführung am Münchener Hoftheater großen Erfolg gefunden. Der Verfasser tritt uns in diesem Werke als Künstler von entschiedener Eigenart entgegen, dem es glücklich gelang, den an sich spröden Stoff von Siddharto Buddha, der aus der Welt der Pracht herniederstieg, um als Bettler die Wahrheit zu suchen, reizvoll zu gestalten. Eine glückliche Verschmelzung von stimmungsvollen Musikkompositionen des bekannten Liederkomponisten Robert v. Hornstein — des Vaters des Dichters — mit dem Gange der Handlung trug sicher zu der glänzenden Aufnahme des Werkes bei.

Miß Helene Gould, die Tochter des verstorbenen amerikanischen Milliardeurs Jay Gould, hat schon oft ein leuchtendes Beispiel ihres Samaritersinns gegeben. Namentlich that sie sich im letzten spanisch-amerikanischen Kriege durch ihre den verwundeten landsmännischen Soldaten und Seeleuten hochherzig erwiesenen Wohlthaten hervor. Für dieselben soll sie nun den Dank des Kongresses in Washington empfangen, eine Ehre, deren vor ihr nur zwei Frauen teilhaftig geworden sind.

Der Geheimrat Ministerialrat a. D. A. v. Ganghofer, an dessen Namen sich die Geschichte der Reorganisation des Forstwesens in Bayern in ihrem besten Teile knüpft, ist in München am 29. März im Alter von nahezu 73 Jahren verstorben. Er wurde zu Bayerdießen am Ammersee am 23. April 1827 geboren, besuchte die Forstschule in Aschaffenburg und gab sich später staatswissenschaftlichen Studien in München hin. Schon zu Beginn der siebziger Jahre legte er in seiner Schrift „Erörterungen über die nächsten Aufgaben des bayrischen Forstwesens" seine Reformideen dar, deren praktische Durchführung er schon 1874 als Kreisforstmeister in Würzburg anbahnen und nach seiner Berufung in das bayrische Staatsministerium am 1. Januar 1875 mit großem Erfolg betreiben konnte. — Ein Sohn des Verewigten, der Dichter Ludwig Ganghofer, ist unseren Lesern als einer der beliebtesten Erzähler der „Gartenlaube" vertraut.

Dr. Otto v. Sarwey, der langjährige hochverdiente württembergische Minister des Kirchen- und Schulwesens, ist am 1. April in Stuttgart einem Schlaganfall erlegen. Otto v. Sarwey, am 24. September 1825 zu Tübingen geboren, hatte bereits neunzehn Jahre hindurch als vielbeschäftigter Rechtsanwalt in Stuttgart gewirkt, als er

1868 in den Staatsdienst über[illegible]. Seit dem 28. Februar 1885 stand er an der Spitze des Ministeriums für Kirchen- und Schulangelegenheiten. Mannigfache Reformen und Gesetze auf dem Gebiet des Unterrichts- und Kirchenwesens sind während seiner Ministerthätigkeit zur Ausführung gelangt. Besondere Verdienste hat er sich um die Aufbesserung der Lehrergehälter, sowie um die Durchführung des Dienstalterordnungssystems bei den Geistlichen und Mittelschullehrern Württembergs erworben.

Das Hauptportal der Pariser Weltausstellung. Unseren bisher gebrachten bildlichen Darstellungen von eigenartigen deutschen und auch fremden Ausstellungsgegenständen und ganzen Gruppen für die Pariser Weltausstellung lassen wir jetzt die Abbildung des hinsichtlich seines phantastisch-orientalischen Sondercharakters höchst originell anmutenden Haupteingangsgebäudes an der Place de la Concorde folgen. Der Grundriß des von René Binet entworfenen Baues stellt ein gleichseitiges Dreieck dar, über dessen Seiten sich je ein weiter hoher Bogen erhebt. Das Ganze wird überwölbt von einer durchbrochenen, dem Pantheon zu Rom ähnelnden, an ihrer Spitze abgeplatteten Kuppel. Die beiden nach dem Ausstellungsplatz sich öffnenden Rundbogen sind einfach gehalten und entbehren auch jeder bildnerischen Ausschmückung. Dagegen wird der der Place de la Concorde zugekehrte Haupteingangsbogen rechts und links von schlanken, türkischen Minarets gleichenden 50 Meter hohen Thorpfeilern flankiert. Ueber dem Eingang erblickt man das Vorderteil eines Schiffes, das Pariser Stadtwappenzeichen, darüber vereinigen sich die geschwungenen Linien des Bogens zu einer Spitze, welche von der Riesenfigur der „Pariserin" gekrönt wird.

Der Haupteingang der Pariser Weltausstellung.
Nach einer Photographie von Neurdein Frères in Paris

Vom Kriegsschauplatz in Südafrika.

Das Bild unseres Zeichners zeigt nach einer an Ort und Stelle aufgenommenen Skizze eine Episode aus den Ereignissen der jüngsten Tage. Englische Lanzenreiter und leichte Reiter haben die Farm eines Afrikanders niedergebrannt und den Farmer selbst, an Händen und Füßen gefesselt, in seinem Ochsengespann als Gefangenen mit sich geführt, während es seiner Frau und Tochter gelang, in die Kopjes zu flüchten. Plötzlich meldet ein Reiter aus der englischen Nachhut das Auftauchen eines Trupps von Buren, der sie verfolgt. Nach kurzem, vergeblichem Bemühen, mit ihrer Beute zu entkommen, ergreifen nun die Engländer die Flucht, während das Gespann mit dem Gefangenen in die Hände der nachstürmenden Buren fällt, von denen der Farmer seine Freiheit unterdessen wieder erhält.

Englische Kavallerie brennt eine Burenfarm nieder.
Nach einer Originalzeichnung von John Schönberg.

Für Hausfrauenfleiss.

Gestickte Kleider. Die Toilettenfrage war nou jeher ein wichtiges Thema zur Besprechung für die Damenwelt. Es ist dies oder auch begreiflich, denn wie viel die Mode auch bringen mag, der Lösungen nie genug. Wirklich reizvolle Neuheiten sind gegenwärtig die bestickten Kostüme. Hier steht eine überaus reiche Motivenauswahl zur Verfügung, so daß für alt und jung stets etwas Passendes gefunden werden kann. Die Abbildung hier zeigt uns eine aus hellgrauem wollenem Wollstoff gefertigte Taille. Das zur Verzierung angebrachte Schneeglöckchenornament auf hellgrünem Tuchgrund und der dazu passende Stoffkragen machen sich in der That sehr hübsch und kleiden ein junges Mädchen ganz besonders gut. Nicht minder schön und vorteilhaft ist die andere Taille aus elfenbeinweißem Wollstoff mit stahlblauer Seide bestickt. Wie allerliebst die gestickten Herzchen wirken und wie fein die Farben zusammenstimmen, kann leider die Abbildung nicht deutlich zeigen. Wohl sind die beiden Taillenstickereien von der Stickmaschine in Schnurstich ausgeführt, allein fleißige Frauenhände vermögen dies zu ersetzen, da sich bei der Herstellungsweise keinerlei Schwierigkeiten fühlbar macht. Das Muster kann entweder in umschlungenem Kreuzstich, Schnurstich oder durch Aufsetzen feiner Schnürchen ausgeführt werden. An dem zu verwendenden Teil der grauen Taille wird das grüne Tuch unter den Stoff gelegt und bei der Ausführung des Schnurstiches mitgefaßt. Hernach wird der graue Stoff zwischen Blüten und Blättern herausgeschnitten, wodurch das grüne Tuch als Grundton einen überaus malerischen Eindruck hervorruft. Sehr haltbar ist, wenn man neben den Schnurstich noch eine Kettenstichlinie arbeitet.

Auf solche und ähnliche Weise erfährt die Kleidung eine wirklich schöne Verschönerung, wenn Zeichnung, Farben und Technik gut gewählt sind. F. A. S. St.

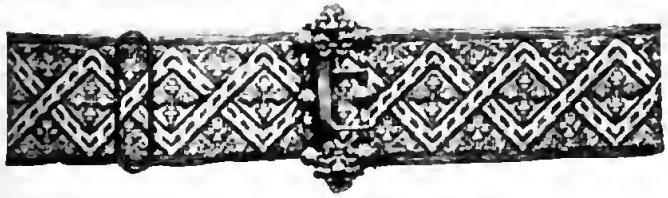
Taille mit Schneeglöckchenornament.

Taille mit Herzchenornament.

Gestickte Gürtel in persischem Flachstich. Schon längere Zeit bringt unsere Damenwelt mit besonderer Vorliebe diese gold und farbig schimmernden Gürtel. Um nun den Damen, die Freude an selbst verfertigten Toilettengegenständen haben, Gelegenheit zu bieten, einen diese Art nachahmenden Gürtel selbst herzustellen, so haben wir Veranlassung genommen, einen solchen abzubilden. Materiol hierzu: 15 cm Kunenas; die Breite desselben wird hier zur Weite des Gürtels verwendet, altrosa und elfenbeinweiße Kordonetseide, Woschgold und Waschsilber. Die Borte muß genau auf die Mitte des Stoffes gestickt, die Stickerei mit crèmefarbiger Seide unterlegt werden, der zu beiden Seiten der Stickerei stehende Stoff wird nach links umgeschlagen und als Futter des Gürtels benutzt. Den Schluß des Gürtels bildet ein der Breite desselben entsprechendes vergoldetes Schloß.

Detail zum Gürtel in persischem Flachstich.

Zunächst werden die schrägen Linien der Einteilung mit altrosa Kordonetseide über 2 Fäden gearbeitet, und zwar dieselben fest zusammengezogen. Die Haupteinteilung wird mit elfenbeinweißer Kordonetseide über 3 Fäden gestickt, zu den ganzen und halben Sternen zwischen der Einteilung benutzt man Waschsilber, das mit Altrosa umrändert wird. F. A. S. St.

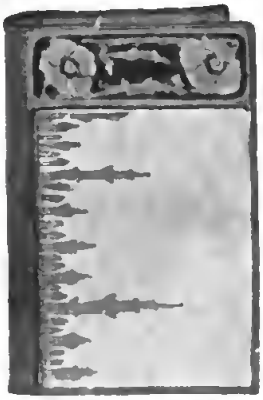


Gürtel in persischem Flachstich.

Blumenstickerei auf Thee- und Kaffeegedecken. Diese so hochmoderne Verzierung kann ohne besondere Mühe und doch sehr wirkungsvoll ausgeführt werden, wenn man das dem Damast- oder Jacquardgrunde eingewebte Blumenmuster durch Ausnähen kräftig hervorhebt, eine Arbeit, die von den englischen Damen schon vor vielen Jahren auf grauen Damastgeweben für Kissen- und Möbelbezüge gern ausgeübt wurde. Es genügt, alle Konturen mit Stilstich nachzunähen; eine viel reichere Wirkung wird jedoch durch Anwendung von Plattstich erzielt, der die Musterfiguren teils umranden, teils ganz decken kann, niemals aber unterlegt wird. Die Arbeit ist äußerst amüsant und bietet viel Anregung, verlangt aber auch ein feines Farbenverständnis, da Blumen und Laub in ihren natürlichen Farben hübsch abschattiert wiederzugeben sind. Beliebig ist waschechte Seide, Baumwolle oder Leinengarn der Stickboden.

Kunst im Hause.

Lederätzung. Als Färbemittel für Lederarbeiten ist das Aetzkali (Kali causticum) vielfach in Gebrauch, das man in den Apotheken in Form von kleinen Stangen erhält; es muß gut verkorkt aufbewahrt und während der Arbeit vorsichtig behandelt werden, da es auf Stoff wie das Metallätzmittel Flecken und Löcher giebt. — Um einen kräftigen Mittelton zu erhalten, löse ich eine kleine Stange von etwa 3 cm Länge in einem Suppenteller voll Wasser auf; ist das Leder im ganzen zu färben, so trage ich die Lösung mit dem Schwämmchen auf, kleinere Flächen decke ich mit dem Pinsel (nicht mit dem besten!). Beim Ausprobieren des Tons muß man warten, bis das gefärbte Leder vollständig trocken ist, da es feucht viel dunkler aussieht. Macht man die Lösung sehr viel stärker: auf obiges Stück Kali etwa nur 2 bis 3 Eßlöffel voll Wasser, so kann man damit auf Leder zeichnen wie mit Tusche, erhält sehr gleichmäßige, haltbare, dunkelbraune aber schwarze Linien, mit denen man alle Arten kleiner Ledergegenstände verzieren kann. Das Verfahren ist oft dem stets ungleichen Brennen auf Leder vorzuziehen; die Linien werden mit der Feder gezogen; Aquarell- oder Oelfarben dienen zum Ausmalen der Zeichnung. Unsere Abbildung ist als Buchhülle oder als kleine Mappe für Briefpapier gedacht. Die Mappe ist aus einem Stück geschnitten, in beiden Seiten dreit nach innen umgeschlagen, auf der unverzierten Rückseite durch die Mitte festgenäht, so daß zwei Abteilungen für Karten und Umschläge entstehen, in der Vorderseite befindet sich die Tasche für das Briefpapier. Die Konturen sind ganz dunkel gezeichnet, die Mohnblumen stehen rötlich auf dunkelblaugrünem Grund, Rücken und Blätter sind in dunklerem Lederton gehalten. Auch in Lederfarbe und Schwarz wirkt die Zeichnung gut. J.



Mäppchen in Lederätzung.

Bordbrett mit Holzbrand und Beize. Ueber Thüre oder Sofa macht sich das nebenstehend abgebildete Bordbrett, bestellt mit Gefäßen oder Figuren, sehr hübsch. Es mißt aber in seiner ganzen Ausdehnung 56 cm Länge zu 21 cm Breite; das Höhenmaß von dem überstehenden Rand bis herunter beträgt etwa 39 cm. Nachdem die Zeichnung mit Brennstift auf das naturfarbige Holz übertragen worden ist, verleiht man durch dunkle goldigbraune Beize dem Ganzen einen warmen Ton, in welchen man nur leichte Andeutungen von Lakalfarbe, rötlich, grünlich u. s. w., hineinspielen läßt, entweder gleichfalls durch Beize oder dünn aufgetragene Oelfarbe. Der Farbeindruck gleicht dann dem der alten Holzmosaiken; will man es letzteren völlig ähnlich machen, so braucht man nur über das Holz vor dem Beizen Linien zu ziehen, so daß sich unregelmäßige Vierecke ergeben, und diese dann mittels Brennstifts zu vertiefen. H. R.

Bordbrett mit Holzbrand und Beize.

Ueberwölbte Sitzbank mit Holzbrand. Dieses nach untenstehender Zeichnung gefertigte Möbel von altertümlich südtirolischem Ursprung gereicht jedem Wohnraum zur Zierde und ist nicht teuer, sofern man die feinere Ausgestaltung selbst übernimmt. Man läßt die Sitzbank aus billigem weichen Holz beim Tischler fertigen; die Höhe vom Sitzbrett bis zur Giebelleiste muß 103 cm, die Breite der Rückwand 97 cm betragen; beide Füße haben eine Höhe von 60 cm. Die Außenwände der Armlehnen, der Füße und der Giebelleiste tragen reichen ornamentalen Schmuck in gotischem oder Renaissancegeschmack; man muß hierbei die den Liebhaberkünsten oder dem Formenschatz entnommene Zeichnung so tief einbrennen, daß sie fast wie flache Schnitzerei aussieht. Schließlich verleiht man durch braunschwärzliche Oelfarbe mit etwas Firnis dem weißen Holz einen dunklen Ton, kann auch, um den für zwei Personen ausreichenden Sitz noch behaglicher zu machen, zwei platte Kissen, die man aus alten Stoffen leicht herstellt, hineinlegen. H. R.

Ueberwölbte Sitzbank.

Kindertasse. Wer jemals an einem Familientisch gesessen hat, der kennt die beständigen Mahnungen an das Jüngste, die Milch „schön auszutrinken, ganz schnell!“ während dieses alles andere lieber thut als gehorchen. Eine erfinderische Tante hat nun dem Nichtchen eine Porzellantasse gemalt, mußen mit einem Vogel auf einem Kirschzweig verziert (nach einem Motiv aus Göppingers „Vorlagen für Porzellanmalerei“, Verlag von Wassermann, München). Außerdem sind ringsherum kleine Streublümchen verteilt. Die Hauptsache ist aber, daß solche Blümchen auch im Innern der Tasse ausgestreut sind, die beim Austrinken der Milch nach und nach, eines nach dem anderen zum Vorschein kommen, während ganz im Grunde ein Marienkäferchen wartet. Es ist merkwürdig, wie bald es jetzt jedesmal erscheint! Diese Tante kann das Verfahren allen Kolleginnen empfehlen. J.

Kindertasse.

Malvorlage zur Kindertasse.

Vogelhäuschen als Staubtuchbehälter. Als Aufbewahrungsort für das Staubtuch und zugleich hübscher Wandschmuck empfiehlt sich dies nachgemachte Starenhäuschen mit Brandmalerei; es mißt 40 cm Höhe zu 20 cm Breite und 16 cm Innenraum. Entweder wird es mit dunkelbrauner Farbe geätzt (oder auch mit englischer Lackfarbe bestrichen) und dann mit Oelmalerei verziert; anderenfalls kann man es naturfarbig lassen und Holzbrand darauf anwenden. — Statt für das Staubtuch, wird es von manchen als Aufbewahrungsort für das Briefpapier verwendet und über dem Schreibtische aufgehängt; käuflich ist es in Holzwarengeschäften. H. R.

Handschriftenmalerei. Unter diesem Namen geht von Frankreich aus eine namentlich für Damen und junge Mädchen sehr geeignete Beschäftigung in die Welt, die im Grunde genommen ebensowenig mit einer Handschrift wie mit einer Malerei zu thun hat und doch eine reizende „Handarbeit“ darstellt. Es handelt sich um die Selbstanfertigung von Glückwunsch- und Spruchkarten, Spruchbüchern und ganzen Poesiealbums, bei denen die Worte und Bilder mit Bronzetinten und farbigen Tuschen — nicht gemalt oder geschrieben, sondern mit der Feder eigentlich gezeichnet werden, obgleich der illustrative Schmuck der Karten und einzelnen Blätter von Sachkundigen auch in Aquarellmanier ausgeführt werden kann. Für die Worte sind elegante, sorgfältig zu arbeitende Zierschriften vorgeschrieben, während die Bilder und Umrandungen u. s. w. möglichst dem Inhalt und Sinn der Worte angepaßt werden sollen. Die käuflichen Chromobilder und lithographierten Spruchkarten geben hierfür zahlreiche Vorbilder ab, so daß auch eine wenig erfinderische Hand durch Nachahmung und Kombinierung habe Befriedigung in der „Handschriftenmalerei“ zu finden vermag. Notwendig ist für eine gute Wirkung und für Haltbarkeit die Benutzung nur guter Materialien.

Die Vorzeichnung geschieht nur ganz fein mit Bleistift. Die Schrift muß so accurat wie irgend möglich werden; man übe sich daher zuvor in der Form der Buchstaben. Selbstverständlich wählt man zur Ausführung der Handschriftenmalerei Karten aus Elfenbeinkarton, Guldschnittkarten, Pergament, imitierte Elfenbeinplättchen oder — für Poesien — gutes Zeichenpapier. Bei letzteren fertigt man die Blätter am besten einzeln an und läßt sie dann binden, wobei man auch dem Buchdeckel durch Malerei, Stickerei, Lederschnitt u. s. w. einen künstlerischen Schmuck angedeihen lassen kann.

Vogelhäuschen als Staubtuchbehälter.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 9, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Kronprinz Wilhelm, der älteste Sohn des Kaisers Wilhelm II, vollendet am 6. Mai das 18. Lebensjahr, womit er seine Großjährigkeit erlangt und einen eigenen Hofstaat erhält. Mit diesem offiziellen Akt wird des Kronprinzen Eintritt als Oberleutnant im 1. Garde-Regiment zu Potsdam verbunden. Als Wohnung wird er das historische „Kabinetthaus" dortselbst beziehen. Das schlichte Gebäude, ursprünglich ein vom König Friedrich Wilhelm I erbautes Predigerhaus, 1753 in seiner gegenwärtigen Gestalt von Friedrich dem Großen massiv und neu aufgerichtet, liegt an der Ecke der Schloßstraße und des Neuen Marktes, gegenüber dem Marstall, in unmittelbarer Nähe der Kommandantur und des Stadtschlosses. Von 1765 an wurde das Kabinetthaus von dem Prinzen von Preußen, nachmaligem König Friedrich Wilhelm II, bis zu seiner Thronbesteigung 1786 bewohnt. 1788 bis 1806 diente es als Sitz einer königlichen Ingenieurakademie. Nach 1820 kam es in Krondesitz und erhielt seinen jetzigen Namen. Die Wohnung des deutschen Thronerben wird eine Flucht von zehn im ersten Stockwerke liegenden Zimmern umfassen.

Wilhelm, Kronprinz des Deutschen Reichs und Kronprinz von Preussen.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph J. C. Schoorwächter in Berlin.

Die zukünftige Residenz des Kronprinzen Wilhelm in Potsdam.

Das neue Passionstheater in Oberammergau. In diesem Jahre führen die Oberammergauer, nach zehnjähriger Pause, wieder ihr Passionsspiel auf. Am 24. Mai wird die erste Aufführung sein. In früheren Jahren fand das Passionsspiel in einem hölzernen Bau mit offener Estrade und offenem Zuschauerraume statt, und die Darsteller wie die Zuschauer mußten während der mehr als acht Stunden währenden Aufführung alle Unbill des Wetters ertragen. Jetzt ist, nachdem schon zu den Darstellungen von 1890 eine neue Passionsbühne durch den Obermaschinenmeister des Münchener Hoftheaters, Karl Lautenschläger, erbaut worden war, vor dieser eine große gedeckte Halle als Zuschauerraum geschaffen worden, welche 4200 Personen Platz gewährt. Für die Choraufzüge und die dramatischen Scenen des Spiels bot im alten Hause die etwa mannshohe Estrade eine Vorderbühne, welche die ganze Breite des Theaters einnahm, dahinter befand sich in der Mitte eine ganz nach moderner Weise eingerichtete Mittelbühne mit Giebel und Vorhang, an die sich auf jeder Seite ein ansehnliches Haus mit Thor und einem Altane vor dem Fenster des ersten Stockes schloß. Von diesen Häusern rechts und links zog sich in den Hintergrund eine aus Couliffen gebildete Straße. Das alles war sehr primitiv hergestellt. Die neue Bühne hat das Wesentliche dieser Einrichtung beibehalten, an ihr aber einige praktische Aenderungen vorgenommen und dem Ganzen den Charakter eines öffentlichen Platzes in einer Römerstadt mit Prachtgebäuden gegeben, wie Jerusalem solche zur Zeit des Herodes besaß. Die Mittelbühne hat das

Hofkapellmeister
Dr. Hans Richter.
Nach einer photogr. Aufnahme von Sophus Williams in Berlin

Hofkapellmeister
Joseph Hellmesberger jun.
Nach einer Aufnahme von Hofphotogr. R. Kiziwanek in Ischl und Wien

Die Passionsbühne von Oberammergau.

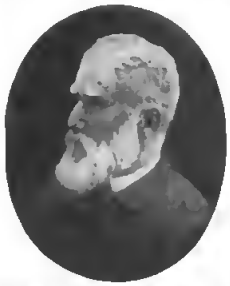
Digitized by Google

Das Bühnenhaus. Der Zuschauerraum.

Das Passionstheater in Oberammergau.

Aeußere eines antiken Tempels in korinthischem Stil. Hier werden die lebenden Bilder nach Parallelstellen des Alten Testaments zur Passion Christi gestellt. Der Vorhang zeigt Moses und die Propheten Jesaias und Jeremias. An diese Bühne schließt sich rechts und links

Professor Edmund Singer.



Professor Dr. Joseph Gruber †.

je ein Stadtthor, das einen Blick in die Straßen Jerusalems gewährt. An die Thore reihen sich die Paläste des Statthalters Pilatus und des Hohenpriesters Annas, zu deren beiden offenen Portalen Stufen führen. Zur rechten und linken Seite der Vorderbühne, auf welcher sich auch jetzt wieder der Chor und die größeren Aufzüge bewegen werden, befinden sich reich bemalte offene Säulenhallen. Die ganze Bühne hat eine Breite von 42 m. Die Mittelbühne, deren Oeffnung 10 m breit und 6,5 m hoch ist, erhält ihr Licht durch ein Glasdach. Ueber den Thoren und Palästen rechts und links sieht man Berge der nächsten Umgebung von Oberammergau ragen.

Nach dem Muster der Festspielbühne Richard Wagners in Bayreuth ist der Orchesterraum, welcher sich an die Bühne schließt, so tief gelegt, daß die Musiker dem Publikum unsichtbar bleiben. Der Zuschauerraum, der amphitheatralisch angelegt ist, befindet sich in einer hochgewölbten Halle, welche von sechs halbkreisförmigen eisernen Bogen getragen wird, deren vorderstes das Bühnenbild sehr schön überschneidet. Der ganze Bau, von Ingenieur Schmucker in München ausgeführt, ist aus massivem Material hergestellt und bedeckt eine Fläche von 3300 qm. Die Gemeinde Oberammergau hat für ihn 180000 Mark aufgewendet.

Geheimer Kirchenrat Dr. Julius Löbe †.
Nach einer photogr. Aufnahme von Paul Wunder in Nürnberg

Archibald Forbes †.
Nach einer photogr. Aufnahme von H. S. Mendelssohn in London

Hofkapellmeister Dr. Hans Richter und Joseph Hellmesberger jun. in Wien. Nach achtundzwanzigjähriger Thätigkeit als erster Hofkapellmeister der Wiener Hofoper ist Dr. Hans Richter, der berühmte Vorkämpfer Wagners und Dirigent der philharmonischen Konzerte in Wien, von seiner Stellung zurückgetreten, um fortan in London, wo die nach ihm benannten Konzerte seit 1877 zu den höchsten musikalischen Ereignissen der Themsestadt gehören, als Kapellmeister zu wirken. Richter ist am 4. April 1843 in Raab (Ungarn) geboren. Zu seinem Nachfolger an der Wiener Hofoper ist der bisherige Hofkapellmeister Joseph Hellmesberger jun. berufen worden. Derselbe wurde am 9. April 1855 in Wien als Sohn

Bilder von der Pariser Weltausstellung: Die Alexander-Brücke.
Nach einer photographischen Aufnahme von Neurdein Frères in Paris

des berühmten Violinvirtuosen gleichen Namens geboren. Als Komponist hat er sich durch Ballettmusik, sowie eine Reihe meist erfolgreicher Operetten bekannt gemacht.

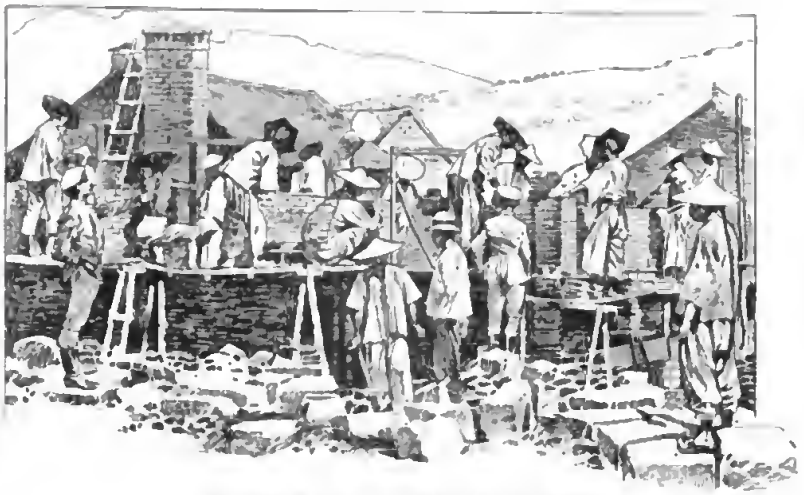
Edmund Singer, der ausgezeichnete Violinvirtuose und Lehrer seines Instrumentes, feierte am 10. April zu Stuttgart, wo er seit fast vier Jahrzehnten als Professor des königlichen Musikkonservatoriums, sowie als Konzertmeister des Hoforchesters thätig ist, in aller Stille sein sechzigjähriges Künstlerjubiläum. An jenem Tage ist nämlich Singer in seiner ungarischen Heimat als neunjähriger Virtuose mit dem I. Beriotschen Konzert zum erstenmal erfolgreich vor das Pester Publikum getreten. Von Weimar, wo er unter Liszt als Konzertmeister des Hoforchesters und Quartettspieler in hervorragender Weise thätig war, kam er 1861 nach Stuttgart. Singer gilt als einer der ersten Pädagogen auf dem Gebiet des Violinunterrichts. Seine mit dem verstorbenen Professor Max Seifriz bearbeitete große theoretisch-praktische Violinschule, sowie zahlreiche Vortragsstücke aus Werken klassischer Meister gehören zum Besten, was wir in dieser Hinsicht haben.

Professor Dr. Joseph Gruber zu Wien am 31. März erfolgtes Hinscheiden wird in der österreichischen und deutschen Aerztewelt ebenso wie von allen Ohrenkranken gewiß schmerzlich beklagt werden. Viele Tausende haben während Grubers fast vierzigjährigem Wirken als Arzt durch ihn Linderung und Heilung schmerzhafter Leiden gefunden, und zahllosen Studenten und Aerzten aus allen Ländern ist der Begründer der wissenschaftlichen Ohrenheilkunde ein ausgezeichneter Lehrer gewesen. Joseph Gruber wurde am 4. August 1827 zu Kosolup in Böhmen geboren. Seit 1855 übte er seine ohrenärztliche Praxis aus, und seit 1863 wirkte er als Universitätslehrer bis zu seiner vor zwei Jahren erfolgten Pensionierung. Als Arzt blieb er nach wie vor thätig, er ordinierte noch wenige Stunden vor seinem durch einen Schlaganfall hervorgerufenen Tod. Was Gruber auf fachschriftstellerischem Gebiete geleistet hat, wird bleibende Geltung behalten; das gilt besonders von zweien seiner bedeutendsten Werke, den „Anatomisch-physiologischen Studien über das Trommelfell und die Gehörknöchelchen", sowie dem „Lehrbuche der Ohrenheilkunde".

Die Bremer Stadtmusikanten.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Brenner in Hamburg.

Geheimer Kirchenrat Dr. Julius Löbe, der am 27. März in dem sachsen-altenburgischen Dorfe Rasephas, woselbst er von 1839 bis 1899 als Seelsorger gewirkt hatte, im hohen Alter von 96 Jahren aus dem Leben schied, war auf dem Gebiet der gotischen Sprache und Litteratur einer der bedeutendsten Forscher und Kenner. Gemeinsam mit dem berühmten Philologen Haas Canon von der Gabelentz gab er die gotische Bibelübersetzung des Ulfilas nebst Wörterbuch und Grammatik heraus. Von seinen sonstigen philologischen Leistungen erwähnen wir noch die Mitarbeit an Pierers Universallexikon, dessen fünfte gänzlich umgeänderte Auflage Löbe fast allein redigierte. Als Lokalhistoriker bewährte er sich endlich in seiner ausgezeichneten „Geschichte der Kirchen und Schulen des Herzogtums Sachsen-Altenburg mit besonderer Berücksichtigung der Ortsgeschichte".

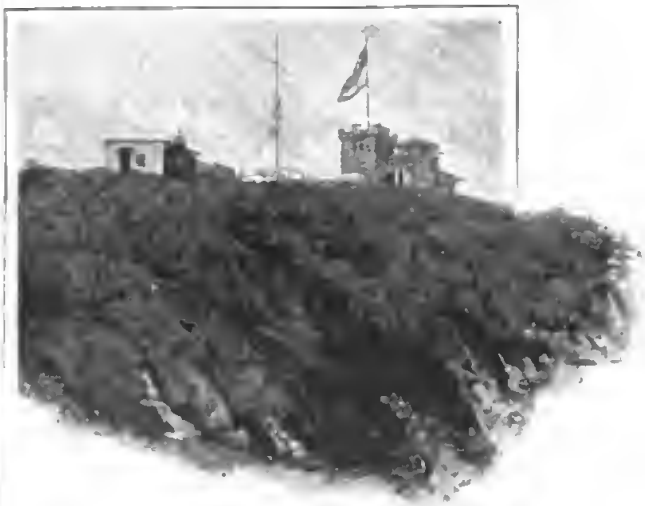
Archibald Forbes, der bekannte englische Kriegsberichterstatter, ist am 30. März in London gestorben. 1838 in Morayshire in Schottland geboren, diente Forbes nach längeren Universitätsstudien mehrere Jahre als Soldat. Seit 1870 war er Berichterstatter für die „Daily News", und zwar machte er den deutsch-französischen Krieg als persönlicher Freund des Prinzen Friedrich Karl im deutschen Hauptquartier mit. 1871 berichtete Forbes über den Aufstand der Pariser Kommune. 1874 besuchte er während der Hungersnot Ostindien, machte dann bald im Lager der Rebellen, bald in dem der Regierungstruppen den spanischen Bürgerkrieg mit und begleitete 1875/76 den Prinzen von Wales nach Indien. Von dieser Reise zurückgekehrt, ging Forbes nach Serbien und in den russisch-türkischen Krieg. 1878 besuchte er Cypern und zog als Berichterstatter in den afghanischen Feldzug. Von hier ging er nach Birma, dessen mordlustiger König Thibau ihm Audienz gewährte. 1879 weilte er im afrikanischen Zulufeldzug, mit dem seine Kriegskorrespondententhätigkeit ihren rühmlichen Abschluß fand.



Chinesen beim Bau des Schulgebäudes in Tsingtau.
Nach einer Photographie gezeichnet von R. Mohn.

Die zu Ehren des Kaisers Alexander III von Rußland erbaute Alexander-Brücke zu Paris, welche sich in die von den Champs Elysées bis zum Invalidendom hinziehende Prunk-Avenue Alexander III einfügt, ist unstreitig ein imposantes Bauwerk. Auf einem einzigen, 109 m weiten Spannbogen ruhend, eingefaßt von wuchtigen Bronzegeländern, ebensolchen Leuchtständern und je zwei massiven Eckpylonen, die wiederum von vergoldeten figurenreichen Gruppen, darstellend die Künste, Wissenschaften, Handel und Gewerbefleiß bekrönt sind, überquert die breite mächtige Monumentalbrücke den Strom. Von ihr, zu der Kaiser Alexander III 1896 bei seinem Besuch in Paris den Grundstein legte, genießt man eine prachtvolle Aussicht auf den unfernen Eiffelturm, auf die an beiden Ufern sich erstreckenden schönen Anlagen, welche die Gartenkunst hier geschaffen hat, und auf die längs der Seine hinziehenden Prunk- und Repräsentationsgebäude der Weltausstellung.

Die Bremer Stadtmusikanten benennt sich eine drollige Tiergruppe von dem Dresdener Bildhauer Heinrich Möller, welche der Senator Marcus in Bremen hat in Bronze gießen und im Senatszimmer des dortigen Ratskellers als Nischenschmuck aufstellen lassen. Dem Entwurf von köstlichem Humor liegt das bekannte Märchen zu



Die Signalstation bei Tsingtau.
Nach einer photographischen Aufnahme.

den vier Tieren zu Gemüde, die nach Bremen ziehen, um Stadtmusikanten zu werden, unterwegs aber durch ihr absonderliches Konzert in einem Hause eingebrochene Räuber verscheuchen. Gerade diese Scene hat der Künstler gewählt. Wie sehen die Einbrecher voller Entsetzen unter dem Tische liegen, während Faß und Trinkbecher darüber ihren Inhalt nach allen Seiten ergießen. Ueber dem allem aber bilden unsere niee „Musikanten", nämlich der abgemagerte Esel „Graufchimmei", der ihmende Hund „Packan", die Kotze und der aus vollem Halse krähende Hahn eine urkomische Siegerpyramide.

Aus Kiautschau. Aehnlich wie in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten ist neuerdings auch in Kiautschau eine Truppe aus Eingeborenen gebildet worden, die als gut disziplinierte und saegfältig herangebildete Friedenstruppe in der Stärke von 250 Mann im Polizeidienst verwendet wird.

Soldaten der Chinesenkompagnie in Tsingtau.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Die Ausbildung der angenommenen Mannschaft erfolgt ganz nach preußischem System: Turnen, Exerzieren, Schießen und Felddienst. Die Leute lassen sich gut in diesen Dienstzweigen an und zeigen erfreuliche Gelenkigkeit und Beweglichkeit. Auch die äußerliche Erscheinung dieser Kompagnie ist eine vorteilhafte; die Mannschaft trägt kleidsame blaue Unifarmen, anliegende Röcke mit Hafenschnüren, dazu weite Beinkleider, Schnürschuhe und als Kopfbedeckung einen spitzen chinesischen Helm mit Roßhaarschweif aber, wie auf unserem obenstehenden Bilde ersichtlich, eine schwarze Kappe mit rotem seidenen Knopf. Die Kommandos werden ganz nach deutschem Reglement gegeben, die eigentliche Instruktion erfolgt in chinesischer Sprache. Mit der Führung der Kompagnie ist der Oberleutnant zur See Schüler vom 3. Seebataillon betraut. Die Mannschaft ist in eigens für sie in gesunder Lage errichteten luftigen Gebäuden untergebracht — Der große, sehr empfundene Uebelstand, daß es bis jetzt für die zahlreichen Deutschen in China an einer Schule fehlte, in welcher besonders Knaben im Alter von 10 bis 16 Jahren eine genügende Ausbildung erhalten können, hat den Anstoß zur Errichtung eines Schulgebäudes in Tsingtau gegeben, das jetzt langsam aus dem Boden emporwächst. Unsere obere Abbildung Seite 3 veranschaulicht dasselbe. Bei Gründung der deutschen Schule wurde auf eine allmähliche Ausdehnung des Unterrichts mit dem wachsenden Bedürfnis Bedacht genommen. Ins Auge gefaßt ist eine Anstalt, deren Lehr- und Unterrichtsplan so gehalten ist, daß die Schüler sich in ihnen die Befähigung zum einjährig-freiwilligen Dienst erwerben können.

Die untere Abbildung S. 3 zeigt die Signalstation, welche sich auf der Spitze des Deutschenberges, etwa 200 Meter hoch über der Stadt Tsingtau, befindet. Diese Station besteht aus einem kleinen massiven Wohnhaus nebst Festungsturm und dient ausschließlich dem Verkehre der in der Bucht von Kiautschou einlaufenden Postdampfer, Kriegs- und Handelsschiffe. Die Signale werden mittels Flaggen, Körben und Kegeln gegeben, die in einer bestimmten Reihenfolge und Form aufgezogen werden. Man unterscheidet dabei zwischen den einzelnen jeweiligen Schiffsgattungen. Alles, was sich vom hohen Meere her den Küsten Tsingtaus nähert, wird sogleich von der mit Bedienung des Signalmastes kommandierten Seesoldaten einer am Fuß des Berges befindlichen Wachtstation kundgegeben und von dieser dem Gouvernement gemeldet. Außer der Signalstation ist auch bereits ein meteorologisches Observatorium eingerichtet, welches die Beobachtungen über Wind und Wetter registriert.

Vom Kriegsschauplatz in Südafrika.

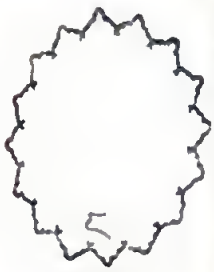
Unser Begleitbild führt uns diesmal einen jener Karren vor, wie sie bei den Buren zum Transport für Munition, Nahrungsmittel und Ausrüstungsbedarf im Gebrauch stehen. Es sind das einfache, fest gefügte, aber leicht gebaute Wagen, Gefährte, mit deren Eigenart der Bur aufs innigste vertraut ist, und deren praktischem Wert die beinahe fabelhafte Beweglichkeit der Burentruppen zum Teil zugeschrieben werden kann. — General Pole-Carew, dessen Bild wie zugleich bringen, ist dazu auserlesen, den mit Lorbeeren nicht eben überreich geschmückt nach England zurückkehrenden General Gatacre in dem Kommando der 1sten Division abzulösen. General Pole-Carew, der im 51. Lebensjahre steht, hat bereits eine reiche militärische Vergangenheit hinter sich. Er machte unter anderem den afghanischen Feldzug von 1879/80 mit und beteiligte sich an der ägyptischen Expedition von 1882. Im Burenkriege übernahm er, nach dem Entsatze von Kimberley, die bis dahin von Lord Methuen geführte Gardedivision und marschierte mit derselben nach Bloemfontein, nach dessen Besetzung er die Verbindung mit den südlich am Oranjefluß operierenden englischen Truppen herstellte. Seine nächste Aufgabe dürfte es sein, die Bahnlinie im Rücken der Engländer zu schützen.

Buren auf einem Munitionswagen.
Nach einer photographischen Aufnahme.

General Pole-Carew.

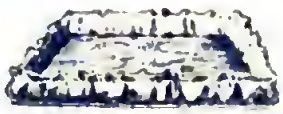
Allerlei Winke für jung und alt.

Tellerdeckchen. Feines Porzellan und Krystall leiden gar leicht durch das Aufeinanderstellen; daher stellte ich aus Leinen lebensfagnt Stoffrach mit zum Service passender Seide festonnierte kleine Deckchen her und bezeichnete die für Suppenteller bestimmten mit S, Eßteller mit E, Dessertteller mit D und Kompotteller mit K. Biatten und Schüsseln muß man nach dem unteren Raad zeichnen, mit Festons verzieren. M. B.



Tellerdeckchen.

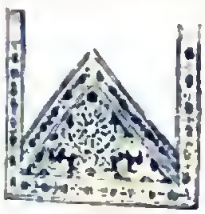
Behälter für kleine Toilettesachen. Ein netter kleiner Gegenstand, für den es eigentlich keinen genauen Namen giebt, der aber auf dem Toilettisch- oder Nachttisch zur Ablage von kleinen Dingen, Gummibändern, Manschettenknöpfen, Armband rc., seinen Zweck hat, ist aus einigen Seide- und Sammetresten leicht anzufertigen. Das Gerüst dazu bildet ein viereckiger niedriger Schachteldeckel, nur etwa 15 cm im Geviert. Zuerst wird die doppelt genommene Watte mit „Köpfchen" für den Raad dergestellt, eingereiht und unten wie außen am Boden festgenäht. Ein sehr pünktlich ausgeschnittenes Stück Karton, etwas kleiner als der Schachteldeckel, wird darauf mit einer ganz dünnen Schicht Watte bedeckt, mit einem farbigen Sammet- oder starkeren Seidenstoff, Damast rc. überspannt und als



Behälter für kleine Toilettsachen.

unterer Boden in den Schachteldeckel festgedrückt, so daß er den Ansatz der Watte gut deckt; ein ebensolches, gleich überzogenes Stück Karton klebt man von unten gegen den Boden, um auch hier den Rand „sauber zu machen". Ein gemusterter Sammet als Boden und Lidertuserde als Watte wirkt am elegantesten.

Tischläufer. Um die bekannten „Tiroler Fantschen" (gewebte, farbige Baumwollborten) dazu zu verwenden, nehmen wir schmale Streifen in Hellblau oder Rosa und setzen sie mit einem leinenen Tischläufer von 40 bis 45 cm Breite, ringsherum und noch in einem Dreieck nach innen zu (siehe Abb.). Der hierdurch entstandene Zwischenraum wird ausgefüllt durch eine nicht zu feine Klöppelspitze, wie sie neuerdings in abgepaßter Dreieckform hergestellt wird. Man sucht sich am besten die Spitzenart zuerst aus und richtet das Format der Decke danach ein. Die Leinwand unter dem Dreieck wird ausgeschnitten.



Tischläufer.

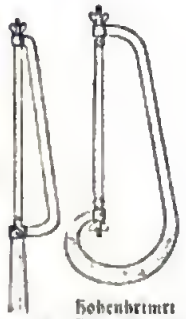
Will man auf diese Weise eine Rahdecke arbeiten, so unterlegt man die Spitze mit einem Satin- oder Taffetstoff, der mit der Farbe in der Borte übereinstimmt. Fr. B.

Die zum Kronenschnitt der Obstbäume erforderlichen Geräte. II. Bei der Schnitt mit dem Daumen ist sehr schwer fällt, benutzen diese lieber die Baumschere, obgleich sie keinen so reinen und glatten Schnitt liefert, wie das Messer; am meisten ist noch die französische Schere mit Drahtabschneider und Verschlußriegel zu empfehlen, sie schneidet gerade so gut wie zweischneidige Scheren oder wie die sogenannten Scheren mit ziehendem Schnitt.

Französische Baumscheere m. Drahtabschneidevorrichtung und Riegelverschluß.

Einen scharfen Schnitt bringt man fertig, wenn man die Schere so hält, daß der schneidende Teil unten liegt und wenn man bei dem Schneiden die beiden Arme, bezw. Hebel der Schere etwas zusammendrückt, um einen Druck auf die schneidenden Teile auszuüben. Recht vorteilhaft wird man starkere wegzuschneidende Zweige ein wenig vom Messer der Schere abdrücken.

Etwas stärkere Zweige wird man am besten mit der Baumsäge mit ziehendem, nicht drückendem Schnitte beseitigen. Hierzu nimmt man entweder eine Spitzsäge oder besser noch die auch für große Bäume zu verwendende sogenannte Hahnemer Baumsäge, welche schon seit 1841 Jahren in Gebrauch ist und die vor 50 Jahren der damalige Obstbauinspektor Dr. Ed. Lucas mit stellbarem Blatt versah, weshalb sie auch manchmal Lucas'sche Bogensäge genannt wird. Man verwendet die Sägen auch, um an stärkeren Aesten Einschnitte oberhalb eines nur wenig wachsenden Zweiges oder unterhalb eines zu stark wachsenden zu machen.



Spitzsäge. Hohenheimer Baumsäge mit verstellbarem Blatt.

Sehr gefällige Kleiderbehälter für den Vorsaal kann man sich auf einfache Art selbst herstellen. Es gehört dazu ein etwa 1 cm starkes Brett von etwa 12 cm Breite und 60 bis 100 cm Länge. Dieses Brett lautet man schön schräg ab und beizt es dann dunkelgrün oder hellbraun. Hiernach teilt man die Länge von 12 zu 12 cm ab und malt oder brennt in jedes der so entstandenen

Wie der Schnitt mit der Schere ausgeführt wird.

Felder eine große Blume, Marguerite, Stiefmütterchen rc. oder Kleeblätter und dergleichen. In die Mitte jeder Blume oder jedes Blattes schraubt man einen genügend großen Nickel- oder Messinghaken. Gut ist es, das Brett nach dem Beizen zu wachsen und den Rand etwas dunkler zu färben als die Zwischenfläche. Letztere kann man recht wirksam mit einem großen Nagel punzen und rauhen, wodurch die Blumen noch mehr hervortreten. Das Ganze kostet kaum 50 Pfennig.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Das erste Jahr im neuen Haushalt.

Eine Geschichte in Briefen von R. Artaria.

Zweite Auflage.

Preis geheftet 3 Mark. Eleg. gebunden 4 Mark.

Es dürfte kaum ein litterarisches Gelegenheitsgeschenk kleineren Umfangs geben, welches jungen Frauen und Bräuten willkommener sein könnte, als das Buch einer gemüt- und humorvollen Frau über das erste Jahr im Ehestand. „Das erste Jahr im neuen Haushalt" umfaßt die Erlebnisse eines jungen Paares in mittleren Verhältnissen; alle Seiten der häuslichen Frauenpflichten werden bald humoristisch, bald ernst in Briefen einer jung verheirateten Frau an ihre Freundin vorgeführt.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Ueber Lungenschwindsucht und Höhenkurorte.

Vortrag, gehalten am 4. April 1898 in Stuttgart zu Gunsten einer in Davos zu errichtenden Deutschen Heilstätte für minder bemittelte Lungenkranke

von Prof. Dr. von Liebermeister.

Preis geheftet 50 Pfennig.

Der Reinertrag fliesst der Deutschen Heilstätte in Davos zu.

Mit großer Klarheit giebt diese Abhandlung überaus wichtige Aufschlüsse über das Wesen der Lungenschwindsucht und zeigt Mittel und Wege, wie der Gesunde vor diesem furchtbaren Feind der Menschheit sich zu schützen und der von ihr Befallene Heilung oder wenigstens Besserung zu erreichen vermag.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Digitized by Google

Ein unentbehrliches Familienbuch, ein bewährter Ratgeber in gesunden Tagen und ein treuer Helfer in der Not!

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Von **Professor Dr. Carl Ernst Bock.**

Sechzehnte Auflage.

Neu bearbeitet von

medizinalrat Dr. W. Camerer.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und mehreren Farbtafeln.

Preis elegant in Halbfranz gebunden 12 Mark. Auch in 20 Lieferungen à 50 Pfennig zu beziehen.

In diesem berühmten Buche, welches für alle Zeiten ein unübertreffliches Muster klarer, leichtfaßlicher und im besten Sinne des Wortes volkstümlicher Darstellung bleiben wird, ist dem größeren Publikum ein Werk geboten, worin es eingehend über den Bau des menschlichen Körpers, die Verrichtungen seiner einzelnen Organe, sowie über den Gesundheits- und Krankheitszustand derselben unterrichtet und über eine vernünftige naturgemäße Pflege des Körpers im gesunden und kranken Zustande belehrt wird.

Die **neue Auflage** ist von einem praktischen Arzt und Naturforscher, Medizinalrat **Dr. W. Camerer** (Urach), aufs sorgfältigste bearbeitet und den Fortschritten der stetig und rastlos sich entwickelnden Wissenschaft entsprechend mit zahlreichen Zusätzen, Berichtigungen und Ergänzungen versehen worden.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Neue Gedichte

von

Emil Rittershaus.

Sechste Auflage. Mit dem Bildnis des Dichters in Lichtdruck.

Preis elegant gebunden 5 Mark.

Wie wenigen vaterländischen Dichtern war Emil Rittershaus die Gabe eigen, einen begeisternden Gedanken, der Tausende erfüllt, in poetischer Form zu echt volkstümlichem und kräftig zündendem Ausdruck zu bringen.

Die „Neuen Gedichte" umfassen eine Sammlung seiner besten, von glühender Vaterlandsliebe durchdrungenen Gedichte, welche die großen Zeitereignisse, besonders die Kriegsthaten der Jahre 1870 und 1871 verherrlichen, daneben ist die Sammlung aber auch reich an jenen Bildern glücklichen Familienlebens, welche den Dichter zu einem Liebling des häuslichen Herdes gemacht haben.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Adler Musikwerke

Neue Spieldosen mit auswechselbaren Notenscheiben.

Solide Construction Schöner Ton

Im Preise von 10 bis 200 Mk.

Adler-Musikautomaten

von 250 bis 1000 Mark.

Fortuna-Musikautomat

mit Stahlstimmen, Glockenstimmen, Trommel und Triangel.

Grossartige Klangwirkung

Generalvertrieb durch:

Jul. Heinr. Zimmermann in Leipzig.

Geschäftshäuser: St. Petersburg, Moskau, London.

Illustr. Preislisten über alle Musikinstrumente und Notenverzeichnisse gratis.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Antons Erben.

Roman von **W. Heimburg**

3. Auflage.

Preis geheftet 3 M., elegant gebunden 4 M.

Dieser, bei seinem Erscheinen in der „Gartenlaube" mit außerordentlichem Beifall aufgenommene Roman liegt nunmehr in der 3. Auflage vor, welche mit sicherer Ausstattung einen außerordentlich billigen Preis verbindet.

Von der gleichen Verfasserin erschienen ferner in obigem Verlag:

Aus dem Leben meiner alten Freundin. Roman. 9. Auflage

Lumpenmüllers Lieschen. Roman. 4. Auflage

Klosterbuschhausen. Roman. 4 Aufl.

Dojamal. 4 Novellen. 2. Auflage.

Ein armes Mädchen. Roman. 3 Auflage

Erdrückende Beweise. Roman. 2. Aufl.

Die Andere. Roman. 2. Auflage.

Herzenskrisen. Roman. 2. Auflage.

Unter der Linde. 7 Novellen. 2 Aufl.

Lore von Tollen. Roman. 2. Aufl.

Eine unbedeutende Frau. Roman.

Mamsell Unnütz. Roman. 2. Aufl.

Kabinens Freier. Auf schwankem Boden. 2 Novellen. 2. Auflage.

Um fremde Schuld. Roman. 2. Aufl.

Haus Beetjen. Roman. 2. Auflage.

Trotzige Herzen. Roman. 2. Auflage.

Jeder Band geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes [illegible] Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, kennt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, das Fussboden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid vernünftige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK. U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

1. Mai 1900.

Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Inhalt.

	Seite
Kampf ums Glück. Roman von Paul Nadran (3. Fortsetzung)	297
Neue Gedichte. Der Lebenstrank. Von J. Trojan. Frühling. Von Anna Ritter	307
In Oberammergau vor dem Passionsspiel. Von Johannes Proelß. Mit Bildern von Fritz Beegen	308
Der Heufieberbund von Helgoland	311
Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit. Neue photographische Apparate. Mit Abbildungen	313
Im Wasserwinkel. Roman von W. Heimburg. (9. Fortsetzung)	313
Sankt Helena. Von Emil Jung. Mit Abbildungen	324
Blätter und Blüten: Das Eiserne Kreuz bei Iserlohn. (Mit Abbildung.) S. 326. — Bedeutung des dürren Laubes für manche Vögel. S. 326. — Ein noch nicht bestiegener „Turm" in der Sellagruppe. Von J. C. Platter. (Zu dem Bilde S. 297.) S. 326. — Dr. Fritschs Abfahrtsanzeigenuhr für Eisenbahnen. (Mit Abbildung.) S. 327. — Der tibetanische Bambusbär. Von Matschie. (Zu dem Bilde S. 301.) S. 327. — Am Monte Nagginee. (Zu dem Bilde S. 305.) S. 327. — Reiseabenteuer in vergangener Zeit. (Zu dem Bilde S. 321.) S. 327. — Auf der Engstlenalp. (Zu unserer Kunstbeilage.) S. 328.	
Allerlei Kurzweil: S. 328.	
Illustrationen: Ein bisher nicht bestiegener „Turm" in der Sellagruppe. S. 297. — Der tibetanische Bambusbär. Von Fritz Specht. S. 301. — Der Monte Nagginee, vom Lauteraarsattel gesehen. Von A. Kircher. S. 305. — Abbildungen zu dem Artikel „In Oberammergau vor dem Passionsspiel". Von Fritz Beegen. Bahnhof und Passionstheater am Tage vor der Eröffnungsfeier. S. 308. Pfarrmesner und Herrgottsschnitzer S. Lang. Darsteller des Kaiphas. S. 308. Anton Lang, Darsteller des Christus, in seiner Garderobe. S. 309. Auf dem Wege zur Probe des Passionsspieles. Martin Ruß, Solistin im Chor. Maria Schwalb, Darstellerin der Maria. Anna Flunger, Darstellerin der Maria. S. 310. Jakob Ruß, Chorführer. Joseph Maye, früher Darsteller des Christus, jetzt „Judas". Peter Rendl, Darsteller des Johannes. S. 311. — Neue photographische Apparate. Fig. 1 bis 3. S. 313. — Die kleine Ursula. Von Heemann Lach. S. 316 und 317. — Reiseabenteuer in vergangener Zeit. Von A. Kühtes. S. 321. — Abbildungen zu dem Artikel „Sankt Helena". Aufstieg zur Citadelle von Jamestown. Die sogenannte Jakobsleiter. S. 324. Das Grab Napoleons. Jamestown. S. 325. Das Wohnhaus Napoleons. S. 326. — Das Eiserne Kreuz bei Iserlohn. S. 326. — Abfahrtsanzeigenuhr für Eisenbahnen. S. 327.	

Hierzu 2 Beilagen, sowie Kunstbeilage 10: „Auf der Engstlenalp". Von A. Leu.

Kleine Mitteilungen.

Maitrank. Die Herstellung von Maibowle ist nach den Gegenden verschieden. Außer dem „Edelkraut" Waldmeister nimmt man hier oder dort noch andere Ingredienzien wie Pfefferminzkraut, Pfirsichblätter und Blätter von schwarzen Johannisbeeren. Von den „Kentern" werden diese Zuthaten verpönt, weil sie das liebliche Aroma des Waldmeisters verdecken und verderben. Bei ihnen gilt höchstens die Zugabe einiger Orangenschnitten. Ein Fehler, der bei der Bereitung des Maitrankes oft begangen wird, beruht darin, daß man das Kraut zu lange ziehen läßt. J. Wolf hat vor ihm dichterisch gewarnt:

„Doch nicht zu kurz und nicht zu lang'
Darf in dem Wein es ziehen.
An einem Augenblicke hängt,
Wie man im Nest den Vogel fängt,
Des Wannetrunks Gelingen.
Wird der verpaßt,
Weh dir! du hast
Ein Lied davon zu singen!"

Im Handel giebt es Maitrankessenzen. Man kann sich solche leicht selbst herstellen. Zu diesem Zwecke werden die frisch gepflückten Kräuterbüschel in frischem Wasser von allen Unreinigkeiten, Erdteilchen u. dgl., gesäubert. Dann teilt man die Pflanzensträußchen in zwei Teile, giebt die eine Hälfte in ein tiefes Schüsselchen mit gutem weißen Tischwein, die andere in echten Weingeist, Cognac oder Franzbranntwein, deckt beide Schüsselchen zu und läßt so den Waldmeister 40 bis 50 Minuten ziehen. Nach dieser Zeit wird die Flüssigkeit der beiden Schüsselchen vermischt, abgeseiht und in reine Glasflaschchen gefüllt, die luftdicht verschlossen werden. Bei Gebrauch genügt ein guter Eßlöffel dieser Essenz mit einer Flasche Wein vermischt, um auch zur Winterszeit echte Maibowle zu erhalten.

Es giebt noch eine andere Art, den Waldmeister zu konservieren. Man wäscht ihn und legt ihn schichtenweise mit feinstgestoßenem Zucker in Fruchtgläser ein, die luftdicht verschlossen werden.

Getrocknet kann der Waldmeister nur als Parfüm verwendet werden, indem man die Büschelchen gleich dem Steinklee oder Lavendel in Wäsche- oder Kleiderschränke legt. Ob der Geruch, wie manche behaupten, Motten fernhält, möchten wir dahingestellt sein lassen.

Eierspeisen für die Ostersaison. Mit dem wiederkehrenden Frühling beginnen auch die Hennen fleißiger zu legen, und die Frühlingseier haben einen erhöhten Wohlgeschmack, daher man die Eier in dieser Zeit mit Vorliebe zu Tische bringt. Das Ei läßt sich bekanntlich in verschiedenster Art zubereiten. In folgendem aber möchte ich den Hausfrauen einige neuere Rezepte an die Hand geben, die ihnen gewiß willkommen sein werden. Eine Anzahl frischer Eier, etwa 10 bis 12 Stück, wird in einem Becken oder Topf mit 10 bis 12 Eßlöffel kaltes Milch abgesprudelt oder mit dem Schneebesen schaumig gepeitscht, wobei man sie mit Salz und Pfeffer etwas würzt. Ganz frische Butter von der Größe eines schönen Eies läßt man in einer tiefen Pfanne zerschleichen, giebt dazu 120 g geriebenen Parmesankäse und peitscht darin die abgesprudelten Eier über Gluthfeuer, bis sie angezogen haben und eine dickliche Masse bilden. Die Eierspeise wird nun von der Glut genommen, glatt gerührt, auf einen mit Butter bestrichenen heißen Teller hergerichtet angetragen, mit gedachtem grünen Petersilie kranzförmig garniert aber mit kleinen in Schmalz gebackenen Semmelkrutons bestreut heiß zu Tisch gebracht; oder eine Anzahl Muschelschalen wird mit Kräuterbutter gut ausgestrichen, in jede Muschel ein schönes Ei eingeschlagen, doch so, daß der Dotter nicht platzt, dann die Muscheln auf Backbleche gelegt im heißen Rohr nur so lange stehen gelassen, bis die Eier angezogen, aber ja nicht hart geworden, worauf die Muscheln heiß auf einer Serviette liegend sofort serviert werden; oder man streicht die Muscheln oder kleine Porzellantäßchen mit Butter aus, streut darin feingeschnittene Schinken, Sardellen, geraspeltes Früchtefleisch, frisch abgedämpfte Champignons oder Trüffeln, schlägt die Eier darauf und behandelt sie im obigen Rezept angegeben; oder man sprudelt einige frische Eier mit etwas kalter Milch schaumig, würzt sie mit Salz und Pfeffer und backt auf kleinen mit Butter bestrichenen Pfännchen locker gelbe Omeletchen, die rasch mit etwas Kaviar gefüllt, dann sofort eingerollt zu Tisch gegeben werden. Die nach beiden Omeletchen können auch mit irgend einer anderen Fülle gefüllt, dann mit Petersilsalat heiß serviert werden.

Gefüllte Eier. Eine entsprechende Anzahl schöner großer Eier wird hart gesotten, dann in frisches Wasser gelegt und gleich geschält. Die geschälten Eier werden halbiert, die Dotter ausgenommen, die Weiße wieder in das frische Wasser zurückgelegt. Eine abgeriebene kalter Milch erweichte Semmel wird mit den Eidottern durch ein Sieb gestrichen, ein Stückchen Butter schaumig gerührt, die passierten Dotter und Semmel damit abgerieben, ein Eßlöffel voll guter dicker saurer Sahne hinzugegeben, sowie ein Eßlaffel voll fein schnittene junge grüne Kräuter, als Schnittlauch, Petersilie und Kerbel, und die Masse verrührt. Die leeren weißen Eierhälften werden, nachdem sie aus dem Wasser genommen und abgetropft sind, mit der grünen Fülle gefüllt, der Rest der Fülle mit etwas saurem Rahm und 2 bis 3 frischen Eiern abgesprudelt in eine mit Butter ausgestrichene hübsche flache Kasserolle eingegossen, gleichmäßig gestrichen, darein die gefüllten Eier gelegt, die Eier mit etwas Butter bestrichen oder mit Butter bestrichenem Papier überlegt im heißen Rohr 25 Minuten gebacken.

Kalte gefüllte Eier. Frische Eier werden hart gesotten, in Wasser abgekühlt, geschält, der Eiboden abgeschnitten, der Dotter ausgenommen, aber man schneidet nur den Eiboden zum Teile zu, nimmt die Eierspitze vorsichtig ab, löst den Dotter aus und macht mit den Dottern, die man fein passiert, mit Essig, Oel, gewiegten Kapern, Sardellen und eine dicke Remouladensauce, füllt damit die Eier, setzt sie auf eine Eierplatte und garniert die kalten Eier mit einem Kranz Feldsalat, Brunnenkresse, Aspik, Hummerfleisch, Oliven u. dgl.; oder man mengt aus den kalten dargeschlagenen Eiern nur die halben Dotter heraus, füllt sie dann an mit feingehacktem Aspik, mit Kaviar oder feinem Fischsalat, und den halben Dottern rührt man mit Essig und Oel eine dickliche Eiersauce, mit welche die gefüllten Eier eingelegt und damit aufgetragen werden.

Th. Liebenows Spezialkarte von Mitteleuropa. Die Geographische Anstalt von Ludwig Ravenstein in Frankfurt a. M. hat nach dem Tode Prof. W. Liebenows, Vorstands des kartographischen Bureaus im Königlich Preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten, dessen großartiges Kartenwerk erworben. Von dieser im Maßstab 1:300 000 ausgeführten Karte waren bisher nur 142 Blätter erschienen, während die vorgesehene Blattzahl 164 beträgt. Die Verlagsanstalt von Ludwig Ravenstein veranstaltet nunmehr eine vollständige Neuausgabe des berühmten Werkes. In 164 Blättern, die in 20 Lieferungen erscheinen sollen, wird in dem Kartenwerk das weite Gebiet von Memel im Norden bis zum Brennerpaß in Tirol im Süden und von Orleans im Westen bis Debrezzin im Osten einheitlich und nach den neuesten Quellen dargestellt. Welche Bedeutung in Fachkreisen dem Werke beigelegt wird, geht schon daraus hervor, daß sowohl die deutschen wie die außländischen Generalstäbe für die neue Ausgabe der Liebenowschen Karte ihr Kartenkurmaterial zur Verfügung gestellt haben. — Zu gleicher Zeit veranstaltet die genannte geographische Anstalt eine Reliefreproduktion der Liebenowschen Karte, in welcher die Haupt- und Nebenwasserläufe außer mit Angabe geländlicher Stellen sowie Entfernungszahlen deutlich in Rot unterschieden sind. Von beiden Ausgaben werden auch Einzelblätter abgegeben.

AUF DER ENGSTLENALP

Nach dem Gemälde von A. Leu

Halbheft 10. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ● Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Kampf ums Glück.

(3. Fortsetzung.)

Roman von Paul Robran.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

2. September 1888.

Mein Geburtstag. Was für ein Jahr liegt hinter mir! Wie fing es strahlend an — und wie traurig hat es geendet!

Heute abend kommt Benno — als einziger Gast. Vor einem Jahr hatten wir eine kleine Gesellschaft mir zu Ehren, und Benno stieß mit mir auf die zukünftige Hausfrau an, und ich war unsinnig glücklich. —

Ach, was für ein trauriger Geburtstag!

Mama klagte endlos über Hans, obgleich es Papa unangenehm war. Ich winkte ihr fortwährend, und sie fragte ganz laut: „Was willst du eigentlich, Harriet?" Papa sprach kaum; er drehte Brotkügelchen und lachte mit seiner lauten Kommandostimme, wo nichts zu lachen war.

Benno sah Klara immer so seltsam an, so prüfend, so — ich weiß gar nicht wie, aber der Blick gefiel mir nicht. Klara ist älter geworden in diesem letzten Jahr; etwas magerer, und sie hat ein paar scharfe Fältchen um die Mundwinkel.

Nach Tisch saßen sie nebeneinander — er rechts, sie links in der Ecke. Benno rauchte eine Cigarette, und noch verschiedene, und Klara wehte mit der Hand den Rauch weg, ohne daß er darauf achtete. Ich glaube, sie haben nicht zehn Worte miteinander gesprochen — wie ein Ehepaar, das sich gezankt hat.

Sie könnten nun schon zwei Jahre verheiratet und glücklich sein — wenn das verwünschte Geld nicht wäre! Wenn ich Benno wäre, ich hinge meine Uniform an den Nagel und versuchte etwas anderes, meinetwegen drüben in Amerika. Es muß doch Raum in der Welt für einen tüchtigen Mann sein, daß er für sich und seine Frau genug verdienen kann, unabhängig von großväterlichen Testamenten und großmütterlichen Vorurteilen!

Dabei darf ich Großmama nicht einmal böse sein, nach dem, was sie eben für den Schlingel von Hans gethan hat. — — —

Ich habe es Klara heute gesagt, was ich an Bennos Stelle thäte. Sie lachte spöttisch. „Die Uniform ausziehen? Du bist toll! Soll er vielleicht Versicherungsagent werden oder eine Lotteriekollekte übernehmen? Ich danke bestens! Meine Stellung in der Gesellschaft will ich verbessern und nicht verschlechtern."

„Und wenn ihr noch Jahre warten müßt?"

„Ja wenn," sagte sie rätselhaft.

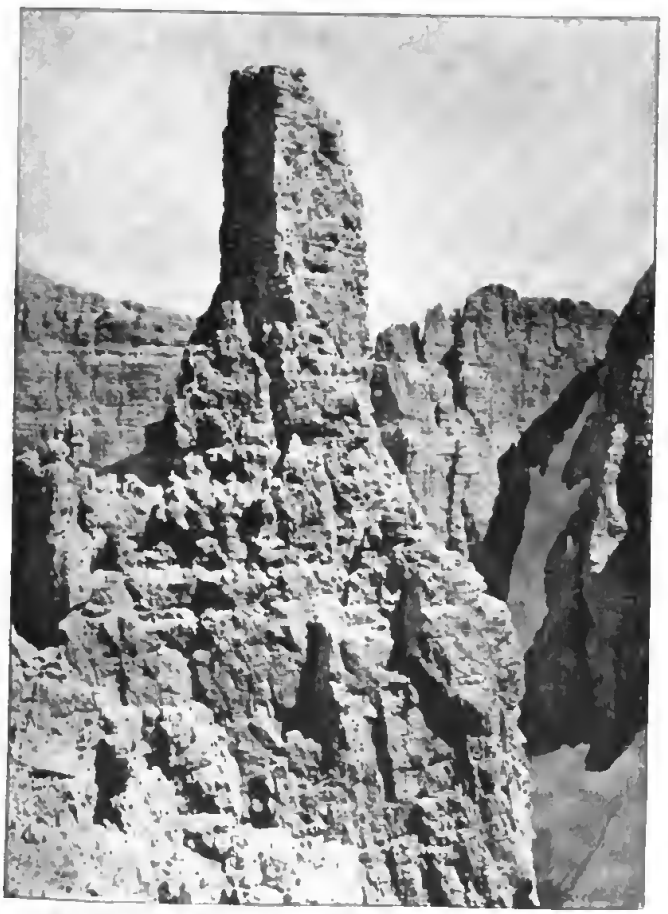
„Was meinst du?"

Sie sah mit einem ganz verstörten Blick um sich. „Wenn's nur noch so lange dauert!" Und dann sprang sie plötzlich auf.

„Spielen lasse ich nicht mit mir — das magst du ihm sagen! Du bist ja so wie so jetzt seine Vertraute."

Ich preßte in wildem Schrecken meine Hände aufs Herz. „Ich?"

„Ja, du! Du hast immer etwas mit ihm zu reden!"



Ein bisher nicht bestiegener „Turm" in der Sellagruppe.
Nach einer photographischen Aufnahme von Emil Terschak in St. Ulrich-Gröden.

„Von dir! Wir sprechen nur von dir!“

„Wird ihm das nicht manchmal langweilig?“

„Ihm — von dir zu reden? Klara, ich bitte dich, was soll daraus werden, wenn du —“

„Ich bitte, laß mich in Ruhe! Du kannst es auch nicht ändern.“

„Was? Ums Himmels willen, was?“

Sie ließ mich stehen und schloß sich in ihr Zimmer ein.

Oktober 1888.

Es ist alles aus zwischen ihnen. Ich kann nicht mehr schreiben.

* * *

Der Grund zu dem Bruch ist ein Gespräch gewesen, das wir in der Pferdebahn gehört haben. Die Menschen sind zu unvorsichtig! Was erfährt man nicht manchmal von intimen Familienverhältnissen aus der Unterhaltung von ein paar Bekannten, die sich treffen!

Es waren zwei Damen, die bei Gradnaus verkehren und sich den neuesten Klatsch mitteilten: daß der hübsche Herr von Lesten Cäcilie Gradnau den Hof macht und jeden Sonntag bei ihnen ist — daß er alle Augenblicke zum Diner eingeladen wird — und so weiter. Sie sprachen auch von Klara, ohne zu wissen, daß sie ihnen gegenüber saß. Benno solle ein Verhältnis — ein Verhältnis!! — mit einer Generalstochter haben: das wäre der einzige Grund, weshalb die Verlobung noch nicht veröffentlicht würde!

Klara saß da, weiß bis an die Lippen. Aber sie packte krampfhaft meine Hand, als ich in meiner Empörung aufspringen wollte, um die beiden Schnattergänse am Weitersprechen zu hindern.

„Laß!“ flüsterte sie. „Es ist mir ja nicht neu! Und ich will hören, was sie sich erzählen.“

Sie beugte sich unauffällig vor, aber es wäre gar nicht nötig gewesen, denn die beiden saßen sich gegenüber und mußten bei dem Rattern und Klirren des Wagens laut sprechen. Klara trank das Gift in sich bis zum letzten Tropfen. An der Potsdamer Brücke stiegen wir aus, und die beiden erzählten sich noch immer von dem „hübschen Lesten“ und allem, wovon sie die Glocken hatten läuten hören.

Ich versuchte zu lachen, als wir auf der Straße standen.

„Wie kannst du nur das dumme Zeug glauben!“

Sie sah mich mit einem Blick an, vor dem ich verstummte, solch wildem irren Blick. Sie war außer sich, das sah ich. Das erste, was ich auf unserem Korridor erblickte, war Bennos Mütze und sein Säbel.

Die Eltern waren ausgegangen. Benno saß allein im Wohnzimmer und blätterte in einem Buch. Er sprang auf und kam uns lächelnd entgegen. Klara wich ihm aus, blieb vor ihm stehen und riß sich die Handschuhe ab.

Sein Lächeln verschwand, und ein mißmutiger Zug kroch über sein offenes Gesicht. „Schon wieder schlechter Laune? Keine Antwort? Also wieder eine Scene. Ich finde, wir machen uns jetzt häufig Scenen; findest du nicht auch, Harriet?“

„Ich bitte dich, Benno — Klara hat sich sehr geärgert —“

„Du brauchst gar nicht für mich zu reden, Harriet. Ich kann allein reden. Bitte, antworte, Benno! Vorigen Sonntag konntest du nicht kommen. Du hattest ein Liebesmahl im Kasino, nicht wahr?“

Benno biß sich auf die Lippen.

„Nein!“ sagte er dann kurz.

„Aber du hast es mir gesagt.“

„Weil es mir nicht paßt, daß du mir Eifersuchtsscenen machst — ohne Grund.“

„Ohne Grund? Wirklich ganz ohne Grund? Du kannst ruhig hier bleiben, Harriet.“

„Ich bin zu viel dabei,“ sagte ich mühsam. „Morgen thut es euch leid, daß ich Zeuge war, wenn ihr euch wieder versöhnt habt. Seid doch nicht so thöricht!“

„Thöricht?“ sagte Klara mit flammenden Augen. „Ja, ich bin lange genug thöricht gewesen. Meine ganze Jugend habe ich ihm geopfert, nur für ihn gelebt — und nun läuft er hin und macht dem ersten besten reichen Fraß den Hof.“

„Hast du dir nie den Hof machen lassen, Klara?“

„Meinst du? Dann bedaure ich, daß ich mich gerade mit dir verlobt habe. Aber wir sind ja noch nicht richtig verlobt. Wir brauchen's, wenn wir uns das Wort zurückgeben, nicht einmal anzuzeigen.“

Er packte ihre beiden Hände.

„Klara! Du treibst mich zum äußersten mit deinem Spott!“

„Dich? Dich? Warum findest du kein Wort, um dich zu verteidigen? Ich würde es dir ja noch glauben — aber ich bin dir schon lange lästig — du wartest nur darauf, daß ich dich freigebe —“

„Ich müßte es eigentlich als ehrlicher Mann, denn du weißt, wie lange noch ich dir kein Heim bieten kann — nun, nachdem auch unsere letzte Hoffnung durch Hans vernichtet ist — und ich weiß überhaupt nicht, was daraus werden soll, wenn deine Eltern sich weiter so zu mir stellen wie in der letzten Zeit — und wenn du selber kein Vertrauen mehr hast —“

„Dann müssen wir uns eben trennen,“ sagte Klara mit unheimlicher Ruhe.

Benno schwieg. Ich krampfte die Hände zusammen. Es war so furchtbar unheimlich, dieses dumpfe Schweigen und die regungslose Starrheit von Klara, in deren totenblassem Gesicht auch nicht eine Muskel zuckte. Und dann hob Klara langsam die Hand und streifte von ihrem Finger den Ring, den er ihr geschenkt hat — ein einfacher Reif mit seinem Monogramm —, hielt ihn einen Augenblick und legte ihn dann auf den Tisch.

„Ich löse unsere Verlobung hiermit auf,“ sagte sie heiser.

Benno stand da, die Augen auf den Teppich gerichtet, ganz starr und steif. Dann griff er langsam nach dem Ring, nahm seinen ab und legte ihn an die Stelle, wo der andere noch eben gelegen hatte. Ich preßte die Hände vor das Gesicht, um nichts zu sehen, aber ich hörte das Rascheln ihres Kleides, und dann — war ich mit ihm allein.

„Benno,“ sagte ich, „aber das ist doch unmöglich!“

Er antwortete nicht. Schweigend nahm er meine Hand, küßte sie und drückte sie an seine Augen. Ich fühlte Thränen in seinen Wimpern.

„Ich will Klara zurückrufen, Benno!“

Er schüttelte den Kopf. „Es ist besser so.“

Und dann ging er. Zum letztenmal sah ich ihn in unseren Zimmern, zum letztenmal hörte ich seinen Schritt in unserer Wohnung — und dann schlug die Thür hinter ihm zu — und ich war ganz allein.

Als die Eltern zurückkamen, hat Klara ihnen mitgeteilt, daß sie die Verlobung aufgehoben habe.

Wer — wer hat die Schuld, daß es so kommen mußte? Daß Benno sie nicht mehr liebt? Daß er auf sie verzichten kann?

Klara scheint ruhig. Den ganzen Tag macht sie Besuche und ist so munter wie früher und ganz geschwätzig. Papa sieht sie immer ganz verwundert an, denn er hat wohl geglaubt, es würde ihr tiefer gehen.

Aber des Nachts!

Jede Nacht schleicht sie nach vorn. Da kann es niemand hören, wie sie weint und weint und laut mit sich spricht. Und ich kauere versteckt in Papas Zimmer, in irgend einem Winkel und lausche — mit welcher Angst! Jedesmal fürchte ich etwas Entsetzliches. Wir wohnen so hoch. Den Schlüssel zum Gewehrkasten habe ich versteckt, nachdem ich einmal einen Blick aufgefangen habe, solch einen langen, trostlosen Blick. — — —

Dezember 1888.

Die Saison hat wieder angefangen. Es ist noch öder als die beiden letzten Jahre.

Soll das mein ganzes Leben so weiter gehen? Soegen um die anderen, langweilige Gesellschaften, sich um die Küche kümmern — und wenn ich's darin Papa wenigstens recht machen könnte! Er ist schanderhaft verstimmt und fährt uns alle an, auch Klara, die sonst immer thun konnte, was sie wollte, und er fand es gut.

Sie thut mir so rasend leid! Wenn jemals, so brauchte sie jetzt seine Güte, und er müßte doch wissen, wie wund ihr Herz ist. Und nun fallen fortwährend bittere Bemerkungen, und man giebt ihr durch die Blume zu verstehen, daß junge Mädchen nicht den rechten Zeitpunkt verpassen müssen.

Ja — war es denn ihre Schuld? — — —

Weber fehlt mir jetzt manchmal. Mit dem konnte ich doch von ernsten Sachen sprechen; er verstand es und gab auch einen guten Rat. Er hat den Doktor gemacht und ist zum Besuch bei seinen Eltern in Brandenburg. Neulich hat er an Mama zu ihrem Geburtstag geschrieben. Er spricht von den schönen Stunden, die er in unserem gastfreien Hause verlebt hat. In unserem gastfreien Hause — daß Gott erbarm! Wir müßten eigentlich eine Gesellschaft geben, und niemand hat Lust. Sorge und Kummer nisten in allen Ecken, und nun scheut sich vor jedem Besuch.

Wenn ich doch nur nicht so viel an Benno denken müßte! Keinen Tag verlasse ich das Haus, ohne zu hoffen, ihn zu treffen. Neulich, als ich wirklich einmal nicht an ihn dachte, begegnete ich ihm auf der Potsdamer Straße. Er ging mit zwei Kameraden und grüßte ernst. Wäre er allein gewesen — ob ich wohl den Mut gehabt hätte, ihn zu stellen? Ich denke immer, es müßte noch eine Möglichkeit sein, sie wieder zu versöhnen. Er hat sich damals gewunden und keine offene Antwort gegeben — ich bin überzeugt, Klara hätte sich beruhigen lassen und alles wäre wieder gut geworden, hätte er nur den rechten Ton getroffen.

Ich zitterte so, als ich ihn unerwartet sah, daß ich schleunigst eine Droschke anrief — ich fürchtete, ohnmächtig zu werden. — — —

10. Dezember.

Eine schöne Geschichte! Wolf, der gute, dumme, lange Fritz Wolf, den ich stets gehänselt und nie ernsthaft genommen habe!

Klara und ich saßen und stickten — schweigend, wie gewöhnlich. Wir sind manchmal stundenlang in demselben Raume und reden kein Wort. Worte sind so überflüssig! Wir denken ja doch das Nämliche — und an den Nämlichen.

Es hatte geklingelt, aber uns war nichts gemeldet worden, also galt der Besuch nicht uns — oder es war eine Rechnung. Da kommt Marie und ruft mich nach vorn. Ahnungslos gehe ich. Im Salon thront Mama auf dem Sofa und zerdrückt eine Thräne, Papa steht vor ihr — und daneben der lange Wolf, der die Hacken zusammenschlägt, als ich eintrete.

„Bitte, setz' dich, Harriet!“ sagte Vater.

Er that so feierlich, daß ich mich ganz verblüfft setzte. Papa räusperte sich. „Liebe Harriet. Herr Leutnant Wolf hat uns eben die Ehre erwiesen, um dich anzuhalten. Mama und ich sind gern bereit, ihn als unseren Sohn anzunehmen, und wir haben ihm das gesagt, weil wir glauben, deiner Zustimmung gewiß zu sein.“

Ich bekam kein Wort heraus. Was mir in der Minute alles durch den Kopf schoß! Wieviel man in einem Augenblick überlegen kann: unsere engen Verhältnisse und daß Fritz Wolf sehr reich ist — daß ich Braut wäre, wenn ich nur ein Wort sagte — und daß dann alle Stürme und Kämpfe ein Ende hätten.

Und dann fiel mir Benno ein, und es durchzuckte mich wie ein Schwert und ich machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung.

„Ich bin wohl zu schnell gewesen,“ sagte er leise. „Es hat Sie überrascht. Ich will noch warten, wenn Sie mich jetzt noch nicht —“

Er verschluckte das Wort „lieben“, aber ich ergänzte es mechanisch. Ich sah ihn an — das gute, aber geistlose Gesicht, die wasserblauen Augen — und er stand gerade in einem Sonnenstrahl. Zum Unglück fiel das Licht durch seine Ohren, daß sie wie ein Paar rosa Schleifen aussahen, die ihm vom Kopf abstanden.

Da wußte ich es ganz genau: ich liebe ihn nicht, und ich werde ihn nie lieben!

„Sollen wir dein Schweigen als Zustimmung nehmen?“ fragte Papa ganz sanft — aber ich kenne seine Stimme sehr gut. Es lag versteckte Ungeduld und Aerger darin.

Mama umfaßte mich, und ich fühlte, daß das schon einen Glückwunsch bedeuten sollte.

„Ich — ich kann nicht,“ sagte ich entsetzt.

„Du kannst dich noch nicht entschließen,“ sagte Papa immer noch merkwürdig milde. „Würden Sie meiner Tochter acht Tage Bedenkzeit gestatten, Herr Leutnant?“

Wolf verbeugte sich, sah mich noch einmal bittend an — und dann begleitete ihn Papa sehr höflich zur Thür. —

Nun sind schon fünf Tage verflossen — und ich habe noch nicht den Mut gehabt, endgültig Nein zu sagen. Mama liegt mir fortwährend in den Ohren, es wäre ein großes Glück für mich, und ich sei mit einem Schlage gut versorgt.

Versorgt! Das ist doch entsetzlich! Ob ich ihn liebe, fragt sie gar nicht, fragt Papa auch nicht, der um mich herum geht, und dem ich es anmerke, wie ängstlich er auf das Ja wartet. Sie denken beide nur an die gute Partie! Ich kann nicht für mich sorgen, also muß es ein fremder Mann thun! Auf den fremden Mann haben sie gewartet; jetzt ist er da — und die Närrin kann das große Glück nicht einmal einsehen!

Ich wollte, ich hätte energischer bei Wolter studiert — oder das Lehrerinnenexamen gemacht — oder — oder nur irgend was, daß ich den Eltern nicht mehr auf der Tasche zu liegen brauchte!

Ich möchte ja gern, gern Papa den Gefallen thun. Er hat im letzten Jahr so viel Kummer gehabt, mit Hans, mit Klara, und die Sorgen um die Schulden, in die er sich wegen Hans gestürzt hat. Es ist doch aber unmöglich! Ich kann Wolf nicht belügen, und ihm sagen, daß ich Benno liebe, kann ich erst recht nicht! Benno, der so wenig schön an Klara gehandelt hat, Benno, der mit keinem Gedanken an mich denkt — lieber sterben, als das über die Lippen bringen!

Großmama setzt mir auch zu. Wolf ist der Sohn ihres Jugendfreundes, und er war immer ihr Protegé. Mußte er es denn auch so entsetzlich korrekt anfangen? Nun weiß es die ganze Familie — womöglich die Dienstmädchen auch, denn sie kichern und sehen mich neugierig an, wenn ich etwas in der Küche zu thun habe!

* * *

Bis heute nachmittag will Papa Bescheid haben, was er ihm schreiben soll.

Gespräch mit Klara:

„Nimm ihn! Wer weiß, was dir sonst noch bevorsteht. Den Mann, den man liebt, bekommt man doch nicht. Oder liebst du vielleicht unglücklich?“

Ich (feuerrot unter ihrem durchdringenden Blick): „Wen sollte ich wohl lieben?“

„Das weiß ich auch nicht; ich hatte nie Zeit, darauf zu achten. Vielleicht den Studenten — ihr wart ja immer unzertrennlich!“

Ich (suchend): „Wie kommst du auf den komischen Gedanken?“

„Komisch? Weshalb? Er war noch ein bißchen ungeschickt, so wie ein junger Jagdhund. Aber wenn du wirklich niemand liebst, dann heirate Wolf, du brauchst dich wenigstens nicht seiner zu schämen, wenn er dir den Arm bietet. Glaub' mir, es ist das beste für dich!“ —

Ich kann nicht! Manchmal bin ich schon entschlossen, doch wenn ich mir vorstelle, daß er mich küssen darf, wenn ich seine Braut bin —

Nein, es ist nicht möglich!

Die einzige, die mir einen Rat geben kann, ist Fridu. Aber ich bin nicht mehr bei ihr gewesen, seitdem ich von Großmama weggezogen bin; Fridu wird böse auf mich sein —

Ich thu's! Ich gehe doch zu ihr.

* * *

Als ich eintrat, erhob sich Siegfried von einem Sessel und kam mir schlaff entgegengeschleudert. Er sah abscheulich aus, wahrscheinlich letzte Pariser Mode; dazu hat er so was Schlottriges. Er that noch blasierter als sonst; erkundigte sich herablassend nach dem Befinden der Eltern.

„Ist es immer noch so vergnügt bei Ihnen und verkehren noch all die früheren Freunde?“

Ich merkte, worauf er hinauswollte, und war diplomatisch — zum erstenmal in meinem Leben.

„Ja, es ist immer noch sehr vergnügt, und wir sind riesig lustig.“

Gott verzeih' mir die Lüge!

„Verkehrt der hübsche Dragoner weiter bei Ihnen? Wie hieß er doch? Richtig, Herr von Leisten!“

Nun konnte ich doch nicht anders; ich mußte sagen, daß ich ihn zufällig seit einiger Zeit nicht gesehen hätte. Siegfried lächelte ein bißchen: wahrscheinlich wußte er schon alles; wozu hat man denn die guten Freunde!

Digitized by Google

Als ich schon gar nicht mehr wußte, was ich mit Siegfried reden sollte, kam Frida endlich.

„Verzeih', daß ich dich warten ließ. Ich hatte Modell."

„Ich will die Freundinnen nicht stören," sagte Siegfried; aber er blieb ruhig sitzen.

„Wir werden uns auch nicht von dir stören lassen — komm mit in meinen Salon!"

Nun beichtete ich, als wir allein waren. Sie unterbrach mich mit keinem Wort und ließ mich meine Geschichte mühsam zu Ende stattern. Als ich fertig war, lächelte sie trübe.

„Und nun heißt es: rate mir gut, doch rate nicht ab."

„Wäre ich dann zu dir gekommen?"

„Also soll ich abraten?"

„Ich weiß es ja eben nicht," sagte ich verzweifelt. „Ich weiß selber nicht, was ich will und thun werde."

Frida schwieg nachdenklich. Sie hatte den Ellbogen auf die Sessellehne gestützt und das Kinn in die Hand geschmiegt.

„Erinnerst du dich an das, Harriet, was ich dir einmal aus meinem Leben erzählt habe?"

„Natürlich."

„Und bist du sicher, daß du es nicht auch eines Tages bereust, wenn du heute Nein sagst?"

„Ich weiß es nicht."

„Liebst du einen andern?"

Sie sah mich mit ihren klaren Augen so durchdringend an, daß ich nicht den Mut hatte zu lügen. Ich hing den Kopf.

„Armes Kind," sagte sie leise. „Ist es gänzlich aussichtslos?"

„Gänzlich."

„Und deine Eltern wünschen es sehr?"

„Sehr! Muß ich es nun ihretwegen thun?"

Frida seufzte.

„Ich — ich kann dir darin nicht raten. Ich bin die Vertraute mancher meiner Freundinnen gewesen. Mehr als einmal ist ein junges Mädchen bei mir gewesen in einer ähnlichen Lage wie du. Sie waren jedesmal verzweifelt — und sie sind alle später die glücklichen Frauen der Männer geworden, die sie mir gegenüber zu hassen behaupteten — und es in jener Stunde auch wirklich thaten! In einem einzigen, sehr krassen Fall habe ich abgeredet — und ich bedaure es noch heute. Die Betreffende hatte eine sehr leidenschaftliche Liebe zu einem andern Mann. Nach fünf Jahren hatte sie ihn vergessen und bereute es bitter, daß sie sich ein Glück verscherzt hatte, das ihr nicht zum zweitenmal geboten wurde."

Ich stand auf. Frida nahm meine Hände.

„Du bist jetzt böse auf mich, daß ich nicht entschiedener spreche. Ich kann nicht anders. Frauen gewöhnen sich an so vieles, auch an einen ungeliebten Mann."

An der Thür hielt sie mich noch einmal zurück.

„Noch eins. Wir Mädchen sind seltsame Geschöpfe. Wir weisen manchmal einen Mann zurück, weil es uns in dem Augenblick eine stolze Freude bereitet, ihn unsere Macht fühlen zu lassen. Leb' wohl!"

Ja — ich bin doch fester zurückgekommen. Ich weiß es jetzt ganz genau, nachdem ich alles aufgeschrieben habe: es geht nicht!

18. Dezember.

Papa ist böse auf mich. Als ich ihn bat, Wolf abzuschreiben, sagte er kurz:

„Ich habe eben kein Glück mit meinen Kindern."

Da wurde ich doch noch einmal schwankend. Es ist so furchtbar schwer, seinem Vater wehezuthun, wenn man ihn liebt und es in der Hand hat, ihn mit einem Wort glücklich zu machen. Seitdem hat er noch kaum mit mir gesprochen; bei Tisch übersieht er mich, als ob mein Stuhl unbesetzt wäre.

Und ich bin trotzdem ruhiger. In welcher Gefahr ich war, sehe ich jetzt ganz klar: ich war im Begriff, mich ganz einfach zu verkaufen!

Mama behandelt mich jetzt ganz anders. Bis dahin war ich die arme Harriet, um die sich kein Mensch kümmerte. Jetzt hat sich mit einem Male der Schwan aus dem häßlichen jungen Enten entwickelt. Etwas habe ich auch noch erfahren: Klara, die Vielgefeierte, hat keinen einzigen so glänzenden Antrag gehabt — höchstens Siegfried, und da lagen die Verhältnisse sonst so ungünstig. Mama hat ordentlich Respekt vor mir bekommen. Aber begreifen kann sie es nicht, daß ich Nein gesagt habe. Großmama schüttelte den Kopf und sagte: „Du bist ein dummes Schaf." Klara ist stumm. Ihr ist alles gleichgültig.

* * *

Fritz Wolf hat geantwortet, sehr nett — leider! Er will meinen Bescheid nach nicht für endgültig nehmen; er sei jung und ich auch. Er würde geduldig warten und in einem Jahr noch einmal anfragen.

Da bin ich ja beinah' noch auf demselben Fleck wie neulich!

Heute waren Frida und Siegfried bei uns. Ich freute mich so über Fridas Besuch, den ersten seit anderthalb Jahren, daß ich mich kaum über Siegfried ärgerte. Klara war kalt — wie Nordpoteis. Mama riesig freundlich, beschämend freundlich. Die Geschwister luden uns zum Silvester ein und Mama nahm an. Papa schwieg.

22. Dezember.

Seltsam!

Heute, als ich von Gerson kam, sah ich auf dem Werderschen Markt eine Dame, die ich erst für Klara hielt. Ich ging ihr nach; aber sie eilte so, daß sich die Entfernung immer vergrößerte, und zuletzt war ich auch meiner Sache nicht mehr sicher. Aber ich folgte ihr doch über den Lustgarten, und da stieg sie die Treppe zum Museum hinauf. Ich wollte schon umkehren, als ich plötzlich Benno unter der Säulenhalle erkannte. Er ließ die Dame vorbeigehen, ohne zu grüßen, aber nach ein paar Sekunden verschwand er hinter der Thür.

Daß es wirklich Benno war, daran konnte ich nicht zweifeln, denn er hatte sich noch im Eingang umgesehen. Aber war es wirklich Klara? Dann beging sie eine furchtbare Unvorsichtigkeit!

Voller Angst folgte ich. Ich habe sie überall gesucht, bei den Skulpturen, oben in der Bildergalerie aab dann auch im Neuen Museum. Aber ich fand keine Spur. Endlich ging ich nach dem Skulpturensaal zurück und habe da endlos gewartet. Zuletzt fiel mir ein, daß sie ja auch den zweiten Ausgang aus dem Treppenhaus benutzen konnten, und ich gab das Warten auf.

Bei Tisch fragte mich Mama, weshalb ich so lange ausgeblieben sei.

„Ich war noch im Museum," sagte ich und sah Klara an, die mir eben eine Schüssel reichte. Ihre Hand zitterte nicht, und sie wurde weder blaß noch rot.

„Du warst auch so lange weg, Klara. Immer geht ihr aus, wenn ich euch am meisten gebrauchen kann."

„Ich mußte doch nach bei Breßlaus meine Karte abgeben — da ihr die Einladung auch für mich angenommen habt."

„Sollten wir das gnädige Fräulein vielleicht erst um Erlaubnis fragen?" sagte Papa heftig. „Ich denke, Mama und ich können Einladungen annehmen oder ablehnen, wie es uns beliebt."

„Ich habe mir ja gar keine Kritik erlaubt, Papa."

„Die würde ich mir auch sehr verbeten haben — gerade von dir."

Klara schlug die Augen groß zu ihm auf. Seine Heftigkeit war wirklich nicht gerechtfertigt, und die Anspielung so grausam und ungerecht. Aber sie ist nicht so leicht einzuschüchtern wie ich, und wenn man ihr den Kampf anbietet, nimmt sie ihn auf.

„Wenn du mich nicht um Erlaubnis' fragst, wie du es nennst, wenn du eine Einladung in meinem Namen annimmst, habe ich doch wohl das Recht, einen Besuch zu machen, ohne daß man mich über die halbe Stunde zur Rede stellt, die er gekostet hat, als wäre ich ein Kind, das nicht weiß, was es thut."

Papa schleuderte die Serviette auf den Tisch.

„Ich verbitte mir deine ungezogenen Antworten. Ich fordere Gehorsam, so lange du in meinem Hause bist, und das wird ja wohl noch einige Zeit dauern."

Klara faltete unter dem Tisch krampfhaft die Finger.

„Ich wußte nicht, daß ich dir schon so lästig geworden bin."

„Lästig — lästig! Was sollen die albernen Theaterredensarten? Du weißt, ich liebe überspannte Worte nicht."

„Ich habe nicht angefangen."

„Schweig!" donnerte Papa, und die Adern auf seiner Stirn

Der tibetanische Bambusbär.
Nach einer Originalzeichnung von Friedr. Specht.

Digitized by Google

schwollen. Klara zuckte mit den Achseln. Papa verließ ohne Gesegnete Mahlzeit das Zimmer. Mama nahm die Serviette und strich sie wieder aus.

„Mußt du Papa denn auch immer reizen, Klara?“ sagte sie traueig. „Du solltest doch Rücksicht auf ihn nehmen. Du weißt, wie nervös er seit der Geschichte mit Hans ist. Es ist ja wirklich jetzt rein unerträglich im Hause.“

„Das finde ich auch,“ sagte Klara leise und atmete tief auf. „Aber man hat ja Gott sei Dank noch ein Mittel —“

Ich half noch beim Tischabräumen, und dann ging ich in Klaras Zimmer. Sie saß am Fenster; es war ein dunkler Tag, und ich konnte nur noch gegen die Scheibe ihre Umrisse erkennen.

Sie fuhr in die Höhe.

„Wer ist da?“

„Ich bin es, Klara. Darf ich nicht ein wenig bei dir bleiben?“

Sie lachte, aber das Lachen kam nicht frei heraus.

„Denkst du, du mußt mich trösten?“

„Nimm es dir nicht zu Herzen, Klara!“

„Was? Die Scene mit Papa? Nun, daran bin ich ja jetzt leider gewöhnt. Ich schüttele das ab wie der Pudel das Wasser.“

„Wenn es nur wahr ist, Klara! Was meintest du mit dem Mittel?“

„Wart' es ab, Harriet! Paß auf, es ist ein gutes Mittel! Ich werde auf einmal wieder ein artiges Kind sein, das seinen Eltern Freude macht. Es war ganz gut, daß Papa mir heute so hübsch deutlich seine wahre Meinung gesagt hat. Wenn ich noch geschwankt hätte — jetzt schwanke ich nicht mehr!“

„Sag' mir nur ums Himmels willen, was du vorhast!“

„Ich will Barmherzige Schwester werden,“ antwortete sie.

War es Scherz oder Ernst? Es klang sehr nach Ernst, wenn sie auch dabei lachte. Aber das Lachen that mir ordentlich weh. Mit schwerem Herzen ließ ich sie allein, weil ich merkte, daß ich sie doch nur störte. Warum hält sie mich fern von ihrem Kummer?

* * *

Hans überraschte uns durch ein Telegramm mit Rückantwort, ob er seinen Weihnachtsurlaub hier zubringen dürfte? Papa wollte es ihm erst verbieten, aber Mama bat und weinte, und da gab er nach — ganz gern im Grunde seines Herzens, das fühlt' ich.

Am nächsten Abend kam Hans. Auf den ersten Blick der alte lustige Hans; aber seine Lustigkeit ist sehr forciert. Daß er die Gardelitzen nicht mehr hat, wurmt ihn furchtbar. Und doch sieht er immer noch ebenso elegant aus, und seine Hände sind womöglich noch besser gepflegt als früher.

Weihnachten 1888.

Eben wurde ein wundervoller Korb für Klara abgegeben — von Siegfried! Die herrlichsten weißen Orchideen und Rosen. Ein Brief war dabei. Klara nahm ihn und ging hinaus, um dem Diener ein Trinkgeld zu geben.

Was hat das zu bedeuten?

* * *

Der letzte Weihnachtsabend war furchtbar — der unglückselige Verlobungsabend. Dieser war noch viel schlimmer, so heiter er schien.

Ich hatte mich davor gefürchtet. Ich dachte, welche Erinnerungen er wohl in Klara erwecken würde. Mit Zittern und Zagen steckte ich die Lichter auf den geputzten Baum, und manche Thräne fiel auf die grünen Nadeln.

Klara und ich machten noch die letzten Stiche an einer Kaminborte für Papa, und Mama lag in der Sofaecke und ruhte. Da klingelte es sehr laut. Klara behielt die Nadel starr in der Hand und hob lauschend den Kopf. Dann warf sie die Arbeit auf den Tisch und stand auf. An der Thür taumelte sie und fiel gegen den Thürpfosten.

„Was hast du?“ fragte Mama.

„Ich bin — über den Teppich gestolpert,“ sagte sie, richtete sich auf und ging hinaus. Sie kam nicht wieder. Dann rief Papa nach Mama, und sie fuhr erschrocken auf, denn die Augen waren ihr schon wieder zugefallen. „Mein Gott — was schreist du denn so? Ist schon wieder etwas Unangenehmes —“

„Nein, nein — im Gegenteil. Komm 'mal mit! Harriet, du kannst Hans rufen und dann kommt vor!“

Ich nahm rasch meine Kaminborte auf, versteckte sie und ging zu Hans. Er lag auf dem Sofa und rauchte eine Cigarette. Ausgehen mag er nicht, weil er sich vor den früheren Kameraden schämt.

„Was ist denn los? Wer hat vorhin geklingelt?“

„Wahrscheinlich der Weihnachtsmann — denn wir sind in den Salon beordert. Vielleicht bringt er uns was Gutes.“

„Uns? Oder hast du Fritz Wolf endlich —“

„Sei doch nur davon still, Hans! Mußt du mich auch noch quälen?“

„Harriet! Hans!“ rief Mama aufgeregt. „Wo steckt ihr denn eigentlich?“ Ich zog Hans vom Sofa auf, und er warf mit einem leisen Fluch seine Cigarette in den Aschbecher; dann gingen wir.

Mitten im Salon stand Klara — und lächelte strahlend. Neben ihr Siegfried — und sein Arm schlang sich um ihre Taille! Er zog ihn fort, als wir eintraten, aber ich hatte genug gesehen!

„Klara,“ schrie ich und stürzte verzweifelt auf sie zu.

Sie fing mich auf halbem Wege auf und zog mich fest an sich.

„Bist du verrückt geworden?“ raunte sie mir ins Ohr. „Benimm dich anständig!“

Hans stand da wie ein Oelgötze. Er hat Siegfried nie ausstehen mögen, noch viel weniger als ich.

Papa räusperte sich.

„Liebe Kinder! Ich habe euch gerufen, damit ihr unsrer Schwester gratuliert. Klara hat sich eben mit Herrn Breßlau verlobt.“

Ich lag noch immer in Klaras Armen.

„Faß' dich!“ flüsterte sie streng. „Gratuliere ihm — schnell!“

Ich habe es auf Befehl gethan, und er hat mir die Hand geküßt. Hans trat auch auf einen gebieterischen Blick Klaras heran und wünschte Glück.

Klara war sehr heiter und lachte und sprach ganz fröhlich mit ihm!

Wie ist es nur möglich? Sie hat doch Benno sehr geliebt! Und gerade diesen Abend hat sie sich gewählt — gerade diesen Abend? Wenn sie ihn so schnell vergessen hat, dann kann doch ihre Liebe nicht so groß gewesen sein! Benno vergessen! Kann man das überhaupt?

Siegfrieds Wagen wartete unten. Das — Brautpaar ging mit Mama fort, um erst zu Siegfrieds Eltern und dann zu Großmama zu fahren. Als die Thür hinter ihnen zugeschlagen war, lachte Hans laut auf und pfiff. Papa ging hin und her und rieb sich die Hände. Dann blieb er vor mir stehen und klopfte mich auf die Backen.

„Wenn du dich entschließen könntest, Klaras Beispiel zu folgen, wäre ich heute ganz glücklich.“

„Glücklich über die Verlobung?“ rief Hans. „Na, ich finde, das ist stark!“ Papa drehte sich hastig zu ihm um.

„Dich hab' ich nicht gefragt. Durch deinen Leichtsinn hast du dir das Recht verscherzt, in Sachen mitzureden, welche die Familie angehen.“

Hans wurde dunkelrot und richtete sich straff auf.

„Ich trage noch des Königs Rock. Bis jetzt hat man mich noch nicht für unwürdig dazu erklärt. So lange ich Offizier bin, habe ich das Recht, mitzusprechen in dem, was unsere Ehre betrifft. Ich will nicht, daß meine Schwester verschachert wird. Sie hätte noch jeden heiraten können.“

„Nach dem Skandal, den die aufgelöste Verlobung gemacht hat?“

„Ihr habt mir geschrieben, daß Klara aus freiem Willen die Verlobung aufgelöst hat. Wenn es anders ist, als ihr mir mitgeteilt habt, werde ich Lesten sofort zur Rechenschaft ziehen.“

Er eilte nach der Thür. Ich stürzte ihm nach und hielt ihn voller Angst an seinem Aermel fest.

„Laß, Harriet!“ sagte er heftig. „Es scheint, man hat vergessen, was man meiner Schwester schuldig war!“

„Du bleibst, Hans!“ rief da Papa. „Ich befehle es dir! Lesten ist darin schuldlos. Die größte Schuld habe ich, weil ich mich durch die Bitten eines thörichten Kindes bestimmen ließ, in eine aussichtslose Verlobung zu willigen. Du trägst die andere Hälfte der Schuld mit deinem verwünschten Leichtsinn. Ich habe mich affen mit Lesten vorher ausgesprochen. Er war vernünftig genug, einzusehen, daß er Klara Grund geben müßte, den übereilten Schritt zurückzuthun. Wir können sehr glücklich über den Antrag Siegfrieds sein. Natürlich habe ich mich längst über Breßlaus erkundigt. Gegen die Leute läßt sich nicht das geringste einwenden. Das Bankhaus genießt einen wohlfundierten Ruf — und Siegfried wird einmal der Chef, wenn der alte Herr die Augen zuthut. Also sei oerständig und verdirb Klara nicht die glänzende Aussicht!“

„Na, denn man zu!“ sagte Hans, lachte schroff, drehte sich auf den Hacken um und ging.

In dieser Stimmung habe ich das Verlobungsmahl angerichtet! Eine Kochfrau konnten wir in der Eile nicht auftreiben! Mama hatte ganz den Kopf verloren und weinte und lachte in einem Atem. Gut, daß ich wenigstens nicht zur Besinnung kommen konnte, denn ich mußte mich auch nach um das Tischdecken kümmern. Dabei half mir Klara. Sie war riesig lustig und streute die weißen Rosen über den ganzen Tisch, und da Siegfried noch drei wundervolle Bouquets schickte für Großmama, Mama und mich, sah die Tafel wirklich sehr festlich aus.

Siegfrieds Eltern konnten nicht kommen, da sie selber Gäste hatten. Frida begleitete ihren Bruder. Sie hatte Thränen in den Augen, als sie Klara umarmte, aber Klara blieb ganz kühl und heiter. Siegfried überreichte Klara unter dem brennenden Baum das Verlobungsgeschenk. Die Lichter spiegelten sich funkelnd in den Brillanten des Armbands und des Ringes, und Klara streckte den Arm hin, daß Siegfried ihr beides anlegen konnte.

Großmama war sehr glücklich und Mama auch. Papa überhäufte Frida mit Aufmerksamkeiten, und bei einer Flasche Champagner wurde mit Siegfried allgemeine Brüderschaft getrunken. Hans wußte es so einzurichten, daß er unter irgend einem Vorwand das Zimmer verließ und erst wieder hereinkam, als sich das Händedrücken und die Umarmungen gelegt hatten. Ich hatte es ertragen müssen, daß Siegfrieds Lippen meine Backe berührten, und mir war kalt geworden dabei: ich dachte an den Kuß des Frasches im alten Märchen.

Nur, daß sich der Frosch immer in einen Königssohn verwandelt, und daß Siegfried noch nachher immer nach Siegfried war, mit dem ungesunden Teint, dem dünnen Bart, den spärlichen Haaren, und der Gardenia im Knopfloch.

Aber den Frasch muß man ja auch wieder küssen — und das hatte ich nicht gethan!

Ein Gutes, ein Einziges hat die Verlobung: ich kann nun mit Frida verkehren so viel ich will. Ach, warum ist Siegfried so ganz anders wie Frida!

* * *

Klara hat mir ihren Empfang bei Breßlaus erzählt. Sie lachte Thränen — oder waren es andere Thränen?

Frau Breßlau hat sie gleich umarmt und „meine liebe Tochter“ genannt. Herr Breßlau wurde aus seinem Privatkamptoir heraufgerufen und kam nach einer ganzen Weile sehr eilig in seinem Arbeitsjackett und mit wirren Haaren.

„Verzeihen Sie, daß ich warten ließ. Guten Tag, gnädige Frau — Frau Schwägerin! Na, und Sie, Fränkein Klara, Sie wollen wirklich meinen Schlingel von Sohn heiraten? Sie machen wohl nach 'mal einen vernünftigen Menschen aus ihm. Wäre ich wie mein Herr Sahn, ich hätt' es nicht so weit auf der Welt gebracht! Halten Sie ihn nur stramm; ich werde Ihnen dabei helfen. Und nun muß ich die Damen um Entschuldigung bitten. Ich habe unten zwei Herren aus Wien und bin in einer wichtigen Besprechung. Meine Frau wird die Honneurs machen. Adieu, adieu!“

Das war seine Begrüßung!

Wäre Klara eine Rothschild, so hätte er gewiß mehr Umstände gemacht!

Es ist überhaupt komisch: diese Verlobung, die in unseren Augen eine Mesalliance ist, über die Papa und Haas sich beinah' in die Haare geraten sind, wird von den alten Breßlaus geradesa aufgefaßt als Mesalliance für — Siegfried. Seine Mutter fand es unglaublich romantisch, daß er aus Liebe heiratet.

Mir ist der Gedanke gekommen, daß sie überhaupt nie eingewilligt hätten, wenn Siegfried nicht eben Siegfried wäre, das heißt, ein Mensch, der im Geschäft nicht mitrechnet, weil er nicht zu gebrauchen ist, dem man es gestattet, sich mit einem großen Geldbeutel zu amüsieren — und den vielleicht der Einfluß Klaras nach einmal oernünftig machen wird!

Aber wie können die Eltern dann die Verlobung zugeben? Das ist doch furchtbar! Und sich noch dazu taub und blind stellen, als ich ihnen meine Meinung sagte? Papa behauptete, ich sei überspannt. Ich solle nicht jedes Wort auf die Goldwage legen! Herr Breßlau habe sich gar nichts dabei gedacht!

Er hat sich wohl etwas dabei gedacht. Er ist viel zu klug und klar, um ins Gelag hineinzureden!

Die Silvestergesellschaft wird sich in einen Verlobungsball verwandeln. Ich wollte, ich würde bis dahin krank!

* * *

1. Januar 1889.

Siegfried holte zu der Silvestergesellschaft bei seinen Eltern Mama und Klara in seinem Wagen ab; Papa und ich fuhren in einer Droschke oarans. Wir kamen fast zu gleicher Zeit an; Klara ließ sich eben den Abendmantel in der Garderobe abnehmen und machte sich ganz ruhig die Haare wieder zurecht, während mir vor Aufregung die Hände zitterten.

Dann gingen wir alle drei ins Vorzimmer, wo Papa und Siegfried auf uns warteten und die Diener schon die Thürgriffe in der Hand hielten. Siegfried trat auf Klara zu und beugte seinen Arm. Sie lächelte.

„Ich finde es passender, wenn mich Papa in dein Elternhaus einführt und du Mama den Arm giebst.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, legte sie die Hand auf Papas Arm, Mama faßte Siegfried unter — und ich kam als fünftes Rad am Wagen hinterher. Ich ahne wohl, warum Klara im letzten Augenblick dies Arrangement traf!

Die Thüren flogen vor uns auf.

Der große Empfangssaal war sehr voll. Die an der Thür standen, traten ein wenig zur Seite, und es wurde ganz still. Papa in Uniform mit sämtlichen Orden, die mächtige Gestalt hoch aufgerichtet, Klara neben ihm, den Kopf etwas in den Nacken geworfen — sehr, sehr hochmütig! Sie gab es allen durch ihre Haltung zu verstehen, wie sie die Verlobung auffaßt: als eine Ehre, die sie erweist, nicht empfängt. Sieghaft schön sah sie aus, und es ging ein unwillkürliches Raunen durch die Gesellschaft, wie sie stolz und sicher an Papas Arm weiter ging und dann ihre Schwiegereltern begrüßte mit einem reizend liebenswürdigen Lächeln. Und Papa, dem sie weit über die Schulter reicht, ebenso stolz und gerade — jeder Zoll der Edelmann.

Und doch beugten sich die beiden stolzen Menschen eben innerlich tief vor dem goldenen Kalbe!

Frau Breßlau führte mich ein. Ihr Kleid war sehr ausgeschnitten und sie strahlte von Brillanten.

Wer verkehrt nicht alles in der Tiergartenstraße! Es war beinah' wie ein Hofempfang, der Herzog von Beuthen, der italienische und der französische Gesandte, berühmte Maler und sehr — sehr viel Offiziere! Nur wenig befrackte ältere Herren; aber ich möchte wohl wissen, wie viel Millionen diese schwarzen Fräcke repräsentierten.

Frida stand in dem Nebensaal — blaß, müde, in einem ganz einfachen weißen Kleid und ohne jeden Schmuck. Sie hatte Klara und die Eltern begrüßt und kümmerte sich nun um nichts weiter. Man kommt zu ihr, sie kommt zu niemand.

Nach uns erschienen noch viele Gäste. Es summte und brauste wie ein Bienenschwarm, und dazwischen hörte ich immer: „Herr General von Dühren — Frau Soundso.“ „Gestatten: meine Schwiegermama, Frau von Dühren.“ „Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen meine Braut zuführe, Fräulein von Dühren.“ Frau Breßlau nahm mich an der Hand, und ich mußte fortwährend knicksen oder nicken — je nachdem: „Die Schwester unserer lieben Schwiegertochter, Fräulein Harriet von Dühren.“

Digitized by Google

Noch nie habe ich unseren Namen so oft aussprechen hören! Man wollte doch etwas von dem fabelhaft romantischen Sinn Siegfrieds haben!

Endlich ließ der Vorstellungsstrom nach, und ich unterhielt mich mit einem jungen Mann — keine Ahnung, wie er hieß, als hinter mir eine Stimme sagte:

„Guten Abend, gnädiges Fräulein! Lange nicht mehr den Vorzug gehabt."

Ich fuhr herum.

Benno Lesten!

Ich sah ihn so fassungslos an, daß er wohl eine Dummheit fürchtete, denn er kennt meine geringe Geistesgegenwart.

„Wo ist Ihr Herr Vater? Ah, ich sehe schon! Mein gnädiges Fräulein —"

Er verbeugte sich leicht und schlängelte sich zu ihm durch. Er schüttelte Papa die Hand und trat zu Klara, die neben Siegfried gerade unter dem Kronleuchter stand. Klara bemerkte ihn nicht oder wollte ihn nicht bemerken. Ich sah mich um — und sah so viel neugierige Gesichter! Es mochten wohl viele, sehr viele von der ersten Verlobung gehört haben.

Eine Sekunde — eine Ewigkeit!

Ich ging unwillkürlich näher. Da machte Siegfried eine Bewegung mit der Hand, und Klara wandte sich mit einer automatigen Wendung nach der anderen Seite.

„Ah — Herr von Lesten," sagte sie laut.

„Gestatten, gnädiges Fräulein, daß ich meinen unterthänigsten Glückwunsch —"

„Danke sehr. Nun, waren Sie sehr überrascht?"

„Wenn Sie befehlen, gewiß. Sonst — die Freunde Ihres Hauses haben es längst — gratuliere übrigens herzlich, Herr Breßlau!" Die Hände der beiden berührten sich.

„Ich habe Ihren Herrn Vater noch gar nicht gefunden, Herr Breßlau."

„Drüben im grünen Salon —"

„Ah, richtig. Gnädiges Fräulein!"

Er verbeugte sich bereits im Gehen.

Welche Komödie! Welch' traueig durchsichtige Komödie! Ich war in die Nähe des Fensters gekommen. Die tiefen Fensternischen waren durch die herabgelassenen Vorhänge verdeckt. Eine rasche Bewegung, und ich war hineingeschlüpft.

Das war gewiß nicht auf der Höhe der Situation. Klara wäre sicher außer sich gewesen, hätte sie mich da auf einem Sessel kauern sehen und vor Aufregung und Frost zittern. Aber es ist ein gutes Versteck. Man kann da sogar weinen, und niemand von der ganzen lachenden, strahlenden Gesellschaft bemerkt es.

Ich kehrte meinen brennenden Kopf an die Fensterscheibe, und meine Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit. Schwach leuchtete der Schnee im Mondlicht, und die Baumstämme warfen ihren grauen Schatten. Jenseit des Gitters auf der Tiergartenstraße hielten Wagen; dann stiegen vermummte Gestalten aus und huschten über den beleuchteten Gartenweg. Dabei vergaß ich zuletzt ganz, wo ich war, und ich kam erst wieder zur Besinnung, als es mit einem Male ganz still um mich war. Ich dachte mir schon, daß man gewiß zu Tisch ginge, und überlegte, ob ich die gute Gelegenheit nicht benutzen sollte, um heimlich nach Haus zu fahren. Ich konnte ja krank geworden sein. Es war nicht einmal eine Lüge, denn ich fühlte mich erbärmlich.

Eben wollte ich aus meinem Versteck hervor, als ich eilige Schritte hörte.

„Hier ist sie auch nicht," sagte Benno.

„Aber ich habe sie zuletzt im Saal gesehen. Harriet!" rief Frida.

Ich machte auf.

„Da sind Sie ja, gnädiges Fräulein!"

„Wo steckst du nur, Kind?"

„Ich war so müde," murmelte ich.

Benno lachte.

„Gerade wie auf Ihrem ersten Ball. Erinnern Sie sich auch, gnädiges Fräulein? Die Großmama mußte Sie holen. Ich habe die Ehre, Sie zu Tisch zu führen."

Frida hatte sich entfernt. Wir beide standen ganz allein in dem leeren Saal, und von weitem schwirrte die Unterhaltung.

„Sie — Benno?"

Unwillkürlich hatte ich die alte Anrede genommen. Er faßte meine Hand und legte sie auf seinen Arm.

„Rasch — sonst fällt es auf, daß wir fehlen, und hier darf nichts auffallen, was ich thue."

„Wußte Klara?"

„Natürlich. Sie hat es selber gewünscht. Sie wollte mit einem Schlage den Klatsch beenden. Ums Himmels willen, machen Sie nicht ein so verzweifeltes Gesichtchen! Weiß der Teufel, mir ist schwer mir — ein famoses Fest, gnädiges Fräulein, nicht wahr? Wo mögen wir denn wohl sitzen?"

Wir hatten den Anschluß soeben noch erreicht. Am letzten Tisch standen noch die meisten hinter ihren Stühlen oder suchten auf den Gläsern nach ihren Tischkarten. Benno hatte unsere mit einem raschen Blick entdeckt.

„Ah, wir sitzen neben der Tochter des Hauses. Von Lesten," wandte er sich mit einer leichten Verbeugung an den uns gegenüberstehenden Herrn.

„Von Brieshausen."

„Verwandter von dem Regierungsassessor?"

„Mein Vetter."

„Gestatten, gnädiges Fräulein, daß ich Ihnen Herrn Leutnant von Brieshausen —"

Das Weitere verlor sich in einem undeutlichen Murmeln. Herr von Brieshausen stellte seine Dame vor — ein blondes junges Schäfchen mit einem rosa Kleide und rosa Halsbändchen. Dann trat Frida mit ihrem Herrn zu uns heran.

„Liebe Harriet — erlaube — Herr Professor Letowski. Meine junge Freundin und eine zukünftige Kollegin von uns, Fräulein von Dühren."

Ich war ganz erschrocken! Letowski! Den hatte ich immer mal kennenlernen wollen, seitdem ich seine „Hexe" liebe. Und Frida, liebenswürdig und gut wie immer, gab ihn mir zum Tischnachbar!

Ein bißchen enttäuscht war ich freilich im ersten Augenblick. Letowski hat gar nichts künstlerisch Genialeo; er sieht aus wie jeder gutgepflegte Herr. Kurz geschorene Haare, einen spitzen Bart und sehr eleganten Frack.

Die Stühle scharrten; Benno schob meinen zurecht, und alle setzten sich langsam. Einen Augenblick war es still, und dann erhob sich der Lärm einer großen Gesellschaft. Köstlich war der Saal geschmückt, die roten Marmorwände mit Rosenguirlanden, die Kronen fast in Rosen vergraben, und die beiden langen Tische mit Rosen übersäet.

Das Brautpaar saß uns schräg gegenüber an dem andern Tisch. Neben Klara Herr Breßlau und neben Siegfried Anna. Klaras Gesicht sah ich zwischen den Blüten eines Riesenstrauß; Siegfried verschwand spurlos hinter diesem.

Das Summen und Brausen wuchs immer mehr. Die Diener reichten den Fisch herum, und Benno griff nach einer geschliffenen Weinkaraffe.

„Weiß oder rot, gnädiges Fräulein? Ach, ich erinnere mich: Sie trinken nur Wasser — oder Sekt. Da kommt schon der Sekt. Vivat Champagner und schöne Mädchen! Das Kleid steht Ihnen famos, Har — Pardon! Ich erlaube mir, gnädiges Fräulein — auf Ihr spezielles Wohl!"

Er erhob die Schale, aus welcher der Sekt schäumend über den Rand perlte, und trank sie mit einem Zuge leer. Ich preßte die Finger unter dem Tisch zusammen, daß es mir weh that. Ich hatte rasende Angst. Ich sah, wie furchtbar erregt er war, und daß er nur noch mit Mühe die Haltung bewahrte. Und er kann sehr heftig werden! Er unterhielt sich über den Tisch hinüber mit Herrn von Brieshausen und dessen Dame, dem jungen Schäfchen ganz in Rosa, und redete lauter dummes Zeug, alles durcheinander. Dabei war sein Glas fortwährend leer, so oft die Diener auch einschenkten, und sie schenkten fortwährend ein. Er lachte laut — viel zu laut, und lachend wandte er sich wieder zu mir.

„Sie wollten doch nicht auffallen, Benno," sagte ich leise.

Das Lachen auf seinem hübschen Gesicht versteinerte.

„Sie haben recht," sagte er dann ebenso leise. „Gut und vorsorglich wie immer. Merkwürdig! So oft ich bei Ihnen war — wir beide haben niemals ein vertrauliches Wort miteinander gesprochen. Und doch waren Sie über Ihre Jahre verständig."

„Ich bin im September achtzehn Jahr geworden."

„Achtzehn Jahr? Unmöglich! Für mich waren Sie immer

Digitized by Google

Der Monte Maggiore, vom Quarnero aus gesehen.
Nach einer Originalzeichnung von A. Kircher.

das Kind — und — und die Schwester von jemand anderem. Es gibt Mädchen, die man oft trifft, und die man gern hat, und bei denen man sich nie fragt, ob sie eigentlich hübsch sind. Dann sieht man sie eines Abends genauer an — und entdeckt, daß sie sogar sehr hübsch sind."

Ich lächelte mühsam. Und ich hatte mir ein volles Jahr eingebildet, er liebte mich!

„Wie geht es der Großmama?"

„Gut, glaube ich, bis auf die gewöhnlichen Beschwerden ihres Alters."

„Alt! Diese Frau ist ja leider unsterblich."

„Herr von Lesten!"

„Verzeihen Sie! Ich hatte nicht daran gedacht, daß Sie sie lieben. Ich kann Ihnen sagen, ich hasse sonst keinen Menschen. Heute hasse ich zwei! Wäre Ihre Großmutter nicht gewesen, so säße heute nicht ein anderer auf dem Platz, der mir —"

Er atmete schwer, den Mund zusammengepreßt, und mit zitternden Nasenflügeln. Dann lachte er hell auf und wandte sich mit einem Witz an das rosa Schafchen gegenüber.

So tief ging es ihm! Gott, was hat man getan! Ihm einen Jugendleichtsinn als Verbrechen angerechnet, zwei Menschen, die sich liebten, getrennt — um Aeußerlichkeiten! Ich wollte einmal ganz klar sehen.

„Herr von Lesten," sagte ich leise.

„Befehlen?"

„Man spricht davon, daß Sie sich auch verloben würden."

„Verloben? Sagt man das? Es kann sein! Aber nein, Harriet, ich will Sie nicht belügen. Es ist nicht wahr. Ich kann nicht so schnell vergessen — wie andere Leute!"

„Und warum haben Sie das damals nicht offen gesagt?"

„Warum? Sollte ich sie weiter in dieser aussichtslosen Sache festhalten? Ertragen, wie man mir — von autoritativer Seite — zu verstehen gab: ich sollte endlich ein Ende machen? Haben Sie es denn nicht gemerkt, wie scharf der Wind gegen mich wehte? Doch! Sie haben es gemerkt. Ich weiß sogar, daß Sie manchmal eine Lanze für mich gebrochen haben. Aber Ihre Händchen waren zu schwach. Sie konnten mir auch nicht —"

Heer Breßlau schlug an sein Glas und hielt dann eine Rede, die in ein Hoch auf das Brautpaar ausklang. Alle erhoben sich von den Sitzen. Benno rief dreimal scharf Hurra — seine Stimme klang hell durch die andern. Dann drängte sich alles mit den Gläsern zu dem Brautpaar. Es bildete sich um sie herum ein dichter Knäuel, und ich wand mich mit zwischen den verschobenen Stühlen in den schmalen Gängen hindurch. Ich hatte mit Frida, mit ihren und mit meinen Eltern angestoßen, Dutzende von Gläsern berührt, immerzu krampfhaft freundlich, aber bis zu Klara konnte ich nicht kommen. Benno hatte sich durchgedrängt. Er stieß zuerst mit Siegfried an und dann mit Klara. Sie lächelte ihn liebenswürdig an, und Benno stand vor ihr, das Glas in der Hand, sehr rot und über das ganze Gesicht lachend. Im selben Augenblick hörte ich hinter mir sprechen:

„Siegfried ist göttlich! Er ladet sich den zukünftigen Hausfreund schon zur Verlobung ein!"

„Das wird 'mal eine pikante Frau werden."

Ich drehte mich rasch um. Ich fühlte, wie mir der Zorn aus den Augen sprühte. Die beiden, zwei junge Leute im Frack, gingen rasch weiter.

„Die Schwester! Ob sie's wohl gehört hat?"

Wütend war ich! Da sitzen diese Menschen am Breßlauschen Tisch, frönen von Glückwünschen über — und dann solche Infamie! Sie hatten den Klatsch mit einem Schlage ausrotten wollen, und um so giftiger schoß er ins Kraut!

Benno kam zurück, noch mit dem aufgeregt lustigen Gesicht Lachend hielt er mir das Glas hin. „Auf das Wohl —"

Wir sahen uns in die Augen. Plötzlich ging ein Zucken über sein Gesicht, und er schloß eine Sekunde die Lider.

„Auf das Wohl Ihrer Schwester!" sagte er dann ernst. „Möchte sie glücklich werden!"

Er leerte sein Glas und setzte es hin. Ein Diener wollte ihm einschenken, aber er winkte ihm stumm ab. Alle kamen zu den Plätzen zurück, sich anredend, lachend, zutrinkend — und ich dachte an die infamen Worte. Dies Lachen, Nicken, Händeküssen — Komödie, weiter nichts!

Während des allgemeinen Durcheinanders schlug Papa an sein Glas. Es wurde still. Die meisten blieben stehen, wo sie gerade waren, nur einige schlüpften noch rasch auf ihre Plätze zurück. Ich habe immer Angst, wenn er spricht, denn er ist gerade kein großer Redner vor dem Herrn. Aber er zog sich kurz aus der Affaire, mit seiner hellen Kommandostimme, die jedes letzte Flüstern erstickte:

„Meine Herrschaften! Ich will nicht lange reden; es ist nicht die Art eines alten Soldaten, viele Worte zu machen. Ich möchte Sie nur bitten, auf das Wohl der liebenswürdigen Gastgeber zu trinken, mit denen Sie alle befreundet sind, auf das Wohl der Familie, zu der meine Tochter von nun an gehört. Im Namen meiner Tochter und in meinem eigenen Namen sage ich Herrn und Frau Breßlau meinen schlichten Dank für den herrlichen Empfang, den sie meinem Kinde bereitet haben. Herr und Frau Breßlau — sie leben hoch! Hurra!"

Benno stand auf, aber er blieb an seinem Platz und hielt mechanisch das leere Glas zwischen den Fingern. Noch einmal wiederholte sich die gleiche Ceremonie, dann ebbte die Flut nach und nach, und es wurde weiter serviert. Fridas Platz war leer. Herr Letowski bemerkte meinen besorgten Blick und lächelte.

„Das ist so Fräulein Fridas Art. Sie kann den Lärm nicht aushalten. Und wie ist das mit Ihnen, gnädiges Fräulein? Wirklich eine Kollegin?"

„Nein, nein, nur eine, die es werden möchte!"

„Und warum werden Sie es nicht?"

„Erstens, weil ich an meinem Talent verzweifelte, während ich Unterricht hatte."

„Bei wem?"

„Bei Wolter!"

„Hm — hm. Ja! Also bei Wolter? Nun, das ist ein gutes Zeichen. Außerdem verzweifelt der richtige Dilettant nie; der ist immer mit sich zufrieden. Zweitens?"

„Zweitens — weil meine Familie es nicht wünscht. Sie glauben nicht daran, daß es mir ernst ist, und finden es außerdem für ein junges Mädchen — unnötig."

„Das heißt wohl: unpassend, gnädiges Fräulein? Nun, so ganz unrecht hat Ihre Familie nicht. Die Skulptur ist die männlichste aller bildenden Künste. Da muß man sich als Dame über sehr vieles hinwegsetzen, gerade wie eine Frau, die Medizin studiert. Warum haben Sie es nicht mit der Malerei versucht?"

„Blumenmalerei?"

„Warum nicht? Dazu gehört sehr viel."

„Aber zur Malerei treibt mich nichts!"

„Und zur Skulptur treibt es also richtig? Wie wär's, gnädiges Fräulein, würden Sie 'mal mit Fräulein Frida mein Atelier besuchen?"

„Aber mit tausend Freuden," sagte ich gierig, denn ich habe mir das schon sehr lange gewünscht.

„Viel habe ich jetzt nicht zu Haus; von größeren Arbeiten nur meine arme Hexe. Ja, ja, mein gnädiges Fräulein, die sieht wieder bei mir! Das sind so die Schattenseiten unseres Lebens."

„Dann werde ich gewiß kommen, schon um sie wiederzusehen."

„Sie hat Ihnen gefallen?"

„Gefallen ist nicht das rechte Wort —"

„Warum zögern Sie?"

„Ganz verrückt hat sie mich gemacht. Tag und Nacht hat mich der Blick verfolgt und der Ausdruck in ihrem Gesicht: dies atemlose, dumpfe Grauen, die visionäre Todesangst!"

Letowski hatte sein Glas in der Hand. Jetzt setzte er es hin und sah mich stier an.

„Wissen Sie auch, gnädiges Fräulein, daß Sie die erste sind, die herausgefunden hat, was ich wollte? Die weisen Kritiker haben davor gestanden, sich die Nase gerieben, und keiner hat es verstanden. Sie sind entweder eine geborene Bildhauerin oder — eine Dichterin."

Ich lachte.

„Warum nicht? Alle Künste sind Schwestern und gehen aus dem gemeinsamen Schoß hervor. Sie schreiben doch gewiß ein Tagebuch?"

„Worum gewiß?"

„Alle jungen Mädchen schreiben Tagebücher, und vor allem solche, die man in ihren künstlerischen Bestrebungen unterdrückt.

Man hat heute schon verschiedene Toaste ausgebracht — darf ich für uns beide einen ganz stillen sagen: Auf Ihre Zukunft, gnädiges Fräulein!"

Er hob sein Glas gegen meines und machte dann die Nagelprobe. „Sie sehen, wie ernst ich diesen Wunsch meine!"

Fridas Hand legte sich leicht auf meine Schulter.

„Nun, ist die Freundschaft geschlossen?" fragte sie, und das liebe Sonnenlächeln huschte über ihr blasses Gesicht.

„Ich habe eben über Sie verfügt, Fräulein Frida," sagte Letowski. „Fräulein von Dühren hat mir versprochen, mit Ihnen mein Atelier zu besuchen."

„Gern — und hoffentlich recht bald, denn ich möchte mit Ihnen über Haeriets Weiterkommen sprechen. Sie darf ihr schönes Talent nicht länger brach liegen lassen!"

„Schönes Talent — das sagen Sie, Fräulein Frida? Sie sagen das nicht oft."

„Ich hatte auch noch selten so viel Grund dazu," erwiderte Frida warm.

Benno wandte sich wieder zu mir, im Augenblick, als die Tafel aufgehoben wurde. Wir gingen nach vorn in den großen Saal, der unterdes für den Ball ausgeräumt worden war. Benno und ich hatten der Thür zunächst gesessen und wir waren die ersten. Die Klänge einer Zigeunerkapelle empfingen uns. Der Walzer hallte schrill von den Wänden wieder. Benno umfaßte mich fest, und wir wirbelten als einziges Paar auf dem spiegelglatten Parkett herum. So zu tanzen, gut geführt — das ist ein Vergnügen. Er tanzte drei-, viermal herum, und dann kamen die anderen Paare — und Siegfried mit Klara. Es sah absichtlich aus, denn er reicht ihr kaum bis zur Schulter. Sie machten die Runde nur ein einziges Mal, und dann dankte Klara lächelnd.

Und ebenso gleichmütig gesellschaftlich lächelte sie, als sich gleich darauf Benno vor ihr verbeugte.

„Gestatten Sie, Herr Breßlau?"

Ohne die Antwort abzuwarten, hatte er ihre rechte Hand ergriffen und legte schon tanzend den Arm um sie. Er führte sie erst langsam und dann schneller, und unwillkürlich machten die anderen Platz, während sich beide im Takt der Musik wiegten — der beste Tänzer — die beste Tänzerin, der Schönste — die Schönste der ganzen Gesellschaft!

Und sie lächelte.

Mit einer Verbeugung ließ er sie gerade vor Siegfried stehen, und in der nächsten Sekunde wirbelte er mit dem kleinen rosa Schäfchen weiter. Er war unermüdlich. Wer ihm zunächst stand, die forderte er auf.

Siegfried tanzte nicht weiter. Er stand im Tonsaal herum oder hielt Klaras Blumen.

Als es Zwölf schlug und ein allgemeines Prosit Neujahr! schallend ausbrach, öffnete sich oben die Decke, Papierschnitzel flatterten wie Schneeflocken herunter, bis der Fußboden ganz weiß war, und dann kam ein Schauer von Blumen — Rosen, Maiglöckchen, Flieder. Die Herren fingen sie auf und überreichten sie den Damen. Man tanzte weiter zwischen Blumen und wirbelnden weißen Flocken, während von der Straße das Prosit Neujahr! schallte.

Ich mußte noch immer tanzen und war doch so grenzenlos müde. Frida ging an mir vorbei und faßte mich unter.

„Komm! Wir beide haben uns genug angestrengt. Sie können sich auch ohne uns weiter amüsieren."

Während wir uns langsam durch die Reihen schlängelten, hörte ich, wie Benno sich mit ein paar Herren unterhielt, laut, absichtlich laut. „Es ist höchste Zeit, wenn wir noch was vom Silvesterball im Wintergarten haben wollen."

„Silvesterball im Wintergarten," hörte ich noch ein paarmal. Es schien, als ob alle Heeren darauf brannten.

Frida führte mich in ihren Salon, ließ den Vorhang herunter und zog mich mit auf das Sofa. Ich lehnte mich an ihre Schulter und wir sprachen kaum ein Wort. Der Zigeunerwalzer klang ganz süß. Die schleifenden Tanzschritte, Lachen und Sprechen drangen gedämpft zu uns herein. Sie schienen alle so lustig zu sein und sich vortrefflich zu unterhalten.

Und dabei tanzten die Herren nur gezwungen und dachten an den „Wintergarten", wo sie sich viel besser amüsieren konnten — oder betäuben.

Wieviel bitteres Herzeleid versteckte sich unter einem lächelnden Gesicht — ich kannte die wahre Geschichte nur von wenigen in der strahlenden Gesellschaft — und sie heißt Thränen und Kummer und Zorn. Aber sie lächelten wie die anderen und plauderten und aßen —

Komödie — alles Komödie! (Fortsetzung folgt.)

Neue Gedichte.

Der Lebenstrank. Von J. Trojan.

Das Wasser kommt in Sprüngen
Herab aus dem Gestein,
Die munitern Vögel singen
So süsse Weisen drein.
Der Bäume Wipfel rauschen,
Es rauscht die klare Flut.
Komm mit, wir wollen lauschen,
Das thut der Seele gut.

Komm in den Wald und weile,
Wo holde Blumen blühn;
Da sendet goldne Pfeile
Die Sonne durch das Grün.
Die wilden Rosen neigen
Hernieder sich zum Quell;
Der Tau von ihren Zweigen,
Der macht die Augen hell.

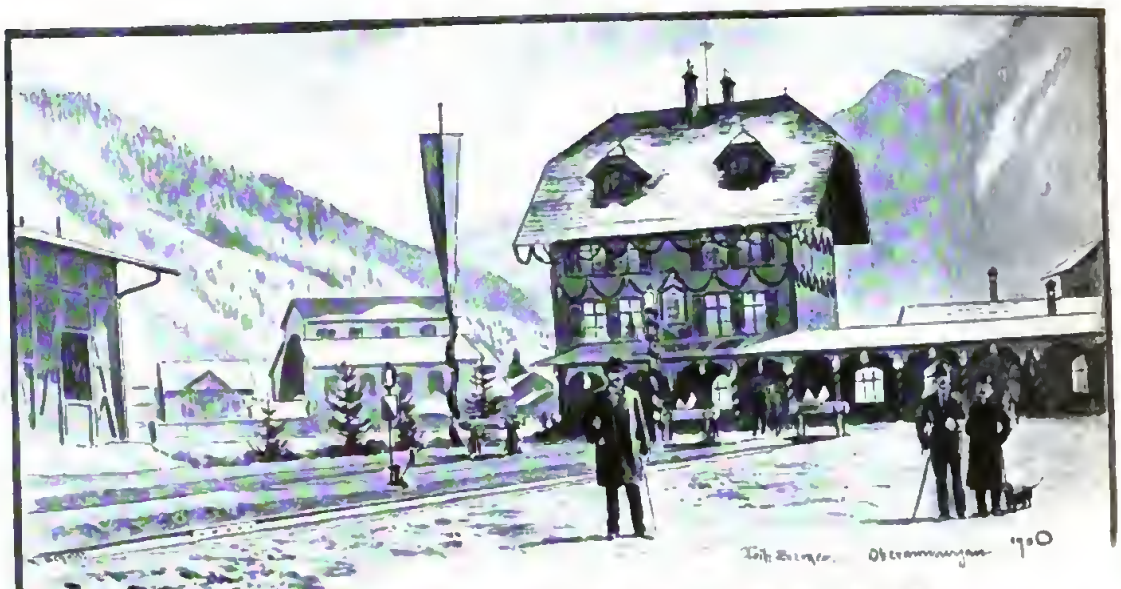
Hast du gesucht vergebens,
Was Kummer bannt und Leid?
Es quillt ein Trank des Lebens
In Bergeseinsamkeit.
Der macht mit einem Male
Dich fröhlich und gesund.
Ergreif die volle Schale
Und setz' sie an den Mund!

Frühling. Von Anna Ritter.

Nun rührt sich's allerwegen
Und rüttelt leis am Joch,
Die braunen Knospen hegen
Kaum ihr Geheimnis noch.

Auch du gehst so versonnen
Und so verträumt dahin,
Als trügst du eitel Wonnen
Und eitel Lust im Sinn.

Es flattert um dein Mündlein
Ein wunderlich Gelüst —
Ei, sage mir, mein Kindlein,
Wer hat es wachgeküsst?



Bahnhof und Passionstheater am Tage vor der Bahneröffnung.

In Oberammergau vor dem Passionsspiel.

Von **Johannes Proelss.** Mit Bildern von **Fritz Bergen.**

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Das einst so weltentlegene, durch seine Passionsspiele so weltberühmt gewordene Oberammergau begrüßt die neue Spielzeit mit den Wahrzeichen einer neuen Entwicklungsepoche. Die für elektrischen wie für Dampfbetrieb eingerichtete Eisenbahn, welche am 6. April eröffnet wurde, verbindet nunmehr das inmitten seiner Berge so anmutig hingebreitete Pfarrdorf mit Murnau und dem Schienenweg, der schon seit einem Jahrzehnt das bayrische Hochland bis zum Fuße der Zugspitze durchschneidet. Haben die Besucher des letzten Passionsspiels die Eisenbahn nur bis zur Station Oberau benutzen können, um von hier zu Fuß oder zu Wagen auf der Straße über den Ettaler Berg und das Kloster Ettal an ihr Ziel zu gelangen, so trägt das Dampfroß all die vielen Tausende, welche heuer die „Passion" besuchen wollen, bis nach Oberammergau, wo sie dicht vor dem Orte der oben abgebildete schmucke Bahnhof empfängt. Ganz nahe bei ihm steht auch die hochgewölbte Zuschauerhalle mit der Passionsbühne, deren Bild und Beschreibung unsere Leser schon kennen.

Da wir einige Tage vor Eröffnung der Bahn nach Oberammergau fuhren, hatten wir noch den Weg über Ettal zu nehmen. Berg und Thal waren in jenen Vorfrühlingstagen ganz von dichtem Schnee umhüllt: ein Schlitten aus Oberammergau holte uns in Oberau ab. Gleich der Fuhrer dieses altmodischen, aus blanken Bohlen zusammengefügten Gefäßeles gab uns die Gewähr, daß der Geist der volkstümlich naiven Bühnenkunst, die im Passionsspiel der Oberammergauer von altersher so mächtige Wirkungen erreicht, unter dem Fortschritt nicht leidet, dessen Wahrzeichen jene Gebäude sind.

Der wackere Rosselenker, ein behäbiger Mann, spielt „im Passion" die Oberammergauer singen „der Passion". Einen vom Hohen Rat, und sein lockenumwallter Kopf hatte schon ganz das ehrwürdige Aussehen, das dieser Rolle zukommt. Wie an allen Traditionen, welche die Darstellung der Passion betreffen, halten die Oberammergauer an dem Brauche fest, den Christus, seine Anhänger und Gegner in der Haar- und Barttracht darzustellen, wie sie der Auffassungsweise der deutschen Maler des 16. und 17. Jahrhunderts entspricht. Das helle Sonnenlicht aber, in welchem auch auf der neuen Bühne gespielt wird, duldet nichts Falsches: auch keine Perücken und falschen Barte! Daher entsteht eine geraume Zeit vor jedem neuen Spieljahr unter den Männern und Jünglingen des Ortes ein allgemeiner Wetteifer, sich Haar und Bart in freiem Triebe wachsen zu lassen, der Rolle gemäß, für die sich jeder einzelne berufen hält. Denn im Passion, womöglich als einer der namhafteren „Actores", mitzuwirken, ist der Ehrgeiz jedes rechten Oberammergauers, und nur echte Söhne des Ortes haben ein Anrecht auf solche Ehre. Einmal den „Christus" spielen zu dürfen, ist wohl der kühnste Traum jedes dort aufwachsenden Knaben, und manche Hoffnung, die solchen Traum schon nahe der Erfüllung sah, mußte an der Laune der Natur scheitern, welche dem Betreffenden die dem Oberammergauer Christusideal entsprechende Locken- und Bartfülle versagte.

Pfarrmesner und Herrgottsschnitzer S. Lang.
Darsteller des Kaiphas.

Die Wahl der „Actores" ist nächst dem Spiel selbst für die Oberammergauer das wichtigste Ereignis eines jeden Jahrzehnts. Schon ein Jahr vor Anfang der neuen Spielzeit beginnen die Vorbereitungen durch den Zusammentritt des „Passionskomitees". Dasselbe besteht aus den zwölf Mitgliedern der Gemeindeverwaltung und sechs anderen durch ihre Stellung dazu besonders berufenen, hinzugewählten Personen. Eine Gemeindeversammlung vollzieht diese Wahl. In ihr wird vom Bürgermeister, der auch dem Passionskomitee

vorſteht, die Mahnung an die Bürger gerichtet, ſich Haar und Bart wachſen zu laſſen und auch die Söhne dazu anzuhalten, damit man ſehen könne, wozu ſie ſich der äußeren Erſcheinung nach im Paſſion eignen. Das iſt für manchen Oberammergauer, der ſich in der Fremde befindet, das Signal zur Heimkehr.

Die erſte That des diesmaligen Komitees war der Beſchluß, die Zuſchauerhalle zu bauen, und eine Gemeindeverſammlung beſtätigte denſelben. Auch eine vollſtändige Erneuerung der Koſtüme wurde in Angriff genommen. Die Vereine, welche es ſich angelegen ſein laſſen, durch Aufführung weltlicher Ballsſtücke und Pflege des Geſangs die vorhandenen Bühnentalente in Uebung zu erhalten, Liederkranz und Turnverein, hören jetzt damit auf. Ein jeder, der ſich zu einer Rolle berufen fühlt, bereitet ſich im ſtillen für ſie vor. Die Geſangskräfte der Vereine werden zu Uebungen herangezogen, welche der Leiter des muſikaliſchen Teils der Paſſion, jetzt Oberlehrer Feldigl, veranſtaltet. Zunächſt werden keine Stücke aus der Paſſion probiert; dies geſchieht erſt nach der Wahl der Mitglieder des Paſſionschors, der mit dem Chorführer jetzt 34 Perſonen umfaßt. Dieſe Wahl fand im Mai des vergangenen Jahres ſtatt. In gleicher Weiſe wird die Wahl des Orcheſters vorbereitet. Die größte Mühe und Sorgfalt erfordert die Wahl der 150 „Actores“ und der vielen ſtummen Spieler im „Volk“ durch das Paſſionskomitee. Eine Liſte wird aufgeſtellt von allen, die als geborene Oberammergauer für das Spiel irgendwie in Betracht kommen können. Jedes Komiteemitglied reicht für die Rollenbeſetzung ſchriftlich unter näherer Begründung Vorſchläge ein, wobei nicht nur die äußere Erſcheinung, das Organ und das Bühnentalent der Kandidaten in Erwägung kommen, ſondern auch der unbeſcholtene Ruf, der Lebenswandel. Namentlich bei der Wahl für die Rollen des Chriſtus, der Maria, Martha und Magdalena wird letzterer mit großer Strenge geprüft. Auf Grund dieſer Vorſchläge wird ſchließlich über die einzelnen Kandidaten durch Ballotage abgeſtimmt.

Iſt der Tag der Wahl feſtgeſtellt, ſo gerät das geſamte Gemeindeleben in den Zuſtand leidenſchaftlichſter Erregung und höchſter Spannung. Diesmal fiel er in die Weihnachtszeit vorigen Jahres. Bevor das Komitee die erſten Wahlen vollzieht, verſammelt ſich die ganze Gemeinde in der Kirche. Ein feierliches Hochamt erfleht den Segen Gottes für das bevorſtehende Paſſionsſpiel. Unter Glockengeläut, in feierlichem Zug, ſchreitet dann das Komitee, geleitet von der Gemeinde, zum Rathaus, um dort ſein verantwortungsvolles Werk zu beginnen. Die Wahl der ſämtlichen

Anton Lang,

Darſteller des Chriſtus, in ſeiner Werkſtätte.

Actores erfordert viele Tage. Drei Wochen nach dem letzten Wahltag findet die Leseprobe statt unter Leitung des Bürgermeisters, welchem die Gesamtdirektion des Spieles zukommt. Seit 1880 übt der Kaufmann Johann Lang dieses wichtige Amt mit bestem Erfolge aus. Noch 1890 hat er, wie schon dreimal vorher, daneben den Kaiphas gespielt. Das Arrangement der lebenden Bilder besorgt der Vorstand der Oberammergauer Schnitz- und Modellierschule Ludwig Lang. Chorführer ist, wie auch schon 1890, Jakob Rutz, ein um die Musikpflege in Oberammergau besonders verdienter Mann, von Beruf ein Schmied.

Nachdem in den Jahren 1870, 1880, 1890 der Erfolg und Ruhm der Spiele den Oberammergauern außerordentliche Einnahmen gebracht, sie aber auch zu außerordentlichen Ausgaben veranlaßt hat, so daß Wohl und Wehe des Gemeinwesens unlösbar mit dem Gelingen jeder neuen Passion verknüpft sind, hat sich der Ehrgeiz im Wettbewerb um die Rollen und zugleich die Bedeutung der Wahl für das Gemeinwohl natürlich noch gesteigert. Dazu bringt jetzt das Spielen einer Hauptrolle ihrem Träger Gewinn. Vor hundert Jahren ergab die Passion für die Gemeinde noch ein Deficit: 450 Gulden gingen ein, während sich die Ausgaben auf 655 Gulden beliefen. Die Vorstellung wurde fünfmal wiederholt. 1860 wuchs die Einnahme für 16 Haupt- und 5 Nachvorstellungen auf 54 810 Gulden an, wovon 15 000 Gulden Kosten abgingen. Damals gelangten 21 751 Gulden an Honoraren zur Verteilung. Sie wurden nach Verhältnis der verschiedenen Leistung in 9 Klassen berechnet, von der 1. Klasse mit 100 Gulden bis zur 9. Klasse mit 8 Gulden herab. Als die Einnahmen immer wuchsen, erfolgte die Verordnung, daß ein Drittel des Gewinns für gemeinnützige Zwecke verwandt werden müßte. Trotzdem konnten im Jahre 1890 an Spielhonorar für die 500 am Spiel Beteiligten 160 000 Mark verteilt werden, wovon der Christusdarsteller 2000, der Musikdirigent 1000, der Chorführer 1000, jeder der Ratsherren zwischen 600 bis 900 Mark, jeder der Schutzgeister zwischen 500 bis 900 Mark erhielt.

Aber nicht etwa diese im Verhältnis zu Zeit und Mühe ja kleinen materiellen Vorteile, sondern die höheren Antriebe des Ehrgeizes und die auseinandergehenden Ansichten über das wahre Gemeindeinteresse machten die Wahl vom 22. Dezember vorigen Jahres, in welcher der junge Anton Lang für die neue Passion zum Christus gewählt wurde, zu einem Ereignis, dessen Nachwirkungen noch heute das Gemeindeleben durchzittern. In den so erfolgreichen Passionen von 1880 und 1890 waren viele der Hauptrollen bei denselben Männern geblieben, welche sie schon 1870 mit bester Wirkung gespielt hatten; so spielte den Christus von 1870 bis 1890 der vielgerühmte Bildschnitzer und Verleger Joseph Mayr. Vor der neuen Wahl spalteten sich die Meinungen: die einen wünschten, daß die altbewährten Kräfte wieder ihre Rollen erhalten möchten; andere traten mit Entschiedenheit für das Recht der Jugend ein, noch bei Lebzeiten der bewährten Alten ihren Anteil am Passionsspiel zu finden. Dies galt im besondern bei der Besetzung des Christus.

Mathilde Rutz, Solistin im Chor. Maria Schwaib, Darstellerin der Martha. Nana Flunger, Darstellerin der Maria.

Aus Oberammergau: Auf dem Wege zur Probe des Passionsspieles.
Nach dem Leben gezeichnet von Fritz Beigen.

Die Jugend siegte. Um Joseph Mayr etwas zu entschädigen, hat man von der Rolle des Chorführers einige wirksame Ansprachen zu einer neuen Rolle, dem „Prolog", abgezweigt, welchen der bisherige Christus sprechen wird, was freilich eine Abweichung von der Tradition und eine Benachteiligung des Chorführers Jakob Rutz war. Auch der Kaiphas fand eine Neubesetzung; für diese Rolle wurde der Mesner und Herrgottsschnitzer Sebastian Lang, ein noch jüngerer Mann, gewählt.

Der neue Christus des Oberammergauer Passionsspiels, Anton

Lang, ist seines Zeichens ein Hafner (Töpfer). Er steht mit seinen fünfundzwanzig Jahren im blühendsten Jugendalter. Sein mildes freundliches Wesen hat etwas Feierliches, das aber ganz natürlich wirkt. Er spricht ein reines Deutsch mit etwas schwäbisch-bayerischer Färbung; die weiche Stimme ist von kräftigem Wohlklang. Tonis stattlicher rüstiger Vater, Rochus Lang, neben dem er sein Handwerk ausübt, spielte 1880 und 1890 den Ezechiel; in diesem Jahr hat er die Rolle des Herodes, die schon der Großvater spielte. Toni erlernte sein Gewerbe bei dem Vater. 1890 ging er in die Fremde, nach Wolfratshausen und München; 1893 und 1894 war er in Stuttgart Hafnergeselle und hat dort manchen Ofen setzen helfen. Dann kehrte er heim. Als er 1895 im Uebungstheater den Knappen in Heeman Schmids „Herzog Christoph der Kämpfer", an der Seite von Joseph Mayr, der den Herzog gab, spielte, da horte er sich von Freunden zum erstenmal als zur Rolle des Christus berufen nennen. Im Mai vor zwei Jahren begann ee sich die blonden Haare wachsen zu lassen. Die Zeichnung Fritz Bergens stellt ihn an der Arbeit in der väterlichen Werkstatt dar, einen der Krüge formend, die für die große Scene der Vertreibung der Wechsler und Krämer aus dem Tempel gebraucht werden.

Jakob Rutz. Chorführer.

Joseph Mayr, früher Darsteller des Christus, jetzt „Prolog".

Peter Rendl, Darsteller des Johannes.

Seit der ersten Leseprobe am 7. Januar waren die Actores, der Chor, die Statisten, das Orchester fast Abend für Abend mit Uebungsproben beschäftigt, die im Rathaus, in der Schule und in einer besonderen Halle stattfinden. Zu diesen Proben hat kein Unbeteiligter Zutritt. Nur das Zusammenströmen der Beteiligten in der Abenddämmerung nach gethaner Arbeit konnten wir beobachten. Kein Lachen und Plaudern fand dabei statt; ernst schritten die Mädchen und Burschen dahin wie zu einer Andacht. So sahen wir auch die neu gewählten Darstellerinnen der Mutter Maria (Anna Flunger, deren Vater Briefbote ist) und der Martha (Maria Schwalb, eines Zimmermanns Tochter), wie sie das Bild auf S. 310 wiedergiebt. Mit ihnen schreitet Mathilde Rutz, eine Solistin im Chor der Schutzgeister. In der Zeit der Proben darf die Musik im Passionsdorf zu keinem Tanzvergnügen spielen; die Schelmenlust der Fastnacht hat dann hier keine Stätte. Aber auch die in der Wahlzeit entstandenen Parteiungen haben in dieser Zeit keinen Bestand; der Geist des Passionsspiels wirkt als Friedensstifter. Alle Gemüter sehen jetzt mit höchster Spannung dem Gelingen des großen gemeinsamen Werks, der ersten Aufführung am 24. Mai, entgegen. Mit dem ersten schönen Frühlingssonntag beginnen die gemeinsamen Proben auf der Bühne im Freien.

Zur Feier der Eröffnung der Eisenbahn füllten sich zum erstenmal verschiedene Sitzreihen des Zuschauerhauses mit Gästen, und auf der Bühne erschien nach zehnjähriger Pause wieder der Chor und ließ mit gutgeschulten schönen Stimmen einen Psalm durch die klare Winterluft in die Halle hinein ertönen. Die Akustik erwies sich dabei als vorzüglich. Wir nahmen den erhebenden Eindruck als gute Vorbedeutung für das Gelingen auch der neuen „Passion", und er bildete den harmonischen Abschluß der vielen sympathischen Eindrücke, welche wie in den Häusern der Oberammergauer, die wir besuchten, erhalten hatten, Eindrücke von einem gesunden, glücklichen, patriarchalisch geordneten Familienleben, welche den alten Satz bestätigten, daß die Pflege der Kunst die Sitten veredelt. Wie hier auch der Frohsinn zu seinem Rechte kommt, das hat uns das herzliche Lachen zweier Haustöchter, die im Passionschor mitwirken, bei Zitherklang und Liedersang am abendlichen Familientische gelehrt!

Der Heufieberbund von Helgoland.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Unter den schier zahllosen Krankheiten und Uebeln, von denen der moderne Mensch geplagt werden kann und von denen jeder Leser einen größeren oder — hoffentlich — kleineren Teil an seinem eigenen Leibe erfahren hat, giebt es mehrere von so eigenartiger Natur, daß sie in Laienkreisen vielfach nicht einmal dem Namen nach bekannt sind. Zu diesen merkwürdigen Krankheiten gehört das Heufieber, das auch als Bostockscher Sommerkatarrh bezeichnet wird.

Im Jahre 1819 machte der bekannte Londoner Arzt, Chemiker und Physiologe John Bostock Mitteilung über eine bei ihm selbst in regelmäßiger Zeitfolge auftretende eigentümliche Krankheit, die er als einen „Fall von periodischer Affektion der Augen und der Brust" bezeichnete. Er erzählte, daß alljährlich bei ihm Anfang oder Mitte Juni ein Gefühl von Hitze und Schwellung in den Augen einträte, welches bald an Heftigkeit zunähme, bis eine peinliche Missempfindung von Jucken und Schmerz zugleich entstände, hervorgerufen durch eine hochgradige Entzündung des Auges unter Absonderung einer dicken, schleimigen Flüssigkeit aus der Bindehaut. Diese Erscheinungen träten abwechselnd mit etwas gemilderten Zuständen in regelloser Folge während mehrerer Wochen auf; in der Regel kämen täglich zwei bis drei solche, ein bis zwei Stunden dauernde Anfälle vor. Mit denselben zusammen träten krampfartige Niesanfälle von äußerster Heftigkeit sowie Brustbeklemmungen und Atemnot auf. Zu diesen Störungen gesellten sich eine Empfindung von Fülle im Kopfe, besonders in der Stirngegend, ein Gefühl allgemeinen Unbehagens und großer Mattigkeit, Unfähigkeit zu Muskelanstrengungen, Appetitverlust, Abmagerung, Schlaflosigkeit, häufige starke Schweißausbrüche. Die Krankheit der Augen, so berichtete Bostock, habe er jährlich etwa seit seinem achten Lebensjahr, ebenso die Nieskrämpfe, während die Brustbeklemmungen sich erst mit dem sechzehnten oder siebzehnten Jahre eingestellt hätten. Die verschiedensten Heilversuche seien ohne Erfolg geblieben, am gelindesten sei es davongekommen, als er sich während der kritischen Zeit einmal sechs Wochen vollständig habe zu Hause halten können.

Dieses eigentümliche Leiden mit seinem typischen Verlauf und seiner regelmäßigen zeitweisen Wiederkehr war den Aerzten vor Bostock gänzlich fremd geblieben. In der Folge aber, als die Aufmerksamkeit der Mediziner einmal darauf gelenkt worden war, wurden nach und nach immer mehr Fälle bekannt. Bostock selber konnte nach neun Jahren 28 neue Fälle vorbringen. Etwa um das Jahr 1830 entstand mit einem Male, man weiß nicht, wo und wie, die Bezeichnung „hay-fever" oder „hay-asthma" (Heufieber, Heuasthma), die der erste Entdecker der Krankheit als irreführend

Digitized by Google

verwarf, während andere, sich mit der Sache eingehend beschäftigende Aerzte ausdrücklich diesen Namen als treffend hinstellten. Es hatte sich nämlich die Meinung gebildet, daß die Ausdünstung des Heues den Grund des Leidens bilde; allein es ist jetzt nicht mehr möglich, aufzuklären, woher diese Ansicht kam. Wie dem auch sei, sie war da und nahm allmählich festere Gestalt an. Schon der englische Arzt Elliotson bezeichnete die wissenschaftlich Anthoxanthum odoratum genannte, angenehm riechende Grasart, und zwar nicht in getrocknetem Zustande, als Heu, sondern in frischem, blühendem Stadium, als Erreger der Krankheit und deutete sogar schon auf den Pollen (Blütenstaub) hin. In Deutschland war es in den sechziger Jahren besonders der Gießener Professor der Medizin und Pharmakologie Phöbus, der, nachdem inzwischen in der Kenntnis des Heufiebers durch ungeschickte, unkritische und zum Teil sogar unwissende Untersucher eine ziemliche Verwirrung Platz gegriffen hatte, mit bewunderungswürdiger Gründlichkeit sich der Sache annahm und die Kenntnis des Leidens in höchstem Maße förderte und verbreitete.

Der Verlauf der Krankheit ist im großen und ganzen, wie er in der oben angegebenen Bostockschen Schilderung dargestellt ist. Individuelle Abweichungen nach dieser oder jener Richtung sind natürlich nicht ausgeschlossen, da der Eine mehr, der Andere minder empfindlich ist. Allen Fällen, die sorgfältig und ohne Vorurteil beobachtet wurden, ist folgendes gemeinsam: Jährlich, zu ganz bestimmter Zeit, fast immer genau zusammenfallend mit dem Beginn der Gramineenblüte (in Berlin zwischen 27. Mai und 3. Juni, in Wien zwischen 10. und 15. Mai, in Italien schon im April), stellen sich in regelrechter Folge zunächst entzündliche, mit starker Absonderung verbundene Reizungen des Auges, dann der Nase ein; später treten bei manchen Patienten, wenn auch nicht bei allen, Brustbeklemmungen und asthmatische Zustände hinzu. Diese Symptome entwickeln sich in der angegebenen Reihenfolge nach und nach während mehrerer Wochen, beharren ein bis drei Wochen auf der Höhe ihrer Entwicklung und nehmen dann allmählich, ohne Anwendung von Medikamenten und ohne ärztliche Eingriffe, wieder ab, bis völlige Gesundung eintritt. Diesem Verlauf eines einzelnen vollständigen Anfalls entspricht auch die gesamte Entwicklung der Krankheit, sofern nämlich in den ersten Jahren Augen- und Nasenleiden allein auftreten, während in den späteren die Atembeschwerden hinzukommen. Natürlich befällt die Krankheit weibliche Individuen gerade so gut wie männliche.

Ueber die Ursache des Heufiebers oder Sommerkatarrhs sind, wie schon angedeutet, seit dem Bekanntwerden der Krankheit die verschiedensten Ansichten laut geworden. Der Entdecker Bostock selbst und eine Reihe hochangesehener Aerzte und Gelehrten hielten lediglich die Sommerhitze für die Ursache; Helmholtz, der auch am Heufieber litt, versicherte wenigstens, daß Hitze den Zustand verschlimmere. Dieser Ansicht steht aber entgegen, daß, wie in vielen Fällen einwandfrei nachgewiesen ist, viele Patienten von den Anfällen verschont blieben, wenn sie rechtzeitig nach den Tropen überfiedelten, wo sie doch einer viel größeren Hitze ausgesetzt waren. Die alte Ansicht, daß das Heu beziehungsweise seine Einflüsse auf den Menschen die Krankheitserzeuger seien, hielt lange stand. Thatsächlich war ja auch in Hunderten von Fällen beobachtet, daß der Ausbruch der Krankheit mit der Heuperiode zusammentraf, daß alle Symptome sich bei der Annäherung des Kranken an eine Wiese oder einen Heuhaufen steigerten, daß selbst ein Gräser enthaltendes Bouquet, in ein Zimmer gebracht, bei den Patienten sofortige heftige Anfälle hervorrief. Bei der Deutung der Erscheinungen wurden übrigens oft Fehlschlüsse gezogen. Man kam auf den Duft von Blumen der verschiedensten Art, auf Staub, Ozon, helles Licht, Ausdünstungen von Tieren und alles mögliche andere; der Aufenthalt in Konzertsälen, in der Eisenbahn ꝛc. wurde für das Heufieber verantwortlich gemacht. In einer 1895 erschienenen eingehenden Arbeit von Prof. Georg Sticker,* der wir die vorstehenden Angaben größtenteils entnehmen, finden sich nicht weniger als 29 Ursachen unserer Krankheit angegeben. Der englische homöopathische Arzt Blackley in Manchester suchte durch zahlreiche, äußerst sorgfältige Versuche zu beweisen, daß das Heufieber in direktem Zusammenhang mit dem Gehalt der Luft an Pollen steht, und hat nach direkten Experimenten behauptet, daß das Aufschnauben von Pollen die Nase der Patienten in hohem Grade reizt, während bei Gesunden sich keine Wirkung zeigt. Er hat sogar angegeben, wie viele Pollenkörner in 24 Stunden auf einem Glasplättchen von einem Quadratcentimeter Größe aus der Luft niederfallen müssen, damit jemand Heufieber bekäme, und hat für sich selbst 20 Körner, für einen anderen 25 als Minimum festgestellt, während 54 bis 66 Pollenkörner schwere Anfälle erregen. Aus allen diesen Untersuchungen zog er den Schluß, daß der Bostocksche Katarrh ein „Pollenkatarrh" sei, hervorgerufen durch die Einwirkung des Pollens auf die Schleimhäute. Schon Phöbus hat vor diesem Schluß gewarnt, und derselbe hat sich auch als Irrtum erwiesen. Daß der Blütenstaub beim Heufieber eine gewisse Rolle spielt, kann nicht wohl geleugnet werden, aber es gehören ein disponiertes Individuum und die kritische Jahreszeit dazu. Gesunden Leuten thut der Pollen nichts, und selbst am Heufieber Leidenden ist er außerhalb der „Leidenszeit" nicht mehr gefährlich. Daraus geht klar hervor, daß der Pollen nicht der wirkliche Erzeuger der Krankheit sein kann. Welcher Art nun der wirkliche Krankheitserreger ist, hat sich noch nicht sicher feststellen lassen. Doch hat die Annahme die höchste Wahrscheinlichkeit für sich, daß der Bostocksche Katarrh oder das Heufieber eine Infektionskrankheit sei. „Findet sich dann, daß der Erreger des Jahreskatarrhs als Miasma auf Wiesen und im Heu gedeiht, so wird die vollständige Bezeichnung Heufieber ..... gerechtfertigt sein" (Sticker).

Nicht ein einziger Fall der Krankheit ist bis jetzt geheilt worden. Wir können darauf verzichten, alle die Heilmittel und Heilungsversuche anzugeben, die gebraucht bezw. angestellt worden sind, und wollen uns hier darauf beschränken, mitzuteilen, daß rechtzeitige Flucht in bestimmte Lagen des Gebirges, auf die See oder eine kleine Meerinsel bisher sich als das einzige, aber auch wirklich wirksame Mittel zur Vermeidung der Anfälle herausgestellt hat. In Amerika werden die White Mountains, Adirondacks, Catskill Mountains und einige Teile der Alleghanies als Zufluchtsorte genannt, auch England, wo es, wie in Amerika, verhältnismäßig viele an Heufieber Leidende giebt, hat seine Kurorte.

Für uns Deutsche hat sich Helgoland als gelobtes Land für Heufieber-Patienten erwiesen. Die Badeverwaltung ist im Besitze einer Reihe hierauf bezüglicher Zeugnisse von Gelehrten, Offizieren, Kaufleuten ꝛc., die auch in Form von Prospekten versandt werden und in denen übereinstimmend versichert wird, daß die Patienten, wenn sie während der kritischen Zeit ihren Aufenthalt auf dem kleinen Felseneiland nehmen, gar nicht, oder doch nur in wesentlich vereingertem Maße, unter dem Uebel zu leiden haben. Im Jahre 1898 haben sich nun auf Anregung des Herrn Otto Schultz aus Hannover die auf Helgoland anwesenden heufieberkranken Badegäste zu einer Genossenschaft unter dem Namen „Heufieberbund von Helgoland" zusammengethan.

Der Bund bezweckt Erteilung von Rat und Auskunft über das Heufieber und seine Behandlung an Mitglieder und Fremde. Der Jahresbeitrag für ordentliche Mitglieder beträgt drei Mark. Nur Heufieberkranke können ordentliche Mitglieder des Bundes werden; außerordentliche Mitglieder werden diejenigen, welche, ohne heufieberkrank zu sein, regelmäßige Beiträge zahlen wollen. Wer die Qualen kennt, welche die Krankheit wochenlang verursacht, der wird es mit Freude und Anerkennung begrüßen, daß einsichtige Männer sich zusammenthun, um die Leiden ihrer Mitmenschen durch Rat und That zu lindern. Der Vorsitzende des Bundes, Herr O. Schultz, Hannover, Mittelstraße 8, versendet auf Wunsch die Statuten des Bandes, sowie Mitteilungen über Behandlung und Linderung der Krankheit. Wir aber wünschen der guten Sache gedeihlichen Fortgang und hoffen, durch diese Veröffentlichung in der über die ganze Erde verbreiteten „Gartenlaube" unser Scherflein zur Förderung der humanen Bestrebungen des „Heufieberbundes von Helgoland" beigetragen zu haben.

Dr. E. S.

* „Der Bostocksche Sommerkatarrh (das sogenannte Heufieber)" von Prof. Georg Sticker in: „Spezielle Pathologie und Therapie," herausgegeben von Hofrat Professor Dr. Hermann Nothnagel, IV. Bd. II. Th. II. Abt., Wien 1896.

Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Neue photographische Apparate.

Die angemein große Verbreitung, welche die Amateurphotographie im Laufe der letzten Jahre gefunden hat, war für die Technik ein Antrieb, die Handcameras auf eine immer höhere Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Einen wesentlichen Fortschritt zeigt z. B. Ermemanns Camera Archimedes B. Sie ist mit einer patentierten Neuerung versehen, die darin besteht, daß das Objektiv sowohl für Hoch- wie für Queraufnahmen vertikal und horizontal verschiebbar ist. Die Vorteile dieser Einrichtung wollen wir kurz erklären. Bei gewöhnlichen Handcameras bekommt man hohe Gegenstände überhaupt nicht ganz auf die Platte, oder man ist gezwungen, den Gegenstand aus weiter Entfernung zu photographieren. Alsdann erscheint aber das gewünschte Bild nur klein auf der oberen Hälfte der Platte, während der nichtgewünschte und selten wirksame Vordergrund die ganze untere Hälfte der Platte einnimmt. Die Verschiebung des Objektivs hilft nun diesem Uebelstand ab. Die drei obenstehenden Aufnahmen des König Johann-Denkmals auf dem Theaterplatz in Dresden werden dem Leser das soeben Gesagte klarer machen. Ohne Verschiebung wirkt die Archimedescamera wie die gewöhnlichen Handcameras. Um das Denkmal ganz auf die Platte zu bekommen, müssen wir aus etwa 25 m von ihm entfernen. Das Denkmal erscheint auf der Photographie klein (s. Fig. 1), und wir erhalten einen Vordergrund, der unschön wirkt. Rücken wir um 10 m näher an das Denkmal und benutzen „Archimedes" wie jede andere Camera, dann können wir auf den Sockel kunstgerecht auf die Platte bringen (s. Fig. 2). Verschieben wir nun das Objektiv, so erhalten wir in derselben Entfernung von 15 m das ganze Denkmal auf die Platte und erzielen ein Bild, das künstlerischen Anforderungen genügt (s. Fig. 3).

Die Camera Archimedes B ist für zwölf Aufnahmen 9×12 und 13×18 eingerichtet, und der Verschluß arbeitet zwischen den Linsen des Objektivs, so daß er die rationellste Belichtung gestattet. Sie ist ferner mit den besten lichtstarken Objektiven ausgerüstet. Schließlich ist noch zu erwähnen, daß von Archimedes B eine besondere Ausführung in den Handel gebracht wurde, welche für Platten und Film eingerichtet ist. Man kann das Film- oder Plattenmagazin jederzeit beliebig abnehmen und zur Einstellung außer dem Sucher noch Mattscheibe verwenden. Die gleiche Konstruktion wird auch für Stereoskopaufnahmen 8½×17 angefertigt.

Fig. 1. Aufnahme ohne Verschiebung des Objektivs in einer Entfernung von etwa 25 m.

Fig. 2. Aufnahme ohne Verschiebung des Objektivs in einer Entfernung von etwa 15 m.

Fig. 3. Aufnahme vom gleichen Standpunkt wie Fig. 2, jedoch mit Verschiebung des Objektivs.

Fortgeschrittene Amateure, die in kunstverständiger Weise große schöne Bilder zu erzielen wünschen, möchten wir noch auf Ermemanns Universalcamera „Rönigen" aufmerksam machen. Dieselbe ist mit allen Einrichtungen der neuesten Technik ausgestattet und kann sowohl als Hand- wie auch als Stativcamera benutzt werden.

Im Wasserwinkel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(9. Fortsetzung.)

Roman von W. Heimburg.

Nach längerem Schwanken hat der Krieg begonnen, schwer liegt der Druck über Deutschland; die Ereignisse gehen ihren Gang mit den Sommertagen, die da kommen.

Im „Wasserwinkel" giebt's viel Arbeit für die Damen. Der alte Verwalter zwar ist ihnen geblieben, aber der junge ist mit fort, und Madame Baldauf hat sich entschließen müssen, noch einmal an die Spitze der Wirtschaft zu treten. Der Juni geht vorüber mit ungewöhnlicher Hitze, und aus Böhmen kommen die Siegesnachrichten, eine nach der andern. Bis jetzt sind die Briefe der Söhne vom Kriegsschauplatz immer pünktlich eingetroffen und haben Gutes vermeldet; beide sind gesund. Eva muß diese Schreiben stets ein paarmal vorlesen. Die Damen sitzen dann Sommerabends im Garten und zupfen Charpie, und Eva ist sehr blaß und still, schon all die Zeit her.

Und am Abend des vierten Juli gegen sechs Uhr, wie sie da wieder sitzen, stiller noch und bedrückter als sonst — denn seit gestern ist eine neue Siegesnachricht da, eine große Schlacht ist geschlagen und gewonnen, aber noch fehlen die näheren Nachrichten — da kommt eine Frau atemlos den Gang heraufgelaufen und fuchtelt so sonderbar mit den Armen.

„Wer ist denn das?" fragt Madame.

„Dore ist's," antwortet Eva, „liebe Zeit, es wird doch ihrem Fritz nichts passiert sein? Fritz ist mit den Husaren fort."

Dore kommt näher, und man hört ordentlich ihr Keuchen. „Fräulein Evachen, erschrecken Sie doch man nich," schreit sie, „aber die Frau Oberstin hat eben eine Depesche bekommen von ihrem Mann — ich habe da heute mit bei der Wäsche geholfen, weil die Seegern krank ist, und da drinnen steht, daß der Herr Oberst leicht verwundet ist und — nee, so was, nee, es ist doch zu schlimm, und was die Frau Oberst ist, die haben wir ganz laut weinen hören bis in die Küche hinein, wo wir Kaffee tranken —"

„Dein Mann, Dore?" fragt Eva und fühlt, wie blaß sie wird.

„Ach nee, Fräulein, um den telegraphierten doch auch der Herr Oberst nicht, nee — Jott, er kann ja auch all hin sein, nee — der Herr Graf — — Ach Jott, nee, so mitten aus die Gesundheit und aus dem Leben raus, und auf dem Flecke tot!"

Eva ist auf ihrem Stuhl zurückgesunken und hat die Hände gefaltet. Madame sieht sie erschrocken an, ohne ein Wort zu sagen. Auch ihr ist die Kunde vom Tode des frischen fröhlichen Soldaten schwer auf die Seele gefallen und mahnt sie an die eigenen Söhne, von denen sie nicht weiß, ob sie noch leben oder nicht.

Digitized by Google

„Und geahnt hat er's, er hat noch zu Fritzen gesagt," fährt Dore fort, „neulich — —"

Mehr hört Eva nicht. Sie nimmt den Hühnerhund Finkendarps, der zu ihren Füßen liegt, am Halsband und geht langsam mit ihm in die Dämmerung der grünen Wege hinein.

„Ach Jatt, Madam," jammert Dore weiter, „so'n Unglück, und die rote Ruhr kommt auch noch, sagen die Leute, alle Lazarette sollen voll sein in Böhmen."

Madame erschrickt; so hatte es damals auch geheißen, als die Cholera auftrat, die ihren Mann wegraffte. Auch das noch! Nicht allein Pulver und Blei, auch die tückische Krankheit in Aussicht! Sie fühlt, wie der Schweiß ihr auf die Stirn tritt bei dieser Nachricht, sie starrt den Weg entlang, den Eva eben gegangen ist, und erst nach einer langen Weile wendet sie sich um und sagt, ihrem alten Sprichwort „Bange machen gilt nicht" getreu: „Ach was, weißt du denn nicht noch mehr? Ein bißchen Cholerine wird's sein; eßt kein Obst, trinkt kein Weißbier und haltet den Leib warm, dann passiert nichts; so Sommerkrankheiten giebt's alle Jahr. Doch nu geh' in die Küche, mein Dochter, und laß dich ein Maß Milch und drei Eier geben und koch dich 'ne gute Suppe heut' abend, und wenn du dich ins Bett legst, dann bete, daß gute Nachrichten kommen; wir können weiter nichts thun als bitten, immer nur bitten!" Und wie Dore gegangen ist, seufzt sie tief auf: „Wie's das Kind eben traf! Es hat ihn doch wohl sehr lieb gehabt. Armes Tierchen, alles schlägt ihm fehl!"

Nach einer halben Stunde kommt Eva zurück und nimmt ihren Platz wieder ein; sie hat ein verweintes Gesicht. Der Hund sitzt vor ihr, hat den Kopf auf ihr Knie gelegt und schaut sie unverwandt an mit großen treuen Augen, es liegt etwas Menschliches, Rührendes in diesen Blicken. „Er hat's verstanden," sagt Eva leise. „Ach, Tante, laß mich das Tier behalten — ich hab's ihm versprochen, als er Abschied von mir nahm."

„Gewiß, Töchterchen!" Weiter spricht die alte Frau nichts, aber sie streichelt des Mädchens blasse Wange, und nach einer Weile bittet sie, um von etwas anderem zu reden: „Fahr' doch mal zu Hanne morgen, Kind; sie ist doch recht sonderbar, die Frau, daß sie nicht einmal kommt mit dem Jungen! Mich wird's sauer bei der Hitze, und komme ich hinüber, so spricht sie ‚ja' und ‚nein' auf alle Fragen und sonst kaum etwas; vielleicht redet sie zu dich mehr. Ich hätte nie gedacht, daß sie sich die Trennung von Karl so zu Herzen nimmt, denn wenn sie bei einander sind, haben sie nichts als bittere Worte, und jetzt möchte sie sich zergrämen."

„Morgen früh kann ich fahren, Taote, gern," sagt Eva, noch immer das Tier streichelnd, und die Thränen rieseln ihr langsam über die Wangen.

„Und höre sie ist vielleicht nach immer ein bißchen eifersüchtig auf dich; mach' dich nichts daraus, Evachen, bleib' freundlich; leicht hat sie's auch nicht in ihrer Ehe, Gott sei's geklagt!"

„Ja, Tante!"

„Dore sagte, es wäre die Ruhr in Böhmen, hast du was von deinem Bruder gehört, ob's wahr ist? Nein? Na, so was wird ja immer übertrieben. Aber der Hanne kannst du doch einschärfen, daß sie sich in acht nimmt und dem Kinde kein Obst giebt."

„Ich werd's ihr vorstellen, Taute."

„Ach Gott, wenn's doch erst andere Zeiten wären, Eva!"

„Sie sind sehr schwer, Taute."

„Ob wir wohl Briefe bekommen morgen? Ob meine Jungens wohl mit dabei waren?"

Madame Baldauf redet noch dem Abendessen Eva zu, doch ihre Arbeit heute zu lassen und lieber ihr Zimmer aufzusuchen.

„Warum denn, Tante?"

„Weil du so traurig bist."

„Ja, ich bin sehr traurig, aber — wird's dadurch besser, daß ich meine Pflichten vernachlässige?"

„Wie du willst, Kind," antwortet Madame und sieht sie verwundert an. Ist das Seelenstärke? Ist es doch nicht Liebe gewesen, was sie mit dem Gefallenen verband? Sie weiß es nicht.

Am andern Morgen fährt Eva nach Charlottenhof. Sie hat Hanne nicht wiedergesehen seit dem Tage vor zwei Jahren, als sie mit Madame schwer gekränkt das Haus verließ, und sie erschrickt, als ihr die junge Frau entgegentritt, schmalwangig, blaß, mit tiefen blauen Schatten unter den Augen. Sie hat etwas Verängstigtes, Scheues, als sie Eva fragt: „Wünschst du etwas — es ist doch nichts passiert?"

„Nur Grüße von Madame bringen und fragen soll ich, wie es dir und dem Kleinen geht, und weshalb du nicht einmal kommst mit dem Kinde?"

„Ach so! Willst du nicht einen Augenblick Platz nehmen? Warum ich nicht komme? Ich kann nicht, weil ich so wenig Zeit habe."

„Du hast doch Eckelberg? Und die Mädchen sind zuverlässig, Amalie vor allem —"

„Ja, das wohl —"

„Fühlst du dich denn krank?"

„Ich bin ganz gesund."

Eva hat ihre Jacke ausgezogen und den Hut abgelegt; sie trägt ein rosa Kattunkleid und ein schwarzes Sammetband um den Hals und sieht trotz ihrer Blässe sehr lieblich aus, um zehn Jahre jünger als Hanne. Die rührt sich nicht vom Fleck wo sie steht, und starrt Eva nur unverwandt an. Amalie kommt mit dem Kleinen aus dem Garten; sie sieht ebenfalls elend aus, das einzige Frische, Rosige ist das Kind.

„Soll ich nicht Frühstück deingen?" fragt das Mädchen.

„Willst du essen, Eva?" erkundigt sich Hanne.

„Ich nehme es dankbar an."

„Sie sollten auch was essen," erklärt Amalie, das Kind in den Wagen setzend, „das ewige Hungern nutzt nichts, da wird man ganz erbärmlich von."

„Ich habe keinen Hunger," antwortet Hanne kurz und macht sich mit dem Kinde zu schaffen.

Nach einem Weilchen kommt Amalie und meldet, daß sie im Eßzimmer aufgedeckt habe. Eva erhebt sich und Hanne folgt ihr, den Wagen vor sich her schiebend. Auf dem groben Drellgedeck, das nach dem Dienstbotentisch aussieht, liegen ganz primitive Messer und Gabeln, mit abgegriffenen schwarzen Holzstielen, statt der silbernen, die Madame ihrem Sohn zur Ausstattung gab.

Amalie bemerkt den erstaunten Blick Evas. „Wir haben unser Silber versteckt, man kann doch nicht wissen, ob die Feinde nicht über Charlottenhof kommen."

„So?"

Amalie schneidet merkwürdig dünne Wurstschnittchen ein und streicht Butterbrot, als sei sie die Herrin. „Ist's denn wahr, Fräulein," sagt sie dabei, „daß Graf Finkenborp gefallen ist?"

„Ja!" bestätigt Eva trübe.

„Die Käuzchen schreien jetzt immer so arg," bemerkt Hanne, und in ihren Augen liegt ein Grauen, daß Eva ein leichter Schauder überfliegt, als sie die junge Frau ansieht.

„Das ist ja alles Unsinn," erklärt Amalie.

„Nein, ich glaube daran," unterbricht Hanne sie, „gestern mittag sah ich ein Leichentuch in der Luft fliegen, und es fiel auf unser Dach."

„Aber Hanne!" ruft Eva, sich unwillkürlich schüttelnd, „seit wann glaubst du denn ans Spuken?"

„Ich habe immer daran geglaubt. Wie meine kleine Schwester starb, war's auch so, da hat's mein Vater fliegen sehen, das Tuch, wie er neben seinem Schäferkarren gelegen hat draußen auf der Flur. Er hat's auch gleich gewußt, daß es unserm Mariechen galt."

„Nun, vermutlich war sie recht krank?"

„Nein, gar nicht, sie ist von der Scheune gestürzt bei Trempets, wo sie mit Minchen Trempel auf den Balken umherkletterte, und war gleich tot."

„Ach, du · ich bitte dich, Hanne, wie kann man nur an solchen Unsinn glauben!"

Hanne geht, statt zu antworten, aus dem Zimmer, weil es geklopft hat. Man hört sie draußen mit jemand sprechen und Amalie sagt grimmig: „Das ist ja heilig der eklige Mensch wieder, der Rechtsanwalt Trenberg — die Frau muß ja zu Grunde gehen bei den Quälen."

„Was hat denn Hanne mit einem Rechtsanwalt zu thun?" erkundigt sich Eva.

„Ach, ich weiß nicht," antwortet Amalie ausweichend, „es ist irgend etwas mit dem Herrn."

„Sie dürfen's mir nicht sagen?" forscht Eva, die unruhig geworden ist, Hannens rätselhaftes Benehmen mit dieser Sache in Verbindung bringt und die Verpflichtung fühlt, Hanne zu helfen

„Es ist wegen der Scheidung."

„Scheidung?" Eva ist ordentlich in die Höhe gefahren von ihrem Stuhl.

„Ja — Herr Baldauf will sie ja wohl nicht mehr, und der Rechtsanwalt, ein Kneipbruder ist's vom Herrn, soll sie überreden zur Scheidung, aber sie läßt sich nicht scheiden, sie thut's nicht, was ich ihr auch gar nicht verdenke. Denn er will sie doch nur los sein, um eine andere zu nehmen, das wissen wir ja." Die Person fixiert dabei das junge Mädchen von oben bis unten, aber Eva merkt es nicht in ihrer schmerzlichen Ueberraschung. „Und nun," fährt Amalie fort, „kommt er immer und redet gütlich mit ihr, wie er sagt, und Frau Baldauf antwortet ihm gar nicht mehr, bis er dann müde wird und wieder geht."

„Große Gott!" stöhnt Eva, „das muß aber doch Madame wissen, Amalie, die hat ja keine Ahnung —"

„Wozu denn, Fräulein? Von Madam läßt sich der Herr längst nichts mehr sagen, und wie kann sie denn jetzt auch was thun? Er ist draußen in Böhmen, und wir sind hier. Frau Baldauf hat ganz recht, sie läßt den Herrn reden und antwortet nicht."

„Davon, daß es so schlimm hier steht, haben wir nichts, gar nichts gewußt!" jammert Eva.

„O, das spielt schon seit lange, begann schon, bald nachdem Madam dem Herrn Charlottenhof übergeben hat. Ich dachte immer, es würde anders, wie das kleine Kerlchen erst da war, aber nein —"

„Und was soll denn nun werden?" fragt Eva und sieht ganz fassungslos auf das kleine Kind in dem Wägelchen, das von Amalie mechanisch hin und her geschoben wird.

„O, sorgen Sie sich man nicht; Frau Baldauf wird schon ihr Recht finden, und bitte, thun Sie nicht, als ob Sie es wissen. Sie hat ja keinen weiter, mit dem sie sprechen kann, als mich, und ich will nicht, daß sie das Vertrauen zu mir verliert."

Wie betäubt steht das junge Mädchen am Fenster, als Amalie den Wagen mit dem Kleinen hinausgefahren hat. Dort liegt der Garten so friedlich im Schein der Morgensonne, der Duft des gestern gemähten Grases dringt herein, und auf den Rabatten blühen die Sommerblumen, als gäbe es keinen Tod, keinen Kummer, kein Herzeleid in der Welt. Wie heimelig und traut ist dies Stückchen Erde!

„In Ruhleben ist die Ruhr," hört sie hinter sich sagen mit einem apathischen, klanglosen Organ, daß sie erschrocken zusammenfährt. Hanne steht da drüben am Tisch und sieht sie an, ihre Farbe ist geradezu aschfahl. „Der sagte es eben," spricht sie weiter.

„Dann fahr' doch um Gottes willen nicht hinüber," bittet Eva, „Tante Baldauf bittet dich auch um Vorsicht."

„Ich weiß — ich fürchte mich nicht," antwortet Hanne. „Nun wie bei Königgrätz gesiegt haben," vollendet sie, „meint der, wird wohl Frieden werden, und dann kämen Unsere wieder heim. — Weißt du auch davon?"

„Vom Wiederkommen? Nein, Hanne!"

„Ich wollte, sie kämen noch nicht," murmelt die junge Frau.

„Was sagst du?" fragt Eva, die glaubt, nicht recht gehört zu haben.

„Ich sagte nichts."

Von jetzt an verstummt Hanne, Eva erhält keine Antwort mehr auf ihre Fragen; und wie sie sich erhebt, um den Wagen zu bestellen, atmet Hanne sichtlich erleichtert auf. „Adieu, Eva!"

„Komm mal zu uns," bittet letztere, „versprich mir das — morgen, ja?"

„Morgen nicht."

„Dann übermorgen — bestimme mir gleich einen Tag!"

„Ich weiß noch nicht; ich komme schon mal, Eva."

„Soll ich nicht von dir grüßen?"

„O ja, gewiß, grüße mir!"

Traurig und aufgeregt verläßt Eva Charlottenhof. Sie weiß nicht, was thun. Soll sie Madame zu all ihrem Kummer noch die Mitteilung machen von dem, was sie hier erlebt hat? Sie beschließt endlich, es von der Stimmung der alten Dame abhängig zu machen. Wie sie aber im „Wasserwinkel" die Wohnstube betritt, sieht sie, daß eine Mitteilung heute nicht angebracht ist. Seit fünf Tagen kam keine Nachricht von Moritz, und auch heute blieb die Post von ihm aus. Madame, die den ganzen Tag allein war, erscheint sichtlich aufgeregt. „Vielleicht ist er verwundet, vielleicht — ach Gott, es muß doch etwas geschehen sein — bei Königgrätz war ja sein Regiment auch. Oder mit Karl ist's was, und sie wollen es uns nicht schreiben, Kind," jammert sie.

Eva will sie trösten, aber die Kehle ist ihr wie zugeschnürt, sie bringt kein Wort heraus.

Als Madame endlich nach Hanne fragt und wie es ihr gehe, sagt sie kurz: „Gut, Tante; sie wird bald mal kommen." Unmöglich kann sie die alte Frau noch mehr in Sorgen stürzen.

Der Krieg ist beendet; die Friedensverhandlungen haben begonnen, aber sie scheinen sich endlos in die Länge ziehen zu wollen. Und ruhig aufatmen kann doch niemand, denn die Cholera ist da, die richtige asiatische Cholera, nicht die Ruhr. Und als dann der Friede geschlossen ist und die Heere auf dem Rückmarsch in ihre Garnisonen begriffen sind, da wütet die schreckliche Seuche just am ärgsten.

Unheimlich ist's in Hohenburg. Die ganze Stadt riecht nach Chlor, und dennoch hat man Ehrenpforten gebaut und Kränze gewunden und schickt sich an, den Husaren entgegen zu ziehen, die morgen oder übermorgen kommen sollen. Viele der besser situierten Familien sind geflüchtet, Robert hat auch Madame bereden wollen, fortzugehen mit Eva; aber sie ist geblieben. „Ich gehe nicht von meinem Posten in schlechten Zeiten," hat sie gesprochen, als der schreckliche Gast, die Krankheit, urplötzlich auch in das Herrenhaus eindrang und den alten Verwalter und zwei Mägde als Opfer forderte. „Aber Eva soll fort, sie soll zu Hanne gehen, da ist gute Luft!"

„Ich bleibe, wo du bleibst," lautete Evas Erklärung, und so hausen sie miteinander weiter, trotz des ärgerlichen Drohens von Robert, der seine Familie in einem Gebirgsdorf geborgen hat und nun um die Schwester bangt.

Jeden Tag kann der Hausherr heimkehren, jeden Tag auch Karl wieder eintreffen. Eva ist des öftern nach Charlottenhof gefahren, um Hanne zu besuchen, die ihr so unsäglich leid thut; sie ist vorgestern wieder bei ihr gewesen und will heute wieder hinüber, obgleich Hanne gar kein Hehl daraus macht, daß ihr diese Besuche lästig sind. Sie ist von einer schrecklichen Unruhe und sieht noch jämmerlicher aus als vor ein paar Wochen.

Eva hat ihr vorgestern gesagt, daß Karl jeden Tag kommen könne, er habe es seiner Mutter geschrieben; sie vermutet, daß er seiner Frau gar nicht mehr schreibt, und will sie vorbereiten.

Der Anwalt war kurz vorher bei der jungen Frau gewesen, um ihr zu raten, für sich und ihr Kind eine Wohnung in Ruhleben zu suchen, um sich nicht neuen Kränkungen auszusetzen: Herr Baldauf beharre fest bei seinem Beschluß, sich von ihr zu trennen. Aber Hanne hatte ihn nur starr angesehen, wie Amalie erzählt, und sich achselzuckend umgewendet. „O, sie weiß sehr gut, die Frau Baldauf, daß sie sich mit dem Verlassen des Hauses ins Unrecht setzen würde — sie bleibt."

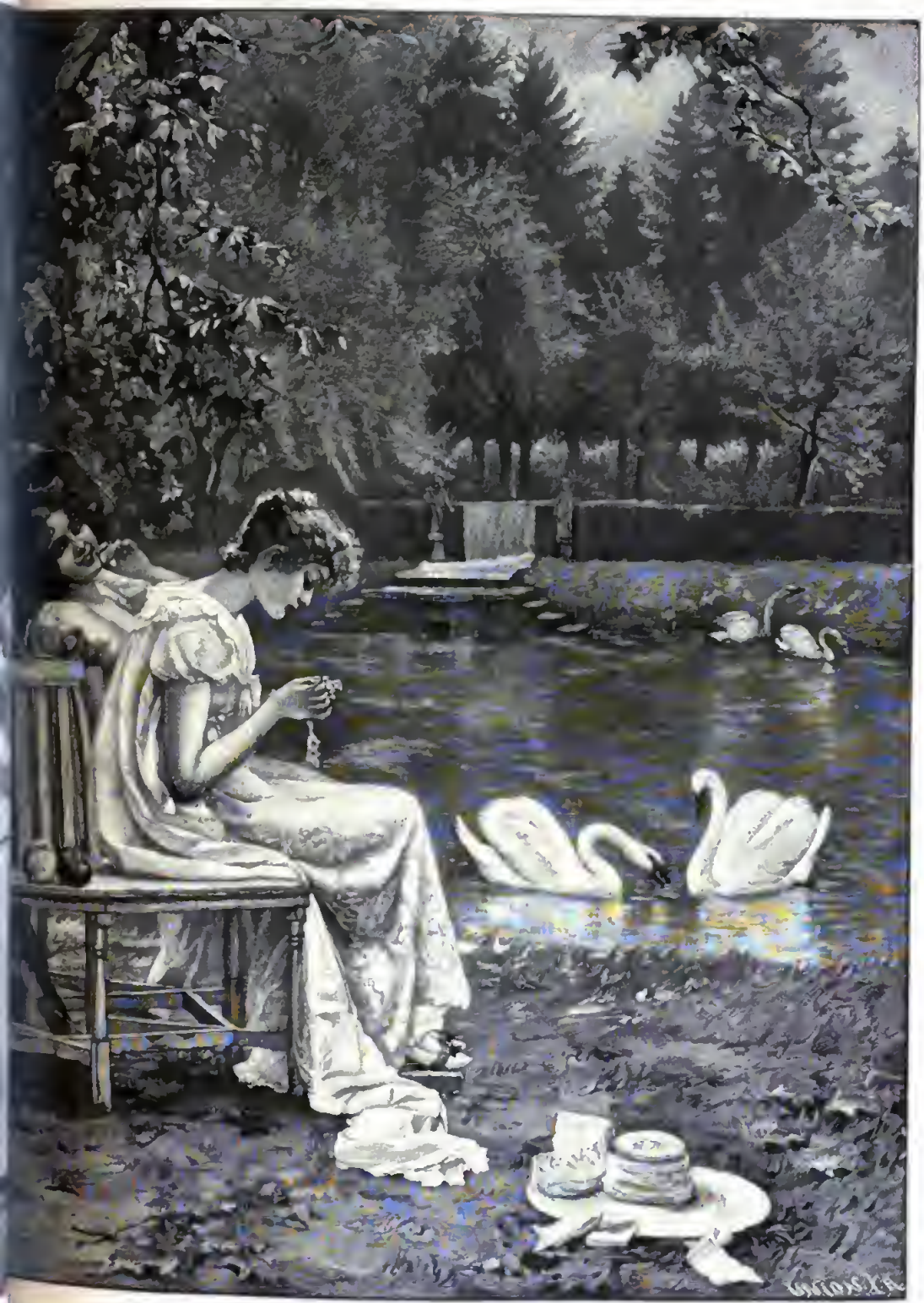
Auf Eva lastet dies alles mit eisernem Druck; sie hat keine Ruhe. Trotz der unheimlichen Zeit, in der sie am liebsten die alte Dame nicht einen Augenblick allein ließe, beschließt sie also, wieder nach Charlottenhof zu fahren, um nachzusehen, was Hanne treibt. Sie wird gar nicht ausspannen lassen, sondern so bald als möglich zurückkehren!

Unterwegs, auf der Fahrt durch die Dörfer, sieht sie verschiedene Hausthüren mit Grünlanden geschmückt, und aus den Backhäusern dringt festlicher Kuchenduft; da und dort wird ein Heimkehrender erwartet, ist vielleicht schon gekommen. Lieber Gott, wie furchtbar muß Hannens Erwarten sein! Anstatt ihm die Arme entgegenzubreiten, wird sie still in ihrer Stube verharren, gewärtig, daß er sagt: „Warum kreffe ich dich noch, warum bist du nicht gegangen? — Geh! — Geh!"

Das Herrenhaus ist nicht geschmückt; auf dem Hofe sind die Erntearbeiten im Gange, aber die Knechte beeilen sich nicht, die Aufsicht scheint zu fehlen. Vor der Freitreppe steht ein Haufe Weiber in leisem Gespräch, und wie Buße vorfährt, sieht Eva in erschrockene und finstere Gesichter. Und Eva fühlt plötzlich, daß irgend etwas geschehen sein muß, etwas Schreckliches. Angstvoll, fragend sieht sie die Frauen an, und eine von ihnen versteht ihre Blicke und sagt: „Sie hat sich das von Ruhleben mitgebracht.

Digitized by Google

Die
Nach dem



chuld.

mann Koch.

Copyright 1898 by Gustav Schauer in Berlin.

Digitized by Google

Un Amalie hett se au ack. De Doktoe is drinnen — kehren Se lieber um, Fräulein, helpen können Se doch nich, Se holen sick bloß noch de olle Süke (Seuche) —"

„Frau Baldauf ist krank?"

„All dodt is se, vör 'ne Stünn schon; nu ligt dat Mäken, wat bi den Kinne is, ock in Starben —"

Eva läuft wie gejagt die Stufen empor und ins Haus, ein penetranter Chlorgeruch schlägt ihr entgegen; kein Mensch zu sehen. Im Wohnzimmer steht der Kinderwagen mit dem schlafenden Kleinen, ein junges Mädchen, fast ein Kind noch, sitzt dabei mit vom Weinen verschwollenen Augen.

„Wo ist der Doktor?" fragt Eva.

„Ach Gott, bei die Amalie; es is man gut, daß Sie da sind, ich fürchte mich so —" weint die Sechzehnjährige. „Meine Mutter hat mich gehalt, ich soll da bei dus Kind sitzen, bis jemand kömmt, der sich um dus kümmern kann. Die Mädchens sind alle fortgelaufen — meine Mutter ist nämlich die Totenfrau; sie dringen ihr eben in dus Gartenhus, damit sie nicht ansteckt."

„Such' den Doktor!" sagt Eva. Wie betäubt setzt sie sich neben den Wagen des Kindes, während das Mädchen davonläuft. Als der Arzt eintritt, fängt sie nu zu schluchzen. „Verzeihen Sie, ich mußte Sie sprechen — ist es wahr, daß —"

Er bleibt am Ende des Zimmers stehen, als scheue er sich, ihr zu nahen. Er sieht abgehetzt und blaß aus. „Frau Baldauf ist tot, seit einer Stunde etwa; ist mitten in den Vorbereitungen zu ihrer Abreise gestorben; heute nachmittag wollte sie fort mit Kind und Mädchen. Sie sagte mir mitten in ihren Krämpfen, daß sie nach Amerika gehe zu ihren Eltern. Das Kind wollte sie ihrem Manne nicht lassen — wer kann es ihr verdenken! Nun sollten Amalie und der Kleine allein reisen auf der Sterbenden Wunsch, aber das Mädchen wird wohl auch binnen einer Stunde nicht mehr leben."

Eva ist so erschüttert, daß sie thränenlos und zitternd dasteht.

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen einen guten Rat zu geben mir erlaube, Fräulein," spricht der Arzt weiter. „Hier liegt noch eine Sterbende, es ist überhaupt ein gefährlicher Aufenthalt für Sie. Nehmen Sie das Kind und fahren Sie zurück, der Verwalter mag hier zuschließen und für Ordnung sorgen, bis Herr Baldauf kommt. Und entschuldigen Sie mich, ich möchte wieder hinauf zu der Kranken — Sie müssen sich schon selbst helfen —."

Und Eva nimmt den kleinen schlaftrunkenen Jungen aus seinem Wagen, hüllt ihn in ein langes Mäntelchen, das auf dem Sofa liegt, offenbar für die bevorstehende Reise angeschafft, und trägt ihn hinaus ans seinem Vaterhause. Mitleidig helfen ihr die Frauen beim Einsteigen. „Kommen Sie man gut hin!" ruft ihr eine Stimme nach, als der Wagen im scharfen Trabe vom Hofe fährt. Madame, was wird Madame nur sagen? Wenn sie mich aussteigen sieht mit dem Kinde, dann weiß sie alles, denkt Eva, — mit einem Schlage alles.

Und so ist es auch! Schreckensbleich eilt Madame Baldauf, die am Fenster gestanden hat, um auf Eva zu warten, ihr entgegen. „Um Gottes willen, Evachen, du bringst das Kind? Es ist was geschehen mit Hanne! — "

Und Eva nickt. „Die Cholera," murmelt das junge Mädchen.

„Hanne? Tot?"

Eva nickt stumm.

„Karl, mein Gott, was wird Karl sagen!" schreit die alte Frau auf und folgt Eva, die das schlafende Kind auf das Sofa bettet, „wie furchtbar, Eva, wie furchtbar ist das!"

Und Eva steht da, regungslos, mit gefalteten Händen, wie erdrückt von der entsetzlichen Tragik dieses Todes. Nun war sie gegangen, wie er es gewollt, auf Nimmerwiedersehen! Ob er nicht zusammenbrechen mußte, wenn ihn an der Schwelle seines Hauses diese Nachricht empfing?

„Ach Kind, wie schwer! Wie schwer!" jammert die alte Frau weiter und nimmt den Kleinen empor, der aufwacht und, über die ungewohnte Umgebung erschrocken, anfängt zu weinen.

Eva widerspricht ihr nicht; sie soll es nie erfahren, daß Hanne abgerufen wurde zur rechten Zeit. —

Ein paar Stunden später kommt Karl plötzlich an. Er ist zuerst nach Hohenburg gereist, will rekognoscieren, wie es in Charlottenhof steht, im Notfall ganz allein mit seiner Mutter über die Scheidung sprechen, ihr vorstellen, daß er es nicht aushalte mit Hanne, daß er zu Grunde gehe neben ihr. Er ist völlig ahnungslos, als er das Haus im „Wasserwinkel" betritt. Das Stubenmädchen sieht ihn scheu an, Busse, der eben aus der Gesindestube vom Essen kommt, bietet zwar einen „Guten Abend!" und bleibt stehen, es's walle er etwas sagen, verstummt dann aber, er hat das Herz nicht dazu. Karl fragt, wo seine Mutter ist, ob sie sich wohl befinde und ob sein Bruder schon eingetroffen sei.

„Madam sind oben in ihrem Zimmer," giebt das Mädchen Auskunft. Dann fragt er die ihm Folgende noch, ob hier auch jemand habe ins Gras beißen müssen an der verdammten Cholera. Was ihn betrafe, sa habe er alle Tage Pflaumen und Gurken gegessen, er halte die Geschichte überhaupt für Mumpitz. Wenn man den Leib nur warm halte; alle, die die fatale Geschichte kriegten, hätten sich nicht richtig innen und außen gewärmt; drei Zoll hoch Cognac und Rotspon im Magen, da hole einen der Teufel nicht. Und oben angekommen: „Na, habt ihr auch ordentlich Lorbeerkränze gemacht für mich?"

Sorglos wie immer, riesig angethan von seinen Kriegserlebnissen, tritt er bei der „Alten" ein, die nun sicher froh sein wird, daß er überhaupt wieder da ist, und seinen Entschluß, die Scheidung betreffend, in der Freude des Wiedersehens wohl milder beurteilen mag!

Wie er eintritt, erblickt er Madame im Bette, mit einem Tuch um die Stirn, das sie bei heftigem Kopfschmerz zu tragen pflegt, und Eva geht im Zimmer auf und ab, hat ein Kind im Arm und summt leise eine einschläfernde Melodie. Als sie ihn gewahrt, bleibt sie stehen und sieht ihn mit unverhohlenem Entsetzen an, als sei er ein Gespenst.

Zuerst begreift er nicht, dann erkennt er den Blondkopf seines Jungen, und ein freudiger Schreck durchzuckt ihn — seine Frau, sein Quälgeist, die Last seines Lebens, sie ist vernünftig gewesen, ist ihres Weges gegangen!

„Kurt! Karl!" jammert die alte Frau, die ihn erkennt. „Du lieber Gott — es thut mich ja so schrecklich weh, daß du sa'ne Heimkehr hast!"

„Was denn, Muttee?" sagt er und tritt ans Bett. „Rege dich doch nicht so auf! Sieh mal, daß sie gegangen ist — na — wir wollen in dieser Stunde nicht gleich davon sprechen, Mutter —"

Die alte Frau versteht ihn nicht, wie Hilfe suchend sieht sie sich nach Eva um, und diese kommt jetzt herüber; in ihren sonst so sanften Augen flackert's wild und heiß auf, wie sie sagt: „Ja, Hanne ist gegangen, heute mittag, aber nicht weit — nur bis auf den Kirchhof —"

Er erschrickt doch; sie sieht's deutlich an seinem Zurückbeben vor ihr. „Tot? — An der Cholera?" murmelt er.

„Ja!" Die Mädchenaugen bohren sich förmlich in die seinen mit einem Ausdruck grenzenloser Verachtung. Dann wendet sie sich mit stolzer Gebärde ab und geht mit dem Kinde in die Nebenstube.

Madame hält den Atem zurück und sieht ihren Sohn an in Erwartung eines Schmerzensausbruches; was er gemeint, was Evas Antwort bedeutet, hat sie nicht verstanden. Und als er still bleibt und nun, nervös seinen Bart streichend, an ihr vorüber sieht, beginnt sie zu trösten: „Sie hatte doch viele gute Seiten, die Hanne, und hatte dich ja aufrichtig lieb, und nicht gegessen und getrunken hat sie, solange du fort warst, elend und blaß war sie geworden, wie ein Schatten, und so sonderbar, als ob sie sich die Angst um dich zu Kopf nähme. Lieber Gott, ich weiß doch, ich weiß, wie dich's zu Mute ist — armer, armer Junge!"

Da dreht er sich auf dem Flecke um und geht aus der Stube.

— —

Andern Tages, vielleicht eine Stunde früher, als Karl gestern eintraf, kommt Moritz heim; Busse hat ihn abgeholt von Ruhleben. Er erfuhr sofort alles von Busse, auch daß die Mutter vor Schreck erkrankt ist, daß der kleine Charlottenhofer sich im „Wasserwinkel" befindet, und daß die junge Frau g'rad' hat ausreißen wollen mit dem Kinde nach Amerika, weil der Herr sie fortwährend habe kriegen lassen zur Scheidung. Zuerst sei sie noch ganz matt gewesen und habe über das Ansinnen gelacht; wie aber immer wieder der Anwalt aus Ruhleben mit seinen Vorschlägen gekommen sei, habe sie sich ja wohl rächen und ihm das Kind entziehen wollen durch die Flucht nach da drüben, nach Kalifornien, wo ihre Eltern auch seien. „Alles Silberzeug, Messer und Gabeln und

Sahaekanne und sonstige Wertgegenstände, auch Betten und Leinenzeug, was sie nur irgend loskriegen kannte, habe sie aerkauft in Ruhleben, damit sie dort bei den Ettern nicht ats Bettlerin ankomme. Und dann kam's anders. Sa sagen man die auf'm Hose, Herr Baldauf! Na ja, ein Glück war's ta wohl überhaupt nicht mehr mit die Eheleute, un Herr Karl hat ja na seinen Willen, un sie hat Ruh'. Aber es is kein schönes Heimkammen sar Sie in so'ne Zeit, Herr Baldauf; immer un immer die Angst um die olle Chalera! — Von die Husaren sind auch gleich welche gestarben gestern, sie waren kaum ein paar Stunden da. Aber, gattlob, Madam un unser Fräulein sind soweit munter, man btaß Kopfschmerzen hat Madnm von dem Schreck über die jaage selige Frau."

„Gottlab!" sagt auch Moritz, „undder Himmel gede, daß sie verschont bleiden!" Und wie gestern Kart, sa findet er heute die Fraaen: die Mutter im Bett, Eva mit der Pflege des Kleinen beschäftigt.

Er bleibt, als er eintritt, stehen und sieht Eva an, die dem Kinde auf ihrem Schoß sorglich das Süppchen giebt und auch nicht aafsteht, ats er kammt, soadern tief erglühend ihm nar zunickt, als sei diese Fütterung das Wichtigste auf der Welt, als kehre er nicht eben aus Tod und Gefahr zurück. Ein finsterer Zug tritt in seia Gesicht, er vermag kaum ihren Gruß zu erwidern; dann küßt er seine Mutter, die beide Hände nach ihm ausstreckt, und sagt: „Da hast du mich wieder, Mutter!"

Er hat sich das Heimkommen so anders vorgestellt.

„Ach, Moritz, sieh mal das Kind — du weißt's schon — Lieber Gott!" Und wie er traurig nickt, hält sie nur still seine Hand eine ganze Weile.

„Mich mußt du entschuldigen, Maritz," sagt endlich die alte Frau, „aber Eva ißt nachher mit dich Abendbrot, man ganz einfache, ganz leichte Kost, Moritz, wegen die alte schreckliche Krankheit."

„Der Kleine wird ja wohl schlafen bis dahin," wendet Eva zögernd ein.

„Ach — was! Wenn er nicht schläft, dann nimmt ihn Karline; du kannst dich doch nicht ganz und gar aufopfern für das Kind und für mich," meint Madame; „Maritz will auch sein Recht, wird ein bißchen redea wallen, was er erlebt hat," und sie küßt ihrem Sohn verstahlen die Hand, daß er rot wird unter dieser demütigen Liebkosung: sie sind immer sanft so schlicht miteinander, ohne Zärtlichkeit. „Mein Liebstes, mein Bestes," sagt sie leise. „Und nu geh, zieh dich dein Civilkleid an, daß ich nichts mehr sehe von der schweren Zeit, und morgen fallst du ein ardentliches Stück Geld für die Invaliden nach Berlin schicken: ich bin so dankbar, daß ihr heimgekehrt seid beide! Und — zum Begräbnis in Chartatteahof kammst du zu spät, es ist auch am Ende besser: die alten Sellens sind heut' früh dagewesen, ich habe sie hinfahren lassen."

Eva und Moritz sitzen eine Stunde später allein bei Tisch ia dem erhellten Eßzimmer. Sie hat alles zierlich hergerichtet, und auf seinem Teller liegt ein Lorbeerreistein; ein Kranz ist ihr so theatralisch vorgekommen. Wie ein paar Leute sitzen sie da, die nur selten Gelegenheit haben, sich zu sehen, die, sich innerlich ganz fremd, nicht recht wissen, wie sie sich gegeneinander benehmen sallen, gar nicht wie Bruder und Schwester; und doch sind sie nur wenige Manate getrennt gewesen. Er sieht ernst aus, er hat wieder den Zug im Gesicht wie vor einigen Jahren, den sie ja an ihm fürchtet, leidend und abwesend.

Ein Weniges sprechen sie hin und her über den Todesfall, über den siegreichen Krieg, über Finkendorp, und Eva lockt den Hund, den dieser ihr vermacht hat, wie sie leise erzählt, halb lächelnd, halb weinend, und fragt Maritz, ob auch er erlaabe, daß sie ihn behalten dürfe.

„Selbstverständlich!" bejaht er kurz.

Einmal streift ihr Auge flüchtig die Uhr an der Wand.

„Aha, die neuen Pflichten," sagt er laut, „genieren Sie sich nicht, Eva, ich habe ohnehin zu thun, will mit dem Hofmeier reden. Mahtzeit — Gute Nacht!"

Jäh hebt er die Tafel auf und beachtet gar nicht, daß der Nachtisch eben aufgetragen wird, eine Makronentarte, die Eva selbst gebacken hat, sein Lieblingskuchen. Er geht mit großen Schritten aus der Thür, und gleich darauf schallt seine Stimme vam Hafe herein. Eva schleicht bestürzt hinauf und setzt sich an das Bett des Kindes.

Tag um Tag vergeht: die Opfer der Chalera werden weniger; endlich, gegen November zu, scheint die Pest erloschen und ein großes Aufatmen geht durch die Menschheit, die nun erst der Errungenschaften sroh wird, die der glorreiche Krieg gebracht hat.

Das alte regelmäßige Leben im Herrenhause des „Wasserwinkels" hat wieder begannen: die kurzen Tage mit ihrem trauten abendlichen Lampenschein spinnen die Bewahner wieder ein, und dann ist da noch etwas, das leuchtend in das Düster strahlt, der Blondkopf van Hannens Bübchen. Die alte Frau lebt förmlich auf in dem Kinde, das jetzt sa drollig wird, ptappert und läuft und an Eva wie eine Klette hängt. Ueberall, wo sie ist, ist das Kind; es klettert rückwärts die Treppe hinanter auf allen Vieren, wenn es Eaa unten weiß, und sein anausgesetztes Rufen „Wawa, tamm doch! Wawa, Tarl tommen!" macht sie alle lachen, nur Einen nicht, den großen stillen Onkel, für den das Kerlchen förmlich Luft ist. Er kann ordenttich ungemütlich werden, wenn seine Mutter den Kleinen in das Wohnzimmer unten schleppt, der nun beim Erbticken Evas einen Jauchzer ausstößt.

Regelmäßtg Sonntags erscheint Karl, um sein Kind zu sehen, wie er sagt. Die Brüder richten nie ein Wort aneinander, aber das merkt nur Eaa, in der allgemeinen Unterhaltung bei Tische geht das verloren. Madame, die sonst so Wortkarge, spricht mehr als früher, sie sieht sa verklärt aus in der stillea Freude, taeder zwischen ihren Beiden sitzen zu können. Eva fragt sich, ab die alte Dame wirklich die schreckliche Ungemütlichkeit, die in diesen Tagen herrscht, nicht merkt, oder ob sie sie nicht merken will. Jedenfalls äußert sie sich nicht darüber.

Ende November wird es kalt und schneit stark. In den Straßen klingen die Schlittenglocken und der Neubau am Ende des großen Gartens steht verlassen; man hat die leeren Fenster mit Brettern verschtagen, und Moritz sagt, es sei gut, daß die Wände ordentlich ausfrieren, denn unter Dach ist ja das Haus.

Die prächtige Schittenbahn scheint Karl zu verlocken, nach öster zu kommen; alle Tage klingelt sein Schlitten auf den Hof. Gewöhatich steigt er sofort hinauf in die Kinderstube, und Maritz hätte nicht nötig gehabt, so eilig seine Pelzmütze aufzusetzen, den Paletat anzuziehen und das Haus zu verlassen; meistens kammt Karl gar nicht herunter: er sitzt droben bei den Frauen nad dem Kinde, das er za vergöttern scheint. Madame Baldauf rührt diese Zärtlichkeit unsäglich. „Er war schon mit dem Ersten sa liebevoll, er ist ganz vernarrt in den kleinen Krabauter, Evachen," sagt sie, „und das macht vieles wieder gut in meinen Augen."

Eva antwartet nicht. Sie wird van Tag zu Tag stiller und nachdenklicher; zuweilen hat sie rotgeweinte Angen und behauptet dann, es sei von der Kälte oder vam Schnupfen. Unmerklich überläßt sie den kleinen Karl mehr und mehr der alten Dame; sie hat auch triftige Gründe, denn die gaaze bedeutende Arbeitslast, die um diese Zeit der Hausfrau in einer großen Landwirtschaft zufällt, liegt jetzt auf ihren Schultern allein; das Schlachten, das Pöteln, die Weihnachtsvorbereitungen lassen sie kaum zu Atem kommen. Ueberall hört man ihren leichten Schritt, ihre freundliche, etwas gedämpfte Stimme, das teise Klirren ihrer Schlüssel. Mitunter muß sie auch den Hausherrn bittea, ihr über dies und jenes Auskunft zu geben; sie steht dann vor ihm in der Wohnstube unten und redet mit ernsthaftem Gesicht. Er sieht gewöhnlich an ihr varüber, ihm entgehen so ihre traurigen Augen, ihr jäher Farbenwechsel, und er bestätigt durch ein stummes Nicken oder durch ein „Ganz wie Sie denken — das überlasse ich vollkommen Ihnen," sein Einverständnis. Eva hat das Gefühl, daß er nur deshatb zu allem Ja! sagt, um diese Aussprachen mit ihr möglichst za verkürzen.

Einmal erscheint Karl mit einem „Gruß vom Weihnachtsmann", wie er sagt. Seine Mutter erhält ein silbernes Brillenetui mit ihrem Namenszug, das sie kopfschüttelnd betrachtet, weil sie seinen Zweck zunächst nicht erkennt; der kleine Karl ein Steckenpferdchen, und Eva überreicht er eine prächtige gelbe Rose, die neuerlich im Chartottenhofer Gewächshause erblüht ist. Die Scene spielt sich im Wohnzimmer ab nach dem Kaffee, bei eben beginnender Dämmerung. Moritz hat es nicht mehr möglich machen können, sich zu entfernen, weil Karl unbemerkt zu Fuß gekommen ist, „nur mal auf einen Augenblick," wie er sagt. Der Einfachheit halber hat er gleich in der „Krone" ausgespannt.

Moritz, der vor dem Bücherschrank steht und irgend etwas

sucht, wendet sich um und sieht, wie Eva mit einem kurzen Dank die Rose nimmt und sie in ein zufällig neben ihr stehendes, halb mit Wasser gefülltes Glas stellt, aus dem Madame soeben getrunken hat. Nach ein paar Augenblicken erhebt sie sich und geht hinaus, ohne auf das jämmerliche Geschrei des Kleinen zu achten, dem sein Reiten auf dem Steckenpferde ohne Evas Gegenwart reizlos erscheint. Karl lacht darüber, und die Großmutter versucht, den Jungen zu beruhigen. „Sei still, deine Eva kommt ja gleich wieder, mußt nicht unartig sein, Karlchen!“ Vergebens: das Steckenpferd liegt auf der Diele und der kleine Wicht schlägt mit seinen Fäustchen gegen die weißlackierte Thür, durch die Eva gegangen ist, und brüllt wie am Spieß.

„Ruhig!“ donnert Moritz plötzlich in so hörbarem Zorn, daß das Kind sofort verstummt. Erschrocken sieht Madame ihren Aeltesten an, der, das Buch auf den Tisch werfend, mit einem gemurmelten „Das ist ja nicht zum Aushalten!“ das Zimmer verläßt.

Karl, der seinen Pelz gar nicht abgelegt hat, greift wieder zu Hut und Stock, reicht der Mutter die Hand und fährt seinem Jungen über den Blondkopf. „Adieu, Mutter, ich habe keine Zeit mehr heute.“

„Adieu, Karl! — Sei nicht böse, der Junge tyrannisiert thatsächlich die kleine Eva.“

„Er ist ein unverständiges Kind, ihm fehlt eben die Mama,“ antwortet er lachend, „na, kommt Zeit, kommt Rat — Guten Abend, Mutter!“

Wie er kaum fort ist, tritt Moritz wieder ein. Er scheint vollkommen ruhig, nimmt das Buch, Humboldts Briefe sind's an eine Freundin, wieder zur Hand, und indem er abermals zum Bücherschrank tritt, fragt er mit einer Stimme, die nur mühsam beherrscht ist: „Was denkst du dir nur eigentlich bei der ganzen Geschichte, Mutter?“

„Bei welcher Geschichte, Moritz?“

„Na — so — zum Beispiel bei der Rose da, und bei Karls häufigen Besuchen?“

„Erbarme dich, Moritz! Hanne ist ja kaum — und — er kommt doch in sein Vaterhaus!“

„Das erstere thut hierbei nichts, ich zweifle übrigens, daß er ihr sehr nachtrauert.“

„Du urteilst zu hart über Karl,“ spricht sie nach einem Weilchen. Es klingt, als ob mühsam verschluckte Thränen darin bebea. „Du solltest brüderlicher fühlen lernen!“

„Ich will dir doch nicht wehthun, Mutter,“ bittet er, „aber du mußt auch an Eva denken, an alles, was vorangegangen ist!“

Sie erhebt sich und nimmt den Kleinen an die Hand, der jetzt ruhig neben seinem Pferdchen auf dem Teppich sitzt, und geht mit ihm der Thür zu, als wolle sie Eva nach. Schon die Klinke in der Hand, bleibt sie stehen und wendet sich zurück. „Du verlangst viel von mich, Moritz,“ sagt sie, „und du vergißt, daß ich eine Mutter bin. Ich mach' mich auch Sorgen, aber ich hab' nicht den Mut, ihm die Stütze wegzuziehen, an der er sich aufrichtea möchte. — Unser Herr Christus freut sich des reuigen Sünders, soll ich es nicht thun dürfen? Und dich, mein Junge, dich kann's ja gleich sein, denn du willst doch nichts mehr von der kleinen Eva, sonst hättest du doch längst — “

Sie bricht ab, wie er mit schneller Bewegung auf sie zutritt, als wolle er sprechen. Und nun wendet sie ihre traurigen Augen nun ihm zu dem Kinde und schreitet hinaus. Gleich darauf hört er das Stimmchen des Kleinen, der beim Ersteigen der Treppe unaufhörlich „Wawa Wawa Tarl tommt!“ ruft.

Da nimmt auch er seine Mütze und geht hinaus in den dämmernden Wintertag; ziellos und planlos durchwandert er die Wege des Gartens, auf denen der fallende Schnee seine Fußspuren verwischt, wo die Bäume in so wunderlich unruhigem Gewier ihre Aeste vor dem Nordwind beugen, der von den Bergen herabbraust.

Wenn sie wüßte, daß Karl zügelloser denn je wirtschaftet, daß er kaum noch einen sittlichen Halt hat! Aber wer soll ihr das sagen? Er kann's nicht! Vorhin vielleicht war es noch möglich, aber jetzt nicht mehr, wo ihm die alte traurige Stimme im Ohre nachklingt: „Du vergißt, daß ich eine Mutter bin, Moritz!“

Eine Mutter, damit ist alles gesagt! Eine Mutter, eine verzeihende Mutter — sie ist ja der Inbegriff aller Milde, aller Geduld, aller Zartheit; kein Herz vergiebt so schrankenlos eine Schuld und kann so völlig vergessen wie das Mutterherz, und keins ist so vertrauensvoll! Und wie soll er vor ihr stehen als Ankläger? Wird sie nicht die bekümmerten Augen auf ihn heften und sagen: Was geht es dich an? Warum erzählst du mir das? Du weißt ja nicht, ob die Liebe nicht hilft, ob Eva es nicht versteht, ihn zu bessern! Du gönnst ihm das Mädchen nicht, das dich einst verschmähte, es ist nicht reine Besorgnis um Eva, es ist Neid, häßliche Eifersucht ist es, Moritz!

Nein, er darf nicht sprechen! Und er reißt wie verzweifelt die Mütze von dem dichten blonden Haar, daß der eisige Wind ihm die heiße sorgenvolle Stirn kühle.

Drei Tage vor Weihnacht erklärt Moritz plötzlich, verreisen zu müssen. Madame Baldauf ist ganz empört darüber.

„Wo willst du hin?“

„Nach Berlin.“

„Und aus welcher Veranlassung?“

„Ich habe meine Gründe.“ — Weiter erfährt niemand etwas.

„Du bist doch zur Bescherung wieder hier? Wir warten natürlich, der Zug kommt freilich erst nach sieben Uhr —“

„Bitte, wartet nicht! Es ist sehr möglich, daß ich dann noch nicht zurück bin,“ sagt er kurz.

Sie sitzen alle unten im Wohnzimmer. Eva vergoldet Nüsse für den Weihnachtsbaum; ihre Finger zittern ein wenig, aber sie beteiligt sich mit keinem Wort an diesem Gespräch. Wie Moritz das Zimmer verlassen hat, um weiteren Fragen seiner Mutter vorzubeugen, sagt Madame Baldauf: „Siehst du, Eva, so war er früher immer, so verschlossen, so obstinat. Eine Zeitlang vor dem Feldzuge, da ging's mit ihm, und jetzt ist's die alte Geschichte. — Gott verzeihe mich, ich habe mich oft Vorwürfe gemacht, daß ich Karl vorzog, aber das that eben sein Wesen. Wenn ich nicht wüßte, was für ein guter Mensch Moritz im Grunde ist, ich könnt' mich einbilden, er wäre neidisch, weil Karl nun wieder herkommt.“

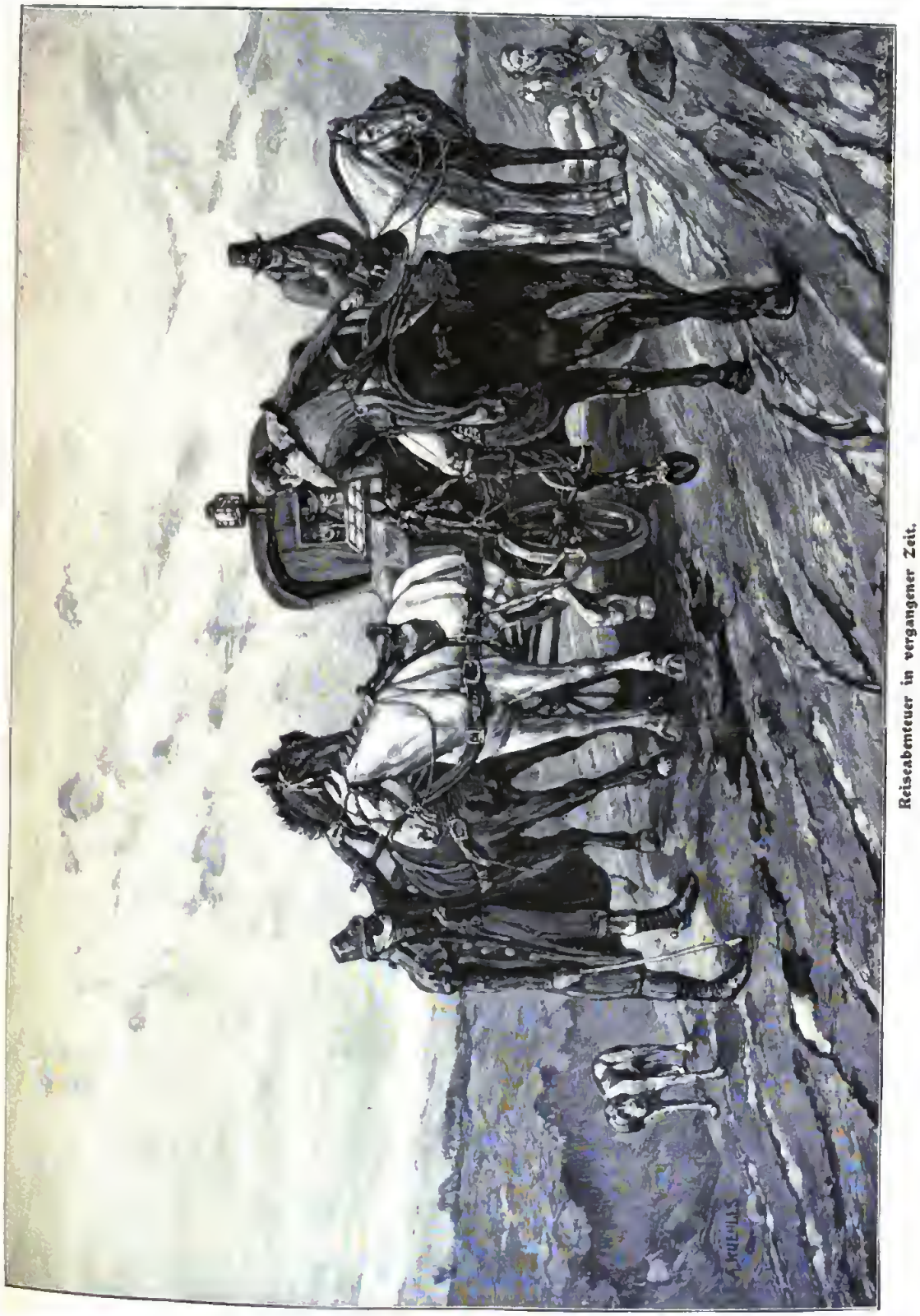
Wie Eva nicht antwortet, bleibt sie im nachdenklichen Brüten, bis sie auf einmal lebhaft sagt: „Heer Gott, Evachen, ob er sich am Ende eine Braut holt? Er geht vielleicht gar nicht nach Berlin und will mich überraschen!“

Eva schlägt die Augen nicht auf von ihrer Beschäftigung. „Tante,“ antwortet sie ruhig, „das wird's sein, das glaube ich auch.“ In ihrer Stimme ist nichts Schwankendes, ihre Hände zittern nicht mehr, die große Stille und Oede, die sie schon einmal gekannt, dehnt sich plötzlich wieder in ihr. Sie hat's ja nicht anders erwarten können, sie darf sich nicht beklagen, sie hat es so gewollt!

Der Weihnachtsabend im „Wasserwinkel“ gestaltet sich höchst eigenartig. Moritz fehlt, er hat seinen Entschluß ausgeführt und ist vereist. So recht eigentlich weiß niemand, wohin. Selbst Busse nicht, denn sein Herr hat sich zu Fuß nach dem Bahnhofe begeben, in hohen Stulpenstiefeln und einen Rucksack über der Schulter, so daß es eher aussah, als beabsichtigte er, eine Fußtour in die Berge zu machen. Seine Mutter sagt nur kopfschüttelnd: „Er wird immer wunderlicher, Eva, so kann er doch gar nicht in Berlin auftreten! Es ist was anderes, das er vorhat, er freit gewiß um eine Ländliche. Wäre er als Freier so in meines Vaters Haus gekommen, er hätte die Tochter gekriegt ohne viel woher und wohin.“

Aber damit nicht genug, auch Karl entschuldigt sich bei seiner Mutter, wegen einer Halsentzündung den Heiligen Abend nicht bei ihr zubringen zu können. Lorenzen kommt mit einem Schreiben von ihm, aus dem eine gewisse Verzweiflung spricht, diesen Abend nicht mit seinem Kinde verleben zu dürfen. Verstimmt und traurig steckt die alte Dame den Brief in ihre Tasche und schweigt. Eva, die von der Absage nichts ahnt, die sich aber entsetzlich vor dem Abend im kleinsten Kreise mit Karl fürchtet, kommt eine halbe Stunde später zu ihr und bittet sie, doch nicht böse zu sein, wenn sie nach der offiziellen Bescherung auf eine Stunde zu Robert gehe, um dessen Kinder unter dem Christbaum zu sehen. Robert habe ihr heute früh gesagt, das Pärchen erinnere ihn so an sie beide, als sie Kinder waren. — Aber natürlich nur, wenn Tante sie entbehren könne.

Statt einer Antwort bückt sich Madame zu ihrem Enkelchen nieder, das auf dem Teppich mit hölzernen Bausteinen spielt, und



Reiseabenteuer in vergangener Zeit.
Nach einem Gemälde von H. Kühles.

sagt: „Na, Karlemännchen, da wären wir beide aufeinander angewiesen heute; wird ein sonderbarer Abend werden für uns zwei.“ Es hebt ein tiefes Gekränktsein aus diesen Worten, so scherzend sie auch klingen.

„Ihr zwei allein?“ fragt Eva.

„Ja! Karl ist nun auch krank geworden,“ fügt sie hinzu.

„Tante, ich bleibe bei dir und Karlchen,“ erklärt Eva rasch und freudig, „ich kann ja morgen noch zu Robert; ich bin wirklich auch recht egoistisch!“

„Nein, mein Töchterchen, du gehst,“ antwortet die alte Dame, „jeder ist gern bei seinen Leuten am heutigen Abend; ich vergesse es nur manchmal, daß du nicht mein Fleisch und Blut bist! Du gehst, und Roberten sein Weihnachten von mich und den vor mein Patchen trägt dich eins von den Mädchens nach, und damit Punktum!“

Eva kennt den bei aller Liebenswürdigkeit sehr bestimmten Ton und wagt keine Erwiderung; sie ist nur tief beschämt, die Bitte ausgesprochen zu haben, um dem Beisammensein mit Karl auszuweichen, aber sie hatte ja keine Ahnung von dessen Absage. Und nun erfährt sie zu ihrem größten Erstaunen, daß Madame beschlossen hat, die Bescherung für die Leute schon um vier Uhr vorzunehmen, und die bezüglichen Befehle an die Mamsell und die Leute auch bereits erteilt hat.

„Und, Eaachen, schick mich mal Bussen herauf, ich will ihn was fragen.“

Zum Glück hat Eva gestern abend schon sämtliche Geschenke für die Leute unter dem großen Tannenbaum aufgebaut, es macht also nicht mehr allzuviel Schwierigkeiten, Madames Befehle auszuführen. Auf der Treppe begegnet Eva der alten Frau Selle, die hüstelnd und beschwerlich emporsteigt. In der von Arbeit und Gicht gekrümmten Hand trägt sie sehr vorsichtig ein Paar Kinderschuhchen aus rotem Saffian, die der alte Urgroßvater für den kleinen Karl Baldauf zum Heiligen Christ gemacht hat.

„Wie niedlich, Mutter Selle,“ lobt Eva, die der alten Frau immer gern etwas Liebenswürdiges sagt, „wie wird sich Karlemännchen freuen!“

Ueber das runzelvolle blöde Gesicht fliegt ein Lächeln. Tief atemholend sagt die alte Frau: „Es ist Sellen recht sauer geworden, weil so'ne Dinger man knifflich sind zu machen und weil seine Augen nich mehr wollen. Aber ich quälte ihn: ‚Mach's doch man, Alter, 's sind die letzten, übers Jahr ruhen wir aus alle beide.‘ Das mit Hanne hat uns den Rest gegeben, Freilein! Und ihre Mutter lebt ja woll auch nicht mehr. Sie hat kein Wort an uns schreiben auf die Todesanzeige von ihr Kind, und dies soll nu noch 'n Andenken sein vor den Kleinen an seine Urgroßeltern.“

„Aber, Mutter Selle,“ scherzt Eva, obgleich sie vor Rührung kaum sprechen kann, „mit dem Sterben hat's noch gute Weile; Sie können noch erleben, daß Karlchen ein großer Junge wird. Gehen Sie nur in die rote Stube, da wird Madame sein; ich komm' dann und bringe Ihnen eine Tasse Kaffee, er wird wohl fertig sein.“ Sie geht eilends in die Gesindestube, wo sie Busse zu finden hofft um diese Zeit, und da er wirklich dort sitzt beim Kaffee, beordert sie ihn nach oben und eilt dann in die Speisekammer, wo die vielen Christstollen liegen, die rasch nach oben gebracht werden müssen.

Busse, der nach einem Weilchen wieder herunterkommt, stellt sich vor der Thür der Speisekammer auf und sieht ganz sonderbar aus, halb wichtig, halb verlegen. „Freilein Eva,“ beginnt er.

„Was denn, Busse?“

„Das hab' ich auch noch nich gethan am Heiligen Abend —“

„Was denn?“

„Nu — anstatt mit meiner Ollen den Baum anzustechen so um Uhre achten herum — nach Charlattenhof zu karriolen zu Herrn Karlen —“

Eva blickt dem alten Mann starr in das verdeießliche Gesicht. „Madame will nach Charlottenhof?“

„Mit das Kind, und die olle Sellen soll auch mit un Wieschen, die soll den Jungen auf'm Schoß halten, weil's den beiden alten Damens zu schwer werden könnte, un an Pelzen soll alles mitgenommen werden, was da ist, un zwei Daler krieg' ich extra, sagt Madam, un der Herr Karl sollt' heut' seinen Jungen nich entbehren, meint se. — Ich sag' aber man bloß“ — er kratzt sich hinter dem Ohr — „wenn ich zu befehlen hätt', dann führen wir nich!“

„Da muß ich nur gleich die sämtlichen Pelze und Decken unten in die Wahnstube legen lassen, damit sie ein bißchen warm werden; und dann hilft das nicht, Busse: wenn Madame das will, will sie's, und Sie müssen anspannen,“ erklärt Eva, die Widerspruch bei dem alten Mann gar nicht kennt.

„Un bei diesem Matschwetter,“ brummt Busse, „es leckt ja von alle Dächer, un regnen thut's auch, un wenn das Glatteis kömmt, können wir ja was erleben. — — Weihnachten is so wie so ein Unglückstag vor den ‚Wasserwinkel‘ — damals, als Karl angeschossen wurde, war's auch um die Drehe herum! Na, mich kann's egal srin, ich sag' nichts mehr —“

„Das ist auch am besten, Busse,“ meint Eva und lächelt ihn an, „sehen Sie man wieder freundlich aus und naken Sie nicht so. Mamsell soll Ihnen ein großes Glas Glühwein bringen, und — es wird ja nicht gleich Glatteis werden.“

„Glatteis wird's aber doch!“ beharrt der Alte, „es wird ja all wieder kälter draußen.“ Damit geht Busse in den Stall, um seinen Füchsen die Neuigkeit mitzuteilen. „Habt auch noch nicht zum Heiligen Abend arbeiten müssen, 's ist ja woll alles jetzt heil und heil verrückt im ‚Wasserwinkel‘; un Augen wird sie schon machen, die olle Madam, wenn sie zu ihr liebes Karlchen kommt — aber, was geht das mich an!“

Ueber Hals und Kopf werden die Gaben an die Leute verteilt; Eva zu beschenken, behält Madame sich auf morgen vor, dem Karpfen wird das Leben vorläufig geschenkt, die Leute sollen ihren Punsch unter Aufsicht des Verwaltees trinken. Die alte Frau hat eine förmliche Hast, in den Wagen zu kommen, der mit einem entsetzlichen Wirrwarr von Decken, Pelzen, Fußsäcken und Wärmflaschen angefüllt wird. Der kleine Karl ist nur noch ein unförmliches Paket, kaum daß man in der Finsternis noch das Näschen und die erstaunten Augen erkennt. Es ist ihm entschieden nach der ersten Viertelstunde Fahrt schon ungemütlich in dem stockdunklen Wagen, unter dessen Rädern das Schneewasser plätschert und den der Wind umsaust.

„Sei artig,“ ermahnt Madame, „du fährst zu Papa, der wird sich freuen, wenn du da bist — ist so allein der arme Papa!“

„Arme Papa,“ wiederholt das Kind kläglich und stopft das Anisplätzchen, das ihm die Großmutter verstohlen in das Händchen gedrückt hat, in den Mund. Sonst spricht Madame nicht, sie fühlt sich so scheecklich unglücklich heute, wo Moritz sie verlassen hat, Karl erkrankt ist und sie Eva den Wunsch gewährt hat, zu ihren Verwandten zu gehen. Im innersten Herzen hängt sie doch noch immer am meisten an Karl; sie könnt' es nicht ertragen, ihn allein zu wissen an diesem Abend, wo er Trost so doppelt nötig hat, dem ersten Weihnachtsabend als Witwer und ohne sein Kind. Sie hat ihm ja auch jahrelang ihre volle Zärtlichkeit entziehen müssen, hat selbst schwer darunter gelitten — jetzt, wo er unglücklich und einsam ist, darf sie rückhaltlos ihr Mutterherz wieder sprechen lassen. Und überhaupt, wenn sich jemand so gebessert hat, so den Anschluß an die Heimat wiedee sucht! Und wenn das alles auch nicht wäre: es ist eben ihre Pflicht, an diesem Abend, der die Botschaft des Friedens in die Welt sendet, alles Bittere zu vergessen, einen völligen, bedingungslosen Frieden mit ihrem Kinde zu schließen.

Der Kleine ist jetzt ganz still, Wieschen sagt, er schläft; die alte Großmutter Selle schläft auch.

„Wenn wir angekommen sind, bleibt ihr olle samt und sonders im Wagen, bis ich weiß, was meinem Sohn fehlt,“ sagt Madame jetzt, „ich hoffe, nichts Schlimmes; sein alter Doktor ist zwar ein Angstmeier, daß er so einen großen Menschen um ein bißchen Halsentzündung im Hause behält, aber in Gefahr möcht' ich unsern Jungen doch nicht bringen.“ Und plötzlich packt eine heiße Angst die Frau, ihr Sohn könne sehr krank sein, sonst wär' er doch wohl gekommen. Sie holt tief Atem und trocknet sich die feuchte Stirn. Aber dann ist es ja erst recht ihre Pflicht, hinzufahren! Wen hat er denn außer ihr? In diesem Falle wird sie Wieschen mit dem Kinde und der alten Selle nach Hause schicken und dort bleiben, um ihn zu pflegen.

Busses Mantelkragen weht vor den Fenstern, als wenn ein großer Vogel mit den Flügeln schläge. Die Pferde kommen nur

langsam vorwärts; bei der Fahrt durch Ulleben sehen sie schon Christbäume brennen hinter den kleinen Fenstern; auf der Straße ist keine Seele mehr. Am Chausseehause müssen sie endlos warten, niemand hört das Peitschenknallen Busses, der vor dem Schlagbaume hält; nur die Hunde bellen auf dem Hofe. Einachmers bescheren g'rad'. Endlich geht es weiter die Chaussee entlang, die ein klein wenig ansteigt und die Busse niemals im Trab fährt; dann wieder ein wenig bergab, wo Busse noch langsamer fährt, der Glätte wegen — es hat begonnen zu frieren, trotz des Regens —, und endlich kommt das durch die schweren Ackerwagen des Charlottenhofes zu Schanden gefahrene Pflaster, auf dem der Wagen schwankt wie ein Schiff auf hoher See, und nun biegen sie in den Hof ein, dessen Thor merkwürdigerweise weit offen steht, in dem die große Laterne brennt, als werde Besuch erwartet.

Busses fliegender Kragen verdeckt den Schimmer der erleuchteten Fensterreihen, und Madame merkt nicht, daß bereits mehrere Wagen auf dem Hofe stehen. Erst als sie vor der Freitreppe halten und ein ihr unbekannter Diener in eleganter Livree hinzustürzt, um den Schlag zu öffnen, wird sie stutzig und macht ein ebenso betroffenes Gesicht, wie der Silberbetreßte es macht, als ihm das Schreien des kleinen Karl entgegentönt, der plötzlich erwacht ist bei dem Aufhören des Schaukelns und sich nicht besinnen kann, wo er sich befindet.

„Was ist denn hier los?" fragt Madame, indem sie aussteigt und die erhellten Fenster betrachtet. „Ich denke, mein Sohn ist krank?"

„Der Herr befinden sich ganz wohl," stottert der Diener, der dieser unerwarteten Erscheinung völlig ratlos gegenübersteht, „aber ich werde sofort den Herrn benachrichtigen — wen habe ich die Ehre zu melden? Ach ja, ich vergaß — die gnädige Frau Mutter — entschuldigen gnädige Frau nur einen Moment, wir haben nämlich Besuch."

Er ist in dem hellerleuchteten Flur verschwunden wie der Wind. Madame, die auf der Schwelle steht, sieht ihn nach dem großen Eßzimmer stürzen, und wie er die Thüre öffnet, erhascht sie den Anblick des sehr hell erleuchteten Raumes, einer tafelnden Gesellschaft, Herren und Damen in lustiger Unterhaltung, und mit silberner Deutlichkeit klingt ihr ein von Frauentippen angestimmtes: „Hoch soll er leben! Hoch soll er leben!" entgegen, in das der Chor einfällt und jäh abbricht hinter der rasch geschlossenen Thür.

Es ist plötzlich so still, daß Madame das Knistern der Kerzen hört droben vom mächtigen Kronleuchter aus Hirschgeweihen, den sie jetzt erst bemerkt. Nach allen Seiten des Flurs laufen Tannengewinde von demselben aus, deren bunte Schleifchen niederwehen, so lustig, als gelte es einen Maskenscherz, und der Fußboden ist mit Tannengrün bestreut. Indem sie all das betrachtet, haben ihre Augen etwas Blödes, Verständnisloses.

Endlich kommt der Diener zurück mit hochrotem Kopf. „Der Herr läßt bitten, einstweilen in sein Zimmer zu treten, er wird sofort erscheinen. — Wir haben gegen Abend ganz überraschend Besuch bekommen," fügt er hinzu.

Madame wendet sich nach dem Wagen um und läßt sich Karlchen herausreichen. Mit dem Bübchen an der Hand, der mühsam trippelt in seinen warmen Umhüllungen, geht sie den Korridor entlang nach dem Zimmer ihres Sohnes. Noch begreift sie nicht, noch glaubt sie an den überraschenden Besuch, empfindet augenblicklich noch nichts weiter als eine Erleichterung: Gottlob, so krank kann er ja nicht sein, wenn er — ja — wenn er —. Mechanisch wickelt sie den kleinen verschlafenen Kerl aus seinen Tüchern, löst die Bänder ihrer Kapuze und knöpft den Pelz auf, dann erst betrachtet sie den großen, mit grünem Tuche behangenen Tisch, auf dem mehrere Pakete Spielkarten liegen und ein zierliches Roulette steht. Auf dem Nebentischchen gewahrt sie einen eleganten Frauenhut nebst Muff, letzterer aus köstlichem Pelzwerk; über den großen Stuhl dort ist flüchtig ein seidenbezogener Pelz geworfen, den der Livrierte in aller Eile an sich raffte. Die Luft in dem Raume, der von einer rot verschleierten Lampe nur dämmernd erhellt wird, ist ganz erfüllt von dem süßen Duft des Jockeyklub-Parfüms, das Madame an ihrem Sohn förmlich verabscheut.

Sie sitzt auf dem Sessel vor dem Schreibtisch mit einem sehr weißen und starren Gesicht, und der Kleine steht verschüchtert und stumm zwischen ihren Knien. Dies blasse Gesicht richtet sie Karl entgegen, der eben eintritt, rot vom Wein, ärgerlich halb und halb lachend.

„Großer Gott, Mutter, die Ueberraschung! Wer hat dich denn hergekarrt?" schreit er jovial, „meine Seele ahnte doch so was nicht, sonst — sonst — der Wilhelm hat dir's wohl gesagt, daß ganz plötzlich so ein paar Wagen voll guter Freunde kamen, die — na ja — weil ich so ganz allein war heute abend. — Der Doktor wollte ja nicht, daß ich ausfahre mit dem bissel Fieber —"

„Ja, das dacht' ich auch, daß du allein bist und vielleicht Sehnsucht hast nach deinem Kind heute abend und —" die Stimme versagt ihr plötzlich.

„Gott — er ist ja doch so gut aufgehoben bei dir, Mutter, und — er versteht ja noch nichts, na, und unsereiner ist ja am Ende nicht sentimental! — Und die Halsgeschichte, man weiß doch nicht, ob es nicht ansteckend ist. Am meisten bedaure ich nur, daß ich dich nicht aasfordern kann, hier zu bleiben, Mutter, du würdest dich nicht gemütlich fühlen — sie sind ein wenig in Stimmung; aber morgen denke ich in den ‚Winkel' zu kommen."

„Ich würde mich nicht gemütlich fühlen — hast recht!" murmelt sie. „Gieb mich mal dem Kleinen sein Mäntelchen wieder — komm, Jangchen!"

„Aber eine Tasse Thee oder ein Glas Punsch?" fragt er, noch immer soreiert liebenswürdig.

Sie antwortet nicht; sie beginnt das Kind anzuziehen, stellt es dabei auf einen Stuhl neben dem Tische, und wie es jauchzend nach einem Spiel Karten faßt, schlägt sie derb auf die kleine Hand, daß die bunten Blätter zu Boden flattern. Einen anderen Tadel für seinen Vater hat sie nicht; es ist, als ob die Energie der starken Frau zerschellt sei an dem unverbesserlichen Leichtsinn ihres Sohnes. „Pfui!" sagt sie, weiter nichts.

Der Kleine ist so betroffen, daß ihm die Thränen in die erschrockenen Augen treten, aber zu weinen wagt er nicht.

„Na, nu ist ja mal wieder was zum Uebelnehmen gefunden!" lacht Karl höhnisch.

„Komm, Kind!" spricht sie und hebt den Kleinen empor Ohne ihren Sohn eines Blickes oder eines Wortes zu würdigen, geht sie an ihm vorüber, den Korridor entlang, durch den totenstillen Hausflur und an der Thür vorüber, hinter der die lustige Gesellschaft sitzt und vor welcher der Diener wie auf Posten steht, als trage man ihr zu, dort einzubrechen und Gericht zu halten.

Karl folgt ihr bis zum Wagen, ein steres Lächeln auf dem Gesicht. Madame reicht den Kleinen Wieschen hin und steigt dann mühsam selbst hinterdrein.

„Nach Hause, Busse!" befiehlt sie kurz. „Er hat Besuch," schreit sie dann der alten Frau Selle zu, „das ist nichts für uns, ich kann das viele Sprechen nicht ertragen, und Ihnen würd's auch nicht bekommen, glaub' ich!"

Und abermals weht der Kragen des alten Busse im Winde, wieder fährt er langsam bergauf und bergab, und wieder sitzt Madame still in ihre Gedanken versunken; als komme sie von einem Begräbnis, so schweigend geht die Fahrt zurück. Und sie hat ja auch etwas begraben eben, in dieser Christnacht: das neuerwachte Vertrauen auf ihren Sohn, die selige Hoffnung auf ein friedvolles, kummerfreies Alter! So lang' ihre Tage noch währen, wird sie sich grämen müssen um den Leichtsinnigen, den aus der Art geschlagenen Sohn, den Lügner, den Spieler. Und die kleine Eva? Hat nicht ihr Herz wieder angefangen für ihn zu schlagen? Hat sie nicht alle anderen abgewiesen, den armen Moritz, den Finkendorp und den andern da, wie heißt er doch gleich? Und rein aufopfern möchte sie sich für Karls Kind! Aber das darf nicht sein, darf nicht sein! Sie ist zu gut für ihn! Gott mag wissen, was für eine Sorte da bei ihm am Tische sitzt in dem ehrbaren alten Hause, heute, wo selbst der verkommenste Mensch Anschluß sucht an seine Familie!

Auf einmal hält der Wagen, und Busse reißt schon im nächsten Augenblick den Schlag auf. „So, Madam, nu steigen Se man mal hier en bißchen aus un setten sik mit die Olle un das Kind in die Gaststube vom ‚Braunen Hirschen' rinner; de Peere sin nich scharp genog, ick will na'n Schmidt mit se — dat olle verfluchte Glattis, ich hes's glick seggt. Wieschen kann in Wagen sitten blieven un op de Deckens passen. Uenner 'ne Stünn bin

Digitized by Google

ick mich wedder da, denn de Schmidt wahnt ganz hinnen im Dorpe, un dat olle Nest is verdeuwelt lang."

Madame sieht, daß Busse vor dem Gasthof in Ulleben hält, und auf ihre Frage, ob es denn ganz unmöglich sei, weiter zu fahren, sagt der Alte: „Meine Peere sind's ja nich — wenn Madam 's riskieren will, mich kann's egal sein!"

Seufzend steigt die alte Frau aus und betrachtet die stark schwitzenden, zitternden Pferde. „Na, denn zu, aber der Schmidt soll ein bißchen rasch machen!"

„Ja, ja! dat seg ick ehm schon," brummt Busse, der die Tiere abschirrt und sie dann langsam auf der Dorfstraße weiterführt.

Und Madame sitzt mit der uralten Frau und dem kleinen schlaftrunkenen Wurm in der leeren ungemütlichen Gaststube des „Braunen Hirschen." Der Wirt hat ein paar Tassen Kaffee gebracht auf ihre Bestellung, hat auch versucht, ein Gespräch zu beginnen, aber Madame antwortet nicht. Sie bettet endlich das Kind auf das Kanapee, über welchem die Porträts des preußischen Königspaars und des Kronprinzen Friedrich Wilhelm mit seiner jungen Gemahlin in primitivem Steindruck hängen, ermahnt ihr altes Fieken, acht zu haben auf das Enkelchen, und tritt hinaus vor die Thür. Auf der Straße ist alles still; der Schein des erleuchteten Fensters spiegelt sich in der vereisten Landstraße, und ein leiser Regen spinnt sich weiter in Dunst und Nebel.

Sie steht da sehr lange, die Kühle legt sich beschwichtigend auf ihr Gesicht. Ihr ist so furchtbar traurig zu Mute. Endlich kommt Busse und schirrt die Pferde wieder an. Vorsichtig schreitet Madame die Stufen hinunter und bleibt neben ihm stehen. „Ich will dabei bleiben, Busse, gehen Sie hinein und trinken Sie auch 'ne Tasse Kuffee — wir haben ja keine Eile," fordert sie den Alten auf.

Aber der schüttelt den Kopf und brummt irgend etwas.

„Was sagten Sie?" fragt Madame Baldauf ungeduldig.

„Ach, ick sag' man, daß ich mich ärgere."

„Worüber denn?"

„Dat ick keine Courage hatt hew hür' Nahmiddag, sonst wär'n wi erst gar nich nah Charlottenhof fahren, aber man weiß immer nich, ob allens wahr is, wat de Lüd raisonnieren. Wenn ick et man seggt hntt, denn brukten wi nich bi so'n Wedder op de Landstraat herum to karjolen. As Herr Karl den Breef schickt hatt, dat hei nich kommen künnt, da seggt Lorenzen in die Leutstube, dat hei fall bi Konditor Kühne eingemachte Ananas halen vor die Bohle to hüte abend, un sonst allerlei Süßigkeiten, weil dat de Herr de Schauspielerinnen ut Ruhlebeu inladen hätt un noch verschiedene Herrens dazu, damit se Weihnacht feiern tosammen. Un was die erste Liebhaberin wär', so'n oller rotblonder Racker, vor die hängt Herr Karl 'ne Diamantbrosche, die her eigens von Berlin verschrewen hett, in den Tannenboom. Aber wie ick schon seggt hew, ick traute mi man nich; hätt ick's man seggt, Madam, denn wär' dat alles nich —. Ja, Madam, verstahn Se mi denn ock? Sei hebben so'n dicken Shawl um de Ohren, un ick bin half heiser — von dat verfluchtige Wedder."

„Ja freilich," antwortet sie, „ich verstehe Sie schon, Busse. Klettern Sie man auf, der Ort ist doch nicht so recht gemütlich zum Erzählen. Und du, Wieschen, holst den Kleinen und die Urgroßmutter heraus und nimmst dich in acht, daß du nicht fällst mit dem Kinde!" ruft sie in den Wagen hinein, wo das Mädchen eben aus dem Schlafe erwacht ist.

Und Busse klettert ganz verdrüßt auf seinen hohen Sitz. Hat sie's nn verstanden oder nich? denkt er. So'ne Herrschaften thun immer, als ob die Sachen, die man mit eignen Ohren gehört hnt, nich passiert wären. Na, mich kann's egol sein, ob der Chnrlottenhyser verlnmpt oder nich, wenn ich man bloß nich so hinge nn die Bengels, die man all kennt, seit sie laufen können

(Schluß folgt.)

Sankt Helena.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

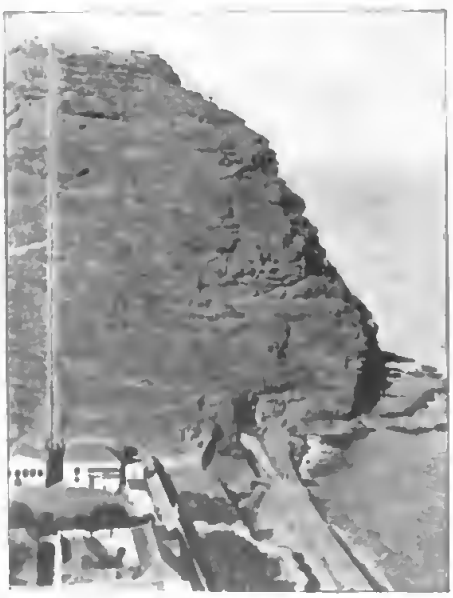
Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

Mitten im Atlantischen Meer, 1900 km von der afrikanischen Küste, ragt aus den Fluten des Oceans ein felsiger Kotoß.

Nirgends besäumt der schmalste Strand die starren Wände, die in phantastischen Spitzen und Zacken zwischen schauerlichen Schlünden aufsteigen. Sie geben Zeugnis von jener fernen Vorzeit, in welcher der aus einer Meerestiefe von 4000 Metern emporgehobene Riesenkrnter, wie ein Phnros über das einsnme Meer leuchtete.

Das Feuer ist wohl seit Jahrtausenden erloschen, die Kraterwand zusammengestürzt, der starre Lavaboden zersetzt, zu fruchtbarer Erde geworden, und üppig grüner Rasen sprießt heute dort, wo vordem unterirdische Kräfte nufbrausend walteten. In bizarren Bildungen, zernagt vom „Zahn der Zeit", ragen rings um den Rand der Insel Säulen und Nadeln in wunderbarer vielfacher Färbung. Bei ihrer Entdeckung vor fnst vierhnndert Jahren wurde Sankt Hetena von Wnld bedeckt geinnden, die Flora war eine der merkwürdigsten aller ocennischen Inseln. Der Mensch und seine Begleiterin, die Ziege, haben es dahin gebracht, daß die einheimische Vegemtion fast ganz verschwunden ist, ihre Stelle nehmen heute Gewächse aus allen Erdteilen ein.

Die freilich sonst recht nützlichen Ziegen brnchten noch weitere Gefahr. Sie verwilderten vielfach und bedrohten durch die Zerstorung des jungen Baumwuchses die Ansiedler nicht nur mit Holzmangel, sondern gefährdeten auch deren Leben. Die nackten Felswände der Nordseite sind von tiefen und engen Schluchten zerrissen. In der breitesten derselben liegt der einzige Ort der Insel, Jamestown. Steil und nackt steigen die Felswände zu beiden Seiten der langen Erdspalte empor. Aber die Wände sind nicht fester Fels, eine Berührung könnte leicht die in Lavaschichten eingebetteten Blöcke lösen nnd Tod und Verderben über die in der Tiefe sich hinwindende Stadt trogen. Jede nuf den verbotenen Pfaden betroffene Ziege verfällt daher der Vernichtung.



Aufstieg zur Citadelle von Jamestown, die sogenannte Jakobsleiter.

Ehe die Durchstechung des Isthmus von Suez den Weltverkehr in andere Bahnen lenkte, war Sankt Helena ein von der Schiffahrt gern aufgesuchter Platz, um Wasser, Früchte und Gemüse einzunehmen. Denn die englische Ostindische Gesellschaft hatte die Insel bald zu einem ihrer Stützpunkte gemacht und mit Hilfe von Negersklaven recht ergiebige Kulturen auf derselben angelegt. Aber außer den Seefahrern kmnten wohl nur wenige dies nnsame von weiter Wasserwüste eingeschlossene Felsennest, bis es dann durch seinen großen, stillen Gefangenen zur geschichtlich bedeutsamen Stätte für alle Zeiten wurde.

Das gewaltige Ringen des ganzen Enropa mit Napoleon war zu Ende. Er, der alle getrennt besiegt hatte, vermochte nicht den vereinten Kräften zu widerstehen. Aber auch besiegt und niedergeworfen blieb er noch furchtbar, und wie gefährlich es war, ihn in Europa zu fassen, dafür hatte Elba den Beweis gegeben. So bestimmten

die Mächte die Insel Sankt Helena zu seinem ferneren Aufenthalt. Unter strengster Ueberwachung sollte er hier leben, und aus diesem Felsverließ zu entkommen, erschien unmöglich. Napoleon protestierte, aber man hörte nicht darauf. Er mußte gestrichen werden aus der Reihe der Lebenden, sollte endlich Frieden werden, und so entrückte man den Gestürzten nach jener weltfernen Insel, wo er, ein lebendig Toter, noch über fünf Jahre dahinsiechte, über seinen Denkwürdigkeiten sinnend und verzehrt von der Sehnsucht nach Freiheit.

Das Grab Napoleons.

Zunächst nach seiner Landung verlebte er sechs verhältnismäßig angenehme Wochen in einem Landhause am oberen Ende des Thals von Jamestown. Die damals vierzehnjährige Tochter des Hauses, seine so liebenswürdige, von Jugendfrische und Jugendlust übersprudelnde tägliche Gefährtin, hat uns dieselben anziehend geschildert. Dann stieg er auf das kahle Plateau von Longwood hinauf, wo man ein einfaches Haus für ihn und die wenigen ihm treu gebliebenen Gefährten errichtet hatte. Auf seine Beschwerden über die Unzulänglichkeit seiner Wohnung wurde ein neues besseres Haus ganz in der Nähe errichtet. Er hat es nie bezogen; seine Spaziergänge beschränkte er auf den kurzen Abstieg zu der Stelle, die er sich zur letzten Ruhestätte ausersehen hatte, und wo seine Leiche unter einem einfachen, nur mit einem N gezeichneten Grabsteine ruhte, bis Louis Philipp sie im Jahre 1840 nach Paris in den Dom der Invaliden überführen ließ. Das Aeußere der Grabstätte wurde sodann wieder in seinen früheren Zustand gebracht.

Nach des Cäsars Tode wurde sein Wohn- und Sterbehaus zum Schafstall des Pächters von Longwood herabgewürdigt. Als aber im Jahre 1858 die Königin Viktoria das alte Haus und die Grabesstelle an Frankreich schenkte, ließ Napoleon III nach den noch an den Wänden klebenden Fetzen ganz gleiche Tapeten in Frankreich anfertigen und das Gebäude so herstellen, wie es zur Zeit seines großen Bewohners gewesen war. In dem neuen Hause aber wohnt seitdem ein alter französischer Offizier.

Nahe der Reede von Jamestown schneidet die kleine Ruperts Bai in die Felsenküste. Und wie dort zieht auch hier eine vulkanische Spalte scharf in das starre Gefüge. Hier pulsierte einst reges Leben, heut' liegt der wilde Platz verlassen und verödet da. Durch zerfallene Dächer und leere Fensterhöhlen langgestreckter Schuppen und kleiner Häuser blinkt der Himmel. Hier wurden ehedem die durch englische Kreuzer von Sklavenschiffen befreiten Neger gelandet, um unter sorgsamer Pflege nach der Befreiung aus dem fürchterlichen Schiffsgefängnis ihre Kräfte wieder zu gewinnen. Freilich war bei vielen der Liebe Mühe vergebens, und das oberste Ende des Thals, wo die Felsenwände sich scharf zusammenschließen, und wo ein wahres Beinhaus an jene armen Opfer mahnt, giebt davon grausiges Zeugnis.

Zum Gefängnis gefallener Größen ist Sankt Helena siebenundsechzig Jahre nach Napoleons Tode zum zweitenmal geworden. Nach der Niederlage des Zulukönigs Cetewayo wurden 1888 dessen Sohn Dinizulu, der Bruder des Königs Ndabuko und sein Halbbruder Tshingana auf die Insel gebracht, da die Anwesenheit dieser drei Fürsten im Zululand eine beständige Gefahr für England bildete.

Und wiederum hat man jetzt Sankt Helena zum Kerker ausersehen. Trotz der Drohung des Präsidenten Krüger, Vergeltung an den englischen Gefangenen in Pretoria zu üben, trotz der entrüsteten Proteste der Afrikander in der Kapkolonie hat England seinen Beschluß, die gefangenen Buren nach der Insel zu bringen, doch in die That umgesetzt. Wenigstens ist ein Teil derselben dorthin übergeführt worden. Die Buren sind Landratten wie kaum ein anderes Volk und darin sehr unähnlich ihren Vorfahren, den alten seetüchtigen Geusen, denen sie sonst in ihrer Tapferkeit und Biederkeit, ihrem Familiensinn und ihrer tiefen Religiosität so sehr gleichen. Aber ihre Ueberwachung wird hier wenig Mühe machen, an ein Entkommen ist nicht zu denken, und das ist für die Engländer die Hauptsache.

Jamestown.

Napoleon und seine Aerzte haben das Klima Sankt Helenas für seinen frühen Tod verantwortlich gemacht. Diese Ansicht kann nicht aufrecht erhalten werden. Das Klima ist vielmehr außerordentlich gleichmäßig und mild. Wohl brausen zu Zeiten gewaltige Orkane über das einsame Eiland, wie damals in jener Nacht, als der

Tod auch an die Pforte des einst so Mächtigen pochte, und die kahle Hochfläche von Longwood ist solchen Stürmen ganz besonders ausgesetzt, aber von Krankheiten jeder Art wird die kleine Bevölkerung im allgemeinen verschont. Nicht die verderbliche Wirkung eines ungesunden Klimas war es, die den Lebensfaden des gefallenen Kaisers vorzeitig abschnitt, vielmehr der Gram um die verlorene Größe, die Bitterkeit über die unwürdige Behandlung und die Sehnsucht nach der Heimat, die er so sehr geliebt und der auch seine letzten Worte galten.

Das Wohnhaus Napoleons

Diese Sehnsucht wird auch Cronje und seiner Getreuen Herz bewegt haben, als sie nach ungewohnter, widerwärtiger Meeresfahrt ihren Felsenkerker aus dem Meere auftauchen sahen und von den ehernen Feuerschlünden der Citadelle auf hoher Kuppe, zu der steil die „Jakobsleiter" hinaufführt, der Gruß zu ihnen herüberschallte, den sie so oft mit ihren Feinden gewechselt haben. Wohl mag das Los der Gefangenen hier menschenwürdiger sich gestalten als in den engen, verpesteten Schiffsräumen, in denen sich die Krankheiten entwickeln mußten, denen so mancher erlag, den die Schlacht verschont hatte; allein der Hoffnung, die Freiheit zu gewinnen, ehe der Krieg beendet ist, müssen die Gefangenen hier endgültig entsagen. Für die Buren aber heißt in Freiheit leben, erst leben. Möge ihnen diese bald wiedergeschenkt werden! **Emil Zung.**

Blätter und Blüten

Das Eiserne Kreuz bei Iserlohn. (Mit Abbildung.) Auf einem Kalksteinfelsen in Grüne bei Iserlohn erhebt sich das eigenartige Denkmal, das wir im Bilde unseren Lesern vorführen: ein schlichtes, aber mächtiges Eisernes Kreuz. Es erinnert an die Wiedererhebung Deutschlands aus den schweren Prüfungen, die ihm am Anfang des 19. Jahrhunderts auferlegt wurden. Die gewerbreiche Stadt Iserlohn, die seit 1614 mit Brandenburg vereinigt war, fiel am 9. Juli 1807 durch den Frieden von Tilsit an Frankreich und wurde durch kaiserliches Dekret im Jahre 1808 dem Großherzogtum Berg zugeteilt. Am 5. April 1815 wurde Iserlohn wieder mit Preußen vereinigt. Auf dem Kreuze befindet sich die Inschrift: „Mit Gott für König und Vaterland", auf den vier Feldern des steinernen Sockels sind folgende Worte eingetragen: „Zum Gedächtnis der Befreiung des Vaterlands unter Friedrich Wilhelm III. Iserlohn, den 18. Oktober 1816." — „Die Krone unseres Haupts ist abgefallen. Wehe! Den 14. Oktober 1806." — „Wir rühmen, daß du uns hilfst, und im Namen unseres Gottes werfen wir Panier auf! Den 18. Oktober 1813." — „Unser Glaube ist unser Sieg, der die Welt überwunden hat! Den 18. Oktober 1815." — Wir entnehmen das Bild dem Werke „Aus Westfalen. Bunte Bilder von der roten Erde", das von Ludwig Schröder im Verlag von Otto Lenz in Leipzig herausgegeben wurde. Dasselbe ist mit 14 Vollbildern und über hundert Textillustrationen geschmückt. Die besten Kenner Westfalens haben Beiträge geliefert, und so ist das Buch geeignet, die Kunde von den landschaftlichen Schönheiten der „roten Erde" und von dem Dichten und Trachten des kernigen Volksstammes in weitesten Kreisen zu verbreiten.

Das Eiserne Kreuz bei Iserlohn.

Aus dem Werk „Aus Westfalen", herausgegeben von Ludwig Schröder (Verlag von Otto Lenz in Leipzig).

Bedeutung des dürren Laubes für manche Vögel. Es ist vielleicht schon manchem Leser aufgefallen, daß Singvögel, welche Gärten, kleine Gehölze und Wälder bewohnen und die ihre Nester ins Gebüsch bauen, an diesen Orten nicht mehr brüteten, sobald das von den Bäumen und Sträuchern fallende dürre Laub entfernt wurde. Zur Erklärung dieser Erscheinung wird häufig darauf hingewiesen, daß mit der Entfernung des Laubes auch die Würmer, Raupen und anderes Kleingetier, das sich in und unter demselben aufhält, verschwinde, so daß es nun diesen Vögeln, die ihr Futter vom Boden aufnehmen, an Nahrung fehle.

Kürzlich hat jedoch der Ornithologe von Berlepsch einen andern, viel einleuchtenderen Grund angegeben: das dürre Laub bildet einen natürlichen Schutz gegen die Feinde dieser Vögel, indem es ihnen jede Annäherung eines lebenden Wesens verrät. Sieht sich einer der hierhergehörigen Vögel aus Wohnungsnot gezwungen, doch an einem solchen Orte zu nisten, so baut er viel höher als gewöhnlich, um vor seinen Feinden wenigstens sicherer zu sein.

Es geht hieraus hervor, daß bei der Lösung der Vogelschutzfrage auch Punkte in Betracht kommen, die nicht ohne weiteres ins Auge fallen. Dr. L.

Ein noch nicht bestiegener „Turm" in der Sellagruppe. (Zu dem Bilde S. 327.) Wenn der Alpenführer von Waidbruck an der Brennerbahn durch Gröden thalaufwärts wandert, so zeigt sich ihm etwas weiter oben im Thale, links einwärts vom Rieserturm des Langkofels, ein mächtiger Felsenwall, eine wahre Cyklopenmauer, die sich in der ganzen Breite vom Grödner- bis hinüber zum Sellajoch quer vor die Landschaft legt. Diese in gewaltigen grauen Massen aufragenden Wände bilden einen Teil der Sellagruppe, unter der einer der interessantesten und großartigsten Gebirgsstöcke der Südtiroler Dolomitalpen zu verstehen ist. Die Sellagruppe reicht von Gröden hinüber bis Fassa und andererseits in die Gebirge von Enneberg. Hinter der Riesenmauer in ihren breiten, wuchtigen Formen erhebt sich ein weitgedehntes, menschenleeres Hochplateau, aus welchem wieder in prallen, glatten Flächen manchetier Hörner und Gipfel phantastisch zu den Wolken emporragen. Die höchste Erhebung der Sellagruppe findet sich im südöstlichen Teile derselben in der unschwer zu besteigenden, 3152 m hohen Boèspitze, unterhalb welcher der auch die derber kultivierend vorgedrungene Deutsche und Österreichische Alpenverein die Bamberger Hütte als hochalpines Touristenasyl für dieses Gebirge errichtet hat. Von der Bamberger Hütte aus werden nun abwechselnd die Spitzen und Zacken mit ihren eigentümlichen romanischen Namen wie Piz Ciavazes, Saß dal Lec, Piscuboi, Punt de Mesdi ꝛc. eifrig bestiegen. Manche von ihnen bieten nicht allzuviel Schwierigkeiten, andere wieder erfordern zu ihrer Bezwingung einen großen Aufwand an Kraft und Geschicklichkeit, Vorsicht und Ausdauer, sie bilden, wie z. B. der 2870 m hohe Punt de Mesdi, wahre

Prachtobjekte für die alpine Kletterkunst; einzelne Gipfel aber, deren Zahl freilich immer geringer wird, sind bis jetzt überhaupt noch von niemand erstiegen worden.

So ragen da und dort gewaltige Felstürme aus der ruinenhaften Unterlage des verwitterten Dolomitgesteines über ihre Umgebung hinaus, in senkrechten Flächen stürzen die Wände ab, schorfe Kanten fassen die gleich Riesenobelisken emporstrebenden Felsgebilde noch unzugänglicher erscheinen, und thatsächlich hat auch bis jetzt nur die Sonne des Südens den Scheitel dieser jungfräulichen Gipfel geküßt und die Schwinge des Adlers die stolzen Zinnen gestreift. Doch auch für diese scheinbar unbezwinglichen Zacken und Türme wird der Sommertag gewiß noch kommen, on welchem zum erstenmal — wenn auch noch mancherlei schwerer, gefahrvoller Kletterprobe — der Mensch seinen Fuß darauf setzt und jauchzend in siegendem Kraftgefühl der Umgebung verkündet, daß wieder einer gefallen aus der Reihe der überhaupt nur mehr wenigen Alpengipfel, welche bis jetzt dem Sturmlauf der Ritter vom silbernen Edelweiß zu widerstehen vermochten. J. C. Pintter.

Dr. Fritschs Abfahrtsanzeigeuhr für Eisenbahnen. (Mit Abbildung.) Fast jeder Reisende hat es wohl schon erlebt, daß ihm trotz allen Abläutens und mehrmaligen Aasrufens durch den Bahnhofsportier sein Zug vor der Nase davonfuhr, vielleicht nur deshalb, weil es an jedem sichtbar in die Augen springenden Meldeapparat gebrach, welcher die Abfahrtszeit der einzelnen Züge auf die Minuten angezeigt hätte. Allen hiermit verknüpften, nicht näher zu erörternden Mißständen abzuhelfen, scheint eine Abfahrtsanzeigeuhr für Eisenbahnen geeignet zu sein, welche der Schriftsteller Dr. Viktor Ritter von Fritsch in Wien erfanden hat. Mittels dieser Uhr wird nämlich der in solchen Fällen ungeheure Wert selbst nur einer Minute für das Auge deutlich festgehalten. Die Erfindung besteht in einem mechanischen oder in einem elektrotechnischen Apparate, beziehungsweise aus einer elektrisch betriebenen Uhr mit mehreren mechanischen Uhrwerken. Diese versetzen eine Walze mit montierten Aluminiumfoßblättern derart in Drehung, daß dem Reisenden von Minute zu Minute angezeigt wird, wie viel Minuten Zeit ihm noch bis zur Abfahrt seines Zuges zur Verfügung stehen. Angenommen, er käme 10 Minuten vor Abfahrt des Zuges, so zeigt ihm die Uhr in der nächsten Minute 9, in der folgenden 8 Minuten ꝛc. bis auf eine Minute. Die Einstellung des Minutenanzeigerwerks kann mechanisch durch einen Bediensteten oder auf elektrotechnischem Wege durch Anziehung eines Sperrhorns oder durch einen Taster geschehen, der gerade die benötigte Minute einstellt. Von diesem Augenblick an geht aber schon das Uhrwerk und die Minuten laufen ab, bis auf Null, wo sich das betreffende Uhrwerk automatisch von selbst ausschaltet, während die übrigen Fahrtrichtungsansagen noch weiter funktionieren. Die Fritschsche Abfahrtsanzeigeuhr dürfte demnach wohl das Ideal einer Zukunftseisenbahnuhr darstellen. Ihre Einführung auf Bahnhöfen, dann aber auch als Restaurations-, Hotel-, Straßen-, Hafenuhr ꝛc. wäre von großer Wichtigkeit für den Reiseverkehr.

Abfahrtsanzeigeuhr für Eisenbahnen.

Der tibetanische Bambusbär. (Zu dem Bilde S. 301.) Einen Bewohner der wildesten Hochgebirge des östlichen Tibet führt uns Meister Specht heute im Bilde vor. Umfangreiche Wälder wechseln dort mit undurchdringlichen Beständen von riesenhaften Bambushalmen in einer Höhe von 3000 bis 4000 m über dem Meere, also ungefähr so hoch wie die mit ewigem Schnee bedeckten Spitzen der Westalpen. In diesen schwer zugänglichen Gebieten von Mittelasien haben die Quellflüsse des Mekong und Jang-tse-kiang ihren Ursprung. Eine Fülle der merkwürdigsten Lebewesen von ganz eigenartigem Gepräge tritt uns entgegen: hier ist die Heimat des soaberbaren Takin, eines Wiederkäuers, welcher ebensowohl an das afrikanische Gnu wie nu den hochnordischen Moschusochsen erinnert; hier finden wir den langhaarigen Schlonkaffen mit dem aufgestülpten Stumpfnäschen, der in der Gattung Rhinopithecus abgetrennt worden ist; hier wurde von dem verdienstvollen Jesuitenpater Armand David das Tier entdeckt, über welches ich jetzt etwas erzählen will. Es hat die Größe und allgemeine Gestalt eines nicht ganz ausgewachsenen braunen Baren. Nur der Kopf ist viel kürzer und breiter, die Stirn mehr gewölbt, und die Fußsohlen sind nicht nackt wie bei den gewöhnlichen Bären, sondern sind vollständig behaart. Wegen dieses letzten Merkmals hat Brehm wohl den Namen „Pranknbär" vorgeschlagen. Ich nenne ihn lieber Bambusbär, denn Bambusdickichte sind sein bevorzugter Aufenthalt, Bambusrohr bildet seine Hauptnahrung. Ueber seine Lebensweise ist sehr wenig bekannt: man weiß nur, daß er fast ausschließlich Vegetabilien frißt, daß er einen Winterschlaf hält und, sobald ihm Verfolger auf der Ferse sind, sehr behende auf Bäume zu klettern versteht. Im Zahnbau und in der Gestalt des Schädels ist der Bambusbär, welcher ihn die Zoologen als Ailurapus melanoleucus kennen, mit dem Katzenbär oder Panther des östlichen Himalaya, Ailurus, unter den lebenden Raubtieren verwandt, noch größere Aehnlichkeit hat er aber mit einer in längst vergangener Zeit ausgestorbenen Gattung Hyaenarctos, welche im Miocaen und Pliocaen Mittelasien, Vorderindien und Europa bewohnte. Die Chinesen nennen dieses Tier: „pei-ssjun" (weißer Bär) oder „chua-ssjun" (gescheckter Bär). Er ist weiß mit schwarzen Ohren, einer schwarzen Binde um den Oberkörper, über die Brust, die Schultern und den Oberrücken, schwarzen Beinen und schwarzer Spitze des stummelförmigen Schwanzes. Die Augen sind von einem runden schwarzen Fleck umgeben. In den großen Museen ist der Bambusbär sehr selten, nur in Paris, London, Tring und Petersburg befinden sich Exemplare, und neuerdings ist auch das Königliche Naturalienkabinett in Stuttgart in den Besitz eines prächtigen Stückes gelangt. Matschie.

Am Monte Maggiore. (Zu dem Bilde S. 305.) Zwischen Istrien und Kroatien tritt das Meer tief in das Land hinein und bildet einen weiten Busen. Durch die Insela Veglia und Cherso wird derselbe in zwei Arme geteilt, der westliche heißt Quarnero, d. h. Karaischer Busen. Die Küste Istriens ist hier reich an landschaftlichen Schönheiten, in hohen Terrassen türmt sich das Karstgebirge über das Meeresufer empor und gipfelt in dem 1396 m hohen Monte Maggiore. Das Klima ist mild und warm; in den Niederungen gedeihen Oel- und Feigenbäume; an verschiedenen Orten wird trefflicher Wein erzeugt und der Lorbeer wächst bis zu Höhen von 300 m über dem Meere. Man nennt darum diesen Küstenstrich vielfach die österreichische Riviera und Tausende von Erholungsbedürftigen und Kranken suchen ihn alljährlich auf. Namentlich hat sich Abbazia am Abhang des Monte Maggiore rasch zu einem bedeutenden Sommer- und Winterkurort entwickelt. Von der Höhe des Monte Maggiore, der in der rauheren Jahreszeit mit Schnee bedeckt ist, genießt man eine prächtige Aussicht über Istrien nach Venedig und über einen Teil Dalmatiens bis Spalato. Dem Fremdenverkehr wird die Gegend demnächst noch mehr erschlossen durch die projektierte elektrische Bahn Abbazia—Mattuglie—Lovrana, die von Icici eine Seitenlinie auf den Monte Maggiore aussenden soll. Unser Bild zeigt uns den Monte Maggiore, vom Quarnero aus gesehen. An der Küste weht längst milde Frühlingsluft, aber über den Höhen lagern katte Nebel und von dem Gipfel blinken noch weiße Schneefelder. Im Vordergrunde erblicken wir die österreichische Korvette „Donau", welche mit den Zöglingen der Marineakademie auf einer Instruktionsreise begriffen ist, während rechts der Personendampfer von Fiume nach Abbazia fährt.

Reisenbekenner in vergangener Zeit. (Zu dem Bilde S. 321.) Ein donnerndes „Halt!" hemmt den trübseligen Schaukelgang der Kutsche durch Kot und Wasserlachen der Landstraße. Blitz und Knall — entsetzt schlagen die Reisenden das Fenster zurück und finden sich einem höflichen Herrn gegenüber, der sie mit gezogenem Hute ersucht, gütigst auszusteigen und ihre gesamte Barschaft, sowie etwaige Preziosen seiner weiteren Fürsorge zu überlassen. Kein Bitten, kein Parlamentieren kann helfen und an Flucht oder Gegenwehr ist nicht zu denken, denn die Pferde sind von den Händen eines nahebeimlichen Patrons bereits beibausgeschirrt. Auch er ist verlarvt, wie seine Spießgesellen, und im Gürtel trägt er dasselbe Instrument, mit welchem der dritte rückwärts Hallende bereits den Kutscher vom Bock gebissen, und ist zu allem weiteren bereit, falls die Herrschaften dem höflichen Ersuchen seines Freundes nicht sofort entsprechen sollten! . . . Sie werden es thun, sie wissen, daß derartiges auf der Landstraße vorkommen kann, und haben vielleicht, wie vorsichtige Reisende jener Zeit es notwendig fanden, ihr Testament gemacht — für alle Fälle! Nun, der schlimmste dieser Fälle wird glücklicherweise nicht eintreten, sie werden, in jeder Beziehung erleichtert, nach Ablauf einer Viertelstunde samt dem angeschossenen Postilion ihre Reise fortsetzen dürfen und sich beglückwünschen — den größeren Teil ihrer Barschaft nicht am Leibe, sondern ganz hinten im Wagenfutter mitgeführt zu haben, wo ihn die Räuber trotz allen

Digitized by Google

Suchens nicht gefunden' So konnte es in der „guten alten Zeit" beim Reisen gehen. Wem die heutigen Eisenbahnzüge nicht schnell und bequem genug fahren, dem ist die Betrachtung unseres Bildes wirklich sehr zu empfehlen!

Bn.

Auf der Engstlenalp. (Zu unserer Kunstbeilage.) Eine der beliebtesten Touren der Alpenbummler in der Schweiz ist der Uebergang vom Hasleithal, wo sie die Aareschlucht besichtigen, über die Engstlenalp und den Jochpaß nach dem Thal von Engelberg. Rauschende Bergbäche, prachtvolle Waldgruppen, saftige Triften, auf denen Herden schönen Viehes weiden, eine Schweizer Gebirgslandschaft von typischer Schönheit umgeben den Wanderer bis empor zur Engstlenalp, die, 1875 m über dem Meer gelegen, auch im Hochsommer noch durch ihr frühlingfrisches Grün und ihren reichen Flor von Alpenblumen entzückt. Ihre Gasthäuser sind der gegebene Rastort an dem etwa zehnstündigen Weg von Thal zu Thal, um sie entwickelt sich im Juli und August ein malerisches Sommerfrischeleben. Die Bergansicht der Engstlenalp ist großartig.

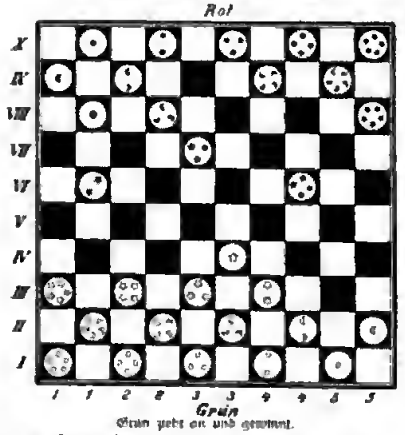
In einer Mulde der Engstlenalp gegen den Jochpaß und Titlis hin liegt der kleine Engstlensee, in dessen dunkler Flut sich die Firnen und Gletscher des Titlis in wunderbarer Klarheit spiegeln. Um schwarze nackte Blöcke zittert in Ringen das Wasser, die zermorschten Reste von Bäumen, welche von den Frühlingslawinen niedergelegt worden sind, liegen in den Binsen des Strandes oder treiben, aufrecht stehend, mit der Flut. Im Hintergrund der Engstlenalp liegt das Joch, der 2208 m hohe Paßübergang nach dem Thale von Engelberg, das man über die Terrasse der Trübseealp erreicht. Von der Engstlenalp aus wird in etwa fünf Stunden die herrliche, 3259 m hohe Felskuppe des Titlis erstiegen, die nicht nur eine erhabene Aussicht auf das Urner und Berner Hochgebirge, sondern namentlich auch einen überraschenden Finchinnblick bis tief nach Deutschland hinein gewährt. — Professor August Lex, der Schöpfer unseres Gemäldes, ist im Jahre 1819 zu Münster i. W. geboren. Der Besuch einer Kunstausstellung in Königsberg weckte schon in dem Knaben die Sehnsucht, sich als Künstler zu bilden. Mit 21 Jahren trat Lex in die Akademie zu Düsseldorf und nach deren Absolvierung unternahm er eine Reihe fruchtbarer Studienreisen sowohl in Deutschland wie nach nach Norwegen, Oesterreich, Italien und in die Schweiz. Seine Werke, von denen zahlreiche die öffentlichen Galerien in Berlin, Wien, Königsberg, Stuttgart ꝛc. zieren, zeichnen sich durch frisches Kolorit und großzügige Auffassung aus.

ḥ.

Allerlei Kurzweil.

Saltaaufgabe.

Von A. **Stadenow** in Berlin.

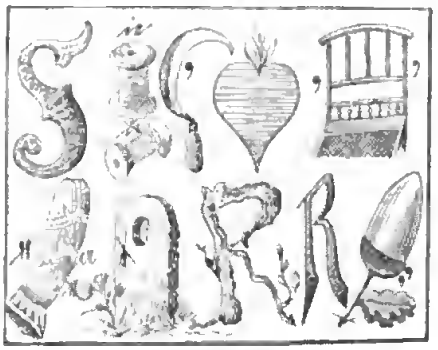


Grün zieht an und gewinnt.

Das neue Spiel **Salta** wird von zwei Personen auf einem Damespielbrett von 100 Feldern mit 15 grünen und 15 roten „Steinen" gespielt, die alle gleichwertig sind und sich nur auf den schwarzen Feldern bewegen dürfen. Von jeder Farbe tragen je 5 gleiche Zeichen, nämlich Sonnen oder Monde oder Sterne; außerdem wächst die Zahl der Zeichen in jeder Gruppe regelmäßig von 1 bis 5. Die Spieler legen das Brett so zwischen sich, daß jeder rechts ein weißes Eckfeld hat; dann stellt der Führer jeder Farbe seine Steine so auf, daß auf der ihm nächsten wagerechten (Rand-) Reihe die Steine mit Sternen stehen, die bei jedem von links nach rechts in ihrer natürlichen Ordnung — 1, 2, 3, 4, 5 — aufeinander folgen. In der nächsten wagerechten Reihe werden in gleicher Reihenfolge die 5 „Mondsteine" aufgestellt. Die vorderste Reihe jedes Heeres bilden die ebenso geordneten „Sonnensteine". Beide Heere sind anfangs durch 4 leere Reihen getrennt. — Das Ziel jedes Spielers ist, die eigenen Steine durch Zug oder Sprung auf die Standfelder der Gegnersteine hinüberzuführen, so daß sie dort genau in der alten Schlachtordnung stehen. Die grünen Sonnen müssen also z. B. auf die Felder der roten Sterne gelangen und dabei von links nach rechts steigend geordnet sein. Als Zug gilt die Bewegung eines Steines schräg vorwärts oder rückwärts auf ein freies (schwarzes) Nachbarfeld. Einen Sprung muß man mit einem eigenen Stein über einen Gegnerstein machen, hinter dem sich in der Richtung nach vorwärts ein leeres Feld befindet. Der übersprungene Stein bleibt stehen. Nie springt man rückwärts oder über einen eigenen Stein, und nie darf man in einem Sprunge über mehr als einen Gegnerstein hinwegsetzen. Kommt man durch den Sprung vor einen Gegnerstein, hinter dem sich abermals ein leeres Feld befindet, so darf man diesen erst im nächsten Sprunge überspringen. Wer mit einem Steine springen kann, muß dies thun und wird, wenn er es unterläßt, vom Gegner durch den Zuruf: „Salta" d. h. „springe", an seine Pflicht erinnert. Jeder Sprung zählt als Zug. Die beiden Spieler machen abwechselnd einen Zug. Gewonnen hat die Partie, wer mit seinen Steinen zuerst die Zielfelder erreicht. Jeder Zug, den der Gegner dann noch machen muß, zählt als Gewinnpunkt. — Darum muß man die eigenen Steine auf möglichst kurzem Wege auf ihr Zielfeld führen und gleichzeitig die Gegnersteine durch Sprungzwang von ihrer Bahn ablenken und in Unordnung bringen. Man kann einzelne Gegnersteine so einschließen, daß sie nicht zum Endfelde gelangen können, aber immer muß man dafür sorgen, daß der Gegner wenigstens einen Zug oder Sprung frei hat. (Vergl. das Büchlein: Salta, das neue Brettspiel, für Anfänger erläutert von Professor Dr Herm. Schubert [Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung].)

In der nebenstehend gegebenen Stellung hat Rot alle Steine bis auf Stern-Eins auf die Zielfelder geführt und könnte, wenn Grün nicht am Zuge wäre, in drei Zügen mit drei Punkten gewinnen; denn Grün hat noch mit 4 Steinen, nämlich Mond-Drei, Stern-Zwei, Stern-Drei und Stern-Vier, im ganzen wenigstens 6 Züge zu machen. — Wie muß Grün ziehen, um zu gewinnen?

Bilderrätsel. Von Erhard Lipka.



Umstellrätsel.

Es sind acht Wörter (a) zu suchen, aus denen man durch Umstellen der Buchstaben und Hinzufügen eines neuen Buchstabens ein anderes Wort (b) erhält, wie z. B. a. Landsknt, b. Thusnelda. Die Anfangsbuchstaben der b-Reihe ergeben nach richtiger Lösung eine Stadt in Südafrika. Die Wörter bezeichnen: 1. a. ein akustisches Instrument, b. ein Land in Asien; 2. a. ein Gebirge in Palästina, b. eine Art von Ankündigung; 3. a. eine Vorrichtung bei der Weinbereitung, b. eine Tochter Agamemnons; 4. a. einen Wind, b. einen Berg in Palästina, 5. a. eine Stadt auf einer dänischen Insel, b. ein Nordseebad; 6. a. eine Gestalt aus der griechischen Mythe, b. eine Stadt auf Sicilien; 7. a. einen Vogel, b. eine Person aus dem Drama „Antigone" von Sophokles; 8. a. eine Stadt am Harz, b. eine Landschaft auf dem Peloponnes.

A. St.

Scherzrätsel.

Ist bei mir die Mitte mein,
Geh' mir aus dem Wege;
Soll ein Sund die Mitte sein,
Schenk' mir gute Pflege.

E. S.

Auflösung des Diagonalrätsels auf Seite 296.

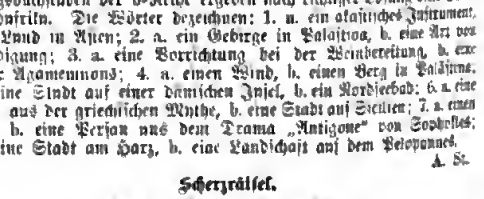
C	Z	P	O	E	I
a	a	u	r	p	a
g	m	v	s	i	g
a	o	i	o	r	w
a	r	u	v	u	e
C	u	n	n	e	r

Cavour — Crispi.

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 296.

Sirgel, Mangel.

Auflösung der Dominoaufgabe auf Seite 296.



Der Gang der Partie war: I. A 6/6, B —, C 6/0, II. A 0/2, B 2/3, C 3/5; III. A 5/2, B —, C 2/2; IV. A 2/6, B —, C —; V. A 6/1, B 1/1, C 1/4; VI. A 4/2, B —, C —; VII. A 2/1, B 1/0, C 0/5; VIII. A 5/1 (= 87).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 18, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Prinz Rupprecht von Bayern, der künftige Thronerbe, hat sich mit seiner Cousine, der Herzogin Marie Gabriele in Bayern, verlobt. Die anmutige Braut ist eine Tochter des als Augenarzt rühmlich bekannten Herzogs Dr. Karl Theodor aus zweiter Ehe mit Maria Josepha Prinzessin von Braganza und wurde am 9. Oktober 1878 zu Tegernsee geboren. Prinz Rupprecht ist der älteste Sohn des Prinzen Ludwig von Bayern und vollendet am 18. Mai sein 31. Lebensjahr.

Herzogin Marie Gabriele in Bayern.

Prinz Rupprecht von Bayern.

Nach Aufnahmen der kgl. bayrischen Hofphotographen Gebr. Lützel in München

Neue deutsche Kolonialbriefmarken. Den jüngst gebrachten Abbildungen der neuen Reichspostmarken reihen wir diesmal in etwas vergrößerter Wiedergabe die Bilder der neuen, zur Verwendung für alle deutschen Auslandspostämter innerhalb unserer Kolonialgebiete bestimmten Briefmarken an. Dieselben sind den vorigen hinsichtlich ihrer Farbe, Form und Größe ganz gleich, unterscheiden sich aber durch die Aufschrift und das Mittelbild. Letzteres ist bei allen ein Dampfer, und zwar lassen die Kleinmarken bis zu 80 Pfennig denselben vom Bug aus sehen, während ihn die Wertzeichen von 1 ℳ bis 5 ℳ in seiner ganzen Länge zeigen. Als Aufschrift lesen wir in einem Bande über dem Bilde den Namen der deutschen Kolonie, für welche die Marke bestimmt ist.

Neue deutsche Kolonialbriefmarke.

Neue deutsche Kolonialbriefmarke.

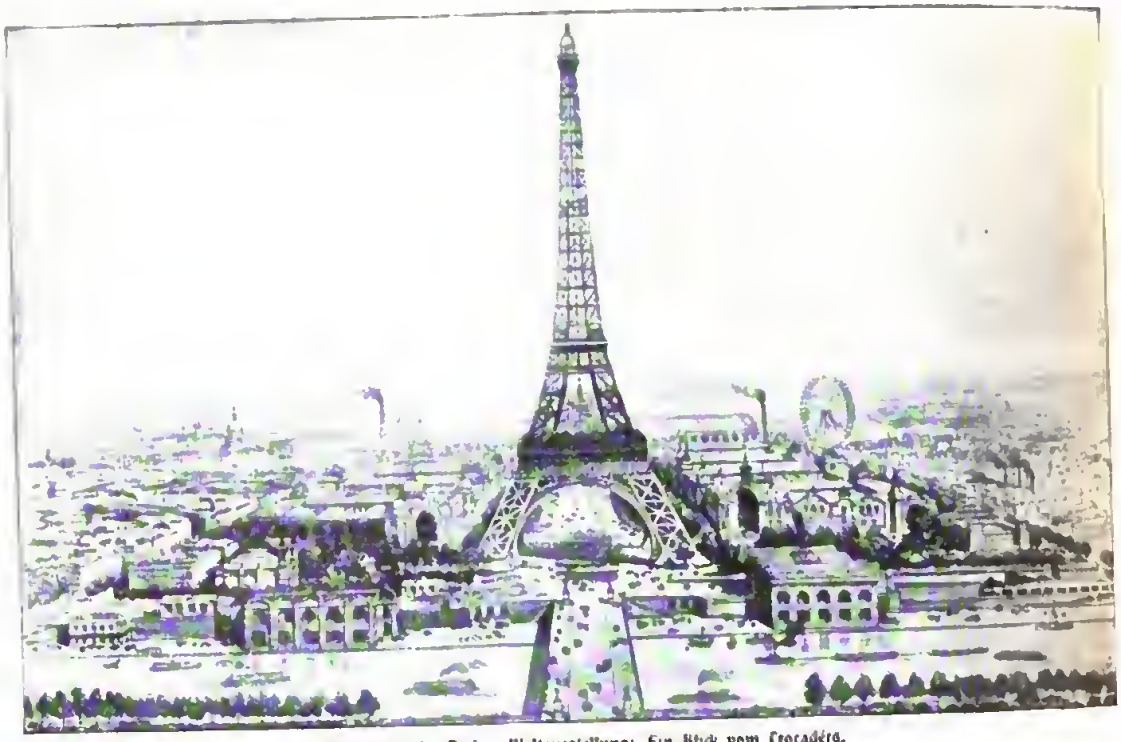
Der Bergrutsch zu Klappai bei Tredntz in Böhmen am 11. und 12. April übertrifft an Furchtbarkeit noch die Katastrophe, welche die am südlichen Abhange des weithin sichtbaren und für die ganze Gegend höchst charakteristischen Hasenberges liegende Ortschaft schon vor zwei Jahren betraf. Die Erdbewegung von dem vorgenannten Berge begann am 11. April morgens um 8 Uhr. Mittags lagen 14, etwa zwei Stunden später aber schon 40 Häuser in Trümmern, und bis zum nächsten Tage gegen 11 Uhr waren 56 Gebäude eingestürzt. Erst um 5 Uhr nachmittags kam die Rutschung an einem eingestürzten Bauernhause zum Stillstande. Das oberhalb der Beurlsstraße belegene Rutschterrain, das eine Ausdehnung von 500 m Länge und 300 m Breite einnimmt, bietet einen trostlosen Anblick. Von den vernichteten Wohnstätten ist fast nichts übrig geblieben als die Dächer, die aus Schutt und Geröll hervorragen. Der angerichtete Schaden ist sehr groß.

Trümmerstätte in Klappai nach dem Bergrutsch.

Ein Blick vom Trocadéro. Unsere heutige Ansicht von der Pariser Weltausstellung giebt das Bild wieder, das sich dem Beschauer erschließt, der seinen Blick von der herrlichen Terrasse des Trocadéro hinüber schweifen läßt über die Seine und die Ausstellungsstadt an ihrem anderen Ufer. Gerade vor ihm und als der natürliche Mittelpunkt des Marsfeldes erhebt sich der eiserne Koloß von 1889 — der Eiffelturm — während an den Ufern selbst links im Vordergrunde das Gebäude für die Heeres- und Marineausstellung, rechts der Bau der Jagd- und Forstausstellung klar erkennbar sind. Dahinter aber sieht man die schier zahllosen Ausstellungsgebäude und Paläste mit der Stadt selbst, aus welcher zur Linken die goldene Kuppel des Invalidendomes herüberblinkt, während rechts das Riesenrad der russischen Schaulei sichtbar ist.

Buchdruckereibesitzer Wilhelm Mettcker, das Haupt der „Getreuen von Jever", ist am 10. April, 74 Jahre alt, gestorben. Mettcker erfreute sich im Oldenburgischen großer Popularität. Denn „Onkel Wilhelm" war es, der, seitdem er 1871 in Erfahrung gebracht hatte, wie gern Bismarck Kiebitzeier esse, die regelmäßige alljährliche Zusendung von 101 Stück an den Kanzler einführte. Er pflegte auch stets die sorgsame Verpackung der mit einem originellen Spruch versehenen Sendung eigenhändig zu besorgen.

Generaloberst Graf von Waldersee, der Generalinspekteur der III. Armeeinspektion, blickt in diesem Jahre auf eine fünfzigjährige Dienstzeit zurück. Graf Waldersee, der am 8. April 1832 in Potsdam als Sohn des preußischen Generals Grafen von Waldersee geboren wurde, trat 1850 als Offizier in die Gardeartillerie ein. Schon



Bilder von der Pariser Weltausstellung: Ein Blick vom Trocadéro.
Nach einer Aufnahme von Neurdein Frères in Paris.

Wilhelm Mettcker †.
Nach einer photogr. Aufnahme von F. Wunder Sohn in Hannover.

1806 wurde er in den Generalstab versetzt und zum Major befördert. Nach dem Feldzuge in Böhmen ward er dem Generalkommando des X. Armeekorps in Hannover zugeteilt, wurde 1870 Militärattaché in Paris und 1871 Chef des Generalstabes der Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin und Stabschef des Gouverneurs von Paris. 1873 wurde er Chef des Generalstabes des X. Armeekorps, 1876 Generalmajor und 1882 Generalleutnant und Generaladjutant des Kaisers. Unter Kaiser Wilhelm II wurde Waldersee als Nachfolger Moltkes zum Chef des Generalstabes der Armee ernannt. 1891 erfolgte seine Ernennung zum Kommandierenden General des IX. Armeekorps, 1895 seine Beförderung zum Generaloberst der Kavallerie

Generaloberst Graf von Waldersee.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph W. Höffert in Berlin.

Vom Kriegsschauplatz in Südafrika.

Ueber die wenig menschenfreundliche Behandlung der gefangenen Buren durch die Engländer sind hin und wieder unerfreuliche Nachrichten in die Oeffentlichkeit gedrungen. Es sei nur an die auf der „Penelope" gefangen gehaltenen Buren erinnert, denen man nicht einmal gestattete, das Schiff zu verlassen. Ebenso ungerechtfertigt erscheint den Regierungen der beiden Republiken die Verbringung des gefangenen Burengenerals Cronje und seiner Mitreiter nach der Insel St. Helena. Ob und in wieweit andererseits die Verwahrung begründet ist, welche Feldmarschall Roberts erst neuerdings gegen die Behandlung der in Pretoria gefangen gehaltenen englischen Offiziere und Mannschaften aus der Kapkolonie in einer Depesche an den Präsidenten Krüger eingelegt hat, läßt sich natürlich nicht genau klarstellen. Seit Verdrängung der ersten nach der Schlacht bei Glencoe-Dundee am 20. Oktober gefangenen englischen Soldaten in die Hauptstadt von Transvaal bis in die letzte Zeit hinein ist über inhumane Behandlung der Gefangenen seitens der Buren nichts bekannt geworden, was jene Beschwerde rechtfertigte. Die gefangenen Engländer dürfen sich vielmehr innerhalb der durch Stacheldrahtzäune abgegrenzten, außerdings von Landsturmmännern der Buren bewachten Rennbahn ungehindert im Freien bewegen und sich mit Fußballspiel oder sonstigen sportlichen Uebungen die Zeit vertreiben. Unsere Abbildung zeigt nun die Ankunft eines Zuges von Engländern, die in der unglücklichen Schlacht am Modderriver am 28. November gefangen genommen wurden, in Pretoria.

Ankunft englischer Kriegsgefangener in Pretoria.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Für Hausfrauenfleiss.

Hut für kleine Mädchen. Material: 1 m Batist, 2,50 m leichte Stickerei. Die Grundform des Hutes wird aus Steifgaze hergestellt. Dem runden Deckelteil (12 cm im Durchmesser) schließt sich ein 8 cm hoher, unten 44—48 cm weiter Rand an. An letzterem wird die aus doppeltem Batist bestehende, oben 9 cm, hinten 7 cm breite Krempe befestigt. Für dieselbe ist ein 20 cm breiter, 150 cm weiter Stoffteil nötig, der über Schnur- oder Drahteinlage auf die passende Weite eingereiht wird. Die obere Seite der Krempe bedeckt die in Tollfalten geordnete Stickerei. In Köpfchen eingereihter Batist deckt den Rand, glatter Batist und Stickerei den Deckelteil. Den oberen Kopfrand garniert eine Puffe, und Schleifen aus Stoffstreifen vervollständigen den Schmuck des Hütchens. F. A. S. St.

Kinderhut.

Ausgeschnittenes Kleid für Mädchen von vier bis fünf Jahren. Material: 1,50 m Batist, 1 m breit; 4,40 m leichte Stickerei, 8 bis 10 cm breit; 60 cm schmale Stickerei, 3 m schmale Seidenbändchen. Die 7 cm hohen Passenteile des Kleidchens werden aus Stickerei und in schmale Fältchen abgenähte Stoffstreifen zusammengesetzt, an den Seiten für das Armloch abgerundet, so daß die Vorderpasse unten 25 cm, oben 22 cm, die Rückenpasse unten 13,5 cm, oben 12 cm breit ist. Die Achseln werden in gleicher Weise wie die Passe 13 cm lang, 4 cm breit hergestellt. Den Halsausschnitt begrenzt schmale Stickerei. Der Hänger besteht aus einem 45 cm langen, 160 cm weiten geraden Stoffteil, der unter dem Arm 9 cm breit, 2 cm tief ausgerundet wird und in der hinteren Mitte einen 15 cm langen Schlitz erhält. Unten werden einige Fältchen genäht und eine 2 m weite Stickerei angesetzt. Die Achselvolants aus Stickerei sind 70 cm lang, an den Enden eckig abgenäht und reichen bis zum Schluß der Passe. Die futterlosen Puffarmelchen erweisen sich beim Bügeln sehr praktisch; sie erhalten als unteren Abschluß Zug und Stickereiansatz und werden durch Bändchen, die unten am Zug und oben an der Armlochnaht angenäht sind, bauschig gehalten. Rosetten aus sachigem Seidenband zieren das duftige Kleidchen. F. A. S. St.

Ausgeschnittenes Kleid für Mädchen von 4—5 Jahren.

Spitzenklöppeln. Zu Beginn dieses Jahrganges haben wir grundlegende Anweisung für das Spitzenklöppeln gegeben, ebenso die Beschreibung und Abbildung eines einfachen Spitzchens. Heute folgt ein etwas schwierigeres Muster, bei dem Doppelschlag, Löcherschlag und Leinenschlag angewendet werden. Man braucht 9 Paar Klöppel und Leinenzwirn Nr. 40.

In der Beschreibung vorkommende Abkürzungen: Doppelschlag = Dpplschl., Leinenschlag = Lnschl., Löcherschlag = Lchschl., Klöppelpaar = Klpplp., Nadel = Ndl., Paar = P., rechts = r., links = l.

Der Brief wird so auf das Kissen geheftet, daß die Zacke nach l. unten, das Füßchen nach r. liegt.

Zuerst wird mit dem * 2. und 3. Klpplp. ein Dpplschl. (Flechtenschlag) gemacht und zwischen die beiden P. in Loch 1 eine Ndl. gesteckt, dann mit dem 1. Klpplp., welches das Füßchen bilden soll, und dem 2. P. wieder einen Dpplschl., wobei das 1. P. immer 2mal gedreht sein muß, damit eine feste untere Kante entsteht; 1. P. zurücklegen, mit dem 2. und 3. P. ebenfalls einen Dpplschl., mit dem 3. und einem neuen P. einen Lchschl. (s. Fig. 1 a und b), das heißt jedes P. vor dem Lchschl. 2mal drehen, dann kreuzen, Ndl. in Loch 2, drehen, kreuzen. Das 1. Klpplp. wird zurückgelegt, mit dem 3. und dem 2. P. einen Dpplschl. und zwischen beide P. eine Ndl. in Loch 3, mit den 2 ersten Paaren einen Dpplschl.

Brief.

Zum Füßchen das 1. P. zurücklegen, mit dem 2. und 3. P. einen Dpplschl. und beide P. nach rechts zurücklegen. Mit dem 4. und einem neuen P. einen Lchschl., in Loch 4 die Ndl. Mit dem 4. und 3. P. einen Lchschl., in Loch 5 die Ndl. Mit dem 2. und 3. P. einen Dpplschl. und zwischen beide P. die Ndl. in Loch 6. Mit dem 2. und 1. P. einen Dpplschl., das 1. P. zurücklegen, mit dem 2. und 3. P. einen Dpplschl. und beide P. zurücklegen. Mit dem 5. und einem neuen P. einen Lchschl., die Ndl. in Loch 7. Mit dem 5. und 4. P. einen Lchschl., die Ndl. in Loch 8, mit dem 4. und 3. P. einen Lchschl., die Ndl. in Loch 9, mit dem 3. und 2. P. einen Dpplschl., zwischen beide P. die Ndl. in Loch 10, mit dem 2. und 1. P. einen Dpplschl. zum Fuß. 1. P. nach e. zurücklegen. Mit dem 2. und 3. P. einen Dpplschl. Damit ist der Lchschl. der Spitze einmal gearbeitet. Wie gehen weiter zum Bogen der Spitze, der aus Zäckchen und Leinenschlag gebildet wird. Hiezu wird mit dem 9. und 8. P. ein Dpplschl. gemacht, zwischen beide P. eine Ndl. in Loch 11 und mit demselben P. wieder ein Dpplschl. Aeußerstes P. zurücklegen, das 8. und 7. P. wird je einmal gedreht und nun der Lnschl. begonnen mit Kreuzen, Drehen, Kreuzen (s. Fig. 2). (Der Lnschl. wird hin- und zurückgehend gearbeitet, wobei immer r. nach jeder Tour ein Klpplp. vom Lchschl. hinzugenommen oder zurückgelegt wird.) Mit dem 7. und 6. P. wird ein Lnschl. gemacht, doch das letztere P. zuvor 2mal gedreht, zwischen beide P. eine Ndl. in Loch 12, mit demselben P. nochmals einen Lnschl. Mit dem 7. und 8. P. ein Lnschl., mit dem 8. und 9. P. ein Dpplschl., zwischen beide P. eine Ndl. in Loch 13, mit demselben P. einen Dpplschl., mit dem 8. und 9. P. einen Lnschl. Ersteres P. zuvor 2mal drehen, mit dem 7. und 6. P. einen Lnschl. Mit dem 6. und 5. P. einen Lnschl., letzteres P. muß zuvor 2mal gedreht werden, zwischen beide P. eine Ndl. in Loch 14, mit demselben P. einen Lnschl. Mit dem 6. und 7., 7. und 8. P. einen Lnschl., mit dem 8. und 9. P. einen Dpplschl., ersteres P. zuvor 2mal drehen, eine Ndl. zwischen beide P. in Loch 15, mit demselben P. wieder einen Dpplschl., 8. P. 3mal drehen. Lnschl. mit dem 8. und 7., 7. und 6., 6. und 5., 5. und 4. P., letzteres P. zuvor 2mal drehen, zwischen die beiden letzten Paare eine Ndl. in Loch 16, Lnschl. mit demselben P., 4 P. zurücklegen, Lnschl. mit dem 5. und 6., 6. und 7., 7. und 8., mit dem 8. und 9. P. ein Dpplschl., ersteres P. zuvor 2mal drehen, zwischen beide P. eine Ndl. in Loch 17, Dpplschl. mit demselben P., Lnschl. mit dem 8. und 7. P., ersteres P. zuvor 2mal drehen, Lnschl. mit 7 und 6, 6 und 5, eine Ndl. zwischen beide P. in Loch 18, mit demselben P. einen Lnschl., 5. P. zurücklegen, Lnschl. mit 6 und 7, 7 und 8; mit 8 und 9 Dpplschl., ersteres P. zuvor 2mal drehen, eine Ndl. zwischen beide P. in Loch 19, einen Dpplschl. mit den beiden letzten P., einen Lnschl. mit 8 und 7, ersteres P. zuvor einmal drehen, Lnschl. mit 7 und 6, zwischen beide P. Ndl. in Loch 20, mit demselben P. einen Lnschl., 6. P. zurücklegen. Lnschl. mit 7 und 8, damit ist der Bogen der Spitze einmal gebildet. Wir gehen wieder zum Lchschl. der Spitze über, wo diese vom * an wiederholt wird. F. A. S. St.

Spitze.

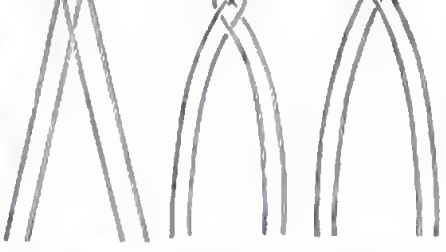


Fig 1a Fig. 1b. Fig. 2.

Für Hausfrauenfleiss.

Vorhangbordüre. Für ein lichtes, luftiges Zimmer fallen Scheibenvorhänge gestickt werden, die hübsch aussehen, nicht viel Geld kosten und in dieser Art noch nicht dagewesen sein dürften. Dieses Kunststück vollbringen wir folgendermaßen: Wir nehmen das billigste Material, leichtes gelbliches Baumwolltuch — die ganze Länge der Scheibe und noch etwa 30 cm mehr. Diese 30 cm schlagen wir nach vorn um, so daß wir einen breiten unteren Rand von doppeltem Stoff erhalten, und ziehen Reihfäden nach verschiedener Richtung hindurch, damit sich nichts verschieben kann. Ein ganz

Vorhangbordüre.

einfaches Muster, nach Art des hier beigegebenen in zusammenhängenden dreiten Formen haben wir uns im richtigen Format auf Papier gezeichnet. Von a bis b würde etwa die Breite 26 cm betragen, das wäre die Mitte des Vorhangs, nach gewöhnlichen Scheiben gemessen. Diese Borte übertragen wir wie gewöhnlich mit Hilfe von Oelpapier oder von Graphitstaub (bei durchlochter Pause). Nun näht man mit kleinen Vorder- und Steppstichen die ganze Kontur noch und giebt acht, daß überall der doppelte Stoff gleichmäßig gepackt wird. Hierauf schneiden wir vorsichtig von dem oben aufliegenden Stoffstreifen alles weg, was nicht zum Muster gehört, und haben dieses nun, da der doppelte Stoff ziemlich stark gelblich durchscheint, als Applikation auf dem lichteren Grunde. Um die Ränder zu verzieren und gut zu verwahren, so daß sie das Waschen vertragen, deckt man sie mit den üblichen Point-lace-Bändchen mit kleinen Zacken, die einen sehr zierlichen Abschluß ergeben. Ist die Arbeit pünktlich ausgeführt und der Stoff (was wichtig ist!) vor der Bearbeitung gebrüht und sorgfältig gebügelt worden, so haben wir eine solide und feine Dekoration erhalten. Jedes breite, einfache Applikationsmuster ist in dieser Weise verwendbar. J.

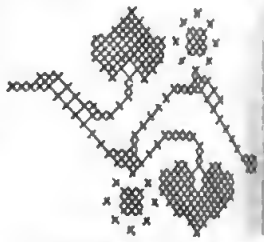
Ein Kissen für das Kleinste, zur Ausstattung der Laufschule (auch „Ställchen" genannt), muß ziemlich groß, weich gefüllt und nicht zu zart in Farbe und Ausführung sein. Stickt man, wie unsere Abbildung zeigt, einen einzigen großen Schmetterling darauf, so hat das Kindchen gleich nach ein Stück Anschauungsunterricht dabei. Die Ausführung des Kissens kann sehr verschieden geschehen. Der Schmetterling ist ein Schwalbenschwanz, gelb mit schwarzer Zeichnung und zwei roten Augen in den Unterflügeln, in jedem Schmetterlingsbuch und illustrierten Lexikon finden sich farbige Abbildungen. Die Zeichnung ist für die Stickerei etwas vereinfacht und läßt sich mit Hilfe eines darüber gezogenen Liniennetzes leicht vergrößern. Der Schmetterling kann nun entweder in gelbem Tuch ausgeschnitten, auf den Grundstoff geheftet und mit den schwarzen Linien und Flächen in Wolle übersticht werden, oder die ganze Arbeit wird in Stiel- und Füllstichen auf dem Grundstoff ausgeführt. Der Grund kann noch mit Linienmustern gedeckt werden, doch wirkt auch der glatte Grund in Rot oder Blaugrün sehr gut und hebt den saftigen Schmetterling hübsch hervor. J.

Ein Kissen für das Kleinste

Hausschürze mit Arbeitstasche. Wie oft muß die Hausfrau, eilig abgerufen, sich in einer Arbeit unterbrechen, um, wenn sie nach einer Weile zurückkehrt, ihr sämtliches, schnell aus der Hand gelegtes Arbeitsgerät einzeln wieder zusammenzusuchen! Viel Mühe spart daher eine Schürze mit sackartiger Arbeitstasche, in welche man beim Aufstehen alle, auch größere Nähsachen samt Zubehör einfach hineingleiten lassen kann. Die Schürze wird hergestellt, indem man aus dünnem schwarzen Wollstoff ein Längenquadrat von 58 cm Länge zu 38 cm Breite schneidet und auf die untere Hälfte desselben ein zweites Stück Stoff von 38 cm Breite und 29 cm Höhe setzt. Die durch Annähen des letzteren Stückes entstandene Tasche füttert man mit leichtem schwarzen Seidenstoff, mit welchem man der Uebereinstimmung wegen auch die obere Hälfte der Schürze nach außen zu doublieren kann. Ringsum wird die Schürze mit schwarzer Litze eingefaßt und durch Annähen zweier Bindebänder am oberen Rande vervollständigt; besonders hübsch macht sich noch eine in Waschseide gestickte bunte Kante an dem Rande der Tasche.

Hausschürze mit Arbeitstasche.

Decke für Veranda- oder Gartentische aus grauem Leinen mit eingewebten dunkelblauen Carreaus (etwa 10 cm groß). Auf das im Quadrat 62 cm messende Decke werden sechs Carreaus nach die Stern mit dunkelblauem Baumwollgarn gestickt. Originell wirkt der gerechte, dem inneren Viereck (4 bestickte Carreaus) freigelassene Streifen, der wird, nach einer Richtung laufend, mit hellblauem Baumwollgarn, unter den Deckfäden durchziehend, dosgefüllt. Links hat man wie beim Strümpfestopfen darauf zu achten, daß eine kleine Schleife bei jeder durchgezogenen Reihe stehen bleibt, damit der Streifen auch nach der Wäsche glatt liegt. Die Decke erhält einen doppelten 7 cm breiten Rand aus dunkelblauem Kattun.



Detail zur gestickten Kante für die Hausschürze.

Blusen. So oft man schon der Bluse ihr Ende prophezeite, siegreich überwand sie ihre Gegner und zum Sommer wird sie erst recht wieder ein unentbehrlicher Gegenstand unserer Toilette werden. Allerdings hat sie ihren blusigen Charakter, sofern man dabei an Weite denkt, mehr und mehr verloren, schlank schließt sie sich dem Körper an, ohne durch stützende Stäbe unbequem zu werden, was bei Ausübung der verschiedenen Sportfreuden besonders praktisch und hübsch ist. Die Carreaus sind vorbei, Streifen in Seide, wollenen und baumwollenen Geweben die Mode, außerdem beliebt sind Säumchenarrangements mit und ohne Achselstücke. Diese winzig schmalen Säumchen werden in geringen Zwischenräumen den Vorderteilen in ganzer Länge oder passender eingenäht und lassen häufig eine Farbe des Streifenmusters mehr zur Geltung gelangen als die anderen, hierdurch eine abstechende Farbe imitierend; sie können bei glatten Stoffen mit der Länge nach oder quer über die Karomustern und stets auf dem Rocken plaziert werden, auch läßt man zuweilen die ganz abgenähten Vorderteile einige Centimeter überstehen, sie wechselbaren weißen Leinenkragens, der nicht für alle Damen kleidsam ist, giebt man der Bluse gleich zwei bis drei Kragen aus ihrem Stoffe bei, die auch verschiedene Formen haben können. Hingewiesen sei hier nach auf die waschbaren Seidenstoffe und Flanelle. Einen Punkt darf man bei der Anfertigung der modernen Bluse nicht vergessen: ihre Farbe soll mit der des Rockes übereinstimmen oder letzteres durch Kragen, Manschetten und Krawatte aus einfarbigem Stoff markiert werden.

Revers. Eine willkommene Anregung bei der Schneiderei bietet vielleicht die einfache und doch elegante Ausstattung zur Aufarbeitung von älteren Taillen, ein Revers von weißem Atlas. Man schneidet aus Steifleinen einen an der Ecke abgerundeten Revers und bezieht diesen mit weißem Atlas. Darauf werden genau der Außenlinie des Reverses folgend, je nach Farbe und Art der Toilette 1 cm breite Stoffblenden aus schwarzem Sammet, Atlas, Stoff des Kleides oder wollenen Litzen im Abstand von 1 cm mit der Maschine an den Außenrändern fein aufgesteppt. Auf solche Weise verzierte Taillen oder Blusen sehen sehr frisch und kleidsam aus, trotzdem Kosten und Mühe gering sind.

Decke für Veranda- oder Gartentische. (¼ teil)

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 10, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Das Grosse Palais.

Das Kleine Palais.

Von der Pariser Weltausstellung.

Nach Aufnahmen von Neurdein Frères in Paris.

Digitized by Google

Von der Pariser Weltausstellung: Die Straße der Nationen.
Nach einer Aufnahme von Neurdein Frères in Paris.

Palaten auf der Pariser Weltausstellung. Entlang dem linken Ufer der Seine, oberhalb des Flusses von der Invalidenbrücke, unterhalb vom Pont de l'Alma begrenzt, breiten sich 24 Paläste fremder Nationen aus, von welchen unsere Abbildung eine malerische Ansicht darbietet. Prunkvoll und reich an Schönheit erstreckt sich diese Straße, welche den Namen Straße der Nationen führt und an deren linker flußwärts liegender Seite sechzehn, an deren rechter Seite landwärts acht dieser Paläste dem Auge des Beschauers in bunter Mannigfaltigkeit entgegenschimmern. Dem Flusse zugewendet ragen in nachstehender Reihenfolge die Bauwerke empor, welche Italien, die Türkei, die Vereinigten Staaten, Oesterreich, Ungarn und Bosnien, Großbritannien, Belgien, Norwegen, Deutschland, Spanien, Monaco, Schweden, Griechenland und Serbien errichtet haben; dahinter erblickt man die Paläste von Dänemark, Portugal, Peru, Persien, Luxemburg, Finnland, Bulgarien und Rumänien. Gerade unter diesen sind die entzückendsten Bauten zu sehen. Rumänien zum Beispiel zeigt das Schiff des Klosters von Horezu und den Glockenturm der Kathedrale von Argesh. Persien bringt die Nachbildung eines Palastes in Ispahan, Peru Inkaarchitektur, und Finnlands Repräsentationsgebäude stellt eine Dorfkirche mit romanischem Portal und einem achteckigen Turm dar, neben welchem zwei Bären Wache halten. Siam, Mexiko, Holland, Japan und Korea, die an dieser Völkerstraße fehlen, sind mit ihren Bauten auf dem Trocadero oder auf dem Marsfeld zu finden. Das deutsche Haus, das wir mit den anderen deutschen Bauten später noch schildern werden, kennen unsere Leser bereits.

Unsere beiden Abbildungen auf der vorhergehenden Seite stellen das Kleine und das Große Palais zu beiden Seiten der Avenue Alexander III am rechten Seineufer dar. Der Kleine Palast zeigt im Grundriß die Form eines symmetrischen Trapezes. Der Hauptbau an der Avenue Alexander wird durch den Eingang und das Vestibül in zwei gleich große Hallen getrennt. Der Innenhof des einstöckigen Baues hat die Gestalt eines Halbkreises. Das Große Palais der Champs Elysées besteht eigentlich aus den Palästen, die vor der Architektin erbaut worden sind, und während der Ausstellung zu einem Ganzen verbunden, doch so eingerichtet sind, daß sie unabhängig voneinander benutzt werden können. Auch dieser Palast macht trotz der Vielläufigkeit seiner Anlage einen harmonischen Eindruck. Beide Paläste sind für Kunstausstellungszwecke bestimmt.

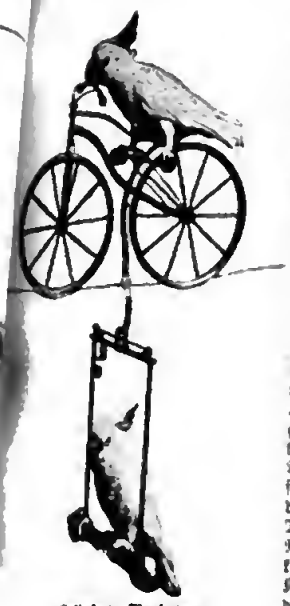
Kammersänger Heinrich Vogl †.
Nach einer photogr. Aufnahme von Max Stuffler in München

Prof. Vincenz Czerny.
Nach einer Aufnahme von Ed. Schuhr, Hofphotograph in Heidelberg

Hofoperndirektor Wilhelm Jahn †.
Nach einer Aufnahme von Hofrat Professor Fritz Luckhardt in Wien.

Prinzessin Heinrich v. Preussen im Park ihres Gutes Hemmelmark.
Nach einer photographischen Aufnahme von Arthur Renard in Kiel.

Vincenz Czerny. Vom 18. bis 21. April tagte zu Berlin im Langenbeckhause der neunundzwanzigste Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie, an dem zahlreiche Chirurgen aus Deutschland, Oesterreich und der Schweiz teilnahmen. Den Vor-



Gefiederte Akrobaten.
Nach einer Momentphotographie von Balduin Herrmann Nachfolger in Leipzig

sik führte Professor u. Bergmann-Berlin, und zum Barsitzenden für den nächsten Kongreß wurde Professor Czerny aus Heidelberg gewählt. Am 19. November 1842 zu Trautenau in Böhmen geboren, studierte Vincenz Czerny in Wien, wo er auch als Assistent des berühmten Chirurgen Billroth thätig war. Im Jahre 1871 folgte er dem Rufe als Professor der Chirurgie nach Freiburg i. Br. In Heidelberg wirkt er seit 1877. Czerny zählt zu den hervorragendsten Chirurgen der Gegenwart und ist auch weiten Kreisen durch seine schwierigen und glücklichen Operationen bekannt geworden. Bedeutsam vor allem sind seine Operationsmethoden bei den Erkrankungen innerer Teile wie Darm und Magen, Nieren, Schlund und Kehlkopf. Auf dem dreißigjährigen Kongresse trat er unter anderem dafür ein, daß in Deutschland besondere Hospitäler für Krebskranke errichtet werden.

Kammersänger Heinrich Vogl. — Hofoperndirektor Wilhelm Jahn †. Zwei Meister des Gesanges und der theatralischen Kunst sind, der erstere in München, der andere in Wien, am Morgen des 21. April aus dem Leben geschieden. An Heinrich Vogls Name knüpft sich der Triumphzug der Wagnerschen Opern, deren Heldengestalten der Verstorbene als Sänger und Darsteller in unübertrefflicher, meisterhafter Weise auf der Bühne zum Leben erweckte. Vogl wurde am 15. Januar 1845 zu München geboren. Nachdem er einige Zeit als Volksschullehrer gewirkt hatte, ging er zur Münchener Opernbühne, der er seit 1865 dauernd angehörte und an welcher er nicht weniger als 100mal gesungen hat; dazu kommen noch seine zahlreichen Gastspiele an deutschen und fremdländischen Bühnen. Neben dieser imponierenden Thätigkeit ging seine kaum geringere als Oratorien- und Liedersänger. Auch als Komponist von Liedern, sowie einer erfolgreichen Oper „Der Fremdling" ist Vogl hervorgetreten. Der Sänger Heinrich Vogl wird nie vergessen werden. — Wilhelm Jahn, der ehemalige Direktor der Wiener Hofoper, war am 24. November 1835 zu Hof in Mähren geboren und widmete sich frühzeitig der Gesangskunst und der Bühne, deren weltbedeutende Bretter er 1852 in Temesvar als Darsteller von Liebhaberrollen und Sänger von Buffonpartieen betrat. Sodann war er Kapellmeister in Amsterdam, Prag und Wiesbaden; seit 1881 bis 1897 wirkte Jahn als Direktor der Wiener Hofoper. Er war ein Meister der Inszenierungskunst und alle seine zahlreichen, äußerst sorgsam ausgearbeiteten und vorbereiteten Aufführungen neuer Opern waren Musterdarstellungen. Jahn war unter anderem der Entdecker der Pauline Lucca.

Prinzessin Heinrich auf ihrem Gute Hemmelmark. Unweit von dem schleswig-holsteinischen Städtchen Eckernförde, an der gleichnamigen Föhrde, breitet sich das dem Prinzen Heinrich von Preußen gehörige Besitztum Hemmelmark aus. Hier, fern vom Lärm des Verkehrs und doch für ihre Verwandten, die auf dem Gute Gelnhalz wohnende Familie des Herzogs Friedrich Ferdinand zu Schleswig-Holstein, leicht erreichbar, pflegt die prinzliche Familie gern zur Zeit des Hochsommers zu verweilen. Unser Bild zeigt die Prinzessin mit ihren beiden ältesten Kindern in dem prachtvollen schattigen Parke.

Gefiederte Akrobaten. In den letzten Jahren wendet man sich immer mehr ab von der Dressur und Vorführung gefährlicher Tiere und sucht an sich harmlosen Tieren, wie Ratten, Mäusen, Schweinen, Katzen, Enten und Gänsen eine um so erstaunlichere Ausbildung zu geben. Ein recht drastisches Beispiel hierfür lernen wir in der Bellonischen Kunstreiterszene durch Wort und Bild illustrieren. In dem großen Raum des Zirkustheaters im Leipziger Krystallpalast, wo bei den betreffenden Vorstellungen hoch über den Köpfen des Publikums ein Telegraphendraht kreisförmig ausgespannt, von der Bühne wegführt und ebendaselbst endend. Auf diesem Draht wurde ein Velociped und auf dieses ein Rabe gesetzt, welcher schon vorher auf dem unteren an dem Vehikel befestigten Trapez sein Anlage Platz genommen hatte. Nun-

mehr setzte der obere Kakadu das Rad mit den Füßen in Bewegung, während sein Schnabel die Lenkstange ergriff und leitete. Dies geschah alles so elegant und sicher, daß das Publikum dieses eigenartige Kunstradfahrerpaar nicht genug bewundern konnte.

Das Schüchtermann-Denkmal zu Dortmund. Die alte „Freie Reichsstadt" hat ihrem großen Wohlthäter, dem verstorbenen Kommerzienrat Schüchtermann, in der schönen Kastanienallee auf dem „Ostwall" ein aus Professor Jaeckel in Berlin entworfenes Denkmal errichtet. Der Verstorbene hat sich vom einfachen Handwerker — Uhrmacher — zu einem der bedeutendsten Großindustriellen Westfalens emporgearbeitet. Sein praktischer Blick und seine geistige Begabung waren mit werkthätiger, christlicher Nächstenliebe gepaart. So gründete Schüchtermann zu seinen Lebzeiten das Josephinenstift, eine Anstalt für stellen- und mittellose Mädchen und zugleich eine „Volksküche" für die Arbeiter. In seinem Testamente hat er die gesamten Einkünfte aus seinem enormen Vermögen der von ihm und seiner kürzlich verstorbenen Gattin gegründeten „Schüchtermann-Schulze-Stiftung" zugewiesen. Diese Einkünfte betragen jetzt etwa 300000 Mark, wovon ein Fünftel dauernd der Stadt Dortmund zufällt und zwar so, daß hiervon ein Drittel den städtischen Beamten — 20000 Mark — zur Altersunterstützung in Notfällen und zwei Drittel den ersten Geistlichen aller

Das Schüchtermann-Denkmal zu Dortmund.
Nach einer photographischen Aufnahme von G. Overhoff in Dortmund

kirchlichen Gemeinden Dortmunds für erkrankte, namentlich skrofulöse Kinder überwiesen werden. Auf einem mächtigen Marmorpostamente steht die Büste des Verstorbenen; die Vorderseite des Sockels trägt in goldenen Lettern seinen Namen, während die Rückseite die Widmung der Stadt Dortmund enthält. Am Fuße des Denkmals erblicken wir auf der vorderen Seite eine Kindergruppe, welche ihrem Wohlthäter den Dank darbringt; auf der Rückseite ist eine Arbeiterfigur, welche auf das Hauptgebiet der Thätigkeit Schüchtermanns: die Feinmechanik im Maschinenbau, hinweist. Von den Reliefs zeigt das rechte die errichtete Anstalt „Josephinenstift" und das linke die Dortmunder Hafenanlagen in ihrer jetzigen Form und Ausdehnung. Heinrich Schüchtermann ist am 20. Oktober 1830 geboren und wurde im 65. Lebensjahre von einer tückischen Krankheit in Meutreux dahingerafft.

E. Reinhard.

General v. Roseaberg †.
Nach einer Aufnahme von Hofphotogr. J. C. Schaarwächter in Berlin.

Ghazi Osman Pascha †.

General v. Rosenberg, welcher in Rathenow, dem Standort des ihm fast ein Jahrzehnt befehligten Zietenhusarenregiments, im 67. Lebensjahr verschieden ist, war am 1. Juni 1833 zu Puditsch im

Kreise Trebnitz geboren. 1885 wurde Heinrich v. Rosenberg Generalmajor, 1888 Generalleutnant und Kommandeur der Kavalleriedivision des 1. Armeekorps und 1890 Inspekteur der 2. Kavallerieinspektion. 1893 erfolgte seine Ernennung zum General der Kavallerie. v. Rosenberg nahm an der Ausarbeitung des neuen Exerzierreglements der Kavallerie hervorragenden Anteil. Er war ein verwegener Sportsmann und eifriger Förderer der Pferdezucht.

Marschall Ghazi Osman Pascha, der „Löwe von Plewna", dessen Heldenname mit allen Kämpfen des Osmanischen Reiches in den letzten 40 Jahren aufs ruhmreichste verknüpft ist, verstarb zu Konstantinopel im Alter von 63 Jahren. 1854 trat Osman Pascha als Kavallerieleutnant in die Armee ein. 1860 focht er gegen die Drusen, einige Jahre später treffen wir ihn während der großen Insurrektion auf Kreta. 1876 kämpfte er als Divisionsgeneral gegen Serbien. Im darauffolgenden russisch-türkischen Feldzuge errang er sich durch die sechs Monate lange Verteidigung der von ihm geschaffenen Feste Plewna den unverwelklichen Lorbeer eines von aller Welt bewunderten Helden. Sein Souverän ehrte ihn damals besonders durch die Verleihung des Titels „Ghazi", das heißt: der Siegreiche. Nach Beendigung des Krieges kehrte auch Osman aus der russischen Gefangenschaft heim und übernahm nun das Kriegsministerium, das er bis 1885 verwaltete.

Philipp Scharwenka.
Nach einer photogr. Aufnahme des Ateliers Victoria in Berlin.

Der Komponist Philipp Scharwenka ist für eine von ihm komponierte „Dramatische Orchesterphantasie" durch Zuerkennung des Preises des „Allgemeinen deutschen Musikvereins" in der Höhe von 1000 Mark ausgezeichnet worden. Philipp Scharwenka zählt zu den hervorragendsten Klaviervirtuosen und Pädagogen der Reichshauptstadt. Er wurde am 16. Februar 1847 in dem Städtchen Samter (Provinz Posen) geboren und wirkt als Mitdirektor des rühmlichst bekannten „Klindworth-Scharwenka-Konservatoriums" zu Berlin. Als Komponist ist er mit größeren Tondichtungen für Orchester, mit Kammerkonzerten, Symphonien, Klavierstücken und Liedern erfolgreich hervorgetreten.

Vom Kriegsschauplatz in Südafrika.

General Olivier, dessen Bild wir heute im Anschlusse an die schon früher von uns veröffentlichten Porträts von Burenfeldherren bringen, ist der Besieger des englischen Generals Gatacre in der Schlacht bei Bethulie am 22. März.

General Olivier.

Dieser Burensieg kam den Engländern völlig überraschend, da diese allgemein geglaubt hatten, daß die Buren sich vollständig in die Defensive begeben hatten, und für General Gatacre, dem die Verhältnisse damals so außerordentlich günstig lagen, war dieser Sieg Oliviers in der That beschämend. Die schweren Verluste, welche die englischen Truppen bei Bethulie erlitten, wurden Anlaß zu einem herben Tadel seitens des Feldmarschalls Lord Roberts und führten zur Enthebung des Generals Gatacre vom Kommando.

Tante Joubert, die Gattin des jüngst verstorbenen Oberbefehlshabers der Buren, ist während des gegenwärtigen Krieges oft mit aufrichtiger Bewunderung von Freund und Feind genannt worden. Ein schlichtes echtes Burenweib, das ebenso mutig und sicher die Kugelbüchse handhabt, als sorglich im Hause schaltet und waltet, hat die mit scharfem Verstand begabte Frau im vorigen und jetzigen Befreiungskampfe der Buren gegen die Engländer alle Feldzugsstrapazen und Gefahren stets treu und beharrlich mit ihrem „Piet" geteilt. Ihm, dem Gatten, war sie als fürsorgliche Pflegerin und Zeltgefährtin allzeit zur Seite, ohne dabei doch der freudig geübten Samariterpflichten gegen verwundete oder sterbende Kämpfer jemals zu vergessen. Daheim aber in ihrem Hause herrschte ein patriarchalischer, christlicher Sinn, der alle Familienmitglieder miteinander verband. Fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, trauern nun mit der vereinsamten Frau um den liebevollen Vater und Gatten.

Die Witwe des Generals Joubert.

Die Spezialgesandtschaft der beiden Burenrepubliken, welche in Europa eingetroffen war, um, wie es hieß, bei den Höfen der einzelnen Großmächte zu Gunsten von Friedensunterhandlungen vorstellig zu werden, schifft sich Anfang Mai nach Amerika ein, wo sie ein günstiges Gehör für ihre Zwecke zu finden hofft. Im Haag hatte sie längeren Aufenthalt genommen und mit dem Minister des Auswärtigen in dessen Amtsräumen eine Besprechung. Die Bewohner der Residenz begrüßten die Gesandtschaft, wo sie sich sehen ließ, mit nicht endenwollenden Hochrufen und Hurras und gaben unzweideutige Beweise ihrer Sympathie für die Buren. Die Abordnung besteht aus drei Mitgliedern: Notar Dr. Fischer als deren geistigem Führer, Wolmarans und Wessels. Die beiden Gesandten der Republiken, Dr. J. Leyds und Dr. H. P. N. Muller, welche unser Gruppenbild ebenfalls im Hintergrund zeigt, wurden derselben zur Verfügung gestellt. Fischer, die einflußreichste Persönlichkeit im Oranjefreistaat, ist Mitglied des ausführenden Rates und gilt als die rechte Hand des Präsidenten Steijn. Wolmarans, der Vertraute Krügers, ist Mitglied desselben Rates in Transvaal und Wessels, ein echter Bur, wie der vorige Vorsitzender des Volksrats vom Oranjefreistaat. Die beiden letzteren erregten durch ihre dünenhaften Gestalten und wettergebräunten Gesichter überall, wo sie erschienen, gewaltiges Aufsehen.

A. D. W. Wolmarans. Dr. J. Leyds. C. R. Wessels. R. Fischer.

Die Spezialgesandtschaft der Burenrepubliken.

Allerlei Winke für jung und alt.

Klapptisch. Ein Möbel, das in zusammengeklapptem Zustande sehr wenig Raum beansprucht, sich außerordentlich bequem treppauf, treppab tragen läßt und, wenn aufgestellt, einen praktischen, sehr festen Tisch, auch für den Gneten, abgiebt, ist gewiß mancher Leserin willkommen.

Der Klapptisch aus gebeiztem oder farbig lackiertem Tannenholz hat eine Platte von 1 m Länge zu 65 cm Breite und $1\frac{1}{2}$ cm Dicke.

An der Unterseite der Platte sind in einem Abstand von $70\frac{1}{2}$ cm zwei Querleisten anzubringen, deren eine bei etwa 6 cm Breite $1\frac{1}{2}$ cm dick ist, während die Stärke der anderen — an welcher das zuletzt überzuklappende Tischbein befestigt wird — 3 cm beträgt. Zwischen diesen beiden Querleisten ist die Mitte der Platte der Länge nach durchschneidend, vermittelst Scharnieren ein hölzerner Rahmen angebracht — ebenfalls $1\frac{1}{2}$ cm dick — welcher den Zweck hat, beim Aufstellen (Figur 1) die beiden Tischbeine auseinanderzuspreizen. Die Form der beiden gleichfalls aus $1\frac{1}{2}$ cm dicken und durch Scharniere mit den Querleisten verbundenen Beine ist aus der zweiten Abbildung leicht zu erkennen.

Fig. 1. Klapptisch (aufgestellt).

Der Rahmen kann auf verschiedene Weise an den Beinen befestigt werden, am einfachsten ist wohl ein an ihrer unteren Kante angebrachter kurzer Riegel, welcher in die Querleiste des Beines eingreift.

Beim Zusammenklappen wird zuerst der Rahmen, dann das an der dünneren der beiden Querleisten befindliche Bein, zuletzt das an der dickeren Querleiste angebrachte beigelegt.

Obstbaumpflege im Mai. In keiner anderen Zeit ist die energische Entwicklung einer Pflanzung von solcher Bedeutung wie im ersten Jahre. Was da versäumt wird, kann später selten wieder eingeholt werden. Pflanzungen, die im ersten Frühlinge kränkeln, sind häufig auf immer verdorben. Die Pflege des Frischgepflanzten muß deshalb eine überaus sorgsame sein. Wo ein Baum nicht freudig austreibt, ist durch Auflockern des Bodens frische Luft an die Wurzeln zu führen, durch Belegen der Baumscheibe mit verrottetem Dünger gleichmäßige Wärme und Feuchtigkeit zu sichern, durch Umbinden des Stammes mit Moos Sonnen- und Luftdurchzug abzuhalten und die Wasserverdunstung einzuschränken. Auch das Gießen ist nicht zu vergessen. Man gießt viel leichter zu wenig als zu viel. Falsch ist es aber, einem frisch gepflanzten Baum durch Düngerguß aufhelfen zu wollen. Dungerguß kann wohl schaden, aber nicht helfen, weil die Wurzeln noch nicht intakt sind und Nahrung noch wenig oder gar nicht aufnehmen können. Die mit Obstkernen be-

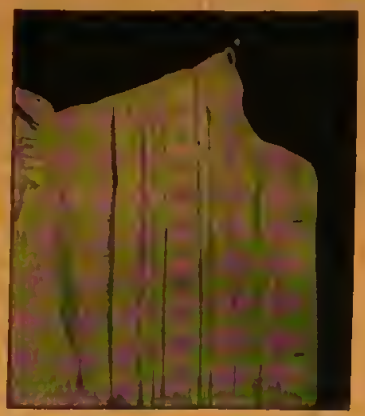
Fig. 2. Klapptisch (zusammengelegt).

säten Beete verlangen ebenfalls Pflege, Gießen, Hacken, Jäten. Wo die Sämlinge zu dicht aufgegangen sind, nimmt man etliche heraus und versetzt sie auf ein neues Beet. Dieses Verpflanzen, Pikieren im technischen Ausdruck, ist sehr zuträglich, da es den jungen Pflänzlingen ein besseres, verzweigtes Wurzelvermögen schafft und sie für späteres Umsetzen gewappneter macht. Man kann Obstwildlinge wohl groß werden lassen, aber man darf nicht mit Sicherheit darauf rechnen, daß man gute Früchte erhält. Wenn auch unsere meisten Obstsorten durch Zufall entstanden sind, so steht die Zucht eines guten Apfels aus dem Kerne doch fast ebenso vereinzelt da wie der Gewinn des großen Loses. — Heute, wo man vom Zufall nicht mehr so abhängig sein mochte, versucht man die Zucht durch künstliche Befruchtung einzelner Sorten. Für den Obstliebhaber liegt hier ein weites Feld der interessantesten Thätigkeit. — Daß Pfirsiche aus Samen ziemlich getreu wiederkommen, ist bekannt. Neben ihnen thun dies nur noch die Wallnüsse. Wallnüsse veredelt man gar nicht, weil sie sich ebenso schlecht veredeln als verpflanzen lassen. Die jungen Wallnußpflanzen werden deshalb nicht verstopft. Am schnellsten gedeihen sie, wenn man die Wallnüsse gleich an dem Platze, wo der spätere Baum stehen soll, auslegt, 3 bis 5 Stück auf $\frac{1}{2}$ qm etwa, um später die Wahl zu haben. Zur Aussaat sind noch nur allerbeste Nüsse von einem guttragenden Baume zu nehmen. Wer eine beliebige Nuß säet, weiß nie, was er bekommt. Die Feigenbäume liegen bislang noch unter ihrer Winterdecke. Sie sind Mitte Mai, wenn wirklich viel zu wenig getrieben, trotzdem sie im warmen Garten Freilandluft ganz einträglich sein kann. Daß die Feige beliebt ist, zeigen die vielen Bäumchen, welche man aus Unkenntnis in Töpfen hält und im Keller oder im Zimmer überwintert, ohne je recht befriedigende Ernten zu erhalten. Die Feige liebt guten warmen Boden und im Winter starke Erddedeckung nebst Schutz gegen Mäusefraß, der durch einige Tropfen stinkendes Tieröl hergestellt wird, das ist alles. — Die Pfiesichblüte ist vorbei. Früchte können nur an den Zweigen gesetzt werden, die reichlich beblättert sind. Zweige ohne Blätter oder mit Früchten sterben entweder im Laufe des Sommers ab oder bringen ungenießbare Früchte. Zeitiges Entfernen derselben ist daher am Platze; bei Apfelosen geht es ebenso. Der Mai dient noch zur Veredlung alter Weinstöcke, die aus irgend welchem Grunde dem Besitzer nicht gefallen. Zur Veredlung wird der alte Stock ein oder mehrere Centimeter unter dem Boden abgeschnitten und dann durch Pfropfen in den Spalt mit einem oder mehreren Edelreisern versehen. Auf die übliche Art findet ein Verbinden mit Bast und Verschmieren mit Baumwachs statt. Die Hauptsache für das weitere Gelingen ist aber der Erdauswurf. Man muß die ganze Veredlung so weit mit Erde fest zudecken, daß nur das oberste Auge des Edelreises aus dem Boden hervorschaut. Solch ein veredelter alter Weinstock macht schon im ersten Jahre mächtige Triebe und bringt im zweiten Trauben. Man sieht sich also beim Veredeln besser als beim Neupflanzen.

Schleifen-Arrangements für Damenhüte. Sowohl für runde Hüte wie auch für Capoten und Toques sind breit arrangierte Schleifen-Garnituren nach Art der Etikettschleifen wieder sehr beliebt und gut selbst auszuführen. Man verwendet gern die breiten, mit Durchbruch verzierten Taffetbänder, ebenfalls Sammetband in 10 cm Breite und auch für runde Hüte die modernen Chiffonwatten mit Fernsendschluß. Die abstehenden Schlupfen, 2 an jeder Seite, faßt ein genähter Knoten zusammen, den eine schöne Schnalle ziert; für runde Hüte legt man das Band gefaltet oder ein genau passendes schmales um den Kopf und schließt es in der hinteren Mitte mit einer kleinen Schleife ab. Die abgebildete Schleife aus 12 cm breitem Taffetbande wurde einem für ältere Damen bestimmten Capote entnommen und ist durch 1 cm breite, schwarze, grobe Steifbarten bereichert, die, wie ersichtlich, alle Schlupfen längs ihres unteren bezw. vorderen Randes begrenzen.

Schleifen-Arrangement für Capote.

Von den beiden an jeder Seite übereinanderliegenden Schlupfen 17 und 13 cm lang — kann sich die hintere, wenn kleidsamer, auch leicht an die Hutform legen; für die in der Mitte hochstehenden je 8 cm langen Schlupfen muß das Band fast zur Hälfte seiner Breite eingebogen werden. Strohdocht durchschlingt doppelt umeinandergesetzt den größeren Knoten, welcher die fest eingefalteten 6 Schlupfen vereinigt, einfach jeden kleinen Knoten, unter dem jedes je 5 cm breite, 80 cm lange Bindeband in der hinteren Mitte des Hutes ansetzt. Das Hutfutter aus Marcellineseide muß nach Fertigstellung der Garnitur eingefügt werden.



Blusenverzierung.

Blusenverzierung. Zu lästig ist es, wenn Stoffe in der Wäsche eingehen; leider ist dies manchmal auch der Fall bei Waschblusen. Eine nicht zu mühsame Verzierung läßt diesem Uebelstande dauernd steuern. Man trennt die Vorderteile aus Bündchen und Rückenpasse und schneidet etwa 7 cm von der vorderen Mitte die Bluse der Länge nach auseinander. Wie ersichtlich, wird dann zur nötigen Verbreiterung Stickerei mit nen in den Handel gekommenen Wäschedöbechen, dunt oder weiß mit imitiertem Durchbruch (staeles Garn) zu beiden Seiten begrenzt und zwischen die Bluse gesetzt.

Sollte die Bluse zu kurz geworden sein, so muß man eine entsprechende Verzierung an der Rückenpasse anbringen und Vorderteil und Rücken herunterrücken. Sehr hübsch wirken auch die Streifen aus bestickter Kattun zwischen solche Wäschedöbechen gesetzt.

Aeltere Seidenstoffe aber gefärbte soll man beim Verändern möglichst nicht für die glatt und festgespannt sitzenden Teile einer Taille verwenden, da sie leicht platzen und sich schnell durchscheuern. Vorteilhafter ist es, davon Fransen, sattige Bekleidung einer festen Futtergrundform, Puffen oder Schleifen anzufertigen.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H. in Leipzig.

Antons Erben.

Roman von **W. Heimburg.**

3. Auflage.

Preis geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Dieser, bei seinem Erscheinen in der „Gartenlaube" mit ausserordentlichem Beifall aufgenommene Roman liegt nunmehr in der 3. Auflage vor, welche mit schöner Ausstattung einen ausserordentlich billigen Preis verbindet.

Von der gleichen Verfasserin erschienen ferner in obigem Verlag:

Aus dem Leben meiner alten Freundin. Roman. 9. Auflage.
Lumpenmüllers Lieschen. Roman. 6. Auflage.
Kloster Wendhusen. Roman. 5. Aufl.
Dasamal. 4 Novellen. 2. Auflage.
Ein armes Mädchen. Roman. 3. Aufl.
Cruddchens Heirat. Roman. 2. Aufl.
Die Andere. Roman. 2. Auflage.
Herzenskrisen. Roman. 2. Auflage.
Unter der Linde. 7 Novellen. 2. Aufl.
Lore von Tollen. Roman. 2. Aufl.
Eine unbedeutende Frau. Roman.
Mamsell Unnütz. Roman. 2. Aufl.
Cabinens Freier. Auf schwankem Boden. 2 Novellen. 2. Auflage.
Um fremde Schuld. Roman. 2. Aufl.
Haus Baetjen. Roman. 2. Auflage.
Erotyles Herzen. Roman. 2. Auflage.

Jeder Band geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Das erste Moorbad der Welt.

FRANZENSBAD

besitzt die stärksten Eisenquellen, reine alkalische Glaubersalzwässer und Lithionsäuerlinge. Neben den weltberühmten Moorbädern noch Mineralbäder, Gasbäder und die kohlensäurereichsten, neuerdings bei Herzkrankheiten erprobten Stahlbäder.

Saison vom 1. Mai bis 30. September.

Prospekte gratis.

Jede Auskunft ertheilt das Bürgermeisteramt als Curverwaltung.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.

In unserem Verlage erscheinen:

Heinrich Seidels Erzählende Schriften.

Volksausgabe in 53 Lieferungen zu 40 Pfennig oder in 7 Bänden zu 3 Mark für den broschierten und 4 Mark für den schön gebundenen Band.

Inhalt:

Band 1: **Laberecht Hühnchen.** Band 2 und 3: **Vorstadtgeschichten.** Band 4 und 5: **Geschichten und Skizzen aus der Heimat.** Band 6: **Phantasiastücke.** Band 7: **Aus meinem Leben.**

Die meisten Buch- und Zeitungshändler nehmen Bestellungen auf die neue wohlfeile Ausgabe von Heinrich Seidels erzählenden Schriften entgegen und senden die erste Lieferung wie auch den ersten Band zur Ansicht

Bad Wildungen

Hauptquellen: **Georg Victorquelle** und **Helenenquelle**, deren hervorragende specifische Wirkung bei **Blasen- und Nierenkrankheiten** seit Jahrhunderten bekannt ist: die erstere von unübertroffenem Erfolge bei allen möglichen Katarrhen der Harnorgane, die zweite von ganz besonderer Wirksamkeit bei **Bekämpfung der Steinbildung** (Harnsaure Diathese, Gicht etc.). Außerdem finden die Quellen erfolgreiche Verwendung bei **Magen- und Darmkatarrhen**, bei **Blutarmuth, Bleichsucht und Frauenleiden.** Versandt 1899 220,000 Flaschen. Frequenz 1899: 6800 Pers. **Berühmte Specialärzte.** Das ausgezeichnete Wildunger Salz ist nur künstlich, theils unlöslich Fabrikat. Ausführliche Broschüren über das Bad und Heilanzeigen, sowie Schriften gratis. Wasser, käuflich in den Mineralwasserhandlungen u. Apotheken, versenden in Kisten früherer Füllung

Fürstliche Wildunger Mineralquellen, A. G.

Aufgebot.

Der am 14. August 1896 zu Fulda als Sohn des Bäckermeisters Theodor Wilhelm Schlachter von Hanau geborene Hugo Clemens Schlachter, welcher zuletzt bei dem Kaufmann Otto Deines in Hanau in der Lehre gestanden und im Jahre 1896 nach Amerika ausgewandert ist, wird aufgefordert, sich spätestens im Aufgebotstermin, den **12. November 1904, Vormittags 10 Uhr,** zu melden, widrigenfalls seine Todeserklärung erfolgen wird.

Hanau, den 18. April 1900.

Königliches Amtsgericht 2.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H. in Leipzig.

Brausejahre.

Bilder aus Weimars Blütezeit.

Roman von **A. v. d. Elbe.**

2. Aufl. Preis geh. 3 M. Eleg. geb. 4 M.

Ein fesselnder Roman, in welchem dem Leser das bunte Treiben einer denkwürdigen, durch die Gestalten des Weimarer Goethe-Kreises belebten Zeit vorgeführt wird.

Schloss Josephsthal

Roman von **Marie Bernhard.**

Preis geheftet 3 Mk. Eleg. gebund. 4 Mk.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H. in Leipzig.

Alltagsmenschen.

Novellen von

Eva Treu.

Inhalt:

Mein Roman. — Der Schlüssel. — Sterben. — Fräulein Nunnemann. — Das Laub fällt. — Auch so einer. — An das Christkind.

Preis eleg. geheftet 3 Mk., eleg. gebunden 4 Mk.

Ein liebenswürdiges, so recht aus dem Innersten Deutschen Frauengemüt schöpfendes Erzählertalent giebt sich in diesen Erzählungen, welchen die Verfasserin den bescheidenen Namen „Alltagsmenschen" gegeben hat, kund. Ein sonniger, herzerquickender Humor, dessen Zauber den Leser gefangen hält, zieht durch sie meisten ihrer Geschichten, aber auch da, wo uns des Lebens Ernst entgegentritt, weiss sie die Herzen für ihre Alltagsmenschen zu gewinnen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schabladen wie neu erscheinen, es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen, Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Send verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK. U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

11. Heft. 29. Mai 1900. Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12th & Vine Sts., Cincinnati, Ohio.

Inhalt.

Seite

Fall der Blüten. Gedicht von Martin Greif. Mit Umrahmung 329

Kampf ums Glück. Roman von Paul Rabran (4. Fortsetzung) 329

König Friedrich Wilhelm I von Preußen in der Sommerfrische zu Musterhausen. Von Professor Dr. Hans Prutz 338

Deutsche Bauten auf der Pariser Weltausstellung. Von Felix Vogt. Mit Abbildungen 343

Die totale Sonnenfinsternis am 28. Mai 345

Modernes Kunstgewerbe. Von J. Brunn. Mit Abbildungen 346

Im Wasserwinkel. Roman von W. Heimburg (Schluß) . 347

Pfingsterinnerung. Gedicht von Fritz Döring. Mit Abbildung von Fritz Reiß 349

Das Deutsche Buchgewerbehaus in Leipzig. Von Max Hurtung. Mit Abbildung 353

Die Rheinregulierung am Bodensee. Von J. C. Heer. Mit Abbildungen und einer Karte 354

Blätter und Blüten: Zur Erinnerung an Ernst von Bandel. (Mit Bildnis.) S. 358. — Schwebebahn Barmen-Elberfeld-Vohwinkel. (Zu dem Bilde S. 337.) S. 358. — Ein Riese unter den seltsamen Würmern. Von Matschie. (Mit Abbildung.) S. 359. — Beseitigung der für die Vegetation schädlichen Gase und Dämpfe. S. 359. — „Illustriertes Konversationslexikon der Frau." S. 359. — Lange Eisenbahnreisen in Europa. S. 360.

Allerlei Kurzweil: S. 360.

Illustrationen: Umrahmung zu dem Gedicht „Fall der Blüten". S. 329. — Große Wäsche. Von A. Roefeler. S. 333. — Die Schwebebahn Barmen-Elberfeld-Vohwinkel. S. 337. — Die Pariser Weltausstellung auf dem Marsfeld und vor dem Trocadéro. Die Pariser Weltausstellung an der Invaliden-Esplanade und der Alexander-Avenue. S. 340 und 341. — Abbildungen zu dem Artikel „Deutsche Bauten auf der Pariser Weltausstellung". Der Turm der deutschen Marine-Ausstellung. Das Deutsche Haus in der Straße der Nationen. S. 343. Haus Kummerzell. Das „Spatenbräu". S. 344. Gebäude der deutschen Kunstgewerbeausstellung. S. 345. — Abbildungen zu dem Artikel „Modernes „Kunstgewerbe". Fig. 1 bis 4. S. 346 und 347. — Pfingsterinnerung. Von Fritz Reiß. S. 349. — Das Deutsche Buchgewerbehaus in Leipzig. S. 353. — Abbildungen zu dem Artikel „Die Rheinregulierung am Bodensee". Dampfbagger im rheinthalischen Binnenkanal. S. 354. Brücke bei Oberriet mit der Kuppe Blatten im Hintergrund. Die Ragaz-Maienfelder Eisenbahnbrücke. Die Eisenbahnbrücke bei Buchs. S. 355. Die Holzbrücke bei Rheineck. S. 356. Uebersichtskarte der Rheindurchstiche. An der Brücke über den neuen Rhein bei Lustnau. S. 357. — Ernst von Bandel. S. 358. — Eunice aphroditois. S. 359. — In der Kinderbewahranstalt des Berliner Pestalozzi-Fröbel-Hauses. S. 360.

Hierzu 2 Beilagen, sowie Kunstbeilage 11: „Amor im Hinterhalt". Von P. Wagner.

Kleine Mitteilungen.

Wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande. Es giebt zahllose nur praktisch veranlagte Mädchen, die befriedigende und einträgliche Stellungen als Stellvertreterinnen der Hausfrau, Betriebsleiterinnen in großen Anstalten, Vorsteherinnen von ländlichen Haushaltschulen u. a. m. finden können. Nur wissen sie gründlich vorgebildet sein und alles inne haben, was die vortrefflich geleitete wirtschaftliche Frauenschule in ihrem einjährigen Kursus lehrt: Haus- und Küchenwirtschaft, Landwirtschaft und Gartenbau, Volksgesundheitspflege und Handfertigkeit. Geradezu glänzende Resultate hat die im Jahre 1897 eröffnete erste Schule in Oberhessen (Oberhessen) zu verzeichnen. Trotz der schweren Anfangskosten gelang es bei der rasch steigenden Schülerinnenzahl Einnahmen und Ausgaben ins Gleichgewicht zu bringen; schon das Resultat der ersten Prüfung veranlaßte die Staatsregierung, Stipendien für Beamtentöchter zu gründen. Seither hat sich aber der Andrang zur Schule so vermehrt, daß dieselbe nicht mehr mit den bisherigen Räumen auskommt und nach der kgl. preuß. Domäne Rossenstein übersiedelt, einem früheren Kloster, dessen einen Flügel das Ministerium der Landwirtschaft auf eine lange Reihe von Jahren der Schule vermietet hat. Eine zweite Schule soll in kürzester Zeit zu Oberkirchen in Hessen-Nassau eröffnet werden, auch dort in staatlicher Besitzung.

Diese großen Erfolge in der kurzen Zeit von drei Jahren zeigen nur genug, welches Bedürfnis nach derartigem Unterricht besteht. Sie sind aber auch eine große Genugthuung für die mutigen Frauen, welche damals das weitaussehende Unternehmen planten und mit unermüdlicher Thatkraft ins Leben gerufen haben.

Bund für Vogelschutz. Im Jahre 1898 wurde auf Anregung der Frau Kommerzienrat Linn Hähnle in Stuttgart ein „Bund für Vogelschutz" gegründet, der bald in weiten Kreisen Beifall fand und nutzbringend neben anderen ähnlichen Vereinigungen in Deutschland seine Thätigkeit entfaltet. Schon im ersten Jahrgange seines Bestehens ist seine Mitgliederzahl auf 3500 gestiegen. Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt nur 50 Pf. für Erwachsene und 10 Pf. für Kinder; er ist eben darauf berechnet, daß jedermann dem Bunde beitreten kann, um sein Scherflein beizusteuern zu Nutz und Frommen der deutschen Vogelwelt. Der „Bund für Vogelschutz" verfolgt verschiedene Ziele: er sucht den gefiederten Höhlenbrütern durch Aushängen zweckdienlicher Nistkästen passende Wohnungen zu beschaffen, für unsere Grasmücken, Rotkehlchen, Laubvögelchen und andere Insektenvertilger geschützte Stätten, Dornpflanzungen und dichte Hecken zu schaffen, er fördert die Futterung und Pflege der Vogelwelt in harter Winterszeit, ist überhaupt bestrebt, die ganze nützliche Vogelwelt vor ruchlosen Menschen wie vor allerlei Raubtieren zu schützen. Im Auftrage des Bundes hat der unseren Lesern wohlbekannte Ornithologe Friedrich Arnold einen Kalender für das Jahr 1900 herausgegeben (Kommissionsverlag von Greiner und Pfeiffer in Stuttgart). In demselben wird eingehend über die Ziele und die bisherige Thätigkeit des Bundes berichtet. Außerdem enthält er eine Anzahl praktischer Mitteilungen: gute Winke zum Aufhängen der Nistkästchen, Vogelfütterung im Winter, eine Tabelle unserer vorwiegend nützlichen Vögel mit den wichtigsten Angaben über deren Lebensweise und Nahrung und eine belehrende Abhandlung über Nistkästen und Futterhäuschen. Da das Gesetz das Halten der Stubenvögel nicht ganz unterdrücken will und kann, das Fangen der nützlichen Vögel aber muß äußerste einschränkt, so hat der Bund noch die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß auch gefangene Vögel des oft so nötigen Schutzes teilhaftig werden. Von diesem Gesichtspunkte geleitet, bringt der Kalender auch eine ausführliche Beschreibung über Pflege, Haltung und Zucht der Stubenvögel. Wir möchten bei dieser Gelegenheit auch auf die reizenden Postkarten des „Bundes für Vogelschutz" aufmerksam machen, von denen bis jetzt rund 30 000 Exemplare abgesetzt worden sind.

Scheibenpyramide für Erblindete. Für Leute, die das Unglück hatten, in späteren Jahren zu erblinden, sind Apparate wichtig, die ihnen das Schreiben ermöglichen. Ein solcher ist der Apparat Exerzier von Richard Hamann, Berlin SW., Stephanstr. 6. Derselbe besteht in einer Unterlage aus Holz oder Metall und einem mit Zinkstäben versehenen Längsgitter. Zwischen diese beiden Teile wird das zu beschreibende Papier gelegt. Die Zinkstäbe geben die Führung für die einzelnen Zeilen, der Blinde schreibt dazwischen mit einem Tintenkopierstift oder einer Füllfeder. Eine Vorrichtung markiert die Stelle, an welcher die Arbeit auf einer nach nicht ganz beschriebenen Seite unterbrochen wurde, und ermöglicht deren spätere Fortsetzung. Durch Zurückführen der letztbeschriebenen Linie mit dem Daumen der linken Hand findet der Blinde die nächste Zeile von selbst. Der Apparat ist von dem Erfinder Richard Hamann zu beziehen, der selbst das Unglück hatte, im besten Mannesalter zu erblinden. Er hat bereits vielen Erblindeten gute Dienste geleistet.

Knabenspiele im Freien. Ein sehr beliebtes Spiel ist besonders bei Knaben: „Löffel und Ei". Die Jungen nehmen einen Teuerkauf, in der rechten Hand einen langstieligen Holzlöffel und darauf ein Porzellan- oder hartgesottenes Ei haltend. Derjenige, welcher mit dem Ei auf dem Löffel am längsten aushält, ist Sieger. Es kommen bei dem Spiel die lustigsten Stellungen und Sprünge vor, um das Ei im Gleichgewicht zu halten. Ein solches Spiel würde gewiß überall Spaß machen, besonders, wenn das Ei ein eßbares wäre und dem Sieger zum Verspeisen als Preis zuerkannt würde.

Welke Blumen zu erfrischen. Oft genug, wenn man im Blumenladen die frischesten abgeschnittenen Blumen gekauft hat und sie daheim in eine Vase steckt, sieht man sie nach kürzester Zeit welk werden und die Köpfchen hängen. Der Transport, die veränderte Temperatur bekommen ihnen schlecht. Daraus sind sie oder noch lange nicht aufzugeben. Ich steckte meine ganz matt gewordenen Christrosen, eine sehr zarte, hellgrünliche Art von Helleborus, in einen, die nun den Rand gefüllten Kübel mit Wasser, so daß die ganzen langen Stengel nebst Blättern und Knospen im Wasser standen, und legte quer über den Rand des Gefäßes einen Pinselstiel, durch welchen ich nur die offenen Blüten über Wasser hielt. Bis zum Morgen waren die Stengel wieder fest und elastisch geworden, nun blieben sie eine Woche lang frisch und entwickelten noch weitere hübsche kräftige Blüten. Mit Chrysanthemen machte ich im Herbst dieselbe Erfahrung; der Stengel muß gar nichts mehr zu tragen haben, dann erholt sich die Pflanze. Das Verfahren sei allen Blumenfreunden empfohlen.

Krawatten selbst zu fertigen. Seidene Herrenkrawatten nützen sich bekanntlich am raschesten am Knoten ab, während die langen Enden noch gut sind. Aus diesen kann man mit etwas Geschicklichkeit kleine Damenkrawatten und Schildchen herstellen. Sind die Außenränder schadhaft, schneidet man die Einlage etwas schmäler, näht die Schlaufen mit den Enden und nimmt ein sehr lang scheinendes Stück zum Knopf, dessen Bruch in der Mitte nicht lange probiert werden darf, sondern gleich gefaltet und genäht werden muß, sonst verliert er an Chic, und ohne diesen ist jede Krawatte wertlos.

AMOR IM HINTERHALT

Nach dem Gemälde von P. Wagner

Halbheft 11. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ● Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1 Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Fall der Blüten.

Ich sah viel Blüten fallen
Von einem Apfelbaum,
Doch ging von ihnen allen
Ein Kern verloren kaum.

Es war ein Maienregen,
Der sänftlich wohl genug
Der Erde sie entgegen
Im kühlen Wehen trug.

Sie sanken, hingenommen,
Und lagen also still,
Als wollt' es Dem so frommen,
Der Frucht bereiten will.

Martin Greif.

Kampf ums Glück.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(4. Fortsetzung.)

Roman von **Paul Robran.**

In seinem verhängnisvollen Testament hat der Großvater die Bestimmung getroffen, daß eine jede von uns zehntausend Mark zur Aussteuer bekommen soll, wenn sie sich verheiratet. Wenn Klara so könnte, wie sie wollte, würde sie nicht einen Pfennig von dem Gelde anrühren. Aber sie will nicht als Bettlerin in die Breßlansche Familie eintreten, obgleich sie mit ihren zehntausend Mark gegen das Breßlansche Vermögen genau so arm ist wie früher.

Ich habe ihr meine Unterhaltung mit Benno erzählt. Sie hörte ganz ruhig zu, während sie an einer Visitenkartentasche für Siegfried arbeitete. Als ich fertig war, sah sie auf.

„Und — glaubst du vielleicht, daß ich deshalb die Verlobung wieder aufhebe?"

„Es ist noch Zeit!"

„Du bist einfach verrückt! Soll ich noch einen zweiten Skandal wie den ersten durchmachen? Den kann mein Ruf nicht mehr aushalten. Er hat schon genug durch eure Indiskretionen gelitten."

„Unsere?!"

„Ja, durch eure. Wer hat denn die Geschichte mit Benno Lesten herumgebracht? Er hat mir sein Ehrenwort gegeben, daß er zu niemand einen Ton gesagt hat. Ich habe auch nicht davon geredet. Wer hat es also gethan?"

„Ich sicher nicht"

„Nie? Auch nicht zu Frida?"

„Nie! Ich schwöre es dir!"

„Und doch wußte Siegfried den Tag meiner Verlobung und Entlobung. Wenn ich den 'mal herauskriege, der mir das angethan hat!"

„Ihr seid doch unvorsichtig genug gewesen — in der Gesellschaft und im Hause."

„So haben wir im Hause Verräter. Das geht wie eine Lawine weiter! Siegfried denkt sehr großmütig, daß er sich über den Klatsch hinwegsetzt."

„Ist denn der Klatsch wirklich so allgemein gewesen?"

„Ja, und niederträchtig — niederträchtig! Ich kann dir gar nicht wiederholen, was man sich alles zugeraunt hat — oder zugebrüllt. Darum war es nötig, daß Lesten zu meiner Verlobungsgesellschaft erschien. Nun wird man ja wohl still sein!"

Ich dachte an die Unterhaltung der beiden jungen Leute, aber ich schwieg. Klara arbeitete weiter. „Uebrigens hat sich Benno etwas spät an seine große Liebe erinnert. Ich habe ihn gesprochen — im Museum — wo du uns vergeblich gesucht hast."

Mir wurde heiß. „Das — hast du gemerkt?"

„Natürlich. Du hast fast eine halbe Stunde vor der tanzenden Mänade gesessen — gegenüber vom etruskischen Kabinett, in dem wir waren. Es war sehr nett von dir. So konntest du uns gleich als dame d'honneur dienen im Fall der Ueberraschung. Benno hat mir an dem Morgen gesagt, er könne nicht daran denken, aus Liebe zu heiraten. Seine Schulden seien so bekannt, daß sein Oberst es nächstens nicht mehr ignorieren dürfe. Er müsse daran denken, sich zu rangieren. Wir haben uns dann gegenseitig Glück gewünscht zu unserer Verlobung."

„Aber ich sagte dir doch, daß er nicht daran denkt, sich zu verloben."

„Das wird sich ändern," sagte Klara spöttisch. „Wahrscheinlich hat er von Cäcilie Gradnau am Morgen einen Korb bekommen — daher der Aerger am Abend. Uebrigens will ich dir zu deiner Beruhigung noch etwas sagen. Ich habe Benno einmal sehr geliebt. Als ich ihn noch einmal zu einem Rendezvous aufforderte, liebte ich ihn auch noch. Ich wäre nach imstande gewesen, seinetwegen all die häusliche Misere und die kleinliche Quälerei zu ertragen und sogar mich später mit dem Lose einer armen Offiziersfrau zu begnügen, so sehr ich kleine Verhältnisse hasse. Aber ich fühlte, daß er mir Mut zusprechen müßte, sonst würde ich versinken. Er that es nicht! Ich hatte meinen Stolz seinetwegen so weit gebeugt, um mich heimlich mit ihm zu treffen. Und er gab mir den Freundesrat, nicht mehr an ihn zu denken. Seitdem — hasse ich ihn! Ich könnte ihn zu meinen Füßen sterben sehen, und ich würde nicht die Hand ausstrecken, ihn zu retten. Zerbrich dir nicht weiter den Kopf um mich! Laß mich mein Leben ordnen, wie ich es für gut halte!"

„Gut! Du bist direkt aus dem Museum zu Breßlaus gegangen?"

„Ja — ich habe Siegfried leider nicht getroffen, sonst würde ich mich noch in derselben Stunde mit ihm verlobt haben. Du bist die reine Henne, die Enteneier ausgebrütet hat, und die gackernd am Ufer steht, wenn sich die Kleinen ins Wasser stürzen. Ich versichere dir, Entenmutter, ich kann schwimmen, und ich werde schwimmen!" Sie nahm ihre Arbeit auf. Plötzlich hob sie den Kopf. „Nimm dich nur in acht, daß du nicht eines Tages dieselbe Dummheit machst wie ich. Ich habe in dieser Stunde einen recht deutlichen Einblick in deinen Herzenszustand bekommen."

Ich fuhr zusammen.

„Sei ganz ruhig — ich dränge mich nicht in dein Geheimnis. Hüte dich nur, daß jemand etwas davon erfährt — die nächsten Verwandten sind Verräter. Trau' auch ihm nicht! Er würde es mit dir ebenso machen wie mit mir. Aber eins rate ich dir: verdirb dir nicht deine besten Jahre durch eine sentimentale Liebe! Kühl die Männer daraufhin taxieren, was sie uns im Leben bieten können — das ist das beste! Heirate Fritz Wolf! Du glaubst gar nicht, wie angenehm es ist, mit einem Manne durch die Stadt zu fahren, der ein großes Portemonnaie sehr lose in der Tasche hat. An alles gewöhnt man sich — an die engen Verhältnisse niemals! Ich danke Gott, daß ich da endlich herauskomme."

Sie legte ihre Arbeit sorgfältig zusammen und ging hinaus.

Das ist aus Klara geworden! Das aus ihrer reinen, schönen Liebe zu Benno! Wird mir das auch so gehen? Werde ich lernen, so kalt — so cynisch zu denken?

In einem hat Klara recht: ich bin eine Entenmutter gewesen! Zerrieben, zersorgt habe ich mich um sie und die andern, und sie brauchen meine Sorge gar nicht. Sie hat mir eine gute Lehre gegeben! Ich will endlich einmal Ich sein!

* * *

Ja, mein stolzes Ich!

Seit zwei Monaten läuft das als getreuer Schatten in Möbelhandlungen und bei Gersan mit herum, besorgt Ausstattung oder spielt den Elefanten bei dem Brautpaar. Da hat man gerade Zeit, sein Ich geltend zu machen!

Sie haben eine große Wohnung in der Alsenstraße gemietet. Klaras Geld reicht gerade für ihre persönliche Ausstattung. Siegfried richtet die Wohnung ein. Nichts ist Fabrikware. Siegfried steckt die Daumen unter die Achseln, weiß er weiß, wo mich das ärgert, und sagt: „Wir haben's ja dazu!"

Im allgemeinen komme ich nicht schlecht mit ihm aus. Seine große Liebe für Klara versöhnt mich immer wieder. Großmama und Mama finden alles gut, was er thut und sagt, und singen in Klaras Gegenwart fortwährend Lob- und Dankhymnen. Auch Papa ist sehr einverstanden mit ihm. „Mein Schwiegersohn, Herr Siegfried Breßlau," geht ihm jetzt ganz glatt von den Lippen. Zuerst stockte er immer unwillkürlich.

Wir sind noch nicht einen Augenblick zur Ruhe gekommen und werden bis zur Hochzeit auch keine finden. Breßlaus haben einen riesigen Bekanntenkreis, und in diesem wie in unserem giebt es nun fortwährend Verlobungsdiners, triefende Reden und Champagner. Die Brautleute sitzen immer Seite an Seite, vor, nach und während dem Diner. Das muß ja schon schwer zu ertragen sein, wenn man sich liebt! Klara ist doch eine große Schauspielerin!

Am 1. März ist die Hochzeit. Klara wollte keinen langen Brautstand, und Siegfried drängte fortwährend. Papa wollte die Trauung im Dom haben, wo er selber getraut worden ist, aber Klara hat auf der Haustrauung bestanden, und sie kann jetzt wieder alles durchsetzen.

Sie ist wieder der Liebling — das gute Kind, das seinen Eltern Freude macht! Alles dreht sich um sie; sie braucht nur einen Wunsch zu äußern, und er wird sofort erfüllt.

Fritz Wolf hat trotz des Korbes seine Besuche nicht eingestellt. Ob er wohl einen Wink „höheren Ortes" bekommen hat? Ich glaube. Von seiner Bewerbung merke ich nichts; er spricht mit mir wie jeder andere; höchstens hält er sich noch ein bißchen mehr zurück. Dennoch fühle ich es um mich herumschleichen, und ich merke es den Eltern an, wie sie auf mein endliches Jawort warten.

Manchmal bin ich doch recht schwankend. Es ist komisch, wie anders man jemand ansieht, der einen heiraten will! Es giebt Augenblicke, in denen ich Benno vergesse und mir vorstelle, wie es sein wird, wenn ich Frau Fritz Wolf bin. Aber nur Augenblicke — und ich lache mich hinterher aus.

Es ist gräßlich. Man wird ja auf die Ehe dressiert, daß man sich gar nicht ernsthaft denken kann, man würde sich nicht eines Tages verheiraten.

13. März 1889.

Draußen treibt der Regen an den Fenstern vorbei; trübselig klatschen die Pferdehufe im Wasser, und der Kanal ist noch schmutziger als sonst. Der Wind heult, und im Ofen saust es! Klara hat aus Monte Carlo geschrieben, daß sie in Sommerkleidern am Meer spazieren geht. Die Glückliche, würde ich sagen — wenn — wenn ich vergessen könnte!

Das Hochzeitsdiner war vorbei, die Gesellschaft stand und sah herum, und ich sprach gerade mit dem Prediger, als mich Mama am Arm zupfte. „Harriet! Klara möchte dir noch Adieu sagen!"

Ich hatte gar nicht bemerkt, daß Klara verschwunden war. Ich ging rasch zu ihrem Zimmer und wollte die Klinke herunterdrücken. Die Thür war verschlossen. Ich pochte einmal — zweimal — und nichts regte sich. „Wer ist da?" rief sie endlich.

„Ich bin's — Haeriet!"

Sie drehte den Schlüssel herum und öffnete die Thür nur so weit, daß ich knapp hindurchschlüpfen konnte, und dann schloß sie wieder zu. Sie umarmte mich so heftig, wie sie es noch nie gethan hatte. Ich fühlte ihren Körper beben und zucken.

„Klara! Ums Himmels willen! Was ist geschehen?"

„Ach Harriet, Harriet! Warum habe ich nicht auf dich gehört! Ach Harriet, Harriet!"

Ich war zu Tode erschrocken. Bis zum letzten Augenblick noch auf dem Diner war sie ganz glückstrahlend und lustig gewesen — und nun fiel die Maske. Ich hatte ihr abgeredet, als

es noch Zeit war. Jetzt konnte ich nur beruhigen — sie küssen — lügen — lügen! Ich tröstete an ihr herum, das würde sich alles geben, sie sei nervös — wir würden uns bald wiedersehen, und was man sonst noch an banalen Trostgründen vorbringt, während man fühlt, daß einem das Herz brechen möchte vor Jammer nad Mitleid.

Da bewegte sich die Klinke. Sie krallte sich in meinen Armea fest.

Die Klinke bewegte sich wieder.

„Wer ist da?“ rief ich, obgleich ich es wußte.

„Ich bin's,“ rief Siegfried gedämpft. „Der Wagen ist da. Es ist höchste Zeit. Bist du noch nicht fertig?“

Klara sah starr nach der Thür, mit einem solchen Ausdruck wahnsinnigen Grauens —.

Ich faßte nach dem Schlüssel, aber sie packte meine Hand. „Mach' nicht auf!“ sagte sie heiser. „Verlaß mich nicht! Du hast mich immer lieb gehabt — ich bin oft undankbar gewesen — ich flehe dich an — laß mich nicht mit ihm — allein!“

„Es muß ja sein, Klara! Es muß ja sein! Jetzt ist es doch zu spät!“

Sie richtete sich auf und strich stöhnend über ihre Stirn. Siegfried klopfte ungeduldig.

„Gleich, gleich,“ rief ich. „Klara ist noch nicht fertig. So warte doch nur!“

Mit einem Male stand Klara am Fenster. Sie hatte es aufgerissen, ehe ich ahnte, was sie wollte. Ich warf mich ihr in den Weg und suchte sie fortzudrängen. Lautlos hielten wir uns umklammert, rangen wir miteiaander. Aber sie ist so viel größer und stärker als ich. Wenn mir die Verzweiflung nicht in dem Augenblick eine Kraft gegeben hätte, die ich sonst nie besaß — wer weiß, was geschehen wäre! Und daan stieß ich sie zurück; sie taumelte, und ich schloß das Fenster. „Ich schwöre es dir,“ sagte ich fest. „Du springst nicht allein — nur mit mir zusammen!“

Sie war auf dem Sofa zusammengebrochen und atmete schwer. Stumm winkte sie mir, die Thür zu öffnen. Ich zauderte, weil sie furchtbar verstört aussah.

„Komm erst wieder zu dir,“ flüsterte ich.

Sie lächelte verzerrt und winkte noch einmal.

Rückwärts habe ich mich zur Thür getappt, ohne sie aus den Augen zu verlieren. Und wie Siegfried eintrat — so unansehnlich — so dürftig — mit dem nichtssagenden, verlebten Gesicht, und nun ihr Mann — ihr Herr! Ich habe die Hände vor den Mund gepreßt, um nicht laut zu schreien.

Gleich darauf kamea die Eltern, um Klara noch Adieu zu sagen. Mama wischte sich ein paar Thränen ab. Papa, der erhitzt aussah, ging auf Klara zu, die noch immer regungslos dasaß, und faßte ihre beiden Hände. Mechanisch ließ sie sich von ihm in die Höhe ziehen.

„Mein liebes Kind,“ sagte er, „du gehst nun aus deinem Elternhaus fort, das dir imaer eine wahre Heimat war —“

Er stockte.

Klara hatte sich mit einem Ruck losgemacht und warf ihm einen einzigen langen Blick za. Dann griff sie nach ihrem Hut und steckte ihn sich fest. „Bitte, Harriet, binde mir den Schleier zu! — Adieu, liebe Mama. Adieu, Harriet, keine Abschiedsscenen, bitte!“

Sie eilte hiaaus, die Eltern folgten ihr, Mama mit dem Taschentuch an den Augen und Papa dunkelrot mit einem ärgerlichen Räuspern. Ich ergriff Siegfrieds Hand.

„Sei gut zu ihr,“ flehte ich, „sei gut!“

„Mit Vergnügen,“ sagte er lachend und ging.

Erst stand ich ganz betäubt da und starrte auf das weiße Kleid und den langen Schleier, die von einer Stuhllehne herunterhingen. Dann stürzte ich nach vorn in den Salon und riß das Fenster auf. Unten stand Siegfrieds Wagen. Im Laternenlicht sah ich Klara einsteigen und dann Siegfried, hörte den Schlag zufallen, sah den Diener auf den Bock springen; die Pferde zogen an —. Und dann war es mir, als ob jemand neben mir ganz furchtbar schrie. Ich träumte, ich läge auf der Folter und man gösse mir glühendes Blei in den Mund. Ich wollte mich wehren, schlug um mich — und kam wieder zur Besinnung.

Ich lag auf meinem Bett. Frida hielt meinen Kopf, und der Sanitätsrat wollte mir schwarzen Kaffee einflößen. Großmama stand zitternd doneben. Ich bat, man möchte mich allein lassen. Ich konnte auch Frida in diesem Augenblick nicht ertragen, so lieb ich sie sonst habe. Mama kam nach einer Weile. Ich war schon auf und machte mich zurecht, denn sie hatten mich gut mit Wasser begossen. Ich sah Mama ängstlich an. „Hab' ich irgend etwas gesagt?“

„Nein — du bist aur umgefallen und hast laut Hilfe geschrieen. Was war denn eigentlich? Der Sanitätsrat sagte, es wäre ein Nervenanfall infolge von Ueberanstrengung. Aber du hast dich doch gar nicht angestrengt?“

„Wie kam ich denn auf mein Bett?“

„Leatnant Wolf hat dich aufgehoben und mit Papa hergetragen. Bist du auch wohl genug? Willst du nicht lieber hier bleiben?“

„Nein, nein, laß nur! Es geht schon wieder.“

Alle empfingen mich sehr nett und freundlich. Fritz Wolf stand an der Thür und war ganz blaß. Ich murmelte einen Dank, und da wurde er rot wie ein Mädchen.

„Ich habe mich so geängstigt,“ sagte er, „wie kam das nur so plötzlich? Sie waren doch den ganzen Abend lustig und sahen ganz wohl aus.“

Ich war zu müde und elend, am an diesem Abend noch eine Aussprache herbeizuführen. Aber ich werde die nächste Gelegenheit benutzen, am ihn nicht annötig hinzuhalten. Ich werde ihn nie heiraten — nie! Ich kann den Ausdruck in Klaras Gesicht nicht vergessen. Er verfolgt mich fortwährend, bis in den Schlaf hinein; und wenn ich des Morgens erwache, fühle ich die Erinnerung mit einem stechenden Schmerz in meinem Herzen.

Und ich will nicht in einer ähnlichen Stunde ähnlich leiden!

Sie sollea mich in Ruhe lassen mit ihren Anspielungen auf eine zweite Braut im Hause! Haben sie aoch nicht genug an der Ehe, die sie gestiftet haben?

Vor einer solchen Ehe will ich mich selber bewahren! Ich werde meine Zukunft jetzt selber in die Hand nehmen! Morgen gehe ich mit Frida zu Letowski. Er soll mir einen Rat geben.

April.

Bei Letowski mit Frida gewesen.

Er hat mir etwas gesagt, was mich verblüfft hat.

„Soviel ich sehe, will Ihnen Ihr Herr Vater nicht die Mittel zum Studium zur Verfügung stellen. Nun, nach meiner Ansicht ist er dazu einfach verpflichtet. Jeder Mann, der heiratet, nimmt damit die Verantwortung aaf sich, für seine Kinder zu sorgen — für die Söhne, bis sie einen Beruf haben, für die Töchter, entweder bis sie heiraten, sonst bis an ihr Lebeasende. Das ist Vaterpflicht! Sie wollen ihm diese Pflicht sogar erleichtern, indem Sie einen selbständigen Beruf gewählt haben. Ihre Schwester hat sich jetzt verheiratet und gewiß eine große Ausstattung bekommen. Ihr Ideal liegt jenseit der Ehe. Nun wohl, verlangen Sie von Ihrem Vater dasselbe, was er Ihrer Schwester gegeben hat, und dann stellen Sie sich damit auf eigene Füße. Bestimmen Sie selbständig über sich; emanzipieren Sie sich von der Familie und zeigen Sie, daß Sie können, was Sie wollen! Wenn Sie sich eine Stellung durch eigene Kraft errungen haben, wird Ihr Herr Vater der erste sein, der den Hut vor Ihnen abnimmt.“

„Und wenn er nicht einwilligt?“

„Wann werden Sie mündig?“

„Erst in anderthalb Jahren.“

„Schade — da ist kostbare Zeit verloren. Aber wenn's nicht anders ist, müssen Sie eben so lange warten. Ihr Vater wird Sie nicht ohne einen Pfennig in die Welt stoßen. Und wenn — auch gut! Geben Sie Stunden, hungern und frieren Sie meiaetwegen — wenn Sie nur wirklich dadurch Ihr Talent ausbilden können. Das mag nicht Philistermoral sein — meine Künstlermoral ist es! Habe ich unrecht oder recht, Fräulein Frida?“

Frida hatte die gaaze Zeit nachdenklich lächelnd dabei gestanden. „Sie haben recht, so weit ich weiß, was recht und unrecht ist. Ich hätte Harriet schon längst den gleichen Rat gegeben, wenn ich mich nicht vor Verantwortung scheute. Und was das Hungern und Frieren betrifft, so würde mir Harriet hoffentlich erlauben —“

„Nein, nein,“ sagte ich hastig. „Ich würde nie Geld von dir annehmen.“

„So dürfen Sie mir nicht kommen, gnädiges Fräulein, wenn ich nicht irr an Ihnen werden soll! Borgen Sie sich ruhig von Fräulein Frida das Geld, wenn Sie es sich nicht schenken lassen wollen, was ich übrigens begreiflich finde. Ich gebe

Digitized by Google

Ihnen mein Wort, wena ich selber mal in der Klemme wäre — und uns Künstlern mit einer ansicheren Einnahme kann das leicht passierea — ich würde mich keinen Augenblick besinnen, mir von Fräulein Frida aushelfen zu lassen. Die Verpflichtung würde mich nie bedrücken, nicht weil Fräulein Frida so unheimlich reich ist, sondern weil sie ein guter Mensch und ein treuer Kamerad ist!"

Frida streckte ihm mit leachtenden Augen die Hand hin.

„Ich danke Ihnen. Sie machen mich stolz, Letowski!"

Letowski schüttelte ihre Hond, zögerte eine Sekunde und zog sie leicht an seine Lippen. Frida sah ordentlich hübsch aus mit der lrichten Röte auf den sonst immer blassen Backen und den strahtenden Augen. Dann machte sie sanft ihre Hand frei, die er noch immer mit einem eigentümlich sinnenden Ausdruck hielt. Sie zog dea Pelzkragen fester über die Schultern.

„Ich bin noch longe nicht fertig mit meiner Wißbegierde, Letowski. Wen würden Sie Horriet zum Lehrer vorschlagen?"

„Da sitzt der Hoken! Sie werden die größten Schwierigkeiten haben — nun, Sie haben das ja einatal an sich selber erfahreu, Fräulein Frida! Aber ich würde überhaupt für einen energischen Schritt sein. So wie ich die Verhättnisse beurteile, nach dem wenigen, was mir die Damen anvertrnut haben, wird nnn in Fräulein voa Dühren beständig hinrinreden — sie nn allen Ecken fesseln. Darum bin ich für einen energischen Schritt — nach Paris! Malen können Damen auch in Berlin lernen. Mit der Bildhnuerei aber—."

„Und Rom?"

„Rom geht auch; nber Sie wissen ja, wie es jetzt in Rom steht. Vor zwanzig Jahren war es noch die hohe Schule. Jetzt sind dle Bildhauer dort vereinsamt. Die wenigen deutschen Küastler, die dort zurückgebliebea sind, bedauern es, daß sie den rechten Zeitpuakt verpaßt haben, über die Alpen zu gehen. Nach Rom, ja, um die alten Meister kennenzuternen. Nach Paris, nm zu studieren! Wenn es so weit kommt, werde ich Sie mit Empfehlungen und Adressea versehen — obgleich Fräulein Frida das womöglich noch besser besorgen kann ats ich. Na, Fränlein voa Dühren, Sie machen ein ganz entsetztes Gesicht und Ihre Augen werden immer größer. Es braucht ja aoch nicht heute zu srin — jedenfalls überlegea Sie es sich reiflich!"

Ich dankte ihm herzlich, und wir verabschiedeten uns.

Seitdem geht es mir wie ein Mühlrad im Kopf herum. Das sind so ganz andere Ansichten als die mich umgeben. Und doch berühren sie sich mit meiaen eigenen Gedonken, mit der innerlichen Revolatioa, die sich in mir in jeaem furchtbarea Augenblick vollzogen hat.

* * *

So lange Fritz Wolf noch als Bewerber spukte, hätte ich meinen Willen nicht durchgesetzt. Nun habe ich ihm ehrlich gesagt, daß lch aie seine Frau werden würde, und ihn gebeten, seine Besuche einzustellen.

Papa hat eingesehen, daß ich damit die Schiffe hinter mir verbrannt habe. „Du bist eine rechte Närrin!" sagte er heftig. „Du trittst dein Glück mit Füßen um einer überspannten Idee willen. Wie denkst du dir das eigentlich, Bildhauerin zu werden?"

„Letowski rät mir, nach Paris zu gehea."

Das gab einea Sturm. Nach Paris? Was ich mir rigentlich dächte! Sollte Papas Tochter sich da in dea Ateliers herumtreiben wie eine Beliebige? Gar kein Gedanke, daß er das jemals zugäbe!

Und so stehe ich nun da, mit dem heißen Wunsch zu arbeiten, zur Unthätigkeit verdammt. In mir gärt und treibt es. Ich fühle, daß ich etwas leisten könate, daß eine Kraft in mir ist, die sich austoben will.

Und ich muß arbeitea! Ich darf nicht meinen trüben Gedanken nachhäagen und der ungtückseligen Liebe zu Benno, die ich nur vergesse, weaa ich das Modellierholz in der Hand habe.

Mai 1889.

Frida kann viel bei Papa erreichen, und sie hat durchgesetzt, daß ich mir einen Lehrer in Berlin suchen durfte.

Nachdem wir beide wochentang von Atelier zu Atelier gezogen sind und überall Körbe bekommen haben, bleibt mir kein anderer als Wolter. Es mag ja sein, daß irgendwo in Berlin noch ein Bildhauer lebt, der mich zur Schüteria annehmen würde, aber ich weiß nicht mehr, wie und wo ich ihn suchen soll.

Mit Wolter heute alles verabredet. Er unterrichtet mich allein; nicht mehr in der Puppenstube, wo wir mit Musik und Tanz arbeiteten. Es kostet ein Heidengeld, aber ich habe schriftlich erklärt, man solle es mir von dem abziehen, was einmal auf mich fällt. Wie ich innerlich gelacht habe in dem Augenblick!

Am fünfzehnten Juni ist die erste Stunde.

* * *

Klara ist zurück. Sie hatte geschrieben, man möchte sie aicht vom Bahnhof nbholen. Ich ging trotzdem hin.

Dn bia ich wieder mitten in der Sorge um sie!

Ich erschrak, als ich sie aussteigen sah. Sie ist in diesen Monaten um Jahre gealtert. Ich erzählte ihr von der Wohnung, fragte nach der Reise, aber sie antwortete kaum.

Der Wagen erwartete sie; ich brachte sie an den Schlag, nad Siegfried ging hinter nns her. Ich half ihe beim Einsteigen, und sie lehnte sich aus der Thür.

„Ich kann dich aicht bitten, mitzukommea, Harriet, ich bin zu müde."

„Daran hab' ich auch gnr nicht gedacht," log ich, „ich wollte dich nur heute sehen. Morgen besuche ich dich."

„Morgen noch nicht. Ich bin zu müde."

„Bist du krnnk, Klara?"

„Krank? Nein. Nur müde! Siegfried, laß für Harriet eine Droschke besorgen."

Er hatte schon den Fuß auf dem Trittbrett und zog ihn wieder zurück.

„Laß nur!" sagte ich hastig. „Ich werde schon nach Hanst kommea. Fahrt nur fort!"

Siegfried stieg ein und machte den Schlag zu. Der Kutscher, der bis dohin unbeweglich gesessen hatte mit der Peitsche auf dem Knie, berührte leise mit dem Zügel die feurigen Pferde, und lautlos rollte das Coupé davon. Ich sah ihm nach, bis es in der Königgrätzer Straße verschwand.

Den anderen Tag gingen die Eltern zu ihr. Sie sind gar nicht gemeldet worden, weil Klara strengen Befehl gegeben hatte, jeden Besuch abzuwrisen. Besuch? Die Eltern als Beinch zu behandeln!

Ich bin die eiazige, die sie annimmt. Ich seagte sie nach der Reise, und sie wehrte gleichgültig mit der Hand ab. Und doch hat sie das Schönste gesehen, was man in Europa sehen kann. Sie spricht kaum. Apathisch liegt sie auf der Chaiselongue, ohne etwas zu thna, ohne nnch nur ein Buch in die Hand zu nehmen!

Siegfried weicht nns. Mama zog ihn neulich beiseite, als er zu uas kam, und fragte rindringlich. Er lachte nod schüttelte mit dem Kopf und war schnoddriger und geräuschooller als je.

Ach, meine trüben Ahnuagen! Wie sehr sind sie erfüllt!

Klara, die allzeit Frische, Kräftige, der keine Anstrengung zu viel und kein Weg zu weit war — nun dies blasse, müde Weib! In wenig Monaten so verwandelt! Sie hat eigentümliche Augen bekommen. Als ob irgend etwas in ihaen schnmmere, was nur auf einen Anstoß wartet, um auszubrechen. Wenn ich Siegfried wäre, ich würde mich vor diesen Augen fürchten!

Benno traf ich neulich bei Helderns, zum erstenmal seit dem schrecklichen Silvesterabend. Als er eintrat, zuckte wieder mein dnmmes Herz, doß ich es fühlte. Er fragte mich nicht nach Klora — aber Frau von Heldern that es in seiner Gegenwart. Benno schien gnnz glrichgültig, aber ich fing einen enschen Blick auf, den er spähend nnf mich richtete. Ich behauptete, es ginge ihr vorzüglich. Ich behnupte das immer. Nach und nach lernt man der liebea Gesellschaft wegen lügen.

Als ich fortging nad ihm die Hand gab, preßte er sie heftig. Unwillkürtich erwiderte ich den Druck, und dann ärgerte ich mich darüber, denn es galt ja doch nur — Klaras Schwester!

August.

Die gräßliche Hitze macht mich ganz schlaff. Wenn ich mittags aus dem Atelier zurückkomme, solle ich vor Müdigkeit beinah' um. Gern möchte ich mich ein paar Stunden hinlegen, aber das darf ich nicht, denn dann würde es natürlich gleich heißea: Siehst du wohl! Deine Kräfte reichen nicht aus, nad der Hausorzt wurde gerufen, und so weiter.

Wolter ist mit mir zufrieden. Meine Fortschritte setzen ihn in Erstaunen. Noch nie sei eine seiner Schülerinnen so rasch weitergekommen! Er weiß nicht, wie früh ich aufstehe und

Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl in München.

Grosse Wäsche.

Nach dem Gemälde von A. Roeseler.

zeichne — natürlich heimlich, denn sonst wäre es bald mit den schönen stillen Morgenstunden vorbei, in denen ich ungestört bin.

Wenn ich nur selber mit mir zufrieden wäre! Aber mit jedem Tage fühle ich mehr, wie viel mir noch fehlt, und wie lange es dauern wird, ehe ich weiterkomme — unter Wolters Leitung.

Letowski kam neulich einmal in das Atelier. Ich hatte Modell, aber da er ja auch Künstler ist und gerade sehen will, was ich leiste, wurde er hereingelassen. Die dumme Zimperlichkeit! Ich wurde brennend rot; dem Modell selbst war es ganz gleichgültig, denn sie steht auch für Letowski. Er hat sie Wolter sogar empfohlen. Er sah sich meine Arbeit an und sagte: „Brav, Herr Wolter! Fräulein von Dühren ist tüchtig weitergekommen!"

Mein Herz jubelte schon — aber zu früh. Denn indem er scheinbar sich mit Wolter unterhielt, ergriff er die Modellierhölzer, wie um es deutlicher zu machen, was er wollte, und dabei fing er unmerklich an zu korrigieren und für mich zu sprechen. Ich spitzte natürlich nicht schlecht die Ohren, und Wolter begriff ja wenig, daß er noch widersprach. Und dabei sah ich, daß Letowski recht und Wolter ganz unrecht hatte.

Letowski lächelte mir ermutigend zu, als er Abschied nahm. „Nur immer weiter so, Fräulein Harriet! Es wird schon werden!"

Ja — aber wie soll es werden mit einem untüchtigen Lehrer? Der Weg ist so unendlich weit, der zum Ziel führt!

Unlängst träumte ich, ich müßte einen Berg hinauf, an dessen Fuß ich stehe. Ich fange an zu klettern, und mit jedem Schritt, den ich thue, wird der Berg immer höher, bis die Spitze zuletzt ganz in den Wolken verschwindet. Je eifriger ich steige, desto weniger komme ich vorwärts, und zuletzt breche ich weinend zusammen, weil ich sehe, daß ich es nie erreichen werde.

War dieser beängstigende Traum eine Zukunftswarnung? Wird es mir einmal so gehen? Werde ich nie hinaufkommen, nie mein Ziel erreichen?

Letowski hat ganz recht: die Skulptur ist die männlichste der bildenden Künste, und ich bin — ein Mädchen. —

Heinrich Weber hat den Schritt vom Lehrer zum Schriftsteller gemacht. Neulich bekam ich ein Buch „im Auftrag des Verfassers" von seinem Verleger aus Dresden geschickt. „Gedichte eines Freien" hat er den Band genannt. Trotzdem er mich einmal ein wenig in seine Gedankenwelt blicken ließ, hätt' ich das nie erwartet. Dieser stille Mensch, der fast niemals die Verlegenheit überwinden konnte — aber das ist ja ein Himmelsstürmer! Neu in den Gedanken, keck in der Form und überhaupt so gar nicht in der hergebrachten Art. Auf dem Umschlag ist eine Zeichnung. Ein herber Mädchenkörper in leichten Schleiern. Den Kopf nach oben gewandt mit großen suchenden Augen und den Arm ausgestreckt, um nach einem Lorbeerzweig zu fassen.

Ist das seine Muse? Wie mag ein Mädchen sein, das einen Dichter begeistern kann?

November.

Noch ist der Winter nicht da, und die Saison hat schon wieder angefangen. Ich gehe viel aus. Etwas mehr Spaß macht es mir doch als sonst. Früher stellte mich Klara ganz in Schatten. Wenn sie eintrat, drehte sich alles um sie. Jetzt ist sie aus unserem Kreis verschwunden. Sie hat sich ihren eigenen gebildet.

Ihr Name steht obenan bei allen Sammlungen und Bazaren. Sie giebt viel Gesellschaften und ist im Theater, wenn sie sonst nichts vorhat; oft auch kommt sie erst aus dem Theater zu einem Souper und geht nach dem Diner noch ins Theater. Sie will wohl sein — denn sie ist es nicht. Sie hat sich sehr verändert. Von der alten strahlenden Klara ist fast nichts übrig. Sie ist jetzt ein überschlankes, elegantes Weib — unendlich reizvoll, aber auch unendlich launisch. Die Nervosität sieht ihr aus jeder Bewegung. Sie dominiert, wo sie eintritt. Siegfried verschwindet ganz neben ihr. Manchmal vergesse ich beinahe, daß sie verheiratet ist, und daß ich die Ehre habe, Siegfried als meinen Schwager bezeichnen zu dürfen.

Zu allem übrigen hat sie auch noch angefangen, zu photographieren, und sich ein eigenes Atelier eingerichtet. Es ist, als ob sie gar nicht zur Besinnung kommen wollte.

Wenn ich sie besuche, treffe ich sie nie allein. Es sind immer Menschen da. Ich habe seit Monaten kein vertrauliches Wort mit ihr gesprochen. Wie mit einer Fremden, so unterhält sie sich mit mir.

Papa ist durch Breßlau Aufsichtsrat in irgend einem industriellen Unternehmen geworden. Er nimmt es riesig ernsthaft, studiert Handelswissenschaften. Breßlau mokiert sich darin, ohne daß Papa es in seinem Flammeneifer für die neuerrungene Wissenschaft merkt. Wahrscheinlich hat Breßlau ihm diese Stelle nur als Sinekure zugeschaben. Seine klugen, kleinen Augen blitzen immer von Spott, wenn Papa sich ihm gegenüber auf irgend eine Ansicht versteift.

Aber jede Sitzung bringt Papa etwa tausend Mark ein, und er spricht davon, daß sich noch mehr finden lassen würde. Er hat ja Zeit! Früher pflegte er verächtlich von Handel und Börse zu sprechen!

Wenn nur die Geselligkeit nicht so viel kostbare Zeit in Anspruch nehmen wollte! Habe ich in der Nacht getanzt, so ist am Morgen meine Hand unsicher, der Kopf nicht klar und die Augen sind müde. Letowski ist ein solcher Nachtvogel, und davon hindert ihn das gar nicht am Arbeiten!

Der Berg, der hohe Berg, den ich hinauf will!

Es liegt etwas Verzehrendes in diesem Judasbösewollen! Da drinnen in der Brust nagt es an meinem Herzen!

Oder ist es etwas anderes, was noch immer an meinem Herzen nagt? Die Erinnerung an ihn, den ich nicht vergessen kann, so sehr ich es mir vornehme?

Es wäre besser, ich sähe ihn niemals. Aber so treffe ich ihn bei den gemeinsamen Freunden oder auf der Straße — und er ist mir immer nahe, wie fern er mir auch ist!

* * *

Klara ist eines Nachmittags bei uns gewesen, während Mama und ich nicht zu Hause waren. Da muß zwischen ihr und Papa eine heftige Scene vorgefallen sein. Weshalb, darüber schweigt er. Er sagte nur ärgerlich, Klara werde mit jedem Tag überspannter, und Siegfried sei wirklich zu bedauern. Ich darf natürlich nichts Näheres erfahren; man bricht ab, wenn ich ins Zimmer komme.

Aber seit diesem Tage ist ihr ganzes Leben verwandelt.

Urplötzlich hat sie sich von aller Geselligkeit zurückgezogen. Das ganze fieberhafte Leben ist mit einem Schlage zu Ende. Ihre Thür ist für alle verschlossen, auch für mich. Sie will niemand sehen, niemand sprechen. Eine große Gesellschaft hat sie absagen lassen — wegen Krankheit. Die Eltern sagen beide, sie sei gar nicht krank! Das sei nur eine ihrer Launen.

Dreimal war ich bei ihr, und der Diener sagte nur an der Thür, die gnädige Frau empfange niemand. Ich konnte mich doch mit dem Mann nicht streiten, der so wie so das dritte Mal schon impertinent lächelte. Dann hab' ich ihr geschrieben und keine Antwort bekommen. Könnt' ich doch nur ebenso gleichgültig sein gegen sie, wie sie gegen mich! Nur ein einziges Mal brach das Eis, und sie klammerte sich an mich als an ihren letzten Halt. Vergiebt sie es mir nicht, daß ich ihr nicht half? Oder daß ich sie zurückhielt von dem furchtbaren Sprung?

Und im Atelier sieht es auch nicht gut aus!

Letowski war gestern wieder da. Er machte ein paar oberflächlich lobende Redensarten, denen ich mit heißer Angst sofort die Unwahrheit anmerkte. Wolter ist zu harmlos, um das herauszuspüren; er schmunzelte über Letowskis gequältes Lob ganz vergnügt in seinen roten Bart.

Ich war schon angezogen, um wegzugehen, als Letowski kam; er blieb auch nur ein paar Minuten und fragte, ob er mich einige Schritte begleiten dürfte. Ich ahnte, was mir bevorstand!

Ich hatte mich auch nicht getäuscht! Ganz offen sagte er mir, ich hätte in den letzten zwei Monaten gar keine Fortschritte gemacht. Ich sollte nach Paris so schnell wie möglich, denn jede weitere Zeit in Wolters Atelier sei so gut wie verloren, und schlimmer als das, denn ich käme auf einen ganz falschen Weg.

Das hab' ich selber schon gespürt, und ich muß ihm gewiß dankbar für seine Ehrlichkeit sein — nur wollte ich, er hätte meinen Zweifel an Wolter nicht noch verstärkt. Es ist schrecklich, dieser ewige innerliche Kampf gegen den Lehrer, dem man doch glauben soll! Es ist schrecklich, diese Arbeit ohne Freudigkeit!

Aber wenn sich Letowski irrt? Wenn Wolter gar nicht schuld an den geringen Fortschritten ist? Wenn ich es selber bin? Meine Seele ist viel hilfloser, als Letowski ahnt. So starke

Wahrheiten kann ich kaum ertragen! Er hält mich immer für mutig, und ich bin feige. Tief versteckt lauert der Wunsch in mir, mich blindlings führen zu lassen.

Nach dem Gespräch mit Letowski war ich schon so writ, daß ich die Flinte ins Korn werfen wollte. Wenn mir in dieser Stimmung Fritz Wolf in den Weg gelaufen wäre — wer weiß!

Gott sei Dank, daß er es nicht that! Ich sehe ja bei Klara, wohin ein solcher Schritt aus Verzweiflung führt.

Nein, nein! Alles — nur nicht eine solche Ehe!

* * *

Heute nacht hatte ich einen seltsamen Traum.

Ich sah eine leuchtende Marmorgestalt. Eva, die sich eben von der Erde aufgerichtet hat und die Augen zu der Morgensonne des Paradieses erhebt. Die Arme breitete sie straff aus, um das Leben zu grüßen.

Ich wußte es: ich hatte sie geschaffen. Ich kannte jede Muskel ihres Marmorleibes, denn sie war mein Werk!

Sie stand in einem großen Saal und ich vor ihr.

Und plötzlich waren wir von vielen Hunderten von Menschen umringt. Sie hatten Lorbeerzweige in den Händen und neigten sich vor mir. —

Welch ein dummer Traum! Aber so deutlich! Ich sehe die Gestalt noch jetzt so scharf, daß ich sie zeichnen könnte.

Ich habe den Bleistift genommen — da war sie verschwunden. Nein — nicht ganz verschwunden. Nur unklarer geworden.

Ich müßte nach dem Modell arbeiten — natürlich! Aber Wolter würde mir die Stellung sofort korrigieren, die straffen Arme hübsch anmutig biegen und mir die Haltung so ändern, wie ich sie nicht haben will. Es muß bei ihm immer alles gehörig nach dem bewährten Herkommen bleiben.

* * *

Der arme Wolter! Ich hab' auf ihn gescholten, und während ich es that, nahm ihn der Tod friedlich aus der behaglichen Mitte seiner Familie. Sie waren gerade beim Abendbrot. Ein Herzschlag — ohne Schmerz und Sterbeahnung, gerade zwei Tage vor dem Heiligen Abend. Er war kein großer Künstler, aber ein guter Mensch, und vielleicht ist das mehr. Ein guter Mensch wird man durch Arbeit an sich selbst, und zum großen Künstler muß man mit dem göttlichen Funken des Genies geboren sein. Das eine ist Verdienst und das andere ist Zufall.

Wir haben trübe Weihnachten gehabt; die Eltern und ich ganz allein, denn Großmama ist leidend und muß sich vor jedem Lufthauch hüten. In der Alsenstraße hat kein Baum gebrannt; Siegfried war bei seinen Eltern und Klara weder dort noch bei uns. Und für mich war das sogenannte Fest besonders schrecklich durch den Gedanken an Klara und an Wolters Tod.

Ich habe nicht viel bei ihm gelernt; dennoch war sein Unterricht immer noch besser als gar keiner. Ich bin nicht so weit, daß ich auf eigenen Füßen stehen könnte. Noch brauche ich Anleitung; zu viel fehlt mir am technischen Können. Und nun brennt die Frage von neuem, was aus mir werden soll. Das Studium in Paris verweigert mir Vater auch jetzt rundweg. Paris ist nun einmal für ihn der gallische Sündenpfuhl. Was thun? Ums Himmels willen, was thun?

Januar 1890.

Mit strahlenden Augen kam Frida in Wolters verwaistes Atelier, wo ich nach seinem Tode nun allein arbeite.

„Rate, Harriet!"

„Etwas Gutes, Frida, nach deinem Gesicht?"

„Etwas sehr, sehr Gutes! Aber ich will es dir lieber gleich erzählen, denn du kommst doch nicht darauf."

Mir schwindelte ordentlich, als sie es mir erzählte. Mistreß Litton-Freden, die Deutsch-Amerikanerin, hat sich in Florenz niedergelassen und dort ein Schülerinnenatelier eröffnet. Frida hat an sie geschrieben, und sie hat sich bereit erklärt, mich auf Fridas Empfehlung als Schülerin zu nehmen.

Die Littoni Die famose Künstlerin! Von der „die Schnitterin" gemacht ist: ein junges Weib in Bauerntracht, das die Hände an den Mund hält, um einen lauten Schrei über das Feld zu schicken.

„Frida! Aber das ist zu schön, um wahr zu sein!"

„Es ist wahr! Und mit deiner Großmama hab' ich schon gesprochen; sie hat mir ihre Hilfe für dich zugesagt."

„Und glaubst du, daß Vater es mir erlauben wird?"

„Dein Vater ist vergeblich gestern bei Klara gewesen — vielleicht wirst du heute keine Fehlbitte thun."

„Frida — wie soll das mit Klara werden?"

„Ich weiß es nicht, Harriet. Sie nimmt mich ebensowenig an wie euch. Daß sie nicht eigentlich krank ist, wissen wir ja alle. Ich brauche dir gegenüber also auch nicht zu thun, als ob ich an die Krankheit glaube. Ich hoffe immer noch, es ist eine Krise, wie sie in mancher Ehe vorkommt und die oft überwunden wird. Aber Klara ist mit der Liebe zu einem andern Siegfrieds Frau geworden!"

„Sie hat mir gesagt, daß sie Benno hasse."

„Im Ernst gesagt?"

„Sehr im Ernst!"

„Dann ist es wohl ein Haß, der noch viel Aehnlichkeit mit Liebe hat, ein Haß, der aus gekränkter Liebe hervorgegangen ist. Selbst wenn Siegfried ein anderer wäre, könnte er schwer dagegen aufkommen."

„Und — Scheidung?"

„Natürlich habe ich daran gedacht. Ich will ganz offen mit dir reden. Meine Eltern haben in Siegfrieds Verheiratung nur sehr ungern gewilligt, und sie würden vielleicht nicht allzusehr abreden, denn das, was sie gehofft hatten, daß Klara einen Einfluß auf Siegfried zum Guten haben würde, erfüllt sich nicht. Siegfried aber wird vorläufig nicht einwilligen. Er hat Klara so geliebt, wie er überhaupt lieben kann. Selbst wenn in diesem unglücklichen Jahre viel von der einstigen Liebe verschwunden sein sollte, so wäre seine Eitelkeit doch aufs tiefste verletzt, falls nach so kurzer Zeit schon von Scheidung die Rede wäre. Ich tappe ja auch in der ganzen Geschichte im Dunkeln; Siegfried steht nicht Rede und Antwort, und Klara verschließt sich vor allen."

Ja, Frida hat ganz recht: sie verschließt sich vor allen. Er lebt in seinen Zimmern, wenn er überhaupt in der Alsenstraße ist; sie in ihren. Sie behauptet, sich vor Einbrechern zu fürchten. Sie hat sich eiserne Riegel an ihrer Thür anbringen lassen, und sie öffnet nur der Jungfer, wenn sie ihr das Essen bringt.

Eine Tragödie spielt sich in der Wohnung ab, die vor einem Jahr mit fürstlichem Luxus eingerichtet wurde, und die Heldin ist unsere arme Klara.

* * *

Die Eltern geben wirklich nach. Ich darf nach Italien!

„Wenn du dein Glück durchaus nicht auf dem gewöhnlichen Wege finden willst — meinetwegen," sagt Papa. „Ich halte die ganze Geschichte für Unsinn. Aber ich verstehe ja meine Kinder nicht; ich habe sie nie verstanden — behauptet Klara, und die muß es ja wissen!"

Großmama sagt ungefähr das Gleiche: „Ich will mich deinem Glück nicht in den Weg stellen. Ich habe mich einmal in eure Angelegenheiten gemischt nach meiner besten Ueberzeugung — und ich habe nur Undank davon. Thue, was du willst! Ich werde dir monatlich hundert Mark geben — mehr kann ich dir nicht aussetzen."

So ebnet sich jetzt plötzlich alles wie von selbst. Wie viel Zeit, wie unendlich viel Kraft hätte ich erspart, wenn sie schon eher so geurteilt hätten! Früher genügte es mir, zu wissen, daß ich dem Vater Schmerz bereitete, um zurückzustehen. Nun bin ich egoistisch geworden.

Am ersten Februar wollen wir fort, aber nicht gleich nach Florenz. Der Arzt hat Großmama geraten, nach der Riviera zu gehen, und wir wollen es so einrichten, daß ich sie nach Nervi begleite, und daß sie mich dann nach Florenz bringt. Ich verliere dadurch wieder einige Wochen, aber ich freue mich doch darauf. Ich werde mich dann auch etwas erholen, und wirklich, ich brauche es nötig. Die Aufregungen der letzten Jahre haben gründlich an mir gezehrt.

Und dann soll es an die Arbeit gehen, an die Arbeit!

Jetzt müssen Abschiedsbesuche gemacht werden. Ueberall erzählt Mama, daß ich mit Großmama fortreise. Man vergißt nur immer hinzuzufügen, daß sie nach einigen Wochen zurückkehrt, und daß ich dann auf Jahre hinaus allein in der Ferne bleibe.

Digitized by Google

Nun, dem wird wohl später ein Mäntelchen umgehäagt. Ich widerspreche auch niemals und bin ganz artig.

Das Traurige ist nur, daß Klaras Unglück — mein Glück ist!

* * *

Bei Helderns war ich, um Adieu zu sagen. Sie haben einen Empfangstag eingerichtet, und ich hatte mir den natürlich ausgesucht in der stillen Hoffnung, auch noch einem andern Lebewohl sagen zu können, den ich sonst nicht sehe.

Ich traf Benno wirklich. Natürlich wurde von meiner italienischen Reise gesprochen, und Maria führte mich in ihr Wohnzimmer neben dem Salon, um Photographien zu zeigen, die sie aus Italien mitgebracht hat. Benno schloß sich an. Maria kramte in den Mappen herum und reichte mir die Blätter, die er dann aus meiner Hand nahm. Er war sehr zerstreut.

Dann rief Frau von Heldern nach Maria, um Thee zu machen, oder weil Besuch kam — ich weiß nicht.

Benno und ich hielten ein großes Blatt in den Händen and sprachen davon — ganz mechanisch.

„Harriet," sagte er plötzlich.

Mir klopfte das Herz, aber ich sah ihn abweisend an.

„Pardon — gnädiges Fräulein — nein, das kann ich nicht sagen! Harriet, haben Sie denn gar kein bißchen Freundschaft mehr für mich? Wir waren doch immer gute Freunde!"

„Benno," sagte ich leise, aber ich mußte das Blatt sinken lassen, weil mir die Hände zitterten.

„Ich kaan es nicht ertragen, was die Leute über Klara reden. Sagen Sie mir, liebe, kleine Freundin — ist es wirklich wahr?"

„Was?"

„Harriet — um Gottes willen — wir haben ja nur ein paar Sekunden — lassen Sie mich keine Zeit verlieren! Ist wirklich von Scheidung die Rede? Nein? Sie schütteln mit dem Kopf? Also ist sie nicht unglücklich geworden?"

„Benno!"

„Sie wollen sagen, ich habe kein Recht zu der Frage! Aber war es allein meine Schuld? Weiß der Himmel, wie ich sie geliebt habe — und noch liebe!"

Mir stockte vor Schreck der Herzschlag.

„Haben Sie Klara je wieder gesehen?"

„Gesehen — ja, aber nicht gesprochen."

„Versprechen Sie mir eins, Benno! Treten Sie nicht zum zweitenmal in Klaras Leben."

Er schwieg, und seine Zähne nagten an der Unterlippe.

„Benno," sagte ich flehend, „bei Ihrer früheren Liebe, bei unserer Freundschaft beschwöre ich Sie!"

„Sie beschwören mich ganz unnötig, Harriet. Klara will überhaupt nichts mehr von mir wissen. Ich sagte Ihnen vorhin, daß ich sie gesehen habe. Es war auf einer Gesellschaft, und sie hat mich geschnitten — mich behandelt wie einen dummen Jungen. Wundervolle Photographien — nein, es kommt niemand! Harriet, wena Klara einmal einen guten Freund brauchen kann, versprechen Sie mir, daß Sie es mir sagen wollen?"

„Aber ich gehe fort, Benno, aaf Jahre!"

Er sah mich ganz feindlich an. „Wie kaanen Sie jetzt fortgehen, Sie, die einzige, die zu Klara steht!"

Ich lächelte voller Schmerz über diesea naiven Egoismus. „Ich kann ihr nichts helfen, denn sie will sich nicht helfen lassen."

„Sie gestehen also, daß sie Hilfe braucht, daß sie anglücklich ist?"

„Ich gestehe gar nichts, Benno, und bedenken Sie, daß Siegfried mein Schwager ist!"

„War ich das nicht auch einmal, Harriet," sagte er leise, und seine braunen Augen hingen voll heißen Flehens an mir.

Es blieb mir nichts übrig als Flucht, als hinüber zu gehen zu den andern, damit er nicht noch mehr von dem Geheimnis herauslockte, als ich schon gegen meinen Willen verraten hatte. Wie tief steckt einem doch die gesellschaftliche Erziehung! Trotzdem alles in mir fieberte, habe ich mich ganz ruhig mit Frau von Heldern unterhalten and ihm ganz ruhig die Hand gegeben, als er sich verabschiedete.

„Lesten hat sich sehr zu seinem Vorteil verändert," sagte Frau von Heldern. „Früher war er nur ein flotter Kavalier. Jetzt hat er beinah' etwas Bedeutendes bekommen. Mein Mann sagt, er würde noch eine vorzügliche Carriere machen. Er nahm keine Karte mehr an, seitdem ihm durch Kaisers Gnade zum letztenmal die Schulden bezahlt worden sind. Das werden die letzten Offiziere, die sich in der Jugend tüchtig die Hörner ablaufen."

Ich antwortete irgend was Thörichtes und ging.

Auf der Treppe mußte ich mich setzen, denn ich hatte vor Aufregung meinen dummen Schüttelfrost bekommen.

Werde ich denn diese verwünschte Liebe nie aus meinem Herzen reißen? Habe ich denn keinen Stolz, daß ich jedes seiner Worte in mich trinke wie einen berauschenden Trank? Daß mich sein flüchtiger Händedruck selig macht? Daß ich aur lebe, wenn ich ihn sehe? Den Mann, der mit keinem Gedanken an mich denkt, der immer nur von meiner Schwester spricht!

Arbeit! Arbeit! Solange ich arbeite, vergesse ich ihn. Gott sei Daak, daß ich fortgehe! Dann maß es doch endlich einmal zu Ende sein!

* * *

Bennos Vorwurf, daß ich Klara jetzt gerade allein lasse, hat mir ein paar schlaflose Nächte gemacht, und ich war schon drauf and dran, auf alles zu verzichten, wenn sie nur ein Wort sagte. Ich schrieb ihr vorher, daß ich ihr für lange Zeit Lebewohl sagen müßte, und bat sie, mich nicht wieder zurückweisen zu lassen. Ich hatte kaum die Klingel gezogen, als der Diener öffnete.

„Gnädige Frau erwarten das gnädige Fräalein im Schlafzimmer."

Ich ging durch ihr Eßzimmer, das im Dämmerlicht trübselig verlassen aussah, und über den langen Korridor nach hinten. Ihr Schlafzimmer liegt nach einem Gärtchen hinaus; es ist da sehr still, und kein Straßengeräusch kann sie stören.

Sie lag am brennenden Kamin, in Pelzdecken eingehüllt, und dabei waren mindestens siebzeha Grad im Zimmer. Die Jungfer saß am Fenster mit einer Arbeit und verschwand geräuschlos, als ich eintrat. Sie wandte kaum dea Kopf — diesen blassen, müden Kopf mit den tiefliegenden Augen, und kroch aus dem Arm wieder unter die Pelzdecke, nachdem sie mir die Hand gegeben hatte. „Du reist jetzt mit Großmama nach Italien, Harriet?"

Sie spricht so, daß man ihr die Mühe anmerkt, die sie jedes Wort kostet.

„Ja," sagte ich, auch mühsam, denn die Kehle war mir wie zugeschnürt.

„Auf ein paar Wochen?"

„Vielleicht auf Jahre, Klara."

„Was heißt das?"

Ich erzählte ihr alles. Sie hörte zu, erst unaufmerksam und nach und nach interessiert. Sie drehte sich auf die Seite und richtete sich halb auf, den Kopf in die Hand gestützt. Während ich sprach, sah ich mechanisch die unzähligen roten Fleckchen auf ihrem Arm. Plötzlich wurde es mir mit Schrecken klar, was das zu bedeuten hat: Morphium!

„Klara!"

„Was ist dir?"

„Dein Arm!" Sie wurde rot und zog hastig den pelzgefütterten Aermel herunter, und ich kniete neben ihr nieder.

„Klara, alles — alles! Nar das nicht!"

Sie legte den Kopf zurück und lächelte mit geschlossenen Augen.

„Entenmutter — wie gewöhnlich, Harriet."

Ich umfaßte sie, und ein Ausdruck von Angst legte sich über ihre Züge.

„Bitte — steh auf — nicht so nahe — es bedrückt mich — da nimmst mir die Luft."

Ich setzte mich wieder, und ihr Gesicht glättete sich.

„Weiß dein Arzt das, Klara?"

„Was?"

„Das mit dem Morphium."

„Morphium? Wie kommst du aaf Morphium?" sagte sie hastig. „Der Arzt hat es mir ein paarmal gegeben, aber dann habe ich es nicht wieder genommen. Man gewöhnt sich zu rasch daran, und dann kaan man es nicht wieder entbehren."

Ich seufzte verstohlen. Ja — sie hatte sich eben zu rasch daran gewöhnt, und nun — kommt meiae Sorge zu spät!

„Klara — soll ich nicht reisen?"

„Weshalb?"

Die Schwebebahn Barmen-Elberfeld-Vohwinkel.

Nach einer photographischen Aufnahme.

„Deinetwegen. Kannst du mich gar nicht gebrauchen? Du bist krank — ich will dich pflegen!"

Sie zog die Augenbrauen hoch, und dann lächelte sie bitter.

„Krank? Was soll mir fehlen? Habe ich denn nicht alles, was ich mir einmal als die Hauptsache im Leben dachte — alles, was eine Frau sich wünschen kann? Brillanten, Wagen und Pferde, einen Haufen Dienstboten, so viel elegante Toiletten wie ich will — und einen Mann, der mir das alles verschafft?"

Mir traten die Thränen in die Augen.

„Kann ich dir nichts, gar nichts helfen?"

„Ich weiß gar nicht, was du von mir willst," sagte sie heftig. „Du quälst mich! Wenn ihr kommt, starrt ihr mich an und fragt und forscht mit den Augen. Ich habe deshalb euren Besuch nicht mehr angenommen. Es macht mich ganz nervös, wie ihr mich anseht. Ich habe euch doch den Gefallen gethan, zu heiraten — was wollt ihr noch von mir?"

„Mir auch, Klara?"

Sie sah mich lange an; dann verzog sich ihr Mund schmerzlich.

„Nein — du — du nicht, Harriet! Aber du wußtest ebensowenig von Ehe wie ich. Und die schwiegen, die hätten sprechen müssen! Und nun, bitte, sprich nicht mehr von mir! Es hilft doch nichts, und es macht mich nur elend. Wer macht dir jetzt den Hof? Immer noch Fritz Wolf? Du wirst ihn ja doch noch eines Tages heiraten. Das thut man immer, wenn einem die Männer lange genug den Hof machen. Man gewöhnt sich an den Gedanken, bis es zu spät ist."

Sie schwieg, und ich saß schmerzlich bewegt neben ihr. Es war unterdes ganz dunkel geworden. Das Feuer warf sein flackerndes rotes Licht auf ihr wachsbleiches Gesicht und auf die schmalen Hände, die sie über der Brust gefaltet hatte wie eine Leiche.

Aber ich mußte nach Hause. Mit schwerem Herzen stand ich auf.

„Adieu, Klara! Wirst du mir wenigstens schreiben?"

„Ich kann es dir nicht versprechen — und wozu auch? Du würdest dich über meine Briefe grämen oder ich müßte lügen!"

„Lebewohl, liebe, liebe Klara!"

Ich beugte mich über sie; sie schlang die Arme um meinen Hals, und ich fühlte ihre nassen Wangen an meinem Gesicht.

„Heirate nie ohne Liebe, Harriet! Du weißt nicht, wie furchtbar es ist," flüsterte sie mir ins Ohr.

Die Arme sanken ihr wieder schlaff herab, und ich riß mich los.

Im Eßzimmer traf ich Siegfried, der eben nach Hause kam.

„Na — du bist lange bei Klara gewesen. Ihr habt mich wohl tüchtig durchgehechelt?"

„Tüchtig!"

„Darum haben mir die Ohren auch so geklungen."

„Adieu — ich habe keinen Augenblick Zeit."

Er hielt meine Hand fest.

„Kriege ich nicht wenigstens einen Abschiedskuß, schöne Schwägerin?"

„Ich denke gar nicht daran," sagte ich und riß meine Hand fort.

„Ihr Dührens seid komische Mädchen! Ihr solltet Nonnen werden, dazu müßtet ihr euch vorzüglich eignen. Klara hat auch ihren Beruf verfehlt!"

„Adieu!" sagte ich unhöflich. Er lachte und brachte mich bis zur Treppe, wo er mir noch einen Gruß an die Eltern nachrief.

Ich lief nach Hause, durch die Siegesallee, trotzdem es schon dunkel war. Der Schnee war so hübsch weiß und kalt, und er knirschte unter meinen Füßen. Die Thränen frören mir fast an den Wimpern fest.

Ich gehe mit Kummer auf die Reise, auf die ich mich doch so unsinnig gefreut habe. Es scheint eben, ich darf nicht einmal acht Tage lang froh sein. Wahrscheinlich würde ich sonst zu übermütig werden!

Ach fort! fort! Nur einmal die Sorgen um andere vergessen und für mich leben — mein eigenes Leben! (Fortsetzung folgt.)

König Friedrich Wilhelm I von Preussen

in der Sommertrische zu Wusterhausen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Professor Dr. Hans Prutz.

Kaum vier Meilen südöstlich von Berlin, in dem wasserreichen Waldrevier von Notte und Dahme, nicht allzufern von dem südlichen Ende des vielgegliederten malerischen Müggelsees liegt das alte kurfürstlich brandenburgische Jagdschloß Wusterhausen. Von dem später in der Nachbarschaft entstandenen betriebsamen Flecken Königs-Wusterhausen, den die nach Görlitz führende Eisenbahn und eine Lokal- und Kleinbahn mit der Reichshauptstadt wie einen ihr zugehörigen Vorort verbinden, ist es in kurzer Zeit bequem erreichbar. Ehemals allem Verkehr entrückt und wie begraben in schweigender Waldeinsamkeit, war es ein treffliches Standquartier zur Befriedigung fürstlicher Jagdlust, die ja in dem Bilde der meisten Herrscher aus dem Hohenzollernhause einen hervorstechenden Zug ausmacht. Keinem aber war der stille Ort so ans Herz gewachsen wie Friedrich Wilhelm I. Die Jahre seiner Regierung (1713 bis 1740) sind die Glanzzeit von Wusterhausen oder, wie es, im Gegensatz auch zu dem benachbarten Dorfe Deutsch-Wusterhausen, hinfort genannt wurde, Königs-Wusterhausen gewesen. Das Bild des merkwürdigen Mannes, der, in unbarmherziger Selbstzucht an sich arbeitete, der Beamte und Volk mit eiserner Härte zur Pflichterfüllung erzog und so in Preußens Verwaltung und Heerwesen die beiden Grundpfeiler für den von seinen Nachfolgern aufgeführten Staatsbau geschaffen hat, bleibt nach einer besonders anziehenden Seite hin unvollständig, wenn man ihn nur bei der unermüdlichen Arbeit im Kabinett und auf dem Exerzierplatz, und nicht auch in den Zeiten der Erholung aufsucht, die er in diesem seinem Lieblingsaufenthalt zuzubringen pflegte.

Schon als Kronprinz hatte Friedrich Wilhelm sich gern dorthin zurückgezogen, wenn er, in seiner derben Natürlichkeit angeekelt von dem schalen Treiben des in eitlem Prunk dahin lebenden väterlichen Hofes, das Bedürfnis fühlte, sich einige Zeit ungezwungen zu ergehen und seinem gewaltigen Körper in jeder Art von Jagd, namentlich auch der Hirschhetze, die ersehnte Bewegung und Bethätigung seiner überschießenden Kraft zu gewähren. Das Wusterhausener Schloß, das ihm der Vater zum Geschenk gemacht hatte, war in seiner altmodischen Unscheinbarkeit und mit seiner dürftigen Ausstattung dem allem Ueberfluß abgekehrten Sinn des Prinzen besonders genehm, und in der ihm eigenen Vorliebe für das kleinbürgerlich Bescheidene gefiel er sich auch später als König darin, es so zu erhalten. Dem Bilde freilich, das man sich im Zeitalter Ludwigs XV von einem königlichen Jagdschlosse machte, entsprach es ganz und gar nicht; es sollte ihm auch nicht entsprechen. So waren denn die übrigen Mitglieder der königlichen Familie keineswegs entzückt davon, und namentlich seine beiden älltesten Kinder, Wilhelmine, die nachmalige Markgräfin von Bayreuth, und Friedrich, haben aus ihrem Widerwillen gegen diesen Aufenthalt niemals ein Hehl gemacht. Einen „abscheulichen Ort" nennt die erstere Wusterhausen und schildert die regelmäßig dort verlebte Zeit als die trostloseste des ganzen Jahres, wie sich auch für den Kronprinzen nur unerfreuliche Erinnerungen daran knüpften und seine tiefe Abneigung gegen das Weidwerk wesentlich auf die dort empfangenen Jugendeindrücke zurückzuführen sein dürfte.

Darüber freilich kann kein Zweifel obwalten, daß die äußeren Verhältnisse, unter denen Friedrich Wilhelm mit den Seinen dort Hof hielt, wirklich höchst unkönigliche waren. Die Markgräfin, deren pietätlose Bosheit gegen des Vaters Andenken die Farben freilich stark aufzutragen liebte, deren Angaben aber in diesem Falle durch glaubwürdige Schilderungen anderer vollauf bestätigt werden, berichtet darüber: Um „das sogenannte Schloß" dem Ankömmling möglichst lange zu verbergen, damit es, überraschend auftauchend, desto imposanter auf ihn wirke, hatte der König davor einen mächtigen Sandhügel auftragen lassen, der es den Blicken verbarg; erst von seiner Höhe wurde es sichtbar. Es bestand aus einem kleinen Wohngebäude, dessen Hauptzierde ein alter Turm mit einer Wendeltreppe ausmachte. Vor diesem zog sich an drei Seiten eine Terrasse hin mit einem Graben davor, aus dessen schwarzem, stehendem Wasser üble Ausdünstungen aufstiegen: die empfindsame Markgräfin vergleicht es dem Styx, dem Flusse der Unterwelt. Darüber führten drei Brücken — von jedem Flügel her eine — nach dem Garten, dem Hofe und einer benachbarten Mühle. Zu beiden Seiten des Hofes standen Gebäude für das Gefolge, den Hof aber schloß ein Zaun ein, an dessen Eingang zwei weiße und zwei schwarze Adler sowie zwei Bären angekettet lagen, höchst unbequeme Wächter, die so leicht niemand unbehelligt passieren ließen. Inmitten des Hofes befand sich ein kunstreich eingerichteter Brunnen, der das Wasser für den Hausbedarf lieferte, von Stufen umgeben und durch Gitterwerk geschützt war. Dort pflegte der König in der Abendkühle seine Pfeife zu rauchen.

Diesem Aeußeren, das in dem Jagdschloß unschwer ein einfaches mittelalterliches festes Haus erkennen läßt, entsprach das beschränkte und unwirtliche Innere. Es enthielt nur einen größeren Raum, den „Hirsch-Saal", in dem man, so berichtet ein Besucher, nichts sah als lauter Hirschköpfe und Gemälde von Forstbedienten, Hunden ꝛc. Bei dem Mangel an anderen Räumlichkeiten wurden seine tiefen Fensternischen von den Herren des Gefolges gelegentlich zum Schreiben und dergleichen benutzt. Auch erteilte der König dort wohl Audienzen oder empfing seine Gäste zu zwangloser Unterhaltung, bei der man auf einfachen eichenen Schemeln saß. Danach kann man sich ein Bild von den Wohnräumen machen. Selbst die Königin hatte nur zwei Zimmer zu ihrer Verfügung, eines als Empfangs- und eines als Schlafraum. Ersteres war durch einen Schirm geteilt: der Raum hinter diesem diente den jüngeren Töchtern zum Aufenthalt mit ihren Arbeiten. Die Prinzessin Wilhelmine und ihre Schwester mußten sich mitsamt ihren Damen mit zwei „Löchern" behelfen. Der Kronprinz schlief mit seinem Gouverneur, Oberst von Kalckstein, in einem Zimmer und hatte überhaupt keinen Raum zu seiner Verfügung, in welchem er einen Besuch hätte empfangen können. So spielte sich denn das Leben der königlichen Familie in Wusterhausen eigentlich notgedrungen ganz im Freien ab. Ohne Rücksicht auf Wind und Wetter wurde die Mittagstafel regelmäßig unter einer Gruppe mächtiger alter Linden unter einem türkischen Zelt hergerichtet, mochten die Tischgenossen auch bei Regen bis an die Knöchel im Wasser sitzen. Gespeist wurde um zwölf Uhr. Die Beköstigung war sehr einfach und — wenn man der Markgräfin trauen darf — knapp. Denn nach ihr hätten drei Viertel der Tischgenossen, deren Zahl 20 bis 24 zu betragen pflegte, fasten müssen, weil die aufgetragenen sechs Schüsseln nicht für alle reichten. Das wird wohl übertrieben sein. Jedenfalls aber war die Beköstigung nichts weniger als königlich, sondern, wie auch in Berlin und Potsdam, recht kleinbürgerlich. Ein Gast nennt als Hauptgericht Schweinefleisch mit Sauerkraut, als Nachspeise gebackene Aepfel. Ein anderes Mal wurden Erbsen mit Hering aufgetragen. Dazu gab es Bier und Wein. Wenn nicht eine besonders angeregte Unterhaltung ihn länger fesselte, hob der König die Tafel um ein Uhr auf und hielt auf der Terrasse meist in voller Sonne in seinem Lehnstuhl sein Mittagsschläfchen, dem seine Kinder im Grase um ihn gelagert beiwohnen mußten. Abendtafel fand nicht statt. Etwa anwesende Gäste erhielten dann als „Deputat" eine Flasche Ducksteiner Bier — ein damals berühmtes Gebräu, das aus Königslutter in Braunschweig bezogen wurde — und Wein und außerdem ein Wachslicht. Der König versammelte abends die Genossen des Tabakskollegiums um sich, von denen, da es nicht möglich war, sie alle in dem engen Schlosse unterzubringen, ihn immer nur einige Auserwählte nach Wusterhausen begleiteten.

Von vorübergehendem kürzeren Aufenthalt abgesehen, verbrachte der König dort alljährlich die Zeit von der Eröffnung der Jagd am 28. August bis zum Hubertusfest (3. November), das nach altem Brauch mit einem festlichen Gelage begangen wurde, bei dem man nicht selten den Bechern im Uebermaß zusprach und die ganze Gesellschaft, der König nicht ausgenommen, in wildausgelassene oder auch rührselige Weinlaune geriet.

Denn trotz aller guten Vorsätze that Friedrich Wilhelm in diesem Punkte des Guten öfters zu viel, fühlte sich aber hinterher immer im Gewissen bedrückt, da in Gottes Wort ja stehe, daß sich zu berauschen Sünde sei. Ueberhaupt ist für seine naive Frömmigkeit und ihre stark pietistische Färbung die Art charakteristisch, wie er das Wort Gottes in die kleinsten Dinge des alltäglichen Lebens hineinzog und nicht müde wurde, im Kampfe mit seiner nicht leicht zu bändigenden Natur sein Verhalten selbstquälerisch an Schriftstellen zu prüfen. Insbesondere verursachte ihm seine Passion für die Jagd, der er in Wusterhausen beinahe ausschließlich lebte, ernste Skrupel, und diese brachte er geistlichen Besuchern gegenüber mit Vorliebe zur Sprache, um von ihnen womöglich eine Lösung des Konfliktes zu erhalten, in den sein Bedürfnis nach tüchtiger körperlicher Anstrengung ihn mit dem Gebot Gottes brachte. Namentlich die Parforcejagd beunruhigte ihn, ohne daß er sich hätte entschließen können, ihr zu entsagen.

Ueberhaupt ließ er ähnliche Probleme gern erörtern, und kein Geistlicher entging seiner Frage, ob Theaterbesuch, wie er selbst meinte, Sünde sei. Dann erzählte er wohl von der Gewissensangst, die er nach dem Besuche einer Maskerade empfunden habe bei dem Gedanken, er hätte dabei plötzlich sterben können und „in dieser postur" vor Gott treten müssen, weil ihm da doch ein strenges „Weg da!" entgegengetönt haben würde, und „um das Bischen Plunder" in die Hölle zu fahren, sei doch übel. So kehrt der für ihn überhaupt charakteristische Zug profaischer Nüchternheit wieder in der Art, wie er an die höchsten sittlichen Probleme den Maßstab hausbackenster Nützlichkeit anlegte.

Wusterhausen mußte eine Kirche haben, in welcher er sich allsonntäglich durch eine ordentliche Predigt auf- und durchrütteln lassen konnte. Dabei verfuhr er wieder in seiner Art. Als die benachbarten Dörfer sich weigerten, die von ihm gebaute Kirche als ihre Pfarrkirche anzuerkennen, belegte er sie mit etlichen Kompagnien Grenadieren und befahl diesen, ihre Quartiergeber am nächsten Sonntag einfach mit zum Gottesdienst zu bringen.

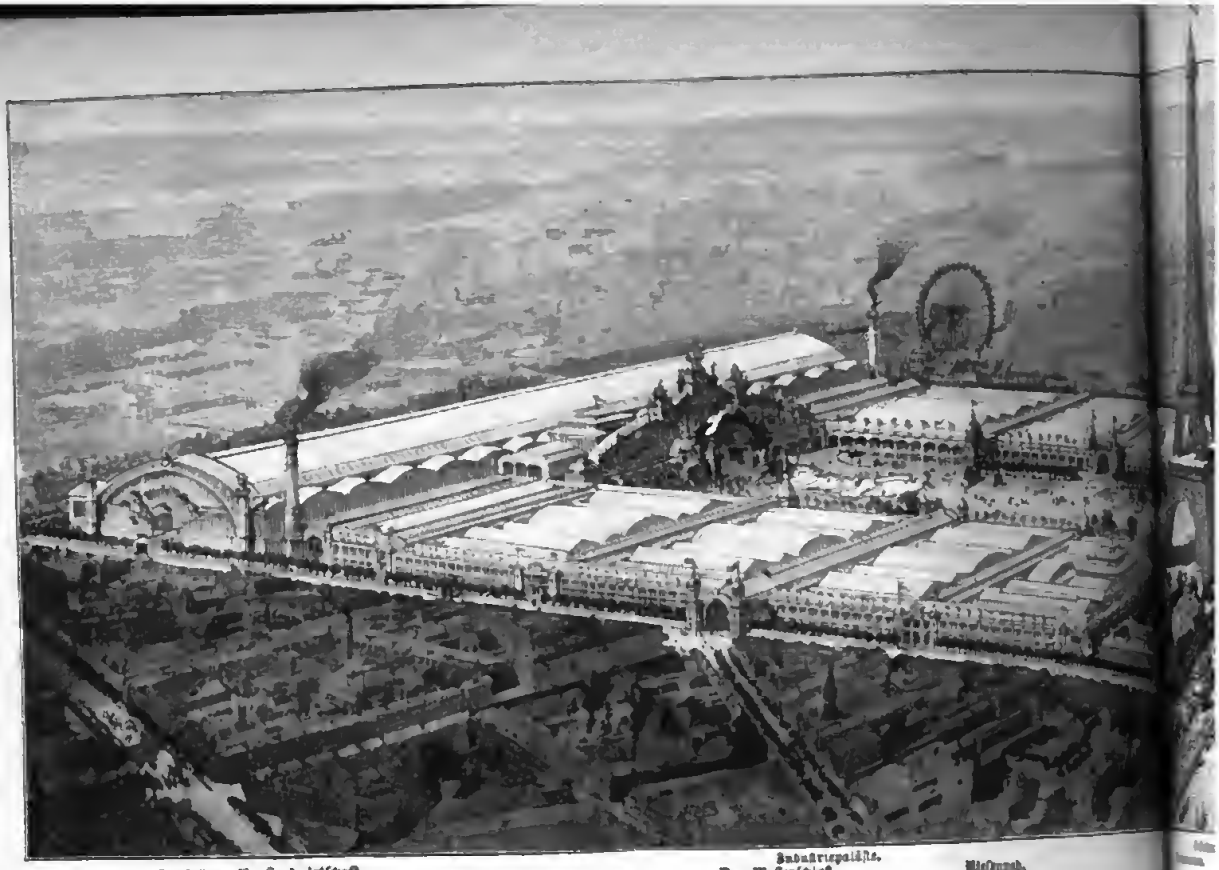
So offenbart sich auch in dem Wusterhausener Stillleben nicht bloß das harte, eckige und banausische Wesen Friedrich Wilhelms, sondern auch seine despotisch gewaltsame Natur. Andrerseits aber fehlt es gerade da nicht an Zügen, die beweisen, daß auch in der Brust dieses bis zur Roheit derben und bis zur Unbarmherzigkeit strengen Mannes, der sich darin gefiel, alles, was das Leben verschönern, verfeinern und durchgeistigen kann, als unmännliche Verweichlichung oder gar als sündhafte Verirrung von sich zu stoßen, doch ein warmes und weiches Herz schlug, das nicht bloß sich selbst auf seine Art des Lebens freuen, sondern auch andere sich desselben freuen lassen wollte, das liebebedürftig Anschluß an andere Herzen suchte und glücklich war, Liebe beweisen zu können und bewiesen zu erhalten. Die oft abschreckend rauhe Schale barg einen weichen Kern, den nur die Hetzjagd eines im Dienst der Pflicht sich aufreibenden Lebens und das Streben, alle zu gleicher Rastlosigkeit mit fortzureißen, an der rechten Bethätigung hinderten. Gerade in der Wusterhausener Ruhezeit ließ sich der König noch am ersten mit einem gewissen Behagen gehen und machte dann auch auf die ihm unbefangen Nahenden einen ganz andern Eindruck, als man nach den entstellenden Schilderungen seiner Tochter und den boshaften Spöttereien seines Nachfolgers annehmen möchte.

Eine glückliche Fügung hat uns die Berichte zweier Männer erhalten, die, nach Herkunft und Beruf dem höfischen Leben völlig fremd, mehrere Tage im Kreise des königlichen Sommerhofhalles zugebracht und ihre Eindrücke sowie den Inhalt der während dieser Zeit geführten Unterhaltung sorgfältig aufgezeichnet haben. Sie geben uns ein anschauliches Bild auch von der geistigen und sittlichen Atmosphäre, in der man dort lebte.

Bereits als Kronprinz hatte Friedrich Wilhelm den Bestrebungen des Hallenser Predigers und Professors August Hermann Francke lebhafte Teilnahme zugewandt. An die Stelle des Mißtrauens, das er dem werkthätigen Vertreter des Pietismus anfangs entgegengebracht hatte, war aufrichtige Bewunderung für die Thatkraft des merkwürdigen Mannes getreten. Allein, getragen von unerschütterlichem Gottvertrauen, ohne irgend welche sicherfließende Mittel, war Francke durch die Beihilfe begeisterter Wohlthäter der Schöpfer des Waisenhauses zu Halle geworden und der allmählich daraus hervorgewachsenen gemeinnützigen Anstalten, die für jene Zeit ein kaum gestelltes soziales Problem in der vollkommensten Weise lösten und zugleich für die Entwicklung der Volksschule und damit für die Volksbildung eine neue Epoche eröffneten. Wenige Wochen nach seinem Regierungsantritt, im April 1713, war der König in Halle erschienen und hatte die Anstalten einer eingehenden Besichtigung unterzogen, die seine günstige Meinung vollauf bestätigte und ihn den Franckeschen Stiftungen zum allezeit hilfsbereiten gnädigen Beschützer gewann. Im Jahr 1720 wurde der Besuch wiederholt. Auch wurde Francke selbst gelegentlich zur Berichterstattung an den Hof beschieden. An seinem Tod (8. Juni 1727) nahm der König daher lebhaften Anteil, zumal er anfangs für den Fortbestand seiner Schöpfung fürchtete. Deshalb lud er A. H. Franckes Nachfolger in der Leitung des Waisenhauses, seinen Sohn August Gotthold Francke und dessen Schwager Johann Anastasius Freylinghausen, ein, ihn, da sie füglich nicht beide zu gleicher Zeit abkömmlich waren, nacheinander in Wusterhausen zu besuchen und über die Lage und die Aussichten der Anstalten Bericht zu erstatten. Infolgedessen weilte Freylinghausen vom 4. bis 10. September und Francke der jüngere vom 3. bis 10. Oktober 1727 als Gast in dem Jagdschloß. Bei dem Pfarrer einquartiert, wurden sie vom König nicht bloß zur Tafel gezogen, sondern auch von der Königin Sophie Dorothea vertraulicher Unterhaltung gewürdigt. Beide haben, was sie da gesehen und gehört, aber auch was sie selbst gesagt, alsbald sorgsam aufgezeichnet. Während Franckes Bericht bereits bekannt war, ist der Freylinghausens erst neuerdings der Vergessenheit entrissen worden. Einander teils bestätigend, teils ergänzend, geben beide ein anschauliches Bild von dem Leben und Treiben in der Wusterhausener Sommerfrische und lassen den König selbst in seiner derben und widerspruchsvollen, aber gemütreichen Eigenart in frischester Unmittelbarkeit leibhaftig vor unser Auge treten.

Wie ein jeder, der dem gestrengen Herrn nahete, waren auch die Hallenser Geistlichen bei der ersten Begegnung von einigem Bangen erfüllt: aber die zwanglose, schlichte und leutselige Art des Empfanges nahm ihnen bald jede Befangenheit. Beide haben mit an der langen schmalen Tafel unter den Linden im Schloßhof gesessen, an der die Tischgenossen ohne besondere Rücksicht auf Rang und Stand auf zwei Bänken Platz nahmen. Die Unterhaltung war ungezwungen, lebhaft, gelegentlich lärmend laut und hielt die Gesellschaft zuweilen drei Stunden bei einander. Meist gab der König selbst ihr eine bestimmte Richtung, indem er an die Gäste mehr oder minder heikle Fragen stellte, an deren Erörterung dann neben ihm namentlich der einflußreiche General von Grumkow und der österreichische Gesandte Graf Seckendorff lebhaften Anteil nahmen. An der Tafel saß auch der übelberufene Geheimerat Gundling, eigentlich der Hofnarr, den der König, um seine Verachtung aller Gelehrsamkeit zu bethätigen, zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und Kurator der preußischen Universitäten ernannte. Eine noch bedenklichere Erscheinung war David Faßmann, ein schiffbrüchiger Hallenser Theologe, der, in Berlin hängen geblieben, als Spaßmacher und Zeitungsreferent des Tabakskollegiums eine Rolle spielte. Francke konnte sich nicht genug wundern, „mit welcher Dummdreistigkeit dieser ungewaschene Mensch in den Tag hinein schwatzte". Ihm sei, meinte er, dabei nicht bloß Essen und Trinken, sondern auch Hören und Sehen vergangen, und er habe inmitten des allgemeinen Gelächters durch sein Schweigen „den Anwesenden einen Schlag aufs Herz geben wollen". Von Gundling aber, erzählt er, habe er gesehen, wie er es bei Tafel machte — „da er mochte vorher gesoffen haben, und sich wunderlich geberdete, so dem König, der ihm keinen Anlaß gab, schien verdrießlich zu sein". „Er lief auch immer von der Tafel weg, und dann mochte er unter die Pagen geraten sein, da er dann wiederkam und heulte und wieder weglief, daß es gewiß ein recht elendes spectacul war." Unter denen, die mit dem armen Narren besonders unwürdig ihren Spott trieben, bemerkte er ein anderes Mal zu seinem Bedauern namentlich den Kronprinzen. Ganz anders ging es her, wenn in Abwesenheit des gestrengen Gatten die Königin Tafel hielt. Dann wurde wohl im Hirschsaal gedeckt; Gundling saß abseits an einem besonderen Tisch; das Tischgebet nach der Mahlzeit fiel weg; die Gesellschaft blieb schweigsam, nur die Königin sprach gelegentlich mit einem der Generale, und zwar französisch, und berührte dann auch Staatsangelegenheiten.

Digitized by Google



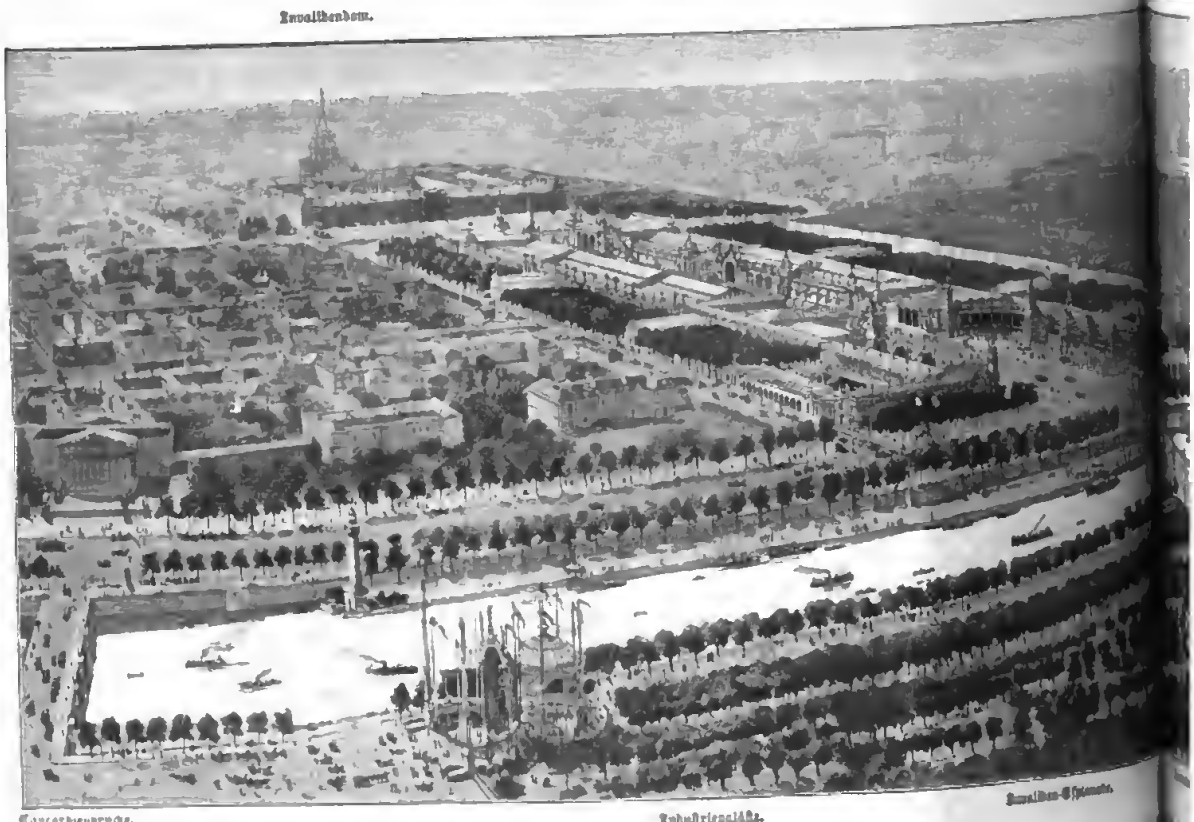
Ausstellung für Landwirtschaft und Ernährungswesen.

Industriepaläste. Das Wasserschloß und der Elektrizitätspalast.

Eiffelturm.

Die Pariser Weltausstellung an

Invalidendom.



Concordiebrücke.

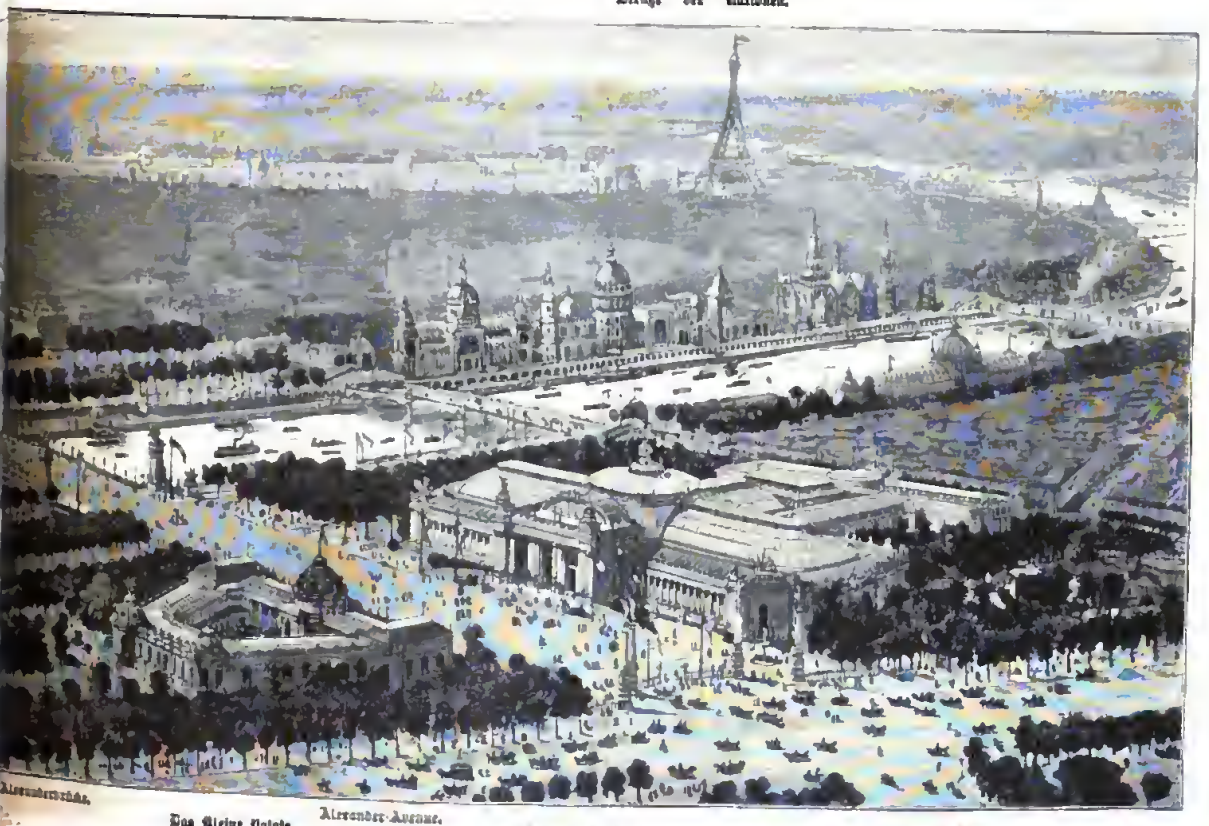
Industriepaläste.

Invaliden-Esplanade.

Hauptportal der Ausstellung.

Die Pariser Weltausstellung an

eld und vor dem Trocadéro.



splanade und der Alexander-Avenue.

Der König nämlich blieb der gemeinsamen Mahlzeit häufig der Jagd wegen fern. Von ihrem Ergebnis war seine Laune wesentlich abhängig. So freundlich er aufgenommen war, entging es Francke am ersten Tage doch nicht, daß der König nicht recht aufgelegt war, „weil er auf der Jagd nicht reüssiret". Auch trug derselbe, während er sonst stets in der Uniform seines Regiments ging, in Wusterhausen, wo er ganz Weidmann war, ein bequemes Jagdkleid, grünen Rock mit schwarzen Aufschlägen und Knöpfen, ohne Stern und Band. Wie sich für ihn alles um die Jagdbeute drehte, geht auch daraus hervor, daß selbst die diesem Sport völlig fremden Hallenser Besucher sie genau anzuführen und zu buchen für nötig hielten. Francke erwähnt gewissenhaft, am 4. Oktober habe der König 151 Rebhühner, 2 Fasanen und 18 Hasen erlegt, am 11. einen Hirsch gehetzt und am 8. 140 Hühner geschossen.

Wenn Freytinghausen nach der ersten Mahlzeit, die er „unter dem bunten Zelt bei den hohen und breiten Linden" mitmachte, zwischen dem Kronprinzen und Gundling, der Königin gerade gegenüber sitzend, den empfangenen Eindruck dahin zusammenfaßt, die Herrschaften hätten ihn zwar „über die ganze Mahlzeit questioniret", so daß er nicht viel Zeit zum Essen und Trinken gehabt, „aber doch mit ganz sonderbarer Leutseligkeit und seien beide recht serenen Gemüths und zuthätigen Wesens" gewesen, so wird diese Beobachtung auch weiterhin bestätigt durch eine Menge kleinerer Züge, die er mitteilt. Doch tritt auch in seinem diskreten Bericht der Gegensatz zu Tage zwischen dem strengen, allem Tand abgekehrten Sinn des Königs und dem freieren, anständigem Genuß des Lebens zugewandten Sinn der Königin, die z. B. entschieden Einsprache erhebt gegen die Verdammung des Komödienbesuches, die ihr Gemahl gemeinsam mit Freylinghausen ausspricht. Von besonderem Interesse aber sind die Beobachtungen der beiden Geistlichen über die königlichen Kinder und das Verhältnis des Vaters zu ihnen. Sie bestätigen nicht bloß Altbekanntes, sondern erläutern und beleben es auch durch neue individuelle Züge.

Schon damals, drei Jahre vor der furchtbaren Krisis, die des Kronprinzen Fluchtversuch (1730) herbeiführte, ist selbst inmitten des Wusterhausener Stillebens der Gegensatz deutlich erkennbar, der zwischen Friedrich Wilhelm und seinen beiden ältesten Kindern obwaltete. Francke fiel der beiden „stilles Wesen und bedachtsame melancholische Art" auf gegenüber den aufrichtigen und hellen Gesichtern der anderen, die „etwas so gar Unschuldiges" hatten. Der Kronprinz „stellt sich gegen ihn ganz frem"; er scheint ihm „etwas auf dem Gemüt zu haben". Das traf auch insofern zu, als er den Gast hinterrücks, den Lakaien gegenüber, einen Pharisäer schalt und als Gespensterseher verhöhnte. Nach Freylinghausen mußte er bei Tisch vorschneiden und allen auflegen, „war übrigens ganz stille und redete kein einzig Wort". Wie seine Schwester Wilhelmine machte er die Hallenser Pietisten für viele von des Königs Härten und Wunderlichkeiten verantwortlich und sah in ihnen die Urheber der Quälereien, denen er ausgesetzt war. Wie mußte es ihn daher empören, als Freylinghausen ihn auf des Königs Geheiß in Gegenwart aller Generale über die lutherische Lehre von der Gnade und dem Verdienst Christi prüfen sollte! Bemerkenswert ist dabei, wie Grumkow, als der Prinz bald eine Antwort schuldig bleibt, sich hilfreich einmischt und durch Anführung verschieden deutbarer Bibelstellen eine Erörterung veranlaßt, über welche die Prüfung vergessen wird. Nur zwei Morgenstunden hatte der Kronprinz unter Aufsicht des Obersten von Kalckstein für sich: den ganzen Tag mußte er dann um den König sein. Dem Mißtrauen des Vaters entsprach das erbitternde Gefühl unwürdigen Zwanges bei dem Sohne. Sie waren einander nicht bloß fremd, sondern feind, und man versteht, was der König meint, wenn er zu Freylinghausen äußert, an Kindern könne man keine vollkommene Freude haben, weil man nicht wisse, wie sie geraten, und Francke gegenüber bekennt, „vor manche seiner Kinder wolle er nicht viel verwetten". Auch Prinzessin Wilhelmine, deren Einfluß auf den Kronprinzen bekannt war, erscheint den Berichterstattern unsympathisch, gewann aber bei näherem Verkehr.

Daß dies schon damals erkennbare Mißverhältnis zwischen Vater und Sohn nicht allein oder auch nur vorzugsweise durch ersteren verschuldet war, ist heute allgemein anerkannt. Gewiß hatte Friedrich Wilhelm arge Fehler: aber als Vater und als König war er berechtigt, von dem Sohn und Nachfolger gefügiges Entgegenkommen und ehrliches Bemühen um ein Einverständnis zu erwarten. Daß ihm das versagt wurde, daß der Sohn, in dem er einen Freund und Vertrauten zu gewinnen gedacht hatte, ihm fremd, feindlich, ja mit kaum verborgenem Spott gegenüber stand, hat er nie verwunden. Mit verdoppelter Zärtlichkeit hing sich daher sein liebebedürftiges Herz an seinen zweiten Sohn August Wilhelm (geb. 1722). Dieser war sein erklärter Liebling, und gerade aus den Aufzeichnungen der beiden Hallenser Theologen erhellt eine Innigkeit dieses Verhältnisses, die dem Herzen des Königs zur Ehre gereicht. Als der Knabe dem von der Jagd heimkehrenden Vater auf der Schloßbrücke entgegenspringt, küßt der ihn „wohl eine halbe Viertelstunde". Ein Unwohlsein desselben erfüllt den König mit banger Sorge, und er eilt selbst, nach ihm zu sehen. Auch bei Tisch war es nach Freylinghausen „recht lieblich anzusehen, wie leutselig und kindlich der König mit dem Prinzen spielen konnte". Einmal nahm er sein Händchen, hob ein großes Messer in die Höhe und sagte, er wolle ihm seine Finger abschneiden. „Worauf der Prinz sich ein wenig entfärbet, aber gleich mit einer lächelnden und zuversichtlichen Gebärde sagte: ‚O, Papa, Sie haben mich ja viel zu lieb, als daß Sie das thun sollten!'" Der kleine Kerl wußte, was er dem Vater war, den alle anderen fürchteten, und hatte keine Scheu vor ihm. Als nach dem Sonntagsgottesdienst bei Tisch von der Predigt die Rede ist, die Freylinghausen gehalten, fragt ihn der König, was er denn davon behalten habe, und flugs ist er mit der überraschenden Gegenfrage bei der Hand: „Papa, was hast du behalten?" „Worauf der König recht innig lachte und mit ihm alle, die an der Tafel waren". War es da zu verwundern, wenn man sich gelegentlich dieses kindlichen Fürsprechers bediente, um Bitten an den König zu bringen, die vorzutragen sonst niemand den Mut hatte? So war, erzählt Freylinghausen, eines Tages einer von den „langen Kerls", der schon einmal desertiert war, entlaufen, aber zurückgebracht worden und sollte gehängt werden. Ihn zu retten, veranstaltet man „ein artig interscenium". Das Prinzchen fängt an, dem König die Hände zu küssen und die Backen zu streicheln. „Du willst gewiß etwas haben?" fragt dieser. „Ja, Papa." „Was denn?" „Laß doch den langen Kerl, der weggelaufen ist, nicht anhängen." Der König lächelt, giebt aber keine bestimmte Antwort. Nun legen sich auch die übrigen ins Mittel. So erfolgt der Pardon. Der König aber fragt anderen Tages den Prinzen, was der Kerl denn nun aber haben solle, wenn er nicht gehangen wird. „Die Rute," erwiderte der Knabe, in Erinnerung daran, daß die königliche Mutter ihn selbst mit dieser bedroht hatte, falls er die ihm aufgetragene Fürbitte nicht vorbrächte. Auf August Wilhelm setzte der König denn auch besondere Hoffnungen: mit einem nur allzu deutlichen Seitenhieb auf den Kronprinzen erwartet er von ihm, der ein so gutes Gemüt habe, daß er ein honnête homme werde, ein honnête homme aber sei kein anderer, als der ein guter Christ sei, denn sonst habe man noch immer Schalkheit im Herzen.

Die Ahnung trog den König nicht. Im Sommer 1730 brachte der Fluchtversuch des zum äußersten getriebenen Kronprinzen den längst drohenden Konflikt zu furchtbarem Ausbruch. An das Leben freilich hat der König dem Sohne auch da nicht gewollt; aber sein Ausschluß von der Nachfolge war ernstlich in Frage. Da lehnte das Kriegsgericht die Fällung des ihm zugemuteten Spruches in einer bloß das königliche Haus betreffenden Angelegenheit tapfer ab, verurteilte auch Leutnant von Katte, den kaum recht schuldigen Genossen des Prinzen, nicht zum Tode. Die Bestätigung lag bei dem König. Furchtbar rang er mit sich. Er konnte nicht zum Schluß kommen. Da ließ er sich nach dem geliebten Wusterhausen hinausfahren. Aber auch dort fand er diesmal keine Ruhe, sondern jagte alsbald nach Berlin zurück. Aber nun wußte er, was er zu thun hatte. Katte endete unter dem Schwert, damit der Kronprinz, gebändigt durch die Schrecken des Todes und zur endlichen Erkenntnis seiner bisher leichtfertig vernachlässigten Pflicht geführt, sich dem königlichen Willen vorbehaltlos beuge und seinen Eigenwillen seinem Herrscherberuf und der Wohlfahrt seines Staates zum Opfer bringe.

Deutsche Bauten auf der Pariser Weltausstellung.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Unter den als Gäste erschienenen Nationen, die sich auf der französischen Weltausstellung durch eigene Gebäude hervorgethan haben, zählt Deutschland zu den türmereichsten. Rußland hat zwar in dieser Hinsicht auch viel geleistet und sein massiger sibirischer Komplex beim Trocadéro, der Pavillon von Finnland am Quai d'Orsay, der russische Alkohol, der russische Kautschuk und der kunstgewerbliche Annex, sie alle fordern die Aufmerksamkeit durch hochstrebende Formen heraus, aber diese Absicht ist den deutschen Ausstellern am besten gelungen. Am Quai d'Orsay überragt der 80 m hohe, schlanke Turm des Deutschen Hauses nicht nur, wie dies auch auf unserem großen Uebersichtsbilde S. 340 und 341 erkenntlich ist, alle anderen 22 Nationalbauten an Höhe, sondern er hebt sich auch durch Form und Farbe kühn und kräftig von seiner Umgebung, dem spanischen Hause rechts und dem Bau Norwegens links, ab. Den oberen Teil des Turmes deckt ein grünes Kupferdach mit Goldeinfassung, und unter diesem springen die untere Kuppel und die vier Ecktürmchen mit ihren roten Ziegeldächern keck hervor.

Die deutsche Marine-Ausstellung.

Schon dieser Turm allein würde genügen, um dem Deutschen Hause eine bedeutende Eigenart gegenüber seinen Rivalen zu sichern. Dieselbe wird noch erhöht durch den steil aufstrebenden Frontgiebel mit der charakteristischen Stufeneinfassung und durch die beiden trotzigen Landsknechtfiguren auf der Brüstung des Balkons, welcher die ganze Front umgürtet. Reiche und farbenfrohe Malereien schmücken beinahe die ganze Außenfläche des Gebäudes.

Während das Deutsche Haus von vorn sehr imposant aussieht, bieten seine Rückansicht und seine Seitenansichten eher Bilder von intimem kleinstädtisch gemütlichen Charakter.

Diese Differenz pflanzt sich jedoch nicht ins Innere des Gebäudes fort. Hier herrscht das größte Ebenmaß und die vollkommenste Einheitlichkeit. Eine einzige hohe Halle nimmt den größten Raum ein und erhebt sich mit ihrer Höhe von 16 m zur Wirkung des Innern einer Kathedrale. Ein mächtiges, in den Farben äußerst glänzendes Glasgemälde von Lüthi in Frankfurt a. M. trägt viel zu diesem Eindrucke bei. Vor und neben dieser Haupthalle ist der Raum in zwei Stockwerke

Belgien. Norwegen. Deutschland. Spanien.

Das Deutsche Haus in der Strasse der Nationen.

Nach einer photographischen Aufnahme von Neurdein frères in Paris.

Digitized by Google

geſchieden. Zu ebener Erde hat hier das Buchgewerbe einen in den zarteſten Farben gehaltenen Saal erhalten, den zwei ſehr hübſche Landſchaften der Malerin Waldau, Leipzig im Winter und Mainz im Sommer darſtellend, zieren. Darüber liegt der mit feinſten Silberornamenten ausgeſtattete Rokokoſaal, der beſtimmt iſt, die franzöſiſchen Bilder aus dem Beſitze Friedrichs des Großen und die dazu ſo vortrefflich paſſenden alten Prachtmöbel aus Sansſouci aufzunehmen. Buchgewerbe, Photographie und Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen haben das beneidenswerte, aber auch gefährliche Vorrecht erhalten, neben den Bildern von Watteau, Chardin, Pater und Lancret aus dem Privatbeſitze des Erben Friedrichs des Großen ausgeſtellt zu werden. Außer dem Erdgeſchoſſe und dem erſten Stocke beſitzt aber das Deutſche Haus noch ein ſehr wohnliches Kellergemach unmittelbar am Seineſtrand. Wie die andern Nationen, ſo hat auch Deutſchland dieſen Raum der Gaſtlichkeit geöffnet. Immerhin iſt hier dem Wirtſchaftslokal ein vornehmerer Charakter geſichert worden, da in demſelben nur Wein ausgeſchenkt wird.

Haus Kammerzell.

Nach einer photographiſchen Aufnahme von Le Cadre jun. in Paris.

Wenn man vom Deutſchen Hauſe flußabwärts weiter geht und den mächtigen Stahldom der Hochöfen von Le Creuſot hinter ſich hat, ſo beherrſcht ein ſehr auffallender, rotweißer, runder Turm das linke Seineufer, der die nicht vorbereiteten Beſucher der Ausſtellung außerordentlich überraſcht und intereſſiert. Er liegt leider nicht unmittelbar am Waſſer, aber verrät ſich doch ſofort als ein maritimes Bauwerk. Man kann ſogar ruhig ſagen, daß er das maritimſte Gebäude der Ausſtellung iſt. Die Schiffahrtsgebäude Englands und Nordamerikas und das der franzöſiſchen Meſſageries Maritimes, welche die unmittelbare Nachbarſchaft bilden, ſinken neben dem Curhavener Leuchtturm, den die Städte Hamburg und Bremen hier mit einiger Freiheit nachgebildet haben, förmlich in den Boden. Ziemlich weit oben am Turme, von deſſen Höhe allabendlich einer der ſtärkſten Scheinwerfer, die es bisher in der Welt giebt, ſeine Strahlen weit über die Ausſtellung hin entſendet, ſchwebt an Ketten ein Rettungskahn, der wirklich gedient haben ſoll. In der Höhe des erſten Stockwerkes ziehen ſich gut gemalte Meerlandſchaften, deren kräftiges Blau von beſter dekorativer Wirkung iſt, um das ganze Gebäude. Auch der Unterbau, aus welchem der Leuchtturm aufſteigt, iſt ſehr geſchmackvoll mit maritimem Schmuck geziert. Ueber dem niedrigen Thor halten zwei überlebensgroße, aus Holz geſchnitzte Figuren, ein Matroſe und ein Fiſcher, die bezeichnende Inſchrift feſt: „Unſere Zukunft liegt auf dem Waſſer“.

Ein höchſt merkwürdiges, faſt ſchreckhaftes Kunſtwerk nimmt beinahe den ganzen Mittelraum des deutſchen Schiffahrtspavillons ein. Ein ſchwarzer Rieſe ſcheint mit Kopf und Armen aus dem Boden aufzutauchen. In der einen Hand ſchwingt er den Hammer und giebt ſich dadurch als altgermaniſcher Gott Donar (der nordiſche Thor) zu erkennen. Mit der andern hält er einen ganzen Globus an einem Meridiane feſt, und damit noch nicht genug, bläſt er in einem Wirbelwind zwei den Globus umſchwebende Figuren empor, die Tag und Nacht vorſtellen ſollen. Es iſt eine kühne Kompoſition, die ſtarken Eindruck macht.

Wenn wir den Leuchtturm verlaſſen und unter dem hohen Joche des Eiffelturmes hinwegſchreiten, ſo ſtoßen wir alsbald auf ein großes, höchſt altdeutſch ausſehendes Gebäude. Es iſt die getreue Nachbildung eines niederdeutſchen Hauſes, deſſen Original im Elſaß, und zwar in unmittelbarer Nähe des Straßburger Münſters, zu ſuchen iſt. Der Elſäſſer Bierbrauer Gruber hat das berühmte Haus Kammerzell zum Ruhme ſeines Gerſteſaftes hier aufgeſtellt. Die „Altdeutſchen“, wie man im Elſaß zu ſagen pflegt, werden zwar meiſt vorziehen, noch ein paar Schritte weiter zu gehen, bis ein neuer, faſt neckiſcher Turmbau hinter dem langgeſtreckten Gebäude des Génie Civil auftaucht, denn unter dieſem Turme wird Münchener Spatenbräu ausgeſchenkt. Es iſt ſehr bemerkenswert, daß dieſes verhältnismäßig recht ungünſtig gelegene Lokal durch die äußerſt praktiſche Einrichtung einer großen gedeckten Halle und die Preiswürdigkeit ſeines Stoffes das Publikum ſtärker anzieht als die anſprechvolleren Lokale auf der Inſeite des Marsfeldes.

Das „Spatenbräu“.

Nach einer photographiſchen Aufnahme von Le Cadre jun. in Paris.

Von dem „Spatenbräu“ brauchen wir nur am „ruſſiſchen Kautſchuk“, an der „engliſchen Bäckerei“ und an dem ſehr zurückgebliebenen Bau von Korea vorüberzugehen, um zu einem deutſchen Neubau zu gelangen, der keinen Turm trägt und ſich äußerlich als klaſſiſch vornehm und ein wenig langweilig darſtellt. Er beherbergt aber als Maſchinenhalle einen ſehr wichtigen und, wie die Kaufleute zu ſagen lieben, „erſtrangigen“ Teil der deutſchen Ausſtellung. Hier hat nämlich die Allgemeine Elektricitätsgeſellſchaft die ſtärkſte Dynamomaſchine der ganzen Ausſtellung untergebracht.

Daneben sind hier die Erzeugnisse des deutschen Werkzeugmaschinenbaus vereinigt.

Glänzend auch für das Auge des Laien ist schon jetzt die deutsche Maschinenabteilung in der allgemeinen Halle. Hier befindet sich auch der berühmte Hebekrahn der Firma Flohe in Berlin, der sich von einem hohen scheinbar schwachen Eisengerüste herabläßt, um mit wahrer Eleganz Eisenstücke von 30 t Gewicht in die Höhe zu heben. Seit sechs Monaten schon ist dieser Riesenkrahn in Thätigkeit und fördert zum Erstaunen der Franzosen Lasten, wie sie in Frankreich noch niemals von einem Krahne bewältigt wurden.

Von hier aus durchqueren wir die der Landwirtschaft zugefallene ehemalige Maschinenhalle, folgen auf dem beweglichen Trottoir der Avenue de la Motte-Piquet bis zur Ecke der Invaliden-Esplanade und treten dort in die deutsche Abteilung für das Kunstgewerbe ein.

Gebäude der deutschen Kunstgewerbeausstellung.
Nach einer photographischen Aufnahme von Le Cadre jun. in Paris.

Auch hier hat sich Deutschland einen kleinen Sonderbau mit einem malerischen Turm und einem als Wetterhahn dienenden goldenen Adler geleistet. Da dieser Bau neben Werken der Uhrmacherei und der Goldschmiedekunst auch kirchliche Geräte enthält, so hat er die Form einer kleinen, aus allerlei winkligen Kapellen zusammengesetzten Kirche erhalten. Deutschland hat aber seine kunstgewerbliche Kraft weniger in diesem Sonderbau als in dem allgemeinen Gebäude der Esplanade entfaltet. Das deutsche Kunstgewerbe steht jedenfalls in Paris ebenso groß da wie der deutsche Maschinenbau und die deutschen Elektricitätswerke. — Das Bedauerlichste an der ganzen Ausstellung ist vielleicht der Umstand, daß das, was hier an herrlichem Zimmerschmuck jeder Art vereinigt und mit vollendetem Geschmack aufgestellt worden ist, nicht länger als sechs Monate zusammenbleiben darf.

Paris. Felix Vogt.

Die totale Sonnenfinsternis am 28. Mai.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Der für einen bestimmten Ort der Erdoberfläche sehr seltene Vorgang einer vollständigen Verfinsterung der Sonne durch den Mond wird am 28. Mai d. J. auf einer 75 bis 80 km breiten Zone sichtbar sein, die sich in Europa von dem Städtchen Ovar an der Küste Portugals bis nach Alicante an der Mittelmeerküste Spaniens erstreckt. Die Dauer der völligen Verfinsterung der Sonne beträgt auf dieser Strecke durchschnittlich nur 1 Minute 23 Sekunden; aber während dieses kurzen Zeitraumes zeigt sich eine Erscheinung, die überhaupt nur bei totalen Sonnenfinsternissen gesehen werden kann und zu deren Beobachtung deshalb zahlreiche wissenschaftliche Expeditionen ausgesandt wurden. Es ist dies die Sonnencorona, ein leuchtender Strahlenkranz um die verfinsterte Sonnenscheibe, dessen Licht die Dunkelheit, welche alsdann auf der Erdoberfläche lagert, mit einem höchst eigentümlichen Scheine erfüllt. Ueberhaupt gehören totale Sonnenfinsternisse zu den großartigsten Naturerscheinungen, und es ist leicht zu begreifen, daß sie in der Zeit der Unwissenheit und des Aberglaubens Furcht und Schrecken erregten. Eine Vorstellung von dem tiefen Eindruck einer totalen Sonnenfinsternis auf eine große Menschenmasse gibt folgende Schilderung Aragos aus dem Jahre 1842. Die damalige Sonnenfinsternis war für das südliche Frankreich total, und der französische Astronom war zur Beobachtung derselben nach Perpignan gereist. Er erzählt: „Die Stunde der Finsternis nahte. Gegen 20000 Menschen betrachteten durch angerußte in der Hand gehaltene Gläser das strahlende Gestirn, welches auf azurblauem Grunde erschien. Nun hatten wir mit unseren starken Fernrohren begonnen, den kleinen Ausschnitt am westlichen Rand der Sonne wahrzunehmen, als ein ungeheures Geschrei, ein Gemisch aus 20000 verschiedenen Rufen, uns kundgab, daß wir nur um wenige Sekunden den Beobachtungen voraus gewesen waren, welche 20000 improvisierte Astronomen, deren erster Versuch dies war, mit bloßen Augen angestellt hatten. Starke Neugierde, Wetteifer und der lebhafte Wunsch, sich von anderen nicht zuvorkommen zu lassen, schien das Vorrecht gehabt zu haben, dem natürlichen Sehen eine ungewöhnliche Schärfe und durchdringende Kraft zu geben. Von diesem Augenblicke bis zu denjenigen, welche dem völligen Verschwinden der Sonne ganz kurz vorhergingen, bemerkten wir in der Haltung so vieler Zuschauer nichts, was eine Erwähnung verdiente. Als aber die Sonne, auf einen schmalen Streifen reduziert, auf unsern Horizont nur ein sehr geschwächtes Licht zu werfen begann, bemächtigte sich des Publikums eine gewisse Unruhe. Jeder empfand das Bedürfnis, seine Empfindungen den Umstehenden mitzuteilen, was ein dumpfes Brausen, ähnlich dem des fernen Meeres nach einem Sturme, erzeugte. Das dumpfe Geräusch wurde immer stärker und stärker, je schmäler die Sonnensichel erschien. Endlich verschwand sie, Dunkelheit folgte der Helle und ein gänzliches Schweigen der ganzen Volksmenge bezeichnete die Phase der Totalität — so scharf, wie es durch unsere Uhren geschah. Auch in der Luft herrschte tiefe Stille; die Vögel hatten aufgehört zu singen. Nach einer feierlichen Erwartung von ungefähr zwei Minuten begrüßten einstimmige und unwillkürliche Ausbrüche der Freude und tosendes Beifallklatschen das Wiedererscheinen der ersten Sonnenstrahlen. Der melancholischen, durch unbestimmte Gefühle hervorgerufenen Stimmung folgte eine lebhafte, aufrichtige Freude, deren Ausbruch zurückzuhalten oder zu mäßigen, niemand in den Sinn kam."

Das Ueberwältigende des Eindruckes einer totalen Sonnenfinsternis ist aber eben nur auf die schmale Zone der Totalität beschränkt, außerhalb derselben, wo nur ein Teil der Sonnenscheibe vom Mond bedeckt wird, ist von jener Großartigkeit nichts wahrzunehmen, sondern nur eine Verdunkelung des Tageslichtes, je nachdem die Sonnenscheibe mehr oder weniger verdeckt wird. Bei der Sonnenfinsternis am 28. Mai erstreckt sich die Zone der Totalität in Europa wie erwähnt duech Spanien, aber sie reicht gegen Westen über den Atlantischen Ocean nach Nordamerika und ostwärts über Algier und Nordafrika bis nach Oberägypten. Die amerikanischen Astronomen werden die Erscheinung im Süden der Vereinigten Staaten beobachten, französische dagegen in Algier. Am bequemsten erreichbar für Bewohner Mitteleuropas, welche die Erscheinung sehen wollen, ist natürlich Spanien, und in der That sind außer den wissenschaftlichen Expeditionen auch Reisegesellschaften von Neugierigen zusammengetreten, welche das großartige Naturschauspiel in Spanien sehen wollen. In Mitteleuropa werden nur 0,7 bis 0,6 des Sonnendurchmessers verfinstert, und zwar beginnt nach Mitteleuropäischer Zeit die Finsternis in Straßburg nachmittags um 3 Uhr 58 Minuten, in München um 4 Uhr 3 Minuten, in Frankfurt a. M. um 3 Uhr 58 Minuten, in Hamburg um 3 Uhr 56 Minuten, in Berlin um 4 Uhr 1 Minute, in Dresden um 4 Uhr 2 Minuten, in Königsberg um 4 Uhr 4 Minuten. Sehen wir nun zu, was die Astronomen, die sich in der Zone der Totalität aufstellen werden, in den anderthalb Minuten, während deren die Sonne völlig von der Mondscheibe bedeckt ist, zu beobachten gedenken.

Wie schon erwähnt, zeigt sich während dieser kurzen Zeitspanne rings um die schwarze Mondscheibe ein leuchtender Strahlenkranz, welcher der Sonne angehört und den bezeichnenden Namen „Corona“ (Krone, Kranz) führt. Hauptsächlich um diese Corona zu untersuchen, sind die wissenschaftlichen Expeditionen ausgerüstet worden, und zwar mit photographischen und spektroskopischen Instrumenten. Die Corona ist nämlich nur während des kurzen Zeitraumes der totalen Verfinsterung der Sonne sichtbar und außerdem niemals; dazu bietet sie Erscheinungen dar, die höchst sonderbar sind und bis jetzt noch nicht genügend erklärt werden konnten. Zunächst ist die Corona nicht regelmäßig rund und strahlig, sondern in ihren äußeren Umrissen sehr unregelmäßig, an gewissen Stellen zeigen sich sehr lange helle Strahlen, an anderen fehlen dieselben gänzlich. Auch stehen die Strahlen nicht senkrecht auf dem Sonnenumfange, sondern manche sind schräg, ja bisweilen sehen dieselben wie Kometenschweife aus. Daß man es mit Gebilden zu thun hat, die sich wirklich in der Nähe der Sonne befinden, darüber kann gar kein Zweifel sein.

Um so merkwürdiger ist aber die große Länge einzelner von diesen Strahlen, die in gewissen Fällen über 1 000 000 km beträgt. Bewegungen hat man an diesen Strahlen nicht wahrnehmen können, allein bei jeder Sonnenfinsternis zeigen sich andere Strahlen, so daß dieselben thatsächlich sehr veränderliche Gebilde sein müssen. Auch weiß man nichts Näheres über die feine, leuchtende Materie, aus der und in der die Strahlen aufschießen. Man nimmt an, daß diese Materie den äußersten Teil der Sonnenumhüllung bildet, und als solche muß sie außerordentlich fein sein, unvergleichlich feiner und dünner als unsere Lufthülle. Dabei ist diese Sonnenatmosphäre, wie das Spektroskop beweist, selbstleuchtend, also glühend, und ihr Licht ist es eben, welches während der Totalität die seltsame Erleuchtung der Erdoberfläche und der Erdatmosphäre hervorruft.

Mit Hilfe des Spektroskops hat man zudem in dem Coronalichte ein glühendes Gas entdeckt, welches sonst nirgendwo vorkommt und das aus diesem Grunde den Namen Helium (oder Sonnenstoff) erhielt. Daß ein Teil der Corona aus einer höchst feinen, glühenden, gasartigen Materie besteht, darüber kann also kein Zweifel sein; aber das Spektroskop hat auch gezeigt, daß innerhalb dieser Masse Sonnenlicht zurückgestrahlt wird, wahrscheinlich von kleinen Körperchen. Mehrere Astronomen haben deshalb die Vermutung ausgesprochen, diese Körperchen könnten Meteore sein, die in unzähligen Scharen sich in der Nähe der Sonne bewegen und auf deren Oberfläche herabstürzen. Diese Vermutung ist nicht unbegründet, denn wir haben guten Grund zu der Annahme, daß zahllose Meteore, Sternschnuppen und Meteoriten unaufhörlich auf die Sonne stürzen; ja zuletzt wird es mit den Planeten auch nicht anders sein und sie werden dereinst auf der Sonne ihr Ende finden. Die langen Strahlen und Schweife, welche die Corona zeigt, können auf obige Weise freilich nicht erklärt werden, und man weiß, wie gesagt, zur Zeit überhaupt nicht, was man aus ihnen machen soll. Sind es Gebilde, die von der Sonne fort in den Weltraum geschleudert werden oder solche, die auf die Sonne herabstürzen? Beide Ansichten haben Vertreter. Einige Astronomen meinen, daß die Sonne Teile ihrer obersten Schichten in den Weltraum schleudert, gleich ungeheuren Raketen oder glühenden Gasströmen, deren Materie aber bald wieder auf die Sonne herabstürzt; andere möchten in den gekrümmten Strahlen der Sonnencorona wirkliche Kometenschweife erkennen, so daß man annehmen müßte, es seien Kometen, die auf die Sonne stürzten. Diese Meinung hat manches für sich, auch hat man während totaler Sonnenfinsternisse in der That Kometen in der Nähe der Sonne gesehen, von denen man weder vorher, noch nachher eine Spur bemerkte. Sonach können viele solcher Gestirne nahe an die Sonne herankommen und selbst auf sie stürzen, ohne daß wir etwas davon wahrnehmen. Um in allen diesen Fragen klarer zu sehen, sind genaue Darstellungen des Aussehens der Corona von größter Wichtigkeit; solche aber kann nur die Photographie liefern, und deshalb sind alle Expeditionen zur Beobachtung der totalen Finsternis vom 28. Mai mit photographischen Apparaten zur Aufnahme der Sonnencorona ausgerüstet. Einige derselben sind darauf eingerichtet, in rascher Folge eine Reihe von Bildern der inneren Teile der Corona nahe an der Sonnenoberfläche zu liefern; andere sollen durch längere Exponierung die gesamte Ausdehnung der Corona in weiteren Entfernungen von der Sonne wiedergeben. Endlich werden die verschiedensten spektroskopischen Apparate in Anwendung gebracht, um zu prüfen, welche Stoffe außer dem obengenannten Helium in der Corona leuchten, vielleicht auch, um zu entscheiden, ob die Corona sich mit der Sonne um deren Achse dreht oder nicht. Mehrere Astronomen werden auch Photographien des Himmels rings um die Sonne aufnehmen, um einem etwa vorhandenen, noch unbekannten Planeten auf die Spur zu kommen.

Noch eine merkwürdige Erscheinung ist bei totalen Sonnenfinsternissen gesehen worden, und möglicherweise wird sie dieses Mal wieder auftreten. Einige Augenblicke, ehe der letzte Sonnenstrahl verschwindet, und ebenso einige Sekunden, nachdem der erste Strahl der Sonne wieder sichtbar geworden, sieht man auf dem Erdboden helle und dunkle Streifen mit großer Schnelligkeit dahinziehen, meist von Westen nach Osten. Ein Beobachter vergleicht sie mit dem Anblick, der sich darbietet, wenn die Strahlen der Sonne von einer bewegten Wasserfläche zurückgestrahlt werden und auf eine Wand oder Decke fallen. Ein anderer Beobachter beschreibt die Erscheinung als Schatten und helle Flecken, die hintereinander herjagten, und zwar seien die Schatten teils rot, teils gelb, blau und grau gewesen. Bei der totalen Sonnenfinsternis von 1851 sah ein Beobachter, der eigens nach diesen Schatten ausschaute, daß dieselben sich wie die Speichen eines Rades zu drehen schienen. Vielleicht gelingt es, am 28. Mai ähnliche Schatten zu sehen und Genaueres über ihre Bewegung und ihre Ursache zu ermitteln. ♃

Modernes Kunstgewerbe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Auf der Münchner Jahresausstellung von 1897 sieht den Besuchern als bedeutsame Neuerung auf, daß die freie, an keinerlei Gebrauchszweck gebundene Kunst dem Kunsthandwerke eine Ecke des weiten Baues eingeräumt hatte. Mit gutem Grunde durfte dieses den Anspruch darauf erheben; hatte sich doch aus den vereinzelten Anfängen und Bestrebungen der vorhergegangenen Jahre eine gemeinsame Richtung entwickelt. Nicht ohne Vorgeschichte freilich. Der Anstoß zu der neuen Dekorationsweise war von England ausgegangen, das seinerseits wieder stark unter japanischem Einfluß stand. Die modernen Möbel, Tapeten ꝛc. hießen zunächst „englische“. Aber eben die erwähnte Ausstellung bewies, daß wir es hier nicht mit einer fertig von auswärts bezogenen Mode, sondern mit einem lebensfähigen Keim zu thun hatten, der in unserem Boden Wurzel geschlagen hatte und ein kräftiges Gedeihen versprach. Wie in England, waren auch bei uns die Künstler dem Handwerk wieder näher getreten. Der Bildhauer H. Obrist hatte ein Atelier für künstlerische Stickerei eingerichtet, der Maler und Kunstschriftsteller H. v. Berlepsch hatte Möbel und Geräte entworfen, der Landschaftsmaler Schmuz-Baudiß neue Formen und Schmuck für Thongefäße geschaffen; eine Reihe ganz neuer Namen, deren Träger sich bis dahin nur mit Pinsel, Stift oder Meißel bethätigt hatten, gehören seitdem zum Teil auch unserem Kunstgewerbe an.

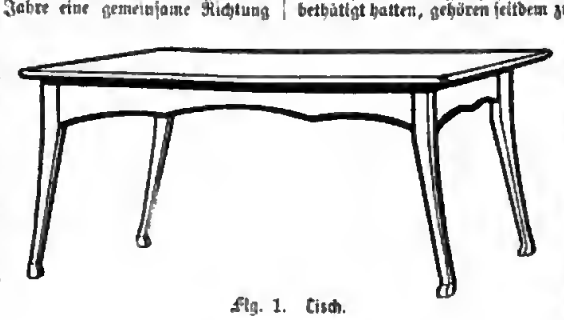


Fig. 1. Tisch.

Zur ausschließlichen Pflege der modernen Richtung trat in München eine Gruppe von Künstlern und Gewerbetreibenden zusammen. Was sie beabsichtigten, war, in eigenen Werkstätten ganze Einrichtungen und einzelne Geräte nach originalen, künstlerisch vollwertigen Entwürfen auszuführen, in bestem Material und in gediegener Technik. Gemeinsame Ausstellungen und ein ständiges Verkaufslokal sind seitdem zustande gekommen, und die neue Bewegung hat sich rasch ausgebreitet.

Eine gotische geschnitzte Truhe, ein Renaissanceschrank mit Holzeinlagen,

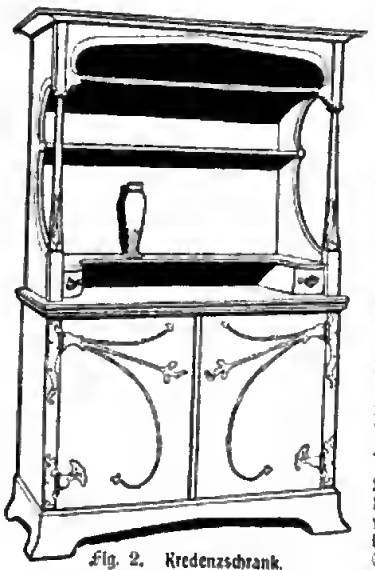


Fig. 2. Kredenzschrank.

eine seidengewirkte Rokkokotapete kann, jedes in seiner Art, vollendet schön sein; wir werden nicht aufhören, uns an guten alten Werken zu erfreuen. Aber weil jede dieser Stilarten als der besondere Ausdruck einer bestimmten Kultur und ihres besonderen Schönheitsideales das Ergebnis einer Reihe von technischen, ästhetischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen ist, welche ihre Geltung für uns verloren haben, müssen wir, wenn uns ein lebenslanges Nachahmen nicht befriedigt, nach Ausdrucksformen suchen, die den Lebensgewohnheiten und Anforderungen unserer Zeit besser entsprechen.

Unsere Habe ist im Laufe der Zeit beweglicher und leichter geworden; unsere Büffets brauchen keine massigen Steinkrüge, keine Prunkschüsseln vom Durchmesser eines mäßigen Wagenrades mehr zu tragen, unsere Bücher sind meist keine schweren Folianten — und aus diesen Thatsachen leiten sich die konstruktiven Formen unseres neuen Mobiliares ab.

Figur 2 zeigt einen Kredenzschrank von Riemerschmid, aus dem Möbelkatalog der „Vereinigten Werkstätten“*; die Seitenwände sind zierlich ausgeschnitten, schlanke Säulen stellen die gerade Linie wieder her. Fächer von verschiedener Breite sind zur Aufnahme von allerlei hübschem Geräte bestimmt. Besonders glücklich erfunden sind die Metallbeschläge der Thüren; sie erfüllen den ursprünglichen Zweck solcher Bänder: die Bretter der Thür zusammenzuhalten, in kräftigen und doch graziösen Linien. Figur 3 stellt einen Bücherschrank dar, von großen Dimensionen und dennoch leichter Form. Der unterste Teil ist Truhe und Sitzbank zugleich, dann folgen einige tiefe Fächer für Atlanten ꝛc. Die oberen Fächer sind schmäler, und dieses Aufstreben, die zunehmende Leichtigkeit noch oben ist in den Seitenwänden durch eine sehr fein zurücktretende Linie ausgedrückt. Das Gestell ist von schönem Holz und tadelloser Arbeit. Je größer und schmuckloser die Flächen sind, desto besser muß natürlich Material und Behandlung sein; denn keine aufgeklebte Verzierung deckt hier etwaige Fehler im Holz oder lenkt den Blick von einer unvollkommenen Kurve ab. Darum stehen aber auch diese Arbeiten so hoch über der Massenproduktion der Fabriken, die ohne besondere Sorgfalt für das einzelne Stück im Wettkampf um den billigsten Preis Schönheit und Material nur zu oft vernachlässigen.

Die Stühle (Figur 4) haben oft bequem geschweifte Rück- und Armlehnen, eine schräg nach rückwärts verlaufende Leiste unter dem Sitz erhöht den Eindruck der Tragfähigkeit. Die Tische erlauben weniger Abänderung als andere Möbel, da hier die praktische Notwendigkeit die Form in ziemlich enge Grenzen setzt. Immerhin gewinnt der Tisch (Figur 1) durch die Bogenlinien seiner Seitenbretter und die etwas nach außen gerichtete Stellung der Füße sowohl an eleganter Form wie auch an thatsächlicher Standfestigkeit.

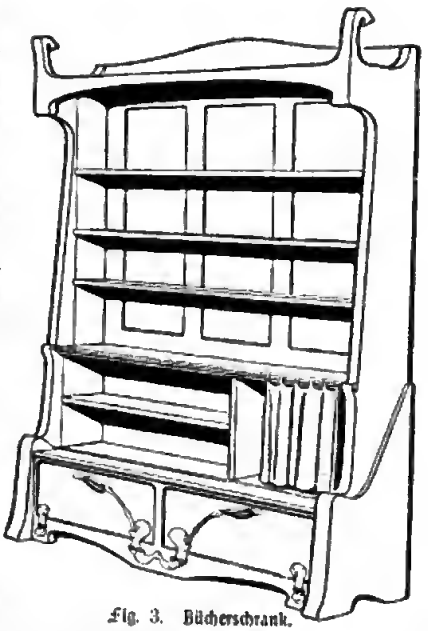


Fig. 3. Bücherschrank.

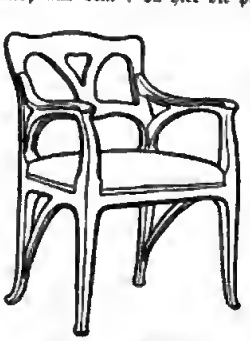


Fig. 4. Armstuhl.

Die Gegner der „Moderne“ werfen ihr zu große Willkür und bizarre Launen vor. — Und in der That, es fehlt dieser neuen Richtung nicht an Uebertreibungen; im Bestreben, dem Althergebrachten aus dem Wege zu gehen, gerät mancher auf künstliche Um- und Abwege. Doch ist schon eine stattliche Anzahl reifer, auch von Anhängern der älteren Richtung unerkannter Leistungen entstanden.

Ein gesunder Kern, ehrliches Wollen und tüchtiges Können stecken in reichem Maß in unserm jungen Kunsthandwerk; was echt und stark daran ist, wird sich zielsicher weiterentwickeln und noch manchen befriedigen, der heute ob einzelner allzukecker Triebe vielleicht bedenklich den Kopf schüttelt.

J. Braun.

* München, Maximiliansplatz.

Im Wasserwinkel.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **W. Heimburg.**

Eva kommt gegen nicht Uhr von der Weihnachtsfeier bei Robert zurück; des eingetretenen Glatteises wegen begleitet er sie, Arm in Arm gehen die Geschwister nach dem „Wasserwinkel“.

„Es war nett bei euch heute,“ sagt das junge Mädchen und drückt seinen Arm ein wenig fester, „und Tony ist so viel liebenswürdiger geworden als Mutter, nicht wahr, Robert?“

Er brummt irgend etwas, fast klingt es wie ein „Es war die höchste Zeit, weiß Gott!“

„Und wirklich hübsch sah sie heute abend aus,“ lobt sie weiter.

„Die Mutterschaft hat sie verschönert, das ist wahr,“ giebt er zu und denkt, wie Tony eben unter dem strahlenden Baum stand, ihr Jüngstes auf dem Arm, in ganz behäbiger Fülle, mit roten Wangen, glänzenden Augen und lachend; von dem verkniffenen, unzufriedenen Zug um den Mund keine Spur mehr. „Es ist eben das Wahre für euch,“ fährt er fort, „bringt alles Gute und Schöne eures Wesens heraus — ein Jammer, Eva, daß du dich darauf versteift hast, nicht zu heiraten. Weiß Gott, der Moritz wäre ein Mann für dich gewesen!“

Sie bleibt ganz still, und das wundert ihn. Gewöhnlich fährt sie, wenn er diese Glocke läutet, auf wie ein Kranker, dessen wunde Stellen man berührt. Ein Weilchen gehen sie schweigend dahin; er beginnt zu fürchten, daß er sie ernstlich verletzt hat; und da ist's ihm auf einmal, als schluchze sie leise.

„Aber Eva,“ sagt er erschrocken, „ich wollte dich doch nicht kränken! Du hast ihn eben nicht gemocht, und des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Na,“ er klopft ihr die Schulter ein bißchen, „immer Kopf hoch! Sieh mal, eigentlich ist es mit uns gar nicht so schlecht geworden, wie es eine Zeitlang den Anschein hatte, und wenn es dir nicht über wird, so als fünftes Rad mitzulaufen, unsereinen geht's ja nichts an. Versorgen thut dich Tante Baldauf jedenfalls, davon bin ich überzeugt; nur um eins bitte ich dich — falle nicht auf den Karl herein, er ist doch — ist doch ein großer Lump!“

Sie sieht ihn erstaunt an.

„Auf Karl falle ich gewiß nicht herein, im übrigen redest du daher, wie eben die Männer reden, die da meinen, ohne sie geht's nicht in der Welt. Ich wenigstens fühle mich durchaus nicht als fünftes Rad, das kann ich dir schwören.“

„Na, wart' nur, wenn Moritz eine Frau nimmt, dann wird dir das Gefühl schon dämmern.“

„Dann werde ich Tante ja pflegen in der Villa drüben, und wir beide wissen riesig viel zu thun; du ahnst gar nicht, was wir uns alles vorgenommen haben,“ verteidigt sie sich.

Digitized by Google

„Kann's mir schon vorstellen; übrigens, Eva, daß Madame dich heut' abend fortgelassen hat — ich wollt' vorhin nichts sagen, aber das ist mir doch schleierhaft!"

„Du hast wohl nicht gehört, wie ich Toay vorhin erzählte, daß Moritz verreist ist und Tante Baldauf mit dem Kleinen bei Karl Weihnacht feiert? Karl nämlich ist krank und konnte nicht herkommen."

„Moritz verreist? Weihnacht? Die Hausunke?" ruft er erstaunt aus.

Sie nickt. „Ja, alle Welt wundert sich und alle Welt — darunter verstehe ich unser Haus — meint, er bringt eine Braut heim, als Weihnachtsgabe für die Mutter."

„Ach so," sagt er ärgerlich, „nun, so mußt's ja kommen!"

„Freilich, Robert. Na, Gute Nacht!"

Und Eva geht durch die Pforte des „Wasserwinkels". Das Herrenhaus liegt völlig dunkel; in der Gesindestube sitzen die Leute vergnügt beim Punsch. Sie steigt die Treppe empor und sucht ihr Zimmer auf, legt ab und bindet sich das schwarze Taffetschürzchen um, das sie immer trägt, wenn sie in der Wirtschaft nichts mehr zu schaffen hat; sie weiß nicht recht mehr, was anfaagen, um sich ihrer Gedanken zu erwehren. Endlich geht sie hinüber in den Saal, wo die große Tanne steht; sie will ein wenig Ordnung schaffen, denn sicher hat man die lange Tafel noch stehen lassen von der Leutebescherung, und weil sie ein förmliches Grauen hat vor dem Alleinsein, nimmt sie den Hund mit, obgleich er sonst verbannt ist aus diesen Räumen. „Ach was, es ist ja Weihnacht," sagt sie und streichelt das Tier.

Sie trägt eine lackierte Blechbüchse, in welcher ein dünner gelber Wachsstock brennt; der schwache Schein des Flämmchens reicht kaum aus, den weiten Raum dämmernd zu erhellen. Es riecht köstlich hier nach Tannen, Pfefferkuchen und Wachslicht, und aufgeräumt ist auch bereits, nur der Herrschaftstisch steht weiß gedeckt und harrt der Gaben, die ihn morgen schmücken sollen. Wie ein Traum der Kindheit überkommt es das junge Mädchen, ein wehmütiges Erinnern an die Zeit, als sie noch wunschlos glücklich war, und eine große Sehnsucht nach ihrer Mutter erfaßt sie. Sie weiß, ihr gegenüber könnte sie das Herz rückhaltlos ausschütten, befreien von seit Jahren schon erduldeter Qual, der Qual, die sich in der letzten Zeit verschärft hat bis zur Unerträglichkeit.

Sie löscht den Wachsstock aus, tastet sich bis hinüber zum Sofa und hockt sich in die Polster, wie sie als kleines Kind gethan hat, mit herausgezogenen Füßen. Der Hund hat sich neben sie auf den Teppich gestreckt, er fängt auch gleich an zu trämmen, ganz sonderbar, ein kurzer halbunterdrückter Blaff, ein leises, freudiges Winseln hinterher —. Ihm träumt, daß sein Herr wieder da ist, sagt sich Eva — armes Tier — es grämt sich noch immer!

Sie sitzt und starrt gegen die Fenster, die kaum merkbar heller in der Wand stehen. Ihr ganzes Leben zieht an ihr vorüber, bis zu dieser Stunde, wo Robert ihr noch einmal vorwarf, daß sie ein Glück verscherzt habe. Ja, das hat sie — ein großes Glück, weil sie es nicht erkannte in Unverstand und Thorheit! Sie hatte ja nicht gewußt, daß das Glück so still, so schlicht und einfach aussehen könne, sie hatte es sich schimmernder vorgestellt, mit leuchtenden Augen und übermütigem Lachen. — Wie es gekommen, daß sie es nun doch erkannte, weiß sie nicht; unmerklich fast hat es sich in ihr Herz eingeschlichen und stand auf einmal drinnen wie ein flammendes Leuchten, wunderbar beglückend und schmerzend zugleich!

Er hatte nichts gethan, was sie zu jäher Bewunderung hätte hinreißen müssen, wie es in Romanen beschrieben wird — keine Heldenthat, keine Geistesthat; er hatte keinen Menschen gerettet unter Lebensgefahr, keine Erfindung gemacht, welche die Welt in atemloses Erstaunen versetzte. Schlicht wie immer war er seiner Pflicht nachgegangen, hatte in der Wirtschaft geschafft, für seine Leute gesorgt und war daheim der gütige Herr, der liebevolle Sohn, der treu besorgte Bruder gewesen in einer unscheinbaren und doch so unendlich zartfühlenden Art, die sie täglich mehr und mehr bewundern lernte, bis ihr ganzes Denken nad Thun nur noch ein einziges stummes Abbitten war! — Aber das hatte er wohl nie gemerkt, und nun war es zu spät! — —

Zu spät — seit ein paar Tagen! Bis dahin war immer noch die Hoffnung neben ihr gegangen, voa da an blieb sie zurück, und die öde Resignation kam daher mit der beliebten Phrase: Ja, es hilft doch nun mal nichts, beuge deinen Nacken, es geht sich still und gleichmäßig neben mir, die Sonne zeugt dich nicht, der Winterstarm kältet dich nicht, es ist Herbst, ewiger Herbst an dem Wege, den wir ziehen — —! Erst noch eine Zeitlang zusammenwandern mit Tante Baldauf, mit dem Alter, dem Tode entgegen, in der schmucken Villa drüben, dann, wenn Tante gegangen, ein Gnadenabend, den die dankbare Verstorbene ihr gönnen wird, vielleicht in den Räumen, die sie mit ihr bewohnte —! Robert hat recht: es ist ja über alles Erwarten gut gegangen mit ihr, Vater und Mutter können beruhigt schlafen; sie traf's doch noch besser, als wena der Vater eine Stelle für sie in irgend einem Stifte gefunden hätte!

Moritz wird ja immer gut und freundlich zu der Pflegerin seiner Mutter bleiben, immer — das weiß sie. Er wird seine Kinder lehren, sie ehrfurchtsvoll zu behandeln, und sie wird eine liebevolle Tante werden —! Wenn Moritzens Frau krank ist, wird sie pflegen kommen, und wenn die Kinder krank sind, ebenfalls! Sie wird das so gern thun, ein „fünftes Rad" kann sie nie werden, nie! Sie wird immer bemüht sein, zu nützen, zu helfen!

Wie kommt es nur, daß sie trotzdem am liebsten schreien möchte? Daß ein Schluchzen sie überkommt, so wild und heiß, wie es sie lange nicht packte? Und in diesem Schluchzen überhört sie, daß sich Schritte der Thür nähern, daß der Hund leise knurrt und daß eine Stimme fragt: „Seid ihr denn hier im Dunkeln?"

Dann schließt sich die Thür, und eine große Gestalt steht unbeweglich da und horcht auf das leidenschaftliche Weinen; nun kommt sie tastend herüber und bleibt nebea dem Sofa stehen.

„Eva?"

Sie fährt empor.

„Erschrecken Sie nicht, Eva — ich bin's, Moritz; ich komme eben zurück, suchte Mutter und — Sie — "

Er tügt jetzt furchtbar, denn er hat bereits erfahren, daß Madame sich mit dem Kinde in Charlottenhof befindet, und daß Eva hier ist.

„Tante Baldauf fuhr nach Charlottenhof," stammelt Eva, „und ich dachte, Sie würden morgen erst — verzeihen Sie nur, ich — ich —" — sie lacht ein wenig gezwungen auf — „ich hatte eine ganz sentimentale Anwandtung in meiaer Einsamkeit, ich dachte an die Zeit, da meine Eltern noch lebten." Sie gteitet vom Sofa, um hinauszueilen.

„Wohin wollen Sie denn, Eva?"

„Ich denke, Sie werden hungrig sein nach der weiten Reise."

„Aber gar nicht, Eva! Sie denken doch immer nur an meinen Appetit, wenn Sie mich sehen," setzt er halb vorwurfsvoll, halb humoristisch hinzu. „Bin ich denn nicht einmal auch einer anderen Rücksicht wert? Vergessen Sie denn ganz, daß auch ein zumeist mit prosaischen Dingen beschäftigter Mensch außer seinem Magen noch ein Herz hat? Bleiben Sie, bitte, ein wenig hier — ich habe keinen Hunger, saß vielmehr heute, vor drei Stunden noch, an einem vollbesetzten Tisch, auf dem weder die weihnachtlichen Karpfen noch der übliche Puter fehlten. Ob ich etwas gegessen habe, weiß ich freilich nicht, ich hatte solche Eile, heimzukommen. Die Försterstleute droben auf der Rolandshöhe wunderten sich auch nicht schlecht, als ich plötzlich auftauchte, um mich kurzer Hand zu empfehlen. Wir hatten ja ausgemacht, daß sie mich erst am zweiten Feiertage wieder zur Station fahren sollten. Die gutea Leute fanden es so unterhaltend, in ihrem verschneiten Hause einen Gast zu haben; die paar Tage seien ihnen wie im Fluge vergangen, meinten sie! Und für mich waraen sie zu Ewigkeiten in der niedrigen Stube mit dem Blick auf den verschneiten Wald, aus dem das hungrige Wild kam, um sich füttern zu lassen. Aber — denken, überlegen, Einkehr halten mit mir, das konnte ich, Eva, und das that ich. — Und da kam ich zu dem Entschluß, dem ewigen Schwanken ein Ende zu bereiten, das mich zu einem unteilbaren Patron zu machen drohte. In drei Stunden bin ich heruntergelaufen, trotz Schnee und Glatteis, ich konnt's nicht mehr ertragen!"

Pfingst-Erinerung!

Manchmal noch im Buch der Jugend
Wend' ich lächelnd Blatt um Blatt,
Und es steigt aus Traum und Tiefe
Unsre alte Heimatstadt.

Wenn zu Pfingsten hoch im Turme
Sich die Morgenglocke schwang
Und der Vögel erstes Rufen
Durch die Herrgottsfrühe klang —

Husch, wie jeder von uns beiden
Selig dann ins Freie schlich:
Du im weißgesteiften Röckchen,
Und im Sonntagsstaate ich!

O, was da mit hellem Staunen
Unser froher Blick entdeckt:
Alle Fenster, alle Pforten
Grünumwunden, laubbesteckt.

Wo wir sonst die Schifflein trieben,
Ich und du am Straßenrain,
Wiegten zarte Birkenzweige
Zitternd sich im Sonnenschein.

Hatten Engel sie verstohlen
Still vom Paradies gebracht,
War's ein strahlend Himmelswunder
Dieser letzten Frühlingsnacht?

Und so standen wir und staunten,
Feiertäglich, friedevoll,
Bis der zweite Gruß der Glocken
Hell und rein vom Turme scholl.

O du goldnes Fest der Feste, —
Denk' ich jener Jugendlust,
Steht ein unvergänglich Glänzen
Leuchtend mir in tiefster Brust.

All die vielgeliebten Bilder
Bringst du Jahr für Jahr zurück:
Morgenfrieden, Sonntagsglocken,
Birkengrün und Kinderglück,

Oeffnest mir das Buch der Jugend,
Wendest leise Blatt um Blatt,
Und es steigt aus Traum und Tiefe
Meine alte Heimatstadt.

Fritz Döring.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Reiß.

Sie stehen da in der Dunkelheit bei einander; er hält ihre Hände, die eiskalt sind und zittern. Eine Art Schwäche überkommt sie, eine traumhafte Mattigkeit, wie der Wanderer sie fühlt, der sich dem Ziele naht nach schwerer Wanderung. Sie lauscht mit gesenktem Kopfe.

„Ich konnt's nicht mehr ertragen," wiederholt er, „ich will ja lieber das Aergste erdulden, als so weiterleben. Wissen Sie denn, warum ich fortlief vor drei Tagen? Vor Ihnen bin ich davongelaufen, oder vielmehr vor Karls Jungen! Wenn Sie ihn küßten und streichelten, war mir's, als ob Sie sich von Tag zu Tag mehr hineinlebten in die Rolle seiner Mutter, Eva. — Ich weiß, Sie können seinen Vater nicht mehr lieben, aber das Kind, dacht' ich, wird Sie besiegen, seinetwegen werden Sie eines Tages Ja! sagen, Eva. Und am Weihnachtsabend, unter dem Lichterbaum, da wäre ja die passendste Scenerie gewesen für ein Avancieren des kleinen Schlingels. — Das hätt' ich nicht mit ansehen können, das hätte ein Unglück gegeben, weiß Gott! Da ging ich denn eben. Adee da droben wurde es auch nicht besser, und ich sehe ein, daß mir weiter nichts hilft, als — dich zu bitten — verzeih', wenn ich mein Versprechen, zu dir nie wieder von Liebe zu reden, breche — dich zu fragen — — Ach, siehst du, ich konnt's ja denken, ich Tölpel — jetzt reißt du deine Hände aus den meinen — es war ja auch — es ist ja zu dumm von mir! Ich hätt's ja wissen sollen!"

Und wie er sie augenblicklich frei giebt, steht sie noch ein Weilchen vor dem rasch atmenden großen Mann und möchte die tiefe Dämmerung durchdringen mit ihren glückseligen Augen; dann legt sie langsam beide Arme um seinen Nacken.

„Gottlob," sagt sie fröhlich, „daß die Eifersucht dir endlich Worte gegeben hat — wie wären beide zu Grunde gegangen, wenn's so weiter geblieben, Moritz, lieber Moritz — —"

„Eva, Eva, wirklich — du hättest —?" Es ist wie ein Erlösungsschrei.

„Dich lieb — ja!"

„Und du weintest vorhin —?"

„Um dich, Moritz!"

„Ach Eva, Eva," stammelt er und zieht sie fester an sich, „wie habe ich mich gegrämt und zermüdet um dich schon all die Jahre her! Und wie dann vollends Karl Witwer wurde und der Kleine ins Haus kam —" fährt er fort —

„Oh," unterbricht sie ihn, „sollt' ich das Kindchen schlecht behandeln?"

„Nein, nein — du hast tausendmal recht, Eva, tausend — tausendmal!"

Sie sitzen jetzt eng aneinander gelehnt in der Weihnachtsstube, in all dem geheimnisvollen, tauten Weben der Heiligen Nacht und staunen in seligem Schweigen über sich selbst und über das Unbegreifliche, daß sie nicht schon längst sich gefunden und ausgesprochen haben! Es war ja doch so einfach, so wundervoll einfach!

„Seit wann liebst du mich, Eva?" fragt er zögernd.

„Ich weiß es nicht — ich glaube, seit dem Augenblick, da ich merkte, Finkendorp bewerbe sich um mich. Da sah ich dich auf einmal vor mir, und du blicktest mich an mit so traurigen Augen wie damals, als du mich aus meiner Verlassenheit holtest. Da habe ich dich in Gedanken angelächelt und gedacht: Hab' keine Angst. Das konntest du ja freilich nicht verstehen. Aber auch in Wirklichkeit haben meine Augen schon lange zu dir gesprochen: Ich liebe dich! Ich liebe dich! Und wie du im Kriege warst, da bin ich fast gestorben um dich, Moritz!"

„Ich auch vor Sehnsucht nach dir, Eva, und ich hatte es mir vorgenommen, dich zu fragen am Abend meiner Heimkehr; aber wie ich eintrat, da saßest du mit Karls Kind auf dem Schoß und mit Finkendorps Hund neben dir, da schwand all meine Hoffnung wieder."

„Wie nie, Moritz — als du jetzt fortreistest und deine Mutter sagte: ‚Nun holt er sich eine Frau'."

„Wie recht sie hatte! Habe ich's denn nicht gethan?"

„Ja! Aber, Heergott, wo bleibt denn Tante so lang'?" ruft Eva und springt angstvoll auf.

„Sie werden nicht rasch fahren können bei dem Glatteis," tröstet Moritz, aber er folgt doch dem jungen Mädchen, das jetzt hinauseilt, um Licht anzünden zu lassen in der Wohnstube. Sie sitzen sich dann gegenüber da unten, haben die Hände ineinander geschlungen auf der alten blumengemusterten Plüschdecke des Tisches und lauschen hinaus in die Nacht.

„Sie werden doch kein Unglück gehabt haben?" fragt Eva.

„Ach nein, Busse ist zuverlässig. Viel eher könnte Karl kränker geworden sein."

„Sollen wir nicht lieber hinfahren, Moritz? Laß anspannen, fahr' du mich hinüber!"

„Wenn du es für gut hältst," sagt er aufstehend; „es ist zwar zum Hals- und Beinebrechen —"

„Sie kommen!" jubelt Eva jetzt und eilt hinaus. Beide stehen in der offenen Hausthür, als der Wagen vor den Stufen hält, und Eva stürzt herzu. Ueber ihr glühendes Gesicht laufen die hellen Glücksthränen, als sie Madame die Hand reicht zum Aussteigen. „O, gottlob, daß ihr kommt!" ruft sie; wie sie aber das starre blasse Gesicht der alten Frau sieht, verstummt sie.

Und Madame geht an ihr vorüber, der Treppe zu; ihren Sohn scheint sie gar nicht zu bemerken, sie nickt nur. Und Gretchen, der Eva das Kind abnimmt, sagt: „Lassen Sie ihr man, Fräulein, ich glaube, sie hat Aerger gehabt, und eine Stunde lang haben wir in Ulleben in der Schenke gesessen, weil Busse zum Schmidt mußte mit den Pferden. Sprechen Sie nich mit sie, wir haben alle keine Antwort von sie gekriegt."

Und als Moritz den Versuch macht und an ihre Thür klopft, hat sich die alte Frau eingeschlossen und antwortet nicht.

In Charlottenhof feiert man das unterbrochene Fest weiter. Das Intermezzo ist rasch vergessen an der Tafel, wo der Champagner buchstäblich in Strömen fließt.

Es sind meistens Herren; nur drei Damen der Ruhlebener Schauspielertruppe verschönern den Kreis von Karls Gästen.

Es ist eine sogenannte Schmiere, diese Truppe, und zwar der geringsten Art, und dem entsprechen auch die drei Damen. Zuerst die komische Alte, Fräulein Asten, scherzweise „Aibma" genannt, weil dieses quälende Leiden sie mitunter in ihren wirkungsvollsten Scenen überfällt. Sie ist in der Eigenschaft als Anstandsdame und Beschützerin ihrer lieben Fifi von Güntersheim mitgekommen, der ersten tragischen Liebhaberin, die besonders entzückend als Philippine Welser sein soll. Fifi hat sie darum gebeten, sie will nicht ohne mütterlichen Schutz in das Haus des Mannes gehen, der, wie sie glaubt, im Begriff ist, ihr einen Heiratsantrag zu machen.

Fifi, in einem meergrünen ausgeschnittenen zerknitterten Atlaskleid, mit Wasserrosen in dem rötlich blonden Haar, das in langen Locken auf den Rücken flutet, sitzt sehr still und ernst neben Karl Baldauf und spielt mit dem Elfenbeinfächer, den er ihr geschenkt hat. Sie ist nicht mehr in der ersten Jugendblüte, aber wundervoll zurechtgemacht und hat die ergebene und auch hoheitsvolle Miene aufgesetzt, die sie als Maria Stuart anwendet, wenn sie Abschied nimmt von ihren Hofstaaten.

Die dritte, die kleine Naive, excelliert durch den tollsten Unsinn, singt Couplets zwischen zwei Gängen, hält Reden und bricht in silberhelles Gelächter aus, wenn die „komische Alte" einzuschlafen droht am unteren beziehungsweise oberen Ende der Tafel.

Die Herren sind lauter Junggesellen aus dem Ruhlebener Klub, Gutsbesitzer, Referendare und Assessoren, ein junger Mediziner, einige Söhne reicher Fabrikanten; die einzige Uniform ist die unverbesserliche Spielratte Rosenbergk, der jetzt als Rittmeister in Ruhleben steht.

Karl ist in einer mühsam verhaltenen Aufregung über den Besuch seiner Muttee zu dem Tisch zurückgekehrt. Dem Diener, der sie empfangen mußte, hat er eine Ohrfeige verabreicht, und nun sitzt er neben Fifi und trinkt ganz unvernünftig weiter. Er hat zunächst weder Augen noch Ohren für seine Nachbarin, sondern stiert g'radaus mit seltsam verbissener Miene, dann bricht die schrankenloseste Laune bei ihm durch. Er läßt die Damen hochleben, verspricht ihnen Gott weiß was für Prachtliebeseugeschenke und fragt schließlich Fifi, ob sie mit ihm an die Riviera reisen wolle.

Fifi blickt ihn verächtlich an und wendet ihm den Rücken. Ein Weilchen lacht er darüber, dann begreift er trotz seines vom

Wein schweren Kopfes, und plötzlich kommt ihm der Gedanke: die Mutter ärgern, ihr alles heimzahlen, auch die Zwangsheirat mit Hanne. Die Mutter wird ja ohnehin nichts mehr von ihm wissen wollen, nachdem sie sein vergnügtes Weihnachtsleben hier geschaut hat; dem tugendhaften Herrn Bruder eine moralische Ohrfeige geben, der Gans, der Eva, zeigen, daß er sich einen Quark aus ihr macht, ein für allemal das Tischtuch zerschneiden zwischen sich und der ehrenhaften Sippschaft, und überhaupt — es ist ja doch ganz egal!

Ein paar weitere Gläser Sekt hinunterstürzend, legt er plötzlich der zürnenden Göttin sein Herz und seine Hand zu Füßen, und ohne ihre Antwort abzuwarten — sie lächelt nur gewährend — erhebt er sich, stützt sich schwerfällig mit beiden Händen auf die Tafel, nachdem er ans Glas geschlagen, und verkündet der aufhorchenden Gesellschaft seine soeben erfolgte Verlobung mit Frau Fifi von Güntersheim.

Ein tosendes Bravo! und Hurra! antwortet — zunächst, weil jeder an einen schlechten Witz denkt — ein Gläserklingen und Hochrufen.

Die kleine Naive fällt jauchzend der hochgewachsenen Kollegin um den Hals und schreit: „Fifi, hast du ein ungeheures Glück!“ — und dann plötzlich Totenstille.

Jemand hat brutal mit der Faust auf den Tisch geschlagen, und nun hört man eine laute näselnde Stimme im Berliner Dialekt langsam und deutlich sagen:

„Sie sind ja gänzlich betrunken, Baldauf; derartige Geschmacklosigkeiten sollten Sie aus Rücksicht auf Ihre Gäste unterlassen, die sich doch immerhin zu den anständigen Menschen rechnen!“ Zu gleicher Zeit schurrt ein Stuhl zurück, ein laut hörbares Sporenklieren tönt, und dieselbe Stimme sagt: „Ich denke, es ist spät, meine Herren — wer schließt sich mir an für die Heimfahrt?“

Im Nu sind alle Stühle leer; ein Rücken, ein Räuspern, dazwischen ein Aufschrei der Frau Fifi, die ohnmächtig in Karls Arme sinkt. Seine Augen richten sich auf die pfirsichrote Uniform des Rittmeisters, er versucht zu sprechen, aber er findet die Worte nicht in seinem wirren Kopfe.

„Wer meine Braut beleidigt ——“ stottert er — „der — der —“

In völliger Seelenruhe geht eben Rosenbergk hinaus und sucht seinen Paletot. „Meinen Wagen,“ näselt er Lorenzen zu, der neben einem anderen Diener mit neugierig schadenfrohem Gesicht im Flur steht. Die Leute sind natürlich gleich zusammengelaufen, weil der Diener, der eben mit dem schwarzen Kaffee kam, als die Proklamierung der Verlobung erfolgte, die Neuigkeit sofort draußen mitteilte.

„Es ist Glatteis, Herr Rittmeister,“ stottert Lorenzen.

„Das lassen Sie Ihre Sorge nicht sein, mein Freund; in fünf Minuten muß der Wagen vorfahren, sagen Sie's meinem Kutscher!“

Lorenzen stürzt fort. Der Flur füllt sich allmählich mit den Herren, die alle, mehr oder weniger nüchtern geworden, die ungemütlichsten Gesichter machen.

Aus dem Eßzimmer schallt ein schreiendes Weinen, das Fluchen und zärtliche Bitten Karls, einige Männerstimmen, die beruhigen wollen, das hohe jammernde Organ der komischen Alten. Auf der Freitreppe draußen steht Rosenbergk, der sich eine von seinen eigenen Cigarren angesteckt hat, neben einem jungen Referendar, und unterhält sich vom Wetter, als sei gar nichts vorgefallen. Die Laterne über der Hausthür, der Lichtschein aus den Fenstern des Herrenhauses spiegeln sich in dem Eis, das den Hof überzieht, als sei er ein frisch gewichstes Parkett.

„Das wird Pferdebeine kosten möglicherweise,“ meint der junge Jurist.

Rosenbergk zuckt die Achseln. „Halten Sie sich nur ein bißchen fest unterwegs, langsam kann man heute nicht fahren. Dort kommt der Wagen, nun los!“ Im nächsten Augenblick sitzt er auf dem Bock und hält die Zügel, der Referendar neben ihm; irgend einer der Herren steigt noch auf den Hintersitz zu dem Diener, und die Fahrt geht los.

Weitere Wagen folgen. Bis auf die alte Mietkalesche, welche die Damen hergebracht hat und deren Lenker sich beharrlich weigert, anzuspannen bei „dat Glattis“, und den Einspänner des Rechtsanwaltes sind sämtliche Equipagen mit merkwürdiger Geschwindigkeit vom Hofe verschwunden.

Als Karl Baldauf sich endlich der noch immer schluchzenden Fifi, deren Hände sich an ihn geklammert haben wie im Krampf, entledigt hat und in den Flur stolpert, sind eben die zwei letzten Heeren im Begriff, ihren Wagen zu besteigen, Karls Rechtsanwalt Doktor Treuberg und ein Forstassessor.

„Wo ist der Schuft?“ ruft Karl.

„Wer?“ fragt der Rechtsanwalt und schüttelt ihn leise am Arm. „Besinnen Sie sich, Baldauf! Sie sind im Begriff gewesen, eine große Thorheit zu begehen. Mit so was verlobt man sich nicht; verstanden? Nun geben Sie sich zufrieden!“

„Ich kann mich verloben mit wem ich will!“ schreit Karl, „und ich muß dem Schuft nach — die Reitpeitsche losten soll er — wo ist er? Lorenzen — satteln! Ich muß dem Kerl nach!“ brüllt er jetzt den Kutscher an.

„Freilich!“ stimmt der ebenfalls angetrunkene Forstassessor zu, „das können Sie sich nicht gefallen lassen! Der Rosenbergk ist vollkommen unverschämt geworden.“

„Das hätten Sie hier allerdings bequemer haben können,“ meint ironisch der Rechtsanwalt; „ich rate Ihnen aber, guter Freund, bleiben Sie zu Hause und schlafen Sie aus! Morgen werden Sie anders denken. Um die famose Fifi schießt man sich nicht.“ Lachend geht er die Stufen hinunter und steigt in den Wagen.

„Satteln! Soll ich Ihnen erst Beine machen?“ schreit der Hausherr wieder den Kutscher an, der noch immer dasteht.

„Herr, das Pferd is nich scharp!“

Wie Karl, der geradezu besinnungslos ist vor Wut, mit geballter Faust auf ihn zutritt, läuft Lorenzen die Stufen hinunter und balanciert, so gut es gehen will, dem Stalle zu.

Der Diener kommt mit Reitpeitsche, Mütze und Paletot angestürzt; den warmen Ueberrock aber bekommt er von seinem Herrn an den Kopf geworfen. Wie er da ist, im Frack, in weißer Krawatte, eine Kamelie im Knopfloch und in kleinen Lackschuhen, schwingt sich Karl auf das zitternde schnaubende Tier. Einen Augenblick scheint es, als werde er auf der anderen Seite wieder herunterfallen, aber nach einigem Schwanken sitzt er, und dem Pferde die Absätze in die Weichen hauend, rast er vom Hofe.

Der Diener, Lorenzen, ein paar Knechte stehen da und sehen ihm nach. Lorenzen kratzt sich hinter den Ohren. „Gut geht das allerwege nich,“ sagt er kreidebleich. „Wir wollen uns man ausmachen und sachten nachkröpeln, un Sie, Karline, wecken Sie man den Herrn Inspektor.“

„Ich habe keine Zeit, ich muß vor die Damens 'ne Loschierstube zurechtmachen,“ antwortet das Mädchen, „ich mag's nich verderben mit die große Rothe, wenn sie denn doch schon mal als Frau hier einzieht.“ — —

Gegen Morgen fährt ein Ackerwagen, auf den etwas Stroh geschüttet ist, im Schritt auf den Hof; Lorenzen und ein Bauer gehen hinterher, ohne ein Wort zu reden. Es ist noch nicht hell an diesem kalten Wintermorgen, ein dichter Nebel liegt über der Welt, der um jedes Aestchen im Parke einen schimmernden Rauhreif gezaubert und die Bärte der Männer in weiße Greisenbärte verwandelt hat, die den starren Gesichtern etwas Unheimliches verleihen. Wie das klappernde Gefährt endlich vor der Treppe hält, geht Lorenzen zum Inspektorhause, in dessen Parterrestube Licht ist, und klopft an das Fenster.

„Wir hebben ihn, Herr Inspektor, mi hat dat ja schwant diese Nacht. He lag unnert Peerd un se rührten sik beide nich. Dat Dirt is würklich dod, von ehm weit ick dat nich; Friedrich is fix weiter na'n Doktor.“

Der alte Inspektor kommt gleich darauf aus dem Hause und geht neben Lorenzen zu dem Wagen; dann tragen sie mit Hilfe des Bauern den Leblosen ins Haus und auf sein Bett. Der alte weißhaarige Mann legt sein Ohr auf die Brust seines Heern und lauscht. Mit einem unterdrückten Schluchzen richtet er sich wieder empor.

„Dem wird kein Doktor mehr helfen können,“ spricht er leise.

Digitized by Google

„Herr," fragt Lorenzen mitleidig, „Se weinen ja? Dauen Se dat nich, Herr — he wur ja op'n Wege in't Elend."

Der alte Mann wischt die Thränen ab mit der Handfläche und sagt: „Ich denke an die Mutter, Lorenzen."

Der erste Weihnachtsfeiertag bricht an. Eva kommt in aller Frühe aus ihrem Stübchen, in welchem sie mit dem Kleinen schläft, das Kind an der Hand. Sie will hinunter, zum Frühstück mit Moritz. Sie hat sich festlich gekleidet, das Grau des Anzuges steht ihr fein zu dem Rosa der Wangen und den glücklichen braunen Augen. Auch der Kleine prangt im schönsten Staat, in blauem Sammetkittel und weißer Schürze, sein Pferdchen trägt er zärtlich im Arm. Sehr langsam gehen sie beide; Eva zögert, weil sie weiß, daß ihr Bräutigam sie erwartet. Sie faßt den Wandel noch kaum, sie fühlt nur eins, daß sie unsäglich glücklich ist, so still, so dankbar glücklich.

Wie sie, den Kleinen voranschiebend, in die Wohnstube tritt, sieht sie Moritz, der wie sonst am Fenster steht, auf sie wartend. Hastig wendet er sich um und kommt auf sie zu mit einem sonderbar ernsten Gesicht.

„Eva," er zieht sie an sich und küßt sie. „Eva, Karl ist —"

Erschrocken sieht sie in sein Gesicht und bemerkt, daß seine Augen feucht schimmern und die Wangen im Schmerz zucken. „Tot?" fragt sie, und der Atem stockt ihr.

„Mutter weiß noch nichts, Eva, wir müssen es ihr schonend beibringen — Karl — ist verunglückt. — Der Inspektor kam vorhin, um es uns zu melden. — Gegen Morgen hat man ihn tot heimgebracht. — — So fängt unser Glück an, Eva, in schwarzen Kleidern!"

Sie stehen noch umschlungen, als aus der Nebenstube, dem Eßzimmer, Madames Stimme klingt. Sie begrüßt den Inspektor: „Guten Morgen, lieber Eckelberg, was führt Sie denn nach Hohenburg?"

Eva will zustürzen, aber Moritz hält sie fest. „Laß, laß, der Alte weiß umzugehen mit ihr!"

Ein paar rasche Fragen und Antworten, die nicht zu verstehen sind, und nun tiefe Stille. Dann Schritte, die sich entfernen; Madame geht wieder nach oben. Eva eilt ihr nach und holt sie an der Thüre ihres Schlafzimmers ein. Sie weist das junge Mädchen zurück: „Laß man, Evachen, laß mich man allein mit mich selbst. — Moritz wird alles besorgen, was nötig ist, laß mich man!" Und wieder schließt sie zu hinter sich und bleibt da ohne Zuspruch — ohne Trost, ganz allein.

Moritz ist nach Charlottenhof gefahren: Eva geht mit der kleinen Waise ruhelos umher, aus einem Zimmer in das andere. Im ganzen Hause herrscht Bestürzung und Totenstille. Mittags kommt Robert, um Näheres zu erfahren, aber Eva weiß nichts zu sagen, und Robert scheut sich, ihr zu erzählen, was man spricht von den letzten Stunden. Er ist tot, es ist vielleicht am besten so!

Spät erst kommt Moritz zurück; seine erste Frage ist nach der Mutter.

„Sie geht oben auf und ab," sagt Eva, „aber sie antwortet auf kein Klopfen." — — — —

Am anderen Morgen erst verlangt sie Nahrung, und den kleinen Karl will sie sehen. Eva und Moritz gehen still nebeneinander her, es ist keine Zeit, glücklich zu sein.

Zum Begräbnis fahren sie alle vier, die Mutter, Moritz, Eva und der Kleine. Während der Rückfahrt hält Madame das Kind auf dem Schoß, als müsse sie sich anklammern an das letzte, was ihr geblieben von dem Sohne. Ihre Augen brennen in dem blassen Gesicht, Thränen hat sie nicht! Den Nachlaß zu ordnen oder zu übernehmen, ist Madame nicht zu bewegen, sie weist alles an das Vormundschaftsgericht und an Moritz.

Das Resultat ist ein sehr trauriges. Charlottenhof ist mit Hypotheken überlastet. Wie es möglich gewesen, diese Summen in so kurzer Zeit zu verbrauchen, ist schwer begreiflich; Moritz weiß es — das Spiel! Madame will keine Details wissen. Stillschweigend übernimmt Moritz wieder die Oberleitung in Charlottenhof mit Hilfe des Inspektors, der seine Kündigung zurückzieht; er hatte Neujahr gehen wollen.

Madame sitzt nach einiger Zeit wieder, wie gewöhnlich, unten in der Wohnstube am Fenster und strickt; sie spricht mit dem Kleinen, sie spricht mit Moritz und Eva, und abends liest Eva ihr die Zeitung vor droben in ihrer Stube; man könnte meinen, es sei nicht so Trauriges geschehen, wären nicht die trockenen brennenden Augen der alten Frau. Das stille Glück des Brautpaares verrät nichts, kaum daß sie sich verstohlen die Hand drücken oder einen Blick wechseln. Madame ahnt nichts, und sie wollen ihre Trauer nicht stören. Es ist alles wieder beim Alten, nur eines nicht.

„Eva, merkst du, wie gut jetzt Moritz gegen den Kleinen ist?" fragt Madame einmal, „sonst sah er das arme kleine Tierchen kaum an."

„Ja, Tante, sehr lieb ist er gegen ihn."

„Er ist ein guter Mensch und hat doch immer auf der Schattenseite gestanden; aber das werden die Besten, Eva." Sie nickt traurig.

„Er ist sicher einer der Besten, Tante!"

„Wenn wir den Jungen erst allein haben, Eva, in dem Hause drüben, dann müssen wir uns hüten, zu gut zu ihm zu sein. Er braucht Strenge, Eva, und eigentlich müßte er in Moritz' Händen bleiben, aber — Gott weiß, was der mir für eine Tochter bringen wird?"

„Sie wird das Kind schon lieben, Tante," tröstet Eva. —

Und die Wochen vergehen, es will Frühling werden, und wie die alte Damm nach Charlottenhof fährt, ohne einen von ihnen zur Begleitung aufzufordern, und Eva mit dem Kleinen im Garten auf und ab wandert, kommt Moritz hinterdrein und meint: „Heute dürfen wir es ihr sagen, Eva, Mutter braucht ein wenig Freude. Ich denke, sie will das Grab besuchen, sie hat ihm wohl vergeben." Dann gehen sie, das Kind zwischen sich, in den Neubau, der beinah' vollendet ist, und durchwandern die traulichen Stuben und freuen sich über das Erkerplatzchen und die Aussicht.

„Was wird aber Mutter anfangen ohne dich, Eva?" seufzt Moritz, ihre Hand streichelnd.

„Das geht auch nicht, Moritz! Sie muß drüben bleiben bei uns, sie stört doch wirklich nicht!"

„Frag' sie selbst, Eva; sie wird's nicht wollen —."

„O, ich werd' sie schon überzeugen; aber wie machen wir es nur, um ihr beizubringen, daß wir beide —" Sie stockt und lacht dann ganz glücklich und still.

„Uebertassen wir's dem Zufall, Evchen."

Und sie wandern wieder zurück in das große Haus, denn Eva will mit dem Kleinen zu Bruder Robert auf ein Stündchen.

„Geh' nicht fort," bittet Moritz, „sie muß ja bald kommen."

Sie bleiben in der Wohnstube und spielen mit dem Kinde. Moritz muß ihn reiten lassen auf den Knieen und Eva das Verschen dazu singen; mit der einen Hand hält er den Kleinen, mit der anderen hat er Eva umfaßt, ihr Kopf liegt an seiner Schulter.

„Hopp, hopp, Reiterlein!"

„Ich weiß etwas, Moritz, ich sage ‚Mutter' anstatt ‚Tante', dann merkt sie es gleich," ruft die Braut dazwischen.

„Ach, sie wird's schon so merken."

„Aber ein bißchen gesetzt wollen wir sein, unser Jubel thut ihr vielleicht weh," meint Eva.

Sie sind nun still alle drei, sie rühren sich auch nicht, wie der Wagen vorfährt und Madame durch den Flur daher kommt. Es ist Frühlingsdämmerung, intensiv blaue köstliche Dämmerung, als sie eintritt und, den Shawl zurücknehmend, die kleine Gruppe auf dem Sofa erblickt. Sie steht da, so recht ein Bild des Kummers, mager geworden das volle Gesicht, die sonst so stattliche Gestalt gebeugt — nie ist es Eva so aufgefallen wie jetzt, wo ihr Blick die alte Frau fast verzehrt in freudiger Erwartung.

Madame hätt die stillen traurigen Augen auf sie wie fragend gerichtet, aber da läuft schon der Kleine ihr entgegen: „Omama!" Und das junge Paar erhebt sich und tritt auf sie zu, und Eva schlingt die Arme um ihren Hals: „Liebe, gute Mutter!"

Da rinnen die ersten Thränen seit dem Tode des Sohnes über das alte Gesicht. „Mein Töchterchen! Mein Töchterchen, nu is mich gar nich bange, nich um den Kleinen und nich um Moritzen! Gott sei Dank vor diesen Freudentag, den ersten seit langen Jahren!"

Das Deutsche Buchgewerbehaus in Leipzig.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Nach einer photographischen Aufnahme von Hermann Vogel in Leipzig.

Als der Börsenverein der Deutschen Buchhändler Leipzig zu seinem Sitz erwählt hatte und die bedeutungsvolle Stellung, welche die Stadt als Hauptplatz des Buchhandels von altersher einnahm, dadurch für die Zukunft gesichert war, wurde im Jahre 1884 hier auch der Centralverein für das gesamte Buchgewerbe gegründet. Aus diesem entwickelte sich dann der Deutsche Buchgewerbeverein, dessen Wirksamkeit sich über alle Länder deutscher Zunge ausdehnt und der alle Gewerbe und Künste umfaßt, welche an der Herstellung und Ausschmückung des Buches, sowie anderer Erzeugnisse der Druckerpresse beteiligt sind. Zu den vornehmsten Aufgaben des Vereins gehörte die Errichtung eines der Bedeutung des deutschen Buchgewerbes würdigen Heims. Dank dem Bemühen seines ehemaligen Sekretärs, des Generalkonsuls Lorck, und namentlich seines Vorsitzenden, Dr. Oskar v. Hases, gelang es dem Verein, alle Schwierigkeiten, die sich dem Unternehmen entgegenstellten, zu beseitigen. Am 23. April 1898 fand die Grundsteinlegung statt, und am 12. Mai d. J. ging die Einweihung des von dem Berliner Architekten Emil Hagberg errichteten Gebäudes in feierlicher Weise vor sich.

Das im Stile der deutschen Frührenaissance erbaute Haus erhebt sich auf dem von der Stadt Leipzig kostenlos überlassenen Platze, der von der Plato- und Dolzstraße sowie von dem Gerichtsweg eingerahmt wird, und umschließt einen geräumigen Lichthof. Im Süden grenzt das Gebäude an das Buchhändlerhaus und fügt sich mit diesem, nur durch eine Gartenanlage getrennt, zu einem stattlichen Häusergeviert zusammen. Die Fassaden des Buchgewerbehauses sind gleich denen des Buchhändlerhauses in rotem Backstein und Sandstein ausgeführt und durch Giebel und allerlei Vor- und Anbauten überaus abwechslungsvoll gestaltet. Unser Bild stellt die nördliche und westliche Seite des Gebäudes dar. Der nach Westen vorspringende, mit einem Erker geschmückte und auch sonst reich verzierte Giebelbau birgt die durch zwei Stockwerke hindurchgeführte Gutenberghalle. In den Zwickelfeldern über den Rundbogenfenstern dieses Hallenbaus ist ebenso wie über dem westlichen und östlichen Portal des Hauses allegorischer Figurenschmuck angebracht, welcher Handel und Schiffahrt, Kunst und Handwerk, die Schriftcharaktere verschiedener Zeiten 2c. verkörpert.

Die Gutenberghalle soll eine Weihestätte des Andenkens um das Buchgewerbe hochverdienter Männer bilden. Das Innere des prächtigen Raumes, den eine hohe vielgegliederte Holzdecke überwölbt, wird zu beiden Längsseiten durch große, mit Glasmalereien versehene Bogenfenster erhellt und übt auf den Eintretenden einen mächtig erhebenden Eindruck aus. In ihm ist ein Standbild Gutenbergs, des Erfinders der Buchdruckerkunst, aufgestellt, hier haben die Hermendilduisse der Erfinder König (Schnellpresse) und Senefelder (Steindruck), die Büsten Kaiser Wilhelms II und König Alberts von Sachsen Platz gefunden, und von der Wand soll später das von Sascha Schneider ausgeführte große Gemälde „Baldurs Sieg über die Mächte der Finsternis“ herabgrüßen, das die machtvolle Wirkung der Gutenbergschen Erfindung versinnbildlicht.

Nach Norden zu liegt der Haupteingang des Hauses, zu dem ein doppelseitiger mit zwei wappenhaltenden Löwen bekrönter Treppenvorbau hinaufführt. Im Erdgeschoß sind große Räume für Geschäftszwecke angelegt, während das erste Obergeschoß für die Ausstellung buchgewerblicher Maschinen bestimmt ist. Die Räumlichkeiten des zweiten Stockwerks sind Geschäfts- und Versammlungszwecken der buchgewerblichen Vereinigungen vorbehalten. Das dritte Geschoß soll Ausstellungs-, Sammlungs- und Studienzwecken dienen. Hier hat das von dem Deutschen Buchgewerbeverein gegründete und unterhaltene Deutsche Buchgewerbemuseum Unterkunft gefunden, welchem unter anderem die vom sächsischen Staate für 400 000 Mark angekaufte Klemmsche bibliographische Sammlung mit ihren Handschriften, Wiegendrucken und anderen wertvollen älteren Denkwerken unverkürzt ist. Breite, bequeme Treppenanlagen verbinden die Stockwerke miteinander und führen zum Dachgeschoß empor, das ebenfalls Ausstellungs- und Bibliothekszwecken eingeräumt ist.

Das neue Haus, das von der hohen Bedeutung des Buchgewerbes beredtes Zeugnis ablegt und ein herrliches Denkmal seiner ruhmvollen Geschichte darstellt, wird sicher in reichem Maße dazu beitragen, daß Hand in Hand mit Kunst und Wissenschaft das deutsche Buchgewerbe auch fernerhin gedeihlich vorwärtsstrebe und deutschem Geiste und Fleiße zu Ruhm und Ansehen gereiche!

Max Harlung.

Die Rheinregulierung am Bodensee.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von J. C. Heer. Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer Karte.

Dampfbagger im rheinthalischen Binnenkanal.

Von Rorschach, dem schweizerischen Hafenstädtchen an der weiten blaugrüaea Fläche des Bodensees, führt eine reizvolle Fohrt durch üppige Obstbaumwälder in das Sankt Gallische Rheinthal, um das sich mit stolzen und eigenartigen Formen ein Kranz von Bergbildern stellt. Drübea ia österreichischen Landen ragen über Bregenz die grüne Warte des Pfänders empor, südwärts, mit schimmernden Wallfahrtskapellen geschmückt, die Vorarlberge und in bezwingender Größe die Drei Schwestern über Vaduz, dem freundlichen Hauptort des Fürstentums Liechteastein; auf der Schweizer Seite die hohen hellen Appeazellerberge mit der Felsenburg des Säntis, und im Vorbtid führt die Seesplana, die Brust mit einem funkelnden Silberschild bedeckt, dos drängende Heer der bündnerischen Hochalpen heran, eine gewaltige Schar voll geheimnisreicher Pracht.

Bergesleuchten allüberall!

Mitten drin aber dehnt sich vom Bodensee bis Tardisbruck am Eingang des Bündnerlandes als ein langgestreckter stundenbreiter Teppich das Thal des Hachrheins. An seinem schweizerischen wie an seinem österreichischen Gestade, besonders am Rand seiner Niederung gegen die Berge, aber auch mitten in der Ebene erheben freundliche Dorfschaften ihre Kirchhelme und Dächer aus Fruchtbäumen, aus Maisfeldern und Reben, aas einem üppigen Gefilde, das einer italienischen Campogna gleicht. Das Land ist so dicht bevölkert, doß sich das schweizerische Ufer mit der Eisenbahn, die seine Dorfschaften durchzieht, nicht begnügt, sondern vom Städtchen Altstätten aus mit einer elektrischen Bahn mehrere Dörfer verbindet, wie auch voa Rheineck aus eine Drahtseilbahn sich noch Walzenhausen hinaufzieht. Hoch an den Bergen hinan steigen die blanken Wohnungen, leuchten im Sonnenglanz von Land zu Land, mit ihnen manche geborstene Burg, manches wohlerhaltene Schloß, die von lebensvoller Vergangenheit erzählen. Bauerntum und Industrie mischea sich sowohl auf der österreichischen wie auf der schweizerischen Seite des Rheins zum Lebensbild der Bewohnerschaft. Baa den Höhen des Appenzellerlandes herab ist die dort seit Jahrhundertea verbreitete Kunst der Leinwandstickerei und Spitzenklöppelei an die Ufer des Rheins niedergestiegen und hat sich über den Strom hia bis in die stillen Thäler des Bregenzer Waldes und der Vorarlberge verbreitet. Aus einer Hausindustrie für geschickte Frauen- und Mädchenhände ist die erstere im Laufe der Jahrzehnte ein Fabrikgewerbe geworden, das die Verrichtungen der menschlichen Hand auf die Maschinen übertrogen hat. Je mehr sie sich ausdehnt, weist sie zwar nuch ihre Schatten, die Nachteile einer vom Gang des Zeitgeschmacks abhängigen Industrie auf, die heute, mit Bestellungen überhäuft, zur gesandheitsschädlichen Ueberanstrengung der Arbeitskräfte reizt, morgen durch den Mongel an Aufträgen taasend fleißige Hände, die arbeiten möchtea, zum Feiern zwingt. Sie besitzt aber zagleich den Vorzug vor mancher anderen Industrie, daß sie von ihren Angehörigen einen gewissen künstlerischen Sinn und höchste Souberkeit fordert und damit die Bevölkerung zur Freude an der Reinlichkeit, an der Schmuckheit und Zierlichkeit in allem, was ihr Leben umgiebt, erzieht.

So zeichnet denn Sauberkeit und bescheidenes Behagen alle Dörfer des Rheinthales aus, and wenn der Wanderer im Herbst in diese Gegenden kommt, wenn er die Obstbäume von prangenden Früchtea, die Felder vom goldea reifen Mais, die Weinberge von blaudustigen Traaben erschimmern sieht; wenn er die prächtigen Herden erblickt, welche die Appenzellee Sennen auf die Märkte treiben; wena ihn ans einem Garten ein paar junge frische Handstickerianen grüßen, die, Volkslieder singend, die Nadel sinken lassen, so kann er wohl auf den Gedanken kommen, doß er in ein friedliches Paradies menschlicher Glückseligkeit getreten sei.

Und deanoch gob es bis vor kurzem im weiten Alpenbogen kaum einen unglücklicherea Strich als das Sankt Gallische und österreichische Rheinthal.

Eine verderbliche Schlonge wütete in diesem Paradies.

Es ist nicht der Föhn, der weiche Südwind, der namentlich im Herbst mit der Gewalt eines Orkans aus den Bergen Bündens hervor durch das Rheinthol gegen den Bodensee hinausstürmt, irgendwo einen Funken anfachend, zum Brandstifter wird und, wie es Seevelen, Ruti und Rebstein erfahren haben, gleich ganze Dörfer in Flammen setzt: gegen Brandschäden giebt es Linderungseinrichtungen, die Versicherungen, und Rettungsmittel, Hydrantenanlagen uad gutgeschulte Feuerwehren, wie sie jetzt zahlreiche Ortschaften des Rheinthales besitzen, auch ist der Föhn ja zugleich der große Wohlthäter dieser Landschaft, indem sie ihm die an den blaaen Süden erinnernde Pflanzenüppigkeit uad im Herbst feurige Weine, den Oberländer und Vaduzer, verdankt, die, in seinem Gluthauch gereift, zu den köstlichsten Marken der schweizer und österreichischen Weine zählen.

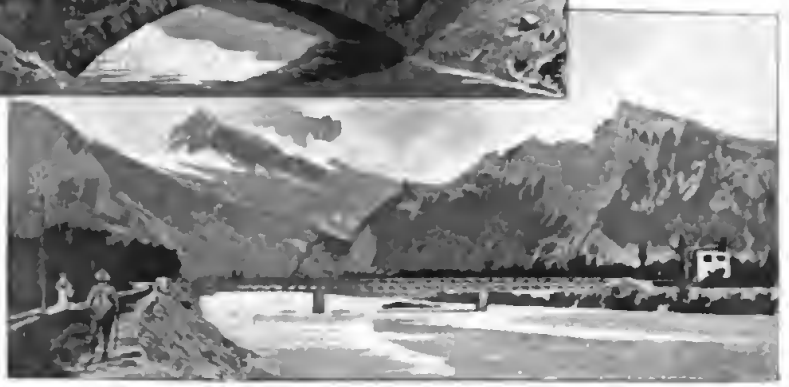
Die Schlange in diesem Paradies ist der Rhein, unser vielgepriesener, in Liedern verherrlichter Strom.

Als ein junger Springindiewett kommt er aus dem 2344 m hoch gelegenen Thomasee, eilt mit seinen Nebenflüssen durch das bündnerische Bergland an Rogaz vorbei, wo die Eisenbahnbrücke aach Moienfeld über ihn setzt, in das Sankt Gallisch-österreichische Rheinthal hinab und ist bei Tardisbruck bereits auf eine Meereshöhe von nur 504 m über dem Meer angelangt. Auf dem aun noch 75 km langen Weg zum 399 m hoch gelegenen Bodensee hat er also bloß noch ein Gefälle von rund 100 m. Dazu bildet er auf der zweiten Hälfte dieses Weges unterhalb des Kummenberges, der wie eine Insel aus der Ebene des Rheinthales ragt, einen weiten, 3 km nach Osten vom geraden Laufe ab weichenden Halbbogea, in dessen Mitte sich das Schweizer Dorf Diepoldsau sonnt; zwischen der schweizerischen Ortschaft St. Margrethen und dem österreichischen Dorf Brugg verläßt er die ursprüngtiche Hauptrichtung, welche er eine Weile wieder eingeschlagen hat, zum zweiten Male, drängt sich mit einer scharfen Biegung gegen Nordwesten bei dem Städtchen Rheineck an das Appenzeller Gebirge heran, fließt in neuen scharfen Krümmungen durch ein Weiden- und Sumpfgebiet nad mündet 8 km westlicher, als er ihn bei geradem Stramlaufe erreichen würde, in den Bodensee.

Selten, jo nur bei den niedern Wasserständen des Winters, fließt der Rhein mit klaren Fluten, sonst immer mit trüben Wellen, in denen ungeheuere Lasten von den Gletschern zerriebenen Hochgebirgsgesteins als Sand und Schlamm mitrollen, und wena Föhn nad warmer Regen den Schnee im Hochgebirge plötzlich zum Schmelzen bringen, kann es sich ereignen, daß der Strom, der bei niedrigem Stand nur 60 cbm Wasser in der Sekunde führt, in kurzer Zeit mit der Gewalt von 3500 cbm Wasser in der Sekunde durch das Thal erbroost and unendliche Mengen groben Hochgebirgkieses mit sich wälzt. Durch die Ablagerung dieser Geschiebe ist aus dem obern Teil des Bodensees, der noch den Forschungen der Geologen bis an die Luzeasteig hinaufgereicht hot, in unbestimmbar laogen Zeiträumen das Rheinthal entstanden. Immer noch, Tag und Nacht, aber ist der Rhein an der Arbeit, den Bodensee, sein Klärbecken, mit Schtaaam und Ries, den Trümmern des verwitterten

Hochgebirges, auszufüllen. Wie rasch er dabei vorwärts kommt, ergiebt sich aus der Thatsache, daß das Städtchen Rheineck, das im vierten Jahrhundert als Hafenort am See erwähnt wird, jetzt eine Wegstunde von dessen Ufern abliegt. Aus den seit Jahrzehnten fortgeführten Messungen der Seetiefe in der Nähe der Mündung ist indes berechnet worden, daß zur Ausfüllung der Fussacher Bucht, in die der Rhein nun geführt wird, gegen 4000 Jahre erforderlich wären.

Den merkwürdigsten Blick in diese großartige Werkstätte der Natur genießt man vom Pfänder bei Bregenz, wo man bei windstillem Wetter unter den Fluten des südlichen Bodensees die mächtigen Kieshügel und Schlammbänke, die der Rhein darin angelegt hat, deutlich erkennt und nach jedem Hochwasser den Fortschritt der Versichtung des Sees ermessen kann.

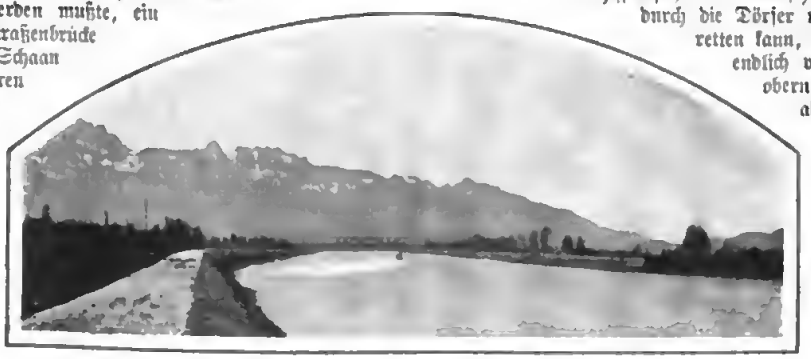


Brücke bei Oberried mit der Ruine Blatten im Hintergrund.
Die Ragaz-Maienfelder Eisenbahnbrücke.

Allein bei seinem schwachen Gefälle und seinen vielen Krümmungen im Rheinthal ist der Strom doch nicht stark genug, alle Gesteinstrümmer, die er aus dem Bündnerland mit sich bringt, in den Bodensee zu stoßen, sondern er ladet einen großen Teil des Geschiebes schon im Thale ab und hat da allmählich sein von hohen Dämmen eingefaßtes Bett so erhöht, daß er sich wie ein breiter Wall über die Ebene erhebt und seine Sohle höher liegt als die Uferlandschaften mit ihren Fruchtgefilden und Dörfern. Diese Erhöhung, zu der in neuerer Zeit besonders die Hochwasser von 1885, 1888 und 1890 beigetragen haben, ist so beträchtlich, daß die Eisenbahnbrücke bei Buchs, über die man aus der Schweiz nach dem Arlberg fährt, im Jahr 1892 um 1½ m gehoben werden mußte, ein Schicksal, das die Straßenbrücke zwischen Buchs und Schaan schon zweimal erfahren hat. Und wenn der Rhein anschwillt, so gehen seine Wellen, z. B. bei Buchs und Tiefenbrunnen, in der gleichen Höhe mit den Dächern dieser Dörfer. Findet nun ein Bruch der hohen Dämme statt, die die Ortschaften vor dem Strom schützen sollen, so stürzen sich die Fluten mit ungeheurer lebendiger Kraft in das tiefer liegende Land und verheeren es; aber auch wenn die Dämme halten, ergeben sich aus der hohen Lage des Strombettes schwere Uebelstände für das umgebende Land. Aus dem Bette sickert unter den Dämmen das Wasser hindurch und tritt in der Umgegend in mächtigen Quellen, die den Boden versumpfen, zu Tage; das schlimmste Uebel aber ist, daß die aus den Appenzeller und Vorarlberger Alpen hervorströmenden Bäche, besonders wenn der Rhein hoch geht, keinen Abfluß mehr in den Strom finden, sondern daß vielmehr ihr Wasser in die Thalbreite hinausfließt und weite Stauseen bildet, so daß man mit Booten durch die Straßen der Dörfer fahren kann. Im Sankt Gallischen Rheinthal liegen 1230000 a Land, auf dem sich für 20 Millionen in der Versicherung stehende Gebäude erheben, auf dem die Eisenbahn Rorschach-Chur verkehrt und eine Menge Straßen läuft, unter dem Hochwasserspiegel des Rheins, und ein Siebentel des ganzen Landstriches ist der Ueberschwemmung durch die zurückgedrängten Binnengewässer ausgesetzt. Aehnlich stehen die Dinge am rechten Ufer, besonders in den Ortschaften Bendern, Bangs und Meiningen.

In diesen Gebieten richtet jedes Hochwasser des Rheins gewaltigen Schaden an, doch die entsetzlichsten Ereignisse für die Thalbewohner sind die Dammbrüche des Rheins, und gewiß erinnern sich manche unserer Leser noch lebhaft an die grauenerregenden Schilderungen der Ueberschwemmungskatastrophen im Rheinthal besonders aus den Jahren 1868 und 1871.

Das stundenbreite Thal ist ein einziger wild erregter See, von fünfzig Dörfern heult Sturmgeläute durch die Nacht und vermischt sich mit dem Tosen der Wellen, mit dem Hilferufen der vom Land abgetrennten Bewohner, die auf den Dächern der wankenden Häuser stehen. Mannschafts- und Militärhilfsaufgebote aus der weiten Nachbarschaft eilen herbei, doch die alten, stolzen, holzverschalten Brücken, die über den Strom von Land zu Land führen, sinken, Haus um Haus vergeht in den Wogen! Mit Schiffen fährt die Mannschaft in großer Gefahr durch die Dörfer und rettet, was sie retten kann, bis sich die Wasser endlich verlaufen. Auf dem obern Teil des Bodensees aber schwimmen soviel Trümmer alter stolzer Häuser, Kirchen und Brücken, daß sie die Dampfbootfahrt zwischen Rorschach und Bregenz gefährden, und überall im Thal, wo die Fluten zurückweichen, liegt ertrunkenes Vieh, sind die Fruchtfelder mit hohem Kies überschwemmt, sterben die Bäume ab, stürzen hinterher noch Häuser ein, sind Geräte, Maschinen und Vorräte unbrauchbar geworden, und die verschlammten feuchten Wohnungen werden auf lange Zeit furchtbare Fieberherde.



Die Eisenbahnbrücke bei Buchs.

So die Schilderungen. — In den Jahren 1868 und 1871 betrug der Ueberschwemmungsschaden allein im Sankt Gallischen

Rheinthal je 2 Millionen Mark. Und seitdem haben namentlich die Stauungen der Bianengewässer der Landschaft noch manchen schweren Schaden zugefügt.

Was Wunder, daß der Wohlstand der fleißigen Bevölkerung untergraben worden ist und die Liebesgaben, die das Mitleid einigemal bei größeren Katastrophen für die armen Ueberschwemmten im Rheinthal gesammelt hat, jedesmal nur ein Tropfen auf den heißen Stein der Not gewesen sind! Was Wunder auch, wenn sich in den schweizerischen und österreichischen Dörfern des Rheinthales hinter aller Ueppigkeit des Landes, hinter aller Schmuckheit der Orte viel Aermliches verbirgt und manches hübsche Schindelwerk, manches rankende Spalier nur dazu da ist, die leichte, flüchtige Bauart der neuen Häuser und Häuschen zu verdecken, welche die vom Rhein fortgeschwemmten stolzen Wohnstätten einer glücklicheren Zeit ersetzten! Doch haben sich auch alte stattliche Wohnungen erhalten, an denen Striche und Jahreszahlen, die bis zum zweiten Stock hinanreichen, die Höhe der Wasserstände bei den verschiedenen Ueberschwemmungen melden.

Ueberall reden Zeugen von den schrecklichen Tagen.

„Der Rhein," erzählen die Bewohner, „ließ uns der Kindheit nicht froh werden, er war die Sorge der Eltern ihr Leben lang, und sie starben mit der Frage, ob es wohl Kindern oder Kindeskindern vergönnt wäre, daß sie froh an seinen Ufern wohnen könnten. Mögen ihn andere besingen, wir kennen ihn nur als die gräßliche Landplage."

Die Holzbrücke bei Rheineck.

Das Leben der Bevölkerung war lange Zeit nichts als eine Schlacht gegen den Strom, ein Kampf mit tausendjährigen Spuren, der sich immer verschärfte, aber doch eigentlich erst seit der Mitte unseres Jahrhunderts, besonders von den Schweizern, die damals unter den Ueberschwemmungen stärker als die Oesterreicher gelitten haben, kraftvoll geführt worden ist. Die bedrohten Gemeinden forderten von ihren Bürgern Jahr um Jahr Frondienste von etlichen Wochen und warfen längs des Rheines gewaltige Dämme auf, durch welche die kommenden Hochwasser in das Vorarlbergische, das ihnen schutzlos offen stand, hinübergetrieben wurden. Allein nun ahmte die Bevölkerung des österreichischen Ufers die Schutzwehren der Schweizer nach, auf beiden Seiten des Rheins wetteiferte man, die zu Haushöhe ansteigenden Dämme höher als die Nachbarn zu führen, und manchmal drohte über diesem merkwürdigen Grenzkampf die Freundschaft unter den Bewohnern der beiden Länderstriche, von der sonst die zahlreichen gewaltigen alten eingedachten Holzbrücken, wie z. B. diejenige von Rheineck, schönes Zeugnis ablegen, in die Brüche zu gehen.

Als die wirksamsten technischen Mittel gegen die Gefahren des Rheins erkannte man 1. die Abkürzung des Stromlaufes mittels Durchstichen bei seinen Biegungen, 2. die Regulierung des Strombettes durch Schutzbauten, die seinen Verhältnissen angepaßt sind, 3. die Anlage von Binnenwasserkanälen, die das Rückstauwasser abführen, 4. die Verbauung der Wildbäche und Aufforstung der Quellgebiete, damit sich die Geschiebezufuhr vermindere.

Auf ihre Durchführung drang namentlich die Schweiz, die seit dem Jahre 1862 die Errettung des Sankt Gallischen Rheinthales aus dem drohenden Untergang als eine ihrer nationalen Aufgaben betrachtete, während sich Oesterreich, das am Strom eine nicht weniger wertvolle Landschaft zu verteidigen hatte, ins Hintertreffen stellte und meist nur das an Schutzwehren ausführte, wozu das schweizerische Vorgehen es zwang. Allein die Zustände wurden immer haltloser und die Schweiz, die seit der Ertösung des Thales zwischen Walen- und Zürichsee von den Ueberschwemmungen der Linth eine Menge Fluß- und Bildbachverbauungen mit glücklichsten Erfolgen durchgeführt hatte, machte am Rhein wahrhaft niederschlagende Erfahrungen. Gemeinsam mit dem Kanton Sankt Gallen und den Gemeinden am Ufer des Stroms korrigierte sie den Rheinlauf von Tardisbruck bis nach Monstein auf etwa drei Viertel der Länge des Thales und legte, um die Rückstauungen der Nebenflüsse zu verhüten, den Werdenberger Binnenkanal an, ein Werk, das bis heute die ungeheure Summe von über 15 Millionen Franken gekostet hat. Umsonst! Die Rheinsohle erhöhte sich bei jedem Hochwasser nach wie vor.

Denn für den Erfolg dieser Korrektionsarbeiten fehlte die Hauptsache: die Kürzung des Stromlaufes vermittels Durchstichen an den Krümmungen des Rheins.

Ohne die Zustimmung und thatkräftige Mithilfe Oesterreichs, das die gleichen Interessen wie die Schweiz an einer Rheinregulierung hatte, war an dieses erlösende Werk nicht zu denken. Doch scheuchten ein paar Menschenalter lang alle Bemühungen der schweizerischen Diplomatie wegen des ablehnenden Verhaltens der meisten vorarlbergischen Gemeinden, die Regierung in Wien für einen Staatsvertrag zwischen der Schweiz und Oesterreich zu gewinnen, durch den die Rheinregulierung zu einer gemeinsamen, nach einheitlichen Gesichtspunkten geordneten Unternehmung der beiden Staaten gemacht würde.

Am 30. Dezember 1892 endlich kam die internationale Vereinbarung zu stande.

Der Vertrag sieht zwei Durchstiche vor, einen von Brugg nach Fußach, wodurch der ganze nordwestlich gerichtete Rheinlauf abgeschnitten wird und der Strom, 8 km von der jetzigen entfernt, eine neue Mündung in den Bodensee erhält, und einen zwischen Kriessern und Widnau, der den großen Bogen bei Diepoldsau abschneidet, wodurch auf der untern Strecke der Rheinlauf um 7,5, auf der obern Strecke um 2,5 km gekürzt wird (vgl. die Uebersichtskarte S. 357). Zugleich soll auf der österreichischen Seite die Dornbirneraach, die vom neuen Rheinlauf gekreuzt worden wäre, in Verbindung mit andern Entsumpfungskanälen in den See geführt und auch auf der Schweizer Seite ein großer neuer Binnenkanal mit einem Seitenkanal gebaut werden.

Die Kosten für die Gesamtunternehmungen sind in dem Vertrag auf 23 160 000 Franken veranschlagt, doch wird die erforderliche Summe — das läßt sich jetzt schon sagen — bedeutend größer sein. Jeder Staat bezahlt die Ausführung seiner Binnenkorrektionen selbst, nur für die Rheinregulierung, deren Kosten auf 16 560 000 Franken berechnet sind, führen die Staaten gemeinsame Rechnung.

Auf österreichischem Gebiet stehen die Arbeiten unter österreichischer, auf schweizerischem Gebiet unter schweizerischer Bauleitung.

In vierzehn Jahren soll das ganze Werk vollendet sein.

Die Grenze der Länder bleibt unverändert, die österreichischen Gemeinden Brugg, Höchst-St. Johann und Fußach, die nach der Eröffnung des untern Durchstiches auf die Schweizer Seite des Rheines zu liegen kommen, bleiben auch wie vor österreichisch, ebenso bleibt das Schweizerdorf Diepoldsau, das durch

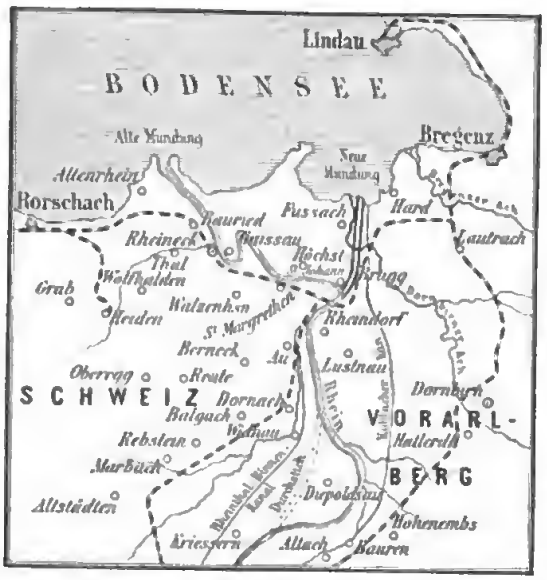
den obern Durchstich auf das vorarlbergische Ufer rückt, nach wie vor eidgenössisch.

Der Tag des Vertragsabschlusses war für die Bewohner des Rheintholes, die sonst dem Untergang verfallen wären, einer der glücklichsten, die sie je erlebt haben. Die Freudenfeuer lohten auf den schweizerischen und vorarlbergischen Höhen und die Böller krachten grüßend von Land zu Land.

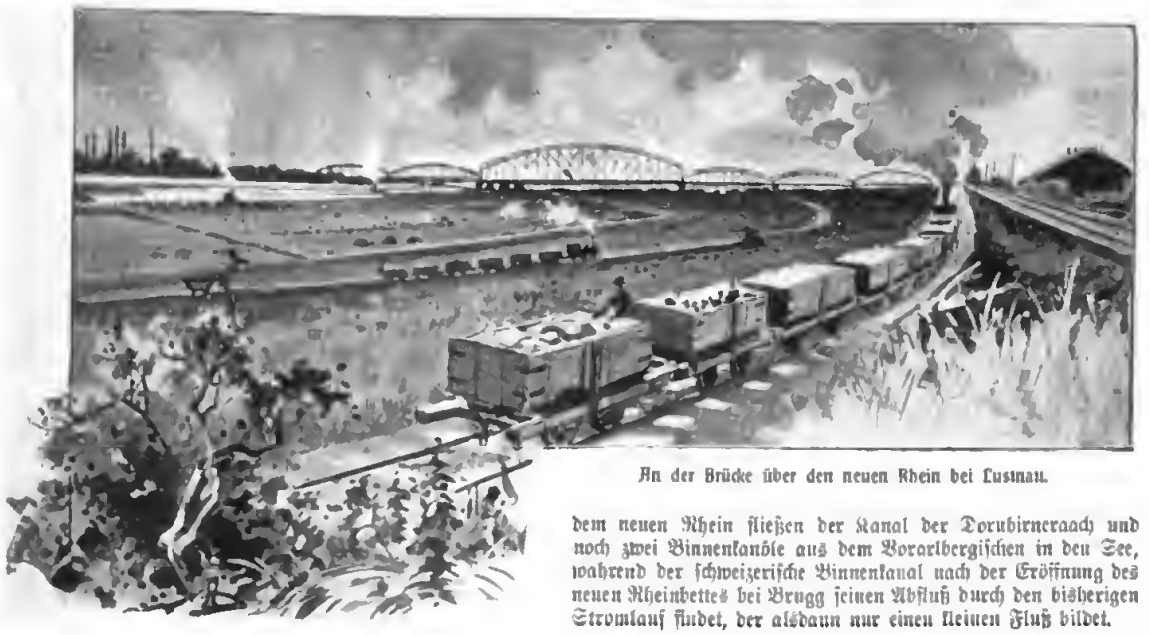
Ein großes Aufatmen ging durch das Thol.

Seitdem sind über sieben Jahre verflossen. Unter freundlichen Sternen haben Oesterreich und die Schweiz das von der Bevölkerung lang' ersehnte Werk mit Eifer in Angriff genommen, in Eintracht fortgeführt und unter der Leitung des österreichischen Oberingenieurs Ph. Krapf zwischen Brugg und dem Bodensee bereits ein 5 km langes neues Bett von gewaltiger Breite und Tiefe gegraben, so daß nur noch die letzte Barriere zwischen dem alten und neuen Rhein abzutragen ist.

Sie befindet sich etwas unterhalb von Lustnau, wo die Verbindungsbahn St. Morgrethen-Bregenz auf einer Eisenbrücke den alten, zwischen mächtigen Kiesbänken rollenden Rhein überschreitet, und ein Besuch der Arbeitsstätte bietet auch für den Laien ein großes Interesse. Mächtige Baggermaschinen und Hunderte von Arbeitern, meist braune Söhne Italiens, für die in der Nähe ein ganzes Dörfchen von Wohnungen und Materialräumen aufgeschlagen ist, laden die Erde auf Rollwagen und führen sie auf das umliegende Land. Sie besteht aus feinem graublauen Rheinsand, der getrocknet so leicht ist, daß ihn der Wind ähnlich wie den Sand der Dünen in die Luft wirbelt; doch hat der zerriebene Bündnerschiefer auch den Vorzug, daß er außerordentlich fruchtbar ist, ja auf den Feldern wie Dünger wirkt. Die Sohle des neuen Rheinbettes hinter der noch abzutragenden Barriere, welche aber durch das Hochwasser Anfang Mai d. J. bei Au durchbrochen wurde, liegt 2½ m tiefer als die Sohle des alten Bettes. Das Wasser hat mit großer Gewalt den neuen Lauf eingeschlagen und, indem es den Höhenunterschied der Sohlen ausglich, in der That eine wesentliche Vertiefung des Rheinbettes nach rückwärts bewirkt, so daß für den untern Teil des Rheinthales die wohlthätigen Folgen der Regulierung des Stromes bald eintreten werden. — Gleich unterhalb der Durchschlagstelle schwingt sich eine stolze 260 m lange Gitterbogenbrücke, welche die durch den Neulauf auf die Schweizerseite des Stroms gerückten österreichischen Dörfer mit der alten Heimat verbindet, über dos neue Bett, und eine zweite ähnliche ist bei Fussach im Bau. Von der Höhe dieser Brücken überblickt sich die Riesenanlage des neuen Rheinbettes, in dessen Mitte sich unterhalb der obern Brücke einige Sandhügel noch so lange wie Dünenpalisaden erheben, bis die hereinströmenden Fluten sie hinwegschwemmen, am besten. Das in seinem südlichen Teil leicht geschweifte, dann gerade verlaufende Bett hat auf der tiefsten Sohle eine Breite von 75 m, an seinen Rändern steigen 3,5 m hohe Böschungen auf, die am obern Rand eine Entfernung von 110 m haben. Sohle und Böschungen bilden das Niederwasserbett. Darüber erheben sich zu beiden Seiten je 69 m breite Rampen wieder um 1,10 und darüber die 3,20 m hohen Seitendämme, so daß das Strombett im ganzen 8 m tief und am obern Rand 260 m breit ist. Tritt nun selbst ein Hochwasser von 3000 cbm in der Sekunde ein, so bleibt es doch noch 1 m unter der Krone der Dämme und würde diese erst überfluten, wenn sich der Rhein einmal mit der noch nie dagewesenen Wassermenge von über 4500 cbm in der Sekunde einherwälzte. Die Sohle des Niederwasserbettes, das sich wahrscheinlich noch mehr vertieft, ist gegen Auswaschungen gesichert, und die Vorländer zwischen dem Niederwasserbett und den Dämmen sind durch Steintraversen gegen Angriffe des Wassers gefestigt. Neben dem neuen Rhein fließen der Kanal der Dorubirneraach und noch zwei Binnenkanäle aus dem Vorarlbergischen in den See, während der schweizerische Binnenkanal nach der Eröffnung des neuen Rheinbettes bei Brugg seinen Abfluß durch den bisherigen Stromlauf findet, der alsdann nur einen kleinen Fluß bildet.



Uebersichtskarte der Rheindurchstiche.



An der Brücke über den neuen Rhein bei Lustnau.

Digitized by Google

Allerlei technische Erwägungen veranlaßten, daß der 6 km lange schweizerische Durchstich bei Diepoldsau erst nach der Vollendung des österreichischen bei Fußach ausgeführt wird, doch soll er bis zum Jahre 1905 vollendet sein. Inzwischen hat die Schweiz unter der Leitung des Oberingenieurs J. Wey ein anderes Werk stark gefördert, den Bau ihres 26,5 km langen Binnenkanals, welcher 11 aus den Appenzeller Bergen gegen den Rhein hervorströmende Bäche sammelt und ihr Wasser bei St. Margrethen in den alten Rheinlauf führt. Der Bau dieses Binnenkanals, der den Spiegel der bisherigen Staugewässer um fünf und mehr Meter senkt, bot dort, wo der Kanal ein Torfmoor durchschneidet, der Ingenieurkunst besondere Schwierigkeiten, weil bei den Grabungen im Laufbett unterirdische Wasser mehrere Fuß hoch sprangen, sich Krater bildeten und die Seitenwände immer wieder einstürzten, bis sie und die Sohle durch Einstampfen von Kies festgemacht werden konnten. Aufsehen in technischen Kreisen erregt auch ein in Mannheim gebauter Dampfbagger, mit dem es möglich ist, in der Stunde 100 cbm Schlamm oder Kies aus dem Kanalbett zu heben und fortzuführen. In dem Binnenkanal sind an drei Stellen Abstürze von 2 bis 3 m angelegt, so daß dort ansehnliche mechanische Kräfte gewonnen werden können und die Anlage von drei Werken vorgesehen ist, die in die benachbarten Dörfer elektrisches Licht und elektrische Kraft abgeben.

Im ganzen werden durch die Rheinregulierung fast hundert neue Brücken notwendig, darunter vier von je 260 m Länge über die beiden Neuläufe des Stromes, vierzig über den rheinthalischen Binnenkanal, die andern über die vorarlbergischen Kanäle; die meisten werden aus Eisen, manche, wie die hübsche Binnenkanalbrücke zu Oberried (s. S. 355) beim Schloß Blatten, aus den wohlgeeigneten Bausteinen gebaut, die man in unmittelbarer Nähe findet.

Es ist die Befürchtung ausgesprochen worden, daß die Stromregulierung im Rheinthal bei Hochwassera den Wasserstand des Bodensees in der Weise ungünstig beeinflussen könnte, daß dessen Uferorte in Ueberschwemmungsgefahr kämen. Dem hat Ingenieur J. Wey überzeugend nachgewiesen, daß das Wasser im See durch die neuen Rheinläufe nicht höher steigt als gegenwärtig, sondern daß die Flut den See nur etwa anderthalb Stunden früher als jetzt erreicht. Um die natürliche Zufuhr des Geschiebes einzuschränken und eine neue Erhöhung des Rheinbettes zu verhüten, haben sich die beiden Staaten die Verpflichtung auferlegt, ihre in den Rhein führenden Wildbäche im Hochgebirge zu verbauen.

Vom Diepoldsauer Durchstich haben die Ingenieure natürlich eine wesentliche Vertiefung der Stromsohle oberhalb des Neulaufes und damit die Entsumpfung der Gegend herausgerechnet, welche die schweizerischen Arbeiten großen Teiles des obern Rheinthal schon früher hätten bringen sollen, aber nicht gebracht haben.

Ist die Rheinregulierung vollendet, so hat die Schweiz für die Errettung des Rheinthales die im Verhältnis zur Kleinheit des Landes ungeheure Summe von etwa 30 Millionen Franken geopfert, und auch die Instandhaltung des Werkes wird für beide Staaten einen beständigen Ausgabeposten bilden. Längs des Stromlaufes und der Binnenkanäle sind Straßen angelegt, damit die Bewohnerschaft leicht zum Schutz der bedrohten Ufer herbeieilen kann, und von Stelle zu Stelle lagern mächtige Steinvorräte gehäuft, die, wenn die Flut die Uferwerke unterspülen sollte, zu ihrer Abdrängung dienen, und man zählt die mannigfaltigen Einrichtungen für die Wasserwehr jährlich ein von Reichenau im Bündnerland aus spielender Telegraphendienst, der die Dörfer der Rheinebene mindestens 10 Stunden vor der Ankunft des Hochwassers zum Schutz der Ufer auf den Pikett stellt.

Möge das großartige Werk, das eine kleine Republik und eine mächtige Monarchie in Eintracht begonnen haben, [illegible] im Frieden vollenden und dem Sankt Gallischen und österreichischen Rheinthal nach langen Jahren [illegible] Gedeihen schenken!

BLÄTTER UND BLÜTEN

Zur Erinnerung an Ernst von Bandel. (Mit Bildnis.) Am 17. Mai vollendete sich ein Jahrhundert, seit Ernst von Bandel, der genialе Schöpfer des Hermannsdenkmals auf der Grotenburg bei Detmold, zu Ausdach geboren wurde. Es ist nichts Zufälliges, daß Bandel, der in München von der Architektur zur Malerei und von dieser zur Bildhauerkunst kam, zu dieser Denkmalsidee gelangte. Aufgewachsen in einer Zeit schmachvoller Erniedrigung des deutschen Volkes durch den Korsen, hatte er auch den Fabel der Befreiungskriege tief in der Seele mitempfunden. So wird es erklärlich, daß in ihm, angeregt durch Erzählungen aus altgermanischer Heldenzeit, sowie durch Theodor Körners zündende Bardenklänge, schon frühzeitig der Plan reifte, dem deutschen Volke in der Verkörperung Arnins, des Cheruskerfürsten, ein weithin sichtbares Denkmal seiner Einigung zu geben. Bereits den Zwanzigjährigen beschäftigte die Gestalt Aemins in Zeichnungen, die er seit 1833, wo er von Rom nach Berlin übergesiedelt war, durch und später in Hannover in die Plastik umsetzte. 1838 finden wir Bandel in Detmold schon bei der Arbeit des Unterbaues zum Hermannsdenkmal. Vorerst aber mußte der Künstler noch durch lange Jahre vergeblich die Errichtung des Hermannsstatue betreiben. Mit beispielloser Opfergabe seiner ganzen von edelster Vaterlandsliebe durchglühten Persönlichkeit und mit Aufopferung seines eigenen beträchtlichen Vermögens gelang es den zähen Bemühungen Bandels endlich, nach weiteren 37 Jahren heißen Sorgens und Ringens sein Werk vollendet zu sehen. Am 16. August 1875 fand die Enthüllung des gewaltigen Denkmals statt. An der Seite des greisen Kaisers Wilhelm I, unter der gegossenen Gestalt des Germanenbefreiers stehend, empfing der Künstler hier den jubelnden Dank des deutschen Volkes für sein vaterländisches Lebenswerk. Bandel starb bald nach der Rückkehr von seiner letzten italienischen Reise am 25. September 1876 zu Neudegg bei Donauwörth im Hause eines Verwandten und liegt in Hannover begraben. E. K.

Ernst von Bandel.

Schwebebahn Barmen-Elberfeld-Bohwinkel. (Mit Bild S. 337.) Der wachsende Verkehr in unsern Großstädten macht eine Entlastung des Fahrdammes in den belebten Straßen [illegible] unter [illegible] durch Hochbahnen erreicht, die immer [illegible] gefunden. Eine eigenartige Hochbahn wird gegenwärtig [illegible] Elberfeld gebaut. Dort kommt zum [illegible] den Personenverkehr das einschienige [illegible] system Eugen Langen zur Anwendung.

Bei demselben hängt der Wagen, [illegible] mit Laufrädern versehenen Drehgestellen über eine Schiene rollen, wie dies [illegible] dung deutlich zeigt. Auf den ersten Blick [illegible] diese Einrichtung sehr gewagt und [illegible] Wirklichkeit aber ist sie so solid und [illegible] eine Entgleisung der Wagen völlig [illegible] ist und der Betrieb in dieser Hinsicht [illegible] ist als auf den gewöhnlichen Bahnen.

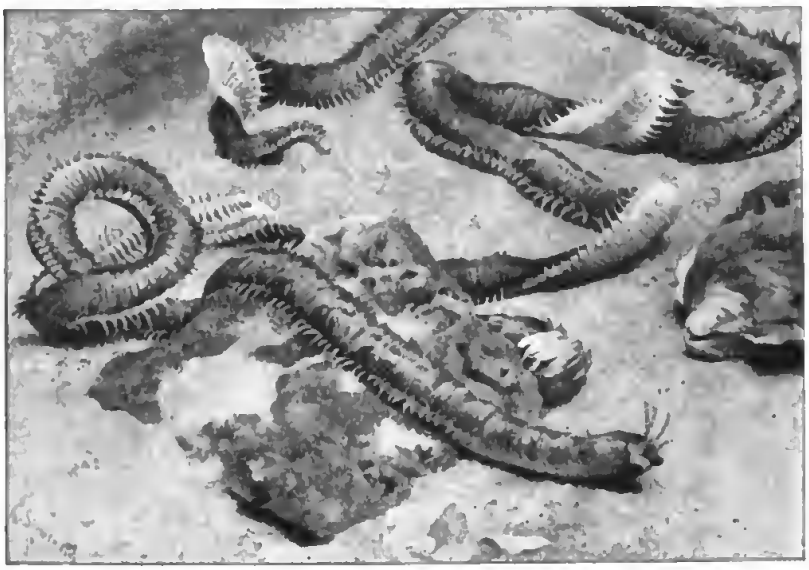
Die neue, für den elektrischen [illegible] gerichtete Bahn ist zweigleisig. Sie [illegible] dem Bahnhofe Barmen-Rittershausen, [illegible] dann immer dem Wupperlaufe mitten [illegible] Industriestädte Barmen und Elberfeld. [illegible] dem Elberfelder Vororte Sonnborn verläßt [illegible] die Bahn die Wupper, folgt der durch Sonnborn [illegible] und Bohwinkel führenden Hauptstraße und [illegible] neben dem Staatsbahnhofe Bohwinkel. Ihre [illegible] samtlänge beträgt 13,3 km.

Im Vergleich zu anderen Hochbahnen [illegible] die Schwebebahn den Vorteil, daß es ihr [illegible] der freien Aufhängung möglich ist, nicht nur [illegible] engsten Krümmungen überhaupt, sondern auch [illegible] unvermunderter Geschwindigkeit zu durchfahren, wodurch ohne jede [illegible] fahrdung des Betriebes viel rascher gefahren werden kann als [illegible] gewöhnlichen Niveau- oder Hochbahnen. Da verhältnismäßig [illegible] Konstruktion der Schwebebahn nimmt den Straßen nur wenig [illegible] und Luft und gestattet ihr ein leichtes Anschmiegen an die schärfsten [illegible] Krümmungen. Das Geräusch der fahrenden Wagen ist erheblich [illegible] ringer als bei anderen Bahnen, die Haltestellen kommen tiefer zu liegen

als auf gewöhnlichen Hochbahnen, gegenüber welchen die Schwebebahn auch den Vorzug wesentlich größerer Billigkeit in der Herstellung besitzt.

Ueber der Wupper wird die Bahn in einheitlicher Weise von den Ufern aus durch schrägstehende Stützen getragen. Einen Teil dieser Strecke zeigt unsere Abbildung. Ueber den Hauptstraßen von Sonnborn und Bahnhinkel wird dagegen die Bahn von den Bürgersteigen aus durch portalartige Stützen getragen. Ein selbstthätiges Blocksystem macht einen überaus schnellen Verkehr möglich. Die Maximalgeschwindigkeit soll zunächst 50 km in der Stunde betragen, was bei einem durchschnittlichen Abstand der Stationen von 700 m, einschließlich der Aufenthalte, einer durchschnittlichen Schnelligkeit von 30 bis 36 km gleichkommt. Vorläufig werden Einzel- und Doppelwagen abgelassen; es lassen sich aber auch Züge von vier Wagen einrichten — die Bahn wird dann imstande sein, bei einem 2 Minutenverkehr in der Stunde 6000 Personen nach jeder Richtung hin zu befördern.

Ein Riese unter den freilebenden Würmern. (Mit Abbildung.) Durch die Gründung einer zoologischen Station an den Ufern der Adria bei Rovigno, die in der „Gartenlaube" (vergl. Jahrgang 1897) ausführlich geschildert wurde, hat sich das Berliner Aquarium die außerordentlich willkommene Gelegenheit verschafft, die Tierwelt des Mittelmeeres einem größeren Publikum zur Schau zu stellen. So sieht man denn in den mit Meerwasser gefüllten Behältern dieser leider viel zu wenig besuchten Anstalt jetzt häufiger als früher ganz wunderliche Gestalten, Bewohner der größeren Meerestiefen, die niemals zuvor im Zustande ausgestellt waren. Zu ihnen gehört ein großer Borstenwurm, welcher aus dem Adriatischen Meere stammt und schon längere Zeit in Rovigno gehalten worden ist. Unsere Abbildung, von K. Siemenroth sehr naturgetreu aufgefaßt, giebt allerdings nicht das Tier in seiner Erscheinung vollständig wieder, weil in der schwarzen Zeichnung der herrliche Glanz der in allen Regenbogenfarben schillernden Unterseite natürlich nicht dargestellt werden konnte. Die Borstenwürmer im engern Sinne — unsere Regenwürmer gehören zu derselben Unterklasse, aber zur Ordnung der Oligochaeta mit wenigen Borsten — bilden die Ordnung Polychaeta und umfassen die freilebenden Würmer der Meere. Die Art, welche uns hier beschäftigt, heißt Eunice aphroditois (Pall.), hat einen gewölbten Kopf mit fünf glatten Fühlern, von denen der mittelste am längsten ist, bewegt sich mit Hilfe der an beiden Seiten des platten, langgestreckten Leibes in je einer Reihe befindlichen, mit Borstenbüscheln versehenen kurzen Fußstummel oder „Ruder" ziemlich schnell vorwärts und erreicht eine Länge von 1½ Metern bei einer Breite von 2 Centimetern. Ueber und unter den Rudern sehen wir je eine Reihe von sogenannten Cirrhen, fadenförmigen Anhängen, die als Tast- und Atmungsorgane dienen, und über den Rückencirrhen sind die kleinen fiederförmigen Kiemen, ebenfalls in einer Reihe, angeordnet. Die Borstenwürmer sind arge Raubtiere, in ihrem Schlunde verbergen sie ein ganz gewaltiges Gebiß aus harten, mit zahnförmigen Vorsprüngen besetzten Kiefern, welches zum Gebrauch vorgestülpt wird. Kleine Schnecken, Krebse, Schwämme und Würmer bilden ihre Nahrung. Die winzigen Augen sitzen neben dem mittelsten Fühler, am zweiten vorderen Körperringe sind unten zwei kurze fühlerförmige Organe sichtbar. Dieser Wurm ist bekannt aus dem Indischen und Atlantischen Ocean und aus dem Mittelmeer. Manche seiner Verwandten bohren in Korallen Gänge, andere bauen sich Röhren aus Schlamm. Merkwürdig ist das hohe geologische Alter dieser Tiergruppe; schon aus dem oberen Silur von Australien kennt man die Kiefer eines hierher gehörigen Lebewesens, des Eunicites. Matschie.



Eunice aphroditois.

Im Berliner Aquarium nach dem Leben gezeichnet von Konrad Siemenroth.

Beseitigung der für die Vegetation schädlichen Gase und Dämpfe. Es ist bekannt, daß die bei einer großen Anzahl von Betrieben, so z. B. im Hüttenbetrieb, in Metallfabriken ꝛc., erzeugten Gase der Vegetation außerordentlich schädlich sind, ebenso daß es sehr schwierig ist, sie ungefährlich zu machen. Man hat versucht, dies Ziel zu erreichen, indem man sie in sehr hohe Schornsteine leitete, weil man glaubte, sie würden von energischeren Luftströmungen dann leichter fortgeführt und zersetzt, bevor sie wieder zur Erde niedersänken; aber man hatte sich getäuscht, der Erfolg entsprach nicht den aufgewandten großen Kosten. Nun hat neuerdings der Geheime Bergrat Winkler in Freiberg eine Einrichtung beschrieben, welche darauf beruht, die Gase und Dämpfe vor ihrem Austritt an die Luft mit Wasserdampf in Berührung zu bringen, sie also gewissermaßen darin zu lösen, und diese Dämpfe dann zu kondensieren. Zu diesem Zwecke leitet man das Gas in Kammern mit geeignetem Füllmaterial, z. B. einem Gitterwerk von Ziegeln oder thönernen Hohlcylindern, und berieselt dasselbe. Hinter dieser Kühlkammer liegt eine mit Kalksteinstückchen angefüllte zweite Kammer, welche den Zweck hat, das abfließende Wasser zu neutralisieren. Das Kühlwasser kann man nach seiner völligen Abkühlung wiederholt verwenden, wodurch sich die darin gelösten Substanzen konzentrieren und später, in bestimmten Fällen, um so bequemer nutzbar machen lassen. Am besten bewegt man die Gase mit Hilfe eines Ventilators fort, da einfacher Essenzug nicht immer zuverlässig ist. Nach den angestellten Beobachtungen ist der Rest der ungelöst bleibenden Gase außerordentlich gering und so fein verteilt, daß er, ohne Schaden anzurichten, in die Atmosphäre entweichen kann. Dr. —t.

„Illustrierten Konversationslexikon der Frau." (Berlin, M. Oldenbourg.) Es mag manchen geben, der beim Lesen dieses Titels den Kopf schüttelt. Was braucht die Frau ein eigenes Konversationslexikon? Kann sie ihre Belehrung nicht aus dem allgemeinen Brockhaus oder Meyer schöpfen? Er wird seine Frage nicht wiederholen, wenn er auch nur die paar ersten Lieferungen des Werkes durchgesehen hat. Denn schon in diesen zeigt sich der Plan des Ganzen: eine Auskunftsstelle im großen Stil zu schaffen, an welcher sich die Frau Rat erholen kann über alle sie betreffenden Materien, seien es geistige oder körperliche, geschäftliche oder ästhetische. Sie findet hier ausführliche Belehrungen über Bau und Funktion ihres eigenen Körpers, über Gesundheits- und Erziehungslehre, Familien- und Eherecht, Kinderkrankheiten, Frauenarbeit und Frauenvereine, Dienstbotenwesen, Haushalts- und Küchenangelegenheiten, Wäsche ꝛc. Ueberall sind die besten Errungenschaften moderner Wissenschaft und Technik zu Grunde gelegt, und die Sprache der Erläuterung, auch wo es sich um Elektrotechnik, Chemie im Haushalt u. dgl. handelt, ist überall klar und leicht faßlich.

Ebenso hoch als den praktischen Wert des Buches schlagen wir aber den mannhaften Mut der Gerechtigkeit an, welcher aus allen die eigentliche „Frauenfrage" berührenden Artikeln spricht. Unter ausdrücklichem Verzicht auf Entscheidung in den vielumstrittenen Fragen der Gleichbefähigung und Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts mit dem männlichen, vertritt der Verfasser um so nachdrücklicher diejenigen Forderungen, welche heutzutage als festes Programm von den Frauentagen aufgestellt und zum großen Teil schon verwirklicht sind: das Recht auf Arbeit, auf vertiefte Bildung, auf jeden Beruf, zu welchem die Natur das Weib befähigte, und durch alles dies auf thätige Mitwirkung an der Kulturarbeit der Menschheit. Jeder dieser Artikel faßt das Erreichte zusammen und zeigt die Richtung für den weiteren Weg, oder auch die großen Verpflichtungen, welche die beanspruchte höhere Achtung und Freiheit den Frauen auferlegt. So wirkt das Werk fortschrittlich und zugleich erziehend im besten Sinne.

Weniger einverstanden kann man mit der sehr ausführlichen Behandlung pathologischer Dinge sein, indem hier im Bestreben, zu belehren, des Guten zu viel geschieht. Eingehende Schilderungen von Krebs- und Geisteskrankheiten haben für Laien keinen Nutzen, weil der notwendige Untergrund von Kenntnissen fehlt, den auch die klarste Erläuterung nicht zu ersetzen vermag. Es würde genügen, die bedrohlichen Anfangssymptome namhaft zu machen, statt den hoffnungslosen Krankheitsverlauf zu nennen, der viele ängstigen kann, ob mit oder ohne Grund. Doch sind es im ganzen wenige solcher Artikel; für die eigentlich physiologischen ist die größte Ausführlichkeit am Platze, ebenso für die Frauenkrankheiten, deren Beginn so häufig übersehen oder nicht gewürdigt wird.

Digitized by Google

Somit ist denn das große, mit zahlreichen guten Illustrationen und einer Reihe von Farbentafeln geschmückte Werk eine wirkliche Bereicherung der Frauenlitteratur, ein Nachschlagebuch, in welchem sich unsere Frauen bei jedem Fall der Verlegenheit Auskunft und sachverständige Belehrung holen können. Wir wählen aus seinem reichen Illustrationsschatz die hübsche Ansicht aus der Kinderbewahranstalt des Pestalozzi-Fröbel-Hauses in Berlin, dieser großartigen Schulanstalt für hauswirtschaftliche Thätigkeit und Frauenerwerb, welche zur Erziehung kunstiger Kindergärtnerinnen auch einen großen Volkskindergarten unterhält. Sie kann als bestes Beispiel dienen, welch große Organisationen heute schon durch Frauen ins Leben gerufen und aufs allervortrefflichste geführt werden. Bn.

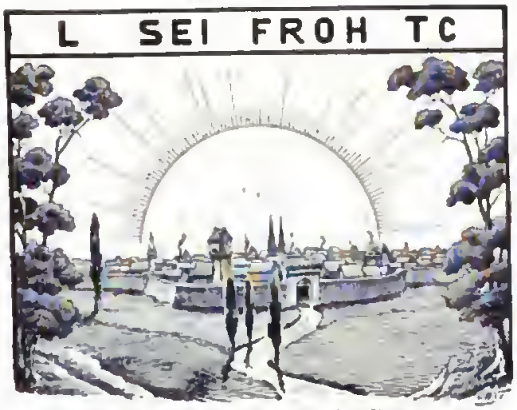
In der Kinderbewahranstalt des Berliner Pestalozzi-Fröbel-Hauses.

Aus dem „Illustrierten Konversationslexikon der Frau." Verlag von M. Oldenbourg in Berlin.

Lange Eisenbahnreisen in Europa. Man braucht jetzt, um tage- und nächtelange Reisen in prachtvollen Luxuszügen mit allen Bequemlichkeiten zu machen, längst nicht mehr an die großen amerikanischen Ueberlandlinien allein zu denken, auf denen zuerst diese Dauerfahrten eingeführt wurden. Auch in Europa giebt es jetzt dem Zustandekommen internationaler Eisenbahnvereinbarungen Züge genug, auf denen man zwei, ja drei Tage lang reisen, schlafen, leben, speisen kann, ohne einmal aussteigen. Der berühmte Nord-Süd-Expreß, der von Berlin bis Verona (1108 km) kaum 20 Stunden gebraucht, wird bis Neapel durchgeführt werden und dann 2155 km fahren. Der im Winter zweimal wöchentlich gehende Calais-Rom-Expreß legt 1750 km in und 35 Stunden zurück, der Süd-Expreß dagegen, der Paris mit Madrid, Lissabon und Gibraltar verbindet, durchfährt 1897 km in 36½ Stunden. Reichlich 2350 km durchmißt einmal wöchentlich der Pennsylvania-Expreß mit dem „sibirischen Fellessen" zwischen London and Brindisi, die Verbindung mit Indien um mehrere Tage abkürzend; er braucht in jeder Richtung 43 Stunden and ist einer der wichtigsten und schnellsten internationalen Postzüge. Etwas langsamer, 3069 km in 65 Stunden, fährt der Orient-Expreß zwischen Paris and Konstantinopel. Der europäische Nord-Expreß zwischen St. Petersburg und London legt dagegen 2811 km in 50 Stunden zurück, fährt also fast 10 km mehr in der Stunde. Dagegen besitzt der St. Petersburg-Wien-Cannes-Expreß, der einmal wöchentlich im Winter verkehrt, fast genau die Schnelligkeit des Orientzuges, denn er hat 3091 km zu fahren, die er in 65 Stunden zurücklegt. Bn.

Allerlei Kurzweil.

Pfingsträtsel.



Auflösung der Faltaufgabe auf Seite 328.

Von jedem Zuge ist das Ausgangs- und das Endfeld angegeben; bei einem Zug rückwärts steht zwischen beiden das Zeichen für Minus (—), beim Zug nach vorwärts das für Plus (+) und beim Sprung das für Mal (×).

Grün:	Rot:	Grün:	Rot:
1. VI4 — V4,	IV3 — V3,	7. VII2 + VIII2,	V2 + IV2,
2. VII3 — VI3,	V3 — VI2,	8. VI3 + VII4,	IV2 — V3,
3. VI1 — V2,	VI2 × IV1,	9. V4 + VI4,	V3 — VI3,
4. VIII2 + IX3,	IV1 — V1,	10. VII4 + VIII3,	VI3 + V4,
5. V2 + VI1,	V1 + IV1,	11. VI4 + VII5,	V4 + IV4,
6. VI1 + VII2,	IV1 — V2,	12. VII5 + VIII4,	IV4 + III5.

Grün gewinnt 1 Punkt.

Abweichung.

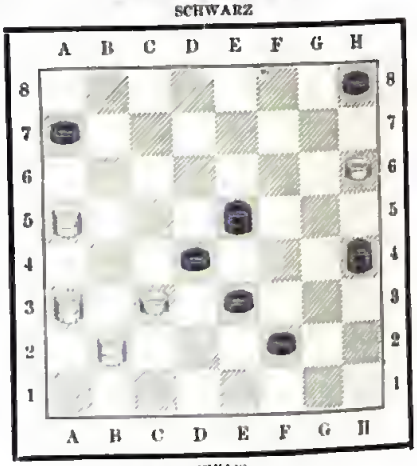
2. . . . . ,	V3 + IV3,	9. VI3 — V4,	IV3 — V3,
3. VI1 + VII2,	IV3 — V3,	10. VI4 + VII5,	V3 + IV3,
4. VII2 — VI2,	V3 + IV3,	11. VII5 + VIII4,	IV3 — V3,
5. VIII2 + IX3,	IV3 — V3,	12. V4 + VI3,	V3 + IV3,
6. VI2 + VII3,	V3 + IV3,	13. VI3 + VII3,	IV3 — V4,
7. VII3 + VIII2,	IV3 — V3,	14. VII3 + VIII3,	V4 + IV4,
8. V4 + VI4,	V3 + IV3,	15. . . . . ,	IV4 + III5.

Grün gewinnt 2 Punkte.

Damespielaufgabe.

Von **A. Stallenow** in Berlin.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht an und gewinnt.

Scherzrätsel.

Setz' du in eine Garbe sechs Zeichen mitten ein —
Es wird, was du dann erntest, in deinen Händen sein.

Rätsel.

Du kannst mich ungestraft mit Füßen treten,
Und ohne Kopf wachs' ich in Gartenbeeten. E. S.

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 328.

Ge—mein—heit, Ge—sund—heit.

Auflösung des Amstelrätsels auf Seite 328.

1. a. Sirene, b. Persien; 2. a. Karmel, b. Reklame; 3. a. Keller, b. Elektra; 4. a. Bora, b. Tabak; 5. a. Odenie, b. Ostende; 6. a. Argus, b. Naxos; 7. a. Messe, b. Ismene; 8. a. Goslar, b. Argolis. — Die Anfangsbuchstaben der b-Reihe ergeben: Pretoria.

Auflösung des Bilderrätsels auf Seite 328.

Es spielen sich eher zehn arm als einer reich.

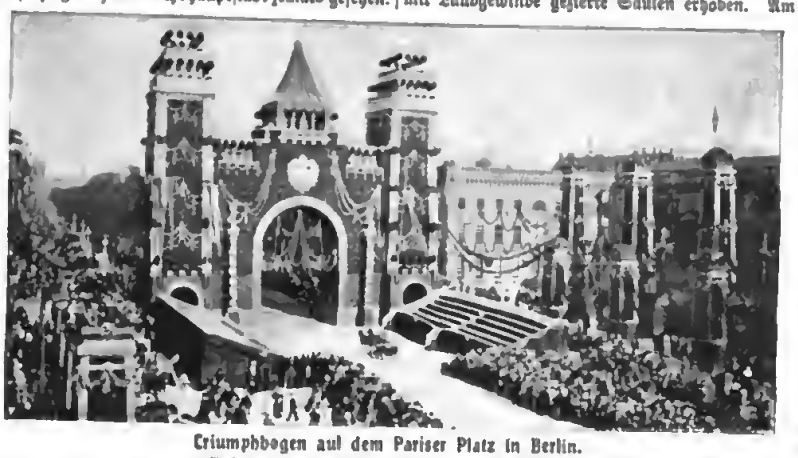
Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kroner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 11, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Der Besuch Kaiser Franz Josephs in Berlin gestaltete sich zu einem der großartigsten Prunkfeste, welche die an glänzendes Schaugepränge und an Fürstenbesuche gewöhnte Reichshauptstadt jemals gesehen. Und sie selber hatte zu Ehren des hohen Freundes und Verbündeten unseres Kaisers, der an der Spitze sovieler andern deutschen und fremdländischen Fürstlichkeiten zur Feier der Großjährigkeitserklärung des deutschen Kronprinzen erschienen war, besonderen Festschmuck angelegt. Den Glanzpunkt der Feststraße, durch die Kaiser Franz Joseph vom Potsdamer Bahnhof geleitet wurde, bildete unstreitig der als Gegenstück zum Brandenburger Thor auf dem in einen Ehrenhof verwandelten Pariser Platz errichtete Triumphbogen, welchen unsere Abbildung wiedergiebt. Als Mittelstück schmückte der habsburgische Doppeladler den mit Tannenzweig und Lorbeer reich geschmückten Bau, während sich rechts und links neben der Pforte vergoldete Friedensengel und reich mit Laubgewinde gezierte Säulen erhoben. Am 4. Mai morgens um 10 Uhr war Kaiser Franz Joseph am Potsdamer Bahnhof von Kaiser Wilhelm und sämtlichen Fürstlichkeiten feierlich empfangen worden. Von dort aus setzte sich der glänzende Zug mit den beiden Kaisern, welchen unmittelbar der Kronprinz und Prinz Heinrich in ihrem Wagen folgten, in Bewegung. Ueberall begrüßten laute Hurrarufe die beiden Herrscher. Am Triumphbogen harrte die Stadtvertretung mit ihrem Oberbürgermeister Kirschner des kaiserlichen Gastes, dem von diesem, wie unsere untenstehende Abbildung sehen läßt, hier der warme Willkommgruß der Reichshauptstadt entboten wurde.



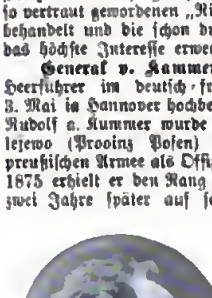
Triumphbogen auf dem Pariser Platz in Berlin.
Nach einer Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

Begrüssung Kaiser Franz Josephs durch den Oberbürgermeister Kirschner.
Nach einer photographischen Aufnahme von Franz Kühn in Berlin.

Digitized by Google

Kronprinz Wilhelm und Prinz Heinrich beim Einzug des Kaisers Franz Joseph in Berlin.
Nach einer photographischen Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

Karl Goldmark, der rühmlich bekannte Komponist der erfolgreichen Opern „Die Königin von Saba", „Merlin" und anderer, feiert in Wien am 18. Mai seinen 70. Geburtstag, zu welchem dem Meister aus Künstler- und musikalischen Kreisen zahlreiche Ehrenkundgebungen zugedacht sind. Seit einiger Zeit arbeitet der schaffensfrohe Künstler an einer neuen Oper, welche „Götz von Berlichingen", den uns durch Goethes Drama so vertraut gewordenen „Ritter mit der eisernen Hand", behandelt und die schon durch die Wahl dieses Stoffes das höchste Interesse erweckt.



Karl Goldmark.
Nach einer photogr. Aufnahme von Karl Jagerspacher in Gmunden.

General v. Kummer, einer der ruhmreichsten Heerführer im deutsch-französischen Kriege, ist am 3. Mai in Hannover hochbetagt verschieden. Ferdinand Rudolf v. Kummer wurde am 11. April 1816 zu Szelejewo (Provinz Posen) geboren. Er gehörte der preußischen Armee als Offizier seit dem Jahre 1835 an. 1875 erhielt er den Rang eines kommandierenden Generals und wurde zwei Jahre später auf sein Ersuchen zur Disposition gestellt. In der Geschichte der beiden letzten deutschen Kriege wird sein Name fortleben. Die Leistungen der 1870 von Kummer befehligten und nach ihm benannten 3. Reserve-Division in den Kämpfen um Metz, sowie später diejenigen der 15. Infanteriedivision im Norden sind von den zuständigen Stellen wiederholt anerkannt worden.

General v. Kummer †.

Der Maler Munkacsy ist am 1. Mai in der Heilanstalt Endenich bei Bonn, woselbst er seit längerer Zeit in geistiger Umnachtung lebte, gestorben. Michael v. Munkacsy — Lieb war sein eigentlicher Name — wurde am 20. Februar 1844 zu Munkacs in Ungarn als Sohn eines Tischlers geboren. Er selbst arbeitete anfangs auch als Tischlergeselle, bis ihn ein Maler der Kunst zuführte. In München war er Schüler des berühmten Schlachtenmalers Franz Adam, in Düsseldorf von Knaus und Vautier. Munkacsy gelangte sehr rasch zu Berühmtheit, und seine Bilder erzielten die höchsten Preise. Seit 1872 lebte der Künstler in Paris, 1895 kehrte er nach Budapest zurück und wurde dort zum Oberlandeskunstinspektor ernannt. Das ergreifende Bild „Der letzte Tag des zum Tode Verurteilten" machte seiner Zeit gewaltiges Aufsehen, und beinahe jedes neue Werk von ihm wurde zu einem Ereignisse für die Kreise der Kunstfreunde.

Michael v. Munkacsy †.

Kapitän Fritz Wolf, einer der bekanntesten Deutschen von St. Louis, ist dort am 15. April, 69 Jahre alt, gestorben. Wolf war aus Stuttgart gebürtig und kam schon als sechzehnjähriger Jüngling nach St. Louis. Beim Ausbruch des Bürgerkrieges trat er in das zur Verteidigung des Sternenbanners organisierte deutsche Turnerbataillon ein, in welchem er zunächst als Kapitän und Kompagniechef, später als Adjutant und Stabsoffizier der Generale Sigel und Fremont den ganzen Feldzug mitmachte und an 35 Treffen teilnahm. Nach dem Friedensschluß war Wolf in der „Westlichen Post" über 30 Jahre lang als Marktberichterstatter thätig. Er hat vielgelesene Kriegserinnerungen geschrieben.

Kapitän Fritz Wolf in St. Louis †.

Die Gildemeister-Büste in der Bremer Kunsthalle.

Eine Otto Gildemeister-Büste. Die Stadt Bremen hat in diesem Frühjahr in der dortigen Kunsthalle eine Bronzebüste ihres gefeierten Bürgers, des Senators Otto Gildemeister, des feinsinnigen Essayisten und Dante-Uebersetzers, aufgestellt. Die Büste, welche auf einem Sockel von rötlichem Marmor ruht, ist das Werk des jungen Bremer Bildhauers Georg Römer und in Florenz gegossen. Sie giebt die Züge des allverehrten Mannes in wahrhaft monumentalem Geiste wieder. Die mächtige Stirn, die eine Welt einsamer Gedanken zu beherbergen scheint, die tiefen, ernst blickenden Augen sprechen ganz das Wesen des Mannes aus, der dem großen Florentiner auf seinem Wege ins Undetretene zu folgen gewagt und Deutschland eine in der That edendürtige Dante-Uebersetzung geschenkt hat.

Gertrud Giers, die gefeierte Tragödin, welche gegenwärtig wieder an ersten deutschen Bühnen als Gast auftritt, gilt längst daheim und im Auslande als eine der ersten deutschen Darstellerinnen klassischer Frauencharaktere. Frau Giers ist ein Kölner Kind und gehört seit frühester Jugend der Bühne an. Ueberall, wo sie bisher erschien, errang sie, namentlich als Medea, Phädra und Lady Macbeth, die höchsten künstlerischen Erfolge.

Gertrud Giers.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph W. Höffert in Hannover.

Der Brand in Wildeshausen. Zum zweitenmal innerhalb weniger Jahre wurde die oldenburgische Stadt Wildeshausen an der Hunte am 24. April dann einer verheerenden Feuersbrunst heimgesucht. Wie bei dem großen Brande im Jahre 1895, so griffen auch diesmal die Flammen rasch und unaufhaltsam um sich, und etwa 70 Wohnhäuser mit 50 Nebengebäuden fielen ihnen zum Opfer. Unser Bild giebt einen Blick über den zerstörten Stadtteil und läßt die Größe des erwachsenen Schadens erkennen. Hat das entfesselte Element auch diesmal kein Menschenleben gefordert, so hat es doch zahlreiche Familien in Not und Elend gebracht. Die Bürgermeisterei in Wildeshausen nimmt freiwillige Spenden entgegen.

Zwei Ehrungen für Paul Kruger. Deutsche Kriegsveteranen von 1864, 1866 und 1870/71 des Kreises und der Waffenstadt Solingen haben dem verdienstvollen Transvaalpräsidenten einen kostbaren Säbel als Ehrengeschenk gestiftet. Die Klinge desselben besteht aus feinstem Damastenerstahl und trägt reiche Ziselierung. Neben dem Wahlspruch der Buren:

„Furchtlos, tapfer, treu und gut
Bis zum letzten Tropfen Blut"

sieht man unter anderem einen Friedensengel, der mit der Fußspitze einen Globus berührt, auf welchem die Umrisse Afrikas hervortreten; daneben ist eine figürliche Darstellung burischer Artillerie zu sehen. Auf der anderen Seite zeigt die Klinge das Solinger Stadtwappen, die Figur eines heimischen Waffenschmieds und eine entsprechende Widmung, neben welcher das Wappen von Transvaal prangt. Den Griff krönt, als Hinweis auf Kimberley, ein künstlicher Diamant. Die Scheide zu der ganz prächtigen Waffe besteht aus vernickeltem Stahl mit vergoldeten Beschlägen.

Eine nicht minder schöne Ehrung hat die nordamerikanische Schuljugend an Paul Krüger gesandt. Es sind dies die Unterzeichnungslisten, welche die Schuljugend Philadelphias für eine Adresse an den Präsidenten Krüger jüngst in Umlauf gesetzt hatte, und die in einigen Tagen mit nicht weniger als 29000 Namen bedeckt worden waren. Die Ueberbringung dieser wohl einzig dastehenden Sympathiekundgebung an den Adressaten wurde auf Vorschlag des Herausgebers der Zeitung „North American" einem Botenjungen übertragen, den der Schuldirektor der Telegraphenboten von New York in der Person des sechzehnjährigen James Smith bezeichnete. Dieser muntige Sendbote, dessen Porträt wir abenstehend bringen, begab sich denn auch in Begleitung eines Redakteurs vom „North American" sogleich auf die Reise nach Transvaal. Seine Botschaft ist in einen kleinen kupferbeschlagenen gelben Koffer eingeschlossen, auf dem eine Inschrift den Zweck seines Auftrags anzeigt.

James Smith,
der Sendbote der amerikanischen Jugend an Präsident Paul Krüger.

Der Text der Adresse drückt die Wünsche der Schüler von Philadelphia zu Gunsten der Buren aus. Ein Titelbild, welches links einen Burensoldaten, rechts einen Krieger von Washington mit den zwei Daten 1900 und 1776 sehen läßt, ziert die Adresse.

Die Torpedobootsflottille in Köln. Die Torpedobootsdivision, welche auf Befehl des Kaisers den Rhein hinauffuhr, um dem Binnenlande „vom Meere einen Gruß zu überbringen", ist Montag am 30. April von Wilhelmshaven abgegangen und Donnerstag am 3. Mai in Köln angekommen, wo sie von einer vieltausendköpfigen Menge mit festlichem Gruße empfangen wurde. Die Flottille setzt sich zusammen aus

Ehrensäbel für den Präsidenten Krüger.

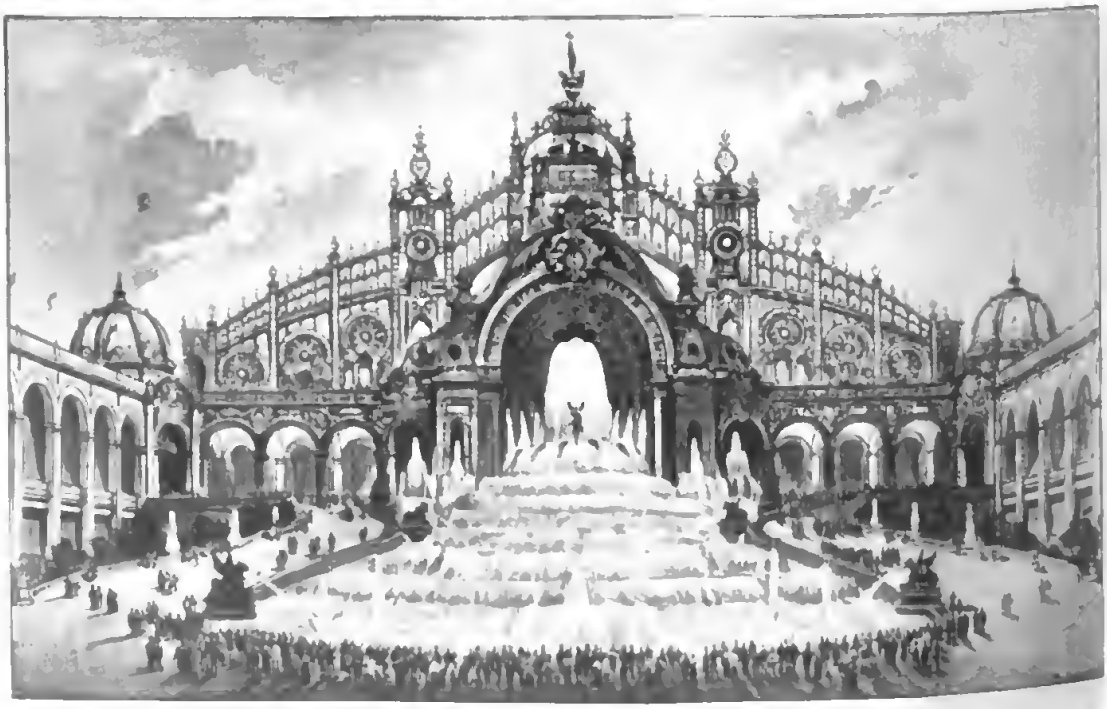
Wildeshausen nach dem Brande.
Nach einer Aufnahme von Photograph Stehl in Wilhelmshaven.

Digitized by Google

einem Torpedodivisionsboote und je drei Booten von der ersten und zweiten Torpedoabteilung. Die lebhafte Anteilnahme, welche die Bewohner aller von der Flottille auf ihrer Rheinreise berührten Orte an den interessanten kleinen Fahrzeugen bezeigten, ist ein neuer Beweis für die erfreuliche Thatsache, daß auch in unserem Binnenlande das Verständnis und die Freude für unsere Wehrkraft zur See in stetem Wachsen begriffen sind. Am 8. Mai verließen die maritimen Gäste Köln, um ihre Reise noch weiter rheinaufwärts über Bonn, Königswinter, Honnef, Remagen und Neuwied bis Koblenz und Rudesheim auszudehnen.

Die Ankunft der Torpedobootdivision in Köln.
Nach einer Aufnahme von Photograph R. Schmitz in Köln.

Von der Pariser Weltausstellung: Der Elektricitätspalast und das Wasserschloß. Man hat die Elektricität nicht mit Unrecht als die Beherrscherin des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet, und in der That ist ihr Einfluß auf die Entwickelung von Industrie und Technik von einschneidendster Bedeutung geworden. So war es denn ein naheliegender Gedanke, ihr ebenso wie der anderen großen, treibenden Kraft der Maschinen, dem Wasser, auch auf der Jahrhundertausstellung eine Huldigung darzubringen. Als solche, und zwar als ein geradezu großartiges Zeugnis ihrer Größe erscheint der Elektricitätspalast und das Wasserschloß auf dem Platze des Eiffelturmes, deren Abbildung wir in unserer heutigen Nummer bringen. Vermag das Bild auch nicht die wunderbare Farbenpracht wiederzugeben, in welcher dieser mit Tausenden von vielfarbigen Lampen geschmückte Riesenbau des Nachts das Marsfeld überstrahlt, vermag es auch nicht das herrliche Farbenspiel zu schildern, in welchen die durch Spiegelungen in buntem Farbenwechsel bezaubernd schön glitzernden und schillernden Wasser über die mächtigen Kaskaden springen, so kann es doch Form und Anordnung des ganzen Bauwerkes vermitteln, das eines der prächtigsten auf der Ausstellung ist. Diese äußere Pracht entspricht auch der Bestimmung seiner Innenräume, birgt doch der Elektricitätspalast unter anderem die herrlichen Festsäle, in welchen sich die großen offiziellen Feste der Ausstellung abspielen werden.



Bilder von der Pariser Weltausstellung: Der Elektricitätspalast und das Wasserschloss.
Nach einer Aufnahme von Neurdein Frères in Paris.

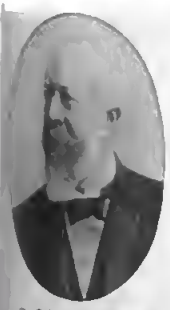
Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft II, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Prinzessin Adolf von Schaumburg-Lippe.
Die diesjährige Königin der Kölner Blumenspiele.
Nach einer photographischen Aufnahme von J. Brüning & Sohn in Bonn.

Die Kölner Blumenspiele des Jahres 1900. Eine glänzende Versammlung war es wiederum, welche den altehrwürdigen Gürzenichsaal füllte, um Zeuge der anmutigen Kämpfe auf dem Gebiete poesieumwallten Schaffens zu sein. Die Blumenspiele stammen ursprünglich aus dem sonnigen Süden, aus der Zeit der ritterlichen Troubadours und haben sich nach diesem Vorbilde in Spanien erhalten, wo sie hauptsächlich in Barcelona ihre Heimat gefunden haben. Die nun auch Deutschland und zunächst nach dem Rhein verpflanzten Blumenspiele sollen jedes Jahr am ersten Sonntag des Mai abgehalten werden und bezwecken die Förderung der Poesie unter den Dichtern Rheinlands und Westfalens. Die Preisbewerber müssen in Rheinland-Westfalen geboren sein oder daselbst ihren dauernden Wohnsitz haben. Die ordentlichen Preise sind folgende: Für das beste Liebesgedicht lebende Blumen und eine gestickte Schleife mit den Worten: „Ehrenpreis der Kölner Blumenspiele" und der jeweiligen Jahreszahl; für das beste religiöse Gedicht ein goldenes Veilchen; für das beste vaterländische Gedicht eine goldene Kornblume; für die beste Humoreske eine goldene Nelke; für die beste Novelle eine goldene wilde Rose. Außerordentliche Preise sind solche, die von anderer Seite neben den ordentlichen gestiftet werden können. Das Preisrichteramt liegt in den Händen von wenigstens fünf Preisrichtern, deren Zahl auch auf sieben ergänzt werden kann. Die diesjährigen Blumenspiele wurden durch einen Vortrag von Professor Franke vom Kölner Konservatorium eingeleitet, welchem sich die Eröffnungsrede Dr. Fastenraths anschloß. Der Damenchor intonierte sodann das Beethovensche Frühlingslied, eine Dichtung von Guido Gorres, um den Einzug der stellvertretenden Königin des Festes, der Baronesse Margarete von Herstenberg-Stammheim vorzubereiten, welche von der eigentlichen Blumenkönigin, der Prinzessin Adolf von Schaumburg-Lippe (Prinzessin Viktoria von Preußen), mit diesem Ehrenamt betraut wurde. Auf dem Podium des Saales zeigte sich der goldene Thronsessel der Königin gar einem prächtig mit Blumen geschmückten Baldachin. Es war, alles in allem genommen, durchaus Tüchtiges geleistet worden, und der Schöpfer und Gründer der im vorigen Jahre zum erstenmal gefeierten Blumenspiele, Dr. Fastenrath, darf mit dem Erfolge seines Strebens — junge Talente an die Oeffentlichkeit zu ziehen — zufrieden sein. Richard Riedl.



Dr. Johannes Fastenrath.
Der Schöpfer der Kölner Blumenspiele.
Nach einer photographischen Aufnahme von L. Langer in Köln.

Gallionsfigur am Steven des Linienschiffes „Kaiser Friedrich III".
Nach einer photographischen Aufnahme von Arthur Renard in Kiel

Ein schwimmendes Bildnis Kaiser Friedrichs III. Die Funktionen als Flaggschiff der dem Kontreadmiral Büchsel unterstellten 2. Division unseren ersten Geschwaders versieht gegenwärtig das Linienschiff „Kaiser Friedrich III", das erste Fahrzeug seines gewaltigen Typs, das, am 1. Juli 1896 auf der Kaiserlichen Werft zu Wilhelmshaven vom Stapel gelaufen, und nach mehr als dreijährigem inneren Ausbau in diesem Frühjahr in den aktiven Dienst der deutschen Marine treten konnte. Bei einem Deplacement von 11 081 Tonnen, um nahezu 1050 Tonnen größer als die Schiffe der „Brandenburg"-Klasse, erreichen die 115 m langen, 20,4 m breiten und 7,8 m tiefgehenden Kolosse, deren zwei — „Kaiser Friedrich III" und „Kaiser Wilhelm II" — sich

Die neue Oderbrücke in Stettin.
Nach einer photographischen Aufnahme von H. Guisenbert in Stettin.

Ueberfahrt eines D-Zuges von Stralsund nach Sassnitz auf dem Trajektdampfer „Putbus".
Nach einer photographischen Aufnahme von C. Wolfe in Stralsund

bereits unter Flagge befinden, während drei weitere im Ausbau begriffen sind, eine Fahrgeschwindigkeit von 18 Seemeilen und führen eine Besatzung von je 650 Mann an Bord. Durch einen vertikalen Gürtelpanzer von 360 mm, ein Panzerdeck von 65 bis 70 mm geschützt, liegen diese stärksten Schlachtschiffe unserer Marine direkt und indirekt zu Wasser. Die Pietät des regierenden Herrschers taufte das erste Schiff des neuen Typs auf den Namen seines so früh heimgegangenen Vaters und schmückte den Bug mit der auf unserem Bilde wiedergegebenen Büste des edlen Fürsten, an dessen große Kriegsthat vom 6 Auguste 1870 bereits ein anderes mächtiges Linienschiff, die „Wörth", erinnert. Diese Büste, welche aus Holz geschnitzt ist und in ihrem weißen Ueberzug dem Marmor gleicht, ruht auf einer Konsole, von der ans vergoldetes Blattwerk seitlich und nach oben ausläuft, den Rahmen des Bildnisses darstellend und die über dem Haupte der Büste schwebende deutsche Kaiserkrone tragend. Ein Marschallstab schließt zu beiden Seiten das Ornament ab, das Zeichen der militärischen Würde des Mannes, dessen Auge, wie einst im Leben, so auch im Bilde, den Gegner ruhig und fest erfassen wird.

Generalmusikdirektor Hermann Levi †.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph H. Höffert in Dresden.

Die neue Oberbrücke in Stettin, welche nach anderthalbjährigem Bau am 21. März dem Verkehr übergeben wurde, darf jedenfalls den bedeutendsten neueren Bauten dieser Art in Deutschland zugezählt werden. In Stettin ist sie zugleich die erste massive Brücke, welche an Stelle der hölzernen trat. Sie beginnt am Bahnhofsvorplatz und überquert in drei gleichen festen eisernen Bogen und einer zum Durchlassen von Segelschiffen bestimmten Klappbrücke von 18 m Weite den in zwei Arme geteilten etwa 180 m breiten Oderstrom. Die Klappbrücke, die in ungefähr einer Viertelminute durch Druckwasser geöffnet werden kann, wird, wie auf unserer Abbildung ersichtlich, durch vier in mittelalterlichen Formen aus Ziegeln mit Granit erbaute Türme wirkungsvoll hervorgehoben. Die durch Granitpostamente auf den Uferpfeilern, sowie durch Emblems in Kunstschmiedearbeit reich geschmückte Brücke hat etwa 1 400 000 Mark gekostet.

Ein Bahnzug auf einem Trajektdampfer. Den Grundbahnverkehr zwischen dem Festland und der Insel Rügen vermittelt seit neuester Zeit ein Trajektschiff, welches die Züge innerhalb einer Fahrtdauer von etwa 25 Minuten direkt von Stralsund eine halbe deutsche Meile meerüber zur Anlegestelle der Schwedendampfer in Saßnitz auf Rügen führt. Der Trajektdampfer ist mit Schrauben versehen, die, um das Umkehren bei den An- und Abfahrten zu vermeiden, ausgewechselt werden können. Er hat eine ungefähre Länge von 70 m und kann 5 bis 6 große Wagen eines Personenzuges aufnehmen. Mit einer solchen Fracht zeigt unsere Abbildung den Dampfer „Putbus" während seiner Ueberfahrt.

Hermann Levi, der feinsinnige und geistvolle Wagnerdirigent, ist am 13. Mai im Alter von 60 Jahren in München gestorben. Levi wurde am 7. Dezember 1839 zu Gießen geboren, war Schüler von Vincenz Lachner, studierte dann in Leipzig und begann seine Thätigkeit als Kapellmeister in Saarbrücken. Von 1861 bis 1864 schwang er den Taktstock als Kapellmeister der deutschen Oper in Rotterdam, 1864 bis 1872 war er Hofkapellmeister in Karlsruhe und seitdem Generalmusikdirektor und Hofkapellmeister in München. Levi, der eine ganz außerordentlich musikalische Natur war, galt für einen der pietätvollsten und bedeutendsten Dirigenten sowohl klassischer und romantischer Meister, wie auch vor allem der Werke Richard Wagners, mit dem ihn eine innige persönliche Freundschaft verbunden hatte. Mit wahrer Hingabe setzte er sich für die Schöpfungen seines großen Freundes ein, als diese noch nicht Gemeingut der Bühne geworden waren. Levi ist öfter in Bayreuth als Dirigent der Festspiele thätig gewesen. Auch als Komponist eines Klavierkonzertes und einiger Lieder ist er bekannt geworden. 1896 trat er aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand.

Schriftsteller Eduard Krüger.
Nach einer photogr. Aufnahme von Karl Schaft in Leipzig

Dem Schriftsteller Eduard Krüger in Leipzig war es unlängst vergönnt, ein Arbeitsjubiläum in dreifacher Art zu feiern. Am 29. April waren 50 Jahre verflossen, seit er als Setzer im Kasten steht, und genau so lange ist es her, seitdem er in der Buchdruckerei von J. B. Hirschfeld in Leipzig beschäftigt ist. Ein ganz besonderes Interesse aber gewinnt Krüger noch dadurch, daß er während dieser ganzen Zeit, und zwar seit dem Dezember 1851, fast ununterbrochen an dem etwa 2000 Druckbogen umfassenden berühmten deutschen Wörterbuch der Gebrüder Grimm thätig war, dessen weitaus größter Teil von diesen Gutenberg-Veteranen gesetzt wurde.

Bilder von der Pariser Weltausstellung: Der „Gral", Kelchgefäss von Ch. Heiden in München.

Von der Pariser Weltausstellung.
„Gral" benennt der bekannte Münchener Hofgoldschmied Th. Heiden ein Kelchgefäß, welches er nach einem Entwurf von Professor Seder in Straßburg für die Pariser Weltausstellung gefertigt hat. Es trägt auf seinem obersten Teile den eigentlichen „Gral" — das war jene heilige Wunderschale der Parzivalsage — hier eine kugelförmige Schale aus dunkelgrünem, äußerst wertvollem Kupfer, mit den erhoben geschnittenen Anfangsbuchstaben des Namens Christus. Bewunderungswürdig ist die aus purem Gold und Silber getriebene, mit einer reichen Fülle der kostbarsten Edelsteine verschwenderisch geschmückte Fassung des Grals. Auf dreieckigen Grundfläche, an den Ecken goldenen knieenden Cherubim, erhebt sich die Burg Montsalvage, alljährlich vom Himmel herunterschwebt den Taube auf dem höchsten der Türme. Ueber ihr zeigt sich wieder ein kleiner Tempelbau und darüber die Gralsritterkirche, dieser entwindet sich dann eine Kirche ungemein zierliche goldene Kuppel der Gralschale. Derselbe füllt ein Kranz von Weinreben aus Saphiren die Mitte der Schale einen Bogen bilden, an dem hängt das altchristliche Symbol

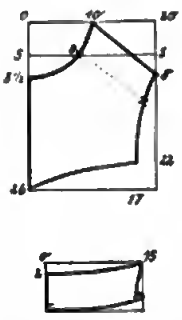
Für Hausfrauenfleiss.

Hemdbluse aus gemustertem Batist. Die Hemdbluse wird wie gewöhnlich zugeschnitten, nur greift der Sattel 1 weiter als bisher auf die Vorderteile über. 2 cm breite Valenciennespitze, zu beiden Seiten der Tollfalte mit Knopfverschluß, ebenso im Rücken, wie die Abbildung zeigt. Stehkragen und Manschetten aus dreifachem Stoff. Als Krawatte dient hier ein 90 cm langes, 2½ cm breites Sammetband. Bei Farbild kräftig Rosa zu Rosa und weißem Batist.

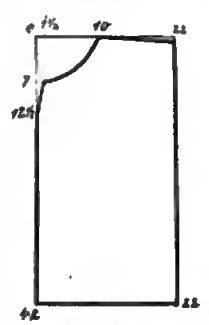
Hemdbluse.

Kissen für eine Gartenbank. Auf Jute oder groben Wollstoff, oder auf gewöhnliches Packtuch, das man vorher in einem kräftigen Ton hat färben lassen, mit dicker Kastorwolle gestickt, wirkt eine ganz einfache Stickerei, wie sie unsere Abbildung zeigt, sehr günstig. Ist das Kissen zum Beispiel olivgrün, so setzt man an einer oder an beiden Seiten einen Streifen Hellrot oder Goldgelb auf; setzt eine Wollenborte (dunkler Olivgrün) auf die Naht und befestigt sie durch schräge oder gekreuzte Stiche. Dieselbe Borte nimmt man für das Gitter auf dem Streifen und überstickt nur die Endpunkte mit einem Stern. Die halben Rosetten dazwischen, sowie die Figuren auf dem langen Teil sind derb umrandet und mit unregelmäßigen Stichen dicht gefüllt. Gute Farben kann man an jedem Smyrnateppich absehen. Mit einem abstechenden Streifen und geschmackvollen Farben verziert, läßt sich sogar das ungefärbte Packtuch verwenden. J.

Westchen unter Paleras und Jacken zu tragen. Das Westchen wird in schmalste Säumchen und 1 cm breite Tollfalten abgenäht, leicht angekrauste Valenciennes unter letztere gesetzt; in der Mitte läuft unter den Quetschfalten schmale Stickerei. Oben kommt ein Stehkragen, mit Falte, Valenciennes und Stickerei und einer kleinen dunklen Krawatte verziert. Unten erhält das Westchen einen geraden Streifen, mit Haken versehen, für welche am Rocke Schlingen angebracht sind.



Schnitt zur Hemdbluse.



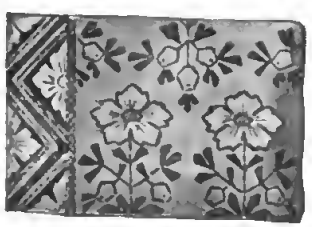
Schnitt zum Westchen.

Trimmphstuhl mit leichter Stickerei. Bequem und praktisch ist zur schönen Sommerzeit der leicht transportable, zusammenlegbare Triumphstuhl, aber hübsch sieht sein eingespannter Leinenstreifen nicht aus; daher sollte man diesen nur als Futter für eine leicht und schnell herzustellende Stickereiverzierung verwenden. Hierfür wird zum Beispiel einem Streifen aus starkem grauleinenen Aidakanevas in der Breite des eingespannten Leinenteiles, aber 30 cm länger, in seiner Mitte und an jedem Längsrande eine bunte gewebte Borte, sogenannte „tiroler Fatsche" aufgesteppt und dann jeder der beiden entstandenen Streifen mit buntfarbiger Kreuzstichstickerei verziert. Geeignet sind übereinander gestellte Rosetten- oder Bänmchenfiguren oder ein leichter Plein. Zu der meistens 40 cm breiten Stuhlbekleidung können die Falschen 7 bis 9 cm breit sein. Die Mehrlänge des gestickten Streifens hängt an beiden Enden über den eingespannten Leinenstreifen und seine Querränder werden mit einer einfachen bunten Franse abgeschlossen; man kann zur reicheren Wirkung auch noch die Hauptleisten des Stuhlgestells mit farbiger Schnur umwickeln. — Hübsch ist es, dem Stuhl eine bequeme Rockenrolle hinzuzufügen, deren waschbarer Bezug Stoff und Verzierung wiederholt. Ein 66 cm langer, 50 cm breiter Kanevasteil wird, nachdem seiner Mitte die Falsche aufgesteppt ist, seiner Breite nach durch Naht geschlossen und zu beiden Seiten der Falsche mit Bänmchen u. s. w. verziert. Je 13 cm von den mit Saum und schmalen Kreuzstichborte abgeschlossenen Enden entfernt, steppt man mittels umlergelegtem Bande einen Zugsaum ab, dessen Band das der Rolle eingeschobene Kissen hält. Buntfarbige Schnur umwickelt den Zug und dient in 80 cm Länge zum Anhängen.

Westchen.

Ein Lampenschirm um die Hängelampe von besonders hübscher Wirkung ist auf folgende einfache Weise anzufertigen: Von dem beliebten Kreppapiee werden zwei Streifen geschnitten, jeder etwa um ein Drittel länger als der Umfang der Lampe beträgt, der eine Streifen vielleicht 13 cm breit, der andere 10 cm breit. Beide Streifen werden am unteren Rand 1½ cm breit nach oben umgebogen und im Umschlagen etwas ausgezogen, so daß die unterste Kante krauser und weiter erscheint als der obere Teil. Beide Streifen werden aufeinander gelegt und durch denselben starken Faden als Volant eingereiht. Die doppelten und also dunkler erscheinenden Ränder schützen die Augen gut und sehen zierlich aus. Je nach der Form der Lampe läßt sich der Schirm in einem oder in mehreren Stücken anbringen; hierzu empfiehlt sich das Annähen kleiner Metallhaken zum Einhängen in den Reif, der die Lampenglocke trägt.

Die Krawatte erfreut sich wieder allgemeiner Beliebtheit; im Gegensatz zu den kleinen, steifen Herrenkrawatten zum gestärkten Kragen stehen nun wieder die aus weichen und duftigen Stoffen gefertigten größeren Schleifen mehr obenan. Das Material dazu erhält man leicht, die Herstellung ist keine Hexerei. Wir nehmen zum Beispiel einen breiten Streifen von ganz leichter Seide, dünnstem Batist oder Crêpe-lisse, schneiden vom selben Stoff zwei weitere Streifen für den Volant zu, besetzen diese am unteren Rand mit schmalen Spitzchen und lassen sie durch die Plissiermaschine in schmalste Fältchen legen, wenn wir nicht vorziehen, die sehr schönen gekreppten, gefältelten, mit Spitzen und Seidenrüschen verzierten Volants fertig zu kaufen. Die beiden Enden der Barbe werden etwas abgeschrägt, an der äußeren Seite ist der Volant nur etwa 4 cm lang anzusetzen, nach innen zu wird er 10 bis 12 cm lang. Eine Seidenrüsche, weiß oder farbig, deckt den Ansatz des Volants, eine zweite wird im Abstand von 2 bis 3 cm darüber aufgesetzt.



Kissen für eine Gartenbank.

Einfacher und zu gestärkten Stehkragen passend ist die Krawattenschleife aus Seide, mit aufgesetzten Atlasbändchen. Sie besteht ebenfalls aus einem langen Streifen, der um den Kragen gelegt und zum Schifferknoten geknüpft wird. Die lang herabhängenden Enden werden nach unten etwas breiter (etwa 12 bis 14 cm breit). Die Atlas- oder Seidenbändchen, vielleicht auch ganz schmale Atlasblenden, sind sehr pünktlich aufzureihen und mit der Maschine bei ganz klein gestelltem Stich aufzusteppen. In violetter Seide mit weißen Bändchen, oder auch weiß, mit schwarz besetzt, über einer weißen Binse, sieht diese Krawatte besonders nett und fein aus.

Krawattenenden.

Digitized by Google

Für Hausfrauenfleiss.

Ein Morgenjäckchen aus leichtem weißen Wollstoff ist ein an sich mehr bequemer als schöner Gegenstand, kann jedoch durch einen breiten Umlegekragen mit einfacher Stickerei zu einem eleganten Kleidungsstück werden, das auch als Empfangstoilette bei Krankenbesuchen sehr am Platz ist. Unsere Abbildung zeigt den Kragen, der auf der Schulter und nach vorn in flache Zacken geschnitten ist, am Rücken ebenso, und giebt die Anordnung der gestickten Rosetten, die leicht auf jeden Schnitt einzurichten ist; die Rosetten müssen nur überall gleichen Abstand voneinander haben, was auf dem Papiermuster auszuprobieren ist. Unsere zweite Abbildung giebt eine solche runde Blume in größerem Format; sie ist durchbrochen gearbeitet, das heißt, die Konturen ringsum festoniert und die fünf Blätter bis an den inneren Kreis ausgeschnitten. Natürlich muß darauf geachtet werden, daß die feste Kante der Festonstiche überall nach der ausgeschnittenen Form hin zu liegen kommt. Die Stickerei kann ganz in Weiß ausgeführt und der Rand nur in hübschen Bogen ausfestoniert sein; viel reicher macht sich die Stickerei in farbiger Waschseide, die Blumenblätter rosa, der innere Kreis und die Mitte grünlichgelb gestickt, der Kragen rosa unterlegt und eine leichte Spitze als Volant um den Rand des Kragens gesetzt; eine rosa Schleife schließt die Spitzenkrause am Hals.

Morgenjacke mit Stickerei.

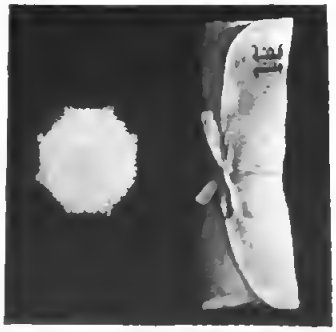
Rosette zur Morgenjacke mit Stickerei.

Borte für Wäscheschränke u. s. w. Flachsblüten in ihren natürlichen Farben auf feinem Leinen bilden eine reizende Ausstattung der auf die Bretter des Leinenschrankes gelegten Tücher oder der lambrequinartig angebrachten Zierstreifen. Die Herstellung geschieht beliebig in Stickerei mit Seide, Leinengarn oder Baumwolle oder in Malerei mit den waschbaren Heliosfarben, auch können beide Ausführungen vereinigt werden. Die kleine Ansicht des Streifens zeigt die Erde braun mit etwas kräftigerem Stickfaden in Stielstich gearbeitet, die Blätter grün in Plattstich, während die ebenfalls grünen Stiele und die blauen Blüten gemalt wurden; die naturgraue Blute ist dagegen ganz in Malerei ausgeführt. Letztere erhält entweder eine dunkle Kontur — braun oder schwarz — oder wird mit Stielstich in übereinstimmender Farbe umrandet. Sehr hübsch sieht die Borte auch auf Kinderkleidern, Schürzen, Decken u. s. w. aus.

Borte für Wäscheschränke u. s. w.

Serviettenhülle. Als ein sehr praktischer Gegenstand hat sich die hier abgebildete Serviettenhülle in unserem Haushalte erwiesen. Die Serviette ist vor dem Berühren fremder Hände geschützt und wird nur vom Eigentümer selbst angefaßt, eine Annehmlichkeit, die besonders in Pensionen, Sommerfrischen u. s. w. gewiß schätzenswert ist.

Zu der Hülle braucht man ein 40 cm langes und 26 cm breites Stück Stoff — wir benutzten Kreppleinen, das sich gut waschen und leicht durch Kreuzstich verzieren läßt. Die beiden Ecken an der einen schmalen Seite werden zum Ueberschlag um 2 cm abgerundet und nun das ganze Stück mit 1 cm breitem Battistband eingefaßt. Eine 18 cm tiefe, durch Nebenwindlinglinie zusammengenähte Tasche dient zur Aufnahme der Serviette, der 14 cm breite Ueberschlag wird in der Mitte mit zwei 30 cm langen Bändern versehen, die zum Zusammenbinden der aufgerollten Serviette bestimmt sind. Zum Schluß stickt man die Serviettenhülle mit einem Monogramm in der linken Ecke in verschiedenfarbiger, waschbarer Seide ausgeführt, so daß jeder seine Serviette leicht erkennen kann.

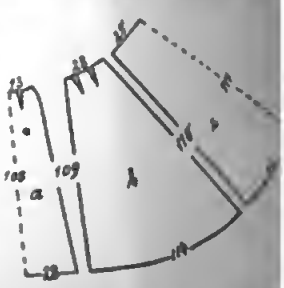


Deckchen zum Aufbewahren von Tafelservice und Serviettenhülle.

Beim Aufbewahren des guten Tafelservices legt man gewöhnlich Seidenpapier zwischen die Teller, damit das Porzellan nicht aufeinander reibt. Wir haben zu diesem Zweck kleine sechseckige, den inneren Raum der Teller ausfüllende Deckchen, die aus weißem Baumwollflanell hergestellt und mit weicher Baumwolle mit weitläufigen Pikots umhäkelt sind. Zu den Schüsseln werden selbstverständlich die passenden Formen geschnitten, und zu jeder Art des Services, wie Suppenteller, Dessertteller u. s. w. wähle man verschiedene Farben im Häkelgarn, damit nach dem Gebrauch leicht das Zusammengehörige herausgefunden wird. Wenn es zu einem Geschenk dienen soll, kann man das obenste Deckchen mit einem Monogramm versehen, wodurch die Arbeit eine reichere und ansehnlichere wird.

F. A. S. St.

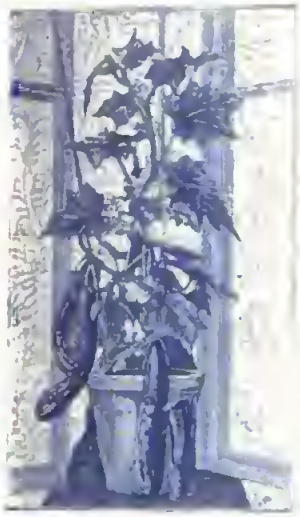
Moderner Kleiderrock. Da der futteralartige, oben vollständig faltenlose Rock nicht mehr für modern gilt, tauchen so viele neue Rockformen auf, daß die Wahl schwer wird, wenn man in goldene Mittelstraße zu gehen wünscht und nicht gleich wieder unmodern erscheinen möchte. Trotz des aus leichten Stoffen auftretenden Bauschens und des unten lose ausfallenden Faltenrockes wird das „Schleife" bevorzugt, doch giebt man der Hinterbahn größere Weite, die allerdings wieder in ganz flache Falten zu ordnen ist, um den Eindruck der Schleppe nicht zu beeinträchtigen. Hübsches und auch hübsch ist hierfür eine doppelte Tollfalte, die, schmal am Rockbund beginnend, nach unten breiter ausfällt. Diese Falte zeigt auch der dem kleinen Schnittmuster zu Grunde gelegte Rock, der einem für ältere Damen bestimmten Kleide aus feinem Wollstoff entnommen wurde und sich sehr zur Seidenverarbeitung eignet. Vorderbahn a und Hinterbahn c erhalten in ihrer Mitte den Stoffbruch und sind an beiden Seitenrändern abzuschrägen, die Seitenschrägung aber nur je an ihrem hinteren Längsrande. Ein leichtes Alpakafutter und eine nicht zu steife, 10 bis 20 cm hohe Einlage um den unteren Rand geben dem Rock guten Fall. In den hinteren Seitennähten mit rechts 7 cm von oben die Tasche eingesetzt, links ein 30 cm langer Schlitz mit untertretender Stoffleiste eingerichtet. Den oberen Rand machen warm und seitlich Abnäher anschließend; die Hinterbahn wird in eine 6 bis 7 cm breite, doppelte Tollfalte geordnet, und zwar legt man zunächst von links nach rechts, also am Schlitzrand, den Stoff in ganzer Breite der Falte zweimal ein, läßt aber den Rand selbst etwas zurücktreten, um dann etwas weniger tief die beiden doppelten Stofflagen von rechts nach links einzulegen. Die fertige Tollfalte muß jeder Seitenbahn nach 2 cm aufliegen und verbreitert sich nach unten auf 25 bis 27 cm, hier auch die unteren Falten sichtbar lassend. Um das Ausfallen der Falte zu verhindern, wird sie auf der Rückseite oben einige Centimeter tief eingeheftet, 50 cm tiefer durch ein Seidenband gehalten, das, von Seitennaht zu Seitennaht gelegt, 18 cm Länge mißt, und am unteren Rockrand durch Hydögen am inneren Falteubruche nochmals gesichert. Uebrigens lassen sich die oben ganz engen Röcke sehr gut der jetzigen Mode anpassen, falls man den zu einer faltigen Hinterbahn nötigen Stoff liegen hat oder noch erhält. Man schneidet ihn nach einem gegebenen Muster, ordnet ihn in die beschriebene Tollfalte und setzt ihn unsichtbar der hinteren Rockmitte auf, hierbei links einen Schlitz berücksichtigend; der obere Rand wird in den Rockbund gefaßt.



Schnittmuster zum modernen Kleid

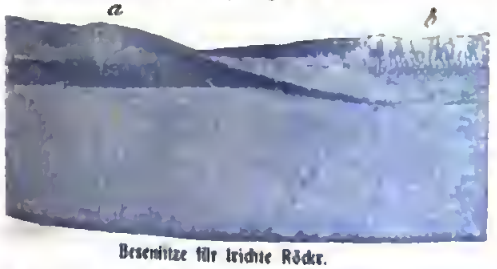
Allerlei Winke für jung und alt.

Zimmergurken. Im Zimmergarten ernten zu dürfen, ist eine eigenartige Freude, und sie allein genügt schon, um dem Liebhaber Ausgaben und Mühen zu lohnen. Man hat schon verschiedene Nutzpflanzen zu diesem Zwecke verwertet. An Zimmerfenstern und auf Veranden ist es gelungen, Obstbäumchen, Beerenreben, Erdbeeren u. dgl. zu pflegen, zur Blüte und Fruchtreife zu bringen. Die Töpfe mit Küchenkräutern sind seit lange eine liebe Specialität der Hausfrauen; nun reiht sich diesen Zimmerkulturen noch die Gurke an. M. Peterseims Blumenzüchterei in Erfurt bringt seit einiger Zeit Samen von Gurken in den Handel, die sich im Blumentopfe leicht ziehen lassen. Unsere Abbildung zeigt eine Gurkenpflanze fünf Wochen nach der Aussaat. Eine kleine Portion des Samens genügt, um jeden Pflanzenfreund, der keinen Garten besitzt, das Vergnügen zu bereiten, Gurkensalat von selbstgezogenen Gurken zu essen. Jede Samensendung enthält eine gedruckte Anleitung für die Behandlung.



Zimmergurken.

Allerhand Waschmittel. Soweit die moderne Stadthaushaltung noch eigene Großwäsche hält, macht sich das Bestreben nach Zeit- und Materialersparnis geltend, welchem entgegenzukommen, die Industrie nach Kräften bestrebt ist. Zahlreich sind die Anpreisungen von „Kraftull"- und „Bleich"-Pulvern unbekannter Zusammensetzung, andrer zahlreich die als wirksam und unschädlich erprobten Waschmittel. Unter ihnen nimmt eine ehrenvolle Stelle die „Lessive Phenix", hergestellt von Minios in Köln, ein, welche bei genauer Befolgung der jedem Paket beigegebenen Anweisung eine tadellos weiße, duftende Wäsche ergiebt und in zahlreichen größeren Anstalten bereits als einziges Waschmittel angenommen ist. Man entfernt bei ihrer Anwendung das Einlegen am Tage vorher. Die Wäsche wird nur mit kaltem Wasser angefeuchtet, über Nacht stehen gelassen und des anderen Morgens mit Wasser und „Phenix"-Lauge gekocht, hierauf ohne Seife ausgewaschen und gespült. Da das Kochen ziemlich lange dauert (1¼ bis 2 Stunden), auch diese Waschmethode dort am besten angewendet, wo die Möglichkeit ist, genügend heißes Wasser zum Auswaschen oder Spülen in einem zweiten Kessel zu haben. Für die kleine Waschküche mit nur einem solchen dürfte das Einweichen mit „Thompsons Seifenpulver" oder einem ähnlichen gut bewährten Präparat vorzuziehen sein, welches über Nacht den Schmutz völlig lockert und die Behandlung der Wäsche am andern Morgen sehr erleichtert. — Zum Trost aller Hausfrauen, die heute noch der alten Methode des Einseifens, Einweichens, Auswaschens und Kochens anhängen, sei schließlich gesagt, daß deren Umständlichkeit sich ganz sicher durch schöne Wäsche lohnt und daß ein kleiner Zusatz von Bürgins, Borax oder Salmiak den Schmutz sehr gut löst. Gewöhnlicher allerdings, durch Ersparung des Vorbereitens, geht es mit den Präparaten, und wo vollends noch eine gute Waschmaschine im Gang ist, kann heute die frühere Arbeit von zwei Tagen bequem in einem gelenket werden — Grund genug für intelligente Frauen, durch Beobachten und Ausprobieren die Vorteile der neuen Waschmittel zu erkennen und für ihre Wirtschaft nutzbar zu machen.



Besenritze für trichte Röcke.

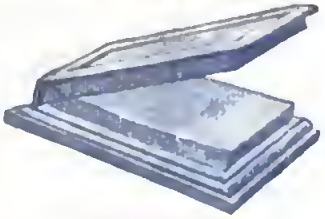
Trennlitzen an leichte Röcke anzunähen. Wie Abbildung a veranschaulicht, näht man die Litze vom links mit kleinen Saumstichen direkt an Besetzen an. Zum zweiten Annähen b schlägt man die Litze auf den Besatz um und säumt sie fein ein. Diese Litzenbefestigung hat noch den großen Vorzug, beim Waschen glatt zu bleiben.

Reparieren von Gipsgegenständen. Eine kleine getönte Gipsbüste war zerbrochen und zwar so unglücklich, daß einige Splitter fehlten und häßliche Spalten sichtbar blieben, als der Kopf auf Fischleim wieder auf dem Hals befestigt war. Ich verschaffte mir vom Drogisten feinsten Alabastergips, von dem ich eine ganz kleine Portion mit etwas Wasser und einem Tropfen von starkem arabischen Gummi zu einem dicken Brei anmachte. Mittels eines spitzen Pinsels füllte ich diesen Brei in die Spalten und wiederholte dies mehrfach, sowie die Masse im Trocknen wieder eingesunken war; schließlich war die Fläche wieder hergestellt. Als alles gut trocken war, glättete ich mit einem Radiermesser die kleinen Rauheiten der Oberfläche und mischte dann den Ton des gefärbten Gipses in Aquarellfarbe auch, womit ich die ausgebesserten Stellen überging. Der Schaden ist vollständig verschwunden. J.

Das zierliche Ledertäschchen ist unseren jungen Damen nahezu unentbehrlich geworden, und man sieht sie selten auf der Straße ohne ein solches. Aeltere Frauen bevorzugen das bequemere Réticule, den Nachfolger des Pompadours unserer Großmütter, in dem neben dem unvermeidlichen Strickzeug auch so viel Naschwerk für kleine Leckermäulchen Platz fand. Ein solcher Gegenstand den Entzückens für die Enkelkinder ist der moderne Réticule nicht, dessen Schnitt wir hier — in zehnfacher Verkleinerung — bringen; dazu faßt er in seiner Zierlichkeit viel zu wenig Bonbons! Aber er sieht mit seinem eigenartig geformten Rande sehr schön und elegant aus, besonders, wenn wir ihn aus schwarzem Moiré mit zartfarbigem, etwa heliotrop, Seidenfutter fertigen. Der Réticule mißt 16 cm in der Breite und 30 cm in der Höhe, ein Streifen von 52 cm genügt also zu seiner Herstellung; 10 cm unterhalb des Randes wird der Zugsaum angebracht, über den sich die Rundzacken wie Blumenblätter legen. An Stelle des Zuges können auch Ringe treten, die an der Außenseite des Beutels in entsprechenden Zwischenräumen angenäht und durch welche Seidenbänder geleitet werden. M. H.

Schnitt zu einem zierlichen Ledertäschchen.

Block in Etuiform. Die meisten eleganteren Blocks haben den Nachteil, daß sie infolge des Herausnehmens der Papierunterlage bald einsinken und unordentlich aussehen. Diesen Uebelstand begegnet der Block in Etuiform, welchen wir heute in Vorschlag bringen. Der Beschreibung des uns vorliegenden Modells in Nußbaumholz und Messingätzung — wie es sich besonders für einen Herrenschreibtisch eignet — schicken wir noch den Hinweis darauf voraus, daß sich nach dem gleichen Prinzip auch Blocks in Leder, in Pappe, mit Plüsch- und Damastbezug rc. ausführen lassen, ebenso wie für die Ausschmückung seiner Fläche die verschiedensten Techniken sich eignen.



Block in Etuiform.

Ein gewöhnlicher Geschäftsblock wird auf eine etwas profilierte Platte von Nußbaumholz aufgeleimt, deren glatte Fläche nach jeder Seite hin um 1½ cm über denselben vorsteht. An der Schmalseite, an welcher der Block abgerissen wird, lehnt sich an diesen aufrechtstehend ein Brettchen an, dessen Höhe der Dicke des Blocks entspricht.

An demselben wird mit Schaniren der Deckel befestigt und er ist an beiden Seiten so abzuschrägen, wie es dessen Uebergreifen, das aus der Abbildung ersichtlich ist, erfordert.

In geschlossenem Zustand hat der Block die Form eines flachen, zierlichen Kastchens; der Schmuck des Deckels besteht in einer getönten Messingplatte, in Lederdreh- oder Schnitzarbeit, in Applikationsstickerei oder dergleichen.

Ein schmales Randleistchen (schmälere Bilderrahmen verwendbar) rahmt die Arbeit auf dem Deckel ein.

Sämtliche Holzteile sind braungebeizt und mattiert.

Weiße und ecrue Spitzen- und Tüllstickerei wäscht man mit Benzin; es ist dies die einzige Art, welche die Appretur vollständig erhält. In ein kleines Schüsselchen voll Benzin legt man den Schleier und drückt ihn ein paarmal fest darin aus. Dann legt man ihn auf ein reines weißes Tuch, nimmt ein zweites und reibt damit, stets die Stelle wechselnd, den Schmutz heraus, feuchtet auch, wenn nötig, etwas mit Benzin nach. Ist der Schleier sehr schmutzig, so taucht man ihn ein zweites Mal in frisches Benzin und verfährt wie angegeben damit. Noch feucht rollt man ihn auf ein Kissen, worauf er wieder wie neu erscheint.

Interessante Reiselektüre.

Jedes Bändchen im Umfang von ca. 112 Seiten Oktav
1 Mark.

Paul Heyse, Der Schutzengel.
Illustriert von C. Münch.

Rudolph Stratz, Samum.
Illustriert von Chr. Speyer.

Ludwig Fulda, Die Hochzeitsreise nach Rom. Illustriert von Paul Rieth.

A. Noël, Didiers Braut.
Illustriert von F. Hlavaty.

Ernst Lenbach (Ernst Muellenbach), Auf der Sonnenseite.
Illustr. von C. Reichert, A. Mandlick, R. Reinicke u. a.

In den obigen Bändchen bieten wir eine Serie von Novellen hervorragender und beliebter Autoren dar, welche, von Künstlerhand mit zahlreichen Text-Illustrationen und farbigen Umschlagbildern geschmückt, mit eleganter Ausstattung einen ausserordentlich billigen Preis verbinden. Als **gute** und **interessante** Reiselektüre können wir diese Novellen ganz besonders empfehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.

In unserem Verlage erschienen:

Heinrich Seidels Erzählende Schriften.

Wohlfeile Ausgabe in 33 Lieferungen zu 40 Pfennig oder in 7 Bänden zu 3 Mark für den broschierten und 4 Mark für den schön gebundenen Band.

Inhalt:

Band 1: **Leberecht Hühnchen.** Band 2 und 3: **Vorstadtgeschichten.** Band 4 und 5: **Geschichten und Skizzen aus der Heimat.** Band 6: **Phantasiestücke.** Band 7: **Aus meinem Leben.**

Die meisten Buch- und Zeitungshändler nehmen Bestellungen auf die neue wohlfeile Ausgabe von Heinrich Seidels erzählenden Schriften entgegen u. senden die erste Lieferung wie auch den ersten Band zur Ansicht.

Adler Musikwerke

Neue Spieldosen mit auswechselbaren Notenscheiben.
Solide Construction. Schöner Ton.
Im Preise von 10 bis 200 Mk.

Adler-Musikautomaten
von 150 bis 1000 Mark.

Fortuna-Musikautomat
mit Stahlstimmen, Harmonium, Trommel und Triangel.
Grossartige Klangwirkung.

Generalvertrieb durch:

Jul. Heinr. Zimmermann in Leipzig.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Das Glück und andere Novellen.

Von **Arthur Sewett.**

Geheftet 2 Mark, elegant geb. 3 Mark.

Inhalt.
Das Glück. — In der Heilanstalt. — Ein Sommernachtstraum.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Antons Erben.

Roman von **W. Heimburg**

3. Auflage.

Preis geheftet 3 M., elegant gebunden 4 M.

Dieser, bei seinem Erscheinen in der „Gartenlaube" mit ausserordentlichem Beifall aufgenommene Roman liegt nunmehr in der 3. Auflage vor, welche mit schöner Ausstattung einen ausserordentlich billigen Preis verbindet.

Von der gleichen Verlagsserie erschienen ferner in obigem Verlag:

Aus dem Leben meiner alten Freundin. Roman. 9. Auflage.
Lumpenmüllers Lieschen. Roman. 4. Auflage.
Kloster Wendhusen. Roman. 5. Aufl.
Dajumal. 4 Novellen. 2. Auflage.
Ein armes Mädchen. Roman. 3. Auflage.
Truddchens Heirat. Roman. 2. Aufl.
Die Andere. Roman. 3. Auflage.
Herzenskrisen. Roman. 2. Auflage.
Unter der Linde. 7 Novellen. 2 Aufl.
Lore von Colln. Roman. 2. Aufl.
Eine unbedeutende Frau. Roman.
Mamsell Unnütz. Roman. 2. Aufl.
Sabinens Freier. Auf schwankem Boden. 2 Novellen. 2. Auflage.
Um fremde Schuld. Roman. 2. Aufl.
Haus Beetjen. Roman. 3. Auflage.
Trotzige Herzen. Roman. 3. Auflage.

Jeder Band geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön duftendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.
NEW YORK. U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

12. Heft. 12. Juni 1900. Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12th & Vine Sts., Cincinnati, Ohio.

Inhalt.

Seite

Der Dorfapostel. Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer (Anfang) 361

Gutenberg. Ein Gedenkblatt von Prof. Dr. Xaver. Mit Abbildungen 369

Der Gebäudeschutz durch Blitzableiter. Von W. Verdeow 376

Allerlei aus dem Marineleben. Von Graf Bernstorff, Korv.-Kapt. a. D. Mit Abbildungen nach Photographien von Arthur Renard in Kiel 377

Glück. Gedicht von Gustav Klitschee 380

Kampf ums Glück. Roman von Paul Rodran (5. Fortsetzung) 382

Blätter und Blüten: Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf. (Mit Bildnis.) S. 390. — Fremdlinge. (Zu dem Bilde S. 364 und 365.) S. 390. — Ein deutsches Jubiläum in Brasilien. Von Robert Bernhard. (Mit Abbildungen.) S. 391. — Reicher Insektenbesuch. S. 391. — Klippschliefer im Berliner Zoologischen Garten. Von Matschie. (Zu dem Bilde S. 389.) S. 391. — Deutschlands merkwürdige Bäume: das Krausbaumchen bei Homburg v. d. H. Von Wilh. Henn. (Mit Abbildung.) S. 392. — Oedipus und Antigone. (Zu unserer Kunstbeilage.) S. 392.

Allerlei Kurzweil: S. 392.

Illustrationen: Fremdlinge. Von Rod. Leinweber. S. 364 und 365. — Abbildungen zu dem Artikel „Gutenberg". Johannes Gutenberg in Straßburg. S. 361. Johann Gutenberg nach dem Bilde von Julius 1698. Der „Wambsdorfer Hof" in Mainz, früher „Hof zum Gensfleisch". S. 369. Gedenktafel am „Hof zum Gensfleisch". Der „Hof zum Gutenberg", Gutenbergs Stammhaus mütterlicherseits in Mainz. Siegel des Friele Gensfleisch. Angebliches Siegel des Johannes Gutenberg. S. 370. Der „Hof zum Jungen", Gutenbergs erste Werkstatte in Mainz. Gedenktafel am „Hof zum Jungen". Bruchstück einer alten im „Hof zum Jungen" aufgefundenen Druckpresse. „Hof zum Humbrecht" in Mainz, Fusts und Schöffers Werkstätte. S. 371. Anfang der 42zeiligen Bibel. Der „Schofferhof" in Mainz. S. 372. Gutenberg erklärt Fust und Schöffer seine Erfindung. Von A. Rick. S. 373. Thorwaldsens Gutenberg-Denkmal in Mainz. Reliefs an Thorwaldsens Gutenberg-Denkmal in Mainz. S. 374. Joseph Scholls Gutenberg-Denkmal im Garten der Kasinogesellschaft in Mainz. S. 375. — Abbildungen zu dem Artikel „Allerlei aus dem Marineleben". Die „Wörth", aus dem Kaiser Wilhelm-Kanal kommend. S. 377. In der Küche. Im Heizraum. Die „Bumbootsfrau" an Bord. S. 378. Am Geschütz. Musterung an Bord. Tanz an Bord. S. 379. In der Offiziersmesse. S. 380. „Mein Schiff". S. 381. — Liebesfrühling im Schwarzwald. Von C. Liedich. S. 385. — Klippschlieferin im Berliner Zoologischen Garten. Von Paul Neumann. S. 389. — Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf. S. 390. — Hafen der Stadt Blumenau. Ansiedlerhaus in der Urwaldkolonie Hansa Joinville. S. 391. — Deutschlands merkwürdige Bäume: das Krausbäumchen bei Homburg v. d. H. S. 392.

Hierzu 2 Beilagen, sowie Kunstbeilage 12: „Oedipus und Antigone". Von E. Thirion.

Kleine Mitteilungen.

Für Radfahrerinnen. Der zartere Organismus der Frauen ist nicht in demselben Maße körperlichen Anstrengungen und Strapazen gewachsen wie der der Männer, und eine Ueberanstrengung, die diesen vielleicht ein vorübergehendes Unbehagen verursacht, kann für sie eine ernste und dauernde Gesundheitsstörung zur Folge haben. Es wäre also durchaus thöricht, wenn Damen bei „gemischten" Ausfahrten sich vom Ehrgeiz verleiten ließen, es an Schnelligkeit und Ausdauer den männlichen Teilnehmern gleichthun oder gar sie überbieten zu wollen. Die momentane Freude über einen Triumph könnte da doch zu teuer zu stehen kommen. Unverständig wären auch die männlichen Begleiter, die solchen Wettbewerb zugeben oder auch noch dazu ermunterten. Damit würden sie nur darthun, daß sie ganz ungeeignet seien, eine Damenpartie zu führen, und daß sie durchaus keine rechte Vorstellung von der ihnen zufallenden pflichtmäßigen Obsorge haben. Eine Dame sollte eine Hetzjagd zu Rade niemals mitmachen. Das würde sich immer rächen, denn auf die gewaltsame Anspannung der Kräfte muß die Erschöpfung folgen, gar abgesehen davon, daß eine Dame sich vor einem Sturze mehr zu hüten hat als ein Mann, und daß ein Sturz bei so forciertem Tempo besonders böse Folgen haben kann. Ich stelle eine weibliche Nase im Werte ungleich höher als eine männliche, und bei einer Hetzjagd kann eine Nase sehr leicht zerschlagen werden. Und dann — ein starkes Argument, weil es sich an das ästhetische Empfinden wendet: eine Dame soll niemals erhitzt und verschwitzt aussehen. Ein Begleiter, der nicht im Stande ist, seine Damen vollkommen frisch, ohne Ermüdung und Erhitzung nach Hause zu bringen, der versteht sein Geschäft nicht und ist abzusetzen.

Die Kleidung beim Radfahren ist für die Damen ein viel wichtigeres Problem als für die Herren. Zunächst ist natürlich das Hauptaugenmerk auf die Zweckmäßigkeit zu richten. Daß aber diese allein nicht den Ausschlag giebt, beweist die Pumphose, die unzweifelhaft allen Anforderungen nach dieser Richtung hin in weit höherem Maße entspricht als der Rock, und die sich dennoch nicht behaupten konnte. Man trifft sie nur noch sehr vereinzelt an. Eine Dame sollte nur im „Dreß" ausfahren. Alles hat seinen Stil, und es macht sich nicht gut, wenn eine Dame in gewöhnlicher Straßenkleidung auf dem Rade sitzt. Und nicht nur, weil es sich nicht gut macht: das gewöhnliche Straßenkleid kann da auch gefährlich werden. Der Rock ist gewöhnlich zu lang, zu weit, oft aus leichtem Stoff: er flattert im Winde, verursacht Verlegenheiten, giebt ein unschönes Bild und kann trotz der Sicherungen leicht am Pedal, der Kurbel, der Achse, an der Kette oder in den Speichen hängen bleiben. Das giebt dann einen schweren Sturz, und die Dame kann froh sein, wenn ihr nicht der ganze Rock vom Leibe gerissen wird. Darum setze man sich nur im Radfahrrock aufs Rad: der soll kurz, eng und aus starkem Stoff hergestellt sein. Sehr empfiehlt es sich, inwendig am unteren Saum einen starken Besatz aus Leder oder sehr starkem Futterstoff, etwa handbreit, anzubringen. Ein solcher Rock wird nicht aufflattern, sich nicht verfangen und immer einen decenten Anblick darbieten. Unfein wäre es, andere als ganz dunkle Strümpfe zu wählen; am besten ist's, wenn sie ganz schwarz sind, nicht einmal zarte fadige Streifen oder Reifen mochten wir empfehlen. Was das Schuhwerk betrifft, so kann man nach Neigung oder Gewohnheit Halbschuhe oder hohe Schnürschuhe wählen, die Hauptsache ist, daß sich alles in vollkommen tadellosem Zustande präsentiere. Hohe Absätze beim Radfahren wären schlechter Geschmack. Selbstverständlich ist es, daß eine Dame nie ohne Handschuhe fahren wird. Ob nur eine Ausnahme Taille, Bluse oder Jackchen anzuziehen sei, darüber entscheide man nach den Umständen, nur daran halte man unverbrüchlich fest, daß man sich zu einer Radfahrt nicht stark schnüren darf. Gut wird man thun, der Kopfbedeckung besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Daß der Modehut, wie er auf der Promenade getragen wird, beim Radfahren nichts taugt, liegt auf der Hand. Abgesehen davon, daß eine Dame mit einem solchen auf dem Rade keine gute Figur macht, ist zu bedenken, daß die Damen beim Radfahren fast immer mit dem Winde zu kämpfen haben. Schon mancher böse Sturz ist dadurch entstanden, daß die Dame sich genötigt sah, während der Fahrt in schwieriger Situation eine Hand von der Lenkstange zu erheben, um die vom Wind bestürmte Kopfbedeckung zu sichern. Man wird sich also für solche Formen entscheiden, welche sich fest und sicher aufsetzen lassen und dabei dem Winde möglichst geringe Angriffsflächen darbieten. Am besten haben sich Barett und Kappe bewährt, und es giebt da so viele Variationen in den Formen, daß für jede Individualität etwas Passendes zu finden sein wird. Jedenfalls begnüge man sich beim Radfahren niemals mit einer Hutnadel, sondern nehme deren mindestens zwei. Nicht empfehlen möchten wir die Verwendung des Schleiers bei der Fahrt. Er nützt nicht viel, schafft aber manche Unzukömmlichkeit, und wenn auch das Gesicht ein wenig von der Sonne gebräunt werden sollte, das schadet gar nichts. Die Hauptsache hinsichtlich der Kleidung muß freilich der eigenen Einsicht und dem persönlichen Geschmack überlassen bleiben. Man wird sich anders anziehen für eine Spazierfahrt durch die Stadt oder durch einen eleganten Park derselben und anders für die Landstraße, und anders endlich für eine große Wanderfahrt als für eine kleine Landpartie.

Verwendung des Apfelweines in der Küche. Es ist in weiteren Kreisen nicht genügend bekannt, daß der billige Apfelwein in der Küche recht gut die teuren Weinsorten ersetzen kann. Wir entnehmen darum einem Flugblatte der Obstverwertungs-Genossenschaft für den Amtsbezirk Oberndorf folgende Winke:

Der Apfelwein ersetzt den Traubenwein vollkommen als Kochwein für Sappen.

Er eignet sich für Saucen (Chaudeau) zu Mehlspeisen, wobei ihm aber nur wenig oder gar kein Wasser beigegossen wird.

Er bildet eine pikante Zugabe für Saucen zu Fleischspeisen, zu grünen Gemüsen, vorzugsweise zu grünen Bohnen, ferner für Hühnerfrikassee, wie Linsen, Bohnen, Erbsen.

Er eignet sich als Beimischung zum Essig im allgemeinen, um denselben milder und angenehmer zu machen, und im besonderen zum Einbeizen von Fleischwaaren, indem man dem Essig die gleiche Menge Apfelwein beifügt; dadurch wird das von vielen so beliebte Beizfleisch (Bœuf à la mode) vor der den Magen belästigenden Essigschärfe bewahrt und leichter verdaulich.

Er paßt zum Kochen von Sauerkraut, indem man dasselbe statt mit Wasser mit Apfelwein oder auch zur Hälfte mit Wasser, zur Hälfte mit Apfelwein auf das Feuer stellt: das in dieser Weise zubereitete Kraut ist von ausgezeichnetem Geschmacke und ist besser und leichter zu verdauen.

Der Apfelwein kann schließlich verwendet werden zum Kochen oder Dampfen der Früchte, wie Erdbeeren, Kirschen, Johannis- und Stachelbeeren, Zwetschen, Aepfel, Birnen ꝛc., sowie beim Einkochen von Gelees orten, indem man die Früchte oder den Zucker mit Wasser und Apfelwein zu gleichen Teilen ans Feuer setzt: durch dieses Verfahren wird deren Geschmack bedeutend voller und pikanter.

Halbheft 12. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ● Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Der Dorfapostel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer.

1.

Helle Mittagssonne überflimmerte die beschneiten Berge und das weiße Thal. Kaum ein Schatten in der Landschaft; alles in stille, leuchtende Sonne getaucht. Und alles weiß. Man sah von den Dächern keines; sie unterschieden sich im Schnee nicht mehr von den getünchten Mauern der Häuser und von der weißen Erde. Man sah den Kirchturm nicht; er war im Weiß verschwunden; nur die runden Luken seiner Glockenstube hingen wie große dunkle Augen in der Luft, und sein grünes, spitz aufgezogenes Dächlein, auf dessen steilen Kupferplatten der Schnee nicht haften konnte, schien unter dem Himmel zu schweben, als wär's die sichtbare Haube eines Riesen, welcher unsichtbar inmitten des weißen Thales stand.

Wie kalt die Nächte noch immer waren, das sah man an den groß geblätterten Krystallen, die überall im Nachtfrost aus der Schneedecke hervorgeblüht waren, als hätte auch der eisige Winter seine Blumen. Die glitzerten mit kaltem Schimmer über allem Grund; doch in den reinen, stillen Lüften, deren blaue Wunderglade sich wolkenlos über die weißen Berge spannte, und in der linden Sonne der Mittagsstunden spürte man schon eine leise Ahnung des Frühlings, welcher kommen wollte.

Manchmal fielen kleine Schneeklumpen von den Bäumen nieder, immer wieder klang und seufzte das den Bach bedeckende Eis, und an der dicht verschneiten Hecke, welche die Straße von den glitzernden Wiesen trennte, flogen mit pispernden Spiel die winzigen Schopfmeisen aus und ein.

„Die merken halt auch schon, daß die gute Zeit nimmer weit is!"

So schien der Waldhafer-Raman zu denken, als er auf der Straße stehen blieb, um lächelnd eine Weile das Spiel der kleinen Vögel zu betrachten, die sich der Sonne freuten und dabei im Schnee der Straße ihre Flügel badeten.

Ein junger Bursch, kräftig und schlank gewachsen. Und mit heißem Blut in den Adern. Denn trotz des Winters trug er halb sommerliche Kleider, die Joppe an der Brust weit offen, als gäb' es für ihn kein Frieren. Ein männlich hübsches Gesicht, nach gebräunt vom Sommer her, Kinn und Wangen mit Sorgfalt rasiert, ein braunes Bärtchen über den Lippen aufgezwirbelt, und ruhige, dunkel glänzende Augen. Ein wenig

aus der Stirn geschoben saß ein leichtes Hütlein mit weißen Adlerflaumen über dem kurz geschnittenen Braunhaar. An seinem ganzen Wesen war etwas von städtischem Schliff. Das hatte er von seiner Saldatenzeit mit heimgebracht, und wenn er auch das doppelfarbige Tuch der „Schweren Reiter“ gerne wieder gegen die Joppe vertauscht hatte, so war ihm doch die militärische Haltung geblieben und jene Fürsorge für den äußeren Menschen, bei der man etwas aus sich zu machen liebt, ohne eitel zu sein.

Als er so mitten in der Straße stand, auf die Axt gestützt, die er wie einen Spazierstock in der Hand führte, war er anzusehen wie der Typus eines glücklich geratenen Volkskindes, ein Bild gesunder Jugend und sorgloser Lebensfreude. Und wie gut seinem Gesichte dieses ruhige, sinnende Lächeln stand, mit dem er das Spiel der Meisen belauschte!

Da flatterten die Vögel plötzlich auf und huschten in die verschneite Hecke.

Ein kleines, behäbiges Männlein mit rundem Faltengesicht kam auf der Straße daher, den Kopf bis an die Augen bedeckt von einer schwarzen Pudelmütze, unter der nur ein wenig noch die grauen Haare hervorlugten. Um den Hals war drei- oder viermal ein schwarzer Schlips gewunden, und unter dem langen schwarzen Winterrock, der über dem strebsamen Bäuchlein schon so eng geworden, daß von den Knöpfen weg die Falten straff nach allen Seiten liefen, guckten zwei sacht schreitende Stiefel hervor, groß und schwer wie lederne Flöße. Die Augen gesenkt, mit murmelnden Lippen, ein offenes Büchlein in den Händen, und diese Hände versteckt in wollenen Fäustlingen, die an einer Schnur um die Schultern hingen, so kam der hochwürdige Herr Felician Höradam, der alte Seelsorger des Dorfes, auf den jungen Waldhofer zugegangen.

„Grüß Gott, Heer Pfarr!“

Der alte Herr schloß das Brevier, murmelte einen lateinischen Satz zu Ende und machte noch ein paar Schritte, als wäre das keine leichte Sache, diese gewichtigen Stiefel, wenn sie einmal im Gang waren, zum Anhalten zu bewegen. Nun stand er fest, und die Hände mit dem Brevier hinter den Rücken legend, nickte er freundlich. „Grüß dich Gott, lieber Roman! Was treibst du denn da?“

„So zugschaut hab ich ein bißl, wie's die Vogerln machen. Ich sag Ihnen, Herr Pfaer, von denen könnt der Mensch was lernen.“

„Freilich, ja, der Mensch könnt immer was lernen! Wenn er nur möcht!“ Gutmütig lächelte der alte Heer. „Aber sag, jetzt bin ich neugierig geworden . . . was willst du denn lernen von den Vögerln?“

„So zugschaut hab ich ihaen, wie s' voller Lustigkeit im Schnee umeinander hupfen und wieder die Federn aufbludern in der Sonn. Und da hab ich mir denkt: so müßt's ein jeder machen . . . wissen S', daß man seine Freud an allem hat, mein' ich . . . am kalten Winter grad so wie an der warmen Sonn . . . will sagen: daß man grad so leicht über harte Zeiten nüberkommt wie über die guten.“

„Ja, Roman, das lern du nur!“ Das Gesicht des Pfarrers wurde ernst, und aus dem Blick, mit dem er den jungen Waldhofer betrachtete, sprach es wie Sorge. „Vielleicht kannst du solche Lehr in deinem Leben einmal brauchen. Wer weiß, wie bald?“

Roman schien nur halb zu hören. Er lächelte so zufrieden vor sich hin, als wäre er ein wenig stolz auf den klugen Gedanken, den ihm die kleinen Schopfmeisen eingegeben hatten.

„Ja, Roman, lerne das nur!“

Der junge Waldhofer schmunzelte. „Schier mein' ich, Herr Pfaer, ich kann's ein bißl!“

„Die harten Zeiten grad so leicht wie die guten nehmen? . . . Geh, du! Wie viel harte Zeiten hast denn du im Leben schon gesehen? So viel wie der Blinde auf'm Guglhupf Zwiseben sieht.“

Da lachte Roman. „Haben S' recht, Heer Pfarr! Von dieselbigen, die sich übers irdische Jammerthal beklagen müssen, bin ich keiner. Gott sei Dank! . . . Aber jetzt muß ich schauen, daß ich d' Wett hinter die Füß bring!“

„Wohin denn heut noch?“

„Auf'n Grünberg nauf, ein bißl nachschauen, was unsere Holzknecht schaffen. Der Weg da nauf, der zieht sich . . .“

„Und geht am Staudamer-Hof vorbei? Gelt ja?“

„Gut troffen, Heer Pfaer! Und gar so gschwind, mein' ich, laßt mich 's Julei net weiter!“ Roman lachte, wie nur die Glücklichen lachen. „Und schauen S', da kommt jetzt gleich von meiner harten Zeit ein Stündl: wenn ich bei der Julei sitz, und es sieht ihr Mutter dabei. Das is noch eine von die strengen Jahrgäng her, wo jedes ledige Bußl als Todsünd gwogen hat. No, muß ich das harte Stündl halt mit Gedald übertauchen und auf die guten warten . . . wo d' Mutter net dabei is! Lang bleiben s' mir nimmer aus!“

„Ein netter Diskurs das . . . für ein Pfarrer!“ Herr Felician Horadam zog etwas ärgerlich die Brauen auf. „Du bist mir einer! Schenierst dich denn gar nicht?“

„Warum denn schenieren? Sie geben ja eh bald Ihren Segen dazu.“ Lustig zwinkerte der junge Waldhofer mit den Augen. „Muß ich mir halt denken, ich hab ein bißl ein Vorschuß drauf!“ Lachend rückte er das Hütlein und ging davon.

Der alte Herr aber schob ganz erschracken das Brevier in die Tasche des Winterrockes, streckte die Hände aus, soweit es die kurze Schnur der wollenen Fäusttinge zuließ, und vor Schreck der hochdeutschen Rede vergessend, die seiner Würde entsprach, rief er in vollem Dialekt: „Nix da! Nix da! He, du! Mit'm Vorschuß auf mein Segen is's nix! Das bitt ich mir aus! Mach mir keine Gschichten!“

Roman blieb stehen und sprach mit Lachen über die Schulter: „Ohne Sorg, Herr Pfarr! Es war net so gfährlich gmeint! Ich weiß schon, wie ich mich halten muß, daß mir mein Glück net aus der Hand fallt!“

Die heitere Antwort schien den alten Herrn zu beruhigen. Und während er mit einem Blick des Wohlgefallens dem jungen Burschen nachsah, murmelte er lächelnd vor sich hin: „Junge Zeit und Narretei!“ Doch je weiter Roman durch den Schnee dahinstapfte, desto mehr erwachte in den Augen des Pfarrers jene sorgende Unruhe wieder. Und plötzlich rief er: „Roman! He!“

„Herr Pfarr?“

„Geh, komm noch ein bißl her!“

Der junge Waldhofer kam zurück und sah ein wenig verwundert drein, als die wollenen Fäustlinge seine Hand so zärtlich umschlangen und der Pfarrer mit etwas unsicherer Stimme fragte: „Roman? . . . Sag mir's . . . ganz offen und ehrlich sag mir's . . . kommst denn auch allweil gut aus mit der Julei?“

„Aber gwiß!“ Roman lachte schon wieder. „Zwei junge Leut, die sich gern haben, warum sollten denn die net gut auskommen mit einand?“

„Freilich, freilich . . .“

„Na ja, ein bißl trutzen, ein bißl tratzen . . . schauen S', Heer Pfarr, das muß so sein. Das is wie der Zucker im Kaffee. Das macht ihn erst richtig süß!“

„So? So? . . . Meinst?“

Ganz betroffen sah Roman dem Pfarrer ins Gesicht. Er schien zu fühlen, daß aus diesen alten, guten Augen eine Sorge redete. Und völlig verändert klang seine Stimme, als er fragte: „Heer Pfarr? Was is denn? Sie haben doch nix gegen d' Julei, gelt?“

„Ich?“ Der alte Herr wurde so verlegen, daß er stotterte. „Nein, nein! Gott bewahre! Was fall ich denn gegen die Julei haben? Wie du einem nur alles gleich auslegst! Und . . . ich hab dir doch was ganz anderes sagen wollen! Freilich! Was wollt' ich denn nur gleich sagen? Richtig, ja . . . der böhmische Peter, gelt, der ist jetzt euer Holzknecht?“

„Ja, Herr Pfaer. Und ein bessern Holzknecht könnt sich der Vater net wünschen. Der schafft wie drei.“

„Und mir . . .“ der Pfarrer seufzte, „mir macht er eine Sorg um die andere! . . . Schafft er vielleicht auf dem Grünberg droben? Und triffst ihn heut noch? Ja? Dann mußt ihm eine Botschaft sagen von mir!“

„Schier kann ich mir denken, was für eine.“ Roman tächette. „Haben S' vielleicht ghört, was am letzten Sonntag passiert is?“

„Ja! Meine Kathrin hat mir's erzählt. Sag mir doch,

Roman, sag mir, was ist denn nur in den Menschen hineingefahren?"

„Der möcht halt d' Leut ein bißl besser machen, als wie s' sind."

„Das hätt schon mancher mögen! Und hat's noch keiner fertig gebracht!" seufzte Herr Felician Haradam, als hätte er selbst mit solchen Versuchen schon böse Erfahrungen gemacht. „Wenn ich auf der Kanzel stehe, ich, der Pfarrer, und rede meinen Bauern ins Gewissen . . . du mein Gott, helfen thut's leider auch nicht viel . . . aber es hat doch sein Ansehen, und die nicht grad schlafen im Beichtstuhl, passen ja auch ein bisserl auf. Aber wenn so ein Holzknecht kommt, der seine drei Centner wiegt, und will den Bauern die christliche Nächstenliebe im Wirtshaus predigen, wenn sie ihren Schnaps ausspielen . . . schau, da müssen ihn die Leut ja doch auslachen! Und wie mir die Kathrin erzählt hat, haben sie neulich den armen Kerl auch noch gehörig durchgewichst. Und nicht einmal gewehrt hat er sich, der gute Lapp!"

„Wehren darf er sich freilich net . . . mit salchene Fäust! Thät er einmal lasdreschen, der Hanspeter, da wären ein paar erschlagen, er wüßt net wie! Der haut ja mit dem Fingerspitzl von einer eichenen Tischplatten die Ecken weg, als wär's ein Lebzelten. Aber wissen S', Herr Pfarr," der junge Waldhofer lachte noch immer, aber es klang doch wie Ernst aus seinen heiteren Worten, „der Hanspeter meint halt, wenn einer d' Nächstenlieb predigen will, so muß er mit'm guten Beispiel vorausmarschieren."

„Ja, ja, ja, und es wär ja auch alles schön und recht. Er ist ja wirklich ein braver, seelenguter Mensch und meint's ja auch heilig ernst. Aber schau nur: wenn sich ein Pfarrer aufs Butterfasserl setzt, so ist er nach lang keine Sennerin . . . er macht sich nur die Hosen fett. Und steigt ein Holzknecht aufs Kirchendach, so wird er deswegen kein Glöckl, das läuten kann und zum Gottesdienst rufen. Ich bin dem braven Menschen doch selber gut. Aber er wird ja mit seiner Volksverbesserung für das ganze Dorf zum Gespött. Sie schimpfen ihn einen buckligen Apostel um den anderen hin und her . . . und Apostel, das ist doch wirklich kein Wörtl, mit dem man schimpfen soll." Der alte Herr hatte im Eifer so lebhaft mit den Armen gefuchtelt, daß ihm die wollenen Fäustlinge heruntergerutscht waren und an ihren Schnüren wie Pendel um das schütternde Bäuchlein baumelten. „Geh, sag ihm, er soll am Sonntag zu mir kommen, daß ich ihm ein bisserl Vernunft predigen kann. Und red du auch ein wenig mit ihm. Von dir läßt er sich was sagen, denn dich mag er gern."

„Ja, das is wahr, für mich thät er durch Feuer und Wasser laufen!" Das Gesicht des jungen Waldhafers hatte einen ruhig sinnenden Ausdruck. „Aber beim Hanspeter, lieber Herr Pfarr, da is alles Reden umsonst. Da richten Sie nix aus, und ich auch nix! Was der einmal drin hat in seim Kindergmüt, das sitzt, als wär's eingossen mit Blei. Wenn einer was glaubt, wie's der Hanspeter glaubt, so hat er's . . . wie man Grund und Boden hat, die ein keiner davontragt . . . und wie ich mein Julei hab und mein Glück."

Schweigend nickte Herr Felician, als hätte ihm dieses zweite Beispiel zu denken gegeben.

„Aber sagen will ich's ihm schon, daß er kommt." Roman schmunzelte, als er zum Gruß das Hütlein abnahm. „Und gelten S', Herr Pfarr . . . wenn ich vorhin leicht ein Spassettl gmacht hab, das für ein geistlichen Herrn net völlig paßt . . . Sie verübeln mir's net? Wissen S', Sie sind von die Guten einer, zu Ihnen kann man reden, wie einem der Schnabel lauft."

„Na freilich, ja, was will ich denn machen! ‚Und der Himmel voller Huld hört auch dieses mit Geduld' . . . wie es im Liedl heißt!" Der alte Herr lächelte und seufzte dazu: „Behüt dich Gott, lieber Roman! Und ich wünsch dir alles Gute von Herzen! Soll dir dein Glück so treu bleiben wie mein guter Wunsch!"

„Vergeltsgott, ja, und pfüe Gott, Herr Pfarr!"

Nachdenklich sah der Hochwürdige hinter dem jungen Burschen her, zog das Brevier aus der Tasche und behandelte das kleine schwarze Büchlein, als wäre es eine Schnupftabaksdose. Der Deckel ließ sich auch richtig aufklappen. Doch als Herr Felician Horadam die Prise nehmen wollte, merkte er den Irrtum.

„Ja, ja, ja . . . greif nur du nicht fehl, mein lieber Roman! Und wenn die Narretei im Hanspeter nicht fester sitzt als wie das Glück in dir, so will ich sie bald herausen haben aus seinem Kindergemüt!"

Unter solchem Selbstgespräche setzte der alte Herr mit einiger Mühe die schweren Stiefel in sachten Schwung. Er schlug das Brevier auf, fuhr mit den Händen in die wallenen Fäustlinge und begann sein Latein zu murmeln, während ihm die klare Wintersonne hell auf den schwarzen Rücken schien. Ein kleines bläuliches Schattenmännlein, kurz und rundlich, gaukelte auf dem Schnee der Straße vor ihm her.

Nach der anderen Seite, die linde Sonne im Gesicht und den Schatten hinter sich, eilte der junge Waldhafer über die beschneiten Wiesen hinauf, die sich mit welliger Steigung gegen die nahen Berge haben.

Von dem Gespräche mit dem Pfarrer schienen nur die heiteren Worte in ihm nachzuklingen. Aber das allein war nicht die Ursache, daß er mit gar so seelenvergnügten Augen hinausblickte in all den weißen Schimmer und dazu mit lachendem Mund ein fröhliches Liedlein trällerte. Er kannte nicht anders schauen als mit hellem Blick und nicht anders denken als mit Lachen. Denn der Waldhafer-Roman war von den Menschenkindern eines, die das Leben zu seinen Lieblingen wählt, denen alles zum guten ausschlägt und denen aus jedem kleinen Uebel, das manchmal ihre Wege kreuzt wie eine springende Grille, gleich wieder eine Freude wächst.

Freilich, der liebe Herrgott hatte es von allem Anfang an mit dem Roman gut gemeint, als er ihn vor dreiundzwanzig Jahren dem reichen Waldhofer als einzigen Haussohn und Erben in die schön gemalte Wiege legte. Das kleine „Mandi" war der Stolz des Vaters, die Freude der Mutter, und das gab eine Kindheit, deren einziger Schmerz das Zahnen war. Wie ein langer lachender Sonntag vergingen dem Roman die Schuljahre. Aus der Lehrerstube brachte er Jahr für Jahr unter all den dreißig Buben immer das beste Zeugnis mit heim, nicht nur deshalb, weil unter allen Müttern die Waldhoferin alljährlich dem Lehrer den schwersten Osterschinken und die größten Mettenwürste schickte. Und nicht nur in der Schule, auch auf der Gasse war Roman unter allen der Flinkste und der Stärkste — wenn es beim Spiel der Buben ernstliche Händel setzte, waren es immer die anderen, welche die Prügel bekamen. Noch stärker als der Roman war nur der „böhmische Peterl". Der aber hing am Roman wie der Schatten am Licht. Dem heimatlosen Waisenjungen, der von der Gemeinde aus halbem Mitleid gefüttert und mit halber Grausamkeit von einer Thür zur anderen gepufft wurde, erschien der mit allen Gütern des dörflichen Lebens gesegnete Erbsohn aus dem Waldhof wie eine unverletzliche Respektsperson, wie ein vom Glück erzeugtes Wunderding, das man mit Vorsicht behandeln und mit ehrfurchtsvoller Scheu bestaunen mußte. Die anderen Buben, deren Väter Haus und Hof besaßen, dachten wohl etwas weniger heilig über den Roman; aber wenn sie in Neid und Eifersucht auch alle zusammenstanden gegen den einen, es hatt ihnen nichts — denn der Roman mit dem „böhmischen Peterl", der schon als zwölfjähriger Bub zwei Fäuste hatte wie ein ausgewachsenes Mannsbild, die beiden miteinander waren stärker als alle die anderen im Dutzend.

Und als für den Roman die „gspassigen" Jahre kamen, begann sich auch das Glück seines Herzens so gemütlich und sicher auszubilden, wie ein junges und gesundes Bäumlein wächst, dessen Samenkorn in guten Boden fiel. Eines Feiertags im Sommer stand Roman im Garten bei seiner Mutter, die ihrem Buben die schönsten Nelken für sein Hütlein aussuchte, als draußen auf der Straße, still und mit gesenkten Blicken, halb noch ein Kind und mit dem rosigen Gesichtlein einer kleinen Heiligen, eine junge Dirn vorüberging und so schüchtern grüßte, daß die beiden im Garten dieses leise Stimmlein fast überhörten. Und da ereignete sich die merkwürdige Sache, daß Roman, der doch mit dem Standamer-Julei sechs Jahre Tag für Tag in die Schule gegangen war, das schmächtig aufgeschossene Dirnlein mit so großen Augen ansah, als wär' es heute zum erstenmal für ihn auf der Welt. Und während er so verwundert dastand, fuhr ihm die Mutter lachend mit der Hand durchs Haar.

„Ja, Bub, schau dir s' nur an! Die wachst sich einmal aus

Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

linge.

Rob. Leinweber.

Digitized by Google

für dich! Is die einzig im Ort, die mir gut gnug wär für mein Buben!"

Der Waldhof und das Staudamergut, das waren die herrschenden Adelshäuser des Dorfes, die ebenbürtigen Bürgermeisterdynastieen — und bevor noch die zwei jungen Leute recht „daran" dachten, war zwischen den Alten schon alles abgeredet.

So still und selbstverständlich, zwischen blühenden Nelken, begann für den Roman von aller schönen Zeit die schönste. Doch alles rechte Glück will langsam gebaut sein, wie ein gutes Haus. Er brauchte ein Jahr, bis er eines Abends der Julei über den Gartenzaun ins Ohr wisperte: „Du und ich, wir zwei, scheint mir, thäten zammpassen!"

Ganz ernst, ohne auch nur ein bißchen rot zu werden, sagte die Julei: „Ja, du, das hat der Vater und d' Mutter auch schon gmeint!"

„Aber selber meinst es schon auch ein bißl?" Heiß und zitternd war dem Roman diese Frage aus verliebtem Herzen gesprungen. Aber für eine Antwort reichte die Zeit nicht mehr; denn plötzlich stand die Staudamerin neben den beiden, und Julei wurde von der Mutter ins Haus geschickt, aus Furcht, es könnte ihr eine „Fledermaus ins Haar fliegen". Die Staudamerin war von den strengen Müttern eine, mit Augen wie ein Habicht und mit Ohren wie ein Fuchs, und seit diesem Abend paßte sie auf ihr Mädel auf wie der Haftelmacher auf ein Drahtschnitzel.

Merkwürdig, wie häufig Romun in der nächsten Zeit der Staudamerin begegnete! Die war überall, wo Roman meinte, daß die Julei wäre. Und das Jahr daraaf, im Herbste, mußte er mit lachendem Verdruß die Entdeckung machen, daß die Staudamerin ihre Augen auch offen hielt, wenn sie non Rechts wegen schlafen und schnarchen sollte. Da trug er das bunte Rekrutensträußlein auf dem Hut und war mit den anderen, die man „behalten" hatte, vom Morgen bis zum Abend unter Singen und Jodeln zwischen den beiden Wirtshäusern des Dorfes hin und her gezogen. Aber während die anderen „Sträußlbuben" von der Soldatenfreude schon wacklige Kniee und heisere Kehlen hatten, jodelte er allein noch hinauf bis in den höchsten Diskant und hatte den Kopf so hell behalten, wie am Tag die Sonne war. Mußte er doch, wenn die Sterne kamen, seiner Julei ein Wörtlein sagen, treu und fest, daß es ausreichte für die langen Kasernenjahre.

Doch als sich das kleine Feaster nach leisem Pochen lautlos geöffnet hatte, und als sich das junge Paar unter heißem Liebesgeflüster zwischen den engen Gitterstäben mit etwas unbequemer Mühsal umschlungen hielt, stand plötzlich die Staudamerin, wie ein aus dem Boden gestiegener Geist, mit weißem Schimmer in der finsteren Kammer und hub ein Geraffel und ein Schelten an, daß Roman im jähen Schreck mit ein paar Sätzen beim Zaun und mit einem Sprunge draußen über den Staketen war.

Aber das „feste Wörtlein" war gesagt, und als der erste Schreck sich gelegt hatte, kam den Roman ein glückseliges Lachen an: er schrie einen Jmchzer in die Nacht hinaus, daß alle Berge wiederhallten davon.

Am anderen Morgen wanderte er mit den Kameraden singend zum Dorf hinaus, auf dem Rücken das schwer angepackte Köfferchen, und im Herzen das selige Gedenken an ein rosiges Gesichtl, dessen Augen so sanft und unschuldsvoll dareinschauten wie Taubenaugen, aber manchmal doch so seltsam aufglommen wie versteckte Kohlenglut, wenn der Wind die hüllende Asche davonbläst.

Drei Jahre! Das ist eine lange Zeit für Menschen, denen keine frohe Hoffnung die Stunden kürzt. Dem Roman aber nergingen sie, er wußte nicht wie. Daheim freilich, da waren inzwischen harte Dinge geschehen: den Staudamer hatte beim Abladen eines Heuwagens der niederstürzende Wiesbaum erschlagen, und im Waldhof hatte die Bäuerin, von einer jähen und schmerzvollen Krankheit befallen, die guten Augen geschlossen — während der Manönerzeit, zu der es für Roman keinen Urlaub gab. Aber da hatte es doch bei allem Kummer sein treues Glück wieder gut mit ihm gemeint: er mußte das bittere Leiden der Mutter nicht miterleben, mußte dns abgezehrte, wachsgelbe Weiblein nicht auf der Bahre liegen sehen, und so behielt er die Matter in Erinnerung als ein Bild des freundlichsten Lebens, mit dem lachenden Gesichte, dns die Waldhoferin bei Lebzeiten ihrem Buben immer gezeigt hatte.

Am Tag der Heimlehr war sein erster Gang zum Friedhof. Und da wollte es wieder sein Glück, daß er auf diesem Weg einem lieblichen Schmerzenstrost begegnete — der Julei! Was für selig erstaunte Augen er da machte! Und wenn er eine Minute lang seiner Trauer nergaß, so war ihm das bei Gott nicht zu verdenken. Hinter dem Tode hat immer das Leben sein Recht — und dazu hatte sich die Julei in den drei Jahren ausgewachsen, rund und farbig wie ein Apfel in der Reife, so recht zum Anbeißen! Freilich gab es bei dieser Begegaung kein anderes Gespräch als nom seligen Vater Staudamer und woa der gottseligen Mutter Waldhoferin. Denn es war die Staudamerin dabei — wieder einmal! Und die Julei, als wäre sie in den drei Jahren noch um ein Erkleckliches sanfter und sittsamer gemorden, wagte kaum die Augen aufzuschlagen. Sie that es nur für einen kurzen Blick. Das war ein Blick, so seltsam fragend, wie nur das Lächeln der Unschuld fragt, und so still aud fromm wie die Luft in einer Kirche. Dennoch meiate Roman aus diesem sanften Blick herauszulesen, was er in seinem eigenen Herzen fühlte, heiß und zärtlich. Liebe überredet leicht — am leichtesten sich selbst.

Er mußte erst das Gitter des Friedhofs klirren hören, um aus der Freude seines Glückes wieder hinüberzataumeln in seine Trauer. Und da fand er ein Grab, auf dem schon das Gras und die Blumen standen. Er betete auf den Knieen, taachte die zitternde Hand in den Weihbrunnkessel, um den Hügel zu besprengen — aber so recht bitter weh ums Herz wurde ihm erst, als er wieder daheim war und mit nassen Augea herumschaute in der Stube, die freilich ganz anders ausjah, als sie zu Lebzeiten der Mutter gehalten war.

„Ich weiß net, Vater," sagte er beklommen, „so viel Sach liegt umeinand, und trotzwegen is d' Stuben so viel leer . . . ich weiß net wie . . . als hätt einer den Ofen davontragen."

„Ja, Bub, man merkt's halt feindlich, daß d' Mutter nimmer da is!" Der Waldhofer strich sich mit der grobea Hand über die grauen Haare. „Mußt schon bald schaaea, daß wieder a richtigs Weib ins Haus kommt. Meintwegen kannst Hochzeit halten nach die Ostertäg."

Habt ihr schon gesehen, wie ein dunkler Wolkenschatten übre die Felder schleicht und hinter ihm her die lacheade Soane läuft?

Ein paar Tage später, am Sonntag nach dem Rosenkranz, wanderten der alte und der junge Waldhofer zum Staudamergut hinaus, der Vater im langen Rock, der Bub in der Joppe, auf dem Hut die letzten Nelken, die er in seiner Mutter Garten noch gefunden hatte. Roman war dem Vater immer um ein paar Schritte voraus, und es lachte ihm das Glück aus den Augen, so fleißig er sich auch bemühte, jene „verstandsame" Miene aufzusetzen, wie sie einem Burschen wohlsteht, der „nach die Ostertäg" schon Bauer werden will. Und Bauer im Waldhof! So was verpflichtet. Wie der Waldhofer und sein Sohn — mit solchem Ernste freien ja kaum die Könige.

Die Staudamerin, als sie die beiden so feierlich kommen sah, schmunzelte über das ganze braungerunzelte Gesicht. Die Julei wollte sich verstecken, aber Roman haschte sie mit flinkem Griff. In der Stube schwatzte man zuerst nom Wetter, vom Vieh und von den faulen Dienstboten, daan wurde „Kaffee" getrunken, und als nach dem letzten Tröpflein der „Antrag" in wohlgesetzten Worten vorgebracht war, gab's zwischen dem Waldhofer und der Staudamerin einen zähen Handel um das Heiratsgut. Während die Alten schacherten, saßea die Jungen still dabei, durch den Tisch noneinander getrennt: die Julei mit niedergeschlagenen Augen und mit den Händen im Schoß, der Roman mit ernstem Gesicht, nur manchmal eia stilles Schmunzeln um den Mund, ein ungeduldiges Zwinkern um die Augen.

So lang auch der Tag im Herbste noch immer war — es wurde doch Abend, bis die Alten mit ihrem Handel ins Reine kamen. Wenn auch das Staudnmergut an den Bruder der Julei fallen mußte, der seit einem Jahr beim Leibregiment in Müachen diente, so wnr's an sicheren Staatspapieren boch ein stattliches Brautgeleit, das man der Julei „hinauszahlte". Der Waldhofer schien mit dem Handel zufrieden. Und die Staudamerin, als der Schacher zu Ende war, wurde plötzlich ganz gerührt. Dicke Thränen kugelten ihr über die runzligen Backen, während sie die Hände des jungen Paares ineinander legte. „No also, in Gottsnamen halt!"

Roman, dem heiligen Ernst des Augenblicks zuliebe, bezähmte die Freude seines Herzens und sagte feierlich: „Müssen wir halt zsammhalten wie christliche Braatleut, fest und treu!“

„Fest . . . und treu . . .“ Ganz leise tröpfelten die Wörtlein von Juleis Lippen. Dabei wurde sie bis unter das Blondhaar so dunkelrot, wie Roman sie noch nie gesehen hatte. Da gefiel sie ihm so gut, daß er sie mit einem Jauchzer in die Arme schließen wollte, um ihr den Brautkuß auf den roten Mund zu drücken.

Aber die Staudamerin fuhr dazwischen. „Solchene Sachen mag ich net! Wirst wohl noch warten können bis zum Ehrentag! Mit eim unschuldigen Busserl fangt man an, und mit was man aufhört, weiß man nimmer.“

Da lachte der alte Waldhofer. „No, no, no, gar so gfährlich wär's ja jetzt doch nimmer! Siehst ja der Stadel schon offen, daß der Heuwagen unter Dach kommt.“

„Kunnt allweil noch draufregaen!“ meinte die Staudamerin in ihrer mütterlichen Vorsicht. — —

Und nun kamen für den Roman, bei all seinem Glück, recht schwierige Zeiten. Denn der Staudamerin schien ein Teil jener Eigenschaft angeboren zu sein, die der Satan mit Gott gemein hat: die Allgegenwart. Dagegen half keine List, kein Trotz und Aerger. Dazu kam noch, daß die Julei in ihrer stillen Unschuld die strengen Wörtlein der Mutter nachzureden begann: „sei gscheid“, und „das därf net sein“, und „das is net verlaubt!“ Dem Roman wurde manchmal ganz weh in seiner verliebten Sehnsucht, und fast verdroß es ihn, daß die Julei ihre Liebe so fest und stachlig zu umzännen verstand. Denn daß sie ihn lieb hatte, das wußte er, daraa gab's keinen Zweifel für ihn. Sie war eben von den „Allerbrävsten“ eine, und er tröstete sich mit dem Gedanken: „So ein brave Weiberl, wie ich eins krieg, hat ja nie keiner net ghabt!“ Und die Zeit, in der er mit herzlicher Liebe wecken durfte, was in der unschuldsvollen Seele seiner Julei schlummerte und nur manchmal verstohlens aus diesen Taubenaugen hervorgliterte wie Kerzenschein aus den Fenstern einer Kirche — diese selige Zeit wird wohl noch zu erwarten sein. So meinte er. Aber je mehr er in seiner Liebe geneigt war, der Julei alles zum Guten auszulegen, um so gereizter wurde er nach und nach gegen die Staudamerin. Er wünschte ihr im Ernst nichts Böses — aber wenn der Teufel die Alte mit ihren „auspasserischen Luchsaugen“ manchmal für ein wohlgemessenes Viertelstündlein durch die Luft entführt hätte, wär' es ihm recht gelegen gekommen. —

Bei solchem Stand der Dinge war es ganz begreiflich, wenn Roman an jenem schönen Wintertage, als er in die Nähe des Staudamerhofes kam und die „Allgegenwärtige“ mit flinkem Gezappel durch den Schnee hinüberwatea sah zum Nachbarhaus, einen glückseligen Jauchzer nur mühsam unterdrücken konnte. Hastig duckte er sich hinter eine der weißen Hecken, nahm das Hüllein ab und bohrte achtsam mit der Hand einen kleinen Ausguck durch das verschneite Gezweig. Und diese Vorsicht war gut angebracht. Denn die Staudamerin, als hätte sie die ahnungsvolle Witterung einer schwarzen Gefahr, die ihrem weißen Unschuldslämmlein drohte, hielt vor dem Zaun des nachbarlichen Gartens noch einmal gründliche Rundschau mit ihren spähenden Luchsaugen. Doch auf den weißen Wiesen um and um, auf der Straße drunten und auf den Feldwegen war kein Mensch zu entdecken. Das schien ihre mütterlichen Ahnungen zu beschwichtigen, und beruhigt trat sie in das Nachbarhaus, wobei sie auf der Schwelle noch schnell Besuchstoilette machte — d. h. sie schnäuzte sich in die blaue Schürze.

Als sie verschwunden war, eilte Roman kichernd an der schützenden Hecke entlang und gewann mit flinken Sprüngen das Gehöft. Doch lauschend blieb er vor dem Hause stehen, so verdutzt wie einer, dem eine liebe, schon halb erfüllte Hoffnung wieder zu Wasser wurde. Seine Julei war daheim — er hörte ja ihr helles, lustiges Lachen aus der Stube heraus — aber noch eine andere Stimme lachte mit! Eine Männerstimme! Roman zog die Brauen auf. Doch ehe sich noch der Aerger richtig in ihm festsetzte, erkannte er diese Stimme. Das war ja nur der Mickei, der Knecht im Staudamerhof. Der war so viel wie niemand. Einen Knecht, den schickt man aus der Stube, und fertig! Auch war der Mickei gut Freund mit dem jungen Waldhofer, dem er schon manch einen heimlichen Gruß von der Julei überbracht hatte.

Ueber den dummen Gedanken lachend, den ihm der erste Aerger eingegeben, ging Roman mit raschen Schritten zur Hausthür. Da schwiegen in der Stube plötzlich die beiden Stimmen — und im Flur begegnete dem Roman der Knecht, ein hagerer Bursch, schon über die dreißig, mit keckem Gesicht und spöttischen Augen, die weiße Arbeitsschürze um die Hüften gewickelt, die Tabakspfeife in der Brusttasche des grün und rot gewürfelten Jankers. Er nickte dem Roman lachend zu und flüsterte ihm, als Beweis seiner wohlmeinenden Freundschaft, im Vorübergehen ins Ohr: „Heut hast es gut erraten! Die Alte is net daheim!“

Schmunzelnd klatschte ihm Roman die Hand auf den Rücken. „Vergeltsgott! Aber das weiß ich schon selber.“

Während der Knecht auf der Hausschwelle stehen blieb und lächelnd über die Schulter blickte, trat Roman in die Stube.

„Schatzl! Mein Schatzerl, mein liebs!“

Er streckte die Arme. Und dennoch stand er wie angewurzelt, als müßten erst seine Augen satt werden von dem lieblichen Sonnenbild, das er in der Stube fand.

Julei saß in der Herrgottsecke am Tisch, ganz umflimmert von der Sonne, welche durch die beiden Fenster fiel. Das wirr gezauste Blondhaar schien zu brennen, und flaumiger Schein umzitterte den weichen, schlanken Hals. Die weißen Puffärmel, die sich unter den schwarzen Miederbändern hervorbauschten, waren vom Lichte wie gesäumt mit glitzernden Borten, und eine rosige Schimmerlinie zog sich um die runden Arme und um das Schattenprofil des sanften Grübchengesichtes, das ein wenig verlegen über die Näharbeit gebeugt war.

Ohne aufzublicken, ganz leis und schüchtern, erwiderte sie den Gruß ihres Verlobten und ritzte mit der Nadel einen Saum in das Leintuch, dessen Zipfel an dem Polster des Nähsteines angehäkelt war.

Dem Roman lachte die Freude aus den Augen. Unter leisem Jauchzer griff er mit beiden Händen in die Luft und machte zwei Fäuste, als hätte er jetzt sein Glück gefaßt, um es festzuhalten.

„Heut, Schatzl, gell, heut hab ich's troffen! Und wie d' mir gfallst heut! Wie d' mir gfallst! Schaust völlig aus, da, als ob d' lauter Sonnschein und Licht wärst, auf and aaf . . . da . . . du . . .!“

Und da saß er schon neben Julei auf der Bank, hatte sie mit den Armen umschlungen und bedeckte ihre Wange mit Küssen. „Du . . . du . . . du . . .“

Ein wenig überließ sie sich dieser stürmischen Zärtlichkeit, und ein wenig begann sie sich zu sträuben. „Hör auf . . . so sei doch gscheid . . . aber schau, wenn d' Mutter komut . . .“

„Die komml aber net!“ Er lachte und küßte wieder. „Heut hab ich's troffen! Heut muß ich mich speisen für hungrige Zeiten!“

„Aber weißt doch, es därf net sein . . . und d' Mutter will's halt net! Hör auf, sag ich! Hör auf, oder . . .!“

„Oder was?“

Sie entzog sich ihm und hob zur Antwort die spitze Nadel.

„Geh, du!“ Lachend wollte er den schimmernden Blondkopf in beide Hände nehmea. „Das glaub ich ja doch net, daß dich trauen thätst . . .“

Kichernd beugte sich Julei zurück, und während ihre sanften, schüchternen Taubenaugen plötzlich einen ganz anderen Blick bekamen, stieß sie blitzschnell mit der Nadel zu.

„Au! . . . . . Aber hörst, Jalei . . .“

Im ersten Augenblick machte Roman ein halb verdutztes, halb verdrossenes Gesicht.

Sie sah ihn aa und lachte wie ein vergnügtes Kind. „Gelt, daß ich mich trau?“

„Du bist mir eine! Das hätt ich mir gar ael denkt, daß ich an dir so ein wehrhafts Weiberl krieg!“ Nun lachte er mit, saugte von seiner Hand den kleinen Blutstropfen fort, der aus dem Nadelstich geflossen war, und meinte: „Das is mir auch was neas, daß mein Blut so süß is! Wird halt so sein, weil ich's für dich vergossen hab!“ Scherzend legte er den Arm um ihre Hüfte.

„Daau!“ Sie drohte mit den Augen.

Digitized by Google

„Aber hörst! Soll ich gleich gar nix haben von dir? Wenn dein Mutter so narrisch thut . . .“ Er zog das Mädchen an sich. „Aber du! Bist denn mein Schatzl net? Und mein Bräutl, mein liebs?“

„No ja, meintwegen!“ Das sagte sie flink, als wäre sie in Sorge, daß er ernstlich böse würde. „Aber nähen mußt mich lassen . . . und brav mußt sein!“ Dabei sah sie mit Augen zu ihm auf, die wieder ganz Unschuld waren, heilig und still.

Die Sehnsucht, sie zu herzen, brannte in ihm, aber dieser fromme Blick band ihm die Hände. Eine Weile saß er „brav“ an ihrer Seite. Und schweigend. Dann sagte er ein wenig verdrießlich: „Geh, schau, und grad mit mir bist allweil so ernsthaft! Und z'erst hast lachen können . . . bis in Hof naus hab ich's ghört.“

„No mein, der Mickei halt . . .“ Sie hielt das Gesicht gebeugt und stichelte eifrig am Saum des Leintuches. „Allweil verzählt er solchene Sachen, daß man 's Lachen nimmer verheben kann.“

„Was hat er denn verzählt?“

Julei kicherte leise vor sich hin: „Von der Häuslschusterin . . . und was ihr die Buben angstellt haben in der heiligen Lichtmeßnacht.“

Ein lustiger Streich, von welchem Roman nichts wußte? Verwundert fragte er: „Was haben s' denn angstellt?“

„Auf's Dach nauf sind s' ihr gstiegen und haben 's Kaminloch zugstopft, daß die Hex die alte nimmer ausfahren kann!“

Der junge Waldhofer runzelte die Stirn und schwieg. Als aber Julei immerzu vor sich hinkicherte, schüttelte er den Kopf und sagte ernst: „Das gfallt mir net! So ein presthafts Weibl plagen, die sich mit ihrem Madl noten und schinden muß, um ihr bißl Leben . . . das is nix lustigs net . . . da könnt ich net lachen drüber. Das is die richtige Lausbüberei . . . so was!“

Julei sah ihn mit ihren sanften Taubenaugen an wie ein Kind, das nicht versteht. Und dann erklärte sie ganz entschieden: „Recht is ihr gschehen! Gegen Hexen is alles verlaabt. Und die Häuslschusterin, die is eine! Das glaab ich!“

„Aber Julei . . .“

„Das glaub ich, steif und fest! Und ihr Madl, ihr zaustets, die wachst sich auch schon aus dazu! Die hat's schon glernt von ihrer Mutter! Ja, du . . . das Wetter im letzten Sommer, das unsern ganzen Haber in Grund und Boden gschlagen hat . . . das Wetter hat niemand andrer net gemacht als der Häuslschusteria ihr Madl. Der Mickei hat's gsehen, wie 's Madl am Abend vor der Wetternacht ihren Hexenspruch hingredt hat übern Hader . . . so!“ Julei streckte die Hände aus wie der Pfarrer, wenn er den Segen spricht.

„Aber Julei! Aber Schatzl, geh!“ Zärtlich rüttelte Roman sie mit dem Arm, den er um ihre Hüfte geschlungen hielt. „Was redst denn jetzt da für Sachen! Schau, so was mußt mir net neinlassen in dein Köpfl, in dein liebs! Das thät ja passen zu dir . . ich weiß net wie . . . will sagen: wie der Nachtschatten zur lichten Sonn.“

„Passen oder net . . . wenn's wahr is einmal! Und wenn's der Mickei sagt . . .“

„Der Mickei! Aber geh! Wenn's der sagt, deswegen muß's noch lang net wahr sein. Ein guter Knecht, ja . . . aber ein Nigl, ein spöttischer, und wenn er eim Menschen was anhängen kann, so thut er's!“ Zärtlich preßte Roman das Mädchen an sich. „Geh, Juleri, sei gscheid! Schau: Hexen . . . so was giebt's ja gar net auf der Welt!“ Aus dem jungen Waldhofer sprach gesunder Verstaab, ein Herz, das von den Menschen gerne das Gute glaubte, und das bißchen Aufklärung, die er von seiner Militärzeit aus der Stadt mit heimgebracht hatte. „Das haben halt so die dummen Leut von eh einmal glaubt. Aber es is nix dran! Es is net wahr! Und ein Wetter, das macht keiner . . . das kommt halt und schlagt hin, wo's hinschlagt. Schau, und wenn du's mir net glaubst, so frag den Herrn Pfarr! Der sagt dir's gleich, daß ich recht hab!“

Julei fuhr auf: „Der Herr Pfarr . . .!“ Aber da verstummte sie wieder, als behielte sie lieber für sich, was sie sagen wollte.

Nun saßen sie schweigend nebeneinander. Julei stichelte hastig am Leintuch, und Roman blickte nachdenklich in der Stube umher. Und da sah er plötzlich, was ihm früher niemals aufgefallen war: daß es in der Stube aussah, als hätten die Schweden hier gehaust.

„So schaat's ja net einmal bei uns daheim aus! Und bei enk is doch d' Mutter da! . . . Und da! . . . Geh, Juleri, das paßt mir auch net zu dir: wie d' Stuben da ausschaut!“

„No mein,“ Julei seufzte, „d' Mutter raffelt halt so meinaander! Und ich, weißt, ich muß halt allweil an so viel andere Sachen denken.“

„An was denn?“

In stiller Unschuld lächelnd, hob sie ihre flimmernden Taubenaugen zu ihm auf. Das war ein Blick, der in Roman alles auslöschte und nur sein Glück noch brennen ließ.

Er streckte die Arme. „Juleri . . .“

Doch kichernd entzog sie sich ihm. „Brav mußt sein und nähen maßt mich lassen . . . das hast versprochen!“

Roman lachte. „Wenn ich's versprochen hab, freilich, da muß ich's halten! . . . Aber hast es denn gar so gnädig mit der Nahterei?“ Er blinzelte mit den Augen, und schmunzelnd strich er mit der Hand über den Saum des Leintuches. „Was machst denn da?“

„Für uns was.“

Da war sein Versprechen gründlich vergessen. „Schatzl! Mein Schatzerl du!“ Recht wie einer, dem das Herz vor Seligkeit überläuft, umschlang er sein taubensanftes Bräutlein, hielt ihr schimmerndes Köpfchen an seiner Brust gefangen, drückte mit der Hand ihre Wangen zusammen, daß die roten Lippen ganz spitzig wurden, und küßte so recht mit Behagen dieses kleine, rosig gekräuselte Mäulchen.

Und diesmal sträubte sich die kleine Heilige nicht. Roman aber hob das Gesicht und sagte lachend: „Du? Dein Goscherl schmeckt ja, als hättst ein Zigarl graacht!“

„Ich? Und rauchen? Geh, du!“ Erst schien es, als ob sie schmollen möchte. Doch sie kicherte wieder. „Das hat mir gwiß der Postbot anghängt . . . allweil raucht er so ein schlechten, und allweil blast er eim den Dampf ins Gsicht!“ Lachend eilte sie zum Anrichtkasten, tauchte den Zipfel eines Handtuches, dem der Gebrauch einer ganzen Woche anzusehen war, in den Wasserkrug und scheuerte mit dem nassen Tuch energisch den Mund und das Gesicht. Kichernd, mit glühenden Wangen, kam sie zurück und spitzte die Lippen. „Jetzt probier . . . jetzt, mein' ich, merkt man's niamer.“

Das ließ sich Roman nicht zweimal sagen — und bei dem Eifer, mit dem die beiden „probierten“, sahen sie gar nicht, daß im sonnigen Fenster ein kleiner Schatten verschwand.

Es war der Schatten einer spionierenden Nase gewesen. Und diese Nase gehörte dem Mickei, der an Hexen glaubte.

Ganz lautlos hatte er sich draußen von seinem Lauerposten am Fenster zurückgezogen. Doch als er außer Hörweite der Stube war, begann er mit langen Sätzen zu springen, durch den verschneiten Garten zum Nachbarhaus. Dort trommelte er an das Fenster. „Bäuerin! Bäuerin!“

Ein wenig zerstreut, mit den Gedanken noch halb bei dem wichtigen Ratsch, den sie gehalten, kam die Staudamerin aus der Haasthür gelaufen. „Was is denn? Was is denn?“

Mickei machte seine spöttischen Augen. „Schier mein' ich, 's Aufpassen wär ein bißl nötig . . . aber verraten dürfts mich net! Sonst hilf ich enk nimmer.“

Flink erfaßte die Staudamerin den Tiefsinn dieser Worte. „Aber allweil hab ich mir's denkt: heut gschieht noch ebbes!“ stotterte sie und rannte davon, um ihr anschaldiges Lämmlein zu betreuen.

Wie der Sturmwind kam sie in die Stube gerasselt. Beim Anblick des jungen Paares, das so glücklich und still im Herrgottswinkel saß, beruhigte sich ihr ärgster Schrecken. Ohne zu grüßen, ging sie zur Ofenbank, schleuderte ein paar Kleidungsstücke, die von den Stangen gefallen waren, auf das lederne Kanapee und brummte: „Allweil muß dich der Teufel da haben, wenn man dich net brauchen kann!“

Der junge Waldhofer lachte — denn die Staudamerin hatte genau die Worte gesprochen, die sich Roman gedacht hatte.

Durch diesen Stoßseufzer einigermaßen besänftigt, kam die Bäuerin zum Tisch und fragte: „Was willst denn? Magst ein Kaffee?“

„Na, ich dank schön!“ Schmunzelnd erhob sich Raman und griff nach seinem Hut. „Ich hab schon 's meinige.“

Die Staudamerin musterte ihn mit schiefem Blick. „'s Deinige? Sa?“

„Ja, und weiter hungert und dürstet mich nimmer.“ Strahlendes Glück in den Augen, bot er seiner Julei die Hand. „Pfüet dich Gott, Schatzl!“

Ganz leis erwiderte sie seinen Gruß und legte schüchtern ihre Hand in die seine.

Er trank sich das Herz noch voll mit einem langen Blick; dann nickte er der Alten lachend zu und ging.

Während er hinauswanderte über den Hof, hörte er von der Stube her noch die Raffelstimme der scheltenden Mutter, doch keinen Laut seiner Julei.

„Daß sich's Madl aber gar net wehrt?“ fragte er sich und seufzte. „Das is ja schon bald die lichte Narretei, wie's d' Mutter treibt!“ —

Als er zwischen hohen Zäunen um die Ecke bog, warf er noch einen Blick nach dem Staudamerhof zurück. Er lachte. Und seine Gedanken sprachen: „Sei zfrieden, Schatzl! Nach die Ostertäg, du hast dein Ruh . . . und ich mein Glück.“

Da tauchte die Sonne hinter die weißen Berge hinunter, und all der goldene Glanz, der den Roman umgeben hatte, erlosch zu kaltem Schatten. (Fortsetzung folgt.)

Gutenberg.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Gedenkblatt von Prof. Dr. Nover.

Johann Gutenberg
nach dem Bilde von Julius 1698.

Allenthalben im Deutschen Reich und weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus rüstet man sich, um die 500jährige Jubelfeier des Geburtstages des großen Erfinders der Buchdruckerkunst würdig zu begehen; besonders in Goldenen Mainz, seiner Wiege und Werkstätte. Da, wie bei so manchen großen Männern des Mittelalters, auch bei Gutenberg das Geburtsjahr und Datum nicht sicher feststeht, hat man in Uebereinstimmung aller Gelehrtenangaben das Jahr 1400 als das annähernd richtige festgesetzt, und so wird am 24. Juni dieses Jahres die 5. Säkularfeier des unsterblichen Lichtverbreiters großartig und der Bedeutung seiner Erfindung entsprechend begangen werden.

Leider ist sowohl Geburt wie Tod Gutenbergs in tiefes Dunkel gehüllt. Fast scheint es, als habe die beständige Notlage den großen Erfinder selbst gezwungen, seine persönlichen Verhältnisse geheimzuhalten, seinen Namen sogar auf seinen Druckwerken zu verschweigen, weil ihm Verrat seines Kunstgeheimnisses, ja Pfändung seines Besitztums drohte. Ebensowenig drang von seiner Umgebung aus etwas über ihn in die Oeffentlichkeit. Seine Gehilfen, die sich alle auf Kosten des Erfinders bereicherten, hatten alles Interesse daran, von ihm zu schweigen, und von Bekanntschaften mit bedeutsamen Persönlichkeiten hielt ihn seine rastlose und vorwiegend mechanische Thätigkeit fern. Soviel sich aber auf Grund von Urkundenmaterial und gestützt auf die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung feststellen läßt, wollen wir hauptsächlich an der Hand des ersten populären Werkes über diesen Stoff von A. Börckel „Gutenberg, sein Werk, sein Ruhm“ (Gießen, bei E. Roth) in Kürze darstellen.

Gutenberg hieß eigentlich ursprünglich Genssfleisch. Diesen Namen führte ein angesehenes Patriziergeschlecht im geistlichen Kurstaat Mainz, welches dort einen Hof besaß. Dieser „Hof zum Genssfleisch“, Gutenbergs väterliches Stammhaus, läßt sich selbst nicht mehr nachweisen, wohl aber noch die Stätte, wo er stand; es ist das nachmals „Wambolder Hof“ genannte und jetzt im Besitze der Familie Lauteren befindliche Haus in der heutigen Emmeransgasse (früher Marktgasse) Nr. 23, in dessen Thorbogen links eine Marmortafel mit Inschrift 1398 als sein Geburtsjahr angiebt. Das Gebäude in seiner jetzigen Gestalt steht erst seit 1702.

Das Geschlecht der „Genssfleisch“ läßt sich bis zum Jahre 1294 zurückverfolgen und spielte in den endlosen Streitigkeiten zwischen den Patriziern und Zünften, sowie zwischen den Erzbischöfen und der Stadt eine große Rolle als Chorführer des Stadtadels. Der Vater unseres Gutenberg, Friele(o) Genssfleisch, bekleidete nach dem Mainzer Einnahmen- und Ausgabenbuch vom Jahre 1410 das Ehrenamt eines städtischen Rechenmeisters. Gutenbergs Mutter hieß Elsa und war die Tochter des Werner Wyrich zum Gutenberg in Mainz. Ihr Stammhaus war der „Hof zum Gutenberg“, in dem vielleicht der Erfinder zur Welt kam, da der Mann damals häufig nach seiner Verheiratung ins Elternhaus seiner Frau zog, zumal wenn sie einzige Erbin war. Dieses Gebäude stand an der Stätte des 1894 abgebrannten Gutenbergsklosinas und war schon 1633 von den Schweden zerstört worden. Der auf den Trümmern 1661 errichtete Neubau kam nach mancherlei Wandlungen 1808 an die Mainzer Kasinogesellschaft; jetzt stehen Privathäuser an seiner Stelle.

Infolge der um das Jahr 1400 wiederholt ausgebrochenen Wirren zwischen Zünftigen und Patriziern scheint sich auch Gutenbergs Vater genötigt gesehen zu haben, auszuwandern, vermutlich nach Straßburg, während die Mutter in Mainz zurückblieb, wie aus einem urkundlich nachgewiesenen, 1425 daselbst von ihr vollzogenen Verkauf eines Hauses hervorgeht. Unsicher ist, ob Gutenbergs Vater seinen Sohn Hans mitnahm, doch wird ein „Henchin zu Gudenberg“ in einem Sühnevertrag zwischen den Zünftigen und den zurückgebliebenen Patriziern unter Vermittlung der Städte Frankfurt, Worms und Speier, wie des Erzbischofs Konrad 1430 als „hynnd nit inlendig“ zurückgerufen.

Da nun über Gutenbergs Jugend gar nichts Näheres bekannt ist, kann nur vermutet werden, daß er die damals übliche gute Erziehung eines Patriziersohnes genoß. Auch darüber sind

Der „Wamboldor Hof“ in Mainz,
früher „Hof zum Genssleisch“.
Nach einer Photographie von C. Hertel in Mainz.

Gedenktafel am „Hof zum Gensfleisch.

wir vollständig im Dunkel gelassen, wo er sich die technischen Kenntnisse aneignete, die ihn dann zur Buchdruckerkunst hinführten. Wir wissen nur, daß er später in Straßburg geradezu als Lehrmeister in verwandten Künsten aufgetreten ist. Damals blühten namentlich die Gewerbe der Brief- und Kartenmalerei, des Metallschnittes, des Tafeldruckes von Bild und Wort, des Metallgusses, der Stempelschneidekunst und des Münzens, wie überhaupt die Zeit nach den Kreuzzügen ungemein befruchtend auf alle Gebiete der Industrie einwirkte. Da ferner die alten Geschlechter von Mainz Münzrechte besaßen und ausübten, so war Gutenberg wohl schon frühe ein Einblick in die Kunst des Münzens möglich.

Die erste sichere Spur seines Auftretens, und zwar eines sehr energischen in eigener Sache von Straßburg aus, wo er trotz der Erlaubnis, nach seiner Vaterstadt zurückzukehren, verblieb, erhalten wir aus einer allerdings angefochtenen Urkunde vom 14. März 1434. Danach hatte ihm die Stadt Mainz eine Summe fälliger Renten vorenthalten, und da Gutenberg auf gütlichem Wege nichts ausrichtete, soll er einen Mainzer Stadtschreiber, Namens Nikolaus von Werstadt (Wörrstadt), der sich gerade in Straßburg aufhielt, haben festnehmen und als Geisel für die Zahlung der rückständigen Rentenschuld von 310 Gulden in Schuldhaft setzen lassen. Erst auf Einmischen des Meisters und Rats von Straßburg habe man den Stadtschreiber laufen lassen, nachdem er eidlich gelobt hatte, die betreffende Summe bis zum nächsten Pfingstfest bei Gutenbergs Verwandten in Oppenheim zu hinterlegen. Der Rat zu Mainz zahlte denn auch daraufhin an Gutenberg eine Leibrente von jährlich 12 Gulden. Möglicherweise lebte Gutenberg damals auch in leidlich guten Verhältnissen, um eine nach den Begriffen jener Zeit relativ hohe Geldsumme entbehren zu können. Später hören wir aber ihn gerade das Gegenteil, insofern es sich da immer um Herbeischaffung von Geldmitteln handelt.

Drei Jahre darauf (1437) soll ihn einer zweifelhaften Urkunde

Der „Hof zum Gutenberg",
Gutenbergs Stammhaus mütterlicherseits in Mainz.

nach eine gewisse „Anna zu der eisernen Thür", die letzte eines Adelsgeschlechts aus dem Nieder-Elsaß, vor dem bischöflichen Richter angeblich wegen eines ihr gegebenen Eheversprechens verklagt haben. Es ist dies nicht etwa eine reine Erfindung späterer Zeit, um der sonst etwas prosaisch erscheinenden Figur des ernsten Erfinders einen romantischen Nimbus zu verleihen, sondern ihr Name und der ihrer Familie in der Stadelgasse zu Straßburg kommen in mehreren Urkunden vor. Ob sich indes Gutenberg mit dieser „Anna zu der eisernen Thüre" vermählt hat, läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen. Wahrscheinlich aber war es der Fall, einem Steuervermerk im Straßburger Helbelingzollbuch gemäß, wonach er von 1443 an seine Taxe für zwei Personen entrichtete, und im Straßburger Pfennigzollbuch heißt es auch einmal, allerdings ohne Zeitangabe, daß „diesen Zoll gegeben habe Ennel (d. i. Anna) Gutenbergen".

Seine damalige Anwesenheit in Straßburg ist unzweifelhaft durch einen Prozeß verbürgt, welchen die Erben eines gewissen Andreas Dritzehn 1439 dortselbst gegen ihn führten. Wir besitzen hierüber Dokumente, wie Urteilsspruch des Rats und Zeugenprotokolle, die Aufschluß über Gutenbergs damalige Thätigkeit geben. Danach gehörte unser Meister gewerbsmäßig, wie sein Genosse Heilmann, als „Zugeselle" der Goldschmiedezunft an, ferner diente er nach dem Helbelingzollbuch von 1439 bis 1444 bei den sogenannten Konstaflern, d. h. Mitgliedern einer lokalen Innung, wozu die edlen und reichen Bürger aus dem höheren Kaufmannsstande und solche gehörten, die von den Renten aus Grundbesitz lebten.

Siegel des Friele Gensfleisch.

Die Goldschmiedekunst war aber, namentlich im späten Mittelalter, ein recht einträgliches und bedeutendes Gewerbe; sie umfaßte nicht nur Mechanik und Chemie, sondern auch das ganze Gebiet der Plastik und Graphik in Anwendung auf die Metalle für sich allein oder im Verein mit Edelsteinen. So waren die Straßburger Goldschmiede mit den Malern, Sattlern, Glasern, Schildmalern, Harnischern, Armbrustern, Bildschnitzern und Goldschlägern in einer Zunft vereinigt, weil ihre Kunst mit allen diesen Berührungspunkte hatte. Vom Jahre 1502 an kamen aus demselben Grunde noch die Buchdrucker hinzu.

Der obengenannte Zugeselle Andreas Heilmann lernte von Gutenberg das Steinpolieren, d. h. das Schleifen von halbedlen Schmuckteinen, wie Achat, Onyx ꝛc. Außerdem verband sich Gutenberg ums Jahr 1438 mit dem Vogt Hans Riffe von Lichtenau zur Anfertigung von Spiegeln für die Heiltumsfahrt nach Aachen. Nach solchen Handspiegeln in Rahmen oder Kästchen aus Holz und Elfenbein, aber gar in kostbarer Einfassung aus Goldblech, war große Nachfrage, und sie warfen einen bedeutenden Gewinn ab. Darum meldeten sich nach zur Teilhaberschaft Andreas Heilmann und ein anderer Straßburger Bürger, Namens Andreas Dritzehn, bei Gutenberg, und diese wurden auch von ihm gegen ein Eintrittsgeld von je 80 Gulden angenommen. Allein sie hatten sich im Termin der Heiltumsfahrt verrechnet; sie fand erst 1440 statt, und so verzögerte sich der erwartete Gewinn. Bei einem Besuche nun in Gutenbergs Werkstatt bemerkten die beiden, daß derselbe noch andere, bisher von ihm geheim gehaltene Künste betriebe, und verlangten, auch in diese eingeweiht zu werden. Da wurde nun ein neues Abkommen auf fünf Jahre getroffen, wonach jeder der beiden weitere 128 Gulden zu zahlen, die Kosten und Arbeit des Unternehmens aber für seinen Teil zu tragen hatte. Wenn einer der Genossen vor Ablauf des Vertrages stürbe, sollten die Ueberlebenden, damit das Werk geheim bliebe, den Erben 100 Gulden auszahlen, Gerät und fertiggestellte Arbeit aber der Genossenschaft verbleiben. Den höchsten Einsatz bot dabei ohne Zweifel Gutenberg selbst: sein Geheimnis, das im Falle seines Todes den Genossen umsonst zufiel. Allein das Schicksal wollte es anders. Schon um Weihnachten 1438 starb A. Dritzehn, ohne seine Beiträge zur Gesellschaftskasse vollständig geleistet

Angebliches Siegel des Johannes Gutenberg.

zu haben. Trotzdem verlangte jetzt seia Bruder Georg, zugleich auch im Namen eiaes anderen Bruders, Nikolaus, an Stelle des Verstorbenen in die Genossenschaft aufgenommen zu werdea, oder Herauszahlung der oon Andreas eingetegten Summe. Als der Meister sich weigerte, kam es zum Prozeß, dessea verschiedene Wendungen nns weniger interessieren als die Spuren der Kunst, in die Gutenberg bei diesem zweiten Kontrakt seine Genossen eingeweiht hat. Wiederholt sind unter dem „Gezeug", d. i. Handwerksgerät, auch „Formen" erwähnt, von denen einige in Gegenwart des Priesters Anton Heilmann, eines Bruders des Andreas, eingeschmolzen werden. Ferner bediente sich Andreas Dritzehn bei seiaer Arbeit in seiner Wohnung einer Presse. Nach dessen Tode befahl Gatenberg, die Presse niemnnd zu zeigen, und sandte seinen Diener, dieselbe an den zwei Wirbelchen za öffnen, so daß die Stücke auseinanderfielen. Wir erfahren auch noch, daß die Genossen zu ihren Arbeiten Bleiankäuse machten, und daß der Goldschmied Hans Dünne etwa drei Jahre vorher (1436) bei Gutenberg an 100 Gulden verdiente „allein an dem, was zum Drucken gehört". Alles das weist darauf hin, daß es sich bei dem zweiten Vertrag um die Ausübang typographischer Künste handelte, um Versache, die Guteaberg später in Mainz zum Abschluß brachte. Damit stimmen nicht nur die hötzerne Presse in A. Dritzehns Zimmer, sondern andere Notizen über das Abholea und Einschmelzen von Formen.

Der „Hat zum Jungen", Gutenbergs erste Werkstätte in Mainz.
Nach einer Photographie von C. Hertel in Mainz.

Gedenktatel am „Hot zum Jungen".

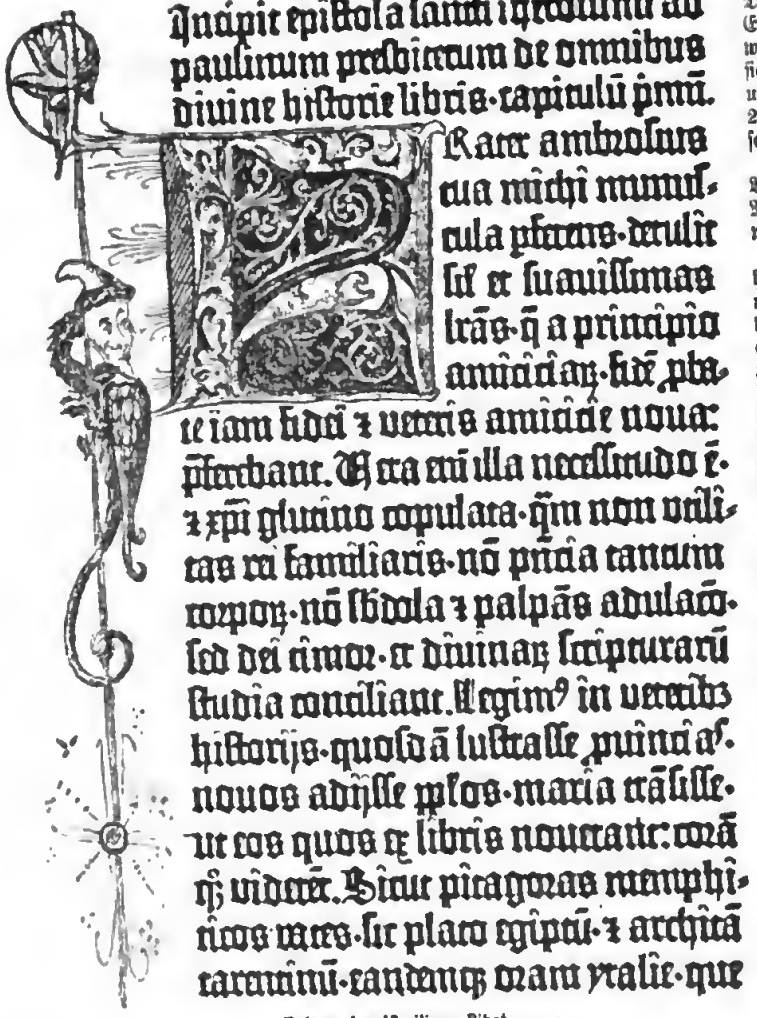
Die mancherlei technischen Arbeiten bei der Goldschmiedekunst, wie namentlich die plastische Gestattung des Metallblechs mittels einer Stanze (ähnlich dem Prägestock beim Münzen), nnd zwar negatio, koanten schon als Vorläufer des Schriftgusses betrachtet werden. Es ist also anzunehmen, daß sich Gutenberg schon in Straßburg mit Typendruckversuchen beschäftigte, wie denn auch ein Druckfragment in der Pariser Nationatbibliothek ia diese Frühzeit gesetzt wird. Außerdem wird von einem Prager Gotdschmied Prokop Waldvogel (taat einer durch Abbé Requin 1890 zu Avignon entdeckten Aufzeichnuag) erzählt, daß derselbe dort bereits im Jahre 1444 die (von Gutenberg vielleicht erlernte) Herstellung beweglicher Lettern gegen Geld nnd das Versprechen der Verschwiegenheit gelehrt habe. — Was aber nun den Ausgang des Dritzehnschen Prozesses betrifft, so ward der Kläger durch einen Urteilsspruch vom 12. Dezember 1439 abgewiesen.

Trotz seiner vietseitigen Kunstfertigkeit hatte Gutenberg stets mit Geldverlegenheiten zu kämpfen. Sein Straßburger Aufenthalt läßt sich bis zum 12. März 1444 nachweisen; vermutlich störte ihn der Einfall der Armagnaken im Elsaß am weiteren friedlichen Betrieb seiner Arbeit. Gutenberg wird ausdrücklich unter den Verteidigern des Klosters St. Arbogast beim sogenannten Grünen Berg auf einer Illinsel ia einem Zünfteverzeichnisse aufgezählt. An der Stelle dieses Klosters steht seit 1894 ein vom Straßburger Gemeinderat errichteter Denkstein mit der Inschrift: „Hier auf dem Grünen Berge wurde die Buchdruckerkunst erfunden und von hier aus wurde das Licht in die Welt verbreitet." St. Arbogast „außwendig des Klosters" nannte man aber die ganze, jetzt „Grüneberg" genannte Gegend an der Ill, nnd wohl in einem zum Kloster gehörigen Gebäude, nicht im Kloster selbst, wohnte Gutenberg, zumal wean er verheiratet wnr.

Wir stoßen nun auf eine Lücke von vier Jahren in seinem Leben. Vermutlich richtete er nach der Plünderung von St. Arbogast durch die Armagnaken seine Blicke auf seine Vaterstadt. Hier, in Mainz, weilt er urkundlich erst seit 1448. Obwoht schon seit 1244 reichsunmittekbar, war Mainz Sitz des vornehmsten und mächtigsten Kirchenfürsten in Deutschland, des Primas und Erzkanzlers des Reiches, geworden, hatte auch als Stapelplatz und Lagerstadt für die Schiffahrt und den Warenoerkehr seine Bedeutung. Für Gutenberg schien woht besonders das Blühen desdortigen Gotdschmiedgewerbes (29 Werkstätten gegen 16 in Straßburg) günstig. Seine Werkstatt errichtete er im „Hof zam Jungen", einem weitläufigen Gebäude, das auf dem Grunde des Hauses Nr. 3 der sejzigen Franziskanerstraße stand. Dort wurde auch beim Graben eines Kellers am 22. März 1856 das Bruchstück einer alten Druckpresse aus Eichenholz aufgefunden. Trotz der scheinbar günstigen Verhältnisse kam Gutenberg auch in Mainz über die finanziellen Schwierigkeiten nicht hinaus. Es fehlte ihm an Geld zu neuen typographischen Versuchen, und da ihm eine kleine Anteihe nicht ausreichte, so ging er die für ihn so verhängnisvolle Verbindung mit dem Mainzer Bürger Johann Fust ein. Ums Jahr 1449 schloß er mit diesem einen schriftlichen Vertrag, wonach ihm Fust 800 Goldgulden behufs Errichtung einer Buchdruckerei zu 6 Prozent Zinsen vorstreckte und zum Unterpfand bis zur Rückzahlnag des Kapitals dnd dafür herzustellende Geräte verlangte. Außerdem wollte

„Hat zum Humbrecht" in Mainz,
Fusts und Schöffers Werkstäte.

Bruchstück einer alten im „Hat zum Jungen" aufgefundenen Druckpresse.


Incipit epistola sancti ieronimi ad paulinum presbiterum de omnibus diuine historie libris. capitulū primū.

Karę ambrosius cum michi munuscula pferens. deuulit sil et suauissimas trās. q a principio amicicie nr. hui⁹ pte iam hinc et ueteris amicicie noua: pferbant. Et ea cū illa necessitudo ē. et xpi glutino copulata. qm non unius ei familiaris. nō pricā tantum corpoz. nō sibola et palpās adulacō. sed dei timor. et diuinaz scripturaz studia conciliant. Legim⁹ in ueteribs historijs. quosdā lustrasse puincias. nouos adisse pplos. maria trāsisse. ut eos quos ex libris nouerant: cōā oculis uiderēt. Sicut pitagoras memphiticos uates. sic plato egiptū. et architā tarentinū. eudoxus uam ytalie. que

Anfang der 42zeiligen Bibel.

Fust Teilnehmer am Gewinn sein. Deshalb erklärte er sich weiter bereit, jährlich 300 Gulden Betriebskapital nebst den erforderlichen Kosten für Gesindelohn, Hauszins, Pergament, Papier und Druckfarbe vorzuschießen. Obwohl er Gutenberg mündlich versichert hatte, für dieses weitere Kapital keine Zinsen nehmen zu wollen, war dieser doch so unklug, ihm schriftlich solche zuzusichern. Inzwischen gewann Fust, dem ohne Zweifel die Ausbeutung der neuen Kunst durch Gutenberg nicht rasch genug ging, in Peter Schöffer aus Gernsheim, seinem nachmaligen Schwiegersohne, einen willfährigen Genossen. So kam es, daß er ums Jahr 1454 seine Forderung an Gutenberg einklagte. Bis jetzt ist über diesen Prozeß nur ein notarieller Akt, das sogenannte Helmmaspergersche Notarinstrument vom 6. November 1455, bekannt geworden, das die Göttinger Universitätsbibliothek bewahrt. Danach klagte Fust für zweimal vorgeschossene Kapitalien von je 800 Gulden mit Berechnung ausgelegter Zinsen und Zinseszins eine Forderung von 2026 Gulden ein, für jene Zeit eine sehr große Summe. Er hatte also statt der jährlich versprochenen 300 Gulden (und zwar 1452) den einmaligen weiteren Vorschuß von 800 Gulden gegeben und schützte sich, seinem Versprechen, keine Zinsen zu nehmen, zuwider, auf raffinierte Art, indem er selbst das Geld gegen 6 Prozent Zinsen entlieh, ja einmal sogar 36 Gulden Wucherzins zahlte. So wahrte er seinen „Schein". Infolge der gerichtlichen Verhandlung ließ Fust wohl von der ursprünglichen Kapitalforderung 50 Gulden nach, verlangte aber von den restierenden 1550 Gulden um so entschiedener seine 6 Prozent Zinsen. Da ferner Fust am 6. November 1455 den Eid leistete, das Geld selbst gegen Zins anderswoher entnommen zu haben, mußte Gutenberg sich auch zur Zahlung dieser Zinsen verpflichten und wurde dadurch eine Summe von über 2000 Gulden schuldig. Dies bedeutete wohl seinen gänzlichen geschäftlichen Ruin.

In dieser Periode war die 42zeilige Bibel entstanden, deren Anfang wir in einer Nachbildung nach dem Original nebenstehend wiedergeben.

Es war in jener Zeit üblich, den älteren handschriftlichen Ausgaben der von der römisch-katholischen Kirche damals anerkannten lateinischen Bibel, der sogenannten Vulgata, einen einleitenden Brief des Kirchenvaters Hieronymus, des Verfassers jener lateinischen Uebersetzung (gest. 420), vorauszuschicken. Auch Gutenberg schloß sich bei seinem Drucke dieser Sitte an. So beginnt denn auch diese erste gedruckte Bibel nicht mit dem ersten Kapitel des ersten Buches Mose, sondern mit eben jenem Briefe, welcher an den Bischof Paulinus von Nola gerichtet ist und nach einem einleitenden Satze Versicherungen von Freundschaft und Anhänglichkeit enthält.

Schon 1454 hatte Fust mit Beihilfe Schöffers wahrscheinlich in seinem Hause „Zum Humbrecht" eine zweite, von der ersten Offizin unabhängige Druckerei eingerichtet, und vermutlich waren Gutenbergs als Unterpfänder verfallene wertvolle Materialien mit den kostbaren Polttertypen in den Besitz der neuen Firma Fust-Schöffer gelangt. Auf diese Weise ging das erste von Gutenberg vorbereitete Werk als erstes gedrucktes Buch nicht aus seiner Hand, sondern aus dieser neuen Druckerei hervor.

Es war das eben erwähnte prachtvolle Psalterium, eine wahre Musterleistung der Typographie mit dem volltönenden Schlußschrift:

„Gegenwärtiger Codex der Psalmen mit schönen (d. i. farbigen) Initialen verziert und durch Rubriken (d. h. rotgedruckte Aufschriften) genügend ausgezeichnet, ist durch eine künstliche Erfindung des Druckens nach der Typenbildung, ohne irgend einen Gebrauch der Feder, so hergestellt und zur Ehre Gottes mit Fleiß vollendet durch Johann Fust, Mainzer Bürger, und Peter Schöffer von Gernsheim, im Jahre des Herrn 1457 am (Mariä) Himmelfahrtsabend."

Der „Schöfferhof" in Mainz.

Hierbei war Gutenberg als der eigentliche Erfinder der Typographie ganz totgeschwiegen. Ja, er war dazu verdammt, sich nicht einmal auf seinen eigenen Druckwerken zu nennen, weil sie sonst der Pfändung anheimgefallen wären, nicht bloß von seiten

Gutenberg erklärt Fust und Schöffer seine Erfindung.
Nach einer Originalzeichnung von A. Zick.

Digitized by Google

Fusts her, sondern wegen früherer Verbindlichkeiten gegen das Thomaskapitel in Straßburg und seinen Vetter A. Gelthuß.

Ob sich nun Gutenberg in dieser seiner höchsten Not noch einmal nach Straßburg wandte, wo er den dortigen frühesten Drucker Johann Mentel seine Kunst gelehrt hatte, steht noch nicht hinlänglich fest; wohl aber, daß er durch den Mainzer Syndikus Dr. Konrad Humery finanzielle Unterstützung fand. Dieser schoß Gutenberg gegen Verschreibung seiner „Formen, Buchstaben, Instrumente und Gezeug" eine Summe zum Fortbetrieb seines Unternehmens vor. Und hierdurch wurde Gutenberg der Druck seines letzten bekannt gewordenen Werkes, des Katholikon, möglich, eines lateinischen Wörterbuches nebst Grammatik, dessen lateinische Schlußschrift in Uebersetzung also lautet:

„Unter dem Beistand des Allerhöchsten, auf dessen Wink der Unmündigen Zungen beredt werden, und der oftmals den Kleinen offenbart, was den Weisen er verhehlt, ist dieses vortreffliche Buch Katholikon im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1460, in dem gesegneten Mainz, einer Stadt der berühmten deutschen Nation, welche Gottes Huld durch ein so hohes Geisteslicht und freies Gnadengeschenk den übrigen Nationen der Erde vorzuziehen und auszuzeichnen gewürdigt hat, gedruckt und vollendet worden, nicht mit Hilfe von Rohr, Griffel oder Feder, sondern durch das wunderbare Zusammenstimmen, Verhältnis und Ebenmaß der Patronen und Formen." Folgt ein Anruf der Dreieinigkeit und Jungfrau Maria.

Zwei Jahre darauf brach der Kurstreit zwischen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau aus, der den Betrieb der Buchdruckerkunst unterbrach. Am 28. Oktober 1462 ward die Stadt durch Verrat dem Letzteren in die Hände gespielt und überrumpelt. Dabei wurden über 400 Bürger getötet und gingen 150 Häuser in Flammen auf. Der siegreich einziehende Adolf von Nassau hielt ein strenges Strafgericht über die Gegenpartei; doch es scheint, daß Gutenberg nicht zu letzterer gehörte oder wenigstens neutral geblieben war, denn er wurde sogar vom neuen Kurfürsten durch einen Gnadenakt ausgezeichnet.

Thorwaldsens Gutenberg-Denkmal in Mainz.

Unter den abgebrannten Gebäuden befand sich auch die Fust-Schöfferſche Druckerei, die während des Kurstreits mehrere Einzelblätter, wie die päpstliche Bulle und das kaiserliche Manifest, betreffend die Absetzung Diethers, so wie Entgegnungen von anderer Seite, veröffentlicht hatte.

Relief an Thorwaldsens Gutenberg-Denkmal in Mainz.

Das Haus wurde jedoch bald wieder neu aufgebaut, und bereits zwei Jahre nach dem Brande stand die Druckerei wieder in Betrieb. Im Jahre 1476 wurde dieselbe durch Zukauf des angrenzenden „Hof zum Korb", des späteren „Schöfferhof", vergrößert. — So unselig der Ausgang des Kurstreits auch für die Stadt selbst war, da sie hierdurch alle früheren Vorrechte verlor, so war er doch für die Verbreitung der Buchdruckerkunst ein Glück: denn die Jünger der Kunst zogen nun hinaus in alle Welt, das in Mainz beschworene Geschäftsgeheimnis zu offenbaren, und so verbreitete die neue Kunst sich unaufhaltsam durch Deutschland, Italien und Frankreich, nachdem sie schon vorher Mentel in Straßburg (vor 1460) und Pfister in Bamberg (1461) ausgeübt hatte.

Noch dem Erscheinen seines Katholikon hören wir von Gutenbergs technischer Wirksamkeit nichts mehr, auch über seine sonstigen Lebensverhältnisse wenig Zuverlässiges. Außer mit Dr. Humery scheint er noch besonders mit der Geistlichkeit Verkehr gepflogen zu haben, so mit Peter Günther, dem Pfarrer von St. Christoph.

Nach der von dem Grafen Werner Wilhelm von Zimmern verfaßten Chronik wohnte Gutenberg sogar in der Nähe dieses Geistlichen, denn es heißt da: „Unter der Regierung dieses Erzbischofs (Graf Theodorich v. Erbach) ward erstlich die Edel Kunst der Buchdruckerei zu Maiaz in der Stadt erfunden durch einen habhaften reichen Bürger daselbst Hannes Gudenberger genannt, der alle seine Güter und Vermögen darauff wendet thot, bis er es zuwegen bracht", und dann liest man den Beisatz von derselben Hand:

„Hans Gudenberg wohnt in der Algesheimer Bursch (bursa)."

„Zum Algesheimer" hieß damals ein geräumiges Gebäude hinter der Christophskirche.

Kurfürst Adolf von Nassau nahm sich auch ferner des schwergeschädigten Gutenberg huldreich an: er machte ihn zu seinem Hofdienstmann, als welcher er wohl zu damaliger Zeit die Vergünstigung eines privilegierten Gerichtsstandes allein vor dem Erzbischof oder dessen Stellvertreter genoß, dagegen aber nun einen besonderen Dienst- und Treueid zu leisten hatte. Er blieb dadurch auch geschützt gegen jede „Beschlagnahme von Leib und Gut" durch seine Gläubiger und konnte seinen Lebensabend in Ruhe beschließen. Ja, so bescheiden es auch für einen so großen Erfinder war, es wurden ihm in der Bestallungsurkunde jährlich ein Kleid, 20 Malter Korn und 2 Fuder Wein ausgeworfen, sowie Befreiung von lästigen Dienstleistungen. Diese Urkunde ward 1465 zu Eltville am Rhein ausgestellt, wo Adolf seiner größeren Sicherheit wegen residierte. Dort, wo Gutenberg auch Verwandte besaß, verbrachte er seine letzten Tage, wenn er auch in Mainz seinen Wohnsitz behielt. Sein Todesjahr ist unbekannt, doch wissen wir, daß der unsterbliche Erfinder der „göttlichen Kunst" Ende Februar 1468 nicht mehr lebte. Sein Druckgerät ging mit Willen des Erzbischofs Adolf v. Nassau an Dr. Humery über, unter der Bedingung, daß es nur in Mainz gebraucht werde oder doch einem Mainzer das Vorkaufsrecht gewahrt bleibe. So hinterließ der große Mann nicht einmal ein Eigentum, sondern einzig und allein den Ruhm seiner Erfindung.

Relief an Thorwaldsens Gutenberg-Denkmal in Mainz.

Nach einer Mitteilung seines Verwandten Adam Gelthus um 1499 ward Gutenbergs Leichnam in der Franziskanerkirche zu Mainz beigesetzt.

Nicht weit davon, dem Theater gegenüber, auf dem Gutenbergsplatz, steht das würdige, nach dem Modell Thorwaldsens gearbeitete Standbild des großen Erfinders, welches von Crozatier in Paris in Erz gegossen und am 14. August 1837 feierlich enthüllt wurde. Im ganzen waren durch Sammlungen 18621 Gulden eingegangen, wovon Mainz allein 10382 Gulden geliefert hatte.

Thorwoldsen, der damals in Rom weilte, übernahm umsonst die Modellierung. Der Künstler stellte den Erfinder in aufrechter Stellung dar, in der linken Hand die Bibel, in der herabhängenden Rechten eine Anzahl Typen haltend. Als Vorbild benutzte er das älteste bekannte Porträt des Meisters, das 1870 mit der Straßburger Bibliothek verbrannte und wovon seit 1832 die Mainzer Stadtbibliothek eine gute Kopie besitzt (s. d. Bildnis S. 361). Auf der Vorderseite des Sockels steht eine lateinische Inschrift, welche zu deutsch lautet:

„Johann Gensfleisch zum Gutenberg, dem Mainzer Patrizier, haben seine Mitbürger, aus Beiträgen von ganz Europa, dieses Denkmal errichtet im Jahre 1837,"

und auf der Rückseite stehen lateinische, von Prof. Ottfried Müller verfaßte Distichen, die in Uebersetzung also lauten:

„Die Kunst, welche den Griechen verborgen, verborgen den Römern,
Hat der findige Geist eines Germanen erdacht.
Jetzt, was immer die Alten gewußt, und die Neueren wissen,
Wissen sie nicht nur für sich, sondern für jegliches Volk."

Bemerkenswert sind dann auch noch zwei Basreliefs auf den Seitenflächen des Sockels; das eine stellt den Meister dar, wie er Fust eine Type zeigt, das andere, wie er einen fertig aus der Presse gekommenen Bogen überliest, während sein Gehilfe druckt. — Auch im Garten der Mainzer Kasinogesellschaft steht ein von dem Mainzer Bildhauer Joseph Scholl ausgeführtes Sandsteinmonument Gutenbergs.

In Straßburg befindet sich auf dem Gutenbergsplatz seit dem 24. Juni 1840 ein von David d'Angers modelliertes, von Soyez und Ingé zu Paris gegossenes Erzbild des Erfinders, das ihn in aufrechter Stellung und mit einem Blatt in den Händen darstellt, worauf in französischer Sprache das Bibelwort steht: „Und es ward Licht." Das Gutenbergdenkmal auf dem Roßmarkt in Frankfurt a. M. seit 1857 hat die Form einer Brunnengruppe und stellt die drei Kolossalfiguren von Gutenberg, Fust und Schöffer dar, ferner sind bemerkenswert die Standbilder der alten Buchdruckerstädte Mainz, Straßburg, Venedig und Frankfurt, sowie die sitzenden Statuen der Theologie, Poesie, Naturwissenschaft und Industrie. Endlich verdient noch aus neuerer Zeit die künstlerisch bedeutsame Statue Gutenbergs von dem Bildhauer Ernst Paul in Dresden (1883 bis 1884) hervorgehoben zu werden. — Von den älteren Porträts Gutenbergs ist namentlich dasjenige von Julius aus dem Jahre 1698, welches in unserer Anfangsvignette wiedergegeben ist, bemerkenswert.

Joseph Scholls Gutenberg-Denkmal im Garten der Kasinogesellschaft in Mainz.

Gutenberg hatte das Schicksal fast aller großen Erfinder: Undank, Verkennung und Verkleinerung seiner Kunst. Wie man Kolumbus ärgern wollte mit den mißgünstigen Worten: es sei kein Kunststück gewesen, Amerika zu entdecken, so wollte man auch Gutenbergs Ruhm mit dem Nachweis schmälern, er sei gar nicht der eigentliche Erfinder der Buchdruckerkunst, die man schon vor ihm gekannt und geübt habe. Das Drucken an und für sich hat er freilich nicht erfunden, wohl aber die Typographie, d. h. die Kunst des Buchdrucks mit beweglichen, gegossenen Metalltypen. So kannten die Chinesen schon ein halbes Jahrtausend früher den Druck von Holztafeln, und auch die Deutschen übten denselben vermutlich schon vor Gutenberg aus. Aber diese Drucke waren Blockbücher oder Holztafeldrucke, nicht durch die Presse, sondern mittels des Reibers und ohne Typen hergestellt, also Bürstenabzüge von Holzplatten. Ja, auch im 14. Jahrhundert schon wurden Bilder und Text in einzelne Holzplatten geschnitten und Abzüge davon genommen. Dabei prägte sich das Typenbild so tief in das Papier, daß die Rückseite frei bleiben mußte; mitunter klebte man mehrere Blätter zusammen, und so entstand schon eine Art Buch, wie die im Mittelalter viel verbreitete Armenbibel mit 50 Darstellungen.

Obwohl nun schon die Zeitgenossen Gutenbergs ihm allein den Ruhm seiner Erfindung zuerkannten, fehlte es aber auch nicht an Versuchen, denselben anzuzweifeln. Am hartnäckigsten geschah dies von holländischer Seite zu Gunsten des Laurenz Janszoon Coster aus Haarlem, dem man sogar dort als Erfinder ein Denkmal setzte, bis sein eigener Landsmann Dr. Antonius van der Linde auf Grund archivolischer Studien in der „Costerlegende" überzeugend nachwies, daß dieser Coster niemals existiert hat. Linde war nämlich selbst zuvor eifriger Costerianer gewesen, kam aber dann zu der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß nur Gutenberg der Erfinder der Typographie sein könne. Bei seinen Landsleuten erwarb er sich natürlich damit keinen Dank, doch hinderte ihn dies nicht, die Ergebnisse seiner gründlichen Untersuchungen in zwei umfangreichen Werken (1878 und 1886) zu veröffentlichen.

Wo Gutenberg zuerst in Mainz druckte, ist zweifelhaft. Seither galt als erstes Druckhaus der „Hof zum Jungen" in der Stadthausstraße, diese Annahme hat sich jedoch neuerdings als irrig erwiesen, und es wird nun der „Hof zum Humbrecht" in der Schustersteaße, in dem sich die Fustsche Werkstatt befand, als Geburtsstötte der Typographie bezeichnet; es hieß noch 1524 das „Druckhaus" oder der „Druckhof". Es war aber damals schon nicht mehr das ursprüngliche Haus, das, wie schon erwähnt, 1462 bei der Eroberung der Stadt durch Adolf von Nassau in Flammen aufgegangen war, sondern ein neu erbautes, das namentlich unter Peter Schöffers Nachfolgern fast ein Jahrhundert lang blühte. Seit 1463 führte das Gebäude nach einer darin befindlichen, den Heiligen drei Königen geweihten Kapelle den Namen „Dreikönigshof". Den hinten angrenzenden „Hof zum Korb" in der Korbgasse, später „Schöfferhof" genannt, kaufte Peter Schöffer 1476 dazu, und er blieb mit dem „Hof zum Humbrecht" unter der gemeinsamen Bezeichnung „Der Druckhof" bis 1502 vereinigt; gegenwärtig befindet sich eine Bierwirtschaft darin, doch hat das Gebäude seinen charakteristischen mittelalterlichen Stil bewahrt.

Dem Peter Schöffer aus Gernsheim verdankt die Kunst manche Verbesserung nomentlich in Bezug auf den Schriftguß und die Druckerschwärze.

Das erste Jubelfest der Typographie wurde am Johannistag 1540 in Wittenberg von Luthers Buchdrucker Hans Lufft und dessen Genossen gefeiert. Das zweite fand am Johannistage 1640 statt, und die Buchdrucker von Leipzig, Jena und Breslau beteiligten sich an demselben. Anderwärts, wie in Straßburg, machten die schlimmen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges ein Jubelfest unmöglich. Aber ziemlich allgemein ward ein solches 1740 gefeiert; damals erschienen an 200 Festschriften und eine Menge von silbernen und kupfernen Denkmünzen.

Selbstverständlich wird der nächste Johannistag das größte und glänzendste aller Jubiläen bringen und vor allem in Mainz dessen ganze Pracht entfalten. Der schlichte Mann, der unter tausend Nöten und Demütigungen sein großes Werk für die Mitwelt bereitete, er wird wenigstens von der Nachwelt den Dank empfangen, den ihm jene versagte.

Seine Gestalt gehört, wie die des Kolumbus, zu den tragischen Figuren der Weltgeschichte, deshalb hat früh schon die Poesie sich ihrer bemächtigt und sowohl in lyrischen Gedichten, als in größeren Werken sein schattenhaftes Bild zur vollen Lebenswirklichkeit zu erwecken gesucht. Der kulturhistorische Roman „Gutenberg" von Paul Stein, Dingelstedts Novelle „Meister Gutenbergs Tod", Ad. Sterns Epos „Joh. Gutenberg", Alfred Börckels Drama „Gutenberg" sowie das gleichnamige von Rudolf v. Gottschall wären hier als die bekanntesten Schöpfungen dieser Art zu nennen.

Der Gebäudeschutz durch Blitzableiter.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die Eigenschaft der Metalle, Blitze abzuleiten, ist schon seit langer Zeit bekannt. Trotzdem sind die Anschauungen über die Wirkungsweise und die richtige Konstruktion der Blitzableiter noch heute durchaus nicht völlig geklärt. Ungeachtet der peinlichsten Sorgfalt in der Herstellung der Leiter, in der Berechnung des Querschnitts, der Verbindung der einzelnen Teile ꝛc. kommt es vor, daß der einschlagende Blitz den Blitzableiter verschmäht und sich seinen Weg, manchmal unschädlich, manchmal unter zerstörenden Wirkungen, auf ganz anderen Pfaden sucht, als sie ihm vorgeschrieben sind. Bei geschützten Gebäuden, Kirchen oder Fabriken kommt es nicht selten vor, daß zwar ein Teil des Blitzes dem Leiter folgt, ein anderer Teil aber abspringt und durch Regenrinnen, eiserne Konstruktionsteile, durch Gas- und Wasserleitungen, durch Glocken, Uhrgestänge, längs feuchter Wände, durch Ställe und auf andere Weise sich seinen Zugang zur Erde und seinen elektrischen Ausgleich sucht. Meistens glaubt man in solchen Fällen, daß die Ursache des Abspringens in dem schadhaften Zustande des Blitzableiters liege, und es ist daraus schließlich die Meinung entstanden, daß ein fehlerhafter Blitzableiter, dessen metallische Leitung oder Erdverbindung beispielsweise irgendwo eine kleine Lücke zeigt, gefährlicher sei als das Fehlen eines Blitzableiters überhaupt, und daß eben deshalb die ohnehin kostspielige Anbringung von Blitzableitern an Gebäuden nur einen problematischen und jedenfalls viel zu teuer erkauften Schutz gewähre.

Mit dem letzteren Punkt würde es, was den Blitzschutz der Wohnhäuser betrifft, in der That seine Richtigkeit haben, wenn die kostspielige, bisher für notwendig gehaltene Konstruktion der Blitzableiter die einzig richtige wäre. Die Anbringung eines solchen künstlichen Blitzableiters verursacht selbst bei kleinen Wohnhäusern nach der Angabe eines hervorragenden Fachmannes im Blitzschutzwesen, des württembergischen Baurats F. Findeisen,* dessen bemerkenswerten Ausführungen über diesen Gegenstand wir auch weiterhin folgen, einen durchschnittlichen Aufwand von mindestens 100 Mark. Der gesamte, durch Blitzschläge auf dem Lande angerichtete Gebäude- und Materialschaden beträgt nun beispielsweise in Württemberg 160 000 Mark jährlich. Die Anlage von Blitzableitern an sämtlichen landwirtschaftlichen Gebäuden des Staates würde dagegen unter Zugrundelegung des obigen Durchschnittsaufwandes jährlich eine zehnmal größere Summe für Verzinsung und Amortisation beanspruchen. Diese ganze Rechnung wird indessen hinfällig, und der gesamte Blitzschutz tritt in ein neues Stadium, sobald es gelingt, anstatt der üblichen kostspieligen und nicht einmal unter allen Umständen wirksamen Blitzableiterkonstruktion eine solche in Anwendung zu bringen, die sich leicht, ohne besondere Fachkenntnisse und mit geringen Mitteln überall anbringen läßt und zudem einen wirklichen Blitzschutz im Sinne der absoluten oder doch nahezu absoluten Sicherheit gegen zerstörende Wirkungen der Blitzschläge gewährt. Dieses Ziel läßt sich erreichen, sobald die Findeisenschen Vorschläge zur natürlichen Blitzsicherung der Gebäude, die nicht allein auf langjähriger Erfahrung und auf den Ergebnissen der württembergischen Blitzstatistik beruhen, sondern auch mit den Ansichten der ersten Physiker und Meteorologen bezüglich der Blitzgefahr übereinstimmen, zum Allgemeingut besonders der ländlichen Bevölkerung werden.

Die schon erwähnte Anschauung, daß ein mit kleinen Leitungsfehlern behafteter Blitzableiter mehr schade als nütze, ist noch in weiten Kreisen vorherrschend, steht aber nichtsdestoweniger in Widerspruch zur praktischen Erfahrung und zu der Ueberzeugung der hervorragendsten Gelehrten und Elektriker, insbesondere auch zu den Gutachten, die von maßgebenden Kommissionen, z. B. in der preußischen Akademie und im Deutschen Elektrotechnischen Verein, über die Blitzgefahr und ihre Beseitigung abgegeben wurden: selbst ein schlechter Blitzableiter ist immer mehr wert als gar keiner. Daß so häufig Blitzschläge auch in Gebäuden, die durch keinen künstlichen Blitzableiter geschützt sind, ganz oder nahezu unschädlich verlaufen, liegt daran, daß die Elektrizität sich in solchen Fällen eben selbst einen Blitzableiter sucht und ihn hauptsächlich in den metallenen Dachtraufen und Abflußröhren, häufig aber auch in den Gas- und Wasserleitungsröhren im Inneren der Gebäude findet. Einen vorhandenen Ableiter wird der Blitz stets benutzen, aber es ist freilich nicht gesagt, daß er unter allen Umständen ihn allein benutzen wird. In der Regel wird sich der Strahl teilen und die Elektrizität alle sich ihr darbietenden Wege, also Blitzableiter, Dachtraufen, eiserne Pfeiler, Leitungsröhren, ja nasse Hauswände, durchfeuchtete Balken u. dergl., zum Abfließen benutzen. Daß dieselben stets einen gutleitenden, nirgends unterbrochenen und bis ins Grundwasser reichenden Weg für den elektrischen Strom bieten, ist dabei durchaus nicht von der früher stets angenommenen Wichtigkeit. Zahlreiche Beispiele lehren, daß die Dachtraufen mit ihrer größeren Metallmasse, selbst wenn sie mehrere Fuß über der Erde endigen und ihre einzelnen Enden nur lose ineinander gesteckt sind, dem besten Blitzableiter vorgezogen werden, und daß andererseits der Blitz weite Zwischenräume überschlägt, um den künstlichen Ableiter zu verlassen und den natürlicheren und ihm besser behagenden Weg durch das weitverzweigte Netz einer Wasserleitung einzuschlagen. Einen absoluten Blitzschutz besitzen infolge dieser Neigung des Blitzes, sich zu verzweigen, nur solche Bauwerke, die mit einem ganzen Netz von Ableitungen umgeben oder in ihrer Konstruktion selbst hauptsächlich aus eisernen Bestandteilen aufgeführt oder von einer eisernen Hülle umgeben sind. Innerhalb von Panzertürmen, Wellblechschuppen oder Gasbehältern genießt man beim Gewitter einen so vollkommenen Blitzschutz, wie nicht einmal in dem gläsernen Käfig des Konrektors Aepinus in „Dörchläuchting".

Warum nun, fragt sich der genannte Verfasser, wenn der Blitz doch einmal die natürlichen, an den Gebäuden ihm dargebotenen Ableitungswege den künstlichen vorzieht, soll man nicht von vornherein auf den künstlichen Blitzschutz verzichten und die vorhandenen metallenen Konstruktionsteile an den Außenseiten der Gebäude anstatt seiner benutzen oder entsprechend vervollkommnen? Seine Vorschläge für einen möglichst vollkommenen und dabei wohlfeilen Blitzschutz an Wohn- oder Wirtschaftsgebäuden richten sich demnach auf folgende Punkte: Bei Neubauten soll man vor allen Dingen den Dachfirst, die Dachkanten und Giebelkanten, in welche der Blitz erfahrungsmäßig am leichtesten einschlägt, mit metallenen Leitungen versehen. Dazu dienen vortrefflich First- oder Gratbleche, wie man sie zum Schutz gegen den Regen ohnehin an vielen Gebäuden anbringt, da sie dauerhafter als eine hölzerne und meistenteils billiger als eine solide steinerne Regensicherung am First und an den Giebelkanten sind. Solche Blechstreifen von 20 bis 40 cm Breite bieten dem Blitz, da bei elektrischen Leitern weit mehr die Oberfläche als die Querschnittsgröße maßgebend ist, einen unvergleichlich besseren Weg als ein Blitzableiter, der nicht gerade von besonders starken Dimensionen ist. An den Dachkanten bilden die Regenrinnen, die zweckmäßiger aus verzinktem oder verbleitem Eisenblech als aus Zinkblech bestehen sollten, den natürlichen und ausreichenden Blitzableiter, und zur Ableitung nach unten ist nichts geeigneter als die in der Regel ohnehin an allen vier oder doch an zwei Ecken des Gebäudes zur Erde geführten Ablaufröhren, denen man unten nur eine Fortsetzung aus Bandeisen oder Drahtseil bis ins Grundwasser zu geben braucht. Hat man Gelegenheit, diese natürlichen Blitzableiter unten an eine Wasser- oder Gasleitung, an ein eisernes Brunnenrohr oder dergl. anzuschließen, so ist auch die Erdleitung schließlich noch zu entbehren, und ebenso braucht auf eine innige metallische Verbindung der einzelnen Leitungsteile durchaus nicht diejenige Sorgfalt verwandt zu werden, die man bisher beim Blitzableiter für nötig hielt. Um so mehr Gewicht ist dagegen auf einige andere Punkte zu legen,

* Vgl. das für die allgemeine Ausbreitung eines rationellen Blitzschutzes außerordentlich wichtige Werk von Findeisen „Ratschläge über den Blitzschutz der Gebäude unter besonderer Berücksichtigung der landwirtschaftlichen Gebäude." Verlag von Julius Springer. Berlin. 1899.

deren Nichtbeachtung die Wirksamkeit älterer Blitzableiter oft schwer benachteiligt hat.

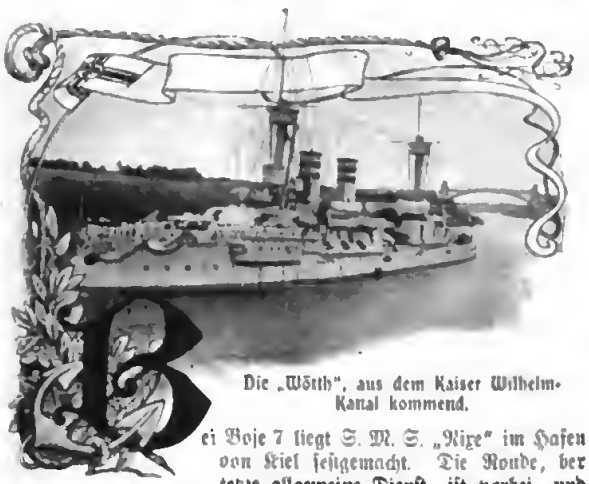
So sind größere Eisenmassen im Inneren der Gebäude unbedingt an die Schutzvorrichtung anzuschließen, und ebenso soll, wo es irgend zu ermöglichen ist, eine vorhandene Wasser- oder Gasleitung sowohl in ihrem höchsten Punkte, als auch im Erdgeschoß oder Keller an den nächstliegenden Punkt der Blitzschutzvorrichtung angeschlossen werden, um so die Zahl der Ableitungen zu vermehren und die Spannung und Zündkraft des Blitzes zu vermindern. Natürlich hat man sich dann während eines Gewitters der unmittelbaren Berührung mit den betreffenden Leitungen zu enthalten; allein dieses Gebot der Vorsicht gilt in noch viel höherem Grade, wenn die Leitungen nicht an den Blitzschutz angeschlossen sind, weil dann die Gefahr besteht, daß ein überspringender Seitenstrahl sich den Weg zum Rohrnetz sucht und dabei auch die dazwischen oder in der Nähe befindlichen Personen trifft.

Ausführlich werden in dem genannten Werke, neben den angeführten Fragen, auch die Benutzung der an älteren Gebäuden vorhandenen Regenröhren und ähnlicher Konstruktionsteile zum Blitzschutz, die Kostenfrage einfacher und rationeller Blitzableiter, die Rolle der Bäume als natürliche Ableiter oder Anziehungspunkte für den Blitz und viele andere einschlägige Fragen erörtert. Das Studium des kleinen, im höchsten Grade gemeinnützigen Werkchens sei besonders den ländlichen Interessenten aufs dringendste empfohlen. **Js. Herdrow.**

Allerlei aus dem Marineleben.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Graf Bernstorff**, Korv.-Kapt. a. D. Mit Abbildungen nach Photographien von **Arthur Renard** in Kiel.



Die „Wörth", aus dem Kaiser Wilhelm-Kanal kommend.

Bei Boje 7 liegt S. M. S. „Nixe" im Hafen von Kiel festgemacht. Die Ronde, der letzte allgemeine Dienst, ist vorbei, und die Teilnehmer daran begeben sich in die Messe resp. ihre Kammer, je nach Laune und Ruhebedürfnis.

„Bootsmann, also morgen früh ‚Rein Schiff' mit Sand und Steinen, daß wir den Kohlenschmutz wieder runter kriegen!" hat der erste Offizier bei der Ronde befohlen, und der Bootsmann strahlt übers ganze Gesicht.

Er ist noch einer von der alten Sorte, für die das Schiff in erster Linie dazu da ist, um gescheuert und geputzt zu werden, während es der Hauptzweck der Takelage ist, daß man sie nach dem Exerzieren mit „Brassen und Toppen" wieder in Ordnung bringt. Die neumodischen Kähne, mit „man bloß 'n Signalmast", gefallen ihm gar nicht, und wenn er nicht dorthin an Bord kommandiert wird, setzt er gewiß keinen Fuß an Deck. Aber morgen früh kann er einmal wieder ordentlich schwelgen in Sand und Scheuersteinen, Seife und Lappen, und Wasser, viel Wasser!

Mit furchtbarem Eifer stürzt er sich denn auch am Morgen auf die Arbeit und arrangiert das Scheuerfest. Ueberall taucht er auf, er scheint sich zu vervielfältigen, und es ist, als ob zehn Bootsleute an Bord wären.

„Daß mir die Kerls ordentlich aufdrücken mit den Steinen und nicht bloß so über hinfuschen! Grund will ich sehn, Grund, bis allens weiß ist! Peters, Gaulke, passen Sie gut auf! Auf Ihrer Seite war das bas letzte Mal man so so!"

„Zu Befehl, Herr Bootsmann!" antworten die beiden Unteroffiziere, welche auf Steuerbord Achterdeck die Aufsicht haben.

„Und denn, Steuermann, eilen Sie sich man 'n büschen mit der Brück', daß Sie mir da nachher nicht an Deck pladdern, wenn ich unten fertig bin. Da habe ich bloß doppelte Arbeit von!"

„Ja — a," meint der Steuermann gedehnt, „wenn Ihre Kerls man ordentlich scheuern, bin ich längst fertig, bis sie soweit vorkommen."

„Ordentlich? Ordentlich?" schreit der Bootsmann ergrimmt. „Herr Steuermann, mir hat noch keiner nachsagen können, daß ich meinen Kram nicht orbentlich mach'! Ich fuhr schon zur See, als Sie noch in Pumphosen herumliefen!" Und triumphierend geht er ab. Das saß!

Da stehen ein paar Leute am Lnk und besehn sich die Welt, anstatt zu scheuern.

„Wat is hier los? Wat macht ihr hier? Meint ihr, ihr seid man bloß zum Photographieren an Bord? Stehn bie Kerls und kieken! Is doch nich zu glauben! Scheuern sollt ihr! unb das ordentlich! Hier — und hier! Soll das woll schon sauber sein? Man nich die Fingerchen schonen; Handschuh' könnt ihr meinswegen heut' abend anzieh'n, auf'n Tanzboden, aber nich bei ‚Rein Schiff'!"

Als nach einigen Stunden der Befehl erschallt: „Ausscheiden mit ‚Rein Schiff'!" und der Alte mit dem immer brummigen Gesicht über Deck geht, um zu sehen, ob alles in Ordnung ist, hellt sich allmählich sein Blick auf: dank seiner rastlosen Thätigkeit glänzt und blitzt alles, und nirgends ist auf ben Deckplanken oder an der weißen Farbe ein vergessener schwarzer Strich zu entdecken.

Aber da, am Netzwerk der Kommandobrücke, da ist eine große Stelle noch voll Kohlenstaub. G'rade geht der Steuermann vorbei.

„Sehn Sie sich nu mal bitte erst das Deck an, Heer Steuermann, und dann Ihre Brück! Meins ist ordentlich und Ihrs nich! Sehn Sie woll?" damit läßt er den Verdutzten stehen, um dem „Ersten" zu melden, daß er fertig ist.

„So'n Pumpbüx, so'n Kiekindiewelt! Will mir sagen, was Ordnung is!"

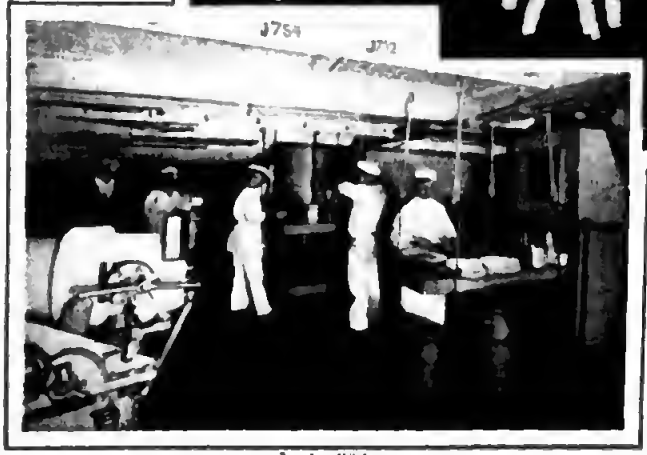
Auch in der Maschine hat rege Thätigkeit geherrscht, und selbst der sonst so ungemütliche Heizraum mit den Kohlenhaufen vor den Feuerungen der Kessel sieht ganz präsentabel aus. Die Feuerplatten sind fein säuberlich abgespült, und die einzige Arbeit, die noch zu verrichten bleibt, ist das Herausholen der letzten Aschen- und Schlackenreste von den Rosten. Wenn man seine Sache versteht und ein bißchen acht giebt, kann man sogar reines Arbeitszeug dabei behalten. Das ist allerdings unmöglich, wenn die „Funkenpuster", d. h. die Heizer, vor den brennenden Feuern arbeiten müssen, während das Schiff unter Dampf ist.

Da kommt's nicht darauf an, ob schließlich Hände, Gesicht und Kleidung ebenso schwarz sind wie die Kohlen. Wofür giebt's denn Wasser und Seife? Leicht ist der Dienst gewiß nicht, im Gegenteil, er ist schwer und anstrengend; besonders aber dann, wenn bas Schiff in die Tropen kommt, wo die Temperatur trotz aller Ventilation nicht selten auf 50° C und darüber steigt. Dafür giebt's dann aber am Löhnungstage Extrazulage, wofür man sich an Land allerlei leisten kann, was für andere nur ein Wunsch bleibt.

Während der größte Teil der Besatzung mit der Schiffsreinigung beschäftigt ist, hantierten vorn an der „Kombüse" — so heißt die Küche an Bord — der Koch und seine beiden Gehilfen; geaannt „Smurgel", „Sutiche" und „Smuttche".

„Smurgel“ ist gelernter Koch und natürlich der oberste von den dreien; „Suttche“ versteht auch schon allerlei und hat seinem Meister schon so viel abgeguckt, daß er ihn nötigenfalls einmal vertreten kann, „blots nich bi Plummen und Klüth (Pflaumen und Klöße), ick weet nich, woron dat liggt, aberst de ward ümmerst ganz steenhart!“ „Smuttche“ ist der Untergebene beider, und seine Hauptthätigkeit besteht im Reinigen der großen Kessel, des Backofens und des Küchenraumes. Da „Smuttche“ aber von Natur aus nicht übertrieben reinlich veranlagt ist, so hat der erste Offizier schon einigemal das Wort „Schw . . . .-stoll“ fallen lassen und ihm mit Ablösung gedroht.

Im Heizraum.



In der Küche.

Dann erfaßt „Smuttchen“ jedesmal ein mächtiger Reinigungsdrang, und er hantiert mit Besen, Seifenwasser und Scheuerlappen in der Kombüse, daß es bis auf Deck spritzt. Dafür gerät er natürlich wieder mit dem Wachhabenden vom Vordeck in Zwistigkeiten! Aber lieber läßt er sich alle möglichen Schmeichelnamen gefallen, als daß er es zur angedrohten Ablösung kommen lassen will. Denn dann muß er aus der schön warmen Kombüse hinaus und wird womöglich Bootsgast im Ruderkutter. Vor jeder körperlichen Anstrengung aber hegt er gewaltigen Abscheu. Vor allen Dingen aber ist er dann nichts Besonderes mehr an Bord, sondern verschwindet unter der übrigen Menge, während er jetzt offiziell „Kochsmaat“ heißt und sich schon durch den Anzug (rein sein sollendes Arbeitszeug) von den gewöhnlichen Matrosen unterscheidet. Ich fürchte aber, daß ihn eines schönen Tages doch sein Schicksal erreichen wird, wenn es ihm nicht gelingt, sich wenigstens bis zum „Suttche“ aufzuschwingen.

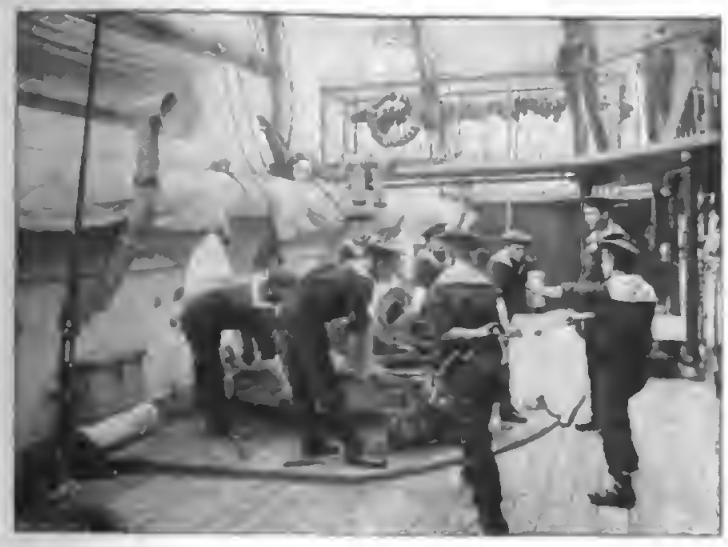
„Sieben Glas! (Halb Zwölf!) Zeit zu klar Deck!“ ist dem ersten Offizier gemeldet worden, und da [illegible] ganze [illegible] sich wieder [illegible] tadellosen Zustande [illegible] findet, [illegible] „klar [illegible] gemacht, [illegible] heißt, es [illegible] aufgehört [illegible] dienstlichen Verrichtungen.

Um [illegible] viertel [illegible] ertönt der [illegible] mer gern [illegible] höchste [illegible] „Backen und Banken“ und während die Backschaften die Tische klar machen [illegible] das Mittagsessen und die Portionen von der Küche holen, versammeln sich die übrigen Leute zum größten Teil in der Backbordkuhl oder auf Vordeck. Dieser und jener holt aus der Hosentasche ein kleines Portemonnaie hervor, öffnet es verstohlen und überzählt schnell sein Vermögen. Es langt noch für 'n paar „Stuten und Eier“; das neue Nähzeug freilich, welches eigentlich schon im vorigen Monat dringend notwendig war, wird wieder warten müssen!

Noch dem Essen kommt Mutter Schultschen auch schon [illegible] Fallreepstreppe heraufgekeucht, und hilfreiche Hände beeilen [illegible] ihr die Körbe voll Brot, Wurst, Eier, Obst abzunehmen [illegible] noch vorn an den gewohnten Platz zu tragen, während [illegible] Mann ins Boot hinuntergestiegen sind, um die große Holzkiste heraufzubringen, in welcher sich alles befindet, was eines Matrosen Herz nur erfreuen kann: kleine Handspiegel, Taschenspiegel, Taschenkämme und -bürsten, Pfeifen und Tabaksdosen, Cigarren und Cigarrenspitzen, Rauch- und Kautabak, Exerzierkragen und Messerbändsel, Nähzeug und Schnürsenkel, Rasiermesser, Pinsel, Seife, Kölnisches Wasser, Veilchenpomade, Bartwichse, Ansichtskarten, Briefmappen, Cigarrentaschen, Portemonnaies und Gott weiß, was sonst noch alles.

Die „Bumbootsfrau“ an Bord.

Mutter Schultschen ist nämlich „Bumbootsfrau“, das bedeutet, sie hat Erlaubnis, jeden Mittag während der Freizeit an Bord zu kommen und dort einen kleinen Handel zu betreiben. Jedes Schiff im Hafen hat seine besondere Bumbootsfrau wie



Am Geschütz.

...eine besonderen Wä...nnen, und der ...ahrenzuschuß ist nicht ...ering.

Früher, als sie noch ...ung war, da war Mut...er Schultschen zuerst ...ach Buchwädel ge...ahren. Dann hatte sie ...Dampfplätten gelernt und ...sich etwas verdient. ...Beim Tanz an Kaisers ...Geburtstag lernte sie ...den Bootsmaat Julke ...kennen, in den sie sich ...vergaffte. Er mußte aber ...bald nach der Südsee, wo ...es ein Fieber stark, wäh...rend sie trauernd zurück...blieb. Jahrelang wusch ...und plättete sie darauf ...los, bis die Finger ...rot und schwach wur...den, und nun ist sie ...Bootsfrau.

„Nee, min Söhn, erst Geld, denn kriegst du dien'n Knuken! ...Noch ick nich mehr. Da bünn ick eenmal mit rinfullen, ...fünf Mark, dormit is he mi utneiset!" (ausgekniffen). Natürlich machen sich die Leute immer aufs neue den Spaß und ...necken die Alte anborgen, bis sie ärgerlich ihren Kasten zuschlägt ...und sich drauf setzt. „Gah man aff! Hüt giwwt dat nix mehr bi ...mi!" Aber schließlich öffnet sie ihren Laden doch wieder, und ...freut sich über all die frischen jungen Gesichter, die ihr zulachen,

Musterung an Bord

...Unsere Mutter Schultschen ist bei allen sehr beliebt; der „Fritz" giebt ihr sogar jedesmal die Hand. Kurz vor zwei ...Uhr fährt sie wieder ab, denn der Nachmittagsdienst be...ginnt. Heute freilich ist er angenehm und leicht: Zeug...klarieren, wobei man sogar rauchen darf. Nur eine einzige ...Geschützbedienung muß zur Strafe die Kanone schwingen, ...weil beim letzten „Klar Schiff" Verschiedenes in Unordnung ...war. Heute aber geht es wie geölt, und im Ernstfalle würde das eine Geschütz allein die halbe feindliche Flotte zusammengeschossen haben.

Dem Signalposten auf der Kommandobrücke kommt allerdings dies lautlose Herumhantieren und -springen an der Kanone etwas absonderlich vor, und mitteidig betrachtet er sich die Gesellen an Deck von seiner lustigen Brücke aus. Vorteilhafter für ihn wäre es allerdings, wenn er seinen eigenen Dienst ordentlich versehen und besser aufpassen würde. In seine Betrachtungen versunken, bemerkt er nämlich nicht, daß S. M. S. „Wörth", aus dem Kaiser Wilhelm-Kanal kommend, sich gewissermußen heimlich auf den Ankerplatz, das heißt an die Boje schleicht.

Natürlich sieht aber der wachhabende Offizier das einlaufende Schiff, und dem „Schlummerkopp" auf der Brücke fährt ein Donnerwetter über den Kopf; dann erfolgt der Rapport, und der Reinertrag sind drei Strafwachen „wegen Unaufmerksamkeit im Dienst!" Angenehm ist das schon an und für sich nicht, aber es wird noch unangenehmer dadurch, daß es keinen Urlaub giebt, bis die Strafwachen abgestrampelt sind.

So fehlt denn der Signalgast Reutter einige Tage lang in der Reihe der Beurlaubten, die allabendlich auf dem Oberdeck antritt, um zuerst auf Sauberkeit und Ordnung gemustert und dann dem wachhabenden Offizier als vorhanden gemeldet zu werden. Mit dem Hinweis, daß

Tanz an Bord.

In der Offiziersmesse.

„Punkt zehn Uhr" das letzte Boot von Land abſetzt, werden ſie entlaſſen; trüben Blickes ſtarrt Reutter ihnen nach.

„Donnerwetter, fünf Abende nicht an Land, und Lieschen wartet ſchon an der Reventlowbrücke. Markmann iſt ſchon lange hinter ihr her, wenn der ihr bloß nix in'n Kopf ſetzt!"

Ja, ſo was kommt von ſo was, oder kann wenigſtens von ſo was kommen! Um ſeine Pein zu verſchärfen, ertönt in dieſem Augenblick vom Vordeck her noch Tanzmuſik, ausgeführt von der kleinen Kapelle, beſtehend aus Ziehharmonika, Querpfeife und Trommel. Dann ſieht er auch, wie die einzelnen Paare ſich luſtig im Takte drehen, und unwillkürlich trampelt er mit den Füßen.

Oder ob er lieber Skat ſpielte, wenn er nicht — ja, wenn er eben nicht Strafwache hätte? Er wirft einen wütenden Blick zur „Wörth" hinüber, die ihm das eingebrockt hat, wenigſtens ſeiner Anſicht nach. Da ſetzt drüben gerade ein Boot mit Offizieren ab und hält auf das eigene Schiff zu.

„Boot mit Offizieren von ‚Wörth' kommt an Bord!" ruft er dem wachhabenden Offizier zu, der ſoeben, von den Klängen der Muſik angelockt, nach vorne wandelt.

Da — „Schwerenot noch mal, woll'n die Kerls wohl von der Reeling runter! Und der Poſten auf der Back ſteht auch wieder und döſt!" Blitzſchnell verſchwinden die Geſtalten von der Reeling und miſchen ſich unter die übrigen Leute. Der Poſten aber entdeckt nun endlich auch das Boot, welches bereits faſt am Fallreep angelangt iſt.

„Boot kummt längsſeit!" ſchreit er, um das Verſäumte einigermaßen wieder gutzumachen.

„Signalgaſt, melden Sie in der Offiziermeſſe, einige Herren von der ‚Wörth' kämen zu Beſuch!" ruft der Wachoffizier, und Reutter ſtürzt hinunter in die Meſſe, wo die Nachricht große Freude hervorruft und nebenbei die Frage entſcheidet: „An Land gehen oder an Bord bleiben?"

„Natürlich bleiben wir jetzt alle an Bord und machen einen rieſenhaften Mogelramſch oder Spekulieren!" — „Famos, famos!" „Stewart, Tiſch abräumen!" — „Bier bringen!" — „Doktor, Muſik!" — „Hurra, fidel ſein!"

Der Doktor ſchlägt den Deckel vom Klavier zurück. „Was denn?"

„Ach, natürlich das Ding, was immer geſpielt wird, wenn jemand zu Beſuch kommt!"

„Sie meinen den Einzugsmarſch der Gäſte auf der Wartburg?"

„Selbſtredend, los!"

„'N Abend, Herrſchaften, das iſt ja nett, daß Sie zu Hauſe ſind!"

„Noch netter, daß ihr herüberkommt! Doktor ausſcheiden! Was Luſtiges, wir wollen fidel ſein! Hurra!"

Glück.

Sie ziehn mit Roß und Meute fort,
Mit Jagdzeug und mit Schlingen,
Sie ſprechen manch ein kluges Wort,
Wie ſie das Glück ſich fingen.

Und als der Zug zum Walde biegt
In glänzender Kolonne,
Ein Knabe unterm Flieder liegt
Und blinzelt in die Sonne.

Er liegt dort ſo von ungefähr,
Trägt gar kein Jagdverlangen —
Da ſchleicht ſich leis das Glück daher
Und küßt ihn auf die Wangen.

Guſtav Klitſcher.

Allerlei aus dem Marineleben: „Rein Schiff".
Nach einer Photographie von Arthur Renard in Kiel.

Kampf ums Glück.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten

(5. Fortsetzung.)

Roman von **Paul Kobran.**

Genua, im Februar 1890.

Ein Zauberer hat uns mit einem Schlage in den Süden versetzt. Im Winter fuhren wir aus Berlin ab. Hier auf dem Bahnhof trafen wir Damen mit Sonnenschirmen und in Frühjahrskleidern.

Blühende Sträuße werden in Körben vorübergetragen; die Bäume sind grün, und vor unseren Fenstern lärmt das Volk am Hafen.

Großmama lebt ordentlich auf. Sie hat mich sogar nach Pegli in die Villa Pallavicini begleitet.

Der Garten ist dergig, und die Wege sind oft steil. Großmama wurde müde; der Führer, der uns bis dahin auf Schritt und Tritt begleitete, blieb bei ihr, als sie eine Bank fand, und ich durfte allein weiter gehen. Im Garten ist ein Stück Eden — ein schmaler Rasenplatz, der von zwei Marmorthoren abgeschlossen ist. Nach dem Bergabhang zu erhebt sich eine rosenbewachsene Mauer, und das Meer blaut über die Hecke. Steineichen werfen einen zarten, melancholischen Schatten auf das helle Gras. Ein Springbrunnen plätscherte leise. Ich war wie berauscht. Ganz trunken vor Schönheit stand ich da und sagte mir immer: Das ist kein Traum! Das siehst du wirklich! Wahrscheinlich habe ich es sogar laut gesagt, denn ich habe die dumme Angewohnheit, mit mir selber zu reden! Ich muß es mir wirklich abgewöhnen; es kann gründlich mißverstanden werden!

Als ich mich umdrehte, standen hinter mir zwei Herren, Italiener, die amüsiert lächelten. Ich wurde ganz ernst und eilte mit der Miene einer Dame, die ihre Begleitung sucht, schleunigst fort. Großmama fand ich nach auf der Bank; aber als ich mich neben sie setzte, gingen die beiden Herren langsam an uns vorbei. Wir fuhren dann an dem Meer zurück, durch das verräucherte Sampierdarena, wo zerlumpte Wäsche aus allen Fenstern hing, und nach dem Hotel.

Als ich Großmama beim Aussteigen half, kam ein anderer Wagen im Schritt vorbei. Die beiden Italiener saßen darin.

Seitdem sehe ich sie fortwährend. Wenn ich das Hotel verlasse, folgen mir zwei Schatten — aber ganz artige Schatten. Frida hatte mir schon gesagt, daß ich derartige Abenteuer haben würde, und in Berlin glaubte ich es ihr nicht. Es scheint, sie hat recht gehabt. Aber was kümmert es mich? Mir ist gerade nach Flirt zu Mute!

Heut' war ich in dem entzückenden kleinen Stadtpark, dem Villetto Negro. Man gewöhnt sich so schnell an die Farbenpracht und an die grünen Bäume im Februar. Ich fand es schon ganz natürlich, daß ich mitten im Winter unter blühenden Lorbeerbäumen saß und mich über den Schatten freute, weil es mir in der Sonne glühend heiß geworden war.

Da unten steht eine Mazzinistatue. Mir fällt auf, daß viele von den italienischen Statuen einen so überaus lebendigen Gesichtsausdruck haben. Etwas Atemloses, Erregtes.

Aber man braucht ja nur über die Straße zu gehen und man sieht diese Köpfe, beim Boccialspiel, auf dem Omnibus, wenn sich zwei Schaffner um einen Fahrgast streiten, weil sie ihn beide in ihren Wagen locken wollen.

* * *

Nervi.

Vor meinem Fenster breiten Palmen ihre mächtigen Blätter über den Rasen, und über die Pinienwipfel sehe ich in endlose blaue Meeresferne. Aus den glänzenden Blättern leuchten weiße und rote Kamelien; im Garten zwitschern Vögel und fröhliche Kinderstimmen. Es ist Frühling; aber er trügt. Steigt man nur eine halbe Stunde hinauf in die Berge, so umfängt einen trostlose, graue, drückige Oede, und unten in den blühenden Gärten schleicht der Tod. Wieviel Elend, wieviel sterbensscheues Elend kriecht aus der ganzen Welt hier zusammen, hockt frierend in Pelze gehüllt in der warmen Sonne, schleppt sich keuchend am Stock auf der Meerespromenade entlang und verbirgt sich ängstlich im Hause, wenn die ersten Abendschatten sinken und das Meer rot leuchtet! Das ist die Kehrseite der schönen Medaille!

Wir sind nun schon vierzehn Tage hier, und von der Gesellschaft habe ich außer einer ganz lustigen jungen Dame aus Berlin nach niemand kennengelernt. Es sind viel Leute im Hotel, vor allem Engländer, aber auch Italiener.

Die beiden Herren aus dem Pallavicinigarten sind vor paar Tagen aufgetaucht. Ihr Erscheinen soll bei den [illegible] Damen eine gewisse Sensation erregt haben. Die kleine [illegible] ist eine lebendige Hotelchronik, und sie macht mich ganz [illegible] ihrem Schwatzen. Sie redet ohne aufzuhören; manchmal [illegible] ich unwillkürlich für sie, weil ich denke: nun muß die Luft [illegible] endlich zu Ende sein. Aber sie ist nie zu Ende! Ueber [illegible] beiden Italiener wußte sie auch ganz genau Bescheid.

Der Große, Schlanke ist ein Conte Striano. Seine [illegible] stammt aus Genua, und ein jüngerer Bruder seines [illegible] hat einen Palast in der Via Balbo. Sein Vater lebt in [illegible] und gehört dort zu den wenigen nicht heruntergekommenen Adelsfamilien. Der Kleinere, Dicke ist sein Freund — [illegible] gleiter, aber etwas Aehnliches.

Die beiden sind ein drolliges Gespann. Der Graf Striano ist ein leidenschaftlicher Spieler, und deshalb giebt ihm die Familie den Signor Alberti als Aufpasser mit. Das Komische ist nun, daß Signor Alberti ebenso gern spielt und noch immer glücklich, während Striana fortwährend verliert. In schönster Einträchtigkeit machen sie auf ihren Reisen einen Abstecher nach Monte Carlo, während vorher geschriebene Briefe den Kellner vom offiziellen Aufenthaltsort nach Palermo [illegible]

Die beiden Herren sitzen uns an der Table d'hote gegenüber. Striana ist immer aufmerksam und kauert geradezu, wenn er Großmama eine Schüssel oder die Wasserflasche reichen kann. Aber er sucht vergeblich eine Anknüpfung, denn Großmama spricht kein Wort italienisch, ihr Schulfranzösisch hat sie [illegible] Bonjour und Merci vergessen, und ich komme nicht zu Hilfe.

Seitdem ich das von dem Spiel erfahren habe, ist er mir noch sympathischer. Ein Spieler! Auch Benno spielte, und das war der Hauptgrund —

Ach, schon wieder diese traurige Erinnerung!

Im Hotel ist auch eine dicke Gräfin Bianchi mit zwei Töchtern; die eine hübsch, die andere häßlich. Beide sind brunett mit großen dunklen Augen. Striano flirtet viel mit ihnen.

* * *

Ich saß mit Großmama in der Halle und las Zeitungen, Striana in der anderen Ecke — und las auch Zeitungen. Da kam die kleine Witwe aus Berlin herein; er stand auf und grüßte sie, und sie kam auf uns zu.

„Seit wann kennen Sie denn den Herrn?" fragte Großmama. „Das war doch bis jetzt nicht!"

„Seit gestern abend," sagte sie, „und er hat mich gebeten, ihn den Damen vorzustellen."

Ich machte Großmama ein Zeichen, Nein zu sagen, aber sie zappelt schon lange an dem Haken, daß er Graf und reich ist.

„Na, dann stellen sie ihn nur vor!"

Die lustige Witwe winkte, und er kam. Es war eine drollige Unterhaltung zwischen Großmama und ihm. Ein paar Worte sprach er deutsch, und die hatte er sich wohl nur zu diesem Zwecke eingeübt. Dafür sagte er mir ein Mal über das andere die größten Komplimente über mein Italienisch, das [illegible] weiter reicht, als ich dachte, und starrte mich an, bis ich [illegible] das Gefühl hatte, seine Augen durchbohrten mich. Als dann noch Signor Alberti kam und ich ein Lächeln über sein Gesicht huschen sah, bat ich Großmama, an den Strand mit mir zu gehen.

Nun kann ich es natürlich nicht vermeiden, mit ihm bei Tisch zu sprechen; aber er ist feinfühlig. Er merkt, daß ich ihn nicht ermutige, und bleibt in respektvoller Entfernung.

* * *

Ich habe nun auch die Gräfin Bianchi und die beiden Kom- [illegible] durch ihn kennengelernt. Das war nur ein Manöver, um öfter mit mir sprechen zu können, denn er ist zu sehr Italiener, um sich anzureden, wenn ich allein bin, und ich bin viel allein. Die Mädchen sind hübsch; viel kecker, als je eine Deutsche sein würde, [illegible] ihrer Mutter begleitet sie auf Schritt und Tritt, oder eine [illegible]meriera, die große goldene Ohrringe trägt und nach allen Männern verliebte Blicke wirft.

Neulich abends waren wir alle im Gropallogarten. Striano [illegible] sich an meine Seite, während die anderen vorausgingen.

„Warum fliehen Sie mich immer, Signorina?"

„Ich?"

„Ja, Sie vermeiden es stets, mit mir zu sprechen. Ich ge- [illegible] Ihnen nicht!"

„Ich habe noch nie darüber nachgedacht, ob Sie mir ge- [illegible]en oder nicht," sagte ich und bemühte mich, die übrigen [illegible]holen.

„So ist Ihnen meine Gegenwart nicht unangenehm?"

„Aber nein," sagte ich lachend, „sie ist mir —"

„Ums Himmels willen, sagen Sie nicht: gleichgültig, Signo- [illegible]. Ich will Ihnen lieber unangenehm als gleichgültig sein!"

Ich sah ihn ruhig an.

„Wenn Sie wollen, daß ich mich öfter mit Ihnen unter- [illegible], dürfen Sie mir nichts derartiges sagen."

„Ich will alles thun, was Sie befehlen. Wie soll ich mich [illegible] Ihnen unterhalten?"

„Als gute Freunde meinetwegen."

Er lächelte und verbeugte sich leicht.

„Ich werde gehorchen."

Er hat es verstanden und läßt es sich gesagt sein. Freilich, [illegible] kann er die Artigkeiten nicht lassen, das gehört eben zur [illegible]manen. Aber wir plaudern nun doch von allem möglichen, [illegible]lisch oder italienisch, wie es gerade paßt. Die hübschere [illegible]nchi wirft aus ihren schwarzen Augen eifersüchtige Blicke. [illegible], u ist mir gerade so gleichgültig wie alle Männer — bis [illegible] einen!

* * *

Der Conte und Signor Alberti sind verschwunden. Wahr- [illegible]nlich wieder ein Abstecher nach Monte Carlo.

Ach, dieses Blumenmeer in den Gärten — und diese Oed- [illegible] den Bergen!

Das Stillsitzen fällt mir schwer. Während Großmama [illegible]ft, ging ich eine Schlucht hinauf, in der ein fingerdickes [illegible]chlein müde in einem breiten, steinigen Bett fließt. Ich hatte am Morgen einen Brief von Frida bekommen und wollte ihn [illegible]en lesen. Es war ein lieber, langer Brief, aber von Klara [illegible]nig drin. Und doch rief er mir alle Schmerzen so deutlich [illegible], und mich erfaßte wieder das Fieber, das alte Fieber!

* * *

Die Herren sind wieder zurück; Carlo Striano sehr nieder- [illegible]gen, Alberti strahlend vergnügt.

Alberti hat heute lange mit mir gesprochen. Er erzählte [illegible] von der Familie Striano. Sie sind reich und Carlo ist der [illegible]ige Sohn. Die Gräfin-Mutter ist fanatisch fromm. Seine [illegible] hat ihn von den Jesuiten erziehen lassen, in der Hoffnung, [illegible] würde Priester werden. Aber er ist aus dem Kolleg ent- [illegible], sobald er mündig war, und haßt die Jesuiten. Zwischen [illegible] und seiner Mutter soll es die schlimmsten Scenen geben. [illegible] liebt Carlo Striano sehr. Er habe ein Herz von Gold, [illegible] er sei nur ein wenig leichtsinnig.

Das kann ich freilich nicht beurteilen; aber jedenfalls ist er [illegible] liebenswürdiger Mensch mit vorzüglichen Umgangsformen [illegible] eben die Sterbent unserer Herren. Jede seiner Bewegungen [illegible] die natürliche Anmut seines Volkes.

Er hat Großmama aufgefordert, sich in Genua den Palast [illegible] Dukels anzusehen, aber ich habe abgeredet.

Während ich hier oben bei einem einsamen Licht schreibe [illegible] Großmama nebenan schläft, geht es unten im Salon wieder [illegible]ig zu. Sie singen und tanzen abwechselnd. Ich würde ganz [illegible] auch einmal singen oder tanzen, aber der Ton gefällt mir [illegible]. Neulich, als ich mich gerade recht langweilte, ging ich hinunter, weil mich eine ordentliche Sehnsucht nach Fröhlich- keit und Menschen faßte. Carlo Striano tanzte mit Carlotta Bianchi, sie hatte einen Schuh verloren und hüpfte ganz munter im schwarzen Strumpf. Die dicke Gräfin lag in einer Sofaecke und wollte sich vor Lachen ausschütten. Der Conte bemerkte mich und führte Carlotta rasch zu dem Sofa. Dann forderte er mich auf, aber ich dankte, nahm rasch ein Buch aus dem Schrank und ging wieder. Am anderen Morgen traf ich ihn in der Halle. Er zauderte, als ob er sich entschuldigen wollte, aber ich gab ihm keine Gelegenheit.

Oft sitze ich stundenlang am Meer und lese. Ebenso oft sitzt Carlo Striano auch am Meer, ohne zu lesen. Er hat mich dann immer nur aus der Ferne höflich gegrüßt.

So mag er sich denn in Geduld üben, wenn er so viel Zeit hat!

* * *

Gestern abend wurde Großmama plötzlich unwohl, ein Ohnmachtsanfall, wie sie ihn in der letzten Zeit öfters in Berlin gehabt hat. Als sie wieder halb bei Besinnung war, verlangte sie nach Aether, und die Flasche war unglücklicherweise auf der Reise verlorengegangen. Nicht weit von unserem Hotel ist eine Apotheke. Ich lief hinunter, um selber Aether zu holen, damit es rascher ginge. In der Halle saß Carlo Striano in einem Schaukelstuhl und rauchte. Er warf seine Cigarette fort und kam mir an der Thür zuvor.

„Sie können jetzt nicht mehr allein auf die Straße, Signorina!"

„Warum nicht?" sagte ich hastig. „Bitte, lassen Sie mich vorbei, ich will nach der Apotheke!"

Er griff nach seinem Hute. „Erlauben Sie, daß ich Sie begleite."

„Meinetwegen! Trotzdem ich nach meiner Ansicht eher allein gehen kann — als in Begleitung."

„Das mag in Deutschland so sein, in Italien können Sie es nicht!"

Wir liefen unterdessen die stille, völlig menschenleere Straße hinauf zwischen den weißen Mauern, auf denen das Mondlicht glänzte. Die Apotheke war schon geschlossen. Striano pochte heftig an das Fenster, endlich erschien ein verschlafener Kopf. Striano machte ihm begreiflich, was wir verlangten, aber es dauerte ziemlich lange, ehe das Fläschchen erschien. Ich lief zurück, daß mir Striano trotz seiner langen Beine kaum folgen konnte.

„Ich werde im Salon warten, Signorina. Bitte, verfügen Sie über mich, wenn Sie Hilfe brauchen!"

Der Aether half, aber es war doch beinah' Mitternacht, ehe Großmama wieder ganz bei Besinnung war. Da fiel mir end- lich wieder ein, daß Striano ja im Salon auf Nachricht wartete. Ich klingelte, aber es kam niemand. Ich mußte schon selber gehen.

Die Herren saßen bei einer Partie Schach, als ich eintrat. Carlo Striano sprang auf und kam mir entgegen.

„Wie steht es, Signorina?"

„Es geht wieder gut — ich danke Ihnen."

Er griff hastig nach meiner Hand.

„Sie haben große Angst gehabt, Signorina?"

„Ja, große Angst. Es ist schrecklich, allein zu sein in der Fremde und dabei die Verantwortung zu haben!"

„Sie wollen schon gehen, Signorina?"

Ich sah mich im Salon um, wo die meisten Lichter schon gelöscht waren. Er bemerkte meinen Blick, zuckte die Achseln mit einer echt italienischen Bewegung und begleitete mich dann zur Thür.

Es war vielleicht dumm — ich hätte nicht in den Salon gehen sollen. Aber er war so freundlich gewesen, ich konnte doch nicht noch unhöflicher sein, als ich schon bin. Noch nie hat er mir so gut gefallen wie in den Augenblicken, wo er sein dummes Hofmachen vergaß, weil er mir wirklich helfen wollte.

* * *

Carlotta Bianchi, die ältere und höflichere der beiden Schwestern, kam heute nachmittag in mein Zimmer.

„Was haben Sie nur mit meinem Vetter Striano ange- fangen?" sagte sie lachend. „Sie haben ihn behext, er folgt Ihnen ja wie ein Hündchen!"

„Ich habe Ihren Vetter noch kaum gesprochen!"

„Aber er ist furchtbar verliebt, ich kenne ihn sehr gut."

„Ist er das nicht häufig?"

„Oh ja — wir necken ihn oft damit. Sind Sie Katholikin?"

„Weshalb?"

„Nun, wenn Sie eine Lutherinna sind, kann mein Vetter Sie doch nicht heiraten!"

Ich wurde vor Aerger rot; sie nahm schmeichelnd meine Hand.

„Werden Sie nur nicht böse, Liebe, ich mache nur Scherz! Außerdem kann es uns ganz gleichgültig sein, wen Carlo heiratet. Mich mag er nicht, und meine Schwester — die möchte Ihnen am liebsten die Augen auskratzen. Aber es wurde doch nichts daraus, denn erstens ist er unser rechter Vetter, und dann braucht er einen Dispens vom Papst. Seine fromme Mutter würde das nie zugeben. Wir haben auch kein Geld, und Carlo muß eine reiche Frau haben."

Ich lachte.

„Woher glauben Sie denn, daß ich reich bin?"

Sie sah sich in unserem eleganten Hotelzimmer um, hob die Schultern und sagte lakonisch: „Ma!" Mir fiel ein, daß man mir früher erzählte, die Italiener halten mehr oder weniger jeden Ausländer für reich, weil sie selber selten weite Reisen machen. Und ich wohnte noch dazu mit Großmama in einem der teuersten Hotels in Nervi. Das fehlte noch gerade!

„Ich bin überhaupt ganz arm," sagte ich hastig.

„Aber Ihr Vater ist doch General — und in Preußen bedeutet das mehr als bei uns."

Trotz meines Aergers mußte ich lachen. Mit der Pension, die nicht hin und her reicht! Daß Gott erbarm'!

Carlotta stand auf.

„Soll ich Carlo von Ihnen grüßen?"

„Auf keinen Fall!"

„Aber ich soll Sie von ihm grüßen; er hat es mir besonders aufgetragen. Machen Sie nicht so ernste Augen. Sie lieben Carlo ja doch!"

„Nein, nein, nein!"

„Ja, ja, ja! Wie kann man Carlo kennen und nicht lieben? Ich werde ihn grüßen und ihm sagen, Sie stürben vor Liebe!"

„Conteſſinn!"

Sie war schon fort, und noch auf der Treppe hörte ich ihr rauhes, tiefes Lachen. Wenn sie toll genug ist, es ihm zu sagen —.

* * *

Auf der Meerpromenade habe ich ihn heut' gesprochen. Dummerweise wurde ich rot, als er grüßte, weil ich an die Unterhaltung mit Carlotta Bianchi dachte, und vor Aerger darüber noch röter. Er blieb stehen und fragte Großmama nach ihrem Befinden. Dann setzte er sich uns zu Füßen auf den zerklüfteten Uferrand. Das Meer schäumte prachtvoll zwischen den Felsen und überrieselte die Steinblöcke mit weißen Kaskaden. Ich fragte ihn nach Büchern. Von der modernen italienischen Litteratur wußte er fast gar nichts; er liest nur französische Romane. Wir sprachen auch von Spiritismus, und er wurde ganz eifrig. Er beschäftigt sich viel damit und hält sich eine spiritistische Zeitung. Er will mir eine Nummer mit einem interessanten Artikel geben.

Der Ausflug nach Genua in den Palast seines Onkels ist wirklich verabredet worden. Großmama achtete nicht auf mein Winken.

Ich bin ärgerlich. Das bringt ihn uns viel näher. Ich will nicht. Ich mache mir nichts aus ihm! Er sieht mich manchmal mit einem Ausdruck in den Augen an, wie ihn Siegfried hatte, als er noch so verliebt in Clara war. Vor solchen Augen fürchte ich mich, und vor solchen Menschen auch.

* * *

Ich mußte ihm seine Zeitung zurückgeben, und dabei redeten wir alles mögliche — über Magnetismus, glaub' ich, und Gedankenlesen.

„Wie seltsam, daß man mit einer jungen Dame über ernste Sachen sprechen kann," sagte er. „Aber Sie sind überhaupt immer so ernst und lieben ernste Gespräche."

„Das ist wohl sehr langweilig für Sie?"

„Im Gegenteil — anbetungswürdig."

Ich machte eine abwehrende Bewegung.

„Sie wollen es nicht hören, daß man Sie anbete?"

„Nein — ich will es nicht hören!"

„Sie sind grausam, aber ich sage es doch: io vi adoro."

„Singen Sie es, so viel Sie wollen, aber mache zu mir"

„Signorina!" rief er mir stehend nach, als ich ihn [illegible] im Garten mit seiner spiritistischen Zeitung stehen ließ.

Ich muß wirklich jetzt darüber lachen. Der gute Wolf [illegible] in all seinen Herzensnöten nicht ein Mal einen solchen [illegible] Ton gefunden. Es klang so hübsch — io vi adoro! Ich [illegible] Sie an! Und es läßt mich ganz kalt.

Warum hat mich nur der eine nicht gelehrt, der nicht [illegible] geblich um mich geworben hätte?

Da spukt das graue Gespenst schon wieder! Wenn ich [illegible] an ihn denke, steht er mir deutlich vor Augen, Benno — und immer wieder Benno!

* * *

Also wir waren wirklich in Genua bei dem „alten" Grafen Striano.

Jedesmal entzückt mich die Küstenfahrt aufs neue. Das schäumende blaue Meer, die Palmen und die Aloen überall. Carlo Striano empfing uns am Thor mit Signor Alberti und führte Großmama die Marmortreppe hinauf. Niemand hat es so wie die alten italienischen Baumeister verstanden, in der Eingangshalle zu einem Gebäude eine feierliche Größe zu entwickeln, daß man sich in einer höheren Welt fühlt, sobald man die [illegible] mende Straße verlassen hat und die Thorflügel hinter einem [illegible] geschlagen sind. Im Palazzo Striano ist eine berühmte [illegible] mälbegalerie, die an zwei Tagen der Woche allen zugänglich [illegible] Heute war sie für das Publikum geschlossen, und wir [illegible] ganz allein.

Wie schön ist solch ein Palast! Schon die Marmorfußböden haben etwas Festliches. Dazu die Höhe der Säle, die herrlichen alten Bilder und die venezianischen Kronleuchter aus dem Cinquecento! Auch daß so wenig Möbel dastehen, gefiel mir. Man denkt sich unwillkürlich die Säle im Kerzenlicht mit einer festlich frohen Menge.

Zuerst führte mich Alberti herum, während Conte Carlo immer sehr artig und zuvorkommend Großmama begleitete. Eine drollige Unterhaltung müssen sie gehabt haben mit Oui und Non und Par ici, Madame. Dann wurde Großmama müde und Conte Carlo rückte ihr einen der schweren Sessel zurecht, damit sie [illegible] ausruhen konnte. Alberti blieb bei ihr und der Graf nahm [illegible] Führerrolle nun bei mir ein. Ich sagte ihm, wie sehr mir der Palast gefiele, und er erzählte mir einiges von seinem Onkel. Er hat eine reiche Amerikanerin geheiratet, sonst hätte er den Palast nicht halten können, denn die Erhaltung kostet enorm viel Geld, und er bringt natürlich nichts ein. Dabei waren wir plaudernd in einen anderen Saal gegangen und Großmama [illegible] den Augen gekommen. Ich bin es so gar nicht gewöhnt, [illegible] während am Schürzenzipfel zu hängen, aber die Italiener [illegible] das nicht anders von ihren jungen Mädchen, und jede Minute des Alleinseins gilt ihnen als ein Zeichen gewährter Gunst. Er trat so dicht an meine Seite, daß er meinen Arm streifte, [illegible] auf einen Blick von mir trat er rasch zurück.

„Vergebung!" murmelte er, „ich bin zu fern gewesen. Weshalb gehen Sie plötzlich so schnell? Sie fürchten mich, Signorina?"

Ich nickte ihm aus.

„Ich — Sie fürchten?"

„Sie wollen niemals hören, daß ich Sie anbete. Ich bete Sie an!"

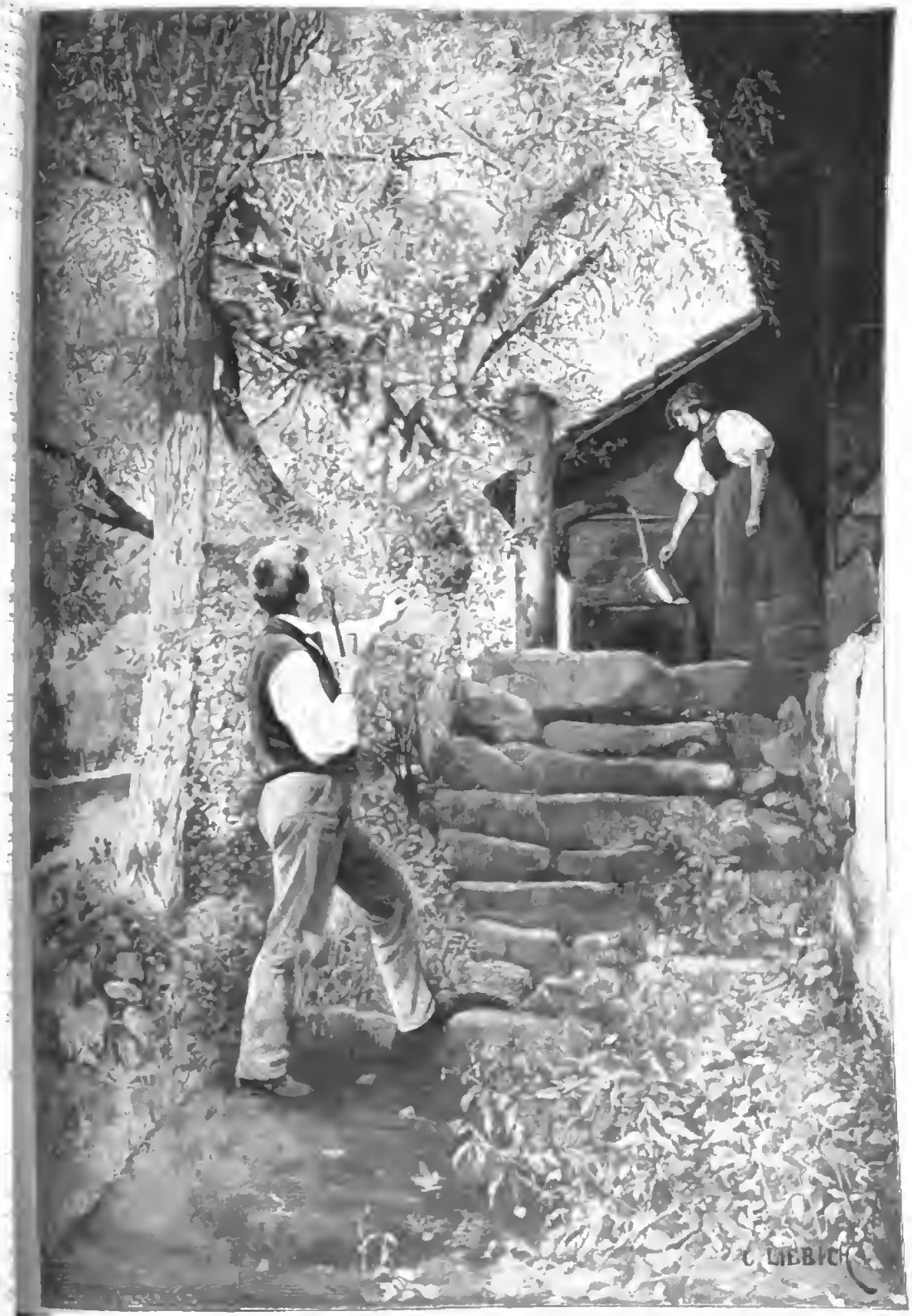
„Meinetwegen — ich will es jedenfalls nicht hören."

Er hielt mich durch eine bittende Bewegung zurück.

„Es ist sehr kühn von mir, denn Sie sind sehr klug, und ich bin ein unwissender armer Teufel. Sie leben in Berlin, und in Berlin giebt es viele kluge Leute. Aber deshalb sollten Sie mich doch nicht so schlecht behandeln — das habe ich nicht verdient."

Ich schämte mich etwas, daß ich ihn so ernsthaft genommen hatte. Das war eben ein Kompliment wie andere auch, daß er mich „anbetet".

„Ich will Sie gar nicht kränken, Conte," sagte ich milder, „aber ich bin so gar nicht an Ihre Art gewöhnt."



Liebesfrühling im Schwarzwald.
Nach einem Gemälde von C. Liebich.

„Macht man Ihnen denn nicht fortwährend den Hof in Deutschland?“

Ich lachte hell auf. Mir, die ich auf allen Gesellschaften die Aschenbrödelrolle gespielt habe!

„Dann sind die Deutschen blind!“ entschied er energisch.

„Oder machen mehr Ansprüche,“ sagte ich und ging in den ersten Saal zurück.

Neben Großmama stand ein großer Herr mit leicht ergrautem Schnurrbart — sehr viel jünger, als ich mir den „alten“ Grafen vorgestellt hatte. Er kam mit großer Lebhaftigkeit und sehr liebenswürdig auf mich zu.

„Mein gnädiges Fräulein,“ sagte er deutsch und lachte hell wie über einen Witz. „Wie geht es Ihnen? Ich spreche deutsch, aber es ist eine schwere Sprache — sehr schwer.“ Dann fuhr er französisch fort: „Ich danke Ihnen, daß Sie meinem alten Hause die Ehre erweisen, es sich anzusehen! Ich hoffe, mein Neffe hat die Honneurs für mich gemacht!“

Carlo hob die Achseln.

„Das Fräulein war unzufrieden mit meiner Führung. Sie hat mich stehen lassen.“

„Stehen lassen? Schäme dich, eine Dame so schlecht zu unterhalten. Mein gnädiges Fräulein, meine Frau bittet um das Vergnügen, die Damen bei sich zu begrüßen. Ich habe es der Signora gesagt, aber ich fürchte, ich bin nicht verstanden worden, denn sie schüttelte fortwährend mit dem Kopf.“

Ich meldete rasch Großmama, um was es sich handelte, und flüsterte ihr energisch zu, daß wir die Einladung unmöglich ablehnen könnten, wozu sie größte Lust hatte, wahrscheinlich weil ihr die stumme Rolle peinlich war, zu der sie unter diesen Ausländern verurteilt war. Großmama ist doch recht alt geworden! Sie stand so mühsam auf, daß die Herren rasch zusprangen und ich auch. Der alte Graf bot ihr den Arm, ich faßte sie auf der andern Seite unter, weil sie in ihrer Müdigkeit auf dem glatten Marmorboden ganz ängstlich ging. Wir gingen durch die lange Flucht der Säle, ein Diener öffnete die Thür zu den Privatzimmern, die sehr viel weniger vornehm sind, weil man sie mit modernen Möbeln und allen möglichen Wandschirmen wohnlich gemacht hat.

Hinter einem der Wandschirme tauchte Gräfin Striano auf.

Carlo hatte vergessen, mir zu sagen, daß seine reiche amerikanische Tante nebenbei wunderbar schön ist! Groß, schlank, fast überschlank, mit üppigen rotblonden Haaren und einem Gesicht, das man immerzu ansehen muß, so eigenartig und zugleich pikant ist es. Sie kam Großmama entgegen, begrüßte sie höflich und Gott sei Dank in fließendem Deutsch und wandte sich mit einem reizend liebenswürdigen Lächeln zu mir:

„Mein Neffe hat mir viel erzählt — und nicht zu viel! Sie nehmen doch ein kleines Frühstück mit uns? Es ist gerade Zeit.“

Im Eßzimmer war für uns sechs gedeckt. Die Gräfin war sehr höflich gegen Großmama, der sie sich scheinbar ganz widmete. Dennoch fing ich ein paarmal prüfende Blicke von ihr auf. Auch der alte Graf beobachtete mich verstohlen. Zum erstenmal kam mir der Gedanke, daß Carlo mit diesem Ausflug, um den er lange gebettelt hat, eine ganz bestimmte Absicht verknüpfte, und eine ernstere, als ich ihm zutraute. Aber ich wollte mir den hübschen Morgen nicht verderben. Die großen Spiegel warfen das Bild um den Eßtisch zurück, und ich sah da eine junge Dame, der drei Herren energisch den Hof machten und die gar nicht mehr das häßliche junge Entlein von früher war. Und dann fielen mir plötzlich Bennos Worte über mein Aussehen auf dem Verlobungsball ein — ein Schatten kroch über die glitzernde Pracht, und ich schloß unwillkürlich vor Schmerz die Augen.

„Sie sind ja plötzlich so ernst, Signorina,“ sagte der alte Graf.

Ich nahm mich zusammen und bemühte mich, heiter zu sein, und zuletzt wurde ich es auch, denn es war alles in allem sehr nett. Ich bewunderte die Kunst der Gräfin, wie sie mit den Augen die drei servierenden Diener regierte, oder vielmehr den Haushofmeister, der mit der lässigen Geschmeidigkeit der Italiener die Oberaufsicht führte. Uebrigens ein Mensch, den man gleich als Modell für einen Antinous haben möchte, mit seinem regelmäßigen, aber weichlichen Kopf.

Wir brachen bald nach dem Essen auf, denn Großmama war ganz blaß, und ich fürchtete einen neuen Anfall. Die [illegible] Grafen brachten uns zum Wagen, der alte sehr feierlich, [illegible] kokett wiegenden Bewegungen, Carlo Striano blaß, mit [illegible] den Augen.

Das Schlimmste ist, daß Großmama auch etwas mitgenommen ist. Sie fragte mich alles mögliche. Ich weiß auch, ich doch nicht einmal, ob das alles mehr als ein Flirt ist. [illegible] hoffe, es ist nicht mehr, denn er ist mir ganz gleichgültig.

* * *

Nervi, Februar [illegible]

Wir gingen unter den Palmen des Gregallagartens, und [illegible] untergehende Sonne warf ihren rötlichen Schein auf uns [illegible] schritt nachdenklich an meiner Seite und köpfte gedankenvoll [illegible] seinem Stock die blauen Veilchen im Grase.

„Sie werden noch lange hier bleiben, Signorina?“

„Doch nicht. In acht Tagen will Großmama fort.“

„Ich werde die Großmama bitten, noch ein paar Tage [illegible] bleiben.“

„Ums Himmels willen! Ich habe große Sehnsucht, [illegible] zureisen.“

Er blieb stehen.

„Signorina!“

Dies eine Wort hab' ich schon in so unendlich verschiedener Betonung von ihm gehört, als einfachen Gruß, fragend, [illegible] ärgerlich oder flehend — wie eben.

„Sie lachen mich aus, Signorina! Und Sie [illegible] fort. Vielleicht sehe ich Sie nie wieder oder [illegible] die Frau irgend eines der klugen Leute, mit denen Sie [illegible] Berlin verkehren.“

„Das ist kaum anzunehmen,“ sagte ich lachend.

„Wirklich nicht?“

Großmama rief nach mir und ich ging schnell zu ihr, [illegible] ganz froh, daß sie die Unterhaltung unterbrochen hatte. [illegible] Graf begleitete sie dann weiter, und Signor Alberti trat an meine Seite. Sein üblicher Gesprächsstoff mußte derzeit Carlo Striano. Ich fragte Alberti, ob sein junger Freund [illegible] keinen Beruf habe. Er wehrte lebhaft und entsetzt ab.

„Was sollte er wohl für einen Beruf haben? Er ist [illegible] mann!“

„Das hindert bei uns in Deutschland die jungen Männer nicht, dem Staate zu dienen.“

„Ja, in Deutschland! Außerdem ist seine Familie [illegible] bonisch gesinnt. Sie haben mit dem Haus Savoyen noch keinen Frieden geschlossen.“

„Und Sie, Signor Alberti — haben Sie auch mit dem Haus Savoyen noch keinen Frieden geschlossen?“

Er schob den Hut in den Nacken und richtete sich [illegible] „Ich bin Piemontese und gehöre zu den Familien, [illegible] Italien geschaffen haben. Mein Vater ist in der Schlacht [illegible] Solferino gefallen und ich bin Blut von seinem Blute.“

* * *

Die Gräfin Striano war bei mir.

Sie kam in einem eleganten Selbstfahrer, mit einem [illegible] auf dem Rücksitz, dem sie nachlässig die Zügel zuwarf, während das halbe Hotelpersonal herangeeilt kam, um ihr beim Aussteigen zu helfen. Sie stützte sich leicht auf die Schulter des Lenkers und war hinuntergesprungen, ehe ich noch die Thür der [illegible] erreicht hatte.

Ich wollte sie in unser Zimmer führen, aber [illegible] wehrte ab.

„Später! Zunächst möchte ich Sie einmal allein sprechen. Im Salon werden wir jetzt wohl ungestört sein.“

Ich erschrak über die eigentümliche Einleitung und [illegible] gleich Schlimmes. Im Salon war wirklich niemand, die Vorhänge waren gegen die Sonne heruntergelassen, und in dem [illegible] Dämmerlicht sah sie noch pikanter und schöner aus als [illegible] Sie setzte sich auf einen Sessel, und ich zog mir einen andern [illegible] heran. Lächelnd sah sie mich an.

„Wissen Sie, weshalb ich komme?“

„Ich bitte Sie, Gräfin, wenn ich Sie richtig verstehe, [illegible] können wir uns eine unangenehme Stunde sparen.“

„Warum unangenehm?“ ſagte ſie ruhig. „Mein Herz iſt [illegible] beteiligt, und wie ich neulich ſchon ahnte, Ihres ebenſo[illegible]ig. Ich habe es Carlo geſagt, gleich nachdem Sie fort [illegible]en, aber der große Neffe wollte ſeiner klugen Tante nicht [illegible]uben, und ſo bin ich gekommen, um diplomatiſch anzufragen. [illegible]ehen, welch ein Talent zur Diplomatie ich habe — ich falle [illegible]ich mit der Thüre ins Haus! Sie wollen alſo nichts von [illegible]arlo wiſſen? Sie lieben ihn nicht?“

„Nein!“

„Das wundert mich, denn er iſt ein liebenswürdiger Menſch, [illegible]nd er iſt bis jetzt noch jeder Frau gefährlich geworden — wenn [illegible]r wollte. Er iſt freilich weder ſehr klug, noch ſehr gebildet — [illegible]eigentlich das, was man in Amerika und bei Ihnen in Deutſch[illegible]land darunter verſteht. Aber er iſt ein angenehmer Mann. [illegible]Sie ſind noch ſehr jung; mich wundert, daß Sie ſchon die Spren [illegible]von den Weizen unterſcheiden können. Er ſchwärmt immer von [illegible]ſeiner Klugheit — armer Teufel! Er thut mir wirklich leid. [illegible]Sind Sie ganz feſt?“

„Ganz!“

„Nun — dann hilft mir meine Miſſion nicht mehr viel. [illegible]Ach! Ich hätte Carlo gern geholfen und dazu einen neuen [illegible]Strauß mit den Leuten in Palermo ausgefochten. Sie haben [illegible]viel auf dem Kerbholz von meiner Verheiratung her! Ich [illegible]liebe ſolchen Kampf. Man langweilt ſich dann wenigſtens nicht. [illegible]Sind Sie ganz entſchieden?“

„Wirklich, Gräfin,“ ſagte ich, wider Willen lachend, „nur um [illegible]mir die angenehme Senſation eines Kampfes mit der Familie [illegible]eines Mannes zu machen —“

„Senſation, ſagen Sie? Sie haben ganz recht: Senſation [illegible]iſt einzig, was mir Spaß macht. Ich kann nur keine mehr [illegible]finden! Das Leben iſt ſchrecklich ſtumpf. Darf ich Sie bitten, [illegible]mich zu Ihrer Großmutter zu führen?“

Wir gingen hinauf zu Großmama, und ich bemühte mich, [illegible]Carlo zu ſprechen. Es wurde mir ſchwer, denn ich hatte [illegible]einen abſcheulichen innerlichen Froſt wie immer, wenn [illegible]mich etwas ſeeliſch aufregt. Die Gräfin plauderte ganz ruhig [illegible]mit der geduldig Großmamas Klagen über ihr Befinden mit [illegible]anhörte, obgleich es ſie gewiß nicht intereſſierte. Dann brachte ich [illegible]die Gräfin hinunter. Im Garten ging Carlo rauchend auf und [illegible]ab. Er warf die Cigarette in den Sand und kam mit einem [illegible]ſeltſam erwartungsvollen Lächeln auf uns zu, das erlaſch, als [illegible]er uns beide in das Geſicht ſah.

Die Gräfin nickte ihm zu und reichte ihm läſſig die Hand.

„Begleiteſt du mich nach Genua, Carlo?“

Er verbeugte ſich leicht gegen ſie; aber er ſah mich dabei [illegible]ſtarr an; dann hing er den Kopf und folgte ihr langſam. [illegible]Sie ging raſch auf; Carlo ſetzte zögernd den Fuß auf das Rad, [illegible]ſchwang ſie ſchon nach der Peitſche ſoßte. Der Diener ſchwang [illegible]ſich hinten auf; ſie berührte die Pferde mit der Peitſchenſchnur, [illegible]die feurigen Tiere machten einen Satz und roſten davon. [illegible]Carlo faßte raſch in die Zügel und hielt ſtraff zurück. Die [illegible]Pferde ſparten die feſtere Hand und flogen in einen ſchlanken [illegible]Trab.

Dann verſchwand der Wagen hinter der Straßenbiegung, [illegible]die dichte Staubwolke verzog ſich langſam.

* * *

Ich komme eben aus Genua zurück. Großmama wollte [illegible]mich nicht begleiten, und ſo mußte ich allein hinfahren, um den [illegible]Beſuch raſch zu machen.

Der Haushofmeiſter ſtand mit dem Portier zuſammen in [illegible]der Loge und warf ſchleunigſt ſeine Cigarette fort, als er mich [illegible]kommen ſah. Er rief einen Diener durch ein Klingelzeichen herbei, [illegible]der mich ſehr unterwürfig nach einer Gartenterraſſe führte, wo [illegible]die Gräfin auf einer Rohrchaiſelongue lag, die mit einem Tiger[illegible]fell bedeckt war. Ihr pikanter Kopf ruhte zwiſchen den Ohren [illegible]des Tigers, und die eine Hand ſpielte mit der herabhängenden [illegible]Tatze, während ſie in der anderen eine Cigarette hielt. Der [illegible]Diener ſah in einem Schaukelſtuhl und rauchte ebenfalls. Er [illegible]ſprang mit jugendlicher Behendigkeit auf und begrüßte mich [illegible]ſehr deutſch mit „gnädiges Fräulein“, lachend und ganz harmlos [illegible]vertraulich, um ſich bald auf einen Wink der Gräfin zu em[illegible]fernen.

Kaum war ſeine hohe Geſtalt hinter der Portiere verſchwunden, ſo faßte ſie meine Hand.

„Sie ſind gekommen, um mir zu ſagen, daß Sie ſich anders beſonnen haben?“

„Nein — durchaus nicht.“

„Was hat Carlo zu Ihnen geſagt?“

„Aber gar nichts, denn ich habe ihn noch nicht wieder geſprochen.“

„Schade! Ich war neulich ganz überraſcht von ſeiner Wärme. Wenn er Ihnen ſo offen ſeine Seele gezeigt hätte wie mir —“

„Es iſt leicht, ſich gegen die Liebe eines Mannes zu wehren, wenn man ihn nicht wiederliebt, und ſehr ſchwer — wenn man es thut!“

„Ach — ich verſtehe. Soll ich Carlo das ſagen?“

„Wenn Sie glauben, daß er dann ſchneller vergißt? Aber bitte, ſagen Sie ihm, daß in meinem Leben jetzt für Liebe kein Raum iſt. Daß ich arbeiten will, um mein Ziel zu erreichen.“

Die Gräfin ſah mich lange an und ſeufzte.

„Sie Glückliche! Sie haben ein Ziel im Leben, und Sie haben Energie. Was wollen Sie arbeiten?“

„Ich bin Bildhauerin und bin nach Italien gekommen, um zu ſtudieren. Dieſer Aufenthalt in Neroi iſt nur ein Intermezzo, das mir ſchon unerträglich lang geworden iſt.“

„Wie ich Sie beneide,“ ſagte die Gräfin langſam. „Wo wollen Sie ſtudieren?“

„Das — möchte ich lieber nicht ſagen.“

„Sie fürchten, daß ich es Carlo verrate? Ohne Sorge! Meine Hand darauf!“

Sie reichte mir die Hand und ſchüttete meine mit einem faſt männlichen Druck.

„In Florenz — bei Miſtreß Litton-Freden.“

Sie ſprang auf und preßte die Zähne ſchwer atmend auf die Unterlippe.

„Bei der Litton,“ ſagte ſie dann leiſe. „Meiner Lehrerin! Kommen Sie, ich möchte Ihnen etwas zeigen!“

Sie führte mich von der Terraſſe fort durch ihr Schlafzimmer, das mit einem unglaublichen Luxus eingerichtet war, und durch ein Vorzimmer in einen kahlen Raum, wo auf Modellierböcken angefangene Arbeiten ſtanden. Genial ſkizziert, aber alles unfertig. Sie nahm einen Hammer und ſchlug auf eine gebrannte Thonſkizze. Ich fiel ihr in den Arm; aber es war zu ſpät. In Scherben lag der Kopf auf der Erde.

„Aber die Büſte war gut, Gräfin!“ ſagte ich atemlos vor Schreck.

„Eben deshalb. Es macht mich wahnſinnig, zu denken, was aus mir hätte werden können, wenn mich nicht der kindiſche Ehrgeiz nach einer Grafenkrone gepackt hätte. Sie haben ganz recht — heiraten Sie nicht! Die Ehe iſt nicht für begabte Frauen. Sie wählen den beſſeren Teil, wenn Sie Künſtlerin werden.“

„Arbeiten Sie jetzt gar nicht mehr?“

Sie lachte unſicher.

„Manchmal,“ ſagte ſie dann. „Da ſteht eine angefangene Arbeit, aber ich habe aufgehört — weil es mir nicht gefiel.“

Ich bemerkte jetzt erſt am Fenſter einen Kopf, der mit naſſen Decken verhüllt war.

„Darf ich es nicht ſehen?“

Sie ſtieß mit dem Fuß die Thonſcherben fort und ſagte ein paar engliſche Worte, die ich nicht verſtand. Ich nahm es für eine Erlaubnis, ging zu der Büſte, wickelte die naſſen Tücher ab und ſtieß unwillkürlich einen Laut der Verwunderung aus.

„Well!“ ſagte ſie ruhig. „Finden Sie ihn gut, meinen Haushofmeiſter? Ein ſchöneres Modell kann man kaum finden.“

„Ein Antinouskopf, Gräfin! Es iſt mir ſchon neulich aufgefallen.“

„Nicht wahr?“ ſagte ſie lebhaft. „Der reine Antinous. Gewiß war Antinaus auch ſolch ein Mann — dtoß Mann ohne eine Spur von Geiſt.“

„Ein Haushofmeiſter braucht auch wohl nicht viel Geiſt,“ meinte ich lachend.

Sie lachte auch — ſo wie ſie lacht, aus Höflichkeit und oben hin.

„Nein, er muß nur repräſentieren. Aber die Arbeit wurde

mir langweilig, weil eben gar kein Geist in dem Gesicht liegt. Ich will wieder zudecken —"

„Ach, lassen Sie mich noch einen Augenblick — es ist wirklich wundervoll — Sie müßten ihn in eine Toga stecken —"

„Oder ganz römisch," sagte sie lächelnd. „Das geht aber nicht, denn er ist kein Modell — still, mein Mann! Ich mag es nicht, daß er in meinem Atelier herumstöbert."

Hastig warf sie die Tücher wieder über die Büste.

„Die Litton-Freden!" sagte sie dabei. „Bitte, wollen Sie mir die Nadel reichen! — Grüßen Sie sie! Ich liebe sie nicht, denn ich habe sie zu sehr beneidet. Aber sie ist eine große Künstlerin — und sehr Weib. Meine Tochter würde ich ihr nicht anvertrauen, wenigstens wenn meine Tochter mir ähnlich wäre. Sie sind eine klare Natur und energisch. Sie werden vielleicht der Gefahr entgehen, von ihrem Dämon angesteckt zu werden. Sie hat einen riesigen Einfluß auf schwache Naturen!"

Der Graf trat in die Thür, lachend, lustig. Sie faßte ihn an der Schulter und drehte ihn um. Als er hörte, daß ich zum Abschiednehmen gekommen war, forderte er mich auf, wenigstens noch bis zum nächsten Sonntag zu bleiben, wo in Genua der größte Redner Italiens sprechen würde. Er brachte mich sogar herunter bis an den Wagen und befahl dem Kutscher, sorgfältig zu fahren.

„Auf Wiedersehen, Sie Böse! Darf meine Frau Sie nicht Sonntag abholen?"

„Wir reisen bestimmt Sonnabend. Addio!"

„Nicht addio! A rivederla — auf Wiedersehen, mein gnädiges Fräulein!"

Als die Pferde anzogen, hörte ich noch sein helles Lachen.

* * *

Die Koffer sind gepackt, die Hotelrechnung habe ich bezahlt — Gott sei Dank! Die Episode ist zu Ende. Wirklich Gott sei Dank! Bei diesem müßigen Sonnenleben kommen einem nur dumme Gedanken, und man wird schlaff.

Großmama weint alle Augenblicke. Ich muß mich ganz mutig zeigen, sonst entschließt sie sich womöglich, in Florenz bei mir zu bleiben. Ich habe sie lieb, aber das wäre doch schlimm. Ich müßte weiter am Gängelband gehen wie bisher, und ich will endlich frei sein. Ich kann niemand brauchen, und am allerwenigsten Carlo Strigno, der mich mit seinen melancholischen Augen quält. Was soll mir ein Mann, der über nichts ernstlich nachgedacht hat, der nichts kann und nichts ist — bloß eben ein Mann und ein „signore"!

Ja. Ich will ganz ehrlich sein! Manchmal haben mir seine hübschen weichen Schmeicheleien und seine anmutigen Manieren gut gefallen. Aber ich werde nicht mehr an ihn denken, sobald ich ihn nicht mehr stündlich sehe.

Nur einen Gedanken will ich haben: meine Kunst, und jene weiße Marmorstatue, die ich fast jede Nacht im Traume sehe.

Wenn ich mir vorstelle, daß ich in acht Tagen ganz allein in Florenz sein werde, ohne einen Menschen, den ich kenne, bekomme ich beinah' Angst. Es ist eine süß schaurige Angst, denn meine Zukunft liegt vor mir wie ein Blatt, auf das ich die Zeichen schreiben werde, die ich will. Dann muß ich beweisen, ob ich Kraft habe und Talent.

Gott, wenn ich nicht das Talent habe, das ich erwarte, und an das ich doch manchmal selber nicht glaube! Denn wenn der Unterricht Wolters auch nicht viel taugte, vielleicht hört' ich doch schon mehr leisten können. Wenn ich kein Talent habe, wenn ich nicht den Ruhm erwerbe, den ich von der Zukunft hoffe —

Nein — daran darf ich gar nicht denken! Steht meine Eva erst wirklich vor mir in leuchtender Schöne — dann werde ich glücklich sein — eher nicht!

* * *

Florenz, Mai.

Und nun bin ich allein.

Großmamo ist fort. Ich bin aus dem Hotel in eine Privatwohnung übergesiedelt. Mein Zimmer geht auf den Hof, wo alles mögliche Getier herumhüpft, kriecht, gackert und mecert. Nur die Kaninchen sind stumm — glücklicherweise! Aber wenn ich zu Hause bin, höre ich von Fenster zu Fenster lachen und sprechen. Von oben werden Körbe an Stricken herunterg[elassen] und dann erscheinen Gestalten in fragwürdigster Toilette [mit] aufgewickelten Haaren.

Mein Zimmer hat zwei Thüren. Die eine führt auf [den] Korridor und die andere auf eine große Terrasse, auf der [Kisten], Besen und Kübel in friedlichem Durcheinander stehen. [Da] Haus gebaut ist, habe ich überhaupt noch nicht herausgefu[nden]. Ueberall sind vorspringende Mauern und Winkel. In einer [Ecke] ist ein tiefer Brunnen, aus dem das Wasser mühselig [heraus]gewunden wird, und daneben erfreuen sich drei Hühner in einem [Hühner]stall ihres Daseins bei Nacht — am Tage wandern sie zwei Treppen hoch auf der Terrasse herum und scharren die Erde aus einem Holzfaß, in dem sich ein Pfirsichbäumchen die größte Mühe gibt, zu wachsen. Die braven Tiere liefern mir jeden Morgen ein frisches Ei, und das ist ihre einzige angenehme Eigenschaft.

Meine Wirtin ist eine alte Witwe aus einer jener [ver]armten Adelsfamilien, wie es deren in Italien so viele [gibt]. Donna Carolino wird sie einfach genannt, nach dem [Gebrauch] recht der adligen Damen und italienischem Gebrauch. [Die] Bedienung besorgt eine Aufwartefrau, die des Morgens [nur] Stunden kommt. Das übrige thut Donna Carolina [selber], wie ein einfaches Mütterchen, das sie trotz ihres stolzen [und] Namens in Wirklichkeit ist. Donna Carolina muß einmal [schön] gewesen sein. Sie hat ein feingeschnittenes Gesicht, das [aber] von unzähligen Runzeln durchfurcht ist. Die Augen sind [noch] blau und verschleiert; sie haben etwas Verwaschenes — [wie] von vielen Thränen. Ueberhaupt sieht sie aus, als ob sie [viel] im Leben gelitten hätte. Sie hat sehr spärliche Haare und [keine] Zähne — am Morgen. Vom Mittag an erstreut sie sich [eines] riesigen braunen Zopfes, der auf dem kahlen Schädel [montiert] eine Krone bildet, und eines glänzenden Gebisses.

Was für ein Abstand von meinem sonstigen Leben [sind] den vier Wochen in Nervi! Da: Licht, Leben, Eleganz; [hier] brennt abends mein Petroleumlämpchen in dem kahlen [Zimmer] und beleuchtet den roten Ziegelfußboden, auf dem ein paar [bunte] bunten Tuchlöppchen geflochtene Matten den Teppich [ersetzen].

Ich habe Zeit, mich in Florenz umzusehen, denn [Mistreß] Litton-Freden ist in München, wo sie eine Ausstellung [arran]giert, und kommt erst am 1. April zurück. Das erfuhr ich [im] Atelier, wo ich ihre weiße Angorakatze, Themistokles, traf, [die] zu meiner großen Enttäuschung nicht sie selber.

* * *

Mistreß Litton hat heut' an mich geschrieben — einen [so] unleserlichen Brief, lauter Krähenzüge, kreuz und quer! Ich [soll] anfangen; eine zweite Schülerin, Miß O'Brien, ist bereits [im] Atelier und hat Modell. Eine kleine Skizze, ungefähr 50 [cm] hoch. Es soll zugleich mein Probestück sein, damit sie sieht, [was] ich kann.

* * *

Miß O'Brien ist rothaarig, hat das ganze Gesicht voll Sommersprossen, trägt kein Korsett, einen ausgefransten schwarzen Rock und eine Bluse, die vor einigen Jahren rot gewesen sein muß. Sie arbeitet mit der Cigarette im Munde, und wenn sie nicht raucht, pfeift sie. Aber sie ist ein „guter Kerl"; sie hat mir geholfen, als ich im Anfang ängstlich war und nicht wußte, was ich mit dem Modell machen sollte, weil ich noch nie selbständig eine Stellung angegeben habe.

Ich habe vierzehn Tage wie wahnsinnig gearbeitet. Sogar das Mittagsessen habe ich mir geschenkt, um keine Zeit zu verlieren, und wenn ich hungrig wurde, ein paar Bissen von dem abscheulich geschmacklosen weißen Brot gegessen und einen Schluck Wein getrunken. Des Abends zitterten mir die Beine von dem langen Stehen und wohl auch vom Fasten.

Morgen kommt die Litton. Was wird sie zu der Skizze sagen? Ich fragte die Irländerin; sie legte die Hände auf den Rücken und sah sich die Geschichte an.

„Sie müssen noch viel lernen!"

Dann brannte sie sich eine neue Cigarette an, pfiff den [Hund] Doodle und ging zu ihrem Modellierbock zurück, ohne sich weiter um mich zu kümmern.

Von Vater habe ich endlich einen Brief. Er schreibt [mir]

mich, als ob er einen Bericht aufzusetzen hätte, militärisch knapp. Er hat das Zutrauen zu mir, daß ich mich in der schwierigen Lage taktvoll benehmen und bei jedem Schritt an ihn denken werde. Ich finde, er hat sehr wenig Zutrauen, daß er es für nötig hält, mir eine solche Mahnung zu schicken. Von Klara — kein Wort! Ist das nun ein gutes oder ein ganz schlechtes Zeichen? Frida hat mir auch nichts mitteilen können — oder wollen? Wenn man allein in der Fremde ist, sehnt man sich nach Nachrichten, und wenn's die allergleichgültigsten sind. Ich habe entsetzlich Heimweh — aber ich darf's in Berlin nicht merken lassen, denn ich habe es so gewollt, würden sie sagen.

Donna Carolina sah mich den Brief lesen. Sie hatte gedacht, ich hätte keine Eltern mehr. Eine italienische Mutter

Klippschlieker im Berliner Zoologischen Garten.
Nach dem Leben gezeichnet von Paul Neumann.

läßt ihr Kind nicht allein auf die Straße, und ich wäre ganz allein so fern vom Hause. „Povera bambina," sagte sie und streichelte mir die Hand, „aber es wird ja wohl nötig sein!"

Daß man aus Freude an der Arbeit arbeitet, kann sie sich gar nicht vorstellen. Und auch dazu ein junges Mädchen! Wozu ich mir die Augen mit Lesen und Zeichnen verderben wollte? Ich würde ja doch bald heiraten. Ob ich gar keinen amante hätte? Sie fragte mich auch, ob ich in Nervi — von dem sie übrigens zum erstenmal im Leben hörte — niemand kennengelernt hätte. Dabei kam heraus, daß sie sogar mit den Strianos verwandt ist. Sie hat Carlo als Kind auf den Armen gehabt, und nun wollte sie von mir hören, wie er aussieht, ob er hübsch geworden ist und groß wie sein Vater. Daß ich auch in Genua im Hause vom Grafen Francisco war, machte sie ganz verwirrt. Sie konnte es sich nicht zusammenreimen, daß ein junges Mädchen, das für 50 Lire in ihrem Hinterstübchen wohnt und ihr bescheidenes Abendessen teilt, mit den vornehmen Verwandten verkehrt hat. Erst, als ich sagte, daß mein Vater General ist, ging ihr so etwas wie ein Licht auf, aber nicht lange, denn nun begriff sie erst recht nicht, daß ich arbeite. Und sie schüttelte wieder bedauernd den Kopf und sagte:

„Armes Kind. Es wird ja wohl nötig sein."

Erst mußte ich über diese Einfalt lachen, und ich dachte: sancta simplicitas! Aber dann fiel mir ein, daß ich gar nicht das Recht dazu habe. Urteilten sie denn zu Hause anders? Hieß es nicht da immer, ich sollte mich erst ein paar Jahre amüsieren, und wenn ich mich verheiratete, könnte man ja noch immer sehen? An den inneren Zwang glaubten sie ebensowenig wie meine gute Donna Carolina.

April.

Die Litton ist da!

Sie erschien eines Morgens, einen Tag eher, als wir sie erwarteten. Zuerst bekam ich einen richtigen Schreck, denn sie sieht ganz anders aus, als ich sie mir vorgestellt hatte. Sie ist nicht groß, nachlässig angezogen, hat wirre Haare von unbestimmter Farbe und sieht einem nie gerade in die Augen. Ihr Blick lockert umher, und sie hört immer nur mit halbem Ohre hin. Sie selber ist bald hier, bald da. Wenn man glaubt, sie stehe neben einem, und sie etwas fragt, so antwortet sie von der anderen Ecke des Ateliers.

Und ihr Urteil?

Sie sagt genau wie Miß O'Brien: „Sie müssen noch viel lernen." Aber sie läßt mich wenigstens nicht ganz von vorn anfangen.

Es sind außer Miß O'Brien und mir noch drei andere Schülerinnen da. Eine ist schon ziemlich alt und bärbeißig und gründlich unliebenswürdig. Das ist um so komischer, weil sie den niedlichen Namen Meißchen hat; ich habe sie innerlich das „wildwütende Weib" getauft. Die zweite ist eine geschiedene Frau Ostrowo, groß, dick und laut. Nach den ersten Stunden erzählte sie mir unaufgefordert ihre halbe Ehe, und daß ich nicht die ganze Ehe zu hören bekam, lag nur an mir. Ihren früheren Mann nennt sie, wenn sie von ihm spricht, „den elenden Lügner", und er ist ihr bevorzugtes Thema. Die dritte ist eine schweigsame hagere alte Jungfer, klein und mit angegrauten Haaren, eine Deutsch-Amerikanerin, wie die Litton selber. Ihr Vater ist ein reicher Bierbrauer in Cincinnati, und sie ist die einzige von uns, die viel Geld zu haben scheint. Die anderen haben auch nichts — ebensowenig wie ich.

Großmama hat mir hundert Mark monatlich versprochen, und ich nahm an, außer dem Geld für die Stunden. Nun kommt es heraus, daß sie mir alles in allem nur hundert Mark geben will. Wie ich damit auskommen soll, wissen die Götter. 50 Lire Pension, 60 Lire für die Stunden, da bleiben noch ungefähr 20 Lire übrig, so wie unser Geld jetzt steht. Davon soll ich mein Mittagsessen bezahlen und all die hundert Kleinigkeiten, die man braucht und nicht rechnet? Und die Austagen im Atelier — und die Kleider? Nun, vorläufig geht's mit meiner Garderobe noch, und ich habe noch etwas Erspartes. Aber es heißt, knapp leben! Pferdebahn kann ich mir nicht leisten und Theater erst recht nicht.

Aber das ist ja alles ganz gleichgültig. Ich bin bei der Litton-Freden, ich sehe, was sie leistet, und wenn ich nun nichts lerne, dann liegt es eben an mir.

Mai.

Welcher Ueberschwang von Blumen und Grün! An der Riviera blühten auch die Rosen, aber üppig war nur der schmale Küstenstreif, und dahinter lag die Oede. Hier hängen die Rosen über die Mauern, und von den Hügeln sieht man nach allen Seiten in ein grünes Meer. Hinter den Gartenthoren schimmern weiße Lilien, und um die Cypressen schlingen sich blühende Kletterrosen bis in den Wipfel hinauf.

Am Tage ist es glühend heiß. Abends soll es kühl sein, sagt man. Ich kann nicht allein ausgehen, denn ich habe solche Unannehmlichkeiten gehabt, daß ich es nicht mehr wage. Solange es hell ist, geht es ja ungefähr. Wenn ich 'mal von der Dämmerung überrascht werde, eile ich nach Hause wie gehetzt, ohne nach rechts oder links zu sehen. Als ich neulich im Atelier darüber klagte, wurde Fräulein Meißchen impertinent. Es läge nur an den Damen, wenn man sie belästige, sie ginge unbekümmert

zu jeder Tages- und Nachtzeit, und kein Mann spräche sie an. — „Well!“ sagte Miß O'Brien, „warten Sie noch dreißig Jahre, Fräulein von Dühren, dann werden Sie das auch können!“ — Alle lachten, und das „wildwütende Weib“ wurde dunkelrot vor Wut. Sie schwieg aber wohlweislich; denn mit Miß O'Briens scharfer Zunge anzubinden, hat sie nicht mehr den Mut, seitdem sie sie zu ihrem Schaden kennengelernt hat. Miß O'Brien bleibt immer wacker und ruhig, während die andere wie eine wilde Katze faucht; aber die Irländerin hat die Lacher auf ihrer Seite, denn ihre Hiebe treffen scharf.

Das Nichtausgehenkönnen wäre mir auch ziemlich gleichgültig, wenn ich nur nicht dadurch um die Abendluft käme. Donna Carolina rät, ich sollte mich auf die Terrasse setzen. „Hier ist immer Luft,“ behauptet sie. Ja, aber was für eine Luft! Es riecht nach Zwiebeln und Oel, und dazu zirpen an allen Fenstern eingesperrte Grillen. In den Cafeinen ist das Grillenfest gewesen; jetzt hängen überall kleine Pappkästchen, in denen die armen Tierchen schrillen. Da bekommt man erst recht Sehnsucht nach einer frischen Alpenwiese. Wie oft habe ich sie gehört, wenn ich abends durch das blumige Berggras ging. Dann wehte die frische Bergluft um mich, kühl und duftend. Hier schreien die Grillen inmitten von Küchengeruch. Manchmal weht auch ein wirklicher Blumenhauch von den Goldlackstöckchen auf der Terrassenmauer. Zu Hause hatte ich immer Goldlack vor meinem Fenster. Jetzt weckt der Duft Heimweh in mir. Es quält mich, daß ich so wenig von allen erfahre, die mir doch die Liebsten sind. Beinah' ist es, als ob sie mich ganz vergessen hätten.

Ich habe mich nach Einsamkeit gesehnt — jetzt bin ich einsam. Aber aus der Einsamkeit sind alle großen Künstler hervorgegangen — und ich will eine große Künstlerin werden!

Werde ich es? Mistreß Litton hat mir noch kein Wort des Lobes gesagt, und sie korrigiert jeden Strich, den ich mache. —

* * *

Die Sonne glüht auf den Steinen. Müde krieche ich im Schatten der Häuser. Im Sommer begreift man erst die wunderbare Bauart der italienischen Städte. Ja die engen Gassen dringt die Hitze nicht herein. Aber um in meine Wohnung zu kommen, muß ich über die Piazza di Trinità, und da zittert die Luft vor Hitze. Nur einzige Rettung sind die kühlen Kirchen, in denen ich oft stundenlang sitze und träume. Donna Carolina lacht mich aus. Es wird ja noch gar nicht warm. Was wollte ich erst im August machen!

Vielleicht liegt es auch an der schlechten Ernährung, daß ich mich so elend fühle. Solange noch mein Erspartes reicht, habe ich in einer Pension am Lungarno zu Mittag gegessen. Dann wurden mir die 2,50 Lire zu viel, und ich fand eine deutsche Birreria, wo ich mir ein Gericht geben ließ. Und jetzt habe ich schon seit vierzehn Tagen diese Mahlzeit als überflüssig unterschlagen. Das geht doch wohl nicht länger. Ich muß an Vater schreiben, so ungern ich es thue.

Es kommt mir immer vor wie eine Maskerade, dieses Leben, und es macht mir Spaß. Außerdem bin ich überzeugt, daß aus denen ist am meisten geworden, die sich durch das Studium durchgehungert haben. Vielleicht hilft auch bei mir das bißchen Hunger. Um so schneller muß es gehen, daß ich selbständig werde!

(Fortsetzung folgt.)

BLÄTTER und BLÜTEN.

Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf. (Mit Bildnis.) Der Gründer der Herrnhuter Gemeinde wurde vor zwei Jahrhunderten am 26. Mai 1700 zu Dresden geboren. Wer die friedlichen Herrnhuter Gemeinden in der Stammkolonie, in Gnadenfrei und den andern deutschen „Gnadenorten“ durchpilgert, die so traulich gebettet sind in grüner Umbuschung, mit ihren Pfefferminzfeldern und den Kirchhöfen, die nicht der Trauer gewidmet sind: der wird gewiß glauben, daß auch das Leben des Gründers dieser stillen Gottesdienste im Schatten einer heimlichen Idylle friedlich und still verlaufen sei. Doch dies war nicht der Fall; es war ein Leben reich an Kämpfen und weit in die Ferne greifend. Graf Zinzendorf war der Sohn eines sächsischen Konferenzministers und wurde nach dem Tode desselben bei seiner frommen Großmutter in der Lausitz erzogen. Im zehnten Lebensjahre kam er in das Francke'sche Waisenhaus zu Halle, in welchem damals der Pietismus herrschte. In Wittenberg studierte er anfangs die Rechte, dann Theologie; doch war er kein getreuer Zögling der Fakultät, sondern geriet vielfach in Widerspruch mit ihr. In den Jahren 1719 und 1720 hielt er sich in Utrecht und Paris auf, 1721 wurde er Hofrat bei der Landesregierung in Dresden. Seit 1723 trug er sich mit dem Plan, auf seinem Gute Berthelsdorf in der Oberlausitz eine Religionsgesellschaft zu gründen, in der sich alle Glieder der evangelischen Konfessionen friedlich vereinigen sollten. Die Böhmischen Brüder, unter Führung des Zimmermanns David, flüchteten aus ihrer Heimat; Zinzendorf, sein Freund de Watteville, der Prediger Rothe und der Magister Schäfer nahmen sich der Bedrängten an, und sie bildeten den Stamm der neuen Gemeinde, zu der viele Schlesier von der Sekte der Schwenkfelder und zahlreiche neue Ankömmlinge aus Mähren stießen. Im Schutze des Hutberges wurde ein neues Dorf gegründet, Herrnhut, die Stammgemeinde der Herrnhuter. Bei der Verschiedenheit der Meinungen siedelte es an inneren Kämpfen nicht, die meisten Ansiedler waren nach Zinzendorfs Ausspruch „zwar mächtig gerufene, aber noch ungegründete Leute“. Noch mehr Konflikte erlebte Zinzendorf selbst; der Umgang mit seinen Standesgenossen wurde ihm bald verleidet, und seine Stellung bei der Regierung, die ihm verbot Hausgottesdienste abzuhalten, und Reverse von ihm verlangte, eine unhaltbare. So schied er 1727 aus dem sächsischen Staatsdienste, ließ sich unter angenommenem Namen in Stralsund als Kandidat des Predigtamtes prüfen, dann in Tübingen in den geistlichen Stand aufnehmen und in Berlin zum Bischof der Mährischen Brüder ernennen. Wegen seiner Neuerungen auf dem Gebiete des religiösen Glaubens war er 1736 bis 1747 aus seinem Vaterlande verbannt; er reiste über den Ocean und suchte in Amerika neue Gemeinden zu gründen und durch öffentliche Vorträge seine Glaubenslehren in den weitesten Kreisen zu verbreiten. Sehr interessant ist sein Briefwechsel mit König Friedrich Wilhelm I., der in seiner Glaubensfestigkeit sich durch die Ketzereien des Sektenstifters, den er doch zu schätzen wußte, nicht erschüttern ließ. In seiner ersten Ehe war Zinzendorf mit einer Gräfin Reuß von Ebersdorf verheiratet, einer geistlichen Liederdichterin, und nach dem Tode derselben heiratete er eine bewährte Freundin und Gehilfin, die vieljährige Aelteste der Gemeinde, Erdmuthe Nitschmann. Er starb am 9. Mai 1760 in Herrnhut. Zinzendorf war einer der warmherzigsten Kämpfer, von denen die Geschichte der religiösen Bewegungen uns Kunde giebt. Unter den 108 usketischen Schriften, welche er hinterließ, findet sich auch seine „Sammlung geistlicher und weltlicher Lieder“, sowie das Gesangbuch der Herrnhuter Gemeinde.

Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf.

Fremdlinge. (Zu dem Bilde S. 364 und 365.) Der Anblick ist kein seltener in den Straßen Münchens her, aber doch sommelt sich, wo wandernde Italiener rasten, gern ein Trüppchen von Frauen und Kindern, die von neugierigen Zuschauern die fremdartigen braunen Leute betrachten. Wenn wie hier, Feierstag Nachmittag ist, wo die Nachbarinnen strickend und plaudernd auf der Bank vor dem Hause sitzen, kann die Unterhaltung recht ausgiebig werden, denn die schwerzungigen Kleine mit dem fröhlichen Gesichtchen giebt ihre Antwort schuldig und haspelt ihr sonderbares Deutsch mit flinkem Zünglein herunter. Gesternt hat sie es in München, wo sie den Winter über als Modellkind in den Ateliers herumwandert und mit den Brüder zusammen oder allein den Malern für ihre Bilder steht. Nun, im Sommer wandern sie wieder zu den Eltern heim. Bettler sind sie nicht, o nein! Tonio spielt und Laurella tanzt, und wenn gute Leute darum Freude haben und ihnen gern etwas geben ... Die freundliche Wirtin hat's gleich verstanden und eine große Schüssel Suppe hergestellt. Während Tonio diese noch vollends auslöffelt, hockt sie bei dem Geplauder der Kleinen. Und schließlich wird sie in die Küche greifen wie die Frau Base aus Dachau, die gerade zu Besuch da ist, in den Korb voll Schmotzgudeln, und wesentlich gestärkt und gut gelaunt werden die beiden ihre Straße weiterziehen, nach den hohen Bergen, über die Berge und zuletzt ins Land Italia zurück. Ha.

Ein deutsches Jubiläum in Brasilien. (Mit Abbildungen.) Dona Francisca mit der Hauptstadt Joinville und Blumenau mit der gleichnamigen Hauptstadt sind zwei deutsche Siedelungen im südbrasilianischen Staate Santa Catharina, in denen mehr als 50000 Deutsche in erträglichem Wohlstande leben. Die hauptsächlichen Erwerbsquellen dieser Bevölkerung bilden der Ackerbau, Handel und Industrie, sowie handwerkliche Betriebe, welche in hoher Blüte stehen. Blumenau, gegründet im Jahre 1850, und Dona Francisca, gegründet 1851, sind Kolonien mit rein deutschem Charakter, sie besitzen beide nach deutscher Art trefflich geleitete Gemeindeverwaltungen, vorzügliche Schulen mit deutscher Unterrichtssprache, [illegible] zwei katholische und eine Anzahl evangelische Kirchen mit nur deutschen Geistlichen. Die mit großer Zähigkeit am Deutschtum hängende, rein [illegible]sche Bevölkerung hat das Vereinswesen in hoher Blüte gebracht, so daß z. B. während der revolutionären Bewegungen des letzten Jahrzehnts [illegible] freiwillige Feuerwehr, Schützenvereine und Turnvereine in beiden Kolonien die Ordnung aufrecht erhalten und die Einwohnerschaft vor größerem Unheil schützen konnte. Das subtropische Klima des Landes ist milde und gesund, schwere Krankheiten kennt man nicht, auch ist die Gegend reich an landschaftlichen Schönheiten, was unser Bild von Joinville erkennen läßt. Wer auch Blumenau, das ebenso wie Joinville etwas über 20000 Einwohner hat und von dem wir die Hafenansicht im Bilde bringen, liegt ganz herrlich. Unser drittes Bild zeigt ein Ansiedlerhaus der 1846 in Angriff genommenen Urwaldkolonie Hansa, welche zwischen Dona Francisca und Blumenau in herrlicher, überaus fruchtbarer Gegend liegt und erst vor einigen Jahren von der hanseatischen Kolonisationsgesellschaft in Hamburg gegründet worden ist. Das Wohnhaus ist aus Bretterwänden gebaut und mit Palmenblättern gedeckt. Solche Häuser dienen nur einer leichten Bauart zufolge jahrelang hindurch als Wohnstätte, bis sie mit der fortschreitenden Entwicklung der jungen Ansiedlung einem stattlichen, aus Backsteinen erbauten Hause Platz machen. Wie in den Schweizersiedelungen, so werden auch in der Hansakolonie Kaffee, Zuckerrohr, Reis, Mais, süße und andere Kartoffeln, Orangen, europäische Gemüse u. s. w. mit lohnendem Erfolge angebaut, während in den höheren Lagen auch Roggen, Weizen und deutsches Obst vorzüglich gedeihen. — Dona Francisca und Blumenau begehen in diesem Jahre die Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens. Mögen die aufblühenden Kolonien sich auch in der Folge unter Wahrung ihrer deutschen Eigenart erfolgreich und kräftig weiterentwickeln!

Robert Gernhard.

Hafen der Stadt Blumenau.

Ansiedlerhaus in der Urwaldkolonie Hansa.

Reicher Insektenbesuch. Es ist bekannt, daß der Aron (Arum maculatum L.), der im Mai in schattigen Laubwäldern seine eigenartigen Blüten entfaltet, von kleinen Mücken (aus der Gattung Psychoda) besucht wird. Diese Insekten werden angelockt durch die große, grüngelbe Blütenscheide, den rotbraunen Kolben, den eigenartigen Duft, den die Blüte ausströmt, und die Wärme, welche innerhalb der Blütenscheide herrscht. Die Mückchen krochen an dem Kolben hinab und gelangten ins Innere der Blüte. Ein Haargitter versperrt ihnen nun den Ausgang. Falls sie schon eine andere Blüte besucht hatten, bringen sie bei ihren Versuchen, die Kesselfalle zu verlassen, den mitgebrachten Pollen auf die empfängnisfähigen Narben. Ein kleines Honigtröpfchen bietet ihnen hierauf Entschädigung für die der Pflanze geleisteten Dienste. Nun reifen auch die Antheren, und nachdem die kleinen Gäste gründlich mit dem herabfallenden Pollen eingepudert worden, erschlaffen die Gitterstäbe des Gefängnisses. Die Gefangenen eilen davon, um sofort einen neuen Kerker aufzusuchen. Die Zahl der die Bestäubung auf diese Weise vermittelnden Insekten ist meist eine ziemlich große. In Arumblüten, die aus dem Schloßgarten in Plön stammten, zählte P. Knuth nicht weniger als 4000 solcher Mückchen in einer einzigen Blüte. Die Scheide war unterhalb des Haargitters so dicht mit ihnen angefüllt, daß sie sich nicht mehr zu bewegen vermochten.

Dr. L.

Klippschliefer im Berliner Zoologischen Garten. (Zu dem Bilde auf S. 389.) Der bekannte Tierhändler J. Meages hat von seiner letzten Reise auch zwei Klippschliefer mitgebracht, welche vom Berliner Zoologischen Garten erworben worden sind. Sie stammen aus der Umgegend von Kassala, halbwegs zwischen Massaua am Roten Meere und Chartum am Nil. Die Klippschliefer nehmen unter den Säugetieren deshalb eine ganz besondere Stellung ein, weil sie Merkmale zweier sehr verschiedener Ordnungen in sich vereinigen. Aeußerlich erinnern sie an Nagetiere; ihre Backenzähne, ihr Fußskelett und manche Teile des Knochengerüstes weisen auf eine Verwandtschaft mit den Nashörnern und mit ausgestorbenen Hastieren, den Typotheria, hin. Es sind gedrungene Tiere von der Größe eines kleinen Kaninchens, ohne sichtbaren Schwanz, mit dickem Kopfe und ganz kurzem Halse. Sie haben eine

Joinville.

gewisse Aehnlichkeit mit Meerschweinchen. Der plumpe Körper ruht auf zierlichen, kurzen Füßchen, deren Zehen (vorn 4, hinten 3) mit platten, hufartigen Nägeln versehen sind. Nur die Innenzehe des Hinterfußes trägt eine ziemlich starke Krolle. Diese leistet im Verein mit der außerordentlich zweckmäßigen Anordnung der weichen Sohlenballen beim Klettern sehr gute Dienste. Aus dem weichen Pelze stehen einzelne lange und starre Borstenhaare hervor, welche namentlich am Hinterkörper besonders zahlreich sind. In dem fein modellierten Gesicht sitzen zwei lebhafte, dunkle Augen; die Ohren sind rund und verhältnismäßig klein. Auf der Mitte des Hinterrückens befindet sich ein Drüsenpolster, das unter hellen, einen auffallenden Fleck bildenden Haaren versteckt ist. Die Klippschliefer bewohnen Syrien, Palästina, Nubien und das gesamte tropische Afrika. Man unterscheidet drei verschiedene Gruppen. Die sogenannten Baumschliefer haben einen sehr dichten, langhaarigen Pelz und leben während des Tages in den Kronen der Urwaldbäume von Knospen, süßen Früchten und Blättern. Dann giebt es eine Gattung, welche besonders gern in alten Termitenbauten haust, häufig aber auch auf niedrige Bäume steigt; sie hat einen ziemlich kurzen Pelz und einen länglichen Rückenstreif. Die dritte Gruppe umfaßt die eigentlichen Felsen-Klippschliefer mit kurzem Pelz und rundlichem Rückenfleck. Die von uns im Bilde vorgeführten Tiere gehören zu dieser Art und werden von Gray Procavia burtoni genannt. Sie laufen, klettern und springen auf den glatten Felsen mit größter Geschicklichkeit. In zahlreichen Gesellschaften halten sie sich zusammen und liegen gewöhnlich in Reihen auf den Felskanten in der Sonne. Hier lugt ein kluges Gesicht aus einer Höhlung hervor, dort hält ein anderes Tier, Männchen machend, Umschau. Sobald irgend eine ungewöhnliche Erscheinung ihre Aufmerksamkeit fesselt, ändert sich das Bild mit einem Schlage: in den tollsten Sätzen stürzen alle zu ihren Verstecken, und plötzlich sind sie verschwunden. Ihre Nahrung besteht in Wurzeln und Knollen; sie weiden wohl auch die saftigen Berggräser ab. Malschie.

Deutschlands merkwürdige Bäume: das Krausbäumchen bei Homburg v. d. H.
Nach einer photographischen Aufnahme von Willy Mauß in Homburg v. d. H.

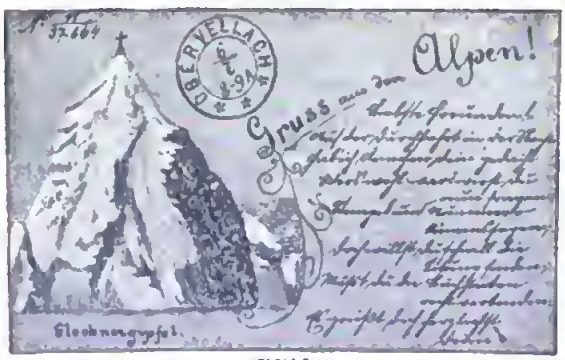
Deutschlands merkwürdige Bäume: das Krausbäumchen bei Homburg a. d. H. (Mit Abbildung.) Ungefähr 1 Stunde und 10 Minuten von der internationalen Badestadt Homburg entfernt, auf dem Wege zum Goldgrubefelsen, steht das „Krausbäumchen". Diesen Namen führt es bei jung und alt, obwohl es kein Bäumchen im eigentlichen Sinne des Wortes mehr ist. Der etwa mannshohe Stumm ist ganz durchlöchert und von vielen Beulen, Schrunden, Narben und Krümmungen an einer Angriffsseite deuten darauf hin, daß ihm in den vielen Jahrhunderten seines Daseins das Aufstreben zum Himmel mühsam und unter großen Gefahren geworden ist. Die Jugend dieses Baumes reicht nach Annalen weit in jene Tage zurück, wo der Abhang des Taunus noch wenig humushaltigen Boden trug und wo es den Wurzeln der jungen Pflanze nur schwer gelang, in die harte, zähe und quarzreiche Taunuserde einzudringen und Nahrung zu suchen. Demnach hat es der Stamm zu einem Umfange von nahezu 5 m gebracht, und die Aeste erstrecken sich horizontal bis zu 7 m vom Stamm. Die von den Hauptästen entsprießenden Zweige und die sich erhebenden kleineren Aeste sind wie scherenförmig gespreizte Finger [illegible] Zopfflechten gefloch[illegible] tragen ein dichtes, nach oben gleichmäßig abgestuftes Gezweig, welches den Baum [illegible] merkwürdige Aehnlichkeit einer zusammengepreßten Dolde verleiht. Das hinfällige Stamm- [illegible] mag nicht mehr lange der witterbeständigen Krone zu tragen. Der Verein Klub Homburg hat [illegible] hält das letztere durch schmiedeeiserne Stützen verbunden lassen.

Bild. Heim.

Oedipus und Antigone. (Zu unserer Kunstbeilage.) Aus den Tragödien, die von den großen Dichtern des griechischen Altertums erhalten sind, steht die „Antigone" des Sophokles dem modernen menschlichen Empfinden besonders nahe. In dem Bild vom tragischen Untergang des Königs Oedipus und seines Hauses bringt der Held[illegible] seinem Tode Antigone Licht und Wärme. Als der König durch das Orakel erfährt, daß er unwissentlich der Mörder seines Vaters geworden, verdammt er sich in rasender Verzweiflung. Von seinen Söhnen Eteokles und Polyneikes verjagt, entflieht er, ein blinder Bettler, aus Theben. Nach seine Tochter Antigone giebt ihm liebend das Geleite. Unser Bild zeigt sie als Begleiterin des blinden Vaters auf der Rast. Beider Gedanken sind der ungastlichen Stadt zugewandt, aus der sie fliehen mußten. Grauenvolles Leid bewegt die Seele der Tochter, die, an des Vaters Knie gelehnt, schon ihm in der trostlosen Einöde lagert. Nach langem Umherirren kommt er mit ihr nach Athen, wo er im Hain der Eumeniden auf dem Hügel Kolonos den Tod und sein Grab findet.

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel „Die Ansichtskarte".
Von Erh. Lipka.



Rätsel.

Das, was ich meine, dient zum Binden,
Auch ist's ein Maß; kannst du es finden?

E. S.

Palindrom.

Den Sportsmann erfreut wohl zu jeglicher Frist,
Was — rückwärts gelesen — ein Bruchteil nur ist!

Oscar Leede.

Skataufgabe. Von J. Kahn.

Mittelhand hat folgende Karten:

spielt Grand und wird schwarz.

Wie ist die Kartenverteilung, der Gang des Spiels? Was sagt im Skat?

Auflösung der Damespielaufgabe auf Seite 360.

1. Du3—a7	Db4×d8
2. h6—g7	d8×f6
3. Db2—a3	d4×b2
4. Da3×c1×f4×e7!	Dd8×b6
5. Da5×d8×h4×a1 und gewinnt.	

Auflösung des Pfingsträtsels auf Seite 360.

Die Strahlenbündel zwischen den langen Strahlen bedeuten je einen Buchstaben, und zwar den soweiten der oben stehenden, als das Bündel kleine Strahlen zählt. Von links nach rechts ergeht sich:

Fröhliches Fest!

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 360.

Gartenlaube (Gar — tenlau — be).

Auflösung des Rätsels auf Seite 360. Teppich, Erwin.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 12, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Den neuen Darsteller des „Christus“ und die neue „Maria“ im Oberammergauer Passionsspiel haben wir in unserer Illustrationsbeilage Nr. 7 unseren Lesern bereits vorgeführt; die nebenstehenden Bilder zeigen die beiden „Stars“, an die sich das Hauptinteresse gelegentlich der diesjährigen Passionsspiele knüpft, in der städtischen Gewandung und nach der neuesten photographischen Aufnahme. Anton Lang, der nun zum zweitenmal den Christus spielt, ist auch Anna Flunger, die die Rolle der Maria Ge[mahlin], einer altangesessenen Familie an,

Aus Oberammergau.

Anna Flunger, die Darstellerin der Maria. Nach einer Aufnahme von Hofphotograph H. Zinsl in München.

Anton Lang, der Darsteller des Christus. Mit Genehmigung des Verlags-Kunstverlag Münchner Ludwig Franck & Co., München. Copyright 1900.

Feldmarschalleutnant Freiherr v. Pidtticher †.

die schon früher dem Passionsspiel hervorragende Talente gestellt hat. Das neunzehnjährige Mädchen ist die Enkelin jenes Bildschnitzers Tobias Flunger, der 1850 den Christus zum erstenmal gab. Ihre Tante Franziska Flunger gab 1870 die Mutter Maria. Der Großvater des Hafners Anton Lang hat sich seiner Zeit in der Rolle des Herodes hervorgethan, in welcher ihn dann sein Sohn Rochus, Antons Vater, 1870 aushilfsweise vertrat. Dieser spielte, wie wir schon mitteilten, 1880 und 1890 den Ezechiel, und ist jetzt dem stattlichen Mann die Rolle seines Vaters direkt angefallen.

Feldmarschall-Leutnant Freiherr v. Pidtticher, der wenigen Tagen von dem Leben schied, war einer der hervorragendsten Führer der österreichischen Armee, ein Mann, der wegen seiner Bravour in der Schlacht von Custozza in den höchsten Kreisen bekannt geworden ist.

Pidtticher wurde 1818 in Düsseldorf geboren, war also Rheinländer. Er trat 1840 in das 2. österreichische Kürassierregiment und hat sich besonders in dem Ungarfeldzuge gegen Ungarn, 1848 bis 1849, rühmlich hervorgethan. 1866, in dem Feldzuge gegen Italien, stand er unter Oberbefehl Albrecht in Custozza und zeichnete sich hierbei durch eine prächtige Attackenleistung der [illegible] Kürassierbrigade gegen die bekannte Uebermacht der Italiener glänzend aus. Pidtticher wurde in den Freiherrnstand erhoben und war Ritter des Maria-Theresien-Ordens. 1879 wurde er zum Feldmarschalleutnant befördert, mußte jedoch bereits 1881 wegen schwerer Krankheit in den Ruhestand treten.

Fräulein Kathrine Horsböl in Kopenhagen, die als Tischlermeisterin thätig ist, hat seit einiger Zeit das Interesse weitester Kreise auf sich gezogen. Die sechsundzwanzigjährige Meisterin ist die Tochter eines Lehrers aus Ribe in Jütland. Sie erlernte ihr Handwerk in Kopenhagen und arbeitete 1894 drei Monate in einer Berliner Tischlerwerkstatt als Geselle. Darauf ging sie zu einem deutschen Kunsttischler in Paris und dann kurze Zeit nach London. Seit einigen Jahren hat sich Fräulein Horsböl zunächst mit Hilfe eines Darlehens als Handwerksmeisterin in Kopenhagen angesiedelt gemacht. Dank der überraschenden Erfolge, welche die von ihr gearbeiteten Möbel sowohl in kunstgewerblicher als auch geschäftlicher Hinsicht erzielten, konnte sie bald ihre Werkstatt wesentlich vergrößern. Gegenwärtig beschäftigt Fräulein Horsbol einen Werkführer, einen Architekten für zeichnerische Möbelentwürfe, 15 Gesellen und eine Anzahl Lehrlinge, darunter auch drei weibliche.

Kathriae Horsböl.

Das neue Kunstgewerbemuseum in Köln. Schon längst hatten sich die Räumlichkeiten des aus den Beständen des Wallraf-Richartz-Museums gebildeten Kunstgewerbemuseums in Köln als unzulänglich erwiesen. Da stellte 1895 ein Kölner Bürger, der Geheime Kommerzienrat Otto Andreae, der Stadt 400000 Mark zu einem Museumsneubau zur Verfügung, der, 1897 auf städtischem Baugrund begonnen, am 2. Mai 1900 seiner Bestimmung übergeben werden konnte. Das nach den Plänen des Architekten Franz Brantzky unter der Oberleitung des städtischen Baurats

Das neue Kunstgewerbemuseum in Köln a. Rh. Entworfen von Franz Brantzky.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Anselm Schmitz jr. in Köln.

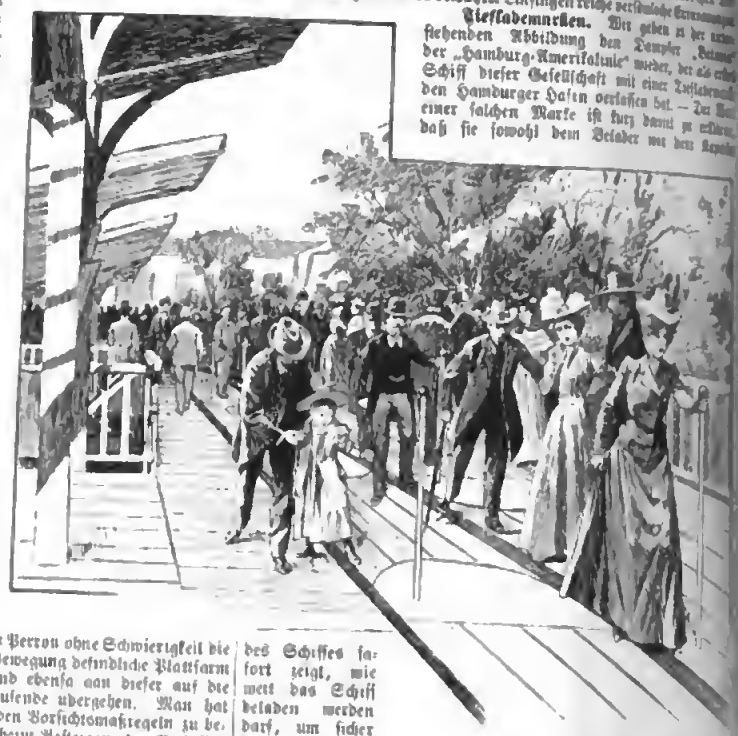
Hermann aufgeführte, prächtige Gebäude erhebt sich am Hansaring, in der schönsten Gegend der Neustadt. Es ist in einem deutschen aus 15. Jahrhundert zurückgehenden Mischstil, der gewissermaßen von der Gotik zur Renaissance hinüberleitet, gebaut. Die Ausstellungssäle im Inneren des Museums sind auf zwei Geschosse verteilt und gruppieren sich mit ihren Galerien um einen eigenartig ausgedachten Lichthof.

Die Rollbahn auf der Weltausstellung in Paris. Unter den verschiedenen Verkehrsmitteln, die auf der Pariser Weltausstellung in Thätigkeit sind, erfreut sich das „trottoir roulant" des allgemeinen Beifalls und Zuspruchs von seiten des Publikums. Die Verwendung einer solchen „Bahn" ist nicht mehr neu. Sie wurde zuerst auf der Weltausstellung in Chicago und dann auf der Gewerbeausstellung in Berlin, wenn auch in kleinerem Maßstabe, geübt. Damals wurde die Bahn „Stufenbahn" genannt, und ihre Konstruktion ist im Jahrgang 1896 der „Gartenlaube" ausführlich beschrieben worden. Die Bahn besteht aus zwei Plattformen, die stufenartig nebeneinander liegen und mittels Elektricität in derselben Richtung fortbewegt werden. Während nun die untere Plattform sich mit einer Geschwindigkeit von zum Beispiel 1 m in der Sekunde unmerklich bewegt, läuft die obere doppelt so schnell.

Man kann infolgedessen von dem Perron ohne Schwierigkeit die untere in Bewegung befindliche Plattform besteigen und ebenso von dieser auf die schneller laufende übergehen. Man hat dabei dieselben Vorsichtsmaßregeln zu beachten wie beim Besteigen oder Verlassen eines langsam fahrenden Straßenbahnwagens. Der Uebergang wird außerdem durch Pflöcke erleichtert, die, in Abständen angebracht, den weniger Geübten Stütz- und Anhaltsgelegenheit bieten.

Major v. Linsingen †.

Major Eduard Wilhelm v. Linsingen, welcher am 16. Mai in Osnabrück im Alter von 91 Jahren verschied, war wohl der älteste inaktive Offizier der gesamten deutschen Armee. Er wurde 1810 in Messina als Sohn eines Hauptmanns der deutschen Legion geboren. Mit seiner Mutter folgte er dem Vater auf dessen Kriegszügen unter dem Herzoge von Wellington und wurde so Zeuge der Schlachten bei Garcia, Hernandez, Vittoria und Waterloo, deren letzter militärischer Zuschauer mit ihm gestorben ist. Auch aus der Geschichte der militärischen Angehörigen Hannovers bewahrte Linsingen reiche persönliche Erinnerungen.



Bilder von der Pariser Weltausstellung: Die Rollbahn.

Tieflademarken. Wir geben in der nebenstehenden Abbildung den Dampfer „Batavia" der „Hamburg-Amerikalinie" wieder, der als erstes Schiff dieser Gesellschaft mit einer Tieflademarke den Hamburger Hafen verlassen hat. — Der Zweck einer solchen Marke ist kurz damit zu erklären, daß sie sowohl dem Befrachter wie dem Kapitän des Schiffes sofort zeigt, wie weit das Schiff beladen werden darf, um sicher über den Ozean fahren zu können. Die besondere Abbildung der Tieflademarke zeigt über dem horizontalen Strich, der durch den Mittelpunkt des Kreises geht, einen kürzeren Strich mit den Buchstaben F. W. Dieser zeigt an, wie weit das Schiff in frischem Wasser geladen werden darf, und steht insofern in direktem Verhältnis zu dem darunterliegenden Strich, als ein in Flußwasser bis zur F. W.-Marke geladenes Schiff sich, sobald es in Salzwasser kommt, vermöge des größeren spezifischen Gewichts des Seewassers gegenüber Frischwasser bis zur

Die Tieflademarke.

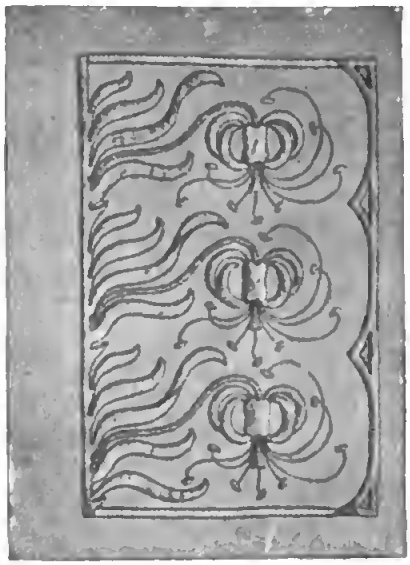
Der Dampfer „Batavia" mit Tieflademarke.
Nach einer photographischen Aufnahme von J. Hamann in Hamburg.

wasserlinie hebt. — Die obere Linie, die sogenannte Decklinie, zeigt an, von welchem Punkt die Tieflademarke abgesetzt werden muß, um den über Wasser befindlichen Teil des Schiffskörpers, das Reserve-deplacement, in ein richtiges Verhältnis zum eingetauchten Teil, dem Deplacement, zu bringen.

Der Abstand zwischen der Decklinie und der Tieflademarke ist die gemeinhin als „Freibord" bezeichnete Höhe, welche bei dem Dampfer „Batavia" ungefähr 6 m beträgt.

Kunst im Hause.

Mappe in Lederapplikation. Ganz eigenartig und in hoch modernem Stil stellt sich unseren Blicken die Mappe in Lederapplikation dar. Zu derselben braucht man ein braunes Ziegenleder, welches auf Druckmaschinenpapier mittels Kleisters aufgezogen wird. Ist das Leder gut getrocknet, so wird das kaschierte Leder, um es auf den Stoff auftragen zu können, noch mit Senegalin bestrichen. Nunmehr wird die Zeichnung auf das Leder sorgfältig aufgetragen und dann mit großer Vorsicht ausgeschnitten. Auf den zur Unterlage bestimmten Stoff, in unserem Fall grünes Tuch, wird nun ebenfalls die Zeichnung aufgetragen, dann werden sorgfältig nach der Zeichnung auf dem Tuch die ausgeschnittenen Formen zuerst aufgeklebt und darauf mit feinen Nebenstichen angenäht. Ist das geschehen, so werden alle Formen mit einem Kontur versehen, bei der vorliegenden Arbeit mit doppeltem roten Gribalin, welches mit roter Seide angestochen ist, was jedoch nur dann schön wirkt, wenn es ganz regelmäßig gearbeitet ist. Die Mappe läßt sich ebenso gut als Journalmappe wie als Schreibmappe verwenden. Die Anfertigung läßt man am besten durch einen geschickten Buchbinder ausführen, da man im Privatleben doch nicht mit allen dazu nötigen Werkzeugen versehen ist. F. A. S. St.

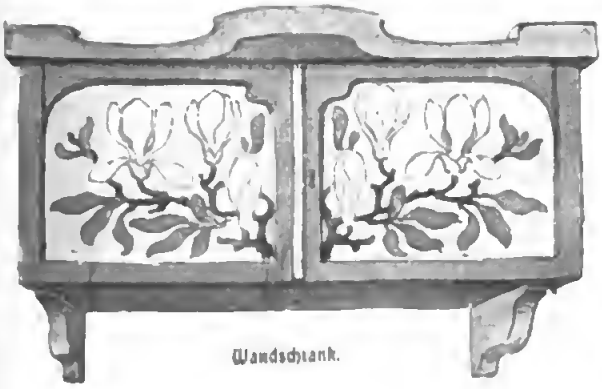


Mappe in Lederapplikation.

Streichholzbehälter. „Wo sind nur schon wieder die Zündhölzer hingekommen?" — Oft genug hört man diese Frage, aber wie dem Uebelstande abhelfen? Ein Feuerzeug an der Wand ist freilich immer am gewohnten Platze zu finden, doch häufig verlischt das Hölzchen auf dem Wege dann dort nach der Zimmermitte. Weit sicherer hilft ein Behälter, der an der Hängelampe selbst anzubringen ist, und ein solcher läßt sich aus leichtem Schaffleder mit wenig Mühe hübsch und dauerhaft herstellen. Die Grundform ist ein langer Streifen, der die Schwedenschachtel an drei Seiten genau umschließt, seine Schnitte in die Oberhaut des Leders ermöglichen ein scharfes Umbiegen an den unteren Kanten, und kleine Auswüchse oben an den Ecken, die man beliebig als Kreise, Herzen, Quadrate über Eck u. s. w. ausgestaltet, sorgen dafür, daß die Schnürlöcher für den Aufhängeriemen weit genug außen gebohrt werden können, ohne doch auszureißen. Eine leichte Dekoration mit dem Brennstift giebt dem kleinen Ding ein schmuckes Aussehen; Hauptsache aber bleibt exakte Arbeit. Die Kanten werden entweder glatt gebräunt oder durch Aufdrücken des Stifts in regelmäßigen Abständen mit Zacken versehen; ebenso werden die etwa 3 mm breiten Aufhängeriemen behandelt, die zugleich seitwärts die Schachtel in der Umhüllung festhalten. Da das weiche Leder durch die Wärme leicht an der Oberfläche eingezogen und welkig wird, empfiehlt es sich, auch die Rückseite zuletzt mit dem mäßig erhitzten Stift zu überstreichen. Von dem inzwischen, entbehrlich gewordenen Schieber der Streichholzschachtel schneidet man etwa ein Drittel ab und klebt dies unten verkehrt in die Hülle, damit die Hölzchen oben bequem greifbar herausragen.

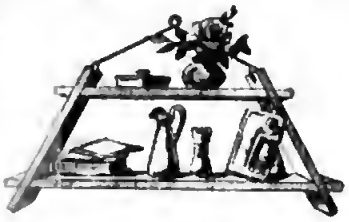
Streichholzbehälter.

Wandschrank. Zum Aufbewahren der vielen Kleinigkeiten, die im Spiel- und Schlafzimmer der Kinder aus dem Wege zu räumen sind, eignet sich ein Wandschrank im Format des hier beigefügten. Er kann aus Tannenholz, einfach viereckig, oder mit einem geschweiftem Aufsatz und Konsolen versehen sein; wenn die Felder der Thüre bearbeitet werden sollen, läßt man sie aus Linden- oder Ahornholz einsetzen. Innen ist das Schränkchen nach Bedarf in Fächer geteilt; dann unten konnten in den Boden noch Haken eingeschraubt werden, so daß er als Kleidergestell dient, ein Vorhang an eiserner Stange davor herüber schützt die Kleider vor Staub. — Unser Ornament ist nach den Zweigen der Magnolie gebildet; die Zweige selbst erscheinen mahagonibraun, die Blätter mehr grau als grün, der Grund erhält eine leichte bräunliche Holzfarbe, auf welcher die Blüten im Ton des hellen Lindenholzes ausgespart stehen bleiben. Der Kasten ist im übrigen mahagonibraun gebeizt und gewichst; die Zeichnung giebt ein Zehntel der natürlichen Größe. Wenn die Thüren auch nur gebeizt und mit Metallbeschlägen versehen sind, macht das kleine Möbel einen guten Eindruck. J.



Wandschrank.

Das leichte Wandgestell, nur aus vier schmalen Brettern zusammengesetzt, das unsere Abbildung zeigt, würde sich besonders für die Stube eines jungen Mädchens eignen; das untere Brett mißt etwa 70 cm in der Länge, 12 cm in der Breite, kann also nur zierliche, leichte Gegenstände aufnehmen. Es hängt mit einer festen Schnur und Metallringen an der Wand über Kommode oder Schränkchen, jedenfalls an einem sicheren Ort, und ist in Uebereinstimmung mit Möbeln und Tapete entweder in irgend einer netten Farbe gestrichen oder gebeizt, kann auch den Vorderkanten entlang mit einem Holzbrandbortchen oder durch Kerbschnitt verziert sein. Die Bretter sind fest ineinander gefügt, die Kanten können, wenn keine weitere Verzierung vorgesehen ist, etwas abgerundet werden. Ganz mit weißer Emailfarbe gestrichen, mit hübschen farbigen Sächelchen bestellt, sieht es allerliebst aus.

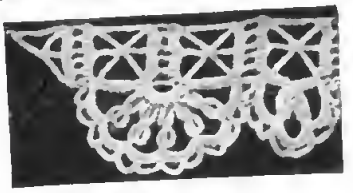


Wandgestell.

Blumenzweige als Zimmerdekoration. Wer sich die Mühe nimmt, im Sommer oder Herbst hübsch gewachsene, junge Baumzweige zu sammeln, kann sie daheim mit etwas Geschick und Naturbeobachtung so hübsch zum „Blühen" bringen, daß man schon gut hinsehen muß, um zu erkennen, aus was dieser Frühlingsgegenstand besteht. Die natürliche Haltung des Zweiges giebt den künstlichen Blüten recht viel Leben, es liegt meistens an den steifen Stielen der gemachten Blumen, daß diese oft unwahrscheinlich wirken. Am besten werden die dicht am Ast sitzenden rosa Mandelblüten glucken. Die Blütenform kann man sich selbst aus rosa Seidenpapier schneiden; sonst bekommt man sie auch nebst den kleinen braunrötlichen Kelchen und Staubfäden billig zu kaufen. Nach der Anleitung — vielleicht unterstützt durch ein Botanikbuch — ordnet man die Blüten dem Zweige entlang an und klebt sie mit einem Tropfen von Fischleim fest oder bindet sie mit ganz feinem Draht an. Die Knospen sind noch einfacher darzustellen: ein wenig dunkelrosa Seidenpapier, zwischen beiden Handflächen zu einem Ballchen zusammengedreht, in einen Kelch und mit diesem an den Ast geleimt, nach oben an Größe abnehmend. Auch die sogenannten gefüllten Mandelblüten (Prunus) und Pirus japonica, mit kleinen grünen Blättchen dazwischen, sind nicht schwer nachzubilden und wirken, in einem hohen schlanken Glas auf das oberste Sims des Schreibtisches oder in ein gemütliches Eckchen gestellt, wirklich wie ein Schein von Frühling. J.

Für Hausfrauenfleiss.

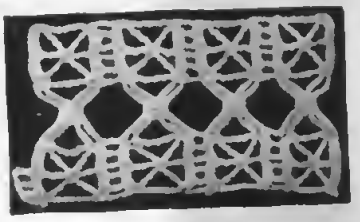
Gehäkelte Spitze und gehäkelter Einsatz. (Abkürzungen: L. = Luftmasche, f. M. = feste Masche, K. = Kettenmasche, St. = Städchen, zwf. St. = zweifaches Städchen.) Anfangen 16 L., — umkehren, 1 St. in die 9te L. = 1 L., 1 St. in die 2te L. davon, 3mal wiederholen, ⊙ — umkehren, 11 f. M., — umkehren, 7 L., sechsfach St. in die zweite in die letzte f. M. der vorhergehenden Tour, zweifach St. in die 5te M. weiter, dreifach St. in die letzte M. der vorhergehenden Tour, alle 3 St. zusammennehmen und das sechsfach St. zu Ende häkeln, 3 L., 1 zweifach St. in die zusammengezogenen 3 St., 3 L., dreifach St. in dieselben, dann vierfach St. in die Randen, — umkehren, 11 f. M., — umkehren, 5 L., 1 St.



Gehäkelte Spitze.

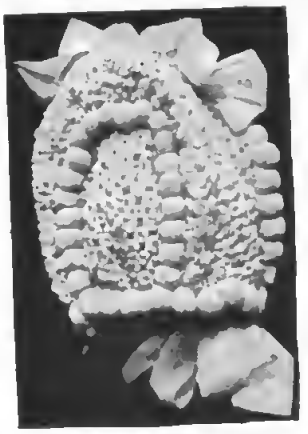
in die vorletzte M., zu wiederholen von ≡. Wenn die Arbeit zum drittenmal bei ⊙ ist, wird ein Doppelbogen gehäkelt, der später der Knotenpunkt der größeren Bogenfigur ist, man hakelt dann 6 L., 1 f. M. in die M., in die das letzte St. gegriffen hat, dann 7 L. wieder vorwärts und 1 f. M. in die Anfangsmasche; nun arbeitet man noch einmal wie oben die feste Maschentour, sowie die große Städchentour, die den Stern bildet, dann aber kommt nach rückwärts 1 L. und 7 f. M. in den Seileneand des Streifens, 1 f. M. in die Schlinge zweimal 5 L., 1 St. in die erste L., dann zweimal zurück 5 L., 1 f. M. in die erste der vorherigen 5 L., zwei f. M. in die Schlinge —, viermal wiederholen, so daß sich 5 freistehende Doppelösen bilden, wieder 7 f. M. rückwärts in den Seilenrand der Sternfigur, 1 f. M. in den Rand der festen Maschenreihe, dann 4 L. 1 f. M. wieder vorwärts in den aberften Teil der nächsten Doppelöse, noch viermal 5 L., 1 f. M. in die nächste Doppelöse, zuletzt wieder 4 L., 1 f. M. in den Rand der festen Maschentour, — umkehren und zwischen die Doppelösen um die Luftmaschenkette, im ersten und letzten Zwischenraum 6 f. M., bei den wittleren 4 Zwischenräumen 7 f. M., zuletzt 1 f. M. in den Rand des Streifens, dann noch weiter rückwärts lauter feste Maschen bis zur festen Maschenreihe nach der Steentoue, danu 7 L. und wieder vorwärts dreimal ein dreifaches St. in die mittelste f. M. über dee Sternreihe, 7 L., wieder dreimal ein dreifaches Städchen in dieselbe M. wie vorher, 7 L., 1 f. M. über der f. Maschenreihe, — umkehren und dann über die Luftmaschenbogen weg 9 f. M. um den ersten, 11 f. M. um den zweiten und 9 f. M. um den letzten Bogen, — umkehrea und zuletzt noch als Zackenabschluß übee den kleineren und über den größeren Bogen immer 5 L., 1 f. M., woobei auch zweimal die Bogen miteinander verbunden werden, bis die Arbeit wieder bei ⊙ ist.

Gehäkelter Einsatz, passend zur Spitze 35 L. anfangen, — umkehren ≡ 1 L., 11 f. M., 5 L., 3 f. M in die 6te, 7te und 8te Masche weiter, 5 L., 5 M. liegen lassen, dann 11 f. M., umkehren, 7 L., + sechsfach St. halb zurückarbeiten in die letzte M. der vorhergehenden Tour, zweifach St. in die 5te M. weiter, 5 L., die 3 St. zusammenziehen, danu das sechsfache St. zu Ende häkeln, 3 L., zweifaches St. in die 3 zusammengezogenen St., 3 L., dreifaches St. in dieselben, vierfaches St. in die letzte der f. M. darunter, + 5 L., 3 f. M. in die f. M. dee vorigen Tour, 5 L., vierfaches St. in die erste der f. M. darunter, zu wiederholen von + bis +, — umkehren 11 f. M. 5 L., 3 f. M. in die voeigen, 5 L., 11 f. M., — umkehren 4 L., 1 St. in die 2te M. weiter und noch viermal 1 L., 1 St. in die 2te M., dann 13 L., 1 St. in die erste f. M. auf der anderen Seite und wieder fünfmal 1 L., 1 St. in die 2te M. Zu wiederholen van —.



Gehäkelter Einsatz.

Häuschen in Rahmenarbeit. Unsere untenstehende Abbildung zeigt eln allerliebstes Häudchen, wie es jede Mutter fue ihren kleinen Liebling mit geringer Mühe selbst herstellen kann, wenn sie sich nach der in jeder Aebeltsschule gelehrten Rahmenarbeit erinnert. Dasselbe ist mit hellblauer und weißer Knüpfseide und weißer Schaumwolle in Rahmenarbeit hergestellt, mit zartblauer indischee Seide gefuttert und, wie ersichtlich, mit einer reichen Schleife aus derselben Seide garniert, wie auch die Knüpfbänder aus zartblauem Seidenzeug hergestellt sind. F. A. S. St.



Häudchen in Rahmenarbeit.

Arbeitsschürze aus farbigen Taschentüchern. Unsere links unten abgebildete hübsche und zugleich praktische Schürze dürfte sich für die sommerliche Jahreszeit ganz besonders empfehlen, da sie auch als Ridikül oerwendet werdea kann. Wir ziehen, wenn die Tage wärmer werden, beronda oder Gorten dem engen Zimmer vor, um mit unserer Handarbeit im Freien sitzen zu kaaen. Diese Schürze umgebunden, haben wie weder Tisch noch Körbchen oder Knäuelbecher nötig, sie vereinigt alles in sich. Unser Gegenstand besteht also aus Schürze und Tasche. Aus drei Taschentüchern lassen sich — der richtiger Einteilung des Stoffs — leicht zwei Schüreen herstellen. Zur Länge der Schürze wird ein Taschentuch geaommen, und zwar so, daß oben und unten Webkanten sind, zur Tasche wird die Hälfte eines Taschentuchs verwendet. An den beiden Seiten wird die breite Bordüre abgeschnitten und teils zum Bündchen, teils zum Besatz der Tasche oerwendet. Der obere Rand der Tasche wird mit dem abgefallenen Stoffstreifen 5 cm breit nach innen defetzt und zum Zug in einer Entfernung von 2 cm nochmals gesteppt. Die Tasche wird mit der Schürze am unteren Rand durch Kett verbunden. An der Länge der Schüeze wird genau in der Höhe des Taschenzuges ebenfalls ein Zuglamm gerichtet, so daß er auf die linke Seite kommt. Hierauf werden Tasche und Schürze gegeneinander gebogen und gesteppt. Die übrige Länge der Schürze wird eingesäumt, der obere Rand eingereiht und auf ein Bündchen gesetzt. Zum Gegenzug sind 2 m Seideaband oder farbiges Leinenband in einer Breite van 1 bis 2 cm nötig.

Arbeitsschürze.

Arbeitsschürze als Ridikül.

Die Verwandlung der Schürze in den Ridikül geschieht durch Umschlagen des oberen Schürzenteils in die Tasche. Wir ziehen die Bindeee an nnd haben im nächsten Moment den schönsten Ridikül vor Augen, der unsere Arbeit sichee und wohlverwahrt ins Zimmer zurückbringen wird. F. A. S. St.

Stickerei für Kragen und Manschetten. Die jetzt beliebten kostbaren Stickereien für Kleider sind meist Maschinenarbeit, mit welcher die Handstickerei nicht zu konkurrieren vermag. Eine bescheidene Verzierung für Kragen und Manschetten verursacht jedoch wenig Mühe, und kann ein einfaches Wollenkleid erheblich verschönern. Zu einem lichtbeaunen Kleid wurde man den Stoff fur Kragen und Manschetten hellcréme oder écru wahlen, eine Linienverzierung in der Art der hier angedeuteten mit hellbrauner Seide sticken, eine oder zwei Reihen Kettenstich würden die Linien ergeben, die dazwischen gesetzten Pünktchen könnten noch in einer anderen Farbe gehalten sein. Auf hellgrauem Tuch nimmt sich eine solche Stickerei in weißer Seide sehr gut aus. Die Manschetten sind leicht zum Abnehmen einzurichten, der Schnitt hierfür, mit dem nach innen umgelegten Streifen nebst Knopfloch, ist von den gestärkten Uebermanschetten her bekannt.

Gestickter Kragen mit Uebermanschette.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 12, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Dr. med. F. Goetz.
der Vorsitzende der Deutschen Turnerschaft.
Nach einer photographischen Aufnahme von Ad. Richter in Leipzig-Lindenau.

Professor Joseph Joachim.
Nach einer Aufnahme von J. Baruch, Hofphotograph in Berlin.

Dr. Ferdinand Goetz. Am 15. Juni dieses Jahres feiert der Vorsitzende der Deutschen Turnerschaft, Dr. med. Ferdinand Goetz in Leipzig-Lindenau, geboren am 24. Mai 1826 zu Leipzig, sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. Das Sturmjahr 1848 hatte die Studien, welchen der damals 22 Jahre alte Goetz an der Universität seiner Vaterstadt seit 1846 oblag, unterbrochen. Als glühender Freiheitskämpfer war er mit ausgezogen, als friedlicher Lazarettgehilfe kehrte er nach wenigen Tagen von Dresden, wo seine ärztliche Thätigkeit gewissermaßen die Feuertaufe empfangen hatte, in die Heimat zurück. Nach seiner Promotion war Goetz ein Jahr als Assistent in Leipzig thätig, 1851 ließ er sich in Geithain bei Rochlitz als Arzt nieder und übernahm im April 1855 die ausgedehnte Praxis des nach Amerika ausgewanderten Dr. Schwedler in Lindenau. Nebenher war Goetz im öffentlichen und politischen Leben, sowie im Dienste des deutschen Turnens hervorragend thätig. Die Geschichte der Entwickelung Lindenaus vom Bauerndorf zu einer großstädtisch eingerichteten Gemeinde ist eigentlich auch die Geschichte der öffentlichen Wirksamkeit Goetz'. 1867 und 1887 berief ihn das Vertrauen der Mitbürger in den Reichstag. Seit 1860 war er Hauptleiter der Deutschen Turnerschaft, und diese erwählte ihn 1895 zu ihrem Vorsitzenden. Die Jahnstiftung, die Stiftung für Errichtung deutscher Turnstätten, die Erinnerungstuenhalle und das Jahnmuseum in Freyburg a. U. sind durch Goetz ins Leben gerufen, der trotz der Fülle der Jahre heute noch wacker turnt und in seinem ärztlichen Berufe unermüdlich thätig ist: ein leuchtendes Vorbild seltener Berufsfreudigkeit und Pflichttreue.

Joseph Joachim. So hervorragende Violinvirtuosen auch die modernen Konzertsäle aufzuweisen haben, darf Joseph Joachim, der 1831 in Ungarn geborene Berliner Meister, doch als der König unter allen Geigern gelten. Die Art seines Spiels weicht ganz ab von der aller anderen Geiger. Er beherrscht eine großartige Technik und fesselt durch die überlegene Größe und klassische Ruhe seines den ganzen innerlichen Kunstgehalt der Tonwerke aus der Tiefe heraufbeschwörenden und klar ausbreitenden Vortrags. Joachim ist gleich groß als Quartett- wie als Konzertspieler, und das seinen Namen tragende Quartett hat weltberühmten Klang.

Lillian Sanderson.
Nach einer Aufnahme von W. Kuntzemüller, Hofphotograph in Baden-Baden.

Lillian Sanderson. Unter den fremdländischen Gesangskünstlerinnen der Gegenwart zählt die schöne

Die Statuen Friedrich Königs, Johannes Gutenbergs und Alois Senefelders
in der Gutenberghalle des neuen Buchgewerbehauses zu Leipzig.

Elektrischer Omnibus von Siemens & Halske in Berlin.

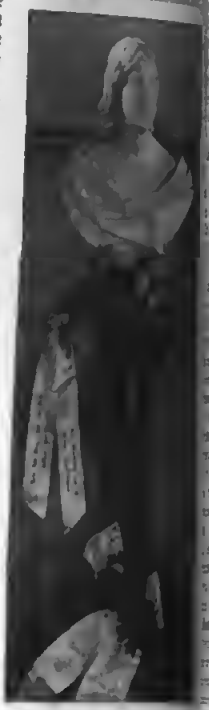
Amerikanerin Lillian Sanderson zu jenen, die hüben und drüben als Vertreterinnen des Konzertgesanges großartige Triumphe feiern. Sie erscheint ebenso für die Interpretation dämonischer und heroischer Gestalten, für die Darstellung seelischer Konflikte in ihrer herben Größe geschaffen, wie sie auch den Ton kindlicher Unschuld, Schilderungen aus dem engsten häuslichen Kreise zu treffen vermag. Die Sängerin ist am 13. Oktober 1867 in Milwaukee geboren und war Schülerin von Julius Stockhausen in Frankfurt a. M.

Der Liederkomponist Grafen-Hoffmann, dessen auch die „Gartenlaube" jüngst, als er am 7. März seinen 80. Geburtstag feierte, in Wort und Bild gedachte, ist nun am 21. Mai in Potsdam, wohin er sich für sein Alter zurückgezogen hatte, verschieden. Graben-Hoffmann, 1820 in Posen geboren, hat als Opernsänger, Gesangslehrer und Fachschriftsteller, nicht minder aber auch als populärer Liederkomponist eine reiche Thätigkeit entfaltet.

Ehrengabe der Engadiner an J. C. Heer,
den Verfasser des „Königs der Bernina"

Neue Denkmäler zu Ehren der Buchdruckerkunst. Von dem neuen deutschen Buchgewerbehaus in Leipzig haben wir bereits Abbildung und Beschreibung gebracht, heute lassen wir nach die Denkmäler Kanitz', Gutenbergs und Senefelders, welche in der dem Andenken um das Buchgewerbe hochverdienter Männer gewidmeten Gutenberghalle errichtet worden sind, im Bilde folgen. An der Wand, welche dem Zugang der Halle gegenüberliegt, ist in der mittleren von drei Nischen das Standbild Johannes Gutenbergs aufgestellt, das nach einem Modell Adolf Lehnerts in carrarischem Marmor ausgeführt wurde. In doppelter Lebensgröße hebt sich die Gestalt Gutenbergs von dem wirkungsvoll abgetönten Hintergrunde ab und bringt in ihrer maßigen Erscheinung die Macht seiner Erfindung zu beredtem Ausdruck. Hoch erhobenen Hauptes, mit weitschauendem Blicke und wallendem Bart, voll Kraft und Mut, ein echter deutscher Mann, steht der große Erfinder vor uns. Die arbeitgewohnte Rechte greift zu kurzer Rast in den Gürtel, während die Linke den Winkelhaken umschlossen hält. Zu beiden Seiten der Riesengestalt Gutenbergs haben zwei nach Modellen Karl Seffners ebenfalls in Marmor ausgeführte Hermenbildnisse Platz gefunden. Rechts steht Friedrich König, das Modell der von ihm erfundenen Schnellpresse im Jahre [illegible]. Alois Senefelder, der Erfinder der Lithographie.

Elektrische Omnibusse. Ein Fahrzeug von neuer und eigenartiger Bauart, das eine Lücke unter den Beförderungsmitteln des öffentlichen Verkehres ausfüllt, ist von Siemens & Halske in Berlin hergestellt und in Betrieb genommen worden. Es ist dies ein [illegible] elektrisch angetriebener Omnibus, der mit Rücksicht auf eine Großstadt eingerichtet ist, in welcher elektrische Bahnen mit oberirdischer Stromzuführung bereits vorhanden sind. Trifft der Omnibus auf seinem Wege durch die Stadt auf die Schienen der elektrischen Bahn, dann kann er durch einen Bügel, der auf die Zuleitungsdrähte aufgelegt wird, und durch die beiden kleinen vorderen Räder, die gehoben und gesenkt werden können, sich in den Stromkreis der elektrischen Bahn einfügen. Er fährt dann mit dem Strom, den die Stadtcentrale spendet. Gelangt er wiederum auf eine Strecke, durch welche die Bahn nicht ihren Weg nimmt, dann schaltet er sich aus, und der Motor empfängt seinen Antrieb von einer Accumulatorenbatterie, die sich unter den Sitzplätzen des Wagens befindet.



Die Marie Seebach-Büste im Berliner Schauspielhause.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hugo Rudolphi in Berlin.

Ein anderer, ebenfalls elektrisch betriebener Omnibus ist von der Neuen Berliner Omnibus-Aktiengesellschaft in den öffentlichen Verkehr gestellt worden. Er ist von der Berliner Wagenfabrik Lange & Gutzeit erbaut und enthält 12 Sitzplätze im Innern, 14 Deckplätze und 2 Perronplätze. Seinen Antrieb empfängt er durch zwei an den Hinterachsen angebrachte Elektromotoren von je 4 Pferdekräften, welche wiederum ihre belebende Kraft durch eine Accumulatorenbatterie empfangen. Die Batterie ist in einem Kasten unterhalb des Omnibus angebracht. Die Fahrgäste können also durch Säuredämpfe, die sich vielleicht entwickeln dürften, in keinem Falle belästigt werden. Die Batterie genügt für eine Strecke von 12 km. Ihre Neuladung, welche an einer Endstation geschieht, erfolgt in verhältnismäßig kurzer Zeit. Der neue Omnibus hat sich bisher vorzüglich bewährt. Er windet sich schnell und sicher durch das Gewühl der Hauptstraßen und folgt im Augenblick dem Eingreifen seines Führers. Zu seiner Regulierung dient eine elektrische und eine mechanische Bremse. Die Steuerung vollzieht sich durch ein Handrad.

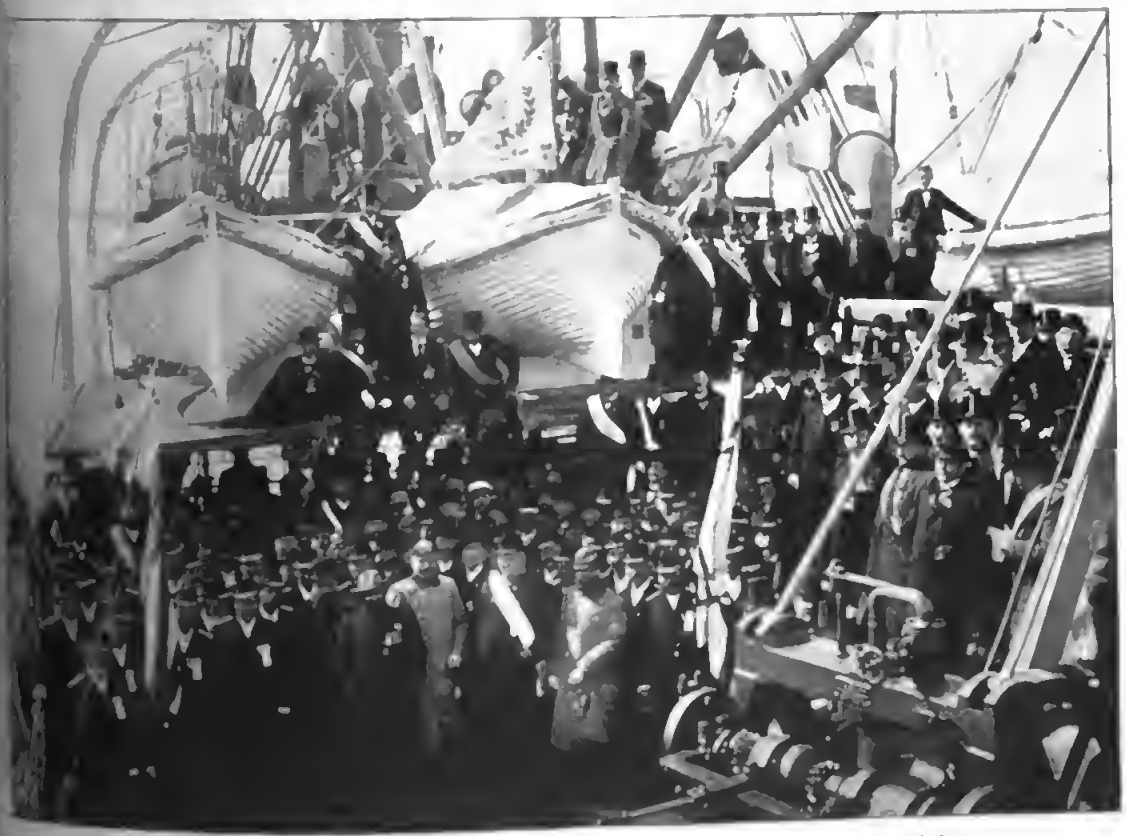
Elektrischer Omnibus der Neuen Berliner Omnibus-Aktiengesellschaft

Bilder von der Pariser Weltausstellung: Der Festsaal.
Nach einer Aufnahme von Neurdein Frères in Paris

Marie Seebach so hervorragend zu verkörpern wußte.
W.

Der Festsaal auf der Pariser Weltausstellung. Unter allen der Vorführung von Schaustücken dienstbaren oder zu Festzwecken bestimmten Räumen beansprucht der große Festsaal in der Maschinenhalle auf dem Marsfelde, in welchem am 14. April die feierliche Eröffnung der Ausstellung stattfand, wohl ein besonderes Interesse. Der riesige Rundbau, dessen Inneres unsere Abbildung veranschaulicht, hat 100 m im Durchmesser und ist von hochüberwölbten Nischen umkränzt. Ueberdeckt ist er von einer gewaltigen Glaskuppel; dieselbe zeigt gelbes und rotes Linien- und Schlangenornament in strahlenförmiger Anordnung. Der Tambour, auf dem die flache Kuppel ruht, ist an den Seiten mit vier reich figuralen Gemälden von je 26 m Breite und 6 m Höhe geschmückt, welche sämtliche Ausstellungsgruppen versinnbildlichen. Das eine dieser Riesenbilder, von Rochegrosse, stellt das Land- und Seeheer, die schönen Künste, die Gesundheitspflege und die öffentliche Wohlthätigkeit dar. Albert Maignan malte die Landwirtschaft, die Fischerei und den Gartenbau; Flameng die Gewebs-, Kunst- und chemische Industrie, und endlich Cormon die Metallindustrie, die Elektricität und das Ingenieurwesen. Diese mächtigen Gemälde sind kräftig und voll in ihrer Farbengabe und von reizvollster dekorativer Wirkung.

Die Abordnung des Deutschen Kriegerbundes von Nordamerika in Hamburg. Um dem alten unvergeßlichen Vaterlande



Die Ankunft der Abgeordneten des Deutschen Kriegerbundes von Nordamerika im Hamburger Hafen.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Breuer in Hamburg

wieder einen Besuch abzustatten und allen heimatlichen Bruderverbänden den Gruß der kameradschaftlichen Zusammengehörigkeit zu überbringen, hat eine zahlreiche Abordnung des Deutschen Kriegerbundes von Nordamerika unter Führung ihres Bundesvorsitzenden eine Frühlingsfahrt nach Deutschland unternommen. In der Nacht auf den 19. Mai ist der Dampfer „Batavia", auf dem die Ueberfahrt erfolgte, in der Elbe angekommen. Ihm war alsbald morgens der Dampfer „Willkommen" entgegengefahren, und beide Schiffe langten mittags 11½ Uhr im Hamburger Hafen an. Hier wurde die Abordnung beim Betreten des deutschen Bodens durch Salutschüsse der auf dem Stintfang postierten Batterie begrüßt. Auf unserem Bilde sehen wir rechts neben dem in Uniform gekleideten Vorsitzenden des Hamburger Kriegerverbandes, Herrn Branddirektor Westphalen, den mit einer Schärpe geschmückten Bundespräsidenten vom New Yorker Kriegerbund, Herrn Richard Müller. Links von dem Erstgenannten steht Herr S. Steinberg, welcher die amerikanischen Gäste als Reisemarschall auf ihrer Reise in Deutschland begleiten wird. Abends fand in den festlich geschmückten Räumen des Veladroms zu Ehren der Gäste ein Kommers statt, an welchem etwa 10 000 Personen teilnahmen. Am nächsten Tage wurde die Abordnung durch den Senat im Kaisersaal des Rathauses empfangen, wo sie auch die Ankunft des etwa 6000 Krieger starken Festzuges erwartete. Nach kurzer Zeit bewegte sich dieser unter Vorantritt der Amerikaner nach dem Kriegerdenkmal, dessen Stufen Präsident Müller im Namen des deutschen Kriegerbundes in New York mit einem mächtigen Lorbeerkranz schmückte. Einen solchen hatten die Delegierten der Abordnung bereits vormittags am Sachsenphage des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh niedergelegt.

Die Ankunft des gefangenen Burengenerals Cronje auf St. Helena.
Nach einer photographischen Aufnahme von A. P. Innes in Jamestown (St. Helena).

General Cronjes Ankunft auf St. Helena. Noch am Nachmittag des 27. Februar, an welchem sich der Burengeneral Cronje mit seinen heldenmütigen Truppen bei Koodoosrand den Engländern ausgeliefert hatte, erfolgte seine Verbringung nach Kapstadt. Auf der Bahnreise dorthin begleitete ihn seine Frau, ein Enkel, sein Privatsekretär, sein Adjutant, sowie ein Diener. Am 2. März trafen sie im Lager von Simonstown ein, um später eingeschifft und nach dem 1900 km von der Küste Afrikas entfernten Felseneiland St. Helena verbracht zu werden. Wochenlang dauerte die entsetzlich einförmige widerwärtige Fahrt durch den Atlantischen Ozean. Endlich, am 14. April früh morgens betrat der General mit den Seinen unter Begleitung eines englischen Oberst den Inselstrand bei Jamestown. Hier wurden sie — unsere Abbildung veranschaulicht die Scene — vom Gouverneur der Insel und dessen Gattin am Regierungssitz mit aller gebotenen Förmlichkeit empfangen und nach einstündigem Aufenthalt nach Kent Cottage weitergeleitet. Unser zweites Bild zeigt das Zeltlager der gefangenen Buren auf St. Helena. Im Hintergrunde sieht man das Plateau von Longwood mit dem ehemaligen Wohnhause Napoleons.

Das Zeltlager der gefangenen Buren auf St. Helena.
Nach einer photographischen Aufnahme von A. P. Innes in Jamestown (St. Helena).

Allerlei Winke für jung und alt.

Feldstuhl als Arbeitsständer für den Garten. Um diesen Arbeitsständer herzustellen, kann der Feldstuhl jede beliebige Größe haben, doch dürfte ein etwas schmaler und hochbeiniger vorzuziehen sein. Als Stoff zum großen, aufgesetzten Beutel ist graues Notnleinen, Cretonne, leichter Möbelstoff oder sonst ein haltbarer, nicht empfindlicher Waschstoff zu empfehlen. Mit diesem Stoff überzieht man zunächst die untere Seite des Sitzes (aus Garten oder Jutestoff), weil dieselbe immer beim Zusammenklappen des Feldstuhles sichtbar wird. Dann näht man einen großen Sack aus fadengeradem Stoff mit unten eingesetztem viereckigen Boden. Der Boden muß genau die Größe des Stuhlsitzes haben, an dessen Rande der Sack oder Beutel nun fest und sauber aufgenäht wird. Oben erhält der Sack einen breiten Saum und Schnüre, er muß also so groß sein, daß er in der Mitte des Stuhles zusammengeschnürt werden kann und Raum für eine größere Handarbeit und die Nahutensilien bietet. Zwei Henkel aus abgesteppten Stoffstreifen dienen zum bequemen Tragen des Arbeitsständers, den man gern überall hin mitnimmt in den Garten oder auf die Veranda. Selbst bei kleinen Landpartien ist er sehr brauchbar zur Proviantaufnahme und nachher als Sitz.

Feldstuhl als Arbeitsständer für den Garten: zusammengeklappt.

Zimmerdekoration. Ein bisher nicht bewohntes kleines Zimmer sollte für längeren Besuch eingerichtet werden. Nette Möbel waren vorhanden, aber die nur getünchten Wände sahen roh und ungemütlich aus: es tapezieren zu lassen, tonnte nicht recht. Da erinnerte sich die Hausfrau an ein Verfahren, das bei den Raumausstellungen oft angewandt wird, um die Wände zu verkleiden. Sie ließ von dem ganz gewöhnlichen breiten Packtuch die nötige Anzahl von Metern in einem angenehmen, hell olivgrünen Ton färben und spannte diesen Stoff mit Hilfe ihrer dienstbaren Geister etwa 1½ m hoch rings an den Wänden hin, in der Art einer Wandverkleidung. Ganz kleine Drahtstifte befestigten fast unsichtbar die Ränder der Stoffbahnen übereinander. Eine schmale Holzleiste wurde dem oberen Rand entlang als Abschluß aufgenagelt. Nun sahen die Polstermöbel auf dem farbigen Hintergrund recht gut aus, das Bett war gegen die Wand geschützt, und das Zimmerchen machte einen behaglichen Eindruck. Wenn die Dame ausziehen sollte, würde sie die ganze Wandverkleidung abstecken und mitnehmen.

Feldstuhl als Arbeitsständer für den Garten: aufgeschlagen.

Ein neuer Milchkochtopf. Alljährlich, namentlich in der heißen Sommerzeit, fordern noch immer der Brechdurchfall und andere Krankheiten, die auf den Genuß verdorbener Milch zurückgeführt werden müssen, unter den auf künstliche Ernährung angewiesenen Säuglingen ihre Opfer. Und darum kann nicht dringlich genug immer und immer wieder darauf hingewiesen werden, daß die Milch, ehe man sie den Kleinen darreicht, durch längeres Abkochen — in Tagen von etwa zehn bis fünfzehn Minuten — von den ihre Zersetzung so oft so angenehm schneller Weise fördernden Pilzkeimen gereinigt wird. Dazu gehört freilich ein geeignetes Gefäß, in dem die Milch ungestört und ohne „überzulaufen" kochen kann. Diesem Bedürfnis entspricht denn neuerdings auch eine ganze Anzahl brauchbarer Milchkocher, die nicht teuer sind und darum auch von den weniger Bemittelten angeschafft werden können. Ein solcher sehr praktischer Apparat ist der Milchkochtopf „Unfehlbar". Er besteht aus einem emaillierten Blechtopfe und einem in zwei Dritteln seiner Höhe hineinzulegenden trichterförmigen Einsatz. In diesem Trichter steigt die Milch beim Kochen empor, quillt aus der nach oben gekehrten engeren Oeffnung desselben heraus und läuft, sich auf diesem Wege abkühlend, an der Außenseite des Trichters herab und in den Topf zurück, in welchem sie die kochende Milch dampft.

Palmenblatt als Staubtuchkorb. In jedem größeren Thee- oder Japanwarengeschäft bekommt man weiche geflochtene Palmenblätter. Nach unserer nebenstehenden Zeichnung läßt sich ein solches leicht und ganz allerliebst als Staubtuchbehälter zusammenbiegen. Die Schleifen dienen nur als Zierde; aber die leichten Bänder, welche, vom Stiel ausgehend, an den beiden Stellen befestigt sind, wo das Blatt zusammengebogen ist, sind notwendig, um die richtige Form zu erhalten; ohne diese Bänder würde die untere Spitze des Blattes stets zurückschnellen. Man kann auch die umgebogenen Ecken durch Malereien verzieren, wozu Oelfarben erforderlich sind und leichte Blumen, Zweige, Gräser oder dergl. im japanischen Stil und Geschmack allein passend erscheinen.

Palmenblatt als Staubtuchkorb.

Lawn-Tennis. Seine Geschichte und Taktik. Im Jahre 1874 erfunden in England Major Wingfield ein Patent auf ein im Freien betriebenes Spiel, das im Hin- und Herschlagen eines Balles vermittelst eines radartenförmigen Schlägers über ein ausgespanntes Netz bestand. Das Spiel wurde Lawn-Tennis genannt. Sein Grundgedanke war nicht neu, er wurde vielmehr dem in früheren Jahrhunderten beliebten Ball- oder Paumespiele, das in England Tennis hieß, entlehnt. Das Alte fand in neuer Form außerordentlichen Anklang, und heute giebt es kaum eine größere Stadt, in der es nicht mehrere Lawn-Tennis-Spielplätze gäbe. Auch in Deutschland ist die Zahl der Freunde dieser gesunden Unterhaltung in fortwährendem Steigen begriffen. Da kommt sicher vielen erwünscht ein treffliches Buch, das ein Fachmann auf diesem Gebiete, Ph. Heinelen, soeben herausgegeben hat. Sein Titel lautet: „Lawn-Tenais. Seine Geschichte und Taktik", und es bildet den dritten Band des im Verlage von Gustav Weise in Stuttgart erscheinenden Sammelwerkes „Sportspiele im Freien". Der Verfasser giebt in demselben genaue Auskunft über Geräte, Spielplätze, Spielregeln und Veranstaltung von Turnieren. Sehr eingehend ist auch der geschichtliche Teil behandelt. Wir ersehen alle Vorläufer des Lawn-Tennis kennen, wie z. B. das Trochili der Megiloner und das alte Paumespiel in Frankreich. Ausführlich wird auch das deutsche Ballhaus aus alter Zeit geschildert. Kulturgeschichtlich interessante Abbildungen und praktischen Zwecken dienende Illustrationen, Pläne u. dgl. gereichen dem Buch zum Schmuck und fördern das Verständnis.

Ameisenplage. Mit Beginn der warmen Jahreszeit kommen auch diese kleinen, lästigen Tierchen, um zuweilen Speisekammern, Schränke oder noch mehr unsere Hausgärten heimzusuchen. Aus Schränken, Speisekammern ꝛc. vertreibt man sie durch Aufstreuen von Petersiliengrün, Kerbel(Körbel)-kraut, Kotmus. Man kann auch in Vorratsräumen Aschenringe um die Gefäße mit Eßwaren streuen, oder man gießt in ein Blumenuntersätzchen etwas Petroleum, das öfters ausgewechselt werden muß. In manchen Gegenden stellt man in geschlossenen Räumen Teller mit angefeuchtetem, mit Preßhefe vermischtem Zucker auf. Aus Garten vertreibt man die Ameisen, indem man kochendes Wasser oder gelöschten Kalk in die Haufen gießt. Auch heißer Wermutabsud vertreibt die unliebsamen Gäste. E. K.

Rockschützer „Verborgen".

Der Rockschürzer „Verborgen" ist ein praktische Neuheit für die Schneiderstube zu empfehlen. Vor den bisher üblichen Zugvorrichtungen hat er den Vorzug voraus, daß er dem Rock nicht eingenäht, sondern an Band und Nahte mit Patentknoten geheftet wird, somit für verschiedene Röcke gebraucht werden kann. Auch die Aufzugsmanier rückwärts durch den Schlitz ist der bisherigen zu beiden Seiten des Rockbundes, der durch Taille oder Gurtel bedeckt ist, vorzuziehen. Die bekannte Posamentenfabrik Oehler in Leipzig bringt diesen mit einem Griff zu raffenden Aufzug in den Handel; er ist bereits in den größeren Geschäften dieser Warengattung überall zu haben.

Digitized by Google

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

W. Heimburgs Romane u. Novellen

Illustrierte Ausgabe.

10 Bände, elegant gebunden. In leinem englischen Leinwandkasten. Preis 40 Mark.

Auch in einzelnen Bänden à 4 Mark oder in 71 Lieferungen à 40 Pfennig zu beziehen.

Inhalt: Bd. 1. **Aus dem Leben meiner alten Freundin.** Mit Illustr. von Wilh. Claudius. — Bd. 2. **Lampenmützers Lieschen.** Mit Illustr. von J. R. Wehle. — Bd. 3. **Klaster Weedhusen.** — **Uesula.** Mit Illustr. von A. Bick. — Bd. 4. **Ein armes Mädchen.** — **Das Fräulein Pate.** Mit Illustr. von August Mondick. — Bd. 5. **Trudchens Heirat.** — **Im Bonne der Musen.** Mit Illustr. von E. Kosel. — Bd. 6. **Die Andere.** — **Haverstunden.** Mit Illustr. von Wilh. Claudius. — Bd. 7. **Herzenstriften.** Mit Illustr von C. Jopf. — Bd. 8. **Lore von Tauen.** Mit Illustr. von M. Flesher und H. Albrecht. — Bd. 9 **Eine unbedeutende Frau.** Mit Illustr. von R. Gutschmidt. — Bd. 10. **Unter der Linde.** Zwölf Novellen. Mit Illustr von A. Bick, C. Koch, J. R. Wehle, C. Jopf und W. Claudius.

W. Heimburgs Romane u. Novellen.

Illustrierte Ausgabe. Neue Folge.

Vollständig in 5 reichillustrierten Bänden zum Preise von je 3 Mark geheftet, 4 Mark elegant gebunden.

Auch in 35 Lieferungen zu 40 Pfennig zu beziehen.

Inhalt: Bd. 1. **Manfred Unnütz.** Illustriert von Wilh. Claudius. — Bd. 2. **Um fremde Schuld.** Illustriert von H. G. Jentsch. — Bd. 3. **Erzählungen.** Inhalt: **Sabinens Freier. Franziska von Schieben. Das Raupenhannchen. Der silberne Hirschfänger. Großmutters Hilfskünzchen. Marianne Siewening.** Illustriert von R. Reinicke, Wilh. Claudius und Fritz Beegen. — Bd. 4. **Hans Beetzen.** Illustriert von P. Schoeee. — Bd. 5. **Trotzige Herzen.** Illustriert von Wilh. Claudius.

W. Heimburg zählt zweifellos zu den liebenswürdigsten und beliebtesten unserer Romanschriftstellerinnen. Aus dem unergründlichen Born eines tiefen Gemüts schöpfend, weiß sie ihre Leser im innersten Herzen zu packen, aber auch über die Alltäglichkeit hinaus zu erheben. Die Welt von heute jagt und hastet, und der Kampf von heute macht so viele hart, da muß uns eine Dichterin willkommen sein, welche in sinniger Weise Herz und Gemüt zur Geltung bringt; ihr Wirken ist versöhnend und klärend und darum gebührt ihr das Heimatsrecht im deutschen Hause.

Wie viele, die sich des ihnen durch die Lektüre von Heimburgs Romanen schon gewordenen Genusses dankbaren Herzens erinnern, mögen nicht schon lange den Wunsch gehegt haben, die Heimburgschen Schriften in würdiger Ausstattung gesammelt als bleibenden Hausschatz zu besitzen. Für sie, sowie für alle diejenigen, welchen die Werke der berühmten Erzählerin noch fremd sind, veranstaltete die Verlagshandlung die illustrierte Sammel-Ausgabe. Ausgezeichnete Künstler haben dieselbe mit wohlgelungenen Bildern geschmückt, während es sich die Verlagshandlung angelegen sein ließ, durch schönes, klares Druckgutes Papier und einen geschmackvollen Einband für ein ansprechendes äußeres Gewand Sorge zu tragen.

Die meisten **Buch- u. Zeitungshändler** nehmen Bestellungen auf die **illustrierte Ausgabe** von **W. Heimburgs Romanen u. Novellen** entgegen und senden auf Verlangen die erste Lieferung wie auch den ersten Band der beiden Serien zur Ansicht.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Ein neues populär-medizinisches Werk
von hervorragender Bedeutung.

Gesundheit und langes Leben.

Ein hygienisches Hausbuch von
Dr. med. J. Herm. Baas.

Preis geheftet 5 Mark. In Leinwand gebunden 6 Mark.

Die Ueberzeugung, daß ärztliche Krankenbehandlung als solche nur unvollkommen ihren Zweck erfüllen kann, wenn sie nicht durch Maßnahmen der häuslichen und öffentlichen Hygiene unterstützt wird, dringt sich immer mehr Bahn und wir können daher das obige Hausbuch allen Denen empfehlen, welche das Bestreben haben, durch naturgemäße Lebensweise den Körper zu pflegen und die Gesundheit zu erhalten.

Zu beziehen durch den meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Neue Gedichte

von **Emil Rittershaus.**

Sechste Auflage.

Mit dem Bildnis des Dichters in Lichtdruck.

Elegant gebunden mit Goldschnitt Preis 5 Mark.

Wie wenigen vaterländischen Dichtern war es Emil Rittershaus die Gabe eigen, einen begeisternden Gedanken, der Tausende erfüllte, in poetischer Form zu echt volkstümlichem und kräftig zündendem Ausdruck zu bringen.

Die „Neuen Gedichte" umfassen eine Sammlung seiner besten, von glühender Vaterlandsliebe durchdrungenen Gedichte, welche die großen Zeitereignisse, besonders die Kriegsthaten der Jahre 1870 und 1871 verherrlichen, daneben 18 die Sammlung aber auch reich an feinen Bildern glücklichen Familienlebens, welche den Dichter zu einem Liebling des häuslichen Herdes gemacht haben.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Aufgebot.

Die im Juni 1844 zu Tombouctou Kreis Meglina geborene Wilhelmine Graf, die zuletzt in Wiesbaden wohnte, soll Anfangs der siebziger Jahre nach Amerika ausgewandert, und sich in New York mit Jacob Wöhler oder Wöchler verheirathet haben. Am 11 Dezember 1897 ist Wilhelmine Graf für todt erklärt worden, und beträgt ihr Nachlaß gegen 6000 Mark.

Die Erben der Wilhelmine Graf oder sonstige Berechtigte werden aufgefordert, spätestens in dem auf den

19. Oktober 1900, Vormittags 11 Uhr

anberaumten Termine ihre Erbrechte anzumelden, widrigenfalls die Herausstellung erfolgen wird, daß ein anderer Erbe als der Fiskus nicht vorhanden ist.

Meglina, den 10. Mai 1900.

Königliches Amtsgericht.

Technikum Sternberg (Meckl.)

Maschinenbau, Elektrotechnik,
Hoch- u. Tiefbau, Tischler, Ziegler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Brausejahre.

Bilder aus Weimars Blütezeit.

Roman von **A. v. d. Elbe.**

2. Aufl. Preis geh. 3 M. Eleg. geb. 4 M.

Ein fesselnder Roman, in welchem dem Leser das bunte Treiben einer denkwürdigen, durch die Gestalten des Weimarer Goethe-Kreises belebten Zeit vorgeführt wird.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, daß Fußböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen. Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK. U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

13. Heft. 26. Juni 1900.

Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12th & Vine Sts., Cincinnati, Ohio.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

W. Heimburgs Romane u. Novellen

Illustrierte Ausgabe.

10 Bände, elegant gebunden. In feinem englischen Leinwandkasten. Preis 40 Mark.

Auch in einzelnen Bänden à 4 Mark oder in 71 Lieferungen à 40 Pfennig zu beziehen.

Inhalt: Bd. 1. **Aus dem Leben meiner alten Freundin.** Mit Illustr. von Wilh. Claudius. — Bd. 2. **Lampenmüllers Lieschen.** Mit Illustr. von J. R. Wehle. — Bd. 3. **Kloster Wendhusen.** — **Ursula.** Mit Illustr. von A. Zick. — Bd. 4. **Ein armes Mädchen.** — **Das Fräulein Pate.** Mit Illustr. von August Mondtag. — Bd. 5. **Trud's Heirat.** — **Im Banne der Musen.** Mit Illustr. von E. Rauel. — Bd. 6. **Die Andere.** — **Unverstanden.** Mit Illustr. von Wilh. Claudius. — Bd. 7. **Hexenküchen.** Mit Illustr. von Zopf. — Bd. 8. **Lore von Tollen.** Mit Illustr. von M. Flashar und H. Albrecht. — Bd. 9. **Eine unbedeutende Frau.** Mit Illustr. von A. Gutschmidt. — Bd. 10. **Unter der Linde.** Zwölf Novellen. Mit Illustr von A. Zick, C. Koch, J. R. Wehle, E. Zopf und W. Claudius.

W. Heimburgs Romane u. Novellen.

Illustrierte Ausgabe. — Neue Folge.

Vollständig in 5 reichillustrierten Bänden zum Preise von je 3 Mark geheftet, 4 Mark elegant gebunden.

Auch in 25 Lieferungen zu 40 Pfennig zu beziehen.

Inhalt: Bd. 1. **Mamsell Unnütz.** Illustriert von Wilh. Claudius. — Bd. 2. **Um fremde Schuld.** Illustriert von H. G. Jentsch. — Bd. 3. **Erzählungen.** Inhalt: **Jubiläums Preise.** Französische von Schlesien. **Das Kanonenhäuschen.** **Der silberne Vieschfänger.** **Großmotters Hochzeitskränzchen.** **Maeianne Lienening.** Illustriert von R. Reinicke. **Wilh. Claudius und Fritz Bergen.** — Bd. 4. **Hans Bertzen.** Illustriert von P. Schnorr. — Bd. 5. **Trotzige Herzen.** Illustriert von Wilh. Claudius.

W. Heimburg zählt zweifellos zu den liebenswürdigsten und beliebtesten unserer Romanschriftstellerinnen. Aus dem unergründlichen Born eines tiefen Gemüts schöpfend, weiß sie ihre Leser im innersten Herzen zu packen, aber auch über die Alltäglichkeit hinaus zu erheben. Die Welt von heute jagt und hastet, und der Kampf von heute macht so viele hart, da muß uns eine Dichterin willkommen sein, welche in sinniger Weise Herz und Gemüt zur Geltung bringt; ihr Wirken ist versöhnend und klärend und darum gebührt ihr das Heimatsrecht im deutschen Hause.

Wie viele, die sich des ihnen durch die Lektüre von Heimburgs Romanen schon gewordenen Genusses dankbaren Herzens erinnern, mögen nicht schon lange den Wunsch gehegt haben, die Heimburgschen Schriften in würdiger Ausstattung gesammelt als bleibenden Hausschatz zu besitzen. Für sie, sowie für alle diejenigen, welchen die Werke der berühmten Erzählerin noch fremd sind, veranstaltete die Verlagshandlung die illustrierte Sammel-Ausgabe. Ausgezeichnete Künstler haben dieselbe mit wohlgelungenen Bildern geschmückt, während es sich die Verlagshandlung angelegen sein ließ, durch schönen, klaren Druck, gutes Papier und einen geschmackvollen Einband für ein entsprechendes äußeres Gewand Sorge zu tragen.

Die meisten Buch- u. Zeitungshändler nehmen Bestellungen auf die illustrierte Ausgabe von W. Heimburgs Romanen u. Novellen entgegen und senden auf Verlangen die erste Lieferung wie auch den ersten Band der beiden Serien zur Ansicht.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Ein neues populär-medizinisches Werk

von hervorragender Bedeutung.

Gesundheit und langes Leben.

Ein hygienisches Handbuch von

Dr. med. J. Herm. Baas.

Preis geheftet 5 Mark. In Leinwand gebunden 6 Mark.

Die Ueberzeugung, daß ärztliche Krankenbehandlung als solche nur unvollkommen ihren Zweck erfüllen kann, wenn sie nicht durch Maßnahmen der häuslichen und öffentlichen Hygiene unterstützt wird, dürfte sich immer mehr Bahn und wir können daher das obige Handbuch allen Denen empfehlen, welche ihre Besserung haben, durch naturgemäße Lebensweise den Körper zu pflegen und die Gesundheit zu erhalten.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Neue Gedichte

von **Emil Rittershaus.**

Sechste Auflage.

Mit dem Bildnis des Dichters in Lichtdruck.

Elegant gebunden mit Goldschnitt Preis 5 Mark.

Wie wenigen unserer Dichter war Emil Rittershaus die Gabe eigen, einen begeisternden Gedanken, der Tausende erfüllte, in poetischer Form zu echt volkstümlichem und packend ergreifendem Ausdruck zu bringen.

Die „Neuen Gedichte" umfassen eine Sammlung seiner besten, von glühender Vaterlandsliebe durchdrungenen Gedichte, welche die großen Zeitereignisse, besonders die Kriegsthaten der Jahre 1870 und 1871 verherrlichen, daneben ist die Sammlung aber auch reich an jenen Bildern glücklichen Familienlebens, welche den Dichter zu einem Liebling des häuslichen Herdes gemacht haben.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Aufgebot.

Die im Juni 1844 zu Dendono Kreis Mogilno geborene Wilhelmine Graf, die zuletzt zu Elgedzen wohnte, soll Anfangs der siebziger Jahre nach Amerika ausgewandert, und soll in New York mit Jacob Uhlig oder Uhlich verheirathet haben. Am 11 Dezember 1897 ist Wilhelmine Graf für todt erklärt worden, und beträgt ihr Nachlaß gegen 6000 Mark.

Die Erben der Wilhelmine Graf oder Nachlaß (Uhlig oder) werden aufgefordert, spätestens in dem auf den

13. October 1900, Vormittags 11 Uhr

anberaumten Termine ihre Erbrechte anzumelden, widrigenfalls die Feststellung erfolgen wird, daß ein anderer Erbe als der Fiskus nicht vorhanden ist.

Mogilno, den 10. Mai 1900.

Königliches Amtsgericht.

Technikum Sternberg (Mecklb.)

Maschinenbau, Elektrotechnik,

Hoch- u. Tiefbau. Tischler. Zeichner.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Brausejahre.

Bilder aus Weimars Blütezeit.

Roman von **A. v. d. Elbe.**

2. Aufl. Preis geh. à M. Eleg. geb. à M.

Ein fesselnder Roman, in welchem dem Leser das bunte Treiben einer denkwürdigen, durch die Gestalten des Weimarer Goethe-Kreises belebten Zeit vorgeführt wird.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe hesuitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen, Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugröhren von der Küche gehen wie neu nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK. U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

13. Heft. 26. Juni 1900.

Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33

Max Weil & Co., cor. 12th & Vine Sts., Cincinnati, Ohio.

ALTER TIROLER

Studienkopf von Friedrich Preiss

Halbheft 13. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ■ Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Der Dorfapostel.

Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer.

(1. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

2.

Einem wenig ausgetretenen Schneeweg folgend, erreichte Roman den Waldsaum des Berges.

Das ist so Bauernart: bevor sie in den Wald treten, sich umzusehen. Und Roman machte es ebenso — aber nicht, weil er bald ein Bauer werden sollte, sondern weil es ihm die Augen noch einmal dort hinunterzog, wo seine Julei wohnte. Doch ein hoher Schneedamm verdeckte ihm die Aussicht nach dem Stoudamerhof.

Dafür aber sah er das Dach des eigenen Hauses groß und stattlich hervorragen über alle die anderen weißen Dächer des Dorfes.

Es ist nicht sonderlich schön, aber es liegt nun einmal so im Menschen: ein Haus, auch das stolzeste, wenn es einsam steht, macht nur die halbe Freude; man möchte seinen Besitz vergleichen mit dem der anderen, der kleiner ist. Solcher Vergleich erst macht die Freude voll.

Dieses Gedankens war sich Roman gewiß nicht bewußt. Doch er fühlte ihn. Das redete aus seinem glücklich zufriedenen Lächeln, während er den Blick von den hohen Giebeln des Waldhofes ringsumher über die hundert Dächer des Dorfes gleiten ließ, als möchte er unter ihnen allen das kleinste und niedrigste suchen. Und leicht zu finden war es auch. Ganz draußen am Ende des Dorfes lag es, winzig, wie ein weißer Maulwurfshaufen, der sich kaum merklich über den Schneegrund erhob — das Dächlein der Häuslschusterin, von der die unschuldssanfte Julei so fest und heilig glaubte, daß sie eine Hexe wäre, die auch ihr Mädel schon in die Besenlehre genommen hätte.

Aus dem Schornstein, der sich inmitten des kleinen Daches ausnahm wie ein schwarzes Pünktlein, kräuselte sich ein dünner blauer Rauchfaden in die klare Abendluft.

Das sah der junge Waldhofer und lächelte. „Der Rauchsong, scheint mir, hat schon wieder sein' richtigen Zug!“ Eine Furche grub sich in seine Stirn, als wäre in ihm von neuem der Unmut über den grausamen Streich erwacht, den die Burschen in der Lichtmeßnacht dem armen Weibe gespielt hatten. Und dann schienen seine Gedanken plötzlich einen Sprung zu machen, denn er murmelte: „Das muß ich noch ausreden aus ihrem lieben Köpfl: an solchene Sachen glauben . . . und über so was lachen können!“

Aufatmend wandte er sich, um in den Wald zu treten. Da hörte er in einiger Entfernung ein Geräusch, wie von brechenden Aesten.

Fritz Schapers Rittershausstatue für Barmen.

Nach einer photographischen Aufnahme von O. Kemnitz in Wilmersdorf.

Ein Stück Wild, das der Hunger schon vor Abend in die Nähe der Häuser trieb?

Aber nein. Das war ein Laut jetzt, als würden frierende Hände gegen einander geschlagen. Und bald darauf, etwa hundert Schritte entfernt, trat ein junges Mädchen aus dem Wald, bis an die Kniee im Schnee, auf dem Kopf ein großes Reisigbündel, das fast zu schwer für ihre Kräfte schien.

Roman lächelte. „Schau nur an! An die Alte denk ich grad . . . und da kommt die Junge daher!"

Sie wollte den Pfad gewinnen. Doch als sie den Burschen stehen sah, wandte sie sich nach der anderen Seite, als wäre ihr von allen Wegen ein einsamer der liebste.

Es war ein unscheinbares, schmächtiges Ding, ärmlich gekleidet, in altes Zeug gewickelt. Unter dem zausenden Druck des Reisigbündels hatte sich ihr Haar gelöst und lag wie eine dicke schwarze Welle auf ihrem schmalen Rücken.

Ein Schneedamm versperrte ihr den Weg. Sie wollte ihn übersteigen und versank bis an die Brust.

„He? Madl? Soll ich dir leicht ein bißl helfen?"

Wegen des Reisigbündels konnte sie wohl das Gesicht nicht wenden, denn sie machte nur mit der Hand eine ablehnende Bewegung. Aber als hätte das Angebot seiner Hilfe ihre Kräfte verdoppelt, so arbeitete sie sich aus dem Schnee heraus, überstieg den Damm und sprang in einen Hohlweg hinunter, in dem sie völlig verschwand.

Nur die Hälfte des Reisigbündels sah Roman über dem Schnee noch gaukeln.

„Die! Und eine Hex?" Der junge Waldhofer lachte. „Die wenn hexen könnt, die thät sich eine Klafter Holz hinhexen vor ihr Häusl . . . und viel im Schnee umeinanderfrieren und Armelentholz klauben!" Wieder lachte er und trat in den Wald.

Eine Weile schritt er quer unter den stillen, weiß behangenen Bäumen hin. Dabei kreuzte er die „Hexenspur".

„Ein Füßerl hat s' wie ein Kindl!"

Dann kam auch er zu dem Hohlweg. Bevor er hinuntersprang, blieb er lange stehen und lauschte bergaufwärts. Doch im höheren Walde war alles still.

Nun ließ er sich hinabgleiten in die Gasse, die zwischen mannshohen Schneewällen von den schweren Holzschlitten tief und eisglatt ausgefahren war.

Während des Aufstiegs lauschte er immer wieder. Er mochte sich denken, daß es eine unbehagliche Begegnung wäre, wenn jetzt von den Hornschlitten einer daherkäme, schwer mit Scheiten beladen, in sausender Fahrt, bei der es kein Parieren giebt. Und links und rechts die vereisten Schneedämme — kaum ein Ausweichen möglich! Roman versuchte den Sprung auf den Kamm eines Schneewalles — nur um zu wissen, ob es ginge — und taumelte zurück.

Aber es fing schon zu dämmern an; da kam wohl von den Schlitten keiner mehr zu Thal gefahren.

Noch eine Stunde mußte er steigen, bis er den offenen Holzschlag erreichte, auf dem die Knechte seines Vaters in Arbeit standen. Und da war es schon dunkle, stille Nacht geworden. Kein Laut im Wald und auf der weiten Rodung. Nur manchmal das leise Klatschen eines fallenden Schneeklumpens. Dunkelheit, doch keine Finsternis. Alles übergraut vom Zwielicht des Schnees. Nur der Himmel schwarz, und seine Sterne groß und funkelnd.

Bei langsamem Schreiten auf ebenem Pfade blickte Roman immer hinauf zu diesen flimmernden Lichtern; doch er sah nichts anderes als sein Glück, das runde Unschuldsgesichtchen seiner Julei und ein spitzes, rosig gekräuseltes Mäulchen.

Gedämpfte Stimmen, die zu einem Jodler leidlich zusammenklangen, weckten ihn aus seinen Gedanken. Ein paar hundert Gänge vor ihm lag die große Holzerhütte; sie stand im Zwielicht wie ein mächtiger schwarzer Klotz, umzittert von dem matten Feuerschein, der aus den Lücken des Schindeldaches und aus der halb offenen Thüre quoll. Auf hundert Schritte spürte Roman schon den Rauch und Schmalzgeruch, der von den Kochstätten der Holzknechte kam.

Neben der Thüre, auf niederer Holzbank, da saß einer, ganz still und ruhig, von der dunklen Ballenmauer kaum zu unterscheiden, nur im schwarzen Umriß erkenntlich. Wie ein gedoppeltes Wesen sah er aus, so groß und breit und ungeschlacht — wie Menschen aussehen, die man durch eine Glaskugel betrachtet.

„Guten Abend, Hanspeter!"

„Gottslieben Gruß!"

Dieser Riese von einem Menschen hatte eine Stimme, so klein und weich wie die Stimme eines halbwüchsigen Knaben. Fast lächerlich war das anzuhören! Und ganz langsam sprach er — er schien es mit den Worten auf seiner Zunge zu machen, wie's der Bauer auf dem Zahltisch mit den Goldstücken macht, die er ein paarmal umdreht, bevor er sie hinlegt.

„Warum bist denn net drin in der Holzerstub?"

„Die reden allweil so . . . weißt es ja . . . and das gfallt mir net."

„Aber was treibst denn da heraußen?"

„Ein bisserl lesen halt . . . im Himmelsbach."

„. . . Was?!"

„So denkt hab ich mir halt grad, was d' Stern denn eigentlich sein könnten?"

Roman lachte. „Das mußt doch wissen von der Schul her. Weltkörper sind s' halt, wie unser Erdball, weißt."

Der dunkle Klumpen bewegte sich ein wenig — Hanspeter hatte den Kopf geschüttelt.

„So sagen d' Leut. Aber ich glaub's net. Laßt der Herrgott den kleinen Stein sinken, so thät er so schwere Körpeter auch net droben lassen. Der bleibt sich allweil gleich! . . . D' Stern müssen ebbes anders sein!"

„Und was denn, sag?"

„Schau, Mandi," Hanspeter hob langsam den Arm mit weisendem Finger, „viel Leut sind gut, arg viel sind gut, aber diemal einer is schlecht. Und wenn so einer an Gott und Himmel glauben thät, so könnt er net sein, wie er is! No schau, da muß sich der liebe Herrgott in seiner Güt so einer sündigen Seel derbarmen und muß ihr in der Nacht, wenn 's Gwissen net schlafen laßt, ein bisserl zeigen, wie's ausschaat im Himmel. Drum denk ich mir allweil, d' Stern sind kleine Luckerla im Himmelsboden . . . und da laßt er den himmlischen Glanz ein wengerl ausspitzen! . . . Därfst es bloß anschaun, d' Sterndln, und da mußt ja glauben!"

Roman blickte zu den funkelnden Lichtern auf, und als hätte ihn der Ernst dieser linden Stimme gefangen genommen, sagte er verträumt:

„Wenn man s' anschaut, wie lieb als s' glanzen, hast recht, da könnt man schier so ebbes denken."

Sie schwiegen, und ihre Blicke hingen dort oben in der grenzenlosen Nacht.

In der Holzerstube sangen und schwatzten die Knechte durcheinander, dazu hörte man das Krachen der brennenden Scheite und das Geklapper der eisernen Pfannen.

Roman, dem der steile Aufstieg warm gemacht, begann bei diesem langen Stehen und Schauen die Kälte der Nacht zu spüren. Ein Schauer rüttelte ihm die Schultern.

„Geh, komm in d' Stuben," sagte er, „heut macht's frisch!"

„Mich thut net frieren. Wann ich so denken muß, weißt, das macht mir allweil so viel warm."

Jetzt lachte Roman wieder. „Das wär so was für die armen Leut. Die müssen gwiß viel sinnieren, wie s' ihr bißl Leben fortbringen. Und thät ihnen 's Denken warm machen, so könnten sie 's Holz für'n Ofen sparen." Er trat in die Hütte.

Neben der großen Holzerstube lag eine kleine, mit Brettern verschalte Kammer; hier pflegte der Waldhofer, oder sein Sohn, wenn sie zur Nachschau kamen, zu nächtigen; ein enges Gelaß, wenig über mannshoch, mit einem kleinen Kochherd, einem Pritschenbett, einem Tischlein und zwei Stühlen.

Roman zündete die Petroleumlampe an und heizte den Ofen, um sein Nachtmahl zu kochen. Da fiel ihm der Auftrag des Pfarrers ein.

„Hanspeter!" rief er.

„Ja?"

Schwere Schritte, die alles Gerät des Stübleins zittern machten — und Hanspeter trat in die Thüre. Dabei mußte er sich tief bücken. Und auch in der Stube konnte er nicht völlig

aafrecht ſtehen, wenn er mit dem Scheitel nicht an die Decke ſtoßen wollte. Gut um einen Kopf war er größer als Romaa, der doch auch voa den hochgewachſenen Bueſchen einer war. Und dieſe Bruſt, wie eine Tonne, dieſe mächtigen Schaltern, dieſe klobigen Arme, die an den Fäuſten zu tragen ſchienen wie an ſchweren Gewichtea! Alles kraftvoll, faſt übermenſchlich, doch alles auch unförmig und ungeſchlacht, im Uebermaß beinahe lomiſch. Und wie die Geſtalt, ſo das Geſicht: breit und haetknochig, völlig bartlos, mit grobgebauter, niedriger Stirne, die Naſe kurz aufgeſtülpt und flachgedrückt, die Ohren abſtehend und das ſtruppige Haar von fahlem Braun. Dazu noch — obwohl Hanspeter nur um ein Jahr älter war als der junge Waldhofer — etwas Greiſenhaftes in allen Zügen. Den abſtoßenden Eindruck dieſes Geſichtes lonnten die blau verſunlenen Augen mit ihrem ruhig ſtrahlenden Feuee und der ſtille, liab gezeichnete Mand nur weaig mildeen.

Es war von den unglückſeligen Mannsgeſichtern eines, die geſchaffen ſind, um die Weiber lachen zu machen. Auch das häßlichſte Weib iſt noch zu unbeſcheiden, um mit ſolch einem Geſichte vorlieb zu nehmen.

Uad ſonderlich viel auf ſeiaen äußeeren Menſchen ſchien Hanspeter auch nicht zu halten. Freilich, er war im Arbeitskleid. Aber er hntte doch ſeinen ſchönen Lohn und hätte ſich ein beſſeres Zeug wohl ſchaffen lönnen als dieſen verwaſchenen Zwilchkittel, der einmal blaa geweſea, dieſes grobe Rupfenhemd und dieſe uageheuerliche, aus einem graaen Kotzen geſchnittene Hoſe, die ihm rückwärts hinunterhing wie ein Aſchenſack. Ihre Schäfte reichtea ihm nur bis zu den Knöcheln, und die Füße ſtalen in klotzigen, ſchwer mit Eiſen beſchlagenen Holzſchuhen — Schahe, von denen ein Volkswort ſagt: ſie laſſen den Menſchen nicht umfallen.

„Was willſt denn, Mandi?“ fragte er mit feiaer linden, langſinnen Stimme. Und weil er in der Stube nicht aufrecht ſtehen lonnte, ging er auf einen Seſſel za und ließ ſich nieder.

„Den Herrn Pfarr hab ich treffen heut, und der hat mie . . .“

Romaa anterbrach ſich; denn jetzt beim Lichtſchein ſah ee, daß dem Hanspeter eine friſche, blutige Schramme über die Waage lief. „Was iſt dir denn gſchehen?“

„Mir? . . . Nix!“

„Aber biſt doch voller Blut im Gſicht!“

„Nein, das biſſerl!“ Hanspeter lächelte und griff nach ſeiner Wange — um die Hand zu bewegea, hob er zuerſt den Ellbogen, als hätte er ſüe das Gewicht ſeiner Fauſt einen Hebel nötig. „Das ſpür ich ja gae net! Weißt, eia wengerl gſtritten haben ſ' halt wieder, die narriſchen Buben . . . ich hab ihnen zugredt, ja, ſie ſollten doch gut ſein miteinaader . . . ſo viel ſchön wär 's Leben, wenn d' Menſchen in Fried eiaander gern haben thäten . . . no ja, abee ein bißl gachzornig ſind ſ' halt gweſen . . . und da is mir halt eiaee ein wengerl ins Gſicht neingfahren . . . ſo von ungfähr, weißt! Hab's gar net gſpürt! . . . Aber haſt mir vom Herrn Pfarr ebbes ſagen wollen? Net?“

„Ghört hat er halt, was am letzten Sonntag im Wirtshaus gſchehen is.“

„So ſo?“ Hanspeter lächelte. „Selm hat's halt ein bißl zureden beaacht . . . 's hat ſein müſſen!“

„No, and da laßt dir der Herr Pfarr jetzt ſagen, übermorgen am Sonntag ſollſt zu ihm in Pfarrhof kommen! Er muß was reden mit dir.“

„So ſo? No ja! Zu dem geh ich allweil gern. Is gar ein lieber Mann! Von dem hab ich noch allweil ebbes glernt. Und ſo viel Geduld thut er haben mit mir . . . im Beichtſtuhl, weißt. Da brauch ich halt diemal ſo viel lang, bis ich mich bſinnen hab auf alls.“

„Geh, du!“ Roman lachte. „Deine Sünden, die trag ich am Naſenſpitzl davon!“

„Sag ſo was net,“ fiel Hanspeter ein und ſah mit ernſten Augen zu Roman auf, „ein jeder kunnt beſſer ſein, als er is! Denn bloß ein einziger is ganz gut gweſen: unſer lieber Herr Jeſus. Dem müſſen wir's nachmachen. Liebet einander, hat er geſagt . . . und ſolang' die Lieb net in die Leut dein is, wie 's Blut in der Herzkammer, ſolang' dürf keiner von ihm ſelber ſagen: ich bin gut und ſündenfrei.“

Roman ſchwieg; er wußte aus Erfahrang, daß jede Widerrede gefährlich war: da faad dee Hanspeter mit ſeinem Evangelium kein Ende mehr.

So blieb es ein Weilchen ſtill in dee Kammer. Roman ſetzte Waſſer zum Feuer und legte das Rauchfleiſch ein, das er ſich zum Nachtmahl mitgebracht hatte. Plötzlich fragte er: „Haſt vielleicht von dem Bubenſtreich ſchon ghört, dea ſ' der Hänſlſchuſterin gſpielt haben?“

Hanspeter antwortete aicht gleich.

„Ja, ja, hab ghört davon! . . . Hab ja dem armen Weibl den Rauchfang wieder in Ordnuag beacht. Und ſchaa,“ ſeine Stimme zitterte, „da haſt jetzt gleich ein Exemplibeiſpiel, daß ich noch lang' von die Guten keiner bin. Wer richtig gut iſt, ſoll die gleiche Lieb haben für Feind und Freund . . .“

„Das is ein bißl viel verlangt,“ meinte Roman lächelnd.

„Freilich, ja . . . ich merl's an mir . . . denn auf die Buben, die dem lieben Weibl ſo mitgſpielt haben, bin ich ſo viel haeb . . . die könnt ich ſchiergar ein bißl verdreſchen!“ Er ſtreckte die Fäuſte vor ſich hin. „'s reine Glück, daß ich net weiß, wer's than hat. Und wenn du's leicht erfahrſt . . . ich bitt dich, ſag mir's lieber net.“

„Wenn ich wüßt, wer's gweſen is, die thät ich mir ſelber kaufen. Denn ſo wns gfallt mir net!“

„Gelt, ja! Gelt, ja!“ Aus dieſen Worten klang ein Eifer, der dem Hanspeter ganz aus der ruhigen Aet ſchlug. „Solchene Boshäftigleiten ſollt man ja doch keim Menſchen net anthun! Und gar der Nannimai!“ Er meiate die Häuslſchuſterin, die Annamaria hieß. „Dean die Nannimai, die lenn ich, weißt! Die mag ich leiden, aeg gern, ja!“

„Das braachſt mir nimmee ſagea, Peterl!“ Roman hatte ſein Pfeiflein angezündet, ſetzte ſich auf das Pritſchenbett uad ließ die Füße baumeln. „Hockſt ja die ganzen Feiertäg drunten bei ihr, thuſt ihr die grobe Arbeit im Haus . . . uad diemal ein Markſtückl wird wohl auch in ihr Schubladl ſchlupfen, gelt?“

„Na, du! Na! Das is net wahe! Aber gwiß net!“ Hanspeter wurde ganz verlegen. Das ſah deollig aus: dieſer Rieſe und ſchamrot wie ein Kind! „Die Nanniaai nehmet kein Pfeanig net an! Das dürfſt mir glauben! Abee daß ich dir's ehrlich ſag: ein jeden Gfallen, weißt, den thn ich ihr gern, und . . . diemal laß ich ihr auch ein bißl was verdienen, ja! Denn d' Nannimai, ſag ich dir, die is das braveſte Weibl aaf der ganzen Welt . . . und ihr Ilſabeth das liebeſte Kindl . . . ja, du, das dürfſt mir glauben!“

„Geh, geh, geh, thu ſ' nur net gar ſo loben, die zwei!“ Roman paßte eine Wolke vor ſich hin und lachte. „Aber . . . bräveſt und liebeſt, das will bei dir net viel ſagen! Bei dir is jedweder allweil der bräoeſt und jede die liebeſt. Dir gelten d' Menſchen allweil am d' Halbſcheid mehr, als wie ſ' wert ſind!“

„Na, Mandi! Na! Von der Ilſabeth ſag ich halt ſo: die liebeſt . . . weil ich kein beſſers Wörtl net weiß.“ Hanspeter ſtemmte die Fäuſte auf ſeine Kniee, ließ den ſchweren Kopf ein wenig ſiaken, und ganz langſam klang ſeine leiſe, linde Stimme: „Einer, der d' Ilſabeth keiegt einmal . . . dem hat's der liebe Herrgott gut vermeint!“

Romnn ſtand lachend auf und ſchob dem Hanspeter mit der Fauſt den Kopf in die Höhe.

„Peterl, Peterl! Gut meinſt es ja! Aber Augen haſt im Kopf, die richtigen Mückenaugen, die 's Bröſerl finden, aber am Zuckerhut nimmer in d' Höh ſchauen. Mußt dir d' Leut ſchoa ein bißl anders betrachten, daß den Unterſchied merkſt auf der Welt! Du Narrenſeppl, du guter!“ Er ging zum Herd und blies den Rauch in blanen Ringen über die Schulter. Dana lachte er wieder. „Am Sonntag, bald drunten biſt, ſchau dir meia Inlerl an! Die is der Zuckerhut, weißt . . . der wiegt alle Bröſerln auf!“

Jetzt ſchien der Haaspetee zu merken, daß er dem Roman mit dem Lob einer anderen ans Herz und an den Stolz gegriffen hatte. Darüber erſchrak er völlig und ſtotterte: „Die Inlei . . .

Digitized by Google

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

F. Simm.

ja, ja, hast recht . . . die Julei! Thu mir's halt net verübligen, gelt! Die Julei, ja . . . gegen die steht gar nix auf! Müßt sonst die deinig net sein! Denn allweil 's beste, das muß dir ghören! Und die Julei, ja! Is ja viel lieb! Und . . . und ja wiel gern haben thust es, gelt! Gegen d' Julei kann man gar nix sagen! Aber . . ."

Er sprach nicht weiter und fuhr sich langsam mit der schweren Hand über die Stirne.

Drüben in der Holzerstube war's ruhiger gewarden. Nur ein paar von den Knechtea schwatzten noch; die aaderen lagen schon im Heu.

Hanspeter stand auf. „Muß ich mir halt ein bißl was kochen jetzt!"

„Noch gar net gessen hast?"

„Nein, die andern, die brauchen so viel Platz am Herd. Da wart ich lieber. Wenn die andern ihr Sach haben, is allweil noch Zeit für mich!" Er war schon bei der Thüre. Nun kam er zurück, legte dem Roman die Hand auf die Schulter und sah ihm wie bittend in die Augen. „Gelt, Mandi? Net daß dir denkst, ich hätt gegen d' Julei ebbes sagen mögen?"

„Na na, das weiß ich schon!" erwiderte Roman freundlich. „Gut Nacht, Peter!"

„Gottsliebe Nacht!"

Alles Gerät in der Stube zitterte wieder, als Hanspeter zur Thüre hinausging.

Roman ließ sich sein Nachtmahl schmecken. Dann blieb er mit der Pfeife noch ein halbes Stündlein neben dem schwelenden Ofen sitzen — und wauan er sann und träumte, das verriet der Glaaz seiner Augen und sein lachelnder Mund.

Ein Liedlein summend, guckte er noch zum Fenster hinaus — die ruhig flimmernden Sterne versprachen gutes Wetter für den kammenden Tag — dann löschte er die Lampe und streckte sich zum Schlaf des Glücklichen nieder, der noch fester und süßer ist als der Schlaf des Gerechten.

Nun war es dunkel in der Hütte. Aber nicht still, denn von den Knechten schnarchten ein paar im Heu, daß von den anderen einer nicht schlafen kannte. Das war der Hanspeter. Er hatte nicht das Herz, die müden Schnarcher zu wecken. Lieber wachte er. —

Am Margen, bevar es noch richtig hell wurde, fing der Spektakel in der Herdstube wieder an. Erst wurde der Magen gepflastert für den ganzen Tag, und dann ging's hinaus zur Arbeit.

Die Beilschläge hallten im Wald wieder. Die Sägen knirschten, und das Krachen der stürzenden Bäume dröhnte weithin über den Berghang.

Roman ging mit dem Notizbuch und mit dem Stempelhammer von Block zu Block, von einer Klafter zur anderen. In dem Wust van Aesten, der die ganze Radung wirr bedeckte, hätte er üblen Weg gehabt. Aber Hanspeter, der mit dem Storchenschnabel und mit der Meterlatte die Arbeit als „Meßmann" that, ging vor ihm her, und wa er hintrat, brachen die Aeste nieder und legten sich glatt in den Schnee. Sa hatte Raman hinter ihm den besten Pfad.

Weil es Samstag war, bekamen die Holzknechte schon um drei Uhr Feierabend. Da gab's nach der Arbeit eine lustige Thalfahrt. Immer zwei von den Knechten luden eine Klafter Scheithalz auf ihren Harnischlitten, der eine nahm als Schlittenlenker seinen Platz zwischen den aufgebogenen Kufen, der andere setzte sich als Passagier auf die Scheite — und sa jagte ein Schlitten um den anderen durch die ausgefahrene Schneegasse ins Thal hinunter. Dabei wurde das Halz gar flink befördert; aber jede solche Fahrt, wenn auch ein paar schwere Scheite als Bremshölzer hinter den Schlitten gehängt wurden, war ein übermütiges Spiel mit dem Leben der beiden Menschen, die auf dem Schlitten saßen.

Ein Glück, daß Unkraut nicht leicht verdirbt, wie das Sprichwort sagt — sonst müßte an solchem Schlittenweg ein Marterkäfelchen neben dem andern stehen.

Nachdem der letzte Schlitten der Knechte davongefahren, hatten Raman und Hanspeter nach eine Stunde zu schaffen, bis sie mit dem Aufschreiben und Messen der Wochenarbeit fertig wurden. Dann, als es schon leicht zu dämmern anfing, beluden auch die beiden ihren Schlitten, Roman richtete sich mit dem Wettermantel einen bequemen Sitz auf den Scheiten, und Hanspeter übernahm die Führung des Schlittens. Damit die Fahrt, wie Roman wollte, „ein bißl Schneid" bekäme, banden sie kein Bremshalz an den Schlitten. Hanspeter schüttelte wohl den Kopf dazu — aber wena Raman etwas wollte, hatte er im Ernst keine Widerrede.

Erst war es auf sacht geneigtem Weg nur ein langsames Gleiten, bei dem sie gemütlich miteinander plaudern konnten. Doch als das steilere Gefäll begann, geriet der Schlitten in so rasende Fahrt, daß es mit dem Schwatzen ein Ende hatte. Bei dem sausenden Luftzug, der ihnen fast die Hüte von den Köpfen riß, hätte keiner mehr das Plauderwort des andern verstanden. Dazu schrillten auf dem vereisten Schnee die Kufen des Schlittens, und ging es um eine Wendung der Gasse herum, dann spritzten die Schneeklumpen und Eissplitter auf, daß es wie Hagelwetter über den Schlitten wehte. Und bei solcher Wendung mußte Hanspeter alle Kraft zusammennehmen, um durch festes Einstemmen der Fersen in den Schnee die Lenkung des Schlittens zu erzwingen — ein Anfahren an den Eiswall der Gasse hätte sie beide mitsamt der Ladung des Schlittens über den Damm hinaasgeschleudert in den steilen Wald.

Immer abschüssiger wurde der Weg, immer jagender die Fahrt. Raman, der die Gefahr wie eine Freude empfand, die ihm das Blut in Feuer brachte, fing zu jauchzen an. Doch plötzlich erstickte ihm die Stimme — obwohl er sich rechtzeitig geduckt hatte, war er mit dem Rücken gegen einen großen, den Weg überspannenden Ast gestoßen, und der dicke Schnee, der auf ihn niederklatschte, hatte ihn fast begraben. Aber das erhöhte für ihn nur die Freude dieser Fahrt, und lachend schüttelte er die Schneeklumpen von sich ab. Auch Hanspeter lachte mit; doch im nächsten Augenblick, als er glücklich den Schlitten in sausendem Schuß um eine Biegung der Gasse gesteuert hatte, schrie er auf, mit einer von Angst erwürgten Stimme: „Jesus Maria!"

Ein paar hundert Schritte tiefer, mitten im steilsten Gefäll des Hahlweges, stand ein ärmlich gekleidetes Mädchen, auf dem Kopf ein schweres Reisigbündel.

„Ilsabeth! Ilsabeth!" schrie Hanspeter wie von Sinnen und machte einen verzweifelten Versuch, mit den aorgestemmten Beinen den Schlitten zu bremsen. Kaum merklich aber verminderte sich die jagende Fahrt — und ein Wunder war's, daß dem Hanspeter die Knochen nicht wie Glas zersplitterten.

Im ersten Schreck stand das Mädchen wie gelähmt. Dann that sie, was ihr Roman mit gellender Stimme zuschrie: sie warf das Reisigbündel in den Weg des Schlittens aad versuchte über den Wall der Hahlgasse hinaufzuklettern. Doch sie kam nicht in die Höhe, und zitternd, lautlas, hing sie an die Eisschollen geklammert. Da kam ihr der Schlitten schon entgegengejagt — die Scheite, welche fast den Schneewall streiften, mußten sie erfassen.

„Lieber Herrgott! Du lieber Herrgott!" keuchte Hanspeter und machte mit aller Kraft noch einen Versuch, den Schlitten beiseite zu drücken. Aber die Kufen liefen in ausgefahrenen Geleisen und der Schlitten gehorchte nicht. Schon machte Hanspeter eine Bewegung, als möchte er vom Schlitten springen und seine drei Centner als Wegsperre vor die Kufen werfen — da spürte er hinter seinem Rücken die Kniee des Roman und hörte ihn schreien: „Fest, Peter! Stemm dich an gegen meiner, was kannst!"

Das that der Hanspeter, ohne lang' za denken — was der Roman sagt, das thut man — und sa stalen zwischen den Scheiten und Hanspeters Rücken die Kniee Ramans eingezwängt wie in einem Schraubstack. Und als der Schlitten den Sprung über das krachende Reisigbündel machte und die Fahrt für eine Sekunde stockte, warf sich Roman mit gestreckten Armen vor und haschte die an den Eiswall Geklammerte, bevor nach der Schlitten sie berührte. Um den Augenblick nicht zu versäumen, maßte er derb mit den Fäusten zugreifen — sie stähnte unter diesem Griff — aber da hatte er sie schon auf den Schlitten gerissen, und

von ihren zitternden Armen umklammert, hielt er sie an die Brust gedrückt.

Der Schlitten schwankte nach dem Sprung, den er gemacht, und hinter den Kufen spritzten die geknickten Reisigstücke empor.

Jetzt kannte Roman wieder lachen. „Gut is's gangen! Laß laufen, Peterl!"

„Gotts Lob und Dank!" stotterte Hanspeter mit erloschener Stimme.

Er ließ den Schütten jagen, bekreuzte sich schnell, und als er die aufgebogenen Hörner der Kufen wieder faßte, begann er mit halblautem Gestammel ein Vaterunser zu beten.

Lachend hob sich Raman höher auf die Scheite hinauf, und da sie zu zweit nebeneinander nicht sitzen konnten, mußte er das Mädchen auf dem Schoß behalten — eine Last, die gar schwer nicht wog. Es mußte ein feines, schmächtiges Körperchen sein, das in diesen ärmlichen Kleidern steckte wie ein Nußkern in der grauen Schale.

Sie hielt noch immer seinen Hals umklammert, regungslos, den Kopf zur Seite geneigt, mit geschlossenen Augen, als wären ihr vom Schreck nun in der Todesangst die Sinne halb erloschen. Das wallene Kapftuch war auf die Schulter geglitten, und ein dichtes Geringel schwarzer Haare umzitterte das schmale, blasse Gesicht.

Je länger Roman dieses Gesicht betrachtete, das die sinkende Dämmerung wie mit leisem Schleier umwob, desto größer staunten seine Augen.

„Ah, da schau her!"

Das murmelte er halblaut vor sich hin; denn daß die Häuslschusterin ein so bildhübsches Mädel hatte, das war ihm etwas völlig neues. Erstens waren die beiden noch nicht gar lange im Dorf — und zweitens: die Tochter der Häuslschusterin auf ihr Aussehen anzuschauen, das wäre für den Sohn des Waldhafers das Allerletzte gewesen, was ihm hätte einfallen können. Auch hatte er das Mädel, seit er im Herbste aus der Kaserne heimgekommen war, im Lauf des Winters nicht oft gesehen, ein paarmal auf dem Kirchgang, und gestern, als sie mit dem Klaubholz aus dem Wald gekommen war.

Lächelnd blickte Raman, während der Schlitten jagte, auf das blasse Gesichtl nieder und schien es selber kaum zu wissen, daß er die Arme ein wenig enger um das Mädchen schlaß.

„Die liebste?"

Da hatte der Hanspeter doch wohl übertrieben. Aber hätte er nur gesagt: „ein liebes Diagerl" — so hätte ihm Raman nicht widersprechen können.

Ein Näslein hatte sie im Gesicht, ganz weiß und fein, wie aus Bein gedrechselt. Die Wangen schmal und dennoch lind gerundet. Durch die dünnen, schwarz befransten Lider drang es wie dunkler Schatten heraus. Dazu ein kleiner roter Mund, der jetzt dem Mund eines Kindes glich, das geweint hat.

Das lachende Gesicht des jungen Waldhafers wurde seltsam ernst. Es schlich ihm etwas ins Herz, wie tiefes Erbarmen mit der Armut ihres Lebens, die um den kleinen roten Mund diesen leisen Zug von Trotz und Bitterkeit gezeichnet hatte.

Es kam so über ihn, daß er sie noch fester an sich drücken mußte. Und da spürte er ihre junge Brust so lind an der seinen, und fühlte, wie ihr Herz ihm entgegenpochte mit heftigen Schlägen.

Dem Raman wurde schwül, er wußte nicht wie. Und sonderbar, daß ihm plötzlich seine Julei einfiel.

„So, schön," dachte er, „wenn mich die so sehen thät!"

Der Schlitten hatte schon fast das Thal erreicht und minderte auf saafterem Gefäll seine Fahrt.

Da konnte sich auch Hanspeter nach dem Mädchen umsehen. „Ilsabeth? . . . Gelt, der Raman! . . . Der hat halt gholfen!" Seine Stimme zitterte.

Aber das Mädchen regte sich nicht.

Ein wenig unwillig, versuchte Raman sie aufzurichten und rüttelte sie an den Armen. „He! Lisbeth!"

Unter stockendem Atemzug schlug sie die Augen auf und sah ihn an — große, tiefe Augen, wie Sammerkirschen so schwarz und glänzend. Und diese Augen starrten zu ihm auf, so in Schreck und Angst, als sähe sie noch immer den Schlitten kommen, der hinwegjagen sollte über ihr junges Leben. Und dennoch lächelte sie ein wenig.

Raman rüttelte sie wieder. Aber sein Unwille schien verflogen, als er sagte: „Lisbeth! Sa geh! Was hast denn? Sa sei doch z'frieden! Sa schau doch, es is dir ja gar nix gschehen!"

Da hielt der Schlitten auf offenem Schneefeld, nahe dem Dorf, von dessen Häusern her schon die ersten Lichter durch die Dämmerung flimmerten.

Hanspeter, ein wenig hinkend, trat aus der Hörnergabel des Schlittens und hob das Mädchen von Ramans Schoß in den Schnee herunter. Er faßte sie nu, wie man ein zerbrechliches und kostbares Ding berührt. Und kein Wörtlein sagte er, sondern strich ihr nur mit seiner schweren Hand über das schwarze Haargeringel.

Raman aber lachte, während er vom Schlitten sprang, und schüttelte den Schnee von sich ab, der ihm noch an der Joppe hing. „No also! Is ja alles gut gangen!"

Eine Weile stand Lisbeth unbeweglich. Dann trat sie auf Raman zu. „Vergeltsgott!" sagte sie mit unsicherer Stimme und gab ihm die Hand — eine kleine Hand, doch rauh wie die Hand einer Magd, die grobe Arbeit thut. Und sie zitterte.

Er wurde verlegen und sah ihr schweigend ins Gesicht, das in der Dämmerung so weiß erschien wie der Schnee, in dem sie standen. Nur ihre dunklen Augen glänzten.

Ihre Hand befreiend, die er fest umschlossen hielt, wandte sie sich ab. „Gut Nacht, Hanspeter!"

„Gottstiebe Nacht, Kindl! Tha mir d' Mutter grüßen, gelt!"

Sie had das Kapftuch übers Haar und ging mit langsamen Schritten den Weg hinunter.

Roman sah ihr nach. „Augen hat s' im Gsichtl, daß man schier denken könnt, sie wär eine . . . so ein Hexerl so ein kleins!"

Das hörte Hanspeter nicht. Freilich, Roman hatte auch so sonderbar leis gesprochen. Aber jetzt sagte er laut: „Komm, Peterl, schauen wir, daß wir heimkutschieren!"

Hanspeter schien zu erwachen. Er tappte durch den Schnee auf Romaa zu und quetschte ihm die Hand. „Vergeltsgott, Mandi! Heut hast gholfen wie der richtige Christenmensch!"

„Aber geh!" Raman wurde ganz ärgerlich. „Was machst denn jetzt aus dem bißl Zugreifen! Man thut halt, was man thut. Wärst du in der Höh gsessen, so hättst da zugriffen. Geh, laß mich aus!"

„Mach's net kleiner, Mandi! Und ich sag dir Vergeltsgott drum. Schau, wenn dem guten Kindl was passiert wär . . . da hätt mich 's Leben nimmer gfreut. Denn d' Ilsabeth, weißt . . ."

„Ilsabeth? Warum sagst denn allweil Ilsabeth? Sie heißt doch Lisbeth."

„Ihr Mutter sagt Ilsabeth zu ihr. Und die Namen, die aus der Lieb kommen, sind allweil die besten." Hanspeter nickte, nahm den Hut ab und wischte sich mit dem Arm die Schweißperlen von der Stirn. „Aber schau, da hat man's wieder gsehen: Menschenkraft . . is alls nix wert! Der Schlitten lauft halt! Die Denkerei is d' Hauptsach. Und da fehlt's halt ein bißl bei mir!" Er seufzte. „Drum hat ein andrer der Ilsabeth helfen dürfen!"

Hinkend trat er zwischen die Hörnergabel des Schlittens und begann zu ziehen. Raman, hinter dem Schlitten herschreitend, legte wohl Hand an wie einer, der schieben will. Doch er plagte sich nicht allzu ernstlich — denn das Gehen wurde ihm sauer. Hanspeter hatte ihn, als es galt, so wuchtig gegen die Scheite gepreßt, daß er die scharfen Kanten des Holzes noch immer spürte.

Sie kamen zum Waldhof — ein zweistöckiges, langgestrecktes Bauernhaus, mit Altanen und hohen Giebeln. Die ebenerdigen Fenster waren erleuchtet, und aus den offenen Thüren der Ställe, wie aus den Scheunen hörte man Stimmen und den Lärm der Arbeit.

Der Schlitten war schon in den Hof gezogen, als Raman plötzlich sagte: „Du, Peterl . . . da fallt mir ebbes ein!"

„Was?"

„Das arme Hascherl hat ja meintwegen ihr Klaubholz

verlieren müssen. Und hat sich gwiß drum plagt den halben Tag. Geh, schieb ihrer Mutter die Klafter nunter, die auf'm Schlitten liegt!"

Und rasch, als möchte er jede Widerrede abschneiden, ging Roman zum Haus. Unter der Thüre trat ihm der Waldhofer entgegen, hemdärmelig trotz des kalten Winterabends, in lederner Bundhose und grüner Weste; ein Graukopf, schon ein wenig gebeugt — aber man sah es den beiden an auf den ersten Blick, daß sie Vater und Sohn waren; so, wie der Alte jetzt, wird Roman in dreißig Jahren aussehen.

„Gutes Abend, Bab!"

„Guten Abend, Vatee! Und daß ich's gleich sag, ein Klasterl Holz hab ich verschenkt."

„. . . Saaa?" Das Wörtlein klang ein wenig gedehnt.

„An arme Leut halt, weißt, die 's brauchen."

„Na ja, meintwegen! Wenn's ihnen nur warm macht. Ebbes Unnötigs thust ja net! Da kenn ich dich schon! . . . Is d' Arbeit gut fürwärts gangen?"

„Ja, Vater! Ich bin z'frieden mit die Leut."

Sie traten ins Haus.

Drüben beim Schlitten stand noch immer dee Hanspeter, das helle Wasser in den Augen. Dazu brauchte es nicht viel bei ihm — er hatte „Thränenhäserla" van jenee Art, die leicht übeeläuft.

Als er Raman im Hausflur verschwinden sah, nickte er mit glücklichem Lächeln vor sich hin: „Das is halt ein Christenmensch! Das is halt einer! Wenn alle so wären wie der! Da könnt ich Feierabend machen . . . mit'm Peedigen!"

Er wollte mit dem Schlitten gleich wieder umkehren. Aber der erste Schritt erinnerte ihn an seinea hinkenden Fuß.

Durch eine der Scheunen ging er in seine Kammer und zündete ein Talglicht an. Ein kleiner Raum, der völlig ausgefüllt war, als Hanspeter drinnen stand. Zwischen Kasten und Bettstatt konnte er sich kaum umdrehen. Und von den Wänden wae wenig zu sehen; überall hingen kolorierte Heiligenbildee und große Baumschwämme, auf denen allerlei Spielzeug stand: winzige Figürchen, Menschen und Tiere, hölzerne Hennen mit eingesteckten Federn, kleine Kirchen und Kapellen, Sennhütten und zierliche Schweizerhäuschen mit glitzernden Glassplittern als Fenster. Das Kämmeechen sah aus wie ein Spielwarenladen. Und als der Hanspeter den Kasten öffnete, sah man auch hiee ein ganzes Fach in peinlicher Ordnung mit falchem Spielzeug angeeäumt.

Eine Weile stand er, jedes Stücklein von diesem Tand mit scheaen Fingern berührend, fast wie in Andacht.

Dann nahm er Leinwandzeug und eine kleine Flasche aus dem Kasten und machte sich an die Behandlung seines hinkenden Fußes. Als er den schweren Schuh herunterstreifte, gab's einen tüchtigen Plumps auf den Dielen. Und jetzt wurde der heiß verschwallene Knöchel mit dem Universalmittel eingerieben — mit „Mankerlschmalz".

Das ist Nierenfett vam Murmeltier. Das lindert jeden Schmerz und heilt alle Wunden — sagt der Bauer. Aber jedes andere Fett thut's gradesa — sagt der Doktar.

Als Hanspeter sich aufrichtete und den hinkenden Fuß prabierte, meinte er lächelnd und überzeugt: „No also, es geht ja schon wieder! Den ersten Wehdam muß man halt überwinden . . . und alls is gut!"

Wie an Gott und seine Liebe, so fest und unerschütterlich glaubte er an das „Mankerlschmalz".

Und solcher Glaube wirkt Wunder.

3.

Die Dämmerung war graa gesunken, und es zitterten schon die ersten Sterne in der Abendstille.

Matter Lichtschein drang aas den zwei kleinen Fenstern der alten, baufalligen Hütte, in welcher Lisbeths Mutter wohnte, die Annamaria Altenöder, die „Häuslschusteria".

Die kleinen Fenster hatten keine Vorhänge, als dürfte jeder Vorübergehende sehen, was da drinnen in der Stube geschah. Freilich, die bösen Mäuler zischelten: „Die kann leicht ihre Fensterln offen haben . . . die macht halt den Hexenfegen, und keiner sieht was!"

Wer das zum eestenmal unter die Leute gebracht hatte: die Häuslschusterin ist eine Hexe — das wußte keiner mehr. Aber fast alle schwatzten es nach. Die einen sagten es nur, und die anderen glaubten daran. Warum? Da wußte keiner eine rechte Antwort. So was läßt sich eben nicht beweisen — aber man weiß es. Man merkt es halt, wie man im Ofen das Feuer spürt, auch wenn maa die Scheite nicht brennen sieht.

Freilich, sie war eine Fremde, und gegen solche ist man immer mißtrauisch, hängt ihnen geene was an und macht sie schlecht.

Im vergangeuen Frühling wae sie mit ihrem Mädel ins Darf gekommen — von Rosenheim her — und hatte für dreißig Mael im Jahr das leerstehende Häuschen gemietet, das der Gemeinde gehörte. Ihr linkes Bein war gelähmt, drum hinkte sie nach der rechten Seite und kam beim Gehen langsam vorwärts — und da sagten die Leute: Sie hat den Teufelsmein! Sie war verschlossen und redete wenig, schwatzte nicht mit den Nachbarsweibern, verkehrte mit niemand außer dem Hanspeter, und lebte mit ihrem Mädel still und einsam vor sich hin — wie es Menschen thun, welche bitteee Zeiten hintee sich haben und von den kommenden wenig Gutes erwarten — und da hieß es: Die muß was zum Verstecken haben! Die kann eim aet in d' Augen schauen! So haben sie's alle!

Eine Hexe! Und die Raanimai, wie der Hanspeter sie nannte, war doch wahrhaftig nichts anderes als ein armes, vom Leben mißhandeltes Weib.

Ein wenig mehr als die anderen waßten Herr Felician Haeadam und der Hanspeter von ihr: daß sie aus dem Niederbairischen herstammte, aus der Gegend von Geißelhöring; daß sie die Frau eines Foeitgehilfen war, dem ein Jahr nach der Hochzeit mit dem eigenen Gewehe ein Unglück passierte; daß sie, vom Grab ihres Mannes weg, die Heimat verlassea hatte und mit ihrem Kind nach Rosenheim gezogen war, wo sie Beschäftigung und Verdienst in einer Spielzeugwerkstätte gefunden. Dort hatte sie fünfzehn Jahre gelebt. An eiaem Weihnachtsabend, als sie Palete zu den Kunden tragen mußte, war sie auf einer van Glatteis bedeckten Steintreppe ausgeglitten — seit damals hatte sie das gelähmte Bein. Nun wurde ihr Verdienst um die Hälfte schmäler, ihee Saege um die Hälfte größer. Ihr Mädel in die Fabrik zu stecken oder als Magd in einen Dienst zu geben, das beachte sie nicht übers Heez — dieses stille, genügsame Zusammenleben mit ihrem Kind war ja das einzige, was sie vom Leben nach hatte. Aber in Rosenheim, wo sich durch den wachsenden Verkehr das Leben verteuerte, fand sie nicht mehr ihe Auskommen. Und so war sie auf der Suche nach einem billigen Erdenfleck in dieses entlegeae Bergdorf geraten, wo man für dreißig Mark im Jahe noch ein Häuschen mit zwei Stuben und einer Küche zu mieten bekam.

Jeden Monat brachte ihr der Bote aus Rosenheim eine kleine Kiste mit all dem bunten Kram und den zugerichteten Hölzchen, die sie beauchte, um jene winzigen Kapellen, Kirchen, Sennhütten und Schweizerhäuschen zusammenzukleben. Das Material dazu mußte sie vom „Verleger" kaufen, der ihr für billiges Geld am Ende eines jeden Monats die große Kiste mit der fertigen Waee wieder abnahm. Viel Mühe hing an dem kleinen, zierlichen Tand, uad recht wenig trug er ein — knapp so viel, daß Mutter Rannimai mit ihrer Lisbeth nicht zu hungern beauchte. Und weil sie diese Spielwaren — „Hänslzeug" nennt sie der Volksmund — so langsam und mühselig zusammenflickte, drum hieß sie im Darf die „Häuslschusterin".

So wie jetzt in der von einer kleinen, trüb brennenden Hängelampe erleuchteten Stube, so saß sie Tag für Tag vom Maegen bis zum Abend an dem großen Tisch und pinselte und klebte und rieb mit dem Sandpapier die weißen Hölzchen vom Lem wieder blank. Lisbeth that die Arbeit im Haus, machte alle Gänge und holte aus dem Wald das Klaubholz, das der hungrige Ofen brauchte. Die paar Stunden, die sie von der Hausarbeit erübrigen konnte, saß sie bei der Mutter am Tisch, malte die grünen Fensterläden an die Schweizerhäuschen, die roten Ziegel auf die Dächlein der Kapellen und Kirchea, vergoldete die Wetterfahnchen und kolorierte die holzernen Menschlein und Tierchen. Das verstand sie besser als die Mutter, weil sie die leichtere

Seeotterfamilie.

Nach einer Originalzeichnung von F. Specht.

Digitized by Google

Hand hatte — denn die Hände der Mutter waren schon zitterig geworden, und beim Malen rutschte ihr der Pinsel mit der Farbe immer über den Rand hinaus.

Aber dieses Zittern war nur die Folge des jahrelangen, mühseligen Gebosselns mit dem kleinen Zeug, nicht die Folge des Alters. Die Annamaria hatte die Vierzig kaum überschritten. Freilich, sie sah viel älter aus! Die Haare, die früher wohl auch so schwarz gewesen wie das Haar der Lisbeth, waren grau geworden, ganz grau. Das Gesicht zerfallen und müd, zerstörte Züge, denen man noch immer ansah, wie schmuck war langen Jahren dieses Gesicht gewesen sein mußte, in dem sich jetzt versteinerte Bitterkeit mit versöhnlicher Geduld und Ruhe mischte.

Es geht eben mit dem Menschen wie mit dem Mühlrad: so lang' das grobe Wasser drüberstürzt, da ist's ein Kreisen und Wirbeln, daß sich die eisernen Zapfen heißlaufen und abreiben; hat sich aber der reißende Bach verlaufen, so steht das Rad geduldig und still, läßt das dünne Getröpfel über sich niedergehen und läßt seine ausgeweschenen Tauben langsam vermoosen.

Die langen grauen Wimpern, welche die Annamaria an den geröteten Lidern hatte, sahen wahrhaftig beinahe so aus, als wäre Moos über ihre Augen gewachsen. Und auf der Oberlippe, ein wenig auch auf den Wangen, hatte sie einen grauen Anflug wie von einem Bärtchen. Die Leute sagten: Das ist das Hexenbärtlein — das haben sie alle so, und das wächst ihnen, weil ein Teufel sie küßte.

Lachend hatte ihr das der Nickel vom Staudamergut einmal ins Gesicht gesagt. Und sie war nicht zornig geworden. Sie hatte vor sich hin genickt, als wäre an diesem bösen Scherz ein wahres Wort — als wär' es im Ernste so: daß ihre jungen Lippen einer geküßt hatte, der ein Teufel war.

Vielleicht dachte sie gerade an vergangene Zeiten? Sie hatte ein Kirchlein vor sich stehen, dem der Turm und das Dach noch fehlten — aber sie ließ die zitterigen Hände ruhen und blickte mit halb geschlossenen Augen vor sich nieder.

Ein Schritt, auf der Straße draußen, weckte sie. Doch der Schritt ging vorüber. Da seufzte sie ein wenig und sah in der Stube herum, als wär's ein fremder Raum — oder doch ein Raum, in dem es ihr nicht behaglich war, weil ihm das beste fehlte.

Ein merkwürdiges Bild: diese Stube! Sie hatte fast etwas Weihnachtsfreundliches mit all dem hundertfältigen Spielzeug, das überall umherstand, auf den Fenstergesimsen, auf den Bänken, auf dem Tisch und auf Brettern, die zu Fächern an die Wände genagelt waren. Die ganze Stube schien dieser kleinen Arbeit zu dienen, und Wohnraum war nur um den großen, gemauerten Ofen herum. Der hatte eine Bratröhre; da kochten sie im Winter und ließen draußen die Küche kalt, um Holz zu sparen. Die Bank, die den Ofen umzog, war zur Hälfte mit Kochgeschirr bestellt, mit irdenen Tellern und einem Weidenkörbchen, in dem die Blechlöffel, die Gabeln und Messer lagen.

Annamaria hatte nach der Uhr geblickt, die mit ihrem langen Pendel schwerfällig tickte. Nun begann sie die Arbeit wieder, teimte das Türmlein an die Kirche und suchte die Hölzchen für das Dach zusammen. Als sie kleben wollte, war der Leim erkaltet. Sie ging zum Ofen. Der hatte sich abgekühlt, so daß in seiner matten Wärme der Leim nicht wieder flüssig wurde. Wieder sah Annamaria nach der Uhr, kehrte zum Tisch zurück und suchte sich Arbeit, zu der sie den Leim nicht brauchte.

Da klang von draußen ein Geräusch, als klopfte jemand an der Hausschwelle den Schnee von den Schuhen.

„Gott sei Dank!" Annamaria atmete auf, und aller Schatten ihres Gesichtes schien sich zu erhellen.

Lisbeth trat in die Stube.

„Aber lang' bist ausblieben heut!" sagte die Mutter. „Guten Abend, Kindl!"

Schweigend nickte Lisbeth und ging zum Ofen.

Nannimai sah verwundert auf. So still zu kommen, das war doch sonst nicht die Art ihres Mädels? Aber nach dem schönen Tag war's auf den Abend bitterkalt geworden — und im Wald das Klaubholz herauswühlen unter dem Schnee, das ist Arbeit, bei der man friert. Und beißt man die Zähne zusammen, daß sie nicht klappern können — wie soll man da reden?

„Iß nur gleich was, gelt? Ich hab dir dein Suppl schon warm gstellt."

Lisbeth war aus der Lampenhelle in den Schatten getreten, den der Ofen warf. Eine Weile preßte sie die starren Hände gegen die Ofenmauer, die noch matte Wärme hatte. Dann begann sie das grobe Wollenzeug von sich herunterzuwickeln, und da kam ein schlankes, lind geschmeidiges Figürchen zum Vorschein, bekleidet mit einem braunen Röcklein und einem dunkelgrünen Spenser, der so kurz und eng war, als hätte ihn Lisbeth schon in ihrer Schulzeit getragen.

Sie nahm die kleine Schüssel aus der Röhre und setzte sich in den Ofenwinkel. Aber sie kostete kaum von der Speise, hielt die Schüssel auf dem Schoß und sah nur immer vor sich hin. Und ihre Hände zitterten.

„Gelt, d' Suppen wird ein bißl kalt sein?" fragte die Mutter, als sie hörte, daß Lisbeth die Schüssel auf die Bank stellte. „Zwei Stund lang is 's Feuer schon ausgangen. Und nachschüren hab ich nimmer können, weißt . . . es war kein Steckerl nimmer drauß'n."

Lisbeth schwieg.

„Der Leim is mir auch schon kalt," sagte Nannimai nach einer Weile, „gelt, holst gleich ein bißl rein zum nachfeuern?"

„Heut hab ich kein Holz net heimbracht."

Die Mutter sah von der Arbeit auf. Sie war erschrocken, halb über den Klang dieser Stimme und halb über diese Nachricht. „Ja Mädl! Was is denn? Bist ja doch fort ums Holz! Und wenn keins heimbracht hast, wo bist denn gewesen bis auf'n Abend?"

Keine Antwort kam.

„Ilsabeth?"

Das Mädchen schwieg.

Nannimai ließ fallen, was sie in Händen hatte, und humpelte zum Ofen hinüber.

Lisbeth saß in die dunkle Ecke gedrückt, ganz klein, ganz eng zusammengeschmiegt, und ihr schmales Gesicht erschien so weiß wie die Kalkmauer des Ofens.

„Aber Kindl," stotterte die Mutter in Sorge, „was is denn mit dir? Was hast denn?"

Ohne sich zu regen, ohne einen Ton über die Lippen zu bringen, sah Lisbeth aus dem dunklen Winkel zur Mutter auf, mit großen Augen, aus denen etwas seltsam Erschrecktes und Hilfloses redete.

„Kindl! Du Jesu mein! Was is dir denn gschehen? So sag doch! So red doch ein Wörtl!"

Nannimai faßte die Hände ihres Kindes, setzte sich an seine Seite, und da warf sich Lisbeth, in Thränen ausbrechend, an den Hals der Mutter, wie ein ertrinkendes Kind sich an den Retter klammert.

Die Mutter fragte und fragte. Aber Lisbeth konnte nicht Antwort geben, sie konnte nur weinen. Und je mehr die Mutter fragte, um so heißer klang das Schluchzen des Mädchens. Da stellte Annamaria schließlich das Fragen ein, und das Haar ihres Kindes streichelnd, nickte sie mit trüben Augen vor sich hin. Sie meinte, erraten zu können, was dieses bitterliche Schluchzen ihr sagen wollte. Da hatte wohl einer auf der Straße wieder einmal dem Mädel ein Schimpfwort zugeschrieen, das der Mutter galt — und das war wohl so schlimm und häßlich gewesen, daß es Lisbeth der Mutter gar nicht sagen konnte. An diesen Gedanken schlossen sich ihre tröstenden Worte an: „Geh, Kindl, deswegen mußt net weinen! D' Leut sind halt, wie s' sind. Und muß man sich selber kein Fürwurf machen, schau, so kann man d' Leut reden lassen, wie s' mögen. Weh thut's eim freilich. Aber es hängt eim nix an. Sei stad, Kindl, und mußt dich net kränken drum! Bist ja bei mir! Und du und ich, wir zwei halten zamm . . . gelt ja?"

Ohne zu sprechen, klammerte Lisbeth die Arme noch enger um den Hals der Mutter.

Nannimai dlickte auf: sie meinte ein Geräusch vernommen zu haben, als würden Holzscheite draußen im Hofraum abgeladen.

Aber das mußte wahl drüben beim Nachbar sein. In den kalten Winternächten, wenn die Luft so dünn und still ist, hört man alles, als wär's nm die Hälfte näher.

Lisbeth weinte nicht mehr. Aber sie hielt das Gesicht am Herzen der Mutter vergraben. Sie regte sich nicht — doch immer wieder lief es ihr wie jäher Schauer durch die Glieder. Dann drückte Nannimai den Arm noch enger um dns Mädel. Und einmal flüsterte sie: „Ja, Kindl, ja, schmuggl dich nur her an mich! Hast ja keia wärmeres Platzerl, gelt!"

Van draußen hörte man bald das Kreischen einer Säge, bald wieder Beilschlag und ein Pachen, als würde Holz gespalten.

Seltsam: daß der Nachbar zum Hotzmachen gar die Nacht noch hernehmea muß! Der hätte doch Zeit am Tag. Und sein Ofea, der hungert doch nicht! Steht doch da drüben das geklobene Holz an der ganzen Hausmaaer entlang bis unter die Feaster aufgebeugt — und zwischen den Fenstern bis unter das Dach!

„Der hat Holz!"

So seufzte Mutter Annamaria vor sich hin, während sie mit der Hand an den verkühtenden Ofen fühlte. Und da mochte ihr wahl der Kummer ihres Kindes nicht mehr völlig zu den Gedanken passen, die sie sich darüber machte. Denn sie fragte: „Aber schau . . . deswegen hättst ja dach ein bißt Holz mit heim bringen könaen? 's Holz können dir d' Leut ja doch net vom Köpfl runterschimpfen? Und weißt ja doch: es is kein Steckert nimmer daheim. Was thu ich denn margen? Wie sall ich denn feuern? So red dach ein Wörtl! Was ist denn gichehen? Warum hast denn kein Holz net bracht?"

Da härten sie ein Gepalter bei der Hausthür und draußen im Flur einen schweren Schritt, der das dünne Gemäuer der kleinen Hütte erzittern machte. Die Studenthür wurde aufgestoßen, und auf der Schwelle erschien Hanspeter — nur an seiner varsündflutlichen Hose und an den klatzigen Schuhen erkenntlich; denn zwischen den ausgespannten Armen trug er eine Ladung gespaltenea Holzes, daß er vom Kopf bis zu den Knieen völlig davon bedeckt wurde.

„Gottälieben Abend!" sagte er. Und als hätte er Nannimais letzte Worte gehört, so fügte er lachend bei: „Jetzt, Mutterl, jetzt kannst feuern!"

Die Altenöderin erhob sich und machte verwunderte Augen. „Nar und Jasef! Was is denn? Wie kommt denn das Halz da her?"

„Mutterl, das schickt dir ein Christenmensch, ein richtiger und guter . . . satchene giebt's schan nach, ja, Gatt sei Dank!" Hanspeter lnchte wieder und ließ vor dem Ofen die Scheite fallen, daß ihr Gerassel die Stube füllte. „Uad klaben hab ich dir auch gleich ein Armoll." Er fühlte mit beiden Händen an die Ofenmauer. „Hab mir eh schan denkt, daß der Ofen ein weagerl kalt is!" Er guckte in den dunklen Winket, in dem sich Lisbeth mit großen Augen halb erhoben halte, und während er sich var dem Ofen schwerjällig auf die Kniee niederließ, blickte er schmunzelnd an Mutter Nannimai hinaaf, die so verblüfft war, daß sie kein Wort zu sagen wußte. „Ja, Mutterl, schau, so geht hinter jedem Schrecken unserm lieben Herrgatt sein Lachen her! Der macht's halt allweil wieder recht! Allweil und allweil! Eia Spaaerl verlierst, und ein Klafter, die fiadst dafür! So macht er's, weißt! Und klopft aus Herz von einem braven Menschen, und alls is gut. Und sucht sich ein aus dazu, wie der Roman is! Der muß ihm aon die liebsten eiaer sein! Und wenn alte einmal sa sind, wie der Roman is . . . die Zeit, Mutterl, paß auf, die kommt noch . . . paß auf, da giebt's ein gutes Hausen aaf der Welt!"

Während er mit seinen schweren, langsamen Worten sa var sich hin schwatzte, öffnete er das Ofenthürchen. Schnaubend blies er in die halb erlaschenen Kahlen, daß ihm die neu erwachende Glut das breite, eckige Gesicht mit grellem Schein beleuchtete — in diesem Widerspiel aan feuriger Röte und schwarzem Schatten sah es aus wie eine Teufelsfratze, vor der man erschrecken kannte.

Die Altenöderin schwieg noch immer. Als wäre ihr eine seltsame Unruhe in das lahme Bein gefahrea, sa bewegte sie sich humpelnd auf der gleichen Stelle, ahne doch einen Schritt zu machen. „Wer, sagst . . ." fragte sie endlich, „wer hat uns das Halz da gschickt?"

„Der Raman, weißt!"

„Der aus'm Waldhaf? Der? . . . Der deinig?"

„Mein Roman, ja."

Hanspeter wollte das erste Scheit in den Ofen stecken. Aber da stand die Lisbeth var ihm und faßte ihn bei der Schalter, als wallte sie ihn vam Ofen fortziehen.

„Du! . . . Das Hotz taß tiegen!"

So erregt und verändert klang ihre Slimme, daß die Mutter und Hanspeter sie verwandert ansahen.

„Kindl? Was hast denn?" fragte Nannimai.

Und Hanspeter statterte: „Ilsabeth . . .?"

„Das Halz tragst wieder fort! Wir müssen aus aan ander Leut nix schenken tassen . . . d' Mutter und ich! . . . Das Holz tragst wieder fart!"

Erschracken, als wär' ihm ein Unglück zugestoßen, blickte Hanspeter zu dem Mädchen auf.

„Ader! Kindl! Um Christiwillen! Wie kann dich denn so was verschmachen, wenn einer gut is za deiaer Matter? Der Raman, schau . . ."

Sie nahm das Scheit aus seiner Hand und warf es zu den andern. „Lieber wnt ich morgen den ganzen Tag im Schnee umeinand! D' Mutter . . . d' Mutter, die laßt sich nix scheaken!"

„Aber geh doch, schau . . ." Langsam erhab sich Hanspeter. „Das is doch kein Schenken net! Gwiß net! Na! Der Roman, schau, der hat's za blaß than aus Christengüt! Sein Schlittea is schutd dran gwesen, daß dein Holz verlieren hast müssen! Schau, und so hat er halt gmeint, er müßt den Schaden wieder gutmachen!"

„Was?" fragte die Altenöderin, die aus einem Staanen tas andere fiel. „Schaden? Und Schlitten? Was is denn da?"

„Na ja . . ." Hanspeter bekreuzte sich. „Wenn unser Schlitten d' Ilsabeth schiergar überfahren hätt!"

„Jesus Maria!" Der Mutter schien es im ersten Schreck nicht zu genügen, daß sie ihr Kind mit Augen lebendig vor sich sah — sie mußte das erst noch greifen, und faßte mit beiden Händen nnch Lisbeths Arm. „Sa was! Na! Und da sagst mir kein Wörtl net? Ja Madl, was is denn mit dir?"

Lisbeth wollte sprechen; aber sie wandte sich ab und ging zum Tisch, um mit zitternden Händen unter den weißen Hölzchen und im Farbenkasten zu kramen.

Nannimai rief ein um das andremal alle Heiligen an, während Hanspeter in seiner laagsamen, tröpfelnden Art erzählte, was drobea in der Schneegasse geschehen war. Von seinem eigenen Todesschreck, von seinem krummen Fuß und der eigenen Arbeit sprach er mit keinem Wort. Alles und alles hatte der Roman gethan! Wenn der nicht gewesen taäre, dann hätte die Sache ein böses Ende genammen — ein Ende, das gar nicht auszudenken war! Aber der Raman ist halt der Roman! Und da hat er auch noch das „gute Christenherz" und macht den einzigen Schaden, dea der Schlitten angerichtet hat, gleich wieder gut! Für einea Bündel düerer Stecken eine ganze schöne Klafter! So ist er, der Romna, ja! „Und daß er sa gut is . . . schau nur, Ilsabethl, wie kann dich denn das verschmachen?"

Auch Mutter Nannimai begriff das nicht. „Das is kein Gnad und kein Schenken," meinte sie, „das is eine Gutthat, die maa sich gfallen lassea dárf! Und wenn uns der liebe Heergott wieder ein' zeigt, der's gut mit uns meiat . . . gar oft gschieht's eh net . . . weißt, da müssen wir gschwind Vergeltsgott sagen! Und margen is Soantag, schan . . . kannst ja dach net am Sonntag im Schnee umeinand watea und Halz klauben! Sei z'frieden, Kindl, daß's allweil noch gute Christen giebt . . . und daß unser Ofen sein Futter hat!" Unter diesen Wortea hatte sich die Altenäderin vor dem Ofen niedergekniet und legte eia Scheit um das andere über die Kahlen.

Lisbeth streckte die Hände, als möchte sie hindern, was die Mutter that. Aber die Arme sanken ihr müd herunter — und im Ofen begann das erwachende Feuer schon zu kaistern. Regungslos, mit ganz verlarenem Blick, sah Lisbeth in die wachsende Helle, die aus dem Schürlach glimmerte. Und ats die Mutter zu ihr trat, atmete sie auf, langsam und stockend, als läge ihr ein schwerer Stein auf der Brust.

Digitized by Google

„Aber Kindl, geh," die Mutter strich ihr mit beiden Händen über Haar und Wangen, „hat's dir dena d' Red jetzt ganz verschlagen? Es is dir ja doch nix gschehen, schau! So red doch ein Wörtl! Was hast denn, sag?"

„Der Schreck halt," meinte Hanspeter, „wenn der im Blut einmal drin is, weißt, da kaßt er so bald nimmer aus. Ich spür's an mir selber, ja! . . . Geh, thu's net plagen, 's Kindl!"

„'s Gscheiteſt wär, ſie thät ſich gleich niederlegen! Da hat ſ' ihr Rah, und dis morgen is alls verſchlafen. Gelt, ja?"

Lisbeth nickte. „Ja, Mutter!"

„Oder . . ." Hanspeter hob die klobige Hand und ſtatterte: „Oder meinſt net, es wär beſſer, ſie thät nach ein bißl ſitzen bleiben . . . bei uns . . . und thät plauſchen, ja, und thät ſich eia bißl aafmantern . . . wenn d' Stuben ſa warm wird, jetzt?"

Aber Lisbeth ſchüttelte den Kopf und ging zur Kammerthüre. „Gut Nacht, Mutter!" Sie wandte ſich haſtig ab, um die Thränen zu oerbergen, die ihr van den Wimpern fielen.

„Gottsliebe Nacht, Kindl!" ſagte Hans Peter ganz leiſe und legte die Hände hinter den Rücken.

Die Altenöderin ſah ihrem Mädel nach und ſchüttelte dea Kapf. „Die muß der Schrecken arg ſchiech derwiſcht haben! Aber der Schlaf macht viel! Und Gatt ſei Dank, bis morgen wird alles wieder gut ſein!" Sie halte die Leimpfanne, ſchad ſie in die Ofearöhre und ſetzte ſich an den Tiſch, um ihre Aebeit wieder zu begiaaen.

Hanspeter ſtand noch immer wie angewachſea inmitten der Stube und ſah die Kammerthüre an — mit Augen, wie man ein heiliges Bild betrachtet.

„Komm, ſetz dich her zu mir!" ſagte Mutter Nannimai. „Ich muß dir ja eh noch Vergeltsgatt ſagen!"

„Mir? . . . Für'n Roman halt, gelt, ja!"

„'s Holz haſt mir du gmacht. Sonſt hätt ich net feuern können."

„Das bißl, mein! Is net der Red wert!" Mit ſchleppendem Bein ging Hanspeter zum Tiſch.

„Fehlt dir am Fuß was?"

„Ah na! Ein wengerl eingſchlafen muß er mir ſein! Is alls ſchan wieder gut."

Sie ſaßen am Tiſch und plauderten mit gedämpften Stimmen, während im Ofen die brennenden Scheite immer lauter zu krachen begannen. Nach einer Weile holte Nannimai dte Leimpfanne und kledte das Dächlein auf die Kirche. Dabei ſah ihr Hanspeter zu, ſa achtſam, als müßte er lernen, wie das gemacht würde. Und als die Arbett fertig war, ſagte er: „Das Kirchl, das gfallt mir ſa viel gut. Das kunntſt mir verkaufen."

„Ah na! Das gieb ich net her!" erwiderte die Altenöderin mit einem Ton, welcher ärgerlich klingen ſollte. Aber ſie lächelte dazu. „Haſt eh ſchan gnug daheim."

„Der Nachbarin ihrem Kiadl hab ich eins verſprochen."

„Das is net wahr!"

Hanspeter wurde rat. „Ganz gwiß is wahr! . . . Geh, verkauf mir's!"

„Na! Und ich gieb's net her! Es is ja net fertig, ſchau! D' Fenſterln fehlen, und 's Dach is net gmalen, und der Baden hat kein Gras . . ."

„Grad ſo, wie's is, ſo gfallt's mir! . . . Gelt, ich krieg's?"

Sie wußte aus Erfahrung, daß ſie ihn nicht loswurde, beaor er das Kirchleia nicht hatte. „Meintwegen halt, du Plaggeiſt!"

Hanspeters Augen leuchtetea auf. „Was thät's denn kaſten?"

„Nix!"

„Na na!" Ganz erſchracken ſchob er das Kirchlein wieder zurück. „Gſchenkter nimm ich's net!" Die Unterlippe fiel ihm lang herunter, wie einem gekränkten Kind. „Und ſo viel gfreut hätt's mich . . . das Kirchl!"

Sa machte er's immer, und Mutter Nanaimai mußte nachgeben. „No alſo . . . wenn dir ſchon 's Herz dran hängt . . . zehn Pfennig halt!"

Schmunzelnd wühlte Hanspeter in ſeiner Taſche herum, bis er das lederne Beutelchen fand, das irgendwo bei den Knieen drunten herumſchlatterte. Umſtändlich zog er die Schnüre auf, die ein halbdutzendmal um das magere Lederſäcklein gewunden waren. Erſt netzte ee noch an der Zunge den Daamen, als hätte er Banknoten zu zählen, uad nachdem es ihm glücklich gelungen war, mit den plumpen Fingern eine Mark zu fiſchen, ſchad er die Münze langſam über den Tiſch. „Zehn Pfennig . . . das wär ſchon z'dillig für ſo viel ſeine Aebeit, weißt. Das Markl, Mutter, das nimmſt . . . aber d' Ilſabeth muß mir 's Kirchl noch malen und muß mir 's Dacht vergalben! Anderſt thu ich's net. Und morgen aaf'n Abend, da komm ich und hal's! . . . Gelt, ja?"

Das klang wohl wie eine Frage. Dach er ſchien der Altenöderin die Antwart erſparen zu wollen. Denn ſo flink, als es das Schwergewicht ſeiner drei Centner nur erlanbte, ſchob er ſich hinter dem Tiſch heroar und hinkte zur Thüre.

„Auf morgen, gelt? . . . Und gottsliebe Nacht, Mutter Nannimai! Thu mie d' Ilſabeth grüßen!"

Da zog er anch ſchon die Thüre hiater ſich zn. Und das Gemäuer der kleinen Hütte erzitterte noch unter ſeinem Schritt da draußen.

Lächelnd hatte ihm die Altenöderin aachgeſehen. Nun blickte ſie zur Kammer, in welcher Lisbeth ſchlief, and wieder zur Stubenthüre — als oergliche ſie in Gedanken ihr ſchmächtiges Kind mit dieſem doppelten Menſchen. Was ſie ſich dachte dabei, das machte ſie ſeufzen. „Grad ein diſſerl wenn er anders ausſchauen thät . . . grad ein diſſert!" murmelte ſie leiſe vor ſich hin. Und ſeufzte wieder. „Da hat ſich unſee Herrgott auch oergriffen . . . an dem!"

Sie wollte ihr Gedöſſel wieder beginnen; aber die Arbeit ſchien ihr keine Freude mehr zu machen; und plötzlich ſchob ſie das Zeug von ſich, räumte den Tiſch, nahm die kleine Lampe aus dem Drahtgehäng uad ging in die Kammer.

Das war ein ärmlicher Raum, ſa klein, daß am das Doppelbett herum nur nach ein ſchmaler Gang oerblieb. Kein Ofen in der Kamaer, kein Schrank — die paar Kleidungsſtücke hingen an einem Zapfenbrett an der Waud; den einzigen Schmnd dieter kahlen Mauern bildete ein Kruzifix, deſſen „Herrgott" den echten Arm oerloren hatte.

Die Altenöderin had die Lampe über das Bett and nickte zufrieden aar ſich hin, als ſie ſah, daß Lisbeth ſchlummerte.

In ſchwerer Fülle lag das gelöſte Schwarzhaar um das ſchmale Geſicht des Mädchens, deſſen müde Züge überſannt waren von einem ſtillen Lächeln, als ginge ein freaadliches Bild durch die Träume der Schlummernden.

„Gott ſei Dank, ſie hat ihren Schreck oerſchlafen!"

Sich bekreuzend, dlidte Mutter Nanaimai zu dem Kruzifix hinauf und dies die Lampe aus. Währead ſie im Dunkel die Kleider ablegte, detete ſie mit murmelnder Stimme. —

Deaußen, hinter der kleinen Scheane, die an die Hütte der Altenöderin angebaut war, knirſchte eine fleißige Säge ia der ſtillen Winternacht. Hanspeter hatte, damit Lisbeth vom Lärm ſeiner Arbeit nicht erwachen möchte, den Sägebock hinter das Haus in den Garten getragen, und da ſchaffte er unn im grauen Schein des Schneelichtes, eine Stunde um die aabere. Als alle Scheite der Klafter in kleine Stücke geſägt waren, klob er ſie im Schnee auf der Erde, um weniger Lärm zu machen. Und ſa eifrig war er bei der Arbeit, daß er gar nicht aufhorchte, wenn die Glocke ſchlug.

Erſt um Mitternacht, als der alte Wächter mit ſeinee heiſeren Stimme durch die Dorfgaſſe heraufſaag, merkte Hanspeter, wie ſpät es an der Zeit war. Aber die paar Scheite, die noch zu ſpalten waren . . . „die derzwing tch ſchon aoch!" . . . ſo meinte er. Und ſchaffte weiter.

Draußen auf der Straße klang der Geſang des Nachtwächters immer näher:

„Habet acht aufs Feuer und Licht,
Daß Menſch und Vieh kein Schaden gſchiecht!
Ihr lieben Leutin, laßt's eut ſagen,
Die Glock hat zwölfe . . ."

Dem Nachtwächter blieb das letzte Wort ſeines Verſleins in der Kehle ſtecken, und erſchracken blickte er nach der ungeträumen, ſchwarzen Geſtalt, die im Garten der Häuslſchuſterin ſo ſeltſame Arbeit that. „Alle guten Geiſter . . ." ſtotterte er, ſchlug ein Kreuz über die Naſe und begann zu rennen, ſo ſtink ihn ſeine alten Beine trugen.

(Fortſetzung folgt.)

Es rasselt die alte Klingel,
Der Vorhang flattert hoch:
Mein Kasperle, mein Alter,
Lebst du denn wirklich noch?

Bist just noch ganz derselbe,
Dem einst ich zugelacht,
Machst noch dieselben Streiche,
Die du vordem gemacht.

Reißt wieder die alten Witze,
Die Nase, wie sonst, so groß,
Schlägst wieder unbarmherzig
Auf Tod und Teufel los

Und wackelst mit dem Kopfe
Und schlenkerst mit Arm und mit Bein —
Just alles so wie damals,
Als ich noch jung und klein.

Nun bin ich alt geworden
Und grau ist Bart und Haar,
Nun sitzt mein Kind mir zur Seite,
So lustig wie ich einst war.

Dem glänzen so purpurn die Bäckchen,
Dem klopft das Herzchen so laut,
Blickt zu dir mit leuchtenden Augen,
Wie ich dir zugeschaut

Und kann nicht satt sich sehen
An deinen Gaukelei'n —
Mir aber fallen die alten
Entschwundenen Zeiten ein.

Da steigen bei deinen Possen
Ins Auge die Thränen mir hell —
Mein Kasperle, mein Alter,
Du närrischer, lieber Gesell!

Franz Bechert.

Tragödien und Komödien des Aberglaubens.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Zauberer und Giftmörder.

Von Gustav Klitscher.

Tag für Tag saß sie in ihrer kleinen Hofstube und arbeitete, über ihre Maschine gebückt. Tag für Tag nähte sie an den Sachen, die ihr aus dem großen Kleidergeschäft geliefert wurden. Damit ernährte sie sich schlecht und recht. Mehr schlecht als recht vielleicht. Denn für die Arbeit einer Näherin wird im allgemeinen wenig bezahlt. Für das tägliche Brot mag der Verdienst gerade noch reichen, aber für die Freuden und Genüsse des Lebens bleibt kaum ein bescheidener Rest. Und draußen braust und schäumt das lustige, fröhliche Leben der großen Stadt. Dort draußen rollen die eleganten Equipagen über den Asphalt, dort schimmern tausend märchenhaft schöne Dinge in den reich geschmückten Schaufenstern. Aber ach — das ist alles dort draußen! Für das arme Mädchen in der Hofstube blüht all diese Herrlichkeit nicht. Doch sie sieht dieselbe täglich vor Augen, wenn sie hastig durch die Straßen eilt, um aus dem großen Geschäft ihre Arbeit abzuholen oder sie dorthin zu bringen. Und dann steigt in ihrer jungen Seele der heiße Wunsch auf, auch genießen zu dürfen wie die große, glänzende Welt um sie her. Und wenn ihr Auge auf die kahlen Wände ihres Hofes fällt, dann sehnt sie sich, auch Teil zu haben an jener Pracht dort draußen. Reich sein, reich sein, einmal im Golde wühlen dürfen wie jene andern auch, einmal so recht aus dem Vollen heraus glücklich sein! Aber wenn sie ihren Wochenverdienst überschlägt, dann sieht sie, daß sie so niemals den erträumten Reichtum erlangen kann. Und da sie auf natürlichem Wege ihr Ziel nicht zu erreichen vermag, so klammert sich die arme Seele an das Uebernatürliche. Es ist ja reichlich dafür gesorgt, das Glück auf übernatürlichem Wege zu ergreifen. Man braucht nur die Hand auszustrecken. In den Zeitungen finden sich Anzeigen von höchst klugen Frauen, welche die geheimsten Geheimnisse den Karten oder

dem Kaffeegrund abzulauschen wissen. So geht denn das leichtgläubige and von Kindheit auf phantastische Mädchen zu den Kartenlegerinnen und opfert einen Teil ihres mühsam Erworbenen, um diese dunklen Geheimnisse zu erfahren. Aber so klug die klugen Frauen auch sind, das Wichtigste können sie der ungeduldig Fragenden doch nicht verschaffen: der ersehnte Reichtum stellt sich trotz aller günstigen Figurenbildung des Kaffeesatzes nicht ein. Da hört das Mädchen von einem ganz besonders wunderthätigen Mann, der schon deshalb mit allen schwarzen Geistern außergewöhnlich gut stehen muß, weil er ein Zigeuner ist. Seine Frau empfiehlt sich ebenfalls dem hohen Adel and pp. Publikum als wohlerfahren in den Wissenschaften der Kartenlegerei. Er selbst aber, der Begnadete, „macht" nur in höherer Schwarzkunst. Er zwingt die Schar der Geister und Dämonen. Sein Ruf ist weit verbreitet, sein Haus, besonders Sonntags, von den Gläubigen belagert.

Freilich — die Wohnung des großen Mannes entspricht an äußerer Pracht nicht ganz seinem Ruhm und den Schätzen, die er durch die Magie mit Leichtigkeit kann in Erscheinung treten lassen. Das Heim des Zauberers besteht nur aus Stube und Küche. In der letzteren haust sein Eheweib, das sich auf den Kaffeegrund versteht, mit zwei Kindern, in der Stube ist sein „Wahrsagesalon". Aber wer hätte auch je gehört, daß Zigeuner Paläste bewohnen?! Und außerdem ist es ja bekannt, daß gerade den Beschwörern durch unsichtbare Mächte ihren eigenen Schätzen gegenüber die Hände gebunden sind. Die Gemeinde der Gläubigen stieß sich jedenfalls nicht an der ärmlichen Bude des Manaes, der über Reichtumer und Schicksole nach Gutdünken zu gebieten vermochte. Sie kam. Ihr genügte es, daß der Treffliche sein Haar in longen, alle Friseurunkosten ersparenden, schworzen Strähnen über den Nocken hinabfließen ließ, ihr genügte es, daß seine dunklen Augen melancholisch blickten, schwermütig, geheimnisvoll, als hätten sie jene andere, bessere Welt geschaat. Außerdem trug er goldene Ringe in den Ohren. Bedurfte es mehr, um ihn als echten Zigeuner und Wundermann unumstößlich festzustellen? Für die kleine Näherin aus dem Hofzimmer, die so gern reich werden wollte, war es jedenfolls vollauf genug. Sie glaubte an diesen Mann. Von ihm mußte ihr endlich das lang ersehnte Glück kommen. Und der Schatzgräber erkannte, was für einen Schatz er in dem Mädchen gefunden hatte. Mehr and mehr wurde sie seinem Willen unterworfen. Ihre ganzen Ersparnisse — 500 Mark — opferte sie ihm, denn die Art, mit den Schätze spendenden Geistern Beziehungen anzuknüpfen, ist bekanntlich kostspielig. So mir nichts dir nichts werfen die Geister auch nicht mit dem Gelde um sich! Aber was sind schließtich 500 Mark, wenn einem eine halbe Million dafür wiedergegeben wird! Denn eine halbe Million hatte das Schicksal der Näherin zugedocht, billiger that es ihr Freund mit den Talmiohrringen nicht. Was hatten ihre kleinen Ersparnisse dogegen zu sagen?! Ob sie ihm noch mehr opferte, wer weiß es? Die Dame mit der Keaatnis des Kaffeesatzes war eifersüchtig auf sie.

Die kleine Näherin aus der Hofstube war nicht die Einzige, die auf die magischen Kräfte des Zigeuners schwur. Die Kundschaft des Geisterbeschwörers beschränkte sich nicht auf die holde Weiblichkeit. Auch das sogenannte starke Geschlecht war schwach genug, sich auf ihn zu verlassen. Da wor ein Diener aus herrschaftlichem Hause. Ihm wor es weniger um Geld und Gut zu thun. Sein Herz dürstete nach Liebe. Aber nicht nach jener Minne, die ihm unter seinesgleichen blühte, und von welcher der Dichter singt: „Ein jeder Jüngling hot einmol den Hang zum Küchenpersonal" — nein, seine Seele nohm einen höheren Flug. Jene stolzen Domen, über deren weiße Schultern er die Fischschüssel und die Brotenfanciere reichte, sollten sich ihm huldvoll neigen! Und da er einsah, daß dies Ziel für ihn auf dem gewöhnlichen Wege schwer erreichbar war, so griff ouch er verlangend nach dem Uebernatürlichen. Und auch für ihn hatte der Mann mit dem geheimnisvollen Zigeunerwissen Rat. Er ließ den vertiebten Serviertünstler mit seinem eigenen roten Blut feurige Liebesbriefe an die Vielgeliebten schreiben und versicherte ihn, daß bald die Einladung zu einem süßen Stelldichein die Antwort sein würde. Und der Diener schrieb die blutigen Briefe and vertraute dem Zauberer ebenso wie die Näherin ihm vertraot hatte, und wie so viele anbere noch.

Sie alle wußten ja nicht, in wessen Hände sie gefallen waren, und sie woren viel zu abergläubisch, um ein Mißtrauen in den Mann ihrer Wahl zu setzen. Hätten sie ein wenig nachgeforscht, so hätten sie erfahren können, daß der bezaubernde Zauberer gar kein Zigeuner wor, sondern eines gut deutschen Ofenfabrikanten ungeratener Sohn. Er war von Jugend auf ein Thunichtgut. Kaum aus der Schule entlassen, stahl er mit einem Altersgenossen zusammen ein Boot, mit dem er sich nach Hamburg einschiffte, um von dort zu flüchten. Er wurde zurückgeholt. Nicht gerade zum Nutzen seines Vaterlandes. Denn er entwickelte sich zum Einbrecher und Dieb und wurde wegen dieser wenig zauberischen Eigenschaften gerichtlich belroft. Einmal erschien er mit einem Möbelwagen vor der Wohnung von Leuten, die, wie er wußte, verreist waren. Mit Hilfe eines Genossen räumte er hier ein Schlafzimmer aus, schaffte die Einrichtung fort und verjubelte den Erlös. Als er sich verheiratet hatte, lebte er hauptsächlich vom „Abvermieten" an Frauenspersonen zweifelhaften Rufes. Als ihm dies Geschäft notgedrungen gelegt wurde und er sich nunmehr noch einem anderen mühelosen und doch einträglichen Erwerbszweig umsehen mußte, da entdeckte er plötzlich seine übernatürlichen Kräfte und zeigte an: „Wahrsagerei nach Zigeunerart". Dies alles wußten natürlich seine Anhanger nicht. Sie glaubten einfach. Sie wußten auch nicht, welche Bewandtnis es mit den zwei Kindern im Alter von sechs Wochen und acht Jahren hatte, mit denen die Frau in der kleinen dumpfen Küche hauste. Es waren nicht die Sprößlinge des Ehepaares, sondern „Ziehkinder". Der Zauberer hatte sie in eine Lebensversicherung eingekauft und trug sich mit der verbrecherischen Absicht, sie auf dem Wege der sogenannten Engetmacherei oder auf eine andere bewährte Weise aus der Welt zu schaffen, um dann das Versicherungsgeld einziehen zu können.

Dies wußte ebenfalls niemand, auch die Näherin und der herrschaftliche Diener nicht. Jene opferte Schlag auf Schlag ihre Ersparnisse, und dieser ließ sich immer wieder zur Ader, um an seine hochgestellten Angebeteten die blutigen Liebesbriefe zu schreiben. Daß der Zigeuner ihm diese nicht umsonst diktierte, ist selbstverständlich. Aber wie das in solchen Dingen geht — schließlich wird auch der langmütigste Gläubige ungeduldig, wenn er sieht, daß alle seine Opfer zu keinem greifbaren Erfolge führen und er sein gutes Geld so zu sagen zum Fenster hinaus wirft. Das feurige Geblüt des Dieners bedurfte dringend einer Abkühlung, und auch die arme Näherin, die so gern reich sein wollte, wünschte in die Zahl der Rothschilds nunmehr sofort eingereiht zu werden. Ja sie drohte mit einer Anzeige wegen Betruges, wenn die Geister nicht bald ihr Versprechen wahrmachten. Der große Prophet sah ein, daß er einen Hauptschlag führen müßte. Und da er natürlich weder das schöne Geld, noch die schönen Frauen in Wahrheit herbeizaubern konnte, so schien es ihm das Einfachste, sich der unbequemen Mahner durch Gift zu entledigen. Zu diesem Zwecke heckte er einen teuflischen Plan aus. Er wollte seine beiden Opfer an einem einsamen Orte zusammen aergiften, so daß es nachher den Anschein hätte, ein Paar unglücklich Liebender wäre gemeinsam in den Tod gegangen. So lud er dena die beiden zu nächtlicher Stunde an einen tief in der Forst gelegenen Waldsee, fernab von jedem menschlichen Verkehr. Hier würde, so versicherte er ihnen, der große Zauber vor sich gehen, der ihnen Geld und Liebe in Hülle und Fülle bringen sollte. Die Näherin folgte auch seiner Aufforderung. Mit ihr traf er sich am verabredeten Platze. Außerdem befand sich in seiner Gesellschaft noch der achtjährige Pflegesohn, den ihm die eifersüchtige Gattin mitgegeben hatte. Den Diener hatte, sehr gegen seinen Willen, sein Dienst zurückgehalten. Aber das störte den Zauberer ebensowenig wie die Anwesenheit des Kindes. Als die drei an dem abgelegenen See angekommen waren, begann der Betrüger seinen Hokuspokus. Er kleidete sich in eine Mönchskutte, die er zu diesem Zwecke besonders gekauft hatte, zog einen Zauberkreis, in den sich das Mädchen stellen mußte, und fing nun an, allerhand Unfug zu treiben. Er ließ den Jungen in eine mit orientalischen Zeichen versehene Trinkschale Wasser schöpfen, schüttete ein blaues Pulver hinein und trank von der Mischung. Dann nahm er eine neue Beschwörung vor, that wieder ein Pulver in die Schale, und nun mußte das Mädchen trinken, während der Zauberer sich mit dem Knaben

zurückzog. Bald darauf brach das Mädchen zusammen. Das zweite Pulver war Strychnin gewesen. Dem Knaben redete der Mörder vor, sein Opfer schlafe; wenn es erwache, würde es den Schatz in dem Zauberkreise finden. Damit gingen sie.

Tagelang lag die Leiche an der abgelegenen Stelle des Waldes, die selten eines Menschen Fuß betritt. Als sie gefunden wurde, hatte sie zum Teil schon den Raubtieren als willkommene Beute gedient. Inzwischen ging der große Prophet in die Wohnung seines Opfers, raffte das zusammen, was er an Geldeswert vorfand, und entfloh mit seiner Familie. Ein Zufall führte dann zur Entdeckung des Verbrechens und überlieferte den Thäter den Händen der Polizei. — —

Wenn man diese Tragödie des Aberglaubens liest, fühlt man sich versucht, zu glauben, sie wäre aus einem Sensationsroman abgeschrieben. Der Leser wird aber schon gemerkt haben, daß es sich um wirkliche Geschehnisse aus der jüngsten Vergangenheit handelt. Es ist eine nur allzuwahre Geschichte, und zwar ist sie nicht irgendwo in den böhmischen Wäldern passiert, sondern in der Stadt der Aufklärung, in der Hauptstadt des Deutschen Reiches. Der Mörder des armen Mädchens, das seine traurige Thorheit mit dem Tode gebüßt hat, heißt Jaenicke und wird sich demnächst vor dem irdischen Richter zu verantworten haben. Die Namen der Gemordeten und des liebeglühenden Dieners, den ein gütiges Geschick vor dem sicheren Tode bewahrt hat, sind durch alle Zeitungen gegangen. Der Ort der That ist der Teufelssee in der Nähe von Potsdam, und das Haus, wo sich der „Wahrsagesalon“ befand, steht noch Gatzkowskystraße 10.

Und trotz dieser trockenen, dem amtlichen Polizeibericht entnommenen Thatsachen wird es einem schwer, an die Wahrheit des unerhörten Vorgangs zu glauben. Wie ist es möglich, so fragt man sich, daß an der Wende des 19. Jahrhunderts, in einer Stadt, wo Volksschulen, Fortbildungsschulen, Volksbibliotheken und viele andere, der öffentlichen Bildung und Aufklärung dienende Anstalten vorhanden sind, der tollste Aberglaube zu so traurigen Folgen führen kann?! Aber wer Berlin ein wenig näher kennt und ein wenig unter die Oberfläche geschen hat, der weiß, daß trotz aller gerühmten Intelligenz in der großen Stadt an Aberglauben auch gerade noch genug geleistet wird. Und es sind nicht nur die unteren Stände, die dies Treiben mitmachen, auch viele sogenannte Gebildete sind nicht frei von jenem Zuge zum Uebernatürlichen. Daß unter diesen Umständen das Handwerk der klugen Frauen vom Kartenschlag und Kaffeegrund blüht, ist leicht zu erklären. In den Zeitungen kann man massenhaft Anzeigen finden, in denen sie ihre geheimen Künste anpreisen; ihr Geschäft geht so lange, wie die Dummen nicht alle werden, und wenn sie auch selbst vielfach nicht gerade bösartig, sondern zum Teil wohl nur betrogene Betrüger sind, so zeigt doch der Fall Jaenicke, daß sie durch ihr sinnloses Geschwätz abgeseimten Verbrechern ihre Opfer geradezu in die Arme treiben können.

Der Ehrenmann aus der Gatzkowskystraße hat es gar nicht einmal so übermäßig schlau angefangen, im Gegenteil: sein ganzes Spiel erscheint plump und durchsichtig für alle, die sehen wollen. Aber er wußte ganz genau, daß seine Kunden eben nicht sehen wollten. Er kannte seine Leute, die Absichtlich-Blinden, er wußte, was sie von Zauber und Zauberwesen erwarteten, und so war das nach altbewährten Rezepten Zusammengestellte für sie gerade dumm und schlau genug.

Daß der gewesene Töpfergeselle für einen echten, rechten Zauberer nicht besonders paßte, sah er bald ein. Nach alter Volksüberlieferung mußte es zum mindesten ein Zigeuner sein. Seine kleine schmächtige Gestalt, seine gelbe Gesichtsfarbe, die schwarzen Haare kamen ihm für die Umwandlung besonders gut zu statten. Die Ohrringe thaten das übrige, um ihn allen Anforderungen genügen zu lassen, die der Abergläubische von alters her an einen Mann, der mit dem Teufel im Bunde ist, stellen zu müssen glaubt. Die Zigeuner gelten ja noch heute vielfach in ganz Deutschland in Stadt und Land als die natürlichen Vermittler zwischen den Menschen und den bösen Geistern. Die Zigeunerweiber besonders sind im Wahrsagen und in der Zauberei wohl bewandert. Das ist historisch unschwer zu erklären, denn es ist unzweifelhaft, daß das Hexenunwesen des Mittelalters wesentlich mit durch die Zigeuner veranlaßt ist, und daß durch sie der asiatischen Magie entnommene Bestandteile den alten, dem deutschen Götterkult entstammenden Vorstellungen hinzugefügt sind. — Auch den Platz des Mordes hat Jaenicke mit wohlüberlegter Absicht gewählt, nicht nur weil er entlegen ist und eine Entdeckung, die schließlich durch Zufall erfolgte, unwahrscheinlich machte: schon der Name Teufelssee war ihm seinen Opfern gegenüber von Nutzen und die Sagen, die sich an den einsamen Waldwinkel knüpften, nicht minder. Es handelt sich hier nicht um jenen, vielen Berlinern bekannten Teufelssee im Grunewald, an dem die Charlottenburger Wasserwerke liegen, sondern um ein kleines Gewässer im Kreise Zauche-Belzig, am Fuße des Ravensberges, unweit Potsdam. Die nächste Eisenbahnstation, Rehbrücke, ist für einen Fußgänger immer noch ¾ Stunden entfernt. Der Ort ist thatsächlich nicht ohne Romantik. Früher stand bei einer Quelle in der Nähe eine Engelsfigur, sie ist jetzt verschwunden. Der Teufel hat sie wahrscheinlich geholt, die Forstbeamten behaupten freilich, es wären Diebe gewesen, die nach dem Zink lüstern waren. Die Umgebung des Sees ist ganz und gar verwildert und paßt trefflich zu den Sagen, die man von dem Platze erzählt. In alten Zeiten soll an den Ufern des Waldsees ein wendisches Götzenbild gestanden haben, zu dem die Heiden auch noch nach der Christianisierung des Landes durch Albrecht den Bären heimlich wallfahrteten, um ihre alten Gebräuche zu verrichten. Aber der christliche Teufel, der ja im Volksbewußtsein so oft an die Stelle der alten Götter getreten ist, trieb auch hier sein Spiel. Es ersetzte das Standbild des Heidengottes durch sein eigenes. Und dies Aergernis stand angeblich so lange dort, bis es der Bischof von Brandenburg vernichten ließ. Wie trefflich paßten dieser Ort und diese Geschichten dem modernen Zauberkünstler, um mit ihnen auf das empfängliche Gemüt eines thöreichten jungen Mädchens Eindruck zu machen!

Fragt man sich, woher der Giftmörder jene eingehende Kenntnis von den Besonderheiten des Aberglaubens hatte, die ihm nachher für seine verbrecherische That so sehr zu gute kamen, so ist es sehr wohl möglich, daß sie ihm zufällig durch mündliche Ueberlieferung mitgeteilt worden sind. Für einen Mann seiner Art aber war es noch nicht im mindesten schwer, sich das zum Handwerk Nötige aus Schriften anzueignen. Leider Gottes erschienen und erscheinen noch heutigestags in Deutschland genug Bücher, welche auf die abergläubische Menge spekulieren. Das Sechste und Siebente Buch Mose, Faust dreifacher Höllenzwang, der feurige Drache und wie die Machwerke alle heißen, die einem alten Wahn immer neue Nahrung geben und immer aufs neue Verwirrung in schwachen Köpfen anrichten, werden heute noch frisch aufgelegt und finden — leider — reißenden Absatz.

Die Frage, wie man dem Aberglauben beikommen könnte, ist oft gestellt und noch niemals genügend beantwortet worden. Ihn ganz auszurotten, dazu scheint es kein Mittel zu geben. So weit wir die Geschichte der Menschheit zurückverfolgen können, so lange stoßen wir auf den Aberglauben. Er wurzelt zu tief im Gemüt, als daß allein verstandesmäßig gegen ihn anzukämpfen wäre. Man wird sich begnügen müssen, dem unsterblichen Lindwurm an einzelnen Gliedern zu Leibe zu gehen. Und dahin möchte ich es rechnen, wenn man den geschäftsmäßigen Kartenlegerinnen und Wahrsagern, wie sie jetzt besonders in den großen Städten ihr Wesen treiben, ein wenig mehr auf die Finger sehen wollte. Ich meine, nur die wenigsten jener dunklen Ehrenmänner und Ehrenfrauen glauben selbst an ihre übernatürlichen Kräfte. Die meisten wissen ganz genau, daß sie ihren Besuchern für gutes Geld wertlosen Humbug vormachen. Da sollte doch das Strafgesetzbuch genügen, um eine Anklage wegen Betruges zu rechtfertigen. Wenn man bis jetzt von einem Vorgehen abgesehen hat, so geschah das wohl hauptsächlich aus dem Gesichtspunkt heraus, daß diese Wahrsagerei im allgemeinen ungefährlich wäre. Wer betrogen werden wollte — nun der sollte sich eben betrügen lassen! Der Fall Jaenicke aber zeigt deutlich, wie durch gewissenlose Kartenlegerinnen ein unarmes kleines Geschöpf dem Mörder geradezu in die Hände geliefert worden ist. Wie viel Unheil auch sonst noch durch die schwarzen Künste in den Köpfen abergläubischer Menschen angerichtet werden kann, zu welchen unliebsamen Folgen in Haus und Familie falsche Orakelsprüche führen können, das mag sich jeder selbst ausmalen. Vielleicht findet es ein Staatsanwalt der Mühe wert, sich der Sache anzunehmen. Hier wird er die Masse der Gebildeten auf seiner Seite haben.

Digitized by Google

Aus dem Grödner Thale.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von J. C. Platter. Mit Bildern nach Photographien von Emil Cerschak in St. Ulrich Gröden.

Seitdem die Touristik und der Fremdenverkehr überhaupt in den Dolomitgebieten Tirols einen so großen Aufschwung genommen haben, ist auch das früher bloß wegen der dort betriebenen Holzschnitzerei bekannte Grödner Thal in immer weiteren Kreisen als Sommerfrische und Touristenstation beliebt und berühmt geworden. Der Alpenfahrer, der, mit der Brennerbahn von Norden kommend, in der zwischen Brixen und Bozen gelegenen Station Waidbruck den Zug verläßt, ahnt zunächst freilich nicht, daß innerhalb der engen Spalte im Thalgehänge ein ausgedehntes, reich mit Naturschönheiten gesegnetes Hochgebiet sich eröffnet, das in Landschaft, Bewohnern und Kultur füglich als eine kleine Welt für sich bezeichnet werden kann.

Gröden hat als vom Eisak gegen Osten hin abzweigendes Hochthal drei Hauptzugänge, von denen der eigentliche Thaleingang mit der Fahrstraße bei Waidbruck im Westen, die beiden anderen dagegen im Osten gelegen sind. Und zwar vermittelt im Südosten ein Saumweg über das 2218 m hohe Sellajoch den Uebergang in das benachbarte Fassathal, während nordöstlich davon eine ähnliche Passage über das 2137 m hohe Grödner Joch das Thal mit dem Bezirk Enneberg verbindet. Innerhalb dieser Hauptthore nun liegt Gröden, eine wald- und wiesengrüne Thallandschaft, von hohen, phantastisch geformten Bergen umrahmt und von einem rauschenden Bache durchzogen.

Jawohl, eine kleine Welt voll Eigenart, eine Welt für sich!

Das Thal ist von Waidbruck bis zu den genannten Jochhöhen, also von einem Ende zum andern, keine zehn Stunden lang, und doch sieht der Wanderer im unteren Thalbereiche die dunkle Traube am sonnigen Berghang winken, während oben im Hochrevier der wildzerrissenen Felskolosse blankes Gletschereis über schäumenden Firnbächen sich wölbt. Dazwischen liegen dunkle Wälder und saftgrüne Aecker und Wiesen, stattliche Dörfer und Einzelhöfe, Kirchen und Kapellen, und hier und da erinnert eine Burg oder eine zerfallene Herrenfeste an alte Ritterherrlichkeit. Und dann erst die Bevölkerung selbst! Sie reicht in gewisser Hinsicht, nämlich betreffs ihrer Sprache, weit zurück in längst vergangene Zeiten und scheint gleich einem Meereseiland hier fest und still gestanden zu haben mitten in der ringsum stürmenden, drängenden Völkerbrandung. Als vor bald zweitausend Jahren die Römer die Bergvölker Rhätiens unterwarfen und denselben ihre eigene Sprache und Civilisation aufzwangen, da half den Besiegten kein Widerstand, sie wurden romanisiert. Aus dem ihnen aufgedrungenen Volkslatein, vermischt mit so manchen Bestandteilen der angestammten Mundart, entstund schließlich eine eigene, die ladinische Sprache, welche ein ausgedehntes Gebiet beherrschte und erst im Laufe der Zeiten, vom Norden her durch die deutsche und wohl auch von Süden her durch die italienische Sprache, auf ganz kleine Bezirke zusammengedrängt wurde. Die ungefähr 4000 Personen zählende Bevölkerung von Gröden hat die ladinische Sprache bis auf den heutigen Tag sich bewahrt, was jedoch nicht hindert, daß die Leute zumeist der deutschen und italienischen Sprache ebenfalls mächtig sind. Es ist dies auch notwendig, wenn sich die Grödner mit ihren Nachbarn im deutschen Eisakthale sowie mit den Italienern jenseit der Berge verständigen wollen. Wie in der Sprache, so unterscheiden sich die Bewohner des Grödenthales auch in Bezug auf ihre Erwerbsverhältnisse ganz bedeutend von der übrigen Bevölkerung Südtirols. Wohl wird auch in Gröden etwas Ackerbau und, begünstigt durch die herrlichen Alpenweiden, besonders Viehzucht betrieben, aber die Hauptursache des Volkswohlstandes im Thale bildet seit fast zweihundert Jahren die Holzschnitzerei, welche auch heute noch überall eifrigst gepflegt wird. Greise und Kinder, Männer und Frauen, alles übt mit einem wahren Bienenfleiße die Schnitzkunst aus, für deren Vervollkommnung zu wirklicher Holzbildhauerei sogar eine eigene, segensreich wirkende Fachschule im Thale errichtet wurde. Den daraus erwachsenen Wohlstand sieht man in Gröden schon den Häusern an, welche durchwegs nette, reinliche und vielfach sogar sehr stattliche Gebäude sind. Ebenso zeigen die Grödner in ihrer alten, malerischen Volkstracht eine gewisse selbstbewußte Behäbigkeit, besonders wenn bei festlichen Anlässen, bei „größeren Hochzeiten" und dergleichen Gelegenheiten, die originellen, reichen Kostüme in all ihrer Farbenpracht zur Verwendung gelangen. Aber auch in der besseren Sonntagstracht ist besonders den Frauen noch eine charakteristische Gewandung erhalten geblieben. Ueber den schwarzen, vielgefältelten Weiberrock zieht sich eine breite, oft aus Seidenstoff gefertigte Schürze, die rückwärts fast zusammenschließt. Dazu kommt noch das dunkle Tuchleibchen mit Brustlied und Bauschärmeln, und um den Hals ein hoher, enganschließender weißer Spitzenkragen (enlère genannt), von welchem breite Spitzen auf die Brust herabfallen. Dort glänzt auch zumeist ein schönes goldenes Kreuz, das gewöhnlich an einer Korallenschnur getragen wird. Weiße Strümpfe und ausgeschnittene Glanzlederschuhe mit silbernen Schnallen, sowie etwa ein buntfarbiges Umhangtuch und ein mächtiger Regenschirm vervollständigen den Sonntagsstaat, zu welchem die dunkelblaue, in Größe und Form beiläufig einem Zuckerhut gleichende Haube mit lichtblauer (bei Begräbnissen und Familientrauer mit schwarzer) Seidenschleife leider nur noch in verhältnismäßig seltenen Fällen als Abschluß dient.

Grödner Frau in Landestracht.

Immer praktisch und strebsam und von einem gesunden Eigennutz beseelt, haben sich die Bewohner des Thales mit den bisherigen Erwerbsquellen nicht begnügt, sondern als die Touristik und der Sommerfrischlerverkehr sich im Lande mehr und mehr zu entwickeln begannen, da erinnerten sich die Grödner daran, daß einst ein vielbenutzter Handelsweg vom Eisakthal durch Gröden über das „Jöchl" nach Enneberg und weiter nach Venetien führte, woraus sich ein reger Verkehr und reicher Verdienst für das Thal ergeben hatte. Was damals gewesen, vor Hunderten von Jahren, das konnte — wenn auch in anderen Formen — wieder kommen, alle Vorbedingungen hierfür waren in reichlichem Maße vorhanden!

Vor allem ist es die hohe Lage, welche den Grundstock bildet für manch' andere Vorzüge, die eine Gegend erst so recht zu einer Gebirgssommerfrische geeignet machen. Die Ueberwindung der ersten Thalstufe zwischen dem 471 m über dem Meere gelegenen malerischen Eingangsdörfchen Waidbruck und der über 1200 m erreichenden Höhe von St. Ulrich ist auf bequemer Fahrstraße bald überwunden, und dann zieht das grüne Thal in ganz mäßiger Steigung dahin, bis in einer Höhe von etwa 1600 m bei Wolkenstein-Plan die Anstiege zu den Jochübergängen ihren Anfang nehmen.

Die günstige, hohe Lage des Thales, der mitten durch fließende Bach, die Wälder an den Bergabhängen, dann aber auch der Mangel jeglicher eigentlichen Fabriksindustrie sorgen für

erfrischende, von Rauch und Staub vollkommen reine Alpenluft, zu der das gute Gebirgsquellwasser die notwendige Ergänzung bildet. Im Hauptorte St. Ulrich (ladinisch: Ortisei), wie auch in den Dörfern St. Christina und Wolkenstein ist durch trefflich eingerichtete und sorgfältig geführte Gasthöfe für Unterkunft und Verpflegung auch verwöhnterer Gäste Sorge getragen, und so darf man sich wohl auch nicht wundern, daß ein zahlreiches, internationales Publikum sich jeden Sommer im Thale zusammenfindet. In der Hochsaison sind sowohl die Gasthöfe wie auch die in manchen Privathäusern eingerichteten Fremdenwohnungen, besonders in St. Ulrich, voll besetzt, und an den langen Tafeln im Speisesaale des Postgasthofes findet sich zur Essenszeit gewöhnlich kein leerer Sessel vor.

Ruine Wolkenstein.

Neben diesen Sommerfrischkolonien und teilweise Hand in Hand damit hat aber auch die Entwicklung des Touristensports in Gröden eine bedeutende Ausdehnung gewonnen. Gerade dafür scheint das Thal in ganz außerordentlichem Maße geeignet, denn wohl nirgends können die schönsten Hochgebiete der Dolomiten bequemer und rascher von der Eisenbahn weg erreicht werden als gerade vom Grödner Thale aus. Schon von St. Ulrich, noch besser aber von der etwas oberhalb gelegenen St. Jakobskirche aus, zeigt sich die Kolossalgestalt des Langkofels, an den sich die anderen Spitzen und Türme dieser nach ihm benannten Dolomitgruppe anschließen. Oestlich davon steigt eine graue, mächtig aufragende Felsenwand mit hellem Querbande fast mitten durch einen Teil der Sellagruppe auf, doch läßt die in breiten, wuchtigen Formen hingelagerte Riesenmauer aus der Ferne nicht erkennen, welch' reiche Fülle alpiner Schönheiten dahinter verborgen liegt.

Den eigentlichen Hochgebirgsgruppen des Grödner Gebietes sind zu beiden Seiten des Thaleinganges in einer Höhe von etwa 2000 m weitausgedehnte Almen vorgelagert, von denen die eine im Süden, die Seiseralpe, mit ihren mehr als sechzig Sennhütten und etwa vierhundert Heustadeln bei einem Umfang von fünfzehn Stunden die größte Hochalm des Landes bildet. Im Sommer gehört die Seiseralpe zu den reichsten Fundgruben für botanisierende Alpenfahrer, im Winter dagegen gewährt sie für Skiläufer einen geradezu ideal zu nennenden Tummelplatz. An die Hochfläche der Seiseralpe schließt sich im Osten die Langkofelgruppe an, während ihr gegenüber auf der Nordseite des Thales die geisterhaft weißen Zinken und Zacken der Geistergruppe im 3027 m hohen Saß Rigais ihren höchsten Punkt erreichen. Wieder thaleinwärts reicht jenseit des Tschislesthales die Puezgruppe bis hinüber zum Grödner Joch und nach Enneberg. In diesen Gebieten haben die Sektionen „Regensburg" und „Ladinia" des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereines ein dankbares Arbeitsfeld gefunden, und zwar bildet besonders die gut eingerichtete und nahe St. Ulrich in etwa drei Stunden erreichbare Regensburger Hütte für Hochtouren in der Geislergruppe, sowie auch zur Besteigung der Puezspitzen oder bei Uebergängen nach Enneberg eine sehr erwünschte Zwischenstation. Die erwähnten Dolomitgruppen mit dem gleichfalls schon genannten Sellastock bilden um das Grödner Thal einen Kranz von Bergen, der jedes Touristenherz zu höherem Schlage begeistern und wohl auch so manchen Thalbummler aus der Sommerkolonie von St. Ulrich wenigstens zu leichteren Bergfahrten anregen muß. Solch' lohnender Ausflüge, Bergbesteigungen, Uebergänge ꝛc. wären viele Dutzende zu erwähnen, so beispielsweise die Tour auf die Seiseralpe mit den Uebergängen zum Schlern oder nach Fassa, dann nach Raschötz mit der kleinen Gipfelkapelle, weiter auf den Pitschberg, zur Setscheda, oder auf die Steviaalpe, an deren senkrechten Absturzwänden die Burgruine Wolkenstein wie ein Schwalbennest am Hausdach klebt. Das alte zerfallene Gemäuer war einst der Stammsitz der heute gräflichen Familie von Wolkenstein, zu deren Ahnen Oswald von Wolkenstein, der „letzte Minnesänger", zählt.

Die Geislergruppe.

St. Christina.

In den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts wurde die Felsenburg an den Wänden der Steviaalpe durch Blitzschlag eingeäschert, und darauf baute Dietrich Theodor Graf Wolkenstein bei St. Christina ein neues Schloß, die Fischburg, das heute als Gemeindearmenhaus gute Dienste leistet. An der Ruine Wolkenstein vorüber führt durch das romantische „lange

Die Langkofelgruppe, von der St. Jakobskirche in St. Ulrich aus gesehen.

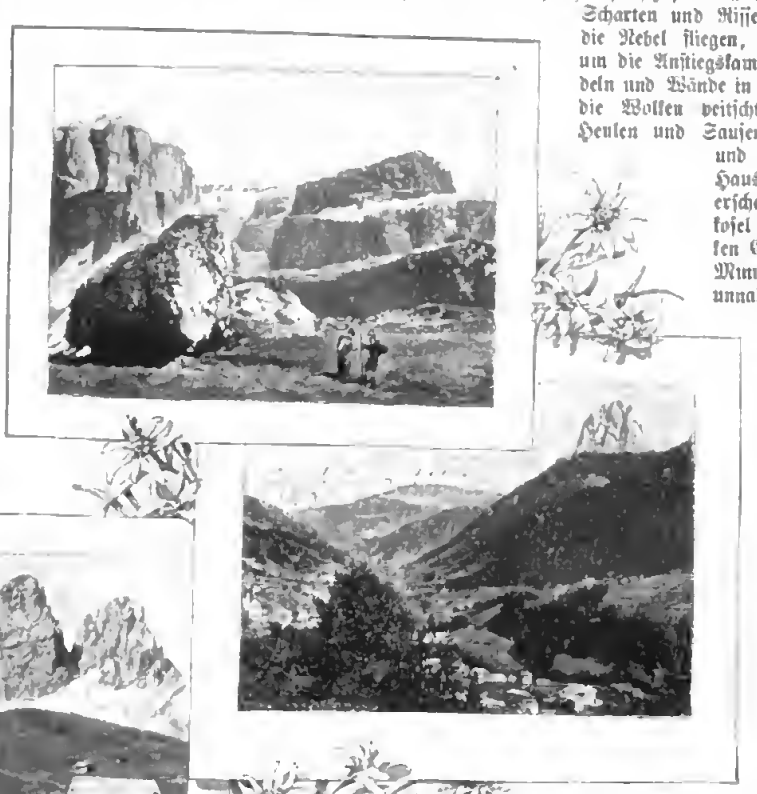
Thal" der Weg in die Puezgruppe zur hochgelegenen Ladiniahütte, von der aus die verschiedenen, bis nahe an 3000 m hohen Einzelgipfel des Piz Puez ohne Gefahr und Schwierigkeiten erreichbar sind. Bedeutend weniger läßt sich das letztere von einzelnen Spitzen der Sellagruppe und am allerwenigsten von jenen des Langkofel-Gebirgszuges sagen. Bis vor wenig Jahren war die Sellagruppe in weiteren Touristenkreisen fast gar nicht bekannt, und so manche ihrer höchsten Erhebungen, wie z. B. die 3000 m hohe Bambergerspitze, dann der als schwieriger Kletterberg ersten Ranges gerühmte Daint de Mesdi, ferner die gleichfalls schwierige Zehnerspitze wurden erst im Jahre 1894 von deutschen Touristen zum erstenmal erstiegen. Als weniger schwierig, wenn auch etwas mühsam, gilt die Tour auf die 3152 m hohe aussichtreiche Boëspitze, den höchsten Gipfel der Gruppe, dessen Besteigung duech die von der Sektion „Bamberg" des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins eine halbe Stunde untee diesem Scheitelpunkte erbaute Bambergee Hütte und wohl auch durch das vor zwei Jahren eröffnete Hospiz auf dem Grödner Joch bedeutend erleichtert wurde. Besonders das letztgenannte Unterkunftshaus war auch für den allgemeinen Verkehr schon seit langem als eine Notwendigkeit dringend ersehnt, da namentlich in der strengen Winterzeit fast alljährlich Menschen in Schnee and Wetterstürmen auf dem Joche ihr Leben verloren. Im Jahre 1891 schon beachte ja auch die „Gartenlaube" das Porträt des wackeren Schneebauern Battista Lardschneider zur Veröffentlichung, der als wahrer Samariter bei jedem Schneegestöber von seinem Hofe in Plau gegen das unwirtliche Joch hinan auf den Menschenfang ausging und auch thatsächlich im Lauf der Jahre zahlreichen, ohne seinen Beistand unbedingt dem Tode verfallenen Wanderleuten um Gottes Lohn Hilfe und Rettung brachte. Allen unglücklich Verirrten konnte freilich auch der brave Schneebauer von Plan nicht rechtzeitig zu Hilfe kommen, und so war es jedenfalls eine anerkennenswerte That, daß mehrere Grödner Bürger, mit dem Postmeister und Hotelier Josef Lardschneider von St. Ulrich an der Spitze, unter Mitwirkung des fürstlichen Oberbaurates Max Schultze aus Regensburg die gastliche Herberge erbauten, welche dreißig Personen bequeme Unterkunft bietet und das ganze Jahr hindurch bewirtschaftet wird. Es ist ein stattliches Haus, dieses Jochhospiz, mit geräumigen Wirtschaftslokalen und sechs Touristenschlafzimmern, welche wohl niemals leer stehen, da der Besuch durchschnittlich die Zahl von 3000 Personen im Jahre erreicht. Freilich sind das durchaus nicht etwa alles gut zahlende Gäste, denn vielen armen Leuten muß der Wirt, besonders im Winter, unentgeltlich Unterkunft und so manchmal auch Verpflegung gewähren. Zu Weihnachten und Neujahr ist das Hospiz hie und da durch Schneemassen von

Das Hospiz auf dem Grödner Joch.

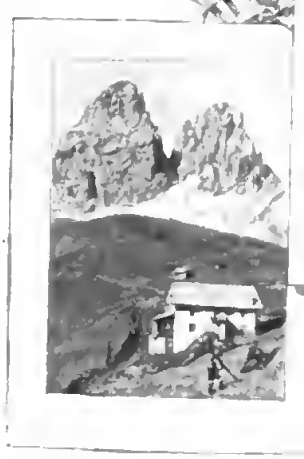
Nach einer Photographie von Hermann Mahl in Brunek.

Thale gänzlich abgeschlossen, und dann beginnt bei Nebel und Wetterstürmen der schwerste Dienst für den Herbergsvater, der die Hospizglocken läuten und in das Nebelhorn stoßen und dann hinausgehen muß auf die Grödner wie auf die Enneberger Seite des Joches, um nach Verirrten zu suchen und sie ans Wind und Schneegestöber unter sicheres Obdach zu bringen. Auf diese Weise ist es auch dem Hospizwirt Alois Rudiferia in den letzten Jahren wiederholt gelungen, Menschenleben aus schweren Todesnöten zu befreien. Anders dagegen gestaltet sich das Leben an schönen, sonnigklaren Wintertagen, wenn Skitouristen vom Thale heraufkommen, oder wenn gar der Grödner Rodelklub, der in St. Ulrich seinen Sitz hat, von der Jochhöhe aus eine fröhliche Thalfahrt auf den „Rodeln", diesen windschnell dahinsausenden Kleinschlitten, veranstaltet.

Am allerschönsten ist es im Grödner Thale freilich immer zur Sommerszeit, wenn auf den grünen Almen das Vieh in großen Herden weidet und Sennleute, Mäher und Mäherinnen, sowie in den höchstgelegenen Weiden das lustige Völklein der Kleinviehhirten hauft. Dazu kommen im Thale aus aller Herren Ländern die Sommerfrischgäste und auf den Höhen die Touristen in ihren verschiedenen Rangstufen, von den einfachen „Jochläufern" bis hinauf zu den „Schrofenkliebern" und „Spitzenfressern", welche wieder in den „Führerlosen" ihren höchsten Grad erreichen. Für alldiese letzteren bildet nun nebenverschiedenen Spitzen der übrigen Grödner Dolomitgebirgszüge doch immer die Langkofelgruppe das eigentliche Mekka der alpinen Pilgerfahrt. Es ist aber auch ein verführerisch herelicher Anblick, welchen diese riesigen Felsgebilde besonders vom Sellajoch aus gewähren. Ringsum hat der Wanderer grüne Matten, Wiesen und Weiden, Alpenrosen blühen in Massen, und das Edelweiß läßt sich auf nahezu ebenen oder nur sanft geneigten Rasenflächen ohne Mühe und Gefahr zu ganzen Sträußchen pflücken. Im Osten grüßen die Wände der Sellagruppe, in welche auch von dieser Seite durch das Val delle Stries ein Touristensteig zur Boë hinanführt, und südöstlich winkt die eisschimmernde Marmolata, die stolze Dolomitenkönigin, über das Pordoj-Joch herüber. Den mächtigsten Eindruck jedoch macht unbedingt im Westen die Langkofelgruppe, deren himmelanstrebende Firnen dem bewundernden Auge so nahe erscheinen, daß man das Jauchzen zu hören vermeint, wenn wieder ein Zunftgenosse der kühnen Kletterzilde irgendwo oben auf der langen Gipfelreihe aufgetaucht ist.



St. Ulrich mit Sellagruppe und Langkofel.



Das Unterkunftshaus am Sellajoch mit Grohmann- und Fünffingerspitze.

Die Boëspitze.

Fast unmittelbar wie aus dem grünen Alpenboden gewachsen steigt der Langkofel mit senkrecht glatten Wänden zu einer Gesamthöhe von 3178 m empor; daran reihen sich in phantastisch wilden Formen die Fünffingerspitze, die Grohmannspitze, der Innerkoflerturm, Zahnkofel und endlich der breitgelagerte Plattkofel, durchweg Gipfel, welche bis nahe an 3000 m und auch darüber hinausreichen. Dabei gleicht die ganze Bergesreihe den Ruinen einer Titanenfeste mit gesprengten Türmen und teilweise eingestürztem zerbröckelten Mauerwerk, von dessen Erkern und Zinnen da und dort noch allerlei Spitzen und Zacken zum blauen Himmel emporragen. Und erst wenn Stürme herrschen am Sellajoch, während man schön trocken und wohlversorgt im gastlichen Unterkunftshause sitzt, wenn drüben durch die Scharten und Risse am Felsgewirre die Nebel fliegen, wenn der Wind um die Anstiegskamine, um die Nadeln und Wände in schwarzen Massen die Wolken peitscht und dazu ein Heulen und Sausen, Regenklatschen und Hagelschauer das Haus umtobt, dann erscheinen der Langkofel und seine dunklen Gesellen auf kurze Minuten in all ihrer unnahbaren Majestät als drohendes Geisterheer auf wilder Fahrt, als Hexentanz der Walpurgisnacht. Indessen es nützt ihnen nichts, den stolzen Säulen und Türmen, sie alle wurden bezwungen und werden noch alljährlich immer wieder erklettert, seit Paul Grohmann, der erst vor ein paar Jahren durch die zu St. Jakob (½ Stunde oberhalb St. Ulrich) erfolgte Errichtung eines Denkmals geehrte „Alpenlönig", durch seine berühmten Erstbesteigungen den Anfang gemacht und Emil Terschak mit dem „Führer durch die Grödner Dolomiten" alle die Anstiege und Uebergänge, Kletterwege und Traversierungen den Touristen auf litterarischem Wege so recht eigentlich mundgerecht zu machen verstanden hat. Hand in Hand damit gehen auch die Arbeiten der rührigen Alpenvereinssektion „Gröden", welche seit Jahren für das ganze Thal durch Steiganlagen, Wegmarkierungen, Herausgabe eines von Franz Moroder mit großer Sorgfalt verfaßten „Grödner Führers", und dergleichen mehr, eine erfolgreiche Thätigkeit entfaltet hat. Und nicht zu vergessen wäre endlich die akademische Sektion „Wien" des Deutschen und Oestereichischen Alpenvereins, welche auf der Nordwestseite der Langkofelgruppe unterhalb des Grohmanngletschers die sehr gut ausgestattete und von Hochtouristen stark benutzte Langkofelhütte erbaute. So haben im Lauf der Jahre die verschiedensten Faktoren eifrig und einträchtig zusammengewirkt, bis Gerdäina, wie die Ladiner das Grödner Thal nennen, unter den Hochthälern Tirols den ihm gebührenden, besonders hervorragenden Platz erhielt für Sommerrast und Alpentouristik jeglicher Art.

Der jüngste Vesuvausbruch.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit Abbildungen nach einer Zeichnung von Rob. Heck und nach Photographien von Prof. Matteucci.

Tausende von Fremden reisen alljährlich nach der „Bella Napoli".

„Der Vesuv! Der Vesuv! Ach wenn wir doch gerade einen Ausbruch erleben könnten!"

Tausendmal regt sich der Wunsch, im Innern und auf den Lippen der Ankömmlinge, wenn sie in die paradiesische Landschaft hineinfahren und das stolze, weltbekannte Wahrzeichen derselben zum erstenmal erblicken. Ja, da liegt er — sanft und linienschön — der dunkelviolette Aschenberg. Ein weißes Rauchwölkchen schwebt über dem schwarzkahlen Haupte. Es hebt sich kokett wie ein leicht gekräuselter Federschmuck vom tiefblauen Himmel ab.

So grüßte er, friedlich wie gewöhnlich, auch beim Beginne dieses letzten Maies die Gäste Neapels. Es waren ihrer mehr denn je. — Der Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose hatte eben in seinen Mauern getagt. Die Eröffnung einer großen, hygieinischen Ausstellung sollte sich anschließen. Die italienische Königsfamilie war zum Besuch eingetroffen. Das mächtige Mittelmeergeschwader lag an der Villa Nazionale vor Anker. Auf den Plätzen und in den Straßen der Ueberhalbmillionenstadt wurde in allen Zungen von lauter Freude und Festlichkeit, die der Wonnemond ihr diesmal bringen sollte, geredet. Am meisten vielleicht von einem großartigen Feuerwerk, das zu erwarten stand.

Es mußte verschoben werden, wie die Eröffnung der Ausstellung selbst — denn der Kronprinz Italiens war, dem deutschen zum 18. Geburtstage zu gratulieren, auf einige Tage nach Berlin gefahren. Uebrigens wäre auch die Witterung dem Losbrennen der kostbaren Knalleffekte zuwider gewesen.

Für die vielen, vielen Besitzer von Rundreisekarten mit beschränkter Gültigkeit war's ärgerlich. Da erbarmte sich der mächtige Vesuvius all der enttäuschten Erwartung. Ganz plötzlich überkam ihn die Lust, eine Extranummer zum Festprogramme zu spenden!

Der launische, kollerige alte Herr wollte all dem versammelten Volke einmal wieder eindringlicher in Erinnerung bringen, daß er noch immer der furchtbare Städtezerstörer sei aus Vater Plinius' Tagen. Er wollte wohl, daß sie ihn ernster nähmen. Nun, der Moment war gut gewählt, und jedenfalls verkünden jetzt die tausend Fremden respekt- und dankerfüllt von neuem seinen Ruhm in aller Welt. Und diesmal war der Vesuvausbruch — sei es nur gleich gesagt! — ein ganz wunderbar schöner und großartiger, aber ausnahmsweise durchaus kein so gräßlich verheerender wie sonst wohl. Auch für diejenigen, die schon manche Eruption miterlebt haben, war der Anblick der diesjährigen ein außergewöhnlicher, weit interessanterer als andere Male, wenigstens seit dem Ausbruche im Jahre 1872, dem mächtigsten im letzten Jahrhundert. Von diesem giebt die nach der Natur aufgenommene untenstehende Abbildung von Robert Heck eine Vorstellung.

Neue Krater, wie 1895 und 1898, wo breite Lavaströme aus der nordwestlichen Bergseite sich verderbendrohend thalwärts wälzten, haben sich diesmal nicht aufgethan.

Ohne jedes Vorzeichen entstiegen am 5. Mai dem oberen und Hauptkrater plötzlich ungeheuere Dampf- und Wolkenmassen. Sie hüllten alsbald den ganzen Kegel ein. Und als zur Nacht der Feuerschein den Schleier rot durchglühte, als die Winde ihn zerteilten, da bot sich den tausend und aber tausend Blicken ein Schauspiel dar — über alles Sagen groß und seelenerschütternd.

Ein Riesenopferfeuer war auf dem Bergesgipfel angezündet. Alle Blicke waren an den Altar gebannt, auf dem heller Feuerschein es in erhabenster Größe verkündete, daß das Herz der Erde noch immer von jener vulkanischen Urkraft erfüllt sei, die unbezwinglich seit allem Anbeginn im Innern weiter und weiter gärt, die im Wettkampf mit den neptanischen Gewalten von je und je Berge auf Berge türmte.

Rollende Donner folgten einander. Jedesmal mit dem Getöse brüllte sich's schwarz aus dem Bergkegel empor. Am

Der Vesuvausbruch am 26. April 1872.
Nach einer gleichzeitigen Zeichnung von Rob. Heck.

ge und näher gesehen wie
n kolossale, dicke Wolken-
ale, des Nachts ein gewal-
ger Feuergeiser. Aus der
gen Breite des Kratermun-
ihre es bei 250 m hoch
Glühende Steine, Schlacken
d Lapilli, jene porösen
Lavastücke, die eigentlich
Bimssteine heißen, flogen bis Neapel
sichtbar wie Bomben auf
in großen Bogen wieder
der Welt leuchtend kollerten
am Kegel herunter, zumeist
der Seite nach Pompeji hin.
Manchmal waren die Flanken
Berges rundum mit rollen-
Feuerkugeln geradezu über-
ätet. Zuweilen wieder schien
als quölle der Kratermund
r von Lavabächen. Das
ige Erscheinen und Schwan-
n der leuchtenden Massen
aber, daß es sich dies-
nicht um den gewöhnlichen,
sich verschiebenden,
gen Auswurf handele,
längerhin sichtbar bleibt,
um ganze Schuttladun-
glühender Steine und
blöcke.

Der Krater hatte oft das
eines riesigen, funken-
den Hochofens. Die
gingen wie Raketengeschosse mit der feurigen Lavengischt
die Höhe, nach allen Richtungen hin strahlten sie aus, und zu-
sehen es, als blieben sie in der Luft stehen. Langsam
sie wieder herunter, 30 bis 35 Sekunden brauchten sie bei
Abfall, und wie Leuchtkugeln hoben sie sich von dem dunklen
, wo sie noch ein Weilchen als Gestirne in einem Stern-
funkelten, um dann rasch erkaltend auf immer zu erlöschen.

Gewöhnlich öffnet sich der eigentliche Rachenschlund des
unten auf
Boden des in-
Kraterbeckens.
die Oeffnung
lassenden Ab-
herum lie-
wallartig auf-
die
er.
gleichen aus-
n Coaks.
der Sohle des
abwärts
zum Oberrand
chen Hunderte
n Fumarolen
Dampfstrahlen aus
erhärteten Lava-
zwischen den
Felsblöcken
n den minera-
ten Stein-
Sie schil-
und glänzen in
lebhaftesten Far-
, schwefelgelb,
, blen-
ß, purpur-
bis in die zar-
ten Violettöne
übergehend.

Rauchwolke beim Vesuvausbruch im Mai 1900.

Nach Aussage der Führer war von alledem während dieser Maieruption von 1900 im inneren Krater nichts mehr zu entdecken gewesen. Das ganze Becken soll sich in den ersten Stunden schon mit brodelnder Lavaspeise angefüllt haben, die überzufließen drohte. Die mächtig gespannten Dämpfe und Gase, alle dynamischen Kräfte mußten sich durcharbeiten und machten sich mit solcher Wucht aus den Eingeweiden des Berges frei, daß sie mit Donnern und Tosen enorme Massen der brennenden Materien in prächtigen Riesenfeuergarben in die Luft schleuderten.

Fünf Stunden entfernt, in Neapel selbst, waren die dumpfen Donner in kurzen Zwischenräumen deutlich vernehmbar. Anfangs glaubten die Leute im Inneren der Stadt, die Flotte im Hafen schieße Salut.

In Portici, Resina, St. Giorgio, Torre del Greco, in Bosco tre case, Pompeji, Poggio Marino ꝛc. fiel Aschenregen. Erdstöße wurden bis nach Neapel gespürt. In vielen der vesuvianischen Ortschaften flüchteten die Leute aus den Häusern. Sie brachten die Nächte auf den Straßen zu, bis es den Einsichtigeren, den Behörden und dem Erzbischof von Neapel gelang, die Gemüter zu beruhigen. In Torre del Greco fürchteten sie, ihre Stadt solle, wie es in einer Neapolitaner Redensart heißt, einmal wieder um der Sünden des großen Neapels willen heimgesucht werden.

Der Wiederschein aus der riesigen glühenden Lavaschmelze übergoß die mächtige Rauchsäule, die sich oben zur Pinie ausbreitete, mit purpurnem Schimmer. Unsere untere Abbildung auf dieser Seite läßt diese eigenartige Bildung der Rauchmassen deutlich erkennen. Sie mochten eine Höhe von wohl 400 m über dem Kraterrand erreicht haben, bis sie sich je nach den Winden in den oberen Luftregionen über das Land oder das Meer hinaus verzogen. In langen, dunklen Streifen entfiel den langsam dahinziehenden dickgeballten Wolkengebilden häufiger Sand- und Aschenregen. Tagsüber war es genau so anzusehen wie Regenstreifen weit von uns niedergehender Gewitter, des Nachts wie das Lohen einer

Rauchwolke beim Vesuvausbruch im Mai 1900.

Digitized by Google

Feuersbrunst. Von Zeit zu Zeit war der Wiederschein so stark, daß der ganze Berg bis hinab an die ersten Hauser von Torre, von Resina und St. Anastasia entstrahlend aufleuchtete.

Freilich, der Berg war während dieses Ausbruchs häufig verdeckt. So dick und übergoß angeschwollen war der fortwährend dem Krater entsteigende Dampf, daß die Phantasie sich nicht besonders anzustrengen brauchte, in dem wiebelnden Gebilde bald dräuende Ungeheuer, bald gewaltige Riesen mit furchtbaren Fratzen zu erkennen oder die altmodische Weltesche, wie sie kräftig dem Erdinneren zu entwachsen schien, sich dann als dichter Wolkenschleier ausbreitete, der alles in undurchdringlichem Grau verhüllte, während einzelnen ein sonnenholder Himmel lachte. Eine solche in ihrer düsteren Pracht großartig schöne Bildung der Rauch- und Dampfwolken zeigt unser oberes Bild auf S. 413.

Professor Matteucci neben einer Lavabombe der Eruption vom Mai 1900.

Wie weit die Vesuvausbruchwolken sich diesmal verzogen und sichtbar waren, ist noch nicht bekannt geworden. Le Hon meldet in seiner trefflichen Monographie der Eruption von 1631, der größten der letzten drei Jahrhunderte, die Aschenwolken seien damals bis zum Adriatischen und bis nach Taranto am Jonischen Meere gekommen.

Wie gewöhnlich, wenn der Vesuv starker arbeitet, war auch diesmal zunehmender Mond. Auch während der Stunden der Sonnenfinsternis am 28. war nach längeren Pausen der Dynamismus wieder ein kräftigerer.

Der „Corriere di Napoli" wies auf ein erwähnenswertes Phänomen hin: Die Fumarole, die von der großen 1872er Eruption zurückgeblieben war, hat gleichzeitig mit dieser neuen Explosivthatigkeit in derselben Weise und Stärke wieder zu arbeiten angefangen wie 1872. Man wollte daraus Schlüsse ziehen auf Dauer und Heftigkeit des diesmaligen Ausbruchs. Die Thatsache lehrte, daß die wachsende dynamische Spannung diesmal etwa sieben Tage anhielt und der eruptive Vorgang sich lediglich auf die Erscheinungen im Hauptkrater beschränkte.

Das Stationshäuschen der Führer nach dem Vesuvausbruch im Mai 1900.

Sobald man sich bewußt war, daß unmittelbare Gefahr nicht vorhanden war, schwand jegliches Bedenken bei den Menschen. Da wollten sie möglichst nahe bei dem Berge sein, der in seiner wilden Schönheit winkte. Man mag es Wissensdrang, Neugier, Schaulust nennen . . . es ist aber die ewige, unwiderstehlich bannende Anziehung des Uebergewaltigen, des Schrecklichen, welche den Menschen zwingt, heranzutreten.

Tückischer Plötzlichkeit und toller Ueberraschungen vesuvianischer Launenhaftigkeit kann man sich stets versehen. Sie können jederzeit losbrechen, von einem Augenblick zum andern. Die Vergangenheit hat das aufs eindringlichste gelehrt: 1872 ist eine Gesellschaft von über 30 Personen, die an scheinbar ganz gesicherter Stelle den Ausbruch bewunderte, im Nu von einem plötzlich sich öffnenden Schlunde verschlungen worden.

Die Behörden thaten also diesmal sehr weise daran, wenn sie sofort einen Militärkordon zogen, der die allzu Vorwitzigen verhinderte, sich zu weit vorzuwagen.

Bis zur Basis des Kegels konnte man gelangen. Es ist kein Unglück von Bedeutung zu beklagen gewesen.

Die sensationslustige Frau Fama freilich hat schon bei Beginn des Ausbruchs drei neugierige Engländer bis zum Krater hinaufgeschickt und sie — natürlich elendiglich umkommen lassen: zugetragen hat sich dieses Ereignis aber keineswegs.

Ganz ohne Zwischenfall und Schaden lief's allerdings auch nicht ab.

Der amerikanische Gelehrte Matteucci, Professor der Geologie an der Neapler Universität, war während der eruptiven Thätigkeit mehrmals zwecks wissenschaftlicher Beobachtungen fast bis zum Feuermunde hinaufgeklettert, ungeachtet dieser ihn anspie mit glühenden Steinen, bis er bei einer plötzlich auftretenden stärkeren Eruption am 13. Mai, etwa 15 bis 20 m vom Kraterrande entfernt, von auf ihn niederplatzenden Geschossen getroffen, das kühne Vorhaben, in den dampfenden Schlund hinunter zu spähen, aufgeben mußte. Er ist am Kopf, an Händen und Füßen übel zugerichtet worden, befindet sich aber wieder auf dem Wege der Besserung.* Auf obenstehender Abbildung sieht man den kühnen Forscher und neben ihm die größte „Bombe", welche der Berg bei seinem jüngsten Ausbruche ausgeworfen.

Einige Vesuvführer sollen mehr Glück gehabt haben. Mit den Schluchten des launischen Berggeistes und besonders mit den Bahnen der Lavaströme, mit allen Stegen zwischen den wildzerrissenen Lavenblöcken, Schlünden, Zacken und Riffen bekannt, sollen sie sich die Matratzen aus der Berghütte auf Kopf und Rücken gebunden haben und wirklich bis zum Krater gedrungen sein. Ihre Stationshäuschen, besonders das auf der Seite nach Pompeji lag, wurden beschädigt — unsere nebenstehende Abbildung zeigt dessen Zustand nach der Eruption. Auch das obere Stationsgebäude der Th. Cookschen Drahtbahn hat erheblich gelitten. Das Dach war in Brand geraten und die Fundamente, durch die Erderschütterungen aufgerissen, müssen ganzlich erneuert werden.

Die Vertretee der Firma Th. Cook & Sons, die Herren

* Von ihm sind, wie oben erwähnt, die beigegebenen Bilder. Sie wurden kurz vor dem Unfall aufgenommen und glücklicherweise gerettet, obgleich der Kodakapparat, der gleichfalls von den herabfallenden Steinen getroffen war, nicht geringen Schaden erlitten hatte. Professor Matteuccis zwei Leute waren bereits außer Schußweite.

Färber und Ingenieur Treiber, sowie die Vorsteherin des Restaurants hielten die ersten Tage im unteren Stationsgebäude tapfer aus. Dann aber wurden die Rapilli und Lavenstücke, die vorher etwa bis zur Mitte der Bahnlinie niederkollerten, auch auf die untere Station geschleudert, allerdings ohne Schaden anzurichten. Es schien aber doch geboten, in die näher beim Observatorium gelegene Eremitage überzusiedeln.

Dort und bei der Karabinierenkaserne war der Sicherheitskordon gezogen, den außer den bergkundigen Führern und den Vesuvgelehrten und Leitern des Observatoriums, den Professoren Matteucci, Semola und Tasconi, auch niemand überschreiten durfte.

Die Drahtseilbahn fuhr bis zum zweiten Tage nach dem Beginne des Ausbruches. Sie wurde arg mitgenommen. Ein Wagen ist zerstört und das ausgeglühte Drahtseil muß ersetzt werden. So lange bleibt der Verkehr eingestellt.

Die Fahrstraße bis zur Station, die sowohl 1895 wie 1898 von der fließenden Lava unterbrochen war, blieb diesmal verschont, weil keine Lavaströme überquollen.

Am 11. Mai erreichte nach mehrtägigem heftigen Dynamismus der prächtige Ausbruch seinen einstweiligen Höhepunkt, nur der 13. Mai brachte noch eine starke Eruption. Gegenwärtig stößt der Krater noch leichte Aschenwolken in mäßigeren, auch Basaltstücke mit sich führenden Explosionen aus. Der Krater hat bedeutende Veränderungen durchgemacht. Es kamen Bergstürze an seinen Innenwänden vor. Die Oberkante ist um mehrere Meter gestiegen. Das Vesuvobservatorium hat die Veröffentlichung von Tagesberichten für diesmal eingestellt. Die Straße ist wieder bis zur Station dem Verkehr übergeben und die Arbeiten zur Wiederherstellung der beschädigten Drahtseilbahn sind im Gange. Die rührige Firma Cook arrangiert täglich Touristenausflüge nach dem Vesuv, und es ist, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Hunderte von Reisenden von jenseits der Alpen, die in den nächsten Wochen den Vesuv ersteigen, werden wieder den üblichen Wunsch aussprechen. Sie können höchstens nach Hause schreiben: „Beinahe einen Ausbruch mitangesehen, wären wir nur ein wenig früher hier eingetroffen."

Wer weiß, wann es sich wieder einmal so günstig trifft. Allzuhäufig kommen die Eruptionen überhaupt nicht vor, wie ein Blick auf die Ausbruchstatistik lehrt:

24 mal in 300 Jahren! 1632, 1697, 1737, 1751, 1754, 1760, 1767, 1794, 1804, 1805, 1806, 1810, 1822, 1834, 1850, 1855, 1858, 1860, 1861, 1872, 1885, 1895, 1898 und 1900.

Aber so schön wie diesmal — gefahrlos und geradezu wie zum Feste bestellt — hat es seit Menschengedenken keinen Vesuvausbruch gegeben.

Neapel, Ende Mai 1900. **A. Kellner.**

Kampf ums Glück.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(6. Fortsetzung.)

Roman von **Paul Robran.**

Als wir heute zur Mittagspause das Atelier verließen, schloß sich mir zu meiner Ueberraschung Miß O'Brien an. Es war mir nicht ganz angenehm, denn ich hatte den Verbrauch dieser Stunden immer in Melusinendunkel gehüllt.

„Wohin wollen Sie gehen?" fragte sie mich.

Ich dachte, daß es schließlich unter Komeraden ganz egal sei, und beichtete matig mein gezwungenes Fasten. Sie lachte.

„Die Biereria ist mir auch zu teuer, aber man braucht deshalb ja nicht zu hungern. Wenn Sie mich begleiten, verspreche ich Ihnen, daß Sie für vier Soldi ganz satt werden sollen."

Natürlich ging ich auf das verlockende Anerbieten ein. Sie führte mich in ein einsames Gäßchen, das schmutzig und wenig vertrauenerweckend war, und dann in eine Wirtschaft, in die ich mich sicher nicht allein hinein getraut hätte. Sie hat glücklicherweise mehr Mut gehabt und dieses glänzende Restaurant bereits ausgekostet. Es ist ein großer dunkler Raum. Hinten steht ein Holztisch, auf dem ein großer Kessel Maccaroni thront. Wir setzten uns an einen dreibeinigen Tisch und bekamen für drei Soldi einen gehäuften Teller von den Maccaroni; der vierte Soldo wurde für ein Glas Landwein geopfert. Es war mindestens ein Dutzend Männer da, die Sammetjacke schief über die Schulter gehängt, um eine Flasche Chianti versammelt. Sie lachten und gestikulierten dazu mit allen zehn Fingern, waren aber trotz ihres räubermäßigen Aussehens sehr rücksichtsvoll gegen unsere Kleider, wenn sie ausspuckten. Andere Leute kamen und gingen; man holte Wein, den der Wirt aus einem großen Faß füllte. Uns sah niemand verwundert an. Sie schienen es ganz natürlich zu finden, daß zwei Damen in der verräucherten Bude saßen und ländlich sittlich die langen Maccaronisoden mit den Fingern zum Munde führten, denn eine Gabel wurde nicht geliefert.

Wir gingen ganz vergnügt wieder davon, und Miß O'Brien lachte mich aus, weil ich so furchtbar satt aussähe. Dabei habe ich gemerkt, daß hinter ihrer Schroffheit ein gut Teil Herzensgüte steckt. Schade, daß sie nicht immer so freundlich ist! Im Atelier kehrt sie ihre borstigste Seite nach außen.

* * *

Aus Berlin endlich wieder einen Brief von Mama. Nicht sehr klar, aber was ich herauslese, ist schlimm genug. Hans hat wieder Schulden gemacht und hat sie sich hinter dem Rücken von Papa durch Siegfried bezahlen lassen! Von Siegfried, dem er am liebsten an die Kehle gesprungen wäre, als er sich mit Klara verlobte! Und dabei weiß er, wie die beiden zu einander stehen, denn ich habe es ihm geschrieben, als er einmal von einem Reitpferd anfing und bei mir auf den Busch klopfte, ob ihm Klara wohl das Geld vorstrecken könnte.

Der abscheuliche Junge! Was soll aus diesem Leichtsinn werden? Früher war ich sein „Baakier", aber wenn er erst einen so kapitalkräftigen gefunden hat wie Siegfried — dann wehe beiden!

Ich wünschte Hans nur acht Tage meines hiesigen Lebens. Er kann sich keine Flasche Champagner verfagen und die verwünschten Karten nicht liegen lassen. Ob es ihm gar nicht das Gewissen beschwert, daß er mit zu Klaras Unglück beigetragen hat? Daß Papa noch an seinen Schulden abzuzahlen hat? Daß wir uns alle seinetwegen einschränken müssen? Großmama wollte ihn ja damals nach Amerika spedieren. Es wäre besser gewesen! Daß er so charakterlos ist, wußte ich doch nicht. Ich könnte den Jungen prügeln, wenn ich ihn hier hätte. Ich fürchte nur, ich würde den kürzeren ziehen. Aber meine Meinung soll er wenigstens schriftlich zu hören bekommen.

Was Mama von Klara berichtet, ist beinah' noch böser. Man glaubt, sie müsse in eine Nervenanstalt gebracht werden. Sie hat Siegfried mit dem Revolver bedroht, und man kann sie kaum noch im Hause halten.

Armes, unseliges Weib! Arme Schwester!

Wenn Benno das erfährt — was er wohl dabei empfindet?

Oktober 1890.

Gott sei Dank, die Hitze ist vorbei, und ich atme wieder auf. Der wilde Wein bekommt rote Ranken, und in den Caseinen sollen die Blätter. Auf den Straßen sieht man wieder Fremde; im Sommer war Florenz wie ausgestorben.

Bin ich weiter gekommen in dieser Zeit?

Die Litton behauptet es, und manchmal glaube ich ihr, manchmal nicht. Ich habe die unglückselige Gabe, jede unfreundliche Bemerkung über meine Arbeiten wahr zu finden und jede freundliche für Schmeichelei zu halten. Die Meißchen und Frau Ostrowo lassen es an spitzen Redensarten nicht fehlen.

Neulich in unserem Stammlokal klagte ich das Miß O'Brien. Sie ist jetzt so selten im Atelier, daß sie von dem Kleinkrieg zwischen mir und Fräulein Meißchen und gelegentlich auch Frau Ostrowo nichts weiß.

Digitized by Google

„Kümmern Sie sich doch nicht darum," sagte Miß O'Brien. „Wenn sie nicht neidisch wären, würden sie Sie schon in Ruhe lassen."

„Neidisch — auf mich?!"

„Ja! Sie haben in Ihrem kleinen Finger mehr Talent als die beiden Weiber in ihren vier Händen zusammengenommen. Im Atelier habe nur ich mehr Talent als Sie, aber Sie kommen mir voraus, weil Sie fleißiger sind."

„Warum fehlen Sie jetzt so oft im Atelier, Miß O'Brien?"

Sie sah mich eigentümlich an, halb ärgerlich, halb mißtrauisch. Dann stützte sie beide Ellbogen auf den Tisch und faßte sich in ihre rote Perücke.

„Warum?" sagte sie. „Weil ich eine Närrin bin! Hüten Sie sich vor einer ähnlichen Dummheit. Sie würden sie ebenso teuer zu bezahlen haben wie ich."

„Ich weiß ja gar nicht, vor welcher Dummheit ich mich hüten soll," sagte ich.

„Um so besser," murrte sie. „Bei Ihnen ist auch keine Gefahr. Sie haben kein Blut in den Adern. Sie haben gar keine Sinne!"

„Ich danke, ich bin weder blind noch taub, Miß O'Brien."

Sie sah zwischen den Fingern auf und schnitt eine Grimasse.

„In gewissem Sinne doch! Oder Sie sind eine sehr schlaue kleine Hexe, die sich nicht in ihre Karten sehen lassen will."

„Ich habe in meinen Karten nichts zu verbergen, Miß O'Brien."

Sie zuckte zusammen, als hätte ich sie mit einem spitzen Instrument berührt, und dann lachte sie rauh.

„Ich auch nicht, meine Beste! Uebrigens finde ich, daß die Bedienung hier immer schlechter wird. Ich werde mir eine andere Wirtschaft suchen."

Ich habe sie durch meine Bemerkung verletzt, das sehe ich wohl. Sie ist jetzt auch schroff zu mir, bis dahin verschonte sie mich mit ihren bissigen Bemerkungen. Das ist nicht gerade angenehm im Atelier, und es erschwert mir manchmal das Arbeiten, weil es mir die Stimmung verdirbt.

Der Weg ist unendlich weit, der zum Gipfel führt — führen soll! Denn ich will auf den Gipfel; ich will mich nicht damit begnügen, ein paar Sächelchen für den Kunsthandel zu machen. Ich will wirklich etwas leisten, so viel wie die großen Männer in meiner Kunst!

Und wenn ich das erreiche, werde ich dann innerlich Ruhe finden? Kann ich das, was mich verzehrt, all das Sehnen, die quälende Unruhe, kann ich das in Thon bilden? Es dauert so lange, bis man mit einer Arbeit fertig ist. Man beendet sie in ganz anderer Stimmung, als man sie anfing. Manchmal fragte ich mich: was dachtest du dir bei diesem Zuge? — und ich weiß es nicht mehr. —

Gestern abend war ich im Theater — oben auf dem höchsten Rang. Das Riesenhaus war gefüllt bis auf den letzten Platz. Welch ein naives Publikum! Die Lieblingsarien sang es mit, und wenn ihnen etwas besonders gefiel, mußte es drei- oder viermal wiederholt werden. Die übrigen Sänger warteten unterdes ganz ruhig, und hatte sich der Sturm gelegt, fingen sie wieder an der unterbrochenen Stelle an — wie im Dornröschen, wenn der Küchenjunge die Ohrfeige erhält, die ihm schon vor langer Zeit zugedacht war.

Im zweiten Rang, dem vornehmsten in italienischen Theatern, herrschte große Eleganz. Die Damen in ausgeschnittenen Kleidern und Brillanten, die Herren im Frack. Das war ein Nicken und Schwatzen und Begrüßen während der Vorstellung. Die Bühne und was darauf vorging, war völlig Nebensache.

Und dann sah ich eine Dame eintreten mit großer Begleitung — die Gräfin Striano. Alle Operngläser richteten sich auf ihre Loge, und es ging eine wahre Aufregung durch unsere Umgebung.

Sie setzte sich vorn an die Brüstung, die Schulter halb von der Bühne weggewandt. Im Hintergrund tauchten manchmal der graue Kopf und die abfallenden Schultern ihres Mannes auf. Neben ihr saß ein junger Mann. „Principe Alberto", murmelte die Menge. Andere erschienen in der Loge. Sie hielt einen kleinen Cercle ab; ich sah die Brillanten an ihrem Arm blitzen, wenn sie die Hand mit einer lässigen Bewegung nach hinten hob. Am Schluß des Zwischenaktes verschwand die Hoheit, und ihr Mann nahm den Platz neben ihr ein. Sie drehte ihren Stuhl der Bühne zu. Ich sah, wie er sich manchmal zu ihr neigte, und sie machte dann eine ungeduldige Bewegung, als ob sie nicht gestört sein wollte. Mir war's einen Augenblick, als ob ich auch Carlo Striana dort unten entdeckte; aber es war eine Täuschung — ich hatte mich umsonst erschreckt. Außerdem muß man schon sehr scharfe Augen haben, um in dem Menschengewimmel ein einzelnes Gesicht zu erkennen, und die auf den unteren Rängen gaben sich auch gar nicht die Mühe, nach oben zu sehen.

Und vielleicht hat er mich schon ganz vergessen.

Ich gehe immer schon an dieser Stelle in meinem Innern vorüber. Aber das Versteckspielen hilft auf die Dauer nicht mehr. Ich muß mir einmal darüber klarwerden.

Ist das nun bloß befriedigte Eitelkeit, weil er mich schön gefunden hat, er, der Verwöhnte, der Frauenliebling? Oder warum denke ich so viel an ihn? Ich war mir doch damals ganz klar, daß ich ihn nicht liebte. Bin ich es heute noch? Habe ich vielleicht eine große Dummheit begangen, als ich seine Annäherung schroff zurückwies?

Ich fühle mich so entsetzlich verlassen. Ich gehe auf einer Straße, die abseits von der liegt, welche jedes andere Mädchen geht. Aus meinem Leben habe ich die Liebe gestrichen, seitdem ich unglücklich durch meine thörichte, unerwiderte Liebe zu Beano geworden bin, und seitdem ich gesehen habe, wohin die Liebe alle die geführt hat, die ich kenne. Und doch bin ich jung — noch bin ich jung! Freilich komme ich mir manchmal unendlich alt vor. Aber so alt bin ich doch noch nicht, daß mich nicht manchmal ein wahrer Heißhunger nach wirklichem Leben faßte.

Ich habe absolut kein Geld für Toilette. Manche Mädchen können sich selber etwas zurecht machen, und dazu habe ich weder Geschick noch Zeit, denn abends bin ich todmüde. Die Maccaroni in der Trattoria sind mir gerade so zuwider wie Miß O'Brien. Wie kann ich mit meinem leeren Portemonnaie daran denken, die Empfehlungsbriefe von Frida abzugeben! Außerdem sind sie fast ein Jahr alt, denn Frida hatte sie im Februar geschrieben, als ich abreiste. In der ersten Zeit hatte ich keine Lust, mich mit gesellschaftlichem Verkehr zu beladen, und jetzt habe ich kein Geld. Vielleicht sind die Leute auch gar nicht mehr hier, verdorben, gestorben oder weggezogen.

* * *

Wenn die Ebbe am tiefsten ist! Papa hat mir zu Weihnachten hundert Mark geschickt. Viktoria! Jetzt wird wieder vernünftig gegessen, und zuerst Zeichenpapier gekauft. Neue Modellierhölzer brauche ich auch, und ein weißes Kleid muß angeschafft werden. Mistreß Litton-Freden hat mich schon ein paarmal eingeladen, und ich mußte immer absagen, weil ich wirklich nichts anzuziehen hatte.

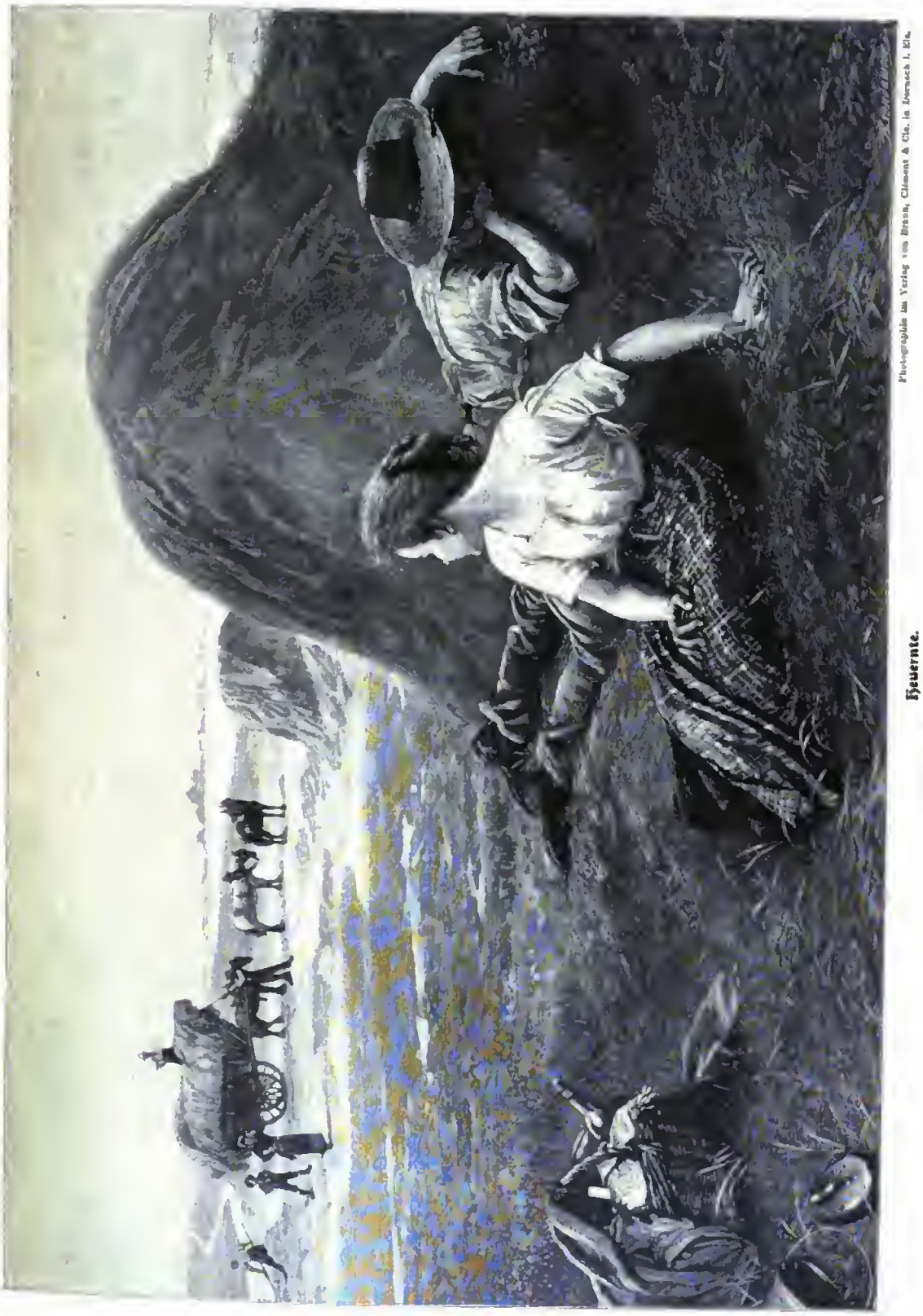
Am Weihnachtsabend war ich mit Donna Carolina ganz allein. Vor zwei Jahren brannten bei uns die Lichter, und Klara verlobte sich mit Siegfried. Da war es diesmal doch besser. Donna Carolina war in der Messe gewesen, und wir saßen dann zusammen in unserem kleinen Eßzimmerchen. Ich mußte ihr von unseren Weihnachtsgebräuchen erzählen, und sie schüttelte immer den Kopf, daß man im lutherischen Deutschland so „fromm" ist. Einen Baum hatte ich mir nicht angezündet, obgleich ich welche in den Läden sah. Zu oft bin ich bis zum Tode unglücklich gewesen, wenn die Lichter bei uns brannten. Ich fürchtete mich vor der Erinnerung, und ich wollte nicht sentimental werden. Das Heimweh, die Sehnsucht nach den Eltern, sitzt mir immer im Nacken, und an solchen Abenden besonders.

* * *

Januar 1891.

Aus dem weißen Kleid ist nichts geworden. Ich mußte Miß O'Brien beispringen, denn sie saß noch mehr auf dem Trocknen als ich. Die Aermste! Ihr bißchen Geld war alle, und sie hatte nur den Vorwand gebraucht, daß ihr die Maccaroni nicht schmeckten, um das Mittagessen zu bemänteln. Ich dachte schon daran, ihr anzubieten, mit in mein Zimmer zu ziehen; aber ich bin zu egoistisch. Ich freue mich immer auf die Abendstunden,

Digitized by Google



Photographie im Verlag von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. Els.

Ernte.
Nach dem Gemälde von L. Bellanger.

Digitized by Google

wo ich thun and lassen kann, was ich will. Es ist schlecht von mir, und ich kana mich nicht dazu entschließen, trotzdem ich es weiß.

* * *

Gräfin Maud Striano hat meine Wahnung herausgefnaden. Sie setzte meine Donna Carolina durch den unten wartenden Wagen und den Diener, der ihre Karte brachte, ia große Aufregang. Ich ging ihr entgegen und fuhrte sie in unser Eßzimmer, wo Donna Caroliaa unterdes mit zitternden Händen rasch ein letztes Stäubchen vertilgte. Gräfin Maud hatte einen Blaufuchspelz an, der in unserem ärmlichea Empfangs- und Eßzimmer sich doppelt elegant machte. Ich fagte ihr, daß Danna Carolina mit der Familie Striano verwandt sei, und sie war reizend liebenswürdig zu dem alten Frauchen, die über das gaaze Gesicht strahlte and ihr die Verwandtschaft auseinandersetzte, was Gräfin Maud sehr geduldig, nur mit einem leichten Zittern der Nasenflügel, ertrug. Dann bat sie mich auf englisch, sie in mein Zimmer zu führen. Da ging sie mit ihren raschelnden Kleidern herum, nervös und lachend, besah sich meine Einrichtung, den nicht brennenden Kamin und die schlechte Tapete, und alles machte ihr Spaß, var allem meine kleiae Spiritusmaschine, in der ich mir selber Kaffee überbrühe, da Donna Carolina mich im Anfang mit einem fürchterlichen Sud beglückte. Sie half dann den Kaffee zurechtmachen und freute sich wie ein Kind, als das Wasser zu wallen anfing. Wir saßen an meinem Arbeitstiich bei Kaffee und Cigarettenraach. Sie lehnte sich in dem geblümten Großvaterstuhl zurück und legte die Füße auf einen Schemel.

„Ah," fagte sie, „das ist Leben — Junggesellenleben! Es giebt nichts Besseres. Wie gut Sie es haben! Niemand, der Sie langweilt, frei wie der Vogel in der Luft können Sie gehen and kommen, wie Sie wallen! Wissen Sie, was ich für einea Plan habe? Eigentlich wollten wir im nächsten Herbst nach Paris. Ich werde meinen Mann allein reisen lassen und mich hier ansiedeln — so wie Sie!"

„Sie, Gräfin, in einer solchen Studentenbude?" sagte ich lachend. „Und was wird der Graf dazu sagen?"

Sie schnellte mit dem kleinen Finger die Asche auf den Ziegelboden und lachte abenhin.

„Ich werde ihn gar nicht fragen. Mein Wille genügt! Was sollte er auch dagegen haben, wenn ich noch einmal ins Atelier gehe? Das kann ihm ganz gleichgültig sein, und es ist ihm auch gleichgültig. Er darf sich dann einige Monate alleia in Paris amüsieren. Nach Carla fragen Sie mich gar nicht?"

„Ich hatte ihn vergessea," log ich, dena die Frage brannte mir schon lange auf dea Lippen.

„So wird es Ihnen auch keiae Enttäuschang bereiten, daß er sich nächstens verheiraten wird!"

„Wirklich?" sagte ich möglichst unbefangen. „Mit wem denn?"

„Mit einer Principessa del Bosconero aus Sicilien, sehr jung, eben aus dem Kloster gekommea und direkt mit ihm verlabt auf Familienabmachung. Die Güter grenzen aachbarlich zusammea, wissen Sie. Es leben Hunderte aan armen Teufeln auf den Latifundiea, die am Hungertuche aagen, aber die Bosconera nagen nicht daran!"

„Haben Sie die Braut gesehen?"

„Nein — nur ihre Photographie. Gaaz niedlich, scheint es mir. Nun, ich hatte Carla höher taxiert, aber er ist eben auch nicht besser als die anderen. Ach, nun muß ich leider gehen! Wir haben heute abend den Principe Alberto bei uns, es wird langweilig werden. Morgen früh reisen wir nach Genua, auf Wiedersehen alfo erst im Herbst, wenn ich Junggeselle sein werde!"

„Wie lange, Gräfin?"

„Bis es mir langweilig wird; aber eiae Weile wird es doch dauera. Ohne den ganzen Train unverschämter und fauler Dienstbaten zu leben, muß wirklich eia Genuß sein. Und dann wieder arbeiten zu können — herrlich!"

„Was ist aus der schönen Büste gewarden, die Sie damals angefangen hatten?" fragte ich, indem ich ihr den Pelzkragen umgab. Sie hielt ihn mit beiden Händen, bereits halb über die Schalter gezogen, einen Augenblick in der Schwebe.

„Ah — jetzt erinaere ich mich — meinen schönea Major-dama! Ich habe nichts weiter daran gethan, er war mir zu langweilig! Adieu! Auf Wiedersehen!"

Sie reichte mir die Hand, plötzlich ganz blaß im Gesicht and mit scharfen Fältchen um die Mundwinkel. Dann lachte sie unvermittelt and lief rasch hinaus, über den Korridor durch das Eßzimaer, wo Donna Caroliaa noch auf der Lauer lag, um ein Abschiedswort zu erhaschen. Sie trug der Gräfin tausend Grüße an ihren Mann und die ganze Faailie auf, and die Gräfin ertrug es mit kaum verhehlter Ungeduld. Donna Carolina brachte sie bis aa die Treppe, und über das Geländer rief sie ihr nach aiele Empfehlangea nach, bis das Rascheln verstummte. Sie zog mich dann aufgeregt an das Fenster uad genoß das Glück, den Wagen mit den beiden fearigen Pferdea um bie Ecke biegen zu sehen, wabei sie sich sehr gehoben vorkam.

Jedenfalls hat Gräfin Maud sie durch diesen Besuch außerordentlich glücklich gemacht, trotzdem er ihr gar aicht galt. Mir hatte sie die Stimmang für den ganzen Abend verdorben. Es webt um sie ein unbestimmter Haach — ist es ihre Seltsamkeit oder diese nervöse Rastlosigkeit? Sie hat etwas Unharmonisches und zugleich Rätselhaftes. Liebenswürdigkeit und Schroffheit stehen unvermittelt nebeneinander. Ob sie meine Frage nach der verunglückten Büste geärgert hntte? Jedenfalls war sie mit einem Male ganz aerwandelt, und wäre Daana Carolina nicht so harmlos, hätte sie es merken müssen, daß sie ihr lästig fiel. Und doch war sie im Anfaag ganz entzückead za der alten Frau gewesen.

Und Carlo — im Begriff sich zu verheiraten! Es gab mir doch einen richtigen Stich. Aber es ist albern voa mir! Ich habe es ja selber ja gewollt. Nur daß er so schnell vergessen hat, kränkt meine Eitelkeit.

Wie sich wahl Gräfin Maud in unserm Atelier ausnehmen wird? Es müßte drollig sein! Fräuleia Meißchen wird schwanken, ab sie grab aber kriechend sein soll, Frau Ostrowo wird sich ihr anbetend an den Hals werfea, und Miß O'Brien? Die ist jetzt überhaupt untraitabel. Auch gegen mich kehrt sie ihre Borstigkeit heraus, als ob sie mir immer zu aerstehen geben wollte: ich mußte dein Geld nehmen, aber wenn du denkst, daß ich mich deshalb zur Höflichkeit verpflichtet fühle, so irrst du dich! Sie sind mir alle unsympathisch, and das ist dumm, weil ich niemand habe, an den ich mich anschließen kann, um einmal abends auszugehen. Und Miß O'Brien, die mir trotz ihrer Borstigkeit die liebste ist, verschwindet nach der Atelierzeit spurlos im Melusinearich. Die Meißchen schaüffelt ein Geheimnis heraus und macht Andeutungen, sie würde ihm schon noch auf die Spar kommen. Nun, wenn ein Mädchen häßlich ist wie Miß O'Brien, hat es wohl keine große Gefahr!

* * *

Mistreß Litton-Freden fagte mir am Morgen, ich müsse unbedingt zu ihr kommen, sie habe eine Ueberraschung für mich! Sehr neugierig war ich gerade nicht; ich dachte, es handelte sich um einen neuen Teppich oder eine Lampe, die sie beim Antiquitätenhändler aufgestöbert hätte. Aber ich ging doch zu ihr zum Pranzo, wo ich allein mit ihr war.

Ich weiß immer nicht, ob mich die Litton anzieht oder abstößt. In vielem fühle ich mich ihr verwandt. Auch sie hat ihre Kunst der Familie abriagea müssea und sich noch dazu ganz mit dieser überworfen, nls sie dem Zuge ihres Herzens folgte und ihren Lehrer Mr. Litton heiratete. Ich glaubte immer, Mr. Littan wäre lange tot. Zu meiner Ueberraschung erfuhr ich, daß er noch lebt — in Minnesota. Allzugut war sie auf ihren Herrn und Gemahl gerade nicht za sprechen. Ich glaube, Mama wäre ohnmächtig geworden, waena sie diese Unterhaltung mit angehört hätte. Dagegen ist Frau Ostrowo mit ihren Erzählungen von dem „elenden Lügner" noch eia Waisenkind! Aber was die Litton alles vom Leben weiß! Sie hat sich den Wind tüchtig um die Ohren blasea lassen und kennt die halbe Welt gründlich, nicht so wie ich nur durch ein Guckfensterchen.

Nach Tisch kamen einige Abendgäste, die sie einfach nach italienischer Sitte nur mit einem Glaie Wein und ein paar Theekuchen bewirtete. Das ist sehr viel zwangloser als bei uns und kommt der Geselligkeit nur zugute. Ein junger italienischer Maler war auch da, Francesco Andrea. Sehr lustig, fast

ausgelaſſen. Er ſang zur Mandoline mit einer kleinen, aber hübſchen Stimme alle möglichen Volkslieder, machte Kunſtſtückchen und unterhielt die ganze Geſellſchaft und vor allem mich, als er merkte, daß es mir Spaß machte. Er fing ſogar an, mir den Hof zu machen — nach and nach habe ich richtig ſchätzen gelernt, was das bedeutet!

Aber meine „Ueberraſchung" hatte ich noch nicht entdeckt, nad Miſtreß Litton zuckte mit den Achſeln, als ich ſie fragte, wo ſie bliebe.

„Er hat noch einen Akt ins Theater gehen wollen, aber beſtimmt verſprochen, nicht zu ſpät zu kommen."

„Er," ſagte ich lachend, „die Ueberraſchung iſt alſo ein ‚Er'?"

„Ja, jemand, der in Berlin viel in Ihrem Hauſe verkehrt und mich beſonders gebeten hat, ihn einzuladen."

Mir ſtockte im jähen Schreck der Herzſchlag, nad daan fühlte ich, wie mir das Btat ins Geſicht ſchoß. Mein erſter Gedanke war Benno! Mühſam unterhielt ich mich, und zuletzt verſtummte ich ganz. Ich hatte eine raſende Angſt — vor mir ſelber. Würde ich die Kraft haben, ihm unbefangen die Hnnd za geben?

Und während ich ſo ſaß nnd mechaniſch zu all den übermütigen Tollheiten lächelte, die Andrea zum beſten gab, trat eine hohe Männergeſtalt in die Thür, die nicht Benno war, ſondern Heinrich Weber. Ich habe mich wirklich nabändig gefreut. Er brachte mir ein Stück Heimat mit, die Erinnerung an die glücklichſite Zeit in meinem Leben, als ich voller Illuſionen aus der Penſion kam, ehe jener Reif in der Frühlingsnacht fiel. Wie wohl dns that, mit jemand zu reden, der die Eltern kennt nad Klara und Frida! Es iſt überhaapt ſeltſam. Mit keinem Menſchen kann ich mich ſo über das unterhalten, was mir wirklich am Herzen liegt, wie mit Weber! Das war ſchon früher der Fall, und ſeitdem ich in Italien bin, habe ich überhaupt aoch niemand gefunden, der mir nicht innerlich fremd geblieben iſt.

Wir hnben uns gar nicht um die übrige Geſellſchaft gekümmert und den ganzen Abend zuſammen verplaudert. Von ſeinen Gedichten ſprnchen wir auch, und er lächelte eigentümlich, nls ich ihm ſagte, ſie hättea mir ſehr gefallen. Er iſt jetzt ganz Schriftſteller und erzählte mir, daß ein Stück von ihm ſehr gefallea hat und viel aufgeführt wird. Ein modernes Thema — „Freilicht" heißt es. Ich habe nichts davoa gehört. Man hört ſo wenig von dem, was in Deutſchland geſchieht, hier in Italien.

Ein ganz anderer Menſch iſt er geworden. Früher war er ſchüchtern und verlegen und ging faſt nie aus ſich heraus. Jetzt haben ſeiae Augen etwas Strahlendes, und ſeine Stimme klingt voll nad ſtark. Er iſt ganz ſicher and weltgewandt, und er würde gewiß nicht mehr auf einer Geſellſchaft in den Ecken herumſtehen wie damals auf meinem erſten Ball, als ich ihn knanenlernte.

Er brachte mich nnch Haus und fragte, ob er mich beſuchen dürfte. Erſt ſchwankte ich, und dann ſagte ich Ja. Schließlich, Donaa Carolina kann ja dabeibleiben!

Ich habe ein neues Modell bekommen, mit den anderen zuſammnea, ganze Figur. Ein junges Mädchen mit einem prachtvollea Körper. Miſtreß Litton zuckte erſt die Achſeln; ſie traute es mir noch nicht zu. Sie vergißt immer, daß ſie nicht meine erſte Lehrerin iſt nnd daß ich ſchon über ein Jahr bei Wolter ſtudiert habe. Ich hnbe die ewigen Köpfe ſatt, nnd ich muß doch endlich eiamal weiterkommea! Jetzt das Modell, und dann will ich an meine „Eva" gehen!

Das Geſtell für die ganze Figur hat gräulich viel Geld gekoſtet, wenn ich es mir auch ſo billig wie möglich eingerichtet habe. Mächtige Thonmaſſen werden im Atelier aufgebaut. Wir arbeiten alle wie die Raſenden, jede will zeigea, daß ſie es am beſten kann.

Die O'Brien iſt die einzige, die mir gut zuredet. Die anderen behaawten alle, ich würde nicht damit fertig. Ich beiße die Zähae zuſammen und laſſe ſie reden. Sie werden ſchon ſehen, daß ich es kann!

Durch das Arbeiten im naſſen Thon bekommt man ganz taube Finger. Ich mag kaum den Federhalter anfaſſen, ſo unangenehm iſt das Gefühl.

* * *

Weber hatte mich ſchon ein paarmal beſucht. Ich empfing ihn dann in unſerm Eßzimmer, und da ſaßen wir nm Tiſch, Donna Carolina immer dabei, weil ich ſie vorher darum gebeten hatte. Sie ſtrickte emſig; von Zeit zu Zeit ſprachen wir ein paar Worte italieniſch, damit ſie ſich aicht allzuſehr langweilea ſollte. Aber ſie langweilte ſich gar nicht! Sie ſah mich immer mit einem ſchlauen Blinzeln an, als ob ſie ſagen wollte: nun, da iſt er ja endlich, der amante!

Heute kam er wieder. Wir redeten von allem mäglichen. Boa meinen Kämpfen, und wie ich mit meinem Talent ringe. Auch von meiner neuen Arbeit und was ich von ihr erwarte. Weber wnr die ganze Zeit ianerlich ungeduldig; das merkte ich ihm an, ſo ſehr er ſich zuſammennahm.

„Sie ſind ein merkwürdiges Mädchen," ſagte er plötzlich. „Ein Gemiſch widerſtrebender Anſichten. Einerſeits löſen Sie ſich von allem los, leben allein Hunderte von Meilen von Ihrer Familie entfernt nnd gegea den Wunſch der Familie — und dabei ſind Sie innerlich unfrei. Sie wagen nicht einmal, meinen Beſuch allein zu empfaagen, und laſſen die ſtrickende alte Dnme als Ehrenwächterin dabeiſitzen. Fürchten Sie ſich nua bloß vor dem, was die Leute reden könnten — oder vor mir?"

Ich warde rot. „Vor Ihnen fürchte ich mich gewiß nicht — ich wüßte gar nicht weshalb! Und daß ich Ihren Beſuch hier empfange, liegt einfach daran, daß ich kein eigenes Wohnzimmer habe."

„Und warum haben Sie es nicht? Weshalb ſtellen Ihnea Ihre Eltern nicht die nötigen Mittel zur Verfügung?"

„Vielleicht, weil ich zu ſtolz bin, ihnen zu ſchreiben, wie ich mich einſchränken muß."

„Aber Sie ſetzen Ihre Geſundheit zu. Ich bin überzeugt, Sie eſſen nicht einmal vernünftig!"

„Sehe ich ſo aus?"

„Ja, Sie ſehea ſo aus, als ob Sie von Maccaroni and Palenta lebten! Sie werden ſchon wieder rot! Ich habe alſo ganz richtig geraten!"

„Vielleicht," ſagte ich ſchwach. „Ich mache mir nichts aus dem Eſſen; wenn ich nur ſatt bin — wooon ich es werde, iſt mir gleichgültig. Und worin bin ich noch ein Gemiſch widerſtreitender Anſichten?"

Er lachte. „Sie wollen mir ausweichen! Aber wenn Sie es wiſſen wollen, darf ich es Ihaen wirklich offen ſagen?"

„Ich bitte daram," ſagte ich ahnungslos.

„Ja dem, wie Sie ſich zur Liebe ſtellen. Sie weiſen die Männer zarück, die ſich Ihnen nahen; Sie ſchrecken jeden Verſuch ab, und dabei iſt Ihr Herz voller Liebe."

Ich hob abwehrend die Hand.

„Voller Liebe und voller Sturm," ſagte er und bannte mich mit ſeinea großen ſtrahlenden Augen. „Im Grunde Ihrer Seele tummeln ſich Gewalten, voa denen andere verſchont ſind, die weniger ruhig ſcheiaen als Sie. Sehen Sie, dieſen Blick — den haben Sie immer gehabt! Aber ich weiß, wie Ihre kalten Augen aufleuchten können, nad ich weiß auch, welches Feuer unter der Aſche geglüht hat — und noch nicht ganz erloſchen iſt."

Er ſchwieg und ließ ſeine Augen nicht von meinem Geſicht. Ich wnr tödlich erſchrocken. Eine verſpätete Fliege ſummte um den Cylinder nnd fiel halb betäubt auf den Tiſch. Er fing ſie, öffnete das Fenſter und warf ſie hinaus. Donna Carolina fragte verwundert, warum er ſie denn nicht lieber totmachte.

„Weil ſie Aehnlichkeit mit mir hat, Donna Carolina. Ich habe mir auch eben gründlich die Flügel verbrannt." Dann wandte er ſich wieder zu mir: „Oder habe ich es nicht etwa gethan? Die Wahrheit beleidigt Sie, Harriet?"

„Es iſt nicht die Wahrheit!" ſagte ich haſtig, um mein Geheimnis zu retten.

„Und doch könnte ich Ihnen ſogar den Namen nennen, wenn ich nicht fürchtete, daß Sie mir dann nie verzeihen würden."

„Wenn Sie wiſſen, daß Sie mich beleidigen, warum ſagen Sie mir es dann?"

„Weil ich Sie zwingen will, eiamal in Ihrem Herzen aufzuräumen. Sie haben ſich einen Götzen zurecht gemacht, zu dem Sie beten, trotzdem er bereits in Scherben liegt."

„Man ſchneidet ſich auch manchmal an Scherben!" ſagte ich durch die Zähae.

„Wenn man ſie unvorſichtig anfaßt — ja. Sie werden mir noch einmal dankbar ſein, daß ich ſo zu Ihnen geſprochen habe! Was ſollen die ſchwelenden Flammen, die Sie immer wieder mit

Ihrer Phantaſie ſchuren? Die Phantaſie wird Ihnen noch einmal gefährlich werden! Ja, Harriet, wenn Sie mich auch jetzt noch ſo feindlich anſchauen — ich muß Sie warnen, denn ich ſehe Gefahren auf Ihrem Wege."

„Gefahren? Und dabei habe ich ſeit einem Jahr kaum mit einem Mann geſprochen, denn ſie ſind mir alle gleichgültig."

„Dagegen wird eben einmal die Reaktion kommen. Jetzt leben Sie in einer Traumwelt. Sie jagen Ihrem Ideal nach, der marmornen Eva! Einſt wird der Tag kommen, wo Sie einſehen, daß das altes Unſinn iſt, ein Tag, an dem ſich die beleidigte Natur rächt!"

„Hören Sie auf!" ſagte ich heftig. „Sie vergeſſen, wer ich bin und wer Sie ſind!"

„Ich bin ein Mann, und Sie ſind ein Weib," ſagte er ruhig.

„Ich vergeſſe das nicht, aber Sie vergeſſen es."

„Was wollen Sie eigentlich?" ſagte ich verzweifelt. „Weshalb reden Sie ſo zu mir?"

Er beugte ſich vor und ſah mich an. „Ich will nichts. Jetzt will ich nichts; denn Sie können mir doch nicht geben, was ich will."

„Ich kann keine Liebe in meinem Leben gebrauchen!"

„Sie können keine Liebe gebrauchen? Und ich ſage Ihnen, Ihr ganzes Sehnen, das Sie Kunſt nennen, iſt Liebe. Was kennen Sie denn von der Liebe? Unerwiderte Gefühle, die nur Schmerz geweſen ſind! Glückliche Liebe iſt anders; ſie iſt wie ein Bergquell, ſtark und friſch! Erſt wenn Sie dieſe Liebe kennen, werden Sie leben. Der Mann verlangt nach dem Weibe, und das Weib nach dem Mann! Wollen Sie die ewigen Naturgeſetze ändern?"

Donna Carolina legte den Strickſtrumpf hin. Sie verſtand nicht, was geredet wurde, aber doch wohl, daß etwas Ungewöhnliches geſprochen worden war. Sie murmelte etwas von einem Glaß Waſſer und trippelte hinaus, obgleich ich ihr raſch zurief, ich wolle es ſelber holen.

Heinrich vertrat mir den Weg. „So laſſe ich Sie nicht fort. Ich habe Sie verletzt, weil Sie herb ſind. Sie wollen es nicht von mir hören!"

„Ich werde Ihren Beſuch nicht wieder annehmen!"

„Harriet! —"

Er trat zurück und gab mir den Weg frei. „Ich halte Sie nicht zurück — aber Sie werden das nicht thun! Wiſſen Sie, weshalb Sie mir böſe ſind? Nicht Sie fühlen ſich verletzt, ſondern die Tochter Ihrer Eltern. Aber ſeien Sie ohne Sorge! So habe ich einmal zu Ihnen geſprochen und werde es nie wieder thun, bis Sie es mir ſelber ſagen, daß Sie mich verſtanden haben."

„Das werde ich nie!"

„Doch — oder ich habe mich in Ihnen getäuſcht, und Sie ſind gar nicht die, für die ich Sie halte. Verſtehen Sie mich — ich werbe nicht um Sie, heute noch nicht. Ich will ein Weib, das mir auch ſeine Seele giebt. Ich haſſe alles Halbe, Falſche, und ich habe vorläufig noch nicht einmal das Recht, Sie um Ihre Hand zu bitten; denn ich bin ſelber noch ein Werdender, der es im Leben vorläufig nur zu einem erſten Erfolg gebracht hat. Aber Sie werden noch einmal mein, denn ich will es! Was ich Ihnen geben kann, konnte Ihnen weder jener — andere, noch Carlo Striano geben."

„Woher wiſſen Sie das auch?" fragte ich erſchrocken.

„In Hotels haben Wandſchirme manchmal Ohren, noch dazu, wenn man ſo unvorſichtig iſt, wichtige Unterredungen im Salon zu führen. Ich kann Ihnen dazu nur gratulieren; denn nach allem, was ich von dem Grafen hörte, iſt er weiter nichts als ein eleganter Lump."

„Das iſt er nicht," ſagte ich heftig; „er iſt ein liebenswürdiger feiner Menſch — und Sie brauchen ihn nicht ſchlecht zu machen!"

„Weshalb auch? Er iſt nicht glücklicher geweſen als andere Leute. Ich ſage nur, was ich gehört habe."

„Adieu!"

„Mag ſein. Und nun leben Sie wohl!"

„Adieu!"

„Sagen Sie nicht: Auf Wiederſehen?"

„Nein!"

„Trotziges Kind," ſagte er. „Wie Sie daſtehen, als wollten Sie ſich gegen einen Feind wehren!"

Er nahm ſeinen Hut und reichte mir die Hand. „Und nun wirklich — Adieu, wenn Sie Ihren Befehl nicht widerrufen."

„Nein!" —

Er ſah mich noch einmal lange an, und dann ging er.

Donna Carolina war ganz betrübt, als ich ihr ſagte, er würde nicht wiederkommen. Sie hatte ſich ſchon ſo gefreut!

Es war brutal, was er mir ſagte. Ich haſſe ihn dafür!

Wie hat er nur meine unglückſelige Liebe erraten? Niemand ſonſt hat eine Ahnung gehabt, nur Klara machte einmal eine Anſpielung, auf die ſie nie zurückkam.

Und doch — und doch —

Ich weiß nicht — ich habe an Benno gedacht, und es that mir nicht mehr ſo weh wie früher. Wäre es möglich, daß ich ihn doch noch einmal vergeſſe — und geſund werde?

Florenz, Februar 1891.

Meine Figur muß gut werden! Ich muß es allen beweiſen, daß ich es kann, und zunächſt mir ſelber!

Sie wächſt aus den formloſen Maſſen heraus, und ich arbeite mit einer zitternden Freude daran. Schaffen iſt wonnig! Man vergißt alles andere und lebt nur in ſeinem Geſchöpfe. Und da hinein will Weber kommen, mit ſeiner Liebe, die ich nicht verlangt habe, mich in ſeinen Kreis zwingen! Ich kann allein gehen — ich brauche ihn nicht! Ihn ebenſowenig, wie ich Carlo gebrauchen konnte!

* * *

April.

Sie iſt gut geworden! Ich wußte es ja! Miſtreß Litton iſt erſtaunt; ich habe mir kaum etwas von ihr ſagen laſſen, und den anderen hat ſie die Arbeiten Zug für Zug korrigiert.

Das „wildwütende Weib" iſt neidiſch. Ihre Arbeit iſt die ſchlechteſte, obgleich ſie immer um die Litton herumgekrochen iſt. O'Briens Figur iſt gar nicht fertig geworden. Sie hat ruckweiſe daran gearbeitet, zuletzt überhaupt nicht mehr, und dann hat ſie den Thon vertrocknen laſſen. Eine Zeit lang iſt ſie überhaupt nicht ins Atelier gekommen. Und dabei kann ſie nur mit Mühe und Not das Geld auftreiben, um überhaupt hier zu ſtudieren! Ich hätte ſie gern beſucht, ſchon wegen der Maccaroni-Kameradſchaft von damals, aber ich weiß ihre Wohnung nicht, und auch niemand ſonſt weiß ſie.

„Sie wird wohl ihre Gründe haben," meint Fräulein Meißchen boshaft.

Noch ein Jahr werde ich bei der Litton lernen; dann nehme ich mir ein eigenes Atelier, und dann kommt Eva dran!

* * *

Miß O'Briens Geheimnis iſt entdeckt: ſie hat einen Geliebten. Fräulein Meißchen hat ſie zufällig — ſo behauptet ſie wenigſtens — in den Antagen vom Piazzale Michelangelo überraſcht, in der Dämmerſtunde zärtlichſt auf einer Bank. Die Meißchen kennt ihn nicht und beſchreibt ihn als einen ganz hübſchen ſchwarzbärtigen Menſchen, mindeſtens zehn Jahre jünger als ſie.

Daraufhin große Scene im Atelier hinter den Coaksöfen. Fräulein Meißchen iſt empört, weil ſie in dem gleichen Hauſe wohnen! Miſtreß Litton hat mit Miß O'Brien geſprochen, denn dieſe kam am Tage nach der Entdeckung ganz kühl ins Atelier. Sie hat der Litton geantwortet, ihre Privatverhältniſſe gingen niemand etwas an, und ſie kümmerte ſich nicht einen Pfifferling um Fräulein Meißchen.

Ich glaube, Miſtreß Litton iſt es im Grunde auch ſehr gleichgültig. Sie will nur, daß der Ton im Atelier gewahrt bleibt, daß es nach außen hin keinen Skandal giebt. Und da Miß O'Brien das Stundengeld pünktlich zahlt — ſo bleibt ſie eben.

Seitdem „ſchneiden" die anderen Miß O'Brien. Sie pleibt mehr als je und redet kein Wort. Mir thut ſie leid, und ich finde, ſie hat ganz recht: was geht es uns an? Für mich ſelber denke ich ſtreng, und mir würde ich es nicht verzeihen. Mögen andere ſich doch ihr Leben einrichten, wie ſie es für gut finden, wenn es ſich mit ihrem Gewiſſen verträgt! Vielleicht iſt Miß O'Brien glücklicher als wir alle.

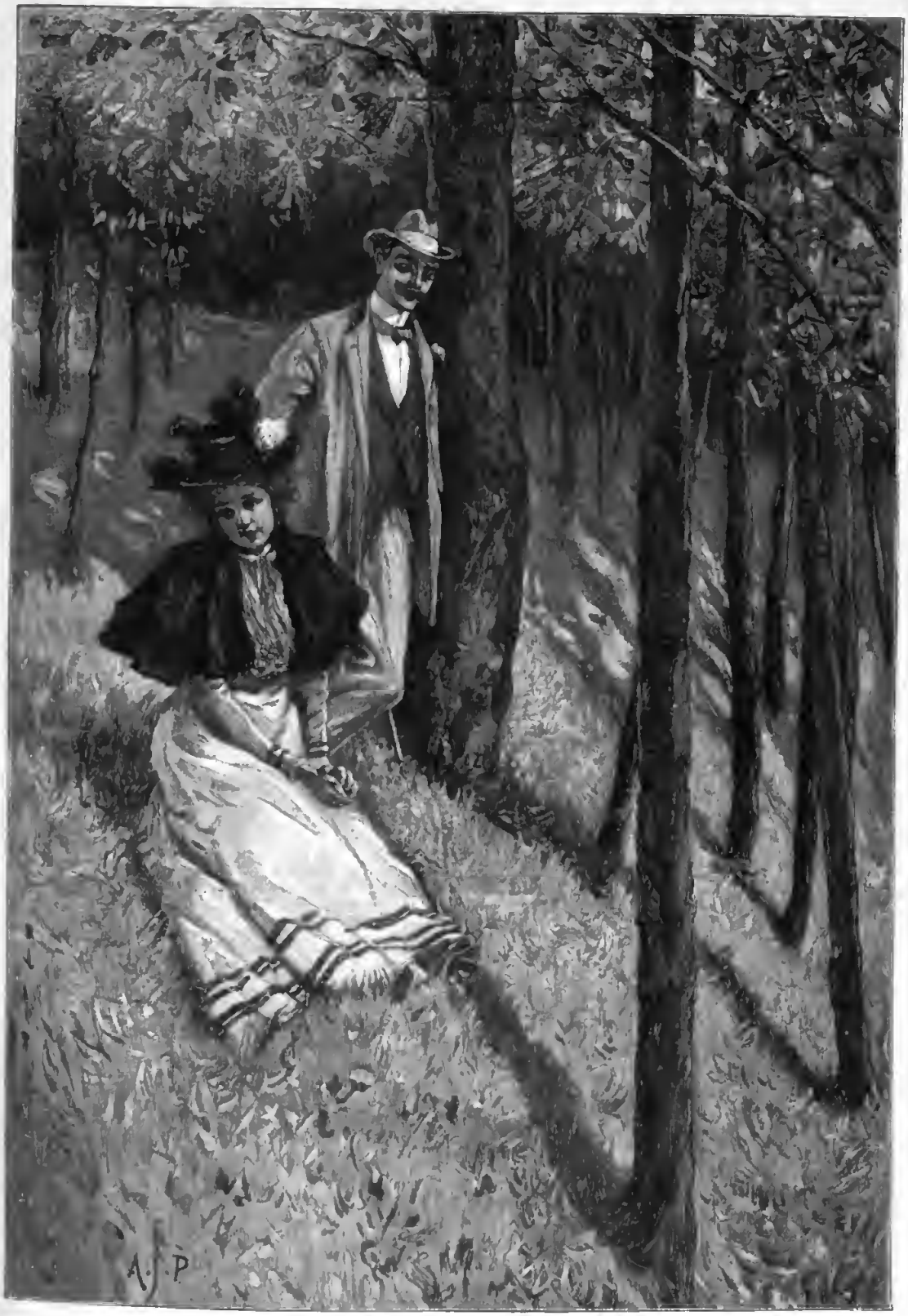
Ach nein — glücklich ſieht ſie nicht aus!

* * *

September.

Der Sommer iſt vorüber, Gott ſei Dank!

Ich habe die letzten Monate toll gearbeitet und ſchlecht gelebt, aber ich bin ein tüchtiges Stück weiter gekommen. Dagegen iſt alles andere gleichgültig.



Kuckucksruf.

Nach einer Originalzeichnung von A J Pepino.

Digitized by Google

Heinrich Weber hat mir ein paarmal geschrieben, ganz einfache, freundschaftliche Briefe. Ich habe nicht darauf geantwortet. Er soll keinen Einfluß auf mich gewinnen, und ich fühle, daß das bald der Fall sein würde.

Gräfin Striano ist angekommen. Aber den Plan der Studentenbude hat sie fallen lassen. Sie hat eine große Villa in der Nähe von Poggio Imperiale und kommt jeden Tag mit ihrem Wagen vorgefahren. Im ganzen Atelier liegen ihre Brillantringe herum; manchmal sind sie dann verkrumpt und erscheinen erst ein paar Tage später. Sie arbeitet mit nervöser Rastlosigkeit, und Mistreß Litton läßt sie gewähren. Mir kommt es immer vor, als wäre sie gar nicht mit ihrem Herzen dabei, als wäre es nur ein Sport oder eine neue Art Betäubungsmittel gegen die Langeweile. Ich fragte sie nach dem Grafen.

„Er wollte nach Paris oder Nizza," sagte sie mit einem gleichgültigen Achselzucken. „Wo er ist, weiß ich nicht."

Ich mache jetzt Tierstudien. Der weiße Kater Themistokles hat entzückend faule Bewegungen. Er stellt sich auf seine vier Beine und krümmt den Rücken und gähnt. So habe ich ihn aufgefaßt. Aber manchmal will er nicht, und dann muß ich ihn unten am Halse kraun, damit er so gnädig ist und stillhält.

* * *

Oktober.

In Berlin ist die Katastrophe erfolgt. Man hat Klara fortgebracht in die Nervenheilanstalt von Niedermüller am Bodensee.

Es macht mich fast rasend. Klara, meine schöne, geliebte Schwester, wahnsinnig — durch unsere Schuld! Ich kann es kaum aufschreiben, so weh thut mir das Herz. Ganz krank bin ich und mag nicht einmal arbeiten. Immer stelle ich sie mir vor, in einer gepolsterten Zelle, tot, geistig tot — viel besser noch wirklich tot als das!

Papa hat mir ganz kurz die Thatsache mitgeteilt in seinem knappen militärischen Stil. Auch Frida schreibt so selten. Sie hätte mir doch etwas Näheres mitteilen können.

Der Heimat entfremdet werde ich in der Fremde, und es scheint, ich bin ganz vergessen! (Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten

Das Denkmal für Emil Rittershaus in Barmen. (Zu der Abbildung S. 393.) Als kurz nach dem Tode des beliebten rheinischen Dichters Emil Rittershaus vor etwa drei Jahren der Aufruf in der „Gartenlaube" zur Sammlung für ein Denkmal in seiner Vaterstadt Barmen durch das deutsche Land ging, da hoffte der Kreis von Freunden, der sich zu dieser Ehrung des beimgegangenen Poeten gebildet hatte, auf reiche Gaben aus den weiten Reihen derer, die dem dichterischen Schaffen des Verstorbenen frohe und glückliche Stunden verdankten. Der Erfolg hat diese Hoffnung noch weit übertroffen, und über Erwarten groß waren die Summen, die zur Errichtung eines künstlerischen Erinnerungsbildes für den „Dichter des sangesfrohen Rheinlandes" flossen. Bald war das erforderliche Kapital überzeichnet, und das Werk konnte gefördert werden.

Professor Fritz Schaper in Berlin wurde mit der Ausführung desselben betraut, und am 3. April d. J., Rittershaus' Geburtstag, sollte es dem ersten Male nach enthüllt werden. Dann aber entschloß man sich, doch lieber eine Zeit abzuwarten, in der Licht und Sonnenschein über das Erzbild der vertrauten Gestalt dinsinken konnten, und so verschob man die Enthüllung in den Monat Juni, in Tage, deren Sommerreiz der Dichter selbst so oft gefeiert hat. Ein Denkmal von Treue der Mitlebenden, die es dem Dichter und sich selbst zur Ehre errichteten, steht es nun fertig da, in schlichter Darstellung, mit sprechender Aehnlichkeit. Alles schwere Erdenleid seiner letzten Jahre ist aus den gütigen Zügen des Dichters verschwunden, das alte liebe Gesicht, dem des Lebens Ernst nur leise Schatten eingezeichnet, spricht zu uns. Mag es auch in der reinen vom Künstler gestalteten Abbildung draußen in der Welt das Andenken an einen geliebten Dichter, an einen treuen deutschen Mann, an einen wackeren Menschen erneuern! Gerade den Lesern der „Gartenlaube", unter denen Rittershaus zahllose Freunde und Verehrer fand, wird es sicher willkommen sein.

Und so wie aus dem neuen Standbilde das frische warme Leben zu dem Beschauer spricht, so spricht auch heute noch der lebendige Geist des Poeten aus seinen Dichtungen, die er mit warmem begeisterten Herzen schuf. In immer neuen Auflagen gehen seine Werke in die Welt, und namentlich seine „Neuen Gedichte", ein Sammelband, der so recht ein volles Bild über das Schaffensfeld des Dichters giebt, gehören zu den beliebtesten Schöpfungen für die Freunde deutscher Lyrik. Aus diesem Bändchen, das in sechster Auflage soeben im Verlage von Emil Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig erschienen ist, setzen wir die nachstehenden Verse hierher, die als ein schlichtes Bekenntnis des Dichters an seine Freunde erscheinen:

Den Freunden.

Ich buhlte niemals um der großen Massen
Beifall und Gunst, und meine Pulse pochten
Nicht höher drum, wenn sie mich loben mochten;
Ihr Tadeln hört' ich lächelnd und gelassen.

Bevor ich freudig mag den Kranz erfassen,
Frag' ich zuvor: „Wer hat den Kranz geflochten?"
Um einen hohen Preis hab' ich gefochten,
Nicht um den schmutz'gen Lorbeer von den Gassen.

Ich mag nicht Abgott jedes Kindes werden;
Von Narrenhänden will ich keine Kronen!
Das Lob der Besten möcht' ich nur erstreben.

O, die ich lieb' und achte hier auf Erden,
In ihren Herzen möcht' ich gerne wohnen. —
Laßt, Freunde, mich in eurem Herzen leben!

Bei der Entleerung.

Saugbagger für Port Arthur. (Mit Abbildungen.) Vor kurzem wurden auf der Werft der Kieler Howaldtswerke drei außergewöhnliche Fahrzeuge für die russische Marine fertiggestellt und nach ihrem Bestimmungsort, dem fernen Port Arthur in Ostasien, auf den Weg gebracht. Es sind drei Dampfsaugbagger, welche bei den großen Hafenbauten in Port Arthur Verwendung finden sollen. Solche Schiffe sind eine neue Erscheinung und dürften wohl noch so gut wie unbekannt sein. Sie sind als Dampfer gebaut, und ihr Raumgehalt beträgt 428 Registertonnen, ihre Länge 45 m, ihre Breite 9 m und ihre Tiefe 3,75 m. Mit kräftigen Compoundmaschinen von 300

Beim Baggern.

Saugbagger für Port Arthur.

indizierten Pferdekräften ausgerüstet, vermögen sie sich voll beladen 9 Seemeilen in der Stunde fortzubewegen.

Das erste der Schiffe ist in seiner Ausführung den bekannten Bodenklappschalen ähnlich, mit dem Unterschied natürlich, daß es als seefester Dampfer gebaut und mit zwei Schonermasten und einem Quarterdeck vorn und achtern versehen ist. Es ist zum Transport von ausgebaggertem Boden eingerichtet, der am Bestimmungsort durch die Bodenklappen (12) im Baggergutraum ausgeworfen werden kann. Die beiden anderen Dampfer haben außer dieser zum Entleeren selbstverständlichen Klappeinrichtung mächtige Centrifugalpumpen zum Sandsaugen. Die Baggerarbeit wird also hier nicht durch eine Eimerkette am Paternosterwerk, sondern durch Kreiselpumpen geleistet. Diese saugen durch ein seitlich aus dem Schiff hervortretendes auf und nieder bewegliches Rohr und fördern mit Wasser gemischten Sand oder anderen Boden aus einer Tiefe bis 10 m. Das untergesaugte Wasser wird durch den schwereren Sand oder Baggerboden nach oben hin verdrängt und strömt, wie beim Dampfer I auf dem unteren Bilde S. 422 ersichtlich, über Deck ab. Ist der Raum voll, so dampft das Schiff an die Entleerungsstelle, man läßt die Bodenklappen fallen und der Baggerboden stürzt in See. Das nun nach unten hin offene Schiff wird inzwischen durch das Vorder- und Achterschiff II und III getragen, außerdem hebt es sich auch ganz beträchtlich um die Last des entweichenden Baggergutes nach oben. Natürlich müssen die Verbindungen, Seitenteile und Verbände zwischen Vorder- und Achterschiff äußerst stark konstruiert sein und ebenso das Vorder- und Achterschiff selbst durch peinlichste Bauberechnungen genau zu einander ausbalanciert sein. Ist der Baggerboden entwichen, so werden die fest ineinander schließenden Bodenklappen an ihren Ketten hochgewunden, das Schiff dampft an die Baggerstelle zurück und setzt seine Arbeit weiter fort.

Die Saugpumpen werden direkt von der Hauptmaschine getrieben, es wird zu dem Zweck durch einen einfachen Hebeldruck die Schraubenwelle aus- und die Pumpenwelle eingekuppelt. Der Durchmesser des Flügelrades in den Pumpen beträgt 1900 mm und der des Saugrohres 600 mm, dementsprechend sind auch die Leistungen sehr beträchtliche, denn die Pumpen füllen den 320 cbm enthaltenden Baggergutraum in 18 Minuten. Um einen Vergleich dieser Leistung mit derjenigen von Eimerbaggern zu geben, sei erwähnt, daß die größten Eimerbagger 350 bis 400 cbm in der Stunde zu schaffen vermögen, während die Pumpenleistung dieser Saugbagger fast das Dreifache erreicht. Auch die sonstigen Vorzüge solcher neuartiger Baggerschiffe liegen klar: sie sind vor allen Dingen weit beweglicher als jene ungeschickten, langsamen und überaus schwerfälligen Küstenbagger mit der Eimerkette; sie sind seetüchtig, können also auf See und beim Bau von Seehäfen, deren Einfahrten, Schutzbauten ꝛc., verwandt werden. — So wird die deutsche Schiffbauindustrie auch mit diesen neuen Baggerfahrzeugen draußen im fernen Ostasien Ehre einlegen und auch schon auf dem Wege dorthin, unterwegs in den Häfen, welche man anläuft, sei es wegen zu schwerem Wetter oder um Kohlen, Wasser, Proviant zu nehmen. Die kleine Flotille wurde nach Erledigung der Probefahrten seetüchtig ausgerüstet, die Baggerräume mit Kohlen gefüllt und hinaus ging es auf die weite Fahrt von fast 13000 Seemeilen. Rufen wie unsern braven deutschen Seeleuten, auf diesen zwar durchaus seefesten und wohlgerüsteten, aber doch im Vergleich zu den sonst auf Ostasien fahrenden Dampfern so winzigen Schiffslein den alten Seemannsgruß zu: „Gode Wind!“

Ernst Teja Meyer.

Widerakkus des Deutschen Flottenvereins. (Mit Abbildungen.) Statistische Zahlen und Tabellen sind trocken, und erst durch längeres Studium werden ihre langen Ziffernreihen verständlich. In neuerer Zeit wird darum mit Vorliebe die graphische Methode für die volkstümliche Darstellung statistischer Ergebnisse angewandt. Verschieden große Bilder oder geometrische Figuren ersetzen die Zahlen und veranschaulichen die Vergleichsverhältnisse auf den ersten Blick. Diese Methode wählte auch der Deutsche Flottenverein, um die Beziehungen des deutschen Handels und Kapitals zu den überseeischen Ländern klarzulegen. Unter dem Titel „Industrie, Handel und Flotte“ gab er einen „Volkswirtschaftlichen Atlas“ heraus (Braunschweig, bei George Westermann), der in klaren Bildern Deutschlands Einfuhr und Ausfuhr zur See, seine Handelsströme und die Beteiligung des deutschen Kapitals an überseeischen Unternehmungen darstellt. Der Atlas zeigt einen überaus erfreulichen Aufschwung des deutschen Unternehmungsgeistes, zeigt aber auch, wie schwach unsere Kriegsflotte im Vergleich zu den Flotten anderer Staaten ist. Der Wert des Seehandels Deutschlands beläuft sich ohne Einschluß der Edelmetalle auf jährlich rund 6300 Millionen Mark, und an deutschen Kapitalien sind in überseeischen industriellen Unternehmungen allein gegen 7 Milliarden Mark angelegt! Wie sich dieses Kapital auf die verschiedenen Weltteile und Länder verteilt, zeigt uns die beifolgende graphische Darstellung Fig. 3. Es geht aus ihr z. B. nur zu deutlich hervor, daß uns allerlei politische und soziale Umwälzungen in dem fernen Südamerika durchaus nicht gleichgültig sein dürfen.

Fig. 1. Wert des Seehandels (ohne Edelmetalle) bei verschiedenen Nationen im Jahre 1898 in Millionen Mark.

Ebenso sprechend ist Fig. 1, die als Ballen den Wert des Seehandels verschiedener Nationen darstellt.

Wir ersehen hieraus, daß Deutschland im Hinblick auf seine überseeischen Handelsinteressen mit an der Spitze der Kulturnationen steht. Sind damit aber auch die Aufwendungen im Einklang, die Deutschland im Vergleich zu den anderen seefahrenden Völkern zum Schutze seiner Handelsbeziehungen macht? Darauf mag die graphische Darstellung Fig. 2 Antwort geben!

Diese statistischen Bilder reden eine eindringliche Sprache. Sie erläutern die tiefe Wahrheit, welche der Bahnbrecher unter Deutschlands großen Volkswirten, der weitschauende Friedrich List, so treffend wie schön ausgesprochen hat: „Die See ist die Hochstraße des Erdballs.

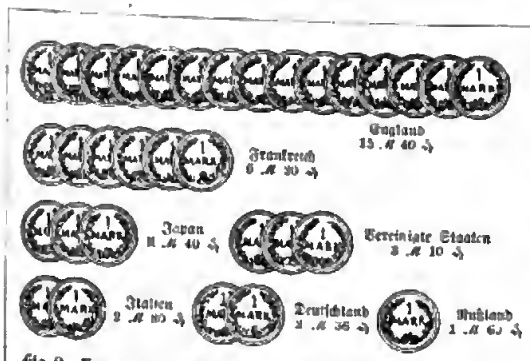


Fig. 2. Ausgaben 1898 99 pro Kopf der Bevölkerung für die Flotte.

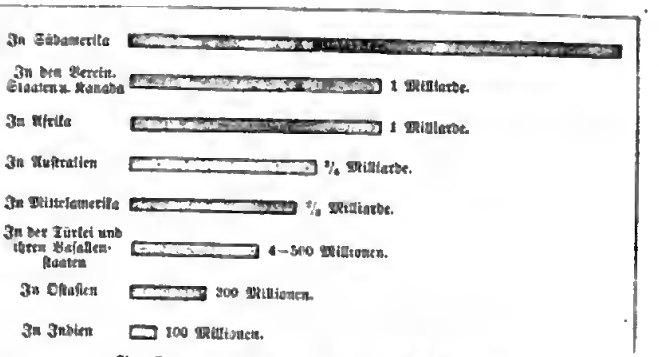


Fig. 3. Anlage deutscher Kapitalien im Auslande.

Die See ist der Tummelplatz der Kraft und des Unternehmungsgeistes für alle Völker der Erde und die Wiege ihrer Freiheit. Wer an der See keinen Anteil hat, ist ausgeschlossen von den guten Dingen und Ehren der Welt — der ist unseres lieben Herrgotts Stiefkind.“

Seeotterfamilie. (Zu dem Bilde S. 401.) Kein Tier trägt heute einen so kostbaren Pelz wie der Seeotter. Wird doch gegenwärtig für ein tadelloses Stück dieser Ware der hohe Preis von 2000 bis 5000 Mark bezahlt! Das schöne Fell ist aber auch sein Verderben. Unbarmherzig wird der Seeottee in seiner rauhen Heimat an den Küsten von Nordwestamerika und Nordostasien verfolgt, und seine Ausrottung steht nahe bevor. Während zu Anfang des 19. Jahrhunderts jährlich gegen 10000 bis 15000 Stück Seeottern erlegt wurden, betrug die Zufuhr in den letzten Jahren nur noch etwa 300 Stück Felle.

Der Seeotter ist ein Verwandter unseres Fischotters, aber größer als dieser und mehr dem Wasserleben angepaßt. Er wird, einschließlich des etwa 30 cm langen Schwanzes, gegen 1 m lang und wiegt 30 bis 40 kg. Er hat einen rundlichen robbenartigen Kopf, und seine Hinterfüße sind beinahe ebenso zu Flossen umgebildet wie die des Seehundes. Seine Färbung wechselt zwischen braun und schwarz, es giebt aber auch weiße Exemplare. Am geschätztesten sind die schwarzen Pelze. Ihr

Digitized by Google

weiches Wollhaar glänzt wie Sammet; darüber stehen lange Grannenhaare mit weißen Spitzen, die dem Pelze eine effektvolle helle Sprenkelung verleihen.

Genauere Nachrichten über das Leben der Tiere hat zum erstenmal der deutsche Arzt und Naturforscher Georg Wilhelm Steller gegeben, der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Bering auf seiner zweiten Expedition in den Gewässern Nordostasiens begleitete. Damals waren die Tiere noch wenig scheu, und Steller konnte ihr Thun und Treiben genau beobachten. Besonders anziehend sind die Schilderungen, die er von dem Familienleben der Seekatzen entwirft. „Die Liebe der Eltern gegen ihre Jungen", heißt es darin, „ist so groß, daß sie sich der augenscheinlichsten Todesgefahr für sie aussetzen, und wenn sie ihnen genommen werden, fast wie ein kleines Kind laut zu weinen beginnen. Auch grämen sie sich dergestalt, daß sie, wie wir aus ziemlich sicheren Beispielen sahen, in zehn bis vierzehn Tagen wie ein Gerippe abtrocknen, krank und schwach werden, auch vom Lande nicht weichen wollen. Nun sieht sie das ganze Jahr lang mit den Jungen. Sie werfen bloß eins, und zwar auf dem Lande. Die Weibchen tragen das Junge im Maule, im Meere aber, auf dem Rücken liegend, zwischen den Vorderfüßen, wie eine Mutter ihr Kind in den Armen hält. Sie spielen auch mit demselben wie eine liebreiche Mutter, werfen es in die Höhe und fangen es wie einen Ball, platzen es ins Wasser, damit es schwimmen lerne, und nehmen es, wenn es müde geworden, wieder zu sich und küssen es wie ein Mensch."

Das Kirchlein von Castiel im Schanfigg.
Nach einer photographischen Aufnahme von P. Lobhart in Rorschach.

Das Kirchlein von Castiel im Schanfigg. (Mit Abbildung.) Stimmungsvolle Bündner Berglandschaft spricht aus diesem Bilde. Es führt aus von Chur in das malerische Schanfigg, das zum Strehlapaß emporsteigt und in der weiten Welt besonders durch den in seinem Hintergrund gelegenen Luftkurort Arosa bekannt geworden ist. Ueberaus malerisch steigt die kastenreiche Ta[illegible] forahe von Chur hoch über [illegible] schenden Wasser der Plessur [illegible] zuletzt nur noch wie ein Schl[illegible] taden im Grunde liegt, und [illegible] öffnet der Ausblicke zu den [illegible] Schneedomen der Gletscherwe[illegible] aber auch den Einblick in [illegible] romantische Thal, in dem [illegible] dare Kulturterrassen mit der [illegible] den, schreckhaft zerklüfteten Felsk[illegible] ten der aus den Stall- und Ja[illegible] bergen hervorragenden K[illegible] wechseln. Ueber eine dieser Stu[illegible] ten führt die Höhe beim Gast[illegible] Castiel, dann geht die Fahrt [illegible] ein Felsentor, und am einem [illegible] Hange leuchtet das Kirchlein [illegible] des Alpendörfchens Castiel, [illegible] vier Jahrhunderte durch [illegible] Thal ziehen sich. Nur einmal [illegible] im Jahre 1622 — [illegible] Glocken zu Schutz und [illegible] Im Kampf um den Leonz[illegible] fielen damals 22 Schanfigger [illegible] den Schluchten und das [illegible] hält die Gebeine der Zinl[illegible] märtyrer in Hut. Es ist [illegible] Innern und Aeußern ein [illegible] faches, doch würdiges Ja[illegible] spätgotischer Kunst in den [illegible] Sein innerer Schmuck ist [illegible] gewölbe im dreiseitigen Chor, [illegible] ein Netzgewölbe im Schiff [illegible] unsere Zier ein altes Bild [illegible] einer Wand des Chors, eine D[illegible] stellung des Heiligen Christo[illegible] rus, der, auf seinen Stab [illegible] das Christuskind auf der Schu[illegible] durch den Fluß trägt. Das [illegible] Bild hat einen um so bedeu[illegible] Wert, als die einst im [illegible] rischen Bergland sehr beliebten Darstellungen gerade dieser Art in der Gegenwart fast verschwunden sind. Glockenklang! — Mit [illegible] tem Gepränge trägt das Dorf den alten Hirten auf den [illegible] kirchhof, wo aus wuchernden Nesseln die Steine und Kreuze [illegible] Und das Gradlied klingt. Drüben oder jenseits der Geißhub von [illegible] Wer denkt da nicht an Uhlands:

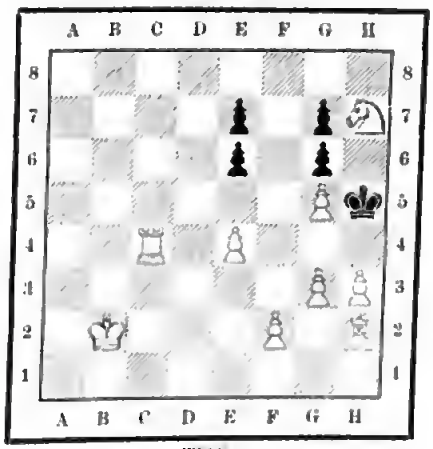
„Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal!"

Allerlei Kurzweil.

Schachaufgabe.

Von **B. Güllen** in Berlin.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge matt.

Scherzrätsel.

Ein Zischen, es kommt wer, und in das Ende –
Wer ist, der diesen Heldennamen fande?

Rätsel.

Mit H den Saaten oft gefährlich;
Mit N beim Nieten unentbehrlich. E. S.

Bilderrätsel. Von Erhard Lipka.

Auflösung des Palindroms auf Seite 392. Neuer, Arrer.

Auflösung des Rätsels auf Seite 392. Feder.

Auflösung des Bilderrätsels „Die Ansichtskarte" auf Seite 392.

Man nehme zunächst, den Ziffern im Stempel entsprechend, der sechsten, siebenten, achten und neunten Buchstaben des Ortes Ober-Pflach, dann, den Ziffern der No. entsprechend, den ersten, dritten, siebenten, achten, sechsten und vierten Buchstaben. Man erhält:

Ella Heller.

Die Auflösung der Skataufgabe erscheint im nächsten Halbheft.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 13, 1906.

Bilder aus der Gegenwart.

Albert Traeger. In den weitesten Kreisen des deutschen Volkes bekannt und beliebt, begeht der gefeierte Dichter und langjährige Mitarbeiter der „Gartenlaube" am 12. Juni d. J. seinen siebzigsten Geburtstag. Traeger stand noch im blühenden Jugendalter, als in einem der ersten Jahrgänge der „Gartenlaube" (1856) sein tiefempfundenes, die Herzen der Leser sogleich gewinnendes Gedicht „Wenn du noch eine Heimat hast" erschien, und 37 Jahre ist es her, daß ihm Ernst Keil in seinem Blatte jene Würdigung zu teil werden ließ, welche die Aufschrift trug: „Der Dichter der Gartenlaube". Ein solcher war er in der Zwischenzeit durch seine kraftvoll begeisternden Zeitgedichte geworden, als ein eifriger warmherziger Schürer und Führer der deutschen Volksbewegung, die sich nach dem Tode Friedrich Wilhelms IV aufs neue mächtig entfaltete. Es war die Zeit jener ersten großen vaterländischen Sänger-, Turner- und Schützenfeste, auf denen in Lied und Wort die unverwüstliche Kraft der Ideale hervortrat, auf denen die Freiheit als „Bannerträgerin der Einheit" in Begeisterungsstürmen gefeiert ward. Die Versteigerung der kaum gegründeten deutschen Flotte, die Uebereilassung Schleswigs an die Dänen erregte die Gemüter aufs tiefste. Hier setzte die neue Bewegung ein: man sammelte wieder für eine deutsche Flotte, man mahnte die Regierungen, dem „verlassenen Bruderstamm" zu Hilfe zu eilen.

Albert Traeger.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph J. Baruch in Berlin.

Und als ein Herald dieser Zeit schrieb Albert Traeger seine ergreifenden Gedichte „Für Holstein und Kurhessen", „Zur deutschen Flotte", „Habt Acht!", „Wann, wann marschieren wir gen Norden?" und „Deutschlands Turnern!".

Albert Traeger kam in Augsburg zur Welt. Früh schon verlor er den Vater. Wie es dann seine Mutter verstand, ihm den Verlust liebevoll und charakterstark zu ersetzen, das findet sich wiedergespiegelt in den gemütsinnigen Gedichten, welche Traeger dem Preise der Mutterliebe geweiht hat. 1848 bezog er in Halle die Universität. Die Begeisterung, mit welcher ihn der stolze Aufschwung der Nation in jenem Jahre erfüllte, gab seinem ganzen weiteren Leben die Richtung. 1859 hielt er bei der großen Schillerfeier in Leipzig die Festrede, und der Prolog, welcher die fünfzigjährige Gedenkfeier der Völkerschlacht bei Leipzig im Leipziger Stadttheater einleitete, hatte ihn zum Verfasser. Die erste Sammlung seiner „Gedichte" erschien im Verlage Ernst Keils schon 1857; immer aufs neue vermehrt, liegen sie jetzt in siebzehnter Auflage vor. Im Jahre 1875 zog Traeger, der bereits 1871 zum erstenmal in den Reichstag gewählt worden war, von Cälleda nach Nordhausen, 1891 nach Berlin. Als Ernst Keil starb, widmete er dem Schöpfer der „Gartenlaube", mit dem er auch persönlich in Freundschaft verbunden war, das schmerzbewegte Gedicht „Am Grabe Ernst Keils". Seitdem hat sich Traeger leider immer seltener als Dichter vernehmen lassen. Doch wenn er gelegentlich wieder zur Leier greift, erklingen die Saiten so kräftig und wohltautend wie früher. Dankbar seines reichen fruchtbaren Wirkens gedenkend, das ihn in einer poetisch gestimmten Zeit voll patriotischen Hoffens und Sehnens zum „Dichter der Gartenlaube" machte, bringen wir heute dem verehrten deutschen Manne, dem treuen Mitarbeiter die herzlichsten Glückwünsche dar.

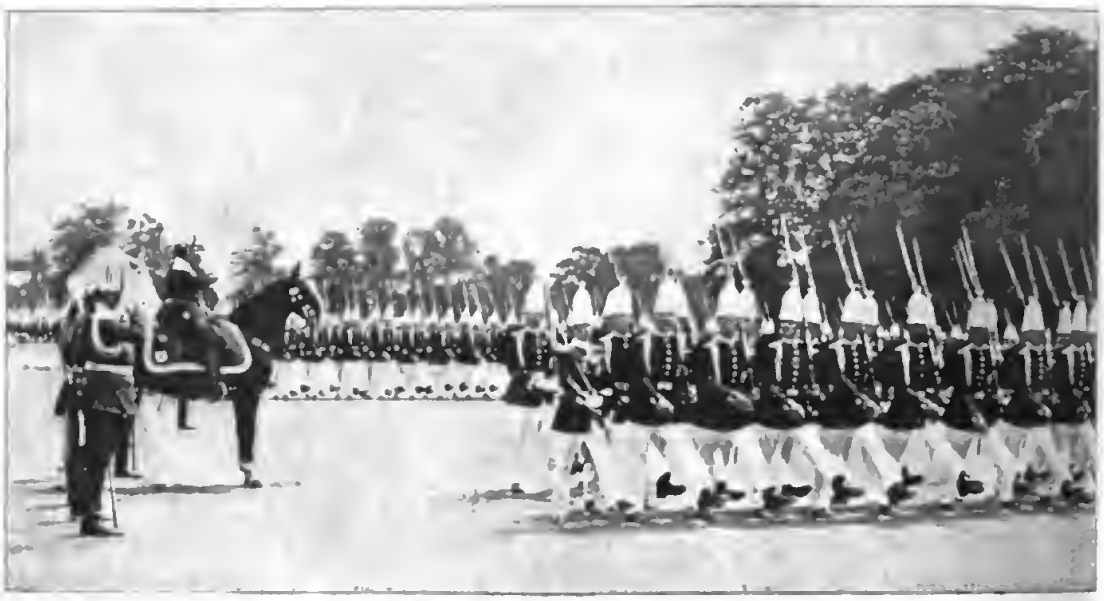
Das Denkmal für den Schmied von Kochel.
Nach einer photographischen Aufnahme von M. H. Bayerle in München.

Schiffsarzt Dr. Breuer.

Ein Denkmal für den Schmied von Kochel. Zum bleibenden Andenken an den löwenkühnen „Schmiedbalthes" und die mit ihm am 24. Dezember 1705 nachts in der Schlacht bei Sendling vor München gefallenen Oberländer ist am 27. Mai in Kochel ein würdiges Denkmal enthüllt worden. Dasselbe erhebt sich angesichts der nahen grünen Hügel und der mächtigen Felswände der Sonnenspitze und Jocheralm. Es zeigt auf einem aus Findlingsblöcken gebildeten Sockel, der oben durch einen Block von dem sagenumwobenen „Frauenstein" abgeschlossen wird, die Riesengestalt des tapferen Dorfschmieds mit der Sturmfahne in der linken und der Stachelkeule in der rechten Hand. Zwei Münchener Künstler, der Bildhauer Kandl und der Kupferetzkünstler Kiene, sind die Schöpfer des äußerst glücklich gestalteten Denkmals, dessen Sockel überdies durch ein Rundbeet von

Dr. Masson-Forestier.

Digitized by Google



Der Parademarsch bei der Einstellung des deutschen Kronprinzen in das 1. Garderegiment z. F.
Nach einer photographischen Aufnahme von Selle & Kunze in Potsdam.

Alpenblumen und eine aus einem Felsspalt hervorsprudelnde Wasserquelle anmutig belebt wird.

Dr. Breuer und Dr. Masson-Forestier. Vor acht Jahren befand sich der deutsche Schiffsarzt Dr. Breuer gerade an Bord des Packetboots „Rhätia" auf dem Atlantischen Ozean, als sich ihm Gelegenheit bot, einem jungen Matrosen aus der Bretagne, welcher sich bei der Erfüllung seines Dienstes schwer verletzt hatte, durch die während furchtbaren Sturmes vorgenommene Amputation eines Beines das Leben zu retten. Für diese That wurde nun Dr. Breuer am 14. Juli v. J. von der französischen Regierung das Kreuz der Ehrenlegion verliehen. Daß ihm diese viel Aufsehen erregende Auszeichnung zu teil ward, ist recht eigentlich den jahrelangen Bemühungen des damaligen Rechtsanwalts in Rouen, jetzigen Schriftstellers Dr. Masson-Forestier in Paris zuzuschreiben. Nachdem derselbe zunächst für den Matrosen vor Gericht eine Entschädigung seitens der englischen Rheder durchgesetzt hatte, lag ihm daran, dem deutschen Arzte die erwähnte Auszeichnung zu erwirken, was ihm denn auch nach sieben Jahren gelang. Gegenwärtig hält sich Dr. Masson in Süddeutschland auf, wo er schon in mehreren Städten, wie Heidelberg, Stuttgart u. a., bemerkenswerte Vorträge über Frankreich und deutsch-französische Beziehungen gehalten hat.

Die Einstellung des Deutschen Kronprinzen zur Dienstleistung in das 1. Garderegiment zu Fuß hat am Vormittag des 30. Mai mit großem militärischen Zeremoniell stattgefunden. Der erste Teil der Feier bestand in der dienstlichen Meldung des Kronprinzen bei dem Kaiser und den im Stadtschloß zu Potsdam versammelten Vorgesetzten. Inzwischen hatte das Regiment auf dem Exerzierplatz im offenen Viereck Aufstellung genommen und waren die enthüllten Fahnen bei den Bataillonen eingestellt worden. Als der Kaiser mit dem Kronprinzen aus dem Schlosse trat, wurde das Kommando zum Präsentieren gegeben. Die Musik spielte den **Präsentiermarsch**, die Fahnen senkten

Der neugestaltete Jungfernstieg zu Hamburg.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Breuer in Hamburg.

sich, die Generale und Offiziere salutierten. Nun ritt der Kaiser die Front ab; dann nahm er inmitten des Vierecks Aufstellung und hielt an den ihm zur Seite stehenden Kronprinzen, sowie an das Regiment eine längere Ansprache. Darauf trat der Kronprinz bei der zweiten Kompagnie ein, und das Regiment formierte sich zum Parademarsch. Unser Bild zeigt den Augenblick, in welchem der Kronprinz am rechten Flügel seines Zuges am Kaiser vorüber marschiert.

Der neugestaltete Hamburger Jungfernstieg. Der mit einem Kostenaufwande von anderthalb Millionen bewerkstelligte gründliche Umbau des Hamburger Jungfernstieges ist nun vollendet. Der altberühmte Jungfernstieg hatte in seiner früheren Breite von 30 m den Verkehrsansprüchen der mächtig sich entwickelnden Weltstadt nicht mehr genügt, besonders da auch die Legung eines Gleises der elektrischen Straßenbahn sich als unumgänglich notwendig erwiesen hatte. So knapyte man denn der Nize der Binnenalster einen Streifen von 17 m Breite vom blauen Gewande ab. Nunmehr besteht der Jungfernstieg aus einem Fußsteig an der Häuserseite von 8 m, einer asphaltierten Fahrbahn von 20 m und einem 19 m breiten Spaziergange längs der Alster, aus dem zwei große Rotunden vorspringen, zwischen denen eine Halbinsel mit sanftem Abhang nach dem langgestreckten halbmondförmigen Landungssteg der Alsterdampfer führt. Die Rotunde gegenüber dem Neuen Walle soll zur Veranstaltung von Promenadekonzerten dienen. Auf der zweiten Rotunde steht der Neubau des Alsterpavillons. Leider fiel der Neuerung die schöne Lindenallee zum Opfer; die schwachen jungen Schößlinge, welche zu deren Ersatz gepflanzt wurden, werden erst nach Jahren Schatten spenden.

Von der Pariser Weltausstellung: Innenansichten vom Deutschen Hause. Wohl ungleich stimmungsreicher als das imposante Aeußere des Deutschen Hauses an der Straße der Nationen, dessen hier bereits in Wort und Bild gedacht wurde, erscheinen seine Innenräume. Schreitet man die Stufen der mit schönen schmiedeeisernen Kandelabern geschmückten Vortreppe hinan und tritt durch die Hauptpforte, so gewahrt man vor sich ein weites hohes Treppenhaus von außerordentlicher Vornehmheit, die ebenso durch die Verwendung kostbaren Baumaterials, als durch die ernste Größe der Ausgestaltung erreicht wurde. Zu dieser tragen die Deckengemälde von Gustav Wittig und die Wandgemälde von Professor Gußmann in Dresden wesentlich bei. Von der Landung der in doppelter Flucht emporsteigenden Treppe, deren Absatz die untenstehende Abbildung zeigt, gelangt man in den großen Mittelsaal im reizendsten Rokoko mit den Sammlungen Friedrichs des Großen. Die weiße Decke trägt Silberdekoration nach Motiven von Sanssouci. Die Sitzmöbel zeigen blaßgrüne Seide mit versilbertem Gestell und silbernen breiten Borten. Eine Krone von farbigen Porzellanblumen und Ranken schwebt zwischen Kristallkronen von der Decke herab. An den Wänden aber hängen Meisterbilder von Watteau, Lancret, Pater, Boucher, Coypel, 37 Perlen jener französischen Kunst des Rokoko, die der große König so sehr liebte, und die nun den Prachtschätzen der königlichen Schlösser

Schmiedeeiserne Gruppe im Ehrenhof des Deutschen Hauses.

Der Mittelsaal im Deutschen Hause.

Das Treppenhaus im Deutschen Hause.

Bilder von der Pariser Weltausstellung.

Nach photographischen Aufnahmen von Le Cadre jr. in Paris.

Der Doppelschraubenschnelldampfer „Deutschland" der „Hamburg-Amerika-Linie".

in Berlin und Charlottenburg, dem Stadtschloß in Potsdam, dem Neuen Palais und Schloß Sanssouci entnommen wurden, um für die Dauer der Weltausstellung in ihr französisches Heimatland zurückzukehren. An diesen Hauptsaal schließt sich ein eirunder, lachsfarbener Salon, nebst noch zwei anderen Gemächern, deren teils den königlichen Schlössern entlehnte, teils dortigen Vorbildern getreu nachgebildete Kunstgegenstände die vollendete Zierkunst ihrer Zeit bewundern lassen.

Den Kampf eines Adlers mit einem Drachen stellt eine hier abgebildete Riesengruppe aus Schmiedeeisen dar. Sie ist ein Werk der durch ähnliche Arbeiten rühmlich bekannten Kunstschmiedefirma Gebrüder Armbrüster in Frankfurt a. M. und wurde im Auftrage des Reichskommissars Geh. Regierungsrat Dr. Richter für den Ehrenhof der deutschen Abteilung geliefert. Die nach einem Modell des Professors Fritz Hausmann getriebene Gruppe zeigt die beiden kämpfenden Tiere auf einem Felsen. Die Flügelspannweite des 42 Zentner schweren Adlers beträgt 3,85 m, seine Länge vom Kopf bis zum Schwanzende 2 m. Der Drache mißt 6,80 m in der Länge und wiegt 50 Zentner. Die plastische Herausarbeitung der Gruppe geschah bei glühendem Zustand der Eisenblöcke lediglich mit Meißel und Hammer.

Professor Dr. Immanuel Schmidt, der bekannte Lexikograph, ist in Groß-Lichterfelde den Folgen eines jüngst durch Ueberfahren erlittenen Unfalles am 12. Mai erlegen. Der im Alter von 77 Jahren verstorbene Gelehrte wurde in Derenburg bei Halberstadt geboren und lebte nach Vollendung seiner philologischen Studien längere Zeit in England. 1893 trat er als Professor der Hauptkadettenanstalt zu Groß-Lichterfelde in den Ruhestand. Er arbeitete bis kurz vor seinem Tode an der Fortführung des encyklopädischen englisch-deutschen und deutsch-englischen Wörterbuchs von Muret.

Professor Dr. Immanuel Schmidt †.

Nach einer photographischen Aufnahme des Malers Martha in Groß-Lichterfelde.

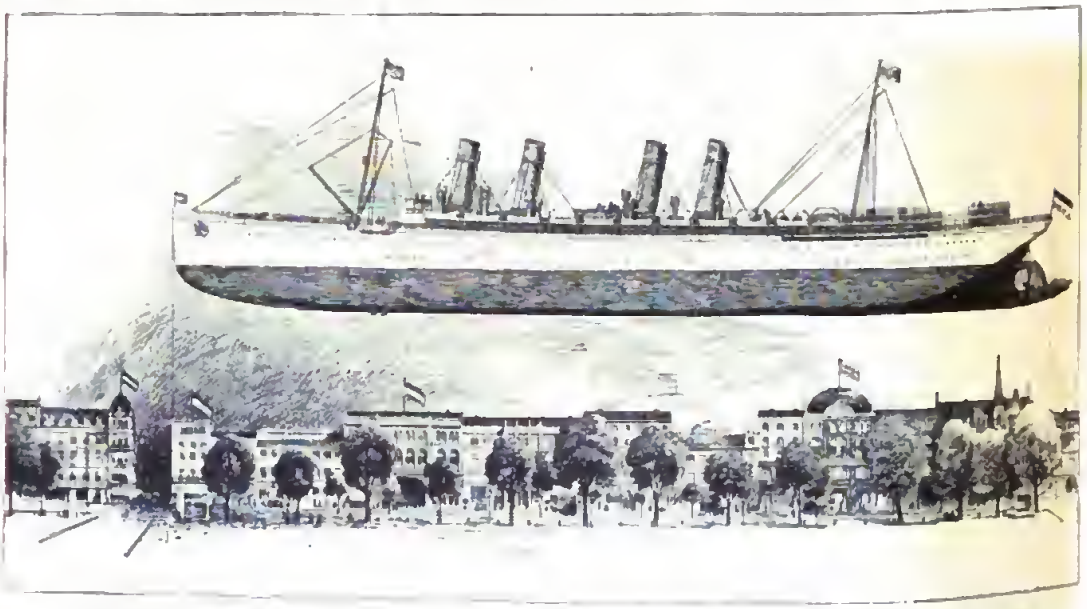
Eine deutsche Zeitschrift in Japan wird in Tokio seit Anfang März von Hans Haas herausgegeben, der vor etwas mehr als zwei Jahren vom „Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein" nach Japan entsendet worden ist. Diese erste deutsche Monatsschrift, die ihren Schwerpunkt in der Anbahnung einer wirklichen Kenntnis des Christentums sucht, wendet sich an den großen Kreis der gebildeten Japaner, von denen heute schon Tausende unsere Sprache kennen und lieben.

Hans Haas,

der Herausgeber der ersten deutschen Monatsschrift in Japan.

Man darf der Zeitschrift den Erfolg wünschen, den sie nach um ihres reichen und gediegenen Inhaltes willen verdient.

Der Doppelschraubenschnelldampfer „Deutschland" der „Hamburg-Amerika Linie", dessen die „Gartenlaube" bereits anläßlich seines Stapellaufs in Wort und Bild gedacht hat, ist nun seefertig gestellt und soll am 5. Juli von Hamburg über Cherbourg seine erste Reise nach New York antreten. Von seiner alle Ozeandampfer der Welt übertreffenden Größe giebt unser untenstehendes Bild eine überzeugende Vorstellung. Seine Länge (über Deck 208,5 m) entspricht nämlich der Häuserreihe „Unter den Linden" in Berlin, welche von der Ecke der Friedrichstraße bis zur Neustädter Kirchstraße reicht.



Die Länge des Doppelschraubenschnelldampfers „Deutschland" im Vergleich zu der Häuserreihe „Unter den Linden" in Berlin, von der Ecke Friedrichstrasse bis zur Neustädter Kirchstrasse.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 13, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Muzaffer ed-din, Schah von Persien, ist zu einem etwa halbjährigen Aufenthalt nach Europa gekommen.

Muzaffer ed-din, Schah von Persien.

Der Schah, ein Sohn des 1896 beim Betreten einer Moschee bei Teheran meuchlings erschossenen Nassr ed-din, steht im 48. Lebensjahr. Er gilt als ein großer Freund europäischer Kultur und besonders Deutschlands. Am 21. August beabsichtigt er, begleitet vom Großvezier Emmi Sultan und großem Gefolge, Kaiser Wilhelm in Berlin seinen offiziellen Besuch abzustatten. Sein Geschenk, zwei kostbare persische Reitpferde mit prachtigem Zaumzeug, ist bereits Ende Mai vom Kaiser in Empfang genommen worden.

Prinz Georg von Preußen. Kürzlich ist ein „Rheinischer Goethe-Verein für Festspiele in Düsseldorf" ins Leben gerufen worden. Derselbe wird nun zu Gunsten eines Goethedenkmals, das in der Rheinischen Kunstmetropole errichtet werden soll, demnächst mit der Veranstaltung von Musteraufführungen Schillerscher Dramen am Stadttheater beginnen. Das Protektorat über diesen Verein hat Prinz Georg von Preußen, ein gebürtiger Düsseldorfer, übernommen. In engen literarischen Kreisen ist der Prinz, der im Alter von 74 Jahren steht, längst als sinniger Pfleger aller Kunst und alles Schönen bekannt. Er selbst ist unter dem Deknamen „G. Conrad" als Dichter ernster Dramen hervorgetreten und hat mit diesen seiner Zeit auf der Bühne Erfolge errungen.

Prinz Georg von Preussen.

Nach einer Photographie von W. Höffert Nachf. in Düsseldorf.

General v. Villaume †.

Nach einer Photographie von Hofphotograf W. Höffert in Berlin.

General v. Villaume, der bisherige Direktor der preußischen Kriegsakademie, ist am 3. Juni in Berlin gestorben. Villaume wurde am 8. März 1840 zu Breslau geboren und stand seit 1860 als Offizier in der Armee. An den Feldzügen von 1866 und 1870/71 nahm er rühmlichen Anteil und machte auch später den russisch-türkischen Krieg als Kommandierter im russischen Lager mit. Von 1879 bis 1886 war er Militärattache in Rom und Paris und ging dann, zum Flügeladjutanten Kaiser Wilhelms I. ernannt, als Militärbevollmächtigter an den russischen Hof. 1895 wurde er Generalleutnant und Kommandeur der 7. Division in Magdeburg. Am 18. April 1896 trat er als Nachfolger des Generals v. Brauchitsch an die Spitze der Kriegsakademie, welcher er schon in den Jahren 1866 bis 1869 und 1873 bis 1877 als Lehrer angehört hatte, und wurde 1899 zum General der Artillerie befördert.

Festzugsbilder von Otterndorf. In den Tagen des 26., 27. und 28. Mai beging die ehedem zum Herzogtum Lauenburg gehörige Kreisstadt Otterndorf im „Land Hadeln" an der schiffbaren Medem die Feier des 500jährigen Stadtjubiläums. Denn 1400 war es, als ihr der Herzog Erich von Lauenburg, der damals über das Land herrschte, das Stadtrecht verlieh. Aber auch litterarische Erinnerungen knüpfen sich an den rege Schiffahrt und Getreidehandel treibenden Ort. Vom Oktober 1778 bis Juli 1782 war hier nämlich Johann Heinrich Voß, der berühmte Dichter, Uebersetzer und Altertumsforscher, als Rektor thätig. Das Stadtjubiläum selbst wurde durch Volksfeste, sowie durch ein Festspiel und einen Festzug würdig begangen. Unsere beiden Bilder veranschaulichen zwei Festzugsgruppen, und zwar stellt das eine den „Loreleiwagen" oder „Das deutsche Volkslied" und das andere den Wagen der Schmiede-Innung dar.

Das deutsche Volkslied.

Wagen der Schmiede-Innung.

Bilder aus dem Festzug zur Feier des 500jährigen Stadtjubiläums von Otterndorf
Nach photographischen Aufnahmen von John Thiele in Hamburg.

Ein Denkmal für Luise Otto-Peters, die unermüdliche erste Vorkämpferin der deutschen Frauenbewegung, ist am 10. Juni in Leipzig, wo sie 1895 aus einem arbeitsreichen Leben schied, enthüllt worden. Am 26. März 1819 zu Meißen geboren, war Luise Otto schon Mitte der vierziger Jahre mit mehreren die Frauenfrage aufgreifenden Romanen, sowie 1847 mit einem freiheitlichen Gedichtbuch erfolgreich hervorgetreten. Bald wendete sie sich

Digitized by Google

Das Denkmal für Luise Otto-Peters in Leipzig

gann der Frauenfrage zu, in deren Dienst sie durch zahlreiche Publikationen, sowie durch eine 1849 gegründete „Frauen-Zeitung für höhere weibliche Interessen" thätig war, und welch letztere sie später mit ihrem Gatten, dem Russischen Freiheitskämpfer und Dichter August Peters, bis zu dessen Tode 1864 gemeinschaftlich leitete. [illegible] war sie Mitbegründerin des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, dem sie bis 1873 als [illegible] vorstand. Zu Ehren dieses Vereins, von dem Leipziger Bildhauer Adolf Lehnert geschaffene Marmordenkmal zeigt ein [illegible] Relief nebst dem Medaillonporträt der Dichterin. Es hat in den [illegible] Anlagen des alten Johannisfriedhofs Aufstellung gefunden.

Ein ausführliches Lebensbild der verdienstvollen Frau haben Auguste Schmidt und Hugo Roch in [illegible] Schrift „Louise Otto-Peters" [illegible]

Karl Ulrich †.

[illegible] Theodor Körners Eltern

Der Pflegesohn von Theodor Körners Eltern, Hauptmann a. D. Karl Ulrich, der sich um die [illegible] weiteste Kreise [illegible] in Thüringen ein [illegible] Alter [illegible]. Ueber das Haus des Appellationsgerichtsrats Körner in Dresden, in dem einst Schiller den Cello[illegible], in welchem dann Theodor Körner [illegible] am Dichter von [illegible] und [illegible] hat [illegible] Ulrich [illegible] im und die neuen Verhältnisse [illegible] einzuleben. So kamen die Vereinsamten zu dem Entschluß, den [illegible] Karl Ulrich an Kindesstatt anzunehmen. Die ihm geschenkte Liebe hat dieser, der sich dem Forstfache widmete, durch treue Anhänglichkeit und pietätvolle Pflege der Familienerinnerungen vergolten. Seine amtliche Laufbahn beschloß der Verstorbene als Oberförster in Jarotschin.

Das Denkmal für die Gefallenen des Königin Elisabeth Garde-Grenadier-Regiments Nr. 3 bei St. Privat, dessen Aufstellung soeben vollendet wurde, zeigt in Bronze die über lebensgroße Figur eines mit Fahne und gezogenem Säbel dem Feinde entgegenstürzenden Garde-Grenadiers. Die Gesamthöhe erhebt sich auf einem 1,30 m hohen Sockel aus gelbem Sandstein. Eine von einem „E" in Eichenlaub mit darüber schwebender Krone geschmückte Metalltafel enthält die Inschrift [illegible] Den im Kampfe am [illegible] Gefallenen [illegible] Garde-Grenadier-Regiments Königin Elisabeth zum [illegible] Andenken. Unter der Tafel erblickt man das [illegible] Eiserne Kreuz. Das schöne Denkmal ist ein Werk des Berliner Bildhauers Hans Wedde von Glumer.

Denkmal des Königin Elisabeth Garde-Grenadier-Regiments Nr. 3 bei St. Privat.

Nach einer Aufn. von Hofphotograph E. Jacobi in Metz

Der Stuhlmann-Brunnen in Altona. In dem neuen Kommunalbrunnen, einer Meisterschöpfung des Bildhauers P. Turpe in Berlin, hat die rührige Hafenstadt eine in jeder Hinsicht prachtvolle Imitierende Zierde erhalten. Auf dem oval gestalteten Kalkbecken von 20 m Durchmesser [illegible] Fischen gewaltig kämpfenden Centaurenpaares, während ein Riesenfisch aus deren Streitobjekt, dem im Kampfe zerrissenen Rehe, [illegible] ausdrängend, einen dicken Wasserstrahl emporbläst. Gleichsam um die Wut der Kämpfer zu kühlen, richten auf diese je ein Triton und eine auf einer Muschel blasende Nixe von den beiden Polen des Beckens, sowie von dessen Rande vier Eidechsen ebenfalls ihre zischenden Wasserstrahlen zur Mitte. Das [illegible] gelungene Werk zeigt die feinste künstlerische Durchbildung in seinen Figuren und atmet lebensvolle kräftige Bewegung.

Der Stuhlmann-Brunnen in Altona.

Für Hausfrauenfleiss.

Arbeitstasche in Schnurknüpfarbeit. Material: drei Knäuel reisedagrünes, starkgedrehtes Knüpfgarn, 30 cm gleichfarbige Futterseide und 20 cm dunkelreisedagrünen Sammet. Nach dierstehendem Muster läßt sich eine reizende Handtasche herstellen, wie sie gegenwärtig von unserer Damenwelt so gerne benutzt wird, sei es zur Aufnahme der Handarbeit, zur Bergung des Opernglases bei Theaterbesuch u. s. w. Knüpfkundige Damen werden mit Leichtigkeit nach dieser Zeichnung die Arbeit ausführen können, doch geben wir zum besseren Verständnis noch einige Details der verschiedenen Knoten bei. Zu erwähnen bleibt nur, daß die Fäden 1,80 m lang sein müssen und daß Anfang und Ende der Arbeit zusammengestoßen wird. Die Schlußfaden der Fäden werden auf der linken Seite gut übereinander genäht. Zu den Trägern müssen die Fäden 4 m lang sein. Ist die Knüpfarbeit vollendet, so wird aus Sammet und Seide eine Tasche hergestellt, 11 cm vom oberen Rand mit einem Durchzug versehen und, wie die Abbildung zeigt, mit der Knüpfarbeit ausgestattet.

Arbeitstasche.

F. A. S. St.

Fransengarnitur. Bei der jetzigen Beliebtheit der Fransengarnituren möchten wir den geneigten Leserinnen gerne einige hübsche Arten derselben übermitteln, welche man bei einiger Sorgfalt und Mühe leicht selbst herstellen und als Krawattenenden, Schleifenabschluß, Hutgarnituren u. s. w. verwenden kann. Selbst das einfachste Kleid gewinnt durch geschickte Anbringung einer hübschen Franse außerordentlich, und wir können den verehrten Leserinnen die Anfertigung einer solchen warmstens empfehlen.

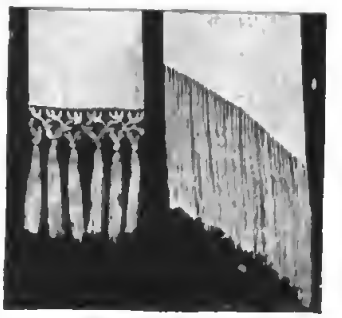
Nehmen wir zum Beispiel zwei 15 cm breite Streifen indischer Seide, fügen die beiden Teile mit Ueberwindlingsnaht aneinander, so haben wir die nötige Länge zu einer Krawatte. Man zieht nun an den beiden Enden etwa 15 bis 20 cm die Querfaden heraus. Da jedoch eine Franse, nur aus den Längsfäden der indischen Seide hergestellt, zu unscheinbar ausfallen würde, so ist es ratsam, in kleinen Zwischenräumen, entweder feine Korsonnet-, dickere Nähseide oder auch feinere Wolle einzuknüpfen. Soll die Franse an schräger Stoffkante oder an einer spitz auslaufenden Ecke hergestellt werden, so müssen selbstverständlich alle Fäden eingehängt werden, und man verwendet dazu am vorteilhaftesten die bereits erwähnte Korsonnet- oder Nähseide. Besonders möchten wir noch darauf aufmerksam machen, daß man bei der Bemessung der Fäden dieselben ja nicht zu kurz ausstechne, da bei jeder Art des Knüpfens die Fäden wesentlich an ihrer Länge verlieren. Der Knoten der letzten Franse ist bei der gelungenen Tasche angegeben.

F. A. S. S.

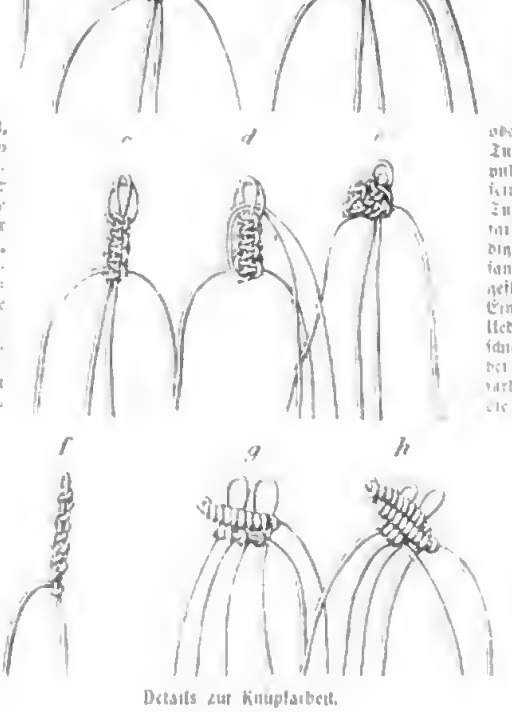
Das Aufzeichnen auf Stoff. Da gegenwärtig zum Schmuck des Hauses nicht nur auf Holz gebrannt, Leder gepunzt, Porzellan u. s. w. gemalt wird, sondern auch alle erdenklichen Stoffarten zur Bearbeitung herangezogen werden, um reizvolle Stickereien auszuführen, so dürfte es vielleicht willkommen sein, zu hören, auf welche Weise die freie Stickerei vorbereitet wird.

Die Art und Weise, wie das Uebertragen der Zeichnung auf den Stoff geschieht, ist verschieden, je nach der Beschaffenheit desselben. Will man zum Beispiel eine Serviertischdecke aus feiner weißer Leinwand mit einer Borte oder ähnlichem verzieren, so hat man zuerst die vorgesehene Zeichnung auf Pauspapier durchzuzeichnen. Sodann wird die Leinwand auf einem Tisch oder Reißbrett straumm mit Reißnägeln festgeheftet, die mit der Zeichnung versehene Pause fadengerade daraufgelegt und ebenfalls mit Reißnägeln befestigt, ein Stück Blaupapier zwischen Stoff und Pause geschoben und, links angefangen, werden mit einem Bleistift langsam und genau mit leichtem Druck die Formen nachgezeichnet. Ist das Stück, so weit das Blaupapier ausreichte, fertig, dann schiebt man dasselbe weiter nach rechts, zeichnet nach und fahet so fort, bis die ganze Zeichnung durchgepaust ist. Wichtig dabei ist, daß die warme Hand nicht auf das blaue Papier drückt, da sonst Flecken zurückbleiben. Auf diese Weise wird ein zarter und doch klarer Strich, nach dem sich leicht arbeiten läßt, hergestellt. Grobfadige Leinwand, zum Beispiel die mit Recht beliebten Kreuzplennen, erfordert wieder ein anderes Verfahren. Die Zeichnung auf dem Pauspapier muß, auf einem Stück Filz oder dicken Teppich liegend, mit einer feinen Nadel eng durchstochen werden, das heißt, es dürfen notwendig den einzelnen Stichen keine großen Zwischenräume entstehen. Die Leinwand wird sodann wie im ersten Fall auf den Tisch befestet, die gestochene Pause mit der rauhen Seite nach oben auf den Stoff fadengerade gelegt und befestigt und dann mit Blaupuder vorsichtig durchgerieben, wobei Stoff noch Pause durchaus sich während dem verschieben. Nun hebt man die Pause behutsam weg, legt ein weißes Seidenpapier auf die gepuderte Zeichnung und bügelt so mit mäßig heißem Stahl darüber, wodurch die Zeichnung auf den Stoff festgebügelt wird. Dasselbe Verfahren gilt für kräftige Halbseidenstoffe. Bei zarter Seide kann das Blaupapier verwendet oder die Zeichnung aufgebügelt werden. Bei Tuch und Filz dagegen muß die durchgepuderte Zeichnung mit Aquarellfarbe in feinem Pinsel nachgemalt werden. Ist das Tuch dunkelfarbig, so ist blauer, bei dunkelfarbigem weißer Puder und Farbe notwendig. Bei diesen Stoffen ist es auch ratsam, wenn die Arbeit im Rahmen ausgeführt wird, die Aufzeichnung erst nach Einspannung derselben vorzunehmen. Das Uebertragen auf Sammet oder Plüsch geschieht am besten auch durch Aufmalen wie bei Tuch, jedoch bewährt sich bei dunkelfarbigem Sammet auch das Firnissen. Soll die Zeichnung recht klar mit weißem oder gelbem Puder durchgerieben, so nimmt man das Firnisröhrchen zur Hand, bringt den längeren Teil desselben in die Flasche mit Spiritus und bläst durch die andere Rohrchenöffnung, dann gelingt es sich ein standfester Regen auf die Arbeit, wodurch die Zeichnung zwar etwas blasser wird, aber doch sicherlich auf dem Stoff haften bleibt. Welch großer Vorteil und welche Ersparnis die Fähigkeit mit sich bringt, seine Arbeiten in solcher Weise selbst vorzubereiten, kann von denjenigen beurteilt werden, die sich Erfahrung und Übung darin angeeignet. F. A. S. St.

Fransengarnitur.



Fransengarnituren.



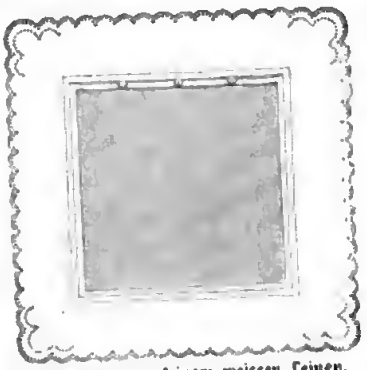
Details zur Knüpfarbeit.

Digitized by Google

Für Hausfrauenfleiss.

Reisekissen aus feinem weißen Leinen. Rand des Kissens mißt 37 cm im Quadrat. Der mit fertigem 8 mm breiten doppelten Hohlsaum 23 cm mißt, wird auf der linken Seite des oberen Teils mit Hohlsaumstich angenäht. Eine Seite bleibt offen und erhält eine 8 mm breite Knopfleiste ebenfalls mit Hohlsaumstich angefügt. Der offene Kissenteil erhält im Saum 3 Knopflöcher. Rechts wird der Doppelhohlsaum fertig gemacht und im Zwischenstand von 8 mm der zweite Doppelhohlsaum. Das innere Kissen aus rosa Pongeseide mißt 23 cm und wird mit Flaum gefüllt. Zum oberen Kissenteil kann man auch fertig gestickte kleine Taschentücher nehmen, wie sie bis vor kurzem in Mode waren. Für alle, die auf Reisen im Waggon und im Hotel ihr eigenes Kopfkissen zu haben wünschen, ist dieses bestens zu empfehlen.

Der äußere ausgebogte Teil, der zweite Kissenteil, wird mit weißer Seide oder Baumwolle werden die schmalen Rädchen in Büschelhohlnaht mit umwundenen Stäbchen, die breiteren Einsätze mit durchstopften Spinnen und drelliertem Verbindungsfaden gearbeitet. Schrägstiche sichern Leisten und Stoffränder. Die mit Seide gestickten Kreuzstichblüten wechseln in Altblau und Lachsfarben, ihre Blätter und Kelche in Bronze- und Olivgrün, jede Farbe wurde in zwei Nuancen verwendet. Das fertige Kleid verlangt ein farbiges Futterkleidchen.



Reisekissen aus leinem weissen Leinen.

Thee- und Obstservietten mit Stickerei. Passend zu der mit Blumen verzierten Thee- oder Kaffeedecke, zum Milieu oder Läufer, fertigt man aus feinem weißen Leinen mit 2½ cm breitem Hohlsaum, 30 cm im Quadrat große Servietten und verziert deren eine Ecke mit einem kleinen Blumenzweig, der mit waschechter Seide in Platt- und Stielstich, Knötchen u. s. w. recht naturgetreu zu sticken ist.

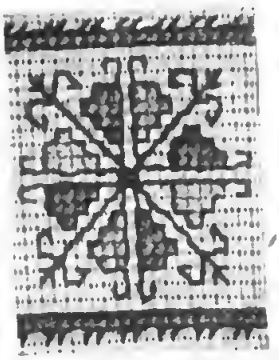
In gleicher Größe werden auch die neuen Obstservietten aus glattem genauen Leinen hergestellt und mit möglichst naturalistisch gestickten Früchten wiederum in einer Ecke verziert; kleinere Früchte, zum Beispiel Erdbeeren, Kirschen, Pflaumen u. s. w., sind zu zweien oder dreien in natürlicher Größe wiederzugeben, von größeren wie Aepfel, Birnen, Pfirsichen u. s. w., genügt eine, und hier wie dort fügt man gern ein Blatt hinzu.

Gesticktes Kleid für kleine Mädchen.

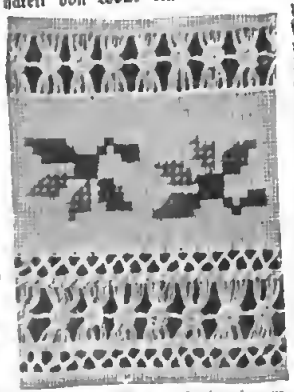
Kittelkleid für kleine Knaben. Ein echt sommerliches Gewand ist das nach Art der russischen Kittel aus weißem oder gelblichem Leinen, Gitterstoff u. s. w. hergestellte Kleid, dessen hübsche Ausstattung einer serbischen Stickerei nachgebildet wurde. Die durch das kleine Schnittmuster erklärte einfache Hängerform ist leicht anzufertigen. Zwischen die doppelten Stofflagen der Passe a und b tritt der eingereihte obere Rockrand des Hängers c und d; Halsausschnitt und Blusenärmel e schließen schmale Bündchen ab; diese, die Passe und eine den unteren Rand begrenzende Blende sind aus rotem Schweizerkattun. Die verzierende Kreuzstichstickerei aerlangt bei Leinen Nonnenaunterlage, deren Stärke die Breite der Borte bestimmt. Diese wurde in der gegebenen Größe auf dem gleich dem Kleide hinten geschlossenen Gürtel, jedoch 8 cm breit, sowie auf den Aermeln und dem Rock ausgeführt. Charakteristisch sind die braunen Strichstiche, welche die in Rot und zwei blauen Tönen gefüllten Kreuzstichfiguren umranden und die verbindenden Häkchen bilden. An jeder Rosettenfigur markiert sich Rot viermal, jedes Blau zweimal, an je zwei Rosetten sind die Farben umzustellen. Rote Abschlußlinien. — Die Borte eignet sich auch zur Ausstattung von Schürzen, Blusen, Decken u. s. w.

Kittelkleid für kleine Knaben.

Gesticktes Kleid für kleine Mädchen. Der Mode der Großen folgend, aerziert das aus feinem weißen Kongreßstoff gefertigte Kleidchen in reicher Weise Durchbruchorbeit, zu der sich buntfarbige Kreuzstichblüten gesellen. Genau nach dem naturgroß gegebenen Musterteil verziert man das ziemlich lange, eingereihte Rockchen neben dem 4 bis 5 cm breiten Saum und führt oberhalb dieses Bortenstreifens in etwa halber Rockhöhe einen wentläufigen Plein nach den Blüten aus. Ohne die Zickzackaudchen wiederholt sich diese Bortenaerzierung, einen breiten Gürtel umtierend, auf der glatten kurzen Taille, deren kleine Achseln nur aus dem unteren breiteren Durchbruchmuster bestehen; einzelne Pleindüten können auch die Puffärmel beleben, gehäkelte farbige Zackchen Aermelbändchen und Halsousschnitt abschließen.



Serbische Borte zum Kittelkleid für kleine Knaben.



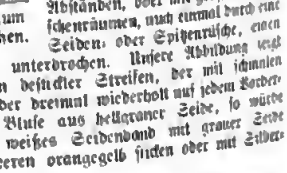
Duechdruckarbeit und Stickerei zum gestickten Kleid für kleine Mädchen.

Tullecak für eine Saugflasche. Man sieht jetzt vielfach die Einrichtung getroffen, den Kindern die Saugflasche nicht mehr zu halten, so lange sie trinken, sondern dieselbe wird neben das Kind gelegt und ihm, durch ein längeres Gummiröhrchen, die Milch zugeführt; dadurch nun trinken die Kinder langsamer und die Milch erkaltet sehr leicht. Dies zu verhüten, arbeitet man von Flanell oder häkelt von Wolle ein kleines Söckchen, das genau über die Flasche paßt und mit einem Schlitzchen versehen ist, damit man beobachten kann, wieviel Milch noch in der Flasche ist. Dieses Futteral ist auch praktisch zu verwenden, wenn man die Flasche auf einen Ausflug mitnehmen will. Ist die Milch gut heiß eingefüllt, so hält sie sich in dieser Umhüllung sehr lange warm. Zu Geschenkzwecken arbeitet man das Futteral eleganter, nuo weißer Wolle, faßt es mit gehäkelten Spitzen von rosa Seide ein und zieht oben ein rosa Seidenband durch.

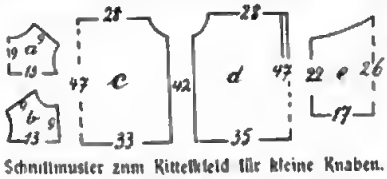
L. S.

Stickereistreifen zu einer Bluse. Die Modezeitungen bringen beständig neue Vorschläge zur Verzierung von Blusen aus Seide und Waschstoffen, am meisten werden schmale Streifchen verwendet, durchweg in gleichen Abständen, oder mit größeren Zwischenräumen, nach einmal durch eine Seiden- oder Spitzenrüsche, einen Einsatz- oder Stickereistreifen unterbrochen. Unsere Abbildung zeigt ein solches Arrangement, ein bestickter Streifen, der mit schmalen Säumchen abwechselt, zwei- oder dreimal wiederholt auf jedem Vorderteil. Ist zum Beispiel die Bluse aus hellgrauer Seide, so würde man den Streifen auf ein weißes Seidenband mit grauer Seide sticken, die kleinen runden Beeren orangegelb sticken oder mit Silberfitterchen aufnähen. Zu einer blauen Bluse aus Waschstoff würden die Streifen auf weißen Batist mit kräftigerem Blau gestickt.

Der Rand ist nur in einer Wellenlinie festgenäht, nicht in ausgesprochenen Zacken, die zu sehr an die Stickereien für Wäsche erinnern würden



Stickereistreifen zu einer Bluse.

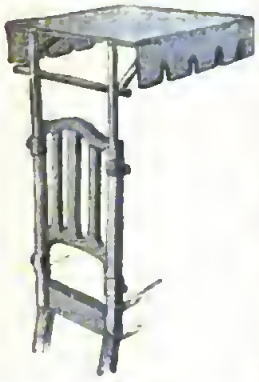


Schnittmuster zum Kittelkleid für kleine Knaben.

Je 4 bis 5 Fäden sind für die schmalen Zickzackbörtchen, 8 bis 10 Fäden für die Spinnenmuster fortzuziehen; je 3 Fäden bleiben für die schmalen Leisten und 40 Fäden für die Blueu stehen.

Allerlei Winke für jung und alt.

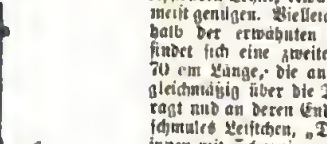
Schattendach. Wenn die mildere Jahreszeit wieder zum Sitzen im Freien einlädt, werden wohl manche, deren empfindliche Augen keine Blendung ertragen, unsere kleine unten beschriebene Einrichtung praktisch finden — ein einfach herzustellendes Schutzdächlein, das an jedem Gartenstuhl befestigt und leicht wieder abgenommen und zusammengeklappt werden kann. Aus Leisten von 3 cm Breite und 1 cm Dicke wird ein Rahmen von etwa 85 cm Breite zu 70 cm Länge hergestellt. Die eine Schmalseite dieses Rahmens ist mit einer hölzernen Querleiste durch Scharniere verbunden (siehe Abbildung). Rechtwinklig zu dieser, und gut daran befestigt, stehen die etwa 1,20 m langen Träger, welche die Verbindung mit der Stuhllehne herstellen sollen. Ihr Abstand voneinander richtet sich nach dem Format der betreffenden Lehne, etwa 48 cm werden meist genügen. Vielleicht 30 cm unterhalb der erwähnten Querleiste befindet sich eine zweite von ebenfalls 70 cm Länge, die an beiden Seiten gleichmäßig über die Träger hinausragt und an deren Enden je ein ganz schmales Leistchen, „Dachstütze", von innen mit Scharnieren befestigt wird. Diese ist vorn abgeschrägt und greift in eine tiefe Kerbe im oberen Rahmen ein. Weitere solche Kerben, mehr nach vorn, ermöglichen eine schräge Stellung des Daches. Haben wir das Gestell, hübsch braun gebeizt, in Händen, so machen wir uns selbst daran, es zu beziehen, nehmen rehfarbigen Futterstoff, der leichter ist als Leinen, und stecken ihn zunächst mit Reißnägeln auf dem Rahmen fest. Ist er gut nach allen Seiten gespannt, so biegen wir die Ränder ein und klopfen ihn an den Seiten des Rahmens mit Messingnägelchen fest. Ein Streifen desselben Stoffs wird genau in gleiche Zacken eingeteilt und ausgeschnitten, ein braunes geflochtenes Wollbändchen um den Rand gesteppt; der Streifen ist nun an den äußeren Kanten des Rahmens festzunageln.



Schattendach.

Zur Befestigung am Stuhl können ein paar feste Lederriemen dienen; solider sind Eisenbänder in Schlingenform oder Scheuben, wie man sie bei den Malschirmen gebraucht. Dies wird sich immer nach der Art des Stuhles richten, an dem das kleine Dach angebracht werden soll.

Kleine Blumenbehälter. Die kleinen weißen Steingutröpfeln, wie man sie im Vogelkäfig für Körner und Wasser hat, lassen sich zu sehr netten kleinen Blumenbehältern für die Dekoration des Speisetisches umgestalten. Man verziert sie durch Porzellanmalerei, vielleicht mit den bekannten braunen Rokoko-Staudblumen, oder mit einer Borte aus streng stilisierten Blumenformen, aber nicht mit naturalistischer Blumenmalerei, die so dicht unter den hineingesteckten natürlichen Blumen immer ungenügend wirken wird. In den „Liebhaberkünsten" sind solche kleine Borten reichlich zu finden. Unsere Abbildungen geben ein in blau und gelb auszuführendes Börtchen von einer italienischen Renaissanceschüssel wieder und eines, das zu dem beliebten Zwiebelmuster paßt.



Kleiner Blumenbehälter I.

Kleiner Blumenbehälter II.

Kinderwagendecke aus Mull. Je nach der Größe des Wagens wird weißer grobfädiger Mull zugeschnitten; 12 cm breiter gerade genommener Point wird mittels Stickerei-Einsatzes rund herum aufgesetzt. Die Decke selbst erhält buntes Satinfutter, das zum Aufknüpfen eingerichtet wird und bei der Wäsche fortgenommen werden kann. Weiße Baumwollbänder, je nach den beiden gebogenen Stangen des Handgriffes passend, verhindern das Abgleiten der Decke, welche leichte Waschbarkeit mit elegantem Aussehen vereinigt.

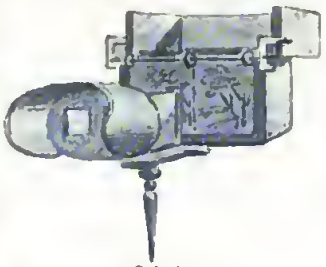
Die Laterne für den Radfahrer. Zur eigenen Sicherheit und um den gesetzlichen Vorschriften zu genügen, muß jeder Radfahrer, der nach eingebrochener Dunkelheit noch auf der Straße ist, eine leuchtende Laterne an seinem Rade haben. Aber mit dieser Laterne hat man seine liebe Not. Ein jeder Radfahrer weiß davon ein Lied zu singen. Die schwerempfundenen Uebelstände scheinen unausrottbar zu sein. Auch bei rücksichtsvollster Behandlung rauchen, rußen, schwelen die Lampen nur allzusehr, und man muß früh sein, wenn sie nicht gerade zu ungelegener Zeit ganz ausgehen. Ist aber alles in Ordnung, dann bleibt noch als Folge der ewigen Erschütterung das rasselnde Geräusch, das den Radfahrer nervös macht. Folgende Laternen sind die gebräuchlichsten: die elektrische, die Oel- und die Acetylen-Laterne. Die elektrische giebt ein gutes Licht und die reinlichste Wirtschaft, aber sie ist teuer; die Akkumulatoren haben ein ziemliches Gewicht, und ihre Auswechslung ist umständlich. Das helleste Licht von allen geben die Acetylen-Laternen, aber der Gestank! Die Oellampe — nun, die Vor- und Nachteile dieser kennt jeder. Erwähnt sei nur, daß es sich empfiehlt, dem Oele etwas Petroleum zuzusetzen, damit der Docht leichter Feuer fange. Viele Radfahrer begnügen sich auch mit einer kurzen, dicken Kerze. Wie es aber auch sei, entscheiden muß sich jeder. Denn ohne Laterne soll man im Finstern nicht fahren. B. G.

Behälter für Bindfaden. Unter alten Resten und Flicken findet sich gewiß ein hübscher farbiger Sammetfleck von 15 □cm. Dieser wird mit abstechender Seide gefüttert und erhält an jeder Ecke einen vergoldeten Vorhangring. Dann bei einem der Ringe anfangend, näht man eine ziemlich feine Seidenschnur, von der Mitte aus, um das Viereck an. Die beiden freibleibenden Enden der Schnur werden hierauf durch die 4 Ringe gezogen, dann, in einigem Abstand mit Schleifen verknüpft, mit 2 seidenen runden Quästchen verziert; 2 ebensolche Quästchen an die beiden äußersten Enden der Schnur.

Behälter für Bindfaden.

Deklamierender Zwerg. Für zwei, in Sprache und Bewegungen gewandte Kinder — Knabe oder Mädchen — ist dies ein ganz reizendes Spiel. Die Zuhörer sitzen am besten im Nebenzimmer, und der vortragende Zwerg produziert sich, auf einem Tisch stehend, in folgender Weise: eines der Kinder stellt sich hinter den Tisch, dessen Decke vorn ziemlich tief herabhängt, und steckt die Hände in ziemlich große Schuhe oder Pantoffeln, diese auf den Tisch aufstemmend; auf dem Kopf einen möglichst großen Hut, einen großen Bart (aus Watte) um das Gesicht herum bis auf die Brust. Nun stellt sich das andere Kind hinter den Zwerg (es muß etwas kleiner sein) und über beide wird ein weiter Mantelrock gehängt, durch dessen Aermel der Hintenstehende die Arme stecken und sie nach vorn halten muß, während der Kopf des Zwerges frei bleibt. Dadurch nun, daß der Zwerg die Arme in den Schuhen verbirgt und der weite Rock über seiner Brust zugeknöpft wird, macht die ganze Erscheinung einen höchst drolligen Eindruck, denn die Arme des Hintenstehenden sehen täuschend wie die des Zwerges aus. Diese machen nun alle zur Deklamation nötigen Bewegungen; kreuzen sich über der Brust, schlagen bei passenden Stellen wie in Verwunderung zusammen, ziehen das Taschentuch aus der Tasche, wischen bei rührenden Versen die Thränen ab, trocknen den Schweiß — kurz, machen die Sache so spaßhaft wie möglich. Das Vergnügen der Zuschauer wird den Darstellern die heiße Arbeit lohnen.

Das Polyskop (deutsches Reichspatent), von Knuckstedt und Raether in den Handel gebracht, ist eine Art von Volksausgabe des teueren Stereoskops, nach demselben Prinzip gebaut, mit denselben Doppelaufnahmen und sehr einfacher Mechanik. Die Bilder sind — was einen bedeutenden Preisunterschied ausmacht — nicht Photographien, sondern Lichtdrucke nach solchen, wie auf vielen unserer Ansichtspostkarten. Wenn auch die Kraft und Tiefe der Photographie dadurch nicht zu erreichen ist, so konnten doch die Aufnahmen, vor allem der Figuren mit landschaftlichem Hintergrund, oft überraschend gut zur plastischen Erscheinung. Die Auswahl an Bildern ist außerordentlich groß und wächst beständig, sie sind auch überall nachzubeziehen. Der Apparat ermöglicht ein bequemes Einstellen nach dem Auge, und die Art, wie durch Umdrehen der Kurbel rechts die Bilder mittels kleiner Kautschukrollen nacheinander hinaufgeschoben und in den oberen Teil des Kastens befördert werden, ist einfach und sinnreich. Bei unserer heranwachsenden Jugend bildet das sorgfältige Ausmalen der Karten mit Aquarellfarben noch eine neue Unterhaltung und dann einen neuen Reiz der Bilder aus aller Welt. J.



Polyskop.

Digitized by Google

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Neue Gedichte von Emil Rittershaus.

Sechste Auflage.

Mit dem Bildnis des Dichters in Lichtdruck.

Elegant gebunden mit Goldschnitt Preis 3 Mark.

Die wenigen vaterländischen Dichtern war Emil Rittershaus die Gabe eigen, einen begeisternden Gedanken, der Tausende ergriffe, in poetischer Form zu echt volkstümlichem und kraftig zündendem Ausdruck zu bringen.

Die „Neuen Gedichte" umfassen eine Sammlung seiner besten, vom nationalen Vaterlandische durchdrungenen Gedichte, welche die großen Ereignisse, besonders die Kriegsthaten der Jahre 1870 und 1871 verherrlichen, daneben ist die Sammlung auch reich an jenen Bildern ländlichen Familienlebens, welche den Dichter zu einem Lieblinge des häuslichen Herdes gemacht haben.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshandler.

Adler Musikwerke

Neue Spielwerke mit auswechselbaren Notenscheiben

Solide Construction Schöner Ton

Im Preise von 10 bis 200 Mk.

Adler-Musikautomaten

von 150 bis 1000 Mark

Fortuna-Musikautomat

mit Stahlzungen, Harfe, Glocken, Trommel und Triangel

Grossartige Klangwirkung

Generalvertrieb durch:

Jul. Heinr. Zimmermann in Leipzig.

Gewinnliste gratis. Illustr. Preisliste über alle Musikinstrumente gratis und franco.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Das Glück und andere Novellen.

Von **Arthur Sewett.**

Geheftet 3 Mark, eleg. geb. 4 Mark.

Inhalt

Das Glück. — In der Heilanstalt.

Ein Sommernachtstraum.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshandler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Gedichte von Albert Traeger.

17. Auflage.

Preis elegant gebunden mit Goldschnitt 5 M. 50 Pf.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Der König der Bernina

Roman aus dem schweizerischen Hochgebirge von **J. C. Heer**

Geheftet M. 3.50. Elegant gebunden M. 4.50.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Bad Wildungen

Hauptquellen: Neuer Pietmannquelle und Helenenquelle, beide bei Harn- und Blasen- und Nierenkrankheiten [illegible] unübertroffenen Erfolge bei allen [illegible] Katarrhen der Harnorgane, die zweite von ganz besonderer Wirksamkeit [illegible] Bekämpfung der Steinbildung (Harn- saurer Diathese, Gicht [illegible] Ausserdem finden die Quellen erfolgreiche Verwendung bei Magen- und Darmkatarrhen, bei Blutarmuth, Bleichsucht und Frauenleiden. Versandt 1889 über 1,000 Kisten. Versandt 1890 bereits über [illegible] Bewährte Bekannte Specialquellen. Das ausgedehnte Badeleben [illegible] Wildunger Tafel ist eine [illegible] Quelle natürlicher Kohlensäure. Gasthof, Villa, Bad und Badehäuser, sowie Zeltplätze gratis. Wasser, kostenlos in [illegible] Niederlagen und in Apotheken vorrätig. Prospekte in deutscher Sprache.

Fürstliche Wildunger Mineralquellen, A. G.

Regierungs-Kommissar.

Technikum Altenburg s. A.

für Maschinen-, Bau-, Elektrotechnik und Chemie. Lehrwerkstätte.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Schloss Josephsthal

Roman von **Marie Bernhard.**

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshandler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Antons Erben.

Roman von **W. Heimburg**

[illegible] Preis geheftet [illegible] M., elegant gebunden 4 M.

Dieser, bei seinem Erscheinen in der „Gartenlaube" mit [illegible] aufgenommene Roman liegt nunmehr in der 3. Auflage vor, welche mit [illegible] Ausstattung einen [illegible] ordentlich billigen Preis verbindet.

Von der gleichen Verfasserin erschienen ferner in gleichem Verlag:

- Aus dem Leben meiner alten Freundin
- Lumpenmullers Lieschen
- [illegible]
- Hester Wendhusen
- Dasumal
- Ein armes Mädchen
- [illegible]
- Deutschens Heimat
- [illegible] Andere
- Herzenskasen
- Unter der Linde.
- Dore von Tollen
- Eine unbedeutende Frau
- Mamsell Unmuth
- Baronin Frau Hof-Schwanheim
- [illegible]
- Im [illegible] Schule
- Haus Heer
- [illegible]

Jeder Band geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshandler.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oeldecke, giebt dem Wachstuch Glanz und benarbt, dass Fussboden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen, Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK, U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

14. Heft. 3. Juli 1900. Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Digitized by Google

Max Weil & Co. cor. 12th & Vine Sts., Cincinnati, Ohio.

Inhalt.

Seite

Der Vorlaufpostel. Ein Hochlandsseeman von Ludwig Ganghofer (2. Fortsetzung) 425

Die Pest. Von Dr. Joh. Heem. Boas 432

Gold und Diamanten in Südafrika. Von Dr. Franz Ritter van Le Monnier 436

Die elektrische Hoch- und Untergrundbahn in Berlin. Von Heinz Krieger. Mit Abbildungen nach Photographien und Originalzeichnungen 440

Irrlichter. Von Dr. H. J. Klein 443

Verdächtiges Hackfleisch. Von C. Fallenhorst . . . 445

Kampf ums Glück. Roman von Paul Rodean (7. Fortsetzung) 446

Blätter und Blüten: Graf Leo Tolstoi. (Zu dem Bilde S. 456.) S. 455. — Die Marksburg. (Zu dem Bilde S. 425.) S. 455. — Corsodallfest in Wien. (Zu dem Bilde S. 428 und 429.) S. 455. — Das Höhlenschloß Lueg. (Zu dem Bilde S. 433.) S. 456. — Der „geöhlte alte Hundorger". (Zu dem Bilde S. 445.) S. 456. — Aus dem Floitenthal. Von J. C. Ptotter. (Zu dem Bilde S. 449.) S. 456. — Unser Haus. (Zu dem Bilde S. 453.) S. 456.

Allerlei Kurzweil: S. 456.

Illustrationen: Braudoch mit der Marksburg. S. 425. — Corsodollfest in Wien. Von W. Gause. S. 428 und 429. — Das Höhlenschloß Lueg bei Adelsberg. Von Toni Grudhofer. S. 433. — Ein junger Künstler. Von Koroline Thurber. S. 437. — Abbildungen zu dem Artikel „Die elektrische Hoch- und Untergrundbahn in Berlin". Die Oberbaumbrücke. Das Hallesche Tor. S. 440. Die Haltestelle „Schlesisches Thor". Die Haltestelle „Görlitzer Bahnhof". Von M. Pinzger. S. 441. Gleisdreieck der Berliner Stadtbahn. Von M. Pinzger. S. 442. Schematische Darstellung des Gleisdreiecks. S. 442. — Im Zoologischen Garten zu Hamburg. Von H. Haase. S. 445. — Aus dem Floitenthal. Von L. Gebhardt. S. 449. — Unser Haus. Von Ludwig Dettmann. S. 453. — Graf Leo Tolstoi. S. 456.

Hierzu 2 Beilagen, sowie Kunstbeilage 14: „Die Verlorenen". Von C. Marr.

Kleine Mitteilungen.

Wasser in Blumenvasen. Das Wasser, in welchem wie die schönen Sonnenblumensträuße uns zur Freude einige Tage in ihrer Pracht erhalten, kann von verhängnisvoller Bedeutung für die Gesundheit sein, wenn man es nicht genügend oft erneuert. Man darf es in heißen Tagen nicht länger als 10 Stunden unberührt lassen, wenn man nicht will, daß sich in dem Wasser gefährliche Fäulniskeime entwickeln, deren Dünste, fein und unbemerkbar fast, die Luft, die wir einatmen, vergiften. Sowie man einen fauligen Geruch des Wassers bemerkt, und das ist bei der großen Wärme der Sommertage sehr rasch der Fall, muß das Wasser sofort erneuert werden. Zweckmäßig ist es übrigens, jedem Wasser, in dem man Blumen frisch erhält, etwas Salz sowohl als auch einige Körnchen übermangonsaures Kali zuzusetzen. Beide Bestandteile erhalten sogar den Blumen noch längere Zeit als sonst ihre Frische. He.

Einfache Frischerhaltung des Fleisches in großer Hitze. Man schüttet auf den Boden eines tadellos sauberen Steintopfes eine Schicht pulverisierte Holzkohle, legt ein grobes mit Salz bestreutes Stück Leinwand darauf, das Fleischstück hinein und schlägt das Leinentuch darüber. Dann streut man erst eine fingerdicke Schicht heißes Kochsalz auf das Tuch, legt ein Stück weißes Papier darüber und schüttet auch auf dieses eine 5 cm dicke Schicht pulverisierte Holzkohle. Man schließt auf diese Weise die Luft ab und verhindert die Entstehung von Fäulnisskeimen. Der Topf wird außen mit einem in Salzwasser getauchten Tuch umschlungen, das man stündig feucht erhalten muß, und dann an einen möglichst kühlen Raum, den Zugluft durchstreicht, gestellt. Drei Tage kann man selbst bei großer Wärme auf Frischerhaltung des Fleisches rechnen. L.

Arbeiten in Naturholz. Von C. Köhler (Leipzig, Verlag von E. A. Seemann). Für die Großstadt und ihre Jugendhorte ist das hübsche kleine Werkchen wohl nicht geschrieben, aber wie viele Schulklassen mit Handfertigkeitsunterricht giebt es in kleinen Städtchen und auf dem Lande! Wie leicht ist es dort, sich beim Schneiden der Obstbäume aber aus dem nahen Walde das Material zu verschaffen, aus welchem Stühle und Tische, Bilderrahmen, Blumengestelle, Ständer aller Art und viele andere Gegenstände sich unberufen lassen! Die genaue Anweisung dazu giebt der Verfasser und unterstützt sie durch eine Menge guter Abbildungen. Er selbst hatte bei Abfassung des Werkchens mehr die Schulen im Auge als das Privatzimmer. Deshalb sollten recht viele Schulvorstände sich diese Broschüre ansehen. Liebevoll wird jetzt in den höheren Volksschulklassen der Handfertigkeitsunterricht gepflegt. Solche Arbeiten in Naturholz können als Vorschule zur eigentlichen Tischlerei erlernt und sehr bald zum Familienerwerb angewandt werden. Sie verdienen deshalb wärmste Förderung.

Brauchbar Ball aus Resten. Aus allen, gänzlich unbrauchbaren Strümpfen oder abgeschnittenen Füßlingen lassen sich noch sehr hübsche Bälle anfertigen. Man dreht die Strumpfstücke so fest wie möglich zusammen und wickelt sie mit Bindfaden oder Wolle zu einem schön runden Ball; zuletzt wickelt man noch einige Lagen glatt schwarze oder braune Wolle darüber, damit die äußere Fläche recht gleichmäßig wird. Mit allen möglichen Resten Wolle oder Seide benäht man nun diesen Ball, und zwar mit einer Stopfnadel, in weitlaufigen Langettenstichen, immer rundum gehend, vom obersten Mittelpunkt ausgehend — Reihe für Reihe, immer ein Stich in den andern greifend. — Ist recht viel bunte Wolle vorhanden, so empfiehlt es sich, wenn stets nach zwei bis drei Reihen die Farben wechseln. Sind die Bälle recht fest gewickelt worden, so springen sie, wenn man sie auf die Erde stößt. A. H.

Druck- und Nähstreife bei aufgetrennten Zeug zu entfernen. Terpentinöl Wollust zeigt, wenn alle Nähte auseinander sind, sieht immer ein so wenig gutes Ansehen, daß die Hausfrau sich darauf zweifelt, aus ihm ein Kleidungsstück zu gewinnen, das auch das Aussehen der Neuheit zeigt. Hat man wirklich reines Wollzeug, so muß man durch Dämpfen vor allem für die Entfernung der Druck- und Nähstreife Sorge tragen. Man klopft zuerst den Stoff gut, bürstet ihn auch ordentlich und wäscht alle etwa vorhandenen fettigen Flecke aus, worauf er trocknen muß. Ein großer Bolzen wird danach erhitzt, auf ein altes passendes eisernes Gefäß gelegt und mit einem groben nassen Tuch bedeckt. Man legt den Kleiderstoff erst auf der rechten, dann auf der linken Seite auf das Tuch, so daß die heißen Dämpfe durchziehen. Dann hebt man mit einer tadellos sauberen Bürste alle Druck- und Nähstellen auf und bürstet zuletzt den Stoff tüchtig dem Striche nach. — Hat man größere Mengen Stoff, so muß man den Bolzen mehrmals erhitzen und jedesmal ein neues nasses Tuch nehmen. Le.

Für Radfahrer von Wichtigkeit scheinen uns die von Mittelbachs Verlag in Leipzig mit Benutzung des neuesten amtlichen Materials herausgegebenen Landkarten in Planpostmanier zu sein. Dieselben sind in einem Maßstabe von 1 : 300000 angefertigt und zeigen auf Grund einer glücklichen Verbindung des Prinzips gewöhnlicher Landkarten mit jenem von Karten in Profilmanier, in anschaulicher Weise alles für den Radfahrer Wichtige an. Von den erschienenen 82 Blättern, die ganz Deutschland und einen Teil von Oesterreich umfassen, liegen uns zur Zeit die Karten von Nord- und Süd-Thüringen, wie für das schlesische Gebirge vor.

Für die Küche.

Reste im Sommer. In schon im Winter die rationelle Verwertung der Reste zumal nach Gesellschaftsmahlzeiten, für die Hausfrau oft mit Schwierigkeiten verbunden zu verwundern diese sich trotz der weniger regen Geselligkeit im Sommer mit mehren, da die hohe Temperatur der Luft in dieser Zeit den Verderben der Speisen begünstigt. Einige kleine Winke für die Frischerhaltung von allerhand Resten dürfen deshalb im Sommer den Hausfrauen wohl willkommen sein.

Fleischbrühe, die man der langen Kochdauer wegen so gern für mehrere Tage kocht, erhält man völlig frisch, wenn man sie in sondere trockene Flaschen so heiß wie möglich füllt, die man vor dem Einfüllen erwärmt und mit sterilisiertem Wasser ausgespült hat. Ein reiner Wattepfropfen wird dann in eine Salicylsäurelösung getaucht, damit die Flasche gut verschließen und an einen kühlen Ort gestellt, an dem die Fleischbrühe sich selbst in heißesten Jahreszeiten vier oder fünf Tage frisch hält.

Fleischreste jeglicher Art hält man mehrere Tage, wenn man sie in ein irdenes Gefäße legt, die Oberfläche des Fleisches mit Karmalin reichlich bestreicht und dann mit halbflüssigem Schweinefettschmalz bepinselt. Man deckt die Reste zu und stellt sie an einen kühlen Ort, wo sie keine Sonne trifft. Beim Gebrauche entfernt man die Fettschicht und spült das Fleisch leicht mit kaltem Wasser ab, um es darauf abzutrocknen. Gemüsereste stellt man in ein möglichst kleines Gefäß, taucht sie 15 Minuten lang in Wasserdampf und gießt die Oberfläche mit Schmalz zu, sie bleiben dann fast eine Woche frisch. — Dunstobst, das in heißer Zeit leicht sauer wird, vermischt man mit einem halben Theelöffel voll alkoholischer Salicylsäurelösung (5 g reine Salicylsäure in ½ Liter reinem Spiritus gelöst), dann hält es sich mehrere Tage. — Butter und Käse bleiben auch in heißer Jahreszeit gut, wenn man Pergamentpapier in die alkoholische Salicylsäurelösung taucht und Butter und Käse darin einschlägt, worauf man jeder Teile in ein Thongefäß mit öfter zu erneuerndem kalten Wasser an einen dunklen und kühlen Ort stellt. — Selbst im heißesten Sommer dürften die Hausfrauen bei Befolgung dieser Winke nicht über unerwünschte Reste klagen.

Erdbeersaft, der gut und haltbar ist. Die reifen Walderdbeeren werden erst vom Stiele gereinigt, indem man sie jedoch rasch mit frischem Wasser übergießt und dann sofort abseiht (längeres Stehen im Wasser nimmt der Frucht das feine Aroma). Die Beeren läßt man auf feinen Bast- oder Haarsieben trocken. Dann werden die Früchte abgewogen. Für je 500 g Beeren werden 500 g weißer grobgestoßener Zucker gerechnet. Die beide Zuckerlösung wird über die in eine steinerne Schüssel gebrachten Erdbeeren gegossen, die Schüssel zugedeckt 10 bis 14 Stunden an einen warmen nicht heißen Platze stehen gelassen. Nach dieser Zeit wird der Fruchtsaft durch ein feines Sieb gegossen, in trockene, reine Flaschen gefüllt, zum Schlusse ein Kaffeelöffel voll Salicylspiritus in jede Flasche gegeben, dann fest verkorkt und verpicht. Dieser Saft schmeckt sich durch besonders feinen Geschmack aus und kann beliebig verwendet werden.

Feiner Spargelsalat. Spargel wird gut abgeputzt, in gleichlange Stücke geschnitten und in Salzwasser weich gekocht. (Das Wasser kann man gut zu Suppen verwenden.) Den Spargel schöpft man schließlich mit einem Sieblöffel heraus, läßt die Stücke ablaufen und erkalten. Inzwischen bereitet man aus einigen hartgekochten Eigelb, welche gerieben werden, saurer Sahne, Essig, Oel, etwas Senf und feingehackt sowie Salz und Pfeffer eine Sauce und gießt diese über den Spargel. Der Salat kann ebenfalls zu warmem wie zu kaltem Fleisch gereicht werden.

DIE VERTRAUTEN

Nach dem Gemälde von C. Marr

Halbheft 14. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Der Dorfapostel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(2. Fortsetzung.)

Ein Hochlandsroman von **Ludwig Ganghofer.**

4.

Am andern Morgen, der mit hellem Glanz einen schönen Sonntag ankündigte, geschah es, daß Hanspeter die Suppenstunde verschlief. Heiß von der nächtlichen Arbeit, war er gegen ein Uhr morgens erst nach Hause gekommen, hatte den schmerzenden Fuß noch ein paarmal mit dem wunderthätigen „Mankerlschmalz" behandeln müssen — und dann war noch ein anderes, das ihn nicht schlafen ließ: der Gedanke an den schweigsamen Schreck der Ilsabeth und an den traurig müden Blick ihrer feuchten Augen.

Und da war ihm denn in den Morgenstunden der späte Schlaf so schwer und bleiern auf die Lider gefallen, daß Roman,

Nach einer Photographie von Stengel u. Komp. in Dresden.

Braubach mit der Marksburg.

als er den Schläfer wecken kam, mit beiden Fäusten an die Kammerthüre trommeln mußte.

„He! Petert!“ rief er. „Was is denn mit dir? Verschlafst ja d' Suppen und die Kirchenzeit!“

Er hörte ein schlaftrunkenes „Jesus Maria!“ aus der Kammer und ging lachend davon.

Draußen glitzerte der Schnee in der weißen Morgensonne, als wäre die Erde und jedes Hausdach mit gebröseltem Silber bestreut. Und so rein war der Himmel, so blau, daß er einer riesigen Glockenblume glich, aus welcher an Stelle der Staubfäden die blendenden Sonnenstrahlen herunterfielen. Die Welt an diesem Morgen sah so frisch geschaffen und proper aus wie Roman in seinem neuen Sonntagsstaat, an dem „kein Bug und Stäubchen“ zu entdecken war — nur daß die Erde in ihr winterliches Weiß gekleidet stand und Roman in lichtes Jägergrau, mit grünen Streifen an den Beinkleidern, mit grünen Aufschlägen an der Joppe, mit silbergefaßten Hirschgranen an der grünen Weste und mit Spielhahnfedern auf dem grauen, grüngeschnürten Hütlein. Als wäre in ihm die richtige, glückliche Feiertagsstimmung, so lachten seine Augen in den Morgen hinein, wie die Sonne in den schönen Tag.

Er wollte auf die Straße treten. Aber da sah er unter den Kirchgängern die Hänslschusterin mit ihrem Mädel kommen. Deshalb kehrte er um und ging ins Haus zurück — die beiden sollten nicht denken, daß er da stehen bliebe, um auf ihr Vergeltsgott für die Klafter Holz zu warten. Im Flur aber drehte er das Gesicht und sah, daß die Altenöderin das Gehöft betreten wollte; Lisbeth aber faßte die Mutter am Arm und zog sie mit sich fort.

„Die muß wohl denken, sie versäumt was?“ murmelte Roman vor sich hin.

Als er wieder ins Freie trat, kam Hanspeter halb angekleidet aus seiner Kammer, um sich am Brunnen zu waschen. Das geschah auf die einfachste Weise: nachdem er mit der Faust das dünne Eis zerschlagen hatte, steckte er den Kopf in den gefüllten Brunnentrog und begann mit den Händen das Gesicht zu reiben, daß es rot wurde wie ein gesottener Krebs.

Roman trat auf ihn zu, doch hielt er sich mit seiner Sonntagsmontur in vorsichtiger Entfernung, denn Hanspeter schlenkerte einen ganzen Sprühregen von Wassertropfen um sich her.

„Was ich fragen will . . . hast ihr gestern das Holz noch nuntergführt auf d' Nacht?“

„Aber gwiß! Und kleingmacht hab ich's ihr auch gleich.“

„Was? Auf d' Nacht noch?“

„No ja, sie hätt ja kein Scheitl nimmer zum Feuern ghabt.“ Wieder fuhr Hanspeter mit dem Kopf in den Trog. „D' Mutter Nannimai laßt dir Vergeltsgalt sagen. Sie wird dich schon selber noch drum anreden, denk ich mir.“

„No . . . und was hat denn die ander gsagt?“

„D' Ilsabeth?“

„Ja!“

Hanspeter richtete sich auf. „Du! Die wär sein schiergar verschmacht gwesen! Die laßt sich net gern was schenken, weißt!“

Roman zog die Brauen auf. „Ah, da schau!“

„Ja! Wär's der Ilsabeth nachgangen, so hätt ich 's Holz gleich wieder fortführen müssen.“

Nachdenklich blickte Roman über die Schulter gegen die Straße hinaus. „Was die für ein Stolz hat! So was!“ Nun lachte er und sah den Hanspeter an. „Hat s' ihre großmächtigen Augen wieder gmacht?“

Den Zusammenhang dieser Frage mit der Klafter Holz schien Hanspeter nicht völlig zu begreifen. „Solchene Augen, gelt . . .“ sagte er langsam, während ihm die Wassertropfen über Gesicht und Hals herunterrannen, „solchene Augen hat keine nimmer!“ Eine Weile schwieg er; dann atmete seine mächtige Brust wie ein großer Blasbalg, welcher schwer zu ziehen ist. „Ja, du . . . die hat dir Augen gmacht . . . und gweint hat s', weißt . . . und völlig zureden hab ich ihr müssen! Das is kein Schenken net, hab ich gsagt, das is dtoß Heimzahlen für dein Holz, das verlieren hast müssen. Und hätt net d' Mutter die ersten Scheitln gleich in Ofen neingschoben . . . ich weiß net, Mandi, was gschehen wär! Schier mein' ich, daß ich's Holz wieder fortgführt hatt.“

Lächelnd nickte Roman vor sich hin. „Das gfallt mir, schau! Geld und Sach haben kann net ein jeds. Aber sein ehrlichen Stolz und . . .“

Mitten im Worte brach er ab und eilte mit langen Sprüngen gegen die Straße. Da draußen sah er eine Kirchgängerin kommen, die ihm wichtiger war als der ehrliche Stolz der armen Leute. Breitspurig blieb er inmitten der Straße stehen, die Hände in den Joppentaschen, das lachende Glück in den Augen. Und wenn ihm vor Freude das Herz schwoll, wie ein süßer Apfel in der reifenden Herbstsonne — so hatte das seine guten Gründe! Denn ein schmackeres Bild als die Julei in ihrer schwarzen Sonntagstracht, mit dem eng gefälteltea Rock und der blau schillernden Atlasschürze darüber, mit dem rüschenbesetzten Mieder und dem geblümten Seidentuch um die Schultern, mit dem handbreiten Silberschmuck um das schlanke Hälschen, mit dem goldverschürtea Hütlein über dem Nest der Zöpfe und mit diesem runden, sanften, kirschfarbenen Grübchengesicht — ein schmackeres Bild war gar nicht auszudenken!

Wie neben dem Licht der Schatten, so ging neben Julei die Staudamerin einher. Sie schien in gar übler Laune zu sein und machte ein Gesicht — der Volksmund sagt: wie neun Tag Regenwetter. Roman aber sah nur die Saaae, und sah auch nicht den Mickl, den „Fürknecht“ aus dem Standamerhof, der mit aufgezogenen Schultern, als hätte ihn das bißchen Kälte krummgebogen, hinter den beiden Weibsleuten daherkam, mit einem spöttischen Blick den jungen Waldhofer überhuschte und dann vergnügt einen Ländler vor sich hinpfiff, als ginge ihn die Begegnung da vor ihm nicht das geringste an.

Die beiden Hände streckend, trat Roman seinem Bräutlein entgegen. „Guten Morgen, Julei!“

„Guten Morgen!“ erwiderte sie leis, ein wenig errötend, und ohne die Augen aufzuschlagen.

Das Wohlgefallen, das ihm aus den Blicken redete, wollte auch Worte haben. „Ausschauen thust heat wieder . . .“

„No ja! Wie s' allweil ausschaut!“ fuhr die Staudamerin drummend dazwischen.

Roman lachte. „No na no no . . . wo breant's denn schon wieder?“

Nun gingen sie schweigend gegen die Kirche hinunter, Julei zur Rechten, Roman zur Linken, und in der Mitte die Staudamerin mit dem großen Gebetbuch unter dem Arm und mit den Händen unter der Schürze. Hinter ihnen der Knecht. Die drei großen Glocken des Kirchturmes läuteten so voll und stark zusammen, daß alle Lüfte verwandelt schienen in schwebenden Klang.

Auf dem Marktplatz, vor der Kirchhofmauer, stand lärmend eine Gruppe von Männern und Burschen bei einander.

Julei hob die gesenkten Lider ein wenig und blinzelte hinüber. „Was haben s' denn . . . da drüben?“

„Mein, streiten werden s' halt wieder,“ sagte Roman lachend. „Ein Glück, daß der Hauspeter net da is! Da könnten s' was hören von der Christenlieb und vom Leutseieden auf der Welt.“

Aber Mickei — als wär' es von seinen Dienstpflichten eine, die Neugier der Haustochter zu befriedigen — lief zu den Streitenden hinüber, um zu hören, was es gäbe.

Das Kirchhofgitter war nur zur Hälfte geöffnet. Da konnten sie zu dritt nebeneinander nicht eintreten, und die Staudamerin ging voran. Diesen Augenblick benutzte Roman, um seinem Bräutlein zärtlich die Hand zu drücken. Julei wurde rot bis über die Stirne, warf hastig einen spähenden Blick hinter sich, dann hob sie die unschuldsvollen Taubenaugen zu Roman auf und lächelte ihn freundlich an. Aber da drehte auch schon die Staudamerin das Gesicht und murrte: „Natürlich! Weil nur schon wieder tatschelt und gspeanzelt sein muß! Auf'm Kirchweg auch noch! Wo man halbert schon an lieben Herrgott denken sollt! . . . Meiner Seel, da hät ich schon lieber ein Sack voll Spatzen als zwei so verliebte Leut!“

Roman lachte, und Julei schlug die Augen nieder.

Knapp vor der Kirchenthüre holte Mickei die drei wieder ein und berichtete: „Den Nachtwachter haben s' in der Arbeit, weil er heut in der Nacht von Zwölfe an die Stunden nimmer ausgsungen hat. Wie ihn d' Leut net ghört haben, sind s' aufgwacht . . . und jetzt schimpfen s'!“

„Wird halt gschlafen haben!“ meinte die Staudamerin. „Den zahlt man eh für nix!“

„Er hatt was gsehen, sagt er . . . aber was, da will er

net raus damit! Es kunnt ihm schaden, sagt er, wenn er plauschen thät. Und Gschichten macht er . . . rein, daß man glauben kunnt, der Teufel wär ihm begeguet."

„Geh, du Nare!" Die Staudamerin bekrenzte sich, nahm das Gebetbuch unter dem Arm hervor und trat hinter Roman und Julei in die Kirche, die schon halb gefüllt war. Beim Weihbrunnbecken, in das sie alle die Hände tauchten, trennten sie sich. Die Staudamerin und Julei gingen zu ihrem Betstuhl, der ganz vorne unter der Kanzel stand. Roman und Mickei stiegen zur Emporkirche hinauf, wo der Platz der ledigen Burschе war; bevor sie zur Treppe kamen, mußten sie an den Betstühlen vorüber, welche den hintersten Winkel der Kirche füllten — dort hatten die Zugewanderten ihren Platz, die im Dorfe kein Heimatsrecht besaßen. In einem dieser Betstühle kniete die Altenöderin mit ihrem Mädel. Lisbeth, mit verschlungenen Händen, hielt das Gesicht so tief geneigt, daß nur das Gekraus ihrer schwarzen Haare noch unter dem Kopftuch hervorlugte. Die Mutter aber, als sie Roman kommen sah, nickte mit glänzenden Augen zu ihm auf. Es sprach so viel Dankbarkeit aus diesem stummen Blick, daß dem jungen Waldhofer seltsam warm ums Herz wurde, und daß ihm heiße Röte in die Wangen stieg. Als er die steile Treppe hinaufkletterte, sah er sich noch einmal um.

Ein Weilchen später kam der Hanspeter, atemlos, als hätte er schon gefürchtet, das beste vom Segen zu verlieren. Er tauchte die Hand in das Weihbrunnbecken, und da schien er plötzlich ruhig geworden, und sein Gesicht war ein völlig anderes. Man sah es ihm an den Augen an, daß ihn die heilige Weihe des Ortes und die Andacht so ganz erfüllte wie das Blut seine Adern. Jedes Quentlein an seinen drei Centnern war ein beginnendes Gebet. Wo er vorüber mußte, kicherten hinter ihm die Leute. Freilich, die Beinkleider seines grauen Sonntagsstaates sahen noch viel ungeheuerlicher aus als seine Werktagshose; die starren Lodenärmel waren anzusehen wie Baumstümpfe, und die steifen Flügel der Joppe standen ihm vor der Brust auseinander wie die Bretter eines offenen Scheunenthores. Das zusammengedröselte seidene Halstuch war zu kurz für den Umfang seines Nackens — und so gab es nur knapp an den äußersten Zipfeln einen kleinen Knoten ab, der ihm über Heudkragen und Adamsapfel hinaufgerutscht war bis unters Kinn. Das war nun gewiß ein Anblick, über den man lachen konnte; aber hätten die Leute nur ein wenig höher geblickt, bis hinauf zu diesen kindlich frommen, gläubig schauenden Augen — sie wären erast geblieben. Aber das ist nun so im Leben: man sieht an sich, an anderen und an der Welt nur immer das Halbe und Wertlose, nicht das Gute und das Ganze — sieht nur immer die Hosen des Hanspeter, nicht seine Augen.

Und weil er der Meinung war: in der Kirche hat nur der liebe Herrgott ein Recht und sonst kein anderer — drum ging er an dem Betstuhl, in welchem Nannimai und Lisbeth knieten, mit gesenkten Augen vorüber, als dürfte er jetzt keinem weltlichen Gedanken in seinem Herzen Raum vergönnen. —

Schon war jeder Betstuhl in der Kirche besetzt, und noch immer kamen sie zum Thor herein, in ununterbrochener Reihe, die einen lachend und wispernd, die anderen stumm und mit gesenkten Köpfen. Als auch die Gänge zwischen den Betstühlen mit Menschen vollgepfropft waren, mußten jene, die zu spät kamen, in der Thorhalle bleiben und draußen auf dem Friedhof stehen. Mancher kam wohl gerne zu spät, denn draußen in der linden Wintersonne war's gemütlicher als in der dumpfen, kalten Kirche. Und da wurde gezischelt und gelacht und ein Possen um den anderen getriebea, während die sanfte Predigt, die der hochwürdige Herr Felician Horadam seinen „Andächtigen in Christo" hielt, kaum noch vernehmlich heraustönte durch das offene Kirchenthor.

Gegen Ende der Predigt gab's im Friedhof einen kleinen Aufruhr. Da kamen drei Burschе und brachten eine merkwürdige Nachricht — sie hatten dem Nachtwächter die Zunge gelöst und wußten jetzt, weshalb er nach Mitternacht die Stunden nicht mehr ausgesungen hatte. Dem wäre was „Grausliches" begegnet, erzählten sie, und davon hätte er einen Schreck gehabt, der ihn mit Leibschmerzen ins Bett getrieben, wie der Sprung der Katze die Küchenmaus in ihr Loch treibt. Er hätte in der Geisterstunde den „Leibhaftigen" gesehen, dessen Namen man gerne mit drei Kreuzen umschreibt.

Von den Leuten, die im Friedhof diese Nachricht hörten, bekreuzten sich auch die meisten — ein sicheres Zeichen, daß sie das „Grausliche" glaubten; ein paar andere schüttelten im Zweifel die Köpfe, und nur ein einziger war so verständig, daß er sagte: „Das is ja dumms Zeug! Er wird halt ein Rausch ghabt haben, und jetzt möcht er sich rauslügen mit solchene Sachen!"

Als es aber hieß, der Leibhaftige, den der Nachtwächter gesehen, hätte ausgeschaut wie ein Stier, der auf den Hinterfüßen steht, so großmächtig und schwarz, und im Garten der Häuslschusterin, die man doch kennt als eine „solchene", hätte er Holz gekloben — und als der Nachbar der Altenöderin unter den heiligsten Eiden beteuerte, daß er am Abend beim Schuppen der Häuslschusterin kein Spänlein Holz, am Morgen aber eine schön gespaltene Klafter gesehen, und daß er ganz deutlich um Mitternacht das unheimliche Sägen und Klopfen gehört hätte, da wurde auch jener einzige, bei dem der Verstand gesprochen hatte, ein wenig nachdenklich.

So zischelten sie nun alle, während in der Kirche das Hochamt schon begonnen hatte, mit heißer Erregung durcheinander, und nur für wenige Sekunden, wenn zum Sanktus, zur Wandlung und zur Kommunion die Glocken der Ministranten schrillten, ließen sie die klatschenden Mäuler ruhen, um die Stirnen zu bekreuzen und mit der Faust an die Brust zu schlagen.

Die im Friedhof standen, wisperten die grausliche Nachricht ihren Vormännern zu, welche die Thorhalle füllten. Eine neugierige Bäuerin, die auf der Kirchenschwelle stand, drehte das Gesicht und fragte: „Was is denn?" Sie hörte die Nachricht und zischelte sie ihrer Nachbarin zu. So drang das Gerücht in die Kirche hinein, in welcher die Weihrauchwolken über all den hundert knieenden Betern durch die schimmernde Fenstersonne schwammen. Und als Here Felician Horadam in hohem Falsett und mit schöner Koloratur das „Ite, missa est!" verkündete, begann Mutter Nannimai plötzlich zu merken, daß die Augen aller Umstehenden mit sonderbaren Blicken auf sie gerichtet waren. Sie wurde unruhig, wurde rot und guckte an sich hinunter, weil sie glaubte, sie hätte ihr Kleid zerrissen oder die Milchsuppe auf ihren Spenser getröpfelt. Lisbeth aber merkte nichts von der Unruhe, von welcher sie und ihre Mutter umgeben waren; ganz versunken in die Zwiesprache, die ihr bedrücktes Herz mit dem Himmel zu erledigen hatte, hielt sie die Stirne auf ihre verschlungenen Hände geneigt, so daß sie nicht sah, nicht hörte. Sie blickte erst auf, als die Burschen mit Gepolter über die Treppe der Emporkirche herunterkamen — und wieder senkte sie das heiße Gesicht.

Roman und Hanspeter gingen vorüber und schoben sich zwischen den anderen Leuten ins Freie.

Als das Gedränge ein wenig dünner wurde, sagte die Altenöderin zu Lisbeth: „Komm! Heut, mein' ich, hat mich der liebe Herrgott ghört! So viel leicht is mir 's Beten gangen!"

Sie traten hinaus in den von Menschen und Sonnenschein übersluteten Friedhof. Und da that sich vor den beiden im Schnee eine Gasse auf, als käme der Bezirksamtmann mit seiner Frau gegangen. Wieder sah die Altenöderin so viele Augen auf sich gerichtet, und wieder wurde sie ganz verlegen. „Ilsabeth!" fragte sie leis, ihren humpelnden Gang beschleunigend. „Geh, schau mich an! Hat mir leicht einer ebbes anghängt?" Sie war ja an solche Scherze gewöhnt, daß man ihr Ketten in die Kleider warf oder Eselsköpfe aus Tuch, das mit Kreide bestrichen war, auf dem Rücken abklatschte.

Auch dem jungen Waldhofer, der mit Hanspeter bei der Mauer stand, fiel das Gezischel und Geschau der Leute auf.

„Was haben s' denn?" fragte er. „Warum schauen s' denn d' Häuslschusterin so an?"

Hanspeter, dem die Augen glänzten, sagte langsam: „D' Ilsabeth schauen s' an . . . die muß ihnen gfallen heut im Sonntagsspenserl! Lieb schaut s' aus! Gelt, ja?"

Ehe Roman antworten konnte, stand die Altenöderin vor ihm und streckte ihm die Hand hin. „Vergeltsgott, Waldhofer!" Die Stimme zitterte ihr. „Hast mir eine christliche Gutthat erwiesen! Und besser wie 's Holz . . . besser is 's ander noch, weißt . . . daß d' mir mein Kindl auf'n Schlitten ghoben hast,

in Wien.

von W. Gause.

Digitized by Google

wie's golten hat! Mit meim Deandl, schan, da hast mir 's eigene Leben derhalten!"

„No ja," Roman lachte, „wie's halt sein hat müssen! Da brancht's kein Vergeltsgatt." Er sah das Mädchen an, das ein wenig hinter der Mutter zurückgeblieben war. „Hast dein Schrecken schon verschlafen, Lisbeth?"

Schweigend hab sie das Gesicht. Und Roman lachte nicht mehr; er sah mit ernstem Blick, beinah' erstaunt, in diese großen, heißen Augen, deren Lider ein wenig gerätet waren und leise zitterten, als hätten sie gegen Thränen zu kämpfen.

Die Altenöderin puffte ihr Mädel mit dem Ellbogen an. „Sa geh! Wie stehst denn jetzt wieder da? Sa sag ihm doch auch ein Wörtl furs Holz!"

Zögernd streckte Lisbeth die Hand und sagte mit erloschener Stimme: „Vergeltsgatt . . . für d' Mutter . . . und . . ."

„Na na! Mußt mir kein Dank net sagen!" Roman faßte ihre Hand, und aus seinen Worten klang ein herzlicher Ton. „Ich merk dir's an . . . 's Danken wird dir ein dißl hart!"

Da ging es mit seiner Röte über ihr schmales Gesicht, und sie lächelte ein wenig. „Jetzt nimmer! . . . Vergeltsgott, Roman!" Sie atmete auf.

Das that auch ein anderer noch: der Hanspeter. Er lachte mit breitem Gesicht und legte dem jungen Waldhafer die Hand auf die Schulter. „Da hast ein guts Wörtl derwischt!"

Nun konnte auch Roman wieder lachen. Freundlich erwiderte er den Gruß der Altenöderin und sah der Lisbeth nach, bis sie mit der hinkenden Mutter auf der Straße verschwand. „Hast recht, Peterl: is ein tieds Madl, die!"

„Gelt, ja!"

„Und sauber schant s' ans, so arm wie s' is! Wenn s' angelegt wär wie andere Bauerntöchter . . . in ein jeden Hof thät s' einipassen! Und gut!" Roman blickte auf wie einer, der schauen will, ob es regnet. Da sah er die Tranfe, die vom Kirchendach niederging, auf dem der Schnee in der Sonne zerschmalz. „Schnu dir aa, Peterl! 's Wetter schlagt um! Mir scheint, mit der Kälten hat's ein End und die gnte Zeit hedt an!"

Hanspeter hörte nicht. Seine Augen suchten da draußen auf der Straße. Und plötzlich frngte er: „Brauchst mich nach, Roman?"

„Na! Warum?"

„Mit der Naanimai thät ich gern heimgehen. Weißt, die Buben, die dalketen, die machen allweil so Gschichten mit ihr . . . aber wenn ich dabei bin, traut sich keiner!"

„Ja, hast recht, geh mit!" Roman zog die Pfeife aus der Tasche und strich an der Friedhofmauer ein Schwefelholz an. „Aber gelt, vergiß sein net auf'n Herrn Pfarr!"

„Na na! Nach'm Essen geh ich schon hin. Jetzt aufs heilige Amt nauf, weißt, da is er huagrig und muß sein Mahlzeit haben, da thät ich bloß unglegen kommen! . . . Bhüt dich Gatt derweil!" Hanspeter eilte davon; dabei knappte sein Fuß noch ein wenig. Paffend brannte Roman die Pfeife an, sah ihm nach und dachte mit Lachen: „Jetzt passen s' zu einander, d' Häusleschnsterin und der Peterl . . . jetzt hinken s' alle zwei!"

Da kam von den Burschen einer auf Roman zu. „Hörst, du, wie kannst dich denn mittrn am Kirchhof herstellen . . . mit so zwei Leut? Oder weißt noch net, was heut in der Nacht . . ."

„Is schon gut, ja, laß mich aus!" Roman schob den Burschen mit dem Arm beiseite. „Da kommt mein Julei! Jetzt hab ich kein Zeit nimmer!"

Das lachende Glück in den Augen, das qualmende Pfeiflein in der Hand und von der warmen Sonne umsponnen, ging Roman auf sein Bräutlein zu. Und während er das hübsche, unschuldsvolle, zierlich aufgeputzte Ding mit den Blicken verschlang wie ein Hungriger, der sich nicht sättigen kann, schien ein vergleichender Gedanke in ihm aufzusteigen, denn er blickte über die Schulter gegen die Straße hinaus, sah wieder die Julei an und lachte, wie nur ein Glücklicher lacht, der mit der Musterung seines Besitzes zufrieden ist.

Diese gute, fast übermütig heitere Laune, die ihn erfüllte, ließ er sich durch die „lamperlfromme" Unnahbarkeit seiner Braut und durch das Gebrumm der Staudamerin nicht stören. Während er unter all den anderen Leuten, die von der Kirche ihren schwatzenden Heimweg suchten, zwischen Braut und Brautmutter die ansteigende Straße hinanswanderte, fand er so drollige Reden und so lustige Späße, daß Julei, aus ihrer frommen Scheu erwachend, vergnügt zu kichern begann und daß sogar die Staudamerin ihr runzliges Gesicht zum Lachen verzog. „Wie heut, so bist noch nie net gwesen," meinte die Alte, „schier könnt man meinen, du hättst in aller Frnh schon ein Glasl übern Durst verschluckt."

„Ja, Mutter," sagte er lachend „heut hab ich's in mir . . . ich weiß net wie! Hent freut mich d' Welt, als hätt ich's noch nie net gsehen. Und auf Ostern, mein' ich, is nimmer weit!" Bei diesen Worten blitzte er Julei mit seinen glücklichen Augen an.

Sie blickte mit verstecktem Lächeln zu ihm auf — das waren jene Augen wieder, aus denen es herausglitzerte wie aus dem verschlossenen Thürlein einer Feuerstätte. Dann aber, als wäre ein ernster Gedanke in ihr aufgestiegen, stellte sie ihr Gekicher ein, und zwischen ihren Brauen erschien eine kleine Falte, die in dieses saafte, rosige Gesichtlein paßte wie ein trüber Fleck in die Sonne.

Als die drei von der Dorfstraße gegen die Wiesen abbogen, trafen sie mit einigen Nachbarsleuten zusammen. Da gab's nun einen Klatsch, der die Staudamerin so lebhaft beschäftigte, daß Roman und Julei ein wenig zurückbleiben konnten. Und als der Weg um eine Gartenecke bog, benutzte Roman den günstigen Augenblick und den Schutz einer hohen Hecke, um sein Bräutlein in die Arme zu schließen. Das that er mit ausgiebiger Kraft, denn er hatte damit gerechnet, daß sich Julei in ihrer Angst vor dem Späherblick der Mutter wie üblich sträuben würde. Aber sie wehrte sich nicht ein bißchen — ganz im Gegenteil: sie that, was sie noch nie gethan hatte — so flink, als hätte sie selbst mit Ungeduld auf solch einen günstigen Augenblick gewartet, schlang sie die Arme um seinen Hals und küßte ihn so stürmisch auf die Lippen, daß ihn dieses ungewohnte Ereignis ganz verblüffte.

„Schatzerl, Julei!" stammelte er.

Aber da schloß sie ihm den Mund schon wieder mit brennenden Küssen.

„Schmeckt's? Ja?" klang plötzlich hinter den beiden eine spöttische Stimme. Der Mickei war's.

Und das Pärchen fuhr auseinander. Roman, halb ärgerlich und halb verlegen, schien zu einer Grobheit nicht übel aufgelegt. „Du . . .!" Er verschluckte das Wort, das ihm schon auf der Zunge lag, und brummte: „Mußt aber auch grad jetzt daherkommen!"

Julei schien die Störung weniger ernst zu nehmen. Sie lachte sogar, zuckte ein wenig mit den Schultern und wandte sich ab, als wäre der Knecht ihrer Mutter nur Luft für sie.

Mickei machte die zwinkernden Augen klein, und etwas Gereiztes klang aus seiner lachenden Stimme. „Ja, mein, diemal is der Mensch kein Esel . . . da kammt er auch, wenn ihn keiner net grufen hat." Er trat über den Fußweg in den Schnee hinaus und ging an den beiden vorüber. „Schemerts enk net! Ich schan nimmer um." Er schob die Hände in die Joppentaschen, lachte wieder und begann zu laufen, um die Vorausgegangenen einzuholen. Ein paar Sprünge machte er, blieb wieder stehen und rief über die Schulter zurück: „Ihr zwei, ihr habts es heut mit der himmlischen Frend, euch zwei verintressieren die höllischen Sachen net! Sonst könnt ich euch was verzählen!"

Julei, als hätte sie hinter diesen Worten eine versteckte Bosheit vermutet, fuhr auf: „Verzählen? Was verzählen?" Das war ein Ton, der zu ihrer sanften Unschuld gar nicht passen wollte. „Von mir aus kannst verzählen, was d' magst . . . du!"

Roman begann die Sache schon wieder heiter zu nehmen. „Geh," sagte er lachend und legte den Arm um Julei, „laß ihn reden! Unser Bußl haben wir . . . soll er's der Mutter tratschen! Meintwegen!"

„Jetzt weiß man's, ja!" rief Mickei. „Jetzt weiß man's!"

Wieder fuhr Julei auf. „Was weiß man? Was?"

Mickei lachte, zögerte mit der Antwort und musterte Julei mit seinen spöttisch funkelnden Augen. Dann rief er mit einer Stimme, die ganz anders klang als zuvor: „Was d' Häusleschusterin und ihr Madel treiben in der Nacht . . . jetzt weiß man's!"

Ein wenig verdutzt über diese Wendung des Gespräches, sagte Roman: „Was sollen s' denn treiben? Schlafen halt, wie ander Leut!"

„Schlafen, ja! Derweil ihnen der Teufel d' Arbeit thut!"

„Geh, du Narr!"

„Was, Narr? Was? Wenn der Wachter heut in der Nacht um Zwölfe mit eigene Augen den Leibhaftigen gsehen hat, wie

er der Häuslschusterin hinter der Holzleg d' Scheiter kloben hat! Jetzt weiß man's! Jetzt stauben wir's aber naus zum Ort ... die saubern Muschen, die zwei!" Mit dieser Drohung wandte sich Mickei und eilte den Vorausgegangenen nach, um seine Botschaft weiterzutragen.

„Ja, schau, daß d' Füß kriegst!" rief ihm Roman nach, verhalteaen Zorn in der Stimme. „Und ein andermal laß mich in Ruh mit solchene Sachen! Da mußt dir schon ein paar Dümmere aussuchen dazu als mich und d' Julei!"

Die sanfte Unschuld aa seiner Seite schien aber nicht zu den Klugen zählen zu wollen, zu denen sich Roman rechnete. Sie bekreuzte sich und stotterte: „Jesus, Jesus! Aber allweil had ich mir's schon denkt! Na, so was! So was! Jetzt halten's die zwei mit'm Teufel!" Wieder schlug sie mit flinker Hand ein Kreuz über das sanfte, roüge Gesichtlein.

Roman versuchte zu lächeln und faßte ihre Hand. „Julerl! Geh! Du wirst doch um Gottes willen kein solchen Unsinn net glauben!"

„Ja! Und ja! Und ich glaub's!" Sein Widerspruch hatte sie erhitzt, so daß ihr vor Eifer die Wangen brannten. „Wahr is! Und wahr is! Jetzt teg ich mein Hand dafür ins Feuer! Die Alt is eine ... und die Junge hat 's Wetter gmacht, das unsern Haber derschlagen hat! Hexen sind s' alle zwei!"

„Aber Julerl, schau ..." Auch dem jungen Waldhofer wurde die Stirne rot. „So laß dir doch sagen ..."

„Brauchst mir nix sagen! Jetzt weiß man's! Jetzt kann man's beweisen! Die halten's mit'm Teufel! Jetzt weiß man's! Jetzt müssen s' naus zum Ort!" So schwatzte sie weiter, und ihre sonst so sanfte Stimme bekam einen kreischenden Ton, während sie ein Dutzend unwiderleglicher Gründe dafür anführte, daß die Häuslschusterin und ihr Mädel zwei Hexen wären — dazu noch zwei von den ganz Gefährlichen!

Roman merkte, daß er gegen den Dauerlauf dieses flinken Züngleins nicht aufzukommen vermochte. So seufzte er und wartete geduldig bis ihr der Atem verging. Da legte er nun den Arm um ihre Schulter und zog sie herzlich an sich. „Schau, Julerl ... jetzt laß mich doch auch ein bißl reden ... und da kannst jetzt grad einmal sehen, wie diemal d' Leut so mgut und unvernünftig dahereeden und was für strohdumme Sachen als s' glauben!"

Sie wollte erwidern, doch lächelnd drückte er die Hand auf ihren Muad, daß sie schweigen mußte. Und während er langsam mit ihr dem Schneeweg folgte, sagte er:

„Jetzt paß einmal auf ... die Gschicht vom Teufel heut in der Nacht, die kann ich dir haarklein sagen, wie's gwesen is!"

„Du ...?" Sie schaute mit Augen zu ihm auf, die so groß waren, wie er sie nie noch an ihr gesehen hatte.

„Ich! Ja! Schau, Julerl, den Teufel, der der armen Häuslschusterin heut nacht ein bißl gholfen hat aus christlicher Lieb, den kenn ich so gut wie dich und mich! Der is mir mein liebster Freund! Den hab ich schon hundertmal gsehen."

„Was ...?" Sie starrte ihn ganz erschrocken an.

„Ja! Und weißt, wer der Teufel gwesen is heut nacht?... Unser Hanspeter!"

Verdrießliche Enttäuschung malte sich in ihrem sanften Grübchengesicht und in den frommen Augen, als sie den Namen wiederholte. „Der Hanspeter? ... Ja wie kommt denn der um Zwölfe zur Häuslschusterin?"

„Weil er in der Nacht die Klafter Holz noch kloben hat, die ich dem armen Weibt gestern auf'n Abend gschenkt hab."

„Du ...?" Julels Gesicht war dunkelrot geworden. Und ganz spitzig klang ihre Stimme. „Ja wie kommst denn du dazu ... daß unser Holz verschenkst ... an so eine! Gleich klafterweis!"

„No ja, weißt ..." Roman wurde ein wenig verlegen, „weil halt gestern mein Schlitten ihrem Deandl übers Klaubholz gangen is, und ... und weil ich das arme Madl selber schiergar überfahren hätt!"

„Hättst es überfahren! Der wär recht gschehen!" brach es mit schrillem Lachen aus dieser frommen, sanften Unschuld heraus. „So eine wie die! Gleich in tauter Scherben hättst es fahren sollen! Unser Herrgott hätt sein Freud dran ghabt! Und ich!" Er sah das grausame Feuer, dns aus ihren Taabenaugen blitzte, und starete sie ganz erschrocken an. Fast wollte ihm die Stimme nicht gehorchea. „Julerl! ... Mein Schatzl, mein liebs! ... Wie kommst mir denn für? Ich kenn dich ja nimmer! Wie kannst denn so was reden ... so ebbes unguts! Ein Mensch is doch ein Mensch, und ein jeden seia Leben is ebbes wert!"

„Hexen, die sind keine Menschen net!"

Jetzt wurde er heftig. „Hexen, Hexen, Hexen ... so hör mir doch mit so eim Unsinn auf! Das gfallt mir uet, und das mag ich net leiden an dir! Und ich had dir's schon gsagt: es giebt keine Hexen net! Und sag dir: d' Häuslschusterin is ein bravs und ein richtigs Weiberleut ... sonst thät's der Hanspeter net gar so mögen! Und d' Ilsabeth is ein liebs und ein rechtschaffens Madl ..."

„So? So?" unterbrach ihn Julei mit dünnem Gekicher. „Hat s' dich am End auch schon verhext? Die! Mit ihre Kohlrabiangen! Hast ihr am End mit deiner Klafter Holz ebbes zahlen müssen? Ja?"

Vielleicht hätte er den Sian dieses häßlichen Wortes gar nicht aufgefaßt und verstanden. Doch ihr Blick und ihr Lachen unterstrichen, was sie meinte — uad das wirkte auf iha wie ein Faustschlag ins Gesicht.

Kreidebleich bis in die Lippea, mit zitternden Fäusten stand er vor seiner Braut und würgte die Worte heraus: „Julei ... das schiecht Wörtl ... das nimmst mir zruck!"

Sie lachte.

„Julei! Das nimmst mir zruck! Jetz gleich auf der Stell! Oder ...!"

„Oder was denn?" trotzte sie.

„Oder auf Ehr und Seligkeit: ich geh kein Schrittl nimmer weiter mit dir!"

Jetzt war sie es, die ihn erschrocken ansah. Aber dann lachtr sie wieder und wandte sich ab.

„Julei!" Seine Stimme war ganz erloschen. „Mein Wort is Wort!"

Sie zuckte lachend mit den Achseln, wie sie es vorhin bei dem Knechte gethan, und ging den Vorausgegangenen nach, deren erregter Disput über den Schneehang heruntertönte.

Dem jungen Waldhofer schoß das Blut ins Gesicht, und dann erblaßte er wieder, daß seine Stirn so weiß wurde wie der Schnee zu seinea Füßen. Mit beiden Händen griff er in die Luft.

„Julei ..."

Nun stand er regungslos und sah dem Mädchen nach, mit so verstörten Augen, als ginge die weiße sonnige Welt vor ihm unter.

Droben verschwand die Staudamerin mit ihrer lärmenden Klatschgesellschaft hinter der Kuppe des Schneehanges. Nur Julei alleia war noch zu sehen, wie sie gemächlich den weißen Weg hinaufstieg.

Wieder streckte Roman die Hände, und seine wireen Gedanken stammelten: „Na na! Das kann net Ernst sein! Sie muß ja kommen! Sie muß mir's abbitten!"

Julei bückte sich, um eine dürre Schmehle za pflücken, die aus dem schmelzenden Schnee hervorstand.

Jetzt wird sie sich umsehen, hoffte er — und umsehen, das ist so gut wie umkehren und bedeutet so viel wie ein versöhnliches Wort!

Aber Julei richtete sich auf und ging weiter, ohne das Gesicht zu wenden.

Da gab seine zitternde Hoffnung ihr eine neue Frist: „Wenn s' umschaut, bis ich auf hundert zähl ..."

Mit murmelnder Stimme begann er zu zählen: „Eins, zwei, drei ..." Immer bedächtiger sprach er die Zahlen, und als er über die Fünfzig hinaus war, machte er aus jeder Zahl drei lange Worte: „Sieben ... uuund ... fünfzig ..." Nach der Neunzig begann er sogar zu rechnen: Einuuundneunziiieg ... und eins ... macht ... zweiuuundneunziiieg ... und ... eins ... macht ..." Immer langsamer tröpfelten ihm die zählenden Laute von den bleichen Lippen — die Neunundneunzig wollte schier kein Ende nehmen — doch bevor ihm noch die Hundert von der Zunge ging, war das Mädchen auf der Höhe der weißen Wiesen verschwunden.

„Julei!" schrie Roman auf und begann zu laafen. Doch plötzlich stand er wie angewachsen und bohrte die Fäuste in die Joppentaschen. „Na! Das thu ich uet! Da müßt ich mich ja schamen vor mir selber!"

Schon wollte er umkehren. Da dämmerte eine letzte Hoffnung in ihm auf: wenn sie merkt, daß er nicht nachgiebt und nicht kommt, dann muß sie einsehen, wie bitter weh sie ihm gethan hat, und muß umkehren — oder rufen —. Nur seinen Namen, wenn sie ruft, dann soll alles wieder gut sein!

So stand er und wartete und lauschte. Doch in der Stille des sonnigen Morgens ließ sich kein anderer Laut vernehmen als das leise Klatschen des erweichten Schnees, der von den Obstbäumen und von den Hecken niederfiel.

Aber jetzt — dort oben über dem Schneerand tauchte etwas Schwarzes auf — und Roman hatte ein Gefühl, als wäre ihm um das Herz ein eiserner Reif gelegt, den man mit Schrauben zusammenzog.

Und nun die Enttäuschung! Die war noch härter, als die Ungeduld gewesen!

Auf der Wiesenhöhe erschien ein altes Bäuerlein, das gemütlich über den Schneeweg herunterwackelte.

„He, Nachbar," rief ihm Roman mit heiserer Stimme entgegen, „hast net d' Staudamerin gsehen?"

„Ja, freilich, ja . . . d' Staudameein . . . und dernach ihr Julei und den Mickei . . . die hab ich schon gsehen . . . die sind schon daheim jetzt, weißt!"

Schwer atmete Roman auf und rückte den Hut. Und weil er zu ersticken meinte, wenn er schwieg, drum fragte er: „Wohin denn, Nachber?"

„Mein, ins Wirtshäusl halt! Wohin denn sonst?" Der Alte kicherte: „Weißt, Bub, d' Wochen is lang und hart, und der Sanntag is kurz, da kannst net gschwind gnug zu deim Räuscherl kommen!" Nun stand er vor dem jungen Waldhofer und sah ihm ins Gesicht. „Was hast denn, Bub? Is dir net gut?"

„Mir? . . . Waerum?"

„Schiech ausschaun thust!"

„No ja . . . könnt schon sein, daß mir's den Magen umdreht hat . . . ein bißl!"

Lachend drohte der Alte mit dem Hakenstock. „Hast dir ein wengerl z'viel aufgladen gestern auf d' Nacht? Gelt ja? Da mußt heut karenzen und Wasser trinken! Wasser is gsund für junge Leut! Das macht ihaen d' Augen hell und 's Blut schön dünn! Jjoou! Pfüet dich Gatt!"

Roman blickte hinter dem Alten her, als wäre da sein Schicksal an ihm vorübergegangen. Noch ein letztes Mal schaute er gegen die Höhe hinauf, rückte wieder den Hut, schüttelte den Kopf wie einer, der sein Leben und sich selbst nicht mehr versteht, und begann mit langsamen Scheitten gegen die Straße hinunterzuwandern.

Vom Kirchturm klang das Geläut der Elfuhrglocke. Fast schien es, als ob der volle Schall die stille Luft über dem ganzen Thal erzittern machte — denn solange die Glocke tönte, fielen die tauenden Schneeklumpen reichlicher von den Bäumen und vom Gezweig der Hecken.

Der Bergwald, der am vergangenen Abend noch weißlich grau gewesen, hatte seit dem Morgen einen grünen Anflug bekommen, weil sich die Fichten in der milden Sonne von ihrer kalten Winterlast zu befreien begannen.

Ueberall hörte man ein leises Triefen und Getröpfel, im eingefrorenen Bach begann das Eis zu krachen, als klänge der Lärm eines stürzenden Baumes mit einem mächtigen Saitenton zusammen, und droben lachte die Sonne im reinen Blau, lachte so recht von Herzen herunter auf die frierende Welt und auf diese zappelnden Menschen mit ihrer Thorheit, mit ihren Freuden und ihrem Weh. Das alles umschimmerte sie und hüllte es in den gleichen milden Glanz.

Die kleinen Meisen flatterten um die Hecken her, badeten im Schnee und badeten in der warmen Sonne.

Als Roman das sah, fiel ihm ein, was er an der gleichen Stelle vor zwei Tagen mit dem Pfarrer geredet hatte. „Jetzt, ja, jetzt könnt ich ein bißl branchen von die kleinen Vögerln ihrer Gscheitheit!"

Noch etwas anderes fiel ihm plötzlich ein: die sonderbare Frage des Pfarrers, ob er auch immer gut mit der Julei auskäme? Und ihm war, als sähe er wieder die Augen des alten Herrn mit dieser seltsamen Sorge auf sich gerichtet. Es wirbelten ihm Gedanken durch den Kopf, die ihn völlig verstörten und seine Erregung noch steigerten. Mit beiden Händen griff er nach seiner Stirn, als wäre ihm da drinnen etwas in Stücke gegangen, das sich nicht mehr zusammenfügen ließ. Er konnte nicht denken, sah nur immer das veränderte Gesicht seiner Julei und hörte ihre schrillende Stimme. Immer wieder sah er in ihren Augen diese grausame Freude funkeln, hörte immer wieder dieses häßliche Wort, das sie ihm ins Gesicht geworfen — und ohne zu denken, fühlte er dumpf, daß er heut in ihr eine andere gesehen hatte, die er noch nicht gekannt, eine, die ihm nicht gefiel, und daß ihm aus seinem lachenden Glück das Beste herausgerissen war: die reine, gläubige Freude! Das konnte er sich freilich nicht mit klaren Worten sagen; aber es war ja ihm und erstickte ihn fast. Am liebsten hätte er sich an den Wegrain setzen und heulen mögen wie ein Kind, dem ein schönes Spielzeug zerschlagen wurde.

Er, dem zeit seines Lebens niemals ein Schatten über den hellen Weg gelaufen, dem alles und alles nach Glück und Wunsch geraten, fühlte sich in diesem ersten Zorn und Kummer seines Herzens völlig ohne Rat und Trost. Es erging ihm wie einem Gesunden, der niemals ein Leiden kennengelernt und zum erstenmal Zahnweh bekommt: der ist verzweifelt und tobt und möchte, um den Schmerz zu stillen, am liebsten den Kopf ins Feuer stecken. In solcher Stimmung kam Roman heim. (Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die Pest.

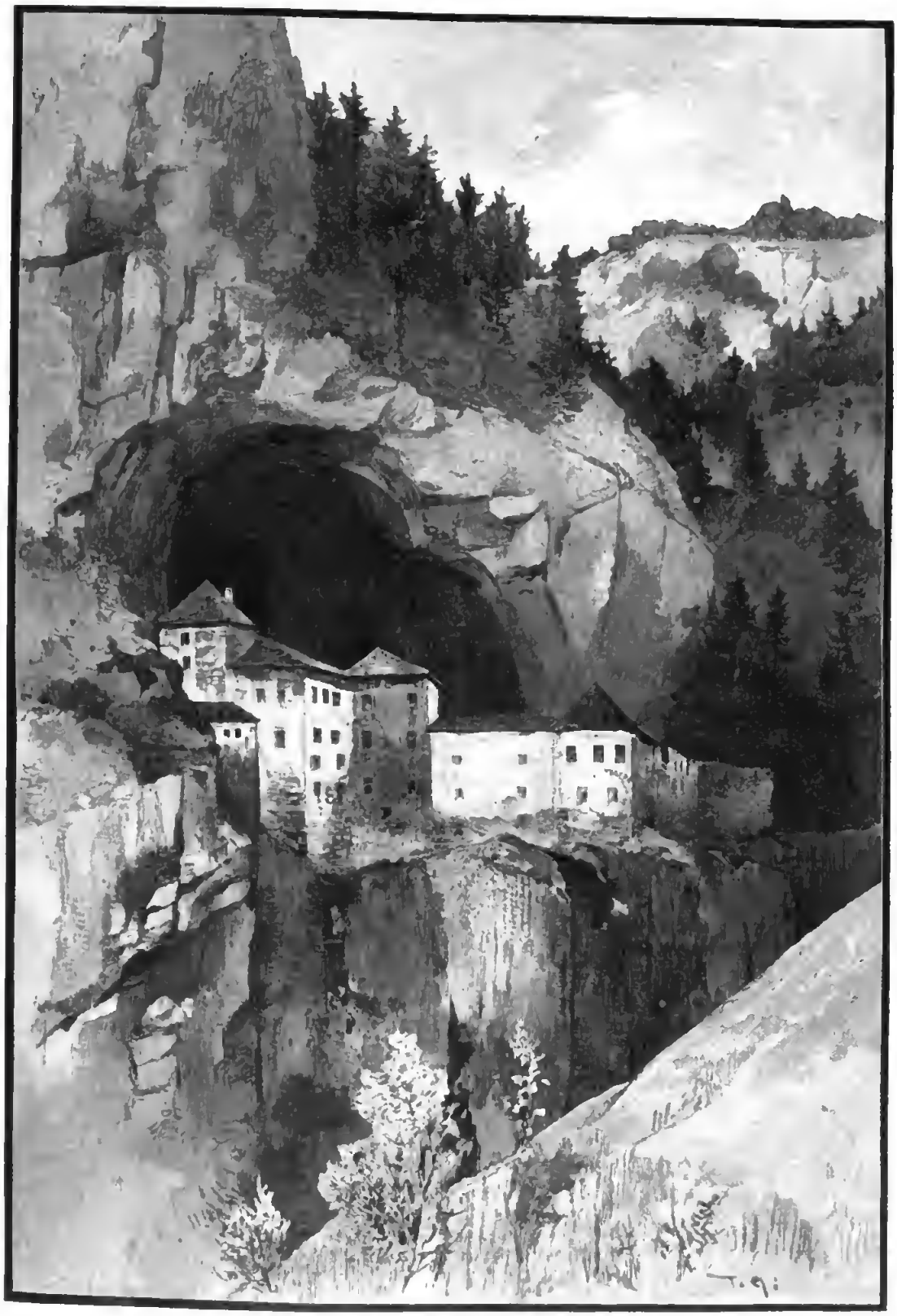
Von Dr. Joh. Herm. Baas.

Die Meerenge von Gibraltar vom fernsten Osten her zum erstenmal durchschreitend, nistete sich verflossenes Jahr im äußersten Südwesten Europas eine uralte Krankheit ein, die man für unseren Erdteil überhaupt zu den historischen zu zählen längst sich gewöhnt hatte: die Pest. Ward sie doch schon so sehr als gegenstandslos für uns betrachtet, daß man sie selbst in verbreiteten Lehrbüchern der Medizin gar nicht mehr beschrieben fand, offenbar, weil die Kenntnis derselben nicht einmal mehr für zukünftige Aerzte notwendig schien. Und in der That war sie, abgesehen von einem kurzen Auftreten in der südtalienischen Stadt Noja im Jahre 1815, seit mehr als anderthalb Jahrhunderten aus dem civilisierten, namentlich dem inneren Europa und seit Anfang der vierziger Jahre selbst aus Aegypten, ihrem von alters her bis dahin häufigsten Ursprungslande, ganz verschwunden.

Niemand dachte deshalb in unseren Tagen mehr an die Rückkehr dieses schlimmen orientalischen Gastes, der schon in den Büchern des Alten Testamentes genannt wird, in unsere Mitte. Aber jene uralte Tochter der Halbkultur und ihrer Begleiterinnen, Schmutz, Not und Hunger, zeigte sich dennoch wieder und brachte so den stolzen Glauben ins Wanken, wir seien durch Gesittung und Wohlstand, durch Reinlichkeit und, was im Grunde dasselbe bedeutet, durch die moderne Hygieine, gänzlich vor ihr geschützt.

Hat sich nun auch dieser Glaube, einigermaßen als trügerisch erwiesen, so steht doch, wie wir ängstlichen Gemütern gegenüber von vornherein betonen wollen, für ruhige Beobachter so viel fest: ihre frühere, gar oft schreckhafte Gewalt erlangt die Pest in unserem Erdteil sicher und gewiß nicht wieder. Wir sind viel besser gegen sie gerüstet und stärker gewaffnet als frühere Generationen, können ihr daher zuversichtlicher ins Antlitz sehen und brauchen vor allem nicht in nervöse Aufregung zu geraten, selbst wenn sie in für uns noch näherer Nachbarschaft als in dem übelberüchtigten Hafenviertel Oportos erscheinen sollte.

In den Büchern Mose wird die Pest als Strafe der Gottheit für die Sünden des Volkes bezeichnet, eine Auffassung, die sich auch auf das Christentum übertrug und an manchen Orten jetzt noch nicht ausgerottet ist. Dieselbe Anschauung findet sich auch bei Assyrern und Aegyptern, welche letztere dem strafenden Gotte schon die Ratte als Tierattribut zuteilten, ein Tier, das bekanntlich heute gleichfalls mit der Ausbreitung der Pest in Verbindung gebracht wird, wenngleich nur insoweit, als es unter Umständen



Das Höhlenschloss Lueg bei Adelsberg.
Nach einer Originalzeichnung von Toni Grubhofer.

zu einem gefährlichen Träger und Verschlepper des Pestbacillus werden kaa. Auch bei den alten Griechen galt massenhaftes Sterben für eine Folge des Zornes der Götter, und dieser Glaade fand sowohl in ihrer Frühzeit Ausdruck, z. B. bei Homer, der die Achäer durch die Pfeile Apolls jählings dahinsterben läßt, wie auch in den Zeiten ihrer höchsten Geistesblüte, während der großen Pest von Athen (zwischen 430 bis 428 v. Chr.). Für diese Epidemie besitzen wir die klassische Schilderung des Geschichtschreibers Thucydides, aus welcher hervorgeht, daß man schließlich die erzürnten Götter durch Umzüge, Opfer und Orakeleinholen versöhnen wollte, als menschliche Hilfe versagte. Das berühmteste Opfer dieser berüchtigtsten Seuche im Altertum war Perilles, der Erbauer des weltberühmten Parthenon und der Propyläen.

Uebrigens ist man bezüglich dieser und anderer Pestilenzen der alten Zeit durchaus nicht sicher, ob sie als Pest im Sinne des heutigen, wissenschaftlich scharf umschriebenen Krankheitsbildes aufzufassen sind, ja es ist sogar wahrscheinlich, daß man mit dieser Bezeichnung damals jedes große Massensterben belegte. Immerhin giebt es jedoch auch schon Beschreibungen von Epidemien der echten Beulenpest, die während der drei letzten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung herrschten, und zwar gerade in Aegypten, das ja bis in die neueste Zeit ein Herd derselbea geblieben ist. Dieselben stammen aber erst von Aerzten aus dem ersten Jahrhundert n. Chr., sind jedach deutlich genug, um Zweifel an der Uebereinstimmung der Erscheinungen mit denen der heutigen Pest auszuschließen; denn bis heute sind die darin angegebenen Hauptcrscheinuagea dieselben geblieben: epidemisches Auftreten, Befallen- uad Angestecktwerden sehr vieler ohne Unterschied der Konstitution, des Geschlechts und des Alters, sofortiges hohes und gleichbleibeades Fieber, rascher Bewußtseins- und Kräfteverfall, Anschwellungen der Leisten-, Achsel-, Knie-, Ellbogen- uad Halsdrüsen unter grasen Schmerzen, rascher Verlauf innerhalb 3 bis 5, höchstens 7 Tagen, endlich schlimmer Ausgang bei der weit überwiegenden Zahl der Befallenen und nur langsame Wiederherstellung in den günstig endeaden Fällen.

In den Jahrhunderten nach Christus trat die Pest nicht bloß häufiger, sondern auch periodenweise immer heftiger und anhaltender auf, so daß sie nunmehr über längere Zeitabschnitte und über das ganze Römerreich und darüber hinaus sich erstreckende „Pandemien“ verursachte, also zeitweise zu Weltseuchea anstieg, die dann, wie die Pest von Athen den Untergang der altgriechischen, so jetzt den Verfall der römischen Welt einleiteten und beschleunigten. Es sank die eingerissene Ueberkultur herab zur Unkultur, an deren Fersen sich die Pest als ihre unheimlichste Begleiterin und Rächerin anheftete. An sie schlossen sich freilich auch noch die übrigen Reiter des Verderbens an: barbarische Eroberer, Krieg und Hunger. Damals schrieb die Weltgeschichte selbst, und wohl nicht zum letztenmal, mit erbarmungslosem Griffel für die folgenden Geschlechter die unsagbar niederdrückende Tragödie vom Untergang einer ganzen Kulturepache.

Außer den bekannten Greueln der römischen Kaiserzeit führte nämlich eine lange, von 251 bis 266 n. Chr. anhaltende Pestepidemie den kräftigsten Vernichtungsstoß gegen das sinkende Reich und Geschlecht. Sie nahm wieder ihren Ausgang von den Nilländern, suchte allmählich das ganze Reich heim und beschleunigte dessen Entvölkerung. Wie viele Menschen ihr erlagen, läßt sich nun zwar nicht feststellen, aber doch danach taxieren, daß während und durch sie der Ackerbau verfiel und Hungersnöte entstanden, und daß nach ihrem Erlöschen Italien mit Sümpfen, wüsten Landstrecken und ausgedehntem Waldgestrüpp bedeckt war. Im Verein mit ununterbrochenen Grenzkriegen, Barbareneinfällen und Christenverfolgungen ward denn auch diese sogenannte Pest des Cyprian die dritte Hauptursache des Untergangs der westlichen Hälfte des heidnischen Weltreiches.

Eine andere, noch länger, von 531 bis 580 n. Chr., anhaltende Peitzeit (unter den Kaisern Justinian I und Justinus II) ward dann ebenso zur Veranlassung und Einleitung des langwierigen politischen and geistigen Vermoderungsprozesses des asirömischen Kaiserreiches. Auch sie ging uan Aegypten aus. In hygienischer Beziehung aber ist die Thatsache besonders bemerkenswert, daß, während man in der varhergenannten Epidemie als eines der wirksamsten Verbreitungsmittel die Benutzung der Kleider von Pestkranken erkannt datte, nunmehr in dieser die bis auf den heutigen Tag gültige Beobachtung gemacht wurde, daß die Pest hauptsächlich durch den Schiffsverkehr verschleppt und zuerst auf die Küstenplätze übertragen werde, um voa diesen aus dann das Innere der Länder heimzusuchea. Auf saichen Wegen gelangen damals die Seuche von Südfrankreich her an den Rhein und die Sterblichkeit war so groß, daß mehr als die Hälfte der Erkrankten unterlag und daß manche Städte nahezu ausstarben. Auf der Höhe der Epidemie fallen ihr z. B. in Konstantinopel täglich zwischen 5000 und 10 000 Menschen zum Opfer gefallen sein, und zwar nicht bloß solche, welche mit den Kranken in unmittelbare Berührung gekammen waren, sondern auch andere; im allgemeinen aber starben damals mehr Männer als Frauen.

Im Laufe des späteren Mittelalters trat dann die Pest immer häufiger auf nnd bürgerte sich sozasagen ein. Das kann nicht sehr wunder nehmen. Herrschten doch während desselben, namentlich in seiner zweiten Hälfte, fortwährend Kriege, Fehden und Hungersnöte, welche letztere, wie man berechnet hat, alle 14 Jahre wiederkehrten, und war doch die Menge umherziehenden armen Volkes, die allgemeine Unsittlichkeit nnd die private wie öffentliche Unreinlichkeit außerordentlich groß. Die Städte waren eng gebaut and ebenso wie selbst viele Dörfer von Festungsmauern und Gräben voll fauligen Wassers umgeben; dabei waren sie dicht bewohnt, der Boden mit Auswurfsstoffen durchtränkt, wodurch die Brunnen vergiftet wurden. Auch befanden sich die Kirchhöfe inmitten der Häuser. Bei dem gewöhnlichen Volke geschah die Erneuerung der Leder- und Wollkleidung selten, die kostspieligeren Stücke wurden sogar von Generation zu Generation vererbt und von allgemeiaen, vorbauenden, hygieinischen Einrichtungen wußte man nichts. Die Epidemien galten ja als gerechte Strafe Gottes aber als Folgen schlimmer Konstellationen der Planeten. Das Klima aber war infolge der großen Ausdehnung der Wälder und Sümpfe feucht und kalt, nnd Ueberflutungen und Ueberschwemmungen waren häufig.

Daraus erklärt sich denn auch ohne Zwang die regelmäßige Entstehung von Pestepidemien, nicht aber die allgemeine Ausbreitung und unerhörte Heftigkeit jener Weltseuche, die zwischen 1346 und 1350 ganz Europa heimsuchte und unter dem Namen „der schwarze Tod“ der Inbegriff aller Schrecken einer solchen bis heute geblieben ist. Maa iauß die Annahme sowohl einer vorher nicht dagewesenen und nachher nicht wiedergekehrten Gefährlichkeit des Pestgiftes, das gleichsam den Höhepunk seiner Wirkung damals erreicht hatte, als auch die Thatsache einer relativea Uebervölkerung za Hilfe nehmen, um die kolossalen Verluste, die angegeben werden, glaublich zu finden. Hat man doch berechnet, daß damals in Europa allem 25 Millionen, in China aber, wo ihr Entstehungsherd war, and im Orient zusammen 37 Millionen Menschen an der Pest zu Grunde gegangen sind, ahne daß doch für lange Zeit danach eine auffällige Entvölkerung bestehen geblieben wäre.

Auch diese grauenhafte Epidemie ward im Jahre 1346 durch Schiffe aus asiatischen nach südeuropäischen Häfen, namentlich nach Genua und Venedig, verschleppt und trat von da aus dann ihre Waaderung nach dem Norden an, bis nach Rußland hin, das sie im Jahre 1349 erreichte. Sie verschonte kein Alter, kein Geschlecht und keinen Stand: erlag ihr doch selbst der deutsche Köaig, Günther von Schwarzburg, in Frankfurt a. M. (1349). Das massenhafte und jähe Sterben so vieler aber bewirkte bei einem Teil der Menschen stumpfe Ergebenheit, andere suchten Trost im Gebet, öffentlichen Bußübungen und Wallfahrten, vielerorten jedoch entfesselte es, im Gegensatze dazu, nue die brutalen Justinkte, die zu schlimmsten Ausartungea und grauslichen Orgien führten. Die berühmteste Schilderung dieser Folgen der Pest hat Boccaccio im „Delameron“ gegeben, und seit ihm ist „Die Pest von Floreaz“ ein Vorwurf der darstellenden Kunst bis auf unsere Tage geblieben. In Volkskreisen aber ist, wenigstens am Rheine, die Erinnerung an den „schwarzen Tod“ bis heute lebendig, und sie ist zugleich die Ursache, daß alle Erkrankungen, welche das Beiwart „schwarz“ erhalten, wie schwarze Blattern, schwarze Bräune, schwarze Cholera ꝛc., noch heute als die schlimmsten gelten und grasen Schrecken verbreiten.

Keines der üblichen Mittel erwies sich wirksam gegen den schwarzen Tad. Gerade diese Ohnmacht der arzneilichen Behandlung aber ward damals zur Mutter der öffentlichen Hygiene.

Diese nahm ihren Anfang in Oberitalien und Spanien zunächst in Form von strengen Absperrungsmaßregeln (1348 in Venedig, 1350 in Mailand ꝛc.) und der 40tägigen Quarantäne (1471 auf Majorca). Daraus erwuchs dann in späteren Zeiten ein geordneter Pestdienst mit organisiertem Personal, obwohl nach dem Erlöschen der damaligen Epidemie die Pest sofort bedeutend an Ausdehnung wie Heftigkeit abnahm. Es entstanden „Pestwächter" an den Thoren der Städte, die jeden über seinen Herkunftsort ꝛc. zu befragen hatten, um ihn entweder zurückzuweisen, wenn der letztere befallen, oder ihn einzulassen, wenn er seuchenfrei war; „Pestärzte", gewöhnlich die jüngsten Stadtärzte, und „Pestbarbiere", welche die medizinische beziehungsweise chirurgische Behandlung der Pestkranken zu übernehmen verpflichtet waren. Für andere Aerzte dagegen bestand eine derartige Verpflichtung nicht, diese durften sogar aus dem Pestorte fliehen, ohne ihre Standesehre zu schädigen. Weiter gab es „Pestpfarrer" und „Pesttotengräber" für die Beerdigung der Pesttoten, „Pestkommissäre" ꝛc. Dazu eröffnete man „Pesthospitäler" und „Pestkirchhöfe" und suchte nach Erfindung der Buchdruckerkunst durch besondere Flugblätter und populärmedizinische „Pestbüchlein", sogenannte „Regimente wider die Pest", namentlich über das diätetische Verhalten in Pestzeiten und über die häusliche Behandlung der Pestkranken Aufklärung unter dem Volke zu verbreiten. An vielen Orten wurden auch „Pesttänze" aufgeführt: der Schäfflertanz in München ist noch ein Ueberbleibsel dieser Sitte, welche einesteils zur Hintanhaltung und Beseitigung der Pestfurcht dienen sollten, anderenteils aber auch als Nachahmung früherer heidnischer und mystischer Gebräuche, wie solche z. B. noch heute von manchen Indianerstämmen Südamerikas bei herrschenden Krankheiten geübt werden, aufzufassen sind. Ferner trug man eigene „Pestmasken" und „Pestkleider" — eine Art Vorläufer der heutigen Operationsmäntel in unsern Hospitälern. Sie bestanden aus einem langen, eng anliegenden schwarzen Mantel mit geschlossenen Aermeln und einem kapuzen- resp. maskenartigen Kopfstück, in dessen vorderem Teil zwei mit Glas versehene Augenöffnungen sich befanden, zwischen denen ein unten offener, großer, vogelschnabelartiger Ansatz voragte, der mit wohlriechenden, desinfizierenden Kräutern, über welche die Atemluft streichen mußte, gefüllt war. Auf den freien Plätzen aber und in den Straßen brannten „Pestfeuer" zur Vernichtung des „Pestgiftes". — Weiter wollen wir vorgreifend hier anfügen, daß es in Oesterreich noch bis weit ins 18. Jahrhundert hinein einen „Oberpestdirektor" gab, dem die oberste Leitung der Maßregeln gegen die Pest zustand. —

Wie oben bemerkt, verminderten sich nach dem „schwarzen Tod" Ausdehnung und Heftigkeit der Pestepidemien in hohem Grade, dagegen läßt sich das von der Häufigkeit derselben nicht behaupten, wobei freilich auch in Betracht zu ziehen ist, daß durch den Buchdruck die Berichterstattung hierüber sehr vermehrt ward. Namentlich mehrten sich die zeitgemäß wissenschaftlichen Darstellungen der Pest und der Pestepidemien seit dem 16. Jahrhundert in den verschiedensten Ländern Europas. Die schlimmsten Pesten traten seit den 60er Jahren des letzteren in Süddeutschland, der Schweiz und besonders in Italien auf, und es ist bemerkenswert, daß man die größere Heftigkeit derselben in diesem Lande vom Jahre 1575 ab der Feier des damaligen Anno santo, vielmehr dem durch diese gewinnreiche Veranstaltung veranlaßten Zusammenströmen großer Pilgerscharen aus aller Herren Ländern zuschrieb. Ganz ähnlich, wie damals dem Anno santo, muß heutzutage den Pilgerfahrten nach Mekka mit Bestimmtheit sowohl Entstehung wie Steigerung und Verbreitung der Pest zur Last gelegt werden.

Auch im folgenden, 17. Jahrhundert verursachte diese Seuche sowohl vor wie während des Dreißigjährigen Krieges und ganz besonders noch nach demselben große Menschenverluste in allen Ländern Europas. Unter anderem raffte die große Pest von London im Jahre 1665/66 rund 70000 Menschen und in einer Woche einmal den zehnten Teil davon weg. Im Jahre 1675 aber begann wieder aus der Türkei und von Afrika her eine Epidemienfolge über alle Länder unseres Erdteils hereinzubrechen, die Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre verheerend über Wien, Prag und Schlesien, Nord- und Mitteldeutschland und die Niederlande zog. Immer noch erwiesen sich als Hauptbegünstigungsmittel ungenügende und schlechte Ernährung, Hungersnot, anhaltend kalte und feuchte Witterung und daher rührender nasser Untergrund der Städte bei wechselnder Ausdünstung und Zurückhaltung der Bodenfeuchtigkeit, mit einem Wort, die sogenannte Pestwitterung. Hierzu gesellten sich ungesunde Wohnungsverhältnisse und schlechte Bekleidung, wozu natürlich auch die Weiterbenutzung infizierter Kleidung gehört, Handel mit solchen neben Aufhäufung von Lumpen, allgemeine Unreinlichkeit und Kriege. Als oberstes Gegenmittel aber galt die Flucht aus den Pestorten, die denn auch so sehr in Uebung war, daß nicht selten der größte Teil der Einwohner und ganze Körperschaften, z. B. alle Professoren und Studenten einer Universität, auswanderten, von den Aerzten ganz zu schweigen, unter denen selbst die berühmtesten, wie z. B. die erste damalige Größe Englands, Sydenham, sich nicht scheuten, ihre Patienten — andern zu überlassen. — Bemerken wollen wir an dieser Stelle noch, daß bereits im 17. Jahrhundert, in dessen Anfangszeiten das Mikroskop erfunden wurde, eine ärztliche Schule existierte, welche die Theorie verfocht, daß mikroskopische Lebewesen viele, namentlich die epidemischen Krankheiten durch Einwanderung in den Körper auf dem Wege der Hautporen verursachten. Statt aber mit Desinfektionsmitteln, wie heute die pflanzlichen Bakterien, sollten diese damals angenommenen, als Tiere aufgefaßten Ansteckungsvermittler u. a. auch durch Kanonensalven vertrieben werden.

Während des 18. Jahrhunderts verminderte sich sowohl die Häufigkeit wie die Ausbreitung der Pest noch weiter, und diese drang nun hauptsächlich auf dem Festlandwege aus der Türkei der Donau entlang nach Norden vor, während die Verschleppung auf dem Seewege nach den europäischen Häfen zwar noch stattfand, die Seuche dann aber auf diese beschränkt blieb und nicht in das Innere der Länder trat. Deutschland ward fast ganz verschont; nur am Schlusse des ersten Jahrzehnts suchte die Seuche bei ihrer Wanderung nach Schweden und Dänemark noch einmal die ostpreußischen Gebiete heim und erreichte, dem Meeresufer entlang fortschreitend, im Jahre 1712 auch Hamburg. Auf dem Seewege aber wurde durch ein Schiff, das, aus dem Orient kommend, den Hafen von Marseille anlief, nach dieser Stadt und in die benachbarte Provence eine von 1720 bis 1722 dauernde, verheerende Epidemie getragen, und durch ein anderes im Jahre 1743 eine noch mörderischere nach Messina und dessen Umgegend; beide Male aber gelang es durch aufs strengste durchgeführte Absperrungsmaßregeln weitere Ausdehnung der Seuche zu verhüten. Und selbst in dem halbasiatischen Moskau war es möglich, dieselbe im Jahre 1771 auf gleiche Weise rasch und ganz zu bezwingen. Freilich gelang dies nicht, ohne daß sich nochmals die Schrecken der Pest von Florenz wiederholten; dieselben wurden sogar noch übeboten, insofern das durch die Habgier und Bestechlichkeit der Beamten zu Aufruhr und Verzweiflung getriebene Volk durch Kartätschen zur Ruhe gebracht werden mußte.

Während der Schlußjahrzehnte des 18. Jahrhunderts traten dann wohl noch hie und da kleinere Epidemien in Halbasien auf, aber man kann mit Recht behaupten, daß seit der Kanonade von Moskau die große Pest endgültig aus Europa verschwunden ist; denn das 19. Jahrhundert brachte unserem Erdteil, außer den örtlichen Epidemien von Noja und Wettjanka, zwar im vorigen Jahr noch einmal die kurz dauernde, wie man annimmt, durch pestkranke, aus einem Orientfahrer entsprungene Ratten übertragene Epidemie von Oporto, aber sie wie die wenigen nach London, Plymouth und Triest eingeschleppten Einzelfälle blieben, dank den strengsten Gegenmaßregeln der Behörden, ganz ohne Folgen. Und das Gleiche ward bekanntlich bei den im bakteriologischen Institut des Wiener Krankenhauses auf nicht ganz aufgeklartem Wege entstandenen Pesterkrankungen erreicht. —

Als Erreger der letzteren betrachtet die heutige Wissenschaft ein von dem in Deutschland gebildeten japanischen Professor Kitasato und von dem französischen Arzte Yersin fast gleichzeitig entdecktes mikroskopisches Pflanzengebilde von außergewöhnlicher Kleinheit und schnellster Vermehrungsfähigkeit, den Pestbacillus. Derselbe macht nicht bloß die Menschen, sondern auch Tiere pestkrank, namentlich die Ratten, die gewöhnlich sogar vor den Menschen von der Seuche heimgesucht werden. Man neigt

deshalb der Annahme zu, jene seien die eigentlichen und ersten Träger der Bacillen, von denen aus der Uebertritt dieser auf die Menschen sich vollziehe. Daraus erklärt es sich denn auch, daß man neuerdings in Frankreich, namentlich in Paris, der Weltausstellung wegen, aber auch in Deutschland die Ausrottung der Ratten zur Verhütung der Seuche angeordnet oder doch empfohlen hat. Auf welche Weise aber der Bacillus in den Körper des Menschen hineingelangt, ob durch die Atmung, die Nahrungs- und Getränkeaufnahme, durch die unversehrte Haut oder durch kleine Wunden und unbemerkte Verletzungen dieser, ist wissenschaftlich noch nicht festgestellt. Das aber steht fest, daß das eigentliche Entstehungs- und heimatliche Vegetationsgebiet desselben von jeher bis heute der Orient ist, daß er zu allen Zeiten von da nach Europa eingeschleppt wurde und hier sich nie dauernd, wie in eine zweite Heimat, einnisten konnte.

So ist denn auch als Ursprungsgebiet der jetzigen Epidemie die chinesische Provinz Yün-nan erwiesen, in der die Pest zu Anfang der 70er Jahre in hohem Grade wütete und wo sich dieselbe seitdem in verminderter Stärke bis 1893 erhalten hat. In diesem Jahre wuchs sie von neuem zur Epidemie an und wanderte nunmehr den Fluß Si-kiang abwärts nach Canton und Hongkong zum Meer, auf dem Landwege aber nach Persien und Arabien. Durch die Schiffahrt kam sie zunächst nach Bombay und verbreitete sich allmählich über ganz Indien, wo sie seit fünf Jahren fortdauert. Von hier aus gelangte sie, entsprechend der Hauptschiffahrtsrichtung, nach dem Westen, und zwar im Zickzack nach Madagaskar, Mauritius, Réunion, Mozambique, Aegypten, Portugal und neuerdings auch nach Südamerika. Aber auch der Große Ocean ward zum Verbreitungsweg derselben, wenn auch in schwächerem Maße; wenigstens sind bis jetzt Verschleppungen auf diesem Wege nur nach Manila, Numea und Honolulu, neuerdings auch nach Sidney und anderen Orten des australischen Festlandes bekannt.

Nirgends jedoch konnte sich die jetzige Pestepidemie einbürgern, wie in Indien, daß sie überall sonst, selbst in den am wenigsten fortgeschrittenen Staaten, sofort und energisch ergriffenen Absperrungsmaßregeln. In Europa vor gesellen sich zu diesen noch strengster Vorbeugungsdienst und größerer allgemeiner Wohlstand samt der daraus hervorgehenden besseren Lebenshaltung in Bezug auf Wohnung, Ernährung, Kleidung und Reinlichkeit, sowie die fast überall bereits auf hoher Entwicklungsstufe stehenden oder doch gegen früher wenigstens bedeutend verbesserten Maßnahmen und Einrichtungen der privaten und öffentlichen Gesundheitspflege.

Allen diesen in hohem Maße gerade der Pest gegenüber wirksamen und günstigen Faktoren, denen sich vielleicht noch die von Yersin eingeführte Serumbehandlung als eigentliches Heilmittel hinzugesellt, wird es gelingen, wie früher die Cholera, so auch den zweiten orientalischen Eindringling zu überwinden und aus Europa zu vertreiben. Zwar ist immerhin noch fortgesetzte Vorsicht ihm gegenüber notwendig, aber Furcht vor ihm ist offenbar ungerechtfertigt.

Gold und Diamanten in Südafrika.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. Franz Ritter von Le Monnier.

Gold und Diamanten, welch übermächtigen, dämonischen Einfluß haben sie nicht seit je auf das Menschengeschlecht geübt! Bald bewundern wir ihren strahlenden Glanz in dem Schmucke schöner Frauen, bald ihren Reichtum in Königsdiademen und Scepteru. Welche Gefahren und Mühseligkeiten überwindet nicht der Mensch, um in ihren ersehnten Besitz zu gelangen, und weder die eisigen Stürme und Schneemassen der unzugänglichen Pässe Alaskas, noch die trockenen und heißen Wüsten Australiens oder die weiten Ebenen Südafrikas hindern ihn, ihre Fundstätten aufzusuchen. Wie sehr aber Gold and Diamanten oft das Schicksal ganzer Völker bestimmen, das zeigt uns gerade jetzt in grellen Farben der so beklagenswerte Krieg in Südafrika.

Wie im Leben des Einzelnen, so sind auch in der Geschichte der Völker oft zufällige Ereignisse von entscheidender Tragweite. Im Jahre 1867 herrschte im Kaplande ob der traurigen Aussichte in die nächste Zukunft in allen Kreisen der Kolonie die düsterste Stimmung. Durch die damals nahe bevorstehende Eröffnung des Suezkanals war das Kapland in seiner bevorzugten Stellung als Hauptstation für den Welthandel nach Indien bedroht, es verlor mit einem Schlage den seit der Mitte des 17. Jahrhunderts innegehabten Vorteil der Verproviantierung der Indienfahrer. Außerdem herrschte seit zwei Jahren in ganz Südafrika furchtbare Trockenheit, welche die großen Viehherden des Kaplandes, seinen Hauptreichtum, nahezu aufrieb. In solcher Lage befand sich die Kolonie, als die zuerst kaum geglaubte, dann, sowie die Richtigkeit der Thatsache sich bestätigte, mit um so größerer Freude aufgenommene Nachricht in der Kapstadt eintraf, es sei ein großer Diamant aufgefunden worden.

Es war im März 1867, als der Jäger und Händler O'Reilly von einem Zuge auch dem Vaalflusse zurückkehrte und in der Farm „De Kalk" im Hopetowndistrikt, südlich des Oranjeflusses, übernachtete. Hier fiel ihm unter den von den Kindern gesammelten und auf dem Tisch ausgebreiteten Steinchen ein schöner, besonders glänzender Stein auf, es war der „erste Kapdiamant". Doch weder er, noch der Besitzer der Farm erkannte den wahren Wert desselben. Er zeigte ihn jedoch, in Colesberg angekommen, dem Civilkommissär Lorenzo Boyes, welcher bei der näheren Untersuchung des Steines fand, daß er Glas schneide. Dies bestimmte ihn, O'Reilly mit seinem kostbaren Fund an Dr. Atherstone in Grahamstown zu weisen, welcher denn auch den Stein als echten Diamanten von 22½ Karat Gewicht erkannte. Derselbe ging hierauf um den Betrag von 6000 Mark in den Besitz des Kapgouverneurs Sir Philipp Wodehouse über und wurde von diesem auf die Pariser Weltausstellung von 1867 gesendet.

Kurze Zeit darauf ward auch das erste Gold in Südafrika von dem um die geographische Erforschung dieses Erdteiles so hochverdienten deutschen Reisenden Carl Mauch entdeckt. Es war nämlich am 27. Juli 1867, als der Begleiter Mauchs, der Engländer Hartley, demselben die Nachricht brachte, er habe, einen angeschossenen Elefanten folgend, mehrere Gruben gefunden, die von den früheren Bewohnern des Landes angelegt waren, um Metall zu suchen. Mauch machte sich nun selbst auf den Weg, um diese Gruben zu sehen. Er entdeckte hierbei eine vier Fuß mächtige weiße Quarzader, und in deren Nähe einen Schmelzplatz der früheren Eingeborenen. Beim Untersuchen der Steine fand er Bleiglanz mit geringem Silbergehalt, aber nugemeinem Glanze, und Gold. Auch der in der Nähe befindliche Bach führte stark goldhaltigen Sand. Das Goldfeld befand sich im Matabeleland, im heutigen Rhodesia, nördlich von Transvaal. Diese Entdeckung erregte in ganz Südafrika großes Aufsehen und Mauch wurde sowohl im Transvaal, als auch in der englischen Kolonie Natal, wohin er das erste afrikaansche Goldquarzstück, welches einen Wert von 200 Thalern hatte, brachte, als Entdecker besonders gefeiert. Freilich hat die Gewinnung des Goldes erst mit der zwanzig Jahre später erfolgten Auffindung der Witwatersrand-Minen in Transvaal den heutigen großartigen Aufschwung genommen; allein die Entdeckung des afrikanischen Goldes ist ein besonderes Verdienst deutscher Forschung geblieben. So sind Diamanten und Gold in Südafrika nahezu gleichzeitig aufgefunden worden, ein Umstand, welcher wohl die wirtschaftliche Entwicklung dieses Landes mächtig förderte, dagegen in die politischen Verhältnisse desselben störend eingreifen sollte.

Der Auffindung des ersten Diamanten folgten bald andere Funde. Allein einen bedeutenden Erfolg hatte erst die am Vaalfluß im März 1869 von einem Eingeborenen gemachte Entdeckung des herrlich glänzenden, rein weißen, angeschliffen 83½ Karat wiegenden „Sterns von Südafrika", welcher geschliffen um 25 000 Pfund Sterling vom Earl of Dudley gekauft wurde. Nun brach im Kaplande jener denkwürdige Diamantentaumel aus; alles verließ seine Stellungen und eilte,

Ein junger Künstler.
Nach einem Originalgemälde von Karoline Thurber.

Digitized by Google

so schnell als möglich, in jene vor wenigen Monaten noch öde, kaum bekannte Gegend am Vaalfluß, wo die Ufer nun eifrig von Weißen aller Länder und von Eingeborenen mit stets zunehmendem Erfolge nach Diamanten abgesucht wurden. Die ersten am Platze waren sieben Diamantensucher aus Natal, geführt vom Major Francis des 20. englischen Infanterieregiments, welche, mit allen Minenwerkzeugen trefflich ausgerüstet, nach mehreren vergeblichen Versuchen im Oranjefreistaate, ihr erstes Lager bei Hebron, einer Missionsstation am Vaalflusse, aufschlugen. Bald folgten nun andere Diamantengräber nach, und namentlich am nördlichen Ufer des Vaal entstanden zahlreiche Niederlassungen, darunter die bedeutendste Klipdrift, das heutige Barkly West. Anfangs 1870 wurden auch am Südufer des Vaalflusses Diamanten aufgefunden, und zwar Klipdrift gegenüber, nahe bei der Missionsstation Pniel.

Diese Flußgräbereien (River diggings) wurden jedoch bald durch die Auffindung der 20 englische Meilen südlich gelegenen Dutoitspan-Mine übertroffen, welcher kurz darauf die Entdeckung der Bultfontein-Mine, anfangs 1871 jene der De Beers- und im Juni 1871 der reichsten aller Diamantenminen, der Kimberley-Mine folgte. Alle diese Minen liegen nahe beisammen und werden im Gegensatze zu den weniger ergiebigen Flußgräbereien Trockengräbereien oder Dry diggings genannt. Ungefähr um dieselbe Zeit wurde auch die noch heute im Oranjefreistaat befindliche Jagersfontein-Mine entdeckt, welche etwa 80 englische Meilen südöstlich von Kimberley liegt. Die vier erstgenannten Minen befinden sich jetzt auf englischem Gebiet, da, kurz nachdem sich der Ruhm der neuen Diamantenfelder im Kaplande verbreitet hatte, der Gouverneur Campbell an der Spitze der berittenen Polizei dort einrückte und das ganze Land am Zusammenfluß des Oranje- und Vaalstroms kurzweg annektierte. Trotz des erhobenen Protestes seitens der Oranjerepublik, welcher das Land früher gehört hatte, wurde dasselbe von England behalten, nur fand letzteres sich bewogen, im Jahre 1876 dem kleinen Freistaate eine Geldentschädigung von 1 800 000 Mark zu zahlen, obwohl der jährliche Durchschnittsertrag der annektierten Diamantengruben 80 Millionen Mark betrug. Das 1871 einverleibte Gebiet wurde West-Griqualand genannt, 1873 zu einer selbständigen Kolonie gemacht, 1877 aber mit der Kapkolonie dauernd vereinigt.

Das Gebiet, auf dem Diamanten in Südafrika gefunden werden, ist verhältnismäßig eng begrenzt. Es gleicht einem gleichschenkligen Dreieck, dessen Seiten die beiden großen Ströme Südafrikas, der Oranjefluß und sein Zuflaß, der Vaal bilden, während als Basis des Dreiecks der 26. Längengrad östlich von Greenwich anzunehmen ist. Außer den bereits genannten Flußgräbereien und Minen befinden sich auf diesem Gebiete noch die kleineren Minen Ottos Kopje, Saint Augustines-Mine, dann die erst 1890 entdeckte, vielversprechende Wesselton-Mine, welche, seitdem sie vor wenigen Jahren von der De Beers Company in Betrieb genommen wurde, Premier-Mine heißt, und die Koffiefontein-Mine im Oranjefreistaat.

Die Dimensionen dieser Minen sind nicht groß. Die kleinste ist die Kimberley-Mine, sie umfaßt nur 41 000 qm, dann folgen die De Beers-Mine mit 55 000 qm, die Jagersfontein- mit 90 000, die Bultfontein- mit 98 000 und die Dutoitspan-Mine mit 160 000 qm Flächeninhalt. Die Tiefe des diamantenführenden Gesteins ist bis jetzt unbekannt, ja es zeigte sich im Gegensatz zu den übrigen Fundstätten bei den afrikanischen Minen die merkwürdige Erscheinung, daß der Diamantenreichtum mit der Tiefe sogar zunimmt, und es ist in der Kimberley-Mine bereits im Jahre 1898 eine Tiefe von 1900 englischen Fuß, in der De Beers-Mine eine solche von 1500 Fuß erreicht worden.

Bald nach Auffindung der Minen wurden dieselben in Quadrate von je 31 englischen Fuß Seitenlänge, sogenannte „Claims", geteilt, so daß jeder Claim also eine Fläche von 961 Quadratfuß = 96 qm hatte. Mehr als zwei, oder wenn er Entdecker war, drei Claims durfte nach dem Gewohnheitsrechte niemand besitzen. Es war aber meistens ein Claim dem Einzelnen noch zum Abbau zu groß, und namentlich in der Kimberley-Mine, welche überaus reich an Diamanten war, wurden die Claims auf $^1/_4$, ja $^1/_8$ und $^1/_{16}$ geteilt. Der Wert derselben war nach der Lage und der Zeit sehr verschieden. So betrug derselbe in Kimberley 1875 4000 bis 50 000 Mark, 1878 4000 bis 120 000 Mark, 1882 3000 bis 300 000 Mark. Die wertvollsten Claims waren die am Rande (reef) gelegenen. In anderen Minen, namentlich in der Bultfontein-Mine, war der Wert um das Zwanzigfache geringer als in Kimberley.

Im Anfange, solange es galt, die oberste weiche Schicht, den sogenannten „Gelben Grund", abzubauen, konnte der Einzelne mit primitivsten Hilfsmitteln, mit Schaufel, Spaten und Waschtisch, auslangen. Seine Betriebskosten bestanden in seiner eigenen Verpflegung und in der Auslohnung und Erhaltung der gemieteten Kaffern, Kosten, welche durch den häufigen Fund größerer Diamanten reichlich gedeckt waren. Die Zahl der Arbeiter in dieser ersten bis 1874 dauernden glücklichen Periode betrug in der Kimberley-Mine allein mehr als 12 000. Als man aber tiefer kam, erschöpfte sich die weiche, gelbe Diamantenerde, man kam auf härteres, diamantenführendes Gestein, den sogenannten „blauen Grund" (blue ground). Zudem gab es im Jahre 1874 wahrscheinlich infolge der Ueberproduktion von Diamanten einen starken Preisfall derselben, so daß die steigenden Gewinnungskosten mit einem geringeren Erträgnis zusammenfielen. Zum Schlusse tauchten auch noch immer größere technische Schwierigkeiten bei stets zunehmender Tiefe des Abbaues auf, wie das Auftreten von Grundwasser und das immer häufigere Einstürzen des Randes (reef) der Minen, welches mit ihren Trümmern die meisten Claims in der Tiefe des Kraters verschüttete. Solchen Uebelständen gegenüber war der Einzelne machtlos, es konnte hier nur auf dem Wege der Vereinigung etwas Großes geleistet werden.

Diesen kritischen Zeitpunkt für sein Eingreifen richtig erkannt und damit die Ergiebigkeit der Diamantenminen in glücklicher Weise gefördert zu haben, ist das unleugbare Verdienst des so viel berufenen früheren Diggers und späteren Kappremierministers Cecil Rhodes. Am 1. April 1880 gründete er die „De Beers Mining Company" ursprünglich nur mit einem Kapital von 200 000 Pfund Sterling. Es gelang ihm, die tief im Preise gesunkenen Claims der De Beers-Mine nach und nach anzukaufen, den Betrieb zu verbilligen und das 1885 bereits auf 841 550 Pfund Sterling angewachsene Kapital mit $7^1/_2$ % zu verzinsen. Nachdem Rhodes in langem, hartnäckigem Kampfe seinen gefährlichsten Gegner Baraata, welcher dasselbe Kunststück bei der Kimberley-Mine ausgeführt hatte, überwunden, konnte er 1889 zur Vereinigung aller größeren Diamantenminen in eine Aktiengesellschaft, die „De Beers Consolidated Mines Company Limited", welche ein Aktienkapital von 3 950 000 Pfund Sterling* (= 80,58 Mill. Mark) hat, schreiten. Die Entwicklung dieser Gesellschaft ist dank ihrer klugen Verwaltung außerordentlich günstig. Sie konnte 1898 bereits 1 579 582 Pfund Sterling (= 32,22 Mill. Mark) oder 40 % Dividende an ihre Aktionäre verteilen. Ihr Besitz erstreckte sich auf die fünf größten Diamantenminen, von denen jedoch nur drei: die Kimberley-, die De Beers- und die Premier-Mine, gegenwärtig bergwerksmäßig betrieben werden. Es wurden im Jahre 1897/98 von dieser Gesellschaft nicht weniger als 4 479 672 Kippwagen (loads) „blauen Grundes" zu je 16 englischen Kubikfuß (= 0,43 cbm Inhalt) aus den Minen zu Tage gefördert. Von dem auf den „floors"** der Verwitterung ausgesetzten Gestein wurden 1897/98 395 414 loads zerkleinert und gewaschen und aus ihm 2 792 806 Karat oder 574,99 kg Diamanten gewonnen und um den Betrag von 74 416 644 Mark verkauft. Ein Karat Diamant hatte somit durchschnittlich einen Wert von 26 Schilling 6,2 Pence, d. i. 27 Mark 3 Pfennig.

Da der jährliche Weltverbrauch an Diamanten auf rund 80 Millionen Mark geschätzt wird, so liefert somit die De Beers Company 93 % desselben. Es wäre für diese sehr leicht, der Produktion von Diamanten noch bedeutend zu steigern, allein im Interesse der Stetigkeit der Edelsteinpreise wird dies jetzt von der Gesellschaft vermieden.

Südafrika stellt sich somit als das an Diamanten reichste Land der Erde dar.

Aber nicht nur die meisten, sondern auch die größten Diamanten hat Südafrika aufzuweisen, denn in der Jagersfontein-Mine wurde der bisher größte Diamant der Erde, „Excelsior", dessen Gewicht 969½ Karat beträgt, aufgefunden. Bis dahin war der in der Kimberley-Mine 1886 entdeckte Diamant mit

* Das Pfund Sterling zu 20 Mark 40 Pfennig angenommen.
** Gepflasterte Plätze von großer Ausdehnung.

428½ Karat der größte. Diesen Diamanten gegenüber erschienen die berühmten Sterne „Regent“ in Paris mit 136¾ Karat, „Orlaff“ in St. Petersburg mit 193 Karat und der „Florentiner“ in Wien mit 139½ Karat klein; allerdings haben dieselben einen großen Teil ihres ursprünglichen Gewichts beim Schleifen verloren, während die ersterwähnten afrikanischen Diamanten noch ungeschliffen sind. Allein trotz ihrer Größe stehen die Kapdiamanten den brasilianischen und namentlich den indischen an Wert nach, da sie nicht vollkommen rein sind, sondern meist einen Stich ins Gelbliche besitzen. Doch betrifft dies nur die in den Minen gefundenen Diamanten, die Steine aus den Flußgräbereien des Kaplandes zeichnen sich durch volle Reinheit aus und stehen daher auch höher im Werte.

Wir wollen uns nun der Betrachtung der Goldgewinnung in Südafrika zuwenden. Es wurde bereits der Auffindung der ersten Goldfelder in Südafrika durch den deutschen Forscher Mauch gedacht; doch waren schon vor ihm manche Spuren des Goldvorkommens im Transvaal aufgesucht worden. So hat der Boer Marais, welcher in den Golddistrikten Australiens gearbeitet hatte, nach seiner Rückkehr im Jahr 1854 Alluvialgold am Jokeskluyfluß im Distrikt Pretoria entdeckt. Die damalige Regierung der Transvaalrepublik verbat jedoch, in kluger Voraussicht der schlimmen Folgen, welche die zu befürchtende große Einwanderung von fremden Elementen für den Bestand des Bauernstaates haben möchte, bei Todesstrafe, den Fund bekannt zu machen oder überhaupt weiter nach Gold zu suchen. Mag dieser Standpunkt auch engherzig erscheinen: die den gegenwärtigen Krieg unmittelbar veranlassende Ursache ist doch in dem numerischen Mißverhältnis und nationalen Gegensatze zwischen dem fremden infolge der Goldminen eingewanderten und dem einheimischen Volksteile zu suchen.

Die von Mauch erforschten Tatigoldfelder wurden von Kolonisten aus Natal sofort aufgesucht und im Jahre 1868 in Abbau genommen. Doch waren damals die Kosten noch zu bedeutend, so daß die Goldsucher keinen Erfolg hatten. Die erste Goldausbeute in Transvaal geschah 1869 in Lydenburg. Inzwischen war nämlich in den regierenden Kreisen Transvaals ein Umschwung in den Anschauungen über den Nutzen der Goldgewinnung für die damals an Hilfsmitteln noch arme Republik eingetreten. Präsident Pretorius bewirkte selbst die Aufhebung des Schürfverbotes, und es wurde sogar eine staatliche Belohnung für das Auffinden nutzbarer Goldlagerstätten ausgesetzt. Nun wurde fast alljährlich im nördlichen Transvaal ein neues Goldvorkommen festgestellt, doch lieferten alle diese Fundstätten anfangs keine große Ausbeute: die ganze Goldproduktion Südafrikas betrug von 1871 bis 1883 etwa 16 000 kg, das ist weniger, als später in einem Jahre erbeutet wurde. Einen bedeutenden Aufschwung nahm die Goldgewinnung erst, als im Jahre 1886 in den De Kaap-Goldfeldern im östlichen Transvaal das reiche Sheba Riff aufgefunden wurde. Die ersten Pochversuche ergaben ein alle Erwartungen übertreffendes Resultat, wozu noch die leichte, steinbruchartige Bearbeitung des mit 20 m Mächtigkeit zu Tage liegenden Riffes kam. Es entstand bald darauf in ganz Südafrika ein unerhörtes Goldfieber, 10000 Weiße hatten sich in kürzester Zeit in diesem Golddistrikte versammelt, und die Stadt Baberton war mit ihren großen Klubhäusern und Hotels wie über Nacht aus dem Boden gewachsen.

Aber auch dieser Distrikt sollte nach einer schweren Krise bald verlassen werden, als sich die Nachricht von noch reicheren Goldfunden am Witwatersrand verbreitete. Im September desselben Jahres wurde der Rand zum Goldfelde proklamiert und damit das reichste Goldgebiet nicht nur Südafrikas, sondern der Erde erschlossen.

Nunmehr folgten fast in allen Teilen Südafrikas neue Entdeckungen von Goldfeldern, so im Swasilande, bei Klerksdorp, Potchefstroom und in den Zoutpansbergen im Transvaal, dann im Zulalande, im Matabelelande, im Damaralande im Jahre 1889, bei Prinz Albert 1890, im Namaqualande (1892), bei Barkly West und im Osten von Cradock im Kaplande (1893). In den letzten Jahren hat Südafrika alle anderen Goldproduktionsländer an Ausbeute übertroffen und liefert allein mehr als ein Drittel der gesamten Goldproduktion der Erde.

Der Hauptsitz desselben ist nach wie vor im Witwatersrand. Südlich von Pretoria zieht durch fast ganz Transvaal von West nach Ost eine Hochebene, das „Hohe Feld“, und bildet die Wasserscheide zwischen den Flüssen, die nach Süden dem Vaal, und jenen, die nach Norden dem Limpopo zuströmen. Auf dieser Ebene erhebt sich eine Hügelkette, welche ebenfalls von West nach Ost bogenförmig dahinzieht und sich manchmal in mehrere Ketten spaltet, es ist dies der Witwatersrand. Einzelne Kuppen desselben erheben sich bis zu 6000 Fuß Höhe, wobei jedoch zu berücksichtigen ist, daß das Plateau selbst bereits eine absolute Höhe von 4- bis 5000 Fuß hat. Die Thäler des Witwatersrandes, sowie die nördlichen Abhänge desselben sind von Boeren dicht bewohnt.

Die Lage der Randgoldfelder inmitten einer Ackerbau und Viehzucht treibenden Bevölkerung ist wegen der leichteren Verproviantierung der zahlreichen Arbeiterbevölkerung in den Minen ein großer Vorzug gegenüber den anderen Golddistrikten im Transvaal. Bald nachdem im Juli 1886 die ersten neun Farmen als öffentliches Goldfeld erklärt worden waren, bestimmte die Regierung die in der Mitte des Minendistriktes gelegene Farm Randjeslaagte zur Anlegung eines Dorfes, aus dem jedoch mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit eine Stadt, das heute so berühmte „Johannesburg“, wurde. Die ersten Bauplätze wurden im Dezember 1886 auf öffentlicher Auktion verkauft, sie ergaben eine Summe von 13002 Pfund Sterling. In den fünf Monaten bis zum April 1887 wurden 1800 Bauplätze von je 50 Fuß im Quadrat um den Betrag von einer Million Mark verkauft. Welche außerordentliche Wertsteigerung die Farmen am Rande erfahren haben, und welches Glück die grundbesitzenden Buren beim Verkaufe derselben machten, beweist der Umstand, daß z. B. ein Besitzer für seine Farm, die nicht sehr groß war, den Betrag von 1 400 000 Mark, davon 800 000 Mark sofort bar, den Rest in Anteilen der Goldminenkompagnie erhielt. In wie rascher Weise die Wunderstadt Johannesburg wuchs, ergiebt sich aus folgenden Ziffern: am 20. September 1886 gegründet, zählte sie bereits im April 1887 3000, im Januar 1890 26 303, und am 15. Juli 1896 sogar 102 078 Einwohner, darunter 50 907 Weiße, 42 533 Kaffern, 4807 Chinesen und Indier, 952 Malaien und 2879 Mischlinge. Unter den Einwohnern waren 34 020 Engländer und nur 6205 in Transvaal, 1734 im Oranjefreistaat Geborene. Hieraus erklärt sich wohl am besten das Streben der Engländer — welche wohl zumeist die „Uitlander“ (Ausländer) repräsentieren — nach dem Wahlrechte und ihrer Vertretung in der Regierung Transvaals, während andererseits die Einheimischen nicht mit Unrecht im Falle des Zugeständnisses des Wahlrechtes an die Ausländer ihre baldige Majorisierung durch die letzteren in den parlamentarischen Körperschaften der Südafrikanischen Republik fürchteten. Dies war, wie schon angedeutet, die hauptsächlichste Veranlassung zum heutigen verheerenden Transvaalkriege.

Die gesamte Goldproduktion Transvaals hatte 1884 nur einen Wert von 202 000 Mark, stieg im ersten Jahre nach der Entdeckung der Randminen (1887) auf 3 495 784 Mark, erreichte 1893 bereits 111 802 159 Mark und in 1898, dem letzten Jahre vor dem Kriege, die ungeheure Summe von 331 308 852 Mark. Die Zahl der Gesellschaften, welche einem Berichte des Staatsmineningenieurs an die Regierung Transvaals zufolge im Jahre 1897 in den Gold- und Steinkohlengruben Transvaals thatsächlich arbeiteten, betrug 218 mit einem Nominalkapital von 1289 Millionen Mark. Hiervon zahlten jedoch nur 30 Dividenden, während etwa 400 Gesellschaften mit einem Kapital von 1000 bis 1200 Millionen Mark entweder zeitweilig oder für immer den Betrieb eingestellt hatten. So standen die Dinge vor dem Kriege. Welche Verheerungen mag derselbe in der aufblühenden Entwicklung der Goldminen Transvaals hervorgebracht haben, was mag mit den 10 000 Weißen und 75 788 farbigen Arbeitern geschehen sein, die noch im Jahre 1897 in den Minen ihre lohnendste Beschäftigung fanden? Wie viel Elend hat dieser unselige Krieg für Engländer und Buren im Gefolge, welches Unheil hat er über Südafrika ausgebreitet, ein Krieg, dessen letzte Ursache wohl Gold und Diamanten bilden!

Die elektrische Hoch- und Untergrundbahn in Berlin.

Von Heinz Krieger. Mit Abbildungen nach Photographien und Originalzeichnungen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Um die Wende des Jahrhunderts naht in der Reichshauptstadt, deren Verkehrsentwicklung auf dem europäischen Festland einzig dasteht, ein Bauwerk seiner Vollendung, das dem Verkehr ein neues Mittel ersten Ranges zur Verfügung stellen soll: die elektrische Hoch- und Untergrundbahn von Siemens & Halske. Dies Bauwerk hat nicht allein für die Hauptstadt Bedeutung, es wird auch geeignet sein, dem gesamten Vaterlande ein Vorbild für ähnliche Anlagen abzugeben, denn bisher giebt es auf deutschem Boden noch keine Untergrund- und keine Unterpflasterbahn, weder allein, noch auch in der Verbindung mit einer Hochbahn, wie sie hier zur Ausführung gekommen ist. Bei den großen technischen Aufgaben, die ein derartiges Unternehmen stellt, ist es nur natürlich, daß sich wissenschaftliche, bautechnische und elektrotechnische Kreise seit Jahren mit dem Werke beschäftigt haben. Mußte doch der Boden für dasselbe in einem Jahrzehnte dauernden Kampfe gegen allerhand entgegenstehende Anschauungen gewonnen werden.

Die Oberbaumbrücke.

Schon 1880 legte die Firma Siemens & Halske, deren genialer Gründer, Werner von Siemens, zuerst den Gedanken faßte, den elektrischen Strom als bewegende Kraft zu benutzen, dem Berliner Polizeipräsidium und dem Berliner Magistrat den Plan zu einer schmalspurigen elektrischen Hochbahn vor. Dieselbe sollte auf Pfeilern gelagert sein und vom Belle-Alliance-Platz durch die Friedrichstraße nach dem Wedding geführt werden, also Berlin von Süd nach Nord durchqueren. Diese Idee ist nicht zur Durchführung gelangt, aber sie war der Ausgangspunkt für weitere Pläne, die in neuer Fassung vorgelegt wurden, als die staatliche Eisenbahnverwaltung mit kühner Initiative an die Herstellung einer Stadt- und Ringbahn herantrat und die große Aufgabe in kurzer Zeit in geradezu glänzender Weise löste.

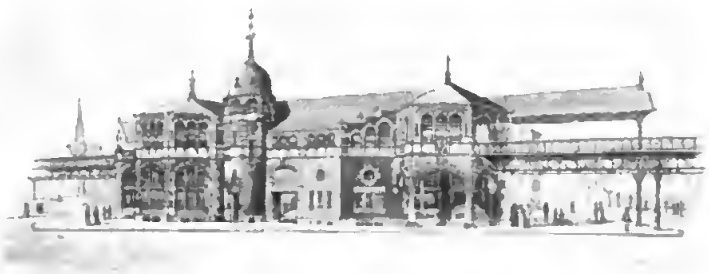
Diese Stadtbahn, bei deren Entstehung militärische Interessen eine Hauptrolle spielten, beförderte schon im Eröffnungsjahr 1882 9,3 Millionen Personen, 1897 bereits 87,7 Millionen, sie dürfte inzwischen bei 100 Millionen und gleichzeitig an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt sein. Man erwägt deshalb bereits die Idee, über dem steinernen Bau dieser Hochbahn einen zweiten Bahnkörper in Eisenkonstruktion zu bauen und damit dem riesig gesteigerten Vorort- und Fernverkehr besondere Bahnstränge zu schaffen. Und diese großartige Verkehrsentwicklung, die das Wachstum der Stadt — Berlin hatte 1882 1,19 Millionen Einwohner, 1897 1,75 Millionen — weit überragt, hat sich vollzogen, obwohl die Stadtbahn ein Torso war und blieb, der allein den Osten und Westen der Stadt über den Norden und einen Teil des Centrums hinaus verbindet, während der Süden, Südosten und Südwesten von dem Schnellverkehr der Hochbahn ausgeschlossen und nach wie vor auf die Ringbahn angewiesen blieb. Die gesamte Entwicklung dieses sehr industriereichen Stadtgebietes, das im Norden und Osten von der Spree, im Süden von dem Schiffahrtskanal begrenzt wird, hat unter dem Fehlen einer Schnellverbindung nicht wenig zu leiden gehabt, und es war ein überaus glücklicher Gedanke, diesem Mangel durch eine Ergänzung der Stadtbahn abzuhelfen.

Am besten wäre das durch eine Untergrundbahn geschehen, welche die Straßenfläche unberührt läßt. Aber für eine solche Bahn gab es damals noch kein Vorbild, das zur Nachahmung einlud, und Vorschläge in dieser Richtung fanden bei der Stadt Berlin, die zu jener Zeit die große Aufgabe der Kanalisation ausführte und den Untergrund unter den Straßen zu anderen Zwecken nicht hergeben wollte, keinen Anklang. So reichten denn die Firma Siemens & Halske am 31. Januar 1891 den Entwurf zu einer normalspurigen elektrischen Hochbahn ein, die ausschließlich für den Personenverkehr bestimmt und durchgehends auf viaduktartigem Unterbau geplant war. Aus diesem Projekt ging schließlich die jetzt ihrer Vollendung nahende Bahn hervor, welche Hochbahn, Untergrundbahn und Unterpflasterbahn vereint. Die staatliche Genehmigung wurde am 22. Mai 1893 erteilt, der bezügliche Vertrag mit der Stadtgemeinde am 15. März 1896 geschlossen. Danach sollte die Bahn in vier Jahren vollendet sein und [illegible] Jahre im Besitze der Baufirma bleiben. Das Baukapital war auf rund [illegible] Millionen Mark veranschlagt. Die Kosten [illegible]

Das Hallesche Ufer.

infolge vielseitiger Vervollkommnung und durch besondere Aufwendungen für die architektonische Ausstattung der Haltestellen noch erheblich erhöht worden. Die Rentabilität des Unternehmens steht trotzdem außer aller Frage.

Die im ganzen 10,4 km lange Bahn beginnt am Bahnhof Warschauerbrücke der Ringbahn zwischen Treptow und dem Schlesischen Bahnhof im Osten der Stadt und wird zunächst über die Spree auf dem malerischen Arkadenviadukt der in unserer Abbildung S. 440 wiedergegebenen Oberbaumbrücke geführt. Der Viadukt erscheint im Hintergrunde der Brücke, während der Vordergrund für den Fußgänger- und den Wagenverkehr bestimmt ist. Vom Spreeufer ab läuft die Bahn in geschwungener Linie zum Schlesischen Thor, das einen architektonisch besonders beachtenswerten Bahnhof, den wir in nebenstehendem Bilde wiedergeben, erhält, durch die Skalitzer- und Gitschinerstraße über das Hallesche Ufer bis zum Gelände der früheren Dresdner Bahn. Sie berührt auf dieser Strecke an hervorragenden Verkehrsknoten den Görlitzer Bahnhof, das Kottbuser Thor, die Prinzenstraße, das Hallesche Thor und überbrückt bei der Möckernstraße den Landwehrkanal mit einer kühnen Brücke, welche die Bahn über die Gleise der Staatsbahn hinwegführt. Auf dieser Strecke hat die Bahn ihr eigentliches Widerlager im Verkehr. Das untenstehende Bild der Haltestelle Görlitzer Bahn, mit der Emmauskirche im Hintergrunde, veranschaulicht deutlich den Wert der Bahn als hervorragendes Verkehrsmittel für eine stark industrielle Bevölkerung, während das Bild vom Halleschen Ufer (s. S. 440) zeigt, mit welcher Geschicklichkeit der sogenannte grüne Rasen des Landwehrkanales, so nennt man dessen Uferböschung, als Baugrund für die Bahn benutzt worden ist. Von dem Gelände der Dresdner Bahn zweigt sich die Bahnlinie nach Süden ab, erreicht, sich wieder westlich wendend, die Potsdamerstraße, und nachdem sie die Bülowstraße durchlaufen, taucht sie auf einer 225 m langen Rampe im Zuge der Kleiststraße bei der Eisenacherstraße unter das Niveau der Straße, um, als Untergrundbahn fortgesetzt, auf Charlottenburger Gebiet zunächst am Zoologischen Garten zu enden. Von hier aus wird die Verlängerungsstrecke bis nach dem Wilhelmsplatz, dem Herzen von Charlottenburg, geführt werden. Diese Bahnlinie wurde nur dadurch möglich, daß die Stadt Berlin und die Stadt Charlottenburg einige ihrer schönsten Promenadenstraßen opferten. Wenn man aber die Notwendigkeit der Schaffung dieses Verkehrsmittels erwägt, so läßt sich annehmen, daß die Wertsteigerung des Grundes und Bodens den Straßenanliegern mehr als hinreichend ersetzen wird, was diese Straßen vielleicht an Schönheit verlieren. Auch in Bezug auf ihre äußere Erscheinung soll die Bahn einen Charakter erhalten, der vor der Kritik bestehen kann. Namentlich die wichtigeren Haltestellen werden derart ausgestattet, daß das Straßenbild durch sie eher gewinnt als leidet. Jedenfalls ist die gesamte Konstruktion der Bahn gegenüber den bestehenden Hochbahnen in New York, Chicago und Liverpool auch in ästhetischer Hinsicht ein großer Fortschritt. Freilich muß sich das Auge an die Eisenkonstruktion, die nur selten von Steinwerk unterbrochen wird, erst gewöhnen.



Die Haltestelle „Schlesisches Thor".

Außer dieser Hauptstrecke ist eine Fortsetzung der Bahn geplant. Dieselbe soll von dem Terrain der Dresdner Bahn nach Osten zum Potsdamer Platz über den Landwehrkanal abzweigen, von dessen Ueberbrückung sie als Unterpflasterbahn über den Potsdamer Platz hinaus bis zum Brandenburger

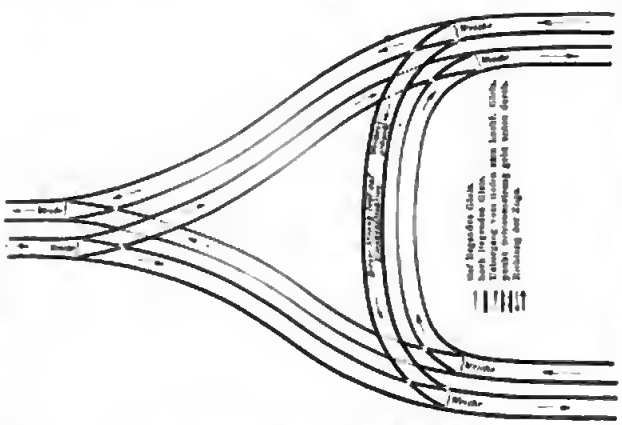
Die Haltestelle „Görlitzer Bahnhof".

Nach einer Originalzeichnung von M. Pliwner.

Gleisdreieck der Berliner Stadtbahn.

Nach einer Originalzeichnung von M. Pitzner.

Thor und am Reichstagsufer und der Spree entlang bis zur Schloßbrücke geführt werden soll. Genehmigt ist bisher allein die Fortführung bis zum Potsdamer Platz. Ihr Bau ist nahezu vollendet. Die Stadt Berlin erhält damit Bahnstrecken von erheblicher Bedeutung: Warschauerbrücke — Zoologischer Garten (Verbindung des Ostens mit dem Westen), Warschauerbrücke — Potsdamer Bahnhof — Friedrichstraße — Schloßbrücke (Verbindung des Ostens mit dem Centrum), Zoologischer Garten — Potsdamer Platz — Bahnhof Friedrichstraße — Schloßbrücke (Verbindung des Westens mit dem Centrum). Wo sich diese drei Linien, auf dem Gelände der Dresdner Bahn, kreuzen, hat die Ingenieurwissenschaft ihre Aufgabe, die her- und hineileaden Züge gegen jede Kollisionsgefahr zu sichern und ihre Laufgeschwindigkeit nicht zu verzögern, in wahrhaft mustergültiger Weise durch das sogenannte Gleisdreieck gelöst. In diesem Gleisdreieck werden durch Uebeeführungsbauwerke, die stockwerkartig übereinander gelagert sind, alle Schienenkreuzungen vollständig ueemieden, jedes Gleis läuft gewissermaßen in seinem eigenen Hause, so daß die betriebssicheee Durchführung des 2 Minutenverkehrs gewährteistet ist. Die inteeessante Eigenart dieser Bauten wied durch uasere obenstehenden Abbildungen verdeutlicht.



Schematische Darstellung des Gleisdreiecks.

Der Bahnkörper selbst stellt sich als ein fortlaafender von eisernen Pfeilern getragener Viadukt dar; nur hier uad da tritt, wie gesagt, Mauerwerl an Stelle der Eisenkonstraltion. Die Höhenlage der Baha beträgt im Durchschnitt 4,10 m über der Straßeukrone, steigt aber auf einzelnen Strecken, z. B. bei der Ueberführung über die Ringbahngleise, erheblich höher. Dagegen liegt die Fahrbahn in den Tunnelstrecken etwa 4,40 m unter dem Steaßenpflaster. Der Bahntunnel taucht fast durchweg in das Grundwasser ein, und die Schienenoberkante der Bahn liegt an einee kurzen Strecke bis etwa $1^1/_2$ m tief unter dem Grundwasserspiegel.

Die Koastruktion der Träger sowohl wie die Ausbildung der eisernea Ueberbauten weisen in vieler Beziehang eigenartige and geschickte Lösungen auf. Alle Konstruktionsteile besitzen möglichst große Steifigkeit und Sicherheit gegen Knicken. Die Lichthöhe des Tunnels beträgt 3,30 m über Schienenoberkante, die Lichtweite zwischen den Tunnelwänden 6,25 m, der Gleisabstand wie bei der Hochbahn 3 m. Der Tunnel wird in Stampfbeton ausgeführt, wobei die etwa 1 m starken Wände und die Sohle gegen das eindringende Grundwasser oder Hochwasser wasserdicht gemacht werden.

Bei der Hochbahn werden 13 Haltestellen angelegt, bei der Unterpflasterbahn 3, im Ganzen also 16 Haltestellen. Die

Stationsgebäude bestehen nur aus Treppenaufgängen zu beiden Seiten des Bahnkörpers, die den Schalter für den Fahrkartenverkauf zwischen sich lassen, und der eigentlichen Bahnhofshalle. Die Bahnsteige sind sämtlich Außenbahnsteige. Sie werden so angelegt, daß man nur eine Stufe beim Besteigen und Verlassen der Wagen zu überwinden hat, so daß jedes Trittbrett fortfällt.

Auch die Anordnung der Endstationen dient dem hauptsächlichen Zweck einer schnellen Erledigung des Verkehrs in bemerkenswerter Weise. Durch die Zwischenstationen wird das Publikum daran gewöhnt, stets in der Fahrtrichtung rechts ein- und auszusteigen. Bei den Endstationen wechselt natürlich die Fahrtrichtung. Trotzdem soll dem Publikum das gewohnte Rechtseinsteigen erhalten werden. Zu dem Zwecke werden drei am Kopf durch einen Querbahnsteig verbundene Bahnsteige hergestellt, so daß jedes Gleise zwischen zwei Bahnsteigen endigt. Der eingefahrene Zug bleibt auf seinem Gleise stehen, und während sich die Thüren für die Aussteigenden nach rechts in der alten Fahrtrichtung auf der einen Seite öffnen, öffnen sich die für die Einsteigenden wiederum nach rechts in ihrer Fahrtrichtung auf der anderen Seite. Dadurch wird, außer daß die Schnelligkeit der Entleerung und Füllung der Wagen gesteigert wird, auch das Ineinanderströmen der Ankommenden und Abfahrenden vermieden. Diese Anordnung bedingt in den Gleisen ein Kreuzen der ein- und ausfahrenden Züge in einem Weichenkreuz vor der Endstation. Die Stellung der Weichen wird vom Bahnsteig aus auf elektrischem Wege bewirkt.

Die Leitungen des elektrischen Stromes werden in der Gleisachse angeordnet, als Stromabnehmer dient ein keilförmiger Gleitschuh. Bei der Untergrundbahn werden die Stromleiter an der Decke isoliert aufgehängt. Die Fahrschienen werden zur Stromrückleitung nicht benutzt. Zur Regelung und Sicherung der Zugfolge ist eine selbstthätig wirkende Blockeinrichtung geplant. Als Betriebsmittel werden vierachsige, auf zwei Drehgestellen ruhende Triebwagen mit je 40 Sitzplätzen und gleiche Beiwagen verwendet, so daß ein aus zwei Triebwagen und einem inmitten gestellten Beiwagen bestehender Zug 120 Sitzplätze enthält. Jedes Drehgestell wird mit einem auf die äußere Achse wirkenden Nebenschlußmotor versehen. Als Antriebsbremse dient eine magnetische Bremse, bei der die Bremsklötze durch Erregung des Magnetismus an die Räder gepreßt werden, daneben im Vorschubdienst die Handbremse und in Fällen der Gefahr die Kurzschlußbremse. Im Anfang wird alle 5 Minuten ein Zug laufen, in den beiden ersten Morgen- und den letzten Nachtstunden alle 10 Minuten; die Züge werden dann dem steigenden Verkehrsbedürfnisse stetig folgend vermehrt werden, bis auf eine Zugfolge von 1 und 2 Minuten.

Noch ist das Werk nicht vollendet, aber nichts steht mehr seiner Vollendung im Wege. Und wenn die Arbeiten in dem jetzt eingehaltenen Gange fortschreiten, dann wird noch im ersten Jahre des neuen Jahrhunderts in die Berliner Verkehrsmittel ein Unternehmen eingefügt sein, das mit Stolz überall als ein Werk deutschen Fleißes, deutscher Betriebsthätigkeit und deutscher Baukunst genannt werden kann.

Irrlichter.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. H. J. Klein.

Das Irrlicht ist in jeder Beziehung eine problematische Natur und für das Land in dieser Hinsicht ungefähr das, was die berüchtigte Seeschlange für das Meer. Nicht wenige sind Zeugen der Erscheinung gewesen, mancherlei ist darüber geschrieben und gesprochen worden, viel wissenschaftlich Sicheres steht aber noch nicht fest. Schon vor 70 Jahren sagte der Naturforscher Munke: „Es ist sonderbar, daß man allgemein von den Irrlichtern als einer bekannten Sache redet und lange Zeit geredet hat, ohne daß dennoch weder das eigentliche Wesen derselben, noch auch sogar selbst das Thatsächliche bisher genügend ausgemittelt wurde.“ Auch das ist merkwürdig, daß aus früheren Zeiten nicht wenige Berichte über Irrlichter vorliegen, während in den letzten 80 Jahren nur einzelne Erfahrungen bekannt geworden sind, ja, ich habe viele Bände unserer heutigen meteorologischen Zeitschriften durchgesehen, ohne etwas darin über neuere Beobachtungen von Irrlichtern zu finden.

Da nun aber nicht anzunehmen ist, daß die Irrlichter in neuerer Zeit gewissermaßen ausgestorben seien, während sie früher sehr häufig vorkamen, so könnte man auf den Gedanken kommen, daß manche ältere Berichte auf Täuschung beruhen und unter dem Namen von Irrlichtern Erscheinungen beschrieben wurden, die uns heute als etwas ganz anderes bekannt sind. Ja, ein neuerer Forscher behauptet, daß der Name Irrlicht eigentlich ein Sammelname für sehr verschiedenartige Lichterscheinungen sei und wohl in einzelnen Fällen Leuchtkäfer und deren Larven, dann aber auch wirkliche elektrische Erscheinungen, wie z. B. das sogenannte St. Elmsfeuer, dafür gehalten wurden.

Was das letztere anbelangt, so zeigt es sich am häufigsten auf dem Meere in Gestalt von kleinen Flämmchen, welche die Mastspitzen der Schiffe krönen; diese Flämmchen verändern zudem ihren Ort. Sie sind Erscheinungen der elektrischen Ausströmung aus Spitzen und finden sich auch auf dem Festlande, hier allerdings meist auf hohen Bergen und bei gewitterhaftem Wetter; aber auch zu Zeiten in den Niederungen.

Am Erdboden selbst hat man diese elektrischen Flämmchen freilich noch nicht gesehen; wenn sie aber unter sehr seltenen Umständen dort einmal auftreten, so könnten sie wohl das sein, was die früheren Beobachter als Irrlichter bezeichneten. Munke, der alle zu seiner Zeit vorhandenen Berichte über Irrlichter gesammelt hatte, beschreibt dieselben wie folgt: „Unter Irrlichtern versteht man gewöhnlich kleine Flämmchen, welche nicht hoch über der Oberfläche der Erde zum Vorschein kommen, eine hüpfende, unruhige Bewegung zeigen und schnell wieder verschwinden. Meistens sollen sie an derselben Stelle, wo das erste zum Vorschein kam, sich wiederholt zeigen, auch in größerer Zahl an den geeigneten Orten. Insbesondere Kirchhöfe, sumpfige Gegenden, Moore und solche Plätze, auf denen gestorbene Tiere verwesen, sind diejenigen Orte, wo sie am häufigsten beobachtet wurden. Daß sie namentlich auf Kirchhöfen oft gesehen sind, muß ich nach dem Zeugnisse eines vorurteilsfreien und wahrhaften Mannes glauben, welcher mir wiederholt erzählte, daß er sie in seiner Jugend beim Besuche der Frühschule dort häufig gesehen habe; auffallend aber scheint es mir, daß ich selbst bei aller Aufmerksamkeit auf dieses Phänomen nur einmal ein solches Licht gesehen habe, ohne wegen zu weiter Entfernung mit Gewißheit gegen Täuschung gesichert zu sein.“

In früheren Zeiten wurden die Irrlichter häufig mit abergläubischen Vorstellungen in Beziehung gebracht, und der berühmte Cardanus weiß davon mancherlei zu erzählen. Allein dieser Mann, dessen Ruhm um die Mitte des 16. Jahrhunderts ganz Italien erfüllte, war in manchen Dingen unehrlich und ein großer Lügner, wie z. B. daraus erhellt, daß er erzählte, es hätten ihn einst zwei Fremde besucht, die im Monde wohnten. Robert Fludd, der zu Ende des 16. Jahrhunderts lebte und sich viel mit Mystik und Alchemie befaßte, behauptete, er habe einst ein Irrlicht verfolgt und zu Boden geschlagen, worauf er an der Stelle desselben eine schleimige Substanz wie Froschlaich gefunden habe. Diese Angabe ist nicht sehr vertrauenerweckend, allein sie wird durch die Beobachtung eines zuverlässigen Gelehrten, nämlich des berühmten Chladni, bestätigt. Dieser sah im Jahre 1781 an einem warmen Sommerabende in der Dämmerung, kurz nach einem Regen, im Freien bei Dresden viele leuchtende Punkte im nassen Grase hüpfen. Sie bewegten sich nach der Richtung des Windes, und einige setzten sich an die Räder eines Wagens. Bei seiner Annäherung flohen sie, und es war schwer, sie zu erhaschen. Endlich gelang es Chladni doch, einige derselben zu ergreifen. Sie zeigten sich als kleine gallertartige Massen, dem Froschlaich oder gekochten Sagokörnern ähnlich, hatten weder Geruch noch

Digitized by Google

Geschmack und schienen modernde Pflanzenteile zu sein, doch blieb die Möglichkeit, daß sie dem Tierreich angehörten, nicht ausgeschlossen.

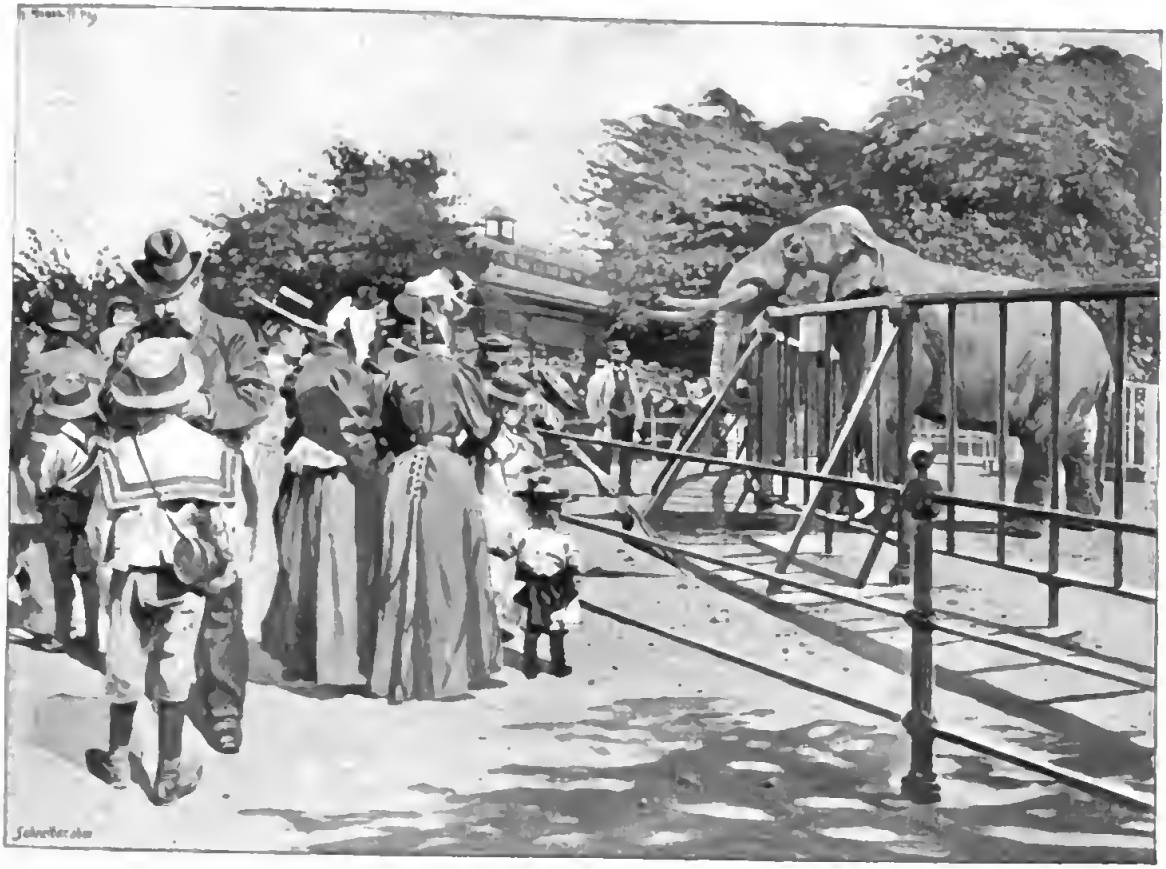
Ganz verschieden von diesen Irrlichtern sind diejenigen, welche der Maler Onofrio Zanotti in der Nähe von Bologna gesehen hat. Er hörte, daß solche sich nahe bei dem Kirchhofe zeigen sollten, und beschloß, sie zu beobachten. Während mehrerer Nächte sah er in der That daselbst kleine, leuchtende Kugeln vom Boden emporsteigen und in einer Höhe von 3 bis 4 m erlöschen. Zu San Domino, einige Meilen von Bologna entfernt, sah er einst in einer Oktobernacht, während es regnete, ein Irrlicht. Er begab sich mit einem Stocke, an dem oben etwas Werg befestigt war, zu der Stelle, wo das Flämmchen brannte. Als er das Werg hineinhielt, entzündete es sich, das Flämmchen aber erlosch in einer Höhe über dem Boden, welche etwa der dreifachen Größe eines Mannes gleich war. Wenn dieser Bericht auf Wahrheit beruht, so ist das Irrlicht bei San Domino ein wirkliches Flämmchen gewesen und gar nicht mit der Erscheinung, die Chladni in Dresden gesehen hat, zu vergleichen.

Ein absolut zuverlässiger und genauer Beobachter, der berühmte Astronom Bessel, sah am 2. Dezember 1807, als er sich in einem Nahne auf dem Flüßchen Wörpe befand, welches durch eine moorige Gegend in der Nähe von Bremea fließt, zahlreiche Irrlichter. Es war eine völlig trübe und windstille Nacht, in der von Zeit zu Zeit schwacher Regen fiel. Die Erscheinung bestand aus vielen Flämmchen, die über einem an vielen Stellen mit stehendem Wasser bedeckten Grunde entstanden und, nachdem sie einige Zeit geleuchtet hatten, wieder verschwanden. Die Farbe der Flämmchen war bläulich, ähnlich derjenigen des brennenden Wasserstoffes, ihre Lichtstärke aber unbeträchtlich. Einige, die sich durch größere Lichtstärke vor den anderen auszeichneten, wurden für sehr nahe gehalten, vielleicht 15 bis 20 Schritte entfernt. Ueber die Zahl der gleichzeitig sichtbarrn Flämmchen und über die Daner ihres Brenneas konnte Bessel nichts Genaues angeben, sondern sagt: „Die unbestimmten Angaben, Handeete für die Zahl und eine Viertelminute für die Dauer, können beide vielleicht einigermaßen anschaulich machen. Oft blieben die Flämmchen in unveränderter Stellung, oft nahmen sie eine Bewegung in horizontaler Richtung an, welche gewöhnlich zahlreiche Gruppen derselben gleichzeitig erfuhrrn. Die Irrlichter scheinen nie das hohe Moor zu ersteigen, sondern nur in den abgegrabenen Stellea sich zu bewegen. Die Ruderer des Kahnes, welche dea Fluß gewöhnlich bei Nacht befahren, betrachteten die Erscheinung als etwas Gewöhnliches."

Seitdem sind wissenschaftlich sichere Nachrichten über Irrlichter aus den Mooren in der Nähe von Bremen nicht mehr bekannt geworden, wohl aber aus andern Gegenden. So berichtete der spaterr Afrikaforscher Vogel, daß er in der Sächsischen Lausitz im September 1839 an einem mondlosen, regnerischen Abende zwischen Kamenz und Königsbruck auf Teichen mit sumpfigen Ufera eine Menge Flämmchen gesehen habe, und daß die Bewohner der Gegend die Erscheinung für sehr gewöhnlich erklärten. Eine der merkwürdigsten Beobachtungen hat der spätere Professor der Physik in Kiew, Dr. Knorr als 20jähriger Student gemacht. Er befand sich gegen Ende August 1825 in den Ferien und kam abends von einem Dorfe über die mittlere Brücke des Kemmnitzbaches (in Sachsen), als er links am Waldsaume einige Lichter bemerkte. „Schnell," so berichtet er, „war ich bereit, in den Sumpf zu waten, um eins der Lichter näher zu betrachten, allein dies war doch weiter von mir entfernt, als es anfänglich schien, und der Sumpf zu tief und trügerisch, als daß ich allein in so später Stunde mich vorwärts wagen konnte. Etwas mißmutig setzte ich meinen Weg fort und hatte eben die letzte Brücke überschritten, als sich mir ein unerwartetes Schauspiel bot. Links von der Straße, in einer Verlängerung des Sumpfloches, über welches die Brücke geschlagen, kaum einige Schritte von meinem Wege entfernt, leuchtete das schönste Irrlicht. Büsche, Schilf und Gras waren so schön von dem Lichtchen beleuchtet, daß ich längere Zrit das liebliche Bildchen mit Entzücken betrachtete; bald aber machte dieses dem Wunsche Platz, die Erscheinung näher zu untersuchen. In den Sumpf hineinsteigen konnte ich nicht, ich legte mich daher auf die Erde; mit Hilfe meines Stockes gelang es mir, das Schilf so weit herunter zu schlagen, daß der obere Teil des Flämmchens mir sichtbar wurde; den unteren Teil frei zu machen, gelang durchaus nicht. Ich schätzte die Länge des Lichtchens, soweit ich es frei betrachten konnte, über eine gute Hand breit, die Breite beiläufig auf $1^1/_2$ Finger breit, die Form hielt ich für cylindrisch. Das Licht war in der Mitte matt, ohne Glanz, mit einem schwachen, gelben Schein, gegen dea Rand wurde es erst lichtviolett, dann dunkelviolett. Die Luft war ganz ruhig, und das Lichtchen zeigte, wenn es nicht gestört wurde, durchaus keine Bewegung; nur wenn ich mit dem Stocke in das Schilf oder durch das Licht selbst schlug, zuckte es leicht und leuchtete dann wieder ruhig fort, ohne irgend eine bemerkbare Aenderung. Da es mir nicht gelang, so weit vorwärts zu kommen, um mit dea Fingern das Licht zu erreichen, so hielt ich die Spitze meines Stocks, die mit einer dünnen Hülse von Messingblech beschlagen war, in das Flämmchen; allein ob ich diese Spitze wohl über eine Viertelstunde darin ließ, so konnte ich doch nicht die geringste Spur einer Erwärmung daran fühlen. Endlich versuchte ich, so viel als möglich den Sumpf zwischen dem Grase und dem Schilfe mit dem Stocke aufzurühren, dieses hatte jedoch nicht den geringsten Einfluß auf das Licht." Auf Grund dieser Schilderungen kann man an dem gelegentlichen Auftreten von Irrlichtera vernünftigerweise nicht zweifeln, allein das Wesen der Erscheinang bleibt unerklärt.

Endlich ist es auch einem Beobachter geglückt, ein Irrlicht direkt mit der Hand zu berühren. Es war dies ein Student der Naturwissenschaften, der im Fuldathale über Hersfeld nach Lauterbach ging. Das Fuldathal war mit schweren, weißen Nebeln bedeckt, und starkriechende, feuchte, modrige Dünste erfüllten die Luft. „Plötzlich," schreibt der Beobachter, „sah ich ein Flämmchen kaum zwei Schritte von mir, am Rande der Chaussee. Ich hielt es für Täuschung. Doch der Mond schien hell, und vollständig munter war ich. Um mich zu überzeugen, schritt ich auf das Irrlicht zu, aber kaum einen Fuß entfernt, verschwand es. Doch es dauerte keine Sekunde, so sah ich ein zweites, drei, vier aaderr. Alle Flämmchen blieben ruhig an ihren Plätzen stehen, machten keine Bocksprünge und tanzten auch nicht. Indessen mußte ich mich den Lichtwesen sehr behutsam nähern, wenn sie nicht verlöschen sollten, und mußte jeden Luftzug vermeiden. War ich recht vorsichtig, so gelang es mir oft, mich übee die Flämmchen zu beugen und in der Distanz von $1^1/_4$ Fuß ihre Form und Farbe zu beobachten. Es waren Flämmchen von der Größe eines Hühnereies; die meisten hatten grünlich-weißes Licht mit ziemlich hellem Glanze. Ich war bei einigen so glücklich, bis in die Flamme mit der Hand zu greifen, Hitze war nicht zu spüren. Bewegte ich aber nur einen Finger, so war die Lichterscheinung verschwanden. Manche entstanden mit einer Art Knall. Länger als 1 bis $1^1/_2$ Minuten hielt selten rin Flämmchen stand. Getäuscht habe ich mich nicht, denn ich habe die Sache zu genau und sorgfältig beobachtet, meine Augen waren auch vollständig klar; denn sah ich nach andern Ortea hin, so war keine Lichterscheinung zu sehen. Die Lichtchea würden aoch in diesem Fall vor mir herumgetanzt haben."

Dies ist der interessanteste und wichtigste von sämtlichen Berichten über Irrlichter. Man muß aus allem schließen, daß letztere sich als schnell entstehende und wieder verlöschende kleine Flämmchen ohne Wärmeentwicklung darstellen und daß dieselben in sumpfigen Gegenden voa Zeit zu Zeit auftreten. Welcher Art die Lichtentwicklung ist, bleibt völlig dunkel, möglicherweise handelt es sich um eine Erscheinung der elektrischen Ausströmung, keinesfalls aber um brennendes Sumpfgas, wie man bisweilen geglaubt hat. Daß die Erscheinung in neuerer Zeit seltner gesehen wird als früher, hat, wie Dr. Rosenberger bemerkt, vielleicht darin seinen Grund, daß sumpfige und moorige Stellen in der Nahe besuchter Orte gegenwärtig immer seltner sind und ebenso die Verkehrsmittel sich verbessert habea, so daß gebildete Beobachter heutzutage weniger Gelegenheit haben, nächtliche Wanderungen durch sumpfige Gegenden zu machen. Man dürfte deshalb weitere Beobachtungen über Irrlichter am ehestea aus den im nordwestlichen Deutschland befindlichen Moorgegeadea erwarten können. Vielleicht ist die Erscheinung dort auch heute nicht so selten, nur haben die Beobachter nicht Veranlassung, ihre Wahrnehmungen zu veröffentlichen.



Im Zoologischen Garten zu Hamburg.
Nach dem Leben gezeichnet von H. Haase.

Verdächtiges Hackfleisch.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von C. Falkenhorst.

Die Bezeichnung „schwefligsaures Hackfleisch“ findet man auf keiner Speisekarte und in keinem Fleischwarenverzeichnis. Und doch kann man mit diesem Namen kurz und bündig ein Fleischgemengsel benennen, das häufig als rohes Beefsteak, Klops oder Wurst genossen wird und das in letzter Zeit vielfach Sanitätsbeamte und Richter beschäftigt hat. Es ist ein durchaus modernes Produkt, das zum „Wohl der Menschheit“ ersonnen wurde, aber nach kurzer Zeit seines Bestehens als gemeinschädlich bekämpft wird.

Um es richtig würdigen zu können, müssen wir zunächst einen Abschnitt aus der Hygieine des Fleischgenusses kennenlernen.

Das Fleisch gehört zu den sehr leicht verderbenden Nahrungsmitteln. Sich selbst überlassen, gerät es bald in Zersetzung und Fäulnis. Selbst das beste Fleisch von gesunden Tieren wird dadurch gesundheitsschädlich, und zwar schon in einem Zustande, in welchem es dem Geschmacke nach noch genießbar erscheint. Es sind sehr zahlreiche Fälle bekannt, daß Menschen, die solches Fleisch gegessen haben, nicht nur schwer erkrankten, sondern sogar an den Folgeerscheinungen starben. Namentlich in der warmen Jahreszeit kommen „Fleisch- und Wurstvergiftungen“ häufiger vor. Die Wissenschaft hat die Ursachen dieser Erkrankungen klargelegt. Die Zersetzung und Fäulnis des Fleisches werden durch Bakterien bewirkt; indem nun diese winzigen Wesen auf Kosten des Fleisches leben, zerlegen sie dasselbe in ähnlicher Weise, wie die Hefe die Zuckerlösung in Kohlensäure und Alkohol spaltet. Unter den Stoffen, welche die Bakterien aus dem Fleische bilden, befinden sich auch einige, die in ihrer Zusammensetzung und Wirkung den furchtbaren Giften wie Strychnin, Morphium u. dgl. ähnlich sind. Man hat sie Ptomaïne oder Fäulnisgifte genannt. Die Bakterien kann man durch Hitze töten, aber verdorbenes Fleisch verliert durch das Sieden und Braten seine schädlichen Eigenschaften nicht, denn die in ihm enthaltenen Ptomaïne werden durch die Siedehitze nicht zerstört.

Seit alter Zeit hat man verschiedene Mittel ersonnen, um das Fleisch vor raschem Verderben zu schützen: Pökeln und Räuchern, Eisschränke und Eiskammern, Kochen in Konservebüchsen gehören dazu. Die Fortschritte der Chemie zeitigten eine neue Methode, die Anwendung von Präservesalzen. Unter diesen befinden sich nun auch Präparate, welche schwefligsaure Salze, namentlich schwefligsaures Natrium enthalten.

Die schweflige Säure ist wohl jedem bekannt, denn sie ist es, die beim Verbrennen der Schwefelhölzchen den stechenden und stickenden Geruch erzeugt. Sie wurde von alters her als Desinfektionsmittel angewendet; man schwefelte und schwefelt noch heute Keller und Weinfässer. Die schwefligsauren Salze haben keinen so greulichen Geruch, sie wirken aber dennoch hemmend auf die Entwickelung von Bakterien und sind darum wohl imstande, die Zersetzung des Fleisches eine Zeit lang hintanzuhalten. Das schwefligsaure Natrium hat aber noch eine Eigenschaft: es erhält dem Fleische länger seine rote Farbe, ja es vermag sogar bis zu einem gewissen Grade einem bereits grau gewordenen Fleische die rote Farbe wiederzugeben.

Kein Wunder also, daß dieses Präservesalz, als es etwa vor fünfzehn Jahren auftauchte, sich bei den Fleischern bald einer großen Beliebtheit erfreute. Es war namentlich wie geschaffen, um es dem leicht verderbenden und schnell grau werdenden Hack- und Wurstfleische zuzusetzen. Die Behörden hatten anfangs dagegen nichts einzuwenden, hier und dort haben sie nur Verordnungen erlassen, daß dem Fleische höchstens ein Zusatz von 0,2% des Konservesalzes beigemengt werden dürfe. In so winzigen Mengen konnte ja das Salz die Gesundheit schwerlich schädigen!

In den letzten Jahren haben sich die Ansichten der Sanitätsbehörden und der Richter jedoch geändert. Es erfolgten immer häufiger Klagen wegen Anwendung jenes Konservesalzes, und immer häufiger wurden auch die Verurteilungen.

In der That ist die Beimengung von schwefligsauren Salzen zu Nahrungsmitteln hygieinisch nicht einwandfrei. Es kann ja mit ihnen Unfug getrieben werden. Der Fleischer kann einem bereits im Verderben begriffenen, mißfarbig gewordenen Hackfleisch durch Beifügen des Konservesalzes die rote Farbe wieder verleihen und so den Käufer täuschen. Vor allem aber ist die folgende Thatsache zu beachten. Durch die Salzsäure des Magensaftes wird das schwefligsaure Natrium zersetzt, die beißende schweflige Säure wird im Magen frei und kann recht wohl seine Schleimhäute reizen und ein Unwohlsein hervorrufen.

Digitized by Google

Medizinalrat Dr. Bordträger in Danzig wies in jüngster Zeit darauf hin, daß sich die Menschen gegen die Einwirkung schwefliger Säure verschieden verhalten. Die einen sind dagegen weniger, andere aber sehr empfindlich. Er selbst gehört zu den letzteren. „Ich vermag nicht," schreibt er in der Zeitschrift ‚Die Gesundheit', „eine einzige ‚Frankfurter, Wiener oder Backwurst', wenn sie, wie gewöhnlich, mit Natrium sulfurosum versehen ist, zu genießen, ohne in kürzester Zeit Aufstoßen von schwefliger Säure und Schwefelwasserstoff, Druck im Magen, Unbehagen und weiterhin Kopfschmerzen davonzutragen, die, wenn der Genuß am Abend stattfand, bis zum nächsten Morgen, ja Mittag andauern; und dabei wiegt eine solche Wurst etwa 40 g, enthält also nach dem Brauche von 0,2% Präservesalz etwa 0,01 bis 0,02 g schweflige Säure. Bis vor wenigen Jahren wußte ich nicht, warum mir immer diese ‚Frankfurter' so schlecht bekamen, erst nachträglich fand ich den Grund; ich bin also keineswegs befangen an die Sache herangetreten, sondern reagiere mit der Sicherheit eines Experimentes auf die schwefligsauren Salze."

Es steht ferner fest, daß auch Rekonvalescenten gegen diese Salze sehr empfindlich sind. In früheren Zeiten hat man an manchen Orten einzukochende Früchte geschwefelt; davon handelt ein Gesetz des Kaisers Maximilian aus dem Jahre 1497; in diesem wird bereits hervorgehoben, daß solche mit schwefliger Säure versetzten Speisen von Wöchnerinnen besonders schlecht vertragen werden. Es wird aber rohes Huck- oder Schabefleisch als leicht verdaulich gerade Kranken und Rekonvalescenten verordnet.

Medizinalrat Dr. Bordträger erwähnt noch einige Fälle von Erkrankungen, die nach dem Genuß eines mit schwefligsauren Salzen präparierten Fleisches vorgekommen sind. In Kalk bei Köln erkrankten 1897 gleichzeitig 36 Personen nach dem Genuß eines bestimmten, mit Meatpräserve versetzten Hackfleisches an Brechdurchfall und schwerem Unwohlsein; zwei davon starben. Aehnliche Massenerkrankungen wurden in Hamburg beobachtet

Diese Fälle sind nicht so zu deuten, als ob das Präservesalz allein die Krankheit verursacht hatte. Das Fleisch war gewiß verdorben. Aber sie lehren, daß die schwefligsauren Salze die schädlichen Bakterien nicht abtöten und die von diesen bereits erzeugten Gifte nicht zerstören. Wohl aber beseitigen diese Salze die schlechte Farbe des Fleisches und erschweren die Erkenntnis, daß das Fleisch bereits verdorben sei.

Aus diesen Gründen haben auch in letzter Zeit verschiedene Staaten den Zusatz von Präservesalzen zum Fleisch verboten, andere durch ihre Behörden vor der Anwendung schwefligsaurer Salze warnen lassen. Das erscheint um so berechtigter, als ja in den Fleischhandlungen die Vorschrift, nur 0,2 % Salz zu verwenden, nicht immer genau eingehalten wird. Auch wird der Zusatz oft nicht genügend mit dem Fleisch durchgemengt, so daß man in einem sonderbar schmeckenden Stückchen Wurst oder Klops recht beträchtliche Mengen schwefliger Säure schlucken kann.

Für die Hausfrauen entsteht nun die Frage, wie sie sich gegen etwaige Verwendung mit schwefligsauren Salzen versetzten Fleisches schützen können? Ein solcher Zusatz läßt sich sehr leicht ermitteln. Man nimmt etwas von dem Hackfleisch, thut es in ein Wasserglas und übergießt es mit verdünnter Salzsäure. Ist nun in dem Fleisch schwefligsaures Salz enthalten, so entwickelt sich, wenn man das Fleisch mit einem Glasstäbchen umrührt, bald der charakteristische stechende Geruch der schwefligen Säure. Metallöffel soll man zum Umrühren nicht verwenden, weil sie von der Säure angegriffen werden würden.

Vor zwanzig Jahren noch kannten wir kein „schwefligsaures" Hackfleisch und das Fleischergewerbe bestand dabei. Auch heute noch giebt es in Deutschland Städte, in welchen laut sanitätspolizeilicher Untersuchung nur der aierte Teil der Fleischer mit schwefligsauren Konservesalzen arbeitet. Alsdald wird die neue Konservierungsmethode gänzlich von der Bildfläche nicht verschwinden. Um so mehr muß man darauf achten, daß Leute mit empfindlichem Magen, Kranke und Rekonvalescenten nur gutes, reines und nicht „schwefligsaures" Hackfleisch erhalten.

Kampf ums Glück.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(7. Fortsetzung)

Roman von **Paul Robran.**

Florenz, Oktober 1891.

Wenn ich recht von Herzen betrübt bin, gehe ich nach Santa Maria Novella. Sie sind duldsam in den italienischen Kirchen. Die anderen knien, bekreuzen sich und werfen sich auf die Knie; niemand hindert den Fremden, sich sogar unterdessen mit dem Bädeker in der Hand alles anzusehen. Ich aber gehe des Abends hin, wenn im Langschiff schon die Schatten liegen und im Querschiff vor dem Altar die Kerzen brennen Niemand stört mich, und ich störe niemand. Vorn steht ein Priester im goldgestickten Meßgewand, die Knaben schwingen die goldenen Weihrauchfässer, es duftet süß und stark, und die weißen Wölkchen schweben still hinauf zu den leuchtenden Lichtern. Der Priester spricht in singendem Tonfall, die Gemeinde antwortet im Chor, dann läutet ein Glöckchen, und die Köpfe neigen sich wie Aehren, wenn der Wind über das Kornfeld weht. Dann ist alles wieder ruhig, und stärker wallen die Weihrauchwolken. Das wiegt die Seele ein und macht still. Es ist zu Ende, wenn die Kerzen ausgelöscht werden und wenn man den Ledervorhaag an der Thür zurückgeschlagen hat — aber man war doch in der Stille.

Nach der schrecklichen Nachricht aus Berlin flüchtete ich mich wieder auf meinen Lieblingsplatz. Beim Hineingehen sah ich Miß O'Brien vor einem Seitenaltar knien, an dem zwei einsame Lichtchen trübe brannten. Ich wußte nicht, daß sie katholisch ist. Als ich nach langer Zeit wieder ging, sah ich, daß sie sich von einem Beichtstuhl erhob. Ich trat rasch hinter einen Pfeiler, um sie nicht zu stören. Ihr Gesicht war vom Weinen verschwollen, und sie ging tastend hinaus. Ich weiß nicht, welche Ahnung mich trieb, ihr zu folgen. Neugierde war es gewiß nicht. Ich merkte nur, daß sie in Not und vielleicht verzweifelt war. Sie anzureden wagte ich nicht; denn sie kann gründlich grob werden, wenn man sie zur Unzeit stört. Durch alle möglichen Gassen und Gäßchen ging sie, und plötzlich bog sie in den Lungarno ein. Da wurde es mir klar: der Arno!

Jetzt wollte ich sie einholen, aber während ich unwillkürlich vor Schrecken stehen geblieben war, hatte sie einen großen Vorsprung bekommen, denn sie ging sehr rasch. Ohne zu laufen, konnte ich sie nicht erreichen, und wir fielen so wie so schon auf. Es war ein schöner Abend, und es war sehr belebt. Hunderte kamen uns entgegen, auf dem Weg nach der Stadt, lachend, singend, auch larmend mit drohend geschwungenen Fäusten. Junge Leute blieben vor mir stehen und versperrten mir auf Augenblicke den Weg. Ich wich rasch aus und ging immer weiter Miß O'Brien nach, weit hinaus, bis der Menschenstrom mit einem Male nachließ — und da hatte ich sie plötzlich aus den Augen verloren, als ob die Erde sie verschluckt hätte.

Ratlos blieb ich stehen und suchte mich in dem ungewissen Laternenlicht zu orientieren. Dann sah ich, daß die Schutzmauer am Flusse an dieser Stelle eine Biegung machte und gerade da eine schwarze Lücke zeigte. Mit ein paar Schritten war ich dort und stand vor einer steilen Treppe, die hinunter führte.

Auf der Treppe war sie nicht. Ich beugte mich über die Brüstung, schützte die Augen mit den Händen, weil mich das Licht vom anderen Ufer blendete, und nun sah ich ganz unten am Wasserspiegel eine kleine Plattform und darauf einen Schatten, der sich bewegte.

Ich stieg hinunter; aber ich hatte sie noch nicht erreicht, als sich ihr Oberkörper zu neigen anfing. Sie kniete am Rande der Steine. Das Wasser gurgelte und schäumte um die Platten, denn der Arno war voll und strömte stark. Ich hatte noch ein paar Stufen vor mir, und sie beugte sich tiefer. Im selben Augenblick packte ich sie von hinten mit beiden Armen fest um die Taille.

„Francesco!" schrie sie mächtig auf und ließ sich willig in die Höhe ziehen. Dann erkannte sie mich und wollte sich losmachen. Es gelang mir, mit der linken Hand einen Eisengriff an der Mauer zu fassen, und im rechten Arm hielt ich sie fest. Sie sträubte sich. Während ich beinahe mit ihr rang auf dem schlüpfrigen Stein, wo ein einziger Schritt mich mit ihr in das Wasser reißen konnte, zuckte es mir durch den Sinn, daß ich Klara so vom letzten Sprung zurückgehalten hatte an ihrem Hochzeitsabend. Aber ich ließ sie nicht los. Ich hörte Menschenstimmen von der Straße wie aus unendlicher Ferne, die Lichter spiegelten sich im Fluß, und die Laternen auf den Brücken bildeten leuchtende Diademe über dem gurgelnden Wasser; ich hielt sie noch immer im Arm, aber ich fühlte, daß es nicht mehr lange dauern konnte.

„Ich rufe um Hilfe, wenn Sie jetzt nicht freiwillig mit mir gehen!" sagte ich energisch. „Solange bis jemand kommt, halte ich Sie noch. Ich bin kräftiger als Sie!"

Es war eine Lüge, denn es hätte nicht mehr Sekunden gedauert; aber sie wehrte sich nicht mehr, als ich ihren Arm nahm und sie die schmale Treppe hinaufführte. Oben kam glücklicherweise ein leerer Wagen. Der Kutscher hielt von selbee, und

Digitized by Google

sie stieg gutwillig ein. Ich gab meine Wohnung an; sie sagte nichts. Regungslos saß sie in einer Ecke und stierte vor sich hin.

Unser Hausflur wird abends nicht beleuchtet. Meine Wachslichtchen hatte ich in der Tasche, ich leuchtete uns hinauf. Miß O'Brien faßte ich unter, damit sie mir nicht weglaufen konnte. Da ein Unglück nicht allein kommt, hatte ich den Schlüssel vergessen. Ich klingelte wie rasend, niemand kam, und mein Lichtchen verbrannte mir schon die Fingerspitzen. Miß O'Brien lehnte an der Wand und sah meinen Bemühungen teilnahmslos zu.

„Es bleibt uns nichts anderes übrig, Miß O'Brien, wir müssen uns auf die Treppe setzen."

Apathisch ließ sie sich von mir auf die Stufen ziehen. Ich brannte ein Wachskerzchen nach dem anderen ab, die Steine waren kalt und feucht und es wurde mir immer unheimlicher mit dem schweigsamen Weib an meiner Seite, das, die Hände im Schoß verschränkt, vornübergebeugt dasaß und stumpfsinnig vor sich hinstarrte.

„Miß O'Brien," bat ich endlich, „sagen Sie doch nur ein einziges Wort!"

„Ich kann nicht," erwiderte sie heiser. „Die Kehle ist mir noch zugeschnürt. Da — sehen Sie!" Sie riß sich den Kragen auf, und ich sah beim Licht meines letzten Kerzchens an beiden Seiten ihres Halses dunkle Flecke, wie von Fingerspitzen. Es überlief mich kalt. Ich zog sie sanft an mich, ihr Kopf fiel an meine Schulter, und sie winselte wie ein Tier — wie ein Tier!

Endlich hörte ich Schritte auf der Treppe, und Donna Carolina erschien mit einem brennenden Wachsstock. Sie entschuldigte sich tausendmal, daß ich auf der Treppe hatte warten müssen. Vor lauter Aufregung konnte sie das Schlüsselloch nicht finden, und ich mußte aufschließen, obgleich mir die Hände zitterten. Unterdes flüsterte ich ihr zu, meine Freundin sei sehr unwohl, und sie möchte mir hernach eine Tasse Thee bringen.

In meinem Zimmerchen blieb Miß O'Brien stehen und sah sich mit verwirrtem Blick um. Ich redete ihr zu, sich ein wenig hinzulegen, gab ihr ein Nachthemd und half ihr beim Ausziehen. Als ich ihre Taille in der Hand hielt, sah ich die schrecklichen Flecke deutlicher. Die Hände mußten ihren Hals umklammert haben wie Schraubstöcke. Sie streich sich mit beiden Händen stöhnend darüber und sah mich herzzerreißend an. Dann zog ich sie aus, und sie ließ alles mit sich geschehen. Als sie im Bett lag, kam Donna Carolina mit dem Thee. Das Brettchen schwankte in ihren Händen, und sie wackelte bedauernd mit dem Kopf. Sie stellte den Thee auf den Nachttisch und strich Miß O'Brien mitleidig über die rote Mähne.

„Povera bambina! Armes Kind, dem die Mutter fehlt!"

Wir sind ihr alle mutterlose Kinder, die wir allein in der Fremde leben.

Ich hielt Miß O'Brien die Tasse an den Mund, und sie trank gierig.

„Ich war so durstig," sagte sie rauh, „im Arno hätt' ich genug Wasser gehabt. Wenn Sie denken, Sie haben ein gutes Werk gethan, dann irren Sie sich! Ich muß es einfach ein andermal versuchen."

Donna Carolina sah ihr zu, während sie trank.

„Kann ich noch etwas für Sie thun?"

Miß O'Brien legte sich in die Kissen zurück. „Ich möchte rauchen, aber ich habe meine Spagnoletti vergessen."

Donna Carolina kicherte, trippelte hinaus und kam nach ein paar Minuten mit einem jener gelben Pappschächtelchen wieder, in welche Regieeigaretten verpackt sind.

„Da, Kind," sagte sie verschämt, „ich habe noch ein paar! Sonntags rauche ich manchmal, wenn es niemand sieht."

Sie ging hinaus, und ich folgte ihr. Draußen sagte ich, daß ich Miß O'Brien die Nacht über dabehalten müßte, und sie versprach mir, ein paar Kissen auf mein kleines Sofa zu legen. Dann zog ich mir einen Stuhl an den Tisch und nahm mein Zeichenbrett vor. Heimlich sah ich manchmal nach dem Bett. Die blauen Rauchwölkchen kräuselten sich über den Kissen, und sie lag ganz still. Eine ganze Weile saß ich so scheinbar in meine Arbeit vertieft, bis ich vom Bett her unterdrücktes Schluchzen hörte. Sie hatte sich die Decke über den Kopf gezogen, und darunter bebte ihr Körper konvulsivisch. Ich setzte mich zu ihr auf den Bettrand, sie hob den Kopf. — Wie häßlich sie war! Abschreckend! Es giebt Gesichter, die der Schmerz adelt. Neulich auf dem Weg nach Fiesole sah ich ein hageres Bettelweib ganz in Lumpen. Sie trug ein Kind auf dem Arm und streckte mir die freie Hand schweigend hin. Das Weib hatte den Kopf einer entthronten Königin, so voll von tragischem Adel. Miß O'Briens unregelmäßige Züge waren verzerrt, die sommersprossige Haut von Thränen überströmt, und die Zähne standen noch mehr vor als sonst. In wirren Zotteln hingen ihr die roten Haare in die Stirn.

„Er hat mich geschlagen," schrie sie und schüttelte meinen Arm. „Mich! die ich alles für ihn geopfert habe, meine Heimat, meine Familie, meinen guten Ruf! Er hätte mich in seiner Wut erdrosselt, und dann hat er mich von sich geschleudert wie ein ekles Gewürm. Ach —"

Dann fuhr sie mit ganz verändertem Ton fort:

„Bah! Er ist nicht wert, daß ich um ihn weine. Geben Sie mir noch eine von Donna Carolinas schlechten Cigaretten! Rauchen ist besser als heulen wie eine Närrin um einen Schuft!"

„Und warum lassen Sie sich das gefallen?" sagte ich, während sie eine neue Cigarette an das Licht hielt.

„Wissen Sie, was es heißt, einen Mann lieben? Sie wissen es nicht, sonst würden Sie nicht fragen!"

„Einen Mann lieben, der mich schlägt?"

„Er schlägt nicht immer," sagte sie, und ihre verweinten Augen blitzten auf.

„Schämen Sie sich!" sagte ich empört und wollte aufstehen. Sie hielt meinen Arm fest.

„Sie sollen mich nicht verachten! Sie nicht! Ich habe immer im Atelier gethan, als ob ich gegen Ihre Freundlichkeit ganz gleichgültig wäre. Dabei hätte ich Ihnen um den Hals fallen können, wenn Sie mich anredeten, während die anderen thaten, als ob ich gar nicht existierte. Ich bin seine Braut, nicht seine Geliebte. Glauben Sie es mir?"

„Wenn Sie es mir sagen — gewiß! Und warum haben Sie das Mistreß Litton nicht geantwortet, als damals — der Krach war?"

„Mistreß Litton," sagte sie durch die Zähne und setzte sich im Bett auf. „Was hat Mistreß Litton sich mir gegenüber aufzuspielen? Ich weiß, was ich von ihr zu halten habe, wenn sie auch jetzt die ehrenhafte Matrone herauskehrt — uns gegenüber. Zu andern nicht — darauf können Sie sich verlassen. Es kostete mich nur einen Brief, und Mister Litton wäre um einen Scheidungsgrund nicht mehr verlegen. Er würde mir dankbar sein, das können Sie mir glauben. Und ich hätte zugleich meine Rache!"

Wie eine Hexe kauerte sie im Bett, die Knie hochgezogen, mit dem bösen Triumph in dem häßlichen Gesicht.

„Wenn Sie wollen, daß ich noch eine Spur von Mitleid mit Ihnen haben soll, reden Sie vernünftig!"

„Gut! So hören Sie zu! Erinnern Sie sich, daß Sie einmal bei Mistreß Litton waren und da einen Jugendfreund trafen? Ja? Nun, an dem Abend haben Sie ihn auch gesehen — Francesco Andrea."

„Francesco Andrea? Den lustigen, harmlosen Menschen, und der ist es? Oh — Miß O'Brien!"

„Lachen Sie ihn nicht aus — das kann ich nicht ertragen! Er hat Ihnen keinen Eindruck gemacht? Nun, Sie haben es gethan; er hat mir so viel von Ihnen erzählt, daß ich eifersüchtig wurde. Ich war ein paar Tage abscheulich gegen Sie, aber ich gab es auf, weil Sie es gar nicht bemerkten und immer gleichmäßig liebenswürdig blieben. Er hatte mich auch mit Willen auf eine falsche Fährte gelockt. Sie waren es gar nicht — es war Mistreß Litton selber."

„Mein Gott, Miß O'Brien, sie könnte beinahe seine Mutter sein! Sie sind unnötigerweise auf mich eifersüchtig gewesen, Sie haben gewiß ebensowenig Grund, auf Mistreß Litton eifersüchtig zu sein."

„Meinen Sie?" fragte sie begierig. „Ich habe ihn furchtbar verletzt. Ich wollte ihn reizen, denn ich kenne seinen Jähzorn. Er ist dann wie ein Panther, den man durch das Gitter mit einer Eisenstange kitzelt. Ich glaube — ich habe unrecht gethan."

Mutlos stand ich von ihrem Bett auf. Das hatte ich nicht beabsichtigt: durch meinen Trost Oel in das Feuer zu gießen, anstatt es zu löschen.

„Miß Harriet," sagte sie nach einer Weile, „ich will aufstehen und nach Hause gehen."

Digitized by Google

„Jetzt, mitten in der Nacht? Sie sind toll!"

Sie bewegte sich unruhig.

„Ich nehme Ihnen Ihr Bett weg — wo sollen Sie schlafen?"

„Darüber regen Sie sich nur nicht auf! Donna Carolina legt mir ein Kissen auf das Sofa, und ich decke mich mit meinem Plaid zu."

„Ich will doch aufstehen," sagte sie zögernd. „Bitte, geben Sie mir meine Sachen und lassen Sie mich ein paar Minuten allein!"

„Sie bleiben heute nacht bei mir, Miß O'Brien, oder ich spreche nie wieder ein Wort mit Ihnen!"

„Francesco weiß, daß ich verzweifelt fortgelaufen bin. Er wird unterdes wieder zur Besinnung gekommen sein, und wenn er sich bei meiner Wirtin erkundigt und hört, daß ich nicht nach Hause gekommen bin —"

„Wird er sich hoffentlich tüchtig ängstigen, und das kann ihm nur gesund sein. Morgen bittet er Sie um Verzeihung — heute nicht." Das half, und sie legte sich wieder hin. Ich hatte mir die Kissen, die mir Donna Carolina im Eßzimmer zurechtgelegt hatte. Als ich wieder in mein Zimmer kam, saß Miß O'Brien auf dem Bettrand und hielt die Strümpfe in der Hand.

„Miß O'Brien!"

„Ich bin zu schwach," sagte sie verzweifelt. „Ich glaube, ich werde vor Hunger ohnmächtig. Ich habe seit heute früh nichts gegessen."

Glücklicherweise hatte ich Brot und Wein auf dem Kamin. Sie aß heißhungrig, aber nur ein paar Bissen, denn das Schlucken wurde ihr schwer. Ich weichte das Brot in dem Wein auf, und so ging es besser.

Miß O'Brien hat dann die ganze Nacht geschlafen; ich konnte kein Auge auf meinem harten Sofa zutun. Nein, so möchte ich nicht lieben! Daß ich die Hand nach küßte, die mich schlägt? Wie unweiblich ist das! Oder ist es gerade sehr weiblich? Griseldis soll ja das Ideal eines liebenden Weibes sein.

Eifersüchtig! Ich bin nicht eifersüchtig gewesen, als ich Benno liebte. Nein, wahrhaftig nicht! Ich war unglücklich, grenzenlos unglücklich, aber ich habe ihnen von Herzen gewünscht, daß sie wenigstens glücklich werden möchten. Dann ist meine Liebe doch wohl nicht so groß gewesen wie die von Miß O'Brien! Oder wird man vielleicht nur eifersüchtig, wenn man Liebe entschwinden sieht, die man einmal besaß? Und er hat mich ja nie geliebt. —

Am Morgen mußte ich in das Atelier. Miß O'Brien schlief noch, und Donna Carolina versprach mir, ihr Frühstück zu besorgen. Ich gab ihr Geld, viel nicht, denn es ist bald der Erste, und ich bin mal wieder greulich abgebrannt.

Ich sah gleich, daß nicht alles in Ordnung war. Sie staden aneinander, als ich eintrat, aber zu spät, denn ich hatte ganz gut die zusammengesteckten Köpfe bemerkt. Mistreß Litton war gegen ihre Gewohnheit auch schon da; sonst erscheint sie immer erst gegen Zwölf. Sie hatte einen roten Kopf und war fahriger als je. Mich sahen sie immer eigentümlich von der Seite an, als ob sie darauf brannten, mir etwas zu erzählen, und es doch nicht wagten. Gegen Elf kam Gräfin Maud, laie immer in eleganter Toilette, die sie dann im Ankleidezimmer — das heißt, hinter dem Wandschirm, wo sich auch die Modelle ausziehen — mit dem Arbeitskittel vertauscht. Ueber die Abwesenheit von Miß O'Brien hatte noch niemand etwas gesagt; sonst fallen immer spitze Bemerkungen, wenn sie fehlt.

„Wo ist denn die Tochter Irins?" fragte die Gräfin, als sie ihre Modellierhölzer ergriff.

„Wissen Sie es noch nicht?"

Fräulein Meißchen und Frau Ostrawo fuhren ordentlich auf sie los, in der ganzen Freude, etwas Schlimmes erzählen zu können. Miß O'Brien sei in der Nacht nicht nach Hause gekommen; sie habe sich am Morgen mit ihrem Geliebten gezankt, und seitdem sei sie spurlos verschwunden. Und dann hielt man ihr Nekrologe nach dem Motto, daß man von den Toten nichts Böses reden soll. Es war ganz wunderbar, was sie von plötzlich für ein weißgewaschener Engel war, trotzdem sie den Tag vorher nicht mit ihr gesprochen hatten. Ich gönnte ihnen die Lektion, denn aus ihnen redete nur das böse Gewissen. Die Gräfin Striano sah starr auf den Kopf, an dem sie kleine Thonflecken aufsetzte und abnahm, aber ihre Nasenflügel bebten.

„Irgend was muß doch geschehen," sagte Mistreß Litton gepreßt. „Man muß sich erkundigen — wir haben wohl die Verpflichtung dazu —"

„Einer muß auf die Morgue gehen," sagte Fräulein Meißchen im Grabeston. „Ich würde es thun, wenn ich nicht fürchtete, ohnmächtig zu werden."

Gräfin Maud warf die Hölzer hin.

„Ich werde nicht ohnmächtig. Ich bin schon in Paris auf der Morgue gewesen — und in London — und so weiter! Kommen Sie mit, Miß Harriet? Sie sind doch die einzige, die wirklich Interesse an ihr genommen hat."

Sie streifte die andern mit einem verächtlichen Blick.

„Ich kann Ihnen die Mühe sparen, Gräfin. Wenn Sie mich in meine Wohnung begleiten, werden Sie hoffentlich Miß O'Brien noch in meinem Bett finden, das ich ihr für diese Nacht abgetreten hatte."

Einen Augenblick waren alle still, und in dieser Stille hörte ich einen tiefen Atemzug von Mistreß Litton, die gleich darauf das Atelier verließ und draußen nach dem Laufburschen rief. Alle wollten Näheres von mir wissen.

„Ich kann Ihnen auch nichts mitteilen," sagte ich. „Ich traf Miß O'Brien in der Kirche, wo sie unwohl wurde. Da sie zu Hause keine Pflege hat, nahm ich sie mit zu mir."

„Konnte denn Francesco sie nicht pflegen?" fragte Fräulein Meißchen, aber sie verstummte vor einem Blick der Gräfin Striano.

Die Gräfin kann sehr hochmütig blicken! —

Ich ging in der Mittagspause nach Hause, um mich nach meinem wilden Gast umzusehen. Mein Zimmer war leer! Ich lief erschrocken in Donna Carolinas Küche.

„Die junge Engländerin," sagte sie, „sie ist fort. Sie hat Besuch gehabt von einem jungen Mann, mit dem sie sich erst sehr gestritten hat, und dann sind sie zusammen weggegangen. Aber sie gefällt mir gar nicht, sie ist kein Umgang für Sie, Kind!"

Schleunigst ging ich wieder ins Atelier.

Da stand Miß O'Brien an ihrem Modellierbock, als ob gar nichts geschehen wäre. Die andern sahen sie neugierig an, aber sie waren liebenswürdiger als sonst. Etwas wirkte der Schrecken vom Morgen noch nach. Miß O'Brien wußte es so einzurichten, daß sie vor mir wegging. Seitdem vermeidet sie mich, sie schämt sich wohl, daß ich so viel von ihrer Geschichte erfahren und sie in einer schwachen Stunde gesehen habe.

* * *

Dezember.

Mein Kater Themistokles ist verkauft!

Gräfin Maud erschien in Begleitung eines Amerikaners. Er suchte sich den Pfefferar von Miß O'Brien, meinen Themistokles und eine Statuette von dem wildwütenden Weib aus. Fräulein Meißchen ist seitdem wie ein umgekehrter Handschuh; Gräfin Maud ist auf einmal „unsere reizende Kollegin" — bis dahin war sie eine „eingebildete Dilettantin". Ich habe Gräfin Maud aufs Gewissen gefragt, ob dieser Amerikaner nicht bloß eine Coulisse für sie selber sei.

„Unsinn!" sagte sie. „Er war mal ein Verehrer von mir — drüben. Hier hat er mich besucht und fühlte sich aufs äußerste geehrt, daß ich ihn in das Atelier führte, wo ich arbeite. In Bezug auf Miß O'Brien und Fräulein Meißchen habe ich ihm allerdings einen Wink gegeben — Themistokles hat er sich selber ausgesucht."

Mein erstes, selbstverdientes Geld!

Nur ein Tropfen Gift ist in dem Freudenbecher. Was wollte ich nicht alles thun! Die Welt erstürmen! Und meine erste verkaufte Arbeit — ist ein weißer Kater.

Aber das Geld kommt mir sehr gelegen! Im April will ich mir ein eigenes Atelier nehmen. Dann sind die zwei Jahre Studium beendet, und ich muß endlich selbständig sein.

Alle Träume hab' ich bis jetzt begraben, mich nur als Schülerin gefühlt, immer nur lernen wollen. Wenn mir das Herz vor Ungeduld brannte, habe ich meine Hände in den kühlen Thon gedrückt und skizziert, was mir Mistreß Litton zu thun gab, wenn es mich auch langweilte, bloß um weiter zu kommen. Nun verzehrt es mich, endlich aus der Schule zu laufen, und ich sein zu können, zu zeigen, daß ich nicht eine eitle Närrin war, als ich die Heimat und jene verließ, die ich liebe. Nicht rechts

Aus dem Floitenthal.
Nach einem Gemälde von C. Gebhardt.

und nicht links habe ich gesehen und immer nur mein Ziel vor Augen gehabt.

Wie einsam ich in dieser Zeit gelebt habe! Donna Carolina, Miß O'Brien und Gräfin Mand sind die einzigen, mit denen ich einmal ein vertraaliches Wort sprechea kann, nnd doch auch niemals ganz offen. Ich verstehe Frida nicht. Ihre Briefe sind kurz, nichtssagend. Manchmal komme ich mir vor wie Siebel in der „Margarete". Alle Blnmen, nach deaen ich die Hand aasstrecke, welken — Liebe nnd Freundschaft! Wird es mir mit dem Ruhm ebenso gehen?

* * *

Bei der Gräfin war ich neulich zu einem großen Rout. Es war eine ganz internationale Gesellschaft, die man kaum von der besten nnterscheiden konnte. Und doch wußte ich durch ihre Erläuterungen zur Liste der Eingeladenen, die ich mit ihr zusammen aufgesetzt hatte, daß es fast lauter Deklassierte waren, Leute, die sich aus irgend einem Grunde nicht mehr in ihrem Vaterland halten können, und denen nun die Luft in Florenz besonders zuträglich ist. In fast allen Fällen ist es eine unpassende Ehe gewesen. Die Frauen schön, aber einige ganz nngebildet. Die Herren fesch, mit scharfen Zügen im Gesicht.

Gräfin Maud flatterte wie ein schillernder Vogel in der Gesellschaft herum; für jeden hatte sie ein freundliches Wort oder eine witzige Bemerkung. Daß der Graf schon seit einigen Monaten getrennt von ihr lebt, störte niemand. Ich glaube, einige wußten nicht einmal, daß in der That ein Graf Striana existiert!

Der schöne Haushofmeister ist ein Juwel in seinem Fach. Alles ging vorzüglich, er dirigierte die Dienerschar mit einem Blick.

* * *

Heute früh war große Aufregnng im Atelier.

Gräfin Mand ist wie ein Komet. Unerwartet taucht sie auf, und ebenso aerschwindet sie wieder. Sie hat an Mistreß Litton das Honorar für das ganze Vierteljahr geschickt und dazu zwei Zeilen auf eine Visitenkarte geschrieben, sie müsse das Studium unterbrechen. Ich ging gleich am Nachmittag in die Villa am Poggio Imperiale. Die Gräfin war schon abgereist. Das ganze Haus sah mit einem Male unheimlich aus. Alle Thüren standen auf; aus der Küche im Sauterrain klang Gekreisch und Gelächter, und ich klingelte eine ganze Weile, ehe ein Diener kam. Ich fragte ihn, wohin die Gräfin gereist sei.

„Eh, wer weiß?" sagte er achselzuckend.

Andere Diener and Mädchen tauchten auf, grinsend standen sie da, sahen auf mich und stießen sich lachend an.

„So fragen Sie doch den Haushofmeister!" sagte ich ungeduldig. „Vielleicht weiß er es!"

„Per bacco," sagte der Diener, „er weiß es, denn er hat sie ja begleitet!"

Alle lachten schallend. Ich drehte mich auf den Hacken um nad ging. Aber noch draußen im Garten hörte ich das freche Lachen.

Mein Gatt, was bedeutet das nnr? —

* * *

Also jene Gesellschaft war ein letzter Triumph, und dann — der Sprung in den Abgrund! Sie hat es nicht einmal für nötig gehalten, irgend etwas zu vertuschen. Einen offenen Brief hat sie auf dem Schreibtisch gelassen für den Grafen, und der ist erst von den Bedienten gelesen worden, ehe sie ihn abgeschickt haben. Ganz Florenz ist voll von dem Skandal, nad nicht nur das! In allen Zeitungen der Welt wird es breitgetreten, und Vater schreibt mir ärgerlich, daß ich je mit einer falchen Person verkehrt hätte. Ja, konnt' ich das ahnen? Hat das irgend jemand geahnt von all den Leuten, die sich um sie drängten, froh, wenn sie durch ein Kopfnicken van ihr ausgezeichnet warden?

Ja, es scheint, man hat es geahat! Aber keiner hat deshalb weniger mit ihr verkehrt. Man hal mit einem Lächeln darüber hinweggesehen, nad nun fliegen die Steine hageldicht.

Haben diese Leute das Recht dazu?

Von dem Grafen erzählt man, daß er die Gednld seiner Frau auf eine harte Probe gestellt habe. Ihm scheint man es zu vergeben. Sie — ist für immer aerloren. Sie kann sich nicht einmal rehabilitieren, denn in Itatien giebt es keine Ehescheidung!

Man weiß nicht, wohin sich das schuldige Paar gewendet hat. Man glaubt sie auf der Reise nach Amerika — sicher vor der Rache des Grafen!

April 1892.

Die zwei Jahre sind vorüber, und ich habe mir ein eigenes Atelier genommen, mit Miß O'Brien zusammen, damit es für mich billiger wird. Es liegt auf dem Wege nach Antella aad ist ursprünglich mal eine Scheune gewesen, ehe es sich durch ein großes Fenster in ein Atelier verwandelte. Zwei Kämmerchen in den beiden Giebeln gehören dazu, und darin schlafen wir. Meine gute Donna Carolina maßte ich aerlassen; die Wohnung lag zu weit, und ich kann auch nicht beides bezahlen.

Einigermaßen wohnlich ist es bei uns, wenigstens wenn man bescheiden ist. Unsere sogenannten Schlafzimmer haben weiter nichts als je ein Bett, einen Tisch und ein paar Stühle; aber wir mußtea knapp sein, denn die Ateliergerätschaften kosteten viel, und dazu der Thon nnd die Gestelle. Dafür entschädigt uns der Garten. Lauter Obstbäume; im Herbst werden uns die Früchte in den Mund hineinwachsen wie dem seligen Tantalos, denn wir dürfen nur van dem Wein essen, der an der einen Giebelwand wächst. Alles andere wird durch einea Pächter verwaltet, der am Thor in einer baufälligen Baracke mit Frau, Kind, einem steifen alten Esel und vielen Hühnern wohnt. Die andere Giebelwand wird van einem riesigen Rosenstock bedeckt, dessen knarrige Aeste bis unter das Dach gehen und mit Tausenden von kleinen weißen Blüten bedeckt sind. Von Weg und Steg keine Spur. Der Fuß versinkt in Veilchenblättern. Des Abends singt eine Nachtigall. Wir schützen ihr Nest vor den Katzen und sie selber vor dem kleinen Beppo, der sie gern essen möchte.

Jetzt kammt meine „Eva" dran! Ich weiß ganz genau, was ich will, und ich habe nach langem Suchen auch ein Modell gefnnden.

Losgelöst von allen leb' ich; aus Berlin kommen nur dürftige Nachrichten, und um die Florentiner Bekannten hab' ich mich seit dem Mand-Skandal nicht mehr gekümmert. Eva ist auch genug, um mich am Tage zu beschäftigen, und des Abends bin ich müde.

* * *

Juli.

Alle sind vor der Hitze geflohen, die in dem Kessel brütet; wir beide haben kein Geld zur Villeggiatura. Einsam hausen wir in unserer Scheune; in den leichtesten Kleidern arbeiten wir, und manchmal hilft auch das nicht mehr; daan müssen wir die tandesübliche Siesta halten. Glühwürmchen fliegen abends in nnserem Garten; im Grase, auf den Sträuchern, aaf den Bäumen funkeln sie wie die Lichtchen einer Illnminaation.

Eva schreitet rüstig weiter; nur muß ich sie beinah' baden, denn die Hitze dörrt den Thon aus. Miß O'Brien sagt, Eva hätt' es besser als wir, und schilt über den Mangel einer Dusche.

Francesco kommt häufig gegen Abend. Erst hatte ich die Bedingung gestellt, daß er uns nicht besuchen dürfte, aber das hat sich nicht aufrecht halten lassen; denn sie trafen sich dann draußen, nnd das war noch viel schlimmer. Gewöhnlich bringt er seine Mandoline mit und singt ein Lied, während wir im Garten sitzen nnd der Abendwind leise in den Blättern rauscht.

Sie nennt sich seine Brant. Sie sprechen oon Heirat, wenn sie einmal mehr Geld verdienen sollten. Aber ich ängstige mich um sie, denn ich kann ihm nicht trauen. Was hat er an ihr, die zehn Jahre älter ist und noch dazu so häßlich? Wenn sie reich wäre, würde ich an Eigennutz glauben; aber sie hat ja noch weniger als ich!

Dabei muß ich sehr vorsichtig sein; denn wenn ich mal die ganze dumme Liebesgeschichte vergesse und mich harmlos mit Francesco nnterhatte, wirft sie mir einen wütenden Blick zu. Giebt er mir mal einen Rat bei meiner Arbeit, so ruft sie ihn zu ihrem „Straßenjungen", der kaum von der Stelle kommt — und noch dazu nichts taugt.

* * *

August 1893.

Ueber ein Jahr hab' ich an Eva gearbeitet. Nun steht sie vor mir in sanberem weißen Gips, und sie enttäuscht mich. Es ist ja auch nicht die richtige Ansichtsehnag. In Marmor will ich sie sehen; in Marmor soll sie in die Welt ziehen — oder gar

nicht! Gips bleibt kalt. Auf ihren Marmorleib soll die Sonne scheinen, und dann erst wird sie leben!

In Marmor! Daß Gott erbarm!

Und dabei gebrauchen wir jetzt eine „Traubenkur", weil der Wein an unserer Giebelwand reif ist. Er erspart uns viele Mahlzeiten und soll ja auch sehr gesund sein!

Nun heißt es vor allem, unsere Kasse füllen. Ich will eine kleine realistische Gruppe machen — vielleicht hab' ich wieder Glück wie mit dem Kater Themistokles. Eine Idee hab' ich schon, und das Modell kostet nichts.

Ein Junge, der seinen Esel unbarmherzig vorwärts stachelt, wie sie es hier in Italien thun. Cinco, der Esel von unserem Hausverwalter, ist ein wahres Musterexemplar der armen geschundenen Tiere, alt, steif, melancholisch, abgehärtet gegen Schläge. Stundenlang steht er mit gesenktem Kopf in der Sonne und schüttelt lamm die Ohren. Er wird mir also stillhalten, und Beppo für ein Stück Brot dazu.

* * *

Großmutter ist gestorben!

Papa hat mir nicht einmal telegraphiert, nur ganz kurz geschrieben, daß sie an Altersschwäche sanft entschlafen ist. Am Tage vor dem Begräbnis bekam ich den Brief, so daß ich nicht einmal hinreisen konnte.

Sie behandeln mich ja fast wie eine Verbrecherin! Und was hab' ich denn Schlimmes gethan? Seit Jahren hungre ich mich durch die Welt, ohne auch nur ein einziges Mal um Unterstützung gebeten zu haben. Wie weh solche Vernachlässigung von einem Vater thut, den man liebt, wie unsäglich weh!

Ach, hätte ich ihr noch einmal die lieben alten Hände küssen dürfen, die allein mir geholfen haben!

Wenn jetzt die monatlichen Sendungen aufhören, muß ich am Ende nach Hause, ohne etwas erreicht zu haben. Und ich habe nichts erreicht! Eine kleine Arbeit verkauft, und Eva, an der meine Seele hängt, steht im Atelier und verstaubt.

Nein, so gehe ich nicht nach Berlin zurück! Nicht wie der verlorene Sohn, der sich von Trübern genährt hat und reuig in das Vaterhaus kehrt, weil ihn die Not treibt! Noch treibt mich die Not nicht! Ich muß es nur aushalten. In das Vaterhaus will ich wieder, aber nur mit erhobenem Haupt und den Lorbeer in der Hand. Anders kehre ich nicht heim!

Januar 1894.

Ich bin mutlos, entsetzlich mutlos, und ich muß mich zusammennehmen, um es der O'Brien nicht zu zeigen. Die Anweisung am 1. Januar ist wirklich ausgeblieben, und dabei verflüchtigen sich Miß O'Briens Geldmittel immer mehr, so daß sie mich diesmal sogar mit der Atelierniete im Stich gelassen hat.

Vater hat geschrieben, Großmutter habe die Bestimmung getroffen, daß ihr Testament erst zwei Monate nach ihrem Tode eröffnet werden dürfe. Nur so viel ließe sich übersehen, daß sie als Frau doch wohl nichts von Geldgeschäften verstanden habe; aber sie habe sich ja nie von ihm einen Rat geben lassen! Dabei klagt er bitter über Hans, der ihm nur Sorgen mache. Das heißt also — neue Schulden! Ich kann und mag Vater nicht mit meinen Klagen kommen — bis es dringend nötig ist.

Wie lange wird es dauern — und es ist dringend nötig!

* * *

Februar.

Arme Teufel, die zum Künstlerproletariat gehören, helfen sich gegenseitig. Francesco hat heute den großen Biatelli in mein Atelier geschleppt, den Kunsthändler vom Lungarno.

Eva wollte er nicht kaufen — sie war ihm zu herb!

„Aber das Fräulein hat andere Arbeiten," sagte Francesco eifrig; zeigen Sie doch mal Cinco mit Beppo!

Biatelli spitzte die Lippen und bot fünfzig Lire. Ich wollte schon Ja sagen, aber da sprang Francesco ein. Er feilschte und handelte mit Biatelli; beide schrieen und gestikulierten mit den Fingern, und ich war in Todesangst, Biatelli könnte fortgehen, ohne zu kaufen.

Für hundert Lire hab' ich ihm die Gruppe gegeben — mit dem Recht der Vervielfältigung. Biatelli empfahl sich und Francesco folgte, mit einem triumphierenden Blick, den er mir über die Schulter zuwarf.

„Und ich?" sagte plötzlich O'Brien.

Es war ein Ton, der Francesco veranlaßte, stehen zu bleiben und dann Biatelli noch einmal zu Miß O'Briens „Straßenjungen" zu führen.

„Schlechte Arbeit!" sagte Biatelli kurz und ging.

Miß O'Brien preßte die Lippen zusammen und starrte nach der Thür, hinter der die beiden verschwunden waren. Ich wollte sie trösten und faßte sie um die Taille. Sie stieß mich heftig zurück und sah mich mit haßerfüllten Augen an.

„Hüten Sie sich! Wenn Sie mir Francesco wegnehmen, töte ich Sie!"

„Ich — Ihnen Francesco nehmen?"

Sie faßte nach einem Zirkel und zielte auf mein Gesicht; aber da ich nicht zuckte, ließ sie ihn wieder sinken und lachte laut auf.

„Denken Sie etwa, ich bin blind? Er hat nur noch Gedanken für Sie! Für Sie feilscht er mit Biatelli um jeden Heller. Zu meiner Arbeit bringt er ihn, so wie man einem Hunde ein Stück Brot zuwirft — im Hinausgehen."

Ich drehte mich auf den Hacken um und ging, um mir Beppo und den Esel noch einmal zu holen. Beppo kam bereitwillig, aber Cinco weigerte sich. Beppo gab ihm mit dem Stock ein paar kräftige Schläge, und im selben Augenblick hatte er von Miß O'Brien ein paar Ohrfeigen.

„Schaffen Sie den Tierquäler hinaus!" schrie sie außer sich. Ich sah, daß sie bis zum Wahnsinn gereizt war, und gab nach.

Um meine Seele von den häßlichen Scenen reinzubaden, ging ich in die Uffizien. Aber es half nichts. Die Mediceerin leuchtete in der Sonnenluft, und ich dachte an meine verstandene „Eva".

Entsetzlich verstimmt ging ich. Auf der Piazza sah ich einen sehr großen Herrn mit einer jungen Dame am Arm. Er kam mir bekannt vor, aber da sie vor mir herschritten, konnte ich sein Gesicht nicht sehen. Sie traten in den Sonnenschein, das Licht schien durch zwei abstehende Ohren — und da wußte ich es auf einmal: mein früherer Anbeter, Fritz Wolf. Ich freute mich wirklich, in meiner Einsamkeit jemand zu treffen, der mir von den Eltern erzählen konnte. Ich hätte dem dummen Jungen um den Hals fallen können, so freute ich mich.

Die beiden blieben stehen, um sich den Palazzo Vecchio anzusehen. Ich holte sie ein, ging langsam an ihnen vorbei — ich habe sogar noch gelächelt — ich Schaf! Denn er erkannte mich, wurde dunkelrot und zog seine junge Frau — ich merkte, daß er sie zog — nach der Loggia, wo er ihr etwas furchtbar eifrig erklärte. Erst dachte ich, er habe sich geschämt, seiner alten Flamme als getrösteter Ehemann unter die Augen zu treten. Ueber diese Albernheit mußte ich wirklich lachen und ging ganz vergnügt weiter. Vor einer Konditorei blieb ich stehen, um mir zu überlegen, ob ich mir wohl eine Tasse Schokolade leisten könnte, gab dann aber diese Orgie mit Rücksicht auf meinen leeren Beutel auf. Während ich da vor der großen Spiegelscheibe stand, sah ich mein Bild — und wußte mit einem Male, warum er mich seiner jungen Frau nicht vorgestellt hatte!

Sie trug ein sehr elegantes Velvetkleid, wahrscheinlich beste Marke aus der schwiegerväterlichen Fabrik.

Ich habe noch dieselbe Winterjacke, in der ich mit Großmama auf die Reise ging. Zu eng ist sie mir wahrhaftig nicht geworden! Aber die Nähte schimmerten in der Februarsonne in ihrer ganzen rötlichen Abgeschabtheit. Von meinem Hut hingen ein paar Straußenfedern ohne alle Krause in meine Stirn. Er ist neulich mal naß geworden, und ich habe nicht darauf geachtet. Um die Augen habe ich dunkle Ringe, und auf dem einen Aermel saß etwas Gipsstaub.

So sah ich aus!

Heilige Kunst, vergieb mir! Ich habe wirklich daran gedacht, ob es nicht besser wäre, ich könnte die ganzen Jahre aus meinem Leben streichen und da wieder anfangen, wo mich Papa ins Zimmer rief, um mir Wolfs Antrag mitzuteilen, und dann Ja sagen, aber ganz rasch! Vielleicht ist mir damals das Glück ganz nahe gewesen, und ich habe es mit Füßen getreten, um einer Seifenblase nachzujagen!

Ich ginge dann heute als wohlangezogene junge Frau an

der Seite meines Mannes in das allerfeinste Restaurant, ich würde mich da ganz satt essen und wäre sehr friedlich und korrekt. Und wenn mir jemand von einem Mädchen erzählte, das ihr behagliches Elternhaus mit einer Scheune — pardon! mit einem Atelier vertauscht hat und froh ist, wenn ihr der Kunsthändler, der große Bialetti vom Lungarno, für die Arbeit von zwei Monaten hundert Lire bezahlt, dann würde ich über die Närrin die Achseln zucken und sagen: Geschieht ihr ganz recht! Warum verläßt sie die breite Straße, auf der die vernünftigen Leute gehen? Kunst ist ein bitteres Brot! Velvet fabrizieren ernährt viel besser! Nicht wahr, Fritzchen?

* * *

Großmutter! Liebe, gute, alte Großmutter! Aus dem Grabe heraus reichst du mir die Hände, die ich dir so gern noch einmal geküßt hätte!

Heut' ist ein Erinnerungstag! Heut' vor vier Jahren kam ich in Florenz an. Es war gerad' solch ein Frühlingstag: die Sonne schien, und es duftete nach Veilchen in allen Gärten. Unsere Veilchen blühen jetzt auch; wir hatten die Atelierthür aufgemacht, damit etwas von der Tageswärme hereinkommen sollte. Aber nur die Sonne ist warm, und die Thür geht nach Norden. So wehte es doch kühl hinein; wir beide froren und schwiegen und thaten nichts, weil uns die Finger klamm waren.

Da stand Donna Carolina plötzlich vor uns, mit ihrem dünnen schwarzen Mäntelchen über dem nerschossenen Kleide.

„Ich muß mich doch mal nach meinem Töchterchen umsehen, Sie böses Kind! Und ich habe einen Brief für Sie! Er hat vier Soldi gekostet. Wo ist nur der Brief? Ich habe ihn doch sicher eingesteckt." Sie suchte ängstlich in ihrer Tasche, und ich wartete nicht sehr erbaut, daß ich für einen unwichtigen Brief vier Saldi bezahlen sollte.

„Da vorne guckt etwas Weißes aus Ihrer Taille hervor," sagte Miß O'Brien lachend.

„Richtig! Ich hab' ihn eingeknöpft, um ihn nicht zu verlieren. Ich bin so vergeßlich. Ja, alte Leute, alte Leute! Da ist er, bambina!"

Auf den ersten Blick sah ich auf dem Briefumschlag den Stempel eines Notars. Ich riß den Umschlag mit zitternden Fingern auf, las — und dann wurde es mir schwarz vor Augen. Miß O'Brien fing mich rasch auf und Donna Carolina kreischte vor Schreck. Sie fragten mich, ob ein Unglück geschehen sei. Ich konnte nicht sprechen, nur mit dem Kopfe schütteln.

Und dann hab' ich geweint — geweint!

Großmutter! Wenn es eine Existenz giebt, von der ich nichts ahne, dann weißt du auch, daß du mich gerettet hast. Es war ja viel schlimmer, als ich mir selbst eingestand in meinem stillen Tagebuch. Ich war einfach am Ende mit meiner Kraft, und da hilfst du mir zum zweitenmal, du ganz allein, nachdem mich alle andern vergessen hatten! Ja, es ist nur Geld, um das ich so geweint habe, einfaches schnödes Geld, ein Haufen schmutziger Banknoten; aber es ist eben Geld, nachdem ich mich von Monat zu Monat durchgeschlagen und durchgehungert hatte und nun nicht mehr wußte, wie es weiter werden sollte!

Miß O'Brien war prächtig. Sie freute sich über meine paar tausend Mark, als ob sie selber geerbt hätte, und entsetzte Donna Carolinn durch ihre durchsichtigen Bewegungen und durch ihr Pfeifen. Erst wußte ich gar nicht, was mir so nertraut vorkam; und dann fiel es mir auf — sie hatte schon lange nicht mehr gepfiffen! Ich sagte es ihr, und sie lachte gutmütig.

„Wenn ich nicht mehr pfeife, ist es schlimm. Wenn ich nder auch eines Tages nicht mehr rauchea sollte — dann, Miß Harriet, ist es ganz schlimm!"

Francesco kam am Abend, während Donna Carolina noch da war. Wir hatten Risotta gekocht, und ich schickte Beppa, ein Fiasco Wein zu holen. Nach dem Essen saßen wir noch im Atelier bei Mondschein und Oellampe. Francesco klimperte auf der Guitarre und sprudelte über von guten Einfällen und Kapriolen. Dabei aber sah er mich forschend mit Blicken an, von denen es gut war, daß Miß O'Brien sie nicht bemerkte, sonst hätte ihre gute Laune ein rasches Ende genommen.

* * *

Nachdem der Taumel der ersten Tage vorüber ist, weiß ich jetzt ganz genau, was ich thun werde. Nichts gebe ich aus, um unser Leben erträglicher zu machen — aber —.

„Eva" soll in Marmor auferstehen!

Und wenn sie dasteht in ihrer marmornen Schöne, dann ist die Hälfte meines Traumes erfüllt. Ich werde sie nach Venedig schicken, wo im Frühjahr nächsten Jahres eine Elite-Ausstellung sein soll.

Wie war doch die andere Hälfte meines Traumes?

„Eva" stand in einem Saal, und viele Menschen waren um sie versammelt; sie hatten Lorbeerzweige in den Händen und neigten sie vor mir.

* * *

Aus dem Marmorblock tritt „Eva" langsam hervor, und jeder Meißelschlag, der einen Splitter in das Atelier sendet, bringt sie weiter. Und doch geht es zum Verzweifeln langsam für meine Ungeduld. Meine beiden Marmorarbeiter haben Zeit und lassen sich Zeit. Ich war so dumm, nicht für die ganze Arbeit zu akkordieren, sondern für einen Wochenlohn, den ich damals für sehr billig hielt. Nun sah ich, daß ich hereingefallen bin.

Miß O'Brien pfeift viel weniger, und ich weiß nun, daß das ein Zeichen von Unzufriedenheit ist.

„Sagen Sie mir doch offen, was Sie haben," bat ich neulich.

„Unsinn — ich habe gar nichts."

„Hätt' ich ‚Eva' nicht in Marmor ausführen lassen sollen?"

„Es ist ja Ihr Geld, das Sie ausgeben. Wer hat das Recht, Ihnen etwas darüber zu sagen, wenn Sie es zum Fenster hinauswerfen?"

„Zart sind Sie gerade nicht, Miß O'Brien!"

„Warum fragen Sie mich denn jetzt? Sie haben mich ja vorher nicht gefragt. Well," sagte sie dann sanfter, „lassen Sie den Kopf nicht so hängen! Im schlimmsten Falle sind Sie um ein paar tausend Lire ärmer, und das waren Sie vorher schon."

Seitdem thue ich ihr gegenüber, als ob ich ganz munter wäre — aber ich bin doch innerlich unruhig geworden.

Und doch ist es Unsinn! „Eva" ist gut! Sie kann im Gips nicht so wirken — es wird in Marmor anders sein; dann wird das Fleisch leben, das mir jetzt noch nicht gefällt, weil es tot ist. Es muß sein!

Ich strecke dem Glück meine beiden Hände entgegen! Wird es mich nicht wenigstens an der einen Hand fassen?

* * *

Dezember 1884.

Endlich!

Zehn Monate haben die beiden Männer gearbeitet. Ich glaube, nun ist wirklich nichts mehr an „Eva" zu thun. Ich will sie fortsenden. Es wird lange genug dauern, bis sie in Venedig ankommt, und am 1. Januar darf schon eingeliefert werden.

* * *

Sie ist fort, und es ist mit einem Male ganz tot im Atelier, leer die Stelle, wo sie zwei Jahre lang gestanden hat. Ich begleite ihre Reise mit bebender Angst, aber auch mit Jubel. So lange sie noch im Atelier stand, war ich ängstlich. Nun bin ich ganz ruhig. Sie wird in Venedig ankommen und strahlend ihrem Kistensarge entsteigen und siegen — für sich und für mich!

* * *

Januar 1885.

Ein Brief von Frida, der ins Archiv gehört:

„Liebe Harriet!

Was wirst Du sagen, wenn Du morgen eine lithographierte Karte bekommst: Frida Breßlau, Franz Letowski — Verlobte.

Zunächst wirst Du Dich natürlich pflichtgemäß freuen, wie immer, wenn man aus dem Freundeskreis mit einer derartigen Nachricht überrascht wird, und dann eine Postkarte nehmen — zu mehr schwingst Du Dich ja überhaupt nicht auf — und schwanken, ob Du p. f. oder p. c. schreiben sollst. Ich bitte Dich, wähle das p. f., denn Du kannst mir wirklich Glück wünschen! Daß ich meiner Abneigung gegen jede Heirat untreu werde, brauchst Du nicht mit weiblicher Unbeständigkeit zu entschuldigen.

Das alte triviale Wort von dem Rechten, der kommen soll, ist besser begründet, als man denkt. Du weißt wohl, wie lange ich Letowski schon liebe. Oder weißt Du es nicht? Ich habe Dir einmal in einer vertraulichen Stunde im Tiergarten etwas erzählt, das seine Schatten lange auf mein Leben warf. Ich habe Dir nicht dazu anvertraut, daß diese schon damals der Sonne der neuen Liebe wichen. Ich habe ihn lange um mich werben lassen, denn er ist ein schlimmer Mensch, und ich wollte sicher sein, daß ich ihm wirklich nötig bin. Endlich fand ich, daß er seine sieben Jahre nicht zu Ende dienen sollte, und so bekommst Du nun die schlichte Verlobungsanzeige, aber es steckt viel Glück darin, das glaube mir! — Wirst Du zu unserer Hochzeit kommen? So gern ich Dich wiedersehen möchte, bitte ich Dich doch, es nicht zu thun. Meine Eltern wollen ihre Tochter unter großem Gepränge in die Kirche führen, gegen unsere Neigung natürlich, aber ich möchte ihnen darin nicht widersprechen, nachdem sie ihre eigenen Wünsche in Bezug auf Gattenwahl unterdrückt haben. Wiedersehen will ich Dich doch und Franz auch, der immer eine kleine große Schwärmerei für ‚Fräulein Harriet' gehabt hat, seitdem Du ihm einmal — alle Künstler sind eitel! — ein wohlgelungenes Kompliment über seine ‚Hexe' gemacht hast.

Und nun kommt mein riesig einfacher Vorschlag.

Natürlich machen wir unsere Hochzeitsreise nach Italien, als verliebte aber auch als praktische Leute. Franz stellt in Venedig aus, ich schicke auf seinen Rat eine Porträtbüste ein — und Du? Du bist schrecklich schweigsam in allem, was Deine Kunst betrifft; dennoch ist die Welt klein, und man hat mir von einer „Eva" erzählt. Wir können also ein Wiedersehen auf dem Markusplatz feiern, im Schatten des Dogenpalastes, nach dem ich tüchtige Sehnsucht habe.

Unser Hans.

Nach dem Gemälde von Ludwig Dettmann.

Von allem anderen Gemeinsamen — auch von der Sorge um Klara, der es übrigens besser geht, unterhalten wir uns dann mündlich.

Adieu, Harriet; Du nimmst immer noch einen großen Platz in meinem Herzen ein, so viel Franz darin übrig läßt.

Deine Frida."

Ja, ich hatte früher so etwas geahnt, aber es längst begraben geglaubt. Zwischen den Zeilen lese ich mehr Freude, als sie eingesteht; wie glücklich muß sie sein, wenn sie so an mich schreibt!

* * *

Den alten Grafen Striano sah ich heute. Er trug den Arm in der Binde. Er soll ein Duell gehabt haben mit einem römischen Prinzipe, der eine Anspielung auf sein Unglück gemacht hat. Er ist ganz grau geworden; ging aber mit derselben jugendlichen Lebendigkeit und unterhielt sich ganz heiter. Ich hörte sein Lachen über die Straße herüber. Von ihr sieht und liest man nichts mehr! Der furchtbare Skandal ist in der schnelllebigen Zeit rasch vergessen — bloß die Hauptleidtragenden erinnern sich daran. Auf einer kleinen Gesellschaft bei Mistreß Litton hörte ich, daß man die beiden in Paris gesehen habe, daß sie aber sofort verschwunden seien, nachdem man sie erkannt hatte. Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden! Der Kainsfluch vollzieht sich auch an ihnen!

* * *

1. März.

Nun will ich thun, was ich schon lange beabsichtigte: mir Italien etwas ansehen, in den großen Stiefel hineinkriechen, und dann um die Osterzeit mich mit dem jungen Paar in Venedig treffen.

Miß O'Brien will mich nicht begleiten. Sie arbeitet zum ersten Male wieder vernünftig, und es wäre schade, sie darin zu stören. Dennoch würde ich sie nicht allein lassen, wenn Francesco nicht auch um die Osterzeit nach Venedig wollte. Nun, da bin ich mit Letowskis zusammen — und ich werde mir sein dummes Hofmachen schon fernhalten. Er streicht mehr als je um mich herum, pflückt die Veilchen in unserem Garten und schmückt damit sein Knopfloch.

Und dabei ist das alles Spiegelfechterei: er glaubt einfach an meine Zukunft, wie er an die von Miß O'Brien geglaubt hat. Sie hatte eine Zukunft, ehe diese unsinnige Liebe sie knickte. Ich weiß noch, wie ich sie am ersten Morgen im Atelier von Mistreß Litton traf. Damals sagte sie: Sie müssen noch viel lernen. Ich habe mit eiserner Energie viel gelernt. Sie hat ihre Zeit und ihr Talent verwüstet.

Wenn das die Folge der Liebe ist, so danke ich Gott, daß mein Herz jetzt so ruhig geworden ist. Ich kann an Benno denken, und es thut mir kaum noch weh. Aber ich fühle auch, daß dadurch in meinem Innern eine große Leere entstanden ist, und beinahe sehne ich mich nach den alten Schmerzen. Es war wenigstens nicht das gleichgültige Nichts, in dem ich jetzt fröstle — wenn ich nicht an „Eva" denke.

Verona, April 1895.

Ich bin in Rom gewesen und habe sogar den Papst gesehen. Ich habe die Mondsichel den Bogen des Kolosseums mit ihrem milden Lichte überstrahlen sehen und war im Vatikan. Ich sah sie mit den Palmen in die Peterskirche ziehen und trank am Abend aus der Fontana di Trevi.

Und hier in Verona hat mich der furchtbare Schlag heimtückisch getroffen — der Blitz aus dem heiteren Sonnenhimmel — „Eva" ist zurückgewiesen!

Den ganzen Tag bin ich an den steinernen Böschungsmauern der Etsch herumgeirrt. Auf der einen Brücke stand ich lange, der Fluß gurgelte zu meinen Füßen. Aber es waren zu viel Menschen da, und ich bin wieder fortgegangen.

Letowskis schreiben, warum ich nicht, wie verabredet, zur Eröffnung gekommen bin. Gott sei Dank, daß ich in einem

Digitized by Google

Anfall von Aberglauben ihnen nichts von „Eva“ gesagt habe! Aberglauben? Unsinn, ich will mich selber belügen! Ich wollte sie einfach vor die Statue hinführen und sagen: Seht, das ist aus mir geworden! Ich schwelgte in wonnigen Zukunftsträumen, hörte im Geist was Letowski mir einmal prophezeit hat, wie Vater zu mir sagen würde: Brav, mein Kind! Du hast ganz recht gethan, und ich war im Unrecht, als ich dich zurückhalten wollte.

Nun ist alles, alles aus!

Ich glaubte das Thor für den Weg zum Ruhm offen; nun haben sie es mir vor der Nase zugeschlagen, und ich stehe draußen, ohne mir helfen zu können, mit ohnmächtig geballten Fäusten.

Ich bin der Cliquenwirtschaft unterlegen. Wer war ich? Ich habe keinen Namen und keine Freunde. Niemand hat mich protegiert, niemand für mich gesprochen! Wer weiß, ob sie sich „Eva“ überhaupt angesehen haben!

Sie schicken mir ein gedrucktes Formular, in dem nur mein Name und meine Wohnung mit Tinte ausgefüllt sind, und darin steht, ich möchte sie abholen lassen. Der Zettel ist schon vier Wochen alt und muß kurz nach meiner Abreise in Florenz eingetroffen sein. Wahrscheinlich hat die O'Brien nicht den Mut gehabt, ihn mir nachzusenden, und bis zum letzten Augenblick damit gewartet. Ja — was soll ich nun mit „Eva“ machen? Ich werde sie in Venedig zerschlagen. Die Kosten für den Rücktransport mag ich kaum noch anwenden; ich habe schlecht genug mit dem Gelde gewirtschaftet. Und soll sie in meinem Atelier stehen als eine ewige Mahnung? Soll sie mich mit ihren Augen anklagen — den Augen, die ich der Morgensonne des Paradieses geöffnet haben wollte? Und nun sieht sie auf die Bretter eines Schuppens!

Diese Schmerzen habe ich doch noch nicht gekannt! Was war es sonst? Ein nagendes, flattriges Gefühl in meinem Herzen, in dem nun sieben Schwerter stecken!

Am Nachmittag war ich im Giardino Giusti. Ich stieg hinauf durch die schattigen Wege bis zur Höhe und sah in das grüne Thal, durch das sich die Etsch wie ein Silberband schlängelt. Verona lag eingebettet wie eine Henne im Nest. Von den Türmen läutete das Avemaria, und ein Zug kroch wie ein Kinderspielzeug nach Norden — nach der Heimat.

Wie lange wird es dauern, und ich ziehe mit! —

Morgen abend will ich nach Venedig. Es ist Wahnsinn, aber ich muß wissen, ob sie wirklich recht hatten, „Eva“ zurückzuweisen, ob die anderen so viel besseres gemacht haben als ich! Nur fürcht' ich, daß Letowskis es erfahren haben könnten. Aber wer sollte es ihnen sagen? Und die Ausstellung ist erst kurze Zeit geöffnet; sie werden noch nicht daran gedacht haben, sich den Saal der Zurückgewiesenen anzusehen. Das ist mein einziger Trost. Ich werde mich zusammennehmen — lügen — heiter scheinen —

Und was wird nachher aus mir?

Wenn sie recht haben! Wenn ich mit all meiner heißen Sehnsucht, mit all meiner Arbeit weiter nichts erreicht habe, als eine Stümperin zu werden —

Sie haben nicht recht! Ich weiß, daß ich etwas kann — ich fühle es!

* * *

Venedig.

Sie erwarteten mich in der Bahnhofshalle. Letowski streckte die Hand aus, um mir beim Aussteigen zu helfen. Ich fiel ihm um den Hals, und er lachte und küßte mich herzhaft. Dann umarmte mich Frida; wir ließen uns mit hinausschieben zu den Gondeln, und wenige Sekunden später stießen wir ab — fort von dem Lärm und all den Lichtern hinaus auf den Canal grande. Wie wohl diese Stille thut! Mit einem Schlage versinkt die Welt, die man bis dahin gekannt hat! Schattenhaft erheben sich die Paläste, und im dunklen Wasser spiegelt sich das Licht der Laternen.

Ich hatte Fridas Hand gefaßt; wir saßen nebeneinander auf dem Rücksitz, und Letowski kauerte mit seinen langen Beinen halb zu unseren Füßen. Nach dem ersten Sturm von Fragen und Antworten schwiegen wir alle drei. Wenn wir durch einen Lichtkegel fuhren, sah ich die beiden glücklichen Gesichter der lieben Menschen, die sich endlich gefunden haben. Keiner mochte diese Stille stören. In den schmalen Seitenkanälen glitt unsere Gondel sanft dahin. Sie schaukelte rhythmisch, wenn der Gondolier sein Ruder eintauchte, und das Wasser plätscherte am Bug. Ewig hätt' ich so fahren mögen — sehend und nicht denkend. Vorbei an den Häusern, die von verschwundener Lebensfülle träumen; unter kleinen Brücken hinweg, über die ein Menschenstrom laut und hallend zieht, wieder ins Dunkel hinein, wo märchenhafte Stille waltet. An den Ecken ertönt der heisere Ruf des Gondoliers, und dann fährt eine Gondel vorbei: ein schwarzer Schatten, der einem anderen schwarzen Schatten begegnet. Ein Theater öffnet seine Thore. Im Vestibül wandeln Herren im Frack und Cylinder mit der Cigarette im Munde Lachen — Plaudern — Lärm — und wieder das Schweigen eines einsamen Kanals, und wieder plätschert das Ruder, und das Wasser schluchzt leise.

Und dann öffnete sich mit einem Male der Canal grande. Der Vollmond schien auf die Kuppeln von Santa Maria della Salute, und silbern schimmerte das Wasser. Die Klänge einer Serenata empfingen uns.

„Venedig begrüßt Sie mit königlichen Ehren,“ sagte Letowski.

Ich wachte aus dem schönen Traum wieder zur Wirklichkeit auf. „Wohin führt ihr mich eigentlich?“

„Wir wohnen im Hotel d'Angleterre,“ sagte Frida, „und du bist unser lieber Gast. Oder denkst du noch immer so klein wie früher in Bezug auf kleine Dinge?“

Ich wehrte müde ab. Es ist mir jetzt ganz gleichgültig, was mit mir geschieht. Frida brachte mich hinauf in ein wundervolles Zimmer im ersten Stock und blieb bei mir, während ich mich zurechtmachte. Wir sprachen von allem möglichen, nur von der Ausstellung nicht, und ich zitterte innerlich vor Angst, sie könnte sie erwähnen.

„Du siehst nicht gut aus, Harriet,“ sagte Frida, als wir die Treppe hinunterstiegen. Ich wich ihr mühsam lachend aus.

Letowski erwartete uns im Speisesaal. Hier, in dem strahlenden elektrischen Licht sah ich erst, wie Frida sich zu ihrem Vorteil verändert hat. Sie war nie schön gewesen, kaum hübsch, nur unendlich sympathisch mit ihren feinen vergeistigten Zügen und dem Hauch von Melancholie. Jetzt hat das Glück sie wundersam verschönt. Sie hat eine frauenhafte Anmut in allen Bewegungen, und sie spricht noch melodischer. Sie hat eine Stimme, die wohlthut, und nach deren Klang man sich sehnt, wenn man sie einmal gehört hat.

Es that mir alles wohl. Auch der schöne Raum, auf dessen Teppich man keinen Schritt hört, die leise servierenden Kellner, die Blumen auf den Tischen, und die eleganten Frauen, die aus den Salons hereinhuschten, ohne Lärm und laute Unterhaltung. Auf der Terrasse bewegten sich helle und dunkle Gestalten, Damen in weißen Kleidern, Herren im Frack mit der Chrysanthemumblüte im Knopfloch. Das war die Welt, in die ich einmal gehört hatte, die ich in Nervi verließ, und wo der ich nur ein verzerrtes Spiegelbild bei der Gräfin Striano wiederfand. Ich fühlte auf einmal wieder Boden unter meinen Füßen, und mir war, als erwachte ich aus einem wüsten Traum, der mir eine Zigeunerexistenz vorgespiegelt hatte.

Nur ein schlimmer Augenblick kam, als Letowski erwähnte, daß am Morgen die Preise von der Jury verteilt worden seien. Gott sei Dank, ich hatte so viel Kraft, zu lächeln und zu fragen, ob sie einen bekommen hätten.

Die beiden tauschten einen lächelnden Blick.

„Wollen wir es ihr nicht lieber sagen, Franz?“

„Auf keinen Fall, Frida! Ich freue mich schon den ganzen Abend, seitdem ich gemerkt habe, daß es eine Ueberraschung ist. Du darfst mir den Spaß nicht verderben, Mausel!“

Frida zuckte lächelnd die Achseln, und ich bestand auch nicht weiter darauf, in das Geheimnis eingeweiht zu werden. Ich kann mir ja auch denken, was es ist; Frida oder er hat die Medaille bekommen!

Sie wollten noch mit mir auf den Markusplatz gehen. Ich dankte und bat, mich zurückziehen zu dürfen. Ich konnte nicht mehr heiter scheinen mit der Verzweiflung, die mir die Kehle zusammenschnürte. Und morgen soll ich in die Ausstellung!

Ich freue mich ja herzlich, daß sie ausgezeichnet worden sind; ich will auch nicht neidisch sein! Ich will es nicht! Aber es ist hart, mit leeren Händen dazustehen! Es ist furchtbar hart!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Graf Leo Tolstoi. (Zu dem Bilde S. 456.) Einen Mann, dem die Geburt Reichtum und eine bevorzugte Stellung gewährte, aus idealen Gründen auf die Genüsse des Besitzes und die Vorteile seiner Stellung verzichten zu sehen, ist auch dann ein erhebendes Beispiel, wenn man die Ansichten dieses Mannes nicht völlig zu teilen vermag. Solch ein Schauspiel hat der russische Dichter und Moralphilosoph Graf Leo Tolstoi der modernen Welt geboten, als er mit den Anschauungen und Lebensgewohnheiten seiner russischen Standesgenossen mutig brach, um im Kreise seiner Bauern ein auf Einfachheit der Sitten, Bedürfnislosigkeit und Nächstenliebe gegründetes Leben zu führen.

Am 28. August 1828 geboren, wuchs Leo Tolstoi auf dem heimatlichen Gut Jasnaja Poljana im Gouvernement Tula heran. Hier und bei einer Tante in Kasan durchlebte er jene Knabenidylle, die er in seinem ersten Buch, „Lebensstufen", mit scharfer Selbstkritik dargestellt hat. Als junger Offizier machte er den Krimkrieg mit, und die Eindrücke, die er jetzt empfing und die ihm den Soldatenberuf verleideten, schilderte er in den Bänden „Sewastopol". Nachdem er den Abschied genommen hatte, lebte er einige Zeit in St. Petersburg als Schriftsteller, im fördernden Verkehr mit Turgenjew u. a.; sein historischer Roman „Krieg und Frieden", der den Einfall Bonapartes in Rußland zum Stoff hatte, fand allgemein günstige Aufnahme. 1862 heiratete er Sofie Behrs, die Tochter eines Moskauer Arztes. In der Erzählung „Familienglück" legte er zum erstenmal sein im stillen gewonnenes Ideal von einem menschenwürdigen, echt christlichen Leben dar. Es folgten volkstümlich belehrende Schriften, die seine Ueberzeugung näher begründeten, daß nur der völlige Verzicht auf die Genüsse und Bedürfnisse der sogenannten „höheren" Kultur, die Rückkehr zu einfacher Lebensweise und zu der den unbedingt nötigen Bedürfnissen dienenden Arbeit ein glückliches Menschengeschlecht heranbilden könnten. Er berief sich dabei auf Stellen der Evangelien, die er neu übersetzte und denen er vielfach eine eigene Auslegung gab. Nach einer Reise ins Ausland, wo er das Erziehungswesen studierte, gründete er auf seinem Gut eine Freischule nach seinen Reformideen. In seinem Roman „Anna Karenina" (1877) kritisierte er scharf die Sitten seiner Standesgenossen und bethätigte dabei eine bewundernswürdige Gestaltungskraft in der Darstellung typischer Persönlichkeiten. Dies ist auch der Fall in seinen vielen kleineren Erzählungen und Novellen.

In der Mitte der achtziger Jahre zog er sich mit den Seinen ganz nach dem weltentlegenen Jasnaja Poljana zurück, entschlossen, die Verwirklichung seiner Ideen auf eigenem Grund und Boden und bei sich selbst anzufangen. Der anstrengenden körperlichen Arbeit, die er der Welt zur Hebung der Sittlichkeit empfahl, widmete er sich hier mit Pflug und Grabscheit wie mit dem Werkzeug des Schusters; er begann, sich und seinen Bauern das Schuhwerk selbst anzufertigen und auszubessern. Doch vom Fanatismus eines weltentsagenden Bußpredigers ergriffen, geriet er in seinen Schriften schließlich vielfach in Uebertreibungen kommunistischer Art.

Die Marksburg. (Zu dem Bilde S. 425.) Unmittelbar hinter dem Rheinstädtchen Braubach am lieblichen Thale gleichen Namens erhebt sich 150 m hoch ein steiler zackiger Thonschieferkegel, von dessen Kuppe ein malerischer Bau mit einem vier- und achteckigen Mittel- und Vorturm und mit Zinnen und Erkern trotzig kühn herniederschaut. Das ist die Marksburg, eine der ältesten, zugleich aber auch die einzige noch wohlerhaltene rheinische Burg. Dieselbe entstand zu Anfang des 13. Jahrhunderts und wird schon 1231 urkundlich erwähnt. 1437 erhielt das „Brunbacher Schloß" nach der von Philipp III aan Katzenellenbogen dort erbauten St. Markuskapelle seinen jetzigen Namen. Während des Dreißigjäheigen Krieges teilweise zerstört, wurde die Feste 1645 durch Johaan den Streitbaren nicht nur wiederhergestellt, sondern wahrscheinlich auch zu ihrer gegenwärtigen Gestalt weiter ausgebaut. Zudem war sie duech Mauern, von denen noch jetzt einige Reste vorhanden sind, mit dem Städtchen verbunden. 1803 kam die Burg aus hessen-darmstädtischem in nassauischen Besitz. Sie diente von da ab als Staatsgefängnis, während des Feldzuges 1866 aach als Pulverkammer, and hatte eine kleine Besatzung. An Staatsgefangeae aus jener Zeit erinaern nach allerlei Waadzeichnungen. Früher wurde den Besuchern nebst einigen schwedischen und französischen Kananen aach eine Falterkammer und ein tiefes düsteres Verließ gezeigt. Die Tradition bezeichnet auch eias der Gemächer als dasjenige, das einst dem Kaiser Heinrich IV vorübergehend als Wohnung gedient haben soll, was aber nicht sicher erwiesen ist. Unlängst ist die Burg, aan deren Turm nun einen reizvollen Rundblick auf das Rheinthal und auf das waldreiche Nassaaer Land mit seinen freundlichen Thaleinschnitten genießt, vom „Verein zur Erhaltung deutscher Burgen" käuflich erworben worden and soll nun naf Betreiben des Ortsvereins in Braubach möglichst aollständig in ihrer einstigen Gestalt and Pracht wieder hergestellt werden.

Coriandolifest in Wien. (Zu dem Bilde S. 428 und 429.) „Heute großer Korso und Coriandolifest!" — so steht es auf den mächtigen Plakaten, welche alle die besonderen Unterhaltungen aufzählen, die der Besucher des Riesenetablissements „Venedig in Wien" zu erwarten hat. Am Anfang des Praters leuchtet abends das Wahrzeichen des großen Vergnügungsparkes, das mit vielen hundert elektrischen Lichtern erleuchtete Riesenrad. Auf dem Campo „Eins" heerscht ein beängstigendes Gedränge. Die erste Vorstellung des Instigen, mit glänzender Ausstattung arbeitenden Varietétheaters ist zu Ende, nad jetzt drängt sich alles nach dem Pante, der über die Lagune zar großen Promenade führt. Ringsherum grüßea uns wohlbekaante malerische Fassaden, aatargetreue Nachbildnagea der venezianischen Palazzi. Sie ergeben mit ihrea reizenden Formen romantische Beduten, canali und canalazzi, calli und campi, die uns das märchenhafte Venedig in unmittelbare Gegenwart rücken. Auf den campi und rivn und fondamenti sieht man die Riesenbäume des Praters ragen, die allerdings das Bild Venedigs ein wenig verändern, dafür aber den zahlreichen Restnurants als willkommene Zierde dienea. Der Teil des Etablissements, der sich an der Seite der Hauptallee des Praters hinzieht, hat den ursprünglichen Parkcharakter beibehalten. Hier ist der große Korso. Am Abend wogt hier eine festlich gepupte Menge auf und ab. Herren und Damen sind in einem feoblichen, von Lachen und Scherzworten begleiteten Kampf degriffen. Die Geschosse sind jene farbigen Papierschnitzel, die an Stelle der unangenehm wirkenden Confetti aufgekommen sind. Wie von einem buntfarbigen Schneefall überschüttet, schreiten die Kämpfer durch die Menge, aus ihren Tüten die Coriandoli werfend oder die Opfer ihrer übermütigen Laune mit Papierrateten bombardierend. Wie zierliche Lassos wiaden sich diese Papierstreifen um Hals und Leib der anmutigen Gefangenen, welche die zarten Bande alsbald wieder unter fröhlichem Gelächter zerreißen. Aber auch andere, zündende Raketen fliegen herüber and hinüber: schalkhafte Blicke aus schönen Augen, übermütige Worte, zündende Funken von Scherz and Witz. Die Sonne ist untergegangen. Das Gewoge nimmt zu. Da blitzt es plötzlich in den Riesenbäumen and in den Gebüschen eingsum auf. Tausende von märchenhaften, buntfarbigen Lichtern erglänzen in dem Laubwerk der Bäume, schlingen sich als feurige Riesenguirlanden von Baum zu Baum — ein Meer von Licht beleuchtet taghell das prächtige, lebensfrohe Bild der geschmückten, lachenden Menge. Nun beginnt das Bombardement aufs neue; Bekaante erkennen und begrüßen sich, nad selbst der melancholische Strohwitwer taut auf bei dem hundertfachen Anblick voa schalkhaftem Liebreiz and fröhlicher Anmut. Die Buben, in denen Coriaadolitüten and Papierraketen angeboten werden, sind bald ausverkauft and das Schlachtfeld ist mit einer dichten Lage dieses buntfarbigen Flitters bedeckt. Allmählich schwächt sich das Ungestüm des Kampfes ab, die Menge lichtet sich; denn andere Genüsse locken sie ins Theater, zu den zahlreichen kleinen Bühnen mit italienischen Sängern, Jodlern, Naturpfeifern and Balksängern, wa dann fröhliche Worte uewüchsigen Wiener „Hamurs" erklingen. B. Ch.

Das Höhlenschloß Lueg. (Zu dem Bilde S. 433.) Eine der merkwürdigsten Sehenswürdigkeiten der an malerischen Bildungen so reichen Grattenweit des Karst ist das sagenumwobene Höhlenschloß Lueg am Nanos im Süden des Birnbaumer Waldes. Etwa zwei Wegstunden van Adelsberg erhebt es sich auf der Höhe einer steil abfallenden Felswand, und hinter ihm gähnt das dunkle Riesenthor einer mächtigen Felsenhöhle. Geheimnisvoll, wie der ernste, auf der schmalen Plattform des Gesteins aufstrebende und eng an die Felswand gedrückte Bau ist das gesamte Bild auch seiner Umgebung, die zerklüfteten nad zerfressenen Steinwände, mit ihren zahllosen Gängen, Höhlen und Schlunden, die Bäche Lakva and Grappa, die in diesen verschwinden, ohne daß man bis heute mit Bestimmtheit sagen könnte, wohia ihr dunkler Lauf sich weiter wendet. Und geheimnisvoll ist auch der reiche Sagenkranz, der sich um diese Stätte flicht.

Die Burg Lueg wurde im Jahre 1570 von dem Grafen Hans voa Cobenzl erbaut, nachdem die weit ältere Raubburg gleichen Namens, die vorher schon hier gestanden hatte, und deren Bestaad sich bis auf die Zeit Karls des Großen zurückführen läßt, zerfallen war. Beinahe hundert Jahre früher, 1484, hatte hier Erasmus Lueger, der letzte Sprosse jenes Geschlechtes, das sich nach diesem „Lueg ins Land" benaaate, geendet. Die alte Burg war nicht auf der Plattform des Felsens, sondern in der Höhle selbst errichtet, und zwar war sie derart von den senkrecht abfallenden Felswänden geschützt und ihre Stellung von der Höhle zugleich so schirmend überdacht, daß sie als unbezwinglich mit der Waffe galt. Das sah auch jener Stadthauptmana aon Triest ein, der, mit dem Auftrage entsandt, das Raubnest auszuheben, koste es, was es wolle, sich endlich dazu entschloß, dasselbe auszuhungern. Aber auch gegen die Gefahr des Ausgehungertwerdens schien Erasmas Lueger gefeit, denn schon lag der Hauptmann mit seinen Scharen einen ganzen Winter am Fuße des Felsens, und aan Rat war oben noch nichts za spüren. Höhnisch warf Herr Erasmas den Belagerern im Frühjaher Körbchen mit frischem Obst und Gemüse und bald nachher iebende Ferkel aus seiner Höhe herunter. Was Gewalt und Hunger nicht vermochten, that schließlich der Verrat. Lueg fiel und Herr Erasmus fiel mit ihm. Noch heute zeigt maa die Cisterne, welche das Raubnest in jener Zeit mit immer frischem Wasser versorgte, und noch heute lebt die Tradition von geheimen Gängen, welche die Burg damals weit durch den Berg mit dem freien Lande aerbandea, und durch welche die Belagerten sich stets neue, frische Nahrungsmittel in ihr Felsennest schafften.

Der „größte aller Hamburger" (zu dem Bilde S. 445), nämlich der Riesenelefant im Zoologischen Gartea zu Hamburg, erfreut sich in dieser Stadt einer Volkstümlichkeit, die unübertroffen dasteht; die Redensaet: „Ihn kenat jedes Kind" trifft hier im vollsten Umfange zu, denn wenn dem „Hamboeger Jung'n" ein Elefant im Bilde oder als Spielzeug zu Gesicht kommt, wird das Kind freudig ausrufen: „Ein Anton!" Dies freundschaftliche Verhältnis beruht auf Gegenseitigkeit, denn auch „Anton" kennt und schätzt jedenfalls die kleine Welt, die ihm ständig Weißbrot nad andere Leckerbissen zutheingt, an schönen Feierungen ast in dem Maße, daß selbst seine kolossale Leistungsfahigkeit im Verzehren schließlich erlahmt. Seine regelmäßige, vom Garten gelieferte Tagesmahlzeit besteht aus 120 bis 130 Pfund Heu, außer einigen Pfund Körnerfutter,

und ferner im Winter etwa 20 Pfund Rüben, dazu 200 bis 250 Liter Wasser und von Zeit zu Zeit als „Verdauungsschnäpschen“ eine Flasche Rum. Den Rest seines Bedarfs bringt ihm die Jugend; sie läßt ihn die Guden oft sauer genug verdienen: „Anton, mach' dein Kamptiment!“ Das that der Dickhäuter denn auch ganz drav; er stößt ferner auf Wunsch den Rüssel auf die Erde, sperrt sogar auf Befehl den Rachen auf. Dafür fliegt ihm dann oft genug nur ein winzig Brückchen zu. Aber Anton verschmäht auch die kleinste Gabe nicht, und fällt sie daneben, so holt sie sein Rüsselfinger sehr geschickt; reicht nun ihm eine Münze, so ruft seine Trompetenstimme den Wärter herbei, der ihm ein Stückchen Rübe dafür giebt. Anton, ein gedarener Birmane, lebt nun schon seit dem 24. Juli 1871, an welchem Tage er als Geschenk einer Hamburger Firma (Dielmann, Barkhausen u. Komp.) aus Rangun eintraf, in der Freien und Hansestadt. Aus dem damals etwa dreijährigen zarten Elefantenknäbchen hat sich jetzt ein stattlicher Jungbursch von 2,70 m Schulterhöhe entwickelt, der sogar noch zu wachsen verspricht, denn Elefanten können 100, ja 120 bis 150 Jahre alt werden. Möge ihm dies Alter beschieden sein; unzählige kleine Hamburger und Hamburgerinnen könnten sich den „Znologischen“ ohne ihn kaum denken!

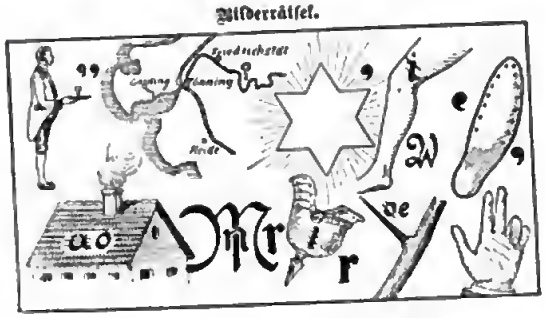
Graf Leo Tolstoi.

Aus dem Zillerthal. (Zu dem Bilde S. 449.) Weit oben im Zillerthal in Tirol, beim letzten Bergdörfchen Ginzling, zieht sich in südlicher Richtung ungefähr drei Stunden lang ein wildschöner Seitengrund bis unmittelbar an die Gletscher hinauf. Es ist dies die Floite, in deren Hintergrund der 3382 m hohe Löffler sich erhebt, unter dessen eisigen Hängen auf dem weitgedehnten Grieskeld vor einigen Jahren der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein die „Greizer-Hütte“ erbaut hat. Das ganze Hochthal mit seinen fünf Sennhütten: zu Tristenbach, am Hechenberg, in der Sulzenalm, in Bockach und auf der Bongartalm wird nur im Sommer bewohnt, im Winter liegen Hütten und Ställe einsam und weltverlassen in Eis und Schnee. Zu beiden Seiten des eigentlichen Thalgrundes ragen auf weite Strecken hin schauerlich senkrechte Felswände zu schwindelnder Höhe empor, in den Klammen sieht man bis zum Herbstbeginn Lawinenreste lagern, und mächtige Wasserfälle bilden gleichsam die Grenze von einem Hochkar zum andern. Die letzteren ziehen sich als dünnige Weideplätze in langer Reihe über den Thalwänden hin, und hier in den entlegenen Felsentoren hatten einst die Steinböcke ihr Heim, bis nur etwa 200 Jahren die letzten ihrer Gattung auch in der Floite und damit in den ganzen Ostalpen verschwanden. Gegenwärtig tummeln sich an ihrer Stelle viele hundert Gemsen in den jetzt fürstlich auerspergischen Jagdrevieren, während unten im Thale die Glocken der Sommerherden zum Brausen der Wasserfälle und zum Rauschen des Thalbachs erklingen. Ueber letzteren führen da und dort schmale Brücklein von einem Ufer zum andern, und ebenso schmal ist der Weg, welcher am Bache entlang von Ginzling thalaufwärts leitet bis an die gewaltigen Moränen des Floitengletschers, der besonders im Mondbeleuchtung vom Thale aus (z. B. auch vom Jagdhause auf der Sulzenalm) einen unvergeßlichen, geisterhaft majestätischen Anblick gewährt. J. C. Platter.

Unser Hans. (Zu dem Bilde S. 453.) Man sehe dem jungen Mann an, daß ihm das Alleinsein in Papas Atelier eine ganz gewohnte Sache ist. Es wandelt ihn keine Versuchung an, mit Pinsel und Palette Unthaten zu begehen, er spielt ruhig mit seinen Sachen, die ihn mehr interessieren als gemalte Bilder. Aber unser Hans ist ordnungsliebend: Aufräumen muß sein! So ergreift er denn Papas thönernen Tabaktrude und packt seine Spielbälle hinein, es geht ganz gut, wenn man ein wenig drückt! Wohin das gute Lastpferdchen und die Kletterei Eisenbahn dann versorgt werden, darüber hat Hans noch nicht nachgedacht, aber zweifellos wird ihm ein Ort einfallen, der dem gewünschten Zweck ebenso angenehm entspricht, als er nachträglich dem Papa ein ganz besondere Ueberraschung bieten wird. Mag diese ausfallen, wie sie will, darin werden aber Papa und Momo sicherlich hinterher einig sein, daß es einen so ausbündig gescheiten und findigen Jungen wie „unseren Hans“ nicht zum zweitenmal giebt

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel.



Auflösung der Skataufgabe auf Seite 392.

Vorhand hat a7, e8, sZ., sK., sO., n7, s8, s9, sW., gW.
Hinterhand hat gK., gO., g7, g8, g9, e9, eO., rK., rW., eW.
Skat: r7, r8.

Gang des Spiels:

1. sO., sD., rW.	6. s8, eZ., gK.
2. gD., sW., gZ.	7. s9, rZ., g7.
3. sZ., r9, rK.	8. e8, eD., eW.
4. sK., rO., eO.	9. g8, gD., gW.
5. a7, eK., e9	10. a7, rD., g9.

Ergänzungsaufgabe.

Nachstehende neun Wortfragmente 1) -ewe- 2) -ysu- 3) -ude- 4) -rei- 5) -esu- 6) -liv- 7) -pee- 8) -amo- 9) -rns- sind dadurch zu ergänzen, daß man am Anfang und am Ende derselben je einen Buchstaben anfügt. Die zur Ergänzung verwendeten Anfangs- und Endbuchstaben machen in der hier gegebenen Reihenfolge einen berühmten Herrscher nambaft. Oscar Leebe.

Rätsel.

Setzt man in einen Bau
Ein Zeichen mitten ein,
So hat man eine Frucht;
Sagt, welche mag es sein? E. S.

Auflösung der Schachaufgabe auf Seite 424.

1. Tc4—a1 e6—e5
2. Te1—b1 e7—c6
3. g3—g4+ Kh5—h4
4. Lh2—g3 #.

Eine Aufgabe mit scharf ausgeprägtem Grundgedanken ohne jedes Beiwerk!

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 424.

Schwein (Sch—wein).

Auflösung des Rätsels auf Seite 424. Hagel, Nagel.

Auflösung des Bilderrätsels auf Seite 424.

Man lese zunächst die Buchstaben bei den Rosen, dann jene bei den Knospen und schließlich jene unter den Herzchen. Man erhält:

„Rosen blühen, Herzen glühen.“

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Heft 14, 1898.

Bilder aus der Gegenwart.

Die Großherzoge Peter und August von Oldenburg. Mit dem Großherzog Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg, der am 13. Juni in seinem Lustschloß Rastede nicht weit von der Landeshauptstadt nahezu 73 Jahre alt starb, ist ein deutscher Bundesfürst von wahrhaft nationaler Gesinnung und aufrichtiger Liebe zu seinem Volke heimgegangen. Derselbe war zu Oldenburg am 8. Juli 1827 als Sohn des Großherzogs August und der Prinzessin Ida von Anhalt-Bernburg-Schaumburg geboren. Während seiner langen, glücklichen Regierung, die er am 27. Februar 1853 antrat, hat er als wahrer Landesvater gewaltet und bei hoch und gering Vertrauen und Verehrung genossen. 1866 trat er auf Preußens Seite und verzichtete gegen eine Geld- und Gebietsentschädigung auf alle Erbansprüche an die Erbherzogtümer. Großherzog Peter war seit dem 10. Februar 1852 mit der Prinzessin Elisabeth von Sachsen-Altenburg vermählt, die am 2. Februar 1896 gestorben ist. Dieser Ehe sind zwei Söhne entsprossen, der nunmehrige Großherzog August und der Herzog Georg. Großherzog August, der jetzt den Thron bestiegen hat, ist am 16. November 1852 geboren. Vermählt war er in erster Ehe mit der am 28. August 1895 gestorbenen Prinzessin Elisabeth von Preußen. Aus seiner zweiten Ehe mit der Herzogin Elisabeth von Mecklenburg-Schwerin stammt der am 10. August 1897 geborene jetzige Erbgroßherzog Nikolaus Friedrich Wilhelm.

Grossherzog August von Oldenburg.

Grossherzog Peter von Oldenburg †.

Nach Aufnahmen von Hofphotograph F. Altenhainer in Oldenburg

Die neue Mainbrücke bei Miltenberg. Das in einem der lieblichen Thäler des Untermains reizend gelegene Städtchen Miltenberg, eines der ältesten in Franken, mit seinen prachtvollen Architekturdenkmalen hat eine neue Brücke erhalten. Damit ist zugleich ein seit langem gehegter Wunsch der Bevölkerung in Erfüllung gegangen und einem dringenden Verkehrsbedürfnisse abgeholfen worden. Diese neue Brücke, welche nach altbayrischem Brauch durch den Vertreter der Kirche am 5. Juni feierlich eingeweiht wurde, ist aus dem bekannten Miltenberger roten Sandstein erbaut. Sie hat die Konstruktion einer Bleigelenkbogenbrücke und paßt sich hinsichtlich ihres Stilcharakters den alten, teils im frühgermanischen Burg-, teils im schönsten Renaissancestil des bürgerlichen Mittelalters gehaltenen Architekturen Miltenbergs wirksam an. Die mit einem Kostenaufwand von nahezu 500000 Mark errichtete Brücke wurde von der Brückenbaufirma Grün & Bilfinger in Mannheim erbaut.

Blick auf Miltenberg durch die neue Mainbrücke.

Die neue Mainbrücke bei Miltenberg.

Nach photographischen Aufnahmen von Christian Herbst in Worms

Zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Weltpostvereins, das in Bern am 2. Juli begangen werden wird, sind schweizerische Jubiläumsmarken und zwei Postkarten zu 5 und 10 Centimen erschienen. Das Markenbild zeigt eine die Briefpost und die Telegraphie versinnbildende Frauengestalt. Dieselbe läßt mit der rechten Hand eine Anzahl von Briefen flattern, während sie den linken Arm um eine mit dem Schweizer Wappen gezierte Telegraphenstange legt. Im Hintergrunde ist die Erdkugel sichtbar, über welche sich die Telegraphendrähte spannen. Die Marke ist in drei verschiedenen Farben hergestellt. Unsere Abbildung giebt in Vergrößerung die blaue 25 Cent.-Marke wieder. Rot ist die zu 10 und grün die zu 5 Cent. Die hier wiedergegebene Postkarte hat grüne Farbe.

Vom Mansfelder Bergwerksjubiläum in Eisleben. Am 12. Juni konnte die bedeutendste Gewerkschaft des Deutschen Reiches, nämlich die „Mansfelder Kupferschiefer bauende Gewerkschaft", den siebenhundertjährigen Gedenktag des Bestehens ihres Bergbaues feiern. Großartige Erzreichtümer hat sie in diesem Zeitraum zu Tage gefördert, und mächtig hat sie selber sich entfaltet. Denn sie umfaßt heute 18000 Berg- und Hüttenleute und, wenn man die Frauen und Kinder einbezieht, rund 60000 Personen, die bei der Erzgewinnung ihren Lebensunterhalt finden. So veranstaltete die Gewerkschaft denn auch eine ihrer bedeutsamen Vergangenheit würdige Gedenkfeier. Ganz Eisleben prangte im reichsten Schmuck von Fahnen, Tannengrün, Obelisken und Ehrenpforten. Zunächst dem Stadteingang war eine dem alten Burgthor gleichende Pforte errichtet, wo etwa 7000 Berg- und Hüttenleute, hinter ihnen Schulen, Kriegervereine und Innungen, das Kaiserpaar erwarteten. Um 12 Uhr mittags traf der Sonderzug ein. Alsbald begab sich der Kaiser zu Pferde nach dem Empfangsplatz. Unsere Abbildung veranschaulicht die Begrüßung durch Geheimrat Georgi namens der Gewerkschaft. Die beiden anderen Bilder zeigen die Vorder- und Rückseite der bekannten Mans-

felder Thaler, die, unter König Friedrich Wilhelm III von Preußen geprägt, uns noch jetzt im täglichen Verkehr begegnen.

Die Wirren in China. In unserem Artikel „Geheimbünde in China" zu Beginn dieses Jahrganges haben wir das Wesen und Treiben

der geheimen Gesellschaften in China besprochen und darauf hingewiesen, daß sie sich im Norden Chinas gegen die Fremden, namentlich gegen die Christen richteten. Ueber Erwarten schnell ist diese revolutionäre Bewegung angeschwollen. Die Geheimbündler, gegenwärtig „Boxer" genannt, dringen gegen die Hauptstadt des Reiches der Mitte vor, sie haben die Eisenbahn zwischen Peking und Tientsin zerstört, und die Regierungen der europäischen Staaten sowie die Japans haben sich genötigt gesehen, Schutztruppen zu landen und nach Peking marschieren zu lassen, wo die Regierung der Kaiserin eine zweideutige Rolle spielt, bald den Forderungen der Mächte zu willfahren scheint, bald mit den Boxern liebäugelt. Schon im Interesse unserer in China lebenden Landsleute wäre eine friedliche Lösung der recht verworrenen Verhältnisse zu wünschen. Leider ist das erste Blut bei Taku bereits geflossen.

Jubiläumsbriefmarke (25 Centimen) des Weltpostvereins.

Jubiläumspostkarte (5 Centimen) des Weltpostvereins.

Peking, die Hauptstadt des Nordens, liegt in einer weiten Ebene, etwa 150 km vom Meere entfernt. Sie bedeckt ein Areal, das ungefähr dem von Berlin gleich ist, die Einwohnerzahl beträgt aber nur gegen 500 000. Die Anlage der Stadt ist sehr eigenartig; diese besteht aus zwei Hauptvierecken, die wieder durch eine Mauer mit drei Thoren voneinander getrennt sind. Das nördliche Viereck ist höher und schmaler, es wird die Tatarenstadt genannt, weil früher in ihm nur Angehörige des Mandschustammes oder Tataren wohnen durften. Diese Stadt wird vorwiegend von den Beamten bewohnt, und in ihr befinden sich auch die Häuser der europäischen Gesandten. Inmitten der Tatarenstadt ist durch hohe Mauern wieder ein Viereck abgegrenzt, das der Kaiserliche Stadt enthält, und in diesem ist noch ein kleineres drittes Viereck eingeschachtelt, die „Rote Stadt" oder die „Verbotene Stadt", die eigentliche Residenz der Kaiser von China. Rings um die Tatarenstadt zieht sich eine etwa 13 m hohe und an ihrem oberen Ende 11 m breite Mauer, an deren Thoren und Ecken sich etwa 30 m hohe Türme erheben. An die Südseite dieser Mauer schließt sich ein längliches Viereck an, die Chinesenstadt, der Sitz der kommerziell treibenden Bevölkerung. Auch sie ist von einer etwas niedrigeren Mauer umgeben. Die eine von unseren Abbildungen zeigt die südöstliche Ecke mit dem Turm.

Die Straßen in beiden Vierteln sind zumeist gradlinig, schachbrettartig angelegt. Sie werden von niedrigen, fast durchweg einfachen

Vorderseite. Mansfelder Thaler. Rückseite.

Häusern eingeschlossen, bieten also keineswegs einen imposanten Eindruck. Treffend schreibt v. Richthofen über Peking: „Es ist eine ne-

700jährige Jubelfeier des Mansfelder Bergbaus in Eisleben: Die Begrüssung des Kaisers durch den Vertreter der Gewerkschaften.
Nach einer photographischen Aufnahme von A. Spieß in Eisleben.

fallene Stadt und die Tage ihres Glanzes gehören der Vergangenheit an." So giebt es heute in der „Hauptstadt des Nordens" nur noch wenige Monumentalbauten, wie den Tempel der Sonne und der Erde, den Konfuciustempel, einige Marmorbrücken ꝛc. Einst war die Stadt kanalisiert und ihre Straßen hatten ein gutes Pflaster. Heute sind die Kanäle verschüttet, die Straßen deckt ein fußhoher, schwarzer Staub, auf den die Abwässer der Haushaltungen gegossen werden, und der durch Regengüsse in schlammigen Morast verwandelt wird. Selbst die Straße, in welcher die fremden Gesandtschaften liegen, macht davon keine Ausnahme, wie dies eines unserer Bilder deutlich zeigt.

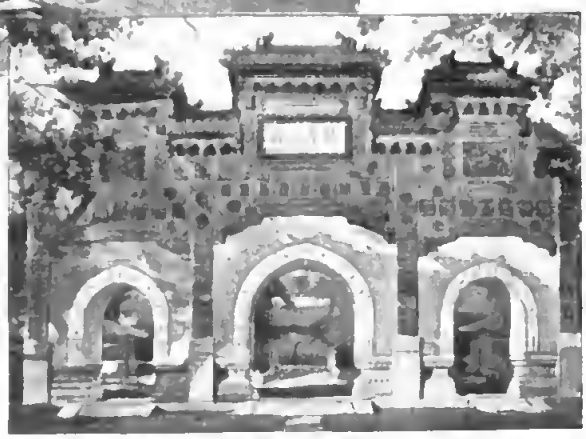
Eingang in die deutsche Gesandtschaft.

Die unscheinbaren Häuser sind aber bequem zum Wohnen eingerichtet, und recht anmutig ist das Bild, das uns den Eingang in die deutsche Gesandtschaft vorführt. Kein Standpunkt ist zur Umschau über Peking geeigneter als die Zinne der Umfassungsmauer, die auch von den Mandarinen und Europäern gern als Promenade benutzt wird. Stellt man sich auf die Umwallung, welche die Tatarenstadt von der Chinesenstadt trennt, so blickt man hinab in ein doppeltes Meer von Häusern. Von dem hohen Standpunkt nimmt man aber auch den prächtigsten Schmuck Pekings wahr, seine zahllosen Gärten, die sich in der Ferne zu einem dichten Walde zu vereinigen scheinen. Besonders fesselnd ist der Ausblick auf die Mandschustadt: dort erheben sich über das Grün der Gärten die orangegelben Dächer der

Strasse der fremden Gesandtschaften.

kaiserlichen Paläste und die verschnörkelten Spitzen der Tempel. Dort ist jeder Zoll echte chinesische Architektur, als deren Beispiel wir eine Abbildung des Thores zum Kaiserpalast unseren Lesern vorführen. Man vergißt dafür einen Augenblick den Verfall, den man erst kurz vorher in den schmutzigen Straßen und verödeten menschenleeren Stadtteilen geschaut hat.

Südostturm der Stadtmauer.



Chor zum Kaiserpalast.

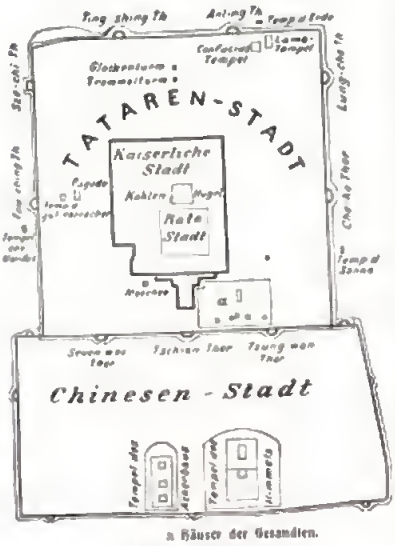
Bilder aus Peking.

Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Kühne, der Direktor des physiologischen Instituts der Universität Heidelberg, ist dort am 10. Juni gestorben. Kühne wurde zu Hamburg am 19. November 1837 geboren. Er studierte in Göttingen, Jena, Berlin, Paris und Wien und erwarb bereits 1857 die philosophische Doktorwürde. Von 1861 bis 1868 war er unter Virchows Leitung am Berliner pathologischen Institut als Assistent für Chemie thätig. Unterdessen hatten seine physiologischen Leistungen solche Anerkennung gefunden, daß er 1862 ehrenhalber zum Doktor der Medizin ernannt worden war und 1868 die Berufung auf den Lehrstuhl für Physiologie an der Universität Amsterdam erhielt. Seit 1871 wirkte Kühne als Nachfolger von Helmholtz in Heidelberg mit nennenswerten Erfolgen. Neben seinen Fachschriften ist namentlich sein „Lehrbuch der physiologischen Chemie" zu nennen.

Dr. Otto Brenn, der langjährige Chefredakteur der Münchener „Allgemeinen Zeitung", ist in der Nacht vom 12. zum 13. Juni in München hochbetagt verschieden. Er wurde am 1. August 1824 in Kassel geboren. Seine Studentenzeit fiel in die freiheitliche Volksbewegung der letzten vierziger Jahre, an welcher er einigen Anteil genommen hatte. Nach Abschluß seiner geschichtlichen und neusprachlichen Studien lebte er abwechselnd in Paris, Madrid, Kassel und München. 1860 trat er in die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" ein, deren oberste Leitung er am 1. März 1869 übernahm und die er erst am 1. Dezember 1889 niederlegte, während er die Redaktion der Beilage noch bis zum Jahre 1891 weiterführte. Seitdem widmete er seine vielseitigen litterarischen Erfahrungen mit viel Geschick der Herausgabe des im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden Musenalmanachs. Sa manche Probe seiner meisterhaften Uebersetzungskunst nun der spanischen Litteratur, die er kannte wie selten einer, und so manche eigene Liederblüte, die ihn selber als sinnigen Lyriker zeigte, hat er in die Jahrgänge des Musenalmanachs nach und nach niedergelegt. Auch im Gedächtnis der Deutschen Schillerstiftung, der er sein Münchener Wohnhaus testamentarisch als Eigentum hinterlassen hat, wird der Name des Verstorbenen bleibend fortleben.

Die Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt stellt für das Jahr 1900/1901 folgende Preisaufgabe: „Wie ist unsere männliche Jugend von der Entlassung aus der Volksschule bis zum Eintritt in den Heeresdienst am zweckmäßigsten für die bürgerliche Gesellschaft zu erziehen?" Als Preis für die beste Lösung sind 600 Mark ausgesetzt. Die Abhandlung über das Thema soll allgemeinverständlich geschrieben sein und nicht unter 15 sowie nicht über 40 geschriebene halbseitig gedruckene Foliobogen umfassen. Das Manuskript ist in der Zeit vom 1. März bis 30. April des Jahres 1901 mit Motto ohne Namensnennung und Namensangabe unter versiegeltem Couvert an den königlichen Bibliothekar Herrn Oberlehrer Dr. Emil Stange in Erfurt einzusenden, an welcher Stelle auch alle sonstigen auf das Preisausschreiben bezüglichen Bedingungen zu erfahren sind.

Lehrkurse für Haushaltungs- und Handarbeitslehrerinnen. In demselben Maße, wie heute alle Gebiete menschlicher Thätigkeit eine Betonung der rein ökonomischen Interessen erfahren, sind auch die Ansprüche an das Wissen und Können der Frau im hauswirtschaftlichen Berufe gewachsen. Diesen Anforderungen suchen Fachschulen und Lehrkurse, wie solche hier und dort bestehen oder abgehalten werden, mit Erfolg nachzukommen. Ein wesentliches Verdienst um die För-



a Häuser der Gesandten.

Plan von Peking.

berung und Herbung jener Berufe hat sich der Lettevereln in Berlin mit seinem seit zehn Jahren bestehenden Haushaltungsseminar erworben, in welchem insbesondere Haushaltungslehrerinnen ausgebildet werden Der Kursus dauert 1½ Jahre

Der Unterricht umfaßt die einfache und feine Küche, Vorlesungen über Gesundheits-, Ernährungslehre und Chemie der Nahrungsmittel, ferner die Wirtschaftslehre, Pädagogik, Methodik und einfache Buchführung. Nebenher geht auch ein sechsmonatiger Handarbeitslehrekursus. Das Seminar steht unter der Direktion von Fräulein E. Hannemann. Der Pensionspreis beträgt bei getrenntem Zimmer vierteljährlich 150 Mark. Auskunft über alles Nähere erteilt die Registratur des Lettevereins, Berlin SW., Königgrätzerstraße 90.

Ein ähnliches Ziel erstreben die vom Verband der vaterländischen Frauenvereine für die Provinz Schlesien in Neurode veranstalteten Lehrkurse zur Aus- und Fortbildung von Haushaltungs- und Handarbeitslehrerinnen unter Leitung des Kreisschulinspektors Herrn Dr. Springer dortselbst. Dieselben zerfallen in einen Haushaltungs- und einen Handarbeitskursus. Der erstere dauert acht Wochen und hat am 5. Juni seinen Anfang genommen, der zweite, der sich an jenen unmittelbar anschließt, soll sechs Wochen dauern und am 30. Juli beginnen. Ein besonderes Unterrichtshonorar wird nicht erhoben; dagegen ist ein Materialgeld von wöchentlich 2 Mark zu entrichten Pensionen sind zum Preise von 110 beziehungsweise 85 Mark für die Dauer eines der beiden Kurse zu haben.

Alle auf die Teilnahme, sowie sonstigen Verhältnisse bezüglichen Aufschlüsse werden vom kgl. Kreisschulinspektor Herrn Esser zu Neurode in Schlesien bereitwillig gegeben

Das Hotel „Seehof" der Sängerfamilie Rainer am herrlichen Achensee in Nordtirol, welches den meisten Alpinisten bekannt sein dürfte, ist am Pfingstsonntag über Mittag niedergebrannt. Bei der großen Schnelligkeit, mit welcher das Feuer um sich griff, konnte nur weniges gerettet werden, und so haben auch die meisten Fremden, die dort wohnten, einen Teil ihres Gepäckes verloren. Der Brandschaden ist bedeutend, aber Menschenleben sind glücklicherweise nicht zu beklagen

Für die Errichtung der ersten Bismarck-Feuersäule in den Reichslanden wirbt der Aufruf, den ein in Buchsweiler gebildetes Komitee erläßt, freiwillige Beiträge. Als Standort für die Denksäule ist die Höhe des sagenhaften Hasselberges ausersehen, der als hochragende Worte das wiedergewonnene Reichsland bis zum Vogesenwalle überschaut und überdies den Anblick auf eine nach Goethes Ausspruch

Das Hotel Seehof am Achensee vor dem Brande.
Nach einer Aufnahme von Würthle und Sohn in Salzburg

„völlig paradiesische Gegend" gewährt. Beiträge nehmen die Geschäftsstelle der „Deutschen Zeitung", Berlin SW., oder der Vorsitzende des Denkmalausschusses, Herr kaiserlicher Oberförster Alexander Bargmann, Buchsweiler im Elsaß, entgegen.

Das Prunksattelspiel, das wir im untenstehenden Bilde zeigen und das nur Zeit auf der Weltausstellung in Paris durch seine überaus prachtige Ausstattung berechtigtes Aufsehen erregt, dürfte wohl das teuerste Spielgerät sein, das jemals hergestellt wurde — repräsentiert das kostbare Schaustück doch einen Gesamtwert von 120 000 Mark. Ausgeführt wurde dieses Stück des so rasch in weite Kreise gedrungenen Spieles, mit dem wir unsere Leser schon bekannt gemacht haben, durch die Hofjuweliere Gebrüder Friedländer in Berlin, und nicht weniger als 5500 Brillanten sowie zahlreiche Rubine und Smaragde dienen seinem Schmuck. Auch das Spielbrett ist reich mit Edelsteinen geziert und darf in Bezug auf seine künstlerische Durchbildung zu den schönsten Proben deutscher Goldschmiedekunst auf der Pariser Ausstellung zählen.

Geheimrat Kühne †.
Nach einer Aufnahme von Ed. Schultze in Heidelberg.

Dr. Otto Braun †.

Der Eisenbahnverkehr in London. Es ist eine bekannte Thatsache, daß sich die innere Stadt von London, die sogenannte City, nach und nach fast zum reinen Geschäftsviertel herausgebildet hat; an Stelle der Wohnhäuser traten Geschäftshäuser, und 1896 kamen auf noch durchschnittlich sieben Personen auf ein bewohntes Haus. Der Strom der in den Vorstädten wohnenden Geschäftsleute, Beamten und dergleichen flutet des Morgens hin und am Spätnachmittag zurück. Sechzehn Eisenbahngesellschaften — abgesehen von den zahlreichen Omnibusgesellschaften, den Untergrundbahnen ꝛc. — teilen sich in den hiernach täglich zu bewältigenden Verkehr. Man schätzt die Zahl der Eisenbahnreisenden zwischen der City und den Vororten auf mindestens 960 000 täglich. Von den größeren Stationen sind zu nennen Broad Street mit 80 000, Charing Cross mit 110 000, Kings Cross mit 100 000, Liverpool Street, die bekannte Station mit der Riesenuhr, mit 128 000, London Bridge mit 75 000, Paddington mit 13 000, Waterloo mit 80 000 Personen.

Die gesamte Betriebslänge der die Grafschaft London und deren nächste Umgebung umfassenden Verkehrsgebietes beträgt etwa 676 km, die Zahl der Stationen beläuft sich auf 418, davon werden 41 von mehreren Gesellschaften gemeinschaftlich benutzt und 2 sind Doppelbahnhöfe. Der Hauptverkehr fällt der Great-Eastern-Eisenbahngesellschaft zu, welche an obigen 676 km = 420 englische Meilen mit 75 Meilen beteiligt ist. Ihr gehört auch die vorhin erwähnte Station Liverpool Street.

Das Prunksattelspiel auf der Pariser Weltausstellung.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 14, 1904.

Allerlei Winke für jung und alt.

Ein Geldsack als Schlummerkissen dürfte einer scherzhaften Eigenart nicht entbehren. Man fällt zunächst ein Säckchen aus derbem Stoff von 40 cm Breite und 50 cm Höhe mit Federn oder Kapok, näht dasselbe dann ganz zu und thut es in eine Hülle aus Bastseide von derselben Form, jedoch 20 cm länger und nach oben zu an dem Rande eingeschlagen, um das Ganze noch Art eines Sackes zuzubinden, was mit einer dicken seidenen Schnur, mit Pompons abgeschlossen, zu geschehen hat. Auf den äußeren Sack stickt man vor dem Zusammennähen unterhalb der Mitte der Vorderseite in großen dicken Ziffern die Ziffer 5000 oder 10000 oder auch ein Warenzeichen mit schwarzer Seide. Bei Gebrauch dreht man den Sack herum und schläft auf der unbestickten Rückseite. Ein solches „stets gefüllter" Geldsack bietet täglich Anlaß zur Heiterkeit.

Geldsack als Schlummerkissen.

Puppenschränkchen mit Makerei. Zum Geburtstage oder sonst einem Feste kann vielleicht manch eine kunstfertige Mutter oder Tante ihrem Liebling eine Freude mit einem Puppenschränkchen machen, wie wir es auf unserer Abbildung erblicken. Es mißt 43 cm Höhe zu 28 cm Breite, wird vom Tischler einfach aus rohem Holz gefertigt, dann aber daheim mit weißer Lackfarbe sorgfältig angestrichen. Nachdem die weiße Farbe getrocknet ist, faßt man die Ränder mit feinen geraden Linien in blauer oder grüner Lackfarbe ein und malt alsdann auf die leeren Mittelfelder Blumenstücke mit Oelfarbe im Stil der bekannten Bauernmöbel, was den heitern, zierlichen Eindruck des Ganzen vollendet.

H. R.

Puppenschränkchen.

Theeservietchen zu Delfter Porzellan. Zu dem jetzt auf so vielen Theetischen eingebürgerten Delfter Porzellan läßt sich mit verhältnismäßig geringer Mühe das passende Tischzeug herstellen. Auf weißes Leinen stickt man in Stielstich mit zwei Schattierungen blauer Waschseide eine holländische Landschaft — gewöhnlich einen Wasserspiegel mit Windmühle oder Segelschiff. Rings um die Serviette wird ein Rahmen von languettierten kleinen Bogen gebildet und die noch überhängende Leinwand durch Ausziehen der Queerfäden zu Fransen benutzt.

Theeservietchen zu Delfter Porzellan.

Bücherständer. Obgleich nur klein, kann der Ständer verhältnismäßig doch recht viele Bücher aufnehmen, da man dieselben, wie die untenstehende Abbildung erklärt, an allen vier Seiten einstellen kann. An unfeuer aus Erlenholz gefertigten Vorlage mißt das auf Bronzekugelfüßen ruhende Bodenbrett 32 cm im Quadrat; diesem ist ein zweites 28 cm im Quadrat großes Brett aufgeleimt, an dessen Schnittkanten, nach Anleitung der Darstellung, je drei flache, etwa 28 cm hohe Stäbchen mittels Ziernägeln ihre Befestigung finden. In gleicher Weise sind diese zwölf Stäbe an ihren oberen Enden mit einer ringsum gehenden Leiste verbunden, auf der das wieder 28 cm im Quadrat große Deckbrett ruht; seine Ecken zieren Bronzekugeln.

Zur Ausstattung des Bücherständers können ausgesporter oder ausgemalter Holzbrand, Kerbschnitt, Ausgründung u. s. w. verwendet werden.

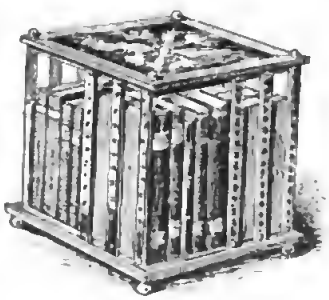
Kleine Ersparnisse. Wer kennt nicht die Siegellackstümpfchen (womöglich durch ein eingeschmolzenes Streichholz verlängert), auf sonst recht eleganten Schreibzeugen, oder die letzten Brückchen einer feinen Toiletteseife unter dem neuen Stück in der Waschtischschale? Beide lassen sich bis zum letzten Rest benutzen. Man braucht füe das erstere nur rechtzeitig eine neue Siegellackstange über dem Licht zu erhitzen und das alte Stümpfchen dagegen anzuschmelzen, daß es völlig eins damit wird. Die Seifenreftchen sammelt man in einem Beutelchen aus lockerem weißen Flanell, das neben dem Schwammnetz herabhängt. Kommt das warme Bad oder auch nur die große Körperwäsche der Kinder, so reibt man mit diesem bequem in der Hand ruhenden und stark schäumenden Säckchen ihre Glieder ein, hängt es nach Gebrauch wieder zum Trocknen auf und füllt mit dem nächsten Seifenrest den Inhalt wieder auf.

Handschuhdrücker zu verwenden. Von alten verbrauchten Handschuhen mit Drückerschluß schneidet man jeden Drücker mit einem schmalen Lederrand heraus und säumt sie fein an dem Rändchen als Rockverschluß, wie bei dem bekannten Patentrockverschluß, an.

Die Spargelbeete sind recht häufig noch Aufhären des Stechens ein Schmerzenskind des Besitzers, weil jetzt im grünen Laube das Ungeziefer anfängt sich breit zu machen und sich so vermehrt, daß kaum noch eine Möglichkeit für die Entwickelung des Spargelkrautes bleibt. Und doch ist dies hoch notwendig. Ohne Laub kann die Spargelpflanze keine Kraft wiedergewinnen, keine Stoffe für die nächstjährigen Pfeifen ablagern. Da das Ungeziefer das Laub völlig auffrißt und Abwehemaßregeln schwächlicher Natur — es handelt sich um die Larven des Spargelhähnchens und des Spargelkäfers — ganz wirkungslos bleiben, so kann man sich nur dadurch helfen, daß man ein Insektenvertilgungsmittel benutzt, welches das Spargellaub für die Insekten vergiftet. Dies geschieht, sobald wir mit Schweinfurter Grün spritzen, 3 g auf 100 l Wasser, und die Spritzung, da mehrere Generationen von Insekten vorhanden sind, einigemal wiederholen. Vorsicht beim Bereiten und Verspritzen der Lösung ist notwendig wegen der Giftigkeit des Schweinfurter Grüns. Zur Kräftigung des Spargels trägt außerdem die Entfernung aller Früchte wesentlich bei. Die Nahrung, welche sie verbrauchen, kann nach Abnahme derselben den Knospenanlagen fürs nächste Jahr zugeführt werden. Zum Schluß ist Schutz der grünen Triebe durch Anbinden an Pfähle gegen Windbruch und reichliche flüssige Düngung allen Spargelanlagen von hohem Nutzen.

Eine katalische Merkwürdigkeit ist der Crocus sativus — ein schönblühender Crocus, der zum Wachsen und Blühen keine Erde braucht. Die großen Blumenzüchtereien liefern die Zwiebeln zu geringem Preis; im September etwa legt man sie in einen tiefen Teller, den man mit Moos leicht bedeckt, doch so, daß die jungen Triebe ans Licht gelangen können. Hält man das Moos mäßig feucht, so entwickeln sich bald die schlanken feinen Blüten in allen Abstufungen von weiß und lila.

Neues Gummigtas auf den Schreibtisch. Das zierliche kleine Gerät vereinigt verschiedene Annehmlichkeiten; es besteht aus einem netten farbigen Glas, das durch einen breiten Nickeldeckel gut zu verschließen ist; der Gummi bleibt völlig staubfrei und flüssig, der Rand wird nicht klebrig und beschmutzt nicht den Pinselstiel und die Finger, da der kurze Pinsel inmitten des Deckels von innen befestigt ist, also mit den Fingern nicht in Berührung kommt.



Bücherständer.

Digitized by Google

Für Hausfrauenfleiss.

Leitseil mit Glöckchen. Material: 70 bis 80 g rote Laadwolle, 36 Glöckchen, 2 m rotes Köperband, 2½ cm breit.

Zur Herstellung dieses Leitseils, mit dem wohl jedem kleinen Knaben große Freude bereitet wird, häkelt man 7 einzelne Teile.

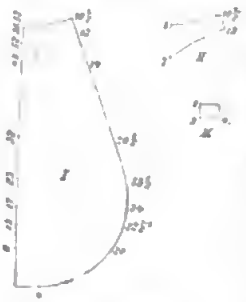
1 Teil 60 bis 65 cm weit (Taillenweite). 2 Teile je 50 cm lang (über die Schultern führend), 2 Teile je 20 cm lang (diese dienen als Verbindung der über die Schultern führenden Teile), 2 Teile je 12 cm lang (an diese wird das Band, das als Leine dient, angenäht).

Die ersten 5 Teile werden in derselben Breite ausgeführt, und zwar 8 Stäbchen breit; beim Umwenden dienen 2 Luftmaschen für das 1. Stäbchen, so daß immer nur noch 7 Stäbchen gehäkelt werden.

Hat der Teil die oben angegebene Länge, so werden ringsum Pikots gehäkelt. (* 1 dichte Masche kommt zwischen das 1. und 2. Stäbchen, zum Pikot selbst hakelt man 3 Luftmaschen, zurückstechen in die beiden Glieder der dichten Masche, von * an wiederholen.)

Die beiden je 12 cm langen Teile werden nur 4 Stäbchen breit ausgeführt (2 Luftmaschen bilden auch hier beim Umwenden das 1. Stäbchen).

Sind alle 7 Teile gehakelt, so geht man an das Zusammenfügen.



Schnitte zum Hausschürzchen aus Kattun.

An den 60 bis 65 cm weiten Teil werden, 4½ cm von der vorderen Mitte entfernt, die beiden 50 cm langen Teile angenäht, ebenso in der gleichen Entfernung von der hinteren Mitte.

Die beiden 20 cm langen Teile werden (über Brust und Rücken gehend) unter die der Länge nach führenden Teile gesetzt, und zwar in halber Höhe zwischen Taille und Achsel.

Zum festeren Halt des Ganzen wird der um die Taille führende Teil mit dem 2½ cm breiten Band unterfuttert.

Zwischen den beiden mittleren Stäbchen, das darunter liegende Band durchschneidend, wird hinten ein Knopfloch ausgeführt; ein Glöckchen dient als Knopf.

An die beiden schmalen Teile wird das noch übrige Band angenäht und diese Teile hinten, unterhalb der aufwärts führenden Teile, angenäht. Ein Glöckchen deckt hier die Naht, ebenso den Bandansatz.

Fünf weitere Glöckchen kommen gleichmäßig verteilt auf den um die Taille, je 3 auf die über Brust und Rücken führenden Teile.

Als Hauptverzierung dienen Büschel von je 4 Glöckchen, welche an Luftmaschenschnuren hangen (12 bis 15 Luftmaschen). Der Ansatz der Büschel wird durch Pompona gedeckt, und diese kommen je auf die Mitte der Achsel und zu beiden Seiten des wagerecht über die Brust führenden Teils. Die noch übrigen Glöckchen kommen am Rücken auf die senkrecht laufenden Teile.

Leitseil für Kinder.

F. A. S. St.

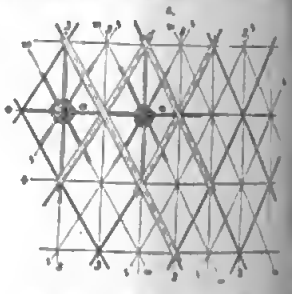
Hausschürzchen aus Kattun. Vorlage beim genauen nach rot. Schürze I in einem geschnitten 1,57, Volant 2,90 m lang, 7 cm breit, mit kleinen Zäckchen festanniert, zwei 2 mm breite Säumchen in 1 cm Abstand aufgereiht; die Schürze II nach innen aufgesteppt, dazwischen rechts das Bandstück III und links den Gürtel 32 cm lang, 3 cm breit. Der Volant enthält oben noch zwei 6 cm lange Säumchen und wird mit einigen Stichen nur an den Bund genäht. Ringsum mit Bändchen besetzen (2,10 m nötig).

Weißes Mullfichu. Eine hochmoderne Ergänzung der jugendlichen Sommertoilette bildet das duftige Fichu, das in der Form „Marie Antoinette" am beliebtesten ist. Dasselbe läßt sich sehr leicht ohne Zuhilfenahme einer sachkundigen Hand herstellen. Unser Schnitt zeigt die Hälfte des Fichus, die 90 cm lang und am oberen Rande (in der Mitte) 34 cm breit ist. Von hier schrägt sich das Fichu derart zu, daß es nach 50 cm nur 22 cm, nach weiteren 20 cm nur 16 cm breit ist und sich am unteren Rande ganz zuspitzt. — Der Stoff muß beim Zuschneiden schräg genommen werden, die Ränder werden mit Klöppelspitze garniert. Der obere Rand fällt als Kleiderwurf zurück, eine perlene Brosche, im Sommer wohl auch ein Blumensträußchen, hält das Fichu fest, dessen Enden kreuzweise nach rückwärts gebunden werden.

Schnitt zum Mullfichu.

A. L.

Weste aus feinsten Point-lace-Bändchen und Goldspinnen. Zeichnung a vergrößerte

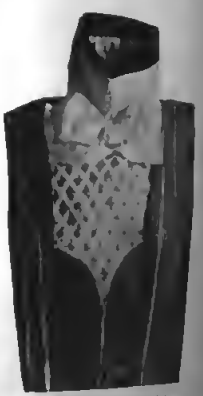


Detail zur Weste mit Spitzenbändchen.

das Muster, auf starkes Papier oder Pauseleinwand mit Tusche oder Tinte aufgetragen, auf welches die Bändchen aufgeheftet werden. Mittelfeiner Goldfaden dient zu den Spinnen, welche die Spitzenbändchen fest verbinden, da man an der Kreuzung der Bändchen genau durchstechend, den Faden darunter laufen läßt und bei der nächsten Raute wieder herauskommt. Man zieht zuerst alle Querfäden 1, 2, dann den Längsfaden 3. Erst der Faden 4 macht die eigentliche Spinne fertig. Man zieht den Faden 4 in die Raute ein, führt denselben um die gezogenen Fäden im Kreis weimal herum und sticht bei a über den letzten Kreisfaden, dann wieder unter der Kreuzung der Bändchen durch. Diese Ausführung ist, besonders bei der Arbeit mit Goldfaden, eine äußerst verwickelte Art.

Die Arbeit wirkt wie feinste Goldspitze, besonders über weißem Atlas, und ist sehr rasch gefertigt. Für eine ziemlich breite Weste benötigt man zwei Strängchen Gold. Unter der Atlasunterlage empfiehlt sich bei festen Westchen Schrägstoffutter und sorgfältiges Einfassen der Außenränder mit Schneiderbändchen.

B.



Weste mit Spitzenbändchen.

Weisses Mullfichu.

Allerlei Winke für jung und alt.

Wie erlernt man das Beschneiden junger Obstbäume? Wir oft hört man nicht von Gartenbesitzern die Klage, daß der bestellte Baumgärtner ihn im Stich gelassen habe und daß er doch die jungen Bäume selbst nicht beschneiden könne, daß nur geprüfte Gärtner diese Operation fertig brächten, aus Büchern und Zeitschriften könne das der Laie nicht lernen. Aber viele Baumbesitzer haben ohne persönliche Anleitung sich durch Lesen die erforderlichen Kenntnisse angeeignet und durch die praktische Ausführung des Schnittes vervollkommnet.

Dem Anfänger soll nun die nachstehende Anweisung die ersten Schwierigkeiten bei dem Schnitte überwinden helfen, insbesondere soll sie denselben, der oft die junge Baumkrone als ein Holzgewirre betrachtet, lehren, junges einjähriges Holz von älterem zu unterscheiden.

Nebenstehende Abbildung a zeigt uns einen Zweig einjährigen Holzes, der 1 End- und 5 Seitenknospen aufweist und zweijährigem Holze entsprossen ist. Diese Knospen des einjährigen Zweiges könnten unter sehr günstigen Bedingungen austreiben, doch treiben sie gewöhnlich nur einige, und zwar die am besten ausgebildeten Knospen aus. Die im Frühjahr sich aus den Knospen entwickelnden Triebe wachsen ungestört bis in den Spätherbst, wo die Blätter abfallen, fort, wodurch dann wieder frisches einjähriges Holz entstand (Abbildung h). Es wurde also aus dem einjährigen Zweige ein zweijähriger und aus den Knospen des früheren einjährigen Zweiges entstanden Triebe, die bis zum nächsten Frühjahre einjährige Zweige werden, die gleichfalls mit schlafenden Knospen versehen sind.

Beschneidet man in einer einjährigen Baumkrone die Zweige gar nicht, so wird die Endknospe, auch Terminalknospe benannt, wohl stark austreiben, die der Endknospe zunächst stehenden 2 bis 4 Knospen vielleicht auch austreiben, die übrigen mehr zurückstehenden Knospen werden aber schlafend bleiben.

Würde man dagegen den einjährigen Zweig, siehe Abbildung c, auf die drei untersten Knospen beschneiden, so würden selbstverständlich diese Knospen stärker austreiben und größere Triebe entwickeln.

Während der unbeschnittene Zweig wenig Holz treibt und im dritten und vierten Jahre Blütenknospen bildet, werden die beschnittenen Zweige, wie Abbildung d zeigt, wieder Holztriebe machen und in den ersten Schnittjahren höchst selten Blütenknospen bilden. Wir ersehen hieraus, daß man zur Erlangung üppiger, starker Triebe das ein- oder auch Umständen auch das mehrjährige Holz zu beschneiden hat, ja, daß man durch allzu kurzen Schnitt die Unfruchtbarkeit herbeiführen kann, wogegen durch mäßigen Schnitt die Fruchtknospen- und Fruchtspießbildung begünstigt werden.

„Ringsuchen". Pfandspielen, mit und ohne Musik, aber immer mit Hinausspringen am Schluß, — das wird in jeder Kinderstube getrieben. Bei uns war ein ähnliches Spiel noch beliebter, „Ringsuchen". Bei diesem ist das Merkwürdige, daß der goldene Ring nicht versteckt wird, sondern offen da liegt oder hängt, aber so, daß er möglichst schwer zu sehen ist: er hängt z. B. an einem vergoldeten Wandleuchter, oder steckt auf der Mutter Fingerhut im Nähkörbchen, oder auf dem Knopf der elektrischen Klingel — oder — ja, ich werde Euch nicht alle schönen Plätze verraten. Wenn sich jemand ans Klavier setzt und durch leises und lautes Spielen „kalt" oder „warm" angiebt, ist die Sache sehr erleichtert, — aber auch dann dauert es manchmal noch erstaunlich lange, bis der Ring, den alle ganz gut sehen könnten, gefunden ist. Es kann auch ein Fingerhut oder ein anderer kleiner Gegenstand versteckt werden, doch läßt sich der Ring am schönsten unterbringen.

Schild in Hochstickerei.

Schild in Hochstickerei auf Waschtaschentücher; darin den Namenszug hochgestickt, der besonders hübsch wirkt, wenn das ganze innere Schild, nachdem das Monogramm gestickt ist, mit Spitzenstich ausgefüllt wird. Taschentuch mit schmalem Hohlsaum und Durchbruchsbett.

Tuch zum Einschlagen für Flecken und Stoffreste. Nicht jede Hausfrau hat viel Platz zur Verfügung, um ihre Stoffreste in Ordnung zu halten; so wird ihr ein Tuch zu diesem Zwecke vielleicht willkommen sein. Man nimmt starken Nessel und stickt mit verschiedenfarbiger Seide die Bezeichnung darauf, welcher Art, ob Wolle, Seide, Besatzstoffe das Tuch aufnehmen soll. Langes weißes Baumwollband zum kreuzweise Zusammenbinden des Packes. Aus der nebenstehenden Abbildung werden unsere Leserinnen leicht die Herstellungsart ersehen.

M. B.

Aufhänger für schwere Mäntel fertigt man aus alten, dunklen Lederhandschuhen; die Stücke vom Handrücken eignen sich am besten dazu. Ein langgelanges, ungefähr 2 cm breites Stück Leder wird doppelt gelegt. Ein langgelanges, ungefähr 2 cm breites Stück Leder wird doppelt gelegt und über einem doppelt genommenen Bindfaden, dessen Enden verknotet sind, übereinander genäht; an den Knoten, über welche die Ledereinfassung reichen muß, wird dann der Aufhänger angenäht. A. H.

Toilettekissen mit feiner Handarbeit aus Seide. Das Kissen selbst, das eine feine Pappeinlage erhält, mißt 13 cm im Quadrat und ist 4 cm hoch; mit gerefften, 20 cm breiten Seide an den vier Seiten bekleidet, oben mit 13 cm quadratgroßem weißen Atlas. Der Handarbeit auf Seidenstoff ausgeführt, in den üblichen Stäbchen mit Picot, Mittelstern verziert, points de reprise: außen herum zwei dichte Reihen, dazwischen den Quadratstich □□□; ganz schmale, cremefarbene Spitzenbörtchen als Abschluß. Material: 60 cm Börtchen, 40 cm altrosa Seide (schief), 3 Strängchen creme Waschseide.

M. B.

Toilettekissen mit feiner Handarbeit aus Seide.

Als Abschlußborte für Plaueschunterröcke sehen allerdings Langetten am schönsten aus; doch das Ausbogen ist nicht jedermanns Sache, die Langetten müssen auch aufgezeichnet werden — da ist für Mindergeübte zu diesem Zweck die Häkelarbeit zu empfehlen. Man häkelt mit Wolle (weiß oder farbig) und einer flachen Stahlnadel für eine schmale Borte: 1 feste M. in den Rockrand, dann *, 3 Lftm., 1 feste M. zurück in die 1. Lftm., 1 St. in die 1. Lftm., 1 feste M. in den Rockrand *. Diese f. M. muß aber ungefähr ¾ cm tief in den Stoff greifen und wird oben am Rand zugedrückt. Durch die stete Wiederholung von * bis * bildet sich ein zierlicher Bogenrand, dessen runde Stiche an ihrem Ende noch durch je 2 Kettenstiche verziert werden können. — Eine andere, leichte Häkelborte, die noch den Vorzug hat, daß sie auf beiden Seiten ganz egal aussieht und so auch für Wickelbänder, Badetücher u. dgl. verwendet werden kann, arbeitet man folgendermaßen: 1. Tour: 1 feste M. in den Stoff (½ cm lang), 1 Lftm., damit einen entsprechenden Raum übergangen, 1 feste M. in den Stoff rc. 2. Tour: * 3 Lftm. (als 1. St.), 3 Lftm., 1 feste M. zurück in die 1. Lftm., 1 St. zurück in die oberste Schlinge des 1. St., 3 M. der unteren Tour übergangen, vom * wiederholt. Soweit genügt der Abschluß für Wickelbänder u. dgl. Für Unterröcke können sich die Zacken noch 2 bis 3mal wiederholen; hierbei fallen die St. fort, man häkelt an einer Zacke 1 feste M., dann * 3 Lftm., 1 f. M. zurück in die 1. Lftm., 1 St. zurück in die 1. feste M., 1 feste M. in die nächste Zacke, dann stets vom * wiederholt.

A. H.

Praktische Kleiderröcke für zarte Kleider. Die besseren Ball- und Gesellschaftskleider, die man im Sommer nicht braucht, aber auch besonders zartfarbige, empfindliche Sommerkleider wird man, auf Schonung seiner Sachen bedacht, nicht ohne weiteres in den Schrank hängen, sondern Schutzhüllen für sie anfertigen. Am praktischsten sind solche Hüllen in Sackform; sie werden aus Baumwollzeug, ausgedientem Leinenzeug und weißlaßten dunklen Gardinen am wohlfeilsten hergestellt. Die Größe der Säcke richtet sich nach der Länge der Kleider. Man näht am besten die Socke auch oben zu, bis auf einen kleinen Schlitz in der Mitte, der zum Durchstecken des Hakens am Kleiderträger notwendig ist. Dann schneidet man die Socke der Länge nach auf, faßt sie an einer Seite ein und besetzt die andere Seite mit einer 12 cm breiten Stoffleiste. Auf die Verbindungsnaht der Leiste und des Sackes setzt man in Abständen von 12 bis 15 cm Knöpfe, es dient sich hier eine gute Verwendung der verschiedenen überzähligen Knöpfe, während man die Knopflöcher genau gegenüber in der eingefaßten Seite des Sackes anbringt. Die Kleider, welche man einhüllen will, hängt man auf Kleiderbügel an den dafür bestimmten Haken des Schrankes, wobei man vorher den Haken des Trägers durch den Schlitz des Sackes oben gezogen hat. Der Sack wird nun über das Kleid, dessen Falten man vorher sorgfältig zurecht gestrichen hat, gezogen und dann gut durch die Knöpfe geschlossen.

Tuch zum Einschlagen für Flecken und Stoffreste.

Luzern

Vierwaldstättersee.

Grösster Fremdenplatz der Schweiz. Rendez-vous aller Nationen. Weltberühmte, unvergleichliche Lage. Imposantes Alpenpanorama. Schlüsselpunkt für die grossartige Hochgebirgswelt der Centralschweiz. Eisenbahnknotenpunkt der Gotthard-, Brünig-, Jura-Simplon-, Central- u. Nordost-Bahn u. Ausgangspunkt für die berühmten Bergbahnen von Rigi, Pilatus, Bürgenstock, Stanserhorn u. Engelberg. Hôtels v. europäischem Ruf.

Kursaal — Konzerte — Nachtfeste.

Prachtvolle Quais am See u. zahlreiche herrliche Spaziergänge in der Umgebung. Reizende Fahrten mit Salondampfern auf dem wildromantischen Vierwaldstättersee. Gute Restauration an Bord.

Prospekte und Auskünfte durch die

Offizielle Verkehrs-Bureau Luzern.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Neue Gedichte

Sechste Auflage.

von

Emil Rittershaus.

Mit dem Bildnis des Dichters in Lichtdruck.

Elegant gebunden mit Goldschnitt Preis 5 Mark.

Wie wenigen vaterländischen Dichtern war Emil Rittershaus die Gabe eigen, einen begeisternden Gedanken, der Tausende erfüllte, in poetischer Form zu echt volkstümlichem und kräftig zündendem Ausdruck zu bringen.

Die „Neuen Gedichte" umfassen eine Sammlung seiner besten, von glühender Vaterlandsliebe durchdrungenen Gedichte, welche die großen Zeitereignisse, besonders die Kriegsthaten der Jahre 1870 und 1871 verherrlichen, daneben ist die Sammlung aber auch reich an jenen Bildern glücklichen Familienlebens, welche den Dichter zu einem Liebling des häuslichen Herdes gemacht haben.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Neue Romane

aus dem Verlage der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.

Heer, J. C.	Der König der Bernina. Roman aus dem schweiz. Hochgebirge.	Geh. M. 3.50
Höcker, P. O.	Väterchen.	Geh. M. 3.—
Meyer-Förster, W.	Eldena.	Geh. M. 3.—
Stratz, R.	Die ewige Burg. Roman aus dem Odenwald.	Geh. M. 3.—

In eleganten Einbänden je 1 M. mehr.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Das Glück

und andere Novellen

Inhalt: Das Glück. In der Heilanstalt. Ein Sommernachtstraum.

Von **Arthur Sewett.**

Preis geheftet 3 Mk., elegant gebunden 4 Mk.

Ein warmfühlendes, zum Herzen sprechendes Erzählertalent giebt sich in den obigen drei, zu einem Bande vereinigten Novellen kund. Ein wahrhaft poetischer Zauber liegt über diesen anmutigen, durch ihre geschickte, eigenartige Erfindung in hohem Grade fesselnden Erzählungen, von welchen besonders die Novelle „Ein Sommernachtstraum" als ein Kabinettstück feinfühliger Stimmungsmalerei bezeichnet werden darf.

Brausejahre.

Bilder aus Weimars Blütezeit.

Roman von A. v. d. Elbe.

2. Auflage. Preis geh. 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk.

Ein fesselnder Roman, in welchem dem Leser das bunte Treiben einer denkwürdigen, durch die Gestalten des Weimarer Goethe-Kreises belebten Zeit vorgeführt wird.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Das erste Jahr

im neuen Haushalt.

Eine Geschichte in Briefen von

R. Artaria.

Preis geheftet 3 Mk. Elegant gebunden 4 Mk.

Zweite Auflage.

Es dürfte kaum ein litterarisches Gelegenheitsgeschenk kleineren Umfangs geben, welches jungen Frauen und Bräuten willkommener sein könnte, als das Buch einer gemüt- und humorvollen Frau über das erste Jahr im Ehestand. „Das erste Jahr im neuen Haushalt" umfaßt die Erlebnisse eines jungen Paares in mittleren Verhältnissen; alle Seiten der häuslichen Frauenpflichten werden bald humoristisch, bald ernst in Briefen einer jung verheirateten Frau an ihre Freundin vorgeführt.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK. U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

15. Heft. 17. Juli 1900. Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12th & Vine Sts., Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Der Dorfapostel. Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer (3. Fortsetzung) 457

Spaziergänge durch die Weltausstellung in Paris. Von J. C. Heer. Mit Illustrationen nach dem Leben von C. Raon. I. 470

Gottfried von Bouillon. Von T. Kellen. Mit Abbildungen nach Photographien 473

Kampf ums Glück. Roman von Paul Aodean (8. Fortsetzung) 474

Ueber die Heide. Gedicht von Georg Busse-Palma . 483

Deutsche Städtebilder. Aschaffenburg. Von Johann Schober. Mit Illustrationen nach Zeichnungen von A. Pültner und nach Photographien 484

Blätter und Blüten: Das Friedensdenkmal zu Münster i. Westf. (Zu dem Bilde S. 457.) S. 487. — Alter Brunnenhof in Venedig. (Zu dem Bilde S. 460 und 461.) S. 487. — Ostafrikanisches Flußschwein. Von Matschie. (Mit Abbildung.) S. 487. — Der Jordansee bei Mishron. (Zu dem Bilde S. 469.) S. 487. — Der Schwimmunterricht im Schulbetrieb. Von H. Fricke. S. 488.

Allerlei Kurzweil: S. 488

Illustrationen: Wilhelm Bottes Entwurf für das Denkmal zur Erinnerung an den Westfälischen Frieden i. J. 1648 zu Münster. S. 457. — Alter Brunnenhof in Venedig. Von A. Sutinos. S. 460 und 461. — Landsknechte vor dem Gefecht. Von F. Mollee-Münster. S. 465. — Der Jordansee bei Mishron. Von Julius Westphen. S. 469. — Abbildungen zu dem Artikel „Spaziergänge durch die Weltausstellung in Paris". Von C. Raon. Vor Straßburg. S. 470. Frühmorgens auf der Straße. Auf dem Verdeck der Imperiale. S. 471. Beim Straßenantiquar. S. 472. — Abbildungen zu dem Artikel „Gottfried von Bouillon". Das Stadtbild Gottfrieds von Bouillon in Brüssel. Das Stammschloß Gottfrieds von Bouillon in den Ardennen. S. 473. — Flickschuster in Kairo. Von Herm. Linde. S. 477. — Abbildungen zu dem Artikel „Deutsche Städtebilder". Bilder aus Aschaffenburg. Von A. Pültner. S. 481. Aschaffenburg. S. 484. Die Luitpoldsteaße mit dem Ludwigsbrunnen. Klosterruine im Schönthal. S. 485. — Ostafrikanisches Flußschwein. Von Paul Neumann. S. 487. — Ball im Freien. Von Fritz Reiß. S. 488.

Hierzu 2 Beilagen, sowie Kunstbeilage 15: „In Gewissung". Von Hans Volkmer.

Kleine Mitteilungen.

„Was ich Aerzten und verständigen Hausfrauen abgelernt habe." Von Hermine Ludewig. Unter diesem Titel ist der Herm. Kreuschmer in Bunzlau eine verdienstvolle Broschüre erschienen, welche es unternimmt, die Resultate der Wissenschaft, speciell die Gefahr der Tuberkulosenansteckung und ihre mögliche Verhütung der Frauenwelt eindringlich darzulegen. Was die populären Vorträge über den gleichen Gegenstand nicht vermögen, nämlich die Frauen ganz im Detail zu belehren, das thut hier die erfahrene Verfasserin: sie nimmt der Reihe nach alle Gegenstände im Hause vor, welche Träger der Ansteckung sein können, und giebt das richtige Verfahren zur Gegenwirkung an. Was sie über die stand- und bazillentragenden Draperien, Makartbouquets, schweren Gardinen ꝛc. sagt, ist einleuchtend und wird vielleicht manche Hausfrau zum Nachdenken bringen, die sich bisher in derartigen „Schmücke dein Heim"-Erfindungen nicht genug thun konnte. Auch der Passus über den Schnupfen und die Unschädlichmachung der Taschentücher ist neu und beherzigenswert. Daß die Verfasserin in ihrem Eifer der Bazillenvertilgung auch hier und da etwas zu weit geht und tägliche Reinigungsmaßregeln fordert, wie zum Beispiel das Auswaschen aller gebrauchten Taschentücher, die dem vielbelasteten einzigen Dienstmädchen eines kleinen Haushalts unmöglich und doch auch, so lange bunter Gesunde die Zimmer bewohnen, unnötig sind, soll nebenbei bemerkt werden. Sollten aber die Leserinnen sich so von den Anschauungen der Verfasserin beleben lassen, daß sie selbst täglich obige Maßregeln ins Werk setzen, so wäre das gewiß nur zu begrüßen, schon im Interesse ihrer täglichen körperlichen Bewegung bei offenen Fenstern. Auch der Anhang: „Man muß sich zu helfen wissen", eine gründliche Darlegung der Möglichkeit, sich die neue Reformkleidung schnell und billig herzustellen, bietet sehr viel gutes. Jedenfalls ist das kleine Werk geeignet, unsere Frauen zum Nachdenken und gewiß auch zu segensreichen häuslichen Reformen zu veranlassen, es kann ihnen daher bestens empfohlen werden.

Zum cilizische Alpenveilchen. Die Herbstzeitlose ist bekannt dafür, daß sie ihre Blüten hervorzubringen vermag, wenn man die Knolle im Zimmer an irgend einem beliebig hellen Platz hinlegt. Lange Zeit hindurch hat sie sich mit dieser Eigenschaft als Zimmerpflanze allein behauptet, jetzt bekommt sie Konkurrenten. Einige Aramarten haben sich ebenso willfährig erwiesen. Zuerst das Arum corantum, das seine gescheckte Blüte in der wunderlichsten Form hervorbringt, dann Sauromatum guttatum, die Eidechsenblume, welche eine sammetschwarze Entladüte treibt und infolge ihres niedrigen Wuchses sich überall aufstellen läßt. Leider haben aber beide Pflanzen einen unangenehmen, fast widerlichen Geruch miteinander gemeinsam, der ihre beständige Verwendung im Zimmer ausschließt. Etwas anderes ist es mit dem neuen cilizischen Alpenveilchen Cyclamen cilicinum. Dasselbe beeinträchtigt uns unsere Freude nicht, wenn sich die Blüten öffnen, im Gegenteil, es wird dadurch immer reizender und schöner. Das cilizische Alpenveilchen hat eine schöne schwarze Knolle, auf der sich die Blütenknospen in großer Zahl entwickeln, wenn die Knolle im warmen Zimmer liegt. Sie braucht hier weder Wasser noch Erde, solange sich die Blüten entwickeln und solange sie blüht. Wenn aber die letzte Blume sich geschlossen hat, dann ist's höchste Zeit, daß die abgemagerte Knolle in einen Topf mit guter Heide- und Lauberde kommt, damit sie Wurzeln treiben kann und neue Kraft zu sammeln vermag.

Blitz-Musikalien-Ordner. Musiktreibende haben mit den Notenheften oft ihre liebe Not. Sie werden leicht verlegt, geraten durcheinander, und wenn man dann einmal ein Musikstück braucht, geht bei dem Suchen viel Zeit verloren. Da kommt der von Moritz & Co., Verlagsanstalt in Köln, in den Handel gebrachte „Blitz-Musikalien-Ordner" den Freunden der Frau Musika recht gelegen. Er besteht aus einer Mappe, die dank einer einfachen Einrichtung wie die Leporellobuchbums von links nach rechts und von rechts nach links sich auseinander läßt. Zwischen die einzelnen nummerierten Falten der Mappe werden die Notenhefte gelegt. Das Titelblatt des Ordners enthält den Vordruck für das Inhaltsregister. Infolgedessen kann man in einer Sekunde jedes Musikstück einordnen und herausnehmen. Hervorragende Künstler haben diesen Notenordner als zweckmäßig und praktisch empfohlen.

Erprobte Winke für brotbackende Hausfrauen. Die Hausfrauen auf dem Lande, die selbst Brot backen, werden manchmal die naturbedingte Erfahrung machen, daß das ganz nach alter seßhafter Gewohnheit angemengte und gebackene Brot in einigen Fällen nicht locker und gleichmäßig wurde, in einigen Fällen rasch schimmelte trotz des immer gleichen Aufbewahrungsortes. Im ersten Falle ist die Ursache, sowohl wie Backtemperatur, die von geopferter Wichtigkeit ist, wahrscheinlich die Ursache des Mißlingens, in letzterem Falle dürfte das Abkühlen des fertigen Brotes die Veranlassung zur Bildung der Schimmelpilze gegeben haben. Soll das Brot gleichmäßig locker werden, so muß man dafür sorgen, daß die Stelle, wo das Brot aufgeht, eine Temperatur von 28° C zeigt und die Hitze im Backofen 220 bis 240° C beträgt. Beim Abkühlen des gebackenen Brotes muß die Hausfrau darauf achten, daß dies nicht zu rasch geschieht, da das Brot in heißem Zustande viel Feuchtigkeit, Zuckerstoff und Stickstoffgas entwickelt und dadurch ein fruchtbarer Boden für die Entwicklung von mancherlei Bakterien ist. Man thut am besten, das aus dem Ofen genommene Brot in ein reines Tuch und dann noch in ein Stück neues Wollzeug zu wickeln und es darauf in einem Raum mit reiner, aber nicht kalter Luft langsam auskühlen zu lassen. L. H.

Für die Küche.

Warme Abendmahlzeit aus Konservenbüchsen (Garnelen). Weit hinein nach Deutschland kommen jetzt die beliebten, wohlschmeckenden Garnelen, die im Sommer die zum Spätherbst rein in großer Menge an der Nordsee gefangen werden. Man muß die Garnelen vor allen Dingen so frisch wie möglich verwenden, da sie dann am meist schmeckhaften sind. Wer längerer Versandzeiten lassen sich die kleinen Krebsen wenig schlecht schälen, um sich dies Schälen in bei dem Fall möglichst zu erleichtern, schüttet man sie auf einen Durchschlag, bestreut sie mit etwas Salz und übergießt sie erst mit kochendem und dann mit kaltem Wasser, worauf man sie gut entwässern kann. Man schält die Garnelen kurz vor der Zubereitung der warmen Abendspeise, für die man werden eine kleine Fischsauce in Salzwasser kocht und zehn Champignons in Butter gar dünstet, um danach dies beides fein wiegelig zu schneiden und mit den Krabben zu mischen. In der Butter schwitzt man Mehl hellgelb, verkocht die Krebsreste mit so viel süßer Sahne, daß eine sämige Sauce entsteht, und würzt diese mit Salz und Pfeffer. Man giebt die Sauce mit einem Eigelb ab, gießt alle Zutaten hinein und stellt sie in ein Wasserbad, damit alles durch und durch heiß wird. Nachher darf die Garnelen nicht, weil sie sonst hart werden. Das Gericht wird dekorativ anrichtet und mit gebräunten Brotschnitten aufgetragen. Diese Garnelenspeise kann auch als Füllung für kleine Blätterteigpastetchen benutzt werden, die man als Eingangsgericht nach der Suppe reicht. L. H.

Aufschnittpudding von Resten. Im Sommer, wo Fleischreste leicht verderben, ist ihre praktische Verwendung zu nachstehendem Pudding außerordentlich empfehlenswert. Man wiegt recht gut verschiedene Bratenreste (nur Hammelfleisch ist nicht zu gebrauchen) mit fein gehackten Schinkenresten, einer großen Zwiebel und sechs gewässerten, entgrateten Sardellen fein. Auf 3 bis 4 Schweinskoteletten sind ebensoviel kleingehackte frische Schweinefleisch hackt man, wiegt 125 g altbackene Semmel in guter Bratensauce oder Fleischextrakt ein, drückt sie teil aus und mengt sie nebst dem feinen Fleisch, einigen ganzen Eiern, Pfeffer und noch etwas mehr Salz unter die Fleischreste. Indes hat man sechs Champignons gehackt, mit Mehl in Butter geschwitzt und mit halb Sahne, halb Fleischbrühe zu recht dicker Sauce gekocht, welche man zu der Fleischmasse gibt, so daß sie gut schneidig wird. Man füllt sie in eine tief mit Schweinefett ausgestrichene Form und kocht sie 1½ Stunden. Diesen Auffschnittpudding kann man wochentlang kalten, wenn man ihn nach dem Erkalten mit Schweinefett übergießt. Beim Anrichten wird der Fettschutz entfernt, der Pudding gestürzt, in feine Scheiben geschnitten, diese mit der Fettschutz entfernt, der Pudding gestürzt, in feine Scheiben geschnitten, diese mit der Schmalz wird mit heißen Eiern, Gurken, Kapern, Petersilchen, Radieschen und derg. dekoriert. Gewöhnliches Brot und eine Remouladensauce giebt man dazu. Diese Speisenzusammenstellung ist im Sommer für ein Abendessen im Freien eine ganz gute Schüssel. K.

Kirschkompott als Nachspeise. Bei warmwarteten Beisch läßt sich ein vorzügliches Kirschkompott folgendermaßen kochen. Man schält, bricht Zucker in recht reichem Quantum und stellt ihn in Eis. Das Kirschkompott kann man abkühlen und mischt unter die Sauce so viel sein gestoßene Makronen, daß sie cremartig wird, und kocht dann die Schlagsahne rasch darunter. Die Kirschen werden zuletzt in eine mundgerechte Schale und die Sahnencremmasse hochgehäuft darübergestrichen. — Die Kirschen in der Sahnencreme sind deshalb so beliebt, weil sie nicht so sauer, daß die Creme sich gut präsentieren, übrigens erst ganz kurze Zeit vor dem Anrichten mit Zucker gekocht werden. L. H.

Digitized by Google

IN ERWARTUNG

Nach dem Aquarell von Hans Volkmer

Digitized by Google

Halbheft 15. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Der Dorfapostel.

Ein Hochlandsroman von **Ludwig Ganghofer.**

(3. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Der alte Waldhofer war nicht zu Hause; der hatte Gemeinderatssitzung im Wirtshaus drunten, und das pflegte lang' zu dauern — da brauchte man mit dem Essen nicht auf ihn zu warten. Drum trug die Kücheamagd, als Roman in den Hausflur trat, auch gleich die Suppenschüssel in die Stube. Hanspeter, die beiden Knechte und die Stallmagd standen schon wartend um den Tisch. Nur der Hüterbub fehlte noch.

Als Roman in die Stube kam, sah es ihm Hanspeter gleich an den Augen an, daß irgend etwas geschehen wäre. „Mandi, was hast denn?" fragte er besorgt.

„Nix!" Roman schleuderte den Hut hinter den Ofen und riß die Joppe herunter.

„Aber schau . . ."

„In Ruh laß mich . . . du!" Fast schien es, als wollte sich alle Erregung, die in Roman angesammelt war, gegen den Hanspeter entladen. Der war ja doch eigentlich schuld an allem, der hatte ihn mit der Häuslschusterin zusammengebandelt, der hatte das dumme Mitleid in ihm geweckt und hatte die Klafter Holz davongeführt, aus welcher alles Unglück herausgeschlagen war wie böses Feuer! So zuckte es mit wirren Gedanken durch Romans heißen Kopf. Doch als er auf Hanspeter zutrat und in dem breiten häßlichen Gesicht diese stillen, herzensguten und besorgten Augen sah, da brachte er kein zorniges Wort mehr über die Lippen. Schwer atmend wischte er sich mit dem Handrücken den Schweiß von der brennenden Stirne, und um jede weitere Frage abzuschneiden, bekreuzte er sich und begann dem Hausgesind mit schwankender Stimme das Tischgebet vorzusprechen.

Die Leute fielen ein; nur Hanspeter schwieg und bewegte lautlos die Lippen — seine Augen hingen an Roman. Bevor sie sich zur Schüssel setzten, haschte er ihn am Hemdärmel und fragte leis: „Geh, Mandi, sag mir, was hast denn? Schau: du und kein lachets Gsicht... das kommt mir für, wie wenn der Tag kein Licht nimmer hätt!"

„Kommt mir selm so für, ja. Aber laß gut sein! Es wird sich schon wieder alles machen."

Roman schob sich hinter den Tisch und begann zu essen; doch an jedem Bissen hatte er mühsam zu schlucken, als wäre ihm die Kehle zugebunden. Gereizt, wie nach einem Ausweg für seine Erregung suchend, fragte er:

Wilhelm Boltes Entwurf für das Denkmal zur Erinnerung an den Westfälischen Frieden 1648 zu Münster.

„Wo is denn der Bub? Streunt er schon wieder umeinander, Gott weiß wo? Das bitt ich mir aus, daß d' Ehhalten um Elfe daheim sind!"

Im gleichen Augenblick kam der Hüterbub zur Stubenthüre hereingelaufen. Noch auf der Schwelle begann er zu kreischen: „Habts es schon ghört? 's ganze Ort is halber narrisch! Habts es schon ghört: heut in der Nacht is der Teufel bei der Häuslschusterin einkehrt!"

Als Roman das Wort „Häuslschusterin" hörte, war's mit seiner Beherrschung zu Ende. „Kommt mir schon wieder einer mit dem Unsinn?" schrie er und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die irdenen Teller mitsamt der Suppe ins Tanzen kamen. „Halt 's Maul, du Lausbud!"

Die Leute um den Tisch her rissen die Augen auf; so hatten sie den Hanssohn noch nie gesehen.

Auch dem Hanspeter schien das Wort von der Häuslschusterin und vom Teufel ein Zittern in die Fäuste gegossen zu haben. Doch begütigend sagte er: „Geh, Mandi, ich kenn dich ja nimmer . . . wie kannst dich denn so aus der Schnur lassen . . . du!" Wie er das „du" betonte, das ging für eine lange Rede.

Und das Wörtlein that seine Wirkung. Roman fuhr sich mit der Hand hinter den Hemdkragen, um fürs erste ein wenig Luft am Hals zu bekommen. Dann kratzte er mit dem Löffel die verschüttete Suppe vom Tischtuch und sagte: „Hast recht, Peterl! Einer, mit dem der Zorn davonlauft . . ." Er sprach die Sentenz, die ihm der Augenblick eingab, nicht zu Ende. Und der Löffel zitterte ihm in der Hand. „Aber weißt, heut geht mir schon alles überzwerch! Die dalkete Gschicht da, die hat mir heut eh schon den ärgsten Verdruß übern Hals bracht."

Dem Hanspeter wurden die Augen groß. Schwer und langsam gingen ihm die Warte von der Zunge: „Was der Bub gsagt hat von . . . von der Nannimai . . . und . ." Das andere brachte er nicht heraus.

Die Knechte und Mägde, die zu merken schienen, daß im Hanspeter etwas „roglig" wurde, schielten schmunzelnd über ihre Teller zu ihm hinüber und stießen sich unter dem Tisch mit den Knieen an. Denn sie wußten es aus Erfahrung: wenn der Hanspeter so große Augen machte, pflegte immer etwas Drolliges aus ihm herauszukommen.

„No ja . . . wie d' Leut halt unvernünftig daherreden und aus der Pudelkappen gleich ein Raudor machen!" sagte Roman. „Gestern auf d' Nacht, wie der Häuslschusterin die Klafter Holz noch kleingmacht hast, da hat dich der Wachter gsehen . . und jetzt redt der dumme Kerl im ganzen Ort umeinander: der Teufel wär ihm begegnet und hätt um Zwölfe in der Nacht der Häuslschusterin d' Scheiter kloben! Und d' Leut sind narrisch gnug und glauben den Unsinn."

Die Knechte wollten lachend mitschwatzen. Aber Roman hob den Kopf. „Jetzt red ich and der Hanspeter! Sonst keiner! . . . Und ich will kein Wörtl nimmer hören, das mir schief über d' Leber geht."

Aber Hanspeter sagte kein Wort. Er hatte nur den Teller von sich geschaben, als wäre ihm plötzlich der Hunger vergangen.

Die Dienstbotea hielten die Köpfe geduckt und löffelten ihre Suppe aus, die einen verdrossen, die anderen mühsam das Lachen nerhaltend, das ihnen um die Mundwinkel zuckte.

In dieses Schweigen und Schmatzen murrte Ramaa nach einer Weile hinein: „Die Dummen, die an salchene Sachen glauben, das weiß ich schon, die sterbea net aus! Aber daß sich auch die gscheidesten Leut auf so ein Unsinn einlassen . . . and grad dieselbigen, die anan am liebsten hat . ." Er konnte nicht weiter sprechen, denn ein Schlucken und Würgen befiel ihn, und das Wasser stand ihm in den Augen.

Der Hüterbub wurde rot und lachte, als hätte er „dieselbigea, die man am liebsten hat," auf sich bezogen.

Hanspeter schien nicht zu hören, nicht zu sehen. Er hielt die zitternden Fäuste auf den Tisch gepreßt, daß unter dem schweren Druck die hölzerne Platte zu stöhnen begann. Auf seinem breiten, häßlichen Gesichte lag ein Zug von Schmerz, seine Augen schwammen, und immer nickte er vor sich hin. Leis und langsam fing er zu reden an, wie mit sich selbst:

„Weiß, sagen s', is schwarz! Und Licht, sagen s', is Nacht! Um der Lieb wegen thust ein Christenwerk . . . und da machen s' den Teufel draus! 's ganze Herz haltst ihnen hin . . . und sie schlagen dir's aas der Hand! Und Christen heißen s' einander! Christea! Für alles Schlechte and Dumme haben s' ein Thürl im Köpfl . . . huigerla, gleich springt's auf. Will aber 's Gute 'nein, da schieben s' die eisernen Riegel für . . . und da hören s' kein Klopfen und kein: Mach auf! Und dürfeten eins bloß haben! Bloß ein einzigs: d' Lieb! Und alls wär gut! Und da sollt net einer da sein, der 's ihnen sagt?"

Die Mägde begannen zu kichern, and mit einer Grimasse kuderte der Hüterbub: „Ui jegerl mein, jetzt hebt er zum predigen an!" Aber dieses letzte Wort blieb nur ein halbes — bevor es der Bub noch völlig ausgesprochen hatte, sauste ihm klatschend eine Hand übers Ohr. Und Roman schrie ihm zornig in das verdutzte Gesicht: „Du Lausbud, du! Eh daß d' spötteln thust, paß lieber auf und merk dir was! Du kannst es noch besser brauchen wie die andern alle! Aber bei enk, da müßt schon einer kommen, der mit'm Steckea predigt und mit gsunde Fäust! So einer, ja, das wär für enk der richtige Apostel!"

Der Bub verdrehte die Augen.

Diese stumme Antwort, die freilich nicht sonderlich ehrerbietig aussah, schien Romans Zorn noch zu reizen. „Grad dreinschauen thu . . . oder gleich kannst noch eine haben!" Er holte auch mit der Hand schon aus.

Aber da legte sich Hanspeters schwere Faust auf seinen Arm. „Net schlagen, Mandi! . . . Schau, wann ich ein Menschen schlagen sieh, das thut mir so viel weh . . . ich kann dir's net sagen!"

Jetzt waren es die Knechte, welche lachen mußten. Und Roman, obwohl er an alles andere eher denken mochte als ans Lachen, schien halb auf ihrer Seite zu sein. „Net schlagen? Wär schon recht, wenn's allweil abging in der Welt mit gute Wörtln," sagte er. „Aber d' Leut sind diemal wie 's dockheimige Vieh. Da muß man dreinschlagen. Da hilft nix anders nimmer!"

Hanspeter schüttelte den Kopf. „Einer, der schlagen muß, kann d' Lieb net haben! Einer, der d' Lieb hat, darf net schlagen."

Roman seufzte schwer und strich sich mit zitternder Hand das Haar in die Stirne. „Kann schon sein, daß ich d' Lieb nimmer hab!"

„Mandi?" Wieder sah ihn Hanspeter mit bekümmerten Augen an.

„Laß gut sein! . . . Und iß!"

„Vergeltsgott! Es schmeckt mir nimmer!"

Die Küchenmagd brachte die Schüssel mit dem Rauchfleisch. Als all die anderen genammen hatten, stach Hanspeter sein Stück aus dem Kraut heraus and legte es dem Hüterbuben auf den Teller. Dann stand er auf and nahm seinen Hut vom Fensterbrett.

„Wohin denn?" fragte Roman.

„In Pfarrhof muß ich aauf!" Hanspeter sah auf seine Hände nieder und drehte den Hut. „Mit mir, hast gsagt, will er reden! Aber heut, mein' ich . . . heut muß ich was reden mit ihm!" Langsam vor sich hinnickend, ging er zur Thüre.

Roman sah ihm nach, als wäre eine Sorge in ihm aufgetaucht. Und plötzlich rief er: „Du, Peterl . . ."

„Was?" fragte Haaspeter, schon auf der Schwelle.

„Ich maß dir was sagen!" Roman stand auf, trat mit Hanspeter in den Flur hinaus und zog hinter sich die Thüre zu. „Ja, was ich sagen will . . . wenn fein naufkommst zum Herrn Pfarr . . ." Er suchte sich zu ruhigem Ton zu zwingen, und dennoch hatte er mit jedem Wort zu kämpfen. Dabei vermied er es, dem Hanspeter in die Augen zu schaoen. „Eigentlich hat's ja kein Bedeutung . . . aber no, ich mein' halt, weißt . . . und wenn der Herr Pfaer grad fragen sollt nach mir, so beauchst es ihm net z'sagen, daß . . . no, daß ich halt heut ein bißl anders bin wie saast. Der Herr Pfaer, der is halt so non die Sinnerlichen einer . . . der könnt sich gleich denken, Gott weiß was! Es is ja nix dran, und . . . es wird sich schaa alles wieder machen!"

Hanspeters Augen waren immer größer geworden. „Mandi . . . ?"

Roman, der diese beklommene Frage zu überhören ichien, trat ins Freie und sah nach dem Wetter aus. „Heut macht's aber schon ein nodlen Tag! So wenn s' anhalt, d' Sonn, da wird der Schnee bald Pfüet dich Gott sagen! Ja!" Seine Stimme hatte einen Klang, als giage ihm der nahe Abschied des Winters bitterweh zu Herzen.

Da legte ihm Hanspeter die Hand auf die Schulter. „So

viel Jahr lang, schau . . . allweil und allweil hat dein Lachen halbert mein ghört! Solltst mir auch dein Wehdam halbert lassen! Aber ich merk schon, daß d' mir nix sagen willst. Drum frag ich auch nimmer. Aber mich kannst haben in jeder Stund, das weißt! . . . No also, pfüet dich Gott halt!" Er machte ein paar Schritte gegen das Hofthor. Dann wandte er sich wieder, noch immer mit dem Hut in der Hand. „Z'erst mach ich noch ein Sprüngl zu dem guten Weibl nunter. Wenn s' derfahren muß, was ihr d' Leut schon wieder anhängen möchten, da kannst s' den ärgsten Schrecken haben davon. Drum sag ich's ihr lieber selber gleich . . . von mir hört sie's leichter! Denn d' Nannimai, weißt, und d' Ilsabeth . . ."

Bei diesem Wort fuhr Roman auf, als hätte ihm Hanspeter brennendes Feuer ins Gesicht geworfen. Und der Zorn erdrückte ihm fast die Stimme. „Hab ich denn gar kein Ruh net? Kommst mir du auch schon wieder mit dene zwei daher? Da laß mich aus damit! Die zwei, die haben mir den Unfried neingworfen in mein lachets Glück . . . daß mir 's Lachen vergangen is! Mit dene zwei . . . da laß mich aus! Verstehst mich?" Heiser auflachend, und mit geballten Fäusten, ging er ins Haus zurück.

Als wäre aus dem blauen Himmel etwas Ungeheuerliches heruntergefallen, dem Hanspeter vor die Füße hin, so stand er und sah mit erschrockenem Blick die Hausthür an, in welcher Roman verschwunden war.

Und immer drehte er den Hut zwischen den Händen. Mühsam aufatmend, ganz ratlos, sah er um sich her, als wäre die schöne, sonnige Welt für ihn eine andere geworden.

Dann wieder sah er die Hausthür an und nickte vor sich hin.

„Jetzt hat der auch noch d' Lieb verlorea! Der einzige, der's ghabt hat! Der einzig, der sich was sagen hal lassen!"

Große Zahren kollerten ihm über das häßliche Gesicht, als er hinkend hinaustral auf die Straße, immer noch den Hut in der Hand.

5.

Die Leute, welche dem Hanspeter auf der Straße begegneten, sahen ihn verwundert an; und war er vorüber, so drehtea sie die Gesichter und lachten. Freilich, die Leute fragten sich nicht lange, was in der Seele dieses doppelten Menschen brennen und trauern mochte — sie sahen nur, daß er am hellen Tag mit nassea Augen spazieren ging, den Kopf gesenkt und langsamen Schrittes, barhäuptig und den Hut zwischen den verschlungenen Händen, als ginge er in einem Leichenzug hinter der Bahre her.

Erst vor dem Häuschen der Altenöderia fiel es ihm ein, daß der Hut auf den Kopf gehört. Das war bei ihm wie Erwachen. Vor der Hausthür atmete er noch schwer; doch als er in die Stube trat, klang sein Gruß so ruhig wie sonst: „Nammittag beinander!"

Die Altenöderin lächelte. „Hab mir eh denkt, daß d' wieder kommst."

Sie saß mit Lisbeth am Tisch bei der Arbeil. Für die beiden gab's keinen Feierlag. Nannimai klebte ein Schweizerhäuschen zusammen, und Lisbeth leimte die kleinen, glitzernden Fensterchen an die Kirche, welche Hanspeter am vergangenen Abend gekauft hatte.

Durch die niederen Fenster fiel die Sonne schräg herein, noch zur Hälfte über den Tisch; in ihren Strahlen tanzten die Stäubchen gleich winzigen, silbrig flimmernden Insekten, und überall schimmerte das Glitzerzeug, das Rauschgold und die bunten Glasstücke, die auf dem Tisch und in den Fensternischen lagen. Dieses feine Lichtgefunkel gab der ärmlichen Stube etwas Trauliches, fast etwas Märchenhaftes.

„Bei enk, da gfallt's mir so viel gut!" sagte Hanspeter und setzte sich hinter dem Tisch auf die Wandbank. Doch er legte sich nicht wie sonst mit breiten Ellbogen über die Platte, um aufmerksamen Blickes jede Bewegung von Lisbeths geschickten Händen anzustaunen — heut ließ er die Fäuste auf der Bank liegen und sah mit müdem Lächeln vor sich nieder.

Die Altenöderin, während sie bosselte und klebte, begann vom Tauwetter zu reden — hörte man doch die Traufe, die draußen vom Schindeldach niederging, bis in die Stube plätschern. Und während Mutter Annamaria vom nahen Frühling schwatzte, färbte sich ihr welkes Gesicht ein wenig. Denn der Frühling mußte ihr drei schöne Dinge bringen: er machte den hungrigen Ofen satt, Lisbeth brauchte nicht mehr Tag für Tag ums Klaubholz hinauszulaufen in den Wald, und dann wächst auch im Garten, was die Mahlzeit billiger macht.

„Kannst dir denken, Peterl, wie's mich blangt aufs Fruhjahr! Is allweil die schönste Zeit im Jahr!"

Lisbeth, als sie die Mutter vom Frühling sprechen hörte, ließ mit leisem Seufzer die Hände ruhen. Sie lehnte sich in den Sessel zurück, strich das krause Schwarzhaar von den Schläfen und blickte träumend in die Sonne. Wie ihr die großen, dunklea Augen glänzten bei diesem stillen Schauen und Sinnen!

Die Altenöderin stieß mit der Fußspitze dem Hanspeter an den Schuh und winkte lächelnd zu ihrem Mädel hinüber. Dann fragte sie: „Kindl, was denkst dir denn?"

Wie erwachend blickte Lisbeth auf, und leichte Röte glitt ihr über das bleiche Gesicht. Während sie wieder zu arbeiten begann und die roten Schindeln auf das Dächlein der Kirche malte, sagte sie leis: „Weißt, Mutter . . . sotchene Wörtln giebt's . . . da muß man sich allweil ebbes denken dabei! Das is dir grad wie mit der Uhr: 's Stündl is da, und da muß der Kuckuck schreien! Und so ein Wörtl is mir 's Fruhjahr. Wann ich's hör, da hab ich's allweil in mir . . . ich weiß net wie! Und muß mir denken . . . ich weiß net was! Schau, sagen könnt ich's net! Aber wann ich im Winter das Wörtl hör: Fruhjahr . . . da könnt ich alls und 's Aergste vergessen . . . und was ich mir denken muß, is alles so viel warm, und in alles scheint mir d' Sonn drein . . . wie jetzt aufn Tisch daher!"

„Ah ja!" Mutter Nannimai nickte. „So hab ich's auch einmal ghabt!" Nach einer stummen Weile sagte sie zum Hanspeter: „Was bist denn so stad heut? Magst net auch ein bißl mitplauschen?"

Wie er zögerte und verlegen wurde, das machte sie aufmerksam, so daß sie ihn prüfend ansah.

Er schien zu suchen, was er reden könnte — und sagte zu Lisbeth: „So viel schön machst mir mein Kirchl!"

Mit freundlichen Augen sah das Mädchen zu ihm auf. „Weil's halt dein ghört, weißt!"

Hanspeter wurde rot bis über die Ohren, die wie große, hohle Hände aus seinen struppigen Haaren herausstanden. Er sagte nichts mehr. Aber je länger er saß, desto unruhiger wurde er, und desto schwerer blies ihm der Atem durch die Nase.

Mutter Nannimai schien zu merken, daß im Hanspeter etwas kochte, und daß er's nicht fertig brachte, den Deckel zu lüften. Da mußte sie nachhelfen. „Geh, Kindl," sagte sie plötzlich zu Lisbeth, „mach mir ein Sprüngl zum Kramer nüber und hol mir ein frischen Leim. Der alte pickt mir nimmer gut . . . den hab ich schon z' oft aufgwärmt!"

„Aber Mutter, es muß ja noch einer in der Schublad sein?" Lisbeth wollte am Tisch die Lade öffnen

Doch die Mutter schob ihr die Hand fort und sagte: „Na, na, den hab ich schon braucht! Geh, hol mir ein!"

Lisbeth nahm ihr Kopftuch von der Ofenstange und ging. Bei der Thüre wandte sie sich, als möchte sie den Hanspeter etwas fragen. Aber sie schwieg — und verließ die Stube.

„No also, Peterl?" Die Altenöderin lächelte: „Was willst mir denn?"

Kleinlaut fragte er: „Hast es gemerkt, daß mich ebbes druckt?"

„Dich kenn ich, weißt!"

Seine Stimme schwankte: „Ja, Mutterl, ich muß dir was sagen, aber . . . verschmachen wird's dich ein bißl."

„Na na! Sag's nur raus, solang d' Ilsabeth net da is! Und von dir kann ich alles hören."

„Mutterl! Es ist ein bißl ebbes Harts!"

„'s Harte, das thut mir nix! Da weiß ich schon, wie man's nimmt. Ehnder könnt mich was Guts derschrecken. Da bin ich net gwöhnt dran."

Hanspeter schluckte noch einmal. Und dann brachte er's langsam heraus, wobei seine Stimme immer dünner und höher wurde. „Ich hab mir auch denkt, du hörst es besser von mir, als daß dir's von die Leut einer ins Gsicht 'nein schreit! . . . Schau dir nur an, was d' Leut wieder reden jetzt! Und so dumm, wie's kommen hat müssen! Und ich bin schuld dran!"

„Du?" Die Altenöderin lächelte. Das war eine Anklage, der sie nicht glauben konnte.

„Ja, ich, Mutterl, ich! Grad ich muß schuld sein dran! Und

Alter Bru

Nach einem

Digitized by Google

of in Venedig.

le von A. Salinas.

Digitized by Google

heut in der Nacht, derweil ich die Klafter kleingmacht hab . . . da hab ich mir allweil denkt, ich thu dir ein Gfallen dermit."

„Ja, Bub, den hast mir auch than! Vergeltsgott drum!"

„Na, Mutterl, na! 's Allerdümmste hab ich dir angstellt dermit!" Jetzt war ihm die Zunge gelöst, und da stammelte er's mit einem heißen Sturz von Warten heraus, was der Wächter in der Nacht gesehea habea wollte, nad was mit Geschrei schon umlief im ganzen Dorf.

Die Altenöderia sagte keine Silbe dazu. In ihrem welken Gesicht veränderte sich keine Miene; nur ihre Hände zitterten, als sie für das Dächlein des Schweizerhäuschens zwei kleine Sparren ineinander fügte. Erst nach einer Weile, während ihr Hanspeter mit Sorge auf die Lippen sah, fand sie die Sprache und nickte vor sich hin: „So so? Deswegen haben mich d' Leut so angschaut . . . heut in der Fruh! Und in der Kirch! . . . Die Kirch, ja ja, das is grad 's richtige Platzl dazu, daß man sa was umeinander tragt!"

Eia wenig erleichtert atmete Hanspeter auf. „Wenn du's aet ärger nimmst . . . ?"

„Ah na!" Sie schüttelte den grauen Kapf. „D' Leut müssen ihr Gandi haben, weißt! Da muß halt eins drunter leiden . . . anders geht's net. Als Kinder, da reißen f' eim Käserl d' Füß nus . . . und werden f' gwachsene Leut, so packen f' ein auf der Straßen auf und fragen net lang, wer's is, und reißen ihm 's Herz aus'm Leib . . . weißt, damit f' ein bißl was zum Lachen haben!"

„Na na, Mutterl, na!" stotterte Hanspeter ganz erschrocken. „Da thust ihnen Unrecht. Die mehrsten sind gut . . . oder sie kunnten's sein, wenn's ihnen einer richtig weisen thät."

„Hat's ebba net ein geben, der's ihnen gwiesen hat?" Die Stimme der Altenöderin klang ein wenig schärfer. „Hat er nei Heer Jesus Christus g'heißen?"

„No ja . . . freilich . . . aber weißt, das is halt schon ein bißl gar lang her! Jetzt, mein' ich, jetzt müßt's ihnen einer sagen!"

„No? Und der Pfarr is keiner? Erst heut wieder hat er predigt!"

„Und sa viel schön! Aber ich weiß net, warum . . . dem glauben's nix."

„Und du?"

Hanspeter wurde rot und stammelte: „Aber geh, Mutterl . . . ich . . ."

„Sagst es ihnen net allweil? Und lachen f' dich net aus? Und schimpfen f' net her hinter deiner, und heißen f' dich net den buckleten Apostel?"

Scheu wehrte Hanspeter mit beiden Händen dieses Wort van sich ab. „Apostel . . . Max und Josef . . . na, Mutterl, na . . . Apostel bin ich keiner." Und zögernd fügte er bei: „Aber daß ich ein breiten Buckel mach, das is wahr, da kann ich d' Leut nei Lugen schimpfen."

„Aber was d' ihnen sagst, das hat kein Buckel . . . jeds Wörtl von dir is grad und gut. Warum lusen f' denn net auf? Geh, laß mich aus mit die Leut! Meintwegen . . . sollen f' reden, was f' mögen! So was tröpfelt bloß und regnet net." Sie suchte die kleinen Brettchen für das Schindeldach zusammen. „Und was mir gsagt hast, is mir nix neus. Hex heißen f' mich lang schon . . . und Hexen müssen's dach mit'm Teufel haben. Wean d' Leut jetzt van der Hex aafn Teufel springen, sa is Verstand drin, weißt!" Trocken lachte die Altenöderin vor sich hin, während sie zum Ofen humpelte, um das Leimpfännlein in die Röhre zu stellen. „Schad, daß alls ein Unsinn is!"

„Schad?" Hanspeter machte große Augen, er schien dieses Wort nicht zu begreifen. „Was is schad?"

„Daß man sich dem Teufel net verschreiben kaan! Der is ein Schlaucherl! Auf solchene Gschäft, da laßt er sich net ein . . . weil er d' Leut viel billiger haben kann. Sonst thät ich's einmal probieren . . . bloß daß ich wüßt, was d' Leut dazu sagen thäten, wenn's wahr wär. Da müßt er mir ein Haufen Geld bringen. Ein bißl mehr noch, als wie der Waldhofer hat. Und Hex und Teufel hin oder her . . . da thäten f' mich zum Burgermeister wählen. Sa sind d' Leut!"

„Mutter Nannimai . . ." dem Hanspeter wollte die Stimme kaum gehorchen, und seine Augen schwammen schon wieder, „daß ich dich gern hab, schau, das weißt . . . aber sa was därfst mir fein nimmer sagen . . . nei einmal im Gspaß! Solchene Reden mag ich net!"

Lächelnd humpelte die Altenöderin auf ihn zu, faßte ihn bei den struppigen Haaren und schüttelte ihm ein wenig den Kopf. „Peterl, du bist ein guter Kerl! . . . Aber hast recht! Und deintwegen wär's mir lieber, ich hält das traurige Gspaß net gmacht!" Sie kehrte seufzend zu ihrem Platz zurück. „Lassen wir's gut sein! Lassen wir f' reden, d' Leut!" Lauschend hob sie das Gesicht. „'s Kindl kommt! Sei stad . . . die brancht nix z' wissen . . . solang's net sein muß!"

Hastige Schritte im Flur, und Lisbeth, das Kopftuch von den Haaren zerrend, trat in die Stube. Ihre Augen brannten, ihr Gesicht war bleich und verstört, als hätte sich auf der Straße ein Unglück ereignet, das sie mitangesehen.

„Kindl? Was hast denn?" fuhr es der Altenöderin in Schreck und Sorge heraus.

Lisbeth kam bis zum Tisch. Das Kopftuch durch die zitternden Hände ziehend, sagte sie: „Mutter, ich bring kein Leim net. Der Kramer . . ." die Stimme brach ihr, „der Kramer hat gsagt, er verkauft uns nix mehr."

Hanspeter, der nichts anderes mehr zu sehen schien als das bleiche Gesicht der Lisbeth, erhob sich schwerfällig und stemmte seine klobigen Fäuste auf die Platte, daß sich der Tisch verschob. Seine breiten Lippen wurden schmal und weiß, und die Augen funkelten ihm, als wäre in dieser drei Centner schweren Menschengüte plötzlich der Zorn erwacht, der in fünfundzwanzig Jahren nach niemals Raum in diesem großen Kopf gefunden.

Seufzend nickte ihm die Altenöderin zu. „No also, jetzt brauchen wir keine Heimlichkeiten nimmer!" Sie wandte sich zu ihrem Mädel. „So so? Nix mehr verkaufen thut er uns, der Kramer? Is halt so ein guter Christ, gelt ja! Der mag den Teufel net zur Kundschaft haben! Aber von die Wildschützen kauft er d' Rehgeißen, und d' Schwärzer zahlt er aus an jedem Sonntag! . . . No ja, muß ich mir halt mein Leim aus der Stadt verschreiben!" Lächelnd begann sie ihre Arbeit wieder.

Mit ratlosem Blick sah Lisbeth die Mutter an, als verstünde sie diese Ruhe nicht. Ganz erloschen klang ihre Stimme: „Mutter! Ja weißt denn schon, was d' Leut van uns reden?"

„Grad haben wir plauscht davon. Der Peterl hat mir's gsagt." Die Altenöderin blickte zu ihrem Mädel auf, und als sie dieses bleiche Gesicht und diese verstörten Augen sah, verlor sie doch ihre Ruhe. Sie warf die Hölzchen, die sie in der Hand hielt, auf den Tisch und preßte den Arm über die Stirn. Aber sie sagte nichts.

Dieses Schweigen der Mutter schien Lisbeths Erregung noch zu steigern. Während ihr große Thränen über die zuckenden Lippen rollten, sah sie bald den Hanspeter und bald die Mutter an. Und plötzlich, wie van Sinnen, so recht wie ein Menschenkind in Todesangst, klammerte sie die Hände um Hanspeters Arm und schluchzte: „Sag mir's, du . . . därf man denn über unschuldige Leut, die ihr Lebtag keim Menschen was anthan haben . . . därf man denn über unschuldige Leut so schreche Sachen reden? Därf unser Herrgott denn so ebbes zulassea? Das mußt mir sagen, Hanspeter! Du kennst unsern Herrgott . . . bist sa viel gut mit ihm . . . allweil sagst mir — du kannst ihn besser als wie die andern alle! Jetzt red! Jetzt red! Därf er denn so ebbes zulassen? Das sag mir, Hanspeter! Därf er denn das, wenn er gut sein will und Grechtigkeit haben? Därf er denn so viel Schlechtigkeit zulassen?"

Hanspeter — dem beim Anblick aoa Lisbeths Thränea das dicke Wasser in die Augen sprang, als wäre für ihn das Weinen eine ansteckende Krankheit — nickte mit schwerem Kopfe langsam vor sich hin. „Meinen sollt man freilich, er dürfet so viel Schlechtigkeit net zulassen!" An jedem Worte hatte er zu würgen, und sein Gesicht war ganz verzerrt und entstellt. „Aber diemal laßt er Sachen zu, daß man sich völlig nimmer auskennt, weißt! Aber laß dir sagea, Ilsabethl . . . laß dir sagen . . ." Vorsichtig und zärtlich, wie eine zerbrechliche Kostbarkeit, nahm er Lisbeths kleine Hand zwischen seine klobigen Fäuste. „Bei die Menschen, schau . . . und wenn's die gscheidesten sind . . . da is der Verstand ein bißl knapp. Endsweit möchtea f' sehen mit ihre kleinen Augen! Und allweil steht ein Mäuerl da . . . und keiner sieht net, was hinter'm Mäuerl is. Uad was unser Herrgott will . . . schau, Kindl, das liegt halt allweil hinter'm

Mäuerl, und keiner merkt's, und keiner verſteht's! Und diemal ein Menſch, der möcht kanod über Land gehn und möcht ſchön Wetter haben. Aber was thut unſer Herrgott? Der taßt eia Regen fallen. Und da ſchimpft er halt, der Menſch. Aber der Herrgott, weißt, der deukt ſich: ſoll er halt ſchimpfen, wird ſchon noch einſehen, daß ich recht hab . . . mein Regen macht 's Gras wachſen und 's Traid!"

Er ſtreichelte die Hand der Schluchzenden, und ſeine rauhe, würgende Stiamme wurde immer tinder und ruhiger.

„Schau, Kindl . . . z'erſt, wie ſo reinkommen biſt in d' Stuben, und wie ich dein Gſichtl ſo ſehen hab müſſen . . . da is mir der gache Zorn aufgfahren, ſchier daß ich dreinſchlagen hätt könaea! Aber jetzt . . . jetzt hab ich mich wieder! Jetzt kenn ich mich wieder aus! Jetzt mußt nimmer weinen! Ich ſag dir's, ich: Wenn unſer Herrgott d' Leut jetzt ſolchene Sachen reden taßt . . . da weiß er, warum! Da hat er ſein Gottsverſtand und ſein gütigea Willen dabei! Da draus, da wachſt ebbes Guts! Das dürft mir glauben! Ich ſag dir's, ich!"

„Ja freilich . . . du guter Kerl, du!" brummte die Altenöderin uad ſeufzte. „Thäten d' Leut an den Heergott glauben, der ſein Himmel in dir drin hat, da wär freilich ein guts Haufen auf der Welt!"

Mit aaſſen Augen ſah Lisbeth zu ihm auf. Sie ſagte wohl: „Vergeltsgott . . . ſo viel lieb haſt wieder gredt!" Aber ſeine gläubige Einfatt und ſein Gottvertrauen ſchienen ſie doch nicht über die Kränkung dieſer Stunde hinwegzutröſten. Müden Schrittes ging ſie zur Ofenbank, drückte ſich in den Winkel und weinte in die Hände.

Hanspeter war ihr, wie an einem Stricklein gezogen, ein paar Schritte nachgegangen. Mitten in der Stube blieb er ſtehen, und während ſeine wachſenden Augen an Lisbeth hingen, bewegte er immer die Hände, ats möchte er irgend etwas greifen. Nun waudte er ſich plötzlich und nahm ſeinen Hut. Das war ein Griff — wäre der Hut von Eiſen geweſen, er wäee zerbrochen — aber der mürbe Fitz gab nach und wurde in Hanspeters Fauſt zu einem formloſen Klumpen. Und wie er zur Thüre kam, das war kein Schreiten; wie ein Taumeln war's; ats hätte ein ungetumer Felsbtock Füße bekommea und verſtüade für den Anfang das Gehen nicht recht.

„Pfüet dich Gott, Mutterl! Gottslieben Nammittag, Kindt!"

„Peterl, was haſt denn?" fragte die Alteaöderin. „Wo willſt denn hin?"

„Jetzt, Mutterl, jetzt muß ebbes gſchehen! D' Iſabeth kann ich net weinen ſehen! Jetzt muß ebbes gſchehen!" Das klang, als hätte Hanspeter eine andere Stimme bekommea. „Ob's unſer Herrgott ſo meint, oder ſo . . . jetzt muß ebbes gſchehen! Der Heer Pfarr muß helfen! Der Herr Pfarr! Und hitft der Herr Pfarr net . . . ſo weiß ich ein andern, der hitft. Und der bin ich! Ich ſag's ihnen . . . da vertaß dich drauf, ich ſag's ihnen ſchon! Und thu dich tröſten, Iſabeth . . . unſer Herrgott und ich, mir zwei, wir machen alles wieder recht."

„Geh, Peterl, laß gut ſein! Willſt Waſſer in See 'nein tragen?" Die Altenöderin machte eine Bewegung mit der Hand. „Und Verſtand predigen? Für d' Leut? Um ein jeds Wörtl wär ſchad! Ja ja, ſagen ſ' . . . und hinter deiner, da reden ſ' weiter. Geh, laß gut ſein!"

Aber Hanspeter hörte nicht mehr. Auf der Schwelle vergaß er, ſich zu bücken, und ſtieß mit der Stirne gegen den Balken der niederen Thüre. Das that eiaen Plumps, daß die Altenöderin troß allem Kummer dieſer Stunde noch lachen mußte.

„Das wird alles ſein, was er hat davon . . . der gute Kerl! Und daß ihn d' Leut uoch auslachen!" Sie ſeufzte wieder. „Geh, Kindl, ſei gſcheid und thu dich net kränkea! 's Leben geht über d' Straßen, weißt . . . und die is net allweil ſanber. Da geht man halt aus'm Weg. Schau, komm her! Bei der Arbeit vergißt mau alles."

Ihre Augen trocknend, erhob ſich Lisbeth. Sie wollte zum Tiſch. Aber da ſtieg ihr jäh mit heißer Röte das Blut in die bleichen Wangen. „Hanspeter . . !" Nun ſchien ſie erſt zu merken, daß er die Stube ſchon verlaſſen hatte. „Hanspeter!" rief ſie, eilte zur Thür und in den Flur hinaus. „Hanspeter!"

Er war ſchon draußen im Hof; doch als er ihre Stimme hörte, kam er mit langen Sprüngen zurück. Sein Körper füllte die Hausthür, daß es im Flur ganz finſter war.

„Kindl, was magſt?"

„Ich muß dich was fragen, Hanspeter!"

„Was denn?"

Lisbeth zögerte. „Dein Roman . . ." Die Stimme brach ihr wieder.

Und Hanspeter ſtotterte: „Was willſt denn . . . vom Roman . . . ſag?"

„Weiß der Waldhofer ſchon, was d' Leut voa uns reden?"

„Freilich, ja, der hat mir's ja giagt."

„Und . . . und glaubt der Waldhofer ſolchene Sachea von der Mutter und . . . und voa mir?"

„Aber . . ." Hanspeter mußte ſchlucken, bevor er ſprechen konnte. „Aber, Kindl, was fallt dir denn ein? Der Roman . . . und ſo ebbes glauben!" Er fühlte, wie Lisbeth ſeine Hand umklammerte. Und ſie näherte ihr Geſicht dem ſeinen, als möchte ſie in der Dunkelheit des Flures ſeine Worte ſehen, nicht nue hören. „Und ſchau, der Roman, der weiß ja doch, wer's gweſen is in der Nacht, der 's Hotz gemacht hat!"

„Bloß deswegen glaubt er's aet?"

„Aber, Kindl, wie kannſt denn ſo was fragen!" Dem Hanspeter ſchien das Antworten ſauer zu werden. Und wär's im Flur aicht ſo dunkel gewеſen, ſo hätte Lisbeth ſehen müſſen, wie er vor Erregung und Beelegenheit bald dunkelrot und bald wieder bleich wurde. „Der Roman, weißt, der is von die Gſcheiden einer! Und . . . und voa die Guten, ja! Heut, no ja, heut hat er ein bißl ein Verdruß ghabt, und . . . aber . . . na na, an mein Roman glaub ich, wie ich an mein lieben Heergott glaub . . . ſchiergar ſo feſt! Und dem Hüterbuben, weißt, der das dumme Leutgred beim Mittageſſen daherbracht hat . . . ja, du, den hätt' er ſchiergar gſchlagen . . . vor lauter Zorn! Ein Unſinn, hat er giagt, ein Unſinn is alles! Ja, du, das hat er gſagt! Auf Ehr und Seligkeit! 's ander, da weiß ich net recht — — Aber das eine, Kindl, das kanaſt mir glauben: ein Unſinn, hat er gſagt! Und allweil wieder: ein Unſinn! Na na, Kindl, der glaubt's net! Müßt er mein Roman net ſein! So giebt's kein zweiten nimmer, weißt!"

Hanspeter wiſchte ſich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirne.

Und Lisbeth atmete auf. „Vergeltsgott!" ſagte ſie und kehrte in die Stube zurück, als wäre aller Groll und alle Unruh dieſer Stunde in ihr erloſchen.

Eine Weile noch blieb Hanspeter unter der Hausthür ſtehen uad ſtaerte in das Dunket des Flurs hinein. Schwer legte er die Hand auf ſeinen Kopf, wie er es immer that, wenn es ihm hart wurde, ſich auf etwas zu beſinnen. „Na na!" ſtotterte er vor ſich hin. „Na na . . . ich hab ihr kein Wörtl net gſagt, das ebba net wahr wär! . . . Ein Unſinn, ſo hat er gſagt . . . das is kein Lug net gweſen!"

Langſam trat er ins Freie und verſuchte, dem Filzknäul in ſeiner Fauſt mit einiger Mühe wieder die Form eines Hutes zu geben.

Als er die Straße erreichte, wurde ſein Geſicht immer röter, ſein Gang immer ſchaeller. Bei ſeinem ungefügen Körper war das anzuſehen, ats müßte er bei jedem Schritt das Gteichgewicht vertieren. Dabei murmelte er immer halblaute Worte vor ſich hin.

Der Staudamer-Mickei, der ihm begegnete, und der es wie alle die anderen im Dorfe gewöhnt war, daß der Hanspeter ſchön beſcheiden aus dem Wege ging, blieb lachend vor ihm ſtehen. Aber Hanspeter wollte zum erſtenmal in ſeinem Leben freie Straße habea und ſchob den Lachenden mit dem Arm beiſeite, ganz ſanft nur — doch das genügte, daß der Burſche über den Wegrain hinaus und gegen den Zaun der Wieſe taumelte. Im erſten Augenblick war Mickei ſo verblüfft, daß er kein Wort zu ſagen wußte; dann riß er im Zorn einen Zaunpfahl aus dem Schnee heraus und warf ihn ſchimpfend dem Hanspeter nach. Der hatte es aber eilig und merkte gar aicht, daß ihm ein kollerndes Holzſtück gegen die Beine ſchlug. Schien er doch auch vergeſſen zu haben, daß er einen hinkeaden Fuß und einen geſchwollenen Knöchel hatte!

Immer länger wurden ſeine Schritte, und immer lauter ſchwatzte er vor ſich hin — wie einer, der ſich eine Rede einſtudiert.

Um den Pfarrhof zu erreichen, mußte er durch den Gottesacker und an der Kirche vorüber. Während er zwiſchen den Gräbern und Kreuzen hinſchritt, blickte er mit ſuchenden Augen umher; ſeit ſeiner Kindheit war ihm das ſo

Digitized by Google

als Gewohnheit geblieben: so oft er den Friedhof betrat, mit irrendem Blick nach seiner Mutter Grab zu sachen, von welchem keiner im Dorfe mehr wußte, wo es lag.

Als er an der Kirche vorübergiag, rührte er mit der Hand immer wieder an die Mauer, als müßte von diesen geweihten Steinen durch die Berührung etwas auf ihn überfließen, etwas Gutes und Heiliges. Bei der offenen Kirchenthür bekreuzte er sich, and lächelnd, obwohl ihm die Schweißperlen über das erregte nnd erschöpfte Gesicht herunterraaaen, nickte er in den kalten, totenstillen Roum hineia — wie maa einen lieben and guten Bekannten grüßt.

„Du und ich, wir zwei, wir halten zamm, gelt ja?" So schwatzte er vor sich hin, während er weiter eilte. „Du haltst zu mir, und ich halt zu dir! Müßt ich aet wissen, wer bist! Müßt ich mein Heimat net haben in beim heiligen Haus!"

Und das war nicht bildlich von seiner frommen Seele gemeint. Das war so in Wirklichkeit: der Hanspeter hatte seine Heimat in der Kirche.

Vor fünfundzwanzig Jahren nad ein halbes Jährlein drüber, da war nnter den fremden Weidsleutea, wie sie zur Erntezeit im Gebirg umherziehen, um sich ao die Bauern zur Arbeit zu verdingen, auch ein jnnges, kränklich und elend aussehendes Ding ins Dorf gekommen. Man merkte ihr's au, daß sie keinen weiten Weg mehr bis zn ihrem schweren Stündlein hatte. Drum hörte sie grobe Worte, wo sie anpochte. Aber es war Mangel an Arbeitskräften — und braucht der Bauer Fäuste, dano nimmt er sie, wa sie zu finden sind, aud drückt beide Augen zu. So nahm sie schließlich einer. Maruschka Zdazilek war ihr Name. Sie wnßte nur ein paar deutsche Worte zu sagen, und da die Banern nicht böhmisch verstanden, fragte man sie nicht viel. Daß sie bei der Ernte ihre Arbeit that, das genügte. Ihr Zaaame war für die ungeleake Zuage der Gebirgler eine schwierige Sache; drum wurde er ia Scherz nad Spott zu allen möglichen nad unmöglichen Formen verstummelt, was viel zu lachen gab. Und gleich nach den ersten Tageu drachte man ihr einen Spitznamen auf: die Tröpfl-Maruschla — denn bei der Arbeit weinte sie immer. Am Abend, wenn die jahrlöhnigea Knechte nad Mägbe singend und schäkerud heimwanderten ins Dorf, blieb Maruschka auf dem Acker draußen, aß im Graben ihr Brot und schlüpfte zur Herberg in einen der offenen Heuschuppen, die auf den Feldern umherstanden.

Ja einer Nacht aber, da kam sie ins Dorf, and um Einloß bettelnd, ging sie von Haus za Haus. Ueberall warf man ihr mit scheltenden Worten die Thür vor der Nase zu. Keiner wollte die „böhmische Bescherung" anter seinem Dach haben. Nur die Kirchenthür stand offen.

Am anderen Morgen, gegen vier Uhr, als der Meßner mit der Laterne in die dämmerige Kirche kam, nm mit der großen und kleiaen Glocke den Mariengruß und den Feldsegen zn läuten, hörte er beim Liebfraaenaltar das Wimmern eines Kindes. Er glaubte an dösea Spuk und rannte davon, nm den Pfarrer zn wecken nnd tapfere Männer znm Beistand zu halen. Da gab's einen lärmeaden Aufruhr ab. Das halbe Dorf kam herbeigelaufen, dena die Leute waren schon anf dem Weg zu den Feldern. Und Herr Felician Horadam, damals noch ein Mann in den besten Jahren, mnßte wider Willen den abergläubischen Schreiern den Gefallen thun nad den Exorcismus sprechen, bevor man die Kirche betrat. Da fand man auf der Holzstufe vor dem Liebfrauenaltar ein neugeborenes Knäblein, so kräftig entwickelt, daß sich die reichste Bänerin falch eines gesunden Sprößlings mit Stolz hätte rühmen dürfen — und neben dem warmen, schreienden Buben lag die tote Mutter, schon kalt und starr, die Hände noch verschlungen wie zum Gebet.

Die stille Maruschka, dereu verkrampfte Hände sie nicht mehr lösen kaunten, begruben sie nach am gleichen Tage irgeadwo au der Friedhofsmouer. Und dea verwaisten Kirchenfindling tanfte Herr Fetician Horadam auf die Nameo zweier Apastel — das war wie in unbewußter Vorahnung der frommeo Kräfte, die in Peter Johannes Zdazilek dereinst erwachen falltea.

Es war aber auch für das Dorf wie eine böse Prophezeinng, daß sich an Hanspeters Eintritt in das Leben eia großer Aerger für die Gemeinde knüpfte. Herr Felician Horadam versuchte wohl die erregten Gemüter seiner „liebea Kinder in Christo" za beschwichtigen. Aber die Kirche war entweiht, sie mußte von neuem eingesegnet werden — das machte Verdruß, und was noch schlimmer wog, das machte auch „Unkosten". Sa wae vom Bürgermeister, dem gattseligen Großvater der Standauer-Julei, bis herunter znm kleinstea Stenerzahler jeder Bauer im Dorf gar übel auf das „Kirchenrazl" zu sprechea, das sie im ersten Zorn am liedsten der stillen Maruschka in die Grube nachgeworfen hätten. Doch Herr Felician Horadam sprach ein Machtwort. Ju seinem gutmütigen Erbarmen hätte er den Findling gerne in dea Pfarrhof geaommen; aber Jungfer Kathrin, seine Köchin, hatte einen unbesiegbaren Widerwillen gegen Kindergeschrei und mehr aoch gegen Kinderwäsche; and Herr Felician Horadam mnßte sich mit seinem Mitleid fügen.

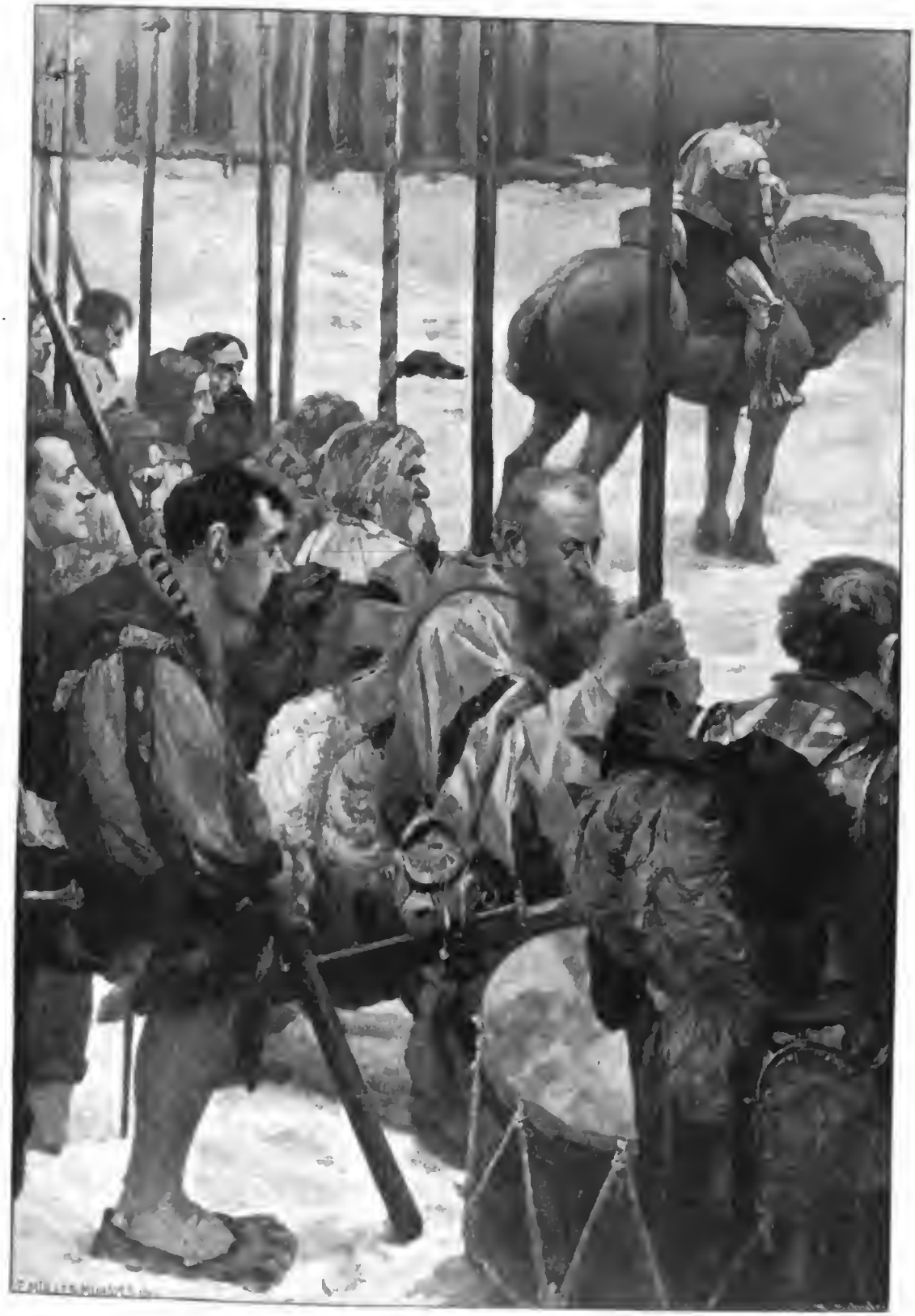
Doch eines setzte Herr Felician durch: daß er für den kleinen Hanspeter anschaffea durfte, was ein Kindlein für die ersten Jahre braacht, und daß die Gemeinde aaf ihre Kosten den Findling zu einer alten Wittid in Pflege gab, welche mon die „Schützin" nanate, weil ihr Seliger im Darfe der Flurschütz gewesen.

Ein stilles, einsames Kiud — in dem häßlichen Gesicht zwei wasserblaue Augen, aus denea schon Gedanken sprachen, bevor es noch schwatzen konnte. Weil sich nur selten jemand mit dem Kinde adgab, lernte es das Reden erst im vierten Jahr. Im langen Bergwiater saß es vom Morgen bis zum Abend neben dem Ofen aaf dem Lehwboden der Stube, vom Frühling bis znm Herbste einen Tag nm den andern vor der Hausthür bei den Hühnern im Sande — auch wenn es regnete. Je wenigee sich die Schützin mit dem Buben adgab, um so zärtlicher hing dieser an dem altea Weib; und je mehr sie ihn haagern ließ, um so kräftiger gedieh er, als wär' es die Lust nad die Einsamkeit, die ihn speisten.

Als er ins achte Jahr ging und reif für die Schule wurde, starb die Schützin; der Doppeltverwaiste schrie und jammerte aicht; er koante noch nicht verstehen, was Sterben heißt, konnte nicht begreifen, daß der Tod etwas Härteres wäre als das Leben. Aber durch Wachen und Wochen bekam er immer nasse Augen, sa oft ihn jemand anredete.

Ein Beschluß des Gemeinderates verwies ihn auf die Wanderschüssel. Sechs Bauern warden ausgelost, von denen jeder aa einem anderen Tag der Woche dem Buben Futter und Herberg zu bieten hatte. Am Sanntag durfte er bei der Jungfer Kathrin im Pfarrhof essen — die ganze Woche hatte er immer Angst vor diesem Ehrentag. Sein Fest- nad Feiertag aber war der Mittwoch im Waldhof nnd beim Roman. Denn die Waldhoferin hatte eine Hand, die gern nnd ohne Vorwurf gab, und der kleine Roman konnte so herzlich lachen — eine Kunst, welche die Schützin ihren Pflegling nie gelehrt hotte. Und das Lachen zieht die traurigen Measchen an, wie das Licht die vom Regen gebeugten Blumenköpfchen. Und alles, was dem verwaisten Buben fehlte, das alles hatte der Roman in Hülle nnd Fülle. Solch einen Begnadeten des Lebens muß man lieben, wie die frierende Erde die Sonne liebt, die Nuß ihren Kern, die graue Wurzel ihre farbige Blüte. Und das Herz des armen Buben hungerte nach Liebe — sein Magen wor das Darben gewöhnt, aber sein Herz wollte satt werden, und so begann es am Roman und an seinem Glück und Lachen za zehren, wie der kalte Morgen am warmen Tag. Und der Raman war so doch auch so gut mit ihm — nie hörte er vom Roman ein Schimpfwort wie von den anderen Buben, nie einen Spitznamen.

Der Roman sagte zu ihm nur: „Hanspeter" — sogar „lieber Hanspeter!" Die anderen aber, die Alten wie die Jungen, hatten so viele Nameo für ihn, daß er selbst sie alle nicht hätte aufzählen können. „Hans Zdazilek" — das ging ihnen niemals ohne Stolpern über die Zunge — drum nannten sie ihn den „Züngerl-Wehdam" und den „Maulbeißer". Und was sie mit der Maruschka getriebea hattea, trieben sie mit dem Buben weiter: sie verstümmelten seinen Nameo zu allen nur erdenklichen Adlauten — das einzige Erbteil, das von seiner Mutter auf ihn gekommen war. Und jeder aene Tag bereicherte diese Sammlung. Spatzenschreck, Katzenfleck, Batzenweck, Ratzenspeck — so lauteten anter seinen Spitznamen noch die mildesten. Aber bekanntlich ist der Teufel eine Spottgeburt aus Feuer und noch einem anderen Ding, das mit der zweiten Silbe in Hanspeters Zunamen eine bedeutlich reimende Aehnlichkeit besitzt. Das kostete den gemarterten Buben gar viele, bittere Thränen. Und er weinte



Landsknechte vor dem Gefecht.
Nach dem Gemälde von F. Müller-Münster.

Digitized by Google

so leicht! Freilich, dieses flink und reichlich fließende Wasser war die einzige schwache Waffe und der einzige Trost des Wehrlosen.

Einer unter all seinen Spitznamen, der „böhmische Peterl", gab dem Buben immer viel zu denken. Peterl — das hätte er sich gern gefallen lassen. Aber warum sie „böhmisch" sagten, das verstand er nicht. Denn niemals hatte ihm die Schützin von seiner Mutter gesprochen, nicht aus Zartgefühl, sondern weil sie überhaupt nicht viel mit dem Buben redete. Doch als er von Schüssel zu Schüssel wandern mußte, warfen sie ihm den Merk an die Mutter bei jedem widerwillig gereichten Bissen wie einen Schimpf ins Gesicht. Als er's zum erstenmal hörte, wurde der Bub kreidebleich und zitterte bis in die plumpen Knochen. Dazu griff er mit den Händen in die Luft, als müßte er etwas fassen — etwas Unsichtbares. Darüber lachten sie, als hätten sie etwas Drolligeres nie gesehen.

Ein paar Wochen trug er es still und ängstlich mit sich herum. Eines Abends, als er mit Roman im Wiesgarten des Waldhofes hinter der Hecke saß, blickte er mit seinen irrenden Augen, die wieder einmal naß waren, lange zum dämmrigen Himmel hinauf. Dann plötzlich fragte er: „Mandi? . . . Weißt mir net ebbes von meiner Mutter?"

Aber Roman wußte nichts. „Wart," sagte er, „da frag ich mein Vatern: der weiß alls!" Und am anderen Morgen brachte er's dem Hanspeter mit in die Schule: „Der Vater hat mir nix gsagt, aber von der Mutter weiß ich's: Maruschka hat s' gheißen, die deinig, und in der Kirch hat s' dich niederglegt als Kindl, und in derselbigen Nacht hat s' sterben müssen . . . sagt d' Mutter."

„Sterben hat s' müssen? . . . Wie d' Schützin?"

Mandi besann sich ein wenig. „Ja ja, wird schon so gwesen sein. 's Sterben, mein' ich, is allweil gleich bei die Leut. Sie machen halt d' Augen zu und lachen nimmer."

Dem Hanspeter wurden die nassen Wangen heiß, und hastig fragte er: „Mein Mutter hat 's Lachen können? Wie du?"

Da fuhr der Lehrer mit dem Haselnußstecken zwischen das Gezischel der beiden Buben. Mandi steckte die Nase ins Buch, aber mit Hanspeters Aufmerksamkeit war's für diesen Vormittag vorbei. Und weil ihn der Lehrer zweimal darüber erwischte, daß er nicht wußte, wovon die Rede war, mußte Hanspeter über die Mittagszeit bis zur Nachmittagsschule nachsitzen und zwanzigmal den Satz schreiben: „Das Kind soll in der Schule aufmerken".

In drei einsamen Stunden brachte der Bub diese Weisheit siebenmal aufs Papier — aber mehr Kleze und Thränen waren auf dem Blatt als Worte. Alle Finger waren ihm bis über die Knöchel schwarz von Tinte, und rings um Mund und Augen hatte er schwarze Striche.

Von diesem Tag an fragte Hanspeter jeden Menschen, mit dem er allein war: „Du! Weißt mir net ebbes von meiner Mutter?" Aber da bekam er von lachenden Leuten so sonderbar lustige Dinge zu hören, daß er bald den Mut verlor, noch weiter zu fragen. Nur eins noch wollte er wissen: wo die Maruschka begraben läge. „Bei der Mauer umeinand, da muß s' wo liegen!" Genauer konnte ihm's keiner sagen, denn sie hatte weder Hügel noch Kreuz bekommen. Und wenn der Hanspeter bei der Mauer suchen ging, ob nicht an einer Stelle mehr Blumen stünden als sonst im Gras, dann trat er nur mit den Fußspitzen auf.

Von seiner Mutter aber sprach er mit keinem Menschen mehr; nur mit dem Roman.

Mit vierzehn Jahren nahmen sie ihn aus der Schule — weil ihn die Bauern nicht länger füttern wollten, und weil er schon so groß und stark war wie ein Zwanzigjähriger und Fäuste hatte wie ein fertiges Mannsbild. Sie machten ihn zum Geißhirten. Nun aß er sein eigenes Brot, und das Leben wurde ihm leichter. Doch er blieb ein stiller „Sinnierer". Droben auf den Almen, während seine Geißen weideten, saß er tagelang auf einem Fleck, immer mit den Augen im Blau oder mit der Stirn zwischen den Händen. Und lachend sagten die Leute: wenn ihm der Kopf so unförmig und doppelt auswüchse, so käme das vom vielen Denken, das bekanntlich nicht gesund ist.

Einige Jahre später, im Sommer, starb der Großvater der Standamer-Julei, und Romans Vater wurde zum Bürgermeister gewählt. Gleich am ersten Sonntag nach der Wahl kam Hanspeter von der Alm herunter in den Waldhof. Da war er in seinem Wuchse schon so ungetüm, daß er die Hausthür füllte, und daß in der Stube die Bodenbretter krachten unter seinem Schritt.

Der Waldhofer und sein Weib waren ausgegangen. Nur Roman war daheim; der rauchte sein Pfeiflein und hatte Augen, die wie der lachende Frühling schauten. War's doch der Sonntag, an dem er die Standamer-Julei zum erstenmal „so gspaßig" angesehen hatte!

„Gottslieben Nammittag!" sagte Hanspeter und strich sich mit seiner schweren, langsamen Hand das Haar in die Stirne. „Mandi, heut kunnst mir ein Gfallen thun!"

Roman lachte. „Alls, Peterl, heut kannst alls von mir haben!"

„Schau, es geht mir halt allweil nach, daß ich schier gar nix weiß von meiner Mutter, und wo s' ihr Heimat hat. Kunnten ja von der Mutter noch Gschwisterleut leben . . . Gott weiß wo. Kunnt ihnen schlecht gehn, schau . . . und . . . jetzt hab ich mir ein bißl ebbes verspart. Magst net dein Vatern angehn drum, daß er ein wengerl nachschaut in die alten Gmeinschriften. Jetzt is er ja Bürgermeister . . . leicht kunnt er ebbes finden von meiner Mutter. Ob s' ebba verheirat gwesen is, und . . . ob ebba net . . ." Dem Hanspeter wurde trotz seiner mächtigen Brust das Atmen so schwer, daß er nicht weitersprechen konnte.

„Weißt, was, Peterl?" sagte Roman herzlich, gerührt von diesem würgenden Schmerz, der sich mit keinem Laut verriet. „Da wart ich gar net, bis der Vater kommt. Die Gmeinschriften sind alle schon im Haus. Schauen wir gleich selber auch. Magst?"

Den ganzen Nachmittag saßen sie über den dickleibigen Gemeindematrikeln. Endlich fanden sie im Gedingbuch den Vermerk: „Beim Rochlbauer ist eingestanden Maruzka Tschtazkiek eine Bemmin. Unbekannt von wo. Heimezschein hat nich. Geht mitn Kind." Und auf dem Rand des Buches war von anderer Hand und mit anderer Tinte dazugeschrieben: „Daß Ludder hat die heilig Kirch verschandt, hat nui gweicht wern müessn, hat viel Schreibnis unt Verdruß gmacht."

Roman war verlegen geworden, und Hanspeter starrte mit nassen Augen die windschiefen Buchstaben an. Ohne ein Wort zu sagen, erhob er sich und verließ die Stube. Nun sprach er auch mit dem Roman nicht mehr von seiner Mutter. —

Zwei Jahre später, im Herbst, wurde Romaa ausgelost und „behalten". Den Hanspeter nahmen sie nicht, weil er Plattfüße hatte, und weil man bei dea Soldaten Menschen braucht, nicht Elefanten. Die Front hätte sich ja vor Lachen nicht ruhig halten können, wäre dieser Ungeschlacht mit seinen vier Ellbogen in der Reihe gestanden!

Und der junge Waldhofer, als er lachend und singend, die blühende Liebe im Herzen, mit den anderen Sträußlbuben zum Dorf hinauswanderte, wußte gar nicht, wie viel mit ihm für den Hanspeter davonging, der sich um „seinen" Roman die Augen rot weinte.

In diesem Winter ging mit dem böhmischen Peterl eine merkwürdige Wandlung vor.

Habt ihr schon einmal gesehen, wie in einem See ein Tropfen Oel aufs Wasser fällt? Der geht mit schillernden Farben auseinander, wächst wie ein Zauberschild in die Runde und dehnt sich immer weiter und weiter, bis er mit seinem bunten Schimmerglanz das ganze Wasser bedeckt, so weit ihr sehen könnt.

So fiel die verwaiste Liebe, die Hanspeter für die Mutter und für den Roman in seinem großen, schwer pampenden Herzen trug, auf alle die anderen Menschen im Dorf. Er, der die Leute bisher gemieden hatte wie ein verprügelter Hund, wurde freundlich und gefällig gegen alle. Was jeder nur wollte, konnte er vom Hanspeter haben. Das nutzten sie auch gehörig aus. Der eine ließ ihn für sich arbeiten, der andere ließ ihm um ein Vergeltsgott botenlaufen, ein dritter schwatzte ihm die ersparten Groschen ab — und dann lachten sie über ihn. Das merkte er wohl, doch er trug es ihnen nicht nach. Er war zu fromm und bescheiden, um jene schönen Worte des Heilands auf sich anzuwenden: „Sie wissen nicht, was sie thun!" Aber er fühlte ihren Sinn und blieb der gleiche, was sie auch treiben mit ihm. Er mußte lieben, weil er nach Liebe hungerte. Und die rechte Liebe, die muß geben, bevor sie nehmen will —

Im folgenden Sommer, nachdem er zwei Jahre schon als Jungviehhirt gedient hatte, wurde er als Senn genommen. Und da gab's einmal in seiner Hütte einen seltsamen Auftritt. Am Morgen eines blauen Montags kehrte bei ihm ein Dutzend

Digitized by Google

junger Burschen ein, die zum Sonntagabend ihre Schätzlein auf den Almen besuchl hatten. Ehe sie den Heimweg aatraten, wollten sie noch ihre lustige „Gaudi“ habea, und so hatten sie sich in Hanspeters Hütte zusammenbestellt, um nach Verabredung dem guten „Flohannes Katzenspeck“ die geduldige Seelenfeder so lange aufzuziehen, bis es einen Knax gäbe. Dieses drei Centner schwere Lämmlein einmal in springende Wut zu bringen, einmal zu sehen, wie die Milchsappe seiner Gutmütigkeit ins Kochen geriete — das müßte was zu lachen geben!

Schwatzend, kichernd und ihre Pfeifen schmauchend, saßen sie um das Herdfeuer, während Hanspeter, der sich in seiner Arbeit nicht stören ließ, am Butterkasten die Karbel drehte. Alle Saiten ihres Spottes zogen sie auf, diese Zwerge, die mit dem Riesen spielten und sich stark fühlten im Dutzend. „Ja, ja, is schon recht, thuts nur lachen, Buben, 's Lachen is ebbes schöns!“ sagte Hanspeter. Gleichmäßig trieb er die Kurbel and ließ sich allen Schabernack gefallen, den sie ihm an den Kopf warfen, erst wie Schneeballen und dann wie grobe Steine. Sie zogen ihn durch die Hechel wie die Spinnerin ihren Flachs. Aber kein Spott über die Stadelthore seiner Laser, über sein böhmisches Löschhütl, über das Traupularium seiner unförmigen Gestalt und über das schlotternde Metzensackl seiner ungeheuerlichen Hose wollte die erhoffte Wirkung üben. Schließlich wurde ihnen das langweilig, zwecklos aaf einen Esel loszuschlagen, der sich nicht wehrt und aur immer geduldig trägt. Schon fingen sie an, sich untereinander mit Stichelreden zu traktieren. Einer machte noch den Verfuch, dem Hanspeter eine heimliche Liebe anzudichten — drüben auf der Nachbaralm, vor dem Kammerfenster der Nannei hätte man am Morgen menschliche Trittspuren gefunden, groß wie die Fährte eines doppelten Ochsen! Aber da kam der Spötter übel an — nicht beim Hanspeter, sondern bei einem der Burschen, dessen Schatz die Nannei war. Die beidea, die als gute Kameraden gekommen waren, fuhren sich mil grobem Schimpf in die Haare, mit saftigen Worten schrieen die anderen dazwischen, im Nu war das Dutzend Freunde in zwei hadernde Parteien gespalten — and just, als Hanspeter die fertige Batter aus dem Kasten heben wollte, ging mit trommeludea Fäustea ein kreischender Spektakel los, and ein raasender, sich balgender Knäael erfüllte die Sennhütte.

Erschrocken hatte Hanspeter den Butterballea wieder in den Kasten zurückgeworfen. Und ats er sah, daß einer der Burschen nach dem Messer griff, wußte er, um einen blutigen Ausgang der Rauferei zu verhindern, im ersten Entsetzen kein besseres Mittel, als daß er den großen, schweren Kasten packte nnd seinen ganzen Jahalt, einen hatben Eimer Rührmilch mitsamt der frischen Batter über den Knäuel der Raufenden ausgoß. Als dieser weiße, dicke, schmalzige Regea auf die heißen Köpfe niederging, war der Frieden im Nu gestiftet. Und Hanspeter, mit nassen Augen — hatte es ihm die Stunde eingegeben? oder war's eine Frucht der stillea einsamen Gedanken, die seil Jahr und Tag durch seinen großen, häßlichen Kopf ihren langsamea, schönen Gang genommen? — er rief den weißtriefenden Streitern mil seiner dünnen Kinderstimme zu: „Ja Buben? Ja feids denn Heidenleut oder seids noch Christen? Därfen denn Christen einand derschlagen und derstechen? Heißt Christ seln ebba net: daß man zammhalten muß in Güt nad Frieden? Bsinnt sich denn keiner voa enk auf unsern lieben Heiland? So laßt's enk sagen, Buben . . . laßt's enk sagen von mir, wie 's beste gheißen hat von seine guten Wörtln! Liebet einander, hat's gheißen! Liebet einand! Denn d' Lieb is 's einzig und 's beste, d' Lieb is d' Sonn auf der Well, und wo d' Lieb ihr Haasen hat, da is lachele Zeit!“

Erst standen sie verdutzt und sahen, während die weißen Tropfen an ihnen herunterrannen, mil aufgerissenen Mäulern dea Hanspeter an. Dann brachen sie in johlendes Gelächter aus. Und während die einen mit Lachen za schimpfen begannen und die saftigsten Scherze an dieses verblüffende Evangelium der Liebe knüpften, liefen die anderen schon hinaus zum Brunnen, um den Batterschmuck und die Rührmilch von ihren Köpfea zu waschen. —

Diese Geschichte machte aach am Abend des gleichen Tages die lachende Runde durch das ganze Dorf, und ihre einzige Wirkung war, daß für den Hanspeter zwei neue Spitznamea aufkamen: „Die verlieble Christenheit“ und „der Lieb'einand“. Doch nein — daß der Geist der Liebe über den Hanspeter gekommen war, das halte noch etwas anderes im Gefolge. Denn anter all den lachenden Bauern war ein einziger, welcher nicht lachte: der Bachbauer, auf dessen Alm der Hanspeter in Diensten stand. Der schimpfte wie ein Rohrspatz im ganzen Dorf herum: was für ein Sena das wäre, der mit Butter nad Rührmilch anginge wie die Magd mit dem Spülwasser! Von diesem einen Vorwurf kam der Bauer auch gleich auf einen anderen: ein Kerl, der seine drei Centner wiegt, der hat auch einen „driedoppelten“ Hunger and muß im Vergleich zu einem wohlproportionierten Christenmenschen auch das doppelte und dreifache Futter laden. Was aber den Hanspeter mästel, das zehrt am Almgewinn nnd machl den Baner mager.

Ats der Sommer vorüber war, hatte der Bachbauer durch Hanspeters fleißige und redliche Arbeit einen größeren Senngewinn erziell als noch jemals in einer Almzeit. Aber der Bauer rechnete: „Wär einer mit kleinerem Magen mein Senn gewesen, so hätt ich bei dem guten Grasjahr noch mehr gewonnen!“ Drum schimpfte er weiter. Und als Hanspeter anfragte: „Gelt, Bauer, biſt zfrieden und bhaltſt mich schon fürs nächste Jahr?“ . . . da bekam er mil seinem Abschied noch eine Grobheil zu hören, die an das Kapitel voa der Liebe und an die verschüttete Buttermilch erinnerte. Und die anderen Baaern ließen sich die böse Erfahrung, die der Bachbauer mil seinem „driedoppelten“ Sennen gemacht hatte, zur Warnung sein.

Hanspeter mußte Taglöhner werden. Das war ein saures Brol nad ein hartes Leben, denn man rief ihn immer nur za jener Arbeit, die für jeden anderen zu schwer und zu schlecht war. Aber dem Hanspeter wog alles gteich — wenn er nur schaffen durfte und schwitzen für andere. Und schließlich sagte er: „'s reiae Glück, daß ich nimmer Senn bin! Sell droben, da hab ich so viel feiern müssen. Aber jetzt, Gott sei Dank, jetzt könnea ſ' mich brauchen, d' Leut . . . Tag und Nacht! Uad was keiner net fertig bringt, das mach allweil ich noch! Uad der liebe Herrgott hilft mir!“ Arbeil, gegen die man sich sträubt — so was kannte der Hanspeter nicht. Wenn er eine Stallgrube zu reinigen und frisch za pflastern hatte, und es rief ihm einer lachend zu: „Schmeckete Arbeit, was?“ — dann schüttelte er den Kopf und sagte ernst: „Arbeit is Arbeit. Alls muß sein! Kommt alls vom lieben Herrgott her! Wann er's net haben möcht und wann's kein Nutzen net hätt, so wär's nrt da! Aus'm Mist, da macht er Bleameln uad Traid. Und 's Wasser hal er gschaffen, daß sich der Mensch wieder säubern kann . . . nel bloß für'n Durst!“

Daß Hanspeter nicht mehr Senn war, das brachte ihm, neben der schöaen Erlenntnis von der Notwendigkeit aller Dinge, noch ein anderes Glück. Jetzt blieb er den ganzen Sommer im Dorf und konnte jeden Sonn- und Feiertag die Kirche besuchen. Wahrhaftig, ein Glück für ihn! Ja der Kirche war ihm so wohl — da fühlte er sich daheim. Uad wenn er mit stillem Lächeln betete, Stunde um Stunde, hingea seine blauen Kinderangen immer uad immer an der Holzstufe des Liebfrauenaltars: an seiner Wiege, an dem Sterbebett seiner Mutter. Und all die vielen gutrn Gedanlen, die für den Hanspeter aus den alten Brettern heraufstiegen und ihm hiaeiawuchsen in das gläubige Herz — all diese Gedanken trug er aus der Kirche hinaus in den Hader des Dorfes, und was ihn selber so ganz erfüllte, das wollte er nuch den anderen auf die Seele legen, als Hönig auf das rauhe Kleienbrot des Lebens. Das bildete sich immer mehr bei ihm aus: daß er nicht mehr wie die anderen von allen gleichgültigen Dingen schwatzen konnte — immer mußte er etwas sagen, immer war's eine freundliche Lehre, immer ein Weiser nach Gottes Gerechtigkeit und Güte, immer wieder das Wörtlein: „Liebet einander, und alls is gut!“ Und weil er bei solchen Reden immer den breiten Rücken krümmte, als müßte er sich in Demut beugen nnd möchte noch kleiaer seiu als die anderen mit ihren aufrechten Köpfen, drum beganaen sie iha den „buckleten Apostel“ zu nennen. Daß sie immer lachten, so oft ihm das Wörtlein „Liebe“ über die Zunge kam, das störte aad kränkte ihn nicht. „Aufs erstmal hören ſ' halt net! Aber sagsl es ihnen allweil und allweil wieder, so bleibt schon ein bißl was hängen! Ah ja!“

Zwei Jahre vergingen, und fast vergaß maa im Dorf alle anderen Spitznamen des Hanspeter über dem einen: „der buckiele Apostel“!

Digitized by Google

Im Frühling, eines Abends, als er von der Arbeit heimwanderte, sah er ein Häuflein schwatzender Leute vor der kleinen Hütte stehen, die der Gemeinde gehörte und seit Jahren keinen Inwohner mehr gehabt hatte. Im Hof, in dem das Unkraut wucherte, stand ein Leiterwagen, mit ärmlichem Hausgerät beladen. Eine alte Frau und ein junges Mädel — die Altenöderin mit ihrer Lisbeth — plagten sich gerade, um einen schweren Kasten vom Wagen zu heben. Das brachten sie nicht fertig, und von den neugierigen Leuten rührte sich niemand, um ihnen zu helfen.

Da lehnte Hanspeter seinen Spaten und die Spitzhacke an den Zaun, hob den Kasten mit leichtem Ruck auf seinen breiten Buckel und fragte: „Wo muß er denn hin, Weiberl?"

Die Altenöderin war im ersten Augenblick ganz erschrocken, als sie diesen dappelten Menschen in seiner Häßlichkeit und Unform sah. Dann aber wurden ihr die Augen feucht, und sie stotterte: „Tausel Vergeltsgott! Bist so viel gut, du!" Auch Lisbeth sah ihn verwundert an, sagte einen leisen Dank — und ging dem Hanspeter voraus in die Hütte.

Nicht nur den Kasten, auch alles andere Gerät noch trug er ihnen vom Wagen ins Haus. Bis spät in die Nacht hinein half er den beiden räumen und in der Hütte sauber machen. Dann lief er auch noch zum Wirtshaus hinunter, holte einen Krug Bier und Brot und Rauchfleisch, nahm kein Geld dafür an, wie hartnäckig es ihm die Altenöderin auch aufdrängen wollte — und sagte, das wäre zum Einstand in der neuen Heimat, zum Willkomm im Namen von allen lieben Nachbarn. „Denn bei uns im Ort, da giebt's fein gute Leut! Das därfst mir glauben, Weiberl!"

Während die beiden aßen, saß er bei ihnen am Tisch, den er auf seinem Buckel in die Stube getragen — hörte zu, wie ihm die Altenöderin erzählte, wer sie wäre und woher sie käme — und sah dabei immer mit staunenden Augen das schmale, feine Gesicht der Lisbeth an.

Als er spät in der lauen Frühlingsnacht und unter funkelnden Sternen die Straße zu seiner Herberg hinunterging, Spaten und Spitzhacke auf der Schulter, sang er mit lauter Stimme vor sich hin. Schön klang das freilich nicht — es war zum erstenmal in seinem Leben, daß der Hanspeter das Singen probierte. Der Nachtwächter, der ihm begegnete, rief ihn lachend an: „He, du, das thut aber gar net fein! Kannst es net besser, so laß's lieber bleiben!" Und Hanspeter erwiderte: „Wenn's so leicht wär, weißt, so wär's kein Kunst net! Alls muß glernt sein!"

Am andern Morgen sagte er dem Bauern, der ihn auf Taglohn bestellt hatte, die Arbeit ab, ging zur Altenöderin und fragte: „Hast mir kein Gschäftl net . . . heut hab ich grad zufällig nix zum schaffen, und 's Feiern is saviel langweilig!"

Ein paar Wochen später war er bei der Altenöderin und ihrem Mädel schon wie der Sohn und Bruder im Haus. Wenn er für sie schaffen oder bei ihnen sitzen durfte, während sie diese „gottsticben" Häuschen, Kirchlein und Krpellen unter ihren geschickten Händen hervarzauberten, dann war ihm zu Mut wie dem Kind im Märchen — danu war ihm sa wohl wie nirgends in der Welt, sa woht, wie's dem Hanspeter im Leben noch nie gewesen. Er hatte zwei Menschen gefunden, welche freundlich mit ihm redeten, und die ihm dankbar und erkenntlich waren für jede kleinste Gefälligkeit — und da legte er seine drei Centner Gemüt in jeden Gruß, in jeden Handschlag, in jede Arbeit, die er für die beiden that. Und als ihm die Alteaöderin „Verlaubnis" gab, daß er „Mutterl" zu ihr sagen durfte, nahm er dieses Wörtlein immer auf seine schwere Zunge wie eine Süßigkeit, die man erst ein Weilchen lastet, bevar man sie genießt.

Aber nicht nur für sein verwaistes Herz, auch für seinen Glauben hatte Hanspeter einen guten Fand gethan — zwei Menschen, von denen er sagen konnte: Das sind die richtigen! Die haben d' Lieb! Die bringen ein guts Beispiel ins Ort! Jetzt müssen's die andern nachmachen!

Wenn er sa mit ansah, wie fest und herzlich die Altenöderin und ihr Mädel in ihrem armen und engen Leben zusammenhielten, war er ganz stalz darauf, daß er ihnen sagen kannte: „Ich bin net einschichtig! Ah na! Ich hab schan auch ein, zu dem ich halt, und der zu mir halt! Mein Roman, ja! Im Herbst, da kommt er wieder heim! Paßts auf, der muß enl gfallen! Wie mein Roman . . . so giebt's kein zweiten nimmer!"

Durch Stunden und Stunden wurde Hanspeter nicht müde, von Roman zu erzählen, so daß der junge Waldhofer wie ein vierter im Bunde mit diesen dreien zu leben begaan — aber nicht wie ein Ebenbürtiger, sondern wie eine Art Respektsperson, wie ein höheres, van allem Glück degnadetes Wesen. Hanspeters Liebe umstrahlte den Abwesenden mit einem so leuchtenden Glorienschein, daß Lisbeths sinnende Augen oft zu fragen schienen: Ja kann's denn so ein geben? Der so ganz gut is? Und der alles und alles hat? Auch die Altenöderin, obwohl sie manchmal zu Hanspeters überschwenglichem Lab ein wenig lächelte, begann so große Stücke vom jungen Waldhafer zu halten, daß sie häufig sagte: „Dein Roman, das muß einer sein . . . den möcht ich schon bald einmal sehen!"

Im Dorf — als sie bemerkten, daß es für den Hanspeter am Feierabend keinen anderen Weg mehr gab, als zur Hütte der Altenöderin — fingen sie bald zu schwatzen an. Das thaten die einen mit Lachen, und mit Aerger thaten es die anderen, für welche Hanspeter jetzt nicht mehr zu haben war, wenn sie ihn um ein halbes Vergeltsgott grade zur Arbeit gebraucht hätten. Erst fragten sie: „Was hat denn der für ein Narren gfressen an dene zwei Weibsbilder?" Dann hieß es: „Der is ja reu wie verhext! Leicht haben s' ihm was eingeben, die zwei?" Und die Schlußfolgerung war: „Könnt schon sein, daß die Alte mehr versteht als wie Suppen lochen! So fremde Leut! Da weiß man nie, wie man dran is! Wo sind s' denn her? Was thun s' denn bei uns da? Leicht hat man s' wo anderst ausgstaupt! Und warum . . . das kann man sich denken!"

So fingen sie an, diese üblen Reden, die über Mutter Annamaria in Umlauf gerieten. Und als im Sommer das Hagelwetter kam, das die Hälfte der Haserernte vernichtete — da wurde das Gezischel über die Altenöderin und ihr Mädel schon bald zum Geschrei.

Den Haser läßt doch unser Herrgott wachsen! Da wird doch der Herrgott seinen eigenen Haser nicht wieder in Grund und Boden schlagen? Solch einen „thoreten" Gedanken läßt doch kein gescheiter Bauer in seinen Kopf hineia! Drum muß der Höllische das Wetter machen — oder eine, die ihm hilft dabei, den guten, unschuldigen Menschen zu schaden! Die alte Moosrainerin — der † † † soll sie selig haben — das ist auch eine „solchene" gewesen. Und seit den fünf Jahren, seit sie tot ist, hat es im Thal keinen so bösen Schauer mehr gegeben! „Muß halt wieder eine da sein! Und wie s' heißt, da braucht man net lang fragen! Fremde Leut, die haben nach nie nix guts net beacht!"

Als Hanspeter von diesen Redereien hörte, fühlte er im Mark seines Lebens einen Stoß und ein Zittern, wie es der starke Baum empfindet, wenn der Sturm beginnt. Jetzt zum erstenmal, seit das Evangelium der Liebe ihn erleuchtet und seine drei Centner durchtränkt hatte wie das Licht den grauen Morgen — jetzt zum erstenmal wurde er irr in seinem guten Glauben an die Menschen. Doch das empörte ihn nicht, es that ihm nur weh, als wäre ihm einer mit genagelten Schuhen aufs Herz getreten. Aber Hanspeter übertauchte es wieder. Und konnte tächeln — und denken: Mein, d' Leut, die sind halt diemal wie Kinder! Die glauben's Dümmste! Sagen muß man's ihnen halt!

Jeden, dem er auf der Straße oder auf den Feldern begegnete, faßte er ab und zählte ihm an den biden Fingern die guten Eigenschaften der Mutter Nannimai und die „Liebigkeiten" der Ilsabeth her. Und wenn die Altenöderin über die Unfreundlichkeit der Nachbarn klagte, wean Lisbeth immer stiller und verschlossener wurde, tröstete Hanspeter das Weiblein noch und meinte: „D' Leut, die sind net schlecht . . . na na! Ein bißl hart zu einander wachsen s', das is wahr! So ebes giebt sich net gleich im Anfang, weißt! Aber wird sich schon alles noch machen! Da mußt kein Sorg net haben . . . ich thu schan 's meinge dazu."

Und Hanspeter predigte auf der Gasse die Botschaft seiner Liebe, daß ihm oft die Zunge müd davon wurde. Das einzige, was er erreichte, war, daß die Leute, die sanst nur über ihn gelacht hatten, grob gegen ihn wurden, daß sie die Geduld verloren und Ruhe vor ihm haben wollten, und daß sie ihn immer seltener auf Taglohn nahmen. In den verdienstlosen Tagen, an denen er für die Altenöderin arbeitete, weil er „grad zufällig nix zum schaffen" hatte, zehrte er seinen kleinen Sparpfennig auf — und wäre nicht der Herbst ins Thal und der junge Waldhofer aus der Kaserne herm gekommen, Hanspeter hätte sich in einen bösen Winter hineingepredigt.

Digitized by Google

Der Jordansee bei Misdroy.
Nach der Natur gezeichnet von Julius Wentscher.

Bei der ersten Begegnung — drei Tage nach der Heimkehr war's, und Roman freute sich ehrlich, den „guten Kerl" und sein „dickes Köpfl" wieder zu sehen — aber bei dieser ersten Begegnung mußte er lachen, wie er lange nicht gelacht hatte. Hanspeter, im jähen Ueberfall seiner schweren Gefühle, stand vor ihm wie ein arbeitendes Roß, das den überladenen Wagen nicht vorwärts bringt. Und quetschte ihm die Hände, daß Roman vor Schmerz geschrieen hätte, wenn er nur nicht gar so lachen hätte müssen. Und Hanspeter sah ihn nur immer an mit tröpfeladen Augen und brachte kein Wort heraus! — Den Roman, den hatte er! An den durfte er glauben! Der war der seinige! Einer, in dem die Lieb ist! — Das war's, was er fühlte.

Und als er endlich reden konnte, hätte er den jungen Waldhofer am liebsten gleich hinübergeführt zur Mutter Nannimai. Aber Raman, seine junge Liebe im Herzen und die Heirat nach Ostern im Kopf, hatte an andere Dinge zu denken als an eine Antrittsvisite bei der Hänslschusterin, von welcher er heute das erste Wörtlein hörte. Doch Hanspeter ließ ihn nicht aus — wenigstens sagen mußte er dem Roman alles. Wie einst als Baben in ihrer Schulzeit saßen sie wieder im Schatten einer Hecke. —

Am Abend sagte Roman zu seinem Vater: „Geh, thu mir den Gfallen und nimm den Hanspeter als Holzknecht auf! Kannst ihn ja brauchen im Schlag draben. Und ein guter Schaffer is er doch gwiß! . . . Mich derbarmt er!"

Der olte Waldhafer schnitt ein Gesicht, als hätte er in einen sauren Apfel zu beißen. „Den buckleten Apastel ins Haus rein? Daß mich d' Leut auch noch auslachen?"

„Geh, Vater!"

„No ja, meintwegen!" ··

So war Hanspeter Holzknecht im Waldhof geworden. Eine Freude für ihn — und ein Kummer zugleich. Denn schon am anderen Tag — der alte Waldhofer als Bürgermeister war ein feiner Politiker und wollte den Honspeter für eine Zeitlang den Leuten aus den Augen räumen — schon am anderen Tag ging's auf die Berge, zum Holzschlag und in die Holzerhütte. Da kam der Hanspeter wochenlang nicht ins Dorf herunter. Auch im strengen Winter nicht. Nur an hohen Feiertagen. Und um der Altenöderin und der Lisbeth willen verging kein solcher Feiertag, ohne daß Hanspeter den Leuten ein Wort ins Gewissen zu reden hatte, ohne daß er auf seinem Herzen die genagelten Schuhe spürte.

Nun hatten sie in der heiligen Lichtmeßnacht — eine Nacht, die „für so was gut" ist — der Nannimai den Streich mit dem Schornstein gespielt.

Und am letzten Sonntag hatte Hanspeter die „narreten" Buben im Wirtshaus aufgesucht, um ihnen den Unverstand „ein bißl" auszureden und um ihnen ein „Wörtl in aller Güt" zu sagen. Und da hatten sie ihn johlend im Dutzend durchgewolkt, ohne daß er sich wehrte — denn „einer, der schlagt, kann d' Lieb net habea, und einer, der d' Lieb hat, darf net schlagen!" Der bucklige Apostel begann ein Märtyrer seiner Liebe zu werden.

Und da kam jetzt die „schiache" Geschichte vom Teufel, mit dem es die Nannimai und die Ilsabeth „haben" sollten — und er war doch selbst der Teufel gewesen, der die christliche Klafter des Roman kleingemacht!

„So treiben sie's, d' Leut! So reden s'! So drehen sie 's Gute ins Schlechte um!" Und jetzt war auch nach der Roman einer von denen geworden, welche „die rechte Lieb" nicht haben!

Und Hanspeter mußte die Wörtlein klauben, um nur ja der Ilsabeth keine „Lag" za sagen, und um nur ja dem Roman im guten Glauben der Lisbeth kein „Klamperl" anzuhängen.

Oft, wenn Hanspeter droben im Bergwald einen Baum gefällt, hatte er sich im Erbarmen um den schönen Stamm gefragt: „Er muß doch sein Leben haben . . . sonst thät er net wachsen! Und muß doch den guten Regen merken und d' warme Sonn . . . und den Wehdam grad so? Was muß er denn spüren, der arme Baum, wenn ihm d' Axt so neinfahrt ins gute Holz?"

Jetzt wußte er's! Jetzt spürte er das an sich selber! —

Das Gesicht von Schweiß überronnen, mit keuchender Brust, erreichte Hanspeter den Pfarrhof und riß an der Glocke.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Spaziergänge durch die Weltausstellung in Paris.

Von J. C. Heer. Mit Illustrationen nach dem Leben von C. Ravn.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

I.

Vor Strassburg.

Wir sind auf dem Weg nach Paris zur Weltausstellung. Im milden Licht des Abends hebt sich der Turm des Straßburger Münsters aus den weiten wallenden Fluren, mählich vergeht und versinkt der zierliche Bau vor dem rückwärts gewandten Blick, nur die äußerste Spitze winkt noch Abschied.

Zwei Stunden donnert der Zug durch jene Lande dahin, wo deutsche Art und deutsches Wort nach langer Fremdherrschaft durch die großen Schicksale von 1870 und 1871 wieder zu Ehren gekommen sind, und nicht wenige Namen, die wir an den vorüberfliegenden kleinen Bahnhöfen der Vogesenthäler erhaschen, wecken das Gedenken an die furchtbaren Tage, in denen die Loswürfel zweier großer Völker gefallen sind.

Was für ein ergreifender Gegensatz waltet zwischen den Begebnissen, die in diesen lieblichen, von klaren Wassern durchströmten Thälern, auf den anmutigen Höhen blutig in die Bücher der Weltgeschicke getragen worden sind, und dem heiligen Sommerabendfrieden, der jetzt wie eine Segenshand über Bergen und Gründen liegt.

Im Thale gehen Landleute, das Arbeitswerkzeug auf der Schulter, gemächlich und stillfröhlich ihren blühenden Dorfschaften zu, auf den Höhen flimmern die Buchenwälder grüngolden, es ist, als ob die ganze Landschaft bäte: „Friede! Friede!“

Und es ist ein schöner und wohlthuender Gedanke, daß sich die einst erbittert miteinander ringenden Völker, nachdem zwei Ausstellungen in Paris ohne die Teilnahme Deutschlands vorübergegangen sind, bei dem großen Fest der Arbeit, welches sich jetzt auf dem Champ de Mars Tag um Tag reicher entwickelt, die Hände gereicht haben, um die Ausstellung zu einer erhabenen Rundschau der Kulturarbeit aller Nationen zu gestalten.

Das besondere Zeichen der diesjährigen Weltausstellung ist — das sei schon hier gesagt — die freudige, reiche Teilnahme, die Deutschland an ihr nimmt.

In Avricourt verlassen wir den deutschen Boden, welscher Laut gelangt zum Recht. Ueber den weiten flachen Bodenwellen Frankreichs sinkt die Sonne als ein rotglühendes Rad. Eine Stunde noch, dann schläft auch das Plaudern der Reisenden ein, jeder richtet sich, so gut es eben gehen will, bequem in seiner Ecke ein und träumt, und während der Zug schnaubend vorwärts rast, umgaukeln ihn noch die Worte des Abschieds und schon die Hoffnungen des folgenden Tages. Ein Schnellzug in bleicher Mitternacht! Das ist ein eigenartiges Lebensbild. Draußen jagen die grauen Gehöfte, die niedrigen Dörfer vorbei, die Steine und Kreuze eines Friedhofs scheinen und mahnen den Wandervogel ans letzte Ziel, die Lichter eines Bahnhofes blitzen auf, einen Augenblick klingen verworrene Stimmen von draußen, dann geht die tolle, aber doch so sichere Fahrt weiter durch die nächtlich tolen Lande. In den Wagenabteilungen lehnen in ihre Mäntel und Decken geschlagen, eine stumme verschlafene Schar, die Reisenden in den Polstern — alle streben nach Paris, der eine zur Arbeit, der andere zur Erholung, zum Vergnügen.

Eine Stunde nach der Ankunft haben sich alle, die jetzt nebeneinander schlummern, in das weite Labyrinth der Stadt verloren.

Mit den Lichtern des Zuges kämpft der rötliche Morgenschein, und schon fühlen wir aus dem Landschaftsbild die Nähe der großen Stadt. Wohl hat die Bahn noch eine ganze Stunde nach Paris zu fahren, aber am lieblichen Flußband der Marne, an üppigen Hügeln erleuchtet die steigende Sonne schon die Villeggiaturen der Pariser Sommerfrischler, dehnt sich jenes Gartenrevier, in dem eine wohlhabende Landbevölkerung dem Boden mit hingebendstem Fleiße das Obst, das Gemüse, die Blumen abschmeichelt, die den Tisch des Parisers schmücken. Auf den Stationen füllen sich zweistöckige Züge mit Arbeitern und Angestellten, die nach der Stadt fahren, und jetzt — eine Art Fiederspannung ist unter den munter gewordenen Reisenden — donnern wir zwischen schwarzen Mauern und grellen Riesenplakaten in den Ostbahnhof von Paris.

Da liegt sie vor uns, die wunderbare Stadt der hunderttausend Häuser, der drei Millionen Einwohner, das Babylon der Gegenwart, das die einen mit Begeisterung, die anderen mit Abscheu erfüllt. Die meisten, die Paris verabscheuen, kennen es nicht, diejenigen, die es kennen, lieben die Stadt und wissen, daß darin weit mehr Kräfte der Gesundheit und des Gedeihens als solche der Verderbnis und der Zerstörung lebendig sind, daß es nicht nur eine Sammellinse leichten Lebensgenusses, sondern auch ein Brennpunkt edler, starker Arbeit ist.

In der Morgenfrühe, wo wir hinaus auf seine im Sommerschmuck grüner Linden prangenden Boulevards treten, hat das Straßenbild nichts von jener Eleganz, die wir sonst vor allem in Paris zu finden erwarten, sondern neben den Scharen von Arbeitern, die in dunklen Blusen zur Arbeitsstätte eilen, ist es das Volk der Gassenkehrer und Sammler von Küchen- und Hausabfällen, das die Stadt belebt. Doch wissen wir kaum, wen wir mehr bedauern sollen, die alten, zum Teil recht malerischen Bettlergestalten, die mit ihren Stöcken die Kehrichthaufen vor den Häusern nach Cigarrenstummeln, Lumpen und Papierfetzen durchwühlen, oder die Nachtschwärmer, die mit verlebten Gesichtern, mit Augen wie das böse Gewissen, halb betäubt sich durch den reinen Sommermorgen heimwärts schleppen.

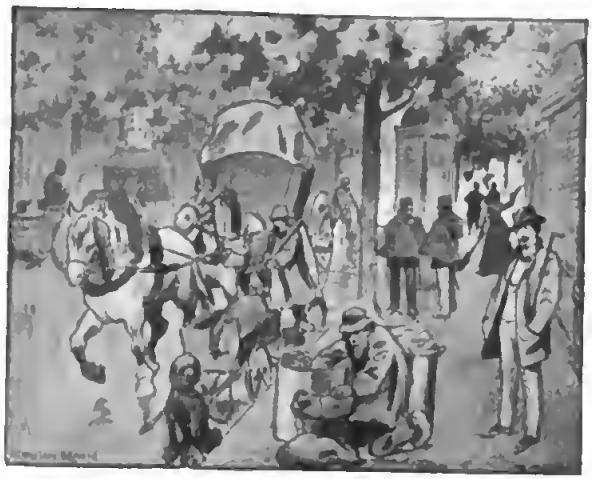
Ueberall knarrende zweirädrige Lastwagen, denen gewaltige Normannenpferde vorgespannt sind. Wenn die Pariser noch lange schlafen und nicht fragen: „Was werden wir essen, was werden wir trinken?“, führen dreißig- oder vierzigtausend solche Wagen die Vorräte an Lebensmitteln in die Stadt, in die mächtigen Eisenhallen des Marktes, wo in etwa 1500 Verkaufsständen die Damen der Halle Berge von Süßwasser- und Meerfischen, Geflügel und anderem Fleisch, von Käse, Butter und Eiern, von Gemüsen und Blumen unter beständigen Rufen der Aufmunterung an die Pariser Kleinhändler verkaufen.

Allmählich mengen sich buntere Farben in das etwas nüchterne Morgenbild der Stadt. Sauber gekleidete Kinder trippeln in Scharen zu den Schulen; Mädchen und Frauen, die den Blick fromm niedergeschlagen halten, aber doch alles sehen, was um sie vorgeht, wallen in die Kirche, auf den sich belebenden Straßen erheben die Verkäufer der Morgenblätter ihre durchdringenden Rufe, die Menge der Händler drängt sich an die Spaziergänger, die ersten eleganten Wagen mischen sich in die schweren Fahrwerke. Indem es auf den Boulevards die großen glanzvollen Magazine öffnet, blickt uns Paris plötzlich mit den strahlenden, lebensvollen Augen seines Reichtums, Handels und Verkehrs an. Nun mögen wir wandern, wo wir wollen, der Stadt bezaubert uns mit ihrer Lebensfülle. Und der Strom des

Lebens ſchwillt, er ſchwillt vom Vormittag in den Nachmittag, er taſt heller und bunter in den Abend. Die Nacht ſänftigt ihn nicht, erſt die Mitternacht macht ihn ſtiller und auf den Boulevards erſt der grauende Tag.

Ein unruhiger Drang erfaßt den Ankömmling, in dieſem ſanfenden Wechſel der Bilder mitzuleben, mitzuthun. Aber was fall er beginnen?

Um raſch und ſicher einen erſten großen Eindruck von Paris, einen Ueberblick über das tauſendfältige Leben der Stadt zu erhalten, ſetzen wir uns auf das Verdeck eines jener Omnibuſſe, die heute noch das meiſt in Anſpruch genommene Beförderungsmittel von Paris bilden und uns um den außerordentlich billigen Preis von 15 Centimen von einem Ende der Stadt zum anderen führen. Welche von den 34 großen Linien, die die Stadt durchkreuzen, wählen wir? Das iſt beinahe gleichgültig. An einem Tage können wir unmöglich alle Quartiere ſehen, in denen Paris mit den monumentalen Denkmälern ſeiner großen geſchichtlichen Vergangenheit, mit den herrlichen Werken bildender Kunſt, mit den mannigfaltigen Aeußerungen ſeines geiſtigen und wirtſchaftlichen Lebens zu uns ſpricht; dazu ſind wenigſtens drei Wochen planmäßiger Entdeckungsfahrten und Wanderungen nötig.



Frühmorgens auf der Straße.

So ſitzen wir denn auf der „Impériale“, neben uns geſchniegelte Pariſer im hohen Seidenhut, die ihre Zeitung leſen und ihre Cigarette rauchen, Marktfrauen mit ihren Körben, kurz Fahrgäſte, die aus allen Geſellſchaftsſchichten gemiſcht ſind, und die in uns auch ſogleich die Fremden erkennen. Sofort aber ſind ſie auch mit der den Pariſern eigenen Höflichkeit bereit, uns die Auskünfte, deren wir bedürfen, zu geben, und keiner hat jetzt wenigſtens noch etwas dagegen, wenn Deutſche ſich auf den Omnibuſſen deutſch unterhalten, während man es bei den Ausſtellungen von 1878 und 1889 wohl noch erleben konnte, daß etwa ein Nachbar bemerkte: „Meine Herren, ſprechen Sie nicht deutſch. Es thut uns in den Ohren weh!“ Dieſe Zeiten ſind vorbei, eher als ein ſolcher höflicher Verweis kommt es vor, daß der Franzoſe die große Beteiligung Deutſchlands an der Ausſtellung als ein Kompliment für uns erwähnt und das deutſche Bier zu rühmen beginnt, das auf den Boulevards der Stadt mächtig das ſonſtige Lieblingsgetränk der Bevölkerung, den Kaffee, verdrängt.

Auf dem Verdeck der Impériale.

Der Omnibus führt uns über die großen Boulevards, wo vor den Reſtaurants eine bunte Geſellſchaft an leichten Tiſchen die Hälfte des Trottairs innehält und irgend eine Erquickung ſchlürfend das ſtrömende Straßenbild genießt. Eine verwirrende Menge von Wagen rollt nach allen Richtungen an uns vorbei, es iſt ein Wunder, daß unter den Tauſenden von Fuhrwerken Zuſammenſtöße ſo ſelten ſind. Flüche und Geſchrei unter den Kutſchern giebt es allerdings genug, doch die Inſaſſen der eleganten Fuhrwerke, darunter beſonders viele ſchöne und elegante Frauen, die ſehen und geſehen werden wollen, regen ſich nicht auf, ſondern von Wagen zu Wagen geht das Augenſpiel, das Bewundern und Grüßen. Es wimmelt da von entzückend ſchönen, bald raffiniert einfachen, bald prunkhaft luxuriöſen Toiletten, ſie zwingen zur Bewunderung für die feine Kunſt, mit der ſich die Pariſer Weltdamen zu kleiden verſtehen.

Aus den Boulevards, in deren rieſigen Kaufläden man alles erhält, was Auge und Herz ergötzt, was ſchön und teuer iſt, wo die großen Theater, Cafés und Reſtaurants lacken, biegt der Omnibus in ſchmälere Gaſſen, in die Wohnbezirke der Bevölkerungsmaſſen. Hier bietet das Schauſpiel der Läden, in denen das Volk ſeine Bedürfniſſe deckt, der zahlreichen „maisons meublées“, der Miethäuſer, wo man um billigen Preis auch während der Ausſtellung eine mehr oder weniger gute Unterkunft findet, der „bouillons“, der volkstümlichen Speiſehäuſer, wo zu den Eſſenszeiten Hunderte von Beſuchern auf einmal ihre Tafel finden, der „marchands de vin“, an deren blankem Zinnbuffet die Arbeiter um den Abſynth würfeln, reiche Abwechſelung. Dann wieder rollen wir an den „crémeries“ vorbei, wo am Morgen Milch und Kaffee geſchenkt wird, an Brot- und Kuchenbäckereien, in denen die Damen immer gern ein wenig naſchen, und in der Vorüberfahrt genießen wir ungeſucht manches Sittenbildchen aus dem Daſein einer Bevölkerung, welcher die Gaſſe, in der ſie wohnt, Heimat iſt, die ſelten in andere Teile der Stadt, nach ſeltener aus ihrem Bannkreis hinausgelangt, und die alles, was jenſeit des Bois de Boulogne oder Bois de Vincennes liegt, mit dem Worte „là bas“ bezeichnet und damit andeutet, daß ſie jene Gegenden nicht kennt.

Durch die Boulevards und Gaſſen führt uns der Omnibus bald auf einen oder mehrere jener großen Plätze, auf denen in wohlgepflegten Anlagen friſche Brunnen ſpringen und ſich irgend eines jener monumentalen Denkmäler erhebt, welche der Stadt die geſchichtliche Weihe geben und mächtig zu dem herrlichen Geſamteindruck beitragen, den ſie auf jeden Beſucher macht. Sie iſt ſo geſättigt mit Kunſtbauten und großen Werken der bildenden Kunſt, die ſich ſchon beim erſten Anblick in das Gedächtnis des Beſchauers prägen und ihm raſch zu ſichern Anhaltspunkten werden, ſo daß man ſich in Paris raſcher und leichter zurecht findet als in mancher zehnmal kleineren Stadt.

Beſonders an der träg dahinfließenden, gelblich-grünen Seine, welche ſich in der Form eines S mitten durch die Stadt windet, erheben ſich die Wahrzeichen von Paris. Da ſteht auf jener Inſel, wo es zu Cäſars Zeiten als Lutetia Pariſiorum aufzublühen begann, die altehrwürdige Kathedrale von Notredame, unter deren Türmen ſich ſechs Jahrhunderte bewegter Geſchichte abgeſpielt haben, da ſteht am rechten Ufer die zinnenbekrönte alte Tour de St. Jacques, und über den Strom ſchwingen ſich die Brücken des Pont neuf und Pont des Arts, um welche

fraazösische und deutsche Romandichtung den Dusl der Poesie gewoben haben. Sie führen in das Quartier latin, wa sich um das Mutterhaus der altersgrauen Sarbonne die Schulgebäude der Wissenschaften van Frankreich sammeln, und ein eigenartiges, dem deutschen wenig verwandtes, zum Teil auf der Straße spielendes Studentenleben blüht, das sich in schwarzen Baretten und bunten Bandschleifen als den Abzeichen studentischer Würde gefällt.

Fahren wir hinauf zum schönen Luxemburggartrn, wo in Baumgrupven, Blumenbeeten und in der Mitte wunderbarer Brunnen Marmor- und Erzbilder, besanders Frauengestalten aller Jahrhunderte, in seliger Schönheit leuchten, grüßen wir den schönen altgriechischen Tempel des Panthevns, dessen Kuppel in erhebendem Ebeamaß zum Beharrenden im Wechsel, zum ewigen Himmel weist, vder besteigen wir die „Schwalben“ und „Mücken“, die wie die Pfeile unter den prächtigen Brücken hindurch, an den Badeanstalten, Wäschereien und Lastschiffen varbei die Seine auf- und abwärts schießen? Nein, der Blick auf diesen kleinen Schnellbooten ist zu gefangen, da sehen wir fast nur die fliegenden Buchhandlungea, die ihre meist vergilbten Schätze auf den Steinbrüstungen der Uferstraßen entfaltrn, die Angler, die mit unendlicher Geduld ihre Schnur in die trübe Flut senken, und die dusteren Gestalten jener Männer, die dem sanderbaren Berufe leben, die Leichen der Ertrunkenen, meistens armer Schiffbrüchiger, die den Tad selbst gesucht haben, aus dem Strome zu fischen.

Genußreicher ist die Wanderung durch die Rue de Rivoli, wo die Läden an strahlender Pracht mit denen der graßen Banlevards wetteifern, sich varnehmes Leben nicht minder dicht drängt. Sie führt uns zam Louvre, dem ehemaligen Königsschloß, das dem Kunstfreande nicht nur als ein unvergleichliches Denkmal der Baukunst aller Völker nad Zeitrn, sandern auch als gewaltiges Museum der Kunst- und Kulturgeschichtr heilig ist, in dessen Sälen die graue Vorzeit, die Antike, das Mittelalter, die neue Zeit mit den erhabenstrn ihrer Kunstoffenbarungen, mit den höchsten ihrer Schönheitsideale, darunter mit dem Marmorbilde zu uns sprechen, in dem die Darstellungskraft der Griechen das reinste Kunstschaffen erreicht hat — mil der Venus van Milo.

Beim Strassenantiquar.

Einen Gruß nur der Göttin, die in Erhabenheil und Lieblichkeit dasteht wie ein steingewardenes Gebet, der ewige Jugend, ewige Schönheit im Wechsel der Zeiten und des Kunstgeschmacks verliehen ist, dann wandeln wir durch die seitlichen Bogenhallen der Rue de Rivoli, die Architektur des Louare zum Geleitr, bis zu den nun fast vallständig abgetragenen Tuilerien, dem Kaiserschlaß, an dessen einstige Pracht und Herrlichkeit namentlich noch der mit Bildsäulen, Vasen, Springbrunnen geschmückte Garten, der ihren Namen führt, und seine farbeazubeladen Blumenbeete erinnern.

Und nun gehe langsam, wer langsam gehen mag! Wem aber das Heez noch frisch ist, wem nach etwas wie Jugend in den Adern pulst, der kann nicht anders als seinen Schritt beflügeln, denn uar uns leuchtet es marmverweiß und märchenhaft, über die Seine her strahten die Giebel einer schneereinen, phantastischen Zanberstadt, die nvch halb verbargen hinter grünen Bäumen ein großes freudiges Geheimnis halb affenbart und halb verhüllt. Ueber den phantasnischen Giebeln erheben sich, in die Bläue der Last hineingehaacht, mit seinen erneuerten hellen Tönen mehr ein Gaukelbild denn eine Wirklichkeit, in spinnwebartiger Gliederung der Eiffelturm und das alle Gebäude weit überragende Riesenrad der russischen Schaukel, auch ein Traum der Luft, der den malerischea, überaus lichten Ersteindruck der Ausstellang mächtig mit bestimmt.

Ich kann es nicht anders sagen: wie ein sanniges, duftiges Märchen, wie ein strahlendes Erlebnis geht ihr eestes Bild auf die Sinne. Vergessen ist die Stadt mit allem, was sich als merkwürdig und bewundernswert in den Spiegel der Augen und der Seele gedrängt hat. Barwärts, varwärts!

Wir sind auf der Place de la Concorde, dem großartigen schicksalsreichsten Platze von Paris, auf dem sich der ehrwürdige Obelisk van Luxor erhebt und mit seinen fremdartigen Hieroglyphea der bluhenden Gegenwart den Gruß einer fernen, um drei Jahrtausende entlegenen Welt entbietet, auf der Stelle, wo zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Reaolutiou ihre Opfer unter das Blutgerüst führte.

Immer reizaaller leuchtet uns die Ausstellung wie ein großes Versprechen, wie eine Zauberwelt aus den Träumen einer lichtfreudigen Künstlerseele entgegen, aber zum Vollgenuß ihres äußeren gewaltigen und schönen Gesamteindruckes gelangen wir erst, wenn wir noch die Landgärten der elysäischen Felder bis zu der Kaiser Nikolaus II gewidmeten Straße durchschreiten, die in die größte belebteste Pforte der Ausstellung mündet, und durch sie auf die neueste, herrlichste unter den vielen mvnumentalen Brücken treten, welche, mit Bildwerken geschmückt, sich über die Seine wölben. Es ist die Alexander III vou Rußland geweihte, zugleich mit der Ausstellung dem Verkehr übergebene Prachtbrücke, die 40 m breit die Seine mit einem einzigen Bogen von 109 m Länge überspannt.

Es ist vielleicht nicht alles große Architektur, aielleicht manches von dem, was Auge und Sinne fesselt, für deutsches Empfinden zu zierlich, zu sehr Zuckerguß, aber die Ausstellnng lebt und atmet doch in entzückenden Linien des Ebenmaßes, in einschmeichelnder Anmut und in eigenartiger Elegonz. Nach vier Seiten gewährt die Brücke hinreißende Aasfichten, strvmaufwärts in die Stadt mit den molerisch bewegten Silhouetten, am rechten Ufer entzückt der Durchblick zwischen den Palästen der schönen Künste, deren reiche Formen sich mit strahlendem Weiß aus den frischgrünen Laubkranen der elysäischen Felder erheben, im Vorblick des linken Viers schimmern, ein weißes Rechted, die schneeweißen Hallen, die sich auf der Esplanade des Invalidendams erheben, und in ihrem Hintergrund ragt seine vergaldete Kuppel als großartiger mvnumentaler Abschtuß in die blaue Luft.

Aber das Schauspiel, von dem man sich am wenigsten trennen mag, offenbart uns ein Blick, der stromabwärts, über die kleinen Dampfer der Seine und über eine Reihe von Brücken, welche die beiden Ufer der Ausstellung miteinander verbinden. Da haben wir zur Rechten den graßen Ausstellungspalast der Stadt Paris, an den sich eine lange Falge palastartiger Gebäude mit lebhaften Linien und die romantischen Giebel von Alt-Paris schließen, zur Linken ruht das Auge auf den in ihrem reichen Architekturwechsel überaus malerischen Palästen der Straße der Nativoen, die sich am Quai der Seine dahin zieht. Mit stillem Stolze verweilt unser Blick auf dem in leichter Gvtik gehaltenen Deutschen Haus, hinter dessen schlankem Turm die weißen Hallen des Marsfeldes ragen, und überaus wirkungsvall erheben sich im Hintergrund des Strombildes der doppeltürmige Trocadéro, der zwischen den funkelnden neuen Prachthallen bereits einen Schein ehrwürdigen Alters gewannen hat, links hin der Eiffelturm und das Rieserad.

Nun aber gilt es, in den Hunderten voa kleinen und großen Hallen, wo die Völker der Welt einander die Schöpe ihres Fleißes weisen, zu wandern nad so viel von dem Riseabild zusammenzuraffen, als die Sinne halten, denn es in seiner ganzen Fülle mit durchdringendem Verständnis zu erfassen, wied einem einzelnen nie und nimmer beschieden sein.

So wird auch in diesen „Spaziergängen“, die keine kritische Würdigung der verschiedeaen Gebiete menschlichen Schaffens, wie es sich auf der Ausstellang darlegt, sein sollen, sondern

unsern Lesern mehr die poetisch malerischen Bilder des Marsfeldes vermitteln wollen, manches fehlen, was andern groß, schön und erwähnenswert scheint, aber wenn diese Skizzen nur einen Eindruck mit der ganzen Stärke wiedergeben könnten, mit der er überwältigend auf den Besucher der Ausstellung geht, so hätten sie eine dankbare Aufgabe erfüllt. Es ist die in den Hallen der Ausstellung urmächtig ins Bewußtsein strömende Erkenntnis, daß es nichts giebt, was das Leben der Völker wie des einzelnen heiligt, ihnen Wert und Bestand verleiht, als ernste Arbeit, daß mit ihren Waffen die letzten Gänge der Geschichte ausgefochten werden, und einem Volk im Wettstreit mit den andern Völkern nur dann Dauer verliehen ist, wenn es nicht nur im Krieg, sondern auch im Frieden mit mächtiger Hand am Amboß der Jahrhunderte steht.

Gottfried von Bouillon.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **T. Kellen.** Mit Abbildungen nach Photographien.

Vor 800 Jahren, am 18. Juli 1100, starb Gottfried von Bouillon, der Führer des ersten Kreuzzuges, in Jerusalem, wo er kaum ein Jahr vorher zum König erwählt worden war. Er war Herzog von Niederlothringen und stammte mütterlicherseits von Karl dem Großen ab. Die Herzöge von Niederlothringen hielten anfänglich treu zu den deutschen Kaisern, die ihnen ihre Würde verliehen hatten, aber als sie eine gesicherte Stellung erworben hatten, trugen ihre territorialen Interessen den Sieg über ihre Treue davon. Niederlothringen war doppelsprachig, und der Stammsitz der Herzöge lag in den Ardennen, in dem romanischen Teile des Landes.

Gottfried von Bouillon war 1061 als der älteste Sohn des Grafen Eustach II von Boulogne und Ida, der Schwester Gottfrieds des Buckligen von Niederlothringen, geboren, und zwar angeblich in dem kleinen Dorfe Baisy in Brabant (6 Stunden von Brüssel). Als der Kreuzzug gepredigt wurde, verkaufte er die meisten seiner Besitzungen und verpfändete sein Stammschloß an den Bischof Otbert von Lüttich. Im Frühjahr 1096 brach er in Begleitung seiner Brüder Eustach und Balduin mit den Kreuzfahrern aus Flandern, Lothringen und der Rheingegend auf. Es waren 80 000 Fußgänger und 10 000 Reiter, mit denen er durch das südliche Deutschland, Ungarn und Bulgarien nach Konstantinopel zog.

Im April 1097 setzten die Kreuzfahrer nach Kleinasien über. An der Eroberung von Nicäa und dem Siege bei Doryläum hatte Gottfried von Bouillon zwar nur geringen Anteil, jedoch trat er bei der Erstürmung Jerusalems mehr in den Vordergrund. Am 23. Juli 1099 wurde er, nachdem Raimund von Toulouse die Krone abgelehnt hatte, zum König von Jerusalem gewählt. Auch Gottfried nahm übrigens den Königstitel nicht an, sondern begnügte sich mit dem Titel eines Herzogs des Heiligen Grabes. Durch den Sieg in der Ebene von Askalon, wo er den mit einem gewaltigen Heere herangerückten Sultan von Aegypten am 12. August 1099 niederwarf, gelangte er in den Besitz fast des ganzen gelobten Landes. Er setzte einen Patriarchen ein, stiftete zwei Domkapitel und ließ ein Kloster im Thale Josaphat errichten. Zu einer staatlichen Bildung der eroberten Landgebiete ist er infolge seines frühen Todes nicht gelangt. Er starb schon am 18. Juli 1100 und wurde auf dem Kalvarienberge neben dem Grabe des Erlösers bestattet.

In Brüssel wurde ihm 1848 in der Mitte der Place Royale vor der Kirche St. Jacques-sur-Caudenberg ein prächtiges Reiterstandbild errichtet. Das von Eugène Simonis modellierte Denkmal wurde am 15. August 1848 feierlich enthüllt. Der große Heerführer des ersten Kreuzzuges sitzt zu Roß und hebt die Kreuzesfahne hoch empor. Auf dieser Höhe, von wo jetzt die Straße Montagne de la Cour in die untere Stadt führt, soll Gottfried seine Aufforderung zum Kreuzzuge mit den Worten bekräftigt haben: „Dieu li volt!" („Gott will es!")

Das Standbild Gottfrieds von Bouillon in Brüssel.

Das Stammschloss Gottfrieds von Bouillon in den Ardennen.

Das Stammschloß Gottfrieds von Bouillon bildet jetzt die bedeutendste Burgruine in den Ardennen. Es überragt das Städtchen Bouillon, das in einem hübschen Thal der Semois dicht an der französischen Grenze liegt. Ob auf dem gewaltigen Felsen schon zur Römerzeit eine Burg bestand, oder ob diese im 7. Jahrhundert errichtet wurde, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Im Mittelalter hat sie vielen Kriegsstürmen getrotzt. Da Gottfried von Bouillon der letzte Fürst des Ardennerhauses war, ging nach seinem Tode das Herzogtum Niederlothringen zuerst in die Hände der Bischöfe von Lüttich, dann in die des mächtigen Geschlechtes von la Marck über. Endlich kam dasselbe durch Heirat an die französische Fürstenfamilie von Latour d'Auvergne, die Frankreich den großen Turenne geschenkt hat, bis die französische Republik 1793 das Herzogtum Bouillon annektierte.

Durch den Pariser Frieden 1814 wurde es dem König der Niederlande zugesprochen, 1830 aber mit den südlichen Provinzen von den Niederlanden getrennt und 1837 mit Belgien vereinigt.

Im Laufe der Jahrhunderte hatte das Schloß viele Veränderungen erfahren. Bis zum Jahre 1824 hatte es sein mittelalterliches Aussehen bewahrt. Um diese Zeit ließ die niederländische Regierung verschiedene Teile niederreißen und dafür eine Kaserne und einen bombensicheren Pulverturm im Innern der Burg erbauen. Die Esplanade wurde von den früheren Bauten befreit und in eine öffentliche Promenade umgewandelt. Seit 1853 ist die Burg in die Reihe der historischen Denkmäler aufgenommen und wird jetzt auf Kosten des Staates unterhalten. Sie ist vom ersten Thor bis zur Mauer an der Porte de France 430 m lang. Der älteste Teil ist in den Fels gebauen und bildet ein förmliches Labyrinth von Sälen und düstern Gewölben. Nach der Schlacht von Sedan flüchteten zahlreiche französische Soldaten auf der 16 km langen Landstraße nach Bouillon; die Kasernen und die Häuser der Stadt konnten sie nicht alle aufnehmen, und so brachte man noch 12 000 Verwundete in die Burg hinauf.

Napoleon III übernachtete am 3. September 1870 im Hotel de la Poste (links unten auf unserer Ansicht) und wurde am folgenden Tage nach Libramont gebracht, von wo er die Fahrt nach Wilhelmshöhe bei Kassel antrat.

Kampf ums Glück.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(8. Fortsetzung.)

Roman von **Paul Robran.**

Venedig.

Letowskis führten mich über den sonnigen Markusplatz, auf dem die Tauben girrend auch Futter pickten und tanzten. Sie führten mich hinaus auf die Piazetta bis an die Lagune, die vom Winde gepeitscht in weißen Wellen an das Ufer brandete. Ich stand mit ihnen vor dem Dogenpalast, und sie fragten mich, ob das alles nicht köstlich sei and was ich nun sehen wollte. Ich mußte die Zähne zusammenbeißen, um nicht zu schreien: Ums Himmels willen, ihr quält mich ja mit eurer Liebe! Ich bin todwund! Was soll mir die Sonne und das Meer und die Größe? Ich bin ein kleiner moderner Mensch und habe meine eigenen Schmerzen! Laßt mich doch nur allein, damit ich mich verkriechen kann wie ein krankes Tier!

Und dabei plauderte ich ganz ruhig mit ihnen, und sie lachten und plauderten auch, und lachend und plaudernd gingen wir nach der Ausstellung in der Menschenmasse, die hineinströmte. Letowskis waren beide erregt, ich sah, daß sie in einer großen Freude lebten, und ich wußte ja auch weshalb.

Wir stiegen die Marmortreppe hinauf, langsam, denn es war sehr voll, und an der Eingangsthür drängten sich die Menschen. Von weitem sah ich Francesco Andrea. Er nahm seinen Hut ab und schwenkte ihn über die Köpfe der anderen. Beinahe hätt' ich mich darüber geärgert — wenn dazu noch Platz in meiner Seele gewesen wäre!

„Nun — und wo seid ihr?" fragte ich.

„Das kommt später, wir sind im letzten Saal."

„Und wer von euch hat die Medaille bekommen?"

„Keiner," sagte Letowski und nahm meinen Arm. „Ich habe die ‚Hexe' eingeschickt, und die hat schon die große Goldene. Und Frida ist leer ausgegangen! Aber ein junger Freund von uns ist ausgezeichnet worden, und was das Beste ist, er hat es verdient. Es ist um so schöner, als er ganz ahnungslos ist and ich mich wie ein Narr darüber freue, wie er seine großen, schmerzlichen Augen aufreißen wird!"

„Es wird zu viel für ihn werden, Franz," sagte Frida sanft. „Du solltest ihn vorbereiten."

„Unsinn, Fridel! Ich glaube nicht an das Märchen, daß Freude tötet — höchstens wird es ihr ein bißchen schlecht werden — aber ich halte sie ja fest."

„Sie," sagte ich verständnislos, und dann durchzuckte mich eine wahnsinnige Freude. Ich blieb stehen und ließ Letowskis Arm fahren.

„Meine Eva?" sagte ich atemlos.

„Eva?" fragten beide erstaunt wie aus einem Munde.

„Ich hatte sie eingeschickt und sie ist zurückgewiesen worden. Hat sich die Jury anders besonnen?"

Die beiden sahen sich erschrocken an.

„Und davon hast du uns gestern nichts gesagt?"

„Und dabei haben Sie gelächelt! Kind, Kind! Sie sind eine kleine Heldin!"

Die Thränen traten mir in die Augen, und der Saal, all die Menschen und die beiden lieben Leute, alles verschwand in einem weißen Nebel.

„Ich habe mich so wahnsinnig vor euch geschämt," sagte ich krampfhaft schluckend. „Es ist also nichts mit Eva?"

Letowski packte meine Hand, riß sie beinahe auf seinen Arm und zog mich hastig mit, gerade auf einen Menschenknäuel los, durch den er sich mit einem hastigen „Pardon" drängte. Ich sah zuerst gar nichts, denn die Thränen verschleierten meine Augen.

Und dann sah ich es und konnte es nicht fassen! Ich starrte darauf und begriff es nicht — und dann wurden meine Augen ganz trocken — und ich sah es endlich.

Alle die Leute, die sich um uns drängten, daß wir kaum atmen konnten, sie starrten nach dem Postament, an dem ein Täfelchen hing mit der Inschrift „Kleine goldene Medaille" — und auf das, was es trug, meinen Cinco mit Beppo!

Letowski schüttelte mir immerzu die Hand, und ich erwiderte es mechanisch. Frida sprach zu mir — ich verstand sie nicht. Ich dachte an die Zeit, in der ich die kleine Gruppe gearbeitet hatte, das Herz voll von Eva, die nicht aufersteben wollte, gearbeitet, um Geld zu verdienen, ohne jede Mühe, höchstens mit Aerger über den angezogenen Jungen, der den Esel schlug und dafür von der O'Brien eine Ohrfeige bekam.

Und da standen sie vor mir in Bronze, mit der Medaille und dem Lorbeerkranz, während Eva im Schuppen trauerte!

„Kind," sagte Letowski, „Sie haben auf den ersten Anlauf in einer Elite-Ausstellung die Medaille bekommen. Mit einem Sprung sind Sie auf eine Höhe gekommen, zu der ich lange hinaufgeklettert bin. Sie haben allen Grund, stolz zu sein! Ich möchte wohl die Geschichte der Jahre kennen, in denen Sie aus einer begabten Dilettantin zu einer Künstlerin geworden sind!"

„Gestatten Sie, Signorina," sagte hinter mir jemand. Ich drehte mich um und sah Francesco, der mit einem Strauß weißer Rosen hinter mir stand. Er gratulierte mir, und ich stellte ihn Letowskis vor. Und dann tauchte Mistreß Litton auf mit ihrer Busenfreundin, dem wild wütenden Weib. Sie erzählte laut, daß ich ihre Schützerin sei. Das wußte Fräulein Meißchen freilich so gut wie sie und ich, aber die Leute erfuhren es doch, und das wollte sie gerade! — Pfui! Ich werde boshaft! Nie werde ich vergessen, wieviel ich gerade der Litton verdanke.

Unterdes hatte die Menge begriffen, daß Cinco und Beppo mein Werk waren. „Das ist sie," hörte ich in allen Sprachen; „es ist eine Dame." Wir waren so eingekeilt, daß wir uns kaum rühren konnten. Letowski und Francesco machten uns endlich Platz; aber überall, wo wir auch standen, drehten sich die Leute nach mir um, als wäre ich ein weißer Elefant, den man auf dem Jahrmarkt zeigt.

Wir trafen auch Biatelli. Er gratulierte mir freudestrahlend und fragte mich, warum ich seinen Brief nicht beantwortet hätte, in dem er mir anzeigte, daß er meine Arbeit nach Venedig einschicken wolle. Er habe mein Schweigen für Zustimmung genommen.

Ich habe keinen Brief bekommen. Entweder hat er gar nicht geschrieben, oder die O'Brien hat den Brief als Fidibus benutzt. Sie behauptete immer, ich hätte mich von Biatelli übers Ohr hauen lassen.

Eine Ueberraschung war mir bereitet, auf die Letowskis freilich nicht gerechnet hatten. Carlo Striano sah ich wieder Ich erkannte ihn gleich; aber er stutzte einen Augenblick.

„Also wirklich eine große Künstlerin geworden, Signorina?" sagte er lächelnd, aber blaß.

Wir wurden gleich getrennt. Unzählige Hände hab' ich geschüttelt und unzählige Glückwünsche entgegengenommen. Dabei sah ich überhaupt erst, wie viel Menschen ich im Lauf der Jahre kennengelernt habe.

Wir hatten dann am Abend eine kleine Feier im Hotel. Letowskis hatten Mistreß Litton eingeladen und Francesco. Er war wie immer des Abends tadellos angezogen. Als er mir in dem strahlenden Satin gegenübersaß, dachte ich an die Risottoschüsseln in unserer Scheune — und ich mußte lachen.

Nachdem die Gäste weg waren, ließ Letowski noch eine Gondel kommen. Ich bestand darauf, daß man mir den dritten Platz gab, unter dem Vorwand, daß ich mich zu Fridas Füßen ausstrecken wollte.

Ich gönnte es den beiden Verliebten, die köstliche Mondnacht Arm in Arm zu genießen. Venedig ist die richtige Stadt für Hochzeitsreisende. Die Gondel fährt sacht hinaus, and in weitem Bogen schimmern die Lichter um die Lagune. Von der Piazetta strahlt ein heller Schein, die Sterne funkeln, and verhallende Musik tönt über das stille Wasser — leise, traumhaft.

Ich war mit ihnen zusammen am Abend meines Ehrentages, and doch fühlte ich mich allein. Die beiden sind unendlich gut zu mir, und ich störte sie nur. Ein Strom von Liebe muß in einer solchen köstlichen Nacht aus dem Herzen brechen, sinnbetäubend, wenn man über das Wasser gleitet mit dem schweigsamen Gondolier, dessen schweres Atmen man nur selten hört.

Digitized by Google

Aber das fremde Mädchen hindert all die ſüßen Worte, und ſie bleiben ungeſprochen. Ich machte mich ſo klein als möglich; ich kroch oben in die Spitze des Bootes und ſah in die funkelnden Sterne — aber ich war doch da!

Iſt das nun das Glück?

Eine innere Stimme flüſtert: Ja! Eine zweite Stimme, gewiß die meines böſen Engels, ſchreit laut: Nein! Das iſt nicht der Ruhm, den ich geſucht habe! Nicht lachen machen wollt' ich die Leute mit meiner Kunſt, nicht ein wohlgefälliges Schmunzeln wollte ich ſehen, über das Spitzbubengeſicht Beppos, der den Stock über Cineos Rücken ſchwingt.

Ich wollte ernſt genommen werden!

Das iſt ein Erfolg — ein zufälliger Erfolg über ein hübſches Motiv und weiter nichts. Das iſt nicht der Ruhm, nicht das Glück, das ich ſuchte!

Glück ſoll wunſchlos machen, und ich wünſche, heißer als je —

* * *

Carlo Striano hat mich mit ſeiner jungen Frau beſucht. Eine bella sposina, ſagen ſie hier zu Lande. Wirklich hübſch, ſüdlichſter Typus, ein zierliches Figürchen, ſchwarze Augen und Haare, ein Bärtchen an der Oberlippe, in den Ohren große Brillanten. Sie lacht und plappert mit dem rauhen Organ der Italienerinnen, hat das Gehirn eines Spatzen und die Intereſſen eines Pfaus. Allzu glücklich kommt mir Carlo nicht vor.

Er iſt ſelber kein tiefer Geiſt — gewiß nicht! Aber ich erinnere mich, wie gern er ſich mit mir über Probleme des Seelenlebens unterhielt, und wie überraſcht er war, daß er es konnte. Seine Frau wird ihn darin gewiß nicht verwöhnen.

Neulich war es mir, als hätt' ich in einer Gondel unter dem ſchwarzen Dach die Gräfin Maud Striano geſehen. Es war nur ein Augenblick! Das Geſicht konnt' ich überhaupt nicht erkennen; nur etwas in der Haltung erinnerte mich an ſie. Es iſt unmöglich! Sie kann nicht ſo kühn ſein, jetzt gerade nach Venedig zu kommen, wo wegen der Ausſtellung halb Italien hier zuſammenſtrömt, und gerade die Hälfte, zu der ſie einmal gehört hat. Wer weiß? Vielleicht iſt das eine Senſation, die ſie noch nicht erprobt hat. Was anderes als Ueberſättigung kann dieſes Kind des raffinierteſten Reichtums in die Bohème getrieben haben, nein — ſchlimmer als in die Bohème — in die unauslöſchliche Schande!

* * *

Wir fuhren nach San Lazzaro. Im Kloſtergarten blühte Flieder und Rhododendron. Aus dem ſchattigen Kreuzgang traten wir in die Kirche. Man hatte ein Feſt gefeiert, und es duftete nach welkenden Blumen und Weihrauch. Aus dem Chor zogen Mönche mit über der Bruſt gekreuzten Händen und niedergeſchlagenen Augen in die Klauſur zurück — eine Prozeſſion von Schatten im Schatten.

Um ſo fröhlicher ſchien die Sonne auf dem Lido. Vom Strande gingen wir in das Stabilimento, um dort unſeren Nachmittagsthee zu trinken. Es war ſehr voll, und Letowski ſuchte noch einem Tiſch für uns, während Frida und ich noch an der Baluſtrade ſtanden und auf das Meer hinaus ſahen, das in langen, weißen Wellen auf das Ufer brandete und ziſchend unter die Holzbretter der Teeraſſe ſprudelte. Mit Wonne atmete ich den friſchen Salzhauch. Dann holte uns Letowski nach der anderen Seite, und erſt, als wir ſchon Platz genommen hatten, bemerkte ich, was nun nicht mehr zu vermeiden war: nicht zehn Schritte von uns, nur durch zwei Tiſche getrennt, ſaß Gräfin Maud — und nicht allein! Ich erkannte ihn ſofort, obgleich er viel ſtärker geworden iſt und im Cylinder auch anders ausſah. Sie ſah mich nicht und konnte mich auch nicht ſehen. Sie ſaß zur Seite gewandt und ſtarrte auf das Meer. Den Schleier hatte ſie hochgeſtreift, und das grelle Licht zeigte unbarmherzig die Verwüſtungen in dem ſchönen Geſicht.

Ein Meduſengeſicht!

Gott, was muß dieſes Weib gelitten haben, bis ſich dieſe ſteinerne Ruhe über ihre bewegtlichen Züge breitete! Die Falten um die Mundwinkel, welche Sprache ſprechen ſie von Verzweiflung, Reue und mühſamem Stolz! Und der Blick, der nichts ſehen will! Dieſe Augen, über denen die Lider kaum zucken, weil ſie ſich gewöhnt hat, ſie vor keinem unverſchämten Blick niederzuſchlagen! Und doch wagt ſie nicht, den Menſchen ins Geſicht zu ſehen, und ſtarrt hinaus auf den weißen Schaum und die verrinnenden Wogen.

Er — der Mann — ſaß gelangweilt neben ihr. Er ſchlürfte ſeinen Eiskaffee aus dem Strohhalm, warf von Zeit zu Zeit einen Blick in die Zeitung und ſtocherte in den Zähnen. Er ſagte etwas und ſie antwortete nicht. Kein Finger zuckte an der weißen Hand, die mit den im Sonnenſchein funkelnden Ringen auf der Baluſtrade lag.

Wir hatten unſern Thee getrunken und wollten gehen. Letowski rief nach dem Kellner, ich ſah zufällig nach der Saalthür — und ſah, was mir das Herz ſtocken machte.

Da kam Carlo Striano mit ſeiner Frau und einem ganzen Schwarm junger Herren, die laut lachten und ſchwatzten. Gräfin Maud wandte den Kopf und wurde totenblaß unter der Schminke. Sie drehte ſich langſam wieder um und ſtarrte hinaus — regungslos.

Die Geſellſchaft war ſtehen geblieben. Man flüſterte einen Augenblick, dann gab Carlo ſeiner Frau den Arm und führte ſie fort. Die ſtillgewordenen Herren folgten.

Er — der Mann — ſaß mit dem Rücken nach der Thür, er hatte nichts gemerkt.

Ich atmete auf. Sie war jetzt gewarnt. Ich dachte jeden Augenblick: nun ſteht ſie auf, denn ſie ſind weit genug, und ſie kann ſie vermeiden.

Aber ſie rührte ſich nicht.

Da erſchien Carlo wieder, ohne ſeine Frau, begleitet von zwei der Herren. Sie ſchlängelten ſich ganz unauffällig zwiſchen den Tiſchen hindurch, in der Richtung zu uns. Plötzlich machte Carlo ein paar raſche Schritte — und der elegante Cylinder des Mannes rollte auf den Bretterboden, überſchlug ſich, rollte weiter — alles lachte — und ſchwieg dann.

Es war ein eiſiges, todbrohendes Schweigen.

In dem Schweigen klang plötzlich Carlos Stimme, klar und laut:

„Nimm deinen Hut ab, wenn du mit deiner Herrin an einem Tiſch ſitzeſt."

Der Mann zuckte zuſammen unter dieſem Du, mit dem man in Italien die Diener und Bettler anredet. Jetzt erſt erkannte er Carlo: ein dummes Staunen prägte ſich in ſeinem fettgewordenen Geſicht aus.

Er bückte ſich nach dem Cylinder, konnte ihn nicht faſſen und kroch ihm nach und — verſchwand.

Carlo trat einen Schritt näher an die Gräfin und faßte leicht an ſeinen Hut.

„Sie müſſen Ihren Leuten beſſere Manieren beibringen, Gräfin," ſagte er laut, rückte den Hut wieder zurecht, drehte ſich um und ging langſam wieder fort — die eine Hand vorn im Rock.

Die beiden Herren folgten ihm und ſahen ſich aufmerkſam nach allen Seiten um.

Als ſie verſchwunden waren, brauſte ein Raunen über die Veranda und durch den Saal, das anſchwoll zu einem betäubenden Lärm und das Rauſchen des Meeres übertönte. Dann ziſchte es an einer Ecke, und im ſelben Augenblick flog das Ziſchen von Lippe zu Lippe — jenes Ziſchen, das man nur in Italien hören kann — ſcharf, ſchneidend, vernichtend.

Es galt der Ausländerin, die eine italieniſche Familie entehrt hat, aber es galt auch dem Weibe, das ſie noch vor zwei Jahren vergötterten, in deren Loge Fürſten ſich huldigend verbeugten, die alle Männer bewunderten und alle Frauen beneideten.

Das unſelige Weib ſaß regungslos unter dieſem Sturm der Verachtung. Der Kopf war ihr in den Nacken geſunken, der Mund verzerrt, die beiden roten Schminkflecke zeichneten ſich ſcharf auf den grauen Backen ab.

Dann öffnete ſie die Augen, ſah ſich um — und ſah, daß der Mann ſie verlaſſen hatte. Sie ſchob den Stuhl zurück und ſtand auf. Ruhig nahm ſie einen Schein aus dem Geldtäſchchen, legte ihn auf den Tiſch vor den Kellner und ging durch die

Digitized by Google

zischende Menge, eine Gerichtete, von der Volksstimme Verurteilte.

Uns allen zitterten die Nerven von der furchtbaren Scene. Schweigend ließen wir uns über die im Glanz der untergehenden Sonne schimmernde Lagune zurückrudern. Am Horizont leuchteten die weißgrauen Schneehäupter der Alpen, und aus dem gelbroten Wasser erhoben sich verschwimmende Inseln.

Dicht vor der Piazetta überholte uns eine Gondel. Auf dem Rücksitz saß Gräfin Maud — allein. Ihr Arm hing über den Bootsrand, und das Wasser strudelte über ihre Finger. Unsere Augen trafen sich, und ich sah an ihrem Zusammenzucken, daß sie mich erkannte.

Ich konnte nicht anders — ich grüßte sie! Ueber ihr Gesicht flog eine leichte Röte. Sie biß die Zähne zusammen und lächelte mich an mit einem eigentümlich drohenden Zurückziehen der Mundwinkel.

Dann war sie vorüber.

April 1895.

Ich habe mit Frida beinahe einen Streit gehabt — um „Eva". Sie wollte sie mir abkaufen und war mir so böse, wie sie überhaupt werden kann, als ich Nein sagte. Sie hat freilich auch ohne Worte verstanden, weshalb ich Siegfrieds Schwester das nicht verdanken kann; aber für sie ist eben ein großer Unterschied zwischen ihrem Bruder und ihr. Ich darf keinen Unterschied machen — gerade jetzt nicht!

Denn Frida hat mir erzählt, daß Klara längst gesund ist und freiwillig die Anstalt nicht verläßt.

Welch ein schauerlicher Gedanke! Begraben unter Irrsinnigen, hinter Mauern, aus denen kein Laut zu der Außenwelt dringt.

Nein, ich kann von Siegfrieds Schwester kein Geld nehmen.

Biatelli hat unsern freundschaftlichen Streit entschieden. Er kam, um sich „Eva" für eine Tournee auszubitten. So hat die Medaille doch auch für sie einen Wert, und ich will es Cinea verzeihen, daß er sie ihr fortgenommen hat.

Morgen wollen mich Letowskis nach Florenz begleiten. Vor meinem Fenster liegt die wannigste Nacht. Blutrot und verzerrt taucht der Mond aus den Dunstmassen auf. Jetzt verschwindet er hinter dem Turm von San Giorgio Maggiore, glänzt goldig durch das Gitterwerk des Glockenstuhles und erscheint auf der anderen Turmseite. Ueber dem Canale della Giudecca liegt ein breiter Streifen Mondlicht. Ein Dampfer gleitet still hinaus; die Schaufeln plätschern und die Maschine stampft dumpf. In der Ferne bellt ein Hund. Gesang dringt in verlorenen Tönen herüber. Das Wasser gurgelt auf den Marmorstufen. Gondoliere plaudern; jetzt legen sie ein Ruder hin, und nun ist alles still.

Ich sehe hinaus und schreibe auf, was ich sehe und höre. Es ist so schön! Ich habe das Gefühl, ich müßte es festhalten, damit es mir nicht entschwindet wie ein Traum.

Und dabei preßt mir der Gedanke an Klara das Herz zusammen; mir ist, als liege eine Last auf meiner Brust.

Ich bin frei; vor mir liegt das Leben. Sie ist gefangen.

* * *

Florenz, Mai.

Man kann nicht zartsinniger helfen. Frida hat bei Francesco Kopien ihrer Lieblingsbilder bestellt. Es ist ein großer Auftrag, großherzig gegeben, und Francesco hat für ein Jahr zu thun und auf lange Zeit keine Sorgen mehr.

An Frida liegt es nicht, daß sich zwischen ihr und Miß O'Brien kein besseres Verhältnis bildet. Miß O'Brien ist schroff bis zur Grobheit und borstig wie ein Igel, den man angreift. Als sie von dem Auftrag erfuhr, wurde sie erst blaß und dann rot und warf Frida einen Blick zu, vor dem ich erschrak, so voller Haß war er.

Letowskis haben mir beim Aussuchen einer neuen Wohnung geholfen. Ich konnte die Existenz in der Scheune nicht mehr ertragen, seitdem ich mit Letowskis zusammen wieder den Schritt in das elegante Leben gemacht habe. Es fiel mir ordentlich auf die Nerven.

Nun will ich in großem Stil anfangen. Etwas von der Erbschaft ist noch da, und außerdem laufen mir die Leute fast das Atelier ein. Ich denke manchmal, sie sind toll geworden. Dutzende von kleinen Figürchen hatt' ich früher gemacht, und es krähte kein Hahn danach. Nun hab' ich sie alle verkauft.

Unsere neue Wohnung liegt oben an dem Viale dei Colli. Ein russischer Bildhauer hat sich da eine Villa gebaut, weil seine junge Frau lungenleidend war und das Petersburger Klima nicht vertrug. Wenige Wochen vor der beabsichtigten Uebersiedelung starb sie, und er hat keinen Fuß in das kleine Häuschen gesetzt. Er vermietet es verhältnismäßig billig; dennoch muß ich tüchtig arbeiten, wenn es nicht ein toller Luxus werden soll!

* * *

Letowskis haben mich verlassen, sie wurden telegraphisch nach Berlin zurückgerufen, weil der alte Breßlau an einem Herzschlag gestorben ist. Siegfried ist nun Chef der Firma. Diese Aussicht blendete Vater, als Klara sich mit ihm verlobte. Und nun ist sie in der Anstalt.

Ich habe an sie geschrieben und sie dringend gebeten, zu mir zu kommen. Sie antwortet mir nicht. Wie gern würde ich ihr ein Heim bereiten, damit ihre kranke Seele gesund wird.

In unserer Villa sind wir so eingelebt, als hätten wir immer da gewohnt. Wir haben ein richtiges Mädchen und sogar einen Groom, der am Sonnabend, meinem Empfangstag, die Thür öffnet. Dann verschwindet er freilich für die übrige Woche.

Mein Empfangstag ist gerade so Mode geworden wie ich. Die Gäste strömen herein — Leute, die ich früher einmal kennenlernte, und die so vergeßlich waren, daß ich ihnen bei jeder Vorstellung ganz neu war. Jetzt drängen sie sich in mein Atelier und in meinen Salon. Miß O'Brien hilft beim Empfang, wenn sie nicht vorzieht, in einer Ecke zu sitzen und beißende Bemerkungen zu machen, falls ihr die Nase von irgend einem mißfällt.

Ueber Einsamkeit kann ich mich also nicht mehr beklagen. Und doch, unter all den Menschen ist niemand, der mir sympathisch ist. Man redet und lacht und weiß nicht, weshalb man sich diese Mühe giebt. Sind die letzten Menschen fort, so atmet man erleichtert auf.

Unsere nächsten Nachbarn sind Deutsche: Baron Felsing mit seiner Frau. Auch welche von den Deklassierten. Er ist ein stiller, vornehmer Mensch mit träumerischen Augen. Sie eine laute, gründlich gewöhnliche Person — eine frühere Tänzerin. Gern möchte ich mit ihm verkehren, aber sie ist furchtbar — einfach dumm und wie alle ungebildeten Menschen klatschsüchtig. Dabei ist sie zu jedem gleich von einer unglaublichen Vertraulichkeit, und er weicht kaum von ihrer Seite aus Sorge, daß sie ihn durch ihre thörichten Bemerkungen kompromittiert.

Francesco steht den ganzen Tag im „Putti" und malt. Die ältesten Leute können sich eines solchen Fleißes nicht erinnern! Mich behandelt er als Freundin seiner Auftraggeberin mit einem feierlichen Ernst, über den ich innerlich lachen muß, denn ich denke bei seinen schönen Tirnden an die frühere Zeit, wo er bei einem Glase Chianti seine schönsten Kunststücke zum besten gab. Wenn er nur endlich mit Miß O'Brien Ernst machen wollte! Es gehört mein ganzes kameradschaftliches Gefühl dazu, über das hinwegzusehen, was die Leute über sie und Francesco reden. Und über mich dazu! Sie sagen, ich sei zu duldsam — Mistreß Liston hat es mir geradezu ins Gesicht gesagt: ich schadete meinem eigenen Ruf; aber ich kann doch nicht anders handeln! Jetzt zu sagen: geh' — nachdem wir die Not der früheren Jahre zusammen getragen haben — das wäre bodenlos schlecht und gemein!

Und dabei spricht er mit Miß O'Brien kaum. Es ist beinah', als ob er geflissentlich jedem Alleinsein ausweiche. Wenn es nicht so heikel wäre, würde ich einmal offen mit ihm reden — aber es ist so schwer für ein noch junges Mädchen, einem jungen Mann zu sagen: Warum heiraten Sie eigentlich nicht? Oder glauben Sie etwa, daß man Ihnen den großen Auftrag zu einem anderen Zweck gegeben hat? Vielleicht gäbe auch das nur den Anlaß zu der Katastrophe, die ich schon so lange fürchte.

* * *

Biatelli hat „Eva" unverkauft von der Tournee zurückgebracht und mir die Statue heute wiedergegeben. Nun ist sie in mein neues Heim eingezogen, lange nicht mehr so fleckenlos und rein wie sie fortging.

Digitized by Google

Flickschuster in Kairo.
Nach dem Gemälde von Herm. Linde.

Francesco ist mit dreien seiner Bilder für Frida fertig. Nun will er nach Rom, um dort als viertes Beatrice Cenci zu kopieren.

Jetzt muß das entscheidende Wort zwischen ihm und Miß O'Brien gesprochen werden — jetzt, oder nie!

Dezember 1895.

Er kam, um uns Adieu zu sagen. Er hatte weiße Rosen mitgebracht und überreichte sie mir — für Miß O'Brien hatte er keine Blumen. Sie kauerte am Kamin in einem Sessel, ohne zu sprechen. Nur ihre grauen Augen leuchteten seltsam. Francesca sprach von allem möglichen, Miß O'Brien schwieg. Ihre Augen ließen ihn nicht los, und er wurde blaß, es war jene Wachsblässe, die manchmal über brünette Menschen kommt. Daß die beiden sich etwas zu sagen hatten, bei dem ich überflüssig war, das wußte ich ganz gut. Aber ich wußte auch, daß der Zustand jetzt nur die Stille vor dem Sturm war, und daß der Sturm ausbrechen mußte, sobald ich sie allein ließe.

Zuletzt stand ich doch auf. Ein Ende mit Schrecken war besser als dieser Schrecken ohne Ende, und ich konnte Francesco doch nicht bis Mitternacht unter dem wilden Blick der graugrünen Augen sitzen lassen. Die Thür schloß ich nicht; ich dachte an jene Scene, als er sie im Zorn hatte erwürgen wollen.

Einen Augenblick war alles still. Dann hörte ich Francescos Stimme, sie klang voll und laut:

„Sie waren in früheren Jahren so freundlich, mir auszuhelfen, wenn ich in Not war. Ich bin jetzt in der Lage, meine Schulden bezahlen zu können. Darf ich bitten, mir meine Scheine zurückzugeben gegen diese tausend Lire?"

Ich stand am Fenster, und vor mir lag die dunkle Nacht. Aber wie ein Blitz erhellten seine Worte mir das Geheimnis, über das ich mir den Kopf oft vergeblich zermartert hatte, und ich wußte jetzt, was Francesco an die Irländerin gebunden hatte!

Drüben war alles still. Dann rauschte ihr Kleid über den Fußboden, ein Kasten knarrte, Papiere raschelten, und dann wieder die schreckliche Stille. Von der Angst um Miß O'Brien getrieben, ging ich nach der Thür, so daß ich sie sehen konnte. Sie stand ganz ruhig da, und Francesco legte sorgfältig die Zettel in seine Brieftasche.

„Wünschen Sie sonst noch etwas?" fragte Miß O'Brien mit kaltem Hohn.

Francesco sah sie an; dann atmete er schwer.

„Sie haben mir den Eid auf die Madonna abgenommen, daß ich Sie heiraten werde. Ich flehe Sie an, geben Sie mir den Eid zurück!"

„Niemals!"

„Sie wollen mir also weiter das Leben verderben?"

„Heirate mich, wie du geschworen hast — und ich werde dich glücklich machen!"

„Ich kann nicht!" stieß er zwischen den Zähnen hervor. „Und wenn ich einsam sterben sollte, ich kann nicht! Du bist mir abscheulich — ich hasse dich!"

Miß O'Brien umklammerte plötzlich seinen Arm.

„Du hassest mich?" schrie sie wild. „Ich lasse dich nicht frei. Nie hatte mich jemand geliebt, selbst meine eigene Mutter nicht, die eine schöne Frau war und mir meine Häßlichkeit nicht vergeben konnte. Damals, als ich mit meinen Eltern nach Italien kam, lernte ich dich kennen. Du schwurst, daß du mich liebtest! Natürlich, meine Eltern waren reich! Sie wollten nichts von dir wissen. Ich war mündig und erklärte, sie könnten allein nach Amerika zurückgehen. Da haben sie mich verstoßen — um deinetwillen! In Hunger und Elend hab' ich gelebt und dir gegeben, was ich nur hatte. Jetzt lasse ich nicht von dir. Ich liebe dich!"

Sie glitt plötzlich vor ihm auf die Knie nieder und hielt seine Hände fest. Er riß sich los, und sie fiel mit der Stirn auf den Boden. Schnell eichtete sie sich auf, während Francesco schon ein paar Schritte nach der Thür gemacht hatte.

„Fluch treffe dich und die Deinen!" scheie sie grell.

Francesco blieb totenblaß stehen. Mit dem Daumen und dem kleinen Finger machte er die Bewegung, mit der man den bösen Blick abwehrt.

Dann schlug die Thür hinter ihm zu.

Sie stürzte ihm nach — ich lief hinter ihr her durch den dunklen Garten bis zum Gitter, wo ich sie einholte und ihr mit ein paar Sätzen noch zuvorkam. Ich drehte den Schlüssel um, zog ihn ab und hatte ihn in der Tasche, als sie heranstürzte. Vergeblich rüttelte sie am Thor; es gab nicht nach.

„Francesco! Francesco!"

Wie ein Todesschrei gellte es über die stille Straße. Dann brach sie an dem geschlossenen Thor zusammen und weinte laut. Ich wollte sie aufheben, und sie stieß mich zurück.

„Sie haben ihn mir genommen! Sie sind schuld daran! Ich —"

Sie streckte wild die Hände nach mir aus, mit zusammengekrallten Fingern.

„Fluchen Sie mir nicht!" sagte ich möglichst ruhig, obgleich alle meine Glieder flogen. „Ich bin kein Sicilianer und glaube nicht an den bösen Blick."

„Geben Sie mir den Schlüssel!"

„Nein! In einer Stunde, in einer halben Stunde meinetwegen, wenn Sie wieder so viel Besinnung haben, daß Sie wissen, was Sie thun! Haben Sie noch nicht genug? Schämen Sie sich nicht, einem Manne nachzulaufen, der Ihnen gesagt hat, daß er Sie haßt?"

Sie rüttelte noch einmal an der geschlossenen Thür, dann sah sie die Ohnmacht ihrer Anstrengungen ein. Mühsam zog sie sich am Gitter wieder in die Höhe und schleppte sich tastend nach dem Hause zurück. Mich wies sie stumm fort, als ich ihr helfen wollte; sie ging in ihr Zimmer und schloß sich dort ein.

Drei Tage lang hab' ich sie nicht wiedergesehen. Die Thür öffnete sie nur dem Mädchen, und die Speisen schickte sie unberührt wieder heraus; sie nahm nur Zwieback und Thee. Drei Nächte hab' ich kaum geschlafen, weil ich ihre Füße auf dem Estrich vor meiner Thür schleichen hörte, und ein paarmal war es mir, als ob sie vorsichtig die Klinke an meiner verschlossenen Thür herunterdrückte. Zuletzt wurde ich so nervös, daß ich mir Hilfe holen wollte. Aber am vierten Morgen erschien sie, als ob überhaupt gar nichts geschehen wäre, nur blaß und noch magerer geworden. Sie sagte ganz ruhig Guten Morgen, goß den Thee ein, strich Butter auf ihr Röstbrot und war ganz vernünftig

Als sie mir am Abend Gute Nacht sagte, hielt ich ihre Hand fest und sah sie fragend an.

„Sie haben sich wohl um mich geängstigt?" sagte sie lachend.

„Um Sie und mich, Miß O'Brien! Waren Sie nicht ein paarmal nachts an meiner Thür?"

„Jawahl. Es war recht gut, daß Sie zugeschlossen hatten. Ich wollte mich für all das Elend rächen, an dem Sie schuld sind."

„Ich?!"

„Lassen wir das! Es würde zu nichts führen. Der Anfall ist vorbei, und ich bin noch dazu geheilt. Mit dem abergläubischen Menschen, der sich wie ein Bauer vor dem bösen Blick fürchtet, bin ich endgültig fertig!"

„Gott sei Dank!" sagte ich aus tiefster Seele.

Ja, Gott sei Dank! sage ich mir nun stündlich. Jetzt ist sie ganz ruhig. Freilich sitzt sie teilnahmlos da, und die Cigarette, die ich ihr bot, brannte sie an und warf sie dann mit einer Gebärde des Ekels fort. Aber wenn ich nachts an ihrer Thür horche, ist alles still, und ich kann die Ueberwachung aufgeben.

Nun wird sie verständig werden. Die Kur hat wohgethan — aber sie hat geholfen.

* * *

Sie ist fort — spurlos verschwunden. Keinen Brief, keine Zeile hat sie zurückgelassen. Ihre kleine Reisetasche hat sie mitgenommen; sonst fehlt nichts von ihren Sachen. Wohin kann sie gegangen sein? Nach Rom zu Francesco — oder zurück zu ihren Eltern?

Zum erstenmal seit langer Zeit war ich bei Mistreß Lyton, um sie um Rat zu fragen. Sie hörte aufmerksam zu, aber ich weiß nicht, der Ausdruck in ihren Augen gefiel mir gar nicht. Dann zuckte sie mit den Achseln und sagte kühl, ich solle mich an die Polizei wenden. Das mag ich nicht. Ich will Miß O'Briens Geheimnis nicht verraten und auch kein Aufsehen machen, das ihr schaden könnte.

Digitized by Google

Meine Nachbarin, Baronin Felsing, beobachtet mich fortwährend. Jetzt sieht sie sogar ganz offen mit dem Opernglas herüber.

Ruhelos laufe ich von der Thür zum Fenster und vom Fenster zur Thür. Jedesmal, wenn es klingelt, denk' ich, sie kommt zurück.

Hab' ich das wirklich um sie verdient? Daß sie mich in solcher Angst zurücklässt — ohne ein Wort — ein einziges Wort?!

* * *

Neun Tage hat der Arno sie behalten; dann hat er sie am Ufer der Cascinen gelaadet mit zusammengebundenen Fäßen und Steinen in der Handtasche, die sie sich um den Arm geschnallt hatte. Verwaschene Briefe in ihrem Kleiderrock haben ihren Namen verraten, und man hat mich auf die Morgue gerufen, damit ich die Leiche agnosziere. Sie war kaum noch zu erkennen. Das furchtbare Bild verfolgt mich bis in den Schlaf, und ich fahre schreiend auf, in Angstschweiß gebadet. Ich mache mir die entsetzlichsten Vorwürfe, daß ich nicht besser aufpaßte. So gut kannte ich sie und ahnte nicht einmal, daß sie mit ihrer Ruhe Komödie spielte, um mich sicher zu machen! Hätt' ich in jener Nacht gewacht, wie es meine Pflicht war, so wäre es nicht geschehen! So habe ich sie nicht fortschleichen hören zu ihrem Todesgang.

Ihren Körper hat man behalten und die Briefe auch. Nun blättern fremde Hände in ihrem Geheimnis, und neugierige Augen suchen nach Sensation. Alle Zeitungen bringen lange Berichte, und immer wird erwähnt, daß sie meine Freundin war und als Gesellschafterin in meinem Hause lebte.

Arme, wilde O'Brien! Mußte das das Ende deiner Künstlerlaufbahn sein? Keinen Ruf hinterläßt du — als „Gesellschafterin" einer Glücklicheren bist du gestorben! Und so das Ende deines Lebens!

Aber hab' ich nicht Schlimmes geahnt vom ersten Tage an? Ich hätte es ihr vorstellen müssen, wohin sie mit ihrer wahnsinnigen Liebe trieb, und war immer zu feig dazu, weil ich mich vor Scenen fürchtete. Einmal hab' ich sie vor dem Arno gerettet. Warum mußte ich das zweite Mal so fest schlafen?

* * *

Florenz, Januar 1896

Es schleicht etwas um mich herum — ich fühle es, und ich kann es nicht fassen. Wie ein Polyp berührt es mich, dem man nicht entgehen kann, wenn er seine Arme pfeilschnell durch das getrübte Wasser schießt. Man weicht mir aus; man hört scheinbar höflich zu, und man lächelt hinter meinem Rücken. Man lächelt mir auch ins Gesicht, unverschämt vertraulich. Aber was meint man damit?

Wenn ich doch nur irgend jemand hätte, der wirklich mein Freund ist! Entsetzlich verlassen komme ich mir vor, hilflos! Und das Haus ist schrecklich leer, seit Miß O'Brien fehlt. Nachts fürchte ich mich, und dann sitze ich einsam und mag auch nicht zu Bett gehen, weil ich beim Einschlafen immer das schreckliche Totengesicht der Unseligen sehe. Ich muß Licht brennen, bis es wieder hell wird, weil ich es im Dunkeln gar nicht aushalten kann. Dabei habe ich noch keine Thräne geweint, obgleich mir ihr Tod entsetzlich wehthut. Aber ich empfinde es als ein Unrecht an mir, daß sie mich verlassen hat — und so verlassen! Ich kämpfe dagegen an, und doch kann ich es nicht verwinden!

Vater hat mir eine Notiz aus einer Berliner Zeitung geschickt, in der über den Selbstmord berichtet war. Ueber die Motive zur That, stand dorten, liefen in Florenz allerlei Gerüchte, die man nicht kontrollieren könne. Vater hat das unterstrichen und am Rande mit Blaustift ein großes Fragezeichen gemacht.

Lange hab' ich die paar Reihen angestarrt in der Hoffnung, die Lösung des Rätsels zu finden. Was sind das für unkontrollierbare Gerüchte? Und was haben sie mit mir zu thun? Wenn es mir doch nur einer aufrichtig sagen wollte! Man kann besiegen, was man weiß, dem Feind ins Auge sehen, der einem mit offenem Visier entgegentritt. Was soll ich mit diesem Schleichen und Raunen und Lächeln anfangen?

* * *

Die Baronin Felsing kam früher öfter zu mir, oder sie rief mich über das Gartengitter an und suchte mich durch ihre thörichten Fragen festzuhalten. Seit dem Verschwinden von Miß O'Brien ist sie nicht wieder dagewesen; nicht einmal, nachdem deren Tod bekannt wurde, fand sie den Weg zu mir!

Dagegen ließ sich neulich nachmittags der Baron bei mir melden. Er trat noch verlegener als sonst ein, setzte sich mir nach der Begrüßung stumm gegenüber und überließ mir die Sorge für die Unterhaltung. Ich fing von allem möglichen an und sagte Ja und Nein, völlig geistesabwesend. Dabei betrachtete ich ihn mir einmal genauer. Seine Augen reden eine deutliche Sprache von Seelenleid, und er sieht wirklich aus wie ein Mensch; er ist nicht nur ein Kleidergestell, wie all die männlichen Modepuppen, die zum Empfangstag in mein Haus kommen und mich langweilen, wenn sie schweigen, und wenn sie reden.

„Baron Felsing," sagte ich plötzlich, „Sie könnten mir einen großen Gefallen thun!"

Er sah hastig auf. „Sehr gern."

„Verstehen Sie etwas von Hunden?"

„Von Hunden?" wiederholte er verdutzt.

„Ja! Ich fürchte mich oft und möchte einen Schutz haben. Irgend einen großen Hund, vor dem die Leute Angst haben, weil er tüchtig bellt."

„Eine Dogge?"

„Meinetwegen eine Dogge. Aber ich will ein wirklich schönes Tier haben, und wenn ich es mir selber kaufe, werde ich betrogen, gerade wie mit dem nassen Holz, in dem Sie eben vergeblich herumstochern, um es zum Brennen zu bringen."

Er legte mit einem entschuldigenden Murmeln die Feuerzange fort und sah mich dann an — mit so guten, traurigen, treuen Augen. „Kann ich sonst vielleicht auch etwas für Sie thun?"

„Ja," sagte ich leidenschaftlich, „Sie können viel für mich thun! Sagen Sie mir die Wahrheit! Was ist das seit dem Tode von Miß O'Brien? Warum fühle ich eine eisige Kälte überall, wohin ich komme? Und warum verstummen die Leute, wenn ich unerwartet in eine Gesellschaft trete?"

Er schwieg einige Augenblicke. „Ehe ich Ihnen Ihre Frage beantworte — wollen Sie mir so viel Vertrauen schenken, mir etwas über Miß O'Brien zu erzählen und den jungen Italiener, der früher häufig zu Ihnen kam?"

„Ja!" sagte ich entschlossen. „Miß O'Brien ist tot und gegen Andrea brauche ich jetzt keine Rücksicht mehr zu nehmen!"

Offen erzählte ich ihm, was ihrem Verschwinden vorausgegangen war. Er hörte aufmerksam zu, das Kinn in die Hand gestützt. Als ich geendet hatte, streckte er mir die Hand hin.

„Armes Kind," sagte er sanft. „Armes Kind! Nun wird es mir noch viel schwerer! Aber ich muß Ihnen das Häßliche mitteilen, denn Sie müssen selber handeln. Miß O'Brien hat kurz vor ihrem Tode einen Brief an Mistreß Litton geschrieben. Mistreß Litton hat den Brief anderen gezeigt — und er schadet Ihnen sehr!"

Ich preßte die Finger vor Ungeduld zusammen, weil er mir das Gift so tropfenweise beibrachte. „Was steht in dem Brief?"

„Ich habe ihn nicht gelesen — nur von ihm gehört. Es scheint ein ganz wirrer, bereits halb wahnsinniger Brief zu sein. Jedenfalls hat er zu einem Mißverständnis Anlaß gegeben. Man behauptet, Sie wären an dem Zerwürfnis schuld!"

„Ich? — Wieso?"

Der Baron wurde rot und sah mich traurig an. Und da begriff ich es langsam. Ich, die ich ihn nie leiden konnte, die seine Besuche nur aus Freundschaft für Miß O'Brien ertrug — ich soll ihn ihr untreu gemacht haben!

„Sagen Sie mir noch eins!" bat ich dann. „Ihre Frau benimmt sich in der letzten Zeit auffällig gegen mich. Hängt das auch mit dem infamen Briefklatsch zusammen?"

Er blickte zu Boden.

„Ich bin wohl verpflichtet, so offen zu sein, wie Sie es waren," sagte er dann leise. „Nein — das von dem Brief weiß sie erst seit heute nachmittag, eine Stunde länger als ich, und ich bin sofort zu Ihnen gekommen. Aber sie hat an jenem Abend die Scene zwischen Ihnen und Miß O'Brien beobachtet."

Er stockte und sah ganz bedrückt vor sich hin.

„Meine Frau," sagte er leise — „Sie wissen, sie ist nicht aus unserer Bildungssphäre. Sie ist sehr schön — noch immer; aber

wie schön sie einmal war, können Sie sich kaum vorstellen! Ich hoffte damals, ich würde sie mit Nachsicht und Geduld erziehen können."

Er that mir schrecklich leid. Ich streckte ihm unwillkürlich die Hand hin, die er mit krampfhaftem Druck festhielt, während hinter seinen gesenkten Lidern eine feuchte Spur schimmerte.

„Meine Frau ist leider etwas unvorsichtig in der Wahl ihrer Vertrauten," fuhr er dann fort, „und ich fürchte, sie hat viel von dem Gerede verschuldet. In meinem Hause werde ich es ersticken und auch sonst thun, was in meinen Kräften steht. Zu Mistreß Litton müssen Sie aber selber gehen und sie über die Briefangelegenheit zur Rede stellen. Und nun verzeihen Sie einem alten Manne seine schwatzhafte Aufdringlichkeit! Darf ich noch etwas sagen? Ja? Dann folgen Sie meinem Rat und nehmen Sie sich eine Gesellschafterin ins Haus. Es ist nicht gut, wenn ein junges Mädchen so ganz allein steht, und noch dazu ein Mädchen, das viele ihres Erfolges wegen beneiden, und das deshalb Feinde hat!"

„Hab' ich Feinde?!"

Er nahm seinen Hut und lächelte traurig. „Wer hat keine Feinde! Und die Dogge, soll ich die wirklich besorgen?"

„Sicher! Ich brauche einen Schutz."

„Ja," sagte er mechanisch, und dann sah er mich mit seinen gütig vornehmen Augen lächelnd an.

„Der einzige Schutz für eine Frau ist der Mann, dem sie ihre Hand reicht. Denken Sie darüber nach, gnädiges Fräulein!"

Als er fort war, ließ ich meine mühsame Selbstbeherrschung fahren. Noch nie ist mir die Gemeinheit der Menschen so klar geworden! Ich habe keinen gehaßt! Mit Willen habe ich niemand gekränkt! Was hab' ich ihnen gethan, daß sie mit plumpen Fingern meine Ehre antasten? Freuten sie sich, daß ich nicht besser wäre als sie? Worauf sind sie neidisch? Auf meinen Erfolg? Gott, wenn sie wüßten, wie wenig stolz ich auf die Medaille bin, die mir für ein hübsches Motiv und die Arbeit von ein paar guten Wochen in den Schoß gefallen ist! Wenn sie wüßten, wie wenig ich mir selbst genug gethan habe und genüge!

Zu Mistreß Litton bin ich auf Felsings Rat gegangen. Ich hätte es mir sparen können! Sie behauptete, den Brief vernichtet zu haben, und war sehr kühl. Ihre Busenfreundin, Fräulein Meißchen, war bei ihr. Das „wildwütende Weib" faß mit süffisantem Lächeln dabei, als ich erklärte, meine ganze Schuld läge darin, daß meine Freundin Frida Letowska dem Francesco einen großen Auftrag gegeben habe, der ihn pekuniär unabhängig von Miß O'Brien machte. Fräulein Meißchen sagte, das komme von den unklaren Verhältnissen, und riet mir mit versteektem Vorwurf, in der Zukunft vorsichtiger in der Wahl meines Umganges zu sein.

Natürlich! Ich habe ja auch gerade aus dem ganzen Atelier Miß O'Brien gewählt, die bei allen ihren Fehlern ein großes Herz hatte und niemals kleinlich war. Hätt' ich Fräulein Meißchen gewählt, so würde ich mir diese Stürme erspart haben, denn sie hat keine Fehler, und ihr Herz — kann man ja nicht wägen.

Der beste Schutz für ein Mädchen ist der Mann, dem sie die Hand reicht, sagt Felsing.

Ja — manchmal lebt in mir tief versteckt der feige Wunsch auf, eine Stimme zu hören, die ruhig und fest sagt: Fürchte dich nicht! Du bist bei mir!

Einen gäbe es auf der Welt, dem ich das wohl zutraute.

Benno — wäre es nicht.

Es müßte ein Mann sein, der mit mir hinaufschreitet den Weg zum Ruhm, auf dem ich kaum den ersten Schritt zurückgelegt habe — ein Mann, innerlich frei, der meinen Gedanken keine Fesseln anlegte, der stärker wäre als ich, zu dem ich hinaufschauen könnte, ohne mich kleiner zu machen als ich bin!

Kann man einem Mann all das zutrauen und ihn doch nicht lieben?

Ich liebe Heinrich Weber nicht. Aber jedesmal, wenn ich in Angst bin, denke ich an ihn. Ich weiß, daß ich nur zu sagen brauche: Komm — und er würde kommen.

Ich thue es nicht. Sie sollen mich nicht beugen. Wenn sie es nicht glauben wollen, so mögen sie es bleiben lassen! Früher hatte ich ewig Angst vor dem, was die Leute sagen. Seitdem ich erfahren habe, daß sie auch eine Unschuldige verdächtigen, ist es mir gleichgültig geworden. Ich will meinen Kopf höher tragen als sonst! Eine Gesellschafterin nehme ich mir nicht. Wenn sie mich für schlecht halten, so mögen sie es doch thun, alle diese Leute, die der Zufall mir in den Weg geworfen hat! Mir liegt nichts an der Meinung von Splitterrichtern. Ich kannte die Balken in ihren Augen, und sie waren mir gleichgültig.

* * *

Die Dogge, die mich wenigstens vor Einbrechern schützen soll, ist angekommen. Ein schönes Tier mit gelbem Fell, einer mächtigen Brust und einer Stimme wie eine tiefe Glocke. Fingal hat die Einnahme für vier Statuetten verschlungen, verlangt zu seiner Mittagsmahlzeit so viel Fleisch wie meine Elvira und ich für die ganze Woche, wird also wohl noch mehr Statuetten verzehren. Er wohnt unter dem kleinen Altan nach dem Viale zu, und des Nachts macht er getreulich die Runde um das Haus, es giebt mir wirklich ein Gefühl der Sicherheit, wenn ich ihn unter meinen Fenstern bellen höre.

* * *

Statuetten, Statuetten, und wieder Statuetten! Ich habe eine reine Fabrik; der Former kommt gar nicht mehr von mir fort. Was wollen alle diese kleinen Figürchen? Sie sind zierlich und anmutig — meine Gedanken sind es nicht!

Aber es bleibt mir keine Wahl. Mein Leben ist einmal hinaufgeschraubt worden; nun kann ich nicht mehr den Rückweg finden. Ich will auch alles um mich herum schön haben — Spiegel aus alten Schlössern an den Wänden, Teppiche unter dem Fuß, und Kleider, die hineinpassen, zartfarbig und weich.

Freilich — daß es meine Kunst zum Broterwerb macht, ist schlimm. Die Kunst als milchende Kuh, das war nicht mein Gedanke, als ich auszog und die Schranken durchbrach, die mich zurückhalten sollten.

Zur Höhe wollt' ich hinauf, auf den Gipfel!

Aber wenn die Rechnungen kommen, wenn der Kunsthändler lauert, dann verschließt man all die himmelstürmenden Gedanken und arbeitet — ums Brot —

* * *

Ein Jahr schon ist Miß O'Brien tot. Manchmal hab' ich es vergessen und denke, sie ist nur ausgegangen und wird bald heimkehren.

Aber sie ist wirklich fort, und ich warte vergebens.

Dezember 1896.

Carlo Striano ist mit seiner jungen Frau für einige Monate hier. Sie besuchten mich neulich an meinem Empfangstage; es waren viele gleichgültige Menschen da, und ich konnte mich kaum mit ihnen unterhalten. Die Principessa versammelte sofort einen Hofstaat um sich. Sie thronte mit ihrem zierlichen Figürchen in einem großen Sessel, und die Herren standen da herum und lachten diskret zu ihren drolligen Bemerkungen. Carlo sah immer spähend nach der lustigen Gruppe und hatte eine finstere Falte zwischen den Brauen.

Er hat mich gebeten, seine Frau zu modellieren. Erst sagte ich Nein, aber dann reizte mich doch das Gesichtchen, das trotz seiner Jugend schon so verblichen aussieht.

Sie hat die richtige beauté du diable, die nicht halten wird. Aber so, wie sie jetzt ist, kann es eine pikante Büste werden — Und — ich muß ja auch Geld verdienen!

* * *

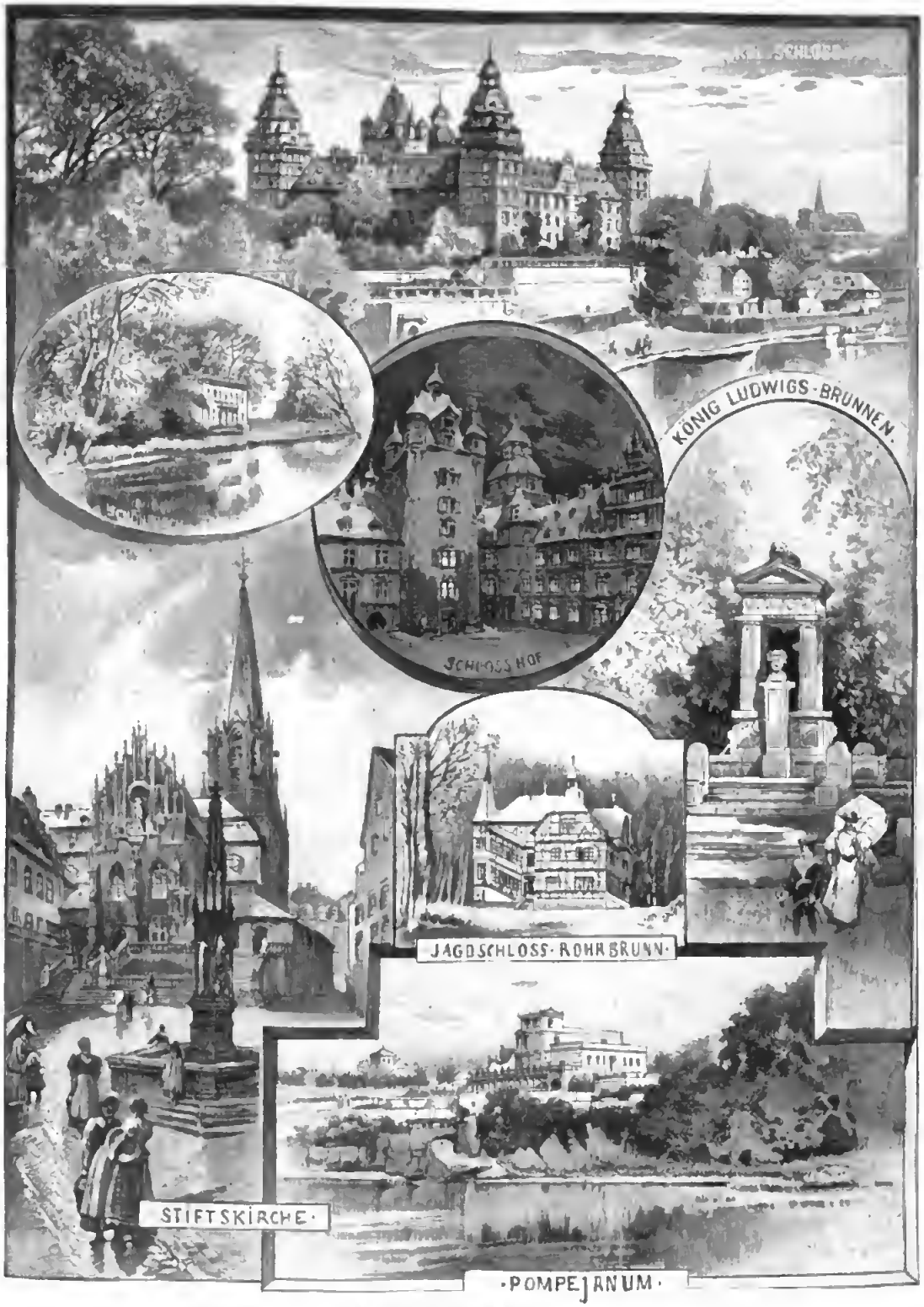
Das Gesichtchen so hübsch, das Figürchen so zierlich und das Gehirnchen — so winzig klein!

Gestern war die letzte Sitzung. Es war kaum zu ertragen, das endlose Geplapper über Nichtigkeiten, über Toiletten und Courmacher. Und dazu das ewige Lachen!

Nun hat mich Carlo gebeten, auch seine Büste zu machen. Ich schwankte, aber er sagte hastig, daß seine Frau ihn immer begleiten würde. Morgen sollen die Sitzungen anfangen.

* * *

Dreimal kam sie wirklich mit, das vierte Mal blieb sie aus, und ich hatte auch nicht den Mut, nach ihr zu fragen. Sie störte mich entsetzlich. Alle Augenblicke sprang sie auf, stöberte im Atelier umher und zupfte an Carlo herum. Oder sie wollte sich totlachen, daß ich ihn so aufmerksam ansehe oder gar sein Gesicht abmesse.



Bilder aus Aschaffenburg.
Nach Originalzeichnungen von R. Püttner.

Jetzt können wir zum erstenmal seit unserem Zusammensein in Nervi wieder ordentlich miteinander plaudern, und wir haben es da aufgenommen, ehe er durch seine unzeitige Liebeserklärung ein Ende herbeiführte. Wir unterhalten uns als gute alte Freunde. Er bleibt immer respektvoll höflich, und seine guten Manieren und sein vornehmes Italienisch entzücken mich immer wieder.

„Erinnern Sie sich noch an Ihre Prophezeiung in Nervi?“ fragte ich ihn neulich.

„Welche?“

„Daß Sie mich wiedersehen würden, wenn ich längst die Frau irgend eines großen Künstlers sei. Nun sind Sie schon lange verheiratet, und ich bin eine alte Jungfer.“

„Sie wollten es ja so, Signorina! Es hat viel Zeit gebraucht, ehe ich mich von dieser Enttäuschung erholte.“

„Ich glaube, es war kaum ein Jahr später, als man mir von Ihrer Verlobung erzählte.“

„Wer erzählte es Ihnen?“ fragte er lebhaft.

„Es kommt wohl nichts darauf an, wer es that.“

„Ah — ich verstehe,“ murmelte er zwischen den Zähnen. „Jenes Weib, jene Schlange, die sich in unsere Familie eingeschlichen hatte!“

„Wissen Sie auch, daß ich einmal für Ihr Leben besorgt war? Damals in Venedig auf der Terrasse des Studiimento?“

Er drehte sich rasch zu mir um. „Waren Sie dort? Dann bitte ich noch heute um Verzeihung. Hätte ich Sie gesehen, würde ich meine Züchtigung verschoben haben.“

„Sie riskierten Ihr Leben in diesem Augenblick.“

Er zuckte gleichmütig mit den Achseln.

„Ich hatte mein Stilett in der Hand, und diese Bestie ist feig.“

„Und hat er sich nie an Ihnen zu rächen versucht?“

„Nie. Ich habe keine Spur von den beiden wiedergefunden und damit meinen Zweck erreicht, Italien von ihnen zu säubern und zugleich meinem Onkel Genugthuung zu verschaffen. Weder er noch ich konnten unsere Degen mit dem Blute dieses Mannes besudeln, und sie war als Frau vor unserer Rache sicher.“

„Armes Weib,“ sagte ich unwillkürlich.

„Sie bedauern sie?“ fragte er erstaunt. „Gerade Sie? Sie, die immer kalt und rein geblieben sind —?“

„Sprechen wir von etwas anderem, nicht von mir.“

* * *

Je länger ich an der Büste arbeite, desto mehr sehe ich, was er für feine Züge hat. Es ist wirklich eine Freude, einen solchen Männerkopf zu modellieren.

Wenn wir fertig sind — und es wird noch so früh dunkel — bleibt er eine halbe Stunde in meinem dämmrigen Salon. So lange ich arbeite, kann ich doch nicht ordentlich sprechen; ich bin dann zu zerstreut. Wir sitzen am Kaminfeuer und Fingal liegt zu unseren Füßen. Carlo und Fingal sind gute Freunde. Fingal weiß es, zu welcher Stunde Carlo kommt. Er steht dann immer schon vorher am Gartenthor, und ich höre es jedesmal an seinem freudigen Bellen, wenn er Carlo wittert.

Vielleicht reden die Leute nun wieder über mich. Baronin Felsing bezieht jeden Nachmittag ihren Ausguck. Die Bäume sind kahl, und kein Blatt hindert ihre Fensterstudien.

Der Baron hat sich nach dem einen heroischen Anfall mir gegenüber wieder in sein Schneckenhäusel zurückgezogen. Diesmal liegt es aber nicht an mir, obgleich meine „Freunde“ behaupten, ich stieße alle Leute ab durch meine Schroffheit. Gern hätt' ich mir in meiner Einsamkeit seinen Rat gehalt, denn mir lag viel an seiner Freundschaft. Aber es ist kein näherer Verkehr entstanden — ich glaube, sie erwies mir die Ehre, eifersüchtig zu sein.

* * *

Februar 1897.

Frühlingswinde wehen durch das Thal; nachts rauschen die beiden Pinien in meinem Garten und lassen mich nicht schlafen. Ich bin nervös oder krank oder ich weiß nicht was. Mich quält eine ewige Unruhe.

Ich glaube, ich habe zu viel gearbeitet. So wie es hell wurde, stand ich schon bei meinen Statuetten, und dann nachmittags noch die langen Sitzungen mit Carlo! Es ist nur gut, daß die Büste vor acht Tagen fertig geworden ist, sonst müßte ich sie unvollendet lassen, weil meine Kräfte zu Ende sind.

Carlo reist in den nächsten Tagen ab. Ich habe ihn schon seit einer Woche nicht wiedergesehen. Oder ist er schon fort ohne Abschied? Sehr höflich wäre das gerade nicht; aber alleinstehende Mädchen werden ja nicht durch große Höflichkeit verwöhnt. Ich habe darin schon seltsame und nicht gerade schmeichelhafte Erfahrungen gemacht. Nur gerade von Carlo würde es mich wundern — und kränken.

* * *

Der Regen klatschte an die Fenster und der Wind heulte um das Haus. Ich saß am Kamin und fror und fühlte mich elend und einsam — da kam Carlo. Auf dem kurzen Wege vom Wagen durch den Garten war er ganz naß geworden, und Fingal, der hinter ihm hertrottete, starrte dermaßen vor Schmutz, daß ich ihn auf den Korridor schicken mußte.

Ich war ärgerlich, daß Carlo so spät kam.

„So spät?“ sagte er, „aber es ist erst halb Neun, also noch Besuchszeit. Ich wollte Abschied von Ihnen nehmen!“

„Warum hat Ihre Frau Sie nicht begleitet?“ fragte ich gereizt.

Er zuckte mit den Achseln. „Eine große Gesellschaft — Sie wissen ja, daß meine Frau die nicht im Stich läßt.“

Er war im Frack und schauderte leicht vor Kälte. Das that mir leid.

„Wärmen Sie sich einen Augenblick an meinem Feuer,“ sagte ich.

Er murmelte einen Dank und streckte die Hände über die glühenden Scheiter. Ich rief meine Elvira und bestellte Thee. Erst wehrte er sich, und dann nahm er doch mit Vergnügen eine Tasse.

Ich hätte ihn gleich fortschicken müssen, wie ich zuerst wollte! Als wir erst einmal an dem Theetisch vor dem flackernden Kaminfeuer saßen, kamen wir ins Plaudern, und ich hatte mich in der stürmischen Nacht gefürchtet. Ganz behaglich war mir zu Mute, ich achtete nicht darauf, daß die Zeit verging, und ich erschrak erst, als die Stutzuhr plötzlich Elf schlug.

Er sah, daß ich zusammenfuhr.

„Verzeihung,“ sagte er leise, „ich hatte nicht auf die Stunde geachtet. Leben Sie wohl, und auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen,“ sagte ich mechanisch und gab ihm die Hand. Er verbeugte sich und ging nach der Thüre, kehrte noch einmal um und trat plötzlich wieder an den Kamin, ganz verwandelt, blaß, mit glühenden Augen.

„Signorina, haben Sie nie gedacht, wie anders es gekommen wäre — wenn Sie mich in Nervi nicht zurückgewiesen hätten?“

„Aber — ich bin ganz glücklich.“

„Sie glücklich? Denken Sie, ich verstehe nicht, was Ihre Augen reden? Sie sind unglücklich — gerade wie ich!“

„Wie Sie?“ fragte ich schwach. „Aber Sie haben doch eine entzückende Frau.“

„Sprechen Sie nicht von meiner Frau!“ sagte er wild. „Ich verschmachte nach Geist, nach Ihrem Geist. Ich lebe nur, wenn ich Sie sehe und Sie sprechen höre!“

Er stand bebend an der andern Ecke des Kamins, und seine Finger ballten sich krampfhaft.

„Um Gottes willen — gehen Sie!“

„Ich gehe nicht eher, als bis ich weiß, warum Sie mich in Nervi zurückgewiesen haben. Aber was frage ich noch! Jenes Weib, deren Schlechtigkeit ich damals noch nicht kannte, und die ich bat, zu Ihnen zu gehen —“

„Gräfin Maud hat ganz ehrlich an Ihnen gehandelt.“

„Sie hat Ihnen gesagt, daß ich Sie anbetete? Daß ich ein anderer Mensch geworden war, seitdem ich Sie liebte?“

„Ja — ja!“

„Und weshalb verschmähten Sie meine Liebe?“

Der Sturm seiner Leidenschaft betäubte mich. Weshalb? Ich konnte mich auf nichts mehr besinnen. Und endlich fiel es mir ein. „Ich wollte Künstlerin werden, ich lebte nur in diesem Gedanken!“

„Hätt' ich Sie daran gehindert? Ich, der Sie gerade liebte, weil Sie anders waren als alle Frauen, die ich kannte? Ich hätte Ihnen die Hände unter Ihre Füße gebreitet und wäre glücklich gewesen bei Ihren Teinmphen!“

„Und doch sagte mir Gräfin Striano, Sie seien von Ihrem Vater abhängig.“

„Die Elende!“ stieß er hervor, „warum sagte sie das? Ich war damals schon mündig, und ich bin kein Bettler, ich bin ein Graf Striano!“

„Aber ich liebte Sie damals ebenso wenig, wie ich Sie heute liebe.“

„Sie lieben mich nicht? Wissen Sie denn überhaupt, was Liebe ist?“

Ich wich vor seinen bebenden Händen zurück, die meine fassen wollten, und flüchtete mich hinein in das Zimmer. „Wenn ich es Ihnen sage, versprechen Sie mir, daß Sie sofort gehen?“

„Ich verspreche es Ihnen.“

„So hören Sie! Irgendwo auf der Welt lebt ein Mann, den ich damals grenzenlos liebte.“

„Und — warum haben Sie ihn nicht geheiratet?“

„Er liebte mich nicht,“ sagte ich erschöpft.

Carlo lachte auf. „Solch ein Narr! Sie boten ihm Ihr Herz, und er verschmähte es?“

„Er wußte nicht, daß ich ihn liebte, und er hat es nie erfahren.“

„Und das nennen Sie Liebe? Um einen solchen Schatten wiesen Sie mich zurück?“

„Sie haben mir versprochen, gleich zu gehen —!“

„Ich gehe,“ sagte er bebend. „Ich gehe. Aber ich will einen einzigen Kuß, ehe ich Sie für immer verliere!“

Mit ein paar raschen Schritten stand er vor mir und hatte mich umfaßt, ehe ich die Gefahr begriff. Er preßte mich an sich, er zerbrach mich fast in seinen Armen, weil ich mich zurücklehnte, und meine Hände gegen seine Schultern stemmte.

Aber ich fühlte, daß ich schwach wurde, und daß meine Arme nachgaben. Es sauste mir vor den Ohren —

Und dann bellte Fingal laut und tief —

Ich öffnete die Augen, und in dem hellen Licht des Kronleuchters, unter dem wir standen, sah ich sein zuckendes Gesicht dicht vor meinem. Ich riß seine Hände, die mich umklammerten, auseinander und stürzte in das Nebenzimmer, wo meine Elvira an der Lampe saß und eingeschlafen war. Ich rüttelte sie an der Schulter und sie fuhr schlaftrunken auf, gerade als er in die Thür trat. Blaß und bebend stand er da, stumm winkte ich ihm, zu gehen — und er ging.

Ich stürzte an das Fenster. Fingal begrüßte Carlo mit lautem Freudengebell. Unten im Garten sah ich etwas aufleuchten — ein Streichholz, an dem sich Carlo eine Cigarette anbrannte. —

Jetzt — in diesem Augenblick! —

Dann verlosch das Lichtchen im Sturm; Fingals Bellen entfernte sich langsam; er begleitete Carlo bis zum Gartenthor; ich hörte das Schloß zuschnappen — Und dann war alles still — nur der Wind sauste in den Pinienwipfeln.

Plötzlich steigerte Fingal seine Stimme zu einem wilden Gebrüll und fing dann an zu heulen in langen, markerschütternden Tönen, die in ein klägliches Winseln übergingen.

Die ganze Nacht winselte er dumpf, scharrte an der Thür und lief wieder winselnd fort. Als der Morgen graute, haben sie entdeckt, warum er geheult hat.

* * *

Drüben auf der anderen Seite des Weges im Gebüsch lag Carlo Striano, mit dem Gesicht auf der Erde und beide Arme ausgebreitet. Das Stilett hat ihn gerade ins Herz getroffen — die Wunde hat fast gar nicht geblutet.

Meine Elvira kam schreiend mit der Nachricht: — er ist ermordet! Halb bewußtlos hab' ich mich von ihr mit hinausschleppen lassen zu den Menschen, die ihn umstanden und mir Platz machten, und lange habe ich das blasse Gesicht angestarrt und seine unbeweglichen Lippen.

* * *

Ach, ich werde noch verrückt!

Bin ich denn noch ich selber? Ich habe ihn ja gar nicht geliebt! Warum wache ich des Nachts auf, weil ich träume, er neigt sich über mich? Und ich strecke die Arme in die leere Luft — nach dem blassen Toten mit der Stilettwunde im Herzen?

Den ich hasse, wenn man Tote hassen kann — —

* * *

Sie haben ihn nach Palermo übergeführt, und die Zeilungen schreiben von dem Schmerz der jungen Witwe. Dabei wird ihre Trauertoilette aufs genaueste angegeben, bis auf die Länge ihres Schleiers. Die Trauertoilette muß sehr elegant gewesen sein; so viel Besinnung scheint der Schmerz ihr doch gelassen zu haben. Der Mord wird jetzt allgemein als ein Racheakt bezeichnet: erst glaubte man an einen Raub, weil Uhr und Portefeuille fehlten. Beide hat man ein paar hundert Schritt entfernt, nach dem Piazzale zu wiedergefunden. Diesen Weg muß also der Mörder genommen haben.

* * *

Meine Elvira hat sicher nicht verraten, daß er bei mir war. Ich hatte noch gerade genug Geistesgegenwart, ihr zuzuflüstern, sie solle von seinem Besuch schweigen, weil sonst die Polizei sie verhören würde, da sie zuletzt mit ihm gesprochen hat. Sie hat gewiß geschwiegen, denn vor der Polizei hat sie eine dumpfe Angst. Fingals Sprache verstehen die Menschen nicht. Ich habe es ja nicht einmal geahnt, warum er die ganze Nacht heulte und an der Thür scharrte.

Wer aber hat gesprochen? Denn die Untersuchungskommission ist gekommen, hat sich den Garten angesehen und mich verhört.

„Waren Sie allein?“ fragte mich einer.

„Seltsam, daß er seinen Wagen nicht hat warten lassen,“ sagte der zweite.

„Und um Elf ist der Graf gegangen?“ fragte der dritte.

Dann lächelten sie verstohlen.

Seitdem steht wieder in allen Zeitungen mein Name. Schlimmer als nach dem Tode von Miß O'Brien. Denn wer war mein irischer Kamerad? Eine Fremde, eine arme Künstlerin, die wenig Leute kannten! Carlo Striano aber gehörte zu den besten italienischen Familien, und sein Tod macht ein ungeheures Aufsehen. Seinem Leben wird bis in die geringsten Kleinigkeiten nachgespürt, und alle wissen jetzt, daß er die letzten Stunden bei mir zugebracht hat. In einer Zeitung las ich: „Man glaubt, daß es die Rache eines Liebhabers ist, den er verdrängt hatte.“ Da war mein Name nicht genannt, aber in Dutzend anderen Zeitungen, und jeder wird es sich zusammenreimen.

Eines Mädchens Ruf ist eine gebrechliche Ware. Jeder darf ihn zerbrechen, und man steht schutzlos da mit unbewaffneten Händen. Ich denke wieder an Heinrich Weber! Er war ein guter Warner — ich habe es nur zu spät erkannt! Da sind ja die Gefahren, die er schon vor Jahren ahnend voraussah. Baron Felsing hat es auch gut mit mir gemeint, als er mir riet, eine Gesellschafterin zu nehmen. Sie könnten dann wenigstens nicht lächeln und fragen: „Waren Sie so spät ganz allein mit ihm?“ (Schluß folgt.)

Ueber die Heide.

Ueber die Heide lief ein Sonnenstrahl,
Knospen und Blüten sah er ohne Zahl,
Käfer und Falter, leichtbeschwingt und bunt,
Gaukelnd um die Blüten, kriechend am Grund.

Auch zwei junge Leutchen sah er im Kraut —
War es ein Bräutigam und eine Braut?
Als sie sich küßten, huscht er heran, ganz nah —
Wie doch den beiden Glück aus den Augen sah!

Ach, die Frau Mutter, die Sonne, ging längst zur Ruh.
Sonnenstrahl blieb noch, sah immer noch zu.
Und als die Dämmerung näher und näher schlich —
In ihrem Herzen verbarg er sich . . . .

Georg Busse-Palma.

Digitized by Google

Deutsche Städtebilder.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Johann Schober.

Mit Illustrationen nach Zeichnungen von R. Püttner und nach Photographien.

Unter den bauriſchen Städten am Main nimmt Aſchaffenburg eine hervorragende Stelle ein. Aus vollem Baumſchmuck treten die Türme des maſſigen Schloſſes, der Marien- und Stiftskirche hervor. Ganz unter Grün verſteckt, lugt das beſcheidene Kapuzinerklöſterchen heraus neben dem reich verzierten Pavillon des Schloßgartens und dem rebenumſäumten Pompejanum. Herrliche Villen prangen am erhöhten Ufer des Stromes. Sie ſchauen hernieder auf das geſchäftige Treiben da unten am floßbeſetzten Hafen, der durch einen Schienenſtrang dem allgemeinen Verkehrswege angeſchloſſen iſt. Harmoniſch verbinden ſich die Farbentöne der aus rotem Buntſandſtein neu aufgeführten Brücke mit den ſilbergekräuſelten Fluten des Fluſſes, der ſich an dem üppigen Grün der „Gartenſtadt“ liebkoſend vorüberſchlängelt. Ihrer Zuſammenſtellung entſprechen auch die Stadtfarben. Der Biſchof Martinus im Ornat ſteht als Schutzpatron im Wappen der Stadt. Als gegenwärtiger Leiter derſelben aber hat ſich Herr Hofrat von Medikus um ihre Erweiterung und Verſchönerung reiche Verdienſte erworben.

Das ſogenannte „ſchöne Thal“, welches Aſchaffenburg einſt als Feſtungsgraben vom Main zum Main umgürtete, iſt jetzt ein ſchmales grünes Band geworden, und die Würzburger Straße, die ſich 5 km weit in gerader Richtung gegen den Speſſart zu zieht, zeigt ſtadtwärts mehr als ein Fünftel dieſer Länge mit den herrlichſten Neubauten geſchmückt, darunter über der Miltenberger Bahn die ſtattlichen Jägerkaſernen. Ein vornehmer Straßenzug, der das neue Villenviertel durchſchneidet, reicht bereits bis mitten an die Faſaanerie. An Stelle der alten Kaſerne erheben ſich Kauf- und Wohnhäuſer. Die noch vor wenigen Jahren freien Bauplätze von der Friedrichs- bis zur Maximiliansſtraße ſind bereits alle nutzbringend beſetzt. Namentlich am Bahnhofsplatze ſelbſt fallen das Luitpoldhotel und die Prachtbauten der neuentſtandenen Kleiderfabriken auf. Jenſeit des Bahnhofes aber, zu deſſen Erweiterung man im Frühjahre 1898 ein Wohnhaus um 105 m in der Länge nach amerikaniſcher Art verſchob und um 1 m in die Höhe hob, zieht die äußere Glattbacherſtraße quer durch das induſtrielle Aſchaffthalviertel bis zur „Bayeriſchen Aktienbrauerei“ in der Neuen Welt. —

Ja, eine neue Welt that ſich auf in Aſchaffenburg für den, der es früher gekannt und lange nicht mehr geſehen hat. Aber auch das ehrwürdige Alte iſt geblieben. Majeſtätiſch erhebt ſich die Stiftskirche auf dem höchſten Punkte der Stadt, von wo aus ihr Turm die ganze Umgebung beherrſcht. Ungemein maleriſch wirkt der ſtets belebte Stiftsplatz, in deſſen Mitte der gotiſche Pilgerbrunnen 1873 neu errichtet wurde zur Erinnerung an den 900jährigen Beſtand des Gotteshauſes. Rechts und links ſchauen die alten Stiftsgebäude auf den verjüngten Platz, und beſonders das ernſte Kapitelhaus fällt unter ihnen auf mit ſeiner weit vorſpringenden Galeeriebrüſtung, deren Abſchluß ein zierliches Freiſchörlein — die Pilgerkanzel — bildet. Im Hintergrunde aber führt eine doppelte Freitreppe hinauf zu dem energiſch vortretenden, aus rotem Sandſtein aufgeführten Querbau der Mariaſchneekapelle, in den romaniſchen Kreuzgang, der, „eine heilige Idylle im ſtillſten Raume“, die Kirche auf drei Seiten umzieht. Sie ſelbſt zeigt wohlgegliederten Bau, und am Ende der wunderſchönen Säulenarkade des mit Grabmonumenten reich geſchmückten Bogengangs ſtrebt der mächtige Turm nach oben.

Lübke gedenkt wiederholt in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Renaiſſance“ der Aſchaffenburger Stiftskirche. Iſt dieſelbe doch ein wahres Schmuckkäſtchen ſeltener Kunſtſchätze! Inſchrift und Erinnerungszeichen mahnen an den neben ſeiner Mutter hier ruhenden Gründer der Kirche, an den Herzog Otto von Bayern und Schwaben, der ſeinen Onkel Kaiſer Otto II nach Italien begleitete und zu Lucca 982 ſtarb. Wie Pfeiler an Pfeiler, ſo reiht ſich ein Denkmal an das andere für die längſt dahingeſchiedenen Würdenträger des Mainzer Kurſtaates. Im Triumphbogen iſt die ſilberne Urne eingeſchloſſen, die das Herz des Fürſtprimas Dalberg birgt. Das ſchöne Taufbecken, die herrliche Kanzel, die bewunderungswerten Epitaphien und der ſogenannte Margaretenbaldachin zeugen dafür, daß vom Kurfürſten Willigis bis Dalberg herauf nicht nur die kunſtgeübten Hände berühmter rheiniſcher Männer, ſondern auch die eines Peter und Johann Viſcher, eines Matthias Grünewald, Albrecht Dürer und Lukas Kranach zur Verſchönerung dieſer geweihten Stätte beigetragen haben.

Erfolgreich wirkten die geiſtlichen Fürſten aber auch auf dem Gebiete der Profanbauten in Aſchaffenburg. Schon frühe ſtand hier ein kurfürſtlich mainziſches Jagdſchloß, das heutige Forſtamtsgebäude. Der kunſtliebende Brandenburger, Erzbiſchof Albrecht, der ſich grollend aus dem proteſtantiſch gewordenen Halle hierher zurückgezogen hatte, ließ unſern dieſes Jagdſchloſſes einen Neubau als Reſidenz aufführen, der aber den Stürmen des Schmalkaldener Krieges zum Opfer fiel. Da jedoch die Verlegung der Reſidenz von dem Sitze des Erzſtiftes immer mehr Sitte wurde, ſo ſollte Aſchaffenburg für Mainz das werden, was Bonn für Köln, was Koblenz für Trier geworden. Und ſo faßte Johannes Schweikard von Kronberg den Plan zur Aufführung des ſtolzen Schloßbaues, der in den Jahren 1605 bis 1614 erſtand und nicht nur zur ſchönſten Zierde der Stadt zählt, ſondern auch eine Perle des Frankenlandes iſt. Meiſter Georg Rüdinger aus Straßburg fertigte den Entwurf, führte den Bau auch glücklich durch und verſtand es, ein beſonderes Kleinod alter Baukunſt, den Streitturm im Schloßhofe, zu erhalten. Nur wenig Zuthaten hat die Zeit der Renaiſſance ſeiner urſprünglichen Bildung beigefügt, und kaum einen zweiten giebt es, der künſtleriſch wie maleriſch Aug' und Herz gleich innig erfreut. — Ziertiche Giebel grüßen von der Mitte der Seitenflächen im Schloßhofe. In den Winkeln erheben ſich prächtige Erkertürmchen als Vorbauten für die vier Wendeltreppen mit kleinen Kuppeldächern. Der äußere Schmuck der einzelnen Geſchoſſe iſt in Buntſandſtein ausgeführt und gleicht dem der Außenſeiten des Schloſſes, wo ſich an den vier Ecken mächtig hervortretend die vier gewaltigen Türme erheben. Quadratiſch

in ihrem Grundriſſe ſteigen ſie in acht Stockwerken empor bis zur freien, von prächtigen Masken getragenen, rings ſich herumziehenden Galerie. Es folgt eine achteckige Verjüngung, und mit einem geſchweiften Kuppeldache und einer Laterne darüber endigt jeder Turm in einer Höhe von 60 m.

Tritt man dem mächtigen Baue näher, ſo ſtaunt man über die reiche Fülle der bildwerklichen Verzierungen, die man ſchon an den Giebeln bewundert hat. Alle Fenſter ſind reich umrahmt mit fein gemeißeltem Zierſchmuck. Zumal die Fenſterverzierungen des Mittelſchiffes bilden eine in der Baugeſchichte gewiß ſeltene architektoniſche Huldigung des Meiſters für den fürſtlichen Bauherrn. Der Querſturz dieſer Fenſter zeigt nämlich den ſogenannten Eſelshut, ſechsmal kegelartig gebildet, wie ihn das Kronberger Wappenſchild in zwei Feldern je dreimal führt. Ueber dem Querſturz ſteht ein durchbrochener Giebel und in deſſen Mitte über dem mit dem Mainzer Rade gezierten Kragſtein ein gekrönter Pinienzapfen — die Helmzier der Kronberger Herren. An die Mainzer Räder aber, die auf ſolche Art an jedem Fenſter des Hauptſtockwerkes prangen, knüpft ſich folgende hiſtoriſche Erinnerung. Der Schwedenkönig Guſtav Adolf kam auf ſeinem Zuge von Würzburg nach Mainz am 25. November 1631 auch nach Aſchaffenburg. Die Bevölkerung war voller Schrecken, und die Behörden flohen. Nur die Kapuziner hielten getreulich aus. Der Pater Guardian überreichte dem Könige die Schlüſſel der Stadt und bat um Gnade für dieſelbe. Guſtav Adolf war wohl etwas befremdet ob des Stadtkommandanten in der Mönchskutte, aber er bewunderte den Mut des Mannes und freute ſich über deſſen Vertrauen. Freundlich erkundigte er ſich nach ſeiner Wohnung, und nachdem der Guardian ihm das beſcheidene Klöſterlein gezeigt hatte, verſprach der König, bei ihm einzukehren. Beim Einzuge in die Stadt ging der Guardian neben dem Roſſe des Königs einher. Während dieſer ihn über die Verhältniſſe der Bevölkerung befragte, waren ſie am Schloſſe angelangt und Guſtav Adolf ſagte: „Ein feines Schloß! Wenn Räder daran wären, würden wir es nach Schweden fahren laſſen. Da es aber nicht transportiert werden kann und der Mainzer Biſchof und ſeine Diener es auch nicht zu ſchützen gewillt waren, ſo werden wir es dem Kriegsvolke preisgeben.“ Da entgegnete der Guardian: „Eure Majeſtät wolle geruhen, ſich zu überzeugen, daß das Schloß mit mehr als hundert Rädern verſehen iſt“ — und dabei deutete er auf den erwähnten Fenſterſchmuck — „es fehlt darum nur die Beſpannung.“ „Pfäfflein, Pfäfflein,“ ſprach der König, „du gefällſt mir; du biſt ebenſo ſchlau als herzhaft. Um deinetwillen aber wollen wir der Stadt und dem Schloſſe Gnade angedeihen laſſen.“ Und ſo geſchah es auch.

Die Luitpoldstrasse mit dem Ludwigsbrunnen.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph J. Sambader in Aschaffenburg.

Eine Beſichtigung der reich ausgeſtatteten Prunkgemächer und Säle des Schloſſes, der Bildergalerie, der Bibliothek und Kapelle bietet hohen Kunſtgenuß. Durch den herrlichen Schloßgarten führt ein Weg zum Pompejanum. Einzig in ſeiner Art prangt dieſes für König Ludwig I in altrömiſchen Formen erbaute Haus auf einer Terraſſe über dem Maine, und alljährlich beſuchen Tauſende dieſe originellen Räume, welche der in Pompeji ausgegrabenen „Casa del questore“ nachgebildet ſind und die zugleich eine Umgebung haben, welche lebhaft an Italien erinnert. Mit Pinien, Cypreſſen, Cedern, Feigen und Rebengewinden iſt das altrömiſche Wohnhaus umfriedet. Durch den von oben ſein Licht empfangenden Bau des Atriums gelangt man in den Vorhof, über das in Moſaik eingelegte „Salve“ hinweg vor einen „freien Platz unter freiem Himmel mitten im Hauſe.“ Zwölf doriſche Säulen tragen das nach innen ſich neigende Dach und umgeben das Waſſerbecken, in deſſen Mitte ein Genius den Waſſerſtrahl ſendet. Ringsum liegen die Räume als Wach-, Gaſt- und Schlafgemächer, als Hauskapelle, Winterſpeiſeſaal und Totenkammer, die ſtilgerecht ausgemalt und ausgeſtattet ſind. Beſonderen Prunk in Moſaik, Wandgemälden und Stuccatur weiſt das Empfangszimmer des Hausherrn auf. Es führt auf einen Säulengang, der den Garten umſchließt, an den ſich rechts der Sommerſpeiſeſaal und links die vollſtändig eingerichtete römiſche Küche anſchließt. Welche Koſtbarkeiten auch hier enthalten ſind, beweiſt unter anderen das in eine Wand des Sommerſpeiſeſaales eingefügte Moſaikbild, welches Papſt Gregor XVI dem bayriſchen Könige Ludwig I zum Geſchenk gemacht hat und das einem Werte von mehr als 12 000 Mark entſpricht. Der Bau des ganzen Hauſes, das

Klosterruine im Schönthal.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph J. Sambader in Aschaffenburg.

in den Jahren 1842 bis 1849 unter Friedrich v. Gärtners Oberleitung ausgeführt wurde, kam dem königlichen Mäcen auf ungefähr eine Million Gulden zu stehen.

„Cave canem" (Hüte dich vor dem Hunde!) mahnt die Mosaikinschrift des Bodens, über den man zur Balustrade des Pompejanums heraustritt. Es ist ein wundervoller Naturanblick über Strom und Wiesen, Flur, Wald und Höhen, der sich hier dem Auge bietet. — In der Darstellung der Hauptseite, wie sie unser Bild S. 481 zeigt, ist man etwas von der Antike abgewichen, indem einerseits die in die Frauengemächer führende Treppe außerhalb der Wand angelegt und andererseits zum dekorativen Abschluß ein eigener Aufbau hergestellt wurde. Die örtlichen Verhältnisse rechtfertigen diese Freiheit.

Die oberen Räume des römischen Hauses waren für die Familie bestimmt und nicht für den allgemeinen Besuch. Da schaltete die Hausfrau mit ihrem Dienstpersonal im reich verzierten Arbeitszimmer. Ein gedeckter Balkon bietet hier Aussicht auf den Garten, und von ihm aus gelangt man ins Schlafgemach und Toilettenzimmer der Hausfrau, sowie in eine römische Kinderstube. Reizende Wandmalereien zieren die Räume. Der Balkon endet mit der sogenannten Loggia, welcher Ausdruck dem modernen Italienisch entlehnt wurde, einem länglichen viereckigen Raume, dessen Außenwand nur durch Pfeiler gebildet wird, so daß vier Oeffnungen freien Ausblick gewähren. Noch führen Stufen zum Dache empor und zu dem erwähnten Aufbau. Von hier aus überblickt man die ganze Umgegend bis zu den reichbewaldeten Höhen des Hahnenkamms, des Odenwaldes und Spessarts.

Die dankbare Stadt hat ihrem königlichen Wohlthäter Ludwig einen Monumentalbrunnen errichtet und ihre schönste Straße nach dem Sohne desselben, dem Prinzregenten Luitpold, benannt. Herrliche Anlagen führen vom Pompejanum an den Obelisken, der zur Erinnerung an die „im großen Kriege gefallenen Angehörigen" der Studentenkorps an der Aschaffenburger Forsthochschule errichtet wurde, und von da blinkt schon der Marmor des neuen Brunnens, beschattet von mächtigen Eichen und Buchen, durch das Grün des Wiesenteppichs.

Das im römischen Stil durchgebildete neue Werk steht so, daß die Hauptseite gegen die Luitpoldstraße gerichtet ist, während die beiden Brunnen in der Richtung der Schönthalanlagen angeordnet wurden und die Rückseite mit der Widmungstafel zur Weißenburger Straße herabsieht. Zwei Treppenanlagen führen zu den Brunnen hinauf. Eine wohlgetroffene Marmorbüste König Ludwigs I krönt den mit Lorbeer verzierten Hermenpfeiler. Rechts und links in den Flächen des Hauptbaues stehen die allegorischen Figuren der Bavaria und Historia, während die Bildwerke der Schmalseiten den Obstbau und die Mainschiffahrt, den Handel und die Spessartjagd versinnbilden. In die oberen Becken strömt das Wasser aus zwei antiken Masken, und je zwei weitere Wasserspeier, durch Laubfrosch und Eidechse, Kröte und Schildkröte dargestellt, leiten dasselbe in die halbkreisförmigen Bassins des Unterbaues.

Ueber diesem rechteckigen Baukörper erheben sich vier pompejanische Säulen, die Gebälk und Dach tragen und zugleich den vertieften Hintergrund für die Königsbüste bilden. Das Gebälk umzieht ein mit antiken Festons geschmückter Fries. Das Dach, aus galdglänzenden Metallplatten hergestellt, krönen zwei Löwenkäpfe. —

So erhebt sich der Monumentalbrunnen als künstlerischer Abschluß der neuen Straße, welche sowohl durch ihre öffentlichen, wie privaten Bauten Zeugnis ablegt von dem kräftigen Aufstreben der Stadt. Der Neubau des Post- und Telegraphenamtes rechts auf unserem Bilde S. 485 und der erweiterte Ausbau des englischen Fräuleininstitutes gegenüber vermitteln den Uebergang vom Marktplatze zur vornehmen Luitpoldstraße. An ihrem Anfange erheben sich gleich zwei Paläste des bürgerlichen Fleißes: die Volksbank und die Bierbrauerei „Zum Hopfengarten". Die „Aschaffenburger Zeitung" hat hier ein würdiges, praktisch eingerichtetes Heim gefunden. Prächtige Privathäuser mit eleganten Läden und hübschen Wohnungen stehen zu beiden Seiten, während der gediegene Neubau des Königlichen Bezirksamtes in weißem Sandstein und vor allem die im heimischen Buntsandsteine aufgeführten monumentalen Volksschulgebäude am Denkmal den neuen Straßenzug wirksam abschließen. —

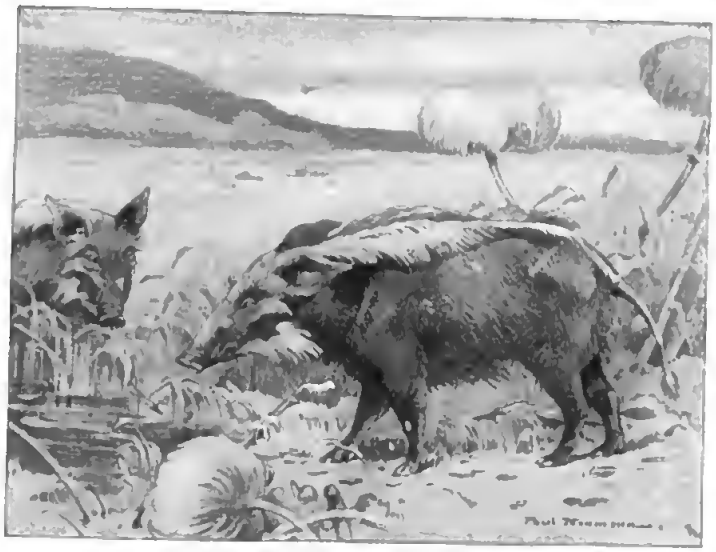
Der Verschönerungsverein trat ergänzend ein in die Sorge der Stadtväter, das neuhergerichtete „offene" Schönthal würdig da abzuschließen, wo man an das „geschlossene" kommt. Reicher Schatten, angenehme Kühle und staubfreie Luft empfangen den Spaziergänger, sobald er aus der Hauptstraße, die sich am „Wetterhäuschen" in vier Linien teilt, in die Königlichen Anlagen des geschlossenen Schönthals eintritt. — Einen malerischen Punkt des Ganzen bietet unser Bild von der Ruine des ehemaligen Beguinenklosters auf dem seeumflossenen Eilandd. Buchengruppen und Trauerweiden suchen mit blätterreichen Zweigen die Verheerungen der Soldateska des Grafen von Oldenburg zu verhüllen. Als dieser 1547 die Stadt Aschaffenburg überfiel, vermutete er in dem neugebauten Kloster reiche Schätze. Da sich aber nichts fand, mißhandelte und mordete man die Nonnen, zerstörte ihr Kloster und zündete die Kirche an, aus deren Innerem jetzt mächtige Pappeln über die stehengebliebenen Mauerwerke ragen. —

Allbekannt ist Aschaffenburgs schöne Umgebung. Zwei Königliche Parke, die gleich an das Schönthal sich anschließende „Fasanerie" und der jenseit des Mains sich hinziehende „Schönbusch", stehen an erster Stelle. Und nicht nur die Aschaffenburger selbst, auch die zahlreichen Hanauer, Frankfurter, Offenbacher und Darmstädter Gäste, für welche Aschaffenburgs Umgebung ein beliebtes Ausflugsziel geworden ist, sind voll von ihrem Ruhme. Wie läßt sich hier auch gut ruhen und träumen am Schlößchen zwischen den beiden Seen unter den Silberpappeln und Platanengruppen! Die Kurfürsten von Mainz, besonders Erthal und Dalberg mit unseren Dichtergrößen Goethe und Schiller, Wieland und Heinse weilten gerne hier. Auch König Ludwig I und seine Gemahlin, die Königin Therese, bevorzugten diesen idyllischen Ort zum längeren Aufenthalte. Jetzt stehen die im Geschmacke jener Zeit eingerichteten Zimmer leer, aber die üppigen Wiesenflächen, von Hochwald umrahmt, ergötzen immer noch jedes Auge. Sicher tragen die ausgedehnten Anlagen Aschaffenburgs, welche die Stadt durch- und umziehen, wesentlich dazu bei, daß es eine der gesündesten Städte des Deutschen Reiches ist. —

Wem aber die Spaziergänge in den Anlagen nicht genügen, wer Höhen ersteigen will in unmittelbarer Nähe der Stadt und Aussicht genießen über sie und ihre Umgebung, der tritt aus der Fasanerie heraus beim Geigerschen Felsenkeller „Zum letzten Hieb", wo im Sommer eine vorzügliche Bierquelle fließt, und besteigt die Felsenkanzel des Gottelsberges. Die von Baumanlagen durchzogene Stadt mit Umgebung liegt hier wie auf einer großen Zeichnung vor ihm. Der Main, der einst seine gerade Richtung bei Nilkheim aufgab, um den Fuß der neugegründeten Stadt Aschaffenburg zu netzen, findet die Fortsetzung dieser Richtung erst wieder unten am „Guten Mann" und bildet so die Form einer Lyra, zu welcher die beiden geradlinigen Buschalleen als Saiten aufgespannt erscheinen. Oder man wandert hinauf durch die Ludwigsallee zu dem im Schweizer Stil erbauten malerischen Büchelberghaus, das nicht nur herrliche Umsicht, sondern auch ferne Aussicht bis zu den Höhen des Taunus bietet. — Besteigen wir aber den Jagdwagen, so führt er uns in wenigen Stunden in das Waldheiligtum des Spessarts, nach dem so bekannten Schlosse Mespelbrunn, der Heimat der Echter, und zur Perle des berühmten Waldes, zum Königlichen Jagdschlosse Luitpoldhöhe bei Rohrbrunn, das wir auch im Bilde S. 481 wiedergeben. Die Bauart desselben ist der des Spessarthauses im 17. Jahrhundert nachgebildet. Zwei Stockwerke erheben sich auf einem Sockel von Buntsandstein. Das anmutige Fachwerk sticht wirkungsvoll ab von dem dunklen Hintergrunde, welchen das Gebäude durch den angrenzenden Buchenwald empfängt. Rheinischer Schiefer bedeckt das Dach und ein Glockentürmchen krönt das Ganze.

Im Innern ist der wohnlichen Behaglichkeit Rechnung getragen, da es namentlich für jene Jahreszeit eingerichtet und angestattet wurde, in welcher der Prinzregent Luitpold den Spessartjagden auf Rot- und Schwarzwild obliegt. Dann klingt in der frischen Dezemberluft das „Huo ho" der Treiber, das Gekläffe der Meute, der Büchse Knall! „Und ist die frohe Jagd vorbei," so vereinigt sich die Jagdgesellschaft zum Abendimbiß im behaglichen Waldheim, ehe es wieder zurückgeht nach der Stadt Aschaffenburg, dieser „wahren Zierde in Bavarias herrlichem Diadem!"

Das Friedensdenkmal zu Münster i. Westf. (Zu dem Bilde S. 457.) Zur Erinnerung an den denkwürdigen Friedensschluß am 24. Oktober 1648 zu Münster und Osnabrück ist nunmehr die Errichtung eines Denkmals in Münster beschlossen worden. Von den seitens der dortigen Künstler eingereichten Modellen wurde der Entwurf des Bildhauers Wilhelm Bolte zur Ausführung angenommen. Auf gefälligem Postament erhebt sich in ruhiger Erhabenheit eine ideale Frauengestalt, in reichem, faltigem Gewande, das Haar zu einem Knoten geschlungen und mit Blumen geschmückt. In der rechten erhobenen Hand trägt sie das Symbol des Friedens, den Oelzweig, während die linke leicht gesenkt, ausgestreckt ist. Am unteren Teile des Postamentes ist ein Friedensaltar vorgebaut, auf welchem Waffen und Standarten ruhen. Die Vorderseite des Altars trägt als Inschrift das einfache, aber bedeutungsvolle Wort „Pax“ (Friede). Auf der oberen Stufe des Sockels steht rechts neben dem Altare die Gestalt eines geharnischten Kriegers mit aufgeschlagenem Visier, in der Rüstung der damaligen Pappenheimer Kürassiere. Mit der Rechten hat derselbe soeben zu den übrigen Waffen auch sein Schwert auf den Friedensaltar niedergelegt und scheint, den Blick zur Friedensgestalt nach oben gerichtet, abwärts schreitend den Altar zu verlassen. Den oberen Fries des Postaments zieren die Wappen derjenigen Länder, zwischen denen der Friede 1648 geschlossen wurde. Die mittlere vordere Fläche trägt die Widmung: „Zur Erinnerung an den Westfälischen Frieden 1648“, während an den Seiten die Wappen der Städte Münster und Osnabrück und an der Rückseite das westfälische Wappen angebracht sind. Vier niedrige Pfosten umrahmen den ganzen Aufbau. Der Sockel und das Postament sind zur Ausführung in Stein, die Figuren und die ornamentalen Teile hingegen in Bronzeguß gedacht. Die Gesamthöhe des Denkmals wird 7 m, die der beiden Figuren je 2,50 m betragen.



Ostafrikanisches Flussschwein.

Nach einer Originalzeichnung von Paul Neumann.

Alter Brunnenhof in Venedig. (Zu dem Bilde S. 460 und 461.) Der Fremde, der nur wenige Tage in Venedig weilt, dringt selten in die Heimstätten des intimeren Volkslebens ein. Wohl gewahrt ihm die Fahrt durch den stolzen palastumsäumten Canale grande zur Lagune, das Waadern über die dichtbelebten Plätze, Brücken und Straßen, die nach den weltberühmten Sehenswürdigkeiten der Marktstadt führen, zahlreiche Eindrücke, die für die uralten Lebensgewohnheiten ihrer Bewohner typisch sind. Welche Füße davon gewährt nicht allein der Verkehr mit dem Gondolier, der mit so bewundernswerter Geschicklichkeit sein schlankes Fahrzeug durch das Netz der Kanäle treibt und selbst noch dann, wenn er uns zu übervorteilen sucht, eine schalkhafte Grazie wahrt! Aber um das venezianische Volksleben ohne jeden Bezug zur Fremdenindustrie zu belauschen, dafür muß man sich schon tiefer verlieren in das Gewirr der meist engen, dunklen und winkligen Gassen und Gäßchen, das fernab von Venedigs Prachtpalästen sich ausdehnt. Wer sich dort unter die Menge mischt, die, lachend und schwatzend, ihrer Lust am Schlendern und Herumlungern frönt, wird gar bald in einen jener verschwiegenen kühlen Höfe geraten, wo ein altertümlicher Ziehbrunnen der Nachbarschaft das allen so wertvolle Trinkwasser spendet, wo auf säulengetragenen Simsen Rosen und Nelken blühen und rotleuchtende Oleander- und Granatäpfelsträucher den Rahmen geben für die anmutigsten Bilder des Verkehrs der Söhne und Töchter dieser Stadtviertel untereinander. An solchem Brunnen, den die erwachsenen Mädchen des Abends aufsuchen, um die altvenezianischen rotbraunen Kupferkessel, die sie so malerisch über der Schulter tragen, mit Wasser zu füllen, hat überhaupt die Jugend der Nachbarschaft ihr liebstes Stelldichein. Hier, im Schatten der Säulen, findet die Liebe der Burschen Gelegenheit zu heimlicher Aussprache, und unter den Mädchen, wenn sie zusammen am Brunnen stehen, tritt mit südlicher Lebhaftigkeit zu Tage, wie Freundschaft, Eifersucht, Neid gar oft in Menschenherzen so nah' bei einander wohnen. Auch sie können „tapfer schmälen“, die schönen Venezianerinnen auf Salinas' stimmungsvollem Bilde, ganz wie die deutschen „Mädchen am Brunnen“ in Goethes „Faust“.

Ostafrikanischen Flußschwein. (Mit Abbildung.) Aus Deutschland kennen wir nur eine Form des Wildschweines, während in dem größten Teil der Tropen in jeder Gegend zwei verschiedene Arten nebeneinander vorkommen. So haben wir in Südamerika neben dem Halsband-Pekkari das Weißbart-Pekkari, im südöstlichen Asien neben dem Bindenschweine das Bartschwein, im tropischen Afrika neben dem Flußschweine das Warzenschwein. Der Berliner Zoologische Garten ist ungewöhnlich in der glücklichen Lage, beide äthiopische Arten dem Publikum vorzuführen. Unsere untenstehende Zeichnung bringt ein naturgetreues Bild des Flußschweines aus Deutsch-Ostafrika nach Studien des Tiermalers Paul Neumann. Wie man sieht, ist dieses Tier unserem Wildschweine ziemlich ähnlich; es unterscheidet sich aber von ihm doch auf den ersten Blick schon durch die spitzen Ohren, durch eine Warze in der Wangengegend und durch die stark ausgebildete Rückenmähne. Außerdem ist es lebhaft gefärbt: aus dem weißgrauen Gesicht hebt sich die schwarze Nase heraus, hinter dem Auge tritt ein breiter weißer Fleck hervor. Die Wangen, Schultern, Halsseiten und Beine sind schwarz, der Rücken ist gelbgrau, die Mähne aus weißen und schwarzen Haaren gemischt. Das „Ngrue“, wie in Deutsch-Ostafrika dieses Tier heißt, lebt ungefähr so wie unser Wildschwein. Rottenweise dasst es in feuchten Dickungen, hält sich am liebsten in der Nähe des Wassers auf und bricht in der Nacht in die Aecker ein, wo es wegen der von ihm angerichteten Verwüstungen für die Landbauer sehr schädlich wird. Ja, in einzelnen Teilen des Schutzgebietes haben die Eingeborenen sogar ihre Dörfer verlegen müssen, weil die Wildschweine ihnen die Ernte regelmäßig vernichteten. Von März bis zum August sieht man häufig die Frischlinge, welche, ähnlich wie bei unserem Wildschwein, gestreift sind. Das Flußschwein ist über das gesamte Afrika südlich von der Sahara ausgebreitet; die westafrikanische Abart hat lange Pinsel an den Ohren. Matschie.

Der Jordansee bei Misdroy. (Zu dem Bilde S. 469.) Es ist ein eigener Zauber, der die Waldseen der niederdeutschen Tiefebene umgiebt. Erlen und Birken neigen sich in die Flut, Buchen und Eichen stehen am Ufer, und die knorrigen Riesern recken sich pinienartig in die Luft. Leise rauschen die Wellen in Schilf und Röhricht, und wer ein Sonntagskind ist und die Sprache von Wind und Wasser versteht, der kann wohl Geschichten hören aus längst vergangener Zeit, da hier noch Nixen und alte Götter lebten. Der bekannteste See solcher Art ist wohl der Herthasee auf Rügen. Aber auch der Jordansee bei Misdroy bietet schöne, heimliche Reize. Vom alten Fischerdorf, das einst ein bescheidenes Nestchen war und heute zum eleganten, vielbesuchten Badeort geworden ist, führt die Waldchaussee am Kasseberg und Gosanberg vorüber nordostwärts nach dem traulichen Platze, den man zu Fuß vom Kurhaus aus ganz gut in 1½ bis 2 Stunden erreicht. In einem freundlichen Gasthäuschen findet der Wanderer Erfrischungen nach dem Marsch. Bald aber zieht es ihn zu den Kähnen, die am Ufer liegen. Denn die Bootfahrt auf dem See ist doch der schönste Teil des Vergnügens. Langsam gleitet der Nachen durch die dunkle Flut, Wasserrosen und Nummeln, weiße und gelbe, schlingen sich um seinen Kiel, als wollten sie ihn halten, und verstohlen grüßt der blaue Himmel mit den weißen Wolken durch das Geäst des Laubes. Buchtenreich verzweigt sich das Gewässer, und jede Bucht bietet ein neues, liebliches Bild. Der See ist, von den äußersten Spitzen der in entgegengesetzter Richtung auseinander gehenden sieben Arme gemessen, von Osten nach Westen etwa 3000 Fuß lang und von Norden nach Süden 1800 Fuß breit. Ob der Name Jordan aus alttestamentarischen Erinnerungen zu erklären ist oder ob er ebenfalls auf ein entstelltes Wodan zurückgeht, wie ja der Gosanberg als Wodansberg erklärt wird, das dürfte schwer zu entscheiden sein. Auf dem Gosanberg haben jedenfalls die alten Germanen noch vor der slavischen Invasion eine Opferstätte gehabt. Warum sollen sie nicht auch am Jordan ihren Göttern gedient haben wie am Herthasee auf Rügen?! Unser Bild, nach der Zeichnung von Julius Wentscher, giebt den tiefen Reiz des Jordansees in überaus gelungener Weise wieder und ist ein hübsches Zeichen für das Können des Malers, der auf der großen Berliner Ausstellung jüngst für seine seiner Ostseestranddilder mit der kleinen goldenen Medaille ausgezeichnet wurde. G. K.

Flickschuster in Kairo. (Zu dem Bilde S. 477.) Der Reisende, der in den Städten des Orients durch die bunten Bazare wandert, hemmt wohl seinen Schritt, wenn er an die Verkaufsstellen der

Schuhmacher kommt. Das Gewerbe blüht dort, denn der mit Glücksgütern irgendwie gesegnete Orientale giebt viel auf seine Fußbekleidung. Namentlich in den Großstädten, wo noch alte Sitte herrscht, sucht unter den jungen Leuten wohl einer den anderen in der Eigenartigkeit und Buntheit seiner Hatschuhe, Pantoffeln oder Sandalen zu übertreffen. Die Schönen in den Harems stellen nicht minder hohe Ansprüche an ihre Pantoffeln. Die Bazare der Schuhmacher bieten darum zumeist einen recht bunten Anblick, da sieht man Leder in allen Farben und Sammet und Seide in Hülle und Fülle. Mit solcher Ware erster Qualität befassen sich die drei Gesellen, die unser Bild darstellt, nicht; von den Meistern der Zunft werden sie nicht gewürdigt, oder interessant sind doch diese Gestalten und ihr Thun und Treiben.

Ball im Freien.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Reiß.

Wer in Kairo die moderne Stadt am Ismailiehkanal mit ihren Villen in europäischem Stil, Theatern, Cafés und Parkanlagen verläßt und rechts oder links von der Handelsstraße Musky in das Gewirr der Gassen und Gäßchen eindringt, den umfangt ein orientalisches Kleinleben. Der Kaufmann wird hier durch den Krämer, Höker und Trödler ersetzt. In diesen wenig sauberen Stadtvierteln pflegen sich auch die arabischen Flickschuster niederzulassen. Irgendwo im Schatten einer Mauer oder an einem Leinwandzelte hocken sie. So etwa zwei Quadratmeter Raum unter freiem Himmel genügen für Werkstatt und Laden. Das Schusterleisen, das den Werktisch ersetzt, wird in den Boden eingerammt, und rings um dasselbe liegen die vom Trödler aufgelesenen, neu geflickten Schuhe. Arme Fellachen sind die Kunden dieser Berufsgenossen. Nach Pfennigen berechnet sich der tägliche Umsatz. Damit kann sich eben nur ein Orientale durch die Welt schlagen, dem etwa Fladen der flachen Brotscheiben und einige Datteln zum Lebensunterhalt genügen. Ein trauriges Dasein, aber unerfreulich ist auch zumeist die Vergangenheit der heruntergekommenen Gesellen. Leichtsinnig war der eine, der andere unterschied nicht recht zwischen Mein und Dein und der dritte, der hatte den Haschisch so gern . . . und noch heute sucht er, wenn das Geschäft geblüht hat, Trost und Vergessenheit in einigen Zügen aus der betäubenden Pfeife.

*

Der Schwimmunterricht im Schulbetrieb. Der Schwimmunterricht wurde bisher in der Regel nur von Berufsschwimmlehrern in Badeanstalten erteilt. Hamburg weicht jetzt von dieser Regel ab: das Schwimmen ist fakultativer Unterrichtsgegenstand in der Volksschule geworden. Die Bürgerschaft (d. i. das hamburgische Parlament) wünschte die Einführung des Schwimmunterrichts in die Schulen, und die Oberschulbehörde war unter Zustimmung des Senats bemüht, dem Wunsche der Bürgerschaft zu entsprechen. Zunächst wurde 1898 ein Versuch mit einer einzigen Volksknabenschule angestellt. Man betrachtete das Schwimmen als ein Turnen im Wasser, und daher wurde der Schwimmunterricht in die Turnstunden gelegt. Die Schwimmschüler waren 12 bis 13 Jahre alt; nur wenige wurden wegen körperlicher Gebrechen dispensiert. Von den 102 unterrichteten Knaben lernten 87% das Schwimmen. Die Knaben wurden in vier Abteilungen nach und nach in die heizbare Schwimmhalle geführt. Die Methode des Schwimmunterrichts mußte sich von der bisher üblichen unterscheiden, weil es sich nicht um Einzelunterricht, sondern um die gleichzeitige Unterweisung einer größeren Schülerzahl handelte. Jede Abteilung übte zunächst in der Turnhalle auf dazu geeigneten Bänken bauchlings liegend die Schwimmbewegungen a tempo. Mehrere Knaben konnten darauf sofort kurze Strecken im Wasser frei schwimmen. Andere Schüler übten dann — auf Kortstücken im Wasser liegend — nach Kommando des Lehrers weiter und wurden schließlich an die Angel genommen, bis sie schwimmen konnten. Geübt wurde weiter das Rückenschwimmen, das Wassertreten, das Tauchen nach Gegenständen, das Retten und die Wiederbelebungsversuche. Im Mai begann der Unterricht; am 11. Dezember wurden die Schüler der Oberschulbehörde, sowie Vertretern des Senats, der Bürgerschaft und des Medizinalkollegiums vorgeführt. Der Erfolg des Unterrichts fand ungeteilten Beifall. Daher wurde der Schwimmunterricht im folgenden Jahre auf 6 Schulen ausgedehnt, nachdem zuvor die nötige Zahl von Schwimmlehrern ausgebildet worden war. Auch im Schuljahre 1899/1900 wurde der Unterricht in geschlossenen Schwimmhallen erteilt und im März 1900 fand abermals eine Prüfung der Unterrichteten statt. Von den im laufenden Schuljahr unterrichteten Schülern haben 91% das Schwimmen gelernt. (Eine Schule brachte es bis zu 100%.) Das sind Erfolge, wie sie sonst nirgends aufzuweisen sind. H. Fricke.

Allerlei Kurzweil.

Knotzählrätsel „Die Japanerin".

Von Al. Weirauchbaum.

Zahlenschrift.

16 17 8 7 13 18 11 6 18 9 17 8 2 3 4 12 2 6 7 17 10
6 16 17 6 20 2 6 18 5 6 7 14
18 16 4 5 6 17 20 2 16 4 5 15 16 17 20 6 17; 19 1 6 7
14 6 5 6 10 5 9 10' 18,
20 6 18 2 6 1 6 17 18 12 2 6 16 17 6 11 16 6 7 20 6 17
11 9 6 17 10 1 6 5 7 6 17.

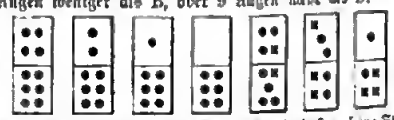
An die Stelle der Zahlen sind Buchstaben zu setzen, so daß man ein Citat aus Schillers „Maria Stuart" erhält.

Die Schlüsselworte bezeichnen: 1) 1 2 3 4 5 6 7 einen berühmten preußischen General, 2) 8 9 10 11 12 13 14 einen deutschen Schriftsteller, 3) 15 16 17 12 einen Singvogel, 4) 18 10 19 20 6 eine Stadt in Hannover.

Dominoaufgabe.

A, B, C und D nehmen jeder sieben Steine auf. C hat auf seinen Steinen 14 Augen weniger als B, aber 9 Augen mehr als D.

A hat:



A setzt Vier-Sechs aus und gewinnt dadurch, daß er seine Steine zuerst los wird. Als letzten Stein setzt er Eins-Vier. B kann nur bei der ersten und sechsten Runde ansetzen; C muß bei der vierten und fünften Runde passen, und D kann in der ersten und fünften Runde nicht ansetzen. Die von C angesetzten Steine haben der Reihe nach 11, 8, 9 und 5 Augen. B behält fünf Steine mit 33 Augen übrig. Die siebzehn Steine der Partie haben 120 Augen.

Wieviel Augen hoben die Steine von B, C und D beim Spielanfang? Welche Steine behielten C und D übrig? Wie ist der Gang der Partie? A. St.

Homonym.

Gar manchem Menschen, der's in kühnem Wagen
Zu thun versucht, ward rascher Tod zum Lohn. —
Unmut und Zorn erweckte sicher schon
Mein freches Volk bei dir an heißen Tagen.

Oscar Leede.

Rätsel.

Ich kenne einen Fisch, dess' Mitt' und Ende
Genau gleich einer Elle ist,
Doch mißt der ganze Fisch noch keine Elle;
Wie geht das zu? Ob ihr das wißt?

E. S.

Auflösung der Ergänzungsaufgabe auf Seite 456.

1) **Druck** 2) **Eyrau** 3) **Ruder** 4) **Greif** 5) **Baum** 6) **Ohre** 7) **Speur** 8) **Namen** 9) **Ernst**

= Der grosse Kurfürst.

Auflösung des Rätsels auf Seite 456. Kirche, Kirsche.

Auflösung des Bilderrätsels auf Seite 456.

Die Neider sterben wohl, doch nimmermehr der Neid.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 15, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Die Mobilmachung der deutschen Marineinfanterie. Infolge der immer weiter um sich greifenden Revolutionsbewegung in China, von der wir unseren Lesern bereits berichtet haben, hat Kaiser Wilhelm am 19. Juni den Befehl zur Mobilmachung der Marineinfanterie erlassen. Letztere besteht aus drei Seebataillonen. Der Mobilisierungsbefehl betrifft das erste und zweite Bataillon zu Kiel und Wilhelmshaven. Beide werden nun in einer Kriegsstärke von je etwa 1500 Mann dem dritten Bataillon nachfolgen, das bereits seit zwei Jahren in Tsingtau garnisoniert. Kommandeur des ersten Seebataillons zu Kiel ist Major a. Mabai, des zweiten zu Wilhelmshaven Major a. Kranhelm und des dritten zu Tsiagtau Major Christ. Die Genannten stehen seit 1870, 1871, 1872 in Dienst und sind seit 1894, 1895, 1896 Inhaber ihres Majorspatents. Zugleich mit ihren Porträts bringen wir das Bildnis des derzeitigen Inspekteurs der Marineinfanterie, Generalmajores v. Haepfner, dessen Diensteintritt 1866 erfolgte. 1897 wurde er zum Oberst und kürzlich zum Generalmajor ernannt. Generalmajor a. Haepfner hat die Führung der beiden auf Kriegsstärke mobilisierten Seebataillone übernommen. Ihre Ueberfahrt nach China erfolgt Anfang Juli mit den beiden Lloyddampfern „Frankfurt" und „Wittekind".

Generalmajor v. Haepfner.

Major v. Madai.

Major v. Kronheim.

Major Christ.

Die Eröffnung des Elbe-Travekanals in Lübeck hat einem Gebiet, das weit ins Herz von Oesterreich hinein und bis an die Alpen reicht, also einem Gebiet, das von mindestens 20 Millionen Menschen bewohnt wird, das baltische Meer für seinen Handel erschlossen. Schon am Tage der Eröffnung sah man sächsische und österreichische Schiffe die neue Wasserstraße passieren. Der Elbe-Travekanal, der in einer Länge von 67 Kilometern die Elbe von Lauenburg an mit der Trave verbindet, ist eigentlich nur ein Neubau des Stecknitzkanals, der vor zwei Jahren sein fünfhundertjähriges Bestehen feiern konnte. Derselbe hatte jedoch nur eine Tiefe von etwa 1½ Metern, während der neue Kanal so angelegt ist, daß er Schiffe bis zu 800 Tonnen Raumgehalt tragen kann, obwohl die größten Elbekähne bisher nur 600 Tonnen aufnahmen. Die Kosten des Kanals beliefen sich auf etwa 24 Millionen Mark, wovon zwei Drittel die Freie Hansestadt Lübeck, ein Drittel Preußen trug. Was den Kanal noch besonders bemerkenswert macht, ist die Anwendung einer neuen Schleuse, die der lübeckische Baurat Hatopp erfunden hat und die geeignet erscheint, den ganzen bisherigen Schleusenbau in neue

Von der Eröffnung des Elbe-Travekanals: Der Dampfer „Lubeca" vor dem wieder freigelegten Kaiserthor in Lübeck.
Nach einer photographischen Aufnahme von Julius Krause in Lübeck.

Digitized by Google

Bahnen zu lenken. Der Kanal hat sieben solcher Schleusen und wird von etwa dreißig Brücken überquert; er geht beinahe in seiner ganzen Ausdehnung durch das Herzogtum Lauenburg, wo er auch den Möllnersee durchschneidet. Der Erbauer des Kanals ist der lübeckische Oberbaudirektor Rehder, dessen Verdienste das vollendete Werk schon jetzt erkennen läßt. Nach 3½ Jahren eifrigster Baethätigkeit wurde der Kanal am 16. Juni vom Deutschen Kaiser eröffnet. Von dem aus den Festungswällen wieder freigelegten Kaiserthor aus, das in seinem Obergeschoß der Seemannsschule dient, bestieg der Kaiser unter dem Geläute aller Glocken der Stadt den Dampfer „Lübeck" und fuhr unter drei Brücken hindurch, welche die Stadt mit ihrem Kranz von Villenvorstädten verbinden, bis er am Burgthor, an der Mündung des Kanals in die Trave die absperrende seidene Schnur erreichte, die der Dampfer durchschnitt. Damit war die neue Wasserstraße dem freien Verkehr übergeben. Die ganze Stadt prangte im Schmuck von Girlanden und Flaggen, und abends war der Platz vor dem Rathause festhaft beleuchtet. Die Zukunft muß lehren, ob der Kanal Lübecks Hoffnungen voll erfüllen wird, aber nach den bisher gemachten Erfahrungen auf allen Kanälen hat man keinen Grund zu zweifeln, daß dies der Fall sein wird. Wünschen wir der schönen Stadt, die einst das Haupt der Hansa war, daß sie unter der umsichtigen Leitung ihres Bürgermeisters Dr. Kling die Früchte ihres Unternehmungsgeistes und Opfermuts erfreulich ernte. L. L.

Korvettenkapitän Wilh. Lans,
Kommandant des „Iltis".

Freiherr v. Ketteler,
deutscher Gesandter in Peking.

Korvettenkapitän Wilhelm Lans, der Kommandant des deutschen Kanonenbootes „Iltis", das in dem Gefechte bei Taku am 17. Juni mit so ausgezeichneter Tüchtigkeit in sechsstündigem Kampfe gegen die Kanonen der chinesischen Forts standhielt und den Sieg erringen half, ist in diesem Kampfe leider schwer verwundet worden, so daß in der letzten Stunde der Oberleutnant Hoffmeyer-Lamátsch Edler v. Waffenstein das Kommando übernehmen mußte. Der verwundete Kommandant, der im vierzigsten Lebensjahre steht, wird in den amtlichen Berichten über das Gefecht als die Seele des ganzen Unternehmens bei Taku bezeichnet. Nach einer bei den Verwandten von Lans in Wesel eingelaufenen Depesche befindet sich der Verwundete gut, und so dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß der tapfere Führer des „Iltis" dem Leben erhalten bleiben werde. Der Kaiser hat denselben in dankbarer Anerkennung für seine schöne Waffenthat die angesehenste deutsche Kriegsauszeichnung, den Orden „pour le mérite", verliehen.

Freiherr Clemens August von Ketteler, der deutsche Gesandte für China, ist während des gegenwärtigen Boxeraufstandes in Peking der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden. Er ist am 22. November 1853 zu Potsdam geboren, wo sein Vater als Major stand. Bevor er auf seinen gegenwärtigen Posten berufen wurde, war er Legationsrat in Washington und sodann deutscher Gesandter in Mexiko. Man rühmt ihm bedeutende staatsmännische Befähigung nach. Seit 1897 ist v. Ketteler mit Miß Maud Caß Ledyard vermählt.

Fürstin Josephine von Hohenzollern †.
Nach einer Aufnahme von Hofphotogr. W. Kunkemüller in Baden-Baden.

Fürstin Josephine von Hohenzollern ist auf ihrem Witwensitz Sigmaringen am 19. Juni hochbetagt nach längerem Kranksein gestorben. Sie wurde zu Mannheim am 21. Oktober 1813 als Tochter des Großherzogs Karl von Baden geboren und vermählte sich zu Karlsruhe am 21. Oktober 1834 mit dem späteren Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, der 1848 zu Gunsten Preußens auf die Regierung verzichtete. Aus dieser Ehe sind sechs Kinder hervorgegangen, von denen die Fürstin zwei, nämlich den Prinzen Anton, der 1866 auf dem Schlachtfeld fiel, und die Prinzessin Stephanie, die als Königin von Portugal nach dreijähriger Ehe jung vom Tode dahingerafft wurde, schon vor einem Menschenalter ins Grab sinken sehen mußte. Der älteste Sohn ist der jetzige Fürst Leopold, der zweite der König von Rumänien. Am 2. Juni 1885, knapp ein Jahr nach der goldenen Hochzeitsfeier, verlor die Fürstin auch ihren Gatten.

Kolonialdirektor Dr. Stübel.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph W. Höffert in Berlin.

Kolonialdirektor Dr. Stübel, der Amtsnachfolger Dr. v. Bachs, galt schon lange als ein Beamter, der reiche Erfahrung und mannigfache Erfolge in seinem Fache aufzuweisen hat. Seine Wahl fand denn auch in allen kolonialen Kreisen einhellige Zustimmung. Dr. Stübel ist 1846 zu Dresden geboren und studierte Jurisprudenz. 1873 war er einige Zeit als Privatsekretär des Königs Johann von Sachsen beschäftigt. Nachdem er seit 1875 im sächsischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten als Hilfsarbeiter thätig gewesen war, erfolgte 1879 seine Uebernahme in den Auswärtigen Dienst des Reiches. 1880 zum Legationsrat ernannt, wurde Dr. Stübel 1881 und 1882 mit der Verwaltung der Konsulate in St. Louis und Cincinnati betraut und im September des letztgenannten Jahres zur Vertretung des Generalkonsuls Zembsch nach Apia gesandt. Von hier, wo er seit 1885 als etatsmäßiger Konsul für den Amts- und Jurisdiktionsbezirk Apia gewirkt hatte, ging er 1887 als Konsul nach Kopenhagen und 1890 als Generalkonsul nach Schanghai. Im vorigen Jahre erfolgte seine Ernennung zum kaiserlichen Gesandten in Santiago.

Der von Kaiser Wilhelm für Stambul gestiftete Brunnen.

Der monumentale Brunnen für Stambul, welchen Kaiser Wilhelm gestiftet hat, ist nun dort angekommen und soll demnächst errichtet werden. Er hat die Gestalt eines Achteck; aus einem Reservoir im Innern des Brunnenhauses fließt das Wasser nach den Hähnen ab, die an den Außenwänden angebracht sind. Die „Fontäne" hat mit den Brunnenbauten Aehnlichkeit, die in den Vorhöfen der Moscheen stehen, und deren Wasser nur zu den im Islam vorgeschriebenen Fußwaschungen dient. Der Bau findet daher sein Vorbild sogar in unmittelbarer Nähe seines zukünftigen Standortes, nämlich im Harem der Moschee Sultan Achmeds, welche im Süden den Hippodromsplatz begrenzt.

Der Brunnen soll auf dem alten Zirkusplatz, dem Atmeidan, in Stambul aufgestellt werden. Dieser Platz liegt ganz in der Nähe der Agia-Sophia und wird wegen der berühmten Denkmäler, die er enthält, von jedem Touristen besucht. In der Mitte des einst etwa 450 m langen Hippodroms erhebt sich der noch heute trefflich erhaltene ägyptische Obelisk, den Theodosius der Große hier aufstellen ließ; südlich davon befindet sich die berühmte Schlangensäule, das Geschenk der Sieger von Platää an den delphischen Apollo, und noch weiter südlich, in der Nähe des Janitscharenmuseums, die sogenannte „gemauerte Säule", ein Ueberbleibsel aus dem Anfang des zehnten Jahrhunderts.

Unsere Abbildung des Kaiserbrunnens ist nach einer photographischen Aufnahme des Bildes hergestellt, welches Kaiser Wilhelm, mit seiner Widmung versehen, vorher dem Sultan überreichen ließ.

Digitized by Google

Für Hausfrauenfleiss.

Tragkleidchen. Im einfachsten Material wie auch in feinen Stoffen ausgeführt, wird sich das unten dargestellte Kinderkleidchen mit verzierten Achselträgeen recht gut anfnehmen. Dos Leibchen ist nur ein gerader Streifen mit angesetzten Trägern nnd ansgerundetem Armloch. Es empfiehlt sich, mit Hilfe eines Papierstreifens die Träger auszuprabieren, die drei gestickten weißen Sternblumen sitzen derart darauf, daß eine in die Mitte kammt, die beiden anderen varn und rückwärts über den Ansatz der Träger heruntcrreichen; darunter kammen nach die kleinen dunkeln Blattee zum Varschein. Man schneidet sich alsa einen Papierstreifen aon etwa 6 cm Berite zurecht, giebt daranf drei sich berübeende Kreise van 6 cm Dnrchmesser an und siebt, ob die Blumen weit genug berabreichen. Es können ebensognt anch schmälere Teäger und mehe und kleinece Blnmen sein, wie sie in jeder Madezeitung zn finden sind. In rotem Flanell, die Blumen in weißer Walle gestickt, die Kanturen und Blätter schwarz, die Mitte der Blnmen goldgelb, ist es ein sehe nettes Haunröckchen; in feinem weißen Wollstoff, die Blumen in weißee und hellgelber Seide, mit arangegelben Kanturen und Blättern genügt es auch höheren Ansprüchen.

Teagkleidchen.

Kragenschachtel aus einem alten Nürnberger Lebkuchenkarton. Aus den sehe sargfältig geklebten Kartans, die meist unbenutzt aan Weihnachten her stehen, können Kinderhände eine sehr willkammene Gabe für Baters Gebrauch machen znm Anfbewahren von Kragen ader Manschetten. Dem Kartandeckel wird, so hoch wie der innere Karton, ein Streifen Pappe aufgeleimt. Auf ein edensa breites und hahes Stück helldeaunen Kanevas, die Nähte abgerechnet, wird mit dem auf der Abbildung ersichtlichen Stich das Muster in zwei Tänen brauner Seide gestickt. Der rnnde Teil aben, welcher etwas gröser als der Kartandeckel selbst geschnitten ist, erhält einen gestickten Stern ader deegleichen. Dieser bestickte Kreisteil wird dann mit kräftigem hellbraunen Futter unteelegt, mit brauner Wollitze eingefaßt. Der untere lange Teil wird zuerst mit dem Futter zusammengenäht und, so einen Cylinder bildend, aben nnd unten mit dranner Wollitze eingefaßt, um zulept an den Kreisteil, dessen Kante übersteht, mit feinen Stichen angenäht zu werden. Die Pappfarm erhält aben an Deckel eine kleine Lage Watte, wird dann an den Seitenwänden mit heißem Leim aber Kleister gestrichen und darübee rasch der bestickte Uederzug gezogen. Eine kräftige gehäkelte Seidenschlinge, aben in dee Mitte, dient zum deqnemen Aufziehen des Deckels, welcher auf der Abbildung nebenan wiedergegeben ist. Unten am Kartan wird Band zu einer Schlinge fest angenäht. Befanders geschickte Hände kleiden die Innenwände des Kartons mit hellfarbigem Satin aus.

Kragenschachtel.

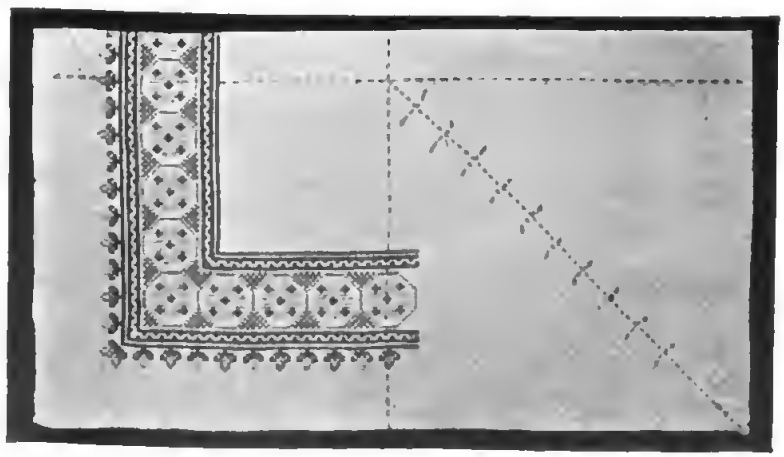
Strick- oder Arbeitsbeutel. Wie oft ist man in Verlegenheit, womit man dach die liebe Großmama beschenken könnte. Ein hübscher Strickbeutel ist in diesem Fall eine meist willkammene und mit Freuden begrüßte Gabe. Mein Geaßmütterchen wenigstens benutzt mit großem Stolz ihre schöne Tasche, auf welcher die Veilchen so lieblich blühen. Der Beutel ist aus schwarzem Moiree und hat eine fertige Breite von 21 cm und 32 cm Höhe. Die Blüten der Veilchenverzeerung sind mit zwei Tönen violettrater und einem Tan violettblauer Filaflosseide in Plattstich ausgeführt. Die drei großen Blätter sind in zweierlei saftgrünen Tönen, außen hell und nach der Rippe zu dunkler, die zwei kleinen Blättchen in zwei heller grünen Tönen gestickt. Die Stengel haben ebenfalls die saftgeüne Farbe und sind in kräftigem Stielstich gearbeitet. Vam aberen Abschlußrande des Beutels 6 cm abwärts werden in regelmäßigen Zwischenräumen auf jeder Seite fünf schwarze Beinringe angenäht zum Durchziehen des Bandes. Auf der Innenseite des Kopfes machen sich die drei wellenförmig, mit violettrater Seide gestickten Linien sehr hübsch, doch nawendig sind sie nicht.

F. A. S. St.

Strick- und Arbeitsbeutel.

Eine quadratische Decke einzuteilen. „Eine angefangene Arbeit fertig sticken ist ein Vergnügen — aber selbst nnarechnen — nein, das ist mie zu langweilig!" Gewiß ein aft gehärtes Wart! Bei einer praktischen Anleitnng dürften unsere Damen aber bald die Erfahrung machen, daß ein ganz eigenartiger Reiz gerade darin liegt, ganz selbständig varzugehen, nnd sei's auch beim bescheidensten Werke. Wie das Ei des Catumbus wird den geehrten Leserinnen znm Beispiel das Auserchuen einer quadratischen Decke an der Hand untenstehender Abbildung erscheinen. Nachdem der gewählte Staff (in einer Textur, welche das Sticken nach gezählten Fäden ermöglicht) in der gewünschten Größe quadratisch zugeschnitten und die senkrechte Mittellinie durch daa Aufeinanderlegen beider Webekanten gefunden ist, zieht man dieser entlang genau fadengerade in langen Stichen farbiges Garn; durch Aufeinanderlegen der beiden Schnittkanten ergiebt sich die wagerechte Mittellinie, die ebenfalln in langen Stichen durchgezagen wird. Vam Schnittpunkt dieser beiden Geraden aus (dem Mittelpunkt der Decke) wird nun die Diaganate genäht, jeder Stich genan über sa viele Fäden, als man für einen Stich der Stickerei zu verwenden gedenkt. An dieser Diaganale wird nun vam Mittelpunkt ausgehend die Stichzahl einer Musterwiederholnng sa aft abgezählt (und jeweils mit einem Fädchen dezeichnet), als nätig ist, um den Rand der Decke zu erreichen. Nnn läßt sich, je nachdem man die gestickte Borte näher dem Rande obee mehr gegen die Mitte gerückt wünscht, genau der Punkt destimmen, auf welchen der Mittelpunkt der Eckfigur zu stehen kammt. Wer nach diesee Angabe pünktlich verfährt, wird die Freuhe haben, daß das Muster in jeder Mitte nnd in jeder Ecke stimmt. — Zu bemerken ist noch, daß beim Zusammenstellen eines Msters, d. h. einer breiten Mittelborte, eingerahmt von zwei schmalen, aber in der Farbe kräftig wirkenden Seitenbörtchen nnd einer freien Endigung, welche gegen den Nand der Decke ausläuft, aus ästhetischen Gründen stets darauf zu achten ist, daß all diese Borten und Börtchen dieselbe Stichzahl als Musterwiedeeholnng haben.

F. A. S. St.



Quadratische Einteilung einer Decke.

Digitized by Google

Für Hausfrauenfleiss.

Helgoländer Hütchen. Die charakteristische Form des echten Helgolanders wird durch den für den Schirm in eine Art Tasche zu schiebenden Karton, eine für die Wäsche sehr praktische Einrichtung, die man auch den von den kleinen Mädchen zu vielfach getragenen Hütchen geben sollte, gebildet. Unserer Abbildung wurde ein solches Hütchen zu Grunde gelegt. Ein leichter Kartonteil, der auch durch Steifgaze ersetzt werden kann, von 42 bis 44 cm Länge in etwa 18 bis 20 cm Breite — die Länge ergiebt die Weite des Schirmes — wird an beiden vorderen Ecken gefällig abgerundet, mit bespannenem Draht umrandet und mit farbigem oder weißem Satin bekleidet. Für das Hütchen ist weißer oder farbiger, auch bedruckt gemusterter Batist sehr hübsch. Die Breite des Stoffes muß der Weite des Schirmes entsprechen, für die Länge rechnet man 75 cm. Der eine Querrand wird in Breite des Kartons nach der Rückseite umgelegt, worauf man diese doppelte ebenfalls abzurundende Stofflage an den äußeren Rändern durch Naht schließt und so eine Tasche erhält. Die Ecken des einfach gebliebenen Stoffteiles — des Nackenschleiers — sind ebenfalls abzurunden. Wünscht man den Schleier fältiger, so wird der Staff der Tasche gruppenweis in schmalen Fältchen abgenäht; auch kann man den Stoff, um das Hütchen noch schutzender zu erhalten, zu beiden unteren Rändern über den Schirm stehen lassen, aber nur einfach, wofür dann der Stoff je 10 bis 15 cm breiter als der Schirm zu nehmen ist, die Ecken sind dann nicht abzurunden. Um dem Hütchen nach Einschiebung des Kartons, den leichte Heftstiche längs des Taschenrandes halten, Form zu geben, ist je 6 cm vom unteren Schirmrand entfernt, oberhalb des hinteren Taschenrandes ein Stoffband 5 cm breit, 48 cm lang — anzusetzen und oberhalb des Schleiers zur Schleife zu binden. Entsprechende Bindebänder werden am unteren Rand des Schirmes befestigt. Beliebig kann man die Außenränder des Hütchens mit schmaler Spitze oder nur den Nackenschleier mit einem Volant besetzen.

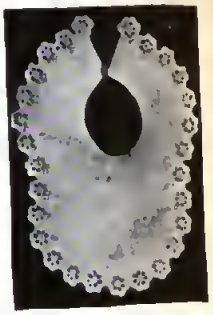
Helgoländer Hütchen.

Sommerjacke für kleine Knaben.

Sommerjacke für kleine Knaben. Aeußerst praktisch, weit vorteilhaft in der Wäsche und nicht rasch schmutzend, ist eine Art hellbraunes Piqué. Aus diesem ist die Sackjacke mit doppelreihigem Verschluß hergestellt. Der große Schulterkragen ist ebenfalls aus diesem Stoff, während der kleine Umlegekragen (punktierte Linie) und die Manschetten aus weißem Englischen Leder oder Piqué sind. Sechs ziemlich große Perlmutterknöpfe, dunkelbraune oder blaue Krawatte mit weißen Tupfen.

B.

Lätzchen mit gehäkelter Spitze. Petzpiqué, welcher etwas größer als der Schnitt zugeschnitten wird, ergiebt das Lätzchen. Ihm wird folgende Spitze aufgereiht: 6 Lft. zum Ring schließen; 7 Lft. * 1 St. 4 Lft. 6 mal, schließen; 1 Lft. * 1 f. in die 4 ersten Lft., 1 verläng. f. 2 St., 1 verläng. f., 1 f., 4 mal; dann den Faden abbrechen, vernähen. Die 3 übrig gebliebenen Strahlenbogen werden mit demselben mittelstarken Baumwollgarn in der Breite der gehäkelten festen Bögen aufestonniert. Der Stoff wird direkt am Festonnierten links herausgeschnitten. Halsausschnitt mit schmalem Shirtingstreifen einfassen; Knopf und Fadenschlinge. Dieses einfache billige Lätzchen bügelt und wäscht sich vorzüglich.



Lätzchen mit gehäkelter Spitze.

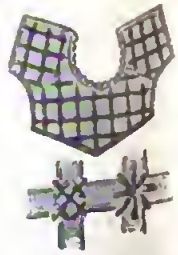
Gehäkelte Kindermütze. Die Herstellung ist sehr einfach, und als Material ist nur starke reine Wolle erforderlich. Die Farbe kann man beliebig wählen, für kleine Kinder ist Weiß wohl am hübschesten, denn schon von 1½ bis 2 Jahren ab kleidet das Mützchen reizend und kann immer wieder gewaschen werden. Für größere Kinder ist jede Naturfarbe hübsch, die Wolle muß durchaus waschecht sein. — Und nun die Anfertigung: Zuerst nimmt man 20 Maschen mit einer feinen Häkelnadel auf und häkelt mit derselben 4 Touren recht fest, Masche in Masche, immer rund, nicht hin und wenck. Dann 8 Touren, mit einer dickeren Nadel, in jeder dieser 8 Touren werden 4 Maschen in gleichen Zwischenräumen aufgenommen. Von da ab wird nur an beiden Seiten 1 Masche in jeder Tour aufgenommen, bis man 21 cm, von der Spitze ab gemessen, gehäkelt hat. Dies wäre der Kopf der Mütze. Dann häkelt man noch 9 cm, ohne Maschen aufzunehmen, und zuletzt noch 6 cm wieder fest mit der feinen Häkelnadel, dies giebt den umgeschlagenen Rand. Die Mütze muß alsdann in heißem, kräftigem Seifenschaum gewaschen werden, bis die Häkelei fest wird wie ein dicker Stoff. Wenn man eine etwas grobe Wolle gewählt hat, so kann man nach dem Waschen nicht mehr sehen, daß die Mütze gehäkelt ist. Man muß nur ja gleich beim Trocknen derselben die richtige Form geben, wobei ganz besonders auf den Rand Sorgfalt zu verwenden ist. — Und der Lohn der Mühe? Der ist groß! Ein Kind kann von zwei bis acht Jahren diese Mütze tragen. Ist sie nicht mehr frisch, so wird sie wieder gewaschen, sie ist unverwüstlich und sehr praktisch, denn bei Kälte und Unwetter kann man hinten den Rand über Ohren und Nacken herabziehen. Also eine Universalmütze.

E. R.

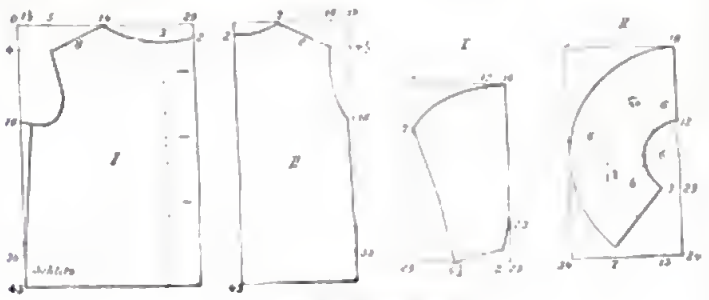
Gehäkelte Kindermütze.

Verzierung für ein Kinderkleid. Mit dunklen Borthen oder schmalen Bändern auf hellem Grund oder auch mit weißen point lace Bändchen auf farbigem Stoff ist eine sehr nette Verzierung für den Halseinsatz. Koller, eines Kinderkleidchens anzufertigen. Erst muß nach einem aufsitzenden Kleidchen oder einer Schürze der Koller selbst fertig sein, dann wird er auf eine feste Unterlage gespannt, die Bänder daraufgereiht, und nun die Kreuzungspunkte mit einer dritten Farbe überstickt. Ist das Kleidchen zum Beispiel weiß und der Einsatz müllerblau, so wird ein Gitter von weißen Bändchen mit hellrot gestickten Sternen allerliebst aussehen. Das Kleid setzt dann mit krausen Falten am Koller an.

Wer Zeit und Mühe daran wenden will, verziert auch noch den unteren Rand und die Aermel in gleicher Weise.



Verzierung für ein Kinderkleid.



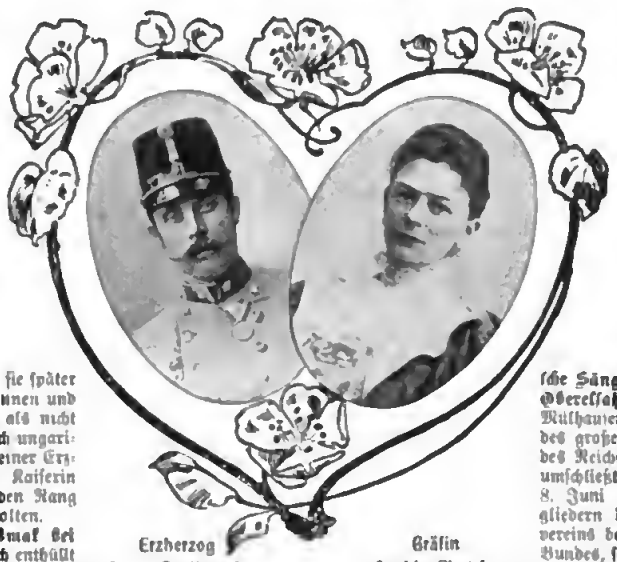
Schnitte zur Sommerjacke.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 18, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este und Gräfin Sophie Chotek. Die am 1. Juli vormittags in der Schloßkapelle zu Reichstadt erfolgte Vermählung des habsburgischen Thronfolgers mit der Gräfin Chotek, bildet den offiziellen Akt zur Besiegelung eines aus wahrstee Liebesneigung geschlossenen Bundes. Erzherzog Franz Ferdinand ist als erster Sohn des Erzherzogs Karl Ludwig am 18. Dezember 1863 in Graz geboren. Seine Gemahlin, eine Tochter des verstarbenen Reichsgrafen Bahuslaw Chotek, wurde zu Stuttgart am 1. März 1868 geboren. Bei der Erzherzogin Isabella, deren Hofdame sie später wae, lernte Erzherzog Franz sie kennen und lieben. Seine Gemahlin, welche als nicht ebenbürtig nach dem österreichisch ungarischen Hausgesetz weder den Titel einer Erzherzogin, noch später den einer Kaiserin und Königin führen darf, hat den Rang einer Fürstin von Hohenberg erholten.



Erzherzog Franz Ferdinand. Gräfin Sophie Chotek.

Nach Aufnahmen von Carl Pietzner und des Hofateliers Adele in Wien

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal bei Holtenau ist am 25. Juni feierlich enthüllt worden. Eine Schöpfung des Professors E. Herter, erhebt es sich am rechten Ufer des bei Holtenon mündenden Kanals. Es zeigt auf einem 6 m hahen Sackel aus schwedischem Geanit das dreifach lebensgroße Bronzestandbild des verewigten Koisers in Mantel und Helm. Der Künstler hat in seinem Werke den Monorchen etwa in der Haltung dargestellt, die er bei der Weihung des Grundsteines am 3. Juni 1887 einnahm. Rechts und links tritt dee Bug je eines Wikingerschiffs seitlich hervor und auf diesem lagert je eine ungemein wuchtig in die Erscheinung tretende Bronzegestall, die eine verkörpert den gehörnten Siegfried, die andere den Frieden.

Das vierte elsaß-lothringische Sängerbundesfest in Mülhausen im Oberelsaß. Am 3. und 4. Juni wurde in Mülhausen ein Sängerfest gefeiert, das vierte des großen Bundes, dee etwa 155 Vereine des Reichslandes mit rund 4000 Sängern umschließt. Seine Gründung wurde am 8. Juni 1890 von hervorragenden Mitgliedern des Straßburger Männergesangvereins beschlossen. Das hahe Streben des Bundes, seine in bedeutendee Weise bemerkbaee veredelnde Beeinflussung der ihm zugehörenden Vereine finden im ganzen Lande die freudigste Anerkennung. Besonders

Die Enthüllung des Kaiser Wilhelm-Denkmals bei Holtenau.

Nach einer photographischen Aufnahme von Arthur Renard in Kiel.

Digitized by Google

Die Festdirigenten beim elsässischen Sängerfest in Mülhausen: Aug. Moninger und Otto Lohse.

ist das herrliche Fest in Mülhausen dazu angethan gewesen, zu zeigen, was der Bund leistet, was die Eintracht zu erringen vermag, und vor allem, daß das deutsche Lied in den Herzen der Elsässer eine Heimstätte hat und auch in den bescheidensten Dörfchen die wärmste und liebevollste Pflege findet.

Etwa 80 Vereine und 11 Gastvereine waren mit 72 Fahnen in der prächtig geschmückten Stadt erschienen, darunter man zwei französische Fahnen noch von 1861 und 1863 sah. Am Pfingstsonntag fanden nach der Begrüßungsrede des Bundespräsidenten und Vorsitzenden des Straßburger Männergesangvereins Dr. Ehrismann die Wettgesänge statt. Der Montag brachte um 11 Uhr den großartigen Festzug, den auch der kaiserliche Statthalter, dessen Interesse für alle Kunst im Lande dankbar empfunden wird, vom Balkon der Kreisdirektion aus vorbeiziehen sah, und nachmittags das Festkonzert, das einen unvergeßlichen Eindruck gemacht hat. Die 2300 Sänger, umkränzt von ihren golddurchwirkten Fahnen, die Solisten Fräulein Josephine Kratz und Ernst Preuse vom Stadttheater zu Straßburg, das städtische Orchester von Straßburg, der dortige Männergesangverein, alle wetteiferten unter der sicheren Leitung der beiden Festdirigenten, Aug. Moninger aus Straßburg und Otto Lohse aus Mülhausen, mit dem begeisterten Publikum einen einzig schönen Kunstgenuß zu bieten. Mit einem Jubel- und Beifallssturm sondergleichen wurde von den 3000 Zuhörern das schöne Wittbergersche Elsaßlied mit dem Kehrreim „O Elsaß, mein Elsaß, du schönes, schönes Land!" aufgenommen, und

Maler Theodor Schüz †.
Nach einer Aufnahme von Ernst Bock in Düsseldorf.

Karl Sontag †.
Nach einer Aufnahme von Hofkunstdirektor W. Höfert in Berlin.

ebenso stürmisch wurde der anwesende Komponist, auf den der Festvorsitzende Dr. Faber aus Mülhausen hinwies, begrüßt. Unter den fünf Preisrichtern ragte die ehrwürdige Gestalt des Zürcher Musikdirektors Angerer besonders hervor, von dem fünf schwere Chöre gesungen wurden. Auch war der frühere, sehr beliebte Bundesdirektor Bruno Hilpert, jetzt in Hannover, zum Feste gekommen. Das eleganteste Friedensfest mit all seinem frohen Singen und Klingen wird für alle Zeiten am Lichtpunkt in der Geschichte des elsaß-lothringischen Sängerbundes und der Stadt Mülhausen bleiben. E. Ehrismann.

Bilder vom Gutenbergfest in Mainz. Viel der schönen frohen Feste hat die seit älteren her berühmte „goldene" Stadt in ihrer Mauern abgehalten. Das vierhundert aber von allen war doch das Fünfhundertjahrfest, welches sie dem Andenken Johann Gutenbergs, ihres großen Sohnes, zum letzten Johannistage bereitet hatte. Prächtig und vielgestaltig war schon das äußerliche Festgewand, in welchem sich die Stadt den vieltausend Fremden zeigte. Noch reicher und weihevoller waren aber die Festveranstaltungen selber, die Sonnabend den 23. Juni abends nach einem feierlichen Geläute aller Glocken der Stadt mit einem großen Sängerkonzert begannen. Der nächste Tag brachte nach einem Pontifikalamt im Dome die akademische Feier in der Stadthalle, wo Universitätsprofessor Dr. Köster-Leipzig die Gedenkrede hielt. Danach ging es vor das Gutenbergdenkmal, vor dem die glänzend verlaufende Huldigung stattfand, und schließlich in die Stadthalle, wo der genußreiche Tag durch ein Abendfest beschlossen wurde.

Den Mittelpunkt aller Veranstaltungen bildete jedoch am Montag der Festzug zum Gutenbergdenkmale, welcher die dem Meister von seinen Zeitgenossen und von der Nachwelt entgegengebrachten Huldigungen, aber auch zugleich die Fortschritte der Wissenschaft und Kultur durch die Buchdruckerkunst veranschaulichte. Der Festzug umfaßte an 3000 Personen, 800 kostümierte Pferde und 42 Wagen. Aus der schier unendlichen Fülle der Gruppen, die derselbe in wunderbarer buntfarbiger Pracht der Trachten der Zünftler und Stände umfaßte, seien hier ein paar bildlich festgehalten. Die erste Abbildung zeigt das „Alphabet", nämlich 24 Buchdruckerknaben, die auf dem schwarzen,

Das Alphabet. Wagen der „Lipsia".

Bilder vom Gutenbergfest in Mainz.
Nach photographischen Aufnahmen von Peter Weber in Mainz.

mittelalterlichen Schützengewande je einen weißen Buchstaben trugen. Dieser Gruppe folgte der Wagen der „Typographia“, auf dem unter den Strahlen der aufgehenden Sonne die Geisteslicht verbreitende Kraft der Druckkunst versinnbildet war. Auf diesem Wagen sah man auch die Gestalten Johann Fusts, Peter Schoffers und anderer Berufsgenossen und Zöglinge Gutenbergs. Unser zweites Bild zeigt eine Gruppe von hervorragenden Verlegern früherer Zeit, die zu Füßen einer die „Lipsia“ (Leipzig) darstellenden Frauengestalt zwischen wirkungsvoll aufgedautenen Fahnen auf stolzem, von einem Viergespanne gezogenem Wagen thronen.

denn auch selber Witz und sonnige Heiterkeit in reichstem Maße eigen waren. Auch als Schwankdichter, der für sich selbst wirksame Rollen schrieb, ist Sontag mit Glück thätig gewesen.

Vom Jubiläum des Weltpostvereins. Unter allen Schöpfungen des Postwesens, welche dem Verkehr zwischen den verschiedenen Nationen und Völkern dienen, nimmt der Weltpostverein unstreitig den höchsten Rang ein. Seine von Heinrich v. Stephan, dem verstorbenen ersten deutschen Generalpostmeister, angeregte Gründung entsprang dem praktischen Nützlichkeitsgedanken, alle Länder durch einen postalischen Einheits-

Vereinigte Staaten: 2. Assistant-General-Postmaster Stallenberg.

Großbritannien: Staatssekretär Duke-Hamilton.

Das Aeussere Standesrathaus in Bern.

Frankreich: Unterstaatssekretär Mougeot.

Rußland: Generaldirektor Petroff

Italien: Generaldirektor Migliorati.

Oesterreich: Generaldirektor Dr. Grabner.

Ungarn: Generaldirektor v. Gyulai.

Vom Kongress in Bern zum Jubiläum des Weltpostvereins.

Theodor Schüz, einer der eigenartigsten Genre- und Landschaftsmaler unserer Zeit, ist in Düsseldorf am 19. Juni gestorben. Schüz war von Geburt ein Württemberger und am 26. März 1830 in Thumlingen bei Freudenstadt als Sohn eines Pfarrers geboren. Er studierte auf der Stuttgarter Kunstschule und später bei Piloty in München. Vor mehr als einem Menschenalter siedelte er nach Düsseldorf über. Unter seinen zahlreichen Werken, deren Motive zumeist der schwäbischen Heimat entnommen waren, seien einige, wie zum Beispiel der durch einen Stich weitverbreitete „Konfirmationsmorgen“, „Die Witwe“, „Abendglocke“, „Erntemittag“ (in der königlichen Galerie in Stuttgart), sowie „Frühlingsabend in Schwaben“, besonders hervorgehoben. Seine Bilder zeichnen sich in hohem Grade durch gemütvolle Darstellung, frische Auffassung und liebevolle Durchbildung aus.

Mit **Karl Sontag**, dem am 22. Juni in Dresden verstorbenen Schauspieler, ist einer der bedeutendsten älteren Darsteller für immer von der Bühne abgetreten. Ein Bruder der berühmten Sängerin Henriette Sontag, wurde er am 7. Januar 1828 in Berlin geboren. Seit seinem 20. Lebensjahre wirkte er nacheinander an den Hofbühnen zu Dresden, Wien, Schwerin und Hannover. Von 1877 an gastierte Sontag an den meisten in- und ausländischen Bühnen. Er war ein vielseitiger Darsteller, dem freilich die Verkörperung von komischen Figuren am glücklichsten gelang, wie ihm

vertrag zu einer einzigen Gemeinschaft zu vereinigen. Den Anstoß hierzu gab eine 1868 von Stephan verfaßte Broschüre. Sie führte zum ersten Postkongreß, der am 15. September 1874 in Bern abgehalten wurde. Das Ergebnis der dort gepflogenen Beratungen war der Abschluß eines allgemeinen Postvereinsvertrages mit 22 europäischen, amerikanischen, asiatischen und afrikanischen Staaten, der bereits am 9. Oktober zustande kam. Eine am Aeußeren Standesrathaus in Bern angebrachte Gedenktafel erinnert für alle Zeiten an diesen denkwürdigen Tag. Der 1. Juli des Jahres 1875, an welchem jener Vertrag in Kraft trat, ist aber auch zugleich der Tag, mit welchem das Internationale Bureau des Weltpostvereins zu Bern eingerichtet wurde.

Die Beschiessung der Takuforts durch die englisch-französische Flotte am 25. Juni 1859.

Nach einer Abbildung aus Jahrgang 1859 der „London News“.

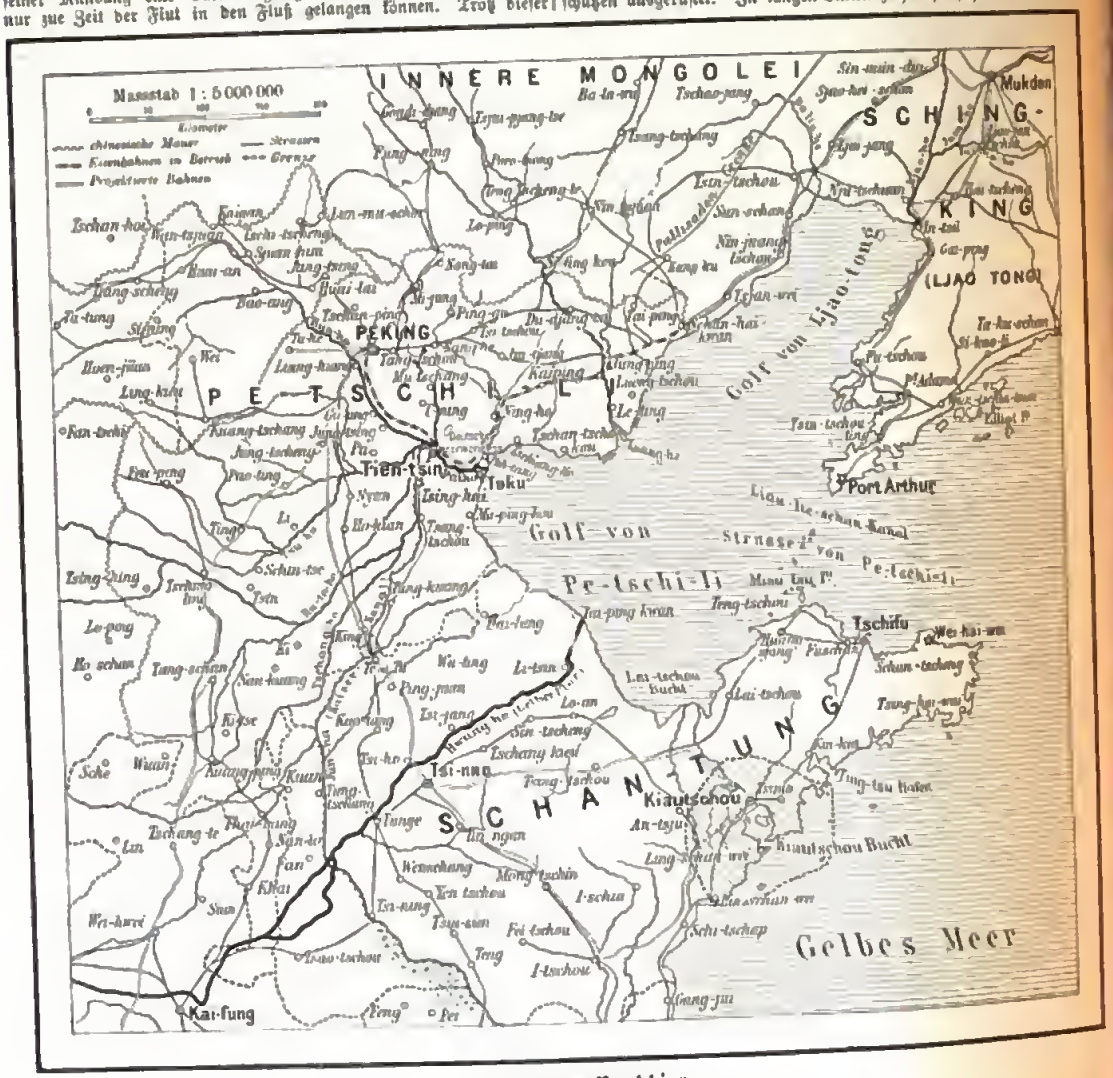
Ansicht der Takuforts im Jahre 1900.

Danach kann dieser das Jubiläum seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens feiern. Deshalb hat der schweizerische Bundesrat die Vertreter der zum Weltpostverein zur Zeit mit einer Einwohnerzahl von über 1000 Millionen umfaßten Staaten zu

Digitized by Google

einem Kongreß eingeladen, welcher am 2. Juli in Bern stattgefunden hat. Mit demselben ist zugleich die Feier der einstigen Gründung des Weltpostvereins verbunden worden, die durch mehrtägige öffentliche Festakte ihren sichtbaren Ausdruck erhielt. Auf der vorhergehenden Seite geben wir eine Porträtgruppe eingeladener Vertreter nebst einer Ansicht des Aeußeren Standeratshauses in Bern wieder.

Die Taku-forts. Oede ist die Landschaft, in welcher der Paiho, das heißt Nordfluß, bei Taku in den Golf von Pe-tschi-li mündet. Eine niedrige morastige Ebene bildet die Ufer, und der Fluß wälzt braune Schlammmassen nach dem Meere. Aus ihnen hat er vor seiner Mündung eine Barre abgelagert, über die größere Schiffe nur zur Zeit der Flut in den Fluß gelangen können. Trotz dieser Schein vereinbart worden. Am 25. Juni 1859 eröffneten die Forts am Paiho das Feuer gegen die englisch-französische Flotte. Zum zweitenmal begann der Kampf, eine Armee landete am Paiho, und am 21. August wurden von den Alliierten die Takuforts erstürmt. Damals endete der Krieg mit dem Einzug des europäischen Heeres in Peking. In der darauffolgenden Zeit bemühte sich Li-hung-tschang als Vizekönig von Pe-tschi-li, das chinesische Heerwesen zu reformieren. Er schuf eine chinesische Kriegsflotte, gründete die Militärschule und das Arsenal zu Tien-tsin und trug auch Sorge dafür, daß die Befestigungen von Taku den modernen Ansprüchen angepaßt wurden. Unter Leitung europäischer Ingenieure wurden die Takuforts ausgebaut und mit modernen Geschützen ausgerüstet. In langen Linien ziehen sie sich an der Meeresküste und den beiden Ufern des Flusses hin, bieten aber bei der niedrigen Gestaltung des Terrains keinen besonders imposanten Eindruck. Die Chinesen hielten sie für uneinnehmbar. Im Vertrauen auf die Stärke dieser Befestigung eröffneten sie am 17. Juni dieses Jahres um 1 Uhr nachts plötzlich das Feuer gegen die Kriegsschiffe der verbündeten Mächte. Die Takuforts wurden jedoch nach kurzem Kampfe von den gelandeten Truppen der Kriegsschiffe erstürmt. Besonders ruhmreich war dabei das Verhalten des deutschen Kanonenbootes „Iltis", das trotz schwerer Verluste entscheidend in den Kampf eingriff. Von einem der Takuforts weht gegenwärtig siegreich die deutsche Flagge.



Karte von Nordchina.

Nach einer Zeichnung von W. Paasche

Auf der vorstehenden Karte von Nordchina finden unsere Leser alle die Plätze, Häfen, Flüsse, Straßen und Eisenbahnen verzeichnet, welche in den bisherigen Meldungen über die Kämpfe in China vor allem genannt sind und deren Lage man daher kennen muß.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

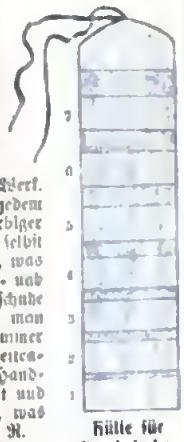
Das Heim des Frauenbundes in Frankfurt a. M. ist eine der letzterrichten Anstalten, welche in unserer Zeit in wachsender Zahl gegründet werden, um den fremd in eine Stadt kommenden stellensuchenden Mädchen und Frauen eine behagliche, geschützte Unterkunft und den Anschluß an vertrauenswürdige, praktisch erfahrene Persönlichkeiten zu bieten. Das freundliche Haus, Langestraße 36, hat Raum für mehr als achtzig Personen und wurde im vergangenen Jahre von den verschiedensten Berufsaspirantinnen besucht. Das Erlangen einer Stelle ist sehr erleichtert durch ein festes Abkommen mit dem „Kaufmännischen Verein weiblicher Angestellten", welcher den Heimgästen die kostenlose Benutzung seiner Stellenvermittlung gewährt. Hübsche Unterhaltungsabende sorgen für das geselligen Bedürfnis, und der starke Besuch des Heimes zeigt, wie zeitgemäß seine Gründung war. Vermehren sich, wie der „Frauenbund" hofft, seine Mitglieder in nächster Zeit um ein bedeutendes, dann soll die Gründung eines zweiten Heimes in Angriff genommen werden, dessen Bedürfnis in einer so großen Handelsstadt außer Frage steht und von den Beteiligten sicher als große Wohltat empfunden werden wird.

Schirmhalter aus Leder.

Schirmhalter aus Leder. Sollte der Raum fehlen für einen Schirmständer, so findet sich gewiß ein Plätzchen für den Schirmhalter, da derselbe an der Wand befestigt wird. An der Seitenwand eines Schrankes oder selbst im Kleiderschrank, innen an der Thüre, ist er gut angebracht, dann hat man gleich den Schirm zur Hand, wenn man Hut und Mantel nimmt. In jedem Falle muß der Schirmhalter an allen vier Ecken befestigt werden, und zu diesem Zwecke sind kleine Messingringe unter den vier Pompons anzubringen, mit denen man ihn kreuzweise oben und unten an Nägeln oder Haken befestigt, wodurch das Hineinstecken und Herausziehen der Schirme erleichtert wird.

Unser Modell ist aus rotem Saffianleder, leichte Blütenzweige sind mit Bronzefarben und schwarz darauf gemalt, doch würde auch starkes Schalleder mit farbiger Brandmalerei sehr hübsch wirken. Bei der Herstellung empfiehlt es sich, eine Probe in Papier zu machen, damit man das Leder zuschneidet, und wohl zu überlegen, für wieviel Schirme und wie lang und weit die Taschen sein sollen. Zuerst wird die Grundform geschnitten und darauf das zweite bemalte Leder genäht, die Tasche oder Tüte hübsch abgesteppt, wie die Zeichnung zeigt. Eine gute Nähmaschine mit starker Nadel steppt das weiche Leder, wenn alles vorher genau geheftet ist. E. R.

Hülle für Handschuhe. Zum Aufbewahren oder Verpacken der Handschuhe, getragener wie neuer, ist nutenstehend abgebildete Hülle sehr praktisch und besonders im Koffer angenehmer als ein Handschuhkasten. Die Herstellung ist leicht. Zwei gleich große Stoffstreifen, deren Breite die Länge der Handschuhe haben muß, werden aufeinander gelegt und wie ersichtlich abgesteppt. Die mit 1 bis 7 bezeichneten Zwischenräume sind genau gleich groß und werden durch leichte Pappe, welche zwischen die beiden Stoffe geschoben wird, steif gemacht. Die anderen, kleineren Teile werden bis zum Schluß der Hülle immer breiter und breiter weich. Eine feine Schnurreinfassung und zwei Bänder am Schluß vervollständigen das Werk. Natürlich kann die Hülle beliebig lang und aus jedem nicht zu starken Stoffe gearbeitet werden. Hellfarbiger Kanevas ist sehr modern für derartige Dinge, aber selbst bis zum Kattun herab läßt sich alles verwenden, was nicht abfärbt, auch ist es recht hübsch, die Innen- und Außenseite verschieden zu nehmen. — Die Handschuhe werden auf die steifen Teile gelegt, und wenn man nun von 1 anfangend aufwickelt, so bilden die immer größer werdenden weichen Zwischenräume die Seitenteile zu dem immer dicker werdenden Paket. Die Handschuhe werden in dieser Umhüllung sehr geschont und man hat stets Ordnung und schnelle Uebersicht, was auf Reisen sehr wertvoll ist. E. R.



Hülle für Handschuhe.

Schlafkorb für Kinder. Beim Herannahen des Sommers möchte ich auf eine Erfindung aus mir aufmerksam machen, die sich mir in der Ausführung und Anwendung stets vorzüglich bewährt hat. Es ist manchmal schwer, in Sommerfrischen genügend Zimmer, Betten und besonders Kinderbetten zu bekommen. Sollten letztere vorhanden sein, so scheut man sich, sie zu benutzen, aus Furcht, sie seien nicht sauber, oder es hatten wohl gar kranke Kinder darin geschlafen. Die eigenen Betten mitzunehmen ist sehr umständlich, da am Reisetag alles eilig gehen muß und die Betten doch verpackt werden müssen. Bei schlechtem Wetter werden sie auch leicht durchnäßt, da sie ja oder von der Bahn befördert werden. Um diesen Uebelständen abzuhelfen, ließ ich vom Korbmacher zwei Körbe aus Weidengeflecht anfertigen, einen als Kasten, den anderen, der tief übergreift, als Deckel. In den Kasten, der aufgeklappt werden konnte, legte ich nachts den größeren Knaben bis zu 12 Jahren, in den Deckel das kleinere Mädchen bis zu 8, 9 Jahren. Diese Körbe wurden ganz voll gepackt, für jedes Bett eine Matratze aus Seegras, ein Rosshaarkissen abgezählte Bettdecken, wollene Decken für kühle Herbsttage bezw. -nächte und Bettwäsche zum Wechseln. Außerdem fand sich Platz für alle Wäsche, Stiefel, Spielsachen rc., kurz für alles, dem der Deckel nicht schadet. Nach dem Schließen des Deckels wird der Korb mit einer starken Schnur oder mit Lederriemen verschnürt. Ein Schloß ist kaum notwendig. Dies Gepäckstück giebt man als Frachtgut 6 bis 8 Tage vorher auf, je nach Entfernung des Ortes, und findet es dann bei Ankunft an Ort und Stelle; reist man heim, wird es nachgesandt und trübt den Winter über auf dem Boden. Ein anderer Vorteil ist noch folgender: wenn man zum Beispiel beschränkt mit den Zimmern ist, so können kleine Kinder, die bei schlechter Witterung auf den Hof gezwungen sind, sich in ihrem Schlafzimmer aufzuhalten, sich oft kaum umdrehen, wenn in einem Zimmer das Bett des Kindermädchens und noch zwei Betten stehen, von Spielen ist keine Rede. Nun habe ich stets am Tage den Korb im Hausflur aufrecht hingestellt, und im Zimmer war genügend Platz zum Springen und Tollen. War dem Schlafengehen wurde das Zimmer gelüftet, frisch aufgewischt, der Korb, den eine Person leicht handhaben kann, hereingeholt und die Bettchen hergerichtet. Da die Körbe nicht nach dem Baden sind, ist ein Herausfallen kleinerer Kinder nicht zu befürchten. Der Anfertigungspreis ist gering. Obenstehende Abbildungen geben deutliche Anhaltspunkte für die Anfertigung. E. v. L.

Korb mit Deckel: geschlossen.

Der offene Korb.

Reinigen und Aufstreichen von Sonnenschirmen. So hübsch an sich auch helle Sonnenschirme sind, sie zeigen das Mißliche, daß sie recht bald den Glanz der Neuheit einbüßen und nicht mehr tadellos sauber aussehen. Das Reinigen in einer chemischen Anstalt ist kostspielig, und die Selbstreinigung wagen die meisten Frauen nicht vorzunehmen, weil sie ein Verderben des Sonnenschirms befürchten. Dies ist nicht nötig, wenn sie die hellen Sonnenschirme nach folgender Art reinigen. Man spannt den Schirm auf, feuchtet ihn überall gleichmäßig mit klarem Wasser an — er muß überall naß sein — löst nun Gallseife mit ganz wenig Wasser auf und bestreicht damit den ganzen Schirm, worauf er so lange mit einer scharfen Bürste gebürstet wird, bis er völlig sauber ist. Man muß jetzt den Schirm so lange mit klarem, reinem Wasser, dem man etwas Essig zusetzt, begießen, bis alle Seife entfernt ist und das Wasser völlig klar herunter fließt, worauf der Schirm in Zugluft, aber im Schatten, schnell getrocknet wird. Selbst sehr zartfarbigen Schirmen habe ich auf diese Weise wieder zu neuem Aussehen verholfen. Schwieriger ist das Aufbessern von Sonnenschirmen, das eine geschickte Hand erfordert. Meistens wird ein Spitzenüberzug über einen nicht mehr tadellosen Schirm am praktischsten sein, und solche einfache Ueberzüge kauft man in jedem Schirmgeschäft. Wer aber geschickt und unternehmend ist, kann den Schirm viel reizvoller gestalten, wenn er Tüll im Stoff kauft, ihn in Falten oder Puffen legt, mit einem Abschluß von gefälteter Tüllspitze versieht und so über den Schirm ordnet. Ein aller Blütenzweig an einer Seite ist sehr modern und kann leicht angebracht werden, ebenso ziert eine volle seidene Bandschleife am Stock stets einen Schirm angenehm. Einen derart aufgefrischten Schirm sieht man sehr etwas fadenscheinigen Aller kaum an — und die Hausfrau sieht auf ihn viel stolzer als auf einen neugekauften. He.

Zwickerfutteral für Gebirgsreisen.

Zwickerfutteral für Gebirgsreisen. Reisende in den Alpen fällen zum Schutze vor Schneeblendung stets einen blauen oder grauen Zwicker mitführen; am denselben im Rucksack nicht beschädigen zu lassen, dient das nebenstehend abgebildete Futteral. Es mißt 8 cm Höhe zu 6 cm Breite, so daß der zusammengeklappte Zwicker eben hineingeht; die Form ist die eines am oberen Rande offenen Beutelchens, welches man aus zwei genau aufeinander geschnittenen und genähten Stücken von starkem dunklen Tuch herstellt. Inwendig ist das Tuch wattiert und mit weichem hellgrauen Waschleder gefüttert; die Außenseite wird durch einfache Plattstickerei in gelber Seide verziert.

Interessante Reiselektüre.

Jeden Bändchen im Umfang von ca. 7 Bogen 1 Mark.

Paul Heyse, Der Schutzengel. Illustriert von E. Münch.
Rudolph Stratz, Samum. Illustriert von Chr. Speyer.
Ludwig Fulda, Die Hochzeitsreise nach Rom. Illustriert von Paul Rieth.
A. Noel, Didiers Braut. Illustriert von F. Hlavaty.
Ernst Lenbach (Ernst Muellenbach), Auf der Sonnenseite. Illustriert von E. Reichert, A. Mandlick, R. Reinicke u. a.

In den obigen Bändchen bieten wir eine Serie von Novellen hervorragender und beliebter Autoren dar, welche von Künstlerhand mit zahlreichen Text-Illustrationen und farbigen Umschlagbildern geschmückt, mit eleganter Ausstattung einen außergewöhnlich billigen Preis verbinden. Als gute und interessante Reiselektüre können wir diese Novellen ganz besonders empfehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H. in Leipzig.

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.

Höhere technische Lehranstalt für Elektro- und Maschinentechnik.

Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Adler Musikwerke

Neue Spieldosen mit auswechselbaren Notenscheiben.
Solide Construction Schöner Ton
Im Preise von 10 bis 200 Mk.

Adler-Musikautomaten
von 150 bis 1000 Mark.

Fortuna-Musikautomat
mit Stahlstimmen, Harmonium stimmen, Trommel und Triangel.
Grossartige Klangwirkung

Generalvertrieb durch:

Jul. Heinr. Zimmermann in Leipzig.

Geschäftslokale: St. Petersburg, Moskau, London.
Illustr. Preislisten über alle Musikinstrumente und Notenverzeichnisse gratis.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H. in Leipzig.

Soeben erschienen!

Hexengold

Roman von **E. Werner**

Preis geheftet 3 Mark.
Elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Bad Wildungen

Hauptquellen **Georg Victorquelle** und **Helenenquelle**, deren hervorragende **specifische** Wirkung bei **Blasen- und Nierenkrankheiten** seit Jahrhunderten bekannt ist. Die weiteren [illegible] **Natronquelle** der **Harnorgane**, die zweite von ganz [illegible] bei **Verschleimung** der **Respirationsorgane**, **Fichte**, **Stahl**. Außerdem finden die Quellen erleichternde Verwendung bei **Magen- und Darmkatarrhen**, bei **Blutarmuth**, **Bleichsucht** und **Frauenleiden**. Versandt 1899 920,000 Flaschen. Jährlich 600,000 Flaschen. **Berühmte Specialsätze.** Das gesetzliche Aräometer [illegible] mit Landstuhl, Heilsamkeitsbad. Kurarzt [illegible] das Bad und Wohnungen, sowie Adressen gratis. Wasser, Salzsalz in den Mineralwasserhandlungen, in Apotheken, Droguerien und Colonialwaaren-Handlungen.

Fürstliche Wildunger Mineralquellen, A.-G.

Technikum Altenburg A.-G.
Maschinen- und Elektrotechnik
Lehranstalt

Technikum Sternberg (Mecklb.)
Maschinen- und Elektrotechnik

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Antons Erben.

Roman von **W. Heimburg**

3. Auflage.

Preis geheftet 3 M., elegant gebunden 4 M.

Dieser, bei seinem Erscheinen in der „Gartenlaube" mit außerordentlichem Beifall aufgenommene Roman liegt nunmehr in der 3. Auflage vor, welche mit schöner Ausstattung einen außerordentlich billigen Preis verbindet.

Von der gleichen Verfasserin erschienen ferner in obigem Verlag:

Aus dem Leben meiner alten Freundin. Roman. 9. Auflage.
Lumpenmütterlein Elenchen. Roman. 4. Auflage.
Kloster Wendhusen. Roman. 6. Aufl.
Dajumal. 4 Novellen. 2. Auflage.
Ein armes Mädchen. Roman. 3. Auflage.
Trudchens Heirat. Roman. 2. Aufl.
Die Andere. Roman. 2. Auflage.
Herzenskrisen. Roman. 2. Auflage.
Unter der Linde. 7 Novellen. 2. Aufl.
Lore von Tollen. Roman. 2. Aufl.
Eine unbedeutende Frau. Roman.
Mamsell Unnütz. Roman. 2. Aufl.
Sabinens Freier. Auf schwankem Boden. 2 Novellen. 2. Auflage.
Um fremde Schuld. Roman. 2. Aufl.
Haus Beetzen. Roman. 2. Auflage.
Trotzige Herzen. Roman. 2. Auflage.

Jeder Band geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oeldecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Serie von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.
NEW YORK. U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

16. Heft. 31. Juli 1900. Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königstraße 33

Digitized by Google

Max Weil & Co., cor. 12th & Vine Sts., Cincinnati, Ohio.

Inhalt.

	Seite
Der Dorfapostel. Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer (4. Fortsetzung)	489
Deutsche Ueberseekabel. Von C. Falkenhorst	503
Spaziergänge durch die Weltausstellung in Paris. Von J. C. Heer. Mit Illustrationen nach dem Leben von C. Ruhn. II.	504
Wanderbursch. Gedicht von Reinhard Voller	508
Kampf ums Glück. Roman von Paul Aubran (Schluß)	508
Die Unruhen in China. Von Paul Lindenberg. Mit Abbildungen nach Photographien	516
Blätter und Blüten: Kaiser Franz Joseph I von Oesterreich. (Zu dem Bildnis S. 489.) S. 518. — Der erste Aufstieg des Zeppelinschen Luftschiffes. (Zu dem Bilde S. 497 und dem Bildnis S. 518.) S. 518. — Johann Sebastian Bach. S. 518. — Leben und Treiben vorgeschichtlicher Höhlenbewohner. (Zu dem Bilde S. 492 und 493.) S. 518. — Die Automobil-Fernfahrt Salzburg-Wien. Von Siegmund Schneider. (Mit dem Bilde S. 509.) S. 519. — Sommernacht am Sognefjord in Norwegen. (Zu dem Bilde S. 513.) S. 519. — Zuoz im Engadin. (Mit Abbildung.) S. 519. — Ueber die Herkunft des Regens. S. 519. — Julius Adow. (Zu unserer Kunstbeilage.) S. 520.	
Allerlei Kurzweil: S. 520.	
Illustrationen: Kaiser Franz Joseph von Oesterreich. S. 489. — Leben und Treiben vorgeschichtlicher Höhlenbewohner. Von Ferd. Leeke. S. 492 und 493. — Bilder vom Aufstieg des Zeppelinschen Luftschiffes auf dem Bodensee. Von R. Ruhn. S. 497. — Sonntag auf der Alp. Von Hans Buchmann. S. 501. — Abbildungen zu dem Artikel „Spaziergänge durch die Weltausstellung in Paris". Von C. Ruhn. Tickethändler und Publikum vor der Ausstellung. Orientalische Typen. S. 504. Das verkehrte Haus. Aus Alt-Paris. S. 505. Das Innere des Transvaalhauses. S. 507. — Von der Automobil-Fernfahrt Salzburg-Wien: Abfahrt von Salzburg. S. 509. — Sommernacht am Sognefjord in Norwegen. Von Hans Dahl. S. 513. — Abbildungen zu dem Artikel „Die Unruhen in China". Dorf an der Großen Mauer bei Peking. Chinesische Offiziere mit deutschem Instrukteur. S. 516. Befestigte Stadt am Wege von Tientsin nach Peking. Kaiserlicher Sommerpalast bei Peking. S. 517. — Graf Ferdinand v. Zeppelin. S. 518. — Ansicht von Zuoz im Engadin. S. 519.	

Hierzu 2 Beilagen, sowie Kunstbeilage 16: „Autenmaler Adam und seine Modelle". Selbstporträt.

Kleine Mitteilungen.

Reiseliteratur. Das Reisen in unserer Zeit ist im Grunde genommen eine ganz bequeme Sache. Eisenbahnen, Schiffe, Wege, Stege führen uns wohin immer wir wollen. Die entlegensten Gegenden, die ehedem als unwirtlich und ungangbar geltenden Gebirgsregionen, kurz, jedes Fleckchen und Winkelchen Erde, das Naturschönheiten birgt, ist unserem Fuße erschlossen worden. Freilich, das Selbstsuchen und Aufspüren, das ehedem den höchsten Reiz des Reisens ausmachte, ist uns fast gänzlich abhanden gekommen. Wir wollen, ja wir müssen auch wohl schnell reisen, in kurzen Tagen, wenigen Wochen große Reviere, ja ganze Länder durchstreifen, um doch etwas zu profitieren. Das erfordert aber auch, daß wir uns Hause aus mit einem festgelegten Reiseplan versehen sein müssen. Diesem Bedürfnis kommt die moderne Reiseliteratur entgegen, auch erhebt sich manches ihrer Werke weit über die Höhe eines einfachen Führers und bietet angenehme Belehrung. Eingehende landschaftliche Schilderungen wechseln ab mit exakten praktischen Winken, sachlichen Erklärungen und geschäftlichen Hinweisen. Und damit dem Reisenden, wenn er längst wieder daheim ist, auch die Erinnerung an das Geschaute nicht verblasse, sind die Texte zumeist von einem Reichtum vorzüglicher Karten und prächtiger Landschafts- wie Oertlichkeitsbilder begleitet, die sofort, wenn man sie betrachtet, die durchwanderten Gegenden uns geistige Auge zu zaubern vermögen. Wir stehen gegenwärtig wieder mitten in der Reise-„Saison". Was Wunder also, daß sich auch die Reisebücher zahlreich einstellen! Unsere Begleitworte sollen insoweit auf vorliegende „Führer" hinweisen, als solche den Zwecken des praktischen Reisens entsprechen. Die eigentümlichen Schönheiten der masurischen Seen- und Landschaftsbilder, die, lebhaftig zu schauen nun jährlich große Fremdenströme hinziehen, schildert eine Reihe ostpreußischer Autoren in der Festschrift „Für Masuren", von C. E. Lack anläßlich des zehnjährigen Bestehens der „Gesellschaft zur Erleichterung des Personenverkehrs auf den masurischen Seen" herausgegeben (Lötzen 1900. Verlag der Masurischen Dampferkompagnie). — „Nach Oberammergau" führt uns das zum Passionsspiel in 2. Auflage erschienene reich illustrierte Büchlein von Aldan von Hahn (Leipzig, Otto Spamer), das allen denen, welche sich über Oberammergau unterrichten wollen, treffliche Dienste leisten dürfte. Im Anschlusse hieran soll die vorzüglich gestochene „Routen-Karte zwischen München—Oberammergau—Linderhof—Hohenschwangau—Innsbruck—Kufstein—Herrenchiemsee—München" von Gustav Glas (München, Metz & Widmayer), sowie die „Uebersichtskarte des Allgäu und der angrenzenden Gebiete" von dem bekannten Alpinisten E. Waltenberger (München, Piloty & Loehle) empfohlen werden. — Meyers Reiseführer (Bibliographisches Institut, Leipzig) sind wegen ihrer verläßlichen Gründlichkeit und sauberen handlichen Ausstattung ja längst weltbekannt. In ihrer Reihe ist Gsell Fels' „Italien in 60 Tagen" in neuer (6.) Auflage erschienen, die neben einer völligen Neubearbeitung des Textes nun 22 Karten und 38 Pläne und Grundrisse enthält. Als sehr praktisch erweist sich die Einteilung des umfanglichen Führers in zwei Hauptteile, die leicht voneinander getrennt und einzeln benutzt werden können. Auch Meyers „Wegweiser durch Thüringen", sowie „Dresden und die sächsische Schweiz" sind in neuer Auflage erschienen, und zwar jener in der 15., dieser in der 5. Auflage. — Gleichfalls in neuer Bearbeitung des Textes präsentiert sich der sehr reich und hübsch illustrierte Führer durch das berühmte niederösterreichische Bad „Reichenau und seine unterische Umgebung", dargestellt von Oberlehrer Franz Haas (Reichenau, Verlag der Kurkommission). — Hier sei auch auf Dr. Bela Alföldis mit 50 Illustrationen und 4 Karten ausgestatteten „Führer durch Ungarn, Kroatien und Slavonien" um so nachdrücklicher hingewiesen, als derselbe thatsächlich einem mehr und mehr südlich gewordenen Manget abgeholfen hat. Darüber bürgt die erschöpfende Sachkenntnis, mit der das Gebiet behandelt ist. Dieser Ungarnführer ist in A. Hartlebens Verlag (Wien, Pest und Leipzig) erschienen, dessen Reisebücher mit Recht geschätzt sind. — „Am Gardasee" nennt Ewald Hause eine Reihe von „Skizzen und Charakterbildern", die er, zu einem schmucken Bändchen vereinigt, in Gustav Georgis Verlag (Riva am Gardasee 1900) herausgegeben hat. Der Verfasser erweist sich hierin als vertrauter Kenner und beredter Schilderer jenes herrlichen Seereviers. — Auch über Sybin im Zittauer Gebirge, über Petersdorf im Riesengebirge und über Zuoz im Oberengadin liegen uns kleine illustrierte Schriften vor. Dieselben sind bei den jeweiligen Ortsgruppen, Verschönerungsvereinen und Kurhotels bezw. Pensionen erhältlich. — Orientreisenden endlich dürfte der „Ratgeber für Orientfahrer", herausgegeben vom Grand Hotel Kroeket in Konstantinopel, gute Dienste leisten. Auch auf das „Reisehandbuch durch Deutschlands Städte, Sehenswürdigkeiten und Heilorte" von K. F. Hoffmann (Leipzig, C. Hoffmann) sei hier empfehlend hingewiesen.

E. L.

Hauswirtschaftliches.

Neue Verwendung von Schinkenresten. Zu den Genüssen des Sommers ist sicher Schinken eine der beliebtesten Beilagen, und wohl in jedem Haushalt gibt es darum, den letzten, wenig zum Rohessen sich eignenden Rest praktisch zu verwerten. Eine neue einfache und wohlschmeckende Verwendung dazu geht die folgende Mitteilung, die eine treffliche Beigabe zu einem grünen Salat ist. Der Schinkenrest wird gekocht (seine Brühe giebt mit Zusatz von Fleischextrakt und Einlage gewisser Gemüse eine gute Altzugssuppe) und sein gehackt, dann werden frisch gekochte Pellkartoffeln geschält, in Scheiben geschnitten und etwa 100 bis 150 g Schweizerkäse, je nach der Größe der Portion, gerieben. Eine Backschüssel streicht man mit Butter aus, legt eine Schicht Kartoffeln hinein, streut Salz und Käse darüber und bedeckt sie mit gehacktem Schinken. Die Form wird abwechselnd so gefüllt, dann mit saurer Sahne, die mit zwei ganzen Eiern und etwas gehackten Schnittlauch verquirlt wurde, übergossen, mit Butterflöckchen belegt, mit Semmelkrumen bestreut und 30 Minuten im heißen Ofen gebacken.

Husarenkraftei heißt ein besonders in Wien bekanntes und beliebtes Gericht, das sich als Beigabe zum Wein ꝛc. eignet und wegen seiner Billigkeit und leichten Herstellung gewiß gern Nachahmung finden wird, zumal es sehr gut ist. 140 g gute Butter werden mit zwei Eidottern schaumig gerührt, 70 g feingeriebener mit Gewürz- oder Citronenzuckerzucker darin verrührt, nach 150 g schönem Mehl. Die Masse wird lustig verrührt, darauf kleine Bällchen aus der Größe einer welschen Nuß geformt, die man in einiger Entfernung voneinander auf Backbleche setzt; in jedes Bällchen macht man eine Vertiefung, bestreicht sie mit Ei und streut grob gestoßenen Zucker, einigen zerstoßenen Mandeln und Zucht der Reagfrei in dieser Ordnung guldgelb. Nach dem Backen wird die Vertiefung einer jeden Bällchens mit etwas Marmelade oder einer eingekochten Sauerkirsche gefüllt. Ohne Falle, nur mit Citronengeschmack aromatisiert, kommt das Backwerk unter dem Namen Citronengoldarbeit auf den Herrentisch. Wenn auch Männer naschen anweisen pern. E. B.

Silberzeug ohne Schmutz rein zu machen. Gerüchtweise Zahnpulver machen das Silbergeschirr zwar glänzend, nehmen aber auch die Oberfläche fast in Mitleidenschaft, was besonders bei den nur versilberten Gegenständen recht beklagenswert ist. Um das Silber ohne nachteilige Folgen zu putzen, nimmt man einen Eßlöffel voll Silberseife und löst diese mit ungefähr einem Liter Wasser auf kochen, dann schüttet man zwei Eßlöffel voll feinst pulverisierter Schlemmkreide in die Flüssigkeit hinein und legt nun in diese etwas abgekühlte Lösung die Gegenstände, welche darin mit einem weichen Läppchen abgerieben und schnell mit einem reinen, weichen, leinenen Tuche trocken gerieben werden. Diese Art des Putzens hält das Silberzeug länger blank, besonders wenn die täglichen Gebrauchsgegenstände noch jeder Benutzung schnell in heißem Wasser abgespült und sogleich gut abgetrocknet werden, worauf man sie mit einem weichen Lederfleck (Rehhäutchen) blank reibt. Sehr empfehlenswert ist auch das Waschen von Silberbestecken ꝛc. in Wasser, in welchem Kartoffeln gekocht wurden.

Das Reinigen von weißen und hellen Glacéhandschuhen mit Benzin dürfte wohl allgemein bekannt sein. Besonders empfehlenswert ist dabei eine sehr reine vor die Unterlage, sanftes Reiben mit Watte, nachdem die Handschuhe mehrere Stunden in Benzin gelegen haben. Wenn sie ganz trocken sind, werden sie sorgfältig gerieben und mit warmem, ja nicht zu heißem Eisen gebügelt — dadurch glänzt das Leder wieder wie neu, und der aerätherische Geruch verschwindet.

Digitized by Google

KATZENMALER ADAM UND SEINE MODELLE

Halbheft 16. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ● Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Der Dorfapostel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(4. Fortsetzung.)

Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer.

6.

Wie das angstvolle Gegacker einer Elster, die der Habicht erschreckte, klang im Pfarrhof das Gerassel der alten Thürglocke durch den großen stillen Korridor und durch das ganze Haus.

Jungfer Kathrin, eine städtisch gekleidete magere Person, schon sechzigjährig, mit ernstem und hartem Gesicht — ein Gesicht, wie es gealterte Weiber haben, die nicht Frauen wurden und ihre Jugend und ihr Leben in trockener Arbeit verloren — Jungfer Kathrin wollte eben ihrem hochwürdigen Herrn den Nachmittagskaffee in die Studierstube tragen. „Jesses, jesses," rief sie in Schreck und Aerger, „wer reißt denn so an der Glocken?" Dann brummte sie vor sich hin, was sie dachte: „Gwiß braucht einer die letzte Oelung! Und der Herr Pfarr kann wieder rennen . . . am Sonntag!"

Aber die Bauern haben ein zähes Leben, die sterben nicht so schnell! Und der Kaffee ging vor. Den trug sie erst in die Stube.

Das war ein großer Raum zu ebener Erde, altväterisch und behaglich eingerichtet, mit großen Büchergestellen an den Wänden, von Tabaksgeruch erfüllt, zum Schwitzen überheizt und etwas dunkel, denn die kleinen, auf die Straße gehenden Bogenfenster waren mit groben Leinengardinen dicht verhangen. Hinter dem weißgedeckten Tische lag Herr Felician Horadam im Schlafrock auf dem Sofa, und während er in einer Zeitung las, die er bei der matten Stubenhelle ganz nah vor die Augen halten mußte, stand der Porzellankopf seiner langen Pfeife auf dem Teppich. Eine blaugraue Rauchwolke umhüllte das Zeitungsblatt und den Kopf, der dahinter verborgen lag.

Beim Eintritt der Köchin ließ Herr Felicion die Zeitung sinken und blies mit vollen Backen in die Wolke, damit sie sich ein wenig zerstreuen möchte.

„Wer hat denn geläutet, Kathrin?"

„Zerst trinken S' Ihren Kaffee, Hochwürden!" sagte die Köchin kurz und entschieden. Ihre Vermutung, weshalb man draußen geläutet hätte, verschwieg sie, weil sie aus Erfahrung wußte, Herr Felician Horadam würde, wenn ein Kranker nach ihm rief, den besten Kaffee stehen lassen und hurtig nach den Stiefeln greifen. „Und wer der Flegel is, der so an der Glocken reißt . . . den muß ich mir erst noch anschauen, den!"

„Kathrin, Kathrin! Brummst schon wieder, ja? Geh lieber und mach die Thür auf! Vielleicht braucht mich einer . . . und notwendig!"

„Trinken S' Ihren Kaffee! Alles andere pressiert net so! . . . Und verstecken S' mir das Blattl da, gelt!"

Zu dieser Mahnung hatte sie ihre guten Gründe. Von den Bauern brauchte keiner zu wissen, daß Herr Felician Horadam eine liberale Zeitung las — „um sich zu informieren", wie er auf die Vorwürfe der Köchin zu erwidern pflegte.

Ihrer Mahnung gehorchend, faltete er das Blatt zusammen und schob es hinter die Sofalehne.

Da wurde abermals an der Glocke gerissen, noch heftiger als zuvor.

„No no no no . . ." sagte der Pfarrer begütigend und versuchte sich aufzurichten. Das ging nicht

Kaiser Franz Joseph von Oesterreich.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph C. Pietzner in Wien.

so leicht. Denn im Sofa hatte sich im Lauf der Jahre eine tiefe Grube gebildet, in der wohl ein gutes und festes Liegen war, aber zum Aufstehen wäre für Herrn Felician Horadam fast die Nachhilfe eines Flaschenzuges nötig gewesen.

Sonst half ihm dabei die Jungfer Kathrin. Die mußte aber jetzt, durch dieses neuerliche Läuten gereizt, mit Schelten in den Flur hinauslaufen und die Hausthür öffnen. Als sie vor der Schwelle den Hanspeter stehen sah, war sie zuerst vor Staunen völlig sprachlos. Daß der die Keckheit haben könnte, so an der Glocke zu reißen — das wäre ihr letzter Gedanke gewesen. „Du hast es nötig, du, daß d' so ein Spektakel machst . . . du Störenfried in der Gmeind!"

Hanspeter war so atemlos, daß er kein Wort herausbrachte. Und weil die Jungfer Kathrin noch immer auf der Schwelle stand, wollte er sie mit der Hand beiseite schieben.

Aber da sagte die Köchin, wenn auch von unten herauf, doch so von oben herab: „Gelt, du, sei fein manierlich! Und daheraußen bleibst mir stehn! Z'erst muß ich dem Herrn Pfarr sagen, wer da is . . . und nachher fragt sich's erst noch, ob d' rein dürfst!"

Sie ging in die Stube. Heern Felician Horadam war es inzwischen gelungen, auf die Beine zu kommen. „Kathrin," mahnte er ein wenig ärgerlich, denn er hatte gehört, was die Köchin draußen gesprochen, „ich hab dir's schon hundertmal gesagt, du sollst mir mit den Leuten nicht so unfreundlich sein! Deswegen bin ich doch da, daß die Leut um einen Trost zu mir herlaufen können in ihrer Not."

„Freilich, mit der Freud kommt keiner!"

„No ja, mit der Freud wird jeder selber fertig, da braucht er keinen Helfer dazu." Heer Felician legte das Sofakissen in die Grube und setzte sich wieder. „Wer ist denn draußen?"

„Der böhmische Hans Narr, der!" Kathrin füllte die Tasse.

„So so? Der gute Hanspeter! Richtig, ja, den hab ich ja herbestellt! Den laß nur herein!"

Kathrin gab den Zucker in den Kaffee. „Jetzt sag ich's Ihnen, Heer Pfarr . . . jetzt bleiben S' einmal daheim mit Ihrer ewigen Güt und waschen S' dem unvernünftigen Lackl den Kopf, wie's ihm gehört! Der thut Ihnen nix als Schaden stiften." Die Jungfer Kathrin faßte den Hang zum Predigen, der sich im Hanspeter entwickelt hatte, als eine gegen ihren hochwürdigen Herrn gerichtete Konkurrenz und Berufsstörung auf. „Wenn jeder Unstudierte 's heilige Gotteswort auf der Straßen austragen könnt, für was thät man denn um 's teuere Geld unsre Pfarr studieren? Und was man auf der Straßen ausscherit, hat in der Kirch kein Wert nimmer! . . . Sagen Sie's ihm ordentlich!"

Herr Felician Horadam zog nur die Stirn zusammen, als thäte ihm etwas wehe. Doch er sagte nichts — weil er wußte, daß gegen die Kathrin, wenn es sich um einen wirklichen oder eingebildeten Vorteil des Pfarrhofs handelte, nicht aufzukommen war.

Die Köchin stellte den gepolsterten Sessel fort, der neben dem Sofa vor dem Tische stand, und brachte dafür aus dem Ofenwinkel einen dreibeinigen Holzstuhl herbei — den „Bauernsessel", dem keine Lederhose schaden konnte. Dann ging sie zur Thür und rief in den Flur hinaus: „Komm her, du!"

Hanspeter erschien auf der Schwelle und bückte den Kopf, um einzutreten. Als er den freundlichen Blick sah, mit dem Heer Felician ihn betrachtete, wurde er ruhiger und atmete auf. „Gottslieben Nammittag, Heer Pfarr!" Hanspeter bekreuzte sich, denn halb war für ihn auch der Pfarrhof eine Kirche.

Der Hochwürdige that einen Zug aus der Pfeife und winkte mit der Hand. „So, Peterl! Schön, daß kommst! Setz dich nur her zu mir! . . . Und geh, Kathrin, bring noch ein Tasserl, der Peter wird auch ein Schalerl Kaffee mögen!"

„Na na . . . na na!" stotterte Hanspeter. „Bloß erden möcht ich . . . bloß reden ein bißl."

Und Kathrin erklärte: „Für zwei is net aufgetragen!" Sie verließ mit dem Kaffeetablett die Stube.

Wieder zog Herr Felician die Stirn in Falten. „Komm, Peterl, setz dich her zu mir!"

Bescheiden schob sich Hanspeter von der Seite auf den Stuhl. Aber diese schiefe Belastung mit drei Centnern ging dem Sessel gegen die dünnen Beine. Es that einen Knacks, und Hanspeter saß neben dem geknickten Stuhl auf dem Boden. Ganz bleich war er, als er sich aufrichtete. „Thun S' mir verzeihen, Heer Pfarr . . . überall muß ich Unglück anrichten . . . überall . . ."

Heer Felician lachte, daß ihm die Schultern und das stattsame Bäuchlein schütterten.

Kathrin, die den Plumps gehört hatte, kam zur Thüre heringestürzt. Ihr schlimmster Schreck war wohl beschwichtigt, als sie ihren Hochwürdigen bei gesundem Lachen fand. Doch als sie sah, was Hanspeter mit dem Sessel angerichtet hatte, wurde sie dunkelrot im Gesicht. Aber Herr Felician schnitt ihr die Rede ab: „Geschieht dir ganz recht! Hättest den Polsterten stehen lassen! Der hätt nachgeben."

Schweigend hob Kathrin die Stücke des zerbrochenen Stuhles auf und trug sie zur Stube hinaus. Dabei ließ sie die Thür ein wenig offen. Herr Felician sah es und schmunzelte. Dann brachte er selbst für Hanspeter den Gepolsterten herbei. „So, Peterl, der tragt dich schon!"

Hanspeter ließ sich vorsichtig nieder und hielt sich auf der Kante des Sessels halb in der Schwebe.

Lachend schob ihm der Pfarrer die Kaffeetasse hin. „So! Und den trinkst jetzt!"

„Na na, Herr Pfarr . . . nun Gottswillen . . "

„Jetzt folgst mir und trinkst!"

Hanspeter gehorchte und leerte auf einen Zug die Tasse. Mit dem Aermel wischte er den Mund. „So ein guten hab ich noch nie kein kriegt!"

„Ja, die Kathrin! Die versteht's!" Herr Felician blinzelte zur Thür hinüber. „Im Kochen, da könnt ich mir keine bessere wünschen!" Das „Kochen" betonte er, daß man noch einen Nachsatz mit einem „aber" erwartet hätte. Doch den verschweg er. Erst blies er noch ein wirbelades Wölklein vor sich hin, lehnte sich in die Sofaecke zurück, und dann sagte er: „So, Peterl, jetzt reden wir miteinander!"

„Ja, Herr Pfarr!" Dem Hanspeter wurden die Augen naß. „So viel z'reden hab ich mit Ihnen! So viel harte Sachen! Schauen S', Herr Pfarr . . . schauen S' an, was d' Leut schon wieder . . ."

„Nur langsam! Nur alles schön langsam und in der Ordnung! Ich hab dich herbestellt . . . jetzt sag ich dir zuerst ein paar was. Nachher kannst du reden! Alles schön in der Ordnung!"

Vom Korridor herein hörte man ein lautes Rauspern.

„Und ghörig, Peterl," Herr Felician schraubte die Stimme, „ghörig muß ich dir's sagen!"

Hanspeter legte die schwere Hand auf seinen Kopf und atmete schwül. Machte ihm der schwelende Ofen so heiß? Oder trieb ihm seine Herzensangst das Wasser aus der Stirne? Er schwitzte, daß es überall glitzerte auf seinem häßlichen Gesicht.

Lächelnd beugte sich Heer Felician vor, faßte ihn bei der großen Ohrmuschel und zog ein wenig. „Du guter, dummer Kerl du! Ja sag nur, was für Sachen machst mir denn allweil?"

„Sachen?" Das Wort schien für Hanspeter eine üble Bedeutung zu haben. Er schüttelte den Kopf. „Na nu . . . Sachen mach ich keine!"

„So? Nicht? Und dein Predigen immer auf der Gasse?"

„Mein, in d' Häuser lassen mich d' Leut nimmer eini. So muß ich's ihnen halt auf der Gassen sagen."

„Sagen? Was denn sagen?" Herr Felician hatte Mühe, um bei diesem Gedankensprung des Peter Johannes Mazilek ernst zu bleiben. „Was willst denn du ihnen sagen?"

„Was ich sagen will?" Mit großen Augen sah Hanspeter den Pfarrer an, und seine Brust arbeitete. „Daß s' anderst werden müssen, d' Leut! Daß man so, wie s' sind, bald nimmer haben kann miteinand! Daß einer dem andern 's Leben verleumdet! Daß man sein christlichen Nebenmenschen net beleidigen und verschmachten darf! Daß man gut sein muß . . . und d' Lieb haben!"

„So? So?" Ernst und dennoch freundlich sah Heer Felician den heiß erregten Apostel an. „Und du meinst, daß du der erste wärst, der den Menschen das sagt?"

„Der erste? Ah na! Aber weil's kein andrer net derpackt . . jetzt probier's halt ich einmal!"

Es zuckte um die Mundwinkel des Pfarrers. „Schau, Peterl, jetzt laufst die Welt schon an die sechstausend Jahr . . . gescheide Leut sagen: sie laufst noch viel, viel länger! Aber allweil laufst sie das gleiche Straßl, und allweil wachsen die gleichen Menschen

wieder. Der Erzvater Moſes iſt dageweſen, der ſtarke Prophet Elias, der Täufer am Jordan, unſer lieber Heiland ſelber iſt vom Himmel heruntergeſtiegen und hat ſein koſtbares Blut verſchüttet ... und da willſt jetzt du daherkommen und über die Leut ſchimpfen?"

„Schimpfen?" ſtotterte Hanspeter, eingeſchüchtert durch den Klang dieſer großen, heiligen Namen. „Na, na, Herr Pfaer, ſchimpfen thu ich net. Aber halt ..."

„Aber das barſtige Pelzl willſt ihnen über die Ohren ziehen und möchteſt einem jeden ein ſchneeweißes Lammskappl aufſetzen!" Herr Felician lächelte. „Du, natürlich, weil du's biſt ... du wirſt aus dem mageren Lebensmäuſerl gleich ein großes, fettes, glückſeliges Kalbl machen!"

Hanspeter ſchnaufte. Langſam legte er die ſchwere Hand auf ſeinen ſtruppigen Scheitel. „Freilich, ja ... wann ich mich ja anſchau, wer ich bin, ſo muß ich mir ſchon ſelber ſagen: Peterl, da haſt dir ein bißl z'viel zutraut!"

„Gelt, ja!"

„Aber ſchauen S', Herr Pfarr ... hinther ſag ich mir allweil wieder: wenn d' Leut blaß ein bißl möchten ... es wär ja gar net einmal ſo ſchwer. Grad ein einzigs müßten ſ' thun, und alls wär gut auf der Welt. Hat's ihnen ja doch der Heiland ſagt!" Hanspeters Stimme erregte ſich, und ſeine Augen ſchwammen in zerfloſſenem Glanz. „So gut und ſchön hat er's ihnen ſagt! ‚Kindlein', hat er ſagt, ‚Kindlein, liebet einander'! ... Warum thun ſie's denn net? Das wär ja doch kein Kunſtſtückl! Bring's ja doch ich auch fertig ... und bin van die Dümmſten einer. Da kunnten's die Gſcheiden alle doch auch ein bißl nachmachen! ... Sagen S' ſelber, Heer Pfaer: hab ich net recht?"

Lächelnd ſtellte Herr Felician Horadam die qualmende Studentenpfeife in den Sofawinkel, faßte Hanspeters klobige Fauſt, zog ſie halb über den Tiſch herüber und umhüllte ſie ſtreichelnd mit ſeinen linden, ruhigen Händen.

„Ganz recht haſt, Peterl, ganz recht! Aber ein bißl Unrecht haſt auch. Denn erſtens einmal ... Kindlein, liebet einander! ... das hat unſer Herr Jeſus Chriſtus gar nicht geſagt."

Für Hanspeter war dieſes Wort wie ein Stoß vor die Stirne.

„Ja, Peterl, das hat der heilige Johannes einmal geſchrieben."

Hanspeter atmete wieder auf. „Na, da bin ich net weit davon geweſen. Und hat's der heilig Johannes gſchrieben, ſo wird er's halt vom Heiland ghört haben. Das macht kein argen Schiedunter. Jetzt haben wir das Wörtl, und das Wörtl is gut."

„Ja, Peterl, eins van den beſten, die wir haben! Und das mit dem heiligen Johannes hab ich dir auch nur geſagt, damit ein bißl Ordnung in dein dickes Köpfl kommt."

„Ja, ja, verſteh ſchan, ja! Vergeltsgott, Heer Pfarr! Jetzt hab ich wieder ebbes glernt."

„Na alſa, ſchau!" Herr Felician tätſchelte die grobe Fauſt des Holzlnechtes. „Und zweitens muß ich dir ſagen, daß die Menſchenliebe kein kleines, ſondern ein ſehr großes Kunſtſtückl iſt, das ganz und recht unter Tauſenden kaum ein einziger fertig bringt. Sie iſt überhaupt kein Kunſtſtückl, man kann ſie nicht lernen, ſondern man muß ſie haben als ſeinen heiligen Lebensbeſitz, wie der Tag ſein Licht hat ... wie du dein gutes Herz haſt und deine blauen Augen."

Dieſe blauen Augen waren, während Herr Felician ſprach, in ſtaunendem Schreck immer größer geworden. Jetzt ſchüttelte Hanspeter ſchnaubend das „dicke Köpfl", und die Worte brachen aus ihm heraus, wie aus dem geſtauten Mühlbach die Wellen, wenn die Schleuſe gezogen wird: „Na, na, Heer Pfaer! Daß man d' Lieb net lernen kunnt ... das laß ich mir net einreden. Schauen S' mich an ... hab ich ebba d' Lieb net ſelber glernt?"

„Nein, Peterl! Du haſt ſie immer gehabt!"

„Net wahr is, Heer Pfarr! Als Bub einmal, da hab ich ein ſchiechen Zorn auf d' Leut ghabt, weil mich ſchiegar keiner net mögen hat ... bis ich mir gſagt hab einmal: wie därfſt denn Lieb verlangen, wann ſelber d' Lieb net haſt? Und da hab ich angfangt ... über Nacht! Und völlig leicht is mir's worden, daß ich's glernt hab, d' Lieb. Und ein anders Exemplibeiſpiel ... ſchauen S' mein Roman an! Der hat ſich ebbes ſagen laſſen. Den hab ich gut gmacht. Der hat d' Lieb derlernt und ..."

Hanspeter ſtockte und wiſchte ſich mit dem Aermel den Schweiß aan der Stirne.

„Jetzt freilich ... jetzt hat er mir wieder ein wengl umgſchlagen. Aber da hab ich kein Angſt net. Na, na! Beim Roman bring ich d' Lieb ſchon wieder auf gleich. Der is mein Exemplibeiſpiel! Und wenn's der ein derpackt mit der Lieb, warum ſollen's die andern net derpacken? Alle und alle! Ehnder gieb ich kein Ruh net. Sa, wie's jetzt is, kunnt man ja bald nimmer ſchnaufen auf der Welt. Ohne Lieb kein Leben, Herr Pfaer ... da muß alls z'Grund gehn, da muß alls derfaulen. Schauen S' an: grad ein biſſerl Lieb wann ſ' ghabt hätten, d' Leut, ſo hätt mein Mutterl net ..."

Hanspeter ſchluckte.

„Na, na, Herr Pfaer ... von meine Sachen, da ſall kein Red ſein davon! Aber ..." dem buckligen Apoſtel begannen ſchon wieder die Augen zu tröpfeln, „aber ſchauen S' an, was d' Leut jetzt wieder treiben mit dem armen Weibl, mit der Nannimai drunt! Hex und alte Hex und krumptete Hex haben ſie's allweil ſchan gheißen, und ... und den Rauchfang haben ſ' ihr zugſtopft, und ... und jetzt reden ſ' umeinaud im ganzen Ort, ſie thät's mit'm Teufel haben. Hätten S' d' Iſabeth gſehen, Herr Pfaer ... was für Augen das liebe Kindl gmacht hat und ... und ihr Gſichtl ..." Hanspeter vermochte unter den rinnenden Bächlein ſeiner Thränen laum nach zu reden. Nur mühſam, ſtoßweiſe brachte er's heraus: die Geſchichte von der chriſtlichen Klafter des Roman und von ſeiner eigenen Arbeit in der Nacht. „Und da ſagen ſ' jetzt, der Teufel hätt ihr die Klafter bracht und hätt ihr d' Scheiter kleingmacht!"

In Aerger hatte ſich Herr Felician Horadam erhoben. Die Hände mit nervös ſpielenden Fingern hinter dem Rücken, ſchritt er zappelnd in der Stube auf und nieder, ſo flink, daß die Zipfel des Schlafrockes und die langen Quaſten wehend hinter ihm herbaumelten. Von den Pantoffeln hatte er einen beim Sofa verloren, ohne daß er es merkte. Das Geſicht van Zorn gerötet, blieb er beim Tiſche ſtehen und ſchlug mit der Fauſt auf die Platte, daß die Kaffeetaſſe ins Wanken lam. „Soll ſ' doch der Teufel gleich alle halen, die gottsſchlechten Leut!"

Hanspeter war über dieſes Wort viel weniger erſchracken als Heer Felician ſelbſt.

Draußen im Hausflur wurde laut gehuſtet. Und der Hochwürdige, halb noch in Zorn und halb verlegen, ſtatterte in vollem Dialekt: „Na ja, is ja wahr, man weiß ja ſchon bald nimmer, wie man's machen ſoll. An unſern Heergott taallen ſ' net glauben, wenn man ihnen net allweil 's hölliſche Feuer unterm Seſſel ſchürt! Und ſagt man ihnen ein Wörtl vam Teufel, ſa ſchreckt einer den andern damit ... und ſelber fürcht ihn keiner! Die Bauern! Die Bauern! Und da ſagt man allweil: 's gläubige Volk! Ja ... ‚Mar' und Jankerl' ſagen, das is ihr ganze Religian!"

Er zog das blau und weiß gewürfelte Sacktuch aus der Schlafrocktaſche, ſchnäuzte ſich mit Geräuſch und nahm eine beſänftigende Priſe. Dann trat er hinter den Gepolſterten, auf welchem Hanspeter ſaß, faßte den Kopf des Holzlnechtes zwiſchen beide Hände und wiegte ihn ein wenig hin und her. „Sei zufrieden, Peterl, und thu dich net aufregen! Und laß nur gut ſein! Am nächſten Sanntag nach der Predigt, da ſag ich der Gemeinde ein Wörtl."

Draußen im Flur ſchien kalte Zugluft zu herrſchen, die der Jungfer Kathrin gar übel bekam — ſie huſtete ununterbrochen.

Aber Heer Felician hörte nicht. „Und wer mir das alte Weibl net in Ruh laßt," ſagte er, „der kann ſich freuen auf'n Beichtſtuhl! Wir haben nimmer weit auf Oſtern!"

Hanspeter quetſchte die Hand des Pfarrers. „Vergeltsgatt, Hochwürden, tauſendmal Vergeltsgott!"

„Hör auf und druck net ſo!" Heer Felician brachte ſeine Hand in Sicherheit. „Daß wir das arme Weibl von dem dummen Gered erlöſen, da kannſt rechnen auf mich! ... Aber jetzt mußt mir auch einen Gefallen thun!" Er ſuchte mit taſtendem Fuß den verlorenen Pantoffel, ließ ſich wieder auf das Sofa nieder und griff nach ſeiner Pfeife. Da mußte er feſt ziehen, um die ſchon halb erloſchene Glut wieder in dicken Qualm zu bringen. Während er ſo aor ſich hinpaffte, wurde er ruhig, und nun fand er auch ſein halbes Hochdeutſch wieder: „Schau, Peterl, du biſt mir nicht weniger und nicht mehr als die andern alle. Für mich ſind alle gleich. Sannenſchein und Regen, die ſchlechte Zeit und die gute ... das alles macht unſer Herrgatt ... ja

Leben und Treiben vor

Nach einer Original

Digitized by Google

htlicher Höhlenbewohner.

3 von Ferd. Lecke.

muß man auch mit allem zufrieden sein. Und gead so halt ich es mit den Menschen. Du mit deinem butterguten Herzen, du giltst mir um kein bißl mehe als der eigensinnigste Dickschädel im Dorf. Aber in dir ist kein Falsch, du wirst über alles, was wie reden miteinandee, kein unbeschaffenes Wörtl ausschwatzen ... und drum will ich die jetzt ganz offen etwas sagen, was ich sonst keinem nndeeen sagen würde."

Dranßen, ganz nah an der Thüre, ließ sich ein Räuspern hören, scharf und gereizt.

Diesmal blickte Heer Felician auf. Kräftig blies er eine Rauchwolke übee den Tisch und sagte: „Sei so gut, Peterl, and mach die Stubeathüe zu ... mir schrint, es zieht rin bißl!"

Hanspetee that es. Als ee wieder auf dem Gepolsterten saß, mit den Fäusten auf dea Knieen, sah ee den Pfaerer so ernsten uad andächtigen Blickes an, als wäe's füe den Hanspetee eine heilige Handlung, daß ee jetzt hören sollte, was Here Feliciaa „sonst keinem anderen sagea würde".

„Schau, Peterl ... jetzt bin ich übee die dreißig Jahr lang Pfaerer bei euch im Dorf. Viel hab ich mitgemacht, viel hab ich schlncken müssea, viel überwinden. Vor dreißig und vieezig Jahr einmal, da bin ich auch so ein gewaltthätiges Hitzköpfl gewesen und hab gemeint: ich muß das Blaue vom Himmel heruntteereißen und muß es den Menschen in die Srel hineinstopfen ... ob sie wollen oder nicht! Aber mit der Zeit bin ich genügsamer geworden. Und heut bia ich zufrieden, wenn ich einem Measchen in seiner dumperen Herzensnacht nur für ein Stünderl ein Lichtl aufzünden kann. Löscht's aach wieder aus... ein wenig aachscheinen wird's allweil noch. Ich bin zufrieden damit, weil ich einsehen gelernt hab, daß wie mehe mit dem besten Willen nicht feetig bringen. Ein bißl nachhelfen auf dem guten Weg, den eiaer findet ... aaah ja! Aber die Menschen anders machen wollen als sie sind ..."

Here Felician sprach den Satz nicht zu Ende. Er schütteltr den Kopf and blies dabei den Raach vor sich hin, so daß der blaue Faden eine Schlangenlinie bildete.

„Schau, Peterl ... wie ich da hee ins Dorf gekommen bin, da hab ich alte Leut und einen Haufen Kindee gefunden. Die Alten sind gestorben, die Kleinen sind groß geworden, und junge Wae ist nachgewachsen. An die tausend Pfarrkinder sind mir durch die Händ und durchs Herz gegangen. Jedes hat ein anderes Nasenspitzl gehabt, andeers Haar und andeee Augen ... jedes ein anderes Röckl, andere Freuden und andere Schmerzen. Aber hat man's genau angeschaut, so wae's doch allweil das gleiche ... und im Grund ist ein Mensch wie der andere gewesen, allweil der gleiche Teig, nur daß sich die Dampfnudel in der guten Ofenröhee odee auf offenem Feuee ein bißl anders ausgebncken hat. Und wie ich älter geworden bin und rin bißl ruhigee hinsehen hab können ... schau, Peterl, da mach ich wenig Ausnahmea, und ob man sich über die Leut auch manchmal geün und blau ärgern möcht ... aber ich hab gefunden, daß man eigentlich noch ganz zufrieden sein kann, and daß es viel mehe gutr Menschen giebt, als man gewöhnlich glaubt. Und menschliche Schlechtigkeit, das ist meistens nichts anderes als Unverstand und Drehwuem in einem kranken Köpfl!"

Hanspetee streckte die schweren Händr, als hätte Herr Felician ihm speisendes Brot für den Hunger seiaee Seele gereicht. „Vergeltsgott, Heer Pfaer ... da haben S' mir jetzt ebbes gsagt ... ebbes gats! Sie haben halt d' Lieb! Sie richten ein wiedee auf! Gelten S', ja ... gelten S', das muß wahr sein, daß die meheesten gut sind! Und schauen S' ... ehnder einmal, da hab ich mir denkt, daß alle gut sein müßten, alle! Aber den Glauben ... den haben s' mie aussigrissea, d' Leut, wie ein Stückl Fleisch aus'm Herzen!"

Er fuhe sich mit der Faust über die tröpfelnden Augen und mit dem Aermel über die Nase.

„Und ... ich weiß net, aber ... no ja, wie man sich halt ein Pflaster auf'n Wehdam legt ... da hab ich mie die Sach so ausginniert, daß ich mir gsagt hab: der Einschichtig, hab ich mie giagt, dee Einschichtig is allweil gut. Und bald den Einschichtigen allweil allein hätrst, den kunnt man schon richten und hobeln. Aber ... jetzt passen S' auf, Heer Pfaer ... bald ein Häuserl beinand is, da sind s' wie ausgwechselt und umdraht ... als ob der Teufel dreiasaheen thät. Da steckt dem einen sein bißl Unverstand dea andern zue Schlechtigkeit an, ich weiß net wie. Einer laßt ein Spatzeu aus, und bis er dem andern aufs Köpfl fliegt, wird ein Rappvogel draus. Zehne beinand, die sind net zehnmal schlechter, als einer is ... die sind hundertmal schlechter als wir ein hatber. Sagen S' mir, Herr Pfaer, wie kommt denn so was? Da hab ich mir mein bißl Denkverstand schon völlig verstrapeziert! Zucker, wie mehrer als d' nimmst, um so süßer schmeckt er ... aber Leut, wie mehree als d' hast, am so schiecher treiben sie's."

Nachdenklich zog Heer Felician die Stirn in Falten und kraute sich mit der Pfeifenspitze den Nasenflügel. „Peterl, da hast du ein gescheides Wort gesagt. Aber warum das so ist ... da bin ich übeefragt. Das kommt halt so, wie ein Fünklein das große Feuer zündet, und wie in einem Seuchenjahr ein Kranker hundeet und tausend Tote macht. Das Ansteckende am Menschenwort, das hnt schon viel Unheil nngestiftet in der Welt. Aber es hat auch sein Gates und hat schon viele schöne Dinge ins Leben gerufen. Denn wenn ein gutes Wort auf hundert und tausend andere hinüberspringt, daß sie es nachschreien und daß es einen gottsmächtigen Hall in dee Welt giebt, da wächst dann auch etwas Großes aus ihnen heraus, wie ein grüner Baum aus einem gesunden Samenkorn."

„Kunnt das sein, Herr Pfaer? Daß hundert nach'n Guten schreien ..." dem Hanspetee wuchsen die Augen wie zwei kleine Flämmlein, welche Nahrang bekamen, „wenn das wahr jetzt kunnt ... das möcht ich derleben einmal!"

Heer Felician seufzte. „Wenn's nur ein bißl öfter geschehen möcht! Jeder erlebt's halt nicht ... und man muß schon zufrieden sein, weil man weiß: ondeee haben's erlebt. Die guten Wörtln, die kommen halt nicht oft ins Fliegen. Unter hundert fallen neunundneunzig als aackete Spatzerln aus m warmen Herzensnest, derweil alle Dummheiten und Lügen immer gleich wie die jungen Füchs und Wölf mit Haae und Zähn in die Welt springen. Schaa, Peterl, das ist halt so, und das wird so bleiben, solang es Leut giebt."

„Nackete Spatzerln ..." murmelte Hanspetee vor sich hin, als hätte er von Heern Felicians späterev Worten keines mehr gehört. „Kunnt aber doch sein, daß eins einmal fliegen wird ... eins von die meinigen ... waan ich hundert sag .. und tausee .. und noch viel mehr?"

„Meinst?" Dee Pfarree lächelte gutmütig und fiel in Dialekt. „Na, Peterl, na! Das is Arbeit umsonst. Du hast gwiß ein dicks Köpfl ... aber wena du's gleich hundert Jahr lang dagegenstemmst ... du machst d' Menschen net anderst."

Schwee schnaufend besann sich Hanspetee eine Weile. Dann fragte ee mit traurigee Kummernis: „Sagen S' mir, Herr Pfarr ... unser Heergott kann doch alles, was er mag ... waeum hat ee denn d' Leut aet gleich von Anfang ein bißl anderst gmacht und lauter Gute deeschaffen?"

„Da mußt ihn schon selber fragen! Mie hat er's noch net gsagt!" Herr Felician lehnte sich in die Sofaecke zurück, kaute an dee Pfeifenspitze und blickte zur Stubendecke hinauf. „Ich denk mie halt, daß ee d' Halbscheid gut gmacht hat, weil ihm die Guten doch gfallen müssen ... und die ander Halbscheid hat er auf'n Wigelwagel gstellt, weil's ihm die größer Freud noch macht, wenn ee d' Augea ein bißl zudrücken kann!" Das sinnende Schmunzeln, mit dem er biese Worte geiprochen hntte, löste sich in einen leichten Seufzee. „Freilich, da hat er Aebett über Arbeit, daß ee verzeiht." Mit beeiten Ellbogen lehnte ee sich über den Trich. „Und schau, Peterl, da müssen wir was lernen, da!" Wiedee legte ee seine linde Hand auf Hanspeters grobe Faust.

„Mit der Gut und mit'm Verzeihen kommt man weiter als mit'm Schimpfen. Und weiß man einmal, wie d' Menschen sind, und rechnet man ein bißl mit ihrer Schwächr und ihrer Narretei, so kann man schon auskommen mit ihnen. Man muß nur net allweil gleich Zeteemordio schreien, wenn uns dee Nachbae auf d' Hühneraugen tritt. Gscheider, maa verbeißt jem bißl Schmerz und lacht dazu und sngt: Sie, Herr Vetter, aber gut gmacht! Schuh haben S' an! Wirst sehea, waan er dich 's nächste Mal wieder naufstritt auf'n Fuß, da bleibt er nimmer so lang droben. Und ... und schau, Peterl ..." Herr Felician klopfte

die leergeranchte Pfeife aus. „Ich mein' halt, für alle Fäll wär's beſſer, wenn du die Leut net allweil ſo in d' Hitz bringen thätſt. Mit Gwalt kann man ſ' net umkrempeln. Und mit'm vielen Reden richtet man ſchon g a r nix aus. Dns macht ihnen bloß die Ohrwaſcheln dick und die Köpfln bockbeinig!“

„Aber ...“ Mit ratloſen Augen fnh Hanspeter den Pfarrer an. „Aber ... ſngen m u ß man's ihnen doch!“

„Zur richtigen Zeit und am richtigen Ort! Aber net im Wirtshnus beim Kartenſpielen, und net in der Sennhütten beim Butterfaßl, und net in der Halzerſtuben beim Schmarrenkachen, und am allerwenigſten, wenn ſ' in der Wut ſind und Stöpſeln in die Ohren haben! Drum ſei gſcheid, Peterl, und thn mir einen Gefallen. Laß dein Predigen auf der Straße ſein und thu mir net allweil ſo neinbrozeln in d' Leut! Ich weiß ja, dn meinſt es gut ... aber es hilft nix, Peterl! Ganz im Gegenteil! Drum verſprich mir's und gieb mir deine Hnnd drnuf ...“

Erſchrocken zog Hanspeter die Hände hinter den Rücken. „Na na, Herr Pfarr ... daß ich diemnl ein Wörtl ſag, wenn's es brnucht, dn hab ich mein Verpflichtigung. Zwei heilige Apoſtel haben mir net umſonſt ihren Nam geben ... und in der Kirch is mein Heimat, der liebe Herrgott is mein Heimatsaater ... dem bin ich ſein Gſell, dem muß ich d' Arbeit thun!“

„Und mußt ihm ſchaden mit deiner Arbeit? Ja?“

„Schaden?“ wollte Hanspeter ſagen; aber dns Wort ging ihm nicht von der Zunge, tonlos bewegte er die Lippen, und ſeine nnſſen Augen blickten ganz verſtört.

„Daß dich d' Leut blaß auslachen, Peterl, das mußt ja doch merken ... aber net?“

„Freilich, ja ... aber ...“ der Apoſtel ſchnaufte, „alles Gute hat allweil ein harten Weg.“

„Und mir, ſchnu, mir machſt meine Seelſorg noch ſchwerer, als wie's eh ſchon is. Früher einmnl, wenn ich meinen Pfarrkindern von der Kanzel herunter ein wenig ins Gewiſſen geredet hab, da hat's immer ein bißl was geholfen. Aber jetzt ... wenn ich jetzt auf der Knnzel dns Wörtl ‚Chriſtnlieb‘ ſag, da denken ſ' gleich alle an dich, drehen die Köpf und fangen zum lachen an. Schnu, varhin hat's meine Kathrin geſagt, und es iſt etwas Wahres dran: Was in die Kirch gehört, ſoll man net umtrngen auf der Strnß und im Wirtshaus ... es verliert an Wert, und wenn man's auch n o c h ſo gut meint! Drum verſprich mir, Peterl, daß d' Ruh geben willſt.“

Hanspeter beugte den Nacken, daß ſein Buckel noch runder wurde, und ſtarrte auf ſeine zitternden Fäuſte nieder.

„Peterl?“

„Herr Pfarr ... thun S' mir verzeichen, aber ... nber ...“ Hmspeter ſchüttelte den Kopf. „Wenn ich d' Nnnnimai anſchnn ... und der Ilſabeth ihr Gſichtl ...“

„Aber ich hab dir doch verſprochen, daß ich ſelber für die Altenöderin reden will. Am nächſten Sonntng ...“

Die Thüre wurde geöffnet, und Knthrin trat auf eine Art in die Stube, als hätte ſie draußen ſnſt auf dieſen Augenblick gewartet. „Hachwürden, es is Zeit zum Roſenkranz. Ziehen S' Ihre Stiefel an!“

„Ja ja, is ſchon gut!“ Herr Felicinn winkte mit der Hand. Aber Knthrin kreuzte die Arme über der Schürze und blieb wie eine Schildwache neben dem Pfarrer ſtehen.

Hanspeter blickte zur Köchin auf, ſah den Hochwürdigen an — und erhab ſich. Schwül atmend ſtrich er ſich mit der ſchweren Hnnd dns Haar in die Stirn und ſngte langſam: „No ja, meintwegen ... taarten wir halt ein bißl zu. Heut auf'n Abend muß ich eh in d' Holzerſtnben nauf und komm die ganze Woch nimmer runter. Wnrt ich halt, wie's ausſchaut am nächſten Sonntag.“ Er hob die naſſen, kummervollen Augen. „Aber wns S' mir aerſprochen haben, Herr Pfnrr ...“

„Wenn ich dir doch ſag, Peterl ...“

„Hochwürden,“ fiel Kathrin dem Pfarrer ins Wort, „jetzt preſſiert's nber!“ Mit beiden Händen, denn die drei Centner waren nicht leicht vom Plnß zu bringen, ſchob ſie den Hanspeter gegen den Flur. „Schau, daß d' weiterkommſt, der Herr Pfarr verſäumt den Roſenkranz!“ Hinter dem ſtolpernden Apoſtel ſchloß ſie die Thüre.

Herr Fellcian hatte ſich aus dem Schlafrock herausgeſchält und holte ſeine Stiefel, die beim Ofen ſtanden. „Ich hab jn zum Roſenkranz noch gar net läuten gehört,“ ſngte er und ſah nnch der Uhr. Da machte er ein erſtnntes Geſicht. „Aber Kathrin! Wir haben ja noch eine ganze Stund lang Zeit!“

„Ich hab Ihnen bloß van dem Lappen da erlöſen wallen ... Sie hätten ihm ſonſt noch was verſprochen, was S' net halten dürfen.“

Der Hochwürdige, in der einen Hand die Uhr, in der anderen einen Stiefel, richtete ſich auf. Tiefe Runzeln waren in ſeine Stirn gegrnben, die wie Feuer brnnte. „Kathrin ... ich hab dir's ſchon hundertmnl geſagt und ſag dir's zum letztenmnl: thu dich net neindrängeln in meine Seelſargerſachen. Das leid ich net!“

„Ich drängel mich in gar nix nein,“ erwiderte die Köchin ruhig, „ich thu mich bloß ſorgen um Ihnen, wa's es braucht, und thu mich kümmern um unſern Pfarrhof. Und drum ſag ich Ihnen jetzt im Ernſt: ſind S' gſcheid, Hochwürden, und bringen S' Ihnen wegen der Häuslſchuſterin in keine Unglegenheiten!“

„Kathrin ...“

„Laſſen S' d' Leut reden, was ſ' mögen! Wenn d' Leut nix zum reden haben, derſticken ſ'!“

„Kathrin, ich ſag dir ...“

„Heut reden ſ' ja, und morgen wieder anderſt! Drum miſchen S' Ihnen in die Sach net ein und machen S' kein Speltakel in der Gmeind! Durchs Aufrühren wird alles bloß ärger. Sie wiſſen ja, was für Lackeln unſere Buben im Ort da ſind!“

„Kathrin ...“ Immer gereizter klang die Stimme des Pfarrers.

„Sind S' gſcheid und denken S' an den Verdruß vor fünf Jahr, mit der alten Moosrainerin ... wie Ihnen d' Leut in der Nacht alle Zwetſchgenbäum abgſchnitten haben in unſerm Garten.“

„Zwetſchgenbäum! Zwetſchgenbäum! Als ob's in der Welt nix gäb, was wichtiger iſt.“ Mit Nachdruck ſetzte Herr Felician den Stiefel zu Boden. „Und wachſen ja die jungen ſchon wieder nnch!“

„Ja, aber Zwetſchgen erleben w i r zwei k e i n e mehr davon!“

„So wird's mein Herr Nachfolger erleben!“

„Da haben ſchon S i e was davon!“

Herr Felician erhob den Zeigefinger, und ſeine Stimme wurde ſo ſchnrf, als ſie nur werden konnte: „Kathrin! Jetzt iſt es gnugg! Fertig!“

„Jn jn, bin ſchan fertig! Und jetzt ſetzen S' Ihnen noch ein Viertelſtündl her und thun S' d' Aufregung verſchnaufen! Ich geh und mach Ihnen ein friſchen Kaffee.“

Als Kathrin hinter ſich die Thüre zuzog, ſetzte Herr Felician mit dem Finger energiſch einen Punkt in die Luft. „Jetzt grnd ... jetzt wird das arme Weibl erſt r e c h t verteidigt! Jetzt grad!“

Draußen im Hausflur machte Jungfer Kathrin ihre ſtrengſten Augen, als ſie den Hanspeter noch varfnnd, der mit dem zerbrochenen Stuhl beſchäftigt war. „Was thuſt denn du noch dn?“

„Den Seſſel hab ich auseinnnderglegt. Ich mnch dem Herrn Pfnrr drei Füß eini, die beſſer heben als wie die alten.“ Hanspeter packte die Lehne, das Sitzbrett und die drei geknickten Stuhlbeine unter den Arm. „Gottslieben Nammittag!“ Und ging.

Hinter ihm warf Kathrin die Hausthür zu, daß es einen Krach gab, als wäre ein Baum gefallen.

7.

Im Waldhof herrſchte die richtige Sonntagsſtille. Das Vieh war gefüttert, das ganze Geſinde war ausgeflogen, und nur Roman war daheim geblieben — um das Haus zu hüten, wie er ſagte.

Mit heiß erregtem Geſicht, und immer mit zitternden Händen an ſeiner Pfeife hantierend, die nicht brennen wollte, hatte er ſich ans Fenſter geſetzt und guckte immerzu auf die Straße hinaus.

Er wartete auf ſein Glück und die Julei!

Sie m u ß ja kommen! Sie muß! Wenn ſie ihn nur ein gnnz klein wenig lieb hat, knnn ſie doch den Tag nicht vorbeigehen laſſen, ohne ihm die Kränkung abzubitten, die ſie ihm angethan.

Und Raman wollte ihr das Harte leicht machen — noch viel leichter, nls er der Ilſabeth das Dnnken gemacht! Nur ein einziges Wörtlein ſollte ſir ſagen! Nicht einmal d a s! Nur ihm die Hand reichen mit einem guten Blick! Nicht einmal d a s! Nur draußen auf der Strnße aorübergehen und ſtehen bleiben

und ein klein wenig schauen, ob nicht einer im Waldhof am Fenster säße!

Aber da draußen auf der Straße ging eins ums andere vorüber, Burschen und Mädchen, welche kicherten und lustig schwatzten, Bäuerinnen, die ihren Heimgart suchten, Bauern, die zur öffentlichen Gemeindeversammlung gingen, welche vor dem Rosenkranz beim Kirchhof abgehalten wurde. Fast schien es, als wollte just an diesem Sonntag das ganze Dorf am Waldhof vorüberspazieren. Und nur die Julei, nur diese einzige wollte nicht kommen!

Schon ein paarmal war Roman, den die wachsende Ungeduld nicht sitzen ließ, auf die Straße hinausgegangen. Dabei that er, als wollte er Umschau nach dem Wetter halten und hätte im Hofraum nicht genügend freien Ausblick. Freilich, auf der Straße übersah man nicht nur den Himmel nach allen Windrichtungen — man sah auch weit nach der Gegend hinaus, die als „Wetterloch" bekannt war, über die Stelle hinaus, wo vom Staudamerhof herunter der Fußpfad auf die Straße mündet.

Und seltsam, der Himmel war so blau, das Wetterloch so wolkenlos, die linde Sonne schmolz von allen Dächern den Schnee, und dennoch schüttelte Roman immer bedenklicher den Kopf. Bald glühte ihm das Gesicht, bald wurde er wieder bleich, bald zitterten ihm die schlaffen Hände wie nach erschöpfender Arbeit, bald machte er zwei harte Fäuste wie unter wachsendem Zorn.

Als er wieder in der Stube beim Fenster saß, nahm er den wirbeltaden Kopf zwischen die Hände und begann zu grübeln. Jedes Wörtlein, das zwischen ihm und Julei gefallen, wollte er aus der Erinnerung herausklauben. Denn es war in ihm der Zweifel wach geworden, ob er nicht selbst der Schuldige wäre, ob er nicht selbst ein Wort zuviel gesagt und die Julei ohne Grund gereizt hätte. War es so, dann mußte er seinen Hut nehmen und flink hinauflaufen zum Staudamerhof. Denn einer, der Unrecht gethan, muß auch den Mut haben, sein Unrecht wieder gutzumachen!

„Das hat mir der Hanspeter schon hundertmal gsagt! Und recht hat er!"

Er sann und grübelte — und da sprang es ihm plötzlich aus der dunklen Erinnerung heraus, daß er, als er zur Julei vom Mädel der Häuslschusterin gesprochen, nicht „Lisbeth" sondern „Ilsabeth" gesagt hatte. Und wie ein Blitz die ganze finstere Gegend hell macht, so fiel dem Roman auch gleich etwas anderes ein. Er hörte den Hanspeter predigen: Ilsabeth sagt ihr Mutter zu ihr . . . und die Namen, die aus der Lieb kommen, sind allweil die besten!

Roman machte ein Gesicht, als hätte diese Erinnerung ihn beleidigt wie ein grobes Schimpfwort. „Jetzt das is gar dumm!" stotterte er vor sich hin, sprang auf und rannte wieder auf die Straße hinaus.

Und diesmal traf er es gut. Die Julei war's freilich nicht, die er kommen sah — aber doch eine von den Nachbarinnen des Staudamerhofes.

„He! Du! Hast d' Julei und ihr Mutter net gsehen?"

Das Weiblein schüttelte den Kopf. „Na! Seit Mittag nimmer! Warum denn?"

„No, weißt, ich mein' halt, sie müßten jetzt bald zum Rosenkranz kommen."

„Da dürfst aber lang warten heut!"

Denn die Staudamerin wäre mit ihrer Julei hinübergegangen nach Endsdorf, um ihren Vetter zu besuchen. So erzählte das Weiblein. Und dann begann sie von ihrer kranken Kuh zu schwatzen. Daß die wieder gesund wurde, dafür hätte sie ein „Verlobnis" auf eine halbpfündige Kerze gethan. Zuvor aber wollte sie noch auf „dillige Weis" mit dem lieben Herrgott reden. „Leicht hilft er, ohne daß ich ein Kerzl zahlen muß!" Drum ging sie schon jetzt in die Kirche, noch vor dem Rosenkranz. Wenn so viel Leute beisammen sind, von denen jedes sein Anliegen vorbringt, hat alles Gebet nur halbe Kraft! „Da schreien alle durcheinander, weißt, da hört er den Einschichtigen net. Aber bald allein bist, ja, da paßt er ein wengl besser auf."

Kichernd wackelte sie die Straße hinunter und begann schon jetzt zu beten.

Vor dem Kirchhof mußte sie sich durch das Gedräng der Bauern schieben, die in dichtem Kreis, wohl an die hundert Köpfe, den Bürgermeister umstanden, der in öffentlicher Gemeindeversammlung mit eintönig geschraubter Stimme irgend eine Schrift verlas. Als der Waldhofer mit dem Lesen fertig war, ging eine murmelnde Bewegung über alle die Köpfe hin, und die hundert silberbetroddelten Hüte drehten und wandten sich durcheinander wie große, glitzernde Schwarzkäfer. Dann hörte man wieder die Stimme des Bürgermeisters: „Paßts auf, Leut! Jetzt hab ich noch ein Antrag, den der Häuslschusterin ihr Nachbar gmacht hat."

Als der Waldhofer den Namen der Häuslschusterin nannte, erhob sich wirres Schreien und Gelächter. Jeder streckte sich, um besser zu hören. Nur die philosophische Christin war nicht neugierig; die dachte nur an ihre kranke Kuh und erbettete mit beiden Ellbogen, um den Friedhof zu gewinnen. Das gelang ihr endlich, und da bekam sie einen Anblick zu genießen, als wär die Welt an ihrem Ende nicht mit Brettern vernagelt, sondern mit ledernen Hosen gepflastert. Denn auf der Friedhofmauer saßen, alle mit dem Rücken gegen den Kirchhof, an die dreißig Burschen in langer Reihe nebeneinander und ließen die Beine über die Mauer hinaus gegen die Straße baumeln. Sie hatten im Rat der Gemeinde noch keine Stimme; aber hören wollten sie und über die Weisheit der Alten ihre schlechten Witze machen; es waren die übermütigen „Dorfloder", die überall dabei sein mußten, wo es etwas zu lachen und zu spötteln gab. Und da kamen sie bei keiner anderen Gelegenheit so gut auf ihre lustige Rechnung wie hier bei der Ratsversammlung der „verständigen Mannerleut".

Zu allem mehr oder minder tragischen Ernst des Vorlebens, der da unter freiem Himmel verhandelt wurde, bildeten sie den komischen Chorus, über dessen lachende Kritik und derbe Scherze sich die Alten manchmal das schönste Grün und Blau an die Nase ärgerten.

Zuweilen rief ihnen wohl von den „hausgesessenen" Bauern und Gemeinderäten einer verdrießlich zu: „Jetzt nehmts ein bißl Verstand an, Buben, und hatts enkere Schnäbel!" — aber schließlich war es ihr „altes Recht", hier auf der Mauer zu sitzen, und jeder von den Bauern, die jetzt im langen Sonntagsrock auf der Straße um den Bürgermeister standen, hatte selbst vor Jahren als „Lediger" in der kurzen Joppe dort oben auf der Mauer gesessen und den eigenen Vater geärgert.

Just von der heutigen Versammlung schienen sich die Buben etwas besonderes zu erwarten. Das merkte man an ihrem Getuschel und Gezischel, an dem kichernden Eifer, mit dem sie die Köpfe zusammensteckten. Für ihre gespannte Erwartung schien der Name der Häuslschusterin ein bedeutungsvolles Wort zu sein. Denn der Waldhofer hatte diesen Namen kaum genannt, als der Staudamerknecht, der auf der Mauer als Flügelmann saß, über die Reihe hinrief: „Buben, lusts auf, es kommt ebbes!"

Da hörte er hinter seinem Rücken eine grüßende Stimme: „Gottstieben Rammittag, Weibert!"

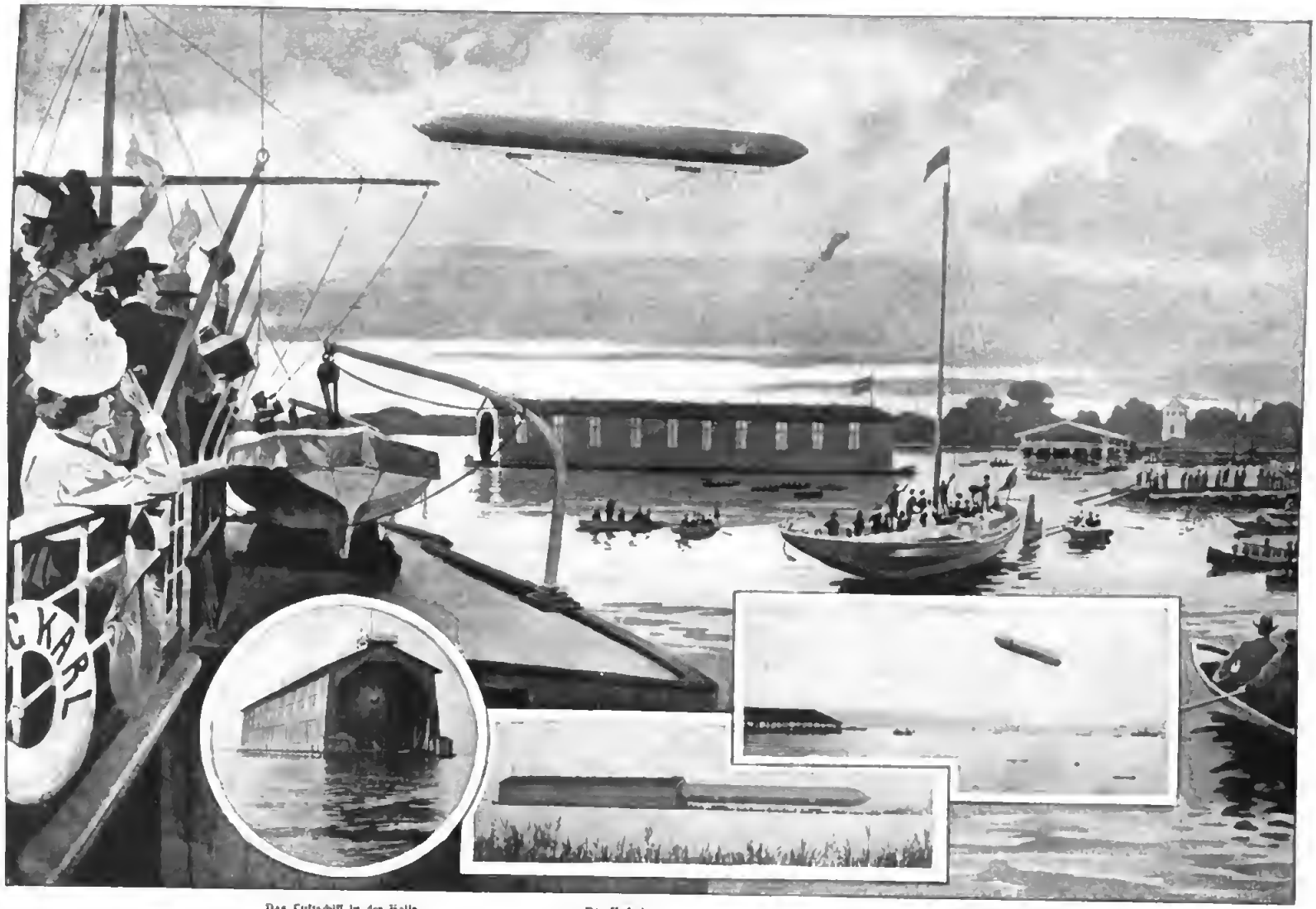
Es war die Stimme des Peter Johannes Zdarsky, der, vom Pfarrhof kommend und mit den Sesseltrümmern unter dem Arm, der philosophischen Christin im Kirchhof begegnet war.

Dem Staudamer-Mickei gab's einen Riß, als er diese Stimme hörte. Hurtig drehte er das Gesicht, stieß seinen Nachbar mit dem Ellbogen in die Seite — ein Puff, der auf der Mauer durch die ganze Reihe weiterging — und lachend rief er dem Hanspeter zu: „He, du, Ratzenspeck, da geh her! Da verhandeln i ebbes . . . das kunnt dich verinteressiera!"

Hanspeter sah wohl alle die lachenden Gesichter auf der Mauer, alle die zwinkernden Augen, die auf ihn gerichtet waren — doch er that, als hätte er den Zuruf nicht gehört, und ging in aller Ruhe seines Weges. Er mochte wohl denken: Da sind viele beisammen, da springt die Schlechtigkeit vom einen auf den andern! Und dem Pfarrer hatte er's in die Hand versprochen, daß er „den Schnabel halten" und das Evangelium seiner Liebe eine Woche lang in der eigenen Brust verschließen wollte.

Wohl trieb ihm das laute Gelächter der Buben das dunkle Blut ins Gesicht, doch ohne ein Wort zu sagen, verließ er den Kirchhof.

Draußen auf der Straße hatte sich der schwatzende Lärm der Bauern ein wenig gedämpft, und deutlich konnte man über alle Köpfe weg die Stimme des Bürgermeisters hören: „An



Das Luftschiff in der Halle bei Manzell.

Der Aufstieg. Das Herausschleppen aus der Halle.

Drehung während der Fahrt.

Bilder vom Aufstieg des Zeppelinschen Luftschiffes auf dem Bodensee.

Nach eigenen photographischen Aufnahmen gezeichnet von R. Mahn.

Georgi lauft der Häuslschusterin ihr Mietszeit ab. Und da fall die Gmein jetzt bschtießen, ob man ihr 's Häusl wieder laßt aufs nächste Jahr. Meintwegen kunnt sie's bhalten. Aber . . ."

Als Hanspeter das hörte, stand er wie einer, der varwärts will und dem die Füße angewachsen sind. Sein häßliches Gesicht verfärbte sich, und er streckte das „dicke Käpfl" lang aus den Schultern heraus. Das wäre gar nicht nötig gewesen — auch ohne daß er sich strckte, sah er über alle die aaderen Köpfe weg.

„Aber da is jetzt ein Antrag aon ihrem Nachbar da, der 's Häusl habrn möcht."

„Wird schan wissen, warum!" klang eine lachende Stimme von der Mauer. „Salchene Nachbarschaft hat man net gern!"

Und eine zweite Stimme: „Die schwesligen Düftln, die vertragt net jeder!"

Und eine dritte: „Hat man den Teufel gar so gnau vor die Füß, da kunnst ihm leicht aus'n Schweif treten. Und da zahlt er ein' aus dafür! Gelt, Nachbar?"

Ein wierer Lärm, halb ernst und halb mit Lachen, erhob sich. Und der Nachbar der Häuslschusterin rief mit kreischender Stimme: „Ja, Buben, habts recht! Ich will mein Ruh haben in der Nachbarschaft. Ich bin Gmeinbürger und zahl meine Steuern. Ich hab 's Fürrecht gegen fremde Leut!" Er schraubte die Stimme noch, damit nur ja die ganzr Gemeinde den Trumpf seiner Weisheit hören möchte: „Und wenn's drauf aukommt, zahl ich fünf Markln mehrer für 's Häusl!"

Ein altes Bauerlein nahm den Hut ab und strich sich mit der welken, zittrigen Hand das weiße Haar in die Stirne. „Fünf Markln hin aber her . . . deswegen falll man zwei arme Weiberleut net um Dach und Ofen bringen!"

Zu dieser Meinung nickte der Waldhofer und rief dem Nachbar der Häuslschusterin zu: „Geh, laß dich net aufhetzen! Bhalt lieber deine fünfunddreißig Markln! 's Häusl hat ja kein Nutzen für dich. Was thust denn damit?"

„Was ich thu damit, is mein Sach!" kreischte der Nachbar. „Ich zahl! Und 's ander geht enk nix an! Ich zahl! Ich zahl!"

Aus dem Kreis der Bauern klang eine harte, trockene Stimme: „Wer besser zahlt, hat 's bessere Recht!" Es war der Bachbauer, bei dem der Hanspeter als Senn gedient hatte. „Ich bin dafür, daß man der Häuslschusterin für Grargi aufsagt."

Mit nickenden Köpfen stimmte schon die Hälftr der Bauern diesem Antrage zu, als sich eine dünn pfeifende Stimme vernehmen ließ: „Müßt man aber d' Häuslschusterin erst nach fragen, ob s' net ebba mehrer giebt als der Nachber. Geld is Geld . . . was geht's mich an, wo's herkommt!"

Da kam die lebendige Mauer, die den Bürgermeister umstand, ins Drängen und Wanken. „Laßts mich eini!" rief Hanspeter mit erwürgter Stimme. „Um Christi Lieb, ihr guten Leutln, taßts mich eini . . . ich hab ebbes z'reden mit der Gmein!" Was seine bittenden Worte nicht erreichten, das brachten seine schiebenden Ellbogen fertig: die schwarze Mauer that sich auf, wie einst der Fels aor dem Stab des Moses.

Als die Bauern den Hanspeter sahen, fingen die meisten zu lachen an. Ein paar andere schimpften: „Was will denn der? Was hat denn der zum mitreden in der Gmein?" Auf der Kirchhofmauer rief der Standamer-Micki: „Jetzt, Buben, jetzt wird's lustig! Jetzt hebt er zum predigen an!" Er sprang von der Mauer auf die Straße hinunter, drängte sich in den Kreis der Bauern, um dem erwarteten Exaugrlumm recht nah zu sein — und mit Lachen thaten es ihm die anderen Burschen nach. Aus dem heiteren Lärm, der drn Hanspeter umdrängte, konnte man all seine Spitznamen hören: buckleter Apostel, böhmischer Peterl, Katzenfleck und Ratzenspeck, vertiebte Christenheit, Tröpfl-Hannes, Lieb'einand und Zingerl-Wehdam.

Atemlos, mit kreidebleichem Gesichte, hatte sich Hanspeter bis zum Bürgermeister durchgearbeitet.

Dem alten Waldhofer schien inmitten dieses lärmenden Auftritts nicht sonderlich behaglich zu sein. Schon ein paarmal hatte er die Hand erhoben, um Ruhe zu gebieten. Und als nun Hanspeter vor ihm stand, brummte er ihn ärgerlich an: „Was machst mir denn da für Gschichten her! Geh weiter und schau, daß d' heimkommst, statt daß d' mir d' Leut alle naerisch machst!"

Ueber all den hundert Köpfen tanrde es plötzlich mäuschenstille — nicht, weil der Bürgermeister Ruh geboten, sondern weil sie alle neugierig waren, was der bucklige Apostel zu sagen und zu predigen hätte.

Hanspeter atmetr tief auf und drückte mit zitterndem Arm die Holzteile des geknickten Sessels an seine Brust.

„Waldhofer . . ."

Als aus dem doppelten Menschen heraus diese klein, schmächtige Knabenstimme kam, da lachten schon wieder alle.

„Waldhofer . . . Geld is Geld, hat grad einer gsagt . . und . . . und wenn's der Gmein nix verschlagt, wo's herkommt, 's Geld . . . and wenn 's meinig net schtechter is als wie ander Leut ihr Geld . . . und . . ." dem Hanspeter wurde das Reden so hart, als wäre ihm jedes Wort an die Zunge gewachsen, von der es sein Wille mit Gewalt erst losreißen mußte, „. . . und wenn's schan sein muß, daß der Häuslschusterin aufgsagt werd, so thät ich mich selm um's Häusl bewerben, nnd . . . sufzig Markln thät ich bieten. 's Geld hab ich daheim, das kunnt ich heut noch zahlen."

Auf einen richtigen Bauern wirkt nichts in der Welt so komisch, als wenn ein Mensch sein Geld ohne Nutzen und Zweck in den Wind wirft. Drum brach, als Hanspeter seinen Antrag gestellt hatte, in der hundertköpfigen Corona ein schallendes Gelächter aus. Und der Bachbauer schrie: „Der geht ja mit'm Geld um, als ob's mein Rührmilk wär!"

Nur der Waldhofer machte ein verdrießliches Gesicht; er schien zu denken: Das Geld, das der Hanspeter hinauswerfen will, das ist der gute Lohn, den ich ihm gezahlt hab . . . schade drum! Und während die anderen noch immer lachten, sagte er zum Hanspeter: „Was fallt dir denn da jetzt ein! Du ewiger Narr, du guter! Mußt dich denn allweil aon die andern ausnutzen lassen? Denn daß dn 's Häusl für dich selber net haben willst, das denk ich mir eh! Hast ja bei mir daheim dein Lagerstatt. Was thätst dean du mit dem Häusl da drum? Geh, mach, daß d' weiter kannst!"

Hatte den Hanspeter das hundertstimmige höhnende Gelächter gereizt, aber der Widerspruch des Bürgermeisters? In seinem bleichen Gesicht erschienen brennrote Flecken und seine Stimme bekam einen Klang, der ihr sonst doch völlig fremd war — den Klang eines zähen Eigensinns. „Was ich thu mit dem Häusl? So sag ich halt, wie der Nammmai ihr Nachbar sagt: das is mein Sach . . . ich zahl, ich zahl . . . und mehrer Geld, hat einer gsagt, is mehrer Recht. Daß so ebbes wahr wär, hätt ich nie net glaubt. Jetzt had ich's lernen mussen . . von enk!"

Von den Gemeinderäten schrieen ein paar auf den Hanspeter ein; da wollte der eine das Angebot ernst nehmen, ein anderer versuchte lachend, den Preis noch zu steigern. Und von der Mauer herüber rief eine lustige Stimme: „Der bucklete Apostel will halt seine warme Heimat haben . . . in der Kirch drin macht's ein bißl kalt!" Gleichzeitig schrie ein anderer: „Paßts auf, der Lieb'einand heirat d' Häuslschusterin! Da brauchen s' ein Dachl über ihr Liebsglück und da treiben sie 's Hexen in der Kumpanei!"

Wieder brach das Gelächter los. Nur ein einziger unter den hundert Bauern war nicht zum Lachen aufgelegt: der Nachbar der Häuslschusterin. Wütend schrie er den Bürgermeister an: „Ich hab mein Antrag gmacht! Der bähmische Narr da, der ghört nel zur Gmein, der därf kein Antrag stellen! Ueber mein Antrag muß abgstimmt werden! Das is mein Recht! Ich zahl meine Steuern! Mein Recht will ich haben! Und d' Ruh in der Nachbarschaft! Sotchene Sachen . . . ah na . . . da hab ich schon lieber den Heergott auf'm Bucket, als wie den Teufel am Gnad'!"

„Herrgatt? Du?" leuchte ihm Hanspeter ins Gesicht. „Du traust dir noch, daß d' ‚Herrgott' sagst? Thut dich das heilig Wörtl net derstricken, dich?"

Die dem buckligen Apostel zunächst standen, ließen das Lachen sein und sahen ihm verwundert in das veränderte Gesicht — so verwundert, als wäre ein gut gezogenes, lammfrommes und geduldiges Arbeitsroß aus unerklärlichen Gründen plötzlich stutzig und scheu geworden, so daß man sich vor seinen Hufen in acht zu nehmen hatte!

Dem Nachbar der Häuslschusterin blieb im ersten Augenblick die Widerrede in der Kehle stecken. „So einer! Wie der sich aufspielt . . . als ob 's Butterfaßl ein Siedhafen wär!" Er

wandte ſich zum Bürgermeiſter: „Die Gmein ſoll abſtimmen! Jetzt grad mit Fleiß . . . jetzt gieb ich kein Fried net, bis net Ruh is in der Nachbarſchaft. Die Muſchen, die zwei, die müſſen mir naus zum Ort!“ Nun wandte er ſich wieder zum Hanspeter: „Was der ſich veelaubt in der Gmein . . . ſo ein Legwickl, ſo ein böhmiſcher . . . mit dem ſein Mutter die Kirch verſchandelt hat!“

Hanspeter hob ſeine zitternde Fauſt. Und ließ ſie wieder ſinken. „Du mußt kein Mutter net ghabt haben . . . du net . . . ſonſt kunntſt net ſo von der meinigen reden!“ Seine ſchweren, langſamen Worte hatten dumpfen Klang, als hätte auch ſeine Stimme ſich verändert. „Oder biſt leicht du von dieſelbigen einer gweſen, die meiner Mutter d' Hausthür zugſperrt haben?... Du Chriſt! . . . Du Chriſt!“ Er ſprach dieſes Wort, wie man einen Fauſtſchlag austeilt.

„Jetzt geht's an!“ ſchrie der Staudamerknecht unter dem Lärm und Gelächter der anderen. „‚Chriſt‘ hat er gſagt, und d' ‚Lieb‘ kommt nach! In eim Schnaufer bringt er ſo ein doppells Wörtl, ſo ein zaachs net auffi!“

Einer der lachenden Burſchen klopfte den Haaspeter wohlwollend auf die Schulter. „Recht haſt, Peterl! Mach ihm dein Predigt! Dee hat's verdient! Der weiß nix von der Lieb . . . ſein Alte hat's mit eim andern.“

Während dee Nachbar der Häuslſchuſterin, erboſt durch dieſen üblen Scherz, mit Gezeter zu ſchimpfen begann, ſchien Hanspeter plötzlich ruhig geworden. Er drückte die Holzteile des geknickten Seſſels an ſeine Bruſt, ſah mit einem Blick voll wehen Kummers über alle die lachenden Geſichter hin und nickte. „Sie ſind halt, d' Leut, wie ſ' ſein müſſen . . . hat er gſagt!“ Mit bitterem Lächeln wandte er ſich dem ſcheltenden Nachbar zu: „Vergeltsgott, Herr Vetter . . . gut gaagelte Schuh haben S' an . . . mein Herz hat's ſpüren müſſen! Gelt, bleiben S' mir ein andersmal net gar ſo lang droben!“ Dazu konnte Hanspeter ſogar noch lachen — ein Lachen, wie wenn Glas zerſplittert.

Aber ſein ruhiges Wort und ſein Lachen ging unter in dem Lärm, der ihn umdrängte.

„No, was is denn?“ kreiſchte der Staudamer-Mickei. „Auffi mit die heiligen Tön! Auffi mit der Predigt! Heut brauchen wir's wieder einmal! Lauter Unchriſten ſind beinand! Keiner von uns hat d' Lieb!“

Dieſer Spott brachte Hanspeters ſchwer erkämpfte Ruhe wieder ins Wanken. In ſeinen blauen Augen, die ſonſt ſo ſtill und milde blickten, flammte ein Zornblick auf. „Thu mich net ſpötteln, du! Wenn einer 's Predigen braucht, biſt du's!“

„Recht haſt! Recht haſt! Auffi mit der Predigt! Pack mich mit der Lieb . . . denn daß du's weißt: ich bin der erſt, der die Muſchen, die zwei, mit Haſelnußſtecken auffiſtampert zum Ort!“

„Du . . .“

Erſchrocken duckte ſich Mickei, als er dieſe klobige Fauſt ſich erheben ſah.

Doch wieder zwang ſich Hanspeter zur Ruhe. Aber ſein Atem raſſelte. „Na, Menſch! . . . Sag, was d' willſt! . . . Heut hab ich's dem gutea Herrn Pfarr in d' Hand verlobt, daß ich ſtad bin!“ Er hob das brennende Geſicht. „He, Leut!... Thut's auflufen, Leut!“ Um den Lärm und das Gelächter zu übertönen, wollte er Kraft in ſeine Stimme legen; doch ſie klang nur dünner noch, ſchneidend und ſchrill. „Eins, Leut, eins muß ich ſagen . . . und das is kein Predigt net . . . das is bloß ein Wörtl, ein wahrs!“ Sein ſchwerer Körper ſtreckte ſich, daß er mit den Schultern faſt hinauswuchs über alle die Köpfe. „Leut! . . . Thuts mir der Nannimai nix an! Ich ſag's enk! Thuts mir dem guten Weibl nix Unrechts nachreden! Es is alls net wahr! Die halt's mit'm Herrgott und net mit'm Teufel“! Unbekümmert um die lachenden Spottreden und um die Spitznamen, die ſie ihm von allen Seiten zurieſen, ſprach er weiter: „Die Klafter hat ihr ein Chriſtenmenſch aus Derbarmnis gſchenkt. Und wer . . . das kann enk der Burgermeiſter ſagen! Der weiß's!“

Der Waldhofer war verlegen geworden. Nun ſchien er freilich zu wiſſen, was ee bezeugen ſollte — doch er ſchien es für politiſcher zu halten, ſeinen Buben nicht in die Mäuler der Leute zu werfen. Und er brummte nur: „Was weiß denn ich!“ Das hörten kaum die paar, die neben ihm ſtanden.

In den wachſenden Lärm hatte der Staudamer-Mickei hineingeſchrieen: „Lugen thut er, jetzt will er der Alten mit Lugen wieder auffihelfen! Ein feiner Apoſtel . . . der 's Lugen-Evangeli predigt!“

Das hörten alle. Nur Hanspeter ſchien taub zu ſein. „Und ich, Leut, ich bin's gweſen,“ rief er, „ich bin's gweſen, der ihr die Klafter kleingmacht hat in der Nacht! Mich hat dee Wachter gſehen! Und ich, Leut . . . ſchauts, das müßts mir doch ſelber zubſtehn . . . ich bin doch gwiß kein Teufel net! Gelt, na?“

„Kunnt ſchon ſein, daß d' einer biſt!“ klang eine heitere Stimme aus dem Kreis der Verblüfften und Schreienden. „Einer von die dummen Teufel, weißt!“

Unter dem johlenden Gelächter, das dieſer Zuruf weckte, zog ein halbwüchſiger Burſch, der bei der Sache ſeinea Privatjux haben wollte, dem Hanspeter das Sitzbrett des geknickten Seſſels unter dem Arm hervor und ſchlug es ihm auf den breiten Rücken, daß es klatſchte.

Zum erſtenmal in ſeinem Leben war Hanspeter in einer Laune, in welcher er keinen „Spaß“ verſtand. Das Geſicht von Zornröte übergoſſen, wandte er ſich und führte einen Schlag mit der Fauſt. Freilich, als er den ſchmächtigen Buben ſah, hielt er im halben Streich noch inne, aber da ſchrieen ſie ſchon mit allen Stimmen durcheinander: „Abwehren! Abwehren! Raufen und zuſchlagen will er auch noch, der! . . . Abwehren! Abwehren!“

Das iſt ein Wort, das in der Sprache des Volkes einen ganz beſonderen, ſonſt nicht üblichen Sinn umſchließt. Abwehren — das bedeutet im Dorf, daß zwanzig über einen herfallen, wie Bienen übee einen Käfer, der zu ihrem Honig will.

Unter lautem Geſchrei und wirrem Gedränge wuchs ein ganzer Wald von erhobenen Fäuſten gegen den Hanspeter an. Die Seſſellehne und die geknickten Stuhlbeine riſſen ſie ihm unter dem Arm hervor und begannen damit auf Hanspeters Kopf und Rücken loszutrommeln. Erſchrocken rief der Bürgermeiſter: „Maleſizbuben! He! Wollts Fried halten oder net! In der Gmein wird net grauft!“

Aber das „Abwehren“ war bereits im ſchönſten Gang, und man hörte das Dreſchen der Fäuſte, klatſchende Schläge, und das Keuchen des Einen, auf den ſie niederfielen. Um die Würde des Gemeinderates zu wahren, blieb dem Waldhofer nichts anderes übrig, als die Verſammlung für geſchloſſen zu erklären und eilenden Schrittes davonzuwandern, weil er „mit ſolchenen Unſinnigkeiten“ nichts zu ſchaffen haben wollte. Jeder Kluge that es ihm nach, nahm die langen Schöße des Sonntagsrockes unter die Arme und machte flinke Beine.

Im Knäuel der „Abwehrenden“, die ſich rings um den Hanspeter balgten, wurde noch immer gelacht, ſo daß es den Anſchein hatte, als wäre das gar keine Rauferei, ſondern eine luſtige Hetze, die man ſich auf Koſten des buckligen Apoſtels und zu Ehren des Sonntags erlaubte. Wee unthätig aus ſicherer Entfernung zuſah, lachte mit. Droben im Kirchhof bei der Mauer, die von den Jungen verlaſſen war, ſammelten ſich jetzt die Alten und guckten ſchmunzelnd auf das lärmende Schlachtbild nieder, das die Straße füllte. Die Weiber, die zur Kirche wollten, blieben ſtehen und fingen zu ſchelten an: über die „Sonntagsandacht“, die da gehalten wurde. Schreiend kamen die Schulbuben gelaufen, und um ihr beſcheidenes Teilchen an dieſer Feiertagsfreude der Burſchen mitzugenießen, ballten ſie den ſchmutzigen, halbzerſchmolzenen Schnee der Straße zu triefenden Klumpen und begannen aus geſchütztem Hinterhalt den Schwarm der „Abwehrenden“ zu bombardieren.

Doch wenige Sekunden, und das luſtige Bild war ganz bedenklich verwandelt. Dem Hanspeter, der eine Weile die „abwehrenden“ Fäuſte auf ſich niederhämmern ließ, wie man auf ſchutzloſem Feld einen Platzregen aushält, ſchien es plötzlich des „Spaßes“ zu viel zu werden. Noch ſchlug er nicht zurück. Doch er begann mit den ſchweren Armen ſeitwärts zu rudern wie ein ungelenker Schwimmer — und da purzelte bald zur Linken, bald zur Rechten ein Burſche in den Schnee, ein paar andere mit ſich zu Boden reißend. Wütend ſprangen die Geſtürzten auf, ſchimpften und fluchten, als wäre ihnen bitteres Unrecht geſchehen, und ſchlugen in heißem Zorn auf den Hanspeter ein.

Der begann sich jetzt seiner Haut zu wehren, und vaa seinem ersten Streich getroffen, taumelte einer der Burschen mit blutender Nase gegen die Kirchenmauer.

Da merkten die lachenden Zuschauer, daß sich der Jux in bösen Ernst verwandelte. Die Alten auf der Mauer fingen zu schelten und zu schreien an, erschrocken und mit blassen Gesichtern rannten die Schulbuben davon, einige Weiber liefen kreischend auf die Raufenden zu, rissen ein paar von den Burschen an den Joppen zurück und schlugen mit Rosenkränzen und Gebetbüchern auf die brennenden Köpfe los — um abzuwehren! Dazu begannen die drei Glocken des Kirchturms weihevoll und feierlich die Nachmittagsandacht einzuläuten. Die hallenden Klänge schwebten gar wundersam friedlich in den milden Winterag hinaus, nad aus dem reinen Blau lachte die klare Sonne herunter, als hätte sie ihre rechte Freude an der schönen Erde und ihren guten Menschen.

Erst als die Glocken schwiegen, hörte man wieder das Geschrei der Raufenden nnd das Gezeter der Weiber und Bauern. Aus allen Nachbarhäusern kamen die Leute gelaufen; alle Kirchgänger, die den Lärm vernahmen, fingen zu rennen an. Auch der hochwürdige Herr Felician Horadam, der, von Kathrin var die Schwelle des Pfarrhofes geleitet, just den Weg zur Sakristei antreten wollte, hörte den kreischenden Spektakel. Und da wußte er gleich, was los war.

„Jesus Maria! Da ranfen s' schon wieder, die verflixten Buben!"

Er wollte lange Schritte machen; aber Kathrin, erschrocken, faßte ihn mit beiden Händen am Talar nnd stotterte: „Hochwürden! Mar' nnd Josef! Ich bitt Ihnen um Gottswillen, bleiben S' da! Sind S' gscheid, Herr Pfarr! Thun S' Ihnen da aet neinmischen. Mar' nnd Josef . . ."

„Laß aus!" befahl Herr Felician nnd führte mit der Hand eiaen befreienden Streich zwischen Kathrins Hände nnd seinen Talar. Hier rief ihn seine Pflicht — da gab es für ihn kein Zögern und keine Angst.

Wahl rannte ihm Kathrin eine Strecke nach, aber sie vermochte ihn nicht mehr einzuholen. Er eilte über den Friedhaf hin, daß hinter ihm der schwarze Talar mit wehenden Falten rauschte.

Weiber kamen ihm entgegengelaufen und kreischten: „Herr Pfarr, Herr Pfaer, sie derschlagen einaud!"

Als er zur Mauer kam nnd das böse Bild auf der Straße sah, besann er sich nicht lange, schürzte den Talar und ließ sich über die Mauer hinuntergleiten. In der Hand das Kreuzlein, das er an einer Schnur nm die Schultern hängen hatte, drängte er sich mitten in den Knäuel der Raufenden. Und hinter ihm schoben sich ein paar stämmige Bauern nach, während Herr Felician rief: „Wollts Ruh geben, ihr gottvergessenen Buben, ihr! Wollts Ruh geben . . . gleich auf der Stell!"

Das Wort des Pfarrers wirkte, und die festen Ellbogen der Bauern halfen noch ein wenig nach. Der Knäuel der Streitenden löste sich, und während einer mit blutendem Gesicht, ein zweiter ahne Hnt nnd mit zerranftem Haar, ein dritter mit hinkendem Fuß nad zerrissener Hose sich beiseite drückte, blieb Hanspeter allein auf der gleichen Stelle. Er atmete schwer, die Joppe hing in Fetzen von ihm nieder, sein Gesicht war bleich und rotfleckig, Mund und Ohren blutig gekratzt — nnd seine Augea staerten wie die Augen eines gehetzten Wildes. Er schien nicht zu sehen, wer vor ihm stand, schien nicht zu wissen, was rings um ihn her geschah.

Mit bekümmerten Blickea betrachtete ihn der Pfarrer. Und er schien es gleich zu erraten: der Hanspeter ist der Schuldige nicht!

„Wer hat angefangen?" fragte Herr Felician mit scharfer Stimme. Jetzt, da der Friede gestiftet war, stieg ihm erst der Zorn in die Stirne. „Wer hat angefangen?"

Alles blieb still.

„Will nar niemand Antwort geben? . . . Wer hat nngefangen?"

„Der Hanspeter!" rief der Staudamer-Mickei. Und ein Dutzend andere riefen es ihm nach: „Der Hauspeter! Der Hanspeter!"

Das Gesicht des Pfarrers wurde noch röter. „Das ist nicht wahr! Das glaub ich nicht! . . . Wer hat angefangen?"

Jenes weißhaarige Bäuerlein, das in der Gemeindeversammlung der Meinung gewesen, man sollte nicht wegen fünf Mark zwei arme Weibsleute um Dach nad Ofen bringen — jenes Bäuerlein erzählte dem Pfarrer, wie der böse Handel begonnen hätte.

Da schien sich der gutmütige, abgeklärte, geduldige Herr Felician Horndam plötzlich wieder in das „gewaltthätige Hitzköpfl" zu verwandeln, das er nach seinem eigenen Bekenntnis „vor dreißig Jahren" gewesen. Sein kleiner, rundlicher Körper streckte sich, und mit schallender Stimme begann er den Burschen seine Meinung so gründlich zu sagen, daß sie ihn mit scheuen Köpfen nad scheuen Augen anguckten.

Jetzt h a t t e n sie die Predigt, die ihnen der Hanspeter nicht halten wollte. Es war eine Predigt, so derb und kraftig, wie Heer Felician seit langen Jahren keine mehe gehalten hatte! Und weil er schon so heiß im Zuge war, bekamen sie auch gleich zu hören, was ihnen der Pfarrer erst am nächsten Sonntag von der Kanzel herunter hatte sagen wollen: daß es, „vom christlichen Standpunkt ans betrachtet", eine grobe Sünde und, „mit ein bisserl Menschenverstand angesehen", ein kindischer Unsinn wäre, an Hexen zu glauben, nnd daß, wer so übte Gerüchte ausstreue, wie sie über die Altenddorin in Umlauf kämen, entweder ein dummer Mensch sein müsse odee ein schlechter!

„Ui, sakra," zischelte von den Burschen einer, den die breitea Rücken der andern deckten, „heut redt er Wörtln, als hätten s' zwei Fäust, die ein bei die Ohren packen!" Und ein zweiter hetzte: „Ein bissel viel verlaubt er sich! Das braucht man sich doch aet gfallen z'lassen!" Und ein dritter stieß den Staudamer-Mickei mit dem Ellbogen an: „Das geht auf dich! Jetzt zeig, daß d' Schneid hast . . . nnd sag's ihm!" Micke, aus dessen käsigem Gesicht die Augen mit lauernder Unruhe blickten — wie die Augeu eines Menschen, der ein schlechtes Gewissen hat — lachte trocken var sich hin: „Ja, wär schon Zeit, daß einer ein Wörtl sagen thät! Heut spielt er sich ean bißl g a r keck auf!"

Herr Felieinn hörte wohl diesen tuscheladen Kommentar seiner Predigt nicht. Doch er schien den Widerspruch zu fühlen, der um ihn her in der Luft lag. Aber das schüchterte ihn nicht ein; im Gegenteil: aus seinem halben Hochdeutsch in vollen Dialekt fallend, schloß er seine Standrede mit Worten, so ländlich kräftig, daß sie die Goldwage schwerlich passiert hätten. Und das Amen seiner Predigt lautete: „So, ihe Lackn, ihr unchristlichen, jetzt kann sich's jeder hinter d' Ohren schreiben, was ich euch gesagt hab! Hoffentlich hitft's was! Oder es müßt schon Hapfen und Malz an euch verloren sein!"

In das Schweigen, das diesen Worten folgte, klang eine Stimme, grob nad frech: „He! Baben! Müssen wir uns auf der Gassen so was bieten lassen? Aus die Schulstrümpf, mein ich, wären wir lang schon aufgewachsen!"

Herr Felician, mit dunkelrotem Gesichte, hob sich auf die Fußspitzen. „W e r hat da was zu sagen?"

„Geh, geh, thun S' Ihnen net so aufblasen, Herr Pfarr! Deswegen wachsea S' net! In der Kirch drin können S' predigen, so lang wie S' mögen! Aber da auf der Gassen is einer wie der ander. Da giebt's kein Pfarr!"

Ein wirrer Lärm erhob sich. Die Burschen hielten es mit dem Staudamer-Mickei, der seine „Schneid" gezeigt hatte, während die Weiber und die älteren Männer Partei für den Pfarrer nahmen. Nur ein einziger blieb stumm — der Hanspeter; er bewegte wohl die Lippen, als wollte er sprechen, vod versuchte, zu Herrn Felician hin einen Schritt zu machen — doch wie ein Trunkener taumelte er zurück und mußte sich, um nicht zu stürzen, aa die Friedhofsmauer lehnen.

Droben über dem Rand der Mauer war mit verstörtem Gesicht die Jnagfer Kathrin erschienen. In Sorge um ihren geistlichen Herrn rang sie die Hände nnd kreischte aur immer: „Herr Pfarr, der Rosenkranz . . . Herr Pfarr, der Rosenkranz . . ."

„Ja ja, Kathrin, hast recht, ich komm schon," rief Herr Felician zu ihr hinauf. Alle Glut seines humaaen Eifers, aber auch aller Zorn schien plötzlich verkühlt in ihm. Einen ruhigen

Sonntag auf der Alp.
Nach dem Gemälde von Hans Bachmann.

Blick noch warf er auf den Staubamer Kaecht und nickte lächelnd vor sich hin. „So so, der Mickei? Ah freilich, der hat's nötig!“ Dann hob er die Hände, um die lärmenden Weiber und Bauern zu beschwichtigen. „Seids ruhig, Leut! So ein Wörtl thut net weh. Is alles recht! Lassen wir's gut sein! Gehen wir lieber hinein und reden wir mit unserm Herrgott ... is gscheider wie jedes Wörtl auf der Gassen ... die Kathrin hat recht! ... Kommts, Leutln, der Rosenkranz fangt an! Komm, Peterl, in der Kirch drin is dein Heimat ... da drin bist sicher!“

Herr Felician schürzte den Talar und watete durch die Schneewasserpfützen zum Thor des Friedhofes. Ein schwatzender Trupp von Weibern und Bauern schob sich hinter dem Pfarrer her, während der lärmende Schwarm der Burschen, geführt vom Staubamer-Mickei, hinüberzog in das nahe Wirtshaus.

Hanspeter, der sich mit kalkweißem Gesicht und erloschenen Augen an die Mauer lehnte, hatte die Hand gestreckt, als wollte er sie dem Pfarrer reichen. So stand er eine Weile, dann fiel ihm der Arm herunter. Seufzend that er die Lider zu, ein Zittern und Wanken kam über seine schwere Gestalt, und aus dem Mundwinkel sickerte ihm ein roter Tropfen. Jetzt brach er lautlos zusammen, kollerte ein Stücklein über den nassen Schnee — und so blieb er liegen.

Niemand kümmerte sich um ihn.

Ein paar alte Weiber, die den Rosenkranz zu versäumen fürchteten, zappelten flink vorüber und sahen den Haaspeter kaum von der Seite an — als wär's ein Rauschiger, der einen Purzelbaum in den Schnee gethan, um sich auszuschlafen.

Die Schreier alle, die hatten lange Beine gemacht, und so standen nur noch ein paar Schulkinder um den Hanspeter her und staerten ratlos und scheu erschrocken auf ihn nieder, wie einst die geängstigten Zwerge auf den ungeheuerlichen Körper des Gulliver.

„Da schau!“ stotterte ein fünfjähriges Dirnlein und deutete auf das Blut, das unter Hanspeters Hüfte hervorsickerte und in den nassen Schneeklumpen zerfloß.

„Jetzt muß er sterben, der Batzenweckerl ... weil er blöeten thut!“ erklärte ein kleines Bürschlein mit altklugem Gesicht. „Grad so is der Simaerl daglegen, den unser Sterl derstößen hat. Ja, du, der hat auch versterben müssen.“

Das Dirnlein machte im Schnee ein „Hockerl“ und sah dem Haaspeter mit großen neugierigen Augen in das entfärbte Gesicht. „Meinst, Pepperl, daß er schon tot sein thut?“

„Aber gwiß! Der lebt schon lang nimmer!“

Da sah das Dirnlein auf der Straße zwei verspätete Kirchgängerinnen daher kommen, die Altenöderin mit ihrem Mädel. „D' Häuslschusterin kommt ... die muß den Batzenspeckerl wieder lebendig hexen!“ Wie getrieben von einer Angst, die es selber nur halb verstand, begann das Dirnlein der Altenöderin entgegenzulaufen, schneller und immer schneller. „Häuslschusterin ...“ Zitternd klammerte sich das Kind an den Rock der alten Frau.

Verwundert sah Mutter Nannimai auf das Dirnlein nieder. Denn daß die Kinder ihr entgegenliefen, das war sie nicht gewöhnt — die pflegten doch sonst vor ihr davonzurennen, sich hinter die Stauden zu stecken und zu singen: „Zwei mal zwei giebt sechs sechs sechs ... so viel giebt's bei der Hex Hex Hex!“ Und da kam nun eines und klammerte sich an ihren Rock, als möcht' es um eine Gutthat betteln! Mutter Nannimai legte dem Dirnlein lächelnd die Hand auf das zausige Köpfchen. „Was magst denn, Kinderl, sag?“

„Butschön, Häuslschusterin, thu mir den Batzenspeckerl wieder lebendig hexen!“

Aber da hatte Lisbeth den regungslosen Schläfer im blutigen Schnee bereits erblickt. „Jesus Maria!“ stammelte sie zu Tod erschrocken. Sie begann zu laufen, warf sich neben Hanspeter auf die Kniee, rüttelte ihn an der Schulter, am Haupt und schrie wie von Sinnen: „Mutter, Mutter, Mutter ..!“

Als die Altenöderin unter Jammer und Thränen herbeigehumpelt kam, hatte Lisbeth schon den Kopf des Bewußtlosen auf ihre zitternden Arme gehoben. Und da lagen sie nun alle beide auf den Knieen — von den Kindern konnten sie nichts anderes erfahren, als immer nur das eine: „Derschlagen haben s' ihn, die Buben!“ — und unter halben, von Thränen erstickten Worten, ohne recht zu wissen, wie sie helfen sollten, mühten sie sich vergebens, den schweren Körper des Ohnmächtigen aufzurichten. Die Altenöderin suchte nach seiner Wunde, ohne sie zu finden, rieb ihm das Gesicht mit Schnee und fühlte nach seinem Herzen. Das schlug wie ein schwerer, müder Hammer.

„Er lebt ja, er lebt ... o du lieber Himmel, vergelt's Gott ... sein Herzl, das schlagt noch ... tummel dich, Kindl, und lauf ... Jesus, Jesus Maria ... lauf and schau, daß d' Leut kriegst, daß wir ihn heimbringen!“

Lisbeth rannte zum nächsten Haus — und da sah sie den jungen Waldhofer die Straße heraufkommen. Die Arme streckend, mit ersticktem Laut, eilte sie ihm entgegen.

Diesen tonlosen Schrei hatte Roman nicht gehört. Mit den Blicken im Schnee, das Gesicht geneigt und die Hände hinter dem Rücken, kam er langsam gegangen, wie einer, der in allen Gliedern die Ermüdung nach schwerer Arbeit spürt. So müde hatte ihn das Warten auf die Julei gemacht! Und so ganz versunken war er in seine grübelnden Gedanken, daß er völlig zusammenschrak, als Lisbeth plötzlich vor ihm stand und seinen Arm umklammerte. Was sie schluchzte und stammelte, schien er gar nicht zu hören — er sah ihr nur immer in das liebe, von Schreck und Sorge verstörte Gesicht, auf den zuckenden Mund und in die Augen, von deren schwarzen Wimpern die glitzernden Thränen niederfielen.

Erst die Stimme der Altenöderin weckte ihn aus diesem tauben Schauen. „Waldhofer!“ schrie sie, „Waldhofer, um Gotts willen, komm her, komm her!“

Und da sah er, daß es der Haaspeter war, der da drüben im Schnee lag und dessen Kopf die Altenöderin auf ihren Armen hielt.

„Ja du lieber Herrgott ...“ Ohne Lisbeths Hand zu lassen, fing Roman zu laufen an und riß das Mädchen mit sich fort.

„Da, Waldhofer, da schau her! Den Hanspeter haben s' derschlagen!“

Roman brauchte nur einen Augenblick, um allen Schreck und alle Ratlosigkeit von sich abzuwerfen. Er jammerte nicht, sondern wußte gleich, was zu thun war. „Erst muß er heim!“ Eins von den Kindern hieß er zum Doktor laufen: der sollte gleich in den Waldhof kommen! Dann eilte er in das Gehöft des nächsten Hauses und brachte einen Schiebkarren.

Den schweren Körper des Bewußtlosen diesen halben Fuß hoch auf die Bahre des Karrens zu heben — das war harte Arbeit. Keuchend halfen die drei zusammen. Roman und Lisbeth verschlangen die Hände, und so schoben sie dem Hanspeter ihre drei aneinander gesessetten Arme wie Traggurten unter den Rücken.

„Gott sei Dank!“ sagten sie alle drei, als der Bewußtlose auf dem Karren ruhte.

Damit sein Kopf nicht auf den harten Stangen liegen sollte, riß Lisbeth ihr Wolltuch und ihren Spenser herunter — Roman gab seine Joppe dazu — und das alles zu einem Kissen geballt, schoben sie unter Hanspeters Nacken. Und damit seine Arme nicht vom Karren niedergleiten konnten und im Schnee schleifen, faßte Lisbeth die eine und ihre Mutter die andere von Hanspeters Händen.

Roman hob den Karren und begann zu schieben. Unter der Last dieses doppelten Menschen, und in dem lichtgrauen, halbzerflossenen Schnee ging das plumpe Rad nur langsam vorwärts.

So brachten sie ihn heim und sprachen kein Wort dabei. Und dennoch war es kein „stiller Zug“ — denn die Glocken läuteten, alle drei, weil just im Rosenkranz Herr Felician Hocadam seinen „Andächtigen in Christo“ den Segen erteilte.

Lisbeth und Mutter Nannimai sahen nur immer den Hanspeter an, während sie zu beiden Seiten des Karrens gingen: und manchmal fuhren sie mit der Hand über die Augen, um ihre Thränen fortzuwischen. Roman aber schien neben seiner Sorge um den Hanspeter noch eine andere zu spüren — denn wenn er eine Weile den geduldigen Märtyrer auf dem Karren betrachtet hatte, hingen seine Augen immer wieder an Lisbeth. Die hatte doch ihr Tuch und ihren Spenser für den Hanspeter hergegeben, und nun zauste ihr der Wind das dunne Linnen, das bald in Falten pluderte, bald wieder glatt sich anschmiegte an den schlanken, linden Mädchenkörper. Ihre nackten Arme und der entblößte Nacken begannen sich in der frischen Luft zu röten — und ein

ums andremal that Roman einen Blick zum Himmel, als möchte er der Sonne zureden: „Recht warm mußt scheinen, oder das gate Madl thut mir ja frieren!“ —

Als der Kaeren um die Ecke der Straße verschwunden war, standen die Kinder noch immer unter dem Geläut der Glocken bei der Kirchhofmauer, schwatzten leise miteinander und guckten immerzu auf die roten Flecken im Schnee.

Da kam vom Wirtshaas her ein Gendarm gelaufen, der den Helm zurechtsetzte und die Säbelkuppel enger schnallte. Die Kinder wollten Reißaus nehmen, doch als sie sein energisches „Halt!“ vernahmen, blieben sie zitternd stehen.

Die Brauen aufgezogen, mit sachkundigen Blicken, musterte der Herr Gendarm das Bild des Schlachtfeldes.

„Aaah, da haben wir ſ' ja schon, die Korpes delikti!“

In Wichtigkeit und Eifer sammelte er verschiedene Fundstücke zu einem Häuflein: eine Stuhllehne, ein Sitzbrett, einen Hut und drei geknickte Sesselbeine.

„Ohne Stuhlfuß, natürlich, kann's bei uns nel abgehn!“ philosophierte er. Mit einem Zollstab, den er hinten aus der Hose hervornahm, maß er die Blutspuren im Schnee und die Länge aller Fußstapfen, welche rings um die roten Flecken her zu erkennen waren. In besonders deutlich ausgeprägten Tritten zählte er sogar die Abdrücke der Nägelköpfe.

Dann begann er mit strenger Stimme eine Frage um die andere an die Kinder zu stellen, und was die kleinen, zitternden Schächer zu bekennen wußten — den ganzen „Thatbestand“ — notierte er mit langem Zimmermannsbleistift in sein Taschenbuch.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Ueberseekabel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von C. Falkenhorst.

Seit alter Zeit fertigten die Einwohner auf der Halbinsel Malakka verschiedenartige Gegenstände aus dem eingedickten Safte des Perchabaumes (Isonandra gutta). Die ersten Indienfahrer legten diesem schmiegsamen Stoffe keine besondere Bedeutung bei. Erst im Jahre 1843 wurde die Guttapercha durch den schottischen Arzt W Montgomerie und zugleich durch Joze d'Almeida nach Europa gebracht. Man ahnte damals kaum, welche Bedeutung dieser Stoff in der ruhmreichen Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts erreichen sollte. Er kam im Jahre 1846 auch in die Hände des genialen preußischen Artillerieoffiziers Werner Siemens. Der Mann, der schon auf dem besten Wege war, die unbändige elektrische Kraft in den Dienst der Menschheit zu zwingen, stellte mit der Guttapercha Versuche an. Siemens fand, daß sie einer der schlechtesten Leiter der Elektricität ist, und sogleich erkannte er auch, daß sie vor allem geeignet sei, der elektrischen Telegraphie neue unermeßliche Bahnen zu eröffnen.

Damals trug der elektrische Funke schon flott die Nachrichten von Stadt zu Stadt, von Land zu Land; aber seine menschen- und völkerverbindenden Drähte mußten noch in der Luft gespannt werden. Man konnte sie nicht in die Erde oder ins Wasser versenken, denn es fehlten brauchbare Stoffe, welche den Draht isolierten, ihn davor schützten, daß er den Strom, der durch ihn flog, an die Umgebung abgab. Werner Siemens fand, daß die Guttapercha dieser Stoff, dieser gesuchte Isolator sei. Umgab man den Telegraphendraht mit ihm, dann konnte man die Leitungen in die Erde legen und Städte unterirdisch miteinander verbinden, dann konnte man ihn ins Meer versenken und Inseln und Weltteile miteinander telegraphisch sprechen lassen.

Mit der ihm eigenen Energie schritt Werner Siemens an die Verwirklichung seiner Idee, er erfand eine Presse, die den Draht mit der Guttaperchahülle versah, and schon in den Jahren 1847 und 1848 wurden die ersten unterirdischen Telegraphenkabel längs der Anhalter Bahn in Berlin und dis Großbeeren gelegt.

Die Bahn war gebrochen. Siemens fand Nachfolger, nad aan begannen die Versuche, unterseeische Kabel zu legen. Schon im Jahre 1850 wurde ein solches zwischen Dover und Calais versenkt, aber nur wenige Tage konnte man mit ihm depeschieren. Dann versagte es, denn es war zu schwach, und Wellen, die es an dem felsigen Küstengrunde hin and her bewegten, hatten die isolierende Schicht durchgescheuert. Man erlahmte aber nicht, sondern beschloß, solidere Kabel zu fertigen. Anstatt eines Kupferdrahtes nahm man deren vier, jeden mit Guttapercha überzogen, und umwickelte diese mit zehn verzinkten Eisendrähten. Das Urbild der Unterseekabel war geschaffen. Im September 1851 wurde das neue Kabel gelegt, und es trotzte jahrelang den Stürmen, die im Kanal tobten.

Während man nach diesem Vorgaag in verschiedenen Binnenmeeren mit Erfolg auf kleineren Strecken Kabel legte, keimte der Gedanke, ein Kabel auf den Grund des Atlantischen Oceans zu versenken and so den telegraphischen Verkehr zwischen Europa und Amerika zu ermöglichen. Das Vorhaben schien vermessen, es fand aber in dem New Yorker Kaufmaan Cyrus W. Field einen naermüdlichen Förderer. Schon im Jahre 1854 erhat er Gutachten des Oceanographen Maory und des Elektrikers Morie. Diese fielen günstig aus, und sofort begannen die Vorarbeiten zur Verwirklichung des kühnen Projektes.

Amerikanische nad englische Schiffe anternahmen Lotungen im Atlantischen Ocean. Damals war man auf Grund fehlerhafter Untersuchungen der Ansicht, daß im Ocean Tiefen von 12 000 bis 15 000 m vorhanden seien. Stieß man auf solche Abgründe zwischen Europa nad Nordamerika, so würden die gewöhnlichen Seekabel bei ihrer Versenkung durch eigenes Gewicht unfehlbar reißen. Die Lotungen ergaben jedoch, daß auf der Linie zwischen Valentia, dem westlichsten Paakte Irlands, und der Trinity-Bai auf Neu-Fundland die größte Tiefe nicht mehr als 3900 m betrage.

Cyrus W. Field gründete nunmehr die Aktiengesellschaft „The Atlantic Telegraph Company“, englische Firmen wurden mit der Anfertigung des Kabels beauftragt, and im August des Jahres 1857 deganaen die größten Schiffe der englischen und amerikanischen Mariae „Agamemnon“ und „Niagara“ mit der Legung des Kabels. Es kam jedoch zuerst eine lange Kette von Enttäuschungen. Zweimal riß das Kabel nab unverrichteter Dinge mußten die Schiffe zurückkehren.

Schon im nächsten Jahre wurden die Versuche von neuem aufgenommen. Mitten im Ocean trennten sich die Schiffe voneinander, nachdem die Kabelenden zusammengeschraßt worden waren, der „Agamemnon“ dampfte nach England, die „Niagara“ nach Amerika. Unter dem Donaer der Geschütze wurde am 5. August das Kabel glücklich in Valentia gelandet, und noch an demselben Tage kam vom „Niagara“ die Nachricht, daß er sein Kabelende glücklich in das Telegraphenhaus aa der Trinity-Bai eingeführt habe. Nun wechselten die Königin von England und der Präsident der Vereinigten Staaten James Buchanan die ersten telegraphischen Grüße zwischen der Alten und der Neuen Welt. Leider versagte das Kabel recht bald seine Dienste. Am 20. Oktober konnten noch einige Worte depeschiert werden; dann schwieg es für immer. Man konnte nur feststellen, daß etwa 300 englische Meilen von Valentia sich die schadhafte Stelle befaad. So lagen Millionen wertlos am Grunde des Meeres. Nach einem karzen Jubel bittere Enttäuschung.

Aber die Kabelmänner ließen den Mut nicht sinken. Es gelang ihnen allmählich, in England eine neae Aktiengesellschaft za gründen, und im Jahre 1865 begann das Riesenschiff „Great Eastern“ das Kabel zu legen. Wieder ein Mißerfolg; das Kabel riß und blieb auf dem Meeresgraade liegen. Aber 1866 dampfte die Kabelflotte wieder nach dem Westen. Diesmal gelang das Werk; ein neues Kabel wurde gelegt und das im Jahre 1865 verlorea gegangene wieder aufgefischt und nach Amerika fortgeführt. Beide Linien bewährten sich. Der Scharfsinn der Erfinder und die eiserne bewunderenswerte Ausdaaer der Unternehmer feierten den großartigen Sieg über die Schranken von Raum aad Zeit.

Seit jenem Erfolg wurden zahlreiche andere Kabel gelegt, nad das Netz der unterseeischen Leitungen, das sich von Erdteil zu Erdteil spinnt, besitzt bereits eine Länge von etwa 180 000 Seemeilen. Mit Ausnahme einiger weniger Linien befinden sich die wichtigeren Kabel in englischen Händen. So konnte maa auch in diesem Falle erleben, daß eine im Grunde deutsche Erfindung vom Ausland ausgenutzt wurde.

Freilich dienen die Ueberseekabel dem internationaten Verkehr, aber die Freiheit dieses Verkehrs ist beschränkt. In Artikel 8 des Internationaten Telegraphenvertrages behält sich jede Regierung das Recht vor, „den internationalen Telegraphendienst, wenn sie es für notwendig erachtet, sei es überhaupt, sei es nur auf gewissen Linien aad für gewisse Arten von Korrespondenzen, auf aabestimmte Zeit einzustellen, wobei ihr die Verpflichtung obliegt, hiervon sofort jeder der kontrahierenden Regierungen Kenntnis zu geben.“

Unter diesen Umständen erschien es für Deutschland, dessen überseeische Interessen so gewaltig gewachsen waren, bedenklich, in dem telegraphischen Weltverkehr von fremden Mächten, namentlich von England abzahängen. Es wurde als ein dringendes Bedürfnis empfunden, auch in dieser Hinsicht keine Opfer zu scheuen und sich, wie es einer Großmacht ziemt, auf eigene Füße zu stellen. Nach langen Verhandlungen hat sich im vorigen Jahre eine Deutschatlantische Kabelgesellschaft mit einem Grundkapital von 20 Millionen Mark gebildet. Inzwischen hatten aach die deutschen „Land- und Seekabelwerke“ in England den ersten deutschen Kabeldampfer „Podbielski“ dauen lassen, über den die „Gartenlaube“ zu Anfang dieses Jahres berichtet hat. In Nordenham (Oldenburg) wurde aber ein großes Fabrikeetablissement gegründet, das in Zukunft die deutschen Kabel im Lande herstellen wird. Die neue Gesellschaft hat sich verpflichtet, das erste deutsche Ueberseekabel zu legen, das von englischen Einflüssen völlig frei ist. Von Emden läuft es über Borkum durch den Kanal La Manche nach Fayal auf den Azoren und von dort direkt nach New York. Das Werk ist schon begonnen, und wenn unsere Leser diese Zeilen in die Haad bekommen, wird es hoffentlich glücklich vollendet sein.

Mit Freuden ist diese neue Errungenschaft zu begrüßen; aber sie muß nur der erste Schritt zu weiteren ähnlichen Unternehmungen sein. Das Reich ist bereit, die Unternehmungen der Privatgesellschaften zu fördern, und die Arbeit darf nicht eher ruhen, als bis Deutschland über ein Netz von Ueberseekabeln verfügt, das seiner Weltstellung würdig ist. Die Schwierigkeiten, mit denen maa zu kämpfen hat, dürfen aus nicht entmutigen. Die Geschichte der Legung des ersten Ueberseekabels zwischen Irland und Nordamerika hat ja gelehrt, wie durch eiserne Ausdauer schließlich der erhoffte Sieg errungen wird.

Spaziergänge durch die Weltausstellung in Paris.

Von J. C. Heer. Mit Illustrationen nach dem Leben von C. Ravn.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

II.

Tickethändler und Publikum vor der Ausstellung.

Tickets — hier kauft man Tickets!" In allen Modulationen tönt der Ruf, Gassenjungen und alte Weiber, die sonst zu nichts nütze sind, schreien: „Tickets! — mein Herr, kaufen Sie Tickets!" Andere Schreier bieten uns die Menge gedruckter Führer an, heiserer Lärm beherrscht die Zugänge der Ausstellung, die zwar nicht so viele Pforten wie das alte Theben mit seinen hundert Thoren, aber doch ihrer dreiunddreißig hat, darunter die Hauptpforte mit einem Fächer von zweiunddreißig Schaltern, durch die in der Stunde sechzigtausend Gäste in ihre Räume treten können.

Wie das summt, wie das strömt von Leuten aller Nationen! Bruchstückweise klingen alle Sprachen ans Ohr, neben dem Französischen am häufigsten das Deutsche, Mundarten vom Alpenlande bis zur Wasserkant, aber auch alle Idiome von den Küsten Kaliforniens bis zum äußersten asiatischen Osten. Etwas verwundert betrachtet die deutsche Kleinstädterin, die am Arm des Gatten in die Ausstellung tritt, die vielen schlottrigen Exoten, die sich bald in heimatlicher Tracht, bald als europäische Gigerl durch die Menge winden. Und die lächelnde Bemerkung drängt sich ihr schelmisch auf die Lippen: „Ihr europäischen Männer seid doch die schönsten!" Das stimmt und ist noch kein großes Kompliment, dagegen verdienen die Deutschen dasjenige der höchsten Galanterie. Weder die Engländer, noch die Franzosen besuchen die Ausstellung so zahlreich mit ihren Frauen wie die Deutschen, häufig hört man die Bemerkung: „Jener Herr ist wohl ein Deutscher. Er hat die Gattin bei sich!"

Wohin uns in der Ausstellung wenden, die sich auf einem Gebiet von 108 Hektaren zum kleineren Teil auf dem rechten, zum größeren Teil auf dem linken Ufer der Seine dahindehnt?

Vielleicht ist es ein guter Gedanke, der Geschichte die erste Ehre zu geben, wie es die Ausstellung selber thut, indem sie auf den verschiedenen Feldern der menschlichen Thätigkeit rückblickende Sammlungen vor die Schöpfungen der Neuzeit stellt und damit andeutet, wie aller Glanz und Reichtum, mit dem uns die Arbeitsrundschau der Gegenwart entzückt und ergötzt, die Werke dahingegangener Geschlechter zur Grundlage haben und gleichsam nur die Krönung eines Gebäudes bilden, dessen Fundamente schon von den Völkern der Vorzeit gemauert worden sind. In diese geschichtliche Stimmung hinein versetzt ein Besuch des kleinen Palastes der Künste, der uns gleich am Eingang der Ausstellung mit kühnen Kuppeln und ionischen Säulen entgegenleuchtet. Seine Räume gewähren ein überwältigendes Bild der Kunstvergangenheit Frankreichs, die darin aus den suchenden, tastenden Anfängen des Frühmittelalters zu jener Vollendung hinaufgeführt wird, welche sie unter den letzten Königen des Landes im zierlichen sinnenreizenden Rokoko gefunden hat. Die Gobelins, die großen gewobenen Bildteppiche, prangen, sie schildern die Schlachten und Siege, die großen Hoffestlichkeiten des französischen Königtums, Schäferspiele, die von den schönsten Frauen des vorigen Jahrhunderts bevölkert sind; die mit Vögeln und Blumen bemalten Porzellanvasen von Sèvres strahlen, und wunderbar feine geschnitzte oder getriebene Zimmergeräte, Geschirre und Nippsachen illustrieren den Luxus und die uns entschwundene Lebenskunst der vornehmen französischen Kreise, die von all diesen Herrlichkeiten hinweg auf das Schafott der Revolution steigen mußten.

So vergeht der Ruhm der Welt. Ein voller geschichtlicher Akkord, und nun grüß' Gott die Kunst der Gegenwart, besonders die Kunst der deutschen Meister!

Aus den Sammlungen, welche die höfische Luft Frankreichs atmen, die schwülen Erinnerungen an die Pompadour und die Frau von Maintenon erneuern, treten wir in den großen, von korinthischen Säulen getragenen Palast, wo sich die modernen Werke aus aller Welt so reich Stelldichein geben, daß es eines Katalogs von sechshundert Seiten bedarf, um sie aufzuzählen. An wie vielen unter ihnen klebt nicht das Herzblut von Künstlern, die ihre Tage, ihre Nächte geopfert haben, um eine Medaille von der Ausstellung zu holen, und wenn wir die Vorgeschichte mancher der Kunstwerke kennen würden, so sprächen wir unseren Segen darauf, aber wir ahnen in der Fülle nur die unermeßliche Summe von Talent und Hingabe, die sie verkörpert.

Orientalische Typen.

Ja einer von einem Riesenglasdach überwölbten machtvollen Halle, die von weiten Galerien umzogen ist, stehen die Bildwerke aus Marmor oder Erz und gewähren, aus der Höhe gesehen, beinahe den Anblick eines mit monumentalen Denkmälern dicht übersäeten Friedhofes, doch sind auch zahlreiche Schöpfungen der

Bildhauerkunst in den Gärten der Ausstellung zerstreut und wirken in ihrer Vereinzelung stärker als in der sich bedrängenden Menge. Die meisten der Marmor- und Erzwerke schildern die Schönheit des weiblichen Körpers, die stählerne Kraft des Mannes, andere bringen die Porträts großer Zeitgenossen oder symbolisieren bald in Einzeldarstellungen, bald in Gruppen die geistigen Mächte, die in der Menschheit lebendig sind. Um die Halle der Erz- und Marmorbilder ziehen sich in zweistöckigen Fluchten weithin die Gemächer und Säle, wo die Gemäldekunst der Völker, eine Weltkunst, an der alle Erdteile ihren Anteil haben, zu uns redet, und wenn es neben Werken von edler Einfachheit und beredter Schönheit auch andere giebt, die durch die Wahl eines häßlichen Stoffes oder durch Bizarrerien der Technik befremden, so weisen uns doch alle Räume einzelne Schöpfungen von herzgewinnendem Zauber, und manche Länder auf verhältnismäßig kleinem Raum einen gediegenen Ueberblick über die Sphäre ihrer Kunst.

Das verkehrte Haus.

Deutschland mit seinen besten Namen voran! Seine Ausstellung umfaßt die zeichnerische Darstellung zahlreicher neuerer Monumentalbauten, wie Kirchen und Rathäuser in den deutschen Städten, moderne Stiche und Lithographien, und Werke der Bildhauerei wie der Malerei illustrieren die deutsche künstlerische Schaffenskraft des letzten Jahrzehnts. Sie zeigen, wie aus dem einst so erbitterten Kampf einer alten und einer neuen Schule eine Kunst hervorgegangen ist, die das Beste aus beiden Richtungen vereinigt, Auswüchse vermeidet und die Anhänger der alten wie der jungen Meister versöhnen kann. Besonders reich ist das deutsche Porträtfach, in erster Linie durch Lenbach, vertreten; unter den Gemälden allen aber übt auf die Franzosen keines eine so starke Anziehungskraft wie ein schönes Bild des Deutschen Kaisers, dessen ritterlicher Sinn den Parisern so außerordentlich sympathisch ist, daß man immer wieder den Wunsch hört, der Kaiser möchte die Ausstellung besuchen. Das Bild ist ein Werk des eben in Berlin verstorbenen Professors Max Koner.

Neben Deutschland verdienen auch Oesterreich-Ungarn, Italien und Dänemark das hohe Lob, daß ihre Kunstsammlungen eine Auslese des Besten darstellen, was die jüngste Vergangenheit dieser Völker geschaffen hat. In der italienischen Ausstellung bewundern wir besonders eine Vereinigung von sechzehn Werken G. Segantinis, der vor kurzem jung, doch ruhmbedeckt mitten in der Arbeit den Tod gefunden hat, sie setzen die Frische und Unmittelbarkeit des Meisters, das vielseitige Wesen seiner Eingebung und den poetischen Hochflug seiner Gedanken ins hellste Licht.

Auch die Schweiz hat in einer Sammlung, die nicht kleiner als diejenige der Großstaaten ist, manches gute Bild aus ihrer schönen Natur und ihrem eigenartigen Volksleben ausgestellt, schade nur, daß einige Gemälde, die bei einer strengern Sichtung in Wegfall hätten kommen müssen, nicht durch Werke des berühmtesten schweizerischen Meisters ersetzt worden sind, aber wir suchen ihn umsonst, den Namen Arnold Böcklin!

Aus der Kunstausstellung, deren lebens- und schönheitsvolle Säle immer wieder zum Besuche locken, treten wir in die blühende Rosenpracht jener Gärten, die sich überall als erfrischende Oasen zwischen die einzelnen Gebäude der Ausstellung hineinschieben und liebliche Zufluchtswinkel und Erholungsstätten bilden, wenn die Augen und Sinne von all der Pracht schauensmüde sind.

Da im Grünen haben wir die Gelegenheit, das Volksleben der Ausstellung zu belauschen. Französische Provinzialen in steifer dunkler Bauerntracht wandeln vorbei. Der Traum ihres Lebens hat sich erfüllt, sie sehen Paris, die für jeden guten Franzosen von einer goldenen Gloriole umschwebte Hauptstadt, im Glanze ihrer Ausstellung, und mit einer Art andächtigen Stolzes genießen sie das Schauspiel, um deswillen sie die einzige größere Reise aus dem stillen Bereich ihres Dorfes angetreten haben. Man darf sicher sein, daß sie ihren Hausgenossen bis zum Ende ihres Lebens von Paris und der Ausstellung erzählen werden.

Aus Alt-Paris.

Neben uns hat sich ein Pariser auf die Bank niedergelassen, und ein Wort giebt das andere. Er ist nicht recht zufrieden mit der Ausstellung: „Sie verteuert uns das Leben. Sind Sie Junggeselle, so kostet Sie jetzt das Zimmer zehn oder zwanzig Franken mehr als früher, haben Sie eine Familie, so verlangen die Dienstboten statt fünfzig siebzig Franken im Monat oder laufen fort, die Kutscher und Wäscherinnen haben ihre Ansätze erhöht und werden damit nicht zurückgehen, wenn auch die letzten Fremden abgereist sind. Dann die Landleute! Sie haben alle vergessenen Verwandtschaften, die sie mit Paris verbinden, ausgegraben und beehren uns mit längeren Besuchen. Gewiß, es ist ein schönes Ding um die Gastfreundschaft, aber das Haus voll Verwandte, die meinen, der Vetter in Paris schöpfe das Geld mit dem Scheffel — vor

dieser Aussicht ist eine Menge Familien, die es nötig hätten, in Paris zu sein, auf das Land geflohen."

Und er grüßt und geht, aber ähnliche Stoßseufzer kann man noch oft zu hören bekommen.

Wir bleiben heute auf dem rechten Ufer der Seine und werfen einen Blick in den Ausstellungspavillon der Stadt Paris. Interessant ist die Sammlung der wichtigsten Erlasse und Haftbefehle aus der großen Revolution und die Menge von Bildern, Karikaturen und Originalzeugnissen, durch welche uns die blutig bewegte Zeit nahetritt. Eine besondere Anziehungskraft auf manche Besucher aber üben die Darlegung des Pariser Polizeiwesens, die Albums von Verbrechertypen und die Ausstellung der Mittel, z. B. der anthropometrischen Meßapparate, durch welche die Polizei die Identitätsnachweise leistet; in der Menge von Leuten, die diesen Dingen ihre Aufmerksamkeit zuwenden, glaubt man Gesichter zu bemerken, die mehr als einen nur wissenschaftlichen Anteil daran bekunden; uns aber fesseln auch die übrigen Sammlungen der Stadt, in denen sie das Bild ihrer mannigfaltigen, ins Riesenmaß gehenden Wohlfahrtseinrichtungen, ihrer Schulen, ihrer Architektur- und Wasserwerke entfaltet und mit den Fluten eines Monumentalbrunnens die Zuleitung und Filtration der Wasser aus den Flüssen Seine, Ourcq ꝛc., die das mächtige Gemeinwesen mit einer Fülle klaren Wassers versehen, reizend illustriert.

Nur einen Blick, dann wandern wir durch die „Straße von Paris", eines der mancherlei Vergnügungsviertel der Ausstellung. Ein Gemenge leichter Gebäude erhebt sich wie die Budenstadt einer Messe buntbemalt aus den Baumkronen einer grünen Allee, denn die Pariser haben sich bei allem Raffinement des Lebens, das in ihrer Stadt flutet, die Fähigkeit bewahrt, sich in fast jugendlicher Weise an einfachen volkstümlichen Vergnügungen zu ergötzen, und sie thun es nun einmal nicht ohne allerlei Klimbim und Spielzeug für kleine und große Kinder. Da singt und schnarrt der Phonograph, der als wissenschaftliche Leistung bewundernswert, aber der Gräuel eines Kunstinstrumentes ist, da klatscht eine fröhliche Menge den schwirrenden Bildern eines Kinematographen zu, andere bejubeln die lustigen Figuren und derben Sprünge eines Puppenspiels, das bei den Franzosen von jeher hoch in Gunst gestanden hat, Tänzerinnen wiegen sich auf den Pavien, Musikbanden schmettern — kurz es ist Jahrmarkt — und am meisten schütteln die Leute die Köpfe über das „verkehrte Haus", ein Gebäude, das auf dem Dache steht und in dem man infolge einer sinnestäuschenden Spiegelung die Gäste auf den Köpfen wandeln sieht, eine der tollsten Erfindungen der Sensationslust.

Die Straße ist das Paradies der Kinder, die in die Ausstellung geführt werden, der putzigen, drolligen, lebhaften Aeffchen, die sich aus schönen, oft etwas überladenen Kostümen schau als kleine Damen und Herren von Welt gebärden. Das Kind hat in Paris ein großes Recht. Das arme Weib aus dem Volke, wie die Frau des Salons, Herr und Knecht sind Kinderfreunde, und man darf sicher sein, daß auch im dichtesten Gewoge der Ausstellung keinem der Kleinen ein Leids geschieht. Wenn aber, was gar nicht so selten vorkommt, ein wuselnder neugieriger Ausstellungsgast sich von der Seite der Eltern verliert — was für ein Aufruhr entsteht unter den Unbeteiligten, wie viel Glückwünsche fremder Leute bekommt die Mutter, wenn sich der Ausreißer wieder gefunden hat!

An der „Straße von Paris" stehen auch die anmutigen Glaspaläste, in denen Gärtner aus aller Welt ihre Pflanzenausstellungen, die von Woche zu Woche wechseln, sehen lassen und die wahre Jubellieder von Blumen entfalten; da ist ein Aquarium, wo die eiligen Meerspinnen durch die versunkenen Ruinen des Tempels von Puzzaoli kriechen, die zierlichen Seepferdchen um materische Basaltfelsen schweben, die Muscheln, Seesterne, Schwämme und Edelkorallen sich an alte Schiffstrümmer gelehnt haben und die Hundshaie und Meerdrachen, eine Menge wunderlicher Flosser durch die blaue Salzflut ziehen, und endlich gelangen wir zum ernsten Palast der Kongresse, wo sich Gelehrte aus aller Welt Stelldichein geben und in Vorträgen die höchsten Fragen der Menschheit verhandeln.

So drängt sich eine kunterbunte Welt, in der die Bilder wie in einem Kaleidoskope wechseln.

Jetzt bietet „Alt-Paris", ein überaus romantisches Wirrsal von Bauten, die sich längs der Seine zu einem eigenartig malerischen Quartiere ordnen, das farbenreiche Bild der mittelalterlichen Stadt, und wir sehen die Scenen, die uns Victor Hugo in seinem Roman „Notre Dame de Paris" mit glühender Phantasie schildert, in Lebenswirklichkeit an uns vorüberziehen. Nur das liebliche „Schweizerdorf" in der fernen Südecke des Marsfeldes geht mit seinen Bergen, Thälchen, Wassern und Hütten, mit seinem frischen Volksleben so poesiereich auf die Sinne wie das alte Paris, wo sich bald seltsamähnliche, bald aus leichtem Fachwerk gebaute Häuser mit weit vorspringenden Dächern, mit Erkern and Bogengängen, mit Balkonen und gotischer Zierat zu engen krummen Gäßchen zusammenschließen, über die hinaus altertümliche Wirtsschilde mit sonderbaren Aufschriften, z. B. „Zur harfenden Ziege", „Zum wachsamen Esel", „Zur spinnenden Wahrsagerin", ragen. Neben dem wappengeschmückten St. Michelsthor steigt ein grauer Turm des ehemaligen Louvre in die Luft, das Quartier latin, das Pariser Studentenviertel des Mittelalters, nimmt uns auf; weiterhin begrüßen wir das Geburtshaus Molières, und in einem mit Reliefs geschmückten Bau sehen wir eine uralte Presse an der Arbeit, die eine „Gazette" druckt. Dabei erhebt sich die der Bruderschaft der Gaukler gewidmete St. Juliuskirche und als ein Juwel der gotischen Baukunst von Paris die heilige Kapelle, an deren Treppenaufgang die Straßenbuchhändler ihre Schmöker feilbieten. Nicht weniger romantisch als die Gassen ist das Leben, das sich darin bewegt. Landsknechtsmusik rauscht, Schildwachen in alter Tracht und Wehr hüten die Thüren, Edelleute in bauschigen Gewändern, Frauen in buntea Kleidern lustwandeln, Scholaren und Gaukler sitzen in den altertümlichen Schenken beim Krug, Dichter und Bänkelsänger tragen ihre Balladen vor und Tänzerinnen wecken das Schauspiel ehemaliger Lebenslust. Doch am dichtesten strömen die Besucher, besonders die Frauen, zu einer jungen Gedankenleserin und Wahrsagerin, die mit verbundenen Augen und nervös erregt ihre Oraiel spricht und eine Menge gläubiger Seelen findet.

Welche Ironie! Die Franzosen nennen die Ausstellung das „Welthirn des Jahres 1900"; doch mitten in diesem Welthirn drängt sich abergläubisches Volk um die Wahrsagerin und baut auf ihre Kabalistik, die es erraten soll, ob die Ausstellungslose gewinnen oder Nieten sind. Ist das nicht ein wenig demutigend?

Ungestraft wandelt keiner durch die Bilder von Alt-Paris, jeder läßt einen ansehnlichen Obolus darin; doch nicht nur hier, überall, wo Einzelausstellungen locken, sind der Börse des Besuchers die geschicktesten Fallen gestellt, und es ist bei der Liebenswürdigkeit, mit der man eingeladen, gebeten, gedrängt und angebettelt wird, keine kleine Kunst, den Mann mit der geschlossenen Hand zu spielen.

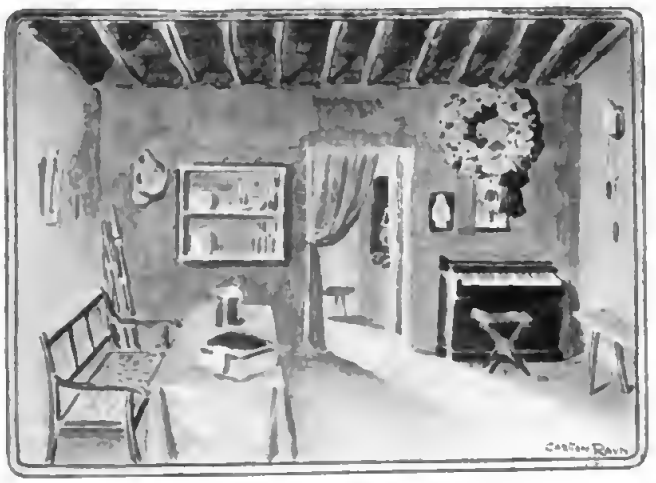
Kirchtürme im griechisch-katholischen Stile winken uns entgegen, und auf zierlichen Minareten flattert der Halbmond; wir treten in ein vielgestaltiges Babel, in maurische Paläste, in Pagoden Brahmas und Türme aus Spitzenwerk, in hinterindische Bauten mit zurückgebogenen Dächern und in schwere ägyptische Tempel, in runde Stroh- und Bambushütten, wir wandern durch Straßen mit orientalischen Bogen und holzvergitterten Fenstern und schauen in Werkstätten, wo die Schmiede des Ostens kunstfertig Rippsachen aus Silber treiben, in Bazare, in denen Araber und Turkos, den Turban auf dem Kopf, die Wasserpfeife im Mund, ihre Schätze an goldgestickten Stoffen, bunten Teppichen, damaszierten Waffen, gold- und silbereingelegten Waffen, farbigen Seidenwaren, Kleinodien und Töpfereien hüten. Aus teppichverhangenen Cafés tönt das Tamtam, mit dem die Bajaderen ihre Tänze begleiten, exotische Kinder, die vor den Buden spielen, strecken bettelnd die Hände: sie lassen die Funkelaugen leuchten und holen, wenn wer sie beschenken, auch nach ihre Geschwister, die uns mit den Worten „Sou, sou!" verfolgen.

Wir sind in der Kolonialausstellung, an der sich mit Ausnahme von Deutschland wohl alle Länder beteiligt haben, die jenseit der Meere herrschen, die entlegensten Gegenden der Welt rücken in diesem malerischen Viertel nachbarlich zusammen, aber auch mancherlei Europäisches mischt sich darein, so das prächtige

Panorama des malerischen Frankreichs mit Bildern aus den Vogesen, den Pyrenäen und aus Savoyen, der Dauphiné und der Bretagne.

Ueber das anmutig bewegte, farbenreiche Gemälde ragt der Trocadéro mit seinen schlanken Türmen, die nun schon auf die vierte Weltausstellung niederblicken. Obgleich verwittert, beinahe ein ehrwürdiges Altertum unter den bleudenden neuen Gebäudea, ist er mit seiner machtvollen Rotunde, mit seinen Loggien und Seitenflügeln immer noch eines der herrlichsten Bauwerke von Paris. Am Sonntag entströmt seinem Wasserthor mit erfrischender Kühle ein stattlicher Bach und spielt in lebendigem Stürzen und zarten Schleierfällen eine breite, sanfte Treppe hinab, an der in Erz gegossen Tierfiguren der Vorzeit ragen, und gerne ruht man eine Viertelstunde in dieser von Rosenflorea umduftetea schönen künstlichen Natur.

Da erhebt sich mit dem Schlag der Stunde ein liebliches Glockenspiel und antwortet dem Geklingel der zahlreichen Glöckchen chinesischer und japanischer Tempel. Es kommt vom Turm des sibirischen Palastes, einem Miniaturkreml, und lockt uns in seine Räume, die zu den sehenswertesten des Koloniatviertels gehörea. Unter einem Krönungsbild Alexanders III entfaltet Sibirien den Reichtum seiner Erzeugnisse, die Elfenbeinzähae des Mammuts, die aus dem ewig vereisten Boden der Tundren gegraben werden, hübsche Gruppen seiner Haustiere, des gewaltigen Elen und des rauhen Zughundes, seines Wildes und der kostbaren Pelzwaren, die der braune und der Eisbär, die Robbe, das Walroß, der Silberfuchs, der Zobel und das Hermelin liefern. Dazu gesellen sich Lebensbilder der Bevölkerung, die rohgeschnitzte Holzstücke als Fetische anbetet, Ansichten des Verkehrs zu Wasser nnd zu Land, der Erzgewinnung im Ural; den mächtigsten Eindruck aber macht die Ausstellung der transsibirischen Bahn, die sich nicht nur auf Zeichnungen, Kartea nad Brückenmodelle beschränkt, sondern den Besucher in einea kleinen Luxuszug treten läßt, der vom sibirischen Palast in den chinesischen Pavillon hinüberfährt, den Ausblick auf charakteristische Landschaftsbilder bietet und in den Bahnhof von Peking mündet.



Das Innere des Transvaalhauses.

Einen rührenden Gegensatz gegen das mit seinen asiatischea Besitzungen prahlende Rußland bildet die Ausstellung von Transvaal. Wie schlicht ist die strohbedeckte, rohgemauerte Burenfarm, die fast aller Annehmlichkeiten entbehrt! Auf dem gezimmertea Tisch liegt die in Pergament gebundene holländische Bibel aus dem Jahr 1714, an den Wänden hängen einige kunstlose religiöse Farbenbilder und das Holzbrett des Burenkalenders, der nichts weiter als die Namen der Monate und die Zahlen von 1 bis 31 enthält und auf dem das Datum durch zwei Hölzchen angegeben wird, deren eines dem laufenden Monat, deren anderes der Tageszahl beigesteckt ist. In einer Ecke steht ein kleines Harmonium, in einer anderen lehnen die Waffen, und im Nebengemach befindet sich das Lager aus dem Fell erbeuteter Tiere. Es ist, als weise ein alter sonnverbrannter Bur auf das einfache Heim aad sprecha: „So lebten wir, da kam" — er weist auf die daneben ausgestellten Maschinen, deren sich die Goldgräber zur Zerkleinerung des Gesteins und zum Waschen des Erzes bedieven — „zu uns die fremde Gier, und" — er deutet auf einen vergoldeten Obelisken, der sich auf einer Grundfläche von 2,5 m Breite 14,36 m hoch neben dem Burenhaus erhebt — „wegen dieses Goldklumpens, den man aus unserm Boden gegraben hat, sind wir das unglücklichste Volk der Erde geworden!"

Tag um Tag kann man durch das Viertel der Kolonien wandern und findet immer Dinge, die reizen und fesseln.

Da ragt ein ägyptischer Tempel nach dem Vorbilde jeaer, die seit drei Jahrtausenden an den Felsenufern des Niles stehen, und in seinem Dämmerlicht ruhen die Königsmumien und Papyrusrollen, die uns die Kunde ferner Zeiten aufbehalten habea. Im Kondotempel von Nara weist uns Japan die seltensten Schätze des kaiserlichen Museums und die Pracht seiner Blumenpflanzungen, im Tjandisaritempel von Java zeigen uns die Niederländer ein Kleinod insularer Baukunst, das mit Hundertea von Götterbildern und seltsamen mythologischen Darstellungen geschmückt ist, zugleich aber Sammlungen enthält, in denen uns die Werke Rembrandts und anderer niederländischer Künstler in lebensvoller Schönheit entgegenleuchten, das holländische Kunsthandwerk, namentlich die Porzellane von Delft, den seinen Geschmack des Landes rühmen. Doch das merkwürdigste unter allen asiatischen Bauwerken ist der Pnom, ein mit Bildwerken über und über bedeckter kambodschanischer Felsentempel mit geheimnisvollen Kammern, durch derea Fenster wir die Häfen und Städte von Chma in dioramatischer Darstellung erblicken.

Das mutet an wie Märchen aus Tausend nnd Einer Nacht, allein das Märchenhafteste ist ein Besvch der „Unterirdischen Welt", die zusammen mit der Bergwerksausstellung in den alten Steinbrüchen des Trocadéro eingerichtet worden ist. Durch Grotten, über denen zwei Tiere fernentlegener Erdzeiten, das Iguanodon, eine Art Riesenkänguruh, und das Megatherium, ein gewaltiges Faultier, stehen, tritt man in lange, rohe, unheimliche Gänge, die sich hin und her winden, und gelangt in den sonderbarsten Tartaros, den man sich denken kann. Er stellt unsere Erde im Urzustande dar. Aus einem qualmerfüllten Himmel, an dem Regengüsse Streifen bilden, scheinen zu gleicher Zeit eine gestaltlose Sonne vnd ein flammender Mond, zucken die Blitze auf die wogende Lava, uvd aas Spalten steigen die Dampfsäulen. In einer Kupfermine aus der Zeit der Phönizier brechen die Sklaven das Erz aus den Felsen, einer sinkt unter der Peitsche des Aufsehers, ein andrer steigt aus der Tiefe und ein dritter verschwindet mit seiner Ladung auf schmalem Bergpfad. Weitere Gruppen stellen die Totenbestattung im Altertum dar: in geräumiger Kammer finden wir die Standbilder eines vornehmen Aegypters und seiner Gattin, so wie sie in der alten Nekropolis vov Memphis entdeckt worden sind, und Skulpturen und Malereien der Wände schildern Ereignisse aus dem Leben der Verstorbenen. Eine Kuppel mit reicher Bronzeverzierung wölbt sich über das Grab Agamemnons, in dem zwei Helden des Trojanischen Krieges, goldene Gefäße zur Seite, in goldenen Masken und gotdgeschmückten Gewändern ruhen. Einfach und düster sind die Katakomben von Rom, kunstreich die etruskische Totenkammer mit den Gräbern von Vater, Sohn und Tochter. Ein anderes Bild zeigt uns die Gegend von Paris zur Tertiärzeit: in tropischen Pflanzen weidet das Paläotherium, eine Art Tapir; über einem See der Kohlenperiode, an dem sich ein Korallenriff erhebt, schwebt der erste Vogel der Erde, der einer Fledermaus gleicht und Zähne and vier Füße besitzt. Auch eine Einsiedelei am Roten Meere steht in diesem Zaaberreich: ein Mönch sitzt an der Brüstung der Felsenhöhle und schaut auf das befestigte Kloster hinab, neben sich hat er den Eimer, dev er an einem Strick in die Tiefe sinken läßt, auf daß Mitleidige Nahruvg für ihn darein legen. Die Grotte von Capri schillert in blauem Lichte, wildromantische Wasserfälle stürzen, geheimnisvoll

erschimmert, von Stalaktiten überhangen, ein unterirdischer See, die unterirdischen Pagoden von Anaam mit vergoldeten Buddhagestalten und seltsamen Götterbildern blinken. — Durch schmale Spalten bricht fahles Licht — genug des unterirdischen Spuks! — der Bann des Hades ist gebrochen — aufatmend treten wir an den Tag · vor unsern Blicken strahlt das Marsfeld mit dem Eiffelturm und den hohen Hallen.

Hinüber, hinüber! — Denn was wir bis jetzt gesehen, ist nur Vorspiel der riesenhaften Gesamterscheinung der Ausstellung, die uns die drängenden Massen ihrer Gebäude erst auf dem linken Ufer der Seine, auf der Esplanade des Invalidendoms und auf dem Marsfeld, entgegenstellt.

Mit der „rollenden Promenade" wollen wir durch dieses Ausstellungsreich fahren.

Wanderbursch.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die Strasse zieht ein armer Bursch,
Weiss nicht, wo heute bleiben.
Da sieht, fliesst ein holder Schein
Aus hellen Fensterscheiben.

Er sieht und späht ins Stübchen traut:
Da dampft die Abendsuppe,
Grossmutter spinnt, Nesthäkchen spielt
Verschlafen mit der Puppe.

Der Kater sitzt am Herd und schnurrt,
Vertraulich zirpt die Grille,
Die Wanduhr tickt, das Rädchen surrt,
Sonst alles lieblich stille. —

Und weiter zieht der arme Bursch,
So weh ward ihm zu Sinne,
Ihm ist, als ob des Abends Tau
Sein Antlitz übertünche.

Reinhard Volker.

Kampf ums Glück.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Paul Robran.

(Schluß.)

Florenz.

Mistreß Litton und Fräulein Meißchen traf ich auf der Straße, sie haben meinen Gruß einfach geschnitten.

An meinem letzten Empfangstag kamen viele Herren, ganz einfach, ohne mir von jemand vorgestellt zu sein. Und alle die Belanaten ohne ihre Damen! Erst hielt ich es für einen Zufall und fragte. Die Frauen hatten Migräne oder Kopfschmerzen oder Besuch. Zuletzt traten zwei Damen ein, Mistreß Black, von der man sagt, sie sei gar nicht Mistreß Black, und eine wunderschöne Person am Arme des kleinen Attachés Svensken. Er stellte sie mir als die berühmte Aldebara vor. Ich sagte ihm ein paar Worte; er wurde rot und zog sich zurück und nahm seine berühmte Aldebara mit, wohin sie gehört — ins Specialitätentheater.

Ich bin also rettungslos kompromittiert.

Sie halten mich für Carlo Strianos Geliebte, aus deren Armen er in das Messer eines früheren Liebhabers lief.

Wenn das nicht Grund ist, um darüber den Verstand zu verlieren, weiß ich keinen besseren!

Ich habe einmal eine Frau gesehen, die gelernt hatte, die Augen vor keinem unverschämten Blick mehr niederzuschlagen. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich noch einmal in die Lage kommen würde, Gräfin Maud um ihre eherne Stirn zu beneiden. — –

* * *

Die Feder fiel mir aus der Hand, und es durchzuckte mich wie ein Blitz. Daß ich auch nicht eher daran gedacht habe, gleich als man von einem Nachakt sprach! Der Mensch, dem Carlo auf dem Lido den Hut vom Kopf schlug! Er hat es damals feig eingesteckt und sich verkrochen, um ihn dann desto sicherer zu treffen.

Ich ging nach der Präfektura und ließ mich beim Kommissar melden, der mich damals verhört hatte. Er bot mir mit unverschämter Vertraulichkeit einen Stuhl, ohne seine Cigarette wegzulegen. Aber er wurde sehr aufmerksam, als ich ihm die ganze Scene erzählte, und sprang dann erregt auf.

„Wir sind auf der Spur," rief er vor Freude mit den Fingern schnippend. „Signorina, Sie machen mich zu Ihrem Schuldner: mein Ruf als geschickter Kommissar stand auf dem Spiel. Wie soll ich Ihnen danken?"

„Indem Sie vermeiden, meinen Namen hineinzuziehen. Ich habe genug gelitten!"

„Ihren Namen hineinzuziehen, wird sich nicht vermeiden lassen! Aber seien Sie meines Dankes gewiß — ich werde es so machen, daß es Ihnen nur nützen kann." Er begleitete mich zur Thür, ganz ergebene Achtung und Höflichkeit.

Tagelang hat der Telegraph nach allen Seiten gespielt. Ich habe im Fieber auf die Nachricht gehartt. Denn wenn es klar war, wem und weshalb er zum Opfer gefallen ist, dann war doch wenigstens die eine Hälfte meiner Ehre wieder hergestellt. Man wußte dann wenigstens, daß es nicht die Rache eines früheren — Liebhabers von mir war!

Und dann kam das Telegramm: Sie haben den Mörder in Genua gefaßt!

Gleich beim ersten Verhör hat er eingestanden, daß er Carlo erstochen hat, um sich für den Schimpf zu rächen. Er hat uns beobachtet, während wir am Kamin saßen, von einem Baume außerhalb des Gitters. Er hat beschrieben, daß der Theetisch zwischen uns stand, und daß das Mädchen im Nebenzimmer bei der Lampe saß. Als Carlo aufstand, ist er von seinem Baum heruntergeklettert und hat sich hinter dem Pfeiler versteckt. Carlo sei gleich darauf herausgetreten.

So giebt mir das Geständnis eines Mörders meinen guten Ruf wieder — durch einen Zufall! Hätte er nur noch ein paar Minuten länger auf seinem Posten ausgeharrt, so würde er gesehen haben, daß ich in Cartos Armen lag.

Welch furchtbarer Gedanke, daß Mörderaugen auf uns ruhten, während wir plauderten, und daß Mörderhände auf ihn lauerten!

Die unselige Gräfin Striano ist dem Arm der Gerechtigkeit entschlüpft. Der Mann behauptet steif und fest, sie habe nichts davon gewußt, und er kenne schon seit Monaten ihren Aufenthalt nicht mehr. Ich bin überzeugt, daß ihre Gedanken seinen Arm geführt haben, und daß er lügt, wenn er versichert, nichts von ihrem Aufenthalt zu wissen.

Er hat die Scene am Kamin mit gefliſſentlicher Deutlichkeit beschrieben. Was hatte er für ein Interesse daran, gerade das Nebensächliche so haarklein zu erzählen? Aber die Gräfin hatte mich einmal gern. Sicher hat sie Zeitungen gelesen und dadurch von dem Verdacht erfahren, der auf meine Ehre fiel. Im Augenblick ihrer tiefsten Erniedrigung grüßte ich sie. Will auch sie vielleicht den Dank bezahlen — gerade wie der Kommissar?

Er hat es gethan.

In einer großen Anzahl von Zeitungen fand sich die Notiz, daß der letzte Besuch des Grafen Striano bei der „jungen sympathischen Künstlerin" durch die wohlgelungenen Büsten veranlaßt war, welche „die geniale Frau" von dem Grafen und der Gräfin gemacht hat.

Mein letzter Empfangstag war die offizielle Ehrenrettung. Baron Fetting kam zuerst mit seiner Frau. Dann alle die anderen, die vor Wochen Kopfschmerzen oder Besuch hatten. Mann schüttelte mir ostentativ die Hand; man bat, die Büsten ansehen zu dürfen.

Fettings gingen als die letzten. Er stand mit seiner steifen Vornehmheit im Salon, und ich glaube, ich verdanke ihm diese Demonstration gegen den ganzen Klatsch.

Am nächsten Tage sind sie abgereist.

Von der Automobil-Fernfahrt Salzburg-Wien: Abfahrt von Salzburg.
Nach einer photographischen Aufnahme von Siegmund Schneider in Wien.

Aus welcher Quelle die Nachricht von Carlos letztem Besuch [illegible], weiß ich jetzt wenigstens! Allerdings hatt' ich es mir [illegible] denken können. Die Baronin hatte mich ja schon bei dem [illegible] von Miß O'Brien prompt bedient! Und dabei war sie [illegible] von einer kriechenden Freundlichkeit zu mir. Armer [illegible], armer Baron! Nun ist er wieder auf der Flucht, jagt [illegible] Hotel zu Hotel, immer in Todesangst, daß sie ihn durch [illegible] Klatschsucht und Dummheit kompromittiert, in Furcht vor [illegible] Menschen, mit dem sie vertraulich spricht, und sie wird ja [illegible] vertraulich.

* * *

Was hatte ich eigentlich gethan, daß es die anderen anging? [illegible] frei; niemand hat ein Recht an mir.

Die schlimmsten Feinde der Frauen sind die Frauen, die unter [illegible] Schatten des ehelichen Daches behaglich leben und nicht be[illegible] oder nicht begreifen wollen, was es heißt, schutzlos zu sein [illegible] und wenn sie nicht zu mir standen, hatten es die thun [illegible], die wie ich kämpften und rangen. Aber sie ließen mich [illegible] im Stich, weil sie meine Erfolge mit scheelen Augen an[illegible]. Mistreß Litton mag nicht, daß ihr eine Schülerin über [illegible] Kopf wächst, und Fräulein Meißchen hat nichts erreicht und [illegible] wie etwas erreichen. Die beiden schnitten meinen Gruß und [illegible] herum mit Achselzucken und Augenwinken, und die anderen [illegible] gerne den Klatsch auf.

Ich meine, jeden Erfolg, den eine Frau erringt, erringt sie [illegible] alle! Sie ist eine Vorkämpferin für ihr Geschlecht, und ihr [illegible] sollte es ihr danken.

Nie hätte das so schlimm werden können, wenn sie alle für [illegible] eingestanden wären!

Vater hat mir einen maßlosen Brief geschrieben, wie an [illegible] Verlorene. Mutter ein paar Zeilen darunter, von Thränen [illegible] verwischen, in denen sie mich anfleht, nach Hause zu kommen [illegible]. Ihr Thränen hab' ich nicht verschuldet; die haben jene ver[illegible], welche mich mit ihrem eigenen Maß gemessen haben!

Carlos Büste hab' ich heute lange angesehen. Er lächelte mich an mit dem melancholischen Zug um die feinen Lippen, und plötzlich verwandelte sich sein Gesicht in das, das ich beim Abschied sah — in das brutale mit den zuckenden Muskeln und den glühenden Augen.

Ich habe rasch ein Tuch über den Kopf geworfen — so mochte ich ihn austoben aus meinem Gedächtnis wie die ganze Erinnerung an jenen Augenblick!

Ich will nicht mehr daran denken.

* * *

Januar 1897.

Der Kampf gegen die öffentliche Meinung macht müde. Nun bald ist mein Ruf wieder hergestellt, es bleibt immer etwas davon übrig. Wenn ich einen Besuch mache, spüre ich, daß man mich mit frostiger Höflichkeit empfangt — oder mit einer Wärme, die noch viel schlimmer ist. Bis jetzt war ich die Unnahbare. Nun glauben viele, meine Kälte sei nur eine Maske. Man versucht es eben. Ich spüre es in Handedruck und im Lächeln. Und doch geh' ich immer wieder aus, obgleich mir an all den Menschen nichts liegt, ich kann die innere und äußere Einsamkeit kaum noch ertragen. Manchmal treibt es mich verzweifelt aus dem Hause, und ich irre planlos in der Stadt herum, bloß weil da Bewegung ist und das Gewimmel der Menschen, die ich entbehre — und die ich verachte.

Bei Donna Carolina war ich neulich.

Mitleidend erzählte sie mir, sie habe geerbt, und nun brauche sie keine Zimmer mehr zu vermieten. Aber es war eine Lüge, und sie kam bald um der Wahrheit heraus, aus Amerika bekommt sie monatlich eine größere Summe. „Die schöne Gräfin", sagte sie flüsternd, „die Frau von meinem Vetter aus Genua."

Soll das die Sühne sein für ein anderes Leben der Familie, das ihr zum Opfer fiel? Hat Gräfin Maud wirklich noch eine barmherzige Stelle in ihrem Herzen?

Oder will sie ihnen zeigen, daß sie besser ist als die ganze reiche

Familie, von der sich niemand um das alte Mütterchen kümmert? Eine Sphinx ist diese Frau, and man müht sich vergebens, ihr Rätselgesicht zu entziffern. —

* * *

Sie telegraphieren wir, daß Siegfried gestorben ist. Ich kann ihm keine heuchlerische Thräne nachweinea. Sein Tod befreit meine arme Klara.

Ich habe Sehnsucht, nach Hause zu gehen. Aber so kann ich nicht heimkehren! Nicht mit dem Brandmal in meiner Seele! Nicht mit der Angst, in der ich jedes Lächeln auf mich beziehe. Uad wohia soll ich gehen? Die alte Heimat hab' ich verloren, und keine neue Heimat dafür gewonaen. Ein Zugvogel bin ich geworden, der das Nest aicht wiederfindet, aus dem er ausflog.

Vater hat sich fast von mir losgesagt.

Ich müßte mir ein eigenes Nest bauen, aber das Leben hat mir die Federn ausgerupft und ich friere. — Ich bin müde geworden.

Wie weit liegt die Zeit, da ich noch meinem Ideal nachjagte und seinetwegen fröhlich hungerte und fror! Jetzt brauche ich nicht mehr zu hungern und zu frieren — wenn ich nur brav für den Kunsthändler arbeite!

Ohne Bedauern sehe ich meine Statuetten scheiden, dena meine Seele hängt nicht daran.

Ich habe nichts, wofür ich lebe — meine Zukunft starrt mich so kahl and leer, daß ich mich vor ihr fürchte.

Wer weckt mich zu neuem Leben?

Oder wird mich die Einsamkeit, die Seelenöde noch zur Verzweiflung treiben? Werde ich enden wie Miß O'Brien?

* * *

Mai.

Sie seaden mir einen Rettungsaaker.

Ich kann heimkehren, ahne eingestehen zu müssen, daß ich wie der Peter aus der Fremde von Angst getrieben kamme.

Klara hat die Anstalt verlassen. Sie schreibt mir einen lieben, tangen, schwesterlichen Brief und fleht wich an, zu ihr zu kommen.

Die Eltern, Frida, alle schreiben dasselbe

Noch ist Klara menschenscheu, sie lebt allein in einer Villa oben im Grunewald — allein, wie ich hier.

Frida sagt, nur mir würde es gelingen, Klara wieder an das Leben zu gewöhaen, das sie verlerut hat in den langen Jahren ihrer freiwilligen Gefangenschaft.

Gern will ich zu ihr und in die Heimat. Nichts hält mich hier fest. Ein paar Visitenkarten, und dann können Finga! and ich uns in den Zug setzen. Wir sind beide krank geworden im Süden, vielleicht macht uns der Norden wieder gesund.

Ich zog aus, um das Glück zu suchen, und ich habe den Schmerz gefunden.

* * *

Berlin.

Wenn man jahrelang in der Fremde lebt, vergißt man es halb, was einem die Vaterstadt war. Aber als die ersten Lichter von Berlin in der Nacht auftauchten, ergriff mich ein wahres Fieber, das richtige Heimats- nnd Kiadheitsgefühl.

Ich hatte nach dem letztea Brief vom Vater kaum zu hoffen gewagt, daß die Ettern auf dem Bahnhof sein würden

Aber der erste, den ich in dem Menschengewimmel sah, war Vater. Die Riesengestalt etwas gebeugt und der lange Bart schneeweiß geworden! Uad Mutter daneben, ganz rundliche, frennd liche Behaglichkeit — aber von Klara keine Spur

Vater hob mich wie ein Kiud vom Trittbrett uad hielt mich schweigend an seiner Brust.

Ach — das that wohl!

Auch daß Mutter ängstlich nach all meinea Sachen frug — wie lange hat sich niemand mehr liebevoll um mich bekümmert!

„Uad wo ist Klara?" fragte ich begierig.

Ein Zucken flog über Vaters Gesicht, und er nahm hastig meinen Arm. „Klara — erwartet dich in ihrem Hause. Sie hat dir ihren Wagen geschickt, aber sie wollte nicht selber kommea. Uad weißt du, weshalb? Sie hat noch nicht den Weg zu ihren Eltern gefunden, seitdem sie zurück ist. Mutter uad ich hatten mit Frida zusammen die Villa ausgesacht und eingerichtet; sie wollte nichts haben, was sie an die Vergangenheit erinnert. Nua, sie kann sich ja jetzt jeden Luxus gestatten. Aber uns hat es doch Mühe genug gemacht! Sie hat an Mutter einen Brief geschrieben und gebeten, sie solle ihr nicht böse sein, wenn sie nicht selber komme — aber sie könne nur nicht [illegible] Mir — das Kind dem Vater!"

Er lachte gewaltsam.

„Mich macht sie für das Unglück verantwortlich! Als ob ich dafür? Sie hat Siegfried mit schreiendea Augen heiratet; ich habe mich der Thatsache gefügt Oder wäre [illegible]

Ich drückte ihm schweigend den Arm. Armer Vater! Konnt' ich ihm sagen: sie that es nur, um uns unseren häuslichen Verhältnissen fortzukommen?

„Und dann," fuhr Vater fort, „kam sie nach wenigen Tagen und verlangte meine Hilfe zur Scheidung! Nach meinen Ansichten ist die Ehe unlöslich; ich paktiere nicht mit modernen Ideen — dns kannst du ihr sagen, wena die Rede darauf kommt."

Wir waren an den Wagen gekommen; noch eine herzliche Umarmung, und ich fuhr durch die hellen Straßen, Finga! behaglich die kühle Luft schnuppernd, zu meinen Eltern.

Wie ein Riese kam mir Berlin vor, laut, tretig — [illegible] lich kräftig, wenn man aus der vornehmen Stille von [illegible] kommt. Aber so wach! Hier ist alles Gegenwart, kein kranker Traum von vergangener Größe.

Oben, in der stillen Villenkolonie vom Grunewald [illegible] Finga! heraus, halb rasend vor Freude, endlich wieder [illegible] zu können. Er rannte Klara fast um, and ich hatte Mühe, [illegible] zu bändigen. Es war ganz gut, daß er unser erstes [illegible] sehen so stimmungslos wachte — ich fürchte, es hätte [illegible] viel Stimmung gehabt!

Dann, als wir uns am Abendtisch gegenübersaßen, [illegible] erst die Veränderung in Klaras Gesicht. Sie ist älter [illegible] aber noch schöaer. Weder hatte recht, als er einmal behauptet, ihre Schönheit ließe kalt. Jetzt lebt das Gesicht; aber es ist Schmerzensgesicht mit wehen Augen

Später schlang ich den Arm um sie, und wir gingen [illegible] einander auf nad ab. „Klara," sagte ich, „Vater leidet, [illegible] da nicht zu ihm kommst!"

„Ich kann nicht, ich kann nicht!" stieß sie leidenschaftlich hervor. „Du weißt nicht, was ich gelitten habe. Soll ich [illegible] thun, als wäre nichts gewesen?"

Ich erzählte ihr, was mir Vater gesagt hatte, und sie [illegible] bitter auf.

„Mit sehenden Augen! Was wußte ich von Sieg[illegible] Von seiaem Leben hatte ich nichts erfahren, nur gelegentlich [illegible] einem nachsichtigen Lächeln, daß er es etwas reichlich toll [illegible] Das fand ich sogar noch romantisch. Vater hätte [illegible] nie zugeben dürfen! Aber das konnte ich ihm nicht [illegible] denn ich aahm Siegfrieds Werbung an, halb toll vor [illegible] Liebe. Auch daß er mir das Heimatsgefühl aahm, als ich [illegible] gerade am nötigsten brauchte. Aber als ich dann in [illegible] Herzensangst zu ihm lief nad ihn anflehte, mir zu helfen, [illegible] da fand er kein aaderes Wort als den Hinweis auf [illegible] Pflicht, da wußte er mir nichts zu sagen, als — daß er [illegible] Skandal wollte!"

„Und warum bist du nicht zu mir gekommen?"

Sie lachte tonlos

„Weißt du nicht, daß Siegfried das Gesetz auf seiner [illegible] hatte? Er hätte mich mit Gewalt von dir zurückholen [illegible] können! Vor meinem sogenannten Wahnsinn hatte er [illegible] obgleich derselbe ganz einfach in starken Nervenreizen [illegible] Nun gehe ich auf der Welt herum mit dem Stigma der [illegible] kranken, die man geheilt entlassen hat. Selbst meine Leute [illegible] mich scheu an in dem Gedanken: Um Gottes willen, wenn [illegible] nun wieder krank wird?"

„Und kannst du nicht jetzt noch glücklich werden?"

„Glücklich! Mit meiaer Seele, die voller Sünden ist? Ich habe niemand wie dich, Harriet, aur dich!"

Sie umklammerte mich heftig, als wäre ich ihr einziger Halt.

„In einem hattest du recht, Harriet," sagte sie dann entschlossen, „In deiner Freundschaft für Frida! Was die für ein ganz vornehmer Mensch ist, habe ich jetzt erst erkannt."

Und dann erzählte sie es mir.

Siegfried ist ohne Testament gestorben. In einem [illegible] großen Vermögen, das im Geschäft steckt und nach Millionen

…, ist es leicht, den Pflichtteil durch klugr Rechnungen zu be…kten, und Frau Breßlau hat es auch versucht. Da aber hat …frida mit einer Energie auf Klaras Seitr gestellt, wie die …e Frau sie nur für die entwickelt, welche sie liebt. Erst als alles …bei war, hat sie Klara geschrieben, aaa möchte sie kammen.

„Und weißt da, was Frida ganz einfach sagte? ‚Ich weiß, …u es nicht gebrauchen kannst. Aber es war doch die einzige …glichkeit, wie ich dich für das um Entschuldigung bitten konnte, …Siegfried an dir verbrochen hat.'"

Nachdem wir uns spät in der Nacht getrennt hatten, stand …ch lange am Fenster. Die Sterne funkeltra, und der Wind …ste heimatlich in den Kiefern.

Ich dachte an Vater. Er will es vor sich selber nicht zu…n, und ich hoffe, es kommt für ihn nie der Tag, wa er es …ehe. Es müßte ein fruchtbarer Tag werden.

Im Spott sagte er einmal: „Natürlich, ich habe euch nie …tanden!"

Ja, armer Vater, du hast uns nir oerstanden! Nicht den …n der Herzensangst Klaras, nicht meine Seelennot. Darum …ie sich in einer unglücklichen Ehe verzehrt; darum habe ich …Jahren einsamen Darbens meine Jugend erschöpft! Und du …st nun schwer darunter. Armer Vater!

* * *

…Kann Klara wieder gesund werden? Ich weiß es nicht. …leicht bin ich auch ein schlechter Arzt; aber mir gelingt es …t, auch nur ein Lächeln auf ihre starren Züge zu rufen.

Stundenlang liegt sie schweigend im Atelier, das sie mir …bereitet haben. Stundenlang läuft sie ruhelos im Garten …im Wald herum, uad manchmal will sie selbst meine Gegen…t nicht haben. Nur Fingal darf sie begleiten. Oft, wenn …sich müde gelaufea hat and dana apathisch auf einer Bank …liegt er vor ihr und sieht sie mit seinen klugen Augen an. …Wie sich ihr Gesicht verfinstert, stößt er leise mit seinem dicken …Kopf gegen ihre Hand, und dann fährt sie aaf, wie aus eiaem schlim…n Traum geweckt, und streichelt ihn mit ihren blassen Häaden.

Ich kann sie nicht bewegen, unter Menschen zu gehen …außer sind die einzigea, die sie empfängt; aber zu ihnen geht …sie nicht.

Uad doch thut es wohl, mit den beiden zusammen zu sein. …Alles, was sie umgiebt, ist Harmonie, und sie selber sind harmonisch. …Letowski ist der größere Künstler, aber Frida der vollende…tere Mensch. Deshalb läßt sie es ihn ntemals empfinden, daß …sie manchmal zu ihm herabsehen muß, fandern immer nur …fühlen, daß sie zu ihm als Künstler hinaufsieht.

Der beste Freund der beidea ist Heinrich Weber.

Wie wenig man in Italien erfährt von dem, was in Deatsch…land vorgeht! Ich wußte nicht einmal, daß er unterdes ein be…rühmter Mann geworden ist.

In allen Buchläden, auf den Bahnhöfen liegen Bucher …von ihm, und für den Herbst bereitet das Deutsche Theater ein …neues Drama von ihm vor. Letowskis gehören zu seiner intima…ten Gemeinde; ihnen will er nächstens sein Stück vorlesen, und …sie haben sie gebeten, an diesem Abead zu ihnen zu kommen.

Ob er mir fremd gewordea ist — wie die andern?

Heute traf ich neulich auf der Straße mit seiner Frau, der …schönen Cäcilie Gradnau, anseligen Gedenkens.

Ich gab ihm ganz ruhig die Hand, und während wir von …gleichgültigen Sachen redeten, erinnerte ich mich an die alten …Herzen — und ich mußte lächela!

So weltenfern liegt das hinter mir!

Läge doch auch das aaderr mir so fern! Aber des Nachts …kommen die Schatten der Vergangenheit.

Darum hat noch niemand dea Namen des Grafen Striana …genannt? Es ist beinahe, als ob sie scheu daran vorübergingen, …ihn zu erwähnen, was sie doch aus den Zeitungen wissen.

Neulich wollte ich selber davon anfangen; aber sein Name …brach mir in den Hals zurück, daß ich glaubte, ersticken zu müssen.

* * *

Sie fragen mich immer, ob ich krank sei.

Nein, krank bin ich nicht, nur ziellos.

Ich mag nicht wieder mit den kleinen Arbeiten anfangen, und zu einer großen Arbeit fehlt mir der Mut und die Phantasie. Und doch weiß ich, daß aur eine große Arbeit mich befreien könnte, innerlich befreien, eine Arbeit, in der ich mit meiner Seele aufgehen könnte, und mit all dem Leid, das ich erlitten habe.

Wieder auf die Höhe hinauf!

Jetzt krieche ich im Thal — wie eine Schneckl

* * *

Letowski hat meine Figürchen besichtigt.

„Ganz hübsch," sagte er, „ganz hübich. Aber — das können andere ja auch. Von Ihnen hatt' ich mehr erwartet!"

Grausames Wort — so grausam aad nackt wie die Wahrheit.

* * *

Skizzen, Skizzen — nichts genügt mir. „Das können andere auch." Ich taste herum und finde aichts —

* * *

Frida hatte in ihrem Zimmer die Kerzen aabrennen und die Vorhänge schließen lassen, obgleich es noch Tag war.

Aber festlich sollte es frin, wenn Heinrich Weber ihnen sein neaes Drama vorlesen wollte, kein Alltag mit grauer Regenstimmung. Er wußte nicht, daß ich da war, nicht einmal von meiner Rückkehr. Letowskis hatten sich das ja ausgedacht! „Er hat so viel von dir gesprochen, weißt du," sagte Frida.

Als Weber mich unerwartet sah, leuchtete sein Gesicht wirklich auf, und er kam mir mit ausgestreckten Händen entgegen. Aber dann ging es wie ein tiefer Schrecken über sein geistvolles Gesicht, und er murmelte eine ganz konventionelle Begrüßungsphrase wie jedermann.

Letowski ließ auf sich warten; wir kannten uns unterhalten. Was man so spricht, wenn die Gedaalen wo anders sind.

„Sie sind bei Ihrer Schwester? Ich sah sie neulich nur flüchtig. Aber es hat mich erschüttert. Tragisch sieht sie aus."

„Sie hat Schmerzensaugen," sagte ich.

Er schwieg einige Augenblicke nachsinnead, während Frida aufstand, um nach ihrem Mann zu sehen.

„Sie haben auch Schmerzensaugea," sagte er dann.

„Ich?!"

„Ja — Sie verstecken sie nur in einem gequälten Lächeln — wie ebea."

Ich wollte antworten, aber Letowski kam.

Und während wir unsere Plätze suchtea uad Weber am Tisch sein Buch aufschlag, sah ich wieder diese stumme Frage, mit der er mich anblickte, und den Schatten, der über seine beweglichen Züge flag.

Weshalb?

Dann freilich vergaß ich es, als er aafiag zu lesen, wie er uns alle vergaß, während seine Stimme klangvolle Verse sprach, die heute zum erstenmal andere hörten, die aus der Stille seiaes Dichterzimmers in die Welt klingen solltea.

Es ist das alte traurige Märchen voa der Königstochter, die eines Tages den Thron besteigen muß mit dem Bruder zusammen und von ihm erschlagen und im Walde verscharrt wird. Nach Jahren findet ein Hirt ein Fingerknöchlein und macht sich eine Flöte daraus. Als er sie an den sangeskundigen Mund setzt, um ein Hirtenlied zu blasen, gehorcht sie ihm aicht. Die Flöte spielt immer nur das traurige Liedchen oan dem Morde.

Ein kurzes, einfaches Volksmärchen. Und wie hat es sich verwandelt, nachdem es Heinrich Weber mit seinem goldenen Dichterstabe berührt hat? Zu einer gewaltigen Tragödie menschlicher Leidenschaft, hochfliegender Pläne ist es gewordea, wie sie sich am Schicksal stoßen und in Schuld und Nat verstricken. Zum Drama entfesselter Sünde, hineingerissen das Schicksal des Hirten und seines Mädchens, dessen Unschuldsreinheit dir Begierde des Königs reizt, und die von ihm aaf sein Schloß geschleppt wird! Mitten in das wilde Festgelage, wo die Magd thront mit der zum Spott aufgesetzten Krone, klingt die sehnsüchtige Melodie. Sie schwillt zum Rachelied an, mit dem das empörte Volk in den Saal stürmt, voran der Hirt, der sein Mädchen dem König entreißt und ihn zu Boden schlägt.

Digitized by Google

Und einsam klangen die schwermütigen Töne des traurigen Liedes über der Leiche des Königs, während die Kerzen verlöschen und der Morgen grau hereindämmert.

* * *

Meine befreiende Arbeit — ich hab' sie gefunden!

Es gab einen Tag, wo ich in Verzweiflung schrie: wer weckt mich zu neuem Leben?

Heinrich Weber ist dieser Wecker gewesen. Es ist so groß, so voller Sonne, was er geschaffen hat, daß es meinen inneren Frost geschmolzen hat. Auch ich will etwas Großes schaffen — Ein Weib.

Den Kopf an einen Felsen gepreßt, die Locken in die Steinzacken verschlungen, gefesselt starrt sie in ihr Leben, die Seele in sich gewandt, den Schmerz von Jahrtausenden in ihrem Blick und um den Mund das wehe Lächeln des wehrlosen Duldens.

Alles, was ich selbst gelitten habe, weil ich ein Weib bin, ich will es hineinmeißeln in das steinerne Gesicht.

Einst hab' ich gefunden, daß alles Dulden recht war.

Jetzt hab' ich mich auf mich selbst besonnen.

Ich will nicht mehr dulden — ich will mich wehren!

Wird der stumme Schmerz in ihrem Rätselgesicht die Stampfen aufwecken? Oder werden sie verständnislos daran vorübergehen?

* * *

Heinrich Weber hat mich im Atelier besucht.

So gern hätt' ich ihm etwas Großes, etwas Ebenbürtiges gezeigt: aber ich habe ja nichts als den Thonklumpen, in dem mein neues Werk schlummert, und Eva. Dazu ein Dutzend der kleinen Statuetten — und Carlo Strianos verhüllte Büste.

Sie fiel ihm ins Auge und er fragte danach.

Ich wollte sie nicht zeigen; ich wollte sie gerade ihm nicht zeigen; aber ich fand in der nervösen Erregung nur eine ungeschickte Ausflucht, und dann ärgerte ich mich über meine Feigheit, als er mich so ruhig ansah, mit einem Blick, der das Lügengewebe zerriß. Hastig nestelte ich das Tuch ab mit meinen Fingern, die heftig zitterten, und ich fühlte, daß ich blaß geworden war.

„Wer ist es?" fragte er.

„Haben Sie ihn nie gesehen? Sie erzählten mir einmal von ihm — aus Nervi."

„Ah?"

Dann sah er die Büste schweigend an.

„Finden Sie sie gut?" fragte ich durch die Zähne.

„Ich habe den Grafen wirklich nie gesehen, nur von ihm gehört. Und — aber so ungefähr hab' ich ihn mir gedacht."

Ich wollte das Tuch wieder darüberhängen, aber er hat durch eine schweigende Bewegung, noch zu warten.

„Eine schlechte Büste," sagte ich.

„Wie kommt es, daß Sie sie mitgenommen haben?"

„Seine Frau hat nicht danach gefragt — vielleicht hat sie ihn längst vergessen."

„Und — Sie haben sie mitgenommen?"

Ich lachte nervös.

„Man läßt eine Arbeit nicht im Stich; aber sie stört mich schon lange, Sie haben ganz recht. Ich werd' es machen, wie es einst Gräfin Maud machte, in meiner Gegenwart —"

Ich nahm einen großen Hammer und schlug mit aller Kraft auf den Kopf. Es gab einen dumpfen Krach, die Stücke fielen herunter, und ich lehnte mich zitternd an eine Staffelei.

Ein dummer Gedanke: aber mir war's, als wäre er zum zweitenmal gemordet.

Und ein dummer Einfall von Fingal — vielleicht hatte ihn die jähe Bewegung und das Krachen gereizt — er richtete sich auf, legte die schweren Pfoten auf den Modellierbock und fing an zu heulen in langen, markerschütternden Tönen, wie ich sie nur einmal gehört hatte — in jener Nacht.

Ich schwankte zu einem Sessel, und es wurde mir schwarz vor Augen. Mit aller Willensanstrengung hielt ich die heranddrängende Ohnmacht zurück, aber ich fühlte, daß ich totenblaß war.

Als ich die Augen wieder aufmachte, stand Weber neben der zerstörten Büste. Auch er war blaß, und er sah mich an.

Ich versuchte zu lächeln, aber es gelang nicht.

Schweigend trat er heran, nahm meine Hand, küßte sie und ging. Er küßte meine Hand — wie man die Hand einer Schwester küßt, respektvoll — vielleicht mitleidig.

Ich weiß nicht — mir war's, als müsse ich ihm nachlaufen und ihm alles erklären. Aber weshalb? Er mag das glauben, was die Zeitungen damals erzählten, aber weiter — nein, mich und muß wissen, daß ein Carlo Strianos niemals etwas sein konnte.

Daß man Sekunden nicht aus seinem Leben [illegible] Nichts als die Erinnerung an einen verachteten, schmutzigen würde ich haben — wenn sein Bild jetzt nicht für verzerrt wäre.

Aber ich bin froh, daß ich die Kraft zu der Explosion sie war nicht schön, nein! Aber mit den Scherben ist es hinausgeschafft worden — das mich schon lange quälte.

Wenn man gesund werden will, darf man ja das des Arztes nicht scheuen, und man muß den Mut eigener Arzt zu sein!

* * *

Webers Drama ist aufgeführt worden. Er wurde mal gerufen und erschien zwischen seinen [illegible] in glattem schwarzen Rock — aber es ich nicht lächerlich.

Blaß und erregt stand er da, und um seine Lippen das siegreiche Lächeln des Starken.

Er ist zu groß geworden! Wo Tausende ihm Beifall jubeln, was thut da das Mitfühlen der Einen, die es nicht in ihrem Leben brauchen zu können, damals, als thöricht war und nichts anderes konnte als sich selbst tyrannisches Sehnen nach Ruhm?

Gern hätt' ich ihm nach an jenem Abend ein Dankes gesagt, aber er fand nicht den Weg zu mir. gegenüber tauchte in der Letowskischen Loge sein Kopf hat einen halben Akt hindurch bei ihnen gewesen, aber kam er nicht herüber.

Vielleicht hat er auch keine Zeit dazu gehabt. man mitten in der Schlacht ist, denkt man nicht an Kleinigkeiten.

Und doch — vielleicht war es ganz gut; denn ich den Eltern da, und ich fürchte, Vater hätte es nur zu oberflächlich höflichen Worten gebracht, und vielleicht diesen. Er hat einen tiefen Abscheu vor allem, was er nennt; und dahinein wirft er alles, was ihm in der fremd berührt. Für ihn ist auch Heinrich Weber ein „Modernen".

„Ich mag die geklexten Bilder nicht und nicht die fudelten Stücke," sagte er heftig. „Ich verstehe sie nicht — türlich, das sagt ihr ja immer; aber gelt euch [illegible] ich will sie auch gar nicht verstehen! Und wenn du mir das zu sagen, mein Kind: auch deine kleinen [illegible] ung ich nicht! Natur, Natur, das ist ja alles schön und aber was sollen mir all die Burschen, die mich nichts angehen."

„Und doch suchen auch wir die Schönheit!"

Er lachte ärgerlich. „Ihr finden sie nur nicht. Ich erhoben sein, nicht niederegezeert."

„Und Webers Drama — erhebt es dich nicht?"

Er schwieg.

„Nun —" sagte er dann widerwillig, „es ist ja nicht schlimm wie seine früheren Arbeiten; aber doch — nun, ich stehe das eben nicht! Ich bin ja auch kein Künstler, und ihr behauptet ja immer, wir Banausen sollen den Mund halten" —

Ja — ich glaube wohl, daß es Weber nicht verzeihlich. Zwischen den beiden gähnt die Kluft verschiedener Lebensauffassung, ein Menschenalter, das die geringe Zeit des ihre Grundfesten verändert hat.

* * *

Die Seele meines „Weibes" hat gesprochen.

Klara hat sich selbst wiedergefunden!

Zum erstenmal leuchtet wieder Energie aus ihren Augen sie erträgt die Menschen, vor denen sie sich in krankhafter Scheu zurückzog. Wie ein neuer Frühling kommt es über sie, wie eine zweite Jugend, und ich fühle, daß sie dem Leben wiedergegeben ist, dem Leben, in dem sie nun ein neues Ziel gefunden.

Digitized by Google

Sommernacht am Sognefjord in Norwegen.
Nach dem Gemälde von Hans Dahl.

Wir haben einen Frauenkongreß besucht.

Einen Frauenkongreß, über den die Männer spotteten und der in vielen Zeitungen im voraus lächerlich gemacht wurde.

Sie glaubten, ein kleines Rinnsal vor sich zu haben; vor ihren erstaunten Augen zeigte sich aber plötzlich ein breiter Strom, im stillen genährt von hunderttausend kleinen Bächlein, bis er plötzlich in seiner Macht aus dem Dunkel hervortritt.

Wir, die wir bis dahin die Stummen waren, wir haben eine Stimme bekommen, mit der wir laut unser Recht fordern, wir, die rechtlose, die nur pflichtentragende Hälfte der Menschheit. Wir — noch nicht alle! Denn wieder sind die Frauen die schlimmsten Feinde der Frauen.

Sie haben eine Summe starker Intelligenz gesehen, brachliegende Kraft des Menschentums; sie haben geschulte Rednerinnen gehört, die eine große Versammlung leiten; sie haben gesehen, daß alle Frauen ein festes Band umschließen kann, denn sie alle vereinigt der gemeinsame Schmerz.

Eine hat es aus ihrer Apathie aufgerüttelt — Klara. Ihr eigenes Leid nur ein Tropfen im allgemeinen Meer, der Gedanke hat sie tief erschüttert.

Sie hat sich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß sie mit Schuld an ihrem verfehlten Leben trägt, weil ihr Lebensideal in der Jugend so kleinlich war.

In dieser versöhnlicheren Stimmung hat sie den Schritt in das Elternhaus zurückgethan.

Mutter hat sie mit Thränen empfangen; Vater in einer gehaltenen Stimmung, die ihr zeigen sollte, daß nur er der Vergebende ist —.

Aber sie hat es schweigend hingenommen.

* * *

Hans ist auf Urlaub da.

Er ist jetzt ganz Sehnen- und Nervenkraft, da sich sein Leben hauptsächlich auf dem Rennplatz abspielt — zumeist unglücklich — er hat immer „scheußliches Pech". Um das wett zu machen, sucht er immer nach einem großen Coup und fällt dann gewöhnlich noch mehr herein. Ueber seiner Stirn haben sich die blonden Haare bedenklich gelichtet, und an den Schläfen ziehen sich scharfe Fältchen hin. Mir gegenüber schlug er einen bald gönnerhaften, bald verlegenen Ton an — er wußte nicht recht, war ich noch die kleine Harriet, sein Bankier in früheren Tagen, oder mußte er mich nun ernst nehmen.

Klara gegenüber fand er überhaupt keinen rechten Ton.

Auch in der engsten Familie ist es nie zugegeben worden, daß Klaras ganze Krankheit ihre unglückliche Ehe war.

So hat auch Hans noch nach Klaras Flucht in die Anstalt nicht Farbe zu bekennen brauchen und in seinem göttlichen Leichtsinn gar nichts dabei gefunden, seine Rennstalloerbindungen mit Siegfried aufrecht zu erhalten. Unter Männern der Gesellschaft denkt man ja nicht so „exaltiert", und er fand, daß sich mit Siegfried ganz gut auskommen ließe. Klara habe es eben nicht verstanden und sich auch gar keine Mühe gegeben. Andrerseits hat auch ihn zuletzt Siegfrieds Leben geärgert. Ist er doch gestorben, wie er gelebt hat, unedel und nicht „in Schönheit".

Hans versuchte, das alles zu ignorieren, aber die Thatsachen blieben bestehen.

Es lagen Stürme unter der Oberfläche, und Mutter war es, die in aller Harmlosigkeit, oder um die stockende Unterhaltung zu beleben, einen davon entfesselte. Sie fragte, was denn nun eigentlich bei dem ganzen Frauenkongreß herausgekommen sei.

Klara antwortete ruhig, ablehnend; aber Hans fing an zu spötteln, ein Wort gab das andere, und Papa trommelte schon ungeduldig mit den Fingerspitzen, aber noch nahm er sich zusammen.

Dann erzählte Klara von einer vorzüglichen Rede.

„Reden, Reden," rief Vater heftig aus, „nichts kommt dabei heraus, als daß ihr eure Fähigkeiten verkennt! Frauen haben ‚in der Kirche' zu schweigen, das soll heißen: in öffentlichen Angelegenheiten. Jetzt wollt ihr plötzlich mit hineinsprechen. Das ist gegen alle Naturgesetze und zugleich gegen die Gesellschaftsordnung!"

Klaras Augen blitzten auf.

„Naturgesetze und Gesellschaftsordnung — es giebt keine größeren Widersprüche," sagte sie. „Zwei Menschen, zwei schöne Menschen, die sich lieben. Nach allen Gesetzen der Natur müßten die beiden zusammenkommen. Aber der Staat sagt zu dem Manne: du darfst sie nicht heiraten, denn du hast kein Geld. Und zu dem Weibe sagt die Gesellschaft: du darfst ihm nicht angehören, sonst stoßen wir dich aus. Ihr Narren, verzweifelt nicht, denn er hat seinen Beruf. Das Mädchen aber weiß nicht, was es mit seinem unnützen Leben anfangen soll. Dann geht sie hin und heiratet aus Aerger den ersten besten Mann, der ihr in den Weg gelaufen ist." Ihre Stimme bebte, und sie starrte mit von Grauen erfüllten Augen ins Leere.

Hans räusperte sich verlegen; seine Hand streckte sich wie zu Klara, als wollte er sie in einem warmen brüderlichen Griff ergreifen; aber er war wohl unsicher, wie Klara es aufnehmen würde, und er wirbelte lieber seinen Schnurrbart.

Mutter zupfte Vater verstohlen am Aermel, aber der Zug war nun einmal im Rollen und konnte nicht mehr aufgehalten werden.

„Was willst du?" sagte Vater ärgerlich zu Mama, und ließ achselzuckend ihr warnendes Zupfen.

„Die Sache ist," sagte Vater, „daß Klara nach ihren eigenen trüben Erfahrungen — und ich bedauere sehr, daß sie sehr schwere gemacht hat, obgleich niemand die Schuld mehr trägt als sie allein — nach der unlogischen Art der Frauen möglichst verallgemeinert."

„Meine eigenen allein," sagte Klara, und ihre Stimme wurde tief vor Erregung. „Du irrst dich, Vater, aber du hörst und siehst nicht, was wirklich Leben ist. Ich habe der Welt Not gehört, und nicht umsonst gehört. Anderen soll es zu gute kommen, was ich gelitten habe!"

„Und wie denkst du dir das?" sagte Hans sehr kritisch.

Klara atmete tief.

„Ich habe mir selber das alles noch nicht ganz klar machen können. Zunächst will ich an einem Punkte einsetzen: ich will dazu helfen, es den Mädchen erleichtern, sich einen Beruf zu schaffen, der sie selbständig macht. Denn allein kann die Ehe aus der Berechnung scheiden; dann erst kann unsere Liebe eine freie That sein. Mein ganzes Geld, das ich nicht selber benutzen will, werde ich für diesen Gedanken einsetzen."

„Na," sagte Hans und lachte, „eine reiche Frau wird immer leicht haben, einen Mann zu finden. Schade, daß sie so selten sind! Ich suche schon lange vergeblich nach einer. Die Mädchen sind jetzt schon verteufelt anspruchsvoll; du brauchst sie gar nicht noch anspruchsvoller zu machen, Klara!"

Mutter hatte rasch die Tafel auf, um den Streit abzuschneiden. Wir tranken im Salon den Kaffee, und die Herren brannten ihre Cigarren an.

„Ihr werdet die Welt doch nicht ändern," fing Vater noch einmal an.

„Nein, wir nicht! Wir bereiten den Weg für andere, die nach uns kommen."

Vater lachte ärgerlich. „Na — wohl bekomm's! Du bist ja frei, zu thun und zu lassen, was du willst."

Klaras Augenbrauen zogen sich schmerzlich zusammen.

„Ich bin frei," sagte sie leise; „ich habe einen schweren Preis dafür bezahlt."

„Kann ich dafür?" sagte Vater heftig.

Klara sah ihn lange an, und über Vaters gereizte Züge gestalt flog ein Beben. Dann stand sie auf und legte ihre Hand auf die seine.

„Machen wir einen Strich durch die Vergangenheit," sagte sie sanft, „und laß mich versuchen, ob es mir nicht gelingt, durch eine Lebensaufgabe meine Zukunft zu erhalten! Glaube mir, ich brauche etwas, für das ich arbeiten kann und denken — sonst würde ich verzweifeln!"

Vater atmete schwer; dann zog er Klara hastig an sich und küßte sie auf die blasse Stirn, wo die lügnerische schwarze Binde heute noch immer liegt.

„Mein Kind," sagte er mit gebrochener Stimme, „mein Kind, ich will mit allem zufrieden sein, wenn du nur wieder leben lernst!"

Dann verließ er hastig das Zimmer.

„Müßt ihr euch denn immer streiten?" sagte Mama klagend.

Ueber Klaras schönes Gesicht flog das erste Lächeln; dann ie sie tief auf. „Ich glaube — das war unser letzter Streit, ter," sagte sie. „Wir haben beide überwunden."

* * *

Mein „Weib" ist fertig.

Ich habe es ausgestellt und zugleich auf Letowskis Rat e früheren Arbeiten, „Eva" und die besten meinrr Statuetten.

Wenn ich den Kritiken glauben darf, so habe ich einen en Erfolg errungen. Alle Zeitungen sind voll von meinem ibe", und man hat es verstanden, was ich sagen wollte. Auch e derbe „Eva" hat hier gefallen.

Ein großer Erfolg!

Viele habe ich in diesen acht Tagen meiner Ausstellung ge-hen: aber der einzig mein bester Freund war, Heinrich Weber ist nicht gekommen

Warum? Und warum giebt mir das Leben die wildr Freude Erfolg und gleich darauf die tiefe Niedergeschlagenheit und in inneren Zweifel, ob dieses Leben wirklich lebenswert ist? I es mich abfinden mit dem Ruhm und mir alles Süße ing bleiben?

Ein junges Weib sah ich heute, als ich aus meiner Aus-ung zurückkam, draußen am Kurfürstendamm am Wegrand n. Neben ihr stand ein Kinderwagen. Sie strickte emsig und f von Zeit zu Zeit einen Blick nach der Seite, wo sie den n erwartete. Dann kam er von der Arbeit, müdr, mit m Ziegelstaub bedeckt. Er zog die Vorhänge von dem Wagen hob das Kind heraus, während die Frau aus dem Korbe Kaffeekanne und die dicken Butterbrote nahm.

Die beiden waren häßlich und arm und träumten nicht von hren Medaillen und Ruhm; am Wegrande saßen sie, und schen ihnen spielte das Kind mit den spärlichen Blumen, wie er der Großstadt wachsen; sie mußten sich mit dem begnügen, ihnen ihr Los bietet: eine Rast im Staube, den Topf Kaffee Korbe und Wegrainblumen für ihr Kind.

Und mir, die ich erfüllt war von dem Brausen einer nden Menge, mir, der die Kunst eben wieder den Lorbeer che hat, die vor diesem armen Weibe stand in einem kost-en Kleide, mir wollte sich ein Schrei von den Lippen ringen: reiter, du bist reicher in deiner Armut als ich in meinem Ruhm! Sieh mich nicht neidisch an: du ahnst nicht, wie ich beneide!

* * *

So oft ich in diesen Monaten mit Weber gesprochen habe, ir: ich, daß etwas Fremdes, Rätselhaftes zwischen uns d. Vergeblich habe ich mich gequält, zu erraten, was ihn zweifelvoll machte, warum er einmal hingebend von seinen uen sprach und begierig darauf wartete, daß ich darauf ging, um im nächsten Augenblick mich wieder anzusehen mit m fragenden Mitleid in seinem Blick, und sich in sich zu ver-schen.

Und nun ist der Saisschleier zerrissen, und mir geht es wie m Jüngling, der die Wahrheit sah, und der sie nicht ertragen nnte —

Ich hatte ihn wie gewöhnlich in meinrm Atelier empfangen; bedauerte ganz konventionell, daß er meine Ausstellung nicht chen konnte, weil er in diesen Tagrn verreist war, aber ich rkte, daß seine Gedanken nicht bei seinen Worten waren. Eine rreist Unruhe verzehrte ihn vom Augenblick seines Eintrittes an; er ging zwischen meinen wiedergekehrten Arbeiten hrrum und rach lange und geistvoll von meinem „Weib".

Und plötzlich blieb er vor dem leeren Bock stehen, von dem ich damals in seiner Gegenwart Carlo Strianos Büste herunter-schleudert habe. Dann drehte er sich rasch zu mir um, und ine großen hellen Augen suchten meine Augen.

„Harriet," sagte er stoßweise, „wissen Sie, was man von ihnen und diesem Manne gesagt hat?"

Und dann standen wir uns gegenüber — Sekunden — Minuten? Ewigkeiten! Ich sprach nicht; ich sah ihn nur an, und dann trat ich entsetzt zurück.

Ich sah Zweifel in seinen Augen — tiefen, bangrn Zweifel an mir!

„Ich habe es im Anfang nicht geglaubt," sagte er dann schweratmend, „nicht geglaubt, trotzdem ich wußte, daß er einer jener Männer war, wie sie gerade den geistreichsten Frauen gefährlich werden — einer, der die Frauen fasziniert, weil ihm der Ruf der Gefahrlichkeit rben vorausgeht, ein eleganter Lebens-künstler und weiter nichts. Trotzdem hab' ich es nicht geglaubt, bis Sie zurückkamen! An jenem Tagr, in dem Augenblick, als ich Sie zum erstenmal wiedersah, da wußtr ich, daß wirklich ein Sturm durch Ihr Leben gebraust war. Sie waren nicht mehr die ruhige Harriet, die stille, dir herbe. Sie waren ein reifes Weib geworden in diesen Jahren, und da war ich nicht mehr sicher, ob dir anderen nicht recht gehabt hatten."

Ich biß die Zähne zusammen und schwieg.

„Und dann kam jener Nachmittag, wo Sie vor meinen Augen die Büste zerschlugen und dann in halber Ohnmacht den Hammer sinken ließen. Es war zu früh, Harriet! Und meinet-wegrn hättrn Sie es nicht thun sollen und nicht vor mir!"

Er strich sich über die Stirn.

„Ich rede Unsinn," sagte er bebend; „sagen Sie doch nur ein Wort, ein einziges Wort — ich würde es Ihnen glauben, denn ich muß es, weil ich nicht ohnr Sie leben kann. Nur ein Wort, nur ein einziges Wort — haben Sie die Barmherzigkeit, zu lügen, wenn Sie mir nicht die Wahrheit sagen konnen —!"

Er nahm meine Hände, und ich entriß sie ihm.

„Ein Wort, Harriet! Wenigstens, daß Sie es selber über-wunden haben, dann will ich versuchrn, es auch zu überwinden."

Er bat und flehte, sinnlose Worte, und ich schwieg.

Da hat er mich im Zorn verlassen —

Im Zorn hat mich der Mann verlassen, den ich liebr und der mich liebt! Nun gehe ich herum und spreche und lache wie alle Tage!

* * *

Ich könnte lachen, hell, sieghaft lachen!

Er zweifelt an mir!

Ich ihm sagen: der Tote war mir nichts — selbst nicht in dem Augenblick, als er mich in seine Arme gerissrn hatte, weil er stärker war als ich? Nein, niemals! Er würde es mir im Augen-blick glauben und im nächsten wieder zweifeln. Selbst muß er den Weg zu mir zurückfinden, sonst wird seine Liebe ewig halb sein.

Aber wenn ich auch daran sterben sollte — ich rufe ihn nicht!

Denn ich bin stolz, und ich bin rein.

* * *

Aber er kam —

Eines Abends stand er in der Thür, und hinter ihm flammte die untergehende Sonne. Langsam trat er herein, und ich blieb regungslos stehen, ohne ihm die Hand entgegenzustrecken.

Er aber bot mir seine beiden Hände und sah mich leuchtend an.

„Verzeih, daß meine Liebe so groß war, daß sie mich klein-lich machte"

„Und du zweifelst nicht mehr?"

„Nein," sagte er stark und zärtlich, „ich glaube an dich!"

„Dann," sagte ich und atmete befreit auf, „dann will ich dir alles erzählen."

Und ich beichtete ihm alles — aber als ich ihm von der Verzweiflung der letzten Zeit in Florenz sprach, da wurde er blaß.

„Das konntest du ertragen — und wußtest, daß ich nur auf ein Wort von dir wartete? Und du ahntest immer noch nicht, daß du mich brauchtest wie ich dich?"

„Nein — denn hätt' ich dich damals gerufen, so wäre es ein endloser Kampf zweier Seelen geworden."

„Und heute?"

„Heute — hab' ich dir meine Seele gegeben wie du mir die deine."

Dann sind wir Hand in Hand zu Klara gegangen. Sie sah uns fragend an und küßte mich dann heftig.

Letowskis haben uns mit Jubel empfangen, und ihr Eltern — Mutter hat mit Freude, Vater resigniert eingewilligt; denn die Kunst zwischen seiner und Heinrichs Weltanschauung ist tief, und das weiß Vater. Aber er hat aus Klaras Leben gelernt, sich der Entwicklung nicht mehr entgegenzustemmen, und Heinrich ist zu reif, um nicht zu erkennen, daß das Alter andere Ideale haben muß als die Jugend.

Digitized by Google

Was uns unsere Vereinigung bedeutet, das wissen nur wir allein. Er ist die Erfüllung meines Lebens, aber ich bin auch die Erfüllung des seinen; denn jeder versteht als Künstler den andern, und ohne unsere Kunst wäre unsere Liebe Alltag.

Vor mir liegt die Zukunft; aber sie ängstigt mich nicht mehr wie einst. Ich habe eine jubelnde Lebensfreude.

Meine Lebensfreude hat die sonnigen Augen Heinrichs und trägt den Lorbeer um ihre Musenstirn.

Ich will mein Dasein durchleuchten lassen von der [illegible] die jetzt auf mich scheint. In die Welt bin ich gewandt, um [illegible] Glück zu erkämpfen, und ich fand es in der Heimat.

Den Ruhm hab' ich kennengelernt; er hat mein [illegible] dem Rausch des Erfolges erfüllt und es in der Bitterkeit [illegible] Zweifels leer gelassen.

Was meine Seele froh macht, das ist die Liebe –

Ihr leben zu können und meiner Arbeit – ist das [illegible]

Die Unruhen in China.

Von Paul Lindenberg. Mit Abbildungen nach Photographien.

Dem von Europa aufgeworfenen und oft eingehend behandelten Schlagworte von der „Aufteilung Chinas" hat das Reich der Mitte einen anderen energischen Ruf entgegengesetzt: „China den Chinesen!" und es ist zur Erörterung desselben gleich mit Feuer und Schwert vorgegangen. Das oft fälschlich als abgestorben geschilderte Land, welches scheinbar geduldig über sich verfügen ließ, fordert plötzlich Europa in die Schranken und zeigt, daß es seiner Bevölkerung nicht an Mut und Entschlossenheit fehlt, wenn vorläufig auch nur in einzelnen Teilen des ungeheuren Ganzen der Aufruhr jäh emporflackerte und blutige Opfer erforderte. Aber was heute im Norden geschah, das kann sich morgen im Süden, im Westen wiederholen, unter weit schwierigeren und ungünstigeren Verhältnissen als in den letzten Wochen bei Taku, bei Tientsin und Peking, und darin liegt die große Gefahr, von der wir jetzt vielleicht nur ein Vorspiel erlebten.

Dorf an der Grossen Mauer bei Peking.

„Sehr wenige Menschen in den Abendländern haben eine genaue Idee von dem chinesischen Reich, seiner Größe, dem Charakter seiner Bewohner und der Stärke seiner [illegible] den meisten ist der Chinese nur ein Witz," sagte einst [illegible] Max Müller, unser gelehrter Landsmann in Oxford, und [illegible] von ihm bespöttelten, viel vertretenen falschen [illegible] es zuzuschreiben [illegible] Staunen und [illegible] derung [illegible] tief waren, als [illegible] legraph [illegible] mutete [illegible] richten und den [illegible] Osten verbreitete [illegible] hatte China [illegible] unterschätzt und [illegible] es nach den [illegible] gen des letzten [illegible] mit Japan für alle [illegible] ten zur Ch[illegible] politischen Dingen [illegible] zwungen.

Man vergißt [illegible] daß Europa dem [illegible] schen Reich [illegible] Waffen in die [illegible] drückt hat, deren [illegible] jetzt recht gut zu be[illegible] versteht. Eifrig [illegible] doch gerade nach [illegible] erwähnten Feldzug[illegible] Japan, China mit dem neuesten Kriegsmaterial, mit Ge[illegible] Gewehren, Panzerschiffen, Torpedobooten, zu versehen, [illegible] eilten sich doch die verschiedensten Staaten, ihre Offiziere [illegible] zusenden, um ein tüchtiges chinesisches Heer zu bilden, [illegible]

Chinesische Offiziere mit deutschem Instrukteur.

Digitized by Google

ach Militärschulen nach europäischem Muster in Tientsin, Nanking, Tschang errichtet und Befestigungen moderusten Stils am Yangtse nd Ostfluß angelegt! Das eine unserer Bilder zeigt höhere hinesische Offiziere, die eine von einem deutschen Instrukteur Graf Bernstorff) formierte Kavallerietruppe, welche zu den Garden des in Tschang wahnenden Vicekönigs Chang-Chitung

Befestigte Stadt am Wege von Tientsin nach Peking.

gehört, befehligen nd denen ein bemerkenswertes militärisches Verständnis nachgesagt wird.

Aber auch wirtschaftlich ist China während der letzten Jahre erheblich stärker geworden: nicht unthätig haben die chinesischen Kaufleute der wachsenden Erschließung ihres Landes durch europäische Unternehmer zu, sie selbst haben Handel und Wandel an sich zu reißen, gründeten Fabriken, beteiligten sich an den Eisenbahnen, wußten sich einen wesentlichen Teil der Küstenschiffahrt anzueignen und bereiteten den Fremden, die früher goldene Zeiten in China hatten, einen sehr ernsten und immer fühlbareren Wettbewerb.

Gerade in den nördlichen Provinzen hat Europa am stärksten Fuß gefaßt, kaufmännisch wie politisch, und hierher richtete sich denn auch zunächst der Vorstoß der „Boxer", jener Mitglieder eines weitverbreiteten Geheimbundes, die unterstützt wurden von kaiserlichen Truppen, da die zu allem fähige Kaiserin-Regentin und ihre altkonservativen Ratgeber offen gegen die Fremden Partei ergriffen und nichts thaten, um den Aufruhr zu dämpfen. In Peking muß seit Mitte Juni geradezu eine Schreckensherrschaft getrieben sein, der zum Entsetzen der ganzen civilisierten Welt der deutsche Gesandte, Freiherr von Ketteler, zum Opfer fiel, während jetzt, wo diese Zeilen in Druck gehen, noch immer nichts Genaues über die anderen Gesandten und die in Peking wohnenden Europäer, somit das Schicksal der aus internationalen Streitmächten bestehenden Hilfstruppe bekannt ist, das zu ernstesten Befürchtungen Veranlassung giebt. — Langsam nur wird sich Tientsin von den Wunden erholen können, die ihm die Empörung geschlagen, und die begüterte Petschiliprovinz, zu der die Stadt gehört, wird noch viel unter den plündernden und mordenden Banden zu leiden haben, die ihr einträgliches Handwerk so lange wie möglich fortsetzen werden.

Nur zwei Marschtage trennen Peking von Tientsin, das als Stützpunkt der ferneren Truppenbewegungen gelten darf. Die Gegend ist eben, vom Paiho durchströmt, der im Frühling weit über seine Ufer tritt und, gleich dem Nil, die Befruchtung der angrenzenden Landstrecken versieht; Reis, Hirse, Mais, süße Kartoffeln, verschiedenerlei Gemüse werden von der Bevölkerung angebaut, die fleißig und genügsam ist und kaum mit den Geheimbündlern gemeinsam Spiel machen wird. Die Dörfer sind unansehnlich, aus kleinen verwitterten Häusern bestehend, bloß die Tempelanlagen machen meist eine Ausnahme und zeigen etwas Sorgfalt in der Reinhaltung und Ausschmückung; die Wege sind in bösem Zustande, von Maultier-, Esel- und Kamelkarawanen belebt, die, je nach der Jahreszeit, Thee, Reis, Bohnen, Holz, Salz von und nach Tientsin bringen, unterwegs Peking berührend und zur Mongolei ziehend. Nahe der Kaiserstadt fehlt's auch nicht an einzelnen mauerumzogenen Ortschaften, deren eine unsere obenstehende Abbildung veranschaulicht; aber mancherlei Lücken haben die Jahrhunderte in die Befestigungen gerissen, und die altertümlichen Wachttürme würden bei der ersten wohlgezielten Geschützkugel staubaufwirbelnd zusammensinken.

Marsch und schmutzig, das ist der Eindruck, den auch Peking selbst hervorbringt, trotz seiner drohenden Umwallungen, und den sogar der wenige Stunden von der Stadt entfernt liegende Kaiserliche Sommerpalast erweckt, ungeachtet des Prunkes in den einzelnen Gebäuden, in denen der junge Kaiser so häufig seine trostlosen Tage verbrachte und zu denen er jetzt vielleicht die flüchtenden Schritte lenkte. Wird er, der so wenig bisher seinem Namen „Kwang-su": „Fortsetzung des Glanzes" Ehre einlegen konnte, noch einmal zur Macht gelangen, wie es ein großer Teil des chinesischen Volkes wünscht, wird ihm noch eine sorglose Zukunft nach schweren Stürmen der Vergangenheit beschieden sein, wenn der böse Geist Chinas, die Kaiserin-Regentin, ihres unheilvollen Einflusses beraubt wurde; saß er überhaupt nach auf dem Thron oder hat, wie die Gerüchte besagen, ein anderer schon seinen Platz eingenommen? — Fragen über Fragen, wie ihrer uns so viele China stellt, und auf welche niemand jetzt eine sichere Antwort erteilen kann!

Kaiserlicher Sommerpalast bei Peking.

Blätter und Blüten

Kaiser Franz Joseph I von Oesterreich, dessen Bildnis unsere Leser S. 489 finden, begeht am 18. August die Feier seines siebzigsten Geburtstages. Es sind noch nicht zwei Jahre verflossen, seit die „Gartenlaube" anläßlich seines fünfzigjährigen Regierungsjubiläums ein Bild des Wirkens und Schaffens des Monarchen gegeben. Die furchtbare That eines Mörders, dem das Leben der Kaiserin Elisabeth am 10. September 1898 zum Opfer gefallen, hatte ihre Schatten damals noch dicht um die Kaiserstadt an der Donau und um den geliebten Fürsten selbst gebreitet, und still und prunklos gingen die Tage vorüber, an denen ganz Oesterreich dem Kaiser zeigen wollte, daß es in einem einig sei, trotz aller Meinungskämpfe, die sonst in ihm toben — in seiner Liebe und Verehrung zu ihm. — Die Zeit hat auch diese schwerste Wunde, welche das Schicksal dem vielgeprüften Herrscher zugedacht, vernarben lassen. Mit wunderbarer Energie und ungebeugter Kraft hat der Kaiser den Sorgen um sein Volk auch seinen Schmerz geopfert, und rastlos thätig trotz seiner Leiden hat er ein schönes Beispiel edelster Selbstentsagung auf dem Throne gegeben. Durch drohende Klippen hat er auch in diesen letzten Jahren das so schwer zu steuernde Schiff von Oesterreichs innerer Politik geführt und nach dem deutschen Bundesgenossen im Reiche hat er durch seinen Besuch anläßlich der Großjährigkeitserklärung des Deutschen Kronprinzen in Berlin ein neues Zeichen herzlicher Bundesfreundschaft und treuer Stammesliebe gegeben. Möge es dem Kaiser beschieden sein, im Sinne deutschen Geistes noch viele Jahre über den herrlichen Donaustaat zu herrschen, um ein Bürge freundschaftlicher Beziehungen der Mächte und des völkerbeglückenden Friedens!

Der erste Aufstieg des Zeppelinschen Luftschiffes. (Zu dem Bilde S. 497 und dem nebenstehenden Bildnis.) Es ging lebhaft zu um die kleine Ortschaft Manzell am Bodensee am 30. Juni dieses Jahres. In weitem Bogen lag auf dem See eine „Flotte", wie sie vereint auf dem Schwäbischen Meere nicht so bald wieder aufgeboten wird: Dampfer, Motorboote und Segel- und Ruderfahrzeuge mit Menschen dicht besetzt, und an dem Ufer stand dichtgedrängt eine tausendköpfige Menge. Aller Augen richteten sich auf den langgestreckten Holzschuppen, der festverankert vor Manzell lag: die Halle, welche das vom Grafen Zeppelin ersonnene und mit vielem Geldaufwand und großer Mühe gebaute Luftschiff barg. Am 30. Juni sollte laut Ankündigung der erste Aufstieg stattfinden, ein Fesselballon stellte Windstärke und Windrichtung in verschiedenen Höhen fest, und die vielen Tausende waren von fern und nah herbeigeströmt, um Zeugen eines Augenblicks zu sein, der sich vielleicht zu einem der denkwürdigsten in der Geschichte der menschlichen Kultur gestalten konnte. Enttäuscht mußten die Neugierigen heimkehren; einer der Ballons des Luftschiffes platzte — der Aufstieg war an dem Tage nicht mehr möglich; er konnte erst am 2. Juli abends vor einem weniger zahlreichen Publikum erfolgen.

Ruhig lag der See da, und nur ein leichter Wind wehte vom Südwesten. Graf Zeppelin entschloß sich jetzt, den Aufstieg zu wagen. Gegen ½8 Uhr wurde der Ballon von den zur Bedienung herbeigezogenen Mannschaften, Feuerwehrleuten, Soldaten und Turnern, ein wenig aus der Halle geschoben, so daß seine Spitze sichtbar wurde. Hierauf wurde der kleine Dampfer „Bachhoen" vor das Floß, auf dem der Ballon ruhte, gespannt und schleppte es aus der Halle. Der Kolaß wurde an Tauen festgehalten, aber man konnte schon seine riesigen Dimensionen übersehen. Das Zeppelinsche Luftschiff hat die Form einer an beiden Enden zugespitzten Cigarre, die den „Tragkörper" bildet. Derselbe ist etwa 117 m lang und besitzt einen Durchmesser von etwa 10 m. Aluminiumstäbe bilden sein Gerippe, das ein Netzwerk von Schnüren und Drähten umspannt. In dem Innern sind über 17 Gasballons angebracht, die für den Aufstieg mit Wasserstoff gefüllt werden. Unter dem Tragkörper sind zwei Gondeln befestigt, die durch einen Laufsteg miteinander verbunden sind. In ihnen sind zwei 16pferdige Daimlermotoren aufgestellt, welche die unterhalb des Tragkörpers angeordneten Luftschrauben bewegen. Vorn und hinten befindet der Ballon Segel, die als Steuerruder dienen, und an dem Stege zwischen den Gondeln sind noch Laufgewichte angebracht, welche dem Ballon je nach dem Wunsch des Luftschiffers eine horizontale oder etwas schräge Stellung zu sichern vermögen.

Am 2. Juli waren die Gondeln des Luftschiffes mit fünf Personen bemannt. Außer dem Erfinder des Fahrzeuges nahmen an der Fahrt Baron Bassus aus München, der Afrikareisende Eugen Wolf, Ingenieur Buer und Mouleur Graß teil. Auf das gegebene Kommando hob der Kolaß langsam zunächst um 5 bis 10 m; dann wurde er losgelassen und flog unter den Hurrarufen der Zuschauer bis zu einer Höhe von 30 bis 40 m.

Horizontalschwankungen des Ballons wurden durch Gewichte leicht ausbalanciert. Als dann die Luftschrauben in Bewegung gesetzt wurden, konnte er merklich gegen den Wind vorankommen, dessen Stärke 4 bis 5 m in der Sekunde betrug. Bei dem darauffolgenden Versuch mit den Steuerapparaten machte das Luftschiff eine Drehung von etwa 260°. Man konnte ihm eine entgegengesetzte Wendung nicht geben; es wurde wieder vom Zimmerstaad getrieben, wo es nach einer Fahrt von etwa 20 Minuten glücklich, durch einen Pfahl im See nur leicht beschädigt, auf dem Ufer landete. Der Dampfer „Buchhoen" schleppte das Floß wieder an die Halle. Nachts wurde das Luftschiff wieder in der Halle bei Manzell geborgen.

Wenn beim ersten Aufstieg das Zeppelinsche Ballon als lenkbares Luftschiff noch nicht voll bewährte, so hat der Erfinder doch bei der Fahrt Erfahrungen gesammelt, die zur Verbesserung der Luftschrauben, der Steuer u. dgl. verwertet kann. Mit Interesse darf man den Ergebnissen der weiteren Versuche entgegensehen. —

Graf Ferdinand v. Zeppelin steht heute im 62. Lebensjahr: er ist der Sproß eines alten schwäbischen Adelsgeschlechts und hat als Reiteroffizier in der württembergischen Armee den Feldzug 1866/71 mitgemacht. Seinen Namen knüpft sich die erste kühne That deutscher Soldaten in Feindesland. Am 26. Juli 1870 unternahm er mit einer Lanzenpatrouille den berühmt gewordenen Rekognoszierungsritt ins Elsaß. Als Generalleutnant trat er in den Ruhestand und wohnt seitdem in Eberesberg bei Konstanz, ganz seinem Lieblingsstudium, der Aeronautik, hingegeben. Auf seine Anregung bildete sich vor einigen Jahren eine Aktiengesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt, mit deren Mitteln das große Unternehmen ins Werk gesetzt wurde.

Graf Ferdinand v. Zeppelin.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph H. Brandseph in Stuttgart.

Johann Sebastian Bach. Am 28. Juli sind 150 Jahre verflossen, seit Johann Sebastian Bach, der größte protestantische Kirchenmusiker der deutschen Nation, als Kantor an der Thomaskirche zu Leipzig für immer die Augen schloß. Es soll an dieser Stelle nicht das Leben und Schaffen des ostdeutschen Tondichters geschildert werden, die „Gartenlaube" hat in ihrem Jahrgange 1885 aus der berufenen Feder H. Kretzschmers eine eingehende Arbeit über den großen Meister der Kirchenkantaten und Motetten gebracht. Nur sei in seiner Zeit weit vorgreifende weltgeschichtliche Bedeutung seiner außerordentlichen Persönlichkeit sei hier gelegentlich seines wiederkehrenden Todestages verwiesen und seiner unvergleichlichen, echt deutschen Tiefe und Größe, die unvergänglich durch alle fremdländischen Einflüsse immer wieder aus seinen Werken sprach und gerade unserer neuen deutschen Tonkunst wieder eine mächtige Stütze in ihrem treulosen Streben gewesen ist.

Leben und Treiben vorgeschichtlicher Höhlenbewohner. (Zu dem Bilde S. 492 und 493.) Weit, weit liegen die Zeiten zurück, in denen Menschen, wie sie der Zeichner auf unserem Bilde dargestellt hat, auf Deutschlands Boden lebten. Kein geschriebenes Wort, keine alte Volkssage berichtet uns von den Thaten dieses Volksstammes, selbst sein Name ist unbekannt. Nur die Gebeine seiner Toten, auf die in Lehm und Sand gefundenen Reste seiner Werkzeuge und Spuren seiner Thätigkeit erlauben dem Forscher Rückschlüsse auf die Lebensgewohnheiten des vorgeschichtlichen Menschen. In zahlreichen Höhlen sind solche Spuren und Ueberreste entdeckt worden, und meisterhaft ist eine der Fundstätten, die Höhle im Hohlefels im schwäbischen Achthal, von Fraas durchforscht worden. Diese Ergebnisse der Forschung schweben offenbar dem Künstler vor, als er sein packendes Bild der ältesten Höhlenmenschen schuf. Sie sind schon im Besitz des Feuers. Um einen aus vier Steinen gebildeten „Herd" ist die zahlreiche Familie versammelt. Aber sie weiß noch nichts von der Bearbeitung der Metalle: der Aeltere ist ein Jäger, der Höhlenbewohner ist lediglich ein Jäger. In Gruben und Fallen fängt er das Wild, um es dann totzuschlagen und zu verzehren. In Feindschaft lebt er mit allen Geschöpfen, noch hat er den Hund nicht einmal den Hund hat er zu seinem treuen Begleiter domestiziert. Aus Steinsplittern fertigt er seine Messer und Nadeln, aber er verwendet außer dem Fleische auch andere Teile seiner Jagdbeute nützlich zu verwenden. Der Höhlenbär ist wohl sein stärkster Gegner: ihn raubt der Mensch die Höhle, die er jetzt bewohnt, abtropfen. Aus dem Bär

...ichter des Erschlagenen als eine gewaltige Waffe. Aus ihm hat ... den Handteil geformt, das der über das erlegte Rentier gebeugte ... in der Rechten hält. Der scharfe keilförmige Eckzahn bildet die ... Der Mannesarm führt mit diesem Beil Hiebe, die selbst die ... Knochen zersplitterten. Die Häute der Hochlandbären dienen dem ... als wärmende Kleidung, und aus den Sehnen der Rentiere ... es Stricke, mit denen die Häute festgeschnürt, die Spitzen an ... und Pfeilschäfte befestigt und Bogen gespannt werden. Auch der ... Schmuck taucht vor unseren Augen auf. Zähne und Knochen er... Wildes werden um den Hals getragen.

*

Die Automobil-Seefahrt Salzburg-Wien. (Mit dem Bilde ... 509.) Die rapide Schnelligkeit der Lokomotive hat bereits auf... ..., ein ausschließlicher Vorzug des Eisenbahnverkehrs zu sein, ... in Frankreich, Deutschland und Oesterreich zahlreiche Auto... ...führten in bewunderungswürdig konstruierten Selbstfahrwagen 400- ... 500-Kilometerstrecken fast im Kurierzugstempo und über Land... durchfahren haben. Die Bemühungen der Konstrukteure, so... der Automobilfreunde sind nun zunächst hauptsächlich darauf ge... ..., durch die Veranstaltung öffentlicher Straßenwettfahrten über ... Entfernungen dem Publikum die Leistungsfähigkeit des Auto... immer deutlicher vor Augen zu führen. Einen nicht un... ...en Ruf genießen in dieser Hinsicht die Arrangements des ... ...reichischen Automobilklubs in Wien, welcher es bisher verstanden ..., seinen Unternehmungen alle sportlichen Uebertreibungen fern... ... Bereits vor zwei Jahren veranstaltete derselbe eine be... ...mt gewordene hochalpine Etappenwettfahrt und bewies durch die ...führung des Stilfserjoches des Rolle- und Costalungapasses, sowie ...ampezzo- und Mendel... ..., daß das Automobil ...ßere Steigungen und ...ren mit Leichtigkeit ...wunden und daß es ...durch berufen erscheint, ...ichtbin in dem so kurzen ...lenverkehre der Alpen... ...e Rolle zu spielen. ...n dieser denkwürdigen ...ahrungen Tone über die ...ßen alpinen Kunst... ...ner Europas beteiligte ...ch auch der „Vater des ...omobilismus", der in... ...chen verstorbene Gott... ...lieb Daimler aus Cann... ..., der damals den ...ampf erlebte, sein in... ...ends erdachtes System ...m dieser schwierigen ...ahrung über alle Mit... ...werber obsiegen zu sehen.

Die Wettfahrt Salz... ...burg-Wien, welche in den ...ten Tagungen gehobene ...rte, brachte aufs neue ...zende Beweise für die ...ahrungsfähigkeit des Au... ...bils. Von achtzehn ...ahrzeugen unterschied... ...ßer Art, welche sich in Salzburg zur Rennfahrt über die 324 Straßen... ...meter nach Wien eingefunden hatten, sind nicht weniger als zwölf ... Lohnberger Tödsel durchs Ziel gefahren, und in zumeist vor... ...glicher Verfassung langten die übrigen ebenfalls an.

Den verhältnismäßig größten Erfolg erzielten natürlich die be... ...ders für Rennzwecke gebauten Automobile. Sechs solcher Renn... ...zeuge fuhren von Salzburg ab, und alle sechs erreichten mit nahe... ...n Kurierzugsgeschwindigkeit Wien. Als erster lief De. R. v. Stern ... einem Daimlerwagen nach einer Fahrt von 7 Stunden 44 Minuten ... Sekunden ein. Aber auch andere Wagensysteme, so der Daimler-... ...mnibuswagen des Baron Cobelli und die Voiturettes, erwiesen sich ... ...re Leistungsfähig. Solche Fernfahrten bringen nicht nur die ...ahrungsfähigkeit der Automobilfahrzeuge zum Ausdruck, sondern sie ...gen gleichzeitig auch von der Intelligenz, Gewandtheit und Geistes... ...genwart, sowie dem Mut und der persönlichen Erfahrung der Motor... ...fahrer. Denn wie das Vollblutpferd sofort den Reiter verspürt, so ...kennt auch beim Automobil alles auf die Faust an, die ins Getriebe ...greift, auf den Blick, der bei einer Geschwindigkeit von 30 m in der ...Sekunde kitzelig Terrain, Situation und etwaige Hindernisse erfaßt ...und etwa blitzschnell in Entschluß und That umsetzt.

Siegmund Schneider.

Sonnennacht am Sognefjord in Norwegen. (Zu dem Bilde S. 513.) Die Landschaft Sogn in Norwegen wird gern von den Touristen aufgesucht, die aus allen Herren Ländern herbeiströmen, um Skandinaviens wunderbare Reize zu schauen. In dieser Gegend ist in ... ist alles vereinigt, was der Norden dem Naturfreunde bieten kann. An ... Stelle dringt der Sognefjord tief, etwa 180 km weit, in das Innere ...andes. Er ist nicht nur der längste, sondern auch der am meisten ...gezackte aller skandinavischen Fjorde. Ein Stück dieses herrlichen Fjords ...igt uns das stimmungsvolle Bild von Hans Dahl. Wir stehen am ...eestrand, wo der Fjord seine größte Breite aufweist, und blicken ...gen Norden, zu den schneebedeckten Bergen, die den engen Fjordlandsee ...begrenzen. Verklärt wird die Landschaft durch die wunderbare Beleuchtung einer norwegischen Sommernacht. Es ist zwei Uhr nachts; der kaum verschwundene Tag erhellt wieder warm und golden den Himmel, von dem sich in reizvollem Gegensatz die dastigen blauen Berge mit ihren Schneefeldern abheben. Goldiger Wiederschein glänzt auf den schwachen Dünungen, und am Ufer entzücken Baumgruppen mit ihrem satten und doch weichen Grün das staunende Auge.

*

Zuoz im Engadin. (Mit Abbildung.) Am Ausgang des schluchtenreichen düsteren Mittelengadins in das vom Schneegipfel der Bernina-gruppe überleuchtete sonnige Oberengadin liegt am eilenden Inn das freundliche Dorf Zuoz mit prächtigen alten Steinhäusern, be... ...sonders dem malerischen Riesenpalast der Planta, die ihm geschicht... ...liches Gepräge und den Ausdruck aristokratischer Wohlhäbigkeit geben. Vom Fuß des Albulagebirges, zu Häupten die gewaltige Gletscher-pyramide des Piz Kesch, schaut es in die Herrlichkeit des Engadiner Hochgebirges. Zu dem Bergesleuchten gesellt sich das frische Grün herr... ...licher Alpenwälder, das Spiel eines prächtigen Wasserfalles und der Blick auf die sagenumwobene Ruine Guardavat, die über dem lieblichen Nachbardörfchen Madulein am Berggehänge liegt, so daß das Land... ...schaftsbild Fülle und Mannigfaltigkeit atmet. Seit langem ist daher Zuoz ein beliebtes Stelldichein von Engadingästen und wird es noch mehr werden, wenn in der nächsten Zeit die Eisenbahn durch den Albula draußen und bei Bevers, nicht weit von Zuoz, das Engadin be... ...treten wird. Namentlich solche Besucher, die das scharfe Höhenklima von St. Moritz, Pontresina oder Maloja nicht ertragen, schätzen das milde, 1748 m über dem Meer gelegene, vor rauhen Winden geschützte Zuoz, das mit diesen Engadiner Sommerfrischen großen Stils in be... ...quemer Verbindung steht und die üppigsten blumenreichsten Wiesen des Engadins besitzt. Mit der Eröffnung der Albulobahn, welche die Postwagenfahrt von Chur nach dem Engadin durch einen Flug von wenigen Stunden ersetzt, will das liebliche Zuoz auch Winterkurort werden, wo die Gäste im reichlichen Sonnenschein des Hochgebirgswinters nur die Freuden der kalten Jahreszeit, Schlittenfahrt und Eissport, nicht aber ihre Unannehmlichkeiten, Nebel und feuchtes Tauwetter, erfahren.

Ansicht von Zuoz im Engadin.

Ueber die Herkunft des Regens. Bisher hat man fast einzig und allein das Meer als Lieferanten für alles Wasser angesehen, welches als Regen auf das Festland herniedergeht. Nach den Untersuchungen von Prof. E. Brückner ist das aber durchaus nicht der Fall, und man überschätzt nach seiner Ansicht die Verdunstung des Meeres ganz bedeutend. Eine mindestens ebenso große, ja vielleicht noch größere Rolle als die letztere soll die Verdunstung großer Landflächen spielen, andernfalls würden ja beträchtliche Regenmengen, wie z. B. die der Amazonasgebene, fern von hohen Gebirgen und in großer Entfernung vom Meere, nicht wohl erklärlich sein.

Den Beweis für seine Annahme erbringt er in folgendem: Die Wassermenge, die in Form von Regen oder Schnee in einem bestimmten Zeitraum niederfällt, läßt sich bekanntlich messen, und ebenso die, welche die Wasserläufe im gleichen Zeitraum und gleichen Gebiet abführen. Da zeigt sich nun, daß die erstere viel größer als letztere ist. Ueberhaupt werden von dem gesamten Niederschlag der Landfläche durch die Flüsse nur etwa 22 Prozent, also $^2/_9$ dem Meere zugeführt.

Wo bleiben nun die übrigen $^7/_9$? Sie verdunsten zum Teil sofort und versickern. Von den Sickerwässern aber gelangt der bei weitem größte Teil infolge Verdunstung durch die Pflanzen wieder in die Atmosphäre. Wie groß diese Verdunstung ist, zeigen die Untersuchungen von Hönnels, nach denen ein einziger Hektar Buchenwald vom 1. Juni bis 1. Dezember 2,4 bis 3,5 Millionen Liter Wasser zu verdampfen imstande sein soll. Der andere, kleinere Teil der Sickerwässer gelangt in den Grundwasserstrom, wo er gleichfalls teilweise verdunstet wird, der Rest endlich eilt in Form von Quellen, Binnenwässern auch dem Meere zu, gehört also teilweise sogar noch zu den erwähnten 22 Prozent. Wäre nun wirklich aller Regen oceanischen Ursprungs, so müßten, da die Wassermasse des Oceans innerhalb langerer Zeiträume als konstant angenommen werden, folglich ebensoviel Wasser dem Ocean zurückgegeben werden muß, als ihm durch Verdunstung entzogen wird, die fehlenden 78 Prozent durch die Atmosphäre zum Meer zurückgelangen. Das ist aber nach der ganzen Bildung der Erdoberfläche — Abiperrung nach dem Meere hin durch hohe Gebirge — sowie infolge von Einwirkung naherreichender, kontrar wirkender Wind ganz unmöglich. Eine Wassermasse, die aber nicht zum Ocean zurückkehrt, kann ihm auch nicht entstammen, da somit die Annahme der Konstanz der oceanischen Massen hinfällig sein würde. Darum muß ein großer Teil aller Niederschläge der Kontinente — Brückner schätzt sie auf $^2/_3$, sicher mehr als die Hälfte — aus

Wasserdampf entstehen, der den Landflächen selbst entstammt. Einen weiteren Beweis sieht er in der Entwicklung der Wärmegewitter des Sommers, die lokal durch aufsteigende Luftströme, welche die Feuchtigkeit vom Boden mit sich reißen, gebildet werden, und wobei keine Wasserzuführung durch vom Meere kommende Luftströme stattfindet. Daß die Regenmenge großer Waldgebiete, die infolge ihrer lebhaften Verdunstung beträchtliche Wassermengen an die Atmosphäre abgeben, nicht größer als in weniger bewaldeten Gebieten ist, wird auf die Luftströmungen zurückgeführt, welche diese ausgehauchten Wassermengen schnell in andere Gebiete fortführen.

Dr. -t.

Julius Adam. (Zu unserer Kunstbeilage.) Eine Modellpause ganz besonderer Art zeigt uns der bekannte Münchner Tiermaler hier auf seinem neuesten Bild. Von der Ruhe, welche sonst Künstler und Modelle in solcher Pause zu genießen pflegen, ist nichts zu merken: von allen Seiten dringen die allerliebsten zierlichen Pelzträger auf ihren Herrn ein, dessen ganze Haltung zeigt, wie gemütlich er sich unter diesen Mitbewohnern seines Ateliers fühlt. Sie sind alle getreu wiedergegeben: die alte Katze Lili, berühmt durch ihre Schönheit und reiche Nachkommenschaft, ihre heiläugigen, weichgliederigen Kinder, vor allem Flocki, des Malers Liebling, ein ganz ungewöhnlich liebes Tierchen, das sich selbstbewußt und zutraulich in seine Hand schmiegt, und der Besucher bewundert die ungemein feine Beobachtung sowie die hervorragende Kunst des Malers, den Charakter dieser stets beweglichen Tiere so vortrefflich im Bild festzuhalten.

Julius Adam ist auf diese „Specialität" nicht selbst ausgezogen, sie drang sich ihm, der von jeher ein großer Tierfreund war, durch die ungezähmten Erfolge auf, welche seit 1882 einige Tierbilder von ihm erlebten. Geboren 1851 als Mitglied der großen Künstlerfamilie Adam und Enkel Benaos, des Schlachtenmalers, ging er als junger Mensch nach Brasilien und machte dort photographische Aufnahmen. Dann aber siegte der eigentlich künstlerische Drang, er kehrte nach München zurück, studierte unter Diez und malte erst figürliche Bilder, von welchen verschiedene durch Holzschnitt in deutschen Blättern, auch in der „Gartenlaube", erschienen. Wie bedeutend seine Fähigkeit hierfür ist, zeigt sein Selbstporträt auf unserem Bilde. Aber es dürfte ihm nicht gelingen, der „Specialität" so schnell wieder zu entkommen: das Publikum will stets neue Notzendilder, und man findet dies begreiflich, wenn man in des Künstlers schöner Villa den Wandschmuck seines Ateliers, die ganz reizende Tapetengalerie mit den merkwürdig charakteristischen Köpfen und Augen gesehen hat. Dort lebt er mit seiner ebenfalls dem Hause Adam entstammenden Gattin ein beglücktes Dasein in der grünen Stille des westlichen Stadtendes, sein schönes Bild aber ist einer der Anziehungspunkte in der diesjährigen Ausstellung des Münchner Glaspalastes.

Bn.

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel „Amarelle mit Blumen". Von A. Weirelbaum.

Die Buchstaben sind mittels der einzelnen Blumen zu zwei Wörtern zu verbinden.

Auflösung der Dominoaufgabe auf Seite 488.

Beim Spielanfang hatten die Steine nun B 51, die von C 37 und die von D 28 Augen.

C behielt:

D behielt:

Der Gang der Partie war: I. A 4/6, B 6/6, C 6/5, D —; II. A 5/4, B —, C 4/4, D 4/2; III. A 2/6, B —, C 6/3, D 3/3; IV. A 3/4, B —, C —, D 4/0; V. A 0/6, B —, C —, D —; VI. A 6/1, B 1/5, C 5/0, D 0/1; VII. A 1/4 (= 120).

Scherzrätsel.

Männlich ist ein Wort zu sehen
Ist in München auf der Straße;
Sächlich sehe ich es stehen
Gern vor mir in vollem Glase.

F. Müller-Saalfeld.

Verschiebungsaufgabe.

Nachstehende zehn Sprichwörter sind untereinander zu schreiben und alsdann so lange senkrecht zu verschieben, bis zwei in gleichen Abständen voneinander befindliche senkrechte Reihen (beide von oben nach unten gelesen) wiederum ein Sprichwort ergeben.

1) VIELE KÖCHE VERDERBEN DEN BREI. 2) ÜBUNG MACHT DEN MEISTER. 3) ZEIT BRINGT ROSEN. 4) GETEILTER SCHMERZ IST HALBER SCHMERZ. 5) MORGENSTUNDE HAT GOLD IM MUNDE. 6) AUFGESCHOBEN IST NICHT AUFGEHOBEN. 7) GUT DING WILL WEILE HABEN. 8) NOT BRICHT EISEN. 9) WER NICHT WAGT, GEWINNT NICHT. 10) WIE GEWONNEN, SO ZERRONNEN.

Oscar Lecke.

Rätsel.

Welcher Ort
Ohne Fuß
Ist ein Gruß?
Nenn' das Wort!

Homonym.

Befiehl zum Rohrungsbereiten
Enthölt mein Wort; ob ihr es kennt.
Wenn ich noch sage, daß zum zweiten
Es einen Körperteil benennt?

E. S.

Auflösung des Rätsels auf Seite 488. Forelle.

Auflösung des Auszählrätsels „Die Japanerin" auf Seite 488.

Die vier Blätter am Zweige deuten darauf hin, daß jeder neue Buchstabe, und zwar ausgehend von dem E, auf welches das oberste Blatt mit der Spitze zeigt, in der Runde von rechts nach links, anzuzählen ist. Der erste ausgezählte Buchstabe ist dann das D. Es ergiebt sich das japanische Sprichwort:

„Der Besiegte ist häufig der Sieger".

Auflösung des Homonyms auf Seite 488. Fliegen.

Auflösung der Zahlenschrift auf Seite 488.

In großes Unglück lernt ein edles Herz
Sich endlich finden; aber wehe thut's,
Des Lebens kleine Zierden zu entbehren.

(Schiller, „Maria Stuart", I. 1).

Die Schlüsselworte heißen: 1) Bücher, 2) Gutzkow, 3) Frau, 4) Stadt.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Jedes Bändchen im Umfang von ca. 7 Bogen Oktav 1 Mark.

Paul Heyse, Der Schutzengel. Illustriert von C. Münch.

Rudolph Stratz, Samum. Illustriert von Chr. Speyer.

Ludwig Fulda, Die Hochzeitsreise nach Rom. Illustriert von Paul Rieth.

A. Noël, Didiers Braut. Illustriert von F. Hlavaty.

Ernst Lenbach (Ernst Muellenbach). **Auf der Sonnenseite.** Illustriert von C. Reichert, A. Mandlick, R. Reinicke u. a.

In den obigen Bändchen bieten wir eine Serie von Novellen hervorragender und beliebter Autoren dar, welche von Künstlerhand mit zahlreichen Text-Illustrationen und farbigen Umschlagbildern geschmückt, mit eleganter Ausstattung einen außergewöhnlich billigen Preis verbinden. Als gute und interessante Reiselektüre können wir diese Novellen ganz besonders empfehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Arndt in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

ie Gartenlaube

t. Beilage zu Halbheft 10, 1902.

Bilder aus der Gegenwart.

ft ist am 7. Juli in Hamm i. W., wo
itspräsident gewirkt hat, im Alter
Als Sohn eines Pastors zu Metich-
August 1827 geboren, widmete sich
ristischen Laufbahn und trat 1847
Staatsdienst. Von 1850 bis 1862

ster a. D. Dr. Falk †,
esgerichtspräsident.
ufnahme von Hermann
r in Hamm i. W.

Mary Krebs-Breuning †.
Nach einer Photographie von
Hofphotograph W. Höffert in Dresden.

Professor Th. Leschetizky.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph
A. Krziwanek in Wien.

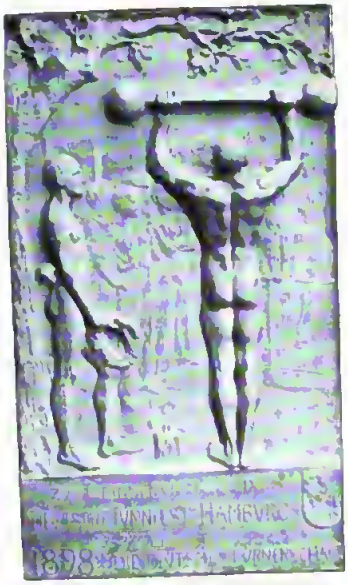
Professor Theodor Leschetizky, welcher am 22. Juni in Wien-Währing, beglückwunscht von zahlreichen Künstlerkollegen, ehemaligen Schülern und Verehrern, seinen 70. Geburtstag beging, ist einer der bedeutendsten Klaviervirtuosen und Pädagogen unserer Zeit. Zu Lemberg geboren, war er von 1864 bis 1878 Professor am Petersburger Konservatorium. Seitdem lebt er in Währing bei Wien als einer der gesuchtesten Lehrer des Klavierspiels und bildete eine große Anzahl Virtuosen und Virtuosinnen heran, unter denen Annette Essipow, des Meisters spätere Gattin, ganz besonders zu nennen ist. Außer mit brillant geschriebener Klaviermusik ist Leschetizky auch mit einer Oper „Die erste Falte" erfolgreich hervorgetreten.

Das Denkmal für General v. Hartmann, dessen Enthüllung am 22. Juli in Maikammer (Rheinpfalz) stattfindet, ist aus Geldmitteln entstanden, welche bayrische Feldzugsveteranen und Salboten unter sich aufgebracht haben. Jakob v. Hartmann war am 4. Februar 1795 zu Maikammer geboren. Seit 1811 Offizier, mußte er nach Entwaffnung der Rheinbundstruppen im französischen 27. Infanterieregiment 1814 bis 1815 gegen Deutschlands Verbündete kämpfen. 1816 trat er als Oberleutnant in bayrische Dienste. 1866 führte er als Generalleutnant die Bayern gegen Preußens Heer. 1869 zum General der Infanterie ernannt, erkämpfte er 1870/71 mit seinen tapfern Bayern in einer großen Reihe blutiger Schlachten und Treffen den unverwelklichen Siegeslorbeer. Nach Beendigung des Krieges führte Hartmann, dem König Ludwig II den erblichen Adel verliehen, das Generalkommando des 2. bayrischen Armeekorps; er ist am 28. Februar 1873 gestorben. Das von dem Münchner Bildhauer und Erzgießer Ferdinand v. Miller ausgeführte Erzstandbild zeigt die 3 m hohe Gestalt des Generals barhäuptig in ruhiger Haltung, die Hände auf dem Säbelkorbe, den Mantel leicht um die Schultern

Justizministerium, besonders an der
nung, sowie an der Prozeßordnung
22. Januar 1872 an Stelle Heinrich
In diesem Amt hat er das neue
lten Regulative beseitigt, das ganze
gefördert, die sogenannten Kultur-
lordnung hergestellt und besonders
durchgesetzt. Am 14. Juli 1879
ahre später erhielt er die Stellung
in Hamm, in welcher er bis zu
seiner Erkrankung thätig war.

Mary Krebs-Breuning, die ausgezeichnete Pianistin, ist am 28. Juni in Dresden, wo sie als königlich sächsische Kammervirtuosin seit ihrer Verheiratung wirkte, unerwartet einem Herzschlage erlegen. Sie entstammt väterlicherseits einer Familie, aus welcher seit zwei Jahrhunderten schon eine ganze Reihe tüchtiger Musiker hervorgegangen ist. Als Tochter des 1880 verstorbenen Dresdener Hofkapellmeisters Karl Krebs und der noch lebenden ehemaligen Opernsängerin Aloysia Michaleki am 5. Dezember 1851 geboren, trat Mary Krebs schon im jugendlichen Alter von 12 Jahren als Virtuosin hervor. In der Folgezeit erwarb sie sich auf heimischen und ausländischen Kunstreisen als vorzügliche Klavierspielerin einen ausgebreiteten Ruf und hochgeschätzten Namen.

Das „Rosegger-Alpenhaus".
Nach einer Aufnahme von Frl. Josef Böhm in Mürzzuschlag.



Prof. Sellneers Turnfest-Erinnerungstafel.

gehängt. Die Statue erhebt sich auf einem Sockel aus rotem schwedischen Granit, der an der Stirnseite durch ein Emblem in Erguß: bayrische Fahne mit Lorbeerkranz, geschmückt ist.

„Rosegger-Alpenhaus." Am Johannistage hat in Anwesenheit von weit über fünfhundert Gästen die feierliche Eröffnung eines Schutzhauses auf der Prelukalpe stattgefunden, das die Rosegger-Gesellschaft in Mürzzuschlag (Obersteiermark) zu Ehren des berühmten, dort in der „Waldheimat" geborenen Volksdichters errichtete und das auch seinen Namen trägt. Das Blockhaus erhebt sich 1656 m hoch auf einem breiten, aus festem Gestein erbauten Sockel. Kortplatten bedecken im Innern die Wände, die Decke und den Boden, und hübsche Wandtäfelung ziert die Stube. Unter dem Dachvorsprung des Eingangs ist eine Zinktafel mit folgender Inschrift angebracht. „Rosegger Alpenhaus auf der Prelukalpe 1656 m. Erbaut 1899 von der Rosegger-Gesellschaft dem großen Sänger der Berge und ihrem treuesten Sohne." Eine Minute abwärts von der Hütte sprudelt in einer Mulde ein ergiebiger Quell, der ebenfalls des Dichters Namen führt. Auf einer Tafel liest man: „Klein und hell ist dieser Quell wie dein Trachten und dein Dichten, frisch wie deine Waldgeschichten." Von dem behaglich ausgestatteten Hause kann man auf das unfern liegende Geburtshaus des Dichters hinüberschauen.

Turnfest-Erinnerungstafeln. Nachdem schon früher die Städte Leipzig, Frankfurt a. M. und Dresden Erinnerungstafeln an Turnfeste erhalten hatten, sind solche gemäß einem im vorigen Jahre zu Naumburg gefaßten Beschlusse des Ausschusses der Deutschen Turnerschaft auch den anderen Städten zugedacht worden, in welchen Turnfeste bisher abgehalten wurden. Die nach einem Entwurf des Bildhauers Professor Seffner in Leipzig ausgeführten Bronzetafeln zeigen die nackte Gestalt eines kräftigen muskulösen Turners, der den schweren Kugelstab mit beiden Händen emporhebt; daneben eines anderen Turner mit einem Eichenkranz in der Hand. Im Hintergrund ist ein belebter Turnplatz sichtbar, über welchen sich die Zweige einer deutschen Eiche breiten. München und Breslau haben diese Erinnerungstafeln bereits erhalten, Koburg, Berlin, Hamburg sollen demnächst an die Reihe kommen.

Der „Wasserläufer" Kapitän Grossmann.
Nach einer photographischen Aufnahme von Christian Herdst in Worms.

Dr. Alexander Beheim-Schwarzbach.

Dr. Max Beheim-Schwarzbach.

Zum Jubiläum des Pädagogioms Ostrau.

„Der Wasserläufer" Kapitän Großmann hat sich ein eigenartiges Fahrzeug konstruiert, welches ihm das Gehen und freie Bewegen auf dem Wasser ermöglicht. Mit Hilfe eines Ruders kann er alle Wendungen leicht und sicher ausführen, und mit großer Fertigkeit zeigt er sich zur Zeit dem Publikum auf dem Rheine. Sein Apparat besteht aus zwei Blechrohren in der Länge von 4 m und im Durchmesser von 60 cm, die ein Gewicht von 20 kg besitzen; ihre Tragfähigkeit ist etwa 2 Zentner. Die Rohren sind oben mit Schlaufen für die Füße des Wasserläufers und unten mit je drei Klappen als Flossen versehen, welche beim Gehen das Wasser verdrängen. Großmann hat während zwei Jahren zwanzig Menschenleben gerettet, und sein originelles Fahrzeug dürfte sich bei Ueberschwemmungen und dergleichen wohl bewähren. Allerdings verlangt die Handhabung des Apparates Gewandtheit und Sicherheit, und die Arbeit des Gehens, besonders gegen den Strom, ist anstrengend.

Das Pädagogium Ostrau bei Filehne im Regierungsbezirk Bromberg blickt auf eine fünfzigjährige erfolgreiche Thätigkeit zurück. Es wurde 1850 von dem am 20. März 1894 verstorbenen Direktor Dr. Alexander Beheim Schwarzbach gegründet. In einer Zeit, als im Netzegau weit und breit noch keine höhere Lehranstalt vorhanden war, begann es seine nicht unwichtige Mission. Heute stellt das Pädagogium ein Progymnasium wie ein Realgymnasium dar und umfaßt die Klassen von Sexta bis Sekunda. Der jetzige Direktor Dr. Max Beheim-Schwarzbach ist ein Sohn des verstorbenen Gründers.

25 Lehrkräfte und Erzieher wirken an der Anstalt, welche alljährlich etwa 50 Schüler mit der Reife für den Einjährigendienst entläßt. Die Zöglinge stammen vorzugsweise aus den europäischen Staaten, oder auch aus den anderen Weltteilen kommen Lernbedürftige in der berühmten Anstalt. Franz Gehthoff.

Korvettenkapitän Buchholz †.
Nach einer Aufnahme von F. Bischof in Kiel.

Korvettenkapitän Buchholz †. Unter den Gefallenen des deutschen Expeditionscorps, welches die internationale Truppe des bei der Station Lofa vor Tientsin von den Boxern eingeschlossenen Admirals Seymour befreite, befand sich auch der Korvettenkapitän Buchholz vom Kreuzer „Kaiserin Augusta". Derselbe gehörte der Marine seit dem 22 April 1879 an und sollte eben noch vollbrachtem zweijährigen Kommando und Aufenthalt in Ostasien abgelöst werden, um nach Deutschland zurückzukehren, als ihn die feindliche Kugel traf. Buchholz, der erst im April dieses Jahres zum Korvettenkapitän ernannt worden war, galt als ausgezeichneter, hochbegabter Offizier, den stets ritterlicher Mut beseelte. Als der Tapferste einer ist er an der Spitze seiner Kameraden und Matrosen gefallen. Ehre seinem Andenken!

Abreise der Marineinfanterie und des ersten Panzergeschwaders nach China. Pünktlich, wie voraus bestimmt, trafen die beiden Transportdampfer „Frankfurt" und „Wittekind" nach der im Laufe des 2. Juli vollendeten Einschiffung der beiden Seebataillone, von welcher einige unserer Bilder eine photographische Momentszene veranschaulichen, in Wilhelmshaven zur Abfahrt bereit. Im ersten Morgengrauen des 3. Juli schlug alsdann die Abschiedsstunde. Am Hafen hatte sich hierzu eine große Menschenmenge eingefunden. Marschklänge ertönten von Bord der Kaiseryacht „Hohenzollern", auf deren Deck der Kaiser stand, sowie von den beiden Militärdampfern und mischte sich mit dem brausenden Hurra der Kopf an Kopf auf Deck stehenden

Einschiffung der Marinetruppen in Wilhelmshaven auf dem Dampfer „Frankfurt".

Ausfahrt des Dampfers „Frankfurt".

Abreise der beiden Seebataillone nach China.

Nach photographischen Aufnahmen von Joh. Georg Giehl in Wilhelmshaven.

Digitized by Google

Kriegee. Dee „Wittekind" dampfte als erster durch die Schleuse und auf die Reede. Dann folgte langsam die erheblich größere „Frankfurt", wie unser zweites Bild zeigt, mit dem 2. (Wilhelmshaavener) Bataillon. Unter den Klängen des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles" dampften die Schiffe aufs Meer hinaus und dem eirka 12000 Seemeilen entfernten Taku entgegen. — Während die Ausrüstung dee Marineinfanterie eifrig betrieben und gefördert worden wae, hatten jedoch die mehr und mehr um sich greifenden Revalutionswirren in China Deutschland die Aufbietung and Zusammenziehung eines ungleich verstärkten Truppenkörpers zue unabweistlichen Pflicht gemacht. Deshalb wurde unverweilt noch ein Seegeschwader ausgeeüstet, das nun am 9. Juli van Kiel aus anter den Augen des Kaisers die Reise nach Ostasien angetreten hal. Befehlshabee dieses ersten aus den vier großen Linienschiffen „Wörth", „Weißenburg", „Brandenbaeg" and „Kuefürst Friedrich Wilhelm" nebst dem Kreuzer „Hela" zusammengesetzten Panzergeschwaders ist Cantreadmiral Geißler, der seit drei Jahren die Stellung eines Inspekteurs der Marineartillerie bekleidet hat and 1895 Chef des Stabes beim Manövergeschwadee war.

Nachdem die Linienschiffsdivision sich mit dem Kreuzergeschwader aae China vereinigt haben wird, erhält Bizeadmiral Bendemana, der dasselbe dart kammandiert, den Befehl über bie deutsche Flotte in Ostasien.

Das Adam-Denkmal zu Leisnig in Sachsen. In der herelich gelegenen Maloenstadt Leisnig in Sachsen wuede am 1. Juli das Denkmal des Kantars und Musikdirektars Karl Ferd. Adam enthüllt, dessen Name in der deutschen Sängerwelt einen guten Klang hal. Adam wurde am 22. Dezembee 1806 in Canstappel im Königreich Sachsen gedaren und starb am 23. Dezember 1867 in Leisnig. Hier hat er auch seine letzte Ruhestätte gefunden. Er sollte eigentlich Jurist werden und besuchte darum die Kreazschule zu Dresden und die Universität zu Leipzig, wandte sich aber bald lediglich dee Musik zu und ging nach Dresden als Musiklehrer. Seine äußeest gediegene Bildung in musikalischer Hinsicht hatte ee sich unter seinem Vatee, später bei Heinrich Marschner in Deesden und Musikdirektor Weinlig in Leipzig erworben. In Dresden geündete er den Gesangverein „Orpheus", den „Dresdener Liederkranz" and leitete die „Dresdenee Liedertafel". 23 Jahre hat er dann in Leisnig als Kantar und Musikdirektor das musikalische Leben äußerst belebt und gefördert.

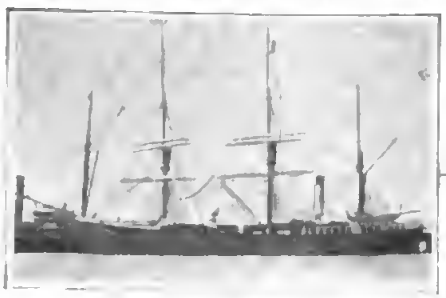
Das Adam-Denkmal zu Leisnig in Sachsen.
Nach einer Aufnahme von Max Lohauß in Leisnig.

Adam hat eine graße Zahl Männerchöre und gemischtee Gesänge, auch ein Oratorium „Johannes" geschaffen und die Herzen der deutschen Sänger besanders buech sein wundeebares „Abend wird es wieder" und barch das zum Lieblingsliede des Fürsten Otto a. Bismaeck gewaedene „Wie kbmnt' ich dein aergessen" gewonnen. Die Recorde des letzieren rühteten einst den Altreichskanzler zu heißen Thränen.

Das Denkmal ist ein mächtiger Felsblock aus Rochlitzer Porphyr aon ca. 5 m Hohe. Vor ihm gruppieren sich weitere Felsblöcke. Aus ihnen tritt ein gebrachener Eichstamm aon Beonze hervor, dessen Zweige das aarzüglich gelungene Bild Adams umranken. Aer dem Bilde breitet sich ein Spruchband mit den Anfangen van Adams schönsten Liedern aus, und auf ihm ruht eine Bardenleier. Bild, Spruchband und Leier sind auch aus Bronze und stammen aus der Kunstgießerei von Franz in Dresden. Blatt- und Schlingpflanzen geben dem Ganzen noch einen besonderen Reiz. Das wohlgelungene Denkmal ist ein Werk des jungen Künstlers Paul Juckoff, eines Schülers des Leipzigee Bildhauers Lehner.

Rupert Wintersteller, dem heldenmilligen Landesvertreidiger in Tiroler Freiheitskämpfe von 1807 und 1809, soll in seiner Heimat zu Kiechdorf in Tiral, wa er seit dem 30. August 1832 begraben liegt, ein Denkstein gesetzt werden. Dee edle Wirt und Schützenmajor war ein Enkel des gleichnamigen Freiheitshelden von 1703, dee im blutigen Kampf gegen den bayrischen Kurfürsten Max Emanuel bei Windhausen eigenhändig vier feindliche Fahnen erbeutete. Einige Jahrzehnte später, im österreichischen Erbfolgekrieg, stand dessen Sohn Rupert unter Trenks Scharen mit den Kitzbüheler Schützen vor Münchens Thoren. Das Praelektorat für die Errichtung des Wintersteller-Denkmals hat der Statthaltee aan Tirol, Graf Franz Merveldt, übernommen. Beiträge mögen an das Denkmalkomitee in Kirchdorf bei St. Johann in Tiral gesandt werden.

Die Borchgrevinksche Südpolarexpedition. Am 1. April dieses Jahres langte die „Britisch-Antarctic-Expedition" in Bluff-Campelltown auf Neuseeland an. Soweit sich nach den vorläufigen kurzen Berichten beurteilen läßt, hat sie beachtenswerte Erfolge errangen. Die Expedition wurde von dem englischen Verleger Sir G. Newnes und einigen Kaufleuten ausgerüstet. Ihre Führung übernahm der Norweger C. J. Borchgrevink, der längeee Zeit als Landmesser und Universitätslehrer in Australien thätig war. Das Expeditionsschiff „Southern Cross" hatte sich bereits früher beim Robben- und Walfischfang bewährt und wuede von Colin Archer, dem Erbaaer von Nansens „Fram", für die Fahrt im Polareise zum Teil umgebaut. Die Führung des Schiffes übeegab man Kapitän Jansen, der gleichfalls ein Norweger ist. Als Naturforscher nahmen an der Expedition Colbeck, Bernauilli, Evans und Hansen teil. Die Expedition sollte wissenschaftliche sowie volkswietschaftliche Aufgaben lösen. Ihr Ziel war Viktorialand, die einzige bisher bekannte größere Küstenstrecke im südlichen Eismeeree, aus der sich die 3770 und 3317 m hohen Vulkane Eredus und Terror erheben. James Naß, der im Jahre 1843 das Land entdeckte, beang in dieser Gegend zu Schiff bis 78° 4' südlicher Breite vae. Seitdem wae kein Seefahrer dem Südpal näher gekommen. Die „Southern Croos" teat am 23. Augast 1898 ihre Reise an. Borchgrevink landete auf Viktorialand und errichtete eine Station, in der er überwinterte. Von dort anternahm ee auf Hundeschlitten Vorstöße, bei denen er 78° 50' südlicher Breite errichte. Auch gelang es ihm, die Lage des magnetischen Südpols näher zu bestimmen. Von den Mitgliedern der Expeditian erlag leider der Zoologe Hansen einer längeren Krankheit, die übrigen aber kehrten wohlbehalten zurück. Von unseren Abbildungen zeigt die nire das Schiff „Southern Croos" im Hafen van Bluff auf Neuseeland, das andere den Führer der Expeditian auf dem maurischen Kutter „Aurupae", unmittelbar nach seiner Rückkehr von Viktorialand. Wir verdanken die Photographien Herrn K. Joosten, einem Leier der „Gartenlaube" in Bluff auf Neuseeland. Zu Ehren Borchgrevinks veranstaltete die Einwohner von Bluff ein Festmahl; bei dieser Gelegenheit unterhielt sich Herr Joosten mit Borchgrevink auf deutsch, wobei der letztere als ehemaliger Dresdener Student großes Interesse für Deutschland zeigte.



Das Schiff „Southern Cross" im Hafen von Bluff (Neuseeland).

Die Borchgrevinksche Südpolarexpedition.
Nach photographischen Aufnahmen von Ernest Nichol.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 15, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Das XIII. Deutsche Bundesschießen in Dresden, das am 7. Juli mit einem Begrüßungsabend im prächtig geschmückten großen Saale des Gewerbehauses eingeleitet wurde, erreichte anderen Tages im historischen Festzuge den Gipfel seiner offiziellen Veranstaltungen. Der ungemein farbige und abwechslungsreiche Zug, der leider bei dem starken Regenwetter nicht zu voller Wirkung gelangte, setzte sich morgens um 10 Uhr von der König-Albertstraße aus in Bewegung. Vor dem Rathause, wo ein großer Baldachin in den Stadtfarben und ihm gegenüber eine mächtige Zuschauertribüne errichtet war, hielt der von den Nürnberger Schützen und einer Abteilung der Dresdener Scheibenschützengesellschaft begleitete Bannerwagen. Derselbe trug die Ideal-figuren der „Flora" und „Dresdensia" und bot ein wundervolles Bild. Nach einem herzlichen Willkommengruß des Oberburgermeisters Beutler an die Schützen vollzog Rechtsrat Wagner-Nürnberg die auf unserem Bilde veranschaulichte Uebergabe des Bundesbanners an die Stadt Dresden, womit die Befestigung eines von der Nürnberger Schützengesellschaft gestifteten Fahnenbandes verknüpft wurde. Darauf setzte sich der Zug wieder in Bewegung, um sich vor der Festhalle aufzulösen. Hier fand dann das Bankett statt, an welchem reichlich 3000 Gäste teilnahmen. Darauf zeigte ein Kanonenschlag den Beginn des Schießens an. Abends war Bechervereinigung und Konzert. Das Dresdener Bundesschießen wurde am 15. Juli beschlossen. Als nächste Feststadt ist Hannover bestimmt worden. Die Bundesleitung bleibt in Nürnberg.

Professor Max Koner †.

Nach einer Aufnahme von Reichard & Lindner, Hofphotogr. in Berlin

Dr. Mumm v. Schwarzenstein, der für China ernannte deutsche Gesandte.

Nach einer Aufnahme von Hofphotogr. J. C. Schaarwächter in Berlin

Professor Max Koner, der ausgezeichnete Bildnismaler, ist am 7. Juli in Berlin plötzlich gestorben. Dort am 17. Juli 1854 geboren, hat er auch an der Berliner Akademie unter Gussow seine Studien gemacht, die dann auf langjährigen Auslandsreisen vollendet wurden. Nach seiner um die Mitte der achtziger Jahre erfolgten Rückkehr begann seine fruchtbare Schaffensperiode. Bald hatte er sich als Porträtist einen glänzenden Ruf errungen, der dann durch zahlreiche Bildnisaufträge des Kaisers ausgebreitet und befestigt wurde; namentlich erregt das Bildnis Kaiser Wilhelms II. auf der Pariser Weltausstellung berechtigte Bewunderung. Seit 1890 wirkte Max Koner als Lehrer an der Berliner Akademie, 1894 wurde er zum Professor ernannt. Für seine Leistungen sind ihm wiederholt die höchsten Medaillenauszeichnungen zu teil geworden.

Prinz Tsching.

Dr. Mumm v. Schwarzenstein, der bisherige Gesandte in Luxemburg, ist zum Nachfolger des ermordeten Freiherrn v. Ketteler in Peking ausersehen worden. Er gehört dem diplomatischen Dienste seit fast 20 Jahren an und wirkte in diesem auf verschiedenen Posten im Auslande, so namentlich in Washington. Von dort wurde er ins Auswärtige Amt nach Berlin berufen und nach sechsjähriger Thätigkeit nach Luxemburg gesandt.

Prinz Tsching, der an der Spitze der Gegenregulation stehende Mandschu-General, war den in Peking weilenden Europäern wohl bekannt. Als Kammerherr des chinesischen Hofes gehörte es zu seinen Obliegenheiten, im Namen der Kaiserin-Witwe und des jungen Kaisers alle vornehmen Besucher willkommen zu heißen. Trotz seiner schwierigen Stellung hat er es verstanden, sich

Vom XIII. Deutschen Bundesschießen in Dresden: Ueberreichung des Bundesbanners an die Stadt Dresden vor dem Rathause.

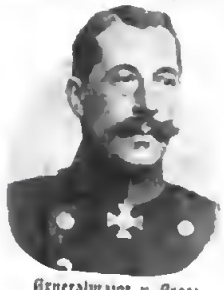
Nach einer Aufnahme von G. Brojewski in Dresden.

das Vertrauen der Kaiserin zu bewahren und zugleich den Fremden gerecht zu werden. Seit dem letzten Winter stand Prinz Tsching als Präsident an der Spitze des Tsungli-Yamen, des Ministeriums des Auswärtigen, bis er, wohl infolge seiner offenkundigen Begünstigung der Reformbewegung, vor wenigen Wochen durch den Prinzen Tuan verdrängt wurde. Nach erfolgter Einschließung der Gesandtschaften und Ausländer in Peking hat der Prinz zu deren Befreiung, wenn man den Nachrichten glauben darf, mit seinen Truppen nichts unversucht gelassen; er soll bei dem letzten Versuch, die eingeschlossenen Gesandten zu befreien, spurlos verschwunden sein.

Generalleutnant v. Lessel.

Kontreadmiral Geissler.

Führer des Ostasiatischen Expeditionskorps. Den beiden Seebataillonen und dem unter Befehl des Kontreadmirals Geißler nach China abgegangenen Panzergeschwader wird demnächst eine deutsche Landstreitmacht folgen, die, über 10 000 Mann stark, in der Hauptmasse aus Infanterie gebildet ist. Zum Kommandeur dieses Expeditionskorps wurde Generalleutnant v. Lessel ernannt, bisher Führer der 28. Division in Karlsruhe. Der Infanterietruppenkörper umfaßt vier Regimenter in zwei Brigaden. Kommandeure der beiden Brigaden sind die Generalmajore v. Groß gen. v. Schwarzhoff (1. Brigade), und v. Kettler (2. Brigade). Kommandeure der vier Infanterieregimenter sind Oberst v. Normann (1. Rgt.), Oberstleutnant [illegible] (2. Rgt.), Oberst Freiherr v. [illegible] (3. Rgt.) und Oberst [illegible] (4. Rgt.). Das 2. Bataillon des 4. Regiments ist ganz aus dem bayrischen Kontingent gebildet und wird vom Major Grafen v. Montgelas befehligt. Letzterer gilt als einer der befähigtsten jüngeren Generalstabsoffiziere. Die Kavallerie des Korps ist zu einem Reiterregiment formiert, das von dem Oberstleutnant v. Kirchbach, dem seitherigen Kommandeur des 17. Husarenregiments, befehligt wird.



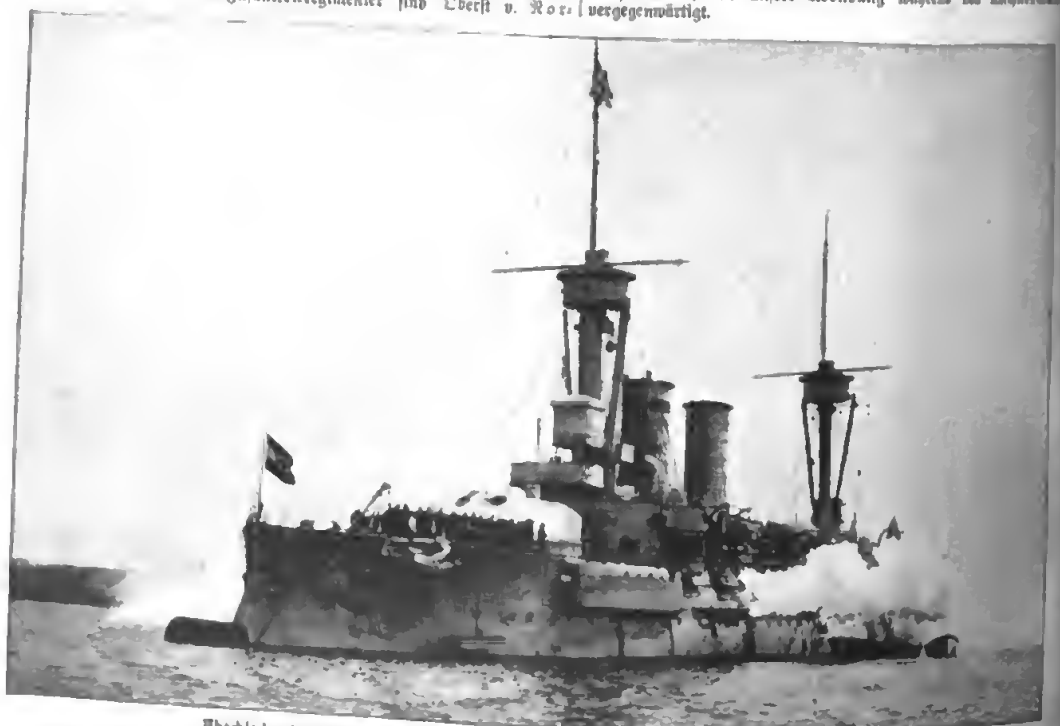
Generalmajor v. Gross gen. v. Schwarzhoff.

Generalmajor v. Kettler.

Oberstleutnant v. Arnstedt.

Major Graf v. Montgelas.

Die Abreise der Panzerdivision von Kiel nach China unter dem Kommando des Kontreadmirals Geißler erfolgte am Vormittage des 9. Juli. Kurz nachdem der Kaiser mit dem Prinzen Heinrich sich gegen 4 Uhr an Bord des am Ausgange des Kriegshafens vor Anker gelegten Linienschiffes „Kaiser Wilhelm II" begeben hatte, machte der Kreuzer „Hela" los. Die Mannschaften wechselten drei Hurras, die „Hela" salutierte die Kaiserstandarte auf „Kaiser Wilhelm II", die Schiffe feuerten den Salut und setzten das Signal „Glückliche Fahrt", dazu spielten die Musikkapellen. In genauen halbstündigen Abständen voneinander folgten der „Hela" die Panzer „Wörth", „Weißenburg" und „Brandenburg". Um 10 Uhr fuhr das Flaggschiff „Kurfürst Friedrich Wilhelm" ab, das unsere Abbildung während des Wichtigsten vergegenwärtigt.



Abschiedssalut des „Kurfürst Friedrich Wilhelm" bei seiner Abfahrt von Kiel nach China.
Nach einer photographischen Aufnahme von Arthur Renard in Kiel.

Digitized by Google

Kunst im Hause.

Holzschale. Auf den unlängst besprochenen Tiefbrand berechnet ist beifolgende Abbildung für eine gedrehte Halsschale, wie man sie gern für den Strickknäuel oder für kleines Gerät auf dem Nähtisch verwendet. Die Blumenrosetten stehen im hellen Holzton, mit gebrannten Konturen auf dem dunkeln Grunde, sind aber von einer schmalen hellen Linie, etwa mit Hell-Englischrot, umzogen, die sie in Kreisform einschließt, nicht den einzelnen Zacken folgt. Auch die grünlich getönten Blätter haben einen solchen „Damm". Außerhalb desselben ist der Grund mit Hilfe des Dreieckstifts ganz durchbrochen, wie dies früher gezeigt wurde, — ein Verfahren von ganz besonders guter Wirkung, wodurch die einfachste kleine Holzschale zu einem recht aparten Gegenstand werden kann. — Verwendet man nur die natürlichen Holzfarben, ohne Grün und Rot, so ist der Effekt bescheidener und feiner. Die Zeichnung läßt sich auch gut auf einem flachen runden Brett als Limonenteller oder Flaschenuntersatz gebrauchen.

Holzschale mit Tiefbrand.

J.

Handschuhbehälter. In der Art, wie die beliebten **Gazefächer bemalt** werden, läßt sich auch ein sehr duftiger **Ueberzug** für einen Handschuhbehälter herstellen. Das beste **Material** ist die sehr klare und feste, aber auch teure **Müllergaze**, doch ist auch geringere Gaze verwendbar; die **Gaze** muß beim Malen frei hängen, also in einen leichten Holzrahmen gespannt werden; die Müllergaze kann man vorher ganz **naß** machen, in einem Tuch etwas abtrocknen und feucht aufspannen, dann **malt** es sich vorzüglich darauf. Man streut entweder leichte Blüten in natürlichen Farben mit geschicktem Pinsel in Deckfarben darüber hin, oder man hält sich an die viel einfachere Dekorationsweise der Japaner, kopiert aus einem der bekannten Bilderbücher einen hübschen Zweig, ein paar Stengel mit zierlichen Blumen oder nur lose Blätter und Insektrn mit chinesischer Tuschr, der etwas Blau, Grün oder Violett beigemischt ist. Ein wenig weiße Deckfarbe für Blüten u. s. w. ist ebenfalls gestattet. Die Gaze wird als Ueberzug im ganzen zugeschnitten, ein farbiger leichter Seidenstoff als Unterlage dazu, und ein ebensolches Stück als Futter nach innen. Zwischen beide Seidenstoffe kommt eine dünne Schicht Watte zu liegen, die Ränder sind gegeneinander umzubiegen, eine Seidenschnur oder eine schmale Gazerüsche umgiebt den Rand. Der Mitte entlang wird das mittlere Viereck zusammengelegt, leicht durchgeheftet, noch mit Seidenband verziert u. s. w. Etwas Veilchenpulver streut man vorher in die Watte.

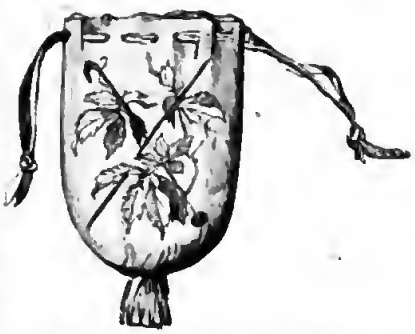
Handschuhbehälter.

Bilderrahmen. Wer seine Photographie in einem hübschen Rahmen verschenken will, kann sich diesen in neuester Form nach unserer Abbildung selbst anfertigen. Erforderlich sind zwei kräftige Kartonplatten, deren Größe sich nach der des Bildes richtet und leicht ausprobiert werden kann. Die eine Platte erhält den modernen herzförmigen Ausschnitt für das Bild und ist mit Liberty-Sammet oder -Seide zu bekleiden; hierfür werden die dem Karton überstehenden Stoffränder etwas eingeschnitten und an die Rückseite geklebt; alsdann befestigt man das Bild mittels übergeklebten dünnen Papieres hinter dem Ausschnitt. Die zweite Platte erhält auf ihrer hinteren Seite eine farbige Papierbekleidung und wird dann recht sicher auf die Rückseite der vorderen Platte geklebt; letztere muß hierauf rings um den Außenrand noch einen hübschen Bartennbschluß erhalten. Schließlich bringt man auf der Rückseite des Rahmens eine oder zwei Stützen aus Karton mit Papierbekleidung an, indem man Band als Scharnier und zur Befestigung wieder Kleister verwendet.

Bilderrahmen.

Frühstückstasse.

Frühstückstasse. Nur ein Kranz von einzelnen Aurikelblüten umgiebt Tasse und Untertasse, aber durch tierliche Zeichnung und geschmackvolle Farbe ist damit eine sehr feine, reiche Wirkung zu erzielen. Man denke nur an die vielerlei Schattierungen von Rot, Braun, Gelb und Violett, welche diese Blumen zeigen können. An einer Tasse würde ich raten, nicht vielerlei Töne zu verwenden; wenn aber mehrere solcher Tassen beisammenstehen sollen, so kann man für reiche Abwechslung sorgen. Die Blumen sind lichtgelb am äußeren Rand, nach innen sitzt weich, aber nicht zu verschwommen, der farbige dunkle Ton (Dunkelpurpur, Galdviolett, Gelbbraun in verschiedenen Mischungen), das Innere ist grünlich-gelb, in der Mitte die Staubfäden dunkelgelb. Die kleinen Blätter, die an und dort herausragen, sind hellgrün, ebenso der Grund zwischen den Blumen und dem obersten Rand der Tasse, sowie im Inneren der Untertasse. Da die Blumen alle rosettenartig von oben gesehen sind, ist die Zeichnung sehr einfach und leicht nach den natürlichen Blumen auszuführen. — Ganz ähnlich verwendbar ist auch die „chinesische Primel", in Rosa und Hellaialett.



Bemalter Arbeitsbeutel aus Lammleder.

J.

Bemalter Arbeitsbeutel aus Lammleder. Aus zwei gleichgeschnittenen Lederteilen näht man ein Täschchen, in dessen oberen Rand eine Reihe kleiner Löcher zum Durchziehen der Schnur oder des Bandes gebohrt wird, während den unteren abgerundeten Teil eine Lederquaste ziert. Auf dem hellgelblichen Farbenton des Lammleders nimmt **sowohl** Holzbrandmalerei wie kolorierte Federzeichnung sich sehr gut aus; den durchlöcherten Rand und die kleine Endquaste färbt man mit bunter Beize. Ein ganzes Lammleder (hinreichend zu vier bis fünf Beuteln) kostet 3 bis 4 Mark; die Kosten für einen einzigen sind also sehr gering.

Eine Fächertasche für Theater und Konzert, aber auch für Strand und Promenade stellt unsere Abbildung dar. Sie ist in nicht zu schwerem silbergrauen Sammet gedacht, mit leichter aufgenähter Linienverzierung, und zwar möchten wir dazu eine sonst bekannte, aber für solche Zwecke noch nicht verwendete Technik vorschlagen: das Brennen auf Sammet, mit Stickerei verbunden. Einige Uebungen auf einem alten Sammetfleckchen sind zu empfehlen, der Brennstift darf eben nur die Härchen des Stoffes wegfengen und den Grund nicht verletzen. Das Muster wird mit Hilfe einer durchlochten Pause und Kreide — aber Kohlenstaub, je nach der Farbe des Stoffes, auf diesen gebracht, und die Zeichnung, um sie zu befestigen, mit Keeibe oder weichem Bleistift nachgezogen. Nun brennt man die Linien vorsichtig, so daß sie vertieft in dem Grunde stehen, und näht sie dann mit Brillantwolle aus, die durch feine Stiche von derselben oder abstechender Farbe niedergehalten wird, so daß die Zeichnung schließlich ganz in der gold- oder silberdurchspannenen Watte auf dem Sammet steht und mäßig darüber hervortritt.

Fächertasche.

Durch das Tieferlegen der Kontur schmiegt sich die Stickerei dem Sammet viel schöner an als beim bloßen Aufnähen und ist viel bequemer und genauer auszuführen. Jedes gute Stielstichmuster ist für diese Technik zu brauchen.

Das Futter der Tasche ist weiß oder erdbeerrot, die Schleife ebenfalls silbergrau, die Brillantwolle selber mit lila oder rötlichen Fäden gemischt.

J.

Für Hausfrauenfleiss.

Geklöppelte Spitze.

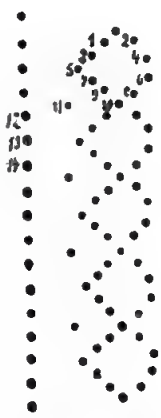
Geklöppelte Spitze. Nachfolgend beschriebene hübsche Spitze bietet gewiß unseren Damen ein willkommenes Vorbild zur Verzierung aan Hemden, Untertaillen u. s. w.

Die Spitze besteht aus Netzschlag (Halbschlag), Spinne und Dappelschlag und ist mit Faden Nr. 40 und 11 Klöppelpaaren gearbeitet.

Man beginnt mit dem Bogen der Spitze, der im Netzschlag gearbeitet ist. Der Netzschlag wied in hin and zurück gehenden Tanren gemacht, er besteht aus Halbschlägen (Hlbschl.), das heißt: man dreht und kreuzt.

Mit dem 1. und 2. Klpplp. wird ein Dpplschl. gemacht, mit dem 2. und 3. P. ein Hlbschl, mit dem 3. and 4. P. ein Hlbschl, das letztere P. zuvor zweimal drehen, zwischen beide P. eine Rdl. in Lach 1, mit denselben P einen Hlbschl., mit dem 3. und 2., 2. und 1. P. Hlbschl., zwischen die beiden letzten P. Rdl. in Lach 2, mit dem 1. and 2., 2. und 3., 3. und 4., 4. und 5. P. Hlbschl., das 5. P. wird zuaar zweimal gedreht, zwischen die beiden letzten P. Rdl. in Lach 3, mit denselben P. einen Hlbschl., mit dem 4. and 3., 3. and 2., 2. und 1. P. Hlbschl., Rdl. in Lach 4, mit dem 1. und 2., 2. and 3., 3. und 4., 4. und 5., 5. and 6. P. Hlbschl. Das 6. P. zuvor zweimal drehen, zwischen die beiden letzten P. Rdl. in Lach 5, mit denselben P. einen Hlbschl., mit dem 5. and 4., 4. und 3., 3. und 2., 2. and 1. P. Hlbschl., zwischen die beiden letzten P. Rdl. in Lach 6, mit dem 1. and 2., 2. und 3., 3. and 4., 4. and 5. P. Hlbschl., zwischen die beiden letzten P. Rdl. in Loch 7, mit denselben P. einen Hlbschl., mit dem 4. and 3., 3. und 2., 2. und 1. Hlbschl., zwischen die beiden letzten P. Rdl. in Lach 8, mit dem 1. und 2., 2. and 3., 3. und 4. P. Hlbschl., zwischen die beiden letzten P. Rdl. in Loch 9, mit dem 4. and 3., 3. und 2. P. Hlbschl., zwischen die beiden letzten P. eine Rdl. in Lach 10.

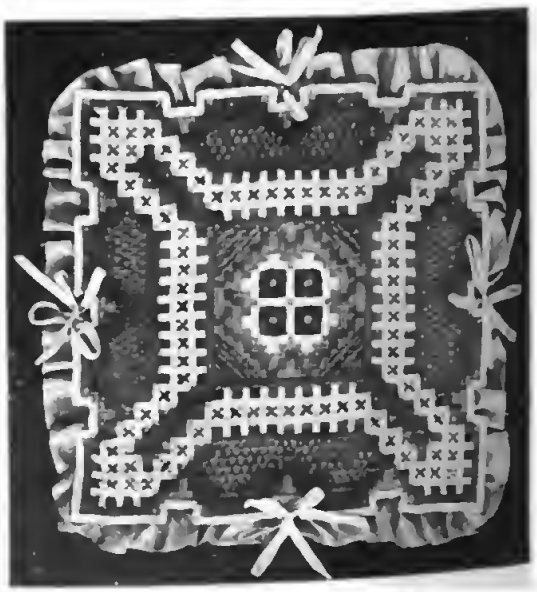
Nun gehen wir zur Spinne der Spitze über, deren avaler Körper im Leinenschlag gearbeitet ist; die van dem Körper ausgehenden Fäden (Beine) müssen immer zweimal gedreht werden. Mit dem 6. and 7. P. wird ein Leinenschlag gemacht, beide P. vaeher zweimal drehen, mit dem 6. und 5. P. Lnschl., 5. P. zuvor zweimal drehen, mit dem 8. und 7. P. einen Lnschl., 8. P zuaar zweimal drehen, mit dem 7. and 6. P. Lnschl., zwischen die beiden letzten P. Rdl. in Lach 11, mit dem 5. and 4. P. Lnschl., 4. P. zuvae zweimal drehen, mit dem 5. and 6. P. Lnschl. Mit dem 9. und 8. P., 8. und 7., 7. und 6 P. Lnschl., 9. P. zuaor zweimal deehen, mit dem 4. und 5. P. Lnschl., 4. P. nach r. zurücklegen, mit dem 5. und 6. P. Lnschl, 5. P. zurücklegen. Mit dem 9. und 8. P. einen Lnschl., 9. P. zurücklegen. Mit dem 8. und 7. P. Lnschl., 8. P. zurücklegen, mit dem 7. und 6. P. Lnschl. Damit ist die Spinne beendet.



Klöppelbrief.

Nun wird mit dem 9. und 10. P. ein Dpplschl. gemacht, das 9. P. zuvor zweimal drehen, zwischen beide P. Rdl. in Loch 12, mit dem 10. und 11. P. einen Dpplschl., 11. P. zurücklegen, mit dem 10. und 9. P einen Dpplschl., 10. P. zurücklegen, mit dem 9. and 8. P. einen Dpplschl., das 8. P., das von der Spinne kammt, vorher zweimal drehen, mit dem 9. und 10. P. einen Dpplschl., zwischen beide P. eine Rdl. in Lach 13, mit dem 10. and 11. P. einen Dpplschl., 11. P zurücklegen, mit dem 10. and 9. P. einen Dpplschl., mit dem 7. and 8. P. einen Dpplschl., das 7. P., das van der Spinne kammt, zuvor zweimal drehen, mit dem 8. and 9. P. einen Dpplschl., mit dem 9. und 10. P. einen Dpplschl., zwischen beide P. eine Rdl. in Lach 14, mit dem 10. and 11. P. einen Dpplschl., mit dem 10. and 9. P. einen Dpplschl., vom * an wiederholen. F. A. S. St.

Taschentuchbehälter in Hardanger Arbeit. Material: Hellgelber Kongreßstaff, 20 cm im Quadeat, 1 Strang blau, 1 Strang hellgrün, 1 Strang braungelb und 2 Strang creme Krystallin, 40 cm hellgelbe, 20 cm hellgrüne indische Seide, 1½ m hellgelbes Band and etwas parfümierte Watte. Das auf Kangreßstaff gearbeitete Sachet ist durch seine hübsche Zusammenstellung der Farben besanders empfehlenswert. Wie bei den meisten derartigen Arbeiten beginnt man in der Mitte, und zwar indem man zuerst den Stern mit creme Krystallin ausführt. Van den in dem Steen stehenbleibenden Fäden weeden je 4 ausgeschnitten, 4 stehen gelassen and wieder 4 ausgeschnitten. Die stehenbleibenden Fäden werden mit braungelbem Kreuznahtstich umstochen and jedesmal, wie ersichtlich, in der Mitte mit einem einfachen Knaten veesehen. Die Einfassung des Sternes ist in Hellgrün, die sich anschließende gerade Linie in Blau ausgeführt. Die sich ergebenden Ecken weeden in Braungelb in schrägem Stepptstich gearbeitet. An dem in Creme ausgeführten Durchbruch läßt man 20 Fäden stehen and arbeitet dann in Blau, genau der inneren Form entsprechend, die äußeren Kontueen, wie es auf der Abbildung angegeben ist. Die Durchbrucharbeit wird in creme Garn wieder gerade sa ausgeführt wie bei dem mittleren Stern, alsa je 4 Fäden ausschneiden, 4 Fäden stehen lassen u. s. w. Die Felder der äußeren Figuren sind mit hellgrünem Maschenstich gefüllt. Die Arbeit wird



Detail zum Taschentuchbehälter in Hardanger Arbeit.

Taschentuchbehälter in Hardanger Arbeit.

zuletzt mit je über 4 Fäden gearbeiteten Festand umgeben. Hierauf fertigt man aus hellgelbem Seidenzeug, genau nach der Größe der Arbeit gerichtet, einen mit einer 2 cm breiten doppelten Puffe versehenen Teil, welcher, nachdem er mit einer leichten Lage Watte unterlegt ist, mit hellgrüner Seide gefüttert wird. Ebenso, nur ohne Puffe, wird dee untere Teil hergestellt. Die Arbeit wird nun dem oberen Teil mit unsichtbaren Stichen aufgeheftet, nad dann werden jeweils in der Mitte die schmalen Knüpfbänder angebracht. F. A. S. St.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Eine gewöhnliche Tintenflasche kann durch künstlerische Ausstattung ein nettes Geschenk für eine vielschreibende Persönlichkeit und eine Zierde für den Schreibtisch werden. Man verwendet ein Krüglein in der Art der Emser Wasserkrüge, bindet ihm eine schwarze Atlasschleife an den Henkel und verziert es mit schwarzen Silhouetten, die auf dem rötlichen Ton des Kruges sehr gut stehen. Als Farbe gebraucht man den schwarzen Spirituslack, der in den Droguerien zu haben und, wenn er zu dick sein sollte, mit Spiritus zu verdünnen ist. Es kann ein Porträt, eine Figur oder Blumenschmuck auf den Krug angebracht werden. Sehr hübsch machen sich die sammetschwarzen Stiefmütterchen; die einzelnen Blätter müssen durch deutliche Konturen voneinander getrennt sein, ein kleiner orangegelber Kern in der Mitte (Oelfarbe) erhöht die Wirkung. Der Lack glänzt von selbst und braucht keinen Firnis.

Verzierte Tintenflasche.

Reisenpotheke. Das Kästchen hierzu, von 23 cm Breite und 12 cm Tiefe, läßt man sich beim Buchbinder, oder Tischler anfertigen, und zwar so, daß der untere, ziemlich flache Teil nur 4 cm Höhe mißt, während die Höhe des stark gewölbten Deckels 6 cm betragen soll. In diesen Deckel kommt antiseptische Watte, Verbandzeug, Guttapercha ꝛc., was den Deckel ganz ausfüllt und die im Kästchen befindlichen Büchschen und Fläschchen nicht drückt. Letztere sind dadurch, daß das Innere der Apotheke in lauter nagleich große Gefächer geschieden ist, nicht imstande zu rütteln; für kleine Schachteln mit Pulver, welche, wenn übereinandergestellt, leicht herausfallen, befindet sich über einem Gefache ein Schutzleder zum Zuknöpfen. Den äußeren Ueberzug des Apothekenkästchens bildet dunkelbräunlich gebeiztes Leder, mit Brandmalerei verziert; stilisierte Arzneipflanzen machen sich zu diesem Zwecke sinngemäß und hübsch.

H. R.

Kostümbureaux für weibliche Bühnenangehörige. Das rühmliche Bestreben unserer Frauenvereine nach Wohlfahrtseinrichtungen für die social Benachteiligten ihres Geschlechtes hat neuerdings in den großen Hauptstädten eine ganz eigenartige Neugründung hervorgerufen. Es ist bekannt, welch' schwere Last und auch oft genug Versuchung die Toilettenfrage für gering bezahlte Schauspielerinnen bedeutet, wie viele unter ihnen aufs härteste ringen müssen, um die Salontoiletten zu beschaffen, welche ihnen keine Theatergarderobe liefert, wie viele von geringerer Charakterstärke hauptsächlich um dieser Toiletten willen den verhängnisvollen Weg einschlagen, der zuletzt ins Verderben führt. Hier zu helfen schien den glücklicher situierten Frauen ein Gebot der Pflicht, und so haben sich denn in Berlin, Frankfurt a. M., neuerdings auch in München, Vereine gebildet, welche um geschenkweise Ueberlassung von unmodern gewordenen hellen Seide- und sonstigen Toiletten, Hüten, Spitzen ꝛc. bitten.

Detail zur verzierten Tintenflasche.

Jede Dame weiß selbst, wie wenig für solche Sachen von Wiederverkäuferinnen zu erhalten ist, es dürfte ihr also nicht schwer fallen, sich dieses nur unnütz Schränke füllenden Besitzes zu Gunsten eines so vortrefflichen Zweckes zu entledigen. Die genannten Kostümvereine besolden Schneiderinnen zum Umarbeiten der vorher gereinigten Kleider, und diese selbst werden dann in moderner Gestalt um einen ganz geringen, lediglich die Kosten der Arbeit darstellenden Preis an Schauspielerinnen abgegeben. Bereits hat der Berliner Verein die besten Resultate: die Nachfrage ist groß und der Dank lebhaft. Es ist sehr wünschenswert, außer den Geberinnen der Kleider auch unterstützende Vereinsmitglieder zu gewinnen, deren Beiträge das Unternehmen sichern. Die Centralstelle für die weiblichen Bühnenangehörigen Deutschlands befindet sich in Berlin, Marienstraße 29; eine Filiale davon verwaltet Frl. Lydia Heymann in Hamburg, Paulstraße 25. Anfragen und Geldsendungen für das Münchener Kostümbureau sind zu richten an Frau von Bell, Schönfeldstraße 8 I. Sendungen an Kleidern und sonstigem Material an Frau Goetz, Weißnäherin, Türkenstraße 26 I, Rückgebäude.

Reiseapotheke.

Schirmträger. Wie lästig auf Reisen zu dem sonstigen Handgepäck noch das Schirmfutteral mit seiner unbequemen Länge werden kann, weiß wohl jeder. Eine praktische Reisende ist hier auf gute Abhilfe verfallen. „Das Wehrgehäng" heißt im Familienkreise der Gegenstand, den sie sich vom Sattler nach ihrer Angabe aus rotbraunem Leder machen ließ. Es besteht aus einem Gürtel um die Taille, an dem seitwärts ein langer Lederriemen, 3 bis 4 cm breit, herabhängt, an dessen unterem etwas breiter werdenden Ende eine zweiteilige Hülse für die Spitze des Sonnen- und des Regenschirmes angebracht ist. Ein kurzer, der Quere nach etwa 15 cm unterhalb des Gurtels angebrachter Riemen mit Schnalle hält die Schirmstöcke oben fest. Hauptsache ist, daß man seine eigene Länge und die der Schirme gut gegeneinander abmißt, damit die Griffe nicht unbequem hoch zu sitzen kommen. Unsere Abbildung stellt die Riemen oben und das untere Ende dar.

Schirmträger (oberer und unterster Teil).

Bemalte Lampenglocke. Die runde Milchglaskugel auf der großen Lampe ist in zwei Stücke zersprungen — aber es fehlt nichts davon, man kann sie kitten lassen, nur bleibt der Sprung als häßliche schwarze Linie recht sichtbar. Er hat indessen keine ungünstige Form, und mit einiger Kühnheit und einem japanischen Bilderbuch zur Unterstützung wird gerade diese Unglückslinie zur Dekoration. Wir verlieren sie und taufen von ihr, als dem Haupttitel, einzelne Zweige abgehen, welche die Rundung umspinnen. Die Blätter werden mit Oelfarbe grünlich oder bronzefarbig ziemlich dunkel aufgemalt, die Blumen lichter, vielleicht Karmin und Ambalt gemischt. Allerlei Schmetterlinge und Mücken fliegen dazwischen, und aus der Not ist eine Tugend gemacht.

J.

Bemalte Lampenglocke.

Zur künstlichen Befruchtung der Obstblüten. Nicht immer sind manche Obstbäume, deren Blüten wir im Sommer bewundern konnten, mit Früchten behangen. Hieran ist nicht in jedem Falle mangelhafte Pflege oder unpassender Boden oder Lage, oder regnerisch stürmische Witterung schuld, es sind oft Sorten dabei, die sich nicht selbst befruchten können, die nur mit Hilfe der Bienen oder anderer Insekten oder des Windes durch Fremdbestäubung befruchtet werden; man merke sich folgende Vorschriften:

Bei Anlage neuer Baumgüter pflanze man die Sorten vermischt oder vermeide wenigstens, große Flächen allein mit einer Sorte zu bepflanzen. Es ist nicht ratlich, drei oder mehr Reihen mit einer einzigen Sorte, z. B. Sommereierbirne, zu bepflanzen, selbst wenn sie auch bei Selbstbestäubung fruchtbar ist.

Sollte eine große Anzahl von Bäumen irgend einer Sorte während einer Reihe von Jahren gut geblüht, aber wenig Fruchtansatze gemacht haben, so kann an dem geringen Ertrage der Mangel an Fremdbestaubung schuld sein. Man wird gut thun, um fremden Blütenstaub zu erhalten, andere Sorten auf einen Teil der Bäume, gleichmäßig verteilt, umzuveredeln.

Wenn angängig, halte man Bienen oder trage dafür Sorge, daß in der Nachbarschaft genügend Bienen zur Befruchtung der Blüten vorhanden sind.

Handspiegel mit Lederbrandverzierung.

Handspiegel mit Lederbrandverzierung. Dieser Spiegel, der gewiß in jedem hübsch ausgestatteten Ankleidezimmer willkommen sein wird, ruht in einer Verschalung von gewöhnlichem weißen Holz mit ebensolchem Griff, welche man vom Buchbinder mit dem feinen, gelbröllichen Lammleder überziehen läßt. Die so überzogene Rückseite wird nun mittels Brennstifts oder Feder verziert, sei es mit leicht hingeworfenen Blumen, sei es mit japanischem oder Rokoko-Ornament. Zur Farbengebung läßt sich sowohl Oelfarbe als bunte Beize verwenden; auch Bronzemalerei wirkt auf dem Grundton des Leders sehr gut. Bei naturalistisch gemalten Blumen kann man ein paar Zweige oder Knospen über die Ränder bis auf die Glasfläche des Spiegels reichen lassen. Eine farbige Atlasbandschleife am Griff behufs Aufhängen vervollständigt das Ganze.

H. R.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Soeben erschienen!

Glückliche Augen.

Novellen von **Eva Treu** (Lucy Griebel).

Inhalt: Der Seefahrer — Grünes Gras — Der gute Regen — Ritter Ewald — Heimwärts — Das Schloss — Vertrauen — Flatterrose.

Preis geheftet 3 Mark, eleg. gebunden 4 Mark.

In treffender Weise kennzeichnet der von der Verfasserin gewählte Titel die in obiger Sammlung zu einem Bande vereinigten Novellen. Glückliche Augen sind es, die aus diesen launigen, liebenswürdigen Erzählungen herausleuchten und die Herzen der Leser mit Frohsinn und Sonnenschein erfüllen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Gesammelte Erzählungen und Märchen

von

Goethe.

Preis elegant gebunden 3 Mark.

Goethes kleinere novellistische Erzeugnisse, die in einzelnen seiner grösseren Werke zerstreut und teilweise ziemlich verborgen stehen, sind hier durch den inzwischen verstorbenen Herausgeber, Generalmusikdirektor Hermann Levi, mit Sachkenntnis und Geschmack zu einem zierlichen Buche zusammengestellt worden, das uns anmutet, als ob uns ein neuer Goethebund dargeboten würde.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Soeben erschienen!

Hexengold

Roman von **E. Werner**

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Ein neues populär-medizinisches Werk von hervorragender Bedeutung.

Gesundheit und langes Leben.

Ein hygieinisches Hausbuch von

Dr. med. **J. Herm. Baas.**

Preis geheftet 3 Mark. In Leinwand gebunden 4 Mark.

Die Ueberzeugung, daß ärztliche Krankenbehandlung oft selbst nur unvollkommen ihren Zweck erfüllen kann, wenn sie nicht durch Mithelfen der häuslichen und öffentlichen Hygiene unterstützt wird, bricht sich immer mehr Bahn, und wir können daher das obige Handbuch allen Teuren empfehlen, welche das Bestreben haben, durch naturgemäße Lebensweise den Körper zu pflegen und die Gesundheit zu erhalten.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.

Höhere technische Lehranstalt für Elektro- und Maschinentechnik.

Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Das Glück und andere Novellen

Inhalt: Das Glück in der Heilanstalt. Ein Sommernachtstraum.

Von **Arthur Sewell.**

Preis geheftet 3 Mk., elegant gebunden 4 Mk.

Ein warmfühlendes, zum Herzen sprechendes Erzählertalent giebt sich in den obigen drei, zu einem Bande vereinigten Novellen kund. Ein wahrhaft poetischer Zauber liegt über diesen anmutigen, durch ihre geschickte, eigenartige Erfindung in hohem Grade fesselnden Erzählungen, von welchen besonders die Novelle „Ein Sommernachtstraum" als ein Musterstück feinsinniger Stimmungsmalerei bezeichnet werden darf.

Brausejahre.

Bilder aus Weimars Blütezeit.

Roman von A. v. d. Elbe.

2. Auflage. Preis geh. 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk.

Ein fesselnder Roman, in welchem dem Leser das bunte Treiben einer denkwürdigen, durch die Gestalten des Weimarer Musenhof-Kreises berühmten Zeit vorgeführt wird.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Das erste Jahr im neuen Haushalt.

Eine Geschichte in Briefen von

R. Artaria.

Preis geheftet 3 Mk. Elegant gebunden 4 Mk.

Zweite Auflage.

Es dürfte kaum ein litterarisches Gelegenheitsgeschenk kleineren Umfangs geben, welches jungen Frauen und Bräuten willkommener sein könnte, als das Buch einer gemüt- und humorvollen Frau über das erste Jahr im Ehestand. „Das erste Jahr im neuen Haushalt" umfasst die Erlebnisse eines jungen Paares in mittleren Verhältnissen; alle Seiten der häuslichen Frauenpflichten werden bald humoristisch, bald ernst in Briefen einer jung verheirateten Frau an ihre Freundin vorgeführt

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen. Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, je selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Sei verständig Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK, U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12th & Vine Sts., Cincinnati, Ohio.

Inhalt.

	Seite
Der Dorfapostel. Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer (5. Fortsetzung)	521
Straßenleben in Peking. Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen	534
Tacitus. Aus dem Leben eines Bernhardiners. Von Ernst Claasen (Claus Zehren)	536
Spaziergänge durch die Weltausstellung in Paris. Von J. C. Heer. Mit Illustrationen nach dem Leben von C. Ruyn. III.	540
Das Rote Kreuz zur See. Von Dr. Reinhold Ruge, Marineoberstabsarzt 1. Kl.	544
In der Hundsstraße. Erzählung von Charlotte Niese (Anfang)	546
Blätter und Blüten: Das Bismarck-Standbild in Treuen. (Mit Abbildung S. 545.) S. 550. — Ein Musterschulhaus in München. (Mit Abbildung.) S. 550. — Die Insel Tscha-lien-tau. (Mit Abbildung S. 549.) S. 550. — Ein altschlesischer Bauerntanz. Von Georg Papig. (Zu den Bildern S. 551.) S. 550. — Ein Apparat zur Wiederbelebung Scheintoter. S. 551. — Die Jungfrau von Orleans. (Zu unserer Kunstbeilage.) S. 551.	
Allerlei Kurzweil: S. 552.	
Illustrationen: Ansicht von Peking. S. 521. — Im Bann der Poesie. Von Hans Volkmer. S. 524 und 525. — Der Fischer. Von J. J. v. Sousa-Pinto. S. 529. — Abbildungen zu dem Artikel „Straßenleben in Peking". 1. Am Bahnhof. 2. An der Stadtmauer. 3. Bettler. 4. Thorbogen vor den Grabstätten der Ming-Dynastie. 5. Droschke. 6. Zug eines Mandarinen. S. 533. Am „Großen Thor" in Peking. S. 535. Auf dem Bahnhof in Tientsin. S. 536. — Spinnprobe. Von F. Ortlieb. S. 537. — Abbildungen zu dem Artikel „Spaziergänge durch die Weltausstellung in Paris". Von C. Ruyn. Verkäuferin von Meißner Porzellan. Auf der Esplanade „Alt-Peoving": beim Bretonischen Hause. S. 541. Vor dem Oesterreichischen Hause. S. 542. Im Weinrestaurant des Deutschen Hauses: ein Hoch auf die Heimat. S. 543. — Jos. Drischlers Bismarck-Standbild in Treuen i. Vogtl. S. 545. — Die Insel Tschu-lien-tao mit dem ersten deutschen Leuchtfeuer an der ostasiatischen Küste. Von C. Wittke. S. 549. — Die Stielerschule in München. S. 550. — Der Wiegewalzer, ein altschlesischer Bauerntanz. S. 551.	

Hierzu 2 Beilagen, sowie Kunstbeilage 17: „Die Jungfrau von Orleans". Von Edouard Reng.

Kleine Mitteilungen.

Reiseliteratur. Unter allen Ländern bilden die Schweiz und Italien seit je das Wanderziel der meisten Touristen. Als eine thatsächliche Folge dieser Erscheinung ist die Flut von allerhand Reisebüchern zu betrachten, die samt und sonders den löblichen Zweck verfolgen, durch sachdienliche und beredte Schilderungen von Land und Leuten die Wanderlust zu wecken und dem Reisenden auf seinen Wegen durch jene Gegenden ein treuer Berater zu sein. Diese Eigenschaft ist es denn auch, welche Meyers Reiseführern durch Italien und die Schweiz zu ihrer Bevorzugung verholfen hat. Vor uns liegt Meyers Führer durch die „Schweiz" (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1900) bereits in 16. Auflage. Dies Buch hat nicht bloß textlich eine auf eigener Anschauung beruhende gründliche Durcharbeitung erfahren, sondern es ist auch in kartographischer Beziehung durch einen neuen Plan von Basel, sowie durch Karten der Umgebung und Panoramen der Kurorte Schuls-Tarasp und von St. Moritz ergänzt und bereichert worden. Zudem hat man die Handlichkeit des Führers dadurch erhöht und vervielfältigt, daß man ihn in vier selbständige Hefte (I. Ostschweiz und Engadin; II. Centralschweiz; III. Nordwestschweiz, Berner Oberland; IV. West- und Südschweiz) zerlegte, die durch Zerschneiden des Rückenbundes voneinander getrennt und einzeln benutzt werden können. Auch Meyers „Riesengebirge und die Grafschaft Glatz" von D. Letzner präsentiert sich in neuer, 12. Auflage, die ebenfalls eine textliche und kartographische Bereicherung des Buches aufweist. Sie erstreckt sich zunächst auf die für Radfahrer wichtige Neunnahme von Reiseplänen und Ratschlägen. Ferner erfuhr das Lausitzer Gebirge eine durchgreifende touristische Behandlung und endlich wurde der Kurstenapparat durch Beigabe von drei neuen Wegekarten (I. Zittau-Oybin-Lausche; II. Spezialkarte des Waldenburger- und III. des Glatzer Schneegebirges) bereichert.

Ratschläge für photographische Aufnahmen von Personen: Unvollkommenheiten des Gesichtes. Die meisten Amateurphotographen haben den Wunsch, möglichst bald Photographien ihrer Verwandten und Bekannten anzufertigen. Trotz verhältnismäßig gut brauchbarer Apparate und einer gewissen Geschicklichkeit im Entwickeln wollen aber gerade diese Aufnahmen nicht gelingen. Die Ursache dieser Mißerfolge liegt zumeist darin, daß die Anfänger auf die Stellung, Beleuchtung und Kleidung der Personen während der Aufnahme zu wenig Gewicht legen oder sich mit zu kurz gehaltenen Anleitungen für diesen Zweck begnügen. Sehr empfehlenswert für die Anfänger ist das Studium der bezüglichen Abschnitte in dem trefflichen Buche von G. Pizzighelli „Anleitung zur Photographie" (Halle, Wilhelm Knapp), von dem bereits die zehnte, vermehrte und verbesserte Auflage vorliegt. Der Verfasser bespricht in demselben auch die „Unvollkommenheiten des Gesichtes". Jedes Gesicht hat, wenn man künstlerisch sprechen will, zwei Seiten und mehrere Ansichten. Um die beste Seite für ein Porträt zu wählen, muß man die verschiedenen Gesichtszüge beurteilen und miteinander vergleichen. Aus den Winken, die der Verfasser giebt, um ein Gesicht für die photographische Aufnahme so zu sagen vollkommen zu machen, heben wir folgende hervor:

Bei manchen Personen gelingt es schwer, das feinere Detail des Haares in der Photographie herauszubringen. Das hängt zumeist von der Farbe und dem Glanz des Haares ab. Man muß darum rotes Haar, sowie in manchen Fällen sehr blondes Haar bei Damen pudern und durch einen dunklen Hintergrund heben. Auch bei sehr schwarzem Haar ist dies zuweilen notwendig.

Was die Augen anbetangt, so sollen blaue und helle Augen in der Regel vom Lichte abgewendet sein. Kleine und teilweise geschlossene Augen muß man in die Höhe sehen lassen. Ist das Gesicht dabei voll, so läßt man das Kinn nur wenig hinken und die Augen in die Camera sehen. Große und innere Augen müssen ein wenig gestellt werden. Tiefliegende und eingefallene Augen verlangen ein bedeutendes Vorderlicht und sehr wenig Oberlicht. Man läßt bei der Stellung der Person während der Aufnahme gern den Kopf sich nach einer andern Richtung wenden als den Leib, denn das giebt Kraft und Charakter. Niemals aber dürfen die Augen in einer anderen Richtung gewendet sein als der Kopf, der Eindruck ist sonst sehr unangenehm.

Die Nase ist selten vollkommen gerade; dadurch wird oft der Charakter der beiden Seiten des Gesichtes verändert. Man wähle, wenn andere Gründe nicht vorwiegen, die vorteilhaftere Seite. Bei einer Stumpfnase soll der Kopf unbedeutend gesenkt werden. Runde und glatte Nasen muß man im Profil aufnehmen.

Runzeln müssen von vorn beleuchtet werden, ebenso hohe Backenknochen und eingefallene Wangen.

Ein kleiner Mund kann in voller Ansicht, ein großer muß womöglich von der Seite aufgenommen werden.

Was die Kleidung anbetangt, so hat man Stoffe von zu viel Glanz zu vermeiden. Gestreifte und grell getüpfelte Kleider und solche mit genauen Mustern sind gleichfalls nicht geeignet. Auf die Farbe braucht man weniger zu achten, wenn man farbenempfindliche Platten verwendet. Beim Gebrauch gewöhnlicher Platten ist aber folgendes zu merken: Scharlach, Hellrot, Hellorange, Schiefergrau, Carmoisin, Lederbraun, Lachtaubengrau, China- und Rosalack sind vortrefflich, weil sie in der Photographie hell und mittelgrau reproduziert werden. Zimmerbraun und Dunkel-Bismarck kommen gewöhnlich dunkler zum Vorschein als schwarze Seide oder Atlas. Lavendel, Lila, Himmelblau und Französischblau sind ebenfalls zu vermeiden, weil sie zu hell, fast weiß wiedergegeben werden.

Für die Küche.

Mais als Gemüse. Früher kannte man den Mais bei uns in Deutschland fast nur als Futterpflanze; das ist in den letzten Jahren anders geworden; die in Amerika gebräuchlichen und sehr beliebten Gemüsegerichte des Mais sind allen Deutschen bekannt geworden, und auch der Zuckermais (Sweet corn der Amerikaner) wird sehr angebaut und für die Küche verwendet. Der Mais wird meist in halbreifem Zustande gebrochen, so daß die Körner an den Maiskolben sich mit dem Fingernagel eindrücken lassen und einen milchartigen Saft aus sich geben. Da das Maisgemüse sehr nahrhaft und dabei und immer billiger zu erstehen ist, dürften einige Rezepte zu seiner Bereitung willkommen sein. — Am einfachsten ist die folgende Herstellung: die Maiskolben werden abgehackt, kurze Zeit in Salzwasser gekocht, bis sie weich sind, dann abgetrocknet und ohne weiteres mit frischer Butter serviert. Beim Essen streicht man der Butter über die Kolben und nagt sie ab. — Sehr wohlschmeckend ist auch gebratener Mais. Man braucht dazu reichlich Butter, legt die enthülsten Maiskolben hinein und brät sie unter beständigem Wenden, da sie leicht anbrennen, vollraus, richtet sie reif: heiß an, bestreut sie mit feinem Salz und betranft sie mit ganz wenig Cayennepfeffer. — In Süddeutschland übergießt man den in Salzwasser weichgekochten Mais mit folgender Sauce: Man läßt mehrere Löffel Butter hellbraun werden, gießt 8 bis 4 Löffel Maismasser, eine Messerspitze Liebigs Fleischextrakt, wenig Pfeffer und Muskatnuß und 3 Löffel geriebenen Parmesankäse dazu und fällt dann endlich auch die zusammen Schüssel angerichteten Mais — Sehr gut munden endlich auch die sogenannten amerikanischen Maisfritters. In ihnen löst man die Körner roh von den Kolben ab, zerquetscht sie so fein wie möglich und vermischt sie mit mehreren eßlöffeln Mehl, einer Tasse Maismehl, einem aufgeschlagenen Stück zerlassener Butter, einem gewissen Quantum Salz und Pfeffer. Man giebt den Teig löffelweise in siedende Butter und bäckt daraus kleine Kuchen auf beiden Seiten zu lichtbrauner Farbe, die heiß serviert werden.

Butter im Sommer möglichst lange frisch zu erhalten. Vor allem schütze man sie vor Luftzutritt, weil der Sauerstoff des Luftgemenges die Butter verdirbt. Am besten wird zu diesem Zwecke die frische, gut ausgeknetete Butter in ein Weckglas oder ganz reines Stein- oder irdenes Töpfchen fest eingepreßt und eingedrückt, worauf man einige Wassertropfen, die nach zum Verderben führen, darauf träufelt, ebenfalls einen in gebrühtes scharfes Salzwasser eingetauchten, dann ausgewundenen reinen Leinenlappen legt und das Töpfchen mit Pergamentpapier oder etwas Blase luftdicht verbindet. So behandelte Butter hält sich an einem kühlen Orte aufbewahrt mehrere Wochen hindurch vollkommen gut und wohlschmeckend. E. S.

Apfelsinen-Marmelade. 12 Apfelsinen, oder nach Geschmack 11 Apfelsinen und 1 Citrone, werden fein gerieben und das dazu gehörige Gewicht derselben in Zucker dazugegeben. Die Früchte werden in einem großen Topf mit so viel kaltem Wasser bedeckt, daß sie gut schwimmen können, und darin weichgekocht, etwa 8 bis 4 Stunden. Dann nimmt man die Früchte heraus, schneidet sie in feine Streifen und nimmt dabei sorgfältig alle Kerne heraus. Danach wird der Zucker (zu 2 Pfund ein Wasser) in das Wasser, worin die Orangen gekocht sind, gethan und heiß gemacht, die Streifen gegeben. Das Ganze läßt man mäßigkocht 6 Stunden kochen, dann die Masse 1/4 Stunde lang, bis die Marmelade schön dick ist, füllt sie noch warm in Gläser und bindet dieselben am folgenden Tage zu.

DIE JUNGFRAU VON ORLEANS

Nach dem Gemälde von E. Krug

Halbheft 17. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Der Dorfapostel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(5. Fortsetzung.)

Ein Hochlandsroman von **Ludwig Ganghofer.**

8.

Vor der Thüre des Waldhofes, in dessen Garten und Hofgeräumt die Sonne schon große, fahle Flecken aus dem Schnee herausgeschmolzen hatte, saßen die Altenöderin und Lisbeth auf der Hausbank. Schweigend hielten sie sich bei den Händen — zwei Menschen, die nicht nur um ihres Blutes willen zusammengehörten, die ein hartes Leben aneinander geschmiedet hatte, und um deren Herzen nun eine neue Sorge wieder einen neuen Ring gelegt. So saßen sie und warteten und lauschten. Denn der Doktor war beim Hanspeter in der Kammer.

Da hörten sie einen Schritt im Haus, und alle beide standen sie auf. Roman trat aus der Thüre, bleich und erregt, in der einen Hand eine Blechschüssel mit rotgefärbtem Wasser, in der anderen den Spenser der Lisbeth.

„Schau, da hast dein Jankerl," sagte er, „der Doktor hat mich braucht ... sonst hätt ich dir's schon lang rausbracht. Hast denn net frieren müssen?"

Lisbeth schüttelte den Kopf. Ein wenig schauernd, schlüpfte sie in den Spenser, während die Mutter in Sorge fragte: „Wie geht's ihm denn?"

Ansicht von Peking.

Originalaufnahme im Verlag der Graphischen Gesellschaft in Berlin.

„Der Doktor meint, daß er's durchreißt!" Roman spülte am Brunnen die Schüssel nnd ließ sie mit frischem Wasser vollaufen. „Von hint her hat ihm einer 's Messer neingstochen." Er lächelte ein wenig, während seine zitternden Hände die Schüssel unter den Brunnenstrahl hielten. „So oft schon hab ich lachen müssen über die bretterne Juppen, die er tragt. Und die hat ihm gholfen jetzt. 's Lungenspitzl, sagt der Doktor, wär freilich noch ein dißl angschnitten . . . aber Gott sei Dank, so ein Bärenmensch wie der Peterl vertragt schon was. Der Doktor meint, daß er's durchreißt in vierzehn Tag."

Die Schüssel war voll bis an den Rand, und Roman trug sie ins Haus. Auf der Schwelle wandte er das Gesicht, und seine Blicke hingen an Lisbeth, als hätte er noch etwas zu sagen. Doch schweigend ging er.

Mit großen Augen sah ihm Lisbeth nach. Und nun fror sie wohl nimmer, denn warme Röte war ihr in die Wangen gestiegen. Sie legte den Arm um die Mutter, führte sie zur Bank nnd strich ihr mit der Hand über die Wange. „Wirst sehen, Mutter, er kommt wieder auf! Wenn's der Roman sagt, muß's wahr sein!"

Die Altenöderin nickte nur. Und jetzt, da ihre Sorge in Hoffnung verwandelt war, jetzt erwachte der heiße Groll in ihr. Mit einem Zornblick glitten ihre Augen über die öde Straße hinaus und über die stillen Häuser hin. „Alle sind s' in der Kirch, nnd alle sind s' fromm, nnd alle raspeln s' den Rosenkranz! Und einer, der 's blutige Messer im Sack hat . . . ich denk mir, der schreit am frömmigsten!" Sie lachte bitter nnd umklammerte die Hand ihres Mädels. „Da, Kindl, da schau dir an, wie d' Menschen sind! Da kannst eddes lernen für dein Leben, dein arms! Im Hnadert sind s' alle gleich, is einer schlechter wie der ander . . . und da kommt ein einziger, nnd der is gut . . . nnd den derschlagen s' und derstechen s'!"

Lisbeth zog den grauen Kopf der Mutter an ihre Brust und legte ihr die Hand auf den Mund. „Na, Mutterl, so sollst net reden, schau!" Ein wehes, schwermütiges Lächeln zitterte am ihre Lippen; doch ihre Stimme klang ruhig. „Einer, wie der Roman is . . . und einer wie der Hanspeter . . . schau, die wiegen 's Hundert wieder auf. Und hast ein einzigen, an den glauben dürfst, so geht der Glauben an die anderen mit drein!"

Wieder nickte die Altenöderin; doch es schien, als hätte sie gar nicht gehört; und dana sagte sie: „Ich weiß net, wie's gwesen is, gar nix weiß ich . . . aber denken thn ich mir's, daß er für nns wieder gredt hat! Und deswegen hat er blaten müssen."

Da kam der junge Waldhofer aus der Thür gelaafen. „Der Doktor thut ihn verbinden grad, und . . . so viel angschickt stell ich mich an dadei . . . ich weiß net . . . gar so viel geht mir im Kopf um, hent! Und da meint der Doktor, ein Weiberlent wär ihm lieber zur Hilf."

Alle beide wollten sie ins Haus, Mutter Nannimai nnd Lisbeth. Aber Roman gab nur für die Altenöderin die Schwelle frei und faßte Lisbeth bei der Hand. „Geh, laß d' Mutter 'nein!" sagte er und wurde ein wenig verlegen. „Wie er daliegt, der arme Kerl . . . es is net gut zum anschauen, weißt . . . schon gar für ein Madl! Kunnst derschrecken drau! Und . . . na, aa, mußt dich net sorgen, schau, der Doktor hat ihm eddes eingeben für'n Wehdam! Gar nix spürt er nimmer!" Da fühlte er, daß ihre Hand so kalt wie Eis war. „Gelt, ja . . . gelt, daß d' frieren hast müssen! Ich spür ja, wie kalt als bist!"

Doch ihre Wangen drannten. Und ihre Augen zu ihm aufhebend, sagte sie leis: „Vergeltsgott!"

Dieses Wort machte ihn noch verlegener. „Vergeltsgolt?" stotterte er. „Für was denn?"

„Weil so gut bist . . . mit'm Hanspeter!"

„No ja . . . es is halt, weißt . . . so ein gater, guter Mensch is er halt, und . . . nber ich glaub, der Doktor braucht mich . . ." Roman wandte sich so hastig, daß er die Schwelle übersah und stolperte.

Lisbeth blieb bei der Thüre stehen, bis sie im Hause keinen Schritt und Laut mehr hörte. Dann setzte sie sich auf die Bank, lehnte den Kopf an die Mauer und legte die Hände in den Schoß. So blickte sie hinaus in das schimmernde Blau des Himmels, nad die Sonne, bevor sie über das Hausdach hinübertauchte, umzitterte das Gesicht des Mädchens noch mit einem warmen Strahl.

Auf der Straße erschienen die ersten Leute, die von der Kirche kamen. Als sie draußen vor dem Zaun vorübergingen und die Tochter der Häuslschusterin im Waldhof auf der Hausbank sitzen sahen, machten sie verwunderte Augen und fingen miteinander zu wispern an.

Vom heimkehreaden Gesind des Waldhofes erschien als erster der Hüterbub. Der hielt es, als er Lisbeth erblickte, für geratener, auf der Straße za warten, bis der Knecht oder die Hausmagd käme.

Lisbeth schien die Leute nicht za sehen, schien ihre Stimmen nicht zu hören. Doch einen Schritt im Haus, den hörte sie gleich Und da stand auch Roman schon auf der Schwelle. „Ilsabeth, geh, komm ein bißl rein . . . allweil fragt er nach da . . . und gar kein Fried net giebt er . . . nnd da had ich gmeint: es is gscheiber, ich hol dich, nnd . . . zudeckt ist er jetzt auch schon wieder!" Er faßte Lisbeth bei der Hand; denn der Weg zu Hanspeters Kammer ging in dem großen Haus um ein dutzend Ecken — da mußte man ein Fremdes führen, oder es fand sich nicht zurecht. „Aber plauschen dürfst mir fein net! Das schadt ihm, weißt! J'erst hätt er schon allweil mit der Mutter reden mögen, und allweil hat er von enkern Häusl ebbes gsagt . . . ich weiß net, was er will . . . der Doktor hat ihm 's Reden verboten, aber gar net folgen will er, und allweil sagt er dein Nam and gar nix anders nimmer! . . . Der thut enk mögen, der! . . . No ja, er wird schon wissen, warum! Wenn ich dranken, wie er oft verzählt hat ona dir . . . . . Paß auf, da kommen drei Stufeln! . . . Und so viel zittern thust! . . . Gleich haben wir's, gleich!"

Am Ende eines langen, dunklen Ganges stand die andere Thür zu Hanspeters Kammer offen.

„Ein Glück," hörte maa die Altenöderin sagen, „ein Glück, Herr Doktor, daß S' enkere Sachen gleich dabeighabt haben!"

„Wie ich ghört had, sie haben graust, da hab ich mich gleich auskennt," erwiderte eine derbe, lachende Stimme, „und hab mir gleich alles schön ins Taschl packt, was man braucht zur Kuchweih! Ein paar Löcher im Kopf, ein gsunder bajuwarischer Messerstich oder ein ausdruckts Aeugerl . . . auf so was muß ich allweil giaßt sein!"

Ein scharfer, süßlicher Geruch von Karbol und Jodoform erfüllte die kleine Stube; sie war halb verdunkelt, weil der Doktor, der bei dem winzigen Fenster stand und seine Tasche entkramte, mit seinen breiten Schultern das Licht verdeckte — ein noch junger Maan, in seiner Erscheinnng ein wenig verbauert, mit glattrasiertem Gesicht und klugen, flink beweglichen Augen.

Die Altenöderin stand zu Füßen der ungeschlachten, grob gezimmerten Bettstatt, in welcher Hanspeter lag, mit einer grauen Lodenkotze zugedeckt und um die Stirn einen nassen Bund gewickelt, der das „dicke Köpfl" noch um ein ausgiebiges Tri dicker machte. Das frische Hemd, das sie ihm angezogen hatten, stand am Hals weit offen nnd zeigte den Verband, der dem Hanspeter um die Brust gelegt war — die drüchig gewordene Tonne seines Lebens hatte einen neuen Reif bekommen.

Als Roman und Lisbeth in die Kammer traten, wandte der Doktor das Gesicht und gab das Fenster frei. „Sakerlotr' Kommt aber da ein saubers Madl! Und ein gsunds Madl." Er lachte. „Mich hat s' wenigstens noch net braucht." Völlig aus der Helle tretend, betrachtete er Lisbeth mit schmunzelndem Wohlgefallen. Dana beugte er sich über das Bett, streichelte dem Patienten freundlich das „driedoppelte Köpfl" und sagte: „Ja, Peterl, das begreif ich, daß d' nach der verlangst!"

Da fühlte Roman das Bedürfnis, den Doktor aufzuklären: „Die zwei, die sind wie Bruder und Schwester, wissen S'!"

„Sooo? No ja, Bruder and Schwester is auch was schöns!" Der Doktor lächelte. „Lang halt's aber net, wenn's net angeberer is! . . . No also, Madl, komm her und schau dir's an, dein kleisterts Brüderl!"

Lisbeth zögerte. Beim Anblick der blutigen Tücher, die auf den Dielen lagen, begaan sie heftig zu zittern, und die Thränen schossen ihr in die Augen, als sie znm Bette trat. „Hanspeter . . ."

„Ilsabeth!" wollte er sagen; doch es war nur ein gurgelnder Laut, der ihm aus der Kehle quoll. Er mußte husten, und rote Bläschen traten ihm über die Lippen.

Erschrocken beugte sich Lisbeth über ihn, streichelte den kalten Bund, den er um die Stirne hatte, und sagte leis: „Geh, Peterl, thu mir net reden! Das kunnt dir schaden, weißt! Ein einzigs Wörtl wann mir nach sagst, so bin ich dir harb!“ Sie nahm ein weißes Tuch, das auf der Decke lag, und tracknete dem Hanspeter sacht und achtsam den Blutschaum von den Mundwinkeln. Und wieder streichelte sie ihm das „dicke Köpfl“. Da lag er ruhig und still, und unter dem Stirnbund glänzten seine blauen Augen hervor wie die Augen eines Gesunden.

„Die hat ein linds Handerl!“ meinte der Doktor. „So eine Kraakenpflegerin thät ich mir gfallen lassen! Die möcht dea Peterl rausreißen in der halben Zeit!“

Lisbeth richtete sich auf. „O mein, Herr Doktor . . . schauen S', der hat uns so viel Gutthaten derwiesen . . . Tag und Nacht thät ich dableiben! Und gern!“

Da lachte der Doktor. „Ui jegerl! Jetzt geht d' Welt unter . . . ein Mensch, der dankbar is! Schau, schau, allweil derlebt man wieder was neus!“ Er streckte Lisbeth die beiden Hände hin. „Na also, Madl! Acceptoren! Heißt zu deutsch: Bist aufgnammen als Pflegschwester! Her mit die Handerln! Gilt schon! Ein bessers Trankl kann ich dem Peterl net verschreiben!“

Lisbeth wollte ihm schon die Hände reichen — und zog sie wieder zurück. Beklammen sah sie den jungen Waldhofer an.

„Hast recht, Kiadl,“ meinte die Altenöderin, „da müßt schan z'erst der Waldhafer sagen, was er denkt dazu.“

„Der Vater, no ja . . .“ Roman mußte sich räuspern, weil ihm die Stimme heiser klang, „wie's der Vater haben will, weiß ich net . . .“

„Dein Vater is der richtig Bauer,“ fiel der Doktor lachend ein, „und giebt's eine Arbeit im Haus, die ihm wer andrer thut, so hat er wahl schwerlich was dagegen.“

„Freilich, ja!“ Roman nickte. „Der Hanspeter wird zur Pflegschaft ein ganzen Menschen brauchen . . . d' Leut im Haus, die haben ihr Teil zum schaffen und . . . freilich, ja, ich denk mir, der Vater muß froh drum sein, wenn d' Lisbeth dableibt. Und ich, natürlich . . . mir wär's schon recht lieb . . . für'n Hanspeter, ja! Und wenn der Herr Doktor meint . . . so bleibst halt, Lisbeth! Gelt?“

Lisbeth schlug ein; aber statt dem Doktor reichte sie ihre Hände dem jungen Waldhofer. Und da sahen sie plötzlich alle vier, die in der Kammer waren, verwundert auf, denn etwas Merkwürdiges war geschehen: Hanspeter hatte gelacht. Einer, der um die Breite eines Messerrückens am Tod vorüberschleicht — und der hatte gelacht! Freilich war's nur ein mattes Huhuhuuu, wie das Gewimmer einer alten, flügellahm gewordenen Eule, die im Dunkel ihres Baumes gefangen sitzt — aber dennoch war's ein Lachen. Und da lachte der Doktor mit. „No also! Schauts ihn an! Sein Lebenslichtl kommt ja schan wieder ins Bremseln! Da haben wir bis zum Sterben nach ein guten Bauernschuh . . . gelt? Peterl?“ Er tätschelte dem Patienten freundlich die Hand. „Ganz recht hast: so eine saubere Pflegschwester, da kann einer leicht lachen. Den ganzen Tag so ein liebs Gsichtl anschauen dürfen, das geht fürs doppelte Essen und bindt ein mit Strickln ans Leben an!“ Der Lisbeth zunickend, die verlegen und mit brennenden Wangen stand, nahm er seine Ledertasche vom Fenstergesims. „Und jetzt folg mir schön! Nix reden . . . 's Pflegschwesterl anschauen . . . und sanft gar nix! Morgen kamm ich schan wieder!“

Er öffnete noch das Fenster, um frische Luft in die Kammer zu lassen, dann ging er und nahm den jungen Waldhofer mit. Während man die beiden Männer draußen im Gang noch miteinander reden hörte, machte Hanspeter mit der Hand eine matte Bewegung. Lisbeth und ihre Mutter verstanden gleich, was er meinte, und alle beide setzten sich zu ihm auf die Bettstatt. Da war er zufrieden und rührte sich nimmer.

Nach einer Weile sagte die Altenöderin zu Lisbeth: „Da, schau dich um!“ Sie deutete auf das Spielzeug an den Wänden. „Sein Stüberl muß man anschauen, und da weiß man wie sein Herz is . . . und weiß, wem's ghört!“ Die Stimme schwankte ihr, und mit sanften Händen strich sie über die Lodenkotze, die zwei hohe, lange Buckeln machte, als lägen zwei Baumklötze unter ihr verborgen. „O mein, Peterl . . . und jetzt liegst mir da! Und so!“

Er wollte sprechen, aber Lisbeth legte ihm die Hand auf den Mund; und da schüttelte er stumm den Kopf, als möchte er sagen: „Macht nix, Mutterl, is gern gschehen!“

Draußen vor dem offenen Fenster hörte man schwatzende Stimmen im Hofraum. Die Gesindleute waren vom Rasenkranz heimgekommen: ein paar andere hatten sich zu ihnen gesellt, und mit erregtem Klatsch wurde der ganze Verlauf der Gemeindenersammlung durchgehechelt, so laut, daß jedes Wort in die kleine Stube drang.

Die Altenöderin und Lisbeth, als sie hörten, daß man ihr Häuschen ausgeboten hatte, sahen einander mit erschrockenen Augen an, bleich und sprachlos. Dach und Ofen verlieren, auf der Straße stehen und wieder wandern müssen — und nicht wissen, wo eine neue Heimat suchen — diese Botschaft traf sie so jäh und hart, daß sie einander nur mit ratlosen Blicken sagen konnten, was keinen Weg mehr durch die gepreßte Kehle fand.

Hanspeter, dessen Ohren mit dem nassen Tuch verbunden waren, hatte nur halb gehört. Doch er sah die zwei erschrockenen, bleichen Gesichter, und da schien er auch gleich alles zu verstehen. Sein Atem begann sich keuchend zu erregen, er wollte sich aufrichten, wallte die Hand der Altenöderin suchen. „Net sargen, Mutterl . . . mußt dich net sorgen . . . mein Anbot hab ich . . .“ Was er weiter noch sagen wollte, erstickte in einem Blutguß, der ihm über die Lippen schoß.

Zitternd und unter Thränen stammelnd, drückte ihn Lisbeth auf das Kissen zurück. Sie trocknete ihm die Lippen, während die Altenöderin jammerte: „Stad sein, Peterl, stad sein! Um Gottschristi willen thu ich dich bitten: red mir doch bloß kein Wörtl nimmer! Hat's ja der Doktor verboten! Meintwegen soll alles hin sein . . . bloß du sollst uns bleiben! Häuser giebt's gnug auf der Welt, aber du bist der einzig!“ Draußen hörte sie die Klatschgesellschaft schwatzen und lachen, und da stieg der Zorn in ihr auf: „Die Malefizleut, die verfluchten! Halb derschlagen und derstochen haben s' ihn . . . und jetzt lassen s' ihm nach kein Ruh!“ Sie schloß das Fenster und schob den Riegel vor. Nun war sie ruhiger und beugte sich über den Kranken. „Sei z'frieden, Peterl! Dein Herrgatt wird schon alles wieder recht machen! Der ander, aa den d' Leut glauben . . . no ja, lassen wir's gut sein!“ Sie setzte sich wieder auf die Bettstatt und nahm seine Hand in ihren Schoß.

Im gleichen Augenblick trat Roman in die Kammer und sagte mit seltsam befangenem Lächeln: „Du Lisbeth . . . dem Herrn Doktor, dem mußt aber schon bsonders gfallen haben . . . die ganze Zeit jetzt hat er schier nix anders nimmer gredt als wie von dir!“

Die Hand auf Hanspeters Stirne gelegt, sah Lisbeth den jungen Waldhofer mit großen Augen an. „Gfallen? So? Und jetzt? . . . Könnt ich mir d' Haut vom Gsicht reißen und dem Hanspeter 's Blut dermit stillen . . . meiner Seel, ich thät's!“

Dem Roman verging das Lächeln. Betroffen schien er nach einem Wort zu suchen. Aber da klang durch den langen Gang her die unwillige Stimme seines Vaters: „Roman! Bub! Wo bist denn?“

„Ja, Vater . . .“ stotterte Roman, und immer nach auf Lisbeth blickend, verließ er zögernden Schrittes die Kammer. Hinter ihm fiel die Thüre, deren Klinke nicht schließen wollte, langsam wieder auf.

So hörte man vom Hausgang her die scheltenden Worte des alten Waldhofer bis in das Stübchen herein: „Na also, jetzt haben wir's! Aber gleich hab ich mir's denkt . . . und heut nach könnt ich mir d' Haar ausreißen, daß ich dir nachgeben hab müssen und hab den narreten Teufel ins Haus gnommen! Jetzt haben wir die blutige Bscherung! Im Burgermeisterhaus!“

„Aber Vater, um Gotts willen . . .“ klang die Stimme Romans.

„In Ruh laß mich! . . . Und die zwei Weibsbilder, natürlich, die hacken mir jetzt auch schon da im Haus! . . . Das leid ich net, verstehst!“

„Vater, komm rein in d' Stuben!“ Romans Stimme klang verändert, erregt und hart. „Jetzt muß ich dir ebbes

Im
Nach einer

Poesie.

n Hans Volkmer.

sagen, Vater!“ Man hörte das Krachen einer Thüre, dann war's still im Haus — nur draußen im Hofraum klang noch gedämpft das Gelächter und Schwatzen der Gesindleute.

Mit sorgendem Blick sah die Altenöderin den Hanspeter an. Dem aber hatte eine mitleidige Ohnmacht Aug und Ohr geschlossen und allen Kummer still gemacht.

Mit bitterem Lächeln erhob sich die alte Frau. „Da! Hast es ghört? . . . Aber red lieber nix! Lassen wir's gut sein! Es is gscheider, ich mach mich davon . . . dem Hanspeter z'lieb . . . sonst lassen s' ihren Zorn noch an dem aus! Aber du, Kindl, du bleibst mir! Solang s' dich net gradwegs nausschaffen aus'm Haus, solang bleibst mir da bei ihm! Der hat 's schon verdient um dich, daß d' um seintwegen ein bißl was schlucka därfst. Aber zum Essen kommst mir heim alle Tag . . . und sagst mir, wie's ihm geht. Aber da im Haus . . . net ein Bröckl Brot nimmst mir an . . . aber ich denk mir, das brauch ich dir gar net sagen!“

Lisbeth schüttelte den Kopf. Es schien, als wollte sie sprechen; doch sie brachte kein Wort über die Lippen. Während ihre zitternden Hände die Faust des Kranken umschlossen hielten, blickte sie mit verstörten Augen bald auf die Mutter und bald auf Hanspeter. Die Altenöderin beugte sich über das Brtt und strich mit linder Hand über Hanspeters Wange, auf der sich die Faustschläge schon zu blauen Flecken auszuwachsen begannen. „Pfuet dich halt Gott, mein Bub, mein guter!“

Schweigend räumte sie noch die Krummer auf, kniete auf die Dielen nieder, wickelte die blutigen Tücher zu einem Bausch zusammen und nahm sie unter den Arm. Als sie aufstand, stieß sie mit der Schulter an einen der Baumschwämme, die an der Mauer hagen. Das winzige Spielzeug, mit dem das Gestatse des Schwammes bestellt war, kam ins Wackeln, und ein kleines Kirchlein purzelte über das Bett und fiel zu Boden. Nannimai hob es auf. Das Türmlein war geknickt und die winzigen Fensterlein waren abgesplittert. „Ja ja . . . dns meldt sich jetzt grad zur richtigen Zeit . . . in mir drin is auch was derbrochen, heut!“ Hrifer lachend drückte sie die Faust über dem zierlichen Ding zusammen, daß es mit leisem Krach in Scherben ging.

„Matter!“ stammelte Lisbeth. „Is doch ein Kirchl gwesen!“

„Ich mach ihm dafür ein Almhüttl und stell ihm ein paar Schaf und Ochsen eini!“ Mit diesen Worten schob sie die Splitter des Kirchleins zwischen die blutigen Tücher und verließ die Kammer.

Als sie den langen Gang durchschritten hatte und in den Hausflur kam, blieb sie zögernd stehen. Sie wollte nicht lauschen, aber sie mußte hören, denn der alte Waldhofer hatte eine kräftige Stimme, wenn er „heiß“ war.

„Hanspeter hin oder her,“ klang's durch die Stubenthür in den Flur heraus, „und gegen dein christliche Derbarmnis will ich nix sagen . . . bist ein guter Kerl, das weiß ich . . . und gut sein, solang man sich net schadt damit, is rdbes schöns. Aber wenn maa sich mit der Gutheit selber ein Haxen abschlagt, so is die Güt nimmer weit von der Dummheit daheim. Und drum laß mich ia Ruh jetzt! Als Burgermeister maß ich aoch fürsichtiger sein wie die andera. Und därf mein Nam und meine Leut in keia Tratsch net einirumpeln lassen. Und mag's jetzt sein, wie's will, und ob d' Häuslschusterin unschuldig is oder net . . . sie is halt jetzt einmal drin in alle Mäuler . . . und mein Haus, Mandl, das is mir z' gut dazu, als daß ich mir . . .“

Der Waldhofer verstummte, denn die Altenöderin hatte die Stubenthür geöffnet. „Thuts enk net aufregen, Burgermeister,“ sagte sie ruhig, ohne die Schwelle zu überschreiten. „Meintwegen sollts krin Unglegenheit net haben. Bloß dem Hansprter z'lieb thät ich bitten, daß mein Madl bleiben därf zur Krankenpfleg. Vor meiner habts enker Ruh . . . ich geh schon! Pfüe Gott beinand!“ Sie zog die Thüre wieder zu.

Roman streckte die Hand, als wollte er die Altenöderin auf der Schwelle festhaltrn. Und der Waldhofer, die Fäuste in den Hosentaschen vergrnbend, brummte ärgerlich: „No ja . . . jetzt gar so gfahrlich is's auch net gmeint gwesen!“

Eine Weile schwiegen sie alle beide. Dann knurrte der Alte wieder: „Dir is ja dngstanden . . . berliggo berloggo, wie der Teufel bei die Maranetten! Muß rein hinter der Stubenthür glust haben, die!“

„Na, Vater!“ sagte Roman mit zerdrückter Stimme, „da hat s' net lusen brauchen! Hast ja ein Rebell gmacht, daß man's hinter hat hören müssen bis in d' Hanspeter-Stuben!“

„No mein, wie man halt redt!“

Romaa fuhr sich mit der Hand hinter die Ohren, als hätte er Schmerzen im Genick. „Das muß ich schon sagen, Vater . . das is mir arg, daß jetzt das alte Weibl mit ein Verschmach aus'm Haus gehn muß. Und das gute Madl hint, die sich für'n Hanspeter d' Haut von ihrem lieben Gsichtl abreißen thät . . . was muß denn d' Ilsabeth denken von . . . von uns und von unserer Christenlieb! Schau, Vater, bist allweil der Gscheider als wie die andern. Sollst halt auch der Besser sein . . als Burgermeister. Und unser Mutter, mein' ich, hätt das Madl net davongschickt. Die is eine gwesen, wie's der Hanspeter verdigt!“

Da fuhr der Waldhofer auf, fuchsteufelswild: „Mit'm Hanspeter seiner Predigerei laß mich in Ruh!“ Aber dieser Zorn war Strohfeuer, das hurtig zehrte. Schon wieder ruhiger, blies der Alte die Backen auf und brummte: „No ja, meintwegen!“ Das war immer sein Wort, wenn er gegen einen Wunsch seines Buben nicht mehr aufkam. „Soll s' halt bleiben . . . 's Madl! Ein Glück, daß wenigstens die Alte draußea is.“ Er trat zum Fenster, und wie einer, der nachgiebt und dabei der Klügere sein will, knurrte er über die Schulter: „Aber daß sag ich dir gleich: ein Tratsch wird's abgeben . . . ehnder noch heut als morgen! Müßt ich d' Leut aet kennen. Uad dein Julei . . .“

Erschrocken stotterte Roman: „Jesses Mariand' . . . an die hab ich jrzt gar nimmer denkt!“

„Dein Julei mit ihrem Haser vom letzten Jahr, die is ah nrt gut zum reden auf der Häuslschusterin ihe Madl. Wenn d' Julei derfahrt, daß das Weiberleut jetzt bei uns im Haus da is . . ghorsamster . . . da kannst dein Bescherung haben davon! Meintwegen! Jetzt hast dein Willen! Mir fnhrt d' Julei net in d' Haar!“

Schwül atmend, wortlos, sah Romaa mit weit offenen Augen auf dem Boden umher, wie einer, der etwas verloren hat und nicht weiß, wo er suchen soll. Auch der Alte schwieg und guckte verdrossen zum Fenster hinaus, bis er plötzlich sagte. „No also, da kommt schon der Herr Pfarr! Und grad auf unsern Hof zu! Jetzt kann's losgehn, d' Mamserei!“ Er faßte die Rockschöße unter den Arm, als hätte er sich auf eine Bank zu setzen, die nicht sauber war — and ging zur Stube hinaus. —

Draußen im Hofraum hatte Mutter Nannimai, unbekümmert um die zischelnden Dienstboten, die blutigen Tücher im Brunnentrog ausgespült und zum Trocknen über den Zaun gehangen. Mit der Schürze die Hände säuberad, wollte sie auf die Straße treten, als ihr Herr Felician Horadam den Weg verstellte.

„Grad erst . . .“ ganz atemlos war er, „grad erst hab ich's von der Kathrin erfahren! Und wie ich fort bin zum Rosenkranz, da hab ich gmeint, es wär alles wieder gut!“

Die Altenöderin lächelte bitter. „Ah ja, recht gut!“

„Ja Weibl, wie redtst denn?“ Erschrocken sah Herr Felician der alten Frau in die Augen. „Ja is's denn wahr? Steht's denn so gfährlich mit ihm?“

„Ah na! Wenn 's Sterben ebbes is, was sicher heißt, da steht's nn den Hanspeter gar aet so gfahrlich!“

„O du lieber Heiland! . . . Mutterl, da müssen wir beten! Den müssen wir wieder rausbeten!“

„Beten?“ In das stille, müde Gesicht der Altenöderin schnitt sich ein harter Zug. „Beten? Ah ja! Beten thn ich schon! Aber bei mir daheim! In enker Kirch, da bringts mich nimmer eini! Bei mir daheim hab ich ein Herrgott, der hat bloß ein einzigen Arm . . . der is mir lieber als der enker, der mit die ganzen Glieder vierzehn Schuh lang in enkerer Kirch drin hängt! . . . Pfüe Gott, Herr Pfarr!“ Sie ging.

Und Herr Feliciaa sah ihr bekümmert nach. So stand er lange und nickte vor sich hin: „O Leut! O Leat! O ihr narreten Leut!“ Seufzend blickte er zum Himmel hinaaf. Aber dort oben war nichts anders zu sehen als das reine leuchtende Blau und die strahlende Sonne, die ihr lindes, frühlingweckendes Feuer verschwenderisch auf die Erde niederschüttete. Freilich hatte sie ihr warmes Tagwerk schon bald gethan, denn sie war bereits dem Grat der westlichen Berge nah. Ein halbes Stündlein noch, und dann war sie verschwunden, und kalter Abend mußte kommen.

Mit den Rockschößen unter dem Arm, trat der Waldhofer dem Hochwürdigen entgegen.

„Nette Sachen, Waldhofer, nette Sachen! . . . Wie geht's ihm denn?"

„Ich weiß net, Heer Pfarr, bin selber noch gar net dabei gwesen. Aber hoffentlich gut! Bei allem Grant, den ich hab . . . derbarmen thut er mich doch. Schauen wir halt eini!"

Als sie in die kleine Stube traten, lag Hanspeter mit offenea Augen, aus seiner Ohnmacht ermuntert, nnd Lisbeths Hand in der seinen. Herr Felician nahm den Hut ab und beugte sich über das Bett. „Ja Peterl! Was hast mir denn angstellt heut!"

Mit irrendem Blick sah Hanspeter zum Pfarrer auf. Und ganz matt und erloschen klang's: „Eia nacketen Spatzen . . . hab ich . . . fliegen lassen . . ."

„Was hat er?" fragte der Waldhofer verblüfft. „Von eim Spatzen hab ich nix gsehen ia der Gmein."

„Geh, du!" sagte Herr Felician mit wehmütigem Lächeln nnd fand kein weiteres Wort.

Lisbeth strich mit dem Tuch über Hanspeters Lippen und flüsterte: „Er därf net reden, Herr Pfarr! Das kannt ihm schaden!"

Da polterte einer mit schweren Schritten in die Stube herein. „Was is denn?" brummte der Waldhofer. „In eim Krankenstübl trappt man doch net gar so auf!"

„Mein . . . mein Hut hab ich vergessen!" stotterte Roman mit einer Stimme, die einem anderen zu gehören schien. Seinen Hat fand er schnell. Doch er vergaß, dea hochwürdigen Herrn zu grüßen. Nur die Lisbeth schien er zu sehen. Mit ganz verlorenen Blicken sah er an dem Mädchen auf und nieder — und stolperte wieder über die Schwelle hinaus.

„Ja Bub? Was hast denn?" fragte der Waldhofer.

Aber Roman war schon draußen. Und noch im Gang begann er Schritte zu machen, als wäre Feuer hinter ihm.

Und hinaus in den Hof! Hinaus auf die Straße! Wie einer, dem das Glück davongelaufen, und der es mit langen Sprüngen wieder einholen will!

Doch als er auf die fleckig gewordenen Wiesen kam, blieb er stehen, als hätte er plötzlich gemerkt, daß Feuer auch vor ihm lag. Er nahm den Hut ab und schöpfte Atem. Die Stirn mit glitzernden Perlen betröpfelt, stand er im nassen Schnee und starrte mit ratlosen Augen gegen die Höhe hinauf, hinter der sich das Staudamergut versteckte. Seit ihm der Vater jenes Wörtlein von der Julei gesagt, war es jetzt der erste Augendlick, in dem er sich mit halber Ruhe auf sich selbst besana — nnd auf das, was er eigentlich wollte.

Zur Julei laufen! Nach allem, was zwischen ihm und ihr geschehen war? An dieser gleichen Stelle seia, an der er geschworen hatte: „Mich siehst nimmer, eh mir das schiecke Wörtl aet abbitten thust!" Und von dieser gleichen Stelle weg zur Julei laufen? Und rennen wie ein Nare?

Da spuckte er aus. „Pfui Teufel!" Und das galt ihm selber.

So hungrig darf auch die heißeste Liebe nicht sein, daß um ihretwillen ein „richtiges Mannsbild" der eigenea Ehr vergißt!

Aber war's denn nicht ein Weg, den er just seiner Ehre zulieb unternahm? „Wenn d' Julei derfahrt, daß jetzt das Madl bei uns im Haus is! Jesses, jesses, jesses! Was die sich alles denken kaan!"

Das würde ja nur „die Bescherung", die er ohnehin schon hatte, noch schlimmer machen. „Da muß ebbes gschehen!"

Er that ein paar Schritte, blieb wieder stehen und drehte den Hut, während die Sonne wie eine versinkende Fackel über die Berge hinuntertauchte. Und da kam auch schon der Abendwind über die Wälder niedergeblasen, so winterlich frisch, daß dem heiß gewordeaen Ehrenmann ein „Beutler" über die Schultern lief. Aber das kühlte ihn nicht ab. „Nix da! Und da giebt's nix!" Er streckte die Faust vor sich hin. „Was ich gsagt hab, das gilt!"

Keinen freundlichen Blick soll sie sehen von ihm, kein herzliches Wort von ihm hören — oder sie bittet ihm zuerst das „schiecke" Unrecht ab, das sie ihm angethan! Und wenn es ihr nicht pressiert damit . . . „ich kann's berwarten!" Dann wird sein notwendiges Geschäft im Staudamerhof gar flink erledigt sein, denn kurze Haare sind schnell gebürstet. Dann hat er da droben nichts anderes zu thun, als der Julei zu sagen: das und das ist geschehen, so und so ist alles gekommen, und die Ilsabeth ist jetzt im Haus! „Und dem armen Hanspeter z'lied hat der Vater eingsehen, daß man die Sach uet anderst nnd besser machen kann! Und drum hab ich das Sprüngl noch raufgmacht und sag dir alles offen und ehrlich, daß d' mir net ebba denkst . . . ich weiß net was! . . . So! . . . Jetzt weißt es! Und pfüet dich Gott jetzt wieder! Hast mir du was zum sagen, so weißt, wo der Waldhofer daheim is!"

Und fertig! Aber — bei dem Gedanken, der ihm mit diesem „aber" aufstieg, schoß ihm das heiße Blut ins Gesicht.

Das alles muß doch erst gesagt werden! Bevor es nicht gesagt ist, kann es die Julei doch nicht wissea. Und wenn sie ihn kommen sieht, ohne zu nhnen, was er bringt nnd will — muß sie nicht denken: Jetzt kommt er und macht sein „Kuscherl"! Das „richtige Mannsbild" mit dem eisernen Schwur! Und wena sie lachen wird „so gspaßig", oder nur ein ganz klein wenig schmunzeln — wie ihn das wurmen wird in seinem Stolz!

Aber soll sich ein „richtiges Mannsbild" vor solch einem kleinen, nagenden Würmlein fürchten, wenn es gilt, einer Schlange, die Gift spritzen und beißen könnte, den Kopf auf die Erde zu treten, noch bevor sie ihn heben kann? Und wer ein reines Gewissen hat — „Kreuzteufel, das hab ich ja doch!" — der braucht doch überhaupt keine Angst zu haben! „Aber schon vor gar nix! Man thut hatt, was recht is . . . und fertig!"

Als er in seinen heiß wirbelnden Gedanken zu diesem leidlich beruhigenden Schlusse kam, begann er mit energischen Schritten auszugreifen, recht wie ein Mann, dessen klarer „Denkverstand" zwischen drohenden Irrwegen das einzig vernünftige Sträßlein gefunden hat! Und da kann er mit sich zufrieden sein!

Doch als er die Wiesenhöhe überstiegen hatte und dem Staudamerhofe näher kam, fingen ihm die Hände zu zittern an, immer heftiger. „Sakra! Macht's heut aber kalt! Völlig beuteln thut's mich!" Energisch begann er in seine Hände zu hauchen — ein Frierender, dem auf der Stirn die heißen Perlen standen!

Immer langsamer wurde sein Schritt, während er den Hof des Staudamergutes betrat und nach den Fenstern spähte.

Im Hause war alles still. Und der „Fürknecht", der beim offenen Herd in der Küche saß, tried ein Geschäft, das kein Geräusch machte. Mit einem Storkstöpsel, den er immer in die Asche tauchte, ried er die Klinge seines Messers blank. Als er hinter sich im Hausflur die Schritte hörte, schob er das Messer flink in die Tasche. Ohne sich umzuwenden, pfiff er einen Ländler vor sich hin und stocherte mit einem Span in der Asche umher.

Die Studenthür wurde geöffnet und wieder geschlossen. Dann klang die unwillige Stimme Romans durch das Haus: „Was is denn? He? Is denn kein Mensch daheim?"

Mickei trat in den Flur hinaus. „Guten Abend, Waldhofer! . . . Nach Endsdorf sind s' ummi, zu ihrem Vetter ummi!"

Roman atmete auf, fngte aber ganz ärgerlich: „Da kunnten s' aber lang schoa daheim sein . . . seit Mittag."

„Kann sein, sie kommea bald."

„Warten kann ich net."

„Warum pressiert's dena so?"

„No mein, der Hanspeter liegt daheim, und . . . sorgen thu ich mich halt, wie's ihm geht."

„Der Hanspeter?" Mickei zog die Brauen auf und sah den jnagen Waldhofer mit Augen an, so unschuldig, als hätte er's voa der Julei gelernt.

„Ja! Ein saubern Sonntag hat's geben! Halb derstochen hat einer den Hanspeter!"

„Geh? . . . Ja wer denn?"

„Der Assessor morgen, der wird's schon rausbringen."

„Freilich, weil s' gar so gscheid sind, die vom Gricht!"

Das hatte Mickei mit Lachen gesagt. Aber etwas im Gesicht des Knechtes schien dem Waldhofer nicht zu gefallen. „Du, spiel dich net so! Denn da, weißt, du bist dabeigwesen . . . da kunnt ich schwören drauf!"

„Ich? . . . No ja, wie's augangen is, da hab ich mitgholfen, ein dißl abwehren. Aber wie ich gmerkt hab, sie machen Ernst, da bin ich der Gscheider gweien und hab mich druckt."

Roman, dem das Blut zu Kopf stieg, sah den Knecht mit blitzenden Augen an. „Sei stad! Und reden wir weiter nix! Sonst müßt ich grob werden! . . . Du? Und abwehren? Bist schon der Rechte, ja!" Er wandte sich und ging zur Hausthür. Halb das Gesicht drehend, sagte er über die Schulter: „Aber deine guten Freunderln, weißt, denen kannst noch ebbes derzählen heut!"

„Was denn?" fragte Mickei mit gemütlicher Ruhe.

„Den Kerl, den gottsschlechten, der von hiaterrucks so ein guten Menschen 's Messer eintreunt . . . wenn 's Gricht den aet aussibringt . . . derfahren thnt man's schon noch! Uad da lann er sich freuen, der!"

„Hast recht! So ein derdreschen, da hilf ich mit! . . . Aber was is denn? Soll ich der Julei nix ausrichten?"

Romaa zögerte mit der Antwort. „Na! Morgea komm ich schoa wieder! Will sagen . . ." Die Erregung schnürte ihm die Kehle zusammea, daß seine Stimme heiser klaag. „No ja sagst ihr halt, daß der Hanspeter bei nns daheim liegt, and . . . weil der Doltor gmeint hat, daß er sein Pflegschaft braucht . . . ao ja . . . und der Vater, sagst, der Vater hat halt jetzt der Häuslschnsteria ihr Ilsabeth . . ." Ueber diesen Namen stolperte ihm die Zunge.

„Was?"

„Der Vater . . ." Roman schranbte die Stimme, als wäre Mickei von den Schwerhörigen einer, „der Vater hat der Häuslschusterin ihr Madl aufgnommen zur Pflegschaft. Mich geht's nix an, und es liegt mir nix aaf . . . es is bloß, daß d' Julei ebbes weiß davon . . . nnd . . . daß d' Julei am End aet ebbes denlt, ich weiß net was!"

„Ah na!" Mickei schmunzelte. „Die denlt ihr nix! Die is so viel unschuldig, d' Julerl!"

„No ja, freilich, aber . . . man weiß halt net . . . sagst es ihr halt! Und pfüe Gott beinand!" Nach diesem sonderbaren Gruß zn schließea, schien Roman der Meinuag zu sein, als hätte er nicht nur mit dem Micket, sondern auch noch mit anderea geredet.

Und Schritte machte er, so eilig überstürzt, als läge der gute Hanspeter schon im Sterben, nnd als möchte ihn Roman noch am Leben finden für ein letztes Wörtlein seiner Freundschaft.

Mickei, mit den Händen in den Hosentaschen, blieb unter der Hausthür stehen, nnd mit zwinlerndea Augen dem Waldhofer aachschauend, pfiff er in schmelzenden Tönen vor sich hin:

Fischerin, du kleine,
Fahre nicht alleine . . .

Da hörte er über den Garten her die schwatzende Diskantstimme seiner Bäuein. Nun hätte er wohl, ohne seine Kehle übermäßig anzustrengen, dem Romaa noch nachrufen können: „He! Du! Sie lommen grad!" Aber lachend ging er ins Haus zurück, zündete ia der Stube seine Pfeife an und setzte sich schmauchend in den dämmrigen Ofenwinkel.

Draußea an der Schwelle pochten die Standamerin und Julei den Schnee von den Schuhen. Nnn traten sie ein. Als die Bäuein den Mickei sah, machte sie Augen, als wäre das Blaue vom Himmel gefallea. „Was? Heul am Sonntag? Und da hockst daheim?"

„Had mir halt denkt, ich muß 's Haus ein bißl hüten!"

Dieser Beweis von aahänglicher Haustrene schien die Staudamerin zu rühren. „Vergeltsgott, Mensch! Aaf dich is halt Verlaß! Und allweil sag ich's: ordentliche Lent im Hans, und da verlöscht eim 's warme Fuierl aie!" Sie warf das Kopftuch uad die Jacke auf die Ofenbank. „Jetzt darf ich aber schauen, daß wir ebdes z' essen kriegen!"

„Ja, ein feiner Notnickl, unser lieber Herr Vetter!" fiel Julei ein. „Net einmal ein Schalerl Kaffee hat er nns aufgwirt! Selber essen macht fett, denlt er sich halt! Tnmmel dich, Mutter, daß ebbes herbringst!"

„No ja, hexen kann ich auch net, da maßt znr Häuslschnsterin gehn."

Mickei lachte hinter dem Ofen.

Aber die Staudameein meinte: „Da is nix z'lachen dran!" Uad ging in die Küche.

Julerl begann sich's in der Stube bequem za machen, ohne sich durch die Gegeawart des Knechtes stören zn lassen.

Der hatte die Ellbogen über die Kniee gelegt und sah ihr eine Weile zu, wie sie die silberne Halskette abnahm, die blaue Seidenschürze zusammenfaltete und dea mit Rüschen zierlich besetzten Spenser anfnestelte. Dann sagte er: „Du! Heut hast ein Bsuch versäuut."

„So? Is er dagwesen?" Julei kicherte. „Hab mir's eh schon denkt, daß er's net aushalt!" Sie nahm den Spenser ab. „Das is gsund, daß er ein Metzgergang hat machen müssen!"

„Botschaft laßt er dir sagen!"

„Vergeltsgott! Die weiß ich schoa selber!"

Mickei lachte. „So? Hast es schon derfahren?"

Da sah sie verwnndert aaf. „Derfahren? Was?"

„Daß der Häuslschusterin ihr Madl von heut an im Waldhof is."

Erschrocken starrte Julei in den dunklen Ofenwinkel.

Mickei erhob sich. „Der Hanspeter wär verkrankt . . . sagt'r!" Das „sagt 'r" war ganz merkwürdig betont. „Und sein Vater, sagt 'r, hätt das mustprige Madl zur Pflegschaft aufgnommen . . . daß ihm nur ja aix abgeht, dem Hanspeter oder . . . ich weiß net, wem! Ja, deswegen is er kommen . . . daß d' es weißt, nnd daß net ebba ebbes deakt . . . ich weiß aet was!" Wieder lachte er.

„So so?" Julei kicherte; ein wenig hölzern klang's, aber dennoch lustig.

Mickei hatte seinea Hnt voa der Ofenstange genommen, hatte thn schief übers Ohr gesetzt, nnd so kam er mit langsamen Schritten näher. „Julerl?"

„Was?"

„Thust eisern?"

Sie sah ihn von der Seite an. „Geh, du Narr! . . . Wenn ich so eine fürchten thät, da müßt ich net wissen, was ich wert bin."

Lachend trat er ganz an ihre Seite and schlang mit jäher Bewegung den Arm um ihren Hals.

Sie wollte sich wehren. „Hör auf! Oder ich sag's der Mutter!"

„Meintwegen! Aber wart noch ein bißl!" Mit derbem Griff, der sie stöhnen machte, schloß er sie in die Arme und küßte ihren Mand.

„Mein Ruh will ich haben!" Zornig schlug sie nach ihm mit beiden Fäusten. „Jeds Faderl hat ein End, wo's aufhört einmal!"

Nun gab er sie lächelnd frei und zischelte: „Du, ich sag dir noch was!"

Auch Julei dämpfte die Stimme: „Mach, daß d' weiterkommst!"

„Dein Mutter, mein' ich, die mäßt heut müd sein vom Schneewaten! Die thät gal schlafen . . . wieder einmal!"

Mit glimmerndem Blick, mit jenen Feneraugen, vor deren Glnt das Thürlein aufgesprungea, sah sie ihn an. Doch ohne ein Wort zn sagen, ging sie in die anstoßende Kammer hinaus und schlag hiater sich die Thüre zu.

Schmunzelnd verließ der Knecht die Stube. Draußen im Hausflur rief er noch in die Küche: „Pfüe Gott, Bäuerin! Jetzt verguna ich mir ein Krügl, weil mich gar so viel dürsten thut!"

„No ja, pfüe Gott! Heut hast dir ein Trunk verdient, ich zahl dir zwei Maß . . . kannst mir s' aafrechnen! Aber gelt, komm mir net gar so spat wieder heim!"

„Na na!" Das Lied von der kleinen Fischerin pfeifend, wanderte Mickei znm Hause hinaus.

Als er gegen die Senkung der Wiesen kam, konnte er beim letzten Tagesschimmer weit drunten auf der Straße noch den jungen Waldhofer sehen.

Der steuerte mit laagen Schritten gegea das Dorf hinunter. Sein Gesicht war heiß gerötet, und seine Blicke irrten ziellos über Weg und Hecken. Die Leate, die ihm begegneten, sah er aicht. Und grüßte ihn einer, so war er wie taub.

Immer wieder faßte er mit der Hand an seinen Hals, als müßte er sich „greiflings" überzeugea, ob er denn wirklich noch der Waldhofer-Roman wäre! Jetzt hatte er doch mit klarer Gedankenarbeit das einzig Richtige erkannt, hatte mit redlichem Mannesmnt das einzig Richtige gethan — „daß d' Julei net daheim war, da kann ich ja nix dafür!" — und dennoch diese Unruh in ihm! Eine Unruh, die er aicht begriff. Eine Unruh, die ihm den Zoen wider sich selbst ia allen Adern schürte.

„Was hab ich denn? Mar' und Josef! Was will ich denn? Mit der Julei, bis alls wieder gut is, das wird ja um Gotes willen zum derwarten sein! Und der Hanspeter . . ."

Der Hanspeter! Das war's!

„D' Sorg halt! D' Sorg! Völlig aarrisch macht s' mich, d' Sorg um den guten Kerl da!"

Und drum wollte er, als er den Waldhof erreichte, auch schnurstracks in die Krankenstube rennen. Aber mitten in dem dunklen Gang vor Hanspeters Kammer machte er wieder Kehrt, ging in die Küche und fragte die Magd: „Du? Wie schaut's

denn ans da hint? So viel sorgen thu ich mich um den guten Kerl! Wie geht's ihm denn?"

„Gut! Ah ja, wird ihm schon gut gehn! Hat ja sein Pflegschaft!"

„Freilich, ja!" —

Beim Nachtmahl in der Stube, als sie alle um den Tisch saßen — nur Hanspeters breiter Platz war leer, und das gab ein großes Loch in der Tischrunde — wurde von nichts anderem geschwatzt als von der Rauferei am Nachmittag, vom blutigen Apostel, von der Häuslschusterin und von der Lisbeth — ein Gespräch, bei welchem Roman immer unruhiger wurde, je länger es dauerte. Und immer sah er die Magd an, als wäre ihm irgend etwas nicht recht verständlich, als könnte er's nicht erwarten, daß sie irgend etwas thäte. Und plötzlich sagte er: „Was meinst, Vater .... müssen wir ja doch dem Madl ein bißl was hinterschicken."

„No ja, meintwegen!"

Roman belud einen Teller, so ausgiebig, daß der Hüterbub mit neidischen Augen meinte: „So gut möcht ich's auch einmal haben!"

Aber die Magd, die den Teller davontrug, brachte ihn unberührt wieder zurück. „Sie laßt schön danken, sagt s' ... und mag nix."

„So?" Roman lachte gereizt. „Speist s' ebba von der Barmherzigkeit, die?"

„Jetzt alls, was recht is!" brummte der alte Waldhofer. „Aber spötteln braucht man über das gute Madl deswegen doch net!"

Roman stand auf und trug seinen Stuhl vom Tisch. „Pfüe Gott beinand!"

Da schob der Alte die Fäuste auf dem Tische vor. „Ja der Teufel! Was is denn schon wieder? Wohin denn?"

„Wo ein richtiger Bursch am Sonntag hingehört! Zu die andern ins Wirtshaus!"

„Ja Sakra! Bub! Wie kommst mir denn für? ... Oder hast dich ebba mit der Julei gstritten?"

„Gstritten? Ich? Mit der Julei?" Roman lachte, als hätte er etwas Lustigeres in seinem Leben noch nicht gehört. „Fallt mir ein! Mit der Julei streiten? Gute Einfäll hat er, der Vater!"

„So sag halt: was hast denn?"

„Durst hab ich! Sonst nix!"

Und draußen war er. Und hinaus zum Hof und die Straße hinunter wie ein Feuerwehrmann, wenn die Trompete bläst.

Weil es im Wirtshaus gar so bunt und lustig zuging, trat er, um gleich in die richtige Stimmung zu kommen, mit einem klingenden Jauchzer in die Stube. Schreiende Stimmen begrüßten ihn, Gelächter und Johlen, denn der Waldhofer-Roman war in der Wirtsstube ein seltener Gast. Alle Tische waren besetzt, den Raum erfüllte ein dicker Qualm, in dem die Flammen der Lampen mit trübem Schimmer brannten, und nebenan, in dem mit Brettern verschlagenen „Burschenkobl", ging es zu — ein Volkswort sagt: wie in der Judenschul!

Roman nippte zuerst in der Stube von allen Krügen, die ihm die Gäste mit einem „Gsegn's" entgegenstreckten. Dabei schwatzte nnd lachte er mit gereizter Lustigkeit. Dann trat er in den „Kobel". Aber obwohl das der Platz war, an den „ein richtiger Bursch am Sonntag hingehört", blieb Roman zögernd bei der Thüre stehen. Denn im „Kobel" führte der Staudamer-Mickei das große Wort — und als die zwanzig Burschen, die sich in dem engen, einer Räucherkammer gleichenden Raum aneinanderdrückten wie die Heringe im Faß, den jungen Waldhofer sahen, verstummten sie plötzlich in ihrem schreienden Diskurs. Alle sahen sie den Roman an. und alle lachten so sonderbar.

Der Fischer.

Nach dem Gemälde von J. J. v. Souza-Pinto.

Brennend schoß ihm das Blut ins Gesicht, und seine Fäuste schlossen sich.

Doch er brachte ein Lachen fertig, kurz und hart: „Soll ich ebba net hören, was enker Gscheidheit auskramt da herinn? Ja ja, habts recht! Kunnt schon sein, ich thät ebbes hören, was mir net taugt."

„Oeha! Langsam!" rief der Staudamer-Mickei. Und die anderen kreischten es nach.

„So? Gleich alle miteinander schreits?" Wieder lachte Roman. „Einer allein, der traut sich net? . Ah ja, viel Steckerln machen ein Besen! Seids alle sauber beinand, die heut übern Hanspeter hergfallen sind, wie d' Hornaußen übers gute Lampl?"

Von den Burschen, die zunächst der Thüre saßen, sprangen ein paar mit roten Köpfen auf und begannen gegen Roman loszuschreien. Aber ein Blick seiner funkelnden Augen genügte, um zwischen ihm und den Schreiern breite Luft zu erhalten.

Dazu kam noch, daß sich der Wirt ins Mittel legte und in aller Gemütlichkeit erklärte: „Merkts es enk, Buben, bei mir da herinn, da wird fein net grauft! Das könnts in der Gmein borgen und bei der Kirch drüben!"

Da lachten die einen, und die anderen schrieen weiter. Jenen, der den höchsten Tenor entwickelte, faßte Roman bei der Schukter und drückte ihn auf die Holzbank nieder. „Da bleib sitzen! Bist ja erst halbert bsoffen! Tummel dich, daß d' es ganz wirst ... der heilig Sonntag dauert nimmer lang." Dann wischte er die Hand am Joppenärmel ab und verließ den Kobel, ohne sich weiter um den Spektakel zu kümmern, der sich hinter ihm erhob.

Draußen in der großen Stube ließ er sich an einem der dichtbesetzten Tische nieder. Doch die „verstandsamen Mannerleut", die hier saßen, führten ein Gespräch, das der halben Ruhe, die Roman aus dem Kobel herausgebracht hatte, gar übel zusetzte. Mit dem dunklen Ausspruch: „Das hätt ich daheim auch haben können!" ... packte er seinen Krug und ging zu einem anderen Tisch. Aber da fielen sie gleich mit der Frage über ihn

her, ob es denn wahr wäre, daß der Waldhofer das Mädel der Häuslschusterin — — weiter kamen sie nicht mit ihrer Frage. Als hätte man ihm glühenden Zunder ins Ohr geworfen, sprang Roman auf: „Mein Fried will ich haben! Net einmal im Wirtshaus hat maa sein Ruh! ... Da dank ich dafür!“ Schwül atmend warf er der Kellnerin ein Geldstück in die Schürze, schob den Hut ans der brennenden Stirn und ging davon.

Als er den Waldhof erreichte, sah er, daß die Wohnstube schoa finster war.

„Freilich, der Vater! Der thut sich leicht! Der schlaft! ... Und ander Leut können umeinand rennen mit der Sorg!“

Auch alle die übrigen Frantscheiben des großen Hauses guckten schwarz ia die stille, sternenhelle Nacht hinaus. Nur ein einziges kleines Fenster, ganz bei den Ställea hinten, war noch umglimmert voa mattem Lichtschein.

„So, so? ... Natürlich, ja!“

Roman zögerte eine Weile, bevor er die Hausthür öffnete. Da fand er auch in der Küche noch Licht und die Magd noch auf, die das Geschirr spülte. Hastig, als wär' es ihm gar sehr um baldige Ruhe zu thun, stieg er zu seiner Kammer hinauf. Doch auf halber Treppe blieb er stehen und rief die Hausmagd an: „He! Du?“

„Was?“

„Is denn die dahint aoch allweil da?“

„Ich weiß net ... fortgehn hab ich f' net hören.“

„So schau halt hinter einmal ... was er macht, der Hanspeter! Ich wart derweil.“

Brummend nahm die Magd das Licht and schlorpte mit klappernden Pantoffeln durch den langen Gang.

„Zieh d' Schlorpea aus!“ rief ihr Roman nach. Wartend blieb er im finsteren Flur zurück, bis die Magd wiederkam. „Wie geht's ihm, sag?“

„Gut, mein' ich. Schlafen thut er.“

„Und ... aad die ander?“

„Die sitzt dabei wie die arme Seel beim Marterl. Und Augen macht f' dir her, wie zwei heilige Ampeln. Thät man net wissen, was für eine das is ... die kunnt eim gfallen!“

Die Magd war schon in der Küche verschwunden, und Roman stand noch immer auf der Treppe über das Geländer gebeugt, als sollte er von der Botschaft der Hausmagd erst das Beste noch zu hören bekommen.

Seufzend richtete er sich endlich aaf aad tappte im Finstern nach seiner Kammer. Ohne Licht zu machen, streifte er nur die Schuhe von den Füßen, legte die Joppe ab and warf sich halb entkleidet auf das Bett.

Eine Petrolenmlaterne, die drunten auf der Straße brannte, warf durch das Fenster einen kleinen, matten Schein auf die Stubendecke. Diesen Schein sah Roman immer an, immer und immer. Bald fror er, daß es ihn schüttelte, bald wieder brach es ihm heiß aus allen Gliedern, als läge eine gewitterschwüle Hochsommernacht um das Haus her und in der Stube eine Luft zum ersticken.

Immer, immer sah er den Schein an der Decke an. Und wie die Gedanken in ihm schwankten, das war wie das willenlose Geschaukel eines Mühlrades, über dem der Schleusenteog geborsten ist, so daß sich der Wasserstarz in zwei Arme teilt, von denen der eine das Rad nach vorne, der andere nach rückwärts treiben will

„Julei! ... Mein Julerl!“

Während er sich streckte, daß die Bettlade krachte, sagte er das mit lauter Stimme vor sich hin — als möchte and müßte er sich zwingen, nur dieses Eine zu deaken.

„Julei! ... Mein Julerl!“

Und das Augeazwinkern des Staudamerlnechtes, und Juleis Blick, wie sie bei der Heimkehr seine Botschaft hört, und ihre Stimme, die verwandelt schien in den Schrei einer Dohle: Hex, Hex, Hex — und ihr rundes, rosiges Grübchengesichtlein wieder, ihre unschuldsvollen Kapellenaugen, der Anblick ihrer Reue, ihre Ungedald auf den Morgen, an dem sie kommen und ihren Roman versöhnea wird — das alles wirbelte in seinen Gedanken kunterbunt durcheinander.

Dabei lauschte er immer — auf irgend etwas im Haus. Und sein Gehör war seltsam geschärft. Ganz deutlich vernahm er jeden Schritt der Magd in der Küche drunten und ihre halblaut trällernde Stimme; hörte, wie sie die Küchenthüre schloß und in ihre Kammer ging; hörte das leise Kettengeklirr in den Ställen und das Geraschel, wenn eias voa dea Tieren sich erhob oder niederlegte; and hörte, wie der Vater in seiner Stube drunten schnarchte and sich von einer Seite auf die andere legte.

Und dann zuckten ganz unvermittelt zwei Erinnerungen in ihm auf: wie er einmal als Knabe krank gewesen, gerade so fiebrig and heiß wie jetzt, and wie die Mutter in der Nacht über die Treppe heraufgeschlichen kam und an der Kammerthüre lauschte, ob ihr kranker Bub aach schliefe. So deutlich wie damals meinte er das leise Aechzen der Treppe zu hören — and wie damals rief er: „Mutter!“ Aber sie kam nicht zur Thüre herein — wie damals.

Und dann die andere Erinnerung — auch eine aus seiner Knabenzeit. Da war an einem Jahrmarkt ein Ringelspiel ins Dorf gekommen; and auf der Spitze des runden, weißen Zeltdaches, unter dem sich die hölzernen Rößlein and die Schwanenkutschen beim Spiel der Drehorgel im Kreise drehten, war eine merkwürdige Figar angebracht, die vier Arme nad zwei Gesichter hatte; and wenn die Figur sich drehte, schneller and immer schneller, dann schien sie hundert Arme zu haben and nur ein einziges Gesicht, das rings um den ganzen Kopf herumging. Diese Figur aaf dem kreisenden Zeltdach sah er plötzlich, mitten in der finsteren Stube, ganz hell — and ihre beiden Gesichter waren das Gesicht der Julei and das Gesicht der Il... der Lisbeth. Und wenn die Figur sich drehte, schneller and schneller, war's nur eia einziges Gesicht — eines mit schwarzen Haar und mit Augen wie „heilige Ampeln“ — —

„Was is denn mit mir? Was is denn?“ Schwül atmend richtete er sich auf und griff mit beiden Händen an seinen heißen wirbelnden Kopf. „Hab ich denn z'viel, daß sich alles draht aa mich?“ Und er hatte seine Maß im Wirtshaus doch nur bezahlt, gar nicht getranken!

Den Atem verhaltend, beugte er sich über den Bettrand hinaus und lauschte. Aber jetzt war es still im Hause. Nur einmal ein mattes Kettenklirren. Dann wieder die schlummernde Stille. Seufzend warf er sich auf das Kissen zurück and starrte wieder den zitternden Lichtschein an dee Decke aa. Und da meinte er, durch diesen lichten Fleck wie durch ein Fensterlein hinauszuschauen — irgend wohin, in eine Gegend, die er nicht kannte — und in einem vereisten, von den Schlitten glatt gefahrenen Hohlweg sah er ein Marterl stehen und sah daber nun arme Seele sitzen, ganz weiß, in einem schneeweißen Hemdlein, welches pluderte im kalten Wind — —

„O du Narr! Du Narr!“

Jählings, als hätte ihn eine hallende Stimme aus seinen wachen Träumen geweckt, fuhr Romaa mit dea Füßen aus dem Bett heraus aad setzte sich auf.

So saß er lange, ohne sich zu regen. Dann beugte er sich wieder vor, als möchte er durch die Dielen hinunterlauschen und irgend, irgend etwas hören in diese dampfen, nachtschweigenden Stille.

Und wirklich, er hörte etwas: wie mattes Stöhnen und röchelnden Atmen. Es war nur das Gegurgel des Brunnens vor dem Hause. Aber Roman redete sich ein, das wäre der arme Hanspeter, den der Schmerz seiner Wunden so stöhnen und seufzen machte. Und ganz deutlich sah er ihn — nur den Hanspeter, sonst nichts — den Hanspeter mit seinem „dreidoppelten Köpfl“ und dem nassen weißen Turban, den der Doktor ihm angelegt, mit den stillen blauen Augen, die den Roman so traurig ansahen, als möchten sie sagen: Ja Mandi? Was is dena? Gar net thust dich umschauen? Gar net ein bißl ... um dein guten Hanspeter und ... und ...

Roman ließ den quälenden Vorwarf, der in ihm wach geworden, nicht weiterreden, sondern begann auf sich selber zu schetten: „Ich bin einer! Aber schon ein feins Freunderl! Gar net thu ich mich umschauen! Gar net ein bißl! ... So einer bin ich!“ Und da strich er auch schon ein Zündholz an, steckte die Kerze in Brand, aad wie er war, hemdärmelig und in Strümpfen, öffnete er lautlos die Thür and schlich übee die Treppe hinunter.

In dem langen Gang, der za Hanspeters Kammer führte, stellte er den Leuchter auf den Boden, schlich vollends bis zur

Thür und lauschte. Nichts anderes konnte er hören als schwere, tiefe, langsame Atemzüge. „Die is heimgangen ... gwiß und heilig!"

Wieder lauschte er. Dabei schlug ihm das Herz so laut, daß er plötzlich die Thüre vor sich aufdrückte, nur weil er fürchtete, dieses Gepumper unter seinen Rippen könnte den Hanspeter aus dem guten, heilsamen Schlummer wecken.

Tiefes, stilles Dunkel füllte die Kammer. Denn die auf dem Fensterbrett stehende kleine Lampe war, damit ihr Licht den Schlaf des Kranken nicht stören konnte, mit allerlei Gegenständen verbarrikadiert, mit Hanspeters Schuhen, mit seinem Hut, mit einem Gebetbuch — und um diese festen Säulen der Schutzwehr hatte Lisbeth noch ihr Kopftuch gewunden.

In dem Duster, das der Wandreflex des Cylinderlichtes nur wenig aufhellte, konnte Roman bei seinem Eintritt freilich nicht sehen, wie in Lisbeths Augen ein seltsames Erschrecken aufleuchtete, und wie ihre müden Wangen sich mit heißer Röte übergossen. Sah er doch kaum das Mädchen selbst, das auf einem niederen Schemel zu Häupten des Bettes saß. Romans Augen mußten sich erst ein wenig an die Dunkelheit gewöhnen, bis er Lisbeths Gesicht in der Dämmerung schimmern und ihre Augen glänzen sah. Und da sagte er, halb mit Flüstern und halb mit vertegenem Stottern: „Ja mein ... noch allweil bist da?"

Lisbeth nickte nur.

Sonst wußte Roman mit seinen klaren, lebhaften Augen so flink zu schauen! Aber jetzt — als wären seine Blicke mit unsichtbaren Fäden an ein einziges Ziel gebunden — jetzt brauchte er merkwürdig lange, bis seine Augen von Lisbeth den kurzen Weg hinüber fanden zum schlafenden Hanspeter. Der schlummerte ganz ruhig; nur an seinen Händen, die auf der Kove ruhten, zuckten die Finger ein wenig und spielten leise, als möchten sie die feinen Härchen des Lodens fühlen; im Schatten der nassen Bauschen, die ihm auf der Stirne lagen, war sein Gesicht so schwarz, daß sich kein Zug unterscheiden ließ.

Auf den Zehen trat Roman zum Fußende des Bettes; und obwohl er selber sah, wie ruhig Hanspeter schlummerte, that er doch die überflüssige Frage: „Schlft er?"

„Gut und fest!" lispelte das Mädchen. „Schon seit Nenne auf'n Abend. Und gar nimmer husten thut er. Gott sei Dank!"

„Ja, Gott sei Lob und Dank! ... So viel sorgen hab ich mich müssen. Völlig aus'm Schlaf hat's mich aufstrieben!"

Wieder nickte Lisbeth, als verstünde sie das.

Nun schwiegen sie, und weder Roman noch Lisbeth rührte sich.

Es war etwas Freundliches, etwas wohlig Warmes und Bestrickendes an dieser dämmerigen Stille, in der drei Menschen wie in eins verwachsen schienen mit der Luft, die ihre Lippen zitternd tranken und von sich hauchten. Ohne sich zu regen, nur mit gleitenden Augen, sah Roman bald auf Hanspeter und bald auf Lisbeth. Und weil den Schläfer die schwarzen Schatten so ganz umhüllten, wnr's doch kein Wunder, daß Romans Blicke länger dort verblieben, wo mehr zu sehen war.

Da streckte sich Hanspeter und that einen seufzenden Atemzug.

Sacht und geräuschlos, mit kaum merklichen Bewegungen nahm Lisbeth von Hanspeters Stirne den weißen Bauschen fort und tauchte ihn in das kalte Wasser, das in einem hölzernen Eimer neben ihrem Schemel stand. Als sie das Tuch wieder auswrang, hörte man nur ein ganz klein wenig die Tropfen plätschern. Erst lockerte sie das feuchte Tuch zwischen ihren Häaden, und dann legte sie den Bauschen wieder auf die Stirn des Kranken, so vorsichtig und fürsorgtich — Roman konnte förmtich sehen, wie lind das war und wie wohl das that. Und da machte er so neidische Augen wie der Hüterbub, als er den gehäuften Teller sah. Freilich sagte er nicht wie der Bub: „So gut möcht ich's auch einmal haben!" Er flüsterte nur: „Ah ja ... da hat er leicht krank sein, der Peterl!" Und je länger er die Lisbeth ansah, desto schwerer arbeitete jener Lebenshammer unter seinen Rippen.

War dieses Pochen so laut geworden, daß es ihm nicht nur in den eigenen Ohren sauste, sondern daß auch ein anderes Ohr das hören konnte? Denn plötzlich hob Lisbeth zu ihm die Augen auf, und die flimmerten im Dunkel wie große Sterne unter grauem Nebelflor.

Roman reckte sich, bewegte in Unbehagen die Schultern, stand noch eine Weile — und dann stammelte er: „Dns halt ich net aus!" Und tappte zur Thüre. „So viel heiß is's da herinn ... völlig derschmelzen kunnt einer!" Und war schon draußen.

Wie ein Käfer, den das Licht geblendet, fuhr er auf die Kerze los, die im Gang auf dem Boden braunte. Und hinauf ging's in die Kammer, als hätte er einem davonzulaufen, den der Nachtwächter im Garten der Häusttschusterin gesehen haben wollte. Droben in der Kammer stand er wie ratlos und blickte zur Höhe, um an der vom Kerzenschein erhellten Stubendecke den matten Schimmerfleck der Straßenlaterne zu suchen, in dem so merkwürdige Dinge zu schauen waren wie in einem Hexenspiegel — und rüttelte die Schultern und sah das zerwühlte Bett an, als wäre ihm bange vor der zweiten Hälfte dieser Nacht.

Und jetzt ein Lächeln der Erlösung! Ein Gedanke war ihm durch den Kopf geschossen, und dieser Gedanle war schon ein Entschluß. Er stellte den Leuchter auf den Tisch nnd begann sich nmzukleiden, die Feiertagsmontur mit dem Wochengewand zu vertauschen. Alles that er mit zitternden Händen, mit einer Hast, die ihm fast den Atem benahm. Und als er angekleidet war bis auf die Schuhe, hängte er an einem Lederriemen die Holzaxt um die Schultern, nahm die schwergenagelten Bergsteiger und den teeren Rucksack in die eine Hand, den Leuchter in die andere — und lautlos ging's hinunter über die Treppe.

Die Küchenthüre quietschte ein wenig, und darüber erschrak er. „Sakra!"

In der Speisekammer stopfte er einen Brotlaib, einen Rinken Rauchfleisch, eine Schachtel mit Mehl und Eiern in den Rucksack. Das alles ging nicht ab ohne ein bißchen Geklapper. Und als er dann im Flur auf der untersten Treppenstufe saß und die Schuhe anziehen wollte, fiel ihm einer von diesen schweren Nagelstößen pumpernd auf die Dielen.

Da klang auch schon durch die Stube heraus die Stimme des Waldhofers: „He! Wer raspelt denn da draußt umeinand? Z' mittetst in der Nacht?"

Roman war aufgefahren, als hätte ihn der Vater, wenn auch nicht auf einem übten Weg, so doch bei einem sonderbaren Streich erwischt. Und im ersten Augenblick wußte er nicht, was er thun sollte: reden oder schweigen?

„He? Was is denn?"

Da öffnete er die Stubenthür und rief durch den finsteren Raum gegen die Kammer des Vaters: „Ich bin's!" Ganz heiser klang seine Stimme.

„Was? Du?... Kommst mir ebba so spat vom Wirtshaus heim?"

„Nn na! Aber ... fortgehn thu ich." Als Roman das sagte, thnt ihm ein „zwiderer Zufall" den Schabernack an, daß er die Kirchenglocke zwölf Uhr schlagen ließ. Und Roman, als müßte er aus irgendwelchen Gründen den Glockenschlag überschreien, hob die Stimme: „In d' Hotzerhütten schau ich nauf, daß ich d' Hotzknecht morgen in d' Arbeit einweisen kann, weil... weil halt der Hanspeter krank is!"

Der Waldhofer schien sich erst von einer ausgiebigen Verblüffung erholen zu müssen, denn es dauerte ein Weitchen, bis er rief: „Ja Bub? Ja bist denn übergschnappt? In d' Holzerhütten auffi? Um Zwölfe in der Nacht?"

Aber da hatte Roman schon die Stubenthüre zugezogen. Die Kerze ausblasend, fuhr er mit dem Fuß in den zweiten Schuh, und ohne daß er sich erst die Mühe nahm, den Riemen zu binden, schoß er zur Hausthür hinaus.

Unter den blinkenden Sternen rannte er über den Hof und der Straße zu, als wäre der Vater hinter ihm her, um seinen Buben zu einer „verstandsamen" Zwiesprach festzuhalten.

Erst, als die Straße gegen den Kirchplatz hin eine Wendung machte, hielt Romnn atemlos inne und beugte sich nieder, um an dem klappernden Schuh den Riemen zu binden. Bevor er sich wieder aufrichtete, schob er den Hut zurück, wischte mit dem Aermel über die heiße Stirn und guckte schwül atmend und gedankenvoll über die Hecken gegen den Waldhof.

„Herrgott, is das ein Sonntag gwesen!"

Hatte er doch an diesem einzigen Sonntag mehr erlebt als in zwanzig Jahren seiner lachenden Erdenzeit. Und es schien ihm, als wäre eine halbe Ewigkeit vergangen seit der Morgenstunde, in der er den Hnnspeter aus dem Schlaf getrommelt hatte.

Aus seinen seufzenden Gedanlen weckte ihn das Johlen und Gedudel, das aus dem Wirtshaus klang. „Die können lustig

sein!" murrte er in heißer Erregung vor sich hin. Dann seufzte er, sah kummervoll die kaltea, nachtgrauen Berge aa und begann zu wandern, müd und langsam.

Und hinter ihm, aus dem Wirtshaus, klang es her, gar „schnackerlfidel" und mit hohen Diskantstimmen gesungen:

„Fein sein, beinander bleibnnnnn!
Fein sein, beinander bleibnnnnn!
Kann regnen,
Kann winden,
Oder auch schneibnnnnn bei der Nacht!
Kann regnen,
Kann winden,
Oder auch schneibnnnnn!"

Dieses schöne Lied, in dem das „a" als sechster Vokal eine wichtige Rolle spielte, sangen vier weißhaarige Bäuerlein, die ihre Köpfe zusammensteckten und die Ellbogea so breit machten, daß der ganze Tisch belegt war and nur aoch Raum verblieb für die zärtlich umschlungenen Maßkrüge. Diese Biere waren in der großen Wirtsstube die letzten Gäste. Der reichlich genossene Spiritus hatte so viel Feuer in ihren weißhaarigen Köpfen angezündet, daß sie „d' Mutter daheim" nimmer fürchteten, sondern ia duselnder Seligkeit ein Stücklein ihrer längst versunkenen Jugend aus der Erinnerung herausholten und mit den rumorenden Burschen im Kobel um die Wette jodeln wollten.

Doch ihre dünnen, zittrigen Stiamen vermochten gegen den Spektakel, der im Kobel der Jungen herrschte, nicht aufzukommen. Da hatte sich noch kein Platz geleert. Zwanzig heisere Kehlen schrieen und krähten durcheinander, und während die einen unverdrossen drauf lossangen, erörterten die anderen noch immer das Kapitel, das ihnen den ganzen Abend gefüllt hatte: mag der Pfarrer sagen, was er will, die Häustschusterin ist doch eine Hex, und der Hanspeter, „der leicht selber schon ein solchener is", hat gelogen, um der Alten aus der Patsche za helfen, und es ist doch der ††† gewesen, den der Nachtwächter gesehen hat!

„Ah na!" meinte einer, der im duster gewordenea Kopf noch einen hellen Winkel hatte. „Ein Lapp is er, aber lugen thut der Hanspeter net!"

„Lugen oder net ... sie is eine!" schrie ein anderer. „Sie is eine! Sie is eine!" Und jedes „is" war von einem dröhnenden Faustschlag auf den Tisch begleitet.

„Wenn einer 's Kuraschi hätt ... nad ein siebenhölzigs Schaml," rief der Staudamer-Midei, „so kunnt man's beweisen, ob s' eine is oder net!"

„Wie, was? Wie, was?" so fuhr's mit einem Dutzend kreischender Stimmen auf ihn los.

Es wurde still im Kobel, und Midei erklärte die Sache: wenn einer einen Betschemel hat, der aus sieben verschiedenen Holzarten zusammengeschreinert ist, und er nimmt iha am Charsamstag zur Auferstehungsfeier mit in die Kirche, kniet sich drauf und betet die Heiligenlitanei voa hinten nach vorne, so muß jedwede im Dorf, die eine „solchene" ist, ia der Kirche erscheinen, muß an allen Leutea vorüber hingehen bis zum Altar und muß auf die Kniee fallen — „als hätt ihr anser Herrgott d' Faust auf'n Buckel gschlagen!"

Als Midei mit seiner Weisheit zu Ende war, blieb es ein Weilchen still, bis einer lachte: „Das glaub ich net! Das is net wahr!"

„Wahr is's! Und wahr is's!" schrie der Staadamerknecht, als hätte ihm dieser Zweifel an die persönliche Ehre gegriffen.

Da streckte ihm einer der Burschen, der als Gesell beim Schreiner diente, die Hand hin: „Hast 's Kuraschi, du? Den siebenhölzigen Schaml kanast haben von mir! Den mach ich!... Hast 's Kuraschi?"

Midei, verblüfft durch dieses Anerbieten, zögerte mit der Antwort. Aber aller Augen waren auf ihn gerichtet — und weil die auderen schon zu lachen begannen, schlug er ein. „Gilt schon! Her mit'm Schaml! Und ich kniegl mich drauf! Da kennts mich schlecht, wenn einer ebba meint, 's Kuraschi laßt aus bei mir! ... Die Alte muß her am Charsamstag! Die muß her!"

Im Kobel erhob sich von all den schreienden Stimmen ein Lärm, daß die Bretter des Verschlages zitterten und hallten. Die Aussicht auf das kuraschierte Stücklein des Staudamer-Midei und auf die Hexenprobe am Charsamstag schien die Burschen noch trunkener zu machea, als Bier und doppelt gebrannter Enzian das fertig gebracht. Wie Naeren gebärdeten sich alle, trampelten mit den Füßen und schlugen mit den Fäusten auf den Tisch. Und über den Lärm erhob sich mit schrillem Gekicher eine Stimme: „Ui jegerl! Wenn da der Pfarr ebdes derfahrt! Da kriegen wir's wieder!"

„Der Pfarr! Ah so? Der Pfarr?" Verwogen, durch seinen Erfolg berauscht, schob Midei den Hut in den Nacken. „Der soll gaaz stad sein! Der hat sich heut eh schon ein bißl z'viel derlaubt!" Er lachte, und plötzlich die Stimme dämpfend, als wäre ihm ein guter Einfall gekommen, den aber ein underufenes Ohr aicht hören durfte, zischelte er: „Kommts aussi, Buben! Heut haben wir noch ein Gschaft! Und draußten, da sag ich enk ebbes!"

Sie schienen gleich zu verstehen, was er meinte, und mit Lachen und Geflüster stolperten sie hinter dem Staudamer-Midei zur Stube hinaus.

Als die vier weißhaarigen Alten diese torkelnde Karawane sahen, fingen sie zu jauchzen und zu kichern an. Und einer von ihnen prahlte mit seinem zittrigen Stimmlein: „Heut haben wir s' ausgsessen, die Buben! Heut, Manderleut, heut sind wir die Starken! Heut sind wir die Jungen! Kellnerin, noch ein Maßl! Jetzt dudeln wir erst recht noch eins!" Er sing die Strophe zu singen an, und die anderea drei Starken fielen ein:

„Gscheid sein, net einlappnnnnn!
Gscheid sein, net einlappnnnnn!
Gar oft sitzt
Der Fuchs in
Der Zipflappnnnnn bei der Nacht!
Gar oft sitzt
Der Fuchs in
Der Zipflappnnnnn!"

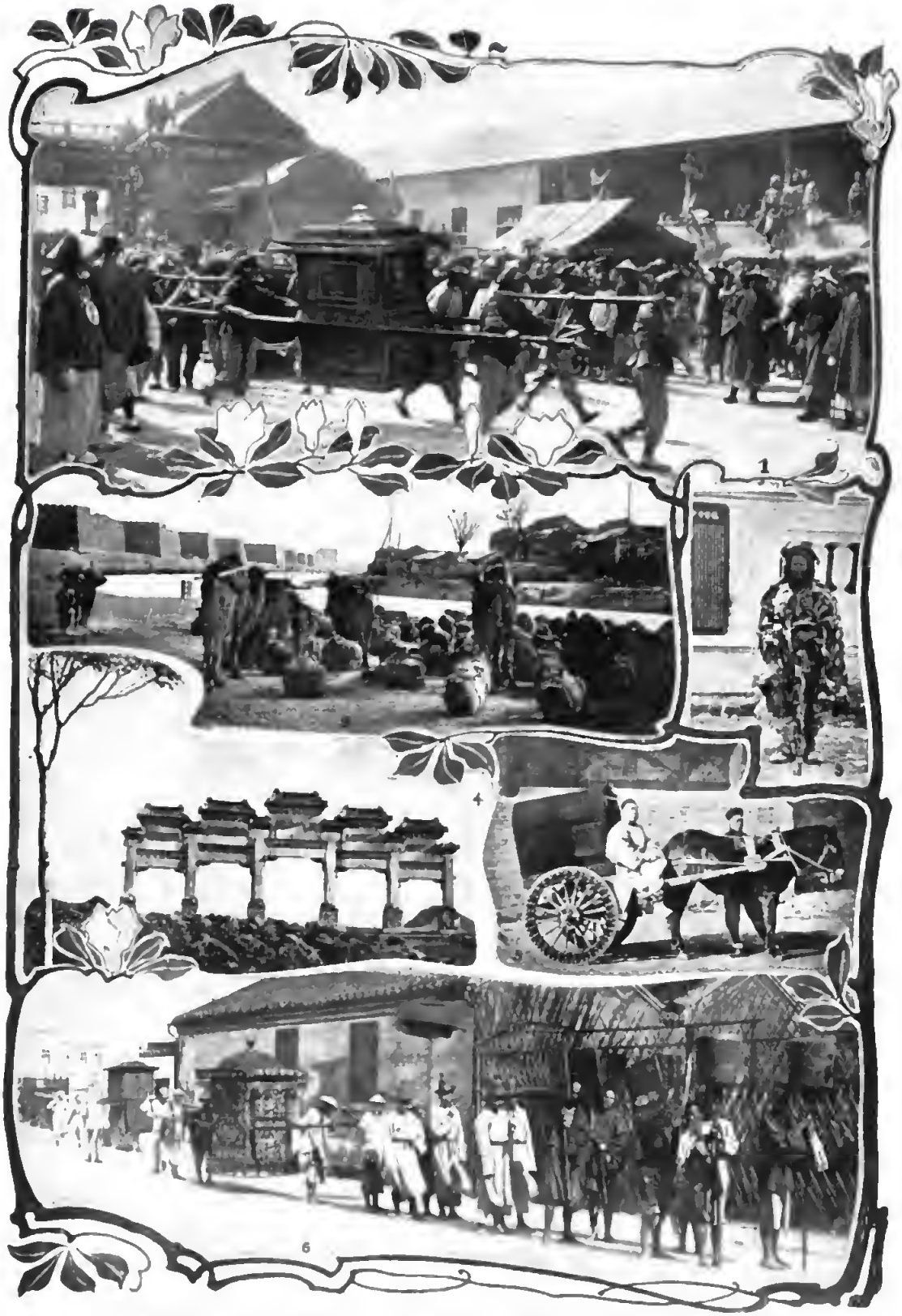
Während der sechste Vokal des Liedes die Fensterscheiben summen machte, standen draußen auf der dunklen Straße die zwanzig Burschen um den Staudamerknecht zu einem Kreis gedrängt, als gält' es einen Schwur auf dem Rütli. Dann begaanea sie mit Kichern und Gezischel loszumarschieren, immer wieder bückten sie sich wie Aehrenleser auf dem Felde, und man hörte in ihrea Taschea die gesammelten Steine klappern.

Als sie den Pfarrhof erreichten, der mit schwarzen Fenstern so schlummerfriedlich in die Mitternacht hinausträumte, stellten sie sich lautlos in einer gebrochenen Schützenkette an den beiden Straßenfronten des Hauses eatlang. Ein leises Kommando des Staudamerknechtes, der als schaeidiger Generat an der Ecke stand — dann flogen aus zwanzig Fäusten die Steine gegen alle Fenster, eine Salve nach der anderen, und das Klirren der zerschmetterten Scheiben machte einen Spektakel, als wäre ein gläserner Stern vom Himmel gefallen, um auf dee harten Erde in Scherben zu zersplittern. Und als die letzte Salve geworfen war, zerstob der mutige Schützenschwarm unter Kichern und Gelächter nach allen Seiten, über die Heden weg, durch die Wiesen und durch die Gärten. Nun lag die Straße um den Pfarrhof wieder still und leer. Und freundlich blickten vom Himmel die Sterne herunter — jene Sterne, von denen Hanspeter so heilig glaubte, daß sie kleine „Luckerln am Himmelsboden" wären, durch die der Glanz der ewigen Gerechtigkeit „ein wengerl aussispitzt", am wankelmütige Seelen in stiller Nacht zum Guten zu ermahnen.

Auch ringsumher tagen alle Bauernhäuser in träumerischer Ruhe. Wohl hatten die fallenden Glasscherben manch einen Nachbar aus dem Schlaf geklappert. Doch keiner öffnete das Fenster, keiner streckte den Kopf aus der Hausthür. Hatten die „Loder" wieder einmal „ebbes Unfirmigs" angestiftet, so erfuhr man das bei Tage noch zeitig genug. Und wer da weit vom Schuß bleibt, ist am sichersten — nad wer nichts gesehen hat, braucht keine „Zeugschaft" abzulegen. Mit einem Weg aufs Bezirksgericht ist gleich ein Taglohn verklöppert. Und Feinde macht man sich auch noch.

Aber im Pfarrhof wurden zwei Fenster hell, eins zu ebener Erde and das andere im oberen Stock. Dieses letztere war das Fenster im Stübchen der Jungfer Köchin.

Als Kathrin die brennende Kerze hob und auf den Dielen die Glassplitter und die faustgroßea Kieselsteine sah, mae ihr verstörtes Gesicht so kreideweiß wie ihre Schlafhaube und ihre Nachtjacke. Im roten Unterrock und bloßfüßig in den Pantoffeln, eilte sie über die Treppe hinunter und pochte na die Thüre von Herrn Felicians Schlafstube. „Herr Pfarr! Jesus Maria! Hochwürden! Ja leben S' denn noch?"



1. Am Bahnhof. 2. An der Stadtmauer. 3. Bettler. 4. Thorbogen vor den Grabstätten der Ming-Dynastie. 5. Droschke. 6. Zug eines Mandarinen.

Bilder aus Peking.

Nach photographischen Aufnahmen.

Die Thür ging auf, und Herr Felician erschien, etwas nachlässig in den Schlafrock gewickelt und ebenfalls mit einer Kerze in der Hand. Nach seiner Miene zu schließen, schien aller Schreck und Aerger, den er über den bösen Streich empfunden, schon halb verraucht. Aber die Stimme zitterte ihm doch ein wenig, als er sagte: „Brave Buben! Liebe Leut, das! Ja ja, da sind halt ihrer mehrer beinander gwesen . . . so, wie's der Hanspeter meint!“

„Natürlich, einer alleinig schmeißt net vierundzwanzig Feaster ein!“ brach Kathrin los, die den philosophischen Sinn der Hanspeterschea Auffassung von den „mehrerea“ nicht kapierte.

„Vierundzwanzig? Aber geh, Kathrin, da übertreibst schoa wieder! So viel Fenster hat ja der ganze Pfarrhof net!“

Doch Kathrin war zu Scherzen nicht aufgelegt und brach in Thräaen aus. „Gelten S', Herr Pfarr! Gelten S', ich hab's Ihnen gsagt!“ Ihr vorwurfsvolles Gewimmer verwandelte sich in bitterliches Schluchzen. „Weil S' mir net folgen habea können . . . jetzt . . . jetzt haben wir's!“

„Was haben wir? Was? Nix haben wir, als frische Luft in die Stuben, und das is gsund! Brauchst dich nimmer plagen, Kathrin, und brauchst in der Fruh zum küsten d' Fenster net aufsperren!“

„Spassetteln können S' auch noch machen! Denken S' lieber an die Glaserrechnung! Jesus Maria! Jesus Maria!“

Herr Felician klopfte die Schluchzende mit der Hand beruhigend auf dea Rücken. „Sei stad, Kathrin, jetzt is schoa alles gschehen, jetzt gschieht uns nix mehr! . . . Und schau, ich sag dir was! . . . Die Menschen alle sind schwache and dumme Hanswurstein! Und ich bin selber ein Mensch! Was ich im Leben Gutes und Gescheides thun hab wollen, is alles bloß halbe Sach gewesen. Aber eins darfst mir glauben: unsere abgeschnittenen Zwetschgenbäum und unsere eingeworfenea Fensterscheiben, die rechnet mir der liebe Herrgott an als ganz! Drum thu mir net weinen, Kathrin! Hol dein Schäuferl und dein Besen, lehr die Glasscherben zusammen . . . ich trag derweil die Steiner auf rin Häufer!“

Murrend und schluchzend gehorchte Kathrin. „Wenn ich's net gsagt hätt! Völlig fürgangen is mir's, daß ebbes gschieht! . . Aber allweil muß ich die Gscheider sein!“

„Ja! Meinetwegen! Sei halt die Gscheider!“

Mit diesem nachgiebigen Trostwort faltete Herr Felician Horadam die Schöße seines Schlafrockes zu einem Sack und begana in seiner Stube die Kieselsteine aufzulesen.

Als er unter den Steinen einen fand so groß wie ein Brotlaib, schüttelte er kummervoll den Kopf. „Daß so ein Stein einen Menschen hätt treffen können, an so was haben s' gar net denkt, die dalketen Buben!“

Er trug die Steine in den Hausflur. Und so wanderte n von einer Stubr zur anderen. Was er an Steinen aus dem ganzen Haus zusammenschleppte, das gab ein „Häuflein“ ab, beiaah' so groß, wie im Frühling die Schotterhaufen am Saum der Straße liegen. (Fortsetzung folgt.)

Strassenleben in Peking.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

Die Augen der Welt sind auf Peking gerichtet; mit flammendem Zorn verurteilt sie die Stadt, in deren Mauern der barbarische Gesandtenmord begangen wurde, und während in ihr der Aufruhr weiter tobt und entmenschte Horden sengen und plündern, tragen Dampfer aus Europa, Japan und Amerika Truppen an Chinas Gestade. Peking ist das Ziel aller; ein schweres Gericht droht der alten Kaiserstadt.

An einer anderen Stelle hat die „Gartenlaube“ die scheußlichen Greuel der letzten Tage ihren Lesern geschildert. Im nachstehenden bieten wir ihnen ein Bild des Lebens und Treibens, wie es sich zu ruhigen Zeiten in der seltsamen Hauptstadt Ostasiens entfaltet.

Vor sechshundert Jahrea brachte der Venetianer Marco Polo die ersten ausführlicheren Nachrichten über Peking nach Europa. Zwanzig Jahre hatte er in China gelebt und sich der Gunst Kublai-Chans, des damaligen Beherrschers des Reiches der Mitte, erfreut. Was er von Cambalu, wie damals Peking hieß, berichtete, das klang so märchenhaft, daß man es ihm nicht glauben mochte. Ein großer Teil seines Berichtes wurde indessea von späteren Reisenden bestätigt. Kaufleute und Missionare rühmten die Größe der mit Riesenmauern und Türmen umgürteten Kaiserstadt, erzählten von dem Reichtum ihrer nach Millionen zählenden Bewohner, von den Tausenden von Packpferden, die, mit kostbaren Waren beladen, tagtäglich durch ihre Thore aus and ein zogen. So galt denn ia Europa Peking als die Stadt der Städte, in der die üppige Pracht des Orients sich glänzend entfaltete.

Das farbenprächtige Bild verblaßte jedoch allmählich; die Völker Europas schritten vorwärts: China blieb stehen und versank mehr und mehr im Sumpf. Die einst so berühmte Kaiserstadt ward nur zu einem Schatten einstiger Größe. Eigenartig ist sie wohl gebliebea, und staunend wandert der Fremde durch ihre Straßen; was ihm aber auffällt, das ist doch nur selten schön, sondern zumeist häßlich, abstoßend.

Eine Großstadt ist Peking aber noch immer. Die Mauern, die sie umgeben, haben ja eine Länge voa 34 km und hinter ihnen haust eine halbe Million Menschen. Nähert man sich der Kaiserstabt durch die weite Ebene, in der sie vor drei Jahrtausenden gegründet wurde, so merkt man schon auf viele Meilen den Einfluß der Residenz. Häufiger und häufiger werden die endlosen Hirse-, Mais- und Buchweizenfelder von menschlichen Ansiedlungen unterbrochen, dichter und dichter liegen die Gehöfte aneinander, and schließlich wird das ganze Land zu einem großen Dorfe, das bis an die Mauern von Peking reicht. Belebt sind dir Straßen; Lastkarren, Packesel- nad Kamelkarawanen kommen von allen Richtungen her. Boa der Stadt bemerkt man aber lange nichts; kein hoher Turm winkt als ihr Wahrzeichen aus der Ferne. Erst in fast unmittelbarer Nähe taucht die gegen 10 m hohe mit Wachttürmen besetzte Mauer auf. Ein dunkles Thor, das „Große“ geaannt, gähnt in ihr und durch dieses zieht in friedlichen Zeiten der Fremde unbehelligt in die „Stadt der Städte“ ein.

Ueber ihre Anlage, über ihre Einteilung in die Chinesen-, Tatarea- nad Kaiserliche Stadt sind die Leser der „Gartenlaube“ erst vor kurzem unterrichtet worden. Wir wollen sie darum heute nur in die Chinesenstadt führen, damit sie das Straßenleben kennenlernen.

Es ist ein Sommertag. Hell strahlt die Sonne herrieder, und je höher sie steigt, desto drückender wird die Hitze.

Wir lassen uns tragen von dem Strome bezopfter Menschen und gelangen in eine sehr belebte und stark verkehrsreiche Straße, welche sonderbarerweise die „Straße der ewigen Ruhe“ genannt wird. Aber es geht sich nicht gut auf derselben. Eigenartig ist sie angelegt; ein erhöhter Damm läuft in der Mitte und zwei niedrigere Fahrdämme begleiten ihn zu beiden Seiten. Eben ist jedoch keiner; Jahrhunderte sind vielleicht verflossen, seitdem sie gepflastert wurdra; jetzt sind sie voll Unebenheiten und Löcher. Man muß aufpassen, um nicht zu stolpern. Und doch ist es noch bequemer, auf diesem Straßendamm za Fuß zu wandern, als sich fahren za lassen. An Gelegenheit hierzu fehlt es schon nicht. Da stößt ria kräftiger Kuli einen Schiebkarren vor sich und auf diesem Vehikel hockt sein Fahrgast. Altchinesisch und beliebt ist dieses Beförderungsmittrl. Aber auch Droschken giebt es. Da stehea in Menge kleine mit einem Maultier bespannte zweirädrige Karren. Versuchen wir die Fahrt? Die Räder des rohen Gefährts sind mit gewaltigra Eisennägeln beschlagen, deren Kappen über die Felge herausragen; das schüttelt schon tüchtig auf ebenem Boden, und wie wird erst die Droschke auf dem „Pflaster“ von Peking umhergeworfen! Wer die Annehmlichkeiten einer solchen Droschkenfahrt durchgekostet hat, der begreift wohl, warum die alte gute Sänfte in Chiaa sich aach immer erhalten hat und gerade bei den Großen sich ausgesprochener Beliebtheit erfreut. Platz da! Eine Gasse entsteht in dem Menschengedränge und

ein seltsamer Zug zieht an uns vorbei. Vorne Männer, allerlei Embleme tragend, deren Inschriften wohl nur der verstehen kann, der 10000 der chinesischen Schriftzeichen gelernt hat. Dahinter eine reich mit goldenem und farbigem Lack bestrichene oder buntem Papier beklebte Sänfte. Sechs Männer tragen sie. Also ist der Herr, der in ihr sitzt, ein hoher Mandarin, denn je nach dem Rang lassen sich die Beamten von zwei, vier oder sechs Trägern sanft befördern. Die Etikette ist wohl geregelt in China. Oder war das ein chinesischer Brautzug? In ähnlicher Weise wird ja am Hochzeitstage die Braut dem Bräutigam zugeführt. Wir haben keine Zeit, die Frage zu erörtern, und überdies hat sich die Menschenwoge hinter dem Sänftezug wieder geschlossen.

Aber auch vor uns ist eine Stockung entstanden. Da steht eine Wagenburg von Karren und Droschken; es wird lange dauern, bis sich der Knäuel entwirrt hat; also von dem oberen Fahrdamm hinunter, nach rechts oder links auf den niedrigeren Straßendamm. Da stehen wir vor einem Laden. Seidenstoffe sollen in ihm feilgeboten werden, aber wie ärmlich sieht die Bude aus! Und wir sind in einer der Haupthandelsstraßen der Stadt der Städte. Wo sind die Schaufenster, die in Europa Kauflustige anziehen? Wo ist die bunte Pracht der orientalischen Bazare? Gemach! Wenn nur eine Europäerin in diesen Laden eintreten und ihre Wünsche äußern würde. Wie erstaunt, entzückt wäre sie über die kostbaren Stoffe, die der Kaufmann aus Kasten und Kisten hervorholen würde. In dieser elenden Bude steckt Seide für viele tausend Mark. Aber verwahren muß sie der Kaufmann, denn in seinen offenen, thürlosen Laden dringt der Staub in Massen ein, und was für ein Staub! Diese Pekinger Qualität ist schokoladenfarbig bis tiefschwarz; wir werden ihre Zusammensetzung noch näher kennenlernen.

Am „Grossen Chor" in Peking.

In den Laden des Seidenwarenhändlers drängt sich indessen eine scheußliche Gestalt. Lumpen allerschlimmster Art decken notdürftig den Körper; einen Stock führt der Kerl in der Hand, und einen Gong, eine Glocke, zieht er zwischen den Falten seines Lumpengewandes hervor. Er schreit und schellt, daß einem die Ohren klingen; er wird nicht eher fortgehen, als bis er ein Almosen erhält. Ein Bettler ist es, und er hat viele, Tausende von Kollegen in der Stadt; da sitzen sie in Haufen an der Straßenecke neben der Ehrenpforte. Arme und ärmste Krüppel darunter, deren Anblick selbst das härteste Herz mit Mitleid erfüllen muß. Giebt es denn keinen Armenverein in Peking? Nein, aber die vierzigtausend Bettler haben eine Organisation; an ihrer Spitze steht ein König, der von den Kaufleuten Abgaben erhebt, damit ihre Läden nicht überlaufen werden. Also doch eine Vereinigung gegen Hausbettelei, nur etwas anders organisiert als bei uns, den „überseeischen Teufeln" in Europa.

Die Bettler sind eine Plage Pekings und schlimme Dinge werden von ihnen berichtet; in grausamer Weise machen sie Kinder zu Krüppeln, um durch ihre Vorführung das Mitleid der Menschen zu erregen.

Wenden wir uns ab von diesen peinlichen Bildern!

Es schlagen Castagnettentöne an unser Ohr. Das ist das Signal, mit dem die Zunft der Hühneraugenoperateure dem Publikum ihre Dienste anbietet; hier schnurrt ein stimmgabelähnliches Eisen, ein Straßenbarbier bearbeitet es, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; er drängt sich durch die Menge, sein Atelier über der Schulter tragend, eine Bambusstange, an deren einem Ende ein rotlackierter Schemel, an dem anderen aber der Handwerkskasten hängt.

Was die fliegenden Köche und Zuckerbäcker bieten, lockt uns nicht; aber die frischen Marktwaren sehen nett und sauber aus. Prächtige Pekingenten werden ausgeboten; edle Vögel, die jedes Hausfrauenherz erfreuen würden, erreichen sie bei zartem Fleisch eine Schwere bis zu zehn Pfund. Herrlich ist das Obst. Trauben, Pfirsiche, Melonen, Orangen und Früchte, die wir nicht kennen. Der Chinese ist ein Feinschmecker; er begnügt sich durchaus nicht mit Haifischflossen, Reis und faulen Eiern. Nach Peking werden auch die feinsten Leckerbissen von weit her gebracht. Wenn z. B. der Winter sich eingestellt hat und ein Frost bis zu 20° C. wochenlang herrscht, dann kommen aus dem Norden der Mongolei ganze Karawanen schwerbeladener Kamele, die gefrorenes Wild, Hirsche und Rehe, Rebhühner und Wachteln und auch den Sterlet von den Ufern des Amur nach der Stadt der Städte bringen.

Doch wir sind müde geworden von dem Umherwandern, wir sind ermattet von der Hitze und dem schrecklichen Gestank, der einen Hauptbestandteil der Pekinger Luft bildet. Sollen wir etwa einen der mietbaren Reiteset besteigen und weiter durch das Gewühl der lärmenden Menge bummeln? Dort in der Ferne entsteht ja ein Gedränge, ein förmlicher Auflauf. Was giebt es dort zu sehen? Eilt nur, eilt nur! Ein Erzverbrecher wird dort öffentlich hingerichtet. Wir lenken lieber ab und wollen unter der Führung eines stadtkundigen Europäers am späten Nachmittag noch eine Promenade machen. Giebt es einen öffentlichen Park in Peking? Nein, um zu promenieren, müssen wir auf die Stadtmauer steigen. Das ist zwar verboten, aber einige Kupfermünzen öffnen uns doch den Zutritt. Wir stehen auf dem breiten Mauerrand zwischen der Tataren- und der Chinesenstadt. Da zeigt sich uns Peking in einem wundervollen Reize. Wir hatten gar nicht bemerkt, daß hinter den Häuserreihen eine ganze Welt von Gärten sich verborgen hielt.

Frisches Grün unterbricht überall die aus grauen Hohlziegeln gebildeten Dachmassen. Grüner noch sieht es aus in der Tatarenstadt, denn dort wohnen hohe Beamte, die in Parkanlagen ihre Wohnsitze haben, und wie märchenhaft glänzen die orangegelben Porzellandächer über den Mauern der „Verbotenen" oder „Purpurstadt", in welcher der Kaiser über vierhundert Millionen Menschen und ein armer Sklave der peinlichsten Hofetikette ein durchaus nicht beneidenswertes Dasein verbringt!

Doch es ist inzwischen spät geworden. Die Sonnenscheibe berührt schon den Horizont; sie geht jetzt auf über dem fernen Europa. Wir müssen sehen, daß wir nach Hause kommen. Leer werden die Straßen; rasch werden die Läden geschlossen und heim ziehen die Budiker. Es wird bald Nacht werden in Peking und dunkel auf den Straßen. Es stehen hier zwar hohe Masten da, mit roten Laternen versehen, aber selten brennen in ihnen die Talglichter. Wer sich dann in den Straßen zurechtfinden will, der muß eine Laterne mitführen, und gut muß er sich

heimleuchten, wenn [illegible] über die Löcher im Straßenboden stolpern oder gar ei[illegible]stellung rechen mag.

Der Unrat aus den Häusern wird nachts einfach auf die Straße gebracht. Einst, vor geraumen Zeiten hatte die Stadt wohl eine Kanalisation, aber längst sind die Kanäle verfallen, und die Residenz des Kaisers von China ist ein unerhörter Dung- und Kehrichthaufen, wie man ihn zum zweitenmal in der Welt nicht findet! Und selbst der Regen hilft hier nicht. Er weicht nur den Kot auf und verwandelt die Straßen in stinkende Pfützen und Schlammassen. Man muß sich wundern, daß auf dieser Dungstätte die Menschen überhaupt fortleben und von Pest und Seuche nicht längst dahingerafft sind.

Auf dem Bahnhof in Tientsin.

Nur zu oft befällt darum die Bewohner Pekings die Lust, der Stadt den Rücken zu kehren. Wer es kann, der zieht während der heißen Jahreszeit in die nähere oder weitere Umgebung. Und diese ist bei weitem schöner als die Kaiserstadt. Prächtige Sommersitze liegen zwischen den Dörfern zerstreut; Tempel erheben sich neben stillen von Cypressen umschatteten Grabstätten. Hier im Norden Pekings liegen auch die Grabstätten der Ming-Dynastie. Man gelangt zu ihnen durch einen aus Marmor gebauten etwa 30 m weiten und 15 m hohen Thorbogen. In Eichen- und Cypressenhainen verborgen liegen hier die Mausoleen der ehemaligen Kaiser aus dem nationalen Geschlechte der Ming. Greife, Löwen und Drachen und anderes aus Stein gehauenes ostasiatenerliches Getier hält die stille Wacht. Prächtig waren einst die Grabstätten, ihr nun sind sie zum Teil verfallen. Ein Vierteljahrtausend ist ja vergangen seit dem Tage, da der letzte Mingkaiser in dem Palaste zu Peking sich das Leben nahm, als die Mandschuren das Land eroberten. Die Lohe der Feuersbrünste erhellt den Himmel über Peking; die Wiederschein schimmert auf den Steinfliesen der alten Kaisergräber. Zerstört sind die Eisenbahnen; auf den Bahnhöfen von Tientsin und bei Peking, wo noch vor kurzem sich friedlicher Verkehr entfaltete, tobt der Kriegslärm. Erschüttert ist das Reich in allen seinen Fugen, und es scheint, als ob in Peking wieder eine Dynastie in Nichts zurücksänke, als ob auch den Mandschukaisern die letzte Stunde schlüge. St. J.

Tacitus.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Aus dem Leben eines Bernhardiners. Von Ernst Clausen (Claus Zehren).

Den Namen „Tacitus" hatte er sich sauer erworben, den Namen und seine Stellung in der Gesellschaft; er, der große Schweiger, der sich fernhielt von den plebejischen, lauten und rohen Gewohnheiten des Durchschnittes, er, der das rein Hündische mit stoischer Verachtung von sich wies, er, der weiß und braun gefleckte Bernhardiner Tacitus. Und weil er so war, tyrannisierte er Herrschaft und Gesinde, Haus und Hof auf Rittergut Funkenroda, angestammtem Landsitz der Familie Vollerstedt!

Alle Versuche der Vollerstedtschen Jungen, den kleinen, strubbeligen, wollpolsterigen Bernhardiner — es waren seit der Zeit acht Jahre ins Land gegangen — zum frischen, fröhlichen Bellen zu reizen, waren erfolglos geblieben. Auch daß er den vielversprechenden Namen Bello erhielt, hatte nichts genutzt, trotzdem Sprachforscher behaupten, daß der deutsche Hundename Bello vom guten deutschen Wort „bellen" herzuleiten sei, während andere Gelehrte der Ansicht sind, daß Bello das Masculinum von Bella wäre.

Schön war er, ein Bild von einem Hunde, aber bellen wollte er nicht, und wenn die Vollerstedtschen Jungen ihn nicht dazu bringen konnten, so brachte ihn überhaupt keine menschliche Macht zum Bellen.

Sie hatten ihn gezerrt, geneckt, gehetzt, ja beinahe gefoltert, aber Bello bellte nicht. Der älteste Vollerstedt, jetzt bereits Referendar in Weimar, hatte sich, als Bagabund verkleidet, zu nächtlicher Stunde an Bellos Hütte herangeschlichen, aber, siehe da, Bello steckte nur den Kopf heraus und wedelte vergnügt mit dem Schwanze. Das Wegreißen des schönsten Kalbsknochens, den Bello vor seine Hütte getragen, brachte ihn nicht aus seinem Gleichmut; er blickte den Knochen wehmütig, den Räuber desselben streng an und wartete den weiteren Verlauf der Dinge ruhig ab.

Er war und blieb stumm, er verzichtete auf jenes Ausdrucksmittel seiner Psyche, seines Innenlebens, er legte den Schwerpunkt seiner seelischen Mitteilungen in den mächtig wehenden, gewaltigen Schweif und — ins Heulen, aber auch letzteres nur bei besonders feiertichen Gelegenheiten, zum Beispiel wenn ein Orgeldreher das schöne Lied „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" spielte, oder bei großen Ereignissen, die das Gleichgewicht seiner Seele bedrohten. Sonst blieb er stumm. Kein Wunder, daß sein Taufname Bello aus dem standesamtlichen Hunderegister gestrichen und er vom Herrn Rittergutsbesitzer Vollerstedt „Tacitus" benannt wurde, ein Name, den er mit Ehren zu tragen gesonnen schien.

Er war ein Prachtkerl, Bello, genannt Tacitus; gewachsen wie ein junger Held, besaß er Selbstbewußtsein, Würde, er tyrannisierte mit seiner physischen Größe und psychischen inneren Unbekümmertheit alle und alles, was in nähere Beziehungen zu ihm trat.

Trotzdem hatte es eine kritische Periode in seinem jungen Leben gegeben, zu einer Zeit, wo es sich darum handelte, ihm das Zeugnis der Reife und der Daseinsberechtigung auszustellen, als die Frage entschieden werden mußte, ob er als nicht bellender Wächter von Haus und Hof Funkenroda geeignet erscheine, ein so verantwortliches Amt zu übernehmen.

Herr Vollerstedt sagte damals: „Schaffen wir den großen Köter ab, er ist unbequem und unnütz, das Vieh hat eben kein Temperament!"

Als ob man Temperament haben und bellen müßte, um durch die Welt zu kommen! Große Naturen schweigen sich durch die Welt mit der stummen Wucht ihres Selbstbewußtseins.

Weil aber Annchen Vollerstedt, die alle Tiere so lieb hatte, den schönen Tacitus nicht hergeben wollte, den sie mit der Kraft ihres vierzehnjährigen begeisterungsvollen Herzens zu schützen sich berufen fühlte, und weil Annchen unter sechs Brüdern das einzige Mädchen war, behielt man Tacitus.

Immerhin blieb die Entscheidung über Sein oder Nichtsein lange Zeit in der Schwebe, bis ein Ereignis eintrat, welches des

1900

Spinnprobe.
Nach dem Gemälde von F. Ortlieb.

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

537

Bernhardiners soziale S[illegible]n für alle Zeiten fest begründete und dieselbe von einer gedrückten zu einer geachteten hinaufhob.

Karlchen Vollerstedt nämlich, der wohlweislich seinen übrigen Geschwistern einen bedeutenden Altersvorsprung gelassen hatte, um sich dadurch als Nesthäkchen eine sehr erfreuliche, durch keinen Zoof mit gleichalterigen Geschwistern getrübte Jugend zu sichern, Karlchen benutzte das letzte Jahr vor dem schulpflichtigen Alter, um sich von Mutters Schutze frei zu machen und selbständig zu werden.

Er unternahm weite Streifzüge in die Stolle und Scheunen, sogar bis weit in den Park hinein, bis an die wogenden Gestade des Teiches mit der Insel in der Mitte, des Teiches, auf dem so schönes grünes Entenflott schwamm, daß er im Hochsommer aussah wie eine smaragdgrüne Wiese, unter deren Decke die fetten Karpfen schmotzten und sich über die gelben Lichtflecken freuten, die Frau Sonne zwischen dem Laubwerk der alten Eichen hindurch auf das giftgrüne Enteflott malte.

Ob nun klein Karlchen infolge einer optischen Täuschung das Entenflott für feste Wiese hielt, oder ob seine Vorsicht zu gering war im Verhältnis zu der Kühnheit seiner Pläne, einerlei, er fiel ins Wasser, einem dicken Karpfenvater gerade auf den Rücken, der jedoch, die Töne dieses fünfjährigen Oriole nicht achtend, das Weite suchte.

Aber in Karlchens Wehegeschrei, das bei der Tiefe des Wassers nicht unberechtigt war, fiel die Stimme des braven Tacitus volltönend ein. Er saß am Ufer zwischen goldgelben Butterblumen, erhob mit langgerecktem Halse die breite Schnauze zur Sonne und heulte, heulte aus der Tiefe seiner geängsteten Seele mit aller Kraft seiner Lungen.

Frau Vollerstedt, dieses gerade so infernalische Doppelgeheul vernehmend, kam gerade noch zeitig genug, um ihren Jüngsten aus dem Entenflott herauszuziehen, der aussah, als hätte ihm die Teichnixe ein prächtig grünschillerndes Netz übergeworfen.

Man kann sich denken, daß um Tacitussens weiß und braun gefleckles Haupt seit jenem Ereignis ein Glorienschein schwebte. Als Retter Karlchens hatte er fraglos hervorragende intellektuelle und moralische Veranlagung bewiesen!

Kurz und gut, Dankbarkeit und Pietät streuten Rosen auf seinen Lebenspfad, und er wurde dabei immer wohlgenährter und anspruchsvoller.

Herr Vollerstedt allerdings meinte: „Eigentlich hat sich Tacitus miserabel benommen. Statt zuzuspringen und Karlchen am Hosenriegel herauszuziehen, setzt sich das Vieh ganz gemütlich ans Ufer und heult. Allerdings ist er nicht der erste, der sich durch rechtzeitiges Geheul Stellung und Ansehen erwarb, aber im Grunde bleibt es doch ein elendes Mittel, sich eine Position zu schaffen!"

Frau Vollerstedt nahm mit Recht diese Aeußerung sehr übel und klagte ihren Mann der Undankbarkeit gegen das kluge Tier und der Lieblosigkeit gegen sein eigenes Kind an.

Unverschämt war Tacitus! Saß die Familie im Sommer auf der Veranda beim Abendessen und beliebte es Herrn Tacitus, sich hinzulegen, so that er dies ohne Rücksicht auf Tisch-, Stuhl- und Menschenbeine, das heißt, er flegelte sich mit seinen Centnergewichten gerade dorthin, wo es ihm paßte, und dem Betreffenden, dem er sich auf die Füße legte, blieb nichts anderes übrig, als sich einen anderen Platz zu wählen.

„Wirklich, Tacitus wird unausstehlich. Ein ekelhaftes Tier!" sagte Anna Vollerstedt, dieselbe, die ihn einst unter ihrem Schutz hatte, die jedoch noch Vollendung ihrer Pensionsbildung, wie ihre Brüder es nannten: „riesig fein" geworden war und noch an manch' anderen Dingen etwas auszusetzen fand, so zum Beispiel ihre Meinung über mangelhaft gewaschene Hände und schmutzige Kragen der Brüder nicht zurückhielt.

Tacitus hatte sich im Laufe der Jahre noch eine andere höfliche Angewohnheit erworben.

Kam ein Fremder auf den Hof oder ans Haus, so erhob der Bernhardiner sich majestätisch von seinem Platz auf dem Rasen neben dem Beet hochstämmiger Rosen, trottete langsam selbstbewußt dem Fremden entgegen, stellte sich, breitbeinig den Weg versperrend, vor denselben hin und zog die rechte Lefze über den langen, blendend weißen Fangzahn drohend in die Höhe, wobei er ein leises Knurren hören ließ.

Kein auf diese unfreundliche Art durch Tacitus gestellter Fremder wagte einen Schritt vorwärts zu machen, sondern wartete geduldig, bis ein Bewohner von Funkenrode herankam und den Bernhardiner am Halsband beiseite zog.

Herr Vollerstedt ärgerte sich darüber, weil er darin nicht nur eine direkte Erschwerung des geselligen Verkehrs, sondern auch eine Gefahr erblickte, insofern der Hund nicht übel Lust bezeigte, selbst den Kindern gegenüber jene drohende Haltung anzunehmen.

„Ich traue der Bestie nicht mehr," meinte er, „schließlich wird er zum Angriff übergehen und jemand beißen. Ich hätte wirklich die größte Lust, den schwerfälligen unverschämten Kerl —"

„Aber, lieber Hermann," entrüstete sich seine bessere Hälfte. „Seit der Bund der Landwirte existiert und seitdem du Kommissionsvorsitzender bist, bin ich oft allein hier. Ich würde umkommen vor Angst, wenn ich nicht wüßte, daß Tacitus unten in seiner Hütte uns bewachte. Kein Mensch aus der ganzen Gegend wagt es, nachts an unser Haus zu kommen."

„Hm!" machte Vollerstedt, dem es unbehaglich war, wenn seine Frau jenes Thema vom Bund der Landwirte und von Kommissionen anschnitt, „meinetwegen! Ich traue dem Vieh nicht und ich lasse mich hängen, daß Tacitus, wenn jemand bei solchen Gelegenheiten den Mut hätte, ihm seine eins überzuziehen, ausreißen würde!"

„Als ob das ein Mensch wagen würde, nicht wahr, Tacitus?" sie klopfte dem Lebensretter freundlich den Rücken. „Uebrigens, Hermann, weshalb strafst du ihn denn niemals?"

„Sehr einfach, liebe Chlothilde, weil bekanntlich dadurch große Hunde noch böser werden. Man thut besser, die Tiere in Ruhe zu lassen!"

Gegen diesen Erfahrungsgrundsatz wagte Frau Vollerstedt nichts einzuwenden.

Also führte Tacitus als unbeschränkter Herr seiner Zeit und seiner Neigungen sein beschauliches Dasein weiter, und Anna Vollerstedt konnte den dicken arroganten Herrn nicht mehr ausstehen. Bei Spaziergängen mußte man jede hundert Schritt stehen bleiben, um auf Tacitus zu warten, der langsam voll stolzer Würde hinterdrein schlenderte, ohne sich im mindesten durch freundliche oder drohende Zurufe stören zu lassen. Dabei trug er die Nase so hoch wie möglich, und wenn der Wind ihm in den Rücken blies und sein mächtiges Zottenfell bläht, so sah er aus — na — wie nur ein Tacitus aussehen konnte, der unachtsam schweigend und unverschämt, trotzdem oder gerade deshalb eine ungesehene Stellung genießt, als Sinnbild der Zuverlässigkeit und Unabhängigkeit, mit einem Worte: des wahren Mannesstolzes!

Anna war erst vor einigen Tagen von einem Verwandtenbesuch im Holsteinischen zurückgekehrt, schweren Herzens zwar, mit dem Ausspruch, daß es bei Westerhagens in Düsekoppel einfach „himmlisch" gewesen wäre. Zu Hause in Funkenrode angelangt, trat sie die ganze Familie und besonders den Vater in schwerer Besorgnis an. Sein langjähriger alter Inspektor war erkrankt und mußte sich aus Gesundheitsrücksichten zur Ruhe setzen. Ersatz müßte baldigst geschafft werden. Papa Vollerstedt war etwas sehr fällig in der Taille geworden und der Inspektor hatte eigentlich die ganze Wirtschaft geleitet.

Eine von ihm losgelassene Zeitungsanzeige hatte innerhalb weniger Tage nicht weniger als hundertneunundachtzig Offerten ins Haus getragen.

Herr Vollerstedt nahm dies als traurigen Beweis der schweren Not, unter welcher die Landwirtschaft litt.

„Mein Gott," seufzte er, als der Briefträger jeden Tag neue Sendungen ablieferte. „Gott im Himmel, wie soll ich da den richtigen Mann für mich herausfinden!" Jeden Tag nahm er zehn Briefe nebst anliegenden Zeugnissen vor. Hielt man Briefe und Zeugnisse neben einander, so war jeder Inspektor ein halber Gott! Herr Vollerstedt seufzte und schlief über der Lektüre ein. Schließlich erbot sich Anna, zu helfen!

Heute saß sie auf der Veranda und schrieb einen Brief an Cousine Klara Westerhagen auf Düsekoppel in Holstein, das heißt, jener Brief enthielt nur wenige Zeilen, die bereits fertig geschrieben neben der Schreibmappe auf dem Tisch lagen. Der

Brief, an dem sie jetzt schrieb, war bestimmt, als Einlage der Cousine und Herzensvertrauten übersandt zu werden zur guten Ueberantwortung an die richtige Adresse, und begann also:

„Mein lieber, bester Fritz!"

Da Cousine Klara nur einen Bruder, Namens Theobald besaß, die sämtlichen Brüder Annas dagegen nicht daran dachten, auf den Namen Fritz zu hören, war diese Anrede mindestens merkwürdig.

Herr Vollerstedt war am Nachmittag nach dem weit entfernten Vorwerk hinausgefahren, wo die Weizenernte im vollen Gange war; die Mutter machte Besorgungen in der Stadt, kein Mensch außer dem Dienstpersonal war im Hause, denn Karlchen, der letzte, der noch zur Schule ging, sollte mit der Mutter zurückfahren.

Ein stiller warmer Spätsommertag! Kein Laut zu hören; nur in der Ferne hier und da Peitschenknall und das Knarren von hochgetürmten Erntewagen! Hans und Hof wie ausgestorben!

Tacitus lag neben Annas Füßen auf den Steinfliesen in der Sonne mit heraushängender Zunge und schwitzte.

Anna schrieb: „Ich finde unter allen Offerten noch immer nicht Deine Handschrift. Hoffentlich ist ein Brief von Dir unterwegs. Ach, Fritz, wenn Du bei uns Inspektor würdest, es wäre himmlisch! Die Eltern würden Dich schätzen und lieben lernen, wir könnten uns tägtich sehen! Vater würde erfahren, was für ein tüchtiger Landwirt Du bist. Heute ist ein großartiger Augustnachmittag. Tacitus, der Faulpetz, liegt neben mir in der Sonne und keucht vor Hitze. Du könntest dir später in Bezug auf ihn ein Verdienst erwerben, wenn du "

Die Schreiberin fuhr erschrocken in die Höhe. Freund Tacitus, dem es schließtich in der Sonne zu warm geworden war, hatte sich lautlos erhoben und kroch, den Schatten des Tisches wählend, unter diesem durch, das heißt, er nahm den ganzen Tisch auf seinem breiten Rücken ein Stück mit fort, zu stolz, sich genügend zu bücken.

Das Tintenfaß machte einen hohen Satz und Annas Schreibfeder zog über den ganzen Briefbogen einen riesigen Schnörkel, der mit einem ansehnlichen Tintenklex endete.

„Pfui, Tacitus, schäme dich! Willst du fort!"

Sie versuchte, den Bernhardiner mit dem Fuße beiseite zu schieben. „Kusch' dich, marsch, fort!" Dabei trat sie etwas derber gegen den breiten haargepolsterten Rücken des Tacitus. Dieser bob den Kopf, und, als ob er Kenntnis von der Gefahr gehabt hätte, die Anna über ihn brieflich heraufbeschwören wollte, zog er die rechte Lefze übellaunig in die Höhe und knurrte leise. Anna erschrak. Das hatte der Hund früher nie gewagt. Sie wußte aber in ihrer leichten Sommerbluse nicht, wie einem Bernhardiner an einem warmen Augustnachmittage zu Mute ist unter seinem Pelz. Immerhin war ihr dieses leichte Knurren unheimlich in der herrschenden Stille, und deshalb beschloß sie, den Weg freundlicher Unterhandlungen zu beschreiten.

„Lieber, guter Tacitus, ja, ja — alter Kerl! Sei man nicht böse!"

Damit rückte sie an eine andere Tischseite und Tacitus legte den schweren Kopf zwischen die Vorderpranken mit einem Ausdruck, als sagte er: „Na ja, also — das wollte ich mir auch ausgebeten haben!"

Anna schrieb heimtückisch weiter: „Du könntest dir ein besonderes Verdienst erwerben, wenn du dem dicken Tacitus — von dem ich dir erzählte — der soeben diesen Gedankenstrich mit Klex durch Unmanierlichkeit verursachte, besseres Benehmen beibrächtest. Jetzt hat er mich sogar angeknurrt! Wäre es nicht vielleicht besser, wenn Du Dich kurz entschlossen auf den Weg machtest und Dich dem Vater gleich persönlich vorstelltest?"

Anna erhob lauschend den hübschen blonden Kopf. Ihre Wangen brannten, und der Briefbogen wurde mit der Schreibmappe zugedeckt.

Das waren schon die Schimmel mit dem Jagdwagen, in dem die Mutter zurückkam.

Also rasch unter den Brief: „in Eile immer Deine

Anna!"

Eilig wurde der Bogen gebrochen und wanderte nebst dem eigentlichen Schreiben an die Cousine, die nicht Fritz hieß, ins Couvert.

Als ob nichts geschehen wäre, stand die Heuchlerin auf, um die Mutter zu begrüßen.

Tacitus öffnete ein Auge und blickte ihr ernst nach! —

Zwei Tage später saßen Vater und Tochter bei einander und studierten Offerten von stellesuchenden Landleuten.

„Hier, Vater, lies das!" Mit den Worten schob sie ihm ein Schreiben hin. Vater Vollerstedt zog die Augenbrauen erwartungsvoll in die Höhe and nahm den Brief in Empfang, ohne zu bemerken, daß Anna glutrot geworden war.

„Hm," meinte er nach dem Durchlesen des Schreibens, „Fritz Breitenbusch — Düselkoppel — Donnerwetter, das ist doch — hör' mal, Anna, den mußt du doch eigentlich kennen oder von ihm gehört haben??"

„Eben deshalb, Vater, das heißt, ich kenne ihn nur flüchtig" —

„Ein bißchen jung ist er noch, sechsundzwanzig Jahre —"

Anna überhörte absichtlich diese Worte und fuhr fort: „Er ist ein entfernter Verwandter von Westerhagens und kam erst wenige Tage vor meiner Abreise zu Besuch nach Düselkoppel. Onkel schien viel Wert auf seine Meinung über landwirtschaftliche Fragen zu legen."

Während dieser diplomatischen Rede seiner Tochter las Herr Vollerstedt weiter. „Du, da steht noch, daß er sich ehebaldigst persönlich vorstellen wolle. Das paßt mir nun gar nicht — nee, gleich so mit der Thür ins Haus fallen, man will sich doch erst erkundigen, so was will überlegt sein!"

„Das läßt sich nun nicht mehr ändern, Vater!" sagte Anna möglichst gleichmütig.

„Nein, nein, aber schließlich, ehe ich mich durch den Packen Offerten hindurcharbeite — na, er wird wohl irgend etwas Schriftliches vom Onkel mitbringen. Du, Anna — könnte er vielleicht schon heute kommen?"

„Möglich wäre es, daß er schon mit dem Zuge um 3 Uhr käme oder sonst heute abend 7 Uhr 30 Minuten!"

Der Vater war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, als daß es ihm aufgefallen wäre, wie gründlich Anna seit einiger Zeit die Zugverbindungen studiert haben mußte. Er setzte den Strohhut auf, um nachzusehen, ob der erste Wagen mit Weizen noch nicht herein wäre. Quer vor der Schwelle der offenen Stubenthür lag Tacitus und schnarchte.

„Nun sieh dir mal den frechen, faulen Kerl an, Anna; man muß, weiß Gott, über ihn wegklettern."

„Ja, Vater, vorgestern, als ich ihn fortjagen wollte, hat er mich sehr feindselig angeknurrt!"

„So ein Sakermenter!! Und doch ist er ein sicherer Schutz fürs Haus, wenn ich verreist bin und die Mutter — na, du weißt ja, Annchen!"

Herr Vollerstedt trat vorsichtig über den breiten Rücken des Hundes weg und ließ seine Tochter mit ihren Gedanken und dem Briefe von Fritz Breitenbusch allein. —

Am Nachmittag zur Vesperzeit saß die Familie beisammen auf der Veranda. Der Vater rauchte behaglich seine lange Pfeife, die Mutter studierte die Zeitung von gestern, Karl verzehrte das fünfte Butterbrot und Anna hielt eine irdene Schale im Schoß und pellte junge Erbsen aus. Jedesmal, wenn sie sich bückte, um aus dem neben ihr stehenden Küchenkorb eine Handvoll Erbsenschoten herauszunehmen, flog ihr Blick unruhig nach dem Fahrweg hinüber.

Tacitus lag auf dem Rasen neben dem Rosenbeet und schnappte phlegmatisch und erfolglos nach den Fliegen, die ihm um die Nase summten.

Plötzlich wälzte er sich von der Seite auf die Vorderpfoten und hob den mächtigen Kopf.

Anna bemerkte das und hob ebenfalls den Kopf; den Blicken des Bernhardiners folgend, sah sie einen Herrn vom Fahrweg auf den Gartenweg einbiegen — der — kein Zweifel, das war der „liebe Fritz"!

Sie klammerte sich mit Blicken und Händen an der Erbsenschüssel fest, um sich nicht zu verraten.

Tacitus dagegen stand ohne Hast würdevoll auf und wandelte langsam mit Schritten so bedächtig und breitspurig, wie

nur er sie machen konnte, langsam dem Ankömmling entgegen, bis er drei Schritte vor demselben Halt machte.

„Tacitus, hierher, willst du wohl!“ schrie Herr Vollerstedt, der das Knurren des Hundes vernommen hatte. Anna glaubte ersticken zu müssen, aber sie brachte kein Wort heraus.

Der Fremde stand einen Augenblick überlegend vor Tacitus, der, seines Herrn Zuruf nicht achtend, wie festgewurzelt verharrte.

„Wer mag das nur sein? Der Hund ist doch zu ekelhaft!“ Annas Vater stand auf, um das Tier zu holen.

Aber in diesem Augenblick geschah etwas Merkwürdiges. War der Fremde Psychotog und fand er in Tacitus' Gesichtsausdruck einen Schimmer von Feigheit, oder war es die Erinnerung an einen kürzlich erhaltenen Brief, nach welchem dieser unverschämte Köter es gewagt hatte, eine gewisse Anna Vollerstedt feindlich anzuknurren, einerlei, der Fremde, genannt Fritz, holte aus und gab — gab dem Tacitus eine regelrecht gezielte, laut schallende Ohrfeige!

„Herr Gott,“ schrie Frau Vollerstedt entsetzt, „das giebt ein Unglück!“

Die Angst erwies sich als unnötig, denn Tacitus, statt sich mit Wutgeheul nach der Ohrfeige auf den Mann zu werfen, klemmte den Schwanz zwischen die Beine und kam heulend — laut heulend, so rasch es ihm sein Gewicht gestattete, nach der Veranda zurückgestürzt, kroch unter dem Tisch durch, auf dem das Kaffeegeschirr durcheinander gaselte, und verkroch sich, noch immer winselnd, in der Ecke hinter der großen Blumenstellage.

Herr Vollerstedt brach in ein lautes Gelächter aus. „So ein Vieh, so ein miserabler feiger Köter!“ rief er, während der Fremde näher kam und den Hut lüftend sagte:

„Mein Name ist Fritz Breitenbusch, Sie werden meinen Brief erhalten haben, Herr Vollerstedt!!“ — —

Und Tacitus — es ist eine Hundegeschichte — Tacitus? Sein Prestige war zerschmettert.

„Er ist feig, einfach feig!“ erklärte Frau Vollerstedt und malte sich die Gefahr aus, wenn Diebe gekommen wären und dem Tacitus eine Ohrfeige gegeben hätten!

Tacitus war ruiniert. Man lachte ihn aus. Er bekam jetzt oft Ohrfeigen, sogar von Kuhmägden.

Sobald der Inspektor Fritz Breitenbusch später in dem Gesichtskreis des Bernhardiners erschien, scheute der letztere weder Mühe noch List, um zu verschwinden — eine Vorsichtsmaßregel, die Anna Vollerstedt absolut nicht für nötig und begründet hielt. Ueber Antipathien und Sympathien läßt sich nicht streiten!

Tacitus bekam das Gnadenbrot, allein seine soziale Stellung war vernichtet, und er soll das Zeitliche gesegnet haben, ehe noch auf Funkenroda Hochzeit gefeiert wurde.

Spaziergänge durch die Weltausstellung in Paris.

Von J. C. Heer. Mit Illustrationen nach dem Leben von C. Ravn.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

III.

Pont roulant! — Wie nennt man wohl richtig die seltsame Bretterschlange, welche die auf dem linken Ufer der Seine gelegenen Ausstellungskomplexe, das Marsfeld und die Esplanade des Invalidendoms, miteinander verbindet und beständig das mächtige Wohnviertel von Paris umkreist, das die beiden Hauptgebiete voneinander trennt? Die meisten bezeichnen das Ungeheuer als die „Rollende Plattform“, andere als das „Bewegliche Trottoir“ und die dritten sprechen von einem „Fahrenden Gehsteig“, während man es auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896 „Stufenbahn“ nannte (vgl. den Artikel „Neue Bahnen“ im Jahrg. 1896 der „Gartenlaube“). Man kann zur Not ohne das vielnamige Hilfsmittel vom Marsfeld zur Esplanade, von dieser zurück auf das Marsfeld gelangen, denn am Quai der Seine dahin zieht sich als ein schmales Band, das den Zusammenhang der beiden Ausstellungskomplexe herstellt, die „Straße der Nationen“; doch lassen die Brücken, die über die Gassenzüge des Stadtverkehrs dahinführen, das Wandern lästig werden, und die Kraft der Füße zu sparen, ist eine Kunst, die sich nirgends ensicher als in der Ausstellung lernt.

Also auf die fahrende Plattform, auf den „Gehenden Weg“, wenn wir nicht die bequemere elektrische Bahn benutzen wollen, die bald im Boden begraben, bald in luftiger Höhe in der der Plattform entgegengesetzten Richtung verkehrt! Aber man spricht nur von der Plattform, sie ist das große Volksbelustigungsmittel, das Riesenspielzeug der Ausstellung und hat als Sehenswürdigkeit die gleiche Rolle wie vor elf Jahren der Eiffelturm übernommen. Der „Gehende Weg“ ist eine Hochbahn, sieben Meter über dem Boden; seine Bretter sind in drei Bändern angeordnet, von denen das eine festliegt, das mittlere sich mit mäßiger Schnelligkeit und das dritte mit einer Raschheit bewegt, daß es den fast vier Kilometer langen Weg in fünfundzwanzig Minuten zurücklegt. — Von sechs zu sechs Schritten kommen Haltestangen, die das Aufspringen auf die laufenden Bänder erleichtern, doch ist die Plattform nicht so bequem wie eine andere Bahn, sie bietet keinen Schutz vor der Sonne, noch vor dem Regen, Sitze giebt es nicht, alles steht oder schlendert umher, viele eilen auf dem gehenden Weg vorwärts und kommen so rascher ans Ziel, als wenn sie sich nur von den ziehenden Brettern fortbewegen lassen. Mädchen und Knaben tummeln sich auf dem rasch hingleitenden Fußboden, unter dem die Eisenrollen dröhnen, springen auf und ab, und selbst die Erwachsenen versuchen sich in allerlei gymnastischen Künsten. Es ist ein Stück urwüchsigen Volkslebens, das sich auf der Plattform entwickelt. Es giebt Leute, die sich auf derselben niederlassen und auf dem Boden ausgestreckt ein Stück Wurst verzehren. Andere schauen den unglücklichen Anwohnern der Bahn in die Fenster und in die Suppentöpfe und machen ihre lauten Witze über das dort Erschaute, wodurch die Plattform für jene ein wahres Folterwerkzeug wird, so daß viele davor geflohen sind und andere mit den Unternehmern im Prozesse liegen. Gewiß erscheinen noch als Erinnerung an die Ausstellung Romane mit dem vielversprechenden Anfang: „Es war auf dem ‚Gehenden Weg‘. Eine grnziöse Neunzehnjährige trat etwas keck vom festen auf das laufende Brett. Sie schwankte und wäre vielleicht zu Boden geglitten, aber im gleichen Augenblicke wurde sie von zwei starken Armen erfaßt. Etwas verwirrt und errötend lächelte sie: ‚Ah, das haben Sie hübsch gemacht!‘ und ein aufrichtig bewundernder Blick flog dem jungen Manne zu.“ — —

Leider ist der Roman noch nicht fertig. Wir aber sind auf der Esplanade des Invalidendomes angelangt, wo sich die großen Paläste des französischen und fremden Kunstgewerbes in reicher architektonischer Gliederung und mit zierlichem Schmuckwerk erheben. Sie grüßen hinüber zu der schönen Alexanderbrücke, hinauf zu der Kuppel des Invalidendomes, die sich über dem auch von Ausstellungsgästen vielbesuchten Grabmal Napoleons I erhebt. Die französische Kunstgewerbeausstellung, die mehr Raum als die aller anderen Völker zusammen beansprucht, ist ein einziger großer Bazar, in dem hunderttausend Gegenstände aus den Läden und Magazinen von Paris zusammengetragen sind, die den Menschen oder sein Haus schmücken oder seine Umgebung freundlich gestalten. Sie macht den Eindruck eines eleganten Riesenjahrmarktes von Luxuswaren und Kunstgegenständen und ist das Lieblingsziel jener Damenwelt, die Freude an glitzerndem Geschmeide und kostbaren Geräten hat. Alles in dieser Ausstellung ist feil und wird uns von den gewandtesten, zungenfertigsten Verkäufern und Verkäuferinnen angeboten, Taschentuchstoffe und Kleinigkeiten für einen Sou, eine Menge Kinderspielzeug billigster Art, aber auch mancherlei Kunst, die Hunderte von Franken kostet. In den langen Fluchten von Zimmereinrichtungen mit fürstlichem Luxus warten Verkäufer auf die vornehmen Fremden, die sogar Zehn- oder Hunderttausende von Franken für eine Salonausstattung wagen. Es sind namentlich amerikanische und englische Nabobs, deren Namen man bei den Aufschriften liest: „Verkauft an —“. Auch Deutsche giebt es, die beträchtliche Errungenschaften an französischem Kunstgewerbe gemacht haben; die meisten begnügen sich mit der Augenweide begnügen, und da hört man manches verlangende „Ah“, und in vielen Damenaugen

tiest man die brennenden Wünsche, die inmitten dieses Reichtums von nützen und unnützen Dingen erwachen.

Nirgends spürt sich die dämanische Lust an Besitztümeen, die glänzen und funkeln, so aus der bewundernden Menge heraus wie in der Ausstellung der französischen Goldschmiedekunst und Juwelerie. Sie ist in der That eine der größten Sehenswürdigkeitea der Esplanade, nicht nur wegen der Millionenwerte, die sich da in edeln Metallen und edeln Steiaen sannen, sandern auch wegen der wirklich hahen Kunst, mit der die Meister vou Paris das Gald iu elegnnte Formen treiben, die Steine leicht und dustig fasseu und sie diskret zu gemeinsamem Lichterspiele ordnen. Die Rue de la paix, die berühmte Straße der Pariser Juweliere, tritt an Reichtum und Schönheit ihrer Auslagen gegen die Pracht zurück, die auf der Esplaade aus Hunderten van Schaukästen lacht, und einen Augenbtick lönnte man dabei schon auf den Gedanken kommen, daß die Erde sa reich an Edelsteinen wie an Kieseln sei. Nußgraße Diamanten strahlen wie steingetaordene weiße Flammen, mit den seltensten Steinen besetzte Halsbänder, Brustgehänge und Spangen funkeln in farbigen Lichtern, Diademe van Perlen leuchten in sanfter Schönheit, ats sehnen sie sich nach dem stolzen Haupte, das sie einst tragen darf. Doch warum sallte man sich diese Dinge nicht kühlen Herzens betrachten? Bei einem der Schaukästen begrüßte ich eines Morgens eine Familie aus meiner Heimat, ein Ehepaar, das reich genag gewesen wäre, sich dns schönste Juwelenstück zu erwerben. Am Abend lag der Mann, eia hochgebildeter Arzt, zermnlmt nnd tat, seine Gattin schwer verletzt unter den Rädern einer entgleistea Dampfbahn. Was bedeutet also ein Diamant in dem schweren Spiel, mit dem ein uaergründliches Schicksal das Schach des menschlichen Lebens zieht? Und wer weiß — das Glückskind, das sich das herrlichste der Diademe auf die jugendliche Stirne setzen darf, verflucht vielleicht einmal verzweiflungsvoll die Hände, die es ihr reichten?

Verkäuferin von Meissner Porzellan.

Was ist Glück? — Jenes Paar schlichter Schwabenleute ist offenbar glücklich, das für seinen Buben daheim um zwei Franken einen blecheenen Drachen erhandelt, glücklich ist wahl auch die alte französische Bäuerin, die sich van ihrem Sohn, einem Pariser Kaufmann, zögernd bereden läßt, sich dem steigenden Teppichband anzuvertrauen, das die Ausstellungsgäste als rollendes Band in die obern Stockwerke der Hallea führt. Jetzt lacht das zerfurchte Gesicht der Frau, als wäre die kurze Reise eine Himmelfahrt!

Wir aber wendea uns za der Kunstgewerbeausstellung der anderen Völker. Sie zeichnet sich vor der französischen Abteilung, die doch so viel Schönes enthält, durch eine gewisse vornehme Ruhe aus. Das Vielerlei zum Teil alltäglicher Dinge, dem wir in der französischen Ausstellung begegnen, weicht einer würdevollen Wahl der Schaugegenstände, und obwahl auch hier gekauft und verkauft wird, sind die Säle doch nicht durch ein lärmendes Treiben entweiht. Die Ausstellungen der verschiedenen Völker haben unter sich mancherlei Aehnlichkeit: wir sehen überall die Werke der kunstfertigen Holzschnitzer, der Teppichweber, der Glaskünstler, der Töpfer, der Erzgießer und Kunsttischler, und manchmal wird nur der gewiegte Fachmann darüber urteilen können, welches Volk auf gewissen Gebieten die höchsten künstlerischen Leistungen aufweist. Doch hat aach jedes Land seine besanderen schönen Industrien, die es über andere herausheben, sa die Schweiz, deren weißes Kreuz überall flattert, wa sich die Völker in ihren Wirtschaftsleistungen messen, ihre virtuos entwickelte Uhrmacherei und Industrie van Präzisiansinstrumenten, Oesterreich den entzückenden, blumenhaften Jubel der böhmischen Glasschmelzekunst, Italien seine Statuetten und Nachahmungen berühmter Werke der Bildhauerei, die van wahlhnbenden Besuchern der Ausstellung mit besonderer Varliebe als vornehmer Zimmerschmuck angekauft werden, England die praktischen Möbel für Arbeitsräume, Japan, das sich im Kunstgewerbe vallbürtig neben die europäischen Staaten stellt, van eiaem lyrischen Duft stimmuagsreich überhauchte Lebensbilder auf Seide nad Porzellnn, und Rußland endlich als besanderes, van den Franzasen viel gefeiertes Schaustück die mehr als einen Quadratmeter große Landkarte von Frnnkreich, die der Kaiser der französischen Regierung zum Geschenk gestiftet hat. Die Masaikplatte aus kostbaren Steinen des Urals stellt das Meer in hellgrauem Marmor, die Departements in Jaspis vaa verschiedeneu Farbentönen, die hundertsechs Städte, die darauf angegeben sind, mit goldgefaßten Edelsteinen dar, so daß der Wert dieses Werkes auf vier Millianea Franken berechnet wird.

Aut der Esplanade „Alt-Provinz“: beim bretonischen Hause.

Das Kleinod der nationalen kunstgewerblichea Ausstellungen ist diejenige Deutschlands, in die wir durch einen monumentalen Eingang treten, den herrliche Bildwerke der Frankfurter Erzgießerei hüten. In gediegenen Sammlungen zeugen die einfachen Stahlfedern and Nürnberger Bleistifte, die Messer van Solingen und Augsburg bis zu der überaus reichen und würdigen Gruppe der dekorativea Künste und Luxusmöbel van dem unaufhaltsamen Aufschwung des deutschen Kunstgewerbes, in dessen Dienst nicht nur die Geschicklichkeit des Handwerkers, sondern auch der erfinderische Geist berufener Künstler getretea ist, uad in dem sich die Sicherheit des Geschmacks auch in der Anordnung und Zusammenstellung der Gegeastände offenbart, die zwanglos in eine schöne Gegenseitigkeit der Wirkung treten. Mit erhabenem Gefühl wandert der Deutsche durch die Säle, die bald zu heimeligen, bald zu prunkvollen Zimmereinrichtungen ausstaffiert sind, und jeder findet wohl auch Stücke, durch welche der Kunstgewerbefleiß der engern Heimat freundlich zu seinem Herzen spricht, sei es nun die schöne Schwarzwälder Uhrmacherei, das prachtvolle Klavier mit eingelegter Arbeit aus Stuttgart, geblümtes Geschirr aus Thüringen, seien es die entzückenden Spielwarensammlungen aus Nürnberg und Sonneberg, Bernsteinwaren vaa der fernen Ostsee, Kunstwerke der schlesischen Teppichweberei, geschnitzte Möbel aus Berlin und Dresden oder der herrliche Kölner Prunksaal mit figuraler Deckenschnitzerei und Spruchbändern, za dem wir durch eia Treppenhaus emporsteigen, das, von einem Glasfenster mit

grünem Rizenbild erhellt, von einem Tonnendach überwölbt wird und im Geländer mit durchbrochener Holzschnitzerei eine humorvolle Jagdgeschichte schildert.

Am meisten fesseln in der deutschen Ausstellung die Sammlungen der königlich preußischen, der königlich sächsischen und der königlich bayrischen Porzellanmanufaktur, von denen die erste ihr Heim in einem besonderen Pavillon aufgeschlagen hat. Ein herrlicher, figurenreicher Brunnen mit lebensgroßen mythologischen Gestalten in blühenden Fleischtönen steht in der hohen Kuppelhalle, und von den Göttern des Meeres, dessen Töne in wunderbarer Farbensymphonie wiedergegeben sind, emporgehoben, bläst, auf einem Adler reitend, ein Putto in sein Muschelhorn und bezaubert die Tiere und Fabelwesen der Flut; den Hintergrund des Brunnens aber bildet ein leuchtend kobaltblaues Fliesenmosaikgemälde voll Stimmung, das die segnende Macht des Feuers verherrlicht. In einem Nebensaal sind auf geschweiften Tischen die kostbaren Werke der Porzellankunst, Vasen, Urnen, Tafelaufsätze, Geschirre, Juwelenruhen und Nippfiguren, aufgestellt, darunter auch die Erzeugnisse eines reizenden neuen Verfahrens, der Eisblumen-Glasur.

Ebenso herrlich ist die Ausstellung des Meißener Porzellans, die uns in Nachahmungen von Meisterwerken früherer Zeiten gewissermaßen auch die Geschichte und Geschmackswandlungen dieser vornehmen Industrie schildert und uns in einer Menge von Rokoko-, Barock- und Empirebildern anmutige Lebensscenen mit köstlichen Einfällen vorführt. Mit der Zeit hat sich diese Kunst nicht nur verfeinert, sondern auch ihre Anwendungen sind vielfältiger geworden, die Hervorbringungen unserer Tage spielen in allen Nuancen vom zartesten Weiß bis zum funkelnden Schimmer dunkler Edelsteine, und Vasen, wie „Frühlingsreigen", „Opfertanz", „Rattenfänger" oder das märchenschöne Stück, auf dem ein zartumrissener Engelskopf aus einem krystallenen Schneeflockenreigen schaut, bleiben als Schöpfungen edelster Kunst im Gedächtnis des bewundernden Betrachters.

Es ist eine Eigenart der Ausstellungsbesucher aus allen Ländern, daß sie mit Vorliebe diejenigen Abteilungen aufsuchen, wo das eigene Volk die Früchte seiner Intelligenz und seines Fleißes zu allgemeiner Beurteilung dargelegt hat: immer meldet sich das Bedürfnis, fremde schöne Leistungen, die man gesehen hat, mit den eigenen zu vergleichen, und so findet man denn in der deutschen kunstgewerblichen Ausstellung stets eine Menge deutscher Landsleute. Aber auch die anderen Nationen, besonders die Franzosen, würdigen die deutsche Sammlung in vollem Maße. Wie oft hört man die Aussrnje: „C'est beau — c'est chic!" Andere freilich verbergen ihre Gedanken; doch eines Tages sah ich einen Franzosen zornig werden, weil seine Frau mit geringschätzigem Schulterzucken durch die deutsche kunstgewerbliche Ausstellung ging.

„Was verstehst du davon?" fragte er sie, „parbleu, das ist ein neues Sedan — das ist die Niederlage der frnnzösischen Industrie!"

„Das ist die Niederlage der französischen Industrie!" Man kann das Wort auch in der Maschinenhalle flüstern hören. Der deutsche Ernst, das geben verständige Franzosen unumwunden, wenn auch schmerzvoll zu, trägt mit der Ausstellung von 1900 einen großen friedlichen Sieg über die französische Sorglosigkeit davon, die immer noch geglaubt hat, mit den Ueberlieferungen des guten Geschmacks im Vordertreffen zu stehen, und die überdies den großen Fehler begangen hat, die eigene Ausstellung, in der es übrigens auch Vorbildliches genug giebt, aus Geldgier zu einem Alltagsmarkt herunterzuwürdigen.

Vor dem Oesterreichischen Hause.

Nun vom Gang durch die Ausstellung ein wenig Atem holen! In der Nähe des deutschen Kunstgewerbes ist das Wiener Café, wo man heimatliches Bier schenkt. Da gehen wir nicht vorbei, sondern träumen auf den Wogen Straußscher Walzer und lassen uns vom deutschen Sprachenklang und österreichischer Gemütlichkeit umkosen. „Grüß Gott — Grüß Gott!" Ja, wer seine Freunde nicht beim böhmischen oder Münchener Biere findet, der darf kaum hoffen, ihnen in den Labyrinthen der Ausstellung zu begegnen, doch fügt manchmal der Zufall ein Wiedersehen, wo man es am wenigsten erwartet. Selbst drüben in den etwas abgelegenen französischen Provinzialschenken bin ich mit dem fröhlichen Ruf: „Da kommt auch einer, der Landschafts- und Volksstudien machen will!" empfangen worden.

Die um die Hauptgebäude der Esplanade zerstreuten Gehege der französischen Provinzen „Provence", „Alt-Arles", „Alt-Poitou", „Alt-Bretagne" u. a. sind liebliche Idyllen französischen Landlebens. Die mächtigen „pierres branlants", Granitfelsen, auf denen die keltischen Druiden den Göttern opferten, malerische Kloster- und Kirchenruinen aus dem Mittelalter, originelle Bauerngehöfte, wie sie in den stillen französischen Landschaften stehen, umgeben uns mit einer freundlichen Ruhestimmung, die bäuerlichen Geiger und Dudelsackpfeifer bilden auch ein Stück Volkspoesie und die schäkernden Mädchen der dörflichen Gartenwirtschaften in einfachen Trachten spinnen die Gedanken hinüber zur Oper „Martha" und dem Markt von Richmond, dessen Scene sie freundlich bevölkern würden.

Allein mir ist, als ob eine ungeduldige Leserin, die sich nicht um die dunkeln Augen der Mädchen von Arles kümmern mag, fragt: „Wann kommen Sie denn an das Deutsche Haus, von dem man so viel spricht?"

Gleich jetzt! Wir verlassen den Ausstellungsbezirk der Esplanade und schlendern durch die Straße der Nationen, die sie mit dem Marsfeld verbindet. Ich sage: wir schlendern, weil die Doppelreihe von Palästen und einfachen Häusern, die sich am Ufer der Seine dahinzieht, mehr als ein flüchtiges Durcheilen verdient, denn im Architektur- wie im malerischen Gesamteindruck kann sich weder die Esplanade, noch das Marsfeld mit der Straße der Nationen vergleichen. Mit ihren Türmen und Giebeln ist sie eine Blumenlese der Baukunst aller Kulturvölker, von denen jedes versucht hat, seine Eigenart in einem Meisterwerk des Hausbaues auszuprägen. Alles ist es nicht gelungen, sondern gleich der erste dieser Nationalpaläste, derjenige Italiens in reicher venetianischer Gotik, leidet an der Ueberladung mit schattückenden Zuthaten. Aber man findet in der Ausstellung doch nirgends so viele frische und ursprüngliche Baumotive wie in der Straße der Nationen, die immer, besonders aber an schönen Nachmittagen, von wallenden Menschenscharen belebt ist. Elegante Toiletten in Hülle und Fülle, frische helle Farben überall, dazwischen auch etwa ein dunkles unmodernes Kleid, wie aus unserer Großmütter Zeit. Die einen der Neugierigen spazieren, andere lassen sich von dienstbaren Leuten im Rollwagen vorwärts stoßen, die dritten ruhen auf den Sesseln zur Seite der Straße, die man sich mietet, andere warten geduldig auf den

Eintritt in eines der Gebäude, der, wenn das Gedränge zu lebhaft wird, nur abteilungsweise geschehen kann und an einigen Stellen, z. B. auch in die Sammlung Friedrichs des Großen im Deutschen Haus, von Erlaubniskarten abhängig ist.

Wir nehmen einen ruhigen Vormittag zum Besuch des Deutschen Hauses, denn der Bau schon, der unter allen Palästen an der Straße der Nationen am gefälligsten wirkt, will mit Muße genossen sein. Mit seinem über sechzig Meter hohen schlanken Turm, seinem reichen Giebelwerk und den steilragenden Dächern zeichnet sich seine Silhouette charakteristisch deutsch und reizvoll zwischen den anderen Bauwerken, und gern verweilt der Blick auf dem schönen Schmuck von Gestalten aus dem deutschen Leben und den Kernsprüchen, die dazu gegeben sind. Unter Siegfrieds markiger Gestalt lesen wir:

„Deutsche Hand den Hammer schwinge,
Schmied am Feuer Pflug und Klinge!"

unter kraftvollen Gestalten des deutschen Bürgertums den schönen Spruch:

„Deutsche Art voll Ernst und Pflicht
Blüh' in Gottes Lust und Licht!"

und auch die beiden Stichworte „Friede!" „Arbeit!" an zwei vorspringenden Fensterschlußsteinen gegen die Seine sind bedeutungsvoll genug, daß man sie einen Augenblick sinnend überdenke.

Im Grunde ist das Aeußere des Deutschen Hauses stimmungsreicher als die Innenräume; aber der an sich etwas nüchternen Buch- und Photographienausstellung, welche die meisten Räume des ersten Stockwerkes in Anspruch nimmt, liegt doch der schöne Gedanke zu Grunde, daß Litteratur und Kunst die versöhnendsten Mächte zwischen den Völkern sind, und gewiß hat auch die anziehende Darstellung, welche die Werke privater deutscher Wohlfahrtspflege in einem der Säle gefunden, ihren Platz im Hause deutscher Ehre wohl verdient.

Im Weinrestaurant des Deutschen Hauses: ein Hoch auf die Heimat.

Die Hauptanziehungskraft übt indessen die Sammlung Friedrichs des Großen im Obergeschoß, drei Säle im Stile der schönsten Zimmer der Potsdamer Schlösser, die auf die persönliche Anregung des Kaisers hergerichtet und mit den hervorragendsten Werken französischer Kunst des vorigen Jahrhunderts, die sich im preußisch königlichen Besitze befinden, ausgeschmückt worden sind. Es sind Meisterwerke der berühmten Maler Watteau, Lancret, Pater und Chardin, die darin zumeist Scenen aus dem vornehmen Leben des vorigen Jahrhunderts schildern und durch ihre technische Vollendung, durch einen duftigen Liebreiz, der um ihre Gestalten schwebt, die allgemeine Bewunderung herausfordern.

Die Pariser besonders, welche die Sammlung mit großem Anteil besuchen, wissen der feinen Aufmerksamkeit, die der Deutsche Kaiser Frankreich mit der Ausstellung der Gemälde erwiesen hat, ihren Dank, mit ihnen Kunstfreunde aus allen Ländern, und wenn es Deutsche giebt, die mit einigem Schein von Recht statt der französischen Gemälde im Hause deutschen Ruhmes lieber die Bilder der großen führenden Geister deutscher Nation von Luther zu Goethe gesehen hätten, so ist doch zu erwägen, daß die Huldigung, die der Kaiser dem französischen Genie erwiesen, den Ton hoher Achtung und aufrichtiger Liebenswürdigkeit, mit dem der Deutsche gegenwärtig in Paris aufgenommen wird, zu Gunsten von Tausenden von Ausstellungsbesuchern vorbereitet hat und vielleicht den Keim zu einer inneren Verständigung der beiden großen Völker in sich trägt.

Wer hätte es vor wenigen Jahren noch hoffen dürfen, daß Franzosen und Deutsche zu Paris in friedlichem Austausch der Gedanken dem Spiel der „Wacht am Rhein" lauschen, wie man es jetzt in der Ausstellung erlebt!

Einige der Völker, die sich an der Baukunst der Straße der Nationen beteiligen, erzielen ähnlich wie Deutschland sehr schöne architektonische Wirkungen, so namentlich Norwegen mit seinem malerischen Bauernhaus und das benachbarte Finnland, dessen Ausstellung finnischen Lebens wir wie die Farm der Buren mit dem wehmütigen Interesse betrachten, das ein kleines durch eine Uebermacht dem Untergang geweihtes Volk immer erweckt. — Die Italiener und Turken treiben in ihren Palästen einen lebhaften Handel, die Engländer widmen den ihrigen einer herrlichen Gemäldeausstellung, Oesterreich feiert in dem seinen die großen Musiker seiner Kunstvergangenheit und legt dem Besucher in Albums und Bildern seine Heilquellen und Bäder ans Herz, und Ungarn verkündet den Ruhm seiner Husaren.

So jedes Volk nach seinem Geschmack.

Um aber die Nationalpaläste ganz kennenzulernen, ist es nach nötig, daß wir eine Treppe an der Seine hinuntersteigen und dort auf dem Quai längs der Gebäude wandern.

Im Souterrain eines jeden ist ein Restaurant eingerichtet, wo man die Lieblingsspeisen und Getränke der verschiedenen Völker kosten und kennenlernen kann, wo man nationale Musiker in heimischen Trachten die heimischen Weisen spielen hört und neben dem Münchener Bier nur das Fünffrankenstück international ist, das in der Ausstellung leichter dahinrollt als in Deutschland eine Mark. „Kellner, ein Glas Bier!" — „Macht siebzig Centimes." — „Ein mit Wurst belegtes Brot und zwei Eier auf der Platte". — „Vier Franken." — „Eine der billigsten Cigarren, die Sie haben!" — „Fünfzig Centimes!" — „Und Ihnen zehn Prozent Trinkgeld, das macht fünf Franken siebzig, nicht wahr?" — „Nein, sechs Franken dreißig, es kommen noch fünfzig Centimes für das Gedeck dazu!"

So rechnet man in der Ausstellung, in der Stadt kommt man billiger durch.

Wir verbringen den Abend im Restaurant des Deutschen Hauses, das mit einer deutschen Weinausstellung verbunden ist und zu den vornehmsten Wirtschaftsunternehmungen zählt. Durch die offenen Arkaden blicken wir auf die Seine, in der sich die flammenden Lichter der Ausstellung spiegeln. Der Rheinwein perlt, die Römer erklingen, das deutsche Lied wird lebendig, es rauscht in die von künstlichen Sonnen erhellte Nacht.

Und im schwellenden Lied vergessen wir für eine Stunde, wie fern wir der Heimat sind!

Das Rote Kreuz zur See.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. Reinhold Ruge, Marineoberstabsarzt 1. Kl.

Ein Rotes Kreuz zur See, das dem Roten Kreuz zu Lande entspräche, giebt es bis jetzt noch nicht. Es befinden sich zwar an Bord unserer Kriegsschiffe stets Aerzte und Lazarettpersonal, und die Sanitätsboote, die eine landende Abteilung begleiten, führen im Bug die Genfer Flagge; für den Kriegsfall sind besondere Lazarettschiffe in Aussicht genommen — aber die internationale Gesellschaft vom Roten Kreuz ist bis jetzt bei alledem noch nicht beteiligt. Das mag sonderbar erscheinen, hat aber seinen Grund in den eigentümlichen Verhältnissen und Schwierigkeiten, die sich einer Hilfeleistung des Roten Kreuzes zur See in den Weg stellen.

Die Bemühungen der Gesellschaften vom Roten Kreuz, das Los derer, die in einer Seeschlacht schiffbrüchig oder verwundet werden, zu lindern, datieren schon aus dem Jahre 1867. Sie wurden bedingt durch die Erfahrungen, die am 20. Juli 1866 in der Seeschlacht bei Lissa gemacht worden waren. Da war das italienische Flaggschiff „Re d'Italia" von dem Admiralsschiff Tegetthoffs gerammt worden und in wenigen Minuten mit 800 Mann gesunken, ohne daß diesen hätte Hilfe gebracht werden können. 1869 wurde die Frage auf einer internationalen Konferenz in Berlin von neuem erörtert und 1887 in Karlsruhe ebenso wie 1892 in Rom abermals aufgeworfen.

Auf dem letztgenannten Kongreß wurde schließlich folgende Resolution gefaßt: „Der V. Kongreß der Gesellschaften vom Roten Kreuz spricht den Wunsch aus, die Signatarmächte der Genfer Konvention möchten die Wohlthaten dieser Konvention auf den Seekrieg ausdehnen und sich über die dazu geeignetsten Bedingungen und Maßnahmen verständigen."

Das ist aber bis jetzt noch nicht geschehen, weil die Signatarmächte die sogenannten Zusatzartikel der Genfer Konvention nicht anerkannt haben. In diesen Artikeln war ausgesprochen, wie die von den kriegführenden Mächten ausgerüsteten Lazarettschiffe und die von den verschiedenen Gesellschaften des Roten Kreuzes entsendeten Hilfsvereinsschiffe mit ihrem Personal behandelt werden sollten.

Aus diesen Ausführungen sei das Wichtigste hier angeführt. Zunächst wird in diesen Zusatzartikeln der Zweck dieser Schiffe näher bestimmt: sie sollen sowohl den Verwundeten als auch den Schiffbrüchigen Hilfe bringen. Aber trotzdem stehen die militärischen Lazarettschiffe hinsichtlich ihres Materials unter den Kriegsgesetzen. Wenn auch ihr Personal als neutral erklärt wird, so können die Schiffe doch vom Feinde weggenommen werden. Andrerseits genießt jedes Schiff, welches ausschließlich mit Kranken und Verwundeten belastet ist, die Wohlthaten der Neutralität. Ein solches Schiff verliert aber diesen Schutz sofort, sobald es außerdem noch Kriegskontrebande oder Waren des Feindes an Bord führt. Die von solchen Schiffen geretteten Schiffbrüchigen und Verwundeten dürfen während des Krieges nicht wieder Dienst thun.

Als Erkennungszeichen führen die entsprechend der Genfer Konvention ausgerüsteten Schiffe neben der Nationalflagge die weiße Flagge mit dem roten Kreuz. Die militärischen Lazarettschiffe sollen außerdem weiß mit grünen Batteriestreifen, die Schiffe der Hilfsvereine weiß mit rotem Batteriestreifen gestrichen sein. Während und nach der Schlacht handeln sie auf ihre eigene Gefahr. Mißbraucht einer der kriegführenden Teile die Zeichen der Neutralität, so kann ihm die Konvention für die Dauer des Krieges gekündigt werden.

Die vorstehenden Bestimmungen klingen bis auf den Artikel, der das Material der militärischen Lazarettschiffe unter das Kriegsgesetz stellt — im Landkrieg gelten Sanitätsdetachements und Feldlazarette als neutral — bei oberflächlicher Betrachtung ganz einleuchtend. Sie haben allerdings zur stillschweigenden Voraussetzung, daß Lazarett- und Hilfsschiffe stets vorhanden sein werden. Die Ausrüstung der militärischen Lazarettschiffe wird ja immer rechtzeitig vollendet sein.* Wie steht es aber mit den Hilfsschiffen der Gesellschaft vom Roten Kreuz? Sind derartige Schiffe schon bei irgend einer Gelegenheit ausgerüstet worden, haben sie sich bewährt und was hat ihre Ausrüstung gekostet?

Solche Schiffe sind zum erstenmal im spanisch-amerikanischen Krieg in Dienst gestellt worden. Der Staat Massachusetts kaufte den Dampfer „Bywden", der bis dahin zum Fruchttransport zwischen Westindien und Nordamerika gedient hatte, für 50 000 Pfund Sterling. Die Massachusetts Volunteer Aid Association rüstete ihn aus und taufte ihn „Bay State". Das Schiff hatte 774 Tonnen Deplacement, lief 10 Seemeilen Durchschnittsfahrt und hatte 5 Ruderboote und 1 Raphtaboot. Die Besatzung bestand aus 61 Köpfen. Davon entfielen 11 auf das seemännische, 12 auf das Maschinen-, 17 auf das ärztliche, 8 auf das Verwaltungs- und 13 auf das dienende Personal. Das ärztliche Personal im besonderen bestand aus 1 Chirurg mit 4 Assistenten, 6 Krankenwärtern und 6 Krankenwärterinnen. Das Schiff hatte 124 Betten, die mit Gasrohrgestellen, Stahlfedern und Roßhaarmatratzen ausgerüstet waren. Die Breite derselben betrug 60 cm, die Länge 190 cm. Es befanden sich ferner an Bord 6 Badezellen, 1 Destillierapparat, der täglich 12 000 l Süßwasser lieferte; elektrisches Licht; 1 Eismaschine, die 6500 Pfund Sterling kostete und täglich 5000 Pfund Eis herstellen konnte; 2 Kühlräume und 1 Eiskammer, 1 Waschere, in welcher die gesamte Lazarettwäsche in 24 Stunden gewaschen werden konnte; 1 Operationsraum, 1 Apparat für Röntgenstrahlen, Desinfektionsapparat und elektrisch getriebene große Fächer: 1 für je 4 Betten. Bei dem in dieser Weise ausgerüsteten Schiffe kostete schließlich jedes Bett 1200 Pfund Sterling, das ganze Schiff also rund $^3/_4$ Millionen Mark.

In ähnlicher Weise war das militärische Lazarettschiff „Solace" ausgerüstet, das ebenfalls ursprünglich ein Handelsdampfer gewesen war. Es hatte 3800 Tonnen und konnte 200 Kranke unterbringen. Hier war noch eine besondere Vorrichtung eingebaut, um die Verwundeten aus dem Operationsraum bequem und sicher nach den verschiedenen Decks befördern zu können. Das ärztliche und Lazarettpersonal bestand aus 5 Aerzten, 3 Lazarettgehilfen und 8 Krankenwärterinnen. Während des Krieges transportierte es im ganzen 379 Kranke und Verwundete von Cuba nach Nordamerika. Das Schiff wurde dem amerikanischen Blockadegeschwader beigegeben.

Zunächst nahm es die bei der Beschießung von San Juan Verwundeten an Bord, sammelte dann alle die Kranken von den verschiedenen Schiffen des Geschwaders und brachte sie nach New York. Es waren im ganzen 57 Mann. Ebenso verfuhr es nach der Schlacht von San Jago, wo es hauptsächlich verwundete Spanier verpflegte. Die Kranken wurden, soweit es angängig war, nach den nördlichen Häfen der Union gebracht, wo ihre Herstellung eher erwartet werden konnte als in den heißen südlich gelegenen Plätzen. Aber nicht nur zur Aufnahme der Kranken und Verwundeten des Geschwaders diente das Schiff, sondern auch dazu, um die Kranken aus dem heißen Key West (der Cuba am nächsten gelegenen amerikanischen Flottenstation) nach den nördlicheren Häfen zu verbringen. Jeder Kasenthalt in New York wurde dazu benutzt, um die Ausrüstung wieder zu ergänzen.

Das Hilfsschiff „Bay State" transportierte vorwiegend die Verwundeten von Porto Rico nach Boston. Auf dem ersten Transport, der 99 Kranke und Verwundete umfaßte, starben 2.

Diese beiden Schiffe bewährten sich also, obgleich die Signatarmächte die Zusatzartikel der Genfer Konvention nicht anerkannt hatten. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß wir es erstens mit den Lazarettschiffen der siegenden Partei zu thun haben, und daß zweitens der siegenden Partei ein durchaus minderwertiger Gegner gegenüberstand. Die beiden obengenannten Schiffe konnten ruhig, ohne ihre Wegnahme befürchten zu müssen, die aufgenommenen Kranken und Verwundeten nach den nördlichen Häfen der Union transportieren, denn die Amerikaner beherrschten der

* Hospitalschiffe finden wir schon in dem Seekrieg zwischen Frankreich und England (1688 bis 1697) erwähnt.

See. Auf der anderen Seite konnten sich die Lazarettschiffe in die Nähe des Kampfplatzes wagen*, denn die Spanier hatten keine weittragenden Geschütze, und wo solche vorhanden waren, z. B. bei dem Treffen vor San Jago, fehlte es an der nötigen Munition. Wurden doch auf dem ganzen amerikanischen Geschwader während des Gefechtes vor San Jago nur ein Mann getötet und ein Mann verwundet!

Etwas anders dürfte sich aber die Lage der Lazarettschiffe gestalten, wenn sich zwei ebenbürtige Flotten gegenüberstehen.

Welche Entfernungen und Verwundetenzahlen da in Frage kommen, läßt sich ungefähr aus den Erfahrungen des letzten chinesisch-japanischen Krieges ableiten. In der sogenannten Seeschlacht am Yalufluß wurden die ungeschützten chinesischen Kreuzer von den Japanern auf eine Entfernung von 3000 m in Brand geschossen. Andrerseits setzte eine einzige 30 cm-Granate das japanische Flaggschiff sofort außer Gefecht, weil sie bei ihrem Krepieren 60 Mann tötete und verwundete. Torpedos kamen in dieser Schlacht nicht zur Verwendung.

Wie hätten sich in diesem Falle die Lazarettschiffe verhalten müssen? Die Antwort ist sehr einfach: sie hätten wenigstens 9 bis 10 km vom Kampfplatz entfernt bleiben müssen, denn so weit reichen die schweren Geschütze.

Demgegenüber ist nun eingewendet worden, daß bei einem solchen Verhalten die Lazarettschiffe wenig Zweck haben würden. Man hat auf das Benehmen der englischen Jacht „Deerhound" beim Untergang der „Alabama" am 19. Juni 1864 hingewiesen.

Beim letzten Kampfe dieses berühmten Schiffes handelte es sich um einen Zweikampf mit der „Kearsarge". Es standen sich nur diese beiden Schiffe gegenüber, und da ließ sich das Feld übersehen, so daß beim Untergang der „Alabama" der „Deerhound" sein Rettungswerk sofort beginnen konnte. Anders werden sich die Vorgänge in einem Kampfe von Geschwadern abspielen, und nur den Geschwadern oder größeren Flottenverbänden soll ja ein Lazarettschiff beigegeben werden. In einem solchen Kampfe wird es aber einem Lazarettschiff stets unmöglich sein, dem Kampfplatz so nahe zu bleiben, daß es einem sinkenden oder brennenden Schiffe sofort Hilfe leisten kann. Denn nicht nur die Orientierung wird sehr schwer sein, sondern es wird auch das Lazarettschiff, das sich in die Nähe des Kampfplatzes begiebt, dauernd der Gefahr ausgesetzt sein, von Granaten und Torpedos oder von einem Rammstoß getroffen zu werden. Da nun ein Lazarettschiff niemals gepanzert sein wird, so wird es immer leicht verwundbar sein und bei einer Havarierung schneller zu Grunde gehen als ein Panzerschiff. Ein beschädigtes Lazarettschiff wird aber viel eher fremder Hilfe bedürftig sein, als anderen Hilfe bringen

* Thatsächlich kam die „Solace" erst am Morgen nach der Schlacht von San Jago an.

Jos. Drischlers Bismarck-Standbild in Treuen i. Vogtl.

können. Soll das Lazarettschiff also seinen Zweck erfüllen, so muß es sich bis zum Ende des Kampfes unbeschädigt und aktionsfähig erhalten. Das kann es aber nur, wenn es sich in genügender Entfernung vom Kampfplatz hält.

Fernerhin wird es nur Hilfe bringen können, wenn es der siegenden Partei angehört. Denn die Lazarettschiffe eines besiegten Teiles werden sich vermutlich, um ihrer Wegnahme zu entgehen, mit den Resten der geschlagenen Flotte schleunigst vom Kampfplatz zurückziehen müssen, werden also den Lazarettschiffen des siegenden Teils die Hilfeleistung für ihre Verwundeten überlassen.

So würde sich also ungefähr die Thätigkeit der militärischen Lazarettschiffe gestalten. Wesentlich anders liegt die Sache für die Hilfsschiffe des Roten Kreuzes. Hier wird die Frage noch erörtert werden müssen, ob diese Schiffe von seiten des Oberbefehlshabers überhaupt unter allen Umständen zur Flotte zugelassen werden können. Die Vorbedingung, welche zunächst erfüllt sein muß, um solche Schiffe zur Begleitung anzunehmen, ist die, daß sie sich bedingungslos unter die Befehle des Höchstkommandierenden stellen. Aber auch dann kann ihre Anwesenheit dem Kommandierenden mitunter unangebracht scheinen: wenn es sich nämlich darum handelt, die Bewegungen seiner Flotte möglichst zu verheimlichen und nichts von seinen Absichten in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen. Befinden sich nun z. B. Hilfsschiffe des Roten Kreuzes fremder Nationalität mit bei der Flotte, so wird das Geheimhalten der Flottenbewegungen kaum möglich werden, und der Kommandierende wird lieber auf solche Hilfsschiffe verzichten.

Noch eine Schwierigkeit haben die Hilfsschiffe des Roten Kreuzes zu überwinden, die nicht übersehen werden darf: sie müssen ein gut geschultes und seefestes Personal an Bord haben. Denn das Uebernehmen von Verwundeten auf hoher See kann nur durch die Vermittlung kleiner Dampfboote geschehen, die Ruderboote im Schlepp haben. Das Abgeben der Verwundeten von Bord in die Boote wird ja wohl stets von der Besatzung des betreffenden Schlachtschiffs besorgt werden, aber das Uebernehmen der Verwundeten auf ein Lazarettschiff kann einem ungeübten Personal schon beim geringsten Seegang zur Unmöglichkeit werden.

Das sind also die Schwierigkeiten, die sich einer Hilfeleistung des Roten Kreuzes zur See entgegenstellen, und dazu kommen noch die ungeheuren Kosten, welche die Ausrüstung eines einzigen Schiffes erfordert. Man könnte ja nun auch so vorgehen, daß man ein Schiff mietet und nicht, wie die Amerikaner es gethan haben, gleich kauft. Aber auch dann sind die Kosten recht erheblich.

Ueber diesen Punkt hat der frühere Marinegeneralarzt Dr. Wenzel eine kurze Berechnung aufgestellt. Er sagt: „Nach den vorliegenden Erfahrungen ist als Miete für ein Dampfschiff, welches etwa 80 Betten aufzunehmen imstande gewesen sein würde — von etwa 1000 Tonnen Gehalt und von einem abgeschätzten Werte von 700 000 Mark — monatlich 18 000 Mark verlangt worden, worin die Löhnung und Verpflegung für die Besatzung eingeschlossen, dagegen der Kostenbetrag für Kohlen, sowie die Prämie für Seegefahr, welche letztere auf jährlich mindestens 4% des Wertes zu veranschlagen ist, nicht eingeschlossen waren. Zu diesen Kosten kommen noch diejenigen, welche für die spezielle Einrichtung zu Krankenzwecken, für die ökonomische und medizinisch-chirurgische Ausrüstung, für die Verpflegung der Kranken und die hierzu erforderlichen Vorräte, sowie endlich für die Unterhaltung des Pflegepersonals zu zahlen sind."

Dabei muß auch noch berücksichtigt werden, daß etwaige bauliche Veränderungen, wie die Einrichtung eines Handelsdampfers zum Lazarettschiff solche unbedingt erfordert, auf einem gemieteten Schiffe unter Umständen nicht die Genehmigung des Vermieters erhalten.

Außerordentlich segensreich könnte sich aber eine Mitwirkung des Roten Kreuzes gestalten, sobald diese Gesellschaft ihre Thätigkeit hinter die Front der Schlachtflotte verlegt. Wenn sie also die Krankenpflege in den Lazaretten durch Entsendung von Pflegern oder Pflegerinnen unterstützt, wenn sie Stärkungs- und Genußmittel sendet oder die Ueberführung der Kranken aus den Marinelazaretten ins Binnenland übernimmt. Andrerseits würde die Stellung kleinerer Dampfer sehr wertvoll und erwünscht sein, um den zurückkehrenden Schlachtschiffen diejenigen Kranken und Verwundeten abzunehmen, die das Lazarettschiff nicht mehr beherbergen kann. Eine in dieser Richtung geübte Hilfeleistung würde außerdem noch den großen Vorteil haben, daß sie des internationalen Schutzes nicht bedürfen und die Ausrüstung eines teuren Lazarettschiffs unnötig machen würde. —

Auf der Haager Konferenz ist über eine Neufassung der Zusatzartikel der Genfer Konvention beraten worden. Es ist beschlossen worden, daß die militärischen Lazarettschiffe nicht mehr den Kriegsgesetzen unterworfen und nicht mehr einer Wegnahme durch den Feind ausgesetzt sein sollen. Es soll ihnen ferner gestattet sein, unter gewissen Umständen, z. B. wegen schlechten Wetters, neutrale Häfen anzulaufen, ohne daß deshalb die an Bord befindlichen Kranken und Verwundeten als Kriegsgefangene festgehalten werden. Das ärztliche und Lazarettpersonal ist für unverletzlich erklärt worden. Das gleiche soll für die Hilfsschiffe der Vereine vom Roten Kreuz gelten.

Das bedeutet einen großen Fortschritt im Sinne der Humanität. Die Anerkennung dieser Sätze seitens der Signatarmächte steht aber noch aus.

In der Sundsstrasse.

Nachdruck verboten
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von **Charlotte Niese.**

Wenn auf unserer kleinen Insel der alljährliche Sommerbesuch erschien, dann waren wir niemals aufgeregt. Im Gegenteil: manche Menschen, die sich mit unheimlicher Regelmäßigkeit in unserem elterlichen oder im großelterlichen Hause einstellten, betrachteten wir als etwas Unabwendbares, etwas, das man ertragen und gegen das man artig sein mußte, das man aber im übrigen nur notgedrungen beachtete.

Natürlich gab es Unterschiede; und von einigen Menschen trennten wir uns schließlich nur ungern; aber im großen und ganzen meine ich doch, daß Kinder meistens bei Hausbesuch zu kurz kommen. Vielleicht rührt diese Meinung noch von Großvaters Schreiber Rasmus Rasmussen her, der jeden Besuch bis aufs Blut haßte. Wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er dann noch weniger als sonst beachtet wurde und auch wohl Ursache hatte, einer allgemeinen Beachtung aus dem Wege zu gehen. Er hatte nämlich eine große Vorliebe für gebrannte Wasser, und es gab Tage, an denen er für eine civilisierte Gesellschaft unmöglich war. Dann mußte er unten in seinem kleinen Schreiberstübchen essen, und jedermann ging ihm aus dem Wege. Hinterher war das alles sehr bitter für ihn, und er setzte eine so beleidigte Miene auf, daß man die Empfindung hatte, die ganze Welt müßte ihn um Verzeihung bitten, weil er betrunken gewesen war. Aber die Beleidigtheit hielt doch nicht lange genug stand, um ihn von seiner betrüblichen Gewohnheit zu kurieren. Im Gegenteil, wenn einer meiner Brüder ihm in einer guten Stunde allerhand vertrauliche Vorstellungen machte, dann hatte er immer tausend Entschuldigungen, und vor allem die, daß er sich heftig über dieses und jenes, besonders über irgend einen Hausbesuch geärgert hatte.

„Mein guter Junge," pflegte er zu meinem Bruder Heinrich zu sagen, vor dem er am meisten Respekt hatte. „Du weißt nicht, wie es ist, wenn die Leute so hochmütig gegen einen sind. Ich bin doch auch aus einer feinen Familie, und wenn ich nicht wäre, dann könnte Herr Justizrat lange nach einem so tüchtigen Arbeiter suchen. Na, und dann sitzt oben am Tisch irgend eine alte Jungfer, für die ich Luft bin, ganz und gar Luft. Ist das nicht ärgerlich? Und wenn nachher Bäcker Martens zu mir sagt: ‚Herr Sekretär, ist Ihnen nicht ein Lüft

und Lütt* gefällig,' soll ich da unhöflich sein? Nein, mein guter Junge, Rasmus Rasmussen weiß auch, was er sich schuldig ist. Und das ist ganz gewiß: wenn man sich geärgert hat, dann muß maa eine Kleinigkeit trinken, sonst wird man krank."

Nach diesen Reden mußte man annehmen, daß Rasmus nur trank, wenn er sich geärgert hatte: dies war indessen durchaus nicht der Fall. Als vor etwa einem Jahr Herr Dietrich Stelling ins Zuchthaus kam, da hatte er sich so gefreut, daß er mehrere Tage unsichtbar war und erst wieder zum Vorschein kam, nachdem er sich eine ganze Woche auf dem Lande erholt hatte.

Herr Dietrich Stelling war nämlich eine Art Nebenbuhler von ihm. Er sollte wirklich und wahrhaftig studiert haben, hatte es aber zu nichts Ordentlichem gebracht und war auf die Insel gekommen, um hier Winkeladvokat zu werden. Da sich Rasmus gleichfalls mit seinen juristischen Kenntnissen brüstete und gern für eine kleine Belohnung Rat in schwierigen Angelegenheiten erteilte, so fand er Herrn Stellings Dasein im höchsten Grade überflüssig. Sprach er von ihm, dann nannte er ihn nur den ekligen Fremden, und erblickte er ihn aus der Ferne, dann geriet er in heftige Erregung.

Wir kannten Herrn Stelling fast gar nicht. Er wohnte in der Sundsstraße, in der wir wenig verkehrten und in der wir nur einen Bekannten, den Bäckermeister Martens, hatten. Diesen sahen wir übrigens meistens im Winter, wenn er die kleinen, reizenden Pfeffernüsse backte, von denen es so viel fürs Geld gab, daß man es zuerst nicht für möglich hielt, sie alle aufessen zu können. Nachher ging es dann aber doch ganz gut, und viel schneller, als man gedacht hatte.

Wenn also Rasmus nicht oft auf Herrn Dietrich Stelling gescholten hätte, würden wir wohl kaum von ihm gehört haben. Aber nun wußten wir doch so viel von ihm, daß wir mit Interesse erfuhren, er sei zu sechs oder neun Monaten Zuchthaus verurteilt. „Manchmal giebt es doch noch Gerechtigkeit!" sagte Rasmus, während er sich, seiner Gewohnheit gemäß, die Hände rieb. „Er hat nur zu wenig gekriegt. Fälschung hat er begangen, und Meineid. Lebenslänglich hätte er herein ins Koschott müssen, wenn ich was zu sagen gehabt hätte. Aber er wird nun doch wohl von der Insel bleiben. Hier kann ihn kein Mensch mehr gebrauchen!"

Dann ging er von Schenke zu Schenke, um diese Freudenbotschaft zu verbreiten, und übernahm sich dermaßen, daß auch seine eigene Stellung sehr gefährdet war.

Als wir nach einigen Tagen unseren alten Freund Mahlmann besuchten, der früher auch im Zuchthaus gewesen war und nun meistens wegen Altersschwäche im Bett lag, erzählten wir ihm, daß Herr Dietrich Stelling ins Zuchthaus käme.

„Was is das for ein?" knurrte der Alte. Er saß in seinem rotgewürfelten Bett und aß langsam ein Stück Kuchen, das wir ihm mitgebracht hatten.

Wir suchten ihm seine Frage zu beantworten: „Herr Dietrich Stelling ist ein Mann, der beinahe studiert hat und schön schreiben kann. Er giebt vielen Menschen Rat, wie sie ihr Testament machen sollen und ob sie auch jemand verklagen können. Und nun ist er verklagt worden, weil er falsch geschworen hat."

Mühsam kaute Mahlmann an dem Stück Kuchen herum und schüttelte dabei verdrießlich den Kopf.

„Du mein Gott, for son Firlefanz kommt nu schon ein ins Zuchthaus? Nich mal ein kleinen Totschlag, und nich mal ein büschen Einbruch? Oha — heutzutage is auch nix mehr mit die Gesetzens los! Allens, was ein büschen Gripps hatt, is ja woll ausgestorben: nu kriegen sie son Unschulligen bein Kanthaken; bloß daß die Häusers voll werden."

„Wer falsch schwört, ist doch nicht unschuldig!" sagte ich; aber Mahlmann schlug mit der Hand auf die Bettdecke, daß lauter kleine Federn herausstoben, und rief, ich sollte still sein. Von Herrn Dietrich Stelling wollte er nichts mehr hören; es ärgerte ihn augenscheinlich, daß ein Mensch, der nach seiner Ansicht kein ordentliches Verbrechen begangen hatte, ins Zuchthaus gekommen war. Wir vergaßen Herrn Stelling auch allsobald, und selbst Rasmus kam nicht mehr auf ihn zurück.

Dies war vor etwa einem Jahr gewesen, und inzwischen hatten wir manchen Hausbesuch erlebt. Der September kam ins Land; die Tage wurden kürzer, und die Aepfel begannen zu reifen. Das war immer eine angenehme Zeit, in der wir häufig mit den Leuten Freundschaft schlossen, die schöne Apfelbäume hatten.

Der Bäckermeister Martens hatte einen ganz wundervollen Gravensteiner Apfelbaum. Er stand in einem Grasgarten hinter seinem Hause, und obgleich wir uns schon denken konnten, daß er noch keine Pfeffernüsse backte, so besuchten wir ihn doch eines Tages und thaten, als wollten wir Pfeffernüsse kaufen. Aber wir wollten nur wissen, ob seine Aepfel schon reif wären, und er wußte auch gleich, was wir beabsichtigten.

„Ja, mein Jürgen," sagte er zu meinem Bruder, „wenn du mal in den Baum klettern und nachsehen willst, ob die Aepfel reif sind, dann kanast du es thun. Mir ist es einerlei."

Er saß auf seinem kleinen Ladentisch und stützte den Kopf in die Hand. Im Grunde genommen, war Böcker Martens immer vergnügt, und wir kannten ihn nicht anders, als daß er lachte und Scherze machte; deshalb wunderten wir uns über sein trübseliges Gesicht.

„Was fehlt dir?" erkundigte sich Jürgen.

„Meine Frau ist so krank!" erwiderte der Bäcker. „Der Doktor sagt, daß sie sterben muß."

Er seufzte, fuhr sich mit der Hand durch sein dickes Haar, denn er war noch ziemlich jung, seufzte noch einmal und stand auf.

„Kinder, Kinder," sagte er. „Heiratet man nicht! Der Ehestand ist ein Wehestand."

Wir gingen trübselig davon. Von Frau Bäckermeister Martens wußten wir nicht viel mehr, als daß sie manchmal im Laden stand und mit den Kunden schalt; aber daß sie sterben wollte, war nicht nett von ihr und verhinderte auch, daß wir uns weiter nach den schönen Aepfeln umsahen.

Kaum waren wir wieder vor dem Haus unseres Großvaters angekommen, als Rasmus auf uns zukam. Er war in großer Erregung, und sein Gang schwankte bedenklich hin und her.

„Nun kommt der auch noch!" sagte er wütend. „Kaum denkt man, daß das Haus in Ruhe ist, dann kommt immer wieder jemand. Und noch dazu der. Excellenz, Excellenz!"

„Was ist Excellenz?" fragte ich erstaunt. Rasmus warf mir einen bösen Blick zu.

„Excellenz ist ein Minister. Ein großes Tier mit einem großen Orden und allgemeiner Hochschnauzigkeit. Unsereins wird er nicht ansehen, und euch auch nicht. Zu Tisch kommt ihr natürlich nicht, und wenn ihr etwas sagt, werdet ihr eingesperrt."

Das waren angenehme Aussichten. Wir wußten allerdings, daß Rasmus nicht immer die Wahrheit sagte, aber heute konnte er nicht allzuviel geflunkert haben. Das ganze großelterliche Haus war nämlich in Aufregung. Die Treppen wurden gescheuert und die Fenster geputzt; die Hausdame meines Großvaters flog im Hause umher, und sogar der Kutscher Heinrich putzte seine Livreeknöpfe; eine Arbeit, die er sonst für überflüssig hielt.

Wir empfahlen uns eilfertig und suchten den Frieden des Elternhauses auf.

Aber auch hier warfen die kommenden Ereignisse ihren Schatten voraus. Unsere Mutter nahm jeden einzelnen allein vor und hielt ihm eine kleine Rede, wie unsäglich brav er sich zu verhalten habe, und wie wir unsern Eltern Ehre machen sollten.

Es war wirklich langweilig, und niemand kann uns verdenken, daß wir allmählich in eine Stimmung kamen, die sich der von Rasmus bedenklich näherte, und daß wir alle Leute, die Excellenz genannt wurden und große Orden trugen, in die Gegend wünschten, wo es so heiß ist, daß nicht einmal der Pfeffer dort wachsen kann.

Zum Glück kam der Minister nicht an dem Tage, zu dem er sich angemeldet hatte, und die Gemüter fanden wieder Zeit, sich zu beruhigen.

„Der hat natürlich Podagra und ist krank!" sagte Rasmus, während er sich die Hände rieb. „Excellenzen haben immer Podagra, und dann sind sie so verdrießlich, daß sie jeden

* ein Schnaps.

Menſchen gleich umbringen könnten. Und ſchließlich kommt das Waſſer zum Herzen, und ſie ſind tot."

Wir hatten noch niemals von Podagra und ſeinen Begleiterſcheinungen gehört, deshalb feſſelte uns die Beſchreibung nicht wenig. Unſertwegen konnte Seine Excellenz gern ſterben, ehe er zu uns kam; an der Vorfreude hatten wir wirklich genug; beſonders da auch unſer Großvater, der im übrigen nicht aufgeregt war, uns zur ſtillen Artigkeit ermahnt hatte, was ihm ſonſt nie einfiel.

„Mit euren Geſchichten könnt ihr gefälligſt zu Hauſe bleiben, wenn der Miniſter kommt," ſagte er. „Ihr ſollt nett antworten, wenn er euch etwas fragt; wenn er aber nicht fragt, dann braucht ihr ihm nicht gleich zu erzählen, daß bei Bäcker Martens ein Kind geboren iſt, und daß Jakobine Petren Asmuſſen nächſtens Hochzeit geben wird."

„Aber Großvater!" Ich erſchrak wirklich. „Bei Bäcker Martens iſt kein Kind gekommen; ſeine Frau iſt gerade geſtern geſtorben, und Jakobine Petrea Asmuſſen kann wirklich keine Hochzeit feiern," ich mußte laut auflachen; „ſie hinkt ja und iſt zweiunddreißig Jahre alt. Dann kann man doch keine Hochzeit mehr geben!"

„Dummes Zeug!" Großvater war ſehr gut, aber manchmal wurde er leicht ärgerlich. „Von ſolchen Dingen verſtehſt du nichts, und jedenfalls will ich nicht alle dieſe Geſchichten aufgetiſcht haben!"

Lachend lief ich davon. Wenn Großvater denn durchaus wünſchte, daß ein Miniſter nichts von einem Bäcker wiſſen durfte, dann war es gut! Aber im übrigen war es doch zu komiſch, daß Großvater alle Geſchichten durcheinander warf und niemals wußte, was wir ihm erzählt hatten.

Die Frau von Bäcker Martens war nämlich wirklich geſtorben, und wir hatten viel Mitleid mit dem armen Mann, der beim Begräbnis in ſich zuſammengeſunken hinter dem Sarge herging und ſich weder nach rechts noch nach links umſah. Auch bei dem ſpätern Leichenſchmauſe war er teilnahmlos geweſen, wie uns Rasmus erzählte, der daran teilgenommen hatte. Der Schreiber war eigentlich immer überall, wo es etwas zu eſſen und zu trinken gab, und die Leute luden ihn auch gern ein, weil er nicht ſchlecht zu reden verſtand.

Bei Hochzeiten toaſtete er auf das Brautpaar, und bei Leichenſchmäuſen ſagte er etwas Gutes über die Toten. Nicht allein über die, die eben aus dem Leben geſchieden waren, ſondern auch über deren Eltern und Großeltern, die ſchon lange im Grabe ruhten und von denen die meiſten Menſchen nichts mehr wußten.

„Es iſt manchmal nicht leicht, etwas Gutes über ſie zu ſagen," vertraute er uns an. „Aber ich thue es doch, und es macht einen feinen Eindruck. Bei Bäcker Martens war das Eſſen übrigens ſehr nobel. Rathsbraten mit Pflaumen und dann Kartoffelſalat. Jakobine Petren kann ſehr gut kochen; nur vielleicht ein bißchen ſchwer. Da muß man dann etwas trinken, ob man mag oder nicht mag."

Bei dieſen Worten griff er an ſeinen Kopf und machte ein ſo bekümmertes Geſicht, als wäre es ihm nicht leicht geworden, allen ſeinen Verpflichtungen nachzukommen.

Milo und ich hatten dieſe Unterhaltung mit ihm auf der Straße; nun ging er weiter, und wir beſchloſſen, unſerem großelterlichen Garten einen Beſuch abzuſtatten. Dort ſtand nämlich ein Birnbaum, deſſen Früchte die Eigenſchaft hatten, eigentlich niemals reif zu werden. Aber der gute alte Baum war immer ſo voll von Birnen, daß man ſie ſelbſtverſtändlich aufeſſen mußte. Außerdem hatte er einen niedrigen Stamm und ein ſo bequemes Aſtwerk, daß ſelbſt ein Mädchen leicht in ihn hineinklettern und dann nach einem Gravenſteiner Apfelbaum greifen konnte, der vertrauensvoll ſeine Zweige von des Nachbars Garten zu uns herüberreichte.

Dieſe Gravenſteiner waren nicht ganz ſo ſchön wie die von Bäcker Martens, aber man konnte ſie immerhin mitnehmen.

Großvater war niemals in ſeinem Garten, der ſich auch nicht durch große Lieblichkeit auszeichnete. Es ſtand eine Bank unter dem Birnbaum, die den Aufſtieg erleichterte; im übrigen wuchs nur etwas Gemüſe darin, auf das niemand großen Wert legte.

Als Milo und ich jetzt den Garten betraten, ſahen wir einen Herrn auf der Bank ſitzen. Er hielt ein Buch in der Hand und las eifrig darin; hin und wieder hob er die Augen und ſah über ſich in den Birnbaum.

Als wir vor ihm ſtanden, ſchloß er ſein Buch und ſah uns mit einem Lächeln an. Er hatte ein gutes Geſicht, und er ſchien auch nicht ſehr alt zu ſein; jedenfalls fühlten wir uns verpflichtet, ihn anzureden. „Was wollen Sie hier?" ſagte Milo. „Großvater iſt nicht zu Hauſe. Er iſt über Land gefahren."

„Das habe ich gehört;" die Stimme des Fremden hatte einen angenehmen Klang; „du muß ich wohl etwas auf ihn warten."

„Wollten Sie ihn beſuchen?"

„Ja!"

Es war wirklich ein netter Mann. Er trug allerdings ein ſehr einfaches Reiſekoſtüm und hatte nicht einmal eine goldene Uhrkette, die doch bei ſeinen Herren recht auffallend über den Magen fallen muß; aber er hatte ein Geſicht, das uns Vertrauen einflößte. Milo ſetzte ſich neben ihn und legte ihm die Hand aufs Knie. „Wiſſen Sie was?" ſagte er vertraulich, „gehen Sie nur ruhig wieder weg; Großvater iſt in dieſer Zeit nicht ſo recht zu ſprechen; ich glaube, er iſt verdrießlich, weil der alte ſchreckliche Miniſter kommt."

„Ach ja," ich ſetzte mich auf die andere Seite des Fremden. „Augenblicklich iſt es hier gar nicht ſchön, und Platz iſt auch nicht für Sie. Der Miniſter ſoll drei Zimmer haben. Iſt das nicht furchtbar viel? Und Rasmus ſagt, er könnte doch nur in einem Zimmer ſterben."

„Wer iſt Rasmus?" Der Herr ſteckte ſein Buch in die Taſche und ſtrich ganz leiſe über meine wilden Haare.

„Rasmus iſt Großvaters Schreiber. Er glaubt ganz gewiß, daß der Miniſter hier ſterben wird. Weil er immer ſo viel Podagra hat. Alle Miniſter haben Podagra und ſterben, weil ſie ins Waſſer fallen!"

„So iſt es nicht!" rief Milo eifrig. „Das Waſſer kommt vom Podagra und ſteigt ihnen zu Kopf!"

Der Herr lachte ſo hell auf, daß wir ihn erſtaunt betrachteten. Wenn man von ſchrecklichen Dingen erzählt, darf eigentlich nicht gelacht werden! Der fremde Herr mußte unſere Gedanken erraten: er wurde wieder ganz ernſt. „Alſo der Miniſter wird hier ſterben? Da würde ich ihn doch lieber nicht einladen."

„Niemand hat ihn eingeladen; er kommt von ſelbſt. Er kennt Großvater von früher und will ihn einmal ſehen. Aber wir werden uns ſehr freuen, wenn er wieder weg geht."

„Er hat dir doch nichts gethan?" lächelte der fremde Herr, und dabei ſah er mich ſo freundlich an, daß ich unwillkürlich weicher wurde.

„Gethan hat er mir nichts; aber es iſt doch ſehr lätig, wenn man niemals etwas erzählen darf. Nicht einmal von Bäcker Martens darf ich ſprechen, der doch ſeine Frau verloren hat, was ſehr traurig iſt. Und er hat ſo ſchöne Gravenſteiner Aepfel und bäckt ſo gute Pfefferniſſe, und —"

In dieſem Augenblick kam Rasmus Rasmoſſen in den Garten. Er war dunkelrot im Geſicht und machte ſo viele Verbeugungen, daß er nur mühſam ſprechen konnte.

„Excellenz," keuchte er. „Wenn Excellenz die Gnade haben wollen, das Haus zu betreten, ſo —" er ſchnappte nach Luft und verbeugte ſich immer wieder. „Vielleicht darf ich die Ehre haben, Excellenz ins Haus zu geleiten, Excellenz — Excellenz!" Er ſagte gewiß noch zehnmal Excellenz, und Milo und ich jubelten vor Lachen.

Wir hatten Rasmus ſchon oft betrunken geſehen; aber in dieſem ſonderbaren, dienernden Zuſtand kannten wir ihn nicht. Gerade wollten wir ihm auseinanderſetzen, daß der neue Herr ſicherlich kein ekliger Miniſter ſei, als auch unſer Großvater in der Gartenthür erſchien und eiliger, als es ſonſt ſeine Gewohnheit war, auf den Fremden zuſchritt.

„Beſter Wolfgang," ſagte er. „Heute hatte ich dich nun gerade gar nicht erwartet, und du mußt ſchon entſchuldigen, daß dein Empfang vielleicht etwas eigentümlich ausgefallen iſt. Aber, wenn man zu Fuß kommt und ſich nicht einmal zu erkennen giebt —"

„Es war alles ganz wunderſchön!" unterbrach ihn der

Die Insel Tscha-lien-tao mit dem ersten deutschen Leuchtfeuer an der ostasiatischen Küste.
Nach dem Gemälde von L. Wuttke.

Herr lächelnd. „Mein Empfang war außerordentlich nett, und ich hoffe, du bist mir nicht böse, daß ich mich so unerwartet einstellte. Wer im Leben so viele Empfänge durchzumachen hat, der ist sehr dankbar, wenn er einmal ein bißchen unscheinbar durch die Welt gehen kann."

Beide Herren verließen den Garten; und Milo und mir wurde es klar, daß es nun doch der Minister gewesen war, mit dem wir gesprochen hatten. Aber wir waren enttäuscht.

„Wo war sein großer Orden?" fragte ich Rasmus, der noch immer bei uns herumschlotterte.

„Er sieht nicht aus, als ob ihm Wasser in den Kopf gestiegen wäre!" setzte Milo hinzu und sah den Schreiber vorwurfsvoll an.

„Seid still!" ermahnte uns dieser. Er war noch immer rot und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Wenn ein so vornehmer Mann in der Nähe ist, dann darf man nicht sprechen."

„Ach was!" Milo kletterte gemächlich in den Birnbaum. „Er war nicht so schlimm; er war ziemlich nett; und meinetwegen kann er etwas länger bleiben."

Er verschwand in den Aesten des alten Baumes, und ich schickte mich gerade an, ihm nachzusteigen, als mich Rasmus festhielt. „Ihr waret doch artig?" flüsterte er. „Schrecklich, ganz schrecklich artig?"

„Aber sicherlich," entgegnete ich. „Wir haben nichts erzählt, was wir nicht erzählen sollten, und nur gesagt, du hättest gesagt, der Minister hätte Podagra und Wasser im Kopf und würde gewiß sterben. Aber er sieht wirklich ganz vergnügt aus."

(Schluß folgt.)

BLÄTTER & BLÜTEN

Das Bismarck-Standbild in Treuen, dessen Abbildung unsere Leser S. 545 finden, wurde am 15. Juli feierlich enthüllt und zählt in seiner packenden Lebenswahrheit wohl mit zu den besten Denkmälern, welche dem Andenken des großen Kanzlers geweiht sind. In anderthalbfacher Lebensgröße erhebt sich die Figur ohne jede Pose auf einem einfachen Sockel aus bayrischem Granit. Ihr Schöpfer ist der Charlottenburger Bildhauer Joseph Drischler, der, im Jahre 1838 zu Rinteln in Kurhessen geboren, bisher vom Glück wenig begünstigt war und erst jetzt zu der Geltung gelangt ist, die ihm gebührt. Nach Beendigung seiner Studien auf der Münchener Akademie, wo Professor Widemann sein Lehrer war, arbeitete er mehrere Jahre in Wien und dann in New-York. In die Heimat zurückgekehrt, nahm er eine Stellung im Atelier Siemerings an, wo er an dessen großen Werken in umfangreichem Maße beschäftigt war. Diese Thätigkeit, die wohl ursprünglich nur für kurze Zeit in Aussicht genommen war, fesselte ihn nicht weniger als 17 volle Jahre. Dann erst machte er sich frei, um in eigener Werkstatt selbständig zu schaffen. Das erste größere Werk, das aus seinem Atelier hervorging, war der Erzengel Michael, der jetzt die Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche im Tiergarten zu Berlin schmückt, das zweite eine Bismarck-Statue für Zwickau, welche die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf den Künstler lenkte, der so lange in der Stille gearbeitet hatte. In der vorjährigen großen Kunstausstellung zu Berlin erregte eine Moltke-Statuette von überraschender Porträtähnlichkeit allgemeine Bewunderung und trug dem Künstler ungeteilte Anerkennung, namentlich in militärischen Kreisen, ein.

Ein Musterschulhaus in München. (Mit Abbildung.) Der pädagogische Erfahrungssatz, daß für die Kinder das Beste gerade gut genug sei, findet nunmehr auch in ganz hervorragender Weise auf die Ausgestaltung der Schulhäuser praktische Anwendung. Von allen neueren Bauten dürfte die neue Stielerschule in München unstreitig als Musterschulhaus zu bezeichnen sein. Der stolze Prachtbau erhebt sich an der Stielerstraße draußen beim Bavariaring. Er gliedert sich in zwei in ihrer Kreuzung durch ein zierliches Uhrentürmchen gekrönte zweistöckige Flügel nach beiden Straßenseiten mit eingefügten dreistöckigen Giebelbauten, durch die ein materisches Gruppenbild erzielt wurde, und in einen an der Ecke vorgelegten Terrassenbau, der die Turnsäle für Mädchen und Knaben enthält. Das von 1600 Schülern besuchte Gebäude weist 30 Schulzimmer mit gesonderten Garderoberäumen für die Kinder auf; ferner sind vorhanden ein Oberlehrerbureau, ein Konferenzsaal, zwei Lehrmittelzimmer und — sechs Kaezer für kleine Unholde und Bösewichter. Alle Anstaltsräume werden durch Niederdruck-Dampfheizung erwärmt. Im Souterrain befinden sich die Räume der Suppenküche, das Brausebad und der Kindergarten. Der mehrere Tagwerk große Hof enthält weite Turnplätze. Ein Modell dieses Musterschulhauses befindet sich nun der Pariser Weltausstellung

Die Stielerschule in München.

Nach einer Aufnahme von Carl Grünter in München.

Die Insel Tschu-tien-tau, von welcher wir S. 549 eine Abbildung nach dem im Besitze Kaiser Wilhelms befindlichen Gemälde C. Wuttkes geben, liegt südöstlich von Tsingtau und bildet den Beginn unseres Staatsbesitzgebietes. Vom nächsten Festlande (Kap Ya-tau) ist sie etwa 30 km entfernt und giebt eine gute Ansteuermarke sowohl für die südlich von Schanghai, wie die vom Norden kommenden Dampfer ab. Was diese Insel aber noch besonderes Interesse zuwendet, ist der Umstand, daß auf ihr das erste deutsche Leuchtfeuer an der ostasiatischen Küste errichtet wurde. Das Felseneiland ist 1500 m lang und mißt an der breitesten Stelle 300 m. Es erhebt sich steil aufsteigend bis zu einer Höhe von 70 m und besteht aus granitischem Gestein, dessen verwitterte Schichten größtenteils mit Steppengras dicht bewachsen sind. Aus der sehr eiförmigen Flora sei nur eine besondere Art gelber Lilien mit stark duftenden tangestielten Blüten erwähnt, die, getrocknet, bei den Chinesen ein sehr geschätztes Gemüse sind.

Die Insel war unbewohnt, bis im Dezember 1898 das erwähnte Leuchtfeuer errichtet wurde, das zugleich eine Station zu meteorologischen Beobachtungen bildet. Zwei deutsche Leuchtturmwärter und drei Chinesen als Diener sind nun in einem daneben errichteten Wohnhaus stationiert. Sie halten sich Schafe und Hühner und treiben etwas Gartenbau. Wasser und Proviant werden alle acht Tage durch einen kleinen Dampfer von Kiautschou herbeigebracht. Chinesische Fischer, die trotz in der Nähe ihrem Geschäft obliegen, müssen auch vor den plötzlich auftretenden Wirbelstürmen unter der Insel Schutz und in einer etwa 2 m hohen und 20 m langen Felsengrotte freiwillige Unterkunft finden, besuchen das Eiland zuweilen, und der Maler unseres Bildes, der während der Erbauung des Leuchtfeuers im Dezember 1898 auf der Insel weilte und hier seine eingehenden Studien machte, berichtet, daß diese Fischer den Deutschen sehr schmackhafte Fische brachten, gewissermaßen als Tribut, indem sie sich weigerten, Bezahlung dafür anzunehmen. Jene Fischer haben auch aus dem Gestein der Insel mit rechter Hand auf dem Bilde sichtbares primitives Tempelchen errichtet, auf dessen Altar sie Weiheleuchten anzünden. Zwei Stangen sind dazu bestimmt, die sagenannten „Fliegenden Gebete" zu tragen, die den Meergott um Gnade anflehen.

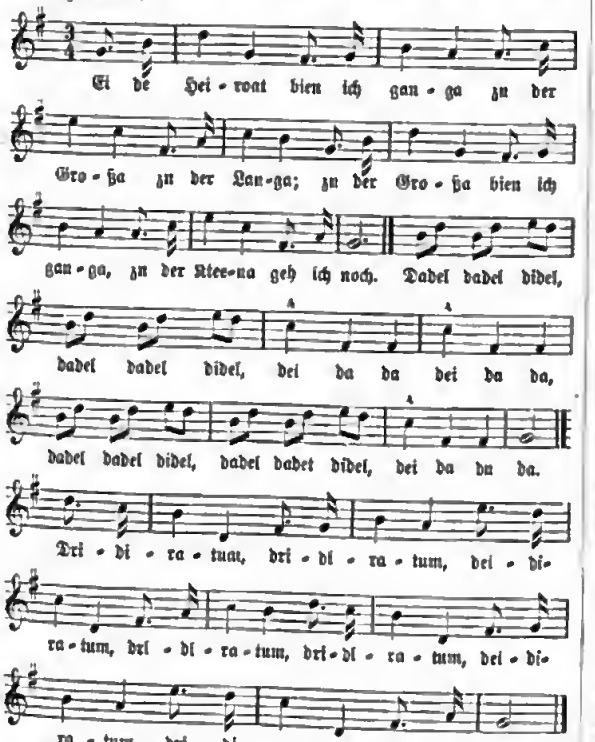
Ein altschlesischer Bauerntanz. (Zu den Bildern S. 551.) Ein Hauptzweck aller volkskundlichen Bestrebungen ist wohl der, alte Gebräuche und Sitten nicht nur wissenschaftlich zu erforschen, sondern Mittel und Wege zu finden, das Wertvolle unter den Ergebnissen der Forschungen dem Volke wieder bekannt zu machen, ja unter denselben womöglich wieder einzubürgern. In den meisten Fällen wird letzteres wohl ein frommer Wunsch bleiben.

Zu den wertvollen volkskundlichen Ueberlieferungen gehören unsere alten Volkstänze. Hier sei nur von den schlesischen, speciell denen aus dem Riesengebirge, die Rede. Wohl sind noch einige, wie der „Alte Deutsche", der „Fuhrmannswalzer" und „Freut euch des Lebens", älteren Bewohnern dieser Gegend bekannt. Die anderen, die wir nennen

der „Trampelwalzer", der „Würgewalzer", „Krause Benjes (Benjamins) Brauttanz", der „Autentanz", der „Nüblentanz", der „Tanz vor dem Ofenloch" — sind aber mehr in Vergessenheit geraten. Eine einzige Person ist uns im Riesengebirge bekannt, eine 70jährige Frau Christiane Wolf in den hochgelegenen Babenhäusern, die die letztgenannten Tänze nicht nur getreu nach Text und Melodie wiedergeben konnte, sondern sie auch mit jugendlicher Lebendigkeit vortanzte.

Im allgemeinen haben diese Tänze etwas Schwerfälliges, was ja auch dem Temperament der Gebirgsbewohner entspricht. Mit gewuchtigen Schritten schreiten die Paare beim „Alten Deutschen" einher. Unter dem taktmäßigen Aufsetzen des linken Fußes erdröhnt die Diele beim „Fuhrmannswalzer". Daß beim „Trampelwalzer" die Paare nicht dahinschweben, sagt zur Genüge sein Name. Einige dagegen, wie „Krause Benjes Brauttanz" und „Freut euch des Lebens", sind zierlich und anmutig in jeder Bewegung. Eins haben alle Tänze gemeinsam: sie stellen sowohl an die Bein- und Armmuskeln, als auch an die Lungen der Tanzenden gehörige Anforderungen.

Im Bilde führen wir hier den „Würgewalzer" vor. Sein Name erklärt sich aus der Eigenart dieses Tanzes, die in einem festen Sichumfassen der tanzenden Paare liegt, wofür im Volksmund das Wort „Würgen" gebraucht wird. Die erste Strophe dieses alten Tanzes geben wir hier in Melodie und Text wieder:



Der Tanz besteht aus drei Teilen. Tänzer und Tänzerinnen stehen einander gegenüber und bilden zusammen zwei konzentrische Kreise, die Tänzerinnen den äußeren, die Tänzer den inneren. Die Stellung der Tanzenden zeigt das erste Bild. Mit Beginn jedes Taktes wiegt der Körper mit hochgehobenen Händen einmal nach links, einmal nach rechts hin und her. Die Bewegung wird nach jeder Seite viermal, möglichst tief ausgeführt. Während des „dadel dadel didel" walzen die Paare langsam, schleifend im Kreise. Die Haltung, welche die Tänzer dabei einnehmen, veranschaulicht das zweite Bild. Der dritte Teil ist das „Schieben". In der auf dem dritten Bilde angedeuteten Weise schiebt die Tänzerin ihren rückwärts schreitenden Tänzer mit sechs Schritten nach dem Mittelpunkt des Kreises, der in alten Schenkstuben durch die „Saule" gebildet wurde. Mit sechs Schritten schiebt hierauf der Tänzer seine Tänzerin in die alte Stellung zurück. Dieses „Schieben" wiederholt sich noch einmal und der Tanz beginnt von neuem.

Der Würgewalzer, ein altschlesischer Bauerntanz.

Nach photographischen Aufnahmen.

Sämtliche genannte Tänze sind der Oeffentlichkeit schon etwas bekannt geworden durch die auch außerhalb Schlesiens schon aufgeführten „Hainer Spinnabende" und durch die Veranstaltung einer „altschlesischen Bauernhochzeit" im vergangenen Jahre im Badeort Warmbrunn.

Georg Popig.

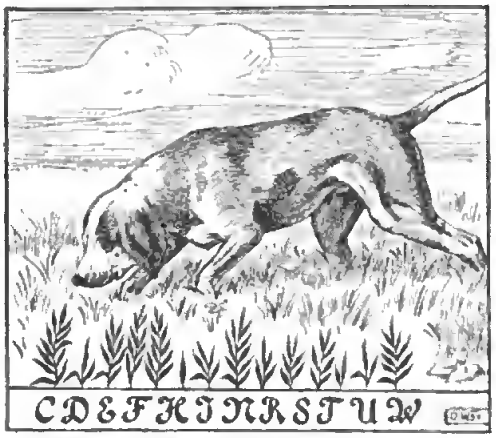
Ein Apparat zur Wiederbelebung Scheintoter. Vom Blitz getroffene Menschen, Ertrunkene, die nicht zu lange unter Wasser gelegen haben, durch allerlei Grubengase Verunglückte sind, auch wenn sie keinerlei Lebenszeichen mehr erkennen lassen, als Scheintote zu betrachten und demgemäß zu behandeln. Es ist Menschenpflicht, an ihnen Wiederbelebungsversuche anzustellen, vor allem die künstliche Atmung einzuleiten. Bei uns in Deutschland wird vorwiegend die von Dr. Silvester empfohlene Methode geübt, die darin besteht, daß man durch Emporheben der Arme über den Kopf des Scheintoten und darauf folgendes Senken und Andrücken derselben an den Brustkorb die Bewegung der natürlichen Atmung im Brustkorb zu erzeugen sucht. In Frankreich wird seit einigen Jahren die von Professor Laborde entdeckte Methode angewandt. Man faßt dabei mittels eines Hand- oder Taschentuches die Zunge des Scheintoten, zieht sie in rhythmischer Aufeinanderfolge hervor und schiebt sie wieder zurück. Auf diese Weise sind schon viele Scheintote wieder belebt worden, da durch den Zug an der Zunge Nerven gereizt werden, die mit dem Atmungscentrum in Verbindung stehen. Neuerdings gelang es, einen aus dem Wasser gezogenen Schiffsjungen wieder ins Leben zurückzurufen, nachdem man die Labordesche Methode unermüdlich drei Stunden lang fortgesetzt hatte. Der Fall lehrt wieder, daß man bei den Wiederbelebungsversuchen Scheintoter die Geduld nicht verlieren darf, wenn sich auch nach einer halben oder einer Stunde noch kein Erfolg zeigt. Da nun die Ausübung des fortgesetzten rhythmischen Zuges an der Zunge die menschliche Hand rasch ermüdet, hat Laborde neuerdings einen kleinen Apparat herstellen lassen, der diese Arbeit besorgt. Die Zunge wird an einem Hebel befestigt, die Maschine durch ein Uhrwerk aber durch Elektricität in Bewegung gesetzt, und nun geht die Wiederbelebungsarbeit ruhig und regelmäßig vonwärts. Es bleibt abzuwarten, wie sich die neue Erfindung bewähren wird. Im günstigen Falle dürfte sie gewiß in den Sanitätsstationen der Großstädte, in größeren Badeanstalten ꝛc. rasch Verbreitung finden.

Die Jungfrau von Orleans. (Zu unserer Kunstbeilage.) Keine von den berühmten Frauen der Weltgeschichte ist durch die Geschichtschreibung und die Dichtung in ein so verschiedenartiges Licht gerückt worden wie das heldenmütige Hirtenmädchen von Domremy, welches Frankreichs oft geschlagene Truppen wieder zum Siege gegen die Engländer führte. Die Franzosen feiern sie als eine nationale Heldin; ihr jüngst enthülltes Ehrendenkmal in Orleans, der einst von ihr befreiten Stadt, beweist, daß auch in der Gegenwart die Dankbarkeit, welche das französische Volk ihr für ihre Großthaten schuldet, noch nicht erloschen ist. Geboren war Jeanne d'Arc 1412 in dem Dörfchen Domremy, welches an der Grenze von Lothringen und der Champagne liegt; sie half ihren Eltern, schlichten Ackerbauern, bei der Landwirtschaft; von frühester Jugend auf war sie ernst, fromm, schwärmerisch. Als die Burgunder das Land verheerten, mußte sie mit ihren Eltern flüchten. Da wandte sich zuerst ihre Teilnahme den Geschicken ihres Vaterlandes zu; gegen die Engländer hegte sie tiefen Haß im Herzen: sie hörte innere Stimmen, welche sie aufforderten, Frankreich von ihnen zu erretten, das von ihnen bedrängte Orleans zu befreien. Sie teilte zuerst dem französischen Hauptmann in Vaucouleurs ihren Herzenswunsch mit, der sie nach

längerem Zögern zu den Königsdorf zu Chinon führte. Auch der König Karl IX zögerte; denn er war ein zweifelsüchtiger Lebemann, der an diese himmlischen Offenbarungen nicht glauben wollte. Doch als eingesetzte geistliche Kommissionen sie geprüft und sich von der Reinheit und Lauterkeit ihrer Gesinnung überzeugt hatten, da unterstellte er ein kleines Armeekorps ihren Befehlen, und sie drang 1429 in Orleans ein, gewann das Vertrauen der Besatzung und schlug die Engländer in mehreren Ausfällen, so daß sie den Rückzug antreten mußten; dann schlug sie nachmals die englischen Truppen in offener Feldschlacht. Ihre hauptsächlichste Aufgabe war indes, den König Karl nach Rheims zu führen, damit er dort die geweihte Krone erhielte. Auch dies gelang ihr; die Festungen, die am Wege lagen, öffneten ihr die Thore. Doch nach diesem großen Erfolg ihres Lebens verließ sie das Glück; es gelang ihr nicht, Paris zu erobern, das zu den Engländern hielt, sie wurde schwer verwundet und mußte die Belagerung aufgeben. König Karl überließ sich indes wieder ganz seinen auf ein üppiges Leben gerichteten Neigungen, während die Engländer alles aufboten, um ihre früheren Verluste wettzumachen. Jeanne d'Arc, wenig von den französischen Generalen unterstützt, die an ihrer göttlichen Sendung schon längst zweifelten, kämpfte tapfer gegen die Engländer fort und schützte die südlichen Festungen von Isle de France. Als die Burgunder und Engländer Compiègne belagerten, warf sie sich in diese Festung, wurde aber bei einem Ausfall von den Feinden gefangen genommen. Zunächst verweilte sie vier Monate in milder Gefangenschaft bei dem Herrn von Ligny in dem Schloß Beaurevoir; doch dieser lieferte sie dann gegen 10 000 Francs an die Engländer aus. Durch einen Sprung von den Felsenmauern ihres Gefängnisses suchte sie sich vor dieser schmachvollen Auslieferung zu retten; doch sie wurde blutig und bewußtlos aufgefunden und dann nach Rouen gebracht, wo man sie der Zauberei anklagte. Im Februar 1431 begann der Prozeß und das Urteil lautete auf Feuertod, wenn sie ihre Sünden nicht abschwöre. Sie verstand sich dazu — doch um den Qualen einer grausamen Gefangenschaft zu entgehen, widerrief sie ihr Sündenbekenntnis, und nun wurde sie am 30. Mai 1431 auf dem Marktplatz zu Rouen verbrannt. In den Augen der Franzosen eine Heilige, war sie eine Hexe in den Augen der Engländer. Das Bild von Eduard Krug führt uns die Jungfrau in einer Vision vor. Aus dem feurig glühenden Himmel, aus einer Strahlenglorie heraus, reicht ihr ein Engel das Schwert dar, mit der anderen Hand auf den Feind deutend. Der heiligen Jungfrau aber hat sie den Rocken mit der Spindel gegeben, die Zeichen ihrer bisherigen friedlichen Beschäftigung, die sie jetzt von sich weist. Mit verzücktem Blick in die Ferne schauend, steht das Hirtenmädchen da, das Schwert in ihrer Rechten, den Fuß schon erhoben zum Waffengang mit dem Feinde des Vaterlandes. †

Allerlei Kurzweil.

Kryptogramm „Jagdhund".



Auflösung der Verschließungsaufgabe auf Seite 529.

VIELEKÖCHEVERDERBENDENBREI
ÜBUNGMACHTDENMEISTER
ZEITBRINGTROSEN
GETEILTERSCHMERZISTHALBERSCHMERZ
MORGENSTUNDEHATGOLDIMMUNDE
AUFGESCHOBENISTNICHTAUFGEHOBEN
GUTDINGWILLWEILEHABEN
NOTBRICHTEISEN
WERNICHTWAGTGEWINNTNICHT
WIEGEWONNENSOZERRONNEN.

Lügen haben kurze Beine.

Auflösung des Rätsels auf Seite 520. Aden, Abe.

Verwandlungsrätsel.

Silber | ··–··· | ·–·–·· | ·–···· | ···–·· | ·–·–·· | ·–···· | ·–···· | Mangan.

Mit Hilfe von sieben substantivischen Zwischenwörtern ist Silber in Mangan zu verwandeln. Jedes in der Reihe folgende Wort erhält man aus dem vorangehenden durch Aenderung zweier Buchstaben, die oben durch Sternchen angedeutet sind. Umstellen der Buchstaben ist nicht gestattet. A. St.

Buchstabenrätsel.

Es liegt eine Stadt im Alpenland
An einem See mit lieblichem Strand:
Schreibst du es hin und streichst dann vom Wort
Vorn eins und hinten zwei Zeichen fort —
So bleibt nur übrig ein Teil von dir.
Wer sagt die Lösung des Rätsels mir?

F. Müller-Saalfeld.

Logogriph.

1 2 3 4 5 6 7 — von Wasserkraft bewegt sich dreht,
4 5 7 6 7 — früh fleißig zu die Arbeit geht.
3 7 6 1 6 7 3 — sieht von hinten wie vorn aus,
3 5 1 1 7 3 — zog mutig einst zum Kampf hinaus.
3 2 6 7 — ward eingegraben in Holz und Stein,
3 7 4 7 — gedeiht und reift im schönen Rhein.
4 7 5 3 2 1 — liegt an des Mittelmeeres Rand,
4 3 2 6 6 7 6 — ein schmucker Ort im Schweizerland.
4 5 4 7 3 — trifft man bei uns noch selten an,
4 3 7 6 6 7 3 — ein Paß, ein Lampenteil, ein Mann

Auflösung des Homonyms auf Seite 520. Backe.

Auflösung des Bilderrätsels „Amurette mit Blumen" auf Seite 520.

Nun verbindet die einzelnen fallenden Blumen durch senkrechte Linien mit den Buchstaben oben und liest dann zeilenweise (von oben nach unten) alle Blumen mit ihren Buchstaben ab. Es ergeben sich dann die beiden Wörter: „Fröhliche Ferien!"

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 520.

Der Münchener, das Münchener.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Soeben erschienen:

Hexengold.

Roman von **E. Werner.**

Preis geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Glückliche Augen.

Novellen von **Eva Treu** (Lucy Friebel).

Inhalt: Der Seefahrer — Grünes Gras — Der gute Wagen — Ritter Gwalk — Heimwärts — Das Schloß — Vertrauen — Flatterrose.

Preis geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 17, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Die Ereignisse in China. Als wir in der letzten Sonderbeilage zu dem Artikel „Das Blutbad in Peking" der allgemeinen Entrüstung über die beispiellosen dort verübten Grausamkeiten Ausdruck verliehen, standen wir wie alle Welt unter dem Eindruck der damals eben eingetroffenen Nachrichten, laut welchen mit den in Peking eingeschlossenen Europäern auch sämtliche Gesandte als Opfer der barbarischen Mörder zu beklagen waren. Während des lange Zeit in Anspruch nehmenden Drucks der großen Auflage unseres Blattes schien sich das Bild günstiger zu gestalten. Es trafen Nachrichten, allerdings von chinesischer, sehr verdächtiger Herkunft ein, welche besagten, daß wenigstens die Gesandten, mit Ausnahme des deutschen Gesandten und des japanischen Botschaftskanzlers, noch am Leben und bei guter Gesundheit seien. Man begann wieder zu hoffen und hofft noch heute, während wir diese Zeilen schreiben. Die Hoffnung ist indes eine sehr schwache. Möchte, wenn diese Zeilen in die Hände unserer Leser gelangen, die Sachlage weniger grausig erscheinen, als jetzt leider noch immer zu befürchten ist! Wie aber auch die Dinge sich aufklären werden, so bleibt nach dem Schrecklichen, was jetzt schon mit Gewißheit bekannt ist, den europäischen Nationen und insbesondere unserem deutschen Volke, das in seinem Beamter zuerst getroffen worden ist, eine Aufgabe in Ostasien zu lösen, wie sie schwerer noch nicht gestellt worden ist.

Julie v. Miller †.

Der Brand der Lloyddocks im Hafen von Hoboken, New York gegenüber, an der Westseite des Hudsonflusses, dem am 30. Juni nachmittags außer den Bauten der Pieranlagen und neunzehn kleineren Fahrzeugen drei große Dampfer des Norddeutschen Lloyd und zahlreiche Menschenleben zum Opfer fielen, ist eine der furchtbarsten Katastrophen, welche die Geschichte New Yorks aufzuweisen hat. Das durch Selbstentzündung von Baumwolle verursachte Feuer brach in den Baumwollenlagern aus und verbreitete sich mit rasender Geschwindigkeit über die sämtlichen vier Piers und die auf der Landseite befindlichen Schuppengebäude. Zuerst wurde die „Saale" von den Flammen ergriffen; dieselben trieben dann auf Dock II, worauf die Dampfer „Bremen" und „Main", sowie Dock I zu brennen begannen. Der neben diesem liegende „Kaiser Wilhelm der Große", der ebenfalls schon auf Deck brannte, konnte noch rechtzeitig durch acht Schleppdampfer fortgebracht und vor größerem Schaden bewahrt werden. Bevor es aber gelang, die vorgenannten Dampfer ins offene Wasser zu ziehen und hier auf Strand zu setzen, waren sie im inneren Schiffskörper bereits völlig zerstört. Hunderte von Dockarbeitern, Besatzungsmannschaften und anderen Personen sind, vollständig von jeder Rettung abgeschnitten, verbrannt, ertrunken oder schwer verwundet worden. Der Kapitän Mirow von der „Saale" harrte auf seinem Posten aus, bis er am ganzen Leibe brannte, worauf er sich ins Wasser stürzte und dort den Heldentod fand. Der Schaden ist enorm. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die Ehrung, welche die Gesellschaft des Norddeutschen Lloyd den bei der Katastrophe als heldenmütige Retter thätig gewesenen Offizieren und Mannschaften durch Ueberreichung einer vollen Monatsgage als Zeichen des Danks und der Anerkennung hat zu teil werden lassen.

Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Eduard Henoch.

Kapitän Mirow von der „Saale" †.
Nach einer Aufnahme von L. Wernecke in Bremerhaven

Zu Julie v. Miller, der am 10. Juli zu München verstorbenen Tochter des berühmten Erzgießers Ferdinand v. Miller, ist eine edle Frau dahingeschieden. Zwischen acht Brüdern war sie mit ihrer Schwester Anna die Seele des großen künstlerisch belebten Hauses und zugleich die langjährige Sekretärin ihres Vaters. Aber neben den mancherlei häuslichen Pflichten suchte und fand Julie auch noch Gelegenheit zu samaritärer Bethätigung für andere: 1870/71, als ihr Vater in der königlichen Erzgießerei ein Spital eingerichtet hatte, waltete sie als umsichtige Pflegerin der Verwundeten. Ihrem an sich einfachen, aber mit einem starken entschlossenen Charakter verbundenen Wesen entsprang auch jene heroische That, die sie 1838 durch Errettung zweier Menschen aus dem Starnbergersee vollführte und für welche ihr die silberne Rettungsmedaille verliehen wurde, die sie fortan als ihren kostbarsten Schmuck behütete.

Der Geheime Medizinalrat Professor Dr. Eduard Henoch, der Altmeister der Kinderheilkunde, feierte am 16. Juli zu Dresden, wo er nunmehr im Ruhestande lebt, seinen achtzigsten Geburtstag. Henoch, der, in Berlin geboren, dortselbst auch ein halbes Jahrhundert (von 1843 bis 1893) in ärztlicher Thätigkeit zugebracht hat, ist in zwiefacher Art, und zwar als Arzt und als Lehrer der Heilkunde wirksam gewesen. 1870 gründete

Die brennende „Saale" inmitten des Hudson.

Copyright 1900 by Arthur Strauss, Jos., Aufsichtsofficialvertreter in New York.

Der Brand der Dampfer an den Piers des Norddeutschen Lloyd in Hoboken.
Nach Originalzeichnungen von Max Friederang.

Eleanore Benzinger-Wahlmann als Sappho.

er nach Albrecht v. Gräfes Vorgang eine private Poliklinik für seine Disziplin. Seit 1872 erteilte er auch Unterricht im Krankenhause und wurde mit der Leitung der Charitéklinik für Kinderkrankheiten betraut, die er bis zu seinem Ausscheiden vom Lehramt 1892 innehatte. Endlich war seinen Bemühungen später auch die Erhebung der Professur der Kinderheilkunde zu einer ordentlichen zu verdanken. Sein Lehrbuch „Vorlesungen über Kinderkrankheiten" ist eines der hervorragendsten Werke auf diesem Gebiet.

Frau Eleanore Benzinger-Wahlmann, die am 18. Juli verstorbene Stuttgarter Hofschauspielerin, war 1845 in Klagenfurt geboren. Schülerin von Heinrich Marr in Hamburg, ist sie erst als jugendliche Heroine, später als Heldenmutter in Graz, Hamburg, vorübergehend auch in Berlin und seit 1866 in Stuttgart thätig gewesen. Sie gehörte, was Fülle und Glanz ihrer Mittel, wie Vornehmheit ihres stets ungewöhnlich fesselnden Spiels betrifft, zu den bedeutendsten Heroinen der deutschen Bühne. Sappho, Medea, Iphigenia, sowie die Thusnelda in Halms „Fechter von Ravenna" zählten zu ihren Hauptrollen. Aber auch im Konversationsstück, sowie in einigen Rollen moderner Dramen errang sie große Erfolge.

Die Enthüllung des Denkmals für Herzog Friedrich VIII von Schleswig-Holstein, den Vater der Deutschen Kaiserin, hat in deren sowie aller übrigen Kinder und Geschwister Beisein am 20. Juli in Kiel stattgefunden. Das vom Bildhauer Jens Christensen in Charlottenburg modellierte Werk erhebt sich angesichts der Kieler Bucht unter den Eichen und Buchen des Düsternbrook unweit von der Marineakademie. Es zeigt auf einem Postament aus rotem polierten Wirbo-granit die 2½ m hohe Bronzefigur des Herzogs in bürgerlicher Kleidung. Mit der linken Hand stützt er sich auf die über dem Stumpf eines Eichbaumes ausgebreitet liegende Urkunde des Ripener Vertrages (1460). Das Denkmal bildet den Mittelpunkt einer Bankanlage aus schlesischem Sandstein. In diese sind auch in fünf bronzenen Doppelreliefs die Porträts jener Männer eingefügt, welche als die Urheber und Träger der holsteinischen Bewegung zur Befreiung der Herzogtümer gelten. Es sind Professor Dahlmann, Falk, Lorentzen, Theodor Olshausen, Graf Reventlow-Preetz, [illegible] Beseler, General v. Bonin, Oberst v. der Tann, Samwer und Franke. Die Bronzegruppen von Schleswig und Holstein schmücken die Postamente, welche die Bank abschließen.

Prinz Tuan, das Haupt der Boxer, der nun auch die kaiserliche Herrschaft in China an sich gerissen zu haben scheint, ist ein Enkel des 1850 verstorbenen Kaisers Tao Kuang und fungiert seit mehreren Wochen an Stelle des verdrängten Prinzen Tsching als Präsident des Tsungli-Yamen. Den in China lebenden Europäern war der Prinz, eine gedrungene bäuerliche Gestalt mit schwärzlichem Gesicht, nicht nur als leidenschaftlicher Opiumraucher und Trinker bekannt, sondern man fürchtete ihn als fanatischen Feind der Fremden. 1898 veranlaßte er die Kaiserin-Regentin zu dem Staatsstreich, und bald danach bildete er eine als deren Leibgarde bezeichnete Truppe, die jedoch seinen persönlichen Interessen dienen mußte.

Prinz Tuan.

Die sächsische Kompagnie für China beim Abschied von Leipzig. Am frühen Morgen des 17. Juli bot der Platz vor dem Dresdener Bahnhof ein seltenes militärisches Schauspiel. Dort hatte die für das 2. ostasiatische Infanterieregiment bestimmte 3. Kompagnie unter Führung ihres Hauptmanns v. Schönberg Aufstellung genommen, um im Beisein eines zahlreichen Publikums, sowie militärischen Abordnungen von allen Leipziger Regimentern und deren Offizieren alsbald ihre Abreise anzutreten. Nach kurzen begeisterten Ansprachen seitens des Oberbürgermeisters Dr. Tröndlin und des Divisionskommandeurs Generalleutnant Graf Vitzthum v. Eckstädt begab sich die Truppe zugweise auf den Bahnsteig, um nun in den Waggons des für sie zur Abfahrt bereitstehenden Zuges Platz zu nehmen. Eine halbe Stunde später, während welcher Zeit es zwischen den Soldaten und deren Angehörigen, Freunden und Bekannten noch einmal ein herzliches letztes Abschiednehmen gegeben hatte, fuhr der Zug unter den Klängen einer Regimentskapelle, unter Mützen- und Hutschwenken und lauten Hurrorufen aus der Bahnhofshalle.

Das Herzog Friedrich-Denkmal in Kiel.
Nach einer Aufnahme von Arthur Benoit in Kiel.

Abfahrt der sächsischen Truppen für China auf dem Dresdener Bahnhof in Leipzig.
Nach einer Aufnahme von Fritz Wölkel in Leipzig-Gohlis.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 17, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

König Humbert von Italien †.

König Viktor Emanuel III und Gemahlin.
Nach einer Aufnahme von Fratelli Alinari in Florenz.

Königin-Witwe Margherita.

Der Königsmord in Italien. Noch ist das Entsetzen, welches der grausige, ruchlose Mord hervorrief, dem vor nun fast zwei Jahren die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich zum Opfer fiel, frisch in aller Menschen Erinnerung, und schon wieder kommt die Kunde, daß ein Fürst unter der frevelhaften Waffe eines Meuchelmörders geendet hat. König Humbert I von Italien, der ritterliche Freund unseres Kaiserhauses, der unverbrüchlich treue Bundesgenosse Deutschlands und Oesterreichs, ist am 29. Juli, Sonntag abend um ½11 Uhr, der Kugel eines

Abschied des Kaisers Wilhelm von den für China bestimmten Truppen in Bremerhaven.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Brewer in Hamburg.

Digitized by Google

elenden Mordbuben zum Opfer gefallen. Der König hatte an diesem Tage in Monza einem Wettturnen beigewohnt. Als er nach der Preisverteilung den Wagen zur Heimfahrt nach dem dortigen Schloß bestieg, wurden vier Schüsse auf ihn abgegeben, von denen ihn drei trafen. Eine der Kugeln hatte das Herz des Monarchen durchbohrt, und so langte derselbe in schon hoffnungslosem Zustande im Schlosse an, wo er kaum eine Stunde nach dem entsetzlichen Attentate der tödlichen Verletzung erlag. Der Mörder, welcher nur mit Mühe der Wut des empörten Volkes entrissen werden konnte, nennt sich Gaëtano Bresci, giebt an, aus Prato in Toscana zu stammen, und befindet sich in den Händen der Polizei.

Infanterist in der Uniform der ostasiatischen Division.
Nach einer Zeichnung von Herm. Abel.

Der Verblichene wurde als Sohn des Königs Viktor Emanuel II am 14. März 1844 zu Turin geboren. Als Kronprinz nahm er regen Anteil an den Kämpfen zur Einigung Italiens, und am 22. April 1868 vermählte er sich in seiner Vaterstadt mit der liebreizenden Prinzessin Margherita von Savoyen. Er bestieg den Thron am 9. Januar 1878, und schon im ersten Jahre seiner Regierung, am 17. November 1878, wurde er in Neapel von einem Koch Namens Passanante in mörderischer Absicht, wenn auch nur leicht verwundet. Auch ein zweites Attentat, das der Anarchist Acciarito mit einem Dolche am 22. April 1897 versuchte, mißlang. Sein königlicher Nachfolger auf dem Throne Italiens, der bisherige Kronprinz und jetzige König Viktor Emanuel III, dessen Bild wir zugleich mit dem seiner jungen Gattin Helene bringen, ist der einzige Sohn des Verstorbenen und weilte zur Zeit der grausigen Mordthat mit seiner Gemahlin auf einer Orientreise. König Viktor Emanuel III ist am 11. November 1869 zu Neapel geboren und vermählte sich zu Rom am 24. Oktober 1896. Die junge Königin von Italien ist eine Prinzessin von Montenegro, ihre Ehe ist bisher kinderlos.

Verladung der Haubitzenbatterie in Bremerhaven
Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Breuer in Hamburg.

Hilfskomitees für Ostasien. Der Vorstand des Deutschen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien hat die Verteilungen des Vereins zur Bildung von Sammelstellen aufgefordert zwecks Annahme von Geldbeiträgen für unsere Lazarette in China. Die Mitglieder und Freunde des Vereins werden gebeten, etwaige Beiträge an diese Sammelstellen abzuführen. Auch hat sich das Vereinsbankhaus F. W. Krause & Co., Berlin, Leipzigerstraße 45 zur Annahme von Beiträgen bereit erklärt. Quittung erfolgt später in der Vereinszeitschrift „Unter dem Roten Kreuz". — Dem schönen Beispiele des Deutschen Frauenvereins folgend, hat sich nun auch ein Komitee gebildet, das neben der Krankenpflege in China auch die Unterstützung der Angehörigen und Hinterbliebenen derer anstrebt, die ihr Leben

Kapitän z. See von Uiedom.
Nach einer Aufn. von Schmidt & Bürgener Nachf., Hofphot. in Berl.

Abfahrt des Lazarettschiffs „Gera" von Wilhelmshaven nach China.
Nach einer Aufnahme von Joh. Georg Siehl in Wilhelmshaven.

Digitized by Google

auf dem Felde der Ehre verloren. Das Komitee, dem der Herzog von Ratibor als Vorsitzender angehört, richtet gleichfalls an die Nation die Bitte, das edle Liebeswerk durch freiwillige Gaben zu fördern. Die Sammelstellen werden durch die Tagespresse bekannt gegeben. — Schließlich hat auch der württembergische Landesausschuß des Deutschen Flottenvereins unter dem Vorsitze des Fürsten Karl von Urach eine Sammlung in gleichem Sinne eröffnet, für welche Beiträge von der „Geschäftsstelle" des Vereins in Stuttgart, Archivstraße 16, entgegengenommen werden. — „Liebesgaben für das Ostasiatische Expeditionskorps" werden unter obiger Bezeichnung und bei gleichzeitiger kurzer Angabe des Inhaltes der Sendungen von der Bahnhofskommandantur in Bremen angenommen, die eine Sammelstelle hierfür errichtet hat.

Herzog Alfred von Sachsen-Koburg und Gotha.
Nach einer Aufn. von Hofphot. Prof. Uhlenhuth in Koburg.

Generalfeldmarschall Graf von Blumenthal.
Nach einer Aufn. von Loescher & Petsch, Hofphotographen in Berlin.

Herzog Alfred von Sachsen-Koburg und Gotha †. Der letzte Tag des Monats Juli brachte Trauer über die thüringischen Lande, denn an ihm verschied nach langem still getragenen Leiden der Herzog Alfred von Sachsen-Koburg und Gotha auf seinem Schlosse Rosenau. Am 6. August 1844 in Schloß Windsor als zweiter Sohn der Königin Viktoria von England und des Prinzgemahls Albert geboren, erhielt er 1866 den Titel eines Herzogs von Edinburg und folgte am 22. August 1893 seinem Onkel Ernst II auf dem Throne von Sachsen-Koburg und Gotha. Seit 1874 war er vermählt mit der Großfürstin Marie von Rußland, welcher Ehe fünf Kinder — der verstorbene Erbprinz Alfred und vier Töchter — entstammen. Als Nachfolger des Herzogs Alfred gelangt der Herzog Karl Eduard von Albany, der am 19. Juli 1884 geborene noch unmündige Sohn des verstorbenen Herzogs Leopold von Albany auf den Thron. Für ihn führt sein Vormund, der Erbprinz von Hohenlohe-Langenburg, die Regierung.

Nach China. Bei der am 27. Juli erfolgten Abreise des ersten Transports der ostasiatischen Expeditionstruppen in Bremerhaven hielt der Kaiser vor der Halle des Norddeutschen Lloyd eine längere Ansprache. Nachdem er zunächst auf Deutschlands überseeische Aufgaben hingewiesen hatte, ermahnte er die Soldaten dem Beispiel hohen Mutes und heldenhafter Tapferkeit, das ihre Kameraden drüben im Kampfe mit den Boxern bereits gegeben haben, nachzueifern. Unsere Abbildung veranschaulicht diese Scene. Im Hintergrunde warten bereits die Dampfer „Batavia", „Halle" und „Dresden", mit denen die Abfahrt zwischen 1½ und 2½ Uhr nachmittags unter begeisterten Kundgebungen einer großen Volksmenge erfolgte. — Ein besonderes Interesse dürfte unser Bild erregen, welches einen Soldaten der für China bestimmten Expeditionstruppen in seinem tropenbraun gefärbten Drillanzug, seinem aufgeschlagenen kleidsamen Strohhut und den rohledernen Stiefeln zeigt. Das dritte Bild zeigt die Verladung der ersten deutschen für China bestimmten Haubitzenbatterie. Diese 15 cm-Haubitzen sind die geeignetsten Belagerungsgeschütze. — Im Anschlusse an diese Bilder bringen wir auch das Porträt des Kapitäns zur See von Usedom. Derselbe war bei der Expedition des britischen Admirals Seymour zur Einnahme Tientsins mit dem deutschen Landungskorps beteiligt, und die Aufzeichnungen seines Kriegstagebuches, das der Chef des deutschen Kreuzergeschwaders in Ostasien am 23. Juli im Auszuge veröffentlichte, erregten das allgemeine Interesse.

Magdalena Reimold.

Marie Stritt.

Das Lazarettschiff „Gera" der deutschen Chinaexpedition. Während Dampfer des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg Amerika-Linie ohne besondere bauliche Veränderungen für den Truppentransport nach Ostasien in Dienst gestellt werden konnten, mußte der Lloyddampfer „Gera" manche Neugestaltung erfahren, als er zum Lazarettschiffe unserer Chinaexpedition bestimmt wurde. Die „Gera", ein Passagierdampfer von 5000 Registertonnen, welcher bisher dem Verkehre mit Australien diente und dessen ganze Einrichtung dem Dienste in tropischen Ländern entspricht, wurde mit materieller Unterstützung des Reichsmarineamts unter Leitung des Chefarztes Oberstabsarzt Dr. Arendt ihrem neuen Zwecke entsprechend ausgerüstet. Sie vermag nun 310 Kranke zu beherbergen und ist mit allen für chirurgische Maßnahmen wie dem Pflegewesen dienlichen Einrichtungen in vollkommenster Weise versehen.

Außer dem zahlreichen unter der Leitung des Marineoberstabsarztes Dr. Arendt stehenden ärztlichen Personale sind dem Chefarzt noch 42 freiwillige Krankenpfleger vom „Roten Kreuze" zugeteilt.

Ernst Müller, Präsident

Herm. Pilz, 2. Präsident.

Das Präsidium des Verbandes reisender Kaufleute Deutschlands.

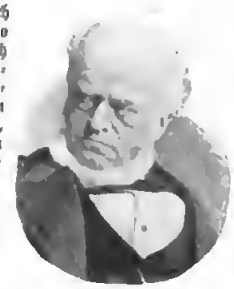
Ehrenpreis Kaiser Wilhelms für das XIII. Bundesschiessen zu Dresden.

Der Ehrenpreis des Deutschen Kaisers für das XIII. deutsche Bundesschießen in Dresden, das, wie unsere Leser wissen, in den Tagen vom 8. bis 15. Juli d. J. in Dresden abgehalten wurde, besteht in einem eigenartigen, doppelt gehenkelten Humpen. Er ist von Professor Döpler dem jüngeren entworfen, vom Bildhauer Eiseleur O. Rohloff in Berlin in Silber getrieben und ganz in modernem Stil gehalten. Der Humpen ruht auf einem Postament und strebt schlank empor; vorn sieht man eine Armbrust mit Bolzenlöcher, Falkentasche und Spieß. Die Griffe laufen in ornamental behandelte, mit Königsleonen ausgestattete Adler aus, von deren Schnäbeln sich Bänder mit Lapislazulikugeln zum Humpen ziehen. Am Deckel zeigt sich die Kaiserkrone im Relief. Das Ganze wird gekrönt von einer Diana in einem Hirschgeweih.

Die älteste Abonnentin der „Gartenlaube" durfte wohl Fräulein Magdalena Reimold gewesen sein, die vor kurzem in Düsseldorf im hohen Alter von 95 Jahren verschieden ist. Fräulein Reimold, deren sympathische Züge wir unseren Lesern im Bilde wiedergeben, war eine getreue Leserin unseres Blattes seit den ersten Zeiten von dessen Erscheinen. Als vor zwei Jahren eine Erkrankung ihrer Augen eintrat und sie die „Gartenlaube" selbst nicht mehr

Fr. v. Lenbach.
Nach einer Aufnahme von Hofphot. Ad. Baumann in München.

lesen konnte, ließ sie sich dieselbe vorlesen, um so die Zeitschrift, die ihr durch beinahe ein halbes Jahrhundert lieb und wert geworden, nicht entbehren zu müssen. Fräulein Reimold, die sich bis in die letzten Tage ihres Lebens eine seltene geistige und körperliche Frische bewahrte, wußte, wie uns ihre Verwandten mitteilen, aus dem reichen Schatze ihrer Erinnerungen, die bis zurück zur Franzosenzeit reichten, anregend zu erzählen.



Ad. v. Menzel.

Frau Marie Stritt. Zu den zwanzig deutschen Frauen, die dem jüngst in Paris abgehaltenen „Internationalen Kongreß für Frauenwerke und Frauenbestrebungen" als Delegierte anwohnten, gehörte auch Frau Marie Stritt, deren Porträt wir hier bringen, als Vorsitzende des Bundes deutscher Frauenvereine.

Wie noch erinnerlich sein dürfte, hatte der deutsche Reichskommissar für die Pariser Weltausstellung, Geh. Regierungsrat Dr. Richter, am 21. Juni sämtliche deutsche und auswärtige Delegierten, sowie das Komitee des vorgenannten Frauenkongresses zu einer Abendgesellschaft im „Deutschen Hause" eingeladen.

Reinh. Begas.
Nach einer Aufnahme von Hofphot. Loescher & Petsch in Berlin.

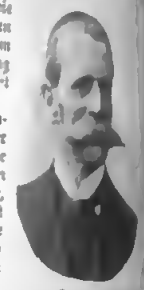
P. Breuer.
Nach einer Aufnahme von Hofphot. Reichard & Lindner in Berlin.

R. Diez.
Nach einer Aufnahme des Atelier Abèle in Dresden.

Der Verband reisender Kaufleute in Deutschland, der am 27. Dezember 1884 in dem Städtchen Aue in Sachsen gegründet wurde und seinen Sitz in Leipzig hat, darf heute wohl in Anbetracht seiner riesigen Ausbreitung und seiner ideellen wie materiellen Erfolge als eine der segensvollsten Vereinigungen bezeichnet werden. Er bezweckt die Förderung und Vertretung der Interessen, Rechte und Pflichten seiner Mitglieder, nicht minder aber auch die Fürsorge für dieselben in Krankheit, Alter und erwerbsunfähiger Invalidität, sowie Unterstützung der Witwen und Waisen. Nach den Verhandlungen der vom 26. bis 29. Mai in Leipzig abgehaltenen 15. Generalversammlung beträgt die Zahl der bisherigen Mitglieder 14200 und das Verbandsvermögen die stattliche Summe von 1700000 Mark. Erster Vorsitzender des Verbandes ist seit 1889 Herr Ernst Müller. In handelsrechtlichen und volkswirtschaftlichen Angelegenheiten, insbesondere bei der Wahrung der Interessen deutscher Reisender im Auslande, wird der Verband durch seinen zweiten Vorsitzenden, Herrn Hermann Pilz, vertreten, der auch das im Verlag des Verbandes erscheinende Handelsblatt „Post reisender Kaufleute" leitet.

Der Verband strebt die Errichtung eines eigenen Heims an, das sich ihm am Thomasring in Leipzig in nicht allzuferner Zeit erschließen soll.

Durch die **Ehrenmedaille der Pariser Weltausstellung,** welche jüngst sechs deutschen Künstlern verliehen wurde, ist der heimischen Kunst vor aller Welt eine seltene Auszeichnung widerfahren. Die mit der höchsten aller Kunstmedaillen bedachten Künstler sind Adolf v. Menzel, der Altmeister deutscher Malerei, Franz v. Lenbach, der vielbewunderte Porträtist, und Fritz v. Uhde, dem die jüngsten [illegible] eine Reihe vorzüglicher Werke verdankt. Neben diesen drei [illegible] des Pinsels wurden auch drei Bildhauer ausgezeichnet, [illegible] Begas [illegible] Breuer [illegible] Robert Diez [illegible] Erstere hat in [illegible] Kollektion seiner verschiedenen Plastiken. [illegible] eine Marmorgruppe „Adam und Eva" [illegible] Diez einen Teil seines Dresdener Brunnens zur Ausstellung gebracht.



Fr. v. Uhde.
Nach einer Aufnahme von Hofphot. Gebr. Lippl in München.

Die chinesische Armee, von welcher unsere Abbildung eine Abteilung Infanterie veranschaulicht, soll gegenwärtig eine nominelle Stärke von 1752000 Mann aufzuweisen haben. Davon kommen 265000 Mann auf die eigentliche Feldtruppe, die sich aus 50000 Mandschu-Regulären und 20000 Irregulären, 125000 aktiven und 10000 „[illegible]" Truppen zusammensetzt. Neben dieser Armee giebt es 858000 Mann Truppen, deren Wert so verschieden ist wie ihre Gattung. Davon sind 13000 Mann „Pekinger Feldtruppen", 75000 Mann der „acht Flaggen oder Bannerkorps von Peking", 95000 Mann der Bannerkorps der Provinzen und etwa 596000 Mann „Grünflaggen" oder „[illegible]". Der Rest besteht aus mandschurischer Miliz, aus nichtchinesischen und solchen Truppen, die als Kanalwächter und Gendarmen Verwendung finden. Die Kavallerie soll 60000 Mann stark sein. An Reserven sind ca. 680000 Mann vorhanden. Die Ausrüstung der meisten Truppen beschränkt sich auf Lanzen, Bogen und Pfeile. Nur etwa 100000 Mann können zeitgemäß bewaffnet werden. Hiervon sind die 15000 Mann des Generals Ni-schi-chen und das 17000 Mann starke Korps Jiuan-schih-kais von europäischen Instrukteuren ausgebildet.

Chinesische Infanterie.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Digitized by Google

Für Hausfrauenfleiss.

Tüllbarbe mit Durchzug. Jene duftigen Tüllbarben, die sich seit einiger Zeit solch großer Beliebtheit bei älteren und jüngeren Damen erfreuen, sind in feiner Ausführung sehr teuer. Wir möchten nun den Leserinnen in untenstehender Abbildung eine Barbe bieten, die mit wenig Mühe und Kosten sich ganz allerliebst herstellen läßt, entweder in schwarzem Tüll mit farbiger oder schwarzer Seide durchzogen oder, wie unser Original, in cremefarbigem Waschtüll mit Korbonettseide in derselben Farbe.

Die Barbe hat eine Länge von 1,7 m und eine Breite von 15 cm.

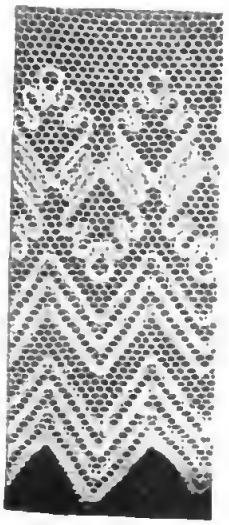
Tüllbarbe mit Durchzug.

Die Längssäume werden in Hexenstich ausgeführt. Der angesetzte Volant ist 35 cm weit, 15 cm hoch und bedarf angesichts der beiden Detailzeichnungen keiner weiteren Beschreibung. F. A. S. St.

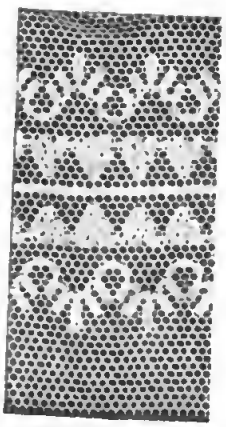
Irische Spitzenarbeit, „Point lace", ist nicht ausschließlich zum Anfertigen genähter Spitzen zu brauchen. Es lassen sich, vor allem seit die feinen farbigen Lemenstoffe in Aufnahme gekommen sind, sehr schöne Kombinationen dieser Technik mit Stickerei auf festem Grund ausdenken. Es kann zum Beispiel eine Figur wie die hier abgebildete, teils in hoch unterlegtem Platt- oder Festonstich, teils mit Spitzenbändchen und -stichen ausgeführt werden, zur Verzierung von Decken, aber auch von Krawattenenden, Einsatzteilen für Taillen und Blusen ꝛc., wobei der Grundstoff meist Seide sein wird. Unseren geschickten Stickerinnen genügt ja eine Andeutung.

Irische Spitzenarbeit.

Bei der abgebildeten Figur sind die unteren Blätter der Blume mit hochunterlegten Festonstichen umrandet; zwei solche Formen bilden den Kern des oberen Teils. Diese Blätter werden mit allerlei Zierstichen gefüllt. Nach oben breiten sich zuni spitze Blätter fächerförmig aus. Diese sind mit Point lace-Bändchen umnäht und mit kleinen ornetzten Steppstichen gefüllt, wirken also leichter und zarter als die übrigen Blätter. In Stiel und Plattstich sind die verzierenden Ranken seitwärts gehalten. Viele der bekannten Spitzen und auch Stielstichmuster lassen solche Variationen zu, die Wirkung wird immer fein und reich sein.



Detail zur Tüllbarbe: Die Spitze.

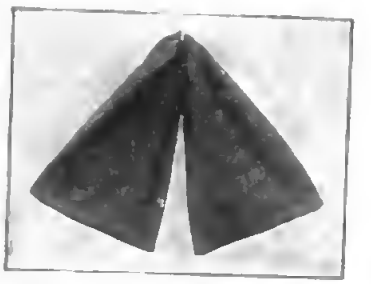


Detail zur Tüllbarbe: Der Einsatz.

Praktische Tasche für die Sommerfrische. Die hier abgebildete Tasche ist gewiß manchen Damen zum Aufnehmen verschiedener Gegenstände willkommen, die sich einzeln unbequem und lästig tragen lassen. Die Tasche empfiehlt sich sowohl für Besorgungen in der Stadt als auch für Spaziergänge in den Wald u. s. w., da sich leicht ein Lese- oder Skizzenbuch, Vesper, Handarbeit und dergleichen darin verbergen läßt.

Zu dieser Tasche braucht man ein 81 cm langes und 57 cm breites starkes, schwarzes Wollenzeug, das entweder doppelt genommen oder mit einem anderen Stoff gefüttert wird, damit die Tasche Halt bekommt und sich nicht dehnen kann, wenn ihr schwerere Gegenstände anvertraut werden. Die Form der Tasche ist die eines Geldbeutels aus alter Zeit. Nachdem Oberstoff und Futter 2 cm vom Rand entfernt aufeinander geheftet sind, näht man die beiden Längsseiten des Oberstoffs und eine der Längsseiten des Futters mit der Maschine nahtbreit zusammen, läßt aber in der Mitte einen 32 cm langen Schlitz über diese Naht, so daß dieselbe verdeckt und unsichtbar ist. Die Tasche wird dann so gelegt, daß die Naht und der Schlitz sich genau in der Mitte der oberen Seite befinden. Darauf näht man drei Teile der schmalen Seite mit der Maschine zusammen und wieder den 4. Teil mit Saumstichen darüber. Auf der entgegengesetzten Seite wird es ebenso gemacht. Nachdem die Tasche auf der linken Seite zusammengefügt ist, wird sie auf die rechte Seite durch den Schlitz gezogen, die Nähte des Schlitzes werden gegenseitig umgeschlagen und mit Seitenstichen ausgefertigt. Ein oder zwei gedrehte schwarze Hornringe dienen zum Schließen der Tasche.

Die unten abgebildete Tasche ist ohne jede Verzierung, weil sie so am unsichtbarsten getragen werden kann. Will man sie eleganter herstellen, so kann jede nette Borte in Kreuz-, Stiel- oder Plattstich, oder auch Franse daran angebracht werden. F. A. S. St.



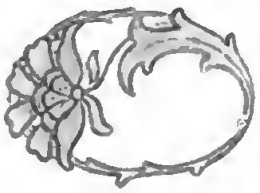
Praktische Tasche für die Sommerfrische.

Gehäkelte Pelerine. Die kleine Skizze zeigt die einfache Form der aus feiner Kastorwolle zu häkelnden Pelerine, deren leichte, schnellfördernde Ausführung zu betonen ist. Die Länge der vorderen schrägen Ränder und der hinteren Mitte beträgt etwa je 36 bis 37 cm, die gerade Seitenlänge 26 cm, zu 170 cm unterer und 43 cm Halsrosette. Die Herstellung beginnt am Halsausschnitt mit 73 Luftmaschen und geschieht in hin- und zurückgehenden Touren. Zunächst häkelt man den oberen Pelerinenteil im Plissiestich (feste M., die jedes hinten liegende Maschenglied erfassen). In die Mittelmasche jeder Tour, also zunächst in die 37. Lstat. sind je 3 f. M. zu häkeln; je 3 Lstm. führen von einer Tour zur anderen; die erste derselben wird zu Beginn jeder Tour, die letzte derselben zum Schluß jeder Tour durch 1 f. M. erfaßt; im ganzen vermehrt sich jede Tour um 4 Maschen, so daß die letzte, die 24. Tour, 165 f. M. zählt. Nun beginnt der untere etwas weitere Teil der Peleeine in Art einer einfachen Bogenspitze. Die 3 Lstm. beibehaltend, häkelt man in der ersten Tour in steter Wiederholung: 1 f. M., 1 halbe Stäbchenm., 1 ganze St., 1 halbe St. und 1 f. M.; 18mal greifen die beiden nacheinander folgenden festen Maschen in das gleiche Maschenglied, dann häkelt man in sieben Mustersätzen die beiden f. M je in ein Maschenglied, aber die drei St. in das gleiche Maschenglied, und zwar müssen im 4 dieser 7 Mustersatze die 3 St. die mittelste Masche der Tour erfassen; dann wieder 18mal die beiden f. M. in dasselbe Maschenglied häkeln. Diese Tour legt den Grund zu 43 Bogen. Immer das hintere Maschenglied erfassend, häkelt man jetzt mit festen M. weiter, übergeht die f. M., fuhrt aber in die halben St. je 2 und in die ganzen St. je 3 feste Maschen aus. In den noch folgenden 13 Touren werden in den Bogentiefen je 2 f. M. übergangen (die 1. und letzte M. der Bogen) und in die obere Mittelmasche jedes Bogens 3 f. M. ausgeiuhrt; außerdem ist an den Enden der Touren mit Hilfe der Luftmaschen derartig zuzunehmen, daß man an jedem vorderen Rande einen Bogen mehr erhält. Knöpfe und gehäkelte Knopfschlingen vermitteln den Schluß der Pelerine, deren Halsausschnitt und vorderen Ränder noch folgende Zäckchen erhalten: 1 Kettenmasche in den Rand, 3 Lstm. und 1 f. M in die Kettenm. zurück.

Ausgebreitete gehäkelten Form der Pelerine.

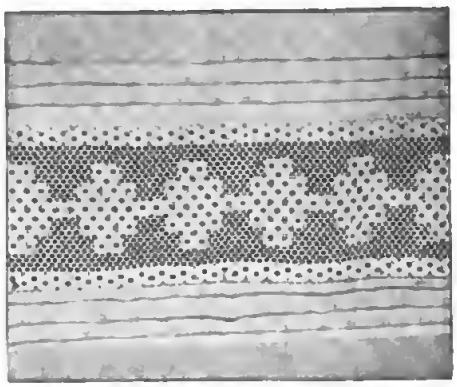
Für Hausfrauenfleiss.

Ovales Tablettdeckchen. So viele Decken und Deckchen die Hausfrau nach besitze, sie kann immer noch ein neues brauchen, besonders wenn sich dieses in einer hübschen neuen Form darstellt. Zur Abwechslung kann es auch unsymmetrisch angeordnet sein, wie das auf unserer Zeichnung dargestellte; eine große ornamentale Blume entspringt am einen Ende und füllt das andere ganz aus. Die Ausführung kann auf die verschiedenste Weise geschehen, zum Beispiel in einer Art non point-lace, wobei das Blatt und die Stiele mit den Spitzenbändchen auf den Stoff — Leinen, Seide, Mairé — gearbeitet werden, wogegen man den Stoff unter der Blume ausschneidet und diese also nur aus Spitzenbändchen und Füllstichen besteht. Noch hübscher wird sich's machen, wenn die äußeren, sozusagen die Kelch- und Deckblätter der Blume, noch in festem Stoff stehen bleiben und nur der innere, fächerförmige Teil derselben durchbrochen gearbeitet wird. Mit Zierstichen von heller, farbiger Seide innerhalb der Blattformen lassen sich ebenfalls hübsche Wirkungen erzielen. Ebensogut ist auch die ganze Form zu festonnieren, wobei zwischen den Blumenblättern der Grund ausgeschnitten wird.



Ovales Tablettdeckchen.

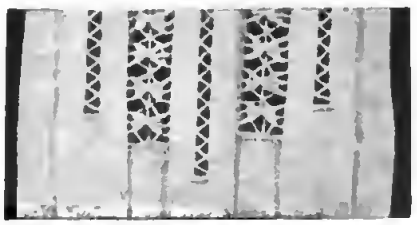
Batistunterrock mit Tülldurchzug. Hellgelber Batist, welcher die Farbe sehr schön in der Wäsche hält, dient zu dem hübschen Unterrock mit Volant. Diesem wird unter einigen Säumchenreihen der Tülldurchzug eingefügt. Zu letzterem eignet sich starker weißer Erbstüll, auf welchen das einfache Muster in gelblichem Stopfgarn ausgeführt wird.



Tülldurchzug für einen Batistunterrock.

Damenhemd mit Durchbrucharbeit. Stoff 2¾ m, 84 cm breit. Ohne viele Volants und Spitzen kann man sich nach beiliegendem Vorbild ein schön verziertes Hemd, wie es gerne für Gesellschaftstoilette getragen wird, anfertigen. Es wird dazu Leinwand von mittlerer Stärke verwendet. Hemd und Aermel sind nach Fig. a und b zuzuschneiden, ersteres doppelt, vom letzteren 4 Teile.

Der Durchbruch wird in der vorderen Mitte mit 12 cm Höhe begonnen und in Stufen von ½ cm bei jeder Reihe kürzer gemacht. Die Fältchen werden so lange weitergeführt, bis man die angemessene obere Weite des Hemdes hat; doch müssen zwischen dem letzten Fältchen und der Aermelnaht noch mindestens 4 cm glatt bleiben. Der Rückenteil wird eingereiht, der vorderen Weite entsprechend 2 cm enger. Zum oberen Abschluß sind 2 gerade Bändchen von 3 cm Breite (fertig 1 cm) und der passenden Länge zu schneiden; hier ist das Bändchen vorn 50 cm, hinten 48 cm lang zugeschnitten. Die Ausführung des Durchbruchs ist aus dem Detail leicht zu ersehen; noch ist hinzuzufügen, daß der schmale Zickzack in Stickgarn, der breitere Durchzug in Leinengarn ausgeführt ist, wobei sich die Stärke des Garns nach der des Stoffs richten muß. Der vordere gerade Rand des Aermels wird ebenfalls mit dem schmalen Lochsaum versehen, welcher sich an den 1 cm breiten Saum anschließt. Eine schmale gehäkelte Spitze vervollständigt das Ganze. F. A. S. St.



Detail zum Damenhemd mit Durchbruchsarbeit.

Damenhemd mit Durchbruchsarbeit.

Wollene Höschen, aus Eiderwolle gestrickt, für Kinder von 9 Monaten bis zu 4 Jahren. Eiderwolle eignet sich am besten dazu, weil sie weich ist und am wenigsten eingeht. Man nehme sie fünfdrähtig zu Holzstricknadeln von einem halben Centimeter Dicke im Durchmesser. Auf ein Paar Höschen rechnet man 35 g Wolle. — 72 Maschen werden lose aufgeschlagen, 12 Nadeln gestrickt, 2 Maschen rechts, 2 Maschen links. Hierauf werden 24 Nadeln (oder 12 Rippchen) glatt gestrickt. Die darauffolgende Nadel bis in die Mitte gestrickt und 12 Maschen dazu neu aufgeschlagen. Diese bilden das Spitzelchen zwischen den Beinchen und werden mit den zusammengestrickten 36 Maschen — 24 Nadeln (oder 12 Rippchen) — hoch, glatt weitergestrickt, während die anderen 36 Maschen ruhig auf der Nadel liegen bleiben. Sind 24 Nadeln gestrickt, so schlägt man das Spitzelchen, das heißt die 12 Maschen, die man vorher aufgenommen, und strickt mit den übrig gebliebenen 36 Maschen noch 12 Nadeln, 2 Maschen rechts, 2 Maschen links; das giebt das eine Beinchen.

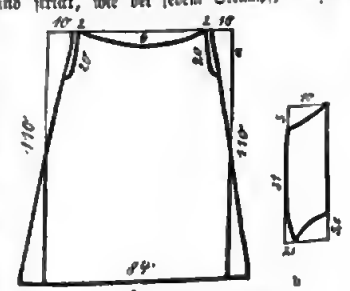
Aus Eiderwolle gestrickte Höschen.

Nachdem dies zugeschlagen, nimmt man die zurückgebliebene Nadel mit den anderen 36 Maschen vor, und strickt hier ebenfalls 24 Touren (12 Rippchen) glatt, dann die weiteren 12 Nadeln, wo immer 2 Maschen rechts, 2 Maschen links gestrickt werden für das zweite Beinchen. Nun werden die Höschen, nachdem auch dieses zugeschlagen, zusammengenäht, und zwar begonnt man mit den Beinchen. Sind diese zugenäht, so wird das kleine Viereck, welches das Spitzelchen bildet, im Dreieck zusammengelegt und ebenfalls maschenrecht eingefügt. Der Rest der Naht wird glatt zusammengenäht bis oben hin.

Dann häkelt man oben an den Bund eine Reihe fester Maschen, und dann folgende Reihe: 3 feste Maschen, 3 Luftmaschen, 3 feste Maschen, 3 Luftmaschen, bis die Reihe fertig ist. Diese werden zum Anknopfen an das Leibchen benutzt. Man kann aber auch ein weiches Gummibändchen durchziehen und den Höschen dadurch Halt im Taillenschluß geben. Für größere Kinder nimmt man die Nadeln etwas dicker, wodurch das Ganze dann auch größer wird.

Ueberziehstrümpfe für Herren. Wir hoffen auf Zustimmung mancher fleißigen Großmama, wenn wir heute neben den Arbeiten für junge Hände auch einmal eine solche für alte bringen, um so mehr, als die obengenannten warmen Strümpfe manchem Herrn von sitzender Lebensweise, wie auch Offizieren beim winterlichen Reiten als Schutz gegen die Kälte gute Dienste leisten dürften und deshalb zu den nützlichen Geschenken zählten. Man wähle dunkelgrauer oder schwarzer Strumpfwolle macht man einen Anschlag mit 120 Maschen auf vier starke Stahlnadeln und strickt, wie bei jedem Strumpf, vom Rand bis zur Wade ein glattes Stück, immer 1 Masche links, 1 Masche rechts. Hiernach nimmt man alle 8 Touren 2 Maschen ab, bis die Stichzahl 84 erreicht ist. Dann einfach weiter bis zur gewünschten Länge.

Ein elastisches Bändchen von 3 Maschen rechts, 3 Maschen links schließt zuletzt die Strumpfröhre unten ab.



Schnitte zum Damenhemd.

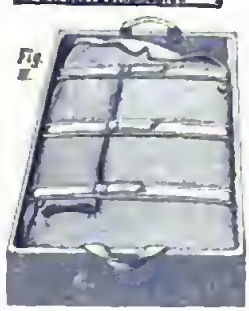
Allerlei Winke für jung und alt.

Zur Verhütung des Zerknüllens eingepackter Kleider. Wer hat nicht schon mißvergnügt seine zerknüllten Kleider aus dem Koffer genommen? Wohl alle, die gereist sind! Dieses lästige Zerknüllen hat in seinem Grund, daß die Schnallengurte in den Kofferfächern ziemlich straff angespannt sein müssen, um auch bei nur teilweise gefülltem Koffer das Festschnallen der Packung zu ermöglichen. Dadurch aber

Fig. I.

Koffer ohne Gurtstrecker.

Fig. II.



Koffer mit Gurtstrecker.

werden beim Zuschnallen die Kleider von beiden Seiten abgedrängt und in Falten nach der Mitte zusammengeschnürt, was sehr zerknüllend wirkt, wie Figur I zeigt.

Dieser Uebelstand wird durch die Koffergurtstrecker vollkommen behoben, die 1 cm kürzer sein müssen, als die innere Breite des betreffenden Kofferfachs beträgt. Die Gurtstrecker sind leicht, aber aus schwer biegsamer Holzart gefertigt und haben abgerundete Kanten. Figur II veranschaulicht einen solchen.

Die Anwendung der Gurtstrecker, die Figur III zeigt, ist folgende: Unter jede Gurtschnallung kommt ein Gurtstrecker zu liegen, derart, daß man sie auf die eingepackten Kleider legt, in ihre Endeinschnitte die Gurte eingreifen läßt und darüber zuschnallt. Das schützt die Kleider vollkommen vor seitlichem Druck, so daß sie nicht mehr durch die Gurte in Falten zusammengeschnürt werden.

Die Koffer-Gurtstrecker sind in Koffergeschäften käuflich.

Sperrvorrichtung für Fahrräder. Das von L. Eysn in Graz erfundene Patent-Fahrradschloß „Stopp" dürfte für Radfahrer von Interesse sein.

Patentfahrradschloss „Stopp": offen.

Es ist zu mäßigem Preise zu beziehen und die Befestigung am Fahrrad geschieht auf folgende sehr einfache Weise:

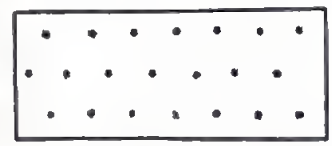
An der Sperrstange wird die Stellschraube gelockert, dann erstere mit dem Bande verschiedbar an der Vorderradgabel (siehe Abbildung) über einem Stückchen Leder oder Lederzeug so angebracht, daß sie in wagerechter Lage 5 mm unter der Felge zu stehen kommt. Nun dem andern Gabelarm wird bei gleicher Lederunterlage das Schloß auf solche Höhe geschoben und festgehalten, daß die Sperrstange in die Schlaglöffnung ohne Widerstand einschnappt; ist dies geschehen, so wird das Band mit der Stange, hinauf das Schloß, schließlich die Stellschraube festgeschraubt.

Patentfahrradschloss „Stopp": geschlossen.

Juchtenleder als bestes Mottenmittel. Alljährlich, wenn die Mottenplage beginnt, kommen neue Mottenvertilgungsmittel auf, welche den gründlichsten Erfolg versprechen — aber meist nicht erfüllen und im folgenden Jahr wieder durch neue Erfindungen verdrängt werden. Die Hausfrau weiß wirklich nicht ein noch aus; den neuen Mitteln steht sie mit Recht mißtrauisch gegenüber, während sie auch mit den alten, wie Kampher, Cigarrenrauchmelchen, Naphthalin, Pfeffer, Insektenpulver u. dgl., wenig Glück gehabt hat. — Aus eigener, langjähriger Erfahrung — selbst bei langen Reisen hat es sich bewährt — ist allen Hausmüttern das Juchtenleder als bestes Mittel gegen die Motten zu empfehlen. Man kauft sich Juchtenlederabfälle in den Lederhandlungen, von denen das dutzend Kilo meist eine Mark kostet, und steckt diese Lederstückchen auf unsichtbare Weise zwischen die Falten der Kleiderschränke, zwischen die Polstermöbel, legt sie zwischen Wand- und Bettvorhänge, streckt sie in Schränke und Schubladen, wo sich irgend Sachen befinden, welche von Motten geschützt werden sollen. Bei einer Reise reibt man reichlich Juchtenlederabfälle zwischen die Teppiche, belegt auch die Sitze und Lehnen der Polstermöbel damit. Man kann dann ganz unbesorgt sein, da den Motten der Geruch des Juchtenleders unerträglich ist. Wenn die mottengefährliche Zeit vorüber, sammelt man die Lederstückchen und verwahrt sie bis zum nächsten Jahr in einem passenden Kistchen.

Das Pflanzen und die Pflege der Erdbeeren. Erdbeeren verlangen einen guten, tiefgelockerten, nährstoffreichen Boden, doch unterlasse man eine Düngung mit frischem Stalldünger, da dieser die schlimmsten Erdbeerfeinde, die Engerlinge, anlockt. Wer nicht halbverrotteten Dünger zur Verfügung hat, wird am besten die Hauptdüngung ein Jahr vor dem Pflanzen vornehmen und das Land mit Hackfrüchten bebauen. Sobald diese Frucht abgeerntet ist, wird man noch dem Umgraben der Erde mit dem Pflanzen beginnen.

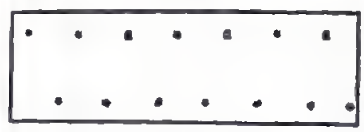
Nach unserer langjährigen Erfahrung hat sich der Juli, August und September als günstigste Pflanzzeit erwiesen. Es konnten die Pflanzen bis zum Anbruch des Winters neue Wurzeln treiben und schon im ersten Jahre genügend Erträge liefern, während die im März, April und Mai gepflanzten Stöcke Bewässerung erforderten und kaum nennenswerte Erträge im Juni lieferten.



Breites Erdbeerbeet mit 3 Reihen.

Die Pflanzweite der Erdbeeren ist je nach dem Wachstum der Sorten sehr verschieden. Ueppig wachsende Sorten wie: Noble, Sharpleß, White pine apple 2c. erfordern einen größeren Abstand als König Albert von Sachsen, Kuisees Sämling, Monatserdbeeren u. s. f. Erdbeerstauden werden auch auf frischem und stickstoffgedüngtem Erdboden viel größer als auf altem nur mit Kompost gedüngten Kulturboden. Das gleiche Verhältnis herrscht bei zu feuchtem und zu trockenem Boden. Während der Blüten- und Fruchtentwicklung verlangen die Pflanzen eine große Menge Wasser, sind sie zu eng gepflanzt, leiden sie daher mehr als bei weiterer Pflanzung. Bei nicht zu enger Pflanzung wird das Reinhalten der Beete von Unkraut, das Behacken, das Ernten der Früchte und das Abranken wesentlich erleichtert.

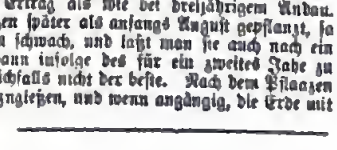
Die Beete werden, je nach dem Umfange der Sorten und dem Abstande, den die einzelnen Sorten verlangen, verschieden abgesteckt; man legt entweder Beete von 1,20 m Breite an, in denen sich 3 Reihen Erdbeeren befinden, die beiden Randreihen 20 cm vom Rande, die Mittelreihe 40 cm von den Randreihen entfernt. Der Abstand der einzelnen Stauden voneinander in den Reihen beträgt 40 bis 60 cm. Die Wege zwischen den einzelnen Beeten sind 30 cm breit. Oder aber, namentlich in Großbetrieben, legt man auch nur zweireihige Beete an, 1 m breit; es sind dann die Reihen 25 cm vom Bettrande entfernt und haben unter sich einen Abstand von 50 cm, wobei der 30 cm breite Weg mit eingerechnet ist. Der Abstand in den Reihen beträgt 50 cm.



Erdbeerbeet mit 2 Reihen.

Wo man im sandigen, trockenen Boden die Sorte Noble baut, wird man statt auf drei Jahre Erträge tiefgrünen Beeten die einjährige Erdbeerzucht anwenden können und das Beet anfangs August schon bepflanzen. Man bepflanzt diese Beete viel enger, teilt sie in 4 Reihen ein, die Randreihen je 15 cm vom Rande, die anderen Reihen 30 cm voneinander entfernt. Der Reihenabstand würde 10 cm betragen. Da die Sorte Noble hauptsächlich im ersten Jahre die größten Erträge liefert, so erhält man von solchem engegepflanzten einjährigen Beete in diesem einen Jahre gerade so viel Ertrag als wie bei dreijährigem Anbau. Werden aber die Nobelpflanzen später als anfangs August gepflanzt, so tragen sie im ersten Jahre zu schwach, und läßt man sie auch noch ein zweites Jahr stehen, so ist dann infolge des für ein zweites Jahr zu engen Standes der Ertrag gleichfalls nicht der beste. Nach dem Pflanzen sind die Erdbeeren tüchtig anzugießen, und wenn angängig, die Erde mit verrottetem Dünger zu bedecken, wobei zu beachten ist, daß die Erdbeerpflanzen frei bleiben.

Dort wo Tannenreis leicht erhältlich ist, bedecke man damit die Pflanzen den Winter über, um das Auswintern zu verhindern, aber decke mit strohigem Mist den Boden, das Herz der Pflanze freilassend. Im folgenden Frühjahre ist der Mist behutsam einzuhacken.



Einjähriges Erdbeerbeet mit 4 Reihen.

Digitized by Google

Interessante Reiselektüre.

Jedes Bändchen im Umfang von ca. 7 Bogen 1 Mark.

Paul Heyse, Der Schutzengel. Illustriert von C. Münch.

Rudolph Stratz, Samum. Illustriert von Chr. Speyer.

Ludwig Fulda, Die Hochzeitsreise nach Rom. Illustriert von Paul Rieth.

A. Noël, Didiers Braut. Illustriert von F. Hlavaty.

Ernst Lenbach (Ernst Muellenbach), Auf der Sonnenseite. Illustriert von C. Reichert, A. Mandlick, R. Reinicke u. a.

In den obigen Bändchen bieten wir eine Serie von Novellen hervorragender und beliebter Autoren dar, welche von Künstlerhand mit zahlreichen Text-Illustrationen und farbigen Umschlagbildern geschmückt, mit eleganter Ausstattung einen außergewöhnlich billigen Preis verbinden. Als gute und interessante Reiselektüre können wir diese Novellen ganz besonders empfehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

In neuer Auflage erschien soeben:

Forstmeister Reichardt

Roman von **Marie Bernhard.**

2. Auflage. Preis geheftet 3 Mark, eleg. gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

In neuer Auflage ist erschienen

Aus eigener Kraft

2 Bände. 3. Auflage.

Roman von **Wilhelmine von H[illegible]rn.**

Preis geheftet 6 Mark, elegant gebunden [illegible]

Zu beziehen durch die meisten Buch- und [illegible]

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.

Höhere technische Lehranstalt für Elektro- und Maschinentechnik.

Programme etc. kostenlos durch das [illegible]

Bad Wildungen

Hauptquellen: Georg Victorquelle und Helenenquelle, [illegible] spezifische Wirkung bei Blasen- und Nierenleiden seit Jahrhunderten bekannt ist, die [illegible] allen möglichen Katarrhen der Harnorgane, [illegible] besonderer Wirksamkeit bei Erkämpfung [illegible] Diathese, Gicht [illegible] Außerdem [illegible] Verwendung bei Magen- und Darmkatarrhen, [illegible] Bleichsucht und Frauenleiden. [illegible] Frequenz 1899 — 6000 Pers. Berühmte Specialärzte [illegible] Wildunger Salz ist nur künstliches, [illegible] über das Bad und Wohnungen, sowie Schriften [illegible] den Mineralwasserhandlungen u. Apotheken [illegible]

Fürstliche Wildunger Mineralquellen, A. G.

Regierungs-Kommissar.

Technikum Altenburg S.-A.

für Maschinenbau, Elektrotechnik u. Chemie. — Lehrwerkstätte. — Progr. frei.

Technikum Sternberg (Meckl.)

Maschinenbau, Elektrotechnik, Hoch- u. Tiefbau. Tischler, Ziegler

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Antons Erben.

Roman von **W. Heimburg**

3. Auflage.

Preis geheftet 3 M., elegant gebunden 4 M.

Dieser, bei seinem Erscheinen in der „Gartenlaube" mit außerordentlichem Beifall aufgenommene Roman liegt nunmehr in der 3. Auflage vor, welche mit schöner Ausstattung einen außerordentlich billigen Preis verbindet.

Von der gleichen Verfasserin erschien ferner in obigem Verlag:

Aus dem Leben meiner alten Freundin. Roman. 9. Auflage.
Lumpenmüllers Lieschen. Roman. 4. Auflage.
Kloster Wenkhusen. Roman. 5. Aufl.
Dajumal. 4 Novellen. 3. Auflage.
Ein armes Mädchen. Roman. 8. Auflage.
Trudchens Heirat. Roman. 3. Aufl.
Die Andere. Roman. 2. Auflage.
Herzenskrisen. Roman. 2. Auflage.
Unter der Linde. 7 Novellen. 3. Aufl.
Lore von Collen. Roman. 2. Aufl.
Eine unbedeutende Frau. Roman.
Mamsell Unnütz. Roman. 2. Aufl.
Sabinens Freier. Auf schwankem Boden. 2 Novellen. 2. Auflage.
Um fremde Schuld. Roman. 2. Aufl.
Haus Beetzen. Roman. 2. Auflage.
Trotzige Herzen. Roman. 3. Auflage.

Jeder Band geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Was ist Sapolio?

Es ist ein fester, [illegible] Reinigungs-Seife, [illegible] anderes, Reinigungszwecken [illegible] übertroffen wird. Wer es [illegible] seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt [illegible] Wachstuch Glanz und [illegible] Tische und Schubladen wie [illegible] es entfernt Fett von [illegible] schaften, Töpfen und [illegible] Gabeln sowie alle [illegible] nach seinem Gebrauch [illegible]

Waschtische, Badewannen [illegible] zugerichtet von der [illegible] nach dem Gebrauch von Sapolio.

Ein einziges [illegible] hauptung zu beweisen [illegible] frauen und macht [illegible]

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt nur eine

SAPOLIO

Enoch Morgan's [illegible]

NEW YORK.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Nr. 28. August 1900.

Preis 10 Pfennig

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Inhalt.

Seite

Der Porsapostel. Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer (6. Fortsetzung) 553

Begegnungen mit Marie von Ebner-Eschenbach. Von Ferdinand von Saar 563

Deutscher Lied und deutscher Sang in Amerika. Von Rudolf Cronau. Mit Abbildungen 565

In der Hundsstraße. Erzählung von Charlotte Niese (Schluß) 567

Eine moderne Kunst. Von Gustav Heick. Mit Abbildungen 573

Ausflüge. Eine Sommerplauderei von Ernst Muellenbach 575

Nikolaus Lenau. Ein Erinnerungsblatt von R. v. Gottschall. Mit Bildnis 578

Aus dem Berliner Zoologischen Garten. Die Schillingsche Sendung deutsch-ostafrikanischer Tiere. Von Direktor Dr. L. Heck. Mit Illustrationen nach der Natur von Paul Neumann 579

Blätter und Blüten: Zum Gedächtnis Karl von Hases. (Mit Abbildung.) S. 582. — Bei St. Moritz. (Zu dem Bilde S. 553.) S. 582. — Kaiser Friedrich II entläßt Ritter des Deutschen Ordens in Marburg zur Kolonisierung Preußens. (Zu dem Bilde S. 556 und 557.) S. 582. — Bergschründe. (Zu dem Bilde S. 561.) S. 583. — Im Sommer auf der Tell [illegible] S. 583. — Ein eigenartiges Naturspiel. [illegible] Ueber die Zunahme der Blitzgefahr. S. 584.

Allerlei Kurzweil: S. 584.

Illustrationen: Bei St. Moritz. Von Alfred Zahn. S. [illegible] Friedrich II verabschiedet sich in Marburg von den nach [illegible] abziehenden Rittern des Deutschen Ordens. Von Ferd. [illegible] S. 556 und 557. — Alpinisten überwinden einen Bergriesen. Von Ernst Platz. S. 561. — Abbildungen zu dem Artikel „Lied und deutscher Sang in Amerika". Festhalle des [illegible] Sängerfestes. 2. Fußbänder. Adolf Hochtmann. S. [illegible] Kaiser Wilhelms II für das Breslauer Stadttheater. S. [illegible] Arbeitspause. Von Hans Bachmann. S. 569. [illegible] zu dem Artikel „Eine moderne Kunst". Fig. 1. [illegible] Fig. 2. Moderner Bismarckturm. S. 573. Fig. 3. [illegible] Form eines Schiffes. Fig. 4. Tennerkreuz. S. 574. Fig. [illegible] tike Vase mit Koniferen und Waldzweigen. S. 575. — [illegible] Turm der Teck in der Schwäbischen Alb. Von A. Kohr. S. [illegible] Nikolaus Lenau. Von Stieb. S. 578. — Abbildungen zu dem Artikel „Aus dem Berliner Zoologischen Garten". Von Paul Neumann. Weißbartgnu. S. 579. Kitamunkhen-Antilope. [illegible] böckchen. S. 580. Zwerg-Manguste. Berglichtung-Antilope. S. [illegible] Das Denkmal für Karl von Hase in Jena. S. 582. — Zu dem Bilde Von G. Gumbertini. S. 583. — Jährige Kaiserfeier in Sachsen im Jahre 1707. S. 584.

Hierzu 2 Beilagen, sowie Kunstbeilage 18: „Abendlied". Von Walther Firle.

Kleine Mitteilungen.

Reiselektüre. Auch die unchaltigste Schau- und Wanderlust hat sonnegen ihre „toten Punkte", bedarf der Auflösung, der Ruhepausen. Die Seh-, Gehör- und Gefühlsnerven, aber auch die Gehmuskeln ermüden und verlangen nach zeitweiliger Untätigkeit. Immer wandern kann kein Tourist, und wäre er auch der geübteste Dauergänger. Und immer zum Coupéfenster hinauszuschauen vermag kein Eisenbahnreisender. Sei es nun hier, oder sei es draußen im Fremdenhotel oder in stiller Sommerfrische — überall wird eine gute belletristische Lektüre die angenehmste Abwechslung bieten. Da möchten wir denn auf einige soeben im Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig erschienene treffliche Novellen hinweisen, die sich in hübschem, mehrfarbigem Umschlag und mit reichem Illustrationsschmuck nach Originalzeichnungen hervorragender Künstler präsentieren und zu dem äußerst billigen Preise von einer Mark für das Bändchen in den meisten Buchhandlungen zu haben sind. Viele unserer Leser, welche diese Erzählungen zum Teil schon aus der „Gartenlaube" kennen, werden ihren Wunsch, dieselben auch in handlichen Einzelausgaben zu besitzen, nun befriedigen oder sie Freunden und Bekannten empfehlen können. „Didiers Braut" heißt die erste Novelle von A. Roël. Das Grundmotiv, auf dem sich ihr Inhalt aufbaut, daß nämlich die Liebe jede Rassen- und Nationalitätsschranke überspringt, mag nu sich wenig neu sein, aber es bleibt ewig wie die Liebe selber. Ein junger preußischer Offizier, der nach Metz versetzt ist, und die Tochter einer verbitterten Französin, in deren Hause er Wohnung nimmt und deren Gatte 1870/71 im Kampf gegen den „Erbfeind" gefallen ist: das sind die nationalen Gegensätze, welche durch die innige Liebe der beiden jungen Menschenkinder harmonisch ausgeglichen werden. Aber das alles ist — und daran erkennt man gleich das Frauengemüt und die Frauenhand — mit so unendlich viel Liebe und Hingabe geschildert, daß man es bedauert, wenn die Geschichte zu Ende geht. Ludwig Fuldas Novelle „Die Hochzeitsreise nach Rom" ist zwar eine ganz einfache, aber lebenswahre und tiefer angelegte Geschichte. Zwei Leutchen: ein Kunstgelehrter und eine Berliner Kaufmannstochter haben den Bund fürs Leben geschlossen. Ihre Hochzeitsreise ging nach Rom. Hier, angesichts des Colosseums, hofft der Mann in der Seele seiner jungen Frau die Begeisterung für die Schönheit der Antike zu entzünden. Dabei wird er aber inne, daß die Frau eine hausbackene, ja banale Natur ist und — bleiben wird. Und wenn das Ehepaar plötzlich verstimmt in die norddeutsche Heimat zurückreist, so ahnen wir, daß es, mit dem Verfasser zu sprechen, „wieder zwei Menschen mehr gibt, welche die lange, lange Lebensfahrt Seite an Seite unternehmen, ohne zu einander zu gehören". Ein seelischer Konflikt besteht auch zwischen den beiden jungen Eheleuten, deren afrikanische Hochzeitsreise Rudolf Stratz in seiner Novelle „Simum" schildert. Dort, als das Paar in der Wüste lagert, tritt der Konflikt durch die Person einer andern Frau, die einst vor Jahren Anrechte auf den Mann, den Naturforscher, zu haben glaubte, schroff in die Erscheinung. Die junge Frau erlauscht aus dem Munde der Anderen, daß sie ihrem Manne das nicht werden könne, was jene ihm einst gewesen wäre: eine ebenbürtige geistige Kameradin; der Mann aber wird sich bewußt, daß er sein Weib nicht eigentlich aus Liebe geheiratet habe, ihr aber jetzt in unsichtiger Liebe angehöre. Sie wendet sich schwer verletzt von ihm ab, und er begreift ihr Wesen nicht. Mitten hinein in diese Seelenverstimmungen wirft dann der Simum der Wüste seine glühenden Sturm- und Sandwolkengeschosse, unter deren furchtbarer Wucht und massiger Schwere das verirrte Paar physisch beinahe zu erliegen droht. Hart am Rande des gräßlichen Todes finden sich die Herzen wieder zusammen. So scharf diese Menschen sich voneinander abheben und so überzeugend namentlich der Naturforscher zuerst in seiner kühlen Männlichkeit und dann aufquellenden glückseligen, opferfreudigen Gemütswärme gezeichnet ist, so plastisch und so glühend wird die Wüste mit ihrem unheimlichen Lebenswesen und [illegible] stürmer, dem Samum, geschildert — der Hand gleitet [illegible] und poetischer Stimmungszauber durchziehen die Etappe [illegible] Welcher künstlerische Kontrast nun wieder, wenn wir Hat. [illegible] Novelle „Der Schutzengel" zur Hand nehmen. Zwei Frauen im Mittelpunkt der Handlung: eine greise Mutter, die [illegible] ersten Eheglück gescheitert, und die einzige Tochter, eine [illegible] anwaltsfrau, die die erstere nie persönlich gekannt hat. Da [illegible] unerkannte Mutter neben der Tochter einige Wochen in Bad [illegible] bringt und dabei nicht bloß deren Freundschaft erringt, sondern [illegible] insofern ihr wahrhaftiger „Schutzengel" wird, als sie [illegible] Verführungskünsten eines jeden Don Juans rettet. — Ist [illegible] Fabel der Erzählung. Deren eigentlicher Inhalt hat [illegible] Schwerpunkt in den Wiederspiegelungen der seelischen Konflikte und intimsten innersten Erlebnissen der beiden Frauen. Und da zeigt Paul Heyses Meisterschaft von neuem. Ein [illegible] starken und der duldenden Frauenseele in ihrer mannigfachen [illegible] weiß er auch hier wieder schlummernde Rätsel zu entwirren. [illegible] alles mit einer über den Leidenschaften [illegible] Klarheit und Ruhe, die bis zum letzten Worte gewahrt bleibt.

Das Veredeln im August. Sobald der Wildling so weit besitzt, daß seine Rinde sich vom Stamme lösen läßt, ist er zur Veredelung reif. Das Veredeln mied aber trotzdem der alte [illegible] hinausgeschoben, weil zu früh eingesetzte Edelaugen austreiben und junger Trieb im Winter erfrieren würde. Nur bei den Aprikosen [illegible] man schon im Juli mit dem Veredeln an und setzt es bis Ende August fort; bei allen anderen Gewächsen wartet man bis zum August. Während sich nun im Frühjahre nur vermittelst Reisern veredeln lassen, ganze Triebstücke auf den schon hochgewordenen Wildling gepfropft werden, veredelt man jetzt nur durch Einsetzen eines einzigen Auges. Man bringt dies, hochstämmige Rosen auszunehmen, bei [illegible] Erde in den sogenannten Wurzelhals an. Die Obstbäume [illegible] so einen edlen Stamm, der den Vorteil schnelleren und [illegible] Wachstums hat. Alle niedrig veredelten Rosen können nur [illegible] bleiben, sie führen im Gegensatz zu den hochveredelten den [illegible] „Wurzelhalsveredelungen" und sind erheblich billiger als die [illegible] Stämme. Das Veredeln selbst bleibt sich überall gleich. Von dem Wildling etwa ⅓ seiner Zweige und legt daher die Stelle an der veredelt werden soll. Nun wird dort ein T-Schnitt [illegible] der nur Rinde und Kambium durchschneidet. Ein heftiger [illegible] knackt beim Einschnitt und löst die Rinde leicht. Ein [illegible] macht beim Abtöten der Rinde Schwierigkeiten und bleibt [illegible] Holz. Nach der Ausführung des T-Schnittes wird das Edelauge einem schon ausgereiften Edeltriebe herausgeschnitten, und zwar [illegible] Weise, daß man den Edeltrieb, dessen Blätter bis auf den [illegible] abgeschnitten sind, verkehrt, die Spitze dem Körper zugewendet, in [illegible] linke Hand nimmt und nun mit einem haarscharfen Messer [illegible] unter dem einem kräftigen Auge einsetzt und den [illegible] Auge hindurch bis 1 Centimeter diesseits fortsetzt. Das [illegible] darf nur dünn sein, unter dem Auge die Stelle [illegible] weiters nicht überschreiten. Das gewissermaßen [illegible] verliehene Edelauge wird alsdann in den T-Schnitt [illegible] Ganze mit Bast verbunden, und die Veredelung ist [illegible] der Wildling, je schärfer das Messer, je schneller [illegible] desto sicherer wächst das Auge. Sein Streifengel [illegible] 10 Tagen ab, wenn es geraten ist; mißlang die [illegible] trocknet er, ohne abzufallen. Ein im August veredeltes [illegible] im nächsten Jahre. Man kann veredelte Stämmchen mit [illegible] Augen — wie es technisch heißt — im Herbst verpflanzen; [illegible] besser geschieht das Verpflanzen erst im nächstfolgenden [illegible]

Copyright 1900 by Franz Hanfstaengl in Munich

ABENDLIED

Walther Furle

Digitized by Google

Halbheft 18. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Der Dorfapostel.

Ein Hochlandsroman

von Ludwig Ganghofer.

(8. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

9.

Schon am anderen Morgen, gegen zehn Uhr, kam vor dem Wirtshaus eine leere Kutsche angefahren, aus welcher der Untersuchungsrichter mit seinem Schreiber stieg. Der Herr Gendarm, der die Gerichtsherren in militärischer Positur erwartete, durfte ja dem „Exzeß vom gestrigen“ gleich ein neues Delikt zu melden, den „allgemeinen Fenstereinwurf bei Seiner Hochwürden dem Herrn Seelsorger Felician Horadam“.

„Nette Gegend, das!“ meinte der Untersuchungsrichter. „Da wird es an der Zeit sein, wieder einmal ein scharfes Exempel zu statuieren. Holen Sie mir sofort den Bürgermeister!“

Zwei Tage lang, vom Morgen bis zum Abend, wurde verhört und protokolliert. Dabei entwickelte der Herr Gendarm einen Eifer, daß ihm unter dem Schirm der Pickelhaube die Schweißperlen über den Schnurrbart tropften. An die fünfzig Personen brachte er zum Verhör herbei. Aber da wollte keiner etwas gesehen oder gehört haben, keiner wußte eine Aussage von Belang zu machen.

„Mein, Dummheiten haben s' halt treiben, die Buben, und is halt ein bißl schech ausgfallen!“ So lautete das allgemeine Urteil über die „Rauferei mit blutigem Ausgang“.

Während der zweitägigen Untersuchung wurden nur die Thaten von Personen protokolliert, deren Namen nicht festgestellt werden konnten. Unter den Zeugenaussagen war's eine typisch wiederkehrende Redewendung: „Einer hat's halt than [illegible], das weiß ich nimmer.“

Nur ein einziger Name wurde genannt, und zwar durch Herrn Felician Horadam: der Name des Staudamerknechtes. Aber

Bei St. Moritz.
Nach einer Studie von Alfred Enke.

Mickeis Messer war so frei von verdächtigen Flecken und so schön poliert, als käm' es eben erst aus dem Laden des Messerschmiedes. Und überdies brachte er vier Burschen als Zeugen, welche übereinstimmend aussagten, daß der Mickei „bloß ein bißl abgewehrt" hätte. Auch an dem groben Unfug, der wider die Fensterscheiben des Pfarrhofes verübt worden war, erwies sich Mickei als völlig unschuldig. Wie die Jungfer Kathrin aussagte, war es um den Glockenschlag Eins gewesen, als die Fenster klapperten. Wie aber die Staudamer-Julei aussagte, wäre der Mickei schon lange vor zwölf Uhr daheim gewesen; ganz genau hätte sie gehört, wie der Knecht, nachdem er die Hausthür verriegelt, in seine Kammer gegangen wäre — und dann erst hätte die Kirchenglocke Zwölf geschlagen. Und weil die Julei mit ihren frommen, hübschen Augen und ihrem rosigen Unschuldsgesichtchen auf den Untersuchungsrichter das machte, was die Juristen einen „guten Eindruck" nennen, so blieb ihre Aussage über jeden Zweifel erhaben und entschied die Sache. Freilich hatte die Kellnerin ausgesagt, daß der Staudamerknecht um halb ein Uhr nach im Wirtshaus gewesen und dann fortgegangen wäre, ohne die Zeche zu bezahlen. Aber eine Kellnerin! Die kennt man doch! Die Aussage einer solchen Person kann doch nicht aufkommen gegen die Wahrheitsliebe eines braven und unbeanstandeten Mädchens wie die Juliana Staudamer! Und daß eine Kellnerin gegen einen Burschen, der die Zeche nicht bezahlte, Partei contra ist, das läßt sich psychologisch leicht erklären. Uebrigens wurde die Aussage der Julei noch dadurch bekräftigt, daß die Schwarzwälderuhr in der Wirtsstube, wie die „In-Augenschein-Nahme" dokumentierte, thatsächlich um eine ganze Stunde zu früh ging. Denn der Wirt, ein dörflicher Schlaumeier aus reicher Praxis, hatte die nützliche Gewohnheit, seine Uhr am Morgen nach jeder Nacht, in der etwas Bedenkliches passiert war, je nach Bedarf um eine Stunde vor- oder zurückzustellen.

Völlig resultatlos verlief auch das Verhör des Hauptzeugen Peter Johannes Zbazilek. Der Doktor, der lieber den guten Hanspeter gesund, als den unerforschlichen Messerhelden im Kotter sah, hatte kategorisch erklärt, daß der Zeuge wegen Gefahr eines neuerlichen Blutergusses nicht sprechen dürfe.

„So soll er, statt Ja zu sagen, mit dem Kopfe nicken!" entschied der Untersuchungsrichter und stellte seine Frage: „Peter Johannes Zbazilek? Ist Ihnen die Person bekannt, von der Sie den Messerstich erhielten?"

Ein wenig lächelnd, schüttelte Hanspeter das „dicke Köpfl". Und obwohl ihm der Doktor gebeten hatte, zu schweigen, sagte er mit seiner dünnen, langsamen Stimme: „Und wenn ich's auch wüßt, lieber Herr, ich thät's net sagen. D' Leut, die macht man net auderst ... auch net, wenn man s' einsperrt!" Er hustete. Und Lisbeth trocknete ihm wieder das Blut von den Mundwinkeln.

Am Abend des zweiten Verhörtages mußte die Untersuchung als resultatlos eingestellt werden, und die Sache war erledigt. Das heißt, nicht ganz. Denn vier Tage später, am Sonnabend, als es mit Hanspeters Besserung schon so weit war, daß er gefahrlos ein paar Worte sprechen und mit leichterem Verbande aufrecht sitzen konnte, erhielt der Bürgermeister eine Zuschrift des Bezirksamtes. In diesem Schreiben standen so viel merkwürdige Wörter, daß der Waldhafer, um beim Lesen mit ihnen fertig zu werden, seine Brille brauchte. In Hemdärmeln saß er am Tisch und buchstabierte. Und obwohl das Schreiben nur eine einzige Seite füllte, verging doch eine Viertelstunde, bis der Waldhafer mit seiner stolpernden Lektüre zu Ende kam. Erst nickte er mit nachdenklichen Augen vor sich hin und pfiff dazu einen lang gezogenen Ton. Dann schob er die Brille über die Stirn hinauf, erhob sich ärgerlich, und aller Verdruß, den ihm die beiden Verhörtage bereitet hatten, schien wieder in ihm aufzuwachen.

„Kruzi, Kruzi ... der Malefiz-Hanspeter mit seim Predigen, der! Wie viel Zwidrigkeiten hat mau davon! Und mit solchene Gschriften muß ich mich noch plagen! Das kriegt er aber gleich zum anhören, der narrete Siebengscheid! Soll er sich selber auffilletzeln, was drin steht, da!"

Weil die Kundgabe dieser Schrift vor Hanspeters Ohren eine amtliche Handlung war, zog der Waldhafer den Rock an.

Als er in die Krankenstube trat, erhob sich Lisbeth, die mit einer Näharbeit beim Fenster saß. „Guten Abend, Waldhafer!" Eine ruhige Stimme, doch so schmerztich, so mud!

Ihr Klang schien den Aerger des Bauern zu mildern. „Guten Abend, Madl," sagte er mit halber Freundlichkeit, „gelt, spürst es schon bald ein bißl, die ungschlafenen Nächt?"

Lisbeth schüttelte den Kopf. „Ah na! Solang mich der Hanspeter braucht, so lang halt ich's gut noch aus!"

Aus dem dämmrigen Winkel, in welchem das Bett stand, tauchten die Hände des Kranken hervor. „Na no, is schon wahr! So viel plagen thut sich 's Madel meinthwegen und so viel Zeit versaumen. Und allweil sag ich 's ..."

„Du sag gar nix!" unterbrach der Waldhofer diese matt lispelnde Stimme. „Da ..." er streckte dem Hanspeter das amtliche Schreiben vors Gesicht hin, „da hast es jetzt mit dem Predigen!"

„Was hab ich?"

„Ein Adnalti hast kriegt."

Dieses unverständliche Fremdwort und dazu der große Amtsbogen mit dem blauen Stempelzeichen schien auf Hanspeter eine schwer beklemmende Wirkung auszuüben. Etwas mühsam hob er sich aus den Kissen auf. Den weißen Stirnbund trug er schon seit ein paar Tagen nimmer; doch sein Gesicht — jetzt, da er sich aufrichtete, sah man's in der Fensterhelle — sein Gesicht war ganz gesprenkelt mit grünen und bläulichen Flecken, den farbigen Gedenkzeichen der empfangenen Faustschläge.

„Was hab ich ..." mit angstvollen Augen sah er den Waldhafer an, „was hab ich kriegt?"

„Ein Adnatti."

„... Ein Adnatti? So sa? ... Aber müßt's mir eiba schon sagen, was ein Adnotti sein thut!"

„Gleich wirst es derfahren!" sagte der Waldhofer ernst und wandte sich an Lisbeth. „Madl, du mußt ausse gehn! Bei die ämtlichen Sachen müssen d' Mannerleut allein sein miteinand"

Mit sorgenvollen Augen am Waldhofer hängend, streckte Hanspeter die zitternde Hand nach Lisbeth aus. Er schien sprechen zu wollen, aber die Stimme gehorchte ihm nicht.

Auch Lisbeth schien durch das „ämtliche" Gebahren des Bürgermeisters beunruhigt. Aber sie faßte die Hand des Kranken und streichelte sie. „Mußt dich net oufregen, schau! Der Waldhafer thut dir nix!" Sie sprach zu ihm wie zu einem Kinde. „Gelten S', Waldhofer ... euker Roman thut ihn ja so viel gern haben ... von ent darf er nix befürchtigen, der Hanspeter?"

„Na na! Ich thu ihm nix! Fürlesen muß ich ihm halt, was ich vom Bezirksamt kriegt hab!"

„No alsa, schau!" sagte Lisbeth lächelnd, obwohl sie selber nicht ganz beruhigt war; dann ging sie aus der Stube.

Der Waldhofer hatte sich ins beste Fensterlicht gesetzt und die Brille auf die Nase gesenkt.

„So! Jetzt paß auf! Vom Bezirksamt is an die Gmein ein Adnotti eintroffen." Seine Stimme veränderte sich, denn jetzt mußte sie „ämtlich" klingen. „Und sothes lautet!"

Zuerst noch räusperte er sich, dann begann er langsam und mit Gestolper zu lesen:

„Nachdem das Ergebnis der in nachbezeichneter Sache seitens des k. b. Assessors von Stubenrauch des dortortigen k. b. Bezirksgerichtes geführten Untersuchung über den in dortiger Gemeinde stattgehabten Raufhandel vom 17. hujus anni currentis zur Evidenz dargethan hat, daß ein sicherer Peter Johannes Zbazilek, Holzknecht, wohnhaft und heimatberechtigt daselbst, hinreichend verdächtig erscheint, unter dem korrumpierenden Einfluß mißverstandener und unverdauter socialer Reformideen die dortartsige Bevölkerung predigenderweise auf der öffentlichen Landstraße in unzulässigem und eventuatiter gegen § 360, Ziffer 11, des Strafgesetzes verstoßendem Maße zu horangnieren die dem k. b. Bezirksamt bedenklich erscheinende Gepflogenheit zu haben, wadurch die ansonst friedliebende bäuerliche Bevölkerung gradatim zum Widerspruch gereizt und zu bedauerlichen Exzessen wie abeubesagter Raufhandel vom 17. hujus anni currentis aufgestachelt zu werden bedroht zu sein scheint, scheint es angezeigt, genanntem Peter Johannes Zbazilek durch den Gemeindevorstand ämtlich ad notam zu geben, daß selbiger abenbezeichnetes ruhestörerische Predigen und Propagandamachen unter dem Präjudiz, bei durch Genannten neuerdings hervorgerufenem Exzesse nach § 360, Ziffer 11, beziehungsweise den anderen einschlägigen

gischen Bestimmungen, strafsämtlich behandelt zu werden, derhin zu unterlassea habe.

Das k. b. Bezirksamt.

In Vertretung des Herrn Amtsvorstandes:

Hafnagl,

k. b. Bezirksamtspraktikaat."

Als sich der Waldhofer mit dem letztea Worte sieghaft abgewandt hatte, schnaufte er auf. „So, da weißt es jetzt!"

Dann blieb's in der Kammer ein Weilchen still, nad man hörte nur den mühsamen Atem des Hanspeter. „So so?" sagte endlich. „Also ... die Gschrift da ... das is ein Adnotti?"

„Ein Adnotti, ja!"

„So so?" Hanspeter fuhr sich mit schwerer Hand übers Haar. „Und ... da thät ich halt bittea, daß mir der Bürgermeister sagt, was drinsteht, da!"

Der Waldhofer wurde ärgerlich. „Da Lapp! Ich hab dir's ja vorgelesen! Hast denn net aufpaßt?"

„Ah ja, freilich, und gar hab ich aufgpaßt, aber ... wär mir schon lieb, wann mir der Bürgermeister die Sach ein wengerl ausdeutschen thät, daß ich's richtigerweis derpackea kannt!"

„Ja, mein Lieber, das is leichter gsagt. ... Wart ein bißl! Jetzt muß ich mir die Sache selber noch ein wengerl beaugeaschauen." Der Waldhofer netzte den Daumen an der Zunge und vertiefte sich wieder in das Studium des amtlichen Erlasses. Während der Lektüre nickte er ein paarmal und murmelte: „Ah ja, freilich, versteh schon!" Als er mit dem Lesen fertig war, drehte er das Blatt, um es auf der leerea Rückseite zu betrachtea.

Hanspeter, dem der Atem immer schwerer ging, fragte beklommen: „Habts es aufgbracht?"

„Wart ein bißl!" Zum drittenmal begann der Waldhofer die Lektüre. Dann stand er auf und sagte: „Jetzt weißt ... um da Gstudierten bin ich keiner ... aber soviel ich mir die Sach verdeutschen kann, sagea s' beim Amt, daß d' ein sicherer Herr Johannes Zdazilek bist ..."

„So so? Ja, freilich, der bin ich! Da haben s' recht!"

„Und daß mit deiner Predigerei, die d' Leut net verdauen können, die friedliebliche Bauernschaftsbevölkerung fuchtig machea und aufstageln thast ... und so ebbes verbietea halt die Parigraffi."

„Ah na! Ah na!" stotterte Hanspeter, dessen Augen immer größer wurden.

„Der Adnotti sagt's, da kanast nix machen! Und was einmal gschrieben is, Peterl, is gschrieben."

„So?"

„Ja! Das hat sein Evidenz, weißt, and weiter sagt der Adnotti, daß dein Predigen sein lassen mußt, weil halt die Parigraffi ein Holzrecht so ebbes net derlauben ..."

„Ah na! Ah na!" Auf Hanspeters erblaßtem Gesichte spielten die Denkzeichen der Faustschläge in vertieftea Farben. „Ah na! Ah na!"

„Da steht's einmal! Und wann dein Schnabel net haltst, so schicken s' dir dea Präjudizi aussi und machen dir ein Exceß mit'm Parigraffi Numero 360, und speeren dich schön sauber ein! ... Derpackst es jetzt?"

Mit zitternden Fäusten auf die Kante der Bettlade gestützt, beugte sich Hanspeter über sein Lager hinaus. Verstört, als stünde ein schreckhaftes Gespeast vor seiaen Augen, starrte er den Bürgermeister aa. Und seine erloschene Stimme gurgelte: „Waldhofer ... na na, Waldhofer ... da müßts enk ebba täuscht haben!"

„Mein Brillenglas is sauber putzt! Das zeigt! Da gredt's kein Täuschen net!"

„Na, na, Waldhofer! Na! ... Der Parigraffi hat sein Gerechtigkeit! Wie kannt der Parigraffi verdieten, was Christenlich heißt? Das redts mir net ein, Waldhofer, das glaub ich net! So ebbes kana der Herr Adaotti net sagen!"

„Aber schreibea thut er's! Uad gschrieben is gschrieben. Magst es mir net glaaben, so schau dir's halt selber an! Da ..." Die Brille von der Nase ziehend, trat der Waldhofer zum Bett und reichte dem Hanspeter das Blatt hin. „Da steht's! Schau die's aa!"

Mit langsamen Händen faßte Hanspeter den Bogen und drehte die beschriebene Seite gegen die Fensterhelle. Wachsende Angst in seinem Blick, betrachtete er den fettgedrucktea Kopf des amtlichen Schreibens, starrte auf die hundert kleiaen schwarzen Teufelchen von Buchstaben, die vor seinea nassen Augea durcheinaadertanzten — mit großen Tropfen begann es ihm über die Wangen zu rinnen, als sein irrender Blick die kunstvoll verschnörkelte Unterschrift zu enträtseln suchte, und völlig entfärbte sich sein Gesicht beim Anblick des blauen Amtsstempels, der hiater der letzten Zeile stand wie ein magisches Punktum hinter einem unabänderlichen Schicksalsspruche.

Er hielt das Blatt, wie einer in seinen Händen die Botschaft hält, daß der Tag die Nacht ist, daß der Blitz ihm das Liebste erschlag, daß ein fallender Berg ihm den Vater begraben, daß ihm der See die Mutter verschlang! Da steht es, schwarz auf weiß, und amtlich gestempelt — er will nicht glauben und muß es doch!

„Gelt, jetzt derpackst es?" sagte der Bürgermeister und zog ihm das Blatt aus den Fäusten.

Langsam schaute Hanspeter durch seine Thränen auf nad ließ die Hände gestreckt, als hieltea sie noch immer das Blatt.

So bald und halb schien der Waldhofer zu merken, daß dem backligen Apostel die Sache tief und aahe ging. Drum sagte er mit gutmütigem Lachen: „Jetzt thu dich net kränken, Peterl! Der Parigraffi is der Parigraffi, da kannst nix machen. Drum schau, sei gscheid, and papp dir halt in Gottsnam ein Pflaster auf dein aerliebten Schnabel! Dir selber thust den besten Gfallen dermit, and in der Gmein is wieder Fried und Ruh. Sei gscheid, Peterl ... schau lieber, daß bald wieder frisch nad munter wirst, and daß d' mir wieder an d' Arbeit kanast! So! Und pfüet dich Gott jetzt!"

Das Schreiben zusammenfaltend, giag der Waldhofer aus der Stube.

Hanspeter hielt noch immer die Arme gestreckt. Seiae Hände machten eine greifende Bewegung, als möchten sie dea Bürgermeister bei den Rockschößen festhalten. Und während in seiner Brust der Atem rasselte, begana seine Zunge zu lallen:

„Und ... und so viel schlecht sind s', d' Leut, und ... und ich ... und weil ich s' hätt mögen besser machen ... ein bißl, weißt ... und drum derschlagen s' mich halb nad derstechen mich schier und ... jetzt bin ich der Lump, und ich bin schuld, und ich bin's, ich, mit dem's der Parigraffi hat ..." Zuckend griffea seine Hände in die Luft. „Waldhofer ... Waldhofer ..."

Die Thränen erstickten seine Stimme, er brach in Schluchzea aus wie ein hungerndes Rind und fiel auf die groben Kissen zurück, als hätte ihm ein Prügelschlag den Rücken gebrochen.

So fand ihn Lisbeth. In Schreck und Sorge setzte sie sich zu ihm, nahm seiae Hände, suchte ihn zu beruhigen und wollte aus ihm heraasbringea, was er denn hätte und warum er denn weinen müßte.

Hanspeter rührte sich nicht — nur ihre Hände umklammerte er — nad gab keine Antwort. Doch sein Schluchzen überwand er, nad nach einer Weile trocknetea ihm auf seinen breaceaden Waagen die Thränen zu grauen Schmutzflecken ein.

Nun lachte er, matt nad heiser.

„Peterl?" fragte Lisbeth. „Geh? Was hast denn?"

„Die zwei halt! So viel gipassig sind s' zam anschaun, die zwei!"

„Wer deaa, sag?"

„Der Parigraffi ... und der ander halt ... der Adnotti! Sind so viel lustige Leut, die zwei! Da muß man lachen!" Er licherte vor sich hin — ein Richern, als wär' ihm das Weinen wieder nahe.

Lisbeth griff ihm an die Wange und an die Stirn, denn sie glaubte, daß er im Fieber sprache. „Meinst net, ich soll dir 's kalte Tüchl geben?"

„Ah na!" Er atmete tief. „Ich thu net fiebern. Na na! So viel kalt in mir drin haben s' mir gmacht ... die zwei!"

„Aber geh, Peterl, was thust denn plauschen! Is doch bloß ein einziger dagwesen! Bloß der Waldhofer, schau! Und ich bin da!"

Der linde, herzliche Klaag ihres Zuspruches schien ihn zu beruhigen. Er zog ihre Hand an seine Brust und streichelte sie. „Du net ... aa na ... du bist kein Parigraffi! Und kein Adnotti! Und dein Mutterl is keiner! Und mein Roatan net! Und der Herr Pfarr is von die guten einer! Aber d' Leut ... ja, Kindl, schau dir s' an ein bißl, d' Leut ..." Seine müde

Stimme erregte sich wieder. „Sind lauter Parigraffi gegen d' Lieb! Einer wie der ander! Und Fuß und Fäust haben s', und eiserne Schlagring haben s', und gschliffene Messer, weißt. Und so müssen s' sein, und die machst auch nimmer anderst, sagt er . . . und wie s' halt unser Herrgott . . ."

Das Wort erlosch ihm auf der Zunge, als wäre Hanspeter vor seiner eigenen Weisheit erschrocken. Er griff an seinen Hals wie einer, der zu ersticken droht. Und stemmte sich aus den Kissen auf und keuchte: „Kindl, thu mir 's Fenster auf . . . um Gottschristi Lieb! Grad 's Fenster mach mir auf ein bißl, daß ich ein Bröserl versehen kann vom lieben Himmel!"

In banger Sorge um den Kranken sprang Lisbeth auf das Fenster zu und riß die kleinen, trüben Scheiben auf. Und da sah man im Viereck des Mauerrahmens ein Stücklein des reinen Himmels, goldig und warm überleuchtet von der scheidenden Sonne.

Hanspeter beugte sich vor, weit und weiter. Seine schimmernden Blicke klammerten sich dort oben fest, und während ihm über das blau und grün gespreckelte, zu doppelter Häßlichkeit entstellte Gesicht die Tropfen niederkollerten, Schweiß und Thränen zusammen, begann er mit dürstenden Zügen zu schlürfen, als möchte er all diesen lächelnden Glanz da droben, all dieses reine Licht und diese Wärme tief hineintrinken in die Wunden seines Leibes und seiner Seele. — —

Es war ein schöner und linder Abend. Und wer nichts anderes ansah als nur den leuchtenden Himmel, hätte schon an den Frühling glauben können. Sogar eine Amsel schlug. Sie saß in der kahlen Krone des Apfelbaumes, der im Waldhof neben dem Garten stand. Und zwischen Schlag und Gezwitscher flatterte der schwarze Vogel, dessen Gefieder in der Sonne glänzte, von einem Ast zum anderen und guckte aufmerksam die Zweigspitzen an, als dächte er sich: „Mir scheint, die blühen schon bald, und dann giebt es fette Hummeln zu speisen!"

Aber es wollte die Schönheit, die in den Lüften webte, ihre Schimmerfäden noch nicht recht an die kalte Erde spinnen. Wohl waren im Thal die Wiesen schon erlöst vom Schnee, doch sie hatten noch ein falbes kümmerliches Ansehen, und das einzige Zeichen ihres Erwachens war, daß der Maulwurf zu schieben begann, dieser hungrige Lebensgräber des Frühlings. In den Hohlwegen und Schluchten, in den Wiesenmulden und Ackerfurchen lagen noch überall die weißen Reste vom abgezehrten Tisch des Winters umher, und wenn auch auf den sonnseitigen Gehängen schon die Wälder und Almen aus dem Schnee hervorschauten, so trug doch die Schattenseite der Berge noch immer den weißgrauen Mantel der kalten Zeit. Doch die Sonne, die seit einer Woche mit heißem Gesichte unverdrossen ihren Frühlingsrobelt geleistet hatte, schien auch den letzten Werkeltag, bevor sie Feierabend machte, noch fleißig nützen zu wollen und raufte sich lachend mit dem Schnee, wo immer ihre Strahlen den kalten, widerspenstigen Gesellen nur packen konnten.

Aller Kampf hat etwas Erfrischendes und Belebendes. Auch in dem stillen Streit, den im Vorfrühling die Himmelswärme wider den Frost der Scholle führt, hämmert's wie Pulsschlag erneuten Lebens. Bevor ihn noch der Keim in der Erde spürt, empfinden ihn schon die Geschöpfe. Das merkte man an dem rastlosen Geflatter und Kreisen der Tauben, am erregten Gezwitscher der Meisen und Sperlinge, am Gackerlärm der Hennen in allen Höfen, am Gebell der streunenden Hunde und am ungeduldigen Gebrüll der Rinder, denen die Stallzeit schon zu lange dauerte.

Friedrich II verabschiedet sich in Marburg

abziehenden Rittern des Deutschen Ordens.

Wo sich Menschen auf der Straße begegneten, schien ihr Gruß einen helleren Klang zu haben als sonst; zwischen Höfen und Gärten schwatzte man laut und lachend über die Hecken hin und her; die Fuhrleute knallten, daß es an den Wäldern ein Echo gab, und ein Trupp Holzknechte, die zum Sonntag von den Bergen heimkehrten, zog mit Singen durch das Dorf hinunter. Dazu das Geplätscher und Gurgeln des Wassers, das in allen Gräben rann, das Rauschen und Brummen der Schneebäche, die über alle Berge stürzten.

Auch der Hüterbub aus dem Waldhof, der mit bauchigem Steinkrug zum Wirtshaus ging, um für den Waldhofer und seine Ehhalten den Abendtrunk zu holen, schien mit seiner spitzigen Nase die in den Lüften wehende Frühlingsstimmung zu wittern, guckte mit träumenden Augen ins Blau hinauf, blinzelte die Sonne an, schlenkerte den Krug und pfiff einen Ländler so vergnügt wie falsch. Um seinen Spaziergang zu verlängern, machte er den Umweg durch den Gottesacker und am Pfarrhof vorüber.

Da blieb er eine Weile stehen und sah dem Maurergesellen zu, der den Vorplatz vor der Thür des Pfarrhofes in Form eines Kreuzes mit Kieselsteinen pflasterte.

In einem der Fenster, die alle schon wieder ihre blanken Scheiben hatten und dazu noch nagelneue grüngestrichene Läden, lag Herr Felician Horadam mit schief gerücktem Hauskäppchen und breiten Ellbogen auf das Gesimse gelehnt und ließ die lange Studentenpfeife ins Freie hängen. Während er ein blaues Wölklein ums andere vor sich hinpaffte, sah er schmunzelnd dem Gesellen zu, als hätte er an dem Werk des Maurers eine ganz besondere Freude.

Ein paar Steine lagen noch da, aber das Kreuz war fertig, so lang wie breit. „Jetzt, mein ich, könnt's gut sein, Herr Pfarr?" fragte der Maurerbursch.

„Nix da! Mach halt 's Kreuz ein bißl länger! Die Steiner müssen alle verpflastert werden . . . bis auf'n letzten!"

Dieser letzte, das war ein Kiesel von der Größe eines Brottaibes. Als ihn der Gesell in die Hand nahm, ging ein merkwürdiges Zwinkern über sein Gesicht.

„Du?" fragte Herr Felician lächelnd. „Kennst den vielleicht?"

„Ich?" Der Bursch sah ruhig auf. „Mein, Steiner giebt's viel, schaut einer wie der ander aus."

„So so? . . . No ja, klopf ihn nur fest eini, den!" Da gewahrte Herr Felician den Hüterbuben auf der Straße und rief ihn an: „He, Büberl, bist net aus'm Waldhof, du?"

„Ja!"

„Wie geht's denn eurem Hanspeter?"

„Gut. Der beißt in acht Täg schon wieder Knödel, und wenn's steinerne wären."

„No, Gott Lob und Dank! Gelt, thu mir den Hanspeter schön grüßen!"

„Vergeltsgott, ja!" Den Krug schlenkernd, trabte der Bub davon. Im Wirtshaus schien sich auch die Kellnerin für das Befinden des „buckligen Apostels" zu interessieren und mit dem Hüterbuben einen langen Ratsch zu halten, denn es dauerte eine geraume Weile, bis der Bub, mit dem gefüllten Krug auf der Schulter, wieder auf die Straße trat.

Und da begegnete ihm einer, den er auf ein Haar gar nicht erkannt hätte, obwohl es der junge Waldhofer war.

Verwundert guckte der Bub ihn an und vergaß zu grüßen.

Recht wie ein Holzknecht sah Roman aus, wie von den ärmsten einer, der wenig zu beißen und viel zu schaffen hat. Seine Kleider waren von der

Digitized by Google

harten Wochenarbeit dort oben gar übel zugerichtet, seine Hände starr und schwer, ihre Haut von blutigen Rissen durchzogen. Er ging ein wenig gebeugt, als läge ihm die Ermüdung centnerschwer auf den Schultern. Das Gesicht, obwohl erhitzt und erregt, zeigte alle Spuren von Erschöpfung und hatte dazu einen seltsamen Ausdruck von Mißmut und Verdrossenheit. Als hätte er dort oben nach hartem Tagewerk ein Lager gehabt, auf dem es sich übel schlief, so lagen ihm die Augen versunken, umzogen von dunklen Ringen. Und wie sie brannten, so sonderbar heiß und unruhig! Fast war das wie ein Blick der Angst. Und wahrhaftig, er sah sich erst nach allen Seiten um, bevor er den Buben fragte:

„Wie schaut's denn aus, daheim? . . . Macht er sich bald wieder auffi, der Hanspeter?"

Aber der Bub schien nicht zu hören, so verwundert guckte er dem jungen Waldhofer ins Gesicht.

„Was hast denn?" murrte Roman. „Kannst net reden, bald dich einer was fragt?"

„Was?" fuhr der Bub aus seinem Schauen auf. „Was ist? Was?"

„Wie's dem Hanspeter geht, hab ich gfragt."

„Aaah, dem geht's gut! Der is ja der besten Pflegschaft, die man haben kann."

„. . . So? . . . Noch allweil?" Roman sah wie in dunkler Sorge gegen den Waldhof hinunter.

„Ja, du, den haben wir sauber aufpflegt, der Häuslschusterin ihr Madl und ich."

„Und du? . . . Was thust denn du dabei?"

„No mein, oft braucht er mich net, abrr diemal halt . . ." Der Bub kicherte. „Da schickt er 's Madl auffi, und da muß halt ich ein bißl helfen." Er lachte wieder. „Aber weißt, mit'm Hexen, da glaub ich schon bald nimmer . . ." Erschrocken fuhr der Bub zurück, dena er hattr die zuckende Bewegung gesehen, dir dem jungen Waldhofer in die Hand gefahren. „Laß ein doch ausreden!" maulte er aus vorsichtiger Entfernung. „Wenn ich grad sagen will: Sie is keine! Ja! Sonst hätt f' schon einmal ihren Kribeskrabes übern Hanspeter gmacht, damit f' doch auch wieder in der Nacht rin bißl schlafen kannt. Fallen ihr eh schon die Guckerln halbert auffi."

Der Hüterbub war über Romans unruhige Hand virl weniger erschrocken, als Roman über dieses Wort des Buben erschrak.

„Was? . . . Noch allweil ist das Madl im Haus? Und ebba wieder die ganze Nacht? Das is ja nimmer zum aushalten!"

„Ja, sagt's der Bauer oft, und der Hanspeter selber: sie sollt heimgehn und sollt sich ein bißl Ruh vergunnen! Aber die laßt net nus. Die ganzen Täg und die ganzen Nächt! Bloß am Abend allweil, wann's dunkel wird, da schaut f' auf ein Stündl heim zum essen."

„Wann's dunkel wird? So?" Mit langsamen Augen sah Roman zum leuchtenden Abendhimmel auf. „No ja . . . trinken wir halt ein Maßl derweil!" Er ging auf das Wirtshaus zu.

„Du," rief der Bub ihm nach, „da wirst aber 's Essen versäumen."

„Hungern thut mich net. Bloß dürsten."

„Wann ich aber 's Bier grad heimtrag!"

Ohne auf diesen triftigen Grund zu hören, der ihn bei allem Durst zur Heimkehr hätte bewegen müssen, war Roman schon in der Thür verschwunden.

Weil es um die Stunde war, zu der die Bauern um den Abendtisch sitzen, fand er in der großen Wirtsstube nur wenige Gäste vor. Doch um Gesellschaft war es ihm augenscheinlich nicht zu thun, denn er ging in den leeren Kobel, lehnte die Axt in einen Winkel, schob sich seufzend hinter den Tisch und guckte durchs Fenster nach dem Himmel.

Als ihm die Kellnerin das Bier brachte, that er einen langen und tiefen Zug, als wäre ia ihm der Durst so brennend, daß er sich gar nicht stillrn ließ.

Einem so seltenen Gast, wie der Waldhofer-Roman, muß man im Wirtshaus Ehre erweisen. Drum wischte sich die Kellnerin mit der Schurze die nackten Arme ab, setzte sich ihm gegeaüber und begann zu plauschen. Es war eine junge Person, aach hübsch, doch mit einer tiefen Falte quer über die ganze Stirn, mit einem gelangweilten, verbitterten Gesicht und jenem scharfen Zug um dir Mundwinkel, den allzufrühe Erfahrung des Lebens in junge Gesichter schneidet.

Sie schwatzte vom Hanspeter, von der Häuslschusterin und dem „dummen Tratsch" im Dorf, vom „feinen" Wetter und von der Rauferei am letzten Sonntag, vom „Herrn Gendarm" und vom Untersuchungsrichter. Ueber den letzteren schien sie sich — wenn auch mit aller Vorsicht — ein bißchen lustig zu machen.

„Wie er kommen is und gredt hat, da hätt man meinen könnrn, der kitzelt die Grillen unter die Steiner auffi. Aber nach zwei Tagen is er wieder heimgfahren und hat sich 's Nasenspitzl eingwickelt."

Roman schien nur halb zu hören. „So so? . . . Ja ja!" Mehr sprach er nicht. Und immer wieder sah er durchs Fenster hinaus und musterte den Himmel, dessen leuchtende Farben allmählich zu verblassen begannen.

„Mich hat er auch vernommen. In der Hanspeter-Sach hab ich nix zum aussagen ghabt, da hab ich nix gsehen davon. Aber wegen die Fensterscheiben, die f' im Pfarrhof eingworfen haben . . ."

„Fensterscheiben? Was?" Nun horchte Roman auf. Und als er die klirrende Geschichte der Sonntagsnacht vernahm, schob er in Zorn den Krug von sich. „Das is wieder ein Stück! Schamen sollten sich alle miteinander! Pfui Teufel! . . . Denen wär's gnad, wenn f' ein paar Wochen ins Loch spazieren müßtrn!"

„Ja, schimpfen alle drüber. Die dabeigwesen sind, am ärgsten." Die Kellnerin schmunzelte. „Und hätt man auf mich aufpaßt . . . wer weiß, wie's gangen wär'. Ich hab's giagt, wie's gwesen is. Kommt rbbes auf . . . wegen falscher Zeugschaft laß ich mich net einsperren. Die andera helfen eh zamm, hab ich mir denkt . . . da hat's kein Schaden, ob ich so saz oder so." Nun machte sie die Augen klein und lächelte den jungen Waldhofer halb spöttisch und halb lustig an. „Aber dein Julei! Du! Auf die kannst stolz sein."

Roman betrachtete die Kellnerin mit mißtrauischem Blick. Der Zusammenhang seinrr Julei mit den Fensterscheiben des Herrn Felician schien ihm etwas dunkel zu sein. Und die Braun runzelnd, sagte er gereizt: „Daß ich stolz sein muß auf mein Julei . . . so ebbes brauchst mir da net einreden! Ich weiß schon selber, was ich hab. Und da bin ich auch stolz drauf. Und ich bin's einmal." Das bekräftigte er mit einem Faustschlag auf den Tisch, als hätte er Sorge, daß sein Stolz einem Zweifel begegnen könnte. „So eine wie mein Julei, so giebt's kein zweitr nimmer!"

„Ja, Measch, da hast recht! Da kriegst einmal ein schlaucha Weiberl ins Haus. So viel fromm und zuckerlieb hat f' ihn eingsaamt, den Herrn Untersuchungsrichter . . . und ihren Knecht hat f' so schön sauber aufsiglogen, völlig dngstanden is er wie mit der Milli gwaschen. Wenn man f' so anschaut mit ihrem heiligen Gsichtl, möcht man gar net glauben, wie dick sie's hinter der lieben Ohrwascherln hat. Ja, du, auf die kannst stolz sein!"

Das war in allem Ernst als Kompliment gemeint, denn ein schlaues Weib ins Haus zu bekommen, das gilt für den Bauer von allem Segen als der beste.

Aber Roman, mit brennrotem Gesicht, fuhr auf — hätte er nicht die Kellnerin, sondern ein Mannsbild vor sich gehabt, dem wär' es übel ergangen — und weil er für seinen Zorn im erstrn Augenblick keinen anderen Ausweg fand, schlug er mit dem Arm den Maßkrug nieder, daß der Rest des Bieres im Bogen über die Tischplatte spritzte.

„Ueber mein Julei sagst mir kein air, du! Das is 's erste und 's letztemal gweien! . . . Das merkst dir, gelt!"

Er warf der erschrockenen Kellnerin das Geld auf den nassen Tisch, nahm seine Axt aus dem Winkel und ging.

Als er hinaustrat in die blaue Dämmerung, ließ er unter galligem Lachen den heißen Blick über die Berge hinaufgleiten.

„Da droben, da hab ich doch wenigstens mein Ruh ghabt, und . . . und hätt ich noch schlafen können, so wär' alls gut gweien! . . . . . Jetzt hebt der Teufel wieder an!"

Mit einem Schritt, als mußte er jetzt seinen Weg durch dick und dünn nehmen, begann er loszumarschieren. Doch bevor

er den Waldhof erreichte, hielt ihn ein alter Bauer auf; der wollte seinen Haimgart haben und sprach mit ihm übers Wetter und über die Holzarbeit. Roman versuchte wohl auszureißen, aber der Alte hielt ihn an einem Knopf der Joppe fest, und das bedächtige Getröpfel seiner müden Stimme senkte sich auf Romans brennende Erregung, wie sich eine kühle Hand auf eine heiße Stirne legt. Und nach etwas anderes beruhigte den jungen Waldhafer: je länger der Alte schwatzte, desto dunkler wurde der Himmel.

So kannte Roman, als er daheim in die Stube trat, mit leidlicher Ruhe grüßen: „Guten Abend, Vater!"

Der Tisch war nach dem Abendessen schon wieder geräumt — nur Romans Teller stand noch da und wartete — und unter der Lampe saß der Waldhafer, in das Studium seiner Zeitung vertieft. Bei Romans Eintritt nahm er die Brille ab und legte das Blatt in die Fensternische.

„Guten Abend, Bub! Wie schaut's denn aus im Holzschlag draben?"

„Net schlecht. Vierzig Klafter gradaus haben wir gmacht," sagte Roman geschäftsmäßig, während er Axt und Bergsack hinter den Ofen legte. „Aber mit'm Liefern is's gar. Der Schnee laßt aus."

„Freilich ja!" Der Waldhafer schmunzelte. „Hast ebba wieder ein Klafterl hergschenkt?"

Die Antwort ließ auf sich warten. „Na! . . . Ich dank schön! . . . Muß eim 's Herz aet allweil überlaufen. Ich hab noch vom letztenmal gnug!"

„Kann mir's denken!" meinte der Waldhofer und tachte. „Völlig ein Glück, daß ich 's Maul ghalten hab in der Gmein! Sonst hätten s' dich auch nach mit eimbissen ins Gred."

„Müßt ich's halt haben!"

Als Roman zum Tisch kam und in die Lampenhelle trat, sah der Vater mit schiefen Augen an ihm hinauf. „Aber Bub! Ein bis strapeziert schaust mir aus."

„No mein, 's harte Schaffen is man halt auch net so gwöhnt wie ein Knecht."

„Aad müßt auch gar net sein! Hast daheim auch deine Gschäften. Und die vierzehn Täg, bis der Hanspeter wieder beiaand is, kunnten's d' Holzknecht ohne Aufsicht auch dermachen."

Roman schüttelte den Kopf. „Is net einer vom Haus dahinter her, so feiern s' den halben Tag! . . . Es wird schon sein müssen, daß ich wieder aufsschau, die nächste Wochen." Er strich das Haar in die Stirne, mit so langsamer Hand, als hätte er das vom Hanspeter gelernt, und setzte sich an den Tisch.

„Na ja, wie d' meinst! Gfallt mir selber, daß d' so auf unser Sach schaust!" Der Alte lächelte. „Aber weil wir halt nimmer weit auf Ostern haben, drum hätt ich mir denkt, du thätst dir tiebere Gschäftln wissen als Holzschneiden."

Dem Jungen, der nach dem Brotlaib gegriffen hatte, zitterten die Hände. Doch mit ruhigem Ernst erklärte er: „D' Arbeit geht für."

Die Magd brachte ihm das Essen, und der Waldhofer sagte zu ihr: „Geh, hol meim Buben ein Flaschl Wein aus'm Keller auffi! Heut kann er's brauchen!"

„Is schon wahr, ja . . . schlafen muß man doch auch wieder einmal."

Verwundert sah der Alte seinen Buben an, als wäre ihm die Wechselbeziehung zwischen einer Flasche Wein und Romans Schlafbedürfnis nicht völlig klar. „Schlafen? . . . Ja hast dena net schlafen können, droben? D' Arbeit muß dich wahl müd gemacht haben!"

„Und ghörig auch noch!" murrte Roman zwischen Kauen und Würgen. „Aber die Lackeln in der Holzerstub, die schnarkeln ja . . . das muß man gwöhnt sein, wenn man schlafen will dabei! . . . Und daheim? . . . Wie schaut's denn daheim allweil aus?"

„Gott sei Dank, jetzt is wieder Fried!" Lachend erhob sich der Alte. „Der Untersuchungsrichter . . ."

„Weiß schon!" fiel ihm Roman gereizt ins Wort. „Da hab ich mir schon genug davon ghört."

„So? . . . Und der Hanspeter macht sich wieder. Und Ruh gebea, mein' ich, thut er auch, jetzt! Heut haben s' ihm vom Bezirksamt ein Admotti gschickt . . . jetzt is 's gar mit'm Predigen . . . jetzt haben s' ihm ein' Riegel vor'n Schnabel glegt."

„Das därf aber ein fester sein, sonst hebt er net!" stieß Roman in wachsender Gereiztheit vor sich hin, während er sein Glas aus der Weinflasche füllte, welche die Magd ihm gebracht hatte. „Und ebbes Gscheiders hätt ihnen einfallen können beim Gricht, als daß s' dem Hanspeter 's Predigen verbieten! D' Leut kunaten 's brauchen." Er stürzte den Wein hinunter und wartete, bis die Magd aus der Stube war; dann drehte er sich plötzlich auf dem Stuhl um und fragte den Waldhafer mit eiaer Stimme, die er mühsam in Ruhe hielt: „Is's wahr, Vater . . ."

„Was?"

„Daß der Staadamer-Mickei bei die selbigen dnbeigwesen is, die im Pfarrhof d' Fenster eingschlagen haben?"

„D' Leut sagen's. Aber es is aix dran," erwiderte der Alte mit dem Ton der Ueberzeugung. „Dein Julert hat Zeugschaft abgeben, daß er unschuldig is."

„. . . Hat s' ebba d' Wahrheit gsagt . . . oder hat s' . . ." Roman konnte nicht weiter sprechen. Seine zitternde Hand griff nach der Flasche und füllte das Glas, bis es überlief. Und so gierig trank er, als wäre ia ihm der Durst so heiß, daß ihm das zehreade Feuer durch die Kehle heraufschlug bis in die Augen.

Eine Weile war's still im Zimmer, und man hörte nur das Ticken der Schwarzwälderuhr.

Nun kam der Waldhofer auf seinen Buben zugegangen und puffte ihn mit der Faust in den Rücken. „Geh, du Narr du!" schalt er mit halb bezwungenem Aerger. „Wie kannst denn vom Julerl so ebbes denken! Die därf man blaß anschauen . . ."

„Und da weiß mnn . . ." Den Nachsatz verschluckte Roman.

„Druck net so umeinander!" brummte der Alte. „Ich weiß eh schon, was los is mit dir."

Erschrocken sah Roman zum Vater auf. Doch er schwieg.

„Gstritten hast dich halt mit ihr! Gelt, daß ich's am Sonntag derraten hab? Warum hast es denn laugnen müssen?"

Roman atmete auf. „No ja, so . . ."

„Was, sa? Und Unrecht außt auch haben! Sonst wär net 's Madl seit vier Täg an jedem Abead hergrennt in Waldhaf."

„. . . So?"

„Ja, so! Nachgeben thut allweil, wer im Recht is. Wer Unrecht hat, is bockbeinig! Drum mach mir keine Gschichten, Bub, und schau, daß alles wieder auf gleich kammt. 's Grabsein kannst dir aufsparen, bis gheirat is! Und gar so schiech wird's ja net gmeint sein mit enkerer Streiterei . . . wie sie's halt mnchen, die verliebten Gockeln! Gieb ihr halt eia Bußl, und alls is wieder gut!"

Roman lachte heiser und leerte das dritte Glas. „Gut kennt sich der Vater aus!"

„No ja . . . bei deiaer Mutter selig hat ein Bußl allweil gholfen!" Lachend fuhr der Alte seinem Buben mit der Faust ins Haar. „Sei halt gscheid! Mit der Julerl hast es eh am besten derraten. Is eia liebs Madl! Und haben thut's auch nach was."

„Freilich, ja . . ." Roman wischte sich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirne. „Besser, wie's ich troffen hab, hätt's keim net graten könaen!"

„Gelt, siehst es ein! Da is schon wieder alles gut! No also! . . . Und jetzt mnch ein Sprüngerl zum Hanspeterl hinter! Wann er hört, daß daheim bist, und du kammst net, das muß ihn ja verschmachen, den guten Kerl."

„Is wnhr! . . . Und recht hat er!" Raman setzte das vierte Glas, das er leeren wollte, unberührt auf den Tisch zurück und ging zur Thüre. „Allein wird er ja doch sein, jetzt? Oder net?"

Da lachte der Waldhofer. „Glaubst mir ebba auch schon an die datketen Hexengichichten? D' Hausmagd traut sich gleich gar aimmer hinter. Und jede Nacht verriegelt s' alle Thüren, und flaschlweis sprenkelt sie 's Weihwasser umeinand. No ja, Weibsbilder halt! Aber daß du dich fürchten kunntst . . ."

„Für so dumm wird mich der Vater doch net halten!" brauste Raman auf nad zag mit energischem Ruck hinter sich die Thüre zu.

Als er durch den Hausflur gegen Hanspeters Kammer ging, quoll ihm aus der Küche ein scharfer Qualm entgegen, der ihn niesen machte und ihm das Wasser in die Augen trieb. „Ja Teufel! Was is denn?“ schalt er und trat in die Küche.

Beim offenen Herdfeuer stand die Hausmagd, und während ihr selbst von dem beißenden Rauch die Augen tröpfelten, drehte sie über der züngelnden Flamme unter halblautem Gemurmel eine kleine, rötliche Stande hin und her, aus deren glimmenden Zweigen dieser ätzende Qualm entströmte.

„Was treibst denn da? Bist ebba narrisch?“ fragte Roman.

„Na na! Ich weiß schon, was ich thu.“ Mit der einen Hand das rauchende Ständlein drehend, wischte sich die Magd mit der anderen das Wasser aas den Augen. „In der Nacht will ich mich sicher haben. Für so ebbes is er gut, der Wacholder.“

Da riß ihr Roman den glimmenden Zweig aus der Hand, schleuderte ihn zu Boden und zertrat die Glut. „Da Gans, du grupfte! Net einmal Federn hast!“ Der maulenden Magd den Rücken drehend, verließ er die Küche.

Als er den langea, finsteren Gaag durchschritt, der zu Hanspeters Kammer führte, blieb er plötzlich stehen, als wäre er im Dunkeln gegen einen Balken gestoßen, der ihm den Weg versperrte.

Die Thür der Krankenstube war nur angelehnt, matter Lichtschein quoll durch den Spalt heraus, und Roman konnte eine müde, leise Mädcheastimme hören, die aus der Bibel zu lesen schien.

Er machte eine Bewegung, als wollte er umkehren. Doch der Klang dieser Stimme hielt ihn fest. So stand er und lauschte.

„Mein Gott, ich rufe zu dir am Tage,“ klang es aus der Kammer, „du aber antwortest nicht. Und ich rufe zu dir auch in der Nacht . . .“

Schwül atmend nickte Roman vor sich hin.

„Unsere Väter hofften auf dich, und du halfest ihnen. Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch, ein Spott der Leute und . . .“ Lisbeth aerstummte.

Da hörte mnn das matte, heisere Lachen des Kranken: „Lies weiter, Kindl! Da hast ein Psalmer troffen . . . der paßt auf mich. Lies weiter! Ein Leutspott bin ich und . . . was denn aoch alles?“

„Geh, Hanspeter, lassen wir's gut sein! Oder ich lies dir ein andern lieder . . . schau, da hab ich ein bessern: Gedet um Rettung der Unschuld, ein Psalm Davids, vorzasingen auf acht Saiten . . .“

„Nix da! Nix da! D' Musi ghört ins Wirtshaus! Den andern mußt mir lesen! Den Gfallen thust mir, Ilsabeth! Den thust mir!“

Man hörte einen Senfzer und dann die lesende Stimme wieder: „Ein Spott der Leute und . . . und ein Verachteter beim Volke. Alle die mich sehen, spotten mein und sperren das Maul auf und . . .“

„Und schlagen zu und wetzen 's Messer! Heißt's net ebba so?“ Hanspeter lachte. „Der heilig Daaid, der hat sich auskennt mit die Leut! Müssen schon selbigsmal in der alten Judeazeit so gwesen sein! Die macht auch keiner nimmer anderst. Wenn's der Herr Pfaer schon selber sagt! Is der Elias dagwesen und der heilig Johannes mit seim guten Sprüchl . . . und da möcht's der Flohannes Ratzenspeck derpacken? Ah na! Ah na! Hat schon recht, der Parigrafft! . . . Lies weiter, Kiadl!“

„Hanspeter . . .“

„Lies weiter! Tha mir den Gfallen! Der heilig David, der versteht sich auf d' Leut! . . . Was sagt er denn noch?“

Das Mädchen las: „O Herr, du warst meine Zuversicht, du bist mein Gott von Mutter Schoß an . . .“

„Freilich, ja, is wahr!“ Die Stimme des Kranken zitterte. „Von meiner lieben Mutter aa . . .“

„Sei jetzt nicht ferne von mir, denn Angst ist nahe, und hier auf Erden ist kein Retter mehr! Große Stiere habea mich umgeben, gewaltige Ochsen haben mich umringet . . .“

Die Stimme der Lesenden schmolz zusammen mit Hanspeters trockenem Lachen. Das verstummte plötzlich, und man hörte die Bettlade krachen, als hätte der Kranke sich aufgerichtet.

„Ilsabeth!“

„Was?“

„Geht ebba d' Lampen aus, weil so ein Rauchen so ein schlechter in der Kammer is?“

Ein Weilchen war's still. Dann sagte Lisbeth: „D' Lampen brennt gut. Den Rauchn, weißt, dea kenn ich schon . . .“ Roman stand doch im finstern Gang; aber als er diese Stimme hörte, meinte er ein müdes, bleiches Mädchengesicht mit bitterem Lächeln zu sehen. „Der Rauchn kommt aus der Kuchl her . . . Abend für Abend. Leicht, daß die Kammerthür ein wengl offen is?“ Lisbeth erhob sich, um nach der Thür zu sehen.

Da trat der junge Waldhofer in die Stube. „Guten Abend beinander!“ grüßte er mit etwas unsicherer Stimme. Dann blieb er schweigend stehen und sah die Lisbeth an, die erschrocken vor ihm zurückgetreten war.

„Guten Abend!“ sagte sie leis. Und als hätte sie sich plötzlich zu Hanspeters Meinung bekehrt, daß an der Lampe irgend etwas nicht in Ordnung wäre, so wandte sie sich gegen die Fensternische, schraubte den Lampenbocht ein wenig höher und wischte mit der Schürze über den Cylinder.

In wortloser Freude, wie man in harter Stunde einen warmen Trost empfängt, hatte Hanspeter seinem Roman die Hände entgegengestreckt. Der faßte sie und bekam zum Willkomm einen so ausgiebigen Druck dieser schwerea Fäuste zu fühlen, daß er mit halbem Lächeln sagte: „No also, schau, gue arg schwach mußt nimmer deinand sein . . . kannst eim d' Händ noch allweil drucken, daß man's spürt. Und ghörig!“

„Mandi . . .“ Dem Hanspeter schwammen schon wieder die Augen. „So viel müd schaust mir aus! Und so viel plagen hast dich müssen . . . and d' Arbeit thun für mich! So viel Unglegenheit muß ich dir machen!“

„Geh, was redst denn!“ Während Romaa das sagte, sah er zu Lisbeth hinüber, um deren Wange das Lampenlicht eine rote Schimmerlinie zeichnete. „D' Haaptsach is, daß's der wieder besser ausschaut. Und hat mir's der Vater schon gsagt, daß dich langsam wieder aufmachst . . . weil halt so gut in der Pflegschaft bist, und . . .“ Er schien nach Worten zu suchen, als müßte jetzt etwas gesagt werden, was hart über die Zunge ging. „Was grecht is, muß man sagen, ja . . . werd schon sein müssen, Lisbeth, daß ich dir ein Vergeltsgott sag . . . für'n Hanspeter!“

Lisbeth schüttelte den Kopf, ließ die Schürze fallen und fuhr mit der Hand ans Ohrläppchen, als hätte sie sich am heißen Lampencylinder die Fingerspitzen verbrannt.

„D' Ilsabeth . . . ich sag dir's, Mandi . . . was d' Ilsabeth alles . . .“

„Ja ja, ich weiß schon, ja!“ schnitt Roman mit hastigem Wort das Lob ab, welches Hanspeter beginnen wollte. Und schnuppernd hob er die Nase. „Jetzt schau, jetzt kommt der dallete Rauchn bis in d' Stuben da eiai! Weißt, Hanspeter . . .“ den Namen betonte er, damit nur ja kein Zweifel darüber bestünde, daß diese Aufklärung nur für den Hanspeter bestimmt war, „weißt, unser Hausmagd hat ein Endl Selchfleisch im Rauchfang auffighängt, und da hat s' Wacholderdarben eingfeuert, die narrete Ursicht . . . weil s' meint, die machen ein bessern Rauchn!“ Er versuchte über die Narretei der Hausmagd zu lachen. „'s ganze Haus is eindampft dermit . . . sonst hat's kein andern Wert! Na na! Gwiß net!“

Langsam hatte Lisbeth das Gesicht gehoben und sah mit großen Augen dem jungen Waldhofer voll ins Gesicht. Und man lächelte sie, halb aerlegen und halb in Freude.

Sie wollte sprechen, aber Hanspeter, der sich aus den Kissen aufgehoben hatte, kam ihr zuvor: „Gelt, Ilsabeth! Gelt, ich hab dir's allweil gsagt . . . und da hörst es jetzt!“ Er tappte nach Romans Hand. „Weißt, Mandi . . .“

„Hanspeter!“ stammelte Lisbeth.

„Na na, jetzt sag ich's! Weißt, Mandi, auf'n Abend allweil, wann so ein Rauchn gwesen is, da hat sich 's Madl einbildt, daß . . .“

Noch ehe Hanspeter sagen konnte, was sich Lisbeth eingebildet

Alpinisten überwinden einen Bergschrund.
Nach einer Originalzeichnung von Ernst Platz.

hatte, fing Roman schon zu lachen an. Sonderlich lustig klang dieses Lachen freilich nicht. Aber gerade mit diesem sonderbar gezwungenen Klang schien es ansteckend zu wirken, denn Lisbeth versuchte mitzulachen.

Hanspeter machte verwunderte Augen und meinte: „Ich hab ja noch gar nix gsagt."

„Is schon gut, ja!" stotterte Roman. „Aber . . . aber weißt, Ilsabeth . . . ein bißl nötig wär's schon bald, daß man dich ein wengerl ansräuchern thät, damit doch auch wieder ein Stündl heimkommst und dein Ruh hast . . . schlafen müssen wir auch wieder einmal!" Seine Stimme wurde ruhig und warm. „Beauchen thust es! Du z' alleerst! Man siebt's dir ja am müden Gsichtl an. Hat mir's auch dee Hüteebub schon gsagt. Und schau, jetzt bin ja ich da, wenn der Hanspeter in der Nacht . . ."

„Na na, ich bleib schon da!" fiel Liesbeth hastig ein. „Du hast die ganze Woch hart schaffen müssen und därfst dein Schlaf net graten. Aber ich . . . mir macht's nix! Ich halt schon aus."

„Jetzt folgst mir, Ilsabeth, und gehst heim!" erklärte Roman energisch. „Mußt dich net ganz runieren auch noch . . . so viel Eiasehea wird dee Hanspeter selber haben."

„Aber gwiß! Aber gwiß!" stammelte Hanspeter, obwohl seine Augen an Lisbeth hingen wie die Augen des Huagernden am Brat. „Hab's ihr ja selber schon allweil gsagt."

Schweigend, als gäbe es gegen eine so entscheidende Stimme, wie die des jungen Waldhofers, keine Einwendung, band Lisbeth ihr Kopftuch um und kramte ihr Nähzeug zusammen. Dann sagte sie Roman alles, was er wissen mußte, um den Hanspeter richtig pflegen zu können: „Schau, da steht 's Flaschl mit der Medazin, da liegt der Löffel, und da kriegt er jedes zweite Stündl ein guten Löffel voll . . . weißt, gegen 's Fieber! Um Siebne hat er 's letztmal kriegt . . . wenn's Neune schlagt, da kriegt er wieder. Und da, schau, da steht 's Trinkwasser mit'm Zitronisaft. Da kriegt ee, wenn er dürsten thut . . . nach Bedarf, hat der Here Dokter gsagt. Aber wana er einschlaft, braucht er nix, da muß man ihn schlafen lassen, hat der Here Dokter gsagt, weil der Schlaf die beste Medazin is, weißt!"

„Ja ja, das glaub ich!" seufzte Roman. „Ein gesuader Schlaf, der kunnt ein wieder auf gleich bringen . . . da vergißt er alls, der Mensch."

Das Päcklein mit dem Nähzeug unter dem Arm, trat Lisbeth zu Hanspeter und strich ihm mit der Hand über die Waage. „Pfüe Gott, Peterl! Und laß dir besser gehn! Und thu mir net viel reden, gelt! Und schau, daß d' schlafen kannst, eecht gut und fest!" Sie beugte sich nieder und dämpfte ihre Stimme zu leisem Geflüster: „Und thu dir kein Kummer net machen! Und was man dir heut da gschrieben hat, das laß dich nel gar so ansechtea, schau! Die Herrn beim Grichl, die wissen halt net, wer bist. Sonst thäten s' dich belobigen, statt daß man dir ein Admatti schickt. Ein guts Wörtl sagen zu die Leut, das kana und dürf man keim Menschen net verbieten. Da mußt dich nel kümmern, schau!"

Mit nassen Augen sah Hanspeter zu Lisbeth auf und atmete schwer. „Ja ja, lassen wir's halt gut sein! . . . Tausef Geltsgatt, Kindl! . . . Und thu mir d' Mutter grüßen! . . . Gottsliebe Nacht!"

Als Lisbeth ging, fuhr Roman, der mit den Augen an ihr gehangen, wie ein Erwachender auf und streckte ihr die Hand hin. „Gut Nacht, Ilsabeth!"

Sie hob die Augen zu ihm und legte zögernd ihre Hand in die seine. „Vergeltsgott!" sagte sie leis.

Er schien dieses Wort nicht zu begreifen. „Warum sagst denn allweil Vergeltsgatt . . . zu mir?"

Die Augen senkend und ohne zu antworten, löste sie ihre Hand und verließ die Stube.

Roman bohete die Fäuste in die Joppentaschea und sah mit verdrossenem Blick die Thüre an, die sich hinter Lisbeth geschlossen hatte. Dann wandte er langsam das Gesicht zu Hanspeter. „Wär am End doch gscheider gwesen, 's Madl wär dablieben?" Doch bevor er noch eine Antwort hatte, fuhr ihm schon ein neuer Gedanke durch den Kopf. „Oder meinst net, daß ich 's Madl heimfuhren sollt? . . . Wegen die Buben im Ort halt, weißt!"

Hanspeter schüttelte den Kopf. „D' Ilsabeth braucht kein Wegmacher. Wenn unser Herrgatt auch sie mich trin Zeit hat . . . mit der Ilsabeth geht er, ja . . . da glaub ich dran."

„Freilich, ja! Und besser als unser Herrgott kunnt ich's auch net machen." Roman trat ans Fenster, wischte den Taubeschlag von den Scheiben und guckte in den dunklen Abend hinaus. Als er den dumpfen Schlag der Hausthür hörte, nickte er vor sich hin und preßte die Hand an den Hinterkopf. „Ja ja! So geht's halt!" Schwer und seufzend ließ ee sich auf einen Sessel nieder, streckte die Beine und drückte die Hände in den Rücken, als begänne er alle Ermüdung, die das grobe Tagewerk der Woche in seinen Gliedern angesammelt hatte, erst jetzt so ganz und richtig zu spüren.

„Mandi? Bist müd?"

„Na na! Ich bleib schon da, daß dein Medazin in der Ordnung kriegst, wie's d' Ilsabeth angeben hat. Und heut is Ruh im Haus . . . wirst sehen, Peteel, heut schlafst dich gut!"

Haaspeter gab keine Antwort.

Nach einer Weile fragte Roman: „Was hat dir denn d' Ilsabeth grad zugwispert . . . von die Gerichtsherrn, und daß dich net kümmern sollst? Freilich, hat mir auch der Vater schon ebbes gsagt . . ."

„Lassen wir's gut sein, Mandi!" unterbrach ihn Hanspeter mit langsamem Wartgetröpfel. „Verbieten thun s' mir's halt, daß ich diemal ein Wärtl zum Guten red! . . . No ja, wird halt net anderst sein dürfen! Wie s' ihn gemacht haben, den Parigraffi, so is er halt. Wird halt mit die Sachen auch so sein wie mit die Leut: so sind s' einmal, und so muß man s' haben! . . . Hat schon recht, der Here Pfarr! Lassen wir halt die nackten Spatzerln im warmen Nestl! Is gscheider! Bei die Schlechten wird keins net fliegat, und die Guten, die brauchen's net." Das Gesicht in den Kissen drehend, tastete er nach Romans Hand. „Schau, heut bin ich eh schon z'frieden, weil ich dich wieder hab! . . . Jetzt, Mandi, jetzt bist es wieder! Und so viel gut hast gredt mit der Ilsabeth!"

Roman, der nur halb zu hören schien, hatte die Lider geschlossen, als wäre brennender Schmerz in seinen Augen. Aber der Klang dieses Namens machte ihn munter. „Ich? Mit der Lisbeth?" fragte ee stotternd. Und murrte: „Geh, was dir enfallt! Ich hab halt gredt, wie man redt unter Leut . . . und kein bißl net anderst."

„Na na! So viel gut bist gwesen mit ihr! Und da sag ich dir Vergeltsgott, schan! Jetzt, Mandi, jetzt bist mir wieder auf gleich . . . jetzt hast es wiedee, d' Lieb."

Es war ein unglückseliges Wörtlein, das Hanspeter da gefunden hatte. Denn Roman fuhr in galligem Mißmut auf. „Laß mich nur grad mit der Lieb in Ruh! . . . Da mag ich gleich gar nix hören davon!" Er stapfte auf die Thüre zu, als möchte er vor diesem boshaften Wort davonlaufen. Doch halb in der Kammer machte er wieder Kehrt, legte die Hände auf den Rücken und betrachtete seufzend eines von den kleinen Schweizerhäuschen an der Wand, dessen Fensterlein in der matten Lampenhelle ganz heimlich funkelten.

Es dauerte lang', bis Hanspeter in seinem Schreck und Kummer den Mut zu einer Frage fand: „Mandi? . . . Ja sag mir doch um Christi Lieb . . ."

„Stad sollst sein! Net reden dürfst, hat d' Ilsabeth gsagt. Und 's Madl meint's gut mit dir, drum mußt auch folgen!"

Hanspeter machte eine beschwichtigende Bewegung und drückte die Hand auf seinen Mund.

Noch eine Weile stand Roman inmitten der Kammee wie einer, der nicht weiß, wozu er auf der Welt ist. Dann setzte er sich auf das Fußende des Bettes und lehnte sich in bleierner Müdigkeit gegen das Brett der Bettlade.

Eine schweigsame Viertelstunde verging.

Als es neun Uhr schlug, erhob sich Roman und füllte aus der Medizinflasche den Löffel, bis ee überlief.

„Peteel, jetzt kriegst! . . . Mach auf!"

Hanspeter öffnete den Mund und schlackte. Und weil er nicht reden durfte, dankte er nur mit einem nassen Blick und wischte mit zitternder Hand von Kina und Hals die Medizin fort, welche Roman vertröpfelt hatte.

Nun wieder Stille in dee Kammer, in der man noch immer

den ſcharfen Harzduft der verbrannten Wacholderzweige ſpürte. Dieſer Rauch und dieſes Schweigen ſchienen auf Roman, der ſeinen Platz am Fußende des Bettes wieder eingenommen hatte, eine betäubende Wirkung auszuüben. Immer wieder, wenn ihm die Augen zugefallen waren, that er mit dem Kopf einen zähen Nicker, der ihn weckte. Er drehte den Schnurrbart, klopfte mit den Fäuſten auf die Kniee, rieb ſich die Naſe — alles mögliche that er, um ſich wach zu erhalten. Aber die Müdigkeit in ihm war ſtärker als das Pflichtgefühl der „Pflegſchaft“, die er übernommen hatte. Immer ſchwerer ſank ihm der Kopf auf die Schulter, und langſam glitt er nach der Seite über das Bett hin, ſo daß er ſchwer auf Hanspeters Kniee zu liegen kam.

Eine Stunde um die andere verging. Roman ſchlief. Und Hanspeter — obwohl er unter der Laſt, die ſeine Kniee zu tragen hatten, das „Sandlaufen“ in den Beinen bekam — rührte ſich nicht, um nur ja den Schlummernden nicht zu wecken.

Es war ſchon Mitternacht vorüber, als Roman im Schlaf erregt zu murmeln begann. Und plötzlich fuhr er auf. „Was iſt denn?“ ſtammelte er ſchlaftrunken. „Ilſabeth? . . . Wo bin ich denn da?“

„Bei mir biſt, Mandi!“ ſagte Hanspeter und reckte langſam die Beine. „Und ſchau, ſei gſcheid, geh lieber auffi in dein Kammerl!“

„Na na, ich bleib ſchon da und thu dich pflegen.“

„Wann ich aber nix mehr brauch! So viel Schlaf hab ich, ſchau . . . und wann ich allein bin, kunnt ich beſſer ſchlafen. Thuſt mir ein Gfallen, wann d' auffigehſt.“

„No ja, meintwegen . . . dir z'lieb halt!“ Mit dieſen lallenden Worten taumelte Roman zur Thüre, halb ſchon wieder vom Schlaf umſponnen.

„Und morgen in der Fruh . . . gelt, ſagſt deim Vatern, daß er vor der Kirch ein Sprüngl einikommt zu mir. Ich hätt ebbes z'reden mit ihm.“

„Ja ja, ſag's ihm ſchon! . . . Gut Nacht, Ilſabeth, und laß dir's beſſer gehn!“

Hanspeter lachte ein wenig. „Gottsliebe Nacht, Mandi!“ Und als die Thüre ſich geſchloſſen hatte, atmete er auf, als wäre ihm wirklich ein Gefühl des Wohlbehagens damit erwieſen, daß Roman ſeine Ruhe ſuchte. „Gott Lob und Dank, daß er auffi kommt! Heut braucht er ſein Schlaf. Lauft ihm ſchon alles durcheinander. Sagt er gar „Ilſabeth“ zu mir!“ Er drehte ſich auf die Seite und ließ ſein mattes Lachen in die Kiſſen verſinken.

Doch lange lag er nicht ruhig. Von einer Seite wälzte er ſich auf die andere und ſeufzte immer wieder, als läge ihm ein drückender Fels auf der Bruſt.

Die Lampe begann zu rauchen, ein Räuber glühte an ihrem Docht, immer trüber wurde ihr verſchmachtendes Flämmlein, immer übler der Geruch, mit dem ihr Qualm die Stube erfüllte.

Und immer mühſamer atmete Hanspeter. Aber das machte nicht der Rauch der Lampe — das machte der Sorgenqualm, der ihm den Kopf und das Herz erfüllte. Und was ihm die Bruſt beinahe zerſprengen wollte, ſtieg ihm mit raunenden Worten auf die Lippen:

„Grad ihr Häusl . . . wenn ſ' ihr nur grad ihr Häusl laſſen thäten! Was ſoll's denn anfangen, das arme Weibets, wann 's kein Dach und Ofen nimmer hat! Was ſoll's denn anfangen?“

Er ſetzte ſich in den Kiſſen auf, und die Hände ineinanderkrampfend, ſah er mit ſchwimmendem Blick hinauf zu der vom Lampenrauch umnebelten Stubendecke.

„Lieber Herrgott! Du mein lieber Herrgott! Schau, dein Gſell in der Lieb bin ich gweſen von meiner Mutter an! Biſt mein Zuverſicht und biſt mir alles! Jetzt lus ein bißl auf! Jetzt muß ich dir ebbes ſagen . . .“

Dem Betenden begannen die Augen zu tröpfeln. Während er ſo im Bette ſaß, krumm gebeugt, und murmelnde Zwieſprach hielt mit ſeinem Herrgott, wurde es in der Kammer immer trüber und dunkler.

In der Lampe war nur noch ein kleines, bläuliches Flämmchen. Nun fing es zu zucken an, und das gab ein Geräuſch, als fielen ſchwere Tropfen raſch nacheinander auf linden Boden.

Immer leiſer und immer langſamer klang dieſer ſeltſame Schwanengeſang des ſterbenden Lichtleins.

Und jetzt erloſch es. (Fortſetzung folgt.)

Begegnungen mit Marie von Ebner-Eſchenbach.

Von **Ferdinand von Saar.***

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Es war im Februar oder März des Jahres 1867. Meine erſten Schriften hatten damals in hervorragenden Wiener Kreiſen einiges Intereſſe für den Autor erweckt, und ich wurde mehrfach in Geſellſchaft gezogen. Der Philoſoph und Aeſthetiker Robert Zimmermann, mein eifriger Förderer und teilnehmender Freund bis an ſein Lebensende, hatte dabei oft vermittelnd eingewirkt. Eines Tages ſagte er zu mir: „Baronin Ebner wünſcht Sie kennenzulernen. Eine ganz ausgezeichnete Frau — und überdies eine ſehr begabte Dichterin! Möchten Sie mit mir einen Abend bei ihr zubringen?“ Ich hatte den Namen der Dame nie nennen gehört. Aber ſelbſtverſtändlich ſtimmte ich zu.

Wir begaben uns alſo ſchon an einem der nächſten Abende nach der Hauptſtraße des dritten Bezirkes, wo die Baronin wohnte. Das ziemlich kleine, zweiſtöckige Haus hat ſich mit ſeiner ſchlichten, altwieneriſchen Außenſeite zwiſchen hochragenden, prunkvollen Neubauten bis heute erhalten.

Im Empfangszimmer wurden wir von einem ſtattlichen älteren Herrn in Uniform aufs freundlichſte begrüßt. Es war Baron Ebner, damals Oberſt im Geniecorps. Gleich darauf erſchien ſeine Gemahlin. Am Ende der Dreißiger ſtehend, war ſie eine gewinnende Erſcheinung. Nicht hoch von Wuchs, aber ſchlank und zierlich gebaut; Hände und Füße vom feinſten Ebenmaß. Das Geſicht nicht ſchön, aber doch anmutig und höchſt ausdrucksvoll; die mächtige Stirn von dichten, mattbraunen Haaren umrahmt. Aus dem Blick der etwas tiefliegenden graublauen Augen ſprach unendliche Güte, die ſich auch in dem ſanften Wohllaut der Stimme offenbarte, als uns die Dame jetzt willkommen hieß.

Man nahm Platz, und ich konnte im Gemach umherſehen, das — ebenſo wie der angrenzende, nicht allzu große Salon — von mildem Lampenlichte erhellt wurde. Es war ein vornehm behagliches Heim, ohne Pracht, aber mit erleſenem, intimen Geſchmack ausgeſtattet.

Die Baronin hatte mir mit einer gewiſſen ſchüchternen Herzenswärme einige anerkennende Worte geſagt, die zu einem allgemeinen Geſpräch über Litteratur und Kunſt hinüberleiteten. Tiefes Verſtändnis, erſtaunliches Wiſſen gab ſich dabei in den Ausſprüchen und Bemerkungen der Baronin kund; auch ihr Gemahl, der, wie ich ſpäter erfuhr, ein großer Muſikfreund war, zeigte ſich als gewiegter Kenner. Zimmermann wollte die Rede auf die dichteriſchen Schöpfungen der Hausfrau lenken. Dieſe

* Marie von Ebner-Eſchenbach begeht am 13. September d. J. ihren ſiebzigſten Geburtstag. In ihrem Ehrentage bringen wir unſerer hochverehrten Mitarbeiterin, welcher die deutſche Litteratur ſo unvergänglich ſchöne, nach Form und Inhalt gleich wertvolle Gaben verdankt, die herzlichſten Glückwünſche dar. Es gereicht uns zu beſonderer Freude, bei dieſer Gelegenheit eine feſſelnde Skizze bringen zu können, in welcher der berühmte engere Landsmann der Dichterin, Ferdinand von Saar, ſeine Beziehungen zu ihr in anmutender Schlichtheit ſchildert. Eine ausführliche Darſtellung des Lebens von M. v. Ebner-Eſchenbach, deren hochſtrebender Geiſt und edles Gemüt ſich erſt unlängſt ganz unmittelbar unſeren Leſern in den Briefen „Aus Rom“ ausſprachen, brachte die „Gartenlaube“ vor zwei Jahren (Jahrgang 1898) aus der Feder Moriz Neckers.

Die Redaktion.

aber wehrte, leicht errötend, die weitere Erörterung des Gegenstandes ab.

So verfloß eine Stunde, und man begab sich in den Salon, um dort den Thee zu nehmen. Zum Schlusse wurde geraucht; auch die Baronin brannte sich eine ganz kleine Cigarre an, die sie einem schmucken Etui entnommen hatte. Die Unterhaltung wurde nun mannigfaltiger. Persönliches kam zur Sprache. Dabei zeigte sich zu meiner Ueberraschung, daß die Baronin und ich gewissermaßen Nachbarkinder gewesen. Denn ich erfuhr jetzt, daß sie von der in Mähren begüterten gräflichen Familie Dubsky stammte. Ihr Vater, Graf Franz Dubsky, besaß aber in der inneren Stadt, nicht weit vom Stephansdome entfernt, am sogenannten „Haarmarkt" ein sehr ansehnliches Haus, dessen Front in ihrer weitläufigen Fortsetzung eine Seite des schmalen „Rabengäßchens" bildete, durch das man auf den „Rotenplatz" gelangte. Die zweite Seite dieses Gäßchens war die Seitenfront eines anderen großen Hauses, das den Haarmarkt querüber abschloß. Dort, im dritten Stockwerk, lebte ich als Knabe mit meiner Mutter, die, sehr früh Witwe geworden und dann wieder zu ihrem Vater, dem Hofrat von Nespern gezogen war. Ich konnte also von unseren Fenstern aus noch jenen der gräflichen Wohnung sehen. Wie oft mochte ich da die kleine Comtesse erblickt haben, die mich jetzt als geistig so hervorragende Frau in ihrem ehelichen Heim empfing! Auch sie schien sich dieser zufälligen Entdeckung zu freuen. Jugenderinnerungen wurden lebendig, und man sprach viel von den wechselvollen Zeitereignissen, die inzwischen an uns vorübergegangen waren. Damals standen jene beiden Wahnstätten noch aufrecht im Herzen der Stadt und schienen mit ihrem festgegründeten Bau der Vergänglichkeit Trotz bieten zu wollen. Heute sind sie von der Bildfläche Neuwiens verschwunden. In der Erzählung „Lotti, die Uhrmacherin" jedoch hat die Dichterin ihrem väterlichen Hause (das sie später wieder bezogen hatte) und seiner heutigen Umgebung ein bleibendes litterarisches Denkmal errichtet.

Es war spät geworden, und die Gäste mußten an den Aufbruch denken. Als wir auf der Straße waren, sagte Zimmermann: „Nun, hatte ich nicht recht? Ist sie nicht eine ganz außerordentliche Frau?"

„Gewiß," erwiderte ich. „Noch nie habe ich so viel Geist mit einem so tiefen, echt weiblichen Gemüte vereint gefunden."

Da ich aufs liebenswürdigste zum Wiederkommen aufgefordert worden war, so versäumte ich nicht, schon in nächster Zeit meinen Besuch abzustatten. Dabei sprach ich den sehr begreiflichen Wunsch aus, mit den dichterischen Arbeiten der Baronin bekannt werden zu dürfen. Nach längerem Zögern und mit sichtlicher Befangenheit wurde mir das als Manuskript gedruckte Drama „Mario Stuart in Schottland" übergeben. Es war in Deutschland — ich glaube in Karlsruhe — aufgeführt worden. Auch hatte sich, wie ich erst lange nachher erfuhr, kein geringerer als Otto Ludwig noch der Lektüre anerkennend über das Stück geäußert und es als die Arbeit eines sehr gewandten dramatischen Talentes bezeichnet. Das war nun auch meine Ansicht, und ich mußte mich wundern, daß sich das Wiener Hofburgtheater ablehnend verhielt, da doch die Dichterin mit den leitenden Persönlichkeiten bekannt und befreundet war. Aber sie hatte nun einmal bei der Bühne kein Glück. Ihr späteres, reifstes und wohl auch letztes größeres dramatisches Werk, das Trauerspiel „Marie Roland", wurde vom Wiener Stadttheater unter Laubes Direktion nicht angenommen. Dagegen brachte man dort das etwas breit und schwankend angelegte Lustspiel „Das Waldfräulein", dessen Aufführung die Baronin dicht verschleiert im Hintergrund einer Loge beiwohnte. Es war kein rechter Erfolg gewesen. Ein ähnliches Schicksal hatten der reizende Einakter „Die Veilchen" und das dramatische Gedicht „Doktor Ritter". Das letztere, ein Gelegenheitsstück, wurde noch im alten Opernhause bei einer Matinee zu Ehren Schillers gegeben. Es gefiel als charakteristisch durchgeführte Episode aus der Sturm- und Drangzeit des großen Dichters; einen nachhaltigen Eindruck hinterließ es nicht.

Um diese Zeit war es auch, daß die Baronin ein Märchen in Prosa schrieb: „Die Prinzessin von Banalien". Meines Wissens das erste Buch, das von ihr in der Oeffentlichkeit erschienen ist. Die rührige Wiener Buchhandlung L. Rosner hatte den Verlag übernommen. Aber noch vor der Ausgabe wollte die Dichterin ihr Werk einem kleinen Bekanntenkreise vorlesen, der sich am bestimmten Tage im Salon der Freiin Josefine von Knorr versammelte. So weit meine Erinnerung reicht, hatten sich eingefunden Betty Paoli, Frau Ida von Fleischl, Frau Auguste von Littrow-Bischoff, das gräfliche Dichter-Ehepaar Wickenburg, Josef Weilen, der Verleger Rosner und meine Wenigkeit. Die Vorleserin begann mit unsicherer, leicht zitternder Stimme. Bald aber war sie in vollem Zuge, und mit gespannter Aufmerksamkeit folgte man der feinsinnigen Dichtung und ihren zahlreichen Schönheiten. Dennoch hatte der Beifall, welcher am Schlusse gespendet wurde, etwas Gezwungenes. Man war eben nicht ergriffen, nicht hingerissen worden, was wohl der Dichterin selbst nicht entgangen sein mochte. So blieb es denn auch jetzt wieder bei jener achtungsvollen Anerkennung, die man ihr schon früher entgegengebracht hatte, und niemand ahnte, welch mächtigen Aufschwung ihre gewissermaßen noch verschleierte und mit dilettantischen Anwandlungen gepaarte Begabung dereinst zu nehmen bestimmt war. Ich selbst, um es offen zu sagen, erwartete nicht, daß die Baronin, die damals das vierzigste Lebensjahr bereits überschritten hatte, das bisher Geleistete um ein beträchtliches würde überbieten können.

Nicht allzulange nach jener Vorlesung jedoch übergab sie mir das Manuskript der Erzählung „Ein Spätgeborener". Sie wollte, ehe sie diese Arbeit drucken ließ, mein Urteil vernehmen. Mit großem Interesse, wenn auch nicht mit sehr großen Hoffnungen, hatte ich die rein und deutlich beschriebenen Blätter zur Hand genommen; aber bei jeder neuen Seite, die ich las, wuchs mein Erstaunen, meine Bewunderung. Denn hier hatte sich nun mit einem Schlage ein vollwertiges künstlerisches Schaffen bethätigt; hier zeigten sich bereits die starken, stellenweise überwältigenden Ansätze jener ganz unvergleichlichen epischen Darstellungsweise, welche fortan alle Schöpfungen der Ebner so besonders auszeichnet. Freudigen Herzens teilte ich ihr den empfangenen Eindruck mit und fügte bei, daß sie nunmehr den Pfad gefunden habe, auf dem sie siegreich weiterschreiten könne. Und das geschah. Dem „Spätgeborenen" folgten rasch nacheinander vier oder fünf andere Novellen — darunter die erschütternde Skizze „Die Großmutter" — und die längere Geschichte „Božena". Aber seltsam: alle diese vorzüglichen Leistungen fanden nur langsam Beachtung. Erst als das Jahrbuch des österreichischen Beamtenvereins das schimmernde Kronjuwel humoristischer Erzählungskunst „Die Freiherren von Gemperlein" — erst als die Wiener Illustrierte Zeitung die köstliche Novellette in Briefen „Comtesse Muschi" gebracht hatte, wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Dichterin gelenkt, wuchs sozusagen von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde ihr Ruhm, den sie mit ihrem großen Werke „Das Gemeindekind" besiegelte. . . .

Während dieser Zeit unermüdlichen, in aufsteigender Linie sich bewegenden Schaffens war mein persönlicher Verkehr mit Baronin Ebner immer seltener geworden. Ich hatte Wien verlassen und meinen Aufenthalt in Blonsko genommen. Nur hin und wieder, nur auf kurze oder kürzere Dauer suchte ich meine Vaterstadt auf. Zumeist im Sommer. Aber da befand sich die Dichterin mit Ida von Fleischl — die beiden Frauen hatten inzwischen einen innigen Freundschaftsbund geschlossen — in St. Gilgen am Wolfgangsee, oder sie weilte bis tief in den Herbst hinein bei der Familie ihres Bruders, des Grafen Adolf Dubsky, auf Schloß Zdislowitz in Mähren, wo sie einst selbst das Licht der Welt erblickt hatte. Zudem wurde sie durch zunehmende Kränklichkeit gezwungen, sich nach und nach fast ganz vom gesellschaftlichen Leben zurückzuziehen; es war nicht mehr leicht, bei ihr vorzukommen. Bei einem der wenigen und kurzen Besuche, die ich ihr im Laufe vieler Jahre abzustatten vermochte, konnte ich Augenzeuge sein, mit welcher Standhaftigkeit sie ein schweres körperliches Leiden ertrug, das sie endlich und nicht zum wenigsten durch ihre unerschütterliche Willenskraft überwand. Auch unser Briefwechsel wurde immer spärlicher, da sie sich, um die geschwächten Augen zu schonen, bei ihrer Korrespondenz sehr häufig fremder Hand bedienen mußte.

Schließlich war fast ein Decennium verflossen, ohne daß ich

die Dichterin wiedergesehen hätte. Erst nach dem Tode ihres Gatten und kurz vor dem Ableben ihrer Freundin Ida, mit der sie noch einen Winter in Rom zugebracht, traf ich bei dieser durch einen Zufall mit ihr zusammen. Die frühere Herzlichkeit leuchtete in ihrem Blick auf, als sie mir die Hand reichte. Ihr Haar war gebleicht, und ihre Züge, sowie ihre Gestalt wiesen die Spuren zunehmenden Alters. Aber auf ihrer mächtigen Stirn thronte das Vollbewußtsein ihrer geistigen Bedeutung, ihrer geistigen Kraft, welcher der Lauf der Jahre nichts anzuhaben vermochte. Noch jetzt, da sie ihr Siebzigstes erreicht, ist Marie von Ebner-Eschenbach im Fortschreiten begriffen. Das beweisen die letzten Arbeiten, die sie in der „Gartenlaube" und der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht hat, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß sie im stillen ein weitausgreifendes Werk vorbereitet, mit welchem sie die große Summe ihres Schaffens ziehen will. So paßt denn auch auf ihr Dasein das Epigramm Friedrich Hebbels, welches dieser „Goethe-Biographie" betitelt:

„Anfangs ist es ein Punkt, der leise zum Kreise sich öffnet,
Aber, wachsend, umfaßt dieser am Ende die Welt."

Deutsches Lied und deutscher Sang in Amerika.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

„Ich dachte dein, du trautes Heimatsthal,
So oft ich träumend in die Ferne schaute,
Ich dachte dein, als ich zum erstenmal
In fremdem Lande hört' der Heimat Laute,
Die Töne ferner zu mir drangen,
Ein wundersam ergreifender Gesang,
Wie nehmen sie das Herz gefangen,
O diese Lieder, dieser Töne Klang.

Da kam es über mich wie Zuversicht,
Und als der Töne letzter Hauch zerstoben,
Erhob ich frei mein Haupt zum Sternenlicht
Und lenkte dankerfüllt den Blick nach oben.
Ob in der Heimat, ob an fremdem Ort
Der wack're Sohn des deutschen Landes lebt,
O deutsches Lied, stets wirst du hier wie dort
Das Herz erfreu'n, das stilles Glück umwebt."

Adolf Hachtmann.

Festhalle des Brooklyner Sängerfestes.

Wann und wo in der Neuen Welt das erste deutsche Lied erklang, ob von den Lippen jener süddeutschen Landsknechte, die in den Jahren 1528 bis 1546 für die Augsburger Kaufleute Welser Venezuela zu erobern suchten, ob aus dem Munde jener deutschen Krieger, die unter spanischen, portugiesischen und niederländischen Fahnen die Neue Welt erschließen halfen — wer will es sagen?

Weiß keine Chronik davon zu melden, so haben aber die tiefsinnigen Weisen des deutschen Liedes ganz sicher ebenso zur Habe jener rauhen Glücksritter gehört, wie sie noch heute zum geistigen Schatz der Hunderttausende von Deutschen zählen, welche durch Umstände mannigfachster Art in die Fremde verschlagen werden. Fanden doch deutsches Sehnen und Träumen, deutsche Liebe und Lust, deutscher Idealismus von jeher ihren höchsten Ausdruck im Liede, das die auswandernden Deutschen über alle Meere, in alle Länder begleitet, sie in Augenblicken der Trübsal aufrichtet und stärkt, in Stunden der Lust begeistert und erwärmt.

P. Fassbänder.

Die ersten Anfänge einer geregelten deutschen Sangeskunst in Amerika finden wir bereits zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Pennsylvanien, der eigentlichen Wiege des Deutschamerikanertums. Dort hatten sich, der Einladung des berühmten Quäkers William Penn folgend, die Anhänger zahlreicher deutscher Sekten niedergelassen; im wildromantischen Thal des Cocalicoflusses beispielsweise eine unter Führung des Pfälzers Konrad Beissel stehende Schar von Mystikern, die in der Einsamkeit der amerikanischen Urwälder das Kloster „Ephrata" gründeten, um daselbst der Ankunft des himmlischen Bräutigams zu harren und den Geheimnissen der Ewigkeit nachzugrübeln.

Unter den zeitweise auf 300 Köpfe sich belaufenden Insassen jenes Klosters gab es verschiedene Männer und Frauen, die Kenntnisse und Fertigkeit in Dichtkunst und Musik besaßen und im Lauf der Jahre nicht bloß zahlreiche geistliche Lieder dichteten, sondern auch Melodien zu denselben schufen.

Unter der Leitung des zu den Hausvätern der Klostergemeinde zählenden Musikers Ludwig Blum kam sogar ein Chor zu stande, der später von Konrad Beissel persönlich fortgeführt wurde und durch seine Leistungen das Staunen aller Besucher Ephratas erweckte. In seinem Gesange suchte dieser Chor das Klingen und Wehen der damals sehr beliebten Aeolsharfen nachzuahmen.

Ein Engländer, welcher den Sangesübungen beiwohnte, schrieb darüber: „Es ist mir unmöglich, meine Empfindungen bei dieser Gelegenheit zu schildern. Die Sängerinnen saßen da mit zurückgekehrten Häuptern. Die Mienen ihrer infolge des strengen Lebenswandels blassen und hageren Gesichter waren feierlich und wehmütig, im Einklang stehend mit der schneeweißen, sehr malerischen Tracht. Der Gesang der Schwestern schien von Instrumenten zu kommen. Die Lippen wurden kaum geöffnet, aber die süßen Töne klangen so, daß sie bis in die tiefste Seele drangen. Dabei war der Gesang von einem bewundernswerten Ausdruck, einer seltenen Präcision in Zeitmaß und Betonung. Ich war nahe daran, mich in ein Geisterreich, in eine höhere Sphäre versetzt zu glauben. Kurz, der Eindruck, den ich erhielt, beherrschte mich tagelang und wird sich nie ganz verlieren."

Die „Chronik von Ephrata" bezeichnete selbst voller Stolz den Klostergesang als ein „Vorspiel der neuen Welt und ein Wunder der Nachbarn", ferner erwähnt sie, „daß die ganze Gegend durch den Schatz des himmlischen Lustspiels gerührt" worden sei. In der That wurden die in der Nachbarschaft des Klosters gelegenen Ansiedelungen von der Sangeslust angesteckt, und ihre Bewohner ruhten nicht, bis die Kloster gemeinde ihnen zwei Brüder als Gesanglehrer stellten.

Adolf Hachtmann.

Die in Philadelphia und Germantown ansässigen Jünger Gutenbergs sorgten für den Druck zahlreicher Sammlungen geistlicher Lieder, von denen die im Jahre 1730 von Benjamin Franklin gedruckte Sammlung „Göttliches Liebes- und Lobes-Gethöne", sowie die von Christoph Saur (vgl. den Aufsatz über Germantown im Jahrgang 1899 der „Gartenlaube") veranstalteten Sammlungen „Das Paradiesische Wunderspiel", „Das Gesäng der einsamen Turteltaube" und „Der Zionitische Weyrauchs-Hügel oder Myrrhen-Berg" bei fast allen damals in Nordamerika bestehenden deutschen Gemeinden Eingang fanden.

Zur Gründung eines den weltlichen Gesang pflegenden Gesangvereines kam es in Pennsylvanien aber erst am 15. Dezember 1835, an welchem Tage der noch heute bestehende „Deutsche Männerchor von Philadelphia" gestiftet wurde. Diesem reihten sich bald darauf ähnliche Vereine in Cincinnati, New York und anderen Städten an. Gelegentlich eines im Juni 1849 in Cincinnati abgehaltenen Sängerfestes, dem ersten in Amerika, an dem sich 118 aktive Sänger beteiligten, wurde der „Deutsche Sängerbund von Nordamerika" gestiftet, welcher ursprünglich

sämtliche in der Union bestehenden deutschen Gesangvereine umfassen sollte, sich aber später auf die zwischen den Alleghanygebirgen und dem Mississippi gegründeten beschränkte, nachdem die östlich dieses Gebietes entstandenen Vereine auf einem im Juni 1850 in Philadelphia abgehaltenen Sängerfeste den „Allgemeinen östlichen Sängerbund" gegründet hatten. Späterhin nahm der letztere den Namen „Nordöstlicher Sängerbund" an.

Beide Bünde haben sich die Pflege des Männergesanges zur Aufgabe gestellt und veranstalten im Einklang mit diesem Zweck periodisch wiederkehrende Sängerfeste. Ihr Gedeihen wurde dadurch begünstigt, daß der Fehlschlag der deutschen Revolution des Jahres 1848 weit über eine halbe Million politischer Flüchtlinge nach den Vereinigten Staaten trieb. Der große Verlust, der dem deutschen Volke aus jener Massenauswanderung zahlreicher seiner besten Söhne erwuchs, bildete für das Deutschamerikanertum einen geradezu unschätzbaren Gewinn. Hatte es sich nämlich bisher fast ausschließlich aus Ackerbauern, Handwerkern und Gewerbtreibenden rekrutiert, so strömte nunmehr eine mächtige Flutwelle von Geistesarbeitern ins Land: Professoren und Studenten jeder Wissenschaft, Staatsbeamte, Schriftsteller, Künstler, Prediger und Lehrer, die eine ungeheure Summe von Wissen, Begeisterung und Idealismus mitbrachten und in der neuen Heimat das zu verwirklichen suchten, was sie im alten Vaterlande vergeblich angestrebt hatten. Sie gründeten zahlreiche Zeitungen, riefen gemeinnützige Vereine ins Leben, bekleideten Lehrämter an Schulen und Universitäten, trieben Litteratur, Künste und Wissenschaften und wirkten durch die allgemeinste Bethätigung ihres reichen Wissens so befruchtend auf das bis dahin unverkennbar einseitig gebliebene Volksleben Amerikas, daß dasselbe ein ganz anderes, freieres, fortschrittlicheres Gepräge erhielt.

Auch auf das deutschamerikanische Sängertum machte sich der Einfluß der „Achtzehnhundertachtundvierziger" unwiderstehlich geltend. Sie brachten die begeisternden Freiheitslieder Hoffmanns von Fallersleben, Herweghs, Freiligraths, die Lieder Uhlands, Hrines, Lenaus und anderer mit und bereicherten obendrein die deutschamerikanische Litteratur durch zahllose eigene Dichtungen, von denen gar manche, in Deutschland leider viel zu wenig bekannte der Litteratur jedes Volkes zur Ehre gereichen würden.

Der Preis Kaiser Wilhelms II für das Brooklyner Sängerfest.

Infolge dieses fördernden Einflusses konnte es nicht ausbleiben, daß die von den deutschamerikanischen Sängerbünden veranstalteten Feste eine immer steigende Bedeutung gewannen. Die glänzend verlaufenden Verbandsfeste zu Baltimore, New York, Philadelphia, Pittsburg, Cincinnati und in anderen Städten zwangen selbst das anfänglich sich kalt, ja ablehnend verhaltende Angloamerikanertum zu Worten hoher Anerkennung, ja veranlaßten es sogar, für die Einführung des Gesanges in den Unterrichtsplan der öffentlichen Schulen einzutreten.

Die wahrhaft gefangennehmende Macht des deutschen Gesanges hat sich wohl nie glänzender bewährt als den Amerikanern gegenüber, deren Vorväter, die Puritaner und Quäker, in ihrer jede Lebensfreudigkeit ablötenden Einseitigkeit sich mit einem sehr dürftigen Kirchengesang begnügt hatten. Der Boden des Volksliedes war ihnen unbekannt geblieben, und die im Süden von sangesfrohen spanischen und französischen Pflanzern geübten Melodien glitten an ihren von strengster Kirchlichkeit umpanzerten Herzen ab, ohne den geringsten Wiederhall zu erwecken. Erst als in den Wäldern Amerikas und in den deutschen Gesangvereinen die tiefsinnigen deutschen Volkslieder erklangen, erst als die Amerikaner die auf den Sängerfesten herrschende harmlose Fröhlichkeit und Lebenslust bemerkten, begann bei ihnen die Erkenntnis zu tagen, daß ihr Leben im Grunde genommen doch recht nüchtern sei und fast nur aus Kirchenbesuch und geschäftlicher Thätigkeit bestehe. Zu der Einsicht kommend, daß es nicht richtig sei, den Blick ausschließlich aufs Jenseits gerichtet zu halten, begannen sie nicht nur ihre Häuser dem deutschen Musiklehrer zu öffnen, sondern sich sogar deutschen Gesangvereinen anzuschließen und eigene ins Leben zu rufen.

Schon bei dem vierten, im Juni 1853 zu Philadelphia abgehaltenen Sängerfest befand sich unter den am Preissingen teilnehmenden Vereinen auch ein angloamerikanischer, der kurz zuvor dem Nordöstlichen Sängerbunde beigetreten und von diesem zur Mitwirkung an gemeinsamer Kulturarbeit gern aufgenommen worden war. —

Die Folge hat gelehrt, daß die bei den Amerikanern so erweckte Liebe zur Musik keine vorübergehende Neigung war; sie befestigte sich vielmehr für alle Zeiten, als Männer wie Bergmann, Anschütz, Thomas, Damrosch, Seidl, Nikisch, Paur, Zöllner, Neuendorf und andere als Dirigenten an die Spitze von Musikvereinen, Konzert- und Opernunternehmungen traten und die Amerikaner mit den großartigsten Schöpfungen der deutschen Ton- und Gesangskunst bekannt machten. Die Namen Beethoven, Mozart, Schubert und Wagner sind den Amerikanern heute Gemeingut geworden; in ihnen begreifen sie das Höchste, was instrumentale und dramatische Tonkunst je geschaffen hat. Von ihrer Gewalt bezwungen, scharten die Amerikaner sich gleichfalls zu Gesang- und Musikvereinen zusammen, die in dem Bestreben, in der Wiedergabe der Schöpfungen und Oratorien jener Meister die höchste Vollkommenheit zu erringen, mit den deutschamerikanischen Vereinen wetteifern.

Wenn es, wie in der Geschichte aller Vereinigungen, auch bei den beiden größten deutschamerikanischen Sängerbünden Zeiten der Lauheit gab, so können im allgemeinen aber beide Verbände mit gerechtem Stolz auf die während der 50 Jahre ihres Bestehens vollbrachte Kulturarbeit zurückblicken. Ihre Bedeutung und ihr Einfluß sind noch heute beständig im Wachsen. Das ergeht sich am schlagendsten aus den Sängerfesten des Nordöstlichen Bundes, die nach einem im Jahre 1871 gefaßten Beschluß nicht mehr alljährlich, sondern nur alle drei Jahre stattfinden. Von Fall zu Fall haben sich diese Feste bedeutungsvoller, großartiger gestaltet. Das im Lande der Riesenströme, Riesenbäume, Riesenschluchten, Riesenbrücken und Riesenbauten überall wahrnehmbare Streben nach Gigantischem, Massigem teilte sich nämlich auch den deutschamerikanischen Sängerfesten mit und hat dieselben zu Ereignissen werden lassen, wie sie in gleich großem Maßstabe in Deutschland wohl noch nicht gefeiert wurden.

Bei dem vor 15 Jahren in Brooklyn abgehaltenen 14. Sängerfest waren 2800 Sänger versammelt. An dem 15. Feste in Baltimore nahmen 3000, am 16. in Newark 4000, am 17. in New York 5000, am 18. in Philadelphia 6000 aktive Sänger teil.

Während dieser Feste stellte es sich heraus, daß die Vereinigung so großer Sängerscharen zu gigantischen Massenchören zwar große Reize, aber auch Schwierigkeiten und Gefahren für das allseitig befriedigende Gelingen der Feste besitzt. Das trat in sehr anschaulicher Weise bereits bei dem im Jahre 1894 in New York abgehaltenen 17. Sängerfeste zu Tage, wo man, um die volle Entfaltung der Massenchöre sicherzustellen, genötigt war, als Festhalle den Madison Square Garden, das größte

15000 Personen fassende Versammlungslokal New Yorks, zu wählen. Kamen daselbst die vieltausendstimmigen Massenchöre in geradezu überwältigender Weise zur Geltung, so ergab sich aber auch, daß die Lungenkraft der mitwirkenden Solisten bei weitem nicht ausreichte, so ungeheure Räume zu beherrschen und gegenüber dem niagaraartigen Brausen der Chöre zu irgend welcher Wirkung zu gelangen. Ihre Leistungen mußten notwendigerweise machtlos, geradezu lahmgelegt erscheinen.

Nicht mit Unrecht erhoben deshalb maßgebende Kritiker die Warnung, nicht in das durchaus undeutsche Streben nach dem Massenhaften, Mammutartigen zu verfallen, sondern die Ziele anstatt in Monstrefesten in alljährlich wiederkehrenden kleineren Sängerfesten der Gauverbände zu erstreben.

Diese gewiß berechtigte Empfehlung konnte bei dem Anfang Juli dieses Jahres abgehaltenen 19. Sängerfeste zu Brooklyn nicht ganz beherzigt werden. Verschiedene Umstände bewirkten vielmehr, daß dasselbe eine noch weit größere Ausdehnung als seine Vorgänger annahm. Es beteiligten sich an demselben nämlich 212 Vereine mit ungefähr 10000 Sängern!

Zu diesem Massenzuzug trug einmal der Umstand bei, daß der Nordöstliche Sängerbund die Feier seines fünfzigjährigen Bestehens beging; dann auch war aus Anlaß dieses Ereignisses für die in der edlen Sangeskunst wetteifernden Vereine eine große Zahl sehr wertvoller Preise ausgesetzt, darunter eine vom Deutschen Kaiser gewidmete Prachtgabe, deren Stiftung in den Herzen aller Deutschamerikaner begeisterte Freude erweckte und dem Jubelfeste eine ungewöhnliche Anziehungskraft verlieh.

Nach einer Zeichnung Emil Doeplers in Berlin gefertigt, besteht das 75 cm hohe Kunstwerk aus einem Untersatz aus Bronze und einem Aufsatz aus Silber. Den letzteren flankieren vier Reichsadler, zwischen denen ein Reliefbild des Kaisers angebracht ist. Unter diesem befindet sich die Widmungsinschrift. Der Hauptschmuck besteht in der 40 cm hohen silbernen Statuette eines auf seine Leier gestützten Minnesängers des 12. Jahrhunderts. Die Ueberreichung des Kunstwerkes erfolgte am 3. Juli durch den deutschen Botschafter von Holleben und gab Anlaß zu einer von echtem Enthusiasmus beseelten Kundgebung, die in einem auf den Stifter des Preises ausgebrachten Hoch und der Absingung der „Wacht am Rhein“ aus 10000 Sängerkehlen gipfelte.

Boten auch die Wettkämpfe der Städteverbindungen und der Einzelvereine, sowie die am 2. und 3. Juli veranstalteten Festkonzerte, die in der vom Staat New York zur Verfügung gestellten gewaltigen Waffenhalle des 13. Regiments stattfanden, des Schönen und Außergewöhnlichen ungeheuer viel, so konzentrierte sich das Hauptinteresse doch auf den Wettkampf um den Kaiserpreis. Um denselben bewarben sich acht verschiedene Vereine: der „Arion“ aus Brooklyn, der „Brooklyner Sängerbund“, der „Williamsburger Sängerbund“, „Junger Männerchor“ aus Philadelphia, der „Deutsche Liederkranz“ aus Brooklyn, der „Beethoven-Liederkranz“ aus Brooklyn, der „Quartettklub“ aus West Newark und der „Kreuzer-Quartettklub“ aus New York.

Als Preislied galt das von Adolf Hachtmann im Jahre 1868 auf dem Schiff bei seiner Uebersiedlung von Deutschland nach Amerika gedichtete, stimmungsvolle „Deutsche Lied“, das am Kopfe dieses Berichtes abgedruckt ist. Das Lied hat, als die Festbehörden zu Brooklyn einen ansehnlichen Preis für seine beste Komposition ausschrieben, die Tonkünstler der Alten wie der Neuen Welt so begeistert, daß insgesamt 309 Komponisten sich an der Konkurrenz beteiligten. Die Palme fiel dabei dem jetzt in Luzern als Dirigent verschiedener Gesangvereine thätigen rheinischen Tonkünstler Peter Faßbänder zu.

Als zum Schluß des Einzelsingens am 4. Juli die acht um den Kaiserpreis wetteifernden Vereine sich zu einem 671 Mann starken Massenchor zusammenscharten und unter Leitung des Festdirigenten Arthur Claasen das „Deutsche Lied“ sangen, trat die edle Schönheit desselben in wahrhaft vollendeter Weise hervor und hinterließ unzweifelhaft bei allen Hörern einen unvergeßlichen Eindruck.

Schwer mag es den als Preisrichter fungierenden Männern geworden sein, angesichts des vielen Schönen und Guten über die Zuerkennung der reichen Preise schlüssig zu werden. Bezüglich des Kaiserpreises entschieden sie dahin, daß derselbe bis zu dem im Jahre 1903 in Baltimore stattfindenden 20. Sängerfeste im gemeinsamen Besitz des „Arion“ von Brooklyn und des „Junger Männerchor“ von Philadelphia als der beiden siegenden, gleich vorzüglichen Vereine zu bleiben habe, um später wieder an den Bund zurückzufallen und als Wanderpreis bei den ferneren Sängerfesten als höchster Spoen für die wetteifernden Vereine zu gelten.

Erwähne ich noch, daß auch die finanziellen Ergebnisse des Brooklyner Sängerfestes, sowie die allgemeine Lage der nordamerikanischen Sängerbünde recht befriedigend sind, und daß nach dem Beispiel der östlichen Städte sich auch in den fernsten westlichen Ortschaften mit deutschamerikanischer Bevölkerung allenthalben Gesangvereine bilden, so kann man deutschem Lied und Gesang in Amerika getrost eine glänzende fernere Zukunft vorhersagen. Und zwar um so sicherer, je mehr in den Herzen der Deutschen sowohl wie der Amerikaner die Erkenntnis um sich greift, daß die Gesangvereine in der That eine Kulturaufgabe erfüllen und in hohem Grade zur Erhebung, zur Bildung und Veredelung des ganzen Volkes beitragen. Für die Deutschamerikaner insbesondere sind sie ein Band, das sie nicht nur untereinander umschlingt, sondern das sie auch mit den Stammesgenossen im alten Vaterlande fest und unauflöslich verknüpft.

New York im Juli 1900. **Rudolf Cronau.**

In der Sundsstrasse.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Erzählung von **Charlotte Niese.**

In den nächsten Tagen sprach Rasmus nicht mit uns. Er sah uns überhaupt nicht, und als wir ihn einmal fragten, was ihm eigentlich fehlte, gab er eine sonderbare Antwort. Mit uns möchte er nicht mehr sprechen, sagte er, wir wären zu unartig, und wir wüßten nicht, was seine Bildung sei. Diese Antwort nahmen wir wiederum übel, und mehrere Tage lang gingen wir kühl an Großvaters Schreiber vorüber. Er aß übrigens in dieser Zeit auf seinem Zimmer und hatte sich diese Gunst so dringend ausgebeten, daß wir uns darüber wunderten. Denn uns gegenüber that er meistens so, als sei er viel feiner als wir alle.

Mit dem Minister standen wir auf gutem Fuß. Einen so vornehmen Mann hatten wir uns allerdings anders vorgestellt, und daß er seine Orden nicht einmal bei sich im Reisekoffer hatte, fanden wir verkehrt.

Auch der Kutscher Hinrich war nicht ganz mit ihm zufrieden. „Mich deuch, er sollt ein büschen feiner sein!“ sagte er. „Son büschen stolzer, und von oben herab. Heut' hat er unsern Hermann auf den Rücken geklopft, wo das doch mao ein ganz gewöhnliches Pferd is, und mir hat er gefragt, ob ich ein Frau hätt. Soo Mann mußt es doch eigentlich eingal sein, ob ich ein Frau hab, oder nich. Dnsor is er doch nich Manister, daß er sich um so was kümmert!“

„Weshalb ist er denn eigentlich Minister?“ fragte ich.

Hinrich, der gerade das Lederzeug am Wagen putzte, hielt mit seiner Arbeit inne und dachte nach.

„Manisters müssen sein!“ sagte er endlich. „Sonst hätt' der König ja niemand, mit den er snacken könnt. Und ein büschen Snackerei will son König auch haben. Abers mich deuch, Manisters müssen stolzer sein. Gestern nachmittag, wo ich mit Herrn Justizrat und den Manister ausgefahren bin, haben die Herrens ümmerlos gelacht. Nu, Heer Justizrat kann das ja: der is hier zu Haus und sitzt in sein eigen Wogen und is man bloß Justizrat. Aber daß son Manister noch lachen mag, das kann ich nich begreifen. Da is er doch zu fein zu.“

Hinrich mußte den Minister noch oft lachen hören: beide allen Herren fuhren jeden Tag miteinander spazieren und schienen sich gut dabei zu unterhalten, und wir selbst gewöhnten uns bald an den vornehmen Besuch, von dem wir übrigens in der ersten Zeit nicht allzuviel sahen. Deshalb dachten wir nur noch an ihn, wenn wir ihm begegneten und von anderen

Leuten nach ihm gefragt wurden, und unsere eigenen Angelegenheiten nahmen uns mehr in Anspruch.

Jakobine Petrea Asmussen schenkte uns unerwarteterweise einen großen Korb voll Gravensteiner Aepfel, und da war es nicht mehr als billig, daß wir in die Sundsstraße gingen und uns bedankten. Wir wußten wenig von ihr. Nur, daß sie Jakobine Petrea hieß, daß sie die Schwester von Bäcker Martens seiner verstorbenen Frau war, daß sie noch nicht lange in der kleinen Stadt wohnte, und daß sie ein wenig hinkte. Sie hatte ein stilles Gesicht und sehr glattes blondes Haar. Im allgemeinen war mir glattes Haar schon aus dem Grunde verhaßt, weil es mir immer als Beispiel aufgestellt wurde. Aber die reichliche Aepfelgabe änderte meine Ansichten, und als ich gemeinsam mit den Brüdern zu Jakobine Petrea ging, hatte ich mir fest vorgenommen, die neue Freundin in jeder Beziehung reizend zu finden.

Als wir in die Sundsstraße einbogen, sahen wir Bäcker Martens in seiner Hausthür stehen. In seinen weißen Hemdsärmeln machte er einen stattlichen Eindruck, und sein Gesicht war auch ganz heiter. Neben ihm stand Rasmus Rasmussen, der ihm etwas aus seinem gestickten Notizbuch vorlas. Rasmus hatte nämlich eine heimliche Braut, und die bestickte ihn auf die großartigste Weise. Er hatte nicht allein gestickte Westen und gestickte Notizbücher, sein Feuerzeug, sein Portemonnaie, sein Stiefelknecht waren gestickt, und Jürgen sagte immer, auf seine täglich größer werdende Glatze sollte zu Weihnachten eine Rose und ein Vergißmeinnicht gestickt werden. Als der Schreiber uns sah, verabschiedete er sich von Bäcker Martens und folgte uns.

„Wohin geht ihr?" fragte er.

Wir waren ihm eigentlich böse; aber die Aepfel hatten lindernd auf unser Gemüt gewirkt. Auch hatten wir vielleicht vergessen, daß wir böse gewesen waren. Deshalb erzählten wir, daß Jakobine Petrea Asmussen die Ehre unseres Besuches haben sollte.

„Das dachte ich mir schon," sagte Rasmus. „Grüßt sie nur von Bäcker Martens."

„Von Bäcker Martens?" Milo blieb stehen und sah nach dem Hause, wo der gelbe Keingel vor der Thür hing. Dann deutete er auf das kleine Haus, vor dem wir standen, und in dessen Fenster zwei Hauben stöcke die Beschäftigung der Einwohnerin andeutete.

„Bäcker Martens kann seinen Gruß selbst bestellen," entgegnete er. „Der wohnt Jakobine Petrea schräg gegenüber."

„Sei nicht naseweis, Milo!" Rasmus sah ihn ernsthaft an. „Es schickt sich nicht, daß Bäcker Martens jetzt schon zu Jakobine Asmussen geht. Es schickt sich nicht; und er weiß es auch noch nicht ganz genau. Aber einen Gruß kann er ihr gut bestellen lassen. Die Aepfel hat er ihr auch geschenkt, und eigentlich ist es nicht nett von Jakobine, sie gleich an euch zu geben."

Wir hörten nicht immer ganz aufmerksam zu, wenn Rasmus seine Reden hielt, und das gestickte Taschenbuch, das er noch in der Hand hielt, beschäftigte uns mehr.

„Was schriebst du eigentlich in dein Taschenbuch, als du mit Bäcker Martens sprachest?" fragte ich.

Rasmus setzte seine wichtigste Miene auf. „Ich werde mich hüten, euch etwas zu erzählen; ihr klatscht ja alles wieder. Bäcker Martens und ich haben wichtige Dinge miteinander zu reden, und dabei muß ich mir Notizen machen. Denn alle Namen kann ich nicht im Kopf behalten."

Er steckte sein Buch in die Tasche, und wir traten in das kleine Haus, in dessen unteren Räumen Jakobine Petrea Asmussen ihr Reich aufgeschlagen hatte. Es war ein kleines, sonderbares Gebäude, auf dessen dunkler Diele ein Strick hing, der eine Riesenglocke in Bewegung setzte. Hier mußte man läuten, wenn man die Putzmacherin sprechen wollte. Jürgen und Milo stürzten sich beide auf den Strick und begannen so entsetzlich zu läuten, daß sie Jakobine nicht bemerkten, die auf der Diele stand und mit leisem Lächeln auf die Brüder sah. Von der offenen Hausthür fiel das Tageslicht in ihr Gesicht, das ich eigentlich zum erstenmal so ganz nahe betrachten konnte. Es war sanft und still; vielleicht etwas reichlich blaß, aber sonst sehr nett.

„Kinder," fragte sie, „weshalb läutet ihr denn so? Seht ihr mich denn nicht?"

In demselben Augenblick stieg ein tiefes Rot in ihr blasses Gesicht und ihre hellen Augen wurden ganz dunkel.

„Ja, da bin ich wieder," sagte eine leise Stimme hinter mir. „Ich hätte wohl besser wegbleiben sollen; aber ich konnte es nicht."

Hinter mir auf der Hausschwelle stand ein Mann, den ich wohl früher gesehen hatte, den ich aber doch nicht recht kannte. Er hatte einen geschorenen Kopf, eine gebückte Haltung und ein graues, müdes Gesicht.

„Erschrecken Sie sich nicht, Fräulein Jakobine," sagte er. „Ich will nichts weiter; nur sagen, daß ich wieder da bin."

„Ich habe mich nicht erschrocken!" Jakobinens Stimme klang ruhig. „Ich freue mich nur. Es war ganz einsam —" sie hielt inne, als hätte sie zu viel gesagt, und über das Gesicht des Mannes zuckte es. Er öffnete den Mund, als wollte er noch etwas sagen; aber dann fielen seine Augen auf die beiden Brüder, die schon lange das Läuten aufgegeben hatten und den Ankömmling schweigend betrachteten. Da kehrte er sich um und ging die Straße entlang. Aber nicht auf dem breiten Mittelweg, sondern hart an den Häusern, als wollte er von niemand gesehen werden. Wir bedankten uns jetzt bei Jakobine Petrea, und ich wollte noch die Bestellung von Rasmus machen, aber die Brüder rissen mich eilig aus dem Hause und liefen so schnell über die Straße, daß wir den Minister, der unerwartet vor uns stand, fast über den Haufen rannten.

„Nun, Kinder," sagte er mit seinem nachsichtigen Lächeln, „wo brennt es denn eigentlich?"

„Nirgends, Herr Minister," versicherten wir. „Nirgends. Wir gingen nur ein bißchen schnell."

Wir waren jetzt auf recht freundschaftlichem Fuß mit dem Minister und hatten auch schon versucht, ihn Excellenz zu nennen. Aber das hatte er sich verbeten, was uns sehr leid that, weil es doch viel interessanter ist, in einem Satze sieben- oder achtmal Excellenz zu sagen, als einfach Herr Minister.

Aber die Menschen sind wunderlich, und die Minister scheinen es auch zu sein. Wir mußten uns in seinen Wunsch finden.

Er ging jetzt zwischen uns, und wir mußten ihm erzählen, wo wir gewesen waren.

„In der Sundsstraße bei Jakobine Petrea Asmussen. Und Bäcker Martens haben wir auch gesehen."

„Und eben sind wir Heern Dietrich Stelling begegnet," berichtete Jürgen triumphierend. „Denken Sie nur, Herr Minister, der kommt eben aus dem Zuchthause und hat noch einen ganz geschorenen Kopf. Im Zuchthause wird den Menschen der Kopf geschoren. Haben Sie das schon gehört?"

„Natürlich hat der Minister das gehört!" rief Milo. „Sie sind doch gewiß schon im Zuchthaus gewesen: Minister müssen überall gewesen sein; nicht wahr, Herr Minister?"

Aber der Minister antwortete nicht. Er war stehen geblieben und sah uns der Reihe nach an.

„Dietrich Stelling?" fragte er. „Der ist hier?"

„Ja, der war hier." Jürgen erzählte, was er von ihm wußte. Es war aber nicht viel, und der Minister ging endlich weiter und stützte sich schwer auf seinen Stock. Dann blieb er wieder stehen.

„Geht nur weiter, liebe Kinder," sagte er. „Meine Beine sind nicht so flink wie die euren; ich will lieber etwas langsamer gehen."

Wir gehorchten ohne Widerrede; nachher aber sahen wir uns auch einmal nach dem Minister um und mußten über ihn lachen, denn er ging mit kleinen schnellen Schritten an der Ecke der Sundsstraße auf und nieder. Manchmal war es, als wollte er in sie einbiegen; dann aber kehrte er schnell um, und dies wiederholte er wohl zehnmal. Aber endlich kam er langsam hinter uns her, und er ging so krumm, als wäre er mit einem Male sehr alt geworden.

Am nächsten Tage reiste er ebenso plötzlich ab, wie er gekommen war, und mein Großvater war ganz traurig. Er sagte, eben hätte er sich mit dem alten Freunde wieder eingelebt: nun reiste er gleich ab. Auch wir bedauerten die Abreise des vornehmen Gastes, der uns nicht einmal den Gefallen gethan hatte, bei uns zu sterben. Aber Rasmus ging händereibend und seelenvergnügt bei uns herum und erklärte, nun erst könnte er sich seines Lebens wieder freuen. Dabei sprach er die Hoffnung aus, daß auch wir wieder artig werden würden, eine Bemerkung, die wir unangebracht und im höchsten Grade überflüssig fanden.

Dies war also im Herbst gewesen. Nun wurden die Tage immer dunkler, und die großen wilden Stürme begannen über

Arbeitspause.
Nach dem Gemälde von Hans Bachmann.

die Insel zu rauschen. Die Weihnachtszeit kam und mit ihr so viel anderer Gedanken und Beschäftigungen, daß wir etliche Menschen, die wir nicht oft sahen, ganz vergaßen.

Zu ihnen gehörte auch Jakobine Asmussen, an die ich zuerst wieder dachte, als ich an einem Februartage ein Gezwitscher wie aus einem Staarnkasten hörte. Da mußte ich an den Frühling denken, der nach jedes Jahr wiedergekommen war und auch dieses Mal, trotz aller Schneestürme, uns nicht vergessen würde. Zugleich aber legte sich mir der Gedanke auf die Seele, daß ich im Herbst meinen letzten anständigen Strohhut ohne obrigkeitliche Erlaubnis verschenkt hatte.

Durch Schönheit und Gestalt hatte er allerdings nicht mehr geglänzt; für die ersten Frühlingstage aber, an denen es oft noch schneit, wäre er sehr passend gewesen, und deshalb begann ich mich nach ihm zu sehnen. Aber die Sehnsucht nützt niemals etwas, wenigstens nicht, wenn es sich um ein verlorenes Gut handelt, und als ich an diesem Tage gerade in die Sundsstraße geschickt wurde, um irgend eine Bestellung zu machen, kam mir der Gedanke ganz von selbst, einmal an dem Strick zu ziehen, der die Riesenglocke von Jakobine Petrea Asmussen in Bewegung setzte. Sie hatte doch damals ein so nettes Gesicht gehabt und uns die Aepfel geschenkt, sie würde für mich doch auch Rat wissen.

Aber der lange Strick hing nicht mehr auf dem Flur des kleinen, sonderbaren Häuschens. Geräuschlos ging die Hausthür auf, und ich stand etwas zweifelnd auf der dämmerigen Diele, die trotz des Frühlingssonnenscheins nur hier und da Licht hatte.

Ich wußte noch nicht recht, was ich thun sollte, als ich sprechen hörte. „Ja, liebe Jakobine, da sitze ich nun und stehle Ihnen die Zeit, wo Sie noch so viel Mützen und Hüte fertig machen müssen, und wer weiß, was sonst noch von Ihnen verlangt wird. Heute ist ein Mann bei mir gewesen, der mir erzählt hat, Bäcker Martens von der Ecke würde Sie nächstens heiraten. Er ist ein stattlicher Mann und hat seinen schönen Verdienst. Sie sollten nur Ja sagen, Fräulein Jakobine!“

„Ich werde nicht mehr heiraten, Herr Stelling,“ erwiderte eine andere Stimme. „So wie es jetzt ist, bin ich ganz zufrieden; mehr gebrauche ich nicht.“

„Wie glücklich sind Sie, Fräulein Jakobine. Sie sind zufrieden, wirklich ganz zufrieden. Ich bin es niemals gewesen, und deshalb ist es mir wohl so schlecht ergangen. Ich dachte immer, für mich müßte etwas ganz Besonderes, etwas ganz Herrliches kommen, und weil ich auf das Glück wartete, da blieb es aus. Ich bin faul gewesen und leichtsinnig und verschwenderisch, und dann kamen böse Genossen, die mich auf noch schlechteer Wege führten, und endlich ist dann die Straße bergab gegangen.“

„Sie sollten nicht so viel sprechen, Herr Stelling.“

„Weshalb nicht? Mit den anderen Leuten sperche ich kein Wort und sie nicht mit mir. Ich sitze in meinem kleinen Stübchen und sehe den ganzen Tag auf die Straße. Hin und wieder kammt ein Mensch und will meinen Rat. Denn alle sind sie noch nicht so dumm, an die Ratschläge von Rasmus Rasmussen zu glauben. Aber niemand fragt, wie es mir geht, und denkt darüber nach, ob ich ein Mensch bin. Ich bin im Zuchthaus gewesen: eigentlich bin ich kein Mensch mehr.“

„Aber Herr Stelling —“

„Ach nein, unterbrechen Sie mich nicht! Lassen Sie mich sprechen! Oder werden Sie auch so stolz wie der vornehme Herr, der im vorigen Herbst vor der Sundsstraße auf und nieder ging und sich darüber besann, ob er zu mir kammen sollte oder nicht? Er ist nicht gekommen: er ist eilig weggereist, er hatte Angst vor mir. Es ist ja auch nicht angenehm, einen leiblichen jüngsten Bruder zu haben, der im Zuchthaus gewesen ist, und der überhaupt nichts taugt. Ich bin auch niemand böse, keinem einzigen; wie es gekommen ist, darf ich mich über nichts mehr wundern.“

Die traurige Stimme sprach noch weiter, aber ich hörte nicht mehr auf sie. Mir war etwas unheimlich zu Mute. Der Flur war so dämmerig und die Stimme so sonderbar. Leise schlich ich mich wieder davon, und als ich in der Sundsstraße und mitten in der Sonne stand, da kam es mir ganz wunderlich vor, daß ich in der Ferne die Lerchen singen hörte, und daß alle anderen Menschen vergnügt zu sein schienen.

Als ich nachher meinem Bruder Jürgen begegnete, erzählte ich ihm haarklein, was ich gehört hatte. Aber er war zerstreut und sagte, ich dürfte kein „Blech“ sprechen. Im Heiligen-Geist-Stift draußen vor der Stadt sollte sich eine Frau aufgehängt haben; ich müßte schnell mit ihm kommen und nachsehen, ob die Sache sich so verhielte. Gehorsam lief ich mit ihm, und obgleich sich die Geschichte als eine freche Lüge erwies, die unter den Bewohnerinnen des Stiftes viel Gezeter und Empörung verursachte, so kam ich doch auf ganz andere Gedanken und vergaß vorläufig, was ich gehört hatte. Aber abends, wenn ich im Bett lag und nicht gleich einschlafen konnte, dann hörte ich wieder Herrn Stelling sprechen, und ich nahm mir fest vor, wenn ich ihm begegnen sollte, ihn recht freundlich zu grüßen.

Zu dem Zweck ging ich öfters als sonst in die Sundsstraße, sah aber niemals Herrn Dietrich Stelling. Nur Bäcker Martens stand meistens vor seiner Thür oder er ging auf und nieder vor dem Häuschen, in dem Jakobine Petrea wohnte. Einmal klopfte er auch an das Fenster, hinter dem die Hanbenstöcke standen, und sagte etwas mit sehr lauter Stimme.

„Weshalb steht Bäcker Martens jetzt so viel vor Jakobinens Fenster?“ erkundigte ich mich bei Rasmus Rasmussen.

Es war ein sehr kalter Märztag, und da Rasmus den Ofen in der Schreibstube bis zum Glühendwerden heizte, so beeilte ich ihn, um mich durchzuwärmen. Rasmus saß an seinem Pult und schnitt Federn für meinen Großvater. Der schrieb nämlich immer noch mit Gänsefedern, schon deswegen, weil die Stahlfedern aus England kamen, und er nicht mit Lord Palmerston zufrieden war.

„Bäcker Martens will Jakobine Petrea heiraten,“ erwiderte Rasmus. Wahrscheinlich hatte er der Kälte wegen auch unerlich eingeheizt. Dann war er immer so mittheilsam.

„Es ist ein großes Glück für sie,“ fuhr er fort, während er wohlgefällig eine Feder betrachtete. „Martens ist ein guter Mann und hat Geld bei Leuten. Er hätte natürlich viel jüngere Mädchen kriegen können, und ich habe ihm auch welche vorgeschlagen. Aber Jakobine Petrea ist nun einmal seine Schwägerin, und er hat etwas für sie übrig. Sie kocht ja auch gut, und dann ist sie nicht verwöhnt. Das kommt daher, weil sie hinkt. Solche Menschen sind niemals verwöhnt. Die Eltern mögen sie meistens nicht leiden, und auf der Straße wird ihnen etwas nachgerufen. Die Mutter von Jakobine hat sie nicht ausstehen können, deshalb ist sie auch früh aus dem Hause gegangen und hat sich ihr Brot selbst verdient.“

„Ich glaube, daß Jakobine sehr nett ist!“ sagte ich.

„Ja, das kann schon sein. Bäcker Martens glaubt es ja auch, und ich bin nicht gegen die Partie gewesen. Im Gegenteil, ich habe ihr zweimal einen Brief von Martens gebracht. Aber ich kann nicht sagen, daß sie sehr freundlich war. Obgleich ich ihren Namen zweimal in meinem Notizbuch hatte.

Sie kann sich natürlich nicht vorstellen, daß sie so glücklich werden soll. Martens meint auch, wenn sie jetzt noch komisch wäer, dann käme es von ihrer Ungläubigkeit. Später wird sie sich natürlich besinnen und furchtbar dankbar sein.“

„Wie geht es eigentlich Herrn Stelling?“ fragte ich. Dann erschrak ich, denn Rasmus mochte doch nichts von Stelling hören.

Er blieb heute ganz ruhig.

„Von Stelling weiß ich nichts; aber es wird ihm wohl kaum gut gehen. Er ist ja den ganzen Winter krank gewesen, und ich glaube nicht, daß er wieder besser werden wird. Schwach soll er immer gewesen sein, und wenn dann das Zuchthaus kommt, dann kriegen die meisten einen tüchtigen Knacks.“

Ich wurde traurig. „Der arme, arme Herr Stelling!“ sagte ich und erschrak zum zweitenmal, weil Rasmus nun doch ganz gewiß böse werden würde.

Er zuckte nur die Achseln.

„Stelling scheint immer sehr bummelig gewesen zu sein. Einige Leute sagen, er wäre halbwegs aus Versehen ins Zuchthaus gekommen, und ein anderer hätte für ihn hineingemußt. Ich weiß es nicht. Weshalb kommt solch ein Mensch auch hierher, wo ich doch hier bin, und wo für ihn eigentlich nichts zu thun ist? Er hätte dort bleiben sollen, wo er zu Hause ist. Neulich war hier einmal ein Handlungsreisender, der fragte nach Stelling und sagte, er hieße ganz anders. Stelling wäre der Name seiner Mutter. Aber Handlungsreisende erzählen manchmal sonderbare Geschichten, und mir ist es egal, wie Stelling

eigentlich heißt. Er thut mir keinen Schaden mehr, und wenn er beerdigt wird, dann soll er von mir einen Kranz haben. Schon deswegen, weil ich manchmal etwas gegen ihn gehabt habe. Wenn die Feinde tot sind, soll man ihnen vergeben." Rasmus hatte seine Federn geschnitten, und da ich gerade gerufen wurde, so verließ ich ihn.

Großvater suchte nach mir. Er stand an der Treppe und hielt ein Buch in der Hand. „Dies schickt dir der Minister," sagte er; „und außerdem hat er dir auch einen kleinen Brief geschrieben. Ich hoffe nicht, daß du unbescheiden gegen ihn gewesen oder ihn gar um etwas gebeten hast," setzte er hinzu, während ich in sprachlosem Erstaunen das Geschenk entgegennahm.

Erstens war ich nicht gewohnt, außer zum Geburtstag oder zu Weihnachten etwas geschenkt zu erhalten, und dann hatten wir uns alle schon lange einen Hoffmannschen „Jugendfreund" gewünscht, ohne jedoch an die Erfüllung dieses Wunsches zu glauben. Nur eilig konnte ich versichern, daß ich nie in meinem Leben den Minister über meine größten Wünsche unterrichtet hätte, dann mußte ich auf die Suche nach den Brüdern laufen, um ihnen meinen Schatz zu zeigen. Wußte ich doch, daß ich jetzt eine begehrenswerte Persönlichkeit geworden war, die es wohl verdiente, eine Zeitlang mit besonderer Rücksicht behandelt zu werden.

An den Brief des gütigen Gebers dachte ich erst viel später, und als ich ihn dann eilfertig durchflogen hatte, steckte ich ihn nachlässig in die Tasche. Der alte Herr schrieb zwar sehr nett, daß er mir gern eine kleine Freude machen wollte, und daß ich ihm auch einmal wieder schreiben sollte; aber daß er fragte, ob auch alle Menschen in der Sundsstraße wohnten, die früher dort gewohnt hätten, war doch eigentlich merkwürdig. Ich hatte nach meiner Erinnerung niemals mit ihm über meine Bekannte in der Sundsstraße sprechen dürfen; wie sollte ich dann dazu kommen, ihm über sie zu berichten?

Als ich daher nach einigen Tagen seufzend vor meinem besten Papierbogen mit dem Vergißmeinnichtrande saß und vor lauter Ermahnungen, schön, nett und vollständig richtig zu schreiben, sogar den Hoffmannschen „Jugendfreund" zum Kuckuck wünschte, da fiel es mir natürlich nicht ein, die Frage des Ministers zu beantworten. Mühsam stolperte ich über einige Dankſätze, berichtete, daß es im Winter manchmal geschneit und im Frühling getaut hätte, und schloß mit dem Wunsch, daß der Minister noch einige Jahre leben möchte. Dieser Satz, an dem doch ganz gewiß nichts auszusetzen war, kostete mich bittere Zähren. Denn meine sonst so milde Erzieherin, der ich das Schreiben zur Begutachtung vorlegen mußte, verlangte, daß ich den Brief noch einmal abschreiben sollte. Es schickte sich nicht, so behauptete sie, den Leuten nur noch einige Lebensjahre zu gönnen, und meine Einwendungen, daß der Minister meinetwegen auch noch zehn Jahre leben dürfte, halfen anfänglich nichts. Endlich aber durfte ich doch mit Hilfe des Radiermessers aus dem Wort „einige" „viele" machen, und nachdem ich mich dieser Arbeit unterzogen hatte, bei der ich recht schwermütig geworden war — der Brief hatte an äußerer Schönheit nicht zugenommen — griff ich noch einmal zur Feder und schrieb unter meinen Namen:

„Ich kriege meinen neuen Strohhut aus der Sundsstraße, und Rasmus sagt, daß Herr Stelling bald sterben wird."

Dann verklebte ich meinen Brief mit einer wundervollen roten Oblate und hatte das erhebende Gefühl, in jeder Beziehung meine Pflicht gegen den Minister gethan zu haben. —

Jakobine Petrea Asmussen machte mir wirklich einen neuen Strohhut. Neulich erst war sie bei uns gewesen, um verschiedene Bestellungen entgegenzunehmen, und auch mir hatte sie mehrere Hüte aufgepaßt. Sie war eigentlich furchtbar nett: so ruhig und freundlich, und wenn sie lächelte, dann ging es wie ein Schein über ihr blasses Gesicht. Daß sie hinkte, merkte man kaum, und als ich sie nachher halbwegs nach Hause geleitete, mußte ich ihr das doch sagen.

„Ich finde nicht, daß du schlimm hinkst," sagte ich wohlwollend, „und ich würde dir niemals etwas auf der Straße nachrufen. Wer hat dir denn überhaupt etwas nachgerufen, und weshalb mochten dich deine Eltern nicht leiden?"

Sie sah mich mit einem halb traurigen Lachen an.

„Wer hat dir das erzählt?"

Das durfte ich natürlich nicht sagen, und mir fiel etwas anderes ein.

„Wirst du auch noch Putz machen, wenn du Bäcker Martens heiratest?"

„Kind, Kind —" Jakobine schüttelte den Kopf, und ihre Stimme klang ungeduldig: „Du mußt nicht von Dingen sprechen, die du nicht verstehst!"

Ich hatte sie vertraulich beim Arm gefaßt; aber sie streifte meine Hand ab und ging so eilig davon, daß sie wirklich stark hinkte.

Ich sah ihr verdutzt nach und wußte nicht, ob ich beleidigt sein sollte oder nicht; später aber dachte ich über diese Frage nicht weiter nach und freute mich nur auf den neuen Hut. Er kam aber nicht so schnell, wie ich erwartet hatte, und nachdem ich mich einige Tage gründlich von dem Brief an den Minister erholt hatte, wanderte ich an einem Nachmittage in die Sundsstraße, um Jakobine einen vorwurfsvollen Besuch zu machen.

Es war in der Nacht sehr schlechtes und stürmisches Wetter gewesen, und die Post war nicht übers Wasser gekommen. Erst jetzt, am späten Nachmittage, sah ich die gelbe Postkutsche mit den immer müden Pferden davor über die Straße rasseln.

„Die haben auch böses Wetter gehabt!" sagte Rasmus zu mir, der mir entgegen kam und auf den gelben Wagen deutete. Dabei machte er ein so verdrießliches Gesicht, als hätte er auch in dem Postboot gesessen und wäre etliche Stunden lang von den grüngrauen Wellen des Sundes auf und nieder geschaukelt worden.

„Wo willst du hin?" fragte er, und als ich geantwortet hatte, fluchte er auf höchst unfeine Art.

„Bei Jakobine Asmussen sollest du nichts machen lassen! Sie ist kein nettes Mädchen, und ich ärgere mich, daß ich ihren Namen zweimal in meinem Notizbuch hatte. Nun will ich ihn ausstreichen und mich ganz gewiß nicht mehr darum bekümmern, ob sie einen Mann bekommt oder nicht. Wie nett ist Bäcker Martens gegen sie gewesen! Schon im letzten Herbst hat er ihr seine besten Aepfel geschenkt, und um Weihnachten einen großen Kringel. Die Aepfel aber hat sie euch gegeben und den Kringel ins Heilige-Geiststift, wo sich die alten Weiber beinahe aufhängen, was sich durchaus nicht schickt. Und nun dazu — —"

Er hielt inne und sah einem Manne nach, der langsam in die Sundsstraße ging. Er trug einen großen Mantel und hatte den Kragen in die Höhe geschlagen.

„Wer ist das?" fragte der Schreiber. „Sag' mal, wer ist es?"

„Er sieht ein bißchen aus wie der Herr Minister!" erwiderte ich.

„Dummes Zeug!" Rasmus wurde noch ärgerlicher. „Meinst du, solche große Herren kommen bei solchem Wetter auf die Insel? Der Minister muß jetzt jeden Tag in Gesellschaften gehen und sich den Magen voll schlagen; dem fällt es nicht ein, hierher zu kommen. Für solchen Besuch würde ich mich auch ergebenst bedanken. Meinst du, ich hätte Lust, wieder eine ganze Zeitlang auf meinem Zimmer zu essen und Männerchens vor dem großmächtigen Kerl zu machen? Wenn ich nur gewollt hätte, dann wäre ich auch schon lange Minister. Aber ich bin lieber hier und stehe den Leuten mit Rat und That bei. Und es würde doch ganz merkwürdig sein, wenn ich nicht Bäcker Martens helfen könnte. Mein ganzes Notizbuch ist voll von Namen."

Rasmus war mit mir gegangen und hatte mich auf den Rückweg von der Sundsstraße gedrängt. Nun kehrte er sich noch einmal um und sah dem Fremden nach.

„Wer ist es?" fragte er zum zweitenmal.

Aber ich konnte ihm nicht antworten, denn ich wußte es auch nicht.

Meinen Strohhut bekam ich damals nicht. Als ich etwa nach einer Woche in die Sundsstraße ging und zu Jakobine gehen wollte, war ihre Thür verschlossen, und eine Nachbarin sagte, sie sei verreist. Damals hoffte ich natürlich, daß sie bald wiederkehren würde; aber diese Hoffnung war vergebens, und da mir eine andere Putzmacherin einen Hut anfertigte, tröstete ich mich.

Der Hut war wundervoll geworden, und ich setzte ihn zuerst auf, als Bäcker Martens mit einem sehr rotwangigen Mädchen

vom Lande Hochzeit gab und wir alle in die Kirche liefen, um der Trauung beizuwohnen.

Die Braut war sehr bescheiden und konnte vor lauter Verlegenheit kaum „Ja“ sagen; aber später im Laden war sie nicht so bescheiden, und wenn ihr Mann einmal „Ja“ sagte, dann sagte sie ganz gewiß „Nein“. Aber Rasmus erklärte, daß die beiden wie die Engel im Himmel miteinander lebten und füreinander geschaffen seien. Er mußte es wissen, denn er war beim Hochzeitsschmaus gewesen und hatte so schöne Reden gehalten, daß er nachher acht Tage lang auf dem Lande leben mußte.

Ich selbst kam nicht mehr in die Sundsstraße. Die kleinen Pfeffernüsse von Bäcker Martens schmeckten nicht mehr so gut wie früher, und Jakobine Petrea Asmussen kam nicht wieder. Sie war, wie die Leute sagten, auf immer verreist.

Auch ich mußte eines Tages die Insel verlassen, und wenn ich wieder kam, war es nur zum Besuch und auf wenige Wochen. Aber wenn ich dann kam, hatte ich so viele Freunde zu besuchen, daß mir die Zeit immer zu kurz wurde.

Rasmus Rasmussen hatte sich auf seine alten Tage verheiratet und war Beamter geworden. Als ich ihn zum erstenmal besuchte, empfing er mich mit großer Würde.

„Es ist hier alles anders geworden,“ sagte er. „Der Amtsrichter glaubt, er hätte mir etwas zu sagen. Davon aber ist keine Rede; ich thue, was ich will, und brauche nicht zu kriechen. Das habe ich eben auch dem Bäcker Martens gesagt, der mich um Rat wegen seiner dritten Frau fragte. Die zweite ist ja auch tot. Aber ich werde doch nicht den Heiratsvermittler spielen. Das habe ich nie gethan: niemals. Und jetzt, wo ich königlich preußischer Beamter bin, wundere ich mich, daß solch ein Mann mit diesem Anliegen kommen kann.“

Er schwieg und zog seine gestickte Weste herunter. Jetzt war alles an ihm destickt, sogar sein Schlips; nur seine Glatze nicht. Jurgen hatte damals doch übertrieben. „Wissen Sie eigentlich, Herr Rasmussen, daß Jakobine Petrea Asmussen verheiratet ist?“ fragte ich. „Sie hat Heern Dietrich Stelling zum Mann, der auch hier eine Zeitlang lebte. Er hatte eine sehr schlechte Gesundheit und durchaus kein Geld; wenn er länger hier auf der Insel geblieben wäre, würde er wohl gestorben sein. Aber Jakobine Asmussen hat ihn nach dem Süden begleitet, und dort hat er sich so erholt, daß er ein wenig arbeiten kann. Er schreibt für Zeitschriften und führt die Rechnungsbücher seiner Frau, und sie sind sehr glücklich zusammen. Sie hat nämlich eine kleine Fremdenpension in Rom, die eigentlich das ganze Jahr besucht ist, und dort bin ich auch einige Wochen im letzten Herbst gewesen.“

Rasmus Rasmussen hatte mir still zugehört. „Also so ist die Geschichte? Ein bißchen habe ich auch schon davon gehört; nur kann man nicht alles glauben, was so erzählt wird. Dietrich Stelling war gar kein übler Mensch, und ich habe niemals etwas gegen ihn gehabt. Er war nur leichtsinnig, und wenn er sich gut mit mir gestanden hätte, wäre er vielleicht nicht ins Zuchthaus gekommen. Aber junge Leute hören ungern auf guten Rat.“

„Er war aus einer sehr vornehmen Familie,“ berichtete ich weiter; „aber den Namen seines Vaters hat er ganz aufgegeben.“

„Vornehme Leute sind immer gern hier gewesen,“ erwiderte Rasmus kühl. „Vor Jahren schon war der Minister von Weisenheim hier; nun, Sie wissen es nicht mehr; aber das war wirklich ein reizender Mann. Mit dem ließ es sich sehr gut verkehren, und ich erzähle noch immer meiner Frau davon, wie sich der mit mir gestellt hat. Sie will es nicht glauben; aber Frauen sind ja im ganzen immer ungläubig. Also Jakobine Asmussen ist Frau Stelling geworden, und der Dietrich lebt noch immer? Das ist eigentlich schade, denn Bäcker Martens —“ Er unterbrach sich selbst und sah mich ernst an.

„Nichts ist mir verhaßter als Heiratsvermittlung,“ setzte er hinzu. „Die wahre Liebe muß es thun.“

„Bei Dietrich Stelling und Jakobine ist es auch die wahre Liebe gewesen,“ sagte ich. „Sie hat ihn in seinem Elend und in seiner großen Verlassenheit geliebt, und sie ahnte nicht, daß er von Haus vornehm war. Die vornehmen Verwandten haben ihnen auch nicht geholfen; nur sein ältester Bruder —“

„Brüder müssen sich immer untereinander helfen,“ ergänzte Rasmus. „Ich habe keinen Bruder; aber wenn ich einen hätte, dann würde ich mich nett gegen ihn benehmen. Auch dann, wenn er etwas verbummelt wäre, und obgleich das für mich als königlich preußischen Beamten nicht leicht wäre.“

Ich verabschiedete mich, und er entließ mich mit großer Würde.

„Wenn Sie den Minister sehen, dann grüßen Sie ihn herzlich. Er ist nun ja lange außer Dienst und hat niemand etwas zu befehlen; aber für mich macht das keinen Unterschied; ich lasse ihn doch grüßen.“

An demselben Tage noch ging ich durch die Sundstraße, aber es war nichts an ihr zu sehen. Nicht einmal Bäcker Martens stand vor der Thür, und das Häuschen, in dem Jakobine gewohnt hatte, wurde gerade umgebaut. Aber ich blieb doch davor stehen und dachte an die Menschen, die über die kleine niedrige Schwelle gegangen waren, und an die traurigen Figuren, die sich doch hier gefunden hatten. Ein alter Mann trat auf mich zu und begrüßte mich vertraulich. Es war Großvaters ehemaliger Kutscher Hinrich, der noch sehr frisch auf den Augen war.

„Da kommt mein Jung mit sein Frau ein zu wohnen,“ sagte er, mit dem Daumen rückwärts nach dem Neubau deutend. „Gott, es is ja mich groß; aber sein Hinnerk is mich für de Großigkeit, and wenn ein würklichen Minister mich ja wär, ein ganzen Abend hier ein zu sitzen, denn kann mein Hinnerk in sein ganzes Leben ein bleiben. Ja, ein würklichen Minister,“ setzte er in einem Tone hinzu, als hätte ich einen Zweifel ausgesprochen.

„Es war ein komischen Mann, und ich hatt ja all immer gesagt, daß er mich nich stolz genug war. Aber wir sin ja kein Mensch nach meine Meinung gestagt; Herr Justizrat auch nich, als er an einen Nachmittag zu mich sagt:

‚Spannen Sie an und fahren Sie in die Sundstraße und halten Sie vor dem Hause, in dem Fräulein Asmussen wohnt. Und dann fahren Sie die Herren nachher an den Sund.‘“

Hinrich holte tief Atem und sah mich an, als erwarte er von mir einen Ausdruck des Staunens.

Aber ich sagte nichts, und er sprach weiter:

„Fräulein Asmussen hat Heer Justizrat gesagt, wo sie bei man bloß ein Putzmacherschen war und noch dazu lang tot. Aders ich hab natürlicherweise nix gesagt und nur bloß in Sinn gewundert. Und wie ich an vor diesen Haus halte und rin büschen in die Fensters von oben gucken kann: was sich ich da? Da sitzt mein Manister mitten in die Wohnstube und der sin Herr Dietrich Stelling, denselbigen, der auch in die Sundstraße wohnte, und den es mit die Gerichtens ein büschen malleet hatte. Da lieber Gott, ich bin nich stolz, und ich hatt Herrn Stelling ganz gern mal der Hand gegeben, weil er doch krank und elend war, und weil er kein Geld hatt und auch nix mehr dienen konnt; abersten daß ein veritabeln Manister von andere Leut die Backens streichelt und auf ihm einsprecht, und ihn immer wieder streichelt — das is mich doch verwunderlich gewesen. Und nachher auch, als die zwei Herrens von mich nach'n Sund gefahren sind, da had ich mir noch einmal wundern müssen. Denn weil Herr Stelling tüchtig swach gewesen is, hat er nich allene aus'n Wagen kommen könnea, und der Manister hat ihn geholfen. Heer Stelling hat es nich gewollt; aberst der Manister hat gesagt: ‚Laß mich, Dietrich. Wenn ich dir doch früher gekannt und dich nicht allein gelassen hätte!‘“

Hinrich schwieg und sah dem Maurermann zu, der gemächlich einen Stein auf den andern fügte.

„Ja, das hat er gesagt,“ setzte er nach einer Pause hinzu; „ich had es gehört und es mich vergessen. Wundern mußte es mir, denn woas kann ein Manister mit son verkommenen Kerl zu thun haben; aders was in diesen Leben allens passiert, kann man doch nich begreifen. Mein Sohn Hinnerk is nu ganz anders, der kann alleas begreifen. Der kann auch begreifen, daß Jakobine Asmussen nach'n paar Tagens abgereist ist, und daß sie dieser Stelling zum Maan genommea hat. Do er halbtot war und nix konnte und nix bedeute. ‚Vater,‘ sagt mein Hinnerk, ‚das ist die Liebe.‘ Ja, das is ja woll die Liebe. Aders sin Sie ich Ihnen, Fräulein, fallt ein veritabeln Manister was von die gewöhnliche Liebe verstehen?“

Und Hinrich ging kopfschüttelnd die Sundstraße hinunter

Eine moderne Kunst.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Gustav Heick.

„Blumen reicht die Natur, es windet die Kunst sie zum Kranze,“ sagt wohl der Dichter, aber sein Wort gilt doch recht erst unserer Zeit, wo sich das Binden der Blumen, die Binderei, wie es kurzweg genannt wird, zur wahren Kunst vervollkommnet hat. War die Blumenbindekunst früher nur ein Zweig der Gärtnerei und von dieser unzertrennlich, so bildet sie jetzt ein eigenes Fach, das sich immer selbständiger ausbildet, oft genug getrennt von jener betrieben wird und sogar selbst Nebenzweige entwickelt, die ganz bedeutende Geschäftsbetriebe bilden: Gärtnereien, die sich nur mit der Schnittblumenkultur befassen, Geschäfte, die den Verkauf von meist aus Holland, Frankreich, Italien zur Winterszeit eingeführten Schnittblumen vermitteln, und Fabriken für die Menge der Hilfsmittel, welche zur Binderei notwendig geworden sind. Nicht zum wenigsten verdankt sie ihren außerordentlichen Fortschritt der Rückkehr zur Natürlichkeit, denn seitdem der Draht ein entbehrliches Hilfsmittel in der Bindekunst geworden ist, seitdem die Blumen mit ihren natürlichen Stengeln verwendet und langstielige Blumen besonders bevorzugt werden, seitdem hat die Bindekunst einen früher nicht geahnten Aufschwung genommen.

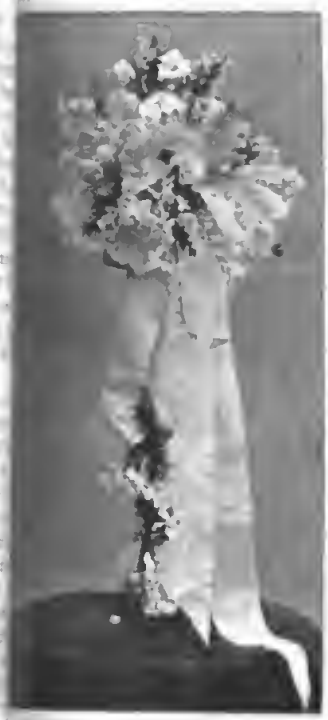


Fig. 1. Brautbouquet.

Nach einer photographischen Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

Wenn wir von der Blumenbinderei als von einer modernen Kunst sprechen, so müssen wir uns, um die Wandlungen auf diesem Gebiete richtig beurteilen zu können, zunächst einmal ihre früheren Leistungen vor Augen führen. Wir können hierbei absehen von dem flachen Handbouquet, auf dessen Herstellung sich die Gärtner in früheren Jahren neben der Anfertigung von Trauerkränzen beschränkten. Je abgezirkelter jede Blumenart und Farbe einen Kreis um das Mittelstück bildete, für um so schöner galt es. Als diese Bouquets in Aufnahme kamen, wurde jede einzelne Blume an ein Holzstäbchen gebunden, und man kann leicht denken, welch eine mühsame Arbeit die Herstellung eines großen Bouquets war, und welches Gewicht das Ding am Schlusse hatte. Besser schon war's, als der Draht aufkam und alle Blumen auf solchen befestigt wurden, und hiermit kam für die Bindekunst ein neuer Abschnitt. Die Trauerkränze erhielten ein anderes Aussehen, es kamen die ganz aus dicht aneinander gesteckten Blumen gefertigten Kissen, Hufeisen, Wappen und allerlei sonstige Formen auf. Unsinnig sind da manche ganz hübsche Sachen angefertigt worden, und sie werden stellenweise auch heute noch verlangt und gearbeitet.

Das heutige Losungswort der Binderei ist: „Langstielige Blumen“. Bedeutende Gartnereien befassen sich nur mit der Kultur von Schnittblumen — so lautet die Bezeichnung frisch geschnittener Blumen für die Binderei — es werden nicht nur Freilandblumen in großen Massen angebaut, sondern auch in den Treibhäusern kultiviert. Besondere Orchideenhäuser liefern zu jeder Jahreszeit diese wertvolle Blume für die Bindestube, und auf ganz mit Glas überdachten Seen blühen buntfarbige Märchenblumen, Seerosen aller Arten.

Kommt eine neueingeführte oder neugezüchtete Pflanze in den Handel, so ist ihr bester Geleitbrief, wenn sie sich zum Blumenschnitt eignet, und durch die geforderten langstieligen Blumen sind nicht nur unsere herrlichen Stauden wieder in Aufnahme gekommen, sondern auch manche fast vergessene Pflanze des bäuerlichen Hausgartens ist in die Reihe der Vielbegehrten getreten.

Denn es sind nicht nur teure Blumen, die den duftenden Werkstoff des Binders ausmachen, obgleich natürlich kostbare Orchideen, phantastisch geformte Lilien, Rosen zur Winterszeit, oder solche mit meterlangem Stengel, Maiglöckchen zur Sommers- und Herbstzeit ihren hohen Wert haben: es ist die künstlerische Anordnung des Blumen- und Blättermaterials, vor allem aber eine feinsinnige Farbenzusammenstellung. In Bezug hierauf hat freilich auch die Laune der Mode mitzusprechen. Die Wirkungen, welche oft mit ganz einfachen Mitteln erreicht werden, kennzeichnen die Binderei so recht als eine Kunst.

Sie nimmt ihr Material auch gelegentlich aus der Natur: Waldzweige vom frischesten Grün bis zum tiefen Braun der Rotbuche und der wedelartigen Kiefernzweigen. Welche Farben aber malt erst die Herbstsonne! Wer nur einmal die Blätter des Brombeerstrauches am sonnigen Waldrand betrachtet hat, wie sie blutrot, goldiggelb, bronzebraun und tiefgrün gerandet, gesprenkelt und geadert sind, oder die maigrünen, mit roten Früchten beladenen Zweige des Pfaffenhütchens, der begreift, daß sie nicht minder gut zu Bindezwecken sich eignen als die farbenprächtigsten Blumen.

Auch die dunklen Koniferenzweige werden vielfach verwendet. Es gehört aber ein künstlerischer Geschmack dazu, einen Kranz, gänzlich ohne Blumen, aus diesen stahlblauen, silbrigen, gelblichen, rötlichen, hell- und dunkelgrünen, lang- und kurzbenadelten, schuppigen und fiedrigen Zweigen herzustellen und mit ihren Fruchtzapfen, Eicheln, wilden Beeren ꝛc. zu schmücken. Geschickte Hände verwenden auch noch zu diesem Zweck die kleineren, bizarr geformten, mit silbergrauen Flechten bewachsenen Zweige, welche man in Tannenwäldern findet.

Ein schön gebundener Feldblumenstrauß behauptet von jeher seine bevorzugte Stellung bei Blumenfreunden und Blumenmalern; unsere Bindekünstler haben aber auch ihn zu veredeln gewußt, indem sie die vollkommeneren Farben und Formen

Fig. 2. Moderner Blumenkorb.

Nach einer photographischen Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

Fig. 3. Blumenkorb in Form eines Schiffes.
Nach einer photographischen Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

des orientalischen Mohnes, der großen Gartenkornblumen, Disteln ꝛc. zu solchen Sträußen zusammenstellten. Eines der bedeutendsten Gebiete der Bindekunst bleibt jedoch die Anfertigung der Trauerkränze und sonstiger Trauerspenden.

Maiglöckchen zu jeder Jahreszeit kannte man früher nicht; seit wenigen Jahren aber ist es gelungen, durch Anwendung von Eis die Blütezeit so zu regeln, daß vom Winter bis in den Sommer hinein diese reizenden Blumenglöckchen in den Blumenläden duften. Hamburg ist's besonders, das sich auf die Zucht dieser „Eiskeime", wie die so behandelten Keime des Maiglöckchens heißen, verlegt, und manche Züchter bieten sie in Millionen zum Verkauf an. Wie das Chrysanthemum in den letzten Jahren zu immer größerer Vollkommenheit gelangt ist, wie seine Formen immer phantastischer, seine Farben immer mannigfaltiger wurden, das ist wohl allgemein bekannt; jetzt haben die Züchter die Georgine zu neuem Ansehen gebracht. Sie ist die eigentliche Sväriommer- und Herbstblume, aber bald wird sie in den Blumengeschäften auch während der anderen Jahreszeiten zu haben sein, kam sie doch im vorigen Jahre schon von Mitte Juni in den Handel.

In festem Zusammenhange steht die Bindekunst mit dem gesellschaftlichen Leben. Bei Geburtstagen, Verlobungen, Vermählungen und insbesondere bei Sterbefällen sind kunstvolle Bindereien, Blumensträuße, Blumenkörbe oder Kränze unerläßlich. Auch die häuslichen Feste erfordern nebst dem Schmücken der Festtafel und der Kronleuchter, dem Füllen der Vasen und Jardinièren, auch die weitere Ausschmückung der Festräume mit Blumen.

Sehen wir uns eine solche Festtafel an, so finden wir auch hier das moderne Bestreben, alles natürlich zu gestalten. In graziöser Weise ranken zartgrüne Zweige von dem Kronleuchter, der Tischlampe oder den Blumenaufsätzen hernieder, ziehen sich über den Tisch und umwinden die Gedecke. Hierbei sind dann Blumen und feines Blattwerk verwendet, nicht in prunkender Verschwendung, sondern in weislich überlegter Anordnung.

Ein neues Feld hat sich dem Blumenkult eröffnet durch das Aufleben der Korsofahrten zu Land und Wasser. Hier machen überall die mit natürlichen Blumen geschmückten Fahrzeuge den reizendsten Eindruck. Bei diesen Blumenfesten wird auch in wahrhaft verschwenderischer Weise angewendet, sie sind ja der natürliche Rahmen für Frauenschönheit und elegante Toiletten.

Wie bedeutend die Bindekunst als Erwerbszweig geworden ist, ergiebt sich schon aus der Zahl der Binderäume; so giebt es in Berlin deren etwa 400.

Den Hauptbedarf an Schnittblumen liefern die hiesigen Gärtnereien selbst, immerhin kommt aber noch eine große Zufuhr von auswärts, und diese betrug zum Beispiele in Jahre 1897 28 085 Doppelcentner im Werte von 4 447 000 Mark. An lebenden Pflanzen und Blumenknollen wurden 61 867 Doppelcentner im Werte von 9 353 000 Mark eingeführt. Demgegenüber steht eine Ausfuhr von Blumen und Blattern im Doppelcentnern im Werte von 812 000 Mark, an lebenden Pflanzen und Knollen von 43287 Doppelcentnern im Werte von 3 706 000 Mark.

Wie bei der Herstellung von Blumenarbeiten, so hat sich die Technik auch bei dem Versand der frischen Blumen vervollkommnet. Die zartesten Blumenwerke kommen auf weite Entfernungen trotz großer Kälte oder Hitze, frisch duftend und unversehrt an ihrem Bestimmungsorte an.

So viel Blumen auch die anderen Länder verbrauchen, in Bezug auf künstlerische Leistung steht Deutschland obenan. Im Ausland genießt die deutsche Bindekunst verdientes Ansehen, so in England sind die deutschen Binder ganz besonders gesucht.

Die Japaner haben sich ebenfalls die deutschen Binderäume zum Vorbild genommen, sie fertigen Blumenkunstwerke und Kränze, wie wir sie hier zu sehen gewohnt sind. Die Chinesen dagegen haben mehr ihre Eigenart beibehalten, von der unsere Bindekünstler auch wieder manches lernen können. Der Chinese legt es darauf an, mit der einzelnen Blume, die durch sorgsame Kultur zur größten Vollkommenheit gebracht ist, große Wirkung zu erzielen. Er versteht einzelne Blumenzweige mit wenigen Farnwedeln zu entzückenden Sträußen zu gestalten.

Blumen in Eis sind eine neue europäische Erfindung. Ein tadelloser Blumenstrauß, jedes Blatt unverändert in seiner Form und Farbe, in einem Eisblock! das haben unsere Künstler kürzlich

Fig. 4. Trauerkranz.
Nach einer photographischen Aufnahme.

wege gebracht, mit vieler Arbeit und ihe zwar, doch ist es nur eine rasch gangliche Spielerei. Eine andere achen dagegen: Blumensträuße — türlich aus nur langstieligen Blu — mit ganz feinen Strohmatten hüllt, sind ganz reizend. Blumenhe aus Ginster erscheinen als das meiste in der Korbfabrikation, einem dustrizweig, dessen große Entwicklung enge mit dem Aufblühen der indekunst zusammenhängt. Wundere Gebilde, Blumenkörbe in entzückenn Formen, warten in den Blumenden, um die duftenden Kinder Floras sich aufzunehmen.

Eine so hohe Stufe die Bindeust erreicht hat, ihr Streben gilt noch öherem. Es genügen auch die Gartenn-Ausstellungen nicht mehr, in Frankich werden bereits seit einigen Jahren Bindeu veranstaltet, die sich großen Besuches erfreuen. Die daran Beiligten sitzen an einem langen Tische, r durch mit Leinwand überspannte hmen in kleine Abteilungen geilt ist, so daß der Binder wohl von en Zuschauern, aber nicht von seinen Mitbewerbern gesehen werden kann. eder erhält eine Anzahl Blumen, in dem Falle z. B. drei Rosen, sechs Nelken, einige Anemonen, Ranunkeln, was Farnkraut, Draht, Bindfaden nd Schere. Aus diesen ist nun in zehn Minuten ein Bindewerk herzustellen, das kurz vor Beginn des Preisbindens bekannt gegeben wird. Die besten Sachen werden mit Preisen von 15 bis 50 Mark gekrönt.

Daß auch das äußere Ansehen der Bindekunst und ihrer Vertreter im Steigen ist, beweist, daß bereits Damen aus besseren Kreisen diese schöne Kunst ausüben. Je mehr die Gebildeten sich der Blumenbinderei zuwenden, um so mehr wird sie sich zu einer rechten Kunst entfalten.

Fig. 5. Antike Vase mit Koniferen und Waldzweigen.
Nach einer photographischen Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

Die beigefügten Abbildungen, Photographien nach der Natur aufgenommen, veranschaulichen einige modeene Blumenarbeiten. Leider ist der Farbenreiz, der diese Arbeiten zu kleinen Kunstwerken macht, nicht wiederzugeben. Fig. 1 zeigt uns ein Brautbouquet: weiße Rosen, Maiglöckchen, Myrtenspitzen rc. sind mit feinem Geschmack zusammengestellt, eine kostbare Spitze umhüllt duftig das Bouquet und fällt über die den Abschluß bildende Schleife lang herab. Eine Blumen- und Myrtenranke giebt der Schleife noch einen besonderen Schmuck. Fig. 2 ist ein moderner Blumenkorb mit dunklen Rosen und gelben Marguerriten, denen Lilien und Gladiolen als Hintergrund dienen. Fig. 3 ein Blumenkorb in Form eines Schiffes aus lila Seide mit weißem Tüll. Die Blumenfüllung besteht aus Maiglöckchen, lila Flieder, lila Orchideen und gelben Nielrosen. Fig. 5 stellt eine Vase in antiken Formen dar. Die Füllung besteht aus Koniferen- und Waldzweigen. Diese Blumenarbeiten sind aus dem Blumengeschäft von Theodor Hübner in Berlin hervorgegangen.

Fig. 4 ist ein Trauerkranz nach einer Vorlage von den Hoflieferanten Gebr. Seyderhelm in Hamburg. Der äußere Rand desselben ist aus Lorbeerzweigen, der mittlere Teil aus Nielrosen und Adiantumwedeln, der innere Rand wieder aus Lorbeerzweigen gebildet. Oben als Schluß Latanien und Cycaswedel mit Schleife.

Ausflüge.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Sommerplauderei von **Ernst Wuellenbach.**

Einmal wenn die Kultur eine gewisse Fieberhöhe erklettert hat, beginnen die gebildeten Leute für die „Natur“ und für „das Ursprüngliche“ zu schwärmen. So will es die Anziehungskraft des Gegensatzes, die unser ganzes Dichten und Trachten mit der dunklen und mächtigen Gewalt eines Naturgesetzes regelt. Die höfischen Herrschaften der Baroqzeit flüchteten sich aus den verschnörkelten Buchsbaumhecken ihrer „Etikette“ zeitweilig ins „Schäferleben“, weideten auf wirklichen Wiesen springlebendige Lämmer und fangen mit Ueberzeugung: „Was kann schöner sein, als von Hirten abzustammen?“ Daß sie dabei in der Schäferei erst recht Hofleute blieben und das „Ursprüngliche“ zur allerkünstlichsten Maskerade ausgestalteten, war im Grunde nur eine neue, unbewußt ironische Befolgung der Anziehungskraft des Gegensatzes. Wir Heutigen lachen darüber und machen es geradeso. Aufs Land oder ans Meer — wohin immer wir uns alljährlich auf einige Wochen „in die Natur zurückziehen“, schleppen wir den ganzen Krimskrams unserer Kultur mit und stellen uns, als ob wir allesamt reisende Engländer wären. Anstatt abzuwarten, was uns die Natur zu sagen hat, stören wir sie mit allen tausend Fragen unserer Wenigkeit; vorab mit der einen Frage, die schon unser erstes Ahnenpaar beim Austritt aus Eden beschäftigte: „Was zieht man dazu an?“ Nicht das Stück und die Rollen ändern wir, nur ein wenig den Schauplatz. Also eigentlich machen wir's noch ungeschickter als unsere Vorgänger à la Watteau, die sich doch wenigstens für die Dauer der Maskerade allen Ernstes als Damon und Phyllis, Damötas und Chloë rc. anredeten und unter solchen Pseudonymen bisweilen die allerschönsten Novellen — erlebten.

Natürlich fehlt es auch heutzutage keineswegs an solchen Virtuosen. Es ist eine überaus schwierige Kunst, sich als „Stadtmensch“ inmitten von Bauern und Fischern social heimisch zu machen, ohne sich etwas zu „vergeben“; aber neben zahllosen Dilettanten giebt es doch auch in ihr wahre Künstler — und Künstlerinnen. Das Geheimnis ist scheinbar ziemlich einfach. Es besteht wohl vorab darin, daß man nicht versucht, seine ländliche Umgebung im Stile des „Salontirolers“ herablassend nachzumachen, aber auch nichts Unmögliches von ihrer Umgangsform und Küche verlangt. Wo einem die Wirtin „Speck und Eier“ empfiehlt, bestelle man keine Omelette aux fines herbes; wenn man die ländliche Mundart nicht zufällig selber von lange her beherrscht, vermeide man sie zu radebrechen, und man rede auch nicht das Hochdeutsch der Prinzessin aus Tiecks „Gestiefeltem Kater“, die auf der Spazierfahrt dem Bauern zuruft: „Guter, unschuldiger Landmann!“

Ueberhaupt setze man den Leuten nicht mit Reden zu und warte lieber, bis sie selber anfangen. Keine Höflichkeit schätzt der richtige Bauer an uns Stadtleuten so hoch wie bedächtiges Zuhören und Ausredenlassen, vermutlich weil wir sie selbst untereinander so sehr selten und schlecht ausüben. Das sind zweifellos Pfennigwahrheiten; die Kunst besteht auch gar nicht darin, sie zu wissen, vielmehr sie natürlich auszuüben. Es gehört Talent dazu, und Selbstbeobachtung. Dafür ist es aber auch eine Kunst, die dem Meister etwas einbringt. Im günstigen Falle verbindet sich mit ihr ein glücklicher Scharfblick für solche Sommerfrischen, die einen Stern im Reisehandbuch verdienen, aber noch nicht besitzen.

Digitized by Google

Eine ganz besondere, überaus zahlreiche Sekte von Verehrern des „Ursprünglichen" und der „Natur" sind die gut kleinbürgerlichen Großstädter, die sich Sonntags nach Tisch in größeren Familienrudeln aber mit der Vereinsfahne am Bahnhof einfinden, um in drangvoll fürchterlicher Enge nach irgend einer kleinen Station hinauszurollen und dort mit ihrem Appetit einer notleidenden Landwirtschaft aufzuhelfen. Für die Kinder sind Karussell und Schaukel vorgesehen, und wenn sich nicht weiter als eine Viertelstunde vom Ort ab einiger Wald sehen läßt, riskieren auch die Erwachsenen etwas Leibesbewegung. Im Schatten der ersten Bäume „lagert" man sich, und das Vereinsquartett stimmt an: „Wer hat dich, du schöner Wald?" Im übrigen aber ist die selbsttätige Bewegung, abgesehen von einem improvisierten Tänzchen, eigentlich nicht der Hauptzweck; manche halten sie sogar für ein im Zeitalter des Verkehrs fast vermeidbares Uebel. Einer meiner lieben Kölner Landsleute erzählte mir mal — gewiß aus der Seele vieler anderen —: „Gestern am Sonntag haben mer en sehr angenehm Türchen auf der Drachenfels gemach. Mer fuhren mit der Pferdsbahn bis an der Rhein, gingten auf et Dampfschiff, fuhren bis Königswinter, gingken an de Zahnradbahn un fuhren mit der auf der Berg, wo mer Kaffe tranken un dann et zweite Bönkchen ansetzten; et erste hatte mer auf dem Dampfer getrunken. Dann fuhre mer mit der Zahnradbahn widder erunter, in Königswinter stärkten mer uns ordentlich, un dann fuhren mer mit der Eisenbahn gemütlich widder heim nach Köllen, nahmen uns ene Fiaker, fuhren nach Haus un setzten nach en Bönalchen an. Et einzige Ekelige war dä Weg in Königswinter, vom Rhein bis an die Zahnradbahn."

Bei alledem folgen auch dieser sonderbare Heilige und seinesgleichen bewußt und erfolgreich dem Zug des Kulturmenschen aufs „Ursprüngliche." Aus dem kräftigen Anhauch und Rauschen der Stromeswellen, im Ausblick auf die Gipfellinien des vor ihnen aufsteigenden Gebirges, im Rundblick von draben am Fuße der „romantischen" Ruine genießen sie trotz Kaffee und „Bönlchen" mit der Innigkeit eines Eichendorffschen Wanderburschen den Gegensatz — zu jener Städtekultur, die sie folgenden Morgens wieder mit einigen hunderttausend Mitbürgern in ihr Zwangsmieder spannt. Unbedenklich kann man ihnen sogar die noch zahlreichere Herde derer anschließen, bei denen der Beutel oder der Entschluß Sonntags nur bis zu einem öffentlichen Garten der Stadt oder gar nur bis zu einem jener Gärten reicht, welche ein naturfreudiger Wirt durch sechs auf den Asphalt gestellte Oleanderbäume in Holzkübeln hervorzaubert. Auch diesen zwitschert noch irgendwo im Herzen und vielleicht auch aus einer schüchternen Vogelkehle von einem der sechs Kübelbäume „herunter" eine verlarene Strophe des Liedes, das da draußen in der weiten grünen Welt von Millionen Zweigen klingt.

Insgesamt bilden sie alle den Troß und Nachtrab des großen Heerbanns naturiehnsüchtiger, irgendwie „sommerfrischtender" Kulturmenschheit. Ganz vornan aber, weit voraus, schwärmen die auserlesenen Ritter der „höheren Touristik", Leute, denen ein huldvolles Geschick zur nötigen Energie und leiblichen Stahlkraft das gleichfalls nachnötige Kleingeld verlieh, um dem „Ursprünglichen" ohne jeden Kompromiß zu Leibe zu gehen. Um sie bestimmt zu treffen, braucht man sich nur — am sichersten bei schlechtem Wetter — auf das Finsteraarhorn und ähnliche Unebenheiten zu bemühen, aber in eine recht stürmische Gegend der Nordsee, oder auch in diejenige Partie von Afrika, wo der grausamste Kannibalenstamm am längsten auf einen gutgenährten Weißen gewartet hat.

Ist man durch irgendwelche Abhaltung verhindert, ihnen an diese ond ähnliche Oertchen zu folgen, so muß man eben abwarten, ob und bis sie noch einmak unabgestürzt, unerfroren, unertrunken und unverspeist wiederkehren, um uns ihre bescheidenen Erlebnisse nebst den eigens zu diesem Zweck aufgenommenen Momentbildern schwarz auf weiß vorzulegen.

Fern sei es von mir, über diese Kühnen zu spotten. Denn aus ihren Reihen sind allezeit große Entdecker und Pfadfinder derselben Kultur hervorgegangen, vor der sie sich zeitweilig mit einem gewissen Eigensinn — und doch bei alledem nur dank den Hilfsmitteln dieser Kultur „flüchteten". Es ist ja eine bekannte Erscheinung, daß die großen Entdeckungen fast immer nur im Gefolge einer geistig und gesellschaftlich gehobenen, reicheren, nervöseren Kulturstimmung einsetzen; und es ist ganz richtig, wenn man immer auf die geistigen und technischen Neuerungen hinweist, die vorausgingen; aber es ist einseitig. Ohne den Kompaß und verschiedene andere Neuheiten des menschlichen Wissens wären die großen Portugiesen und wäre Kolumbus selber nicht ausgesegelt, um Indien zu suchen ond unterwegs aus Versehen Amerika zu finden. Was man aber bei ihnen und jedenfalls bei den Fortsetzern ihres Werkes übersieht, ist jenes andere Ergebnis einer sich steigernden Kultur: die Sehnsucht aus der Kultur heraus nach ihrem Gegensatz, nach dem Ursprünglichen, „Elementaren", nach dem Kampf mit den Elementen. Was sie über das Weltmeer in die „jungfräulichen" Länder trieb, war derselbe, nur der Stärke nach verschiedene Trieb, der uns bescheidener veranlagten Menschlein keine Ruhe am Schreibtisch läßt, wenn von draußen am Horizont des flimmernden Sommertages ein bläulicher Bergumriß herüberwinkt und lockt: „So bleibst du? warum warteſt du noch? komm doch! Du warst heuer noch kein einziges Mak bei mir. Es ist freilich ein paar Stunden zu gehen, und die Sonne meint es heut' gut — aber dafür sind wir auch um so ungestörter. Der Pfad auswärts durch meinen Wald ist um so labender schattig — und denn die Wiese zu oberst, weißt du noch? Ob da wirklich der seltene Enzian steht? Dein Freund wollte es neulich nicht glauben. Komm und sieh dach mal nach! Vielleicht kannst du ihm den Beweis heut' abend für sein Herbarium mitbringen." Und wir klappen das Buch zu und folgen der lockenden Stimme. Ob wir den Enzian finden — darauf kammt es nicht an. Eigentlich war er ja nur ein Vorwand, den uns das blaue Bergspitzchen noch zu guter Letzt gefällig hinschab. Wenn es nicht der Seeweg nach Indien ist — irgend ein Amerika findet sich schon unterwegs und lohnt die Fahrt. Die Hauptsache ist, daß wir einmal auf einen halben Tag aos der Kultur herauskommen — dank der Kultur. Denn freilich ist sie es, die uns erst alle Mittel und Bedingungen zu unserer kurzweiligen „Flucht in die Natur" liefert, vom gutgesohlten Stiefelpaar an unseren Füßen bis zum solidarischen Rechtsschutz, der jedes Haar auf unserem Haupte gegen jeden Strolch unter die schirmende und rächende Gewalt des gesamten Deutschen Reiches, ja der ganzen civilisierten Menschheit stellt.

Ungefähr in der Mitte zwischen der Drachenfelsfahrt meines Kölnischen Freundes und den alpinistischen Hochtouren hält sich diejenige Methode, die ich nach eigener Neigung und Erfahrung besonders empfehlen kann. Sie besteht darin, daß man das eigene Heim als Sommerfrische betrachtet, von der aus man an schönen freien Tagen oder Halbtagen seine Radien und Kurven über Berg und Thal, durch Feld und Wald zieht. Einige Voraussetzungen gehören ja auch dazu. Erstens braucht man ein paar fröhliche und leistungsfähige Wanderfüße — falls man noch nicht in den Orden der unbedingten Radler eingeschworen ist. Zweitens ist es wünschenswert, daß man in der Nähe seines Wohnortes wenigstens so irgend etwas wie Natur hat. Es giebt ja Städte, die auf ein bis zwei Stunden im Umkreis wirklich, wie der Berliner sagt, „nischt als Gegend" aufweisen. Wen das Geschick in eine solche Stadt gebannt hat, der muß sich der Methode freilich erst durch Einschiebung einer Eisenbahnstrecke zu Anfang und Ende anpassen. Drittens aber und besonders kommt es auch auf „die Zahl der Teilnehmer" an. Da spielt ja nun außer den Verhältnissen auch die Neigung entscheidend mit. Es giebt Leute, die sich am liebsten wie die Zugvögel zu Scharen sammeln, und es giebt andere, die wie der Kuckuck im Walde ganz für sich zu bleiben vorziehen. Man soll auch in diesen Dingen „niemand sein Gefühl und seine Kirche rauben". Ich für meinen Teil halte es mit dem Ratschlag des verstorbenen Wilhelm Heinrich von Riehl, der einer der allerfeinsten Meister in diesen Künsten war: „Zum Vergnügen reise man mit einem Freunde, zum Studium für sich allein." Also mit Einem. Natürlich muß man dazu auch diesen Einen zuerst haben, um mit ihm wandern zu können.

Die Vorteile dieser Art Flucht in die Natur sind so zahlreich und groß, daß man sie nicht in mehreren Bänden erschöpfen könnte. Man ist mit seiner „Sommerfrische" nicht auf einige Wochen beschränkt, auch nicht auf den Sommer, von dem

Auf dem Turm der Teck in der Schwäbischen Alb.
Nach der Natur gezeichnet von R. Mahn.

sie den Namen hat, vielmehr durchwächst sie einem sozusagen das ganze Jahr mit guten Tagen, die man getrost rot drucken kann. Als Nachtquartier hat man statt eines teuren Hotelzimmers oder Bauernlogis dasjenige Lokal, in dem auch der Bescheidenste mit Falstaff sagen darf: „Was, sollt' ich in meinem Wirtshaus nicht nach meiner Bequemlichkeit leben?" — nämlich das eigene Heim. Vor allem: man lernt ein verhältnismäßig beschränktes Stück Erde genau kennen, oder vielmehr man lernt, wie köstlich lange es dauert, bis man so ein beschränktes Stück von ihr nur einigermaßen mit all seinen wechselnden Reizen im Wandel des Jahres „kennt". Es ist merkwürdig, wie zahlreich einem heutzutage die blasierten Leute begegnen, die eine Gegend nicht zum zweitenmal sehen mögen, weil sie das erste Mal doch in Wahrheit nur das Alleräußerste und Trivialste von ihr gesehen haben. „Wohin reisen Sie heuer? in die Schweiz?" „Ach nein, da waren wir ja schon! Und den Harz kennen wir auch schon; wir waren vierzehn Tage dort. Wir wollten eigentlich diesmal in die Vogesen, aber das ist doch etwas wenig für volle drei Wochen."

Das einzige Heilmittel für diese armen reichen Leute, wenn sie überhaupt noch zu heilen sind, wäre das, womit man jetzt erfreulicherweise den geographischen Schulunterricht einleitet: engere Heimatkunde. Ein Kolumbus, dessen vom engeren zum weitesten gereifter Geistesblick Weltmeere und unentdeckte Erdteile voraus umspannte, durfte in seinem Sinne das bedenkliche Wort schreiben: „Il mondo è poco" — „die Welt ist klein." Wie groß und reich sie aber ist, lernen wir anderen ermessen, wenn wir uns nur erst in den paar nächstliegenden Quadratmeilen einigermaßen heimisch gemacht haben. Und sind uns die „altbetretenen Stege" gar erst geweiht und belebt durch Erinnerungen an gemeinsame geistige Freuden und an die, mit denen wir sie tauschten, so begreifen wir Uhlands tiefes Heimatswort:

„Nie erschöpf' ich diese Wege,
Nie ergründ' ich dieses Thal!"

Darum wollen wir gewiß keinem anderen noch uns verwehren, auch die Fremde kennenzulernen und ihrer Schönheit auf den Grund zu spüren, so oft und reichlich sich Gelegenheit bietet. Aber die beste Vorschule zum schauenden Reisen in der Fremde — und die bequemste Form einer zeitweiligen „Flucht in die Natur" bleibt das Wandern in der Heimat.

So alt und erprobt dies Rezept ist, so wenig wird es angewandt. In jeder schönen und volkreichen Landschaft, z. B. bei uns am Rhein, giebt es ein paar „beliebte Punkte", an denen sich die „Ausflügler" allsommersonntags sammeln wie Bienen auf einem blühenden Kleestück; und dazwischen liegen oft stundenweit die allerschönsten Wälder und Bergthäler mit höchst „praktikabeln" Wegen so menschenleer wie am ersten Tag. Für die Leute kann einem das leid thun, uns Brüdern und Schwestern vom Wanderorden aber würzt es die „Flucht ins Ursprüngliche" mit dem ganzen Reize der Einsamkeit. Wenn wir stundenlang außer uns selber niemand lachen hören als Specht und Häher, mögen wir uns mit einem ganz geringen Aufwand von Phantasie in Zeiten zurückträumen, wo dies Land wirklich noch „ganz Natur", mit einigen wenigen, weitab voneinander gelegenen Kulturniederlassungen, war; und selbst der Förster, der vielleicht als einziger Mitmensch unseren Pfad kreuzt, erscheint uns hier noch als der Jäger aus den Märchen und nicht als der raummeterkundige, moderne „Forstbeamte". Auf gebahnten Wegen empfinden wir unschwer alle angenehmen „Sensationen" des „Reisenden", der von einer Grenze der Kultur zur anderen den „Urwald durchquert", — nur auf die minder angenehmen, als z. B. Kannibalenfeuer oder im Mittagsschlaf gestörte Nashornweibchen, müssen wir verzichten. Diese aber sind ja zum Genuß der Waldeinsamkeit nicht unbedingt erforderlich.

Daß man sich schließlich wieder der Kultur nähert, lernt man mit der Zeit aus gewissen Zeichen ablesen. Sie sind mannigfach und zum Teil für die Kultur selber so lehrreich, daß ich sie mir lieber für ein besonderes Kapitel aufspare. Erwähnt seien diesmal nur vier, die Sonntags vom Mai bis Oktober nie fehlen: leere Bierflaschen, Butterbrotpapiere von allen politischen Richtungen, ferne Tanzmusik und am Waldsaum lustwandelnde ländliche Liebespärchen.

Nikolaus Lenau.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Erinnerungsblatt von R. v. Gottschall.

Am 22. August sind es fünfzig Jahre, daß Nikolaus Lenau, der Sänger der „Schilflieder" und der „Heidebilder", der Dichter des „Savonarola" und der „Albigenser", für immer die Augen schloß. Er starb in der Irrenanstalt zu Döbling bei Wien, und schon jahrelang war der Geist des Dichters von geistiger Umnachtung beschattet, als ihn der Tod erlöste. Nikolaus Niembsch von Strehlenau — so lautete sein voller Name — war von deutsch-ungarischer Abkunft; ein Zweig seiner Familie war in Schlesien heimisch, er selber war am 13. August 1802 zu Csatad in Ungarn geboren, wo sein Vater als königlicher Kameralverwalter lebte.

Lenau studierte in Wien Rechtswissenschaft und Medizin, ohne sich genügend für einen bestimmten Beruf vorzubereiten. Musik und Dichtkunst nahmen ihn bald ganz in ihren Bann; er war ein Virtuose auf der Geige, dem Lieblingsinstrument der Ungarn und der Zigeuner. 1831 ging er hinüber ins Schwabenland, wo damals eine Dichtung blühte, deren warmes Naturgefühl dem seinigen verwandt war, und die dortigen Sangesgenossen nahmen ihn aufs freundschaftlichste auf. Namentlich Gustav Schwab, Karl Mayer und Justinus Kerner, dessen gastliches Haus ein Asyl war für alle Wanderer, die des Weges kamen, deuchten dem genialen Dichter ihre aufrichtigen Sympathien entgegen. Im Jahre 1832 erschien durch Vermittlung der Freunde seine erste Gedichtsammlung im Cottaschen Verlag. Dorthin wanderte der unstete Poet nach Amerika, in der dunklen Hoffnung, sich dort eine Zukunft zu gründen; doch bald kehrte er enttäuscht in das alte Europa zurück. Seine Erwartungen waren nicht erfüllt worden, und diese Enttäuschung trug mit dazu bei, sein Gemüt trüber zu stimmen, seine Geisteswerke zu verdüstern. Der österreichische Dichter Ferdinand Kürnberger hat diesen Abschnitt in Lenaus Leben zum Vorwurfe seines herrlichen Romanes „Der Amerikamüde" gemacht. Lenau lebte nun teils in Wien, teils in Stuttgart mit innerer Unbefriedigung, für welche auch sein wachsender Dichterruhm keine Heilung brachte. Dazu kam, daß er auch in seinen Liebesgefühlen sich nicht zur Klarheit hindurchringen konnte. Die Frau eines Wiener Bankbeamten, Sophie Löwenthal, hatte es ihm angethan, beherrschte ihn mit ihrer Leidenschaft und wollte, ohne ihm angehören zu können, doch seinem ganzen Leben das Gesetz diktieren. Ein Frankfurter Mädchen, Sophie Behrendts, hatte später sein Herz gewonnen und wurde seine Braut: es war eine Auflehnung gegen die Wiener Geliebte, die sich nicht darein finden wollte, und daraus erwuchs ihm ein Zwiespalt, der ihn tief erschütterte. Doch dies allein vermag es nicht zu erklären, daß der Dichter 1844 in eine Geisteskrankheit verfiel, die von Jahr zu Jahr zunahm und von der er nicht wieder genesen sollte. Den Anlaß gab wohl ein körperliches Leiden, vielleicht eine von seinem Vater, einem Lebemann und Spieler, ererbte Anlage und die eigene gesunddenkwidrige Lebensweise mit den Ausschweifungen einer Phantasie, die sich leicht ins Leben übertrugen. Anfangs wechselten lichte Augenblicke mit den Ausbrüchen des Wahnsinns; später lastete dieser fortwährend dumpf und schwer auf seiner Seele.

Nikolaus Lenau.

Nach dem Gemälde von Staub.

Stahlstich im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Es war nicht der Wahnsinn eines Hölderlin, der noch einen idealen Hauch hatte, noch in lyrischen, wenngleich verworrenen Klängen austönte; es war der Wahnsinn

eines willenlosen und vertierten Kranken, dessen einzige Lebensäußerung sinnlose Tobsuchtsanfälle waren, welche nur durch die Zwangsjacke gebändigt werden konnten. Von Winnenthal, wo er anfangs untergebracht worden war, wurde er 1847 nach Oberdöbling bei Wien übergeführt; dort erlöste ihn am 22. August 1850 der Tod von einem unerträglichen Zustand. „O welch ein edler Geist ward hier zerstört!" — konnte man mit Ophelia ausrufen, ganz Deutschland stimmte in solche Klage ein.

Am fünfzigjährigen Gedenktage seines Todes dürfen wir uns fragen, ob sein geistiges Vermächtnis noch frisch und unversehrt oder bereits den verkleinernden und vertilgenden Einflüssen eines halben Jahrhunderts zum Opfer gefallen ist. Und die Antwort muß innen, daß seine dichterische Eigenart bedeutend genug ist, um bestehen zu bleiben in dem fortreißenden Strome der litterarischen Bewegung. Der schwermütige Zug vieler seiner Gedichte ist von unwiderstehlichem Reiz, er verlockt mit süßer Melodie, dem Dichter nachzuträumen. Seine Lieder sind kühn, aber der Fluß seiner Phantasie ist so mächtig, daß wir von ihm hingerissen werden und die Wagnisse seiner Bilder nie als solche empfinden.

Ihm wird die Natur zum Spiegel seiner Stimmungen und Empfindungen. Sein Grundzug ist der zwischen Glauben und Wissen hin und her schwankende Zweifel, eine Art von geistiger Dämmerung, welche zuletzt in geistige Nacht überging. An das ganze Leben heftet er seine Fragezeichen.

Der innere Kampf im Geist und Herzen des Dichters trieb ihn nun zur Wahl geschichtlicher Stoffe, in denen die geistigen Kämpfe zwischen der Satzung des Glaubens und dem freien Gedanken Ausdruck gefunden — und hier schlug er oft den Ton aufstodernder Begeisterung an und verherrlichte die siegesgewisse Ueberzeugung. Das ist der Inhalt seiner „Albigenser", seines „Savonarola", todesmutiger Rebellentrotz gegenüber der kirchlichen Autorität und ihrem bindenden Zwang. In seiner „Faust"-Dichtung, die reich ist an glänzenden Schönheiten, hat Lenau das innere Ringen seines eigenen Genius dargestellt, zugleich mit einem heißen Lebens- und Liebesdrang, während seinem „Don Juan", dem Helden einer nachgelassenen, leider nicht vollendeten Dichtung, die entscheidenden Charakterzüge fehlen. Doch auch diese Dichtung ist reich an zündenden Gedankenblitzen.

Lenau war kein gesunder Dichter; alle seine Helden spiegeln uns stets nur sein eigenes Bild wieder, immerhin ist es das Bild eines höchst interessanten Charakterkopfes, eines Dichters von Gottes Gnaden.

Lenau war in Ungarn geboren, und das Kolorit der ungarischen Pußten mit ihren wilden Roßhirten, der einsamen Csardas mit ihrer Zigeunermusik weiß er so gut zu treffen wie Petöfi, der geborene Magyare, der Märtyrer des ungarischen Befreiungskampfes, oder wie der Deutschungar Carl Beck in seiner besten Dichtung „Janko".

In vielen seiner Gedichte kredenzt uns Lenau den ungarischen Feuerwein, und die Schwermut der endlosen grünen Heiden um den Ufern der Donau und Theiß spiegelt sich in ihnen wieder. Die Zeit, in welcher Lenaus Gedichte erschienen, war außerdem die Zeit der Polenbegeisterung, welche selbst in den marmornen Versen des Grafen von Platen atmete, und so feierte auch Lenau, wie auch ihm Carl Beck die Befreiungskämpfe der Polen.

Lenau lebte noch in einer Zeit, in welcher mit den Poeten ein Kultus getrieben wurde; am ihn drängten sich Verehrer und Verehrerinnen, und in zahlreichen Aufzeichnungen wurde er von Kopf zu Fuß idealisiert. In seinem Wesen lag etwas Gewinnendes und Einschmeichelndes, er hatte zwar keine imponierende Gestalt, aber einen edelgeformten Kopf mit echten Dichteraugen voll Seele und Feuer, und er liebte es, sich in malerischem Kostüm zu zeigen, dem die violette Sammetmütze mit der goldenen Quaste nicht fehlte. Dabei hatte er ein prächtiges Organ und war ein Virtuose auf der Geige, der er die seelenvollsten Klänge, aber auch kecke Capriccios entlockte.

So lebte er in einer schwülen Atmosphäre der Bewunderung, welche zuletzt seine Nerven niederdrückte.

Doch das scheidende Jahrhundert hat seine Dichtungen nicht mit ins Grab hinabgenommen. Er bleibt von jenen Poeten einer, die den Wandel der Zeiten überdauern, die sich in den Werken ihres Lebens Denkmale schaffen, welche hinüberragen aus der engen Spanne des eigenen Daseins in das Geistesleben der kommenden Geschlechter. Nikolaus Lenaus Dichtungen sind noch lebendig auch in unseren Tagen, und der tiefe Born der Poesie, dem sie entsprungen, wird sie auch noch weiter klingen lassen bis in ferne Zeiten.

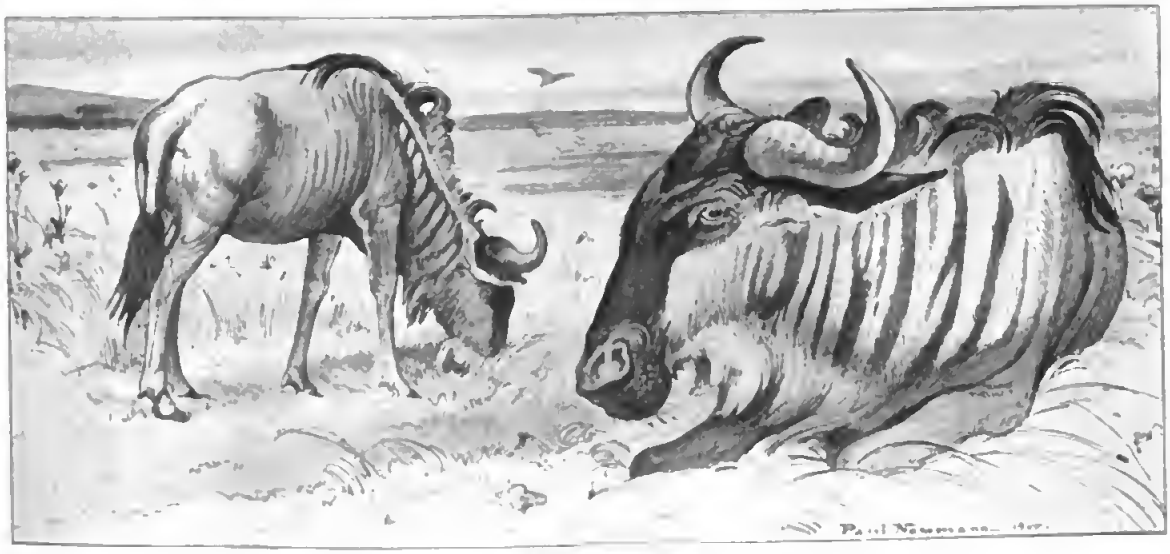
Aus dem Berliner Zoologischen Garten.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

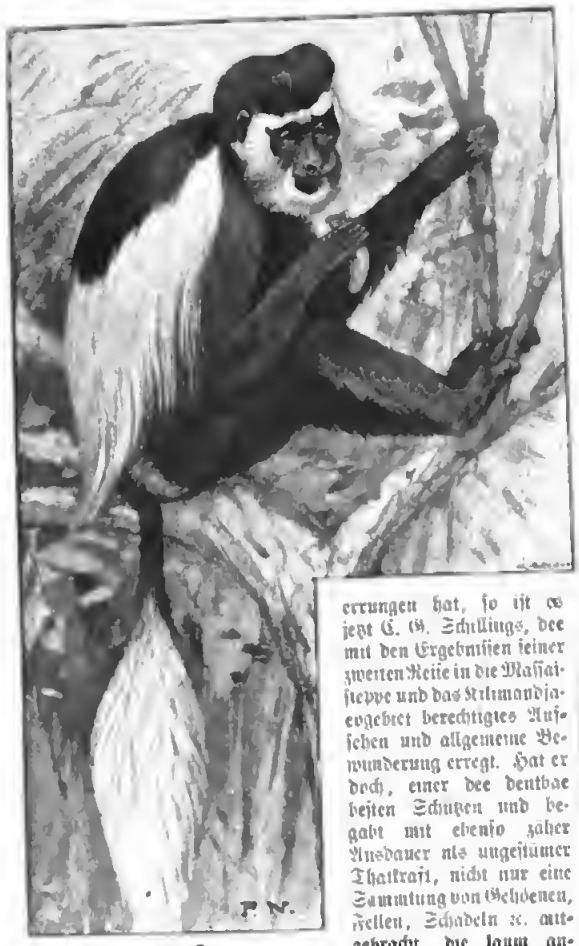
Die Schillingssche Sendung deutsch-ostafrikanischer Tiere.

Von Direktor Dr. L. Heck. Mit Illustrationen nach der Natur von Paul Neumann.

Was in England schon lange gewöhnlich ist: daß nämlich Privatleute aus den Kreisen der Sportsleute und Liebhaber sich in den Dienst der fremdländischen Tierkunde stellen, indem sie mit eigenen Mitteln Jagd- und Forschungsreisen unternehmen, deren Ausbeute schließlich den wissenschaftlichen Forschern und Anstalten des Vaterlandes zu gute kommt, das ist jetzt glücklicherweise auch bei uns in Deutschland nicht mehr unerhört — ohne Zweifel im Zusammenhang mit unserer Kolonialpolitik und Weltmachtstellung, überhaupt mit der zunehmenden Weite unseres Gesichtskreises. Nachdem in den neunziger Jahren schon Oskar Neumann, der zur Zeit mit v. Erlanger wieder in Abessinien reist, auf diese Weise durch eine Forschungsexpedition nach den ostafrikanischen Seeen sich verdient gemacht, inzwischen unter den zünftigen Ornithologen sich eine geradezu ebenbürtige Stellung



Weissdartgnu.

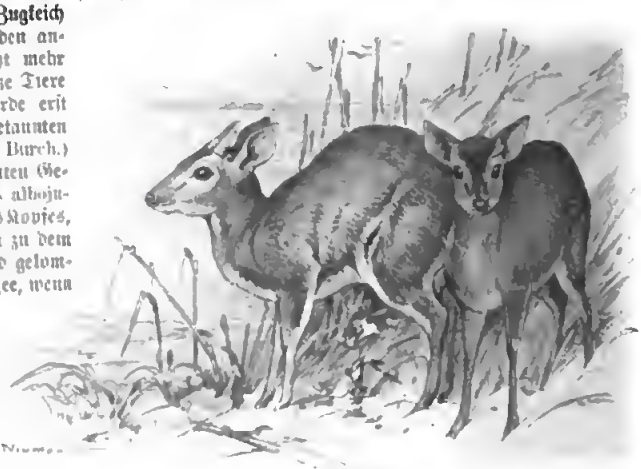


Kilimandjaro-Guereza.

errungen hat, so ist es jetzt C. G. Schillings, der mit den Ergebnissen seiner zweiten Reise in die Massaisteppe und das Kilimandjarogebiet berechtigtes Aufsehen und allgemeine Bewunderung erregt. Hat er doch, einer der bestbesten Schützen und begabt mit ebenso zäher Ausdauer als ungestümer Thatkraft, nicht nur eine Sammlung von Gehörnen, Fellen, Schädeln ꝛc. mitgebracht, die kaum annähernd ihresgleichen haben dürfte, sondern auch mehrere tausend Augenblicksaufnahmen lebenden afrikanischen Wildes aus der Freiheit! Und nicht genug damit: wir verdanken ihm auch eine auserlesene Sendung lebender deutsch-ostafrikanischer Tiere, die wir durchweg bis dahin noch nicht gehabt hatten, ja, die zum Teil überhaupt noch nicht lebend bei uns eingeführt waren.

Letzteres gilt gerade von dem größten und wertvollsten Stücke der Sendung, dem Weißbartgnu. Zugleich liefert es den Beweis, daß auch gegenwärtig in den anderen Weltteilen, selbst in dem jetzt gewiß nicht mehr am wenigsten durchforschten Afrika noch neue große Tiere entdeckt werden können. Das Weißbartgnu wurde erst im Jahre 1892 als verschieden von dem lange bekannten blauen oder Streifengnu (Connochaetes taurinus Burch.) erkannt und von Oldfield Thomas, einem verdienten Gelehrten des Britischen Museums, als Connochaetes albojubatus in die Wissenschaft eingeführt auf Grund eines Kopfes, der mit der Sammlung des Ostafrikajägers Jackson zu dem weltberühmten Londoner Ausstopfer Rowland Ward gekommen war. Und in der That wird selbst ein Unkundiger, wenn er die drei Gnuarten in unserem Antilopenhaus nebeneinander stehen sieht, keinen Augenblick im Zweifel sein, daß das Weißbartgnu eine „gute Art“ ist. Die ganze Körpergestalt, insbesondere die seitwärts und aufwärts verlaufenden Hörner und den breiten, größtenteils kurz zweizeilig behaarten Schwanz, sowie die unvollständigen, mehr oder weniger andeutungsweisen Querstreifen auf der vorderen Körperhälfte haben blaues und Weißbartgnu gemein, während die dritte, einfarbig dunkelbraune Art, das Weißschwanzgnu (C. Gnu Zimm.), mit seinen scharf abwärts gekrümmten Hörnern und dem mehr bärtigen, leuchtend weißen Schweife mehr abseits steht. Auch an der allgemeinen Färbung kann man merken, daß Streifen- und Weißbartgnu näher zusammengehören: beide sind „blaue“ Gnus; nur ist der Grundton beim Weißbartgnu sehr viel heller, mehr ins gelblich Saubraune spielend, zumal auf Keulen und Hinterläufen. Aber der Unterschied beruht nicht nur in den Farben, sondern bei genauerer Betrachtung sind auch Formverschiedenheiten nicht zu verkennen, besonders am Schädel, auf dem das Gehörn weiter hinten sitzt als beim gewöhnlichen blauen Gnu. Geographisch betrachtet, ist das Weißbartgnu das Massai-Gnu, das Gnu des nördlichen Deutsch-Ostafrikas, das, am Pangani beginnend, in das Kilimandjarogebiet heraufgeht und von da weiter bis nach Britisch-Ostafrika, andererseits bis in den Westen des Viktoriasees. Matschie, der Verwalter der Säugetiersammlung des Königlichen Museums für Naturkunde in Berlin, der sich um die Geographie der afrikanischen Säugetiere besonders verdient gemacht hat, ist überzeugt, daß noch weitere unterscheidbare geographische Formen des Gnus existieren, zum Beispiel im Süden, und die allgemeine Grundanschauung, von der er sich dabei leiten läßt, daß nämlich jedes natürliche geographische Gebiet eine besondere Art der vorkommenden Gattungen enthält, hat ihn noch in keinem einzigen Falle getäuscht.

Aehnlich verhält es sich mit dem prächtigen Affen der Sendung. Der schwarzweiße Seidenaffe Abessiniens, der Guereza, war schon seit Rüppells Zeiten bekannt; da machte Oldfield Thomas, derselbe englische Systematiker, den wir auch beim Weißbartgnu zu erwähnen hatten, darauf aufmerksam, daß jener am Kilimandjaro eine besondere geographische Form bildet, die sich durch fast bis zur Wurzel weißen und fast bis dahin lang behaarten Schwanz unterscheidet. Diesen Kilimandjaco-Guereza hat neuerdings der bekannte Erforscher seiner Heimat, Hans Meyer, der zuerst den tropischen Bergriesen bezwang, genauer beobachtet. Das Tier sitzt dort mit Vorliebe auf einer riesigen Wacholderart, und dasselbe höre ich aus dem Gallalande von Menges, dem vielerfahrenen Tierimporteur. Ganz abweichend von dem Treiben des gewöhnlichen, frechen und diebischen Affengesindels ist das Leben und Gebahren dieser Tiere im Zusammenhang mit ihrer abweichenden Ernährungsweise. Sie leben in der Freiheit ausschließlich von dem Grün, den jungen Blättern und Trieben der Waldbäume, auf denen sie sich aufhalten. Schillings fand in dem auffallend großen Magen stets nur zerkaute Pflanzenstoffe; unser Exemplar, ein altes, ausgewachsenes Männchen, das durch einen glücklichen Streifschuß am Kopfe in seine Gewalt geraten war, hatte er aber bereits an Reis, Bananen und andere Ersatznahrung gewöhnt, und jetzt nimmt es sogar von unserem gemischten, mit Fleisch zusammengekochten Affenfuttee. So dürfen wir hoffen, das Tier



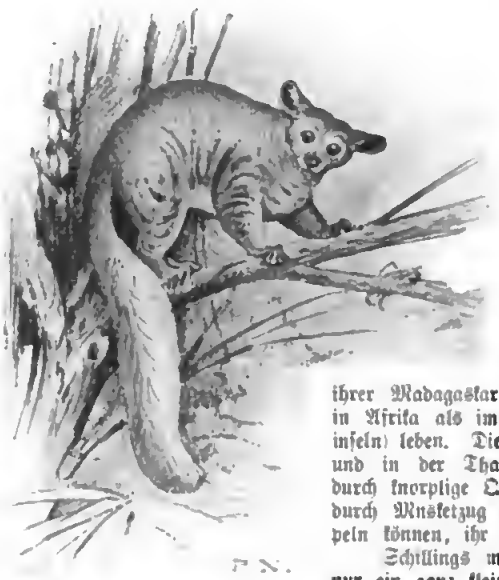
Moschusböckchen.

wenigstens einigermaßen längere Zeit am Leben zu erhalten. Es ist ein Prachtstück und eine Seltenheit ersten Ranges, aber ein langweiliges Geschöpf. Den ganzen Tag sitzt es zusammengekrümmt an einem seiner Lieblingsplätze, entweder in dem offenen Schlafkasten oder an der Kreuzungsstelle der Kletterstangen. Auch der Gesichtsausdruck ist ein auffallend ruhiger und unbewegter, ganz anders als gemeinhin bei den Affen, deren Mienenspiel bekanntlich alle Augenblicke wechselt. In der Freiheit verläuft das Leben der Guerezas aber nicht etwa aufregender. Träge sitzen die kleinen Trupps in den höchsten Wipfeln der Urwaldbäume beisammen, und nur ein oder der andere weiße Quastenschweif, der hier oder dort zwischen dem dichten Laube niederhängt, verrät dem emporspähenden Jäger ihr Dasein, abgesehen von einem rülpsenden Aufstoßen, welches Schillings öfter vernommen hat. Meyer erzählt auch noch von „einem eintönigen, singenden Summen, das in wechselndem Anwachsen und Abnehmen von den zusammensitzenden Familienmitgliedern ausgeht.“ Die ganze Gattung der Stummelaffen (Colobus), gekennzeichnet durch den stummelhaft verkümmerten Daumen, darunter auch der Guereza (abessinische Form C. guereza Rüpp., deutsch-ostafrikanische C. caudatus Thos.), ist als Grünfresser genötigt, große Mengen ihrer wenig nahrhaften Speise auf einmal zu sich zu nehmen und dann wieder längere Zeit sich der schwierigen Verdauung dieser holzstoffhaltigen Nahrung hinzugeben. Die Stummelaffen sind sozusagen die Wiederkäuer unter den Affen, und diese Annäherung geht so weit, daß sogar eine gewisse Teilung des Magens unverkennbar ist. Was Wunder, wenn unter diesen Umständen der Guereza auch in seinem geistigen Wesen einen gewissen „wiederkäuerhaften Stumpfsinn“ zeigt! Deswegen ist er aber kein unbeholfener Tölpel, sondern ein gewandter und kraftvoller Springer, der, einmal munter gemacht, mit wallendem Schweifbusch und Mähnenmantel von Baum zu Baum gleichsam „fliegt“.

Zwerg-Manguste.

Dieselben Wälder, in denen der Guereza hoch oben auf den Bäumen thront, bewohnt tief unten im Unterholz die zwerghafte Antilope, die ebenfalls mit zur lebenden Ausbeute der Schillingsschen Reise gehört: das Moschusböckchen (Nesotragus moschatus Von Duben), so genannt von dem Moschusgeruch, der angeblich von der Absonderung seiner großen Thränendrüsen ausgeht. Dieses einfarbig braune, entzückend zierlich gebaute Tierchen ist zwar vermöge seiner Kaninchengröße ein richtiger Antilopenzwerg, unterscheidet sich aber von den gewöhnlichen Zwergantilopen, das heißt den zwerghaften Arten der Gattung Cephalophus, Schopfantilope, sehr merklich, schon dadurch, daß diese ihm gegenüber geradezu plump erscheinen. Die Körperverhältnisse sind ganz andere, die Ohren viel länger im Verhältnis zum Kopf, und dieser viel feiner und leichter im Verhältnis zum Körper. Der Schopf auf dem Kopfe fehlt; ebenso dem Weibchen die Hörner, und beim Männchen sitzen diese sehr weit vorn, dicht über den Augen, während sie bei den Schopfantilopen im Scheitelschopfe halb versteckt sind und beiden Geschlechtern zukommen. Schillings hat das Moschusböckchen bis zu 2000 m über dem Meere beobachtet und schildert es als einen besonders reizenden Anblick, wenn das zierliche Zwergwild, rege gemacht durch den Warnungsruf des Tocks, eines kleinen Nashornvogels, mit den großen dunklen Lichtern den Jäger eine ganze Zeit lang unverwandt anäugt und dann plötzlich, wie der Blitz, im dichten Stangenholz verschwunden ist. Die Engländer nennen das Moschusböckchen geradezu Zanzibarantilope, es kommt aber auch auf dem Festlande von Mosambik bis zum Kilimandjaro vor; ob überall in derselben Art oder in mehreren unterscheidbaren geographischen Formen, dürfte wohl noch genauer festzustellen sein.

Ein Liliputaner unter ihren Verwandten ist auch die kaum 25 cm lange, braungrau gesprenkelte Zwerg-Manguste (Helogale undulata Ptrs.), die man als die Vertreterin unseres kleinen Wiesels auf der deutsch-ostafrikanischen Steppe betrachten kann. Nur lebt sie natürlich als ichneumonartiges Raubtier etwas anders, nämlich gesellig, und soll so, mit vereinten Kräften, selbst große Schlangen angreifen. Mit Vorliebe richten diese Gesellschaften in verlassenen Termitenbauten sich häuslich ein, und aus einem solchen am oberen Pangani hat Schillings auch unser Exemplar hervorgeholt. Ich hatte bis dahin die Zwerg-Manguste nie lebend gesehen; sie kommt im Handel selten vor, wird aber nach Angabe ihres Entdeckers Peters in ihrer Heimat, die sich bis Mosambik erstreckt, als „Knimmerjäger“ viel zahm gehalten.



Weissschwanz-Galago.

Der genannte Berliner Zoologe hat auch den Weißschwanz-Galago (Galago lasiotis Ptrs.) zuerst von dem gewöhnlichen (G. crassicaudatus Geoffr.), den er nördlich vom Pangani vertritt, durch die weiße Schwanzspitze unterschieden. Im übrigen ist er dem „Nachtaffen“, „Komba“ des Kisuaheli, den jeder Deutsch-Ostafrikaner kennt, zum verwechseln ähnlich, eine von jenen kleinen, nächtlichen Halbaffengattungen, die, abgesondert von der Hauptmasse ihrer Madagaskar bevölkernden Verwandten, sowohl in Afrika als im fernen Südasien (Ceylon, Sundainseln) leben. Die Galagos heißen auch Ohrenmakis, und in der That sind die großen, dünnhäutigen, durch knorplige Querleisten gesteiften Ohren, die sie durch Knicketzug wie Zeitungspapier zusammenknumpeln können, ihr auffallendstes Kennzeichen.

Schillings meint, jeder einzelne Galago könne nur ein ganz kleines Revier bewohnen, da man ihn Nacht für Nacht und die ganze Nacht hindurch an derselben Stelle schreien höre, und es hat selbst diesem eifrigen Beobachter nicht gelingen wollen, sich darüber klar zu werden, wie das Tier auf so beschränktem Raume genügende Nahrung findet. Wird in seinem Wohngebiet eine Palme „angezapft“, so erliegt der kleine Nachtschwärmer in der Regel alsbald der Versuchung, betrinkt sich und wird im Rausche gefangen. Dieser „Schnaache“ haben wir auch unser Exemplar zu verdanken.

Hochalpen sichtbar. Eine Merkwürdigkeit des Teckbergs sind seine Höhlen, das Sibyllenloch unter dem Teckturm und das Berenaloch unter dem Gelben Felsen, beide von uralten Sagen umwoben. Im Frühjahr, wenn die Saaten aufgehen, fährt Frau Sibylle, die ursprünglich niemand anders ist als die Göttin Freya (schwäbisch Frena, Berena), in ihrem goldenen Wagen über das Kornfeld, und noch im Hochsommer sah man von der Teck herunter auf dem wogenden Meer der Aehren deutlich zwei Streifen sehen, die Spuren ihrer Wagenräder.

Ein Ausflug auf die Teck läßt sich von Stuttgart aus bequem in einem Tage machen und damit zugleich die Tour auf den Neuffen, nach Urach oder an deren Glanzpunkten der Schwäbischen Alb verbinden. Die Eisenbahn, die bisher nur bis zur Stadt Kirchheim reichte, hat in diesem Jahe eine Fortsetzung in das schon erwähnte Lenninger Thal erhalten; an diesee Neubuda liegen die Stationen Dettingen und Owen, von denen aus man die Teck in einer Stunde Aufstieg erreicht. Wanderlustige werden von Kirchheim aus den Weg über Bissingen vorziehen, der herrliche Aussichten auf die Albseite bietet. Die Fahrt durch das Lenninger Thal ist in der Zeit der Baumblüte von paradiesischer Schönheit; den Endpunkt desselben bildet Gutenberg mit seinen Höhlen, die in der Wissenschaft eine Berühmtheit erlangt haben, weil man in einer derselben bei Mammut und Höhlenbär den ersten Affenschädel auf deutschem Boden gefunden hat. A. Fr.

Ein eigenartiges Naturspiel bringt unsere nebenstehende Abbildung in getreuer Wiedergabe eines vom 5. August 1757 datierten Holzschnittes von Johann Martin Biß zur Darstellung. Es ist dies eine vielverzweigte und zu ganz außerordentlicher Größe entwickelte Roggenpflaaze aus Kuesachsen. Dieselbe soll auf der Flur Struppen bei Pirna gestanden, in der Zeit ihrer bildlichen Aufnahme 31 Aehren getragen haben und, wie dies auch auf dem Bilde ersichtlich ist, umzäunt und militärisch bewacht worden sein. Später wurde die merkwürdige Pflanze in dem kurfürstlich sächsischen Naturalienkabinett in Dresden verwahrt, bei dessen Brand am 6. Mai 1849 sie zu Grunde ging. Wie sehr dieses pflanzliche Kuriosum, über das sich nähere Einzelnheiten heute leider nicht mehr ermitteln lassen, von seiner Zeit bewundert wurde, lehrt nicht nur der Umstand, daß es sorgfältig gepflegt und bewacht, sondern auch die Thatsache, daß es für die Nachwelt im Bilde verewigt wurde.

31ährige Roggenpflanze in Kursachsen im Jahre 1757.

Ueber die Zunahme der Blitzgefahr hat Professor von Bezold Untersuchungen angestellt, denen er die Brandversicherungsstatistik zu Grunde gelegt hat. An der Hand dieses Thatsachenmateriales weist er nach, daß die Blitzgefahr innerhalb der letzten 60 Jahre eine so beträchtliche Zunahme erfahren hat, daß die Häufigkeit der Blitzschläge im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts sechsmal so groß war als im ersten. Von rund einer Million Gebäuden wurden nämlich 190 für das Jahr im letzten Jahrzehnt vom Blitz getroffen, im ersten dagegen nur 31. Im Verhältnis scheinen aber neuerdings viel weniger Blitze zu zünden als früher, es herrscht also der „kalte Schlag", wie der nichtzündende Blitzstrahl im Volksmunde heißt, vor.

Die Zunahme der Blitzschläge und somit der elektrischen Entladungen überhaupt muß jeden, der mit dem Wesen der Elektricität auch nur einigermaßen vertraut ist, in Verwunderung setzen. Dem eigentlich sollten sowohl die Rauchmassen, welche die großen Industriecentren in die Luft schicken, als auch das Netz von Telegraphen- und Drähten, mit dem die Erdoberfläche überzogen ist und immer mehr überzogen wird, und die alle als Leiter der Elektricität wirken, gerade einen langsamen Ausgleich der elektrischen Spannungen immer mehr herbeiführen. Das Umgekehrte aber ist scheinbar der Fall.

Wir stehen hier vorläufig vor einem Rätsel, und nur Wahrscheinlichkeiten sind es, die wir zur Erklärung der Erscheinung herbeibringen können. Professor von Bezold nimmt an, daß die Zunahme auf meteorologische oder sonstige Ursachen zurückzuführen ist, daß eine Zunahme auch noch weiterhin existiren und der Zeitraum der Zunahme überhaupt von sehr langer Dauer sein dürfte. Möglich ist es, daß die Sonnenflecken dabei ebenfalls eine Rolle spielen, denn für den untersuchten Zeitraum ging eine Abnahme der Blitzschläge mit einer Zunahme der Sonnenflecken Hand in Hand, so daß dem zahlreichen Auftreten von Sonnenflecken eine Geringzahl der Blitzschläge entsprach. Auch die Möglichkeit liegt vor, daß die Nordlichter, deren Häufigkeit mit der Fleckenbedeckung der Sonne wächst und abnimmt, in Beziehung zu den Gewittern stehen. Die Nordlichter sind ja ebenfalls elektrische Erscheinungen, und in den Strahlenbündeln derselben, die manchmal über den halben Himmel hinwegschießen, haben wir Glimmentladungen zu sehen. Wenn nun der Ausgleich der Elektricität durch Glimmentladungen herbeigeführt wird, braucht es um so weniger Funkenentladungen, also Blitze. Lösen demnach, wie wir wohl annehmen dürfen, Glimmentladungen und Funkenentladungen einander ab, so würde eine Annahme nicht von der Hand zu weisen sein, daß meteorologische Jahre an Gewittern arm sind, was mit den bisher darüber angestellten Beobachtungen ganz gut übereinstimmt.

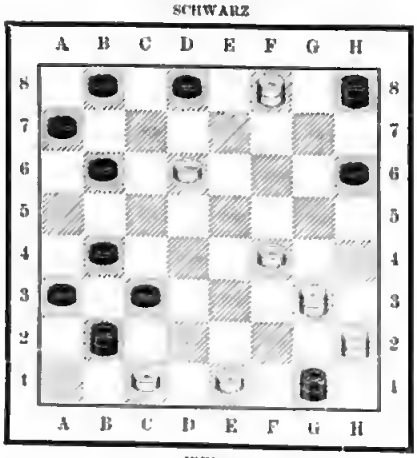
Dr. —t.

Allerlei Kurzweil.

Damespielaufgabe.

Von **A. Stadenow** in Berlin.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht an und gewinnt.

Scherzrätsel.

Laß mir den Kopf und die zwei gleichen Füße schwinden:
Was dann noch übrig bleibt, na, das ist leicht zu finden. E. S.

Rätsel.

Es ist den Kindern unentbehrlich,
Wird Genießen aber oft gefährlich,
Es stärkt die Kräfte, über den Verstand
Und wird veredelt durch des Künstlers Hand'

Th. Biedermann.

Rätseldistichon.

Riesig wachs' ich mit **B** im Strudl der tropischen Sonne,
Für die Bühne mit **J** hat mich oft Schiller verwendet.

F. Müller-Enolfeld.

Auflösung des Kryptogramms „Jagdhund" auf Seite 552.

Die unteren Büsche bedeuten je einen Buchstaben, und zwar den, welchen der Busch Halme zählt. Man liest sie von links nach rechts:

Wer sucht, findet.

Auflösung des Verwandlungsrätsels auf Seite 552.

Silber, Sister, Ritter, Mutter, Murten, Morgen, Mergel, Mangel, Mangan.

Auflösung des Buchstabenrätsels auf Seite 552.

Gimmoden, Mund.

Auflösung des Logogriphs auf Seite 552.

Turbine, Biene, Reutner, Ritter, Rune, Rebe, Beirut, Brunnen, Biber, Brenner.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Uetl's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 18, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Schloß Monza, die Sommerresidenz der italienischen Königsfamilie, welches durch die Ermordung des Königs Humbert zu so tragischer Bedeutung gelangt ist, liegt bei der Stadt gleichen Namens in einem prachtvollen Parke von beträchtlicher Größe. Die „Königliche Villa", wie der Palast gewöhnlich genannt wird, stellt einen im klassischen Stil gehaltenen umfangreichen Bau dar; derselbe besteht aus einem langen einstöckigen Haupttrakt mit zwei weit vorspringenden, ebenfalls einstöckigen Flügelbauten. Eine Freitreppe führt zu der Mitte des sehr hohen Erdgeschosses hinauf, wo sich der große Hauptsaal befindet. Rechts davon liegen der große und der kleine Speisesaal. Links vom Hauptsaal sind nach dem Park zu die Gemächer der Königin gelegen und an diese anstoßend die des Königs, welche sehr einfach eingerichtet sind. Die großen prunkvollen Gastgemächer, in denen schon so manche fürstliche Persönlichkeit, unter anderen Kaiser Wilhelm II, nächtigend geweilt hat, nehmen die rechte Hälfte der Parkseite des Hauptgebäudes ein. Das Schloß ist als eine österreichische Schöpfung vor etwas über hundert Jahren entstanden. Seitdem König Humbert, als er noch Kronprinz war, von seinem Vater die Villa zugewiesen erhielt, hat er hier alljährlich mehrere Sommermonate mit seiner Familie verweilt. Außer der Ansicht vom Schlosse bringen wir unseren Lesern auch eine Abbildung der Tribüne, welche sich auf dem Festplatze der Turnergesellschaft „Forti e Liberi" in Monza erhob, und in deren Nähe der König bei seiner Abfahrt ermordet wurde.

Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Prof. Uhlenhuth in Koburg

Oberbaurat Johann Zeman †.

Nach einer Aufnahme von Hofphotogr. H. Brandseph in Stuttgart.

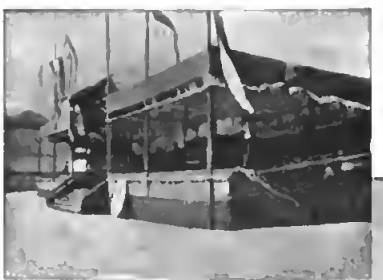
Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg und Gotha. Infolge Ablebens des Herzogs Alfred von Sachsen-Koburg und Gotha, dessen einziger Sohn schon am 6. Februar 1899 starb, ist der jugendliche Herzog Karl Eduard von Albany Thronnachfolger geworden. Derselbe entstammt der Ehe des Herzogs Leopold von Albany, des vierten Sohnes der Königin Viktoria mit Helene, Prinzessin von Waldeck-Pyrmont und wurde am 19. Juli 1884 zu Claremont geboren. Die Herzogin ist die Schwester der verstorbenen ersten Gemahlin des Königs Wilhelm II von Württemberg und weilte den letzten Winter über mit dem jungen Herzog in Stuttgart. Seit Ostern wohnt die Herzogin mit ihrem Sohne in der ihr vom Kaiser zur Verfügung gestellten Villa Ingenheim am Templiner See bei Potsdam. Da der künftige Herzog von Sachsen-Koburg und Gotha nach dem Hausgesetz von 1855 erst mit dem zurückgelegten 21. Lebensjahre seine Volljährigkeit erreicht, so ist für die Dauer seiner Minderjährigkeit sein Vormund, der Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg zum Regierungsverweser bestimmt worden. Derselbe wurde am 13. September 1863 auf Schloß Langenburg geboren. Er war mehrere Jahre Legationssekretär bei den Botschaften in Petersburg und London und wurde zuletzt in hervorragender Stellung der Verwaltung der Reichslande überwiesen. Der Prinz ist seit dem 20. April 1896 mit der Prinzessin Alexandra, der dritten Tochter des verstorbenen Herzogs Alfred von Sachsen-Koburg und Gotha, vermählt.

Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg und Gotha.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Prof. Uhlenhuth in Koburg.

Oberbaurat Johann Zemun, Professor an der königlichen Technischen Hochschule zu Stuttgart, ist am 30. Juli plötzlich einem Herzschlage erlegen. Zeman war am 20. Mai 1844 zu Josephstadt in Böhmen geboren. Nach wohlangewandten Lehrjahren und mannigfachen Studienreisen widmete er seine ganze Kraft der Lehrthätigkeit. Professor Zeman galt als ein gewissenhafter, hervorragender Lehrer, als ein erfahrungsreicher Ingenieur und bedeutender Fachschriftsteller; ein solcher hat er sich namentlich als Mitarbeiter und späterer Herausgeber von „Dinglers polytechnischem Journal" Verdienste erworben.

Der Schah von Persien, der Ende Juli mit seinem glänzenden Gefolge von Prinzen und Großen seines Reiches in Paris eintraf, wäre dort am 2. August beinahe das Opfer eines ruchlosen Mordanfalles geworden. Als er nämlich vormittags zu Wagen das Palais der Souveräne verließ, drängte sich durch die Reihe der Polizisten plötzlich ein junger Mann im Arbeiterkittel an den Wagen, sprang auf das Trittbrett und richtete einen schußfertigen Revolver gegen den Schah. Glücklicherweise gelang es jedoch, den gewissenlosen Attentäter, ehe er feuern konnte, zu entwaffnen und der Polizei zu übergeben. Er giebt an, Français Salson zu heißen und aus Mantlaur (Departement Aveyron)



Die Tribüne bei Monza, vor welcher König Humbert ermordet wurde.

Schloss Monza.

Der Schah von Persien auf der Rollbahn in Paris.

zu stammen) und ist wegen anarchistischer Umtriebe bereits vorbestraft. Der Zwischenfall hielt den Schah indessen von seiner gewohnten Fahrt durch die Stadt nicht ab. Unsere Abbildung zeigt Muzaffer ed-din in der Ausstellung auf der Rollbahn, über deren Eigenart wir unseren Lesern schon in Wort und Bild berichtet haben.

Der Deutsche Schachbund. Bei dem Schachkongreß in München, welcher zum Meisterturnier und zu den Hauptturnieren Schachgenossen aus allen deutschen Gauen, auch aus England, Frankreich, Holland und Amerika versammelt hatte, ist am 23. Juli in der Delegiertenversammlung der Deutsche Schachbund neu organisiert worden auf Grundlage eines Statutenentwurfs, der zur Beratung kam. Die Bundesverwaltung wurde in die Hände eines Vorstandes gelegt, der aus einem ersten und zweiten Vorsitzenden, einem Schriftführer, einem Schachmeister und einem Schachwart bestehen sollte, die in verschiedenen deutschen Städten ihren Wohnsitz haben. Die neuen Statuten wurden am 22. Juli angenommen und zum ersten Vorsitzenden Dr. Cornelius Trimborn in Köln ernannt. Der Sitz des Schachbundes blieb aber in Leipzig.

Fröbelsche Bildungsanstalten in Leipzig und Dresden. An allen jenen schönen Bestrebungen, welche heutzutage auf die zweckmäßigere Vorbereitung des weiblichen Geschlechts für seinen allgemeinen erziehlichen Beruf gerichtet sind, haben die Fröbelschen Bildungsanstalten ohne Frage einen großen Anteil. Der von Fräulein Angelika Hartmann in Leipzig bereits 1875 gegründete Fröbelverein entfaltet die Fröbelschen Erziehungsprinzipien zunächst in einem Kindergärtnerinnenseminar, das in seiner ersten Abteilung auch Lehrerinnen an und für Seminare ausbildet. Sodann unterhält der Verein zu einen besseren Familien- und Volkskindergarten und endlich eine Anstalt zur Ausbildung weiblicher Dienstboten. Hierzu tritt nun noch der anläßlich des 70. Geburtstages der Seminarvorsteherin im vergangenen Jahre unter dem Namen „Hartmannia" ins Leben gerufene Zweigverein, in welchem durch Vorträge u. s. w. Gelegenheit zu weiterer vertiefter Durchbildung auf erziehlichen Gebieten reichlich geboten wird. — Einen wohlverdienten Rufes erfreut sich die Fröbelsche Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen zu Dresden, die der Baronin a. Marenholtz-Bülow ihre Entstehung verdankt. In diesem Institut erhalten junge Mädchen, auch solche, welche die Methode kennen lernen wollen, ohne den Beruf einer Kindergärtnerin oder Pflegerin zu wählen, vortrefflichen Unterricht in allen ihren weiblichen Beruf erfüllenden Fächern, derart, daß sie einen schönen Reichtum an Material und Anregung zur Lehre und zum Segen der Kinderwelt mitnehmen, wenn sie nach Jahresfrist ins Leben hinaustreten.

Fünfte Führer- und Aerzteversammlung deutscher freiwilliger Sanitätskolonnen vom Roten Kreuz. Es liegt nicht in der Macht des Menschen, den Krieg aus der Welt zu schaffen, wohl aber ist es in seine Hand gegeben, die Schrecken des Krieges zu mildern und die Wunden, die er schlägt, zu heilen. In dem „Roten Kreuz" besitzt die Welt einen unvergleichlich großartigen Bund ideal gesinnter Menschen, für die der Begriff „Feind" nicht existiert, die nur hilfsbedürftige Menschen kennen, deren Weh und Jammer gestillt werden muß. Gelegentlich der fünften Führer- und Aerzteversammlung, welche Ende Juli in Mainz tagte, lenkte sich das Hauptinteresse auf die große Uebung, an welcher 700 Führer und Aerzte und über 500 Mitglieder aus allen Teilen Deutschlands teilnahmen. Der Gang der Uebung war folgender: Bei Mainz fand ein Kampf zwischen den Truppen der belagerten Festung und den Belagerern statt, in welchem letztere zurückgeschlagen wurden. Der Führer des Sanitätsdetachements der Belagerten erhält darauf Befehl, dieses an einem ihm näher bezeichneten Platz zu etablieren und seine Verwundeten aus da nach dem Feldlazarett nach Mombach (einem Orte bei Mainz) zu bringen. In unglaublich kurzer Zeit waren die als Lazarette u. s. w. dienenden Zelte aufgeschlagen und eingerichtet. Soldaten der Mainzer Garnison markierten die Verwundeten. Sie trugen auf der Brust ein Täfelchen, auf welchem die Art der Verwundung angegeben war. Still aber energisch griffen die aufgeschulten Leute ein. Ein Notverband wurde zunächst hergestellt. Die Leichtverwundeten begaben sich zu Fuß nach dem Sammelplatz, die Schwerverletzten wurden mittels Tragbahren dahin gebracht und von hier aus auf Leiterwagen, deren eigenartige Umgestaltung und Ausrüstung mit Tragbahren unser erstes Bild erkennen läßt, oder mit Bahn nach dem Rheinufer gebracht, wo eine Anzahl Dampfer und Schiffe als Lazarette eingerichtet waren. Unser zweites Bild stellt die Verladung der Bahren in die Eisenbahnwagen dar. Das Gruppenbild zeigt die Damen des Vaterländischen Frauen- und des Albrechtvereins, welche nach der Uebung die „Verwundeten" mit einem aus der Feldküche im Zeitraum von einer Stunde hergerichteten kräftigen Essen labten. Wilhelm Reter.

Mit Tragbahren ausgerüsteter Leiterwagen. Die Damen des Vaterländischen Frauen- und Albrechtvereins.

Verladung einer Bahre in einen Eisenbahnwagen.

Bilder von der Uebung der Sanitätskolonne vom Roten Kreuz in Mainz.

Nach photographischen Aufnahmen von Peter Weber in Mainz.

Dr. Cornelius Trimborn.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Franz Werner in München.

Generalfeldmarschall Graf Alfred v. Waldersee, der Generalinspekteur der III. Armeeinspektion, dessen Bild und kurzen Lebensabriß wir unseren Lesern erst vor kurzem gelegentlich seines fünfzigjährigen Militärdienstjubiläums brachten, ist zum Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen in China ernannt worden.

Möge es dem ausgezeichneten Heerführer gelingen, seine ebenso ehrenvolle wie schwierige Aufgabe mit Erfolg zu lösen!

Für Hausfrauenfleiss.

Nähtischdecke mit Stickerei. Daß die modernen Muster mit ihren kräftigen Konturen nicht allein bei Zeichnungen und Malereien, sondern auch bei Stickereien aller Art ausdrucksvoller wirken als die früher mit so unendlicher Mühe und Augenanstrengung hergestellten Plattstich- und Petit-point-Arbeiten, ist jetzt schon hinlänglich bekannt. Unsere Musterdecke liefert hierfür wieder einen Beweis. Die einfachen, stilisierten Lilienranken füllen die abwärtshängenden Ecken der Decke, an deren Rand sich rings herum eine Borte legt. Diese besteht aus zwei Streifen, zwischen denen in regelmäßigen Zwischenräumen kleine Blättchen herauswachsen. Die Stickerei ist mit Filoselleseide, und zwar an allen Umrißlinien, die mit Stielstich ausgeführt sind, mit dem vollen Faden gearbeitet, nur zu den mit Hexenstich gefüllten Blumen und Blattfiguren, sowie Streifenfüllungen wurde die Seide geteilt. Die Farbe der Stickseide richtet sich selbstverständlich immer nach dem jeweiligen Grundstoff. An unserem Muster besteht derselbe in lichtgrünem Fries, auf dem die mit grünlich-weißer Seide gefüllten Blumen sich fauft und doch kräftig abheben; alle Streifen, Blumen und Blätter sind schwarz umrandet, die Blätter bronzefarbig gefüllt, die Streifen braun. M. L.

Nähtischdecke.

Seidene Schürze für ältere Damen. Eine Schürze aus guter breiter Seide oder gemustertem Mohairstoff wird nach Angabe herausgeschnitten, der Volant in derselben Runde darunter etwa 12 cm breit. Bei Seide braucht man dazu 2 Breiten. Als Abschluß des Volants dient Seiden- oder Wollstickerei in Zackenform. Der zweimal eingekrauste Volant wird der punktierten Linie nach zweimal in den Reihlinien mit der Maschine aufgesteppt. Oben erhält die Schürze kräftiges Futter (punktierte Linie), Schleifenschmuck aus 6 cm breitem Atlasband, 70 cm lang, gefütterte Gürtelteile mit Haken oder „Drückerverschluß".

Seidene Schürze für ältere Damen.

Malplatten aus Marmorguß. Es ist auf dem Gebiet der Zimmerdekoration entschieden als ein Fortschritt zu bezeichnen, daß man sich nicht mehr wie ehedem nur mit mehr oder weniger lasttragenden und geschmackvoll eingerahmten Oelgemälden zufrieden giebt, sondern auch allerhand an sich schon wirkungsvolle Dekorationsstücke hierzu verwendet. So giebt es neben mannigfachen, zur Anbringung einer Malerei angefertigten Gebrauchsgegenständen Malplatten aus den verschiedensten Materialien und in den verschiedensten Farmen. Nicht nur als neuartig, sondern auch als besonders effektvoll müssen nun aber die Malplatten aus Marmorguß betrachtet werden, welche die Kunstanstalt von Schumacher & Comp. in Osterode am Harz herstellt und sich gesetzlich schützen ließ. Es ist dieser Firma gelungen, eine marmorartige Masse zu gießen und damit auf verhältnismäßig einfache Weise plastische Gegenstände aller Art anzufertigen. Diese werden gewiß dazu beitragen, der Kleinplastik einen breiteren Raum als Dekorationsmittel zu erringen, denn wenn man bislang nur die Wahl zwischen den Massenfabrikaten aus Gips oder Elfenbeinmasse und den überaus teuren Bronze-, Terracotta- und Porzellanfiguren hatte, so vermag nun sich nunmehr für einen sehr wohlfeilen Preis Werke aus einem Materiale zu verschaffen, das mit seinem krystallinischen Kern und der Zartheit seiner Farbe der edlen Wirkung der aus Künstlerhand hervorgegangenen Marmorstatuetten sich nähert.

In rechter Würdigung des großen Wertes ihrer Erfindung stellen die genannten Fabrikanten aber nicht nur vollplastische Werke, Figuren nach antiken und modernen Meistern, her, sondern auch Malplatten, die teils mit mehr oder weniger erhabenen Rändern in Rokokogeschmack, teils mit allerlei allegorischen und sonstigen Motiven in Relief versehen sind. Zwei recht hübsche Pendants sind zum Beispiel Malplatten mit allegorischen Darstellungen von Kunst und Wissenschaft, so recht geeignet als Zierde für jedes Haus. Der Ton des Materials entspricht einem zarten Creme, wird aber auch grünlichgrau als Selodonnmarmor geliefert.

Der Fond der Gegenstände ist ohne weiteres fertig zum Bemalen mit Oelfarbe. Bei Ausführungen an Aquarellmalereien, Federzeichnungen u. s. w. muß man jedoch die Fläche zuvor mit einer Mischung aus Schwefeläther und Alkohol, zu gleichen Teilen genommen, mittels eines Wattebausches abreiben und somit präparieren. Die Gediegenheit des Materials gestattet selbstverständlich auch jedwede Reinigung, die am besten mit Borstenpinsel und warmem Wasser vorgenommen wird. Somit sind die Malplatten aus Marmorguß nach jeder Richtung hin zu empfehlen.

Dekoration für ein Fenster. Die Aussicht durch ein Fenster unseres Korridors — in häßliche Höfe und Winkel — hatte uns schon lange nicht behagt; da kam die Künstlerin der Familie auf eine Abhilfe und beseitigte sozusagen die Außenwelt, indem sie das Fenster durch eine bemalte Glasscheibe ersetzte, welche nun mit dem durchscheinenden Sonnenlicht einen außerordentlich freundlichen Eindruck macht. Sie zeichnete mit chinesischer Tusche auf eine Milchglasscheibe einen schlanken hohen Chrysanthemumbusch und rieb dann die ganze Scheibe mit Terpentin ein. Dadurch vergeht allerdings der matte Ton etwas, doch wird zugleich der Uebelstand vermieden, daß die Oelfarben ringsum fettige Ränder absetzen. Die Farben wurden durchscheinend aufgetragen, die Konturen wie bei den japanischen Malereien mit feinem, spitzem Pinsel in dunkler Oelfarbe nachgezogen. Nur die Konturen innerhalb der gelben Chrysanthemen, welche die einzelnen Blättchen trennen, wurden sehr viel heller gehalten; die dunkler ungedeuteten Blumen sind von einem rötlichen Braun, die grünen Blätter werden mit nach unten zu dunkler.

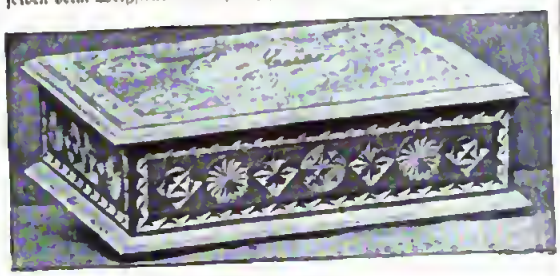
Dekoration für ein Fenster.

Es giebt verschiedenartige durchsichtige, haltbare Emailfarben zum Malen auf Glas, die sich auch für kleinere Gegenstände gut eignen; für solche größere Malereien empfiehlt es sich aber mehr, die gewöhnlichen Oelfarben mit etwas Mastixfirnis zu mischen und schließlich die ganze Malerei mit diesem Firnis zu überstreichen. Nicht zu empfehlen sind dabei die hellen Nummern von Kropplack, auch Indischgelb verbleicht rasch. Will man die bemalte Scheibe gut schützen, so läßt man eine klare Glasscheibe darüberlegen. Reizvoll wirkt auch das in verschiedenen Tönen erhältliche Kathedralglas. J.

Schnitt zur seidenen Schürze für ältere Damen.

Für Hausfrauenfleiss.

Ueber das Flicken. Daß die Kunst des Stickens schon eine von unseren Vorfahren geübte war, können wir aus vielen in manchen Familien erhaltenen sehr alten Weiß- und Buntstickereien ersehen. Betrachten wir solche Handstickereien, so erregen sie um so mehr unsere Bewunderung, als wir wissen, mit welch unvollkommenem Material sie hergestellt werden mußten. Wie leicht und angenehm ist es dagegen unserer heutigen Jugend, dank der Vervollkommnung auf allen Gebieten, gemacht, auch darin mit Fleiß und Ausdauer ganz Vorzügliches zu leisten, wenn sie gut angeleitet wird und die ihr erteilten Ratschläge beherzigt und befolgt. Wie wissen und können es auch bei unseren Großmüttern gesehen haben, wie mühsam zum Beispiel dieselben beim Weißsticken verfuhren; für jeden einzelnen Buchstaben u. s. w.

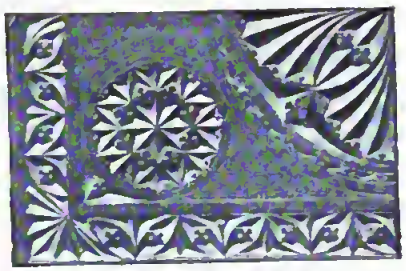


Photographiekasten.

mußte der Stoff auf Wachstuch aufgespannt werden, und doch, wie sah die Arbeit bei sorgfältigster Behandlung, wenn sie vom Wachstuch abgetrennt wurde, aus! Unschön, zerknittert und oft ganz formlos.

Wie schon dagegen ist unser heutiges Verfahren. Wir benutzen einen kleinen runden Stickrahmen, welcher mit Leichtigkeit an jeden kleinen Tisch oder Ständer angeschraubt werden kann, spannen das mit Buchstaben, Monogramm und dergleichen zu versehende Stück Weißzeug ein, führen mit viel weniger Mühe die Arbeit aus und sind selbst erfreut, wie schön glatt und tadellos sie sich unseren Blicken darstellt, wenn wir sie vom Rahmen nehmen. Wir möchten deshalb allen raten, nicht mehr, wie früher üblich, die Stickerei auf Wachstuch zu spannen, sondern sich des praktischen und angenehmen Rahmens zu bedienen. Auch in gesundheitlicher Beziehung ist das auf dem Rahmen Sticken bei weitem vorzuziehen, da es ja nach Stellung des Rahmens ein Vornüberbeugen, wozu unsere heutige Jugend so sehr geneigt ist, gänzlich verbietet.

Gehen wir nun auf das Buntsticken über, so läßt sich da noch viel mehr als beim Weißsticken die Behauptung aufstellen, daß manche Arbeit, trotz sorgfältigster Ausführung, viel von ihrer Schönheit einbußt, wenn sie nicht richtig aufgespannt ist, und wir möchten gerade darin den geehrten Leserinnen eine vom Verfasser erprobte Methode an dieser Stelle schildern. Man nimmt ein Stück gewöhnliches weißes Baumwollzeug, 10 cm größer als der Stoff — sei es Tuch, Atlas oder Sammet — der auszuführenden Arbeit, näht mit der Maschine rechts und links einen 1 cm breiten Saum, durch welchen man eine Schnur zieht. Die beiden anderen Seiten werden einmal umgebogen und dann mit Ueberwendlingstichen an die mit festem Band oder Gurt versehenen Querteile eines gewöhnlichen Stickrahmens angenäht. Ist dies geschehen, so werden die Langsstäbe des Rahmens eingeschoben und gleich mit den dazu gehörenden Schrauben befestigt, dann zieht man eine Schnur, flicht mit derselben in den 1 cm breiten Saum und umwindet so die Langsstäbe in gewissen Zwischenräumen von 3 bis 4 cm. Bevor wir die Schnur straff anziehen, wird der Baumwollstoff mittels eines reinen Schwammes ganz mit Wasser getränkt. Nun werden die Schnüre, so lange der Stoff noch naß ist, so fest als nur irgend möglich angezogen, dann läßt man den eingespannten Stoff trocknen, in der Sonne trocken, wird die Schnur nochmals möglichst fest angezogen, und erst auf die so vorbereitete Unterlage der Stickerei wird der in Leinfaden Stoff mit Stecknadeln stramm aufgezogen und dann mit hinterstichen auf-



Photographiekasten: Deckel (ein Viertel)

genäht. Sind die Vorbereitungen genau nach dieser Angabe ausgeführt, so wird jedermann beim Abnehmen der Arbeit aus dem Rahmen mit Vergnügen sehen, wie schön glatt und ohne jegliches Fältchen dieselbe erscheint, während schon die schönste Arbeit, wenn sie ohne diese Unterlage gearbeitet wurde, oft durch die nicht zu entfernenden Falten sehr an Ansehen verlor, weshalb wir allen verehrten Leserinnen diese Methode dringend anempfehlen möchten.

Will man der Arbeit noch ganz besondere Sorgfalt angedeihen lassen, so bügelt man sie, ehe sie aus dem Rahmen genommen wird, gut feucht auf der linken Seite, wozu aber größte Vorsicht und Erfahrung nötig ist.

F. A. S. St.

Photographiekasten. Der Kasten ist im Licht 6 cm hoch, 23 cm breit, 15 cm tief, als Füße sind ½ cm hohe quadratische Plättchen angebracht.

Wir geben in unseren Abbildungen eine Gesamtansicht des Kastens, sowie vom Deckel ein Viertel und von den schmalen und längeren Seitenwänden je eine Hälfte der Zeichnung.

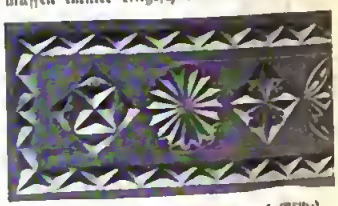
Schon etwas reichee und schwieriger als an den früher dargestellten Gegenständen sind bei diesem Kasten die Schnitte; schwieriger auch durch die Holzart. Wir haben diesmal Birnbaumholz gewählt, das allerdings durch seine Härte das Schneiden einigermaßen erschwert, den fertigen Schnitt jedoch ganz wunderschön erscheinen läßt.

Bei dieser Arbeit kann man nun einmal den Versuch machen, nachdem zuvor auf dem Probebrettchen geübt worden ist, die Schnitte zu arbeiten, ohne die tiefsten Stellen einzuschneiden; man fängt also gleich so an zu arbeiten, wie wenn schon eingeschnitten wäre. Man wird überrascht sein, wieviel rascher dadurch die Arbeit von statten geht; zum Lernen empfiehlt sich jedoch für den Anfang stets die Art, bei der zuerst eingeschnitten wird. Formen, an denen mit dem Zirkeleisen gearbeitet wird, müssen immer eingeschnitten werden.

Polieröl schützt die Schnitte vor dem Eindringen von zu viel Staub.

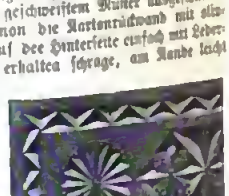
F. A. S. St.

Schutzärmel für die Küche. Den fleißigen Hausfrauen und Haustochtern seien zum Schutz ihrer hellen Blusen- und Kleiderärmel die praktischen Ueberziehärmel empfohlen, die aus jedem weit gemusterten Baumwollstoff angefertigt werden können. Ein etwa 40 cm im Quadrat großer Stoffteil wird durch französische Naht zur Rundung geschlossen; dann erhält der eine Rand, der vor der Hand, direkt, der andere aber mit Berücksichtigung eines 2 cm breiten Köpfchens einen 1 cm breiten Saum, den man ein passend weites Gummiband zum sicheren Anschluß einzieht.



Photographiekasten: Vorderwand (Hälfte).

Gedächtnistafel für gesellig lebende Familien. Ein trefflich und dabei praktisches Gelegenheitsgeschenk giebt die nachfolgend beschriebene Tafel, welche in Familien, die einen regen Verkehr unterhalten, fast unentbehrlich ist. Auf der kleinen Tafel werden nämlich Tag und Stunden angenommener Einladungen, sowie Konzert-, Vortragsabende und Ballfestlichkeiten vermerkt, welche man in den nächstfolgenden Wochen mitzumachen gedenkt. Man nimmt ein etwa 18 cm breites, 24 cm langes Täfelchen aus stumpfem Milchglas, dessen eine Seite mit einem auf lebhafte Geselligkeit Bezug habenden launigen Bildchen bemalt wird, während man auf der anderen Seite, einige Centimeter vom Rande entfernt, querüber mit Gold die Inschrift „Vergebene oder besetzte Tage“ und seitwärts an einem Rande für zwei Wochen die Namen der Wochentage mit roter Schrift anbringt. Strohhalmbreite Goldlinien begrenzen die Tafelränder. Zur Aufnahme der Tafel wird eine Kartonrückwand angefertigt, die, nach der Tafelgröße zugeschnitten, am oberen Rande in geschweiftem Muster ausgeschnitten wird. Auf der Oberseite bezieht man die Kartonrückwand mit olivgrünem oder dunkelrotem sämischen Leder, auf der Hinterseite einfach mit Lederpapier. Die beiden unteren Ecken erhalten schräge, am Rande leicht ausgebogene Lederstücke mit gleichfarbiger Seide aufgezeigt, in welche man die unteren beiden Ecken der Tafel schiebt, während sie oben querüber mit einer schmalen weißseidenen Gummispange gehalten wird. Die ganze besagte Kartonrückwand wird nicht mit Goldschnur umrandet und hinten an der geschweiften Oberseite mit einer Metallöse zum Aufhängen versehen. Eine Lederhülle mit verlierbarem Bleistift kann man nachher noch an der rechten Seite der Rückwand anbringen.



Photographiekasten: Seitenwand (Hälfte).

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 18, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Generalfeldmarschall Graf v. Waldersee in Tropenuniform.
Nach einer Zeichnung von Herm. Abel.

herrschte am 8. August in Monza. Die Geschäfte und Fabriken hatten ihre Räume geschlossen und von den Balkons, Fenstern und Hausthüren wehten schwarze Trauerflöre. Um 3 Uhr nachmittags erdröhnten die Totenglocken des Domes, und bald darauf trugen acht Kürassiere den reichgeschmückten Sarg auf die Schloßterrasse, um ihn dann auf die von einem Achtgespann gezogene Kanonenlafette niederzusetzen. Dem Sarge voraus bewegten sich zwei Schwadronen des Reiterregiments Genua; ihnen folgte, umgeben von der Hausgeistlichkeit, Bischof Rossi, der auf gelbem Damastkissen die Eiserne Krone trug. Reiter und zahlreiche Dienerschaft mit brennenden Kerzen umgaben das Gespann, hinter welchem auf samtnem Kissen des Königs Orden nachgetragen wurden, und dem der Herzog von Aosta, der Graf von Turin, die Flügeladjutanten mit dem Schwerte des Verstorbenen, sowie die Minister und Hofwürdenträger folgten. Zehn Hofequipagen, die Träger von 57 Vereinsfahnen und eine Abteilung berittener Karabinier beschlossen den Zug, der sich lautlos durch die Straßen zum Bahnhof bewegte. Hier wurde der Sarg abermals vom Bischof gesegnet und dann in den Wagen gebracht, worauf gegen 4½ Uhr die Abfahrt nach Rom erfolgte.

Die Eiserne Krone, die, wie erwähnt, anläßlich der Beisetzung des Königs Humbert vor dem Sarge getragen wurde, hat ihren Namen von einem dünnen eisernen Streifen, der dieselbe innen durchzieht, und den die Kaiserin Helene angeblich aus einem Nagel des Kreuzes Christi hat anfertigen lassen. Um diesen Streifen legt sich ein mit Edelsteinen reich geschmückter Goldreif, der aus sechs rechteckigen, mittelst einander durch Schrauben verbundenen Platten gebildet wird. Die langobardische Königin Theudelinde, an welche die Krone nach manchem Besitzerwechsel fiel, schenkte dieselbe einer von ihr 590 gegründeten Kirche in Monza. Auf der Stelle dieser Kirche erhebt sich heute der im fünfzehnten Jahrhundert erbaute Dom San Giovanni, in welchem das Diadem seither verwahrt wird. Die Eiserne Krone hat, seitdem sie sich Napoleon I. 1805 eigenhändig aufs Haupt setzte, als Symbol des italienischen Königtums Geltung erhalten.

Die Eiserne Krone der Lombardei.

Ueberführung der Leiche des Königs Humbert zum Bahnhof von Monza. Feierliche Stille

Die Trauerfeierlichkeiten in Monza: Der Wagen mit der Leiche des Königs.

Ferdinand v. Saar.
Nach einer Aufnahme von Hofphotogr. R. Krziwanek in Wien.

Professor Edmund Kretschmer.

Ferdinand v. Saar, der Verfasser der anmutigen Plauderei über Marie v. Ebner-Eschenbach, welche die Leser an anderer Stelle unseres Blattes finden, ist ein Wiener Kind. Er kam am 30. September 1833 zur Welt. Für die Offizierslaufbahn bestimmt, trat er 1849 in die kaiserliche Armee. 1854 wurde er Leutnant. Nach dem italienischen Feldzug 1859, an welchem er teilnahm, verließ er den Dienst, um ganz seinen wissenschaftlichen und poetischen Neigungen zu leben. Von seinen Dramen fanden die Trauerspiele „Kaiser Heinrich IV" und „Die beiden de Witt", sowie das Volksdrama „Eine Wohlthat" besondere Beachtung. Viel

Beifall errang sich Soar als Lyriker und noe allem als Novellist; die Bände „Novellen aus Oesterreich", „Drei neue Novellen", „Schicksale", „Frauenbilder", „Schloß Kastenitz" enthalten meisterhaft getuntete, fein empfundene Erzählungen voll warmer Lebensstimmung.

Professor Edmund Kretschmer, der bekannte Opern- und Kirchenkomponist zu Dresden, begeht am 31. August seinen siebzigsten Geburtstag. Professor Kretschmer wurde zu Ostritz bei Zittau als Sohn des Stadtmusikdirektors und Rektors Kretschmer geboren. Mit 20 Jahren war der hochbegabte Musiker bereits Dirigent mehrerer Dresdener Gesangvereine und Gründer des Cäcilienvereins. Seit 1854 wirkte er an der Hofkirche und wurde in Anbetracht seiner Verdienste um die Kirchenmusik zum Dirigenten der Vokalmusik in der vorgenannten Kirche und endlich zum königlichen Kapellmeister ernannt. Außer zahlreichen geistlichen und weltlichen Gesangs- und Orchesterwerken ist Kretschmer mit vier Opern „Die Folkunger", „Heinrich der Löwe", „Schön Rotraut" und „Der Flüchtling" hervorgetreten.

Die Trauerfeierlichkeiten in Monza: Arbeitervereine im Leichenzuge.

Graf Wladimir Nikolajewitsch Lambsdorff, den der Zar nunmehr zum Verweser des nach dem Tode Murawiews verwaisten russischen Ministeriums des Aeußeren ernannt hat, gilt als vorzüglicher Kenner aller die europäische Politik der letzten drei Jahrzehnte bewegenden Fragen. Seit 1866, wo er ins Ministerium trat, hat er als Mitarbeiter Gortschakows, Giers', Lobanows und zuletzt Murawiews an allen Aktionen des Russischen Auswärtigen Amtes bedeutenden Anteil genommen. Graf Lambsdorff genießt Kaiser Nikolaus II höchstes Vertrauen, wie er sich denn auch der Gunst der Kaiser Alexander II und III erfreute.

Graf Wladimir Nikolajewitsch Lambsdorff.

Der Burengeneral De Wet.

Fregattenkapitän Thomann Edler v. Montalmar †.

Generall De Wet, einer der kriegskundigsten Befehlshaber der Buren, macht den Engländern in Transvaal durch die außerordentliche Kühnheit seiner Bewegungen und plötzlichen Ueberfälle fortgesetzt die größten Schwierigkeiten. Man wird sich noch seiner Operation in den westlichen Distrikten der Oranjeflußkolonie, sowie seines glänzenden Rückzugs von Smirnberg erinnern. Seitdem hat De Wet aber so manches Meisterstück der kleinen Kriegsführung geliefert. Mit seinen kaum 1500 Mann starken fliegenden Kolonne ist er bald hier, bald da, schlägt er die Engländer oft in kleinen Gefechten, fängt er Züge und Proviantkolonnen ab, reißt er die Eisenbahnlinien viele Meilen weit auf und nimmt die Feinde zu Hunderten gefangen. Oft veranstalten die englischen Generale seit längerer Zeit ein wahres Kesseltreiben auf De Wet, aber doch gelang es ihm bisher immer wieder, aus der Falle zu entschlüpfen.

Fregattenkapitän Thomann Edler v. Montalmar, der Kommandant der österreichischen Fregatte „Zenta" in den chinesischen Gewässern, hat im Juni bei der Verteidigung der Gesandtschaften in Peking nebst drei Angehörigen des Mannschaftsstandes der österreichischen Kriegsmarine den Heldentod gefunden. Der Kapitän wurde im Jahre 1853 geboren, absolvierte die Fiumaner Marine-Akademie und trat 1870 als Seekadett in die österreichische Marine ein. 1897 während der internationalen Blockade von Kreta befehligte er dort den „Satellit". Anfang November desselben Jahres zum Fregattenkapitän befördert, erhielt v. Thomann im September 1899 seine Ernennung zum Kommandanten der „Zenta", als welcher er dann nach China beordert wurde.

Tientsin, das seit Wochen im Mittelpunkt aller Kämpfe der europäischen Truppen mit den Chinesen steht, ist eine große Stadt von über 300 000 Einwohnern. Sie breitet sich zu beiden Seiten des schlammigen gelben Peiho aus, über welchen eine Schiffbrücke führt, und bildet ein mit Gräben und Mauern umgebenes Viereck. Die Gebäude sind fast sämtlich aus getrocknetem Schlamm aufgeführt und haben das gleiche schmutzige Aussehen wie die geraden Straßen. Häufige Ueberschwemmungen in der Regenzeit, noch mehr aber die tropische Hitze in den drei Sommermonaten erschweren den Aufenthalt für Europäer in hohem Grade. 75 km flußabwärts mündet der Peiho in den Golf von Petschili, der gleichnamigen Provinz. Obgleich die Reede für große Seeschiffe viel zu seicht ist, als daß sie hier vor Anker gehen können, so besitzt Tientsin doch eine bedeutende Handelswichtigkeit. Die Stadt bildet nämlich den Hauptmarkt für den Export von Thee nach Rußland, sowie für die Ausfuhr von Kohlen aus den Gruben von Kaiping, mit welchen sie durch eine Eisenbahn verbunden ist. Unsere Ansicht läßt die Lage der fremden Konsulate erkennen.

Die Konsulatsgebäude in Tientsin.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Allerlei Winke für jung und alt.

Ueber Windturbinen. Der Wind ist diejenige Naturkraft, welche von den Menschen ihren Zwecken zuerst dienstbar gemacht wurde. Diese Benutzung beschränkt sich heutigen Tages bei uns aber nur auf wenige Windmühlen. In Amerika ist dies anders, da hat fast jeder Farmer, jeder Villenbesitzer, jeder Gartenbesitzer, jeder Gärtner seinen Windmotor, welcher nicht allein das Wasser fördert, sondern auch zum Antriebe der verschiedenen landwirtschaftlichen Maschinen benutzt wird. In einzelnen Fällen fängt man ja bei uns jetzt auch an, sich den Wind dadurch dienstbar zu machen, daß man einen Windmotor aufstellt; um Dresden z. B. sind solche sehr verbreitet, was jeder Reisende von der Bahn aus beobachten kann. Solch ein Windmotor regelliert sich selbst aber jede Beaufsichtigung, indem er sich nach der herrschenden Windrichtung einstellt und auch bei zu starkem Wind, welcher seinem Bestehen schaden könnte, sich selbst schützt, indem er seine Arbeitsflächen dem Winde entzieht. Eine derartige Anlage war aber bisher nur zu hohem Preise zu beschaffen und daher meist nur bei größeren landwirtschaftlichen Betrieben und großen Gärtnereien eingeführt. Wir möchten aber die vielen Leser, welche einen Garten besitzen und das lästige Wasserpumpen aus oft großer Tiefe gewiß schwer empfinden, auf eine Neuheit aufmerksam machen, welche auf der kürzlich stattgefundenen Gartenbauausstellung in Dresden vielen Beifall gefunden hat.

Windturbine.

Die deutschen Windturbinenwerke in Dresden, welche ihre Stahlwindmotoren bis zu 10 m Raddurchmesser für größeren Betrieb bauen, haben nun auch einen ganz kleinen Windmotor konstruiert, welcher alle Einrichtungen, die ein großer Windmotor haben muß: als selbsttätige Regulierung nach Windrichtung und Windstärke, die bequeme Ausrückung, wenn die Arbeit nicht gewünscht wird, besitzt und dabei durch seinen geringen Preis dem Windmotor große Kreise eröffnet, welche bisher von dieser billigen Betriebskraft Abstand nehmen mußten. Dieser kleine Windmotor leistet bei leichtem Wind ja viel, d. h. bis 1½ ebm pro Stunde, je nach Förderhöhe, daß er auch wohl für größeren Betrieb ausreicht, da ein ja leichter Wind, wie er zum Betriebe notwendig ist, fast immer herrscht.

Anstatt eines kostspieligen eisernen Turmes war der Motor auf einer sehr gefällig aussehenden hölzernen Säule aufgestellt, welche man sich überall herstellen lassen kann, so daß für eine einmalige nicht sehr hohe Ausgabe eine ständige Wasserförderung geboten wird, die gewiß vielen willkommen sein dürfte.

Hülle für ein Reiseglas. Aus Schaf- oder leichtem Kalbleder wird der Streifen geschnitten, der das Futteral ergeben soll. Das Maß nimmt man mit Hilfe eines Papierstreifens, der genau nach der Form des Glases gebogen wird. Zur Dekoration eignet sich die unlängst beschriebene Technik: Zeichnen mit Aetzkali, auch Lederbrand oder ein leicht eingeschnittenes Flächenmuster mit ganz wenig Modellierung. Unsere Zeichnung deutet eine kleine Landschaft an, wie sie in den „Liebhaberkünsten" und anderen Zeitschriften reichlich zu finden sind. Der kreisrunde Boden wird ebenfalls genau ausgemessen und nachdem die Hülle mittels eines ganz dünnen Lederriemchens an der Seite zugeschnürt ist, auf dieselbe Weise angefügt. Es giebt auch Gläser von seitlich zusammengedrückter Form, die sich bequemer einstecken lassen; eine Hülle für diese Form würde sich besser aus zwei Hälften zusammensetzen lassen. J.

Reiseglas mit Hülle.

Notenrolle aus Wachsleinwand. Schwarze matte Wachsleinwand wird nach Größe der Noten geschnitten, ebenso groß von olivgrünem Atlas oder Kammwollstoff das Futter, dem unten ein 12 cm hoher Streifen mit 1 cm breitem Saum aufgeheftet wird. Dieser Streifen dient zum Einschieben der Noten, die dann gerollt werden. Seidenes schmales schwarzes Band dient zum Einfassen und zum Binden. Einen noch besseren Halt zum Einfassen ergeben 1 cm breite Lederstreifen, aus dem guten Teil von alten langen, schwarzen oder farbigen Glacéhandschuhen geschnitten. Dies Streifchen, mit Ledercrême neu hergerichtet, wird zuerst auf der Futterseite schmal links mit der Maschine angenäht, dann auf die Wachsleinwand herübergebogen und mit der Maschine aufgesteppt. Riemen mit Schnalle in gleicher Farbe wie Ledereinfassung halt dann die Rolle zusammen.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Alltagsmenschen.

Novellen von **Eva Treu.**

Inhalt: Mein Roman. — Der Schlüssel. — Sterben. — Fräulein Nunnemann. — Das Laub fällt. — Auch zu einer. — An das Christkind.

Preis elegant geheftet 3 Mk., elegant gebunden 4 Mk.

Sich in lebenswürdigen, so recht aus dem innersten deutschen Frauengemüt schöpfenden Erzählertalent giebt sich in diesen Erzählungen, welchen die Verfasserin den bescheidenen Namen „Alltagsmenschen" gegeben hat, kund. Ein sonniger, herzerquickender Humor dessen Zauber den Leser gefangen hält, zieht durch die meisten ihrer Geschichten, aber auch da, wo ernst des Lebens Ernst entgegentritt, weiß sie die Herzen für ihre Alltagsmenschen zu gewinnen.

Das erste Jahr im neuen Haushalt

Eine Geschichte in Briefen von **R. Artaria.**

2. Auflage.
Preis geheftet 3 Mark.
Elegant gebunden 4 M.

Es dürfte kaum ein literarisches Gelegenheitsgeschenk kleineren Umfangs geben, welches jungen Frauen und Bräuten willkommener sein könnte, als das Buch einer gemüt- und humorvollen Frau über das erste Jahr im Ehestand. „Das erste Jahr im neuen Hausstand" umfaßt die Erlebnisse eines jungen Paares in mittleren Verhältnissen, alle Seiten der häuslichen Frauenpflichten werden bald humoristisch, bald ernst in Briefen einer jung verheirateten Frau an ihre Freundin vorgeführt.

Das Glück und andere Novellen.

Inhalt:
Das Glück. — In der Heilanstalt. — Ein Sommernachtstraum.

Von **Arthur Sewett.**

Preis: Geheftet 3 M., elegant gebunden 4 M.

Ein warmfühlendes, zum Herzen sprechendes Erzählertalent giebt sich in den obigen drei, zu einem Bande vereinigten Novellen kund. Ein maßvoll poetischer Zauber liegt über diesen anmutigen, durch ihre geschickte, eigenartige Erfindung in hohem Grade fesselnden Erzählungen, von welchen besonders die Novelle „Ein [illegible]traum" als ein Kabinettstück feinsinniger Stimmungsmalerei bezeichnet werden darf.

Brausejahre.

Bilder aus Weimars Blütezeit.

Roman von **A. v. d. Elbe.**

2. Aufl. Preis geheftet 3 M. Eleg. gebunden 4 M.

Ein fesselnder Roman, in welchem dem Leser das bunte Treiben einer denkwürdigen, durch die Gestalten des Weimarer Goethe-Kreises belebten Zeit vorgeführt wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Interessante Reiselektüre.

Jedes Bändchen im Umfang von ca. 7 Bogen 1 Mark.

Paul Heyse, Der Schutzengel. Illustriert von C. Münch.
Rudolph Stratz, Samum. Illustriert von Chr. Speyer.
Ludwig Fulda, Die Hochzeitsreise nach Rom. Illustriert von Paul Rieth.
A. Noël, Didiers Braut. Illustriert von F. Hlavaty.
Ernst Lenbach (Ernst Muellenbach). Auf der Sonnenseite. Illustriert von C. Reichert, A. Mandlick, R. Rein ete u. a.

In den obigen Bändchen bieten wir eine Serie von Novellen hervorragender und beliebter Autoren dar, welche von Künstlerhand mit zahlreichen Text-Illustrationen und farbigen Umschlagbildern geschmückt, mit eleganter Ausstattung einen außergewöhnlich billigen Preis verbinden. Als gute und interessante Reiselektüre können wir diese Novellen ganz besonders empfehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H. in Leipzig.

Verlag von Ernst Keil's Nachf.
G. m. b. H. in Leipzig

In neuer Auflage erschien soeben:

Reichsgräfin Gisela.

Roman von E. Marlitt.

Neunte Auflage.

Preis geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Zu gleichen Preisen erschien ferner von derselben Verfasserin in obigem Verlag:

Die Frau mit den Karfunkelsteinen. Roman. 2. Aufl.
Die zweite Frau. Roman. 11. Auflage.
Das Geheimnis der alten Mamsell. Roman. 11. Aufl.
Goldelse. Roman. 25. Auflage.
Das Heideprinzesschen. Roman. 8. Auflage.
Im Hause des Kommerzienrates. Roman. 5. Aufl.
Im Schillingshof. Roman. 3. Auflage.
Thüringer Erzählungen. 2. Auflage.
Ihre Exzellenz. Roman. 2. Auflage.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H. in Leipzig.

In neuer Auflage erschien soeben:

Forstmeister Reichardt

Roman von **Marie Bernhard.**

2. Auflage. Preis geheftet 3 Mark, eleg. gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.

Höhere technische Lehranstalt für Elektro- und Maschinenbauwesen.

Programme etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Soeben ist erschienen und durch die meisten Buch- und Zeitungshändler zu beziehen:

Gartenlaube-Kalender 1901.

Mit einem farbigen Kunstblatt von E. von Bergen u. zahlreich. Illustrationen in Bunt- u. Schwarzdruck.

Sechzehnter Jahrgang.

In elegantem Ganzleinenband Preis 1 Mark.

Der „Gartenlaube-Kalender" für das Jahr 1901 enthält u. a. die neueste Erzählung von

W. Heimburg: „Maiblumen"

ansprechende und humorvolle Novellen von **Else Hofmann** und **M. Bergee**, unterhaltende und belehrende Beiträge von **Axel Brandt, Dr. Kurt Lampert, E. Falkenhorst, Ludwig Preiss, Luise Holle** u. a., ferner zahlreiche Illustrationen von hervorragenden Künstlern, Humoristisches in Wort und Bild und viele praktische und wertvolle Kalendernotizen und Tabellen zum Nachschlagen bei Fragen des täglichen Lebens.

Bestellungen auf den **Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1901** nimmt die Buchhandlung entgegen, welche die „Gartenlaube" liefert.

Von den früheren Jahrgängen des „Gartenlaube-Kalenders" sind die Jahrgänge 1899 und 1900 in rote Leinwand gebunden noch zum Preise von 1 Mark zu haben, während die Jahrgänge 1887, 1889 bis 1892, 1894 und 1896 auf 50 Pfennig herabgesetzt sind. Die übrigen Jahrgänge sind vergriffen.

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Regierungs-Kommission
Technikum Altenburg S.-A.
für Maschinenbau, Elektrotechnik &c.
Chemie. Lehrwerkstätte.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, weiß seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fußboden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Gerätschaften, Töpfen und Pfannen. Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Sei verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existiert **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.
NEW YORK. U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

19. Heft. 11. September 1900. Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12th & Vine Sts., Cincinnati, Ohio.

Halbheft 19. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ▪ Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Der Dorfapostel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(7. Fortsetzung.)

Ein Hochlandsroman von **Ludwig Ganghofer.**

10.

An diesem Sonntagmorgen erging es dem jungen Waldhofer, wie es am letzten Sonntag in der Früh dem Hanspeter ergangen war: man mußte mit Fäusten an die Thür seiner Stube trommeln, damit er nicht die Kirchenzeit verschlief.

„He! Bub! Was is denn mit dir? Willst ebba hent ins ander Säkuli ummischlafen?"

Als Roman sich halb ermunterte und die Stimme des Vaters erkannte, schoß ihm eine unklare Erinnerung durch die schlafschweren Sinne. „Du! . . . Vatee!"

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

Konkurrenten.

Nach dem Gemälde von E. Reichert.

„Was?"

„Jetzt weiß ich net . . . in der Nacht, mein' ich, hat der Hanspeter ebbes gsagt, als wann er reden möcht mit dir . . . geh, sei so gut und schau ein bißl eini!"

„No ja, meintwegen! Und du, Bub, tummel dich! Es is ebbes da für dich . . . da kannst dein Freud dran haben!"

Lachend ging der Waldhofer über die Stiege hinunter und gleich in Hanspeters Kammer.

Da spürte man noch allen Quatm, den die ausgebrannte Lampe zurückgelassen.

„Sakra, hat's da herinn ein Düftl! Ja Mensch, wie kannst denn da noch schnausen?"

Der Waldhofer riß das Fenster auf; und weil auch die Thüre noch offen stand, blies die frische Morgenluft mit kräftigem Hauch in die Stube. Ein Bündel Sonnenstrahlen flimmerte mit schrägem Band durch das Fenster herein and warf über die Lodenlotze des Bettes, über die geblumten Kissen und über die Brust des Kranken ein Zitterspiel von goldigen Lichtern. Hanspeters Gesicht lag im Schatten eines Kissenzipfels, doch seine Nase bekam von der Sonne noch etwas ab — und das war ein merkwürdiger Anblick: dieses leuchtende Knöpflein inmitten des graaen, übernächtigen Gesichtes mit seinen grünen und bläulichen Sprenkeln, mit dea schwarzen Ringen des Lampenrußes um die Angen, um die Lippen und um die Nasentöcher.

Es war dem Waldhofer nicht zu verdenken, daß er bei diesem Anblick lachen mußte. „Ja Mensch, du schaust in aus, wie wenn d' Fasnacht im Bett liegt . . . oder wie der Stiegtitz, eh daß er d' Federn schiebt!"

Hanspeterhatte sich aufgerichtet, haschte mitzitternden Händen den Bürgermeister am Rockflügel und zog ihn zu sich ans Bett. „Waldhofer, schauts . . . um Christiwillen, thuts mir ein einzigen Gfallen!"

„Was denn? So red halt!" Der Waldhofer lachte noch immer. In so lustiger Stimmung fiel es ihm schwer, den stammeladen Kummer des Kranken ernst za nehmen.

„Thuts mir den Gfallen . . . wenn heut in der Gmein um der Nannimai ihr Häusl ghandelt wird . . . thuts mir den Gfallen, Waldhofer, und redts für das arme Weibl ein Wörtl in der Güt!"

„No ja, meintwegen! Aber wie halt die andern reden, weiß ich aet."

„Geld is Geld, Waldhofer! Mein Geld is gut! Thuts abstimmea lassen über mein Antrag!" Immer kräftiger zog Hanspeter am Rockflügel des Bürgermeisters, und die Sorge, die ihn erfüllte, trieb ihm fast die Augen aus dea Höhlen. „Fufzg Markln hab ich boten . . . mehrer hab ich net, sonst thät ich mehrer geben . . . aber fufzg Marklu, die hab ich! Im Kasten hab ich f', fufzg Marklu! Soll ich f' enk ebba gleich mitgeben . . . fufzg Marklu hab ich . . . wart ein bißl . . ."

Hanspeter wollte Ernst machen uad aus dem Bette springen. Aber lachend schob ihn der Bürgermeister in die Kissen zurück. „Jetzt gieb doch ein Fried, du Narr! Und laß dein Geld im Kasten! Und reiß mir nur grad den Rock net auseinand!"

„Waldhofer . . . schants mich an, Waldhofer . . . wenn ebba 's Geld net gnug wär, fufzg Marklu net gnug . . . so schauts mich an . . ." Hanspeter zerrte an der Brust das Hemd auseinander, „schauts mich nn und laßts mein Blut und mein Wehdam ein wengl mitzahlen . . . Blut is noch besser wie Geld . . ."

„No ja!" Halb lachte der Bürgermeister noch. Aber der Aablick dieses buntgesprenkelten Märtyrers, der seine Wunden für die Not eines armen Weibes betteln ließ, schien ihm doch ein wenig ans Gemüt zu greifen. „Bist ein guter Kerl! Und jetzt gieb dich zfriedea! Wenn die andern net ihre bockbeinigen Schädeln nufsetzen, laßt sich vielleicht ebbes richten. Ich thät's schon dem guten Madl z'lieb, daß ich der Alten einen Gfallen derweisel. Und dir z'lieb, Peterl! Aber no, wie's halt geht . . . der Burgermeister is allweil der letzt in der Gmein. Wie die andern den Weg machen, so muß er laufen. Aber laßt sich die Gmein ebbes sagen von mir, so soll die Alte ihr Häusl bhatten. Und pfüet dich Gott jetzt!"

Das war nun freilich ein magerer Trost. Aber ein Trost war es doch, und Hanspeter atmete ein wenig leichter. Er dachte auch an die Zwiesprnch, die er in der Nacht mit seinem Herrgott gehalten — und just, als wollte ihm der Himmel eine deutliche Antwort geben, so fingen im gleichen Augenblick die drei Glocken des Kirchturms zu länten an. Zusammen mit der hellen Morgensonne schwammen die hallendea Klänge durch das offene Fenster in die kleine Stube herein, daß sie ganz erfüllt war mit Licht und schwebendem Getön.

Hanspeter nahm das wie ein Wunder. Seine müden Augen glänzten auf, während er das gesprenkelte Gesicht bekreuzte und dann die Hände ineiannder legte. „Heut, mein' ich, heut nacht, da hat er aufglust! Gwiß! Und gwiß! . . . So hab ich meiner Lebtag noch net länten hören!"

Auch der Waldhofer, draußen im dunklen Gang vor der Thüre, dachte sich etwas, als er die Glocken länten hörte. Der dachte: „Ja, is denn schon Viertel auf Neune?" Er sah nach der Uhr. „Natürlich, wieder länten s' um fünf Minuten z'früh!"

Als er in dea Hausflur kam, stieg Roman in seinem Sonntagsstaat gerade die Treppe heranter.

„Aber Bub! Was hast denn trieben so lang?" fragte der Alte verwundert. „Und ich hab mir denkt, du bist schon lang in der Stuben drin?"

„In der Stuben? . . . Ah so!" Mit seltsam unruhigem Blick sah Roman den Vater an. „Was soll denn das ebbe sein . . . was da is für mich, zum Freud dran haben?"

Lachend faßte iha der Waldhofer bei der Joppe. „Schau selber! Und geh halt eini dazu!" Die Thüre der Wohnstube öffnend, gab er seinem Buben einen Schubbs. „So! Kreuz drüber! Jetzt machts enkern Friedea miteinand!" Und lachend ging er davon.

„Ah, da schau!" stotterte Roman ia bee ersten Freude. Doch diese Freade hatte eine merkwürdige Aehnlichkeit mit ratlosem Schreck.

Aaf der Wandbank, mitten ia der schönsten Sonne und aufgeputzt wie an hohem Kirchenfesttag, saß die Staudaner-Julei. Wie ein lebendig gewordenes Farbenkästlein war sie anzuschauen: um die Schultern das buntgebtumte Fransentuch, auf dem Hutlein ein Sträußchen der roten Geraaien, die zur Winterszeit in den Stuben blühen, uad um den Schoß die Seidenschürze gebauscht, die in der Sonne bald blau wie der Himmel, bald rot wie Feaer schillerte. Ihr Hals und ihre Brust waren ganz umzittert vom Gefunkel der silbernen Kettlein und Schaumunzen. Und unter dem Schatten der Hutkrempe blühte dieses mollige, rosig verlegene Grübchengesicht, in den frommen Taubenaugen glänzte der sanfteste aller Unschuldsblicke, und ein süß verschämtes Lächeln spielte um das kirschrote Kiadermäulchen — ein Tischlein, das gedeckt ist für den Verliebten.

Doch Romaa stand wie ein Klotz bei der Thüre, Stirn und Wangen von dunkler Röte übergossen.

„. . . . . Du bist da?"

Sie nickte. Und während sie unter der Hutkrempe herverblinzelte, strich sie mit der Hand über die knisternde Seidenschürze. „Is net 's erstemal heut!"

„So? . . . Freilich, is wahr, hat mir's ja der Vater gsagt!"

Julei schwieg. Sie legte nur das hübsche Köpfchen ein wenig auf die Seite — und lächelte.

Da schien sich zu Romans Erregung noch die Verwunderung zu gesellen. Wieder etwas Neues an ihr: dieses Lächeln! Das kannte er nicht.

Noch immer schwieg sie, als hätte sie auf irgend etwas zu warten. Weil aber nichts geschah, verzog sie den roten Mund, wie es verdrossene Kinder thun. „Geh, du!" Dann sagte sie ernst: „Eins muß doch nachgeben! . . . Gieb halt ich nach!" Sie erhob sich, streckte die Hand and ging auf Roman zu.

Der sah ia der Stube umher, wie einer, der etwas vermißt. Und stotterte: „Wo hast denn d' Mutter?"

In Juleis sanften Augen zuckte ein Blitz des Aergers auf. „Bin dir ebba ich allein net gnug?"

„Ja, schon . . . aber . . . du allein, das bin ich halt gar net gwöhnt."

„Weil ich der Mutter davon bin . . . dir z'lieb!" Ganz

Sanftmut war sie wieder. Und während sie immer die Hand gestreckt hielt, lispelte sie verlegen: „Wenn ich mein Unrecht eingsehen hab . . . und wenn ich dir abbitten thu . . . da kannst doch auch nimmer so sein? . . . Oder ja?“

Zögernd nahm er Julels Hand.

Und da lächelte sie rasig zu ihm auf. „Bist mir wieder gut?“

„Freilich, ja!“

„Magst mich noch gern?“

„Aber freilich, ja!“

„Schatzl . . .“ Sie schmiegte sich an ihn und wollte den Arm um seinen Hals legen.

Aber da ging er und nahm seinen Hut von der Ofenstinge. „Jetzt müssen wir uns tummeln, sonst kommen wir zum Segen z'spat. Zammgläut hnben s' schon.“

Dieser jähe Abbruch der Versöhnungsfeier schien Julei nicht zu beunruhigen. Lächelnd sah sie mit ihren unschuldigen Augen an ihm auf und nieder und meinte mit sanfter Gefügigkeit: „Weil gar so viel sramm bist . . . müssen wir halt gehn!“

„Freilich, ja!“ Er drückte den Hut übers Haar. Doch als er schon die Thürklinke in der Hand hielt, sah er mit verstörtem Blick in Juleis Gesicht. Und seine Stimme zitterte. „Eins mußt mir nach sagen, Julei!“

„Was denn?“ Sie lächelte. „Heut dürfst alls von mir verlangen.“

„Is das wahr, daß . . . daß enker Mickei bei der Lausbüberei dabei gwesen is, die s' am Herrn Pfarr verübt haben?“ Er bohrte die funkelnden Augen in ihr Gesicht, als sollte ihm nicht die leiseste Bewegung ihrer Miene entgehen.

Aber Julerl wurde nicht rot, sie wurde nicht verlegen und erschrak nicht. Ruhig hielt sie den Spürblick seiner Augen aus und sah ihn verwundert an, als verstünde sie den Sinn seiner Frage nicht recht. Dann schüttelte sie ernst das liebliche Köpfchen, und langsam, wie ein Kind, das zu denken anfängt, sagte sie: „Jetzt ab er dabei gwesen is aber net, da bin ich mir selber net gwiß. Zutrauen dürft man's ihm schon . . . so einer is er, in. Wenn's aber wahr is, was d' Jungfer Kathrin aussagt, daß d' Fensterscheiben um Eins in der Fruh rum gscheppert haben, so muß er unschuldig sein.“

„So?“

„Ja! So viel Kümmernis hat's mir gmacht, daß d' mir hmb bist, weißt . . . und gar net schlafen hab ich können . . . am Sonntag auf d' Nacht. Und da hab ich's hören können, ganz gnau, wie er heimkommen is. Schlaf ja bei der Mutter in der Kammer, das weißt doch . . .“ Sie seufzte und schmunzelte ein wenig. „Und da hört man alls, was im Hausgang gichiehl. Ja . . . und erst dernach hat's Zwölfe gschlagen . . . auf unserer Uhr in der Stuben drausst. Mehr hnb ich net aussagen können.“

„Julei? . . . Und das is wnhr?“

„Aber gwiß!“ beteuerte sie ehrlich und sah ihm in die Augen auf jene Art, die man „treuherzig“ zu nennen pflegt.

Da konnte Roman, als wäre er der Schuldige, ihren Blick nicht mehr aushalten. Schwül atmend starrte er vor sich nieder und rückte den Hut. „Na ja . . . da is nix z' machen . . . müssen wir hnlt gehn!“ Er öffnete die Thür und trat in den Flur hinaus.

Schmunzelnd ging Julerl hinter ihm her und schab ein ganz klein wenig die feine rosige Zungenspitze zwischen den Lippen hervor.

Im Hausgang blieb Roman unschlüssig stehen und griff an alle Joppentaschen, als hätte er irgend etwas Wichtiges vergessen. „Richtig, ja . . . zum Hanspeter muß ich noch hinterschauen, wie's ihm geht.“

Aber da faßte ihn Julerl flink am Joppenzipfel. „Haben ja schon zammgläut! Kommst ja zum Segen z'spat!“ Ganz harmlos fügte sie bei: „Und der Hanspeter hat ja die beste Pflegschaft.“

„Freilich, ja! . . . Wird schon wieder da sein, die! . . . Is gscheider, ich bleib davon.“

Mit dem Kopf voran, als ginge es durch Sturm und übles Wetter, marschierte Roman in den sonnigen Morgen hinaus und schlug dabei einen Schritt an, daß Julei beinahe trippeln mußte, um sich an seiner Seite zu halten.

Auf der Straße — wollte sie seine Eile zügeln, oder war's eine Regung ihrer Zärtlichkeit? — schmiegte sie sich im Schnellschritt an seinen Arm und faßte seine Hand.

Roman wich auf die Seite, als wäre ihm Feuer an die Finger geraten. „Das laß gut sein! Weißt es ja: so ebbes mag dein Mutter net leiden. Und auf der Straßen! Daß uns d' Leut auslachen!“

Und die Straße war doch leer! Von allen Kirchgängern waren sie die letzten.

Schweigend hatte Julei diese Abfertigung hingenommen. Erst nach einer Weile schmollte sie: „Geh, du! So viel nachträgerisch bist!“

„Ich bin hnlt, wie ich bin. Und umdrazeln kann ich mich net. 's Liebste wär mir . . .“ Er verstummte, und immer hastiger wurde sein Schritt.

Die Sonne schien warm, aber lange nicht so heiß, daß man eine nasse Stirn bekommen konnte. Und dennoch nahm Roman immer wieder den Hut ab und fuhr mit dem Taschentuch über das Gesicht und rings um den Hals. Diese Hitze, die in ihm kochte, schien sich zu steigern, je näher sie der Kirche kamen.

Ein ums andere Mal sah ihn Julei von der Seite an. Immer forschender, immer unruhiger wurde ihr Blick. „Schatzl! Was hast denn?“ fragte sie endlich, alle Zärtlichkeit einer liebenden Seele in der Stimme. „Geh, sag mir's!“

„So viel Sorgen hab ich!“ fuhr's ihm mit galliger Verdrossenheit heraus. „Jetzt liegt der arme, gute Mensch daheim, und 's ganze Haus is leer . . . wenn er ebbes braucht!“

„Der hat ja sein Pflegschnst. Oder net?“

„Was weiß denn ich!“ Mit zornblitzenden Augen sah Roman sein sanftes Bräutlein an. „Die kann ja grad so gut in der Kirch sein! Telegraphiert hat s' mir's net. Und hast mich ja net hinter gehn lassen und schauen.“ Wieder fuhr er mit dem Taschentuch über die Stirne. „Und jetzt kann er daliegen, der arme Hascher, allein und verlassen!“

Julerl blieb stehen und blickte lächelnd zu ihm auf. „Wenn keins daheim is, da kunnten ja wir zwei heimgehn . . . und den Hanspeter pflegen? Wär ein christliches Werk!“

„Du und ich? . . . Da dank ich schön! Das wär die richtige Pflegschaft! Mach weiter!“ Mit treibenden Schritten marschierte er der Kirche zu. „Hoffentlich wird s' dabei sein . . . und net in der Kirch!“

Bei seiner Eile war Julei ein Stücklein zurückgeblieben. „Mußt ja an ihrem Stuhl vorbei!“ Sie kicherte. „Da siehst es ja.“

Er sah über die Schulter, lachte heiser und machte noch längere Schritte. Julei mußte trippeln, um gleichzeitig mit ihm den Friedhof zu erreichen. Bei der Kirchenthüre, vor welcher all die Frommen standen, die in der Kirche keinen Platz finden wollten, gnb es ein kleines Gedränge, bis Roman durchkam. Julei hatte sich an seine Joppe gellammert, und lachend gab sie die Püffe, die sie von beiden Seiten bekam, mit den Ellbogen zurück. Da sah sie zwischen den anderen Köpfen das spöttisch schmunzelnde Gesicht des Mickei. Noch immer lachte sie, aber ihre Taubenaugen schossen einen Zornblick nach dem Knechle.

Beim ersten Schritt in die Kirche spähte Roman nach den Betstühlen im hintersten Winkel. Zwei Plätze waren leer. Aufatmend — denn an leeren Plätzen geht man leicht vorüber — tauchte er die Hand in das Weihwasserbecken, nickte seinem Bräullein ein kurzes „Pfüet dich“ zu und huschte über die Stiege zur Emporkirche so flink hinauf, als ging' es zum Tanzbaden.

Julei mußte, weil die Plätze des Staudamerhofes in der ersten Reihe waren, durch die ganze Kirche nach vorne gehen. Mit niedergeschlagenen Augen, sittsam, wie es der Unschuld eigen ist, und ohne das Röcklein nur um das leiseste Schwenkerchen zu drehen, wanderte sie zwischen all den musternden Augen hindurch. Wer sie ansah, mußte an ihr sein Wohlgefallen haben. Nur Herr Felician Horadnm — er stand im weißen Chorhemd schon auf der Kanzel — runzelte die Stirne. Just hatte er die Predigt

beginnen wollen; doch als er die verspätete Kirchgängerin sah, wartete er, bis sie ihren Betstuhl erreichte. Hier empfing die Staudamerin ihr frommes Töchterlein mit einem wütenden Blick.

Und nun bekreuzte sich Herr Felician und sprach das Gebet vor der Predigt.

Eine seltsame Spannung schien in der Kirche zu herrschen; auf vielen Gesichtern sah man ein leises Lächeln, auf anderen den Ausdruck einer unruhigen Scheu. Kein Wisperlaut; aber man drehte die Köpfe, und die Augen redeten. Alle erwarteten, daß es heut eine ganz besondere Predigt geben würde — ungefähr wie jene, die Herr Felician an dem ereignisvollen Sonntag bei der Kirchenmauer gehalten. Die eingeworfenen Fensterscheiben und den blutig gestachenen Apostel der christlichen Nächstenliebe würde der Hochwürdige sicher nicht mit Schweigen übergehen. Und nach etwas anderes reizte die allgemeine Spannung. Das Evangelium dieses Sonntags lautete: „Jesus treibt einen Teufel aus." Das paßte! Und vermutlich hatte die Häuslschusterin recht gut gewußt, warum sie gerade an diesem Sonntag aus der Kirche fortblieb.

Herr Felician Horadam aber schien es übersehen zu haben, oder übersehen zu wollen, welch ein Thema an der Sonntagsordnung war. Denn ohne das Evangelium zu lesen, begann er gleich: „Andächtige in Christo! Meine geliebten Pfarrkinder!" Er legte die Hände auf die Brüstung der Kanzel, ließ noch einen Blick durch die ganze Kirche gleiten, und als er im hintersten Winkel die beiden leeren Plätze sah, schnitt sich ein Zug des Kummers in sein rundes, gutmutiges Faltengesicht. Mit müder Stimme begann er zu predigen — nicht von einem Teufel, der ausgetrieben werden soll — sondern von der Schöpferkraft und der alles erhaltenden, unversiegbaren Güte Gottes, der den Frühling erschuf, um nach hartem Winter aller frierenden Not des Lebens neue Wärme zu spenden, um trunende Augen durch den Anblick neuer Blumen zu erquicken, um das Reifen der Früchte vorzubereiten, die den Hungernden speisen sollen. Wie die Luft, diese Nahrung alles Lebens, auch in die tiefsten und dunkelsten Schlünde der Erde dringt, so quillt die schaffende Güte des Herrn mit jedem Regentropfen und Sonnenstrahl vom Himmel herab in den Schoß der Erde und belebt in jeder Scholle die schlummernden Keime, daß sie wachsen und ihre Halmlein treiben, daß sie blühen und die vollen Aehren setzen. Und was für den brachen Acker der gesunde Same ist, der aus der Hand des Sämanns fällt, das ist für unser schwaches und irrendes Menschenherz jeder Gedanke der Einsicht, jede Regung der Reue nach einer That, die nicht gut und recht gewesen. Das ist Gottessame, und jedes Herz, das in der Tiefe seiner Kammern diesen Samen empfängt und keimen läßt, wird Blüten treiben und reiche Aehren tragen.

Das war sein Thema. Fast eine Stunde sprach er. Immer reicher flossen ihm die Worte, immer mehr erwarmte sich seine Stimme, immer kräftiger klang sie, und vom Schweiß seines mahnenden Eifers begann ihm das Gesicht zu glänzen. Mit beiden Händen griff er immer wieder über die Brüstung der Kanzel hinunter, als möchte er die Herzen dort unten mit Fäusten packen, um es hineinzupressen in ihre Kammern: „Seid gut! Seid gut!"

Und ein Herz, das hatte er gepackt. Denn Jungfer Kathrin weinte, daß ihre gestärkte Halsbarbe von den fallenden Thränen ganz mürbe wurde und aus der Form geriet. Und auch sanft nach manch ein altes Weiblein hatte feuchte Augen, manch ein alter Bauer nickte zustimmend vor sich hin, indem er sich dachte: „Heut macht er's gut!" — und fromme Scheu bei halbem Verständnis in den Blicken, lauschten die Kinder, so lange sie nicht müd und schläfrig wurden. Doch auf der Emporkirche, wo die ledigen Burschen ihre Plätze hatten, da saß einer, der überhaupt nicht zu hören schien, sondern mit brütenden Augen vor sich hinstarrte und nur manchmal einen rattlosen Blick hinuntergleiten ließ zu der Stelle, wo die Plätze des Staudamerhofes waren. Die anderen Burschen aber paßten auf wie der Star aufs Pfeifen; bei jedem Wort, das sich halbwegs deuten ließ, gab's ein Gewisper und Getuschel, und als die Stunde schon fast vorüber war, da warteten sie noch immer auf die „Predigt", die erst noch kommen sollte. Auch drunten in den Männerstühlen drehte bald der eine, bald der andere das enttäuschte Gesicht seinem Nachbar zu, wie um zu sagen: „Was is denn? Mir scheint, es kommt nix!"

Man soll die Menschen nicht enttäuschen. Hätte Herr Felician all diese guten, von wahrhaft christlichem Geist durchwärmten Worte an einem anderen Sonntag gesprochen, so hätte er außer der Jungfer Kathrin und ein paar alten Leuten wohl noch so manch einem anderen in seiner „dampferen Herzensnacht ein kleines Lichtlein aufgezunden". So aber schien er selbst gegen das Ende seiner Predigt zu merken, daß er mit seiner christlichen Mahnung einen Schlag ins Wasser gethan und seine erwartungsvollen Schäflein nur enttäuscht hatte. Und als er das „Amen" gesprochen, da seufzte er aus bekümmertem Herzen und wischte sich mit seinem blau und rot getupften Taschentuch den Schweiß vom Gesicht.

Beim „Amen" erhoben sich alle in der Kirche von ihren Sitzen. Das gab ein Geräusper und ein Scharren mit den Füßen, daß es klang, als führe ein Bretterwagen über groben Kies.

Doch plötzlich wurde es wieder still in der Kirche. Denn Herr Felician hatte die Kanzel nicht verlassen, und alle merkten, daß er noch etwas zu sagen hatte. Da fing er auch schon zu sprechen an:

„Meine lieben Pfarrkinder! Die geistliche Sonntagspredigt ist vorbei, und ich will halt hoffen, daß von dem Samen, den ich aus meinem Seelsorgerherzen herausgeleert habe, manches Körnlein auf guten Boden fiel. Läßt es einer daneben fallen, so thut er es nur zu seinem eigenen Schaden! . . . Aber jetzt . . . jetzt hab ich euch noch etwas Weltliches zu sagen."

Wie sie die Ohren spitzten! Und Jungfer Kathrin erschrak, daß sie zu zittern anfing.

„Die Kanzel ist freilich nicht der Ort für weltliche Angelegenheiten. Aber weil es ein Dank ist, den ich öffentlich aussprechen möchte, so wird mir's der liebe Gott gewiß nicht übelnehmen, wenn ich das auf der Kanzel thue! . . . Seht, meine lieben Pfarrkinder, es war schon lange mein Wunsch, den Vorplatz vor meiner Hausthür recht schön pflastern zu lassen. Aber bei meinem bescheidenen Einkommen hab ich nie halt immer denken müssen, daß mich das Sammeln und Herführen der nötigen Steine ein bisserl viel kosten wird. Aber nun haben mir unbekannte Wohlthäter in der letzten Sonntagsnacht so viel Steine ins Haus getragen, daß ich das schönste Pflaster davon bekommen habe. Dafür sag ich diesen Wohlthätern meinen herzlichen Dank! Ich habe dem Pflaster die Form eines Kreuzes geben lassen. Und wenn in Zukunft einer von diesen Wohlthätern mit einer Sorge oder einem christlichen Anliegen in den Pfarrhof kommt, und wenn er wegschreiten muß über dieses Kreuz, so darf er sich in seinem Herzen denken: Zu dem Kreuz da hab ich auch ein paar Steinerln beigetragen! . . . Sa! Das hab ich euch noch sagen wollen!"

Fast atemlose Stille war in der Kirche, als Herr Felician die langen Aermel seines weißen Chorhemdes in die Höhe zog, sein Taschentuch zusammenwickelte und von der Kanzel herunterstieg.

Jungfer Kathrin nickte ihm mit nassen Augen zu, als hätte sie ihm sagen mögen: „Hochwürden, heut bin ich zfrieden mit Ihnen!"

Bei dieser stummen Anerkennung ließ sie es nicht bewenden; sie ging Herrn Felician nach in die Sakristei, drückte seine Hand und küßte sie.

„Geh weiter!" sagte er, in seiner Erschöpfung lächelnd. „Morgen zanuft in doch wieder!"

„Na, Hochwürden! Heut haben S' mir 's Herz umdreht' Auf Ehr und Seligkeit . . ."

„Nix verschwören! Warten wir 's lieber ab!"

Und Herr Felician duckte den Kopf, um sich vom Kirchendiener das Meßgewand überhängen zu lassen.

In der Kirche gab es, als der Pfarrer in der Sakristei verschwunden war, ein Köpfedrehen und ein Gesumm, als begänne ein Bienenschwarm auszufliegen. Bei den Weiberleuten und dem verständigeren Teil der Männer hatte dies kurze Nachwort über das Pflaster vor dem Pfarrhaus aufgiebiger gewirkt

Herzensangelegenheiten.
Nach dem Gemälde von A. H. Schram.

Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl in München.

als die ganze langr, gutr Predigt. Und der Waldhofer war der erste, der nach der Emporkirche schaute und dazu nickte, als möchte er hinaufschreien: „Jetzt, Buben, jetzt könnts enk schamen!"

Von droben aber guckten sie mit ruhigen Augen herunter, ein wenig aerwundert nur, als wüßten sie nicht recht, was loswäre. Da wallte jeder zeigen, daß ihn die Sache nichts anginge. Dem einen und anderen, freilich, stand das Blut mit dunkler Röte im Gesicht, doch nicht als Bild der Scham, sondern als ein Zeichen jenes Aergers, den in bockdeinigen Naturen eine gut veradreichte moralische Ohrfeige zu erwecken pflegt. Aber sie schluckten ihren Zorn und hielten aus Vorsicht den Schnabel im Zaume. Schließtich waren sie doch in der Kirche!

Um sa lebendiger ging es draußen vor dem Kirchthor zu. Da hatten sie nur halb gehört, aber ein paar Burschen, die noch im Kirchgang gestanden, hatten den „Dank", den Herr Felician ausgesprochen, den anderen gleich hinausgetragen. Doch was bei diesem Wandern von Mand za Mand aus der Sache wurde, das glich einem Vogel, der durch viele rupfende Hände ging — die desten Federn sind ihm schon ausgerissen, bevor er in dir letzte Hand gerät. Diese letzte Hand gehörte dem Staudamer-Mickei, der auf der Friedhofmauer saß, um die Pausr zwischen Predigt und Hochamt für ein paar „Koster" aus seiner Pfeife zu benutzen. Als sich die paar Burschen mit ihrem Getuschel um ihn her drängten, lachte er: „Ui jegerl! Der Herr Pfarr! Fein möcht er sich aufsiwurzeln! Aufbracht haben s' nix, schimpfen traut er sich nimmer . . . jetzt draht er d' Schokaladseiten aussi und möcht vor der ganzen Gmein über die Buben spötteln. Das soll er sich fein ein audersmal überlegen! Sonst kunnt ihm ebbes passieren!"

„Thn net so laut!" zischelte ihm einer der Burschen zu. „Hören 's ja die andern! Und d' Haldscheid hat er eh schon auf seiner Seiten. Für die Angfrömmelten hat er Trampf gspielt, heut."

Mit flüsternden Stimmen tuschelte das „Träuplein" weiter.

Rauschruden Klanges begann in der Kirche die Orgel za spielen, ein Zeichen, daß Herr Felician mit dem Kelch zum Hochamt ging.

Mickei erhob sich und schod die Pfeife in die Joppentasche. „Also, Buben, so bleibt's! Bis zum Charsamstag halten wir uns stad! 's ander findt sich schon alls. Mein liebenhölzigs Schamel hat schoa seine Füß. Aber Kraut beißen, gelt!" Das bedeutete: die Zunge wahren!

Mit dieser Mahnung an die Kameraden wollte er die Mauer verlassen — denn seiner Christenpflicht muß der Mensch doch genügen, und wär' es auch nur unterm Kirchenthor.

Da sah er, daß jemand vam unteren Dorf über die stille Straße heraufkam. Er machte die Augen klein und kicherte, wie man sich über einen guten Einfall freut. „Schauts an, Buben! Da kunnt man gleich sa ein dißl Hexenprod halten!" Und lachend schwang er das Bein über die Maur.

Von den Kameraden einer wallte ihn zurückhalten. „Mach keine Gschichten, derweil s' Kirch halten! Versaumst ja 's Offertori!"

„Ah was! Der Herr Pfarr is aon die Laagsamen einer. Der liest net sa gschaind." Seinen Arm befreiend, ließ sich Mickei von der Friedhofmauer auf die Straße hinuntergleiten.

Als wäre die Sonne neugierig, was da geschehen würde, so tauchte sie über den hohen Dachgrat des Wirtshauses heraaf, dessen Schatten auf der Straße gelegen. Umschimmert von ihrer Strahlenflut, von wrtcher Herr Felician in seiner Predigt gesagt hatte, daß mit ihrem Lichtglanz und mit ihrer Wärme alle Frühlingsgnade des Himmels herunterflösse auf den Keim jeder guten That und auf jedes redliche Mrnschenherz, war der Staudamer-Mickei inmitten der hellglänzenden Straße anzusehen wie ein großer leuchtender Edelstein auf funkelndem Goldgeschmeide. Drn Hut zurückgeschoben, dreitspurig und die Daumen im Ausschnitt der Weste, stand er und wartete, während droben bei der Frirdhafmaurr die Kameraden neugierig die Hälse streckten.

Mit hastigen Schritten kam Lisbeth die Straße herauf. An einem Stricklein trug sie eine irdene Kanne, als hätte sie einem Schnitter die Mittagskost aufs Feld zu bringen — die Altenöderin hattr für den Hanspeter „saure Fisolen" gekocht, die er gernr aß, und Lisbeth wollte dem Kranken das Gericht noch warm in die Stube dringen. Drum ihre Eile. Doch als sie den Burschen gewahrte, verzögerte sie den Schritt.

Ahnte sie, daß diese Schildwach ihr zu Ehren auf der Straße stand, und wollte sie einem ädlen Gruß aus dem Wege gehea? Denn als sie zur Ecke des Wirtshauses kam, dog sie in einen Seitenpfad gegen dir Wiesen ab.

Droben bei der Friedhofmauer lachten sie, und das wirkte wie rin Puff auf den Unternehmungsgeist des Staudamerknechtes. Mit rin paar raschen Sprüngen vertrat er dem Mädchen den Weg.

Lisbeth blieb stehen. Ihr Gesicht war bleich und erregt. Aber das war nicht Angst — den Kummer, der aus ihren Jügen redete, hatte sie von zuhnuse mitgebracht.

Ruhig ließ sie die großen, dunklen Augen an dem Burschen hinaufgleiten, während sie fragte: „Was willst von mir?"

„Wissen möcht ich gern eddes!"

„Was?"

„Ob 's wahr is, wie d' Leut sagen . . ." Mickei redete laut, damit es die bei der Mauer droben hören möchten, „ob 's wahr is, daß eine, die schoa richtig gschmirdt is mit der Besenfald, kein krbigs Mannsbild nimmer dusseln darf?"

Die Empörung trieb ihr das Blut in die Stirne. Doch sie verlor ihre Rahe nicht. „Nad ich hab mir denkt, du willst nachschaaen auf der Straß, od 's vom Hanspeter her noch blutig is?"

„Ah na!" Lächelnd trat er auf Lisbeth zu. „Aber der hätt ich gern ein Gfallen than . . . weil d' Leut allweil sagen, daß d' schoa in der Lehr bist, und daß auf deine Buschen der Gwisse abanniert wär, aon dem dein Mutter 's Hinkere glernt hat. Geh, gieb eins her . . . das thät dein Unschuld dewesea!"

Bei der Mauer droben schienen sie nicht gut zu hören, denn sie legten die hohlen Hände hinter die Ohren. Aber nun hörten sie nicht besser, sondern sahen nur, wie Lisbeth der freigewordnen Fußweg hinunterging, während Mickei gegen die Hecke taumelte und bis an die Kniee im Straßengraben aerschwand.

Im Vorfrühling, wenn all die trüben Bäche rinnen, ist ein Dorfgraben kein reinliches Quartier. Mickei bekam das zu merken, als er mit schlammtriefenden Beinea auf die Straße stieg. Mehr durch das schadenfrohe Gelächter seiner Kamerden als durch den üblen Ausfall seiner Hexenprobe zur Wut gereizt, drohte er mit der Faust hinter Lisbeth her und zischelte: „Wart, du! Am Charsamstag! Kammst mir oder kommst mir net . . . sehn thu ich dich!" Während droben die Burschen zum Kirchther liefen, um das „Offertori" nicht zu aersäumen, begann er in der warmen lachenden Sonne mit seinem schön polierten Messer den Schlamm aon sich adzuschaben.

Lisbeth hattr die Wiesen schon überschritten. Und bis zum Waldhof war's aur noch ein kurzer Weg. Beim Anblick des stattlichen Hauses wurde ihr Gang immer langsamer, als müßte sie sich für sich zwingen zu jedem Schritt. Ihr Atem war heiß erregt, ihre Lippen zitterten, und auf der Schwelle der offenen Hausthür blieb sie ein Weilchen stehen und drückte den Arm über die Aagen.

Dach als sie zu Hanspeter in die Kammer trat, konnte sie ruhig sagen: „Guten Morgen, Peterl! Is dir's gut gweien in der Nacht?"

„Ah, freilich, thut's schon, ja!" Es ging über sein fleckiges Gesicht, als hätte zum anderenmal die Sonne in seine Kammer hineingreuchtet. „Jetzt maß ich rein ein dißl gschlafen haben, weil ich 's Kirchaustäuten überhört hab." Da sah er es ihr an den Augen an, daß irgend etwas nicht richtig wäre. „Kind?... Was hast denn?"

Schweigend reichte sie ihm die Hand und schüttelte den Kopf. Erst der Anblick seines fleckigen Gesichtes machte sie sprechen. „Ja mein, Peterl, wie schaust denn aus! Bist ja voller Ruß!"

„Wird wohl d' Lampen ein wengl graucht haben in der Nacht."

Sie ſtellte die Raine auf das Fenſtergeſims, tauchte das Handtuch mit dem Zipfel in den Waſſerkrug und wuſch die Rußflecken von Hanspeters Geſicht. Dazu lachte er ein wenig, halb vertegen und halb in Wohlbehagen.

Der Ruß war weg, aber die grünen und blauen Flecken, die blieben.

Lisbeth trat zum Fenſter, ſäuberte an der Schürze einen Löffel, der auf dem Geſimſe lag, und nahm den Deckel von der Raine.

„Was haſt dena da?"

„Saure Fiſolen hat dir d' Mutter gmacht, weil du's ſo viel gern magſt."

Hanspeters Augen glänzten auf. „D' Mutter! Schau nur aa! Hat ſich d' Mutter wieder plagt wegen meiner!" Er ſetzte ſich auf und glättete mit ſeinen ſchweren Händen die Lodendecke, als bekäme ſie jetzt ein koſtbar Ding zu tragen. „Hungern thut mich gar net . . . aber weil ſ' d' Mutter kocht hat, ſchmecken ſ' mir ohne Hunger grad ſo."

Lisbeth hatte ihm die Raine aufs Bett geſtellt, und mit langſamer Vorſicht rührte Haaspeter die Speile um. Als er den erſten Löffel nehmen wollte und den Mund ſchon geöffnet hatte, begann die große Kirchenglocke zur Waadlung zu läuten. Hansveter legte den Löffel wieder hin und bekreuzte ſich. Während er betete, ſah er immer auf Lisbeth, als ginge ihm ein Gedanke mit Unruh durch den Kopf. Als er ſich aber kaum bekreuzt hatte, fragte er ſchon: „Ja Kindl, is ja die Kirch noch gar net aus? Warum biſt denn net drin? Und grad heut wär 's Beten ſo viel preſſaati gweſen! Wirſt doch meintwegen 's Amt net verſaumt haben?"

Lisbeth, die ſich beim Geläut der Glocke am Fenſter niedergekniet hatte, erhob ſich. Doch trotzdem ſchwieg ſie auf ſeine Frage. Die Wahrheit wollte ſie ihm nicht ſagen, und lügen konnte ſie nicht.

„So red doch, Itſabeth! Warum biſt denn net drin?"

„Weil d' Mutter daheim . . . weil ſ' daheimbteibea hat müſſen. Und da bin ich halt bei ihr blieben und hab ihr ſtatt der Predigt fürgleſen aus der Scheift."

„So ſo? D' Mutter?" Das war für Hanspeter ein Grund, hinter dem es kein Denken und Fragen mehr gab. „Freilich, d' Mutter, die wird ſchon wiſſen, was ſ' that! Und wo d' Mutter is, weißt, da is unſer Herrgott allweil. Die hat überall Kirch! . . . Na aa, macht nix! Heut hilft er ſchon, unſer Heergott. Das hat er mir gſagt. Mit die Glocken hat er mir's gſagt . . . und mit'm Sunnſchein, ja." Er wollte lachen, aber die Stimme ertoſch ihm halb. „Heut muß er helfen! Da hab ich mein Zuverſicht. Heut dürf er net anderſt. Der liebe Heergott, weißt, der hat ſeine Paeigraffi . . . die ſind ein bißt auberſt wie die unſeigen . . . aber einhalten thut er ſ'! Und feſt! . . . Da thu dich net ſorgen, Itſabeth! Na na! Enker Häuſt bleibt der Mutter. Da kannt ich ſchwören drauf." Er begann zu eſſen. „Und ſo viel gut ſind ſ', enkere Fiſolen D' Mutter halt! D' Mutter!"

Lisbeth hatte ſich zum Fenſter gewendet, um die Thränen fortzutrocknen, die er nicht ſehen ſollte.

Langſam aß er, als möchte er jeden Biſſen doppelt genießen. Ohne Hunger leerte er die ganze Raine. Dazu brauchte er ſo lange, daß man das Hochamt ſchon ausgeläutet hatte, bis er fertig wurde.

Nun lag er in die Kiſſen zurückgelehnt und konnte durchs offene Fenſter das luſtige Schwatzen der Leute hören, die von der Kirche kamen.

„Ja ja," ſagte er nickend, als verſtünde er dieſe Heiterkeit der Menſchen, „heut muß ein feiner Tag ſein? Gelt? . . . Und erſt für uns! . . . Schier alls is wieder gut! Und d' Mutter darf ſich nimmer ſorgen! Und du biſt da! Und mein Roman . . . den hab ich ſeit geſtern nacht auch wieder auf gteich . . . ſchiergar! Jetzt hat er ſ' wieder, d' Lieb! . . . Gelt, ſo viel gut is er gweſen mit dir!"

Lisbeth ſchien nicht zu hören. Neben dem Fenſter ſtand ſie an die Mauer gedrückt und ſtarrte auf die Straße hinaus.

Hanspeter hob ſich aus den Kiſſen. Als er Lisbeths Geſicht und Augen ſah, erſchrak er. „Kindl? . . . Was haſt denn? . . . Als ob dir 's Glück vorbeiging und thät ſich net umſchaun auf dich!"

„Umgſchaut hat's ſchon . . ." Sie wußte nicht, daß ſie ſprach. Und nun erſchrak ſie ſelbſt.

„Itſabeth?"

„Friſch Waſſer muß ich dir holen!" Sie nahm den Steinkrug vom Boden und verließ die Kammer. Draußen, im finſteren Gang, da blieb ſie ſtehen, wie von einem Schwindel befallen, und preßte die Wange an die kalte Mauer — — — —

Und auf der Straße, unter der lachenden Sonne, fragte das ſanfte Julert mit etwas gereiztem Kichern: „Warum ſchauſt dich denn allweil um, als hätſt den Waldhof noch nie net gſehen?"

„Ich weiß net," marrte Roman, deſſen Laune ſich in der Kirchenluft eher verſchlimmert als gebeſſert hatte, „jedsmal hab ich die liebſte Freud ghabt, ſo oft ich mein Haushof angſchaut hab . . . und gar nimmer gfallt er mir jetzt! . . . Wird ihn der Vater ſchon weißnen laſſen müſſen aufs Fruhjahr."

Julei ſchmunzelte und fuhr mit dem Finger über die Kanten des Gebetbuches. „Ein bißl, ja, ein bißt darf er ſich ſchon aufputzen, der Waldhof . . . nach die Oſtertag"

„. . . . . So? Meinſt?"

Schweigend gingen ſie ein Stücklein die Straße hin, während vor ihnen die Staudamerin zwiſchen dem Nachbar und ſeinem Weib in erregtem Diſput mit dem Roſenkranz ſchleakerte.

Als ſie gegen die Wieſen abbogen, aus deren braunem Raſen ſich über Nacht ein blaſſer Schimmer des erſten Grüns hervorgeſchoben hatte, machte Julert ein ernſt gedankenvolles Geſicht und ſagte: „Heut in der Kirch, da hab ich mir's ſo übertegt . . . am Gründonnerstag nach der Kumlion kunnten wir 's Brauteraml machen . . . an ſo eim Tag, mein' ich, nimmt er's aet bſunders gnau, der Herr Pfaer . . . and am Oſterſonntag kunnt er uns 's erſtemal verkünden"

Schwül atmend nickte Roman vor ſich hin — und ſchwieg.

Lächelnd drängte ſie ſich an ſeinen Arm und ſah mit einem liebevollen Blick ihrer Taubenaugen an ihm hinauf. „Was meinſt?"

„Da muß ich erſt wiſſen, was der Vater meint."

„Dem is alls recht. Bei dem hab ich ſchon auf d' Stauden klopft, neutich, wie ich drunten war . . . deintwegen."

„No ja . . . wann mich net brauchſt dazu, mach's halt aus mit ihm! Einmal muß 's ſein!"

Sie hatten die Hecke erreicht, hinter der die Staudamerin ſchon verſchwunden war. Der Anblick dieſer Hecke ſchien in Roman eine unbehagliche Erinnerung zu wecken. Mit verdroſſenem Geſichte rückte er den Hut und ſah ſich um.

Julert ſchürzte gekränkt das kirſchrote Mäulchen. „Geh, ich weiß ſchon gar nimmer, wie mir fürkommſt! . . . Was ſchauſt denn ſchon wieder um?"

„Ob ebba der Mickei net wieder daherraffelt!"

„Ah na, der kommt heut net!" ſagte ſie ſchnell, als wäre das eine Sache, die ſie ſicher wußte. Dann faßte ſie zärtlich ſeine Hand. „Schatzl . . ."

„D' Mutter is weit voraus, und ſie hat 's net gern, waan zrackbleibſt . . . das weißt ja!" Mit ein paar flinken Schritten war Roman über die Hecke hinaus.

In Juleis ſanften Taubenaugen funkelte ein Zornblick. Doch als ſie den Vertobten eingeholt hatte, tächelte ſie wieder.

Nun kamen ſie zu der Stelle, an der ſie damals auseinander gegangen waren. Roman lachte heiſer. „Kennſt das Platzl da?"

„Ja", flüſterte Julerl mit dem Augenaufſchlag der reuigen Sünderin. „Trag mir's halt nimmer nach! Und laſſen wir's gut ſein!"

„Sag ich denn ebbes? . . . Hab ja bloß gfragt, ob das Platzl kennſt!"

Dann ſprachen ſie kein Wort mehr, bis ſie den Zaun des Staudamerhofes ſchon faſt erreicht hatten. Julerl machte kleinere

Schritte und warf einen spähenden Blick nach der Mutter, die sich eben von den Nachbarsleuten verabschiedete. Nun klammerte sie die Hand um Romans Arm und flüsterte: „Ich soll dir 's net sagen, d' Mutter hat 's verboten ... aber unserem Vetter is d' Hanserin durchgangen, und nach'm Essen muß d' Mutter ummifahren ... und ich bleib daheim.“ Ein seltsames Lächeln veränderte völlig ihr hübsches, rosiges Grübchengesicht, und die Kapellenthürchen öffneten sich an ihren Augen, in denen es glitzerte und glühte. „Kommst ein bißl?“

Ganz verloren blickte Roman in dieses verwandelte Gesicht, und langsam schüttelte er den Kopf, als wäre die dunkle Frage in ihm: Wie viel Gesichter hat sie denn? Schon wieder ein neues?

„Kommst?“

Er thut einen stockenden Atemzug und schien selber nicht recht zu wissen, was er antwortete. „Gwiß kann ich 's net sagen ... leicht, daß mich der Hanspeter braucht.“

„Der Hanspeter? Sa? ... Und ich?“ War es Zorn, der ihr die Thränen in die Augen trieb? Oder Kränkung, die ihr zärtliches Herz empfand? Doch wahl das letztere, denn ihre Stimme klang so schmerzlich und dabei so sanft: „Ich durft wahl gar nix brauchen? Bin ich denn gar nimmer da für dich? Und gar kein Recht fall ich haben?“

„Freilich, 's Recht auf mich, das hast!“ Roman nickte vor sich hin, als gäb' es auch für ihn keinen Zweifel an dieser ernsten Thatsache.

„Und kammst ein bißl? Gelt?“

Da rief die Staudamerin vom Zaunthor her: „Was is denn? Seids beim Rosenkranz schon wieder dahint um ein Vaterunser? ... So eine verliebte War! Bis da ein Schrittl zweg kommt, draht sich d' Welt ein halbs mal um!“

„Grad hat er giagt, daß er zum Essen heim muß!“ antwortete Julei, plötzlich wieder in das kindliche Julerl verwandelt. Nur die kindlichen Augen waren's nicht, mit denen sie unter dem Hutrand hervorblinzelte, während sie ihrem Verlobten mit allem Anschein sittsamer Zurückhaltung die Hand reichte. Und so laut, daß es die Mutter hören konnte, sagte sie: „Pfüe Gott ... am Sonntag wieder!“

Roman gab den Gruß nicht zurück. Doch er faßte Juleis Hand und sah ihr mit ernstem Blick in die Augen — wie einer den Weg übers Glatteis mißt, unter dem ein See sich in dunkle Tiefe senkt; etwas Unheimliches beschleicht ihn, aber es ist der Weg seines Lebens, er kann nicht mehr zurück und muß ihn gehen!

Juleis Grübchengesicht wurde dunkelrot bis unter den Hutrand hinauf. „Wie du ein anschaun kannst!“ Kichernd löste sie ihre Hand — fast brauchte sie Gewalt dazu, denn Roman hielt fest — und lief zur Mutter hinüber.

Die Staudamerin empfing sie mit gerunzelter Stirn und mißtrauischen Augen. „Du?“ zischelte sie. „Hast es ihna ebba giagt?“

„Was?“ fragte Julerl in aller Unschuld.

„Daß ich fort muß, heut?“

„Aber Mutter!“ schmollte das gute Kind gekränkt. „Wie kunnt ich denn ebbes sagen, was d' Mutter verboten hat?“

„Das will ich hoffen, ja!“

Julei ließ die Mutter voran ins Haus gehen, wandte blitzschnell das Gesicht und nickte lächelnd auf die Wiesen hinaus.

Roman stand noch immer auf der gleichen Stelle. Als Julei im Haus verschwunden war, bewegte er die Schultern unter der Joppe und schob den Hut zurück. Tief atmend grub er die Hände in die Taschen und wandte sich zum Heimweg. Erst ging er langsam, dann schneller und immer schneller. Und wie er dabei vor sich hinsah — immer war's nach der gleiche Blick, mit dem er in Juleis Augen gesehen.

Und als er heimkam — so im Schuß, wie er war, ging's hinter in Hanspeters Kammer, als läge ihm etwas auf der Seele, brennend heiß, als bedürfte er jetzt eines Menschen, von welchem er wußte: Dem darf ich alles sagen, der weiß den richtigen Rat — was der mir sagt, soll gelten!

Nun stand er in der kleinen Kammer, blickte auf wie ein Erwachender, sah erschrocken die Lisbeth an und stammelte: „So? ... Bist wieder da?“ Mit der einen Hand an seinen Hals greifend, tastete er mit der anderen hinter sich nach der Thürklinke. „Da kann er mich ja graten ... der Hanspeter!“ Und da war er schon wieder draußen.

„Mandi!“ rief Hanspeter. „Aber Mandi? Was is denn mit dir?“

Doch die Thüre that sich nicht wieder auf.

„Ilsabeth ...“ In Unruh stemmte sich Hanspeter aus den Kissen. „Ilsabeth?“

Sie schwieg. Nur ihre Augen fragten.

„Hast mein Roman angschaut? Der muß ebbes haben! So viel sorgen thut's mich ... der muß ebbes haben!“

Draußen vor dem offenen Fenster giag pfeifend der Hüterbub vorüber.

„Bub! He! Bub, da komm ein bißl her!“

Mit vergnüglichem Grinsen tauchte das Gesicht des Buben am Fenster auf. „So? Brauchst mich wieder? Pressiert's?“

„Na na! Nix für mich!“ stotterte Hanspeter. „Aber um Gottschrifti Lieb ... geh, lauf und sag, daß der Hansjohn an Sprüngl hinterkommt zu mir!“

Der Bub lief davon, kam nach einer Minute wieder und rief zum Fenster herein: „Jetzt hat er kein Zeit, jetzt muß er essen, sagt er.“

Hanspeter ließ sich in die Kissen fallen. In Unruh spielten seine Hände auf der Ladendecke und zupften an den Fäden, die seine plumpen Finger doch kaum zu fassen vermochten. Und immer wieder murmelte er das gleiche Wort vor sich hin: „Was muß er denn haben? ... Was muß er denn haben?“

Lisbeth suchte ihn zu beruhigen, obwohl ihr selbst die Stimme zitterte.

Nach einer Weile kam die Hausmagd und brachte für Hanspeter das Essen. Sie warf einen schiefen Blick auf Lisbeth und stellte dem Kranken den Teller auf die Bettdecke. „Da hast!“

Aber Hanspeter schob den Teller beiseite, der auf die Dielen gepurzelt wäre, wenn ihn Lisbeth nicht aufgefangen hätte. „Madl! Geh, thu mir den Gfallen und sag dem Hansjohn, daß er ein bißl hinterkommt zu mir!“

„Allweil,“ brummte die Magd, „allweil hat man kein Plag mit dir!“ Sie ging und brachte die Antwort: „Jetzt hat er kein Zeit net, sagt er, jetzt muß er fort.“

„So so?“ Hanspeter streckte sich seufzend. „Jetzt muß er fort! ... Freilich, ja! Wird ja bald Zeit sein zur Gmein!“ Und wieder murmelte er: „Was muß er denn haben? Sein Gsicht, sein guts, is völlig ein anders gwesen!“

Nun war es still in der Kammer. Kein Laut, als das schwere Atmen des Kranken und draußen das Gegurgel des Hofbrunnens.

Lisbeth, die Stirn auf ihre Hand gelehnt, saß gegen das Fenster gewendet und blickte in das sonnige Blau hinaus. Jetzt erhob sie sich hastig, als hätte sie sich plötzlich ihrer Pflicht als Krankenpflegerin erinnert. Sie schob den Teller wieder vor Hanspeter hin und fragte: „Magst net essen, Peterl?“

Er schüttelte den Kopf. „Stell's zum Fenster auffi! Wird schon einer kommen, dem's schmeckt.“

Der kam auch. Noch gar nicht lange stand der Teller draußen auf dem Gesimse, als die Stimme des Hüterbuben zum Fenster hereinklang: „Thät's ebba was übrigs sein ... das da?“

„Ja, Büberl, iß und laß dir's anschlagen!“

Kichernd packte der Hüterbub den Teller und fragte nicht lange nach Löffel oder Gabel.

Hanspeter richtete sich auf. „Aber ein Gfallen thust mir, gelt?“

„Was für ein?“ fragte der Bub mit vollem Mund.

„Laufst mir zum Kirchplatz auffi, magst? Und thust ein bißl auflusen, was man verhandelt in der Gmein! Und nach der Kirch, da kammst und sagst mir's, gelt?“

Pantend gab der Bub als Antwort ein paar Laute, die sich nach Belieben deuten ließen. Aber es war wohl ein Ja dabei, denn als er den geleerten Teller auf das Gesimse zurückgestellt hatte, raunte er gegen die Straße davon.

Hanspeter, der mit gekrümmtem Rücken im Bette saß, die Hände schlaff im Schoß, war wieder in sein Brüten versunken.

Lisbeth trat zu ihm und strich ihm mit der Hand übers Haar. „Geh, schau, Peterl, so viel aufregen thust dich wieder! Und das is dir net gut! Hat's ja der Herr Dokter giagt, du

Uebungsfahrt mit dem Rettungsboot des Bregenzer Segelklubs.
Nach einer Originalzeichnung von M. Zeno Diemer.

sollst dich hüten vor jeder Veralterazion. Wie magst denn gsunden, wann dem Herrn Dotter net folgen thust!"

Mit schwimmendem Blick sah Hanspeter zu ihr auf. „Was meinst denn, daß er haben kann? ... 's erstmal in achtzehn Jahr, daß er kein Zeit net hat für mich!" Immer größer wurden seine Augen, aus denen die Angst noch deutlicher redete als aus dem zitternden Klang seiner Worte. „Oder meinst, er hat schon ebbes ghört, wie's in der Gmein um enker Häusl steht? Und er mag's net sagen ... vor dir net sagen, daß er dir net weh thut, weißt ... denn mein Roman, der is von die drei, vier Guten einer! Mar' und Joseph! Es wird doch net ..." Er konnte nicht weiter sprechen, so schnürte ihm die Sorge den Hals zusammen.

„Aber geh, was thust dich denn ängsten! Is ja die Gmein noch gar net gwesen!"

„Ja ja, hast recht!" Langsam hob er die schwere Hand an seine Stirne. „Jetzt geht's mir schon, wie dem Roman in der Nacht. Alls lauft mir durcheinand. Kunnt schon sein, daß ich noch Roman sag zu dir! ... Aber was meinst denn, Kindl, was kann er denn haben?"

„Leicht hat er ein Verdruß mit die Burschen ghabt. Oder sonst mit wem."

„Meinst ebba, mit der Julei?"

Da schoß ihr das Blut ins Gesicht, und erschrocken stammelte sie: „Das hab ich net gmeint."

„Na na! Hast recht! So ebbes kann's net sein. Sein Julerl, weißt, die is ihm's Liebste. Die is ihm 's Best. Na na! Er muß ebbes anders haben." Wieder tauchte die Sorge in ihm auf, die nicht ruhen wollte. „Wird ihm doch der Vater net gsagt haben, wie's gehn kunnt in der Gmein ... ebba net gut?" Doch er selbst beschwichtigte sich wieder und schütteite den Kopf. „Na na! Da dürf ich kein Sorg net haben. Unser Herrgott, der is bei der Stang, der laßt net aus. Aber dazuthun müssen wir 's unsrig! ... Jetzt heben s' bald an mit der Gmein! ... Komm, Ilsabeth, da setz dich her zu mir! Komm! Rufen wir ein dißl zur heiligen Mutter auffi! Die vermag gar viel. Die kunnt ein festen Fürspruch machen für enk. Was Mutter heißt, da drauf, da hab ich mein Zuversicht!"

Die Hände ineinanderkrampfend, ließ er sich in die Kissen zurückfallen, und während ihm links und rechts von den Augen die Thränen über die grünfleckigen Schläfen hinuntertröpfeiten, sprach er mit aller Inbrunst eines hoffenden Herzens die Absätze der Marienlitanei.

„Bitt für uns!" fiel Lisbeth immer ein, mit leiser Stimme. Sie hielt die Hände im Schoß verschlungen, und mit einem Blick, als wäre nur die Angst in ihr und keine Hoffnung, sah sie in dürstender Sehnsucht hinaus in den Sonnenschein, der das offene Fenster umflimmerte.

Als die Glocken zum Rosenkranz zu läuten begannen, verzerrte sich Hanspeters Gesicht in starrem Lächeln. „Die Gmein muß aus sein! Ja! Und jetzt ..." Er tastete nach Lisbeths Hand und preßte sie. „Jetzt, Kindl, is alls gut! Jetzt hat er gholfen ... und d' Mutter dhalt ihr Häusl ... und alls is gut." Während er redete, wurde sein Lächeln immer freier und fröhlicher, als wüchse ihm nach einem letzten bangen Zweifel der Glaube mit festen Wurzeln ins Herz. „Aber gelt ... jetzt müssen wir Vergeitsgott sagen ... weil er gholfen hat!"

Mit ruhiger Stimme begann er das „Dankgebet für unerwartete Hilfe Gottes in höchster Not". Und dann den Rosenkranz. Und eins ums andere sagte er alle Gebete herunter, die sie jetzt in der Kirche sprnchen. Langsam und immer langsamer. Denn er wollte die ganze Kirchenzeit mit Beten ausfüllen. Und noch immer betete er, als man von der Straße schon das Schwatzen der heimkehrenden Leute vernahm.

Jetzt schob der Hüterbub seinen Zauskopf zwischen den Gitterstäben des Fensters herein und lachte. „Bin schon da! Und alls hab ich ghört in der Gmein! Alls und alls! Am Bach drunt wird ein neus Bruckl baut. Und der Postbot kriegt fünf Mark Ausbesserung. Und der Bachbauer darf mit seim neuen Stadel dis auf d' Straßen aussirucken. Und dem Herrn Pfarr wird d' Rechnung für d' Fensterscheiden zahlt. Und im Wirtshaus müssen s' um Else Polizeistund machen. Und der Flurschütz darf sich ein Hund halten zum Wildabtreiben." Der Bub schnappte nach Atem und lachte wieder. „Und so schön stad is 's zugangen in der Gmein! Gar nix hat's geben! Gar net emsig is 's gwesen heut."

„Und ..." Hanspeter mußte schlucken. Er hatte sich weit aus dem Bett gebeugt und eine Hand um den Arm der Lisbeth geklammert, deren hurrender Blick an den Lippen des Vaters hing. „Und von der Nannimai ihrem Häusl ... hast da nix ghört davon?"

„Na! Da hab ich nix ghört. Da is nix gredt worden davon. Jetzt hab ich dir alls schon gsagt." Und der Bub verschwand.

„Gelt, Ilsabeth! Gelt!" Hanspeter that einen Schnaufer, daß ihm die Brust bis ans Kinn heraufwuchs. „Gelt, ich hab recht ghabt! ... Gleich gar nimmer gredt is worden davon. Das hat unser Herrgott gar nimmer zulassen. Und alls bleibt, und dein Mutterl hat ihr Häusl, und alls is gut." Lächelnd fiel er in die Kissen zurück. „O jegerl, is mir jetzt wohl! ... D' Leut, no ja, die sind halt, wie s' sind! ... Aber unser Herrgott! Der is halt auch, wie er is! Da kannst dein Zuversicht drauf haben!"

Lisbeth wollte sprechen. Doch lauschend hob sie das Gesicht, und matte Röte huschte ihr über die Wangen. Draußen vor dem Haus, auf dem Steinpflaster, klirrte der dasige Schutt genagelter Schuhe. Die Schritte entfernten sich. Und dann hörte man vom Zaunthor her den alten Waldhofer, aus dessen Stimme deutlich die Verblüffung klang:

„Ja Bub! Jetzt muß ich schon bald denken, daß d' Hexnacht wieder einkehrt is!"

„Geh, laß mich, Vater! D' Arbeit is mir 's liebste."

„No ja, meintwegen! Aber wenn schon meinst, du mußt wieder auffi, so hättst ja morgen auch noch Zeit dazu."

„Am Abend steigt man sich leichter. Es is mir lieber so!"

Hanspeter in seiner Wohligkeit schien halbwirrköpfigen Ohren zu haben, denn er hörte nichts anderes, als daß da draußen die Stimme seines Romans klang. „Jetzt is er wieder da! ... Paß auf, Kindl, der hat sein Freud dran! Der freut sich für d' Mutter und für dich! Wenn er's auch gleich nit eindstehn mag ... jetzt hat er's wieder, d' Lieb! ... Magst fürgehn, Kindl? Magst ihm sagen, daß er ein dißl kommt?"

Erschrocken schütteite Lisbeth den Kopf. „Na, na .. und ..."

„Aber Ilsabeth? Was hast denn?" Doch da hörte Hanspeter draußen im Gang die Magd umherpoltern. „He, Madl!" rief er. „Hausmagd!"

Die Thüre wurde aufgestoßen, und unwillig stellte die Magd den Tränkzuber, den sie zum Stall hatte tragen wollen, auf die Schwelle nieder. „Brauchst schon wieder ebbes? ... Was denn?"

„Sei gut!" beschwichtigte Hanspeter. „Sei gut, Madl! Heut is ein lieber Tag! ... Und thu mir den Gfallen, daß mir den Hausbsohn holst!"

„Der is ja fort!"

„Na na! Grad muß er heimkommen sein!"

„Geh, du Naer! Wann er grad naus is zur Thür!" Die Magd nahm den Zuber wieder auf. „Was der heut hat! Als ob ihm ein Schräuferl aufgangen wär! Seit der Mahlzeit reviert er in der Stuben umeinand, als ob er kein Thür nimmer finden kunnt! Und z'mittelst am Sonntag legt er sich an's Werktag an und packt sein Holzerzeug! Und auf und davon!"

„Ilsabeth!" stammelte Hanspeter. „Da muß ebbes gschehen sein ... ich weiß net was!"

„Ja, ja, hast recht, da weiß nun schon bald nimmer, was man denken soll!" murrte die Hausmagd und warf einen scheuen Blick auf Lisbeth. „Wann er verhext wär, kunnt er auch net anderst sein! ... Had mir's gleich denkt, gestern auf'n Abend, wie er mir 's Wacholderstaudl aus die Händ gerissen hat ..."

„Du!" fuhr Hanspeter in Zorn und Kummer auf, während er die Hand nach Lisbeth streckte. „Du ungute Dragun du! Weißt ja selber net, was d' reden thust!"

„Laß gut sein!" fiel Lisbeth ruhig ein. „Sie redt halt wie die andern. Und sie hat mir bloß gsagt, daß einer besser ist wie alle."

„Ah, da schau!" höhnte die Magd und brach in gezwungenes Lachen aus. Doch plötzlich verstummte sie und duckte den Kopf.

Der Waldhofer stand hinter ihr. Sein Blick genügte, um der Hausmagd flinke Füße zu machen. (Fortsetzung folgt.)

Ueber das Stottern.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Nervenarzt Dr. Otto Dornblüth.

Das Stottern gehört zu den Leiden, die bei den Gesunden eher Spott als Mitleid erregen, aber den davon Befallenen bis zur Verzweiflung und zum Lebensüberdruß peinigen können. Wenn wir die Sprache mit Recht als eines der wertvollsten Besitztümer des Menschen preisen, so ergiebt sich ohne weiteres, daß der Verlust der glatten und geläufigen Rede sich in zahllosen Verhältnissen des Lebens störend geltend machen muß. Das geschieht um so mehr, als die krampfhaften Anstrengungen des Stotterers, mit denen er das zu erreichen sucht, was der Gesunde mühelos und achtlos leistet, darum zugleich einen lächerlichen Eindruck hervorrufen.

Das Stottern besteht in der Unfähigkeit zu der normalen leichten und glatten Aussprache und Verbindung der Laute. Wenn man sich vorstellt, wie wunderbar es ist, daß wir durch unendlich schnell wechselnde Stellungen der Kehlkopf-, Rachen- und Mundhöhlenteile unter dem gleichmäßigen Anblasen der als Windlade wirkenden Lunge die verschiedenen Laute deutlich hervorbringen und aufeinander folgen lassen können, so muß man eigentlich staunen, daß solche Sprachstörungen nicht noch viel häufiger vorkommen. Man sieht daraus wieder einmal, wie viel Arbeit das Kind in den Jahren leistet, wo es oberflächlicher Meinung nach noch ternfrei ist. Im Grunde bedeutet das Stottern wirklich nicht viel anderes, als wenn beim Klavierspiel der Finger nicht von der eben angeschlagenen Taste wegwill und vorübergehend dem lenkenden Willen den Gehorsam versagt. Die Unfähigkeit, von einem Laut glatt zum nächsten überzugehen, ist also das Wesentliche beim Stottern; alle anderen Erscheinungen, das stoßende Wiederholen des einmal hervorgebrachten Lautes, meist eines Konsonanten, die Atemlosigkeit, die krampfhaften Mitbewegungen des Gesichts, der Arme oder des ganzen Körpers sind nur der Ausdruck der Erregung über das peinliche Unvermögen und des unwillkürlichen Bemühens, gewaltsam nachzuhelfen. Andeutungen solcher Mitbewegungen des Gesichtes sehen wir ja oft, wenn jemand sich bemüht, recht schön zu schreiben, und die komischen Nachhilfsbewegungen der Kegler sind schon häufig von Zeichnern karikiert worden. Von den Schriftstellern, die sich mit dem Stottern beschäftigt haben, ist viel darüber gestritten worden, ob diese Bewegungen der Stotterer rein unwillkürlich, krampfhaft, seien, oder ob sie durch den falsch geleiteten Willen zustande kämen. Die Wahrheit liegt in der Mitte: es handelt sich weder um eigentliche Krampferscheinungen, noch um direkte Störungen der psychischen Verrichtung, die wir als Willen bezeichnen. Es kann ja nicht die Rede davon sein, daß wir beim Sprechen mit besonderem Willensakte die einzelnen Laute in der richtigen Folge hervorbrächten, vielmehr gehört diese Aneinanderreihung zu den eingelernten Thätigkeiten, die gewissermaßen automatisch vor sich gehen. Sie werden nicht durch das eigentliche, wache Bewußtsein kontrolliert, sondern sie vollziehen sich in dem sogenannten Unterbewußtsein, das, wenngleich es für die meisten Menschen zwar unerkannt im Verborgnen blüht, in unserem geistigen Leben doch eine sehr wichtige Rolle spielt. Dort verlaufen auch die geistigen Vorgänge, die so viele andere „mechanische" Thätigkeiten begleiten, so wenn wir unsere Uhr aufziehen oder einen mitgenommenen Brief beim Anblick des Briefkastens mechanisch hervorziehen und in den Kasten stecken, ohne der zweckmäßigen Vollendung dieser Handlungen auch nur einen Gedanken zu widmen. Im Unterbewußtsein wohnen auch viele jener Gefühle und Stimmungen, die unseren gesamten Zustand beeinflussen, ohne daß wir uns über ihr Zustandekommen immer klar würden, so z. B. die Unruhe der Erwartung, des bekannten Eisenbahnfiebers ꝛc. Dort sitzt auch im wesentlichen die Erregung, die mit dem Sprachfehler des Stotterers einherzugehen pflegt. Könnten wir das Unterbewußtsein mit dem Willen meistern, so wäre die Bekämpfung des Stotterübels nicht so schwer, wie sie in Wirklichkeit ist.

Die letzten Jahrzehnte haben uns gelehrt, daß man das Unterbewußtsein mit der Hypnose beeinflussen kann, und gerade auf dieser Wirkung beruhen die vielfachen Heilerfolge des Hypnotismus bei Zuständen, die dem Einflusse des bewußten Willens entzogen sind. So hat es sich gezeigt, und ich habe die Probe auf meine eben dargelegte Ansicht selbst mehrfach mit Erfolg gemacht, daß Stotterer in genügend tiefer Hypnose sofort vollkommen glatt sprechen können. Man hat diesen Einfluß auch wiederholt zu Kuren ausgenutzt, die erfolgreich und von bleibender Wirkung waren. Damit soll allerdings nicht gesagt sein, daß diese Kur die beste und die allgemein zu empfehlende wäre, ich möchte sie vielmehr für solche Fälle vorbehalten, wo die im folgenden besprochenen Kuren nicht den gewünschten Erfolg gebracht haben. Durch ihren Einfluß auf das Unterbewußtsein, infolge einer tiefgehenden Suggestivwirkung, haben sich auch operative Eingriffe, die man früher, von falschen Auffassungen der Krankheit ausgehend, viel angewendet hat, gelegentlich als wirksam gegen das Stotterübel erwiesen, z. B. das Ausschneiden eines keilförmigen Stückes aus der Zunge (nach Dieffenbach). Wer die Macht solcher psychischen Nebenwirkungen nicht kennt, kann natürlich nicht begreifen, wie hervorragende Aerzte lange Zeit an der Empfehlung solcher Operationen festhalten konnten. Die gewaltige Erschütterung der ganzen Persönlichkeit, die namentlich zu jener Zeit, vor der Einführung des Chloroforms, eine Operation mit sich brachte, und der durch die Autosität des Operateurs genährte Glaube an die Heilung waren zweifellos mächtig genug, um die Krankheit wenigstens vorübergehend zu beseitigen. Sieht man doch fast regelmäßig, daß schon der Zuspruch eines mit dem Leiden Vertrauten den Stotterer sicherer macht und dadurch seine Sprache bessert. Gerade die Wirkung der Operationen ist sehr bezeichnend für die nervöse Natur des Stotterübels. Man sieht ja auch bei anderen nervösen Krankheiten überraschende Besserungen durch nachdrückliche Einwirkungen, die sicher an der Natur der Krankheit nichts ändern konnten. Immerhin sind solche Eingriffe zu verwerfen, weil sich vorher keineswegs beurteilen läßt, wie weit ihre Wirkung reichen und ob sie nicht mögticherweise eine Verschlimmerung des Leidens hervorrufen kann. Gewaltsame Kuren sind überhaupt immer gefährlich und zweischneidig. In diesem Sinne ist es auch so gefährlich, daß die Stotterer in den Schulen gewöhnlich außer der Tyrannei der Mitschüler auch den Spott und oft sogar den Zorn der Lehrer erfahren und mit Gewalt gebessert werden sollen. Es ist ja begreiflich, daß die Unfertigkeit der Sprache des Lehrer, der auf ganz andere Dinge zu achten hat, ungeduldig macht, aber es sollte doch nie vergessen werden, daß man es mit einer krankhaften Unfähigkeit und mit einem nervösen Leiden zu thun hat, durch das der davon Befallene sicher mehr gestraft ist als seine Zuhörer. Auch die Eltern der Stotterer sind oft nicht von der Mitschuld an der Hartnäckigkeit der Krankheit freizusprechen. Anfangs, solange das Leiden unscheinbar ist, wird über die kindliche, „niedliche" Unvollkommenheit gelacht, gerade wie bei dem die ersten Sprechjahre allgemein begleitenden Stammeln oder Pahlen, der unvollkommenen Aussprache einzelner Laute. Schließlich reißt dann aber dem gestrengen Vater einmal die Geduld, er verlangt plötzlich, daß die „Kinderei" aufhöre, und geht mit Drohungen und Strafen dagegen vor. Das ist dann der beste Weg, um aus dem Stammler einen Stotterer zu machen.

Den umgekehrten Weg schlagen die Heilbestrebungen ein, indem sie den Stotterer zu beruhigen und seine Aufmerksamkeit von den in erster Linie erschwerten Konsonantenverbindungen abzuziehen suchen. Auf diese Weise wirkt zum Beispiel das Singen meist erleichternd auf die Sprachfähigkeit des Stotterers; bekannt ist die Anekdote, wo der stotternde Lehrling nach vielen vergeblichen Versuchen ganz gewandt nach der Melodie des Jungfernkranzes zu singen vermag: „Der Spiritus im Keller brennt und alles steht in Flammen!" Beim Singen ist das Hauptgewicht der Sprachleistung auf den Silbenvokal verlegt, und damit ist ein wesentliches Hindernis umgangen. An dieser Stelle setzen daher auch die meisten Heilmethoden mehr oder weniger absichtsvoll ein, die älteren, indem sie ein taktmäßiges, singendes Sprechen einüben, das den Stotterer trotz des weggefallenen Stotterns immer noch weithin erkennen läßt und in mancher Beziehung an die unvollkommene Sprache der Taubstummen erinnert; die

neueren wenigstens zum Teil, indem sie bei den Uebungen die Vokale gedehnt und besonders betont sprechen und gegenüber den Konsonanten stark hervortreten lassen.

Die größten Fortschritte verdankt die Stotterheilkunde dem 1883 verstorbenen Emil Denhardt in Burgsteinfurt und seinem Sohne Rudolf Denhardt, der noch jetzt eine Heilanstalt für Sprachleidende in Eisenach leitet und eines der wertvollsten Bücher über das Stottern geschrieben hat (Verlag von Ernst Keil's Nachf. G. m. b. H. in Leipzig). Seine Methode verwirft die mechanische Trainierung der Sprachwerkzeuge, sie lehrt eine ungekünstelte Sprechweise und gründet sich ganz wesentlich auf die psychische Einwirkung, die den Stotternden beruhigt, seine Energie hebt und sein Vertrauen wiederbelebt. Man kann nicht sagen, daß die Aerzte, die sich in neuester Zeit mit großem Eifer dem Studium des Stotterübels und seiner Bekämpfung zugewendet haben, dieser Methode etwas Wesentliches hinzugefügt hätten; in Einzelheiten sind natürlich fortwährend Verbesserungen möglich, und die Verschiedenheit der psychischen Verhältnisse der einzelnen Stotternden bedingt es, daß der eine hier, der andere dort und mit jener etwas anderen Methode bessere Ergebnisse erzielt. Den Aerzten war es dagegen vorbehalten, auf zwei vorher übersehene Ursachen hinzuweisen, die nicht selten die Entwicklung des Stotterübels herbeiführen.

Die erste ist der Alkoholgenuß der Kinder; es muß also auch hier wieder die bestimmte Forderung aufgestellt werden, daß Kinder unter keinen Umständen alkoholische Getränke bekommen dürfen. Die Armee von 80 000 stotternden Volksschulkindern in Deutschland würde sofort auf einen Bruchteil zusammensinken, wenn erst einmal alle Eltern von der durchaus unentschuldbaren, überaus frevelhaften Fahrlässigkeit geheilt wären, die wirklich wie ein Nationalteufel unter den Deutschen, auch in den gebildeten Kreisen, haust.

Eine zweite wichtige Ursache sind chronische Nasenkrankheiten, zumal die erst in den letzten Jahrzehnten in ihrer Wichtigkeit und Häufigkeit erkannten Wucherungen der Rachenmandel, die sogenannten adenoiden Vegetationen des Nasenrachenraumes. Wie dieses Leiden, indem es die Nasenregen verlegt und die Kinder zur Mundatmung zwingt, ihrem Gesichte den bekannten blöden Zug aufprägt, so hemmt es auch tatsächlich die erfrischende Thätigkeit der Atmung und zugleich das Sprach- und das Denkvermögen. Ich habe wiederholt von Lehrern das größte Erstaunen äußern hören, wie sehr nach der vom Arzte vorgenommenen Entfernung dieser Wucherungen die Aufmerksamkeit, das Gedächtnis und die Sprachvollkommenheit zugenommen hätten; mit einem Schlage waren Fehler beseitigt, zu deren Verbesserung der Pädagoge jahrelang die größte Mühe vergeblich verschwendet hatte. Freilich verschwindet mit ihrer Beseitigung nicht immer auch die Sprachstörung, ebensowenig wie sie durch das Unterlassen des vorher geübten Trinkmißbrauchs ohne weiteres geheilt wird — ein Grund mehr, diese Ursachen zu bekämpfen, bevor sie die Krankheit herbeigeführt haben! Aus demselben Grunde soll auch schon im Kindesalter die nervöse Anlage sorgfältig bekämpft werden, denn ohne solche gibt es kein Stotterübel! Freilich kann das nicht mit Zureden und Abwarten geschehen, sondern nur durch gesundheitsgemäße Erziehung und Lebensweise und, wo schon eine krankhafte Nervosität vorhanden ist, durch eine rechtzeitige, dem Einzelfall angemessene Kur.

Die Stätte des künftigen Centralbahnhofes in Hamburg.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Gustav Kopal.** Mit Illustrationen nach der Natur von **H. Haase.**

Wie ein Märchen aus längstvergangenen Jahrhunderten klingt es, was hier von dem Platze erzählt werden soll, den jetzt fleißige Hände für den Bau des künftigen Hamburger Centralbahnhofes herrichten. Doch vorangeschickt sei eine ebenfalls märchenhaft anmutende Schilderung von Zuständen der Gegenwart, beginnend mit etlichen prosaischen Zahlen.

Die Stadt Hamburg ist zur Zeit in einer Neugestaltung ihres Weichbildes begriffen, wie sie eine solche in gleichem Umfange seit den Tagen des Anschlusses an den Deutschen Zollverein, 1881 bis 1888, nicht erlebt hat. Diesmal waren und sind innerhalb des Zeitraums von April 1899 bis Oktober 1903 Arbeiten fertigzustellen, deren Gesamtkosten auf 64 528 000 Mark veranschlagt werden. Hierfür beschafft werden, außer dem eigentlichen Centralbahnhof an der Kirchenallee a St. Georg, noch 29 größere und kleinere Bahnhöfe nebst Hafenanlagen für Stadtbahn, Vororts- und Fernverkehr, sowie für den Güterverkehr

Blick auf die Stätte des künftigen Centralbahnhofes.

und zum Verschub, ferner 20 Brücken, 83 Straßen- und Gleisunter- und -überführungen, dagegen ausgedehnte Neubauten verschiedenee bestehender Anlagen. Schon diese Ziffern lassen eekennen, welche Bedeutung der „Bau des Centralbahnhofes“ für die erste deutsche Welthandelsstadt hat, die nn den Kosten mit etwa 20 Millionen Mark beteiligt ist. Dee Rest entfällt im wesentlichen auf Preußen, daneben auf die Lübeck-Büchneaer Eisenbahngesellschaft (etwo 3 Millionen) und auf die Nachbarstadt Altona (¹/₂ Million). Ungerechnet sind ein von der Reichspost zu errichtendes Eisenbahngebäude, sowie die von Hamburg füe die mit der Neugestoltung in Verbindung stehende Verbesserung seiner Straßenanlagen zu tragenden 4 800 000 Mark.

Verfallene Grabstätte auf dem ehemaligen Kirchhof von St. Jakobi.

Reiflich erwogen und wohlgeprüft ist dos alles mit echt deutscher Gründlichkeit seit einer Reihe von Jahrzehnten in schiee endlos scheinenden Verhandlungen zwischen den preußischen und den hamburgischen Behörden sowie den übrigen Beteiligten. Abee immer brennender wurde im Louf der Zeiten die Frage. „Die hamburgischen Bahnhöfe haben nur deshold eine so schlechte Beleuchtung, damit sie nicht nötig haben, sich zu schämen,“ erkläele in kühner Redewendung am 14. Februar 1898 ein Mitglied des hamburgischen Parlaments, der „Bürgerschaft“. Einige Pröbchen mögen veranschaulichen, wie es jetzt noch ausstieht: Inmitten der Stadt liegt der Klosterthoebahnhof, den tägtich 180 bis 190 Züge berühren, mit so bescheidenen Einrichtungen, wie sie ungefähe eine ländliche Haltestelle aufweist; gerodezu berüchtigt ist er durch zahlreiche Unglücksfälle, unter denen derjenige, der im Herbst 1899 einen Militärzug betraf, in ganz Deutschland Aufsehen erregte; besonders lebensgefährlich wird's dort an schönen Sommersonntagen, an denen sich der Boeartsverkehe auf viele Tausende beläuft. Stannend sieht der Reisende, der im D-Zuge die lange Strecke zwischen Klosterthor und Benlovee Bahnhof zurücklegt, wie unter Voroutritt zweee fahnenschwingender und glockenläutender Beamten die Waggoneeihe mitten durch das Gewoge des städtischen Treibens über ein Geleise kriecht, neben dem Hunderte von Fuhrwerken aßer Art (darunter die dee Straßenbahnen!) und Tausende von Fußgängern sich bewegen oder ungeduldig haren, bis die ihnen verlegten Straßen wieder frei werden.

Im ganzen sind in Hamburg einundzwanzig „Niveauübergänge“ zu beseitigen; welches Verkehrshindernis jeder einzelne innerhalb einer von kaufmännischem Treiben erfüllten Großstadt bedeutet, liegt auf der Hand. Und auf solchen Niveonübergängen muß noch dazu oft genug wegen Mangels an Platz auf den Bahnhöfen „eangiert“ werden! Klingt das nicht füe den Eisenbahntechniker außerhalb Hamburgs wie ein phontastisches Märchen?

Doch genug von diesen wundersamen Gebilden auf dem Gebiet des modernen Verkehrswesens! Wenden wir uns einer anderen, von einem Zaubee ganz verschiedener Art umflossenen Märchenwelt zu, die sich mit der Erbauung des Centralbahnhofes in Nichts verflüchtigen wird, und der unser Zeichner einige Erinnerungsblätter gewidmet hat. Bereits begonnen ist mit der Umgestaltung, der die Stätte des künftigen Centralbahnhofes in Hamburg unterzogen wird: Axt und Spoten zerstören gegenwärtig die ehemoligen Kirchhöfe von St. Jokobi und St. Georg.

Als der hamburgische Staat sich in den fünfzigee Jahren mit der Kirche auseinandersetzte und die Friedhöfe übernahm, ließ er den bereits längst geschlossenen Beerdigungsplatz von St. Jakobi unberührt, wie wertvoll auch der Grund und Boden sich gestaltet hatte on diesem eigentlichen Mittelpunkt der stodtischen Bebauung, wo der Kaufpreis fuglich genügt hötte, um jeglichen Geviertfuß mit Silbeemünzen zu bedecken. Ebenso ging es mit dem bedeutend später geschlossenen St. Georger Begräbnisplotze. Die beiden Kirchhöfe „lagen auf Ruhe“.

So bildete sich inmitten des immer lauter erbrausenden Gewoges der Haadelsstadt eine Insel dee Beschaulichkeit von seltenee Eigenart, ein Gegenstück zu dem berühmten alten Judenfriedhofe in Prag. Gae monche Maler, einheimische wie zum Besuche Hamburgs gekommeae, fanden dort eine Fülle anziehender Motive, zumal do die Kirchhöfe wegen ihrer Lage an den ehemaligen Wällen und breiten Wassergräben der früheren Stadtbefestigung auch in landschaftliche Beziehung reich an schönen Punkten waren. Noch der „Vorstadt“ St. Georg zu zieht die Kirchenallee, aus hochwipfeligen Kastanien bestehend, einen waldartigen Hintergrund. Die Aussicht hierauf vom St. Georgee Kirchturm aus hat unser Zeichner im Bilde S. 596 festgehalten. Die Kirchhöfe selbst sowohl, wie auch ihre steilen Abhänge nach dem Wasserspiegel des Stadtgrabens verhüll eine dichte Bekränzung von Bäumen und hochaufgeschossenem Buschwerk.

Gänzlich verschiedenen Charakter trugen die beiden Gottesacker während der letzten Jahrzehnte ihres Bestehens. Der Friedhof von St. Jakobi, der nur äußerst selten einzelnen Besuchern nach Einholung einer besonderen Erlaubnis zugängig war, machte selbst an seinen von der Außenwelt sichtbaren Grenzgebieten einen schauerlichen Eindruck. Nach und noch waren die hölzernen Kreuze und Gitter vermodert, die steineeen Denkmäler eingesunken, verwittert, zusammeogefallen; ja selbst zwischen die Quadern der gemauerten Grabstätten drängten sich Baumwurzeln, die beim weiteren Wachstum auch die festesten Gefüge auseinanderspeengten. Ein solches düsteres Bild hat der Stift unseres Zeichners festgehalten. Mit Ausnahme wenigee derartig unheimlichee Ruinen und einer verfaßenen kleinen Kapeße sah man auf dem Friedhofe, wenn man durch das ihn umgebende Eisengittee blickte, fast nichts, was an die ehemolige Bestimmung des Ortes erinnert hätte. Die Blumen und die Ziersträucher woeen verschwunden; häßliches Gestrüpp und hochaufgeschossenes Unkraut hatten alle zarteren Pflanzen erstickt; das Ganze bildete eine grauenhofte Wildnis. Wer den Kirchhuf betrat, mußte sich selbst bei hellem Sonnenschein hüten, auf der Suche nach den ehemaligen Pfaden nicht in die unter den Gräser- und Blätterhüllen klaffenden Gradhöhlen zu veesinken. Es heißt, daß dort große Scharen von Ratten und anderen Nagetieren gehaust haben; auch von noch schlimmerem lichtscheuen Gesindel, und zwae menschliche Art, sollen bei dee Räumung Spuren entdeckt woeden sein. So findet die Schauerromantik, die man ausgestorben wähnte, immer noch Raum zur Entfaltung selbst in der modernen Großstadt.

Die Kirche von St. Georg.

Wie wesentlich anders wirkte der St. Georgee Friedhof! Wohl wurden auch hier nur noch wenige, sehe wenige Gräbee von den Angehörigen der dort Ruhenden in stand gehalten; die Mehezahl lag aeg oernachlässigt da, und kaum ließen sich die Wege noch erkennen. Die Zerstörung und Verwilderung halte abee nicht entfernt den Grad eereicht wie bei St. Jakobi. Zue schönen Jahreszeit fehlte es hier tagsüber nie an spielenden Kindern, die nach den vielen Schmetterlingen haschten, und an den zahlreichen malerischen Punkten erfreuten sich nicht nur, wie schon erwähnt, die Jünger dee Kunst des St. Lukas, sondern auch manche Spaziergänger.

Vollends füe Freunde der Naturwissenschaften bot der weite Raum (er hatte etwa 70 000 Särge aufgenommen) einen hochgeschätzten Fundort allee möglichen Seltenheiten, eine Art Urwald, wo man Gegenstände auffand, nach denen man meilenweit ringsum vergeblich suchen konnte, beispielsweise, was die Pflanzenwelt anbelangt, den gefleckten Aronstab (Arum maculatum), die wilde Tulpe (Tulipa sylvestris), den Weinlauch (Allium vineale). Im Buschwerk nisteten zahlreiche Singvögel: manche Hamburger wanderten an Frühlingsabenden eigens nach der Kirchenallee, um die Nachtigallen auf dem Friedhofe schlogen zu hören. Zwischen den Grabsteinen hüpften grüne Laubfrösche, daneben kroch der schwaeze gelbgefleckte Feuersalamandee (Salamandra maculata), eine große Seltenheit auf diesem Gebiet, und zahlreiche Igel lagen der Mäusejagd ob. Und das alles so recht im Herzen eines Städtekompiezes von fast einee Million Einwohnee! Hier wohnte auch „die älteste Familie Hamburgs“,

wie sie scherzweise einmal genannt wurde, eine Kolonie grauweißer Weinbergsschnecken (Helix pomatia), zur Zeit als Hamburg noch katholisch war, als Fastenspeise in eigenen Schneckengärten gezüchtet, die in Hamburg am Wallabhange lagen. Noch vier Jahrhunderte nach der Reformation waren die Tierchen ihrem Stammsitze treugeblieben, bis endlich die Kultur in diese Wildnis drang. Auch ihrem uralten Geschlecht schlug die letzte Stunde vom Kirchturm von St. Georg, dem hübschen, 1747 im Barockstil aufgeführten Bauwerk, dessen Kupferbekleidung einen außerordentlich schönen hellgrünen Edelrost trägt, und dessen schmucke Formen damals vorbildlich selbst auf bedeutende Baumeister wirkten. Unser Zeichner hat ihm sein letztes Bild gewidmet.

Mancherlei hat der treue Wächter dieser Gemeinde erlebt. Daß er, damals über eine recht bescheidene Vorstadt gesetzt, dereinst auch auf den Mittelpunkt der gewaltig entwickelten Stadt und zugleich auf denjenigen des Eisenbahnnetzes Hamburgs stolz herabblicken werde, hat er sich wohl nicht träumen lassen. Vielleicht beschleicht auch ihn, wie so manchen alten Hamburger, einige Wehmut, daß es jetzt zu scheiden gilt von der uns längst entschwundenen Tagen übrig gebliebenen Märchenwelt der alten Friedhöfe!

Wirkungen chinesischer Kultur vor 100 Jahren.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Alexander Freiherrn von Gleichen-Russwurm.

Sonnerats Reisebeschreibung von China aus dem Jahre 1783 beginnt mit den Worten: „In der That, ein Volk, das man nie anders als mit einer gewissen Ehrfurcht nennt, dessen Gesetze man überall zu preisen, sowie seine Sitten zu bewundern gewohnt ist, ein solches Volk verdient mehr als jedes andere die Aufmerksamkeit des Beobachters und das Studium des Philosophen."

Es ist bezeichnend, daß zu dieser Zeit, in welcher die Europäer selbst Zöpfe trugen, alles Chinesische in der vornehmen Welt Mode wurde. Die Nachrichten über das Reich der Mitte, welche im 18. Jahrhundert durch die Briefe opfermutiger Missionäre und kühner Handelsleute in das Abendland kamen, erweckten ein unheimliches Gefühl unantastbarer Größe neben einer unbezwinglichen Neugierde in den Köpfen der geistreichen Lebenskünstler, die bald eifrig bestrebt waren, sich ein Stückchen jener sonderbaren, uralten Kultur anzueignen. Von der bunten Farbenpracht und dem Spiel verschlungener Ornamente angezogen, richteten sie sich in den Schlössern Theezimmer mit „Chinoiserien" ein und schmückten die Gärten mit glitzernden Glaskugeln und pagodenartigen Tempelchen. Im Auswärtigen Amt zu Berlin gehört noch heute das Chinesische Zimmer zu den Sehenswürdigkeiten. Es verdankt seinen Namen einer alten Seidentapete, die Kaiserin Katharina die Zweite von Rußland ihrem Verbündeten schenkte. Friedrich der Große schwärmte für chinesische Kunst und verwahrte z. B. seine Kartensammlung in einem Schrank, den Kauffahrer der kostbaren Lackarbeit wegen aus dem Reich der Mitte nach Europa gebracht hatten. Auch die Gemahlin des großen Königs, Elisabeth Christine, liebte es, ihre Gemächer mit den seltsamen Dingen des fremden, modern gewordenen Landes zu schmücken, und ließ die Wände eines ihrer Kabinette in Schönhausen mit dem blauen, golddurchwirkten Sammet bekleiden, den der Kaiser von China durch eine Karawane Peter dem Großen von Rußland geschickt und den dieser bei seinem Aufenthalt in Berlin im Jahre 1717 der Königin Sophie Dorothea geschenkt hatte. In kürzlich veröffentlichten Geschäftsbüchern Pariser Kuriositätenhändler zeigte es sich, daß die Marquise von Pompadour und andere Damen vom Hofe Ludwigs XV ungeheure Summen für chinesische Vasen, Stoffe, Lackarbeiten und Elfenbeinschnitzereien bezahlten.

Vor allem aber fand die sogenannte englische Gartenkunst, welche die steifen Hecken und beschnittenen Bäume, die zierlichen Wasserkünste und regelmäßigen Parterres der Renaissance und des Rokoko im Geschmack der Großen abzulösen begann, nicht auf den britischen Inseln ihre Entstehung, sondern wurde den Chinesen nachgeahmt. Allerdings entnahmen in Europa zuerst die Engländer dem Lande des Zopfs die Kunst, Hügel und Seen, Wälder und Wiesen in der natürlichen Form zu verwenden, und den Geschmack, die Baumkronen im ursprünglichen Wuchse zu bewundern. Chambers Werk über China aus dem Jahre 1757 enthält eine Beschreibung der kaiserlichen Gärten zu Peking, die ans Märchenhafte grenzt. „In bequemen Barken," erzählt der Jesuitenpater Attiret, der sich lange in China aufgehalten hat und sogar als Hofmaler des Kaisers Verwendung fand, in einem Brief, „fährt man durch breite Kanäle von einem See zum andern, deren über hundert den Park beleben. Lusthäuser aus Cedernholz dienen den verschiedenen Beschäftigungen des Tages und werden auf zierlichen Holzbrücken erreicht. Anmutige Gruppen blühender Bäume wechseln mit wilden Gebirgspartien, so daß sich von einer Windung der Kanäle zur anderen eine neue Aussicht dem erstaunten Auge bietet. Wie der europäische Maler im Bild liebliche und großartige Prospekte erfindet, dem sie der chinesische Gärtner in Wirklichkeit auf." Kent, der Reformator der englischen Gartenkunst, schöpfte seine Weisheit vorzüglich aus solchen Reiseberichten kühner Missionäre. Nach chinesischem Muster gestalteten die englischen Barone ihre Parks unter Verwendung vorhandener Anlagen, und so entstand die schönste, lieblichste Art der Gärten, die bis heute herrschend geblieben ist und sich durch den wachsenden Reichtum verschiedener Blumen und Sträucher immer farbenprächtiger, geschmackvoller und schöner entfaltet. Mit ihren merkwürdigen Formen und bunten Spielereien schlich sich zugleich mit der Naturschwärmerei die echte „Chinoiserie" in die Anlagen ein, und uns Moderne berührt es fremdartig, auf der Wilhelmshöhe bei Kassel zum Beispiel, aus dem Schatten der Bäume tretend, das chinesische Dorf Moalang vor uns zu sehen. Damals gab es Anlaß, über ferne, fast unerreichbare Länder zu sprechen, zu philosophieren und in chinesischen Tassen grünen Thee zu schlürfen. Und lasen die gepuderten Herren des Abends in Attirets berühmter Reisebeschreibung, so konnten sie in ihrer französischen Weise sagen: „Tout comme chez nous" — „Ganz wie bei uns." Der anfangs citierte Reisende Sannerat gießt allerdings etwas Wasser in den Wein der Bewunderung alles Chinesischen, wenn er schreibt: „Ihre Gärten sehen gar nichts ähnlich, man versteht nicht einmal die Kunst, Bäume zu beschneiden: ein erkünstelter Fels, eine kleine Brücke, unregelmäßige Bosquetgruppen sind die ganze Verzierung." Die Söhne des Himmels selbst teilten ihre Anlagen in „lachende, schreckliche und romantische Landschaften" ein. Während die ersten friedliche Bilder voll blühender Blumen enthalten, führen uns die anderen in wilde Schluchten, zeigen rauschende Wasserfälle, gestürzte Bäume und hochragendes Nadelholz. Die „romantischen" aber sollen eine Geschichte erzählen, Pagoden, Hütten, künstliche Ruinen sind darinnen erbaut.

Der Chinese bedarf solcher Spielereien zu seinem Glück, denn er ist ein Kind geblieben, ein altes, grausames Kind mit gefurchtem Antlitz, als dessen Symbol Lao-tse erscheint, der nach der Sage des Landes wie ein Greis mit weißen Haaren geboren wurde.

Durch Stanislas Julien (Paris 1842) und neuerdings durch Reinhard von Plänkner (1870) ist die merkwürdige Schrift dieses einsiedlerischen Weisen, der im 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung gelebt haben soll, zugänglich geworden. Das „Buch des Weges und der Wahrheit" (Tao-te-king) ist nach den Worten des deutschen Philosophen Schelling „die Lehre von der großen Pforte in das Sein" und hat über die Weisheit des Lebens eine der Stoa ähnliche Auffassung. Confucius — der Mittelpunkt von Chinas Geistesleben — war ein Schüler des Lao-tse und sammelte aus einer reichen Fülle von Gedichten der Vergangenheit eine klassische Anthologie — den Schking —, welcher nach der lateinischen Uebersetzung Lacharmes deutsch von Kutter und Cramer bearbeitet wurde.

Wenn auch die chinesische Philosophie wie die Pythagoräische von Zeit und Zahl ausgeht, so haben sich doch beide selbständig und ohne Zusammenhang entwickelt, wie auch die Erfindung des chinesischen Buchdrucks und des Schießpulvers unabhängig von der europäischen vor sich ging. Der chinesische Osten entwickelte sich abgeschlossen von den anderen Ländern der Erde, ereignete sich auch vorübergehende Berührungen.

Wir lesen in Humboldts „Kosmos", daß ungefähr zur Zeit der Zerstörung von Korinth und Karthago an der chinesischen Grenze sich Stämme in Bewegung setzten und den ersten Anstoß

zur Völkerwanderung gaben, die um ein halbes Jahrtausend später Europa berührte. „Langsam hat sich die Völkerwelle," schreibt der Gelehrte, „vom oberen Flußthal des Hoangho nach Westen bis zum Don und zur Donau fortgepflanzt." Chinesische Geschichtschreiber berichten, daß der Feldherr Pantschab bis an das Kaspische Meer vorgedrungen sei und nur auf Anraten der Perser unterlassen habe, das römische Reich anzugreifen. Es war unter der Regierung Vespasians, daß die chinesische Frage zum erstenmal das Abendland bedrohte. Unter Marc Aurel erschienen römische Legaten in Chinas Hauptstadt, von denen dieselbe Quelle erzählt, sie seien auf dem Seeweg über Tonkin gekommen. Damals wurde die Kenntnis des griechischen Tierkreises und der Planetenwoche im Osten verbreitet, aber außer notdürftigen Handelsbeziehungen kam kein fruchtbringender Gedankenaustausch zustande. Daß die Abgeschlossenheit Chinas allen europäischen Annäherungsversuchen von den römischen Pionieren und dem Venetianer Marco Polo, der 1274 Ostasien bereiste, bis zu den stolzen Expeditionen des 19. Jahrhunderts hartnäckigen Widerstand entgegensetzte, liegt in der Verachtung für alles Fremde und in dem Größenwahn, mit welchem die Chinesen den stolzen Traum träumten, eine mauerumgürtete Welt für sich zu bilden.

Doch so eifersüchtig sie die Schätze ihrer Kultur und Gelehrsamkeit hüteten, sie konnten nicht verhindern, daß die Herstellung der Seide, welche sie schon 4000 Jahre vor unserer Zeitrechnung kannten, durch Kaisertöchter, die nach Japan und Tibet heirateten, in diesen Ländern eingeführt wurde und von letzteren über Indien durch Alexander den Großen und später auch über Persien nach Europa kam. Das chinesische, viel bewunderte Porzellan wurde als kostbare Gabe von holländischen Seefahrern späterer Jahrhunderte im Abendland eingeführt. Doch seine Herstellung blieb Geheimnis, bis der Alchimist Böttger in Meißen durch Zufall das Rätsel löste, während er versuchte, den Stein der Weisen zu finden.

Der Thee, das lieblichste, duftigste Geschenk der Chinesen, dessen die Reisebeschreibung Marco Polos — 1477 zuerst in Nürnberg deutsch herausgegeben — ebensowenig wie der chinesischen Mauer gedenkt, kam im Jahre 1610 durch niederländische Kaufleute nach Europa und wurde wenige Jahre später in den Pariser Salons als seltenes Getränk „mehr des Kuriosums als des Wohlgeschmacks wegen" getrunken; im Jahr 1638 brachten heimkehrende russische Gesandte den ersten Karawanenthee dem Zaren als Geschenk aus den fernen östlichen Ländern. Der Rokokozeit blieb es vorbehalten, die gedankenanregende, zum Plaudern stimmende Flüssigkeit in der Gesellschaft einzubürgern. Nach der chinesischen Sage über die Entstehung des Thees soll ein heiliger Mann voll frommen Eifers das Gelübde gethan haben, sich des Schlafes zu enthalten, um seine ganze Lebenszeit für göttliche Studien ausnutzen zu können. Da ihm trotz der besten Vorsätze die Augen vor Müdigkeit zufielen, schnitt er sich zur Sühne die Lider ab und warf sie zu Boden. Aus ihnen erwuchs die schlafverscheuchende Theestaude. Große Achtung vor Gelehrsamkeit und Wissen, sowie merkwürdige Gleichgültigkeit körperlichen Qualen gegenüber sprechen aus dieser Legende.

Uns führt der Gedanke an die Verbreitung des Thees in jene Zeit zurück, von der wir ausgegangen sind, in der die Zopfträger des Ostens den Zopfträgern des Westens imponierten und die weltbürgerliche Auffassung bei jeder Art von Menschen neue Ideen zu entdecken strebte, die sich in geistreichem Gespräch, in witzigem Verswort verwenden ließen. Voltaire bearbeitete ein chinesisches Drama „Die Waise aus dem Hause Tschao", Gozzi kleidete seine Märchengestalten in die buntgestickten, seidenen Gewänder Chinas, Schiller entnahm diesem die Fabel der Turandot. In Weimar waren die Dichter durch Herder, der die Stimmen der Völker zusammenstellte, auf die Poesie des Ostens hingewiesen. Schiller giebt in dem ersten Spruch des Confucius eine klassische Uebersetzung alter Weisheit:

„Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit."

In Wilhelm v. Humboldts Brief an Schiller vom 18. August 1795 wird der Spruch erwähnt, dem der Dichter einige Jahre später eine Gnome über den Raum als freie Erfindung folgen ließ. Beide tragen die Ueberschrift „Sprüche des Confucius". Leichter, scherzhafter faßt Goethe das Wesen des Reiches der Mitte auf, indem er die philosophischen Gedanken der naturgenießenden Zopfträger in den „chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten" mit dem launigen Vers einleitet:

„Sag', was könnt' uns Mandarinen,
Satt zu herrschen, müd' zu dienen,
Sag', was könnt' uns übrig bleiben,
Als in solchen Frühlingstagen
Uns des Nordens zu entschlagen
Und am Wasser und im Grünen
Fröhlich trinken, geistig schreiben
Schal' auf Schale, Zug in Zügen."

Die Anregung fand Goethe wohl in der Lektüre eines übersetzten chinesischen Romanes, den er im Gespräche mit Eckermann sehr lobt. „Ich sehe immer mehr," sagt der Altmeister bei dieser Gelegenheit „daß die Poesie ein Gemeingut der Menschheit ist. Nationallitteratur will jetzt nicht viel sagen. Die Epoche der Weltlitteratur ist an der Zeit." Aus dem Sinn des weiteren Gespräches geht hervor, daß man Gutes von überallher, auch von den Chinesen, annehmen solle.

Die Richtung des Chinesentums, die den Verstand vor allem auszubilden strebte und stets aus dem Vergangenen schöpfte, mußte in einer Zeit verstanden werden, die auch im Altertum das Ziel und die Schönheit des Lebens erkannte. In zierlichen Spielereien und Rätseln fand man da wie dort anregende Unterhaltung, in philosophischen Spekulationen lohnende Lebensarbeit. Wenn der Blick auf den großen, mit bunten Bildern oder mit merkwürdigen Zeichen bedeckten Theekisten ruhte oder über die hochgeschätzten Stangen chinesischer Tusche glitt, suchte man in das Geheimnis der eigenartigen Schrift einzudringen, die eine wunderliche, unverständliche Sprache redete. Wir verachten diese Wortschrift, welche vermittelst abgekürzter Zeichnungen den Verstand verantassen soll, Begriffe zu bilden.

Die Hieroglyphen der Aegypter regen die Phantasie an, der sie entspringen, und zeichnen sich durch Klarheit der Formen aus, die Chinesen verlassen dagegen die Naturgestalt der Dinge und beschränken sich auf wenige Striche. Statt des Sinnbildes, das unser Gemüt beschäftigt, geben sie ungenaue Umrisse, die zum Denken anreizen sollen. So bedeuten zwei Weiber Streit, dreie Unordnung, zwei Perlen Freund, zwei Menschen, die sich den Rücken kehren, Trennung. Schopenhauer erzählt, daß ein Kaufmann, der fünfmal in China gewesen sei, diese Schrift für sehr praktisch gehalten habe. In den indischen Meeren sei sie das gemeinsame Verständigungsmittel der Händler, denn man brauche nicht Chinesisch zu können, um sich darin auszudrücken. Jeder lese und schreibe sie eben in seiner Sprache wie unsere Ziffern. Der Mann war sogar der Meinung, sie würde sich dieser Eigenschaft wegen über die Welt verbreiten. Einen ähnlichen Bericht giebt J. F. Davis in seinem Werk „The Chinese" (London 1836). Dieser englische Diplomat vom Anfang des 19. Jahrhunderts, der mehrere Jahre Gouverneur der Kolonie Hongkong war, hat viel Interessantes über China veröffentlicht und manches aus der farbtosen, aber gut beobachtenden Litteratur übersetzt.

Dichtungen ohne Perspektive lernen wir kennen — flach wie die Bilder der chinesischen Malerei —, mittelmäßige Schilderungen der Lebenszustände mit aneldotenhafter Handlung verbrämt. In der Novelle herrscht, was Goethe bereits anerkannte, die sittliche Tendenz und eine streng chinesische Moral, mag der Stoff historisch oder aus der Zeit des Dichters gegriffen sein. Den berühmtesten Roman „Die beiden Cousinen" übersetzte der Orientalist Rémusat ins Französische. Dieser Gelehrte trug viel zum Verständnis des chinesischen Wesens in Europa bei.

Wenn aber trotz der Versuche verschiedener Encyklopädisten, die mit Neid von der chinesischen, tausend Bände starken Encyklopädie vernahmen, und trotz mancher wissenschaftlicher und poetischer Werke späterer Zeit China im Gegensatz zu anderen orientalischen Kulturstaaten kein Nährboden europäischen Geistes wurde, so liegt dies an dem Fehlen großer Leidenschaften, an dem Mangel der Empfindung und Tiefe. Die chinesische Philosophie preist die goldene Mittelstraße als höchstes, erstrebenswertes Ziel in allen Dingen. Für fremde Mittelstraßen begeistern wir uns nicht, nur das Erhabene, das große Glück oder die große Trauer, die seltene Blume der Schönheit oder die Wucht

abschreckender Laster kann uns bestimmen, Fremdes dem eigenen Ideenkreise befruchtend einzuverleiben.

Den Geschmack, Bäume zu gruppieren und tiefgrüne Rasen zu säen, den Genuß, Thee aus kleinen Tassen zu schlürfen, und die Kunst dekorative Feucht- oder Blütenmotive auf Poezellan zu malen — wie z. B. das Meißner Zwiebelmuster, das einer chinesischen Zeichnung seinen Ursprung verdankt — entlehnte man dem Reich der Mitte, aber der Philosophie und Literatur gewährte man keinen Einfluß, wenn auch der Kuriosität zuliebe einige Werke nachgedichtet und gelesen wurden.

Tragödien und Komödien des Aberglaubens.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Eine Wunderkur des Erzengels Michael in Paris.

Mag man Paris auch noch so oft die Stadt der Aufklärung und geistigen Freiheit nennen — die Thatsache steht unleugbar fest, daß Aberglaube und Wunderglaube noch immer weite Kreise in der Riesenstadt an der Seine beherrschen, und daß namentlich „Wahrsagerinnen" aller Art in großer Zahl vorhanden sind und meist vortreffliche Geschäfte machen. Nicht umsonst kommt in so vielen Pariser Possen ein Akt bei der Wahrsagerin vor. Diese Person spielt leider nicht bloß auf der Bühne, sondern auch im Leben eine große Rolle. Selten beschränken sich jedoch diese Ausbeuterinnen der Leichtgläubigkeit hier sowie auf der Bühne auf harmlose Liebesorakel. Meist treiben sie auch Kurpfuscherei und urteilen über Leben und Tod, über Heilmethoden und Arzneimittel. Die reichsten und vornehmsten unter ihnen besolden hierzu einen mit allen Diplomen versehenen, wenig beschäftigten oder aus anderen Gründen von der ehrenhaften Höhe seines Standes abgeirrten Arzt, der ihre Rezepte ausfertigt und unterschreibt. Sie halten sich auch oft einen eigenen Magnetiseur, der sie für die Konsultation in den mehr oder weniger echten „hellsehenden Schlaf" senken muß. Einfacher und zugleich gefährlicher ist die Praxis der für ärmere Leute allein operierenden Wahrsagerinnen. Sie fallen von selbst in angeblich magnetischen Schlaf und sagen dann der Fragestellerin: „So, jetzt schlafe ich. Sie können mich nun befragen!" Selbst die vielberühmte, aber jetzt in halbe Vergessenheit geratene Jeanne Couesdon, die in Knittelversen die Meinungen des Erzengels Gabriel verkündet, treibt es nicht anders. Sie lehnt sich in ihr Sofa zurück, bleibt einige Zeit bewegungslos und flüstert dann: „Der Engel ist gekommen. Ich höre." Sehr praktisch ist übrigens das Mittel, welches einige Wahrsagerinnen mit vornehmer Kundschaft anwenden, um sich gegen polizeiliche Verfolgung wegen unbefugter Ausübung der ärztlichen Praxis zu sichern. Sie halten ein Album, in das sich jede einschreibt, der mit ihren Diensten zufrieden war. Im Augenblicke der Gefahr ziehen sie es sodann hervor und schreiben einigen hochgestellten Leuten, welche die Schwäche hatten, sich in ihrem Album zu verewigen, daß sie genötigt seien, sie als Zeugen vor Gericht anzurufen. Gewöhnlich genügt das, um der Untersuchung ein Ende zu machen, denn niemand sieht sich gern öffentlich als abergläubischen Tropf entlarvt, und die Behörden drücken in solchen Fällen unter dem Zwange einflußreicher Namen dann wohl gern ein oder auch beide Augen zu.

Besonders frech trieb es aber in letzter Zeit eine Wahrsagerin in der vor den Thoren von Paris liegenden Gemeinde Charenton, in der sich auch eine sehr große Irrenanstalt befindet. Leider scheint diese trotz ihres Umfanges doch nicht groß genug zu sein, um alle Narren der Umgegend zu beherbergen, denn die reiche Frau de H., die sich von der dortigen Wahrsagerin und Quacksalberin beschwindeln ließ, galt nicht für geisteskrank. Sie war zur Heilung eines anderen chronischen Leidens schon lange ohne Erfolg von verschiedenen Aerzten behandelt worden und geriet endlich auf den Gedanken, eine gewisse Madame Sorino zu befragen, die ihr von einer Freundin angelegentlich empfohlen worden war. Diese weise Frau erklärte nun, daß das Leiden heilbar sei, aber eine längere Kur erfordere. Als Probe ihrer Kunst gab sie der Patientin zwei Opiumpillen ein, die ihr eine augenblickliche Erleichterung verschafften. Sie ließ sich darhin willig für die ganze Kur im voraus tausend Franken abnehmen. Da der Appetit beim Essen kommt, so ersann die Wahrsagerin ein neues Mittel, um dem ersten Tausendfrankscheine andere folgen zu lassen. Als Frau de H., welche die Witwe eines höheren Offiziers ist, zum zweitenmal erschien, wurde sie wieder durch Opiumpillen berauscht, aber dann spielte sich eine überirdische Wunderscene vor ihren Augen ab. Zwei Engel in flatternden weißen Gewändern senkten sich auf einer Wolke von der Decke herab und entschwanden ebenso. Sie waren aber bloß die Vorboten des Erzengels Michael, der plötzlich unter Blitzen und Donnergepolter in goldstrahlender Rüstung vor dem Lehnstuhl der Patientin stand und ihr folgende „bindbare" Rede hielt: „Gläubige Tochter, du wirst genesen, aber so, wie du, leiden auch viele andere Menschenkinder, die keine Mittel haben, und auch sie sollen genesen. Es steht daher geschrieben, daß du zum Besten deiner bedürftigen Brüder und Schwestern nochmals tausend Franken entrichtest." Frau de H. war so entzückt über das Erscheinen des Erzengels, daß sie gern die Zahlung verdoppelte. Sie fühlte sich auch schon halb genesen. Die himmlische Erscheinung wurde ihr von nun an zum Bedürfnis, und neunmal wiederholte sie das Tausendfrankenopfer, das der flammende Erzengel nie zu ordnieren vergaß. Nachdem zehntausend Franken draufgegangen waren und Frau de H. sich dennoch sagen mußte, daß ihr Uebel keineswegs gehoben war, wurde sie mißtrauisch und erzählte ihr Abenteuer einigen andern Leuten, als der guten Freundin, der sie die Adresse der Madame Sorino verdankte. Diese riefen, wie aus einem Munde: „Dieses Wunder wird Ihnen am besten die Polizei erklären." Nach einigem Zögern folgte Frau de H. ihrem Rate. Sie benachrichtigte den Polizeikommissär des Quartiers, dieser überraschte die Sorino mit einer Haussuchung, und das Wunder erhellte sich sofort durch den aufgefundenen Apparat. Die Flügel und Gewänder der Engel, die goldene Rüstung und das Schwert des Erzengels, sowie die Vorrichtung zum Donnergepolter und zur elektrischen Beleuchtung überirdischer Erscheinungen, alles war vorhanden, um der guten Frau de H. die geschauten Wunder zu erklären. Nur die zehn Tausendfrankscheine schien der Erzengel in den Himmel entrückt oder an sicherem Orte verborgen zu haben. Die Gehilfen zu ihrem Gewerbe hatte Frau Sorino in ihrer eigenen Familie gefunden. Ihr Gatte hatte den Erzengel und ihre kleinen Töchter die vorausgesandten Engel gespielt. Die ganze Familie wurde hinter Schloß und Riegel gebracht.

Frau de H. ist übrigens nicht das einzige Opfer dieser Schwindlergesellschaft gewesen. Zahlreiche andere Kranke, welche lieber an das Wunder als an die Medizin glauben, haben dem elektrisch beleuchteten Erzengel ihren Tribut dargebracht, aber weder ihre Börse, noch ihr Glaube waren so leistungsfähig gewesen wie die der Frau de H., und daher ließen sie ihr den Vortritt in der gerichtlichen Verfolgung. Die Untersuchung ergab bereits, daß Frau Sorino in jüngeren Jahren unter dem Uebernamen der „schönen Hebe" einen bewegten Lebenswandel führte. Sie beging aber als Somnambule eigentlich nur den Fehler, daß sie zu schnell reich werden wollte. Wie viel klüger war vor einigen zwanzig Jahren eine bekannte Wahrsagerin, die allen Kranken die an sich harmlose und wenig kostspielige Milchkur empfahl. Sie fügte bloß die Warnung vor verfälschter Milch hinzu und nannte einen Milchhändler der Umgegend, wo man sicher sei, das Heilmittel rein zu bekommen. Dieser Geschäftsmann war aber ihr guter Freund, der dank der Empfehlung durch die Wahrsagerin vortreffliche Geschäfte machte. Heute leben sie zusammen als Gutsbesitzer im Perigord und nennen ihr Landhaus nicht ganz mit Unrecht ihr Schloß. Sie haben als Wohlthäter der Menschheit der Milchkur Vorschub geleistet zu einer Zeit, wo sie noch wenig verbreitet war, und genießen den Lohn ihrer Thaten. Die Sorino büßt dagegen ihre Opiumpillen und ihre überirdischen Erscheinungen mit einer gerichtlichen Bestrafung, welche ihr die Fortsetzung ihrer betrügerischen Thätigkeit in der Folge hoffentlich für immer unmöglich macht.

Felix Vogt.

Paris.

Nach einer Originalzeichnung von Heinrich Schlitt.

Der Porträtmaler.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Quaduz, dem größten Froach im Teich,
Kam von den anderen keiner gleich.
Was er für eine Würde hatte,
Saß er auf einem Mummelblatte!
Und wenn er sprang — mit solchem Satz
Kam sonst kein einziger vom Platz.
Keuspringer fing er sehr gewandt,
Und wenn er schwamm — so elegant
Ata wie kein andrer konnt' er das.
Im Froachchor sang er zweiten Baß,
Und wie des Donners leenes Rollen
Klang seiner Stimme dumpfes Grollen.
Kurzum, ein Frosch, wie's wen'ge gibt,
Er war im ganzen Teich beliebt.
Ja selbst die Menschen achtzten ihn:
Ein kluges Fräulein aus Berlin,
Das hatte, als sie ihn gesehn,
Gesagt, er sei zum Malen schön!
Das schien dem Froschchor wohl zu passen!
„Quaduz, du mußt dich malen lassen!"
So schrien die lieben Anverwandten,
Die Kinder, Vettern, Basen, Tanten.
Er sagte: „Brekekekex hoark!
Was schwatzt ihr da für dummen Quark!
Wer malt mich wohl, wenn ich auch wollte,
Und wenn er's thät, was das wohl sollte!"
Da kam Frau Eidechs mit Geschwänzel:
„Im Walde wohnt der Gnomen-Menzel,"
So sprach sie, „aber wirklich heißt er
Hans Pinselfix und ist ein Meister.
Der malt Euch schneller als der Blitz,
Der malt Euch gleich auf einen Sitz
Und pinselt Euch und streicht und tupft,
Als wärt Ihr in das Bild gehupft."

Nun ging es gleich in einem weg:
„Hoark, hoark, brekekekex!"
Und all die lieben Anverwandten,
Die Kinder, Vettern, Basen, Tanten,
Sie riefen: „Besser kann's nicht passen!
Quaduz, du mußt dich malen lassen!"
Und endlich schlugen sie ihn breit,
Und siehe da, es kam so weit.

* * *

Herr Pinselfix fühlt sich geehrt:
„Ihr Auftrag ist mir lieb und wert,
Mein hochgeachteter Herr Quaduz!"
So sprach gewandt der alte Fuchs.
„Ein Kopf so geistreich und erhaben,
Das kann ein Malerherz schon laben!
Und wollen Sie sich nun bequemen,
Hier auf dem Steinpilz Platz zu nehmen,
So fang ich gleich die Arbeit an —
Sie sollen sehen, was ich kann!"
Nun tupft er hin, nun tupft er her
Und pinselt in die Kreuz und Quer,
Bald geht er dicht ans Bild heran,
Bald sieht er es von ferne an.
Bald schaut er nur und malt nicht viel,
Dann misst er mit dem Pinselstiel,
Dann wieder wird was draufgepatzt,
Dann schrubbt er mächtig, daß es kratzt,
Und hüpft und springt und kommt in Hitze.
Dann wieder mit der Pinselspitze
Malt er die zierlichsten Finessen
Und hat das Plaudern nicht vergessen,
Um Herrn Quaduxen zu erheitern,
Erzählt den langern und den breitern,

Was man so Ateliersklatsch nennt,
Und alle Witze, die er kennt.
So, eh sich's Herr Quaduz gedacht,
Hat fertig schon das Bild gemacht.
Dann kommen sie, die Anverwandten,
Die Kinder, Vettern, Basen, Tanten.
Die eine schreit: „O Gott, wie ähnlich!"
Der andre ruft: „Ganz ungewöhnlich!"
„Wie trägt er seine Nase kühn!"
„Wie wundervoll ist dieses Grün!"
„Wie ausdrucksvoll ist die Gestalt!"
„Den Pelz find' ich famos gemalt!"
„In diesem Rücken, welche Kraft!"
„Und in der Farbe, welch ein Saft!"
„Und diese Beine, wie von Stahl!"
„Und diese Augen, wie genial!"
Nur Quiquack, selbst ein schönes Mann,
Spricht kühl: „Ich finde gar nichts dran!"
Doch Kwuck, der älteste vom Teich,
Nimmt nun das Wort und ruft sogleich:
„Fürwahr, mein lieber Pinselfix:
Vermöge Eures Künstlerblicks
Habt Ihr ein Meisterwerk verrichtet!
Der ganze Teich ist Euch verpflichtet.
Das Bild muß zu der Nachwelt Frommen
In unser Froschmuseum kommen,
Mit Inschrift dran: ‚Quaduz der Große'!"
„Ja!" rufen alle mit Getose.
„Den Kindeskindern soll es sagen,
Was es in unsern großen Tagen
Für Edelfrösche hat gegeben!
Hoch Pinselfix! Hoch soll er leben!"

Heinrich Seidel.

Joachim Heinrichs Abenteuer.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Karl Busse.

Spätfrühling war's. Auf den Straßen Berlins spielten die Kinder, auf der Spree zogen die großen Kähne mit fröhlichen Wimpeln dahin, und wo Balkons die schnurgerade Straßenfront einmal durchbrachen, wiegten sich Topfblumen mit lärglichem Grün in der Sonne.

An der Ecke der Friedrichstraße standen zwei junge Männer. Der Belle-Alliance-Platz lag vor ihnen. Die weißen Bildwerke schimmerten durch die Bäume, um den Springbrunnen johlte die liebe Straßenjugend, und mitten darein klang das Rasseln der Wagen, das Läuten der Bahnen, das monotone Rufen der Händler.

Noch kämpfte das letzte blasse Tageslicht mit der Dämmerung, aber schon flammten die Lichter auf. In gewaltigem Zuge, als ginge es bis in die Unendlichkeit so weiter, zogen sie sich in zwei Reihen die endlose Straße entlang.

„Also auf morgen!" sagte nach längerem Schweigen der eine der beiden jungen Männer. „Und grüß' mir Stefan schönstens! Er soll nicht vergessen, daß wir Freitag Sitzung haben. Dein Omnibus wird ja jeden Augenblick kommen. Ich hab' noch stramm zu thun heut'. Addio!"

Er ging. Der andere nickte ihm nach, sah um die Ecke und zündete sich, als sein Omnibus noch immer nicht erscheinen wollte, eine Cigarette an.

Es war ein hübscher ansehnlicher Mensch. Ohne daß er Anspruch auf irgend eine specielle Schönheit machen konnte, war seine ganze Erscheinung sympathisch. Man vertraute ihm sofort. Man sah ihm an, er war kein Spielverderber. Er konnte fröhlich sein, und er mochte ebensogut auch im Ernstfalle mitsprechen können. Wie er wartend jetzt an der Ecke stand, den leichten Sommerpaletot nicht zugeknöpft, den Handschuh nur halb über die Hand gestreift, maß ihn manch wohlwollender Blick.

Endlich kam der Omnibus, der ihn die ganze Friedrichstraße hinaufführen sollte, in Sicht. Auf dem Deck des mächtigen Raupelkastens saß einer neben dem andern — natürlich, wer würde an solchem Frühlingsabend auch ins Innere kriechen! Es war ärgerlich. Aber was half's!

Mit leichtem Sprunge schwang sich der junge Mann hinauf. Und er hatte Glück. Denn gleichzeitig ward einer der beiden Stehplätze neben der nach oben führenden Treppe frei. So konnte er doch die frische Luft genießen.

Das Innere des Wagens war bis auf ein altes zusammengebücktes Frauchen leer. Dann stieg eine Dame auf. Sie sah sich um, zuckte leise die Achseln und nahm schließlich eben doch im Wagen selbst Platz.

Der junge Mann draußen auf dem Perron hatte kaum hingesehen. Er löste seine Fahrkarte, gab ein Trinkgeld extra und freute sich des mächtig pulsierenden Lebens, an dem er vorüberglitt.

Der Schaffner störte ihn:

„Verzeihung, mein Herr — haben Sie vielleicht für zwanzig Mark Kleingeld?"

„Für zwanzig Mark? Glaub's kaum. Aber ich will nachsehen."

Er zog das Portemonnaie.

„Thut mir leid. Bring' ich nicht zusammen."

Der Schaffner wandte sich kopfschüttelnd in den Wagen zurück. „Ich bedaure sehr, meine Dame, aber ich kann nicht wechseln."

„Ja, lieber Gott, ich hab' doch keine kleinere Münze!"

Der Schaffner zog die Schultern hoch.

„Was thun wir denn da?"

„Ich möcht' Sie ... Sie ja mitfahren lassen, meine Dame — aber wenn die Kontrolle kommt — — man ist doch schließlich Beamter —"

„Also —?"

„Es wird schon nichts helfen, Sie werden wohl aussteigen müssen."

„Aber ich komme ja schon zu spät. Kann denn niemand wechseln?"

Hilfesuchend sah sie sich um. Das alte Frauchen zu fragen, war doch vergeblich.

Der junge Mann draußen hatte zugehört. Er winkte den Schaffner zu sich heran.

„Wie weit fährt die Dame? Für zehn Pfennig?"

„Jawohl, mein Herr."

„Hier! Wollen Sie ihr ein Billet geben!"

Der Schaffner riß eins ab. Als er es der jungen Dame gab, ward sie purpurrot und zögerte, es zu nehmen. In höchster Verlegenheit sah sie nach draußen.

Der junge Mann zog mit einer Verbeugung den Hut und grüßte in den Wagen hinein.

Er wäre vielleicht selbst in das Innere gegangen und hätte ein paar Worte gesprochen, aber ihm gegenüber stand ein Lehrjunge, der ein großes Paket vor sich hatte und die enge Passage damit noch mehr verbaute.

So ließ er es bei dem höflichen Gruße bewenden.

Das Mädchen wußte noch immer nicht recht, was thun. Sie hielt das Portemonnaie in der Hand, zerknitterte das Billet und konnte ihre Verlegenheit nicht verbergen. Man merkte es ihr an, wie peinlich die Situation ihr war. Noch immer wollte das brennende Rot nicht von ihrem Antlitz weichen.

An der nächsten Ecke sprang der Lehrjunge mit seinem Paket ab. Der Platz draußen ward frei.

Und plötzlich war die junge Dame drinnen aufgestanden, hatte den eben freigewordenen Platz eingenommen und sagte mit einem leichten Neigen des Hauptes:

„Ich bin Ihnen großen Dank schuldig, mein Herr, daß Sie sich meiner so liebenswürdig annahmen."

„Aber, mein gnädiges Fräulein," fiel der junge Mann halb verdutzt ein, „ich bitte Sie ... diese Kleinigkeit ... es war mir wirklich ... ein Vergnügen und — eine Ehre" (— halt! dachte er bei sich, das ist zu viel!) — „ich meine, so etwas kann einen thatsächlich in tragikomische Situationen bringen."

„Ja," antwortete sie, „es ist sehr fatal. Sie werden mir erlauben, Ihnen mit bestem Danke die kleine Schuld abzutragen."

„Auch eine Schuld!" lachte er. „Zehn deutsche Reichspfennige!"

Sie wurde jetzt freier und fröhlicher.

„Wer den Pfennig nicht ehrt" — gab sie zurück — — „Sie kennen doch das Sprichwort?"

„— ist des Thalers nicht wert. Aber leider kommt es auf das Wertlein heutzutage nicht immer an."

Er hatte sie inzwischen genauer betrachtet und wunderte sich jetzt, daß sie ihm nicht sofort, als sie den Wagen betreten hatte, aufgefallen war. Sie hatte eine schlanke biegsame Gestalt, und an der Art, wie sie sich hielt, erkannte man sofort das Kind aus gutem Hause. Blaugrau das Auge, mit einem ehrlichen Ausdruck, aber die langen Wimpern, die gleichsam bang und erschrocken es oft beschatteten, ließen es hie und da scheu erscheinen.

Es war eine kurze Pause eingetreten.

„Wenn ich nur wüßte ... Sie können das unglückselige Geldstück doch auch nicht wechseln ... es ist wirklich drollig."

„Aber warum zerbrechen Sie sich über solche Lappalie den Kopf, meine Gnädigste? Ist die Sache denn gar so schlimm? Sie werfen eben am nächsten Sonntag das Doppelte des Fahrgeldes in die Armenkasse. Dann beruhigt sich Ihr Gewissen."

„Ja, und Sie? Ich kann doch nicht ... das Geld ..."

Sie ward wieder rot und sprach den Satz nicht zu Ende.

Er verbeugte sich sehr reserviert und antwortete:

„Wenn die kleine Schuld Sie so außerordentlich drückt — bitte! Ich würde vorschlagen, die fragliche Summe von zehn Pfennigen bei der Reichsbank zu hinterlegen, aber ich fürchte, sie wird nicht acceptiert."

Jetzt mußte sie lächeln.

„Wenn Sie so gütig wären, mir Ihre Adresse zu geben — ich würde sofort morgen ...."

Digitized by Google

„Per Postanweisung die Summe an Sie absenden," vollendete er lachend. „Pardon, mein gnädiges Fräulein, aber ebenso wie Sie Ihre Schuld an mich entrichten wollen, ebenso hege ich den Wunsch, daß das Objekt von zehn Reichspfennigen von keiner Seite überschritten wird. Die Postanweisung kostet jedoch nicht nur Porto, sondern auch das Bestellgeld — ich bitte Sie!"

Sie sah es selbst ein. Unschlüssig drehte sie das Portemonnaie hin und her. Plötzlich warf sie den Kopf leicht empor und sagte: „Wenn ich fragen darf — wo steigen Sie aus?"

Alles andere hätte er erwartet; das nicht.

„Wo ich aussteige? Mittelstraße. Ich weiß nur nicht ——"

„Ja," gab sie zurück, „Sie erlauben mir dann vielleicht, daß ich mir im nächsten Geschäft das nötige Kleingeld besorge. Ich wollt' sowieso gleichfalls an der Mittelstraße aussteigen."

„Wie Sie wünschen," erwiderte er höflich.

Das Gespräch war damit abgeschnitten. Der Wagen füllte sich und hatte bereits die Leipziger Straße hinter sich gelassen. Der Menschenstrom, der auf den Trottoirs hin und her wogte, nahm ständig zu.

Der junge Mann ließ vom Omnibus herab seine Blicke nach beiden Seiten schweifen. Aber das Leben und Treiben machte ihn nicht mehr so fröhlich.

Er ärgerte sich. Er ärgerte sich geradezu schändlich über sein Gegenüber. Warum nahm sie das alles so schwer und so wichtig? Sie hätt' es ja kaum schlimmer machen können, wenn sie ihn absichtlich hätte kränken wollen!

Und sie gefiel ihm. Gerade weil sie ihm so gefiel, ärgerte er sich. Wenn er verstohlen seinen Blick auf ihrem Antlitz und ihrer Gestalt ruhen ließ, wurmte es ihn am meisten. Bei einer Wendung ihres Hauptes hatte er entdeckt, daß sie prächtiges aschblondes Haar hatte, das in einen einfachen Knoten geschlungen war. Ihre Stirn war nicht hoch; auch nicht ein einziges Härchen ringelte sich darauf hernieder. Das Haar mußte vorn wohl glatt zurückgestrichen sein.

Das war ihm wieder sympathisch, denn die Brennscheren wollten ihm unnütz und schädlich scheinen. Am häufigsten jedoch — er machte sich fast Vorwürfe — blieb sein Blick auf ihrer — Nase haften. Diese Nase war ganz unauffällig, sie paßte völlig ins Gesicht, war weder zu groß, noch zu klein — und so hatte er sie zuerst auch gar nicht beachtet. Erst allmählich sah er, wie fein und zart sie modelliert war. Einer seiner Freunde pflegte zu sagen: jeder Mensch hat mindestens einen Schönheitsfehler, und bei neunundneunzig von hundert ist es die Nase. Es giebt Millionen auffällige, charakteristische Nasen, aber nur wenige wirklich schöne.

Er mußte jetzt halb lächelnd an das Wort denken. Und dann blickte er vorsichtig prüfend noch einmal hinüber. Ja, das war eine schöne Nase! Schade, daß sein Freund nicht dabei war.

„Mittelstraße!" rief der Schaffner und zog den Glockenriemen, daß der Kutscher halte.

Also hier war es. Halb belustigt, halb ärgerlich stieg er ab. Er wollte ihr behilflich sein, aber sie stand bereits neben ihm.

Jetzt war sie doch verlegen. Hier mitten auf der Friedrichstraße an der Seite eines wildfremden Menschen —!

Vorsichtig, um nicht überfahren zu werden, schritten sie über den Straßendamm, auf das jenseitige Trottoir. Beide schweigend.

Er hatte die Lippen leicht zusammengepreßt. Es war auch wirklich zu dumm! Wegen ganzer zehn Pfennige! Nein, das war beinahe taktlos von ihr! Und dabei ein so feines, liebes Geschöpf.

Als hätte ein flüchtiger Blick ihr seine Gedanken verraten, senkte sie das Haupt. Und instinktiv bog sie in die Mittelstraße ein und ging vorwärts, bis der Lärm geringer ward.

„So!" sagte sie dann und blieb stehen.

Er hatte eine Wolke auf der Stirn.

„Sie wollen also jetzt in ein Geschäft treten und das Geld wechseln, meine Gnädige?"

„Ja!" antwortete sie. Doch als ob ihr das selbst jetzt thöricht vorkäme, ward sie unsicher.

Sie standen vor einem Laden.

Er sah, wie sie sich zusammennahm.

„Wenn Sie also einen einzigen Augenblick warten wollen —."

„Nein."

Erstaunt sah sie auf.

„Und weshalb nicht?"

„Weil ich leider . . . keine Minute Zeit habe."

„Sie setzen mich da in Verlegenheit, mein Herr."

„Darf ich ein offenes Wort reden, gnädiges Fräulein?"

„Bitte schön!"

An ihrer Linken ging er jetzt langsam dahin.

„. . . So lassen Sie mich Ihnen sagen, daß Sie mich durch die Art, wie Sie diese kleine Gefälligkeit, die ich Ihnen leisten durfte, zur Staatsaktion machen, fast kränken könnten. Es würde mich nicht kränken von einer Dame, die — sagen wir: den unteren Ständen angehört. Denn ihr würde es heilige Pflicht sein, wenigstens würde sie es glauben, mir den Groschen zurückzugeben. In unseren Kreisen ist dieses peinliche Bestrebtsein, die Lappalie zu begleichen, ein großes Mißtrauensvotum — und das schmerzt mich, obwohl ich nicht die Ehre habe, Sie zu kennen. Verzeihung, daß ich es wage, so zu sprechen — ich thäte es nicht, wenn mir die ganze Geschichte . . . nicht ein wenig nahe ginge. Uebrigens darf ich Sie versichern, meine Gnädige, daß das nicht etwa eine Weigerung sein soll, die ‚Schuld' zurückzunehmen. Bitte schön! Sie würden mich jedoch zu Ihrem Schuldner machen, wenn Sie mir diese offnen Worte nicht übel deuteten."

Das junge Mädchen hatte zugehört, ohne mit der Wimper zu zucken. Nur noch etwas höher richtete sie sich auf, und die schmale behandschuhte Hand griff fester um die Krücke des Sonnenschirmes.

Als sie antwortete, kam es ihm vor, als hätte er eine Thorheit begangen. So sicher, so ganz Dame war sie gerade in diesem Augenblick. Wieder sah er: das Kind aus gutem Hause.

„Sie haben mir einen Dienst erwiesen, mein Herr, und dafür bin ich dankbar. Vielleicht . . . ersehen Sie es daraus, daß ich Sie ausreden ließ und die aufgeworfene Frage überhaupt diskutierbar finde. Sie dürfen mir glauben, daß jede Absicht einer Beleidigung mir fern lag. Ich hätte wahrlich keinen Grund dazu. Aber ebensowenig dürfte ein Grund vorhanden sein — —"

Sie schwieg.

„— sich einen Dienst gefallen zu lassen," sagte er. „Gnädiges Fräulein wollten so schließen? Sie haben gewiß recht!"

Er hatte jetzt wirklich gekränkt gesprochen, denn im Augenblick, als sie abbrach, glaubte er ein leises hochmütiges Schürzen der Lippen zu bemerken. Und als er das letzte Wort sagte, dachte er: der Karren ist gründlich verfahren.

Aber die junge Dame sah ihn plötzlich an und schüttelte den Kopf.

„Nein," sagte sie —, „nun sind Sie wirklich böse, und das wär' schlechter Dank von mir. Noch einmal: ich wollte Sie nicht kränken. Und da Sie fort müssen und ich schließlich wohl einsehe, daß es mit der Rückzahlung der Schuldenlast doch nichts wird, so lassen Sie mich also noch einmal schön danken."

Sie streckte ihm die Hand hin. Er umfaßte die schmalen Finger und schüttelte sie.

„Nun also quitt! Ich werde Ihren Rat befolgen und am Sonntag der Armenkasse zwanzig Pfennig opfern."

Es leuchtete plötzlich lustig in seinen Augen auf. Und als sie mit freundlichem Gruße nun gehen wollte, sagte er:

„Nein, gnädiges Fräulein — jetzt protestiere ich."

„Was . . . heißt das?"

„Daß ich jetzt auf Rückzahlung der Schuld bestehe."

„So? — Ich meine, das hätten wir einfacher haben können, und die Sache wär' längst erledigt. Sie konnten Zeit sparen."

„Ja," antwortete er —, „anfangs wär' das gut und schön gewesen, wenn Sie selbst von vornherein diesen Ausweg — den natürlichsten — eingeschlagen hätten. Ein Wort des Dankes — die Geschichte war erledigt, aber Sie kränkten mich, und das forderte Sühne. Seien Sie gerecht!"

„Da möcht' ich nur wissen, was nun herauskommt. Wie gesagt, ich bitte um Ihre Adresse, damit ich Ihnen den Betrag zustellen kann."

Er schüttelte den Kopf.

„Es würde zu spät werden. Ich . . ich bin nämlich . . nicht Berliner. Der Himmel weiß, ob ich noch einmal im Leben

Das fest d

eten in Blida.

A. Bridgman.

hierher komme. Morgen abend schon reise ich ab. Wohl für immer. Ich werde nie im Leben die Ehre haben, Sie noch einmal wiederzusehen."

Sie lächelte.

„Mit anderen Worten: die Schuld muß heute beglichen werden."

„O nein. Sie kann es morgen."

Fast heftig richtete sie sich auf.

„Sie wollen damit sagen, mein Herr — —?" Das war die große Dame wieder, die Respekt heischte.

„Gnädiges Fräulein," antwortete er etwas unsicher, „hier stehen zwei Menschen, die Geschick, Zufall, Fügung oder wie Sie's nennen wollen, merkwürdig zusammengeführt hat. Wir sollen diese Fügung nicht eigenmächtig kreuzen. Ein Tag nur ist mir noch gegeben. Und wo die Romantik der Großstadt wahrlich so dünn gesät ist — —"

Sie schüttelte den Kopf und unterbrach ihn.

„Die Romantik ist ungesund, wenn sie Alltagskost wird. Es maß ein Sonntagsstündlein sein, ein kurzer Zufall. Der ist da — nehmen Sie eine freundliche Erinnerung mit an eine Dame, die Ihnen dankbar ist. Und dabei lassen Sie es bewenden."

„Aber wenn ich morgen abfahre, wie kann diese Romantik Alltagskost werden, diese harmlose Romantik? Lassen Sie mich meine Bitte doch aussprechen, Gnädigste: Sie die Königstochter, ich ein irrender Priaz. Und die Königstochter ist gütig, sie zeigt sich dem Prinzen noch einmal, bevor er auf Wanderschaft geht — auf eine Wanderschaft, von der er nie zurückkehrt."

„— und überreicht ihm ein Zehnpfennigstück!" lachte sie. „Das wär' die Prosa in der Poesie."

„Wir nennen es Wegzehrung," antwortete er bittend. „Dann ist die Poesie gewahrt. Königstochter, wann darf der Prinz die Wegzehrung in Empfang nehmen?"

Sie konnte nicht böse werden, so bescheiden war der Ton, in dem er fragte.

Einen Augenblick sah sie ihn an. Auch sie mußte wohl sein sympathisches, ehrliches Gesicht bezwingen. Denn nicht kalt abweisend, sondern beinahe traurig sagte sie:

„Was müssen Sie von mir denken!"

„Sie thun mir heute zum zweitenmal weh," gab er zurück. „Und wenn Sie mich . . so taxieren, dann allerdings . . dann möcht' ich Ihnen nicht lästig fallen."

Unentschlossen stand er einen Augenblick.

Ihr Antlitz hatte sich inzwischen leicht gerötet. Und je länger die Pause währte, desto röter ward es nur.

„Ich weiß," erwiderte sie stockend, „daß ich . . die größte Dummheit meines Lebens begehe. . . . Morgen nachmittag bin ich . . in der Tiergartenstraße. Ich komme . . gegen vier Uhr an der Matthaikirchstraße vorüber. Wenn Sie dann die Schuld in Empfang nehmen wollen — —"

„Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir vertrauen, — sehr dankbar!"

Sein herzlicher Ton ließ sie aufblicken.

„Aber nun gestatten Sie mir, gnädiges Fräulein, — und Verzeihung, daß es nicht früher geschieht — mich vorzustellen. Mein Name — —"

„Nein! Nein! Nein!" protestierte sie, fast erschrocken abwehrend.

Er wurde verlegen.

„Es wäre ja nur deshalb geschehen," entschuldigte er sich, „damit die Erinnerung an ein Symbol knüpfen kann, an einen bestimmten Schall und Laut. Und nun werde ich Ihren Namen niemals erfahren, und schlägt er einst an mein Ohr, so werde ich nicht wissen, daß es der Ihre ist."

„Reia!" antwortete sie bestimmt.

„Dann wird es bei der Königstochter bleiben. Und das ist so unbestimmt. Ich muß etwas haben, womit sich das Gedenken verknüpft. Darf ich auch nicht einmal Ihren . . Vornamen wissen? Bitte, bitte, nicht übelnehmen — er kann ja falsch sein — wie Sie wollen."

Da lachte sie heimlich vor sich hin.

„Wie heißt es bei Heine?: Ich bin die Prinzessin Ilse . . ."

„— und wohne im Ilsenstein. Eurer Königlichen Hoheit unterthänigsten Dank. Joachim Heinrich heiße ich."

„Der rechte Name für einen Prinzen. Aber nun genug! Und noch eins: Sie werden mir niemals nachforschen. Ich gehe dorthin, Sie dahin."

Er atmete tief.

„Niemals!"

„Ich danke!"

„Und ich darf Sie . . . nicht begleiten?"

„Sie haben Ihre Minute Zeit sowieso überschritten, und ich die meine auch."

„. . . daß wir noch . . . über morgen reden könnten," sagte er zögernd.

Sie wurde rot und hatte eine Falte auf der Stirn.

„Reia!" antwortete sie. — „Es könnte mir sonst leid thun."

Sie neigte das Haupt zum Abschied. Und er zog den Hut tiefer vor ihr, als es sonst seine Art war.

Joachim Heinrich war ein glücklicher Mensch. Wenigstens sagten es alle seine Freunde. Er hatte von Anfang ein gutes Los gezogen, und Fleiß und Begabung machten es noch feiner.

Er war aufgewachsen in einer märkischen Kleinstadt als einziges Kind seiner Eltern. Sein Vater war ein braver Kaufmann, der etwas Rührendes hatte. Und dieses Rührende war der Drang nach Licht, der Hunger nach Bildung, der ihn sein Leben lang nicht verlassen hatte. Er stand wohl hinterm Ladentisch, und ein hübsches Vermögen war der Beweis, daß er seinen Platz so gut wie nur einer ausgefüllt hatte — aber wenn's Feierabend wurde oder wenn Sonntags die Glocken der kleinen Stadt läuteten, dann saß er hinter den Büchern and las. Da war vornehmlich die deutsche Geschichte, die er studierte, die er nicht müde ward, in immer neuen Darstellungen zu genießen. Und mit welcher Begeisterung verweilte er bei den großen Thaten der Jahrhunderte! Wenn er seinem Jungen von den Befreiungskriegen erzählte, von Blücher und Scharnhorst and Gneisenau, von dem Heldenmut der preußischen Landwehr, dann glühte sein Gesicht, und die Augen leuchteten, dann ballten sich die Hände, die Wochentags Kaffee wogen, fest zusammen, als packten sie ein Schwert, und der brave Kaufmann ward dann selber zum Marschall Vorwärts. Man sieht: er war ein wunderlicher Mensch. Und so komisch diese Begeisterungen des kleinen Mannes einen Fremden berühren mußten, so gläubig hing sein Kind an seinen Lippen. Er war es auch gewesen, der den Namen Joachim Heinrich für den Jungen durchgesetzt hatte. Es mußte doch etwas Apartes sein, etwas, das ein klein wenig hinwies auf große Männer der Geschichte, etwas, das nicht jedem beliebigen Schlingel angehängt werden konnte oder angehängt wurde. Und so füllte er die Phantasie des Knaben mit den Bildern großer Helden und Fürsten, und wer weiß, welch verschrobenes Gewächs aus dieser Schule hervorgegangen wäre, wenn die praktische Mutter nicht immer gedämpft hätte.

Der offene natürliche Sinn des Kindes half ihr dabei. Sie war eine Frau, die gern derb zugriff, die von den Schwärmereien und Begeisterungen ihres Gatten nichts wissen wollte, der es wichtiger war, ob der Kaffee in die Höhe ging oder der Preis des Zuckers fiel. Den Bildungshunger kannte sie nicht. Die Bibel genügte ihr für die geistigen Bedürfnisse, und wenn sie auch ihren Mann nach Belieben schalten and walten ließ, so sorgte sie doch dafür, daß ein starkes Gegengewicht gegen seine Phantastereien erhalten blieb, und daß ihr Sohn über Helden und Heldenthaten das praktische, nüchterne Leben nicht vergaß.

Was der Vater nicht gedurft hatte, durfte der Sohn: nach Herzenslust studieren. Und was konnte er wohl anderes studieren als Geschichte! In Bonn, Berlin und Heidelberg lag er an den Quellen der Weisheit. Er verlor sich selbst nicht in seiner Studentenzeit. Mit dreiundzwanzig Jahren holte er sich den Staats-Doktorhut. Ein halbes Jahr später machte er das Staats-examen — er konnte sich nun also als Probekandidat on irgend ein Gymnasium schicken lassen.

Aber da kam der väterliche Einfluß zum Vorschein. Es bäumte sich etwas in ihm auf dagegen, daß er nun Sextaner und Quintaner unterrichten solle. Uncias mit sich selbst fuhr er nach Hause. Sein Vater war natürlich gleich Feuer und Flamme: das ginge selbstverständlich nicht, er müßte sich höhere

Ziele ſetzen, er würde der Welt ſchon zeigen, was ein Joachim Heinrich vermöchte! Die Mutter jedoch ſchüttelte den Kopf und meinte, er ſolle hübſch da anfangen, wo andere auch begönnen, und im übrigen zuſehen, wie der Karren lieſe. Vorwärts könne man noch immer, aber zurück — das ſei ein hartes Wort. Was er denn eigentlich plane?

Da rückte Joachim Heinrich denn heraus: er hätte eine wichtige hiſtoriſche Arbeit vor, die er beenden und der philoſophiſchen Fakultät unterbreiten wolle, darauf hoffe er dann die venia docendi zu erhalten — denn die mündliche Prüfung, das colloquium, ſei eine bloße Form — und dann wolle er ſich als Privatdocent habilitieren.

Der Plan war nicht übel. Das gab ſchließlich auch die Mutter zu. Und Privatdocent klang um ein gut Teil beſſer als Probekandidat. Aber — aber! Die Sache war koſtſpielig. Ehe man außerordentlicher Profeſſor wurde, konnte es lange dauern. Und wenn man es war, hatte man auch zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Denn von dem Hörergelde konnte man doch nur gerade die Cigarren bezahlen!

Da ſchüttelte die Mutter von neuem den Kopf. Der Vater jedoch nahm ſeinen Sohn beiſeite und rechnete mit ihm einen ganzen Nachmittag. Er legte ihm die Vermögensverhältniſſe bis ins kleinſte dar. Und das Reſultat? Joachim Heinrich fiel ſeinem Vater um den Hals; er war wohlhabender, als er's gedacht, und das Privatdocieren konnt' er nunhalten. Auch die Mutter beruhigte ſich allmählich, denn er ſtellte ihr vor, daß er in der Not ſtets wieder zurückkönne, um ein Gymnaſium zu beglücken. So redete ſie nichts mehr dazwiſchen.

Die große Arbeit forderte genaueſtes Quellenſtudium und verzögerte ſich. Faſt gleichzeitig mit ihrem Abſchluß ſtarb Joachim Heinrichs Vater. Er hatte ſich ſo ſehr gefreut auf des Sohnes Antrittsvorleſung. Er wollte dazu extra im ſchwarzen Rock erſcheinen. Er wollte ſo gern ſeinen Jungen einmal hören, wie er vom Katheder herab über die Befreiungskriege ſprach. Noch auf dem Lager, das er lebend nicht mehr verlaſſen ſollte, ſagte er in freudiger Zuverſicht: „Der liebe Gott wird mich nicht ſterben laſſen, ehe ich meinen Jungen gehört habe. Die Geſchichte iſt doch das Größte. Und von wem hat er die Liebe dazu? Von ſeinem alten Vater.“

Aber der Himmel hatte es anders beſchloſſen, und Joachim Heinrich führte ſeine Mutter hinter dem Sarge. Sie wollte aus ihrer Kreisſtadt nicht fort. Am allerwenigſten nach Berlin. Und gerade dort hatte Joachim Heinrich ſeine Arbeit eingereicht.

Es ging glatt und gut damit. Sie fand günſtige Aufnahme. An einem Novembertage des Jahres, in dem er ſiebenundzwanzig geworden, durfte der neugebackene Privatdocent ſeine Antrittsvorleſung in der alten Friedrich-Wilhelms-Univerſität halten.

Nun lag das erſte Semeſter bereits hinter ihm. Er war zufrieden mit dem Erfolg und ſah voll froher Hoffnung in die Zukunft. Wenn er nach dem Eſſen in ſeiner gemütlichen Junggeſellenbehauſung im Schaukelſtuhl lag und ſeine Cigarre rauchte, kam es ihm oft ſelber vor, als ob ſeine Freunde recht hätten und er ein glücklicher Menſch wäre. „Nur eine gute Frau brauchſt du noch!“ pflegte Stefan zu ſagen. „Und haſt du die, ſo kannſt du wahrlich den Göttern ein Opfer bringen, daß ſie dein Glück nicht neiden.“

Joachim Heinrich lachte darüber. Er lachte darüber, denn er fühlte ſich als Junggeſelle ſehr mollig und behaglich. Und ließ er im Geiſte die Reihe derer, die er kannte, vorüberziehen, ſo ſchüttelte er mit froher Beſtimmtheit bei jeder den Kopf. Es war alles nichts für ihn.

Nur eine Frau noch —!

Er dachte es auch heut', als er im Schaukelſtuhl lag. Und plötzlich lachte er laut auf, trotzdem er allein war. Er hatte an geſtern gedacht, an das wunderliche Abenteuer. Heut' um vier Uhr ſollt' er ja den Groſchen holen, das Zehnpfennigſtück.

Nur eine Frau noch —!

Wie wär's, Prinzeſſin Ilſe? Es war ein drolliger Gedanke! Auf der Straße lernten gewiß nicht viele ihre zukünftige Frau kennen. Das war gewiß etwas Apartes.

Er lehnte ſich zurück. Und lächelnd ſummte er vor ſich hin:

„Ich bin die Prinzeſſin Ilſe
Und wohne im Ilſenſtein;
Komm mit nach meinem Schloſſe,
Wir wollen ſetig ſein.“

Wie ſpät war es doch? Drei? Um vier Uhr ſollte er dort ſein, an der Matthäikirchſtraße. Nein, was war das für eine komiſche Geſchichte! Ein Rendezvous wie ein Sekundaner oder ein Student im erſten Semeſter! Er war wirklich geſpannt, wie die Dinge ſich weiter entwickeln würden.

Es ſchlug gerade vier Uhr, als Joachim Heinrich die Tiergartenſtraße entlang ſpazierte. Er mußte ſelbſt lächeln: ein Docent, der das akademiſche Viertel nicht ausnutzte!

Der Tag war ſchön und ſonnig. Von den Tiergartenwegen tönte der Lärm der Kinder, das Rufen der Mädchen. Offiziere mit ihren Damen ſprengten die Reitwege hinunter. Faſt geräuſchlos rollten die Equipagen über die aſphaltierte Straße.

Joachim Heinrich hatte nicht lange Zeit, das alles zu beobachten. Denn nach wenigen Minuten ſchon ſah er die, welche er ſuchte.

Er freute ſich, daß ſie pünktlich war. Mit ſicherem Schritt, nicht zu ſchnell, nicht zu langſam, und mit der guten Haltung, die ihr eigen war, kam ſie näher. Sie trug ein helles Jackett, halb offen, das ſich glatt und feſt ihrer ſchlanken Geſtalt anſchmiegte.

Als ſie ihn erblickte, ſchoß ihr doch das Blut in die Wangen.

Er grüßte tief.

„Gnädiges Fräulein ſind wirklich ſo liebenswürdig — —“

„Guten Tag!“ ſagte ſie, ohne ihm die Hand zu reichen. „Ich hoffe, ich habe Sie nicht warten laſſen.“

Er zog die Uhr.

„Pünktlichkeit iſt die Höflichkeit der Könige — und der Prinzeſſinnen. Hoheit ſind ſehr höflich.“

Sie lächelte, ging aber nicht darauf ein.

„So laſſen Sie mich denn jetzt nachholen, was geſtern nicht anging und verſäumt wurde. Hier —“

Sie griff in das Billettäſchchen und hielt zwiſchen Daumen und Zeigefinger ein Zehnpfennigſtück in die Höhe.

„Und nochmals meinen beſten Dank dazu!“

„Bitte recht ſchön!“ lachte er und holte das Geldſtück, es vorſichtig anfaſſend, zwiſchen ihren Fingern hervor. Die Spitzen der Finger berührten ſich.

„Es iſt der blankeſte Groſchen, den ich fand.“

„So,“ ſagte er plötzlich und hielt die Hand zurück, die eben nach dem Portemonnaie faſſen wollte. „Der blankeſte . . . dann haben Sie . . . danach geſucht?“

„Jetzt bauſchen Sie eine Kleinigkeit zur Staatsaktion auf.“

„Ja!“ erwiderte er.

Und mit einem ſchnellen Blick auf ihr Geſicht nahm er ein Porteſeuille aus der Bruſttaſche und verbarg das Zehnpfennigſtück darin.

Sie zuckte leicht verlegen die Achſeln.

„Warum thun Sie das?“

„Weil es kein gewöhnliches Geldſtück iſt.“

Eine kurze Pauſe. Die junge Dame hob leicht ihren Schirm und beſah die Krücke.

„Sie ſollten keine Komplimente machen,“ ſprach ſie dann ruhig. „Auch nicht ſo verſteckte.“

„Und wenn es keins wäre?“

„Oho, Sie ſcheinen Uebung zu haben. Denn Ihre Antwort war ein zweites und größeres. Aber — ich meine, weshalb thun Sie das? Ich hab' einen Seitenſprung gemacht, den die Konvention nicht erlaubt. Jeder Schritt, den ich hier neben Ihnen gehe, ſagt es mir von neuem. Und nun hör' ich das Gleiche, was ich ſonſt auch höre. Sie hätten das Zehnpfennigſtück ſofort zu den andern ins Portemonnaie ſtecken ſollen. Sie würden ſich dadurch zu Haus eine Arbeit erſpart haben.“

Er ſah ſie an.

„Man muß Sie viel belogen haben, gnädiges Fräulein.“

„Vielleicht,“ gab ſie zurück.

Sie waren an die Königgrätzerſtraße gelangt. Die Pferdebahn klingelte vorüber. Drüben ſtieg das Brandenburger Thor auf.

Die junge Dame blieb halb unentſchloſſen ſtehen.

„Sie wollen mir Gelegenheit geben, mich zu verabſchieden,“ ſagte er etwas reſigniert.

Sie knöpfte am Handschuh.

„Ich kann . . . über den Potsdamer Platz . . . nicht gut in Begleitung gehen.“

„So lassen wir den Platz liegen.“

„Es ist mein Weg.“

„Gnädiges Fräulein — ?“

„Ja —“

„Es ist sonnig und schön heut'. Haben Sie keine Sehnsucht nach Wipfelrauschen?“

„Und wenn ich sie hätte —?“

„Der Tiergarten liegt vor uns . . . Pardon, vor Ihnen. Sie wären gewiß hineingegangen, wenn ich Unglücksmensch nicht gewesen wäre. Es schmerzt mich, daß ich Sie um eine Stunde Tiergartenpoesie bringen muß.“

„Wenn man dem Teufel den kleinen Finger giebt,“ sagte sie lächelnd, „so will er die ganze Hand. Wenn Sie nicht zufällig heut' abend für immer abführen, so würden Sie mir erzählen, morgen um Vier wäre der Tiergarten so herrlich, daß ich ihn durchaus sehen müßte. Hab' ich recht?“

„Ich kann nur wieder mit einer Frage darauf antworten: Wäre das nicht verständlich und entschuldbar? Schließlich verlängert doch jeder Mensch das bißchen Glück, das ihm die Stunde beschert, so sehr er kann.“

„Glück . . .,“ sagte sie. „Sie brauchen große Worte. Aber wie dem auch sein mag, was bei Ihnen entschuldbar wäre, ist es nicht bei mir.“

Er atmete tief auf.

„Wir fallen in den deutschen Erbfehler. Wir philosophieren, anstatt zu handeln, und vertrödeln die schönste Zeit. Gnädiges Fräulein, wie wär's mit dem Wipfelrauschen? Und darf ich mit? Sehen Sie nur, wie grün und sonnig es drüben ist.“

Sie hatte die Schirmspitze zwischen zwei Steinplatten geklemmt und bohrte sie tiefer hinein. Als er schwieg, sah sie nicht in den Tiergarten, sondern in sein Gesicht. Es mochte ihr gehen wie gestern abend.

„Der zweite Schritt ist leichter als der erste,“ antwortete sie und nickte, — „es ist gut, daß der zweite der letzte ist.“

Und ohne mehr zu sprechen, ging sie quer über die Straße fort und in den Park.

In freudiger Erregtheit schritt er neben ihr. Ihre Größe stimmte gut zu einander. Wir gäben thatsächlich ein nettes Paar, dachte Joachim Heinrich. Und in der fröhlichen Stimmung begann er zu erzählen, bunt durcheinander, von seinem Vaterhaus und der Studentenzeit, von seinen Wünschen und Zielen, wie er jetzt lebe und was seine Freunde dazu sagten.

Sie hörte zu, lächelte, warf ein Wort ein, fragte. Stundenlang hätt' er so reden können. Denn sie verstand es gut, zuzuhören, ohne sich viel einzumischen. Als sie dann gar die Entdeckung machten, wie viel gemeinsame Lieblinge sie hatten, wurden sie ordentlich vertraut und schwatzten und lachten, als wären sie die ältesten Freunde. Die merkwürdige Situation hatten sie beide vergessen. Hatten vergessen, daß sie wildfremd eigentlich hier nebeneinander durch den Tiergarten liefen, und daß sie auseinandergehen würden, ohne sich je wiederzufinden.

Nur einmal zuckte das Mädchen zusammen. Zwei Offiziere zogen in ihren Weg ein.

„Bitte,“ sagte sie hastiger, als er es bisher von ihr vernommen, „wir wollen hier gehen!“

Und sie schlug einen Seitenpfad ein.

Er sah sie erstaunt an; ein leichter roter Schimmer lag auf ihrem Gesicht, und es dauerte einige Minuten, ehe das Gespräch wieder in Fluß kam.

So waren sie tief hineingekommen in den herrlichen Park. Es ward plötzlich dämmrig; der Himmel zog sich; durch die Wipfel lief ein murrendes Rauschen.

Und als wär's im April, ging mit einem Male ein Regenschauer nieder, daß es von den Blättern tropfte und im Laube patschte.

„O weh,“ sagte die junge Dame kläglich, „da straft der Himmel meinen Leichtsinn gleich. Wo sind wir denn eigentlich?“

Er sah sich um und wußt' es selbst nicht recht.

„Ich bin untröstlich, gnädiges Fräulein, daß durch meine Schuld — aber sagen Sie selbst, wer hätte denn bei dem köstlichen Sonnenschein daran denken können! Ob hier nicht ein Haus in der Nähe ist?“

Unschlüssig waren sie stehen geblieben und sahen sich um. Aber nirgends ein schützendes Dach in Sicht.

„Wenn ich wenigstens eine Droschke hätte —!“

„Soll ich suchen gehen? Vielleicht find' ich doch eine.“

„Haben Sie denn wenigstens eine Ahnung, in welcher Richtung ungefähr die Droschken stehen?“

Er mußte zugeben: „Nein!“

„Dann hat es keinen Zweck. Also mit Würde sich ins Unvermeidliche schicken. Der Sonnenschirm schützt schon etwas. Und der Baum dort läßt auch nicht viel durch.“

Sie raffte ihr Kleid und sprang mehr als sie ging unter das Laubdach.

Er war ihren Bewegungen gefolgt. Die Art, wie sie ihr Kleid leicht und graziös schürzte, hatte ihn entzückt.

Er war in diesem Gedanken und in freudiger Bewunderung stehen geblieben.

„Aber Herr des Himmels,“ rief sie ihm zu, „Sie werden ja pudelnaß, wenn Sie noch lange zögern.“

„O, es geht schon . . danke sehr . . Hauptsache ist, daß Sie trocken bleiben. Und wie ich sehe . . .“

„Sie dürfen beruhigt sein in Ihrem Gewissen,“ lächelte sie und sah nach oben. Den Sonnenschirm hatte sie aufgespannt.

Es war eine Stille, in die nur das Rauschen des Regens fiel. Die bisher belebten Wege waren in wenigen Minuten glatt gefegt: kein Mensch mehr weit und breit zu sehen. Als ob die Erde sie verschluckt hätte.

Das Rauschen ward stärker. Joachim Heinrich fühlte, wie die Tropfen an ihm herabrannen. Schon zweimal hatte er seinen Stand gewechselt und sich vorsichtig die Stelle ausgesucht, über der das Blattwerk ihm am dichtesten dünkte — aber es half wenig.

Die junge Dame hatte es mit angesehen.

„Ein Prinz im Regen!“ lachte sie. „Wollen wir als ehrliche Abenteurer den Schirm teilen? Vielleicht schützt er uns beide.“

„Aber gnädiges Fräulein — —“

„Wenn Sie nicht wollen!“

„Natürlich will ich! Aber Sie müssen unbedingt . . unbedingt die größere Hälfte haben.“

„Eine komische Situation,“ sagte sie, als sie dicht bei einander, jeder zur Hälfte, unter dem kleinen Sonnenschirm standen.

„Sehr drollig,“ nickte er. „Für Romantik ist gesorgt. Aber Ihre Schulter wird naß, Gnädigste.“

Er drängte den Schirm mehr hinüber, daß sie eng aneinander waren.

Und plötzlich, scherzhaft, meinte er:

„Jetzt fehlt nur noch, daß ich zu singen anfange.“

„Zu singen?“

„Ja. Das wundervolle Burnssche Lied:

O säh ich auf der Heide dort
Im Sturme dich, im Sturme dich,
Mit meinem Mantel vor dem Sturm
Beschützt' ich dich, beschützt' ich dich.“

Sie kennen es natürlich?“

Als er begann, hatte sie den Kopf nach der anderen Seite gedreht. Ihr wundervolles aschblondes Haar sah er jetzt ganz nah. Es war feinjädig. Es mußte so weich sein . . .

„Beschützt' ich dich . . .,“ wiederholte er. „Es ist herrlich, nicht?“

„Ja,“ sagte sie, ohne ihm das Gesicht recht zuzuwenden.

Und das „Ja“ kam seltsam gepreßt heraus, mit einem kaum merkbaren Zittern in der Stimme.

Da stutzte er und ward ganz still. Bis jetzt war er ganz harmlos gewesen — nun mit einem Male fühlte er, wie seltsam das alles war: er hier ganz mutterseelenallein mit einer jungen Dame, eng beide aneinander gedrängt unter dem kleinen Schirm, niemand ringsum, nur das leise Rauschen der Wipfel und das Rauschen des Regens — und doch da drüben, nicht allzu weit, die Millionenstadt mit ihrem Lärm und Leben.

Und als auch er still geworden, mochte die ganze Situation für die junge Dame noch beklemmender sein. Denn sie fühlte

Grossmutters Kirchgang.
Nach dem Gemälde von Adolf Bock.

wohl, daß jetzt auch er dieses Zusammensein als sonderbar . . . als so . . so merkwürdig empfinde.

Aber sie wagte es nicht, auch nur um Haaresbreite sich zu wenden und von ihm fort zu treten; denn ihr war, als müßte sie dadurch erst recht zeigen, wie verwirrt sie sei.

So waren sie still und standen reglos. Nur ihren Atem hörten sie gegenseitig.

Joachim Heinrich suchte danach, was er reden könnte, ohne es zu finden. Denn auch er war verwirrt. Ihn verwirrte das Haar, das reiche, aschblonde, und die ganze junge schmiegsame Gestalt.

Unablässig ging es durch seinen Arm und seinen Körper wie ein elektrischer Strom, obwohl ihre Arme sich kaum merklich berührten.

Und je länger er stand und je länger das drückende Schweigen dauerte, um so mehr erfüllte ihn eine zitternde Sehnsucht, ein einziges Mal im Leben diese schlanke Gestalt an sein Herz zu drücken, daß nur einmal, sekundenlang, dieses zarte Haupt friedlich und still an seiner Schulter ruhe — hier in dieser Einsamkeit, wo nur Wind und Regen dazu tönen und rauschen würden . . .

„Mir kommt vor," sagte ee, „als wäre man ein ganz anderer, wenn man plötzlich so losgelöst ist aus dem Lärm und dem Getriebe der übrigen Menschen und allein auf sich gestellt ist."

Er spaach leise, so als müßte sich die Stimme dem Rauschen deoben anpassen.

Sie erwiderte nichts.

„Als wäeen wir nicht mehr wie selber, nicht mehr Menschen vom Ende des neunzehnten Jahehunderts, nicht mehr aus Beelin — sondern als wären wir so schon einmal vor Jahrhunderten und Jahrtausenden zusammengewesen. Wir haben unsere Namen von damals vergessen und wir wissen unsere Namen von heute nicht. Aber wie erinnern uns beide . . . Was waeen wir wohl?"

„Ich weiß es nicht," sprach sie ebenso leise. „Sie träumen."

„Dann will ich Sie erinnern . . . Ich war Aeneas, der irrende Prinz. Und das Schicksal führte mich zusammen mit Ihnen auf kurze Zeit. Sie warrn Dido, die wunderschöne Konigin von Karthago. Kennen Sie die Geschichte?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Und eines Tages ritten wie aus mitsammea, und das Gefolge verlor sich. Wie plauderten lustig. Karthagos mächtiges Leben lag hinter uns — wir kamen in weite Einsamkeit, durch die nur ein Rauschen ging. Das war das Meer, das sich gegen die Klippen warf. Und da überraschte uns ein Unwetter. Ratlos sah die wunderschöne Königin gen Himmel. Ich hod sie vom Pferde. Wie danden die Pfeede an und flüchteten so schnell als möglich in eine Grotte, die uns notdürftigen Schutz gewährte. Und in dieser Grotte . . . in dieser Grotte . . ."

Er stockte.

„Aeneas nnd Dido schieden für immer," sagte er.

Sie mußte die Geschichte doch kennen, denn als er von der Grotte sprach, hatte sie das Haupt noch mehr zur Seite gedreht. Aber an ihrem Ohr sah er, daß sie rot sein mußte, denn ihr Ohr, in dem der winzige Ohrring steckte, glühte förmlich.

„Was Sie . . . für eine Phantasie . . . haben," sprach sie gepreßt. Es war ein verunglückter Versuch, harmlos zu scheezen.

„Die hab' ich. Ich bin Aeneas, der irrende Prinz, und Sie sind . . . Sie sind Dido."

Ein schweres Schweigen.

Seine Sehnsucht hatte ihn ganz umsponnen und band seine Scheu.

„Dido!"

„Es regnet . . . bald weniger," sagte sie, und die Worte schienen ihr Mühe zu machen.

„Königin von Karthago . . . wunderschöne Königin!"

Sie zuckte zusammen. In der Bewegung berührten sich ihre Arme stärker. Und da hielt es ihn nicht: plötzlich, aber doch leise uad in seltsamer Scheu hatte er sich herübergedogen und küßte ihr Ohr, ihe Haar.

Es wae ein Augenblick. Sie war zusammengezuckt wie unter einem Schlage, und instinktiv zur Seite getecten.

Da stand sie, zitternd, das Haupt gesenkt — nichts mehr von der „Dame".

Joachim Heinrich war gleichfalls halb erschrocken zurückgetreten, so daß nun ein größerer Zwiischenraum zwischen ihnen war. Und wie Sekunde um Sekunde verstrich, ohne daß einer sprach, ward es ihm noch schwüler.

Lieber Gott, er war doch sonst nicht so. Abee es fiel ihm aufs Herz, als hätt' er mit dem flüchtigen Kuß ein Majestätsverbrechen begangen. Er hatte so das Gefühl; er hatte direkt etwas wie Gewissensbisse.

Wenn sie nur reden wollte, nur einem Ton sagen! Alles andere hätt' er eher und leichter ertragen als diese ängstliche Stille.

Er hüstelte leise. Er trat von einem Fuß auf den anderen.

Beegebens!

Da raffte er sich auf. Er ging in kurzem Bogen herum, daß er vor ihr stand und nun ganz ihr Gesicht sah.

Fast jäh wandte sie es fort. Und wie festgewurzelt blieb Joachim Heinrich einen Augenblick stehen. Denn die Sekunde hatte genügt, ihm zu zeigen, wie zwei schwere Thränen in ihren Augen standen. Und dieses Gesicht! Dieses Gesicht, auf den Scham und Schmerz, halber Trotz und daneben ein ängstlich Glück stritten! —

Er wußte in diesem Augenblick, daß er dieses Mädchen liedte! Oder vielmehr: er wußte es nicht, er fühlte nur, wie es ihm warm und kalt ward.

Und scheu wie ein Verbrecher schlich er hin und her, schlich er an sie heran.

„Gnädiges . . . Fräulein . . ."

Dee Himmel mochte wissen, wie die Worte herauskamen! Das „Gnädige" paßte ihm gar nicht. Er lonnte nicht alles so hineinlegen. Aber aus seiner zitteenden Stimme mochte sie doch alles lesen, Reue und Liebe, und daß er kein schlechter Kerl sei.

Langsam wandte sie das Haupt. Es blieb jedoch gesenkt. Und nun sah er, wie die beiden Thränen hinabrollten und zwei andere folgten.

Das gab ihm den Rest. Er qaälte sich, etwas zu reden, was so gut und innig sei, aber er fand es nicht.

„Wollen Sie . . . mir . . . nicht die Hand geben?"

Die Worte sollten seine Bitte um Verzeihung sein. Sie faßte sie wohl auch nicht anders auf. Die Hand jedoch gab sie ihm nicht, sondern sagte: „Sie mögen wohl recht haben. Eine Dame, die . . . die solche . . . Thoeheit begeht wie ich heut', die achtet man ja nicht."

Es war eine schmerzliche Bitteeleit und doch auch eine versteckte flehende Bitte in den Wortea. Die flehende Bitte: sag mir, daß du nicht übel von mir denkst.

„Warum kann ein Mensch dem andern nicht ins Herz sehen?" antwortete er einfach. „Sie würdea dann nicht so traurig sein."

„Es schmerzt mich . . . von Ihnen. Die Romantik geht in Thränen und Schmerzen aus. Es ist Zeit, daß das Abenteuer endet."

„Nicht Abenteuer!" sagte ee entschieden. „Und es soll nicht ausgehen. Ich wollt', es wäre nur ein Anfang."

Sie lächelte trübe.

„Fränlein . . . Ilse! Liebes Fräulein . . . Ilse — glauben Sie mie doch, daß ich ein ehrlicher Measch bin. Aus dem Abentener von früher ist Ernst geworden . . . ich weiß selbst nicht, wie schnell das kam. Aber mir ist, als könnt' ich . . . könnt' ich gar nicht mehr von Ihnen fortgehen. Ich hab' Sie so sehr . . . lieb gewonnen . . . so sehr . . . geeade als ich . . . Sie weinen sah . . . verzeihen Sie mie . . . und Sie dürfen nicht böse sein. Sie sollen mie ja nicht sagen, daß Sie mich auch . . . mich auch ein bißchen . . . gern haben — nein . . . nur daß Sie mir doch glauben."

Sie wurde abwechselnd rot und blaß.

„Sprechen Sie nicht so!" stieß sie hervor.

Er neigte stumm das Haupt.

Drüben kam, auf einem Nebenwege, ein Junge daher. Den Rockkragen hatte er hochgeschlagen, und vergnügt pfiff er durch den allmählich aufhörenden Regen.

Als hätte dieses Menschenkind der jungen Dame die Haltung zurückgegeben, richtete sie sich auf.

„Mein lieber Freund," sagte sie, „wir wollen keine neuen Thorheiten auf die alten häufen. Es sind wahrlich genug. Ich glaube Ihnen und werde ohne Reue an diese Augenblicke und an Sie zurückdenken. Sie haben mir eine schöne Geschichte erzählt: von Aeneas und Dido. Und Sie schlossen die Geschichte mit den Worten: ‚Aeneas und Dido schieden für immer.' Das soll jetzt auch hier der Schluß sein!"

Sie streckte ihm die Hand hin.

„Aber vielleicht . . . vielleicht . . . ich glaube wirklich, die Geschichte hab' ich falsch erzählt. Der Schluß lautet: Sie gingen zusammen nach Karthago zurück, und der irrende Prinz ward König an der Seite der wunderschönen Königin."

„Nein," antwortete sie mit seltsamem Lächeln. „Sie irren sich doch. Die beiden trennten sich, und Dido gab sich freiwillig den Tod, einmal weil Aeneas gegangen war, und dann: um den Bewerbungen eines anderen zu entgehen."

Ihre Lippen zuckten bei den letzten Worten.

„Uebrigens," fügte sie hinzu, „was sollen die alten Geschichten! Leben Sie wohl!"

Eine Angst packte ihn, sie zu verlieren.

„Und nie, nie, nie soll ich Sie wiedersehen? Mein ganzes Leben nicht?"

„Nie!"

„Nicht morgen, nicht übermorgen . . .? Bitte, nur einmal noch, nur morgen!"

„Sie sind morgen fort von hier. Sie sagten es wenigstens. Oder haben Sie mich damit betrogen?"

Er wurde rot, neigte das Haupt. Wie ein Schulbube, dachte er. Aber er sagte leise:

„Ja! Ich . . . wohne in Berlin."

„Also doch. — Es ist gut!"

„Vergeben Sie mir, daß ich gestern . . . die Unwahrheit sprach."

„Es ist vergeben, da Sie selber es eingestanden. Aber um so notwendiger wird es, daß ein Ende gemacht wird. Denken Sie meiner in Ihrem späteren Leben freundlich, und mög' Ihnen der Himmel alles Glück schenken. Bald, glaub' ich, wird dies seltsame Abenteuer uns beiden wie ein Traum erscheinen. Zwei Seelen, die sich einen Augenblick zusammenfanden — und dann für immer auseinander gingen."

Sie zögerte einen Augenblick.

„Es hat aufgehört zu regnen," sagte sie dann und schloß den Schirm.

Der kleine Junge war längst vorüber. Es war wieder Einsamkeit um sie beide.

„Ennün, mein Prinz, — auf Nimmerwiedersehen!"

Er ergriff die dargebotene Hand und drückte sie einen Augenblick krampfhaft.

„Auf Nimmer — wieder — sehen!"

Und sie ging.

Aber nach drei Schritten wandte sie sich noch einmal. Ihr Gesicht war leicht gerötet.

„Ein Versprechen noch: Sie werden mir nie nachforschen, in keiner Weise . . .?"

Es saß ihm im Halse.

„Nie!" sagte er.

„Und Sie werden jetzt dort hinuntergehen, und ich nach jener Seite — ich bitte darum!"

„Ja!" sagte er.

„Ich danke Ihnen!"

Wie es kam? Keines wußt' es wohl. Aber mit einem Male lag Mund auf Mund.

Es war ein Abschiedskuß — ein Kuß, der deutlicher von dem Nimmerwiedersehen sprach als jedes Wort. In einen einzigen Augenblick drängte sich Wonne und Weh eines Lebens zusammen.

Wortlos machte sich das Mädchen frei. Mit gesenktem Haupte, ohne sich umzusehen, ging sie ihren Weg, und kurz darauf er den seinen.

Noch ein paarmal wandte er den Kopf. Er sah ihre ganze Gestalt — jetzt kamen die Büsche — jetzt schimmerte das helle Jackett noch hindurch! Ein Ruf erreichte sie noch — wenn er jetzt hinterdrein stürzte, holte er sie noch ein —! Und jetzt nichts mehr — nichts mehr! —

Joachim Heinrich war an diesem Abend in eine fröhliche Gesellschaft geladen. Er hatte bereits zugesagt.

Joachim Heinrich jedoch wurde in dieser fröhlichen Gesellschaft an diesem Abend vergebens erwartet.

2.

Es waren Monate vergangen. Der junge Privatdocent lebte noch immer in seiner behaglichen Junggesellenwohnung, und noch immer pflegten seine Freunde von ihm zu sagen, er sei ein glücklicher Mensch. Nur den Nachsatz, daß ihm zu alledem eine gute Frau fehle, sprachen sie nicht mehr aus, denn dann ward Joachim Heinrich unwirsch und blieb es für den ganzen Tag.

Weshalb, wußte eigentlich keiner. Und ganz zuletzt mochte er selbst sich kaum noch dessen bewußt werden, was ihm die Stimmung verdarb. Es stieg ihm nur so eigentümlich auf und erfüllte ihn, ein unendliches Sehnen und Verlangen nach etwas Verlorenem und doch nie Besessenem. In solchen Augenblicken wußte er, daß er doch wohl kein glücklicher Mensch war, daß ihm das Beste fehlte, daß ihn zuzeiten eine gewisse Unstete vom Schreibtisch fort und hinaustrieb in die Straßen und Gassen.

Er bereitete für den Winter ein großes fünfstündiges Kolleg vor: Geschichte des deutschen Volkes von den Befreiungskriegen bis zu den Märztagen des Jahres 1848. Es war ein Wagnis für einen jungen Docenten. Möglicherweise tas er vor teeren Bänken. Aber er wollte es riskieren. Die Ausarbeitungen waren im großen und ganzen fix und fertig. Er studierte jetzt nur noch des Genaueren die Litteratur, die so ungeheuer viel zum Fortgang der freiheitlichen Bewegung in jener Zeit beigetragen. Und eines Nachmittags — Oktobersonne fiel durch die Scheiben und blitzte an den Beschlägen des Schreibtisches und im Rahmen der Spiegel — nahm er Heinrich Heine vor. Er schlug auf. „Harzreise" — Ja! Und hier — —

Er ließ den Band sinken. Mit geschlossenen Augen lehnte er sich in den Sessel zurück. Unbeweglich blieb er so eine ganze Zeit.

Dann sprach er vor sich hin, was er eben gelesen:

„Ich bin die Prinzessin Ilse
Und wohne im Ilsenstein,
Komm mit nach meinem Schlosse,
Wir wollen selig sein."

Lebendig, als wäre es heute gewesen, wuchs sein Abenteuer vor ihm auf. Er sah den Omnibus dahinrumpeln, er hörte sie reden, er sah sie, wie sie ihm an der Matthäikirchstraße entgegenkam, mit dem hellen Jackett, er vernahm über sich das Rauschen von Wind und Regen im Tiergarten, er küßte wieder ihren Mund, heiß und schmerzlich beim letzten Auseinandergehen . . .

Und ihre ganze zärtliche Gestalt erschien ihm, wie sie sich trug und hielt, wie wundervoll ihr aschblondes, einfach zurückgenommenes Haar, wie fein und zart die Nase — aber immer, wie er sich auch quälte, sah er daneben die Augen mit den zwei schweren Thränen und sah er die jähe Bewegung des Kopfes . . . dies Gesicht voller Scham und Schmerz und ängstlicher Liebe.

Gerade das hatte ihn nicht nur bezwungen in jenem Augenblick — es verließ ihn auch später nicht. Es kam wieder in seinen Träumen, es verfolgte ihn. Er ward still, wenn es plötzlich in lustigem Kreise ihn ansah. Er legte die Feder fort, wenn es sich einschlich in seine Arbeitsstunden.

Die ersten Tage nach seinem Abenteuer wollte es überhaupt nicht weichen. Und es stürzte ihn in einen schweren Konflikt.

Er hatte versprochen, ihr nicht nachzuforschen. Aber mußte er denn dieses Versprechen halten? Es war ja geradezu verrückt, daß zwei Menschen, die sich liebten, eigentlich grundlos auseinander gehen sollten.

Grundlos? Gewiß! Denn welche Gründe konnte sie haben? War sie verheiratet? Unsinn! Verlobt? Auch nicht, denn ein Mädchen wie dieses war nicht dazu geschaffen, auch nur die leiseste Untreue zu begehen.

Was also in aller Welt sollte denn dieses schreckliche Versprechen? Es war wie ein erzwungener Eid, es war hinfällig, weil es so sinnlos war.

In dieser Art räsonnierte Joachim Heinrich fortwährend. Und er kam doch nie eigentlich zu Rande, denn Versprechen blieb Versprechen. Erst später fiel ihm ein: Ja, wenn du dich selbst nicht daran kehren wolltest, wie willst du denn überhaupt in der Millionenstadt eine junge Dame suchen und ausfindig machen, deren Namen, deren Wohnung du nicht kennst?

Der Gedanke verblüffte ihn. Aber er wußte in der That keine Antwort. Sollte er eine Annonce in die Blätter rücken des üblichen Inhalts: Diejenige junge Dame, welche an dem und dem Tage ꝛc. —?

Oder an die Litfaßsäulen ein Plakat kleben lassen, auf dem in Riesenlettern stand: Prinzessin Ilse wird unter Chiffre so und so um Nachricht gebeten?

Das war doch völlig aussichtslos, denn selbst im Falle, daß sie es las, — sie würde sich hüten zu antworten. Und außerdem wäre ihm das wie eine Entweihung vorgekommen.

Es blieb also nichts übrig, als sich zu bescheiden und von der schönen Verlorenen zu träumen. Er hatte das blanke Zehnpfennigstück aus dem Portefeuille genommen und eines Tages, als er gar zu unruhig war, zum Goldschmied getragen. Der mußte ein feines Kettlein darum legen und einen gläsernen Schutz. So wollte er es zum steten Gedenken an der Uhrkette tragen.

Aber er sah bald selbst ein, daß das zu auffällig wäre. Und so begnügte er sich, den „Talisman" in der kleinen Tasche zu tragen, wo er ihn hervorholen konnte, wann er wollte.

Natürlich war damit auch nichts erreicht, und in ewiger, so ganz hoffnungsloser Sehnsucht verzehrte er sich. Wenn der Zufall nicht von neuem half, dann war alles vergebens.

Joachim Heinrich versuchte wenigstens — halb unbewußt — diesen Zufall herbeizuführen. Sein Freund Stefan hatte ihn nie so oft zu Gesicht bekommen als gerade jetzt. Denn allabendlich sprang er fast auf den Omnibus, der die Friedrichstraße entlang fuhr, und seufzend stieg er an der Mittelstraße ab.

Nachmittags jedoch hatte er das lebhafteste Bedürfnis, etwas für seine Gesundheit zu thun, und spazierte dem Tiergarten zu, wobei er sich jedesmal eine gute Viertelstunde in der Nähe der Matthäikirchstraße aufhielt.

Alles umsonst. Oft sah er vor sich auf der Straße ein helles Jackett, dann schlug ihm das Herz wie ein Hammer, und schneller, als es mit seiner akademischen Würde eigentlich verträglich war, fegte er das Trottoir entlang. Aber wenn er dann nahe daran war, dann brauchte er der jungen Dame nicht erst ins Gesicht zu sehen. Ein Blick auf das Haar, auf Gestalt und Haltung genügte, und resigniert machte er Kehrt.

Er verspottete sich selbst oft, und als so ein Tag nach dem andern verging, da schwand allmählich die Hoffnung. Die Arbeit trat wieder mehr in ihr Recht; die Bedürfnisse des Tages machten sich geltend. Und Joachim Heinrich fuhr nicht mehr allabendlich die Friedrichstraße entlang und spazierte nicht mehr nach dem Tiergarten. Er hielt im Sommersemester seine Vorlesungen, wanderte im August durch Tirol, er bereitete sich jetzt für das Wintersemester vor — und über alledem verlor sich langsam der Gedanke an die holde Unbekannte.

Man wird alt, dachte er eines Tages lächelnd und streckte die Arme aus. Vielleicht ist es meine Jugend gewesen, die mich noch einmal küßte und dann Abschied nahm. —

So begann der Winter. Die Züge des Bildes verwirrten sich immer mehr. Schleier legten sich darüber, Nebel umspannen es. Die vielen gesellschaftlichen Verpflichtungen des Winters, dann die Vorlesungen — — der junge Docent hatte kaum eine Stunde freie Zeit und mehr zu thun, als an Vergangenes zu denken.

(Schluß folgt.)

Hebung gesunkener Schiffe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine der schwierigsten Aufgaben bildet für die Technik die Hebung gesunkener Schiffe. Die langwierigen und schweren Arbeiten bei derartigen Bergungsversuchen erfordern auch von der Rettungsmannschaft Geschick, Ausdauer und Mut in ausgiebigstem Maße. Allen derartigen Unternehmungen ist eine gewisse Grenze gezogen; man kann nur an die Hebung von Schiffen schreiten, die in Tiefen liegen, in welche Taucher noch hinabsteigen können. Und diese Tiefen sind, wie die Erfahrung gelehrt hat, nicht groß. Steigen wir unter Wasser in die Tiefe hinab, so nimmt der Druck von 10 zu 10 m um je eine Atmosphäre zu und wird bald so stark, daß unsere Organe in that nicht zu funktionieren vermögen. Schon in der Tiefe von 20 m ist das Atmen in einem Taucherapparate beschwerlich und muß erst gelernt werden, und in Tiefen von 40 m an wollen selbst geübte Taucher nicht hinabsteigen. Im Jahre 1865 wurde der Dampfer „Columbian" in der Nähe von Quessant durch Feuersbrunst zerstört und sein Wrack blieb in der Tiefe von 70 m liegen. Ein geübter Taucher Namens Deschamp wollte sich zu ihm hinablassen, aber bei 60 m Tiefe wurde er nach unsäglichen Qualen von Hallucinationen erfaßt, er zitterte am ganzen Körper und wurde völlig bewußtlos heraufgeholt. Aber schon in geringeren Tiefen ist der Taucher, der namentlich unter Deck des gestrandeten Fahrzeugs arbeitet, Gefahren ausgesetzt. Beim Heraufsteigen der im Zickzack verlaufenden Treppen und Gänge muß er die größte Vorsicht beobachten und den zurückgelegten Weg genau merken. Sonst erfolgt eine Verwickelung der Seile und Rohre, die ihn mit der Oberwelt verbinden, und geschieht dies, dann ist der Taucher rettungslos verloren. Es ist also klar, daß Taucher nicht in Tiefen arbeiten können, in welchen durch körperliche Beschwerden die Sinneswahrnehmung und klare Ueberlegung getrübt werden.

In früheren Zeiten empfahl man zur Hebung gesunkener Fahrzeuge sogenannte „unterseeische Kamele". Darunter sind einfach Luftballons, Gummisäcke u. dgl. zu verstehen, die leer auf den Grund gebracht, dann am Schiffe befestigt und zuletzt mit Luft vollgepumpt werden. Auf diese Weise gelang es unter anderem dem deutschen Ingenieur Wilhelm Bauer, ein Schiff zu heben. Bauer ist als Erbauer des „Brandtauchers", des ersten Unterseebootes, das im Jahre 1851 im Kieler Hafen verunglückte, berühmt geworden. Am 11. März 1851 war der bayrische Postdampfer „Ludwig" durch den Dampfer „Zürich" in den Grund gebohrt worden. Bauer hob das Schiff aus einer Tiefe von 65 Fuß und brachte es am 21. Juli 1853 nach Rorschach. Wie wir schon wiederholt in der „Gartenlaube" (Jahrg. 1862, 1863 und 1891) mitgeteilt haben, benutzte Bauer große Fässer als Hebekamele.

In dem neuerdings erschienenen trefflichen Werke „Sicherheits- und Rettungswesen auf See" von Wilhelm Geusich (Stuttgart, Arnold Bergsträßer, Verlagsbuchhandlung) ist auch den Hebungs- und Bergungsarbeiten ein besonderer Abschnitt gewidmet. In demselben werden als das wichtigste Rettungsmaterial für gesunkene Fahrzeuge die Pumpenschiffe bezeichnet. Es sind dies Dampfer mit sehr leistungsfähigen Pumpanlagen, welche uns unter Wasser gebrachten Schiffen das noch eindringende Wasser austreiben.

Zur Charakterisierung ihrer Thätigkeit mögen folgende Fälle dienen.

Am 11. Juli 1894 fuhr das italienische Torpedoboot 69 S gegen zwei 3 m unter Wasser gelegenen Riffen fest. Es wurde ihm der Bug unter den Geschützrohren zertrümmert und löste sich in einer Länge von 7 m nach und nach gänzlich vom Rumpf. Man hob deren vorne unter den Kiel gebolzte Stahldrahttaue und Ketten. Das Boot wurde erleichtert und in dem Kesselraume brachten Taucher Querbalken an, an deren durch die Lecke gesteckten Enden dicke mit Brettern verdeckte Filzschichten aufgesteckt wurden; diese legte man mittels Schraubenmuttern am Schiffsrumpfe fest. Zur vollkommenen Dichtung des Schlusses zog man noch auf Oelleinwand aufgebrachte Matten über die Filzschichten. Um weitere Lecke zu stopfen, führte man in den Kesselraum mittels eines Leinwandrichters, hydraulischen Cement ein, welcher binnen erhärtete. Luftsäcke hielten dann das Wasser vom Eindringen ab. Unter solchen Schutzmaßregeln und fortwährenden Pumpen ließ sich das Heck dieses Bug nachträglich gehoben wurde, vom Strandungsorte, dem Golf von Pollcastro, nach Neapel selbst bei schwerem Wetter schleppen.

Ueber einen zweiten Fall berichtet Geusich etwa folgendes. Am 6. Juni 1892 kenterte die hölzerne Brigg „Nesi" im Kanal von Otranto (südlich der Insel Lussin). Sie saß mit dem Bug in 44 m Wassertiefe nur, während das Heck bis auf 8 bis 10 m Tiefe hochstand. Die Schiffe „Gigant" und „Triton" vollzogen die Hebung der Brigg, indem sie bei geeigneter Verteilung von Lichtereifahrzeugen unter den Bug eine Stahltrosse holten und diese am Kranponton festlegten, andererseits aber mittels eines Leinwandrichters, hydraulischen Cement ein, welcher binnen von der Brigg zu einem 300 m davon landwärts verankerten Pontons eine Stahltrosse legten, mittels deren die Brigg an Land gezogen werden sollte. Es gelang auch nach und nach, das gesunkene Schiff in Richtung der 470 m von der Strandungsstelle entfernten Südwestspitze des Eilands Oriole grande so weit zu schleppen, daß die Luken geschlossen und die Verbindungen der Pumpen mit den überflutenden Kammern hergestellt werden konnten. Die Wirkung der Pumpen äußerte sich nun in dem entsprechenden Auftauchen der Brigg.

Auf die Hebungsarbeiten ist auch die Beschaffenheit des Meeresbodens von Einfluß. Manchmal sitzt das Schiff so fest auf Felsen, daß diese erst gesprengt werden müssen. In Treibsand versunkene Schiffe sind aber nach längerem Liegen meist verloren. So hatte man im Jahre 1866 vergebliche Versuche gemacht, die in der Schlacht bei Lissa gesunkenen Fahrzeuge zu heben. Im Jahre 1872 wurden die „Re d'Italia" von dalmatinischen Reedern wiederholt; man fand nun die „Re d'Italia" vollständig eingewühlt und überwuchert, andere Schiffe waren überhaupt nicht mehr zu erkennen gewesen.

Blätter und Briefe

Vermißten-Liste der „Garlenlaube". Im Anschlusse an unsere zuletzt in Heft 27 des Jahrgangs 1899 erschienene Vermißten-Liste geben wir hiermit eine Reihe neuer Gesuche bekannt, mit dem Wunsche, daß recht viele von den Vermißten durch sie ihren Angehörigen wiedergegeben werden mögen.

502) Ein 81jähriger Vater, dem kürzlich die Lebensgefährtin durch den Tod entrissen wurde, sucht seine Tochter, Frau L. Rawaldt, geb. Radde aus Rostock, und deren Kind. Vor Jahresfrist kamen noch Nachrichten von den Verschollenen aus Sidney, aber die unter der von Frau Rawaldt aufgegebenen Adresse an das Generalpostamt in Sidney gerichteten Briefe wurden dort nicht abgeholt. Der arme hilflose Greis bittet die Tochter inständig, in die Heimat zurückzukehren, und teilt ihr mit, daß er das Reisegeld für sie und sein Enkelkind zusammengespart habe. Die Agentur des Bremer Lloyd in Sidney und das deutsche Generalkonsulat dort können nähere Auskunft darüber geben, und beim General Post Office daselbst liegt ein aufklärender Brief für Frau Rawaldt bereit. Möchten ihr diese Zeilen zu Gesicht kommen und sie zur Rückkehr bewegen, daß des alten Mannes letzter Wunsch in diesem Leben in Erfüllung gehe!

503) Berta Grabert, geb. wahrscheinlich im Jahre 1858 zu Innsbruck, welche sich in den achtziger Jahren in Mailand aufhielt und sich dann nach Amerika begeben haben soll, wird von ihrem Bruder gesucht.

504) Caroline Sophie Birnbaum geb. Poth, geb. am 20. März 1852 zu Burbach-Malstadt, welche in Düsseldorf gelebt hat und später nach Aachen verzogen sein soll, wird von ihrem Bruder herzlich um ein Lebenszeichen gebeten.

505) Albrecht Max Beyer aus Leipzig, geb. am 26. Juni 1842, schrieb zuletzt im August 1866 aus Corpus Christi in Texas. Beyer hat als Zimmermann gelernt, mag aber wohl einen anderen Beruf ergriffen haben.

506) Verschollen ist seit 12. Juli 1880 die Kleidermacherin Franziska Kramer, welche am 30. Mai 1863 zu Wien geboren ist.

507) Vater und Sohn, der Zimmermann Friedrich August Gärtner, geb. am 28. September 1842 in Lichtenberg bei Pulsnitz, und August Alwin Paul Gärtner, geb. am 8. September 1878 in Blasewitz bei Dresden, haben seit August 1890, zu welcher Zeit sie von Dresden fortgingen, um nach Amerika auszuwandern, nichts mehr von sich hören lassen.

508) Wilhelm Adolf Pollt, geb. am 26. Januar 1869 zu Athen, seines Zeichens Kellner, wird von seiner Mutter, deren einzige Stütze er sein sollte, vermißt. Pollt hat im Dezember 1896 aus New York Nachricht gegeben und soll zuletzt auf einem Schiffe mit Namen „Columbia" bedienstet gewesen sein.

509) Seit etwa 6 Jahren ist von dem zu Waldkirchen in Sachsen am 28. Mai 1867 geborenen Böttcher Franz Theodor Wagner, welcher damals in Chicago lebte, seiner Mutter kein Lebenszeichen mehr zugekommen.

510) Von ihren tiefbekümmerten Eltern wird gesucht Anna Pauline Reimschüssel aus Löwenberg in Schlesien, welche am 19. Dezember 1879 geboren ist. Sie hatte am 26. Oktober 1895 in Berlin, Kochstraße 53, einen Dienst angenommen, den sie aber am 5. November desselben Jahres schon anzog. Seitdem ist sie spurlos verschwunden.

511) Der Arbeiter Carl August Wilhelm Schulze, geb. am 5. Mai 1880 zu Stendal, hat am 17. April 1898 seinen Wohnort Tangermünde verlassen und alle Nachforschungen nach ihm sind bisher vergeblich gewesen.

512) Ernst August Krause, Tischler aus Fischbach im Riesengebirge, wo er am 4. Oktober 1855 geboren ist, wird um Angabe seiner Adresse gebeten. Im Jahre 1893 hielt er sich in Cleveland, Ohio, auf; ein im selben Jahre dorthin gerichteter Brief aber kam als unbestellbar zurück.

Am Königssee.

Nach einer Studie von Alfred Enke.

513) Von seinem Bruder gesucht wird der zu Schirten bei Heiligenbeil in Ostpreußen am 20. Mai 1872 geborene Brauer Emil Koen.

514) Von seinen hochbetagten Eltern um Nachricht gebeten wird der um 21. Dezember 1870 zu Göritz geborene Glasergeselle Ernst Heinrich Richard Hänel, der am 14. September 1892 von Havre aus schrieb, daß er an diesem Tage an Bord der Danziger Brigg „Carl Johann" als Koch und Steward eine Fahrt nach England antreten werde.

515) Von ihrer Muttee um ein Lebenszeichen angefleht werden die beiden Brüder Schneider, Heinrich Karl, geb. am 24. Oktober 1863 zu Paris, und Eduard Heinrich Edmund, geb. am 21. Mai 1871 ebenda. Beide gehören dem Kaufmannstande an; ersterer war vor etwa 3 Jahren noch in Monroe, Michigan, letzterer früher in Rio de Janeiro, Brasilien, ansässig.

516) Seit dem Sommer 1894, zu welcher Zeit er sich im Krankenhause zu Ochsenfurt in Bayern aufhielt, wird der am 11. Dezember 1860 zu Framersheim in Rheinhessen geboeene Landwirt Johannes Beyer vermißt.

517) Auguft Julius Friedrich Ungnade, geb. am 30. Dezember 1877 zu Leipzig, wird von seiner Mutter gebeten, seinen Aufenthaltsort anzugeben. Ungnade soß sich in England aufhalten, nach anderen Mitteilungen auf ein Schiff gegangen sein.

518) Der Kellner Otto Rosenhahn, geb. am 25. Januar 1880 zu Magdeburg, hat am 23. Auguft 1897 Bremerhuven heimlich verlaffen, und es ift über seinen Verbleib dishor nichts zu erfahren gewesen.

519) Johannes Beck (genannt Schwarzbeck), der am 23. Oktober 1823 zu Pfullingen geburen ift und das Maueerhandwerk erlernt hat, machte die Freiheitskriege in Amerika mit und schrieb noch etwa im Jahre 1876 aus New York. Er soll angeblich in einem New Yurker Spital geftorben sein. Frau und Tochter bitten um Nachrichten über den Verschollenen.

Eine plattdeutsche Dichterin. (Mit Bildnis.) Unter dem Titel „En poe Blomen ut Annmariel Schulten ehren Goern (Ein paar Blumen aus Annamarie Schulte ihrem Garten) von A. W." gab 1857 Fritz Reuter die Gedichte seiner Landsmännin Aiwine Wuthenow heraus. In seinem Vorwoel rühmte er mit warmen Woeten das Talent der Dichterin, und Klaus Gruth dot ihree Liedergabe nicht minder herzlich sein Willkommen. Die Verfasserin, deren achtzigfter Geburtstag auf den 16. September dieses Jahres fällt, lebt in stiller Zurückgezogenheit in Greifswald. In der Nähe dee alten pommerschen Stadt, zu Neuenkirchen, kam sie als Tochter des Pastors Balthasar zur Welt. Ihee poetische Begabung regte sich schon früh. Im Jahre 1842 wurde sie die Gattin des Gützkower Bürgermeisters Wuthenow, der ein Jugendfreund Fritz Reuters war; gleich diesem hatte er sein pateintliches Schwärmen als Jüngling mit langer Festungshaft büssen müssen. Dieser Beziehung hatte seine Frau das Interesse zu danken, das dee große plattdeutsche Volksdichter ihren anmutig schlichten Poesien entgegenbrachte.

Aiwine Wuthenow.

Sie hut später der ersten Sammlung noch die weiteren Bände „Rige Blumen" und „Hochdeutsche Gedichte" folgen tassen. Eine Auswahl des Besten, das sie geschaffen, hat Dr. Marx Möller 1886 im Einvernehmen mit der ihm mütterlich zugethanen Dichterin im Vielag von Julius Abel in Greifswald wiederum unter dem Titel „Blomen ut Aanmariel Schulten ehren Goren" herausgegeben.

Bezeichnend für die frische Naturwüchsigkeit idres Dichtens ist es, daß onn den vier Strüzungs (Steäußen) dieier Möllerschen Auswahi das erste ausschließlich der Vogelwelt gilt, die dem Landkind von Jugend auf vertraut war. Bald tehet sie nns Lebensweisheet aus Vogelmunde, bald schildert sie das Liebesglück iheer gefiederten Lieblinge odee die treue Sorge der Mutter füe idre Kleinen. Mannigfaltigere Töne eeklingen im zweiten Strüzing „Allerhand Fründliches". Wie der frische Odem des Meeres weht es uns aus „De Schippsjung" entgegen; traul und unheimelnd wieken „Muddees Spinnrad" und das echt kindlich empfundene „Dat Kind fien Nachtgebed"; der Herzenstun tiefster Liede erklingt aus „Stiß, keiner darw dut weiten". Noch ergreifendere Töne finden sich in der folgenden Abteilung. Schon in ihren Kinderjahren hatten sich dei unserer Dichterin Spuren einer geistigen Erkrankung gezeigt.

Viele Jahre ihres Lebens hut sie mit Unterbrechungen in Heilanstalten zugebeacht, uad dort ist auch, da sie schwereren Wahnvorstellungea immaer nae kürzere Zeit naterlag, ein großer Teil ihrer schönsten Lieder geschrieben. Was sie wadread jener schweren Jahre gelitten hat, das künden Gedichte wie „In 'n Schummern" und „Ik mat furt", das tätzt nach das aus tiefstem Dankgefühl entsprungene „Wedder tu Hus!" erraten. Als Ganzes wohl um höchsten steht das letzte Strüzing „Jahrstiden", dessen vier Lieder von feinem Naturgefühle Zeugnis geben. Teotz der schweren Prüfungen, die die Dichterin vom Schicksal auferlegt wurden, kann man dennoch den Humor als den Grundzug ihrer dichterischen und persönlichen Eigenart bezeichnen. Das fühlt auch jeder bald heraus, dem es vergönnt ist, sie öfter in ihrem trauten Stübchen besuchen zu dürfen, und sie ist für alle, die ihr wahres Interesse entgegen bringen, leicht zugänglich.

Schon 1874 war sie soweit genesen, daß sie dauernd in ihre Häuslichkeit det dem geliebten Gatten, dem sie eine ganze Reihe reizlich unterhaltender und begabter Kinder geschenkt hatte, leben konnte. 1882 wurde sie Witwe. Sorglich gepflegt von einer unverheiratet gebliebenen Tochter, die von ihrer Dichtergabe ein gut Teil geerbt hat, führt sie ein behagliches Leben; die Poesie ist noch heute ihre beste Freundin.

Dr. E. Lange.

Am Königsee. (Zu dem Bilde S. 613.) Als das Bauer allee Wunder im Berchtesgadener Lande erscheint der Königs- oder Bartholomäussee. Unzählige Dichter und Maler haben denselben in ihren Schöpfungen verherrlicht und Tausende von Fremden aus den entlegensten Weltgegenden kommen alljährlich zu ihm hingezogen. Wie ein dunkelgrüner Riesenspiegel, den sich die umliegenden Felsenberge gleichsam zu eitler Selbstschau vor ihr Erdenbete gewirkt haben, liegt er du in einem gradaus von Norden nach Süden gezogen zwei Stunden langen und eine Viertelstunde breiten Thale. Oder n gleicht, wenn seinen Spiegel Gewitterstürme kräuseln, einem Strome, begleitet vom hohen, mauerartigen, grauweißen Kalkwänden, die bis 2100 e hoch senkrecht von seiner Tiefe aufsteigen.

Das Gefühl von erhabener Größe zieht durch das Herz des Beschauers, wenn er, im Ruderboote am östlichen Ufer entlang fahrend, plötzlich hinter der Wand des Falkenstein den ganzen See in seiner mächtigen Umrahmung gewahrt. Im Ohre den singenden oder rauschenden Ton der bald nahen, bald ferneren Wildwässer, die viel hundert Meter tief gleich Silberbändern oder end kaskadenschäumend zu Thale fließen, und im Auge die Felsenwände mit schlanken Fichten un ihren schmalen Simsen oder mit moosbewachsenen Matten auf ihren gerundeten Scheiteln. Schrägüber aber von der Mündung des Kesselbachs ziehen sich an der Westseite du auf unserer Abbildung rechter Hand sichtbare schroffe Felsmasse des sagenumwobenen Bogmann auf, zwischen dessen zwei riesigen Hörnern ein schurzartiger mit ewigem Schnee bedeckter Kamm, der Scheitz, sich lageet. Linker Hand leuchtet anmutig über dem Wasserspiegel der der Hirschau, einer vom Schutt und Gerölle des Erdachs gebildeten Halbinsel, das berühmte Wallfahrtskirchlein St. Bartholomäus auf. Welch frohes Leben hier, wenn am Bartholomäustage (24. August) von ganzen Oberland her die Züge frommer Pilger da zusammenströmen, um sich im nahen gastlichen Försterhause an den köstlichen Fischen des Sees zu erlaben!

Das wundervollste Naturschauspiel bietet aber doch der südöstliche Teil des Sees. Es ist der 8 m höher gelegene Obersee, der durch die Saletalm, eine aus Moos and grasbuschwachsenen Kalkfelsentrümmern bestehende Landenge vom großen Hauptbecken getrennt wird, und in dessen dunkelgrüner Krystallflut ein geschlossener Kreis von steilen Mauer- und weißgrauen Kalksteinbergen ihre schneegefurchten Häupter doppelt widerspiegeln.

Der Einfluß den Plättens (Bügelns) auf den Keimgehalt der Wäsche ist untee der Leitung von Professor Gaffky im hygienischen Institut der Universität Gießen eingehend untersucht worden. In Versuchen wuede zuerst festgestellt, wie hoch die Bügeltemperatur überhaupt ist, respektive wie hoch sie sein kann, ohne auf die Textilstoffe sengend einzuwirken, und es ergaben sich als zulässige Temperaturgrenzen nach unten — hier fing die Wirkung des Bügelns an — 150° C. nach oben 250° C.

Duech das gewöhnliche Waschverfahren wird die Wäsche niemals keimfrei, und man kann sie duech Zusatz desinfizierender Mittel, welche die Wäsche nicht angreifen, vollkommen keimfrei machen. Man will doch aber der Geruch nach Lauge, Seife ꝛc. der Wäsche dem Gebrauch nicht mehr antasten, und deshalb wird sie nachgespült. Am liedsten lassen die Hausfrauen die Wäsche in fließendem Wasser spülen; regelmäßig geschieht dies in kleineren Orten ohne Wasserleitung. Aber dies Spülen ist nicht ohne Gefahr, denn Bach- oder Flußwasser ist stets mit Keimen verunreinigt, welche natürlich von der Wäsche aufgenommen werden. Um nun festzustellen, ob es möglich sei, die aufgenommenen Keime duech das nachfolgende Bügeln wieder zu vernichten, wurde Leinwand, die in unseres Flußwasser getegt oder mit Reinkulturen verschiedener Krankheitserreger, wie Cholera, Typhus, Schwindsucht, Typhus aber Eiter, getränkt worden war, gebügelt und

dana auf das Vorhandensein von Bacillen mit Hilfe des Kulturverfahrens geprüft. Es zeigte sich nun, daß bei der noch gerade zulässigen Höchsttemperatur von 250° zwar alle ausgewachsenen und lebendigen Keime getötet worden, nicht tat oder wenigstens nicht in allen Fällen tot waren dagegen die sehr zählebigen sogenannten Dauersporen, so z. B. die des Milzbrand u. a. Eine viel geringere Wirkung aber hatte das Bügeln bei einer niedrigeren Temperatur oder gar bei einer solchen von nur 150°, wie sie in vielen Fällen, namentlich aber bei dem bloßen, gewöhnlichen sogenannten Ausbügeln (nicht steif Bügeln) Verwendung findet. Hiernach blieben selbst die ausgewachsenen Keime in vielen Fällen lebensfähig, so auch die für die Menschheit so gefährlichen Tuberkelbacillen, wenngleich diese, wie der Tierversuch ergab, in ihrer Wirksamkeit wesentlich abgeschwächt waren.

Von Einfluß war es auch, ob die Wäsche trocken oder feucht gebügelt wurde. Im ersteren Falle war der keimvernichtende Einfluß wesentlich geringer als im letzteren. Natürlich ist das Bügeln der Leinwand auf beiden Seiten von wesentlich besserer Wirkung begleitet.

Hieraus geht also hervor, daß das Bügeln einen wirklich sicheren Schutz gegen die durch das Nochtragen in fließendem Wasser aufgenommenen Krankheitskeime nicht gewährt, und daß es schon besser wäre, das Spülen in Flußwasser überhaupt abzuschaffen, denn die dadurch unter Umständen herbeigeführte Gefahr ist groß. Dr. —t.

Deutschlands merkwürdige Bäume: die Kamelslinde in Tegel. (Mit Abbildung.) In Tegel, dem so reizvoll zwischen Wasser und Wald gelegenen Vorort von Berlin, steht auf der friedlichen, von uralten Bäumen umgebenen Dorfaue, an der von der Chaussee zum See führenden alten „Dorfstraße" die jedem echten Berliner wohlbekannte alte „Kamelslinde". Es ist kein echter „Berliner Junge", wer nicht auf dem „Tegeler Kamel" geritten hat. Scharenweise wanderten früher die Berliner Jungen, namentlich aus den dem Norden näher gelegenen Stadtvierteln, am Sonntag früh hinaus zu dem eine gute Meile vom Berlin entfernten Orte, um den Ritt pflichtschuldigst auszuführen, da sie erst nach diesem von ihren Altersgenossen als vollberechtigt und ebenbürtig angesehen wurden.

Die Form des unteren Stammteiles des Baumes, den unsere nebenstehende Abbildung wiedergiebt, erklärt den Reiz, den der Baum auf die Jungen ausübt. Leider wurde der Rücken des „Kameles" in den letzten Jahrzehnten so oft bestiegen, daß durch Stiefelabsätze ein großer Teil der Rinde abgetreten wurde, infolgedessen der Baum jetzt unten stark verwittert ist. Aber die Gemeinde schützt ihn erfreulicherweise durch Ausmauern der hohlen Stellen. Ihn zu umzäunen und so noch mehr zu schützen, wird leider nicht gut angehen, da er an einer ohnehin schon sehr schmalen Stelle des Fußweges steht. Hoffentlich dient das Ausmauern mit Lehm, so daß der alte Herr noch recht lange frisch und grün erhalten bleibt. Es wäre schade um diese Naturseltenheit so nahe vor den Thoren Berlins.

Eduard Krause.

Deutschlands merkwürdige Bäume: die Kamelslinde in Tegel.

Rettungsfahrt mit dem Rettungsboot des Bregenzer Segelklubs. (Zu dem Bilde S. 593.) Wenn der Südweststurm über den Bodensee fegt und alle kleinen Schiffe sich vor ihm hinter schützende Hafendämme geflüchtet haben, wenn auf der breiten Fischerbarke das Segel geborgen und auf dem großen Dampfer alle Luken sorgfältig geschlossen werden, dann kann man oft im äußersten Ostwinkel des Sees, wo die aufgewühlte Wasserfläche ihren weißen Gischt klafterhoch aufwirft, ein kleines Segelschiff gewahren, welches allen Unbilden trotzend mit schnurem Bug durch die Wellenkämme schneidet, oft für Augenblicke zu versinken droht, aber immer wieder siegreich auftaucht. Für den Laien ein Anblick angstvoller Aufregung, für den Seemann ein Schauspiel der Bewunderung, rückt die kleine, mutige Besatzung immer erst aus, wenn der Seegang eine Wildheit erreicht hat, die für andere Boote gleicher Größe verderbendrohend wäre.

Wir haben vor uns ein regelrechtes englisches Küstenrettungsboot, zur Flottille des Bregenzer Segelklubs gehörig. Dieser noch junge, aber ernster Arbeit huldigende Verein besitzt fünf Schiffe: ein kleines „Schulschiff", ein hochgetakeltes, schnellaufendes Schwerdboot für leichten Seegang, zwei größere Tourenjachten und dieses „Lifeboat", mit welchem bei Sturm Uebungsfahrten gemacht werden, um im Falle der Not eine geübte Rettungsmannschaft stellen zu können.

Das Rettungsboot, welches bei leichtem Wind schwerfällig und unbeweglich im Wasser liegt, läuft infolge seiner eigentümlichen, vorzüglichen Bauart bei heftigem Winde allen anderen Segeldooten und auch Motorbooten voraus, weil ihm der kantigste Wellengang kein Hindernis bietet. Im vorigen Jahre hat es verschiedene Male in praktischen Dienst, und einmal wurde ein bereits mit dem Tode ringender Mann, dem sein Segeldoot gekentert war, den Wellen entrissen.

M. Zeno Diemer, der Maler unseres Bildes, ist selbst Mitglied des Bregenzer Segelklubs (wir sehen ihn am Mast) und hat schon manche „Sturmfahrt" mitgemacht, von welchen er uns eine hier im Bilde vor Augen führt. Am Steuer erblicken wir den schneidigen Klubvorstand, Herrn Ingenieur H. Vogt-Bregenz, dem der schnell aufblühende Verein eigentlich sein Dasein verdankt.

Das Fest des Propheten in Blida. (Zu dem Bilde S. 601 u. 605.) Im Südwesten von Algier führt die Bahn über die Ebene Metidscha nach dem Nordfuß des Atlasgebirges. Hier erreicht sie die Stadt Blida, die nicht nur als ein Knotenpunkt der Handelsstraßen wichtig ist, sondern auch weit und breit in Afrika als Gartenstadt gerühmt wird. Prachtig gedeihen hier Orangen und andere Obstarten, und in der Umgebung grünen Cedern und Korkeichenwälder. Etwa vier Kilometer von Blida, an der Straße nach Medea liegt das Grabmal eines arabischen Marabut oder Heiligen Namens Mohammed el-Kebir. Es ist aus Holz errichtet und grün angestrichen. In ihm pilgern die Gläubigen in Scharen. Im Dezember wird hier alljährlich ein großes Fest abgehalten, das drei Tage und drei Nächte dauert. Einen besonderen Glanz erhält es durch das Auftreten der Anhänger der Sekte der Aissaua, die verschiedene geheime Künste betreiben, Skorpione, Glassplitter und lebende Kaninchen verzehren, sich mit Dolchmessern verwunden ꝛc. Die Scharen der herbeigepilgerten Gläubigen führen allerlei Tänze auf; dabei wird auch reichlich für leibliche Bedürfnisse gesorgt. Auf dem Friedhof sitzt das Volk in Gruppen und füllt aus vollen Schüsseln den Hunger. Unser Bild zeigt eine interessante Frauengruppe, die sich während des Festes an den Stufen des Grabmals niedergelassen hat.

Großmutters Kirchgang. (Zu dem Bilde S. 609.) So lange die alten Glieder es noch leisten können, versäumt die achtzigjährige Huberin keinen sonntäglichen Gottesdienst in der Dorfkirche, wo sie als Kind schon andächtig der Messe zuhörte und alle die langen Jahrzehnte durch in der gleichen Bank saß, während die utenschlichen Lebensvolter sachte über sie hinzogen. Längst ruht ihr alter Bauer draußen unter dem Rasen, sitzt sie selbst im Austragstübel, während auf dem Hofe ihr ältester Sohn schon mit erwachsenen Söhnen schaltet. Das jüngste Töchterlein aber, ihr steter Liebling, ist zum blühenden kräftigen Mädchen emporgewachsen, welches die alte Großmutter sorglich führt. Gleich wie diese, hat auch das schmucke Enkelkind zum sonntäglichen Kirchgang die kleidsame Tracht seiner Heimat — des bayerischen Ammersees — angelegt, jene eigenartige Tracht mit ihrem gediegenen Reichtum von kostbaren Stoffen, Seide und silbernen Zieraten.

Kleiner Briefkasten.

Frau A. K. in **Rheydt.** Die kleine Festschrift zur Enthüllungsfeier des Emil Rittershaus-Denkmals in Barmen hat Frau Lina Schneider zur Verfasserin. Das reich illustrierte Büchlein ist bei der Baedeker'schen Buchhandlung in Elberfeld erschienen.

Herrn **Hugo A.** in **H.** Das Original von Anton Graffs Porträt von Dankel Ehodowiecki ist in der Königlichen neuen Pinakothek in München. Eine Reproduktion desselben finden Sie u. a. auch in dem amtlichen Katalog dieser Gemäldesammlung, welcher soeben neu erschienen und mit 127 Abbildungen ihrer hervorragendsten Kunstwerke geschmückt ist.

Herrn **H. H.** in **Kaiserslautern.** Wir danken Ihnen bestens für Ihre freundliche Mitteilung, der wir entnehmen, daß das „Haus Kammerzell", welches wir in unserem Artikel „Deutsche Bauten auf der Pariser Weltausstellung" erwähnten, nicht dem Bierbrauer Gruber, sondern einer Aktiengesellschaft gehört, die zum großen Teile aus deutschen Aktionären besteht und deren Pächter dort elsässische Weine verschänkt.

Allerlei Kurzweil.

Skataufgabe. Von Paul Renz.

Mittelhand spielt auf folgende Karten Eichel(tr.)-Solo

(p.B.) (c.B.) (car.B.) (tr.As) (tr.D.) (tr.8.) (p.Z.) (p.K.) (c.As) (c.K.)

und verliert mit Schneider, weil sie bei der ersten Ausspielung sD. mit e8., anstatt mit eO. sticht. Hätte sie mit eO. gestochen, so wurde das Spiel gewonnen!

Wie sind die Karten verteilt, wenn Vor- und Mittelhand gleich viel Augen haben? Was liegt im Skat? Wie ist der Gang des Spieles?

Bilderrätsel. Von Erhard Lipko.

Wechselrätsel.

Bote, Reihen, Wende, Barth, Zola, Lauer, Wachs, Solo, Wahl, Bonn, Teer, Bohne, Tanne, Hance, Astee, Senf, Nera, Hela, Kuebel, Leier, Weste.

Aus jedem der obigen Wörter bilde man dadurch ein neues substantivisches Wort, daß man irgend einen Buchstaben streicht und durch einen anderen ersetzt. Wer dies in richtiger Weise gethan hat, erhält aus den gestrichenen Buchstaben, vorwärts gelesen, und deren Ersatzbuchstaben, rückwärts gelesen, ein aus dem Indischen ins Deutsche übertragenes Sprichwort. A. St.

Homonym.

Die Mutter rief's in alter Zeit
Wohl häufig zu der fauten Maid.
Im dunklen Winkel, scheu versteckt,
Wird's, deutelnnernd, oft entdeckt. Oscar Leede.

Zauberquadrat zur Jahreszahl 1900.

In ein Quadrat von 64 Feldern sind die Zahlen von 143 bis 178 und von 301 bis 332 so einzutragen, daß die acht Zahlen jeder wagerechten und senkrechten Reihe und jeder der beiden Eckreihen 1900 als Summe ergeben. Dabei sind noch folgende Bedingungen zu erfüllen:

1. In der ersten, dritten, sechsten und achten wagerechten Reihe ist die achte Zahl um 7 größer als die erste, die siebente um 3 größer als die zweite, die sechste um 1 kleiner als die dritte, die fünfte um 5 kleiner als die vierte, die vierte um 2 größer als die dritte und die zweite um 2 größer als die erste;

2. in der zweiten, vierten, fünften und siebenten wagerechten Reihe ist die achte Zahl um 7 kleiner als die erste, die siebente um 3 kleiner als die zweite, die sechste um 1 größer als die dritte, die fünfte um 5 größer als die vierte, die vierte um 2 kleiner als die dritte und die zweite um 2 kleiner als die erste;

3. in der ersten senkrechten Reihe ist die zweite, vierte und siebente Zahl um 15, die dritte, sechste und achte Zahl um 1, die fünfte Zahl um 34 größer als die Zahl über ihr;

4. in der dritten senkrechten Reihe ist die zweite, vierte und siebente Zahl um 9, die dritte, sechste und achte Zahl um 7 und die fünfte Zahl um 34 kleiner als die Zahl im Felde darüber;

5. in der ersten wagerechten Reihe steht im zweiten Felde 145, im dritten 329. A. Stabenow.

Rätsel.

Erste Silbe.

Ich werde von vielen gepriesen,
Nur, weil ich bin, was ich bin,
Doch anderen wiederum fühlet
Für meine Reize der Sinn.

Sie stehen erst prüfend zur Seite,
Und nahen sie schließlich sich mir,
So bin ich schon nicht mehr ich selber,
Der Fortschritt ist stets mein Panier!

Zweite Silbe.

Man nennt mich ein wechselndes Wesen,
Doch üb' ich Beständigkeit,
Denn noch bab' ich niemals gefehlet
Zu der mir bestimmten Zeit.

Und wenn nach zuweilen das Auge
Von Schleiern umhüllt mich schaut,
So haben doch, ach, schon wie viele
Sich an meinem Anblick erbaut!

Das Ganze.

Ich bin vom Zweiten nur ein kleiner Teil,
Der Abergläube sucht bei mir sein Heil!

Th. Biedermann.

Auflösung der Damenpleiaufgabe auf Seite 584.

1. f4—e5	Dd8×d4
2. n1—f2	Dg1×e3
3. d6—e7	d8×d6
4. Df8×c5	d4×d6
5. Dg3×e7×a5×d2×g5!	d6×f4
6. Db2×e5×c3×n1 und gewinnt.	

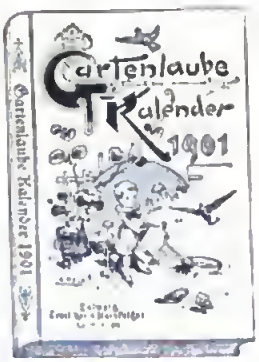
Auflösung des Rätseldistichons auf Seite 584. Bambus, Jambus.

Auflösung des Rätsels auf Seite 584. Das Spiel.

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 584. L—na—L.

Soeben ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Gartenlaube-Kalender 1901.



Mit einem farbigen Kunstblatt von C. von Bergen und zahlreichen Illustrationen in Schwarz- und Buntdruck.

— Sechzehnter Jahrgang. — In elegantem Ganzleinenband Preis 1 Mark.

Der „Gartenlaube-Kalender" für das Jahr 1901 enthält u. a. die neueste Erzählung von

W. Heimburg: „Maiblumen" mit Illustrationen von Fr. Bergen,

ansprechende und humorvolle Novellen von Else Hofmann und M. Berger, unterhaltende und belehrende Beiträge von Karl Brandt, Dr. Kurt Lampert, C. Falkenhorst, Ludwig Dreier u. a., einen ausführlichen, reich illustrierten Rückblick auf die Tagesgeschichte von Dr. Hermann Diez, ferner zahlreiche Illustrationen von hervorragenden Künstlern, Humoristisches in Wort und Bild und viele praktische und wertvolle Kalender-Notizen und Tabellen zum Nachschlagen bei Fragen des täglichen Lebens.

Bestellungen auf den Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1901 nimmt die Buchhandlung entgegen, welche die „Gartenlaube" liefert. Post-Abonnenten können den Kalender sowohl durch die Buchhandlungen als auch gegen Einsendung von 1 Mark und 20 Pfennig (für Porto) in Briefmarken oder mittels 10 Pfennig-Postanweisung direkt franko von der unterzeichneten Verlagshandlung beziehen. — Von den früheren Jahrgängen des „Gartenlaube-Kalenders" sind die Jahrgänge 1899 und 1900 in rote Leinwand gebunden noch zum Preise von 1 Mark zu haben, während die Jahrgänge 1887, 1889—92, 1894 und 1896 auf 50 Pfennig herabgesetzt sind. Die übrigen Jahrgänge sind vergriffen.

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kraner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 19, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Das Leichenbegängnis König Humberts in Rom. Am 9. August, morgens um 7 Uhr, eine halbe Stunde nach Ankunft der Leiche des Königs in Rom, setzte sich bereits der Trauerzug vom Bahnhof aus in Bewegung. Unsere Abbildung zeigt im Vordergrunde den von sechs Pferden gezogenen, auf einer Lafette ruhenden Sarg, der von schwarzen Draperien und umflorten Fahnen bedeckt ist und den rechts und links staatliche, höfische und kirchliche Würdenträger begleiten. Unmittelbar hinter dem Leichenwagen schritten der Zeremonienmeister mit der Eisernen Krone, Vertreter der Municipalität und der Kothehrole von Monza, ferner das ganz mit schwarzem Krepp bedeckte Schlachtroß des Verstorbenen. Sodann folgte König Victor Emanuel, dem sich die Prinzen des königlichen Hauses, sowie die fremden Fürstlichkeiten anschlossen. Um 9¼ Uhr langte der Sarg vor dem Pantheon an, unter dessen Portikus zwei große Altäre mit brennenden Lichtern errichtet waren. Sechs Kürassieroffiziere trugen den Sarg ins Pantheon, wo derselbe vom Erzbischof nebst dem Kapitel empfangen wurde.

Wilhelm Steinitz †.

Professor Gabriel Max.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Müller-Brauel

Professor Gabriel Max, der berühmte Münchener Maler, der ja auch den Lesern der „Gartenlaube" durch eine Reihe in ihr veröffentlichter Bilder bekannt ist, und auch als Illustrator von poetischen Werken deutscher Dichter in weiten Kreisen geschätzt wird, hat am 23. August sein 60. Lebensjahr vollendet. Der Künstler studierte zuerst bei seinem Vater, besuchte dann die Akademie seiner Heimatstadt Prag, ging nach Wien und war zuletzt Schüler von Piloty in München. Er begann seine künstlerische Laufbahn als Illustrator deutscher Dichterwerke wie der Gedichte Uhlands, Schillers, Lenaus, und blieb als solcher auch thätig, nachdem 1867 die „Mörderin am Kreuz", eines seiner ersten Oelgemälde, lebhaftes Aufsehen erregt und auf den jugend-

Kammersänger Franz Betz †.
Mit Genehmigung von J. C. Schaarwächter, kgl. Hofphotogr. in Berlin.

Das Leichenbegängnis König Humberts in Rom.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 10, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Friedrich Wilhelm Nietzsche, der berühmte Kulturphilosoph, ist am 25. August zu Weimar im Hause seiner treubesorgten Schwester, Pflegerin und liebevollen Biographin einem Schlaganfall erlegen. Nietzsche war am 15. Oktober 1844 als Sohn eines Pfarrers in Röcken bei Lützen geboren. Schon im Alter von 25 Jahren wurde er infolge seiner glänzenden philologischen Fähigkeiten als Professor an die Universität Basel berufen. Nach mehrjähriger Lehrthätigkeit, die öfters durch Kränklichkeit seiner Augen Unterbrechungen erlitt, sah sich Nietzsche 1879 genötigt, auf die Ausübung der Professur dauernd zu verzichten. Seitdem lebte er meist in Italien, ununterbrochen an der Ausbildung seines philosophischen Systemes in zahlreichen Werken, aus denen wir hier „Morgenröte", „Die fröhliche Wissenschaft", „Jenseits von Gut und Böse", „Der Fall Wagner", „Die Götzendämmerung" nennen, thätig. Ende der achtziger Jahre aber traten Zeichen seiner geistigen Verdunkelung auf. Durch unausgesetzte philosophische Dunkelheit wurde die Katastrophe allgemeiner Umnachtung nur noch beschleunigt, bis sie 1889 tragisch in die Erscheinung trat und dem unermüdlichen Schaffen des außerordentlichen Mannes ein Ziel setzte. Ein großer blendender Geist, mit der Begabung tiefender, grüblerischer Stärke im Zerstören und Aufbauen neuer philosophischer Werte, nicht minder aber auch ein echter Dichtergeist, der sich zu kühnem, freilich prophetischem Schwunge zu erheben vermochte, ist gleich einem Meteor nach kurzem Leuchten in Dunkelheit verschwunden. Der Kampf des lebenden Geschlechts aber um Nietzsches philosophisches Vermächtnis, in welchem das Werk „Also sprach Zarathustra", das ist die Lehre vom „Uebermenschen", die Krone bildet, wird mit dem Tode des Meisters nicht verstummen.

Friedrich Wilhelm Nietzsche †.

Oberleutnant Graf v. Soden.

Oberleutnant Graf v. Soden, der am 3. Juni mit einem 50 Mann starken Detachement deutscher Seesoldaten zur Verteidigung unserer Gesandtschaft nach Peking abgeordnet wurde, hat alle Schrecknisse der Belagerungskämpfe bis zur endlichen Befreiung mitgemacht. Der Kaiser hat den tapferen Offizier, dessen Porträt wir hier bringen, durch Verleihung eines Ordens ausgezeichnet. Oberleutnant v. Soden ist ein geborener Bayer. Aus dem preußischen Landheere trat er vor drei Jahren zur Marineinfanterie über. 1898 wurde er nach Kiautschau kommandiert, kam dann nach Kiel und befindet sich seit Ende Februar wieder in Ostasien.

Postdirektor Schellhorn in Shanghai, der seitherige Vorstand des dortigen Postamts, ist aus Anlaß der gegenwärtigen Kriegswirren in China mit der Leitung der deutschen Feldpost betraut worden. Schellhorn gilt als ein hervorragend befähigter Beamter, dem im Auslandpostdienst reiche praktische Erfahrungen zur Seite stehen. Er stammt aus einem Städtchen in Thüringen.

Postdirektor Schellhorn in Shanghai.

Die schlesische Kreisstadt Guhrau, eine der ältesten deutschen Siedelungen inmitten einst slawischer Umgebung, beging in den Tagen des 18., 19. und 20. August ihr sechshundertjähriges Stadtjubiläum. Den Höhepunkt alles festlichen Veranstaltungen bildete der historische Festzug, der in seinen einzelnen Gruppen die wichtigsten Abschnitte aus der Ortsgeschichte zur Darstellung brachte und gar farbenreiche Trachten und prächtige scenische Bilder aufrollte. Einen ganz besonders reizvollen Anblick gewährte der auf unserer Abbildung wiedergegebene Festwagen mit dem Dahlenturm im Wappen des alten Guhrau. Unser zweites Bild veranschaulicht das vom Baumeister Neumann auf der Oberwallgartenstraße errichtete Thor mit zwei Türmen, deren mittelalterliche Formen der Stadt ein eigenartiges Festgepräge verliehen.

Festwagen mit dem Dahlenturm.

Das Festthor.

Bilder vom sechshundertjährigen Stadtjubiläum von Guhrau

Generalmajor Freiherr a. Gayl, der zum Oberquartiermeister beim Stabe des Generalfeldmarschalls Grafen v. Waldersee ernannt worden ist, steht im 51. Lebensjahre und dient seit 1867, also aktiver Offizier in der Armee. Kommandeur des 27. Infanterieregiments in

Generalmajor Freiherr v. Gayl.

Nach einer Aufnahme von Wilh. Thörner in Halberstadt.

Digitized by Google

Halberstadt, war er seit Juli zur Vertretung des beurlaubten Kommandeurs der 74. Infanteriebrigade nach Stettin kommandiert. Mit dem Grafen Waldersee hat Generalmajor a. Gayl bereits früher, als er von 1896 bis 1898 Chef des Generalstabes des IX. Armeekorps war, in dienstlicher Verbindung gestanden.

Vom diplomatischen Korps in Peking. Seit der Ermordung des deutschen Gesandten v. Ketteler hatte man ein gleich furchtbares Geschick auch für alle anderen diplomatischen Vertreter fremder Mächte am chinesischen Hofe und für deren Angehörige gefürchtet. Glücklicherweise haben sich jene düsteren Befürchtungen, denen auch die „Gartenlaube" seinerzeit Ausdruck verlieh, nicht erfüllt. Denn jetzt nach zwei Monaten und nachdem Peking von den verbündeten Truppen genommen worden ist, kam die erlösende Botschaft, daß nebst den eingeschlossen gewesenen Fremden auch alle Gesandten am Leben seien. Wir bringen nun hier außer dem Bilde der Witwe des getöteten Freiherrn v. Ketteler, sowie des mit ihm gleichzeitig verwundeten zweiten Dolmetschers der deutschen Gesandtschaft Dr. Cordes die Porträts der Vertreter von Deutschland, Oesterreich, England, Frankreich, Italien, Amerika und Rußland. Der deutsche Gesandtschaftsvertreter Claus von Below versah bis zum Tode v. Kettelers die Geschäfte des ersten Sekretärs. In derselben Eigenschaft fungiert für Oesterreich-Ungarn Dr. Arthur v. Rosthorn als Vertreter des beurlaubten Gesandten Freiherrn v. Czikann a. Wahlborn. Englischer Gesandter ist seit 1896 Sir Claudius Macdonald, den ebenso wie den vorigen, seine Gemahlin begleitet. Der französische Gesandte S. Pichon, welcher aus dem Journalismus hervorgegangen ist, befindet sich seit 1897 in Peking. Als langjähriger Sekretär der italienischen Gesandtschaft betrieb man schon der Marchese Salvago-Raggi thätig gewesen, bevor er im vorgenannten Jahre zum Nachfolger de Martinos ernannt wurde. Auch er lebt hier mit Frau und Familie. Edwin H. Conger, der Gesandte der Vereinigten Staaten von Amerika, weilt mit Gemahlin seit vier Jahren in Peking. Der Vertreter Rußlands, Michael v. Giers, lebt mit seiner Frau und zwei Kindern daselbst. Er ist der Sohn des bekannten leider verstorbenen russischen Kanzlers.

Der Dampfer „Stuttgart", welcher sich mit einem Transport deutscher, verwundeter Offiziere und Soldaten aus Ostasien auf der Heimreise befindet, wurde bei seiner Ankunft in Neapel am 25. August festlich empfangen. Der Präsident des Roten Kreuzes in Italien, Senator Monalfi begab sich alsbald an Bord der „Stuttgart", um Liebesgaben unter die Schiffsinsassen zu verteilen. Es sind zusammen neun Offiziere und Unteroffiziere und siebenundsiebzig Mann, die zu den für deutschen Schiffen „Kaiserin Augusta", „Hansa", „Hertha", „Irene" und „Iltis" gehören. Unsere Abbildung zeigt auf Deck der „Stuttgart" vier Verwundete vom „Iltis", der bei Taku in schwerem Gefechte stand, sowie eine Abordnung der deutschen Kolonie von Neapel. Als die „Stuttgart" am 25. August unter den Klängen der italienischen Königs- und deutschen Volkshymne wieder Neapel verließ, gaben ihr Italiener und Deutsche in zahlreichen Fahrzeugen das Geleite.

A. v. Rosthorn.

Frau v. Rosthorn.

Mrs. Conger.

Mrs. Macdonald

Claus v. Below.

Claudius Macdonald.

Edwin H. Conger.

Salvago-Raggi.

Cordes.

Freifrau v. Ketteler

M. v. Giers.

S. Pichon.

Mitglieder der Gesandtschaften in Peking

Verwundete vom „Iltis" und Abordnung des „Roten Kreuzes" auf Deck der „Stuttgart" in Neapel.

Digitized by Google

Kunst im Hause.

Kachelmalerei. In nachstehenden Abbildungen bieten wir den werten Leserinnen der „Gartenlaube“ zwei Fliesenentwürfe, bestimmt, in „echter Delfttechnik“ ausgeführt zu werden. Nun wird gewiß manche fragen, ja, ist es denn eine „echte“ und eine „falsche“ resp. imitierte Delftmalerei? Allerdings. Im großen und ganzen versteht die Laienwelt unter „Delft“ ein blaues Bild, zumal wenn es sich um Ansichten und Landschaften mit Windmühlen handelt. Derartige Malereien sind gewöhnlich auf Porzellan oder in „Unterglasurmalerei“ ausgeführt, letztere Art wird in großem Maßstabe in den bekannten Fabriken ausgeübt.

Man trägt die feuerbeständige Farbe direkt auf den gebrannten Thonscherben auf, und nachdem die Malerei fertig ist, wird sie mit einem durchsichtigen, farblosen Glasfluß übergossen und dann eingebrannt.

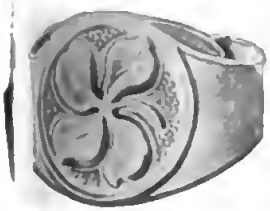
Die eigentliche „Delfttechnik“ besteht hingegen darin, daß man das Bild auf den mit einer emailartigen Glasur überzogenen Scherben malt. Als Farbe wird gewöhnlich, wenn es sich um blaue Töne handelt, Kobaltoxyd verwendet; das gemalte Bild sieht schwärzlich aus und erhält die blaue Farbe erst, nach dem es gebrannt ist, wozu große Hitzegrade erforderlich sind.

Wilde Rose.

Kultivierte Rose.

Vorlagen für Kachelmalerei.

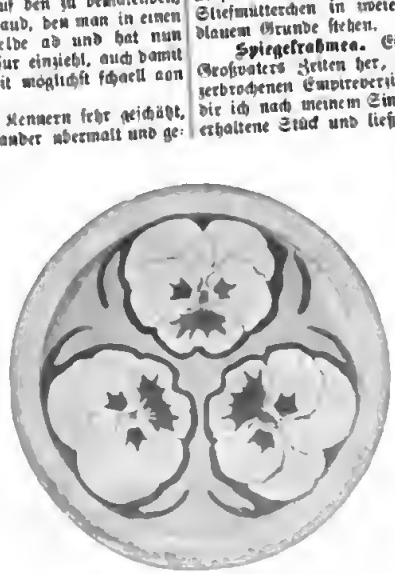
Die Schwierigkeit beim Malen besteht darin, daß die Glasur weich ist, und durch Berührung leicht verletzt wird, auch läßt sich ein einmal hingesetzter Strich nicht wieder fortwaschen, weshalb also eine sichere Hand erforderlich ist. Um beim Malen einen Anhalt zu haben, paust man das Original und durchlocht die Umrisse. Die so behandelte Pause legt man sehr vorsichtig auf den zu bemalenden, glasierten Scherben, und stäubt mit Holzkohlenstaub, den man in einen Gazebeutel gethan, die Pause ein, hebt dieselbe ab und hat nun einen feinen Anhalt; da die Farbe sofort in die Glasur einzieht, auch damit keine Kleckse u. s. w. entstehen, so muß die Arbeit möglichst schnell von statten gehen.



Serviettenband.

Eine solche flott gemalte Platte wird von Kennern sehr geschätzt, und Porzellanmalereien, die vielmals hintereinander übermalt und gebrannt werden können, vorgezogen. Diese Technik ist vor allem da anzuwenden, wo es sich um einen dekorativen Gesamteindruck handelt, besonders fein detaillierte Sächelchen führt man in Porzellanmalerei aus, da sie sich nicht in „Delft“ ausführen lassen. Für große Fliesenwandgemälde, wie Schreiber diese im neuen Hamburger Rathaus ausgeführt, ist die Technik ganz besonders zu empfehlen. H. H.

Serviettenband. Die bekannte Modelliermasse in Leder dient hier zur Verzierung eines Serviettenbandes. Der beliebte Glücksklee, ein Initial, ein echtes oder scherzhaftes Wappen von einfacher Zeichnung ist zur Füllung des runden Medaillons auf der Vorderseite geeignet. Die beiden Enden treten übereinander und sind durch einen kleinen Druckknopf, den der Sattler liefert und hineinschlägt, verschlossen. Das Kreisblatt ist von rückwärts herausgetrieben und mit Modelliermasse gefüllt worden. Man kann nun das ganze Medaillon von rückwärts mit ganz dünnem Leder überziehen, oder aber das Modelliermasse herausnehmen, nachdem das Leder gut getrocknet ist, und die Rückseite der Arbeit mit Leim bestreichen, wodurch die herausmodellierten Formen ebenfalls festen Halt gewinnen. Die Umrisse des Blattes sind geschnitten, um dieselben her bleibt ein glatter Rand stehen; diese zweite Grenze wird nur mit dem Punktstift eingepreßt, und alles, was nun noch an Grund übrig ist, mit einer kleinen Perlpunze sorgfältig ausgefüllt. Die Ränder des Bandes sind nach mit eingepreßten Sternchen zu verzieren, der gepunzte Grund kann Vergoldung, das Blatt einen feinen grünen Ton erhalten. J.



Untersatz für Glas oder Flasche.

Untersatz für Glas oder Flasche. Die gewöhnlichen runden Tellerchen, in den Haushaltungsgeschäften kauft und als Untersatz für Flaschen und Gläser benutzt, massiv aus Lindenholz gedreht, die man in können durch etwas liebevolle Bearbeitung ein sehr viel feineres Ansehen gewinnen und dabei noch praktischer werden. Wir lassen sie vom Drechsler ein wenig ausdrehen, so daß die innere Fläche etwa um 3 bis 4 mm tiefer zu liegen kommt, als der äußere Rand: diese Fläche bearbeiten wir nun mit sehr flacher Ausgründung oder durch Brandarbeit mit oder ohne Bemalung. Bei unserem Vorbild werden die Konturen gleichmäßig ziemlich breit gebrannt, die Blumen bleiben hell stehen, die Blätter erhalten einen leichten Holzton. Der Grund ist mit kräftig blauem Email auszumalen, wobei man gut thut, die Brettchen vor dem Auftrag des Emails zu wichsen, denn dieser bleibt auf dem gewichsten Grunde glänzender. Die Zeichnung eignet sich ebenso gut für eine kleine Schale, in Porzellan oder Majolikamalerei auszuführen; dabei fallen die Stiefmütterchen in weierlei Gelb auf tiefblauem Grunde stehen. J.

Spiegelrahmen.

Spiegelrahmen. Ein Bauernspiegel aus Großvaters Zeiten her, mit schlechten, halb zerbrochenen Empirevertierungen lieferte mir eine brauchbare Form, dir ich nach meinem Sinn ausbildete. Ich erwarb das sonst noch gut erhaltene Stück und ließ statt der Empirereste eine einfach geschweifte Bekrönung aufsetzen. Beim Trödler hatte ich ein Stückchen alten Kirchenstoff, Goldbrokat, gefunden. Dieses zog ich sorgfältig auf einen Karton auf, welcher genau nach dem unteren Raum des Rahmens, ringsum ½ cm vorstehend, geschnitten war. Der schmale obere Raum wurde ebenso gefüllt. Die Rückwand des Rahmens nahm ich ab, paßte die überzogenen Kartonstücke hinein, ließ ein gutes Spiegelglas einsetzen und schraubte die Rückwand wieder auf. Die Wirkung ist überraschend gut und fein. In Ermangelung eines schönen Stoffes wird sich auch Oelmalerei, ausgemalter Holzbrand oder Tiefbrand mit durchbrochenem Grund als Dekoration für diese nicht schwer herzustellende Spiegelform gut eignen. Die Abbildung deutet eine leichte Komposition von roten Vogelbeeren mit helleren und dunklen Blättern auf silbergrauem Grund an, — nur in einfachen Tönen mit Kontur ausgeführt. Der äußere Rahmen ist in demselben Grau, nur ziemlich viel dunkler, gestrichen. J.

Digitized by Google

Für Hausfrauenfleiss.

Longshawl mit Handstickerei. Die so sehr beliebten länglichen Shawls und Kopftücher aus gestreifter Seide finden in dem untenstehend abgebildeten Kopfshawl einen Mitbewerber. Er mißt 133 cm Länge zu 47 cm Breite, besteht aus Nesselstoff oder Krepp (auch indischem Mull) in irgend einer zarten, durchsichtigen Farbe und ist der Länge nach auf beiden Seiten umgesäumt, an beiden Enden aber mit handbreiter Seidenstickerei in Gobelin- oder Kreuzstich geschmückt, welche am Rande durch eine schmale, möglichst alt wirkende Metallspitze abgeschlossen wird. Im vorliegenden Falle ist der Shawl blutgelblich, die nach orientalischem Muster gefertigte Stickerei zeigt als Farben Blaßblau, Reisdagrün und Mattrosa, und die abschließende Bogenspitze ist Altsilber. Ein solcher Shawl wirkt sehr eigenartig und kostet die Besitzerin, wenn sie ihn sich selbst stickt, nur sehr wenig. H. R.

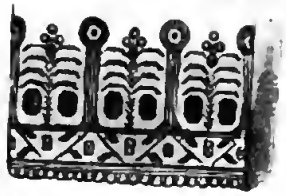
Longshawl mit Handstickerei.

Muster zum Mützchen für kleine Knaben. (Natürliche Größe.) Beschreibung des Häkelstiches: 1 Reihe wird mit Sternstich, 1 Reihe mit Picots gearbeitet.

Abkürzungen: Lftm. = Luftmasche, M. = Masche.

Sternstich: 1. Sternchen: Zu den ungeschlagenen M. 4 weitere Lftm. häkeln, in die 2., 3. und 4. Lftm. je einstechen, umschlagen, durchziehen, dann in die beiden nächsten M. ebenfalls einstechen, umschlagen, durchziehen, so daß nun 6 Glieder auf dem Häkchen liegen, diese zusammenschürzen (das heißt umschlagen, durch alle 6 Glieder durchziehen), 1 Lftm.

Bei jedem folgenden Sternchen ergiebt das vorhergehende Sternchen die 4 ersten Glieder, indem man die senkrecht abwärts liegenden Glieder des Sternchens faßt; das 5. und 6. Glied erhält man durch das Dazunehmen der beiden folgenden M.



Gestickte Kante zum Longshawl.

Das Aufnehmen erfolgt bei Sternstich durch das Fassen von weniger als 6 Gliedern. Soll die Zahl verdoppelt werden, so wird bei jedem 2. Sternchen außer den 4 Gliedern, die das vorhergehende Sternchen ergiebt) 1 weiteres Glied dazu genommen. Soll langsam aufgenommen werden, so kann in regelmäßigen Zwischenräumen immer wieder ein Sternchen mit 5 Gliedern zugeschürzt werden.

Picotreihe: × In die Lftm. des Sternchens einstechen, umschlagen, durchziehen, 4 Lftm. zurückstechen in das Sternchen, umschlagen, durchziehen, umschlagen, durch die 3 auf dem Häkchen befindlichen Glieder durchziehen; eine dichte M. in die nächstfolgende M. nam ×

Das Aufnehmen erfolgt nur in der Sternstitcherihe, die Picotreihe wird darüber gehäkelt.

F. A. S. St.

Mützchen für kleine Knaben. Material: 50 gr weiße weiße Strumpfwolle.

Muster: Siehe die Abbildung und die Beschreibung darüber.

Anfertigung des Mützchens: 4 Lftm. werden zu einem Kreis geschlossen; auf diesen M. werden 8 Sternchen gehäkelt mit abwechslungsweise 4 und 5 Gliedern vor dem Zusammenschürzen.

2. Reihe: 8 Picots auf die 8 Sternchen mit je 1 dichten M. dazwischen.

3. Reihe: 16 Sternchen mit je 5 Gliedern auf der Häkelrand
4. Reihe: 16 Picots mit je 1 dichten M. dazwischen.
5. Reihe: 21 Sternchen mit abwechslungsweise 5 und 6 Gliedern.
6. Reihe: 21 Picots u. s. w.
7. Reihe: 28 Sternchen ergelmäßig eingeteilt.
8. Reihe: 28 Picots u. s. w.
9. Reihe: 46 Sternchen u. s. w.
10. Reihe: 46 Picots u. s. w.
11. Reihe: 61 Sternchen u. s. w.
12. Reihe: 61 Picots u. s. w.

Ist nun die Rundung 46 bis 48 cm weit, so wird nicht mehr aufgenommen, es sind also von da an in jeder Reihe 61 Sternchen über 61 Picots. Bei den Sternchen müssen nun immer 6 Glieder auf der Häkelrandel vor dem Zusammenschürzen sein.

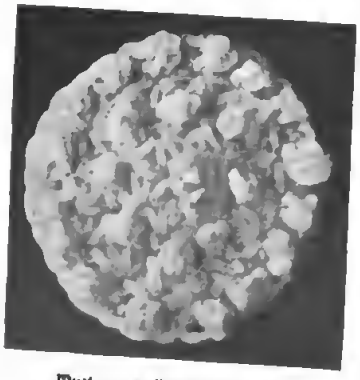
Zur Höhe des Mützchens werden noch 7 Sternreihen und 6 Picotreihen gehäkelt.

Zum Umschlag

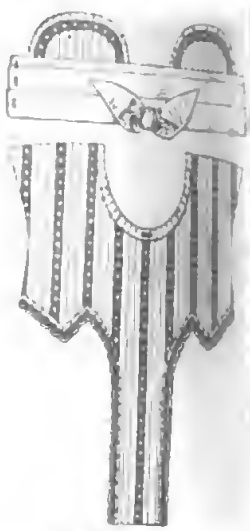
Kragenteil

Umlegekragenteil

Schnitt zum Kragen.



Muster zum Knabenmützchen.



Kragen über Blusen zu tragen.

wird auf der linken Seite der Arbeit neue gehäkelt und zwar mit einer Sternstichreihe beginnend, 6 Sternstichreihen und 6 Picotreihen; mit der Picotreihe schließt die Arbeit.

Anmerkung: Solange aufgenommen wird, muß der Boden des Mützchens immer glatt liegen lassen. F. A. S. St.

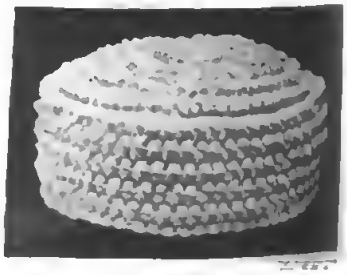
Kragen über Blusen zu tragen. Für den Herbst, wenn die Blusen nicht mehr so frisch sind, ist dieser einfach hergestellte Kragen vielleicht mancher Leserin erwünscht. Schmale Valenciennesspitze verstärkt an Bausstreifen und werden genau nach Schnitt wenn nötig, die Jacke gegen den Arm bereiter, aneinandergenäht, mit kaum gezogener Valenciennes und kraus gerafften Babybändchen umrandet, der Hals in ein Bändchen gefaßt, in der Mitte befindet sich Knopfloch für den Kragenknopf, der Kragen an den Schultern, sowie an den Teil der die Aermelnaht deckt. Für die Hüften kann man, weil auf Nähte treffend, leicht, fein unsichtbar, Fadenschlingen anbringen.

Da ich diesen Kragen hauptsächlich zu weißen Sergeblusen trage will, suche ich ihn aus Cerubatist und weißem Atlasband her. Der eigens zum Anknüpfen bestimmte Schief genommenen Atlas mit flotten Enden

kragen ist aus weißem, als Krawatte.

Zwei abgerundete Teile, aus Batist mit Einsatz, sind als halbumgelegte Kragenteile zwischen Futter und Krawatte zu setzen.

Einreihen von Spitze und Band geschieht sehr einfach durch Anziehen des Fadens an der Kante.



Knabenmützchen.

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

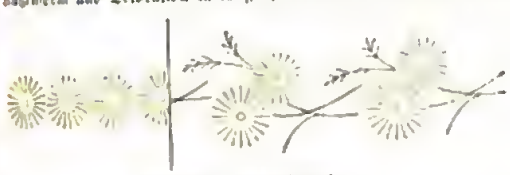
Mützchen für kleine Kinder. Für kühlere Tage ist dies kleine Mützchen aus Waschseide sehr zu empfehlen. Der Kopfstreifen, 9 cm breit, 35 cm lang, wird mit nicht sehr steifer Einlage gefüttert, nachdem er mit leichter Stickerei und schmalsten Saumchen verziert ist.

Mützchen für kleine Kinder.

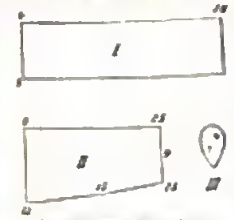
Der Hintertopf, Teil II, wird eingekraust, nach oben etwas weiter, zwischen dem gestickten Streifen und dessen Futter genäht und mit einem kleinen Köpfchen eingekraust, auf das kleine Teil III festgenäht. 7 cm breite, 35 cm lange Bindebander aus der Seide. Vorlage hellblau mit weißer Seide gestickt. Bei Kindern mit wenig Haaren sieht eine kleine Tüllrüsche, in den vorderen Rand genäht, sehr niedlich aus.

Fürs Haus. Wer seine Strümpfe schonen will, zieht des Morgens vor dem Anziehen des Strumpfes die Hacke auf die unrechte Seite, wie man es bei neuen und gewaschenen Strümpfen thut. Auf diese Weise ziehen sich die Strümpfe viel leichter und bequemer an, man braucht nicht zu zerren und zu reißen und wird es bald an seinen Strümpfen merken, daß sie weniger schnell entzwei gehen.

Photographierahmen. Dem heutigen Geschmack entsprechend, in Laubwerk und Dekoration in langen, feinen Linien verlaufend, stellt sich unser Photographierahmen dar. Oft genug sieht man zu stark und bunt verzierte Rahmen, welche die einfarbige Photographie, die sie doch herausheben sollten, geradezu „totschlagen". Der abgebildete Rahmen soll ganz bescheiden und mild wirken, rein ohne Farbe, hauptsächlich mit chinesischer Tusche ausgeführt, die durch Politur einen sehr angenehmen Ton erhält. Zu bemerken ist, daß die flüssige Tusche in Fläschchen sich dazu nicht gut eignet; man nimmt sich besser die Mühe, die echte Tusche in Stangen selbst anzureiben. Die Deckblätter der Blume (Tazette) bleiben im hellen Holzton stehen, der innere, rohrenförmige Teil wird gelb getönt, die Blätter und Stiele in mehreren Abstufungen des grauen Tusche-Tons; die ganz dunkel angegebenen Linien und einrahmenden Formen können ganz leidenmut oder blauschwarz gehalten werden. Die Konturen sind mit dem spitzen Stift fein und fest zu ziehen, oder mit der Feder in Tusche zu ziehen.



Stichmuster zum Mützchen.



Schnitte zum Mützchen.

Eierseparator. Unter dem vielversprechenden Namen „Blitz" kommt ein kleines Gerät in den Handel, das beim Aufschlagen der Eier das Scheiden von Eiweiß und -gelb ganz mechanisch besorgt. Das Wesentliche darin ist eine Art Trichter aus Porzellan, in den das Ei im ganzen geschlagen wird. Der Dotter sinkt auf den Grund, und das Eiweiß fließt durch einen in entsprechender Höhe angebrachten, wagerechten Schlitz in ein darunter gestelltes Gefäß (Glas, Becher) ab.

Man kauft den Trichter in gewöhnlichem Porzellan allein oder zusammen mit dem Becher von hübschem, gelblichem Steingut, mit blauer Dotter Malerei verziert.

Photographierahmen.

Theaterkapuze. Der Musterschnitt zeigt, wie die aus doppelter Bengalseide hergestellte Kapuze (hier hellgrün) zugeschnitten wird. Oben legt man [illegible] in kleine Fältchen, am unteren Rand je 3 Falten auf 17 cm Weite. 40 cm breiter Stoff mit schwarz-weißem Zierbandchen briert, wird zu voller Schleife gesteckt und über den Fältchen festgenäht. Ein 5 cm breiter, gleichfalls mit Bandchen besetzter Volant umrahmt die Kapuze. 40 cm lange, 15 cm breite Stoffstreifen mit garniertem, 15 cm langem, 28 cm breitem Volant verziert, dienen als Bindebander der sehr kleidsamen Kapuze. Ganz jungen Mädchen steht sie in zart Rosa oder Blau ganz allerliebst.

Theaterkapuze.

Für die Einmachezeit. Der Fruchtlack von Schäfer, Drogenhandlung in Darmstadt, auf den wir bereits früher hingewiesen haben, ist ein billiges und vollkommen zweckdienliches Konservierungsmittel von einfachster Handhabung. Man kocht das Kompott, füllt es noch heiß in gewöhnliche, flaschenförmige Einmachegläser mit geradem Halse bis auf 2 cm Raum ein und deckt es zum Erkalten zu. Hierauf wird der Fruchtlack in einem eisernen Pfännchen auf dem Herd geschmolzen und in den leeren Raum des Glases gegossen, worauf er sofort ganz erstarrt und den Inhalt luftdicht verschließt. Will man denselben im Winter brauchen, so wird das Glas umgekehrt, 10 Minuten in heißes Wasser getaucht und dann der weich gewordene Pfropf mit einem spitzen Messer leicht herausgeschoben, abgewaschen und zu neuem Gebrauch im nächsten Jahr verwahrt.

Das Früchte-Einlegen wird durch diese Erfindung zu einem ganz mühelosen Geschäft, das leicht neben der andern Küchenarbeit verrichtet werden kann. Weder Geruch, noch Geschmack des Kompottes wird im geringsten durch diesen Lack verändert, wie durch die Einsenderin nach zweijährigem Gebrauche bestätigt wird. Wer jedoch zu Konservenglasern greifen will, den möchten wir auf das Konservenglas „Ideal" aufmerksam machen, welches seit einiger Zeit von den Glashüttenwerken von Poncet in Berlin in den Handel gebracht ist und alle Forderungen an einfache Handhabung, sicheren Verschluß und vollkommene Konservierung der gekochten Früchte erfüllt. Es hat einen starken Glasdeckel, dessen breite Metallbänder durch einen aufliegenden, seitlich zu drehenden Bügel niedergehalten wird, bis der luftverdünnte Raum selbst den Gummiverschluß festgesaugt hat.

Gegenüber andern Konstruktionen bietet das „Ideal"-Glas den Vorteil, daß Deckel, Feder und Bügel im Verlustfalle einzeln wieder zu ersetzen sind.

Papierkorb.

Eleganter Papierkorb. Das Gestell des Papierkorbes besteht aus Lindenholz. Die vier schräg zu dem Quadrat des Bodens gestellten Eckpfosten sind mit der Laubsäge aus 1 cm dicken Brettchen auszuschneiden und haben eine Höhe von 42 cm. Die Breite der unteren, verbindenden Leiste beträgt 4½ cm, ihre Länge an der unteren Kante 16 cm. Die obere Leiste ist 21 cm lang. Diese Teile können aus dünnerem Holze geschnitten sein, ebenso die Mittelfiguren (27 cm hoch). Letztere müssen beim Aussägen oben und unten kleine Verlängerungen erhalten, die zum Einzapfen dienen. Das fertige Gestell wird mit Emaillfarbe oder Wachsbeize dunkelrot oder grün gestrichen und mit einem der dunkelgetönten modernen Stoffe — Muselin oder Seide — gefüttert.

Der Stoff ist reich einzureihen, der Bord kann auch noch ein dazu stimmendes einfarbiges Futter auch innen und, falls man größere Festigkeit wünscht, Kartoneinlagen zwischen beiden erhalten. M. F.

Petroleumbehälter wieder festzukitten. Petroleumbehälter lösen sich manchmal nach öfterem Waschen aus den Metallhülsen; sie lassen sich leicht folgendermaßen wieder befestigen:

Man löst Alaun in einem Blechtopf über Feuer auf, gießt die flüssige Masse in die Metallhülse, drückt rasch das Ballon hinein und läßt es ruhig stehen, bis der Alaun ganz kalt und hart geworden. Korkstöpsel mit Nickelrand und dergleichen werden auf dieselbe Weise wieder festgekittet.

Digitized by Google

Ein bewährtes Volks- und Familienbuch
in neuer Auflage. — Vollständig!

Bock's Buch

vom gesunden und kranken Menschen.

Sechzehnte Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und mehreren Farbtafeln.

Neu bearbeitet
von Medizinalrat Dr. W. Camerer.

Preis elegant in Halbfranz gebunden 12 Mark.

Die neue Auflage ist von einem praktischen Arzt und Naturforscher, Medizinalrat Dr. W. Camerer (Uruch), aufs sorgfältigste bearbeitet und den Fortschritten der stetig und rastlos sich entwickelnden Wissenschaft entsprechend mit zahlreichen Zusätzen, Berichtigungen und Ergänzungen versehen worden. Als ein allzeit bewährter Ratgeber in gesunden Tagen und ein treuer Helfer in der Not sollte das Werk in keiner Hausbibliothek fehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.
Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H., Leipzig.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

In neuer Auflage ist erschienen:

Aus eigener Kraft

Roman von **Wilhelmine von Hillern.**

2 Bände. 3. Auflage.

Preis geheftet 6 Mark, elegant gebunden 7 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Soeben erschienen!

Hexengold

Roman von E. Werner.

Preis geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.
Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler

Adler Musikwerke

Neue Spieldosen mit [illegible]
Solide Construction. Schöner Ton
Im Preise von 10 bis 200 Mk.
Adler-Musikautomaten
von 15[illegible] Mark
Fortuna-Musikautomat
mit Stahlstimmen, [illegible] stimmen, Trommel und [illegible]
Grossartige Klangwirkung
Generalvertrieb durch

Jul. Heinr. Zimmermann in Leipzig.

Geschäftskasse: St. P[illegible]burg, Muska[illegible]
Illustr. Preislisten über alle Musikinstrumente und [illegible]

Regierungs-Kommissar
Technikum Altenburg i. A.
für Maschinenbau, Elektrotechnik, Chemie — Lehrwerkstätte. [illegible]

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Antons Erben.

Roman von **W. Heimburg**

3. Auflage.

Preis geheftet 3 M., elegant gebunden 4 M.

Dieser, bei seinem Erscheinen in der „Gartenlaube" mit außerordentlichem Beifall aufgenommene Roman liegt nunmehr in der 3. Auflage vor, welche mit schöner Ausstattung einen außerordentlich billigen Preis verbindet.

Von der gleichen Verfasserin erschien ferner in obigem Verlag:

- Aus dem Leben meiner alten Freundin. Roman. 9. Auflage.
- Lumpenmüllers Lieschen. Roman. 4. Auflage.
- Kluster Wendhusen. Roman. 8. Aufl.
- Dajumal. 4 Novellen. 2. Auflage.
- Ein armes Mädchen. Roman. 8. Auflage.
- Trudchens Heirat. Roman. 2. Aufl.
- Die Andere. Roman. 3. Auflage.
- Herzenskrisen. Roman. 2. Auflage.
- Unter der Linde. 7 Novellen. 2. Aufl.
- Lore von Tollen. Roman. 2. Aufl.
- Eine unbedeutende Frau. Roman.
- Mamsell Unnütz. Roman. 2. Aufl.
- Sabinens Freier. Auf schwankem Boden. 2 Novellen. 2. Auflage.
- Um fremde Schuld. Roman. 2. Aufl.
- Haus Beetzen. Roman. 2. Auflage.
- Trotzige Herzen. Roman. 2. Auflage.

Jeder Band geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, je selbst [illegible] zugeröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.
NEW YORK. U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

20. Heft. 25. September 1900.

Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Inhalt.

	Seite
Der Vorfapoftel. Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer (8. Fortsetzung)	617
Heinrich Seidel. Von J. Teajan. Mit Bildnissen	627
Blumen ohne Liebe. Gedicht von Anna Ritter. Mit Abbildung	627
Wiener Hofhauten. Von B. Chiavacci. Mit Abbildungen	630
Reisen in den Mond. Von C. Falkenhorst	630
Joachim Heinrichs Abenteuer. Von Karl Busse (Schluß)	634
Das neue bayrische Nationalmuseum in München. Von Gustav Levering. Mit Abbildungen	642

Blätter und Blüten: Kaisergräber in China. (Mit Abbildung.) S. 616. — Ruine Greifenstein. (Zu unserer Abbildung S. 625.) S. 646. — Die „Donaulöcher" bei Tuttlingen. Von Adolf Haug. (Mit Abbildungen S. 647.) S. 646. — Verwertung des Müll. S. 647. — Elsmarsch im Manöver. (Zu dem Bilde S. 628 und 629). S. 647. — Selbstentzündung der Kohlen und deren Verhütung. S. 648.

Allerlei Kurzweil: S. 648.

Illustrationen: H. Seidel. S. 617. 627. — Abbildungen zu den Artikel „Wiener Hofhauten". Die Wiener Hofhauten aus der Vogelschau. S. 630 und 631. Skizze dazu. S. 630. — Ruine Greifenstein bei Bazen. Von M. Zena Diemer. S. 625. — Exmarsch im Manöver. Von Paul Hey. S. 628 und 629. — Blumen ohne Liebe. Von G. Masatti. S. 633. — Der Kampf um die Fahne. Von C. Dettl. S. 637. — Politik in der Kinderstube. Von A. Mazza. S. 641. — Abbildungen zu dem Artikel „Das neue bayrische Nationalmuseum in München". Die Kirchenhalle. S. 642. Saal Otto Heinrichs. S. 643. Der Dachauer Saal. S. 644. Saal Ferdinand Marias. S. 645. — Steafen zu den Kaisergräbern bei Peking. Von Richard Mahn. S. 646. — Das „Ende der Donau". Die eigentliche Versickerungsstelle der Donau. S. 647.

Hierzu 2 Beilagen, sowie Kunstbeilage 20: „Mutterfreude". Von Gabriel Max.

Kleine Mitteilungen.

Die Erdbeeren im Herbst. Im September oder Anfang Oktober sind die Erdbeerbeete vom Unkraut und den Erdbeerranken zu reinigen, nach den alten Blättern ist ein Teil abzuschneiden und der Boden muß, soweit dies möglich, gegraben werden, auch die Wege zwischen den Beeten sollen sauber gemacht werden. Um dann den Pflanzen Schutz für den Winter zu geben, thut man kurzen Pferdedünger in die Mitte des Beetes und legt solchen auch möglichst um jede Pflanze, wodurch man ihnen Wärme und Dung zugleich gewährt. Im Frühjahr wird der Dung dann vorsichtig untergegraben.

Unsere gewöhnliche Gartenbalsamine hat den großen Nachteil, daß ihre Blüten sehr durch das Land verdeckt werden und von ferne wenigstens schlecht sichtbar sind. Trotz alledem bleibt sie infolge ihrer leichten Kultur beliebt. Ein durch besondere Schönheit ausgezeichneter Verwandter dieser Balsamine ist die Sultansbalsamine, Impatiens Sultani. Sie hat leuchtend rote Blüten, die sie offen zur Schau trägt, manchmal in solchen Massen, daß man nichts weiter als die Blumen sieht. Die Sultansbalsamine ist bedeutend empfindlicher als die gewöhnliche Balsamine, sie eignet sich nur in warmen Sommern für das Freie, desto besser aber zu jeder Zeit fürs Zimmer. Man zieht diese Balsamine größtenteils durch Stecklinge, weil solche Zucht leichter ist als die aus Samen und weil man dabei schon die Freude hat, daß der kaum bewurzelte Steckling sich anschickt, Blüten zu bringen. Dieser hervorragenden Eigenschaft bleibt auch die größer gewordene Pflanze insofern treu, als auch sie selten ohne Blumen zu finden ist. Im Winter allerdings nur dann, wenn der Standort 12 bis 14° Reaumur warm ist und am Südfenster sich befindet. Ohne helles Licht im Winter, ohne die verlangte Wärme machen die Pflanzen nur kläglich Gesichter und bringen keine Blumen. Die Sultansbalsamine liebt kräftigen Boden und nicht gar zu große Töpfe. Man soll lieber häufiger umpflanzen und hin und wieder einen kleinen Rückschnitt vornehmen, damit die Pflanze nicht zu groß fürs Fenster wird.

Steinscher Stopfapparat. (Aus der Fabrik von Sondermann, Niederießmar, Rheinland.) Größere Löcher in Strümpfen, besonders die zerrissenen Knie der Kinderstrümpfe erfordern ziemlich viel Zeit und Mühe, wenn man sie hübsch mit Strickstopf füllen will. Diesem Zweck dient sehr gut der neue Apparat, aus 20 Stahlstäbchen bestehend, welche in den Rand des zu füllenden Loches eingesteckt werden. Ein Baumwollfaden wird senkrecht, ab- und aufsteigend, gleich den Maschen des Strickstichs, darum geschlungen und vermittelst einer Stopfnadel immer oben und unten in die alten Maschen eingestochen. Ist so die ganze Lücke mit dem elastischen Gewebe gefüllt, so setzt man die große Stopfnadel in die Vertiefung, welche jedes Stäbchen am Ende hat, drückt dasselbe nach innen und zieht, indem man so das Stäbchen herausbefördert, an seiner Stelle den Baumwollfaden horizontal durch die Schlingen, sie damit fest schürzend und verbindend. Die verschiedenen gebräuchlichen Arten des Strickstichs sind alle mit dem Apparat herzustellen, sammt vermag eine geschickte Hand den Stopf ziemlich unsichtbar dem Strumpf einzufügen. Etwas Uebung ist natürlich notwendig, dann aber fördert die Arbeit auf diesem Apparat bedeutend schneller als das Stopfen nach alter Art. Er ist in allen größeren Wollwarengeschäften zu billigem Preis zu haben.

Bierkrüge mit Verschluß. Ein hübscher Ersatz für die offenen Bierkrüge aber auch für die gewöhnlichen Bierflaschen beginnt jetzt in Aufnahme zu kommen: Krüge aus hellem Steingut von einfacher, kräftiger Form, mit dem praktischen luftdichten Tradverschluß der Bierflaschen versehen. Es giebt auch schon dunkle Glaskannen von eleganter Form, ebenso verschlossen und mit Metallhenkel versehen, durchaus salonfähig. In Gegenden, wo das Bier als Hausrunk aus der nächsten Wirtschaft geholt wird, haben diese Krüge alle Aussicht auf rasche Verbreitung.

Dreiteilige Kochtöpfe. Auf dem offenen Ring des Petroleum- oder Gaskochers ist immer nur für einen großen oder zwei ganz kleine Töpfe Platz, so daß das Zubereiten und Warmhalten mehrerer Speisen schon eine Art Feldzugsplan erfordert. Durch eine neue Erfindung ist dies nun sehr vereinfacht. Ein großer runder Emaillekochtopf ist so eingerichtet, in drei Teile zerlegt, gan denen jeder einen eigenen Topf darstellt. Die Form hat zunächst etwas Befremdliches; sehen aber Hausfrau und Köchin, wie vollkommen auf diese Weise die Heizung ausgenutzt werden kann, so befreunden sie sich bald damit. Für Saucen ꝛc., die ein schnelles Rühren auf dem Feuer nötig haben, verwendet man besser die alte runde Form, doch für alles, was langsam kochen und warm gehalten werden soll, eignet sich der neue Topf vorzüglich. Die großen Haushaltungsgeschäfte führen ihn seit kurzem.

Hauswirtschaftliches.

Gefüllte Schinkeneier für die Abendtafel. Wenn in heißer Jahreszeit die Fleischspeisen uns kalt widerstehen, so müssen die Eier und der magere Schinken in die Stelle treten. Beides zusammen kann man zu folgender hübscher Abendtafel verwenden. Man schneidet 150 g gekochten mageren Schinken in feine Würfel und zerstößt diese mit dem gleichviel gewogenen Eigelb von 3 hartgekochten Eiern, welche man geschält und der Länge nach durchgeschnitten hat. Dann schreibt man Milch zu Butter beigelb, verkocht dies mit leichter Fleischbrühe zu sämiger Sauce, gibt etwas Salz, feinen Pfeffer, gehackte Petersilie und einen halben Theelöffel Maggi daran, vermischt Schinken und Eigelb damit und rührt es heiß. Die halbierten Eier der Länge nach, während man die Füllung bereitete, in kochend heißes Wasser gelegt. Man bereitet auch ein gutes Kartoffelmus, welches man vor dem Anrichten auf jeder Schüssel mit einem Stück Butter gut durchschlägt. Auf diesem Mus werden die halbierten Eier mit Schinkenfüllung angerichtet und mit etwas Bouillonsauce, die man heiß helle, herumgibt. H.

Citronencrême. Hierzu lassen sich besonders übrig gebliebene Eigelb verwenden. 6 bis 7 Dotter rührt man in einer Messingpfanne oder einem Becken glatt ab, gießt darein ½ Liter süße, laue Milch und 80 g mit Citronenschale (Gelb) abgeriebenen Zucker, und schlägt aber rührt das Ganze über Glutfeuer, bis eine dicke Crême entsteht, die aber ja nicht kochen darf, da sie sonst gerinnt; die Crême wird nun von Feuer genommen, kalt gerührt, dann in Schüsseln oder Becher hoch auf eingestellt, mit ganz kleinen Vanille- oder Gebäckstreifs bestreut zu Tisch gegeben. L. B.

Sandwiches (Butterbrötchen) mit Gurken. Ein ganz herrlich erfrischendes Gericht, das besonders auch Herren sehr zusagen wird, sind Butterbrötchen mit Gurken. Man schneidet mit Butter bestrichen, und dazwischen feingehobelte Gurken, mit etwas Salz bestreut, gelegt. Das viereckig gebackene Brot, dessen Rinde abgeschnitten wird, empfiehlt sich dazu besonders.

Lammfleisch mit Gurken. Wer im eigenen Garten große Gurkenernten hat, kann mit denselben ein treffliches Gericht bereiten, welches stets Beifall findet. Man nimmt 1½ kg Lammfleisch, legt es auf Speckscheiben, läßt es mit Fleischbrühe aufsetzen, bestreut es mit Pfeffer und Salz und gießt ½ l kochendes Wasser dazu. Das Fleisch muß in gut verschlossener Kasserolle langsam 1½ Stunden dämpfen. Man schält nun 5 schöne Gurken und schneidet sie in Scheiben, welche man in Butter durchdünstet. Eine braune Mehlzubereitung wird dann mit dem Fond der Gurken und der Brühe des Lammfleisches zu einer dicklichen Sauce verkocht, der man einen Theelöffel Maggi zusetzt. Die Gurkenscheiben, das ebenfalls fein zerschnittene Fleisch und eine 100 g weiche Butter schnittweise, in Butter rasch übergebratenen Schinken werden in der fertigen Sauce heiß gewendet, in tiefer Schüssel angerichtet und mit einem Kartoffelmus zu Tisch gegeben. L.

Leere Eucrestenstäschen als Gemüsekandehälter. Wenn mit, was in größeren Haushaltungen oft der Fall ist, ein leeres Sardellenkästchen bleiben hat, läßt sich dasselbe auf einfachste Weise für die Winterzeit zum Herausziehen frischer Petersilie und Schnittlauch verwenden. Vor allen Dingen muß man das Kästchen erst mehrere Tage in heißem Wasser innen und außen gründlich waschen und danach mit Soda gut ausreiben lassen, bevor man es, wenn es alsdann getrocknet ist, zu Gemüse nimmt. Man füllt es mit gut angefeuchtetem Sand, schlägt den Deckel fest darauf und bohrt mittelmäßig große Löcher senkrecht in das Holz selbst wie in den Deckel, so daß man in letzteren 3 Löcher hat. Man steckt durch diese die Petersilien- und Schnittlauchwurzeln in den Sand, daß nur die obersten kleinsten Herzblättchen noch möglichst frisch aussehen. Diese müssen täglich herumgedreht, gut feucht gehalten und möglichst frisch gehalten werden. Man wird dann den ganzen Winter über frische Petersilie und Schnittlauch haben. Gut ist es, wenn man in trockener Sommerzeit die grünen Blätchen gelegentlich mit lauwarmem Wasser besprengt. L.

Digitized by Google

MUTTERFREUDE

Nach dem Gemälde von Gabriel Max

Halbheft 20. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ● Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Der Dorfapostel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(8. Fortsetzung.)

Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer.

Der Waldhofer trat in Hanspeters Stube, auf seinem Gesicht den Ausdruck einer Verdrießlichkeit, die sich noch zu steigern schien, als er Lisbeth sah.

„Waldhofer!“ Die beiden Arme streckte ihm Hanspeter entgegen. „Waldhofer! Was is denn mit 'm Mandi?“

„Spinnen thut er! Was sagst ... rennt mir der Bub am Sonntag Nammittag um Drei mit der Axt und mit der Meßlatten am Berg auffi!“ Der Waldhofer wollte lachen, aber das gelang ihm nicht recht. „Den muß ein heilig Jmm aufs Köpfl gflochen haben, daß ihm der Fleiß za eim Winkel auswachst! ... Aber jetzt haben wir ebbes anders z'reden!“

Hanspeter schien selber nicht zu wissen, was stärker war: seine Sorge um Roman oder die dunkle Angst, die beim Anblick des Gesichtes, das der Waldhofer machte, in ihm lebendig wurde. „Der Romaa, mein' ich allweil ...“ stotterte er und brach wieder ab. Und stammelte mit erzwungenem Lächeln: „Gelt, gut is 's gangen heut ... mit der Nannimai ihrem Häusl, mein' ich?“

„No ja, wie man's nimmt!“ brummte der Waldhofer. „Die Ausschußmannder haben d' Ueberzeugung, daß sie's für alle Teil net besser hätten machen können.“

Lisbeth streckte die Hand und ließ sie wieder sinken. Ihr blasses Gesicht war noch bleicher geworden.

Das sah Hanspeter; er schüttelte den Kopf und winkte ihr mit den Augen beschwichtigend zu. Doch die Zunge war ihm wie halb gelähmt; als er fragte: „Ja is denn ... 's Häusl ... verhandelt ...“ Das „worden“ brachte er nicht mehr heraus.

Der Waldhofer — als hätte er Sorge, daß Hanspeter mit den Fäusten losschlagen würde — setzte sich zu ihm aufs Bett und faßte seine Hände mit festem Griff. „Jetzt schau, Peterl, jetzt lus ein bißl auf und laß dir sagen in aller Ruh ..“ Er verstummte wieder und sah halb mitleidig und halb verlegen auf Lisbeth. „Ein bißl leichter reden thät ich mich, wann 's Madl net in der Stuben wär!“

Schweigend wollte Lisbeth die Kammer verlassen.

Aber da besann sich der Waldhofer wieder anders. „Na na! Meinlwegen! Bleib halt da! So weißt grad alles und kannst es deiner Mutter sagen! ... Und du, Peterl, mit deiner verliebten Christenheit, du laß jetzt verstandsam und in aller Ruh ein Wortl reden mit dir!“

„Waldhofer ...“ gurgelte Hanspelers Stimme wie der letzte Laut eines Ertrinkenden, und seine Augen waren starr in Angst geöffnet. Stand doch in dieser Stunde für ihn noch mehr auf dem Spiel als nur der Altenöderin ihr Häuschen.

„Peterl, jetzt thu mir dein traamhappets Gaul ein bißl zruckhalten und lus auf wie ein gscheider Mensch! Jch will dir die Sach in aller Ordnung

H. Leidel.

Nach einer Photogravüre im Kunstverlag von H. Hildebrandt in Berlin.

auseinandersetzen, weil d' ein guter Kerl bist und weil ich merk, die Sach verdrießt dich ein wengk. Aber gradaus geht's net allweil in der Welt, ohne ein bißl biegen kommt man net durch! 's Gute liegt auf der Straßen, aber öfter muß man drüberhupfen, als daß man's aufhebt. Und weißt, warum unser Herrgott d' Leut mit zwei Augen gschaffen hat? Damit s' eins zudrucken können! So hat's unser guter Herr Pfarr heut gmacht mit seine Fensterscheiben . . . und grad so verständig hat's ihm der Ausschuß nachgmacht! Und jetzt laß dir alles sagen in Ruh! Also . . ."

Also — nach dem Hochamt hatte der Gemeindeausschuß im Burschenkobel des Wirtshauses seine Sitzung gehalten. Und da kamen vor allem zwei Punkte auf die Tagesordnung: die Fensterscheiben des Herrn Felician und die Rauferei bei der Kirchhofmauer. Ueber den ersten Punkt war man schnell ins reine gekommen. Weil der Fenstereinwurf ein „Stückt" war, das auch die „Ausschußmannder" nicht „verentschuldigen" konnten, und weil sich Herr Felician so „nobel" benommen hatte, daß „die Gmein nel zruckstehn" kann, und weil halt ein bißl Gerechtigkeit auf der Welt doch auch sein muß, so hatte man beschlossen, die Glaserrechnung aus dem Gemeindesäckel zu begleichen. „Aber die neuen Fensterläden, die hat er selber angschafft, die kann er auch selber zahlen!"

Doch ein schwer zu biegendes „Hakerl" hatte es mit der befriedigenden Lösung des zweiten Punktes in der Tagesordnung. Geschehen, freilich, ist geschehen, da läßt sich nichts mehr ändern. Und nachdem der Herr Untersuchungsrichter mit all seiner „Gscheidheit" nichts herausgebracht, hatte auch der Ausschuß keine Veranlassung, die Nasenlöcher groß zu machen — um so weniger, da jeder von den „Ausschußmannderu" einen Buben hatte, der „leicht selber dabeigwesen sein kunnt"! Und sein eigenes Blut behütet man gerne vor Unannehmlichkeiten. Also gall es aus mehrfachen Gründen eine prophylaktische Maßregel auszuklügeln, damit sich für die Zukunft ein „Standali" wie der „Raufhandel vom 17. hujus anni currentis" nicht mehr wiederholen konnte. Aber welches Mittel war das richtige?

„Peterl, da haben s' durcheianander gschrieen, d' Ausschußmannder, und narret sind s' gwesen wie 's Stierl, wenn ein Weiberleut den roten Unterrock zeigt."

Wenn viele Hämmer klopfen, trifft einer am Ende doch den Nagel. Und der Bachbauer war's, der als Trumpf die Weisheit ausspielte: willst du einen Baum werfen, so mußt du die Wurzel lockern. Was aber war die Ursach des Raufhandels vom 17. hujus anni currentis? Erstens das „füreilige Göscherl" des Hanspeter . . . „aber Gott sei Lob und Dank, dem is der Schnabel jetzt zupappt von Amtswegen!" Und zweitens „das dalkete Gred" über die Häuslschusterin.

„Und ein Tratsch, wenn er noch so dumm is, der hat laufele Füß! Dem kaanst net wehren, net in der Güt und net mit Gwalt. Der hört bloß auf, wenn die Personalidätt verschwunden is, wegen der man tratscht. Und drum, sagen d' Ausschußmannder, wird's ehnder kein Fried net geben, eh net die Häuslschusterin in ein anders Domazil verzogen is. Und daß man net sagen kann, eins hält 's ander vertrieben . . . drum, sagen d' Ausschußmannder, soll 's Häast leer bleiben und keiner soll's haben, d' Altenöderin net und ihr Nachbar net, und du net, Peterl! Der Häusterschusterin selber is der beste Gfallen derwiesen, wann s' wo anderschin verzieht. Und im Ort is wieder Fried . . . meinen d' Ausschußmannder. Und daß der ganzi Gregori net wieder von vorn anhebt, haben s' bschlossen, daß man die Sach ja der öffentlichen Gmein gar nimmer zur Redenschaft bringt. Jetzt sind s' einmal roglig, unsere Buben, und da darf man s' net noch ärger aufstageln, sondern man muß politikamisch sein und muß ein beruhigendes Momenti eintreten lassen. Und drum muß die Häuslschusterin fort, das wird s' selber einsehen . . . sagen d' Ausschußmannder!"

Der Waldhofer hatte recht gehabt mit der Vermutung, daß er sich in Lisbeths Gegenwart ein wenig hart reden würde. Hanspeters verstörte Augen, seine arbeitende Brust und das Zittern seiner Fäuste — das hätte der Waldhofer wohl noch ansehen können, denn vom Hanspeter war er die „übertriebenen Gschichten" gewöhnt, aber Lisbeths schweigende Unbeweglichkeit, ihr totenblasses Gesicht und die paar sparsamen Thränen, die ihr wider Willen über die Wangen rollten — dieser Anblick schien dem Waldhofer an die Kreuzerstricke seiner gesunden Nerven zu rühren. Immer härter war ihm das Reden geworden — und bei jedem unbehaglichen Blick, mit dem er Lisbeth streifte, fügte er jene Wendung ein: „So sagen d' Ausschußmannder!"

Als er fertig war, blieb's eine Weile still. Man hörte nur den schweren Atem, den Hanspeter durch die kalkweiße Nase blies, als hätte er eine Windmühle zu treiben.

Nun stemmte er sich aus den Kissen auf und nickte langsam vor sich hin. „D' Ausschußmannder! . . . So so? . . . So so? . . . Jetzt, Waldhofer, jetzt muß ich enk ein Gschichtl verzählen!"

Der Waldhofer schien seinen Ohren nicht zu trauen. „Geh, laß mich aus, du Narr!"

„'s Gschichtl von der Nachberin!" Hanspeters Stimme klang wie aus einem Brunnen herauf. „D' Nachberin . . . wißts, Waldhofer . . . d' Nachberin hat ein bißl z' viel von schlechten Kraut und Selchfleisch gessen ghabt. Und hat net schlafen können. Und im Hof hat 's Hendl gackert, weil 's Hendl ein guts Eier hat glegt ghabt. Und d' Nachberin hat gmeint, sie kunnt net schlafen, weil 's Hendl gackert. Und da haben sie 's Hendl eingsperrt. Aber 's Hendl hat gackert, weil's ein guts Eier hat gtegt ghabt. Und daß halt d' Nachberin schlafen kunnt, drum haben s' dem Hendl mit'm Messer 's Kopf runter gschlagen. Jetzt hat's nimmer gackert, 's Hendl! Aber d' Nachberin hat net schlafen können! . . . Und so geht's zu mit der Welt!"

„Mich laß aus, verstehst!" fuhr der Waldhofer geärgert auf, als hätte er die Moral dieser Geschichte wie einen Vorwurf gegen sich gedeutet. „Was kann denn ich dafür! Verzähl deine Gschichten bei die Ausschußmannder! Ich bin der Bürgermeister, der Garnix! D' Ausschußmannder haben die großen Mäuler, und da muß man zruckfahren mit'm Köpfl, oder sie derbeißen ein."

Er wollte die Stube verlassen, aber Lisbeths Augen schienen ihn festzuhalten.

„Jetzt weißt, Madl, die Sach pressiert ja net!" begann er mit Stottern zu trösten. „Bis auf Georgi is noch vier Wochen Zeit, da kann sich d' Mutter kommod am ein anderes Domazil umschaun. Und daß ihr der Umzug keine Kösten macht, drum hab ich Vollmacht . . . von die Ausschußmannder . . . daß . . . no ja, daß ich ihr halt fufzig Markln Schadenersatz auszahl'. Der Waldhofer log; denn von einer Entschädigung der Altenöderin war im Meinungslampf der „Ausschußmannder" mit keiner Silbe die Rede gewesen. „'s Geld kannst gleich mitnehmen."

„Vergeltsgott! Aber d' Matter nimmt nix." Es war das erste Wort, das Lisbeth sprach. Und sie sagte kein anderes.

„Sie nimmt nix? So? . . . No ja, mit'm Löffel kann ich's ihr auch net eingeben."

Wütend stapfte der Waldhofer zur Thüre hinaus.

Lisbeth sah ihm schweigend nach, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, über die Augen, und ließ sich auf den Sessel sinken, als wären ihr die Kniee gebrochen.

Im Bette sitzend und ganz in sich versunken, machte Hanspeter den krummen Buckel, von dem er seinen Spitznamen bekommen. Sein Gesicht war kreidebleich, und alle die blauen und grünen Flecken spielten gelbgrau wie Asche, auf die es geregnet hat. Immer nickte er vor sich hin. Und als er Lisbeth ansah, nickte er mit der Hand und deutete auf seinen Mund. Das sollte heißen: „Ich bring's nicht heraus, daß ich sage: komm her zu mir!"

Sie setzte sich zu ihm aufs Bett und nahm seine Hände.

So saßen sie worttos eine geraume Weile.

Endlich konnte er sprechen: „No also . . . freilich, ja . . . jetzt is's halt so . . . und net anderst!" Er schluckte seine Thränen und zwang sich zur Ruhe. „Jetzt, Ilsabeth . . . jetzt mußt herum! Und gleich! Hart kommt's mich an, daß ich allein bleib. Aber nimm dein Kopftüchl! Jetzt mußt zur Mutter heim! Es kunnt's ihr einer einischeiea ins Fenster. Besser, sie derfahrt's von dir! Und bleibst mir bei der Mutter! Allweil! Pflegschaft braucht's keine nimmer . . . jetzt muß ich gsunden, weißt! Und sag ich der Mutter: ebbes finnier ich schon aus! Als wird mich ja doch net verlassen haben! D' Leut kommen auf viel, weißt! Komm ich schon auch noch auf ebbes! Weiß einer einmal, daß

er nix hat als seine zwei Füß ... da fangt er schon 's Maschieren an! Freilich ja! Aber jetzt mußt heim, Kindl!"

Sie nickte, band ihr Kopftuch um und legte den Deckel auf die irdene Raine.

„Gelt, sag der Mutter Vergeltsgott für d' Fisolen!"

Lisbeth schuttelte den Kopf. „Das brauchts net, weißt! Dir is alles gern geben!" Sie hängte die Raine mit dem Stricklein an den Arm, kam wieder zum Bett und faßte Hanspeters Hände. „Pfüe Gott, Peterl ..." Da kamen ihr doch die Thränen, jäh, wie ein Sturz, dem sie nicht wehren konnte.

Er sprach kein Wort, streichelte nur ihren Arm und tätschelte ihre Hand. Und immer unförmlicher, immer häßlicher wurde sein Gesicht in der Verzerrung des Schmerzes.

Besser als jeder Trost beruhigte sie dieses Schweigen. Fast konnte sie lächeln.

„No also ... pfüe Gott halt, Peterl! Und thu mir gsunden, gelt! Und laß dir's net hart sein! Schau, d' Mutter und ich, wir finden uns schon wieder naus! Weiß einer einmal, daß er zum Nixhaben auf der Welt is, da is er bald wieder zfrieden. Und für mich ..." ihre Stimme versank, „leicht kunnt's für mich am besten sein, daß ich fort muß."

Hanspeter konnte nicht denken. Sonst hätte ihm wohl dieses seufzende Wort zu denken gegeben. „D' Mutter und du?" Er fühlte nur, daß diese beiden Namen nicht ganz waren und daß noch ein dritter fehlte. „Und ich? ... An mich denkst gar net?"

„Schau, wirst bloß teichler um ein Sorgenbinkerl!" Ihre Stimme zitterte, und es war ihr anzumerken, daß sie sagte, was sie selber nicht glaubte.

„D' Sorg, Ilsabeth, d' Sorg aus der Lieb is 's Allerbest vom Leben!"

Da nickte sie. „D' Mutter und du und ich ... wir dhalten uns, weißt! Beinand oder anderstwo ... Hanspeter sag ich in der Fruh, und Hanspeter sagt d' Mutter auf d' Nacht. Und wirst uns einer ein Prügel übrn Weg ... denk ich mir halt, es is von der Ausnahm einer! Zwei kenn ich, und die sind gut! Und einer bist du davon! ... No ja, muß ich halt heimgehn! ... Pfüe Gott, Peterl! Und für alls, was d' uns z'lieb than hast, soll dich unser Herrgott gsegnen!"

Lisbeths Hand umklammernd, lachte Hanspeter heiser vor sich hin. „Der? ... So so? ... No ja, is schon gut!"

Da befreite Lisbeth ihre Hand und strich ihm das Haar aus der kalten Stirne. „Geh, sei net einer, der net bist! D' Mutter trutzl ... aber du? Na na! Du kannst es net! Morgen hast dich schon wieder!"

„So? ... Meinst?"

„Ja, Peterl! Und pfüet dich Gott!" Sie hob das Handtuch auf, das neben dem Wasserkrug auf dem Boden lag und hängte es an den Nagel, an den es gehörte. Den Stuhl rückte sie noch an die Wand, und dann ging sie zur Thüre. Als sie schon die Klinke in der Hand hatte, zögerte sie. „Wann der Roman heimkommt ... gelt, sagst ihm ein Vergeltsgott von mir! Und ... pfüe Gott halt!"

„Ilsabeth ..."

Aber da hatte sie die Stube schon verlassen.

Schwer, daß die Bettlade krachte, fiel Hanspeter mit der Hälfte seiner drei Centner in die Kissen zurück.

Eine Weile lag er, ohne sich zu rühren. Nur sein Atem rasselte.

Dann plötzlich schlug er die Hände ineinander. „Mar' und Josef! Mar' und Josef! Was hab ich denn noch? Was bleibt mir denn?"

Habt Ihr schon gesehen, wie ein im Frühling eingefangener Vogel gegen die Stäbe seines Gitters flattert?

So irrte Hanspeters Blick über die Wände seiner Kammer hin, als müßten jetzt und jetzt die Mauern fallen, als müßte er irgendwo, weit in der Ferne, etwas sehen, an das er noch glauben, auf das er noch hoffen könnte.

Was auf seiner Zunge lebendig war, das hatten sie mit Fäusten erschlagen, mit dem Messer durchbohrt und mit dem Amtssiegel als tot und begraben festgelegt. Was ihm lieb war, rissen sie von seinem Herzen — und das hatte sein Herrgott geschehen lassen, der war nicht „bei der Stang" gewesen, und die himmlischen „Parigraffi" hatten nicht standgehalten.

Dem Peter Johannes Zdazilek war seine ganze Welt zertrümmert, sein Himmel war heruntergestürzt aus dem leuchtenden Blau, auf der grauen Straße lagen die Scherben, und die „Ausschußmannder" schritten drüber hin mit genagelten Schuhen.

Ratlos, ganz verstört durch die Erkenntnis seines leergewordenen Lebens, brach er in Schluchzen aus, jeder Laut ein Stoß, als möchte es ihm die Brust zersprengen.

Als er, um die Thränen fortzuwischen, mit der Hand einmal übers Gesicht fuhr, so langsam über alles, über Augen, Nase und Mund, blieb ihm an den Schwielen des Tannens ein wässerig zerflossener Blutstropfen hängen.

Den sah er an und nickte.

„So so? ... No ja!"

Am Brett der Bettlade wischte er den roten Tropfen von der Hand, drehte sich auf die Seite und grub das Gesicht in die Kissen. Denn wenn es schwarz ist vor den Augen, wird einem das Denken leichter.

Und während Hanspeter in seiner Finsternis zu sinnen und zu grübeln begann, wie der Nannimai und der Ilsabeth zu helfen wäre, kamen schmelzende Trompetenklänge fern über die Gärten her durch die sonnige Luft geschwommen.

Die Blechkapelle des Dories, die sich aus einstigen Regimentsmusikanten rekrutierte, hielt im Wirtshaus eine Probe. Erst spielten sie einen „staden Marsch", wie sie ihn bei der Fronleichnamsprozession oder bei feierlichem Begräbnis brauchten, wenn etwa einer der „Ausschußmannder" oder ein Mitglied der Feuerwehr das Zeitliche segnen würde. Und dann probierten sie die Tanzweisen für eine Hochzeit, die in Aussicht stand.

Wie das lustig klang!

11.

Es ging auf den Abend zu.

In den gelben Lüften war ein Glanz und Leuchten, daß die fahle Erde wiederstrahlte davon, und daß die weißen Mauern in Hanspeters Kammer einen Wiederschein gaben, als wäre des Nachbars Scheune in Brand geraten.

Obwohl es abendlich kühl war in der Stube, schwitzte Hanspeter, daß die Perlen so dicht an seinem häßlichen Gesichte hingen, wie die Luftblasen an einem Glas mit abgestandenem Wasser. Die Kammer hatte keinen Ofen — aber hätte sie einen gehabt und hätte man eine ganze Klafter ins Schürloch gefeuert, von der glühenden Ofenplatte wäre dem Hanspeter nicht so heiß geworden, wie vom Denken.

In dieser Hitze aber hatte sich etwas ausgekocht; das hatte schon feste Gestalt, hatte Mauern und Fenster, hatte Dach und Ofen!

Fieberte Hanspeter? Oder war es — wie der Verhungernde ganze Berge von Leckerbissen und der Verschmachtende ganze Meere von Milch und Wasser sieht — war es nur seine Hilflosigkeit, welche Wunschträume in ihm gären ließ, die über alle Grenzen der Möglichkeit hinaus sprangen und unbescheiden wurden?

Er hatte keinen anderen Gedanken mehr als nur den einen: irgendwo einen Grund kaufen und selber ein Haus bauen, das drei Stuben hätte! Diese Stuben verteilte er, wie einst der heilige Petrus die Hütten verteilte, die er auf dem Oelberg bauen wollte. Nur daß es beim Hanspeter hieß: „Die größte Stub für d' Mutter Nannimai und ihr Häuslzeug, die sonnseitig für d' Ilsabeth und die mindegeit für mich!"

Einen schönen Grund für Haus und Garten kauft man für vier-, fünfhundert Mark. Und ein Haus mit drei Stuben und einer Küche baut man für zwölf- oder fünfzehnhundert. Alles in allem zwei Tausend! Das ist nicht viel. Nur haben muß man's! Und hat man's nicht, so muß man halt schauen, wo man's herkriegt.

„O Jegott meln, wo nimm ich's denn her? Wer giebt mir's denn?"

Sein Roman! Das war der erste Einfall.

„Der giebt's!"

Aber Roman mußte das Geld vom Waldhofer verlangen — ein Gedanke, bei welchem Hanspeters Haus schon wieder in Trümmer fiel.

„Ebba der Herr Pfarr?"

Ah ja! Wenn Herr Felician das Geld nur selber hätte! Und

Die Wiener Hof...

Nach einer Zeichnung ...

wenn die Jungfer Kathrin nicht wäre! „Die laßt nix aus!“ Die wurde nur sagen: „Z'erst dringst mir mein Sessel wieder!“

Hanspeter griff an seinen Kopf, als möchte er die Beuten fühlen, die er den Holzlbeinen jenes Sessels zu danken hatte.

Schwitzend grübelte er weiter.

Er sah es ein: Da wird nichts anderes übrig bleiben, als daß er die Zweitausend auf Zinsen zu leihen nimmt. Mit dem Heimzahlen wird's freilich ein bißchen lange dauern. An die siebzig bis achtzig Mark wird er abzahlen können im Jahr. Dazu noch die Zinsen. Bis er mit dem Heimzahlen fertig ist, wird nimmer viel fehlen, und der Hanspeter ist sechzig Jahr alt.

Wo aber soll er einen finden, der so jung ist, um zu glauben, daß der Hanspeter beim Zahlen so alt wird? Und wenn ihn eine Krankheit packt, und er kann nicht verdienen? Und wenn ihm ein verbotenes Wörtlein von der christlichen Lieb über die Zunge rutscht, und sie schicken ihm den „Präjudizi“ heraus, der den Hanspeter schön sauber einsperrt? Wer wird dann abzahlen, wenn der sichere Peter Johannes Zdazitek sicher im Loch sitzt? Wer wird auf solche Gefahr hin zwei Tausend herleihen?

„Das müßt schon einer sein, dem unser Herrgott mit der Lieb ein bißt einleucht ins Gmüt!“

Unser Herrgott?

Als Hanspeter bei seinem schwitzenden Gegrübel auf diesen einzigen und letzten Nothelfer stieß, da fuhr er mit seiner Hoffnung zurück, wie der Waldhofer mit seinem „Köpfl“ vor den großen Mäulern der „Ausschußmaunder“.

„Das muß schon anderst gehn!“

Er suchte einen neuen Weg der Hilfe, einen dritten und vierten. Immer wieder stieß er gegen den gleichen Schlagbaum, immer wieder sah er ein, daß all seine Hoffnung zerrinnen mußte, wenn der liebe Herrgott nicht half.

Ratlos und verstört, und doch im Herzen schon wieder angeglänzt von einem neu erwachenden Schimmer seiner alten Zuversicht, machte er über allen Abgrund dieses Tages einen verzweifelten Sprung.

„Jetzt sind s' einmal, d' Leut, wie er s' gmacht hat. Warum er s' net anderst gmacht hat, das wird er schon wissen. dem Herrn Pfarr hat er's auch noch net gsagt. Jetzt muß er d' Leut halt thun lassen, wie s' mögen. Belohnigen und strafen kann er . . . aber sonst muß er's geha lassen! Sonst that's ja kein Sünd und kein Unrecht geben! Und gschieht ebbes, wo d' Leut ein Wörtl drein z' reden habea . . . da muß er zuschauen! Drum hat er net helfen können in der Häuslfrag, weil da d' Ausschußmaunder zum Dispatieren haben! Ebbes aber kunnt's

er Vogelschau.

F. Kuranda in Wien.

geben, wo d' Leut nix wissen davon und wo d' Leut net schaden können. So ebbes kunnt er machen, wie er mag. Da kunnt er ein übrigs thun und ein wengl helfen. So ebbes muß ich mir ausstudieren . . wo d' Lent nix schaden können! Da hilft er, ja, da hab ich mein Zuversicht drauf!"

Einen vergrabenen Schatz entdecken? — Nein! Da spielen doch Menschen mit, die ihn vergruben.

Im Berg eine silberne Ader ausspüren? — Nein! Da müssen ihm Menschen doch erst das Schürfrecht geben.

Auf der Straße ein Säcklein mit Geld und Banknoten finden? . . . Nein! Das gehört ja doch dem Menschen, der's verloren hat!

Diese vergeblichen Anläufe seines „Denkverstandes" entmutigten ihn nicht.

„Macht nix! Macht nix! Da bringt er mich schon noch drauf. Da hab ich mein Zuversicht."

Draußen war das letzte farbige Licht erloschen, und in der dämmerigen Abendstille begannen die Glocken den Mariengruß zu läuten.

„Gelt, daß er mir ebbes sagen möcht!"

Man müßte es nur verstehen, diese Stimme richtig zu deuten, meinte Hanspeter. Die Hände ineinander klammernd, begann er stumm zu beten, jeder stammelnde Laut seines Herzens wie der Hilferschrei eines Ertrinkenden. So wartete er auf ein erleuchtendes Wunder.

Und siehe — wie es in frommen Geschichten heißt — dieses Wunder geschah.

Flüsternde Stimmen in der Nähe des offenen Fensters: die Hausmagd im Gezischel mit ihrem Burschen, der ein Holzknecht war. Fünf Jahre gingen die beiden schon miteinander. Gerne hätten sie geheiratet, aber das nötige „Gerstl" fehlte. Dieser alte Kummer füllte auch wieder ihren jüngsten, flüsternden Heimgart.

„Wenn zwei Markln spendieren thätst," meinte der Bursch, „thät ich s' in d' auslandisch Lotterie setzen. Morgen in der Fruh geht d' Spielbötin auf Kufstein ummi."

„Geh, du Lapp!" murrte die Hausmagd. „Zwei Markln kriegen Kinder in vierzehn Jahr! 's Geld verspielen! Freilich, wenn einer 's richtige Nummero wüßt! Aber träumen thut mir nix, so fest schlaf ich allweil. Und bis eim unser Heergott ebbes einsagt . . . na na! Warten wir lieber die vier, fünf Jahrln noch, bis ich 's Gerstl beinand hab!" —

Da fuhr dem Hanspeter die Erkenntung wie ein heißes Bügeleisen über die Seele. Deutlich, wie zum Greifen deutlich, sah er drei Nummern in der dunklen Luft seiner Stube glänzen.

Niemals noch in seinem Leben hatte er einen Pfennig in die Lotterie gesetzt. Aber jetzt! Das hatte ihm der liebe Gott eingegeben. Die Nummern im Spiel, die kommen — da können die Menschen nichts ändern dran. Und über die richtigen Nummern gab's für den Hanspeter keinen Zweifel mehr.

Und morgen in aller Gottesfrühe marschiert die Spielbötin nach Kufstein!

Hanspeter sprang aus dem Bett. Ein Schwindel überkam ihn, daß er sich am offenen Fensterflügel festhalten mußte, um nicht zu fallen. Erst nahm er aus dem Kasten das Beutelchen mit den zweiundfünfzig Mark, die sein ganzer Reichtum waren. Dann zog er sich an. Die Joppe konnte er nicht zuknöpfen, weil der Verband seine Brust um so viel dicker machte. Den Hut vergaß er. Und mit taumelnden Schritten eilte er durch die Scheune hinaus in den dunklen Abend.

Am stahlblauen Himmel stand Stern um Stern. Sie glitzerten so unruhig, als wäre Föhnwetter im Anzug, und über die südlichen Berge schoben sich auch schon dichtgeballte, blauschwarze Wolken herauf.

Hanspeter blickte zum Himmel empor. Er sah nicht die Wolken, nur die Sterne.

„Gelt, ja? . . . Gelt, ja?"

Bis er auf die Straße kam, das machte sich langsam. Immer wieder mußte er rasten. Doch mit jedem Schritte schien der „Gfund" in ihm zu wachsen. Ihn heilte seine Hoffnung, seine Zuversicht.

Weit draußen, fast am Ende des Dorfes, wohnte die Spielbötin, die sich jeden Monat einmal auf die Beine machte, um die ausgemünzte Hoffnung der Leichtsinnigen und Armen über die Grenze nach Kufstein zu tragen, für die Innsbrucker Ziehung. Viel Geld war's, das sie hinübertrug. Und selten brachte sie was zurück. Das Glück hat tausende Beine, doch einen winkenden Finger.

Als Hanspeter in die niedere Stube trat, in der sein gebeugter Nacken fast an die Decke stieß, saß die Bötin mit einer Flickerei bei der Lampe.

„Du? . . . Ah, da schau, der Ratzenspeckl!" Sie schien an diesen neuen Kunden gar nicht glauben zu wollen. „Hast dich wieder anisigmacht aus'm Kreister?"

„Ein bißl, ja."

„Was suchst denn bei mir?" Sie lachte. „Wirst mir doch net predigen wollen?"

„Na na!"

„Was willst denn?"

„Setzen halt."

„Jetzt fallt 's Kirchendach ein!" Kichernd erhob sie sich und holte ihr Spielbuch, um die Hoffnung und Zuversicht des Peter Johannes Zdazilek schwarz auf weiß zu registrieren. Am Tische stellte sie das Tintenglas zurecht, kratzte den Schorf von der Feder und tauchte ein. „Also? Was für Nummero hast?"

„Nummer 1, und Nummer 13, und Nummer 90."

Ehe die Bötin schrieb, guckte sie am Hanspeter hinauf und sagte: „Ratzenfleckerl, das sind drei Nuanmern, die sich ein bißl hart aufsitzieben. Derzeit ich denk, sind s' noch net dagwesen!"

Hanspeter drückte den Finger auf die Tischplatte. „Jetzt kommen s'! Schreib auf! Nummer 1 hat unser Herrgott, d' Lieb hat Nummer 13, und die hochste Not hat Nummer 90."

„No ja, wie d' meinst!" Die Bötin schried. „Und wie viel willst setzen? Zwanzg Pfennig ebba?"

„Fufzg Markln!"

Die Bötia war starr. „Bist ebba narret, Buckleter?"

Ohne zu antworten, öffnete Hanspeter mit zitternden Händen den strotzenden Lederbeatel und zählte der Spielbötin das Silber auf den Tisch.

Sie schüttelte den Kopf, schrieb die Ziffern ein und sagte: „Ein Mnrlt krieg ich Prozenti furn Weg."

Hanspeter zahlte. „Und kommen s' d' Nummero . . . was thät ich denn ebba kriegen?"

„Kommt eine bloß, so zahlen s' dich siebenmal aus, macht dreihundertfufzg Markln."

Er schuttelte den Kopf.

„Kommen alle drei, so zahlen s' viertausendmal. Buckleter, da kannst den Waldhof kaufen und 's halbe Dorf dazu!"

Erschrocken wehrte Hanspeter mit der Hand. „Na na! So viel mag ich net! Mehr, als einer braucht, soll er vom lieben Herrgott net verlangen."

„Machst bloß ein Ambo auf zwei Nummern, so zahlen s' dich vierzgmal aus, macht zwei Tausend grad aus."

„Jetzt haben wir's!" Hanspeter atmete auf. „Eine von die Nummero kannst streichen! Ja! Und streich halt d' Lieb . der Dreizehner is eh ein bißl ein heiligs Ziffer! . . . Nummer 1 und Nuanmer 90! . . . Fufzg Markln auf'n Herrgott und auf d' höchste Not! . . . Schreib auf!"

Die Bötin füllte den Spielschein aus. „Da! Den mußt aufheben!"

„Ah ja!" Mit glänzenden Augen sah Hanspeter den Zettel an — und was er sah, war ein Haus mit Dach und Fenstern, die Freude der Nannimai und das Glück der Ilsabeth. Vorsichtig faltete er das Blättchen zusammen und legte es zu der letzten einsamen Mark in den hohlgewordenen Beutel. „Bist ein arms Weibl, Bötin! Laß dir raten und thu mitsetzen auf mein Nummero!"

„Kunnt schon sein, daß ich setz!" Mit prüfendem Blick betrachtete die Bötin den Hanspeter, besann sich ein Weilchen und schrieb zwei Nummern in das Spielbuch. „So! Probieren wir's einmal! So ebbes gschieht net alle Täg! . . . Gut Nacht, Buckleter!"

„Wann kommen s' denn auss, die Nummero?"

„Ueber acht Täg."

„Gottsliebe Nacht, Bötin!"

Bei der Thüre tauchte Hanspeter zwei Finger in das Weihbrunnkesselchen und besprengte sich.

Als Hanspeter aus dem Häuschen der Bötin ins Freie trat, war schon der halbe Himmel schwarz, und ein schwul blasender Wind zog über die Berge nieder.

„Jetzt schlagt's um!"

Er meinte das Glück und nicht das Wetter.

Und das mußte die Naanimai noch wissen. Freilich durfte er dem lieben Herrgott nicht aus der Werkstätte schwatzen, denn ein Wunder erleben, das ist eine Vertrauenssache, solang das Wunder nicht geschehen ist. „Ein süreiligs Wörtl kannt ebbes schaden! Bin ja selber von die Menschen ence . . . ich darf mich net dreinmischen!" Aber das eine wird ihm doch vergönnt sein, daß er der Nannimai sagt: „Heut, Mutterl, heut kannst schlafen! Frag net, weißt! Aber acht Täg, und gholfen is." Ein paar hundert Schritte nur waren's bis zum Häuschen der Altenderin. Aber zweimal mußte sich Hanspeter auf den Wegrain setzen, um zu rasten.

An Nannimais Hütte fand er die Thür verriegelt und die Fensterläden geschlossen. So vorsichtig war die Altenderin sonst nie gewesen.

Durch einen der Läden quoll matter Lichtschein aus der Stube heraus. Und Hanspeter drückte das Auge an den Spalt. Er sah ein Stück des Tisches, zwei halbfertige Schwerzenbinderchen, weiße Hölzchen, Glassplitter und Moosschnitzel — und zwei vier Hände, zwei runzlig wette und zwei junge, die hin und her griffen und immer schafften. Dabei kein Laut in der Stube.

Beim Anblick dieser stillen, rührsamen Hände begannen Hanspeter die Augen zu tröpfeln. Rasen konnte er nicht — er pochte mit der Faust an den Fensterladen.

In der Stube blieb's still. Erst nach einer Weile fragte die Lisbeth: „Wer is da? Will einer ebbes?"

„Ich bin's, Nindl! Ich bin's!"

Zwei erschrockene Stimmen: „Jesus Maria! Der Hanspeter!" Eilende Schritte in der Stube, und die Hausthur wurde aufgerissen. „Ja Peterl, du Unverstand, was is dir denn da jetzt eingfallen!" stammelte Lisbeth. Und die Altenderin schalt. „Du Narr! Du Narr! Wie kannst mir denn aus'm Bett aufi! Meinst denn, du dürfst dich umbringen! Gleich schaust mir, daß d' wieder heim kommst! Dein Arm thu her und laß dich führen! Ilsabeth, pack ihn bei der andera Seit! Den müssen wir heimführen, den!"

Noch ehe Hanspeter das Reden fertig brachte, mußte er zwischen seiner besorgten Eskorte schon einen Schritt um den andern machen.

„Aber schau, Mutterl . . ."

„Thu mir nix reden in der kühlen Nachtluft!"

„Aber schau, ich will dir bloß sagen . . ."

„Dein Schnabel sollst halten! Ich will nix wissen!"

„Heut, Mutterl, heut kannst schlafen! In Ruh kannst schlafen!"

„Laß mich aus! D' Hauptsach 's, daß ich dich ins Bett bring."

„Und ebbes gschieht, Mutterl! Acht Täg, und gholfen is dir! . . . Mehr darf ich net sagen."

„Gott sei Dank, so sei einmal stad! Wenn dir der Dokter 's viele Reden verboten hat! . . . Na! Na! Lauft mir der Mensch in der Nachtzeit aus'm Bett auffi! . . . Um Gottswillen, Peterl, nad mach dir doch net um meintwegen so ein Aufruhr her!" Die Stimme der Altenöderin klang nicht mehr so energisch wie zuvor. „Jetzt weiß ich, wie alles steht, und jetzt hab ich's gschluckt. Leut sind Leut . . . Kreuz drüber! Hart trifft's mich freilich . . ."

„Ich sag dir, Mutterl . . ."

Ein schwüler Windstoß sauste über die Straße hin, und die Altenöderin stammelte: „Jesses, Bub, sei stad und beiß die Zähnt übereinand, daß mir den schiechen Luft net einikriegst! . . . Und schau, jetzt laß dir ein Fried! Umziehen müssen, freilich, das is mir halb wie 's Abbrennen. Aber ich kunnt mir noch ebbes Aergers denken! Wird sich schon wieder ein Häusl finden für uns."

Hanspeter blieb stehen. Weil er die Zähne übereinander beißen mußte, konnte er nicht sprechen. Drum nickte er nur, und so ausgiebig, daß ihm der schwere plumpe Kopf bei jedem Nicker hinuntertauchte bis auf die Brust.

„No ja, no ja, ich weiß schon, was d' meinst! Jetzt mach mir lieber, daß d' heim kommst!"

Doch immer langsamer ging es vorwärts. Die Straße war finster geworden, denn die schwarzen Wolken, die der rauschende Föhnwind über die Berge jagte, hatten schon alle Sterne zugedeckt. Und wie sehr sich Hauspeter auch zusammennahm, um seine wachsende Erschöpfung zu verbergen — seine Schritte wurden doch immer schwerfälliger und müder. Da war die Altenöderin mit ihrem lahmen Bein noch flinker als er. Sie fühlte, daß sein Arm immer gewichtiger auf dem ihren lastete, immer mahnte sie Lisbeth wieder: „Kindl, tauch an!" . . . und erleichtert atmete sie auf, als endlich der Waldhof erreicht war.

„Gottsliebe Nacht beinand! Und heut kannst schlafen, Mutterl! Und Vergeltsgott, ja!" Das mußte er noch sagen; dann biß er wieder die Zähne übereinander und taumelte in die schwarze Scheune.

Die Altenöderin und Lisbeth warteten vor seinem Fenster, bis sie in der Kammer seine schweren Schuhe poltern hörten. Dann gingen sie.

Auf der Straße sah sich Lisbeth noch einmal um.

„Mutter . . ."

„Was?"

„Er muß doch ebbes wissen für uns! . . . Wär sein Roman daheim, ich kunnt mir denken, der hat ihm ebbes graten."

„Mach dir nix für, Kiadl!" sagte die Altenöderin müd und langsam. „Wird sich halt sein guter Glauben wieder an ebbes ghängt haben! D' Welt macht er net anderst . . . ehnder bringt er sich noch um mit lauter Christenlieb! . . . Wenn er sich nur kein Schaden thun hat, heut!" Ein Windstoß machte sie wanken.

Lisbeth legte den Arm um die Mutter.

So schritten sie in das Dunkel hinaus, eng aneinander gedrückt, mit vorgebeugten Köpfen, und ihre Röcke flatterten und rauschten im Sturm.

Sie kamen heim und setzten sich wieder zur Arbeit. Schweigend. Gegen zwei Uhr morgens, als die Lampe zu erlöschen drohte, sagte die Altenöderin: „Legen wir uns halt!" Sie gingen zur Ruhe, doch sie schliefen nicht. — — —

Dem Hanspeter aber waren die Lider zugefallen wie Blei. Er schlief die ganze Nacht bis in den Tag hinein. Die Hausmagd, als sie ihm die Suppe brachte, mußte ihn wecken.

Schlaftrunken sah er zuerst das Fenster an, über das der Regen in Strömen niederging. Ganz grau war draußen die Luft, und noch grauer war's in der kleinen Stube.

Von der Suppe aß er nur ein paar Löffel voll. Dann nahm er aus der Joppe, die auf dem Sessel lag, das lederne Beutelchen hervor, guckte schmunzelnd hinein, band's wieder zu und schob es unter das Kopfkissen.

Jetzt lag er ruhig im Bett. Immer lächelte er, doch immer zitterten ihm die Hände.

Gegen Mittag kam Lisbeth. — „Nur auf ein Sprüngerl," wie sie sagte, denn „d' Mutter braucht mich, weißt, jetzt müssen wir doppelt schaffen!" — sie kam nur, um zu sehen, wie es ihm ginge.

„Gut, Kindl! So viel gut!" —

Und Tag für Tag, immer besser ging es dem Hanspeter. Nur das Zittern seiner Hände wollte sich nicht stillen.

„Bist halt an die Arbeit gewöhnt," meinte der Doktor, „'s Faulenzen vertragen deine fünfkluppigen Schmiedhämmer net! Die müssen klopfen!" Und am Donnerstag erlaubte er ihm, „für ein Stünderl" aufzustehen.

Aus dem „Stünderl" machte Hanspeter einen ganzen Tag. Er holte selber sein Essen aus der Küche, that allerlei kleine Arbeit im Haus, schnitt für die Hausmagd ein Bündel Späne zum Anschüren und setzte in die hölzernen Rechen neue Zähne ein. Aber die Arbeit ging ihm schwer von den Händen, die immer noch so merkwürdig zitterten, daß die Hausmagd behauptete: „Der Hanspeter hat 's Dattrige kriegt."

Einen Schritt vor die Thür zu machen, verwehrte ihm der Regen, der aus den dicht treibenden Wolken fiel, als möchte der Himmel in seiner Flut die Erde ertränken.

„Regnet's im Märzen,
Kann der Bauer lachen und scherzen."

So sagt ein Kalendervers, und der Waldhofer befolgte ihn, wenn er am Fenster stand und hinaussah auf die Wiesen, die bei dem voreiligen Frühjahr zwei Wochen vor der Zeit zu grünen begannen. „Sakra! Huier giebt's Gras!" Er lachte und war guter Laune, einen Tag um den andern. Am Samstag, als es Abend wurde, regnete es zwar noch immer, aber der Waldhofer hatte seine lachende Grasfreude verloren und schimpfte wie ein Rohrspatz — auf seinen Buben. Denn als die Holzknechte kamen, um ihren Wochenlohn zu holen, meldete einer: „Der Roman laßt enk sagen, daß er übern Sonntag droben bleibt in der Holzerhütten. So viel müd is er, sagt er, und möcht sich ausschlafen einmal."

„Ah, narret!" brach der Waldhofer los. „Als ob er 's Schlafen herunten net besser hätt! Und am Palmsonntag net in der Kirch sein! Wo der Herr Pfarr den Wieswachs segnet und d' Wetterstauden weiht! Was das für ein Christentum is! Ueber den müßt schon bald der Hanspeter kommen! Schad, daß ihm 's Predigen verboten is!"

Als der erste Aerger verraucht war, tauchte die Sorge in ihm auf. „Der is ja wie umdraht! Schon die ganze Zeit! Der Bub muß ebbes haben!" Aber was? Daß Roman an irgend einem Streich der Dorfloder teilgenommen und „Vatter auf dem Köpfl" hätte, das brauchte der Waldhofer nicht zu fürchten. Dafür kannte er seinen Buben. Und mit seiner Julei war Roman doch wieder ausgesöhnt — die „dalkete Trutzerei" hatte der Waldhofer überhaupt nicht ernst genommen. „Aber ebbes muß er haben!"

Hätte es am Palmsonntag nicht „Kreuzerstricke" geregnet — ein Regen, daß man dem Hanspeter mit Gewalt den ersten Kirchgang, den er so „pressanti" hatte, verwehren mußte — so würde der Waldhofer die drei Stunden Weg nicht gescheut haben und wäre zu seinem Buben in die Holzerhütte hinaufgestiegen.

An diesem Palmsonntag aber konnte man wieder einmal sehen, was Liebe vermag. Denn am spätea Nachmittag, als der Waldhofer am Fenster stand und hinausguckte in diesen grauen Wassersturz, der über die menschenleere Straße niederprasselte — sah er durch das strömende Grau etwas einhergaukeln, das einem übernatürlich ausgewachsenen Fliegenschwamm zum Verwechseln ähnlich sah: einen großen, roten Regenschirm, und darunter ein geschürztes Röcklein und zwei weiße, flink bewegliche Strümpfe.

„Die muß's notwendig haben!" dachte der Waldhofer lachend.

Beim Zaunthor machte der rote Regenschirm eine hurtige

Schwenkung gegen den Waldhof, und für einen Augenblick war unter dem triefenden „Paradachl“ ein Gesicht zu erkennen.

„Mar' und Joseph! D' Inlerl!“

Der Waldhofer lief aus der Stube und öffnete die Hausthüre.

„Ja Madl mein liebs! Ja hat dich denn 's Wasser net davon? Bei so ein Regen laufst mir bis da eini? . . . So laß ich mir's gfallen, d' Lieb! Die darf kein Sündflut fürchten!“

Kichernd senkte Inlei den Regenschirm, sprang über die Schwelle und schüttelte die Röcke. „Was is denn, Waldhofer? Is er eppa krank, der Roman . . . weil er sich gar net anschaun laßt!“

Als sie die Botschaft hörte, die Roman von der Holzerhütte heruntergeschickt hatte, sah sie den Waldhofer mit erschrockenem Staunen an; so ratlos war sie, daß ihr rundes Gesichtchen ganz lang wurde. Und dann stellte sie eine Frage, deren Zusammenhang mit dem Roman der Waldhofer nicht zu begreifen schien. Sie fragte: „Liegt der Hanspeter noch allweil?“

„Na na, der macht sich schon wieder.“

„Und . . . sein Pflegschaft, is die noch allweil da?“

„Ah na! Die kommt schon die ganze Wochen nimmer . . . diemal halt, ein bißl nachschauen.“

Inlerl atmete auf.

„Was für ein gats Herzl mußt haben, du!“ sagte der Waldhofer und tätschelte ihre Hand. „Um dein Roman soegst dich . . . und um den andern auch noch dazu! Aber komm, jetzt laß ich die ein Kaffee machen!“ Er rief gegen die Küche: „Hausmagd! He! Ein Kaffee für's Inlerl! Aber ein guten, gelt!“

Sie gingen in die Stube.

Die Sorge, die das Inlerl mit dem guten Herzen durch den peitschenden Regen getrieben hatte, schien sich beschwichtigt zu haben. Denn während die Hausmagd den Kaffee kochte, klang aus der Stube immer und immer das helle Kichern und Gezwitschere des Mädchens und dazu das laute Lachen des Waldhofers.

Es war ein lustiges Ständlein, das die beiden miteinander verschwatzten. Und als gegen Einbruch der Dämmerung der Regen ein wenig nachließ und Inlerl, zum Heimweg das Röcklein geschürzt, mit dem Waldhofer aus der Stube trat, da sagte der Bauer mit Lachen: „Madl, in die is d' Lustigkeit wie anbrennts Pulver! Völlig aufgwacht bist! Als ob dich der Herrgott umdrazelt hätt aufs Heiraten hin! Mein Bub kann lachen! Und ich . . .“ Schmunzelnd legte er dem Inlerl die Hand unter das apfellige Kinn. „Ich, scheint mir, krieg's auch net schlecht bei die! So viel hab ich gmerkt, heut!“

„Gut, Vaterl, gut sollts es haben! So viel gut!“ Sie sah mit ihrem roßigen Lächeln an ihm hinauf und schmiegte ihre Wange in seine Hand. „Aber gelt, so wie's heut ausgmacht is, so bleibt's? Drei Wochen nach die Ostertäg?“

„Ja, Schatzerl, so bleibt's! Und wie enker Brautexami rum is, fahr ich mit'm Buben eini zum Notar.“

Der Waldhofer hatte den Arm um Inlei gelegt und war mit ihr unter die Hausthüre getreten. Schon wollte Inlerl das rote „Paradachl“ aufspannen, als sie auf der Straße die Lisbeth kommen sah, ein wollenes Tuch um Kopf und Schultern gewickelt. Da wurden in Inlers rundem Grübchengesicht all die sanften Züge hart und scharf, und in den frommen Taubenaugen funkelte ein Blick des Hasses. Sie ließ den Regenschirm sinken, griff in die Tasche ihres Röckleins und lichterte: „Jesses, Vaterl, jetzt hab ich in der Stuben drin mein Tüchl vergessen.“

„Wart, ich hol dir's!“ sagte der Waldhofer und ging in die Stube zurück.

„Auf'm Kanapee muß's liegen, oder hinterm Tisch.“

Lisbeth war in den Hof getreten und kam zur Hausthür. „Guten Abend!“ sagte sie leis und blieb vor der Schwelle stehen, um zu warten, bis sie freien Weg bekäme.

Aber Inlei rührte sich nicht vom Fleck. Sie hatte sich mitten unter die Thür gestellt und den Regenschirm quer über den Schoß genommen. Ihr rundes Mäulein war ganz spitz geworden, und das rote Mäulchen war klein zusammengekräuselt.

„So, du! Heut machst ein Metzgergang!“ sagte sie, ganz sanft und flüsternd. „Heut is er net daheim . . . mein Roman.“

Blutrot schoß es über das bleiche Gesicht der Lisbeth. Sie fand nicht gleich eine Antwort. Und dann stammelte sie: „Ich will zum Hanspeter.“

„So? . . . No ja, es is bloß, daß d' weißt, um wen sich aus! Und helfen thut's die nix! Ich hab ein Mutterl vor graben.“ Inlei lächelte und bekreuzte sich. „Jetzt kannst hoch wie d' magst!“ Sie gab die Schwelle frei.

Aber Lisbeth hatte ihr schon den Rücken gewandt und ging am Haus entlang, um ihren Weg durch die Scheune zu nehmen.

Aus der Stube klang die Stimme des Waldhofers: „Ja sind ich kein Tücht net!“

„Laß gut sein, Vaterl, es is schon da!“ rief Inlei lachend zurück. „In der andern Taschen hab ich's gfunden.“

Der Waldhofer kam, und nun hielten sie vor der Haustür unter dem aufgespannten Regenschirm noch einen langen Abschied, bei dem sich Inlerl so lustig aalte, daß der Alte lachend sagte: „Madl! Madl! In die muß alles eogtig sein vor lauter Gnade.“

„So viel seenen thu ich mich halt!“

Der Waldhofer machte die Augen klein und schmunzelte: „Auf was denn?“

Uebermütig lachte ihm Inlerl ins Gesicht. „Auf Charsamstag! Den kann ich schier nimmer derwarten.“

„Was? . . . Charsamstag?“

„No ja,“ ihre Augen funkelten, „da hab ich halt 's Staatsexami schon überstanden!“

„Das hast ja schon am Donnerstag aufs Mund deiner.“

„Da freat's mich am Charsamstag erst recht!“ Sie lachte sie. „Die richtig Freud muß Zeit haben zum anbrechen.“ Ganz selig duckte sie das hübsche Köpfchen unter den roten Schirm. „Pfüe Gott, Vaterl! Und thu nur den Roman schön grüßen, gelt! . . . Ob er wohl dsonders gut schlaft in der Holzerhütten droben?“ Kichernd sprang sie über eine der Regenlachen, die vor Hofe standen, und wippte wie eine Bachstelze gegen die Straße hinaus.

In schmunzelndem Wohlgefallen sah ihr der Waldhofer nach. „Ein narrets Weiberleut! Wie die jetzt aufspracht ist einmal! . . . Aber ein lieber Kerl!“ Er blickte gegen die grau vernebelten Berge hin. „Da kannst dein Freud dran haben, du Lalle du dalketer!“

Noch ein anderer sah die Staudamer Inlei über die Straße tänzeln — Hanspeter. In seiner Kammer stand er am Fenster, hielt Stirn und Nase an die von Wasserfäden überronnene Scheibe gedrückt und spähte nach allen Seiten. Die Lisbeth war doch in den Hof gekommen, war an seinem Fenster vorübergegangen — wo blieb sie nur?

Vielleicht war die Gangthür nach der Scheune offen? Und Hanspeter ging, um nachzusehen.

Lisbeth stand in der dunklen Scheune, über den Deichsel eines Wagens gelehnt, das Gesicht in die Arme gedrückt.

„Elisabeth? . . . Was hast denn?“

Sie hob das Gesicht. Und dann sagte sie: „Ein bißl abtropfen hab ich mich lassen . . . weil's regnet, weißt schon, mag dir d' Nässen net in d' Stuben tragen.“

„Du dääfst mir alles! Geh, komm eini!“

Sie zögerte — und schüttelte den Kopf. „Bist ja da, sag! Kannst mir ja sagen, wie's dir geht?“

„Gut, Kindl, so viel gut! Heut haben s' mich forthin nicht aet in Kirch gehn lassen . . . aber den ganzen Tag hab ich gelesen in der Schrift. Langsam geht's freilich ein bißl mit'm Lesen, aber Cheisti Beegpredigt hab ich viermal durchbracht von der Früh bis auf'n Abend. Da hab ich mich so viel aufhalt müssen.“ In Hanspeters Stimme kam ein heiterer Klang. „Und alles ist mir eingfallen! Wann's schon nimmer sein dürf, daß ich predigt ein Wörtl red zum Guten . . . weil er's net leidt, der Aberteufel, aber 's Füelesen kann mir kein Pfarigraff net verbieten. Und Christi Bergpredigt müssen s' anhören . . . die! Da ist alles drin . . . tausetmal besser, als wie's der Johannes Augustinus predigen kann! Da hab ich mich aufbaut, heut!“

Er hatte Lisbeths Hände gefaßt. Und da fragte sie: „Warum thust denn so zittern?“

„Macht nix! Na na! So hab ich's jetzt allweil, seit so ein bißl. Macht nix! Ich bad mich schon wieder! Aber schau, magst net ein bißl eini zu mir?“

Ruine Greifenstein bei Bozen.
Nach einer Originalzeichnung von M. Zeno Diemer.

Digitized by Google

Wieder schüttelte sie den Kopf und befreite ihre Hände. „In sein Haus da? . . . Na, Hanspeter! Jetzt kann ich's nimmer! Geh, laß mich heim! Und . . . d' Mutter thut warten auf mich. Und . . . und daß ich dir's sag: heut bin ich 's letztmal da. Gehst ja wieder aufs Gsunden zu . . . jetzt brauchst mich nimmer. Aber d' Mutter . . . d' Mutter braucht mich . . ."

Er konnte im Dunkel der Scheune ihr Gesicht nicht sehen; aber der Klang ihrer Stimme wühlte die Sorge in ihm auf. „Na na, Kindl . . . thu dich net ängsten! Na! Und sag's der Mutter . . ."

Hanspeter verstummte. Alle Kraft mußte er zusammen nehmen, um seine Zunge im Zaum zu halten und die Wunderbotschaft des nahen Glückes nicht herauszuschwatzen. Tröstend wollte er dem Mädchen mit der Hand übers Haar streichen, ganz leise nur — doch schwer wie ein Dutzend Pfunde fiel seine zitternde Faust auf Lisbeths Scheitel.

„Freilich, ja, wenn d' Mutter warten thut, da mußt schon heimgehn . . . da muß ich zruckstehn, ja . . . und wär mir grad heut ein dißl Plauschen so viel gut gwesen! Kommt mir halt alls ein dißl zamm, jetzt! 's ander alls . . . und mein Roman . . . ebbes muß er haben! Jetzt is er wieder . . ."

Da fiel dem Hanspeter die Hand ins Leere.

Wortlos hatte Lisbeth sich abgewandt. Ihr Tuch um die Schultern hüllend, verließ sie die Scheune.

„Ilsabeth! Kindl!" stammelte Hanspeter noch und streckte die Arme.

Dann sanken ihm die Fäuste wieder, und so gebeugt stand er, daß er nicht größer aussah als ein gewöhnlicher Mensch. Er schien den dritten überflüssigen Centner ganz verloren zu haben.

„Wann ich nur reden dürft! Ein einzigs Wörtl! Und so viel gut kunnten s' schlafen! Und gar kein Sorg nimmer müßten s' haben!"

Langsam, mit schlorpenden Schritten, ging er in seine Kammer zurück. Es dauerte eine Weile, bis er mit seinen zitternden Händen ein Streichholz in Brand gebracht und die Talgkerze angezündet hatte. Erst verriegelte er noch die Thüre, dann zog er unten am Kasten eine Lade auf und kramte eine Menge Zeug heraus — die Reste seiner abgetragenen Kleider, Stoffschnitzel, die er aufbewahrte, um sein „neues" Gewand damit zu flicken. Ganz zu unterst, noch eingewickelt in einen Lodenstreifen, kam der mager gewordene Lederbeutel zum Vorschein. Während Hanspeter den Riemen aufknüpfte, daumelte das Säcklein wie eine stumme Glocke unter seinen wackligen Händen. Aus dem Beutel holte er einen kleinen Zettel heraus, faltete ihn mühsam mit den plumpen Fingern auseinander — und immer sah er ihn an, immer größer wurden ihm dabei die Augen. Jetzt hob er langsam den Blick zur Studendecke. Und seine Augen tröpfelten.

„O lieber Heergott, mein einziger du . . . Mannderl, jetzt dürfst mir fein nimmer auslassen!"

Draußen im Gang ein Schritt, an der Thür ein Gepumper und die ärgerliche Stimme der Hausmagd: „Du Ueberzwerch, du narrischer, was sperrst dich denn ein?"

Hanspeter fuhr zusammen wie ein Dieb, der beim schönsten Auskramen überrascht wurde. Wie flink das ging: den Zettel in das Beutelchen, den Loden drüber, hinunter damit, allen Wust der Flicken darauf gepfropft und an der Lade den Schlüssel gedreht! — Dann schob er an der Thüre den Riegel zurück.

Schweigend ließ er das Gedrumm der Magd über sich ergehen, die ihm den Teller mit der Brennsuppe auf das Feastergesimse neben die aufgeschlagene Bibel stellte.

Bis die Magd aus der Stube war, stand Hanspeter an die Mauer gelehnt.

Dann schob er den Teller beiseite, zog die Kerze dicht an das Buch heran, setzte sich rittlings auf den Holzstuhl, stützte die Ellbogen auf und nahm die Ohren in die Hände. Halblaut, alle Konsonanten und Vokale verdrehend, begann er mit schwerer Zunge zu buchstabieren:

„Sellig sunt thie Ahrmen üm Kaißte, then ieren üst thas Hümbelraich. Sellig sünt thie Sampftmuttigen, then sü werthen thas Ertraich besitzen. Sellig sünd . . ."

Es ging schon auf ein Uhr morgens, und Hanspeter war mit Christi Bergpredigt noch nicht zu Ende. Doch er mußte zu lesen aufhören, weil die Kerze im Leuchter zu Ende war.

Im Finstern aß er die kaltgewordene Brennsuppe, während draußen in der sternlosen Nacht der Regen rauschte und der Föhnwind blies. Dann streckte er sich aufs Bett.

Und gegen Morgen schlief er noch einige Stunden.

Zur Frühsuppe stand er wieder auf und füllte den ganzen Tag mit Arbeit. Weil ihm der Waldhofer kein Geschäft zuweisen wollte — denn er meinte: „Laß dir halt noch Ruh ein paar Tag, du Lapp, du guter!" — drum stellte sich Hanspeter in Schuppen an den Sägebock und machte eine Klafter Scheitholz klein. Doch immer wieder ging er in seine Kammer und schob an der Thüre den Riegel vor.

Gegen Abend schickte ihn der Waldhofer ins Bett. „Jetzt laß mir's gut sein! Hast ja 's Wacklete schon bis in d' Ellbogen auffi!"

Am anderen Morgen, am Dienstag, fand Hanspeter ein Vorhängeschloß vor der Schuppenthür. Aber da fiel ihm eine Arbeit ein, von welcher er meinte: „Die liegt mir lang schon auf!"

Er wußte, daß der Schreinermeister seit einer Woche krank lag. Da mußte in seiner Werkstätte eine Hobelbank leerstehen. Er ging hinüber, und ohne sich um das Gelächter und die derben Scherzworte des Gesellen zu kümmern, der sich an dem gesprenkelten Gesicht des Haaspeter nicht satt sehen konnte, fragte er: „Dürft ich net an der Hobelbank da ein Tag lang arbeiten? Weißt, ich hab dem Herrn Pfaer ein Sessel in Verlust bracht, und da möcht ich ihm halt ein andern machen . . . ein, der en bißl was aushalt."

Der Gesell hatte nichts dagegen, denn mit dem Hanspeter gab's für ihn einen lustigen Tag. Und fünfzig Pfennig Trinkgeld trug ihm die Sache auch noch ein.

Den Rest seines Vermögens, die letzte halbe Mark, legte Hanspeter für Herrn Felician Horadam an. Für vierzig Pfennige kaufte er die zum Sessel nötigen Bretter — „feste, weiße" — und für zehn Pfennige Firnis. Dann begann er loszuhobeln und ließ sich die Spöttereien des Gesellen in müd lächelnder Geduld und Ruhe gefallen.

Während der Arbeit fiel ihm ein kleiner Schemel auf, der bei der Hobelbank des Gesellen in der Fensternische stand und aus verschiedenen Holzarten so merkwürdig zusammengeleimt war, daß er fast so gesprenkelt aussah wie das Gesicht des Hanspeter.

„Ein lieds Schamerl! Wer kriegt's denn, sag?"

Lachend, mit zwinkernden Augen, sah der Gesell den Hanspeter an. „Der Standamer-Micke."

„So so?" Hanspeter zog die Brauen zusammen, und zwei harte Züge gruben sich um seine Mundwinkel. „Braucht er's ebba zum Beten? Der?"

„So halb und halb!" Wieder lachte der Gesell. „Aber weißt, das is ja gar kein Betschamel, das is ein Hokuspokusstuhl zum Fledermäusfangen."

„. . . Was?"

„Ja, du, wenn sich da einer draufniegelt und sagt sein Sprüchl her, so müssen s' kommen, d' Fledermäus!"

„Geh, du!" Hanspeter lächelte ein wenig. „Was du em alles aufreden thätst!"

„Ja, wirst schon sehen, am Charsamstag auf'n Abend, da fangt er ein paar, der Micke!"

Jetzt vergiag dem Hanspeter das Lächeln. „Mir'm Micke kannst mir stad sein! . . . So ein heiligen Tag mißbräuchlich machen . . . für solchene Unsinnigkeitea!" In Zorn über den Hobel ein paar Stöße über das dicke Brett, daß die Spane flogen. „Fledermäus fangen! Am Charsamstag! Als der liebe Heiland im finstern Grab hat liegen müssen! . . . Den Micke, ja, dem muß ich schon bald einmal Christi Bergpredigt furlesen! Dem!"

„Aber Specker! Sie haben dir ja 's Predigen verboten!"

„'s Predigen, ja!" Hanspeter richtete sich auf. „Aber 's Fürlesen, das kann mir kein Parigraf net verbieten." Sein Gesicht war dunkelrot, und die Adern an seinem mager gewordenen Halse schwollen zu dicken Strängen an. „Und dem Micke . . . sag's ihm, du . . . dem lies ich noch ebbes für!" Langsam hob er die Faust mit dem Hobel.

Eine Weile war der Geselle still. Verdutzt, beinah' erschrocken, sah er den Hanspeter an, in dessen Augen etwas funkelte, wie es in den Augen des verwundeten Bären glimmert, wenn er sich aufrichtet und die plumpe Tatze zum Schlag erhebt. Doch nach der ersten Verblüffung fing der Geselle ein Gelächter an, daß die Meistern aus der Wohnstube gelaufen kam und neugierig fragte: „Was is denn? Was is denn?"

„Ah mein, der Katzenspeckl halt! Da kannst dich ja krank lachen, über den Kerl und seine heiligen Sachen! Dem Staudamer-Mickei will er Christi Bergpredigt fürlesen!"

Lachend wischte sich der Geselle das lustige Wasser aus den Augen, und mitlachend sagte die Meisterin: „Geh, komm eini zum Essen! Das mußt meim Mann verzählen, daß er auch ein bißl was hat!" (Fortsetzung folgt.)

Heinrich Seidel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Das muß ein großes Glück ich nennen,
Daß viele, die mich gar nicht kennen,
Ich Mann als Weib, so Greis als Kind,
Doch meine lieben Freunde sind!

Heinrich Seidel.

ganz gewiß hat Heinrich Seidel recht, wenn er behauptet, viele Freunde zu haben. Ja, er hat solcher viele, nicht nur in seiner mecklenburgischen Heimat, wo der größte Teil der Einwohnerschaft des Landes zu seinen Freunden zählt, sondern auch im ganzen Deutschen Reich mit Einschluß der 1871 wiedererworbenen Landesteile, und noch weit über die Grenzen des Deutschen Reichs hinaus. Auch jenseits des großen Wassers, in Amerika, habe ich Seidels Freunde getroffen, und in Asien und Ostafrika sitzen, wie ich durch andere gehört habe, gleichfalls ein paar Seidelfreunde. Unter den deutschen Ansiedlern in Australien werden sie wohl auch nicht ganz fehlen.

Auch darin stimme ich Seidel durchaus bei, daß es ein großes Glück genannt, viel liebe Freunde zu haben. Auch ich halte das für ein bei weitem größeres Glück, als viel Gold zu besitzen oder viel Orden oder viel Munition oder ein geschützter Parlamentsredner zu sein. Aber alle und in dem vorhin Berührten bin ich Seidels Meinung, in diesem nur kann ich ihm nicht beipflichten, darin nicht, daß er sagt, es wären seine lieben Freunde so viele, die ihn gar nicht kennen. Darin hat er doch wohl Unrecht, und dagegen werden auch diejenigen, die sich seine Freunde nennen, protestieren, indem sie sagen, daß sie gerade deswegen, weil sie ihn kennen, ihn so lieb gewonnen haben. Sind es nicht die von ihm geschaffenen Gestalten, vor allen Lederecht Hühnchen mit seiner ganzen Gesellschaft, durch die er sich bei ihnen eingeführt hat und mit ihnen bekannt gemacht worden ist? Erschließen seine Schriften nicht denjenigen, die sie lesen, sein ganzes Herz? Wie viel offenbar Erlebtes ist in ihnen, wiedergegeben in Anschauung der Natur und der Menschen! Welch einen reizenden Einblick in seine Jugendzeit eröffnet sein kleine Selbstbiographie „Von Perlin nach Berlin", in der er erzählt, wie er zu etwas gekommen und etwas geworden ist. Geworden aber ist er ein deutscher humoristischer Dichter, der zu den Besten gehört, und ein eigenartiger Dichter. Seine Eigenart beruht auf seinem Wesen wie auf seiner Heimat, und auch das Mundartliche spielt dabei eine Rolle. Seine Sprache ist von Hause aus die plattdeutsche, und in dieser hat er manches in Versen und Prosa geschrieben, im allgemeinen aber des Hochdeutschen sich bedient, das er nicht weniger gut beherrscht als seine heimatliche Mundart. Vor unseren rein plattdeutschen Humoristen hat er das voraus.

Ich will mich nicht so stellen, als verstände ich nicht, was Seidel in seinen obenstehenden Versen sagen will; er meint, daß er viele liebe Freunde hat, die ihn persönlich nicht kennen. Nun, das ist unzweifelhaft richtig, und damit kann er auch zufrieden sein. Wo ginge das hinaus, wenn er alle diejenigen, die seine Freunde sind, persönlich kennenlernen wollte? Es würde ein Händeschütteln und ein Anstoßen mit Bechern sein ohne Ende. Hier und da würde auch etwas Verwunderung hinzukommen, weil mancher oder manche sich den Dichter ganz anders gedacht hat, als er in der That aussieht. Uebrigens wissen doch manche schon, ohne ihn persönlich zu kennen, ungefähr, wie er aussieht, denn er ist oft photographiert worden. Ich selbst habe ihn sogar photographisch aufgenommen. Das Bild wurde im ganzen schrecklich, gab jedoch einiges Charakteristische wieder. Indessen taugen photographische Porträts überhaupt nicht viel, weil sie doch immer nur Momentbilder sind und den Photographierten meist in dem Augenblick auffassen, in dem er gerade an gar nichts denkt. Darum ist es gut, daß Heinrich Seidel, nachdem der Bildhauer Harro Magnussen seine Büste geformt, nun auch einen Maler gefunden hat. Auf dem Bildchen, das dieser kurzen Besprechung beigegeben ist, sehen wir Heinrich Seidel noch auf der Staffelei, doch scheint das Bild schon ziemlich fertig zu sein, worüber der Porträtierte gewiß nicht wenig erfreut ist, denn auch einem lieben Freunde und guten Maler als Modell zu sitzen, ist für einen Dichter nichts Leichtes. Nach der Maler blickt zufrieden drein, denn das Bildnis ist ihm wohlgelungen. Der Künstler, der es gemalt hat, ist Ludwig Koster, Hofporträtmaler Sr. Majestät des Deutschen Kaisers. Geboren zu Friedeberg in der Neumark, hat er auf der Akademie in Berlin unter Thumann, dann unter Gebhardt und W. Sohn in Düsseldorf dann Malerei gelernt und ist seit 1884 in Berlin als Porträt- und Genremaler thätig. Durch eine Reihe von Genrebildern, die zum Teil dem dalldorfschen Leben entnommen sind, hat er sich zuerst bekannt gemacht. Als Porträtmaler hat er dann zahlreiche Bildnisse unseres Kaisers, sowie verschiedener hochstehender und bekannter Männer — erwähnt seien Kommerzienrat Krupp, Graf von Waß, Graf Posadowsky, Professor Leenbueg — geliefert. Zu diesen Celebritäten ist jetzt der Dichter Heinrich Seidel hinzugekommen.

Seidel wird zu den vielen lieben Freunden, „die ihn nicht kennen", wie er sagte, noch viel mehr hinzuerwerben, auch in dem aufwachsenden Geschlecht. Dazu wird auch die neue Ausgabe seiner erzählenden Schriften mit beitragen, die jetzt im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart, zur Freude aller, die den Dichter gern haben, mit deutschen Typen gedruckt erscheint. Seidel ist keiner von den Neueren oder Neusten, aber was er geschaffen, enthält etwas, das immer neu bleibt: echte Poesie.

J. Trajan.

Blumen ohne Liebe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Zu unserem Bilde auf S. 629.

Es flattern die Blumen, die Liebe bricht,
Viel selige Worte die meinen schweigen
Und senken die Veilche im Abendlicht.

Erinnerung greift nach der bunten Pracht,
Mit Küssen bedeckt' ich die feurigen Blüten —
Ach, keine hat mir erwiedergelacht!

Wie hängen sie müde am welkenden Stiel,
Und schauten am Morgen so hell in die Sonne
Und hofften vom strahlenden Tage so viel . . .

O pflückt nicht, ihr Blüten, der zitternden Hand,
Die euch aus dem Garten der Heimat grüßen,
Zu freudlosem Strauß eure Schönheit sich wand:

Auch ich trug einst knospende Lust im Gemüt,
Doch Einer, der sang und begehrlich gewesen,
Zerbrach sie, bevor sie zum Leben erblüht. . . .

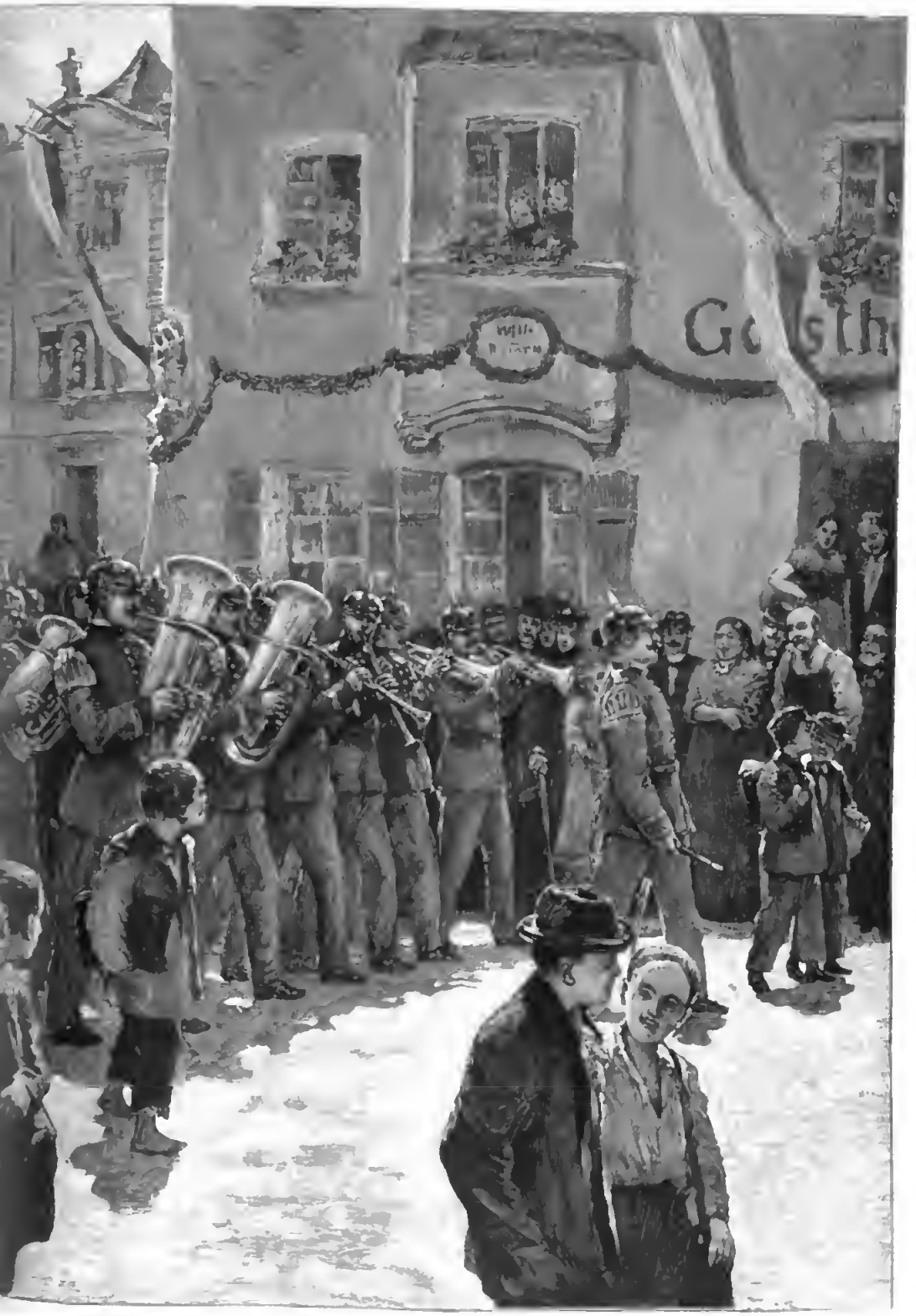
Anna Ritter.

Digitized by Google

Einmar.

Nach einer O

Digitized by Google



Manöver.

on Paul Hey.

steht die Zeit zum Antritt der Reise nicht frei, wir erfahren davon erst, wenn der Mond in seinem östlichen Teile sich zu verfinstern beginnt. Bevor er wieder in vollem Lichte strahlt, müssen wir die Fahrt beendet haben, wenn nicht ihr Zweck vereitelt werden soll. Da also die günstige Gelegenheit zur Abreise so plötzlich eintritt, können wir auch nur wenige aus Eurem Geschlechte mitnehmen und zwar nur die, welche uns besonders ergeben sind. Scharenweise stürzen wir uns auf den Auserwählten, unterstützen ihn alle und heben ihn schnell empor. Diese Anfangsbewegung ist für ihn die schlimmste, denn er wird gerade so emporgeschleudert, als wenn er durch die Kraft des Pulvers gesprengt über Berge und Meere dahinflöge. Deshalb muß er zuvor durch Opiate betäubt und seine Glieder müssen sorgfältig verwahrt werden, damit sie ihm nicht vom Leibe gerissen werden, vielmehr die Gewalt des Rückschlages in den einzelnen Körperteilen verteilt bleibt. Sodann treffen ihn neue Schwierigkeiten: ungeheure Kälte, sowie Atemnot: gegen jene schützt uns unsere angeborene Kraft, gegen diese ein vor Nase und Mund gehaltener feuchter Schwamm. Wenn der erste Teil des Weges zurückgelegt ist, wird uns die Reise leichter, denn geben wir unsere Begleiter frei und überlassen sie sich selbst: wie die Spinnen strecken und ballen sie sich zusammen und schaffen sich durch ihre eigene Kraft vorwärts, so daß schließlich ihre Körpermasse sich von selbst dem gesteckten Ziele zuwendet. Aber infolge der bei Annäherung an unser Ziel stets zunehmenden Anziehung würden sie durch zu harten Anprall an den Mond Schaden leiden, deshalb eilen wir voran und behüten sie vor dieser Gefahr. Gewöhnlich klagen die Menschen, wenn sie aus der Betäubung erwachen, über große Mattigkeit in allen Gliedern, von der sie sich erst ganz allmählich wieder erholen können, so daß sie imstande sind zu gehen."

Wie abenteuerlich auch diese Schilderung klingt, so finden wir in ihr doch wichtige Beobachtungen berücksichtigt. Kepler kennt bereits die Gefahren der mit der Höhe zunehmenden Kälte und Luftverdünnung und hat eine Ahnung von der Schwerkraft, die erst noch ihm von Newton entdeckt wurde.

Es folgt darauf eine Beschreibung des Himmels, wie er vom Monde aus gesehen wird. Kepler giebt darin zahlreiche zutreffende Erklärungen. Die Levania besteht für ihn aus zwei unveränderlichen Halbkugeln: aus einer der Erde zugewandten, der subvolvanen, und einer der Erde abgewandten, der privolvanenen; die erstere sieht fortwährend ihre Volva (d. h. unsere Erde), die für sie die Stelle unseres Mondes vertritt, die letztere aber ist für ewig des Anblickes der Volva beraubt. Ueber den Anblick der Erde vom Monde aus berichtet der Dämon: „Den Subvolvanern stellt sich ihre Volvo mitten am Himmel dar, mit einem fast viermal so großen Durchmesser als unser Mond, so daß, auf die Fläche bezogen, ihre Volvo 14mal so groß ist . . . . Einigen steht sie gerade im Scheitel, anderen erscheint sie nach dem Horizont heradgezogen, den übrigen zwischen diesen Stellungen; für jeden Ort aber hat sie eine ganz bestimmte Höhe. Sie steht fest, wie mit einem Nagel an den Himmel geheftet, unbeweglich am selben Ort, und hinter ihr ziehen die Gestirne und auch die Sonne von Ost nach West vorüber." Ueber das Bild der Volvaflöche äußert sich Kepler, indem er immer den Dämon reden läßt: „Die Gestalt der Flecken ist sehr schwer zu beschreiben, jedoch erkennt man in dem östlichen Teile das Bild eines bis an die Achseln abgeschnittenen menschlichen Kopfes, dem sich ein Mädchen in langem Gewande zum Kusse hinneigt, mit dem nach rückwärts lang ausgestrecktem Arm eine heranspringende Katze anlockend. Der größere und ausgedehntere Teil der Flecken erstreckt sich jedoch ohne besondere Gestaltung nach Westen. Auf der anderen Hälfte der Volva verbreitet sich die Helle weiter als der Flecken. Seine Gestalt könnte man mit einer an einem Strick hängenden, nach Westen geschwungenen Glocke vergleichen. Was darüber und darunter liegt, ist nicht weiter zu bezeichnen."

Bilder, wie sie Kepler beschreibt, können sich dem Mondbewohner allerdings hell auf dunklem Grunde darbieten. In der Schilderung eines Teiles der Alten Welt giebt Kepler die zu seiner Zeit verbreitete Anschauung wieder, die Umrisse Europas seien so gestaltet, daß es scheint, als ob es Afrika einen Kuß gäbe. Ludwig Günther erklärt das Bild folgendermaßen: Der bis an die Achseln abgeschnittene Kopf ist Afrika, der behaarte Hinterkopf der Sudan und Guinea, die Stirne Tiris, die hervorspringende Nase Marokko, der Mund der Hafen von Mila oder Melilla und das Kinn Algerien, welches in Tunesien einen energischen Abschluß findet. Der Hals wird durch Tripolis gebildet und selbst der vorspringende Adamsapfel fehlt in Barka nicht.

Bei der Mädchengestalt bildet Spanien den Kopf, Sevilla zeigt die deutlich ausgeprägte Nase, Murcia bezeichnet das Kinn, die östliche und westliche Küste deuten die Haarfrisur an, ein Teil des südlichen Frankreichs bildet den Hals, Rußland bezeichnet das Gewand, die beiden Arme werden durch England und Italien dargestellt und Skandinavien gilt als die Katze.

In der Erklärung der Tages- und Nachtlänge auf der Levania, in der Beschreibung der Finsternisse der Volva hat Keplee im Grunde das Richtige getroffen. Weniger glücklich war er aber in der Beschreibung der physischen Beschaffenheit des Mondes; er ging von der heute widerlegten Annahme aus, daß auf dem Monde Wasser und Luft vorhanden sei, und ließ auch bei der Schilderung der Mondbewohner seiner Phantasie die Zügel schießen. Seine Mondgeschöpfe sind nicht minder abenteuerlich als die Selenilen Lucians.

Was der Mond hervorbringt oder was darauf einherkriecht, ist ungeheuer groß. Das Wachstum geht sehr schnell vor sich, alles hat nur ein kurzes Leben, weil es sich zu einer so ungeheuren Körpermasse entwickelt. Schorenweise durchqueren die Mondgeschöpfe während eines einzigen ihrer Tage ihre ganze Welt, indem sie teils zu Fuß, mit Beinen ausgerüstet, die länger sind als die unserer Kamele, teils mit Flügeln, teils zu Schiff den zurückweichenden Wassern folgen; manchmal verkriechen sie sich auch in Höhlen.

Bei den Baumstämmen macht die Rinde, bei den Tieren das Fell, oder was sonst dessen Stelle vertritt, den größten Teil der Körpermasse aus; es ist schwammig und porös, und wenn eines der Geschöpfe von der Tageshitze überrascht worden ist, so reißt die Haut von der Außenseite fort und angesengt und fällt, wenn der Abend kommt, ab.

Alles, was der Boden hervorbringt — auf den Höhen der Berge notwendigerweise sehr wenig — entsteht und vergeht an einem und demselben Tage, indem täglich Frisches nachwächst.

Es ist Kepler nicht entgangen, daß der etwa 14 Tage lange Mondtag und die ebenso lange Nacht sich durch überaus große Hitze und Kälte kennzeichnen müssen, und er suchte in seiner Darstellung, wenn auch mit wenig Geschick, die Tier- und Pflanzenwelt diesen Extremen der Temperatur anzupassen. —

Auch nach Kepler wurden verschiedene ideale Reisen in den Mond geschrieben. Fünfzehn Jahre nach dem Erscheinen von Keplers Traum veröffentlichte der französische Dichter und Soldat Savinien de Cyrano de Bergerac seine „Histoire comique des Etats et Empires de la Lune", die aber mehr satirische als naturwissenschaftliche Ziele verfolgte. Der Luftschiffer füllt in ihr eine Anzahl Phiolen mit Morgentau, der von den Sonnenstrahlen angezogen wird, so daß der Weltenreisende von der Erde entführt wird. Cyrano de Bergerac ließ seiner Reise in den Mond noch eine zweite zur Sonne folgen. Im siebzehnten Jahrhundert machte sich auch der naturwissenschaftliche Schriftsteller Pater Athanasius Kircher im Geiste zu einer Reise durch das Weltall auf. Er schwebte als Seele davon und ließ sich von einem Engel führen. „Verzückte Reise gen Himmel" (Iter extaticum coeleste) lautet der Titel seiner Schrift. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ließ Voltaire seinen Geist auf einem Kometen durch das Weltall schweifen, während der Engländer Godwin mit Hilfe abgerichteter Gänse zu dem „Mann im Monde" emporfuhr. In der neuesten Zeit hat Jules Verne mit Hilfe eines aus einer Riesenkanone abgeschossenen Projektils eine Reise nach den Himmelsräumen konstruiert.

Es werden in der Zukunft noch ähnliche ideale Ausflüge in das Weltall gedichtet werden. Das hervorragendste Werk dieser Art wird aber für immer Keplers Traum bleiben; denn der große deutsche Astronom hat in ihm zum erstenmal mit Erfolg gewagt, den menschlichen Geist von den Schranken der Erde loszulösen, und ihn zugleich gelehrt, das Weltall von einem anderen Standpunkte, von einem anderen Himmelskörper aus wissenschaftlicher Strenge zu betrachten.

Blumen ohne Liebe.
Nach dem Gemälde von G. Masotti.

Joachim Heinrichs Abenteuer.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Von Karl Busse.

Es war ein Donnerstag zu Anfang Dezember, als Joachim Heinrich im vorgeschriebenen Frack zum Diner fuhr. Es war das erste, das ein neuberufener berühmter Jurist gab. Um sich zu versichern, ob er auch den üblichen Obolus für den dienstbaren Geist bei sich habe, faßte er in die Westentasche.

„Nanu? Was ist denn das?“

Und am kleinen goldnen Kettchen holte er das blanke Zehnpfennigstück hervor. Es mochte monatelang hier sein Dasein gefristet haben.

Richtig — jetzt entsann er sich auch! In der ersten Zeit war's ja noch sein Talisman, den er stets bei sich trug und den er zum letztenmal bei einer Universitätsfeier eingesteckt hatte. Nachher war er verschwunden. Natürlich — denn im Sommer hatte er den Frack sonst nicht gebraucht.

Er lächelte und schob das kleine Ding in die Tasche zurück. Noch immer lächelnd stieg er die teppichbelegten Marmorstufen des vornehmen Hauses empor, in das er geladen war. Ein Diener nahm ihm den Paletot ab.

Und dann — —

Joachim Heinrich wußte auch in späteren Jahren noch nicht, wie er es fertig gebracht, die Hausfrau zu begrüßen, dem Professor die Hand zu schütteln, etwas zusammenzureden, was nicht widersinnig war. Denn als er mit der ersten kurzen Verbeugung gegen die näherstehenden übrigen Herrschaften auf die Hausfrau zuging, durchzuckte es ihn wie ein Schlag: mit einem Offizier plaudernd seitwärts „Prinzessin Ilse“, die Verlorne . . .

Sein Herz schlug. Es schlugen all seine Pulse. Ein Zittern, das ihn überkam, unterdrückte er mit dem Aufgebot seiner ganzen Willenskraft. Er bekam es wirklich fertig, auch andere Bekannte noch zu begrüßen.

Dann rettete er sich in eine Fensternische, wo der schwere Vorhang ihn halb verbarg. Und hier mußte er sich stützen, so gewaltsam befiel ihn eine Schwäche. Es dauerte Minuten, ehe er sich faßte. Was nun?

Die junge Dame hatte ihn noch nicht gesehen. Unter keiner Bedingung durfte er plötzlich vor sie hintreten! Sie mußte ihn erst von weitem erkennen, mußte Zeit haben, sich langsam vorzubereiten, sonst verriet sie womöglich der plötzliche Schreck!

Er stellte sich so, daß er sie sah und von ihr gesehen werden konnte. Wie seltsam das war: dieser Mund hatte sekundenlang auf seinem geruht, dieses wundervolle aschblonde Haar hatten seine Lippen gestreift — und nun hier! Hier in dieser konventionellen Gesellschaft! Er mußte an ihr letztes Wort denken. „Auf Nimmerwiedersehen!“

Nun hatte das Schicksal selbst dieses Wort zu Schanden gemacht — ein Beweis, daß es noch mehr mit ihnen vorhatte.

Es traten andere, ältere Herrschaften an die junge Dame und den Offizier heran. „Prinzessin Ilse“ lächelte über irgend eine Bemerkung und wandte sich flüchtig nach der Seite.

Da sah sie ihn.

Auch sie zuckte zusammen, wenn er auch der einzige sein mochte, der es bemerkte. Ihre Blicke maßen sich einen Augenblick. Er sah, wie sie rot ward. Dann wandte sie ihr Haupt und ging langsam, hochaufgerichtet, zu einem alten, ordengeschmückten Herrn herüber, der gerade mit einem Hochschulprofessor sprach.

„Mit Absicht so allein, Heer Kollega?“ hörte Joachim Heinrich plötzlich neben sich.

„Durchaus nicht . . . ich seh' mir nur die Herrschaften mal an. Es sind einige, die ich noch nicht die Ehre habe zu kennen.“

„Dann machen wir einen kleinen Rundgang. Wer sich wie ich schon gut fünf bis sechs Winter durch alle Rehrücken der Saison ißt, kennt ja das meiste, was da kreucht und fleucht.“

Ob er wollte oder nicht: Joachim Heinrich ward fortgezogen. Jetzt hieß es klug sein und sich nicht verraten. Er ließ sich zwei, drei Herrschaften vorstellen.

„Giebt es noch Unglückliche, die Sie Stern der historischen Fakultät nicht kennen?“ fragte sein Führer lachend.

„Ich denke, ich bin so ziemlich durch. Nur . . . nur der weißbärtige Herr dort drüben noch.“

Was er für ein Schauspieler war!

„Geheimrat Jaeger,“ flüsterte sein Begleiter leise. „Die junge Dame dort ist seine Tochter. Kommen Sie mit — er war ein Studienfreund meines verstorbenen Vaters, und ich stehe sehr in Gunst bei ihm.“

Es überlief den jungen Docenten doch heiß und kalt, als der andere den Geheimrat begrüßte. Jetzt kam er an die Reihe.

„Gestatten Heer Geheimrat: mein verehrter Kollege, Herr Doktor Kruse — — Herr Geheimrat Jaeger, unser berühmter Chirurg —

Gnädiges Fräulein, darf ich mir gleichfalls erlauben? Herr Doktor Kruse, unser Historiker. Mit Vornamen Joachim Heinrich — ich füg' sie bei, weil mein Kollega nie anders zeichnet.“

In der schnellen Folge der Verbeugungen und verbindlichen Redensarten fiel die kurze Verlegenheit des jungen Docenten nicht weiter auf.

„Gnädiges Fräulein haben sogar meine Vornamen mit dreinbekommen. Es war nicht meine Schuld.“

„Bei dem bücherschreibenden Geschlechte gilt der Vorname ja fast so viel wie der Nachname,“ sagte sie freundlich und ruhig.

„Bravo, gnädiges Fräulein, — ich finde, die ganz Großen und der Durchschnitt, sie beide brauchen den Vornamen nicht. Da genügt einfach: Bismarck oder Goethe. Oder nach der anderen Seite hin: Müller, Schultze, Becker. Aber was zwischen diesen beiden Extremen liegt, was in gewissen Kreisen bekannt ist und doch noch nicht genug bekannt, als daß keine Verwechslung entstehen könnte, das sollte niemals auf den Vornamen verzichten. Er giebt auch ein bißchen Individualität. Und gar wenn man, wie mein Herr Kollega, Joachim Heinrich heißt. Haben Sie schon einmal im Leben jemand kennengelernt, der diese Namen trug? Ich nicht.“

„Ich auch nicht,“ sagte Ilse Jaeger.

Joachim Heinrich mühte sich ab, etwas zu sagen.

„Mein Name beginnt heroisch und endet gutbürgerlich. Ich glaube, es ist ein Riß in der Mitte.“

Sie lächelte.

„Kruse,“ meinte sie, „ist doch gewiß ein niederdeutscher Bauernname. Und wenn ich an Hemmingstedt und Bornhöved denke, so glaub' ich fast, daß der Riß, von dem Sie sprachen, nicht existiert.“

Er wollte antworten, aber da der alte Geheimrat ihn ansprach, so begnügte er sich mit einer Verbeugung. Dann zog er sich zurück.

Ilse Jaeger, dachte er, — Ilse Jaeger! Und ihr Vater ein hohes Tier mit den Ordenvon zehn Potentaten! Es ist abscheulich —

Man hatte ihm eine nicht übermäßig hübsche Tischdame aufgehängt, aber er tröstete sich schnell, da schräg gegenüber Ilse Jaeger saß. An ihrer Seite der Offizier, ein Gardedragoner.

„Kommt denn Herr von Bötzow nicht?“ fragte jemand.

„Später,“ antwortete die Hausfrau. „Er hat sich entschuldigt.“

„Jawohl, leider ist mein Kamerad dienstlich verhindert. Gnädiges Fräulein müssen eben so lange mit mir vorlieb nehmen.“

„Aber ich bitte Sie, Herr Leutnant —!“

Die übrigen lächelten. Ilse Jaeger biß sich auf die Lippen.

Joachim Heinrich aber legte die Gabel hin. Was hieß das? Wer war dieser Heer von Bötzow? Ein Vetter von ihr? Oder wie, was? Er grübelte unablässig darüber, während er sich bemühte, seine Tischdame zu unterhalten.

Gegen Ende des Diners ward die Stimmung fröhlicher.

„Darf ich eine Frage thun, gnädiges Fräulein?“

„Bitte schön!“

„Ich habe bereits fortwährend Ihr Armband bewundert. In der Mitte . . . das ist doch . . . eine Münze — nicht?“

Joachim Heinrich beach fast unhöflich mitten in dem Satze ab, den er begonnen, und horchte auf.

„Gewiß, eine Münze,“ sagte Ilse Jaeger. Sie ward rot.

„Darf ich einmal . . . wenn Sie meine verzeihliche Neugier nicht übel deuten . . . Ich bin nämlich Sammler.“

Sie war ruhig geworden.

„Dann dürften Sie nicht auf Ihre Kosten kommen, Herr Leutnant. Es ist ein gewöhnliches Zwanzigmarkstück, was da eingelassen ist."

„Ah — von Kaiser Friedrich — —?"

„Nicht einmal das!"

„Eine Marotte von meiner Tochter," lachte der alte Geheimrat, der mit der übrigen Tischgesellschaft aufmerksam geworden war. „Gleichsam eine Erinnerungsmedaille. Es war doch Grete Bodenhausen, die dadurch deine Freundin ward —?"

„Ja, Vater!"

„Sind Sie so stark in puncto Feeundschaft, gnädigstes Fräulein, daß Sie sogar dieses Quasisymbol immer mit sich tragen?"

„Warum nicht? Auch die Herren der Schöpfung behängen sich ja oft genug mit Münzen. Haben Sie wirklich keine an der Uhrkette, Herr Leutnant?"

„Als Sammler natürlich, aber sonst — —"

„Im Grunde ist es wohl doch noch ein Ueberrest aus längst überwundenen Kulturstufen. Wir lachen über die Wilden, die sich Ringe durch die Nase ziehen und am liebsten den ganzen Körper mit solchen Zieraten behängen, und wir civilisierten Menschen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts thun schließlich dasselbe!"

Ein alter Professor sprach's.

„Bah," warf ein anderer ein, „das Verlangen, sich zu schmücken, ist eben eine allgemein menschliche und natürliche Eigenschaft, welche die Kultur weder unterdrücken kann noch soll."

„Und der Aberglaube kommt dazu," sagte Geheimrat Jaeger. „Gerade ich kann das oft erleben. Was wollen Sie: es wird mehr als einen geben, dem solche Münze im Kriege das Leben gerettet hat."

Ilse Jaeger hatte sich gefaßt.

„Das Resultat ist also, daß ich ruhig meine Münze weitertragen darf, ohne damit aus der Reihe der normalen Menschen ausgeschlossen zu werden. Andere werden wahrscheinlich noch sonderbareren Schmuck haben, vielleicht sogar im Münzenfach."

Die ganze Gesellschaft fast hatte sich an dem Gespräch beteiligt, und jetzt war es einen Augenblick still. Da sagte Joachim Heinrich laut: „Das gnädige Fräulein hat durchaus recht. Hier ist der Beweis dafür."

Und aus der Tasche holte er das goldene Kettchen mit dem Zehnpfennigstück und hielt es in die Höhe.

„Ein — —?"

„Jawohl: ein Zehnpfennigstück!"

„Aber das ist sehr interessant". — „Wie merkwürdig!" — „Hat es seine Geschichte?" — so schwirrte es im nächsten Augenblick durcheinander.

Nur mit einem halben Blicke wagte Joachim Heinrich Ilses Gesicht zu streifen. Sie hatte das Weinglas an den Mund gesetzt, aber das Glas zitterte.

„Ich wette, der Geoschen hat Ihnen das Leben gerettet. Gewiß eine Duellgeschichtr. Das ist ja beinah' romantisch."

„Eine Duellgeschichte?"

„Gnädige Frau," sagte der Gardedragoner, „dreierlei entlockt uns selbst die schönste Frau nicht: wer sich von uns Geld geliehen, wer sich mit uns duelliert, und welche Dame uns geküßt hat. Nicht, Herr Doktor?"

Ilse Jaeger hatte die Serviette fallen lassen. Sie bog sich hinab. Ihr Tischnachbar merkte es zu spät.

„Jedenfalls werden Sie dem so sorgsam aufbewahrten Zehnpfennigstück viel zu verdanken haben," sagte der alte Geheimrat.

„Sehr viel," antwortete Joachim Heinrich. —

Als die Tafel aufgehoben ward und die Herren sich ins Rauchzimmer verfügten, suchte er sich eine stille Ecke. Dort saß er, überselig. Sein Herz jauchzte, eine Siegestrunkenheit war über ihn gekommen. Er wußte jetzt: sie hatte ihn nicht vergessen, sie liebte ihn, denn sie trug jenes Geldstück, das an dem ganzen Abenteuer schuld war, stets bei sich, sie hatte ihren Vatee belogen, hatte erzählt, es stamme von einer Freundin.

„Ilse Jaeger," jubelte es in ihm; stets von neuem „Ilse Jaeger!" Nun sollte die Unruhe weichen, nun überschütteten ihn die Götter wahrlich mit allem Glück der Welt.

Noch heut' wollt' er versuchen, sie zu sprechen, noch heut', wenn es anging, sie fragen, ob sie den niederdeutschen Bauernnamen Kruse genügend schätze, um ihn selbst fürs Leben zu tragen . . .

Er stand auf, stürzte ein paar Gläser hinunter. Seine Augen leuchteten. Er plauderte mit den einzelnen Herrschaften und war so lebhaft, so witzig, daß er selbst erstaunte. Nur einmal flog eine leichte Wolke über seine Stirn.

Ein Dragoneroffizier, wahrscheinlich der erwartete Herr von Bötzow, war in die Thür getreten, hatte die Hausfrau und ihren Gemahl begrüßt und trat dann auf Ilse Jaeger zu, auf deren Hand er sich herabbeugte.

Blitzschnell hatte die junge Dame dabei zu Joachim Heinrich hinübergesehen, so daß ihre Blicke sich sekundenlang trafen.

Wie dumm! dachte der junge Docent. Nun bin ich fast eifersüchtig. Ei, ei, Joachim Heinrich — also auch diese Eigenschaft kannst du entwickeln? Du hast es doch wahrlich nicht nötig, ob auch alle Offiziere der preußischen Gaede antreten!

Aber er war doch froh, als der alte Geheimrat diesen Herrn von Bötzow einholte und ihn in einen Nebenraum zog.

Er paßte jetzt nur auf die Gelegenheit, sich der jungen Dame zu nähern. Und der günstige Augenblick ließ nicht lange auf sich warten. Als er auf sie zutrat, schien es ihm, daß sie blasser war als vorhin und gerade jetzt noch ein wenig bleicher ward.

Er begann mit einer konventionellen Frage, die sie ebenso beantwortete. Dann trat sekundenlang ein Schweigen ein, und ihm schien, als könnte man durch dieses Schweigen ihre beiden Herzen schlagen und pochen hören.

„Dido!" flüsterte er plötzlich.

Sie schüttelte jäh das Haupt, und ihre Augen waren voll bitterer Angst. Er merkte, daß sie in leichtem Schauer zitterte.

Aber er war so heiß und siegestrunken: sein Glück — der Wein vorhin — dieses wundervolle Geschöpf, das sein werden sollte. —

„Königin von Karthago," sagte er, „Aeneas kommt doch wieder!"

„Aeneas?" fragte eine Stimme daneben, und lächelnd trat eine älterr Dame heran.

Teufel, dachte Joachim Heinrich und konnte mühsam nur seinen Aerger und seine Verlegenheit verbergen. Aber schon hatte Ilse Jaeger das Wort genommen:

„Ja, gnädige Frau — der Herr Doktor erzählt eben, daß er speziell über Aeneas arbeite. Ich weiß nur nicht — giebt es denn da Quellen?"

Joachim Heinrich biß sich auf die Lippen.

„Eben nur die Sage, gnädiges Fräulein. Man kann nur psychologisch vorgehen dabei, nicht philologisch. Aber wie wundervoll läßt sich Dido zum Beispiel zeichnen!"

„Es mag sein. Das Interessanteste ist für mich schließlich nur ihr Tod."

„Sehr recht. Wir haben ja bekanntlich zwei Vermutungen: die eine: sie starb, weil Aeneas untreu war; die andere: sie starb, um den Bewerbungen eines Nachbarkönigs zu entgehen. Dido war wunderschön. Ich kannte sie."

Die alte Dame lachte. „Sie kannten Dido?"

„Ja! Ich meine, . . . natürlich meine ich, sie wuchs mir aus meinen Studien so klar heraus, daß ich sie äußerst genau kenne. Nur über das Todesmotiv bin ich mir noch im unklaren. Halten Sie es für möglich, daß sich ein Weib den Tod giebt, um einem verhaßten Ehejoch zu entgehen?"

Ilse Jaeger antwortete nicht. Abee die alte Dame schüttelte den Kopf. „Nicht wahrscheinlich, Herr Doktor! Die Frauen haben sich wenig geändert. Wenn Dido starb, so starb sie, so tötete sie sich, weil Aeneas untreu war. Aeneas ist dabei durchaus ausschlaggebend. Lesen Sie den Berliner Polizeibericht: es vergeht keine Woche fast, in der sich nicht ein Mädchen aus Liebesgram ein Leid anthut. Aber Sie werden nie gelesen haben, daß sich eine tötet, um einem ihr nicht genehmen Bewerber zu entgehen."

Er nickte. „Sehr schön. Nur fürchte ich, gnädige Frau, Sie fassen die Sache doch zu modern auf. Heut', bei unseren Gesetzen, giebt's keinen rechten Zwang mehr. Damals jedoch würde der Nachbarkönig einfach Didos Land verwüstet und sie geraubt haben. Was meinen Sie, gnädiges Fräulein?"

„Sie sollten beides kombinieren, Herr Doktor! Dido liebte den Aeneas. Es gab keine Möglichkeit zusammenzukommen. Nun quält der neue Bewerber jahrelang. Er mag an und für sich ein netter Mensch sein, mit dem Dido sonst vielleicht

glücklich werden könnte. Aber sie kennt Aeneas, und er steht ewig zwischen ihr und dem andern. So lehnt sich denn alles in ihr gegen den andern auf. Bei der Unmöglichkeit, darüber hinwegzukommen, besteigt sie eben den Scheiterhaufen."

— „Was ein modernes junges Mädchen nicht thäte!" lachte die alte Dame. „Sie heiratet den andern schließlich doch. Es giebt in jedem Weibe einen Punkt, wo der Widerstand aufhört und die Seele müde wird."

„Das heißt: eigentlich besteigt sie auch den Scheiterhaufen," sagte Joachim Heinrich. „Nur stirbt sie nicht so schnell, sondern langsam. Ein ganzes qualvolles Leben hindurch. Was mag schlimmer sein?"

„Sie werden tragisch, Verehrtester. Aber in manchen Fällen mögen Sie recht haben. Nur mich müssen Sie entschuldigen — ich halt' das Tragische nicht aus."

Die alte Dame nickte beiden zu und ging weiter.

Sie waren allein. Vielleicht einen Augenblick nur. Der Augenblick wollte ergriffen sein.

„Dido liebt den Aeneas," flüsterte er. „Sie sagten es selbst. Aeneas liebt Dido. Wir brauchen keinen Scheiterhaufen."

Sie wurde noch blasser.

„Lassen Sie die alten Geschichten," sagte sie mit Anstrengung.

„Gut! Dann will ich kurz und glatt reden: Ilse, ich hab' Sie gesucht bis heut'. Ich konnte Sie nicht vergessen. Ihr Armband sagt mir dasselbe von Ihnen. Ilse. — —"

„Beim allmächtigen Gott," unterbrach sie ihn fast rauh, „reden Sie nicht so . . . ich will es nicht . . . ich will es nicht . . ."

„Und so soll ich wieder gehen? Gehen mit der Gewißheit, daß wir beide uns liebhaben, aber doch gehn? Warum quälst du dich und mich? Warum bist du so? Warum darf ich nicht zu deinem Vater und ihm sagen, daß ich nur ein Lebensziel habe, dich als mein Weib einst ganz mein zu nennen? Warum denn in aller Welt?"

Es schien sekundenlang, als wollte sie zusammenbrechen.

„Charmante Leute hier," tönte plötzlich eine Stimme. „Aber um Gottes willen — bist du krank, Kind?"

„Es ist nichts — danke."

Unwillig hatte sich Joachim Heinrich gewandt:

Herr von Bötzow, der Gardedragoner.

Es durchfuhr ihn jäh. Und dann hörte er eine Stimme — war das Ilse Jaegers Stimme? Diese müde und klanglose:

„Die Herren kennen sich noch nicht — da freut es mich doppelt, Herr Doktor, Ihnen selbst meinen Verlobten vorstellen zu dürfen." — — —

Der Kampf um die Fahne.
Nach dem Gemälde von E. Detti.

„Mürbe geworden," ſagte Joachim Heinrich. „Das arme ... Mädel. Mir hat heut' abend eine Dame geſagt: Es giebt in jedem Weibe einen Punkt, wo der Widerſtand aufhört und die Seele müde wird. Auf dieſen Punkt ſcheint die junge Dame auch gekommen zu ſein. Wie heißt das Hackländerſche Buch? ‚Europäiſches Sklavenleben!' Kellner, bringen Sie mir noch ein Glas! Alles herunterſpülen!"

„Wenn Sie ſich ... ſo für die Familie intereſſieren — — ich könnte Sie wohl einführen. Haben Sie Luſt?"

„Dank' ſchön! aber was ſoll's? Eine glückloſe Braut ſehen? Können Sie ſich etwas Schlimmeres vorſtellen?"

„Ich wußt' gar nicht, daß Sie ſolch ein Gemütsmenſch ſind. Aber recht mögen Sie haben. Proſt! Wollen austrinken. Ich muß heim."

„Ich ſitze noch."

„Und die Vorleſung morgen? oder leſen Sie Freitag nicht?"

„Pah, die Vorleſung!"

Doktor Wengraff zog den Paletot an, verabſchiedete ſich und ging. Joachim Heinrich blieb allein zurück. Er atmete tief und ſah ſich um: allmählich füllte ſich das Lokal mehr und mehr. Ein ewiges Kommen und Gehen; Studenten, Offiziere, alles bunt durcheinander.

Er achtete es nicht. Er ſah in ſein Glas hinein und dachte an Ilſe Jaeger. Warum war er der Einladung gefolgt? Warum hatte keine innere Stimme, keine Unruhe, nichts ihn vorher gewarnt? Dann wäre er ruhig wie ſonſt heut' zu Bett gegangen, immer mehr hätte Ilſes Bild ſich verwiſcht, und nach Jahren — nach Jahren wäre ein Tag gekommen, wo er ſelbſt daran gezweifelt hätte, ob er ſein einſtiges Abenteuer wirklich erlebt oder nur geträumt habe!

Und nun? Nun hatte er die Gewißheit, die er einſt ſo ſehr erwünſcht: daß ſie ihn liebte. Nun hatte er erreicht, wonach er ſich geſehnt: ſie wiedergeſehen zu haben. Und gerade jetzt war ſie ihm doppelt verloren!

Wie er den plötzlichen Schlag ertragen, was er gethan hatte, als ſie ihm ihren Verlobten vorgeſtellt, das wußte er kaum. Es war gut, daß man auf die paar geſellſchaftlichen Floskeln ſo eingedrillt war, daß man ſie mechaniſch herunterſagte. So hatte der Offizier vielleicht nichts gemerkt. Und das war gut — Ilſes wegen ſehr gut.

Ein Mitleid packte ihn, ein Mitleid mit ihr und mit ſich, mit den beiden Königskindern, die nicht zuſammenkonnten. Ihren Vater hatte das arme Ding ſeinetwegen betrogen, um ſich das Zwanzigmarkſtück ins Armband faſſen zu laſſen. O wenn er ſich vorſtellte, wie dieſer Vater und dieſer Offizier gemeinſam ihren Widerſtand allmählich gebrochen, ihre Kraft zermürbt hatten — er hätte ſie beide erwürgen mögen!

Und was jetzt? Stumm verzichten? Ruhig mit zuſehen, wie ihr und ſein Lebensglück vernichtet ward? Oho, noch war ſie Ilſe Jaeger, noch hieß ſie nicht Frau von Bötzow, noch konnte er auseinanderreißen, was widerrechtlich zuſammengebracht war.

Wenn er morgen zu ihrem Vater hinginge, wenn er zu ihm redete, wenn er ihm ſagte: Mach' dein Kind, mach' mich nicht unglücklich —?

Wenn er zu Haas Bötzow ging und ihm ſagte, er dürfe als Ehrenmann nicht auf dieſer Verlobung beſtehen, denn Ilſe Jaeger litte darunter, wie ein Menſch nur leiden kann —?

Wenn er zu Ilſe ſelbſt vordränge und ſie bäte: Brich die verhaßten Feſſeln, zu mir gehörſt du und zu keinem anderen —?

Er ſah ins Glas.

„Phantaſien," murmelte er dann. Welches Recht hab' ich, in die Wohnung des Vaters oder des Bräutigams einzudringen? Ilſe liebt mich, ich ſie. Hat ſie es mir geſagt? Mach' ich nicht alles vielleicht noch ſchlimmer dadurch?

Er ſchüttelte den Kopf. „Ich werde ſchreiben," ſprach er zu ſich ſelbſt. Ja, ſchreiben wollte er. Einen Brief, in dem alle Glut und Wildheit, alle Tiefe und Innigkeit ſeiner Liebe läge. Einen Brief, der ſie bezwingen und berauſchen ſollte, daß es wie ein Strom in ihr aufſchwoll — wie ein Strom, der alle Dämme durchriß. Einen Brief, auf den hin ſie gegen Gott und Welt kämpfen und ihre Liebe durchſetzen würde.

Der Brief ſtand vor ihm. So und nicht anders ſollte er geſchrieben ſein, und wenn er Tinte und Feder hier hätte — —

Hm. Auch die Adreſſe wußte er ja nicht. Aber wozu gab es ein Adreßbuch? Er ließ es kommen und ſchlug auf.

Da war es. Jaeger, Geheimer Medizinalrat; das hier war die Klinik. Und hier die Privatwohnung: Hinderſinſtraße.

Er notierte es ſich genau. Und gleich heute ſollte der Brief abgehen. Schlafen konnte er doch nicht. Er zahlte und ging. Die kühle Nachtluft that ihm wohl. Er ſchob den Hut mehr nach hinten, daß ſie voll die Stirn traf. So ſchritt er die Friedrichſtraße hinab. Auf das lärmende Leben und Treiben achtete er nicht.

Zu Hauſe ſetzte er ſich ſofort an den Schreibtiſch. Und nun begann er — Zeile reihte ſich an Zeile, Blatt an Blatt. Es war eine Beichte, ein großes Herzensbekenntnis. Er ſagte ihr alles, als ob er vor ſeinem Herrgott ſtände. Er ſprach von den Tagen, da er ruhelos umhergeirrt, immer hoffend, ſie noch einmal zu treffen; er ſprach von der Folgezeit, wie ihr Bild leicht abblaßte, aber die Sehnſucht und Unraſt ihn erfüllte; er ſprach vom eben vergangenen Tage, von ſeinem hohen Glück und ſeinen tiefen Schmerzen. Und er fuhr fort: er wiſſe gut, daß ſie nicht glücklich ſei, daß ihr Verlobter nicht ihr Herz beſitze — ſie möge ihm nicht zürnen, daß er das auszuſprechen wage. Aber ob ſie denn ihn und ſich unglücklich machen wolle, ob denn zweier Menſchen Liebe nicht höher und heiliger ſei als alles andere, ob ſie denn dem Fingerzeig des Geſchickes, das ſie nun zum zweitenmal zuſammengeführt, nicht folgen wolle.

Und dann wilde verrückte Liebesworte, wie man ſie dem gelehrten Privatdocenten gar nicht zugetraut hätte.

Der Kopf rauchte ihm, als er ſeinen Namen unter die Epiſtel ſchrieb — es war faſt ein Manuſcript geworden.

Jetzt aber war er todmüde. Wie zerſchlagen fühlte er ſich. Das Feuer im Kamin war längſt erloſchen. Wieder ging ein Fröſteln durch ſeinen Körper.

Ob er den Brief jetzt noch in den Kaſten ſteckte? Er zögerte.

Lieber ihn morgen bei klarem Kopf noch einmal durchleſen, dachte er. Und ſo ließ er ihn liegen und legte ſich ſchlafen. —

Am andern Morgen brummte ihm der Schädel fürchterlich. Es war vergebens, daß er eine kalte Duſche nach der andern darüber gehen ließ.

„Das Teufelszeug von ſchwediſchem Punſch," murrte er vor ſich hin.

— „Und die Träume," fügte er dann hinzu, denn im Augenblick hatte er ſich erinnert, daß er ſchwer und unruhig geträumt hatte.

Beim Kaffee las er, was er geſtern geſchrieben. Und es war ihm juſt ſelbſt gar zu toll. Nein, dieſen Brief konnt' er nicht abſenden! Er hatte Furcht davor.

Auf den Fingerſpitzen wog er ihn her und hin.

„Nein!" ſagte er endlich laut — „es geht nicht."

Und als ob er ſich ſelbſt energiſch vor einer Dummheit bewahren wollte, nahm er die Epiſtel, verſchloß ſie ſorgfältig in ein Couvert und legte dieſes in ſeinen Schreibtiſch.

Was nun? Einen neuen Brief ſchreiben? Es war das Beſte.

Hier war Tinte und Feder — dort Briefpapier. Alſo friſch an die Arbeit! Joachim Heinrich gehörte nicht zu den Leuten, die gerade lange am Federhalter kauen. Er ſchrieb ſchnell und leicht. Heut' aber war nach halbſtündiger Ueberlegung das Papier noch immer ſo weiß, wie es geweſen. Schändlich! Und dabei drängte die Zeit — er mußte zur Univerſität. Seine Wirtin hatte ſchon einmal geklopft. In fünf Minuten mußte er fort.

Er griff von neuem zur Feder. Und als er nach wenigen Minuten aufſtand und nach dem Paletot griff, ſtanden folgende Zeilen auf dem Papier:

Hochverehrtes gnädiges Fräulein!

Außergewöhnliche Situationen entſchuldigen außergewöhnliche Bitten. Die Bitte iſt ebenſo kurz wie kühn: erlauben Sie mir, Sie ein einziges Mal noch ſprechen zu dürfen. Sagen Sie mir in einer Zeile, wo und wann. Ich will darauf warten wie der arme Sünder auf das Sprüchlein, das ihm Tod oder Leben giebt.

Der arme Sünder heißt diesmal

. Joachim Heinrich Kraſe.

Schon im Paletot, las es der junge Docent noch einmal durch. Dafür hätt' er ſich wahrhaftig geſtern und heute nicht ſtundenlang quälen brauchen. Er adreſſierte, warf den Brief mit

einem tiefen Atemzuge eigenhändig in den Kasten und kam gerade noch zur rechten Zeit in den Hörsaal. Trotz der Kopfschmerzen sprach er gut und leicht. Als ob er durch die Absendung der wenigen Zeilen von einer Last befreit sei!

Aber dann die fürchterliche Wartezeit. Bei jedem Klingelzeichen sprang er auf. Das mußte ja die Antwort sein! Und immer nichts — nichts — nichts. Verwundert schaute ihn das Dienstmädchen an, wenn er sich immer wieder danach erkundigte, ob denn mit der letzten Post nichts gekommen sei, und wann überhaupt die Sachen abgegeben würden.

Als auch am zweiten Tage nichts da war, hielt er's nicht mehr aus. Dieses Warten ruinierte ihn. Er mußte ein Ende machen. Aus dem Schubfach nahm er die Epistel jener Nacht. Er ließ sie im verschlossenen Couvert. Er mochte jetzt, wo er bei aller innerer Aufregung äußerlich doch kühler war, nicht mehr lesen, was er in jäher Aufwallung geschrieben hatte. Nur das Datum zeichnete er auf dem Couvert an. Dann verschloß er es mit wenigen Zeilen noch einmal und gab es zur Post.

Ihm war's jetzt egal — mochte daraus werden, was wollte.

Am andern Morgen schon erhielt er einen Brief, — die Aufschrift von Mädchenhand.

Er zitterte wie der jüngste Student und wagte minutenlang nicht nach der Schere zu greifen. Als er's dann that, als er an der Seite den schmalen Papierrand abschnitt, als er den einfachen glatten Bogen herausnahm und einen Blick darauf warf, hielt er den Atem an.

Dann ging er ein paarmal auf und ab im Zimmer, nickte mit dem Kopf, steckte sich eine Cigarre an und legte sie wieder weg.

„Sie schmeckt nicht," sagte er halblaut für sich, als müßte er seine Stimme hören. Und plötzlich blieb er stehen, reckte die Arme:

„Verloren zum zweitenmal! Aus — ganz aus!"

In dem Briefe, der achtlos auf dem Tische lag, standen nur einige Worte. Keine Ueberschrift, keine Unterschrift, kein Ort, kein Datum. Die Worte lauteten:

„Warum beschämen Sie mich so, da Sie doch wissen, daß ich Braut bin —?"

Aber die Hand, welche diese Worte geschrieben, war nicht ganz sicher gewesen ....

3.

Zu Weihnachten schneite es. Der Januar war gestreng, und im Februar gab es ein gräßlich naßkaltes Wetter. Dafür setzte der März aber gleich mit einem jonnigen sommerähnlichen Tage.

Bis zum fünften März wollte Joachim Heinrich lesen. Seit drei Wochen hatte er ein Galopptempo angeschlagen, um seine Vorlesung wenigstens im großen und ganzen zum Abschluß zu bringen. Dann — am siebenten März — sollte es an die Riviera gehen. Er fühlte selbst, daß er Erholung brauche.

Als er am ersten März den Hörsaal verließ und langsam durch den Vorgarten der Universität schlenderte, kam ihm Doktor Wengraff entgegen. Sie begrüßten sich herzlich und schritten plaudernd in dem angenehm empfundenen ersten Sonnenschein auf und ab.

„Apropos," sagte plötzlich Doktor Wengraff, — „ich ward kürzlich an das Gespräch erinnert, das wir beide mal bei Lukas Bols führten. Erinnern Sie sich? Sie jagten mir an dem Abend noch einen Schrecken ein, denn Sie redeten ein Zeug zusammen — ein Zeug — na!"

Joachim Heinrich zuckte die Achseln.

„Jeder Mensch hat das Recht, Dummheiten zu machen," antwortete er. „Und übrigens — mir war damals etwas so an die Nieren gegangen, daß ich wahrhaftig Grund hatte ..."

„Pardon — ich wollte nicht daran tippen. Damals aber — ich weiß nicht, ob Sie sich noch an eine junge Dame erinnern, über die wir damals sprachen: Ilse Jaeger, Hans von Bötzows Braut —? Ja? Sie witterten damals Unrat. Als ob die Braut nicht übermäßig glücklich sei."

„Und jetzt, wollen Sie sagen, sind sie glücklich verheiratet — nicht? Danke für die Nachricht. Aber ich muß ... fort ... hab' noch Koffer zu packen ... Sie wissen, daß ich an die Riviera will."

Er war etwas blaß. Wie ein Schwert war es durch seine Seele gegangen.

Erstaunt griff Doktor Wengraff ihn am Arm. „Sie sind nervös, mein Lieber, überangestrengt. Am besten, Sie machen heut' schon, daß Sie fort kommen. Und das junge Ehepaar dürften Sie nicht an der Riviera treffen, denn die beiden sind auseinander und werden schwerlich noch einmal zusammenkommen."

Es war gut, daß nur eine ganz geringe Anzahl Studenten im Vorgarten umherbummelte. Denn jäh hatte Joachim Heinrich seinen Kollegen an der Schulter gepackt, schüttelte ihn, und während es in seinem Gesicht wild arbeitete und sein Blick immer größer und starrer ward, sagte er fast heiser immer nur: „Mensch" — — „Mensch!"

„Wetter nicht noch mal!" schimpfte der andere und machte sich mit Mühe frei. „Was fällt Ihnen denn in drei Teufels Namen ein?" Und plötzlich, verwundert und besorgt: „Aber Sie zittern ja am ganzen Leibe, Mensch! En avant, zur Droschke! Da seh' einer dies nervöse Geschlecht. Immer krank! — krank! — krank!"

Joachim Heinrich ließ sich unter den Arm nehmen und führen. Er sagte nichts, fragte nichts. Erst als Doktor Wengraff auf die andere Seite der „Linden" wollte, wo gerade ein freies Fuhrwerk langsam dahinfuhr, packte er den Arm des Kollegen fester und sprach hastig:

„Lassen Sie die Droschke ... entschuldigen Sie mich ... Sie bekommen noch alles zu hören ... Jetzt nur Ein Wort: Ist das ... wahr? Ist das wahr mit Ilse Jaeger und Hans Bötzow?"

Es war ihm gleichgültig: alle Welt mochte wissen, daß er sie liebte, daß seine Seele nach ihr schrie ...

Doktor Wengraff hatte ihn losgelassen.

„Kruse —," sagte er in aufdämmerndem Verständnis, noch unsicher ... „also das ist es ... das ist es? Seit wann ... kennen Sie denn Ilse Jaeger?"

„Ist es wahr, frag' ich? Um alles in der Welt: ist das wahr?"

„Es ist wahr. Die Verlobung ist zurückgegangen. Denken Sie den Skandal! Hans Bötzow hat Urlaub genommen. Ich glaube nicht, daß er noch mal zurückkommt. Er wird seine schlesischen Güter bewirtschaften."

„Und ... die junge Dame?"

„Pah — natürlich abgereist! Wie ich höre, wollte sie's noch gar nicht. Aber der alte Geheimrat, der natürlich rast, hat sie dazu gezwungen. Wegen leidender Gesundheit, heißt es offiziell, sei ein Landaufenthalt nötig, den sie in Thüringen bei einem Bruder ihres Vaters, der ein Stück Domänenpächter ist, absolviert. Voilà tout!"

Joachim Heinrich hatte sich äußerlich gefaßt. Er war etwas verlegen, als er sagte:

„Ich muß mein voriges Benehmen erklären. Nämlich mir steht ein Duzbruder Herrn von Bötzows außerordentlich nahe. Wir waren in Heidelberg zusammen. Erst vor einigen Wochen besuchte er mich hier in Berlin und erzählte dabei, wie selig Herr von Bötzow sei, daß er endlich die Braut errungen. Da hat man ja ... natürlich doppeltes Interesse. Und nun diese Nachricht!"

Er atmete auf. Herrgott, konnt' er lügen! Das war ja ein Talent, von dem er selber nichts gewußt. Unheimlich war ihm zwar zu Mute, denn Doktor Wengraff sah ihn mit etwas zweifelhaftem Lächeln an. Aber als wohlerzogener Mensch begnügte er sich eben mit diesem diskreten Lächeln.

„Weiß man denn ... Näheres ... — ich meine, wer hat denn schließlich die Verlobung aufgehoben?"

„Gegenseitige Uebereinkunft — das ist ja immer das Einfachste. Ich frage mich nur, wodurch Ilse Jaeger ihren Bräutigam zum Verzicht gebracht hat. Da liegt das große Rätsel! Denn leicht kann die Sache nicht gewesen sein. Und das Mädel — pardon, die junge Dame versicherzt sich nicht nur eine gute Partie, sondern eine ganze Anzahl. Wer wagt sich denn an eine schon einmal ‚Entlobte' heran?"

„Ja," nickte Joachim Heinrich — „ich würde mich auch besinnen."

Doktor Wengraff lächelte zum zweitenmal. Dann verabschiedete er sich, denn die Glocke schlug an — das akademische Viertel war vorüber. —

Als Joachim Heinrich am nächsten Tage das Katheder bestieg, fing er seine Vorlesung mit den Worten an:

„Meine Herren, leider bin ich genötigt, schon morgen zu schließen. Ich bitte Sie also, die Testate heut' oder morgen erledigen zu lassen. Unter diesen Umständen kann ich mein Thema nicht einmal so bewältigen, wie ich noch vor einigen Tagen hoffte. Ich muß mich also damit begnügen, in den zwei uns bleibenden Stunden einen gedrängten Ueberblick zu geben."

Der Ueberblick war etwas konfus, aber die Hörer trugen's ihm nicht nach und trampelten bei den Schlußworten, in denen er ihnen schöne Ferien wünschte, mit lobenswertem Eifer.

Und nun war er frei! Es war der dritte März.

„Wann geht's fort?" rief ihm Doktor Wengraff draußen zu.

„Morgen!"

„Nach der Riviera?"

„Natürlich. Komaten Sie mit?"

„Geht nicht. Sauft gern. Viel Glück auf den Weg!"

„Danke! Und auf frohes Wiedersehen!"

Am vierten März — es goß in Strömen — reiste Joachim Heinrich ab. Den Nachmittag des vorhergehenden Tages hatte er mit dem Studium ganz merkwürdiger und unwissenschaftlicher Bücher zugebracht.

Auf dem Schwarzen See schaukelte ein etwas plumpes Boot. Der Schwarze See trug seinen Namen mit Recht: er war düster und einsam. Das machten die ernsten Tannen ringsum, die sich in seinen Wellen spiegelten.

Ging man den Fußweg entlang, der durchs Gebüsch führte, so mochte man im Sommer besonders daß erstaunen, denn plötzlich that sich eine lachende Gegend vor einem auf: bewaldete Höhenzüge drüben, freundliche Dörfer und Städtchen hier im Thale, und wenn des Sommerabends die Sonne sank, der rote Ball gerade noch auf dem Bergwald zu schwebrn schien und die Glocken zu läuten begannen — dann konnte das Herz einem weit werden. Abendrauch stieg aus den Hütten, Schwalben flogen darüber, laute Gespanne zogen heimwärts von den Feldern. Und wundervoll war's, wenn die Glocken sich fern brachen an den Höhenzügen und Wäldern, daß der Schall noch einmal zurückzufluten schien.

Wie gesagt, das war im Sommer so. Und im Sommer war allem war der Schwarze See so merkwürdig, weil er dann so ganz abstach von seiner weiteren Umgebung. In seiner Nähe hörten die Leute zu singen auf, trotzdem sie gern sangen und ihren Sang durch die sonnigen Thäler und über die bewaldeten Berge getragen hatten. Die Thüringer haben von alters her eine Lust am Gesange — und in Thüringen liegt der Schwarze See.

Ein plumpes Boot trieb jetzt darauf und näherte sich dem Ufer. Noch ein paar kräftige Ruderschläge — dann fuhr es durch eine Gasse im Schilf und lief auf. Das junge Mädchen, das darin saß, befestigte die Ruder, schürzte das Kleid und sprang, nachdem es wie zögernd einen Augenblick die Entfernung gemessen, auf den Waldboden.

Durch den Absprung war das Boat ein wenig zurückgetrieben, und die junge Dame versuchte vergeblich, es heranzuziehen. Hilflos sah sie vor sich hin.

Plötzlich hinter ihr Schritte — eine klare, scheinbar ruhige Stimme: „Guten Tag, mein gnädiges Fräulein — ich darf Ihnen wohl behilflich sein?"

„Ah —!" schrie sie auf. Blitzschnell hatte sie den Kopf gewandt. Ihr Gesicht war leichenblaß. Und halb taumelnd, rückwärts schreitend und die Augen starr auf den Mann vor sich gerichtet, ging sie einige Schritte, bis die nächste schlank aufsteigende Tanne ihr Halt gab.

Der junge Mann hatte sich vornübergebeugt und den Bootsrand erfaßt. Mit leichter Mühe zog er den Kahn ans Ufer, schlang die Kette um den Pfahl und wickelte sie ein paarmal herum.

„So," sagte er dann und richtete sich auf, während er sich die Hände abklopfte, „das wäre auch erledigt! Und nun könnten wir, wenn Sie erlauben, zu anderem übergehen!"

Sie hatte sich langsam gefaßt und reckte sich nun hoch auf. Ihr Gesicht war noch immer sehr blaß.

„Herr Doktor "

„Gnädiges Fräulein?"

„Wie kommen Sie . . . hierher?"

„Ist das wirklich so verwunderlich? Die Landschaft verdient es wahrhaftig."

Sie biß sich auf die Lippen.

Einen Augenblick Schweigen. Auch im Walde regte sich nichts.

„Ich bin hier, weil Sie hier sind," sagte er dann ernst.

„Und warum das? Hab' ich Sie nicht deutlich genug angefleht, mir nicht das letzte Restchen Frieden zu rauben? Hab' ich Ihnen nicht geschrieben, Sie möchten doch Erbarmen haben, da ich . . . da ich . . ."

„Da Sie Braut seien — jawohl," ergänzte er. „Sie waren damals absolut im Rechte."

„Und heut' — —"

„Sind Sie es nicht mehr, da Sie nicht mehr Braut sind."

Jetzt wurde sie purpurrot. „Woher . . wissen Sie . . das?"

„Erlassen Sie mir den Namen. Genug: ich weiß es!"

„Man spricht in Berlin darüber," sagte sie bitter „natürlich. Die ‚gute Gesellschaft' hat wieder einmal Stoff. Aber das erklärt mir noch immer nicht, woher Sie meinen Aufenthaltsort erfahren konnten. Nur mein Vater weiß ihn."

„Und er, meinen Sie, wird ihn nicht verraten."

„Allerdings."

„Dann glauben Sie doch an den Zufall. Er hat . . . uns beide doch schon wunderbare Wege geführt. Warum sollte dieser gütige Zufall nicht zum drittenmal in Kraft getreten sein?"

Sie atmete schwer. „Das ist nicht möglich."

„Und ich versichere Sie, daß, als ich vor acht Tagen von Berlin abreiste, ich nicht wußte, an welchem Orte Sie wären."

„Mein Gott," sagte sie verwirrt . . . „Sie machen mich ganz stutzig . . . Nein, Herr Doktor, ich bitte um die Wahrheit. Sie fanden mich . . ."

„Weil ich Sie suchte. Den Ort kannte ich nicht. Aber ich erfuhr, daß Sie in Thüringen seien, daß Sie auf einem Gute wohnten, das der Bruder Ihres Herrn Vaters gepachtet hat. Sie werden mir zugeben, daß es keine Hexerei ist, herauszubekommen, wo ein Domänenpächter Jaeger in Thüringen wohnt. Nicht wahr? Nun also — hier bin ich!"

„Sie hätten es nicht thun sollen," sprach sie leise und kopfschüttelnd. „Wozu ist es denn? Nun sind Sie hierher gekommen . . . hierher gekommen . . ."

„— Ja, und nicht nur, um Ihnen beim Heraufziehen des Bootes behilflich zu sein, sondern auch . . ."

„Sondern," fiel sie ihm hastig ins Wort, „um mir nebenbei auch zu sagen, daß Sie Mitleid mit mir haben, daß Sie den Ellat nicht ganz so hart beurteilen wie andere — nicht? Ich danke Ihnen und nehm' es als geschehen an."

Es war eine bittere Ironie in den Worten. Man fühlte, daß sie innerlich unendlich gelitten hatte, daß ein Stachel in ihrem Herzen saß, daß sie Glaube und Zuversicht verloren.

Ihn aber kränkte der Ton, weil er mit aller tiefen Herzlichkeit seiner Liebe ihren Spuren gefolgt.

„Es kann sein," antwortete er etwas steif. Die Worte entfuhren ihm, ohne daß er selbst es recht gewollt.

„Dann dank' ich also nochmals. Leben Sie wohl, Herr Doktor, und . . . und die Gegend ist einige Meilen weiter . . . noch schöner."

Sie neigte das Haupt und ging. Den Waldpfad ging sie hinauf.

Er sah ihr nach — unbeweglich. Dort schritt sie wie einst im Tiergarten. Wieder würde er ihr Kleid hier und dort noch durch die Bäume sehen — dann war sie verschwunden.

Verschwunden, dachte er. Und mit diesem einen Wort stieg plötzlich alles mühsam Unterdrückte in ihm empor, packte ihn, schüttelte ihn.

„Ilse!" rief er.

Sie zuckte jäh zusammen. Und wie der Sturm ihr nach — in einem Augenblick war er bei ihr.

Zitternd blieb sie stehen.

„Warum quälen wir uns denn, Ilse? Warum lassen wir denn nicht unser Herz nur sprechen? Dieses Herz, das mich hierhergetrieben, dieses Herz, das dir eine Zukunft an Herrn von Bötzows Seite verbot . . ."

Sie erwiderte lange nichts.

„Ein Wort nur, Ilse!" bat er.

„Reden Sie nicht so!" sagte sie tonlos. Er konnte ihre Augen nicht sehen. Sie waren gesenkt.

„Und das ſoll alles ſein? Und deshalb quält man ſich ſo lange? Und deshalb ſuche ich dich von Ort zu Ort? Du haſt mich lieb — ſag' Nein, wenn du kannſt!"

Sie ſchwieg.

„Und wenn du Nein geſagt hätteſt — ich hätt's nicht geglaubt. Sieh, dieſe große Gewißheit hat mich ganz ausgefüllt. Sie hat mich hergetrieben, denn nun, wo du frei biſt, wo niemand mehr zwiſchen uns ſteht, darf ſich erfüllen, was wir beide ſo lange verbergen mußten. Ilſe — willſt du mit mir wagen, was du . . . mit dem . . . andern nicht gewagt haſt? Willſt du mir erlauben, zu deinem Vater zu gehen und ihn zu bitten . . ."

Er hielt jählinne. Denn ihr Kopf war immer tiefer geſunken, und mit einem Male begann ſie wild zu ſchluchzen. Sie ſchlug die Hände vors Geſicht, aber die Thränen rannen durch die Fingerritzen, und ein Zittern nach dem andern lief durch ihren Körper. Es brach hervor wie ein Strom, unaufhaltbar, alle Dämme niederreißend. Die furchtbare Spannung der letzten Zeit, die Bitternis des vergangenen Jahres, der Trotz, der ſie aufrecht erhalten — alles löſte ſich in dieſen Thränen. Erſchrocken war er zugeſprungen. Er hatte ihren Kopf gefaßt, hatte den Arm um ihre Schultern gelegt, hatte ihr Haupt, als wäre ſie ein Kind, an ſeine Bruſt gebettet — ſie merkte es nicht, ſie machte keine Bewegung, es zurückzuziehen.

Und die Thränen wollten nicht verſiegen. Joachim Heinrich that auch nichts dazu. Er ſtreichelte das Haar — das wundervolle aſchblonde — und lächelte dabei. Denn er wußte: nun wurde alles gut.

Als dann die Thränenflut geringer wurde, ſagte er: „Ilſe."

Er ſagte es ganz leiſe.

„Was?" fragte ſie und ſchluckte.

„Wie iſt denn . . . das alles . . . ſo gekommen? Warum haſt du dich denn mit Hans Bötzow verlobt?"

„Sie wollten . . . es ja alle. Zwei Jahre . . . haben ſie mich gequält, der Vater und er."

„Zwei Jahre . . . Armes Kind!"

„O," ſchluchzte ſie, „ſie haben . . . es beide . . . ja ſo gut gemeint."

„Er hatte dich ſehr lieb?"

„Ich habe ihm ſehr weh gethan," antwortete ſie nur.

„Und wie kam das denn nun, daß du gerade jetzt — —"

Sie preßte den Kopf feſter an ſeine Bruſt.

„Ich hab' ihm . . . von Anfang an geſagt, ich liebte ihn nicht, und er hat geſagt, dafür liebte er mich um ſo mehr, und wenn wir erſt . . . verheiratet ſind, dann kommt das ſchon, und mein Vater ſagte es auch und er wollte es ſo gern. Ich hatte ja keinen, mit dem ich ſprechen konnte. Und dann war das Diner, wo wir uns trafen — und dann die Briefe — die Briefe — und je näher die Hochzeit kam, deſto ſchrecklicher war es mir. Ich hab' ihn gebeten: Laß mich frei . . ."

„Und er?"

„Er hat immer wieder geſagt, die Liebe käme ſchon, und mein Vater meinte, es wär' nur Trotz . . . alles nur Trotz."

Joachim Heinrich ſtrich immer zarter über ihre Flechten.

„Und dann hab' ich die Nächte gelegen und gedacht, daß es ja ſo viele Mädchen giebt, die es auch nicht beſſer haben, und daß es ſchon gehen wird."

„Aber es ging nicht," ſagte er leiſe.

„Nein, es ging nicht," gab ſie ebenſo zurück. „Lieber ſterben! Und ich hab' . . . ihn angefleht, er ſolle Erbarmen haben, und als alles nichts half, hab' ich ihm geſagt, daß ich . . . ſchon während ich ihn kannte . . . einen andern geküßt hab' . . . und daß das Zwanzigmarkſtück in dem Armband mich nicht an eine Freundin erinnert . . . und daß ich ein ſchlechtes Mädchen ſei . . . und daß er mich freigeben müſſe." Jetzt weinte ſie von neuem.

„Er wurde . . . blaß wie der Kalk an der Wand, und dann ſagte er immer nur: ‚Ja, wenn es ſo ſteht' . . . und dann ging er. Und er hat an meinen Vater geſchrieben . . . und mein Vater hat mich . . . faſt aus dem Hauſe gejagt."

Die Hand, die ihr Haar geſtreichelt, hielt zitternd inne. Aber dafür hob Joachim Heinrich ihr thränenüberſtrömtes Geſicht und küßte es, ohne ein Wort zu ſagen. Sie ließ es geſchehen; ſie ward nicht einmal rot dabei. Und feſt umſchlungen ſtanden ſie lange.

„Wenn der Omnibus nicht geweſen wäre!" ſagte er dann lächelnd. „Das Glück braucht aſt einſonderbares Fuhrwerk."

Sie hob ſich leicht und ſah ihm in die Augen.

„Nein," erwiderte ſie. „Wenn ich dich nicht gleich ſo lieb gehabt hätte!"

Politik in der Kinderſtube.
Nach dem Gemälde von A. Mazza.

Joachim Heinrich reiſte ſchon am nächſten Tage nach Berlin zurück. Im Poſtwagen ſeines Zuges machte ein Brief Ilſe Jaegers an ihren Vater die gleiche Reiſe. Sie hatten ſich geeinigt, daß der alte Herr von beiden Seiten bombardiert werden ſollte.

Mit Zittern und Zagen zog Joachim Heinrich in der Hinderfinſtraße die Klingel. Mit einem tiefen, freudigen Atemzuge verließ er das Haus. Der alte Geheimrat war zugänglicher geweſen, als beide erwartet hatten.

„Sie wiſſen, daß meine Tochter verlobt war, Herr Doktor?" hatte er gefragt. Und auf die bejahende Antwort: „Sie wiſſen auch die Gründe, aus denen die Verlobung auseinander ging."

„Ja!“ erwiderte Joachim Heinrich zum zweitenmal.

„Und Sie wollen meine Tochter heiraten?“ Der alte etwas steife Herr schien mühsam ein „trotzdem“ zu verschlucken.

„Ja!“ antwortete Joachim Heinrich zum drittenmal.

„Dann hätt' ich im Prinzip nichts dagegen,“ sagte der Geheimrat. „Nur müßte die offizielle Verlobung eo ipso hinausgeschoben werden. Meine Tochter kommt während des ersten Vierteljahrs nicht nach Berlin zurück.“

Der alte Herr mochte sich selbst gestehen, daß ein Privatdocent immerhin eine leidlich gute Partie sei, und daß Ilse als „Entlobte“ schwerlich besser und bälder unter die Haube käme.

Ein Telegramm meldete den Erfolg der Unterredung nach Thüringen, und vierundzwanzig Stunden später war Joachim Heinrich selber wieder in der Nähe des Schwarzen Sees.

Als jedoch das Sommersemester begann, setzte er seine Vorlesungen auf Dienstag, Mittwoch und Donnerstag, so daß er bequem die andere Hälfte der Woche, in einem nahen Dorfwirtshaus einquartiert, seiner Braut widmen konnte.

Gleich am ersten Tage, an dem sein Dienst begann, traf er in der Universität Doktor Wengraff.

„Morgen, Herr Kollega — alle Wetter, haben Sie sich erholt! Wie waren die Ferien?“

„Wunderschön,“ sagte Joachim Heinrich begeistert.

„Kann ich mir denken. Na, überhaupt — die Riviera!“

„Herrlich! Außerdem hab' ich mich verlobt. Vorläufig war noch Geheimnis.“

„Verlobt? Gratuliere! Gratuliere von Herzen! Ich sag' immer, die Riviera ist ein Paradies. Es war doch da?“

„In der Nähe . . . Sie sollten's mir nachthun!“

„O weh, leicht gesagt! Wissen Sie, Herr Kollega, nun kann ich's ja gestehen: ich glaubte bestimmt, Sie wären in Ilse Jaeger verschossen — Sie wissen! Na, nun freut's mich doppelt. Denn Ilse Jaeger — was ich gehört habe, wie sie so die Verlobung aufgehoben hat — nein, nein! Etwas excentrisch ist sie doch!“

„Ja,“ erwiderte der andere lachend — „das mag wohl sein.“

„Aber sonst ein braves Mädel. Schade, die kriegt nun so bald keinen andern. Man möcht's beinah' selber versuchen.“

„Immer nur zu! — — Herrgott! es schlägt schon! Auf Wiedersehen, Herr Kollega.“

„Auf Wiedersehen! Und wann erfährt man Näheres?“

„In zwei Monaten,“ rief Joachim Heinrich lachend zurück.

Als er aber am Sonnabend dieser Woche mit Ilse lustig plaudernd spazieren ging und ihr von dem drolligen Gespräche mit Doktor Wengraff erzählte, sagte sie ernst:

„Er hat nicht unrecht. Ich bewundere dich eigentlich, daß du den Mut hast, mich zu nehmen. Denn merkwürdigerweise hast du mich immer in Situationen gesehen, die alles andere eher als gewöhnlich waren. Und dabei hab' ich doch den Wunsch . . . den Wunsch . . .“

„Welchen, Lieb?“

Sie schmiegte sich leicht errötend an ihn.

„Daß unser Leben still und voll glücklichen Friedens sein möchte, denn eigentlich bin ich gutbürgerlich gesinnt und hab' gar kein Talent zum Excentrischsein. Das eine Mal, wo ich's war, hat mir so viel Leid gebracht.“

„Und dazu noch,“ sagte er, indem er sie in die Arme nahm, „einen so gräßlichen Kerl, wie ich es bin!“

Das neue bayrische Nationalmuseum in München.

Von **Gustav Levering.**

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Volk mit einer so reichen Vergangenheit wie das bayrische ist wohl berechtigt, die bis in unsere Zeit geretteten Zeugen seiner Kulturentwicklung zu sammeln und sorgfältig zu hegen, damit sie von den Thaten der Väter berichten und den Söhnen und — Töchtern zum Ansporn dienen können.

Diesem Gedanken gab König Maximilian II Ausdruck, als er in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts das bayrische Nationalmuseum gründete und die Front desselben mit der Inschrift schmücken ließ: „Meinem Volk zu Ehr und Vorbild“.

Als man zu sammeln begann, um das Museum seiner Bestimmung entsprechend auszustatten, gewahrte man erst, welcher Reichtum an Kulturschätzen aller Art im Lande zerstreut vorhanden war. Aus Kirchen und Klöstern, aus den alten Schlössern prunk- und kunstliebender Fürsten und adliger Herren, aus den ehemals freien Reichsstädten, welche die Centren eines großartigen Welthandels gewesen, und in denen die Reichtümer dreier Erdteile zusammengeflossen waren, aus Patricier- und Bürgerhäusern, ja aus entlegenen Gebirgsdörfern strömte eine Menge von alten Kunst- und kunstgewerblichen Werken zusammen und füllte die weiten Räume des Gebäudes, die für all den Reichtum bald zu eng wurden.

Wie groß das Interesse des bayrischen Volkes an diesen Schätzen ist, und wie sehr es den Wert derselben zu würdigen versteht, beweist die Liberalität des Landtags, der um die Mitte der neunziger Jahre auf den Vorschlag der Regierung eine bedeutende Summe für einen Neubau bewilligte.

Die Kirchenhalle im neuen bayrischen Nationalmuseum in München.

Aus der Konkurrenz, die für denselben anberaumt wurde, ging der Schöpfer so mancher herrlicher Bauten, Professor Gabriel Seidl, als Sieger hervor; hatte er doch in seinen Plänen etwas ganz Neues geboten und mit dem alten Museumsstil gründlich gebrochen.

An Stelle der gewohnten, in endloser Reihe sich hindehnenden, gleichartigen, rechtwinkeligen Säle, welche die Hauptursache unserer modernen „Museumsmüdigkeit“ sind, wurden Räume geschaffen, die in Stil und Bauart mit dem für

sie bestimmten Inhalt aufs genaueste übereinstimmen. Nicht in gegebene Gelasse sollten die Kunstwerke gestellt werden, sondern die Räume sollten für sie besonders geschaffen und gewissermaßen, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, um sie herum gebaut werden.

Zu den Beständen des Museums gehört eine Anzahl altertümlicher, kunstvoll gearbeiteter Plafonds und Decken der verschiedensten Stilarten; in überaus geschickter Weise wurden diese als Grundlagen für Größe, Form und Architektur einer ganzen Reihe von Gemächern verwendet; so entstand ein Komplex von Hallen, Sälen und Zimmern, die mit ihrem kostbaren Inhalt das intimste Bild des öffentlichen und bürgerlichen Lebens in den verschiedensten Zeitepochen bieten und die mit ihrer reichen meisterhaft zusammengestellten Abwechslung, die trotzdem eine streng historisch geordnete Reihenfolge bildet, das Interesse des Besuchers durch immer neue Eindrücke von starker und einheitlicher Wirkung frisch beleben.

Saal Otto Heinrichs im neuen bayrischen Nationalmuseum in München.

Daß es einer Meisterhand bedurfte, um diese kaleidoskopartig gestalteten Räume unter ein gemeinsames Dach zu bringen und intern harmonisch gegliedertes Gebäude zusammenzufassen, dürfte ohne weiteres einleuchten: Professor Gabriel Seidl hat diese Aufgabe glänzend gelöst. Das neue Nationalmuseum stellt sich äußerlich als ein Prachtbau dar, bei dessen ornamentaler Ausgestaltung die gediegenen Formen der deutschen Renaissance zu Grunde gelegt wurden. An einen die übrigen Teile bedeutsam überragenden, kräftig vortretenden Mittelbau schließt sich nach beiden Seiten die durch Türme, Erker, Loggien ꝛc. gegliederte Fassade an. Der östliche Abschluß der Front erweckt den Eindruck eines vornehmen Patricierhauses, während die westliche Ecke mit ihren trotzigen Rundtürmen einer fürstlichen Burg des 16. Jahrhunderts gleicht; der hier anschließende, ebenfalls reich gegliederte, westliche Seitenflügel zeigt in seiner Ornamentik barocke Anklänge und endigt in einer Kapelle im Jesuitenstil.

Das ganze, langgestreckte Gebäude ist durch eine Mauer umschlossen, durch welche eine Reihe von Höfen und Gärten entstand, die nicht zu entbehren waren, wenn man das Grundprinzip des ganzen Baues — stilistische Uebereinstimmung der Umgebung mit dem Inhalt — nicht gefährden wollte. Diese Gärten sind in den verschiedensten Stilarten gehalten, und in ihnen fanden wetterbeständige Kunstwerke der Plastik stilgerechte Aufstellung.

War so der Bau aufs glücklichste vollendet, so galt es nun, ihn in zweckmäßiger und gefälliger Weise, mit den zur Verfügung stehenden Objekten des Museums auszustatten. Diese Aufgabe hat der gründlichste Kenner der Schätze des Nationalmuseums, Professor Rudolf Seitz, in wahrhaft meisterhafter Weise gelöst. Mit dem feinsten Stilgefühl, mit dem intimsten Kunstverständnis und auserlesenem Geschmack hat er die Aufstellung des gesamten Materials geleitet und durchgeführt. Wenn wir diese Hallen, Säle, Gemächer und Zimmer, deren Zahl weit über 100 beträgt, durchschreiten, sind wir erstaunt, wie harmonisch sich Raum und Inhalt überall zusammenfügen. Es sei gestattet, einige der bedeutendsten und eigenartigsten Räume hervorzuheben, von denen wir hier mit Genehmigung des bayrischen Kultusministerium Abbildungen, nach photographischen Aufnahmen der F. Bruckmann'schen Verlagsanstalt in München, bringen.

Wir betreten zuerst das römische Lapidarium. In äußerst geschickter Weise ist der 1856 bei Ingolstadt ausgegrabene Mosaikboden verwendet, um im Verein mit Altären, Statuen und Büsten das Bild eines römischen Atriums vor das Auge des Beschauers zu zaubern. Wie glücklich ist die gotische Kirchenhalle (unsere Abbildung auf S. 642) mit ihren zahlreichen Kapellen und den herrlichen alten Glasgemälden benützt zur Aufstellung all der zahllosen Erzeugnisse einer ganz in den Dienst der Kirche gestellten Kunst, um uns in eine feierliche Stimmung zu versetzen und uns die innige Gläubigkeit der Christen in den Zeiten der Kreuzzüge verstehen zu lassen! — Welch intimen Einblick in das bürgerliche Leben jener Zeit gewinnen wir, wenn wir die der gotischen Profankunst gewidmeten Gemächer durchschreiten!

In zwei gotischen Hallen, deren eine dem Döllinger Saal in Regensburg nachgebildet wurde, ist mit viel Geschick die schwierige Aufgabe gelöst, eine außerordentlich große Menge von Waffen aller Arten und aller Zeiten, vom Mittelalter bis zum Dreißigjährigen Krieg, zu einem harmonischen, das Auge erfreuenden und zugleich die historische Entwicklung zeigenden Ganzen zu vereinigen.

Wie den Mittelpunkt des Gebäudes, so bildet der sogenannte Dachauer Saal (unsere Abbildung auf S. 644) den Glanzpunkt des ganzen Museums. Seine weiten Dimensionen werden durch die als Plafond verwendete Decke bestimmt. Sie stammt aus dem herzoglichen Schloß in Dachau und ist ein Meisterstück altdeutscher Holzschnitzerei. Durch fünf mächtige Fenster fällt volles

Licht in den Saal auf die säulengeschmückten Portale, auf die kostbaren flandrischen Webereien an den Wänden, auf die geschnitzten Schränke und die kunstvoll eingelegten Tische, auf die Bronzestatuen Peter Vischers und anderer Meister und auf die zahllosen, köstlichen Werke der Kleinkunst aus edlem Material. Wir glauben uns in dem Prunksaal eines Fürsten der Renaissancezeit zu befinden, und unwillkürlich sucht unser Blick nach den schönen Damen in knisternden Seidenkleidern und den vornehmen Herren in spanischer Tracht, die solche Räume einst mit fröhlichem Leben erfüllten.

Hieran schließen sich die Gemächer des Pfalzgrafen Otto Heinrichs, des Erbauers des Heidelberger Schlosses, deren eines nachfere Abbildung auf S. 643 zeigt; sie sind besonders merkwürdig durch vier große Wandteppiche, die in der eigens für die Ausstattung des Neuburger Schlosses um 1530 in Lauingen errichteten Fabrik hergestellt wurden. Drei derselben behandeln

Der Dachauer Saal im neuen bayrischen Nationalmuseum in München.

die kurfürstliche Genealogie in reichem Schmuck von Bildnissen, Wappen, Inschriften und Landschaft. Der vierte Teppich zeigt die Wallfahrt dieses Fürsten zum heiligen Grabe, die dem Dichter Scheffel Anlaß zu einem seiner trinkfrohesten Lieder gab.

Im Stile der Spätrenaissance ist der Saal Max' I gehalten; er birgt eine Fülle köstlicher Werke, besonders mehrere Münzschreine aus Elfenbein, Lapislazuli und Cloisonné; die Säle Ferdinand Marias (unsere Abbildung S. 645) mit ihren aus der alten Residenz stammenden fast überladen reichen Decken und Portalen und den in phantastisch ausschweifenden Formen gebauten Möbeln geben ein treffendes Bild der Barockzeit.

Die Wände all dieser Räume sind mit prachtvollen Gobelins bedeckt, welche teils flandrischen, teils französischen Ursprungs sind, zum großen Teil aber aus der damals gegründeten, anfangs des 19. Jahrhunderts leider wieder aufgehobenen Münchener Gobelinfabrik stammen; über den unerschöpflichen Reichtum an Gobelins im Besitz des Museums ließen sich ganze Bände schreiben.

Eine Reihe von Gemächern im Rokoko- und Empirestil folgt; auch hier stimmen Architektur und Ausst[illegible] einander überein. Das Elfenbeinkabinett, [illegible] türme untergebracht ist, enthält kostbare [illegible] edlen Material, das so lange vernachläss[illegible] aber durch die Werke erster Künstler wi[illegible]

Kann man so, indem man diese [illegible] durchwandert, im Fluge ein Bild der [illegible] in sich aufnehmen, so bietet das erste St[illegible] sich; hier sind die Kunstwerke nicht hist[illegible] tungen geordnet. Es sind Fachsammlu[illegible] lichen Schatz an Formen in Eisen und Ho[illegible] Glas und Porzellan, von Webereien, Sp[illegible] halten. In weiten, hellen Kopiersälen ist [illegible] Kunsthandwerker Gelegenheit geboten, s[illegible] lernte zu verarbeiten und auf dem Erru[illegible]

Ist diesem Streben nach Weiterbildung von Formen, deren Wesenheit in verflossenen Kulturepochen wurzelt, unsere gegenwärtige Kunstrichtung, die einen neuen Stil aus dem Leben unserer eigenen Zeit heraus zu bilden und zu gestalten lehrt, auch nicht besonders günstig, so wird doch die außerordentlich lehrhafte Kraft, welche zu jedem Kunsthandwerker spricht, der hier die Formenfülle überschaut, die jedes einzelne Material und Geräte unter dem Einflusse seiner Zeit durchlaufen hat, sicher bildend und fördernd auch auf die Kunst unserer Tage wirken. Denn nicht nachgeahmt wollen die Werke unserer Altvordern heute sein — sie wollen nur von jenem künstlerisch gestaltenden Geist, der sie durchdrang, auch unseren neuen Handwerkern berichten, auf daß auch in unseren Tagen sich Kunst und Handwerk wieder inniger zu gemeinsamem Schaffen fänden.

So steht das bayrische Nationalmuseum, wenn es am 29. September eröffnet wird, vor uns, eine herrliche Zierde Münchens und ein kostbares Besitztum Bayerns, würdig des edlen Zwecks, dem es einst sein Stifter bestimmt hat.

Saal Ferdinand Marias im neuen bayrischen Nationalmuseum in München.

Nach einer Photographie der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. in München.

Blätter und Blüten.

Kaisergräber in China. (Mit Abbildung.) Mit den religiösen Anschauungen der Chinesen hängt es zusammen, daß sie auf ihre Grabstätten besondere Sorgfalt verwenden. Der Reisende sieht darum gerade an den schönsten Orten des Landes im Grün der Eichen und Cypressen oft prachtvolle Gräber, an denen aus Stein gemeißelte Standbilder Wacht halten. Die größte Pracht weisen naturgemäß die Grabstätten der Kaiser auf; es giebt deren verschiedene, denn Chinas Geschichte nennt mehr als zwanzig Dynastien. Die ältesten und älteren Grabstätten sind meist verödet und verfallen, aber immer noch bewundernswert durch die Größe und Eigenart ihrer Anlagen. Man findet die meisten in der Nähe der Residenzstädte Nanking und Peking. Durch eine Ehrenpforte gelangt man bei ihnen zunächst zu einer „Kaiserstraße", die durch zwei Reihen seltsamer Standbilder aus Stein gebildet wird. Da stehen in dunkler Reihe kolossale, vier und mehr Meter hohe Tierfiguren. Steinerne Löwen kauern zu Anfang, in Abständen von 20 bis 30 m folgen andere Tierbilder, zwischen Elefanten, Kamelen und Pferden sieht man auch riesige Fabeltiere, das Einhorn, den Drachen und den Greif, und jede dieser Figuren ist mit Geschick aus einem massiven Sandsteinblock herausgearbeitet. Auf die Tierreihe folgen menschliche Figuren, Militär- und Civilmandarine in doppelter Lebensgröße und in alter Tracht darstellend. Am Ende dieser seltsamen, oft kilometerlangen Straße erheben sich die eigentlichen Mausoleen, in chinesischem Stil errichtete mit gelb glasierten Ziegeln bedeckte Tempel. Bald sind sie einfach, bald prachtvoll mit Marmor ausgestattet. Die jüngeren Grabstätten sind noch von Hainen alter Eichen- und Cypressenbäume umgeben; die älteren aber liegen als dalbe Trümmerstätten im öden Felde da. Die Kaisergräber, die unser Bild wiedergiebt, sind vor onderthalbtausend Jahren errichtet worden, und der Verfall ist bei ihnen recht bemerkbar.

Straßen zu den Kaisergräbern bei Peking.

Nach photographischen Aufnahmen gezeichnet von Richard Mahn.

Mit Ehrfurcht werden sie aber vom Volke betrachtet, und oft werden sie von Gläubigen aufgesucht. Davon zeugen die Steine, die auf dem Rücken der vorderen Elefanten sichtbar sind. Diese Grabelefanten werden nämlich als Orakeltiere benutzt. Verlobte kommen zu ihnen und werfen Steine auf den Rücken der Tiere. Bleiben dieselben dort oben liegen, so ist das ein gutes Vorzeichen. Die junge Ehe wird im Laufe des nächsten Jahres mit einem Knaben gesegnet werden. Gleitet aber der Stein zu Boden ab, dann wird dem jungen Ehepaar nur ein Mädchen beschieden, und das ist kein erfreuliches Ereignis für den Chinesen, denn nach seinem Glauben kann nur der Sohn den Ahnenkultus ausüben und für das Wohlergehen der väterlichen Seele im Jenseits sorgen. Oft wird darum wegen eines ungeschickt geworfenen Steines die Eheschließung um ein Jahr hinausgeschoben.

Ruine Greifenstein. (Zu unserer Abbildung S. 635.) Westwärts von Bozen schießt uns einem ungeheuren Bergesriß, der sich von der Alpenregion in vielgestaltiger, oft ruinenhafter Form nach Siedeneich hinuntersenkt, eine oben wie durch einen Kunstschnitt gekappte Felsenpyramide steilrig empor. Dieselbe krönt auf ihrem Schieferhaupte die machtigen Ruinen der Feste Greifenstein. Urspünglich erscheint die Burg das kühne Gegenstück zum prächtigen Hocheppan auf dem rechten Eischufer als Welfengut. Später sind die Grafen Heinrich und Arnold mit dem Zunamen von Greifenstein rechtmäßige Besitzer. Sie gewannen große Macht im Gebirge und waren auch Schirmvögte der Kirche von Beizen. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts gehörte Greifenstein wieder zu Eppan, und zwar als Lehen des Fürstbischofs von Trient, der 1189 einen gewissen Berchtold, den Stammvater der jüngeren von Greifenstein, belehnte. Unter Ludwig dem Brandenburger wurde die Burg zerstört; indessen durfte sie der damaliger Besitzer Fritz von Greifenstein, der ein Freund der Margarete Maultasch war, 1363 wieder aufbauen. Unter Friedrich mit der leeren Tasche von Tirol saßen Wilhelm und Ulrich von Starkenburg dort, die des ersteren mächtigste Gegner waren. Daher gewann Greifenstein als uneinnehmbares Versteck des widerspenstigen Adels im Kampfe gegen Friedrich eine große Bedeutung. Als dieser 1416 bis 1417 auf der Acht in Konstanz entweichen war, beschloß er, die treulosen Adelsbundner an der Etsch zu züchtigen. Diese, darunter Michael, Leonhard und Oswald von Wolkenstein — der letzte Minnesänger — flüchteten nach der Burg, welche nun von den landesherrlichen Streitscharen belagert wurde. Die Belagerten aber vernichteten durch Brandraketen alles Gerüste und Zelte weiten der Belagerer und nötigten Friedrich zu einem gütlichen Vergleich. Doch 1422 bis 1423 entbrannte der Kampf aufs neue. Eine Burg nach der andern fiel; nur Greifenstein nicht. Dieselbe wurde, während die Starkenburger um Hilfe zum Kaiser und Ausland geflohen waren, tapfer von der Besatzung verteidigt. Daindessen seine Hilfe vom Kaiser kam, mußte die Burg 1425 den Belagerern übergeben werden. Später wurde sie durch Sperrung

teilweise zerstört. Der Aufstieg zu ihr geht erst durch Kastanien- und Nußbaumwaldung; dann muß man sich aber über nackes Gestein ziemlich mühsam ins Wirrsal der Schießscharte emporwinden, die einst schöne Räume mit unterirdischen Kellern umschlossen. Die Aussicht namentlich auch der Südseite mit dem Blicke auf Eppan und Kaltern ist von hinreißender Schönheit.

Die „Donauflöcher" bei Tuttlingen. (Mit Abbildungen S. 647.) Etwa 6 km oberhalb der württembergischen Grenzstadt Tuttlingen, zwischen den badischen Dörfern Möhringen und Immendingen, überschreitet die Donau den Jurakalkkreisen, der vom Schweizer Jura nach der Schwäbischen Alb sich hinzieht. Seit langer Zeit jedenfalls hat die Donau hier, nachdem sie von der Quelle der Brege an, ihrem eigentlichen Quellfluß, bereits etwa 50 km in der Luftlinie zurückgelegt hat und zu stattlicher Wasserfülle gelangt ist, in den unterirdischen Höhlen und Klüften dieses Jurakalks einen Abzugskanal gefunden, um nach einer unterirdischen Wanderung von 12 km südostwärts als mächtiger Spreudel unter erborgtem Namen, als Aachquelle, wieder zu Tage zu treten und, ihr unfreundliches Ziel, das Schwarze Meer, vergessend, den Rhein und der Nordsee zuzueilen. Wir haben also hier eine Bifurkation oder Gabelteilung eines Flusses vor uns, bei welcher durch einen Abfluß zwei Stromgebiete miteinander verbunden werden. Das großartigste Beispiel einer solchen Bifurkation bildet in Südamerika der Cassiquiare, durch den der Orinoco mit dem Rio Negro, einem Nebenfluß des Amazonenstromes, verbunden wird. Häufiger kommen die Gabelteilungen bei den Flüssen Indiens vor; in Deutschland werden, abgesehen von der Bifurkation

der oberen Donau, nach die Stromgebiete der Ems und der Weser durch die Elfe miteinander verbunden.

Daß nun die Hegauer Aachquelle durchaus von dem versickerten Donauwasser gespeist wird, ist durch wiederholte Versuche unwiderleglich bewiesen worden, nicht bloß durch Einstreuen von Spreu, welche in der Aachquelle wieder zu Tage trat, sondern auch durch Versuche wissenschaftlicher Art, welche den unumstößlichen Beweis dieses Zusammenhangs zwischen Aachquelle und Donau lieferten. Nachdem im Jahre 1874 wieder einmal, wie schon öfter in trockenen Jahren, die Donau bei Möhringen verschwunden war, und die Oeffentlichkeit sich mit der Frage beschäftigte, sah sich das badische Handelsministerium veranlaßt, derselben näher zu treten. Es beauftragte, wie wir der Zuschrift eines Hydrotechnikers an die „Neue Freie Presse“ entnehmen, im Jahr 1877 Professor Dr. Knop vom Polytechnikum in Karlsruhe mit der Untersuchung der hydrographischen Verhältnisse der betreffenden Gegend. Zur Untersuchung dieses unterirdischen Abzugs benutzte Professor Knop das Salz. Er ließ 200 Centner Kochsalz in ebensoviele Säcke füllen und bei den bekannten Spalten versenken. Fünf Stunden später begann er mit der Entnahme der Wasserproben an der Aachquelle, welche schon vor dem Experimente untersucht worden war, und konstatierte aus den während dieser Tage entnommenen 80 Proben, daß noch 20 Stunden der Salzgehalt der Quelle schon meßbar war, daß er nach 60 Stunden sein Maximum erreicht hatte und daß nach 90 Stunden der ursprüngliche Stand erreicht worden sei. Die quantitative Messung ergab, daß von den 200 versenkten Centnern Salz 185 Centner in der Aachquelle zu Tage getreten seien. Obwohl dieses Resultat nunmehr zu sein schien, so begleitete und ergänzte ein Herr Brink dasselbe noch durch die Versenkung eines Färbemittels und verwendete hierzu 10 kg in verdünnter Natronlauge gelösten Fluoresceïns. Nach 60 Stunden zeigte die Aachquelle Fluorescenzerscheinungen, die 36 Stunden anhielten.

Das „Ende der Donau“.

In anschaulicher Weise vergegenwärtigen uns unsere zwei Bilder die geographisch so hochinteressante Stelle. Das „Ende der Donau“ zeigt uns das eine derselben, etwa 50 m unterhalb des eigentlichen Versickerungsgebiets. Dieses befindet sich gerade unterhalb der Stelle, wo die Bahnlinie Immendingen-Singen, auf dem rechten Donauufer an der Berghalde entlang aufwärts steigend, vom Donauthal durch einen Tunnel abbiegt. Von hier an bis zum Einfluß der Elta bei Tuttlingen lag in dem trockenen Sommer 1888, im Spätherbst und Wintersanfang 1889 wie auch in diesem Sommer das Donaubett, abgesehen von einigen größeren Tümpeln, die auch der größten Hitze stand hielten, vollkommen trocken; kaum zu zählen ist der überaus magere Zufluß, den der Krähenbach bei Möhringen bringt. Kein Tropfen Wassers kam das Donaubett herunter; Hunderte und Tausende von verendeten Fischen, die in einzelnen Tümpeln Zuflucht gesucht hatten und hier, nachdem auch diese vertrocknet, zu Grunde gegangen waren, verpesteten die Luft. Die eigentliche Versickerungsstelle zeigt uns das andere Bild. In beträchtlicher Wasserfülle strömt die Donau daher, um sich plötzlich mit der ganzen Wucht der Strömung nach rechts, nach der Bergseite hin, zu wenden und hier vor unseren Augen und Füßen zu versinken. Sprudelnd und plätschernd, in den Strahlen der Abendsonne vor der geheimnisvollen, dunklen Wandung noch einmal erglänzend, eilt das Wasser den „strudelnden Trichtern“ zu. „In der Tiefe aus brauset es hohl.“ Dumpfes Rollen aus dem Abgrund, über dem wir stehen, läßt den Weg ahnen, den das Wasser nimmt. Es läßt sich denken und ist auch durch die Erfahrung bestätigt, daß diese „Donaulöcher“, wie sie im Volksmund heißen, durch Auswaschung sich immer mehr erweitern. So ist denn auch in den letzten Jahren die Donau etwa 200 m weiter oben als früher schon ganz verschwunden, so daß der Wasserstand der Donau sich schon ziemlich heben muß, bis wieder ein nennenswertes Quantum Wasser sich über das Versickerungsgebiet hinaus rettet. Umgekehrt nimmt der Wasserreichtum der Aach immer mehr zu, so daß die Bewohner des Aachthals, in welchem sich infolge dieser eigenartigen Wasserverhältnisse eine lebhafte Industrie entwickelt hat, bald zuviel des Wassersegens bekommen und manche Wiesenstrecken infolge der Hebung des Grundwassers zu versumpfen beginnen. Entschließen sich die beteiligten Behörden nicht, diesen Uebelständen durch eine zweckmäßige Abänderung des Flußlaufes oder Verstopfung der Donaulöcher abzuhelfen, so wird in nicht mehr allzuferner Zeit in den Schulen gelehrt werden müssen, daß die Donau nicht mehr die Brege und Brigach zu Quellflüssen hat, geschweige denn die Quelle im Schloßgarten von Donaueschingen, sondern daß sie als Elta bei Spaichingen entspringt.

Adolf Haug.

Die eigentliche Versickerungsstelle der Donau.

Verwertung des Mülls. Die Abfuhr und die Verwendung der Haus- und Kuchenabfälle, des sogenanntenÜlls, hat den Verwaltungen der Großstädte von jeher große Sorge gemacht. Man hat den Müll auf Haufen gefahren und damit die Aecker gedüngt, man hat ihn, wie in England, in Barken hinaus auf das Meer gebracht und dort versenkt, man hat ihn dem Feuertode überliefert und verbrannt. Neuerdings ist man dazu übergegangen, die Abfälle zu gleicher Zeit nach verschiedenen Richtungen hin nutzbringend zu machen, so in New York und in München. Die Münchener Hausabfälle werden durch die Eisenbahn täglich mittels 2 Zügen von je 18 bis 20 Wagen nach der 13 km entfernten Station Puchheim gefahren. Dort hat sich eine Gesellschaft „Die Hausmüllverwertung München, G. m. b. H.“ gebildet, welche, wie schon der Name sagt, sich die Verwertung der Abfälle als Ziel gesetzt hat. Rund 300000 kg werden dort durch 110 bis 120 Arbeitspersonen entsprechend behandelt. Der Hausmurat wird zu diesem Zwecke in München in eigens hierzu hergestellten Karren aufgesammelt. Je 4 Karren werden auf einen Eisenbahnwagen verladen, um dann in Puchheim der Reihe nach an einem automatisch arbeitenden Aufzuge hochgezogen zu werden, worauf deren Inhalt in große schnell arbeitende Cylindertrommeln entleert wird. Durch die Rotation dieser Trommeln werden die feineren Teile abgesiebt und diese Müll findet als Düngemittel Verwendung. Die gröberen Abfälle gelangen auf ein etwa 15 m langes Sortierband, wobei eine Reihe von Arbeitern derartig postiert ist, daß jeder eine bestimmte Sorte von häufig wiederkehrenden Gegenständen wie Brot, Knochen, Papier, Glasflaschen, Metalle, Leder aussortiert und behufs weiterer Verwendung beiseite bringt. Die hier unverwertbaren Gegenstände finden schließlich ihren Platz in Löchern und Gruben zur Einebnung des Terrains, später sollen sie verbrannt werden.

Brd.

Ein marsch im Manöver. (Zu dem Bilde S. 628 u. 629.) Es ist ein großer Tag heute für das kleine, sonst so stille Städtchen. Ein Teil der in dem umliegenden Gelände manövrierenden Truppen soll darin Quartiere beziehen, und um die wackeren Krieger auch gleich äußerlich willkommen zu heißen, sind die meisten Häuser aus Anlaß dieses Ereignisses festlich beflaggt worden. Schon das Eintreffen der Quartiermacher hat eine gewisse Bewegung veranlaßt, die sich von Stunde zu Stunde steigert, bis es endlich heißt: „Sie kommen, sie kommen!“ Alles eilt vor die Thüren, überall in den Straßen stehen Leute, und die liebe Jugend ist natürlich dem Militär schon bis vor das Thor entgegengeeilt und giebt ihm nun getreulich das Geleite. Es ist auch in der That ein Anblick, der sich lohnt. Dicht vor der Stadt hat die Kolonne noch einmal Halt gemacht und sich vom Staub

des Marsches gesäubert, um „proper“ und „adrett“ einzurücken und den Bewohnern der Stadt ein würdiges militärisches Schauspiel zu bieten. An der Spitze die Musik, die einen schmetternden Marsch bläst, dann Kolz und würdevoll der schneidige Herr Bataillonskommandeur hoch zu Pferde und dicht hinter ihm sein Adjutant. Etwas weiter zurück reitet der „Unteo“ der ersten Kompagnie, und hinter ihm kommen, fest im Tritt und hochaufgerichtet, seine Mannen, die schon überlegen, in welchem der Hünser einem jeden sein Quartier bescheiden sein mag. Wie wird es ausfallen? Das ist die wichtige Zukunftsfrage, die alle beschäftigt. Die Fenster in der Straße sind jetzt ebenfalls dicht mit Neugierigen besetzt; alles will das große Ereignis miterleben, die schöne Musik hören und sich an dem Anblick der Truppen erfreuen. J. B.

Selbstentzündung der Kohlen und deren Verhütung. Alljährlich ist eine ganze Anzahl von kleineren und großen Unfällen und Unglücksfällen durch Selbstentzündung von Kohlen zu verzeichnen. Namentlich eine Reihe von Frachtschiffen geht durch Brand auf hoher See (der letzte derartige große Brand war der des Dampfers „Patria“) völlig verloren, zu verschwindet unter Umständen spurlos. Nun sind schon seit geraumer Zeit Versuche darüber angestellt worden, wie man den Ausbruch derartiger Brände am besten verhüten könne, und u. a. hat auch die amerikanische Admiralität in neuester Zeit Untersuchungen darüber durchgeführt. Nach diesen sind überhaupt nur fette und bituminöse oder stark schwefelkieshaltige Kohlen feuergefährlich, bei denen, namentlich in den Kohlenbunkern der Schiffe, die Kondensation und Absorption des Sauerstoffs der Luft durch die Kohle bewirkt wird. Dabei entsteht naturgemäß eine Erhöhung der Temperatur, die so hoch werden kann, daß chemische Verbindungen der flüchtigen Kohlenwasserstoffe und des Kohlenstoffs mit dem kondensierten Sauerstoff sich bilden, d. h. Verbrennung eintritt. Dies wird namentlich geschehen, wenn Kleinkohle, die von roher Beschaffenheit, also sehr flüchtig ist, in schlecht ventilierten Räumen aufgestapelt wird, die noch dazu sehr warm sind, wie z. B. die Kohlenbunker (Kohlenbehälter) der Schiffe, die ja naturgemäß in der Nähe der Kessel liegen müssen. Stark schwefelkieshaltige Kohlen neigen zur Selbstentzündung, indem auf den Schwefel Feuchtigkeit einwirkt (auf dem Wasser eine nur zu natürliche Erscheinung). Dabei entsteht zwar schon an und für sich beträchtliche Temperaturerhöhung, noch mehr wird diese aber gesteigert infolge des häufig dabei eintretenden Zerbrechens großer Kohlenstücke in viele kleine, wodurch unendlich viele neue, zur Sauerstoffaufnahme geeignete Flächen, und dadurch die vorhin schon erwähnten Bedingungen für Sauerstoffaufnahme und Selbstentzündung geschaffen werden.

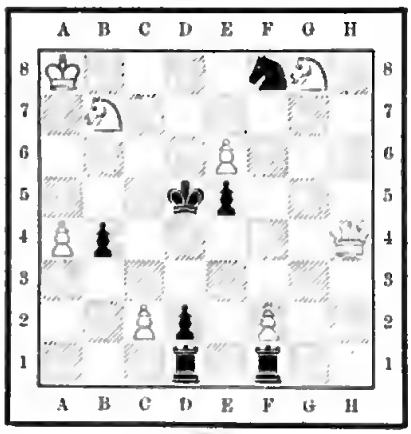
Die Untersuchungskommission der amerikanischen Admiralität empfiehlt als vorbeugende Mittel in erster Linie gute Ventilation, ferner Isolierung der Kohlenbunker durch Wasserwände oder Doppelverschlag mit Luftzirkulation. Hat man es mit flüchtigen Kohlen zu thun, so müssen diese unausgesetzt beobachtet, und ihre Temperatur durch in ihre Massen, an den verschiedensten Punkten hineingesenkte Thermometer gemessen werden. Endlich müssen Vorrichtungen getroffen werden, welche es ermöglichen, die Kohle sofort unter Wasser zu setzen. Nur dadurch wird sich halbwegs Sicherheit erreichen lassen. Dr. —t.

Allerlei Kurzweil.

Schachaufgabe.

Von **F. Möller** in Altona.

SCHWARZ



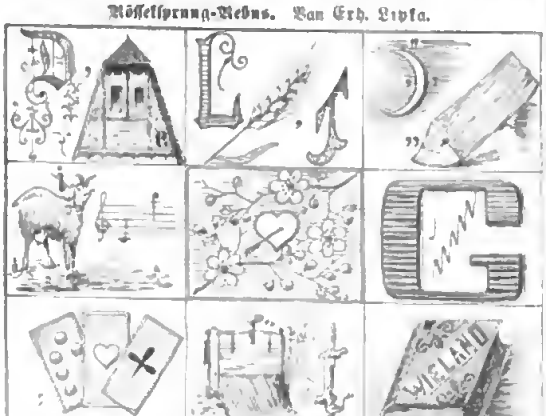
WEISS

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Rätsel.

Der Kuller hat's immer, gewöhnlich das Haus,
Der Mund hat's zuweilen; bringst du das heraus? E. S.

Rösselsprung-Aufgabe. Von Erh. Lipka.



Umstellungsaufgabe.

Durch Umstellung der Buchstaben eines jeden der nachfolgenden zwanzig Wörterpaare sind die Namen berühmter Leute (Maler, Dichter, Komponisten, Gelehrter, Staatsmänner ꝛc. ꝛc.) zu bilden. Bei richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben einen berühmten Naturforscher.
1) Dame, Schrei, 2) Infant, Aloe, 3) Chor, Essen, 4) Texas, Krone, 5) Stude, Iris, 6) Kadenz, Brauen, 7) Neck, Nardo, 8) Pon, Es, 9) Uri, Eichel, 10) Eva, Tirol, 11) Lob, Reni, 12) Tulp, China, 13) Phrase, Optik, 14) Pius, Luna, 15) Ida, Mistel, 16) Bell, Nil, 17) Sieg, Nuro, 18) Main, Alter, 19) Soden, Themse, 20) Stern, Es.

Oscar Leede.

Scherzrätsel.

Sollte der Leser wohl mitten im Graben
Je einen Vogel gefunden haben?

Auflösung des Bilderrätsels auf Seite 616.

Drücket dich ein großes Leid, geh' nicht auf in Herzenskammer,
Set nicht Ambos deinem Leid, sondern deinen Leides Hammer.

Auflösung des Wechselrätsels auf Seite 616.

Bote, Reihen, Wende, Barth, Zola, Louee, Wochs, Sols, Will, Bonn, Teer, Bohne, Tanne, Hauer, Asier, Senf, Nera, Heim, Arbei, Leier, Weste — Bette, Leder, Nerbei, Heim, Newa, Senf, Alter, Hahn, Tenne, Bonne, Twer, Bonn, Wall, Suld, Wache, Leger, Zuil, Barn, Weide, Needen, Both. — Aus den fettgedruckten Buchstaben erhält man: „Ein Haus ohne Hausfrau ist dem wilden Walde gleich.“

Auflösung des Homonyms auf Seite 616.

Spinne!

Auflösung des Zaubergrundrisses zur Jahreszahl 1900 auf Seite 616.

143	145	329	331	326	328	148	150
158	156	320	318	323	321	153	151
159	161	313	315	310	312	164	166
174	172	304	302	307	305	160	167
308	306	170	168	173	171	303	301
309	311	163	165	160	162	314	316
324	322	154	152	157	155	319	317
325	327	147	149	144	146	330	332

Die Summe der acht Zahlen in jeder wagerechten und senkrechten Reihe und in jeder Eckenreihe beträgt **1900**.

Auflösung der Rätseln auf Seite 616.

Neu, Mund, Neumund.

Die Auflösung der Skataufgabe erscheint im nächsten Halbheft.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 20, 1909.

Bilder aus der Gegenwart.

Das Eisenbahnunglück bei Hegne. Am 29. August nachmittags um 5 Uhr entgleiste ein von Singen kommender Schnellzug etwa 150 m von der zwischen den Stationen Allenobach und Reichenau bei Konstanz gelegenen Haltestelle Hegne. Die Ursache der auf einer ganz geraden Strecke erfolgten Entgleisung dürfte jedenfalls auf die schweren Niederschläge der letzten Zeit zurückzuführen sein, durch welche der Schienenstrang etwas gelockert worden ist. Der vordere Teil des Zuges nebst den beiden Lokomotiven wurde herausgeschleudert und zwar mit solcher Wucht, daß die erste Maschine vom Bahndamm stürzte, während die zweite mitsamt den nachfolgenden sechs Personen- und Gepäckwagen, in- und übereinander geschoben, ein förmliches Trümmerchaos bildeten. Drei Tote, zwei schwer und drei leicht verletzte Passagiere wurden aus den Trümmern gezogen, und lediglich dem Umstande, daß die fünf hintersten Personenwagen unbeschädigt auf dem Geleise stehen blieben, ist die Verhütung eines noch weit entsetzlicheren Unglücks zu verdanken. Der auf etwa 100 m Länge völlig aufgerissene Schienenstrang und der ganz durchwühlte Bahnkörper nebst den zersplitterten Wagen und dem plattgedrückten und hinübergeschleuderten

Das Eisenbahnunglück bei Hegne.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Alfred Wolf in Konstanz

Abfahrt des 5. ostasiatischen Infanterieregiments auf der „Palatia".
Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Breuer in Hamburg.

„Memminga". „Herbst". „Wallenstein".

Bilder vom Festzuge des Fischertags in Memmingen
Nach photographischen Aufnahmen von Karl Müller in Memmingen.

einen Umzug der Zünfte und Innungen oder der Nachbargemeinden, die zu diesem Feste geladen waren, und schließlich einen großen Festball. Die Veranstaltung am 12. August wurde von einer ungeheuren Menschenmenge besucht. Diese, ja der ganze Fischertag, soll nun alle drei Jahre wiederkehren, berichtet in einem historischen Artikel. Dieser schließt sich an den mit einem humoristischen Intermezzo verknüpften Einzug der Fischer, der Fischerhochzeit, und bringt durch eine Anzahl von prächtigen Gruppenbildern einzelne Abschnitte aus der Vergangenheit Memmingens zur Darstellung. Der stattliche Zug, zu welchem sich über 600 Personen, etwa 200 Pferde und eine unübersehbare Reihe von Prachtwagen beisteuerte, wurde durch den Wagen der „Memminga" eröffnet, der die eine getreue plastische Nachbildung des Rathauses neben den anderen Symbolen der Stadt, Kornähren und Trauben, in vier Gruppen die Jahreszeiten, welche, wie die bildliche Anordnung des „Herbst" hier sehen läßt, neuerdings dargestellt waren. Der germanischen Sage

Tender der stehen gebliebenen Maschine boten, wie auch unsere Abbildung zeigt, einen grausigen Anblick.

Abfahrt der dritten ostasiatischen Infanteriebrigade von Bremerhaven. Am 31. August harrten drei Schiffe des Norddeutschen Lloyd, welche das 5. und 6. Regiment nach China hinübertragen sollten, der letzten Bahnzüge, um die mit diesen eintreffenden Truppen in Empfang zu nehmen. Nachmittags um 3 Uhr war die Einschiffung vollendet. Eine halbe Stunde später ging der 140,2 m lange Transportdampfer „Palatia" mit 1846 Mann unter begeisterten Kundgebungen der am Kaiserhafen zahlreich versammelten Volksmenge in See. Unsere vorzügliche Abbildung zeigt diesen Abschiedsaugenblick. Unter gleichen Kundgebungen und begleitet von den Abschiedsklängen der Matrosenkapelle folgte bald darauf der Dampfer „Darmstadt" und um 4½ Uhr die „Andalusia", welche 1211 und 758 Mann an Bord hatten. Von unaufhörlichen Rufen „Glückliche Fahrt" und „Glückliches Wiedersehen" umbraust, stachen die Dampfer in See, noch weithinaus bis zum Roten Sand Leuchtturm von zahlreichen Vergnügungsdampfern begleitet.

Der Fischertag in Memmingen, ein alter Brauch der ehemals freien Reichsstadt, welcher seit vielen Jahren nur noch durch

gilt die Gruppe „Barthelopfer". Ihr folgten eine Gruppe „Kunstschaffen" und von Bewaffneten aus dem Bauernkriege. Die nächste Gruppe veranschaulichte den Einzug Wallensteins, welch letzterer zu Memmingen während seines Aufenthalts vom 9. Juni bis 3. Oktober 1630 die Ordre seiner Absetzung als Generalissimus der kaiserlichen Armee erhielte. Unsere Abbildung zeigt den von vier Schimmeln gezogenen

Vom Fischertag in Memmingen: Der Umzug der Fischer.
Nach photographischen Aufnahmen von Karl Müller in Memmingen.

Digitized by Google

Weinfässer auf der Pariser Weltausstellung.
Nach photographischen Aufnahmen von C. Martiat in Berlin.

Lagen des berühmten Feldherrn. Ein „Kinderfest", ein „bäuerlicher Hochzeitszug", der eine Trachtenzusammenstellung aus der Umgegend bot, ferner eine „Extrapost", ein „Jagdzug", nicht minder aber auch „der Memminger Mau", eine weibliche „Kaffeevisite" aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts, der „Fischerkönig" und zu guter Letzt der „Schmotz", das in die Personifikation der Bachauskehr, trugen zu dem reichen Bilde des Festzuges packende Scenen bei.

Die Sammelausstellung des deutschen Weinbaues und Weinhandels hat in ihrem im Untergeschoß des deutschen Hauses zu Paris gelegenen Ausstellungsraume eine ebenso originelle als beziehungsreiche Dekoration angebracht. Dieselbe besteht nämlich aus den vorderen Teilen von sechs dem Weinbau der Bundesstaaten Preußen, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen und der Reichslande entsprechenden Weinfassern in elliptischer Form aus Eichenholz. Die Fässer ruhen auf geschnitzten Böcken in Nischen, welche mit landschaftlichen Darstellungen besonders hervorragender Bezirke aus den betreffenden Bundesstaaten geschmückt sind, an der Wandbekleidung. Die Faßboden bringen gewissermaßen eine Statistik der quantitativen und qualitativen Verhältnisse des Weinbaues der vorgenannten Bundesstaaten zur Darstellung. Deutet ihre verschiedene Größe auf den Umfang der im Ertrage stehenden Weinbauflächen hin, so soll die reiche allegorische Holzschnitzerei inmitten der Böden, die noch durch Sinnsprüche, Orts- und Staatswappen geschmückt sind, die qualitative Bedeutung des Weinbaues kenntlich machen. Die Sprüche auf den Faßboden

Weinfässer auf der Pariser Weltausstellung.
Nach photographischen Aufnahmen von C. Martiat in Berlin.

laulen: für Preußen „Rhein, Mosel, Nahe und Ahr liefern Weine gar wunderbar," für Bayern „Frauen und die Pfalz am Rhein, hurra! hoch ihr edler Wein!" und für Württemberg „Besser jedes Ding gedeiht, wenn der Wein das Herz erfreut." Auf dem Faße für Baden steht: „D' Markgräfler lien mit Recht a' Stolz uf d' Frucht von ihrem Rebe-

Arbeitszimmer.

Gesamtansicht.

Das Kriegshaus des Grafen Waldersee.
Nach photographischen Aufnahmen von Hans Breuer in Hamburg.

holz," und auf dem aon Elsaß-Lothringen lesen wir V o. Scheffels Worte „Bedenk wos die Reben alt wollen aon Wolxheim bis hinauf nach Thann! Der Wein reift fürwahr nicht zum Schmollen, er eeift zum Schmollren heron." Die Holzschnitzereien sind nach Kartonzeichnungen des Architekten Arno Koering in Wilmersdarf, der hierbei den Vorschlägen des Generalsekretärs des deutschen Weinbauvereins, Kgl. Oekonomierats H. W. Dahlen in Wiesbaden folgte, van dem Holzbildhauer H. Kahler in Berlin ausgeführt woeden.

Das Kriegshaus des Grafen Waldersee, das dem Generalfeldmarschall in Chino zur Wohnung dienen wird, ist ganz aus Asbest hergestellt und zwar so, daß es zum Zwecke des Transports auseinandergelegt, in Kisten verpackt und am Bestimmungsort leicht und schnell wieder zusammengesetzt werden kann. Das Gebäude enthält sieben große, komfortable Räume. Außer dem Generalfeldmarschall und seinen Adjutanten wird auch die Dienerschaft unter demselben Dache wohnen. Konstruiert und in einundvierzehn Tagen ausgeführt wurde diese transportable Behausung von der wohlbekannten Firma „Asbest- und Gummiwerke Alfred Calmon, Aktiengesellschaft, Hamburg", die hierzu vom Kriegsministerium beauftragt wurde. Unsere Abbildungen zeigen das ganze Gebäude, sowie das Arbeits- und Schlafzimmer des Grafen.

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal zu Erfurt, welches am 25. August in Gegenwart des Kaiserpaares enthüllt wurde, ist eine Schöpfung des Berliner Bildhauers Professor Ludwig Brunow. Es zeigt auf einem an den Ecken von romanischen Säulen umstandenen Granitpostament die Gestalt des Monarchen in Generalsuniform und Helm zu Pferde. Die linke Hand hält den Zügel, die rechte ruht auf dem Oberschenkel. Das Ganze erscheint in schlichtee Auffassung. Roß und Reiter sind in Bronze gegossen.

Denkmal für Kaiser Wilhelm I. in Erfurt.
Nach einer photographischen Aufnahme von L. Liebe in Frankfurt a. M.

Theodor Rocholl, der auch den Lesern der „Gartenlaube" bekannte ausgezeichnete Düsseldorfer Militärmaler, begleitet den Generalfeldmarschall Grafen Waldersee im Auftrage des Kaisers nach China, um dort an Ort und Stelle alle wichtigen Aktionen der deutschen und verbündeten Truppen in einer Reihe von Bildern für die Nach-

Schlafzimmer im Kriegshause des Grafen Waldersee.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Breuer in Hamburg.

welt künstlerisch festzulegen. Rocholl ist am 11. Juni 1854 zu Sachsenberg im Waldeckischen geboren und erhielt seine künstlerische Ausbildung durch Schnorr v. Carolsfeld und Ludwig Richter in Dresden und Karl Piloty in München. Nach einigen Abschweifungen auf historische Gebiete wandte er sich der Darstellung des modernen Kriegs- und Soldatenlebens zu. Vorwiegend sind es Reiterattacken aus dem deutsch-französischen Kriege, die er mit packender dramatischer und koloristischer Kraft wiederzugeben versteht und wodurch er dem auch rasch seinen Ruf als einer der bedeutendsten modernen Schlachtenmaler begründet hat.

Maler Theodor Rocholl.
Nach einer Aufnahme von Constantin Beck in Düsseldorf.

Beeirrte Güterfendungen. Zweimal im Monat veröffentlicht der Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen ein Verzeichnis der auf den Güterböden und in den Eisenbahnwagen als überzählig ermittelten Güter- und Gepäckstücke. Ueberzählig nennt man alle diejenigen Güter, zu welchen nach vergeblicher Umfrage bei den beteiligten Abfertigungsstellen keine Papiere zu ermitteln sind, und die nun nach einer zwischen den Verwaltungen bestehenden Vereinbarung öffentlich zur Besitzung derjenigen Bahn gestellt werden, welcher das Gut fehlen sollte. Es ist erstaunlich, was da alles ausgeboten wird! Eisenwaren und Sauerkraut, Essigwurzel und Glascylinder, Sprotten und Teppiche, Rosinen und Ziehharmonikas, Eier und Schwefelpulver, Schreibtische, Likorflaschen, Meerrettich, Mausefallen, Fischnetze, Heiligenfiguren, Zimbelstern, Pferdehaare, Bildschwerenöthäute, Schokolade, kurz alle möglichen Handelsartikel, alles bunt durcheinander. Im Jahre 1899 betrug sich die Zahl der so zur Wahl gestellten Fällen auf 10218 Stücke. Davon hatten 6379 noch vorschriftsmäßige Marke und Nummer, der Rest, 3834 Stück, trotz aller schwede Bemühungen unsicher. Bei weitem der größte Teil dieser verirrten Güter kommt, wenn auch spät, noch an die richtige Adresse, [illegible] schließlich dem Hammer des Auktionators.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 20, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Die Nordpolexpedition des Herzogs der Abruzzen. Nach den zahlreichen mehr oder minder erfolgreichen Expeditionen, welche im Laufe der letzten Jahre zur Fahrt in das nördliche Eismeer ausgerüstet wurden, unternahm im vergangenen Jahre der jugendliche Herzog Ludwig der Abruzzen eine Fahrt, die sich ebenfalls die Erreichung und Durchforschung des bisher noch unbekannten Nordpols zum Ziele gesetzt. Herzog Ludwig, obwohl erst am 29. Januar 1873 geboren, hat doch bereits eine gute Schule als Fahrensmann durchgemacht. 1893 unternahm er zuerst eine längere Seereise, sodann 1894 eine Weltumseglung, welch letztere ihn wichtig zu geographischen Entdeckungsfahrten anregte. 1897 reiste er nach Alaska, wo er als erster den 5500 m hohen Elias-berg bestieg und auf dessen Gipfel eine italienische Flagge hißte. Schon im folgenden Jahre rüstete er zu einer Nordpolfahrt, die er dann auf der „Stella Polare", ehemals einem der stärksten Fangschiffe der norwegischen Eismeerflotte, im Juni 1899 antrat. Neben einer ungemein reichhaltigen Verproviantierung, wie sie bisher auch nicht dagewesen war, führte der Herzog auch 120 sibirische Schlittenhunde mit. Das Schiff drang zwischen den Inseln des Franz-Josephslandes bis 82 Grad 4 Minuten nor-

Herzog der Abruzzen.

„Stella Polare".

Die Nordpolexpedition des Herzogs der Abruzzen.

do aber dort kein Winterhafen ist, so kehrte die Expedition nach der Tafelbay, etwa 81 Grad 55 Minuten zurück. Hier trat das Schiff im September ein und lag elf Monate im Eise fest, wobei eine Seite anderthalb Fuß tief eingedrückt und auch die Maschine beschädigt wurde. Von dort gingen nacheinander vier Schlittenexpeditionen nach dem Norden ab. Eine von ihnen kam nicht zurück; die vierte, die 105 Tage unterwegs war, drang bis 86 Grad 33 Minuten nördlicher Breite vor und ist somit um 19 Minuten weiter gekommen als Nansen. Gegenwärtig ist der Herzog, der selber durch Frost zwei Finger verloren hat, mit der ins Schlepptau des Dampfers „Hertha" genommenen „Stella Polare" auf der Heimreise begriffen. Die Expedition ist die teuerste von allen bisherigen, denn sie hat drei Millionen Lire gekostet.

Lehrer Gottfr. Kerner.

Lehrer Aug. Albrecht.

Vom Roten Kreuz in Ostasien. Am 1. September haben sechs Schwestern vom Anschar-Krankenhause in Kiel die Reise nach Genua angetreten, von wo sie mit dem Dampfer „Oldenburg" nach Tsintau fahren, um dort der Pflege verwundeter oder kranker deutscher Soldaten zu dienen. Es sind die Schwestern: Bertha Reels, Dorothea Rickels, Emmi Lange, Helene Klemm, Anita Eklund und Magda Stuhr. Letztere steht der Abteilung zugleich als Leiterin vor. Sämtliche Damen, welche unser Gruppenbild vereinigt darstellt, sind durch teils langjährige Thätigkeit im Krankenhause ausgezeichnet bewährte Pflegerinnen.

Die beiden altpreußischen Lehrer Kerner und Albrecht dürften wohl zur Zeit die ältesten Schulmänner in Deutschland sein, die noch ihres Amtes walten. Präzeptor und erster Lehrer Gottfried Kerner wurde am 12. Februar 1816 zu Marienfelde, im Kreise Preußisch Halland geboren und erhielt seine erste Anstellung am 17. April 1834. Er steht also seit etwas mehr als 66 Jahren im Amt und verwaltet davon seit 1856 die Schule zu Lengwethen, Kreis Ragnit. Eine seiner Schülerinnen ist die bekannte Volksdichterin Johanna Ambrosius gewesen. — Lehrer Albrecht wurde am 9. März 1821 zu Baibeln im Stallupöner Kreise geboren. Er ist seit dem 20. Mai 1840, also auch schon etwas über 60 Jahre im Amte und steht der Schule zu Lenkimmen, Kreis Darkehmen, bereits ein halbes Jahrhundert vor. Am 7. Oktober 1898 feierte er seine goldene Hochzeit. Beide Lehrergreise verrichten noch heute ihr schweres Amt in rüstiger Kraft und mit jugendfreudiger Hingabe.

Das neue deutsche Schauspielhaus in Hamburg, dessen feierliche Eröffnung am 13. September stattgefunden hat, ist genau nach dem Muster des Wiener deutschen Volkstheaters von den Bauräten Fellner und Helmer gestaltet worden. Es mißt 40 m in der Front und 64 m in der Tiefe und wird von einer flachen Kuppel überwölbt. Den plastischen Schmuck der im Renaissancestil gehaltenen Fassade bilden die Gestalten der ernsten und heiteren Muse, nebst Dichterbüsten in den Nischen. Durch ein ellipsenförmiges Vestibül gelangt man in den Zuschauerraum. Derselbe weist Barackstil auf und bietet im Parkett, den Prosceniumslogen und den beiden Rängen Platz für etwa 1900 Zuschauer. Das

Die nach China gesandten Schwestern des Anschar-Krankenhauses in Kiel.
Nach einer Aufnahme von Arthur Renard in Kiel.

Schauspielhaus steht unter Leitung des ehemaligen Sekretärs des Hofburgtheaters und außerordentlichen Professors der Wiener Universität Alfred Freiherrn v. Berger. Derselbe genießt von seiner vor zehn Jahren beschlossenen Thätigkeit am Hofburgtheater her den Ruf eines ausgezeichneten Regisseurs und Bühnenfachmannes, den er praktisch und theoretisch durch Musteraufführungen und dramaturgische Vorträge gerechtfertigt hat. Nicht nur als feinsinniger Aesthetiker, sondern auch als Lyriker und dramatischer Schriftsteller ist v. Berger mit verschiedenen Werken erfolgreich hervorgetreten, und seine „Gesammelten Gedichte" (bei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart) haben reiche Anerkennung in weitesten Kreisen gefunden. Direktor Alfred v. Berger ist mit der gefeierten Wiener Hofburgschauspielerin Stella Hohenfels vermählt.

Alfred Freiherr v. Berger.
Nach einer photographischen Aufnahme von A. Moesgatz in Hamburg.

Das neue deutsche Schauspielhaus in Hamburg.
Nach einer Aufnahme von Hans Brenner in Hamburg.

Der Prunkflügel, welchen wir unseren Lesern im Bilde zeigen, ein Erzeugnis der bekannten Stuttgarter Firma Schiedmayer, Pianofortefabrik, vormals J. & P. Schiedmayer, befindet sich zur Zeit auf der Weltausstellung in Paris und ist auch hinsichtlich seiner äußeren Ausstattung ein wahres Meisterstück. Alle glatten Flächen zeigen eingelegte Figuren und Ornamente aus verschiedenfarbigen, feinen Hölzern, Elfenbein, verschiedenen Metallen und namentlich Perlmutter, dessen irisierender Glanz und Schimmer besonders reizvoll wirken. Den reichsten Schmuck trägt die Deckplatte; im großen Mittelfelde derselben erscheint die sinnbildliche Figur der Tonkunst, umgeben von kleinen musizierenden Genien. Solche zeigen auch die Seiten des Flügelkastens. Sehr reich und geschmackvoll ist auch die Dekoration der Klavierfront, der Füße und des Pedals. Der Entwurf zum Aeußern dieses kostbaren Instrumentes stammt von Professor Robert Knorr von der Stuttgarter Kunstgewerbeschule. Die Preisrichter der Musikjury in Paris haben den Prunkflügel in Anerkennung seiner Vortrefflichkeit mit dem „Grand Prix" ausgezeichnet.

Eisenbahn-Speisewagen. Nachdem der Schlafwagen als ein unentbehrliches Verkehrsbedürfnis auf den Eisenbahnen eingebürgert ist, beginnt sich eine neue Spezialität auszubilden. Seit dem 1. Mai 1897 läßt die deutsche Eisenbahn-Speisewagen-Gesellschaft auf verschiedenen Linien der deutschen und der niederländischen Eisenbahnen ihre besonders eingerichteten Speisewagen laufen. Dieselben erstrecken ihre [illegible] auf das [illegible] Gebiet der Verpflegung, also auch auf [illegible] Verabreichung von Getränken [illegible] und [illegible] Speisewagen [illegible] Hoek von Holland—Rheine, 6. Frankfurt a. M.—Amsterdam, 7. [illegible]—Köln, 8. Frankfurt a. M.—Altona, 9. Frankfurt a. M.—Basel, 10. [illegible]lin—Altona, 11. Berlin—Stettin—Danzig.

Die Große Berliner Straßenbahn. Nach den Mitteilungen der Zeitschrift für Kleinbahnen verfügte die genannte Gesellschaft Ende 1899 über ein Betriebsnetz von 351 km Länge; 1720 Wagen, welche 5550462 Fahrten machten, vermittelten den Verkehr, und 5357 Personen waren bei der Gesellschaft beschäftigt. Ein ungeheurer Verkehr ist es, welcher in Berlin zu bewältigen ist. 1899 wurden durch die Gesellschaft rund 188 Millionen Personen befördert, d. h. täglich durchschnittlich über eine halbe Million (genau 515068). Die Mehrzahl der Fahrgäste, nämlich rund 87 %, gehörte der Klasse der 10 Pfennigzahler an, nur rund 10 % zahlten 15 Pfennig und gar nur 2,67 % 20 Pfennig.

Kartoffelzüge. Alljährlich im Herbst tritt neben der Kohle und der Zuckerrübe auch die Kartoffel eine Reise an — es geht nach dem Westen. Von den rund 30 Millionen Tonnen Kartoffeln, die das Deutsche Reich erzeugt, wächst die größte Menge im Osten. Pommern, Schlesien, Sachsen senden ihre entbehrlichen Kartoffeln massenhaft nach Rheinland-Westfalen. Die Arbeitgeber, die Arbeiter, Händler lassen die begehrte Knollenfrucht in ganzen Wagenladungen kommen, und so entstehen Sonderzüge, welche ausschließlich Kartoffeln befördern, die sogenannten Kartoffelzüge. Allein nach dem rheinisch westfälischen Kohlenrevier an der Ruhr sollen jährlich 8000 bis 10000 Wagenladungen Kartoffeln gehen. Andere Sendungen werden weiter nach dem niederrheinischen Industriegebiet und nach Holland befördert.

Prunkflügel der Firma Schiedmayer, Pianofortefabrik, vormals J. & P. Schiedmayer, auf der Pariser Weltausstellung.

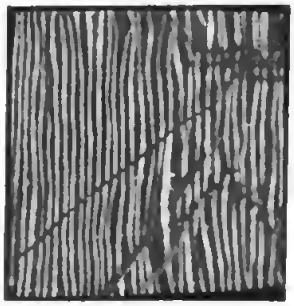
Digitized by Google

Für Hausfrauenfleiss.

Smock. Kaum giebt es eine zugleich praktischere und niedlichere Verzierung als den Smock. Die Arbeit stammt aus Kent in England, wo sie von den Farmerfrauen an Schürzen und Aermeln seit Generationen getragen wird. Die Hauptbedingungen bei dem Smock sind sehr genaue Arbeit, genügend Stoff und Dehnbarkeit der gesmockten Teile.

Abbildung 1 veranschaulicht die Anlage des Stoffes, bevor man den Smock beginnt, links hat man den Stoff, wenn Leinen oder starke Baumwolle, in Zwischenräumen, deren Vierecke sich wie 1 zu $1^1/_2$ verhalten müssen, zu linieren. Dünnen Woll-, Seidenstoffen u. s. w. heftet man Baumwollfutter unter, auf welches auch vorher die Vierecke liniiert werden. Wie auf dem Vorbilde ersichtlich, sticht man in der Mitte des Vierecks hinein, bei der Kreuzung heraus, nimmt dazu starken Zwirn (Eisengarn), welcher ebenso lang sein muß, als der Stoff breit ist. Hat man so alle Querlinien durchzogen, so beginnt das enge Zusammenschieben des Stoffes auf die gewünschte Breite (die Längsfalten müssen zuletzt ganz gerade senkrechte Linien bilden) und danach das sorgfältige Verwahren jedes einzelnen Fadens.

Smock (Abb. 1).



a

Smock (Abb. 2).

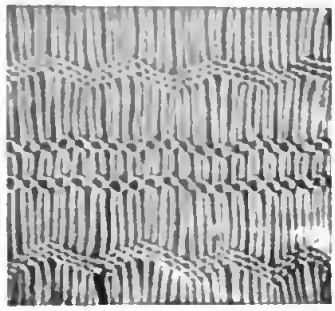
Abbildung 2 zeigt die beiden Figuren, welche die Grundlage zu allen weiteren Mustern bilden. Oben läuft der Faden gerade, während die Nadel n (hier nach unten) schief in die Stichlage stechen muß.

Abbildung 3 zeigt ein breites Smockmuster.

Ganz allerliebst sind auf solche Weise verzierte rote oder graue leinene Kinderspielkittel, und ganz besonders praktisch ist die Verzierung für Kleider von Backfischen, welche alles rasch verwachsen.

Man smockt die Passe an Vorder- und Rückenteil (alles bleibt an einem Stück) nach einem entsitzenden Schnitt, die Falten springen bis zu dem wieder gesmockten Gürtel, und von diesem zum Rock aus. Der Stoff wird von der Taille aufwärts unter den Achseln etwas herausgeschnitten. Für hübsche Kleider arbeitet man den Smock mit starker gedrehter Seide oder echter Smockseide. Ganz reizend ist ein Modell aus der billigen vorzüglichen Cerawaschseide mit weißer Seide gesmockt. Auch Konfirmations- und Kommunionskleider in dieser einfachen, hübschen Weise verziert, sehen sehr gut aus. Sie sind nötigenfalls leicht zu verlängern (in die Breite zieht sich der Smock von selbst), indem man für die Taille die oberen Smockreihen am Gürtel lostrennt und dafür weitere unten neu smockt. Natürlich hat man bei neuen Sachen Sorge zu tragen, daß der Rock leicht von unten verlängert werden kann. Ebenso gut lößt sich aber auch eine Verlängerung erzielen durch Hineinsetzen von glatten breiten Achselstücken — nur muß vorher der Smock in schmale Bändchen gefaßt werden —, er springt, abgeschnitten, wie eine Bürste aus, wenn er nicht sorgfältigst von allen Seiten verwahrt ist. Sammet, dicker Atlas, kräftige Wollstoffe brauchen kein Futter zum Smocken; man näht, statt der linierten Vierecke, welche schwer auf solche Stoffe zu machen sind, ganz dünnen Kongreßstoff auf. Auf diesem kann man leicht die nötigen Zwischenräume einhalten. Nach dem Reihen zieht man den Kongreßstoff heraus und verfährt mit dem Smocken auf der rechten Seite wie schon beschrieben. Die Reihfäden dienen zugleich als Richtung für die Stichlagen; erstere kann man nach fertiger Arbeit herausziehen. Bei breiten Verzierungen zieht man am besten Linien mit dunklen Fäden, damit die Richtung schon eingehalten wird.

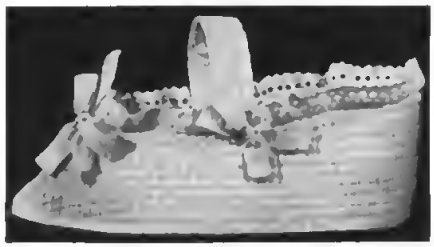
B.



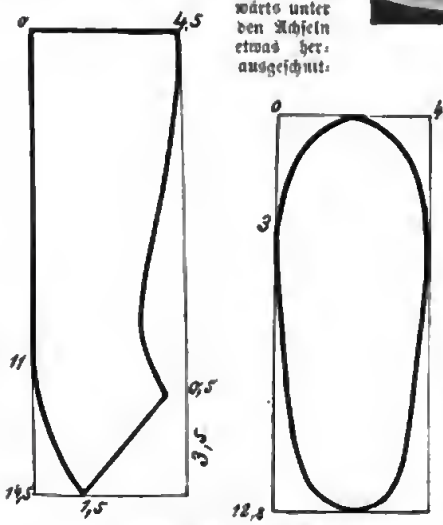
Smock (Abb. 3).

Abgesteppies Kinderlätzchen und Pantöffelchen. Zur Herstellung dieses Lätzchens muß ein sehr feiner Faltenschirting, 30 cm lang und 22 cm breit, verwendet werden; derselbe wird auf eine Lage feine, gebleichte Watte gut aufgeheftet. Zum Futter ist etwas stärkerer Stoff zu nehmen. Nun werden von der Mitte aus nach oben und unten, noch rechts und links je 7 cm bezeichnet und diese Punkte durch schräge Linien verbunden, nach welchen gesteppt wird. Hierauf wird, abwechselnd nach Maßgabe der breiten und der schmalen Seite des gewöhnlichen Steppfüßchens der Maschine, der ganze Stoff mit feinen Stichen abgesteppt.

Nachdem die Form ausgeschnitten,



Pantöffelchen.

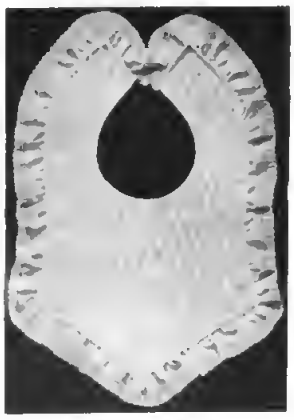


Schnitte zum Pantöffelchen.

wird das Lätzchen mit Batistbändchen eingefaßt, der Halsausschnitt mit Schrägstreifchen begrenzt, die gestickte Spitze aufgesetzt, und deren Ansatz mit einem Börtchen verwahrt.

Zu den Pantöffelchen ist der Stoff 30 cm lang, 24 cm breit zu nehmen. Hier werden zum Absteppen Diagonalen gezogen, sonst wird die Arbeit in gleicher Weise ausgeführt wie beim Lätzchen, jedoch immer nach Maßgabe der schmalen Seite des Steppfüßchens. Sind die einzelnen Teile ausgeschnitten, dann werden sie mit Batistbändchen eingefaßt, zusammengenäht und in ersichtlicher Weise mit schmalen gestickten Spitzen und Schleifchen garniert.

F. A. S. St.



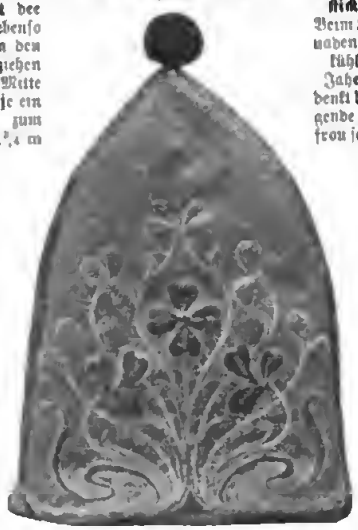
Kinderlätzchen.

Für Hausfrauenfleiss.

Stopfbeutel für Strümpfe. Ein 51 cm im Quadrat großer geblümter Kattun wird mit Pongéseide gefüttert, die Seide auf den Kattun übergebogen, gesteppt und die Steppseite außen mit schmalen Bändchen besetzt. Zuerst, bevor die beiden Stoffe fest aufeinander genäht werden, müssen die beiden 6,2 cm langen, 2,7 cm breiten Kartons mit kleinem Zwischenstand in der Mitte des Tuches eingeheftet werden, um dem Nadelbuch Halt zu verleihen; dann werden sie mit der Maschine eingesteppt. 2½ cm breites Band, etwas lose gehalten, wird nach Schnitt für Fingerhut und wollenes Verstechgarn auf Kärtchen mit der Maschine aufgenäht, ebenso die geraden Streifen an den vier Ecken zum Durchziehen des Bandes. An der Mitte der geraden Seite wird je ein vernickelter Metallring zum Durchzug angebracht. 1¾ m langes Band zum doppelt Durchziehen, je zwei Enden einfach verknoten. Das mit schmalem Bändchen am Saum unter dem Ring befestigte Scherenetui wird, aus alten weißen bänischen Handschuhen, mit der Maschine zusammengenäht; zwei Schnitte zum Einziehen des Bändchens. Das Nadelbuch erhält, „nach außen" genommen, Flanellstreifen mit rosa Stichen befestigt, darunter läuft das schmale Bandchen zum Binden. 18 cm langer, 7 cm breitee, doppelt genommener Seidenstoff, zum Behälter für Baumwollpeeflechgarn bestimmt, wird im Abstand aan 1½ cm oiermal durchgesteppt, oben nad unten vorhee eingesäumt. Dieses eafch heezustellende Geschenk, Vorbild: cremegrundiger Kattun und salmfarbige Seide und Band, wird der Verfertigerin und der Beschenkten gewiß Freude machen, es ist leicht und billig zu mochen und proktisch, besonders weil alles zum Flicken Erforderliche gleich bei der Hond ist.

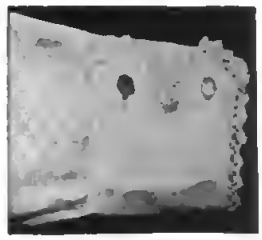
Stopfbeutel für Strümpfe.

Kaffeewärmee. Ein praktischer und zugleich sehe originneller Gegenstand ist der hier abgebildete Kaffeewärmer, eine wirkliche Zieede für den Serviertisch. Unter dieser Hülle bleibt das Getränk stundeaiang angenehm warm, ohne seinen frischen Gelchmack zu aertieren. — Der Grundstoff desteht aas dunkei maosgrünem Filz. Es werden drei gleich große Teile zugeschnitten, ein jedee derselben mißt in der Breite nm unteren Rande mit Zugabe der Naht 28 cm und hat eine Höhe oon 39 cm, ebenfalla mit Zugabe des Endnacks. — Kleeblättchen bilden das nerzierende Ornament. Die drei mittleren derselben sind in schönem Dunkeleot mit grüner Rippe und die außea liegenden Blättchen in hell moasgrüner Farbe gehalten; die unteren schmalen Blötter ebenfalls in rot. Sämtliche Formen sind von einer geldbeaanen Kontue eingefoßt und 1,5 cm abwärts von dem unteren Rande der Zeichnung wird der Stoff umgebückt. Sind die fertig gestickten deei Teile zusammengenäht, das Ganze innen gut wattiert und gefüttert, sa wird ats Abschluß an der Spitze ein aus Wolle gefertigter Pompan angebracht. F. A. S. St.



Kaffeewärmer.

Aermelstulpe. Nicht olle, nnd voe allem nicht solche Damen, welche sich im Haus tuchtig rühren, finden die sonst sehe hubschen Blusen mit Stärkemonschetten praktisch und angenehm. Obenstehende Aermelstulpe, welche weich bleibt und leicht zurückgeschlagen werden kann, wird nach Schnitt aus doppeltem Stoff gefertigt. Der Aermel wird dazwischengesetzt, so daß der untere Teil der Stulpe on die Aeeweinaht zu stehen kommt. Der obere Teil mit den Zacken geeift ziemlich weit übee nnd eehält in den Zocken je ein Knopfloch. Steppstichlinien, Wäschebörtchen und beegleichen können diesea bequemen und buch hübsch aussehenden Aermelstulpen als Verzierungen dienen.

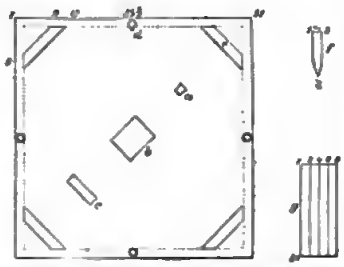


Aermelstulpe.

Fenstermantel in Wollstickeei. Beim Heranaden der kühleren Jaheeszeit denkt die saegende Hausfrou schon an die kommendrn rauhen Stürme und ist daraus bedacht, ihr Heim füe sich und die ihrigen so behaglich als möglich zu machen und sich oor Sturm nnd Wind sa gut ala nur irgend deakbae zu schützen. Wee kennt nicht unsere schlecht schließenden Fenster und Thüren; selbst die nielgepriesenen Vorfenster bieten keinen genügenden Schutz gegen Wind und Wetter; deshalb werden allgemein Fenstermäntel dagegen gerne und mit Erfolg verwendet. Gerade in den Herbst und Wintertagen ist man bei jeder feineren Arbeit so gerne in der Nähe des Fensters und man empfindet dann doppelt angenehm den Schutz der Fenstermäntel.

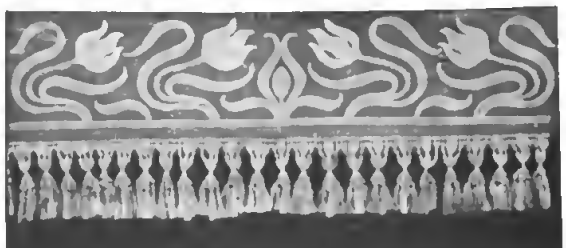
Schnitt zur Aermelstulpe.

Einen solchen in modernstem Geschmack ausgeführten Fenstermantel bringen wir mit unserer heutigen Abbildung. Für denselben ist verwendet: roter Filz — der Höhe und Breite des Fensters angepaßt —, hell- und dunkelgelbe Seide, braune, hell- und dunkelgrüne Tramawalle, grünblaues Kryställin. Besonders empfehlenswert ist die Ausführung der Stickerei unseres Fenstermantels schon deshalb, weil derselbe sich hergestellt wird, was mit geringem Aufwand an Zeit und Mühe erreicht werden kann. So zum Beispiel werden alle Blätter mit diesem Stich in grüner Walle gearbeitet; die Blüten werden mit hellgelber Seide angestickt, mit grüner und brauner Walle einschattirt, zuletzt werden noch mit brauner Seide Stielstichlinien darüber gelegt. Sämtliche Blätter werden mit blaugrünem Krystallin umrandet, welches in gleichmäßigen Zwischenräumen mit gelber Seide angestochen wird.



Schnitte zum Stopfbeutel für Strümpfe.

Ist die Arbeit vollendet, so wird, 3 cm von der Stickerei entfernt, die aus 25 cm langen Fäden bestehende Franse, in dichter Reihenfolge — 3mal je ungefähr 15 Fäden, 1 hellgrün in gleichee Fadenzahl, 1 gelb, wiedee 1 hellgrün u. s. w. eingeknüpft. Etwa 3 cm vom oberen Rand entfernt schlingt man mit den dunkelgrünen Fäden einen einfachen Knoten; die nun folgenden Fäden, grün, gelb, grün, umwindet man mit gelber Seide, dann wieder die dunkelgrünen mit grüner Walle und so fort. Wieder nach 3 cm Entfernung bindet man dunkelgrün, hellgrün, gelb, hellgrün und dunkelgrün mit grüner Wolle zusammen; hernach knotet man es noch einmal. Um den Fenstermantel recht warm und zugleich dauerhaft zu machen, wird derselbe durchweg mit einem Futter, aus Molton und Satin bestehend, versehen. F. A. S. St.



Fenstermantel mit Wollstickeeei.

Allerlei Winke für jung und alt.

Das Verhüten von Obstbrüchen an hochstämmigen Obstbäumen. Obstbäume, welche schlecht gezogene Kronen aufweisen, deren dünnzweigige Aeste sehr herunterhängen, oder Bäume, deren Aeste mürb und hohl sind, müssen gestützt werden. Wenn noch junge Bäume, deren Zweige mit Früchten besetzt sind, geschützt werden sollen, um das Abschlitzen der Aeste zu verhindern (wodurch oft die schönsten Kronen vernichtet werden), wird man die Aeste nicht durch Holzstangen stützen, sondern anbinden. Man befestigt hierbei mittels starker Bänder an den Stamm des Baumes eine so lange kräftige Stange, daß diese noch die Baumkrone etwas überragt, und bindet dann an diese Stange die einzelnen Zweige mit Kokos-, Hanf- oder Strohseilen an. Etwas ältere Bäume, deren Aeste sich unter der Last der Früchte senken, behütet man vor dem Abbrechen und Abschlitzen dadurch, daß man sie durch Unterstellen von Holzstützen zum Teil entlastet. Die Gabel solcher Baumstangen sollte mit Lumpen oder Stroh umwickelt sein, wodurch Reibungen der Rinde verhindert werden. Fehlen gabelartige Stangen, so stellt man solche dadurch her, daß man in den anderen Teil der Stange schräg nach unten zu ein Loch bohrt und in diesem eine Sprosse befestigt. (Abbildung b.) Mürb und hohl gewordene Aeste brechen leicht, auch kann es bei Stürmen und Schneedruck vorkommen, daß einzelne Aeste sich vom Stamme abschlitzen wollen. Diese Aeste sind entweder mit Holzschienen oder Spannvorrichtungen oder Klammern, Haken und Ketten, ähnlich wie es die Abbildung a zeigt, zu versehen, damit insbesondere die gabelförmigen Aeste vor dem Abschlitzen geschützt sind. Die befestigten Baumteile sollen mit Stroh oder Lappen gepolstert, und die Befestigungen weiter zu stellen sein. Um die leicht schlitzende Gabelbildung zu vermeiden, erziehe man in den jungen Jahren der Bäume eine regelrechte Krone.

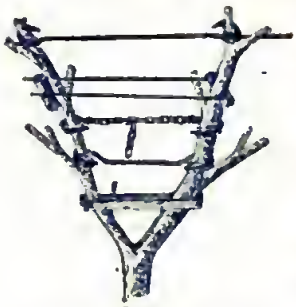


Fig. a.
Verhüten von Obstbrüchen.

Fig. b.
Verhüten von Obstbrüchen.

Die Einmieterung von Wurzelgemüsen. Mohrrüben, Knollen, Rettiche, rote Rüben schlagen wir im Keller entweder in Sand oder leichte Erde reihenweise ein. Wo Knollmangel herrscht, werden sie in rundem Kreise pyramidenförmig, die Köpfe nach außen, die Zwischenräume im Innern mit Sand gefüllt, auf Hansen gesetzt. Bei sämtlichen Wurzeln wird der Herztrieb, also das Kraut, ausgebrochen. Würde eine Scheibe, d. h. der obere Teil des Wurzelkopfes, abgeschnitten, so wäre ein starkes Faulen der Wurzeln zu befürchten. Die Herstellung des Hansens geschieht dadurch, daß man die Wurzeln dicht im Kreise nebeneinander legt, wobei die Köpfe nach außen kommen, die Zwischenräume füllt man mit Sand oder leichter Erde aus. Während des Aufsetzens ist jede Schicht fein mit Wasser zu überbrausen, wodurch die Wurzeln frisch bleiben und der Sand, beziehungsweise die feine, lockere Erde sich fester anlegt. Größere Mengen werden in Mieten (Gruben) im Freien untergebracht und die Mieten mit Erde bedeckt.

Kohlrabi, Porree und Sellerie wird man nur für die kälteste Jahreszeit in dem Keller zum Gebrauche einschlagen, sie werden besser in breiten, offenen, nicht durch Grundwasser leidenden Gruben überwintert. Mit Ausnahme einiger stehenbleibender Herzblätter wird der Sellerie von seinen Blättern befreit, die Wurzeln werden eingestutzt und die Knollen reihenweise so in Sand oder leichte Erde eingeschlagen, daß sich die Herzblätter über der Erde befinden, da sie sonst leicht der Fäulnis ausgesetzt sind. Sobald Frostwetter eintritt, deckt man die Grube mit Bahnenstangen und breitet über diese Laub oder sonstiges Deckmaterial.

Schwarzwurzel (Scorzonere), Meerrettich, Petersilienwurzel, sowie die weniger bekannten delikaten Stachys tuberifera kann man sowohl im Freien lassen, und wenn man solche im Winter der Erde entnehmen will, sie nur mit Tannenreis bedecken (Stroh begünstigt das Verfaulen) oder auch in Sand im Keller einschlagen.

Die Einwinterung von Wurzelgemüsen: Im Keller aufgesetzte Mohrrüben.

Korb für Gartenwerkzeug. Ein guter, fester Korb, entweder Weidengeflecht mit einem derben Futter aus roher Leinwand oder einer aus schwedischer Flechtarbeit, groß genug, um allerlei handliches Gartengerät aufzunehmen, hat schon mancher Hausfrau und Gartenbesitzerin Freude gemacht. Wir verzieren unseren schwedischen Holzkorb noch mit farbigem Schmuck und überreichen ihn bei einer festlichen Gelegenheit mit Blumen gefüllt. Wir wählten zur Dekoration der Mittelfelder eine Blumenform, die bei ähnlich wiederholter einfacher Zeichnung eine reiche Abwechslung in Farben gestattet, z. B. die einfache Dahlie, die in weiß, gelb, orange, rot und violett vorkommt, und lassen die Farben geschmackvoll wechseln. Der Grund der Mittelfelder, von welchem die Blumen sich heller abheben sollen, ist rotbraun, die unteren Dreiecke sind fast ganz von den saftig grünen Blättern gefüllt, die oberen schalen nur wenig Verzierung durch Punkte oder Linien, damit die Verzierung des Henkels übereinstimmt; die Blätterborte am oberen Rand ist wieder grün zu halten. Schließlich nehmen wir die Nägelchen heraus, die den Henkel mit dem Rand des Korbes verbinden, und ersetzen sie durch einen hübschen Messingknopf.

Korb für Gartenwerkzeug.

J.

Die Behandlung der Himbeere. In jedem Garten, groß oder klein, sollte die Himbeere nicht fehlen. Sie ist bei richtiger Behandlung sehr ergiebig, dabei bescheiden in ihren Ansprüchen; besonders günstig für sie ist feuchte freie Lage. In einem kleinen Garten kann man den Himbeerstrauch gleichzeitig als Schutz gegen einen durchsichtigen Zaun des Nachbargartens verwenden, wenn gut verarbeiteter Boden an dem Zaun ist. Die Sträucher lassen sich dann leicht an den Holzstäben oder am Drahtgitter festbinden. Die Himbeere muß im Herbst oder im Laufe des Winters folgendermaßen behandelt werden: Man schneidet zuerst von jeder Pflanze das graue alte Trockholz des letzten Sommers völlig aus und läßt dann an jeder Pflanze 3 bis 5 der kräftigsten jungen Triebe stehen, die anderen müssen so tief wie möglich abgeschnitten werden. Dann werden die Himbeeren gut angebunden, jedes Reis muß möglichst einzeln stehen und zweimal festgebunden sein an dem einfachen Gitter aus Bohnenstangen oder stärkerem Draht. Dies muß womöglich vor dem Umgraben des Beetes gemacht sein, da sonst die nachstehenden Triebe leicht beschädigt werden. Bei dem Graben des Beetes muß gleichzeitig gedüngt werden, am besten mit verdünnter Jauche oder altem Dünger. Im Frühjahr, ehe die Sträucher treiben wollen — Anfang März ungefähr — schneidet man von jedem Reis die Spitze ab, etwa 3 bis 5 Augen, es entwickeln sich die unteren Triebe infolgedessen um so kräftiger und ertragreicher. In der Blütezeit braucht die Himbeere viel Feuchtigkeit und muß daher bei trockener Zeit gegossen werden, will man herrnach schöne Früchte haben.

Die Himbeere verliert an Tragfähigkeit, wenn sie über 5 bis 6 Jahre auf demselben Platze steht. Die beste Zeit, sie zu verpflanzen, ist der Herbst. Sind mehrere Reihen zu setzen, muß eine jede 1½ bis 2 Meter von der anderen entfernt sein, und die Pflanzen sollten in der Reihe einen Abstand von ¾ bis 1 Meter haben.

C. H.

Das Reinigen der Zimmermöbel ist sehr verschieden, da jede Sorte Holz, ebenso Anstrich und Politur eine wesentlich andere Behandlung erfordern. Polierte Möbel reinigt man am besten durch Abreiben mit in kaltem Wasser ausgewaschenen Tüchern, worauf die Politur mit trockenen weichen Leinentüchern blank gerieben wird. In matten Möbeln verwendet man Brunolin, welcher sehr rasch und fest verrieben werden muß, da das Ergebnis sonst kein schönes wird. Eichenmöbel reibt man mit einer Pasta von weichem in Bier aufgelöstem Wachs ab, worauf man sie mit einer Haarbürste nachbürstet. Alte Möbel erhalten ein neues Aussehen, wenn man sie mit nachfolgend angegebener Salbe abreibt. Ein Stück Stearin, etwa 50 g, wird feingeschabt in 70 g erhitztes Terpentinöl eingerührt und darin aufgelöst. Man taucht ein Flanellfleckchen in die erkaltete Mischung, reibt damit partieweise die Möbelstücke ab, worauf mit den weichen Tüchern so lange nachgerieben wird, und zwar immer in der Runde, bis die Möbel einen hübschen Glanz haben.

Apfelsinenschäler.

Apfelsinenschäler. Für die Apfelsinenzeit ist ein sehr praktisches Messer erschienen. Gerade für Apfelsinen mit ihrem reichlichen Saft ist dies Messer sehr willkommen. Es ist von Nickel und greift daher die Frucht nicht an. Früher bedienten man sich eines silbernen Messers; ging es aber ans Schneiden, so mußte man doch zum stählernen greifen, was man der Säure wegen nur ungern that. Oben hat das Messer, wie die Abbildung es zeigt, einen kleinen Haken, der zum Abreißen der Schale dient, die halbrunde Schneide wird zum Schneiden benutzt. Der Griff ist aus Horn. Gewiß wird man bald die Barzinge des Apfelsinenschälers einziehen. Das Messer ist in den größeren Haushaltungsgeschäften zu haben.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H. in Leipzig.

Antons Erben.

Roman von **W. Heimburg.**

3. Auflage. Preis geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Dieser, bei seinem Erscheinen in der „Gartenlaube" mit ausserordentlichem Beifall aufgenommene Roman liegt nunmehr in der 3. Auflage vor, welche mit schöner Ausstattung einen ausserordentlich billigen Preis verbindet.

Von der gleichen Verfasserin erschien ferner in obigem Verlag:

Aus dem Leben meiner alten Freundin. Roman. 9. Auflage.
Lumpenmüllers Lieschen. Roman. 4. Auflage.
Kloster Wendhusen. Roman. 3. Aufl.
Dajamal. 4 Novellen. 2. Auflage.
Ein armes Mädchen. Roman. 3. Aufl.
Trudchens Heirat. Roman. 2. Aufl.
Die Andere. Roman. 2. Auflage.
Herzenskrisen. Roman. 2. Auflage.
Unter der Linde. 7 Novellen. 2. Aufl.
Lore von Tollen. Roman. 2. Aufl.
Eine unbedeutende Frau. Roman.
Mamsell Unnütz. Roman. 2. Aufl.
Sabinens Freier. Auf schwankem Boden. 2 Novellen. 2. Auflage.
Um fremde Schuld. Roman. 2. Aufl.
Haus Baetjen. Roman. 2. Auflage.
Trotzige Herzen. Roman. 2. Auflage.

Jeder Band geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H. in Leipzig.

Soeben erschienen!

Hexengold

Roman von **E. Werner**

Preis geheftet 3 Mark.
Elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Soeben erschienen!

Glückliche Augen.

Novellen von **Eva Treu** (Lucy Griebel).

Inhalt: Der Seefahrer — Grünes Gras — Der gute Regen — Ritter Ewald — Heimwärts — Das Schloss — Vertrauen — Flatterrose.

Preis geheftet 3 Mark, eleg. gebunden 4 Mark.

In treffender Weise kennzeichnet der von der Verfasserin gewählte Titel die in obiger Sammlung zu einem Bande vereinigten Novellen. Glückliche Augen sind es, die aus diesen launigen, liebenswürdigen Erzählungen herausleuchten und die Herzen der Leser mit Frohsinn und Sonnenschein erfüllen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Soeben ist erschienen und durch die meisten Buch- und Zeitungshändler zu beziehen:

Gartenlaube-Kalender 1901.

Mit einem farbigen Kunstblatt von E. von Bergen u. zahlreich. Illustrationen in Bunt- u. Schwarzdruck.

Sechzehnter Jahrgang.

In elegantem Ganzleinenband Preis 1 Mark.

Der „Gartenlaube-Kalender" für das Jahr 1901 enthält u. a. die neueste Erzählung von

W. Heimburg: „Maiblumen"

ansprechende und humorvolle Novellen von **Else Hofmann** und **M. Berger**, unterhaltende und belehrende Beiträge von **Karl Brandt**, Dr. **Kurt Lampert**, **C. Falkenhorst**, **Ludwig Preiss**, **Luise Hulle** u. a., ferner zahlreiche Illustrationen von hervorragenden Künstlern, Humoristisches in Wort und Bild und viele praktische und wertvolle Kalendernotizen und Tabellen zum Nachschlagen bei Fragen des täglichen Lebens.

Bestellungen auf den **Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1901** nimmt die Buchhandlung entgegen, welche die „Gartenlaube" liefert.

Von den früheren Jahrgängen des „Gartenlaube-Kalenders" sind die Jahrgänge 1899 und 1900 in rote Leinwand gebunden noch zum Preise von 1 Mark zu haben, während die Jahrgänge 1887, 1889 bis 1892, 1894 und 1896 auf 50 Pfennig herabgesetzt sind. Die übrigen Jahrgänge sind vergriffen.

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Regierungs-Kommissar.

Technikum Altenburg S.-A.

für Maschinenbau, Elektrotechnik u. Chemie. — Lehrwerkstätte. — Progr. frei.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.
NEW YORK. U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

21. Heft. 9. Oktober 1900.

Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12th & Vine Sts., Cincinnati, Ohio.

Inhalt.

	Seite
Um Helena. Roman von Ida Boy-Ed (Anfang) . . .	649
Hermannshelme. Von Vicadmiral a. D. Reinhold Werner	658
Spaziergänge durch die Weltausstellung in Paris. Von J. C. Heer. Mit Illustrationen nach dem Leben von C. Nunn. IV.	660
Zur Reform der Frauenkleidung. Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Eulenburg in Berlin. Mit Abbildungen . . .	663
Die Igler Bahn bei Innsbruck. Von J. C. Platter. Mit Abbildungen nach Originalaufnahmen	670
Der Dorfapostel. Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer (9. Fortsetzung)	671
Rauchbelästigung im Hause und deren Beseitigung. Mit Abbildungen	676
Moderne Wetterschießapparate. Von Siegm. Schneider. Mit Abbildungen nach photographischen Momentaufnahmen	677
Blätter und Blüten: Ida Boy-Ed. (Zu dem Bilde auf S. 649.) S. 678. — Die leichteste, praktisch verwendbare Dampfmaschine. S. 678. — Ein dem Untergang geweihtes Dorf. (Mit Abbildung.) S. 679. — Mähnenschafe an der Tränke. (Zu dem Bilde S. 665.) S. 679. — Hopfenpflücken im Ammerlande. Von O. Thyen. (Zu dem Bilde S. 669.) S. 679. — Schwimmende Feldartillerie. (Zu dem Bilde S. 673.) S. 679. — Verschimmelte Tapeten. S. 679. — Das dreifache Thor in chinesischem Stile. (Mit Abbildung.) S. 680. — Die kaiserliche Yacht „Hohenzollern". (Zu unserer Kunstbeilage.) S. 680.	
Allerlei Kurzweil: S. 680.	
Illustrationen: Ida Boy-Ed. S. 648. — Nach fünfundzwanzig Jahren. Von C. Schwormstädt. S. 652 und 653. — Heranziehendes Gewitter. Von A. Longée. S. 657. — Abbildungen zu dem Artikel „Spaziergänge durch die Weltausstellung in Paris". Von C. Nunn. Vor der Ausstellung deutscher Heeresuniformen. S. 660. Ein Blick in das Haus der deutschen Marineausstellung. S. 661. Scene aus dem Palast der Kostüme. In der Maschinenhalle. S. 662. — Abbildungen zu dem Artikel „Zur Reform der Frauenkleidung". Fig. 1. Normaler Frauenkörper. Fig. 2. Durch Korsett verschnürter Körper. S. 664. Fig. 3. Atmungen des Beckens. S. 668. — Mähnenschafe. Von Friede. Specht. S. 665. — Hopfenpflücken im Ammerlande (Oldenburg). Von B. Violet. S. 669. — Abbildungen zu dem Artikel „Die Igler Bahn bei Innsbruck". Woldportie. Tunnel mit Ausblick auf Schloß Ambras S. 670. Igls mit Serles und Hubicht. Hotel Iglerhof in Igls. S. 671. — Geschützrevolver auf Tonnen über einen Fluß. Von A. Wald. S. 673. — Abbildungen zu dem Artikel „Rauchbelästigung im Hause und deren Beseitigung". Fig. 1 bis 7. S. 676 und 677. — Abbildungen zu dem Artikel „Moderne Wetterschießapparate". Vertikalschuß. S. 677. Horizontalschuß. S. 678. — Ansicht vom Torfe Eiterhof. S. 679. — Chinesisches Thorgebäude auf der Weltausstellung in Paris. S. 680.	

Hierzu 2 Beilagen, sowie Kunstbeilage 21: „Die kaiserliche Yacht ‚Hohenzollern' bei schwerem Wetter". Von Willy Stower.

Kleine Mitteilungen.

Malvorlagen. Was an künstlerisch guten Malvorlagen im Handel vorrätig ist, giebt der hübsch ausgestattete „Illustrierte Mustervorlagen-Katalog" (Leipzig, W. Möschke); derselbe ist also besonders wertvoll für solche, die den Kunststädten fern wohnen und erst nach Ansicht ihre Wahl treffen möchten. Es versteht sich heute von selbst, daß niemand allein nach Vorlagen studieren soll, sondern von Anfang an noch der wirklichen Naturform arbeiten muß, wenn er mehr erreichen will als wertlose Schablonenarbeit. Zur Dekoration destinierter Gegenstände aber, auch zur Anregung des eigenen Naturstudiums sind künstlerisch gute Vorlagen, die den gewünschten Totaleffekt einer Blumen- oder Landschaftsstudie zeigen, gewiß nicht zu verachten. Die Auswahl des reich illustrierten Kataloges ist eine so große, daß jeder mit Leichtigkeit finden kann, was er zu brauchen gedenkt.

Knievärmer. Diese für Forst- und Landleute oder solche, die viel auf offenen Wegen fahren, sehr praktischen Gegenstände werden aus starker grauer oder brauner Wolle angefertigt. Zunächst hat man für den gerundeten Knieteil, an welchen sich auch oben und unten strumpfähnliche Teile anschließen, 5 Maschen aufzuschlagen und einfach rechts hin und her zu stricken, dabei am Schluß jeder Reihe 2 neue Maschen aufnehmend bis zu 90 Maschen. Auf diesen strickt man noch 35 Reihen ohne Zunehmen, schließt dann diesen Teil an den letzten 35 Reihen zur Rundung, verteilt die Maschen auf 4 Nadeln und strickt zunächst 3 Reihen, die auf der rechten Seite rechts, und 3 weitere Reihen, die auf der rechten Seite links erscheinen; zum Schluß noch 26 Reihen wie beim Strumpfbündchen, d. h. 2 Maschen rechts, 2 Maschen links. —

Dann sammelt man die Maschen der oberen Knierundung ebenfalls auf 4 Nadeln, strickt wie vorher 3 Reihen rechts, 3 Reihen links und noch 50 Touren 2 Maschen rechts, 2 Maschen links. (Dieser Teil kann nach Belieben längere oder kürzer gestrickt werden.) Beide Ränder sind nach mit kleinen Zäckchen zu begrenzen, die im Hakelarbeit auszuführen sind. — ∘ 3 Luftmaschen 1 feste Masche zurück in die erste Luftmasche feste Masche in den Rand, vom ∘ wiederholt. A. H.

Hauswirtschaftliches.

Treffliche Bohnensuppe. Nicht nur was man kocht, vor allem wie man kocht, zeigt die hochqualifizierende Hausfrau, und besonders bei den einfachsten Gerichten tritt der Unterschied hervor. Eine mit Berücksichtigung harmonischer Zusammenstellung der einzelnen Zutaten gekochte Bohnensuppe kann sogar für einen Feinschmecker verlockend sein, während eine ohne weitere Ueberlegung zubereitete gleiche Suppe selbst dem nicht verwöhnten Gaumen nicht recht mundet. In dem folgenden Rezepte hoffe ich, finden die Leserinnen eine ebenso treffliche wie praktisch gute Angabe zur Bereitung einer schmackhaften Bohnensuppe. Man weicht die Bohnen — 500 g — am Vorabend des Kochtages in weichem Wasser ein und kocht sie am anderen Morgen damit ab. Dann setzt man einen großen Markknochen und 2½ g Bauchspeck mit 2½ Liter Wasser auf, giebt zwei ganze geschälte Möhren, eine halbe Zwiebel und eine Selleriestaude daran, salzt die Brühe und schüttet, wenn sie kocht, die Bohnen hinein. Man kocht Speck, Gemüse und Bohnen gar, nimmt jedes, wenn es weich ist, heraus und teilt die Brühe durch. In heißer, geklärter Butter schwitzt man zwei Löffel Mehl, verkocht die Brühe damit und legt die würflig geschnittenen Gemüse, den Speck und eine kleine Büchse Brechspargel in die Suppenterrine. Die Bohnen werden zur Hälfte durchgetrieben und mit der Suppe nebst einem Theelöffel Liebigs Fleischextrakt aufgekocht, die übrigen Bohnen läßt man ganz in der Suppe heiß werden. Mit etwas Maggi oder Perfektin wird die Suppe gewürzt, über die Anrichte gestäubt und mit sich gekochte Salzkartoffeln und einige in kleine Scheiben geschnittene Frankfurter Würstchen dazu gegeben. H.

Einfaches Vogelgericht aus Kalbsbratenresten. Ein kleiner Kalbsbratenrest, der zu einem sättigenden Gericht nicht mehr zu verwenden ist, giebe in Verbindung mit zwei gut gewaschenen Heringen ein pikant-appetitanregendes Vogelgericht nach der Suppe. Der Kalbsbraten, wie auch die gewaschenen und entgräteten Heringe werden fein klein gewiegt. Man braucht hierzu Kalbsfett, gehackten Speck, Semmel mit der Heringsmasse, einen gehackten, in Butter weich gedämpften Zwiebel, fehr Eidotter geriebener Semmel, drei Eigelb und drei Eßlöffel saurer Sahne und zieht den Gewürzkuchen unter die Masse. Eine glatte passende Form wird ausgestrichen und ausgestreut, dann mit der Masse gefüllt und deren Oberfläche mit etwas Butter bestrichen. Man backt die Speise ungefähr 40 Minuten, stürzt sie und bestreut sie beim Anrichten mit gehackter Petersilie. H.

Französisches Suppenfleischgericht. Das Fleisch, welches man zu diesem ganz ausgezeichneten Suppengericht nimmt, muß saftig und einmal mit fest durchwachsen sein; man legt es eine halbe Stunde vor dem Gebrauch in siedend heißes Wasser, daß es damit an eine heiße Herdstelle und läßt es in der angegebenen Zeit garkochen. Indes schneidet man 100 bis 150 g Bauchspeck, je nach der Größe des Fleischstücks, in Würfel, hackt ihn mit ein wenig Butter an, giebt gehackte Petersilie, Zwiebeln, Schnittlauch, Champignons und ein Prischen Pfeffer dazu und brät alles kurze Zeit. Eine flache Schüssel, die Bratöle ertragen kann, wird mit der Hälfte der Masse belegt, worauf man das in Scheiben geschnittene Fleisch darüber verteilt. Dann gießt man den Rest der pikanten Masse darauf, streut geriebenes Weißbrot und Parmesankäse darüber, beträufelt das Gericht mit geschmolzener Butter und einem halben Eßlöffel Maggi und stellt es dann 15 Minuten in einen heißen Ofen. Die Speise muß leichtbraun von Farbe sein und wird mit einem guten Kartoffelpurree in der Schüssel, in der man sie backte, auf die Tafel gebracht. Ch.

Gefüllte süße Ringlein. 70 g feingeschlossener Zucker, 140 g gute Butter und 175 g feines Mehl werden zu einem möglichst glatten Teig abgearbeitet, dann wird der Teig ½ cm dick ausgerollt, worauf man daraus kauter gleich große Scheiben von einem Teigmesser von 5 bis 6 cm und aus diesen wieder Ringe aussticht. Die Hälfte der Ringe wird mit etwas glatter Fruchtmarmelade bestrichen, auf jeden Ring ein zweiter Teigring darüber gelegt, leicht angedrückt, etwas abkühlen gelassen, dann in mäßig heißem Kakeofen gebacken. Sobald das Backwerk aus dem Ofen kommt, wird es dicht mit feingeschlossenem Zucker überstreut und auf dem Blech gelassen, bis es kühl ist, dann löst man die Ringe mit einem dünnen flachen Messer ab. ⊙ ⊙

Das Reinigen settiger Flaschen. Fettige Flaschen kommen wohl in jedem Haushalte vor, und über Reinigung ist gewiß leider Lieblingsbeschäftigung der Hausfrauen oder Dienstboten, zumal man zumeist nicht das richtige Mittel zur Anwendung bringt. Der Besitzer einer Delikatessenhandlung, dem regelmäßig unter anderen die bekannten Tee Besitzer einer Olivenflaschen ungereinigt zurückgegeben wurden, gab nun folgende Ratschläge, nach denen in seinem Geschäft mit fettigen Flaschen verfahren wird. Zur Reinigung von Flaschen, die Olivenöl, Provenöl, Leberthran und dergleichen enthielten, nimmt man Benzin oder billiger übermangansaures Kali, dem etwas Salzsäure zugesetzt wird. Im ersteren Fall löst das Benzin das an den Wänden festhaftende Fett und Oel auf — die Benzolöse ist nötigenfalls wie reinem Benzin zu verbrennen — im letzteren Fall zerstört das in der zugefügten Flasche entstehende Chlorgas das festsitzende Schmutzige, harzige Flüssigkeiten enthalten waren, wie Terpentinöl, Firnis, Lack ꝛc., müssen mittels Wasser, dem Borax oder Pottasche zugesetzt wurde, und spült mit Spiritus nach, der sich später noch zu Brennzwecken gut verwenden läßt. Flaschen endlich, die zur Aufbewahrung von Essenzen dienten, wie Citronenöl, Gewürzöl ꝛc., reinige man durch Schütteln mit Pottasche und Wasser. Starkes Nachspülen mit reinem Wasser ist in allen Fällen erforderlich. Sollte sich dann noch irgend ein Geruch bemerkbar machen, so beseitigt man diesen durch kräftiges Schütteln der Flaschen mit Wasser, dem etwas Teufelmehl zugesetzt wurde. Auch die unsauberste Leberthranflasche ist dann wieder tadellos und für jederlei Zweck zu gebrauchen.

Säubern von Kinderlenchtern. Die blanken Blechlenchter sehen im Spätherbste durch die Besuche der Fliegen, die Leuchter und Lampen sich besonders als Ausflugsorte auszusuchen, recht schmutzig und unansehnlich aus. Ihre Reinigung ist nicht so ganz einfach, da diese metallischen Sachen beim Säubern stets einer gewissen Vorsicht bedürfen. Zur Entfernung von Fliegenschmutz wäscht man die Leuchter am besten mit Wasser und Seife und dann mit Salmiakgeist ab, reibt sie trocken, darüber ganz dann rote Putzpomade darüber und reibt sie nun mit einem weichen Tuch nach. Auch werden sie nach diesem Verfahren blendend und sauber. Haben sie es, wenn man längere Zeit die Leuchter ungereinigt lasse oder wenn sie sehr reich verziert sind und auf die oben angegebene Weise ihr tadelloses Aussehen nicht wieder erhalten. In solchen Fällen muß man die Leuchter auseinanderschrauben und jeden Teil einzeln säubern. Man erhitzt dazu dicke Milch mit einer kleinen Prise Salz und einem Teelöffel Soda. Hierauf taucht man erst in die heiße Milch ein weiches Läppchen und dann in trockenes gesiebten weißen Sand und schmeert nun jeden Leuchterteil damit ab. Man spült die mit Karem Wasser und trocknet mit weichem Lederlumpen nach, worauf man die Leuchterteil mit vollkommen Tuche vollends trocken und blank reibt. Die letztere Reinigungsart darf aber bei Orangenleuchtern nicht angewandt werden, da diese sie nicht vertragen. E.

Mittel für lose Messergriffe empfiehlt die sinnige Verwendung des Kolophoniums und Kreide, man zusammen beide Teile fein, vermengt sie gründlich und erhitzt sie, worauf die Mischung wird. Sie muß dann in die Oeffnung der Messergriffe gegossen und der Stiel recht fest hineingedrückt werden.

Um Nadelruhe zu erzielen eine Form bergen zu können, legt man sie einige Zeit in Wasser, bis sie vollkommen sind, so behalten dann die gegebene Form, wenn sie trocken geworden sind.

DIE KAISERLICHE JACHT „HOHENZOLLERN" BEI SCHWEREM WETTER

Nach dem Aquarell von Willy Stöwer

Halbheft 21. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ● Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Um Helena.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Ida Boy-Ed.**

1.

Nun hatte er es in seiner Hand. Ihm war, als umspannten seine Finger greifbar die Macht, die Kraft, den Ruhm. Der große von einer Behörde unterschriebene Bogen zitterte ein wenig, wie er ihn so vor sich hielt und wieder und wieder las, was darauf geschrieben stand.

„Ich muß sogleich Edlef telegraphieren," dachte er.

Aber die starke, sein ganzes Wesen ausfüllende Freude hielt ihn wie gefangen. Sie äußern hieß ihm schon sie zum Teil verlieren, sie fast entweihen.

„Ich muß der Mutter schreiben," dachte er weiter.

Und stand doch immer und genoß still für sich den Augenblick.

Ganz kurz streiften seine Gedanken auch alle die, welche ihm diesen Erfolg gönnen oder neiden würden.

War es denn überhaupt schon der Erfolg? Ihm schien es, was auch sein Arbeitsgenosse Edlef und alle Welt sagen mochte, nur als die Vorbedingung zu einem solchen, nur die schwer wuchtende Verpflichtung, ihn sich zu erringen.

Aber gerade deshalb empfand er dies als ein so ungeheures Glück.

Eine gigantische Arbeit, verbunden mit einer Verantwortlichkeit ernstester und verzweigtester Art, stand vor ihm. Menschenleben und Kulturinteressen waren in seine Hand gegeben.

Wie ihm das die Seele weitete, die Gedanken große Bahnen durchmessen ließ.

Mit Millionen durfte er arbeiten. Geld, das aus dem Volke kam und in verwandelter Gestalt wieder des Volkes werden sollte, ihm zum Nutzen und zur tausendfachen Vervielfältigung — heiliges Geld!

Jede Kraft, die in ihm war, die des Verstandes und die der Phantasie, durfte er, mußte er sich entfalten lassen.

Er schloß die dunklen Augen, in denen das Licht einer ernsten Mannesfreude brannte. Ueber sein bärtiges Gesicht ging ein stilles Lächeln. Er sah sein Werk vor sich, wie es nach drei Jahren vollendet sein würde:

Den Fluß, der jetzt zwischen unregelmäßigen versandenden Ufern, in breiter Mündung schwächlich und haltlos mit dem Meer in eins verschwamm, den würden steile Deiche eindämmen. Jetzt war er wie ein Mensch, der vor lauter Willensschwäche zum Verderben seiner Umgebung wird. Straffe Linien sollten ihm Charakter geben. Und da, wo er an der kleinen, eingeschlafenen Stadt vorbeisichtig, die neben der Mündung am Strand vergessen lag, sollte ein Quai von Granitquadern einen neuen schönen Hafen bilden. Weit ins Meer hinaus streckte sich dann ein Molo. Gegen sein wuchtiges Steingeröll spritzten die Wogen. Auf seinem Kopf wandelte die schauende Menge. Den Steand schützte eine granitene Mauer, von einem eisernen Geländer gekrönt. Dahinter streckte sich die Strandpromenade. Vorn, zu Füßen der mannshohen Mauer, blieb ein Streifen weißen Sandes, für die Badegaste. Und weiter draußen, eine Meile vom Ufer entfernt, fast inmitten der nur getind ins Land sich hineinwölbenden Meeresbucht, erhob sich auf dem winzigen, sandigen Eiland, das bei östlichen Winden stets hoch von den Wassern überwogt blieb, ein Leuchtturm. Rund und gedrungen stand seine massige Gestalt, grau mit roten Backsteinzierleisten, vor dem hellen Himmel. Und nächtlich blitzte ein Licht hinaus über die schwarzglasigen Fluten: ein warmes, lebendiges Licht, wie aus einem Menschenauge, das sich öffnet und schließt — in regelmäßigen Intervallen.

Ida Boy-Ed.
Nach einer Photographie von J. Maaß in Lübeck

Eilige Dampfer, die Rauchfahne lang hinter sich in der Luft, schäumten heran. Der Hafen, der vor Jahrhunderten Bedeutung gehabt, ward wieder eine Stätte des Lebens und von ihm aus quoll neuer Reichtum, neue Bewegung in das Land. Den Strand belebten erholungsbedürftige Menschen, die Geld herbrachten.

Fröhliches Werden und Gedeihen überall. — — —

Das Schaffen dürfen — ja es war doch ein stolzes Glück!

Und daß man ihn mit der Ausführung dieses Unternehmens betraut hatte, welch ein Fundament gab

das seinem ganzen künftigen Wirken! Welches auch seinem Privatleben!

Nun war er ein Mann, der mit Recht werbend vor ein Weib treten konnte, vor das eine, das er mit allen Sinnen und ganzer Seele begehrte. Alle heißen Wünsche hatte er niedergerungen, ja lange sein Berufsleben ihn nicht auf diese sichere Höhe geführt.

Der Gedanke war ihm unerträglich, vor der geliebten Frau als ein nach Ringender zu erscheinen, sie gar mit sich zu reißen in Kämpfe, Enttäuschungen, Sorgen.

In einer unbezweifelbaren und unzerstörbaren Ganzheit wollte er vor ihr stehen. Als einer, der viel zu geben hat. Als ein Wertvoller, den für sich gewonnen zu haben ein Frauenherz stolz machen durfte.

Er war sich bewußt, viel geben zu müssen, denn er forderte viel. Das ganze Weib. Jeden ihrer Gedanken. Er wollte, er mußte der alleinige, beherrschende, ausfüllende Inhalt ihres Lebens sein.

Er liebte mit fanatischer Ausschließlichkeit und so wollte er wieder geliebt sein.

Hier, in der Stille seines Gasthauszimmers erzitterte er, als sei ihre heißbegehrte Person ihm gegenwärtig, als höre er ihre ruhige, wohllautende Stimme, als sähe er die sanfte Gemessenheit ihrer stolzanmutigen Bewegungen und ihr schönes blondes Haar.

Es schien wahrhaft, als habe die Natur ihre helle, wohlthuende Schönheit geschaffen zur Ergänzung seiner düsteren Art.—

„Ich muß wirklich an Edlef telegraphieren," dachte er wieder, sich mit Zwang aus seinen Gedanken reißend.

Sein Vetter, der Mitinhaber der erst vor wenigen Jahren gegründeten Ingenieurfirma Stürmer & Stürmer saß in Berlin und wartete dort in ihrem Bureau auf die Entscheidung. Nun konnte Thassilo ihm mitteilen, daß die Behörde der Stadt, im Einvernehmen mit dem Arbeitsministerium des Landes, ihnen dieses Unternehmen übertragen hatte.

Er setzte sich an den Schreibtisch. Es war vielmehr die niedergeklappte Platte eines alten Mahagonisekretärs, die als solcher diente. Während er die Depesche aufschrieb, war er, sitzend, mit seinem dunkelhaarigen Kopf gerade in den Bündel Sonnenstrahlen geraten, der zum Fenster hereinkam. Wie wohlthätig ihm diese leuchtende Wärme war!

Nachher ging er lange im Zimmer hin und her.

Es war ein häßlicher Raum, mit den veralteten Möbelstücken der fünfziger Jahre ausgestattet. Der blumengemusterte Teppich stammte auch jedenfalls noch von damals. An der Wand hingen vergilbte Lithographien, die Bilder des damaligen Fürstenpaares in ihrem Braut- und Bräutigamsanzuge. Die schmalen Goldleistenrahmen waren von Fliegenschmutz schwarz.

Thassilo fühlte sich nicht gestört durch dies alles. Er sah es gar nicht. Nur als er gestern angekommen war, hatte er ganz kurz, mit einem kleinen Lächeln gedacht: Edlef würde wieder jammern.

Jetzt malte er sich Edlefs Freude aus. In der Einsamkeit seiner vier Wände würde der Junge rasen. Er würde gar nicht vor Eile wissen, an wen alles schreiben und depeschieren. An alle Zeitungen würde er es melden. Sämtliche Freunde durchs Telephon beordern zu einer festlichen Zusammenkunft, bei welcher der Sekt dann überreichlich geschäft würde. Und in all dem überschäumenden Gebaren würde Edlef doch sich immer bemühen, großartig zu thun, ja, als sei es schließlich die selbstverständlichste Sache von der Welt, daß ihnen, Thassilo und Edlef Stürmer, von der Stadt Marstadt das Unternehmen übertragen worden war, Flußkorrektion, Hafenausbau, Strandsicherung und Leuchtturmbau für fünf Millionen binnen drei Jahren auszuführen. Marstadt sei nur ein Nest, die Mar nur ein Flüßchen, das ganze bloß eine Art Vorarbeit und Probe für ähnliche große Tinge, die sie später für Preußen auszuführen hofften.

Er war eben von ganz anderer Art als der Vetter. Aber sie ergänzten sich herrlich. Wenigstens sagten es ihre Mütter seit der Zeit, wo die beiden Knaben zusammen lesen lernten. Und alle Welt hatte es immer gesagt, bis auf den heutigen Tag. Daß sie einmal zusammen wirken mußten in einem gemeinsamen Beruf, das war auch ausgemacht, seit ihren frühen Kindertagen. Die Mütter sprachen immer davon, und sie glaubten es selbst von jeher angestrebt zu haben.

Zusammen hatten sie in Hamburg, wo Edlefs Vater damals wohnte, ihre Jugend verbracht. Das gewaltige Leben am Hafen, die großen Brücken und Quaibauten hatten ihre Phantasie nach einer bestimmten Richtung gelenkt. Sie wollten beide Ingenieure werden und sich dem Wasserbau widmen. Zusammen bezogen sie die technische Hochschule in Charlottenburg. Und die Mütter, da Edlefs Vater inzwischen gestorben war, zogen ihnen nach. Zusammen hatten sie bei den Gaedepionieren gedient. Später ging Thassilo nach Norwegen, wo er als erster Ingenieur mehrere Jahre bei einem großen Unternehmer arbeitete. Edlef befand sich so lange in ähnlicher Stellung in Holland. Dann etablierten sie ein Bureau unter der Firma Stürmer & Stürmer.

Es war ein Freudentag für die beiden Mütter.

Diese beiden treuen Herzen verfolgten dann auch mit fieberhafter Spannung die Vorbereitungen zu dieser großen Unternehmung. Nach der vor Jahresfrist erfolgten öffentlichen Ausschreibung beschlossen die beiden Männer sofort, sich zu bewerben.

Sie reisten ab, mit allerlei Empfehlungen an maßgebende Persönlichkeiten der Stadt und des Landes, sowie mit gesellschaftlichen Einführungsbriefen an einige Gutsherrschaften der Umgegend Marstadts wohlversehen, und brachten einige Wochen, mit Vermessungen, Zeichnungen, Berechnungen beschäftigt, in eben diesem Hotel zu.

Damals, während der Zeit der Vorarbeiten, hatten Thassilo und Edlef viel auf dem Gute der Altheers verkehrt.

Wenn Thassilo am Strande entlang ging, konnte er landeinwärts, auf der Höhe eines sanftansteigenden Geländes, das alte, rote Herrenhaus mit seinem blaublinkenden Schieferdach zwischen den riesigen Ulmen erkennen. Das war Beate Altheers Heimat. Die Heimat, aus der er sie nunmehr bald zu entführen hoffte. — — —

Seine Gedanken wandten sich den „Müttern" zu. Edlef und Thassilo waren gewahr, sie als ein stets Vereintes, gleichsam als ein Doppelwesen zu denken. Wie gut, daß sie diese Freuden alle noch zusammen erleben durften, sie, die treu zusammen viel Thränen geweint! Nach! Denn Edlefs Mutter, für Thassilo Tante Irene, siechte unheilbar dahin. Ihr Leben konnte jeden Tag auslöschen. Mit einer Wehmut, deren Oberflächlichkeit ihm nicht bewußt war, dachte er an diese Möglichkeit. Er beklagte sie vor allen Dingen um seiner Mutter willen, welche an der praktischen und weltersahrenen Schwägerin ein lebelang eine schwesterliche Stütze gehabt hatte.

Der frühe Tod des heißgeliebten Gatten hatte in seiner Mutter viel Kraft zerbrochen. Sie wurde nie wieder ein Vollmensch mit frohem Willen und zielsicherem Blick. Dem Bruder des Gatten überließ sie die Abwicklung der Geschäfte und war ihm dankbar für diese Mühen. Sie zog ganz zu ihren Verwandten, im Bewußtsein, durch ihr auskömmliches Vermögen gesichert zu sein und ihren Teil am gemeinsamen Haushalt berechnet zu bekommen. Als auch Edlefs Vater starb, nahm Tante Irene die Geschäfte in die Hand. Sie umgab die Schwägerin mit erhöhter Liebe. Es fehlte den beiden Frauen an nichts.

Tante Irene verstand es auch, einflußreiche Bekanntschaften zu machen und auszunutzen. Einen fast vergessenen, sehr reichen Vetter gewann sie zu einem nahen Freund. Durch diesen vielvermögenden Mann ward die junge Firma Stürmer & Stürmer mit Geldleuten bekannt, die hinter ihr standen, wenn es große Unternehmungen galt.

Wenn man es recht bedachte, hatte Tante Irene sozusagen die Regie beim Schauspiel ihres bisherigen Lebens geführt.

Sie konnte zufrieden von hinnen gehen. Sohn und Neffe schritten erfolgreich den Weg, den sie hatte ebnen helfen.

Thassilo warf sich manchmal vor, daß er für all dies ihr nicht Dank genug gab. Aber es blieb etwas spröde in ihm gegenüber dieser Frau.

Er war auch sicher, daß sie seine Wahl nicht billigen würde, denn Beate Altheer kannte, nach allem, was er gelegentlich über ihren Vater, den Besitzer von Glanau, gehört hatte, nur mäßig begütert sein. Auf eine Barmitgift war keinenfalls zu rechnen.

Seine Mutter würde ihn verstehen, wenn er ihr sagte: gerade das erhöht mein Glück. Von mir, vom Manne, soll sie alles empfangen. Meine Arbeit, mein Können soll sie schützen vor allen Rauheiten des Lebens. Ihr Tisch sei von mir bestellt, ihr Kleid von mir beschafft, ihr Dach von mir gebaut.

Den Beſitz, der ihr Leben verſchönt, ſie ſoll ihn lieben und ehren, weil ſie in ihm meinen Fleiß ehrt.

Wenn ich in meinen arbeitsreichen Tagen keine Zeit haben werde, ihr wieder und wieder zu ſagen, ich liebe dich, ſo ſoll die Sorgloſigkeit um ſie her ihr von meiner Liebe zeugen fort und fort.

Er fühlte ſich mit königlichem Reichtum begnadet: ſchaffen zu dürfen zugleich für ein ganzes Gemeinweſen und für die Geliebte — das war wohl ein ſchönes Menſchenlos.

Er ſah nach der Uhr. Etwas nach Drei. Wenn er ſogleich ging, kam er auf Glanau gerade zu einer Stunde an, wo er ſicherlich außer Beate auch deren Vater traf.

Den Brief an ſeine Mutter verſchob er bis zum Abend.

Er konnte ihm dann gleich zwei große Nachrichten mitgeben. — —

Thaſſilo verließ das Hotel „Zum Großherzog“. Es war ein alter Bau, dem man eine neue Faſſade vorgeſetzt, ſo daß es von außen beinahe großſtädtiſch wirkte. So beherrſchte er anſpruchsvoll den Marktplatz, von dem aus eine kurze, breite Straße zum Hafen hinabging und ihr gerade gegenüber eine andere, ſchmälere hinauf durch die Stadt, hinaus vors Thor, auf die Chauſſee, welche an Glanau vorbeiführte.

Thaſſilo liebte den Blick vom menſchenleeren Marktplatz die Straße hinab. Sie hatte etwas Holländiſches an ſich. In der Häuſerzeile gab es noch ein paar Treppengiebel von rotem Backſtein. An einem Hauſe rechts war die Thür wie umbaut von übereinander aufſteigenden Körben, deren Inhalt von roten Wurzeln, grauweißen Kohlköpfen und grangelben Steckrüben ſehr kräftige Farbentöne gaben. Ein Schiffer in hohen Waſſerſtiefeln ſtand breitbeinig davor und handelte mit der unter der Thür verharrenden Händlerin.

Und unten ſchloß das Bild beſonders ſtimmungsvoll ab. Vom Waſſer des Fluſſes ſah man nichts. Aber vor dem Hintergrund des blaſſen, klaren Februarhimmels und des faſt farbloſen flachen Küſtenlandes ſtanden die ſchwarzen Maſten der kleinen Schoner, die am Quai nebeneinander, einen braungrünen, bauchigen Leib feſt an den andern gedrängt, friedlich ankerten. Die Sonne ſpielte über das geteerte Tauwerk hin, das reglos von den Maſten hing oder ſich ſtraff von den Raaen hinauf zum Topp ſpannte. Im Lichte gleißte es hier und da kupfergoldig auf.

Das idylliſche Bild würde ſich wandeln. Es ſollte Leben und Größe hineinkommen, wenn erſt die Körper von tiefgehenden Dampfern, die ſchwellenden Fluten teilend, ſich bis an den Quai wagen konnten.

Thaſſilo wurde, wie er ſo ſtand und ſchaute, von dieſem und jenem Vorübergehenden gegrüßt. Er und Edlef waren hier ſchon ſehr bekannt geworden während der Zeit der Vorarbeiten. Beſonders Edlef. Der hatte die Gabe, ſich populär zu machen. Um Thaſſilo gingen die Menſchen faſt ſcheu herum.

Er ſelbſt bemerkte das nicht. Er hatte ſo ſelten das Bedürfnis, ſich anzuſchließen. Ihm fehlte die Zeit dazu. Nicht ſowohl äußerlich als ſeeliſch.

Zwei Männer, die zuſammen vorüberkamen, blieben eine Minute ſtehen. Die Neugier und das Intereſſe an der Angelegenheit, welche die ganze Stadt faſt leidenſchaftlich als eine zukunftentſcheidende bewegte, waren doch ſtärker als die Scheu vor dem unzugänglichen Mann.

Der Doktor Gramberg, ein junger Herr in Thaſſilos Alter, der ſchon hundertmal verwünſcht gehabt, daß er ſich inſtament in Marſtadt habe niederlaſſen müſſen, und der von ſich überzeugt war, daß er als „hübſcher und forſcher Kerl“ anderwärts ſchon längſt ſein Glück gemacht haben würde, der griff an den Hut und fragte:

„Na, darf man Ihnen und darf man uns gratulieren?“

Der andere, eine über Marſtädter Verhältniſſe hinaus elegante Erſcheinung von orientaliſchem Typus, lächelte Thaſſilo nur an und behielt ſeinen Cylinder ein Weilchen in der Hand, ehe er ſich wieder bedeckte.

„Ja, unſere Firma hat den Zuſchlag bekommen,“ ſagte Thaſſilo kurz.

„Das wird alle Welt freuen. Die Volksſtimme hatte ſich ſozuſagen für ſie ſchon entſchieden,“ behauptete Doktor Gramberg.

„Ja, ja,“ bemerkte der Bankier Lebus.

„Ihr Herr Bruder hat mir verſprochen, daß ich als Arzt für die Arbeiter angeſtellt werden ſolle . . .“

„Das beſprechen Sie denn auch am beſten mit meinem Vetter.“

„Ach ja . . . Vetter — Pardon . . .“

Die Herren gingen weiter.

„Der andere, der iſt ja der Eigentliche,“ ſagte Doktor Gramberg; „dieſer ſoll nur ſo 'ne Art von cyklopiſcher Arbeitskraft ſein. Der Edlef iſt ein genialer Kerl.“

„Mir iſt es eins, ob die Stürmers oder ob Meyerhof & Hude oder ob Hinz oder Kunz die Sache gekriegt haben,“ ſprach Herr Lebus ruhig.

„Na ja. Ihnen mußte jeder kommen. Die laufenden Geldgeſchäfte müſſen doch durch Ihre Firma beſorgt werden. Da fallen noch Wagen und Pferde für Sie ab.“ Sein Ton war von gehäſſigem Neid förmlich durchtränkt. Lebus winkte ab.

„Zügeln Sie Ihre Phantaſie!“

In der Straße, die zum Hafen führte und welche die beiden nun hinabſchritten, erſchien eine Flagge. Aus dem höchſten Fenſter, oben in einem Treppengiebel, kam ein langes, buntes, noch zuſammengewähltes Etwas heraus. Es wurde von innen nach außen geſchoben. Dann fiel das Zuſammengewählte ſchwerwallend auseinander und von der Stange herab hing die Fahne, mit ihrem ſchwarzweißroten Stoffgebreite das ganze Hafenbild zudeckend.

Thaſſilo ſah es noch. Dann wandte er ſich, um den Weg nach Glanau einzuſchlagen. Aber auch in der Straße, die er da durchſchreiten mußte, kamen Flaggen zum Vorſchein.

Eine ſtarke Gemütsbewegung ergriff den haſtig ſchreitenden Mann. Kein Zweifel: die Bevölkerung flaggte. Das Heißerſtrebte war gewährt. Ihr eingeroſtetes Leben ſollte neu geweckt werden. Wohlſtand winkte, Arbeit, tauſend Aufgaben, die Möglichkeit, ſich zu recken und zu dehnen.

Und all dieſe Hoffnungen ſollten und durften ſich durch ſein Werk erfüllen. An ſeine Perſönlichkeit klammerten ſich all dieſe Gedanken und Geſpräche. Denn die Gedanken und Geſpräche der Eingeengten, Kleinen brauchen immer einen Menſchen. Die Sache wird ihnen erſt durch den Mann begreiflich und glaubhaft, den ſie vor ſich ſehen, der ſie ausführen ſoll.

„Da geht Herr Stürmer! Hoch, Herr Stürmer!“ ſchrie eine Knabenſtimme oben aus einem Bodenfenſter, aus dem ſich eben noch eine Fahnenſtange in die Luft zu bohren begann.

Thaſſilo feuchteten ſich die Augen. Er ging raſcher.

Dies genierte ihn. Er liebte es nicht, Aufſehen zu erregen.

Und dennoch ſchwoll ihm das Herz. Er war ſich ſeines Wollens und Könnens ſtark bewußt. Er wünſchte in dieſem Augenblick, daß es ein übermenſchliches ſei. Daß er nicht nur das übernommene Werk mit glänzendem Gelingen durchzuführen vermöge, ſondern daß er auch die Macht habe, nachher Ströme von Menſchen, Gütern, Gold hierher zu lenken, damit die kühnſten Hoffnungen noch übertroffen würden.

Er, der karg im Lieben und Freundſchaftſchließen war, liebte in dieſer Stimmung die ganze Stadt.

Ein kleines, blondes Ding lief ihm zwiſchen die Beine, ihn faſt zu Fall bringend. Er hob es auf. Es hatte ein Rotznäschen und ſehr ſchmutzige Hände.

Aber ihm ſchien, daß es Haare habe von der Farbe von Beatens Haar.

Er küßte den blonden Scheitel. Gerade lief ſchon die Mutter der Kleinen hinzu und nahm ſie ihm mit Entſchuldigungen ab. Es war eine Arbeiterfrau.

Er griff in die Taſche. Ein Markſtück kam ihm zwiſchen die Finger.

„Da, Kindchen! Kauf' dir einen Ball dafür!“

„Bedank dir, Lieschen, bedank dir!“ mahnte die Mutter, ſich zu der Kleinen beugend und ihr mit dem Schürzenzipfel die Naſe putzend. Und dann ſprach ſie:

„Ach Gott nee, Herr Stürmer, was is es einmal für 'ne Freude für die ganze Stadt, daß wir Ihnen zu den Hafenbau kriegen. Mein Mann wird da ja auch jedenfalls Arbeit mit an kriegen. Er freut ſich da ſchon zu. Sonſt konnt man hier mit all ſeinem Fleiß nich auf'n grünen Zweig kommen!“

„Ich oder ein anderer,“ ſagte Thaſſilo, „die Hauptſache iſt, daß es wird.“

„O nee, das iſt in meinen Leben nich egal,“ beteuerte ſie. „Herr Rechtsanwalt Wadernagel hat auch noch zu mein Mann

Nach fün

Nach dem

Digitized by Google

Photogravüre im Kunstverlag von Paul Sonntag in Berlin.

…zig Jahren.

…Schweninger.

gesagt — mein Mann weißte den Souteräng in die Wackernagelsche Villa — Koht,' sagte Herr Rechtsanwalt Wackernagel zu mein Mann, ‚wenn wir den Stürmer kriegen, fahren wir am beiten, von alle Betaerbers hal der das meiste Schenie' — Lieschen, bedanke dir doch . . ."

„Ja, wenn Heer Rechtsanwalt Wackernagel es sagt . . ."

Thassilo lächelte in sich hinein. Das war der große Mann von Marstadt. Aber schließlich wirklich ein verdieater Mann vall Streben.

Dieser kleine Zwischenfall hatte seine Ergriffenheit in den fröhlichsten Mut umgewandelt. Wie er nun hinausschritt in das Land, hätte er die Arme ausbreiten mögen, es zu fassen.

Ihn deuchte, er sei zum Herrscher desselben ernannt.

Rechts das sich hinadziehende Geläade endete ia einem breiten, weißen Strand, gegen den, vom gerade herrschenden Nardost getrieben, in rascher Bewegung das blaue Meer heranwagte. Er konnte von hier aus das Aufsprallen und Zerperlen der weißen Schaumköpfe nicht erkennen, wohl aber sah er rastlos weiße Striche herankammen und verschwinden, so daß es seinem Auge zuletzt schien, als drehe sich das Meer auf einer Walze.

Der Strand war nach zerwühlt zu Höckern und Klüften. Die Stürme des Winters hatten das gethan. Jeden Frühling ließ die Behörde eine leidliche Ebeamäßigkeit herstellen, um den wenigen Badegästen dach das Nätigste zu bieten. Mehr als einmal aber in diesem Jahrhundert war, gejagt vom Sturm, das Meer als hahe Mauer herangedrängt gekammen and hatte die untere Stadt arg beschädigt.

Nun sallte ihm eine Grenze gesetzt werden!

Der Weg, den Thassilo schritt, war eine gutgehalteae Chaasee, von dürren, hachragenden Pappeln eingesäamt. Der Wind ließ ihre Wipfel sich alle nach einer Seite neigen und dlies so stetig, daß er ihnen kaum Zeit vergönnte, sich einmal aufzurichten.

Links auf der Höhe des Geländes zogen sich Felder ins Land, durchstrichen von den Knicks, die Grenzen bildeten, aber aach das Feld vor dem Sturme schützen sollten. Fette, braune Schollen, in denen unter der Sonne fast blaue Tinten aufleuchteten, wechseltea ab mit Koppeln, auf denen draangrün die junge Winterssaat im Winde zitterte.

Hier wehte es immer. Und nur an lauen Tagen, wenn einmal selbst der Westwind schlief, wenn melanchalisch der endlase Regen herabtroff, nur an solchen Tagen war eine Art von Stille ia der Natur.

Thassilo liebte den Wind. Er gab der Pflanze die Kraft, die dem Measchen aus der körperlichen Beweguag erwächst.

Und er war gleichsam der Mat ia der Natur.

Schon traten die braunen Baum- und Buschgruppen des großen Gartens van Glanau an die Chaussee heran. Ein weißes niedriges Latteagitter umgrenzte ihn.

Und da war das Haus. Der Chaussee zu sah es aus wie eia großer roter Kasten, mit vielen Fenstern, die schwarzblaa in weißgemalten Rähmchen blialerten. Zwei Stufen führten unmittetbar von der Straße zur Hausthür hinauf.

Als Thassila klagelte, fühlte er sich durch eine fast unangenehme Erregung überrascht, die ihn so plötzlich überfiel, wie die Angst den Feigen übermannea mochte.

Diese peinliche Empfindnng war ihm ganz neu. Sie stieg ihm fast als Uebelleit im Halse hach.

Seine Häade waren eiskalt.

„Beate," dachte er, „o Beate!"

Die Leideaschaft wallte doch nicht etwa einen Narrea aus ihm machen?

„Es ist die Nähe der Entscheidung," dachte er.

Man öffnete ihm. Das Hausmädchen war es, wie immer zierlich angethan mit schwarzem Kleid, weißem Halskragen und weißem Häubchen. Beate hielt auf gewisse Formen. Sie hatte, wie sie sagte, bei ihrer Rückkehr aus der Pension die allzu ländliche Haushaltsführung reformiert. Seitdem, es waren fünf Jahre, war das Altheerische Haus ein besonderes Gemisch von ländlichen and städtischen Angewohnheiten. Das Hausmädchen bediente bei Tische anil weißen Baumwallhandschuhen, aber es kam vor, daß der Hausherr an diesem Tisch in Schmierstiefeln saß.

Die Herrschaften seien beim Kaffee, meldete das Mädchen, and Heer Rechtsanwalt Wackernagel sei auch da.

Dies gab Thassilo auf der Stelle volle Ruhe.

Die Anwesenheit eines Fremden war ihm hochwillkommen. Sie bot die Möglichkeit, sich zuerst undefangen zu geben und auf ein Alleisein mit Beate zu hoffen. Dean Altheer hatte immer allerlei Geschäfte mit seinem Freund und Sachwalter Wackernagel.

Der Flur des Herrenhauses von Glanau war von Beate so hergerichtet, daß er sich nls kleine Halle geben konnte. Eine Gewehrsammlung und ein paar alte fast schwarze Oelbilder zierten die weißgekalkten Wände. Ein für den Salon schon zu schadhaft gewesener Teppich lag in der Mitte auf dem Fliesenboden. Darauf stand ein Tisch mit sechs Stühlen herum. Beate hatte die Gewöhnlichkeit des Tisches durch eine sehr hübsche gestickte Decke verhullt.

Die täglich benutzten Wohnzimmer der Familie lagen nach hinten. Van dart hatte man, zwischen den schwarzbraunen, runzligen Stämmen der vier altea Ulmen hindurch, einen köstlichen Blick aaf das Meer.

Zam Aabau einer Terrasse hatte Beate ihren Vater nicht bewegen können. Man trat hinten aus dem mittleren Zimmer, durch eine Glasthür, über zwei hinabführende Stufen unmittelber in den Garten. Wenn Beate des Sonnens bei Regen draußen sitzen wollte, mußte sie unterm Schirm nach dem halboffenen Pavillon hinüberlaufen, welcher sich mit seiner Rückwand in ein Fliedergebüsch drängte und von seiaer Schwelle aus dea herrlichsten Rundblick über die Gegead gewährte.

Die drei Hiaterzimmer bestanden aus dem Salon, Beatens kleiaer Wohnstube nad dem geränmigen Eßsaal.

Das war ein Raum, den Beate hatte lassen müssen, wie er aun einmal von jeher gewesea. Seine Wände warea hell und dunkelgrün gestreift. Auf den ersten Blick sah das wie eine Tapete aus. Aber es war nar mit Leimfarbe auf die Mauer gemalt. Oben lief ein Fries herum, er zeigte einfach aaf dem weißen Grund schwarzgraue Vasen, eine war mit der andern durch eine kleine, verblaßte Rosenguirlande verbanden. Georg Altheer sagte, er zähle diese Vasen immer, wean er mal aufgeregt sei, obschon er seit seiaer Kindheit wußte, daß an jeder Längswand einundzwaazig und an jeder Schmalwand dreizehn Vasen in Reih und Glied gemalt dastanden.

Vom Plafond, der völlig glatt und schmutzig weiß war, hing inmitten ein enormer Kronleuchter herab. Zwölf Prismenketten, von einer Rosette ausgehend, hielten eine riesige rote Glasscheibe. Um sie heram standen achtzehn Lichter. Van ihrem Rande hing eine Franse herab von laagen, geschliffenen Prismen.

Stühle, Tische, Buffet, das war alles alltäglich. Man bemerkte eben immer nur die Wande und den Kronleuchter.

Unter demselbea oder vielmehr an der einea Ecke des großea Speisetisches, der unter ihm staad, saßen jetzt Georg Altheer, der Besitzer von Glanau, der Rechtsanwalt Wackernagel und Beate Altheer. Sie an der Schmalseite, die beiden Männer rechts und links. Fast sah das aus wie eine Wirtstafel, die gerade nar oben benutzt wird.

Als Thassilo eintrat, standen alle drei auf.

Georg Altheer hob die Rechte und schwenkte sie in der Luft, wie man thut, aas einen Vorbeifahrenden lustig zu grüßen.

„Heil dem Sieger, preisgekrönt!" rief er, „Wackernagel, der ja ia der Kommission war, hat nus schon gesagt . . ."

Altheer war immer fröhlich. Er hatte auch schon in seiner Erscheinung etwas Fideles. Im ausrasierten Kinn saß ihm ein Grübchen. Die grauen Bartkoteletten waren gut gehalten, das Haar, auch schon grau, sehr sorgsam gescheitelt und pomadisiert. Seine Farben waren vom Wetter sehr lebhaft geworden, vielleicht auch von einer großen Trinkfröhlichkeit. Seine hellen Augen blickten gerade. Er fing an, ein wenig korpulent zu werden, das schwarze Röckchen mit den kurzen runden Schößen, das er trug, war ihm offenbar zu knapp, denn Brust und Bauch, mit lederfarbiger Weste bekleidet, traten vordringlich heraus. Seine Erscheinung hatte etwas vom junkerlichen Landwirt.

Beate blieb stehen wo sie stand.

Sie sah dem Mann mit einem Lächeln entgegen und streckte ihm die Hand hin.

Es war eine große, sehr weiße, sehr schön geformte Hand, vielleicht ein wenig zu fleischig für ein Mädchen von einundzwanzig Jahren.

Ihre ganze Persönlichkeit erweckte überhaupt mehr den Eindruck der Reife als der der Jugendlichkeit.

„Meine Frau war auch so. Das sind die daverhaften Schönheiten," hatte Georg Altheer einmal gesagt. „Meine Mutter sah unverändert aus bis in ihre hohen Fünfzig. Das liegt in der Familie."

Beate war so groß wie Thassilo. Ihre Gestalt zeigte ein vollkommenes Ebenmaß. So auch ihr Antlitz. Jeder Zug darin konnte vor den äußersten Anforderungen bestehen. Ihr Profil wies eine herrliche Nase, eine unvergleichliche Linie von den Lippen über das Kinn, hinein zum Ansatz des edelgebildeten Halses.

Ihr Haar war von einem köstlichen matten Blond, sehr locker geordnet und hoch auf dem Wirbel in ein paar Puffen zusammengesteckt.

Trotz all der seltenen Schönheit wirkte ihre Persönlichkeit nicht streng, auch kaum majestätisch. Es schien sie vielmehr ein Dunst von Ueppigkeit zu umzittern. Zugleich lag es aber auch wie eine große Ruhe über ihr.

Thassilo war keines Wortes mächtig, als er nun diese weiße Hand nahm.

„Ich freue mich auch sehr," sprach Beate mit ihrer klangvollen Stimme, etwas langsam, wie sie immer sprach.

Wackernagel glaubte, das Vorrecht, Glück zu wünschen, den Hausbewohnern lassen zu müssen. Er trat als Letzter auf Thassilo zu, schüttelte ihm lange die Hand und sagte, daß er sich gefreut habe, wie es ihm vergönnt gewesen, seinen Einfluß zu Gunsten von Stürmer & Stürmer in die Wagschale zu werfen.

Thassilo dankte ihm nicht dafür, wie Wackernagel erwartet hatte.

Dieser Mann, mit seinem knochigen Körper und seinen eckigen Bewegungen, befand sich in einer steten Erregung. Man sah das auch unschwer seinem mageren Gesicht mit den scharfnervösen Zügen an. Seinen blonden Schnurrbart zu pflegen hatte er keine Zeit. Wenn er lachte, entblößten sich seine großen, glatten, gelbweißen Zähne ungewöhnlich weit, so daß auch noch ein Stück Zahnfleisch mit sichtbar wurde. Dies gab dann seinem Munde etwas Blendendes. Durch sein strähniges Haar fuhr er im Gespräch oft mit den fünf Fingern der Linken. Trotz der Farblosigkeit von Teint, Haar und Augen war sein Ausdruck von einer starken Intelligenz. Hinter seinen randlosen Brillengläsern staerte er immer den eindringlich an, mit dem er gerade sprach. Und seine Nase war so sehr das Herrschende in seinem Gesicht, daß man sagen konnte, wenn er sein Gesicht wandte: er hebt die Nase weg.

Altheer machte für Thassilo Platz zwischen sich und seiner Tochter. Eine Tasse wurde vor ihm auf das Tischtuch gestellt, und Beate fragte in ihrer ruheovollen Weise, die vielleicht gleichgültig hätte scheinen können, wenn eben nicht jenes Ueppige auch in ihrem Lächeln gewesen wäre, nach seinen Wünschen.

Während sie ihn versorgte mit all den Dingen, die zum Nachmittagsimbiß auf dem Tisch standen, folgte Thassilo ihren gemessenen Hantierungen mit seligen Blicken.

Ob es wohl noch einmal auf der Welt ein Geschöpf gab von so vollendeter weiblicher Harmonie?

Schauer durchranne ihn, wenn er sich vorstellte, daß er vielleicht bald, sehr bald das Recht haben werde, diesen schwellenden Mund mit seinen Küssen zu bedecken, diese wonnevolle Gestalt in heißem Verlangen an seine Brust zu drücken.

Wackernagel hielt einen Vortrag. Er besprach nochmals die zum Hafenbau eingegangenen Bewerbungen und ereiferte sich bis zum Schreien gegen die Meinung einiger Kommissionsmitglieder.

Altheer amüsierte sich. Aber dann wollte er von Thassilo allerlei wissen. Und Thassilo erzählte ganz sachgemäß, mit ganz klaren Worten, während die Sehnsucht nach dem schönen Weibe in seinen Adern brannte: ein Drittel der Summe zahlte Staat und Stadt sofort aus, zwei Drittel würden erst nach Vollendung des Unternehmens ausgekehrt. Es war ein Pönale gesetzt worden, für jede Woche, welche die Bauten über die vereinbarte Frist hinaus nicht fertig sein sollten. Naturereignisse, wie zum Beispiel eine Sturmflut, waren im Vertrage vorgesehen als für Verzögerungen entlastend. Thassilo nannte auch die Bankiers, die hinter ihm und Edlef standen. Ihr eigenes Vermögen war zu bescheiden, noch zu bescheiden, schaltete er vorsorglich ein, um solche Operationen ausführen zu können.

„Sie ergänzen sich großartig, Ihr Vetter und Sie," schrie Wackernagel, „er hat mehr den kaufmännischen Geist. Sie sind der Techniker, der Erfinder, der Konstrukteur."

„Sagen Sie mal, weshalb ist Ihr Vetter nicht da? Und von den andern Bewerbern ist ja wohl auch keiner zur Stelle gewesen," sprach Altheer.

Thassilo stieg es rot in die Stirn. Es war das Natürliche, den Bescheid einer Behörde bei sich in seinem Bureau abzuwarten. Gewiß. Was ihn hergetrieben, das konnte er wohl später dem fragenden Mann gestehen, wenn er ihn bat, sein Schwiegervater zu werden.

Er hatte es sich gelobt gehabt: wenn ich es werde, hake ich sogleich um Beate an. Er dachte immer „ich", wenn er sich im Geiste mit seinen Unternehmungen beschäftigte, nie „wir".

Wackernagel sagte wieder mit seiner hallenden Stimme:

„Sie werden doch auch einige Geldgeschäfte durch Ihnen besorgen lassen? Ich möchte meinen Einfluß dahin geltend machen."

„Es versteht sich ja von selbst," bemerkte Thassilo, „er ist der einzige größere Bankier am Ort. Die Gelder für die Arbeitslohne müssen durch sein Bureau fließen."

Wackernagel nickte mehrmals stark. „Und ich denke auch, Sie werden so viel thunlich Arbeitskräfte aus Stadt und Umgegend heranziehen. Ich habe versprochen meinen Einfluß dafür einzusetzen."

Thassilo seufzte leise. Ihn fing an die Ungeduld zu packen. Er war kein redseliger Mann. Unnütze Gespräche ärgerten ihn geradezu. „Das versteht sich wieder von selbst," sagte er.

Nun fingen die Männer an, die nationalökonomischen Vorteile auszurechnen, die Stadt und Gegend von dem Unternehmen haben sollten. Wackernagel vermochte aufs genaueste den Verbrauch von Materialwaren und Kartoffeln für hundert Arbeiter anzugeben. Er und Altheer taxierten auch, wie sehr die Altheerschen Grundstücke, die nächst dem Strande lagen, im Werte steigen müßten. Man konnte sie für die Anlage einer Villenkolonie parzellieren und jeden Baugrund einzeln verkaufen. Dabei konnte Altheer vierzigtausend Mark bar einstecken.

Wackernagel verhieß auch, seinen ganzen Einfluß dahin aufzuwenden, daß ein Kurhaus am Strande gebaut würde. Ein großes Badeleben mußte entstehen, mit Musik, Reuniovs, Sportfesten.

Beate saß schweigend dabei. Sie that nicht einmal eine Frage in die Debatte hinein.

Von ihrer Kunst zu schweigen war Thassilo immer entzückt.

Die Dämmerung kam und füllte das Zimmer mit totem Grau.

Thassilo sehnte sich nach Licht. Er wollte Beate sehen, sich immerfort sättigen an dem Anblicke ihrer Schönheit. Auch er war schweigsam und sprach nur, wenn er antworten mußte.

Endlich kam das niedliche Hausmädchen und trug eine Lampe durch den Speisesaal nach dem Salon nebenan.

Beate fragte, ob man sich nicht jetzt dahinein setzen wolle. Beim Aufstehen erklärte Wackernagel, daß er zurück müsse, den letzten Schein der Dämmerung für seinen Weg benutzen, denn seine Augen trügen ihn zu sehr im Dunklen.

„I was, Herr Stürmer geht mit Ihnen. Erst wollen wir doch noch mal das Ereignis begießen. Kaffee ist kein Taufwasser für so was," sagte Altheer und schob mit seinen beiden Händen, eine auf Thassilos Rücken, die andere auf dem Wackernagels, beide Herren vorwärts.

Dann ging er, zwei Flaschen von seinem alten Rüdesheimer selbst aus dem Keller zu holen.

Im Salon, wo Beate sich sogleich in einen Lehnstuhl am Tisch setzte, ihre Hände auf des Stuhles Armpolster legend, nahm Wackernagel Thassilo beim Rockknopf.

„Sagen Sie mal, es giebt doch eine gräflich Stürmersche Familie in unserm Großherzogtum. Ich kenne sie. Ich hatte mal Gelegenheit, dem Grafen Thassilo Stürmer einen großen Dienst zu erweisen, indem ich ihm durch meinen Einfluß das Archiv einer ihm verfeindeten Familie zugänglich machte, wo er ein ihm wichtiges Papier vermutete und auch fand. Verwandte?"

Dies langweilte Thassilo über alle Maßen.

„Ja und nein," sagte er unfreundlich, „mein Großvater heiratete eine Dame vom Theater und legte deshalb freiwillig

seinen Titel ab. Mein Vater fühlte sich als arbeitsamer Bürger. Und so thue auch ich. Nur den üblichen Familiennamen für den ältesten Sohn: Thassilo, haben wir beibehalten."

„Ach!" sagte Beate und sah mit sichtlichem Interesse auf.

„Famos!" schrie Wackernagel, „unsere Zeit gehört dem Bürgerstande. Denken Sie sich Richard Wagner oder Krupp mit einem Adelstitel. Hätte keinen Klang! Stürmer — das kann auch mal so was werden."

Altheer kam mit den Flaschen, hinter ihm her das Mädchen mit den Gläsern.

„Herrschaften," sagte Altheer und schenkte ein, „als die Nachricht kam: der Hafenbau ist bewilligt, habe ich auch geflaggt, wie all die Leute unten in der Stadt. Und heute wehen wieder Fahnen. Sie würden auch wehen, wenn Meyerhof & Hude oder sonst wer den Zuschlag gekriegt hätten. Im allgemeinen kann man sagen: sie wehen unpersönlich. Aber dennoch freut's uns, und nicht gerad' uns allein, daß Stürmer & Stürmer das große Werk ausführen sollen, das diesen eingeschlafenen Winkel wieder ans große Leben bindet. Darum lebe er hoch!"

„Papa," sagte Beate unter dem Anklingen, „wenn du so viel Geld verdienst, bekomme ich ein Empiremobiliar für den Eßsaal?!"

Altheer lachte.

„Bis mir das Geld in der Tasche klappert, bist du längst verheiratet, und es ist dir ganz egal, was für Stühle in Glanau an der Wand stehen."

„Ach was," sagte Beate und machte eine kleine abwehrende Bewegung, die anzudeuten schien, daß von Heiraten nicht die Rede sei.

„Na, nu," meinte Wackernagel, das grüne Glas dicht vor seine blecken den Zähne haltend, „woll'n mal den Frühling abwarten, und wenn der Vetter Diete wiederkommt! Er machte es deutlich genug Weihnacht."

Dann trank er.

Thassilo stand wie versteinert.

Da war ein Vetter, dessen Verliebtheit in Beate so offenkundig besprochen werden konnte?

Es gab einen Mann, der seine Hoffnungen auf dieses Weib richtete? Vielleicht sogar schon ein Anrecht dazu hatte?

Ihn erfaßte eine so eifersüchtige Qual, daß sein Gesicht ganz farblos wurde.

Er war sich gar nicht bewußt, daß er Beate mit einem Ausdruck anstarrte, der seinen Instinkt verriet.

Beate merkte es nicht, denn sie schenkte gerade ihrem Vater wieder das Glas voll.

Aber Wackernagel sah es. Er hatte schon manchmal den Verdacht gehabt, daß Thassilo verliebt sei.

„Ei, ei," dachte er und verfiel in ein kurzes schweigsames Nachdenken.

Er hielt Thassilo Stürmer für sehr bedeutend. Und so ein Mann hatte sich durch die schöne Gestalt, das weiße, appetitliche Fleisch bestricken lassen? Ja seines, Wackernagels, Augen war Beate eine „dumme Pute". Sollte der Stürmer blind dagegen sein? Aber wer wußte — — der wollte vielleicht gerade ein Weib zum Ausruhen. Bei Männern, die viel und schwer arbeiten, kam das ja vor. Keine, die durch den Wunsch, „Gefährtin" spielen zu dürfen, den Mann in seinen Mußestunden behelligt.

Wenn das so war, dann brannte dem Manne gewiß das Verlangen nach einem Tete-a-tete in den Adern. Man mußte ihn dazu verhelfen.

Das wäre ja auch wirklich hübsch, wenn er, Wackernagel, wieder einmal Vorsehung spielen, die Sache machen und durch seinen Einfluß zustande bringen konnte.

Wie wohl Altheer darüber dachte? Dem mußte so ein Freier hochwillkommen sein, denn wie viel Lasten auf Glanau ruhten, wußte ja Wackernagel genauer als alle anderen Menschen. Ob Stürmer Beate für eine gute Partie hielt? Nun, da konnte dann er wieder eingreifen, etwaige Ansprüche des Freiers besänftigen und mit dem Brautvater nachdenken, wie man sie teilweise befriedige. Da konnte man in jeder Weise wieder eine segensreiche Rolle spielen.

„Na, Wackernagel, so schweigsam?" fragte Altheer.

„Mir geht eben was durch den Kopf, was ich noch mit dir besprechen möchte. Wenn du fünf Minuten hast . . ."

„So viele da willst . . ."

Sie gingen.

Thassilo war mit Beate allein. Sie saß wieder in dem Lehnstuhl, die Hände auf dessen Armpolstern. Sie trug ein knappes hellgraues Gewand, das beinahe wie ein Reitkleid aussah. Jedenfalls verbarg es so wenig als möglich von den schönen Linien der Gestalt.

Die eifersüchtige Furcht, von welcher Thassilo erfaßt war, steigerte sich fast bis zur Besinnungslosigkeit, als er nun keine Zeugen mehr hatte bei diesem Zusammensein.

Er hätte Beate packen mögen und sie mit wilden Küssen beschwören, niemand zu lieben, niemand zu gehören als ihm allein.

Dennoch aber saß er stumm und reglos.

Sein Hang, still in sich gekehrt mit seinen großen Erregungen zu kämpfen, beherrschte ihn ganz.

Wenn sie jenen Mann liebte! Recht bedacht, konnte er selbst sich keines besonderen Beweises rühmen, der ihn sicher von ihren Gefühlen zeugte. Nie hatte er sie errötend, unsicher gesehen. Nie bebte ihre Stimme, wenn sie zu ihm sprach. Und doch war es ja gerade diese immer gleiche, ruhevolle Harmonie ihres Wesens, die ihn bezauberte. Er sah darin den höchsten Beweis einer vollendeten Selbstbeherrschung, einer ungemeinen weiblichen Keuschheit.

Wenn sie ihm ein „Nein" entgegensetzte!

Sein Atem stockte.

Nein, das konnte, das durfte nicht sein. Vielleicht war es richtiger, noch zu warten, einen Augenblick abzupassen, wo es ganz zweifellos erkennbar war: Beate liebte ihn.

Die schwüle Stille donnerte selbst für Beatens Geduld zu lange.

„Was denken Sie?" fragte sie.

„Ich denke über den vorhin erwähnten Vetter Diete nach," sprach er.

Sie machte mit den Fingern kleine Bewegungen und brachte die Quasten an den Armpolstern des Stuhles ins Baumeln.

„Ach Diete! Das ist ein Verwandter durch irgend eine gemeinsame Tante. Er war bei Papa ein Jahr Volontär. Aber da war ich in Pension. Nun besucht er uns manchmal. Er heißt Dietrich Müller und hat ein Gut, es ist aber bloß eine Pachtung."

Diese ruhige Erklärung gab aber doch gar keine Aufschlüsse. Sie machte lediglich aus dem „Vetter" einen kaum noch als Verwandten zu betrachtenden und darum als Bewerber noch ernstlicher in Erwägung kommenden Mann.

„Liebst du ihn? liebst du ihn?!" schrie es in seinem Herzen.

Er hatte nicht die Entschlossenheit, die Frage laut zu thun.

Die Antwort, oder nur eine Miene, ein Lächeln Beatens hätte ihn vernichten können.

Er verzehrte sich vor Begier nach dem Glück. Aber er hatte nicht den Mut, die Entscheidung herbeizuführen.

Er sprang auf und ging im Zimmer hin und her. Sein Blick vermied Beate. Das köstliche Weib in seiner blonden Schönheit machte ihn toll. Aber zugleich erfüllte eine unendliche Ehrfurcht vor ihr sein Herz, eine Ehrfurcht, wie er sie sonst nur vor seiner Mutter fühlte.

Die Stimmung, die ihn jetzt beherrschte, war aus eifersüchtigem Zorn und Leidenschaft so unrein gemischt, daß er sich ihrer vor Beate schämte.

Das war nicht die Stimmung, in welcher er um die Hehre, leuchtende Reine werben durfte.

Er wollte das niederzwingen, was jetzt in seinem Blute kochte.

In solchem tollen Liebesfieber wirbt man sich eine Geliebte, aber nicht das Weib, das Eine, Anbetungswürdige, dem man sein ganzes Leben, seinen Namen und seine Ehre darbringen will.

Beate sah seinem befremdlichen Gebaren zu.

Sie hatte erwartet, daß Thassilo Stürmer das Alleinsein benutzen und ihr sofort eine Erklärung machen werde.

„Ach," dachte sie nun mißmutig, „der gehört auch zu den Männern, die vor lauter Arbeit nicht zu Heiratsgedanken kommen!"

Aber ihr Mißmut war nicht so stark, daß er einen Schatten auf ihr Gesicht warf. Mit dem gewohnten Lächeln, das so beglückend wirkte, fragte sie:

„Sie haben gewiß den ganzen Kopf voll von dem großen Werk?"

„Ja," sagte er, „ja." Und dabei dachte er überwältigt: „Sie"

Copyright 1900 by Braun, Clément & Cie. in Dornach i. Els.

Herannahendes Gewitter.
Nach dem Gemälde von A. Langée.

nimmt teil an meinem Schaffen, an meinem Können! Und wie sie lächelt!“ Er ging auf sie zu und nahm ihre Hand. Er drückte sie heiß und schwieg dennoch.

Jetzt traten Altheer und Wackernagel wieder ein.

Sie machten große Augen und wechselten einen Blick, weil sie kein Brautpaar fanden. „Na,“ dachte Altheer, „was nicht ist kann ja noch werden, Zeit wird's für Beate.“

„Warum langt er nicht zu, wenn er sie will?“ fragte Wackernagel sich. „Bei der Beate heißt's doch sicher, wer zuerst kommt, mahlt zuerst.“

Der Rechtsanwalt mahnte daan zum Aufbruch. Thassilo schloß sich ungern an.

Er wäre lieber allein gewandert, seine wundervollen Gedanken still weiter zu denken, die gereinigte Stimmung, die sichere Hoffnung zu genießen, die der letzte Augenblick mit Beate ihm hergestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Seemannsheime.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Viceadmiral a. D. Reinhold Werner.

In den letzten Jahrzehnten, seitdem Deutschland sich eines gesicherten Friedens erfreut, hat es in wirtschaftlicher Beziehung einen Aufschwung genommen, der fast wunderbar zu nennen ist, und mit dem kein anderes Land Schritt zu halten vermocht hat.

Namentlich aber ist seine Schiffahrt emporgeblüht und die deutsche Flagge weht ehrenvoll auf allen Meeren der Erde. Spricht dies einerseits für den Unternehmungsgeist, die Klugheit und das Geschick seiner Kaufleute und Industriellen, die anderen Nationen den Rang abzulaufen und dabei alle Anerkennung und Lob verdienen und erhalten, so ist an diesen Errungenschaften zum großen Teile noch eine andere Menschenklasse beteiligt, wenngleich deren Verdienste bis jetzt nicht in gerechter Weise gewürdigt werden.

Es sind dies die Seeleute, welche unsere Handelsschiffe bemannen, sie über See führen und deren Tüchtigkeit in so hohem Maße zu den großen, für unser gesamtes Vaterland wichtigen Erfolgen unseres Seehandels beiträgt.

Durch ihre fachlichen Kenntnisse, ihre Gewissenhaftigkeit und ihre moralischen Eigenschaften überragen sie ihre Berufsgenossen unter den anderen Völkern, und wo diese sie für sich gewinnen können, da geschieht es mit Eifer. Man gehe nur nach England oder Nordamerika und man wird viele tausend Deutsche auf den dortigen Schiffen finden, weil sie wegen ihrer seemännischen Leistungen, ihrer Zuverlässigkeit und ihres anständigen Betragens den eigenen Landsleuten stets vorgezogen werden. Deutschland darf deshalb auf seine Seeleute mit Recht stolz sein, da sie ihr Vaterland überall würdig vertreten.

Es ist ja nicht zu leugnen, daß namentlich in den letzten Jahren in unserem Volke für die Bedeutung unseres Seewesens größeres Verständnis erwachsen ist als früher, während ihm seit einem halben Jahrhundert allerdings warme Sympathien entgegengetragen wurden. Diese bezogen sich jedoch hauptsächlich auf die Marine und waren auch mehr platonischer Art; seit den letzten zwei Jahren haben sie sich indessen thatsächlich durch die Bewilligung der beiden Flottengesetze geäußert, und man kann sich nur darüber freuen, daß die Notwendigkeit einer starken Kriegsmarine endlich von unserem Volke erkannt wird.

Den eigentlichen Trägern der Schiffahrt, den Seeleuten der Handelsmarine gegenüber, haben sich diese Sympathien aber noch nicht in dem Maße bethätigt, wie es recht und billig wäre und sie es verdienen, während für unsere Kriegsseeleute genug geschehen ist und geschieht, um ihnen keinen Grund zur Unzufriedenheit zu geben.

Der Beruf des Kauffahrteiseemanns ist ein sehr harter. Wochen und Monate nichts als die endlose Wasserwüste unter und den Himmel über sich, ist er oft jahrelang von der Heimat getrennt, und schwere Arbeit, Strapazen und schlechtes Wetter sind sein Los. Auf mittleren und kleinen, nicht selten auch auf größeren Schiffen wohnt er in engen, dunklen und unbequemen Räumen wie kaum die Aermsten auf dem Lande; die Verpflegung ist mittelmäßig, oft unschmackhaft; den Durst löscht er mit Wasser, das mit dem Eintritt in heiße Gegenden zu faulen beginnt und das den Landbewohnern dann ungenießbar erscheinen würde. Natürlich finden hierin auf großen Dampfern und kurzen Reisen auch Ausnahmen statt.

Unter harter Disciplin steht er Tag und Nacht zur Verfügung seiner Vorgesetzten, die nicht immer Vorbilder von Menschenfreundlichkeit sind; in Perioden schlechten Wetters, die oft Wochen dauern können, muß er gewärtig sein, jeden Augenblick an Deck gerufen zu werden, stundenlang in Regen, Hagel und Schnee auf den Rahen zu liegen oder sonst schwer zu arbeiten, sich öfter der notwendigen Nachtruhe beraubt zu sehen, von überbrechenden Seen bis auf die Haut durchnäßt zu werden und sich tagelang mit etwas rohem Speck und Schiffszwieback zu begnügen, weil in der Küche die Feuer von den Wellen ausgespült sind und nicht gekocht werden kann.

So ist das Leben des gewöhnlichen Seemanns auf dem Durchschnitt der Handelsschiffe, ein steter Zwang, eine Kette übermäßiger Anstrengungen, Entbehrungen und Nöte, für die er von keiner Seite irgend welche Anerkennung erfährt, und sehr arm an Freuden oder Genüssen.

Und diese Freuden, worin bestehen sie? In einer Pfeife Tabak, im Singen eines Liedes und in gegenseitigen Erzählungen, die mit der Zeit mangels jeder edleren Anregung fade genug und noch schlimmer werden.

Von fremden Ländern sieht der Kauffahrteimatrose in der Regel wenig oder nichts. Dort häufen sich bei dem Hasten unserer Zeit und dem Jagen nach Gewinn nur die Arbeiten, um so schnell wie möglich mit Löschen und Laden fertig zu werden, und wenn er dann Sonntags einmal Erlaubnis erhält, an Land zu gehen, dann irrt er dort direktionslos umher, ohne Ziel und Zweck, fällt in die Hände von Harpyen beiderlei Geschlechts, um bei seiner geringen Menschenkenntnis sein sauer erworbenes Geld in kürzester Zeit loszuwerden und ohne irgend welchen geistigen Gewinn in die drückenden Verhältnisse an Bord zurückzukehren.

Es fragt sich nun, ob es nicht möglich sei, dieses traurige Dasein einer Menschenklasse, die so viel durch ihre Thätigkeit zu dem Wohlbefinden und den Lebensannehmlichkeiten ihrer Volksgenossen beiträgt, freundlicher zu gestalten. Man kann dies unbedingt bejahen, und diese Möglichkeit findet sich in erster Reihe in der Gründung von Seemannsheimen an solchen Hafenorten, wo deutsche Seeleute in größerer Zahl zusammentreffen, und wie sie andere Länder, vor allem England, in London als wahre Musteranstalten dieser Art besitzen.

Diese Heime müssen bestrebt sein, den Seeleuten in fremden Landen die Heimat zu ersetzen. Sie müssen dort Rat und thatkräftige Hilfe finden; man muß sich aus reiner Menschenliebe ihrer in den verschiedenen Lebenslagen annehmen, den Arbeitslosen Stellungen verschaffen, für die Erkrankten sorgen, die Leute vor Uebervorteilungen schützen, ihr Geld sicher aufbewahren und ihnen für mäßigen Preis gute Wohnung und Kost geben, während im Hause ein wahrhaft christlicher aber nicht aufdringlicher Geist herrscht.

Für all dies ist das Londoner Seemannshaus, welches unweit der Docks liegt, und das nur aus freiwilligen Gaben errichtet wurde, ein nachahmungswertes Vorbild, das glänzende Erfolge aufzuweisen hat. Einfach, aber sehr wohnlich eingerichtete Zimmer, nur Speisesälen, Schreib- und Lesezimmern und Bibliothek, sowie Badeeinrichtungen bieten gesunde und angenehme Unterkunft. Für Wohnung, Licht und Essen zahlt der Matrose wöchentlich 15, der Steuermann 18 Mark. Morgens und abends wird gemeinsame Andacht im Hause gehalten und Sonntags Gottesdienst. Zwang, den jeder Seemann am Lande haßt, weil er ihm an Bord so lange unterworfen war, findet nicht statt. Wer teilnehmen will, ist willkommen.

Die Grundsätze des Hauses sind: „Seeleute, kommt zu uns, wir halten für euch bereit, was ihr vernünftigerweise wünschen könnt! Ob ihr es nehmt oder nicht, ändert nichts an unserem Streben, euch gegenüber unsere von Menschenliebe diktierte Pflicht zu thun, euer Leben am Lande glücklich und zufrieden zu gestalten und euch vor Seelen- und Körperheil schädigenden

Versuchungen zu bewahren, die überall durch gewissenlose Menschen an euch herantreten" — wahrlich Grundsätze, die ebenso richtig wie nachahmungswert sind.

Und was sind die segensreichen Folgen einer solchen Einrichtung gewesen? In früheren Jahren wimmelte es in der Nähe des Heims von schlechten Kneipen, anrüchigen Häusern, raubgierigen Händlern und deren Lockvögeln, Dirnen niedrigster Art, aber das hat sich mit der Zeit sehr geändert. Die Seeleute begannen allmählich die Vorzüge der Anstalt zu würdigen, eine immer größere Zahl wandte sich ihr zu, und jene Lokalitäten richteten sich schnell, da es ihaen an Zuspruch fehlte.

Das Londoner Heim erhält sich selbst durch eigene Einnahmen und freiwillige Gaben, die ihm reichlich zufließen. Unter seinen Protektoren findet man die Namen hochgestellter Persönlichkeiten, und sie tragen nicht wenig dazu bei, die Anstalt populär zu machen und lebhafte Teilnahme in allen Klassen des Volkes zu wecken und zu erhaltea.

In Deutschland sind auf Anregung des Prinzen Heinrich von Preußen kürzlich in Kiel und Wilhelmshaven Seemannsheime gegründet worden und ein drittes ist in Aussicht genommen, aber so sehr dies auch zu begrüßen ist, so sind sie doch ausschließlich für Marinemannschaften bestimmt und sollen auch hauptsächlich der kameradschaftlichen Vereinigung dieser letzteren dienen, während die humanitären Zwecke des Londoner Heims mehr in den Hintergrund treten, da dieselben in unserer Marine in anderer Weise erstrebt und erreicht werden. Dagegen verfolgt das im Jahre 1894 in Genua durch den Prediger der dortigen deutsch-evangelischen Gemeinde ins Leben gerufene deutsche Seemannsheim gleiche Ziele wie das Londoner, und es ist der Zweck dieser Zeilen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf dasselbe zu lenken und thatkräftige Teilnahme dafür zu erbitten.

Der Hafen von Genua wird jährlich von 15- bis 16000 deutschen Seeleuten besucht, woraus sich zur Genüge ergiebt, wie wünschenswert und notwendig eine solche Anstalt dort ist, aber der Mangel an Mitteln beschränkt bis jetzt ihre Wirksamkeit in hohem Grade. Sie hat mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, die sich erst beseitigen lassen, wenn ihr größere Mittel zu Gebote stehen.

Zunächst blieben die erhofften freiwilligen Gaben aus oder liefen wenigstens in nur unzureichendem Maße ein. Dann vertrieb Religionshaß das Heim aus den gemieteten Räumen, weil die Nachbarn des Hauswirtes diesem den Tod seines Kindes als Strafe des Himmels dafür bezeichneten, daß er Protestanten bei sich aufgenommen habe. Eine andere Wohnung war am Lande nicht zu bekommen, und wenn die schottische Mission nicht aus Barmherzigkeit zwei Zimmer für einige Tage der Woche überlassen hätte, wäre die Anstalt schon damals zusammengebrochen.

Zwar ist es seitdem gelungen, Räume zu mieten, in denen eine Anzahl von Betten für Seeleute aufgestellt ist, welche Nachtquartier suchen, und in welchen sich die Wohnung des Direktors und das Geschäftszimmer des Seemannspastors befinden, aber Versammlungs-, Lese- und Schreibzimmer bilden immer noch jene beiden beschränkten Räume der schottischen Seemannsmission, die überdies ziemlich weit entfernt liegen, wodurch das Ganze nachteilig zersplittert wird.

Diese großen Mängel, die auf die Dauer die Existenz der Anstalt bedrohen, jedenfalls aber ihre Thätigkeit in hohem Grade lähmen, lassen sich nach der Ueberzeugung des Komitees für das deutsche Seemannsheim in Genua, das aus dem Pastor em. Krüger in Bonn, dem Seemannspastor Kammerer, sowie aus den Herren Stahlberg (Schatzmeister) und dem Kaufmann Lampe (die letzteren drei in Genua) besteht, nur dadurch beseitigen, daß ein eigenes Haus erworben wird, in dem unsere Seeleute eine Heimstatte finden.

Dazu fehlen aber die Mittel, und es gilt, diese zu beschaffen. Es handelt sich um eine Summe von 120000 Mark, und wenn dies im ersten Augenblicke auch ziemlich viel erscheinen mag, so ist es wenig, wenn es sich auf ganz Deutschland verteilt, wo ein warmes Herz für das seelische und leibliche Wohl unserer bisher so ziemlich vergessenen Seeleute schlägt.

Es ist ja sehr erfreulich, daß in den letzten Jahren die freiwilligen Gaben etwas reichlicher geflossen sind, und zwar namentlich aus Süddeutschland. So haben Wohlthäter allein in Stuttgart nahe an 2500 Mark gespendet, während aus ganz Bayern nur eine Mark beigesteuert wurde, wenngleich anzunehmen ist, daß daran nur die Unbekanntschaft mit der Anstalt, sowie mit ihren Zielen und Zwecken die Schuld trägt. Ebenso ist Mitteldeutschland unter den Gebern wohl aus demselben Grunde nur schwach vertreten, dagegen haben der Deutsche Flottenverein und das Komitee für deutsche evangelische Seemannsmission aus Berlin über 5000 Mark gesandt, während der Norddeutsche Lloyd 250 und die Hamburg-Amerika-Linie 150 Mark jährlich beisteuern.

Von den eingegangenen Liebesgaben sind 6000 Mark zur Gründung eines eigenen Heims zurückgelegt, aber wie sehr wünschenswert ist es, daß diese Summe sich verzwanzigfache, um recht bald eine Anstalt ins Leben zu rufen, die so vielen tausend Mitmenschen zu gute kommt!

Die Schiffahrt ist einer der wesentlichsten Faktoren des nationalen Wohlstandes. Sie hat von jeher die Völker groß und mächtig gemacht; sie war und ist noch jetzt die Trägerin der Kultur, und indem sie den Seehandel vermittelt, fördert sie nicht nur die Wohlfahrt des Landes, sondern auch das Wohlbefinden seiner Bewohner wesentlich. Von den Genüssen, welche ebenso das Leben der Reichen wie der weniger Bemittelten behaglich und freundlich gestalten, verdanken wir die meisten der Schiffahrt — aber es wird nur zu oft vergessen, wie schwer diejenigen mit den Elementen um Leben und Gesundheit zu kämpfen, welche Opfer sie persönlich zu bringen haben, die so viel dazu beitragen, unser Leben durch Annehmlichkeiten zu verschönern. Man denkt nicht daran, wie oft der Einzelne in fremdem Lande thatkräftiger Hilfe und guten, uneigennützigen Rates in leiblicher und geistiger Not bedarf, um vor Elend und Untergang im Pfuhle des Lasters bewahrt zu bleiben. Bis jetzt findet der Kauffahrteiseemann wenig oder keine Anerkennung für alles, was er im Interesse und zum Nutzen seiner Mitmenschen leistet und leidet, und es wäre dringend zu wünschen, daß man sie ihm wenigstens in Gestalt von Heimen bietet, wo er zu billigen Preisen gute Unterkunft und Verpflegung erhält, in Krankheitsfällen liebevolle Pflege findet, wo man sich seiner annimmt, Versuchungen von ihm ferngehalten werden und er in anständiger Umgebung sich wohl fühlt.

Zu etwaigem Empfang von Beiträgen für das Seemannsheim sind bereit:

Herren Pastor em. Krüger in Bonn, Vereinsgeistlicher Pfarrer Tendt in Frankfurt a. M., Herr A. Stahlberg, Palazzo Penco in Genua, Pfarrer Ziemendorff in Erbach am Rhein, Pfarrer Proß in Heidelberg, Pfarrer Maurer in Karlsruhe, Kaufmann Paul Denzel in Pforzheim, Kaufmann Schanfelberger in Stuttgart.

Gute Bücher und Zeitschriften sind außerdem sehr willkommen und an die Adresse des Herrn Stahlberg in Genua zu richten.

Uebrigens lassen sich auch noch andere Quellen für diesen Zweck bei unseren Seeleuten selbst finden, wenn die Musterungsbehörden sich dazu bereit erklären, und abermals ist es England, das darin als Vorbild dienen kann. Es kommt nur darauf an, daß die Betreffenden damit einen Anfaag machen und dazu angeregt werden.

Auf den englischen großen Dampfern fragt nämlich der Zahlmeister bei der jedesmaligen Lohnzahlung die Leute, ob sie geneigt seien, eine Kleinigkeit für die Seemannsmission zu geben, wobei natürlich jeder Zwang ausgeschlossen bleibt. Nun, die Summe dieser Kleinigkeiten beläuft sich jährlich auf 60- bis 80000 Mark, und damit läßt sich allerdings viel thun.

Würde man diese Einrichtung auch bei uns treffen, dann würden wohl ganz ansehnliche Summen zusammenfließen, welche bald die Errichtung von mehreren angemessenen Seemannsheimen in geeigneten Häfen ermöglichten.

In Hamburg allein werden jährlich 8 bis 9 Millionen Mark an Heuern ausgezahlt; mit den anderen großen Hafenplätzen in Deutschland zusammen wohl das Fünf- und Sechsfache. Gäbe der Seemann auch nur 50 Pfennig von 100 Mark, was er gewiß gern thun würde, wenn er die Zwecke kennte und wüßte, daß die Gelder ihm selbst und den Kameraden zu gute kämen, so wäre aller Not abgeholfen. Es fehlt nur der Anstoß dazu an geeigneter Stelle, um das Los unserer Seeleute zu verbessern, und sie werden sich dankbar dafür zeigen.

Digitized by Google

Spaziergänge durch die Weltausstellung in Paris.

Von J. C. Heer. Mit Illustrationen nach dem Leben von C. Ravn.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

IV.

„Weltsöhnung ist Weltversöhnung" sagt Rückert, und im Zusammenklang der Sprachen aus aller Welt ist man leicht geneigt, die Ausstellung ein großes Fest des Völkerfriedens zu nennen.

Doch dicht neben dem Frieden wohnt der Krieg.

„Auf das Heer Frankreichs — auf seinen Ruhm!" Pariserinnen mit der rotblonden venetianischen Haartracht, die zur Zeit Mode unter den eleganten Damen der französischen Hauptstadt ist, stoßen ihre Champagnerkelche an diejenigen junger Herren, wohl französischer Offiziere in Civil. „Nieder mit den Engländern!" antwortet einer von ihnen.

Die Gesellschaft kommt aus dem mit Reiterstandbildern geschmückten Palast des Heeres und der Marine, wo sich die Völker fürchterlich die Zähne weisen. Er steht am Ausgang der Straße der Nationen, das Ende des Friedensbildes ist die Rüstung zum Krieg. In der vierzig Meter hohen Halle ruhen auf mächtigen Gestellen die Riesengeschütze und Riesengeschosse, die das letzte Wort zwischen den entzweiten Völkern sprechen sollen, und der Besucher steht im Banne der großen Drohung, die aus den offenen Schlünden der mehr denn meterdicken, langragenden Stahlrohre schaut, ja unwillkürlich horcht man in die Ferne, ob nicht schon eine männermordende Schlacht im Gange sei. Nein, die Riesen, unter denen die Erde bebt, schlafen: in der Oeffnung des mächtigen Positionsgeschützes, das aus der Eisenpanzerhalle der Werke von Creuzot schaut, putzt sich ein Sperling gemütlich die Federn, doch kann es einem nicht entgehen, wie namentlich bei den Franzosen im Anblick der gewaltigen Mengen von Kriegsgegenständen, von Munition und Sprengstoffen, von Handfeuerwaffen und Maschinengewehren, von Schiffs- und Festungskanonen, von Torpedos und Panzermodellen, die nationalen Leidenschaften sich regen; besonders fällt es auf, wie lebhaft sich auch die Damen um diese Schaustücke, unter denen auch der militärische Post- und Telegraphendienst, das Brieftauben- und Ballonwesen eine große Rolle spielen, interessieren. Da spürt man den angestammten kriegerischen Volkssinn der Franzosen, und der Glaube an das französische Heer, mit dem hoch und niedrig ihren Kultus treiben, schmeichelt sich um so leichter in die naiv patriotischen Herzen, als die meisten anderen Nationen, Deutschland voran, in der Ausstellung militärischer Dinge eine leicht verständliche Zurückhaltung beobachtet haben.

Vor der Ausstellung deutscher Heeresuniformen.

Immerhin besitzt auch Deutschland im Palast des Krieges eine Ausstellung, die ein wahres Juwel unter seinen Schätzen bildet. Es ist die Sammlung deutscher Heeresuniformen aus dem Zeitraum 1680 bis 1865, und wenn die ähnliche französische Ausstellung den Vorzug größerer Reichhaltigkeit besitzt, so zeichnet sich die deutsche Sammlung vor ihr doch durch das hohe Kunstverständnis aus, mit dem sie angeordnet ist. Aus den großen und hell beleuchteten Vitrinen blicken die von berufenen Geschichtskennern modellierten Soldatengruppen, welche die Uniformen tragen, fast lebensfroh in die Gegenwart und führen den Beschauer aufs lebhafteste in die schweren Zeiten zurück, wo Deutschland in den großen Kriegsnöten schwebte.

Auch in der weitläufigen Ausstellung des militärischen Samariterwesens steht es auf dem Plan.

Das im Maßstab von 1:75 durchgeführte Modell des Potsdamer Garnisonlazaretts, eine überaus sorgfältige Nachbildung dieses militärischen Musterkrankenhauses, wird viel beachtet und gewinnt die Teilnahme des Zuschauers um so mehr, je mehr er die außerordentlich reichhaltige innere Einrichtung der mannigfaltigen Gebäude studiert, deren Gartenumgebung von Miniaturbogenlampen erleuchtet wird. Allein die Scharen der internationalen Bummler und Ausstellungsgäste interessieren sich doch mehr für die Kanonen und Projektile, welche die Aufregung der Schlacht ahnen lassen, als für die Verwundetenpflege, an der die meisten rasch vorüberhasten, weil sie sich nicht gern an die Kehrseiten des Lebens erinnern lassen.

Wir schwimmen im Strom, der sich gegen das Marsfeld bewegt. Da fällt uns über der Pforte eines Gebäudes, das von einem schlanken roten Leuchtturm überragt wird, das deutsche Kaiserwort in die Augen: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!"

Wir stehen vor dem deutschen Marinepavillon, der durch die gefällige Eigenart seines Baues auffällt. Den Leuchtturm kennen wir, er erhebt sich auf dem Roten Sande an der Weser, und die Seeleute, die unter dem Schutz des deutschen Reichsadlers die Ehrenwache an der Pforte hielten, gehören zu den sturm- und wetterharten Gestalten, die man dort oben findet, wo die deutschen Ströme und das deutsche Meer zusammenbranden. Ein reicher Schmuck von Tauen und Masten, Flaggenstangen und Signalkörben verstärken den malerischen Eindruck des äußeren Baues, der übrigens in der Nacht die Aufmerksamkeit noch mehr als am Tage auf sich lenkt, weil dann auf seinem Turm der stärkste der verschiedenen Scheinwerfer spielt, die bis gegen die Mitternacht hin die Ausstellung in ein Märchen des Lichtes verwandeln.

Aus dem Bereich des Krieges sind wir in denjenigen des Welthandels getreten.

Eine phantastisch originelle Riesenfigur im Innern des Gebäudes macht uns das klar. Aus ehernen Wogen steigt der Donnergott Thor empor und trägt, während die andere Hand den Hammer schwingt, mit sehniger Faust an einem ihrer Mittelbogen die Erdenkugel, einen mehr denn fünf Meter im Durchmesser haltenden Globus, der sich langsam zwischen den schwebenden Gestalten des Tages und der Nacht dreht. Die Kugel weist die Lande und die Meere, und über die Oceane hin zieht sich das mit Miniaturdampfern besetzte Spinnwebnetz der Schiffahrtslinien, mit denen 64 Reedereien von den deutschen Seehäfen aus die Erde umspannen.

Im Erdgeschoß und auf den Galerien um den Globus, der

ein so anschauliches Bild des deutschen Ueberseeverkehrs gewährt, ist eine Menge kostbarer Modelle von Kauffahrteischiffen und Personendampfern ausgestellt, wie sie die Gegenwart auf deutschen Werften baut, mächtige, prächtige Schiffe. Mit was für einem Raffinement sind die Hotelpaläste eingerichtet, die von einer Erdküste zur andern ziehen, was für ein gewaltiges Kapitel menschlicher Entwicklung erschließt sich uns, wenn wir an den ersten Einbaum denken, mit dem ein waghalsiger Mensch den festen Strand verlassen hat, und damit die verwirrende Mannigfaltigkeit von Motoren, Instrumenten und Apparaten vergleichen, mit denen jetzt ein Riesendampfer auf die hohen Wogen zieht.

„Guck, Vater, selbst das Millern-und Nobisthor sind da und alle fünf Hauptkirchen!" — Der freudige Ruf einer jungen Hamburger Dame setzt unseren Betrachtungen ein Ende und lenkt auch unsere Aufmerksamkeit auf das kunstreiche Modell des Hafens von Hamburg. „Und guck, da ist sogar unser Haus!" ruft das muntere Mädchen, und der alte Herr mit der schweren Uhrkette bestätigt die Entdeckung mit befriedigtem Stolze. Es ist gewiß eine Freude, Vaterstadt und eigenes Haus auf der Weltausstellung zu sehen, aber auch jeder andere Deutsche hat seine Genugthuung an dem großen Relief, das ein lebensvolles Bild des Welthafens an der Elbe entrollt und auf einer Fläche von achtzehnhalb Metern Länge und vier Metern Breite das System der Bassins und Kanäle von Hamburg mit samt einem großen Teil der Stadt in berückender Treue schildert. Das im Maßstab 1:1000 gehaltene Modell ist ein Prunkstück der gesamten Ausstellung. Selbst einzelne unter den dreitausend Miniaturschiffen, die das reiche Bild beleben, vermögen die Hamburger Leute zu erkennen. „Südwest," sagt der alte Herr, der ein Kaufmann sein mag, „eingehende Flut. Bei Neumühlen kommt der ‚Potosi' auf," andere Besucher mischen sich in das Gespräch und bald hört man eine Debatte über die Schiffsankünfte, als ob man zu Hamburg am Hafendamm stände.

Auch ein ausstellungsmüdes norddeutsches Paar habe ich da getroffen. Die Frau las an der Wand der Treppe den Spruch:

„Wo wir sind to hop gestan
Hat uns niemand wat geton!"

Da fing sie an, Schleswig zu loben, das sei doch hundertmal schöner in seiner Sommerruhe als das lärmende Paris. Die Leute, welche wie diese Frau mitten in der Ausstellung ein großes Heimweh nach ihren gewohnten Lebenskreisen überfällt, trifft man häufig genug. Auch ein Schweizer Bergführer sagte mir: „Wenn ich nur erst einmal wieder Berg unter den Füßen spürr, so bringt man mich mit sieben Rossen nicht wieder nach Paris." Aus je einfacheren Verhältnissen der Mensch kommt, um so rascher versagt ihm die Aufnahmefähigkeit gegenüber der Menge der auf ihn einstürmenden Bilder.

Man kann allein durch die Ausstellung der Handelsschiffahrt, von welcher der deutsche Pavillon nur einen Bruchteil bildet, mehrere Tage wandern, ohne die interessanten Schaumaterialien zu erschöpfen. Wie merkwürdig sind z. B. für jeden Menschenfreund die Veranstaltungen und Erfindungen zur Rettung Schiffbrüchiger und der Sicherheitsdienst an den Küsten! Vor dem großen Palast des Handels und der Schiffahrt aber dehnt sich das Marsfeld und lockt mit seinem strömenden Leben. Und so werfen wir nur einen flüchtigen Blick auf die Marinen der nichtdeutschen Völker.

Ein Blick in das Haus der deutschen Marineausstellung.

Der reckenhafte Herr des Marsfeldes ist immer noch der Eiffelturm, aber sonderbar, die Franzosen, die ihn vor elf Jahren selbst als achtes Weltwunder ausgerufen haben, rechnen es einem als Beweis schlechten Geschmackes an, wenn man von ihm spricht. Sie meinen, man wolle sie damit an den bösen Panamahandel erinnern, in den der Erbauer verwickelt war, und möchten den Turm am liebsten totschweigen. Wenn er nur nicht selbst so mächtig redete! Aber er steigt mit seiner spinnwebfeinen Gliederung so kühn und anmutig in die sonnendurchflutete Luft, daß er doch immer wieder Gefühle des Beifalls erregt und noch fesselt, wenn die Augen der blendend weißen, orientalisch überladenen Architektur der Paläste des Marsfeldes längst überdrüssig geworden sind. Und dem Gesamtbild der Ausstellung verleiht doch er in erster Linie den Ausdruck der Monumentalität, die den Blick des Ankommenden so mächtig bestrickt.

Unter seinen Pfeilern flutet der Doppelstrom der Ausstellungsgäste, die vom Trocadéro zum Marsfeld, vom Marsfeld zum Trocadéro ziehen, in den Gärten des Marsfeldes, die ihm zu Füßen liegen, entwickeln sich in schattigen Baumanlagen, an kühlen, stimmungsreichen Weihern, an künstlichen Wasserfällen, die über Tropfsteingruppen niederrieseln, die freundlichsten Ausstellungsidyllen.

Da begegnet sich Tag um Tag eine Menge Paare zum Stelldichein, da ruhen die Schauensmüden, da halten die Pariser Familien aus dem Mittel- und Arbeiterstand ihr Picknick, und das Glück darüber, daß sie wenigstens einmal die Ausstellung besuchen konnten, lacht ihnen aus den Augen, sie fühlen sich über die Vielen erhaben, die in Paris wohnen, immer von der Pracht der Ausstellung sprechen hören und doch zu arm oder zu gebunden sind, um sie je selber zu sehen.

Der Anstand der kleinen Gesellschaften, deren Mittelpunkt ein mit Delikatessen besetztes Tischtuch ist, verdient alles Lob, sie halten die Ausstellung in Ehren und lassen beim Weggehen keine zerknüllten Papiere oder Reste der Mahlzeiten zurück. Das haben die Pariser vor manchen anderen picknickliebenden Städtern voraus.

Eine Menge von größern und kleinern Pavillons und Kiosken ist in die Gärten des Marsfeldes zerstreut und diese erzeugt ein buntes Bild von japanischen Klingeltürmen, Schweizerhäusern, Palästen aus durchschimmerndem Glas und farbiger Keramik, das vom schneeigen Gipfel des Montblanc und vom phantastischen Pavillon der Kostüme überragt ist, aus dessen Turm ein Glockenspiel ertönt. Wohin uns in dem Wirrsal wenden? Der blaue Pavillon ist ein Buen retiro für Feinschmecker, die das Zwanzigfrankenstück nicht anzusehen brauchen, wir aber lassen uns heute etwas von den Mädchen im tirolischen Schloß oder im Schweizerhaus auftragen, an beiden Orten ist es bürgerlich schlicht, morgen aber gehen wir ins Duval des Pavillons „Die Reise um die Welt". Dieses große Restaurant oder ein ähnliches, wo Tausende von Menschen zu gleicher Zeit ihren Tisch gedeckt erhalten, bietet auch eines jener Schauspiele der Ausstellung, denen man wenigstens einmal mit einigem Interesse folgt. Wollen wir nun in der Tabakregie beim Eiffelturm Cigaren kaufen?

Der französische Staat, der jährlich 250 Millionen Franken aus der Tasche seiner Raucher zieht, ist kein billiger Krämer. Unter 25 bis 40 Centimes erhält man überhaupt kein rauchbares Kraut, und eine Halbfrankencigarre erweckt immer noch den Neid auf den Glücklichen, der deutsches Fabrikat zu zehn Pfennig rauchen darf.

Ueber unserm Plaudern sind wir zum Palais lumineux gekommen, einem Rokokobau aus massivem farbigen Glas, die Wände, die Stiegen, die Balustraden, das Dach, selbst die künstlichen Felsen, auf denen der Pavillon steht, sind aus Glas gegossen, und ruft er mit seinen eigentümlichen Lichtsträhnen und milchigen Tönen schon am Tag den sonderbarsten Eindruck hervor, so noch mehr in der Nacht, wenn er, von innerm Lichte erhellt, wie das Schaustück einer Zauberoper geheimnisvoll erstrahlt.

Scene aus dem Palast der Kostüme.

Und nun die Reise um die Welt! Wir machen sie in einem großen, mit exotischer Pracht geschmückten Gebäude und glauben in einem Schiff zu stehen, das rauschend den Ocean durchfurcht, und an uns vorüber ziehen die Bilder der Seestädte, in einer Abteilung genießen wir aber auch ein Diorama, dessen malerische Scenerien von Eingebornen der Gegenden, die sie schildern, belebt werden. Die Spanier reigen beim Klang der Kastagnetten, in einem offenen Café über dem Bosporus sitzen die Türken mit untergeschlagenen Beinen, die indischen Schlangenbändiger tanzen in einer Lichtung des Waldes und in einem Garten spielen junge Japanerinnen in blumigen Gewändern.

Nein, sie spielen nicht, sie sollten es nur, doch sieht man es den keineswegs unschönen Kindern des fernen Ostens an, wie verloren sie sich in der fremden Welt vorkommen, sie erwecken aufrichtiges Mitleid. Ob wohl alle die Exoten und Exotinnen, die man auf der Ausstellung sieht, ganz freiwillig nach Europa gekommen sind? —

Aber man vergißt dergleichen Fragen bald wieder in den drängenden Eindrücken. Im Palast der Kostüme denkt niemand mehr an die Japanerinnen.

In diesem Palast ist an lebensgroßen, oft mit wahrhaft künstlerischem Feinsinn modellierten Puppen eine Geschichte der menschlichen Bekleidungskunst von den Uranfängen bis in die Gegenwart entwickelt, es ist eine Sammlung von Trachten, die nicht anders als mit Bewunderung beschaut werden kann, und der man um so mehr die Fortdauer in einem öffentlichen Museum wünschte, als ja doch nur wenige Besucher dazu kommen, sie so zu würdigen, wie sie es verdient. Sie ist namentlich ein Lieblingsaufenthalt der Frauen, die darin die Geschicklichkeit und Kunst bewundern, die ihr Geschlecht zu allen Zeiten in der Schmückung des Leibes bewiesen hat, aber vielleicht wäre auch schon mancher Romanschriftsteller, der nicht wußte, wie er seine Gestalten aus entlegenen Jahrhunderten kleiden sollte, glücklich gewesen, wenn er in einem solchen Museum aus der unmittelbaren Anschauung hätte schöpfen können. Allein in einer Ausstellungswanderung ist auch der Besuch des Palastes der Kostüme nur Episode, er liegt zu nahe an dem weiten Labyrinth der Hauptpaläste des Marsfeldes, als daß man nicht immer an die fast endlosen Ausstellungsfelder zu denken hätte, die uns da zu durchwandeln bleiben.

Die Riesenhallen bilden ein zusammenhängendes, gegen den Eiffelturm offenes Rechteck, das den Garten des Marsfeldes umschließt, im Hintergrund des Gartens erhebt sich, die Front des Elektricitätspalastes bildend, das Wasserschloß, in dessen Mitte sich eine geräumige Grotte von dreiunddreißig Metern Breite und elf Meter Tiefe öffnet, der an den Beleuchtungsabenden gegen zweitausend Liter Wasser in der Sekunde entströmen.

Ein erster orientierender Gang in den Hallen des Marsfeldes, deren gleichmäßige rechteckige Fluchten sich an malerischem Reize doch nicht mit den Ausstellungsvierteln messen können, die wir bereits durchwandert haben, weckt einen eigenartig starken Eindruck. Auch der Laie spürt es: In diesen, den baren Nützlichkeit gewidmeten Räumen liegt das Schwergewicht der großen Rundschau, zu der sich die Völker am Ausgang des Jahrhunderts zusammengefunden haben, hier stehen sie Brust gegen Brust im Ringkampf um das Ansehen ihrer Arbeit. Und die heutige Welt begnügt sich nicht mit dem toten Schauspiel stillstehender Maschinen und fertiger Produkte, sie will das anschaulich lebendige Bild laufender Maschinen, werdender Erzeugnisse. So führen uns denn die Industrien und Gewerbe, die in diesen Hallen vorübergehend Heimat gefunden haben, hundertfach das Schauspiel ihres Arbeitsprozesses vor, wobei es wohl jedem Besucher auffällt, mit wie wenig Geräusch, in was für einer fast unheimlichen Stille die riesenhaftesten Maschinen ihre Räder wälzen. Um sie in Bewegung zu setzen und zugleich die Hallen elektrisch zu erleuchten, bedarf es einer Leistung von zwanzigtausend Pferdekräften. Wo sie erzeugt werden, verraten die beiden, je achtzig Meter hohen Riesenschlote zur Seite der Flügelhallen des Marsfeldes. Da arbeiten die Dampfmaschinen und liefern die Kraft an die Elektricitätswerke, von denen sie in die einzelnen Abteilungen geleitet wird.

In der Maschinenhalle.

Es ist schwer, den Lesern mit plaudernden Worten ein Bild der technischen Ausstellung auf dem Marsfeld zu vermitteln.

Weite Felder nichts als Eisen, ebenso weite Felder nichts als Gewebe, ein Kongreß von Riesenmaschinen. Daneben eine tederne, eine papierene, eine kautschukene Welt, ein Palast voll Automobile, eine Halle voll Klaviere, so wandert man tagelang, und die Anordnung, wie sie in den Hallen getroffen ist, giebt selbst keinen Faden an die Hand, um die Dinge systematisch zu betrachten, sondern die Arbeitsgebiete sind kunterbunt durcheinander geschoben, vielleicht damit die Abwechslung Vergnügen mache.

Wer ein Schwärmer für große Metallmassen ist, findet seine Rechnung in der Ausstellung des Bergbaues und der Metallurgie. Da ragen mächtige Pyramiden, Röhren, Stangen, Platten, Gefäße aus Eisen, Stahl, Kupfer und andern Metallen, auch ein aus Gußeisen aufgebauter Triumphbogen mit einer Kuppelhalle, Metallmonumente von ungewöhnlich großen Dimensionen turmhoch gegen die Dächer der Halle. Sie zwingen unwillkürlich zur Achtung vor der französischen Metallurgie, welche diejenige der andern Länder deswegen in den Schatten stellt, weil es die meisten Gruben und Werke außerhalb Frankreichs, so auch die großartige deutsche Eisenindustrie der Rheinbezirke, nicht lohnend genug fanden, ähnliche Metallungeheuer an die Ausstellung zu senden. Nur die Russen haben es den Franzosen, die auch in Riesenkanonen und Riesenstahlgeschossen, in Panzerplatten und Schiffsankern die Geschicklichkeit ihrer Gießer beweisen, mit Monumentalbauten aus Metall nachgethan; doch wenn hier Deutschland bescheiden geblieben ist, so zeigt es sich um so mächtiger und glänzender in der Maschinenabteilung.

Schon in der kleinen Metallurgie treffen wir eine höchst interessante deutsche Ausstellung, diejenige der deutschen Bernsteinindustrie, wie sie in Königsberg, Danzig, Stolp, Worms, Nürnberg und Ruhla blüht. Sehr interessant ist die historische und wissenschaftliche Bernsteinsammlung mit ihren kostbaren Stücken, aber auch unter den anderen Erzeugnissen sind außerordentlich wertvolle Arbeiten, neben Perlenschnüren und Rauchutensilien sogar Kästchen, Schränke, Schemel und andere feine Möbel aus dem fossilen Harz, das der Tang, das „Bernsteinkraut", an die Küste der Ostsee trägt.

In der Nähe des deutschen Bernsteinpavillons bildet auch die Ausstellung von Nordamerika, das als Zeugnis seines Bodenreichtums Goldklumpen und -klümpchen und feurige Edelsteine ausgestellt hat, eine große Anziehung für jene Menge von Leuten, die an glänzenden Dingen nicht vorübergehen können.

Die merkwürdigsten Dinge mischen sich hier, neben französischem Marmor und Schiefer, Mühlsteinen, Lithographiesteinen und Granitblöcken ist eine Sammlung amerikanischer und russischer Werkzeuge, wie Aexte, Hacken, Schaufeln, Gabeln, untergebracht, und ehe wir uns versehen, sind wir mitten in der Ausstellung, wo die berühmtesten Pariser Schneider die Erzeugnisse ihrer Kunst prangen lassen. Nirgends drängt sich in den Hallen des Marsfeldes so viel neugieriges Volk, besonders eine so reiche Damenwelt zusammen, wie um den Glanz und Flitterkram der Pariser Schneiderei, um die Hunderte von Vitrinen, in denen an Wachsfiguren die Vorzüge von Jagd- und Reitkostümen, Civil- und Militäruniformen, Richter- und Priestertrachten, aller nur erdenklichen Kleider erläutert werden, Damen mitten in der Beschäftigung mit der Toilette dargestellt sind, und Gruppen von Frauen und Männern erscheinen, die als elegante Abendgesellschaft oder feierlicher Hochzeitszug die neuesten Moden von Paris ins Licht setzen.

Mit diesen raffinierten Kleiderausstellungen sind wir vom Bergbau auf das weite Gebiet der Textilindustrie geraten, und da dürfen wir unsere Schritte schon verlangsamen, da beginnt mit den herrlichen Auslagen der rheinischen Seidenfabrikation der große Triumph der deutschen Industrie auf der Jahrhundertausstellung und schreitet gemeinsam mit demjenigen der Schweiz, die sich als vorgeschrittenes Industrieland dicht an der Seite des Deutschen Reiches hält, durch die Maschinenhalle und den Elektricitätspalast, wo die deutsche Technik durch die Größe und Vollendung ihrer Werke alles überstrahlt, was die Völker als Zeugen ihrer Industrieblüte an Maschinen aufgestellt haben.

Es ist ein bitteres Lächeln, das um die Lippen der Franzosen geht, wenn die Pariser Blätter fragen: „Warum besuchen so viele Deutsche die Weltausstellung?" und dann selbst antworten: „Weil die schönste deutsche Ausstellung, die es je gegeben hat, die unserige ist!"

Zur Reform der Frauenkleidung.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. **Eulenburg** in Berlin.

Einer an Bedeutung wohl über ein flüchtiges Augenblicksinteresse hinausreichende Vereinigung tagte im November vorigen Jahres in der Reichshauptstadt, eine Vereinigung, die man in solcher Gestalt noch einige Jahre zuvor als unmöglich hätte ansehen dürfen, soweit in unserer nicht mehr mit Windes- und Dampfes-, sondern mit Elektricitätseile vorwärts sausenden Zeit von Unmöglichkeiten überhaupt noch die Rede sein kann. Ich meine die Versammlung des „allgemeinen Vereins für Verbesserung der Frauenbekleidung", die von Frauen einberufen, von Frauen veranstaltet und geleitet war, an deren Spitze die verdienstvolle Gründerin und Organisatorin des Vereins, Frau Margarete Pochhammer, mit einem ganzen Stabe hingebender und überzeugungstreuer Anhängerinnen und Mitarbeiterinnen stand, der aber auch männliche, namentlich hervorragende ärztliche und hygirinische Kräfte sich dienstbereit beiordneten, wie denn in der den Schluß bildenden öffentlichen Versammlung im Langenbeckhause kein Geringerer als unser berühmter Hygieniker, die anerkannt erste wissenschaftliche Autorität auf dem Gebiete der Kleidungsfrage, Prof. Rubner über die auf der Tagesordnung stehende arme Sünderin, die Straßenschleppe, als erster Berichterstatter das einleitende Wort führte. Nach ihm, der vom hygienischen Standpunkte aus die Frage beleuchtete, vertraten als Referenten der Maler Paul Brockmüller die ästhetische, Frau Cäcilie Seler die praktische Seite des Gegenstandes, so daß diese drei bei den Reformbestrebungen in engster Verbindung erscheinenden Hauptrichtungen auch in der hier verhandelten Einzelfrage zur Geltung gebracht wurden.

Diese Versammlung ist bei aller symptomatischen Bedeutsamkeit doch nur ein einzelnes Glied in der Kette der Bestrebungen, die seit längerer Zeit in Deutschland wie auch in unseren Nachbarländern England, Frankreich, Rußland ꝛc. auf dem Gebiete der Reform der Frauenkleidung an die sonst gerade diesem Gegenstande so wenig günstige Oeffentlichkeit drängen. Haben diese Bestrebungen auch — wie u. a. aus der Gründung von Zweigvereinen des obengenannten Vereins in Dresden, Frankfurt a. M., Mainz, Düsseldorf ꝛc. hervorgeht — bei uns hier und da ein lebhaftes Echo erweckt und vereinzelte bemerkenswerte Erfolge zu verzeichnen gehabt, so fehlt doch noch viel, daß sich ihnen die allgemeine Aufmerksamkeit in gebührendem Maße zuwendete, und daß namentlich die Frauenwelt in allen ihren Schichten das zu erwartende Interesse für einen ihr Wohl und Wehe so nahe berührenden Gegenstand nachdrücklich bethätigte. Nur allzuviele stehen gleichgültig oder mißtrauisch beiseite oder treten wohl gar feindselig den zu wenig gekannten und unrichtig beurteilten Bestrebungen gegenüber. Andere bleiben, leicht verschüchtert, bei unentschiedenen Anfängen stehen. Mit Dank und Freude habe ich es daher begrüßt, daß ein Blatt von dem Range und der Bedeutung der „Gartenlaube" diesen Bestrebungen so weit Raum giebt, um dem großen Kreise seiner Leser und Leserinnen eine auf Einsicht in die Grundgedanken der Reform beruhende Stellungnahme dabei zu ermöglichen.

Zum besseren Verständnisse ist eines vorauszuschicken. Die Kämpfe gegen so manche gesundheitschädliche Auswüchse der Frauenkleidung, gegen vorübergehende Modethorheiten sowohl, wie gegen die durch allen Wechsel der Mode sich hindurchziehenden Mängel und Uebelstände sind lange Zeit von den Aerzten allein oder doch fast ausschließlich geführt worden; und das hat natürlich diesen Kämpfen vielfach einen Charakter aufgedrückt, wobei die ärztlich-hygieinischen Gesichtspunkte in

diesen Fragen vorzugsweise betont und zur Geltung gebracht wurden. Es hängt damit wohl zusammen, daß die sogenannte Korsettfrage sich immer ganz besonderer Aufmerksamkeit zu erfreuen hatte, obgleich sie zwar eine der wichtigsten, aber doch nur eine der Fragen ist, die bei den modernen Bestrebungen der Kleidungsreform zur Erörterung stehen. Der Umstand, daß von ärztlicher Seite seit nahezu zweihundert Jahren gegen den „Schnürleib" und gegen das allmählich daraus hervorgegangene spätere „Korsett" so viel Tinte — freilich meist erfolglos — verspritzt worden ist, hat viel dazu beigetragen, den Kreisen, welche der Sache fernerstehen, die Frage der „Reform der Frauenkleidung" fast nur im Lichte der Frage „der Korsettabschaffung" oder des „Korsettersatzes" erscheinen zu lassen. Nichts könnte jedoch unberechtigter sein als eine derartige Auffassung; vielmehr handelt es sich um sehr viel weiter gehende, gründlichere Bestrebungen, die auf eine gänzliche Kleidungsreform „an Haupt und Gliedern" — oder (wenn wir die allerdings auch reformbedürftige Hauptbedeckung beiseite lassen) wenigstens an Rumpf und Gliedern abzielen, und bei denen, wie schon aus den vorerwähnten Thatsachen zur Genüge erhellt, keineswegs der Standpunkt einseitiger Berufsanschauungen ungebührlich hervortritt.

Den Vorwürfen, welche der jetzigen Frauenbekleidung gemacht werden, liegen im großen und ganzen wohlberechtigte, teils hygieinisch-ärztliche, teils ästhetische, und endlich rein praktische Bedenken zu Grunde. Hatten wir uns einmal zunächst mehr an die „ästhetischen", die durch ihren Appell an den Schönheitssinn unserer Frauenwelt vielleicht eindrucksvoller zu wirken imstande sind als die von hygieinischen und praktischen Gesichtspunkten ausgehenden — mit denen sie übrigens in ihren Ergebnissen und Konsequenzen durchaus übereinstimmen. Was hat man also der jetzigen Frauenkleidung vom „ästhetischen" Standpunkte auszuwerfen? Sehen wir einstweilen ab von Nebendingen und von solchen, die mehr an der „Peripherie" ihres Gegenstandes — d. h. in diesem Falle der bekleideten weiblichen Gestalt — liegen, wie Kopf- und Fußbekleidung, Länge des Straßenrockes und dergleichen, so tritt uns als recht eigentliche, im körperlichen und figürlichen Sinne „centrale" Frage die „Taillenfrage" entgegen. Was man gegen die jetzige Frauenkleidung ästhetisch am meisten einzuwenden hat oder doch haben sollte, ist der Umstand, daß sie den Haupteinschnitt, die „Taille", an eine Stelle verschiebt, wo die Natur einen solchen Einschnitt nicht gewollt und beabsichtigt hat, über den natürlich vorgebildeten Körpereinschnitt hinaus, und daß sie überdies die auf solche Weise erzeugte künstliche Taille durch noch weitere Verengung und Einpressung auf mechanischem Wege zu einer weitgehenden Verfälschung und Verunstaltung der wirklichen Körperform naturwidrig ausnutzt.

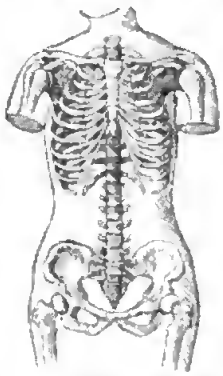


Fig. 1. Normaler Frauenkörper. Nach „Fritsch-Hartel, die Gestalt des Menschen".

Bei der natürlichen Taille, d. h. der Einziehung, die sich zwischen der unteren Grenze des Brustkorbes und der oberen Grenze des knöchernen Beckens (dem oberen Rande der Hüftbeinschaufeln) ergiebt, verläuft die Umrißform in einer leichten Wellenlinie einerseits nach oben zu den mäßig verbreiterten Schultern, andrerseits nach unten zu den Hüften, die ihrer natürlichen Fülle entsprechend immer noch mehr oder weniger stark ausladend erscheinen. Es entsteht auf diese Weise ein sanft abgerundeter, sehr stumpfer Winkel in der Taillengegend, der bei der Betrachtung des aufrecht stehenden unbekleideten Körpers die weiche Rundung und den schönen Fluß der dem weiblichen Typus eigenen Wellenform deutlich erkennen läßt, während bei dem durch Korsett und Rockbänder verschnürten und unterwärts zusammengepreßten Brustkorb des heutigen Normalweibes jener Winkel sich immer mehr einem rechten annähert, der Oberkörper eine nach unten zugespitzte Dreieckform annimmt und durch die übermäßige seitliche Ausladung der Hüften die unteren Rumpfabschnitte glockenförmig hervorschwellen (vgl. die Figuren 1 und 2 — Weiblichen Gestalten, die jene ungekünstelte, natürliche Taillenform zu vollem und schönem Ausdruck gelangen lassen, und man wenigstens unter den Verhältnissen unserer heutigen „Kulturwelt" und bei den in der „Civilisation" obenanstehenden Nationen nur noch ausnahmsweise begegnen. Eine solche Naturgestalt zeigt uns Fritsch in seiner Darstellung eines weiblichen Modelles, Tafel 17 und 18 des von ihm herausgegebenen ausgezeichneten Werkes „Die Gestalt des Menschen" (Stuttgart, Paul Neff, 1899). Außereuropäische, aus — glücklicherweise noch — kulturfernen Zonen stammende Beispiele liefern u. a. die Abbildungen javanischer Frauen und Mädchen in dem von dem Frauenarzte Dr. Stratz herausgegebenen Buche „Die Frauen auf Java" (Stuttgart, Ferdinand Enke, 1897), sowie in desselben Verfassers später erschienener vielverbreiteter Publikation „Die Schönheit des weiblichen Körpers" (Stuttgart, ebenda, 1898), man betrachte z. B. in letzterer Schrift das Bild des „javanischen Mädchens, das nie ein Korsett getragen hat". Derartige Typen bekommt man, wie gesagt, im Leben nur noch selten vor Augen; aber auch in der bildenden Kunst fangen sie allmählich an, auf der Aussterbeetat zu geraten, weil entweder die Künstler sich in „realistischer" Wiedergabe des Modells mit allen seinen Fehlern und Unvollkommenheiten erschöpfen, oder auch geradezu in bewußter Ablehr von der ursprünglichen unverfälschten Natur und von den Traditionen der besten Kunstepochen einem als „modern" angepriesenen, verkünstelten und entstellten Schönheitsideal ihre Huldigung darbringen. Ein Gang durch unsere Kunstausstellungen liefert davon nur allzu zahlreiche und schlagende Beweise. Wer erfahren will, zu was für schauerlichen Ausgeburten diese Zeitströmung selbst hervorragende Künstler mitunter verführt, der werfe einen Blick auf die vielbesprochene „danseuse" des berühmten Pariser Bildhauers Falguière — bekanntlich eine nur allzu naturgetreue Kopie der auch bei uns in letzter Zeit als „Stern" aufgegangenen Cléo de Mérode — von welcher u. a. das zweite Stratz'sche Buch eine erschreckend wohlgelungene Nachahmung bietet! —

Fig. 2. Durch Korsett verschnürter Körper. Nach „Fritsch-Hartel, die Gestalt des Menschen".

Eine „natürliche Taille" im obigen Sinne des Wortes kann nun allerdings nicht schmal oder eng, nicht „schlank" in dem bei unserer Damenwelt begehrten und beliebten naturwidrigen Verhältnisse sein, wie es die Illustrationen unserer Modeblätter als selbstverständlich voraussetzen und den Hunderttausenden ihrer Leserinnen zu deren fortgesetzter Täuschung und Irreführung tagtäglich vor Augen führen. Hier liegt, vom ästhetischen Standpunkt aus betrachtet, eine Hauptwurzel des Uebels: es ist ein durch fehlerhafte Gewohnheit erzeugter und unterhaltener Irrtum unseres ästhetischen Anschauens und Empfindens. Wir müssen daher lernen, und müssen vor allem auch die Frauenwelt lehren, richtiger und besser, d. h. naturgemäßer zu sehen und zu empfinden, um von der so gewonnenen Grundlage sinnlicher Anschauung aus unser Urteil über das gemeinhin als „schön" Geltende entsprechend zu korrigieren. Wir müssen es dahin bringen, speziell die herrschenden Begriffe darüber, was an den Umrissen und Proportionen einer weiblichen Gestalt als „schön" aufzufassen sei, von der bisherigen Verworrenheit zu befreien, und mit einem Zustande aufzuräumen, der in der That den Hexenspruch „schön ist häßlich, häßlich schön" verwirklichen zu wollen scheint, da er das Natürlichschöne verkennt und das Naturwidrige (zugleich auch Gesundheitswidrige, Krankhafte) avotheosierend verherrlicht. Gelingt es hier erst, reineren und vernünftigeren Anschauungen Bahn zu brechen, so ist damit auch für eine zugleich von ästhetischen und hygieinischen Gesichtspunkten befriedigende Reform der Frauenkleidung die erwünschte Grundlage gewonnen. Eine derartige Umwandlung des ästhetischen Sehens und Fühlens kann sich freilich nicht so rasch, nicht von

Mähnenschafe.

Nach einer Originalzeichnung von Friedr. Specht.

heut' auf morgen vollziehen, wie es manche heißsporнige oder auch strebsam ehrgeizige Anhängerinnen und Verkünderinnen des Reformgedankens ungeduldig herbeisehnen. Man müßte sich im Gegenteil eher fragen, ob eine solche Umwandlung überhaupt im Bereiche der Möglichkeit liege — und da knüpft sich naturgemäß die Vorfrage an: wie konnte eine so falsche, verkehrte Anschauung, eine solche Abirrung vom natürlichen Schönheitsideal überhaupt allgemeine Geltung erlangen und sich so lange aller Angriffe ungeachtet in fast ungestörter Alleinherrschaft behaupten?

Die Gründe freilich lassen sich hier nur teilweise andeuten. Daß das Verlangen, eine möglichst „schlanke", d. h. von der natürlichen abweichende, verkünstelte und verschnürte Taille zur Schau zu stellen, bei jüngeren und älteren Angehörigen des weiblichen Geschlechts allverbreitet war und noch ist — das ist leider eine nicht wegzuleugnende Thatsache. Was liegt nun diesem Verlangen eigentlich zu Grunde? Wenn man die Frauen selbst darüber befragt, so helfen sie sich nicht selten mit der Behauptung heraus, daß es „den Männern so gefalle", und daß sie also dem männlichen Geschmack oder Ungeschmack damit ein Zugeständnis machen. Diese Behauptung ist vielleicht nicht ganz abzuweisen. Ich selbst habe nach einem Vortrage, den ich „über das Korsett als Krankheitsursache" in einem Frauenverein gehalten habe, aus weiblichem Munde diesen Einwand vernommen; und, was schwerer wiegt, unter den anwesenden Männern fand sich trotz ausdrücklicher Aufforderung der Vorsitzenden keiner bereit und geneigt, dagegen zu protestieren. Ihr Stillschweigen erschien also als Zustimmung. Es würde das freilich nur beweisen, wie sehr es auch der Mehrzahl der heutigen Männer natthäte, in dieser Beziehung um- und zuzulernen, sich von anerzogenen Vorurteilen loszumachen, Auge und Anschauungsvermögen zu üben und in neuerlangtem Formgefühl frei zu bethätigen, wozu ohne Frage ein vertieftes Studium der Antike und zum Teil auch die Betrachtung wertvoller neuerer Kunstschöpfungen wesentlich beitragen könnten. Hier vor allem wären die Hebel einzusetzen; bei der heranwachsenden Künstlergeneration nicht allein, sondern beim Jugendunterricht überhaupt, in der Erziehung der männlichen und weiblichen Jugend wäre allenthalben der Sinn und das Verständnis für das Natürlich-Schöne, Unentstellte, Unverkünstelte zu wecken und zu befestigen — wären einem besseren und gereinigten Formgefühl in seiner Anwendung auf die Fülle organischer Gestaltungen und den menschlichen Körper insbesondere die Wege zu ebnen. Es müßte zudem auch an die Einsicht appelliert werden, daß die mit der Einzwängung der natürlichen Taille verbundene, der Eitelkeit so große Genugthuung gewährende Korrektur der äußeren Erscheinung nicht nur keinen wirklichen Schönheitszuwachs bedeutet, sondern im Gegenteil mit schmerzlicher Einbuße an wesentlichen Schönheitsforderungen nur zu teuer erkauft ist. Diese Einbuße entzieht sich am bekleideten Körper freilich größtenteils der Wahrnehmung — indessen ist wohl anzunehmen, daß wenigstens die Mehrzahl der Frauen mit der Kleidung nicht die Eitelkeit ablegt und nicht darauf verzichten will, auch ohne die Künste der Schneiderin und Korsettmacherin als schön gelten zu dürfen. Für den ästhetischen Eindruck aber — von den gesundheitschädlichen Wirkungen sehen wir einstweilen ganz ab — liegt gewiß nichts Erfreuliches in den unmittelbaren, körperlichen Folgen der geübten Einschnürung und Einpressung durch Korsett und Rockbänder: in den Strangulierungen der Haut, wie sie der Arzt bei der Untersuchung seiner Patientinnen unzählige Male zu konstatieren in der Lage ist; in der Hervordrängung des Unterleibs, die durch Ausweichen der Eingeweide nach vorn und unten notwendig bewirkt wird, und der damit zusammenhängenden Dehnung und Erschlaffung der Bauchdecken, der Neigung zum „Hängebauch", der keine Verlängerung des Korsetts, keine Anlegung von noch so sinnreich erfundenen Gürteln und Leibbinden und dergleichen wieder Einhalt gebietet. Zu den ästhetisch ungünstigen Folgen des Einschnürens gehört auch die von verschiedenen Seiten neuerdings betonte Abmagerung der Büste, die Verkümmerung der Brustdrüsen, die namentlich durch hoch hinaufreichende Korsetts mit festen Stahleinlagen gefordert wird — sowie auch die durch allmählichen Schwund der zur Unthätigkeit verdammten Muskulatur erzeugte Abflachung des Rückens, dessen Form leer und inhaltlos erscheint, weil jede Andeutung belebterer Konturierung durch das Muskelspiel mangelt. Alle diese Thatsachen sind leider viel zu wenig bekannt; sie sollten durch Lehre und Anschauungsunterricht, an Abbildungen und Modellen, der ganzen Frauenwelt, vor allem der heranwachsenden weiblichen Jugend fortwährend nahegebracht und dem in verkehrte Bahnen gelenkten Nachahmungstriebe, den Einflüsterungen irregeführter Eitelkeit warnend entgegengestellt werden.

Ein namhafter Kunstschriftsteller hat in einem vor einigen Jahren erschienenen Schriftchen die Ansicht verfochten, daß die Frauen den jetzt herrschenden künstlichen Taillenausschnitt aus einem instinktiven Gefühle heraus bevorzugten, weil sich ihn Natur ihnen gegenüber gewissermaßen eines Kunstfehlers schuldig gemacht habe, den sie auf solche Weise auszugleichen (oder doch zu verdecken) bemüht seien. Er will durch Messungen an Kunstwerken und an lebenden Personen den Beweis erbracht haben, daß beim weiblichen Geschlechte, im Vergleich zum männlichen, der Unterkörper sozusagen zu kurz geraten sei, und daß infolgedessen der natürliche Hauptteilschnitt des weiblichen Körpers nicht dem Gesetze des „goldenen Schnittes" entspreche, wonach bekanntlich der kleinere Teil zum größeren sich ebenso verhalten muß wie der größere zum Ganzen. Der natürliche Taillenausschnitt komme vielmehr wegen der verhältnismäßigen Kürze des Unterkörpers tiefer zu liegen, und die weibliche Bekleidungskunst sei daher mit Erfolg bemüht, diesen Fehler zu korrigieren und das Gesetz des Goldenen Schnittes wieder zu Ehren zu bringen. — Leider ist die dabei gemachte anatomische Voraussetzung nicht haltbar, da sie sich mit den Ergebnissen zahlreicher und genauer Messungen (wie sie u. a. in dem oben citierten Fritsch'schen Werke niedergelegt sind) keineswegs im Einklang befindet. Thatsächlich bestehen in diesem Punkte überaus weitgehende zeitliche, örtliche und individuelle Unterschiede. Von Rasseverschiedenheiten ganz abgesehen, hat es wohl zu allen Zeiten Frauen genug mit „kurzem" und ebenso viele mit „langem" Unterkörper gegeben, und die Kunst hat anscheinend bald den einen, bald den andern Typus mit einer gewissen Vorliebe behandelt, oder sogar zum „Schönheitsideal" gestempelt.

Wenden wir uns nun zu den vom ärztlich-hygienischen Standpunkte aus gegen die bisherige Frauentracht zu erhebenden Bedenken, so ist hier eine ganze Reihe von Störungen und Gesundheitsschädigungen namhaft zu machen, die wiederum großenteils mit der zur schlimmen Gewohnheit gewordenen Verlegung der Taille und ihrer weiteren künstlichen Einengung in ursächlichem Zusammenhang stehen. Man kann zwei Hauptgruppen der dadurch bedingten Schädigungen unterscheiden: einerseits die besonders von der Verengung des unteren Brustraumes herrührenden allgemeinen Störungen der Atmung, der Cirkulation, der Blutbildung und Ernährung; andrerseits die von besonderen örtlichen Druckwirkungen abhängigen Veränderungen der Form, Lage und Funktion einzelner lebenswichtiger Organe.

Die zur ersteren Gruppe gehörigen Störungen lassen sich zusammenfassen unter den auch dem Nichtarzte verständlicher und geläufigen Schlagworten der Muskelschwäche und Herzschwäche, der Blutarmut und Bleichsucht. Ihre gemeinschaftliche Quelle ist in der Beeinträchtigung des Mechanismus und Chemismus der Atmung zu suchen — jener lebenswichtigsten, ja das Leben selbst symbolisierenden Funktion, die ihrerseits von der Entwicklung und ungehemmten Bethätigung der den Brustkorb umschließenden, seine rhythmische Ausdehnung und Zusammenziehung bewirkenden Muskulatur so wesentlich abhängt.

Schon längst ist man darauf aufmerksam geworden, daß in der Regel die Atmungsweise des erwachsenen Mannes von der des erwachsenen Weibes sich auffällig unterscheidet, und man hat danach von einem „männlichen" und einem „weiblichen" Atmungstypus gesprochen, wobei man den ersteren auch als abdominales (Bauch-)Atmen, den zweiten als costales (Rippen- oder Brust-)Atmen bezeichnet. Das Wesen des ersteren erblickt man in der hervorragenden Bethätigung des Zwerchfells, der kräftigen Ausdehnung der unteren Brustabschnitte und Hervorwölbung der Oberbauchgegend bei tiefem Einatmen; das Wesen des weiblichen Atmungstypus dagegen in der verhältnismäßigen

abhängigkeit des Zwerchfells, der mangelhaften Erweiterung der unteren Brustabschnitte, und der mehr oder weniger ausschließlichen Bethätigung der die Rippen, namentlich die oberen Rippenpaare hebenden Muskeln. Es ist nun eigentlich von vornherein selbstverständlich, daß der letztere unzweifelhaft unvollkommenere und mangelhaftere Atmungstypus dem weiblichen Geschlecht nicht etwa von Natur eigen, auch nicht (wie einzelne gemeint haben) eine durch Anpassung und Vererbung entstandene sekundäre Geschlechtsdifferenz sein kann; denn die ursprüngliche Anlage des der Atmung dienenden Muskelapparates ist noch jetzt bei beiden Geschlechtern vollkommen gleichartig, und der sogenannte weibliche Atmungstypus erscheint überdies gerade für die spezifisch weiblichen Funktionen so ungeeignet und unzweckmäßig wie nur irgend möglich. Vielmehr sind die jetzt ins Auge fallenden Eigentümlichkeiten dieses „weiblichen" Atmungstypus in Wahrheit lediglich Kunstprodukte oder, geradezu gesagt, Produkte einer verkünstelten Civilisation; sie sind die unvermeidlichen Früchte der bei allen Kulturvölkern üblich gewordenen, die Taille einengenden Form der weiblichen Kleidung, vor allem des in früher Jugend beginnenden gewohnheitsmäßigen Korsettragens. Diese Behauptung wird durch Erfahrungen und Beobachtungen der verschiedensten Art tausendfältig bestätigt. Wenn man die Atmungsweise bei Kindern ungefähr bis zum zehnten Lebensjahre oder etwas darüber hinaus, bei Knaben und noch korsettfreien Mädchen, miteinander vergleicht, so findet man noch keine irgendwie erheblichen und augenfälligen Differenzen. Mädchen wie Knaben atmen vielmehr gleichmäßig „abdominal", d. h. dem männlichen Typus entsprechend, unter kräftiger Mitbenutzung des Zwerchfells, mit inspiratorischer Erweiterung der unteren Brustabschnitte und Hervorwölbung der Oberbauchgegend. Betrachtet man dagegen die Atmung einer in der jetzigen Kleidung eingezwängten, korsettlich verschnürten Modedame, so sieht man, wie beim Versuche, tief Atem zu holen, der Brustkorb sich inspiratorisch verlängert, die Brust sich unter Emporhebung des Schlüsselbeins und der Schulter aus dem beengenden Korsett gewissermaßen herauszieht. Die unteren Abschnitte des Brustkorbes stehen dabei vollständig still; und damit überhaupt dem Atmungsbedürfnis in einigermaßen ausgiebiger Weise genügt wird, müssen die Halsmuskeln, die Hebemuskeln der Schultern und der oberen Rippen unverhältnismäßig stark mitarbeiten, wodurch ihre Konturen vorspringen, die Gruben ober- und unterhalb der Schlüsselbeine aber tief einsinken. Könnte noch irgend ein Zweifel darüber obwalten, daß es sich hierbei keineswegs um eine in der natürlichen Anlage begründete Geschlechtsdifferenz, sondern um eine Folgewirkung der fehlerhaften Bekleidung, der künstlichen Taillenenengung handelt — so würde dieser Beweis durch eine große Anzahl vergleichender ethnologischer Untersuchungen erbracht werden, wie sie zu diesem Zweck besonders von seiten englischer und amerikanischer Forscher vielfach — u. a. an Frauen ost- und westindischer Völkerschaften, an Chinesinnen, Javaninnen, Halb- und Vollblutindianerinnen — neuerdings angestellt wurden. Die Methode, deren man sich zu diesem Zwecke bediente, ist die der Aufnahme sogenannter „Atmungskurven", d. h. die an bestimmten Punkten der Rumpfoberfläche mit Hilfe geeigneter Registrierapparate vorgenommene selbstthätige Aufzeichnung der Atembewegung (Stethographie). Man kann derartige Kurven in dem bekannten sehr empfehlenswerten Buche von Havelock Ellis „Mann und Weib" (deutsch von Dr. Hans Kurella, Leipzig, Georg H. Wigand, 1895) in leider etwas klein geratenem Maßstabe reproduziert finden. Ich gebe durch die Abbildung Figur 3 einige Beispiele, aus denen sich erkennen läßt, wie die normale Atmung des „gesunden" Weibes sich von der des Weibes im Korsett unterscheidet, und daß die Atmung von Frauen, die nie ein Korsett angelegt haben, z. B. von Chippewa-Indianerinnen, oder auch von zufällig korsettlos aufgewachsenen Europäerinnen, mit dem sogenannten „männlichen" Atmungstypus durchaus übereinstimmt. Umgekehrt kann man dagegen auch beim Manne — und, wie die betreffenden hier weggebliebenen Atemkurven ergeben, selbst bei Tieren (Hunden) den „weiblichen" Typus durch Einzwängen in ein Korsett künstlich produzieren. Mit voller Berechtigung gelangt denn auch Havelock Ellis zu dem Schlusse, daß der Geschlechtsunterschied der Atembewegungen bei civilisierten Rassen nur das Resultat einer künstlichen Einschnürung durch die gewöhnliche Frauenkleidung sei, und er erwartet das allmähliche Schwinden der Unterschiede von der Abschaffung des Korsetts, nachdem man sich von den Vorteilen einer freien Zwerchfellsatmung überzeugt haben werde. Diese Vorteile sind allerdings, was die Funktionen der Atmung und Herzthätigkeit und die Entwicklung der Muskelkraft anbetrifft, so groß und so einleuchtend, daß sie, zumal in unserer sportliebenden Zeit, auf die Dauer kaum übersehen und verkannt werden können, und daß sie allen Freundinnen des Sports und körperlicher Uebung, sowie allen durch ihren Beruf auf intensivere Bethätigung von Lungen und Herz angewiesenen Frauen schon jetzt die Ablegung des Korsetts oder dessen Ersatz durch minder störende Vorrichtungen zur dringenden Pflicht machen.* Hervorragende Bühnenkünstlerinnen, wie noch kürzlich erst Eleonore Duse, haben sich denn auch als unbedingte und überzeugungstreue Korsettgegnerinnen bekannt und erwiesen.

Ich muß es mir versagen, hier weitläufig auseinanderzusetzen, wie sich im Zusammenhange mit der geschilderten Beeinträchtigung der Atmungsmechanik vielfach auch krankhafte Veränderungen des Atmungsschemismus, der Blutserneuerung und Blutmischung, und im weiteren Verlaufe die als Blutarmut und Bleichsucht bezeichneten Zustände herausbilden, die besonders in den Entwicklungsjahren beim weiblichen Geschlecht so überaus häufig und in oft gefahrdrohender Weise hervortreten. Wer sich für diesen Zusammenhang näher interessiert, der mag sich aus einem sehr lesenswerten Schriftchen darüber belehren, das Professor Ottomar Rosenbach in Berlin, eine der ersten lebenden Autoritäten auf dem Gebiete der Herzkrankheiten, unter dem Titel „Korsett und Bleichsucht" vor einigen Jahren veröffentlicht hat. (Separatabdruck aus der „Deutschen Revue", Deutsche Verlagsanstalt, 1895.) Werfen wir dagegen noch rasch einen Blick auf die mannigfachen, vorwiegend örtlichen Störungen, die durch die jetzige fehlerhafte Bekleidungsweise, namentlich durch die Schnürwirkung des Korsetts und die pressenden Rockbänder, entweder direkt verschuldet oder wenigstens in hohem Grade verstärkt und begünstigt werden. Von der Abmagerung der Büste, der Verkümmerung der einem so wichtigen Naturzwecke dienenden Brustdrüsen ist schon an früherer Stelle kurz die Rede gewesen. Sie ist unzweifelhaft Folge der engen, die Entwicklung hemmenden Bekleidung, die überdies auch nicht selten schmerzhafte Lokalerkrankungen dieser Teile zur Folge hat. Ich habe vor einigen Jahren bereits darauf aufmerksam gemacht, daß eine das weibliche Geschlecht besonders belästigende Form schmerzhafter Nervenaffektion im Gebiet der unteren Rippennerven, sogenannter Intercostalneuralgie, in zahlreichen Fällen auf diesen Ausgangspunkt zurückgeführt werden muß. Ich halte es nach vielfachen Erfahrungen, die ich in meiner nervenärztlichen Thätigkeit zu machen Gelegenheit hatte, für unzweifelhaft, daß der auf die unteren Rippen besonders stark einwirkende Druck enger und unpassender Korsetts durch anhaltende Reizung der in den Rippenfurchen verlaufenden Nervenstämme eine wichtige Ursache dieser oft überaus qualvollen und hartnäckigen Neuralgie bildet, und ich habe nicht selten in Fällen, wo es gelang, die Trägerin zum Ablegen des Korsetts und zu einer vernünftigeren, den hygieinischen Anforderungen besser angepaßten Kleidung zu bekehren, ein rasches Weichen der Neuralgie beobachten können. —

Der durch Korsett und Rockbänder geübte schädigende Druck erstreckt sich aber noch viel weiter und äußert seinen nachteiligen Einfluß ganz besonders an den weichen nachgiebigen Eingeweiden der Bauchhöhle, die teils gleichmäßig komprimiert und in ihrer Funktion schwer beeinträchtigt, teils stellenweise in Form tiefer Furchen („Schnürfurchen") eingeschnitten, teils endlich infolge der Raumverengung aus ihrer natürlichen Lage mehr oder weniger erheblich verdrängt werden. Noch wichtiger als die besonders an einzelnen Organen der Bauchhöhle, an Leber und Magen, für gewöhnlich zur Beobachtung kommenden, durch die Ausdrücke „Schnürleber" und „Schnürmagen" gekennzeichneten örtlichen Ein- und Abschnürungen ist die an der Leber infolge der

* Man vergleiche die vortrefflichen Bemerkungen darüber in dem soeben erschienenen Buche von Prof. Schiefferdecker „Das Radfahren und seine Hygiene" (Stuttgart 1900, Eugen Ulmer).

allseitigen Einpressung, der Lage- und Gestaltveränderung sich ausbildende schwere Beeinträchtigung der Drüsenfunktion, die Störung der Gallenbereitung und Gallenabscheidung. Auf diese Momente müssen wir offenbar die beim weiblichen Geschlechte in so außerordentlich hohem Grade vorwaltende Neigung zu **Gallensteinerkrankungen** größtenteils zurückführen — wie das auch von fachärztlicher und chirurgischer Seite mehr und mehr nachdrücklich betont wird.

Kaum minder schwerwiegend in ihren krankhaften Folgezuständen erscheint eine andere Gruppe mechanisch bedingter Erkrankungen der Unterleibsorgane, auf deren ungemein große Häufigkeit beim weiblichen Geschlechte neuerdings in wachsendem Maße die Aufmerksamkeit gelenkt wurde: die **Lageveränderungen und Verschiebungen**, die in erster Reihe den Magen und einzelne Darmabschnitte, weiterhin die in der Aushöhlung des Zwerchfells liegenden **Nieren**, oft auch **Leber** und **Milz** in mehr oder minder erheblichem Grade betreffen. Die erst seit kurzem in ihrer Bedeutung erkannten und gewürdigten Lageveränderungen des Magens und des sogenannten Querdarms, die man als „Gastroptose" und „Enteroptose" (Koloptose) bezeichnet hat, können nicht nur an sich eine Reihe beachtenswerter Ernährungs- und Verdauungsstörungen zur Folge haben, sondern sie tragen durch die entzogene Stütze, die verminderte Befestigung, im Verein mit den an sich schlafferen Bauchdecken, auch wesentlich zur Entstehung jener vielbesprochenen, fast ausschließlich dem weiblichen Geschlechte eigenen Krankheitszustände bei, die man als **abnorme Beweglichkeit und Lageveränderung der Nieren**, in ihren höheren Graden als „**Wanderniere**" bezeichnet. Alle diese an sich schon so nachteiligen und gefährlichen Zustände können auch wiederum den Ausgangspunkt von Fernwirkungen, von schweren Folgeerscheinungen im Nervensystem abgeben, die oft für alle Lebenszeit die davon Betroffenen zu immerwährendem Kränkeln und Siechtum verurteilen.

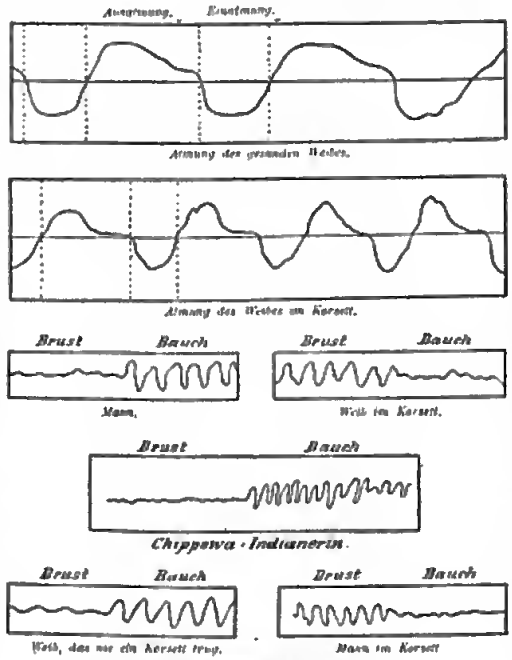


Fig. 3. Atmungen des Weibes.
Nach „Havelock Ellis, Mann und Weib".

Schon diese nur einen Teil der hierher gehörigen Krankheitszustände flüchtig streifende Betrachtung lehrt demnach, daß sowohl zur Verhütung wie zur Besserung und Heilung mannigfacher, dem weiblichen Geschlechte vorwiegend eigener krankhafter Störungen die Abschaffung oder doch Unschädlichmachung des **Korsetts** und überhaupt eine den hygieinischen Verhältnissen Rechnung tragende Reform der Frauenkleidung als unerläßliche Vorbedingung zu gelten hat. Neuerdings haben im Schoße gelehrtwissenschaftlicher Vereinigungen — so auf dem in Lindau im September 1898 abgehaltenen Anthropologen-Kongresse, und in der Medizinischen Gesellschaft zu Leipzig (Sitzung vom 27. Juli 1898) — mehrfach auf diesen Gegenstand bezügliche Erörterungen stattgefunden, an denen sich hervorragende Fachmänner wie die Kliniker Professor Curschmann, Zweifel und Friedrich, die Frauenärzte Donat, Menge, Krönig in Leipzig und andere beteiligten, und die in den Hauptpunkten eine erfreuliche Uebereinstimmung der Ansichten an den Tag legten. Was speziell die „Korsettfrage" betrifft, so haben sich — wie namentlich aus der Leipziger Verhandlung hervorgeht, — im großen und ganzen die Meinungen dahin geklärt und geeinigt, daß nicht sowohl das Korsett an sich unbedingt und in jeder Form schlechtweg verwerflich sei, sondern daß dasselbe erst durch den damit getriebenen Mißbrauch des „Schnürens" schädigend wirke, und dann allerdings die sämtlichen ihm mit Recht zugeschriebenen, im vorstehenden zum Teil aufgeführten üblen Folgezustände herbeiführe. Ein locker sitzendes, nicht geschnürtes Korsett brauchte an sich alle diese Nachteile nicht zu haben; aber freilich, in wie vielen Fällen träfe die gemachte Voraussetzung zu? — wenn auch fast jede Dame uns in noch so feierlichem Tone beteuert, daß sie sich niemals schnüre, während doch die oben besprochenen Veränderungen der Atmungsmechanik, die beim Entkleiden vorgefundenen Strangfurchen der Haut und sonstige Zeichen der überzeugendsten Gegenbeweis liefern. Zu Gunsten des (locker getragenen) Korsetts pflegt noch insbesondere geltend gemacht zu werden, daß es, so lange die Röcke in der herkömmlichen Weise über dem Korsett durch Binden befestigt werden, durch Verminderung und gleichmäßige Verteilung des von den Binden herrührenden, anerkannt schädigenden Druckes vorteilhaft wirke. Diese relative Rechtfertigung des Korsetts verschwindet allerdings von dem Augenblicke an, wo mit einer durchgreifenden Verbesserung der Frauenkleidung in vollem Umfange Ernst gemacht wird, sei es auf dem Wege anderweitiger Befestigung der Unterkleider, durch Anknöpfen oder Anhaken, an Stelle des Bindens, sei es durch ein gegen das bisherige überhaupt gänzlich verändertes, den Reformbestrebungen entsprechendes System der Unterkleidung, womit natürlich auch eine wesentliche Umwandlung des als Schnürmittel verwerflichen, als Halt und Stütze der Unterkleidung in dem bisherigen Sinne überflüssig gewordenen Korsetts Hand in Hand gehen würde.

So kommen wir denn auf Grund aller Erwägungen zu dem unvermeidlichen Schluß: Das Korsett in seiner bisherigen unzweckmäßigen und nur zu leicht schädigenden Form muß unter allen Umständen verschwinden. Es ist an passendsten zu ersetzen durch ein genau nach dem Körper der Trägerin gearbeitetes, einfaches, elastisches Leibchen, das zur Erleichterung des Ueberganges allenfalls noch mit einigen (abnehmbaren Stutzen) als Einlage versehen sein kann, das übrigens vorn zum Knöpfen eingerichtet und mit ziemlich breiten Schultergurten versehen sein muß, um seine Lage zu sichern und ein Abgleiten zu verhüten. An diesem Leibchen werden die Bestandteile der Unterkleidung, mögen es nun Röcke der althergebrachten Art sein, oder mag diese Art der Unterkleidung aufgegeben und durch ein neueres System ersetzt werden, **nicht durch Binden, sondern durch Knöpfen und Einhaken** mittels leicht anzubringender Vorkehrungen in geeigneter Weise befestigt. Will man ein solches Kleidungsstück, wie das oben geschilderte, als „Reformkorsett" bezeichnen, so ist dagegen natürlich vom reformerischen Standpunkte nichts einzuwenden — im Gegenteil dürfte eine solche Benennung ganz praktisch sein, da das Wort „Korsett" einstweilen jedenfalls auf einen großen Teil unserer Frauenwelt einen noch ungebrochenen suggestiven Zauber ausübt, der es ihnen als allzuschweres Opfer erscheinen ließe, auf irgend ein wenigstens den geliebten Namen an sich tragendes Garderobestück gänzlich zu verzichten. Bekanntlich sind ja die Frauen, aller ihnen mehr aufgedrungenen als von ihnen selbst ausgehenden) Modelaunen ungeachtet, aus innerster Neigung zäh konservativ und von jener instinktiven Abneigung gegen Neuerungen beseelt, die auch Lombroso als „Misoneismus" zu einem Charakterzuge des weiblichen Geschlechts stempelte. Auf

Hopfenpflücken im Ammerlande (Oldenburg).
Nach einer Originalzeichnung von B. Winter.

diesen Charakterzug ist, so viel wie möglich wenigstens, Rücksicht zu nehmen. Behalten wir also immerhin den Namen „Korsett" bei, aber sehen wir uns das, was unter dem Namen „Reformkorsett" an- und ausgeboten wird, desto genauer und mit nur allzu gerechtfertigtem Mißtrauen an; denn die Industrie unserer Konfektionäre hat nach der ersten Alarmierung auf diesem Gebiete bereits Produkte gezeitigt, die selbst beim besten Willen kaum als Fortschritte gegen das alte Korsett angesehen werden können, vielmehr dessen sämtliche üble Eigenschaften und Wirkungen in kaum verhüllter Weise weiter fortpflanzen würden. Selbstverständlich fehlt es auch an Leistungen besserer Art keineswegs; doch liegt es mir fern, einzelnes tadelnd oder lobend an dieser Stelle hervorzuheben. Möge jeder — oder vielmehr jede — am Maßstabe der vorangehenden Darlegungen den Wert des sich als derniere nonveauté Gebärdenden und mit der heutigentags unvermeidlichen Selbstanpreisung Darbietenden unbefangen selbständig prüfen!

Im übrigen geht, wie gesagt, der Hauptzug der Reform auf dem Gebiete der Frauenkleidung, in weiterer Konsequenz der hier entwickelten Prinzipien, auf eine gänzliche Veränderung des bisherigen Systems der **Unterkleidung**, wodurch es gelingen würde, diese einerseits hygieinisch befriedigender, andrerseits auch praktisch brauchbarer, vor allen Dingen weniger lästend, ermüdend und bei den verschiedensten Anforderungen hinderlich für ihre Trägerin zu gestalten. Diese Bestrebungen sind bei uns in verhältnismäßig jung und noch in der „Gärung" begriffen, während sie in anderen Ländern, namentlich in England, schon seit längerer Zeit festere Gestaltung gewonnen und dort besonders durch das kräftige Eintreten der „rational dress league" unter Führung der Lady Haberton vielfach in ziemlich radikaler Weise ihre Lösung gefunden haben. Bei uns sind die Erfolge zur Zeit erheblich beschränkter, zumal die Meinungen und Erfahrungen über das zu bevorzugende System der Unterkleidung wie über Einzelheiten der Ausführung selbst in den nächst beteiligten Reformkreisen noch mannigfach geteilt sind. Die einen geben der unter dem Namen der „Kombination" bekannten, ursprünglich von England und Amerika aus bei uns importierten Form (der „Hemdhose"), die uns sehr verschiedenen, aber trikotartig gewebten Stoffen hergestellt sein kann, den Vorzug; andere inklinieren für ein den Hauptbestandteil der Unterkleidung bildendes, bauschiges „Reformbeinkleid" aus ebenfalls variablem Stoffe, dem nötigenfalls ein als Ersatz für das sonst eingenähte Futter dienendes Unterbeinkleid eingeknöpft werden soll; noch andere begeistern sich für die nach Belieben als „geteilter Rock" oder als Beinkleid zu tragenden Formen der „Rockhose". Alles dies ist noch im Werden, noch im Stadium des Versuches — läßt aber doch die zu einem bestimmten Ziele drängende Entwickelung, wenigstens in der Abkehr von dem bisherigen, hygieinisch und praktisch verfehlten System der Unterkleidung deutlich genug wahrnehmen. Ein näheres Eingehen auf diese die Intimitäten des weiblichen Kostüms berührenden Einzelfragen dürfte an dieser Stelle kaum angebracht sein; wer darüber erschöpfende Belehrung sucht, findet sie aufs reichste u. a. in der unter Redaktion der Frau Margarete Pochhammer in Berlin herausgegebenen Zeitschrift des vorerwähnten Vereins, dessen Bestrebungen bei dieser Gelegenheit den Leserinnen nochmals zu werkthätiger Unterstützung warm empfohlen sein mögen.

Die Igler Bahn bei Innsbruck.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit Abbildungen nach Originalaufnahmen.

Südöstlich von der tirolischen Landeshauptstadt Innsbruck breitet sich stundenweit ein prächtiges Mittelgebirge aus, dessen Besuch an Sommerfrischgästen, Touristen und Ausflüglern von Jahr zu Jahr zunimmt, so daß man wohl füglich sagen kann, es ist die Zeit nicht mehr ferne, in welcher die reizende Hochlandschaft mit ihren Dörfern und Schlössern, Villen und Einzelhöfen als eine einzige große Sommerkolonie erscheint. Was für Bozen und Meran das Rittengebirge, dann Kohlern, Völs-Seis-Kastelruth, Partschins und Tisens-Ulten, das sind für Innsbruck die waldreichen Sommerfrischstationen auf den breitgriagerten Vorstufen zwischen dem Thal und dem Hochgebirge und seit der letzten Zeit vor allem das welllige Höhenland, das sich vom Kaiserschloß Ambras hinauf über Aldraas, Lans-Sistrans nach Igls und weiter gegen Patsch in das beginnende Wipptdal hinüber erstreckt.

Früher nur durch mehr oder minder gute Fahrstraßen mit dem Thale verbunden, besitzt das zukunftreiche Sommeremporium nunmehr seit kurzer Zeit auch eine Eisenbahn, die sich als ein regelrechter Schienenstrang, dabei aber auch als eine über Fluß und Höhen, durch Fels und Dickicht kühn dem Steilhang aufgezwungene Hochwaldbahn darstellt. Die Ausgangsstation der „Innsbrucker Mittelgebirgsbahn", wie der amtliche Name lautet, oder der „Igler Bahn", wie sie bereits allgemein von Einheimischen und Fremden genannt wird, befindet sich in der Vorortgemeinde Wilten, zwischen dem gleichnamigen uralten Prämonstratenserkloster und dem schlachtenberühmten Berg Isel. Von da zieht der Bahnkörper zunächst durch den Damm der Brennerbahn und dann [illegible] über die ennsichende Sill gegen Osten, worauf [illegible] in mäßiger Steigung die am Ausgang eines Felstunnels in wildromantischer Einsamkeit gelegene Station Ambras erreicht wird. Im Augenblicke grüßt seitwärts unten das durch Philippine Welser und in neuerer Zeit durch seine reichen Waffen- und sonstigen Sammlungen berühmt gewordene kaiserliche Schloß Ambras zu der einsamen Waldhalde herauf, während unter- und oberhalb der Station auf der anderen Seite des Zuges ein Kirchlein und allerlei Kreuze und Bildstöckln aus dem grünschattigen Tannicht hervorgucken. Es ist dies der Anfang

Waldpartie.

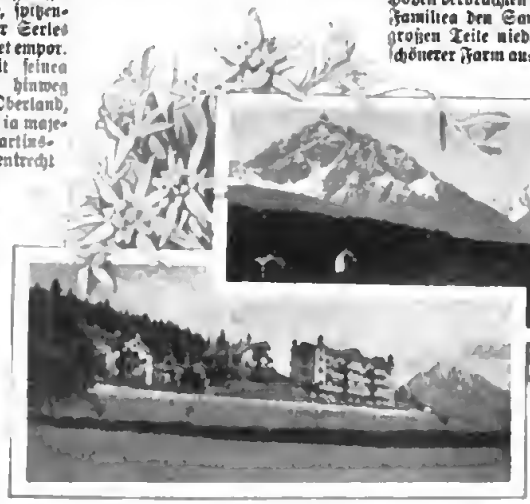
Tunnelblick, ein Waldblöße mitten im dunklen Forst, wo einstmals die Armee des Schlesiers im Turnier ihre Reihe gesammelt und wo dann zu den Zeiten der tirolischen Freiheitskriege Tausende von gefallenen Kämpfern — Freund und Feind eng aneinander — ihre Ruhestätte gefunden haben. Später kamen dazu noch verwundete und in den Innsbrucker Lazaretten gestorbene Soldaten von den lombardischen Schlachtfeldern her, so daß nun der wundervoll im Waldesgrün gelegene Tummelplatz als Tiroler Heldenfriedhof hoch in Ehren steht bei alt und jung, da er ja die vielleicht gelungene Ergänzung bildet zum nahen Berg Isel, der Stätte, wo dem Sandwirtsdenkmal gekrönten Siegeshöhe des Landes.

Weiter, immer höher geht die Fahrt zwischen Fichten und Föhren, Birken und Tannen dahin, da und dort zeigt sich, wie ein Bildchen aus dem Rahmen geschnitten, tief unten die Stadt mit ihren Dächern und Türmen und der langen Felsenkette der Kalkalpen darüber. Weiter durchs Thal hinab erscheint Dorf an Dorf, und auch die Salzstadt Hall zeigt sich im duftigen Schimmer des Sommermorgens, das Ganze ein

Carwel mit Ausblick auf Schloß Ambras.

Bilder von der Igler Bahn.

Wundergemälde, nur schade, daß es so schnell sich dem Blicke entzieht! In scharfen Krümmungen, engen Kurven, durch Felseinschnitte und auf hohen Dämmen strebt die Bahn der Höhe zu, immer von dichtem Walde umgeben, in welchem auch die Haltestellen „Tantegert“ und „Aldrans“ gelegen sind. Nun ist aber auch bald schon der Plateaurand erreicht und neue Bilder taachen vor dem Fahrgast auf. Ein Wäldchen auf grünem Hügel, ein Kirchturm daneben, Aecker und Wiesen statt des dunkelschattigen Dickichts, rasch wird die Station Lans-Sistrans passiert, and nun fährt der Zug bis zum Ende fast ebenen Weges dahin. Rechts grüßen die altersgrauen, aussichtberühmten Lanserköpfe verwundert das pustende Dampfgespann, hoch oben am Bergeshang winkt das Wallfahrtskirchlein Heiligwasser und vorne ragt die mächtige, spitzenflankierte Kalkpyramide der Serles zum blauen Sommerhimmel empor. Ueber dem Lanserse mit seinen leicht gekräuselten Wellen hinweg dringt der Blick bald ins Oberland, die Nordalpenkette erscheint in majestätischem Zuge, die Martinswand stürzt schaarig senkrecht gegen das Innthal ab, und im lieblichen Gegensatze hierzu ragt jenseit des Thales manch freundliches Dörfchen mit grünem aber braunrotem Spitzturm aus dem saftgrünen Hintergrunde der Wiesen und Wälder idyllisch hervor. Ja den Ruf des Schaffners: „Haltstelle Lanserse!“ mischt sich das Jauchzen von touristischem Jungvolk am Lanserkopf und das Geläute von Herdenglocken auf den Weiden über dem See, indes legt der Bahnzug in wenig Minuten die letzte Strecke zurück und hält bald darauf an der Endstation Igls. Im ganzen hat die Fahrt auf der 8,5 km langen Bergbahn 28 Minuten gedauert. Zur Thalfahrt benötigen die Züge gewöhnlich 30 Minuten. Die Maximalsteigung beträgt 45,5‰. Konzessionärin der Igler Bahn ist die Stadtgemeinde Innsbruck, Projekt and Ausführung des Baues besorgte der Tiroler Ingenieur Josef Riehl, welcher u. a. auch die Bergstraße nach Kaiserruh am Schlern, die Straße ins Tinnethal und die berühmte Straße am Karersee vorbei über den Karerpaß hinüber ins Fassathal erbaut hat. Die Baukosten der Igler Bahn beliefen sich auf 550 000 Gulden. Der Fahrpreis ist auf 45 Kreuzer (90 Heller) für die Bergfahrt and auf 30 Kreuzer (60 Heller) für die Rückfahrt festgesetzt. Bei längerem Kurenthalte empfiehlt sich die Beschaffung von Dutzend- oder Monatskarten, von welchen die ersteren — gültig für je zwölf Berg- and Thalfahrten — zum Preise von 5 Gulden (10 Kronen), die letzteren, welche einen Monat lang für beliebige Fahrten Giltigkeit haben, zum Preise von 8 Gulden (16 Kronen) für die Gesamtstrecke Berg Isel-Igls and zu entsprechend billigerem Preise für einzelne Theilstrecken abgegeben werden. Zur Sommerzeit verkehren gewöhnlich je 15 Züge im Tag bergauf-niederwärts, und zwar wird von weitous den meisten Fahrgästen stets die ganze Strecke bis Igls befahren, da ja dort der Hauptverkehr des Mittelgebirges während der Sommersaison sich konzentriert. In Igls finden sich aber auch alle Vorzüge eines klimatischen Höhenkurortes mit einer landschaftlichen Schönheit vereinigt, welche in und außer dem Lande mit vollem Rechte gepriesen wird. In den damals ländlichen Wirtshäusern dieser Höhen verbrachten schon in früheren Jahrzehnten wohlhabende Innsbrucker Familien den Sommer, und als dann eines Tages das alte Dorf zum großen Teile niederbrannte, da erstand der Ort bald wieder in neuer, schönerer Form aus der Asche. Heute sorgen neben zahlreichen guten Gasthöfen auch einige durchaus modern eingerichtete Hotels für die Bequemlichkeit von Sommerfrischlern and Touristen. Dazu wurden Spazierwege geschaffen, in den weitausgedehnten, unmittelbar an das Dorf angrenzenden Wäldern in großer Anzahl Ruhebänke aufgestellt und Spielplätze angelegt, eine neue Wasserleitung führt das vortreffliche Quellwasser vom Bergabhange des Patscherkofels herab und dabei ist die Luft von einer außerordentlichen Reinheit und Frische, wie sie eben die absolute Staubfreiheit, dann die hohe Lage von nahe an 1000 m über dem Meere and die kühle Windströmung von den Hochthälern her zur Folge hat.



Hotel Iglerhof in Igls.

Igls mit Kerles und Habicht.

Bilder von der Igler Bahn.

Von Igls führt auch der Weg hinauf zum waldumschlossenen Wallfahrtskirchlein Heiligwasser, von dessen Gasthause ein gut markierter Reitsteig hinan zum aussichtberühmten Patscherkofel leitet. Unter dessen rundgewölbter Kuppe gewährt das sehr gut eingerichtete Kaiser Franz Josef-Schutzhaus eine in solcher Höhe — gegen 2000 m über dem Meere — noch von den wenigsten Touristen und Touristinnen so behaglich erwartete Unterkunft.

Wem aber der Weg hinauf zum Kofel zu weit ist, der findet in geringerem Umfange die herrliche Gletscheransicht auf das Silbergezacke der Stubaier Firngipfel auch schon in Igls and dessen Umgebung. Vor der Rückfahrt aber ladet noch der stillfriedlich in grüne Matten gebettete Lanserse mit seinem moorbottigen, kaltea Gewässer, dessen Temperatur im Sommer meist über 20° R beträgt, zum Badea and zu Kahnfahrten ein, die besonders an schönen Sommerabenden im weichen Schimmer des aufgehenden Mondes einen märchenhaft eigenartigen Reiz gewähren.

J. C. Platter.

Der Dorfapostel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(9. Fortsetzung.)

Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer.

Hanspeter blieb allein in der Werkstätte. Langsam fuhr er sich mit dem wackligen Arm erst über die Stirn, dann über den Mund — und sah den Aermel an. Als er wieder zu arbeiten begann, blieb ihm alle paar Stöße das Hobeleisen im Holze stecken — so zitterten ihm die Hände. Ratlos betrachtete er sie, musterte den Hobel von allen Seiten und zog ihm die Späne aus der Kehle. Mit starrem Lächeln nickte er vor sich hin, klopfte sich mit dem Finger ein paarmal vor die Stirn und murmelte: „Peterl, Peterl, wie kannst dich denn gar so veralterieren! Kannst die paar Stünderln nimmer derwarten, bis auf d' Nacht? . . . Und alls is gut!“

Jetzt machte sich's besser mit dem Hobeln. Und im Eifer der Arbeit vergaß Hanspeter zum Essen heimzugehen. Er hobelte und sägte, hämmerte und schnitzelte — und bevor es noch Abend wurde, war Herrn Felicians neuer Sessel fertig und schön lackiert — „naturi gfirneißt“, wie sich Hanspeter sachmännisch ausdrückte. Saftig glänzend stand das merkwürdige Kunstwerk inmitten der Späne, aus denen es herausgewachsen, und während Hanspeter seine Schöpfung mit zufriedenen Blicken musterte, schüttelte sich der Geselle vor Lachen. Nicht nur die Schreinerin und ihre Kinder kamen, auch der kranke Meister stieg aus dem Bett, um lachend dieses dreibeinige Ungeheuer zu betrachten. Es war ein Peter Johannes Zdazilek unter den Sesseln, hoch gespreizt wie ein Kamel, und in der ausgiebigen Wuchtigkeit seiner Formen doch wieder einem jungen Elefanten ähnlich, der auf drei Füßen steht und den vierten als Lehne nach rückwärts in die Höhe streckt.

„Batzenweckerl,“ lachte der Meister, „da hast ein Sessel gmacht . . . da drauf, da kann man Hochzeit halten mitsamt die Musikanten!“

„Ja, Mensch!“ Hanspeter nickte ernst. „Der halt ebbes aus, da wird mich d' Jungfer Kathrin loben . . . einmal! Den druckt ihr keiner nimmer zamm!“

Damit der nasse Firnis nicht beschädigt würde, umwickelte Hanspeter zwei Beine des Stuhles mit Zeitungspapier, um sie anfassen zu können — und so trug er sein Werk davon. Er hatte zu „lupfen“ dran!

„Du,“ rief ihm noch der Gesell mit Lachen nach, „zur Gmein dürfst ihn aber net mitbringen, den! Da kunntst ebba schieche Löcher kriegen davon!“

Aber Hanspeter hörte nicht mehr. Der hatte Eile, seinen Sessel durch das leichte Gerieisel des versiegenden Regens zu bringen, hielt ihn hoch über den Kopf und machte Sprünge, daß ihm das graue Wasser, das auf der Straße stand, bis an die Hüfte spritzte. — Es dämmerte schon ein wenig, als er in seine

Kammer trat und den Sessel niederstellte. Ohne sich lang in der Stube umzusehen, ließ er sich auf die Kniee nieder und begann mit dem Sacktuch die Sprühteopfen des Regens vom Firnis wegzutupfen. Da hörte er etwas wie einen schweren Schnaufer, und als er aufblickte, sah er Einen auf dem Bett sitzen, mit gebeugtem Kopf, die Hände im Schoß, als wären sie tot.

„Mandi!“ Hanspeter eappelte sich auf.

Der andere hob ein wenig das Gesicht. „No also, jetzt bist da . . . guten Abend halt . . . zwei Stund lang wart ich schon.“

„Mandi!“ stammelte Hanspetee. „Ja sag mir um Christi Lieb, was is denn mit die! So viel Sorgen hab ich mir allweil gmacht . . .“ Er streckte ihm die beiden Hände hin.

Doch Roman ließ die seinen zwischen den Knieen liegen. „Mit mir? Was soll denn sein mit mir?“ Er lachte müd. „Gar nix halt! . . . Ah ja!“ Ein Seufzee, der heraufzutoamen schien, Gott weiß wie tief!

Hanspetee konnte nicht reden, nur schauen mit seinen erschreckenen Augen.

Was war aber auch aus dem „lachenden Romaa“ gewoeden! Freilich, die nasse Arbeitswoche dort oben und der Regen während des Heimwegs hatten mitgeholfen, um ihn übel zuzurichten. Die Haare klebten ihm glattgestrichen an Stirn und Schläfen, vom abfärbenben Hut waren ihm grünliche Striche über das Gesücht geronnen, die Schnurrbartspitzen hingen herunter wie trauernbe Fähnlein in der Windstille, und die Kleider, die seit einer Woche nicht trocken geworden, banaelten formlos und gerunzelt um seinen Leib. Doch solcher Anblick hätte dem Hanspeter keine Sorge gemacht — daß ein arbeitender Mensch zur Regenzeit nicht andees aussehen kann, das weiß man doch. Aber dieses Gesicht — so müd, so verändert, so gallig verdrossen! Und diese Augen, aus deren heißem und unstetem Blick alle „Zwidrigkeit“ des Lebens zu eedea schien! Und um den Mund ein Zug von Schmerz — wie er im Gesicht von Menschen ist, die am Magen leiden oder aa einem anderen Organ, das ein bißchen höher aber nicht weit davon liegt.

„Mandi? Bist mir krank?“

„Was die einfallt!“ Ganz ärgerlich wuede Roman. „Ah na!“

Hanspeter atmete auf. „Aber was hast denn, Manbi? Ebbes mußt ja doch haben?“

„Freilich, ja! . . . Da hab ich jetzt so ein bißl ebbes . . .“

„Gott sei Dank, weil's nur endlich einmal ausskommt!“

„Ja . . . wär d' Muttee noch da, die kunnt mir's sagen, was ich thun muß! Aber mit'm Vater is kein Reden drüber, das weiß ich von eh. Drum hab ich mir halt denkt, ich komm zu dir und frag dich um Rat. Der Hanspeter, weiß ich, der is ein guter und ehrenhafter Mensch, der sagt mir schon 's Richtige . . . hab ich mir denkt.“

„Ja, Mandi, ja!“ Hanspeter setzte sich zu ihm aufs Bett und legte den Arm um Romans Schulter. Und als wäre seinem Herzen mit dem Vertrauen seines Romaa ein kostbares Geschenk gegeben, so dankbar sah er ihn an. „Ja, Mandi, ja! Jetzt red! Und wie mie's ums Gmüt is, weißt, so sag ich dir's!“

Roman, mit den Händen immer die Kniee reibend, machte ein paar Veesuche zu redeu.

„Geh, Mandi, sag!“

„No ja, weißt . . . versprochen . . . wem versprochen hab ich halt ebbes. Und selbigsmal, wie ich mein Wort deauf geben hab . . . zu Treu und Ehren, hab ich noch gsagt . . . selbigsmal hat sich halt alls ein bißl anderst angschaut. Aber jetzt . . . jetzt hat sich halt ein bißl ebbes naudeaht . . . ja, und weißt, jetzt kommt's mir halt so viel hart an, daß ich's halten thu, mein Wort. Und da möcht ich halt fragen, was d' meinst . . . ob man so ebbes net zruckgehn tassen kunnt?“

„Und das is alls, was d' hast?“

„Schiergar, ja!“

„So will ich dir ebbes sagen, Mandi!“ Zärtlich rüttelte Hanspeter seinen Roman an beiden Armen. „Mandi! Und da mußt mich erst noch fragen? Du! Schau dir an! Wenn von die schiechen Leut einer ebbes sagt . . . is ein Verlaß drauf? Is ihr Wörtt net wie der Schnee auf der Ofenplatten! Hin legst ihn und is schon davongschmolzen, und nix mehr is übrig davon, als wie ein schiecher Fleck auf der Platten . . . und auf die Leut!“

Roman atmete schwee

„Hast dich net selber schon gärgert drüber, ing? Und gschumpfen! Und jetzt thätst es ihnen nachmachen mögen? . . . Mandi, Mandi! . . . Bist net von die drei, vier Guten einer? Du! Bist net der Best? . . . Und sag mir, was soll denn noch Bstand haben auf der Welt, wenn ebba 's Wörtl von eim Guten auch schon brösela thät? Muß eim Guten sein Wörtl net halten wie Eisen, sag! . . . Und weil dir 's Halten hart is? . . . Ja mei, Mandi! Was eim leicht wird, is da ebba ein Verdienst dran? Da kunnt ein Schlechter sein Wörtl grad so halten! Na, na! Grad weil dir's hart wird, schau, grad deswegen mußt bei der Stang bleiben! Und dürfst auf die kein Flecken net lassen . . . wie vom Schnee auf der Ofenplatten! . . . Bist von die Guten einer! Bist mir der Best! An dich glaub ich, weißt! Alls mag ablaufen von dir! . . . Gelt, ja?“

Eine Weile saßen sie schweigend, und mit hoffenden Augen sah Hanspeter seinem Roman ins Gesicht.

Der staub nun auf: „Ah ja!“ Ein Seufzer, noch tiefer als jener erste. Dann zog ee das Taschentuch aus der Joppe, sah es lummervoll an, drehte es zwischea den Händen, ließ es auseinanderfallen und zog die Säume durch die Finger. „Hab mir eh schon denkt, daß d' mir nix anders net wissen kannst . . . du! Und . . . no ja . . . sag ich dir halt Vergeltsgott fur . . . fur den ehrenhaften Rat!“ Roman fuhe mit dem Taschentuch zum Gesicht wie einer, der sich die Augen trocknen will. Doch er schnäuzte sich nur „No ja . . . wird's halt bleiben müssen, wie's is . . . wenn ich gar so ein Gutee din! . . . Pfüe Gott, Hanspeter! . . . Aber die Schlechtea haben's leichter!“ Und seufzend ging er aos der Stube.

Hanspeter tächette — seit langen Tagen zum erstenmal wieder ein Lächelu des wirklichen Glückes — eines Glückes, an das sich glauben ließ. Und wie ein Gebet, so murmelte er's vor sich hin! „Jetzt is er's wieder! Den hab ich auf gleich! Den hab ich 's Gmüt wieder aufgricht, heut!“

Weil ee an seinen Romaa glauben konnte, glaubte er auch gleich an alles andere, fest und fest!

Er öffuete den Kasten und nahm seine „neue Montur“ heeaus. Denn wie an hohem Feiertag wollte er sich kleiden, wenn er zur Spielhötin ging, um das Glück der Nannmai zu hüten. Die Zuversicht seines Herzens erfullt sehen und ein Bunder des lieben Herrgotts „mitmachen“ dürfen, das ist noch feierlicher als ein Hochamt am Palmsonntag! Und beoor ee sich kleidete, wusch er sich so gründlich wie am Neujahrsmorgen. Begann doch für den Hanspeter und die Guten, die ihm lieb waren, mit diesem Abend ein aenes Leben! Das Zittern seiner Hände war völlig verschwunden. Und während er ptätscherte, übee das Wasserschaff gebeugt, dachte er an Herrn Fetician Horadaia. Welche Freude der haben wird mit dem schönen Sessel! Und welch eine schöne Predigt wird er halten können am Ostersonntag — wenn das Wunder geschehen ist, und wenn alle Leute reden davon! Hanspetee meinte es schon zu hören, wie Herr Fetician am Ostersonntag predigen würde „Sehet ihr's jetzt, ihr ungutea und schwachmütigen Leut? Gelt, jetzt lacht und spöttelt keiner mehr über den buckleten Apostel? Dem ist dee liebe Herrgott jetzt bei der Stang geblieben und hat ein Wunder an ihm gethan! Und warum? Weil halt der Peter Johannes Zdazilet seine Zuversicht gehabt hat und seinen Glauben!“

Während Hanspeter über dem Wasserschaff den hochwürdigen Herrn so und noch viel schöner predigen hörte, saß vorn in der Wohnstube dee junge Waldhofee im Zwielicht auf der Ofenbank, und mit den Händen hinter dem Rücken stand sein Vater vor ihm. Der schien uber eine Antwort seines Buben nachzudenken. Dann lachte er und sagte: „Jetzt weißt, jetzt drucken wir net lang umeinander! Jetzt kenn ich mich aus, was d' hast!“

„. . . So?“

„D' Juleel hat mie's gsagt.“

„Enker Julerl? . . . So?“

„Beedrießen thut's dich halt, daß ich mit dir noch net eingfahren bin zum Notar!“

„Hat d' Juterl gsagt? . . . Gut kennt sie sich aus, d' Juler!“

„Kerl, nareeter!“ Der Waldhofer gab seinem Buben einen Puff vor die Stirne. „Warum hast denn net ein Wörtt gredt? Hab eh schon allweil paßt drauf. Daß ich net verlang, du sollst aufhuteaten in d' ledige Kammer, das kannst dir doch denken! Hättst halt dem Schnabel ein bißl aufgmacht! Der Waldhof, mein ich, war schon ein Wörtl im Guten wert. Und wie man ein Zweiflgerkern davonschnipit, gar so leicht rutscht ee nie net aus der Hand!“

Geschützttransport auf Tonnen über einen Fluss.
Nach einer Originalzeichnung von A. Wald.

„Freilich, ja! Der Vater is noch in der besten Zeit. Kunnt lang noch Bauer sein!"

„No also, ich bin schon z'frieden, weil d'es derkennst!" Der Alte lachte wieder. „Fahren wir halt eini morgen."

„Morgen muß ich beichten."

„Gut, fahren wir am Donnerstag."

„Da muß ich kumlizieren and . . ." Roman griff an seinen Hals. „Und 's Exami machen!"

„No, den ganzen Tag wird er enk aach net ausfragen, der Herr Pfaer!"

„Und der Notar, mein' ich . . . in die heiligen Täg wird er kein Zeit net haben. Wenn's schon sein muß . . . fahren wir halt nach die Ostertäg."

„Meintwegen! Wenn's dir net pressiert!"

„Gnr net! Na! Das bleibt mir net aus." Roman erhob sich und wand die Schultern. „Sag ich halt dem Vater Vergeltsgott derweil!" Er ging zur Thüre.

„Wohin denn schon wieder?"

„Aufi! . . . Und schlafen! . . . Is eh noch 's best, was er hnt, der Mensch!" Auf der Schwelle drehte Roman das Gesicht über die Schulter. „Heut hab ich mir's denkt . . . kunnten schon recht haben, beim Gricht, weit f' dem Hanspeter 's Predigen verbieten! . . . Der nimmt's ein bißt gar gnau, und so ebbes vertragen die Mehresten net! . . . Da muß man schon ein gnnz Guter sein!" Heiser lachend trat er in den Flur hinaus. „Gut Nacht, Vater!"

Verdutzt sah ihm der Waldhofer nach. „Ein liebhafter Hochzeiter! Ah, Respekt!" Als möchte er den Anblick dieses schläfrigen Bräutigams noch länger genießen, so trat er unter die Thür nad guckte hinter seinem Buben her, der langsam über die seufzende Treppe hinaufstieg

Mit Romans Schritten klang ein polterndes Tappen zusammen. Das machten die Feiertagsschuhe des Peter Johannes Zdazilek, der aus dem dunklen Gang herausgeschritten kam. So fest und gewichtig trat er auf, daß man merkte: jetzt hat er seinen dritten Centner wieder.

Da fiel der Waldhofer von einem Verwundern ins andere. Denn beim Schein des Herdfeuers, das in der Küche flackerte, sah er, wie feiertäglich der Hnnspeter herausgeputzt war. „Ah, narret! Mensch! Bist ebba du der Hochzeiter? Und wohin denn hent noch?"

„Gottslieben Abend, Waldhofer!" Auch Hanspeters Stimme hatte etwas feiertich Gekleidetes. „Ja ja! Heut hab ich noch ein Wegt, heut! . . . Das derfahrst noch, Waldhofer, ja!"

Und mit glänzenden Augen wanderte Hanspeter zur Thüre hinaus.

Der Abend windstill und tau. Kein Tropfen fiel mehr. Erdgeruch in der Luft und die Ahnung blühender Veilchen. Am Himmel die Wolken in ruhigem Zuge, schon gekläftet. Die Wälder schwarz, und nur in der Höhe, zwischen steigenden Nebeln, ein weißlicher Schimmer der steilen Wände, auf deren Felsgesimsen der Schnee noch lag. In einer Scharte der westlichen Berge, über denen der freiwerdende Himmel noch mattes Licht besaß, leuchtete der Sirius mit zerflossenem Glanz — wie ein Auge, das geweint hat und jetzt zu strahlen beginnt.

„Schau dir nn! Schön Wetter macht er mir nuch noch dnzu! Alls thut er! Alls!"

Es läuteten die Glocken nicht, der Mariengruß war lange schon ausgetäutet. Doch ganz durchdrungea voa der schönen Heiligkeit dieses Abends — ein Abend, durch dessen Stille der linde Frühlingsatem des Schöpfers wehte — nahm Hanspeter den Hut nb und drückte den mürben Filz mit beiden Händen an seine Brust. So ging er, um sein Wunder zu erleben.

Doch das Häustein der Spielbötin lag mit schwarzen Fenstern, und die Hausthür war versperrt. „Wird sich halt ein bißt versaumt haben! Is ein weiter Weg vom Kufstein nufi!"

Hanspeter setzte sich auf die Hausbank und wartete.

Während er im Finsteren fuß, vom schwarzen Grund der Balkenmauer kaum zu unterscheiden, kam bald ein altes Weiblein, bald ein junges Mädel und bald ein Bursch. Sie rüttelten an der Hausthur, schimpften — und gingen wieder.

„Hoffentlich haben f' mitgesetzt auf meia Nummero, die. Brauchen kunnten sie's alle!" So dachte Hanspeter und wartete.

Es wurde elf Uhr, wurde Mitternacht. Aber die Spielbötin kam nicht. — Als es zwei Uhr schlug, meinte Hanspeter: „Sie wird sich net gehn trauen in der Nacht, mit so viel Geld! Und kommt halt in der Fruh."

Er ging nach Hause. Aber weil er keinen Schlaf hatte, zündete er die Kerze an und setzte sich über Christi Bergpredigt.

„Sellig sünd thie Ahrmen üm Kaißte, then irren üst thas Hümbelraich. Sellig sünd . . ."

Der Morgen graute, Hanspeter blies das Flämmlein der Kerze aus und buchstabierte im Zwielicht weiter.

So fand ihn die Hausmagd, als sie ihm gegen sechs Uhr morgens die Milchsuppe brachte.

„Essen muß er auch wieder einmal, der Mensch! Ja!" Er löffelte den Teller leer, schloß die Bibel und legte ein Weilchen die Faust auf den Deckel. Dann ging er zum Haus der Spielbötin.

Da waren jetzt die Fenster hell — vom schönen Morgen, in dessen zartes Blau der Rotglanz der Berge leuchtete. Aber die Hausthür war noch immer versperrt. Hanspeter klopfte an ihr; dann ging er ein paarmal ums Haus und drückte die breite Nase an alle Scheiben.

Die Straße war schon belebt, und junge Mädchen gingen zur Kirche, in der dunklen Tracht, wie sie für die „heiligen Trauertäg" gehört. Heut war ja der Beichttag der „Jungfraaen und Jünglinge" — der Vormittag für die Mädchen, der Nachmittag für die Burschen. Da hatte Hanspeter den ganzen Vormittag noch Zeit, um auf das Glück der Nannimai zu warten. Und weil er nicht auf der Hausbank sitzen wollte, wo iha alle sahen, die auf der Straße vorüber gingen — drum setzte er sich in den Schatten der Gartenhecke, an eine Stelle, von welcher aus er die Hausthür im Auge hatte. Und immer sah er sie an, diese Thüre.

Auf der Straße ging eins ums andere vorüber. Die Hausmagd vom Waldhof kam. Und die Staudamer Julei, im schwarzen Röcklein, im schwarzen Spenser mil schwarzen Rüschen dran. Mit niedergeschlagenen Augen ging sie, wie ganz durchdrungen von der frommen Reue über ihre kleinen, unschaldigen Sündchen.

Den ganzen Tag, vom Morgen bis zum Abend, war's vor dem Kirchthor ein Kommen und Gehen. Mit scheuea Gesichtern kamea sie, mit lächelnden gingen sie davon.

Als es zu dämmern anfing, stand Jungfer Kathrin wartend unter der Hausthür des Pfarrhofes.

„Heut macht er's aber laag! Und 's Essen wär schon fertig!"

Weil sie aus Erfahrung wußte, daß Herr Felician am Abend eiaes Beichttages immer in übler Laune war, hatte sie ihm zwei seiner Lieblingsspeisea gekocht. Die warteten jetzt.

Endlich kaa er, langsam, im schwarzen Talar, das Brevier in der Hand und den graaen Kopf gebeugt. Er hatte einen schweren, mühsamen Tag hiater sich. Für den Gruß der Köchin dankte er nar mit eiaem Nicken. Als sie in den Haasflur traten, fragte Kathrin: „Haben Sie f' alle?"

„Die Mädln alle . . . bis auf eine."

Kathrin runzelte die Stirne. „Was für eine is denn nusblieben?"

Herr Felician lächelte müd. „Mußt net alles wissen."

„So? . . . Und van die Buben?"

„Da fehlen mir zwei. Der Staudamerknecht . . . der wird schon wissen, warum. Und der gute Hansveter. Aber der maß doch schon gesund sein. Wie ich ihn gestern hab besuchen wollen, ist er nicht daheim gewesen. Aber da hab ich keine Sorg, der holt's schon ein."

„Ja ja, und kommen S', Hochwürden, 's Essen wartet."

Herr Felician ging in die lampenhelle Stube, steckte das Brevier ins Regal und ließ sich auf dem Sofa seufzend in die Grabe fallen. Kathrin legte ihm das Kissen unter. Dann trug sie auf. Und mit den Händen über der Schürze blieb sie stehen und wartete, wie es ihm schmecken würde. Als er gar nichts sagte, nur immer mit dem Löffel rührte und dann mit der Gabel die Bissen durcheinander stocherte, zog sie gekränkt den Schürzensaum durch die Hände. „Und so gut hab ich's gmeint, heut!"

„Und drum hast mir Krebssuppe und gesulzten Karpfen gemacht? Ich dank dir schön, liebe Kathrin! Aber schau, das ist nicht gescheid von dir! Was Gutes schmeckt einem nur an Tagen, aa denen man Freud hat . . . aber muß man viel Bitteres schluckeu, so bekaumt auch das Gute davon einen Nachgeschmack. Ich sag dir's, Kathrin . . . so hinunterschauen müssen in hundert Herzen, bis ias tiefste Winkerl hinunter . . . manchmal, Gott sei Dank, thut's einem so wohl, was man da sieht . . . aber die andern alle! Und mit Sorg noch erraten müssen, was sie verschweigen! . . . Beichtgeheimnis! Ja ja! Es wird wohl so sein müssea und hat auch sein Gutes! Eine Freud hat man selten zu verschweigen . . . und oft muß man ein Unglück geschehen lassen, weil man's nicht ausschwätzen darf und nicht ändern kann! Und da soll einem Krebssuppe und gesulzter Karpfen schmecken! Ich sag dir's, liebe Kathrin: es ist hart, Mensch sein . . . aber Mensch sein und Pfarrer dazu, das ist noch viel härter!"

„Jetzt thun S' Ihnen net aufregen, liebe Hochwürden! Sie wissen, da kriegen Sie 's allweil auf'm Magen. D' Welt kann man net umdrahn. Es is Ihr eigens Wörtl! Lassen S' mir deswegen die Krebssuppen net kalt und den gsulzten Karpfen net warm werden. Essen halt Leib und Seel zamm . . . das is bei eim Pfarrer auch net aaders!" Während Kathrin ihre Weisheit spana, wurde draußen an der Hausthür die Glocke gezogen. Sie ging hinaus, kam mit zornrotem Gesicht wieder herein und legte einen kleinen Zettel auf den Tisch. „Der Staudamerknecht hat sein Beichtzettel bracht. In Enddsdorf drüben hat er's abfotwirt."

„So so? Der Mickei? . . . So weit hat er's tragen müssen?"

„Und net einmal gstolpert is er . . . draußen auf'm Pfaiterkreuz!"

Aber jetzt, wahrhaftig, jetzt hörte Kathrin, daß vor der Hausthür einer stolperte. Und die Glocke wurde gezogen, ganz schüchtera, daß sie nur einen einzigen Ton gab.

„So kunat der Haaspeter läuten . . . seit ich ihm d' Leviten gleseu hab, 's letztemal." Kathrin ging, am zu öffnen. „Unser Sessel, der maß noch her!" Eifrig, mit ganz aaderem Gesichte, kam sie wieder herein. „Der junge Waldhofer, Hochwürden!" All ihr Zorn war verraucht, und sie schmunzelte ein weuig, weil sie rechnete, was die in Aussicht stehende, reiche Hochzeit dem Pfarrhof tragen würde.

„Der Roman? . . . Soooa?" Es wollte gar kein Ende nehmen, dieses „So?"; und den Tellerzurückschiebend, erhob sich Herr Felician.

„Guten Abend, Herr Pfarr!" Den Hut zwischen unruhigea Händen drehend, mit einem Blick, als wäre der hochwürdige Herr eia Untersuchungsrichter — aber einer, der was herausbringt — so trat der junge Waldhofer über die Schwelle.

Freundlich lächelnd blieb Jungfer Kathrin bei der Thüre stehen.

„Guten Abend, lieber Roman!" sagte der Pfarrer. „Was briagst du mir denn?"

„Fragea thät ich halt gern, ob ich net mit . . . mit der Julei morgen zum Brautexami kommen darf? Nach der Kumlion. Daß uns der Herr Pfaer am Ostersonntag 's erstmal verkünden kann."

„Soooa?"

„Ja."

„Ah," sagte die Jungfer Kathrin, „da kann man gratalieren!"

Raman sah sie an, als hätte ihm die Köchin eine Grobheit an den Kopf geworfen. Und Herr Felician bemerkte: „Kathrin, halt dein Schnabel!" Aber sie nahm's nicht ernst und lachte.

Die Hände in den Schlitztaschen des Talars vergrabend, kam der Pfarrer langsam auf den jungen Waldhofer zugegangen. „Also wirklich, heiraten willst du? So, jo, so, soooa!" Halb war es Sorge und halb ein merkwürdiges Forschen, was aus Herrn Felicians Augen sprach. Nun sah er die Köchin an und zog die Brauen zusammen. „Kathrin, geh hinaus! Was der Raman mit mir zu reden hat, ist keine Angelegenheit für's Oeffentliche, und gsulzter Karpfen is kein Erlaubnisschein für alle Freiheiten. Uebrigens steht er noch am Tisch! . . . Und gelt, mach die Thür schön zu!"

Seufzend ging Kathria aus der Stube und warf dem Pfarrer von der Schwelle noch einen Blick zu, welcher sagen wollte: „Machen Sie's ihm leicht, Hochwürden! Das ist der junge Waldhofer!"

„Ja, ja!" nickte Herr Felician, die Falten des Talars auseinanderspreizend. „Also, jetzt soll's Ernst weeden?"

„Na ja, einmal muß 's halt sein!"

„Sooo?" Herr Felician tauschte auf Ramans Worte, wie man's beim Erbsenlesen macht: man läßt sie rollen, und fällt eine zweifelhafte, flink wird sie gefaßt. „Es muß sein? . . . Und grad heut mußt du kommen? Grad heut?"

„D' Julei hat halt gmeint, in die heiligen Täg, da thäten Sie 's mit'm Exami net so gnau nehmen."

„Sooo? ... Schau nur an, was für ein geſcheides Mäderl das iſt, die Julerl! Freilich, in der heiligen Zeit, die uns an Chriſti Tod und Erlöſung erinnert ... da ſoll man verzeihea ... alles, was maa verzeihea kann! Und das Julerl hat recht ... du brauchſt leine Angſt zu haben, ich will's nicht gar ſo genau mit dir nehmen! ... Aber als Seelſorger iſt es meine Pflicht, dir vorzuhalten, lieber Roman, daß das Heiraten ein ſehr, ſehr ernſtes Ding iſt! Haſt du dir 's denn auch ernſtlich überlegt?"

„Ueberlegt?" Roman bohrte mit ungeduldigem Daumen am Futter ſeines Hutes. „Jetzt giebt's leia Ueberlegen nimmer Der Vater und ihr Mutter haben's ausgmacht ... und was wahr is, muß gſagt ſein ... ich hab d' Julei allweil gern ghabt. Aufn Herbſt noch, nnd den ganzen Winter her ... allweil hab ich's gern ghabt."

„Sooo?" Heer Felician ſchien eine Erbſe gefaßt zu haben.

„Ja! Uad ... was ein ehrenhafter Menſch is, dem ſein Wort muß ſein wie Eiſen! Da giebt's nix anders nimmer!"

Der Pfarrer ſpitzte die Lippen, als möchte er ſich ein Liedlein pfeifen. Und mit Augen, die gar aufmerkſam und ſtaunend blickten, betrachtete er den ehrenhaften Bräutigam, deſſen verdroſſenes Geſicht ſich immer dunkler färbte.

Roman, als wäre ihm der Blick des Pfaerers nicht ſonderlich behaglich, trat einen Schritt zurück, um in den Schatten der Lampe zu kommen.

„So ſo? Wie Eiſen! ... Da haſt du eia gutes Wörtleia geſprochen."

„Ja! Das hab ich vom Hanspeter."

„Sooo? Vom Hanspeter? Schön, lieber Roman, daß du dich nicht mit fremden Federn ſchmücken willſt. Und der Hanspeter, freilich, der hat viele gate Wörtln in ſeinem großen Herzensſack." Herr Felician lächelte. „Nur ſchade, daß er nicht immer weiß, wann er das Sackerl aufmachea ſoll nnd wann es beſſer zugebunden bliebe."

„Gelt, ja!" Roman ſeufzte.

„Na alſo! Mir iſt's recht! Komm nar morgen! Ich will daheim ſein für dich. Und für das Julerl auch."

„Vergeltsgott, Herr Pfarr! Und guten Abend!" Mit etwas auffälliger Eile griff der ehrenhafte Bräutigam nach der Thürklinke.

„Roman?"

„Herr Pfaer?"

„Was du von dea kleinen Meiſen gelernt haſt ... kannſt du das noch?"

„... Was?" Roman machte verdatzte Augen. Die kluge Lehre, die er vor einem Monat den ſpielenden Schopfmeiſen abgelauſcht hatte, war völlig aus ſeinem Gedächtnis geſchwanden.

„Ja ja," nickte Herr Felician lächelnd vor ſich hin. „Wir Menſchen lernea das Rechte immer nar, um es vergeſſen zu haben ... wenn wir's brauchen! ... Aber ſag, was iſt denn mit dem Hanspeter heut?"

Roman fuhr auf. Und halb aoch mit den Gedanlen bei der Bemerkung, die Herr Horadam übers Lernen und übers Braachen gemacht hatte, ſagte er: „Da bin ich überfragt, Herr Pfarr! Geſtern is er beim Schreiner gweſen und hat für d' Jungfer Kathrin ein Seſſel gmacht ..."

„Ach, da mein lieber Herrgott!"

„Und heut hat er ſich den ganzen Tag noch net anſchauea laſſen."

Sinnend blickte Herr Felician vor ſich nieder. „Kann mir's ſchon dealen, warum er heut nicht gelommen iſt! Wird halt bei der Altenöderin und bei der Lisbeth ſitzen!"

„Ja, der hat's gut! ... Pfüe Gott, Herr Pfaer!"

Während im Hausflur draußen die Jungfer Kathrin mit dem jnngen Waldhofer über das Sprüchlein „Jung gefreit" einen liebenswürdigen Dislurs begann, ſah Heer Felician in der Stube noch immer aaf den Fleck, auf welchem Roman geſtanden. „Sooovo? Der hat's gut, der bei der Lisbeth ſitzt?" Er ſchien eine Erbie gefunden zu haben. „Kommt mir nur morgen, ihr zwei! Dir will ich 's Ueberlegen beibringen, wart! Und das brave Julerl ſoll mir den Katechismus aufſagen!"

Draußen war dem jungen Waldhofer die Geduld vergangen. „'s Exami muß ich erſt morgen machen, Jnagfer Kathrin! Für heut hab ich gnng! Pfue Gott!"

Als er im Sturmſchritt die Straße zum Waldhof hinuntermarſchierte, holte er ein altes Weiblein ein, das ſich ia gar vergnügter Lauae zu befindea ſchien. Denn immer ſchwatzte und kicherte die Alte vor ſich hin. Und ganz merkwürdige Bewegungen machte ſie, bald nach dem linlea, bald nach dem rechten Straßengraben. Und immer ſchien es, als wollte ſie ſich bücken; aber ſie thaat es nicht, ſondern ſtolperte weiter und taſtete kicheend nach der Strohtaſche, die ſie am Arme trug.

Trotz der Dunlelheit lonnte Roman, als er an der luſtigen Altea vorüberging, noch ihr Geſicht erkennen. Es war die Spielbötin. Und ein Duft nach Pfeffermünz ging von ihr aus.

Kichernd torkelte ſie ihrem Häuschen zu. Um durch die ſchmale Luke der Gartenhecke zu lommen, mußte ſie mit ſchiefem Körper zielen. Und jetzt galt es ein Werl, das Bedacht and Ruhe erforderte: das Schlüſſelloch zu finden nnd die Hausthür aufzuſperren.

Während ſie mit dem Schlüſſel rings um die Heimat, ia die er gehörte, klapperte, erhob ſich Emer von der dunklen Hausbank.

„Gottslieben Abend, Bötin! Lang haſt braucht! ... Haben ſ' dich ſo gſchwind net auszahlt, gelt?"

Da fing die Spielbötin ein Gelächter an, als wäre dieſe Begegaung im Finſtern das luſtigſte Ergebnis ihrer ſechzig Jahre. Und während ſie lachte, machte ſie eine Verbeugung um die andere und klopfte immerzu mit der Hnnd auf den Schenlel.

Jetzt merkte Hanspeter, daß die Bötin ein „Nageri" über den Durſt getrunken hatte, und ſtammelte erſchrocken: „Mar' und Joſef! Weibl! Wirſt mir doch um Gottswillen net ebba 's Geld verloren haben!"

„Na na!" Vor Lachen vermochte ſie lanm zu ſprechen. „Na na! 's Geld hab ich ſchon! Da hab ich Obacht geben drauf! Das hab ich ſchon! Las auf!" Sie ſchüttelte die Strohtaſche, und da hörte man ein leiſes Ktingen.

Ganz ruhig war Hanspeter wieder. Und flüſterte ia die Nacht hinaus: „Nannimai, jetzt haben wir's!" Zu den funkelnden Sternen aufblickend, bekreuzte er ſich. „Biſt mir mein Zuverſicht! Biſt mir mein Alls! Vergeltsgott halt! Jetzt biſt bei der Stang gweſen!" Und zur Spielbötin ſagte er: „Gelt, daß er ſich derwieien hat! Jetzt haben wir ſ', d' Nummero!"

„Ja, Buckleter! Jetzt haben wir's! Endlich haben wir's troffen einmal!" Unter Lachen und Kichern war es ihr gelungen, den Schtüſſel ins Schloß zu briagen und die Hausthür aufzuſperren. „Komm eini, Buckleter! Jetzt kriegſt dein Geld! Das gieb ich dir! Ja! Das gieb ich dir, weißt!"

In der Stube fand ſie den Leuchter und die Streichhölzer — aber Licht machea mußte der Hanspeter. Als ſie mit ihrem ewigen Lachen aus der Strohtaſche ein ſchweres Säcklein hervorholte und Miene machte, den llingenden Inhalt auf den Tiſch zu ſchütten, ſagte er beſorgt: „Gelt, thu ſein nix verwerfen!"

„Na na! Da gieb ich ſchon Obacht drauf! Mein Geldl, das is mir heilig, weißt!" Sie drehte das Säcklein vollends um, und eine glitzernde Welle von Goldſtücken und Silbermünzen plätſcherte über dea Tiſch. „Schaa her, Buckleter! Da ſchau her!" Mit ihren düeren Händen kramte ſie in dem Geld nnd kicherte. „Papierig baben ſ' aich auszahlt, die Oeſtereichiſchen, weißt! Aber gleich hab ich mir's umgwechſelt. Und her mit der Hand jetzt, Buckleter, jetzt kriegſt dein Geld!"

Hanspeter ſtreckte die ruhigen Hände, und da zählte ihm die Spielbötin lachend, doch etwas unſicher, fünf Goldkroneu auf die harten Schwielen.

„Da haſt es wieder, deine fufzg Markln! Sollſt nix verlierea, weil d' mir 's Glück bracht haſt! Biſt ein guter Menſch, ja! Biſt mir der liebſt!" Sie kicherte. „Ein bißl anbrennt biſt halt, weißt! Hättſt eine von die Nummero derraten! D' Lieb is ausſikommen! Der Dreizehner, ja! Aber d' Lieb haſt gſtrichen. Und dei die andern haſt daneben tappt. Aber ich ... jetzt hab ich ausgſorgt, weißt ... ich hab ein Ambo gmacht, nchthundert Markln hab ich gwonnea ... auf'n zwölſer und auf'n Neuner! Die haſt mir eingeben, du! Der Zwölſer is d' Apoſtelzahl ... und der Neuner geht auf die Anbrennten, die bis auf Zehne net zählen können! Die haſt mir eingeben! Drum ſollſt mir nix verlieren!" Lachend griff ſie an ihm hinauf und tätſchelte ihm die aſchgraue Wange. „Vergeltsgott, Buckleter! Vergeltsgott

tausendmal!“ Kichernd torkelte sie zum Tisch und begann den Geldhaufen wieder in das Säcklein zu füllen.

Hanspeter hielt noch immer die Hand mit den fünf Goldstücken gestreckt. Die Augen brennend, mit kalkweißen Lippen, sagte er — nein, das war nicht menschliche Sprache, wie ein heiseres Bellen war es: „Ebba kannt's net wahr sein . . . was d' mir sagst . . . das mußt mir beweisen, du!“

Lachend, ein paarmal daneben tappend, zog die Spielbötin aus ihrer Strohtasche eine Innsbrucker Zeitung hervor. „Schau dir's an, wenn d' lesen kannst . . . da steht's!“

Die Faust über den fünf Goldstücken schließend, wankte Hanspeter zum Tisch und beugte das entstellte Gesicht. Während die Bötin kichernd die Schnur um den Kragen des gefüllten Säckleins wand, buchstabierte er, lautlos die Lippen bewegend.

Da standen sie schwarz auf weiß, die Nummern der letzten Innsbrucker Ziehung: 13, und 9, und 12, und noch zwei andere.

Zitternd richtete sich Hanspeter auf, öffnete die Faust, ließ die fünf Goldstücke auf die Dielen fallen, und ohne noch ein Wort zu sagen, taumelte er zur Stube hinaus.

Und hinter ihm das lustige Kichern der Spielbötin.

Als er hinaustrat in die Nacht, sah er hinauf zu den funkelnden Sternen. Und lachte heiser. „Weltkörpeter! . . . Weltkörpeter! . . . Wird schon so sein! . . . Ah ja!“

Er kam zum Waldhof, stierte an den stillen Mauern hinauf — und kehrte wieder um.

Zum Hänschen der Altenöderin kam er, starrte die mit Läden verschlossenen Fenster an — und kehrte wieder um.

Es trieb ihn zur Kirche. Die hatte doch seine Mutter offen gefunden in der Nacht! Aber seit damals sperrten sie des Abends am Friedhof das Gitter zu. Er fand es verschlossen, rüttelte an den eisernen Stäben — und kehrte wieder um.

Auf die Felder hinaus. Ueber die Wiesen und Aecker, ohne Weg und ohne Ziel — immer im Kreis herum wie ein armes, leidendes Tier, das von der Drehkrankheit befallen wurde.

An dem Heustadel kam er vorüber, in dem seine Mutter geschlafen; über die Feldgräben sprang er, in denen die „Trost-Maruschka“ zur Mittagszeit gerastet und ihr einsames Brot gegessen hatte. Und am Waldsaum stand ein Reisighaufen, wie ein schwarzes Ungeheuer.

Hanspeter hob die Fäuste und schrie: „Meinst ebba, ich thu dich fürchten, dich! . . . Lenttenfel! . . . Dich fürcht ich noch lang net, weißt!“

Mit schlagenden Fäusten, mit dem ganzen Gewicht seines Körpers warf er sich auf das finstere Ungetüm.

Als die krachenden Reisigbündel fielen, kam er halb zur Besinnung und stürzte schluchzend auf die Erde nieder. Ueber ihm die funkelnden Sterne, die schöne Frühlingsnacht. (Fortsetzung folgt.)

Rauchbelästigung im Hause und deren Beseitigung.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

Einen überaus lästigen Uebelstand bilden namentlich während des Ueberganges von der kälteren zur wärmeren Jahreszeit Oefen und Essen, die keinen genügenden Zug haben und darum beständig oder auch zeitweilig rauchen. Mitunter tritt diese unangenehme und gesundheitsschädliche Erscheinung selbst bei Oefen und Essen ein, die nach allen Regeln der Kunst gebaut sind. Ihr Grund ist alsdann in den Beziehungen der Witterungsverhältnisse zum Schornstein zu suchen.

Mit Hilfe kleiner aus Glas gemachter Schornsteine kann man den Einfluß des Wetters auf den Zug in der Esse leicht anschaulich machen, wie dies die Abbildungen 1 bis 3 zeigen.

Fig. 1. Einfluß des abfallenden Windes auf den offenen Schornstein.

Eine Stockung des Rauchabzugs kann zunächst durch den Wind bewirkt werden, wenn derselbe in absteigender Richtung von oben nach unten weht. Sein Druck wird oft so stark, daß er den Zug in der Esse überwindet und einen Teil des Rauches in die Wohnräume zurückdrängt. In ähnlicher Weise kann der Regen wirken, und selbst der Sonnenschein kann den Abzug des Rauches stören. Durch ihn wird der obere Teil des Essenkopfes einseitig erwärmt. Infolgedessen steigt auf der einen Seite im Inneren der Esse die wärmere Luft empor, während auf der entgegengesetzten kalte Luft von oben nach unten einströmt. So entstehen im Inneren der Esse Luftwirbel, die von oben nach unten fortschreiten und den Zug behindern.

Fig. 2. Einfluß des Sonnenscheins.

Was nun die schädliche Wirkung des Windes anbelangt, so treten absteigende Windströmungen in gebirgigen Gegenden am häufigsten auf. In Häusern, die an steil abfallenden Bergwänden gelegen sind, macht sich darum der Uebelstand des Ofenrauchens besonders häufig geltend. Aber auch die Bauthätigkeit des Menschen kann ähnliche Verhältnisse schaffen. Wird das Dach des Wohnhauses mit seinen Essenköpfen von einem höheren Nachbarhause überragt, so kann die steile Nachbarwand, auch bei sonst vorherrschendem günstigen, also horizontal oder aufwärts wehendem Winde Luftströmungen und Luftwirbel erzeugen, welche auf die Esse drücken. Ja, schon die Bauart des eigenen Hausdachs kann solche üble Wirkungen hervorrufen.

Fig. 3. Einfluß des Regens auf den offenen Schornstein.

Dies zeigt beispielsweise die Abbildung 6. Die mittlere Dachkuppe dreht zum Teil den horizontal wehenden Wind, verwandelt ihn in einen absteigenden, der die Schornsteinöffnung trifft und den Rauch in der Esse niederschlägt.

Man hat schon vielfach versucht, diesen Uebelständen teils durch Erhöhung der Essen, teils durch Aufsetzen von Kappen zu begegnen, die, oben gedeckt, nur seitwärts Oeffnungen haben. Die Wirkung solcher feststehenden Aufsätze war aber nicht in allen Fällen vollkommen befriedigend.

Ein wesentlicher Fortschritt war es darum, als man bewegliche Schornsteinaufsätze konstruierte, die, nur nach einer Seite offen, den Windzuge folgen, wie dies bei dem Schornsteinaufsatz der Firma J. A. Zohn in Erfurt der Fall ist. Unsere Abbildung 7 zeigt die gebräuchlichste Form. Der Aufsatz ist aus starkem verzinktem Eisenblech gefertigt. Sein oberer helm- oder schaufelartiger Teil kann sich rings um das Abzugsrohr drehen. Er ist mit einer Windfahne versehen und stellt sich selbst bei leisem Winde so, daß die für den Rauchabzug bestimmte Oeffnung stets dem Winde abgekehrt ist.

Fig. 4. Beseitigung der schädlichen Wirkung des Herabwehens des Schornsteins.

Unsere Abbildung 4 macht diesen Vorgang ersichtlich.

Die Folge davon ist, daß selbst starke absteigende Windstöße in die Esse nicht eindringen können. In gleicher Weise wird der Schornstein vor den Einflüssen des Regens und des Sonnenscheins geschützt; der Regen kann nicht eindringen, und unter der einseitig offenen Haube können sich keine Luftwirbel bilden. Selbstverständlich kann der Aufsatz auch mit eisernen Verlängerungsrohren versehen sein, wo es nötig sein sollte, über die höher liegenden Dächer der Nachbarhäuser geleitet werden (vergl. Abbildung 5). Die beweglichen Schornsteinaufsätze werden in allen Größen, passend für die kleinste Esse oder den größten Fabrikschornstein, ausgeführt. Neuerdings werden sie auf Wunsch mit Ruß- und Funkenfängern versehen und tragen so zur Verminderung der Ruß- und Rauchplage bei, unter welcher die Nachbarschaft größerer industrieller Unternehmungen so oft zu leiden hat.

Fig. 5. Erhöhung des Schornsteins.

Rauchbelästigungen, die durch grobe Fehler in der Konstruktion oder der Bauart der Schornsteine, wie zu engen Querschnitt, zu geringe Höhe, Nebenöffnungen ꝛc., oder durch mangelhafte Feuerungsanlagen und Rohrleitungen entstehen, können allerdings durch keinen, also auch nicht durch den hier besprochenen Aufsatz beseitigt werden. Sonst empfiehlt sich seine Anbringung aber überall, denn er verbessert den Zug in jedem Schornstein und schützt ihn vor dem Eindringen von Regen und Schnee, erhält ihn also trocken und in baulich gutem Zustande.

Die Verbesserung des Zuges hat aber auch ein besseres Brennen der Oefen, also eine rationellere Ausnutzung des Heizmaterials zur Folge. Bei dieser Gelegenheit möchten wir noch einer Rauchbelästigung im Wohnhause gedenken, die sich namentlich in der Uebergangszeit von Sommer zu Winter oder im Frühling bemerkbar macht. Um diese Zeit werden viele Oefen nicht geheizt und die Esse hat oft keinen Zug. Sieht sich nun ein wärmebedürftiger Mitbewohner veranlaßt, seinen Ofen einzuheizen, so verteilt sich der Rauch nur langsam aufwärts und abwärts in der Esse und dringt durch die Ofenthüren in die Zimmer aller Stockwerke ein.

Fig. 6. Schädliche Windwirkung, durch die Bauart des Daches verursacht.

In solchen Fällen nützt es wenig, bei den Mitbewohnern anzufragen, was sie mit ihrem Ofen anfangen, aber zu wünschen, sie sollten das Feuer ausgehen lassen. Man muß vielmehr rasch zur Selbsthilfe greifen und den in der Esse stockenden Qualm zu entfernen suchen. Dies geschieht am zweckmäßigsten, indem man große Bogen Makulatur nimmt, sie flach ausgebreitet in den rauchenden Ofen steckt und anzündet. Die plötzliche starke Flamme erzeugt Hitze und aufsteigende Luftbewegung. Einige wenige Bogen genügen, um den Zug in der Esse herzustellen und die Wohnung vor völligem Einräuchern zu schützen.

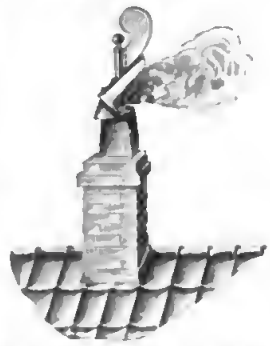


Fig. 7. Beweglicher Schornsteinaufsatz.

Moderne Wetterschiessapparate.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit Abbildungen nach photographischen Momentaufnahmen.

Hundert Jahre nach Benjamin Franklins Erfindung des Blitzableiters nimmt heute wieder die Kunde von einem ähnlichen Triumphe des Menschengeistes ihren Weg durch die Welt. Es ist dies die Zerstörung des Hagelbildungsprozesses durch die verbesserten Wetterschießapparate, wie sie nach den Angaben des österreichischen Obersten a. D. Mundy zuerst von Albert Stiger, Bürgermeister in Windisch-Feistritz (Steiermark), konstruiert worden sind. Diese von den italienischen Landwirten kurzweg „Stigerkanonen" betitelten Hagelschutzapparate bestehen im wesentlichen aus einem Schießböller, welcher in einen überaus massiven, zweckmäßig ausgebohrten Holzklotz auf Schienen eingefahren ist. Auf dem Holzklotze, genau über der Schießöffnung des vertikal in die Höhe gerichteten Stutzböllers, ist ein nahezu 4 m hoher Schießtrichter aus 2 mm starkem Eisenblech festgeschraubt, über dessen Mündung beim Abfeuern unmittelbar nach dem Knall aus dem Dampf der Pulvergase ein weißer Wirbelring mit ungeheurer Kraft senkrecht gegen die Wolken emporschießt. Hierbei wird während einer viertel bis halben Minute ein dumpfes Sausen hörbar, welches gegen Schluß der Auffahrt des Wirbelringes in ein chromatisch gefärbtes Pfeifen übergeht. Ueber die gewaltige mechanische Kraft dieses künstlich erzeugten Cyklons hatte schon Stiger selbst mancherlei Wahrnehmungen gemacht; so sah er zuerst eine Schwalbe, dann des öfteren andere Vögel, welche in die Bahn des Cyklons gerieten, augenblicklich getötet aus den Lüften abstürzen. Die ersten Versuche, welche Stiger hierauf anstellte, um auf experimentalem Wege die Dynamik des Wirbelringes zu studieren, ergaben jedoch nur wenig positive Anhaltspunkte. Erfolgreicher war Professor Roberta in Padua. Diesem gelang es zuerst, mittels horizontaler Schüsse Cyklone von solchem Durchschlagsvermögen zu entsenden, daß sie auf 70 m Distanz noch eine feine Papierscheibe in Stücke rissen!

Vertikalschuss.

Inzwischen hatte Stiger aber auch in der Person des Direktors der steirischen Hammerwerke zu St. Katharein a. d. Lamming, G. Suschnigg, einen hochbegabten, technisch gebildeten Mitarbeiter gefunden und war hierdurch in den Stand gesetzt, die Untersuchungen über die mechanische Energie des Luftwirbelringes in großem Maßstabe fortzusetzen. Suschnigg und Stiger errichteten zu diesem Behufe in St. Katharein einen Versuchsschießplatz und luden zahlreiche hervorragende Männer der Wissenschaft zu ihren sinnenerregenden Experimenten ein.

Ueber dieselben berichtet nun eine Autorität ersten Ranges, wie Professor Dr. J. M. Pernter, Direktor der k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien, folgendes: „Wir sahen bei den Wetterschießversuchen in St. Katharein den Luftwirbelring mit einer enormen Geschwindigkeit in die Höhe schießen, fast wie ein Geschoß aus dem Trichter gegen die Wolken fuhren, und hörten sein Pfeifen deutlich 20 bis 28 Sekunden lang, sobald mit der ausgeprüften besten Pulverladung und den bestdimensionierten Böllern und Trichtern (4 m Höhe) geschossen wurde. Die staunenswerte Energie des Luftwirbelringes lernten wir aber erst bei den Horizontalschüssen kennen. Es war eine Reihe eigenartiger Scheiben in 40, 60, 80 und 100 m Entfernung aufgestellt. Wo der Ring in diese Scheiben fuhr, warf er die dort hängenden Stangen mit beschwerten Leinwandlappen herab, zerriß die aus dickem Papier verfertigten Scheiben (das Papier hatte einen Zerreißungswiderstand von 12 kg), riß angenagelte Leisten los, in drei 3 cm breite und 1,5 cm hohe Leisten entzwei, schleuderte die Bruchstücke weit auseinander — einmal 18 m weit — u. dgl. m. (unsere zweite Abbildung veranschaulicht bezügliche Versuche). Eine große Dogge, die er einmal traf, überschlug sich zweimal und verlor dadurch alle weitere Lust zum Beobachten.

In dieser mechanischen Kraft des Luftwirbelringes haben wir nun eine Energie gefunden, die eine Möglichkeit bietet, für die Beeinflussung des Hagelbildungsprozesses eine genügende Ursache abzugeben. Leider kennen wir den Hagelbildungsprozeß noch zu wenig, um des näheren die Wirkungsweise dieses Luftwirbels, der sicher über 1500 bis 2000 m hoch hinauf noch eine erhebliche Energie bewahrt, darlegen zu können. Erschütterungen kann er in den Wolken jedenfalls hervorbringen, und es ist leicht denkbar, daß solche Erschütterungen Wirkungen haben, welche den Hagelbildungsvorgang stören oder zerstören.

Sollte es aber nicht noch eine andere Form der Beeinflussung der Hagelbildung durch das Wetterschießen geben als durch die Schallwellen oder den Luftwirbelring?

Wäre es vielleicht möglich, daß durch das Schießen der Ausgleich der Elektricität zwischen Wolke und Erde erleichtert wird, daß ein stilles Abfließen der Elektricität zustande kommt und dieses so einen, wenn nicht den Hauptfaktor der Hagelbildung beseitigt? Je höher hinauf die Schüsse wirken, desto besser würde dieser Ausgleich vermittelt, desto sicherer wäre die Wirkung, und die beste Wirkung müßten daher die Stigerschen Apparate in jener vollendeten Ausführung und Anwendung haben, die ihnen Herr Suschnigg gegeben hat. — Auffallend ist allerdings, daß nach dem von Herrn Stiger wiederholt abgelegten Zeugnisse der hauptsächlichste Effekt des Wetterschießens darin besteht, daß es zu blitzen aufhört, sobald geschossen wird. Dieselbe Beobachtung wurde in stärkster Betonung auf dem Kongresse in Casale von vielen Seiten mitgeteilt. Demnach läßt sich auch hierüber nichts anderes

sagen, als daß jedweder sichere Nachweis fehlt, der eine derartige Auffassung als begründet erscheinen ließe. Andererseits ist es sichergestellt, daß, wenn im Nebel geschossen wird, die kleinen Tröpfchen zusammenfließen und beendiallen, so daß nach längerem Schießen über der Schießstelle blauer Himmel sichtbar wird. In Italien will man sogar bemerkt haben, daß auch auf hohe Wolken dieselbe Wirkung ausgeübt wird.

Wie wird daher unsere Stellung zum Wetterschießen zu präcisieren sein? Wir können nicht leugnen, daß in der Energie des Luftwirbelringes die Möglichkeit liegt, den Hagelbildungsprozeß, vielleicht überhaupt den Gewitterprozeß zu beeinflussen, und daraus folgt, daß man das Wetterschießen nicht einfachhin verwerfen kann. Wir fanden vielmehr manche Anhaltspunkte, welche dem Wetterschießen in der neuen Form gar nicht wenig das Wort reden.

Die Frage, die aber dennoch jedermann auf den Lippen schwebt, ist die folgende: Wie soll durch das Wetterschießen die Hagelbildung beeinflußt werden? Ich weiß, daß ich diese Frage nicht befriedigend zu beantworten in der Lage bin, weder positiv, noch negativ. Doch möchte ich darauf hinweisen, daß, falls wir zum Verständnisse der Vorgänge nicht durchzudringen imstande sind, wir deshalb, weil wir etwas nicht verstehen, dasselbe zu leugnen kein Recht haben."

Horizontalschuss.

Ueber die Ursachen des durchdringenden Sausens und Pfeifens, welches den die Luft durchquirlenden Schuß regelmäßig begleitet, sind die Erklärungen wenig übereinstimmend. Dasselbe entsteht so viel weiß man allerdings — nur dann, wenn der Schalltrichter auf die Vollermündung aufgeschraubt ist. Wahrscheinlich wird das anhaltende Sausen durch eine rapid in die Höhe schießende Luftrakete verursacht, und die von innen auch außen rotierenden Wirbelringe sprechen dafür, daß entweder ein Luftcylinder in die Höhe jagt, von dessen Mantel der mitgerissene Rauch in Form eines zurückrollenden Ringes allmählich abgezogen wird, oder daß lediglich ein Luftcyklon in die Höhe geschaffen wird, der die sichtbaren Rauchhüllen auf eine gewisse Strecke mitreißt.

Keinesfalls haben die verschiedenen, bisher noch mangelhaften, ja vielfach widerspruchsvollen Erklärungsversuche ein Hindernis für die Ausbreitung des Stigerschen Hagelschutzverfahrens gebildet. Im Gegenteil haben wohl wenige Neuerungen so rasch und in solchem Maßstab bei der sonst hochkonservativen Landbevölkerung Eingang gefunden wie diese Hagelwetterartillerie. Die in so kurzer Zeit bewirkte Entstehung zahlreicher Schießstationen erscheint geradezu erstaunlich.

Im Heimatsbezirke des Erfinders, zu Windisch-Feistritz, waren seit 1897 bereits etwa 50 Stationen für Vertikalschießen eingerichtet. Ueberall, wo dasselbe rationell betrieben wurde, haben die früher mit unvermeidlicher Regelmäßigkeit eingetretenen Hagelschäden vollständig aufgehört. Rasch verbreitete sich daher die Kunde von der überraschenden Wirksamkeit dieser artilleristischen Wetterwehr in allen von häufigen Hagelschäden heimgesuchten Produktionsländern, und fand das Stigersche Verfahren namentlich in Italien geradezu begeisterten Anklang. Dortselbst bildeten sich im letzten Jahre schon förmliche Wetterschießkonsortien, so in der Lombardei, in der Emilia und Toskana. Auch derselben die venetianischen Landwirte im letzten Herbste sogar einen Wetterschießkongreß nach Casale-Monferrato ein, welcher am 6., 7. und 8. November unter der offiziellen Beteiligung der italienischen Regierung, vieler Abgeordneten und Gelehrten, sowie in Anwesenheit von nahezu 600 Kongreßmitgliedern unter dem Ehrenpräsidium Albert Stigers abgehalten wurde.

Alle Referenten auf diesem Kongresse stimmten darin überein, daß bei rechtzeitigem Beginne des Schießens der Erfolg, d. h. die Abwendung des Hagels, stets eintrat. Das italienische Ackerbauministerium hat infolgedessen sofort die Anordnung getroffen, daß die lokalen Gewitterbildungen von den meteorologischen Beobachtungsstationen allen nahegelegenen Gemeinden sofort telegraphisch gegen eine Vergütung von 50 Centesimi für die Depesche angezeigt werden müssen.

Bezüglich der Durchführung des Vertikalschießens gegen bedrohlich aufziehendes Hagelwetter ist hervorzuheben, daß erstens eine genügend große Anzahl von Schießstationen, und zwar frontweise, gegen jene Himmelsrichtung aufgestellt sein müssen, von welcher erfahrungsgemäß die meisten Gewitter heranziehen. Es ist weiter von größter Wichtigkeit, daß für jeden Schuß das angegebene Quantum Pulver genommen wird. Sparsamkeit hierin wäre ebenso unzweckmäßig wie Verschwendung. Die Erfinder haben überdies auch alle übrigen Bedingungen des artilleristischen Effektes, wie Böllergröße, Bohrungstiefe und -weite, Trichterform und -höhe, einem genauen experimentellen Studium unterzogen, weil ob diese Faktoren in einem bestimmten, unabänderlichen Verhältnisse untereinander und zu der Schußwirkung stehen. Auf Grund dieser Versuche werden gegenwärtig die Hagelschutzapparate genau nach den Angaben der Erfinder in den St. Kathareiner Hammerwerken fabriksmäßig in mehreren Typen erzeugt. Besonderes Interesse verdienen die vom Innern eigener Schießhütten aus abzufeuernden Hagelböller mit rießen, hoch über das Dach hinausragenden Wirbelringrichtern. Einen solchen Hagelschutzapparat größten Kalibers im Augenblicke des Abfeuerns zeigt unsere erste Abbildung.

Flegm. Schneider.

Blätter und Blüten.

Ida Boy-Ed. (Zu dem Bilde auf S. 649.) Den meisten von unseren Lesern werden gewiß die ausgezeichneten Romane lebhaft in der Erinnerung sein, welche Ida Boy-Ed schon in den Spalten der „Gartenlaube" veröffentlichte, und aus deren stattlicher Reihe wir hier nur die beiden letzten, „Die Lampe der Psyche" und „Nur ein Mensch", nennen wollen. Wohl noch größeres Interesse dürfte die neueste Romanschöpfung „Um Helenn" beanspruchen, welche die gefeierte Dichterin diesmal an der gleichen Stelle darbietet. Ida Boy-Ed, deren vornehme geist- und gemütvolle Züge ihr beigegebenes Bildnis widerspiegelt, wurde am 17. April 1852 zu Berzedorf bei Homburg geboren. Dort, wo ihr Vater, Herr C. M. Ed als Zeitungs- und Buchdruckereibesitzer thätig war, verbrachte sie auch ihre Kindheit. Seit 1865 jedoch, in welchem Jahre ihr Vater seine Offizin nach Lübeck verlegte, ist diese altberühmte Hansastadt ihr zur Heimat geworden. Hier verheiratete sie sich achtzehnjährig mit Herrn Carl J. Boy und hier lebt und schafft sie bis heute. Schon sehr früh verwirrte sie den Wunsch und Drang, sich schriftstellerisch zu äußern. Und das war begreiflich, denn die von allen großen Interessen der Zeit immer lebhaft bewegte Sphäre ihres durch Wohlhabenheit gesegneten Elternhauses, in der das Mädchen aufwuchs, war ja ganz danach angethan, künstlerische Triebe zu wecken und zu fördern. Allein die Dichterin sollte doch erst durch harte Prüfungen des Lebens gehen, unter denen Engherzigkeit, Verständnislosigkeit, ja Feindlichkeit gegen ihr geistiges Streben nicht die kleinsten waren, bevor sie ihren künstlerischen Neigungen sich ungehemmt hingeben konnte. Und so setzt denn ihre eigentliche schriftstellerische Thätigkeit erst mit dem Jahre 1880 ein. Seitdem aber hat sie dem deutschen Lesepublikum zahlreiche, prächtige und eigen geartete Novellen- und Romanschöpfungen geschenkt, die ihr unter den deutschen Erzählern der Gegenwart einen hervorragenden Platz erobert haben.

Die leichteste, praktisch verwendbare Dampfmaschine. Eine sehr leichte Maschine zu erfinden, die dabei dennoch große Kraft zu entwickeln imstande ist, darauf war schon seit langem das Bemühen vieler gerichtet. Denn von der Möglichkeit der Konstruktion einer solchen hängt, nach Ansicht einer großen Anzahl von Leuten, die sich mit dem Problem des lenkbaren Luftschiffs beschäftigt haben, die Lösung dieses Problems ab. Die Explosionsmaschinen, namentlich die Benzinmotoren, schienen dem erstrebten Ziel am nächsten zu kommen, aber das Ideal waren sie doch noch longe nicht. Neuerdings ist nun von Herring eine Dampfmaschine eigens zur Verwendung beim lenkbaren Luftschiff gebaut worden, die das Vollkommenste darstellt, was je in dieser Hinsicht geleistet worden ist, denn sie wiegt — alles in allem, die Vorrichtung zur Befestigung an der Flugmaschine auch mit eingerechnet — noch nicht ganz 2¾ Pfund und vermag dabei, was kaum glaublich erscheint, über sieben Pferdekräfte zu entwickeln. Die Maschine besteht völlig aus Werkzeugstahl, und die meisten Teile sind zur Erreichung größtmöglicher Leichtigkeit hohl. Der Forderung, daß eine zum Treiben eines Luftschiffs auch gegen den Wind verwendbare Maschine eine große Tourenzahl haben soll, weil die Luftschraube einer großen Umdrehungsgeschwindigkeit bedarf, um wirksam einzugreifen, entspricht sie mit ihren 40 Umdrehungen in der Sekunde völlig. Diese letztere ließ sich nur dadurch erreichen, daß alle Lager der Maschine als gehärtete Kugellager hergestellt wurden. Nur ein Bedenken gegen die praktische Verwendbarkeit dieser Meisterleistung liegt vor, und das ist die leichte Zerbrechlichkeit der Maschine, sobald selbst leichtere Widerstände

unvermittelt ihrem Gang entgegentreten, Fälle, die beim Luftschiff, das ja auch Windstößen Widerstand zu leisten imstande sein muß, wahrscheinlich unvermeidlich sind. Dagegen arbeitet die Maschine vorzüglich, solange sie ruhig und gleichmäßig ihre Kraft übertragen kann.

Ein dem Untergang geweihtes Dorf. (Mit Abbildung.) Durch königliche Verfügung vom 25. Juni dieses Jahres ist der Deutschen Maschinenverwaltung zum Zwecke einer erheblichen Erweiterung der Kieler Staatswerft das Recht der Enteignung sämtlicher hierfür erforderlichen Grundstücke verliehen worden; und das will besagen, daß die große, am Strande der Kieler Föhrde belegene Dorfschaft Ellerbek, vielleicht mit Ausnahme weniger kleiner Reste, in absehbarer Zeit vom Erdboden verschwunden sein wird. Das Dorf, dessen Feldmarken bereits in den siebziger Jahren für die heutigen Anlagen des großen Kriegsarsenals in Anspruch genommen wurden, grenzt hart an dessen nördliche Ringmauer und geht nordwärts unvermittelt in die an der Mündung der Swentine gelegene Dorfschaft Wellingdorf über. Daß der Strand von Ellerbek schon in grauer Vorzeit besiedelt gewesen sein muß, geht aus einem vor Jahren dort gemachten Fund sogenannter Kjökkenmoddinger (Küchenabfälle) aus der Steinzeit hervor. Zur Zeit der Gründung Kiels ist das Dorf schon historisch beglaubigt. Wie stark diese Entwicklung, namentlich infolge der ersten Werftanlagen, gewesen ist, geht daraus hervor, daß die Einwohnerzahl seit 1840 bis heute von 449 auf 5740 angewachsen ist. Das Dorf zeigt denn auch gegenwärtig vorwiegend städtischen Charakter; und nur in seinem am Strande gelegenen unteren Teile, an den man zu allererst die Hand legen wird, verkriecht sich noch hier oder da ein moosbewachsenes Strohdach hinter den zumeist neuartigen Häusern. Hier liegen die zahlreichen Räuchereien, von denen aus die bekannten Kieler Sprotten und Bücklinge in alle Welt versandt werden; hier wohnen — der recht eigentliche Rest vom Stamm der alten Dorfbewohnerschaft — die Fischer, die allabendlich in ihren Booten zum Fang in die See hinausfahren und bei Tage die am Strand zum Trocknen aufgehängten Netze reinigen und flicken, während die Frauen mit der frisch gefangenen Ware an den Kieler Fischmarkt fahren. Es wird nicht leicht sein, diesen ruhig betriebsamen Leuten an der Kieler Föhrde eine neue Stätte anzuweisen, wo sie der alten Beschäftigung in gewohnter Weise obliegen können, wenn statt des flachen Ellerbeker Strandes sich erst die steilen Dockmauern aus der Flut erheben, an den Stätten, wo einst in hübschen Gärtchen friedliche Häuser standen. — n.

Ansicht vom Dorfe Ellerbek.

Nach einer Aufnahme von Arthur Renard in Kiel.

Mähnenschafe an der Tränke. (Zu dem Bilde S. 665.) In den Gebirgen Nordafrikas ist die Heimat des Mähnenschafes, das sich am liebsten auf hohen Felsen, zwischen Stein- und Geröllmassen aufhält und mit gemsenartiger Geschicklichkeit auf und ab klettert. Seinen Namen hat das Mähnenschaf von der Halsmähne, die, am Kinn beginnend, sich nach unten fortsetzt. Beim Widder ist sie so stark ausgebildet, daß sie bis zum Boden herabhängt, beim Weibchen dagegen schwächer. Außerdem sind die Vorderläufe mit längeren Haarbüscheln versehen, die wie „Manschetten" herabhängen. Das kräftige Gehörn dieses Wildschafes erinnert in der Gestaltung an das der Ziegen und ist bei Männchen und Weibchen ziemlich gleich stark entwickelt. Die Färbung des Fells ist vorwiegend graugelb, hier und dort schwarz gesprenkelt. Vor einer Reihe von Jahren hat man im Teutoburger Walde das Mähnenschaf mit nicht ungünstigem Erfolge einzubürgern versucht.

Hopfenpflücken im Ammerlande. (Zu dem Bilde S. 669.) Im Herzen des Oldenburger Landes liegt ein Landstrich von großem landschaftlichen Reiz: das Ammerland. Weithin ziehen sich inmitten uralter Eichen- und Buchenwälder Wiesen und Weiden, auf denen Füllen sich tummeln und auf deren sattigem Grün das schwere, schwarzbunte Vieh weidet. Am Rande der Wiesen aber liegen in schlichter Einfachheit die riesigen niedersächsischen Bauernhäuser mit ihren Heuerkaten (Mietshäusern für die Arbeiter). Der weite, fast immer geöffnete Eingang läßt erkennen, daß Menschen und Vieh hier unter einem Dache wohnen. Die Ernte, das Viehfutter finden unter dem großen Strohdache ohne Schornstein hinreichenden Platz. Am Ende der lehmgestampften Tenne aber ladet das Herdfeuer den Wanderer zum Eintreten ein: „Kumm herbi, Bannersmann, un warm di; sett di an' Disch un lang to!" Diese Einladung des knarrigen Bauern charakterisiert seine Gastfreundschaft. Und wie diese auch jedem verspäteten Wanderer ohne Entgelt im einsamen Bauernhause Obdach und Pflege gewährt, so haben sich auch die alten niedersächsischen Spiele hier in ihrer Ursprünglichkeit erhalten. Das an das griechische Diskoswerfen erinnernde „Klootschießen" steht noch heute in hoher Blüte; wenn im Winter der Boden gefroren ist, fordert der eine Gau den andern zum Kampf heraus, und nicht selten schleudert ein Werfer seine pfundschwere, mit Blei ausgegossene Holzkugel hundert Meter weit. — Der Maler Bernhard Winter hat das Bild seiner Heimat treu wiedergegeben. Es ist Ende September; der Hopfen ist geerntet und getrocknet; jung und alt ist beschäftigt, am Abend nach dem Tagewerk die Hopfenzapfen von den Ranken zu pflücken. Man sitzt auf der großen Hausdiele um das Herdfeuer herum, das allein nicht imstande ist zu leuchten, weshalb eine Oellampe mit kärglichem Strahl weiteres Licht spendet. — Auf den Binsenstühlen sitzt das Volk des Hauses und das des Nachbargehöftes, welches bei drängender Arbeit stets gern zur Hilfe bereit ist — sie pflücken emsig und unterhalten sich dabei mit ernsten und heiteren Gesprächen. — Im Dämmerschein liegt die weite Tenne und läßt die Reihe der Kühe durch die erste erkennen, die im sattigen Futter schweigt. Der Hopfenbau im Ammerlande hat im Laufe der Jahre nicht zuge-

Schwimmende Feldartillerie. (Zu dem Bilde S. 673.) Neuerdings sind noch selten der preußischen Feldartillerie mehrfach Uebungen vorgenommen worden, die darauf abzielen, sie im Notfalle von der Unterstützung der Pioniere beim Passieren von Flüssen unabhängig zu machen. Es kann im Kriege ja recht wohl vorkommen, daß Feldgeschütze schleunigst über einen Fluß gebracht werden sollen, ohne daß Pioniere zur Stelle sind, um vorher eine Brücke zu schlagen. Die Ausführung eines derartigen interessanten Versuches veranschaulicht unser Bild. Man benutzt dazu große Tonnen, die sich ja aus Brauereien, Brennereien ꝛc. jederzeit leicht und rasch beschaffen lassen. Die Geschütze bleiben aufgeprotzt wie auf dem Marsch; an jedem Rade des Geschützes wie der Protze befestigt man drei Tonnen derartig, daß immer eine davon in dem inneren Zwischenraume zwischen zwei Rädern unter der Achse festgebunden wird. Außerhalb wird an jedem Rade ein Querholz an dem vorspringenden Teile der Achse befestigt, und an diesem Querholz bindet man die beiden anderen Tonnen mit Stricken fest, desgleichen vorn an der Deichsel eine oder zwei Tonnen. Jedes Geschütz hat also, gleich den im Mittelgrund unseres Bildes sichtbaren, im ganzen 13 oder 14 Tonnen aufzuweisen. Sind die zum Schwimmen vorbereiteten Geschütze bis dicht an das Ufer gebracht, dann werden die Pferde ausgespannt und abgeschirrt, die Geschütze mit den Protzen von den Bedienungsmannschaften ins Wasser geschoben und mit der Deichsel an Pontons oder Booten festgebunden. Letztere werden von 4 oder 5 Artilleristen gerudert und nebst den Geschützen dem jenseitigen Ufer zugesteuert, wie unsere Illustration es zeigt. Die Geschütze und Protzen schwimmen äußerst leicht und tauchen kaum bis zu den Achsen ins Wasser. Fr. R.

Verschimmelte Tapeten. Zwar werden heute in der Tapetenfabrikation selbst arsenikhaltige Farben kaum noch verwendet, doch

setzt man in Häusern, die mit Wanzen und anderem Ungeziefer behaftet sind, dem Kleister manchmal arsenige Säure zu, weil diese gegen die unliebsamen Mitbewohner schützt. Man tröstet sich dabei damit, daß das verwendete Arsenik ja gar nicht schädlich wirken könne, da es von der Tapete bedeckt sei und nicht in der Lage, zu verstäuben. Dasselbe macht man bei der Verwendung arsenikhaltiger Anstrichfarben geltend. Man vermag sich die Wirkung solcher giftiger Farben eben nur infolge des Verstaubens derselben vorzustellen, und das könnte ja freilich nur bei offen liegenden Flächen und samtähnlichen Tapeten der Fall sein — solch giftige Tapeten sind aber kaum noch in Gebrauch.

Dem ist aber durchaus nicht so. Auch das in Anstreichfarben und im Kleister enthaltene Arsen vermag giftig zu wirken, freilich nicht infolge von Verstäubung, sondern durch die Wirksamkeit kleiner Schimmelpilze. Diese zersetzen, sobald sie sich auf den Tapeten und den Farben ansiedeln, sowohl die Farben, als auch den unter der Tapete liegenden Kleister, unter Entwicklung flüchtiger Arsenverbindungen, namentlich des Arsenwasserstoffs. Alle diese Arsenverbindungen aber, und gerade der letztere, sind sehr giftig; sie haben jedoch auch eine besondere Eigenschaft, an der sie sich leicht erkennen lassen, und das ist ihr starker, knoblauchartiger Geruch. Bei genügender Lüftung freilich versagt dies Erkennungszeichen, aber dann ist auch die Gefahr nicht so groß, und die Gelegenheit zur Entwicklung von Schimmel an den Wänden weniger günstig. Unter diesen Schimmelpilzen giebt es nun einen, Penicillium brevicaule, der alle festen Arsenverbindungen, einschließlich der Farben, in energisch angreift, daß er, nach neueren Untersuchungen, direkt zum Nachweis kleinster Mengen Arsen benützt werden kann. Also z. B. auch in der gerichtlichen Medizin. Und zwar wird dieser mikrobiologische Nachweis in der Weise geführt, daß man ein Stück rohe Kartoffel mit der zu untersuchenden Substanz zusammen sterilisiert und dann mit dem Pilz impft. Ist Arsen vorhanden, so entwickelt die Kultur bei 37° bereits nach einem, bei Zimmertemperatur erst in zwei oder mehreren Tagen einen starken Knoblauchgeruch (Arsenwasserstoff). Auf diese Weise kann man noch Arsenmengen bis $^1/_{500}$ Prozent der untersuchten Substanz erkennen.

Eine Arsenvergiftung durch arsenhaltige Tapeten oder Farben wird also, dahin darf man diese Betrachtungen zusammenfassen, vielmehr als durch Verstäuben des Arsens durch das Schimmeln der Tapeten und Farben herbeigeführt, und hinzugefügt darf werden, daß diese Art der Vergiftung einen weit gefährlicheren Charakter hat. Jedoch nicht immer müssen verschimmelte oder sogar arsenhaltige Tapeten der Gesundheit schädlich sein, selbst dann nicht, wenn die Bände, an denen sie kleben, noch sehr feucht sind. Sie werden es aber sofort, wenn der Schimmel nicht durch gewöhnliche Schimmelpilze, sondern durch die sogenannten Arsenschimmelpilze hervorgerufen wird. Ob dies der Fall, läßt sich sogleich an der Entwicklung flüchtiger Arsenverbindungen am knoblauchähnlichem Geruch erkennen. Gegebenen Falles müssen schleunigst die entsprechenden Maßregeln getroffen werden. hr. -t.

Das dreifache Thor in chinesischem Stile, das unsere nebenstehende Abbildung zeigt, steht als eine getreue Nachbildung jenes Thores, das sich in Peking vor dem Tempel des Confucius erhebt, vor dem Eingange in die chinesische Sonderabteilung auf der Pariser Weltausstellung. Umgeben von dem reichen Flügelbau des Trocadéro liegt dort eine Reihe höchst eigenartiger Bauten, die meist Wiederholungen chinesischer Originalbauwerke sind, und unter denen dieses Thor, welches reich in roten, grünen, gelbem und weißem Farbenschmuck prangt, entschieden eines der interessantesten ist.

Chinesisches Thorgebäude auf der Weltausstellung in Paris.
Nach einer photographischen Aufnahme von Neurdein frères in Paris.

Die kaiserliche Jacht „Hohenzollern“. (Zu unserer Kunstbeilage.) Die Jacht „Hohenzollern“ ist das Lieblingsschiff Kaiser Wilhelms II und dient ihm bei seinen Seereisen beinahe ausschließlich. In farbenprächtigem Frische zeigt unser nach einem Aquarell des bekannten Marinemalers Willy Stower hergestellte Kunstbeilage das schlank und doch kräftig gebaute Schiff, wie es die schäumenden Wogen der erregten See bei schwerem Wetter durchschneidet. Mit ihrer Fahrtgeschwindigkeit von 21 Seemeilen gehört die Jacht zu den schnellsten Schiffen unserer Flotte. Sie mißt bei 14 m Breite 446 m in der Länge und hat 5,9 m Tiefgang, die Maschinenleistung beträgt 9000 Pferdekräfte. Der Kohlenvorrat im Gewicht von 500 Tonnen reicht bei einer Geschwindigkeit von 18 Seemeilen 96 Stunden. Das Schiff, welches durch zwei Schrauben bewegt wird, besitzt neben Panzerung, noch Torpedoausrüstung. Dafür aber führt es 15 Schnellfeuerkanonen und 6 Maschinengewehre. Die Gesamtbesatzung mit Einschluß der Offiziere umfaßt 310 Mann. Die „Hohenzollern“, welche im Kriegsfalle als Aviso zur Verwendung vorgesehen ist, wurde auf der Vulkanwerft in Stettin in den Jahren 1891 und 1892 erbaut. Seetüchtig ist das Schiff seit 1893.

Allerlei Kurzweil.

Veränderungsaufgabe.

In den nachstehenden sechs Wörtern 1) Esel, 2) Leda, 3) Kilo, 4) Ebbe, 5) Kant, 6) Salz ist je der zweite und vierte Buchstabe zu verändern, so daß sechs andere Wörter entstehen. Bei richtiger Lösung nennen die zur Veränderung benutzten Buchstaben einen berühmten italienischen Künstler. Oscar Leede.

Rätsel.

Es glänzt mit d und es ist weich;
Mit f benutzt es arm und reich. E. S.

Auflösung der Skataufgabe auf Seite 616.

Vorhand hat eK., eZ., gD., g8, g7, sD., sZ., s0., s9., s8.
Stat: sK., s7. — Die übrigen Karten hat Hinterhand.
Gang des Spiels. sD., s8., s9. — s0., eZ., eK. — sZ., sW., eW. — eZ., eK., r10. — s0., e0., r7. — rW., e7., s8. — gK., g9., g7. — gW., g8., g8. — e0., r9., s9. — gZ., gO., gD. — Später erhält 29 Augen.

Hätte er im ersten Stich mit e0. anstatt mit e8 gestochen, so hätte Hinterhand mit eW. übergehen müssen, und er hätte 63 Augen bekommen.

Auflösung des Rösselsprung-Rebus auf Seite 648.

Die Baum' im Garten kehrt,
Wie lange Schönheit währt.

Auflösung der Schachaufgabe auf Seite 648.

1. Dh4—g3 Kd5—e6:
2. Dg3—g4+ beliebig
3. Sb7—d6, Sg8—e7+.

A. 1. . . . Sf8—e6:
2. Sg8—e7+ beliebig
3. Dg3—d3, e3+.

B. 1. . . . Kd5—e6
2. Dg3—e5: beliebig
3. De5—d6 +.

C. 1. . . . e5—e4
2. Dg3—d6+ Kd5—e4
3. Dd6—e5=.

D. 1. . . . Kd5—e4
2. Dg3—g4+ Ke4—d5
3. Sg8—e7+.

E. 1. . . . beliebig
2. Dg3—d3+ beliebig
3. Sb7—d8, Dd3—d6+.

Auflösung der Umstellungsaufgabe auf Seite 648.

1) Archimedes, 2) Lafontaine, 3) Eichendorff, 4) Xenokrates, 5) Aristides, 6) Nebukadnezar, 7) Danneckers, 8) Edison, 9) Richelieu, 10) Voltaire, 11) Oberlin, 12) Nachtigal, 13) Hippokrates, 14) Ulpianus, 15) Miltiades, 16) Helmut, 17) Origenes, 18) Lamartine, 19) Demosthenes, 20) Tennes.

= Alexander von Humboldt.

Auflösung des Rätsels auf Seite 648. Ein Hof.

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 648. G - rube - n.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 21, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Prinz Heinrich von Hessen, der Oheim des regierenden Großherzogs, ist am 16. September in München, wo er seit mehreren Jahren seinen bleibenden Aufenthalt genommen hatte, nach längerem Leiden gestorben. Derselbe wurde am 28. November 1838 als zweiter Sohn des Prinzen Karl von Hessen geboren. Mit 15½ Jahren Offizier in der preußischen Armee, machte er die Feldzüge von 1864, 66 und 70/71 mit und zeichnete sich namentlich in der Schlacht bei St. Quentin durch Tapferkeit aus, wofür er das Eiserne Kreuz 1. Klasse erhielt. 1887 nahm er als General der Kavallerie seinen Abschied. Der Verstorbene war zweimal morganatisch vermählt. Aus jeder Ehe stammt ein Sohn.

Prinz Heinrich von Hessen †.
Nach einer Aufnahme von Hofphotogr. B. Dittmar in München.

Prinz Albert von Sachsen †.
Nach einer Aufnahme von Hofphotogr. Otto Mayer in Dresden.

Prinz Albert von Sachsen †. Das sächsische Königshaus ist durch den plötzlichen Verlust eines seiner engsten Angehörigen in schmerzliche Trauer versetzt worden. Als am 16. September abends der jugendliche Prinz Albert von einem Besuche in der väterlichen Villa zu Hosterwitz nach dem Mannöverquartier bei Rossen zurückfuhr, wurde er infolge Durchgehens der Pferde in der Nähe des Dorfes Wolkau aus dem Wagen geschleudert und tödlich verletzt. Der Prinz, welcher so jäh aus dem jungen Leben schied, wurde als der jüngste Sohn des Prinzen Georg, des einzigen Bruders des Königs, und der 1884 verstorbenen Infantin Maria Anna von Portugal, am

Kapitän Lagni-Lueden.

Ernst Wägeners preisgekrönter Entwurf zum Denkmal des jungen Goethe in Strassburg i. E.

25. Februar 1875 zu Dresden geboren. Er stand im militärischen Rangverhältnis eines Rittmeisters und Eskadronschefs im Oschatzer Ulanenregiment (1. sächsisches Nr. 17).

Kapitän Cagni-Caeden. Der Name des wagemutigen Führers einer Schlittenexpedition, die der jüngst auch an dieser Stelle erwähnte Herzog der Abruzzen vom Kronprinz-Rudolfsland aussandte, wird für immer mit der Geschichte dieser Entdeckungsreisen verknüpft bleiben. Schon im Februar dieses Jahres versuchte Cagni vom Zeltlager bei Kap Fligely aus Kronprinz-Rudolfsland nordwärts vorzudringen; indessen nötigte ihn die ungeheure Kälte von 52 Grad unter Null umzukehren. Am 11. März wurde der Marsch wiederholt. Das Vordringen der aus 13 Personen auf 13 Schlitten mit 108 Hunden bestehenden Expedition war äußerst schwer. Schon nach zwei Wochen mußten aber Mann wegen Knappheit des Proviants umkehren. Sie sind aber nicht heimgekommen, da sie jedenfalls in einer Eisspalte den Tod gefunden haben. Zehn Tage später sah sich Cagni gezwungen, abermals drei Personen zurückzuschicken, die glücklicherweise das Lager erreichten. Mit den übrigen drang er unter Ueberwindung der größten Schwierigkeiten bis 86 Grad 33 Minuten nördlicher Breite vor und gelangte somit, wie schon früher erwähnt, um 19 Minuten weiter als Nansen. Da aber ein Weitergehen sichern Untergang gebracht hätte, so wurde die Rückkehr angetreten. Nach 105 Tagen Abwesenheit, während welcher eine Strecke von etwa 1000 km durchmessen worden war, erreichte Cagni am 28. Juni wieder das Lager des Herzogs. Auf Festland ist er nicht gestoßen.

Das Denkmal für Albert v. Wedell in Kriegsdorf.

Das Preisgericht für das Goethe-Denkmal in Straßburg hat unter 71 eingelaufenen Entwürfen der Arbeit des Berliner Bildhauers Ernst Wägener den im Betrage von 3000 Mark ausgesetzten ersten Preis zuerkannt. Der Künstler ist durch eine Reihe figürlicher und monumentaler Werke, sowie durch seine Mitarbeit am Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms I von Reinhold Begas rühmlichst bekannt. Wie wir aus dem bildlich veranschaulichten Entwurfe des Denkmals ersehen, erhebt sich inmitten einer sechseinfigen Plattform, die seitlich durch zwei Sphinxe abgeschlossen wird, die schlanke Gestalt des jungen Goethe in Kniehosen, offenem Leibrock und mit zum Zopf geflochtenem Haare. Mit der rechten Hand setzt der Dichter einen Wanderstab fest auf die Erde, das Antlitz gewissermaßen siegesfroh dem ferneren Leben zugewandt, das er durchschreiten wird. Die Seitenflächen des Postaments erhalten zwei fesselnde Reliefs, die gleich der Gestalt des Dichters selbst und den beiden Sphinxen für Ausführung in Bronze gedacht sind. Das eine Relief zeigt den Dichter, wie er den Schwestern Brion seine Gedichte vorliest, das andere stellt ihn dar auf rasch daherstürmendem Pferde beim nächtlichen Ritte nach Sesenheim.

Das Denkmal für Albert v. Wedell. Zu einer erhebenden Feier gestaltete sich die am 16. September in Kriegsdorf bei Mersebnrg vorgenommene Enthüllung des Denkmals für den 1791 in Kriegsdorf geborenen und am 16. September 1809 mit seinem Bruder und 9 anderen Kameraden des Schillschen Husarenkorps vor den Thoren der Stadt Leipzig laut Urteilsspruch eines französischen Kriegsgerichts erschossenen Albert v. Wedell. Das Denkmal, zu welchem die Mittel durch Schenkungen aufgebracht wurden, ist eine Schöpfung des Bildhauers Paul Juckoff in Leipzig und besteht aus einem 3 m hohen Felsblock, in dessen Vorderseite das Reliefbild Albert v. Wedells, wie er den französischen Gewehren die entblößte Brust entgegenhält, eingelassen ist. Die Spitze des Denkmals krönt ein bronzener Adler mit ausgebreiteten Flügeln, der in seinen Fängen eine Schlange hält. Aus diesem Bilde wird dann Adolf Herwig, welches wir im Jahrgange 1899 als Kunstbeilage der „Gartenlaube" veröffentlichten und das den Heldentod der Schillschen Offiziere vor Wesel in so ergreifender Weise schildert, noch in letzterer Erinnerung sein. Auch der fesselnden Darstellung, die damals Rudolf v. Gottschall in Anschluß an dieses Bild von dem tragischen Schicksale der Schillschen Helden gab, werden sie vielleicht nun wieder gedenken, da man jenem, der ein letzter der tödlichen Kugeln empfing, in seiner Heimat ein würdiges Denkmal gesetzt hat.

Eine Luftballon-Riesengondel. Gegenwärtig erregt ein Ballon zu Beobachtungszwecken, der im großen Sportpark zu Friedenau bei Berlin hergestellt worden ist und auch dort zuerst aufstieg, berechtigtes Interesse. Er ist nämlich mit einem Umfang von 80 m und 6000 cbm Gasinhalt einer der größten Ballons, die bisher gebaut wurden, mag 750 kg rund vermag 1250 kg zu tragen. Ganz besondere Aufmerksamkeit aber verdient die aus Rohr geflochtene und an sich 225 kg schwere Gondel, die unsere beigegebene Abbildung wiedergibt. Diese Gondel kommt hinsichtlich der Art und Vollkommenheit ihrer Einrichtung einem frei in der Luft schwebenden Zimmerraum gleich, welcher nicht nur für fünf Personen dauernde Unterkunft bietet, sondern auch noch reichlichem Ballast und allerlei wissenschaftlichen Instrumenten Unterkunft für drei Monate bequem bergen kann. Der Korb mißt 2,25 m in der Länge und ist 1,55 m breit. Im Innern enthält er zwei übereinander angebrachte Schlafkojen und einen Sessel. Die Lebensmittel, die dem Proviant werden an den Tragtauen befestigt, während drei je 56 l fassende Wasserbehälter aus Blech an der Außenseite der Gondel angebracht sind. Die Verbrennung wird von drei elektrischen Glühlampen besorgt, die sie speisende Batterie befindet sich an der linken Außenseite des Korbes. Dem Aufstieg führt derselbe noch ein 300 m langes und 500 kg schweres Schleppseil mit, welches beim Herunterholen wird. Eine Ansahl Brieftauben wird die Nachrichten der Aeronauten an die Erde vermitteln.

Vom Aufstieg des Riesenluftballons im Sportparke zu Friedenau: Der Korb des Ballons.

Nach einer Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

Das neue Gebäude für das Amtsgericht I zu Berlin in der Grunerstraße gehört jedenfalls

zu den interessantesten jüngsten Monumentalbauten der Reichshauptstadt. Es besteht, wie unsere Abbildung erkennen läßt, aus einem dreistöckigen und von turmartig sich verjüngenden Giebeln überragten Langbau, der durch einen Mittelrakt mit Giebelaufsatz symmetrisch in zwei Flügel geteilt wird. Ein vorspringendes architektonisch prachtig gegliedertes Portal führt in das geräumige Innere des Hauses. Hier sind die in hellem Eichenholz gehaltenen Thüren von Einfassungen aus rotem Sandstein umrahmt. In den Rähmen hebt sich der dunkelrote Linoleumbelag wirkungsvoll ab von dem Weiß der Wände und vom hellgrauen Ton der gewölbten Decken. Der Umzug aus dem alten in das neue Gebäude hat bereits vor einiger Zeit stattgefunden.

Das neue Amtsgerichtsgebäude I in Berlin.
Nach einer photographischen Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin

Manövrebilder. Wenn der Wind über die Stoppeln unserer Felder weht, dann ist auch die Manövrerzeit herangekommen. Die großen deutschen Manöver sind nicht nur ein Prüfstein für die durch die Friedensarbeit erzielte Kriegstüchtigkeit der Truppen, sondern sie bilden auch den wichtigsten Ausbildungszweig der höheren Truppenführung. Endlich gewähren sie Gelegenheit zur Prüfung neuer technischer Erfindungen und Verbesserungen und ermöglichen es, die Truppen im Gebrauche von solchen, die bereits eingeführt sind, praktisch auszubilden. Wie schon seit mehreren Jahren, traten auch diesmal wieder die Luftschifferabteilungen in ausgedehnte Thätigkeit. Ihre Aufgabe ist das Beobachten der feindlichen Stellungen und Bewegungen auf weitere Entfernungen und die Uebermittelung von Nachrichten an die eigenen Truppenteile. Ersterem Zwecke dienen die großen Drachenballons. Für den Signaldienst benutzt man kleinere Ballons von geringerer Tragfähigkeit, und unser nebenstehendes Bild zeigt uns die Füllung eines Signal-Fesselballons im Manöver. Das Wasserstoffgas wird in komprimiertem Zustande in Stahlbehältern auf einem Wagen mitgeführt. Der Ballon ist an einem Windewagen mittels eines 5 mm starken Kabels befestigt; der Fesselungsdraht ist aufgespult und wickelt sich beim Hochgehen des Ballons von selbst ab. Die Fesselballons haben sich als unentbehrliches Beobachtungsmittel für den Feldkrieg erwiesen, was auch die im Burenkriege englischerseits damit gemachten Erfahrungen dargethan haben.

In Südafrika wurde auch der Heliograph oder Leuchtspiegel vielfach für den Nachrichtendienst benutzt, der bei den deutschen Manövern gleichfalls mit gutem Erfolge Anwendung gefunden hat. Unser zweites Bild stellt den Heliographen in Thätigkeit dar. Das auf einem dreifüßigen Gestell ruhende Instrument besteht aus einem Spiegelsystem. Ein Spiegel fängt das Sonnenlicht auf und wirft es durch einen auf demselben Gestell befestigten, aber mittels einer Feder beweglichen Spiegel auf den Spiegel der empfangenden Station. Die Zeichen giebt man nach dem bekannten Morsealphabet durch ruckweises Bewegen des zweiten Spiegels, so daß in dem empfangenden Spiegel bald kurze, bald längere blitzartige Lichterscheinungen wahrnehmbar werden. Früher konnten diese Signale nur bei Sonnenschein gegeben werden, jetzt hat man aber einen Apparat hergestellt, der das Telegraphieren auch bei bedecktem Himmel ermöglicht. Das Sonnenlicht wird dabei nämlich durch eine Flamme ersetzt, die hinter dem Hohlspiegel durch eine Lampe erzeugt wird und durch eine Vorrichtung bald zum Aufleuchten, bald zum Verschwinden gebracht werden kann.

Füllung des Signal-Fesselballons.

Der Heliograph in Thätigkeit.

Bilder vom diesjährigen Kaisermanöver.
Nach Aufnahmen von Hofphotograph A. Matthorg im Verlag von Arthur Schuster in Stettin.

Fr. R.

Der Königin Luisen-Denkstein in Klein-Tauerlauken bei Memel, dessen Enthüllung am 3. August stattgefunden hat, erhebt sich an einer historisch denkwürdigen Stätte. Hier war es, wo die preußische Königsfamilie, als sie sich 1807 vor den unaufhaltsam nordwärts drängenden Franzosen nach Memel hatte flüchten müssen, unter

Der Königin Luise-Gedenkstein in Klein-Lauerlauken bei Memel.
Nach einer photographischen Aufnahme von Max Ehrhardt in Memel.

dem Laubzelt einer Gatseiche, die heute den Namen dee unvergeßlichen edlen Fürstin trägt, oft in den sommerlichen Nachmittagen und Abenden weilte. Und hier wurde auch am 3. August 1807 der Geburtstag des Königs Friedrich Wilhelm III begangen. Das neue an Stelle eines verfallenen, nicht mehr aaehandenen Obelisken errichtete Denkmal besteht aus einer 1,60 m hohen Steinpyramide, die van einem etwa ebensa hohen, grosen „Findling" gekrönt wird. In diesen ist auf der Vordeeseite das in Bronze gegossene Medaillonbild der Königin eingetassen.

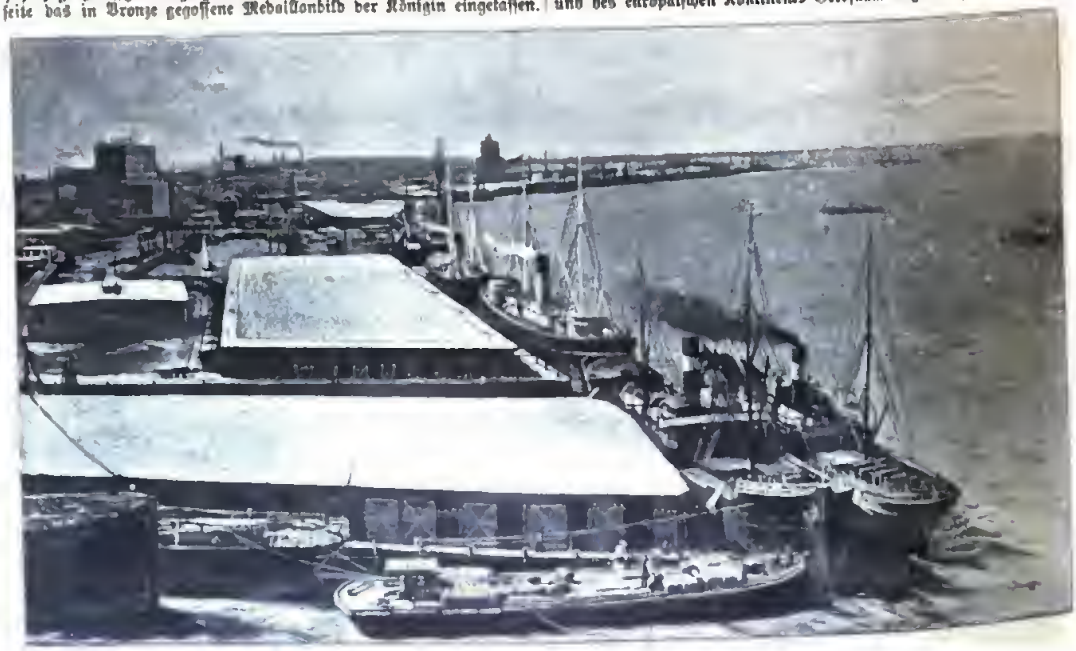
Geheimrat Dr. v. Planck, einer der hervorragendsten deutschen Rechtsgelehrten, ist in München, wa ee von 1867 bis 1891 an der Universität als Professor für Zivil- und Strafprozeß gewirkt hatte, am 15. September gestorben. Julius Wilhelm v. Planck, ein Enkel des berühmten Theologen Gottlieb Jakab Planck, wurde am 22 April 1817 zu Göttingen geboren. Boe seiner Berufung nach München war n Dozent und Professoe der Rechte in Göttingen, Basel, Greifswald und Kiel. Untee zahlreichen Fachschriften, die Planck wäheend seiner akademischen Lehrthätigkeit geschrieben hat, ist als eine dee bemerkenswertesten ein Lehrbuch des deutschen Zivilprozeßrechts zu nennen.

Geheimrat Dr. v. Planck.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph B. Müller in München.

Generalmajor Lothar v. Trotha, der unlängst zum Kommandeur der ersten ostasiatischen Infanteriebrigade ernannt worden ist, steht seit 1866 als aktiver Offizier in der Armee und befehligte zuletzt die 71. Infanteriebrigade in Deutsch-Eylau. Von 1894 bis Februar 1897 war a. Teetha stellvertretender Gouverneur von Deutsch-Ostafrika und Kommandeur der Schutztruppe. Die aan ihm in diesem Auslandsdienste gewonnene reiche praktische Erfahrung dürfte somit in China die beste Verwertung finden.

Generalmajor Lothar v. Trotha.

Die Orkankatastrophe an Galveston. Am 8. September ist die im nordamerikanischen Staat Texas auf der Nordseite einer langgestreckten dürren Strandinsel an der Bai gleichen Namens gelegene Hafenstadt Galveston, die erst seit 1885 besteht, durch einen furchtbaren Orkan zum Teil zerstört worden. Deeselbe begann nachmittags 4 Uhe und wütete bei strömendem Regen bis gegen 2 Uhe moegens. Wie ein zorniger Riese schnaubte er übee die Häuser hinweg, diese zerschmetternd, und eegoß er die Wogen des Meeres in die Straßen. In sein ahrenbetäubendes Heulen mischte sich das Donnera und Krachen zusammenstürzender Bauten, das Getöse der Wasserfluten und das Jammergeschrei Tausender von Menschen, die den grausigen Tod erlitten. Die 7200 m langen Hafenanlagen, sowie eine Brücke and zwei Eisenbahnstrecken sind gänzlich aeenichtet waeden. Man eechnet übee 6000 Tote (laut letzten authentischen Nachrichten). 10 000 Menschen sind obdachlos. Die Not wird noch vermehrt buech den Manget an Trinkwasser and Lebensmitteln. Das Elend zu mildern, sind an Ort und Stelle, sawie in anderen Städten Amerikas und des europäischen Kontinents Geldsammlungen eingeleitet worden.



Der Halen von Galveston.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Heft 21, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Die nordamerikanischen Präsidentschaftskandidaten. Wieder rüsten die Vereinigten Staaten von Nordamerika zur Präsidentenwahl. Dieselbe wird von den aus einer allgemeinen Volksabstimmung hervorgegangenen Wahlmännern alle vier Jahre am ersten Dienstag im November, diesmal also am 6. November, vollzogen. Major William Mac Kinley, der seitherige Präsident, und William J. Bryan, die sich schon bei der Wahl von 1896 gegenüberstanden, sind auch diesmal wieder aufgestellt. Das Resultat der letzten Wahl konnte als Sieg der republikanischen Goldwährungspartei über die sogenannte Silberdemokratie gelten. Diesmal spielt der Währungsstreit nicht die ausschlaggebende Rolle, da die Goldwährung teils durch das Gesetz vom März dieses Jahres, teils durch eine goldfreundliche Mehrheit im Senat bis 1904 gesichert erscheint. Der Wahlausfall hängt diesmal von drei Einflüssen ab: von der Haltung jener goldfreundlichen Mehrheit, die das letzte Mal Mac Kinley ihre Stimme gab, von der Stellungnahme der Deutsch-Amerikaner und der Stärke des in der Wählerschaft von 1896 nach nicht vorhanden gewesenen sogenannten Imperialismus, der in der Welt- und Ausdehnungspolitik das künftige Heil der Union erblickt.

Präsident William Mac Kinley.

William J. Bryan.

Die Präsidentschaftskandidaten der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Deutsche Offiziere auf dem Manöverfelde in Frankreich. Seit langer Zeit zum ersten Male hat sich die Regierung der Republik veranlaßt gesehen, nicht nur einige ihrer Offiziere zu unseren Manövern zu schicken, sondern auch höhere deutsche Offiziere ebenfalls zum ersten Male seit 1870 zur Teilnahme an den französischen Truppenübungen einzuladen. Deutscherseits ist denn auch dieser Einladung, in welcher eine weitere Bestätigung der freundlichen und friedliebenden Beziehungen der beiden benachbarten Mächte gefunden werden durfte, durch Entsendung mehrerer höherer Offiziere entsprochen worden. Es waren dies Generalmajor v. Arnim, sowie die Majore v. Huga und v. Heineccius. Unsere Abbildung zeigt dieselben in einem Automobilwagen, welcher ihnen dort zur Verfügung gestellt war.

Marschall Arsenio Martinez Campos, eine der bedeutendsten Persönlichkeiten im militärischen wie politischen Leben Spaniens, ist am 23. September in Zarauz aus dem Leben geschieden. Im Jahre 1839 geboren, trat Martinez Campos nach Beendigung seiner Ausbildung in der Generalstabsschule zu Madrid als Leutnant in die Armee und nahm 1859 am marokkanischen Feldzug teil. 1864, zum Oberst ernannt, ging er nach Kuba und

Die zu den französischen Manövern entsandten deutschen Offiziere in ihrem Automobil.

Marschall Martinez Campas †.

kehrte 1870 wieder nach Spanien zurück. Im Kriege gegen die Kaetisten war er mit wechselndem Geschick thätig. Zuerst als Kommandeur einer Brigade abgesetzt und verhaftet, stand er seit 1874 wieder an der Spitze der Armee, bei welcher er bald ein großes Ansehen genoß, so daß er es wagen durfte, gegen Ende desselben Jahres den Prinzen Alfonso in Sagunt als König Alfons XII auszurufen. Dieser ernannte ihn zum Generalkapitän von Katalanien und Oberbefehlshaber der Nordarmee und beförderte ihn endlich 1876 nach dem entscheidenden Sieg bei Pena de Plata zum Marschall der Armee. 1877 bekämpfte Martinez Campos den kubanischen Aufstand. 1879 stand er kurze Zeit an der Spitze des spanischen Ministeriums und war darauf von 1881 bis 1883 als Nachfolger Canovas' Kriegsminister. 1894 war er dann nach als Oberbefehlshaber der nach Marokka entsandten Truppen und 1895 in gleicher Eigenschaft zur Unterdrückung der kubanischen Revolution bestellt. Hier wurde er indessen schon nach kurzer Zeit abberufen. Seitdem ist er im politischen wie öffentlichen Leben nicht mehr hervorgetreten.

Berufslosen Frauen gebildeter Stände bietet der Evangelische Diakonieverein den kommenden Winter hindurch vom Oktober an in Berlin-Zehlendorf vier theoretische Kurse von je vier Wochen Dauer, in welchen sie in die mannigfaltigen Aufgaben weiblicher Liebesthätigkeit eingeführt werden und zur Besichtigung der entsprechenden Anstalten in Berlin und Umgegend Gelegenheit finden. Unterricht und, soweit Raum ist, die Wohnung sind unentgeltlich; Beköstigung wird zum Selbstkostenpreise angeboten. Verpflichtungen entstehen durch die Teilnahme an den Kursen nicht, denn der Ev. Diakonieverein bezweckt lediglich, berufslosen Frauen, soweit sie es wünschen, durch Erziehung, Berufsbildung und durch genossenschaftliche An- und Sicherstellung für ihr Leben Inhalt, Unterhalt und Rückhalt zu gewähren und durch ihre Verwendung in der Wohlfahrtspflege diese zu fördern. Wir glauben, mit diesem Hinweise mancher unserer Leserinnen zu dienen, und verweisen sie wegen alles Näheren an den Gründer und Leiter des Vereins, Professor D. Dr. Zimmer in Berlin-Zehlendorf.

Das Denkmal des dritten Garde-Regiments zu Fuß bei St. Privat, dessen Enthüllung am 25. September stattgefunden hat, zeigt auf lesenartigem Unterbau einen Riesensarkophag und darüber einen aus dem Metall erbeuteter französischer Kanonen gegossenen Löwen. Derselbe schaut als schirmender Wächter nach Westen aus und hält mit seinen Pranken einen mächtigen Lorbeerkranz. Auf der Stirnseite des

Das Denkmal des 3. Garde-Regiments zu Foss bei St. Privat.

Sarkophages liest man unter dem Eisernen Kreuze die Inschrift: „Vor kämpfte das dritte Garde-Regiment zu Fuß"; und drei große Tafeln, ebenfalls aus Kanonenmetall, enthalten die Namen sämtlicher Angehörigen des genannten Regiments, die bei St. Privat gefallen sind. Dies Löwendenkmal ist, wie das Monument des Königin Elisabeth Garde Grenadier-Regiments Nr. 3 daselbst, dessen Abbildung wir schon früher gebracht haben, eine imposante Schöpfung des Berliner Bildhauers Hans Wedda von Glümer.

Vom „Iltis" in Tsingtau.
Nach einer Aufnahme von Franz Scholz in Tsingtau.

Ein Festzug Ehren der Tapferen vom „Iltis" wurde den heldenmütigen Siegern, deren Waffenthaten wie den Forts von Taku und bei der Einnahme von Tientsin noch lebhaft in aller Erinnerung leben, nach Rückkehr des Schiffes und seiner Besatzung nach Tsingtau von der vereinigten Civilbevölkerung gegeben. Dasselbe fand am 12. August im reich beflaggten Höhenlager in Tsingtau statt und sammelte um die Schar der gefeierten Vaterlandsverteidiger neben den Spitzen der Militär und Civilbehörden — unter deren ersteren auch der Vizeadmiral Bendemann erschien — zahlreiche Vertreter der jungen deutschen Kolonie.

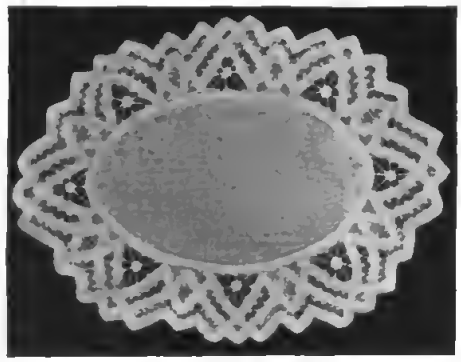
Das Fest nahm einen äußerst erfreulichen und erhebenden Verlauf.

Für Hausfrauenfleiss.

Der Ridicule hat seit Großmutters Zeiten allerlei Wandlungen erfahren. Auf der Straße erscheint er in dunkler Seide, auf dem Ball und im Theater muß er in Farbe und Ausstattung einigen Luxus entfalten. Die zartesten Farben und Stoffe, Stickerei und Bemalung, Schleifen, Spitzen und Rüschen werden dafür gewählt. Eine sehr hübsche neue Wirkung ist dadurch zu erzielen, daß man das abstechende Seidenfutter auch an den Seiten des Beutels zum Vorschein kommen läßt (siehe Abbildung). Er wird durchweg gefüttert und dann nicht an den Rändern, sondern etwa 4 cm innerhalb derselben zusammengenäht; der freie Rand zieht sich dann von selbst ein wenig in Falten. Am besten schneidet man Tasche und Futter als zwei Streifen von etwa 26 cm Breite und 56 cm Länge, näht das Futter mit Hohlstichen gegen den Oberstoff, legt ihn in der Mitte zusammen und steppt die Seitennähte in obiger Weise. — Ich kenne einen sehr eleganten Ridicule, lila Damast außen, cremegemusterte Seide innen — kein Mensch ahnt, daß der erstere von dem ehemaligen Staatsgewand der Tante und die letztere von einer unmodern gewordenen Bluse der Nichte stammt!

Ridicule.

Serviettendeckchen. Die mit einfachen Spitzenstichen und Spinnen genähte Point lace-Spitze wirkt am besten auf creme Moiré oder indische Waschseide. Sehr hübsch läßt sich die Arbeit auch als Milieu für einen ovalen Tisch verwenden, Spitze und Seide in hellen Farben gehalten.



Serviettendeckchen.

Muster für ein dreieckiges Tuch. Häkelarbeit. Hakenstich: 3 Luftmaschen, 3 Stäbchen.

Abkürzungen: Lftm = Luftmasche, St. = Stäbchen.

Mit einem Anschlag von 9 Lftm. *** beginnend häkelt man das Tuch in hin und zurück gehenden Reihen wie folgt.

1. Reihe: 2 St. 3 Lftm. 2 St. einstechen in die Mitte der 9 Anschlagmaschen, 1 Masche einhängen in die 1. der 9 Lftm. (Arbeit wenden.)

2. Reihe: 5 Lftm 2 St. in die erste der 5 Lftm., 3 Lftm. 3 St., 3 Lftm. 3 St. einhängen in den Lftm. Bogen der 1. Reihe; 3 Lftm. 2 St. und 1 doppelthohes St. in die letzte M. der 1. Reihe. (Arbeit wenden.)

3. Reihe: 5 Lftm. 2 St. in die 1. der 5 Lftm., 3 Lftm., 3. St. einhängen in den nächsten Lftm.-Bogen, 3 Lftm., 3 St., 3 Lftm., 3 St. einhängen in den mittleren Lftm.-Bogen; 3 Lftm., 3 St., einhängen in den nächsten Bogen, 3 Lftm. 2 St. und 1 doppelthohes St. in die letzte M. der neuen Reihe.

Auf diese Weise wird weiter gearbeitet, bis das Tuch die gewünschte Größe hat.

Anmerkung: Die 5 Lftm. und das doppelthohe Stäbchen am Rande sind notwendig, um dem Tuch die erforderliche Dehnbarkeit zu geben.

Einsatz für Bettwäsche (Häkelarbeit). Der Einsatz zerfällt in 2 Hälften; in der 1. Hälfte werden bei der letzten Reihe der Bogen die sämtlichen, auf der Abbildung sichtbaren, Kettenreihen gleich mitgehäkelt, bei der 2. Hälfte müssen diese lose hängenden Kettenreihen in die betreffenden Maschen eingehängt werden (ebenfalls bei der letzten Reihe der Bogen) und zwar bekommt der 1. Bogen der 2. Hälfte die Kettenreihen vom 2. Bogen der 1. Hälfte.

Der 2. Bogen der 2. Hälfte diejenigen vom 1. Bogen der 1. Hälfte; hier müssen die Kettenreihen zuvor durch die zuerst angehäkelten so gezogen werden, daß immer eine Reihe oben, eine unten zu liegen kommt. Die Kettenreihen bestehen aus 37 Luftmaschen mit darauf gearbeiteten 35 dichten Maschen.

Muster für ein dreieckiges Tuch.

Mit einem Anschlag von 32 Luftmaschen beginnend, arbeitet man zuerst die linke Hälfte (an der die losen Kettenreihen gleich mitgehäkelt werden) und zwar in hin und zurück gehenden Reihen.

Die Reihen der aufwärts führenden, einrahmenden Borte sind auf der Abbildung deutlich sichtbar und bedürfen wohl keiner besonderen Erklärung.

An der 3. Reihe wird außen **rechts** der Luftmaschenbogen, der die Mitte des Halbkreises bildet, abwärts eingehängt; zu diesem häkelt man bei dem 1. Bogen der 1. halben Zacke 10 Luftmaschen, bei allen folgenden Zacken 12 Luftmaschen. In diesen Bogen kommen bei der 1. Zacke 13 Stäbchen (das erste fällt weg durch das spätere Ueberhäkeln des Randes), bei jeder folgenden Zacke 24 Stäbchen. Die nächsten 4 Reihen dienen dem Abhäkeln keine Schwierigkeiten.

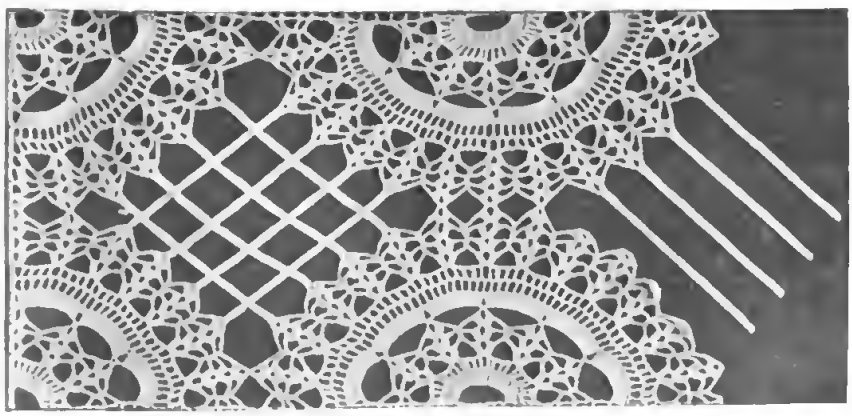
In der 9. Reihe der Borte werden wieder Bogen gehäkelt, bestehend aus je 10 Luftmaschen, in diese kommen je 18 Stäbchen. Bei der 1. Zacke sind es 3, bei jeder folgenden Zacke 6 solchen Bogen.

Die weiteren Reihen sind auf der Abbildung ersichtlich.

Bei der 2. Hälfte ist gleich am Anfang darauf zu achten, daß die Bogen in entgegengesetzter Richtung gearbeitet werden, doch so, **daß die Reihen, welche bei der 1. Hälfte rechts sind, auch hier die rechte Seite bilden.**

Damit dies möglich ist, müssen die Luftmaschenbogen, welche bei der 1. Hälfte **rechts** von der Borte liegen, hier **links** davon gearbeitet werden.

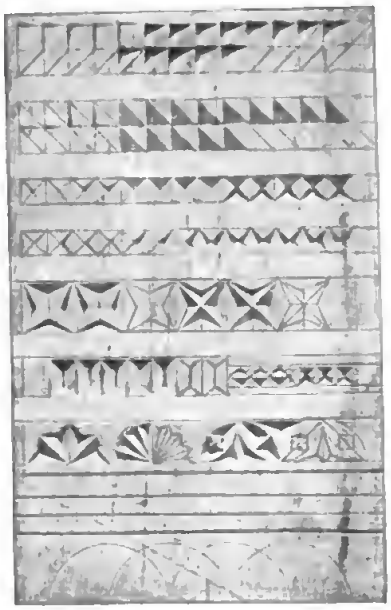
Vor Beginn des Luftmaschenbogens muß das Garn abgebrochen und zum Bogen neu begonnen werden, so daß die Stäbchen fortlaufend mit der betreffenden Reihe der einrahmenden Borte von oben nach unten gearbeitet werden können (bei der 1. Hälfte werden dagegen die Stäbchen von unten nach oben gearbeitet).



Einsatz für Bettwäsche (Häkelarbeit).

• Kunst im Hause. •

Ueber den Kerbschnitt. Infolge unserer kürzlichen Veröffentlichung von Kerbschnittarbeiten sind wir verschiedentlich gebeten worden, doch auch einige einfachere Sachen und womöglich eine kurze Anleitung für den Kerbschnitt zu bringen. Wir entsprechen dem gern, denn diese Technik wird schon seit einiger Zeit von unserer Damenwelt wieder viel geübt, und ganz mit Recht, weil sie außerordentlich lohnend ist, sobald die ersten, kaum nennenswerten Schwierigkeiten überwunden sind. Man überlege sich zuvor genau, welchem Zwecke der zu verzierende Gegenstand dienen und an welchem Orte er seinen Platz finden soll. Danach ist Zeichnung und Tiefe des Schnittes zu wählen. Auch müssen die Gegenstände ja solid geschnitten werden, daß sie einem tüchtigen Bürsten Widerstand leisten können; denn der Staub bleibt immer ein Feind geschnitzter Gegenstände. — Wir wissen, daß viele Damen sich nicht an den Kerbschnitt wagen, weil sie das Anschaffen vieler Messer scheuen. Es ist jedoch nicht nötig, ein ganzes Sortiment von Messern zu haben, für einfachen Kerbschnitt genügen vollkommen zwei Messer und ein Ziereisen, nämlich für kleine zierliche Schnitte ein Messer wie Abb. 1, für größere wie Abb. 2 und für Zierlinien ein sogenanntes Ziereisen wie Abb. 3. Nach jedem Gebrauch stecke man die Messer in einen Kork, damit die Schneiden geschont werden. Weiter ist für den Anfang ein harter Bleistift, Zirkel, Winkelhaken und ein kleiner Winkel nötig. Mit diesen Werkzeugen wird auf einem kleinen Erlenholzbrettchen, das etwa 25 cm lang, 15 cm breit und 1 cm stark ist, ein Netz von 1 cm großen Quadraten gezeichnet.



Uebungen für Kerbschnitt.

Zur ersten Uebung werden, wie aus der Abbildung ersichtlich ist, Dingamalen durch die Quadrate gezogen, dann mit dem kleinen Messer zunächst alle oberen Wagrechten der Quadrate so eingeschnitten (mit senkrecht gehaltenem Messer), daß oben links die tiefste Stelle ist, danach alle linken Senkrechten, gleichfalls die tiefste Stelle oben. Hierauf setzt man das Messer, das wie eine Schreibfeder, die Spitze nach links sehend gehalten wird, an der Diagonale unten flach an, so daß die Schneide wagrecht liegt, und schneidet so nach oben bis zur wagerechten Linie. Zur sicheren Führung des Messers legt man den Mittelfinger der linken Hand an die Messerklinge. Wenn der Schnitt nicht gleich ganz rein zum Vorschein kommt, so muß noch durch wagrechtes und senkrechtes Einschneiden nachgeholfen werden.

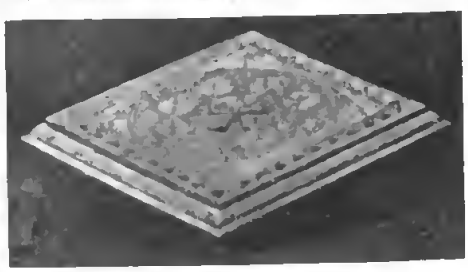
1 2 3

Kerbschnittwerkzeuge.

Bei der zweiten Uebung ist unten am Quadrat die tiefste Stelle, und deshalb müssen diese Schnitte von oben nach unten gemacht werden. Bei der dritten Uebung ist die tiefste Stelle jeweils am Schnittpunkt der Diagonalen. Uebung 4, 5, 6 und 7 sind leicht aus der Abbildung zu ersehen. Die wagrechten Zierlinien werden mit dem Ziereisen am Lineal entlang graviert. An Uebung 8 ist gezeigt, wie mit dem Ziereisen kleine Quadrate belebt werden können. Uebungen 9, 10 und 11 zeigen einfache Schnitte in Halbkreisen, wobei zu bemerken ist, daß die gravierten Linien immer zuerst zu arbeiten sind. Unten folgen nach Uebungen mit dem Ziereisen. F. A. S. St.

Gemalter Brotteller.

Theekannenuntersatz. Als praktischen Versuch in Kerbschnitt bringen wir einen hübschen Untersatz, der in einfachen Schnitten auf Erlenholz gearbeitet ist. Unsere Vorlagen zeigen eine Gesamtansicht und ein Detail, das ein Viertel der ganzen Zeichnung giebt. Die Platte des Untersatzes ruht auf kleinen gedrehten Füßchen. — Ehe mit dem Schneiden begonnen werden kann, müssen alle geraden und gebogenen Einfassungslinien graviert werden. An dem Zackenrand wird zuerst eingeschnitten, hierauf werden mit dem Ziereisen die inneren kleinen Dreiecke belebt und dann erst die äußeren Dreiecke ausgeschnitten. Wenn alles geschnitten ist, wird der zwischen den achteiligen Rosetten bleibende freie Raum gepunzt. Zum Punzen kann man sich eines Nagels bedienen, der vom Schlosser unten als vierteiliges Sternchen gefeilt ist. Dieser Nagel wird mit der linken Hand lotrecht auf die Arbeit gestellt, während die rechte Hand mit einem leichten Hammer auf den Kopf des Nagels schlägt. Man achte darauf, daß der Grund möglichst gleichmäßig gepunzt wird. Der Untersatz ist mit gewöhnlichem Oel zu ölen, was am besten mit einem feinen Läppchen geschieht, hierauf bürstet man noch mit einer reinen Bürste nach. Das Oelen oder auch Wichsen empfiehlt sich besonders bei Gegenständen, auf welche Gefäße mit heißem Inhalt gestellt werden.



Theekannenuntersatz.

Gemalter Brotteller. Ein Brotteller ist immer, auch in dem einfachsten Heim, für die Hausfrau ein lieber, praktischer Gegenstand und doppelt willkommen, wenn er eine zierliche Bemalung aufweist, wie sie obenstehende Abbildung zeigt. Die Zeichnung des Tellers steht in enger Beziehung zu seinem Zweck. So hat der Rand eine Borte, zusammengestellt aus Karmähren und grünen Blättchen; letztere sind in saftigem Grün, die Aehren in Gelb, die gewöhnliche Kontur in brauner Deckfarbe ausgeführt und der Grund ist licht graublau. Die Mittelfläche ist in ganz schlichter, passender Weise bemalt, denn es ist Rücksicht darauf genommen, daß hier das Brot aufliegt, weshalb eine reiche Zeichnung absolut nicht am Platze wäre. So ist die Fläche belebt durch eine große gleichseitig ausstrahlende Sternblume. Der Grund ist holzfarben, die Binnenblätter hellblau, die dazwischenliegenden schmalen lila und die Kontur braun, die einfassenden Ränder sind mit grüner Deckfarbe bemalt und danach ist das Ganze mit Aquarellack einigemal übergangen, um eine größere Dauerhaftigkeit und Leuchtkraft der Farben zu erzielen.

Theekannenuntersatz: Detail.

F. A. S. St.

Allerlei Winke für jung und alt.

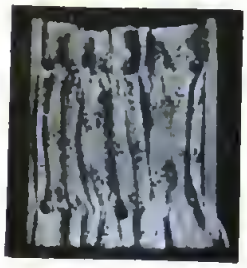
Blumentopfhülle auf Fensterbänken, Tischen. Das kleine Gestell sieht so niedlich und frisch aus, kostet so wenig Geld und Arbeit, daß unsere Leserinnen die Nachahmung nicht gereuen wird. Zwei 18½ cm lange und zwei 14½ cm lange, 1 cm breite Stäbchen — geschickte Hände sägen dieselben aus alten Cigarrenkistchen und reiben sie mit Glaspapier glatt — werden mit feinen ganz kurzen Stiften nach Vorbild übereinander genagelt, dann mit Emaillack bestrichen (hier hellgrün). Zu beachten ist, daß man dabei das Gestell möglichst wenig berühren soll, weil kurz vorher vom Finger berührte Stellen den Lack weniger gut annehmen. Klein geblumter Mull, 35 cm lang, 24 cm breit,

Blumentopfhülle.

wird mit 3 cm breitem Saum oben und unten eingekraust, an den Seiten fein gesäumt und am Saum mit je drei Reißzwecken an das Gestell festgesteckt.

Dann werden die einzelnen Gestellchen, je nach Wunsch um einen oder mehrere Blumentöpfe herum, vier, fünf oder sechs Teile mit kreuzweise geschlungenen 30 cm langen, schmalsten Bändchen aneinander geknüpft. Ganz besonders hübsch sieht das Arrangement auf breiten Fensterbänken aus.

Vasen mit Einsatz. Die Japaner, bei welchen das Anordnen von geschnittenen Blumen zu einer ernsthaften Kunst entwickelt ist, gebrauchen eine sinnreiche Vorrichtung, womit sie in oft weitgeöffneten Vasen die einzelnen Zweige und Blumenstengel in aufrechter Stellung festhalten.



Detail der Innenseite der Blumentopfhülle.

Sie stecken diese durch eine Art von kleinem Rost, ein Gitter aus Bambusstäbchen, mit verschieden großen Zwischenräumen, welches von oben in den Hals der Vase eingesetzt wird. Diese Gitter kann man sich leicht selber anfertigen, es giebt aber auch neuerdings Blumenvasen und -schalen mit solchen Einsätzen aus Messingdraht, worein zum Beispiel langstielige Rosen, höher und niedriger gesteckt, zu ihrer schönsten Erscheinung kommen.

Schürze aus seidener Echarpe. Die jetzt etwas außer Mode gekommene seidene Theaterecharpe (der noch gut erhaltene Teil) kann sehr nett mit den Fransen als feines Theeschürzchen verwendet werden. Der andere Teil ergiebt, von geschickten Händen gefertigt, eine warme, hübschkleidende Theaterkapuze.

Die Schürze wird oben eingesäumt, mit Köpfchen in mehreren Reihen aufgemeingekraust und auf das 2 cm breite, 2 m lange Bindband gesetzt. Schmalste Babybändchen zieren den Fransenabschluß unten und das gereihte Köpfchen oben.

Schürze aus seidener Echarpe.

Rockverlängerung. Selbst bei chemisch gereinigten Röcken ereignet es sich häufig, daß sie zu kurz von der Reinigung zurückkommen. Wie auf der Zeichnung ersichtlich, wird die Rocklorm unten in gleichmäßige flache Bogen nach einem Papiermuster ausgeschnitten. Ein Streifen aus gleichem Stoff, je nach nötiger Höhe und nach der unteren Rockform geschnitten, wird in 1 cm breite Säumchen abgenäht. Sollte gleicher Stoff nicht mehr vorhanden sein, nimmt man etwas helleren Stoff, welcher mit schmalen Litzen, in kleinem Abstand, mit der Maschine benäht wird. Der Stoff muß vorher genau der unteren Rundung des Rockes angepaßt werden, damit die Litzen immer richtig laufen. Dieser gefertigte Streifen wird dann der Rockform untergesetzt, diese nach Wunsch nach verziert, mit Einlage, Rockstoß und Besenlitze ausgearbeitet.

Strickwolle zu krumpen. Um Strickwolle vor dem Einlaufen und Filzigwerden zu bewahren, bindet man die Lage einigemal ab, damit sie nicht unordentlich wird, legt sie 24 Stunden in kaltes Wasser, nimmt sie dann heraus und hängt sie zum Trocknen auf. Bei Anwendung dieses Verfahrens wird die Wolle weder einlaufen noch filzig werden.

Rockverlängerung.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Soeben erschienen!

Glückliche Augen.

Novellen von **Eva Treu** (Lucy Griebel).

Inhalt: Der Seelahrer — Grünes Gras — Der gute Regen — Ritter Ewald — Heimwärts — Das Schloss — Vertrauen — Flatterrose.

Preis geheftet 3 Mark, eleg. gebunden 4 Mark.

In treffender Weise kennzeichnet der von der Verfasserin gewählte Titel die in obiger Sammlung zu einem Bande vereinigten Novellen. Glückliche Augen sind es, die aus diesen launigen, liebenswürdigen Erzählungen herausleuchten und die Herzen der Leser mit Frohsinn und Sonnenschein erfüllen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Frau Sorge.

Roman von

Hermann Sudermann.

Fünfzigste Auflage.

Auf imitiertem Büttenpapier mit einem Jugendbildnis des Verfassers. Umschlag und Einband nach Entwurf von Prof. O. Eckmann.

Kartoniert 4 Mark. In eleg. Einband 5 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Soeben erschienen!

Hexengold

Roman von E. Werner.

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Interessante Reiselektüre.

Jedes Bändchen im Umfang von ca. 7 Bogen 1 Mark.

Paul Heyse, **Der Schutzengel.** Illustriert von **C. Münch.**

Rudolph Stratz, **Samum.** Illustriert von **Chr. Speyer.**

Ludwig Fulda, **Die Hochzeitsreise nach Rom.** Illustriert von **Paul Rieth.**

A. Noël, **Didiers Braut.** Illustriert von **F. Hiuuty.**

Ernst Lenbach (Ernst Muellenbach), **Auf der Sonnenseite.** Illustriert von **E. Reichert, A. Mandlick, R. Reinicke u. a.**

In den obigen Bändchen bieten wir eine Serie von Novellen hervorragender und beliebter Autoren dar, welche von Künstlerhand mit zahlreichen Text-Illustrationen und farbigen Umschlagbildern geschmückt, mit eleganter Ausstattung einen außergewöhnlich billigen Preis verbinden. Als **gute** und **interessante Reiselektüre** können wir diese Novellen ganz besonders empfehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H. in Leipzig.

Verlag von Ernst Keil's Nachf.
G. m. b. H. in Leipzig.

In neuer Auflage erschien soeben:

Reichsgräfin Gisela.

Roman von E. Marlitt.

Neunte Auflage.

Preis geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Zu gleichen Preisen erschien ferner von derselben Verfasserin in obigem Verlag:

Die Frau mit den Karfunkelsteinen. Roman. 2. Aufl.
Die zweite Frau. Roman. 11. Auflage.
Das Geheimnis der alten Mamsell. Roman. 11. Aufl.
Goldelse. Roman. 36. Auflage.
Das Heideprinzesschen. Roman. 9. Auflage.
Im Hause des Kommerzienrates. Roman. 5. Aufl.
Im Schillingshof. Roman. 3. Auflage.
Thüringer Erzählungen. 9. Auflage.
Das Eulchaus. Roman. 2. Auflage.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

In neuer Auflage erschien soeben:

Forstmeister Reichardt.

Roman von

Marie Bernhard.

2. Auflage.

Preis geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Zu gleichen Preisen erschien ferner von derselben Verfasserin in obigem Verlag:

Sonnenwende. Roman. 2. Auflage. **Felix und Felicia.** Roman. **Ein Gefangblick.** Roman. **Die Paris.** Roman. **Nunc Retire. Um meinetwillen.** **Die Freude.** Drei Erzählungen. **Schloß Juuenhofthal.** Roman.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

In neuer Auflage ist erschienen:

Aus eigener Kraft

Roman von **Wilhelmine von Hillern.**

2 Bände. 3. Auflage.

Preis geheftet 6 Mark, elegant gebunden 7 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Soeben ist erschienen und durch die meisten Buch- und Zeitungshändler zu beziehen:

Gartenlaube-Kalender 1901.

Mit einem farbigen Kunstblatt von E. von Bergen u. zahlreich. Illustrationen in Bunt- u. Schwarzdruck.

Sechzehnter Jahrgang.

In elegantem Ganzleinenband Preis 1 Mark.

Der „Gartenlaube-Kalender" für das Jahr 1901 enthält u. a. die neueste Erzählung von

W. Heimburg: „Maiblumen"

ansprechende und humorvolle Novellen von **Else Hofmann** und **M. Bergen**, unterhaltende und belehrende Beiträge von **Karl Brandt, Dr. Karl Lampert, E. Falkenhayn, Ludwig Preire, Luise Hulle** u. a., ferner zahlreiche Illustrationen von hervorragenden Künstlern, Humoristisches in Wort und Bild und viele praktische und wertvolle Kalendernotizen und Tabellen zum Nachschlagen bei Fragen des täglichen Lebens.

Bestellungen auf den **Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1901** nimmt die Buchhandlung entgegen, welche die „Gartenlaube" liefert.

Von den früheren Jahrgängen des „Gartenlaube-Kalenders" sind die Jahrgänge 1899 und 1900 in rote Leinwand gebunden auch zum Preise von 1 Mark zu haben, während die Jahrgänge 1887, 1889 bis 1892, 1894 und 1896 auf 50 Pfennig herabgesetzt sind. Die übrigen Jahrgänge sind vergriffen.

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, gibt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussboden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen. Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, an unsere Behauptung zu beweisen. Jede verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.
NEW YORK, U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

22. Heft. 16. Oktober 1900.

Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königstraße 33.

Max Weil & Co., cor 12th & Vine Sts., Cincinnati, Ohio.

Inhalt.

Seite

Birschgang. Gedicht von Ludwig Ganghofer. Mit Randzeichnung 681

Am Helena. Roman von Ida Boy-Ed (1. Fortsetzung) . 682

Moltkes 100jähriger Geburtstag. Gedenkblatt zum 26. Oktober. Von Ernst Manlanus. Mit Abbildungen . 688

Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit. Elektrisches Heizen von Wohnräumen. Mit Abbildungen 691

Der Onkel mit dem Geld. Von Ernst Rocklenbach. 692

Spaziergänge durch die Weltausstellung in Paris. Von J. C. Heer. Mit Illustrationen nach dem Leben von C. Roux. V. 696

Ueber Bibliothekzeichen. Von Karl Rosner. Mit Abbildungen 700

Der Parsapostel. Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer (10. Fortsetzung) 701

Blätter und Blüten: Die Brandenburger Husaren bei Möckern. (Zu dem Bilde S. 684 und 685.) S. 711. — Ein Moltke-Standbild. (Zu der Abbildung S. 689.) S. 711. — Das Telegraphon. Von Franz Bendt. S. 711. — Auswürflinge von Rondvulkanen. S. 712.

Allerlei Kurzweil: S. 712.

Illustrationen: Randzeichnung zu dem Gedicht „Birschgang". S. 681. — Angriff der Brandenburger Husaren auf Möckern. Von C. Gerlach. S. 684 und 685. — Jos. Drischlers Moltke-Standbild in Reichenbach im Vogtl. S. 689. — Abbildungen zu dem Artikel „Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit": Fig. 1. Elektrischer Zimmerofen. Fig. 2. Elektrischer Ofen für Luxuskabinen von Schnellampfern. Fig. 3. Kleiner Kaminofen. S. 691. — Oktoberjagd. Von P. Hey. S. 693. — Abbildungen zu dem Artikel „Spaziergänge durch die Weltausstellung in Paris". Von C. Roux. Vor dem Zauberspiegel im Palast der Optik. Vor dem Riesenkaleidoskop. Puppe aus der Kostümausstellung. S. 696. — Vater dem Eiffelturm. S. 697. Vor dem Himmelsglobus. S. 698. Spanischer Galawagen. In der Transpartmittelausstellung. S. 699. — Abbildungen zu dem Artikel „Ueber Bibliothekzeichen". S. 700 und 701. — Jugendlust. Von P. Wagner. S. 705. — Jagdhindernis. Von W. Gröbhein. S. 709. — Das Moltke-Denkmal in Parchim. S. 711. Moltkes Geburtshaus in Parchim. S. 712.

Hierzu 2 Beilagen, sowie Kunstbeilage 22: „Herbst". Von B. Gilbert.

Kleine Mitteilungen

Der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein, der sich die Vermittelung von Stellen für weibliches Erziehungs- und Unterrichtspersonal ganz ausschließlich angelegen sein läßt, hat im letzten Berichtsjahr vom 1. Mai 1899 bis 30. April 1900 durch seine Centralstelle und die mit ihr verbundenen Agenturen in Deutschland, England, Frankreich und Italien wieder 802 Lehrerinnen placieren können. Dieselben fanden, zum größten Teil im Inlande, Stellung in Familien, in städtischen, Privat- und Familienschulen ꝛc. Ihre Lehrbefähigung erstreckte sich auf wissenschaftliche und Volksschulfächer, auf Musik und Sprachen und sonstige Specialunterrichtszweige. Alle Meldungen sind an die Centralleitung der Stellenvermittelung des Allgemeinen Lehrerinnenvereins, Leipzig, Hohestraße 35, zu richten.

Einschienenbahnen. Die Idee, eine einschienige Bahn herzustellen, ist keineswegs neu. Schon Herr von Baader, der bekannte bayerische Ingenieur, soll sich 1815 damit beschäftigt haben, aber erst der Engländer Palmer führte solche Bahnen aus. 1839 besonders sich in England zwei kleine Einschienenbahnen, für den Güterverkehr eingerichtet, in Betrieb. 1854 wurde eine solche Bahn unter Leitung des Hauptmanns von Prittwitz in der Nähe von Posen erbaut. Sie war dazu bestimmt, von einer Festungsziegelei die Ziegel bis an das Ufer des Warthestusses und von da das Brennholz nach der Ziegelei zu befördern. Sie war 4440 preußische Fuß lang und kostete etwa 3000 Thaler. Neuere Versuche bezwecken die Einschienenbahn für den Personenverkehr dienstbar zu machen. F. B. Behr, ein Deutscher, in England wohnend, hatte eine elektrisch betriebene Einschienenbahn bereits 1897 auf der Brüsseler Weltausstellung in Betrieb. Er erreichte Geschwindigkeiten von 135 km in der Stunde auf gerader und 110 km auf krummer Strecke. Schon früher, im Jahre 1887, baute Behr eine für Personen- und Güterverkehr bestimmte durch Dampf betriebene einschienige Bahn, 16 km lang, in Irland zwischen den Orten Listowel und Ballybunion. Die Bahn wurde in 6 Monaten vollendet und im März 1888 dem Betrieb übergeben. Die Schiene ist auf einem aus Böcken bestehenden Unterbau, dessen Oberkante etwa 1 m über die Erde reicht, angebracht. Die Wagen sitzen reiterartig zu auf der Schiene, daß ihre Seitenteile auf je eine Führungsschiene hinabgreifen, die dazu bestimmt sind, das Kippen nach der einen oder anderen Richtung zu verhindern. Die Bahn ist noch jetzt in Betrieb. Einschienig, nur nach anderen Grundsätzen gebaut, ist auch die bekannte Schwebebahn im Wuppertale.

Mittel gegen Schlangengift. Obgleich in Deutschland niemand, der durch Wälder und über Berge streift, an giftige Schlangen zu denken pflegt, ja kommen doch alljährlich Fälle von Schlangenbiß auch bei uns vor, und in erster Linie ist es die Kreuzotter, die nicht selten, besonders Kindern, die sich im Walde zu schaffen machen, gefährlich wird. Mittel gegen die Wirkungen des Bisses einer Giftschlange haben daher auch für uns Bedeutung. Nach der Volksmeinung giebt es mehrere solcher Mittel, deren Wirkung gerühmt wird, so das Aussaugen der Wunde, die Behandlung derselben mit Salmiakgeist oder Ausbrennen derselben. Von ärztlicher Seite sind mancherlei Versuche nach dieser Richtung hin angestellt worden. So hat Dr. Fraser in Edinburg nachgewiesen, daß die Galle giftiger Schlangen ein Gegengift gegen die Wirkungen des Bisses der nämlichen Schlangenart bildet. Aus Versuchen mit den verschiedensten Giftschlangen, z. B den gefährlichen Kobras und der Klapperschlange, ergab sich, daß verschwindend kleine Mengen von Galle, die mit dem Schlangengift vermengt wurden, dasselbe unwirksam zu machen. Ja Dr. Fraser fand, daß sogar die Galle ungiftiger Schlangen als Gegenmittel gegen die Wirkungen des Bisses einer Giftschlange dienen kann, und zwar muß dieses Gegengift entweder in die durch den Biß verursachte Wunde gebracht oder dem Magen zugeführt werden. Das ist ein wissenschaftlich sehr interessantes Ergebnis, allein praktisch hat es für die meisten Fälle keinen Wert; denn wer plötzlich von einer Kreuzotter im Walde gebissen wird, kann Schlangengalle schwerlich so bald in Benutzung nehmen. Zwei englische Aerzte haben gefunden, daß ein sehr wirksames Mittel gegen Schlangenbisse das Blut von Schlangen selbst ist, und zwar soll man mit demselben die Bißwunde bestreichen. Dieses Mittel ist praktisch schon brauchbarer, denn wer von einer Schlange gebissen wird, hat meist Gelegenheit diese Schlange zu töten, könnte also das Blut derselben gleich an Ort und Stelle benutzen. Die Frage ist nur, ob das Mittel wirklich etwas nützt. Nach Versuchen, die von wissenschaftlicher Seite angestellt wurden, soll Salmiakgeist, und zwar in die Bißwunde eingespritzt, durchaus wirksam sein, aber in manchen Fällen versagt dieses Mittel. Merkwürdigerweise ist bei uns das einfachste und meistens sicherste Mittel gegen Schlangenbiß durchaus nicht so bekannt, als es sein sollte. Dieses Mittel ist der Alkohol! So seltsam es scheinen mag, so ist es doch vollkommen wahr, daß Alkohol, sei es nun in der Form des gewöhnlichen Branntweins oder eines feinen Likörs oder Punsches, nach dem Biß einer Giftschlange getrunken, die Wirkung desselben aufhebt. Diese gute Wirkung des Alkohols tritt sogar noch ein, wenn das gebissene Glied angeschwollen ist und noch sonst die Wirkungen des Schlangengiftes sich schon sehr bemerkbar gemacht haben. Es hat also jedermann, der von einer Giftschlange gebissen wird, Zeit genug, sich zu retten. Nur muß das alkoholische Getränk, am besten gewöhnlicher Branntwein, in einer solchen Menge getrunken werden, daß Trunkenheit eintritt, und es ist merkwürdig, daß letztere nach dem Biß einer Giftschlange meist erst nach Konsumierung einer sehr großen Quantität Alkohols erreicht wird. Natürlich kann man das gebissene Glied vorher auch unterbinden, um den Uebergang des Giftes in den Blutkreislauf zu verhindern; wer dazu aber nicht die Mittel zur Hand hat, braucht sich nicht zu ängstigen, denn die Heilwirkung des Alkohols tritt in jedem Falle prompt ein.

In Texas ist diese Benutzung des Alkohols gegen die Wirkungen des Giftes der dort sehr zahlreichen Klapperschlangen allgemein bekannt und wird deshalb die Klapperschlange dort nicht sehr gefürchtet. Auch bei uns in Deutschland hat das Mittel sich beim Biß der Kreuzotter so vorzüglich bewährt, daß es dringend zu empfehlen ist und stets in erster Linie angewendet werden sollte, alle andern Mittel stehen demnach zurück und sind fragwürdig oder zwecklos. Dr. L.

Wo werden die meisten Ehen geschlossen? Auskunft auf diese gewiß nicht uninteressante Frage geben uns Otto Hübners „Geographisch-statistische Tabellen", herausgegeben von Professor Fr. von Juraschek (Verlag von Heinrich Keller, Frankfurt a. M.), wobei wir allerdings nur Europa in Betracht ziehen. Als das heiratslustigste Land wird Serbien an der Spitze, in ihm werden auf 10000 Einwohner 99 Trauungen vollzogen; mit 89 Eheschließungen folgt ihm gleich Rußland, und Griechenland steht mit 88 Trauungen den Russen nicht sehr nach. Im Deutschen Reich kommen auf 10000 Einwohner 85 Eheschließungen zu stande, in Ungarn 82, in Oesterreich 81 und in Großbritannien und Frankreich je 76. Die wenigsten Ehen kommen aber in Schweden zu stande, nämlich auf die oben genannte Zahl von Einwohnern nur 56. In den Großstädten ist man heiratslustiger als auf dem Lande, und so sind auch die Verhältniszahlen für die Großstädte in der Regel höher als die für die betreffenden Länder. In Deutschland scheint Frankfurt a. M. die heiratslustigste Großstadt zu sein; denn dort kommen auf 10000 Einwohner 112 Eheschließungen; Berlin hält mit 110 Trauungen der süddeutschen Schwester fast die Wage, dann folgt München mit 105, Hamburg mit 93, Leipzig mit 91 Eheschließungen. In Wien beträgt die Verhältniszahl 96, in Paris 92, aber auffallend wenig Ehen werden in Rom geschlossen, nur 55 auf 10000 Einwohner.

HERBST

Nach dem Gemälde von V. Gilbert

Halbheft 22. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ▪ Begründet von **Ernst Keil** 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 **Halbheften** zu **25 Pf.** oder in 14 **Heften** zu **50 Pf.**

Pirschgang.

Gedicht von Ludwig Ganghofer.

Es rauscht der Eichwald. Warme Lichter
Durchspielen leuchtend das Gezweig,
Und rote Blätter fallen gaukelnd
Gleich Feuerflocken auf den Steig.

Ich schreite still . . . Marienfäden
Durchspinnen glitzernd alle Luft,
Und mir entgegen trägt ein Windhauch
Der Herbstwaldblumen letzten Duft.

Da öffnet sich ein Blick ins Weite:
Luft, Felder, weißer Bäche Lauf,
Ein Wasserspiegel polschen Bergen . . .
Und wieder nimmt der Wald mich auf.

Ich schreite still . . . ein Summen, Zirpen
Von tausend Stimmchen um mich her,
Und ein geheimnisvolles Flüstern
Geht über mir durchs Blättermeer.

Still sinnend blick' ich in das Antlitz
Der Waldnatur, die zu mir spricht,
Wie eine Sphinx mit Rätselaugen
Und dennoch wie ein traut Gesicht.

Ich schreite still . . . Erinn'rung redet
Von überwund'nem Glück und Weh,
Und meiner Seele Träume schweben
Wie Morgennebel aus dem See.

Die Sonne lächelt, warm und goldig,
Eh' sie der Nacht entgegenzieht;
Ein Wandervöglein, auf der Reise
Verspätet, trillert ihr ein Lied . . .

Ich schreite still . . . doch jäh im Schweigen
Ein dumpfer, zornerfüllter Ton,
Ein Büchsenknall, es rollt das Echo . . .
Und wieder starb dem Wald ein Sohn.

Die Stille wandelt sich in Leben,
Ein Jauchzer ringt sich aus der Brust
Und kündet dem erschrocknen Walde
Des Jägers frohe Weidmannslust.

Und heimwärts nun! Schon will es dämmern.
Im West verrinnt der Sonne Glut.
Der Nachtwind zieht mit frischem Wehen,
Das Eichlaub flattert auf dem Hut!

Um Helena.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(1. Fortsetzung.)

Roman von Ida Boy-Ed.

2.

Im Hotel fand Thassilo zu seinem Erstaunen keine Depesche von seinem Vetter und Compagnon vor. Edlef mußte von Berlin abwesend sein. Aber das war doch kaum denkbar, an einem Tage, der ihm die entscheidende Drahtnachricht bringen sollte.

Für Thassilo war es eine große Belästigung, daß Wadernagel ihn unterwegs gepreßt hatte, an einem kleinen improvisierten Kommers teilzunehmen, den Wadernagel für diesen Abend neun Uhr im Hotel „Zum Großherzog" noch zu arrangieren hoffte. Aber er sah ein, daß er nicht fern bleiben durfte. Hierbei fehlte ihm Edlef. Das wäre der Mann gewesen, um mit den Honoratioren die Zukunft anzutrinken. Edlef machte so etwas Spaß. Er freundete sich auch bei solchen Gelegenheiten mit aller Welt an. Er war geradezu ein Genie darin, den Leuten auf so versteckte Weise, daß sie keine Schmeichelei spürten, die angenehmsten Dinge zu sagen. Mit einem nachsichtigen Lächeln dachte Thassilo daran. Er war überhaupt gewohnt, alle Eigenart Edlefs, die ihm bei einem Fremden peinlich widerstrebt hätte, großmütig als „liebenswürdige Schwäche" zu beurteilen.

Thassilo selbst hatte immer das Mißgeschick, bei geselligen Zusammenkünften ein Dutzend Menschen zu kränken oder zu enttäuschen. Er dankte da nicht, wo ein verbindliches Wort erwartet wurde. Er zeigte kein Interesse an der kannegießernden Lokalpolitik. Er kannte wichtige Würdenträger der Stadt nicht wieder, wenn sie ihm auch schon zweimal vorgestellt worden waren. Er widersprach mit einer geradezu grandiosen Unbefangenheit aufs bestimmteste den anerkanntesten Autoritäten.

Die Marstädter hatten längst entschieden, daß er ein unliebenswürdiger Mensch, beinahe ein Sonderling sei. Einige hielten ihn deshalb für den begabteren von den beiden Stürmers, andere aber sagten, das seien altmodische Schlüsse, heutzutage verstehe sich auch das Genie auf die Notwendigkeit eines umgänglichen Tones. Im ganzen hatte Edlef viel mehr Gläubige. Und dessen war sich Thassilo klar bewußt. Er lächelte darüber. Von der Menge gefeiert werden, ehe man ihr wahre Leistungen zeigte, schien ihm mehr erschreckend als beneidenswert.

An diesem Abend nun umdrängte man ihn feiernd. Zahllose Reden wurden gehalten. Rechtsanwalt Wadernagel allein hielt deren vier. Die erste auf Seine Majestät den Kaiser. Die zweite auf Seine Königliche Hoheit den Landesherrn, die dritte auf Thassilo. Die vierte eigentlich auf sich selbst, denn er betonte, daß es seinem Einfluß gelungen sei, Herrn Stürmer das Versprechen abzugewinnen, Geld und Arbeitskräfte der Bewohner heranzuziehen. Er trank dann auf das Gedeihen des Werkes.

Die Männer berauschten sich an dem Bewußtsein, durch ihre zähe Ruhelosigkeit es soweit gebracht zu haben; an dem Bilde der reichen Zukunft, welche der Stadt blühen sollte; an den Unternehmungen, mit denen jeder einzelne von ihnen seinen Wirkungskreis zu erweitern dachte; an der Begeisterung für Thassilo Stürmer, welcher als die zufällige Verkörperung aller Hoffnungen gegenwärtig war; und endlich an dem vorzüglichen Löwenbräu, welches der Wirt vom „Großherzog" hielt.

Der Cigarrenrauch lag in blauen Schichten über den heißen Köpfen. Keiner verstand mehr sein eigenes Wort. Alle überschrie aber Wadernagel.

Zuletzt saß Thassilo schweigend neben dem Bürgermeister, einem behäbigen Phlegmatiker, in den der an dessen anderer Seite sitzende Baakter Ledus leise hineinredete.

In dem wüsten Lärm, zwischen all den plumpfröhlichen Männern hatte Thassilo eine Vision. Er sah Beate. So wie er sie einmal auf einem kleinen Fest gesehen, das der Gutsnachbar Altheers gegeben hatte: im weißen Kleid, das die herrlichen Schultern sehr frei ließ, den schlanken Hals ohne Band oder Kette. Wie selig betroffen war er über diesen Anblick gewesen! Er mahnte ihn an die reine Nacktheit der Antike.

Und dies Phantom, das vor ihm auftauchte, vor dem blauen Dunst schwebend, das lächelte ihm zu: üppig, liebetrunken.

„Beate Altheer . . . ja natürlich," hörte er neben sich sagen und war sogleich ganz in der Gegenwart.

„Selbstredend!" rief Doktor Gramberg über den Tisch, „der Großherzog mag auch mal was Schönes sehen."

Was hieß das?

Thassilo erfuhr es sogleich aus dem Hin- und Herreden.

Am fünfzehnten März sollten die Arbeiten beginnen. Eine feierliche Grundsteinlegung empfahl sich. Der Landesherr und alle irgendwie in Frage kommenden Würdenträger mußten dazu eingeladen werden. Das war klug. Das lenkte gleich die Blicke von ganz Deutschland auf Marstadt. An weißgekleideten Jungfrauen durfte es nicht fehlen. Lebus mußte ein Gedicht machen. Lebus konnte reizend dichten, das stand fest. Allein die Verse zur Silberhochzeit des Bürgermeisters im vorigen Jahr! Wie viel Witz und Grazie! Und Beate Altheer, das schönste Mädchen der Gegend, vielleicht des Landes, ja, wer wußte nicht, ob gar ihrer Zeit, die mußte es sprechen!

Wadernagel war fünf Minuten verdutzt gewesen. Der Einfall ging nicht von ihm aus!

Aber da die Strömung in dem gegenwärtigen Kreis leidenschaftlich dafür schien, griff er ihn sogleich auf. Er hielt eine Rede, entwarf das Festprogramm, sah es allerdings für sehr, sehr zweifelhaft an, ob Georg Altheer ein solches Hinaustreten seiner Tochter in die Oeffentlichkeit gestatten werde, versprach aber, seinen ganzen Einfluß aufzuwenden, um Altheers Zustimmung zu erlangen.

Thassilo war ein Todfeind von Festen. Er wußte ja, daß derartige unumgänglich seien. Jetzt aber schien es ihm bedeutungsvoll, daß Beate die Worte der Weihe zu seinem Werke sprechen sollte.

Man fragte ihn um seine Meinung. Er nickte nur stark. Er hatte Furcht, sich zu verraten.

Nun wurden die Marstädter Herren von einem wahren Beratungsfieber ergriffen, denn es waren ja nur noch drei Wochen bis dahin.

Dies gab Thassilo den erwünschten Vorwand, sich zu entfernen.

Man begriff es. Er mußte morgen früh auch Berlin zurück. Die folgenden Wochen hatte sein Bureau übermenschlich zu arbeiten. Schulen, Prahme, Bagger- und Rammmaschinen mußten gekauft oder gemietet werden. Mit Steinbrüchen mußte man Verträge schließen. Mit Cement- und Eisenfabriken unterhandeln. Arbeiterkolonnen werden, Materialmeister anstellen. Kurzum, das ganze, gewaltige Werk so ins Leben rufen, wie es schon auf dem Papier, in seiner Organisation bis ins kleinste entworfen, fertig stand.

Schlaf fand Thassilo nicht. In sein Zimmer hinauf drang fast bis zum Morgengrauen der Lärm der Feiernden.

Aber nicht dieser allein machte ihn ratlos. Er kämpfte einen ihm selbst überraschenden Kampf zwischen seiner glühenden Unternehmungslust, die darauf drannte, sich in die Arbeit zu stürzen, und seinem Verlangen, erst mit Beate ins reine zu kommen, ehe er das Werk begann.

Nun begriff er sein Zögern selbst nicht, das ihn nachmittags so feig zurückgehalten. Warum hatte er nicht mit der brutalen Gewalt, von der man sagt, daß alle Weiber sie lieben, Beate an sich gerissen?

Welch eine Macht war es doch: das Weib! Er hatte nie daran gezweifelt. Nur für sich. Seine Persönlichkeit hatte er zu stark gefestet geglaubt, als daß sie aus den Fugen kommen könne vor Sehnsucht nach einem schönen Weib.

Das mußte ein Ende nehmen. Das war seiner unwürdig.

Er kam zu dem Entschluß, morgen noch zu bleiben und am Nachmittag auch einmal nach Glanau zu gehen.

Die klare Ruhe, die ihn nach diesem Vorsatz erfüllte, beglückte ihn unendlich. Er kannte sich: im Augenblicke, wo seine garenden Erregungen sich so zu einem festen Willen zusammenschlossen, war dieser Wille unerschütterlich. Morgen würde er sich von keinerlei „Stimmung" aus der Richtung bringen lassen.

Mit prophetischer Gewißheit fühlte er, daß Beate „Ja" sagen werde. Wie wundervoll hatte sie gelächelt, als sie nach seinem Werke gefragt! So weich, so verheißend!

Daß sie seine Arbeit ehrte, daß sie dieselbe verstand, das beglückte ihn tief.

So, zu stark mit sich beschäftigt, um die Augen schließen zu können, wachte Thassilo den Tag heran.

Auch beim Morgenthee besaß er noch keine Depesche von Edlef.

Unbegreiflich! Nahm Edlef etwa an, daß Thassilo sich sofort auf die Bahn gesetzt habe und nach Berlin zurückgekehrt sei?

Aber Edlef mußte es ja begriffen haben, aus welchem Grunde sein Vetter darauf bestand, nach Marstadt zu reisen und an Ort und Stelle die Entscheidung erwarten zu wollen. Er mußte ahnen, nein, wissen, daß Thassilo sich mit dem Vorsatz trug, um Beate zu werben!

Thassilo erinnerte sich genau jenes Abends, nach dem Fest bei Altheers Gutsnachbar, wo Beate ihm wie die milesische Göttin selbst erschienen war, daß er bei der Heimfahrt davon gesprochen, wie er in Beate zum erstenmal ein Weib kennengelernt habe, das ihm erringenswert schiene. Und wenn er so etwas sagte, mußte Edlef wissen, was das hieß.

Der Vormittag verstrich Thassilo in scharfer Arbeit. Er schrieb ein Dutzend Depeschen, zahllose Briefe und traf auch einige Vorbereitungen lokaler Natur. Er besah einige Häuser, die ihm zur Etablierung des Baubureaus angetragen waren, und besprach mit Herrn Lebus die Aussicht, eine entsprechende Villa für seine und Edlefs Privatwohnung zu finden. Ihr Hauptaufenthalt während der folgenden zwei Jahre mußte doch Marstadt werden.

Herr Lebus, der bisher Thassilo Stürmer für einen bis zur Auffälligkeit anspruchslosen Menschen gehalten hatte, wunderte sich, daß ihm nun keines der zu erlangenden Häuser genügte. Es sah wirklich aus, als würde ein Heim nicht für zwei Junggesellen, sondern für eine Familie gesucht. Vielleicht daß Wackernagel, dem sein Haus, nach dem Tod seiner Frau und nachdem er seine Jungen in Pension gegeben hatte, ohnehin zu groß war, sich entschlösse, zu vermieten ... Thassilo, der ungern mit dem geräuschvollen Lokalpatrioten verkehrte, bat Herrn Lebus, sich in dieser Richtung zu bemühen.

Befriedigt kehrte er in den „Großherzog“ zurück.

Er bemerkte nicht, wie er vom Hafen die Straße heraufschritt, daß oben in seinem Gasthofzimmer im ersten Stock jemand stand und ihn beobachtete.

Es war ein schlanker, hoher, sehr eleganter Herr, der da oben wartete. Sein rötlich blonder Bart war kurz gehalten und spitz zugeschnitten. Seine Augen zeigten ein merkwürdig intensives Hellblau. Seine Farben hatten ein Frauengesicht geziert, so fein waren sie: weiß mit rosigem Anflug auf den Wangen. Und über der schneeweißen Stirn lag gefällig das rotblonde Haar.

Als Thassilo die Thür seines Zimmers öffnete, war er sehr überrascht.

„Edlef!“ rief er.

Der umarmte ihn schon und klopfte ihm dabei wohlwollend den Rücken.

„Und ich habe dir heute morgen zum zweiteamal telegraphiert und dabei gesagt, daß ich mit dem Nachtzug heimkäme.“

„Diese greulichen Nachtzüge! Ich habe einen benutzt, um herzufahren,“ sagte Edlef.

„Was — du bist schon seit heut' früh hier?“

„Ja, ich hörte aber, daß du nicht gestört sein wolltest ...“

„Deine Ankunft konnte ich doch nicht ahnen!“

„Frühstückte, machte wieder einen Menschen aus mir, und dann fuhr ich nach Glanau hinaus. Da ich dich überraschen wollte, ließ ich hier im Haus alle Welt beschwören, mich dir zu verschweigen.“

Er lachte und klopfte Thassilo wieder auf die Schulter. Er hatte immer so eine gewisse übertegene Art.

„Nach ... Glanau?“ fragte Thassilo lächelnd und erstaunt.

„Ja, mein Junge! Auf Flügeln der Liebe und mit Freiersfüßen.“

„Da ... du ...“ Jede Farbe trat aus Thassilos Gesicht.

In den blauen Augen des anderen blitzte etwas auf, stechend, kurz, und erlosch wieder.

Mit offenem Lachen und der lebensfröhlichsten Miene sagte er: „Das stand schon lange fest bei mir: kriegen wir den Bau, hol' ich mir Beate Altheer. Und ich dachte mir nun gestern gleich: das platzt wie eine Bombe in die Familie, wenn ich euch alle mit einer Braut überrasche.“

Thassilo trat nahe an ihn heran. Edlef sah ihn klar und groß an. Keine Wimper zuckte ihm.

„Und sie?“ fragte Thassilo. „Und sie?“

„Läßt ihren neuen lieben Vetter grüßen. Und in acht Wochen ist die Hochzeit.“

Der andere schloß die Augen. Er stand reglos. Seine herabhängenden Hände hatten sich ihm zu Fäusten geballt.

Minuten vergingen.

Edlef, mit der Miene vollkommener Unbefangenheit, ging an die herabgeklappte Platte des Sekretärs, nahm ein paar Briefe auf, besah sie, legte sie wieder hin, harkte mit dem Papiermesser ein wenig Cigarettenasche zusammen, die neben dem Tintenfaß auf der blanken Platte lag, warf das Papiermesser hin, daß es aufklatschte, und sagte in wohlgelauntem Ton:

„Na — so starr vor Staunen, daß du nicht mal gratulierst?“

„Du wußtest, daß auch ich um Beate werben wollte?“ fragte der andere leise.

„Du? Aber keinen Schimmer! Mein Gott, das ist mir ...“

„Ich sagte dir einmal ...“ fuhr Thassilo heiser fort.

„Du? Wann? Wahrhaftig, ich weiß nicht. Laß du mal so hinwarfst, daß sie begehrenswert sei? Das will weiter nichts sagen. So was denkt mal jeder Mann. Zumal Beaten gegenüber. Daraus konnt' ich doch unmöglich schließen, daß du ernstliche Absichten ...“

Wieder ein langes Schweigen.

Unten auf der Straße fuhr rasselnd der Hotelomnibus heran. Die Fenster klirrten ein wenig. Nach einem Weilchen schütterte ein dumpfes Trappen und Rollen durch das Haus, der Omnibus fuhr über die holzgepflasterte Einfahrt in den Hof. Edlef hörte und verfolgte jedes Geräusch — und dachte: Ob er wohl endlich was sagt?

Und Thassilo erhob endlich seine Stimme. Er fragte ganz langsam: „Sie wird es nicht erfahren?“

Edlef erhob beide Hände, wie um solche Möglichkeit energisch abzuwehren.

„Niemals! Wie werde ich so unklug sein! Das gäbe unserer ganzen Stellung doch was Schiefes von vorne herein. Und wo wir doch dauernd zusammen arbeiten sollen! Ich hoffe, mein alter Junge,“ fuhr er in gönnerhaftem Ton fort, indem er herzlich beide Oberarme Thassilos umgriff, „ich hoffe, daß das nicht tief bei dir sitzt! Ich hab' gar nicht gedacht, daß du Zeit hättest, an so etwas zu denken. Ich seh' wohl ein, daß ich im Augenblick keinen Glückwunsch von dir verlangen darf. Aber wie gräßlich fatal mir das ist, diese Geschichte ...“

Thassilo stand unbeweglich.

„Nicht wahr, du bist überzeugt, daß ich keine Ahnung hatte! Daß du Beate ganz gern mochtest, sah ich ja, es freute mich noch so. Ich dachte: Dann ist sie ihm als Cousine, als Schwester sozusagen, wie wir doch mal stehen, sicher willkommen. Und nun so! Daß nur unsere Mütter nichts davon erfahren ...“

Thassilo lachte kurz auf. Er schüttelte die Hände des anderen Manns von sich und trat hinweg zum Fenster, der Stube den Rücken zukehrend.

Ein hohler, dumpfer Glockenton hallte durch das ganze Haus und über die Straße hinweg, immerfort, immerfort, viele Minuten, unnötig lange.

Edlef besann sich eine Weile.

Dann fragte er im Ton der vollkommensten Unbefangenheit: „Es hat zu Tisch geläutet. Kommst du mit hinunter?“

„Ich habe noch zu schreiben. Ich esse nachher,“ antwortete Thassilo.

Edlef zuckte die Achseln, besah noch vor dem Spiegel den Sitz seiner Krawatte, nahm die auf dem Tisch liegende Bürste und fuhr damit über seinen Rockkragen rechts und links.

Dann ging er hinab, strahlend, liebenswürdig, mit Herrn Bankier Lebus, dem Doktor Gramberg und einigen anderen Marstadter Junggesellen freundschaftliche Händedrücke wechselnd.

Er freute sich, daß Thassilo oben bleiben wollte. Es war ihm eine große Erleichterung. Er war sehr glücklich und wollte seinen Glücksrausch nicht hinter Rücksichtnahmen verbergen. Er ließ Sekt kommen und bat seine zunächstsitzenden Tischgenossen, mit ihm auf das Wohl seiner Braut, Beate Altheer, anzustoßen.

Angriff der Brand
Nach einer

n auf Möckern.

. Gerlach.

Die Tischgenossen waren entzückt. Sie neideten ihm offenbar das Weib, das keiner von ihnen sich hätte gönnen können. Denn Beate Altheers Mitgift war nicht ausreichend für einen mittellosen Anfänger, wie etwa Doktor Gramberg.

Dieser Neid, die preisenden Worte, die dabei über Beatens Schönheit fielen, steigerten Edlefs Rausch.

Lebus sagte, daß er heute morgen aus Thassilo Stürmers Anforderungen an ein Wohnhaus schon geschlossen habe, daß einer der Herren sich wohl verheiraten werde.

„Ja," erzählte Edlef, „ich hatte meinem Vetter auf die Seele gebunden, auf meine bevorstehende Heirat Bedacht zu nehmen, wenn er für uns ein Haus suche."

„Sie sind wohl wie Brüder?"

„Ja, seit unserer Geburt."

Und man stieß auf Stürmer und Stürmer an.

Oben saß Thassilo vor der niedergeklappten Sekretärplatte, beide Hände darauf gelegt, immer geradeaus starrend auf die in viele kleine Schubfächer geteilte, spiegelnd blanke Innenwand des Möbels.

Er regte sich nicht. Er atmete kaum. Ihm war die Erleichterung versagt, die andere Menschen von heißem Temperament darin finden, zu rasen. Er lief nicht im Zimmer hin und her, kein Seufzer, kein Stöhnen kam von seinen Lippen.

Schwer, als sei er aus Granit, war ihm der Körper, er vermochte sich nicht zu bewegen.

Aber in seinen Gedanken war ein ungeheueres Leben.

Er durchmaß die dreißig Jahre, die er neben Edlef gestanden. Er siebte jedes durch in seinem Gedächtnis, seit der Zeit, in welcher in seinem Kindergeist das Erinnerungsvermögen erwachte. Er bedachte und kritisierte ihre Knabentage mit der Schärfe des reifen, nachträglich erkennenden Mannes. Er prüfte die Rede der Mütter von den „ergänzenden" Eigenschaften, mit denen Edlef, als der vom Schicksal ihm geradezu erkorene Genosse, neben ihm stehen solle. In der That: in den äußerlichen Dingen des Lebens, in geschäftlichen Angelegenheiten besaß Edlef manche Fähigkeit, die Thassilo ganz abging. Oder die er sich vielleicht bisher nur nicht anzueignen versucht hatte, weil sie ihm so sehr zweiten Ranges schien! Er konnte ohne Edlef schaffen. Edlef nicht ohne ihn. Das hatte er schon öfter leise sich gestanden. Aus Schonung für die Mütter, vielleicht auch aus Gewohnheit hatte er aber diese Erkenntnis immer vor sich selbst zu verleugnen gesucht.

Dennoch war es unverkennbar, daß Edlef dem ein Jahr älteren Thassilo gegenüber stets einen beschützenden, gönnerhaften Ton anzuschlagen gewöhnt war.

Diese groteske Angewohnheit mußte einen Grund haben!

Der grübelnde Mann sah ihn. Er sah sogar eine ganze Schar von Gründen.

Er war der Schweigsame, der andere der Gesprächige; ihm waren alle gesellschaftlichen Pflichten eine Last, dem anderen ein Vergnügen; ihm schien es wie eine störende Begleiterscheinung seiner Arbeit, daß dabei auch mit Geld und mit Vorteilen gerechnet werden mußte, dem anderen war die Arbeit nur Mittel, um Geld zu gewinnen; er hatte keine weiteren Bedürfnisse als peinlichste Sauberkeit, der andere war ein schöner und eleganter Mann. Kurzum, jener fügte sich besser in die Welt ein, er war von einem Material, das leicht glattgeschliffene Außenseiten annimmt.

Aber neben all diesen landläufigen Gründen gab es noch etwas anderes: Edlef hatte die Ueberlegenheit des Frechen über den Keuschen.

Mit schwerem Zorn fühlte der Mann, daß er eben noch diesen Tod der Ueberlegenheit ertragen hatte.

Und er hat es gewußt, daß ich sie liebte, daß ich sie wollte. Er muß es gewußt haben. Und er hat sich nicht zuvor mit mir darüber auseinandergesetzt! dachte er.

Dann hätte die Sache ein anderes Gesicht gehabt. Der Schmerz wäre nicht geringer gewesen. Aber wenn ein Mann kunal handelt, entwaffnet er den Nebenbuhler.

Edlef hatte es nicht gethan. Zu sehr auf bequemen Sieg bedacht, war er dennoch zugleich zum Verlierer geworden. Wenn auch nicht bei der Geliebten.

Aber bei mir — bei mir! dachte Thassilo.

Er sah den Jugendgefährten in einem neuen Licht, das diesen erbarmungslos ganz durchleuchtete.

Und dieser wagte es zu thun, als sei er ihm gleichbürtig. Ja, mehr als das: überlegen.

Alles, was herrisch in ihm war, bäumte sich dagegen auf.

Der andere hatte ihm gleichsam die klägliche, die bemitleidenswerte Rolle eines unglücklich Liebenden zuerteilt, eines, der sich höchst alberne Hoffnungen gemacht und noch fehrend geschmachtet hatte, wo schon alles entschieden gewesen war.

Also wenn er gestern abend um Beate geworben haben würde, hätte sie, Edlefs Bild im Herzen, Nein gesagt!

Er pries seine Stimmung, jenes Uebermaß begehrlicher Leidenschaft, das ihn gehindert hatte, sich zu erklären.

Und in den harten, grübelnden Zorn, in welchem er Edlef alle schönen Farben abschminkte, mit denen die Reden der Mütter, das Lob der Welt, die Gewohnheit, die ungern Krank übt, dessen Gestalt übertüncht hatten, mischte sich langsam ein bitteres Mitleid mit dem Weibe.

Sah sie, die Klare, Reine, Harmonische, hohnvoll Weibliche, sah sie denn nicht, daß Edlef ein Mann ohne Tiefe war? Machte die Liebe so blind? Hatte Edlefs schönere Erscheinung sie bestrickt? Würde der Tag nicht kommen, wo sie neben dem berechnenden Egoisten im Herzen darben mußte? Edlef konnte auch nicht treu sein. Dazu hatte er wenigstens in seinem flotten Liebesleben bisher gar keine Anlage gezeigt.

Ich werde ihn erwürgen, wenn er sie je verrät! dachte Thassilo.

Er versuchte, sich beide nebeneinander zu denken. Furchtbarer Gedanke!

Er ward sich darüber klar, daß er Zeuge ihrer Liebe, ihres Glückes zu sein verdammt war. Er konnte ihnen nicht entrinnen, so wenig als sich selbst und seiner Leidenschaft.

Jeder Pulsschlag in ihm drängte nach dem Besitz dieses Weibes. Jeder Nerv bebte vor Verlangen nach ihr.

Er war sich bewußt, der bessere Mann zu sein, reiner, unverbrauchter an Seele und Leib. Reicher in der Kraft seiner Begabung, seiner Arbeit.

Aber war denn alles verloren? Wie, wenn Beate in Verblendung sich gebunden? Wenn ihr, jetzt erst, wo sie beide Männer näher kennenlernte und bei ihrer Arbeit beobachten konnte, wenn ihr jetzt klar ward, wer ihrer Liebe würdiger sei?

Der Mann hatte in seinem Elend den fast wahnwitzigen Gedanken, daß es möglich sein müsse, sich durch sein Werk doch noch das Weib zu gewinnen. Ein riesengroßer Vorsatz durchflammte ihn. Es ward ihm auf einmal leicht und frei und stolz zu Mute.

Eine neue Kraft war in ihm geboren: ein unbezwinglicher Haß auf den Mann, der ihm das Weib nehmen wollte!

Ein Kampf sollte beginnen, ein stummer, furchtbarer Kampf! Die Macht des Wissens und Könnens, die Macht der wildesten Liebesleidenschaft sollte in vollen Waffen zu Felde ziehen gegen die Hohlheit.

Zerdrückt, vernichtet sollte der andere am Boden liegen. Jedermann, und vor allen Dingen die Eine, sollte erkennen, daß Edlef Stürmer nur das aus allerlei Rücksichten gnädigst mit emporgezerrte Geschöpf des mächtigen Thassilo war — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als Edlef in allerbester Laune die Treppe emporstieg, wollte ihn ein Unbehagen anwandeln, da er Thassilos gedachte. Während der lauten, fröhlichen Tafelei mit den jungen Männern, die ihm den Hof machten, weil manche von ihnen Vorteile erhofften, hatte er sich wieder mal in der Stimmung gefühlt, zu fragen: was kostet die Welt?!

Von Stürmer und Stürmer war er da so unbestritten Numero Eins gewesen, daß er sich sogar diskret lächelnd erlaubt hatte, anzudeuten, wie sein Vetter ein genialer Kind sei, wie ohne ihn, Edlef, eine Umwertung ins Praktische gar nicht möglich, denn was hülfen die grandiosesten Ideen! Sie müßten auch Hand und Fuß bekommen, um auf der Erde gesund einhergehen zu können.

Ach was, dachte er entschlossen, ich laß das nuscht gar nicht an mich herankommen! Ich verbitte ihn durch jüngige Unbefangenheit. Das ist immer die beste Methode!

Die Cigarette zwischen den Lippen, die Rechte in der Hosentasche, ein Bild ungetrübter Lebensfreude, trat er ein.

Er sah, daß Thassilo den Kopf über Schreibereien geneigt hielt.

„Nun fahren wir wohl heute abend zusammen?“ fragte Edlef, sich halb sitzend gegen die Kante des Sofatisches lehnend.

„Nein! Es geht um fünf Uhr ein Zug. Den benutze ich. Bleibe doch ruhig. Beate wird dich doch auch gern auf Glanau sehen,“ sagte Thassilo, kaum im Schreiben innehaltend.

„Ja — aber — dann geht mir morgen der halbe Tag verloren. Und wir haben so blödsinnig viel zu thun.“

Thassilo stand auf.

Sonst, wenn er eifrig geschrieben hatte, schien er einige Augenblicke nach zerstreut, sann nach immer den gegebenen Anordnungen prüfend nach.

„Ich bin zur Stelle. Es ist ja auch alles vorbereitet. Allerdings ersuche ich dich, längstens bis übermorgen in Berlin zu sein. Da wirst einige Reisen zu machen haben, auch sagst du wohl Braut und Schwiegervater, daß von zeitraubenden Festen und Formalitäten nicht die Rede sein kann.“

Sein Ton war bestimmt, fast herrisch. Nicht feindselig. Und dennoch spürte Edlef etwas Neues. Er sah ein Licht in dem ihn anblitzenden dunklen Auge Thassilos, das noch nie darin gestanden.

Streag' dich nicht an, mein Junge, dachte er, Aufwand von Eifersucht oder Neid, oder was es ist, halte ich für unnütz. Ich ignoriere das. Wenn man sich nie reizen läßt, kommt man in keinen Konflikt.

Thassilo sprach weiter. Er berichtete, was für Sachen er heute morgen brieflich schon in die Wege geleitet hatte. Er sprach von der Feier der Grundsteinlegung, welche die Marstädter wünschten, und welchen Platz er dafür mit dem Bürgermeister vereinbart habe. Er sagte, daß er an den norwegischen jungen Baumeister, an seinen Freund, Irne Hjelmersen, telegraphiert habe, den er als besonderen Leiter des Leuchtturmbaues ins Auge gefaßt gehabt habe. Er sagte immer „ich“ — Ich!

Edlef wollte allerlei entgegnen, nur um sich zu betoaen, dies und jenes erörtern, um zu zeigen, daß er auch da sei.

Aber schließlich sagte er nur:

„Du bist ja schon riesig fleißig gewesen.“

Laß ihn nur, dachte er, das ist so die erste Hitze. Ich ziehe ihn mir schon wieder.

Thassilo wandte sich seinen Schreibereien wieder zu. Er nahm einen Briefumschlag auf. „Da,“ sprach er, „vielleicht nimmst du das mit und entschuldigst mich mit meiner dringlichen Arbeit!“

Es waren zwei mit höflichen Glückwünschen beschriebene Karten an Herrn Georg Altheer und an Fräulein Beate Altheer.

„Danke sehr — danke!“ sagte Edlef etwas überheblissen.

„Soll ich unsern Müttern schon von deiner Verlobung sprechen? Es scheint mir ziemlicher, es bleibt dir vorbehalten.“

„Ich habe schon ein ellenlanges Telegramm gemacht,“ sagte Edlef.

„So!“ Thassilo setzte sich wieder. Es schien, als wollte er fortarbeiten.

„Mensch, willst du denn nicht essen?“

„Ich habe gegessen.“

Aber Edlef sah nicht die mindesten Spuren davon. Auf dem Sofatisch lag noch die Bürste genau auf derselben Stelle, wo er sie hingelegt, als er sich vor der Table d'hote damit gereinigt hatte. Auch kannte er doch die Bedienung im „Großherzog“! Der Piccolo und die beiden Kellner hatten nicht eine Minute unten gefehlt.

„Also übermorgen!“ sprach Thassilo, die Feder eintauchend, mit der Miene jemandes, der eine Unterredung zu beenden wünscht.

„Danke ergebenst für den Urlaub!“ antwortete Edlef. Es sollte ironisch herauskommen. Das mißglückte. Es klang nur säuerlich freundlich.

Bald darauf spazierte er langsam nach Glanau hinauf. Man brauchte nur eine starke halbe Stunde. Das Gelände stieg so sachte an, daß man es kaum bemerkte.

Der Tag war schön. In den Pappeln trieb ein Rabenvolk sein Wesen. Am blaßblauen Himmel stand weißes Gewölk mit zerfaserndeu Konturen. Der Wind blies und schob es durcheinander. Alle Augenblicke geriet die Sonne in Versteck. Dann legten sich Schatten über Meer und Land.

An Thassilo dachte Edlef nicht mehr zurück. Er hielt den so undefinierbar und doch so ganz deutlich fühlbar veränderten Ton desselben für einen vorübergehenden Rückschlag der Enttäuschung, die jener gehabt. Warum hat er nicht rascher und deutlicher geworden! Beate gehört zu den Frauen, die man überrumpeln kann, dachte er.

Eine erhebende Siegerfreude erfüllte ihn. Er traute es sich schon zu, Beate, so weit es nötig schien, zu wecken und umzubilden. Nur nicht allzuviel! So ein köstlich schönes Schaustück von Weib gereicht dem Mann bei seinem Vorwärtskommen nie zum Schaden!

Gerade ihre maßvolle Ruhe, die wahrscheinlich nur ein gewisses Phlegma in schöner Form war, stand ihr großartig. Damit mußte sie eine anbetungswürdig bequeme Frau werden. Damit verdarb sie nie etwas.

Sie würde weder herrschsüchtig, noch neugierig sein. Sie würde niemals jemand verletzen. Sie war eine passive Natur.

Edlef hatte es sich immer vorgenommen gehabt, nur so eine zu heiraten. Daß er aber diese Eigenschaften vereint mit einem so vollkommen schönen Körper fand, berauschte ihn.

Er wollte dieser Schönheit schon den rechten Rahmen geben. Er selbst liebte vornehme, große Lebensformen.

Wie er so dahinschritt, rechnete er sich aus, wie groß und wie rasch erreichbar der Reichtum sein würde, den er gewinnen wollte. Summen sah er vor sich, in vielstelligen Ziffern. Er ging dabei immer rascher. Sein Atem wurde heiß.

Es gab keinen Genuß, den er nicht schon im Geist kostete: Titel, Orden, ein Palais in Berlin, eine Villa in Cowes, Pferde, eine Jacht, sein Weib in Schmuck und Kleidern, davon die Welt sprach . . . .

Plötzlich stand er vor den beiden Steinstufen, die unmittelbar von der Landstraße in das Gutshaus von Glanau führten.

Gerade um dieselbe Zeit stieg er sie hinan wie gestern Thassilo. Und er fand Vater und Tochter bei dem Nachmittagsimbiß.

Er schloß Beate in seine Arme. Sie war ihm mit ihrem Lächeln entgegengekommen, das so viel zu versprechen, zu gewähren schien. Aber ihre Bewegungen waren nicht ein bißchen schneller als sonst. Die stürmische Umarmung Edlefs duldete sie, ohne den Versuch, seine Küsse abzukürzen.

Papa Altheer strahlte. Edlef oder Thassilo Stürmer, — ihm war es eins. Er hatte gestern gedacht, daß der andere seine Tochter liebe. Das schien demnach nur eine Einbildung von Wackernagel gewesen zu sein. Oder der ältere Stürmer war noch nachlässig, während Edlef rasch zugriff. Egal! Beate machte eine gute Partie, und er selbst gewann alle Freiheiten des Lebens zurück. Er hatte schon zu fürchten angefangen, daß ihm die Tochter, trotz ihrer Schönheit, im Hause sitzen bleiben werde. Denn merkwürdigerweise machte ihre Schönheit auf die Herren von Marstadt und Umgegend wenig Effekt. Das kam ja wohl, weil man sie hier hatte heranwachsen sehen. Die Ueberraschung fehlte! —

Beim Kaffee pflegte Altheer mit seiner Tochter allerlei Haus- und Wirtschaftsfragen zu besprechen, oder vielmehr, sie ihr vorzutragen. Edlef wurde nun von ihm nicht mehr als „Gast“ betrachtet, auf den man Rücksichten zu nehmen habe.

Altheer saß da, beide Ellbogen aufgestützt, mit den Händen seine große Hausvatertasse umspannend. So blies er über die heiße, braunweiße Flüssigkeit hin, alle kleinen dickschaumigen Inselchen von Rahmhaut, die darauf schwammen, am jenseitigen Tassenrand zusammentreibend.

„Willst du denn an Hedi schreiben, aber fall ich einen Brief an ihn verfassen?“ fragte er zwischen dem Pusten.

„Ach schreib' du nur, egal, ob an Hedi oder ihren Vater,“ meinte Beate.

„Du, sie ist faul, deine Braut! Ehe die sich zu einem Briefe aufschwingt!“ sagte Altheer.

„An wen soll denn geschrieben werden?“ fragte Edlef.

„An die Güstrotas. Die Frau von Güstrow war 'ne Verwandte von mir. Nu is sie dodt. Er: Major a. D. Und wenig zu beißen. Hedwig, die Tochter, das ist 'n kluges Mädel. Wir haben sie manchmal so ein paar Sommerwochen zum Besuch gehabt. Und nun muß doch 'ne Ehrendame sein. Ihr zwei Brautleute immer so allein, das giebt's nicht. Das schickt sich nicht. Meinswegen — Gott ja! Aber die Welt ist nun mal so. Und denn Ausstener. Und denn Hochzeit. Nee, da muß Hedi her!“

„Es läßt sich wohl nicht umgehen,“ bemerkte Beate übelklaunig.

„Du hast sie nicht gern?“

Altheer wischte sich die Tropfen des Rahmkaffees aus dem Bart und sagte statt seiner Tochter:

„Na, das läßt sich halten. Mein Tochting und Hedi — groß ist die Liebe nicht."

„Sie ist immer so superklug. Und dann hat sie entschieden was Prätentiöses. Sie weiß immer alles. Ich glaube auch, daß sie sich auf ihr ‚voa' was einbildet."

„Aber 'n hübsches Mädchen," schloß der Vater.

„Hübsch!" rief Beate mit ungewohnter Lebhaftigkeit, „hübsch? Keine Farben. Und so mager. Und dann das kurz geschnittene Haar — das trägt heut' kein Mensch mehr."

„Nicht alle Mädchen können so schön sein wie du," sagte Edlef und streichelte ihre Hand.

„Schenk' noch mal ein," bat Altheer und hielt die Tasse über den Tisch hin. „Halb, halb!" schrie er, als sei es ein Unglück, daß Beate dreiviertelvoll schenkte.

Da das Thema „Hedi" brenzlig war, sagte er nun: „Heut' kann ich noch nach Vorwerk 'rauslaufen. Tojahl liegt schwer darnieder. Die Frau hat geschickt, sie meint, es gehe wohl zu Ende."

„Ach, das ist so eine aufgeregte Person," bemerkte Beate.

„'N büschen mitnehmen, 'n Buddel Rotipon oder so, muß ich wohl," sprach er fragend.

„Meinst du?" sagte sie, „es wird wohl nicht so schlimm sein. Aber wie du willst."

Er stand auf und reckte sich. „Na, denn adjüs einstweilen, Kianings. Es wird euch ja nicht unlieb sein, euch 'ne Stunde allein zu haben. Verliebte haben sich immer viel zu sagen."

Dann waren sie allein.

Aber viel zu sagen hatten sie sich wirklich nicht. Beate war sogar innerlich ein wenig befangen und verlegen, worüber sie sich mit Edlef unterhalten solle. Sie kannte ihn noch so wenig. Aber man merkte ihr diese Verlegenheit nicht an.

Mit leise geöffneten Lippen, lächelnd, die schönen Augen unter halbgesenkten Lidern verborgen, saß sie da.

Auch Edlef hatte nicht viel zu sagen, aber desto mehr zu küssen. Seine Liebkosungen waren Beate zu wild.

Aber daß er so vor ihr kniete, seine Arme um ihre Taille gelegt, und in unerschöpflichen Worten der Bewunderung ihre Schönheit pries, das erfüllte sie mit einem köstlichen Gefühl von Glück. Ein Dehnen ging durch ihren Körper. Sie atmete ein wenig tiefer.

Edlef sprach von der Zukunft und all dem Reichtum, den er erwerben wolle, und der glanzvollen Rolle, die er und Beate spielen würden. Beate hörte sinnend zu. Sie saßen jetzt zusammen auf dem Sofa, Schulter an Schulter, die Hände ineinander.

„Weißt du," sagte sie endlich, „gestern fragte Wackernagel deinen Vetter nach dem Zusammenhang mit den Grafen Stürmer. Danach, scheint mir, könntet ihr doch einfach den Titel wieder aufnehmen?"

„Gewiß könnten wir das."

„So thut es doch!" bat sie.

„Das sag' mal Thassilo! Nein, Kind, das trau' ich mich nicht!" rief Edlef lachend.

„Du traust dich nicht? Und du erzähltest doch vorhin Papa, daß Thassilo ohne dich wie verraten und verkauft sei, daß du die eigentliche Seele eurer Firma bist," sprach sie enttäuscht.

„Natürlich, natürlich. Aber dennoch — weißt du — Thassilo kann ohne mich nichts machen. Aber auch ich brauche ihn gewissermaßen. Wenigstens vorerst noch. Es ist mein Plan — aber kannst du auch schweigen? Ja — nun denn: es ist mein Plan, mich später von ihm zu trennen, wenn erst der Marschländer Hafenbau vollendet sein wird. Dann nehm' ich mir einen Ingenieur zum Compagnon, dessen Stellung ich bestimme!"

„Wirst du dann den Grafentitel annehmen?"

„Sicher. Es macht mir selbst Spaß. Und nützt uns auch später in der englischen Gesellschaft."

„Aber die neunzackige Krone kann ich schon immer in meine Taschentücher sticken lassen?" fragte sie beharrlich.

„Wenn du mir jetzt gleich dafür neun Küsse giebst! Aber laß nur Thassilo solche Tücher nicht sehen."

„Bewahre," sagte sie.

„Also die neun Küsse!" rief er und drängte in stürmischer Leidenschaft auf Beate ein.

Er sah in diesem Augenblick in ihr kaum sein künftiges Weib, dem er Ehrfurcht schuldete. Er empfand nur die üppige Schönheit und litt darunter, daß er sie nicht auf der Stelle ganz sein eigen nennen durfte, so verliebt war er.

Und während sie still hielt und sich Augen, Wangen, Mund küssen ließ, dachte sie ruhig, daß Thassilo doch ein komischer Mensch sein müsse, und daß es demnach ein wahres Glück sei, daß nicht der, sondern Edlef um sie angehalten habe. (Fortsetzung folgt.)

Moltkes 100jähriger Geburtstag.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Gedenkblatt zum 26. Oktober.

Seit dem „Marschall Vorwärts" ist in Deutschland kein Kriegsheld so volkstümlich gewesen wie der große „Schlachtendenker" Helmuth v. Moltke. Zu den Säkulartagen, die von wirklicher Bedeutung für das Empfinden der Nation sind, gehört deswegen in erster Linie die hundertste Wiederkehr des Tages, der dem deutschen Heere und Volke seinen „Organisator des Siegs" geschenkt hat. Auch die „Gartenlaube" will ihn nicht vorübergehen lassen, ohne seiner zu gedenken. Es seien zu dem Behuf einige Blätter aus dem ereignisreichen Buche seines Lebens aufgeschlagen, und zwar solche, die von seinen Anfängen handeln, da die spätere Wirksamkeit des ruhmgekrönten Strategen ja noch in aller Gedächtnis ist.

Gleich Blücher entstammt bekanntlich auch Moltke Mecklenburg. In dem altertümlichen Landstädtchen Parchim an der Elde ward am 26. Oktober 1800 dem ehemaligen preußischen Hauptmann im Regiment Möllendorf, Friedrich v. Moltke, ein Söhnchen geboren, das in der am 2. November vollzogenen Taufe die Namen Helmuth Karl Bernhard empfing. Der 26. Oktober fiel auf einen Sonntag: Moltke ist also, wie der „Alte Fritz", ein Sonntagskind gewesen. Seine Mutter Henriette Sophie war gleich der Mutter Bismarcks eine Bürgerliche aus den Kreisen des altpreußischen hohen Beamtentums: die einzige Tochter des Geheimen Finanzrats Paschen, die sich 1797 mit dem Vater des nachmaligen Generalfeldmarschalls verheiratete.

Der Vater entstammte der älteren deutschen (Samower) Linie des alten Adelsgeschlechtes derer v. Moltke, das sich außer in Norddeutschland auch in den skandinavischen Ländern findet und bereits in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts urkundlich erwähnt wird. Nach seiner Vermählung hatte der Hauptmann v. Moltke auf Wunsch des Schwiegervaters seinen Abschied genommen, um sich zunächst der Bewirtschaftung eines von ihm in der Priegnitz gekauften Gutes zu widmen. Nach zwei Jahren aber gab er es bereits wieder auf und siedelte nach Parchim über, wo sein Bruder Helmuth als mecklenburgischer Hauptmann lebte. Die Familie hatte bereits zwei Knaben, als sie in das Städtchen anlangte und das obere Stockwerk in dem Hause des Bruders bezog, der bei der Taufe des dort geborenen kleinen Helmuth als Pate fungierte.

In einer stillen Straße steht das seit 1867 mit einer Gedenktafel geschmückte Geburtshaus Moltkes. Es ist, wie unsere Abbildung auf S. 712 zeigt, ein schlichter Fachwerkbau und wurde 1891 renoviert. Das Haus hatte später mehrfach den Besitzer gewechselt, bis das Parchimer Komitee für die Feier von Moltkes 90. Geburtstag es ankaufte, um es zum Sitze einer Moltkestiftung zu machen.

Außer diesem Bau weist Parchim noch ein anderes Erinnerungszeichen an seinen größten Sohn auf, nämlich das von Professor Ludwig Brunow in Berlin geschaffene, 1876 enthüllte Standbild Moltkes. Das Denkmal erhebt sich auf dem Marktplatz in der verkehrsreichsten Gegend der Stadt. Es verkörpert, wie unser Bild auf S. 711 zeigt, den Paladin Wilhelms I. in außerordentlich charakteristischer Haltung der hochgewachsenen, aber schmächtigen Gestalt, die Nacken und Haupt leicht gebeugt trug. In den gefurchten Zügen des ernsten Antlitzes mit den

bartlosen, mageren Wangen und den tiefsinnenden, fast schwermütigen Augen spricht sich vor allem der Gedanke aus, wie in dem Gesichte Bismarcks der eiserne Wille. Bezeichnend waren die unverhältnismäßig großen Ohren. Als ein Bildhauer, der Moltkes Büste als Geschenk für Kaiser Wilhelm anfertigte, den Feldherrn darauf aufmerksam machte, lachte dieser laut auf und meinte: „Da sieht man, wie meine Umgebung zu schmeicheln liebt, bis jetzt hat mir noch niemand diesen groben Schönheitsfehler zum Vorwurfe gemacht."

Nicht lange ist Parchim die Heimat des Knaben geblieben, da seine Eltern bereits 1801 nach dem mecklenburgischen Rittergute Gnewitz übersiedelten. Auch dort weilten sie nur bis 1803 und zogen dann nach Lübeck. Hier machte der Knabe in sehr unliebsamer Weise, die einen tiefen Eindruck auf sein Gemüt hinterließ, die erste Bekanntschaft mit den Franzosen. Sie erstürmten am 6. November 1806 die Stadt, in die sich Blücher nach dem Unglückstage von Auerstädt mit etwa 22 000 Preußen geworfen hatte, und ihre zuchtlosen Scharen hausten gar übel darin. Auch die Wohnung v. Moltkes wurde gänzlich ausgeraubt. Nachdem der Vater Moltkes später noch das Rittergut Augustenhof bei Kiel bewirtschaftet hatte, trat er als nunmehriger dänischer Unterthan in die dänische Armee, in der er bis zum Generalleutnant emporstieg; er lebte zuletzt in Holstein, wo er zu Wandsbek 1845 starb.

Seine beiden Söhne Helmuth und Fritz brachte er im Jahre 1811 auf die Landkadettenakademie in Kopenhagen, damit sie für den dänischen Militärdienst ausgebildet würden. Moltke äußerte später über jene Zeit, die in ihm ein wehmütiges, fast bitteres Erinnern erweckte: „Ohne Verwandte und Bekannte in einer fremden Stadt, brachten wir dort eine freudlose Kindheit zu. Die Behandlung war streng, selbst hart, und heute, wo mein Urteil darüber doch unparteiisch geworden ist, muß ich sagen, sie war zu streng, zu hart. Das einzige Gute, welches diese Behandlung mit sich brachte, war, daß wir uns früh an Entbehrungen aller Art gewöhnen mußten."

Im Januar 1818 bereits errang er sich durch ein Offiziersexamen, das er am besten unter allen zugelassenen Aspiranten bestand, die Epauletten, mußte aber erst noch ein Jahr lang bei Hofe Pagendienste leisten, bevor er im Anfang des Jahres 1819 als Leutnant zu einem in Rendsburg garnisonierenden Infanterieregimente kam. Der junge Offizier war lediglich auf seine Besoldung angewiesen, da ihm sein Vater keine Zulage gewähren konnte; kümmerlich genug mußte er sich mit seiner Gage durchschlagen. Dazu waren die Aussichten auf Beförderung in der dänischen Armee noch recht ungünstig, und so sah sich der strebsame Unterleutnant schon im Jahre 1822 veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen, um in das preußische Heer überzutreten. Hier wurde ihm aber weder seine Dienstzeit in Dänemark angerechnet, noch sein

Jos. Drischters Moltke-Standbild in Reichenbach im Vogtl.

1900

erstes Offiziersexamen als zureichend befunden. Nachdem er dieses nochmals gemacht und glänzend bestanden hatte, wurde er am 12. März 1822 als Sekondelieutenant dem damaligen 8. Infanterieregiment, dem „Leibregiment“ in Frankfurt a. O., zugewiesen. Nach dem Besuche der Allgemeinen Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie) in Berlin, die er mit einem ausgezeichneten Abgangszeugnis verließ, kehrte Moltke nach Frankfurt a. O. zurück, kam aber schon 1828 zur topographischen Abteilung des Großen Generalstabes und wurde 1833 unter Beförderung zum Premierlieutenant in letzteren einrangiert.

Nachdem er 13 Jahre als preußischer Leutnant gedient hatte, wurde Moltke 1835 Hauptmann. Im Herbste dieses Jahres verließ er Berlin, um eine größere Urlaubsreise zu machen. Eigentlich hatte er nur vor, einige Wochen in Konstantinopel zu verweilen und dann über Athen, Neapel und Genua zurückzukehren. Jedoch die in der osmanischen Hauptstadt gemachte Bekanntschaft mit dem Kriegsminister Mehmet Chosrej Pascha wurde Veranlassung, daß dieser ihn aufforderte, bei der damals geplanten Umgestaltung des türkischen Heerwesens mitzuwirken. Es wurde ihm dafür auf Wunsch der Pforte ein ausgedehnter Urlaub bewilligt, und es folgte für Moltke nun wieder eine Zeit ungestrengter Arbeit, während welcher er topographische Aufnahmen anfertigte, Festungspläne entwarf und verschiedene Reisen machte, auf denen er 1836 auch in der Umgegend des alten Troja weilte und den Olymp bestieg. Am 19. Januar 1837 empfing Sultan Mahmud II den preußischen Offizier, über dessen bedeutende, seinem Reiche gewidmete Thätigkeit man ihm berichtet hatte, in Privataudienz und zeichnete ihn durch Verleihung des Nischan-Iftikhar-Ordens aus. Als dann 1839 der türkisch-ägyptische Krieg ausbrach, wurde Moltke berufen, ihn als Militärschar oder Ratgeber im Hauptquartier des Oberfeldherrn Hafis Pascha mitzumachen. Auf diese Weise erhielt er zum erstenmal Gelegenheit, die praktische Kriegführung kennenzulernen und die Schwere der Verantwortlichkeit taktischer Entschlüsse sich klar zu machen. Hafis Pascha war jedoch zu verstockt und eigensinnig, um im entscheidenden Augenblick den Rat des „Giaurs“ zu befolgen. Er wagte am 24. Juni 1839 die Schlacht bei Nisib gegen die am 10000 Köpfe stärkeren Aegypter unter Ibrahim Pascha, obwohl ihm Moltke am Vorabend erklärte: „Morgen, wenn die Sonne wieder hinter jenen Bergen untergeht, wirst du ein Heerführer ohne Heer sein.“ Diese Vorhersagung ging buchstäblich in Erfüllung: das türkische Heer wurde bis zur völligen Auflösung geschlagen. Ibrahim Paschas Generalstabschef war damals ein Franzose, der spätere General d'Hautpoul, und weil Moltke dem türkischen Oberfeldherrn zur Seite gegeben war, dessen Armee so kläglich den ägyptischen Waffen unterlag, so wurde nachmals französischerseits die Legende verbreitet, d'Hautpoul habe Moltke bei Nisib geschlagen, und ein Franzose sei somit der alleinige Ueberwinder des sonst nie besiegten deutschen Strategen gewesen. Diese Behauptung zerfällt jedoch in nichts vor der unbestreitbaren Thatsache, daß Hafis die Schlacht verlor, weil er genau das Gegenteil von dem that, was Moltke ihm geraten hatte.

Dieser kehrte nun nach Konstantinopel zurück und war großmütig genug, Hafis Pascha, der inzwischen bereits seines Postens enthoben worden war, zu entschuldigen und seine Begnadigung zu erwirken. Am 9. September 1839 trat er die Heimreise an, fand wieder im Großen Generalstabe Verwendung und empfing für seine hervorragenden Leistungen im türkisch-ägyptischen Feldzuge den Orden pour le mérite, sowie den ihm vom Sultan verliehenen Nischan-Iftikhar-Orden in Brillanten. Außer verschiedenen wertvollen kartographischen Arbeiten veröffentlichte Moltke als Frucht seiner Studien und Erlebnisse 1841 sein Werk „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839“, das Professor Karl Ritter, der größte Geograph der Neuzeit, mit einem äußerst anerkennenden Vorwort begleitete. „Dieses Buch ist ein klassisches Werk,“ urteilt der bekannte Kritiker G. Brandes, „klassisch durch sein persönliches Gepräge und durch die einfache, aber große Darstellungskunst, mit welcher der fesselnde Stoff behandelt ist. Das menschliche Wesen des Erzählers, sein vielseitiger Scharfblick, seine humoristische und durchsichtige Prosaform nehmen einen so hohen Rang ein, daß man innerhalb der deutschen Litteratur bis zu Goethes Reiseschilderungen greifen muß, um etwas zu finden, was auf gleicher Höhe steht.“

Jene aus der Türkei nach Hause geschriebenen Briefe sollten für das Leben Moltkes von wesentlichem Einfluß werden. Er hatte sie seiner Schwester Auguste gesandt, die mit dem englischen Guts- und Plantagenbesitzer John Burt vermählt war, welcher sich im Holsteinischen niedergelassen hatte. Dort las ihre Stieftochter aus der ersten Ehe ihres Gatten alle Briefe des ihr persönlich unbekannten Oheims und fühlte sich durch die daraus hervorleuchtende edle Denkungsart und Geistesgröße in hohem Grade gefesselt. Als sie dann den Briefschreiber kurz nach seiner Rückkehr im elterlichen Hause persönlich kennengelernt hatte, wandte die kaum zur Jungfrau Herangereifte dem 41jährigen Manne ihre ganze Neigung zu, und am 20. April 1842 vermählte sich Moltke mit Fräulein Mary von Burt, nachdem er acht Tage vorher zum Major befördert worden war. Der Ehebund, den keine Kinder entsprossen sind, war ein geradezu ideal vollkommener zu nennen und wurde nie durch einen Mißton getrübt. Am Weihnachtsabend 1868 wurde er nach 26jähriger Dauer durch den Tod der Gattin gelöst.

Als Moltke nach der Heimkehr aus dem Orient kaum sechs Jahre lang im Vaterlande geweilt hatte, führte ihn sein Geschick abermals ins Ausland, durch seine 1845 erfolgte Ernennung zum persönlichen Adjutanten des Prinzen Heinrich von Preußen, eines Bruders König Friedrich Wilhelms III. Der von der Gicht geplagte, wunderliche aber geistreiche Fürst lebte seit seinem Uebertritt zur katholischen Kirche in Rom, wohin Frau von Moltke ihren Gatten begleitete. Dieser hatte nun Gelegenheit, auch die Ewige Stadt mit ihren Kunstschätzen genau kennenzulernen; seine dort gemachten und später veröffentlichten Aufzeichnungen sind geschichtliche Landschaftsbilder von der Art, wie sie F. Gregorovius ähnlich geschaffen hat. Auch fertigte er eine Karte der Umgegend Roms an, die als erste topographisch genaue Wiedergabe der Campagna bezeichnet werden darf. Nachdem der Prinz 1846 gestorben war, begab sich Moltke wieder nach Deutschland und wurde nun dem Generalstabe des 8. Armeekorps in Koblenz zugeteilt. Im nächsten Jahr Abteilungschef im Großen Generalstab geworden, wurde er bald darauf zum Chef des Stabes des 4. Armeekorps in Magdeburg und 1851 zum Oberst befördert.

Einen neuen Wechsel seiner dienstlichen Thätigkeit brachte ihm das Jahr 1855, in dem er unter Beförderung zum Generalmajor persönlicher Adjutant des damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, nachmaligen Kaisers Friedrich, wurde, den er 1856 zu den Krönungsfeierlichkeiten Kaiser Alexanders II nach Moskau und Petersburg, im Oktober desselben Jahres zu des Prinzen Brautfahrt nach England und im Januar 1858 zu seiner Vermählung begleitete. In Paris hatte Moltke Gelegenheit, Napoleon III und seine Gemahlin Eugenie kennenzulernen und mehrfach im intimsten Kreise mit dem Kaiserpaar zu verkehren, in dessen Leben er nachmals eine so verhängnisvolle Rolle zu spielen berufen war. Eine merkwürdige Hindeutung darauf findet man in einem Briefe, den die Kaiserin der Franzosen zu jener Zeit an eine Freundin schrieb. Sie lobt darin die schöne Erscheinung des Prinzen, „ein Germane, wie ihn Tacitus beschreibt, von ritterlicher Höflichkeit, nicht ohne einige Züge von Hamlet,“ und fährt dann fort: „Sein Begleiter, ein General Moltke (oder ähnlich), ist ein wortkarger Herr, aber nichts weniger als ein Träumer, immer gespannt und spannend, überrascht er durch die treffendsten Bemerkungen. Diese Deutschen sind eine imposante Rasse. Louis sagt: die Rasse der Zukunft! Bah! Wir sind noch nicht so weit.“ Nach vierzehn Jahren sollte sie die Meinung ihres Gemahls, sowie ihre eigene Charakteristik Moltkes von der Geschichte bestätigt sehen.

Im Jahre 1857 wurde Moltke mit der Führung der Geschäfte als Chef des Generalstabes betraut und 1858 zum Chef desselben und 1859 zum Generalleutnant ernannt. Dem damaligen Chef des Militärkabinetts, v. Manteuffel, gebührt das Verdienst, ihn an diese Stelle gebracht zu haben, wo er nun eine weltgeschichtliche Wirksamkeit entfalten sollte. Er war es, der den preußischen Generalstab gänzlich umgestaltete und zu einem unvergleichlichen Werkzeug in der Hand des obersten Kriegsherrn machte. 1864 arbeitete Moltke einen bewunderungswürdigen Plan für den dänischen Krieg aus, der ihn schon in seiner ganzen

Feldherrngröße erkennen läßt. 1866 erhob er den Grundsatz des „Getreant marschieren und vereint schlagen“ zur Grundlage einer neuen Strategie. Der Wahrspruch „Erst wägen, dann wagen“, den er später an Stelle der älteren Devise seiner Familie „Candida et caute“ (Lauter und bedachtsam) für sein Grafenwappen wählte, war stets die Richtschnur seines Handelns gewesen. Das bewährte er nach der vorangegaagenen stillen Friedensarbeit durch den beispiellos kühaea Einmarsch dreier getrennter Heeresteile in Böhmen, denen ein genau bestimmtes Ziel als Vereinigungspunkt angewiesen war. Der Tag von Königgrätz machte seinen Namen in der ganzen Welt berühmt, und dann folgte der Deutsch-französische Krieg, der die glorreiche Einiguag Deutschlands und dem genialen Strategen mit 70 Jahren seinen höchsten Triumph in dem Tage von Sedan bringen sollte. „Sie, General v. Moltke, haben unser Schwert geführt!“ rühmte König Wilhelm dankbar voa ihm in eiaem zu Vendresse ausgebrachten Triakspruch. Er wurde in den Grafenstand erhoben, zum Generalfeldmarschall ernannt und empfing eine Totation, die er zur Erweiterung eines schon früher begründeten Familienfideikommisses verwendete. Dazu gehört auch das Rittergut Kreisau, in dessen Mausoleum der große Schlachtendenker an der Seite seiner Gattin und Schwester ruht, seitdem der Allbesieger Tod am 24. April 1891 auch ihn bezwungen hatte.

Sein Wirken ist eine Kette von Erfolgea ohnegleichea gewesen, und wenn dem genialen Strategen dabei auch das Glück zur Seite gestanden hat, so muß doch an seiaen eigenen Ausspruch erinnert werden: „Ueber den Ruf eines Feldherrn entscheidet vor allem der Erfolg. Wie viel davon sein wirkliches Verdienst, ist außerordentlich schwer zu bestimmen. An der unwiderstehlichen Gewalt der Verhältnisse scheitert selbst der beste Mann, und von ihr wird ebenso oft der mittelmäßige getragen. Aber Glück hat auf die Dauer doch zumeist wohl nur der Tüchtige.“ Von der Bescheidenheit, die den seltenen Maan bei dem vollen Bewußtsein des eigenen Wertes erfüllte, zeugen seine Worte, mit denen er 1871 in eiaem Briefe an den Dichter O. v. Redwitz ein Lob zurückwies, das ihn mit den großen Männern der Vergangenheit zusammenstellte. „Denn diese,“ schrieb er, „waren auch groß im Unglücke, wir dagegen hatten lauter glückliche Ausgänge nachzuweisen. Man nenne es Zufall, Glück, Schicksal oder Gottes Fügung — die Menschen allein vollbrachten es nicht, und so ungeheuere Resultate folgen im wesentlichen aus Verhältnissen, über die wir nicht Herr sind.“

Außer in Parchim ist Moltke noch eiae Reihe von Denkmälern errichtet worden, alleia das schönste hat er sich im Herzen seines Volkes gesetzt. Dieser Held des Schwertes, der zugleich ein Geisteshelд war, gehört zu jenea ganz Großen, die unsere Bewunderung erregen durch die seltene innerliche Uebereinstimmung zwischen Denken und Haadeln, zwischen Wollen und Können. Menschlich nahe aber tritt er uns durch seine Pflichttreue, seine weise Mäßigung und seinen schlichten Sinn. Möge dieser Geist Moltkes als sein kostbarites Vermächtnis lebendig bleiben im deutschen Volke, im deutschen Heere und in seinen Führern! Das ist ein Wunsch, den uns die Zeit, in welche die hundertste Wiederkehr seines Gebartstages fällt, besonders lebhaft empfinden läßt.

Ernst Montanus.

Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Elektrisches Heizen von Wohnräumen.

Das Heizen der bürgerlichen Wohnränme ist im Laufe der letzten Jahrzehnte praktischer und vollkommener geworden. Wir haben eine ganze Auswahl van eisernen und Kachel-, Regulier- und Dauerbrandöfen; die Fortschritte der Technik sind jedoch noch lange nicht beim Gipfel der Vollendung angelangt. Die Zukunft wird noch bessere Heizungsmethoden bringen, und man preist vor allem die elektrische Heizung als das schönste Ideal, das wir uns wünschen können.

In der That giebt es kaum etwas Angenehmeres und Saubereres als die elektrischen Oefen. Sie bestehen aus Heizkörpern oder sogenannten Heizplatten. Es sind das zumeist eiserne Platten, die mit einer Emailschicht versehen werden. In der letzteren liegen, in engen Spiralen angeordnet, Metalldrähte, die sich erhitzen, sobald der elektrische Strom durch sie geleitet wird. Man kann den Heizkörpern beliebige Form und Größe verleihen und sie mit verschiedenen Umhüllungen versehen. Sie brauchen keine Abzugsschlote wie die Kohlen- und Gasöfen, können also überall im Zimmer aufgestellt werden. Man kann sie derart einrichten, daß sie sich nicht höher als auf etwa 100° C erhitzen; in dieser Temperatur versengen sie nicht organische Staubteilchen und verbreiten nicht die üblen Dünste, die man zeitweilig bei anderen Heizungsmethoden in Kauf nehmen muß. Die Gefahren der Vergiftung durch Ausströmen schädlicher Gase, wie Kohlenoxyd-, Leuchtgas ꝛc., sind bei ihnen völlig ausgeschlossen. Und wie einfach ist ihre Bedienung! Da giebt es kein Herbeischleppen von Kohlen, der Fußboden wird durch Kohlenstaub und Asche nicht verunreinigt; ein mühseliges Anzünden ist nicht nötig; das einfache Umdrehen eines Griffes genügt, um den Strom zuzuleiten und den Wärmeapparat in Thätigkeit zu setzen. Dabei kann man je nach Bedarf, je nach der mehr oder weniger strengen Kälte, die draußen herrscht, mehr oder weniger Heizkörper auf einmal in Thätigkeit setzen.

Fig. 1. Elektrischer Zimmerofen.

Fig. 3. Kleiner Kabinenofen.

Wieviel Zeit, Arbeit und Verdruß wird dabei nicht erspart! Schade nur, daß der Strom heute noch nicht überall zu haben ist und dort, wo man ihn in sein Haus einführen kann, so teuer ist, daß die meisten Haushaltungen auf elektrisches Heizen als auf einen unerschwinglichen Luxus verzichten müssen.

Hoffen wir, daß die Verbilligung der Elektricität mit der Zeit erfolgen werde! Dann wird der elektrische Zimmerofen auch im bürgerlichen Haushalt seinen Einzug halten. Unsere Abbildung Fig. 1 zeigt uns in zehnfacher Verkleinerung einen Ofen dieser Art, wie er von der Firma Siemens und Halske geliefert wird, und der für ein mittelgroßes Zimmer geeignet ist. Er hat drei gleiche Heizstufen, die nach Belieben in Thätigkeit versetzt werden können, und liefert 1400 Kalorien in der Stunde, d. h. eine Wärmemenge, mit der 1400 kg Wasser von 0° C auf 1° C erwärmt werden können.

Wie die Firma Siemens und Halske in ihren „Nachrichten“ mitteilt, hat sich in neuerer Zeit der elektrischen Heizung ein selbständiges Gebiet besonders auf den großen Personendampfern eröffnet. Für die Heizung der Schiffskabinen ist die Elektricität wie geschaffen. Ueberall lassen sich in Schiffsräumen die elektrischen Leitungen legen und überall die kleinen Heizkörper aufstellen. Hier kann die Elektricität sogar wirtschaftlich mit der Dampfheizung in Wettbewerb treten. Unsere Abbildung Fig. 2 giebt einen Kabinenofen für Luxuskabinen von Schnelldampfern wieder. Derselbe besitzt zwei Heizstufen und leistet 600 Kalorien in der Stunde.

Fig. 2. Elektrischer Ofen für Luxuskabinen von Schnelldampfern.

Als Beispiel eines besonders einfachen und billigen Heizkörpers möge der in Fig. 3 abgebildete kleine Kabinenofen für gewöhnliche Kabinen gelten. Seine Leistung beträgt 430 Kalorien in der Stunde. Er kann senkrecht aber wagerecht aufgestellt werden und in mehreren angemessen verteilten Exemplaren für die Erwärmung größerer Räume Verwendung finden.

Der Onkel mit dem Geld.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Ernst Moeltenbach.

1.

Am 30. April feierte die Studentenschaft mit einem großen Kommers das silberne Professorjubiläum ihres zeitigen Rektors, des Geheimrats Johannes Schmidt, nach. Die übrige Welt hatte den berühmten Altertumsforscher schon am „richtigen" Tage, am 15. April, mit Adressen, Widmungen, Orden ꝛc. beglückwünscht. Am 15. April fängt aber das Sommersemester erst „amtlich" an, was soviel bedeutet, als daß die akademische Bürgerschaft dann noch tief in den Ferien steckt. Es war viel und sprach für die allgemeine Verehrung des Gefeierten, daß sie mit dem Kommers nun schon nach zwei Wochen nachkam — just zur Walpurgisnacht.

Ungefähr vier Stunden vor dem Beginn dieses schönen Festaktes stand der Studiosus der Archäologie Konrad Nürburg, derzeit Erster der „Tuiskonia", mitten in seiner Bude, die weiße Couleurmütze auf dem blonden Lockenhaupt und in der Hand eine Depesche. Er war so vertieft, daß er ein Pochen an der Thür erst völlig überhörte. Dann aber blickte er mit einem Lächeln der Erleichterung dem Besucher entgegen, der gleichfalls die weiße Mütze und quer über die Brust das farbige Band — aber erst zweifarbig — trug. „Du kommst wie gerufen, Leibfuchs!"

„Soll ich dir deine Rede für heute abend überhören?" fragte der Leidfuchs, der im gewöhnlichen Leben studiosus juris Max Stiefel hieß und auf den Kneipnamen Hausschuh hörte.

Der Leibbursch sah ihn strafend an und schüttelte den Kopf. „Ach was — du sollst nur meinen Onkel mit dem Geld an der Bahn abholen."

Max Stiefel machte große Augen. „Seit wann hast du so einen Onkel? Von dem möchte ich wohl einen Ableger haben."

Der Leibbursch schob ihm die Cigarrenkiste hin und setzte sich rittlings auf die Sofalehne. „Zehn Minuten haben wir noch Zeit — da will ich dir die Geschichte kurz erklären. Wie du weißt, bin ich im ganzen auf unser Familienasitpeadium angewiesen — meine Mutter und Schwester müssen ohnedies zusehen, wie sie mit der Pension und dem dißchen Rente standesgemäß aaskommen. Das Stipendium hat den Vorzug, daß es mir stiftungsgemäß auch nach den Studentenjahren noch für die akademische Laufbahn so lange zusteht, bis ich eine besoldete Professur oder so was habe. Es hat aber den Fehler, daß es halbjährlich zu Neujahr und zum ersten Juli ausgezahlt wird. Daher kommt es, daß mir immer zu Anfang des Semesters, so zwischen Ostern und Pfingsten und dann gegen Advent hin, das Moos ausgeht. Bei euch andern ist das umgekehrt. Ihr fangt erst in der zweiten Hälfte des Semesters an zu pumpen."

Der jüngere zog die Brauen bedenklich hoch. „Das ist wieder eine von deinen allgemeinen Behauptungen. Manchmal muß maa es auch früher."

„Diesmal," fuhr Konrad Nürburg fort, „war mir das Wasser nun besonders hoch gestiegen — ich bin ja auch die Ferien über hier geblieben, stadienhalber," fügte er fast verlegen ein. „Da habe ich mich an meinen Onkel Franz gewandt — 's ist ein Stiefbruder meiner Mutter, also streng genommen nur ein sogenannter Onkel, und ich kenne ihn auch seit meinen Kinderjahren nur bildlich, dena er war fünfzehn Jahre lang Fabrikdirektor da irgendwo im mittleren Rußland. Jetzt hat er sich in Konstanz zur Ruhe gesetzt, dauernd oder zeitweilig — das nötige Kleingeld in Rubeln hat er dazu wohl, und Junggeselle ist er auch. Na, er antwortete denn ganz liebenswürdig, and das Geld wolle er mir persönlich bringen; er habe just eine Reise zu machen, ich glaube zu irgend einem Kongreß von seinen Fachmännern, und wolle unterwegs auf ein paar Stuaden hier anrufen. Uad nun krieg' ich eben sein Telegramm, daß er mit dem Zug 5 Uhr 13 hier ankommt und mich an der Bahn erwartet."

„Das kann er verlangen."

„Fraglos — aber ich habe um fünf Uhr im Altertumsmuseum zu thun —"

„Na nu?"

„Ja . . . es ist . . . weißt du . . . na, der Alte, der Geheimrat Schmidt hat auch hinbestellt — ein neuer, ganz seltener Inschriftenfuad —"

„Heute — drei Stunden vor seinem Kommen? Wie das sieht dem ähnlich. So ein Professor läßt sich in seinen Privatissimum höchstens durch den Tod stören."

„Jawohl — und ich kann da nicht heißen, das sieht du ein —."

„Nein, freilich — gerade wo er dich so anspricht . . . Na, dann soll ich also den Onkel abschleppen; — ich kann ihn aber doch das Geld nicht abnehmen, aad wie erkenne ich ihn überhaupt?"

„Nach der Photographie hier — er hat in meinen Ferien zum vorvorigen Weihnachten geschickt, und ich habe sie da damals in einer dampfen Vorahnung ausgepackt. Also so sieht er aus — amm das Bild an dich — und Franz Perding heißt er. Du schleppst ihn hierher — ich muß inzwischen gehen, daß ich mich im Museum schneller als sonst losreiße . . ."

„Sag' doch Seiaer Magnificenz einfach, du müßtest die deine Festrede noch einüben . . . Also darum hast du deine Bude in aller Eile so fein aufgeräumt? Na freilich — wenn der Onkel mit dem Geld kommt . . !"

„Schwätz' nicht, es ist die höchste Zeit," mahnte Konrad Nürburg aad schob den getreuen Leibfuchs zur Thür hinaus.

Als er allein war, musterte er sich noch mal im Spiegel, strich den bloaden Schnurrbart zurecht und faßte mit der Rechten zärtlich nach seiner Brusttasche, wo er, zunächst dem Herzen, ein seltsames Amulett trug: ein gesticktes Kartenhäschen und dann eine Photographie, eine seidene Schleife und eine „Locke" feines braunen Mädchenhaars in Seidenpapier.

Dann verließ er gleichfalls das Haus und strebte durch die sonnigen, fast sommerlich schwülen Gassen nach dem Altertumsmuseum.

2.

Als der Schnellzug in den Bahnhof einlief, blickte Max Stiefel noch einmal auf das ihm zur Aufsuchung des Onkels mitgegebene Bild. Dann schaute er eifrig unter den Aussteigenden nach einem älteren Herrn mit langem, schwergrauem Vollbart aus. Eine unbestimmte Ahnung ließ ihn diesen Bart etwa vier Fuß über dem Erdboden suchen. Er fand ihn aber nicht. Ratlos enttäuscht wandte er sich zögernd dem Ausgang zu. Da hörte er hinter sich eine wohlklingende Baßstimme: „Gestatten Sie, ich heiße Perding. Habe ich vielleicht das Vergnügen, meinen Neffen vor mir zu sehen?"

Ein breitschultriger Herr war's, von leidlicher Mittelgröße, mit einem fröhlichen Gesicht, dem der kurze Schnurrbart mit einem leisen grauen Anflugs fast etwas Jugendlich-Unternehmendes gab. Der Student zog überrascht die Mütze: „Max Stiefel, studiosus juris. — Ich bin der Leibfuchs Ihres Neffen. Er selbst war leider verhindert herzukommen —"

„So? War er vielleicht gestern auf Mensur los?"

„O nein — er hat nur eine wissenschaftliche Konferenz mit seinem Professor —"

Herr Franz Perding blickte den Leibfuchs mit einem Ausdruck ungläubiger Ueberraschung an.

„Ja — und da wollte ich mir erlauben, Sie zu Ihrer Wohnung zu geleiten."

Herr Perding blieb stehen aad blickte auf den sonnigen, staubigen Vorplatz des Bahnhofs aus. „Ist es weit?"

„Zwanzig Minuten zu Fuß — mit der Pferdebahn kann es etwas länger. Wir können aber eine Droschke nehmen."

Herr Perding warf einen Blick mißtrauischer Abneigung auf die Droschken und daaa auf das Pflaster. „Hören Sie mal, mein Bester," sagte er, „wir können das ja auch anders machen. Da drüben sehe ich den Gasthof zum Deutschen Kaiser, wo ich absteigen werde — ich habe mein Gepäck schon durch den Gasthofdiener voraufgeschickt. Wie wär' es, wenn Sie mir da bei einer Erfrischungen Gesellschaft leisteten? Ich habe heute eigentlich nur so halbwegs dinniert, im Speisewagen, und es ist ein durstiges Wetter. Meinem Neffen schicken wir einfach durch einen Dienstmann seine Karten, mit dem Ersuchen, sich uns baldmöglichst anzuschließen."

Max Stiefel verbeugte sich dankend. Der Onkel mit dem Geld gefiel ihm.

Oktobersonne.
Nach einer Originalzeichnung von P. Frey.

Unterdes hatte der Neffe dieses Onkels das Altertumsmuseum erreicht, wo ihn angeblich der Geheimrat Schmidt erwartete; und gleich im ersten Saale dieses sonst um diese Tageszeit kaum besuchten Institutes traf er zu seiner größten Bestürzung den Geheimrat wirklich. „Sie kommen gerade recht zu Ihrem Triumphe, mein Lieber," sagte der freundliche alte Herr. „Vermutlich wollten Sie sich die Inschrift da hinten noch mal ansehen, über die Sie uns vorige Woche im Privatissimum eine so originelle neue Deutung vorbrachten. Sie wissen, daß ich mich Ihnen doch nicht ganz anzuschließen vermochte — und nun sehen Sie einmal diesen wunderbaren Zufall: eben heut' schickt mir die neue Besitzerin von Haus Brosch draußen für das Museum diesen Stein hier, gestern bei ihrem Neubau ausgegraben, mit einer Inschrift, die Ihre Deutung von der da drüben schlagend bestätigt! Urteilen Sie selbst — hier —"

Damit eröffnete der Geheimrat Schmidt einen seiner berühmten Privatvorträge, und nach drei Viertelstunden war er noch mitten drin. Sein Lieblingsschüler folgte den fesselnden, geistvollen Ausführungen diesmal nicht ganz so ungeteilt wie sonst. Häufig spähte er zwischendurch verstohlen nach einer jungen Dame, die im zweiten Saale betrachtend vor den Frankengräbern und Steindeilen herumschritt und seine Aufmerksamkeit mit den Blicken einer klagenden Niobe erwiderte. Schließlich wandte sie sich mit einem Blick auf ihr Uehrchen achselzuckend von den Resten der germanischen Vorzeit ab und schritt hastig, errötend und fast dös zur Seite schauend an den beiden Gelehrten vorüber, dem Ausgang zu.

Der Geheimrat unterbrach sich, ihr über die Brille nachschauend. „Solche Gäste sind hier selten," sagte er. „Kennen Sie die junge Dame?"

„Vielleicht eine von den neuen Hörerinnen," antwortete Konrad Nürburg, starr einen Punkt der Inschrift betrachtend.

„Hm, ja, diese Damen zeigen wirklich viel Eifer. Aber ich sehe eben, mein lieber Nürburg, diese seltsame Form des großen N macht Ihnen noch immer Zweifel an Ihrer eigenen Erklärung. Sie spricht aber gerade für Sie — denn sehen Sie —"

Damit versanken sie wieder in die Wissenschaft.

Nach einer Weile schlug sich der Geheimrat in plötzlicher Erinnerung leicht vor die Stirn: „Aber daß mir das jetzt erst einfällt! Von jener anderen, noch unveröffentlichten Inschrift aus Rom habe ich ja einen Abklatsch zu Hause ... Kommen Sie doch mit! Wir können die Sache dann in Ruhe erledigen, und Sie bleiben hernach zum Thee — meine Frau wird sich gewiß freuen —"

„Euere Magnificenz vergessen den Kommers," sagte Konrad Nürburg eilig, aufatmend.

Der Geheimrat sah ihn erschreckt an. „Ach Gott ja, der Kommers," sagte er fast bedauernd. „Richtig, das ist ja heute — meine Frau sprach noch heut' mittag davon. — Ja, dann müssen wir wohl für heute abbrechen ..."

Als sie sich an der nächsten Straßenecke getrennt hatten, sah der Studiosus Nürburg auf die Uhr.

„Dreiviertel Sieben," seufzte er. „Ich konnte doch nichts dafür, süße Margot. Mußte auch noch just deine Mutter den Stein schicken!" Er winkte sich eine vorüberfahrende Droschke herbei. „Hoffentlich ist Onkel Franz noch da. — O je, und dann muß ich ja auch noch zur Kneipe, mich in Wichs zu werfen ... und um halb Acht sollen wir den Alten im Wagen abholen ..."

Auf seiner Bude fand er die Bestellung, die der Dienstmann vor anderthalb Stunden abgegeben hatte.

„So was," stöhnte er verzweiflungsvoll. „Noch dazu auch im Kaiserhof. Ich kann aber jetzt beim besten Willen nicht mehr hin, und es wäre auch zwecklos; der Onkel wird mit dem Schnellzug um sieben Uhr dreiundzwanzig weiterreisen ... Aber dieser Fuchs soll mir furchtbar büßen. — Hoffentlich hat er wenigstens den Mammon eingezogen."

Zur selben Zeit sagte der Onkel zu Max Stiefel: „Hören Sie mal, das ist sehr nett von Ihnen und eine vorzügliche Idee, ich muß doch bis morgen hierbleiben, weil ich noch einen Besuch auf — auf einem Gut hier in der Nähe zu machen habe, und womit sollte ich sonst den Abend totschlagen? Also wenn das geht, so mache ich Ihren Kommers mit Ihren Couleurbrüdern mit. Ich habe das seit zwanzig Jahren nicht mehr erlebt — und daß mein Neffe mit präsidiert und die Hauptpauke hakt, ist ja ein Reiz mehr bei der Sache. Da kann ich ihn nur bequem in Freiheit dressiert ansehen. Aber ich bitte nur aus, daß Sie ihn vorläufig nichts merken lassen. Das sei seine Strafe dafür, daß er uns hier diesen ganz erträglichen Jahrmarktsrummel allein genießen läßt. Wenn er mich, wie Sie, noch nach dem Bart à la Zeppelin sucht, wird er mich schwerlich erkennen. — Uebrigens — um Viertel nach Sieben? Ich denke, da leidet es noch eine Stunde."

3.

Als sie zum Kommers eintrafen, war das Grüßaugust „Sind wir vereint zur guten Stunde" eben verklungen. Ein furchtbares Strafgewölk drohte sich über den unpünktlichen Fuchs zu entladen. Es verzog sich aber, da er seinen Begleiter vorstellte und dieser mit einigen verbindlichen Worten die Schuld auf sich nahm. Nach einer Minute saß Herr Franz Perding auf einem Ehrenplatz im Kreise der Tusconen, einen Bierzipf vor sich und in der Hand ein gedrucktes Liederheft mit dem Porträt des Geheimrats Johannes Schmidt. Einige Worte, die Max Stiefel seinen Nachbarn zuflüsterte, schienen die Aufmerksamkeit der Weißbemützten für den Onkel ihres Chefs noch wesentlich zu vertiefen.

Die Tusconia hatte ihren Platz durchs Los am unteren Ende des Saales, unter der Mittelgalerie bekommen. Herr Perding hatte von hier aus, mit dem Rücken gegen den Eingang, einen prächtigen Ueberblick. Durch den weiten, halbbekränzten Saal hin „lagerten" die verschiedenen, zwei bis drei fach untereinander verfeindeten, akademischen Verbindungen, um jegliche an ihrem Tisch und neben ihrem Bierzipf, es flimmerte bunt und lustig von farbigen Mützen und Stürmern auf jugendlichen Häuptern, zwischen denen sich an den Schmalseiten der Tische die Chargierten in Wichs, den blanken Schläger in der Faust, bedeutsam abhoben. Auf der breiten Estrade im Grunde des Saales, unter der Musikgalerie, saßen mit dem inbrünstigen Ausschuß die Ehrengäste, eine ganze Musterkarte mehr oder minder geistig ausgearbeiteter Professorengesichter zwischen Löwenzeren und sonstigen „Spitzen"; in der Mitte, auf bekränztem Sessel, der Gefeierte, und nicht weit von ihm sein gewesener Schüler Konrad Nürburg in wahrhaft strahlendem Farbenschmuck. Der Onkel ließ ihn sich zeigen und machte befriedigt: „Ein tüchtiger Bursch ist's geworden," dachte er, „und der kann's stets ihm ausgezeichnet. Ein bißchen erregt sieht er aus, na ja, wenn einer über seiner Festrede maikäfert... Was er nur immer da über uns zu besehen hat?"

Der Neffe hatte anscheinend keine Ahnung von der Gegenwart seines Onkels, der übrigens nicht der einzige „Alther" am Tusconentisch war und um so weniger auffallen mußte. Um so eifriger starrte der brütende Festredner nach einem Punkt der Mittelgalerie, gerade über dem Haupte seines Onkels hin, als ob er dort Erleuchtung suche ...

Auf den Galerien, dreiseitig um den Saal, hüllte und lachte als schönster Schmuck des Festes dichtgedrängt der bunte weiblicher Gäste. Franz Perding beobachtete das lebhafte Gefecht von Blicken zwischen Jünglingsaugen drunten im Saal und den Mädchenaugen droben — der Leibfuchs seines Neffen sandte sogar nach zwei Mädchen zugleich, anscheinend Schwestern, in der ersten Reihe der Galerie links — und eine peinlich sichere Deutung für die Blicke des Neffen selber stieg ihm auf, ohne daß er in seiner Lage ihr Ziel feststellen konnte.

Nun schmetterte auf der Estrade der Schläger des Festredners auf den Tisch, sämtliche Schläger drunten im Saal gaben das Signal rasselnd wieder — „Silentium für den Vertreter der Tusconia!" Der Neffe hatte das Wort.

„Schau einer," dachte der Onkel, „er spricht ganz gut und frei; er spricht sogar geistvoll — und es ist viel Herz darin. Da müßte man ja als Onkel ordentlich stolz werden. Ich werde seiner Mutter davon erzählen, die wird sich freuen." Und nachdem er den „donnernden Salamander" auf den ihm vorläufig unbekannten Johannes Schmidt ohne wesentliches Nachklingen mitgerieben, schloß er sein Denken fast laut: „Ich werde ihm zwei blaue Scheine mehr geben."

Neues Gerassel der Schläger: „Wir singen als zweites Allgemeines das Lied ..." Und kaum drei Minuten, nachdem das Lied verklungen, wieder eine Attacke auf die Gehörnerven des Onkels, diesmal verstärkt durch ein wänderschütterndes Germania!

n einigen dreitausend deutschen Jünglingsstiefeln — „Silentium r Seine Magnificenz!“

Der Geheimrat Johannes Schmidt sprach diesmal nicht ganz gelehrt wie zwei Stunden zuvor im Museum, aber mindestens geistreich und warm. Herr Franz Perding folgte gefesselt inen Worten, die den Dank des Jubilars zu einer feinsinnigen würdigung des Verhältnisses zwischen Lehrer und Schüler aussannen. Ausdrücklich gedachte die Magnificenz mit einer freundchen Wendung des „Vorredners“ als eines ihr „besonders lieben schülers“, „dessen wissenschaftlichen Eifer ich noch heute, unmittelbar vor diesem schönen Feste, wieder wahrnehmen durfte“.

„Schön,“ dachte der Onkel, „legen wir ihm a o ch einen lauen zu.“

„Aber das geht ja hier wie mit dem Kurierzug,“ brummte e nach einer Weile. Wirklich waren die Pausen recht knapp emessen; immer wieder Schlägeerasseln, Lieder, Reden und legenreden, jede ausmündend in einem „donnernden Salaander“, ond nicht jede so frisch wie die beiden ersten . . . „Zu inem vernünftigen Gespräch kommt man überhaupt nicht. — lnd dieses öde Getränk . . .“ Herr Franz Perding war kein Bierinker. „Es ist noch ein Glück, daß mir niemand durch den Krug ihen kann.“ Er „maueríe“ nach Möglichkeit, das heißt, er kam inen freundlichen Wirten nur mit ganz kleinen Schlucken „vor“ nd „nach“, und bei den Salamandern that er überhaupt nur so.

Unter den Professoren auf der Estrade kam ihm einer, noch in jüngerer Mann, bekannt vor. „Wenn ich nur wüßte, wo ch ihn hinthon soll?“

„Es ist der neue Außerordentliche für organische Chemie,“ elehrte ihn einer, „ein Herr Doktor Leuthofer.“

Herr Franz Perding horchte erfreut auf. „Sieh mal — also en sind' ich hier wieder? Vor drei Jahren, auf unserem Kongreß n Petersburg, haben wir zusammen manche Flasche getrunken.“

Gegen elf Uhr war der letzte offizielle Salamander gerieben — auf die Damen. „Wie die sich nun wohl revanchieren werden?“ dachte Herr Perding und guckte nach den Galerien inauf. Da sah er, wie sie sich „fast fluchtartig leerten“. „Jetzt eginnt die Fidelitas,“ belehrte ihn sein Nachbar, „nach ie Raschfreiheit.“ „Das könnte mir passen,“ seufzte Herr Perding, „— aber ich sehe eben, die Professoren gehen auch hon zum Teil weg, und den Leuthofer — da geht er eben — en möcht ich doch anrufen.“ Er wandte sich an den Fuchs Steiel. „Sie wollen auch weg?“ Der Fuchs lächelte verlegen. „O nein — ich muß nur meine beiden Wirtstöchter nach Hause bringen.“ „Schön,“ sagte Herr Perding, „bringen Sie ie. Ich sehe, Sie haben Eile. Ich werde mich denn jetzt auch im Schatten dieses Liedes, das da eben angerasselt wird, drücken — danken Sie einstweilen für mich Ihren Freunden und sagen Sie nachher meinem Neffen, wo ich logiere, und es wäre mir sehr angenehm gewesen —“

„Das ist mir wirklich eine s e h r große Freude,“ versicherte der Professor Leuthofer eine Viertelstunde später, als sie draußen beisammen standen, „und ein reicher Trost nach den Strapazen dieses Bierfestes.“

„Ja — Sie sind auch nicht dafür?“ sagte Herr Perding.

„Nein — und ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich auf einigen Kaviar und einen guten roten Saft von den Ufern der Garonne freue . . . Uebrigens — ich hätte Sie nicht wiedererkannt! Sie haben sich thatsächlich verjüngt —“

„Das ist mir höchst angenehm,“ versetzte Herr Perding, fast listig schmunzelnd. „Mein Gott, ich bin ja auch erst dreiundvier —“

Er brach betroffen ab. Eine offene Droschke rollte vorüber. Darin saß ein junges hübsches Mädchen neben einer schönen Dame von einigen dreißig Jahren, welche den Gruß der beiden Herren fast schalkhaft lächelnd erwiderte. „Es ist die neue Besitzerin von Haus Brosch draußen,“ erklärte der Professor, „eine verwittwete Frau von Bergen, mit ihrer Stieftochter. Eine sehr angenehme Dame.“

„Jo — jawohl,“ versicherte Herr Perding, „ich kenne sie . . . Aber wie kommt die denn hierher?“

„Die Damen haben sich den Kommers angesehen . . . Sie haben ja auf der Galerie gerade über Ihrem Tisch — ich habe mich den ganzen Abend an dem netten Gesichtchen der Tochter gefreut . . . fast noch Backfisch . . . und so begeistert . . . Sie werden hier in irgend einem Gasthof abgestiegen sein.“

„Ja,“ sagte Herr Perding tiefsinnig, „also gerade über mir . . . Sie sprachen vorhin von Kaviar?“

„Ja . . . Malossol, ganz vorzüglich . . . auch den Weinkeller kann ich empfehlen. Es ist hier ganz in der Nähe . . . mein Stammlokal, still und gemütlich . . .“

„Schön, dann kommen Sie . . . Ich spüre auch ein ganz merkwürdiges Bedürfnis, mich zu stärken . . .“

4.

Einige Zeit nach ein Uhr verließen die beiden Herren rauchend und plaudernd, in bester Stimmung, ihr stilles und gemütliches Lokal. „Wenn Sie gestatten, bringe ich Sie noch eben auf den Weg zum Kaiserhof,“ sagte der Professor.

„Sehr freundlich,“ erwiderte Herr Perding und guckte einem vorüberlärmenden Trupp Studenten nach. „Diese muntere Jugend scheint die Freude ja gar nicht satt zu bekommen.“

„Das ist immer so nach Kommersen . . . Uebrigens was wollen Sie — in der Walpurgisnacht! Da zogen früher noch ganz andere Leutchen um.“

„Auf deren Kommersen es jedenfalls nicht so ordnungsmäßig zuging.“

„Jawohl . . . Da naht wieder so eine schwankende Gestalt. Einer von Ihren Taisconen.“

„Richtig . . . sogar mein Leibfuchs, sozusagen,“ brummte Herr Perding. „Na, mein Bester, wo steuern Sie denn hin?“

Der Studiosus Max Stiefel starrte die Herren wunderlich lächelnd an. „Das ist kurios,“ sagte er, ein klein wenig lallend. „Jetzt sehe ich statt Ihrer auch wieder zwei, gerade wie es mir vorhin mit dem Nachtwächter ging. Und ich bin doch nicht bezecht. Wenn das nur nicht wieder mein altes Augenleiden ist. Ich werde mich morgen mal in der Klinik untersuchen lassen.“

„Diesmal sehen Sie ganz richtig,“ versicherte Herr Perding, „oder vielmehr, Sie müßten eigentlich vier sehen . . . Wo haben Sie denn meinen Neffen?“

„Der sitzt im Kaiserhof auf Ihrem Sofa . . . Ja, wie soll er Sie denn sonst treffen? Sie wollen ja morgen wieder verreisen . . . Es thut mir nur leid, daß ich nicht eher auf den Einfall kam . . . Ich habe an die zehn Kneipen nach Ihnen abgeklappert . . . Und meine Consilchse wollten ja aus dem Wiener Café durchaus mit vor den Gasthof, um dem Onkel mit dem Geld ein Ständchen zu bringen. Die Kerls waren natürlich bezecht . . . ich habe mich heiser gepredigt, bis sie Vernunft annahmen.“

„Das war edel von Ihnen,“ versicherte der Professor. „Und jetzt wollen Sie wohl nach Hause?“

„Ja — das heißt auf die Bude meines Leibburschen . . . Ich habe meinen Hausknochen vergessen, und da hat er mir seinen geliehen. Er ist ja jetzt im Schoße seines Onkels aufgehoben.“

„Finden Sie denn auch den Weg?“ fragte Herr Perding zweifelnd.

Max Stiefel sah ihn entrüstet an. „Aber ich bitte! Er wohnt ja schon im zweiten Semester dort. Ich habe ihn oft genug von der Kneipe hinbugsiert. Sogar die Hausnummer weiß ich: Neue Gartenstraße . . . Nummer . . . 34 . . . ja, 34 . . .“

„Das ist meine Hausnummer,“ versetzte der Professor gelassen. „Aber ich erinnere mich — etwa zehn Häuser vorher, auf der anderen Seite, da wohnt einer von Ihrer Couleur . . . in Nummer 17 . . . Sie sehen, scheint's, sogar die Hausnummern schon doppelt . . .“

Max Stiefel nickte schwermütig. „Ja, sehen Sie,“ sagte er fast weinerlich, „das ist nun mein optischer Fehler. Als ich noch ein ganz kleines Kind war —“

„Sie können mir das ja auf unserem gemeinsamen Heimweg erzählen.“

„Jawohl,“ bemerkte Herr Perding und schüttelte dem hilfreichen Lehrer der Jugend die Hand, „lassen Sie sich nicht länger durch mich aufhalten, lieber Professor! Ich finde mich schon zurecht . . . wir haben jetzt jeder seine besonderen Mutterpflichten . . . In den nächsten Tagen besuche ich Sie — hoffentlich mit einer besonderen Neuigkeit . . .“ Er klopfte Max Stiefel auf die Schulter. „Auf Wiedersehen, Herr Leibfuchs!“ und schritt einsam weiter.

Im Gasthof hatte er zunächst ein kleines Gespräch mit dem verschlafenen Pförtner, dessen Stimmung er durch einen metallischen Händedruck aufheiterte. Dann betrat er möglichst leise sein Zimmer. In der einen Ecke des Sofas lehnte selig schlummernd der Neffe, ohne Schwert, aber noch im vollen Wichs; das elektrische Licht schimmerte blendend von den silberdurchwirkten Schnüren und den blanken Kanonenstiefeln. Die eine Hand hing herab, und unter ihr lag auf dem Boden eine Photographie in Visitenformat.

Der Onkel hob sie auf und betrachtete verwundert sie und dann die lächelnden Züge des Schläfers. „Also von so was träumt so was .... Na, dies ist wirklich Walpurgisnacht. Nun will ich auch mal hexen." Er holte aus seiner Brieftasche eine Anzahl „diner Scheine" und gruppierte sie auf dem Tisch vor dem Sofa fächerförmig um das Bildchen. Dann trat er ans Fenster und begann mit seiner Baßstimme, mehr ausgiebig als richtig: „Stoßt an! Frauenlied lebe! Hurrah, hoch!"

Von diesem furchtbaren Lärm erwachte Konrad Nürburg. Er strich sich über die Augen, starrte verwirrt um sich, auf den Sänger, auf den Tisch und wieder auf den Sänger.

„Onkel?!" rief er aufspringend.

Herr Perding wandte sich ohne Eile um. „Neffe!" sagte er gemütlich. „Na, meinetwegen — umarmen wir uns. Ja so — das da? das ist der versprochene Mammon. Drei Stück mehr ... für deine oratorischen und sonstigen Leistungen von heut' abend. — Aber sag' mal — was ist denn das für ein Wertpapier?"

Konrad Nürburg errötete. „Ein Engel, Onkel!"

„So," sagte der Onkel, „das habe ich mir doch gleich gedacht ..."

„Ja," fuhr der Neffe traumverloren fort, „und sie schlummert jetzt unter diesem Dache .."

Der Onkel fuhr bestürzt auf. „Unter was?"

„Unter diesem Dache ... das heißt hier unter uns — im ersten Stock — Nummer einundzwanzig und zweiundzwanzig ..."

„So? — Sag' mal, dann schlummert also da wohl noch so ein Engel ...?"

„Nein," sagte der Neffe kaltsinnig, „nur ihre Tochter."

Der Onkel sah ihn vermahnend an: „Hör mal, mein Sohn, dein ‚nur' zeigt mir, daß du diese Dame noch nicht genügend kennst ... es läßt mir sogar schwarze Zweifel aufsteigen, ob deine vermutlich gegensätzige Andacht für ihre Tochter hier ausdrücklich billigt ... Ich erinnere mich, Fräulein Mary war in anfangs dieses Jahres ein paar Monate hier in einer Freundin ihrer Mutter zu Besuch. Weiß du, es gibt verschiedene Jahresklassen von Engeln .. Deine blonde Jugend ist mehr für die achtzehnjährigen, ich als ein gereifter und solider Mann ziehe die dreiunddreißigjährigen vor."

Der Neffe machte große Augen. „Ja aber kennt sie Frau von Bergen denn?"

Der Onkel lächelte überlegen. „Wenn ich sie nicht kenne und wenn sie nicht vor vierzehn Tagen auf das Gut meiner übergesiedelt wäre ... dann hätte ich mein Gewissen nie mir so brieflich abmachen können, mein Sohn. So aber kam mir wie ein Wink vom Himmel, eine gewisse Aufgabe bei meiner verehrten Freundin — bei der Stiefmutter deiner Engel — gleichfalls lieber mündlich zu wagen .. Daß sie auch von oben herab unter euch Jünglingen umherstolzieren soll, war ja nicht unbedingt nötig gewesen .." setzte er hinzu.

Draußen pochte es. „Gleich!" rief Herr Perding, faßte den Neffen bei der Hand und nickte ihm freundlich zu. „Ich habe dir ein Zimmer bestellt .. unter diesem Dache. Hoffentlich geht es mit dem Kater beiderseits gnädig ab. Morgen früh lassen wir dir ein etwas moderneres Gesellschaftskostüm als dieses da von deiner Bude holen, und dann wollen wir zu den Engeln hinunter gehen — anmelden will ich uns schon, denn sie uns nicht wegfliegen .. Das heißt — in deren Jugend geht es auch Semestern natürlich. Ich habe es etwas eiliger als du. Ihr Jüngeren könnt einstweilen schon bei einander sein, wenn ihr euch so unverhofft im wunderschönen Mai als Vetter und Baschen findet, die ja wohl verpflichtet sind, einander zu — lieben."

Spaziergänge durch die Weltausstellung in Paris.

Von J. C. Heer. Mit Illustrationen nach dem Leben von C. Ravn.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

V.

Fein und festlich ist die Ausstellung der Seide, sie führt die Gedanken unwillkürlich in lichterfüllte Ballsäle, wo die glänzenden Stoffe um strahlende Frauenschönheit knistern und rauschen. Schöne Frauen fehlen darum auch nie in der Seidenausstellung.

Aus kunstreichen Schränken leuchten in prachtiger Anordnung die meist in lebhaften Tönen gehaltenen Gewebe der Seidenindustrie von Crefeld und dem Niederrhein, daneben glänzt Zürich mit geschmackvollen Kleiderstoffen, Basel mit seiner Bandfabrikation, und die Technik bewundern die von uns Laien weniger beachtete schweizerische Beutelseidenindustrie, die Franzosen aber haben es ausgezeichnet verstanden, dadurch ihre Lyoner Fabrikate zur Geltung zu bringen, daß ihre Industriellen sich mit den berühmtesten Modeschneidern von Paris, den Lieferanten der Geburts- und Geldaristokratie, verbunden haben, um die Pracht ihrer Seide an fertigen Gewändern zu entfalten. Allein wenn man den heimischen Industrien schon den Tribut der Bewunderung gezollt hat, steht man noch lange vor der einzigartigen Seiden- und Sammetausstellung der Japaner still, deren geschickte Weber sich mit einer bewundernswerten Naturbeobachtung in der farbenglühenden Wiedergabe von Pflanzen und Tieren, von Landschaften und Volksszenen ergehen. Da giebt es entzückende Blumenstücke von Pfingstrosen und Schmetterlingen, einen Wasserfall mit aufbrausendem Gischt, auf den ein Fisch emporschnellt, zarte Schilfidyllen mit spazierenden Kranichen und Schwänen, belebte Ufer, wo Kinder mit Drachen spielen, wo Knaben bei der schönen Göttin Ebbe, die voll ergeben der Natur gehuldigt und bloßen Fußes des Fischfangs pflegt, bewundern oder dringt auch für unsern Geschmack viel Wunderliches. Mit der Seidenindustrie durch die Geschicklichkeit verschwistert, die Arbeiter zu Künstlern erhebt, ist die Stickerei- und Spitzenindustrie, deren wunderbar zarte Erzeugnisse aus Plauen, aus schweizerischen und belgischen Städten der Welt fesseln. Die Interessen der Männer und Frauen, welche ... durch die weiten Gebiete der menschlichen Arbeit wandern, sind nicht dieselben. Die Männer lassen sich von der großen Maschinen fesseln, der Frauenblick aber bleibt an den kleinen ...

Vor einem Zauberspiegel im Palast der Optik.

Vor dem Riesenkaleidoskop.

Puppe aus der Kostümausstellung.

lebilden der verschiedenen Industrien haften. In diesem Sinn ist ie gesamte Textilausstellung mehr eine weibliche als eine männliche Abteilung, und wie die Frauen vor den Speciatworten der Technik in gelindes Grueln empfinden, so geht es uns hier bei den bewundernden Ausrufen der Damen im Anblick spinnwebfein geklöppelter Sonnenschirme und Strümpfe, der Stickereien, Guipüreca, er reichen, verarbeiteten Wollen- und Leinenwaren aus aller Welt.

Wolle und Lein! — Neben Deutschland tritt hier besonders Österreich in einen glücklichen Wettbewerb mit den anderen Ländern. Hinter einer prachtvollen Außenfront baut es die Hosen seiner Industrieerzeugaiſſe auf, Ausstellungea von rohem Zackuch bis zu herrlichem Tafelzeug, von grellfarbigen, geblümten Wollentüchern, wie sie die böhmische Landbevölkerung liebt, bis u dem kostbarstea Kaschmir. Auch die ungarische und die russische Textilausstellung bestechen; jene mit prunkvollen fertigen Magatenkostümen aus Leder und Seide und farbenreichen Bilder-

Unter dem Eiffelturm.

stickereien, diese mit inem asiatischen Reichum von Goldbrokaten, nd die Franzosen sind, n Gedanken an kommende Waffenbrüderhaft, von einer weißseidenen russischen rmeefahne entzückt, die uf der einen Seite as Schweißtuch Christi, uf der anderen vier doppeladler und in der Mitte, umgeben von rotem blauen Rande, en Namenszug des russischen Kaisers zeigt.

Das Hundertfache eisen, was hier flüchtig enannt ist, reicht aber acht an die Fülle der dinge hman, die in der Textilausstellung winden, man hat nicht Augen enug, zu sehen, nicht Worte genug, zu schildern. In allen Gruppen, mit Ausnahme der Konfektionsindustrie, selbst in dem Kurzwarenfache, das aus Stuttgart, Leipzig und Berlin beschickt ist, hat Deutschland seine Sonderausstellungen, in denen sich gewöhnlich eine Reihe von Firmen zu einer einheitlichen Darlegung ihrer Erzeugnisse vereinigt, und nicht selten entsteht daraus das abgerundete Idyll eines ganzen Landesgegend. So wirkt Deutschland nicht nur durch das gefällige Ausziehen aller seiner Darbietungen, sondern wesentlich auch durch die Wucht der Beteiligung am internationalen Wettbewerb.

Im Hintergrund der Textilausstellung erhebt sich die Maschinenhalle, die eine Querverbindung zwischen den Flügeln des Marsfeldes herstellt, in ihrer Mitte der Elektricitätspalast.

Wir treten in eine wunderbare Welt von Eisen, Maschinen, Dampfkesseln und elektrischen Dingen, gewiß in eine der sehenswürdigsten Abteilungen der Ausstellung überhaupt.

Für den Laien ist darin wohl der Berliner Riesenkran das interessanteste Stück, ein gewaltiger Bau in der Form eines etwas flachen Rundbogens, doppelt so hoch als ein vierstockiges Wohnhaus. Das Ungeheuer, welches bei der Montierung der großen Maschinen, die unter ihm laufen, vortreffliche Dienste geleistet hat, sieht wegen seiner leichten Eisenkonstruktion beinahe zierlich aus, auch gleitet es so glatt und elegant dahin, daß man kaum faßt, wie es die Last von 30 000 Kilogramm hebt, dabei ist es aber doch so riesenhaft, daß man zuerst die Ursache seiner Bewegung gar nicht wahrnimmt und nur nach einigem Suchen das kleine Mannchen entdeckt, das es durch den Druck auf einen Knopf vor- und rückwärts spazieren läßt. Am meisten gewinnt der deutsche Riesenkran unsere Bewunderung, wenn wir damit den französischen vergleichen, der am anderen Ende der Halle aufgestellt ist. Obwohl er nur halb so viel wie dieser trägt, macht er einen schwerfälligen Eindruck, und so verkündet der gußeiserne Adler, der mit ausgebreiteten Flügeln auf der Mitte der großen Verbindungsbrücke des deutschen Kranes steht, einen Sieg deutscher Industrie.

Zu Füßen der beiden Kräne steht die Menge der Maschinen, riesenhaft große, mittlere und kleinere, nicht nur deutsche, sondern auch französische, englische, österreichische und schweizerische, Dampf und Elektricität messen sich, und es ist ein überaus gewaltiges, packendes Bild, wenn die Motoren ihre Thätigkeit anheben, wenn hier ein mächtiger Kolben in Bewegung gerät, dort ein Schwungrad sich bedächtig zu drehen beginnt und nach und nach in schwindelnd schnellen Gang gelangt; doch ist es kein Toben und Brausen, sondern nur ein leises, fast andächtiges Rauschen, mit dem die Maschinen die Hallen erfüllen, denn je sanfter eine Maschine geht, desto sicherer ist sie des Beifalls der Techniker.

Am interessantesten sind die Maschinen des Elektricitätspalastes, die cyklopenhaften Räder, die an ihrem Kranze Drahtspule an Drahtspule tragen, während an einem äußeren Ring die Anker befestigt sind. Von den Radwellen geht ein Getriebe von anderen Rädern aus, Uebertragungen und Riemenscheiben arbeiten und blank geputzte, saubere Kupferbürsten leiten den Strom herzu. Aber auch unter den Dampfmaschinen giebt es wahre Prachtexemplare, so z. B. die $12^1/_2$ m hohe Borsigsche Compoundmaschine aus Berlin, eine Schiffsdampfmaschine und andere riesenhafte Maschinen aus Augsburg, Nürnberg, Mannheim, Magdeburg, Zürich und Winterthur. Viel Interessantes läßt auch der Besuch eines Specialbaues für Maschinen, den Deutschland neben den Hallen des Marsfeldes errichtet hat, entdecken, geschmackvolle Nah- und Werkzeugmaschinen, und jeder Laie steht eine Weile vor den Maschinen einer Berliner Firma, die schwedische Streichzündhölzer mit den dazu gehörigen Schachteln herstellen und diese gleich mit den Hölzchen füllen. Ebenso fesselnd ist die Ausstellung auf den Galerien um den Ehrensaal, wo die tausendfache praktische Anwendung der Elektricität, vor allem die Telegraphie, Telephonie und Beleuchtung, an einer Menge scharfsinnig erfindener Apparate erläutert wird. Und wer ein Bild der Entwicklung und des heutigen Standes der Elektrotechnik gewinnen will, muß natürlich auch die zahlreichen Pläne studieren, welche die großen Elektricitätsanlagen der verschiedenen Länder schildern. Dazu kommt die Menge jener kleinen Maschinen, die durch heiße, komprimierte oder verdünnte Luft, durch Gas oder Petroleum getrieben werden; sie sind so zahlreich wie die Baume im Walde, und man versteht den Kummer manches Ausstellers, der irgend ein Maschinchen oder

den verbesserten Teil einer Maschine erfunden hat und nun die Erfahrung macht, daß die Besucher, gefesselt von den Riesen, sein Matorchen übersehen.

Es ist gewiß viel verdienter Sieg, aber auch manche unverdiente Tragik ehrlicher Arbeit in der Weltausstellung.

Am überwaltigendsten wirken die großartigen Maschinenausstellungen Deutschlands und der Schweiz, hinter ihnen steht Oesterreich, aber auch es triumphiert offenbar noch nicht nur über Frankreich, sondern auch über Belgien und Großbritannien, die als alte Industrieländer in überraschender Weise sich von den anderen haben überflügeln lassen.

Doch meine Leserinnen seufzen schon: Immer nur Maschinen!

Nein, dicht neben den Maschinen liegt ein Zauberreich, in das man sich gerne flüchtet, wenn einem des Eisens zu viel geworden ist, und wo man gerne weilt, obgleich es die pedantische Ueberschrift „Ackerbau und Nahrungsmittel" führt.

Diese Abteilung der Ausstellung ist ein phantastisches Gemenge von Burgen und Schlössern, Türmen und Windmühlen, Werkstätten und Buden, in die hinein malerische Sammlungen landwirtschaftlicher Erzeugnisse gefügt sind. Ein mächtiges altertümliches Schiff, der „Triomphant", der im Jahr 1679 König Ludwig XIV unter anderen Geschenken von den Antillen den ersten Kakao brachte, reckt seinen Schnabel in die romantische Welt. In seinem Inneren ist eine große, moderne Schokoladenfabrik in Thätigkeit. Nicht weit davon dreht eine Windmühle ihre Riesenflügel, ihre Räume zeigen den Betrieb einer Mühle zu verschiedenen Entwicklungszeiten des Mühlengewerbes, und in einem Gemach, welches an das Laboratorium Dr. Fausts erinnert, ist eine Destillerie eingerichtet, daneben eine französische Bierbrauerei und Mosttelterei. Da tafeln Landleute aus der Provinz und trinken bedächtig ihren „cidre", der indessen kaum so trefflich wie ein deutscher Apfelwein schmeckt. Die vornehmere Welt sammelt sich in den Erfrischungsräumen des Palastes der französischen Champagnerhändler, wo das edle Naß im Kelche perlt. Einen Franken das Spitzglas! Dafür blicken wie aber auch in ein Panorama, das uns in täuschender Naturlichkeit die Weinberge der Champagne mit arbeitenden Winzern zeigt. Weiterhin treten wir, an einer Oelmühle und einer französischen Molkerei vorbei, in eine moleriſche Weinbaustadt mit fast mittelalterlichem sinnverwirrendem Leben und Getriebe, in das sich von Stunde zu Stunde aus der Höhe eines alten Turmes von Dijon ein hellklingendes Glockenspiel mischt. Nischen, Fontänen, verwitterte Bildnisse und alte Inschriften, Thore und Türme französischer Provinzialstädte umgeben romantisch die Darstellung der Cognakfabrikation. Dann gelangen wir in den kreisrunden, gewaltigen Festsaal, unter dessen gläsernem Riesendach 25000 Menschen sich tummeln können. Allein nicht alle Tage ist es festlich belebt, sondern bald zu einer großen Blumenausstellung verwandelt, bald steht er in träumerischer Leere da, und der Ausstellungsbesucher schöpft in ihm Atem, indem er zugleich die architektonische Gliederung und den künstlerischen Schmuck dieses wunderbaren Saales genießt.

Jenseit des Festsaales ist die Nahrungsmittel- und Ackerbauausstellung der fremden Staaten: wir als besonderen Schatz die prachtvollen Reliefs von Montreux und den Engadin, die doch nicht eßbar und nicht trinkbar sind, zwischen die Türme von Schokolade und Speisesetten kommen, weiß man nicht recht, der solche Ueberraschungen giebt es auf der Weltausstellung immer wieder, und das Ganze ist ein ommutiges Bild, dem Nahrungsmittel und Getränke in reizender künstlerischer Umrahmung darzubieten, gehört zu den Künsten, die in der Welt einen ordentliche Fortschritte gemacht haben. Am meisten drängt sich die Leute um die zahlreichen Maschinen, welche die Herstellung von Nahrungsmitteln besorgen, aber auch eine große Maschine, die am Kopfe das einströmende Wasser empfängt und an Ende in mächtigen Eisstücken abgiebt, ist stets von Neugierigen umlagert.

Vor dem Himmelsglobus.

Obwohl die deutsche Weltausstellung im Trocadero hat untergebracht ist, so hält auch die Ackerbau- und Nahrungsmittelausstellung die stark deutsche Beteiligung in fast allen Gruppen und die deutsche Kollektivausstellung, die sowohl den landwirtschaftlichen Betrieb, wie die Nahrungsmittelindustrien umfaßt, vor in dem mit Tannen, Kränzen, Obst und Weintrauben geschmückten Holzpavillon auch durch die Fröhlichkeit und Lemut.

Sie ist ein beliebter Gegenstand der deutschen Ausstellungsbesucher.

Eine Viertelstunde weiter sind wir schon wieder in einer ganz anderen, zum teil französischen Ausstellung, derjenigen der alten und neuen Wohlthätigkeitsanstalten, die etwas versteckt auf einer Galerie hinter dem Festsaal liegt. Da lernen wir die Kinderbewahranstalten und Findelhäuser früherer Zeiten aus eigener Anschauung kennen. An einem Kirchthor steht eine Wiege. Da hinein mag die Mutter, die ihr Kind nicht selbst ernähren kann, den armen Wurm legen, und in das Blechschüsselchen bei neben der Wiege steht, werfen vielleicht mitleidige Vorübergehende ihr Almosen. Auch der aus einem Romanen berühmte Trog an der des Findelhauses ist da, die Mutter legt das Kind hinein, er dreht sich, und romanhaft muß es in ihrem Leben zugehen, wenn sie nach noch Jahren ihren dann zum Jüngling aufgeschossenen Sohn irgend einem äußerlichen Merkmal wieder erkennen soll. Ganz wieder wir den Blick von einem Pariser Findelkinderhospital aus dem vorigen Jahrhundert, in welchem neben sechen Matratzen drei von Nonnen behütete Kindee in einem großen Bett liegen, der modernen Wohlthätigkeitsanstalten zu, besonders den Krankenanstalten, deren Einrichtungen für das Gedeihen der Kinder kaum mehr zu übertreffen sind, und der Eindruck ist ein großer Lob auf das neunzehnte Jahrhundert, das gerade in seinen Gebieten der Fürsorge den Lorbeer des Fortschrittes verdient.

Nicht weniger interessant aber als die modernen Bemühungen um das Wohlergehen schutzloser Kinder sind diejenigen für Blinde, Taubstumme und Schwachsinnige, und ihre schönen Ergebnisse, die man hier an Leuten beobachten kann, die aus armen Unglücklichen tüchtige Arbeitee geworden sind. Da verfertigt ein stockblinder Messerschmied prächtige Taschenmesser, und andere Blinde spielen ihre Musikinstrumente mit Künstlerschaft.

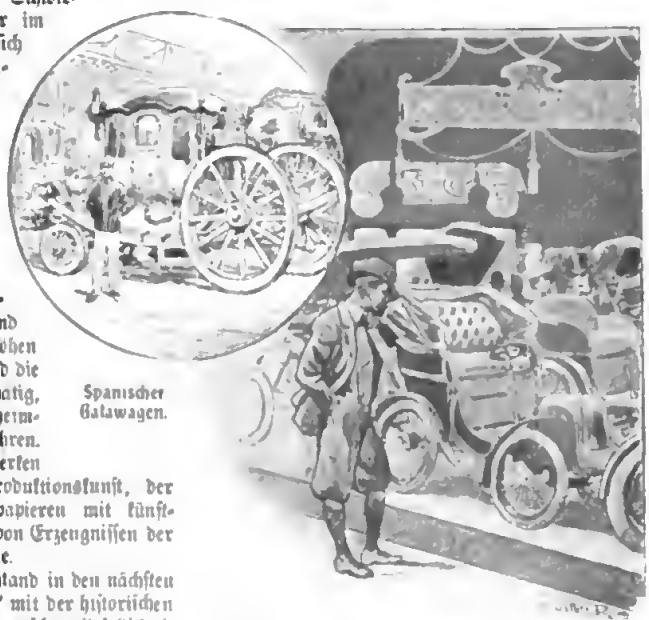
Ein kurzes Plaudern mit den Leuten, die sich so glücklich e Sehende fühlen, dann treibt es uns wieder rückwärts, durch n Elektricitätspalast, an den großen Schwungrädern vorbei, den westlichen Seitenflügel des Marsfeldes.

Deutschland überall! — In der Ausstellung der chemischen ndustrien, welche an diejenige der Maschinen angrenzt, ist die elbewunderte deutsche Sammelausstellung für Parfümerien ein empel des Wohlgeruchs. Seine Eingänge bewachen Blumenädchen mit durchbrochenen Körben, und in den einfachen Glasronken des freskengeschmückten, in Weiß und Gold gehaltenen avillons feiert neben Berliner Wohlgerüchen das Kölnische asser seine Triumphe.

Es ist wieder mehr eine Damen- als eine Herrenausstellung!

„Da schau'n wir uns doch lieber einmal das Leder an!" eint ein Bayer, der mit Kniehosen, Lodenrock und Spielahnfeder durch die Ausstellung wandert und damit selber ein egenstand der Bewunderung geworden ist. „So viel und hönes Leder," meint er in ehrlicher Begeisterung und mit der icherheit eines Mannes, der etwas davon versteht, „hat man auf der Welt noch nicht beisammen gesehen!"

Mein Interesse liegt mehr beim Papier und bei den Druckaschinen, die es bearbeiten. Schwirrend drehen sich die Räder im reise, schwerfällig schieben sich ie Platten zwischen den Walen vor- und rückwärts, bei en einen Maschinen fallen anzösische Tageszeitungen rtig gedruckt und schon efaltet in Körbe, andere ren bunte Postkarten genbweis aus, und dritte bedecken, Farbe um Farbe, eiße Papierflächen: es entehen die grellen Reklamelakate, welche die Mauern und äune bis in schwindelnde Höhen iren sollen, und überall sind die rbeiter und Erntegerinnen thätig, n Wißbegierige in das Geheimis des Bilderdrucks einzuführen. ebenan eine Welt von Werken es Buchdruckes, der Reproduktionskunst, der Photographie, von Luxuspapieren mit künstrischen Darstellungen und von Erzeugnissen der vorgeschrittenen Kartographie.



Spanischer Galawagen.

In der Transportmittelausstellung.

Einig groß ist Deutschland in den nächsten Sälen „Chemische Gewerbe" mit der historischen Sammlung der Deutschen chemischen Gesellschaft nd einer vereinigten Ausstellung der gegenwärtigen chemischen Industrie, an der über hundert Firmen beteiligt sind, vertreten. Aber wer kennt, ohne selbst Chemiker zu sein, die Geheimnisse all der Retorten: nur us dem Schimmern und Funkeln errät man, daß die Farbenindustrie dabei eine große Rolle spielt.

Und jetzt grüßen wir die Luftschiffahrt! Eine französische Erfindung, ist sie ein Lieblingsfeld französischer Technik geblieben. Da mag, wer Lust hat, auch die Maschinen studieren, die kluge Köpfe erfunden haben, um einen Ballon zu lenken oder sich sonst mit einem zielsicheren Apparat in die Luft zu heben. Ueber das Marsfeld steigt aus einem Winkel ein kleiner Fesselballon, wie man ihn schon vor Jahrzehnten gesehen hat, und verrät es laut: Nirgends weniger als im Ballonwesen hat die Weltausstellung des abschließenden Jahrhunderts einen Fortschritt gebracht!

Dafür sind in der Zeit eines Jahrhunderts alle anderen Gebiete der Verkehrstechnik umgewälzt worden. Das lehrt uns die hübsche geschichtliche Sammlung alter Post- und Luxuskutschen, die Ausstellung von Lokomotiven aus Stephensons Zeit und der ersten schwerfälligen Fahrräder. Wie altertümlich diese Vehikel anmuten, obwohl es nicht mehr als ein Menschenalter her ist, seit sie das gleiche neugierige Erstaunen hervorgerufen haben wie jetzt in abgelegener Gegend ein Automobilwagen! Die Fahrwerke mit mechanischem Betrieb, Luxus- wie Lastwagen, die zu Hunderten in der Ausstellung stehen, üben eine besondere Anziehungskraft auf die Besucher, die Ausstellung ist so etwas wie die stille Gutheißung des vielbekämpften Automobiles. Es hat gewichtige Verteidigerinnen, es sind vornehme Damen, die sich fast nicht von den glänzendsten und elegantesten dieser neumodischen Wagen trennen können.

Gewiß würde die Ausstellung der modernen Verkehrsmittel, die auch von Deutschland reichlich beschickt ist, einen noch großartigern Eindruck machen, wenn nicht ihr bester Teil, die Lokomotiven und Eisenbahnwagen, in das ferne Vincennes hinaus verwiesen wäre, wohin kaum der Hundertste aller Ausstellungsbesucher gelangt, da diese alle vorher ihre Aufnahmefähigkeit erschöpfen. Wem die unbeschreibliche Mannigfaltigkeit nicht auf die Augen geht, geht sie aufs Ohr!

In den Hallen ist des Getöns kein Ende, besonders in den Sälen der Wagen und Automobile nicht, denn gleich in der Nähe ist die Ausstellung der Musikinstrumente. Da ist's fürchterlich, besonders in den Gemächern der Spieldosenindustrie. Sie ist das Stelldichein großer und kleiner Kinder, die ein Zehncentimesstück in eine Spalte der Gehäuse stecken und damit die einzelnen Werke in Bewegung setzen. Hunderte lassen sich so Opern- und Walzermelodien oder empfindsame Lieder vorspielen, und das giebt nun einen Zusammenklang von Melodien, der schlimmer ist, als wenn die Drehorgeln eines Jahrmarktes in wetteiferndem Spiele erklingen, schlimmer auch als jede Katzenmusik, denn unter den Orchestrions, die hier ausgestellt sind, giebt es Instrumente, die sich an Stärke des Schalls mit dem Spiel einer Regimentsmusik messen können. Im nahen Klaviersaal, wo die Pianos in Menge stehen, wird vielleicht auch gespielt, Phonographen orgeln, künstliche Kolibris schmettern ihre Melodien, und jetzt piept dicht neben uns ein dünnes Stimmchen. Es ist ein Totenkopf, der, nicht größer als ein Kirschkern, als Stecknadel in einem Kissen steckt und, indem er die Kinnlade auf und ab bewegt, sein Liedchen singt!

Genug des Gesanges und Gejodels, auch die langen Reihen von Stereoskopkasten, an denen neugierige Leute stundenlang ihre Schaulust mit Bilderdrehen befriedigen, reizen uns nicht, wir wandern lieber etwas weiter, wo es ruhiger ist. Und in dem Palast für Erziehung und Unterricht, Wissenschaften und Kunst, in dem die Musik ihre zweifelhaften Genüsse bietet, sind auch stille Gemächer, in die der Schwarm der Ausstellungsbesucher seltener dringt. Dazu gehört die Abteilung des Unterrichtswesens mit den Wänden voll Zeichnungen aus den Kunstgewerbeschulen aller Länder, mit den Sammlungen von Schulplänen und Schulprogrammen, mit Anschauungsmaterialien und Schulgeräten, besonders einer Menge von Schulpulten, deren jedes darauf den Anspruch erhebt, für die Gesundheit des Schülers das vorzüglichste zu sein.

Damit es indessen auch im Ernst des Schulwesens an Abwechslung nicht fehle, ist damit eine Ausstellung von Theaterperücken verbunden, und nicht weit davon finden wir eine reiche Sammlung von modernen Bücherdeckeln, die eine Flucht von Wänden bedeckt und eine Musterkarte von Büchereinbänden darstellt, wobei auch ein Schmuck von Blumen und Arabesken, von Landschaften und Miniaturen nicht fehlt.

Und plötzlich sind wir in einem furchtbar ernsten Raum,

in der reichhaltigen Ausstellung chirurgischer Instrumente. Das ist ein anheimliches Glänzen! Im stillen thut vor diesen Glasschränken wohl jeder ein Stoßgebet, daß er nie die nähere Bekanntschaft mit den kunstreichen Operationsstühlen, mit den Zangen und Messern mache. Unnütz zu sagen, daß auch hier Deutschland hervorragend vertreten ist, wie überall auf dem Marsfeld.

Wir haben es durchwandert, überall uns die Dinge ein wenig angeschaut und uns redlich bemüht; aber was sind Tage, was sind Wochen des Wanderns gegen den Arbeitsreichtum, den die Völker in den Hallen der Ausstellung gehäuft haben! Es ist ausgerechnet worden, daß ein Besucher, der den Gegenständen jedes einzelnen Ausstellers auch nur eine Minute widmen wollte, vom Frühling zum Herbst jeden Tag acht Stunden zu wandern hätte. So groß und weit ist sie!

Und noch so manches bleibt uns zu betrachten! Dort winkt das Strahlenportal des Palastes der Optik mit dem Farbenspiel des Riesenkaleidoskopes, mit den Wundern der leuchtenden Kleinwesen und der Riesenteleskope. Dahinter ragt der Riesenglobus, die Kugel von 40 m Durchmesser, in deren Innern einige hundert Menschen zugleich auf den Aussichtsturm des Nordpols steigen können.

Gequält von der Frage: „Woher die Zeit nehmen, um anderen das Geschaute mitzuteilen?“ verlassen wir die Halle.

Es ist in dieser Gegend ein Trostraum für leibliche Gemüter — die Halle des Münchner Spatenbräu, ein luftiger, hübsch ausgeschmückter Raum, wo der braune Trank immer frisch und erquicklich fließt. Hier schafft eine flotte Lebemusik, von Leuten in der Tracht der bayerischen Berge gespielt, aufgespielt, mit fröhlichen Weisen gute Stimmung, deutsches Lied erklingt, und deutsches Leben wogt.

Da erwacht der Humor, da tauschen wir unsere Eindrücke mit anderen und heben den Maßkrug mit dem Gedanken: „Mensch, das Leben ist doch schön!“

Gewiß, im Gewühl der Ausstellungsgäste, besonders in der eleganten Welt, die sich in den Gärten des Ausstellung hängt und unter den mächtigen Pfeilern des Eiffelturmes in wirbelnden Strömen und Gegenströmen begegnet, erfaßt den Besucher ein prickelnder Lebenstaumel.

Wer denkt da noch an die häßlichen Dinge des Lebens, an Armut, an Krankheit, an den bittern Kampf ums Brot!

Jugend und Schönheit strahlen, es jauchzt sich der Augen und glücklicher Leichtsinn lacht in den Glanz des Weltreichs.

Ueber Bibliothekzeichen.

Nachdruck verboten.
Das Recht vorbehalten.

Von **Karl Rosner.**

Der starke, zierkünstlerische Zug, welcher durch unsere Zeit geht und der so viele beinahe schon verdorrte Zweige des Kunsthandwerkes zu neuem und fruchtbarem Blühen erweckt hat, ist auch an den graphischen Künsten nicht vorübergegangen, ohne seinen belebenden Einfluß auf sie zu üben. Verjüngt und gekräftigt geht das neue deutsche Buch aus dem Kampfe hervor, den Ueberlieferung und Fortschritt um seine Ausgestaltung geführt haben, und immer teppichter sehen wir in Schrift, Papier, Anordnung des Satzes, Illustrationswesen und Einband sowohl das Resultat neu errungener technischer Fortschritte, wie auch neuer praktischer Erfahrungen und künstlerischer Ideen zum Ausdrucke kommen. Derselbe Wunsch, eine eigenartige, in dem Seelenleben der Zeit wurzelnde Schönheit der rein gebrauchstüchtigen Form zu verbinden, wie wir ihn zum Beispiele in den Schöpfungen der deutschen Renaissance finden, spricht auch aus solchen im besten Sinne modernen Werken.

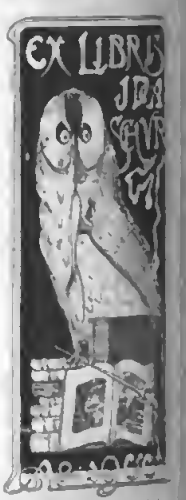
Nach einer Zeichnung von Prof. E. Doepler d. J.

Mit dieser künstlerischen Pflege des Buches hat sich die neue Zierkunst auch eines besonderen Gebietes graphischer Kunstbethätigung wieder bemächtigt, eines Gebietes, darauf gerade die Kleinmeister der Renaissance hervorragend Schönes geschaffen — des Bibliothekzeichens oder Exlibris. Die letztere Bezeichnung rührt von den Anfangsworten der üblichen Aufschrift her: Ex libris mit nachfolgendem Namen des Bibliothekbesitzers: „Aus der Bücherei des . . .“ —

Das Exlibris geht in seinen Anfängen auf einen rein deutschen Ursprung zurück. Die Freude am Besitze schöner Bücher und der Wunsch, den zu jenen Zeiten nicht nur hinsichtlich des Inhaltes, sondern auch mit Hinblick auf die hohen Anschaffungskosten wertvollen Werken ein Zeichen des Besitzes anzudeuten, gaben den Anlaß zu seinem Entstehen schon um das letzte Viertel des 15. Jahrhunderts. Das Exlibris sollte an Stelle der älteren handschriftlichen Eintragungen die Bücher des Besitzers in gefälliger, gleichmäßiger Form als gemeinsames Zeichen zusammenhalten, es sollte dem Beschauer des Werkes den Namen des bücherliebenden und wissensfreudigen Besitzers melden und es sollte auch den etwa vergeßlichen Entleiher eines Buches gelegentlich daran erinnern, daß eben dieser Band zum Besitze eines Anderen gehöre. Die innere Seite des Buchdeckels wurde nun jeher als bevorzugter Ort zur Anbringung des Blattes gewählt.

Zur nachträglichen Feststellung der Geschichte einzelner Bibliotheken, deren Werke sich inzwischen in alle Welt zerstreut haben, ebenso wie zur Erforschung der Geistesrichtung, welche vor Jahrhunderten in der oder jener längst verzettelten Büchern geherrscht, haben die Bibliothekzeichen der wissenschaftlichen Forschung unserer Zeit eine der beste, manchmal auch die einzige Handhabe geboten.

Gelehrte, Geistliche und Klöster waren in der Jugendzeit der Buchdruckerkunst beinahe allein im Besitze von Bibliotheken; dementsprechend war es meist das Familien- oder Personenwappen des betreffenden Besitzers, das dem Bibliothekzeichen als Motiv zu Grunde lag. Neben diesem aber kommen bald auch Devisen, Wortspiele und Bilderspiele, die sich an den Namen des Besitzers schließen, mit in dem Aufblühen der deutschen Kunst zur Zeit der Renaissance zu Hunderten auch das Exlibris zu einer hervorragenden Höhe, denn Meister wie Albrecht Dürer, Hans Holbein, Jost Ammann, Burgkmeier, die Behams, Lucas Cranach, Virgil Solis und andere haben ihren Stift in seinen Dienst gestellt, und so besitzen solche Blätter aus jenen Tagen auch für uns noch einen weit über die Bedeutung eines historischen und heraldischen Dokumentes hinausgehenden, künstlerischen Wert.



Nach einer Zeichnung von E. Doepler

Von da an finden wir das Bibliothekzeichen als einen treuen Begleiter der Bücherfreunde und Bibliotheken, allerdings verschiedenartig genug in Bezug auf Stileichtung und künstlerischen Wert. Mit Hinblick auf ersteres ist es natürlich stets ein unbändiges Kind seiner Zeit, das heißt, es trägt die Muschelformen und graziöse Figuren in den Tagen des Rokoko und schmückt sich mit Flortuch, Schuppenketten und Ulanen in der Zeit des wieder aufgenommenen Klassizismus. Hatte als Grundlage der technischen Vervielfältigung bis zum 18. Jahrhundert der Holzschnitt — demnächst und unbemalt — vorgeherrscht, so tritt dann der Kupferstich und später die Radierung stark in den Vordergrund, und nur seltener noch zeigten sich neben diesen Schnitt oder Typensatz. Dieses Verhältnis blieb bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts bestehen.

Rascher bewegte sich der Inhalt der Darstellungen in neue, freiere Bahnen. Hier zeigten sich, gemäß der Berufsgruppierung der Gesellschaft und des Bücherbesitzes in bürgerlichen Kreisen, bald auch neben den heraldischen Blättern zahlreiche Bibliothekzeichen, welche Sinnsprüche und Symbole des Berufes, Studiengebietes oder der Lebensart auch mehr das Porträt des Besitzers zu Motiven ihrer Schöpfungen wählten. Ein altes kurioses Blatt nennt als Urheber des Porträts den, der es aufweist, daß der Besitzer durch sein grimmig blickendes Bild persönlich zur Rückgabe des Buches mahnen wolle. Aus Gärten, von Bibliothek-Innenräumen, von Klöstern und Orchideen trifft man häufig. Als der bedeutendste Meister unter den zahlreichen Künstlern des 18. Jahrhunderts, welche sich mit dem Stoffe [illegible] beschäftigten, sei Daniel Chodowiecki hier genannt. [illegible]

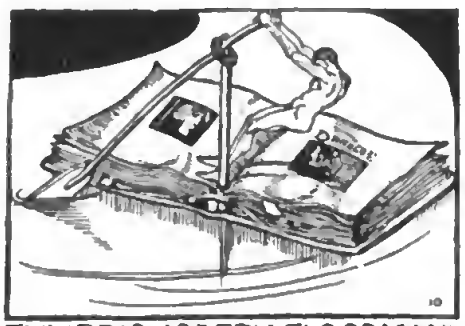
dge erwähnt werden, daß auch Goethe zwei Exlibris radiert hat. — Einen starken Rückgang in der Pflege des Bibliothekzeichens bringt das neunzehnte Jahrhundert in seinen ersten siebenzig Jahren. Selten nur sehen wir neue Blätter in dieser Periode entstehen und meist sind es künstlose, nichtssagende Versuche. Erst die nach der Renaissancezeit zurückblickende Kunstbestrebung der achtziger Jahre besinnt sich auch auf das Exlibris wieder; oder auch sie nimmt meist nur noch, was jene Zeit ureigen und besser gebracht hat, und den Kunstbestrebungen der jüngsten Zeit war es vorbehalten, dem Bibliothekzeichen in Deutschland auch eine zeitgemäße Formensprache wieder zu gewinnen.

Bibliothekzeichen des Hofburgschauspielers Hugo Thimig.
Nach einer Radierung von Prof. William Unger.

Aus der Reihe der Künstler, welche als unsere Zeitgenossen treffliche Werke auf diesem Felde schufen, nennen wir hier nur Max Klinger, Hans Thoma — den Meister echt deutscher Märchenkunst —, Georg Baelaesius, W. Behrens, E. Doepler, A. M. Hildebrandt, P. Voigt, W. Unger, J. Sattler, B. Wenig, E. Orlik, O. Eckmann, O. Greiner und A. Tasso. Einfachheit und klare Bestimmtheit zeichnen die meisten der neugeschaffenen künstlerischen Bibliothekzeichen aus, und wohlthuend heben sie sich durch ihre flächenhafte Wirkung von vielen älteren bildartigen Blättern ab, während sie an Reichhaltigkeit des gedanklichen Inhaltes und der Ziermotive wohl eine bisher in solcher Vielheit noch nicht angewiesene Höhe erreichen. Natürlich hat sich auch der zierkünstlerische Dilettantismus im Entwurfe von Exlibris versucht und in vielen Fällen hübsche Erfolge erzielt. Auch mit Bezug auf die technische Ausführung der Exlibris sind, namentlich durch Nutzbarmachung der farbenprächtigen Lithographie, durch die Verwendung der zinkographischen Reproduktionsmethoden und die Vervollkommnung der anderen Techniken, außerordentliche Fortschritte erreicht worden. Strich, Schnitt, chemigraphische Verfahren und Steindruck dienen heute der Exlibrisherstellung in gleicher Weise. Am besten aber spricht für den schönen Aufschwung der Exlibrispflege die Mitteilung des Exlibrisforschers K. E. Graf zu Leiningen-Westerburg: daß in den Jahren 1894 bis 1898 allein in Deutschland weit über tausend neue Blätter, von 1871 bis 1900 aber rund 4000 ausgeführt und bekannt geworden sind. Das international Urteil über die deutschen Bibliothekzeichen geht dahin, daß sie nicht nur hinsichtlich ihrer Zahl an höchsten stünden, sondern daß sie auch an künstlerischem Wert vor allgemeinen die englischen und namentlich die französischen Blätter weit überragen.

Natürlich hat sich auch der Sammeleifer des Bibliothekzeichens bemächtigt, und nicht nur größere öffentliche Bibliotheken und Kupferstichkabinette, sondern auch viele Privatleute und Künstler haben schöne Sammlungen von diesen kleinen Kunstblättern zusammengebracht. An der Spitze all dieser Sammler steht der schon genannte Graf zu Leiningen-Westerburg in Neuposing-München mit seiner auf dem Kontinent einzig dastehenden Kollektion von 18 500 verschiedenen Bibliothekzeichen aller Länder vom Jahre 1470 bis zur Gegenwart. Diese wertvolle Sammlung ist dem Germanischen Museum in Nürnberg testamentarisch verschrieben und wird an Umfang nur noch von der Sammlung des Britischen Museums in London übertroffen. Auch drei Vereine zur Pflege des Exlibris und Publikationen zur Erforschung seiner Geschichte sind in Deutschland, England und Frankreich entstanden.

Bibliothekzeichen des Dichters Julius Wolff.
Nach einer Zeichnung von P. Voigt.



Nach einer Zeichnung von Julius Diez.

Will man selbst ein Exlibris entwerfen oder zeichnen lassen, so achte man vor allem darauf, daß Name und Wohnort des Besitzers der Bücherei — der eigentliche Zweck des Bibliothekzeichens — klar und deutlich hervortreten; neben diesen ist auch die Angabe von Namen oder Monogramm des Zeichners, welcher das Exlibris schuf, sowie der Jahreszahl seiner Herstellung wünschenswert.

Die Ziermotive aber suche man in möglichst nahe Beziehung zu der Eigenart des Besitzers und seiner Bücherei zu bringen. „Redende Blätter" nennt der Exlibriskundige solche, deren bloßer Anblick ihn über Art und Weseo ihres Eigners oun den Motiven ihres Schmuckes belehrt. „Die stummen Hüter des Eigentumes" sollen Zungen bekommen durch den Geist, der aus ihrem Schmucke spricht.

Der Dorfapostel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(10. Fortsetzung.)

Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer.

12.

Früh am Morgen des Gründonnerstages — es war noch grau, und eben schürte die Hausmagd auf dem offenen Küchenherd das Feuer an — da kam von der Hausthür her ein Schritt, so schwer, daß alles Gerät im Flur zu zittern begann.

Hanspeter trat auf die Küchenschwelle, und sein gebeugter Körper füllte den ganzen Rahmen der Thüre.

„Hausmagd . . . thätst mir ein Rinkl Brot geben, ja?"

Im ersten Augenblick war die Magd so erschrocken, daß sie sich fast bekreuzt hätte. Seine Stimme hatte sie nicht erkannt — die war ganz anders wie sonst — und im Zwielicht des frühen Morgens sah er völlig schwarzgrau aus, das häßlich entstellte Gesicht und den ungefügen Körper überzuckt von den grellen Lichtern der Herdflamme.

Doch in halbem Schreck fing die Magd zu lachen an. „Was willst? Ein Rinkl Brot?"

„Den mußt mir geben, ja!" Hanspeter kicherte, ganz merkwürdig hoch und dünn. „Um der Lieb willen mußt ihn hergeben, weißt . . . denn d' Lieb is ausstkommen . . . jetzt haben sie's, d' Leut!"

„Geh, da Narr! Machst schon wieder in aller Früh deine heiligen Sprüchln her!" Sie schnitt vom Brotlaib eine Scheibe herunter, noch dicker als das Brett, aus welchem Hanspeter den Sessel für Herrn Felician herausgehobelt hatte. „Da hast . . . wenn net warten kannst bis auf d' Suppen!"

„Soll dir's d' Lieb vergelten!" Wieder kicherte Hanspeter, während er das Brot in die Joppentasche preßte. „Und sagst dem Waldhofer, daß ich net heimkomm bis aufn Abend."

„Bleibst ebba den ganzen Tag heut in der Kirch?"

„Na na! . . . Und Kirch? . . . Ah ja! . . . Jetzt, weißt, jetzt hab ich mein Zuversicht in die Füß! . . . Auf Endsdorf schau ich ummi, und auf Mitterwang, und auf Hirschbichl eini!" Seine Augen brannten, und während er noch immer kicherte, rann es ihm glitzernd über die verzerrten Wangen. „Wenn keiner net da is, der eim helfen mag, so mußt dich halt selm ein bißl rühren! Ja! Pfüet dich, Madl . . . ich weiß net, wer . . . und laß dich d' Lieb net verdrießen, d' Lieb is ausstkommen!" Er wandte sich. Und kicherte noch über die Schulter. „Recht hast, Madl . . . sagen thut er eim nix . . . hast recht . . . fufzg Markln, die hätten Kinder kriegt in vierzehn Jahr!" Alles zitterte wieder, als er mit seinen schwerklappenden Tritten davonging.

Die Magd, die sich an ihr eigenes Wort vom Geld, welches Kinder kriegt, nicht mehr erinnerte, sah ihm lachend nach, in der einen Hand noch den Brotlaib, in der anderen das Messer. „Heut hat er's... da durft ihm der Nachtwachter net begegnen!" Als sie das Messer fortlegen wollte, sah sie an der Klinge ein Brotschnipfelchen hängen aad nahm es mit der Zunge weg. Doch erschrocken spie sie den Bissen wieder aus — bevor sie schluckte, hatte sie sich noch erinaert, daß sie nüchtern bleiben mußte. Und weil auch der Hanspeter einer der Ledigen war, die heute ihren heiligen Tag hatten, fuhr der Magd noch die Sorge durch den Kopf: „Er wird doch 's Brot net essen! So unchristlich wird er ja doch net sein!"

Nun war's mit dem Suppenkochen schnell gethan. Denn nur der Waldhofer bekam sein Frühstück. Alle andern ina Hause maßten warten, bis sie von der Kirche kamen.

Während der Bürgermeister vor seiaem einsamen Teller saß, erschien das ganze Hausgesinde, eins nach dem andern, und jedes bot ihm scheu die Haad hin mit den Worten: „Unser Heiland hat leiden müssen und hat verziehen . . . thuts mir halt auch verzeihen, Bauer!"

„No ja, meintwegen!" sagte der Waldhofer zu jedem. „Unser Heiland hat 's Exempli geben, müssen wir's nachmachen. Thu dich halt bessern, gelt!" Dann fragte er: „Wo bleibt denn der Hanspeter?"

Aber die Magd war schon aus der Stube, und die anderen Gesindleute wußten nichts von ihm.

Da lachte der Waldhofer. „Dem hätt ich gern ein Wörtl ins Gwissen gredt, daß er sich ein wengl verstandsamer anlaßt... und grad der bleibt aus!"

Als die Hrimleut gingen, trat Roman in die Stube, mit übernächtigem und müdem Gesicht.

„Thu mir verzeihen, Vater!"

„Hast mir nix than!" fngte der Alte, den Sohn mit freundlichem Blick betrachtend. „Ein bißl narret bist halt gwesen, die letzten Täg her. Aber jetzt weißt ja, wie dran bist . . . jetzt kannst wieder einmal ein anders Gsicht hermachen!"

„Freilich, ja! . . . Jetzt weiß ich, wie ich dran bin!"

Aber Romans Gesicht wurde nicht anders.

Schmunzelad fragte der Waldhofer: „Hast d' Julerl schon um Verzeihung beten?"

Es war eine merkwürdige Lustigkeit, mit welcher Roman am Vater hinauf sah — wie Humor, der beißen möchte. „Ich mein', das braucht's net . . . die tragt mir nix nach!" Sogar lachen konnte er. „So viel gut is die!"

„Ja, Bub, die hat ein Gmüt wie ein Weihbrunnkesserl."

„Na, Vater, lieber net!" Roman war plötzlich ernst geworden. „Ein Weihbrunnkessel laßt sich's gfallen, daß viel Händ einigreifen! So ebbes thät mir doch net taugen . . . bei einer, die man heiratea muß!" Er ging zur Thüre.

Der Waldhofer schien das Bedenkliche seines Vergleiches einzusehea und lachte. „Aber was is dena? Warst denn net auf d' Julerl?"

„Der komm ich aet aus! Die wart schon auf mich . . . nach der Kirch."

Draußen auf der Straße lüftete Roaan die Joppe wie einer, der aus der Nähe eines Backofens entronnen ist. Mit langen Schritten, immer wieder sich umsehend, eilte er der Kirche zu.

Von allea Andächtigen, die heute kommen sollten, war er der erste. Lange stand er schon auf der Emporkirche an seinem Platz, als die Glocken „zusammen" läuteten.

Flimmernde Sonnenbäader schlaagea sich durch die hohen, buntbeglastea Feaster in den stillen Raum; doch sie heiterten nur wenig die ernste Stimmung der Kirche auf, deren Seitenaltäre für den Charfreitag schon mit schwaezen Tüchern ausgeschlagen waren. Nur der Hauptaltar, den Jungfrauen und Junglingen zu Ehren, zeigte noch das Rot der christlichen Freude. Aber alle Fahnen and Kreuze waren schon mit schwarzem Flor umhüllt, die Postamente der Heiligen mit Bahrtüchern behangen. Und wie die Stimmung der Kirche, so die Haltung der Andächtigen, die da kamen. Nicht die Unruh und das Gewisper wie sonst. Still, mit gesenkten Augen, tratea sie in die Kirche, und keines guckte nach dem andern. Nur das fromme Julerl machte eine Ausnahme und warf einen flink späheuden Blick nach der Emporkirche hinauf.

Diesen Blick gewahrte Roman, und trotz der reuevollen Zerknirschung, die an diesem heiligen Tage sein Herz erfüllen mußte, zuckte es wie gereizte Schadenfreude über sein Gesicht.

Herr Felirian hielt das Hochamt. Nach der Kommunion nahm er den Mahlkelch aus dem Tabernakel, umhüllte den Goldfuß mit dem weißen Spitzentüchlein, hob eine Hoftie hervor und ging zu dem Holzgeländer, das den Hauptaltar vom Schiff der Kirche trennte und mit dem weißen Speistuch überdeckt war.

In stiller Reihe traten die Jungfrauen aus ihren Bänken. Immer zwanzig konnten am Geländer knieen. Sie schoben die Häade unter das weiße Tuch und hoben es hinauf ans Kinn. Manch ein bleiches Gesicht, manch ein heiß gerötetes, zerflossenen Glanz in dea scheuen und frommen Augen — so knieten sie. Und Herr Felician, die Worte des Segens murmelnd, ging von einer zur anderen und reichte den Leib des Herrn.

Nun kam er zu einer — und da zögerte seine Hand mit der Hostie. Doch ohne sich zu regen, geduldig, in unschuldsvoller Andacht, blickte Julei an ihm hinauf und wartete mit dem gestreckten Züngleia.

Er reichte ihr die heilige Speise, wandte sich ab und reinigte die Finger aa dem weißen Spitzentüchlein, das den Kelch umschloß.

Als das Geländer leer geworden, stand Herr Felirian, eine Hostie in der Hand, nad über die ganze Kirche blickte er nach dem hinterstrn Winkel. Zwei leere Plätze sah er — und ein Ausdruck ralloser Kümmernis trauerte in seinem runden Faltengesicht.

Die Jüaglinge kamen zum Mahl. Das machte sich minder still als der Zug der Jungfrauen — denn die genagelten Schuhe klapperten auf den Steinfließen der Kirche.

Julerl stand in ihrem Betstuhl, die Wangen eoßig, ein wenig lächelnd. Mit kaum merklichem Seitenblick musterte sie die klappernde Reihe, die an ihr vorüberschritt. Und einer kam — an ihm blieben ihre Blicke haften, ihm folgten sie zum Geländer, ein bißchen ängstlich fast. Und sie atmete auf, als ihm Herr Felician die Hostie reichte.

Nun kam die Reihe zurück — und jetzt was es ein anderer, den der fuße Blick ihrer frommen Taubenaugen suchte. Doch Romaa ging vorüber, ohne das Gesicht zu heben.

Sie tächelte und steckte andächtig das Näslein in ihr Gebetbuch.

Nach dem Hochamte, als Heer Felician den Altar verlassen hatte, trat Julei als die erste ans dem Betstuhl und machte flinke Schrittleia. Vor dem Kirchthor stellte sie sich wartend auf, in der goldig lachenden Sonne, die mit waherer Frühlingsfreude auf diese geläuterte Unschuld herabzuleuchten schien.

Als Roman zwischen anderen Burschen aus der Kirche trat, streckte Julei ihrem Verlobten, nabekümmert um all die vielen Leute, das Händlein hin und flüsterte: „Thust mir verzeihen, Schatz?"

Er sah sie an — wieder mit jenem ernsten Blick. Dann sagte er leis: „Unser Heiland hat 's Exempli geben, müssen wir's halt nachmachen!"

Seite an Seite schritten sie duech den Friedhof. Da hörte Roman hinter sich die Stimme des Mickei, der es beim Kirchthor fur seine Kameraden ausrief wie ein Losungswort: „Habts es gmerkt, Buben? Der Häuslschusterin die ihrig is ausblieben! Habts es gmerkt?"

Es zuckte dem jungen Waldhofer duech die Fäuste, und er machte eine Bewegung, als wollte er sich umdrehen. Aber Julerl zog ihn am Joppenärmel mit sich fort. Bis zum Friedhofgitter brachte sie ihn — nicht weiter. Denn Roman befreite seinen Arm und stammelte mit halb erwürgter Stimme: „Dee Mutter möcht ich noch ein Vaterunser sagen!"

Julei seufzte; doch ohne ein Wort zu reden, begleitete sie ihn zum Grab der Waldhoferia. Die Hände ineinander geklammert, staad Roaan vor dem grün gewordenen Hügel, mit einem Blick, der hinunterzuschreien schien in die stille Erde. „Mutterl, rat mir! Mutterl, rat mir!"

Hinter den beiden ging Herr Felician vorüber, mit dem Brevier in der Hand. Als er das Pärchen gewahrte, zog er die Brauen auf, nickte nor sich hin — und lächelte.

Nach einer Weile, als all die anderen Leute den Friedhof verlassen hatten, zupfte Julerl schuchtern an Romans Joppe. „Dürft den Heern Pfarr net warten lassen, weißt!"

Mit langsamer Hand strich sich der junge Waldhofer über

den entblößten Kopf. „Von da drunt, da redt halt keins nummer auffi! . . . Müssen wir halt gehn!“

Sie kamen zum Pfarrhof. Auf dem Pflasterkreuz vor der Hausthür knixte Julerl ein wenig mit dem Fuß; denn sie hatte seine „Zeugstiefeln“ mit dünnen Sohlen an, und die Steine waren rauh.

Im Hausflur wurde das Paar von der Jungfer Kathrin mit so erfreulem Schmanzeln empfangen, als wäre das Glück mit einem großen Henkelkorb in den Pfarrhof getreten.

Auch Herr Felician, der in seiner Stube schon wartend am Schreibtisch saß, auf dem Talar noch ein paar verstreute Semmelbröselchen vom hastig eingenommenen Frühstück — auch Herr Felician grüßte freundlich und mit wohlwollendem Lächeln.

Doch ohne vom schönen Osterwetter zu reden, ohne sonstige Einleitung, begann er gleich: „Also, mein janges, christliches Brautpaar . . .“ In kurzer Rede, die er ja nicht zum erstenmal hielt, setzte er den beiden auseinander, wie eine heilige, wahrhaft gute Ehe beschaffen sein müßte, und welche Herzenswerte die Brautleute in die Ehe mitzubringen hätten, um für ein langes Leben ihr sicheres Glück zu begründen. „Daß euch diese schönen Eigenschaften des Herzens nicht fehlen, daran ist wohl nicht zu zweifeln? Gelt?“

Roman stand wie ein Klotz, aber Julerl schüttelte unter rosigem Schmunzeln den hübschen Kopf.

„Ja, ja!“ Herr Felician nickte zufrieden. „Um aber zu wissen, ob es euch nicht an dem christlichen Handwerkszeug gebricht, wie es ein guter Hausvater und eine gute Hausfrau nötig haben . . . da muß ich halt doch ein paar Fragen an euch stellen. Also, mein lieber Romanus Waldhofer . . . jetzt sag mir einmal den ‚Glauben an Gott‘?“

Das war eine Frage, die jedes Kind hätte beantworten können. Doch Roman blieb dreimal stecken, und den „Pouzipilatus“ vergaß er völlig.

„Brav, lieber Roman! Ein bisserl hat's freilich gewackelt . . . aber macht nix, bist halt ein wengerl aufgeregt? Gelt, ja?“

Roman schnaufte.

„So! Und jetzt sag mir einmal die zehn Gebote auf!“

Bei Roman waren es nur neune. Herr Felician aber schien nicht mitgezählt zu haben, denn er nickte zufrieden.

„Brav, lieber Roman! Und da darf ich überzeugt sein, daß du alles andere grad so gut kannst! Gelt, ja! Soooo! Bin schon fertig mit dir! Von mir aus kannst heiraten.“

Mit bleichem Gesicht trat Roman einen Schritt zurück und nahm den Hut hinter den Rücken.

Lächelnd holte Herr Felician die Dose aus dem Talar, nahm eine Prise, feilte mit dem zusammengerollten Taschentuch die Nasenflügel und blickte wohlwollend an Julerl hinauf. „Also, meine fromme Juliana Staudamer . . . jetzt komm ich zu dir.“

Julerl stand mit gesenkten Augen, die Hände unter der seidenen Schürze, die Fußspitzen fest aneinandergedrückt — ganz, wie es die gute Sitte des Dorfes von einem jungfräulichen Bräutlein beim Examen verlangt.

„Brav, Julerl, brav!“ Herr Felician lobte schon, bevor er noch eine Frage gestellt hatte. „Soooo! . . . Und jetzt sag mir einmal die sieben Todsünden auf!“

Das ging, wie der Faden vom Haspel. Und Julerl zählte gleich selber mit: „Erstens die Hoffart, zweitens der Geiz, drittens . . .“ Sie wurde ein wenig verlegen und stotterte: „No ja, das wissen S' schon! . . . Viertens der Neid, fünftens die Völlerei, sechstens der Zorn und siebtens die Faulheit!“

„Brav, Julerl! Gut kennst dich aus in den Todsünden! . . . Spukt's aber nicht ein bisserl bei den sieben Werken der christlichen Barmherzigkeit?“

Durchaus nicht! An den Fingern wußte Julerl sie herzuzählen und sagte sogar noch um eines zu viel: „Die Unschuldigen verteidigen!“

„Brav, Julerl, brav! Und recht hast! Acht Werke der christlichen Barmherzigkeit sind besser als siebene! . . . Aber jetzt sag mir einmal: Wie heißen denn die fünf Gebote für christliche Brautleute?“

Es war ein merkwürdig unruhiger Blick, mit welchem die im Katechismus so gut beschlagene Examinandin den Hochwürdigen überhuschte. Doch mit der Antwort war sie flink bei der Hand: „Sie sollen, erstens, sich net leichtsinnig verloben.“

„Seeeehr richtig! . . . . Schau nur, Roman, wie gescheid die Julerl ist! . . . Und zweitens?“

„Sie sollen, zweitens, urdentlich unterrichtet sein und . . . und frei von . . . von Ehehindernissen!“

Schweigend nickte Herr Felician, während er mit ernstem Blick an der christlichen Braut hinaufsah.

„Und . . . und drittens . . .“ Julerl begann zu stottern, suchte dabei aber doch so flink wie möglich ans Ende zu kommen. „Drittens, im Brautstand unschuldig und tugendhaftig leben, viertens mit reiner Absicht in die Ehe tretten und fünftens würdig beichten und kumlizieren.“ Mit gesenkten Augen stand sie und atmete auf.

„Schau nur, schau nur, wie gut du das alles weißt!“ Ganz langsam sprach der Pfarrer, und seine Stimme zitterte ein wenig. „Aber sieh, Julerl, die Hauptperson in einer christlichen Familie ist die Frau, die auch als Mutter einmal ihre Kinder christlich erziehen soll. Drum muß ich es bei der Braut schon ein bisserl strenger nehmen, ja . . . und muß dich noch etwas fragen! . . . Also, sag mir einmal, was verstehst du unter göttlicher Gnade?“

Das war eine Frage aus dem „großen“ Katechismus, und Julerl, auf solche theologische Spitzfindigkeiten nicht vorbereitet, blieb die Antwort schuldig. Doch sie verließ sich auf ihr liebes Gesichtl, lächelte rosig und sah den Pfarrer so hold und schmollend an — recht wie ein Täublein, das gekränkt wird und doch nicht zürnen kann.

Aber Herr Felician machte es nicht wie der Untersuchungsrichter, sondern fragte hartnäckig: „Also, was versteht man unter göttlicher Gnade?“

„No, halt . . . halt daß man beichten kann, und alls is wieder gut!“

„Soooo? Alles? . . . Nein, Julerl, ein bisserl anders ist die Sache doch! . . . Aber vielleicht weißt du, welche Genugthuung man der göttlichen Gerechtigkeit schuldig ist?“

Das wissen nicht einmal alle geistlichen Herren. Wie hätte Julerl das wissen sollen? Aber sie lächelte noch immer, während Herr Felician, eine Minute lang geduldig wartend, mit den Fingern auf dem Schreibtisch trommelte.

„Weißt du vielleicht, warum wir im Vaterunser beten: Erlöse uns vom Uebel?“

Schweigend senkte Julerl das hübsche Köpfchen. Und der Hochwürdige trommelte.

„Da wirst du auch nicht wissen, warum wir in christlicher Hoffnung ein ‚Amen‘ dazu setzen?“

Jetzt wollte sich Julerl aufs Bitten verlegen. „Herr Pfarr . . .“ Mit den sanften Augen bettelte sie weiter.

Doch Herr Felician erhob sich, zuckte die Achseln und sagte ernst: „Es thut mir leid, meine gute Juliana Staudamer, aber so wenig vorbereitet kann ich dich nicht in den heiligen Stand der Ehe ‚trettlen‘ lassen. Bereite dich noch ein halbes Jährlein recht schön vor . . . bist ja noch jung genug . . . und im Herbst kannst du wieder zum Brautexamen kommen!“

Diese Entscheidung übte auf jede Hälfte des christlichen Brautpaares eine andere Wirkung aus. Dem jungen Waldhofer, der zu wachsen schien, war das Blut wie heißes Aufleuchten in die Wangen geschossen, während Julerl, ganz klein geworden, mit kreidebleichen Lippen stammelte: „Herr Pfarr . . . Mar' und Josef . . . ich bitt Ihnen goldstaufetmal . . . thun S' mir doch so viel Schand net an . . .“

Herr Felician hob die Arme und ließ sie wieder fallen. „Thut mir leid! Aber beim Konsistorium nörgeln s' so wie so allweil an mir herum. Jetzt muß ich's einmal machen, wie sie's haben wollen. Und in der Gmein? Erst neulich haben s' mir d' Fenster eingworfen . . . vermullich, weil ich's in meinem Seelsorgeramt ein bisserl zu gnädig genommen hab! Jetzt muß ich halt bei der strengen Pflicht bleiben! . . . Im Herbst kannst wieder kommen, Julerl! Adieu! . . . Thut mir leid, lieber Roman, wenn ich deine verliebte Ungeduld auf so eine harte Prob stellen muß! Aber . . .“ Wieder hob Herr Felician die Arme.

Roman nickte. Es schien, als wäre er zu verständig, um die Zwangslage nicht einzusehen, in der sich der hochwürdige Herr befand. „No ja . . . wenn die Braut ihren Katechism net weiß, da kann man nix machen!“ Ruhig, ohne Vorwurf, wie

es sich geziemt für einen nachsichtigen Bräutigam, sagte er zu Inlerl: „Da hast es jetzt! . . . Müssen wir halt gehn! . . . Pfüe Gott, lieber Herr Pfarr!“ Und da hatte er auch die Thürklinke schon in der Hand.

Inlerl, zitternd, mit entfärbtem Gesicht and angstvollen Augea, stand noch immer auf der gleichen Stelle. Bittead streckte sie die Hände und brachte doch kein Wort über die Lippen. Vielleicht aber hätte sie die Sprache noch gefunden, wäre nicht Jungfer Kathrin, erregt und mit roter Stirn in der Thüre aufgetaucht, welche Roman geöffnet hatte.

Stockend atmete Inlerl auf, starrte die Köchin an, warf noch einen verzweifelten Blick auf Herrn Felicinn und schlich aus der Stube.

Kathrin drückte die Thüre zu und drehte den Schlüssel um. Die Hände ineinander schlagend, kam sie auf den Pfarrer zu and begann mit Geflüster zu jammern: „Hochwürden! Ja Hochwürdea! Um Gotteswillea! Was haben S' denn da jetzt wieder gmacht!“

Herr Felician schmanzelte. „Ebbes guts!“ In sichtlichem Vergaügen schnippte er mit den Fingern die Semmelbröselchen von seinem Talar.

„So? Ebbes guts! So?“ legte Kathrin los, in einem Ton, als wäre ihr das Weinen nahe. „Ja sagen S' mir nur, Hochwürden, wo haben S' denn Ihren Verstand wieder ghabt! Ehnder geben S' kein Ruh net, gett, bis aet 's ganze Dorf wieder aufghetzt is gegen unsern Pfarrhof!“

„Zanust schon wieder, jn?“ Herr Felician legte die Hände hinter den Rücken. „Aber gleich hab ich mir's deukt! Bei dir hilft's was, 's Predigen, ja! Zum rechten Ohr geht's nein, und zum linken rumpelt's wieder auft!“

„Predigen! Predigen! In der Kirch drin mögen S' der beste sein . . . da sag ich nix! Aber heraußten aad im Pfarrhof, wo man ein Verstand braucht zu die Leut, da machen S' eia Moosbacher um den andern! Wie können S' denn eim Brautpaar, wie der Waldhoferbub und 's Stnadnermadl, den Consenzi verweigern! Was is Ihnen denn da jetzt eingfallen!“

„Knthrin!“ Der Pfarrer wurde ernst. „Drängelst dich schon wieder in meine Seelsorgersachen?“

„Seelsorg! Seelsorg! Daß man für d' Seeken allein sorgt, das giebt net aus, Herr Pfarr! Ein kleins bisserl muß man für'n Magen auch noch sorgen. Wie knapp unser Pfarrhof drnn is, das wissen S' ja doch! Und da steht jetzt die schwerste Hochzeit aor der Thür, die uns ein bißl was eintragen hätt . . . and da macht mir mein gscheider Herr Pfarr jetzt ein solchenen Strich durch'n Kuchenzettel! Ja sagen S', Hochwürdea, wie kann Ihnen denn so was einfallen! Dem Waldhofer so ein Affront hermachen! Dem Bargermeistler . . . der uns vor acht Täg erst die Glaserrechnang zahlt hat!“

„Ich hab's ihm net gschafft,“ fuhr Herr Felician ärgerlich auf, „die hätt ich schon selber noch zahlen können!“

„Ja! Ja! Und ein halbs Jahr lnng nimmer schnupfen und rauchen, gelt? Und ein halbs Flaschl Bier auf'a Abend! Und die hnlbete Semmel zum Kaffee! Ah na! Sie mit Ihre sechzig Jahr und ihrem diffizilgen Magen, Sie müssen Ihr ordentliche Verköstigung haben. Bekreuzigt hab ich mich schoa vor lauter Freud, so oft ich den Waldhofer gsehen hab . . . and da fahren mir jetzt Sie zwischeneini und machen mir mit Ihrem Katechismus solchne Gschichten her! Ja sagea S' mir nur, Hochwürden, wie können S' denn dem Waldhoferbuben den Consenzi verweigern! Denken S' doch ein bißl nach! Denken S' doch ein bißl nach! Dem Waldhoferbuben den Consenzi verweigern!“

„Dem hab ich ihn nicht verweigert!“ schrie Herr Felicinn in den prasselnden Wortsturz der Köchin hinein. „Der kann von mir aus heirnten, wann er mag! Morgen! Heut noch! Wenn er auch gleich seia Katechismus net kann . . . macht nix! Aber der andern hab ich ihn verweigert! Der! Jn! Jn! Und jn! Uad ja!“

„So? Und der Waldhoferbub kann d' Hochzeit allein halten? Gnt kennen S' Ihnen aus!“ Kathrin lachte gereizt. Dann wurde sie wieder ernst und stellte den Finger auf den Schreibtisch. „Hochwürden! Das sag ich Ihnen . . . den Moosbacher machen S' mir wieder rnckgängig. Jn acht Täg muß d' Inlerl ihr Examl bstanden habea . . . oder Sie können auf Pfingsten Ihren hochwürdigen Schnabel an' Bindfnden hängen, statt daß ich Ihnen Bratwürst auftragen kann, ein jungs Gausl und ein Gugelhupf!“

Da war es am Herrn Felicians letzte Beherrschung gethan. „Du! Du! Kathrin!“ Er machte hinter dem Rücken zwei Fäuste, and seine Stirne wurde ganz rot vor Zorn. „Ja glaubst denn du, daß mir ein Gugelhupf, ein Gausl and Bratwürst mehr gelten als wie 's Lebensglück von eim guten Menschen, den ich gern hab? Aaaah! Wenn du mir soooo kommst, ah, da kann ich dir gleich noch ein bißl anderst! Und sag dir's ins Gsicht: wenn's mir nachgeht, heiratet der Roman die Inlerl überhaupt nimmer! Verstehst mich! Die kena ich jetzt! Die kenn ich! Der hab ich gestern im Beichtstuhl nuntergschaut . . .“ Erschrocken fuhr er mit der Hand nach dem Munde. „So, schön! Jetzt hätt ich mich bald noch verpappelt!“ Und wütend schrie er die Köchin an: „So weit kannst mich noch bringen, da . . . mit deine Bratwürst!“

Je mehr sich Herr Felician erhitzt hatte, desto ruhiger war Kathrin geworden. „Ich will nix wissen. Bhalten S' nur alles für Ihnen! Was die nerliebten Leut beichten, das weiß man eh . . . da brauchen S' Ihnen net erst noch verpappeln!“

„Ja, freilich, du weißt was! Du bist die ganz Gscheide!... Nix weißt! Verstehst mich!“

„Thun S' net alls durcheinander mengeln! Der Beichtstuhl und die Hochzeit im Waldhof, das sind zwei ganz verschiedene Sachen! Und jetzt sind S' gscheid, Herr Pfarr, und lassen S' Ihnen sagen . . .“

„Katharina!“ Herr Felician wurde hochdeutsch. „Jetzt ist es genuggg! Fertig! . . . Jetzt geh mir aus der Stube! Hörst du?“

Weil aber Kathrin das Schlachtfeld nicht verlassen wollte, griff der hochwürdige Herr mit zitternder Hand nach seinem Käpplein, sperrte die Thüre auf und wanderte in den Garten hinaus, um Luft zu schöpfen.

Vom Kiesweg zwischen den jungen Zwetschgenbäumen konnte er weit hinuntersehen über die Dorfstraße. Und als er dort unten das christliche Brautpaar gewahrte, dem er ein halbes Jährlein Bedenkzeit gegeben, da war im Nu aller Zorn bei ihm verraucht, und die Hände hinter den Rücken legend, lachte er über das ganze Faltengesicht, recht wie ein böser Mensch in seiner Schadenfreude.

Dort unten auf der Straße gingen Roman und Inlerl wortlos nebeneinander her, die Gesichter nach links und rechts gedreht, wie es der zweiköpfige Adler von Oesterreich macht. Doch während Roman in seinem nach rechts gedrehten Gesicht den Ausdruck einer nachdenklichen Ruhe zeigte, als hätte er sich mit der vom Konsistorium gewünschten Strenge schon halb versöhnt, glühte das nach links gedrehte Gesichtlein des lieben Inlerls in kämpfendem Zorn. Dazu redete etwas ratlos Verstörtes aus ihren Aagen, es zuckte und zitterte um ihre blassen Lippen, als wäre ihr das Weinen nahe, immer schien sie einen Anlauf zum Sprechen zu nehmen, doch immer blieb sie stumm und bohrte den Blick in die Dornenhecke, aus deren Gezweig die kleinen lichtgrünen Blättlein schon hervorgebrochen waren.

Nun hatten sie den Zaun des Waldhofs erreicht. Aber ehe sie noch zum offeaen Hofthor kamen, hob Inlerl plötzlich das Gesicht, klammerte die beiden Hände in Romans Joppenflügel und verstellte ihm den Weg, als sollte es jetzt einen Kampf geben, bei dem der Sieg des anderen nur über ihre Leiche ging. Und dennoch sprach sie kein Wort. Nur der verstörte Blick ihrer Augen redete, nur das stumme Zittern ihres Mundes.

Roman suchte halb ärgerlich und halb verlegen seinen Joppenflügel zu befreien — und mit einem Ton, als hätten sie auf dem ganzen Weg vom Pfarrhof her einen erhitzten Redekampf geführt, in welchem endlich einmal das letzte Wort gesprochen werden mußte — in solchem Tone fuhr es ihm heraus: „Jetzt hilft kein Reden nimmer! Das mußt einsehen einmal! Und was kann denn ich dafür? . . . Hättst dein Katechismus besser glernt! . . . Jetzt müssen wir halt warten das halbe Jahr!“

Er sah, wie bleich sie wurde — und ihr süßes, rundes Grübchengesicht erschien beinahe häßlich in dieser Angst, die all ihre Züge veränderte und verzerrte.

„No ja . . .“ Romans Stimme wurde ein wenig ruhiger. War eine Regung von Mitleid in ihm erwacht? Oder hatte er Ursache, sich selbst einen Vorwurf zu machen? Denn sein Blick war scheu, und er konnte Inlei nicht mehr ansehen. „No ja . . . jetzt gar so hart mußt dir's auch net sein lassen . . . am End bin ich's gar net wert, daß dich so kümmern thuist! Und . . .

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Jugendlust.

Nach einem Gemälde von P. Wagner.

halbs Jahrl warten . . . mein, das wär noch lang net 's Aergste dran! Und kunnt ja sein, daß sich dein Mutter drüber freut . . . weil s' dich nach bhalten kann den ganzen Sommer. Denn weißt, dein Matter, die mag dich so aiel gern, ja! Und . . . die thu mir schön grüßen, gelt! Und . . . pfüe Gott . . . no ja, pfüe Gott hall . . . derweil!"

Wie eine Schraube hatte Roman seinen Joppenzipfel aus Julerls zitternden Händen herausgedreht, und nun ging er mit flinken Schritten der Hausthür zu.

Auf der Schwelle warf er, wie ein Schuldiger, noch einen scheuen Blick über die Achsel. Draußen vor dem Jaunthar stand Julerl noch immer auf dem gleichen Fleck, mit gestreckten Händen, rntlos ins Leere starrend — und Roman, als ließe dieses Bild einer gekränkten Mädchenseele mit erhobenen Fäusten hinter ihm her, machte einen langen Sprung in den Hausflur und drückte hinter sich die Thüre zu. Fast hätte er auch den Riegel noch vorgestaßen — wenigstens machte er mit den Händen schan eine Bewegung dazu. Aber da hörte er aus der Küche die Stimme der Hausmagd: „Gleich bring ich dir 's Essen! Heut wird's dir schmecken, gelt?"

„In Ruh laß mich, da!" fuhr Roman wütend auf, wischte mit dem Aermel über die Stirn und trat in die Stube.

Der Waldhofer, der mit der Brille auf der Nase und mit einem Aktenstück in der Hand am Tische saß, blickte lachend auf. „No? Is jetzt alls in der Ordnung?"

„Noch lang net! Na!" Romaa ging hinter den Ofen und zog die Jappe herunter.

„. . . . Was?!" Langsam holte der Alte die Brille von der Nase und erhob sich. „Ja wo fehlt's denn, Bub?"

„'s Konsistori halt! Der Herr Pfarr kann nix dafür . . . 's Konsistori will's einmal so . . . und da hat er's halt ein bißt gnau mit'm Exami nehmen müssen. Ich, natürlich, ich hab mein Sach hergsagt wie 's Wasser! Aber bei der Julerl hat's halt mit'm Katechism gfehlt. Da hat's weil gfehlt, ja . . . und da hat ihr der Herr Pfarr den Consenzi net geben."

Nun kam der Beweis, wie sehr die Jungfer Kathrin mit ihren dunklen Ahnungen im Rechte war. Denn der Waldhofer feuerte die schwere Bauernfaust auf den Tisch, daß die Platte krachte nad das Tintenzeug erschrocken einen Hupfer that. „Ja sakra! Teufel noch einmal! Was bildl sich denn der im Pfarrhof da draben ein? Der weiß wohl nimmer, wer der Waldhofer is? Oder meinl er ebba, daß sein Katechism schwerer gwichtet als wie der Burgermeister? Und so eim laß ich aus'm Gaeinvermögen die Glaserrechnung zahlen! So eim, wie der is! Dem lunnt ich ja selber d' Fenster noch einwerfen! Dem! . . . Und 's Julerl! Mar' und Josef!" Mit beiden Händen fuhr sich der Waldhofer in die Haare. „So ein Madl, so ein liebs! Wie das arme Madl verschmacht sein muß! . . . Ja wa hast denn 's Julerl? . . . Julei! Julerl!"

Das rief der Waldhafer unter der Stubenthüre, die er aufgerissen hatte. Und weil er das arme, liebe Mädel nicht im Hausflur fand, raunte er in den Haf hinaus.

„Julei! Julerl!"

Aber der Waldhofer hätte eine Stimme haben müssen wie eine Kirchturmglocke, wena ihn Julerl noch hätte hören sollen.

Sie hatte die Straße schoa verlassen, und atemlos, wie aerfalgt von einem Gespenste, eilte sie über die grünenden Wiesen hinauf, daß ihr Röcklein flatterte und die seidene Schürze wie eine Fahne wehte. Nun plötzlich verhielt sie den Schritt und sah mit zornfunkelndem Blick unaher, als hätte es mit dem Platz, auf dem sie stand, eine ganz besondere Bewandtnis. Heiser lachend ballte sie die kleinen, molligen Hände zu zitternden Fäusten und eilte weiter.

Als sie daheim in den Hausflur trat, empfing die Staudamerin ihr sanftes Täubchen fast mit den gleichen Worten, wie die Magd im Waldhof den Roman empfangen hatte. „Bist da, Kindl? So? Gleich bring ich dir 's Essen! Heut kunnt's dir schmecken, gelt?" Ein Lachen in der Kuche. „Hat er dich sauber ausgfragt, der Herr Pfarr?"

„Mutter . . ." Julerls Gesicht war so weiß wie die getünchte Wand, und ganz erwürgt klang ihre Stimme. „Mutter! Laß 's Essen stehn und komm in d' Stuben eini! . . . Jetzt muß ich dir ebbes sagen!"

Die Staudamerin hatte ein Mutterherz, in welchem die Unruh und der sorgende Zweifel leicht erwachten — man hörte aus der Küche das Klappern eines fallenden Holztellers und die erschrockene Stimme der Bäuerin: „Mar' und Josef! Was's denn?"

Und es schien, als wäre die Sorge der Staudamerin auf flinken Sohlen gleich durch das ganze Haus gelaufen und hätte noch einem anderen ans Herz gegriffen. Denn Mickei, der im Heuschuppen bei der Maschine stand, um für die Kühe das Häckselfutter klein zu schneiden, streckte beim Klang der Stimmen, die er im Haus vernahm, in merkwürdig erregter Neugier den Kopf zum Scheunenthor hinaus — and lauschte. Er konnte von der Stube her das laute Schluchzen der Julei hören — und dann einen lohenden Spektakel, den die Bäuerin erhob. Lauschend den Hals streckend, schlich er an der Mauer entlang, um in die Nähe der Stubenfenster zu kommen. Aber da gab es im Hausflur ein Gerassel, mit zornrotem Gesicht erschien die Staudamerin auf der Schwelle, und als sie den Knecht gewahrn, griff sie nach dem Besea, der neben der Hausthür lehnte. Mickei versuchte noch ein Lachen und wallte das bessere Teil der Tapferkeit erwählen. Doch bevor er die Scheune gewinnen konnte, hatte ihn die Staudamerin schon eingehalt und begann wie eine Wahnsinnige mit dem Besen auf ihn loszuschlagen. In die Ecke zwischen Mauer und Scheunenthor gedrängt, mußte Mickei stillhalten unter dem Regen dieser Schläge und suchte nur mit den Armen sein Gesicht zu schützen. Doch als die Staudamerin ermattet einen Augenblick innehielt, stieß er sie mit den Fäusten zurück und flüchtete in die Scheune.

Die Bäuerin folgte ihm wohl mit geschwungenem Besen, aber sie kam zu spät; denn Mickei war auf den Heuboden hinaufgeklettert und hatte hinter sich die Leiter in die Höhe gezogen. Jetzt war er sicher. Er ließ in der Scheune drunten die Staudamerin schreien und schelten, legte sich droben kichernd ins Heu und wischte das Blut aam Gesicht, das ihm der Reisigbesen trotz der abwehrenden Arme gar übel zerkratzt hatte.

Der Bäuerin ging endlich der Atem aus und es wurde still in der Scheune.

Mickei blieb droben liegen im linden Heu. Eine Stunde verrann. Dann konnte er hören, daß die Staudamerin im Stall die beiden Pferde schirrte, and daß sie das leichte Bernerwägelchen aus dem Schuppen zog.

„Soll ich eak ebba helfen, Bäuerin?" rief er hinunter.

Doch keine Antwort kam. Und Mickei konnte auch eine Weile durch eine Lücke des Schindeldaches sehen, wie Julei mit verweintem Gesicht auf den Wagen stieg, nad wie neben ihr die Staudamerin Platz nahm, feiertäglich gekleidet, Zügel und Peitsche in den Händen.

„Hüo!"

Die zwei Braunen zogen an. Auf dem schlechten Feldweg zwischen all den zerstreuten Bauernhöfen gingen sie in trägem Schritt. Traben mußten sie erst, als sie die schöne Landstraße erreichten, die nach Endsdorf führte.

In der warmen, lachenden Sonne, deren Glanz das lenzende Thal übergoldete, dampfte der Frühlingsstaub unter den knarrenden Rädern und unter dem Hufschlag auf.

So lange die Fahrt auch dauerte — Mutter und Tochter sprachen kein Wort und drehten die Gesichter auseinander, wie es das christliche Brautpaar auf dem Heimweg vom Pfarrhof gethan. Erst, als sie in die Nähe voa Endsdorf kamen — wo der „Vetter" wohnte, dem die „Hauserin" durchgegangen war — und als die Staudamerin auf der Straße einen Menschen sah, da murrte sie der Julei zu: „Jetzt nimm dich zamm! Da kommt einer! Hauch ein bißt ans Tüchl hin und druck's auf d' Augen."

Doch um des Einen willen, der auf der Straße müd und langsam einhertappte, hätte Julerl die verweinten Augen nicht zu verstecken brauchen. Der schluckte den Stand, den die Räder machten, und schritt mit hängendeat Kopf am Wagen der Staudamerin vorüber, ohne aufzublicken.

Hanspeter war es.

Hanspeter kam von Endsdorf und wanderte nach Winterwang. Schritt um Schritt, schwerfällig und erschöpft. Sein massiger Rücken war krumm gebeugt, etwas Stumpfes und Gedankenloses brütete in seinem häßlichen Gesicht, in seinen traurigen Augea. Und wahrend er wanderte, brach er von dem Brot, das er in der Joppentasche stecken hatte, ein Brocken nats andere ab und schob es langsam in den kauenden Mund.

In Mitterwang thut er, was er in Endsdorf gethan: er ging von Haus zu Haus und stellte bei jeder Thür die gleiche Frage: „Habts net ebba ein Loschie zum verlassen? Drei Stübertn thät ich brauchen . . . eins dabei ein ganz ein kleins!“

So fragte er auch vor Häusern, denen Hanspeter am Fenster hätte ansehen können, daß sie überhaupt nur eine Stube hatten. Weil er es mit dem Fragen so genau nahm, wurde es später Abend, bevor er noch die halbe Dorfgasse von Mitterwang abgestapelt hatte.

Unter funkelnden Sternen trat er den Heimweg an. Doch Hanspeter sah nicht den Himmel und keins von den blinkschönen „Luckerln“, durch welche der Glanz des Paradieses „aussispitzt“ — er sah nur den grauen Staub, durch den seine müden Füße dahinschlorpten. Als er heimkam, eine halbe Stunde vor Mitternacht, schlief schon alles im Waldhof.

Hanspeter machte in seiner Stube kein Licht; im Dunkel griff er nach Herrn Felicians Sessel, um zu fühlen, ob der Firnis schon trocken wäre — aber der klebte noch ein wenig.

„So so? . . . Freilich, ja! . . . Alls muß sein Weil haben.“

In der matten Sternhelle des Fensters lag etwas auf dem Gesimse wie ein schwarzer Ziegelstein. Es war die Bibel. Und Hanspeter, im Trieb der Gewohnheit und ohne Licht zu machen, ging auf das Fenster zu und streckte die Hände. Aber da quoll ihm ein dumpfer Laut aus der Kehle, und seine Fäuste blieben wie Steinklumpen auf dem geschlossenen Buche liegen.

„Kunnt ebba sein, daß ich's auswendig weiß . . . ah ja!“

War das ein Lachen? Oder war's ein Schluchzen?

Er taumelte zum Bett, begann sich im Finsteren auszukleiden und lallte vor sich hin: „Sellig sünt thie Ahrmen üm Kaißte, then irrer üst thas Hümbelraich. Sellig süat thie Sampftmittigen . . .“ Seine drei Centner fielen so schwer auf den Strohsack, daß die ungetüme Bettlade in allen Fugen krachte.

Und immer wieder stöhnten die Bretter, so oft sich Hanspeter von einer Seite auf die andere wälzte.

Es wurde auch in der finsteren Kammer noch nicht stille, als ihm die Ermüdung endlich die Lider zudrückte, wie man mit den Knieen den Deckel einer übervollen Truhe schließt. Noch unruhiger, als im Wachen, gebärdete sich Hanspeter jetzt im Schlummer. Bald schlug er mit den Fäusten um sich, daß der Mörtel von der Mauer bröselte und das kleine Spielzeug von den Baumschwämmen purzelte — bald wieder stampfte er mit den Füßen, als müßte er im Traum auf haetem Wege marschieren. Seine Lunge rasselte, und jeder Atemzug war wie ein Seufzer, der um Hilfe stöhnte. Gegen vier Uhr morgens, als der Charfreitag zu grauen begann, erwachte Hanspeter, ganz gebadet in Schweiß.

Er richtete sich auf und nahm den Kopf zwischen die Fäuste. Nur langsam schien sich in ihm der erste Gedanke zu klären, die Erkenntnis seines Tagewerks.

„Ah ja! . . . Ah ja! . . . In Mitterwang, mein' ich, da sind ich noch ebbes! Hab erst die halbeten Häuser ausgfragt! Da sind ich noch ebbes! Da hab ich mein Zuversicht drauf!“

Es dauerte nicht lange, und Hanspeter war wegfertig — bis auf die Schuhe. Die band er an den Riemen zusammen und hängte sie über den Arm — weil er die Schläfer im Haus nicht stören wollte, ging er barfuß aus der Kammer. In der Küche schnitt er sich vom Brotlaib ein beicheidenes Stück herunter und schob es in die Joppentasche. Draußen am Brunnen wusch er sich, trocknete mit dem Filzhut das Gesicht, zog die Schuhe an und wanderte in den stillen bleigrauen Morgen hinaus, dessen letzte Sterne noch nicht erloschen waren.

„Hent sind ich ebbes! Und ebbes Guts! Da hab ich mein Zuversicht!“

Er wanderte. Und durch die dämmrigen Morgenlüfte klang es hinter ihm her wie das spottende Gelächter eines Riesen — dürre, klappernde Laute, als würden Steine in einer mächtigen Kiste durcheinander geschüttelt: das „hölzerne Gelänte“ des Charfreitags, an dem die erzenen Glocken schweigen müssen.

Die ungewohnten Töne weckten in den Häusern die Schläfer, die sonst wohl noch ein Stündlein über das gewohnte Morgenläuten hinüberschlummerten. Bald hier, bald dort an einem grauen Fenster zitterte matter Lichtschein auf und blinzelte wie mit gerötetem Auge in die Dämmerung hinaus. Und alles Getier des Dorfes wurde lebendig und geriet in Unruh. Die Hähne krähten früher als sonst, überall schlugen die Hunde an, und in den Ställen brüllten die Rinder.

Im Zwielicht des Morgens gaukelte ein Licht über den Friedhof — als wäre ein Stern vor dem Erlöschen vom Himmel gefallen und wüßte nicht, wohin er auf Erden sollte.

Eine schwankende Laterne war's. Jungfer Kathrin trug sie dem hochwürdigen Herrn Felician voran. Ueber den Friedhof hätten die beiden ihren Weg wohl ohne Leuchte gefunden; doch in der Kirche war es noch dunkel, und da brauchten sie die Laterne.

Der Mesner mit Weib und Tochter war in der Sakristei schon bei der Arbeit, um aus den Schränken herauszukramen, was alljährlich am Charfreitag zum Schmuck des heiligen Grabes diente.

„Guten Morgen, ihr lieben Leut!“ sagte Herr Felician. „Schon fleißig, ja? In Gottesnamen, helfen wir halt zusammen, daß unser guter Heiland im Grab ein schönes Liegen hat!“

Zwei volle Stunden hatten sie zu schaffen, bis der Altar mit schwarzen Tüchern verhangen war, und bis in der Höhlung unter dem Altartisch der lebensgroße, aus Holz geschnitzte Leichnam des Erlösers auf seidenen Kissen und zwischen künstlichen Blumen gebettet lag. Es blickte durch all die hohen Kirchenfenster schon der sonnige Morgen herein, als sie die Altarkerzen anzündeten und die brennenden Wachslämpchen hinter die bunten, mit Wasser gefüllten Glaskugeln stellten, die das heilige Grab gleich einer Kette großmächtiger Feuerperlen im Bogen umgaben. Wie sich das Sonnengeflimmer des Morgens mit dem Zitterschein und dem bunten Strahlengewebe der farbigen Ampeln mischte, so daß der stille Leichnam, überschimmert von all dem beweglichen Lichtgefunkel, zwischen den reichen Blumen zu leben und nur zu schlummern schien — das war ein schöner und rührender Anblick.

Ein Anblick, der auf Jungfer Kathrin seine Wirkung nicht verfehlte! Die welken Hände über der Schürze gekreuzt, ganz andächtig und mit nassen Augen, stand sie vor dem heiligen Grab und flüsterte: „O mein, o mein, so viel lieb und schön liegt er drin!“

Herr Felician sah sie ein wenig mißmutig von der Seite an. „So? . . . Gelt, ja! Jetzt schießt dir d' Andacht ein, und vor lauter Rührung tröpfeln dir d' Augen! Und morgen is wieder alls vergessen! Morgen brummst wiedee, und die ewige Jammerei hat wieder Auferstehung gfeiert!“

„Na, na, Hochwürden . . .“

„Geh, laß mich aus! Bist um kein Strichert net besser als die andern! Und ich bin grad so! Mensch is Mensch!“ Schwermütig nickte Herr Felician vor sich hin und blickte gedankenvoll in den mystischen Schein der farbigen Lampen. „Unser guter Heiland hat leiden müssen für uns und liegt im Grab . . . aber die schönen Ampeln, die sind d' Hauptsach dran! Die machen's! Alle, alle rennen s' heut in die Kirch . . . weil d' Ampeln brennen!“

Seufzend strich sich der hochwürdige Herr mit beiden Händen über den grauen Kopf und ging in die Sakristei.

Da kamen auch schon die ersten Andächtigen, und langsam füllte sich die Kirche.

Als Herr Felician zwischen den Betstühlen hinschritt und segnend das Weihwasser aussprengte, waren schon alle Plätze besetzt. Nur ganz im hintersten Winkel der Kirche war noch ein kleiner Betstuhl frei. Bekümmert sah der Hochwürdige die zwei unbesetzten Plätze an und sprengte das geweihte Wasser auch nach dem leeren Stuhl.

Nachdem die kurze Charfreitagsandacht vorüber war, setzte sich Herr Felician in den Chorstuhl, um das Requiem zu beten. Und da ging an ihm die Wanderung der Frommen vorüber, die vor dem heiligen Grabe knieen wollten.

Die Reihe der Männer eröffnete der alte Waldhofer, der den Pfarrer, als er an ihm vorüberschritt, mit einem gar unfreundlichen Blick bedachte. Herr Felician sah es und schmunzelte ein wenig — denn in der Kirche war er sicher vor dem Zorn des Bürgermeisters.

Unter den Burschen kam als einer der ersten der Staudamer-Michel, Stirn und Wangen mit Rissen und roten Kratzwunden bedeckt, als wäre ihm eine Katze ins Gesicht gesprungen. Mit halbem Lächeln wandte der Knecht das gezeichnete Gesicht auf die Seite, als er vor dem heiligen Grabe mit dem jungen Waldhofer zusammentraf. Aber das war überflüssige Vorsicht. Denn Roman schien nichts anderes zu sehen als nur die Steinfliesen des Kirchenpflasters. Sein Gesicht war übernächtig und

müd, etwas Troſt- und Ratloſes redete aus ſeinen veränderten Zügen, und länger als alle anderen blieb er im Schein der duaten Ampeln knieen und betete, ſo recht wie ein Menſch, der ein ſchreiendes Anliegen im Herzen trägt und keine Hilfe mehr weiß, wenn nicht der gute Herrgott hilft. Verſunken in ſeine Andacht, merkte er gar nicht, daß die Reihe der Burſchen zu Ende war, und daß ſchon die Frauen und Mädchen angewandert kamen. Er ſah nur plötzlich, daß ſich auf der Stufe des Altares eine ſeidene Schürze gegen ſeine Kniee bauſchte, und da fuhr er ganz erſchrocken aus ſeiner Andacht auf und eilte mit brennrotem Geſicht und langen Schritten durch die Kirche zurück. Die alte Staudamerin, die gerade aus ihrem Kirchſtuhl trat, maß den jungen Waldhofer ein wenig ſpöttiſch mit ſtolz überlegenem Blick und betrachtete dann in ruhiger Zufriedenheit ihr Inkerl, die im ſchwarzen Trauerſtaat und mit fromm geneigtem Geſichtlein neben der Mutter zum heiligen Grabe ſchritt. Ihre ſchönen, ſanften Augen waren verſchleiert von den Wimpern der geſenkten Lidee, und das holde Grübchengeſicht ſchien ruhig und ſtill. Nur ein wenig bleich war es.

Und Herr Felicianu, der mit ſeinen alten Augen ſo ſcharf zu ſehen verſtand, meinte in dieſem ſcheinbar ſo ruhigen Geſichtlein etwas Verſtecktes zu ſehen, das gar nicht zu dieſen ſanften, frommen Grübchenwangen paſſen wollte: einen heimlichen Zug von Enttäuſchung und Verdroſſenheit, von Zorn und Widerwillen.

Ernſt, beinah mit hartem Blick in den ſonſt ſo freundlichen Augen, ſah Heer Felicinn der Staudamerin und ihrem lieblichen Inkerl nach, wie die beiden zum Altar gingen und im bunten Licht der ſtrahlenden Ampeln niederknieten.

„O du lieber, guter Heiland ... was tauſt da alles vorbei an dir!“ So flüſterte er vor ſich hin, ſchloß mit einem Seufzer das Brevier und verließ den Chorſtuhl, um in die Sakriſtei zu treten.

Unter der Thür blieb er noch einmal ſtehen und ſpähte nach dem hinterſten Kirchenwinkel, in dem zwei Plätze leer geblieben.

Dann, als ihm der Mesner in der Sakriſtei das Chorhemd über den grauen Kopf gezogen hatte, brach es plötzlich mit heißem Unmut aus ihm heraus: „Mesmer! Mesmer! Ich ſag dir's, Mesmer: wenn unſer Heregott net gar ſo gut wär ... dreinſchlagen müßt er mit Prügeln und Fäuſt!“

„Mar' und Joſef!“ ſtotterte der Mesner in Schreck und Verblüffung. „Ja Hochwürden! Was haben S' denn?“

„Geh, laß mich in Ruh!“

Herr Felician trat ins Freie. Wie ſchön der Morgen! Wie lind die Sonne! Wie rein der Frühlingsglanz, der über dem grünenden Thal und über dem letzten Schnee der hohen Berge wehte!

Aller Unmut ſchwand aus dem Faltengeſicht des greiſen Pfarrers. Die Hände über dem ſtrebſamen Bäuchlein verſchlingend, blieb er zwiſchen den flimmernden Gradkreuzen des Friedhofes ſtehen, blickte zum leuchtenden Blau hinauf und lächelte. „Da glaubt man halt wieder!“

Langſam trat er zur Mauer und lugte über die Straße hinaus, die zum Häuschen der Attenöderin führte.

„Und du willſt truhen? Soooo? Und net einmal heut willſt kommen? Au ſo einem heiligen gottſchönen Tag! ... No wart, du dockbeinigs Weibl du, dir will ich heut ein bißl auf den chriſtlichen Stockzahn klopfen!“

Als er heimkam und mit den ſchweren Stiefeln über das Pflaſterkreuz vor der Hausthür klapperte, trug Jungfer Kathrin ſchon den Moegenkaffee in die Stube. Mit aller Demut bediente ſie ihren geiſtlichen Herrn, füllte ihm die Schale und ſtrich ihm die Butterſemmel. Und als ſie merkte, daß ihm der Kaffee, mit dem ſie ſich ganz beſondere Mühe gegeben hatte, auch ganz beſonders ſchmeckte, begann ſie mit ſanfter Stimme: „Liebe Hochwürden ...“

„Was denn ſchon wieder?“

„Ich will net ſtreiten und will mich net neindrängeln in Ihre Seelſorgerſachen ... “

„So?“

„Na, gewiß net! Aber auf'n Pfarrhof muß ich ſchaun ein bißl! Und in aller Gut muß ich Ihnen aufmerkſam machen, daß heut Charfreitag is, und daß noch allweil zwei ledige Beichtzetteln fehlen.“

„Schau nur, wie gut du zählen kannſt!“ Heer Felician biß in die Butterſemmel. „Wer fehlt denn, ſag?“

„Der Häuslſchuſterin ihr Madl fehlt.“ Kathrins Stimme wurde ein wenig ſchärfer. „Aber um die? Na! Um die reiß ich mich net! Die könnt meintwegen bleiben, wo ſ' mag! Bei dene zwei da draußen is eh nix zum holen!“

„So? ... Freilich, die haben keine Küh, da kriegt kein Butter net! Und Headeln haben ſ' auch keine, die Eier legen!“ Der Hochwürdige nahm einen Schluck aus der Kaffeeſchale und wiſchte den Mund. „Recht chriſtlich, liebe Kathrin! Heut am Charfreitag! Mir ſcheint, die Ampeln brennen ſchon nimmn bei dir!“

Kathrin wurde rot bis über die Stirne. „Thun S' mich net ſpötteln, Hochwürden,“ erwiderte ſie, ihre wachſende Erregung mit Gewalt bezwingend, „und thun S' mir net 's heilige Grab mit Heudeln und Küh durcheinandermengeln ...“

„So? Ich thu das?“

„Ja, Sie!“ Die Köchin fuhr ſich mit der Schürze über das Geſicht, als ſtünde ſie vor dem heißen Herd. „Ueber d' Häuslſchuſterin und ihr Madl will ich kein Wörtl nimmer verliern. Laug bleiben ſ' nimmer im Ort, die zwei, da is giorgt dafür. Gott ſei Dank!“

„Soooo?“

„Ja!“ Kathrin trat zum Tiſch und ſtellte den Finger auf die Tiſchplatte. „Aber der Hanspeter, der geht mir auch noch ab. Der is net zum Beichten kommen. Und der muß her!“

Herr Felician lächelte. „Der wird halt keine Sünden zu haben! Was ſoll er denn beichten, der gute Menſch?“

„Sünden oder net ... der Beichtzettel muß her! Ordnung muß ſein in unſrer Pfarrei! ... Und unſern Seſſel hat er auch noch net bracht! Der! Zammdrucken hat er ihn können, gelt! Jetzt is er wieder gſund! Da hätt er unſern Seſſel lang ſchon reparieren können!“

In Aerger legte Herr Felician die halbverzehrte Butterſemmel nieder. Aber dann ſagte ee ruhig: „Sei zufrieden, Kathrin! So viel ich gehört hab, hat er die ein ganz ein neuen gmacht. Und den bringt er ſchon! Vielleicht macht er dir eine Oſterfreud damit ... Und jetzt laß mich in Ruh mein Frühſtück verzehren! Gelt?“

„No ja! Meintwegen! Heut, weil Charfreitag is, will ich mich zruckhalten und Geduld üben!“

„Soooo?“

„Ja!“ Kathrin ging zur Thüre. Mit der Klinke in der Hand, blieb ſie auf der Schwelle ſtehen. „Aber was ich noch fragen will ...“

Der Hochwürdige ſchien zu merken, daß die Hauptſache jetzt erſt kommen ſollte. „Kathrin,“ warnte er, „laß mich in Ruh!“

„Bloß fragen will ich, ob S' Ihnen die Sach ſchon vernünftig überlegt haben? Mit dem Conſenzi für den jungen Waldhofer?“

„Ja Himmelkreuzteufel ...“ fuhr Herr Felician zornig auf und ſchlug mit beiden Händen auf den Tiſch, daß die Kannen und Taſſen klirrten. Er wurde vor Schreck über das eigene Wort ganz blaß im Geſicht und fiel in die Sofagrube zurück.

Auch Kathrin war ſprachlos, und ein paar Sekunden lang war es in der Stube ſo ſtill, daß man den Fall eines Stäubchens hätte hören können.

Während der Pfarrer die halbe Butterſemmel aufhob, die auf den Teppich gekollert war, bekreuzte ſich die Köchin ſcheu und flüſterte mit ſanftem Vorwurf: „Liebe Hochwürden! Jetzt haben S' aber ein bißl gſündigt! Das ſollten S' doch net thun!“

„No alſo ...“ Dem alten Herrn zitterte die Stimme. „Der Heer Pfarrer ſelber! Und fluchen! Am heiligen Charfreitag! ... Da ſchau her, wie weit mich noch bringen kannſt mit deiner ewigen Zankerei!“

Der Köchin kamen die Thränen. „Aber ich hab ja doch gar net zankt! Hab's Ihnen doch bloß zum guten gmeint! Wie können S' Ihnen denn über ſo was ärgern ... wo S' doch wiſſen, daß Sie 's vom Aerger allweil auf'm Magen kriegen!“

„Schon gut!“ Heer Felician wurde hochdeutſch und bot den Stand von der Butterſemmel. „Jetzt ſei ſo freundlich und geh hinaus, Katharina!“

Seufzend ging Jungfer Kathrin aus der Stube. Den ganzen Vormittag ließ ſie ſich nicht mehr blicken. Um ihren geiſtlichen Herrn zu verſöhnen und ſeinen reizbaren Magen nicht

Jagdhindernis.
Nach einem Gemälde von W. Gräbhein.

Digitized by Google

zu beſchweren, braute ſie mit allem Aufwand ihrer Kochkunſt ein Mittagsmahl zuſammen, ſo zart und lecker, daß es die Charfreitagstafel eines Kardinals hätte zieren können.

Aber ſo lange ſie während der Mahlzeit auch vor dem Tiſche ſtehen blieb, mit den gekreuzten Händen über der Schürze — ſie erntete kein Wort des Lobes.

Am Nachmittag kam ſie immer wieder zur Stubenthür geſchlichen und lauſchte. Doch immer wieder hörte ſie das Klappen der Pantoffel, in denen der Hochwürdige ruhelos die Stube durchwanderte. Endlich aber wurde es dennoch ſtille hinter der Thür, und ein Weilchen ſpäter konnte die Köchin ein Geräuſch vernehmen, als würde eine grobe Säge durch ein dürres Brett gezogen.

Kathrin atmete erleichtert auf. „Gott ſei Dank! Jetzt ſchlaft er! Da hat er's übertaucht!“

Sie ſchlich in die Küche zurück und machte ſich an die Arbeit, damit der Janſenkuffee bereit ſtünde, bis der Hochwürdige erwachen würde. Doch als ſie das ſiedende Waſſer über die geriebenen Bohnen gegoſſen hatte, hörte ſie im Flur die ſchweren Stiefel klappern. Erſchrocken ſprang ſie aus der Küche und ſah den Pfarrer die Hausthür öffnen, mit Hut und Stock.

„Aber Hochwürden! Mögen S' denn net auf Ihr Kaffeederl warten?“

Heer Felician drehte das Geſicht über die Schulter. „Nein!“

„Mar' und Joſef!“ ſtotterte Kathrin. „Grad heut hab ich ſo ein guten gmacht! Und jetzt verdirbt er!“

„Beſſer, als daß eine menſchliche Seele verdirbt!“

Das ſelten reine Hochdeutſch dieſer Antwort machte die Köchin ganz beſtürzt. „Herr Pfarr! Um Chriſti willen! Sind S' ebbn krank?“

„Nein!“

„Ja wo rennen S' denn hin jetzt ... ohne Kaffee?“

Der Ton dieſer tief bekümmerten Sorge mitderte bei Herrn Felician das Hochdeutſch. „Muß ich dir denn allweil auf d' Naſen binden, wo ich hingeh? ... Ein bißl gutmachen will ich, was ich heut im Zorn verſündigt hab.“

„Gutmachen?“

„Ja! Und drum lauf mir net nach und thu mir net ſpianieren! ... Hoffentlich bring ich unſerm Heergott heut was heim, daß er mir wieder gut is!“

Der Hochwürdige zog hinter ſich die Hausthür zu, während Jungfer Kathrin im verdunkelten Flur mit wachſender Sorge die Hände ineinanderklopfte. „Mein, mein, mein, heut mucht er gwiß ebbes dumms ... vor lauter Güt und chriſtlicher Lieb!“

Ein paar Sekunden ſtand ſie noch ratlos, dann eilte ſie in ihre Kammer, riß die Küchenſchürze herunter, nahm ein Wolltuch um und band die ſchwarze Haube über das graue Haar.

13.

Heer Felician wanderte im linden Goldſchein des ſpäten Nachmittags über den Friedhof.

Leute verließen die Kirche, und andere kamen, Weiber und kleine Kinder, um das heilige Grab zu beſuchen und die bunten Ampeln brennen zu ſehen.

Beim Friedhofthor begegnete dem Pfarrer die Magd aus dem Waldhof. „He, du!“ rief Herr Felician ſie an. „Was iſt denn mit eurem Hanspeter?“

Die Magd lachte. „Bei dem rappelt's, mein' ich! Oder er geht bei der Hänslſchuſterin in d' Hexenſchul.“

„Geh, du Gans! du dumms!“ murrte Heer Felician unwillig.

„Ja ja, 's Unſichtbarmachen hat er ſchon glernt! Allweil in der Fruh is ſein Bett verwuzelt. Aber wo er ſich die ganzen Täg umeinandertreibt, das weiß kein Menſch. Der Bauer is ſoviel fuchtig drüber, und allweil ſchimpft er!“

„So, ſo, ſoao?“ Herr Felician ſchien nachdenklich zu werden. „Schimpfen thut er, der Waldhofer?“

„Jaaa! Der hat ein ſchiechen Hamur ſeit geſtern! ... Pfüe Gott, Heer Pfarr!“

Die Magd verſchwand um die Ecke der Kirche, und Heer Felician ſchien unſchlüſſig zu ſein, welchen Weg er nehmen ſollte. Er blickte gedankenvoll über die Straße hinaus, die zum Häuschen der Altenöderin führte, dann wieder in entgegengeſetzter Richtung gegen den Waldhof hinunter. Eine ernſte Pflicht ſeines Seelſorgeramtes ſchien ihn zu dem ſtattlichen Bauernhaus zu ziehen, und langſam ſetzte er die ſchweren Stiefel gegen den Waldhof in Schwung.

Aber der liebe Zufall ſchien Herrn Felician einen Weg erſparen zu wollen. Denn juſt, als der Pfarrer um die Eck des Wirtshauſes biegen wollte, kam der Bürgermeiſter mit ſeinem Buben die Straße herauf. Und da hätte nun der Hochwürdige bequem unter freiem Himmel erledigen können, was er mit dem Waldhofer, für Roman oder für den Hanspeter auf dem Herzen zu haben ſchien. Doch wie ein Soldat, dem das Kommando „Kehrt!“ in die Ohren fährt — ſo machte Herr Felician beim Anblick des Bürgermeiſters eine jähe Schwenkung, und mit einer Flinkheit, die man ſeinen ſchweren Stiefeln gar nicht zugetraut hätte, eilte er am Wirtshaus entlang, um ſich hinter die dichten Wieſenhecken zu retten.

Im ſicheren Schutz des wieren Gezweiges nahm er den Hut ab und wiſchte ſich mit dem geblumten Taſchentuch die Schweißtröpfchen von der Stirne. Und die Selbſterkenntnis ließ ihn vor ſich hinmurmeln: „Brao, brav, Herr Pfarrer! Ein netter Feigling biſt!“ Doch jeder Menſch, der gefehlt hat, möchte ſich gern entſchuldigen. Auch in Herrn Felician regte ſich dieſes Gefühl, und verdroſſen ſchalt er gegen die ſtachlige Dornenhecke: „Die verflixte Kathrin, die!“ Denn die Erinnerung an Jungfer Kathrins „dunkle Ahnungen“ war es geweſen, die ihm die flink Angſt vor dem Zorn des Bürgermeiſters in die ſonſt ſo bedächtigen Stiefel gejagt hatte.

Langſam, in der einen Hand den Hut und in der anderen den Stock und das Taſchentuch, ſchritt der Hochwürdige an der Hecke hin. Bei dieſer ſtillen Wanderung über die ſonnebeglänzten Wieſen ſchien er das Gleichgewicht ſeiner Seele wieder zu finden. Und als er, nicht weit vom Häuschen der Altenöderin, wieder auf die Straße einbenkte, ſprach es ihm hell aus den guten Augen: „Jetzt weiß ich, was ich will!“ Lächelnd ſah er über die Straße zurück und gegen den Pfarrhof, als dächte er im ſtillen: „Gelt, Kathrin, jetzt had ich Ruh vor dir?“

Er ſetzte den Hut auf, ſchob das Taſchentuch in den Talar und ging auf die kleine Hütte zu, die mit blinkenden Fenſterſcheiben in der Sonne lag.

Die Hausthür war geöffnet. Herr Felician trat in den Flur und pochte an die Stubenthüre.

„Ja ja,“ klang von drinnen die Stimme der Altenöderin, „bin ſchon daheim.“ Und dann die Stimme der Lisbeth: „Mutter, das is der Hanspeter net! Dem Schritt nach muß's ein andrer ſein!“

Als der Pfaerer die Thür geöffnet hatte, blieb er auf der Schwelle ſtehen und betrachtete verwundert die von Sonnenſchein erfüllte und von buntem Spielzeug glitzernde Stube.

Die Altenöderin und ihre Tochter ſaßen bei der Arbeit am Tiſch, und während Nannimai gerade am Türmchen eines herrlichen Kirchleins baute, war Lisbeth damit beſchäftigt, aus jenem blaßgrünen Mooſe, das der Volksmund „Baumbart“ nennt, kleine Bäumchen zu binden. Beim Anblick des Pfarrers ließ das Mädchen erſchrocken die Arbeit fallen und erhob ſich. Matte Röte huſchte ihr über das blaſſe Geſicht, aus deſſen Zügen tiefe Schwermut und ſtiller Kummer redeten. Mit leiſer Stimme ſagte ſie einen Gruß, während ihre großen, dunklen Augen in Sorge von Herrn Felician auf die Mutter glitten.

Auch die Altenöderin war aufgeſtanden. Die Hände an der Schürze ſäubernd, humpelte ſie hinter dem Tiſch hervor. „Vergeltsgott der ſeltenen Ehr, Herr Pfaer!“ Sie lächelte ein wenig. „Was ſuchen denn Sie bei mir?“

Herr Felician, mit Hut und Stock in der Hand, ſah noch immer an den Wänden umher. „Aber lieb ſchaut's aus, bei euch da! So viel lied, ja ...“ ſagte er, ein wenig verlegen, als hätte ihm der trauliche Reiz dieſer glitzernden Stube das ernſte Wort, mit dem er zu beginnen gedachte, wider Willen in ein anderes verwandelt. „Bin bei uns im Ort da noch net in viel Stüberln gekommen, die ſo lieb und ſauber beinand ſind.“ Jetzt ſah er die Altenöderin an, und dann die Lisbeth. Da wurde er noch verlegener. „No ja ... hab mir halt gedacht, ich muß einmal herſchauen zu euch zwei, ein beſſerl ſchauen, wie's geht und ſieht mit euch ... weil ihr zwei nimmer zu mir kommen wollt, drum had ich halt gemeint, ich muß ein brißl zu euch kommen ... grad heut, weil ſa ein gottslieber und ſchöner

Tag ist, heut . . . so ein heiliger!“ Herr Felician betonte das „heilig“ und sah der Altenöderin vorwurfsvoll in die Augen.

„Der Tag is heilig, ja, Herr Pfarr . . . so heilig, wie ihn die Leut halt machen.“ Mutter Nannimai lächelte noch immer, doch aus ihrer Stimme klang ein bitterer Ton. „Grad ein Stündl vor S' kommen sind, haben uns die Nachbarsbuben ebbes recht Unheiligs an d' Fenster gworfen, ganze Händ voll . . .“

„Mutter!“ stammelte Lisbeth und streckte den Arm, als möchte sie die alte Frau am Reden hindern.

Aber die Altenöderin schob die Hand ihres Kindes beiseite. „Lang hat s' putzen müssen, d' Itsabeth, bis d' Fenster wieder sauber waren. Schiecht Arbeit für so ein heiligen Tag!“

Erschrocken sah Herr Felician zuerst die Lisbeth, dann die Fenster an. „Die Buben! Die verflixten Buben, die unguten!“ Er wußte nicht weiterzureden, und wieder hingen seine Augen mit stillem Sorgenblick an dem jungen Mädchen.

Eine Weile war's still in der Stube. Keines sprach. Dann sagte die Altenöderin: „Möchten S' mit mir ebbes reden, Herr Pfarr? Und geht's Ihnen hart vom Züngl, gelt? . . . Ebba, weil 's Madl dabei is? . . . Geh, Kindl, hast nimmer viel Baumbart da, so geh halt und schau, daß d' ein findst im Wald!“

„Na na,“ stotterte Herr Felician, „vertreiben möcht ich 's Madl net!“

Lisbeth hatte schon das Kopftuch übers Haar genommen. „Was d' Mutter will, thu ich gern.“ Die Thränen standen ihr in den Augen, als sie auf den Pfarrer zutrat. Und die Stimme wollte ihr kaum gehorchen. „D' Mutter is gut, Herr Pfarr . . . d' Mutter meint's net schlecht . . . thun S' mir der Mutter net weh! . . . Gelten S', na?“

Herr Felician schüttelte stumm den Kopf; er schien so bewegt, daß er nicht sprechen konnte; doch sein Blick gab der Lisbeth eine freundliche Antwort.

„Vergeltsgott!“ sagte sie leis und verließ die Stube.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten

Die Brandenburger Husaren bei Möckern. (Zu dem Bilde Seite 684 und 685.) Es war am 16. Oktober 1813. Auf dem Gefilde um Leipzig spielte sich der erste Akt in dem angehenden Drama der Völkerschlacht ab. Im Südwesten, auf der langen Linie von Connewitz bis Seiferthain, rang die dänische Armee in unentschiedenem Kampfe gegen die französische Hauptmacht, die Napoleon persönlich befehligte. Es gelang den Verbündeten nicht, ihre von den ungeheuren Geschützmassen Napoleons furchtbar gelichteten Heersäulen in der Richtung auf Leipzig vorwärts zu bringen, aber auch der gegnerische Versuch, ihre Linie zu durchbrechen, ward durch ihr todesmutiges Ausharren in fast verzweifelter Lage vereitelt.

Glücklicher war die schlesische Armee unter Blücher, York und Langeron im Norden. Dort standen am Morgen des Tags die Marschalle Marmont, Herzog von Ragusa, und Ney, Herzog von Moskwa, die den Rücken und die linke Flanke von Napoleons Hauptstellung zu decken und die Straßen von Eilenburg und Düben zu halten hatten, auf denen sich noch französisches Kriegsvolk und Heergerät gegen Leipzig heranzog. Um 8 Uhr in der Frühe erhielt Marschall Marmont, der die Linie Wahren — Lindenthal besetzt hielt, den Befehl Napoleons, mit seinen 20000 Mann zum Hauptheer im Süden zu stoßen, aber schon war es zu spät zur Ausführung: denn tapfer hatte er den Abzug begonnen, als er von den Russen angegriffen und festgehalten wurde. Er faßte daraufhin den Entschluß, sich in eine günstige Stellung bei Möckern zurückzuziehen, wo er zugleich dem rechts von ihm, bei Eutritzsch, Mockau und Ploßen stehenden Marschall Ney näher war.

Um dieses Möckern nun tobte ein mehrstündiger, heißer und für beide Teile verlustreicher Kampf. Sechsmal nahmen Yorks Truppen das Dorf, sechsmal mußten sie es ganz oder teilweise wieder räumen; und zum siebenmal drangen die Braven vor, Haus um Haus unter Strömen von Blut erkämpfend. Gleichzeitig machte York den Versuch, die Franzosen, die seitwärts von Möckern standen, zu werfen, das Dorf zu isolieren, lange aergebtich! Schon sandte York seine letzten Truppen ins Gefecht. Oberst Steinmetz, der mit der Reserve im Sturmschritt herangekommen war, sandte Verstärkung vom rechten Flügel herüber, um die Eroberung Möckerns vollenden zu helfen. In das brennende Dorf dringen sie ein, Mann um Mann stürzt, sie weichen einen Augenblick, ein letzter Anlauf und die vereinigten Abteilungen schlagen endlich den Feind wirklich hinaus. Marmont will den so lange gewahrten Stützpunkt nicht aufgeben, noch einmal zieht er frische Truppen heran: schon war es gegen 6 Uhr abends, die Dunkelheit nahte, die allem Kampf ein Ende machen mußte. Konnten die Preußen jetzt nicht Möckern behaupten, so war die Schlacht dieses Tages nicht gewonnen. Da, in diesem Augenblick, gewahrt York im Rücken Brandenburger Husaren, kaum 200 Mann, unter Major von Sohr, sprengt hin und heißt sie einhauen. „Wenn jetzt die Kavallerie nicht etwas tut, so ist alles verloren!“ ruft er. Das nicht stärkere Häuflein Mecklenburger Husaren unter Warburg wird rasch herangezogen. Die Trompeter blasen und in rasender Kampfeswut stürmen die Reiter gegen die elends in Karrees sich zusammenballende französische Infanterie, die noch einmal Möckern nehmen sollte. Drei Karrees wurden überritten. Fast jedes dritte Pferd von Warburgs Schar bekam einen Bajonettstich in die Brust, aber trotzdem drangen sie durch. Wuttke in seiner Darstellung der Völkerschlacht bei Leipzig berichtet uns die Worte, mit denen ein Augenzeuge aus Gohlis diese Scene schilderte: „Ich sehe sie noch, wie sie die französischen Karrees sprengten. Die Vordersten stürzten allemal. Dann aber waren sie drinnen und durch, daß es ein Schrecken für die Franzosen war.“

Das Moltke-Denkmal in Parchim.

Dieser erfolgreiche Reiterangriff war entscheidend für das Schicksal des Tages. Ohne Befehl stürmte die ganze Linie der Verbündeten nach, als der Feind ins Wanken kam, und bald wälzten sich die Franzosen in fluchtartigem Rückzug auf Leipzig zu. Erst bei Gohlis brachte sie Marmont wieder zum Stehen. Freilich, schwer genug war der Sieg erkauft: Yorks Korps, das am Morgen über 20000 Mann stark gewesen war, hatte mehr als ein Viertel seiner Mannschaften tot oder verwundet auf dem Schlachtfeld gelassen.

Ein Moltke-Standbild. (Zu der Abbildung S. 689.) Auf der vorjährigen großen Berliner Kunstausstellung fand eine Moltke-Statuette des Bildhauers Joseph Tischler namentlich in militärischen Kreisen so ungeteilte Anerkennung, daß der Chef des Großen Generalstabes für sich einen Abguß erwarb. Bei diesem sah der Kaiser das Werk und äußerte sich gleichfalls erfreut über die Vortrefflichkeit desselben. Dem Künstler wurde daraufhin der Auftrag zu teil, für die Stadt Reichenbach i. V. ein Standbild in anderthalbfacher Lebensgröße auszuführen. Das nun vollendete Denkmal, das zum hundertsten Geburtstage Moltkes, am 26. Oktober, enthüllt werden soll, zeigt, wie auch aus unserer beigegebenen Abbildung ersichtlich, den berühmten Schlachtendenker und großen Schweiger in einer nach dem Urteil maßgebender Persönlichkeiten geradezu staunenswerten Porträtähnlichkeit und Charakteristik und verdient im vollen Maße die Anerkennung, welche die Statuette bereits errungen hat.

Das Telegraphon. Der große Vorteil, den der Telegraph vor dem Fernsprecher besitzt, lag bisher darin, daß seine Botschaften niedergeschrieben, also gleichsam verbrieft werden konnten, und daß es möglich ist, sich den telegraphischen Bericht immer von neuem vor die Sinne zu führen. Kürzlich gelang es nun dem dänischen Ingenieur Valdemar Poulson, eine geistreich erdachte Einrichtung in das Telephonsystem einzufügen, welche es dem Telephonierenden ermöglicht, sich das in das Telephon gesprochene Wort etwa 1200mal von neuem zum Gehör zu bringen. Die Dauer des Gesprächs ist dabei vollständig gleichgültig. Poulson nennt seine Vorrichtung das Telegraphon oder den Magneto-Telephonographen.

Ein gewöhnliches Telephon in einfachster Form besteht bekanntlich aus einem Stabmagneten, um den ein seidenumsponnener Kupferdraht in vielen Windungen geführt ist. In geringer Entfernung über dem Magneten liegt eine dünne eiserne Platte. Die Kupferdrähte des Sprech- und des Hörtelephons stehen miteinander in leitender Verbindung. Beim Gespräch wird durch die Luftschwingungen die Eisenplatte in entsprechende Bewegungen versetzt und dadurch der magnetische Zustand der Fernsprecheinrichtung verändert. Das verursacht wiederum in den Drähten des Sprechtelephons

gesetzmäßig pulsierende Induktionsströme, die dem Hörtelephon zustreben und hier magnetische Veränderungen hervorrufen, die gleiche Schwingungen der Metallplatte verursachen, wie sie die Platte des Sprechtelephons vollführte. Gleiche Schwingungen erzeugen aber gleiche Töne. Poulsen machte die Beobachtung, daß, wenn man mit einem Magneten über ein Stahlblech hinstreicht, der magnetische Zustand in demselben verändert wird. Es läßt sich das durch Eisenfeilicht, das man über die beeinflußte Platte streut, dem Auge sichtbar machen. An den bestrichenen Stellen haftet dann mehr oder weniger von dem Eisenpulver als an den anderen Stellen. Diese Thatsache führte unmittelbar zur Konstruktion des Telegraphons.

Der magnetische Zustand eines Stahlbandes, das am Kern eines Telephons während des Gespräches vorüberzieht, wird durch die Schwankungen des Magnetismus im betätigten Telephon beeinflußt, und die Töne werden gleichsam im Eisenbande magnetisch niedergeschrieben. Geht nun das Eisenband — das magnetische Manuskript — am Kerne eines kleinen Elektromagneten vorüber, dann erregt es in seinen Drahtwindungen pulsierende Ströme, die, zum Hörtelephon geleitet, dieses zum Tönen und Sprechen zwingen. — Soll das Telegraphon für ein neues Gespräch frei gemacht werden, dann ist es nur nötig, einen Strom durch die Windungen des obengenannten kleinen Elektromagneten zu senden, und die magnetische Aufzeichnung wird dadurch vernichtet. Von den Apparaten, die bisher von der Aktiengesellschaft Mix & Genest zu Berlin hergestellt wurden, interessieren besonders die Konstruktionen für die Einrichtung einer telephonischen Zeitung und zur Ermöglichung zweier Gespräche auf ein und derselben Leitung. Franz Bendt.

Moltkes Geburtshaus in Parchim.

Auswürflinge von Mondvulkanen sollen, nach neueren Ansichten, die seit Ende des vorigen Jahrhunderts unter dem Namen Moldavite bekannten, in Böhmen, Mähren und Australien gefundenen rätselhaften glasigen Massen sein, über deren Ursprung und Herkunft man sich lange Zeit den Kopf zerbrochen hat. Zuerst hielt man dieselben für zufällige Nebenprodukte alter Glashütten, dagegen sprach jedoch, als man sie analysierte, ihre schwere Schmelzbarkeit, sowie ihre Zusammensetzung. Endgültig aber mußte diese Ansicht natürlich aufgegeben werden, als man Moldavite auch in Australien und Niederländisch Indien fand, wo von dem Vorhandensein alter Glashütten keine Rede sein konnte. Auch der Gedanke an ihre Herkunft von irdischen Vulkanen mußte nach der Art des Vorkommens und der Oertlichkeiten, wo sie sich fanden, abgewiesen werden, und gegen die Annahme, daß sie aus vulkanischen Gebieten nach den Orten ihres Vorkommens, zusammen mit diluvialen Gerölden, transportiert worden sein könnten, spricht die Beschaffenheit ihrer Oberfläche, die eigentümlich runzelig ist und nur außerordentlich kleine Spuren von Abschleifung zeigt. Von den Körpern, die wir sonst als Meteoriten bezeichnen, und deren Moldavite ihrer Zusammensetzung nach freilich beträchtlich verschieden, aber diese Verschiedenheit spricht nach den Ausführungen des bekannten Geologen Suess durchaus nicht gegen ihre meteorische Herkunft. Denn wenn man die aus meteorischem Eisen bestehenden Klöpfer als die Trümmer der inneren Kerne zerborstener Himmelskörper ansieht, so muß man sich doch fragen, wo sind die kieselsäurereichen und thonerdehaltigen Massen geblieben, welche der äußeren Rinde unserer Erde entsprechen? Als diese beiden fehlenden Glieder können die Moldavite wohl aufgefaßt werden. Höchst merkwürdig ist nur, daß vielleicht nur einmal oder doch höchst selten solche glasige Meteore, wie die Moldavite, auf die Erde herniedergefallen sind, und zwar, wie nun ihren Lagerungsverhältnissen zu schließen ist, gegen Ende der Tertiär- resp. ganz zu Anfang der Quartärzeit. Jedenfalls vor langer, langer Zeit, als von dem Menschen als Bewohner der Erde noch nicht die Rede sein konnte. Diese Seltenheit des Vorgangs, im Vergleich zu den vielen, bei in die Gegenwart fortbestehenden Fällen eisenhaltiger meteorischer Massen, ist es, welche die Annahme, daß die Moldavite Trümmer zu Grunde gegangener Himmelskörper sein könnten, nicht völlig zweifellos erscheinen, vielmehr der Ansicht Raum läßt, daß wir es bei den Moldaviten mit Auswürflingen aus Mondvulkanen zu thun haben, die durch irgend ein zur Zeit ihres Falles wirksames Ereignis, vielleicht eine besondere Konstellation der Himmelskörper dem Bereiche der Anziehungskraft des Mondes entzogen worden und zur Erde herniedergegangen sind. Dr. —l.

Allerlei Kurzweil.

Dominoaufgabe.

A, B und C nehmen jeder acht Steine auf. Vier Doppelsteine liegen verdeckt im Talon. B hat auf seinen Steinen 65 Augen, C auf seinen 50. Es wird nicht gekauft.

A hat:

A setzt Doppel-Vier aus und gewinnt dadurch, daß er seine Steine zuerst los wird. Als letzten Stein setzt er Blank-Vier. B muß in der dritten, sechsten und siebenten Runde passen; er behält vier Steine mit 29 Augen übrig. C kann in der sechsten und siebenten Runde nicht anlegen; die von ihm angelegten Steine haben der Reihe nach 1, 5, 5, 9 und 7 Augen.

Welche Steine liegen im Talon? Welche Steine behält B übrig? Wie ist der Gang der Partie? A. St.

Ringrätsel.

Die Kreuzchen in obigen Ringen sind durch Buchstaben zu ersetzen, so daß in jedem Ringe ein achtlautiges Wort entsteht und die sechs Buchstaben in den kleinen Kreisen eine Gottheit der alten Griechen nennen. Die Wörter bezeichnen: 1. einen mannlichen Vornamen, 2. ein Raubtier, dessen Pelz sehr geschätzt ist, 3. ein Schloß der spanischen Krone, 4. eine Stadt in England (und Nordamerika), 5. eine bekannte chemische Verbindung, 6. eine Universitätsstadt in Nordamerika, 7. einen eßbaren kleinen Seefisch. — Zu verwenden sind folgende Buchstaben: 5 a, 2 c, 3 d, 6 e, 1 g, 2 h, 5 i, 5 l, 2 o, 6 n, 4 o, 4 r, 3 s, 1 t und 1 v.

Silbenrätsel.

Wenn in die Silben Eins und Drei,
Die einen Körperteil euch nennen,
Ihr dies einschiebt als Silbe Zwei:
Dann werdet ihr soviel — wahrhaftig' —
Als eine Wurzel zart und saftig
Das kleine, runde Ganze kennen. F. W.-S.

Kryptogramm „Der Rhein". Von O. Beise.

Rätsel.

Ich bin ein gar wuchtiges Ding,
Gleich nützlich für Hoch und Gering,
Nach fehle ich keinem hienieden
Und bin doch bei jedem verschieden.

Ein anderes Zeichen voran,
Es hänget als Zierde mir an,
Doch wer sich von ihm nicht kann trennen,
Den weeden Philister sie nennen.

Th. Biedermann.

Auflösung der Veränderungsaufgabe auf Seite 680.

1) Eger 2) Lido 3) Kuim 4) Elba 5) Kiew 6) Soin
= Giulio Romano.

Auflösung des Rätsels auf Seite 680. Erde, Zeit.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Gröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 22, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Hofrat Professor Dr. Eduard Albert, der berühmte Chirurg und Lehrer an der Wiener Universität, ist am 26. September zu Senftenberg in Böhmen, wo er auch am 20. Januar 1841 geboren wurde, einem Herzschlage erlegen. Er studierte an der Wiener Hochschule und habilitierte sich auch an derselben 1872 als Docent für Chirurgie. Von 1873 bis 1881 war er ordentlicher Professor in Innsbruck. Seitdem gehörte er der Wiener Universität als Professor und der chirurgischen Klinik als Mitdirektor an. Professor Albert war nicht nur ein hervorragender Gelehrter und Lehrer, sondern auch ein glänzender Fachschriftsteller. Sein „Lehrbuch der Chirurgie", die „Beiträge zur Geschichte der Chirurgie", sowie seine „Vorlesungen über chirurgische Diagnostik" sind in mehreren Auflagen verbreitet.

Hofrat Prof. Dr. Ed. Albert †.
Nach einer photogr. Aufnahme von Joh. E. Hahn in Wien.

Prof. August Ortwein †.

Professor August Ortwein, einer der ersten deutschen Ornamentisten, ist am 22. September in Graz im Alter von 64 Jahren gestorben. Von 1866 bis 1873 wirkte er als Professor der Architektur an der Kunstgewerbeschule in Nürnberg. Zahlreiche Bauten und allerlei Schmuckwerk, besonders für Kirchen, sind nach seinen Entwürfen ausgeführt worden. Mit Direktor August v. Kreling zusammen schuf er auch die Entwürfe zu einem Urkundenschrank für den Grafen Moltke, sowie zu dem Prachtschrank, den einst die Stadt Nürnberg Ludwig I. verehrte. Auch ein verbreitetes Tafelwerk über die deutsche Renaissance in Oesterreich hat Ortwein herausgegeben.

Die Medaille der Pariser Weltausstellung.
Vorderseite

Die Medaille der Pariser Weltausstellung.
Rückseite.

Ein Freiwilligenkorps in Deutsch-China. Die junge Kolonie in Tsingtau hat aus ihrer Mitte heraus ein Freiwilligenkorps gebildet. Veranlassung hierzu gab zunächst der Umstand, daß 250 Mann der dort garnisonierenden deutschen Besatzungstruppen nach Tientsin und weitere 100 Mann nach Kiautschau entsendet werden mußten. Andererseits machte auch die Lage im letzteren Gebiet angesichts des zweifelhaften Verhaltens des Generalgouverneurs Yuang-schi-Kai von Shantung gefährdet erscheinen. Als daher unser deutscher Gouverneur Kapitän zur See Jäschke auf Anregung der Bürgerschaft einen öffentlichen Aufruf erließ, meldeten sich etwa 150 Mann, darunter auch einige, die schon ihrer Militärpflicht in Deutschland genügt hatten. Die Ausbildung dieser Kompagnie geschah auf dem Exerzierplatze und Schießstand des Strandlagers unter Leitung des Leutnants Haeseler und unter Mitwirkung von Unteroffizieren des III. Seebataillons und fand regelmäßig in den Abendstunden statt. Bereits am 11. August konnte die militärische Ausbildung durch ein Preisschießen beendigt werden, bei welchem auch zwei vom Gouverneur gestiftete silberne Ehrenpreise zur Verteilung gelangten.

Die Pariser Weltausstellungsmedaille, das offizielle Anerkennungszeichen für besondere Verdienste und Leistungen der Aussteller aller vertretenen Völker, ist ein Werk des Bildhauers J. C. Chaplain. Ihre Vorderseite zeigt, äußerstenfalls vom Gezweige einer Eiche, die Personifikation der französischen Republik, im Hintergrunde sieht man die Türme von Paris. Die Rückseite der Medaille stellt zwei Genien mit Fackel, Palmenzweig und Lorbeerkranz dar und läßt dahinter den großen Ausstellungspalast und die Alexander-Brücke erkennen. Das freie

Gruppe vom Freiwilligenkorps in Tsingtau.
Nach einer photographischen Aufnahme von Franz Scholz in Tsingtau

Schild unten ist zur Einschrift des Namens des Empfängers bestimmt. Die Medaille wird in Gold-, Silber- und Bronzeprägung ausgegeben.

Das Denkmal für den General von der Tann in Tann.

Dem bayrischen General Ludwig Samson Freiherrn von der Tann-Rathsamhausen haben deutsche Armeeangehörige und Kriegervereine ein würdiges Denkmal errichtet, das am 30. September in Tann enthüllt worden ist. Das rote, das gelbe und das blaue Schloß in dem alten Rhönstädtchen bilden nämlich den Stammsitz der Familie des Generals, welcher auch hier, obwohl in Darmstadt am 18. April 1815 geboren, seine Jugend verlebt hat. Im Alter von 18 Jahren war von der Tann als Junker in die bayrische Armee eingetreten, 1843 nahm er an der Expedition nach Algier teil. 1848 bis 1849 verrichtete er mit einem Freikorps in Schleswig-Holstein Thaten rühmlicher Tapferkeit und fungierte 1850 als Generalstabschef in der schleswig-holsteinischen Armee, dann trat er aber wieder in bayrische Dienste und machte zunächst den Feldzug von 1866 mit. 1870 zum General der Infanterie ernannt, führte von der Tann das 1. Armeekorps im Kriege gegen Frankreich von Worth bis Paris zu ruhmreichen Siegen. Er starb am 26 April 1881 in Meran.

Das Denkmal, das auf dem Marktplatz Aufstellung erhalten hat, zeigt den General mit Uebenrock und Mantel, welch letzterer leicht auf der Schulter ruht. Die rechte Hand hält einen Kommandostab, die linke ist auf den Säbel gestützt. Die Bronzegestalt erhebt sich auf einem mächtigen Fichtelberger Granitblock von 3 m Höhe und 2,8 m im Geviert, um welchen sich eine antike Lorbeerschuppe zieht. Das Ganze ist ein Werk des Berliner Bildhauers Friedrich Pfannschmidt.

Das evangelische Krankenhaus in Barcelona.

Oberstleutnant a. D. Dr. Max Jähns, einer der bedeutendsten Schriftsteller auf dem Gebiete der deutschen Kriegswissenschaft, ist am 19. September zu Berlin, wo er auch am 18. April 1837 geboren wurde, nach kurzem schweren Leiden gestorben. Schon in jungen Jahren trat Jähns mit kriegswissenschaftlichen Studien hervor, denen

Oberstleutnant Dr. Max Jähns †.

Gustav Adolf Heinze.

Nach einer Aufnahme von Loescher & Petsch, Hofphotogr. in Berlin

Der grosse Brand in Hamburg am 28. September.

Nach einer photographischen Aufnahme von Strumper & Co. in Hamburg

das zweibändige, kulturgeschichtlich wertvolle Werk „Roß und Reiter in Leben, Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen", das 1872 erschien, folgte. In voller Würdigung dieser und anderer Arbeiten beauftragte ihn dann auch die historische Kommission bei der bayrischen Akademie der Wissenschaften mit der Darstellung einer für ihr Sammelwerk „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland" bestimmten „Geschichte der Kriegswissenschaften vornehmlich in Deutschland". Max Jähns, der 1854 ins preußische Heer eingetreten war, wurde 1867 der geographisch-statistischen Abteilung des Großen Generalstabes überwiesen und besorgte 1870 die Geschäfte eines Kommissars des Großen Generalstabes für die Eisenbahn Weißenburg-Paris. Seit 1872 bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1886 hatte er den Lehrstuhl für Geschichte der Kriegskunst an der preußischen Kriegsakademie inne. Die Universität Heidelberg verlieh ihm den Titel eines Ehrendoktors der Philosophie.

Die römischen Säulen bei der San Lorenzokirche in Mailand

Gustav Adolf Heinze, ein in Amsterdam hoch angesehener deutscher Komponist und Dirigent, beging am 1. Oktober seinen achtzigsten Geburtstag. Heinze, der in Leipzig geboren ist, debütierte schon im Alter von 22 Jahren mit einer Oper „Loreley" am Breslauer Stadttheater, an welchem er dann auch einige Jahre als Kapellmeister wirkte. Während dieser Zeit gelangten noch zwei weitere Werke von ihm, nämlich das Melodrama „König Renes Tochter" und die Oper „Die Ruinen von Tharand", zur erfolgreichen Aufführung. 1850 wurde Heinze als Kapellmeister an die deutsche Oper in Amsterdam berufen. Dort hat er seitdem als Dirigent der Gesangvereine „Euterpe", „Vincentius van Paula" und „Excelsior", sowie als Musiklehrer und Komponist eine reiche Thätigkeit entfaltet. Unter seinen Oratorien und Chorwerken haben „Sancta Cäcilia", vor allem aber „Die Auferstehung" sympathische Aufnahme gefunden. Sehr bekannt sind seine prächtigen Männerchöre „Sonntag auf dem Meere" und „Gebet".

Die Kuppel der San Lorenzokirche in Mailand

Der große Brand in Hamburg. Am 28. September gegen Mittag gerieten, wahrscheinlich infolge Kurzschlusses an einer elektrischen Leitung, die ziegigen Holzbestände eines der Großhandlung von J. E. Pflugk gehörigen Lagerplatzes an der Hafenstraße in der Vorstadt St. Pauli in Brand. Das Feuer verbreitete sich bei stark gehendem Weststurm rasch über den ganzen Platz und ergriff auch vier große benachbarte Etagenhäuser, welche vernichtet wurden. Nach kaum zwei Stunden stand auch schon das große Oel- und Thranlager der Firma Tietgens & Robertsan in hellen Flammen. Erst am späten Nachmittage gelang es, das Weitergreifen des Brandes zu verhindern, jedoch erst, nachdem ihm noch zwei Speicher ganz und drei Wohnhäuser teilweise zum Opfer gefallen waren. Der angerichtete Schaden wird auf etwa zweieinhalb Millionen Mark geschätzt. Außer einigen Feuerwehrmännern, die durch herabfallende Leitungsdrähte oder Schiefersplitter mehr oder minder leicht verletzt wurden, ist niemand verunglückt.

Das evangelische Krankenhaus in Barcelona, dessen freundliche Fassade unsere Abbildung zeigt, liegt in der Vorstadt Gracia am Fuße eines der Hügel, welche die spanische Hafenstadt nach der Landseite umsäumen. Aus kleinsten Anfängen hervorgegangen, hat die im Jahre 1880 durch Fräulein Anna n. Mielecka,

Von den Vorführungen der Malabaren-Karawane: Das Jonglieren am frei getragenen Bambusstab.

Digitized by Google

Von den Vorführungen der Malabaren-Karawane: Der Umzug.

eine deutsche Dame, gegründete Wohlthätigkeitsanstalt sich in den nun zwanzig Jahren ihres Bestehens zu einem wahrhaft segensreichen Institut entwickelt. Wenn das stille Hospiz auch nur mit sehr beschränkten, meist aus der Wohlthätigkeit des Auslandes fließenden Mitteln rechnen kann, so ist seine werkthätige Hilfe doch darum nicht geringer anzuschlagen; hat die kleine Stiftung doch allein im Jahre 1899 sechsundsechzig Kranken, darunter siebzehn Deutschen Linderung und Heilung ihrer Leiden gebracht. — Beiträge zur Förderung des Liebeswerkes dieser Anstalt nehmen in Deutschland Frau Professor Hedwig Müller, Dresden-A., Rabenstraße 13, und die Stiftsdame Fräulein v. Faller, Heiligengrabe bei Techow in der Ostpriegnitz, entgegen.

Die San Lorenzosäulen. Neben dem Eingang zur San Lorenzokirche in Mailand erhebt sich ein großer antiker Portikus von sechzehn korinthischen Säulen. Derselbe gehörte in der Römerzeit zum Palaste des Kaisers Maximian und ist eines der ältesten und berühmtesten Bauwerke der Stadt. Trotzdem besteht in weiten Kreisen der Bürgerschaft die Absicht, die Säulen niederzureißen, weil sie angeblich wegen ihres Verfalls die öffentliche Sicherheit gefährden. Gegen diesen Kunstbarbarismus hat die historische Gesellschaft der Lombardei, der zudem deutscherseits in Theodor Mommsen ein Bundesgenosse erstanden ist, öffentlichen Protest erhoben, und so darf man wohl erwarten, daß Mailand der Portikus erhalten bleibt.

Die Malabaren-Karawane, deren Bekanntschaft uns die um die Völkerkunde mannigfach verdienten Gebrüder Hagenbeck in Hamburg gegenwärtig durch Schaustellung derselben in großen deutschen Städten vermitteln, dürfte zu den interessantesten exotischen Menschentruppen gehören, die wir jemals in Europa gesehen haben. Die Karawane, die ein aus echten indischen Hütten erbautes Dorf nebst Tempel mit sich führt, ist, Männer, Frauen und Kinder einbegriffen, gegen fünfzig Personen stark. Die Leute stammen zum größten Teil von den indischen Fürstentümern Maharadis und Maisur. Hervorzuheben sind besonders die Gaukler, die Akrobaten und Jongleure von den Stämmen der Maharadis und Bandscharis, die aus dem Staate Travancore kommen und die, wie zwei unserer Abbildungen zeigen, in allerlei Künsten auf einer balancierten Bambusstange ganz Ungewöhnliches leisten. Ferner produzieren sich da Bajaderen und Musikanten aus Tanjore, mohammedanische Indier als Fakire, Schlangenbeschwörer und Zauberer, Schwerttänzer und Schwertschlucker, sowie Teufels und Feuertänzer. Die dritte von unseren Abbildungen, welche nach Zeichnungen von Carl Henckel angefertigt sind, zeigt einen festlichen Umzug von Mitgliedern der Karawane.

Von den Vorführungen der Malabaren-Karawane: Turnen am Bambusstab

Das Zusammenschweißen von Straßenbahnschienen auf der Strecke, welches unsere beiden Zeichnungen deutlich vor Augen führen, ist ein höchst interessantes Verfahren. Jedem dürfte ja bekannt sein, welche unangenehme Erschütterungen die Wagen stets an den Stellen erleiden, an welchen die Schienen zusammenstoßen. Diese Erschütterungen machen sich um so bemerkbarer, je länger das Geleise liegt. Sie werden nun durch Zusammenschweißen der Schienen beseitigt. Dasselbe geschieht nach dem Goldschmidtschen Patentverfahren auf folgende Weise: Zunächst wird zwischen die Stoßfläche zweier Schienen eine in deren Querschnittsform gehaltene, einen Millimeter starke Scheibe aus kohlenstofffreiem Eisenblech getrieben. Nun umgiebt man die Stoßstelle mit zwei ineinanderschiebbaren Blechformkasten, in welche man das aus Eisenoxyduluminium, sogenanntem Termit, bestehende „Schweißpulver", etwa fünfzehn Kilo, schüttet. Nachdem dieses mittels etwas darüber gestreutem, grauweißlichen, dem Erfinder patentierten Entzündungsgemisch, das wie Schießpulver aufflammt, entzündet worden ist, überschüttet man das Ganze mit Sand, um Abkühlung zu vermeiden. Unter einer Hitzetemperatur bis zu 3000 Grad Celsius, die sich in dem Termit entwickelt, schweißen die Schienenstöße innerhalb fünf Minuten unzertrennbar zusammen. In einigen Großstädten wie Braunschweig und Hamburg hat man diese Schweißungsart bereits mit bestem Erfolg angewendet.

Zusammenschweissen der Strassenbahnschienen in Berlin.
Nach dem Leben gezeichnet von Ewald Thiel

[illegible] läßt sie die Große Berliner Straßenbahngesellschaft auf [illegible] im Bau begriffenen Strecke durch die Gordenstraße aus[illegible] kommt die Schweißung jedes Schienenstoßes auf rund zwanzig Mark zu stehen. Aber diese Kosten werden ja durch Erzielung einer sanfter dahingleitenden Fahrt reichlich aufgewogen.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 22, 1903.

Allerlei Winke für jung und alt.

Die zierliche Theeschürze auf unserem Bilde ist aus Cerübatist gefertigt, 60 cm lang und 45 cm breit. Ihren Schmuck bildet eine leichte Stickerei, von der wir ein Eckstrauschen in Naturgröße wiedergeben. Die Blümchen sind in vier Nüancen Gelb mit Ueberfangstich ausgeführt, für die die Staubfäden repräsentierenden Knötchen wird ein dunkles, grelleres Gelb gewählt. Die Stengel sind olivengrün, die Schleifen in drei Schattierungen Blau gestickt. Als Stickmaterial dient Waschstickseide. Der Schürzensaum wird mit Zierstichen in blauer Seide gesichert. Der obere Teil der Schürze wird in Reihfalten gezogen, auf der Rückseite der Haltbarkeit halber besetzt und mit breiten blauen Seidenbändern zum Binden versehen.

Theeschürze.

Elegantes Hauskleidchen für zwei- bis dreijährige Kinder. Das 50 cm lange, 360 cm breite Kleidchen erhält einen 8 cm breiten Saum und zwei Valenciennes-einsätze als Rockabschluß. Am Vorderteil, 36 cm lang, 23 cm hoch, wechseln Valenciennes-einsätze mit ebenso breiten Stoffstreifen ab; Röckchen und Rückenteile bleiben nach Schnitt in einem Stück, nur wird der Rückenteil, der Taille entlang, 10 cm eingeschnitten; Vorderteil und Rückenteil aneinandergefügt, dem bis zum Einschnitt kraus gereihten Röckchen angesetzt. Vier Querfaltchen je eines Rückenteils laufen bis zur Taille und ergeben eine Rückenbreite von 19 cm. Innen läuft, die Naht deckend, ein schmales Streifchen, durch das eine feine Zugliße gezogen wird. Rückenschluß vier kleine Knöpfe auf Untertrittleiste, die bis zum Nackschlitz, 12 cm hoch, hinunterführt. Dem Halsausschnitt werden die kleinen Schulterkragen, mit Valenciennes-einsätzen und schmalen Batistblenden umgeben, eingefügt; innen schmaler Batiststreifen zum Zug. Die Aermel, bis a und b gereicht, erhalten auch Valenciennes-einsätze und Batistblenden, 18 cm lang. 1½ m langes Band wird, mit kleiner Rakarde und Enden, zum Hakenverschluß eingerichtet. Um sich nicht zu verschieben, erhält es, am untersten Knopf unter dem Knopfloch angeknüpft, eine Seidenschlinge, die etwas loser als die Bandbreite gehalten werden muß. Schmales Band als Rosette an der linken Schulter.

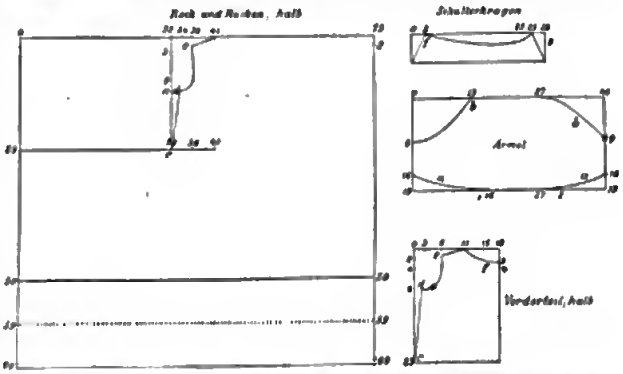
Detail zur Theeschürze.

Der Preis der Blumenzwiebeln der Hyacinthen, Tulpen, Krokus, im Verein mit der Vorliebe für eigene Anzucht, läßt so manchen Liebhaber zu der Frage kommen: Wie ziehe ich meine Blumenzwiebeln selbst? In den meisten Fällen und gerade bei denjenigen Zwiebeln, die ihm die Hauptzwiebeln sind, den Hyacinthen und Tulpen, muß die Antwort immer eine ungünstige sein, denn diese Zwiebeln verlangen von der Jugend bis zur Blühbarkeit eine so ausgewählte Pflege und einen so vortrefflichen, passenden Boden, wie ihn die alten Zwiebelfelder Hollands bieten, so daß ihre gute Anzucht auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stößt. Man sollte daher diese Arten stets kaufen — Krokus können auf guten Gartenbeeten ausgepflanzt werden und liefern, wenn sie von Unkraut reingehalten sind, genügende Brut. Diese ist dann im nächsten Jahre wieder auszupflanzen und im nächsten oder übernächsten Herbste zur Treiberei geeignet. Auch bei den Tazetten, Narzissen und Jonquillen können wir in ähnlicher Weise verfahren. Die Schneeglöckchen brauchen selten eine besondere Vorkultur. Man nimmt die, welche an den Rändern guter Beete oder auch auf einzelnen Beeten gestanden haben, truppweis in Klumpen heraus und setzt diese Klumpen, ohne die Erde abzunehmen, in Töpfe. Schneeglöckchen lassen sich bekanntlich nur langsam treiben und selben wenige. Wo nur ein kleiner Vorrat von Zwiebeln vorhanden ist, läßt sich dieser leicht durch Einzelpflanzen der Brut auf gute sonnige Beete vermehren. Eigene Scilla-blausterne kann man auch zur Treiberei verwenden. Vermehrung durch Brutzwiebeln, welche auf sonnigen Beeten heranwachsen müssen. Ein sonniger, warmer, nahrhafter Stand ist übrigens allen für die Treiberei bestimmten Zwiebeln notwendig. — Freesien, die Maiblumen vom Kap, gewinnt man durch Aussaat von Samen in einem Mistbeete. Die Aussaat geschieht im Februar oder März oder April und Mai.

Elegantes Hauskleidchen für zwei- bis dreijährige Kinder.

Es sind die jungen Sämlinge nachher zu verstopfen, auf 8 cm Entfernungen — entweder in einen anderen Mistbeetkasten oder auf ein mit Mistbeeterde überdecktes Gartenbeet, welches nach der Arbeit, um die Pflänzlinge in der ersten Zeit zu schützen, mit einem Frühbeetfenster überdeckt wird und leichten Schatten erhält. Die spät ausgesäten Freesien blühen, wenn sie im Kasten stehen, in den letzten Tagen des Herbstes. Zum Treiben sind die Knollen aus der Februarzucht verwendbar.

Die Maiblume gehört zwar nicht zu den Zwiebelgewächsen, sie wird aber mit ihnen immer in einem Atem genannt, insofern mit Recht, als sie neben der Hyacinthe und der Tulpe unbestritten die wertvollste Pflanze zur Treiberei ist. Die Zucht guter Maiblumenkeime nun ist in der Hauptsache deutsche Arbeit. Die vielen Millionen Keime, welche alljährlich in England und Amerika getrieben werden, sind sämtlich aus Deutschland bezogen. Die Zucht der Maiblume dauert drei Jahre. Man pflanzt die einjährigen Keime, welche sich massenhaft an den alten finden, auf ein nahehaftes sonniges Beet mit warmem, durchlässigem Boden in 10 cm gegenseitige Entfernung. Die Keime, im Herbst, Winter oder zeitigstem Frühjahr gepflanzt, erhalten auf ihren Beeten alsbald eine Decke von Pferdeäpfeln oder kurzem Pferdemist. Diese Decke wird alljährlich im Herbst erneuert. Sie soll den Pflanzen Nahrung geben, den Boden mürbe halten, ähnlich wie es im Walde durch Moos und Nadelspreu mürbe gehalten wird, und soll außerdem eine starke Wasserverdunstung hindern. An den Maiblumen ist nichts weiteres zu thun, als sie von Unkraut dauernd frei zu halten. Im zweiten Jahre giebt es Blüten, die man abpflücken kann, aber Blätter soll man nicht abnehmen. Sie müssen der Pflanze Kraft schaffen. Das Ausheben der Keime geschieht im Herbst des dritten Jahres. Zum Treiben sind nur die dicken verwendbar, alle schwachen werden auf neue Beete gepflanzt.



Schnitte zum eleganten Hauskleidchen für zwei- bis dreijährige Kinder.

Für Hausfrauenfleiss.

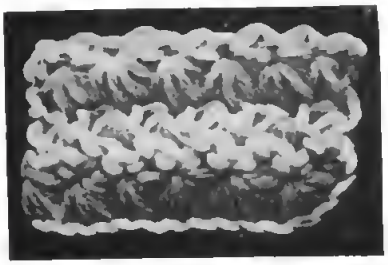
Muster zum Kinderjäckchen mit Kapuze. Häkelstich — Sternstich in hin und zurück gehenden Reihen. (Natürliche Größe.)

Erklärung des Sternstichs: Abbildung und Erklärung des Häkelstichs haben wir vor kurzem bei der Knabenmütze gegeben.

Anmerkung: Bei dem Häkelstich des Kinderjäckchens hat jedes Sternchen 6 Glieder.

Bei jeder folgenden Reihe kommt der 5. Stich in die kleine Lücke, die oben an jedem Sternchen ist.

Das Abnehmen erfolgt bei Sternstich durch das Fassen von mehr als 6 Gliedern; auf 2 Sternchen wird eines gehäkelt, wodurch nun 8 Glieder erhält, durch welche das Garn gezogen wird.



Muster zum Kinderjäckchen mit Kapuze.

Kinderjäckchen mit Kapuze. Material: 180 g vierfache weiche, weiße Strumpf- oder Kittelwolle.

Muster: Sternstich — siehe Abbildung in natürlicher Größe.

Anfertigung des Jäckchens: Das Jäckchen wird der Länge nach mit einem Anschlag von 66 Lftm. begonnen. Auf diesen Lftm. häkelt man 33 Sternchen in hin und zurück gehenden Reihen. In der 5. Reihe wird zur Rundung des Halsausschnitts oben 1 Sternchen aufgenommen (siehe die Beschreibung des Aufnehmens bei Sternstich — angegeben bei der erwähnten Erklärung des Häkelstichs zur Knabenmütze). Mit den nun erhaltenen 34 Sternchen häkelt man 3 Reihen, dann wird oben wieder 1 Sternchen aufgenommen, wieder 3 Reihen gehäkelt und noch einmal aufgenommen, so daß es nun 36 Sternchen sind; nun wird ohne aufzunehmen weitergehäkelt. Mit der 14. Reihe beginnt die Achsel; dieselbe wird 7 Reihen breit gearbeitet.

Zum Armloch bleiben 14 Sternchen stehen.

Auf den übrigen 22 Sternchen wird 1 Reihe von unten nach oben gehäkelt, oben einmal abgenommen (das heißt auf dem 21. und 22. Sternchen 1 gehäkelt), so daß nun abwärts 21 Sternchen bleiben.

Das Jäckchen soll unten weiter werden, und deshalb wird unter dem Arm ein Spickel gehäkelt, der in 2 Hälften zerfällt und in folgender Weise ausgeführt wird:

1. Reihe: Von unten nach oben häkeln, unter dem Arm 7 Sternchen stehen lassen, Garn abbrechen.

2. Reihe: Ueber die 7 letzten Sternchen abwärts häkeln.

3. Reihe: Wieder von unten nach oben über die 3 Stufen arbeiten, wobei darauf zu achten ist, daß beim Uebergang von einer Stufe zur anderen keine Lücke entsteht.

4. Reihe: Abwärts häkeln über alle 21 Sternchen.

5. Reihe: Aufwärts häkeln über alle 21 Sternchen (Garn abbrechen). Mit der 6. Reihe beginnt die 2. Hälfte des Spickels, welche in entgegengesetzter Richtung ausgeführt werden muß.

6. Reihe: Auf den 7 gegen unten liegenden Sternchen abwärts häkeln.

7. Reihe: Aufwärts über 14 Sternchen (Garn abbrechen).

8. Reihe: Unter dem Arm beginnen, über die 3 Stufen abwärts häkeln. (Das Muster darf über den Spickel nicht verändert werden.)

Nun kommt eine Reihe, die von unten nach oben führt; unter dem Arm wird 1 Sternchen aufgenommen, so daß es abwärts wieder wie vor Beginn des Spickels 22 Sternchen sind.

An der folgenden Reihe werden oben zur 2. Armlochhälfte 28 Lftm. gehäkelt und auf diesen abwärts arbeitend die 14 Sternchen gehäkelt, welche bei der 1. Armlochhälfte stehen blieben. (In dieser Reihe sind bis unten gezählt wieder 36 Sternchen.) Nun kommen die 7 Reihen zur 2. Achselhälfte; 3 Reihen noch glatt, dann oben am Halsausschnitt 1 Sternchen abnehmen, 7 Reihen glatt. Die 18. Reihe, vom Armloch an gezählt, bildet die Mitte des Rückens. Bei der 18. Reihe wird nur bis zu dem 6. Sternchen gehäkelt, so daß von unten an gezählt 5 Sternchen frei bleiben; dann wird das Garn abgebrochen. Zur 19. Reihe müssen zuerst 10 M. gehäkelt werden, um auf diesen die 5 freien Sternchen ausführen zu können, vom 6. Sternchen an wird auf der vorigen Reihe weitergearbeitet. (Der Rücken erhält durch diese Häkelart unten in der hinteren Mitte einen Schlitz.)

Von der 18. Reihe an wiederholen sich alle Reihen, nur muß, wo bisher aufgenommen wurde, jetzt abgenommen, wo abgenommen wurde — aufgenommen werden.

An den beiden Längsseiten und unten herüber werden 3 Sternstichreihen auf der rechten Seite (nicht hin und zurück gehend) ausgeführt. Dann 1 Zackenreihe, welche auch den hinteren Schlitz umrandet, gehäkelt. Bei der Zackenreihe kommt in 1 Sternstich 1 dichte M., in das nächste Sternchen kommen 5 Stäbchen.

Kapuze: Dieselbe wird der Breite nach gearbeitet. Auf einem Anschlag von 100 M. werden 50 Sternchen gehäkelt, ebenso wie das Jäckchen in hin und zurück gehenden Reihen. Zur Höhe benucht man 30 Reihen. Damit die Kapuze rings um den Ausschnitt reicht, häkelt man zu beiden Seiten, noch 4 Sternchen breit, 16 Reihen.

Die Breite der Kapuze wird zusammengelegt und bis zur halber Höhe zusammengenäht.

Rings um die Kapuze (mit Ausnahme des Teils gegen den Halsausschnitt) werden dieselben Zacken wie um das Jäckchen gehäkelt.

Die Mitte der Kapuze wird nun auf die Mitte des Rückens geheftet und die Kapuze mit dem Jäckchen durch eine dichte Reihe verbunden, bei der nach Bedarf abgenommen wird. Zwischen den dichten kann immer 1 Lftm. gemacht werden, damit ein Schnürchen durchgezogen werden kann.

2 Reihen Sternstich und 1 Zackenreihe schließen den Halsausschnitt des Jäckchens.

Aermel: Derselbe wird der Länge nach begonnen.

Auf einem Anschlag von 55 M. werden zuerst vorne 15 dichte M. gehäkelt, dann 20 Sternchen; die 15 dichten M. werden immer durch beide Glieder der vorhergehenden Reihe gearbeitet. Oben an den Sternchen wird zum Bogen des Aermels in jeder folgenden Reihe aufgenommen, bis es 25 Sternchen sind. Dann wird ohne aufzunehmen weitergehäkelt, bis man 17 Reihen hat.

Damit ist die Mitte des Aermels erreicht. Die Reihen wiederholen sich nun in entgegengesetzter Richtung wo aufgenommen wurde, wird abgenommen. Die Aermel werden zusammengenäht und so in die Armlöcher eingenäht, daß die Naht auf die Mitte des Spickels kommt. Ein Schnürchen mit Pompons daran dient zum Schließen des Jäckchens am Halsausschnitt.

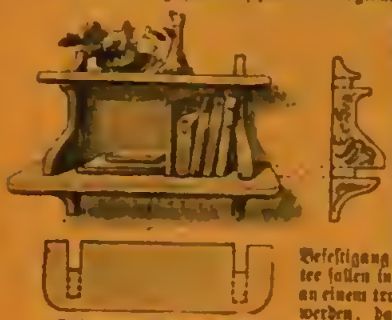
Kinderjäckchen mit Kapuze.

Kissen mit Baststickerei

Stickereien mit Bast auf Kissen und Decken sind eine interessante Neuheit für Veranden, Balkons, Herrenzimmer u. s. w. Der eigentümliche Stickfaden, mit dem es sich aber bequem und sehr schnell fördernd arbeitet, verlangt eine in der Stärke gut passende Nadel mit langem Oehr und nicht zu festen farbigen Grundstoff, zum Beispiel lockeres Leinen, Wollkanevas u. s. w. Die Ausführung der Stickerei geschieht mit sehr einfachen Stichen am besten in einem Rahmen. Bei dem hochmodernen Muster der fahlroten Kissenvorlage sind die langen schmalen Blätter in dichter Kreuznaht mit Stielstichumrandung ausgeführt, während für die Blüten zunächst ganz mattrot getönter Stoff aufgelegt wurde, den schmale Plattstichlinien befestigen und gliedern; für diese wie für den Stielstich ist der Stickfaden in halber Stärke zu nehmen.

Allerlei Winke für jung und alt.

Ein Büchergestell. Zum Mitnehmen an einen fremden Ort und zum Versenden wie Geschenk ist das zerlegbare Büchergestell ein sehr praktischer Gegenstand. Es besteht nur aus vier Brettern, die der Tischler nach Zeichnung leicht aus gutem, trockenem Holz schneiden kann. Sehr genau müssen die Einschnitte in den Brettern gemacht werden, die das Zusammenschieben ermöglichen. Die Maße unserer Zeichnung betragen ein Zehntel der natürlichen Größe. Die Art, wie die Längs- und Querbretter eingeschnitten sind und ineinander passen müssen, ist aus der Zeichnung der einzelnen Teile ersichtlich. Die punktierten Linien geben dabei an, wie weit die beiden Bretter übereinander greifen. Weitere Befestigung ist nicht nötig. Die Bretter fallen in zerlegtem Zustande nur an einem trockenen Platz aufbewahrt werden, da sich alles Holz leicht verzieht. Die Praktikansicht zeigt ein leichtes Ornament als Dekoration; aber auch unverziert, nur mit einer hübschen Mahagoni- oder Nußbeize behandelt und gewichst, wird sich das kleine Möbel gut ausnehmen. J.



Zerlegbares Büchergestell.

Ein Buchstabenspiel. Unter uns Schalkkindern war ein Buchstabenspiel sehr beliebt, das ursprünglich aus England stammt, von uns aber noch eigener Phantasie weiter ausgebildet wurde. Lilly fängt z. B. mit den Buchstaben A an zu erzählen. „Ich heiße Anna, komme aus Amerika, gehe nach Afrika, handle mit Ananas, esse gern Apfelkuchen, trinke Apollinaris, mag gern aufräumen und bin arbeitsam." Letztere zwei Behauptungen werden von den Geschwistern mit Hohngelächter aufgenommen. Lilly bleibt aber dabei. Jetzt wählt Otto den Buchstaben L und beginnt: „Ich heiße Laurentius Leimsieder, komme aus Lilliput, gehe nach Lalenburg, handle mit Liebigbildern, esse gern Lederknödel, trinke daza — „Limonade", schlägt Lilly vor. — „Leinöl", rät Hans. „Stiß! Ich weiß schon selber: ich trinke Löwenbräubier, mag gern — „laugschlafen", — „lateinlernen", fallen wieder die andern ein. „Nein, suchen, und bin" — jetzt tönt's von allen Seiten „langweilig, lästig, lustig, lumpig, liederlich" — Otto aber sagt mit Nachdruck „ich bin lieb." Und so geht es fort. Einer nimmt zuletzt noch das schlimme X und erklärt, er sei „krank".

Kissen mit waschbarem Ueberzug.

Kissen mit waschbarem Ueberzug. Unsere Abbildung veranschaulicht die 30 cm breite, 42 cm lange Decke aus ziemlich feinem Leinensiebstoff. Die Zeichnung wird mit Pauspapier aufgetragen und mit dem ganzen Faden weißer Waschseide im Spannstich ausgeführt. 3 cm breiter Hedlseam rahmt die Stickerei ein. Diese Decke wird dann mit losen Stichen auf ein seidenes Kissen mit Vlies gehestet und kann somit leicht zur Wäsche abgenommen werden. Als Kissenüberzug kann man statt Seide auch den in allen Farben erhältlichen Musselin, der sehr billig ist und sehr schön fällt, nehmen.

Blumenbehälter. Ein gewöhnlicher, geflochtener Tragkorb, wie sie auf dem Lande in verschiedenen Formen in Gebrauch sind — in Oberbayern und Tirol heißen sie „Kraxen" — ergiebt ein gutes Dekorationsstück für die Landwohnung, für Veranda oder Vorplatz. Der Korb wird mit Aspinall-Email gestrichen oder auch mit Oelfarbe, die der Tiermaler liefert — in irgend einem leuchtenden Ton oder auch gelblich weiß, und je nach der Jahreszeit mit einem mächtigen Strauß von blühenden Zweigen, mit Paeonien, Sonnenblumen, Astern, buntem Herbstlaub oder auch nur schönen grünen Kiefernzweigen gefüllt. Wir hängen unten dunkelrot gestrichenen Korb mit seinen Tragbändern an der Wand auf, schlingen mitten durch das Geflecht der Kraxe weiter unten noch einen Haken in die Mauer und befestigen hieran eine mäßig tiefe, blecherne Schöpfkelle mit Stiel, welche nun, mit Wasser gefüllt, im Innern des Korbes herabhing und die Pflanzenstengel frisch erhielt. Am schönsten war der Korb im Herbst, mit goldbraunen Buchenzweigen, Farn, den langen Rispen des blauen Schlangenenzians und einigen roten Berrenbuschen dazwischen. J.

Blumenbehälter.

Reisetaschen aus einem fabelhaft leichten japanischen Faserstoff, „Benguin", anscheinend recht haltbar, sind die neueste Erfindung zur Bequemlichkeit des Reisens. Die Hülle wiegt wirklich nur wenige Gramm und ist doch groß genug, um den Bedarf für eine kleine Tour aufzunehmen oder auch einen großen Shawl von empfindlicher Farbe zu umhüllen. Auch zum Mitnehmen zur Arbeit und Rundvoyage im Wald und Feld, für Zeichengerät und zum Blumensammeln ist sie brauchbar. Man bekommt sie ganz elegant und billig, in Form von richtigen Taschen und Plaidhüllen, in den japanischen Bazars.

Badeschwämme zu reinigen. Schwämme werden bei längerem Gebrauch oft unansehnlich, verlieren die Farbe, werden schmutzig und dicht. Sie zu reinigen, giebt es ein einfaches Mittel. Man legt die Schwämme in lauwarmes Wasser, welches mit Salmiak versetzt ist, drückt den Schwamm tüchtig aus und erneuert dies Verfahren so lange, bis das Wasser ganz klar bleibt. Der Salmiak löst alle Seife und allen Schmutz auf. Der auf diese Art und Weise behandelte Schwamm wird wunderschön sauber und locker.

Soeben ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Gartenlaube-Kalender 1901.

Mit einem farbigen Kunstblatt von C. von Bergen und zahlreichen Illustrationen in Schwarz- und Buntdruck.

— Sechzehnter Jahrgang. — In elegantem Ganzleinenband Preis 1 Mark.

Der „Gartenlaube-Kalender" für das Jahr 1901 enthält u. a. die neueste Erzählung von

W. Heimburg: „Maiblumen" mit Illustrationen von Fr. Bergen,

ansprechende und humorvolle Novellen von Else Hofmann und M. Berger, unterhaltende und belehrende Beiträge von Karl Braedt, Dr. Kurt Lampert, E. Falkenhorst, Ludwig Dreier u. a., einen umfassenden, reich illustrierten Rückblick auf die Tagesgeschichte von Dr. Hermann Diez, ferner zahlreiche Illustrationen von hervorragenden Künstlern, Humoristisches in Wort und Bild und viele praktische und wertvolle Kalender-Notizen und Tabellen zum Nachschlagen bei Fragen des täglichen Lebens.

Bestellungen auf den Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1901 nimmt die Buchhandlung entgegen, welche die „Gartenlaube" liefert. Post-Abonnenten können den Kalender sowohl durch die Buchhandlungen als auch gegen Einsendung von 1 Mark und 20 Pfennig (für Porto) in Briefmarken oder mittels 10 Pfennig-Postanweisung direkt franko von der unterzeichneten Verlagshandlung beziehen. — Von den früheren Jahrgängen des „Gartenlaube-Kalenders" sind die Jahrgänge 1899 und 1900 in rote Leinwand gebunden auch zum Preise von 1 Mark zu haben, während die Jahrgänge 1887, 1889—92, 1894 und 1896 auf 50 Pfennig herabgesetzt sind. Die übrigen Jahrgänge sind vergriffen.

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

W. Heimburgs Romane u. Novellen

Illustrierte Ausgabe.

10 Bände, elegant gebunden. In feinem englischen Leinwandkasten. Preis 40 Mark.

Auch in einzelnen Bänden à 4 Mark oder in 71 Lieferungen à 40 Pfennig zu beziehen.

Inhalt: Bd. 1. **Aus dem Leben meiner alten Freundin.** Mit Illustr. von Wilh. Claudius. — Bd. 2. **Lumpenmüllers Lieschen.** Mit Illustr. von J. A. Wehle — Bd. 3. **Klosterbruderhusen.** — **Ursula.** Mit Illustr. von A. Zick. — Bd. 4. **Ein armes Mädchen.** — **Das Fräulein Pate.** Mit Illustr. von August Mandick. — Bd. 5. **Trudchens Heirat.** — **Im Banne der Musen.** Mit Illustr. von E. Ravel. — Bd. 6. **Die Andere.** — **Unverstanden.** Mit Illustr. von Wilh. Claudius. — Bd. 7. **Heczenstricke.** Mit Illustr. von C. Zupf. — Bd. 8. **Lore von Tollen.** Mit Illustr. von M. Flinzner und H. Aldrecht. — Bd. 9. **Eine unbedeutende Frau.** Mit Illustr. von R. Gutschmidt. — Bd. 10. **Unter der Linde.** Zwölf Novellen. Mit Illustr. von A. Zick, C. Kuch, J. A. Wehle, C. Zupf und W. Claudius.

W. Heimburgs Romane u. Novellen.

Neue Folge.

Illustrierte Ausgabe.

Vollständig in 5 reichillustrierten Bänden zum Preise von je 3 Mark geheftet, 4 Mark elegant gebunden.

Auch in 36 Lieferungen zu 40 Pfennig zu beziehen.

Inhalt: Bd. 1. **Mamsell Unnütz.** Illustriert von Wilh. Claudius. — Bd. 2. **Um fremde Schuld.** Illustriert von H. G. Jentsch. Bd. 3. **Erzählungen.** Inhalt: Sebinens Feier. Franziska von Schirken. Des Kanzenhänschen. Der silberne Hochzeitsanzug. Großmuttern Hochzeitskränzchen. Marianne Sievening. Illustriert von R. Reiserde. Wilh. Claudius und Fritz Bergen. — Bd. 4. **Haus Beetzen.** Illustriert von P. Schnorr. — Bd. 5. **Trotzige Herzen.** Illustriert von Wilh. Claudius.

W. Heimburg zählt zweifellos zu den liebenswürdigsten und beliebtesten unserer Romanschriftstellerinnen. Aus dem unergründlichen Born eines tiefen Gemüts schöpfend, weiß sie ihre Leser im innerstes Herzen zu packen, aber auch über die Alltäglichkeit hinaus zu erheben. Die Welt von heute jagt und hastet, und der Kampf von heute macht so viele hart, da muß uns eine Dichterin willkommen sein, welche in sinniger Weise Herz und Gemüt zur Geltung bringt; ihr Wirken ist versöhnend und klärend und darum gebührt ihr das Heimatsrecht im deutschen Hause.

Wie viele, die sich des ihnen durch die Lektüre von Heimburgs Romanen schon gewordenen Genusses dankbarer Herzens erinnern, mögen nicht schon lange den Wunsch gehegt haben, die Heimburgschen Schriften in würdiger Ausstattung gesammelt als bleibenden Hausschatz zu besitzen. Für sie, sowie für alle diejenigen, welchen die Werke der berühmten Erzählerin noch fremd sind, veranstaltete die Verlagshandlung die illustrierte Sammel-Ausgabe. Ausgezeichnete Künstler haben dieselbe mit wohlgelungenen Bildern geschmückt, während es sich die Verlagshandlung angelegen sein ließ, durch schönen, klaren Druck, gutes Papier und einen geschmackvollen Einband für ein ansprechendes äußeres Gewand Sorge zu tragen.

Die meisten Buch- u. Zeitungshändler nehmen Bestellungen auf die **Illustrierte Ausgabe** von **W. Heimburgs Romanen u. Novellen** entgegen und senden auf Verlangen die erste Lieferung wie auch den ersten Band der beiden Serien zur Ansicht.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Soeben erschienen!

Glückliche Augen.

Novellen von

Eva Treu (Lucy Griebel).

Inhalt:

Der Seefahrer — Grünes Gras — Der gute Regen — Ritter Ewald — Heimwärts — Das Schloss — Vertrauen — Flatterrose.

Preis geheftet 3 Mark, eleg. gebunden 4 Mark.

In treffender Weise kennzeichnet der von der Verfasserin gewählte Titel die in obiger Sammlung zu einem Bande vereinigten Novellen. Glückliche Augen sind es, die uns diesen innigen, liebenswürdigen Erzählungen heraus leuchten und die Herzen der Leser mit Frohsinn und Sonnenschein erfüllen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Das erste Jahr im neuen Haushalt.

Eine Geschichte in Briefen von

R. Artaria.

Preis geheftet 3 Mk. Elegant gebunden 4 Mk.

Zweite Auflage.

Es dürfte kaum ein litterarisches Gelegenheitsgeschenk kleineren Umfangs geben, welches jungen Frauen und Bräuten willkommener sein könnte, als das Buch einer gemüt- und humorvollen Frau über das erste Jahr im Ehestand. „Das erste Jahr im neuen Haushalt" umfaßt die Erlebnisse eines jungen Paares in mittleren Verhältnissen; alle Seiten der häuslichen Frauenpflichten werden bald humoristisch, bald ernst in Briefen einer jung verheirateten Frau an ihre Freundin angeführt.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, gibt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, daß Fußböden, Tische und Schaubladen wie neu aussehen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen. Messer und Gabeln sowie alle messernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, zu unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK, U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

23. Heft. 30. Oktober 1900.

Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Inhalt.

	Seite
Um Helena. Roman von Ida Boy-Ed (2. Fortsetzung)	713
Die Tragödie von Galveston. Von Rudolf Cronau	727
Der sächsische Prinzenraub. Mit Abbildungen	728
Der Dorfapostel. Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer (11. Fortsetzung)	730
Benvenuto Cellini. Ein Gedenkblatt von Heinrich Bauer. Mit Bildnis	740

Blätter und Blüten: Das Königin Luisen-Denkmal in Tilsit. (Zu der Abbildung S. 721.) S. 742. — Flaschenposten im Dienste der Wissenschaft. S. 742. — Ein Löwenstandbild im Kaiserlichen Garten zu Peking. (Mit Abbildung.) S. 743. — Ein Fest Berliner Mieter. (Zu dem Bilde auf S. 725.) S. 743. — Der Tatenklopfsatter (Sphinx Atropos). Von E. Möller. S. 743. — Die Raumasälle in Norwegen. Von E. Gjelsvik. (Zu dem Bilde S. 737.) S. 743. — Die siamesische Zibethkatze. Von Matschie. (Zu dem Bilde S. 744.) S. 743. — Druidinnen beim heiligen Mistelfest. (Zu unserer Kunstbeilage.) S. 744.

Allerlei Kurzweil: S. 744.

Illustrationen: Der neue Jahrgang. Von L. Hamberg. S. 710 und 717. — Das Denkmal für die Königin Luise in Tilsit von Professor Gustav Eberlein. S. 721. — Ein Fest der Mieter in Berlin. Von Werner Zehme. S. 725. — Abbildungen zu dem Artikel „Der sächsische Prinzenraub". Von C. Oehme. Angriff des Köhlers auf den Prinzenräuber Kunz von Kaufungen. S. 713. Nächtliche Ersteigung von Schloß Altenburg durch die Prinzenräuber. Feierlicher Einzug der geretteten Prinzen in Altenburg. S. 729. — An der Mutter Grab. Von H. Peerquit. S. 733. — Die Raumasälle in Norwegen. Von Robert Schulze. S. 737. — Benvenuto Cellini. Von G. Longhi. S. 741. — Ein Löwenstandbild im Kaiserlichen Garten zu Peking. S. 743. — Siamesische Zibethkatze. Von Paul Neumann. S. 744.

Hierzu 2 Beilagen, sowie Kunstbeilage 23: „Das Fest der heiligen Mistel". Von G. M. J. Girardet.

Kleine Mitteilungen.

Verwertung des Obstes. Während in Amerika jede noch so reiche Obsternte leicht und sicher untergebracht wird, weil die Verwertung des Obstes zu Dörrobst allgemein ist, werden in Deutschland reiche Obsternten sehr häufig zu einem Danaergeschenk, da sie die Preise drücken und den Absatz fast unmöglich machen. Es ist deshalb wirklich an der Zeit, daß auch wir uns mehr mit der Verwertung beschäftigen und es verstehen lernen, reiche Ernten für spätere magere Jahre nutzbringend zurückzulegen. Da Amerika uns zu jeder Zeit mit Dörrobst überschwemmt, ist es schwer, dessen Konkurrenz erfolgreich aufzunehmen, wenigstens in geringerer Ware. Das braucht aber keinen abzuhalten, eigenes Obst zu dörren, welches sich auf jeden Fall billiger als gekauftes stellt. Zur Erleichterung dieses Hausbetriebes sind gute Darren konstruiert, wie z. B. die Geisenheimer Heeddarre. Man stellt sie auf den Ofen und kann mit ihr ohne große Heizungskosten dörren. Wer sehr große Obstmengen zu verwerten hat, kann mit solchem Kleinbetriebe allerdings nichts anfangen. Ihm sind größere Darren notwendig, besser ist es aber, wenn er vorläufig noch darauf verzichtet und lieber zur Apfelweinbereitung übergeht. Es läßt sich bei ihr noch sehr minderwertiges Obst verwenden und doch dabei mit größerem Nutzen arbeiten.

Im allgemeinen geben gute Tafelsorten einen besseren Wein als geeignete, doch ist das keine Regel. Es giebt einzelne Sorten, die sich zum Rohgenuß kaum eignen und zu Wein geradezu vorzüglich sind. Als bester Mostapfel hat sich bislang der rote Freerische Weinapfel gezeigt, eine kleine unansehnliche Frucht. Zur Weinbereitung eignen sich auch die sogenannten Zieräpfel, die Pyrus baccata, welche gewöhnlich unter den Bäumen verfaulen, vorzüglich. Sie haben viel Gerbsäure, und da man zu einem guten Wein mindestens $^2/_3$ herbe saure Aepfel und nur $^1/_3$ süße Aepfel verwenden darf, so sind sie zur Mischung, um dem Wein durch ihre Säure die nötige Haltbarkeit zu geben, vortrefflich. Obstwein bekommt keinerlei Zusatz, weder Zucker, noch Wasser. Er wird aus dem reinen Safte der Früchte hergestellt, die zur Gewinnung desselben zu zerreiben oder zu zerquetschen und dann auszupressen sind. Jede Berührung des Saftes mit Eisen oder Blech verdirbt den Wein. Die Hilfsmaschinen müssen darum, sollen sie gut sein, nur Saft und Holz miteinander in Verbindung bringen. Zum Birnenwein lassen sich nur herbe Birnen verwenden. Bienenwein hält sich nie lange und ist bald zu trinken. Um den Obstweinen einen anderen Charakter zu geben, hatte man versucht, den Saft mit Hefe von Traubenweinen vergären zu lassen, und will gefunden haben, daß der Wein dann von der Blume des Traubenweines viel annehme. Ganz sicher sind die Resultate noch nicht. Sicher ist vorläufig, daß der Most unter Zusatz von fremden Hefepilzen viel schneller gart und schneller fertig wird. Das gilt auch bei den Johannis- und Stachelbeerweinen und ganz besonders vom Heidelbeerwein.

Die beim Obstpressen gewonnenen Obsttrester lassen sich alsbald durch Aussaat verwerten. Man sät sie in Rillen und streut, der Mäuse wegen, zerschnittenes Wachholderreisig dazwischen. Die Aussaat der Pflaumen und Kirschen, Rosen, Weißdorn findet ebenfalls statt. Von letzteren beiden dürfen aber keine frischen Samen verwendet werden, weil sie zwei Jahre zum Keimen bedürfen und das Beet ein Jahr kahl bliebe. Man stratifiziert solche Samen, d. h. schichtet sie zwischen Sand oder Erde ein und läßt sie draußen in der Erde vergraben bis zum nächsten Herbste liegen. Pfirsichkerne werden der Mäuse wegen auch gern stratifiziert. Sie taugen, wenn man sie trocken aufbewahren wollte, bei der Aussaat im Frühjahr nur schwer keimen. Man kann Pfirsiche aber auch im Herbste säen. Da der Pfirsich häufig taubstaut ist und die Samenpflanzen manchmal recht gute Früchte bringen, so ist die Aussaat von Pfirsichsteinen doppelt interessant. Bewährt sich nachher der Strauch nicht, so läßt er sich noch immer umveredeln.

Verpackung von Wasserpflanzen. Wie häufig kommt es vor, daß jemand aus seinen Aquarien einige Wasserpflanzen abgeben möchte. Aber wie schwierig gestaltet sich dann das Verpacken und der Versand mit der Post, wenn sie lebendig gut ankommen sollen! Es giebt nun eine ungemein einfache und außerordentlich sichere Verpackungsweise, und das ist die Verpackung der Pflanzen in Pergamentpapier. Die letzteren werden in eine doppelte Lage dieses Papieres, so naß wie sie sind, eingerollt, und damit sind sie versandfertig. Sie können als Muster ohne Wert verschickt werden, auch in größeren Mengen die Fahrt in Körben oder Kisten verpackt antreten, und man darf sicher sein, daß sie selbst bei der größten Sommerhitze in vorzüglicher Verfassung ankommen. Wasserpflanzen werden viel zu wenig von den Pflanzenfreunden beachtet. Ihre ungemein große Vielgestaltigkeit, ihre mannigfaltigen Farben, die prächtigen Blüten einzelner, um nur an die Nymphäen zu denken, gäbe ihnen die Berechtigung zu einer ausgiebigeren Verwendung in Bassins, Aquarien ꝛc. Auch die Zierfischzucht würde dabei nur gewinnen; denn ohne Wasserpflanzen ist jene nur eine halbe Sache, weniger interessant, und vor allem viel weniger freudebringend, weil man den Wasserpflanzen erst die rechte Gesundheit in die Aquarien zaubert.

Diätetische Marmelade. Oefters zeigen Kranke, so deren Ernährung der Genuß von Fleisch nötig ist, einen Widerwillen gegen dasselbe. Es empfiehlt sich dann, Speisen zusammenzustellen, in denen der Fleischgeschmack möglichst verdeckt wird. Zu diesem Zweck werden in dem umfangreichen Buche „Diätetische Küche für Gesunde und Kranke" von Emma Matles-Jaworska (Frauz Deuticke, Wien) fleischhaltige Marmeladen empfohlen.

Der Braten, den man zur Marmelade verwendet, darf nicht angebrannt sein und keine Sauce enthalten, damit der Saucengeschmack das Fleisch nicht verrate. Wenn das Fleisch gebraten ist, schneide man die Oberfläche desselben sorgfältig ab, oder man dünste den Braten, was vorzuziehen ist, und verwende ihn ohne Bratensaft. Für Personen, denen sogar der Anblick des Fleisches Widerwillen erregt, soll man das Fleisch zerstoßen, zerreiben und durch ein Sieb treiben. Die geeignetste Fleischsorte ist Kalbsbraten oder Lammbraten.

Die Marmelade kann auf verschiedene Weise bereitet werden. In der sogenannten ungarischen Marmelade verwendet man saure Gurken. Man schäle eine Salzgurke, reibe sie schneß auf einem Reibeisen auf Weißblech (da sie auf einem eisernen schwarz wird), vermische zwei Löffel der geriebenen Gurke mit einem durch ein Sieb passierten, gekochten Eidotter und 4 Löffeln des gebackten und im Mörser zerstoßenen Kalbsbratens. Sollte die Marmelade zu dick sein, so verdünnt man sie mit dem Safte der Salzgurken, wenn derselbe nicht zu stark gesalzen oder zu sauer ist. Die Zugabe des Eidotters ist nicht unbedingt nötig, indert jedoch den stark sauren Geschmack der Gurke. Man serviert die Marmelade kalt.

Man kann auch aus säuerlichen Kompottäpfeln eine gewöhnliche Marmelade ohne Zucker bereiten und sie mit Himbeer- oder einem anderen Fruchtsaft färben. Je ein Löffel des im Mörser fein zerstoßenen Fleisches wird mit einem Löffel der Marmelade vermischt.

Von der Zusammensetzung des Gerichtes muß man den Arzt in Kenntnis setzen; dagegen ist dem Kranken gegenüber zu verschweigen, daß die Marmelade Fleisch enthalte.

„Südwester". An der Nordsee bedeutet „Süd-West" schlechtes Wetter, und danach benennen die Seeleute manches, besonders ihren Hut, aber auch ihren warmenden Grog, den sie folgendermaßen herstellen: 1/8 Liter Rotwein, 4 Stück Zucker, etwas Citronenschale und so viel billigen Weißwein, daß ein gutes Glas gefüllt wird. Das wird einmal aufgekocht. Hiernach kann man leicht berechnen, für wie viel Gläser man brauen will. Diesen Grog nennt man „Südwester", gießt man auch noch Rum hinzu, so heißt er aber „Sturmhaube".

DAS FEST DER HEILIGEN MISTEL

Nach dem Gemälde von G. M. J. Guardet

Halbheft 23. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ● Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Um Helena.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(2. Fortsetzung.)

Roman von Ida Boy-Ed.

3.

Der 15. März kam. Er brachte keinen der „neun Sommertage", die der Volksglaube von ihm erwartet. Aber alle Welt war dem Himmel doch dankbar, daß er das lichte Grau, das ihn, blendend wie Weißblech, bedeckte, sich nicht zu Regengewölk zusammenschließen ließ.

Wo der Fluß in breiter Mündung, zwischen flachen, sandigen Ufern, in die Meeresbucht trat, hatte man, an der Marstädter Seite, den Festplatz hergerichtet. In dessen Mitte befand sich ein kleines, aufgemauertes Fundament. Daneben stand ein Denkstein. Er sollte, sobald Seine Königliche Hoheit, der Landesherr, die Urkunden in den kleinen Hohlraum des Fundaments gelegt und die drei Hammerschläge auf den Verschlußstein dieses Erinnerungsarchives gethan hatte, auf das Fundament gehoben werden.

Wackernagel, als Vorsitzender der für diese Angelegenheit gebildeten Kommission, hatte darauf bestanden, daß nur ein Marstädter Steinmetz dieses kleine Denkmal ausführen dürfe. Es war danach geworden. Es sah aus wie ein geschweifter Ofen aus Sandstein. Später sollte die Büste des Landesherrn darauf. Eine solche von Bronze hatte Wackernagel den Marstädtern zum Geschenk gemacht. Sie war aber aus der Gießerei nicht rechtzeitig eingetroffen, denn Wackernagel hatte statt des

Photographie im Verlag von A. Schroeter in Meissen.

Angriff des Köhlers auf den Prinzenräuber Kunz von Kaufungen.
Nach dem Gemälde von E. Oehme in der Albrechtsburg zu Meissen.

allgemein im Handel befindlichen ein anderes Pastament haben wollen. Eines mit entsprechenden Emblemen.

Flaggenbäume standen im Kreis, durch Tannenguirlanden miteinander verbunden.

An einer Stelle trat ein Pavillon mit seiner offenen Seite an die Grenze dieses kleinen Festplatzes.

In ihm sollten die Festjungfrauen des Landesherrn harren, um ihm gegebenen Augenblicks im Zuge entgegenzuwallen. In ihm sollte Seine Königliche Hoheit während der Reden und des Gesanges sich aufhalten können, wenn es etwa regnen würde.

Der Landesherr sollte zehn Minuten vor der Feier mit der Bahn ankommen, zum Festplatz fahren, die Feier, deren Dauer auf dreiviertel Stunden festgesetzt war, durch seine Gegenwart weihen und dann in den Räumen des Rathauses einen Imbiß nehmen. Das Rathaus hatte vor einigen hundert Jahren zuweilen Basahren des jetzigen Herrschers als Residenz gedient und war damals das Schloß gewesen. Schon seit Generationen diente es dem nützlichen, bürgerlichen Zweck. Aber ein paar Festräume darin wurden doch sorgsam in stand gehalten, für den Fall, daß es den hohen Herrschaften einmal beikommen sollte, ihre treuen Marstädter zu besuchen. Bei dem Imbiß würde es zugleich Gelegenheit geben, eine Art Cercle zu halten. Hierfür war eine Stunde berechnet. Dann fuhr der Landesherr wohl wieder fort, denn zum Diner mußte er schon wieder in seiner Hauptstadt sein, wo ein fürstlicher Vetter zu Besuch weilte.

Diesen zwei Stunden fieberte die Stadt und Umgegend seit drei Wochen entgegen.

Nun war der große Augenblick da.

Vor dem Bahnhof stand der Landauer des Freiherrn Malte von Holdin von Friederikenhof. Vier herrliche Grauschimmel in silberverziertem Geschirr bildeten ein Gespann, das des hohen Gastes würdig war. Malte von Holdin hatte es der Stadt geliehen, obschon er oder vielmehr seine Gutsverwaltung seit Jahr und Tag mit dem Magistrat von Marstadt auf höchst gespanntem Fuß stand, wegen einer Grenzwiese, die Gegenstand endloser Prozesse war.

Allein Wackernagel hatte versprochen, seinen Einfluß geltend zu machen, denn er vertrat in jenem Prozesse den Friederikenhofer. Eine Equipage für den Landesherrn schlägt man auch nicht ab. Und vielmehr noch: Malte von Holdin, der seit seiner Großjährigkeit kaum auf Friederikenhof gesehen worden war, nahm die Einladung zur Feier an.

Der Bürgermeister und drei Stadtverordnete harrten am Bahnhof der Ankunft des Sonderzuges.

Auf dem Festplatz sollte Wackernagel nebst drei anderen städtischen Würdenträgern den Landesherrn empfangen.

Dicht gedrängt stand die Menge im Kreise. Die Stadtsergeanten hielten die Zufahrt kaum ohne Mühe frei.

Innerhalb des Festplatzes, den zunächst ein Kreis von befrackten Herren mit Notenblättern in den Händen förmlich ummauerte, standen neben der Geistlichkeit Wackernagel und seine Genossen, auch Thassilo und Edles.

Im Pavillon drängten sich die jungen Damen aneinander. Viele kicherten. Andere waren blaß vor Aufregung. Beate stand sehr aufrecht vorn und überlas noch einmal das von Herrn Lebus verfaßte Empfangsgedicht.

Rechts und links vom Pavillon erhoben sich kleine Tribünen, die Köpfe der Davorstehenden berührten mit ihren Scheiteln beinahe den Rand der Brustung.

Dort saßen die Gäste aus der Umgegend und die Damen der städtischen Würdenträger. Da saß Georg Attheer, heute in vollkommen junkerlicher Haltung, ein Kavalier, der seine nachlässigen Alltagsangewohnheiten mit seinen vertragenen Röcken zusammen daheim gelassen hat. Er trug einige Auszeichnungen: eine Kriegsdenkmünze, eine Tapferkeitsmedaille, den Franz-Ludwigsorden des Herrscherhauses und das Eiserne Kreuz. Alles zusammen bildete eine hübsche, farbenmuntere kleine Gruppe auf dem schwarzen Frack, und Beate dachte, daß es wunder was sei.

Da saß auch Heer Lebus, in ganz ungeschmücktem, aber von einem ersten Berliner Schneider gearbeiteten Frack, sehr elegant in seiner interessanten dunklen Schönheit.

Da saß auch Malte Freiherr von Holdin. Daß er es sei, dachten sich die Maestädter gleich. Er sah seinem Vater, den man gut gekannt hatte, recht ähnlich. Aber da hatte sich ganz als Krautjunker gegeben. Der junge Baron trug ein Monokel, er sah etwas blaß und gelangweilt aus, unter seiner Stirnhaut stand ein spärliches, dunkles, aufgebürstetes Haarbüschel. Übrigens war er ein überlanger Mensch, der etwas vornüberhing, wenn er stand. Er trug keine Orden. Nur das Johanniterkreuz hing ihm vorn am Halse. Alle Damen fanden ihn „wirklich vornehm".

Da saß auch Thassilos Mutter. Sie war gekommen, um Zeugin dieses großen Tages zu sein, und um der immer gut bettlägerigen Schwägerin, Edless Mutter, recht, recht genau alles erzählen zu können. Sie war auch gekommen, um Beate mit nach Berlin zu nehmen. Beate sollte doch ihre Schwiegermutter kennenlernen und vierzehn Tage bei den Damen in Charlottenburg verbringen.

Oben auf Glanau zu wohnen während der drei Tage ihrer Anwesenheit, hatte sie auf ihres Sohnes Bitten abgelehnt. Die beiden Mütter konnten es gar nicht begreifen, weshalb Thassilo das forderte. Es wäre so natürlich gewesen, bei den armen Verwandten abzusteigen. Aber Frau Marie Stürmer sagte ich ja gern ihrem Sohn. Und nun sie hier war, sah sie es ja auch ein: Thassilo hatte so viel zu thun, daß er gar keine Zeit fand, nach Glanau zu kommen. Hingegen im „Großherzog", wo sie Zimmer an Zimmer mit ihrem Jungen war, ergab sich doch manche traute halbe Stunde. Sogar gestern, wo Georg Attheer ein kleines Diner gegeben hatte, mußte Thassilo zu letzten Augenblick absagen. In ihrem Herzen war sie Edles ein wenig böse, weil er sich grade jetzt verlobt hatte, da dieser Umstand ihm doch Zeit raubte und ihren Thassilo nur noch mehr überbürdete. Aber sie wagte nicht, es sich merken zu lassen, nicht einmal ihrem Sohn gegenüber.

Ich bin Irene ja so viel Dank schuldig! Das war ihr ständig wiederkehrende Gedanke, mit dem sie jede Kritik an ihrem Herzen niederhielt, wenn sich einmal so etwas dergleichen rühren wollte.

Da saß sie nun, mit ihrem blassen, von vielen Sorgen durchgeistigten Gesicht, in ihrem schwarzen, mit dunklen Federn ausgeschlagenen Mantel, auf dem grauen Haar einen Hut, der sie wie ein düsteres Diadem krönte.

Sie sah nur ihren Sohn und beobachtete immer nur ihn.

Jetzt kam noch sehr eilig ein Herr durch die Kniebespalier. Er war von mittelgroßer Gestalt, sehr wohlgebaut, energisch in seinen Bewegungen. Sein helles hartes Gesicht, die merkwürdigen Augen, die denen eines Seeadlers glichen, das glatte blonde Haar verrieten den Norweger.

Es war Irne Hjelmersen. Geschäfte hatten ihn noch in den letzten Tagen zu einer Reise in die Rheinprovinz genötigt. Er war erst diesen Morgen zurückgekehrt und hatte kaum Zeit gehabt, sich in den Frack zu werfen.

„Ich dachte schon, du kämest zu spät," sagte Thassilo, ihm die Hand drückend.

Sie hatten in Norwegen zusammen gearbeitet. Dieser Mann war der einzige Duzfreund Thassilos. Daß er jetzt auch sein Untergebener war, störte beide nicht im geringsten.

Sie schufen gemeinsam an einem nutzbaren Werk. Die Ehre, die für dies gemeinsame Arbeiten durch die Umstände gegeben war, deuchte ihnen herzlich nebensächlich.

Irne Hjelmersen sah sich um. Aha, da war Herr Wackernagel, der Einflußreiche! Aber Irne Hjelmersen hatte in seinen Unterredungen mit ihm erkannt, daß der Mann wirklich nur das Verständige wollte und den Fortschritt der Vaterstadt. Außerdem zeigte Wackernagel ein ganz klares Verständnis für den Wert von Thassilo und eine genaue Erkenntnis von Edles Stürmers Wesen. Dies allein hätte für Hjelmersen, der seinem Freund mit Fanatismus ergeben war, genügt, ihm Wackernagel sympathisch zu machen.

Er drückte auch ihm die Hand. Zusammen sahen sie sich die Schar junger Mädchen an.

„Wie eine Schafherde," meinte Wackernagel.

„Wer ist die ... ich meine die da vorn, mit dem Blumenstrauß in der Hand und dem grünen Kranz?" fragte Irne Hjelmersen.

Er stand und starrte das schöne Weib überrascht an.

„Das ist ja Beate Attheer, Ihres Herrn Edlen Stürmer Braut," sagte Wackernagel.

„So, so,“ murmelte der Norweger.

Er ließ den Blick nicht von Beate. Er meinte, so ein klassisches Frauenbild noch nie gesehen zu haben.

Die jungen Mädchen trugen alle schneeweiße Gretchenkostüme, von leichter, billiger Schanghaiseide. Man hatte diesen Kleiderschnitt gewählt, weil nun einmal wunderbarerweise das Gretchenkleid als Symbol deutscher Mädchensittsamkeit gilt.

Weiß der Teufel, dachte Wackernagel, bei der Bente sieht's wieder aus, als sei es nur erfunden, ihre Formen zur Geltung zu bringen. Das Weib hat etwas enorm Körperliches. Und wie der Hjelmersen wieder baff ist! Komisch!

In diesem Augenblicke schlug es Zwölf, nacheinander von den drei Kirchtürmen der Stadt.

Eine feierliche Stille kam über die tausendköpfige Versammlung. Jeden Augenblick, wenn der Zug mit dem Landesherrn einfuhr, konnten die Glocken zu läuten beginnen.

In der spannenden Erwartung schien das ganze Bild, Menschen und Natur, wie besonders zu einem Schaustück zusammengestellt.

Der blendende, weißgraue Himmel gab auch dem von einem leisen Ost schuppig bewegten Wasser blanke, weißliche Lichter. Der unruhige Glanz stach in die Augen, daß es fast schmerzhaft war.

Wenn man den Fluß hinausblickte, lag da schon, im Gänsemarsch hintereinander am jenseitigen Ufer entlang, eine graugelbe, mißfarbene Reihe seltsamer Fahrzeuge. Aber am Bug aller leuchtete in schwarzen Farben groß: „St. & St.“ nebst einer Zahl. Das waren Schuten mit noch leerem, weitbauchigem Leib. Da ragten, in die Luft greifenden Galgenhölzern nicht unähnlich, die hohen Gerüste der Rammmaschinen aus den Schiffsplanken empor. Und da lag, klotzig und groß, das Ungetüm eines Dampfbaggers. An der schiefen Ebene seines hohen Aufbaues krochen, Riesenwanzen gleich, die kupfernen, ein wenig flachgedrückten Baggereimer, miteinander durch Ketten verbunden, empor.

Und draußen, inmitten der Bucht, wo jetzt die mäßig bewegte See kaum das kleine Eiland mit vibrierenden Wassern schimmernd überspülte, ankerten einige schwere, große Kähne, beladen mit klobigen Hölzern und Steinen. Und auch dort reckte eine Rammmaschine, die sich von dem bleichen, grellen Himmel in dunkler Silhouette scharf abhob, ihren Riesenarm in die Luft. Das kleine Rad, mit welchem dieser oben endete, war ganz klar zu erkennen.

Thassilo stand und sah den Fluß hinauf, hinaus aufs Meer. Freudige und auch stolze Gedanken bewegten ihn.

Alles hier wartete auf die Thaten seiner Kraft.

Plötzlich schollen volle, runde Töne, wier durcheinander fallend, in unaufhaltsamem Gedränge einer den anderen überhallend, hell und dunkel, scharf und zitternd, lang und kurz durch die Lüfte. Von den Türmen der Kirchen tobten sie herunter in ungeordneter Klangfülle. Ueber die Dächer der Stadt wogten sie und wälzten sich prunkend und machtvoll über die Festversammlung und verschwebten fern, fern draußen auf dem Meer.

Eine mächtige Gemütsbewegung ergriff den Mann.

Der feierliche Gruß der Feende, der dem Landesherrn galt, war ihm wie eine eherne Priesterstimme.

Sie sprach zu ihm, zu ihm allein. Sie sprach ihm davon, daß er geeignet sei vor Tausenden. Nicht war es sein Los, die dunkle, stetige, dumpfige Arbeit des Lastneres zu leisten. Seine Arbeit war nicht die kleine Arbeit der Menschen in den Niederungen des Daseins: die bloße, brutale Jagd nach dem täglichen Brot.

Er war einer von denen, die ihren Mitbürgern und Zeitgenossen wegbahnend voranschreiten durfen.

Wenn er für sich arbeitete, arbeitete er zugleich für Tausende. Er war einer von den Aristokraten der Arbeit. Sie adelte ihn mit ungeheuren Verantwortungen.

Er atmete tief auf und hob das Haupt. Sein Blick begegnete dem Irne Hjelmersens. Sie nickten sich unmerklich zu.

Brausende Jubelrufe ertönten. Die Equipage mit den vier Grauschimmeln fuhr im scharfen Trabe heran.

Hüte wurden geschwenkt, Tücher flatterten. Malte von Holdin erhob sich halb, um sein Gespann genauer zu sehen. Er fühlte sich erleichtert. Sein Wilhelm fuhr tadellos vor. Er hatte das Viergespann famos in der Faust.

Die Marstädter sahen mit Stolz auf Wackernagel, der eine viel größere Sicherheit und Unbefangenheit entwickelte als der Bürgermeister und dem Landesherrn entgegentrat, als sei es seine tägliche Beschäftigung, Großherzöge zu empfangen. Während der kurzen Begrüßungsworte, die Wackernagel sprach, verhallten noch die letzten Glockentöne, so daß von dieser Rede niemand etwas hörte. Unmittelbar danach fielen die vereinigten Männergesangvereine mit ihrem Begrüßungshymnus ein. Dieser war nur ganz kurz. „Alles kurz, so kurz wie möglich!“ hatte Wackernagel seine Mitbürger beschworen.

Der hohe Herr, in der Uniform eines Generals, mittelgroß, breit, mit einem liebenswürdigen Lächeln auf dem noch frischen Gesicht, während die Haare, soweit man sie unter dem Helm sah, weiß schimmerten, stand, von seiner Suite umgeben, geduldig da.

Beate sah immer auf Wackernagel. Nun gab er das Zeichen, er hob den Klapphut an die Lippen. Die Sänger waren bei ihren letzten Takten.

Ruhevoll und aufrecht, in wahrhaft majestätischer Haltung schritt Beate auf den hohen Herrn za. Ihr folgten die elf Gefährtinnen, von denen die Beaten zunächst folgende ein großes Blumenarrangement trug: ein Schiff von Veilchen, mit einer Fracht von gelben Rosen. Es war Wackernagels Idee.

Thassilo fühlte, daß er erbleichte. Er sah ins Leere.

Er konnte, er wollte sie nicht sehen — — — Edlef aber stand und beobachtete den hohen Heern. Wie deutlich man seine staunende Bewunderung ihm vom Angesicht las! Die ganze, etwas konventionelle Liebenswürdigkeit seines Lächelns war einer sehr starken Aufmerksamkeit gewichen. Edlef sah auch, daß der Minister mit dem Flügeladjutanten einen Blick wechselte, daß alle, alle diese Wurdenträger seine Braut anstarrten und sich an ihrer Erscheinung freuten.

Ein zufriedenes Lächeln spielte um seine Lippen.

Daß auch Irne Hjelmersen wie verzaubert auf sie sah, bemerkte er nicht.

Auf der Tribüne oben dachte Malte von Holdin: Donnerwetter!

Er neigte sich ein wenig zu dem hinter ihm sitzenden Bankier.

„Wer ist das?“ flüsterte er.

„Beate Altheer, Herr Baron,“ wisperte Lebus.

„Was, dem Glauauer seine Frau?“

„Tochter — Tochter,“ berichtigte Lebus.

Nun sprach Bente. Klar und allen verständlich hallte ihr schönes Organ über den Platz.

Lebus wurde heiß und rot. Was für haarsträubende Betonungen! Mein Gott, hatte sich denn kein Mensch die Mühe genommen, den Text mit Beate Altheer durchzugehen? Sie hielt sich derart an die Reime, daß für Lebus' Gefühl ein vollkommenes Blech aus seinen netten Versen wurde. Aber es zeigte sich später, daß offenbar nur er ganz allein so gefühlt hatte, denn alle Welt beglückwunschte ihn zu dem hübschen Gedicht und der großartigen Sprecherin, die es gefunden hatte.

Als Beate geendet hatte und als sie nun das Blumenarrangement der Trägerin aus der Hand nahm und es dem Großherzoge überreichte, geschah etwas Außerordentliches: der hohe Herr küßte die sich tief Verneigende väterlich auf die Stirn.

Das Publikum brach in Jubel aus. Papa Altheer auf der Tribüne bekam nasse Augen. Malte von Holdin dachte: Hätt' ich auch gemacht . . . .

Der ganze Rest der Feierlichkeit vollzog sich programmgemäß.

Die ganze Gesellschaft that nach dem Fürsten die Hammerschläge auf den Grundstein.

An Thassilo und Edlef richtete die Königliche Hoheit einige leutselige Worte. Daß Edlef der Verlobte der schönen Sprecherin sei, wußte die Hoheit schon, man hatte es ihr zugeflüstert. So hatte sie für Edlef ein Lächeln und ein Wort mehr als für Thassilo. Nur eine Nuance. Aber beide Männer fühlten sie, der eine mit Triumph, der andere mit Bitterkeit.

Zum Schluß hielt der älteste Pastor der Stadt eine kurze, in ein Gebet ausklingende Rede. Dann noch ein aufbrausender, kraftvoller Männergesang und dann ein Wagenrollen und ein Menschenströmen, wie man es in Marstadt noch nicht erlebt hatte

Am Rathaus war schon wieder Wackernagel mit seinem Stab von Stadtverordneten, um den Landesherrn an der Treppe zu empfangen.

Die Festräume bestanden aus einem Saal und drei Zimmern im üblichen Charakter nie bewohnter Fürstenzimmer, mit wenigen Prunksesseln, verblaßten seidenen Tapeten, Ahnenbildern, die zu wenig künstlerischen Wert hatten, um in die bewohnten Schlösser übernommen zu werden, ein paar Kommoden mit Bronzebeschlägen und etlichen Pfeilertischen von farbigem Marmor unter altersblinden Spiegeln, übermäßig großen Peismenkronen und übermäßig schmalen Gardinen. In diesen Festräumen war bald ein so starkes Gedränge, daß es sich nur mühsam im schicklichen Kreis um den Landesherrn von ihm zurückhielt.

Wackernagel mußte es erleben, daß nicht nur Seine Königliche Hoheit Beate Altheer zu einem auffallend langen Gespräch heranzog, sondern daß auch alle Herren des Gefolges sich ihr vorstellen ließen. Ein sehr dreister Vergleich fuhr ihm durch den Sinn.

Beate lächelte alle an, verheißend und üppig, und verlor keinen Augenblick ihre vollkommene Sicherheit. Zuerst war sie ja innerlich ein bißchen verlegen gewesen, aber alle diese großen Herren fragten nur so einfache Sachen. Man brauchte eigentlich nur Ja und Nein zu sagen und die Augen aufzuschlagen oder zu lächeln. Edlef hielt sich möglichst in ihrer Nähe und machte überall durch seine leichte, elegante Art einen vorzüglichen Eindruck. Seine Königliche Hoheit geruhte sogar zu sagen:

„Ein schönes Menschenpaar, wie für einander prädestiniert."

Und zu seinem Adjutanten sagte er später mit einem besonderen Lächeln: „Mein Urgroßvater, Franz Ludwig, der hätte sie dem Manne nicht gelassen. — Ja — — damals — —!"

Der Adjutant lächelte wieder und meinte, es seien gewissermaßen doch bessere Zeiten gewesen.

Im Menschengedränge des Hauptsaales, gerade vor einem schmalen Wandspiegel, auf dessen schon unklarem Grund gematte Schmetterlinge von vollkommen naturwidrigen, aber durch das Alter schon sehr gemilderten Farben sich zu jagen schienen, wurde Georg Altheer angehalten.

„Sie kennen mich nicht mehr? Mit meinem seligen Papa haben Sie doch manchen Hirsch geschossen und manchen Trunk gethan . . . ."

„Nee — so was! Sie sind's doch: Malte von Haldin?" rief Altheer. „Das ist nett, Herr Baron, daß Sie sich endlich mal auf Ihre Heimat besinnen!"

„Was heißt besinnen? Erst hab' ich im ersten 'ment gedient. Dann will man sich doch mal 'n bißchen die Welt angucken. Ich hab' mich auch zwei Winter in Berlin bei Hof sehen lassen. Bei uns ist ja nichts mehr los, seit die Großherzogin tot ist. Na und ich hatt' mir's immer so vorgenommen: wenn du sechsundzwanzig bist, stürzt du dich mal 'n paar Jahre in die Landwirtschaft," erzählte Haldin, ohne Altheer anzusehen. Vielmehr schweiften seine Augen über die Menge hin, die er überragte.

„Na hoffentlich halten wir gute Nachbarschaft!"

„Aber selbstredend! Und wissen Sie was, Altheer: stellen Sie mich gleich mal Ihrem Fräulein Tochter vor!"

„Gern, allein im Augenblick sprach Seine Königliche Hoheit noch mit ihr."

„Denn nachher . . ."

„Gewiß!"

Und nachher, als die Gesellschaft nach der Abfahrt des hohen Herrn noch zusammenblieb, um nun erst recht in einem wahren Freudenrausch alles zu besprechen, was sich ereignet hatte, als der Bürgermeister und Wackernagel mit heißen Köpfen vom Bahnhof zurückkehrten, fand der Freiherr dann auch die Gelegenheit, an Beate heranzukommen. Gerade war Wackernagel in der Nähe, und nun ließ Haldin sich durch diesen vorstellen.

„Gnädiges Fräulein haben großartig deklamiert. Ein Organ! Ein Vortrag! Das hätte Rosa Poppe selbst nicht schöner können!"

„Fanden Sie, Herr Baron?"

„Sie wären eine großartige Heroine geworden. Haben Sie nie daran gedacht, zum Theater zu gehen?"

„Aber Herr Baron!"

Edlef trat herzu. Beate stellte ihn vor.

„Aha — einer von den Herren, die uns hier den Sand aus der Flußrinne buddeln wollen! Hören Sie mal, Herr Stürmer, ich bin gewissermaßen auch Interessent. Dicht hinter der Stadt hab' ich am Flußufer Ländereien. Glauben Sie wirklich, daß die nachher als Bauterrain auszubeuten wären?"

Edlef glaubte, unbedingt. Man sprach eifrig und laut zusammen. Jeder hatte den heimlichen Vorsatz, sich mit den anderen anzufreunden. Haldin war der feudalste Mann jetzt Meilen um der Runde; Edlef nahm sich vor, sein Intimus zu werden.

Das Weib ist nahebei noch schöner, dachte Haldin. Die hat wohl Temperament? Ein Glück, daß sie verheiratet ist. Sie hätt' man sonst leicht 'ne Dummheit gemacht. Aber so ist doch ein nettes Haus in Sicht zum Verkehr. Er ist auch ganz famos. Weltmann. Hübscher Kerl. Und offenbar gar nicht unvermögend.

Nein, Edlef war nicht eifersüchtig. Daß dieser Tag seine Braut so auf den Schild gehoben, ihre Schönheit zum allgemeinen Gespräch gemacht hatte, berauschte ihn geradezu. Es war, als sei das sein Triumph.

Daß all dies Beate den Kopf verdrehen könnte, fürchtete er auch nicht. Sie war sehr von ihrer Schönheit überzeugt, aber die Art ihrer Eitelkeit war ihm gerade nicht. Ihr Geschmack richtete sich auf Dinge, die auch ihm erstrebenswert schienen. Und im übrigen war ihr Temperament sehr schwer zu wecken. Sie würde sicher immer darnach trachten, bewundert zu werden. Aber daß sie je die Sensationen einer Liaison haben sollte — — das war beinahe ein komischer Gedanke! —

Thassilo stand gequält und nervös unter den Menschen. Diese ganze Komödie war ihm schrecklich. Schon zweimal hatte Irne Hielmersen ihn zurückhalten müssen, weil er fort wollte.

Nun standen sie in einer Fensternische und sahen in das festliche Gewühl.

Wie häßlich es eigentlich war! Solche ordinär Gesichter, diese blänlichroten Wangen, diese genußsüchtigen Augen brauchte das milde Lampenlicht. Der Tagesschein und der Festungsraum so brutal erscheinen. So aufgebauscht. Weshalb strahlten die Festungsfrauen, die in ihren weißen Kleidern wie helle Flecke zwischen all den Fracks auftauchten? Wie war es möglich, daß ernste Männer sich plötzlich blähten, weil ein hoher Herr, der zur Stunde schon ihr Dasein wieder vergessen, drei gütige Worte zu ihnen gesprochen hatte?

„Das war eine Komödie heut', wie man sie selten sieht," sprach Irne Hielmersen leise. „Hast du's bemerkt: Beate Altheer war die erste Heldin und Liebhaberin darin. Kaum hielt sie sich noch in den Grenzen des Taktes, wie sie in den Vorhergang gezogen ward."

Thassilo schwieg.

„Warum hast du mir nichts davon erzählt, daß Edlefs Braut so pomphaft schön ist?" fragte Irne Hielmersen.

„Was konnte es dich interessieren!"

Der Norwegee verfolgte mit seinem kalten, scharfen Blick immer Beate, die im Augenblick, von Malte von Haldin begleitet, hinterher Edlef, durch die Menge sich einen Weg bahnte.

„Das ist so ein Weib, das man erst haben und dann prügeln möchte . . . ."

„Irne!" rief der andere auffahrend, „was unterstehst du dich zu sagen!"

„Ach ja, Pardon, es ist deines Vetters Braut!" Er griff mit den Händen hinter sich nach der Kante der Fensterbank, gegen die er sich lehnte. „Aber mir fiel bei ihrem Anblick so deutlich Tulla ein — ich sprach die doch mal vor ihr? Du hattest was von dieser Beate. Gerade keine direkte Aehnlichkeit, aber doch so ein gewisses Etwas. Ich wußte nachher nicht, wie ich mich an ihr rächen sollte, weil ich auf ihre Schönheit hereingefallen war."

„Ich muß dich ernstlich ersuchen, von Beate Altheer Ton zu machen mit Vergleichen und Kritiken. Sie ist so rein und weiblich, als sie schön ist."

Irne Hielmersen richtete sich langsam aus seiner lauen Stellung auf und sah dem Freund durchdringend in das entfärbte Gesicht. Die heisere Stimme, der Blick, der ihn mied — — Er war ganz wachsam, ganz Beobachtung.

Thassila fühlte diese Beobachtung. Er griff nach der Hand des anderen, preßte sie heftig und murmelte:

„Laß mich! Schweig!“

Und dann: „Ich gehe. Es iſt genug!“

Irne Hjelmerſen ſtand und ließ den Freund ſich fortzwingen. Er ſtand unbeweglich, den Blick zu Boden geheftet, die Arme übereinander geſchlagen.

So fand Edlef ihn, als er vorbei kam.

„Na nu, Hjelmerſen! So in bedeutende Gedanken verſunken? Ich will Sie meiner Braut vorſtellen, kommen Sie ...“

Ein jähes Gefühl des Unbehagens kam über ihn, als der Fremde ihn nun anſah. Der Mann hatte eine wahrhaft ſtarke Art, die Leute anzuſehen — einen Blick wie Eis — eine unverſchämte Feindſeligkeit darin. Da war es kaum angebracht, ſozial zu verkehren. Mit ganz verändertem Ton, etwas ſehr ſchnarrend, ſtellte Edlef dann vor: „Irne Hjelmerſen, unſer Mitarbeiter ſozuſagen — Fräulein Altheer — Baron von Holdin ...“

„Hat die Firma drei Teilhaber?“ fragte Malte von Holdin.

„O nein,“ bemerkte Edlef.

„Ich bin von Herrn Thaſſilo Stürmer verpflichtet worden, den Bau des Leuchtturmes zu leiten,“ ſagte Hjelmerſen raſch.

Hieraus ſchloß Beate, daß Hjelmerſen nur die Stellung einer Art beſſeren Maurerpoliers habe, und begriff nicht, weshalb Edlef ihr „ſolche“ Leute vorſtellte. Sie begnügte ſich zu knixen, während Malte von Holdin ein paar thörichte Fragen that, die von dem gutmütigen Wunſch eingegeben waren, Intereſſe zu zeigen.

Beate druckte mahnend Edlefs Arm. Es langweilte ſie angenehm, daß Holdin ſeine Aufmerkſamkeit von ihr weg wandte, um über Dinge Fragen zu thun, die einen ja doch nichts angingen. Auch war es ſo peinlich, daß dieſer Untergebene ihres Verlobten ſie manchmal mit ſchnellem, dreiſtem und durchdringendem Blick ſtreifte. Solchen Leuten kam es durchaus zu, ihre Schönheit aus beſcheidener Entfernung zu bewundern. —

Thaſſilo ging aus den feſtlichen Räumen geradeswegs in ſein Hotel „Zum Großherzog“. Er wußte, daß ſeine Mutter ihn dort erwartete.

Er hoffte inbrünſtig, daß ſie nicht beobachtet hatte, was ſchon auf dem Feſtplatz für ſcharfe Augen erkenntlich geweſen: daß er im Schatten Edlefs geſtanden.

Mutter ertragen dergleichen nicht. In ſeiner Seele miſchte ſich ſeltſam Bitterkeit mit ſtolzem Mut. Er wußte: Feſtſtunden waren nicht ſeine Stunden. Feſtplätze nicht ſein Schauplatz. Arbeitszeit und Arbeitsſtätte — die gaben ihm und Edlef die rechte Stellung. Jedem von ihnen ſo zweifellos!

Heute aber war Edlef nicht allein durch ſeine glatte Eleganz in den Vordergrund gekommen! Das ſah Thaſſilo genau.

Durch ſie, durch die Schönheit der Heißgeliebten!

Wie viel Unkeuſchheit gehörte dazu, es ruhig zu ertragen, daß ſo viel gierige Männeraugen ſich an der Schönheit der Fremden weideten; einen Triumph darin zu finden, ſie derartig in die Oeffentlichkeit hinausgeſtellt zu ſehen!

Meiner Braut, dachte Thaſſilo, hatte ich das nicht geſtattet.

Wieder ergriff ihn der Wahn, daß Edlef ihre Seele verderbe, ſie robuſter werden lehre, ihr die glatten Ziele ſeines äußerlichen Ehrgeizes als wahre Ideale darſtelle.

Und an dieſem Wahn wuchs ſein Haß und ward immer ärger. Er belebte ihn, er füllte ihn aus, wie ſonſt nur der Mut und das Glück beleben und ausfüllen.

Und ſo, mit dem Ausdruck eines Angeregten, trat er bei ſeiner Mutter ein.

Frau Marie Stürmer war nicht allein. Eine junge Dame, die Thaſſilo völlig fremd ſchien, befand ſich bei ihr.

Er verbeugte ſich mit einem ſo deutlich fragenden Blick, daß das Mädchen errötete.

„Aber lieber Junge — kennſt du Fräulein von Güſtrow nicht?“ ſagte Frau Stürmer und ſtreichelte wie zur Entſchuldigung oder wie zum Troſt den Arm der neben ihr Stehenden.

Sie ſelbſt ſaß im Lehnſtuhl am Fenſter, vor ſich ein Tiſchchen, auf dem ihre Kaffeetaſſe ſtand.

Thaſſilo hatte bei ſeinem einzigen, unvermeidlichen Beſuch auf Glanau Fräulein Hedwig von Güſtrow kennengelernt. Aber er hatte es ganz vergeſſen. Ihre Perſon war ſo ganz ſpurlos an ihm vorübergegangen, daß er auf der Straße an ihr hätte vorbeilaufen können, ohne ſie zu grüßen. Daß dies wirklich ſchon zweimal geſchehen war, ahnte er nicht. Sie fiel auch dem oberflächlichen Blick nicht im mindeſten auf.

Ihr Geſicht, mit feinen, klugen Zügen, war bei genauer Prüfung ſehr angenehm, die warmen, dunklen Augen unter ſchön gezeichneten Brauen hatten einen tiefen Ausdruck. Das faſt ſchwarze Haar trug ſie kurz verſchnitten, und es war ein wenig lockig. So wirkte ihre Erſcheinung anmutig und intelligent, zumal eine ſchlanke Geſtalt, die auch der Fülle nicht entbehrte, ihr eigen war.

Allein Hedi von Güſtrow beanſpruchte es auch gar nicht, ſonderlich bemerkt zu werden.

Nur freilich, ein ſo völliges Ueberſehen, das that doch ein wenig weh. Zumal von Thaſſilo Stürmer.

Er entſchuldigte ſich. Auf Kurzſichtigkeit könne er ſich nicht ausreden, und wenn er ſage, er habe den Kopf immer ſo voll, klänge es anmaßend. So bliebe nur ſein ſich immer neu bewährendes Talent, durch Unhöflichkeit ahnungslos zu verletzen.

Hedwig ſah ihn ſtill an.

Sie fand ihn unruhig, voll tiefer, innerlicher Erregung.

Sie hatte gedacht, er ſtehe ſo hoch über den Dingen, daß keine Feſte, keines Fürſten Gegenwart ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen vermögen. Nun wunderte ſie ſich.

Die Mutter wollte erzählt haben: was der Großherzog geſagt, was ihr Sohn, was Edlef geantwortet, was der hohe Herr mit Beate geſprochen.

Er erzählte geduldig. Seine Mutter hätte mit ihm den Verbleib von Stecknadelköpfen beſprechen können. Er würde mit unzerſtörbarer Hingabe ihr geholfen haben, dieſe Frage zu ergründen.

Schließlich verbreitete die Mutter ſich über Beatens Ausſehen.

Sie hatte es wundervoll gefunden. Die Mutter pries überhaupt immer, wenn ſie ihren Sohn oder Edlef ſah, Beatens Schönheit mit unerſchöpflichen Worten. Es war beinahe, als wollte ſie damit jedem Zweifel vorbeugen, als habe ſie an Beate irgend etwas auszuſetzen.

Und er hörte es und hatte immer die Beherrſchung, zu ſagen, daß ſeine Mutter in ihrer Bewunderung recht habe.

Auch Hedi von Güſtrow wollte etwas wiſſen. Sie wartete hier auf Beate. Sie war mit ihrer Verwandten von Glanau hereingekommen, hatte neben Thaſſilos Mutter dem Feſtakt zugeſehen und ſollte mit Beate wieder hinausfahren, während Altheer in der Stadt bleiben und am Feſtmahl teilnehmen wollte, das um fünf Uhr im „Großherzog“ begann.

Thaſſilo glaubte, daß Beate und Edlef ſicher nicht früher dort loskämen, als bis die letzten Ehrengäſte ſich entfernt haben würden.

Darauf wunderte die Mutter ſich, daß man ihn ſchon habe fortgehen laſſen. Da waren doch der Miniſter und all die Abteilungschefs und die Vorſtände der Ritterſchaft, die alle zum Feſtmahl blieben und doch die bequemere Gelegenheit hatten, Thaſſilo im Rathausſaal kennenzulernen, als nachher beim Diner, wo man ja immer mehr oder weniger auf ſeine Nachbarn beſchränkt blieb.

Er konnte ſeiner Mutter nicht ins Geſicht ſagen: „Ich habe durchaus die zweite Rolle geſpielt. Der beredte Edlef und ſeine ſchöne Braut ſtanden mir in der Sonne.“

Er begnügte ſich zu lächeln und zu ſagen, daß ihm ſo vieles ins Komiſche gefallen wäre, beſonders ſo einige Marſtädter Lokalpatrioten, die ſich plötzlich das Anſehen gewiegter Hofleute gegeben. Aber er konnte es nicht verhindern, daß ſein Lächeln bitter und ſein Ton ſchneidend war.

Und von ungefähr begegnete er dem Blick Hedis.

Was ſtand denn da in dem dunklen Auge? Was ſah ihn das Mädchen ſo ſeltſam an?

Beinahe als erriete ſie — — — — — — — — — —

Ich glaube, er leidet, dachte Hedi, aber wie kann das ſein! Dieſer Mann! Warum?

„Es iſt ſehr ſchade, daß Irene nicht dieſen Tag perſönlich miterleben konnte,“ ſagte Frau Marie Stürmer.

„Wie geht es denn Tante Irene?“ fragte er zerſtreut.

Er ſtand neben dem Ofen, die rechte Hand flach gegen die blanke weiße Wand der Kacheln gelegt, als wollte er ſie wärmen.

Hedi, hinter Frau Stürmers Stuhl, die Arme auf deſſen Lehne verſchränkt, ſah herüber.

Was für eine schöne Männerhand, dachte sie, lang, schlank und doch so kraftvoll.

„Ach," begann Frau Stürmer klagenden Tones, „es steht traurig. Und doch kann sie sich noch ein paar Jahre hinquälen. Und dabei eine Zähigkeit, eine Energie, wenn ich nicht sagen soll: Eigensinn! Glaubst du, daß sie mir gestattet, ihr das Mindeste abzunehmen? Immer noch führt sie unser Haus. Immer noch geht alles durch ihre Hände."

„Ja, Mutterchen — rechnen und disponieren hast du doch nie gelernt," sagte er scherzend.

„Man ließ es mich nicht lernen," meinte sie eifrig; „wer weiß, ich hätt' es können."

„Nun ja — vor lauter Liebe und Rücksichtnahme hat Tante Irene dich ein bißchen ein Blumendasein leben lassen."

„Und wenn sie dann geht?" fragte die Frau traurig und ängstlich.

Er ging auf seine Mutter zu und nahm ihr leidvolles, schüchternes Gesicht liebevoll zwischen seine beiden Hände.

„Dann bin ich ja noch immer da, Mutter! Und du ziehst zu mir," sagte er zärtlich und küßte sie.

Als er das Haupt erhob, traf ihn wieder ein Blick aus den dunklen Augen. Sie hatten einen feuchten Glanz und strahlten ihn in unverhohlener Innigkeit an.

„Ach du — du wirst in auch einmal heiraten," klagte seine Mutter. Aber schnell setzte sie hinzu: „Es müßte mich ja freuen. Es würde mich ja freuen."

„Mutter, es hat noch keine Not," sagte er leise.

„Aber, wenn es wäre, wenn es kommt," redete sie weiter, sich ganz in die Möglichkeit hineindenkend, „dann möchte ich wohl, daß du es anders machst wie Edlef. Wir wußten gar nichts von Beate. Und wie einmal kam die Depesche. Wir waren außer uns vor Aufregung. Weißt du, wenn man ein Mädchen kennt und vielleicht gar schon liebgewonnen hat, dann ist es doch so anders . . . nicht? Finden Sie nicht auch, Fräulein Hedi?"

Dann hatte sie schon wieder Angst, es könne so klingen, als seien sie mit Edlefs Wahl nicht einverstanden gewesen.

„Ueber Beate kann man sich ja nur freuen — gottlob! — ein so schönes Menschenkind — Irene wird Augen machen — ja, sehr schön, sehr schön!"

Es klopfte. Der Piccolo des Hotels kam und bat, daß Fräulein von Güstrow hinunterkommen möge. Fräulein Altheer säße schon im Wagen.

Hedi wurde rot vor Aerger. Welche Gleichgültigkeit von Beate! Sie kam nicht einmal herauf, Frau Marie Stürmer zu begrüßen.

Vielleicht dachte die alte Dame ähnliches, denn hastig, ihren Sohn etwas unsicher ansehend, sagte sie entschuldigend: „Beate ist gewiß sehr erschöpft von den Anstrengungen der letzten Stunden. Sagen Sie ihr schöne Grüße von mir, liebes Kind."

Sie küßte Hedi zärtlich.

Thassilo gab ihr die Hand. Er sah ihr ernst und gerade ins Gesicht. „Ich habe Sie heute erst wirklich gesehen," sprach er, „nun vergesse ich es nicht wieder."

„O," sagte sie befangen, „ich habe es in gar nicht übelgenommen."

Als sie fort war, sah die Mutter den Sohn lange an.

„Mutterchen, was guckst du?"

„Ich möchte dir ansehen können, ob Hedi nicht Eindruck gemacht hat. Weißt du, die wäre . . ."

„Mutter," rief er, „bitte, laß mich damit zufrieden! Dies Mädchen? Nie! Sie scheint ein taktvolles Kind zu sein und hat gute, seelenvolle Augen — es ist was Wohltuendes an ihr. Aber Mutter . . . lieben . . ."

Er schloß die Augen.

Qualvoll deutlich sah er die andere vor sich in ihrer strahlenden Weibesschönheit.

4.

Nun scholl Tag und Nacht eine besondere Musik über Stadt, Fluß und Strand. Hallend und hart waren ihre Töne, viele wiederholten sich in regelmäßigen Intervallen und rhythmischem Fall. Andere rasselten plump und mißtönig unerwartet dazwischen. Zuweilen schrie der grelle Pfiff der Dampfpfeife auf. Klingende Hammerschläge gegen Eisen und Granit geschahen, vibrierten durch die Luft mit musikalischem Ton. Dampf fuhr mit stoßender Gewalt, der Rammklotz auf den Kopf riesiger Holzpfähle. Rauschend die Wasser aufwühlend, schwammen einige Dampfbarkassen flußauf und flußab. Das Rollen der Lastwagen klapperte durch die Luft, auf schwanken Feldbahnen trugen die karrenartigen Wagen in Schlangenlinien hinter den kurzen Lokomotiven her. Zischend wölkte weißer Dampf auf.

Ein Ton bohrte sich in die Schallwellen des andern, es war die Musik der Arbeit.

Und Thassilo Stürmer hieß ihr Kapellmeister.

Edlef Stürmer wurde von seinen Beanspruchungen nicht mehr hingenommen, als er sich eigentlich gedacht hatte. Zu Erstaunen bemerkte er, daß sein Vetter ihm eine Unmenge von Arbeiten abnahm, die sonst sein allereigenstes Gebiet waren.

Aber Edlef hatte viele Erklärungen dafür, wie es überhaupt keine Erscheinung im Leben gab, die er nicht sich und anderen geläufig gleich zu erklären vermocht.

Thassilo war ja auf eine Art ein Gelegenheitsgeschenk. Hatte er nun selbst Beate begehrt gehabt und sich damit in einen Augenblick nicht vor Edlef zu verstecken gewußt hätte, wollte er nun fort und fort zeigen: „ich gönne sie dir, indem ich dir arbeite indessen für uns." Gewiß, so war es!

Edlef war ganz ruhig in dem Entschluß, sich zu gegebener Zeit seine Stellung schon deutlich genug wiedernehmen zu wollen. Inzwischen betonte er sie gelegentlich und dann auf brüskierende herrische Art und vor allen Dingen Irne Hjelmersen gegenüber.

Sehr viel Zeit nahm ihm der Verkehr mit Matte Holdin fort.

Dieser fand zwar ein gewisses blasiertes Wohlgefallen an der Bewirtschaftung seines Gutes, langweilte sich aber zu gegen sehr auf dem Lande, und da er sich mit Edlef immer weniger, suchte er täglich dessen Gesellschaft. Die Manchester brachten schon davon, daß der Friedrichshofer eigentlich der Herr im Bunde mit dem Brautpaar sei, während doch zwei Brautleute lieber für sich bleiben. Ja, es gab Leute, die wollten, wenn Holdin nur ein paar Monate früher in die Gegend gekommen wäre, hätte Beate Altheer wohl noch Matte Holdin werden können. Wackernagel erklärte sich für ausgeschlossen und meinte, Holdin gestattete sich den Scherz, Beate Altheer, eben weil sie gebunden und die Sache für ihn gefahrlos sei.

Thassilo machte seinem Vetter gegenüber nie eine Bemerkung über Matte Holdin. Er hatte aus wenigen flüchtigen Begegnungen erkannt, daß Holdin ein harmloser Mann, geistig recht wenig belebt, mit ganz kleinem Horizont, von einer gewissen Gutmütigkeit und standesgemäßem Ehrgefühl — ein Mann alles in allem, dem unfreundlich zu begegnen kein Anlaß war, der aber eine so völlige Null darstellte, daß sich mit ihm befreunden, seine Zeit und sein Gefühl vergeuden hieß. Was Edlef an diesem Mann hatte, war Thassilo ein Rätsel. Daß er ihn aber auch zur hauptsächlichsten Gesellschaft benutzte, erbitterte ihn.

Er hemmt ihre Weiterentwicklung. Er läßt die Saaten ihrer Seele sich nicht entfalten, dachte er.

Irne Hjelmersen hatte zuweilen ein Wort drängenden Sinnes für die Freundschaft zwischen Edlef und Holdin. Aber Thassilo verwies es ihm immer so scharf, daß er zuletzt schwieg.

Zwischen Irne und Edlef hatte sich ein Verhältnis herausgebildet, das Edlef eigentlich hätte entsetzlich erscheinen müssen. Aber da er vor sich selbst nie zugab, daß er etwas nicht einsähe, so erklärte er es sich mit der selbstherrlichen Art des Herrenwegers, dessen kühner Sinn es nicht ertrage, eine Autorität über sich zu wissen. Daß er keine Spur von Autorität für Irne Hjelmersen besaß, ahnte er nicht.

Es war längst kein Geheimnis mehr für Irne, daß ihr Freund sich in einer unglückseligen Leidenschaft für Beate marterte. Seit jenem Augenblick im Rathaus, wo er ein rohes Wort über Beate gesprochen und Thassilo so rasend angefahren war, seit damals hatte er beobachtet . . . Der Gerichtsrat erfüllte ihn mit einer kalten, grausamen Gehässigkeit gegen Edlef.

Er hatte auf Glanau einen Besuch gemacht. Beate, Hedi von Güstrow und Georg Altheer, alle drei empfingen ihn. Eingeladen wurde er aber nicht. Beate konnte seine Stellung nicht

Nach einer photographischen Aufnahme von R. Mensloff in Tilsit.

Das Denkmal für die Königin Luise in Tilsit
von Professor Gustav Eberlein.

begreifen. Sie ihr zu erklären, hielt Edlef nicht der Mühe wert. So entspannen sich keine weiteren Beziehungen.

Aber Irne Hjelmersen glaubte dennoch, dieses blonde, üppig schöne Weib ganz zu kennen. Er schmähte, er beschimpfte es unaufhörlich in seinen Gedanken. Er fand es blind, toll, unfaßbar, daß ein Mann wie Thassilo, ihm der Mann aller Männer, sich in eine schöne Gliederpuppe so leidvoll verliebt hatte.

Sah er denn nicht, daß das nur eine lebende Statue war? Ohne Seele? Ohne Geist? Das üppig verheißende, Verständnis erheuchelnde Lächeln nur ein Zufallsspiel der Natur? Eine Muskelthätigkeit, die auch bei bösestem Willen nicht anders funktionieren konnte als weiblich, anmutig, wonnevoll weich? Sah er nicht, daß diese Ruhe keine abgeklärte Harmonie, sondern nur innerste Gleichgültigkeit war? Sah er nicht?

Aber er — Irne — er sah es! Und in schlaflosen Nächten verzehrte er sich in dem gierigen Verlangen, es einmal brutal diesem schönen Weib ins Gesicht schleudern zu dürfen, daß sie dumm, schändlich, häßlich sei, daß er sie richtig erkenne, er, ganz und gar — — —.

Dem Mann aber, der sie bald besitzen sollte, dem konnte er seinen Haß zeigen. Wenn sie sich trafen, flog ein Ton zwischen ihnen hin und her, schneidend wie ein sicher geführter Stahl.

Edlef kam zuweilen in seiner kleinen Barkasse hinausgefahren nach dem Eiland, wo mit dröhnendem Getöse eine Dampframmmaschine arbeitete. Pfahl neben Pfahl wurde in den sandigen Grund getrieben. Immer wieder ging an rasselnden Ketten der Rammklotz in die Höhe, um immer wieder mit einem dunklen, stoßenden Ton wuchtig hinab zu fallen. In Wasserstiefeln, in einer ledernen Joppe, über und über mit Schlamm bespritzt, war dann wohl Irne Hjelmersen bei seinen Arbeitern, in seiner zähen, beweglichen, unzerstörbaren Kraft umherkletternd. Er gab sich die Miene, als ob er die heranschwimmende Barkasse, an deren Bug das Wasser aufschwoll wie an einer Schwanenbrust, gar nicht bemerke.

Aber alles in ihm erzitterte, wenn er Edlef sich im Fahrzeug aufrichten sah. Selbst die hohen Schaftstiefel und der Joppenanzug hatten auch ein elegantes Aussehen bei diesem Manne, dem alles zum Rahmen zu werden schien, selbst die Tracht der Arbeit.

Für dies Nichtbemerken rächte sich Edlef durch scharfes Anrufen und durch einige vollkommen überflüssige Fragen oder Erinnerungen. Irne Hjelmersen verbarg dann niemals ein spöttisches Lächeln.

Jedesmal nahm Edlef sich vor, bei seinem Vetter das Gespräch auf das unqualifizierbare Benehmen des Norwegers zu bringen. Aber immer wollte es ihm nicht von den Lippen. Das seltsam feige Gefühl, das ihn daran hinderte, deckte er vor sich zu mit der Beschönigung: er ist Thassilos Freund, ich muß großmütig sein, so lange es sich mit meiner Würde irgend vereinbaren läßt. Wenigstens will ich bis nach meiner Hochzeit warten.

Im August sollte sie sein. Nun stand sie nahe vor der Thür. Wegen der schweren Krankheit von Edlefs Mutter, die nicht fähig war, zu kommen, hatte Georg Altheer zu seinem Leidwesen von einer großen Festlichkeit absehen müssen. Er liebte die lebhaften Feierlichkeiten, mit fröhlichem Trunk und großem Essen. „Einmal lebt der Mensch nur," war immer sein Wahlspruch. Daß seine Beate so beinahe ohne Sang und Klang aus dem Hause sollte, war ja gräßlich! Schließlich hatte er doch vierundzwanzig „Allernächste" bei Edlef unschwer durchgesetzt. Denn Edlef selber wäre es ja ein Opfer gewesen, seinen Freund Malte von Holdin, die Herren von Prancken und von Lützow, Herrn und Frau Baronin Seligmann, mit welchen allen er „sehr befreundet" war, nicht als Hochzeitsgäste zu haben. Ein paar Altheersche Verwandte sollten ungereist kommen. Hedi von Güstrows Vater hatte abgesagt. Er war leidend und erbat sich die Tochter gleich nach der Hochzeit zurück.

Aus der Stadt war nur Backernagel geladen und das bürgermeisterliche Ehepaar nebst Tochter.

Herr Isidor Ledus, der Bankier, hatte heimlich eine Einladung erwartet; vielerlei Gefälligkeiten erwies er hier und da Georg Altheer; zudem war er seit Monaten der tägliche Tischgenosse Edlefs gewesen, welcher eines Tages mit ihm und Doktor Gramberg Brüderschaft getrunken hatte. Sehr gern würde er sich in dem Kreise gezeigt haben, schon wegen irgend entfernten Verwandten, des Barones Seligmann.

Doktor Gramberg, der auch nicht eingeladen worden war, äußerte sich sehr, sehr scharf. Er meinte, so nahe vor Feinden und Lützow stände er Edlef Stürmer noch längst.

„Aber ich bitte dich, Doktor! Ich habe nicht nur nie daran gedacht, daß wir geladen werden könnten. Ja, wenn ein Junggeselle seine Table d'hote-Freunde noch berücksichtigen sollte, wo stände er Grenzen! Ich meine, es ist sehr nett, daß wir Karten zur Trauung zugeschickt bekommen haben," sagte jener Lebus in seiner höflich milden Art. —

Edlef hatte richtig die Backernagelsche Villa gemietet und sehr verschwenderisch eingerichtet. Er hatte Gefühl für großen Stil der Lebensführung, das sah man aus all seinen Bedürfnissen und der Art, ihnen Befriedigung zu geben. Nur hatte ihn sich gar nicht in engem Rahmen denken können.

Thassilo hatte sich ganz als standesgemäßer Possessor in den Zimmern des „Großherzogs" heimisch gemacht. Seine Ansicht legte er so, daß sie ihn nie mit Edlef und den Herren der jungen Marstädter Herren zusammenführte.

Als man sich darüber anfangs gewundert, hatte Edlef gesagt, er habe seinen Vetter gebeten, wegen besserer Arbeitseinrichtung verschiedene Tischzeiten zu wahren. Das klang für alle wieder so, als habe Edlef die Oberstimme in der Ferne.

Es war zwei Tage vor der Hochzeit. Beate Altheer war mit ihrer Verwandten Hedi von Güstrow nachmittags in die Stadt gefahren. Hedi sollte noch eine Menge Besorgungen machen, und sie selbst trug einen großen Strauß Blumen in der Hand, der eine Begrüßung für die am diesem Abende eintreffende Frau Marie Stürmer bedeuten sollte.

Beate hätte nicht von selbst daran gedacht. Aber Edlef dachte an alles: da Beate die spät eintreffende alte Dame nicht selbst am Bahnhof empfangen konnte, sollte sie wenigstens Blumen in das Hotelzimmer stellen.

Unterwegs bemerkte Beate, daß sie keine Karte bei sich hatte.

„Du kannst ja ein paar Begrüßungsworte aufschreiben — bei Edlef im Bureau," meinte Hedwig.

Und so ging Beate, mit ihrem großen Strauße von Hortensienblüten in fahlen, rötlichen und bläulichen Pastellfarben in der Hand, vom Marktplatz durch die kurze Straße zum Hafen hinab. Sie war ein wenig unsicher wegen der Blumen. Die Rosen hatten eben eine Pause in der Blüte, es war nicht mehr etwas da, und man mußte auch das Wenige zur Hochzeit sparen. So hatte sie denn von den Hortensienbüschen, die in sechs Kübeln an der Hinterwand des Glascaues Hauses aufgestellt standen, diese Blüten abgeschnitten, für deren malerische Schönheit ihr das Auge fehlte. Sie dachte nur, weil es doch Blumen von Topfgewächsen seien, wäre es immerhin etwas Fernerts.

Das Baubureau von Stürmer & Stürmer lag am äußersten Ende des Quais. Noch herrschte auf diesem der städtische Uferverkehr des bescheidenen Segelschiffhafens. Nur in gereihten Beständen, von bevorstehendem Wandel zeugend, lagerten wenige, behauene Granitquadern von cyklopischer Größe und Schwere. Heiß brannte die Sonne darauf, daß es kristallisch auf ihnen glitzerte. Voraus über den Strom, der leise dem Meere zuzog, zitterten die Hitzwellen. Und diese endlose Musik der Arbeit mit ihren schwingenden, hallenden, stoßenden, pfeifenden und klappernden Tönen scholl durch die Luft.

Beate ging sehr langsam. Sie liebte es nicht, heiß zu werden. Es entstellte so.

Sie trug ein weißes Kleid. Der gewobte Stoff, der lockere Blasenschnitt ließen sie noch voller und üppiger als sie erscheinen. Ein hellila Gürtel umschloß ihre Taille. Der weiße große Hut, aus einem leichten, graugrünen Bastgeflecht mit großen, weißen Tüllgewinden, kleidete sie vorzüglich. Hedi hatte ihn ihr zurecht gesteckt.

Das Baubureau nahm das Parterregeschoß eines alten Handelshauses ein. Die kühl dämmerige Diele war vollgestapelt mit Stangen und Vermessungswerkzeugen und Eisenteilen. Links befand sich ein großer Raum, welcher Zeichentische für Arbeiterscharen sich herein und hinaus drängen sah. Der chemische der speciell Edlef unterstellte Buchhalter und Kassierer. Rechts gab es, straßenwärts, zwei Zimmer.

In dem erſten ſtanden die Zeichentiſche Hielmerſens und s Unteringenieurs. Man mußte es durchſchreiten, um in das gentliche Bureau der beiden Chefs zu kommen.

Seine Wände, von einer verblaßten, graugelben Tapete be-eidet, waren vollgeheftet mit großen Planen von Fluß, Hafen ab Meeresbucht. Von ſchmalen, ſchwarzen Leiſten oben und aten eingeſäumt, zeigten die weißen Bogen ſcharfe, ſchwarze und te Linien, zwiſchen welchen ſehr viele Zahlen eingetragen waren.

Im Hintergrund an der Wand ein Ledersofa mit Tiſch ab Stühlen; an der einen Wand eine Art mächtiger Akten-hrank; ſchräg in einer Ecke ein zugeklappter Waſchtiſch von ckertem Blech und vorn an den beiden Fenſtern je ein Diplo-atenſchreibtiſch. Zwiſchen ihnen ſtand, vom Pfeiler aus-ehend, eine Wand, aus einem Bücherregal gebildet. So ſahen ie Genoſſen einander nicht von Angeſicht zu Angeſicht bei ihrer rbeit. Auch in Berlin, in ihrem gemeinſamen Bureau, beſtand ie gleiche Einrichtung. Thaſſilo hatte von jeher die Eigenheit ehabt, ſich in der Arbeit, beſonders bei der ſchöpferiſchen, ge-irt zu fühlen, wenn ihn jemand anſah, wenn ihm jemand zuſah.

Als Beate das erſte Zimmer betrat, war es leer.

Sie durchſchritt es und klopfte an die Thür zum zweiten aum. Ihr war, als habe ſie ein undeutliches „Herein“ gehört. Sie öffnete. Niemand? Wenigſtens Edleſs Platz, der nächſte zur Thür, war leer. Aber hinter der Bücherwand regte es ſich.

„Wer iſt da? Bitte . . .“ ſagte Thaſſilos Stimme.

Sie ſchritt vor und kam bis an die kleine dünne Holzſäule, welche die Bücherwand gegen das Gemach abgrenzte.

Da ſprang Thaſſilo auf. Er verfärbte ſich, und ſein Blut ollte ihm, als ſäße ſein Herz ihm im Halſe. Wortlos ſtand r, mit der Hand die Kante der halbbogenförmigen Stuhllehne ammernd.

Im Raum war kein Sonnenſchein. Draußen lag er auf em weißübertünchten Quai, jenſeit der harten, ſchwarzen Schattenlinie, welche die Häuſer zogen. Er flimmerte auf dem Maſt und dem Tauwerk des däniſchen Schoners, der gerade dem Hauſe gegenüber ankerte, mit armdicken Stricken an dem Pfahl-indel, den ſchwarzgeteerten, weißköpfigen Ducdalben, vertäut. —

Thaſſilo ſtarrte das Weib an.

Was wollte ſie? Wie kam ſie zu ihm?

Er hatte ſich ſo künſtlich, ſo gewaltſam von ihr fern zu halten gewußt. Kein vertrauliches Wort war zwiſchen ihnen gewechſelt worden. Sie war ihm noch immer ſo unbekannt wie damals, als er um ſie zu werben gedacht. Immer noch das ferne, ſchöne, unerreichbare Traumbild! Immer noch geheimnisvoll und reizvoll verſchleiert von Ahnungen, Wahn, Wünſchen! Er wußte immer noch nicht mehr von ihr als damals, wo ſeine heiße Leidenſchaft, die Feuerfarbe ſeiner Glut, ihr die höchſten weib-lichen Eigenſchaften akkoloriert hatte.

Und ſie kam? Zu ihm?

Seine überreizten und ſo viel, ſo qualvoll viel mit ihr be-ſchäftigten Gedanken verſteten auf tolle Unwahrſcheintichkeiten. Das Einfachſte zu denken war ihm unmöglich.

Er ſah ſie zum erſtenmal allein vor ſich ſeit jenem Abend . . .

Und wie damals lähmte ihn das Uebermaß ſeiner heißen Empfindung.

Ihm war, als müßte, als dürfte er die Arme ausbreiten und rufen: „Du willſt dennoch mein ſein?“

Aber er ſtand, bebend, erſchüttert, und ſah ſie an, wie ſie vor ihm erſchien, die Reuichheit ſelbſt, im weißen Gewand, die Jugendſchönheit ſelbſt, mit dem Blutenſtrauß in der Hand . .

„Edleſ iſt nicht hier?“ fragte ſie und ſah ſich um, in einer mechaniſchen, überflüſſigen Bewegung, als ſuchte ſie nach ihm

„Nein!“ ſagte er, ebenſo überflüſſig, und rührte ſich nicht.

Beate war gewohnt, daß alle Welt ſich mit ſtrahlendem Lächeln um ſie bemühte. Wie unfreundlich er da ſteht, dachte ſie, er iſt gräßlich!

„Aber an ſeinem Tiſch ein Wort ſchreiben darf ich doch?“ fragte ſie.

„Dieſe Blumen ſind nämlich zum Willkommengruß für Tante Marie, für Ihre Mama, Herr Vetter; ich habe meine Karten vergeſſen. Nun will ich was dazu ſchreiben. Denn im ‚Großherzog‘ iſt ſolche Wirtſchaft — da wird doch nicht be-ſtellt, daß ich ſie brachte.“

„Für meine Mutter — für meine Mutter?“ ſagte er.

Ueberwältigt dachte er: Sie liebt meine Mutter! Sie iſt ihr kindlich ergeben! Mein Gott, wie würden dieſe beiden Frauen ſich geliebt haben . . .

Und wie ſchön der Strauß war! Ein Gemälde, ein Ge-dicht! Er bekundete den ausgebildetſten maleriſchen Geſchmack!

Beate legte ihn auf die Schreibtiſchplatte neben ſich und ſuchte ſich zwiſchen Edleſs Schreibmaterial das paſſende heraus. So ſaß ſie, neben ihrem Ellbogen faſt die übereinander ſich häu-ſenden, fahlfarbigen, großen Blumen, das ſchöne Haupt mit dem mächtigen Hut ein wenig gebeugt über ihre Schreiberei.

Hinter ihr ſtand das Fenſter und zeigte das Bild des ſonnenüberflimmerten Schiffes vor dem weiten, flachen Horizont, an den ein dunſtüberwirchter, bläulicher Himmel ſtieß.

Thaſſilo ſah alles, als ſtände er zu dem einzigen Zweck hier, dies zu ſehen.

Vom Klüverbaum des Schiffes, der ſich weit über Bord hinausreckte, hing an einer mit ihm gleichlaufend gezogenen Linie die Wäſche der Matroſen. Regungslos, in der Glut trocknend und bleichend, hingen die blauen und weißen Hemden nebeneinander, mit abwärts geſtreckten Aermeln, faſt wie Körper, die ſich ins Waſſer ſtürzen wollen.

Die Sonne brannte auf Deck und ſetzte lauter weißliche, blanke, blendende Lichter darauf. Faul, mit verſchränkten Ar-men ſich rekelnd, lehnte ein Matroſe, die Mütze im Genick, am Reling, und ſprach ſchläfrig zu einer Frauensperſon hinüber und hinab, die am Ufer ſtand, eine Tracht mit zwei Eimern auf den Schultern; mit greifenden Fäuſten hielt ſie die Eimerhenkel da umſchloſſen, wo ſie am Kettenhaken der Tracht hingen.

Und die leiſe ſich ſchuppenden Wellen des Waſſers flimmerten im Licht, und ihre Bewegung bildete ſich in blanken Lichtlinien, raſtlos vibrierend an dem ſchwarzen Schiffsrumpf hinaufquellend, ab — als ſtiege der Sonnenſchein in Fluten, wie ſonſt das Meer ſteigt. Durch die Schwüle und den grellen Flimmer draußen ſcholl jene ewige Muſik der durcheinander ſich wirrenden Töne —

Hier drinnen war es lichtlos und kühl. Und mit einem Male ſah Thaſſilo nicht mehr das ruhevolle Sommerbild da draußen. Er ſah nur den weißen, gebeugten Frauennacken und den blonden Flaum des Haaranſatzes.

Und ein unſinniges, unwiderſtehliches Verlangen ergriff ihn, ſeine heißen Lippen dahin zu preſſen — das Weib an ſich zu reißen — —. Seine Stirn feuchtete ſich. Sein Atem ging hart.

Zum Verräter werden! Stehlen! Betrügen! Verführen! Pfui, pfui — —

Und dieſe reine Seele in Irrungen ſtürzen — ihr die Augen öffnen — ſie erkennen laſſen, zu welchen Brutalitäten Manneseidenſchaft führen kann — —

Aber immer lockte der weiße Nacken, und wie verzaubert ſtarrte er dahin — — —

„So,“ ſagte Beate, ihre kurze Thätigkeit abſchließend, „nun noch die Adreſſe: An — Frau — Marie — Stürmer — Hotel — Großherzog — hier .“ Schreibend ſprach ſie jedes Wort nach.

Mutter, dachte Thaſſilo, ach Gott — Mutter.

Er ſchloß die Augen, er legte die Hand auf ſeine Stirn.

Eiſern bezwang er ſich. Nein, ſo nicht — ſo nicht — — nur im ehrlichen Kampf — eines Tages, wenn ſie begeiſſen haben würde, wer Edleſ war, wer er ſelbſt ſei — —

Dieſe ferne, unmögliche, wahnwitzige Hoffnung half ihm.

Beate erhob ſich. Sie nahm mit der Linken ihren Strauß wieder auf. „Pardon wegen der Störung!“ ſagte ſie und hielt ihm die Rechte hin.

Er nahm ſie. In leidenſchaftlicher Erregung hielt er ſie feſt. Er ſah Beate in die Augen.

Und wie ſie die großen, blauen, ſchönen Augen ſo unbe-fangen zu ihm aufſchlug, wie ihr ſüßes Lächeln ſo gütig um ihre Lippen ſpielte, da ſank alles, was ihn eben noch in wildem Verlangen durchtobte, ſchamvoll in ſich zuſammen.

Nichts blieb als der heiße Wunſch, daß dieſes köſtliche Ge-ſchöpf ein Leben, ein Los finden möge, das ſeiner würdig ſei.

Und aus ſeinem überſtrömenden Herzen quollen ſeine Wünſche empor, mit jener unhemmbaren Gewalt, die Starre und Schweigſame plötzlich zu Unbeherrſchten werden laſſen kann.

„Beate,“ ſagte er, „übermorgen heiraten Sie. Möchte

Edlef ſich des unerhörten Glückes würdig zeigen, das ihm wird! Möchten auch Sie glücklich werden, Beate — ſehr glücklich!"

Beate ſah ſeine tiefe Bewegung. Dieſe kam ihr völlig unerwartet, machte ſie ein wenig verlegen, beſonders auch, weil ihr Thaſſilo eigentlich wie ein wildfremder Mann war. Aber immer, wenn ſie verlegen wurde, verhütete die geringe Beweglichkeit ihres Geiſtes ſie vor dem Begehen irgend welcher Ungeſchicklichkeit.

Sie lächelte Thaſſilo an — weich, verſtändnisvoll, verheißend, üppig, und ſprach leiſe: „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen."

Und ſanft ſchreitend, das ſchöne Haupt wie immer anmutig erhoben, ging ſie hinaus, den maleriſchen Blumenſtrauß in der herabhängenden Linken.

Thaſſilo blieb zurück, erſchüttert, aber doch ein Sieger.

Ihm war ſo gut und warm zu Mute wie ſeit langer Zeit nicht.

Er ſtand und ſann und ſah hinaus, ohne eigentlich zu ſehen, auf das ruhevolle Schiff, darauf die Sonne hernbprallte und weißliche, blonde Lichtflecken warf. Und ſah das endloſe, wellige Herausquellen der die Bewegung des Waſſers wiederſpiegelnden Lichtlinien am ſchwarzblauen Schiffsrumpf.

Und von fern her drang durch die Luft die Muſik der Arbeit mit ihren durcheinander wirrenden Tönen. —

Draußen aber ging Beate langſam auf dem im Schatten liegenden Bürgerſteig zurück. Was kann er für Augen machen, dachte ſie. Sollte er am Ende in mich verliebt ſein? Es ſah ſo aus! Sie lächelte wohlgefällig. Aber ſie nahm ſich vor, Edlef nichts von dieſen Gedanken zu ſagen. Das hatte ja gar keinen Zweck!

Sie ſagte es ihm auch nie, wenn Malte Holdin einmal gar zu feurige Komplimente machte. „Ach, laſſen Sie doch ſo etwas," pflegte ſie bei ſolchen Vorkommniſſen mit ihrem Lächeln Holdin zu antworten, worauf dieſer ihr dann reuevoll die Hand küßte.

Es bringt höchſtens Ungemütlichkeiten, wenn man den Männern alles erzählt, dachte Beate. Und ſie liebte die Ruhe, die Ungetrübtheit. Sie ſah es auch als etwas ganz Selbſtverſtändliches an, daß alle Männer in ſie verliebt waren.

An der Straßenecke, als ſie vom Hafen hineinbog in die kurze Straße, wäre ſie beinahe mit Irne Hjelmerſen zuſammengerannt. Er trug einen aufgeſpannten grauen Sonnenſchirm geſchultert, hatte ſeinen Strohhut im Genick wie ein kleiner Knabe und war tief in Gedanken geweſen.

Nun ſchoß es ihm heiß in die Stirn, und er trat zur Seite.

Beate erwiderte ſeinen Gruß nur ganz nebenſächlich, denn gerade ſah ſie oben vom Markt her Edlef die Straße herablommen.

Irne Hjelmerſen ſtand und ſah ihr nach, das graue Rund des Schirmes als Hintergrund ſeines Kopfes unbeweglich haltend. Da ging ſie . . . ſchön ſchreitend . . . fleiſchgewordene Verlockung . . .

Der Mann kam ihr entgegen. Er ſtrahlte . . .

In Irne Hjelmerſens helles Auge kam ein glimmendes Licht . . . Wenn man ihm eine Kugel ins Geſicht jagen könnte — mitten hinein in ſeine hübſche Fratze, dachte er voll Inbrunſt.

Am Hochzeitstage war Thaſſilo in einer Stimmung, die ihn ſelbſt überraſchte. Seit Monaten hatte er gedacht, er werde nicht Zeuge dieſes Tages ſein können. Er würde es nicht ertragen — er würde eher die auffälligſten Ausflüchte wählen und fliehen.

Aber im proſaiſchen Gang des Alltagslebens iſt es ſchwer, etwas Auffölliges zu thun. Die kleinen bürgerlichen Pflichten, die ganz gleichgültigen geſellſchaftlichen Rückſichten haben die allerzwingendſte Gewalt. Als er einmal Georg Attheer gegenüber der Möglichkeit gedachte, Mitte Auguſt eine Geſchäftsreiſe unternehmen zu müſſen, hatte der Brautvater gleich einen Aufwand von Entrüſtung, von Lamento gemacht, daß Thaſſilos Erfindungsgabe ganz verſagte.

Er kam ſogar darauf, ſich einzubilden, daß alle Welt den Grund ſolchen Fernbleibens durchſchauen würde. Weil er niemals unbefangen an Beate dachte, war er auch nicht unbefangen in den Dingen, die mit ihr in Verbindung ſtanden.

Und nun war eine ſeltſame Ruhe in ihm. Die Gewalt des Unabänderlichen wirkt immer. Er konnte ſeiner Mutter ein unbefangenes Geſicht zeigen, oder glaubte es zu zeigen.

Denn ſie, die eine Stunde vor der Trauung, ſchon im würdigen dunklen Seidenkleid, mit ihm beiſammenſaß, dachte: Mein Junge bekommt ſo einen hagern Zug im Geſicht. Und ſeine Augen liegen ſo tief. Er überarbeitet ſich.

Es war ihr ſehr peinlich, ihm noch mit Geldſorgen kommen zu müſſen. Aber da ſie morgen früh verreiſen ſollte, war das die letzte Gelegenheit.

„Weißt du," ſagte ſie, „Edlefs Hochzeit iſt doch ein großer Abſchnitt."

„Für ihn gewiß," antwortete Thaſſilo.

Er ging, auch ſeinerſeits ſchon feſtlich gekleidet, mit ſchweren Schritten langſam auf und ab.

„Ich denke auch, wir ſollten ſie zu einem Abſchluß für uns, für mich werden laſſen," ſagte ſie leiſe.

Ganz überraſcht blieb er ſtehen

„Wie meinſt du das, Mutterchen?"

Sie ſah ſehr unglücklich, faſt wie eine Schuldbewußte aus.

„Sieh, mein Junge — als dein Vater ſtarb, waren wir, meiner Meinung nach, recht wohlhabend. Gott hat ja immer Edlefs Vater meine Geſchäfte beſorgt, nach deſſen Tod Ihre. Und ich ſagte dir ſchon einmal, daß ſie, ſo leidend ſie iſt, ihr durchaus nicht die Führung unſerer Angelegenheiten nehmen läßt. Und neulich einmal — als ich ſehr in ſie drang — da ſchien es — —" ſie mochte nicht weiter ſprechen.

„Da ſchien es . . ." drängte Thaſſilo.

Frau Marie Stürmer fing an zu weinen.

„Ich bin dahinter gekommen, daß mir etwas bevorſteht wird. Du weißt, ich war immer leidend, ich bin, ſagen ja auch alle, ſo unpraktiſch. Irene hat mich immer bevormundet. Das war auch ſo bequem für mich. Was ich für dich, und ich für mich brauchte, — ſie gab immer das Geld, und wenn ich fragte Konn ich das auch? ſo hieß es immer: Gewiß, mein Kind! Aber jetzt ſcheint Irene oft ſorgenvoll, verſtimmt, unruhig. Sie fuhr ihr neulich ein Wort — — als ſeien wir, als ſei ich nicht ſo gut geſtellt, wie wir immer gedacht haben. Und ſo viele kleine Anzeichen fallen mir nun auf. Ich bin zu der Gewißheit gekommen, daß ich niemals ein auskömmliches Vermögen beſaß. Irene hat mich immer ſo mit ernährt — ich glaube, Ihre Eltern haben immer von ihrem Eigenen gegeben, um doch etwas zu erziehen wie ihn, um mich niemals die Not des Lebens fühlen zu laſſen. Und ſo zart denkt Irene — ſie ahnt nicht, daß ich der Wahrheit auf die Spur kam — ſie will es mir auch über ihren Tod hinaus verſtecken. Sie ſagte, daß nach ihrem Tode ihr Sohn das Vermögen verwalten ſolle — ich weiß, wir hätten zu wenig Geldverſtand, ſagte ſie und küßte mich."

Der Mann ſtand geſchlagen. Eine unerwartetere Eröffnung hätte man ihm nicht machen können.

Wie alle erwachſenen Kinder thun, hatte auch er eine Zeit lang über das Vermögen ſeiner Mutter nachgedacht und ob ſie erwogen, ob ihre Mittel, zuſammen mit dem Gelde von Edlefs Mutter, groß genug ſein möchten, ihnen beiden bei ihren Unternehmungen den Rückhalt zu geben. Aber ehe er noch ſeine Ängſte überwunden gehabt hatte, war ſchon Edlefs Mutter mit ihren Plänen und geſicherten Verbindungen hervorgetreten. So war Thaſſilo der Frage enthoben: „Mutter, wie viel Geld haſt du?"

Da ihm wie Edlef während ihrer Studien- und Wanderjahre immer ein reichlicher Zuſchuß gewährt worden war, hatte er niemals Urſache gehabt, an dem Wohlſtand ſeiner Mutter zu zweifeln.

Daß er dann in Norwegen eine gut bezahlte Stellung hatte, während Edlef in Holland als Volontär mehr ein Sklavenleben führte, hatte er für eine Zufallsfügung angeſehen.

Nun erfuhr er, daß ſie arm geweſen waren — er und ſeine Mutter! — Wenn ſeine Mutter recht begriffen hatte — denn ſie war von einer erſtaunlichen Weltfremdheit.

Einen Augenblick flackerte die Hoffnung in ihm auf, es möchte nicht wahr ſein. Aber ſie erlosch gleich.

Gerade weil ihm dies eine ſo unerhörte Qual ſchien, hatte er bitter, würde es ſchon wahr ſein.

Alſo er hatte vom Brote ſeines Todfeindes gegeſſen!

Er war ihm Dank ſchuldig — ihm oder ſeinen Eltern — das kam auf eins heraus — den heißeſten, größten Dank, den ein Mann dem andern ſchulden kann: den für die Erhaltung ſeiner ganzen Exiſtenz! Alles, was er war, ſeine Ausbildung, ſein Wiſſen, ſein Können, der Platz, auf dem er ſtand, das Werk, welches er hier ſchuf — Edlefs Opfer hatten das Fundament dazu geſchaffen! Und er wußte vielleicht darum! Drei vielleicht war die Quelle, aus welcher der gönnerhafte Ton floß! Das

Ein Fest der Hexen in Berlin.
Nach dem Leben gezeichnet von Werner Zehme.

vielleicht die geheime Ursache, weshalb er sich der Welt gegenüber als der erste von ihnen beiden aufzuspielen unterstand. Die nötige Kleinheit dazu fehlte ihm nicht . . . o nein . . .

Und in diesem Augenblick, wo die Furcht ihn übermannte, Dankbarkeit fühlen zu müssen, empfand er mit verdoppelter Gewalt den zehrenden Haß . . .

Die Mutter war erschrocken, als sie das farblose und entstellte Gesicht des Sohnes sah. Sie hatte ja gedacht, daß es ihn sehr bewegen werde. Aber so nicht — nicht so sehr!

„Ach, mein Junge, ich hab' es Irene ja von jeher vergolten mit so viel Liebe, als ich konnte . . . und du . . . ja, da auch an Edlef, denn wir unter vier Augen, wir dürfen es uns ja gestehen: schon auf der Schule hast du ihm vorwärts geholfen . . . und dies große Werk . . . und alles, was ihr noch gemeinsam unternehmen werdet . . dein ist doch dabei alles, was Erfolg hat . . . dein die schöpferische Kraft . . ."

Die Thränen rührten ihn, die anbetende Liebe erschütterte ihn. „Mütterchen," sagte er, „beruhige dich doch!"

„Ja, aber es wäre doch hart — nicht, daß ich's ahnungslos von Irene angenommen habe, — ich hätte ihr das gleiche gethan — — aber, daß ich — daß ich dir vielleicht — — mal zur Last fallen soll . . ."

Er kniete schon vor ihr wie ein Knabe, er umfaßte sie mit zärtlichen Armen und schalt: „Mutter, kann es etwas Stolzeres geben für einen Sohn? Siehst du, es macht mich selig. Es giebt meiner Arbeit den heiligsten Zweck!"

„Das mag keine Mutter gern," beharrte sie weinend.

„Weil alle Mütter Thörinnen sind," sagte er und küßte sie; „Mütter denken immer, ihre einzige Aufgabe ist: geben."

„Das ist auch wohl das Natürliche," schluchzte sie.

„Du sollst glücklich sein, daß dein großer Junge glücklich ist, geben zu dürfen, zu können. Von heute an sende ich dir, was ihr braucht, du und Tante Irene."

„O Gott, nein," wehrte sie ab, „das würde Irene sehr aufregen. Das sähe ja so aus, als wäre sie schon für uns die Sterbende, über deren Ansichten und Willen und Thaten man nur so hingeht! Sie darf gar nicht merken, daß ich ihre Andeutungen verstanden habe. Aber ich habe mir gedacht, du sprichst mal bald ein offenes Wort mit Edlef, und du versprichst ihm, eines Tages, wenn du Geld genug erworben hast, ihm alles zu ersetzen . . ."

„Ja, alles, alles!" rief Thassilo mit einem Ausdruck von solcher Energie, daß die Mutter fast erschrak. Es klang ja beinahe drohend! Ertrug ihr Sohn es nicht, danken zu müssen?

Sie streichelte ihm das Haar und sagte mit jenem Ton leiser, feiner Ermahnung, die Mutter ihren Mann-Söhnen gegenüber zu finden wissen: „Stolz versteht auch zu nehmen, weil er zu danken wissen wird; nur Hochmut erträgt es nicht."

Der Mann stand auf. Die Mahnung quälte ihn.

Seine Mutter war ahnungslos. Sie wußte nicht, daß ein Weib und eine Unehrlichkeit zwischen ihm und Edlef standen — daß jener ihm hinterrücks die Geliebte genommen hatte. Sie wußte nicht, daß Edlef sich laut prangend und doch so ganz ungebührlich in den Vordergrund drängte — — in das Licht, das ihm, ihm allein zukam . . .

Er, mit seinem Bedürfnis zu hassen, sollte lieben und danken?! Das Bedürfnis zu hassen ist auch das Recht dazu!

Was wollte die Entdeckung dieser Wohlthat? Ihm seinen Haß nehmen? Sein bestes Gut! Die Kraft, die ihn so beflügelt! Die seine Gedanken noch kühner, noch erfinderischer machte, seine Fähigkeiten schmiegsamer und ergiebiger! Seinen Trost! Den Inhalt seiner Nächte!

„Was grübelst du so, mein Junge?" fragte die Mutter ängstlich.

Er fuhr auf. „Mütterchen," sagte er mit erzwungener Leichtigkeit, „nimm es nicht tragisch. Ich muß natürlich den Gedanken erst 'runterschlucken. Sich so plötzlich als Atmosphärenempfänger zu entdecken, ist nicht leicht. Aber gottlob! — bald, sehr bald werden wir alles zurückerstatten können — —. Ich will Edlef, gleich nach seiner Hochzeit, wenn er von der Reise heimkehrt, um Offenheit, um Rechnungsablage bitten. Ihm wird es ja möglich sein, seiner Mutter die Geschäfte abzunehmen."

„Aber . . ." begann Marie Stürmer zagend.

Der Ton ihres Sohnes gefiel ihr nicht. Sie hatte kein Wort des Enthusiasmus, keines der Rührung von ihm vernommen. Und es war doch etwas Großes, was Irene und ihr Mann an ihnen gethan.

„Was auch?"

„Das Zurückbezahlen in diesem Fall, ach, in keinem Fall, heißt ja, den Dank abtragen. Nicht, mein lieber Junge? Das fühlst du . . . wir sind Edlef immer, immer Dank schuldig . . ."

Was sollte er der lieben, alten Frau mit dem Kinderherzen noch sagen? Sich ihr verständlich machen, hieß, sie mit leiden machen. Und seinen Haß, den verstände sie doch nicht. Sie hatte Thränen und Entschuldigungen, sie war von weicher, wehrloser Art. Von jener, die auch dem Feinde noch wohlzuthun vermag!

Draußen auf dem Markt ward es plötzlich sehr laut; das Rollen von Wagen ging über die Kopfsteine des Pflasters, und die Fenster klirrten leise.

Nach Frauenweise, mitten aus ihren tiefen Erregungen heraus, sagte die Mutter eilig und wichtig, indem sie ans Fenster lief: „O — die Hochzeitswagen — wir kommen noch zu spät!"

Und sie vergaß alle Thränen und alle Sorgen über den Umstand, daß ihre Glacehandschuhe, hart und wenig dehnbar, nicht schnell genug über ihre Finger wollten.

„Ich kann es gar nicht begreifen — Irene und ich kaufen doch schon seit sechs Jahren bei Rühner — dies ist nicht meine Sorte. — Thassilo, mein Junge, warum hast du kein weißseidenes Taschentuch im Westenausschnitt — o, da fahren schon wieder Wagen — diese schändlichen Handschuhe . . ."

Er lächelte voll liebevoller Geduld.

Nachher in der Kirche half sein glühender Haß ihm, seine glühende Liebe zu betäuben.

Er sah das von Schleiern umhüllte Weib gar nicht wie eine deutliche Erscheinung.

Er sah nur den Mann. Der stand da und füllte mit seinem Wesen die ganze Kirche, die ganze Welt aus. Es gab nichts außer ihm.

Ein verzehrender Wunsch erfüllte Thassilo: zu wissen, ob jener wußte . . .

Er sagte sich, daß er neidlos dem Manne alles zu geben, alles zu opfern habe, aus Dank für genossene Wohlthaten.

Wenn jener ihm und seiner Mutter wirklich eine so ungeheure Rechnung zu präsentieren hatte, war ja keine Bezahlung groß genug! Er versuchte klar über den Haß nachzudenken. Er stritt mit seinem Verstande darum.

Haß sollte etwas Unsittliches sein? Etwas Unfruchtbares?

Und er machte ihn doch stolz und frei. Er war als Tröster zu ihm gekommen. Er hatte neue Kräfte in ihm ausgeteilt.

Allgegenwärtig war sein Haß in ihm, wie man sonst der Liebe nachrühmt. Jede Arbeit war damit durchtränkt und gelang in beflügeltem Wurf, denn die gierige, die triumphierende Vorstellung trieb: ich werde ihm dadurch seine Niederlage deutlicher machen. Jede Feierstunde war damit ausgefüllt, und fatalistisch hatte sich in ihm der Aberglaube ausgebildet, daß dem stetigen Haß eine fernwirkende Zerstörermacht innewohne. Zum Dichter hatte ihn der Haß gemacht, denn seine Phantasie malte rastlos kühne Scenen aus, in denen er sich am Untergang des Gehaßten sättigte.

Und dieser Mann, den er so in reichstem, unerhörtem Leben haßte, dieser sollte sein und seiner Mutter Wohlthäter sein?

Nein, schrie alles in ihm, nein, es ist nicht wahr, es soll nicht wahr sein! Und ihm war, als könnte er durch die Energie seines Willens eine Wahrheit aus der Welt schaffen.

Immer wieder, förmlich jubelnd, stieg das starke und wilde Feindschaftsgefühl in ihm auf.

Er begriff, was das Wort sagte: sich jauchzend auf einen Feind stürzen. — — —

Immer hatte er sich in strenger Selbstzucht gehalten, aus Furcht vor seinem schwerblütigen, heißen Temperament. Diesem Gefühl stand er machtlos gegenüber. Es nahm ihn ganz in Besitz. So, analnoll mit sich ringend, sah er die Stunde an sich vorüberziehen, ohne sich ihres Inhalts genau bewußt zu werden.

Er fuhr nachher im Wagen mit seiner Mutter, Hedi von Güstrow und Georg Altheer dicht hinter dem Wagen der eben Vermählten, im froh dahineilenden Zug der festlichen Gesellschaft, nach Glanau hinaus.

Und er gewann das Aeußerste über sich: er reichte ihr und ihm glückwünschend seine kalte Hand. (Fortsetzung folgt.)

Die Tragödie von Galveston.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Weit ungestümer als in Europa vollziehen sich in Nordamerika die Ausgleichungen der atmosphärischen Störungen. Gehören in dem erstgenannten Erdteil Orkane und Wirbelstürme zu den seltenen Vorkommnissen, so bilden sie in letzterem regelmäßige, in bestimmten Monaten auftretende Erscheinungen, mit denen die Bevölkerung zu rechnen hat.

In den Vereinigten Staaten, namentlich in den am Mississippi und Missouri gelegenen Prairiestaaten, stellen sich alljährlich während der Monate April bis August die gefürchteten Tornados ein, entsetzliche Wirbelstürme, deren einer am 27. Mai 1896 die Stadt St. Louis in furchtbar verwüstete. Westindien, die Küsten des Golfes von Mexiko, sowie die Ostküste der Vereinigten Staaten werden dagegen fast alljährlich von Orkanen heimgesucht, deren Verheerungen oft noch weit fürchterlicher und ausgedehnter als die der Tornados sind.

Die Periode dieser Orkane (vom spanischen huracán) erstreckt sich über die Monate Juli, August, September und Oktober, die in Westindien geradezu „die Orkanmonate" genannt werden, innerhalb welcher die Schiffahrt sich auf das unumgänglich Notwendige beschränkt. In jener Zeit, wo die Sonne auf der nördlichen Erdhälfte ihre größte Höhe entfaltet, sammeln sich über Westindien ungeheure, vom Nordostpassatwinde herbeigetragene Massen von Feuchtigkeit. Ueber dem Karibischen Meere und dem Golf von Mexiko, den wärmsten Wasserbecken der Erde, werden diese Massen durch ebenso ungeheure Mengen von Wasserdämpfen vermehrt und gesättigt, die ihr Entstehen der Verdunstung des Wassers infolge der sehr heißen Sonnenglut verdanken. Durch die letztere gleichzeitig weiter und weiter erwärmt, geben sie endlich in Gestalt gewaltiger, von heftigen Orkanen und elektrischen Entladungen begleiteter Regengüsse nieder.

Diese Orkane Westindiens treten niemals urplötzlich auf, sondern kündigen sich durch bestimmte, unfehlbare Vorzeichen an. Das Aussehen der Luft wird verdächtig; es stellen sich heftige, scharfe und an Wucht zunehmende Windstöße ein; das Meer zeigt lange, schwere Schwellungen und unruhigen, konfusen Wellenschlag. Der sicherste Warner ist der Barometer, dessen ungewöhnlich rasches und tiefes Fallen das nahende Unwetter ankündigt.

Wo das letztere hereinbricht, ist seiner vernichtenden Gewalt alles verfallen, was sich über den Erdboden erhebt. Ganze Städte und Ortschaften wurden im Nu hinweggefegt, der Wohlstand ganzer Inseln um Handumdrehen auf Jahrzehnte hinaus vernichtet. Die von den westindischen Orkanen eingeschlagene Bahn hat in der Regel anfänglich eine nordwestliche Richtung, welche allmählich aber in den höheren Breitengraden in eine nördliche und nordöstliche umbiegt. Die demnach einen ungeheuren, langgezogenen Halbkreis beschreibenden Stürme bewegen sich weniger schnell dahin als die in den Prairien des fernen Westens heimischen Tornados, dagegen ist ihre Bahn viel länger und zieht sich bisweilen vom Karibischen Meer bis nach Kanada und Neu-Fundland, wobei ihre Wirbel zugleich oft einen Durchmesser von mehreren hundert Kilometern erreichen. Eine der gefürchtetsten Begleiterscheinungen dieser Orkane sind die durch sie verursachten Sturmfluten, die namentlich den auf niedrigen Küsten gelegenen Städten und Ortschaften verhängnisvoll werden. Fast alle am Mexikanischen Golf und an der Ostküste gelegenen Städte wurden wiederholt von solchen Sturmfluten heimgesucht, wobei oft Hunderte von Personen in ihren Quartieren ertranken.

Wie die „Gartenlaube" ihren Lesern schon berichtete, hat eine solche Katastrophe am 8. September auch die texanische Stadt Galveston betroffen, und zwar in so schwerem Maße, daß dadurch alle früheren, mit großen Menschenverlusten verbunden gewesenen Katastrophen Nordamerikas völlig überschattet werden. Soweit sich bis heute übersehen läßt, sind in der unglücklichen Stadt gegen 6000 Personen umgekommen und ihr nebenbei Verluste in der Höhe von etwa 30 Millionen Dollars zugefügt worden!

Bis zu jenem Unglückstage durfte sich die auf einer etwa 50 km langen und 1 bis 5 km breiten Insel am Eingang der Galveston Bai gelegene Stadt Galveston rühmen, der bedeutendste Handelsplatz des ganzen Staates Texas zu sein, wenngleich sich ihre Einwohnerzahl nur auf etwa 40000 Köpfe belief. Unter allen Ausfuhrhäfen der Union nahm Galveston die fünfte Stelle ein, es erfreute sich prächtiger Gebäude, eines von bezaubernden Gärten umgebenen Villenviertels, vorzüglicher Hafenanlagen, Straßen, Schulen und anderer gemeinnütziger Einrichtungen. Vierzehn direkte Dampferlinien vermittelten den Verkehr mit Europa, zwei weitere den mit Mexiko, zahlreiche Eisenbahnen den mit dem Festlande. Kein Wunder, daß sich an diesem blühenden Orte auch Tausende von Deutschen niederließen, um zu dem schnellen Aufschwung der erst im Jahre 1837 gegründeten Stadt beizutragen.

Jetzt hat durch den Orkan vom 8. September die Stadt einen so schweren Schlag erlitten, daß man anfänglich daran zweifelte, ob es möglich und ratsam sei, Galveston auf seiner bisherigen Stätte wieder aufzubauen.

Der Orkan, welcher den Ort so furchtbar heimsuchte, nahm den Mitteilungen der in Westindien errichteten Wetterbeobachtungsstationen zufolge am 30. August westlich von den Kleinen Antillen seinen Ursprung. Anfänglich in westlicher, dann nordwestlicher Richtung vorrückend, brauste er am 3. September an der Südküste von Jamaica vorüber, verheerte am folgenden Tage das westliche Cuba und schien sich darauf über Florida stürzen zu wollen. Anstatt sich aber, wie dies sonst die Regel, nördlich und nordöstlich zu wenden, behielt der Orkan seine nordwestliche Richtung bei und fuhr über den Golf von Mexiko dahin, die Wassermassen desselben bis in ihre tiefsten Tiefen aufwühlend.

Den Warnungen des Wetterbureaus in Washington gemäß wurden bereits am 7. September entlang den Küsten von Louisiana nach Texas die Sturmsignale aufgezogen. Die Telegraphen spielten unausgesetzt. Die letzte aus Galveston nach Washington kommende Mitteilung vom 8. September 3 Uhr 40 Minuten früh besagte, daß das Sturmcentrum der Stadt nahe sei und daß eine Hochflut die letztere bedrohe. Gleich darauf stockte die telegraphische Verbindung, und es trat unheimliches Schweigen ein. Bald meldeten die Beobachtungsstationen zu New-Orleans und anderen Plätzen, daß der Orkan mit vernichtender Gewalt an der Golfküste wüte und eine Sturmflut ungeheure Verheerungen anrichte; von Galveston blieb dagegen jede Kunde aus, da alle bestehenden Verbindungen, selbst die unterseeische nach Mexiko führende Kabelleitung den Dienst versagten.

Erst am 9. und 10. September begannen wilde Gerüchte sich zu verbreiten, daß Galveston ein einziger Trümmerhaufen sei. Einzelnen Bewohnern der unglücklichen Stadt war es nach äußerst gefahrvollen Reisen gelungen, das 80 km entfernte Houston zu erreichen, wo sie unter Wehklagen verkündeten, daß Tausende ihrer Mitbürger umgekommen seien und die Stadt fast zerstört sei. Häuser und Bäder wären mit Leichen gefüllt und die Not unter den Ueberlebenden schrecklich.

Sofort wurden Hilfszüge nach Galveston abgesandt, doch vermochte keiner derselben die Stadt zu erreichen; dagegen fand man überall die Prairie mit Trümmern und Leichen bedeckt. Erst am 12. September gelang es, die Schreckensstätte mit Fahrzeugen von der See aus zu erreichen, und nun erst erfuhr man aus dem Munde der Ueberlebenden, welche Gefahren nah Leiden sie überstanden hatten.

Der Orkan war mitten in der Nacht, am 8. September 2 Uhr früh, hereingebrochen. An Heftigkeit beständig zunehmend, deckte er in wenigen Augenblicken Hunderte von Häusern ab oder warf sie mitsamt ihren Bewohnern über den Haufen. Der Regen schoß in Strömen hernieder und wurde mit solcher Gewalt dahergetrieben, daß die einzelnen Tropfen wie scharfe Messer auf die Haut einschnitten. Das Entsetzen der angsterfüllt umherirrenden Menschen und Tiere vermehrend, tagte sich tiefe Finsternis über die Stadt, denn gleichzeitig erloschen alle Gasflammen und elektrischen Lichter. Von der Seeseite her aber scholl ein unheimliches Brausen und Tosen. Die vom Sturm gepeitschten Wogen türmten sich höher und höher empor und begannen in die Stadt einzubrechen.

Jedermann wurde es klar, daß der Stadt ein gräßliches Schicksal drohe. Wer bei dem Zusammenbruch der dem Strande nahegelegenen Wohnungen noch nicht umgekommen war, flüchtete schreckensbleich nach den höheren Teilen der Stadt, in die Kirchen, zum Rathause und in die anderen, durch ihre festere Bauart Schutz verheißenden öffentlichen Gebäude. Aber auch dorthin folgten die tosenden Fluten, die immer höher wachsen, wütend gegen die Mauern stürmten und deren Fundamente unterwühlten, während oben der Orkan sein Zerstörungswerk vollendete. Von den 40 Kirchen der Stadt stürzten 35 ein, daneben Tausende anderer Gebäude, unter ihren Trümmern die vor Angst wahnsinnig werdenden Menschen zermalmend, begrabend. Dem Tode zu entrinnen, schien unmöglich. Selbst die höchstgelegenen Orte der Stadt waren 2 m hoch mit Wasser überdeckt, während in anderen Stadtteilen das Wasser 3 bis 4 m hoch stand. Ein Verlassen der Zufluchtsstätte bedeutete sicheren Tod durch Ertrinken oder Erschlagenwerden durch die umherfliegenden Trümmer.

Dieser entsetzliche Zustand währte den ganzen Sonnabend und die darauffolgende Nacht hindurch bis zum Sonntag Morgen, wo die über die ganze Insel rasende Sturmflut um 1 Uhr 45 Minuten ihren höchsten Stand erreicht hatte. Welche Schreckensszenen während jener langen, bangen Stunden erlebt wurden — wer wollte wagen, das zu beschreiben!

Endlich, gegen 2 Uhr morgens, begannen die Wasser plötzlich zurückzuweichen und waren binnen 20 Minuten um $2\frac{1}{2}$ m gefallen. Einige Stunden später durften die dem Untergange Entronnenen es wagen, ihre Zufluchtsorte zu verlassen, um jene Punkte aufzusuchen, wo bisher ihre Heimstätten gestanden hatten. Nur die wenigsten fanden dieselben in bewohnbarem Zustand. Die meisten Häuser lagen in wüsten Trümmern, unter welchen Haufen schrecklich verstümmelter menschlicher und tierischer Leichen begraben lagen.

Den vom Anblick des Entsetzlichen fast erstarrenden Menschen standen aber noch weitere schwere Prüfungen bevor. Zunächst machte sich, da alle Brunnen und Reservoir durch das eingedrungene Meerwasser unbrauchbar geworden, ein empfindlicher Wassermangel bemerkbar, welchem um so weniger abgeholfen werden konnte, als die Verbindungen mit dem Festlande abgeschnitten und die meisten der im Hafen befindlichen Schiffe zerstört oder unbrauchbar geworden waren. Gleichzeitig begann unter dem Einfluß der feuchtwarmen Atmosphäre die Verwesung der vielen tausend Leichen einzusetzen und so schnelle Fortschritte zu machen, daß der Aufenthalt auf der Insel nach wenigen Stunden infolge des furchtbaren Verwesungsgeruches fast unerträglich wurde. Um die Lebenden zu retten und den Ausbruch verderbenbringender Seuchen zu verhüten, mußte man sich nun zu den ungewöhnlichsten Maßregeln für die Fortschaffung der Leichen entschließen, zumal in dem mit Wasser überdeckten, gänzlich verschlammten Boden unmöglich Gräber nicht geschaufelt werden konnten.

Jeden arbeitsfähigen Mann in den Dienst pressend, errichtete man überorten aus den Trümmern der Wohnstätten und des Mobiliars mächtige Scheiterhaufen, auf denen man die in der Katastrophe Umgekommenen verbrannte. Tausende über Tausende Leichen wurden auf große Flußboote verladen und aufs Meer hinausgebracht, wo man sie versenkte. Da man aber nicht alle diese Leichen mit Steinen beschwert hatte, so wurden viele derselben vom Meere wieder herausgegeben und von der Flut an den Strand gespült, so daß man häufig genug das traurige und schaurige Werk der Bestattung an ein und derselben Leiche zweimal zu erfüllen hatte.

Aber noch Aufregenderes hatten die Bürger Galvestons zu bestehen. Das vornehmlich aus Negern bestehende Verbrecherelement der Stadt und Umgegend benutzte die allgemeine Hilflosigkeit und Unordnung, um die Ruinen nach Wertsachen zu durchsuchen und die Leichen auszuplündern. Die Polizei, welche während des Sturmes gleichfalls eine Anzahl ihrer Mitglieder verloren hatte, war nicht imstande, die Raubzüge der entmenschten Scharen zu verhindern, weshalb die Behörden den Kriegszustand erklärten und die Milizen anwiesen, jeden auf frischer That ergriffenen Räuber auf der Stelle niederzuschießen. Ueber 90 solcher menschlicher Bestien wurden füsiliert, darunter eine, in deren Taschen man 23 abgeschnittene, mit wertvollen Ringen bedeckte Menschenfinger fand.

Wie viele Menschen durch den in seinem weiteren Verlauf die Vereinigten Staaten, Kanada und Neu-Fundland durchquerenden Orkan ihren Untergang fanden, wird sich wohl ebensowenig genau feststellen lassen wie der Schaden, welcher den Schiffen, den Eisenbahnen, der Ernte, dem Viehstand, den einzelnen Ortschaften und Wohnhäusern zugefügt wurde. Wie bereits oben mitgeteilt, veranschlagt man den materiellen Verlust der Stadt Galveston allein auf etwa 30 Millionen Dollars; den Verlust an Menschenleben dagegen auf mindestens 6000*, wozu noch Tausende von Verwundeten kommen. Unzweifelhaft wird die Tragödie von Galveston auch im Deutschen Reiche manches Auge mit Thränen füllen. Enthalten doch die bis jetzt von den Behörden der unglücklichen Stadt veröffentlichten Totenlisten auch viele hundert deutsche Namen, deren Träger mit dem alten Vaterlande, mit den daselbst zurückgebliebenen Eltern, Geschwistern und Anverwandten gewiß die regsten Beziehungen unterhielten.

New York, Ende September. **Rudolf Cronau.**

* Ein soeben ausgegebener amtlicher Bericht teilt mit, daß der Sturmstrophe in der That über 6000 Menschenleben zum Opfer fielen und 3636 Häuser zerstört wurden. Da schwer einzelne Familien betroffen sind, ergiebt sich beispielsweise daraus, daß ein in Colorado zum Besuch weilender junger Mann aus Galveston die Meldung erhielt, daß 21 seiner nächsten Angehörigen, darunter Eltern und Geschwister, umgekommen seien.

Der sächsische Prinzenraub.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die historische Sage liebt es von alters her, ihr buntes Schlingerank um die festen Gestalten der Vorzeit zu flechten, und so eifrig auch gelehrte Hände das Unkraut auszureißen trachten, es wuchert immer neu empor, denn es wurzelt in der menschlichen Liebe zum Abenteuerlichen und Wunderbaren, im Drang auch, sich die treibenden Kräfte einer Zeit zum Bild einer einzigen großen Menschengestalt zu verdichten und dieser dann Bewunderung zu weihen. Die harmlose Geschichtschreibung früherer Zeiten hat alle solche Sagen gläubig weitergegeben, erst das kritische neunzehnte Jahrhundert fing an, sie auf ihre Wahrheit zu prüfen und mit wissenschaftlichem Rüstzeug zu vernichten, falls sie ihre Existenzberechtigung nicht zu erweisen vermochten. Das Volk aber kümmert sich nicht um derlei Forschungsresultate, ihm genügt die einfache historische Darstellung eines großen Vorgangs nicht, es braucht wunderbare Umstände, welche die Phantasie ergötzen und die Tugenden des Helden — sei er nun Fürst oder Volksmann — im hellsten Licht erstrahlen lassen. Deshalb erhalten sich, aller geschichtlichen Kritik ungeachtet, die alten Volkssagen unzerstörbar an der Stätte ihres Ursprungs und gelten dort heute noch als sichere Wahrheit.

Zu den beliebtesten und scheinbar verbürgtesten unter ihnen gehören die ausführlich berichteten Umstände des unzweifelhaft im Jahre 1455 vollbrachten sächsischen Prinzenraubes. Sein Hergang, wie ihn Geschichte und Sage vereint uns überliefert haben, ist folgender.

Der Ritter Kunz von Kaufungen hatte in dem heftigen, an Uebelthaten und Ungerechtigkeit reichen Krieg, welchen die feindlichen Brüder von Sachsen-Meißen, Kurfürst Friedrich und Wilhelm, miteinander führten (1446 bis 1451), dem ersteren tapfere Dienste geleistet, auch nach Kriegsbrauch dafür einige Bizthumsche Güter im Lande Meißen erhalten. Beim Friedensschluß von Naumburg aber, der beide Brüder endgültig aussöhnte, sollten jene Güter von ihm wieder herausgegeben werden, ein ebenfalls nicht ungewöhnliches Vorkommnis in jenen Zeiten der Rechtlosigkeit und fürstlichen Willkür. Kunz von Kaufungen aber weigerte sich, so daß der Kurfürst Gewalt anwenden ließ. Als Kaufungen auf dem Rechtswege auch nichts erstritt, beschloß er, mit andern Mitteln seinen Herrn zur Zurückgabe zu zwingen oder doch wenigstens seine heiße Rache zu kühlen.

Er hatte sich mit zwei anderen Rittern, von Mosen und von Schönfeld, verbündet, den Herzog wie das Volk an der schmerzlichsten Stelle zu treffen: beide Prinzen sollten geraubt werden. Draußen wollten die Ritter sich trennen, um auf verschiedenen Wegen mit den Knaben heimlich über die böhmische Grenze zu gelangen und dort auf Schloß Eisenberg, einem Besitztum Kaufungens, mit ihren kostbaren Geiseln zusammenzutreffen.

In der Nacht vom 7. zum 8. Juli 1455 rückten die Verschworenen also mit 36 Pferden vor das Schloß Altenburg, drangen unbemerkt hinein und empor. Rasch wurden sämtliche Pforten geschlossen, welche zu den Zimmern der Fürstin und ihrer Dienerschaft führten. Hierauf ging's in das Schlafzimmer, wo die beiden jungen Prinzen Albrecht und Ernst schlummerten. Der Letztere fuhr zuerst empor. Als er die Räuber erkannte, da schrie er zu seinem wachthabenden Hoffräulein: „O Buhle, Buhle! Kunz von Kaufungen ist da und will uns erwürgen! O sagt es der Frau Mutter, daß sie uns helfe!"

Und als Kunz mit den weinenden Prinzen über den Hof ritt, da riß oben die eingeschlossene Mutter das Fenster auf und jammerte:

„Lieber Kunz, thue nicht so übel an mir und meinem lieben Herrn! Verschone meine Kinder! Es sollen alle deine Sachen noch gut werden!"

Doch die Räuber entflohen mit ihrer kostbaren Beute. Kaufungen hatte den Prinzen Albrecht mit sich. Vierzehn Stunden hatte er mit ihm teils im Sattel, teils zu Fuß, abseits der Straßen die Wälder durcheilt, als nur noch eine Stunde vor der böhmischen Grenze der junge Prinz kraftlos zusammenbrach. Der Ritter brachte ihn in eine Köhlerhütte und ließ ihn dort erfrischen. Dabei soll sich nun der Prinz heimlich zu erkennen gegeben haben. Da habe der Köhler seine Kameraden im Walde durch ein besonderes Zeichen herbeigelockt, er selbst aber sei mutig mit dem Schürbaum auf Kunz und seine Knappen losgegangen und habe ihm gar hart zugesetzt (getrillet). Mit Hilfe der andern sei dann Kunz festgenommen und in das nahe Kloster Grünhain abgeliefert worden.

Als seine Spießgesellen von dieser Gefangennahme erfuhren, erboten sie sich freiwillig zur Herausgabe des älteren Prinzen Ernst, sofern man ihnen völlige Straflosigkeit zusichern wolle, was denn auch geschah. Kunz von Kaufungen aber büßte sein schweres Verbrechen mit dem Tode. Bereits am 14. Juli 1455 fiel auf dem Marktplatze zu Freiberg sein Haupt unter dem Schwerte des Nachrichters.

Der Köhler soll damals den Namen Triller und ein Erbgut bei Zwickau erhalten haben. Seine Nachkommen wurden geadelt, und auch ein jährliches „Gnadenkorn" wurde ihnen bewilligt, um das Verdienst des Ahnen noch weiter zu belohnen. — Im Jahre 1822 ist im Sächsischen Erzgebirge, zwischen Grünhain und Raschau, mitten im einsamen Walde ein schlichtes Denkmal errichtet worden, aus dessen Unterbau der Fürstenbrunnen entspringt und das die Inschrift trägt: „Fürstenbrunnen. Hier wurde Prinz Albrecht, Ahnherr des königlich sächsischen Fürstenhauses, am 8. Juli 1455 durch den Köhler Georg Schmidt, hernach Triller genannt, aus Kunzens von Kaufungen Räuberhand gerettet".

Wenn etwas die Wahrheit des so romantischen Vorganges zu verbürgen scheint, so sind es die rührenden Worte der Prinzen und seiner Mutter an Kaufungen. Und doch sind diese nie gefallen. Vermummt sind die Räuber in das Schloß eingedrungen und haben es unerkannt wieder verlassen. Erst am

nächsten Morgen traf der Fehdebrief des Räubers ein und jetzt erst erfuhr man seinen Namen. In dem Archiv zu Weimar befindet sich noch der Befehl des Kurfürsten an alle Beamten und Lehensmannen seines Landes, auf diese Widersacher (abegunner) des christlichen Friedens zu fahnden. Späterhin hat dieser Befehl verschiedene Korrekturen erfahren. Die bemerkenswerteste bleibt, daß über das ausgestrichene „abegunner" jetzt „Cuncz von Kauffungen mit sinen helfer" geschrieben ward.

Der spätere Dankerlaß nennt auch keinen Köhler, noch bezeichnet er überhaupt eine einzelne und besondere Persönlichkeit. Wohl aber dankt der Kurfürst allen denen, welche sich aufgemacht hätten, dem Räuber nachgezogen wären und ihm den lieben Sohn Albrecht wieder abgenommen hätten. Darunter mag denn wohl auch der Köhler sich befunden haben. Die Zeitgenossen wissen nichts von ihm zu erzählen. — Erst der Magister Peter Albinus aus Schneeberg führt in seiner 1580 erschienenen Meißenschen Chronik einen Köhler als Retter an. Er behauptet, jener Held habe Baccalari geheißen, seine Nachkommen aber nannten sich Vogelhaupt. Ferner gäbe es ein Geschlecht Trummern, das auch behaupte, von dem Köhler abzustammen. Zum erstenmal tritt der Name Triller in Verbindung mit dem Prinzenraube in einer Leichenrede auf, welche 1663 Johannes Hase dem heimgegangenen Bürgermeister von Crimmitschau, Abraham Triller, hielt. Späterhin hat dann der Chronist Sagittarius, Rektor zu Altenburg, mit feurigen Zungen die Crimmitschauer Linie der Triller als die allein echte in der Nachkommenschaft des Köhlers — den er Georg Schmidt nennt! — bezeichnet.

Von nun an mehrten sich die Trillers, welche Anspruch auf Nachruhm, Gnadenkorn und sonstige Vorteile erhoben, zumal aus den verschiedenen Trillergeschlechtern eine Reihe sehr federgewandter Herren in die Oeffentlichkeit trat. Und zu fest saß die schöne Sage in dem Herzen des Volkes, um nicht auch hier einen frommen Köhlerglauben walten zu lassen. Die raffinierteste Fälschung beging der sogenannte Saalfeld-Sangerhäuser Zweig der Triller. Auch eine Naumburger Linie that sich plötzlich auf. Bewußt oder unbewußt haben sie alle getäuscht. Auch der heute noch das „Gnadenkorn" genießt, ist kein echter Triller, und es wird auf ewig ungewiß bleiben, mit welchem Rechte der erste bekannt gewordene Träger dieses Namens sich als Abkomme des rettenden Köhlers ansah. — Das ist in nur sehr knappen Zügen die Geschichte des Prinzenraubes und der Nachkommen jenes halb sagenhaften Trillers. Manch liebgewordene Züge hat die Wissenschaft darinnen ausgemerzt. Die Kunst aber, Dichtung und Malerei, haben gerade dieser Züge sich bemächtigt, sie weiter ausgesponnen und damit für alle Zeiten im Volksbewußtsein festgelegt. In der Albrechtsburg zu Meißen befinden sich die Wandgemälde von Oehme, welche wir hier unseren Lesern vorführen. Das obere Bild, die nächtliche Ersteigung der Burg durch die Räuber und das vergebliche Flehen der Kammerfrau um die anvertrauten Knaben, S. 713, der siegreiche Angriff des Köhlers und seiner riesigen Dogge auf Kunz von Kaufungen, während Prinz Albrecht noch weitere Hilfe herbeiruft, das nebenstehende Bild, der feierliche Einzug der geretteten Prinzen, die unter Volksjubel und festlicher Musik vor dem Thronbaldachin ihres fürstlichen Vaters die Straßen der Stadt durchreiten. Vor ihnen schreitet der hünenhafte Köhler mit der Keule über der Achsel, geleitet von einem Pagen, der das neuverliehene Wappen trägt, während zu des Köhlers Linken sein braves Weib, beschämt über so viel Ehren, mit gesenkten Augen geht. Sie alle historisch nicht nachweisbar, aber dem ganzen Sachsenland lieb und teuer.

A. Fr.

Photographie im Verlag von E. Schroeter in Meissen.

Nächtliche Ersteigung von Schloss Altenburg durch die Prinzenräuber.
Nach dem Gemälde von E. Oehme in der Albrechtsburg zu Meissen.

Photographie im Verlag von E. Schroeter in Meissen.

Feierlicher Einzug der geretteten Prinzen in Altenburg.
Nach dem Gemälde von E. Oehme in der Albrechtsburg zu Meissen.

Der Dorfapostel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer.

(11. Fortsetzung.)

Lange sah Herr Felician die Thüre an, die sich hinter Lisbeth geschlossen hatte. Dann deutete er mit dem Daumen und nickte der Altenöderin lächelnd zu. „Ein gutes und liebes Mädel habt Ihr, Mutterl!"

„Ja, Herr Pfarr! Mit der Ilsabeth bin ich zfrieden. Mein Kindl is einwendig net schlechter geaten wie auswendig."

„Und so ein gutes Kind hat Euch der liebe Gott geschenkt, mit dem Ihr jetzt trutzen wollt?"

„Ich? Und mit'm lieben Herrgott trutzen? Ah na! . . . Aber mögen S' Ihnen net ein bißl niedersetzen, Hochwürden?" Die Altenöderin räumte das Spielzeug von der Wandbank, um Platz für den Pfarrer zu machen. „Anbieten kann ich Ihnen freilich nix. Daheim kriegen S' gwiß ebbes bessers als wie das Stückl Brot, was ich im Haus hab! . . . Odrr mögen S' ein Brockl?"

„Dank schön, Mutterl, dank schön!" Herr Felicinn legte Hut nnd Stock in die Fensternische. „Vegessen soll ich Euch anch noch was? Wär net übel!" Er schüezte den Talar ein wenig nnd schob sich hinter den Tisch. „Viel lieber thät ich Euch ein bißl was bringen."

„Haben S' mir ja d' Ehr beacht!" Auch Mutter Nannimai nnhm iheen Platz nm Tische wieder ein, entzündete nnter der Leimpfanne ein Spiritusflämmchen nnd begann an dem Türmlein der kleinen Kirche weiterznbaaen.

Herr Felician nickte. „So, so, sooo? Ein Kircherl wird baut?"

„Häuslwar für gute Kinder, ja!"

Der Pfarrer schien den bitteren Doppelsinn dieses Wortes nberhören zu wallen nnd fragte mit haldem Lächeln: „Ja wißt Ihr denn noch, wie ein Kiecht aussieht? Ich mein', Ihr hättet Euch schon lang keines mehr angeschant!"

„Mncht nix! 's Auswendige merkt man sich leicht. Und wie's einwendig zngeht . . . aix für nagut, Herr Pfarr . . . aber so därf ich 's meinig net machen. Sonst hätten die gaten Kinder kein Freud nel dran."

Senfzend lehnte sich Herr Felician an die Wand zrnck nnd sah bekümmert die Altenöderin an, welche ruhig weitrarbeitete.

Nach einer Weile sagte er: „Ein anderer thät schimpfen jetzt nnd thät beleidigt sein. Denn wie's zngeht in der Kirch, da zählt dach drr Pfarrer mit? Gell, ja?"

„Na, Herr Pfarr! Wider Enk hab ich kein Fürwurf net und kein unguten Gedanken."

„Das weiß ich, and drum bin ich net harb. Und recht gut weiß ich, daß Ihr viel Unrecht habt leiden mnssen, das ich leider Gattes net hab verhülen können. Unrecht leiden, macht Gall. Und da weiß man zletzt nimmer, gegen wen man's ansspritzt. Hab ich halt jetzt so ein kleins Spritzerl mitkriegt. Abrr 's ander, Mutterl, 's ander is auf unsern lieben Herrgott gangen!"

Die Altenöderin schüttelte den genuen Kopf. „Was für ein Herrgolt meinen S' denn, Herr Pfarr? Ebba den selbigen, an den d' Leut glauben, wenn s' vom Teufel rrden? Aber ebba den meinigen? Ah na! Mit dem trnz ich net! Mit dem bin ich ganz auf gleich. Der hängt da drin in meiner Kammer . . ."

„Weiß schoa, weiß schon, ja! Und der hat blaß ein einzigen Arm, gelt?"

„Mit dem er schon oft ein bißl gholfen hat . . . wenn's grad sein hat können. Abee allweil geht's halt net. Warum net . . . da hab ich mir 's Frngen lang schon abgwöhnt, ja."

„Mnttert, Mutterl!" Wieder fenszte Herr Felician. „Solche Reden sollt man aber doch net führen am heiligen Charfreitag!"

„Charfreitag is hent! Ah ja! Aber es kommt mir für, als wär's ein Tag wie jedrr nndre. Komant mir für, als that nnser Heiland allweil im Grad liegen, als thäten ihn d' Lent ein Tag um dea andern geißeln nnd martern, als thaten s' ihn allweil wiedrr ans Kreuz nageln, und als hätt er grad Arbeit damit, daß rr nllweil nnd nllweil wiedrr sterben and strrben muß."

Langsam strich sich Herr Felician mit der Hand übers weiße Haar und nickte. „Ein bißl etwas Wahres ist dran, Mutter Altenöderin. Abrr Eurr Wahrheit ist bloß die halbe!" Er griff übrr den Tisch nnd rüttelte den Arm der alten Frau, daß sie den Leimpinsel fallen ließ. „Denn das ist auch wahr, daß nnsrr Heiland, lanfendmal gekrenzigt, allweil und allweil wieder anfersteht. Und wie sein ewiges Leben, Mutterl, grad so ist inne ewige Lieb nnd Nachsicht."

Die Altenöderin schwieg und wischte mit der Schürze den Leimfleck von der Tischplatte. Dieses Schweigen schien Herrn Felician glanben za machen, daß er in die starre Mauer dieses feindlichen Herzens eine Bresche gelegt hätte. Er lächelte zufrieden, und seine Stimme wurde warm nnd herzlich: „No also, Weiberl! Gelt, ich hab recht? Und seht, Mutterl, da müßt Ihr an einem Tag, drr nns an Christi Blut und Leiden erinnert, doch auch noch ein andrres Wörtl finden als nur solche, die zum heiligen Charfreitag passen wie eine zornige Faust zn einem lieben and guten Aug."

Mntter Nannimai blies unter der Leimpfanne das Spiritusflämmchen aus. „Was ich red, Herr Pfarr, paßt allweil noch besser dazn, als was mir die Buben heut am heiligen Charfreitag an d' Fenster gworfen haben."

Die Enttäuschnng durch diese Antwort machte den hochwürdigen Herrn bei all seiner gedaldigen Güte ein wenig verdrossen nnd ärgerlich. „No ja, no ja, no ja . . ." Er hob die Arme und ließ sie wieder fallen. „Die Buben halt! Was kann denn ich da dafür! Buden sind halt Bnben! Und wie sie's treiben, die Lackeln, weiß keiner besser als ich. Maß ja doch selber drunter leiden! Und mit Gwalt kann ich doch d' Leut net anders machen. Das müssen S' dach einsehen, Weiberl!"

„Ah ja, Herr Pfarr! Und von Ihnen weiß ich recht gut: Sie sind ein lieber nnd freundschäftlichee Herr, der's grad so gut mit mir meint wie mit all die andern Leut. Aber nutzen thut's halt nix. Und weil ich merken hab müssen, daß Enker ganze fromme Plag in der Kirch nnfonst is, drum bleib ich lieber davon. Mein Herrgott, den ich braach, den hab ich daheim . . . den andern, an den d' Leat glaaben, von dem mag ich nix mehr wissen."

„Zweierlei Herrgötter giebt's net!" Herr Felicien wurde ein bißchen heftig. „Und jetzt lassen S' reden mit Ihnen, Mutterl! Und thnn S' mir net so bockbeinig sein! Euch und Euren lieben Mädel is Unrecht geschehen, ja! Aber zum Guten wenden kann's halt doch bloß unser Herrgott. Und soll Fried sein zwischen Mensch und Himmel, so mnß halt doch der Mensch den Anfang machen. Drum thuts mir morgen bei der heiligen Auferstehnng Eurr Betbankl net wieder leerstehen lassen! Thuts es mir z'lieb, Mutterl!"

„Sie, Herr Pfarr, und ganz allein in dee Kirch . . . ah ja, da komm ich gern! Aber mit die andern Leut beinander? Na! Das hab ich mir fürgsetzt, Hochwüeden, und so bleibt's auch . . die paar Wochen, die ich noch da bin im Ort."

„Na, no, na! Allacil seids noch net fort! Allweil habts Euer Häusl noch! Und da wied sich anch noch was reden lassen mit . . ." Heer Felcian stockte. „Mit'm Bürgermeister, meint ich! Jetzt, freilich . . . jetzt hat er's ein bißl hitzig im Kopf . . . nbrr dis nach die Feiertäg, da wird's schon verraucht sein! Und da will ich schon ein Wörtl reden mit ihm. Und jetzt thnts mir nimmer backen, Mutterl, sondern thuts mir versprechen . . ."

„Lassen Sie's gat sein, Herr Pfarr!" unterbrach ihn die Altenöderin mit ruhigem Wart. „Viel hab ich mir gfallen lassen von die Lent . . . meiner Lebtag lang gar viel! Aber z'letzt geht eim halt drr Gednldsfaden aus! . . . Darf ich Enk ebbes verzählen, Herr Pfarr? Mögen S' auflusen ein bißl?"

„No ja . . ." Heer Felician fuhr sich mit dem Taschentuch rings um den Hals. „In Gottsnamen halt! Was ich hören mnß, kann ich mir eh schon denken. Not und Sorgen hat's! Wie's halt ausschant anf der Welt! Und wie man's allein net tragen kann, wenn net der gütige Herrgott zum Mittragen sein starken Buckel ein bißl hergiebt."

„Ja, ja! Schauen S', Herr Pfarr, so hab ich selber allweil denkt!" Mutter Nannimai krnmte in der Schachtel mit den weißen Hölzchen und suchte die Sparren für das Dachlein der Kirche zusammen. Rnhig begann sie zu sprechen, als wär's das

Leben einer andern, das sie erzählen wollte. „Ein frommes Kind bin ich gewesen einmal. Und in die Kirch bin ich lieber zweimal gangen im Tag, als bloß ein einzigsmal. Freilich, es hat's Beten braucht bei uns, und 's Glauben und 's Hoffen! Der Vater im Bräuhaus verunglückt! Dummheiten haben s' trieben, die andern Knecht, und da is er ja d' Sudpfann einigstolpert . . ."

„Mar' und Josef!" stammelte Herr Felician.

„Und d' Mutter allein mit mir, and Sorg und Elend dabei! Aber no, man wachst halt auf, hungrig grad so wie satt. Und wie ich d' Mutter verlieren hab müssen, bin ich net lang allein blieben. Ich darf schon sagen, daß ich ein sanbers Madl war. Heut sieht man mir's freilich nimmer an . . ."

„Aber gwiß! Noch allweil eta bißerl!" tröstete der Pfarrer.

„Na aa! . . . Aber selbigsmal!" Nannimai lächelte ein wenig, doch ein leiser Toa von Bitterkeit klang aus ihren Worten. „Hab ja sogar dem jungen Herrn Grafen sein gnadiges Wohlgefallen erweckt, wie er von der Kriegsschul heimkommen is! Auf Schritt and Tritt hat er mir abpaßt . . . und d' Leut, natürlich, die haben aach gleich zum plauschen angfangt. Die gaten, lieben Leut halt, ja! Aber ein Glück: mein Severin hat nix glaubt davon. Ein bißl zum eifern is er freilich anglegt gwesea, und gwurmt hat's ihn arg, daß ihn der junge Heer Graf im Jagddienst so viel schikaniert hat . . . wissen S', mein Severin is Leibjäger beim alten Herrn Grafen gwesen. Aber am Abend allweil, wann er bei mir am Fenster gstanden is, halber narret vor Zorn und über das dalkete Gred von die Leut . . . und waan er mir so in d' Augen gschaut hat, ja, da hat er's doch allweil wieder glaubt, daß mir 's Graue an seine Schuh viel huadertmal lieber is, als wie der ganze junge Heer Graf! Und im Herbst, wie der junge Herr wieder fort war, gleich den andern Tag, da haben wir Hochzeit ghalten."

Mutter Nannimai ließ die Hände ruhen, und ihre Augen sahen ins Leere. Nach einem Weilchea begann sie wieder zu arbeiten und sagte langsam: „Mein Leben, Herr Pfarr, is gwesen wie lauter Nacht mit Gwölk. Da stehst in der Finstern, und gahlings thut sich ein Luckerl auf, und ein Sterndl schaut dich an, so lieb und so viel schön . . . und schwarz geht's wieder drüber! So is mir's gwesen, Herr Pfarr . . . mein einzigs Jahrl im Ehstand . . . mein Severin und ich . . . und unser Kindl dazu . . ."

Ganz ruhig sprach sie. Aber zwei Thränen fielen auf das halbfertige Dächlein der Kirche.

„Mutterl! Geh . . ."

„Na na, Herr Pfarr! Ich brauch kein Trost. Alls wird kälter mit der Zeit, and alls wird still . . . und der Mensch wird alt and grau . . . und alles is aus! No ja . . ." Die Altenöderin ruhrte den Leim ein wenig auf und begann zu kleben. „Im andern Herbst, da is der junge Herr wieder heimkommen . . . als feiner Herr Leutnant, ja! Völlig glitznet hat er vor lauter Nobligkeit. Und wenn halt d' Leut da glauben, so einer müßt mir besser gfallen als wie der armselig Jager . . . so ebbes kana man ihnen doch net verübeln, geltea S'?" Mutter Nannimai lachte. „Und ein bißl zu die Leut hat er halt auch ghört, mein Severin! Und hat zum eifern angfangt. Ja! Und auf'n Abend einmal . . . im Wald draußt hab ich Schwarzbeer gsucht zum Einsieden . . . da steht auf einmal der junge Herr Graf vor meiner da . . . und lacht . . . und greift halt zu und busselt mich ab. . . . . Der Staudamer-Mickei, weil mir 's graue Bartl wachst, der hat mir gsagt einmal, es hätt mir der Teufel 's Hexenbussel geben! . . . Ja ja, kunnt schon recht ghabt haben, der Mickei!"

Immer tiefer sank der Altenöderin das Gesicht über das Dächlein der Kirche. Doch ihre Hände arbeiteten weiter wie zuvor.

„Die halbete Schuld am Unglück, freilich, die hab ich selber! Aus Angst, der Severin könnt sich im Zorn um sein guten Posten bringen, hab ich's verschwiegen. Aber zwei Holzknecht haben 's gsehen . . . erst spater hab ich's erfahren, das . . . daheim aber hab ich gmerkt, daß mein Severin völlig ein andrer wird. Nimmer gredt hat er, und nimmer gschlnfen . . . und so viel Durst allweil hat er ghabt! Hundertmal im Tag hab ich gfragt: ‚Geh, Schatzl, so sag mir doch, was d' hast! Bist ebba krank?' Aber kein Wörtl net hab ich rausbracht aus ihm. Und . . . und nach einer von die großen Jagden, ein paar Täg nach Allerheiligen is's gwesen . . . da is er net heimkommen auf d' Nacht. Und d' Sorg hat mich umtrieben . . . allweil hab ich mir schon denken müssen: leicht weiß er ebbes und denkt sich noch 's Aerger dazu . . . überall haben mich d' Leut so gspassig angschaut, überall, wo ich hinkommen bin, haben s' tuschelt und gspöttelt and glacht . . . und das is mir so fürgangen in der selbigen Nacht, daß mich d' Sorg umeiaand trieben hat, mein Severin suchen! Im Schloß is er net gwesen, und net beim Förstner . . . nber da haben s' mir gsagt, er hätt auf der Jagd ein schiechen Verdruß mit'm jungen Herrn Grafen ghabt . . . und ins Wirtshaus bin ich glaufen, weil ich mir denkt hab: da sitzt er wieder, und . . . und da hat mir's die Kellnerin ins Gsicht 'nein gschrieen, was lang wie Feuer schon umglaufen is im ganzen Ort: ich hätt mein Severin um Lieb und Ehr betrogen, ich thät's mit dem jungen Herrn Grafen haben . . . und ehnder hätt ich's schon ghabt mit ihm . . . und mein Kindl wär . . . mein Kindl . . ."

Der alten Frau erlosch die Stimme. Noch immer arbeitete sie, doch ihre Hände begannen heftig zu zittern.

„No ja . . . und am andern Tag in der Fruh, da haben s' ihn gfunden! . . . Ein Unglück halt . . . mit seim eignea Gwehr . . ."

Da ließ die Altenöderia fallen, was sie in Händen hatte, und stieß das Kirchlein von sich, daß es auf die Fenster fiel und daß die Sparren des Dächleins, an denen der Leim noch nicht getrocknet war, mit leisem Krachen wieder auseinander barsten.

Ihr Gesicht war ganz verändert in Zorn und Härte, ihre Augen waren starr geöffnet, und die Worte stürzten ihr von den zitternden Lippen, als wäre all der halb erstorbene Gram ihres Herzens wieder lebendig geworden in ihr, für einea zornigen Aufschrei ihres mißhandelten Lebens.

„Net ich, Heer Pfarr . . . net ich hab mein Serverin und mich und mein Kindl um Lieb und Glück betrogen! D' Leut, Herr Pfarr! D' Leat haben ihn umbracht! D' Leut und ihr Gred, ihr sündhafts. Und im Grnb noch haben s' ihm kein Ruh net lassen! Und mir net in meim Elend! Nimmer glitten haben s' mich daheim! Und fort hab ich müssen!"

Heiser lachte sie auf. „'s reine Glück, daß Enker Herrgott d' Measchen mit Hats und Gurgel derschaffen hat: da lernt man 's Schlucken! Uad alls hab ich nunterbracht! Und in Rosenheim . . . und die siebzehn gottstraurigen Jahr, und 's Unglück mit meim Fuß, Hanger und Sorg . . alls hab ich gschluckt, alls hab ich verwunden! Allweil hab ich den Zwirn wieder angiponnen! Und jetzt im Ort da . . . das ganze narrete Gred und der dalkete Hexentratsch . . . schier lachen hab ich noch drüber können! Denn ein Menschen, Herr Pfarr . . . ein Menschen hab ich ghabt! Den hab ich gfunden da! Ein Mensch als wie ein Baum, an dem dich halten kannst, wean 's ander alles übereinandertorkelt! Und völlig wnrm in mir drin is mir's allweil gwesen, wenn d' Ilsabeth so gsagt hat: ‚Schau, Mutterl, wie der Hanspeter einer . . . schau, Mutterl, den hast, und da wiegen die andern im Hundert mit drein!' . . . Und so ein Mensch, Herr Pfarr . . ."

Mit zuckendea Händen griff die alte Frau ins Leere, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„So ein Mensch is da! Ein einziger! Und der is gat! Und der hat d' Lieb! Und der meint's ehrlich mit allem in der Welt. Uad den verlachen s' und betrügen s' . . . Enkere lieben Leut! Den machen s' zum Narren und zam Kinderspott! Den derschlngen s' und derstechen s' . . . und halb derschlagen lassen s' ihn liegen im Blat und im Schnee . . . und reanea eini in Enker Kirch und machen den Kriweskrawes übers Gsicht and aotteln dea Rosenkranz her! . . . Pfui Teufel, Herr Pfarr! Da thu ich nimmer mit! . . . In Enker Kirch, da bringts mich aimmer eini! . . . Jetzt is mir der Faden grissen! Ich will kein Gmeinschaft nimmer haben mit die Leut! Jetzt hab ich gnug davon!"

Verstummend und verschnaufend wischte die Altenöderin mit dem Rücken der zitternden Hand die weißen Bläschen von den Mundwinkeln, fuhr mit der Schürze über das Gesicht — und begann die Arbeit wieder. Sie richtete das Kirchlein auf, nahm das geborstene Dächlein auseinander, bröselte die Splitter eines zersprungenen Fensterchens aus dem Rahmen heraus und suchte schon zusammen, was sie brauchte, um den Schaden auszubessern.

Herr Felician saß an die Mauer gelehnt, wortlos, ein Bild des Kummers und der Sorge, die sich keinen Rat mehr weiß.

Nun schüttelte er den grauen Kopf und seufzte und griff

mit beiden Händen über den Tisch, um die Hand der Altenöderin zu fassen.

Doch eh' er noch sprechen konnte, hörte man ein Gerassel im Hausflur, und die Stubenthüre wurde aufgerissen.

Jungfer Kathrin stand auf der Schwelle, erhitzt und erschöpft, als wäre sie im ganzen Dorfe schon von Haus zu Haus gerannt, um ihren geistlichen Herrn zu suchen. Dazu noch der Schreck, daß sie den Hochwürdigen Hand in Hand an einem Tische mit der Häuslschusterin sehen mußte, die doch bekanntlich eine „solcheae" war! Es schien, als möchte die Köchin vor dem üblen Segen, der ihr drohte, wieder Reißaus nehmen. Sie retirierte über die Schwelle — dann plötzlich aber machte sie ein paar flinke, mutige Schritte in die Stube. Aus ihrem Blick aber redete eine Angst, wie aus den verstörten Augen einer Mutterkuh, die vor Sorge um ihr gefährdetes Kälblein mitten hineinrennt in den brennenden Stall.

„Hochwürden!" Ganz schrill klang ihre Stimme. „Ich bitt Ihnen gottstaafeadmal . . . kommen S' heim, Herr Pfarr! Gleich kommen S' heim mit mir! Der Waldhofer mit seim Buben is da! Kommen S' heim, Herr Pfarr! Kommea S' heim! Da haben S' aix zum suchen . . . da!"

Herr Felician fuhr hinter dem Tisch hervor, und heiße Zornröte schlug ihm über das runde Faltengesicht. Er eilte auf Kathrin zu, packte sie am Arm, zerrte sie in den Flur hinaus und zischelte: „Du Gauskragea, du verdrahter, was machst mir denn da schoa wieder! Hab ich dir net gsagt, du sollst mich in Ruh lassen? Mach, daß du heimkommst! Was ich zu thun hab da, das is mir wichtiger als der Waldhofer! Der soll meintwegea warten, so lang er mag!"

„Waldhofer hin oder her . . . jetzt kommen S' mit mir, Herr Pfarr!" Kathrin faßte den hochwürdigen Herrn am Talar und suchte ihn gegen die Hausthür zu zerren. „Völlig fürgaagen is mir's . . . gleich hab ich mir 's denkt: heut stellt er noch ebbes Dalkets an! Ja sagen S' mir nur, wie können S' denn einigehn in so ein Haas? Sie, der Herr Pfarrer! Und herfitzen zu ja einer Unchristin, die man in keiner Kirch nimmer sieht! Ja wissen S' dena gar aimmer, was d' Leut alles reden? Sa schaun S' doch aussi zur Hausthür: wie d' Nachbarsleut d' Nasea an alle Fenster drucken!"

Zornig riß Herr Felician den Talarflügel aus Kathrins Händen. „Ah, sooo meinst es du? Das ist dein Waldhofer?"

„Kommen S' heim! Jetzt gleich auf der Stell! Sie hetzen ja 's ganze Dorf gegen unsern Pfarrhof auf! Und morgen kann der Glaserer wieder kommen! Oder neue Zwetschgenbäumn könaen S' kaafen müssen!"

„Kathrin!" Herr Felician richtete sich auf. „Jetzt will ich dir etwas sagea!" Ganz bleich war er geworden, und seine Stimme zitterte. „Hier steh ich als Priester! Verstehst du! . . . Und jetzt schaa, daß du weiterkommst!"

„Ich geh net! Na! Und ich geh net! Oder ich nimm Ihnen mit! Bei so einer laß ich mein geistlichen Herrn net da!"

Da klang ein gutmütiges Lachen aus der Stube, und die Stimme der Altenöderin: „Warten S', Herr Pfarr, ich bring Ihnen 's Hütl naus und Enkern Stock!"

Erschrocken sahen die beiden, die im Hausflur standen, nach der Stubenthüre, die offen geblieben war.

Mutter Nannimai erschien auf der Schwelle und sagte lächelnd: „Enker Köchia hat recht, Herr Pfarr! Jetzt sind halt d' Leut einmal in der Wut! Und haben S' ja selber gsagt: Sie können s' mit Gwalt net anderst machen. Drum laden S' Ihnen meintwegen keine Unglegenheiten auf. Lassen S' Ihnen heimführen voa der Jungfer Köchin . . . bei mir richten S' ja eh nix aus!"

Dem hochwürdigen Herrn stand das glitzernde Wasser in den Augen. Schweigend nahm er Hut und Stock aus den Händen der Altenöderin, sah die Kathrin an und deutete mit dem Stock nach der Hausthür. Als die Köchin nicht gleich begreifen wollte, sagte er: „Verstehst du mich nicht?"

Solch eine Stimme hatte Kathrin an Herrn Felician seit dreißig Jahren nicht gehört. Ganz erschrocken duckte sie den Kopf und schoß zur Hausthür hinaus.

Mutter Nannimai lachte.

Da wandte sich Herr Felician zu ihr: „Thuts mir net lachen, Weiberl! Das is ein trauriges Stündl für mich! . . . Aber ich merk schon selber, daß ich heut nix mehr ausricht. Thät mir auch lieber 's Züngl abbrissen, als daß ich noch in einer anwürdigen Komödi, wie mir s' die Kathrin da hergmacht hat, noch 's liebe Gotteswort predigen möcht. Und heut überhaupt! Ich weiß schon, warum ich nix zwegenbring! Heut am heiligen Charfreitag hab ich schoa gflucht, und 's Herz is mir schon in d' Hosen gfallen. Wie könnt ich da noch ein Segen schaffen auf dem Acker Gottes? Heut bin ich der Pfarrer nimmer, heut bin ich ein schwacher und dalketer Mensch wie jeder andre. Drum wollen wir's gut sein lassen für heut! . . Ich komm schon wieder ein andersmal! Pfüe Gott!"

Herr Felician wischte sich die Zähren von den salzigen Wangen und ging zur Hausthür. Auf der Schwelle drehte er wieder das Gesicht. „Aber eins muß ich noch sagen! . . . Traurige Sachen habts mir verzählt. 's Leben hat Euer Herz beladen mit Unrecht und Bitterkeit . . . kein Leiterwagen hätt's ausgehalten. Da wird's einem freilich schwer, die christliche Ergebung zu bewahren, und ich begreif's, daß d' Fensterin und 's Dachl vor Eurem Kirchl nimmer fest gaug waren. In Euch drin muß viel derbrochen sein, viel Scherben muß 's geben haben' Aber eins in Euch drin hat halt doch den Rumpler überstanden' Die Mutter in Euch, die is aoch allweil ganz! Die hat noch allweil ihre gsunden und fleißigen Kräft . . . und hat noch allweil ihre Pflichtea! Gelt? Und die muß halt ihrem Kindl zlieb doch allweil noch ein starks bißl glauben und hoffen! Anders geht's net, Mutterl! Ich will unserm Herrgott net vorgreifen und will aix reden und andeuten. Aber wer weiß, ob euer Mädel euer lieds net grad in der jetzigen Zeit das gwiße Schicksalswegl geht, das darchführt zwischen Glück und Unglück?"

„Herr Pfarr . . .?" Der Altenöderin wuchsen in Sorge die Ragen

„Ja, Mutterl! Eia heiklige Wegl, das! Ein Stößerl hie, und man liegt im tiefea Graben, ein Ruckerl her, und man sitzt im Glück! Und wie soll denn Euer Mädel am Lebensweg ihre liebe Heimat finden, wenn sich d' Mutter mit Gott und Welt zerschlagen und verfeinden will? Jedweder Menschenweg geht unter d' Leut! Und wie d' Leut auch seia mögen, z'letzt muß man sich halt doch vertragen mit ihnen . . . wie mit'm Katzl, das seine Krallen hat: Gscheider, man macht's mit Geduld ein bißl zahm . . . und da fangt eim 's Katzl d' Mäus aus der Stuben. Das thut's Euch em bißl überlegen, Mutterl! Eurem gaten Mädel z'lieb!"

Herr Felician trat über die Schwelle ins Freie hinaus. Er hatte geflucht am heiligen Charfreitag und das Herz war ihm „in die Hose gefallen" — aber die schöne, goldrote Sonne des Abends umleuchtete ihn doch, daß es aussah, als hätte Herr Felician Horadam einen großmächtigen, wunderlam strahlenden Heiligenschein, der nicht nur den Kopf umgab, sondern den ganzen, kleinen, schwarzen, rundlichen Herrn, vom Hutrand bis hinunter zu den schweren Stiefeln.

„Sa, Mutterl! Pfüe Gott für heut! Und wenn Euch morgen am Charsamstag der Weg zur heiligen Auferstehungskirch zu weit ist . . . in Gottesnamen, so spritz ich halt mein bißl Weihwasser wieder aufs leere Bankl hin!"

Während die Altenöderin stumm und regungslos im Hausflur stehen blieb, wanderte Herr Felician auf die Straße hinaus und grüßte recht auffällig, doch nicht besonders freundlich nach allen Nachbarhäusern, an denen Fenstern ein dutzend Weiber- und Kindergesichter zu sehen war.

Hinter einem Staketenzaun kam Jungfer Kathrin hervorgehuscht und stotterte: „Gott sei Dank, Hochwürden! Weil S' aur da sind! Weil Ihnen nur nix gschehen is!"

„Du!" Herr Felician hob das Gesicht. „Mit mir red nimmer heut!"

„Aber . . . liebe Hochwürden . . ."

„Sag mir aet: tieb! Heut din ich nimmer lieb mit dir! Ja, schaa nur! . . . Weißt denn aach, was du mir gethan hast heut?" Dem Hochwürdigen schwankte die Stimme. „Eine unglückliche Menschenseel, die halb schon wieder mein gehört hat, die hast du mir aus der Hand raus grissen . . . und hast mich blaaiert als Seelsorger! Ja! . . . Und jetzt geh heim! Und koch dein guten Kaffee! Aber trinken kannst ihn ein andern lassen! Ich dank dafür!"

An der Mutter Grab.
Nach einem Gemälde von H. Perrault.

Digitized by Google

Grollend wandte sich Herr Felician ab, stieß den Spazierstock auf und setzte die schweren Stiefel in energischen Schwung.

Eingeschüchtert und ängstlich trabte Jungfer Kathrin hinter ihm her. Doch ihre Zerknirschung hielt nicht lange an und wich gleich wieder einer neuen Sorge. Denn über den Hecken drüben sah sie den jungen Waldhofer die Wiesen hinaufsteigen gegen den Waldsaum.

„Mar' und Josef!" stammelte sie. „Jetzt hat den Waldhofer 's Warten im Pfarrhof verdrossen! Da, Hochwürden, da schaun S' aa! Da drüben rennt sein Bub über d' Wiesen ouffi!"

Herr Felician blieb stehen, legte die beiden Hände über den Stock und sah gedankenvoll dem Waldhofer-Roman nach, der im Schatten der tiefstehenden Sonne und inmitten der rotleuchtenden Wiesen so schwarz wie ein Neger aussah.

Auch Romans Gemütsstimmung schien in düstere Farbe getaucht. Wie einer, der mit Welt und Menschen übers Kreuz geraten, dazu noch die Freude an sich selbst verlor und schon darüber nachdenkt, wie süß es wäre, endlich einmal seine Ruh zu haben, tief da drunten unter dem Boden — so stieg er, mit den Fäusten in den Joppentaschen, ziellos über die Wiesen hinauf, hielt den Rücken gekrümmt, als hätte er's dem Hanspeter nachzumachen, und bohrte den Blick in die Erde.

Nur einmal, schon nahe dem Waldsaum, blieb er stehen, hob das Gesicht, schaute lange zum Häuschen der Altenöderin hinunter, that einen tiefen Seufzer und wanderte mit langen Schritten weiter. Da hörte er aus dem Wald heraus eine lachende Männerstimme: „So, so, du? . . . Warum derschrickst denn gar so vor meiner? . . . Bist wieder bei der Muschlerei? Ah ja, da hat man net gern einen Zeugen, gelt?"

Ein paar Sekunden war's still.

Dann wieder die lachende Stimme: „Ja, schau mich nur an! . . . Ich fürcht mich net vor dir und deine Kräutln! . . . Geh, such weiter, daß die richtigen findst, die man braucht zur Besenschmier!"

Roman war bleich geworden. Er zog die Fäuste aus den Joppentaschen und spähte mit brennenden Augen in den Wald.

Man hörte das Knacken dürrer Aeste, die ein schwerer Fuß zertrat, und zwischen den Bäumen erschien der Schreinergesell, der für den Staudamer-Mickei das „siebenhölzige Schamel" gezimmert hatte, die „Falle", mit der man am Charfamstag die Fledermäuse fängt. Auf der Schulter trug er ein Bündel jener krummgewachsenen Buchenäste, aus denen man das Armstück für die Lehnstühle schnitzt. Als er den jungen Waldhofer sah, nickte er ihm lachend zu und winkte mit dem Kopf gegen den Wald zurück. „Da geh eini! Kannst ihr zuschaun beim Kräutlsuchen . . . der Häuslichsterin ihrer Langzopfeten!" Er machte die Augen klein und schmunzelte geheimnisvoll. „Kunnt aber sein, daß ihnen 's Kräutlbrocken bald vertrieben wird, denen zwei! Leicht morgen schon!"

Romans Fäuste zuckten, als möchte er zuschlingen im ersten Zorn. „Du Lackl, du dalteter!" schalt er dem Gesellen nach, der lachend an ihm vorüberging. „Is dir leicht ein Bretti vor'n Verstand gwachsen! Söllene unsinnigen Sachen glauben!"

„Schau dir's halt an!" rief der Gesell über die Schulter. „Hat ja schon den ganzen Schurz voll! Oder meinst edba, sie sucht ein Brunnkreß? Zum Salat auf'n Osterionntag?"

„Ein ganzen Schurz voll?" stotterte Roman. Diesem Beweise gegenüber schien für einen Augenblick die Festigkeit seiner aufgestärkten Ueberzeugung ins Wanken zu geraten.

Verwandelte sich dieser Zweifel in ihm zu einer Hoffnung? Denn immer größer wurden seine flackernden Augen, während er vorgebeugten Kopfes in das Dunkel des Waldes starrte. „Wenn's edbo wahr wär?" stieß er mit bebenden Worten vor sich hin, wie ein Betrunkener, dem die Gedanken laut werden. „Wenn's wahr wär, das? . . . Da hätt ich mein Ruh! . . . Von so einer will man nix! . . . Da thät ich wissen, wie ich drau bin, ja! . . . Kunnt mir ja eddes eingeben haben! Die!"

Mit langen Sprüngen, als gält' es die ins Rollen geratene Kugel seines lachenden Glückes wieder einzuhaschen, stürzte er in den Wald, durchsuchte mit brennenden Blicken den farbigen Dämmerschatten unter allen Bäumen, rannte hierhin und dorthin, schlug mit den Fäusten die dürren Aeste nieder, die ihm den Weg versperrten — und plötzlich stand er wie angewurzelt. Sein Atem ging schwer, Schweißperlen standen ihm auf der heißen Stirn, und seine Hände zitterten. Und nichts mehr sah er, nicht die stillen, träumenden Bäume, nicht die weißen und bläulichen Blütensterne, die in der ersten Wärme des Frühlings schon aus dem Moosgrund aufgestiegen waren, und nicht den zitternden Goldschein, mit dem die sinkende Sonne durch die Lücken des Waldes grüßte — er sah nur ein einziges noch: die Lisbeth.

Auf einem gestürzten Baume saß sie, das Gesicht in die Hände gedrückt, so ganz in sich versunken, als wäre nichts anderes mehr um sie her und alle Welt für sie erloschen und untergegangen. Von ihren schwarzen Zöpfen war das Kopftuch über den Nacken hinuntergeglitten, und ein feuerroter Sonnenstrahl umbrannte ihre Schulter, daß es aussah, als hätte das mürbe Rittelchen zu glimmen und zu glühen begonnen. Der Baumbart, den sie gesammelt hatte, und dessen Grün unter dem Schnee des Winters beinahe weiß geworden, war aus der Schürze gefallen und lag in Büscheln um ihre Füße.

Heimliche Stille erfüllte den Wald. Nur aus dem Thal klang noch das Rauschen des Baches gedämpft herauf, wie ein Gewirre menschlicher Stimmen, die in der Ferne erlöschen wollen.

In dieser Stille nun ein leiser Vogelschlag. Ganz schüchtern klang es, als wär's nur eine Probe für das zwitschernde Stimmlein. Ein Bergfink. In irgend einem Wipfel saß er versteckt. Er hatte im langen Winter wohl lange nicht gesungen? Kein Wunder, daß er sich jetzt auf sein Frühlings- und Liebeslied erst noch ein wenig besinnen mußte, bevor es ihm recht gelang. Immer wieder brach er es ab, dieses leise prüfende Gezwitscher — immer wieder begann er's von neuem.

Und Lisbeth, die nicht die Stimmen draußen am Waldsaum, nicht Romans Schritt und nicht das Brechen der dürren Aeste vernommen, hörte doch diese feinen, zärtlichen Pfeiftöne.

Seufzend hob sie das Gesicht und suchte mit den Augen.

Da sah sie den jungen Waldhofer stehen, und so erschrocken fuhr sie auf, als hätte sich ein Unglück ereignet.

Der Fink im Wipfel wurde still. Man hörte seinen Flügelschlag, als er davonhuschte — nur durch den Goldglanz, der schon erlöschend auf dem Moosgrund lag, fuhr's blitzschnell wie ein winziger Schatten.

So stumm wie jetzt der Wald, so standen die beiden voreinander und sahen sich an — zwei Menschen gleich, die alle beide ein böses Gewissen haben, und von denen eins sich vor dem anderen fürchtet. Als Lisbeth sich endlich bewegte, rührte auch Roman die Schultern und stotterte mit halbem Lachen: „So so? . . . Derschrecken thust?"

Sich abwendend, schüttelte das Mädchen den Kopf und bückte sich, um den zerstreuten Baumbart wieder in die Schürze zu sammeln.

Und wieder lachte Roman, gereizt und heiser. „So so? . . . Ah ja! . . . Hast Kräutln gsucht?"

„Ein dißl Baumbart, ja."

„Baumbart? . . . So so? . . . Baumbart!" Immer merkwürdiger lachte Roman und lugte dabei mit scheuen Augen nach jeder Bartflocke, die das Mädchen in die Schürze preßte. Recht harmlos sah er sich aa, dieser dürre, verblichene Flechtenbart, und war gewiß kein „Kräutl", wie der Schreinergesell das gemeint hatte. Aber das unschuldige Aussehen haben sie doch alle, diese gewissen Mittelchen. Sonst wären sie einem so leicht und unmerklich nicht beizubringen, und man käme gleich dahinter, daß man den „naerischen Unfried" hat davon, und die „gauchen Hitzen"! Wer kann's wissen, wozu gerade der Baumbart gut ist — wenn's eine nur versteht, ihn richtig zu brauchen. „Ja ja . . . wird schon der richtige sein . . . dein Baumbart! . . . Magst mir net sagen, für was er gut is?" Romans Stimme klang, als hätte ihn der Schmied mit der Zange am Hals gepackt.

„Sag? Is er edba gut für's Unglück von andre Leut?"

Lisbeth schnellte vom Boden auf, wie ein Kleberrumpeltier aufgefahrt, der von rucklings einen heimtückischen Stich ins Herz bekam. Ganz entfärbt, zu Tod erschrocken, sah sie den jungen Waldhofer an und schüttelte den Kopf, als könnte sie es gar nicht glauben, daß gerade der es war, von dem sie solch eine Frage hören mußte.

„Was is denn, du? Hast edba 's Reden verlernt? Sind die Wörtln nimmeil so rar bei dir?" Wieder lachte Roman — und runzelte die Stirn dabei, als begänne ihm dieses Lachen unter den Haaren weh zu thun. „Geh, thu's ein dißl auf, dein

Schnuderl! Laß mich doch eins hören ... so ein seltens Gfangl! Dem Hanspeter hast jn fürzwitschert die ganzen Täg und Nächt! Wirst dach ein einzigs Wörtl haben ... für mich? ... Oder net?"

Lisbeth schwieg und sah ihn nur immer an, während rings um die beiden der letzte runte Sonnenglanz erlasch und kuhle Dämmerung über die stillen Bäume fiel.

Füe Roman schien etwas Brennendheißes an Lisbeths Schweigen zu frin — es reizte seinen Zorn, wie glühendes Eisen das Wasser brodeln macht. „Na atso, was is devn?" schrie ee, daß ihm die Adern nn den Schläfen schwallen. „Magst mir's net sagen, was er thvt, dein Baumbart? Rührt er's Wetter auf? Oder ..." In seine schreiende Stimme fuhr's wie halbes Schluchzen. „Oder macht er den Heezwurm ausschlupfen, der eim 's Lachev frißt? Und die luinge Freud? Und 's Glück vnd alls?"

Der stumme Schreck in Lisbeths Augen hatte sich in einen Blick verwandelt, so schwermutsvall und traurig, daß Roman, als dieser Blick ihn traf, seines schreienden Zornes vergaß. Stumm gewarden, schab er den Hut zurück und griff sich an der Stirn in die Haare, als wäre unter dem Dächlein seiner Gedanken irgend etwas nicht in Ordnung.

Mit bitteeem Lacheln hatte Lisbeth das Gesicht gemeigt. „Wie die andern!" sagte sie leis. „Einer wie alle!" Und sie wandte sich ab und buckte sich wieder, um die letzten Büschel des gesammelten Baumbartes in ihre Schürze zu pressen.

Beim Anbtick von Lisbeths Rücken kehrte dem jungen Waldhofer der mutige Zorn zurück, noch heißer, nts er zuvor gebrannt hatte. Wie er die paar Scheitte auf dns knieende Mädchen zustürzte, wie er sich niederbeugte und die Fäuste nach ruckwärts stieß, wie er mit keuchendem Atem einen Laut um den anderen hermusquetschte und die Worte zerbiß, das hätte nicht auf den „aerstandsamen" Walddofer-Roman, sondern auf einen Menschen ratea lassen, der nah' am Ueberschnappen ist.

„Sa? ... Gar nix thätst mir reden? ... Gleich gar nix? ... Du? ... Und so viel kunntst mir sagen! ... Kennst allr Kräutln? ... Alle für 's Elend, ja? Und bloß die schlechten? ... Oder hast von die guten auch was glernt? Geh, sag mies, du? Kennst ebba 's Kräutl füe's gwisse Glück?"

Lisbeth schwieg, sie blickte nicht auf; doch ein Zittern rann ihr über Schultern und Arme.

„Das Kräutl, das kunntst mir zeigen, du! Das kunnt ich brauchen! Denn weißt ..." rin heiseres Lachen unterbrach seine leuchenden Worte, „ich steh vor der Hochzet ... margen aber rvann, ich weiß net ... nber nusbleiben thut's mir net! Es steht mir schon zu ... das macht kein Katechism nimmer anderst! Na! Und Wort is Wort! Und mein Jutei ..." Wieder lachte er. „Kennst ebba mein Julei net, mein liebs?"

Langsam hab Lisbeth das Gesicht, dns kreideblrich bis in die Lippen war. Und Romnn — keuchend, kachend, zitternd in seinem sinnlosen Zorn — neigtr die glühende Stirn so tief zu ihr hinunter, daß sich Lisbelh auf den Knieen immer weiter zurückbengen mußte.

„Gelt, ja, die kennst! So eine, die muß man ja kennen! So ein Ausbund wie mein Julerl, weißt! So giebt's auf der Welt bald keine nimmer! Die is die rinzig! Und so ein Glück hab ich! Die is dir fmuber, du! Die schnu dir an! Gwachsev wie ein Blumenstöckl! Und hat rin Köpfl ... jeds bluhfrische Rdierl kunnt ihr neidisch sein ... um sa ein Köpfl so ein liebs! Und Backerln hat s' und Grüberln drin ... kunntst völlig einispringen vor lauter Freud! Und Aeugerln ... ich sag dir's, Aeugerln hal s' ... rein derschrecken muß man, weil gar so viel Unschuld nussischaut! ... Mein Julerl, aaah! ... Wenn s' ihren Katechism noch ein bißl lernt, da kann der Herr Pjnrr sein Freud dran haben! Und ich! Weil s' gar so viel tugendhäftig is! ... Mein Juterl! Aanh! ... Die hat dir alle sußen Sachen und Gutigkeiten! Und d' Lieb und d' Menschengüt, gleich pfundweis hat sie's ... ein bißl anders freilich als wie's der Hanspeter meint! Aber 's Irdische alls dazu! Und Geld und Pfandbrief ... mehrer kunnt ich mir gar net wünschen! Und Sach! Drei Kammetwagen, die tragen 's net! Und d' Ochsen, die kriegt s' noch drein van der Mutter ... und Küh und Katzen ... ich weiß net, was! Und so ein Bräutl hab ich! .. Mein Julerl! Aaah! Dn geht nix drüber! Die Liebst und die Allerschönst! Und die hab ich! ... Da kunnt ich doch zfrieden sein! Gelt, ja? ... Aber d' Hochzet, weißt ..."

Dem Uebergtücklichen, mit dem es das Schicksal so gut und gnädig meinte, riß das schreiende Lachen entzwei, und seine Kehle geriet ins Würgen.

„Hochzet is Hochzet, in ... is allweil ein ungwiß Gspiel ... da kunnst net lassen, was ausshupft aus'm Kastl! Kunnt leicht riner ausfahren, vor dem sich der Nachtwnchter bekreuzigen thät! Drum, schau ... drum kunnt ich's halt brauchen, sa viel gut, grad jetzt ... dein heimtichs Kräutl vam gwissen Glück ... sagen doch d' Leut, es thät eins geben, so rin Kräutl ... und ... und so ein Glück ... was nie net wackelt und nie net beicht! ... Das mußt mir geben, du! ... So ein Kräutl!"

Und Roman streckte schon die Arme, als brnuchte er nur zuzugreifen, als wäre das wundersame Kräutlein des Glückes, das sicher und unvertierbar ist, schon gefunden für ihn und schon gepflückt. Dach erschracken zog er die Hände wieder zurück.

Zitternd nn allen Gliedern, mit verstörten Augev, in denen die Theänen schwammen, hatte sich Lisbeth nufgerichtet. Zwischen den krampidaft geschlossenen Armen hielt sie die mit Bnumbart angefüllte Schürze an sich gepreßt, als sollte ihr etwas Heiliges und Kostbnres mit Gewalt genommen werden. So stand sie und sah ihn lange schweigend nn — und bewegte die Lippen, nach ehe sie sprechen konnte.

„Roman," sagte sie — nnd was dabei aus ihren nassen, trnurigen Augen redete, schien wie Feuer über den jungen Watdhafer herzufallen, „Raman ... einer, wie du jetzt grad ein nus dir machst ... so einer bist net und därfst net sein! Dn thät unser Hnnspeter kein ruhigs Stündl nimmer haben! Schau ..." Die Stimme zeerann ihr nuf den bleichen Lippen. „Schau, Roman, dn weißt net, was dir selber nnthust ... und weißt net, was ... wns d' mir ..." Ein Sturz von Thränen, ein bitterliches Schluchzen erstickte, was sie noch sagen wallte. Ohne einen Versnch zv machev, diese Thränen zu verbergen und dieses Schluchzen zu stillen, wandte sie sich ab und ging durch den dunkelnden Wald davon.

Wie mit harter Faust vor die Stirn geschlagev, stnrrte Roman der davonschreitenden Lisbeth betroffen und ratlos nach, bis sie im grauen Schatten des Abends verschwunden war. „Mar' und Josef!" stammette er. „Mar' vnd Josef!" Und streckte die Arme. „Ilsnbeth! ... Jesus Mnrin! ... Ilsnbeth! Ilsabeth!"

Kein Laut gab Antwort, kein Schritt mehr ließ sich höeen. Still und schläfrig dunkel lag der Wald um den Einsamen her.

Und dn lachte Romnn plötzlich auf, nls wäre ihm ein glückseliger Gedankr durch den wirbeligen Kopf gefaheen — ein Lachen, heller und klingender nach, nls das Lachen in seiner glücklichen Zeit gewesen. Doch wie durch jagendes Gewölk ein Bröselchen Lichtschein fällt, um hurtig wieder zu verschwinden, sa huichte über Rownns lichte Hoffnung wieder der dunkle Zweifel hin. „Mar' und Jasef! Mar' und Josef!" stotterte ee. „Jetzt kenn ich mich gleich gar nimmer aus!" Mit beiden Händen tappte er in die Luft, nls müßte er im Irrsal dieses Augenblicks nach einem Menschen greifen, drr die klare Wahrheit kennt und einen Rat in allen Nöten weiß.

„Hanspeter! Hnnspeter!" schrie er in den sinkenden Abend hinaus, halb lachend, halb in erregtem Fieber, und fing zu rennen an wir ein Besessener.

Ueber die Wiesen hinunter, durch die lange Dorfgasse — mit verdutzten Augen guckten ihm die Leute nach und lachten. „Hat er denn gstohlen, der?" — doch Romnn sah und hörte nicht, rannte nur immer und rannlr, nahm beim Thor des Waldhafes die Wendung zu kurz und fuhr mit der Schulter gegen den Zaunpfahl, daß der schwere Balken zitterte.

„Oeha! Lnngsam!" keuchte er, stieß unter der Hausthür die Magd beiseitr ... „Der Hanspeter! Den Hanspeter muß ich haben!" ... und rannte durch dev finsteren Gang nach der Stube des buckligen Apostels.

„Hanspeter! Lns auf! Jetzt muß ich dir ebbes ..."

Verstummend lugte Roman in der stillev, dunklen Kammer umher. Vom Hanspeter war nichts zu sehen und zu hören. Doch inmitten der Stube kauerte ein seltsam regungslases Ungeheuer, wie ein zum Sprung gedrucktes Raubtier. Der neue

„Bauernstuhl" der Jungfer Kathrin war es, dieser Peter Johannes Zdazilek unter den Sesseln. Und der „Firneis", mit dem er bestrichen war, füllte die ganze Kammer mit scharfem, brenzligem Geruch. „Kreuz sakra! Teufel nad alls!" Roman wetterte die Thüre wieder zu. „Jetzt branch ich den Menschen einmal! Und jetzt is er net da! . . . Daß der aber nie zum haben is!" Und während er zurückeilte durch den finsteren Hausgang, schrie er schon wieder: „Hanspeter! Hanspeter! Hanspeter!"

Als der alte Waldhofer dieses Jetermordio hörte, kam er aus der Stubenthür gefahren. „Was is denn? Wo brennt's denn schon wieder? Ja Bub! Was hast denn?"

„Den Hanspeter muß ich haben! Den Hanspeter! Um Christiwillen, wo is er denn hin?"

„Was weiß denn ich? Zum Narrenhüten hab ich kein Zeit!"

„Hanspeter!" keuchte Roman und rannte zur Hausthür hinaus.

Das ging dem Alten über die Geduld, und er fing zu schelten aa, daß seine Stimme das ganze Haus erfüllte. Doch Roman hörte nicht. Der war schon wieder auf der Straße, eilte von einem Nachbarhaus zum anderen, pochte überall an die Fenster und fragte: „Habts net den Hanspeter gsehen?"

„Na!" erwiderte ihm einer. „Und kein schecketen Türken auch net!"

Im Pfarrhof läutete Roman die Jungfer Kathrin heraus und bekam, als er nach dem Hanspeter fragte, zuerst eine Antwort zu hören, die sich nicht als Zierde hinter das Hutband stecken ließ. Doch als die Pfarrersköchin im Dunkel den jungen Waldhofer erkannte, stotterte sie eine heitige Entschuldigung, wollte den „ehrenvollen Zuspruch" beim Joppenzipfel in den Hausflur ziehen und wollte ihm flüsternd die Eröffnung machen, daß sich die „liebe Hochwürden" ganz gewiß nach eines Besseren „bezüglich des Konfenzi" beinnen würde. „Ein bisserl Geduld halt, ein ganz kleines bisserl! Und ich schaff ihn her, den Konfenzi!"

„Ah was! Konfenzi!" Mit energischem Ruck befreite Roman seinen Joppenzipfel. „Jetzt muß ich den Hanspeter haben! Der is mir wichtiger!" Er rannte ohne Gruß davon, um den Hanspeter in der Kirche zu suchen. Bei sinkender Nacht! Wa doch das Kirchenthor schon seit dem Abendläuten geschlossen war!

Sogar im Wirtshaus suchte er ihn! Im Wirtshaus, das Hanspeter seit Jahren doch nur ein einziges Mal betreten hatte — um sich für eine gute Predigt einen übel schmerzenden Dank zu holen.

Und als es in allen Gassen des Dorfes schon schlummerstill geworden und am stahlblauen Frühlingshimmel schon die Sterne flimmerten, stand Roman vor dem Häuschen der Altenöderin. Den Atem verhaltend, lauschte er gegen die geschlossenen Fensterläden, durch deren Ritzen ein dünner Schein der Lampe herauszitterte in die kühle Nacht.

Die beiden Fäuste drückte Roman auf seine Brust, als möchte er das „narrische" Gehämmer unter seinen Rippen mit Gewalt zur Ruhe bringen. In zähem Eigensinn — als hätte ihm die Stimme eines Unsichtbaren zugeredet, doch verständig zu sein und nach Hause zu gehen — murrte er vor sich hin: „Na! Und na! Und da bleib ich jetzt. Da drin, da muß er sein. Den derwart ich schon noch!" Schwül atmend, trocknete er die Schweißperlen von seiner Stirne und setzte sich in den Straßengraben. Immer spähte er nach der Hausthür. Die aber wollte sich nicht öffnen. Und kein Hanspeter wollte kommen. „Na ja . . . aber es kaant ja doch wer andrer auch ein bißt nussischauen!"

Immer wieder lauschte er mit langgestrecktem Halse gegen die schwarzen, lichtgesäumten Fensterläden, als mußte und müßte er aus dem schweigsamen Haus einen einzigen Laut vernehmen.

Aber das war zu viel verlangt. Damit man sie draußen auf der Straße hätte hören können, hätten Mutter Nannimai und Lisbeth in der Stube drinnen doch wenigstens ein Wörtlein schwatzen müssen. Doch die beiden saßen hinter den geschlossenen Fensterläden stumm auf ihren Plätzen am Tisch, bei der Arbeit und im Schein der Lampe, die über ihren Köpfen hing.

Lisbeth hatte ein Dutzend kleiner Bäumchen vor sich liegen und färbte die aus dünnem Drahtbart gebundenen Kronen dunkelgrün, die dünnen Stämmchen braun. Bei der Arbeit neigte sie das Gesicht so tief über den Tisch, als wäre sie seit dem Abend kurzsichtig geworden. Und manchmal machte sie, ohne den Kopf zu heben, mit der Hand eine Bewegung, als wäre ihr der Staub des Baumbartes in die Augen geraten und sie mußte ihn fortwischen.

Wenn die Altenöderin das sah, dann wurde sie so seltsam unruhig, und seufzte, und rutschte auf der Wandbank hin und her. Immer wieder blieben ihre Augen mit prüfendem Sorgeblick an Lisbeth hängen. Und so gar nicht wollte ihr die Arbeit von den Händen gehen. Seit Herr Fetician sie verlassen hatte, bosselte und leimte sie noch immer an dem zerbrochenen Tächlein der verunglückten Kirche.

Und plötzlich schob sie allen Kram beiseite. Die Arme über den Tisch legend, duckte sie das Gesicht, um in Lisbeths Augen sehen zu können. „Kindl! . . . Was hast denn?"

„Nix, Mutter! Es is mir wie jeden Tag."

„Geh, sag mir's! Thust dich edba kränken, weil . . weil der Herr Pfarr zu mir hat kommen müssen?"

„Na na, Mutter! Gwiß net!" Noch tiefer neigte Lisbeth die Stirn. „Was du thust, is mir recht! Wo du davonbleibst, mag ich auch net hin!"

Nun wieder das Schweigen in der Stube; nur das leise Geränsch der kleinen Arbeit.

Da hörte Nannimai ein Ticken, als wäre ein Regentropfen auf die Tischplatte gefallen. Und da stand sie auf, trat hinter Lisbeths Stuhl und hob ihr mit beiden Händen das Gesicht. „Geh, Kindl, mußt dich vor deiner Mutter net verriegeln! Was Mutter heißt, hat Augen, weißt! Und bist mir ja völlig anderst wie sonst! Geh, sag mir, was d' hast!"

„Nix, Mutter! . . . Schau, thu dich net ängsten!" Obwohl ihr die Augen von Thränen ganz verschleiert waren, versuchte Lisbeth zu lächeln. „Bin halt ein bißl müder wie sonst."

„Na ja . . ." Seufzend ließ Nannimai die Hände fallen. „Wenn's nix aaders is . . . da kannst dir ja helfen, wann dich schlafen legst."

Lisbeth nickte, räumte die Farben zusammen und legte die kleinen Bäumchen in eine Schachtel. Dann erhob sie sich und ging zur Kammerthüre.

„Kindl!"

„Was, Mutter?"

„Hat dir einer ebbes than?"

Lisbeth schüttelte den Kopf und trat mit hastigem Schritt in die Schlafkammer.

Die Altenöderin blieb neben dem leeren Sessel stehen, sah die geschlossene Thür an und zog eine graue Haarzotte um ihre Schläfe langsam über die Wange herunter. Seufzend ging sie zu ihrem Platz und begann mit zitternden Händen die Arbeit wieder.

Doch es ließ ihr keine Ruhe. Nach ein paar Minuten stand sie auf — vergaß, den Tisch abzuräumen, vergaß, die Lampe auszublasen, aber die Finger tauchte sie in das Weihbrunnkesselchen wie immer, bevor sie sich schlafen legte — und ging in die Kammer. „Kindl! . . . Thust schlafen?"

Kein Laut. — Nannimai drückte leis die Thür zu, kleiden sich im Finsteren aus und legte sich nieder.

Immer lauschte sie und konnte nichts hören als manchmal einen halb erstickten, schütternden Atemzug der Schlafgenossin, die das Doppelbett mit der Mutter teilte und so regungslos in den Kissen lag, als wäre ihr Schlummer wie der Tod so still. Und die Mutter wußte doch: da liegt ihr Kind und starrt mit offenen Augen in die Nacht und rührt sich nicht, überwindet jedes Zittern und beißt die Zähne übereinander.

„Geh, Kindl . . ." Mit beiden Armen griff Nannimai hinüber. „Geh, hast denn d' Mutter nimmer?"

Mit ersticktem Laut fuhr Lisbeth aus den Kissen auf und klammerte sich zitternd an den Hals der alten Frau. Ein Schluchzen, als ginge ihr Herz in Stücke, und erloschenes Gestammel: „Mutter, Mutter! Schau, so viel elend bin ich! Und hab einen gern . . . wie gern, ich kann dir's net sagen! Und darf net denken an den! Und nie aet, Mutter . . den kann ich nie net haben! Den hat die ander, und . . . und so viel elend bin ich, daß ich gleich sterben möcht . . . am liebsten sterben!"

Und die Altenöderin jammerte in das Schluchzen ihres Kindes: „O du heilige Mutter . . . 's aader alles . . . und jetzt noch 's Aergste daza! . . . Mein Kindl! Mein Kindl, mein arms . . ." Die Worte vergingen ihr. Sie fragte nichts und suchte keinen Trost. Nur wortlos streicheln und schmeicheln konnte

Die Rasmafälle in Norwegen.
Nach einem Gemälde von Robert Schultze.

Digitized by Google

sie, und wischte immerzu mit ihrer zitternden Hand die Thränen von Lisbeths Wangen. So verging den beiden die halbe Nacht.

Während Lisbeth, ruhiger geworden, schon wieder in den Kissen lag und das Gesicht vergraben hielt, saß die Altenöderin noch immer aufrecht im Bett, mit dem Kopf zwischen den Händen.

Da sah sie an der Thüre einen roten Schein durch eine Ritze quellen. Erschrocken sprang sie aus dem Bett und warf einen Rock über. Lisbeth fuhr aus den Kissen. „Mutter . . .!"

„Na na, Kindl . . ." Die Altenöderin hatte die Stubenthür schon aufgerissen. „Es is nix . . . Gott sei Dank! Bloß d' Lampen hab ich brennen lassen. Und hab schon gmeint, es brennt ebbes anders." Sie zog die Thüre hinter sich zu, denn die Lampe hatte geraucht, ein übler Dunst war in der Stube, und ein dunner Regen von Rußstäubchen ging über die Tischplatte und das verunglückte Kirchlein nieder.

Es war ein seltsamer Blick, mit dem die nassen Augen der alten Frau an dem halbvollendeten Spielzeug hingen. Ein wehes Lächeln, aus dem es doch wie eine Hoffnung redete, irrte um ihre welken Lippen. „Ja, freilich . . . ja . . . jetzt hat er recht!"

Sie sah zur Thüre, als stünde Herr Felician noch auf der Schwelle. Dann trat sie an den Tisch, schraubte mit der einen Hand die Lampenflamme herunter und hob mit der anderen das Kirchlein auf. Lange betrachtete sie das kleine, zierliche Ding und nickte immer — setzte sich an den Tisch — und begann zu arbeiten — suchte bessere Sparren für ein neues Dächlein, zündete unter der Leimpfanne den Spiritus an und bosselte und klebte.

„Mutter!" zitterte Lisbeths Stimme aus der Schlafkammer.

„Ja, Kindl, ich komm bald!"

Nur halb bekleidet, mit nackten Füßen, saß die Altenöderin am Tisch und fing in der kühlen Nacht zu frösteln an. Aber das schien sie gar nicht zu merken. Sie leimte und schnitzelte, vergoldete und malte, immer flinker und eifriger und unterbrach die Arbeit nur, um immer wieder die Thränen fortzutrocknen, die nicht versiegen wollten. Und weil sie das Wasser auf ihren Wangen mit dem fliegenden Ruß der Lampe und mit all den Farben an ihren Fingern durcheinanderwischte, wurde ihr Gesicht beinah' so fleckig wie das Gesicht des Peter Johannes Idazilek in jener Nacht, in der er Zwiesprach mit seinem Herrgott gehalten hatte: „Bist mein Zuversicht und bist mein alls! Lus auf, jetzt muß ich dir ebbes sagen!"

Als draußen der Morgen dämmerte, war das Kirchlein ausgedacht, hatte glitzernde Fenster und rote Schindeln, einen grünen Friedhof und auf dem Türmchen ein vergoldetes Spitzdach mit kleinem Kreuz. Die Altenöderin atmete auf, säuberte die farbfleckigen Finger an der Schürze und erhob sich. Mit beiden Händen, achtsam, faßte sie das zerbrechliche Kunstwerk und nickte. „Ah ja . . . so lernt man 's halt wieder! 's beste Leben . . . und 's unser is lang net 's beste . . . aber 's allerbeste, wenn einer hat, es dricht ihm halt doch einmal ein Loch ins Dachl, das bloß ein einziger flickt!" Die faltigen Wangen von Thränen überronnen, hob sie das Kirchlein in die Höhe. Wohl hing ihr Herrgott mit dem „einschichtigen" Arm in der Schlafkammer drinnen; doch hören mochte er sie wohl auch durch die Mauer. Und so hob sie das Kirchlein gegen die kahle Stubenwand empor. „Gelt, jo? . . . Gelt, ja? Das bring ich dir morgen . . . weil ich 's nacher derdruckt hab, weißt . . . und sag dir mein schuldigs Neu und Leid! Aber thust mir mein Kindl gsunden! Gelt?"

Sie blies ein paar Rußflocken fort, die auf das vergoldete Turmdach gefallen waren, stellte das Kirchlein in eine Wandnische und bedeckte es mit einem Tuch. Jetzt war sie ruhiger.

Um frische Luft in die dunstige Stube zu lassen, öffnete sie ein Fenster und stieß den Laden auf.

Da sah sie im trüben Grau des Morgens jemand davonlaufen, der vor dem Hofzaun auf der Straße gestanden hatte.

Sie lächelte müd. „So so? . . . Schon wieder einer, der 's uns gut meint . . . ja?"

Den Laden schloß sie wieder, doch das Fenster ließ sie offen. Dann blies sie die Lampe aus.

14.

Ein trüber, unfreundlicher Charsamstag.

Wie das nur so kommen kann? Am Abend leuchtet noch der Himmel und die klaren Sterne blinken — kein Windhauch in der Nacht — und am Morgen ist alles trüb, schwermütig dämmern die erloschenen Farben, und über den Bergen hängt wie eine graue Mörteldecke das dichte Gewölk.

In dem stundenlangen Wiesenthal, das sich gegen Mitterwang und Hirschbichl hinanzog, dampften von den versumpften Bachgründen die Nebel auf und falteten sich wie dünne Schleier über die ganze Landschaft. Nur weit da draußen, wo in einer Wendung des Thales der Kirchturm von Hirschbicht über das Gewell der Hügel hervorlugte, da draußen war's noch ein wenig hell und freundlich. Ein verirrter Sonnenstrahl huschte sogar noch über eine der Wiesen hin.

Nahe der Landstraße stand ein Heustadel, und der Bauer, dem er gehörte, kam gerade mit der Kraxe auf dem Rücken von Hirschbicht her, um seinen Geißen noch eine Ladung Futter für die Ostertage heimzutragen. Schon von weitem sah er, daß an Heuschuppen die Thürluke halb offen stand. „Sakra! Hat mir ebba einer 's Heu davoa?" Er machte lange Schritte, und als er in den Schuppen guckte, sah er im Heu etwas Großes, Graues und Unbewegliches liegen.

„He! Wer is denn da? Mein Heu verstinken und vermargeln, das thät ich mir fein verbitten! . . . He, du! . . . He! .. Wachst auf oder net?!"

Der Schläfer erwachte, hub sich langsam aus dem Heu — und der Bauer, als er diesen Ungeschlacht gewahrte, fuhr im ersten Augenblick ganz erschrocken zurück. Dann aber schimpfte er weiter.

Schwerfälligen Ganges, Haar und Gewand mit Heuhüben behangen, die ungefügen Glieder halb erstarrt von der kalten Nacht, kam einer aus dem Schuppen herausgetreten, mit verhängendem Kopf, den lodigen Rücken so tief gekrümmt, daß die Fäuste bis zu den Knieen hinunterfielen. Wie einer von jenen Ueberaffen sah er aus, die in den tropischen Wäldern wohnen und das scheue Staunen der Menschen sind. Dem Bauern verging der Mut zum lauten Schreien, denn der Ungeschlacht schien eine von seinen Fäusten heben zu wollen. Da könnt' es Scherben geben, mochte der Bauer denken — und so brummte er nur noch ein wenig.

Hanspeter, der den hellen Tag nicht recht begreifen wollte, sah mit starren Augen zum Himmel auf und fuhr sich mit beiden Händen langsam über das Gesicht, auf dem die erloschenden Male der Faustschläge einen grünlichen Schimmer zurückgelassen hatten, als hätte die Verwesung diese Stern und diese Wangen berührt. „So so? . . . Ah ja! . . . Ein bißl gar lang gschlafen auch ich haben."

Nun hörte er das Gebrumm des Bauern. Seine Augen wurden klein und funkelten. Doch er lachte, ganz tief in der Brust. „Ah so? Bist ebba der Bauer, dem der Stadel ghört? Bist von die Leut einer, du? Ah freilich, die giebt's ja überall! Bei uns daheim! Und z' Mitterwang! Und in Endeberi drum! Und z' Hirschbicht hab ich s' auch derfragt! Ueberall giebt's Leut! Ueberall!"

Das sagte er ruhig. Doch es lag etwas in seiner Art, das an den Bären im Käfig erinnerte — unbeweglich liegt er und scheint gezähmt; doch berühr' ihn mit einer Gerte, wirf ihm eine Nußschale auf die Schnauze, und tobend erwacht die Wildheit in ihm.

„No also, Herr Leut . . . so sag ich Enk halt Vergeltsgott für'n Unterstand, den ich mir derlaubt hab . . . z' Hirschbicht müssen ja d' Leut in die Betten schlafen, da is kein Platz für ein Menschen net! . . . No ja, Vergeltsgott halt! . . . Heut hab ich nix, aber waan ich wieder auf Hirschbicht komm, so zahl ich Enk schon ebbes . . . heut hab ich nix . . . oder mögts mein Hut, oder mögts mein Hemmed? Umsonst, ah na . . . von enk, der Leut heißt, mag ich nix umsonst!"

„Ich will nix!" brummte der Bauer. „Mach, daß d' weiterkommst, und laß mir mein Ruh, du!" Er nahm seine Kraxe und trat in den Heuschuppen.

Hanspeter lachte und ging davon, langsam, den Rücken gebeugt, mit baumelnden Fäusten. Er schien an seinen drei Centnern und an allem, was erdrückend auf seiner kleinen Kinderseele lastete, gar schwer zu schleppen.

Der Bauer, als er draußen die plumpenden Schritte hörte, streckte den Kopf aus dem Schuppen. „So einer! Da

hört sich doch alles auf! Und den lassen s' frei umeinandlaufen! Der muß ja heilig ans'm Narrenhaus ausgsprungen sein!" —

Hanspeter wanderte — mit stumpfen Augen immer vor sich niederstierend. Und immer murmelte er, fast immer die gleichen Worte: „No ja . . . no ja . . . für d' Mutter und fürs Kindl . . . für die is gsorgt!"

Manchmal brach er von den Weidenbüschen, die noch unbelaubt an der Straße standen, einen Zweig und zerkaute ihn. Das ist bitter, das weckt den Durst und macht den Hunger vergessen. „No ja . . . für die is gsorgt! Aber ich halt . . . ich? . . . Was ich jetzt anfang?"

Immer müder krümmte sich sein Rücken, immer tiefer baumelten ihm die Fäuste. Und immer wieder die gleiche, murmelnde Frage: „Was ich jetzt anfang? . . . Ich?"

Obwohl es kühl war und der Tag so trübe, rannen dem Hanspeter bei diesem müden Tappen die dicken Tropfen über das Gesicht. Nicht Thränen. Seine Augen waren heiß und trocken, als hätten sie das Tröpfeln, das ihnen sonst so leicht geworden, ganz verlernt.

Zwei Stunden hatte er noch zu wandern, um das Dorf zu erreichen, und es ging schon auf elf Uhr mittags, als er zu den ersten Häusern kam. Da blieb er stehen, als wäre die Straße vor ihm mit Balken gesperrt. Schwer arbeitete seine Brust, und mit einem Blick des Hasses glitten seine funkelnden Augen über die Höfe, Gärten und Dächer hin.

Heiser lachend wandte er sich ab, sprang über den Straßengraben und machte einen weiten Umweg über die Wiesen und durch den Wald, um das Häuschen der Altenöderin zu finden, ohne einem Menschen zu begegnen. Das gelang ihm nicht ganz. Denn als er vor der kleinen Hütte über die Straße rannte, sahen ihn die Kinder der Nachbarhäuser und sangen ihm spottend ihr Verslein nach:

„Spatzenfleckert, Ratzenfleckert,
Bizi, Bazi, Katzendreckert!"

Im Zorn griff Hanspeter nach einem Stein. Doch er ließ ihn schon wieder sinken, noch ehe die Kinder kreischend hinter die Hecken und Häuser geflüchtet waren. Und ein Gefühl der Reue schien ihn zu überfallen, das seine drei Centner schüttelte wie mit groben Fäusten.

„So einer bin ich! . . . So einer! . . . Der sich an die guten Kindln vergreifen kannt!" Er fuhr sich mit der Hand übers Gesicht, als möchte er etwas fortwischen, das ihm auf den Augen lag. Dann nahm er den Hut ab, zupfte die Heufäden von seinen Kleidern und trat ins Haus.

In der Küche saß die Altenöderin bei der offenen Herdflamme. Ueber dem Feuer dampfte eine Pfanne, während die alte Frau mit den Armen auf dem Herdrand lag und das Gesicht vergraben hielt. So schwer die Schritte des Hanspeter waren, Mutter Nannimai hörte sie nicht. Erst seinen Gruß vernahm sie.

Doch er sagte nicht wie sonst: „Gottslieben Tag, Mutterl!" Heut machte er's kurz: „Gruß Gott!"

Die Altenöderin sah auf. „Peterl! . . . O jesses mein . . . Du bist's!" Sie schien sich erst auf ihre Gedanken besinnen zu müssen. „Ja sag, wie geht's dir denn?"

„Macht sich schon wieder. Ah ja! Es thut's!"

„No also, Gott sei Dank! Is mir doch die eine Sorg von der Seel!" Sie faßte seine Hand, und da legte er auch die andere Tatze noch dazu. Prüfend betrachtete Nannimai sein Gesicht und meinte kleinlaut: „Aber ausschauen thust mir gar net gut!"

„Na ja, wie s' ein halt zurichten! Aber laß gut sein!" Er schnaufte tief. „Jetzt bring ich dir ebbes, weißt!" Und er sah in der Küche umher und in den Flur hinaus. „Wo is denn 's Kindl?"

„Um Klaubholz hab ich d' Ilsabeth fortschicken müssen." Die Altenöderin löste ihre Hand und deutete auf ein paar Scheite, die neben dem Herd lagen. „Jetzt hat s' ein End, die barmherzige Klafter."

Hanspeter nickte. „Freilich, ja, so ein Klafterl is auch nix ewigs." Schwer ließ er sich auf den Herdrand fallen. „Ja, Mutterl, daß ich sag . . ja, jetzt hab ich ebbes gfunden für Enk."

„Gfunden? Was denn?"

„Zwei saubere Stüberln, ja . . . z' Hirschbichl drenten."

„Geh? Hast gsucht für uns? Jetzt, in der halbeten Krankt noch?"

„Fürgestern . . . und gestern, ja! . . . Ein bißl hart hat sie sich anlassen, die Sach! . . . No ja, jetzt hab ich's! Zwei Stüberln! . . . Zwei halt bloß!" Es zwinkerte um seine Augen, als möchten sie tröpfeln; doch sie blieben trocken.

„Vergeltsgott, Bub!" Zärtlich fuhr ihm die Altenöderin mit der Hand übers Haar. Dann fragte sie in Sorge: „Was kosten s' denn?"

„Zwanzg Markln im Jahr." Hanspeter drehte das Gesicht auf die Seite. „Wär's ebba z' viel?"

„Gott sei Lob und Dank! So hab ich's ja billiger wie da! Zwanzg Markln! Das vermach ich leicht! . . Aber wird doch ein Kucht dabei sein?"

„Ah freilich, ja!"

„Und wo denn, sag?"

„Schmidthammerin heißt s', die Bäuerin. Bei der im Austraghäusl, da sind s', die Stuberln . . . die zwei!"

„So?" Die Altenöderin fragte nicht weiter. Und das schien dem Hanspeter willkommen, denn er atmete erleichtert auf. Was er durchgemacht hatte in diesen beiden Wandertagen, und daß man in Endsdorf, in Mitterwang und auch in Hirschbichl schon von der Häuslschusterin und ihrer „schwefligen Gfreundschaft" wußte; daß man zwei „Solchene" nicht gerne unter sein „ehrliches Hausdach" nahm; daß die geschiedne Schmidthammerin, wenn sie sich schon mit dem „Gwissen von †††dingsda" einlassen sollte, doch wenigstens ein gutes Geschäft zu machen hoffte; daß Hanspeter im Jahr zu den „zwanzig Markln" heimlich noch achtzig „zuspicken" mußte, und daß er seine silberne „Remontari," diesen einzigen Reichtum seines Lebens, als „Sicherheit" bei der Schmidthammerin zurückgelassen hatte — das alles brauchte die Altenöderin doch nicht zu wissen. Viel Wissen macht ja bekanntlich Kopfweh.

Drum konnte Hanspeter, als er Mutter Nannimai vor diesem drohenden Leiden sicher wußte, mit Recht erleichtert aufatmen und wieder ein wenig an sich selber denken. Aber das that er, ohne es zu wissen. Er guckte nur, als die Altenöderin den Deckel von der Pfanne hob, mit steifen, sehnsüchtigen Augen in den wirbelnden Dampf. „Hast saure Fisolen gmacht?" fragte er, obwohl es nach Erbsen roch.

„Ein bißl Erbessuppen auf Mittag."

„So so? . . . d' Erbessuppen is ebbes guts! Ebbes arg guts, ja!"

Das Zittern seiner Stimme machte die Altenöderin aufblicken, und sie sah das Verlangen, mit dem seine Augen an der Pfanne hingen. „Magst ebbes? Thut dich hungern, Bub?"

„Hungern? Ah na! Gwiß net!" stotterte Hanspeter. „No ja . . . so ein bißl halt . . . aber gestern, weißt, gestern in der Fruh, da hab ich schon ebbes ghabt . . . und mein Magen is von dieselbigen einer, die was aushalten! . . . Na na, laß gut sein! Gern thät ich d' Ilsabeth net beranben . . . na na . . . laß gut sein, Mutterl!" Er wehrte mit beiden Händen.

Aber Nannimai — mit erschrockenem „Mar' und Josef!" — war schon davongehumpelt, brachte einen Teller und fing zu schöpfen an.

„Hör auf, Mutterl, hör auf . . . lauft ja schon über! So viel mag ich net!" Doch als er den Teller mit der qualmenden Erbsensuppe auf den Knieen hatte, lächelte er mit dankbarem Blick zur Altenöderin auf — ein Lächeln, als möchte ein gerupftes Vögelchen fliegen. „Gottslieben Vergelts, Mutterl! . . . Aber gelt? . . daß d' mir's net übelnimmst! . . . Und zahlen kann ich net, aber . . . gelt, ein Bröserl Suppen, mein' ich, hab ich mir schon verdient bei dir? Gelt, ja?"

„Ja, Bub! Hundert für einmal!" Nannimai fuhr sich mit dem Schürzenzipfel über die Augen. „Iß, Bub! Iß! Und laß dir's schmecken!" Sie setzte sich auf den Herdrand und sah ihm schweigend zu, wie er in Hast zu löffeln begann. Die Suppe dampfte vor Hitze, nach jedem Löffelvoll mußte Hanspeter den Mund hohl machen und mit der Zunge schlenkern, und wie Atem bei strenger Kälte fuhr ihm der Rauch von den Lippen, doch er schluckte gierig wie ein Tier, dem die hungernden Gedärme schreien. „So ebbes guts . . . anh . . . hahahaha . . . so ebbes guts is d' Erbessuppen!" Nur die Suppe zu loben,

Digitized by Google

das genügte ihm nicht. „Und so schön wawawawarm geht's durch'n Teller dududurchi . . . auf die kalten Knie!"

Die Altenöderin hörte nur halb und lächelte zerstreut. „Warm haben! Ah ja! Das sind im Leben die Glückhaften . . . die's allweil warm haben . . . auswendig und einwendig . . . ums Herzl ummi! . . . Frieren müssen im Herzl, is eddes harts!" Ihre Hände wurden schlaff, und der graue Kopf sank ihe ganz auf die Brust hivunter.

Hanspetee hatte sich Mund und Magen genügend veebrannt, um keinen Hungee mehr zu spüeen. Während er den tühler gewordenen Rest der Suppe löffelte, wirbelte ihm schon wieder das andere duech den Kopf: „Zwei Stüberln, ja . . . zwei halt bloß . . . und keins für mich!" Er schluckte. „Mein . . . zfrieden wär ich leicht gwesen . . . bloß daß ich bei Enk bin, weißt . . . hab mir denkt, ich könnt ja in der Kuchl schlafen . . . oder auf der Badenstieg . . . aber mich, hat d' Schmidthammerin gsagt, mich laßt s' net eini . . . ich thät ihr 's Hausdach aufsidrucken mit die Haar und . . . und thät ihr den Studenboden durchtrappen . . . mit meine Olifantenfüß . . . hat s' gsagt!" Er schluckte wieder, und ein Zucken und Zittern suhe ihm in die Augenlider. „No ja . . . so völlig unrecht kann ich dem Weibl net geben . . . weil's zwei so liebe und saubere Stüberln sind . . . wär schad drum, wann ich ebbes dran runieren thät . . . ja, so viel lieb und sauber sind s', die Stüberln . . . die zwei."

Nammmai schien nicht zu hören, was Hanspeter mit seiner erloschenen Stimme drummelte. Es machte ihe nur ans Ohr klingen, daß er van den beiden Stübchen schwatzte. Und da nickte sie in ihren Gedanken vor sich hin. „Zwei Stüberln . . . no ja . . . 's is an der Zeit, daß wir fortkammev. Wie gschwinder, so besser! Für 's Madl is kein Bleiben nimmee!"

Hanspeter ließ dev Löffel sinken. „Mutter!? . . . Was hast?"

Sie had das Gesicht, hatte Thränev in den Augen — und kaunte ihm die Sorge nicht verschweigen, die so heiß und drückend auf ihrem Mutterherzen lag. „Jetzt schau dir an, Peterl, schau dir an . . . zu allem Elend jetzt nach 's Aergste . . ."

„Mar' und Josef, Mutterl, was denn?"

„'s Madl halt . . . mein Kindl mein gutes . . no ja, jetzt hat sie sich halt verschaut . . . mit'm Herzl, weißt! Und thut ein gern haben, den s' nie net haben kann . . . und e es ein andre mag . . . und 's Madl is dran, sie möcht gleich sterben, und . . . und heut in der Nacht . . ."

Die Altenöderin verstummte und sah erschrocken den Hanspeter an. Eine Veränderung, fast grauenhaft, war mit ihm vergegangen. Das Gesicht verzerrt und fahl wie Asche, die Augen weit aufgerissen und mit dem Blick eines Irren, zitternd an all seinen schweren Gliedern, so war er vom Herdrand aufgesprungen und hatte den Teller mit dem Rest der Suppe ins Feuer geschleudert, daß die Flamme halb erstickte und die getauften Kohlen zu zischen begannen.

„Jesus Maria!" kreischte die Altenöderin. „Ja Bub! Was is dir denn?"

Kenchend würgte er die Worte heraus: „Mutter . . . das macht . . . das macht mich narret, Mutter!" Jetzt nn Gelächter, wild und heiser. Langsam reckte er sich auf, daß sein Kopf fast an die Decke stieß, hob die Fäuste vor sich hin, schüttelte se und schrie: „So haben's die Guten, Mutter! . . . So haben's die Guten! . . . Recht hat ee, der Mandi: die Schiechen, die haben's besser!" Wiedee dieses Gelächter, das die Mauern erschütterte. „Herr Leut mußt heißen! Herr Leut mußt heißen! Da bist auf der Welt, was d' magst! . . . Da nimmst der's halt! . . . Drah dich um, Muttee! Von die Schiechen mußt eine sein' Und alls is gut!" Sein Gelächter schien ihm die Brust zu zersprengen. Er drückte die Fäuste auf seine Rippen und taumelte durch den Flur hinaus, ins Freie.

Schluchzend und schreiend humpelte die Altenöderin hinter ihm her: „Gottschristi Lieb! Jesus Maria! Hanspeter! Hanspetee!"

(Fortsetzung folgt.)

Benvenuto Cellini.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Gedenkblatt von Heinrich Bauer.

(Mit dem Bildnis S. 741.)

Am 2. November sind 400 Jahre verflossen, seit dee berühmte Goldschmied, Medailleur, Emailleur, Erzgießer und Bildhauer Benvenuto Cellini in Florenz zur Welt kam. Den weiten Umkreis seines Könnens erschapft freilich die eben gegebene Aufzählung seiner Kunstfertigkeiten nach keineswegs; toar er doch auch nicht unbedeutend als ausübendee Musiker, hat er sich doch auch militärisch dethätigt und namentlich die artilleristische Verteidigung der Engelsburg im Jahee 1527 gegen das vereinigte Heee des Connetable vov Bourbon und Georgs von Frundsberg geleitet, was ihm den Rang eines Capitano einbrachte, und, als Cosimo I van Medici 1554 den entscheidenden Krieg gegen Siena begann, der 1557 zur Einveeleibung dieser Stadt in den slaeentinischen Staat führte, an der Beseftigung von Florenz einen wichtigen Anteil genommen. Auch als Dichter hat er sich versucht, ohne freilich sehr Bedeutendes hervarzubeingen.

Schon hieeans ergiebt sich, daß Benvenuto Cellini in sehr ausgeprägter Weije jene Vielseitigkeit besaß, welche die hervorragenden Menschen zu Ausgang des 15. und Anfaug des 16. Jahrhunderts auszeichnete.

Abee nicht bloß in dieser Hinsicht ist Benvenuto Cellini ein geistiger Typvs des italienischen Cinquecento, seine ganze Charakteranlage, seine gesamte Lebensführung stempeln ihn vielmehr zu einem Urbild jener Zeit, in welcher die raffinierteste Verfeinerung mit barbarischer Roheit, kühv vorwärts strebende Aufklärung mit dem krassesten Aberglauben, das Deängen nach geschlossener, staatlicher Organisation und Rechtsordnung mit brutaler Selbsthilfe, Gewaltthätigkeit, Recht- und Zuchtlosigkeit noch in unentschiedenem Kampfe lagen.

Bei Benvenuto Cellini sitzen Dolch und Degen sehe lose in dee Scheide, und weit mehr als auf den Weg Rechtens verließ er sich auf seine schöne Radschloßbüchse, die er namentlich auf Reisen stets mit sich führte. Immer und immer taieder lebte er mit diesem und jenem in Kriegszustand, und zwar in so wörtlichem Sinne des Worts, daß er häufig genug in Panzerhemd oder gar im Harnisch umherging, daß er mehr als einmal seine Gesellen mit Spießen und Zweihändern ausrüstete, um mit ihnen zusammen sich das, was ee für sein Recht hielt, zu verschaffen. Die Drahung mit Ermordung war ihm sehr geläufig, und einen Maed, sowie einen mindestens fahrlässigen Totschlag hatte er, nach seiner eigenen Angabe, jedenfalls auf dem Gewissen. Freilich toar er anch selbst dee Gegenstand von Mordanschlägen, und wiedeehalt weiß er voa an ihm verübten Vergiftungen zu melden.

Auch seine Gönner, Papst Clemens VII, König Franz I von Frankreich und Cosima I van Medici, hatten viel von seiner Streitsucht, Rechthaderei und seinen beständigen Rechtsbeschwerden zu leiden, obgleich es gewiß nicht ganz aus der Luft gegriffen ist, wenn er klagt, es sei ihm vieles, was versprochen, nicht gehalten worden, ee sei oft um den Lohn seiner Arbeit betrogen worden.

Nachzurühmen ist dem Künstler Benvenuto Cellim ein eiserner Fleiß, ein unermüdliches Streben, sich stets weiter zu bilden, und eine nie versagende Erfindungsgabe; dem Menschen muß man es gelten lassen, daß er einen starken Familiensinn hatte: Vater und Geschwistrr hat er stets treulich unterstützt. Eine eigene Familie hat er erst im Alter von 60 Jahren gegründet. Bis dahin hatte er nur lose Liedesverhältnisse, denen zwei Kinder entsprossten.

Die Charakterskizze, die wir bisher von B. Cellim entwarfen, stützt sich nicht auf fremde Angaben, sondern auf die eigene Darstellung, die er in seiner bekannten, von Goethe übersetzten Selbstdiagraphie gegeben hat. Jeder Mensch, sagt er in der Einleitung, der etwas Tugendhaftes vollbracht habe, müßte eigenhändig sein Leben aufsetzen. Freilich, so fügt er bei, vor dem vierzigsten Jahre dürfe niemand damit beginnen. Er selbst stand im achtundfünfzigsten Lebensjahre, als er seine

schriftstellerische Arbeit begann, die sich bis zum Jahre 1562 erstreckt. Für den Rest seines Lebens — er starb am 13. Februar 1571 zu Florenz — ist man auf Denkschriften, Eingaben aller Art, Briefe und Tagebuchaufzeichnungen angewiesen.

An solchen Dokumenten herrscht kein Mangel, aber von ganz besonderem Interesse bleibt doch die Selbstbiographie.

Da ist zunächst die große Naivetät hervorzuheben, mit der Cellini alles, auch das Anrüchigste, über sich berichtet. Offenbar ist er von seiner Vortrefflichkeit so überzeugt, daß er meint, solche „Kleinigkeiten", von denen viele ja auch seinen Mut und seine Tatschlossenheit bezeugen, könnten sein Gesamtbild nicht beeinträchtigen. Zum Teil erklärt sich seine Offenherzigkeit auch aus dem niedrigen Stande der damaligen sittlichen Begriffe; da er den schlimmsten Folgen seiner rachsüchtigen, leidenschaftlichen Handlungen stets zu entgehen wußte, erscheinen diese selbst ihm keineswegs beschämend. Er geht nicht so weit wie Rousseau, der in seinen „Bekenntnissen" nach dem Bericht über eine gewissenlose Handlung kaltblütig hinzufügt, wirklich schlecht habe etwas, das Rousseau gethan, überhaupt nicht sein können. Aber in der Stille ist Benvenuto Cellini doch wohl ähnlicher Meinung gewesen. In einem einzelnen Falle allerdings dankt er Gott, weil dessen Gnade ihn vor der Ausübung eines Meuchelmordes bewahrt habe. Er hatte nämlich beschlossen, seinen Nebenbuhler am florentinischen Hofe, den Bildhauer Baccio Bandinelli, zu ermorden, und als dieser eines Tages auf den Platz von St. Domenico, wo Cellini ihn auflauerte, kam, machte er sich auch sofort an die Ausführung seiner Absicht. Im letzten Augenblick bewog ihn aber der jämmerliche Anblick des Bedrohten, der waffenlos auf einem Maultier, einen zehnjährigen Knaben vor sich im Sattel, daherkam und beim Anblick des auf ihn losstürmenden Cellini leichenblaß in konvulsivisches Zittern verfiel, die That zu unterlassen. Er begnügte sich, den ihm Verhaßten eine feige, der Spitze seines Degens unwürdige Memme zu schimpfen. Dann aber dankte er Gott, daß dieser ihn durch seine Kraft verhindert habe, eine solche „Unordnung" anzurichten, und tröstete sich mit der Hoffnung, alle seine Feinde durch die Vollendung seines damals im Werden begriffenen Werkes, der für den Erzguß bestimmten Statue des Perseus mit dem Medusenhaupte, zu „ermorden".

Benvenuto Cellini.
Nach dem Bildnis von G. Longhi.

Nicht immer jedoch begnügte sich Cellini mit solcher moralischen Vernichtung seiner Feinde. Als er im Dienste des Papstes Clemens VII zu Rom weilte, geriet er mit einem gewissen Benedetto, einem Notar und Geschäftsagenten, allerdings durch des letzteren Schuld, in einen Streit, und als dieser ihn einen Lumpen nannte, griff er, da es eben geregnet hatte, eine Handvoll Straßenkot auf, sie dem Gegner ins Gesicht zu werfen. In dem Kote aber stak ein Stein mit vielen scharfen Ecken, und als sich nun Benedetto bückte, um dem Wurfe auszuweichen, traf ihn dieser Stein mitten auf den Schädel, daß der Getroffene wie tot zu Boden stürzte. Als er weggetragen wurde, kam ein Mailänder, Goldschmied Pompeo, hinzu, der Cellini mißgünstig war, und meldete dem Papste, jener habe soeben den Goldschmied Tobias umgebracht. Wütend hierüber, befahl der Papst, Cellini solle alsbald an dem Orte der That aufgeknüpft werden, aber dieser hatte sich bereits geflüchtet und war auf dem Wege nach Neapel. Nun stellte sich aber bald heraus, daß dem Goldschmied Tobias gar nichts passiert war, und jetzt kehrte sich der Zorn des Papstes gegen Pompeo. Er nannte ihn einen schlechten Menschen und fügte bei: „Da hast eine Schlange gekneipt, die dich beißen und dir dein Recht anthun wird."

Diese Prophezeiung sollte sich nur zu bald erfüllen. Clemens VII verzieh Cellini die Gewaltthat gegen Benedetto, so daß der Künstler wieder nach Rom zurückkehren konnte. Aber nun wollte er sich an Pompeo rächen, und als dieser in der Mitte bewaffneter Freunde ihm bald darauf auf der Straße begegnete und sich dabei herausfordernd benahm, stürzte sich Cellini mit einem Dolch auf ihn und tötete ihn mit zwei Stichen unter das Ohr. Er habe, meinte er, ihn nur in das Gesicht treffen wollen, aber es war eben „auf alle Weise das reine böse Schicksal des Pompeo, daß er sterben sollte." Cellini wurde von dem Kardinal Cornaro beschützt; derselbe umgab ihn mit einer Wache von Soldaten, die mit Büchsen, Spießen und Partisanen bewaffnet waren, und auch andere Große nahmen ihn in ihren Schutz.

Inzwischen war Papst Clemens VII gestorben, und der Kardinal Farnese bestieg als Paul III den päpstlichen Thron. Auch er war damals Cellini noch gewogen und ließ ihm, als Klage gegen den Mörder erhoben wurde, einen Freibrief ausstellen, indem er einem Freunde des Ermordeten, der ihn vor einem solchen Schritt warnte, zu hören gab: „Das versteht Ihr nicht; Ihr müßt wissen, daß Männer wie Benvenuto, die einzig in ihrer Kunst sind, sich an die Gesetze nicht zu binden haben, zumal wenn ihre Verletzung des Gesetzes sich so wohl erklären läßt."

Den bereits erwähnten fahrlässigen Totschlag beging Cellini auf seiner Reise nach Frankreich an den Hof des Königs Franz I an einem Postmeister zu Siena, der ihm Sattel und Steigbügel mit Beschlag belegte, weil er angeblich ein Postpferd zu Schanden geritten hatte. Cellini, mit Panzerhemd und Armschienen gerüstet, die geladene Büchse vor sich auf dem Sattel, ritt nun in der Frühe des Karfreitags auf seinem eigenen Pferde vor das Haus des Postmeisters, um wegen der Herausgabe der Gegenstände mit dem Grobian, der, einen Spieß in der Hand, vor dem Hausthore stand, zu verhandeln. Als dieser ihn aber mit Worten und Waffe bedrohte, hielt Cellini ihm die Büchse vor, wobei diese von selbst losging. Die Kugel traf den Thorbogen, prallte dort ab und traf den Postmeister in den Hals, daß er tot zu Boden stürzte. Nun kam es zu einem Gefechte zwischen den Söhnen des Postmeisters und den Leuten Cellinis, wobei einem dritten, unbeteiligten Reisenden, einem Mailänder, mit einer Partisane der Mund etwas aufgeschlitzt wurde. Derselbe zieh sich nachher selbst der Schuld an dem ganzen Vorfall; er habe am Tage vorher etwas Fleischsuppe gegessen und so den Zorn des Himmels herausgefordert. Ueber diese „Dummheit der Bestie" wollte sich Cellini mit seinen Leuten vor Lachen ausschütten, und die Heiterkeit wuchs noch, als dem Mailänder der Mund genäht wurde und er sich einen Löffel in denselben steckte, damit ihm nicht etwa um seiner Reden willen „aus Bosheit das ganze Maul zugenäht werde". Die Reisenden blieben unverfolgt, weil sie eigentlich zum Gefolge des Kardinals von Ferrara gehörten, und so endigte der blutige Tag unter Scherz und Lachen.

Obgleich Cellini ein sehr weltlicher Lebemann war, so hatte er doch dann und wann Anwandlungen von Zerknirschung, und unter dem Einfluß einer sehr schweren Heimsuchung, aus der er keine Rettung mehr sah, steigerten sich seine religiösen Empfindungen zu so hohem Grade, daß er geradezu zum Visionär wurde.

Peter Ludwig, ein Sohn des Papstes Paul III, war ein Feind Benvenuto Cellinis. Dieser hatte vom Papste Clemens VII während der Belagerung der Engelsburg den Auftrag erhalten, die Edelsteine aus den päpstlichen Kronen zu brechen, damit sie besser verborgen werden könnten. Peter Ludwig brachte nun dem Papste Paul III die Ueberzeugung bei, daß Cellini damals verschiedene dieser Edelsteine sich angeeignet habe. Das verwandelte die anfängliche Zuneigung dieses Papstes zu dem Künstler in heftige Erbitterung. Cellini wurde verhaftet und auf die Engelsburg gebracht. Aus dem leidlichen Gefängnis, in welchem er anfänglich gehalten wurde, entfloh er, wobei er ein Bein brach. Nachdem ihn der Papst wieder in seine Gewalt gebracht hatte, wurde er in ein finsteres, feuchtes Gewölbe eingesperrt, wo man ihn allem Anscheine nach verkommen lassen wollte. Hier nun wurden ihm, als er der Verzweiflung nahe war, verschiedene trostreiche Visionen zu teil. Auf die anhaltenden Bitten des Kardinals von Ferrara, der sich bei König Franz I von Frankreich einen Stein im Brett gewinnen wollte, indem er den berühmten Künstler nach Frankreich brachte, wurde Cellini endlich freigelassen. Jetzt wurde er aber auf seine im Kerker bewiesene Frömmigkeit so eingebildet, daß er in seiner Selbstbiographie allen Ernstes behauptet, er habe seitdem, zum Zeichen, daß Gott ihm alle seine Sünden vergeben habe, und daß seine Visionen wirkliche göttliche Offenbarungen gewesen, einen Heiligenschein. „Es ist mir ein Schein um das Haupt geblieben, den jedermann sehen konnte, ob ich ihn gleich nur wenigen gezeigt habe. Diesen Schein sieht man des Morgens über meinem Schatten, wenn die Sonne aufgeht, und etwa zwei Stunden danach. Am besten sieht man ihn, wenn ein leichter Tau auf dem Grase liegt, imgleichen abends bei Sonnenuntergang. Ich bemerkte ihn in Frankreich, in Paris, weil die Luft in jener Gegend viel reiner von Nebeln ist, so daß mun den Schein viel deutlicher sah uls in Italien, wo die Nebel viel häufiger sind. Jadessen sehe ich ihn überall und immer und kann ihn auch andern zeigen, nur nicht so gut wie in jenen Gegenden." Man sieht, Bescheidenheit war gerade nicht der Hauptfehler unseres Helden.

Die Blumenlese aus der Selbstbiographie haben wir gegeben, weil uns ihr am klarsten in die Augen springt, welche Gunst Cellini bei den Großen, denen er diente, genoß, und wie außerordentlich hoch sie ihn als Künstler schätzten. Er hätte sonst nicht im 71. Jahre, fast bis zu Ende in ungeschwächter Thätigkeit, ja, in den florentinischen Adelsstand erhoben, friedlich in seinem Bette sterben können.

Sein Leben pendelte in der Hauptsache, freiwillig und gezwungen, zwischen Florenz, seiner Geburtsstadt, und Rom hin und her, die Jahre, welche er im Dienste Franz I in Frankreich zubrachte, ausgenommen. Seine Geburt fiel in eine Zeit, da aus Florenz eine ganze Reihe großer bildender Künstler hervorgegangen war und dort ein reiches Kunstleben blühte. Namentlich Michelangelo und Lionardo da Vinci haben schon früh auf ihn eingewirkt. Er beschäftigte sich aber auch selbständig mit der Antike, z. B. in den Trümmern der römischen Kaiserpaläste; ebenso studierte er den menschlichen Körper am lebendigen Modell und an dem Knochengerüste. Aus der Zeit, da er als Goldschmied thätig war, ist namentlich ein goldenes Salzfaß, das er Franz I nach Frankreich mitbrachte, und das sich jetzt in Wien befindet, seiner außerordentlichen Schönheit halber berühmt. Viele kostbare Juwelierarbeiten, deren Urheber mit Bestimmtheit nicht angegeben werden können, werden ihm zugeschrieben. In Paris schuf er überlebensgroße silberne Götterstatuen und das berühmte Modell zu einem als Schmuck für das Schloßportal von Fontainebleau bestimmten Relief, eine Nymphe darstellend. Dasselbe ist jetzt im Louvre. Auch eine überlebensgroße Büste Julias Cäsars, nach einem kleinen antiken Modell gefertigt, fällt in diese Zeit. Hinzu gesellt sich in Florenz später sein noch vorhandener Perseus, sowie eine Bronzebüste Cosimos I in reich verziertem Harnisch u. a., als letztes Werk ein Christus in Lebensgröße aus weißem Marmor am schwarzen Kreuze. Das Kunstwerk befindet sich jetzt angeblich im Escurial. Cellinis Geschmack zeigt eine Neigung zum Barock, zu etwas gewagten Stellungen und zu Uebertreibung der Muskulatur. Die Vorzüge seiner Arbeiten überwiegen aber weit diese Mängel.

Von Papst Clemens VII war er auch als Musiker (Flötist) bei dessen Kapelle angestellt.

Mit 58 Jahren trat Cellini in den geistlichen Stand, verließ ihn aber nach zwei Jahren schon wieder, um, wie schon erwähnt, als Sechzigjähriger noch zu heiraten. Er hinterließ einen Sohn und zwei Töchter. Nur bis kurz ins 17. Jahrhundert hinein reicht aber die Kenntnis von seinen Nachkommen. Cellinis Geschlecht, das nach seiner Meinung von einem Hauptmann Julius Cäsars abstammte, scheint längst gänzlich erloschen zu sein.

Blätter und Blüten.

Das Königin Luisen-Denkmal in Tilsit. (Zu der Abbildung S. 721.) Seit den Schlachtentagen von Jena, Auerstädt und Pr.-Eylau war dem deutschen Volke in der Königin Luise sein wahrer Genius erstanden, welcher es tröstete in den Zeiten schmachvoller Erniedrigung. Und als die Königin 1807 mit ihrer Familie vor den Franzosen nach Memel hatte flüchten müssen, begleiteten sie die Segenswünsche von Millionen trauender Herzen. Denn aber, als sie nach Tilsit kam, um hier am 6. Juli desselben Jahres in der denkwürdigen Unterredung mit Napoleon dem preußischen Staate wenigstens die Fortdauer seines Namens und seiner Selbständigkeit zu retten, da waren die Augen ganz Deutschlands und aller Welt auf die mutige Frau und große Patriotin gerichtet. Zum Gedächtnis dessen hat nun das Volk Ostpreußens in Tilsit ein Denkmal errichtet, das am 22. September in Gegenwart des Kaisers feierlich enthüllt wurde. Ganz aus carrarischem Marmor, erhebt es sich im schönen Stadtpark von Jakobsruhe. In wundervoller Anmut tritt uns die Gestalt der unvergeßlichen Frau, wie wir alle sie aus bildlicher und schriftlicher Ueberlieferung kennen und ins Herz geschlossen haben, hier wieder entgegen. Ihr liebliches Haupt wird von einem Diadem geschmückt, und gekleidet ist sie in das hochgegürtete, ausgeschnittene Empiregewand, das sie so unvergleichlich zierte. Es hat denn Professor Gustav Eberlein in Berlin ein Meisterwerk geschaffen, welches die sichtbare Erinnerung an die Königin Luise, als an ein edles Vorbild aller deutschen Frauen, bis in die fernsten Zeiten tragen wird.

Flaschenposten im Dienste der Wissenschaft. Während die Flaschenposten in früheren Zeiten wohl nur dann in Anwendung kamen, wenn Schiffe sich in höchster Gefahr befanden und deren Bemannung angesichts des drohenden Unterganges auf diesem Wege eine letzte Nachricht den Ueberlebenden zu übermitteln suchte, werden dieselben seit einer Reihe von Jahren auch zu wissenschaftlichen Zwecken verwendet. Es handelt sich hierbei um die genaue Erkundung der großen Strömungen des Weltmeeres nach ihrem Betrage, vor allem also des Golfstromes, der Strömungen bei Japan und im tropischen Stillen Ocean. Den Vereinigten Staaten von Nordamerika gebührt das Verdienst, die in wissenschaftlicher Stelle erfolgte Anregung planmäßig und praktisch in die That umgesetzt zu haben. Seit 1895 ist dort das Auswerfen von Flaschen seitens der Regierung organisiert und der Ueberwachung des Marineamtes unterstellt. Die Schiffskapitäne werden mit Formularen versehen, welche in sieben Sprachen folgende Rubriken aufweisen: „Angabe über die Meeresströmungen, Name des Schiffes, Name des Kapitäns, Tag der Aussendung, Name dessen, der die Flasche auffischt, Tag und Ort der Wiederauffindung." Der Kapitän füllt nun im Laufe der Fahrt die ersten vier Rubriken aus, birgt das Formular in der Flasche, versiegelt diese sorgfältig und wirft sie in das Meer. Der erste, der sie wieder auffischt, füllt sie geschlossen und das Formular nach Ausfüllung der beiden letzten Rubriken an das Marineamt in Washington oder an das nächste amerikanische Konsulat einsenden. Im letzten Jahre wurden im Atlantischen Ocean einhundertundvier, im Stillen sechzehn und im Indischen zwei Flaschenposten ausgeschickt und nach Washington befördert. Verschieden wie die Fahrdauer der einzelnen Posten sind auch die Längen der Strecken, welche sie zurücklegen. So wurde eine am 13. September 1895 zwischen Neufundland und Island ausgeworfene Flasche erst am 22. Mai 1898 auf einer Sandbank der Bahama-Inseln eingetroffen; sie hatte mit der geringen Geschwindigkeit von 8 Kilometern pro Tag 4560 Kilometer zurückgelegt. Eine andere, welche am 7. Mai 1900 bei der Ozeanumsegelung dem Meere übergeben wurde, konnte schon nach sechs Tagen 191 Seemeilen nordwestlich gefunden werden. Sie war mit einer Schnelligkeit von täglich 50 Kilometern getrieben worden und hat die schnellste Flaschenfahrt gemacht, welche bisher zur Beobachtung kam. — An der von der Regierung der Vereinigten Staaten ausgehenden Organisation sind etwa 3000 Kapitäne — darunter auch 154 Deutsche — beteiligt. —z.

Ein Löwenstandbild im Kaiserlichen Garten zu Peking. (Mit Abbildung.) Kein Volk verehrt so viel Götter als die Chinesen. Alle mythologischen Formen, die in der Geschichte der Aegypter, Griechen, Römer, Chaldäer und Indier eine Rolle spielten, sind bei ihnen vorhanden. Sie haben himmlische, irdische und unterirdische, Berg-, Thal-, Fluß-, Meer- und andere Götter. Und da bei ihnen die Kunst der Plastik und der Bronzeguß schon vor der Baukunst heimisch waren, so ist der unerschöpfliche Reichthum an Götzenstatuen aus Gold, Silber, Stein, Holz, Thon sehr erklärlich. Die Phantasie der Chinesen ergeht sich aber gern in riesigen, fratzenhaften Formen. Davon zeugen die fünfzig bis achtzig Fuß hohen Standbilder des Riesen Briareus mit seinen hundert Armen, sowie der Schutzgöttin Pud-su, die nicht selten vier nach den Himmelsrichtungen gestellte Köpfe mit pyramidalischen Gruppen kleinerer Köpfe darüber und vierzig bis fünfzig Arme mit einer Anzahl daraus hervorsprießender kleinerer Arme aufweist. Das sogenannte Tao-tie, ein gräßlich-fabelhaftes Ungeheuer, gehört schon in die nicht minder beliebte Gattung von allerhand Fabeltieren, wie Drachen, Einhörner, Phönixe, Schildkröten, Schlangen, Tiger und Löwen, welche aus Erz, zuweilen auch aus Porzellan, meistens aber aus Stein in riesigen Maßen und schreckhafter Gestaltung gebildet werden. Religiöse Andeutung genießen dieselben wohl kaum; eher mögen sie Sinnbilder der Natur, zuweilen auch dem Andenken bedeutender Persönlichkeiten geweiht sein.

Ein Löwenstandbild im Kaiserlichen Garten zu Peking.

Unsere Abbildung zeigt einen solchen Riesenlöwen aus dem Kaiserlichen Garten in Peking, der ja außer einer Anzahl von Palästen und Pagoden in der Pracht seiner göttlichen Künste auch eine reiche Fülle von Denksäulen, Tier- und Götterstandbildern beherbergt.

Ein Fest Berliner Mieter. (Zu dem Bilde auf S. 725.) Wie reich und mannigfaltig an Gegensätzen ist doch das Leben in einer modernen Millionenstadt! Vielgestaltig wogt es hinund herum in ewig flutender Bewegung durch die Straßen und immer auf der Hetzjagd nach Erwerb und — Glück. Kaum scheint es noch Zeit und Raum zu haben für fröhliches Kinderlachen und harmlos heiteres Spiel der Jugend. Aber dennoch ist diese nicht tot! Sie flüchtete sich nur hinter die Häusermauern und in die Höfe der Mietskasernen: hier pflegt die Kinderwelt an schönen Sommer- und Frühlingsnachmittagen ihre frohen Feste zu feiern. Solch ein Fest, das für jung und alt im Hause stets ein Ereignis bildet, ist natürlich schwer vorbereitet. Quer über von Fensterkreuz zu Fensterkreuz schwingen sich Kranzgewinde mit Papierlaternen. Schon am Nachmittag, nachdem der Hof geschmückt und mit Tischen, Stühlen und Bänken ringsum für die Gäste besetzt worden ist, beginnt das Fest mit Kaffeetrinken und Kuchenessen. Dann aber wird Platz im Hof geschafft. Der Leiermann, der schon die Tafelmusik geliefert, spielt den Reigen zum Tanze auf. Hei, wie sie sich lustig zu Paaren im Wirbel drehn! Wie die Augen leuchten und die Stimmen silberhell lachen und jauchzen! Von den Fenstern ringsum, die besetzt sind von den Eltern, Verwandten und Hausgenossen, regnet's Tüten mit Süßigkeiten. Ist das nun ein Haschen und Greifen, ein Tanzen und Purzeln, ein vielstimmiges Schreien und Lärmen! Und dann wieder ein Tanzen und Springen. Wenn es dunkel geworden ist und die Lampions im Lichterglanz strahlen, folgt der Umzug mit den Fackeln und das übliche Wurstessen. Den Schluß aber bildet wieder ein jauchzendes Getanze, bis Schlafensmüdigkeit dem Jubel der Kleinen ein Ende macht . . . Also sind die köstlichen „Hoffeste" der Berliner Mieterkinder!

Der Totenkopffalter (Sphinx Atropos). In den Artikeln über den Totenkopfschmetterling (vgl. „Gartenlaube", Jahrgang 1889 und Jahrgang 1896) wurde Anregung zur Veröffentlichung von weiteren Forschungen über dieses interessante Insekt gegeben. Mit Bezug darauf teilen wir die nachfolgende Beobachtung mit:

In den fünfziger Jahren, während meines Aufenthalts an der Westküste von Holstein, brachte mir, der ich ein eifriger Falter- und Schmetterlingssammler war, eines Tages im Laufe des Sommers unser Knecht eine 11 cm lange Raupe, wie sie mir bis dahin noch nie zu Gesicht gekommen war, die ich aber an der Hand eines naturgeschichtlichen Werkes alsbald als die Raupe des größten europäischen Dämmerungsfalters, nämlich des Totenkopfschmetterlings, bestimmen konnte. Gefunden war diese Raupe auf einem Stücke Kartoffellandes. Um ihr Gelegenheit zu geben, sich zu verpuppen, nahm ich ein gewöhnliches Wasserglas, füllte dieses bis zur Hälfte mit Erde, setzte die Raupe schnell hinein und verschloß das Glas mit einem darüber gebundenen Stück Papier, welches ich, um dem Tiere genügende Luft zuzuführen, an verschiedenen Stellen durchlöcherte. Nach einiger Zeit kroch die Raupe in die Erde, kam wieder zum Vorschein, verkroch sich wieder, und so ging es eine Zeitlang fort, bis sie endlich in der Erde liegen blieb. Nach den Erfahrungen, welche man gewöhnlich mit den Raupen macht, nahm ich an, daß das Tier sich nun verpuppen und daß der Schmetterling, der von den Naturforschern bezeugten Eigenschaft dieser Species entsprechend, entweder nach Verlauf von drei bis vier Wochen aus der Puppe hervorkriechen oder daß die Puppe, wie es bei den meisten zur Herbstzeit sich verpuppenden Raupen der Fall ist, überwintern und der Falter erst im nächsten Jahre zum Vorschein kommen werde. Indessen war der Verlauf ganz anders. Der Schmetterling erschien im Laufe des Jahres nicht und die Raupe hatte sich auch im Frühjahr des kommenden Jahres noch nicht verpuppt, sondern war eines schönen Tages wieder aus ihrem Winterquartier hervorgekommen, so daß ich schon die Hoffnung auf eine Verpuppung aufgab und auf die Vermutung kam, daß die Raupe wahrscheinlich nicht zur völligen Entwicklung gelangt sei. Indessen kroch das Tier wieder in seine Erdhöhle hinein, und nun ging die Verpuppung vor sich; im Laufe des Sommers erschien dann der Falter, ein sehr gutes Exemplar mit einer Flügelweite von 11 cm. Das Auffallende an diesen Beobachtungen ist die Thatsache, daß die Raupe erst im zweiten Sommer sich verpuppte. Es wäre interessant, zu erfahren, ob auch andere Naturfreunde eine gleiche Beobachtung an der Raupe dieses Falters schon gemacht haben. E. Möller.

Die Baumfälle in Norwegen. (Zu dem Bilde S. 737.) Molde, das von Kaiser Wilhelm II in den letzten Jahren öfters besuchte norwegische Städtchen, liegt am Endpunkte des Romsdales. Diesem großartigen Thal, das sich von dem Moldefjord zu der Nordwestküste hin erstreckt, hat der Künstler sein Gemälde entnommen. 3000 Fuß über dem Meeresspiegel entspringen die Zwillingsflüsse Laagen und Rauma, dieselben trennen sich sofort und fließen in verschiedenen Richtungen. Durch weichen Boden schlängelt sich seenbildend die Laagen, während die Rauma ungeduldig über den harten Berg hinwegeilt und sich in kühnen Sprüngen zum Meer hinunterstürzt, eine Reihe von Fällen bildend. Ihr entlang geht auch der Weg durch das Thal im Zickzack mit einem Gefälle von 1000 Fuß von einer Station zur anderen. In einer Höhe von 1800 Fuß stürzt sich die Verma herunter, um ihre Wasser mit denen der Rauma zu vereinen. Dabei bildet sie wohl 12 aufeinander folgende Fälle. Schäumend braust das Wasser von Absatz zu Absatz, nur aus der Ferne erscheint es als breites Silberband auf der dunklen Bergwand. Die norwegischen Flüsse, welche von dem westlichen Gebirgsteil ausgehen und sich in das Atlantische Meer oder die Nordsee ergießen, können selbstverständlich nur kurz sein. Wegen des steilen Falles der Bergrücken bedecken sie wesentlich aus einer Reihe kleinerer oder größerer Fälle. Wasserreichtum und Mannigfaltigkeit zeichnet die norwegischen Fälle aus. In unberührter Wildheit ragen tiefdunkle Tannenwälder, ein aromatischer Nadelduft entströmt denselben und alles vereinigt sich zu Bildern von überwältigender Wirkung. E. Gjelsvik.

Die flauneske Zibethkatze. (Zu dem Bilde S. 744.) Der Berliner Zoologische Garten verdankt dem leider vor einigen Monaten der Cholera in Bangkok zum Opfer gefallenen Generaldirektor der siamesischen Eisenbahnen, Baurat Bethge, eine größere Anzahl von Säugetieren aus dem westlichen Siam. Es sind wohl die ersten Zeugen für die Tierwelt dieses merkwürdigen Landes. In den Schriften über die geographische Verbreitung der Tiere pflegt man zu lesen, daß von Süd-Tenasserim an in Hinterindien die malayische Tierwelt an die Stelle der indischen tritt. Jetzt wissen wir, daß im westlichen Siam noch zahlreiche vorderindische Arten leben. Auch die Zibethkatze, welche sich in der Sendung befand und die von der Künstlerhand des Tierzeichners P. Neumann vortrefflich für die „Gartenlaube" dargestellt worden ist, gehört keineswegs zu der auf den Sundainseln heimischen Art, der Tangalungu, sondern ist sehr nahe verwandt mit der aus Vorderindien bekannten indischen Zibethkatze, welche die Zoologen mit dem Namen Viverra zibetha bezeichnen.

Die Zibethkatzen gehören zu den Schleichkatzen, die mit den echten Katzen sehr wenig zu thun haben und durch einen langen, spitzen Kopf sowie eine größere Anzahl von Zähnen im Gebiß sich von jenen unterscheiden. Die Gattung ist über Afrika und das tropische Asien verbreitet, war aber früher auch in Europa vertreten, wie die in diluvialen Ablagerungen gefundenen Reste beweisen. Die Zibethkatze

ist bräunlichweiß mit dunkelbraunen Querbinden und Flecken gezeichnet; auf jeder Seite der weißen Kehle verläuft ein schwarzes, breites Band. Der Schwanz ist dunkel geringelt, die Beine sind schwarzbraun. Diese Art lebt im dichten Busch, hält sich bei Tage im Gestrüpp oder hohem Grase verborgen und geht des Nachts ihrer Nahrung nach. Sie ist nicht wählerisch. Wo die Gelegenheit sich bietet, dringt sie raubend in die Hühnerställe ein, niedrig stehende Vogelnester plündert sie aus, stellt den Ratten und Mäusen nach, begnügt sich aber auch mit Eidechsen, Fröschen oder allerlei Insekten und besitzt eine große Fertigkeit, die Fische aus dem Wasser zu fangen. Im Klettern erweist sie sich nicht besonders geschickt, schwimmt aber vorzüglich. Obwohl sie selbst keine Höhlen gräbt, so benutzt sie doch solche, wo sie dieselben findet. Schon im Altertum wurde sie viel gejagt und in Käfigen gehalten wegen einer eigentümlichen Drüsenabsonderung, welche sich in einer am Hinterleibe befindlichen Tasche bildet. Diese unter dem Namen „Zibeth" bekannte Masse galt bis in das Mittelalter hinein für ein sehr wirksames Medikament und wird im Orient noch jetzt noch zur Bereitung von Pomaden und Wohlgerüchen vielfach gebraucht. Der Zibeth wird mit einem kleinen Löffel oder Bambusstäbchen aus der Aftertasche ausgedrückt, dann auf Blätter der Irripflanze (Piper malabaricum) ausgebreitet und von den daran befindlichen Haaren gesäubert. Alsdann wäscht man die Masse zunächst mit Meerwasser, dann mit Limonensaft aus, trocknet sie in der Sonne und hebt sie in Blei- oder Zinnbüchsen auf. Den besten Zibeth liefern die Tangalunga-Zibethkatzen der Malakka und die afrikanische Zibethkatze.

Siamesische Zibethkatze.
Nach der Natur gezeichnet von Paul Neumann

Mutschte.

Druidinnen beim heiligen Mistelfest. (Zu unserer Kunstbeilage.) Bei den keltischen Völkern im alten Gallien und Britannien spielte noch zur Zeit Cäsars und der Römerzüge der festgeschlossene Stand der Druiden und Druidinnen, das waren die Priester und Priesterinnen, eine hochbedeutsame Rolle. Sie besorgten die politischen Angelegenheiten ihres Volkes und den Dienst der Gottheit, mitsamt den privaten und öffentlichen Opfern an heiligen Orten. Auch sie bewahrten auch die religiöse Geheimlehre, legten sie aus und betrieben die Kunst der Weissagung, das Richteramt, die Heilkunde, Astronomie, Schwarzkunst und Magie. Ob sie eigens erbaute Tempel hatten, ist nicht sicher; aber sie versammelten sich an heiligen Stätten in Eichenhainen, in den Hohlen und auf den Bergen, von besonderen Feldgruppen eingefriedet, oder innerhalb selbst errichteter eigenartiger Steinwege. Ueberbleibsel sind noch jetzo häufig in England und Frankreich anzutreffen. Als die bedeutendsten erscheinen jene bei Carnac an der Südküste der Bretagne, wohin unser Bild führt und wo einst 4000 Obelisken von 4 bis 25 Fuß Höhe in 11 gleichlaufenden Reihen standen. Dort an den heiligen Opferstätten und Altären verrichteten die Druiden oder Druidinnen ihre religiösen Ceremonien. Ein weißes bei den Hohen nicht selten golddurchwirktes Gewand umwallte ihre Gestalt. Dazu kam der Schmuck von goldenen Halsketten, Armspangen und Fingerringen. Oberpriester und Oberpriesterinnen trugen noch als Zeichen ihrer Würde die Eichenkrone oder Federschmuck auf dem Haupte und ein Szepter oder einen Zauberstab in den Händen. Galt ihnen die Eiche mit allem, was sie besaß, als heiliger Baum, so trugen sie doch noch tiefere Verehrung der darin gewachsenen Mistel entgegen, die, nach altem Glauben, wie durch ein Wunder ohne Samen erzeugt wurde und auf der Eiche nur selten gedieh. Fand man sie aber dort, so wurde sie mit großer Feierlichkeit gehoben, was am sechsten Tage nach dem Januar- oder März-Neumond zu geschehen pflegte. Unter dem betreffenden Baume wurde geopfert, geschmaust und ein weißes Rinderpaar heimgeführt, das zum erstenmal gejocht war.

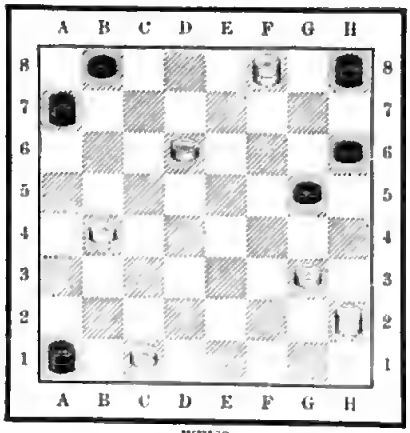
Der Oberpriester oder die Oberpriesterin bestieg den Baum, schnitt die Mistel mit goldenem sichelförmigen Messer ab und ließ sie in einem schneeweißen Manteltuche auffangen. Dann wurden die beiden Stiere unter Gebeten zu den Göttern, denen man jene als Opfer darbrachte, geschlachtet. Der Mistel schrieb man wunderbare Wirkungen zu. Sie heilte alle Krankheiten der Menschen und Tieren, weshalb sie auch die allen Heilende genannt wurde.

Allerlei Kurzweil.

Damespielaufgabe.

Von **A. Stadenow** in Berlin.

SCHWARZ



WEISS

Weiß zieht an und gewinnt.

Füllrätsel.

Ein Wort, als Blumenname bekannt,
Wahl auch als Name für Mädchen verwandt,
Ein berühmtes Musikstück gleich ergiebt,
Wenn an dritter Stelle nun u einschiebt.

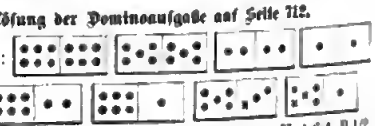
F. Müller-Saulfeld.

Rätsel.

Wohl euch, wenn ihr mich habt in reicher Fülle,
Wenn Festigkeit sich biegt in schöner Hülle.
Ein andrer Kopf: ich leicht von dannen gleite,
Vertauscht casa neu': fährt' ich euch in die Weite.
Ich schließ' und öffne, wenn mit H geschrieben,
Und habe manchem schon den Schlaf vertrieben.
Ein andres Zeichen: Dichterruhm mich krönt,
Mit L ein Fluß, des Loblied oft ertönt.
Und nach einmal getauscht den ersten Laut:
Nehmt ihr süß Wahrheit mich, habt ihr auf Sand gebaut'

Th. Biedermann.

Auflösung der Dominoaufgabe auf Seite 712.



Der Gang der Partie war: I. A 4/4, B 4/5, C 5/6; II. A 6/4, B 4/2, C 2/3; III. A 3/4, B —, C 4/1; IV. A 1/0, B 0/0, C 6/3; V. A 3/0, B 0/3, C 5/2; VI. A 2/0, B —, C —; VII. A 0/0, B —, C —; VIII. A 0/4 (= 9).

Auflösung des Ringrätsels auf Seite 712.

Hermes. — 1. Reinhold, 2. Hermelin, 3. Material, 4. Neumond, 5. Magnolia, 6. Evanston, 7. Sardelle.

Auflösung des Kryptogramms „Der Rhein" auf Seite 712.

Nun liest die Buchstaben dem Wasserlaufe nach, so daß man beim N am Bodensee anfängt und die Buchstaben der Nebensätze, ebenfalls von der Quelle aus anfangend, an ihrer Stelle einfügt:

Nur am Rhein da möcht' ich leben,
Nur am Rhein begraben sein!

Auflösung des Füllrätsels auf Seite 712. Radieschen, (Nachen, Ries).

Auflösung des Rätsels auf Seite 712. Kopf, Zopf.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 23, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Generalleutnant Heinrich Freiherr v. Malsberg, der Generaladjutant des verstorbenen Königs Karl von Württemberg, beging am 2. Oktober sein fünfzigjähriges Militärdienstjubiläum. Als einer der letzten nachweisbaren Blutsverwandten Johann Gutenbergs ist Freiherr v. Malsberg am 19. Februar 1832 in Ulm geboren. Am 2. Oktober 1848 trat er in die württembergische „Offizier-Bildungsanstalt" ein und wurde am 20. September 1852 zum Offizier im Artillerieregiment ernannt. Als Hauptmann machte er den deutsch-österreichischen Feldzug mit und nahm 1870 mit der von ihm geführten 2. Batterie der württembergischen Festungsartillerie an einer Reihe von Gefechten und Schlachten hervorragenden Anteil. Seit dem 19. April 1886 war Freiherr v. Malsberg mit den Funktionen des Generaladjutanten des Königs betraut. Am 13. September vorigen Jahres erfolgte seine Ernennung zum General der Artillerie.

General Freiherr v. Malsberg.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Th. Andersen in Stuttgart.

General Porfirio Diaz,
Präsident von Mexiko.

Porfirio Diaz, der berühmte mexikanische General, ist durch einstimmige Wiederwahl zum sechstenmal auf den Stuhl eines Präsidenten seines Heimatlandes berufen worden. Diaz wurde am 15. September 1830 zu Oaxaca, der Hauptstadt des südmexikanischen Staates gleichen Namens geboren. Schon mit 17 Jahren focht er gegen die Vereinigten Staaten und stand seitdem unausgesetzt im Dienst der republikanischen Parteikämpfe seines Vaterlandes. Als politischer Gegner des Kaisers Maximilian betrieb er dessen Sturz und führte schließlich einen der Heerhaufen des Präsidenten Juarez gegen die Hauptstadt. Nachdem er den kaiserlichen General Marquez bei Puebla geschlagen und die Stadt am 2. April 1867 erstürmt hatte, zog er vor Mexiko, das sich ihm nach zweimonatiger Belagerung auf die Nachricht von der am 19. Juni vollzogenen Erschießung des Kaisers am 20. Juni ergab. Nach Juarez' Tode 1872 suchte Diaz durch einen Militäraufstand die Präsidentschaft zu erlangen, mußte sich jedoch dem Präsidenten Lerdo de Tejada unterwerfen. 1873 erwählte man ihn zum Präsidenten des Obersten Gerichtshofs von Mexiko. Diese Wahl wurde aber seitens des Kongresses nicht anerkannt, worauf Diaz nach den Vereinigten Staaten von Amerika ging. Als indessen Iglesias 1876 einen Militäraufstand gegen Lerdo de Tejada erregte, kehrte Diaz zurück, besiegte letzteren am 12. November und übernahm nunmehr die Leitung der Staatsverwaltung, die er 1880 an General Manuel Gonzalez abtrat. Am 1. Dezember 1884 wurde er abermals zum Präsidenten gewählt. Als solcher ist er seither nach jeder abgelaufenen Verwaltungsperiode immer wieder berufen worden, und so steht er jetzt zum sechstenmal an der Spitze der Regierung seines Landes, dem er stets den Frieden zu sichern verstanden hat.

Vom Eisenbahnunglück in Heidelberg.
Nach einer photographischen Aufnahme von Ed. Schultze in Heidelberg.

Das Eisenbahnunglück in Heidelberg, das sich am 7. Oktober abends gegen 7 Uhr ereignet hat, ist eine der entsetzlichsten Katastrophen, welche auf dem Gebiete des Verkehrswesens sich in letzter Zeit vollzogen. Ein von Jagstfeld kommender Personenzug war vor dem Karlsthor, also fast inmitten der Stadt, auf einen dort wartenden Lokalzug aufgefahren. Der Anprall war so furchtbar, daß der hinterste Wagen des angerannten Zuges, wie unsere Bilder zeigen, total zersplittert und der zweitletzte auf den vorausgehenden zur Hälfte hinaufgeschoben wurde. Die Folgen waren furchtbar.

Schmerzgeschrei und Wimmern drang zwischen den drei letzten Wagen hervor, deren Passagiere, zumeist Einwohner von Heidelberg und Mannheim, in grauenerregender Weise eingeklemmt und verstümmelt lagen.

Vom Eisenbahnunglück in Heidelberg.
Nach einer photographischen Aufnahme von Ed. Schultze in Heidelberg.

Digitized by Google

Professor Herman Grimm.
Nach einer Aufnahme von Hofphotogr. J. Baruch in Berlin.

Vier Reisende wurden als Leichen hervorgezogen und 71, darunter 35 Schwerverletzte, kamen zum Verbinden oder zu ständiger Behandlung ins Akademische Krankenhaus. Leider sind auch dort noch einige von den Schwerverletzten ihren furchtbaren Wunden erlegen. Schuld an dem Unglück trug die irrtümliche Freigabe des Geleises durch einen jungen Stationsbeamten.

Herman Grimm, der ausgezeichnete Kunstschriftsteller und Goetheforscher, dessen Erkrankung die zahllosen Verehrer des hervorragenden Gelehrten in jüngster Zeit mit banger Sorge erfüllte, ist wieder genesen und gedenkt seine Vorlesungen an der Universität Berlin wieder aufzunehmen. Herman Grimm wurde als Sohn des berühmten Germanisten Wilhelm Grimm am 6. Januar 1828 in Kassel geboren, studierte 1846 bis 1849 in Berlin und Bonn und ist seit 1873 Professor für Kunstgeschichte an der Berliner Universität. Von seinen Werken seien vor allen sein „Leben Michelangelos" und seine Vorlesungen über Goethe genannt. Möge der geistvolle Gelehrte noch durch viele Jahre in rüstiger Gesundheit zum Segen seiner Hörer als Hochschullehrer wirken!

Das „Theodorhaus" zu Eppenhain im Taunus.

Das „Theodorhaus" zu Eppenhain im Taunus. Von dem bewaldeten Höhenzuge des Taunus eng umfaßt und gegen rauhe Winde geschützt, liegt das Dörfchen Eppenhain, das in jüngster Zeit mit Vorliebe von Sommerfrischlern und Touristen besucht wird. Dort, inmitten von grünendem Laubwalde, erhebt sich auch das „Theodorhaus", das wir unseren Lesern im Bilde zeigen.

Dasselbe ist das Werk der Baronin Theodora v. Knoop und des Stadtrat Professor Fritz Kalle und wurde zu dem Zwecke gestiftet, hilfsbedürftigen Arbeiterinnen eine mehrwöchige, unentgeltliche Erholung zur Kräftigung, beziehungsweise Wiederherstellung ihrer Gesundheit zu gewähren. Seinen Namen führt das Haus nach dem früh verstorbenen Sohne der Stifterin.

Das Wohngebäude, das schon im Jahre 1894 seinem Zwecke übergeben wurde, hat, außer einer großen Küche, Baderaum u. s. w., einen geräumigen Speisesaal und acht schöne, sonnige Schlafzimmer, mit je zwei Betten. Das Hauswesen führt die „Hausmutter" unter wechselndem Beistand der arbeitsfähigen Mädchen.

Anmeldungen sind unter Beifügung eines ärztlichen Zeugnisses über die Erholungsnotwendigkeit der Gesuchsstellerin und Bescheinigung der Mittellosigkeit derselben, an Herrn Professor Kalle in Wiesbaden zu richten, und dieser entscheidet über die Aufnahme. Die in der Regel vierwöchige Verpflegung ist ganz frei, sogar die Reisekosten werden aus der Kasse des Hauses bestritten. — Bei täglich fünf nach Beschaffenheit und Menge wohlberechneten Mahlzeiten, unter dem Einflusse reinster Gebirgsluft, geselliger Unterhaltung und Sorglosigkeit gedeihen die Pfleglinge ganz erstaunlich. A. G.

Peter Mayr, der als Mitkämpfer und Schicksalsgenosse Andreas Hofers berühmt gewordene „Wirt an der Mahr", hat nun, wie jener, ein Denkmal erhalten, das am 30. September in Bozen enthüllt wurde. Peter Mayr hatte schon am 25. und 29. Mai 1809 in der Schlacht am Iselberge Wunder von Tapferkeit verrichtet. Am 4. und 5. August desselben Jahres führte er nun 3000 Tiroler Schützen gegen eine mehr als zehnfache feindliche Uebermacht, deren zumeist aus Sachsen bestehende Vorhut durch die von den Höhen herabgeschleuderten Steine fast vollständig vernichtet wurde. Nachdem in Fernheitsache seines Kameraden verloren war, entschloß er sich, gleich dem Sandwirt Andreas Hofer, auch er, dem er am 30. Februar 1810, am selben Tage und auch vor nämlichen Grunde, wie jener zu Mantua, in Bozen erschossen wurde. Das ihm soeben dargebrachte Denkmal zeigt ihn unter einem Torbogen, mit einem Kranze geschmückten Tornister und Gewehr, das die Gefangennahme des tapferen Führers verhindern durch die Franzosen zur Tatsache bringt. Unter dem Relief ist eine Inschrift mit bezüglichem Texte angebracht.

Das Peter Mayr-Denkmal in Bozen.
Nach einer photogr. Aufnahme von Richard Mahr in Bozen.

Die Bachausbehe in der Münchener Vorstadt Au.
Nach einer photographischen Aufnahme von Martin Böhl in München.

Der deutsche Ehinhandel. Ueber die Bedeutung des deutschen Handels mit China und gegenwärtig viel geschrieben und gesprochen, da dürften einige Angaben aus der „streikenden" Statistik auch heute

Leserkreise interessieren, die sanft an vielen Zahlen keinen Gefallen finden. Für das Jahr 1898 ist dieser Teil der Reichsstatistik genau ausgearbeitet, und da können wir erfahren, welche Waren wir nach China geschickt haben und was uns dafür das Reich der Mitte geliefert hat.

In dem genannten Jahre betrug der Gesamtwert der deutschen Einfuhr nach China 39,7 Millionen Mark. Wie verteilte sich diese Summe auf einzelne Waren? In erster Linie sind Dampfschiffe und Eisen zu nennen; wir lieferten diese nach China in dem stattlichen Wert von 14 Millionen Mark. Gleich an zweiter Stelle finden wir die Erzeugnisse unserer hochentwickelten Farbenindustrie, denn China hat von uns Anilin- und andere Teerfarbstoffe im Werte von 5,4 Millionen Mark bezogen. Ueberraschend groß wird vielen auch die Menge deutscher Nähnadeln und Nähmaschinennadeln erscheinen, welche nach China gegangen ist, ihr Wert betrug im Jahre 1898 nicht weniger als 3,5 Millionen Mark. Baumwollene Waren aller Art stehen in der Statistik mit 4,8 Millionen Mark, baumwollene dagegen nur mit 800 000 Mark verzeichnet. Der Handel mit Materialien für Kriegszwecke erscheint nicht sehr bedeutend, Patronen, Artilleriezündungen u. s. w sind mit 1,5 Millionen, Gewehre mit 1,4 Millionen und Schießpulver mit 0,5 Millionen Mark eingetragen. Deutsches Bier in Flaschen fand aber in China reichlichen Absatz; der Wert dieses Ausfuhrartikels betrug im Jahre 1898 in runder Summe 1,1 Million Mark. König Gambrinus macht auch in Ostasien Eroberungen, denn die Ausfuhr von deutschem Bier betrug noch in den Jahren 1881 bis 1885 nur 58 000 Mark. Maschinen sind in der deutschen Ausfuhr nach China in dem Jahre 1898 nur mit 700 000 Mark an Wert vertreten.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Hauptwaren, die uns das Reich der Mitte in derselben Zeit geliefert hat. Es gab uns Gold in Barren für 17,8 Millionen Mark. Unter den Waren steht der Thee natürlich obenan im Wert von 3 Millionen Mark. Chinesische Seide wird in Deutschland vielfach verarbeitet und erfreut sich zunehmender Beliebtheit; China lieferte uns 1898 ungefärbte Rohseide für 1,1 Millionen und Seidenabfälle für 0,4 Millionen Mark. Rindshäute sind mit 2,4, Galläpfel mit 2,1, Borsten mit 2,0 und Kampfer mit 1,1 Millionen Mark gebucht. Viele der Reiherfedern, welche die Hüte unserer Damen schmücken, sind chinesischen Ursprungs; denn China lieferte uns in einem Jahre Reiherfedern im Werte von 0,5 Millionen Mark. Ebenso stark war der Umsatz in Bambus- und Pfefferrohr und in Zimmetblüte und Zimmetcassia. Aber wie wenige haben es sich in Deutschland träumen lassen, daß sie in chinesischen Federbetten schlafen! Und die Zahl dieser Schläfer muß nicht gering sein. Rohe Bettfedern sind nächst dem Thee der wichtigste Ausfuhrartikel aus China nach Deutschland; schon im Jahre 1889 überstieg der Wert dieser Ausfuhr eine Million Mark und im Jahre 1898 lieferte uns China Bettfedern für 2 830 000 Mark. Einen Nachteil hat uns das nicht gebracht. Der deutsche Michel hat längst gelernt, auch im Gebiete des Welthandels und der Weltpolitik rechtzeitig aufzustehen.

Ein Haustransport zu Wasser.

Die Bachauskehr im Auer Mühlbach. Die alle Jahre einmal zu Ende des Sommers stattfindende Bachauskehr im Auer Mühlbach zu München bildet ein wahres Fest für die Jugend der Vorstadt Au.

Sobald der Wasserzufluß abgesperrt und der Wasserstand bis auf das äußerste Minimum gesunken ist, kletteen die Buben, das Beinkleid bis über das Knie emporgeschoben, teils barfüßig, teils mit alten Schuhen zum Schutz gegen Glassplitter bekleidet, hinab in den tiefen Grund, ausgerüstet mit Stöcken, Schaufeln, Hacken, Kordchen, Säckchen u. s. w., und es beginnt die Suche nach Schätzen, welche das nasse Element im Verlaufe von Jahren in sich aufgenommen und in seinem Grund geborgen hat. Der eine füllt sein Körbchen mit alten Eisennägeln, Eisenbeschlägen und Metallteilen jeder Art und eilt dann zum Händler, welcher ihm den gefundenen Schatz abkauft. Ein anderer sucht in dem mit der Schaufel heraufgeholten Kies und Schlamm nue nach Geldmünzen, wobei er sich brüstet, daß er zu Hause eine Sammlung von schon 82 verschiedenen Münzen aus dem Auer Mühlbach habe. Ein dritter hat bald eine ganze Sammlung von Kücheneinrichtungsgegenständen vom kleinsten Emailtiegel bis zum größten Suppentopf. Wieder ein anderer hält triumphierend in einem dieser Gefäße einen Aal, den er im Schlamm gefangen hat. Ein weiterer hat sich einen Säbel erobert, und man merkt sehr bald, daß nicht jeder von diesen Jungen das Gleiche sucht. Der eine trachtet nach Verdienst, der andere sucht Raritäten und der dritte strebt nur nach Vergnügen. Aus Brettern werden Flöße konstruiert, und es beginnt die Flußfahrt. Einer hat sich sogar einen ganz bequemen erhöhten Sitz

Schleswig-holsteinische Veteranen bei der Friedrichstadter Gedenkfeier.
Nach einer Aufnahme von John Thiele in Hamburg.

auf seinem Floß festgenagelt und rudert mit selbstgefertigtem, zweischaufligem Ruder. So geht das Treiben, das gerade in die Schulferien fällt, durch acht Tage. Generationen haben dieses Vergnügen genossen, aber in nicht allzuferner Zeit wird man sich davon nur noch erzählen. Immer mehr verschwinden diese Ueberreste alter Zeiten. Ungesehen und verborgen wird einst der Auer Mühlbach unter hohen Häuserpalästen dahingleiten, und die zukünftige Jugend wird gar nicht ahnen, was da unten seiner Zeit für Vergnügen, Heizenslust und Freude geherrscht hat.

Der Haustransport zu Wasser ist eine ungewöhnliche, jedoch einfache Art der Fortschaffung von Gebäuden, die in Amerika in der Regel bei der Ueberwindung größerer Entfernungen und entsprechender Schiffsgelegenheit angewendet wird. So ließ unlängst ein Dr. W. A. Edwards sein Wohnhaus nebst Scheune von San Diego (Kalifornien) über die Bai anderthalb Meilen weit fortschaffen. Die Gebäude wurden ans Meeresufer gebracht, von da auf die in unserer Abbildung sichtbaren Flöße geschoben und sodann bei Hochwasser langsam ihrem Bestimmungsort zugestoßt. Derartige Transporte können selbstredend nur bei Windstille und ruhigem Seegang ohne Unfall bewerkstelligt werden; gewöhnlich wählt man dafür die frühe Morgenzeit.

Das Denkmal für Carl Fr. Vollertsen in Tönning.
Nach einer photographischen Aufnahme von Carl Wulff in Tönning.

Die Verteilung des Kabelnetzes der Erde. Das erste deutsche transatlantische Kabel, über das die „Gartenlaube" ihren Lesern im laufenden Jahrgang bereits berichtet hat, ist glücklich gelegt worden. Es ist damit ein neuer bedeutungsvoller Schritt zur Wahrnehmung und Förderung deutscher Seeinteressen gethan worden. Wie steht aber auf diesem Gebiete noch zu thun ist, beweist ein Ueberblick der Verteilung des Kabelnetzes der Erde. In dem soeben erschienenen zweiten Bande des „Jahrbuchs für Deutschlands Seeinteressen" von Nauticus (Berlin, E. S. Mittler und Sohn) findet sich eine solche Statistik des Kabelnetzes der Erde, welche den Denkschrift des Reichsmarineamtes über die Steigerung der Seeinteressen von 1896 bis 1898 entnommen ist. Laut derselben betrug die Linienlänge aller Kabel 308 800 km. In deutschem Besitz befanden sich aber nur 5820 km oder 1,88% der Gesamtheit. Wie erdrückend sind dagegen die Machtmittel Englands auf diesem Gebiete des Verkehrs! Es verfügten nach jener Statistik Großbritannien über Kabel mit einer Linienlänge von 181 680 km, Britisch-Indien über 3820 km, Britisch-Amerika über 1700 km, Australien und Neuseeland über 640 km. Beachten wir noch ferner, daß die sämtlichen Kabel der Englisch-Amerikanischen Telegraphengesellschaft mit einer Linienlänge von 22 740 km verzeichnet sind, so ersehen wir, daß nicht weniger als zwei Drittel des Kabelnetzes der Erde unter englischem Einflusse stehen. Den zweiten Platz nach England nehmen die Vereinigten Staaten von Nordamerika ein, die über 34 005 km Kabellinien, das heißt 11,10% der Gesamtheit verfügen; fast ebenso groß sind die französischen Linien: 31 205 km oder 10,10% der Gesamtheit. Bei allen diesen Staaten ist ein reges Bestreben vorhanden, ihre Kabel zu vermehren, da darf auch Deutschland nicht ruhen, bis es ein seinen wachsenden Seeinteressen entsprechendes Kabelnetz gelegt hat.

Die fünfzigjährige Gedenkfeier der Beschießung von Friedrichstadt, welche dort am 29. und 30. September abgehalten wurde, hatte gegen fünfhundert ehemalige Mitkämpfer aus ganz Schleswig-Holstein in dem freundlichen Städtchen versammelt. In den Tagen des 29. September bis 4. Oktober 1850 war Friedrichstadt, wo sich die Dänen hinter starken Verschanzungen hielten, von 3600 Truppen der schleswig-holsteinischen Armee unter General Willisen umzingelt und beschossen worden. Die Stadt zu erobern, war aber trotz einer fruchtbaren Kanonade und trotz aller mit Todesverachtung unternommenen Sturmangriffe, die sich besonders auf die Bastmühlenschanze am heftigsten abspielten, nicht möglich gewesen. Der Kampf hatte 700 Mann gekostet, die zum größten Teil tot auf dem Platze geblieben waren. — Der erste Festtag der Erinnerungsfeier wurde eingeleitet durch einen Zug der erschienenen Veteranen, unter denen noch gar manche ihre alten Uniformen trugen, nach dem Kirchhofe in Koldenbüttel, wo 75 schleswig-holsteinische und 24 dänische Krieger ruhen. Unsere Abbildung zeigt einige von den Veteranen in ihren alten Uniformen vor dem Grabdenkmale der gefallenen Dänen. Ein großes Bankett, verbunden mit patriotischen Ansprachen, Theateraufführungen und musikalischen Vorträgen beschloß den Tag. Am andern Vormittage versammelten sich die Veteranen, nach einem Festgottesdienst in den Kirchen, auf dem Stadtfelde zu einem Appell. Nachmittags fand der aus vier Abteilungen zusammengesetzte Festzug statt, in welchem besonders die Kämpfer von 1848 bis 1851 in den Uniformen ihrer Truppenteile, sowie die beiden prächtigen Festwagen „Schleswig-Holstein" und „Germania" das Hauptinteresse auf sich lenkten. Der Zug bewegte sich zunächst nach dem schönen Denkmal auf dem Stadtfelde, sodann nach der Borkmühlenschanze, wo den hier Gefallenen ebenfalls ein Monument errichtet worden ist. An beiden Stätten wurden von einstigen Mitkämpfern, nämlich dem Leutnant a. D. Direktor Richard Goj, Wandsbeck, und Pastor Harder, Hemmingstedt, welcher am 4. Oktober 1850 als Fahnenträger seine Fahne auf der Borkmühlenschanze aufpflanzte, weihevolle Gedenkreden gehalten.

Erinnerungsdenkmal für einen schleswig-holsteinischen Freiheitskämpfer. In Tönning, der Kreisstadt des Kreises Eiderstedt in Schleswig-Holstein wurde am 29. September zur Erinnerung an den Freiheitskämpfer Landtagsabgeordneten Vollertsen von Frelenwillen in Angeln, der hier vor 50 Jahren den Heldentod starb, ein Denkmal enthüllt. Vollertsen war bei Ausbruch des Krieges mit seinen beiden Söhnen in die schleswig-holsteinische Armee getreten. Bei einem Versuche der Schleswig-Holsteiner, die Dänen, welche sich bei Tönning festgesetzt hatten, von Dithmarschen aus anzugreifen, traf ihn die Todeskugel. Seine Leiche nahmen die Kameraden damals bei ihrem Rückzuge mit sich über die Eider. In Lunden wurde sie beigesetzt. An der Stelle aber, wo der 60jährige Kämpfer seinen Geist aushauchte, erhebt sich nun der Denkstein, welcher in fernste Zeiten von dem wackren Manne melden soll, der hier für seine Ueberzeugung sein Leben ließ.

Der neue königliche Marstall in Berlin.
Nach einer photographischen Aufnahme von Otto Hasselkompf in Potsdam.

Der neue königliche Marstall an der Breitestraße zu Berlin ist unlängst in einigen Teilen seiner Bestimmung übergeben worden. Derselbe schließt außer dem Hauptgebäude am Schloßplatz, welches unsere Abbildung zeigt, ein Beamten- und ein Reitbahnhaus nebst den Stallungen in sich ein. Letztere werden noch ihrer Fertigstellung in zwei Etagen 264 Stände für gesunde und einen Krankenstall mit 24 Ständen für kranke Pferde aufweisen. Der erste der beiden durch das Beamtenhaus getrennten Höfe ist mit einem Glasdach überdeckt. Die Reitbahnen sind einen Stock hoch gelegen. Für den Kutscher und die Kutscherin werden zwei Reitbahn dienen, die von einander durch eine leicht zu entfernende Zwischenwand getrennt sind.

Ein neues Mädchenheim errichtet der Evangelische Diakonieverein (Direktor Pfarrer D. Dr. Zimmer in Berlin-Zehlendorf) in Gummersbach in der Rheinprovinz. In diesem Heim finden junge Mädchen von 14 Jahren an Aufnahme, die sich durch Arbeit in einer Wollspinnerei ihren Unterhalt verdienen, und welche die Genossenschaft in jeder Beziehung schützt, denen sie z. B. durch Vertrag und gerichtlich festgelegte Sicherstellung die Bürgschaft dafür gewährt, daß sie ihre Arbeit nicht aussetzen, daß der Arbeitslohn nicht herabgesetzt wird, und daß sie nach 6 Jahren Arbeitszeit mindestens 1000 Mark sein erspart haben können. In den Abendstunden erhalten die Mädchen Unterricht in allen Zweigen der Hauswirtschaft, so daß sie in einigen Jahren alles gelernt haben können, was sie als Hausfrauen und Mütter gebrauchen.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 23, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Graf Bernhard v. Bülow, der bisherige Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, ist als Nachfolger des wegen seines vorgerückten Alters aus dem Staatsdienste tretenden Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst zum Reichskanzler ernannt worden. Die hohe Auszeichnung, welche für den Grafen Bülow in dieser Ernennung liegt, wird alle jene, welche das zielsichere und diplomatische Wirken desselben gerade gelegentlich der ostasiatischen Wirren verfolgten, mit Genugthuung erfüllen. Der in verhältnismäßig noch jugendlichem Alter stehende neue Reichskanzler wurde am 3. Mai 1849 zu Klein-Flottbek in Schleswig-Holstein geboren und durchmaß, nachdem er 1874 in den Auswärtigen Reichsdienst getreten war, die Stufenleiter der Aemter bis zur höchsten Stelle im Reichsdienste mit ganz außerordentlicher Schnelligkeit. Nach Beschäftigung für das Auswärtige Amt in Athen, Paris, Petersburg und Bukarest, wurde er 1894 Botschafter am Quirinal und im Juni 1897 Staatssekretär des Auswärtigen Amtes. Möge Graf Bülow, den rege persönliche Beziehungen mit dem Fürsten Bismarck bis zu dessen Tode verbanden, und dessen diplomatischer Thätigkeit man einen Zug von Bismarcks Schule nachrühmt, sein neues Amt zu Ehren und Ruhm des Deutschen Reiches stets verwalten!

Reichskanzler Graf Bernhard v. Bülow.

Die feierliche Grundsteinlegung für das Reichs-Limesmuseum, das auf dem Plateau des alten Römerkastells Saalburg bei Homburg v. d. H. erstehen soll und wohl bald eine hervorragende Sammlung interessanter Funde aus der Römerzeit umfassen dürfte, wurde am 11. Oktober in Gegenwart des Kaisers festlich begangen. Schon der verstorbene Kaiser Friedrich III. hatte lebhaftes Interesse an den Ausgrabungen auf der Stätte des alten Castrum auf dem hohen Taunus genommen. Nun ist dieses Glied in der gewaltigen Kette von Römerfesten, welche die Legionen als Verschanzungslinie (limes germanicus) in Süd- und Westdeutschland um das Reich des Cäsar Augustus legten, zum Teile aus dem Trümmerhaufen seines Verfalles wieder erstanden. Der Doppelgraben vor dem durch Jahrhunderte grasüberwucherten Walle ist wieder ausgehoben, den alten Vorbildern nachgeahmte, zinnengekrönte Mauern erheben sich wieder auf dessen Höhe, und wie ehemals schließt die Porta decumana, das Thor der Rückfront, den Eingang zu der Burg auf der Seite von Homburg her wieder ab.

Die Porta decumana der Saalburg bei Homburg v. d. H.
Nach einer photographischen Aufnahme von Peter Weber in Mainz.

Vor diesem mächtigen Thore, das unsere erste Abbildung wiedergiebt, erhebt sich das überlebensgroße Standbild des römischen Kaisers Antonius Pius, der von 138 bis 161 nach Chr. regierte. Gefundene Bruchstücke ließen darauf schließen, daß auch das Thor des römischen Kastells von der Statue dieses Kaisers bewacht war, und wurden der Anlaß zur Aufstellung dieses neuen, von dem Berliner Bildhauer Götz ausgeführten Standbildes. Inmitten des weiten Innenraumes der Burg, an der Stelle, auf welcher einst das Prätorium — das Statthaltergebäude — stand, wird sich das aus Reichsmitteln errichtete Limesmuseum erheben. Die Feierlichkeit der Grundsteinlegung erhielt dadurch ein besonders eigenartiges Gepräge, daß man durch Nachahmung altrömischer Sitten und Kleidung die Stätte des Festes mit Bildern aus längst vergangenen Tagen zu beleben suchte. Tubenbläser in antiken Gewändern begrüßten das Kaiserpaar bei seiner Ankunft, und der „Präfekt", der Oberbefehlshaber, richtete an den Kaiser bei der Eingangspforte eine lateinische Rede. Durch ein langes Spalier römischer Krieger schritten die Gäste dann in den Hof, in welchem ein aus 200 Sängern bestehender Chor sie mit Gesang empfing und Opferaltäre brannten. Im Hintergrunde war das alte Sacellum — ein viereckiger Tempelbau — errichtet, welcher im Giebelfelde die Inschrift „In honorem domus divinae" („Zu Ehren des göttlichen Hauses") trug. Nun sprach der „Legat", der Statthalter, einen Prolog; Herr v. Lucanus verlas die von Theodor Mommsen verfaßte lateinische Urkunde, welche nebst einer solchen in deutscher Sprache dem Grundsteine einverleibt werden sollte. Der Kaiser unterzeichnete die Dokumente, und nachdem diese in dem Grundsteine verwahrt worden waren, hielt er eine kurze deutsche Ansprache. Unsere zweite Abbildung hat diesen Teil der Feier festgehalten, welche mit einem Schlußchor ihr Ende fand.

Der Kyffhäuserbund der deutschen Landeskriegerverbände, welcher zum erstenmal nach seiner Gründung am 10. und 11. September einen Vertretertag auf dem Kyffhäuser abhielt, umfaßt zur Zeit etwa 22 000 Vereine mit nahezu zwei Millionen Mitgliedern. Er ist ein nach den Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs eingetragener Verein. Mitglieder sind die einzelnen Landeskriegerverbände, die ihrerseits sämtlich unter dem Protektorat ihrer Landesherren oder der

Grundsteinlegung für das Reichs-Limesmuseum auf der Saalburg bei Homburg v. d. H.
Nach einer photographischen Aufnahme von Ottomar Anschütz in Berlin.

Senate der Freien Städte stehen und die ihre getrennte selbständige Verwaltung haben. Zu den Vertretertagen des Bundes entsendet jeder Landesverband so viele Delegierte, als seiner Landesregierung im Bundesrate des Deutschen Reiches Stimmen zukommen. Satzungsmäßiger Vorsitzender ist der jeweilige Vorsitzende des Preußischen Landesverbandes. In dieser Eigenschaft fungierte auf dem vorhin erwähnten ersten Verbandstage der um das deutsche Kriegervereinswesen hochverdiente General der Infanterie z. D. v. Spitz, während der Ehrenpräsident des Württembergischen Kriegerbundes, Prinz Hermann von Sachsen-Weimar, das Ehrenpräsidium führte. Dem Bundesvorstand gehören ferner gegenwärtig zwei Preußen, ein Bayer und ein Sachse an. Dazu tritt noch ein Rechnungsausschuß, welcher jetzt aus einem Württemberger als Obmann und je einem Preußen und einem Badenser als Mitgliedern besteht.

Damenturnier des IV. Niederelbischen Schachbundes in Hamburg.
Nach einer photographischen Aufnahme von A. Kruckenberg in Hamburg.

General Alfred Bonaventura v. Rauch, der ehemalige Generaladjutant Kaiser Wilhelms I., ist in Berlin am 25. Dezember gestorben. Alfred v. Rauch wurde am 1. April 1824 zu Potsdam geboren und trat 1842 als Leutnant in die preußische Armee. 1864 nahm er als Oberstleutnant im Hauptquartier des Generalfeldmarschalls von Wrangel an der Beschießung von Friedericia, sowie an der Erstürmung der Düppeler Schanzen teil und erhielt gleich darauf die Kommandeurstelle beim Kürassierregiment Nr. 6. Dasselbe führte er auch in dem Feldzug von 1866. Den Krieg gegen Frankreich machte er als Generalmajor und Kommandeur der 17. Kavalleriebrigade mit, und zeichnete sich hierbei in verschiedenen Schlachten und Treffen aus. Nachdem v. Rauch 1883 als General der Kavallerie vorübergehend seinen Abschied genommen hatte, wurde er 1884 zum Generaladjutanten ernannt und als Präses der Generalordenskommission im aktiven Heere ernannt. Seit Juli 1894 war er auf seinen Antrag wieder zur Disposition gestellt.

General v. Rauch †.
Nach einer photographischen Aufnahme von Carl Hermann in Berlin.

Ein Damen-Schachturnier. Unter den interessanten Partien, welche gelegentlich des Bundesturnieres des IV. Niederelbischen Schachbundes in Hamburg jüngst gespielt wurden, fielen vor allem die Damenturniere auf. Für die deutsche Schachwelt bedeuten diese auch hinsichtlich ihres Verlaufes durchaus beachtenswerten Spiele insofern ein Ereignis, als sie die ersten öffentlich in Deutschland unter Damen ausgetragenen Schachpartien sind. Dem Hamburger Schachverein, welcher ein silbernes Kaffeeservice als Siegespreis hatte anbieten lassen, gebührt das Verdienst, die Anregung zu den Damenturnieren gegeben zu haben. Als Siegerin ging aus dem Kampfe Fräulein Brillow-Altona — die Dame rechts auf unserer Abbildung — hervor. Ihr Spiel wird als kräftig, sicher und unbefangen gerühmt. Die beiden anderen Damen, Fräulein Westhoff — auf unserem Bilde links — und Fräulein Paulin — in der Mitte unseres Bildes — haben sich an dem Turniere gleichfalls in rühmlicher Weise beteiligt.

General z. D. v. Spitz.
Vorsitzender des Deutschen Kriegerbundes.

Für Hausfrauenfleiss.

Geklöppelter Einsatz. Derselbe kann zu feiner Bettwäsche, Unterröcken, Schürzen u. s. w. verwendet werden und ist gewiß eine überaus reizvolle Verzierung für diese Gegenstände.

Der Einsatz ist mit Faden Nr. 50 und mit 22 Klöppelpaaren gearbeitet. Er wird links begonnen und zunächst mit dem 2. u. 3. Klöppl. Dpplschl. gemacht, zwischen beide P. Rdl. in 1; 2. und 1. P. Dpplschl., 1. P. zuvor 2mal drehen, Dpplschl., 1. P. zurücklegen, 2. und 3. P. Dpplschl., 3. und 4. P. Lchschl., beide P. zuvor 2mal drehen, Rdl. in 2 (siehe Löcherschlag in der vorigen Nummer unseres Blattes), 4. und 5. P. Lchschl., beide P. zuvor 2mal drehen, Rdl. in 3, 5. und 6. P. Lchschl., beide P. zuvor 2mal drehen, Rdl. in 4, beide P. zurücklegen. 2. und 3. P. Dpplschl., zwischen beide P. Rdl. in 5, 2. und 1. P. Dpplschl., 1. P. zuvor 2mal drehen, 2. und 3. P. Dpplschl., * 3. und 4. P. Lchschl., beide P. zuvor 2mal drehen, Rdl. in 6, 4. und 5. P. Lchschl., beide P. zuvor 2mal drehen, Rdl. in 7, 5. P. hängen lassen. 2. und 3. P. Dpplschl., zwischen beide P. Rdl. in 8, 2. und 1. P. Dpplschl., 1. P. zuvor 2mal drehen, 1. P. zurücklegen, 2. und 3. P. Dpplschl., 3. und 4. P. Lchschl., Rdl. in 9, beide P. zuvor 2mal drehen, 2. und 3. P. Dpplschl., zwischen beide P. Rdl. in 10, 1. und 2. P. Dpplschl., 1 P. zuvor 2mol drehen, 1 P. zurücklegen, 2. und 3. P. Dpplschl., beide P. zurücklegen.

9 und 8., 8 und 7. P. Hlbschl. (Reihschlag), 7. und 6. P. Lchschl., 6. P. zuvor 2mal drehen, Rdl. in 11, 7. und 8. P. Hlbschl., 8. und 9. P. Lchschl., Rdl. in 12, 9. P. zurücklegen (zur Spinne), 8. und 7., 7. und 6. P. Hlbschl., 6. und 5. P. Lchschl., 5. P. zuvor 2mal drehen, Rdl. in 13, 6. und 7. P. Hlbschl., 7. und 8. P. Lchschl., Rdl. in 14, 8. P. zurücklegen (zur Spinne), 7. und 6., 6. und 5. P. Hlbschl., 5. und 4. P. Lchschl., 4 P. zuvor 2mol drehen. Rdl. in 15, 5. und 6. P. Hlbschl., 6. und 7. P. Lchschl., Rdl. in 16, 6. und 5., 5. und 4. P. Hlbschl., 4. und 3. P. Lchschl., Rdl. in 17, 3. und 2. P. Dpplschl., zwischen beide P. Rdl. in 18, 2. und 1. P. Dpplschl., 1 P. zuvor 2mol drehen, 1 P. zurücklegen, 2. und 3. P. Dpplschl., 4. und 5. P. Lchschl., Rdl. in 19, 5. und 6., 6. und 7. P. Hlbschl., beide P. zurücklegen.

Nun geben wir an die Spinne. Hierzu mit 9. und 10. P. Lnschl., beide P. zuvor 2mal drehen, 10. und 11. P. Lnschl., 11. P. zuvor 2mal drehen, beide P. zurücklegen, 8. und 9. P. Lnschl., 8. P. zuvor 2mol drehen, 9. und 10. P. Lnschl., Rdl. in 20, 10. und 11. P. Lnschl., 11. P. zurücklegen, 8. und 9., 9. und 10. P. Lnschl. Damit wäre die Spinne beendet, und es wird am Hlbschl. weiter gearbeitet.

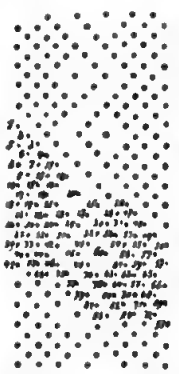
Das 8. P., das aus der Spinne kommt, 2mal drehen, mit diesem und dem 7. P. Lchschl., Rdl. in 21, 7. und 6. P. Hlbschl., 6. und 5. P. Lchschl., Rdl. in 22, 6. und 7., 7. und 8. P. Hlbschl., 8. und 9. P., das von der Spinne kommt und zuvor 2mal gedreht wird, Lchschl., Rdl. in 23, 8. und 7. P. Hlbschl., 7. und 6. P. Lchschl., Rdl. in 24, 7. und 8., 8. und 9. P. Hlbschl., beide P. zurücklegen.

11. und 12. P. Lnschl., 11. P., das von der Spinne kommt, zuvor 2mal drehen, zwischen beide P. Rdl. in 25, mit denselben P. Lnschl., 11. P. zurücklegen, 12. und 13., 13. und 14., 14. und 15., 15. und 16., 16. und 17. P. Lnschl., zwischen die beiden letzten P. Rdl. in 26 und mit den beiden letzten P. nochmals einen Lnschl., 17. P. zurücklegen, 16. und 15., 15. und 14., 14. und 13., 13. und 12., 12. und 11., 11. und 10. P. Lnschl., 10. P., das von der Spinne kommt, zuvor 2mal drehen, zwischen beide P. Rdl. in 27, 11. und 12., 12. und 13., 13. und 14., 14. und 15., 15. und 16. P. Lnschl., zwischen die beiden letzten P. Rdl. in 28, mit den beiden letzten P. Lnschl., 16. P. zurücklegen, 15. und 14. P. Lnschl., 15. P. zurücklegen, 14. und 13., 13. und 12., 12. und 11., 11. und 10., 10. und 9. P. Lnschl., 9. P. zuvor einmal drehen, zwischen die beiden letzten P. Rdl. in 29, mit diesen P. nochmals einen Lnschl., 9. P. zurücklegen, 10. und 11., 11. und 12., 12. und 13., 13. und 14. P. Lnschl., zwischen die beiden letzten P. Rdl. in 30, mit denselben P. einen Lnschl., 14 P. zurücklegen, 13. und 12., 12. und 11., 11. und 10., 10. und 9., 9. und 8., 8. und 7. P. Lnschl., 7. und 8. P. ist vom Hlbschl. der einmal gedreht, zwischen die beiden letzten P. Rdl. in 31, mit diesen beiden P. Lnschl., 8. und 9., 9. und 10., 10. und 11., 11. und 12., 12. und 13. P. Lnschl., zwischen die beiden letzten P. Rdl. in 32, mit denselben P. Lnschl., 13. P. zurücklegen (zur Sonne), 12. und 11., 11. und 10., 10. und 9., 9. und 8., 8. und 7. P. Lnschl.

Nun wird der Lchschl. auf der linken Seite des Einsatzes gemacht. 3 und 4. P. Lchschl., 4. P. zuvor 2mol drehen, Rdl. in 33, mit dem 4 und 5. P. Lchschl., beide P. zuvor 2mal drehen, Rdl. in 34, 5. und 6. P. Lchschl., beide P. zuvor 2mal drehen, Rdl. in 35, beide P. zurücklegen, 3. und 2. P. Dpplschl., zwischen beide P. Rdl. in 36, 2. und 1. P. Dpplschl., 1. P. zuvor 2mal drehen, 1. P. zurücklegen, 2. und 3. P. Dpplschl., 3. und 4. P. Lchschl., 4. P. zuvor 2mol drehen, Rdl. in 37, 4. und 5. P. Lchschl., beide P. zuvor 2mal drehen, Rdl. in 38, 3. und 2. P. Dpplschl., zwischen beide P. Rdl. in 39, 2. und 1. P. Dpplschl., 3. und 4. P. Lchschl., 4. P. zuvor 2mal drehen, Rdl. in 40, 3. und 2. P. Dpplschl., Rdl. in 41 zwischen die beiden letzten P., 2. und 1. P. Dpplschl., 1. P. zuvor 2mal drehen, 2. und 3. P. Dpplschl.

Wir arbeiten nun am Lnschl. weiter, 7. und 6. P. Lnschl., 6. P. zuvor 2mal drehen, zwischen beide P. Rdl. in 42, mit diesen beiden P. Lnschl., 7. und 8., 8. und 9., 9. und 10., 10. und 11., 11. und 12. P. Lnschl., zwischen die beiden letzten P. Rdl. in 43, mit diesen beiden P. einen Lnschl., 12. P. zurücklegen (zur Spinne), 11. und 10., 10. und 9., 9. und 8., 8. und 7., 7. und 6., 6. und 5. P. Lnschl., 5. P. zuvor 2mol drehen, zwischen die beiden letzten P. Rdl. in 44, mit diesen beiden P. Lnschl., 6. und 7., 7. und 8., 8. und 9., 9. und 10., 10. und 11. P. Lnschl., zwischen die beiden letzten P. Rdl. in 45, mit diesen beiden P. Lnschl., 10. und 9., 9. und 8., 8. und 7., 7. und 6. P. Lnschl., zwischen die beiden letzten P. Rdl. in 46, mit diesen beiden P. einen Lnschl., 6. P. zurücklegen, 7. und 8., 8. und 9., 9. und 10., 10. und 11. P. Lnschl.

Nun wird der Lchschl. auf der rechten Seite des Einsatzes gearbeitet. 17. und 18. P. Lchschl., beide P. zuvor 2mol drehen, Rdl. in 47, 18. und 19. P. Lchschl., beide P. zuvor 2mal drehen, Rdl. in 48, 19. und 20. P. Lchschl., 19. P. zuvor 2mal drehen, Rdl. in 49, 20. und 21. P. Dpplschl., zwischen die beiden letzten P. Rdl. in 50, 21. und 22. P. Dpplschl., 22. P. zuvor 2mol drehen, 21. und 20. P. Dpplschl., 14. und 15., 15. und 16. P. Hlbschl., 16. und 17. P. Lchschl., 17. P. zuvor 2mol drehen, Rdl. in 51, 16. und 15. P. Hlbschl., 15. und 14. P. Lchschl., Rdl. in 52, 14. P. zurücklegen (zur Sonne), 15. und 16., 16. und 17. P. Hlbschl., 17. und 18. P. Lchschl., 18. P. zuvor 2mal drehen, Rdl. in 53, 17. und 16. P. Hlbschl. 16. und 15. P. Lchschl., Rdl. in 54, 15. P. zurücklegen (zur Spinne), 16. und 17., 17. und 18. P. Hlbschl., 18. und 19. P. Lchschl., 19. P. zuvor 2mal drehen, Rdl. in 55, 18. und 17. P. Hlbschl., 17. und 16. P. Lchschl., Rdl. in 56, 17. und 18., 18. und 19. P. Hlbschl., 19. und 20. P. Lchschl., Rdl. in 57, 20. und 21. P. Dpplschl., zwischen beide P. Rdl. in 58, 21. und 22. P. Dpplschl., 22. P. zuvor 2mal drehen, 21. und 20. P. Dpplschl., 19. und 18. P. Lchschl., Rdl. in 59.



Klöppelviel zum Einsatz.

Jetzt beginnen wir die 2. Spinne: 14. und 13. P. Lnschl., beide P. zuvor 2mal drehen, 13. P. zurücklegen, 14. und 15. P. Lnschl., 15. P. zuvor 2mal drehen, Rdl. in 60, 12. und 13. P. Lnschl., 12. P. zuvor 2mol drehen, 13. und 14., 14. und 15. P. Lnschl., 12. und 13., 13. und 14. P. Lnschl., damit schließt die Spinne.

Wir arbeiten an den Hlbschl. auf der rechten Seite weiter. 18. und 17., 17. und 16. P. Hlbschl., 16. und 15. P. Lchschl., das 15. P., das von der Spinne kommt, zuvor 2mal drehen, Rdl. in 61, 16. und 17. P. Hlbschl., 17. und 18. P. Lchschl., Rdl. in 62, 18. P. zurücklegen, 17. und 16., 16. und 15. P. Hlbschl., 15. und 14. P. Lchschl., 14. P., das von der Spinne kommt, zuvor 2mal drehen, Rdl. in 63, 15. und 16. P. Hlbschl., 16. und 17. P. Lchschl., Rdl. in 64, 17. P. zurücklegen, 16. und 15., 15. und 14. P. Hlbschl.

Dann wird der Lchschl. auf der rechten Seite weiter gearbeitet. 20. und 19. P. Lchschl., 19. P. zuvor 2mal drehen, Rdl. in 65, 20. und 21. P. Dpplschl., zwischen beide P. Rdl. in 66, 21. und 22. P. Dpplschl., 22 P. zuvor 2mal drehen, 21. und 20. P. Dpplschl., 19. und 18. P. Lchschl., Rdl. in 67, beide P. zuvor 2mol drehen, 19. und 20. P. Lchschl., Rdl. in 68, 19. P. zuvor 2mal drehen, 20. und 21. P. Dpplschl., zwischen beide P. Rdl. in 69, 21. und 22. P. Dpplschl., 22. P. zuvor 2mal drehen, 21. und 20. P. Dpplschl., 17. und 18. P. Lchschl., beide P. zuvor 2mal drehen, Rdl. in 70, 18. und 19. P. Lchschl., beide P. zuvor 2mal drehen, Rdl. in 71, 19. und 20. P. Lchschl., 19. P. zuvor 2mol drehen, Rdl. in 72, 20. und 21. P. Dpplschl., zwischen beide P. Rdl. in 73, 21. und 22. P. Dpplschl., 22. P. zuvor 2mol drehen, 21. und 22. P. Dpplschl.

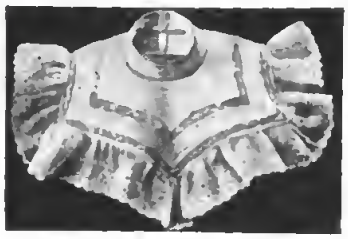
Nun wird am Lnschl. weiter gearbeitet. Das 12 P., das von der Spinne kommt, wird 2mal gedreht und mit diesem und dem 11. P. ein Lnschl. gemacht, zwischen beide P. Rdl. in 74, mit den beiden letzten P. Lnschl., 11. und 10., 10. und 9., 9. und 8., 8. und 7. P. Lnschl., zwischen die beiden letzten P. Rdl. in 75, mit diesen beiden P. nochmals Lnschl., 7. P. zurücklegen, 8. und 9. P. Lnschl., 8. P. zurücklegen, 9. und 10., 10. und 11., 11. und 12., 12. und 13. P. Lnschl., 13. P., das aus der Spinne kommt, zuvor 2mol drehen, zwischen die beiden letzten P. Rdl. in 76, mit diesen beiden P. wieder einen Lnschl., 12. und 11., 11. und 10., 10. und 9. P. Lnschl., zwischen die beiden letzten P. Rdl in 77, mit diesen beiden P. Lnschl., 10. und 11., 11. und 12., 12. und 13., 13. und 14. P. Lnschl., zwischen die beiden letzten P. Rdl. in 78, Lnschl. mit diesen beiden P., 13. und 12., 12. und 11., 11. und 10. P. Lnschl., Rdl. in 79 zwischen die beiden letzten P., mit diesen beiden P. nochmals Lnschl., 10. P. zurücklegen (zur Spinne), 11. und 12., 12. und 13., 13. und 14., 14. und 15., 15. und 16 P. Lnschl., zwischen die beiden letzten P. Rdl. in 80, mit diesen beiden P. Lnschl., 15. und 14., 14. und 13., 13. und 12., 12. und 11. P. Lnschl., zwischen die beiden letzten P. Rdl. in 81, mit diesen beiden P. Lnschl., 11. P. zurücklegen (zur Spinne), 12. und 13., 13. und 14., 14. und 15., 15. und 16., 16. und 17. P. Lnschl., 17. P. zuvor 2mal drehen, zwischen die beiden letzten P. Rdl. in 82, mit diesen beiden P. einen Lnschl., 17. P. zurücklegen; 16. und 15., 15. und 14., 14. und 13., 13. und 12 P. Lnschl., zwischen die beiden letzten P. Rdl. in 83, mit diesen beiden P. einen Lnschl., 13. und 14., 14. und 15., 15. und 16., 16. und 17., 17. und 18. P. Lnschl., 18. P. zuvor 2mal drehen, zwischen die beiden letzten P. Rdl. in 84, mit diesen beiden P. Lnschl., 18. P. zurücklegen, 17. und 16., 16. und 15., 15. und 14., 14. und 13., 13. und 12. P. Lnschl. — Vom Stern an wiederholen.

F. A. S. St.

Geklöppelter Einsatz.

Für Hausfrauenfleiss.

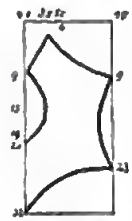
Kragen für zehnjährige Mädchen. Man schneidet den Kragen nach Schnitt zu, näht links die beiden Spitzeneinsätze auf, schneidet dann rechts den Stoff darunter heraus, biegt die schmalen Stofflanten um und steppt Wäschebörtchen auf. Am äußeren Rand wird ein 8 cm breiter gestickter Mullvolant kraus angenäht. Das Stehbündchen aus doppeltem Stoff begrenzen ebenfalls Wäschebörtchen. Knöpfe und Fadenschlingen dienen als Schluß.



Kragen für zehnjährige Mädchen.

Borte für Kinderkleider. Der einfache Streifen empfiehlt sich besonders für einfarbige Waschkleidchen und wird in Stielstich, Spann- und Hexenstich ausgeführt; die Punkte werden hoch gestickt. Auf grauen Leinenkleidchen sieht die Ausführung in Hell- und Dunkelblau und Rot sehr gut aus; auf Rot empfiehlt sich Blau und Weiß oder Gelb.

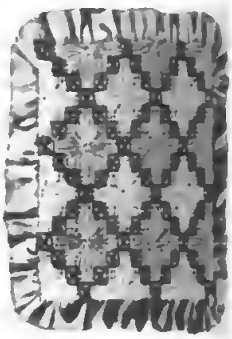
Vasen- oder Tablettdecke mit leichter Stickerei. Das wirkungsvolle Phantasiemuster des zierlichen Deckchens eignet sich auch für Toilettenoder sonstige kleine Kissen. Für den durchbrochenen Grund nimmt man weißen oder hellgetonten Filetcanevas, wie ihn der naturgroße Musterteil zeigt, oder auch feinen gewebten Filetnetz; der schönste Arbeitsfaden ist starke Kardanettseide, die sogenannte Sattlerseide, aber auch das glänzende drellierte, baumwollene „Siriusgarn" ist verwendbar. Mit Strichstich umrandete Kreuzstiche bilden in schrägen, sich überschneidenden Linien die Einteilung und sind je über 2 Löcher in der Höhe und 2 in der Breite auszuführen; die entstandenen Carreaus füllen sternförmige Figuren, deren an Filetguipüre erinnernde Ausführung der unfertige Teil auf dem naturgroßen Musterstück erklärt. Die mittelste Fadenkreuzung jeden Carreaus frei lassend, führt man den Arbeitsfaden für jeden der vier Strahlen, welche sie sich besonders fertig zu machen sind, um den nächsten Faden nach außen und 5 Fadenkreuzungen hohes, für den längsten inneren Stich um den gleichen Grundfaden; für die folgenden zwei Stiche nimmt man innen immer den gleichen Faden auf, außen jedoch, je einen Faden tiefer gehend, für den zweiten Stich 3 und für den dritten Stich 5 Fäden auf die Nadel; die Fäden müssen sich gleichmäßig nebeneinander legen; ein Rückstich um den inneren Faden schließt jeden der vier Strahlen ab. An dem 13 cm im Quadrat großen Modelldeckchen sind die Kreuzstiche stahlblau, die sternförmigen Figuren in zwei tachsfarbenen Tönen gestickt. Lachsfaebene indische Seide ergiebt in doppelter Lage das mit Flanelleintage versehene Futter und den 5½ cm breiten geraden Volant von 120 cm Weite.



Schnitt zum Kragen für zehnjährige Mädchen.

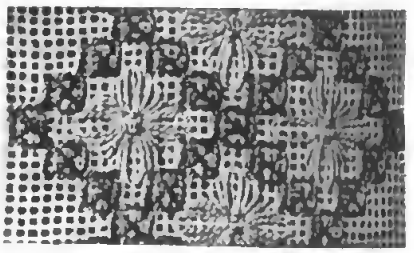
Ridicule, gehäkelt in Rippendessin mit einigen Abänderungen. Musterſatz: 9 dichte Maschen, 3 Maschen aus einer Masche gearbeitet, 9 dichte M., 2 M. übergehen. Material: 7 Lth. schwarzes und 4 Lth. altgold Strumpfgarn achtfach 30.

Die bei einfachster Herstellung sehr hübsch wirkende Arbeit wird auf einem Anschlag von 294 Maschen mit schwarzem Garn begonnen. In derselben Farbe wird die erste Tour nach dem gegebenen Musterfoh gearbeitet, so daß sich dieser, wenn die Luftmaschen des Anschlags aufgearbeitet sind, 14 mal wiederholt hat. * Die zweite Tour wird in derselben Weise mit derselben Farbe ausgeführt. Man wendet die Arbeit, ohne eine Luftm. zu machen, und arbeitet auf der linken Seite, stets das hintere Maschenglied fassend. Zu beachten ist hier, wie in allen übrigen Touren, daß immer in die mittlere der 3 dichten Maschen der vorhergegangenen Tour wieder 3 dichte Maschen kommen. Die dritte Tour wird, nachdem die Arbeit gewendet wurde, mit Altgold auf der rechten Seite ausgeführt und faßt wieder das hintere Maschenglied. Bei der vierten Tour wird die Arbeit zur Rundung geschlossen. Es wird mit Schwarz auf der rechten Seite weiter gearbeitet und das vordere Maschenglied gefaßt. Vom * an wird der Musterſatz wiederholt. — Es wird nun wie beschrieben weiter gearbeitet, so daß immer auf 2 Touren mit Schwarz eine solche in Altgold zu folgen hat, bis von letzterer Farbe 22 Touren erreicht sind, dann ist der dichte Teil fertig.



Vasen- oder Tablettdecke mit leichter Stickerei.

In derselben Aufeinanderfolge der Farben ist der obere lichte Teil ganz als geschlossene Arbeit auf der rechten Seite zu bearbeiten wie folgt: 1. Tour (schwarz) 5 Luftm., 2 M. übergehen *, 1 Stäbchen, 2 Lftm., 2 M. übergehen, 1 St., 2 Lftm., 2 M. übergehen, 1 St. durch 4 Lftm. getrennt, 2 Lftm., 2 M. übergehen, 1 St., 2 Lftm., 2 M. übergehen, 1 St., 2 Lftm., 2 M. übergehen. Vom * an wiederholen. Die folgenden Touren werden in derselben Weise gearbeitet, nur werden die Stäbchen in die Lftm. der unteren Tour eingehängt, worauf zu achten ist, daß die beiden Stäbchen, welche durch 4 Lftm. getrennt sind, in die 4 Lftm. der unteren Tour eingehängt werden. Wenn, wie in den folgenden Touren beginnend, 4 Touren in Altgold gehäkelt sind, dann schlingen 2 schwarze Touren die Arbeit. Bei der letzten derselben werden die Stäbchen durch Picots getrennt. Jeder Musterſatz enthält 7 Touren.



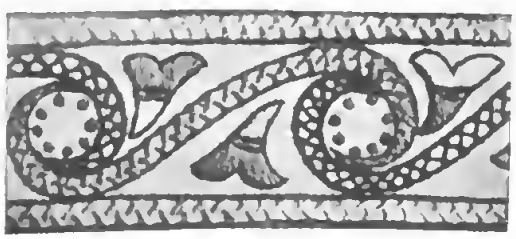
Leichte Stickerei zur Vasen- oder Tablettecke.

Wird der feitliche Schluß, sowie das Festketten des Garns bei jeder Tour mit Pünktlichkeit besorgt, so wirkt er nicht störend. Unter wird der Beutel mit den Maschen zusammengehäkelt.

Die an den Zackenspitzen angebrachten Bällchen werden über kleine Garnknäulchen wie folgt gearbeitet: 6 Lftm. werden zum Ring geschlossen, in denselben 20 Doppelstäbchen in Altgold eingehängt und zusammengefaßt; dann folgen 20 Doppelstabchen in Schwarz, von welchen aber immer je 2 eben zusammengearbeitet werden, die 10 M. große Rundung wird mit halbdichten M. umschlossen und das Bällchen nach 8 Lftm. der Zacke angeschlossen; 8 Lftm. zurückgehend wieder vollständig den kleine Schnur.

Oben werden in der letzten dichten Tour zum Durchziehen einer Schnur 14 schwarze Beinringchen angebracht. Ein leichtes schwarzes Futter kann den inneren dichten Teil bekleiden. F. A. S. St.

Ridicule, gehäkelt in Rippendessin.



Borte für Kinderkleidchen.

Allerlei Winke für jung und alt.

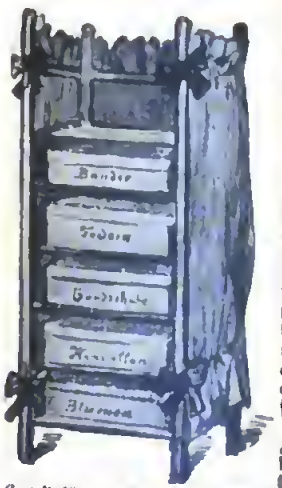
Neuen Büchermerkzeichen. Eifrigen Leserinnen sei dies höchst zierliche Büchermerkzeichen empfohlen, welches aus 4 bis 5 etwa 22 cm langen Streifen schmalen Seidenbandes besteht, deren obere Enden von einem elfenbeinernen oder metallenen Bügel zusammengehalten werden. Dieser Bügel kann ebensogut ganz einfach als reich in der Form sein; er hat den Zweck, das hineinrutschen der Bänder in das Buch zu hindern. Diese selbst werden, wenn aus heller einfarbiger Seide hergestellt, mit kleinen Malereien in Wasserfarbe verziert, nachdem der Stoff vorsichtig mit flüssigem, verdünntem Gummi überstrichen worden; auch Stickerei läßt sich natürlich anwenden. Die Bänder, welche länger sein müssen als das Buch, und deren untere, dreieckig zulaufende Enden mit goldenen Knöpfchen geschmückt sind, sollen in den Büchern die Stellen bezeichnen, welche man sich besonders einzuprägen oder anderen vorzulesen wünscht. H. R.

Neues Büchermerkzeichen.

Fächertasche für Ballfächer. Der aus etwa 8 bis 10 cm breitem Chinsband gefertigte Behälter ist den jungen Mädchen auf Bällen oder Gesellschaften gewiß sehr willkommen. Weißgrundiges Chinsband (im ganzen 81 cm lang) wird an den beiden Kanten fein mit der Maschine aufeinander gesteppt, die Ecken unten nach innen eingebogen und gegeneinander genäht. Oben wird das Band 5 cm breit umgeschlagen, schmaler Zugfaden genäht, mit zartgrünen Bändchen, welche als Träger dienen, durchgezogen, und mit flott geknüpften Schleifchen mit langen Enden, ebensolche auch zu beiden Seiten des Zugfadens, geziert. Für Konzerte und bei dunklen Toiletten wählt man für ältere Damen gern zum Kleide passende Farben, stattet die Behälter mit Spitzenauflagen u. dgl. aus. Für leicht zerdrechliche oder lostönre Fächer sind bei den meist engen Garderaben die zierlichen Sachen ein großer Schutz.

Fächertasche.

Unkraut- und staubfreie Wege im Hausgärtchen. Den größten Aerger verursacht uns ein mit Gras und Unkräutern aller Art bewachsener Weg. Und hat man solchen mit Mühe gereinigt aber mit Unkosten reinigen lassen, nicht Tage später ist der Weg wieder verunkrautet. In Gärten, deren Wege dagegen jährlich mit frischer Gerbelohe belegt werden — die über ein Jahr alte Lohe ist zu entfernen — findet man sehr selten ein Gräschen in den Wegen. Leider ist Lohe nicht überall zu haben, ferner lieben viele Gartenfreunde dieselbe ihres Geruches wegen nicht. Besser noch und leichter erhältlich als Lohe sind Sägespäne. Das Sägemehl wird auf die vom Unkraut sauber gereinigten Wege, die etwas gewölbt sein sollen, gebracht und mit einer Handwalze leicht angewalzt. Weist der Weg und Untergrund nur lehmigen Boden auf, so bringt man zuerst 1 bis 2 cm Lehm und dann etwas Kies auf. Nachdem diese Schicht angefeuchtet ist, wird sie schließlich mit Sägespänen belegt. Zuerst wird man nur eine 1 cm hohe Schicht auftragen, dieselbe walzen, dann anfeuchten und wieder walzen und zum Schlusse noch einmal 2 cm Sägemehl aufbringen und es gleichmäßig antwalzen. Solche Wege bleiben bei Regen trocken, bei Trockenheit staubfrei und bei großer Hitze kühl, sobald sie mit Wasser bespritzt werden. Wenn man unter Sägespänen helle Wege haben will, so wähle man keine Späne von Laubholz, da sie all eine mehr graue, schwärzliche Farbe annehmen, wodurch der Weg nicht so sauber und einladend aussieht.



Gestell für ein Ankleidezimmer.

Gestell für Putzsachen in einem Ankleidezimmer. Eine junge Putzmamsell, der es sehr schwer wurde, in den drei Schubladen ihrer Kammode die tausenderlei zum Anzuge nötigen Kleinigkeiten immer hübsch geordnet unterzubringen, ließ sich das hier abgebildete Gestell anfertigen, welches vielleicht manche ihrer Mitschwestern zur Nachahmung anregt. Es besteht höchst einfach aus Tannenholz und mißt 135 cm Höhe zu 55 cm Breite; die vier Eckleisten haben einen Durchmesser von 3 cm, und die 6 Brettchen, welche das Gestell in Fächer abteilen, sind 1 cm dick. Das Gestell ist von der Hand seiner Besitzerin durchweg mit blaugrüner englischer Lackfarbe angestrichen; in jedem Gesach steht eine geräumige Pappschachtel, welche mit Brandmalerei verziert ist und die eingebrannte Bezeichnung ihres Inhalts — „Bänder", „Handschuhe" u. s. f. — trägt. Ein ringsherum gezackter Vorhang von geblümtem Musselin vervollständigt das ebenso zierliche als billige Möbel.

Wäscheschrank. Unser alter Werkzeugschrank, bestehend aus drei gelbgestrichenen Kisten, hatte viele Jahre in einer dunklen Kammer ein ruhmloses Dasein geführt. Durch einen Umzug kam er ans Licht, auf den Vorplatz zu stehen, und nun that einige Verschönerung dringend not. Wir ließen vom Schreiner einen einfachen Unterbau mit Füßen und eine Art Bekrönung dazu machen, wodurch die Form im ganzen sehr gewann. Der Schrank erhielt einen Anstrich von gewöhnlicher hellrosagrüner Oelfarbe, und dann eine Dekoration von ölgemalten, in derbem Stil gehaltenen Blumen, wie man sie auf bäuerlichen Möbeln aus der Rokokozeit noch vielfach sieht. Die beiden unteren Felder sind fast ganz gefüllt mit Tulpensträußen in Vasen, die Zeichnung ist auf beiden Seiten im ganzen dieselbe, doch machen sich kleine Abänderungen in Zeichnung und Farbe viel besser als pedantische Wiederholung. Die Vasen sind dunkelblau gedacht, die Tulpen rot, violett und gelb gemischt, die Blätter kräftig grün. Die Verzierung auf dem Rand (siehe Einzelabbildung) sehr einfach, die Blätter durchweg in mittlerem grünen Ton, die Blumen alle gelblich. Die Mittelleisten sind leichter gefüllt; die Anordnung der Blumen ziemlich dieselbe auf beiden Seiten, Form und Farbe der Blumen verschieden, links weiß, rechts hellblau. Die obersten Felder sind nur mit sehr leichten, hängenden Sträußen und flatternden Schleifen und Bändern geschmückt.

Wäscheschrank.

Verwendbare Vorbilder für die einzelnen Blumen liefern die guten Rokoko-Porzellanmalereien, ferner die Vorlagen für Porzellanmalerei in diesem Stil. — Die Blumen werden kräftig deckend mit Oelfarbe gemalt und mit Kautschuk in brannviolettem Ton umgeben. Irgend ein durchsichtiger Lack, wie ihn die Tischler verwenden, kann, nachdem die Farben gut getrocknet sind, zum Schutz des Ganzen aufgetragen werden. J.

„Efeltron" heißt ein in der letzten Zeit mit großen wachsenden Erfolgen in den Handel gebrachtes Werkzeugmesser, das in der That als Universalinstrument bezeichnet werden darf. Dies Messer ist zunächst mit folgenden Werkzeugen fest verbunden: mit einer großen Klinge, einem starken Schraubenzieher, der auch als Metallsäge dient, einer Halbschlicht- und Schlichtfeile, einem langen schmalen Schraubenzieher, einer Drahtgarge und einem Metermaß und englischen Maß. Außerdem können an dem Messer mittels einer einfachen Mechanik noch 19 weitere Werkzeuge angebracht werden, die zusammen mit dem Ganzen in einem festen Lederetuischen Platz finden.

Bei alledem übertrifft dies neue Messer kaum ein gewöhnliches Taschenmesser an Gewicht und Größe. Das „Efeltron" findet namentlich in Techniker- und Ingenieurkreisen Verbreitung.

Detail zum Wäscheschrank.

Digitized by Google

Interessante Reiselektüre.

Jeden Bändchen im Umfang von ca. 7 Bogen 1 Mark.

Paul Heyse, **Der Schutzengel.** Illustriert von **E. Münch.**

Rudolph Stratz, **Samum.** Illustriert von **Chr. Speyer.**

Ludwig Fulda, **Die Hochzeitsreise nach Rom.** Illustriert von **Paul Rieth.**

A. Noël, **Didiers Brant.** Illustriert von **F. Hlavaty.**

Ernst Lenbach (Ernst Muellenbuch), **Auf der Sonnenseite.** Illustriert von **E. Reichert, A. Mandlick, R. Reinicke u. a.**

In den obigen Bändchen bieten wir eine Serie von Novellen hervorragender und beliebter Autoren dar, welche von Künstlerhand mit zahlreichen Text-Illustrationen und farbigen Umschlagbildern geschmückt, mit eleganter Ausstattung einen außergewöhnlich billigen Preis verbinden. Als gute und interessante Reiselektüre können wir diese Novellen ganz besonders empfehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Verlag von Ernst Keil's Nachf. G. m. b. H. in Leipzig.

In neuer Auflage erschien soeben:

Reichsgräfin Gisela.

Roman von E. Marlitt.

Neunte Auflage.

Preis geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

☛ Zu gleichen Preisen erschien ferner von derselben Verfasserin in obigem Verlag:

Die Frau mit den Korallenketten. Roman. 2. Aufl.
Die zweite Frau. Roman. 11. Auflage.
Das Geheimnis der alten Mamsell. Roman. 14. Aufl.
Goldelse. Roman. 25. Auflage.
Das Heideprinzesschen. Roman. 8. Auflage.
Im Hause des Kommerzienrats. Roman. 5. Aufl.
Im Schillingshof. Roman. 3. Auflage.
Chbrieger Erzählungen. 6. Auflage.
Das Entenhaus. Roman. 3. Auflage.

Zu beziehen durch die meisten Buch- u. Zeitungshändler.

Für Orchester, Schule und Haus.

Musikinstrumente

Jul. Heinr. Zimmermann,
Leipzig.
Gegründet 1858. Königl. Preuß. Hoflief. Goldene Medaille.
Neu erschienene Preis-Liste frei.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Soeben erschienen!

Glückliche Augen

Novellen von

Eva Treu (Lucy Griebel).

Preis geheftet 3 Mark, eleg. gebunden 4 Mark.

Inhalt: Der Seefahrer — Grünes Gras — Der gute Regen — Rittee Ewald — Heimwärts — Das Schloss — Vertrauen — Flatterrose.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

In neuer Auflage ist erschienen:

Aus eigener Kraft

Roman von **Wilhelmine von Hillern.**

2 Bände. 3. Auflage.

Preis geheftet 6 Mark, elegant gebunden 7 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Soeben ist erschienen und durch die meisten Buch- und Zeitungshändler zu beziehen:

Gartenlaube-Kalender 1901.

Mit einem farbigen Kunstblatt von E. von Bergen u. zahlreich. Illustrationen in Bunt- u. Schwarzdruck. **Sechzehnter Jahrgang.**

In elegantem Ganzleinenband Preis 1 Mark.

Der „Gartenlaube-Kalender" für das Jahr 1901 enthält u. a. die neueste Erzählung von

W. Heimburg: „Maiblumen"

ansprechende und humorvolle Novellen von Elsa Hofmann und M. Beeger, unterhaltende und belehrende Beiträge von Karl Brandt, Dr. Karl Lampert, E. Juilhenhorst, Ludwig Peeler, Luise Holle u. a., ferner zahlreiche Illustrationen von hervorragendes Künstlern, Humoristisches in Wort und Bild und viele praktische und wertvolle Kalendernotizen und Tabellen zum Nachschlagen bei Fragen des täglichen Lebens.

Bestellungen auf den **Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1901** nimmt die Buchhandlung entgegen, welche die „Gartenlaube" liefert.

Von den früheren Jahrgängen des „Gartenlaube-Kalenders" sind die Jahrgänge 1899 und 1900 in rote Leinwand gebunden noch zum Preise von 1 Mark zu haben, während die Jahrgänge 1887, 1889 bis 1892, 1894 und 1896 auf 50 Pfennig herabgesetzt sind. Die übrigen Jahrgänge sind vergriffen.

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oeldecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen, es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen. Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.
NEW YORK, U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

24. Heft. 13. November 1900.

Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

R. MAHN

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 53.

Max Weil & Co., cor. 12th & Vine Sts., Cincinnati, Ohio.

Inhalt.

	Seite
Um Helena. Roman von Ida Boy-Ed (3. Fortsetzung)	745
Aus Bismarcks Briefen an seine Braut und Gattin	759
Spaziergänge durch die Weltausstellung in Paris. Von J. C. Heer. Mit Illustrationen nach dem Leben von C. Raux. VI.	760
Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit. Aetherisierte Fliederblüten. Von C. Falkenhorst. Mit Abbildung	763
Tragödien und Komödien des Aberglaubens. Ein Priester als Opfer des Hexenwahns. Von Dr. Daniel Thum	764
Der Porfapostel. Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer (12. Fortsetzung)	766
Blätter und Blüten: Gustav Schwab. (Mit Bildnis.) S. 774. — Grundsteinlegung zum Völkerschlacht-Nationaldenkmal bei Leipzig. (Zu den Bildern S. 745 und 749.) S. 774. — Spinnengewänder. (Mit Abbildungen.) S. 775. — Dante beobachtet den Bau des Domes zu Florenz. (Zu dem Bilde S. 769.) S. 775. — Deutsche Serlente beim Tauziehen. (Zu dem Bilde S. 756 und 757.) S. 775. — Pferdewettrennen im Bonat. (Zu dem Bilde S. 753.) S. 775. — Deutschlands merkwürdige Bäume: die Trauerfichte bei Cadinen in Ostpreußen. Von Meyer-Elbing. (Zu dem Bilde S. 773) S. 775. — Eine Erinnerung an Gottfried Kinkels Flucht vor fünfzig Jahren. (Mit Abbildung.) S. 776. — Du Jroo als Lebensretterin. S. 776.	
Allerlei Kurzweil: S. 776.	
Illustrationen: Von der Grundsteinlegung zum Völkerschlacht-Denkmal bei Leipzig: Der erste Hammerschlag. Von Otto Gerisch. S. 745. Die Grundsteinlegung zum Völkerschlacht-Denkmal bei Leipzig. S. 749. — Pferdewettrennen im Bonat. Von L. Schramm. S. 753. — Deutsche Matrosen beim Tauziehen. Von Rich. Mahn. S. 756 und 757. — Abbildungen zu dem Artikel „Spaziergänge durch die Weltausstellung in Paris“, Von C. Raux. Der Lloydpalast. Beim Riesenrad. S. 761. Im „Schweizerdorf“. S. 762. Abschied von Paris. S. 763. — Durchschnitt eines Aetherisierungskostens. S. 763. — „Platz gemacht!“ Von M. Leblieg. S. 765. — Dante beobachtet den Bau des Domes zu Florenz. Von A. Colle. S. 769. — Deutschlands merkwürdige Bäume: die Trauerfichte bei Cadinen in Ostpreußen. S. 773. — Gustav Schwab. S. 774. — Herstellung der Spinnennebstoffe: die Spinnen in ihrem Kästchen. Das Spinnen und Spulen des Fadens. S. 775. — Das Gasthaus „Zum weißen Kreuz“ in Rastatt. S. 776.	

Hierzu 2 Beilagen, sowie Kunstbeilage 24: „Am Weiher“. Von Aug. Fink.

Kleine Mitteilungen.

Verhütung von Insektenfraß. Alljährlich wird ein großer Teil des Obstsegens durch Insektenfraß vernichtet. Der Obstzüchter trifft deshalb die mannigfachsten Vorrichtungen, um die Insekten möglichst abzuhalten und zu vernichten. Im Winter — vom Oktober bis Februar — legt er Leimringe um die Bäume, damit die flügellosen Weibchen des Frostnachtschmetterlings sich darauf fangen und nicht an den Bäumen ihre Eier ablegen. Gegen den Apfelblütenstecher, gegen die Obstmade und gegen vielerlei anderes Getier wird neuerdings mit die Empfehlung des „Praktischen Ratgebers“ hin ein Insektenfangglas verwendet, das die besten Erfolge lieferte und bereits in vielen tausend Exemplaren verbreitet wurde. Das Fangglas lockert die Insekten durch einen Zusatz, der aus einer süßen Flüssigkeit, verdünntem Apfelgelee, verdünntem Honig, verdünntem Zuckerwasser ꝛc. besteht. Die Insekten fangen sich massenhaft darin, und das Glas muß allwöchentlich, manchmal noch häufiger geleert werden. Die Verwendung ist sehr einfach. Das Insektenfangglas wird an mitgelieferten Drähten in den Zweigen der Bäume aufgehängt — hier in 2 oder 3 Metern Entfernung ein Glas, dort weit häufiger oder seltener. Man muß sich nach dem Schaden richten, den man durch die Insektenwelt in vergangenen Jahren gehabt hat. Auch bei Spargelanlagen gegen die Spargelfliege, bei den Stachelbeerblattwespen, deren Larven (sogenannte Raupen) häufig die ganzen Büsche kahl fressen, ist es sehr angebracht, Fangglaser aufzuhängen.

Ueberziehhandschuhe für Damen. Aus hellbrauner Gobelinwolle sind die einfachen Faustdoubleschuhe gearbeitet. Das Gestrickte muß recht lose ausfallen, weshalb starke Stahlnadeln benutzt werden. Anschlag: 40 Maschen, zunächst mit beim Strumpfbündchen 2 rechts, 2 links 60 Touren hoch; für den Handteil bis zum Zulpitzen noch 70 Touren ganz rechts. Für den Daumen strickt man in der 3. Tour des Handteils, zu beiden Seiten der ersten 2 Maschen und dann noch 5mal nach je 2 Zwischentouren in gerader Richtung 1 Zunehmen, und zwar wird aus dem auf die bezeichneten 2 Maschen folgenden wagerechten Gliede 1 Masche rechts gestrickt und die folgende Masche links gestrickt, sowie die vor den 2 Maschen befindliche Masche am Schluß der Tour links abgestrickt. Jedes folgende Zunehmen ist in gleicher Weise auszuführen, wobei sich selbstverständlich die Maschenzahl zwischen denselben vergrößert. Sind nach dem letzten Zunehmen noch 2 Touren gestrickt, so nimmt man den Daumen glatt in 24 Touren, die letzten 6 zum Zulpitzen verwendend. An das Maschenglied, mit welchem der Daumen zur Rundung geschlossen wurde, setzt sich, bei der Fortsetzung des Handteils ein kleiner Teil, und zwar sind aus dem Gliede 2 Maschen rechtsgeschränkt abzustricken, in der folgenden Tour zu beiden Seiten dieser 2 Maschen je 2 Maschen zusammen und in der dritten Tour je 1 dieser Maschen mit der daneben befindlichen Masche abzustricken. In den letzten 10 Touren wird der Handteil zugespitzt, d. h. odergestrickt, bei den letzten 20 Maschen nimmt man je 10 auf eine Nadel, legt beide aneinander und strickt sie, stets die nächste Masche beider Hälften zusammenstrickend, ab. — Zum Schutz heller Handschuhe sind diese gestrickten sehr praktisch, sie vertreten auch die Stelle eines Muffs. A. H.

Für die Küche.

Neuster Rumtisch für eine Abendgesellschaft. Aus Amerika stammt die folgende Vorschrift, nach der der, wie wir praktisch veranlagt, einen Punsch ein unentbehrlich schmackhaftes Tellert bereitet. Man nimmt recht süße Apfelsinen (Orangen), schält sie, ziehe die weiße Haut ab, schneidet sie in Scheiben, wobei man die Kerne entfernt, und zuckert sie gut ein. Einen Teller voll guter Pfirsichsaftsine bringt man kurz und schneidet nun die Apfelsinenscheiben abwechselnd mit der Aufschnitte in eine Glasschale, die man damit zu drei Vierteln füllt. Dann schlägt man drei Eier von dem Eiweißen des Nachtisches einen halben Liter guten Zucker zu Schaum, unter den man ein Gläschen Maraschino rührt. In Schlagsahne wird eben auf die Früchte gehäuft und die Speise beim Auftragen mit den folgenden Löffeln serviert. Einfache Theekuchen, die man entweder zum Tee oder zu Tisch backen

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München

AM WEIHER

Nach dem Gemälde von Aug. Fink

Halbheft 24. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ◆ Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Um Helena.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(3. Fortsetzung.)

Roman von Ida Boy-Ed.

Bei der Tafel hatte Thassilo Hedwig von Gustrow als Dame neben sich und an der andern Seite Elsa Hagen, das Bürgermeisterstöchterlein, die vom Freiherrn geführt wurde.

Man hatte ihn als „jungen Mann" behandelt, der herkömmlicherweise ein junges Mädchen zu Tisch zu führen hat. Die festliche Mahlzeit wurde im grüngestreiften Saal abgehalten. Oben herum zogen sich Eichenlaubguirlanden und deckten die gemalten Vasen mit den sie verbindenden Rosenfestons zu. Auf die große rote Glasscheibe der Lichterkrone fiel der Sonnenschein und spielte auch im Fransenbehang von Prismen. Die warfen nun bunte, zitternde Lichtflecken ringsum auf die Wände und auf die Gesichter einiger Tischgenossen.

Wackernagels Nase trug einen vibrierenden Sattel von bläulichem und orangefarbenem Glanz. Auf dem von gelblichem Atlas sehr prall überspannten, vollen Busen der Baronin Seligmann stand ein Regenbogenstreifen.

Von der Grundsteinlegung zum Völkerschlacht-Denkmal bei Leipzig: Der erste Hammerschlag.
Nach einer Originalskizze von Otto Gerlach.

Und mitten auf dem herdgrünen Myrtenkranz Beatens, gerade über ihrer heitern Stirn, schimmerte ein lichter Schein.

Jeder sprach davon. Es war ein hübscher Zufall.

Aber als es mit der ersten Feierlichkeit und Rührung ein wenig vorbei war, machte Herr von Pranken sich den Spaß, sich hoch aufzurecken und mit dem Fächer seiner Dame gegen die Prismen zu stoßen.

Da fuhren die bunten Reflexe wie aufgescheuchte Schmetterlinge hin und her, und ein großer blanker gelber Farbenfleck legte sich für einen Augenblick ganz über Edlefs lachendes Gesicht.

Wie gespenstisch, wie häßlich er aussah — Thassilo starrte ihn an — es war wie eine Erscheinung — es sah aus wie ein grinsendes Totengesicht . . .

Neben ihm saß Hedwig, geduldig und schonungsvoll. Er sprach fast gar nicht. Sie fühlte, daß er nicht in der Stimmung sei, zu reden. Sie machte keinen Versuch, sich seine Aufmerksamkeit zu erzwingen. Seit jener Begegnung am Tage der Grundsteinlegung waren sie auf eine scheue, ferne Art Freunde geworden.

Zuweilen erinnerte Thassilo sich an den Blick unverhüllter Innigkeit, der ihn aus den klugen, sanften Mädchenaugen getroffen.

Dann ergriff ihn ein Gefühl aus Scham und Dankbarkeit, seltsam gemischt. Und wenn er Hedi begegnete, war er besorgt, sie nicht fühlen zu lassen, daß er diesen Blick erfaßt; doch auch besorgt, ihr nicht mehr Anteilnahme zu zeigen, als sein von einer andern erfülltes Herz hergeben konnte. Und zugleich wollte er auch immer zeigen, wie hoch er sie stelle.

Dies alles gab ihm ihr gegenüber eine große Zartheit.

Er hatte auch heute ein Gefühl der Erleichterung empfunden als er sah, daß sie seine Tischgenossin sein sollte. Er wußte: sie machte keine Ansprüche.

Elsa Hagen hingegen, die Bürgermeisterstochter, in einem allzu blauen Kleide, sehr heiß, aufgeregt und lichernd, machte zuweilen den Versuch, ihn zu einer Unterhaltung zu zwingen. Zwar schwamm sie in vergnügten und stolzen Gefühlen, daß Malte von Holdin ihr Tischherr war, allein dieser ließ sich unter gar keinen Umständen als „Partie" in Betracht ziehen. Der zweite Stürmer hingegen . . . Verloben und Heiraten steckt bekanntlich an! So sah Thassilo sich sehr oft in seinem Hinbrüten durch ihre Anreden gestört.

Alle herkömmlichen Reden waren schon gehalten worden. Der Pastor hatte das Brautpaar, der Bürgermeister den Vater der Braut und die ferne Mutter des Bräutigams leben lassen. Dann hatte Georg Altheer das Wohl von Frau Marie Stürmer ausgebracht und das Verhältnis der beiden Mutter mit den beiden Söhnen wahrhaft rührend geschildert.

Während dieser Rede saß Thassilo wie ein Bild aus Erz.

Seine Mutter, oben an der Tafel neben Edlef, weinte echte, unendliche Rührungstränen und drückte unter dem Tisch immerfort Edlefs Hand.

Thassilo aber dachte: Muß ich nicht meinen Haß besiegen? Bin ich nicht sonst wie eine Bestie, die bloß ihren Instinkten folgt? Es giebt doch noch so etwas wie eine sittliche Erkenntnis. Und es ist ja alles, alles, alles wahr, was der Mann da sagt — und er sagt noch nicht einmal das Aeußerste, er weiß noch nicht einmal, daß meine Mutter und ich von ihrer Gnade lebten . . .

Dennoch aber wagte er nicht, die Augen aufzuschlagen, weil er fühlte, daß der Haß unbesiegbar und unverhüllt aus seinen Blicken hervorbrechen würde.

Nach dieser Rede erwartete jedermann eine Antwort von Thassilo. Er mußte doch namens seiner Mutter danken.

Er konnte Marstadt oder das Land feiern, oder auf das Emporblühen der Gegend trinken. Wackernagel wartete „brennend" darauf, denn sobald Thassilo als nächster männlicher Verwandter des Bräutigams gesprochen haben würde, wollte er die Firma Stürmer & Stürmer leben lassen.

Aber da erhob sich plötzlich der Baron Seligmann, mit einer unverkennbaren, allgemeinen, angenehmen Erwartung begrüßt. Auf allen Festen der Gegend liebte man seine Reden. Man war gewohnt, ihn auch sprechen zu hören, wo eine offizielle Veranlassung fehlte. Er war ein geistvoller, welterfahrener Mann. Wo Wackernagel fanatisch war, war er [illegible]. Es war immer ein Vergnügen, ihn zu hören. Und heute hielt er den Toast, den eigentlich Wackernagel halten wollte.

Er sprach von Stürmer & Stürmer, ihrem Werk und den Hoffnungen, die Stadt und Land daran knüpften.

Er sprach von der Firma. Aber aus jedem Wort, aus jedem Blick, den er Edlef voll gab, aus jeder Wendung seiner Rede sah man es: er meinte in erster Linie Edlef. Was er zu rühmen wußte, ging weit über das hinaus, was heute den ganzen Tages gegenüber an kleinen Uebertreibungen gläubig war. Es konnte gar keinem Zweifel unterliegen, daß der ganze Stolz, mann und damit auch der ganze Kreis, dem Edlef den letzten Monaten angehörte, der festen Ueberzeugung lebte, daß Edlef das geistige und praktische Haupt der Firma sei. Für Thassilo fielen verdunkelnde Wendungen ab; er wurde der „unermüdliche Arbeitsgenosse" genannt, „die zähe, ausführende, zuverlässige Kraft".

Thassilo sah über das blasse Gesicht seiner Mutter ein helles Rot hinflackern. Er sah in ihren weit aufgerissenen Augen einen Blick starrer Verwunderung.

Um ihretwillen that ihm dies weh — um ihretwillen.

Für ihn war es eine Groteske. Wenn dieser Mann, dessen nie verletzende Geschmeidigkeit bekannt war, so hohe — — wie sehr hatte Edlef es dann verstanden, ihm sein Recht zu bestehlen.

Um das heilige Recht, nach seinem wirklichen Wert, nach seinen wahren Leistungen bemessen zu werden.

Es war zum lachen!

Wirklich zum lachen? Wer ist so groß und so rein, daß ihn die völlige Verkennung seiner Verdienste nicht verletzt?

Thassilo sah über die Gesellschaft hinweg, zum Fenster hinaus.

Draußen stand ein schwarzgrauer, nüchterner Himmel. Hinter ihm die dunkelgrüne Gebüschwand des Gartens. Und über ihr der blaue Sommerhimmel.

Thassilo dachte an den Tag, wo ihm die Aufgabe geworden . . . an all die großen, glühenden Gefühle, die ihn damals bis zu herrischer Lust erhoben . . .

Die Worte, die seinen Feind rühmten und ihn beladen, drangen wie Stiche in sein Herz.

Dank? dachte er voll Hohn, Dank? Soll ich der Sklave des Dankes werden?

Die Rede ging zu Ende. Alle Herren standen auf und stießen mit Edlef zuerst an.

Wackernagel aber kam auf Thassilo zu, klopfte ihn an, steckte seine Nase in vertraulicher Annäherung fast bis gegen Thassilos Wange vor und sagte:

„Ihr Herr Vetter ist ein charmanter Gesellschafter. Sehr Wohl!"

Er zeigte lächelnd seine blendenden Zähne.

„Und das Ihrige und ja dem Ihren das Recht der Firma" fügte er hinzu.

Thassilo verstand.

Dann sah er Wackernagel zu seiner Mutter gehen und hörte ihn mit seiner Volksrednerstimme etwas von „genialem Chef" — „Seele des Unternehmens" sagen und sah ein dankbares Aufleuchten auf dem verängsteten Gesicht seiner Mutter.

Und neben ihm sagte eine leise Stimme:

„Wackernagel hat mehr Urteil als alle andern."

Er sah Hedi an.

Beinahe schien es ihm, als ähnle ihr Ausdruck in diesem Augenblick dem seiner Mutter.

Das rührte ihn. Aber es gab ihm auch sein Selbstgefühl, sein Gefühl zurück.

Die guten Frauen! Als ob von diesen Richtern das letzte Wort über ihn und Edlef gesprochen werden könnte.

„Ich kann keine Ungerechtigkeit leiden," sagte Hedi ernst, als Antwort auf sein Lächeln.

„Dann sagen Sie lieber gleich: Sie können das Leben nicht leiden! Denn es besteht aus Ungerechtigkeiten."

Das wollte Hedi nicht zugeben. Und es kam heraus, daß sie große Vorstellungen von der Macht und der Kraft eines ganzen Maaaes habe, und daß sie in dem Glauben lebe, er müsse

ständig so eine Art St. Georgskampf mit dem Drachen der Unzahrbeit führen.

Er hatte das Gefühl, sie vorher ungebührlich vernachlässigt zu haben, und schien sich ihr nun ganz zu widmen.

Sie war dafür glücklich dankbar.

Sie erzählte ihm auch, daß sie morgen das Glück haben werde, eine kleine Reisestrecke mit seiner Mutter zusammenzufahren. Auch, daß der Gedanke sie beruhige, wieder zu ihrem Papa zu kommen, der seit seinem Schlaganfall im vorigen Jahr sehr kränkele. Aber das Ansinnen, während Beatens Brautstand herherzukommen, habe sie nicht ausschlagen können. Erstens sei sie ein wenig dleichsüchtig gewesen, und der Arzt habe so wie so eine Luftveränderung gewünscht, sodann habe sie von Onkel Altheer einen förmlichen Engagementsantrag bekommen gehabt, und das kleine bißchen Gehalt für die sechs Monate Hausdame spulen sei immer ein netter, kleiner Zuschuß, mit dem sie nun ihren Papa im Winter besser pflegen könne.

Thassilo hörte mit ganz ehrlicher Teilnahme zu. Er sah auch ganz deutlich, daß Hedi in ihrem simplen weißen Kleid sehr reizvoll anzuschauen war, und wie zart das feine Knabenköpfchen auf dem langen, schlanken Hals saß.

Aber zugleich horchte sein Ohr immer und immer, ob es nicht jene andere vollönige, ruhig sprechende Stimme vernähme — —

Und zugleich sah sein Auge immer fern oben am Tisch eine weiße schleierumwallte Gestalt — —

Alles in ihm trotzte auf. Er wollte sie nicht empfinden, er wollte nicht . . .

Eifriger neigte er sich zu dem Mädchen. Er sagte, daß es ihn sehr freue, wenn seine Mutter morgen eine Wegesstrecke mit Hedi reise, denn seine Mutter sei ein Kind, das Umsteigen an einer Station, wo es ein neues Billet zu nehmen gelte, würde ihr zu einer furchtbaren Schwierigkeit. Sie habe nie anders gelernt, als das Leben aus der Froschperspektive anschauen, und für solchen Blick erscheine eben jeder Busch schon als undurchdringlicher Urwald.

Aus Hedis Augen leuchtete helle Seligkeit.

Er sah es, und er dachte: Ich sage, ich thue zu viel! Aber er wurde nur immer vertiefter und vertraulicher, denn wenn er das Haupt wandte, sah er das Weid des andern und Gedanken und Worte verbrannten in ihm.

Er verabredete auch mit Hedi ein kleines Rendezvous, nachher im Abenddämmer, unten an der Gartengrenze.

Die ganze Gesellschaft war ihm gräßlich. Vor seiner Mutter und ihren Fragen ängstigte er sich. Hier schien ihm Trost und Rettung, neben diesem verständigen, gutherzigen Kind — —

Hedi sagte, daß sie kommen werde, sowie Beate und Ebles fortgefahren sein würden, denn sie müsse Beate noch umkleiden helfen für die Reise.

Nach dieser Mitteilung verstummte er plötzlich und völlig.

Das Mahl, das früh, schon um drei Uhr, begonnen hatte, ging gegen halb Sieben zu Ende.

Man nahm den Kaffee hinter dem Hause unter den Ulmen. Zwischen die Hortensienkübel waren Tische hingestellt, ganz regelmäßig, es sah aus wie in einem Wirtschaftsgarten.

Thassilo stand eine Weile unter den übrigen Gästen umher. Die schöne und üppige Baronin Seligmann überhäufte ihn mit liebenswürdigen Vorwürfen, daß er bei ihnen auf Pelzerhaus keinen Besuch gemacht habe. Malte von Holdin vertraute ihm sein Entsetzen an über die kleine, unmögliche Elsa Hagen. Wadernagel hielt ihm und dem Baron Seligmann einen Vortrag, und immer, wenn er gerade schon die Tasse vor dem Munde hatte, um einen schlürfenden Schluck zu nehmen, fiel ihm noch eine ganz wichtige Bemerkung ein, die er dann über den Tassenrand weg schrie. Georg Altheer, sehr weinselig, mit roten Backen und ungeheuer glücklich, ging neben dem Lohndiener her, der ein Tablett mit Schnäpsen trug, und pries seinen Cognak an.

Und der stille schwüle Sommerabend war über dem allen. Im schwarzgrünen Laube der alten Rustern regte sich nichts. Und immerfort dachte Thassilo: Jetzt geht sie mit ihm — als sein Weib — sein — —

Er wagte nicht umherzublicken, ob sie noch irgendwo zwischen den Gästen standen oder saßen, aber still verschwunden waren.

Er ging endlich tiefer hinein in den Garten, der sich in sanfter Senkung das Gelände hinabzog. Eine Dornenhecke grenzte ihn gegen ein Haferfeld ab, das bis zum gelben Seestrand ging. Diese Dornenhecke war uralt, wie ein Wall schützte sie den Garten. Ihre glatt verschnittene obere Breite ließ sich nicht mit dem Arm überspannen. Wer hinter ihr, innerhalb des Gartens entlang wandelte, sah nichts vom Haferfeld und Strand. Er sah nur das Meer und das blaugraue Ufer, das jenseit der Bucht sich halbinselartig ein Stück in die See hineinschob.

Eine langsame Dämmerung fing an, sich über Land und Wasser zu legen. Der Himmel war farblos, und so schien das Wasser schwarzgrau. Seine blanke Flut schuppte sich unruhig. Mit weißem Flügelschlag schwebte eine Möwe vor dem lichtlosen Himmel, drüben das Ufer schien nur noch ein dunkellila Farbenstrich.

Inmitten der Bucht, wo um die Stätte, die den Leuchtturm tragen sollte, allerlei Arbeitsschiffe verankert lagen, glommen Lichter auf. Ein rotes auf dem provisorischen Feuerschiff, ein paar hellere auf den übrigen Fahrzeugen.

„Da bin ich!“ sagte Hedi fröhlich und eilig neben ihm.

Sie war atemlos. Sie hatte sich geputzt, wie zu einem Ereignis von höchster Wichtigkeit.

„Schon . . .“ sagte er und dachte: Es ist geschehen — sie sind fort . . .

„Ihre Mama wollte es sich nicht nehmen lassen. Sie meinte, es sei ihre Pflicht, an Beate Mutterstelle zu vertreten. Sie selbst hat Beate den Kranz abgenommen und . . .“

Was Hedi weiter erzählte, er hörte es nicht.

Also seine Mutter . . . diese treuesten Hände selbst waren thätig gewesen . . . dabei . . .

„Jeden Abend,“ begann Hedwig, heiter zu ihm aufblickend, „steh' ich hier und passe auf, wenn da unten die Lichter aufglimmen. Ich kann es gar nicht begreifen, daß man immer noch nichts sieht vom Leuchtturm.“

Er zwang sich, ihr herzlich alles zu erklären, was sie gern wissen wollte.

„Dieser Bau kostet mehr Geld, Wissen, Zeit und Sorgfalt unter der Erde als über ihr,“ sagte er. „Wenn Ihne Hjelmersen nur den kleinsten Berechnungsfehler macht, kann er mich nachher Hunderttausende kosten. Der ganze Grund wird voll Eichenpfähle gerammt. Darüber kommt eine Betonschicht. Erst wenn diese, ganz erstarrt und gefestigt, die Belastungsprobe aushält, wird mit dem eigentlichen Bau begonnen. Es ist Hjelmersens und meine Hoffnung, daß wir vor Eintritt der Herbststürme mit der Fundamentierung fertig sind. Sonst zernagt uns die Natur, was wir geschaffen. Sie ist immer die Todfeindin jeder Kulturarbeit.“

„Und uns wurde gelehrt, sie als die gütige Helferin zu preisen,“ meinte Hedi.

„Sie ist nur gebändigt und verwöhnt zu ertragen. Im Menschen und in der Landschaft ist alles Elementare auch ein Kulturfeindliches.“

Und er dachte an seinen Haß. —

Er sprach ihr von den fernen, überuppigen Zonen, die sich die Fesseln der Civilisation nicht anlegen lassen, weil die Natur zu stark sei.

Hedi hörte so glücklich zu und fragte so wachsam und verstehenden Geistes dazwischen, daß er zuletzt ohne Zwang, mit friedlichem Interesse weiter sprach. Seine Erzählung trug sie über weite Meere, an einsame Küsten. Er beschrieb ihr den geheimnisvoll trostlichen Eindruck, den der Vaterblick eines Leuchtturmes hervorrufe, wenn in der Nacht das Schiff durch schwarzen Wogenschwall unter sternlosem Himmel vorwärts schäume und dann auf einmal am Horizont ein Lichtpunkt aufglühe. Manchmal sei er stetig und unveränderlich. Manche Leuchttürme aber atmeten gleichsam das Licht — es schwelle hinaus und versiege wieder. Und so eines werde sein Leuchtturm haben!

Dunkler und stiller ward der Abend, und das liebende Mädchen hörte in unaussprechlichem Glücksgefühl dem redenden Manne zu.

Da rief Georg Altheers Stimme durch den Garten:

„Thaſſilo — mein Gott, wo ſteckt er denn — Stürmer — Menſch . . .!“

„Verzeihung,“ ſagte er, „vielleicht ſucht mich meine Mutter.“

Er ließ Hedi ſtehen. Sie hatte ihm ja vorhin erzählt, daß ihre Mutter mit den Neuvermählten nach Warnade hinuntergefahren ſei. Wie konnte er das nur überhört haben!

Langſam folgte ſie ihm.

Thaſſilo traf Georg Altheer erſt hinter dem Hauſe, wo ſich jetzt die Hochzeitsgäſte um zuſammengeſtellte Tiſche zu einer gemütlichen Runde um eine Schlußbowle verſammelt hatten. Auf den Tiſchen ſtanden drei brennende Lampen, aber ihre milchigen Kuppeln glühten noch ſtrahlenlos durch die blaue Dämmerung. Eine Aufwallung von Unmut ging durch Thaſſilos Brut.

Darum hatte man ihm die ſanften, wohlthätigen Augenblicke geſtört?

Aber Altheer nahm ihn beim Arm und führte ihn in den Eßſaal, wo eben noch das Mädchen und ein Knecht auskehrten, während zwei Lohndiener den Tiſch zuſammenſchoben.

Altheer preßte Thaſſilo beinahe gegen die Wand, hart neben der Thür.

„Beiter Thaſſilo, was Scheußliches iſt paſſiert . . .!“

Sein Atem duftete nach Alkohol, ſeine Haltung war auf der Grenze der Feſtigkeit, ſeine Augen glimmerten in ſchwimmendem Licht.

Thaſſilo ſpürte der Puls — er dachte irgend etwas ganz Wahnſinniges, Unmögliches — daß Beate beimgeflohen ſei — nicht mitgewollt habe — — daß Edlei tot ſei — —

„Denken Sie ſich,“ fuhr Altheer ſehr aufgeregt fort, „ich hab' eben ein Telegramm bekommen — ich denk', es iſt noch ein Hochzeitswunſch — ich mach' es auf — — ich denk', mich rührt der Schlag: Der volle Güſtrow iſt tot. Nu bring mal einer das dem Mädchen bei!“

Waſſer trat in ſeine Augen.

„Ich kann es nicht — nee — um kein Geld! So was ſagen! Und Ihre Mutter iſt weg, liebes Stürmer — die hette es wohl fertig gekriegt. So Weiber unter ſich! Nu bring' ihr das mal einer bei! Nee, ich kann es nicht. Und denn — die draußen — die Gäſte ſoll'n es doch auch nicht merken — ſo was iſt doch ſchrußlich! Stört die Stimmung — und wo doch keiner den Mann weiter gekannt hat. Nu ſag'n Sie bloß, was mach' ich?! Allein — allein weiß ich mir nicht zu helfen!“

Thaſſilo ſtand erſchüttert.

Das arme, liebe Kind! Ja, da wäre freilich ſeine Mutter mit ihrem weichen Herzen die Einzige geweſen, es zu ſagen.

„Kann Hedi heute abend noch fort?“ fragte er.

„J, kein Gedanke. Anſchluß iſt nicht mehr. Sie bliebe über Nacht in irgend einem Neſt liegen — warten Sie mal, in — in — ich will mal das Kursbuch —“

„Dann,“ ſprach Thaſſilo entſchloſſen, „wollen wir ihr doch heute abend nur von einer ernſten Erkrankung ſagen. Sie wollte ja ſo wie ſo morgen früh fahren. Meine Mutter wird ſie begleiten und ſie unterwegs auf die ganze Wahrheit vorbereiten.“

„Reden Sie mal mit ihr —“ bat Altheer weinerlich. „Sie ſtehen ihr ferner. Sie können beherrſcht bleiben. Ich hab' das Kind zu lieb. Es iſt ein nettes Kind. Und ſagen Sie ihr gleich, daß ſie immer ihre Heimat bei mir hat. Ich bin ja ſo wie ſo eine Art kinderloſer Mann ſeit heute. Es hat wohl ſo ſein ſollen — ja, ich will ihr ein Vater ſein!“

Thränen der Rührung über Hedis Geſchick und darüber, was er ſelbſt für ein furchtbar guter Kerl ſei, rannen ihm in dicken Tropfen über die heißen Wangen. Er preßte Thaſſilo heftig die Hand, als wollte er mit ihm Freund und Vaterfreund und Mitgefühl zuſchwören.

Draußen klang durch die Sommernacht ein lautes Lachen und ein brauſendes Hoch.

„Ich muß wieder zu meinen Gäſten!“ rief Altheer und hob lamentierend beide Hände. „Mein Gott, wenn ſie es bloß nicht merken — wo die Seligmann zum erſtenmal hier iſt — zu fatal — rein ſchenßlich!“

„Gehen Sie nur!“

Das war nun eine böſe, ſchwere Aufgabe.

Er trat wieder hinaus. Vom Tiſch her ſtreckte Malte von Holdin ihm ein Glas entgegen. Wadenagel rückte zur Seite, er wollte Platz machen.

„Wo bleiben Sie denn?“ hieß es.

„Gleich,“ ſagte er, „gleich!“

Er ging in den dunklen Garten hinein. Er überlegte, daß Hedi nicht gleich mit oder doch nachgekommen war, lag nicht darin, daß ſie ihn zurückerwartete?

Plötzlich fiel ihm ſchwer und mit ſtarkem Selbſtvorwurf auf die Seele, wie vertraulich, ja wie innig er ſich die ganzen der letzten Stunden gewidmet hatte.

Gerade ihr gegenüber, deren Bein, deren Auge ihn in unſchuldsvoller Ahnungsloſigkeit ſo viel wenger, hätte er ſeine Stimmung beſſer bewachen müſſen.

Wenn ſie aus ſeinem Entgegenkommen Hoffnung gröber hätte? Der Gedanke war ihm ſchrecklich.

Wie beraubt, wie zerſchlagen mußte ihr dann der Jubel erſcheinen! — Und gerade jetzt . . .

Auf einem Wege, zwiſchen den Wänden ſchneeverſchneiter Gebüſche, kam eine weiße Geſtalt langſam daher.

Auch Hedi hatte ihn erkannt, obſchon die Dunkelheit um die Geſichter noch ungefähr erraten ließ.

„Was wollte Onkel Georg?“ fragte ſie.

Er nahm ihren Arm. Er ging mit ihr zurück bis zu der Dornenhecke, wo ſie vorhin geſtanden hatten.

Nun war die Weite faſt ſchwarz, und ein kühler Hauch kam vom Meer herauf. Leiſe ſchaukelten dort, weit unten, auf der bewegten Flut, die glimmenden Lichter der Schiffe.

„Liebe Hedi,“ ſprach er, „es iſt gut, daß Sie nun doch mit Mama fortreiſen. Es ſcheint, Onkel Georg hat Nachricht bekommen, als ob . . .“

„Als ob . . .“ fragte ſie, ihn zum Weiterreden ermunternd.

Und da er noch eine Sekunde ſchwieg, riß ſie ihm ihre aus ſeinem und rief:

„Es iſt etwas paſſiert?“

Er fühlte, daß er kein Bote für ſolche Botſchaft war. Da konnte nur Liebe oder Mutterlichkeit recht unterrichten.

„Mit Papa!“ ſchrie ſie auf.

Eine furchtbare Angſt erfaßte ſie.

„Sagen Sie es nur gleich! Er hat wieder einen Schlaganfall bekommen?! O mein Gott, ſprechen Sie doch — ſprechen Sie doch! Mein Papa, mein lieber, armer Papa! Und ich bin nicht bei ihm!“

Er nahm ihre beiden Hände.

„Liebe, liebe Hedi — ſeien Sie doch ruhig — es kann in der That, daß es Ihrem Papa nicht nach Wunſch geht — — Nein, laufen Sie nicht fort — die Gäſte — denken Sie doch an die Fremden — — “

Sie ließ ſich halten. Es ſchien, als ſänke ſie innerlich mit ſtumpf in ſich zuſammen.

„Georg Altheer hat eine Depeſche bekommen — es war nur der Wunſch darin ausgedrückt, Sie möchten ſchneller heimreiſen — Georg Altheer war ſo lieb und gut — er meinte, wir auch einmal gleichäbe, bei ihm ſei immer eine Heimat für Sie — —“

„O Gott!“ ſtöhnte ſie, „Papa iſt ſchwer krank — — ſagen Sie es — ſagen Sie es — —“

Er fühlte ihre ihn krampfhaft umklammernden Hände an ſeinen Armen.

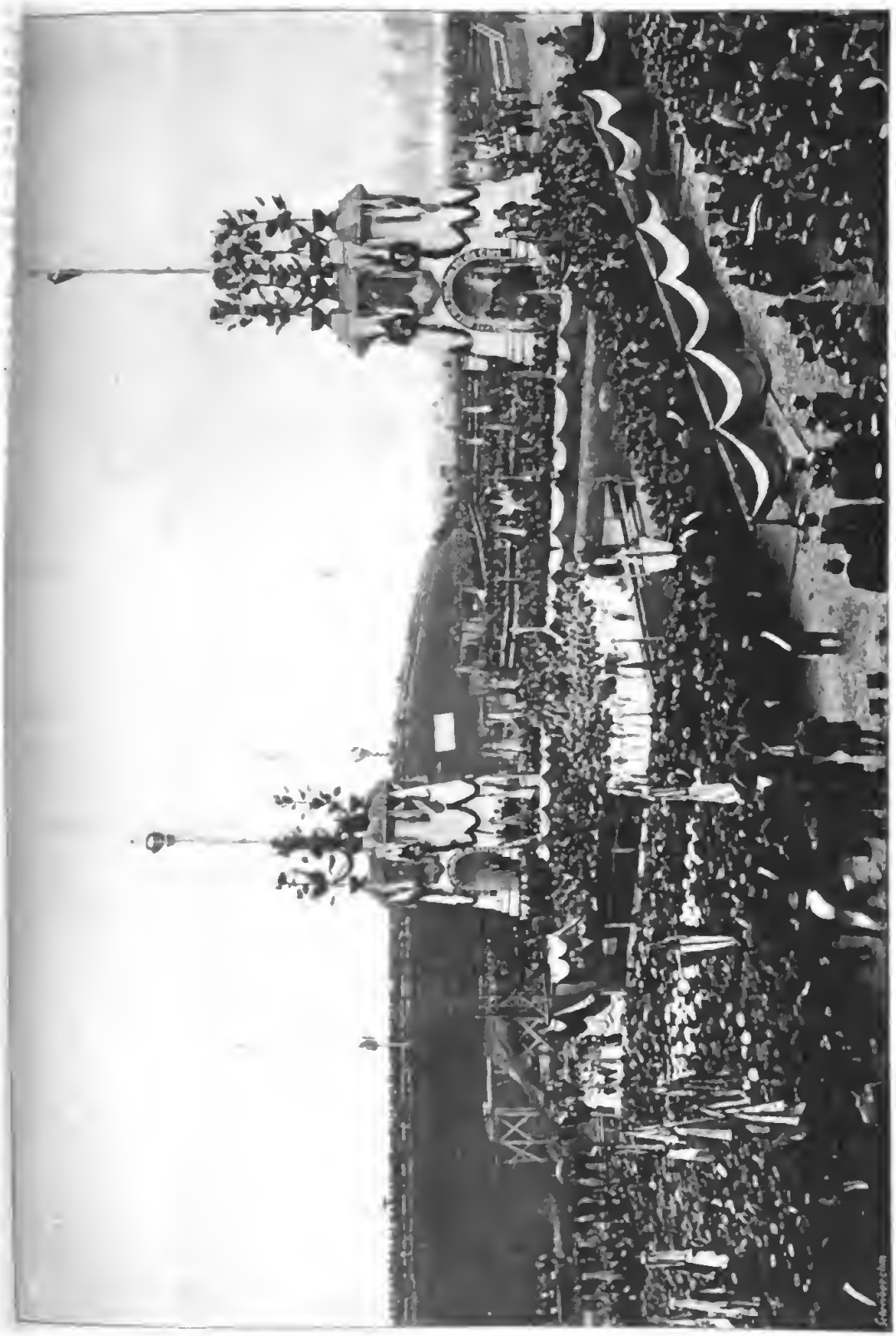
Sie dauerte ihn über alle Maßen. Er verſuchte leiſe, ihre Hände zu löſen. „Liebe Hedi,“ bat er, „ſeien Sie ruhig! Mama fährt mit Ihnen morgen. Wenn Sie wollen, fahre ich ganz mit bis zu Ihr Haus und ſteht Ihnen bei. Meine Mutter hat Sie ſehr lieb — —“

Da ſchluchzte das Mädchen auf, und zwei Arme ſchlangen ſich um ſeinen Hals. Eine Stirn drückte ſich gegen ſeine Schulter. In Todesangſt, in Sorge, und doch in tauſend dankbaren Glücksgefühlen weinte ſie fort und fort.

Was er von der Liebe ſeiner Mutter zu ihr geſagt, hatte ſie überwältigt und getröſtet . . .

Sein Herz aber war ihm ſchwer vor Schreck. Glaubte ſie, ein Geſtändnis empfangen zu haben? Hing ſie an ſeinem Halſe als eine, die ſich geliebt wähnt? Riß ſie nur ihre Angſt hier? Klammerte ſich ein junger, hilfloſer, banger Menſch nur ganz zutraulich an den feſten, mannhaften, tröſtgebenden?

Digitized by Google



Die Grundsteinlegung zum Völkerschlacht-Denkmal bei Leipzig.
Nach einer photographischen Aufnahme von Alfred Matthaey in Leipzig-Gohlis.

Mit scheuen Fingern, zaghaft und doch voll zärtlichen Mitleids streichelte er das kurzhaarige Knabenköpfchen — — —

Und da mit einem Male zuckte es durch seine Finger — —

Es war, als geschähe eine dämonische Veränderung mit ihm und dem jungfräulichen Weibe an seiner Brust — —

Keines konnte er mehr berühren, keines, ohne daß es sich ihm wandelte . . .

Und er glaubte, das blonde, reiche Haar der anderen zu fühlen, und er glaubte, ihre üppige Gestalt dränge sich an ihn . . .

Er stieß sie zurück. Und dann streckte er gleich seine Hände nach ihr aus.

Er glitt neben ihr nieder und umschlang ihren jungen Leib mit seinen Armen.

„Verzeih' mir, Hedi!" murmelte er, „verzeihe mir! Aber ich . . ."

Sie neigte sich ein wenig herab und legte ihre Hand auf sein Haupt.

Sie lächelte unter Thränen.

„Verzeihen?" fragte sie leise. „Ich kann nur danken. Mein lieber, lieber Freund . . ."

Wie milde sie sprach — wie ergeben — — Und er, der trösten sollte, er lechzte selbst nach Trost. Und in der Dunkelheit, wie in den Schatten hinein, ins Wesenlose, vor dem es kein Erröten, keine Scham und kein Geheimnis giebt, flüsterte er:

„Ich liebe Beate!"

„Ich weiß es," sagte sie einfach.

5.

Die Stunde war da, in welcher Thassilo mit dem verhaßten Mann abzurechnen dachte.

Während der vier Wochen, die Edlef mit seiner jungen Frau an der englischen Südküste verbrachte, hatte Thassilo nur an dies Eine gedacht. Er hatte sich gewaltsam daran gehalten. Er brauchte einen alles beherrschenden Gedanken noch neben seiner Arbeit, um vor Eifersucht nicht von Sinnen zu kommen, um seine Phantasie nicht von der Vorstellung des Liebesglücks der beiden überraschen zu lassen.

Abrechnen! Ihm die Zahlen entreißen! Ihm alles Geld vor die Füße werfen, was er selbst schon erworben hatte und was er nur irgend entbehren konnte!

Seine eigenen Bedürfnisse, welche von jeher die wechselnden des gerade sehr stark beschäftigten Mannes gewesen, der eigentlich ganz unabhängig innerlich von allen Formen des Wohllebens ist und nur gerade die für sich in Anspruch nimmt, die ihm im Augenblick die beste Freiheit zur Arbeit verschaffen — diese Bedürfnisse schränkte er sehr ein.

Er rechnete und rechnete, was er jedes Jahr an Edlef abgeben könnte. Nur für seine Mutter wollte er genug zurückbehalten, um ihr ein behagliches Leben zu beschaffen.

Er sah wohl, was für eine mühsame, zeitraubende, inferiore Arbeit das Rechnen ist. Sein Stolz bäumte sich dagegen auf. Er begriff, daß für einen wie ihn Geld etwas anderes bedeutet als roher, schnöder Besitz. Es bedeutete die Freiheit! Für geistige Arbeiter, für die, welche am Webestuhl der Kultur mitwirken, verkörpert sich das Geld nicht im goldenen Kalbe. Ein goldener Kranz ist sein Symbol, und die Göttin der Unabhängigkeit trägt ihn auf dem stolzen Haupt.

Thassilo glaubte schon manche Pläne in Nichts zerrinnen zu sehen. Er fürchtete die Notwendigkeit, lästige Handwerkeraufgaben anzunehmen. Er hatte gedacht, nach Vollendung dieses Werkes eine Studienreise nach Amerika zu unternehmen, um nach derselben, durch das aufgenommene Vergleichsmaterial bereichert, der preußischen Regierung einen großen Plan zu unterbreiten, dessen Ausführung aus der Stadt Memel einen Konkurrenzhafen für Riga schaffen sollte. Er trug sich auch mit einer neuen Idee über die Möglichkeit einer Seeverbindung für Berlin, die alle bisher aufgetauchten Pläne schlagen konnte.

Pläne? Wie kann ein Mensch großen, weittragenden Plänen folgen, die ihren materiellen Gewinn noch nicht gleich und nicht sicher offenbaren, wenn er sparen und scharren muß — —.

Vielleicht empfahl es sich, seine Freiheit völlig zu verkaufen und eine gut besoldete Stelle als Wasserbaudirektor anzunehmen, irgendwo — kleine Häfen sauber imstande halten, kleine Flüßchen ausbaggern lassen und in bedächtiger Stadtväterei als schätzbarer Mitbürger sitzen — —

Er sagte sich, daß er unlogisch, ungerecht denke. Aber trotzdem hatte sich in seinem Innern jene Wohlthat in ein Verbrechen gewandelt. Er haßte Edlef nur noch mehr, weil er ihm danken sollte.

Und der Tag der Heimkehr des jungen Paares war da.

Lange hatte Thassilo sich eingebildet, daß er ein Wiedersehen mit Edlef nicht ertrüge. Daß sich noch irgend etwas Ungeheures begeben müsse, es zu verhindern.

Aber dann war alles so grenzenlos ernüchternd, so unahnt, alltäglich — —

Edlef trat eines Morgens in das Bureau, in seiner ganzen, selbstbewußten Mannesschönheit, von früher Bräune strahlend.

Und welch ein lächerlich kleiner Umstand war es, der Thassilo zur Fassung verhalf?

Edlef trug denselben hellen Jackettanzug, den er schon zu seiner Hochzeit manchmal getragen hatte.

Es war beinahe wie eine äußere Bestätigung, daß er derselbe geblieben sei, daß sich nichts verändert habe.

Edlef füllte das ganze Bureau mit seinem lauten Wesen aus.

Nun merkte man erst, wie still es so lange hier gewesen war.

Er erzählte von seiner Reise, entschuldigte sich, daß er nur ein paarmal eine Postkarte geschrieben, lobte die Schönheit der englischen Badeorte, die wirklich noch ein menschenwürdiger Aufenthalt seien, und bekundete die Absicht, von nun an „häuslich" fleißig zu sein. Er schien es nicht übelgenommen zu haben, daß ihm keinerlei geschäftliche Berichte auf die Reise nachgeschickt worden waren.

Oder er war zu klug, sein Erstaunen darüber merken zu lassen. Ja, er hatte die Klugheit, sich dafür zu bedanken als für eine zarte Rücksichtnahme auf seine Honigmondstimmung.

Thassilo verwandte keinen Blick von ihm.

Mit einer unersättlichen Neugier starrte er den Mann an, als wollte, als könnte er in dessen Seele lesen.

War da nichts edler, tiefer, weicher, vornehmer, feiner geworden? Nichts? Und er lebte doch jetzt an der Seite des edelsten Weibes!

Das mußte einen Mann doch wandeln! Das mußte doch Spuren lassen!

War die Liebe und die Ehe nicht die große Erziehung des Mannes?

Und zum Schluß, als sein Redestrom versiegte und unter diesen stetigen, forschenden, brennenden Blicken gleichsam einzutrocknen begann, fragte Edlef, ob sich denn hier etwas Besonderes zugetragen habe.

Er saß auf einem Rohrstuhl wie zu Pferde und hielt die Hände auf dem gebogenen Stab der Lehne.

Thassilo war vor seinem Schreibtisch geblieben, an den der andere hatte heranrücken müssen.

„Hier ist alles in bester Ordnung. Hjelmerien ist sehr nur mit der Fundamentierung. Morgen oder übermorgen kann das letzte Schiff aus Schweden mit Granit — ich habe mit Söderlunds einige Differenzen gehabt. Sie bezogen sich auf die dir angegebene Maße. Schließlich haben wir uns geeinigt, und es gelang ihnen, die Ladung von hiesigem Platz zu reklamieren," berichtete Thassilo.

Edlef konnte es nicht begreifen. Er behauptete, daß Söderlunds sich irren müßten. Er stritt heftig, daß er sich [illegible]. Aber da kam Hjelmerien, mit seinen sachten, raschen Schritten, und brachte schriftliche Belege. Hierüber ärgerte Edlef sich erst recht. Allein da die schwedische Firma die Fracht zu fünf reduzierter Quadern gleich an den Mann gebracht hatte, ihnen selbst also kein Schaden entstanden war, murmelte Edlef von non lapsus memoriae.

Dann, auf einen Blick Thassilos, entfernte sich Jens Hjelmerien und zog die Thür hinter sich zu.

Sie waren allein.

Auf der Stelle verlor Thassilo jede innere Freiheit, jede Fassung.

Die Notwendigkeit, zu reden, versetzte ihn in eine fürchterliche Aufregung.

„Ich habe noch etwas zu sprechen," hob er an.

„Hoffentlich nichts Unangenehmes — da du deinen Busen-
freund so ernsthaft hinausblinkest. Du — einem jungen Ehe-
mann darf man den ersten Tag in seinem Heim und in seinem
Amt nicht verderben!“ mahnte Edlef mit etwas erzwungener
Heiterkeit.

Thassilo besann sich noch einige Herzschläge lang.

Und in diese Pause hinein drang der schrille Pfiff der kleinen
Lokomotive, die drüben am Ufer die wackelnden Wagen der
Feldbahn entlang zog. Dem Pfiff folgten die puffenden Töne
des ausstoßenden Dampfes.

„Ist dir bekannt, daß meine Mutter keineswegs die wohl-
habende Frau ist, für welche sie sich bis vor kurzem hielt?“ fragte
Thassilo endlich leise.

Er sah vor sich hin auf die Schreibtischplatte. In diesem
Augenblicke konnte er den andern nicht anschauen. Er fürchtete,
einen triumphierenden Ausdruck zu begegnen — —

Diese Demütigung hätte er nicht ertragen. Ihm war, als
würde er dann zuschlagen — —

Edlefs Augen weiteten sich — er erblaßte

„Allerdings“ — er stotterte geradezu, „allerdings — ich
weiß seit mehreren Jahren, daß unsere Mutter aus einer Kasse
leben. Seit dem Tode meines Vaters — — mir sind damals
um Mama Eindrücke — — aber sag' doch um Gottes willen,
wie kommst du darauf? Und jetzt?“

„Am Tage deiner Hochzeit machte meine Mutter mir einige
Andeutungen — aber wir wissen ja: meine Mutter ist ein welt-
fremdes Kind und in Geldfragen von einer fast unwahrschein-
lichen Urteilslosigkeit . . . ich meine, ein Fremder konnte die
Möglichkeit solcher Naivetät fast bezweifeln. Wir wissen aber,
daß es ist. Und seit jenem Tag habe ich nur auf diese Stunde
gewartet, um dich zu fragen, um mit dir abzurechnen!“

Er erhob die Stimme. Es klang wie eine Drohung.

Seine Mutter wäre entsetzt gewesen: Rührung, Dank,
Zärtlichkeit hätte sie in diesem Augenblicke für Edlef gefordert.

Edlef stand auf. Er trug den Stuhl an den Tisch im
Hintergrund und setzte ihn hart hin.

„Abrechnen?“ fragte er, „abrechnen? Ja, das ist nicht so
einfach. Dazu bedürften wir zahlloser Papiere und Bücher.
Und die sind alle bei meiner Mama. Sie ihr abfordern, hieße
noch, die arme Frau namenlos aufregen.“

„Das sehe ich nicht ein. Du kannst hinreisen, du kannst
als ihr Sohn ihr vorstellen, daß du ihr alle Arbeit abnehmen
willst. Und da sie ja doch, wie es scheint, ganz offen gegen dich
war . . .“

„Nun, das ist doch sicher, daß einer so Hinfiechenden etwas
so Wichtiges abfordern auf Deutsch heißt: ich glaube, du mußt
bald sterben!“ rief Edlef.

Thassilo besann sich. So ähnlich hatte seine Mutter auch
gesprochen. Er begriff es auch. Aber doch . . . sein Wunsch
verzehrte ihn fast.

„Es liegt mir so viel daran,“ murmelte er.

„Soll ich also die Roheit begehen? Wenn du darauf be-
stehst, muß ich es. Denn das Recht ist auf deiner Seite. Du
hattest ja schon am Tage, wo du mündig wurdest, Abrechnung
fordern dürfen!“ sagte Edlef.

Was er für einen kalten, geschäftsmäßigen Ton anzuschlagen
verstand!

„Eine Roheit? Nein!“ antwortete Thassilo.

Er verlor sich wieder in Grübeleien. Er dachte darüber
nach, ob er es noch weiter tragen könne, dem Gehaßten Dank
zu schulden. Ob der andere sich jetzt als sein Herr fühle —
es giebt Menschen, deren ganzes Herrenbewußtsein aus dem
Besitz fließt, aus dem Gefühl, gegeben zu haben, immer geben
zu können — solche, die nicht Wohlthäter sind, die sich nur selbst
befriedigen —

Und Edlef stand und beobachtete den andern lauernd.

„Die genaue Abrechnung können wir verschieben bis nach —
nach — —“

Thassilo unterbrach sich schon. „Bis nach dem Tode deiner
Mutter!“ Das sagt man einem Sohne nicht ins Gesicht.

Mein Gott, wenn ihm, der seine Mutter mit verzehrender
Inbrunst liebte — wenn ihm das jemand eines Tages ins Gesicht
sagen wollte!

„Wir könnten, wollte ich sagen,“ hob er wieder an, „für
uns ungefähr abrechnen. — Da du vermutlich Zahlen weißt, nenne
sie nur! Die Genauigkeit kann nachkommen. Schon das Un-
gefähre würde mich beruhigen.“

„Mir erscheint es zeitraubend und ohne Sinn,“ entgegnete
Edlef.

Ja, ihm muß es so scheinen, er weiß nicht, wie eilig mein
Haß es hat, dachte der andere.

„Ich meine doch,“ fuhr Edlef mit einer leichten Bonhomie
im Tone fort, „zwischen dir und mir, zwischen deiner Mutter
und der meinen sollte nicht allzuviel von Abrechnung die Rede
sein. Wir waren so sehr eine Familie, daß auch die Grenze
zwischen eurem und unserm Besitz niemals so wachsam umstritten
zu werden brauchte. Und besonders nicht nachträglich! Ich
denke doch, wir schieben dies alles auf, bis meine arme Mama
erlöst ist. Die paar Monate kannst du dich gedulden.“

Das ist eine Ewigkeit — jeder Tag ist eine Ewigkeit,
dachte Thassilo.

„Ich werde mich gedulden,“ sagte er langsam. Denn ihm
fiel nichts ein. Er konnte nur Edlefs Worte wieder benutzen,
die sie ihm im Ohr nachhallten.

Lange saß er nachher und sann. Es erschien ihm auch
wie ein Phänomen, daß Edlef gar nicht verändert war — —

Aber sie — sie? Welche neuen und heiligen Schönheiten
würden von ihrer Stirne leuchten?!

Zwei Mysterien giebt es im Leben des Weibes. Aus der
Jungfrau wird die Gattin, die Mutter. Tao sind auf ihrem
Wege zur Vollendung die beiden heiligen Stufen, die empor
führen.

Wie hatte dies erste Mysterium auf Beate gewirkt?

War sie selig in Liebe? Hatte die Enttäuschung die Blüten
ihres Herzens geknickt?

Wenn ich sie sehen könnte, dachte Thassilo, einmal heimlich
und unbemerkt! Denn in ihm brannte der hoffende Glaube,
daß sie erkannt habe, wie der Mann an ihrer Seite nur ein
Blender sei — — —

Und dann — —

Aber trotzdem vermied er ihre Gegenwart. Wenn eine Ein-
ladung, wenn eine zufällige Begegnung sie zusammenbrachte, mied
er jeden Blick, fast jedes Gespräch.

Er wußte: jeder seiner Blicke würde eine Frage, jedes Wort
ein Geständnis werden — das sie wie ein unkeusches Eindringen
in ihr geheimstes Weibleben beleidigen mußte — —

Aber es hatte das Ansehen, als sei die ungeheure Wandlung
ihres Daseins an ihr vorübergegangen, ohne ihrer Seele zur
Wecherin oder Erzieherin geworden zu sein.

Denn jedem Auge erschien sie unverändert. Noch immer
stand das vielsagende Lächeln auf ihren Lippen, noch immer
ging sie ruhevoll und schön, strahlend in der lockenden Ueppigkeit
ihrer unvergleichlichen Gestalt durch das Leben.

Und dies Leben war ganz dem sorgenlosen Genuß zu-
gewandt.

Edlef machte zunächst seinen Vorsatz, „schauderhaft“ fleißig
zu werden, noch nicht wahr.

Man mußte doch auf allen Gütern der Umgegend Besuch
abstatten. Man mußte sich doch als junges Ehepaar ein wenig
anfeiern lassen. Malte von Holdin gab ein großes Gartenfest, zu
welchem er aus Berlin einen Feuerwerker und Dekorateur kommen
ließ. Seligmanns veranstalteten ein glänzendes Diner, bevor sie
ihren Herbstaufenthalt in Italien antraten. Bei Pranden fand
eine Jagd statt, gleich nachdem die Hühnerjagd offen war, und
Edlef und Beate selbst sahen alle Augenblicke jemand bei sich.
Der Herbst war auch so schön. Es gab ein Fahren und Reiten
und Fröhlichsein alle Tage. Malte von Holdin war ebenso
unzertrennlich von dem Ehepaar, wie er es von dem Braut-
paar gewesen.

In den Köpfen der Marstädter setzte sich daher die Ansicht
immer fester, daß Edlef doch wohl der eigentliche Herr der
Firma Stürmer & Sturmer sei, denn sonst würde er sich so viele
Freiheit nicht nehmen können, und der andere würde sich auch
wohl dafür bedanken, so viel mehr zu arbeiten. Es sahen weite
Kreise Thassilo als eine Art besoldeten Oberarbeiter seines
Vetters an, der ungefähr die gleiche Stellung bei der Ausführung

des Werkes haben mochte wie Irne Hjelmersen. Daß man diese beiden fast immer zusammen sah, bestärkte die Meinung. Es gab Leute, die Irne Hjelmersen darauf anredeten. Er wollte sich dann tot lachen vor Spott über solche Vorstellungen und sagte den Fragenden, daß in der That er und Thassilo Stürmer bloß Ignoranten seien und daß ohne Herrn Eblef die Teiche im Fluß versacken und die Quermauern zusammenpoltern würden. Er unterließ nie, solche Gespräche Thassilo mitzuteilen.

Sie lachten zusammen darüber. Aber während sie lachten, sahen sie sich in die Augen, und einer wußte es vom andern: es fraß doch, und der Bodensatz von Bitterkeit ward immer größer in ihren Gedanken.

Einmal brachte Irne Hjelmersen eine ganz possierliche Nachricht mit. Es war herausgekommen, daß Eblef auf seiner Hochzeitsreise sich und seine Frau als Graf und Gräfin Stürmer in die Fremdenbücher der Hotels eingetragen hatte. Irgend ein Verwandter irgend einer Marstädter Persönlichkeit wollte das junge Paar in Freshwater gesehen und bei der Nachfrage beim Hotelportier dann erfahren haben, daß die Herrschaften Graf und Gräfin Stürmer seien.

Auch der klugste Mensch versteht und glaubt nur, was in das Bereich seines Begriffsvermögens fällt. Thassilo sagte schlankweg, es könnte nicht wahr sein. Er wußte ja, daß Eblefs Geschmack auf glanzvolle Aeußerlichkeiten ging. Aber eine derartige Banalität in der Eitelkeit traute er keinem Manne von Verstand zu. Und dann . . wie hatte Eblef dergleichen vor Beate thun können und mögen! Sich so kleinlich benehmen vor den Augen einer solchen Frau! Nein, das mußte ein albernes Mißverständnis sein!

Das sagte er auch seiner kleinen Freundin Hedi, als er mit ihr zufällig von dem dummen Gerede sprach.

Hedi schwieg bedrückt. Sie wußte wohl, daß Eblef sich durch solches Gebaren nicht nur nicht vor Beate herabsetzte, sondern daß es sichertlich geschehen sei, und zwar in völligem Einverständnis mit ihr.

Ach, dachte sie manchmal, wenn er sich doch nicht so fern von ihr halten wollte! Wenn er oft und viel mit ihr spräche, dann müßte er es doch erkennen, wie sie eigentlich ist.

Hedi wußte nicht, daß es für solche Leidenschaft nur eine Form der Genesung giebt: die unheilvollste, die durch den Besitz!

Dieses Weib kannte sich vor aller Welt als glatt, klein, armseligen Geistes offenbaren — der Mann, den die Begier nach ihrem Besitz blind machte, würde fortfahren, in ihr eine Göttin zu sehen.

Hedi in ihrem keuschen und unerfahrenen Sinn dachte, daß zu einer Liebe ganz andere Dinge gehörten und vor allem eine seelische Uebereinstimmung.

Aber sie empfand doch eine Art von schmerzlichem Glück darüber, daß Thassilo sie seit jenem Abend als seine nächste Freundin behandelte.

Und im Grunde genommen war sie nur seinetwegen nach dem Tode ihres Vaters nach Glanau zurückgekehrt.

Sie war in den praktischen Angelegenheiten des Lebens sehr wohl erfahren. Seit ihren Backfischjahren hatte sie schon alle Hausfrauenarbeit auf sich nehmen müssen. Sie verstand die Kunst, mit bescheidensten Mitteln anständig zu walten, aus alten Kleidern gut aussehende Garderobe herzustellen. Ihre Fähigkeiten waren erprobt und vielseitig. Sie hatte eine gut bezahlte Stellung als Hausdame finden und ausfüllen können. In einer solchen Stellung wäre ihre Arbeit bestimmt umgrenzt geweien, sie hätte dafür die entsprechende Geldeinnahme gehabt und das hebende Bewußtsein, auf eigenen Füßen zu stehen. Ihr Stolz war ja tief und rein, daß sie nicht die leiseste Empfindung von Demütigung anwandelte, weil sie arm war. Mit einer großen Einfachheit und Klarheit des Sinnes fühlte sie sich vielmehr sehr gehoben durch das Bewußtsein, durch eigene Kraft bestehen zu können.

Daß sie hier auf Glanau, trotz aller Gutherzigkeit Georg Altheers, als Eine angesehen werde, die gewissermaßen in Gnaden aufgenommen sei, verhehlte sie sich gar nicht. Aber sie konnte sich ruhig gestehen, daß sie hier viel, viel mehr arbeitete, als sie anderswo gegen Gehalt zu leisten nötig gehabt haben würde. Deshalb ertrug sie es auch gelassen, wenn dieser oder jener Bekannte der Altheerschen Familie ihr ins Gesicht hinaus versicherte, wie schön es für sie sei, eine zweite Heimat gefunden zu haben.

Georg Altheer selbst hatte ja gewissermaßen einen Vertrag „Moralischen" gehabt, als ihm einfiel, was er in verzeihlicher Rührung versprochen. Nicht, daß es ihm zu viel gewesen wäre, das gute Kind an seinem Tische zu haben. Er wußte auch genau: die Hedi, die verdiente dreimal das Brot, das sie bei ihm aß. Aber immerhin, — er hatte sich doch gewissermaßen was Verantwortliches aufgeladen. Er, der sich im Grunde an einen famosen Junggesellenlebensherbst voll Freiheit gewöhnt hatte.

Zu seiner großen Erleichterung merkte er bald, daß sie keine Ansprüche an ihn machte.

Ausgehen konnte sie ja auch noch nicht: sie war in tiefer Trauer.

Und eigentlich war es auch selbstredend, daß sie nicht verlangte, er solle alle Abend bei ihr daheim sitzen.

Seine Tochter und sein Schwiegersohn zogen sich auch sehr einverstanden mit Hedis Anwesenheit auf Glanau. Beate hatte allerlei gefürchtet: ihr Papa könnte mal in die Hände einer „Person" fallen — es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß ein so kraftvoll fröhlicher Mann sich von einer forschen Haushälterin oder sonst einem spekulativen Weibe in eine Ehe hatte hineinbugsieren lassen.

Hedi gegenüber ließ sie aber immer ein wenig merken, wie nicht jede Waise das Glück habe, gleich einen Pflegevater zu finden.

Auch das ertrug Hedi mit Gelassenheit. Ihre Seele war erfüllt von dem schönen Glauben, hier eine Mission zu haben. Und um einen Glauben, welcher Art er auch sei, erträgt ihr Wesen mit Freude jede Demütigung.

Ihre Mission war: dem Manne, den sie liebte, wohlzutun.

Welch ein Vertrauen er zu ihr gefaßt hatte!

Wie oft kam er an den immer früher anbrechenden Herbstabenden, wenn sie allein durch den Garten ging, während Georg Altheer aus war, sich zu amüsieren.

Und immer hatte er eine gute, wohltätig Empfindung, wenn er vom Hause her oder durch ein Nebenpförtchen, doch von der Chaussee kommend, die junge Gestalt zwischen den halbentlaubten Büschen stehen sah.

Es war eigentlich ein melancholisches Bild. Der weite Himmel, leer von Licht und Glanz, trat in seiner grauen Farbe. Unten fern das Meer, schwarzwogend und traurig. Kahle halbentlaubte Aeste und Buschreiser, an denen da und dort noch zähe, gelbe Blätter zitterten. An den Syringenbüschen hing noch das grüne Laub. Aber das Grün war fahles und es schien das Abbild erloschener Kraft. Auf dem feuchten Erdreich der Saat und auf dem von schwerem Herbsttau getränkten Rasen, den die Tagessonne mehr ganz zu trocknen vermochte, flatterten in einer fahlen Farbengemir die weißen, gelben, bräunlichen Blätter, die der Frühnebel schon von den Wipfeln abgestreift hatte.

Und dazwischen das Mädchen in seinem dunklen Trauergewand, ein wenig fröstelnd, ein schwarzes Tuch eng um die Schultern genommen, aber das dunkle Knabenköpfchen unbedeckt. Und auf dem feinen, klugen Gesicht eine stille Freude.

Thassilo vergaß es ihr nie, dies einfache: „Ich weiß es."

Welches Bescheiden lag darin! Welch ein Himmel voll entsagender Weidesgröße!

Und welche Freiheit hatte sie ihm damit gegeben! Sie allem die, ihr Freund werden zu können.

Er war nun ganz darüber im klaren, es sie ohne, daß er ihre Liebe zu ihm erraten habe. Oder vielmehr, es war ihm so herzlich wohlthuend, darüber im unklaren bleiben zu können.

Alles, was an Ritterlichkeit in ihm lebte, weckte sie. Das vornehmen Kinde.

Er hatte sich gelobt, daß sie allezeit an ihm einen zuverlässigen Freund haben solle.

So verlebten sie miteinander — sie in jenem wunderbaren Zustand, der ihr in mancher schlaflosen Nacht als unerreichbar dünkte und den sie als den Abglanz, als den blassen Schein des ihr versagten ganzen Glückes doch um keinen Preis der Welt hätte opfern mögen. Er in einer vollkommenen Ruhe.

Und diese Ruhe, die er neben dem Mädchen fand, war ihm oft die Quelle neuer Kraft. Er sagte sich: was dieses Mädchen

Pferdewettrennen im Banat.

Nach einer Originalzeichnung von V. Schramm.

Digitized by Google

kann, das mich vielleicht ähnlich qualvoll liebt wie ich Beate, das muß ich auch können.

In der Stadt beſprach man dieſe Freundſchaft, die natürlich niemand begriff. Und alle Welt nahm an, daß Thaſſilo Stürmer heimlich mit Hedi von Guſtrow verlobt ſei, was zu veröffentlichen ihre tiefe Trauer verbiete. Ja, ja, der Georg Altheee, der verſtand es! Das war einer von denen, die immer oben ſchwammen. Nun brachte er erſt die Tochter, dann die Nichte an und verdiente wahrſcheinlich in den nächſten Jahren noch ein klotziges Stück Geld durch die Parzellierung ſeiner ſtrandwärts gelegenen Koppeln.

Aber da niemand Thaſſilo gegenüber eine Anſpielung wagte, erfuhr er nicht, daß er in aller Unſchuld Hedi ins Gerede brachte. Irne Hjelmerſen ſagte ihm auch nichts, denn er wußte, daß ſolches Geſchwätz ganz albern wäre. Er wußte nur zu gut, von welchem Frauenbild ſeines Freundes Sinne erfüllt waeen. —

An einem Ottobermorgen trafen die beiden Freunde ſich draußen am Fluß. Ein wahrhaft italieniſcher Himmel ſtand über der norddeutſchen Tiefebene. Hinter dem wüſten Gehäuf und Geklüft von weißgelben Sandmaſſen, die zue Zeit an dieſee Stelle die Flußufer bildeten, eagten eechts unſern die eoſtroten Mauern eines im dürren Laube ſtehenden Buchenwaldes auf. Links zog ſich, am gleichen Ufer wie die Stadt, das Gelände hinauf, bis der Blick an dee oberiten Wölbungslinie einee Koppel ſeine Grenze fand. Dort zogen Pflüger ihre Furchen, dis hinab und hinein in die jenſeitige Senkung.

Unten im Waſſer keuchte der Dampfbaggee und entlud ſeinen grauſchlammigen Inhalt llatſchend in die neben ihm liegende Schute. Raſtlos krochen die Baggereimer an ihren geſchmeidigen Ketten die ſchiefe Ebene des ſie tragenden Geſtelles hinan, um von ihr in jähem Abſtieg entleert wieder herabzugleiten.

Am Abſturz des werdenden Deiches enttang korrten Arbeiter. Ihre weißlichen uad buaten Hemdärmel zogen vor dem gelben Sandgrund in gleichmäßiger Reihenfolge dahin.

Thaſſilo ſtand in hohen Stulpenſtiefeln, in eine enge Joppe geknöpft, den weichen Filz auf dem Kopfe, und ſprach mit einem der Aufſeher über die Notwendigkeit, das Terrain auch hier zur Anlage einer Felddahn zu planieren. Er beſchrieb mit deutender Hand die zu nehmende Linie. Hinter ihm rieſelte der Sand an einer Böſchung herab, vor ihm ſtanden Waſſerlachen in ſchlammiger Erde. So traf ihn Irne Hjelmerſen, der kletternd und ſpringend am wüſten Ufer entlang dahergekommen wae.

„Nimmſt du mich mit zurück?“ rief er.

„Wenn du noch zwei Minuten warteſt.“

Als Thaſſilo ſeine Unteeweiſungen und Befehle alle gegeben hatte, winkte ee Irne, der ſich uaterdes auf den Sand in den Sonnenſchein geſetzt hatte.

In dee kleinen Bartaſſe, die, von einem Mann bedient, nun ſchnell flußabwärts dampfte, ſprachen die beiden eine Weile von dem Stande der Arbeiten. Durch die ſchnelle Bewegung des kleinen Fahrzeuges gegen den Wind entſtand eine ſolche Briſe, daß Thaſſilo immer ſeinen Hut feſthalten mußte. Dee Wind war kalt. Abee die Sonne brannte.

„Haſt du das auch gekriegt?“ fragte Irne und zog in ſeiner Bruſttaſche aa einer weißen Karte. Als er anuahm, daß Thaſſilo ein Eckchen davon geſehen hatte, ſtieß ee ſie ſogleich wiedee zurück nnd knöpfte eoergiſch ſeine Joppe zu.

Thaſſilo nickte.

„Auf Glanau dachte man, man braache von mie keine Notz zu nehmen. Aber Heer Edleſ hat in wohl ſeiner Frau klargemacht, daß man auch mir einmal abends ein Stück Fiſch nnd Braten vorſetzen müſſe,“ ſagte dee Norweger.

„Du beauchſt ja nicht anzunehmen,“ meinte Thaſſilo.

„Nicht annehmen?“ rief dee andere, und ſeine hellen Augen funkelten. „Daß ich ſo ein Narr wäre! Endlich kann man ſich das Edleſ- und Beatenglück mal in der Nähe anſehen. Und ſo ein Schauſpiel ſollte ich mir entgehen laſſen?“

„Was willſt du in einer größeren Geſellſchaft beobachten! Wir werden da außer uns ein Dutzend Menſchen finden.“

„Deſto beſſer!“

„Ja, das ſag' ich auch.“

Sie ſchwiegen. Ihe Schiffleia rauſchte eilig weiter. Es fuhe mit ihnen an der rotgrauen, farbenfreundlichen Stadt vorbei, aus deren Häuſern die blanken Fenſter guckten, wie nachſame Augen. Es ſchwamm, ſchwellende Daſſen vor ſiaen dua hinaus auf das Meer.

Ein kräftiger Oſt kam von draußen gegen die Küſte.

Ihe Fahrzeug ſchoß hinouf und hinab auf den Wogen, die wie blaues Glas aozuſeheo waren. Und das Feuerſchiff, das a der Nähe der Bauſtätte verankert lag, wiegte ſich hing hin und her, ſo daß ſeio kahler, plumper Maſt vor deo Hintergrunde von Meee und Himmel immer gleichmäßig pendelte und man zuletzt nicht mehr wußte, ob er hing oder ſtand

Thaſſilo beobachtete es und kam dadurch auf Zukunftsbetrachtungen za ſprechen. Es ſchien, als dächte keiaer der Männer mehr o die Einladung. Sie erwogen davon die Möglichkeit, in ganz Witterungsverhältniſſen den Winter hindurch arbeiten zu können.

So tamen ſie an die Stelle, wo der Leuchtturm maſchenartiert wurde. Feſtgefügt und dicht verkittet, umſchanzte dort es proviſoriſcher Plantenbau, um die See fernzuhalten. Von eaer der Schuten aus kletterte mon auf hoher ſchmaler Leiter hinan bis zue Höhe dieſer Holzwaod, jenſeits durch es, auf deren wieder hinabſteigen. Drinnen, wo Sand und von auten hindringendes Waſſer ſich immer wieder zu einem breiten Brei vermengten, hantierte die Schar der Arbeiter. Es ſchien, als kämpfen ſie zwiſchen einer wahren Wüſtenei von Sand, Steinen und allerlei Arbeitsgeräten umher. Hart an der Plank gerangt ſtand das hochragende Gerüſt der Rammmaſchine. In ihrer Nähe lag eine Jolle halb auf dem Trocken

Der blaue Himmel lachte herob in dieſen befangten Raum, den kühoe Menſchenhand auf die kleine Sandbank gerigt hatte.

Es wae wuoderlich, wie man hier drinnen das Meer hörte, ohoe es zu ſehen. Mit dumpfem Krachen warfen ſich die Wogen draußen gegea die Holzwand und ließen ſie erzittern.

Die Arbeiter hatten keine Veranlaſſung oder Zeit, ſich phantaſtiſchen Vorſtellungen hinzugeben, ſonſt hätten ſie erkennen müſſen in dem Gedanken, daß der heranbrauſende Wogenſturm einmal dieſe Schutzmauer zerbrechen und über ſie alle herein flutend Gefahr und Tod bringen könnte — —

Thaſſilo aber und Irne Hjelmerſen hatten dieſe Phantaſie. Auf der Rückfahrt ſprachen ſie davon. Aber es war ihnen nur eine Phantaſie, denn deaußen hinter jenen Schranken lag eine ſchwere Schute verankert, die eigentlich nur Ausgangspunkt bildete füe die kleinen Dampfer, welche den Verkehr zwiſchen dem Feſtland und der Bauſtätte vermittelten. Zu jeder etwa plötzlich eintretenden Wetterkataſtrophe konnten ſich alle hierauf auf dieſe Schute begeben. Wenn ihr ungefüger Bau ja auch nicht zum ſeetüchtigen Fahrzeug mochte, ſo war ſie doch immer zuverläſſig genug, auch durch die wildeſte See bis zum Ufer geführt werden zu können.

Von Beate ſprachen beide Männer nicht mehr. Der Name fiel gar nicht mehr zwiſchen ihnen, ſelbſt nicht an Tage zu deſſen Abend die Geſellſchaft ſtattfinden ſollte.

Zu ſeinem Erſtaunen aber ſah Thaſſilo an dieſem Abend gegen halb acht Uhr ſeinen Freund bei ſich eintreten

Thaſſilo ſchrieb gerade an ſeine Mutter und ſagte ihr, daß ſein erſter Verſuch, mit Edleſ proviſoriſch abzurechnen, ganz geſcheitert ſei, daß Edleſ ihm in einer Art dabei begegnet wäre, die ihm — Thaſſilo — eine Roheit zuſchöbe, wenn er jetzt auf ſeine Abſicht beſtünde. Er band ſeiner Mutter auf die Seele, nichts unverſucht zu laſſen, was mit Vorſicht und Zartheit geſchehen könnte, um Licht über die Geldfrage zu verbreiten. Er fragte ſeine Mutter, wie es denn überhaupt nur möglich geweſen wäre, daß ſie ſich nach ihres Gatteo Tod, ohne präziſe Angaben über ihr Vermögen erhalten zu haben, hatte beruhigen können. Eee indem ee dieſe bald vorwurfsvolle Frage niederſchrieb, war o ich bewußt, daß das eben bei ſeiner Mutter ganz gut möglich geweſen.

Und hier unterbrach ihn Irne Hjelmerſen. Er hatte einen großen Kragenmantel um und trug etwas unter ſeinem Arm, das in einem ſchwarzen Ueberzug ſteckte.

Thaſſilo ſah von ſeinem tichtbeſtrahlten Briefbogen auf und hinein ins Halbduntel des Zimmers, wo der Freund ſeinen Mantel auf den nächſten Stuhl warf.

„Ich will dich abholen! Wir wollen es machen wie kleine Mädchen, die in eine Kindergeſellſchaft gehen und ſich nicht allein trauen. Du mußt mich mitnehmen!“ ſagte Irne.

„Du hast deine Zupfgeige mit?“ fragte Thassilo.

„Herr Edlef ließ ein Wort davon fallen. Irgend einer hat ihm davon gesprochen. Ich will mein Abendessen verdienen!“

Er trat in den Lichtkreis. Thassilo sah ihn erstaunt und mit Wohlgefallen an. In seiner Arbeitstracht, wenn er schlammbespritzt, in enger Joppe, mit hohen Stiefeln und einer verblichenen Sportsmütze, die er meist aus der Stirn geschoben trug, sich zwischen seinen Arbeitern beschäftigte, hatte Irne Hjelmersen etwas von einer sprungbereiten Wildkatze und ihrer zähen, schnellen Kraft. Sein hartes, helles Gesicht war nicht allen Menschen sympathisch. Kein Arbeiter, der sich in ein Unrecht gesetzt hatte, ertrug den hellen Blick aus diesen Augen, die denen eines Seeadlers glichen.

Heute abend, im Frack und im tadellosen Anzuge eines Weltmannes schien er ein ganz Verwandelter. Er sah zugleich elegant und bedeutend aus.

Und der Ausdruck einer wahrhaft dämonischen Vergnüglichkeit funkelte aus seinen Augen. „Thassilo, mein Junge, spute dich! Mach' dich nobel! Wir sind bei unserem Chef getaben. Bei dem geistigen Haupt der Firma Stürmer & Stürmer. Untergebene haben pünktlich zu sein. Ich bin schon sehr vertegen, ob ich mich auch bescheiden genug zu geben wissen werde.“

Während Thassilo sich umkleidete, stand Irne Hjelmersen mitten in der Stube und präludierte mit nachlässig bewegten Fingern ein wenig auf seinem Instrument. Die girrenden, schwirrenden Töne klangen leise durch den Raum.

„Ich werde ein paar ganz unanständige Sachen singen,“ sagte er plötzlich.

„Das wirst du sein lassen, wenn wir Freunde bleiben sollen!“

„Ach, außer dir versteht ja keiner Norwegisch,“ lachte Irne. „Und selbst du — wenn ich Dialekt singe, ist's auch böhmisch für dich. Aber wie du willst . . . ich kann auch bloß das Alphabet singen. Was man nicht versteht, wirkt immer.“

Sie traten unten kaum auf die Straße, als sie mit Georg Altheer zusammenrannten, der auch zu dem kleinen Fest seiner Kinder geladen war, sich vorher aber noch in der Stadt zu thun gemacht hatte. So gingen sie nun zu dritt.

„Wie geht es Ihrer Pflegetochter, Fräulein von Güstrow?“ fragte Irne Hjelmersen.

„Danke, gut! Sie ist eine von denen, die immer gefaßt scheinen. Doch wird sie wohl heimlich ihrem Papa noch viel Thränen nachweinen.“

„Du interessierst dich für das Wohlergehen von Hedi?“ fragte Thassilo verwundert.

„Fräulein von Güstrow ist eine von den Frauen, vor denen ich Hochachtung habe,“ sagte er ernsthaft. „Sonst pflegt das meist nicht der Fall zu sein.“

„Ja, Sie sind ein Cyniker!“ bemerkte Altheer.

„So?“ fragte Irne ganz interessiert, als habe man ihm eine überraschende und unverständliche Mitteilung gemacht. „Was ist das?“

„Ach, fragen Sie doch nicht so!“

„Ein Cyniker!“ wiederholte Irne. „Ach, das sind so glückliche Leute! Sie kommen sich groß vor, wenn sie verächtliche Worte auf den Lippen haben. Es sind in ihrer Art große Leute. Und sie imponieren. Vor allen Dingen sich selbst. Ja, so ein Zustand muß famos sein!“

Er hat heute seinen „Tag“, dachte Thassilo ein wenig beunruhigt, wie wird das werden?!

„Sieh dich vor,“ flüsterte er ihm noch zu, als sie schon in der Garderobe ihre Röcke abnahmen, „dumm ist Edlef nicht! Es giebt Grenzen.“

Irne zuckte nur die Achseln.

Das junge Paar hatte aus der sehr verwohnt gewesenen Wackernagelschen Villa ein stilvolles Heim geschaffen. Die vier Zimmer des Hochparterres waren neu tapeziert und gemalt worden und jedes in Uebereinstimmung mit den Möbeln, die darin standen. Es hatte ja, da man alles neu angeschafft hatte und der Rat eines ersten Berliner Dekorateurs im Spiel gewesen war, keiner so großen Kunst bedurft, dies alles herzurichten. Aber sowohl Edlef als auch Beate hatten einen angeborenen Geschmack, er bekundete sich deutlich in allen Räumen. Alle Welt bewunderte auch dies schöne Heim, und Thassilo bewunderte daneben im stillen, daß Edlef schon so große Ausgaben wagte. Sie waren doch noch Anfänger! Und gerade in ihrem Beruf hieß es, rasch zu eigenem Vermögen zu kommen, wozu ein Maßhalten im Verbrauch während der ersten Jahre sicher stark beitragen mußte. Aber wie durfte er wagen, Edlef hierüber Vorhaltungen zu machen, wie es sonst sein Recht, ja seine Pflicht gewesen wäre, als sein Arbeitsgenosse! Er — der vielleicht mit Edlefs Geld und Gut ernährt worden war — — —

Ganz besonders hatte Beate verstanden, zu erreichen, daß alle Zimmer zu ihrer blonden Schönheit den rechten, in der Farbe stimmenden Hintergrund gaben.

Heute war der große Salon nicht geöffnet, für die vierzehn Anwesenden, von denen die meisten ihr nur lästig waren, hatte Beate es nicht für nötig gehalten. Sie empfing im ersten Zimmer. Es herrschten darin bläuliche Töne vor. Auch stand ein Flügel darin. Von einem Kronleuchter hingen wie große, rosige Tropfen die elektrischen Lichter in ihren Glashüllen herab. Ein heller, mit fahlen roten Arabesken durchsetzter Teppich bedeckte den Boden. Die beiden Fenster waren dicht verhängt. Das Zimmer machte einen überaus festlich hellen und wahnlichen Eindruck.

Und mitten darin stand Beate. Sie trug ein schwarzes Tüllkleid, der schwarzseidene Unterstoff hatte keine Aermel, und eine viereckig tief ausgeschnittene Taille. Was der Unterstoff freiließ, überspannte das durchsichtige Gewebe, auf dem schwarze Perlsternchen glitzerten. In ihrer Nähe befanden sich ihre beiden „Getreuen“: der lange, vornübergeneigte Malte von Holdin mit seinem gesträubten Bärtchen unter der Kosakennase und seinen gutmütigen, verliebten Augen und der breitschulterige Heer von Prancken mit seinem stolzen Dragonergesicht.

Auch der behäbige Bürgermeister war schon anwesend mit seiner kleinen, mageren und eifrigen Frau, die überall, wo sie war, das Gefühl hatte, die Honneurs machen zu müssen, und zwischen den Leuten hin und her schoß. Die Tochter, Elsa Hagen, die immer etwas einem angezogenen Posaunenengel glich, hatte sich inzwischen in schwärmerischer Verehrung zu Beatens bester Freundin herausgebildet. Man nannte sie nur noch Beatens Planeten. Elsa Hagen übersah ganz richtig, daß ihr in Beatens Haus mehr Vergnügungen winkten, als man sonst hierzulande in bürgerlichen Kreisen zu finden gewohnt war, und wenn es noch irgendwo die Gelegenheit zu einer Verlobung gab, so war das eben hier, wo alle Herren der Gegend als Freunde verkehrten. Auch Beate fand ihre Rechnung dabei, Elsa Hagen viel bei sich zu sehen. Sie hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß es nicht klug sei, sich ausschließlich mit Männern zu umgeben, und Elsa Hagens Erscheinung that ihrer eigenen nie den geringsten Abbruch. So waren sie denn sehr intim miteinander.

Wackernagel befand sich selbstverständlich unter den Geladenen, auch Lebus und Doktor Gramberg waren zugegen, und der Amtsrichter Vogelsang mit Frau und Schwägerin, sehr würdevollen, aber unsichern Damen, die glaubten, ihre natürlichen Mienen in einer Gesellschaft nicht zeigen zu dürfen, und in feierlicher Wortkargheit lähmend auf die Anwesenden wirkten.

Es fehlte eben nur der Hausherr.

Thassilo reichte der schönen Frau flüchtig die Hand und sagte: „Guten Abend, Frau Cousine!“ Er sah sie kaum an und trat sogleich von ihr zurück, sich mit einem an ihm ungewohnten Eifer dem ersten besten zuwendend. Dies war, hier zu seiner Erleichterung, der beredsame Wackernagel, der auch sogleich seine Nase vertraulich Thassilos Wange näherte und ein wichtiges, halb geheimes Gespräch mit ihm begann.

Es ging Beaten wie vorher Thassilo: auch sie sah mit wohlgefälligem Erstaunen auf Irne Hjelmersen. Sie hatte ihn einmal, bei seinem einzigen Besuch auf Glanau, gesprochen und dann sehr oft, aber immer nur flüchtig und in seiner Arbeitstracht gesehen.

Nun stand da ein Mann vor ihr, der sich mit sicherer Eleganz bewegte und der so ein seltsam rätselvolles Lächeln auf den Lippen hatte. — — Er küßte ihr die Hand und sah ihr dreist in die Augen. Aber es war nur wie ein Blitz. — Sie begriff eigentlich selbst nicht, was denn an seiner Art besonderes gewesen. Ehe sie recht nachdenken konnte, trat er schon zu der Frau Bürgermeisterin und zeigte ein fast ausdrucksloses Gesicht.

„Ja, es ist kolossal!“ hörte Thassilo jemand sagen.

Und aus der Rede und Widerrede entnahm er, daß Edlef noch nicht zur Stelle sei, weil er noch hochwichtige Korrespondenzen

zu erledigen habe. Und er hörte den Amtsrichter hinter seinem Rücken deutlich zu Irne Hjelmersen sprechen: „Es muß doch ein Vergnügen für Sie und den andern Stürmer sein, als Mitarbeiter das Werk eines Edlef Stürmer fördern zu dürfen!"

Er hörte auch Irne antworten: „Fabelhaft!"

Eine wahre Hochflut von Lobpreisungen schwoll an.

In Thassilos Brust klopfte das Herz schwer, schwer.

Und da kam Beate auf ihn zu, und mit ihrer getragenen Art zu sprechen, klagte sie, wie ihr Gatte doch überbürdet sei und daß nur ihr Stolz auf seine Genialität sie darüber tröste, ihn so oft entbehren zu müssen.

Thassilo fühlte, daß seines Freundes funkelnde Blicke auf seinem Gesicht brannten. Er wußte, daß Irne ein teuflisches Pläsir daran haben würde, wenn er jetzt klar und ruhig sagte: Meine Herrschaften — das ist ja alles Schwindel! Edlef hat einen gewissen kaufmännischen Geist, der mir bei einer Seite meiner Unternehmungen schon hie und da recht nützlich gewesen ist. Und dann eine gewisse conciliante Art zu repräsentieren, die mir ganz abgeht. Aber mehr nicht — keinen Deut mehr. Mein ist das Werk! Mein der Geist, der es entwarf, mein die stetige Sicherheit, die es ausführt! Und was er Ihnen vormacht, ist eine Komödie. Sie selber sehen es doch und können es ihm doch nachrechnen, wie viel Zeit er seinem Vergnügen widmet. Sie selber können sich doch sagen, daß er das bißchen Korrespondenz, was im Augenblick fast seine einzige Aufgabe ist, nicht immer ostentativ gerade dann zu erledigen braucht, wenn er Gäste bei sich sieht oder selbst in Gesellschaft soll. Aber es scheint, daß manchmal die Plumpheit eines Schauspiels seinen Erfolg verbürgt, die Zuschauer halten sich für zu klug, als daß man ihnen so etwas vorzumachen wagen sollte, also muß es wohl wahr sein.

Die schöne, heißbegehrte Frau stand vor ihm. Sie, um derentwillen er seine Seele mit einem tödlichen Haß gegen seinen Kindheitsgefährten befleckte. Sie, um derentwillen ein Verbrechen zu begehen er sich in mancher dunklen Nachtstunde schaudernd bereit geglaubt. — —

Und er wähnte, daß sie auf ein Wort der Anerkennung für ihren Gatten aus seinem Munde wartete. Er bildete sich ein, es würde sie vielleicht vernichten, wenn er kühl und kalt Edlefs Arbeit ins rechte Licht rückte. Es würde sie beschämen und demütigen, wenn er die Wahrheit feststellte. — —

Er murmelte etwas, daß Edlef sicher gleich kommen wolle, daß schließlich jene Briefe auch morgen früh hätten erledigt werden können. Darauf hob die Bürgermeisterin mit begeistertem Augenaufschlag ein neues Loblied an. Das war es ja gerade! Diese unaussprechliche Pünktlichkeit, die nichts aufschiebt! Sie hatte einmal gelesen: Fleiß sei die Hälfte des Genies.

Und da kam auch gerade Edlef, eilig, strahlend, fast leutselig, jedermann die Hand schüttelnd und Thassilo in passiver

Deutsche [illegible]

Nach einer [illegible]

auf die Schulter klopfend. — Wenn sie unter vier Augen waren, wagte Edlef nicht mehr, in seinem Wesen die Note gönnerhafter Ueberlegenheit hervorzukehren. Nie mehr, seit jener Stunde, wo ihm aus Thassilos Augen der erste aufglimmende Haß entgegenleuchtete. Aber hier wagte er es — vor den Augen seines Publikums — —

Thassilo hörte nicht, was der noch immer neben ihm stehende Wackernagel halblaut in sein Ohr sprach.

In seinen dunklen Augen brannte eine düstere Glut. Gallenbitter lag ihm der Zorn auf der Zunge. Ins Gesicht schlagen hatte er den andern mögen. Und voll Haß und Hohn dachte er: Du bist ein großer Mann — von meinen Gnaden!

Malte von Holdin, ein Glas Wein in der Rechten, den Daumen der Linken in die Hosentasche gehakt, ging mit seinen langen, trägen Schritten quer durchs Zimmer auf Irne Hjelmersen zu, der Elsa Hagen in der verwegensten Art die Cour schnitt, daß sie vor Kichern und Behagen ganz vergaß, den Thee

zu trinken. Auch Irne hielt eine Tasse in der Hand; er war ein Theetrinker, und er sagte gerade zu Fräulein Elsa, daß er bei einer vollen Theekanne und bei einem schönen Weibe alle Miseren des Lebens vergäße.

„Lieber Hjelmersen, ich komme mit einem ehrenvollen Auftrag von unserer Herrin! Man hat ihr von Ihrer Kunst gesprochen. Würden Sie sich entschließen, davon eine kleine Probe zu geben?“

„Kunst?“ sagte Irne achselzuckend, „wer davon gesprochen hat, sprach mehr, als er verantworten kann. Es ist im Gegenteil etwas ungemein Ursprüngliches, Primitives.“

„Was es auch sei — geben Sie uns Gelegenheit, es zu bewundern!“ bat Holdin. Er bemühte sich, immer so verbindlich als möglich zu sein. Aber man merkte das Bemühen, und das hob die Verbindlichkeit auf.

„Ach, er singt reizend!“ schwärmte Fräulein Elsa, „neulich bei uns hat Herr Hjelmersen viel vorgetragen — wir

Als sein forschender Blick über die Gesellschaft ging, traf er Thassilos besorgtes Gesicht. Er lächelte ihm zu. Der Freund konnte es für ein beruhigendes Versprechen nehmen.

Und er begann. Er sang nicht. Es war eine Art von singendem Sprechen, nicht unähnlich den Recitativen in der klassischen Oper. Aber zu dieser Vortragsform in vollkommenem Gegensatz stand der kurze, sehr ohrenfällige Rhythmus, die knappe, in sich abgeschlossene Melodie der Lieder. Sie waren auf den Volkston gestimmt, und indem man sie hörte, bildete man sich ein, sie sofort nachsingen zu können. Wie eine Ueberraschung wirkte auch das Zeitmaß zur Tonart. Fast alle Lieder gingen sehr schnell. Und ein Allegro in Moll — das ist wie drängende, traurige, halbverborgene Leidenschaft.

Hell, vom rosigen Licht bestrahlt, stand der Mann. Kaum bewegte er seinen Körper, und die Finger schienen nur zu tändeln.

Aber dennoch war es, als hypnotisierte er alle diese Männer

ziehen.

h. Mahn.

waren alle hin — einfach hin! Ich konnte nachher die ganze Nacht nicht schlafen.“

Irne Hjelmersen sah sie spitzbübisch an und sagte dann, daß solcher Erfolg allerdings seinen äußersten Ehrgeiz anstachele.

Er ging hinaus, um seine Zupfgeige zu holen.

Als er mit dem Instrument wieder hereinkam, fand er die ganze Gesellschaft schon gruppiert In weitem Halbkreis saß sie auf Stühlen. Er übersah mit schnellem Blick alles. Niemand konnte den Eindruck haben, als wählte er seinen Platz mit Ueberlegung.

Lässig lehnte er gegen das untere Ende des Flügels.

Beate saß ihm gerade gegenüber. Edlef mit Prancken und dem Bürgermeister waren so weit rechts, daß Irne Hjelmersen sie fast im Rücken hatte.

Er präludierte leise, mit der Linken den langen Hals des Instrumentes umklammernd, mit den behenden Fingern der Rechten schwirrende, seltsam schwermütige und zaghafte Töne gleichsam aus den Saiten herauszupfend.

und Frauen. — Niemand verstand die fremden Laute unbekannter Sprachen.

Aber die freche Melodie sprach. Es sprach der Timbre der klangvollen Baritonstimme. Es sprach das bewegliche Gesicht, über das jeder Ausdruck: der des Spottes, der Lüsternheit, der Leidenschaft, hinspielte. Und sein helles Auge funkelte. Er hielt mit seinem zwingenden Blick das Weib gefangen, das eine — —

Beate fühlte sich wie bezaubert. Ein nervöser Schauer, wie sie noch nie dergleichen in ihrem Leben gespürt, rann ihr durch den Körper. Aber es war eine seltsam angenehme Empfindung. Und sie vermochte den Blick nicht von dem Mann zu lassen.

Lied reihte sich an Lied. Eines trennte er vom andern durch reizvolle Zwischenspiele, in denen er zu der Tonart des nächsten Liedes mit großem musikalischen Geschmack, oft auch in kecken Uebergängen den Weg fand.

Und dann mit einem Mal, als alle atemlos im Horchen waren, ließ er das Inſtrument ſinken und verneigte ſich leicht.

Nun erhob ſich ein großer Proteſt. Alle ſprachen durcheinander und auf ihn ein. Er ſollte fortfahren. Was waren das für Volkslieder geweſen? Schwediſche? Ob er gar keine deutſchen Lieder könne. Denn drei oder vier der Zuhörer wallten ſeine Kunſt noch greifbarer vorgetragen haben.

Irne ſagte, daß es finniſche, ruſſiſche und norwegiſche Lieder geweſen ſeien, daß er alle nordiſchen Idiome beherrſche, aber ſchwediſch aus Prinzip weder ſänge noch ſpräche. Auf Deutſch verſtehe er wohl einiges vorzutragen, aber es ſeien nur Ueberſetzungen. Deutſche Lieder lagen ihm nicht, ſein Freund Thaſſilo ſage, er habe nicht genug Gemüt dazu. Thaſſilo ſchüttelte lächelnd den Kopf — dieſen Einwand erfände Irne frei.

Alles Sprechen und Bitten ſchien aber nicht zu helfen, und es ſah aus, als habe Irne nicht die Abſicht, weiterzuſingen.

Pranken, der Tenor ſang und in Geſellſchaften zuweilen mit einer ungeſchulten, ſchmetternden Kraft Lieder von Laſſen und Meyer-Helmund vortrug und ſich für muſikaliſch hielt, ſtand vor Irne Hjelmerſen und ſprach ſachverſtändig, eindringlich und bewundernd auf den ſo viel Kleineren und Schmächtigeren ein, wobei er ihn ſo feſt gegen den Flügel drängte, daß deſſen Kante Irne förmlich gegen das Kreuz drückte. Für Beate war der kleine Norweger mit einem Male jemand geworden. Nicht wegen jener ſeltſamen Empfindung, die ihr nachträglich wie ein angenehmes Gruſeln ſchien, ſondern weil er für alle ihre Gäſte der Mittelpunkt der Bewunderung ſchien, und vor allen Dingen, weil Haldin ſagte, es ſei einfach todchic und raſend pikant, wie der Mann vortrage.

„Ja, er ſoll mehr ſingen, und auch was Deutſches!“ ſprach Beate beſtimmt. Sie begab ſich an den Flügel und legte, ſich vorbeugend, ihre Ellbogen und ihre ganzen Arme flach auf die blanke ſchwarze Flügelplatte, indem ſie auf derſelben ihre Hände faltete. In dieſer faulen Stellung wartete ſie ein paar Sekunden, bis es Pranken und Hjelmerſen an der anderen Seite des Flügels gefallen möchte, ſie zu bemerken. Pranken, der ihr das Geſicht zuwandte, bemerkte ſie auch ſogleich, und dann fuhr Irne herum. Mit einem Lächeln und einem Augenaufſchlag, der bei ihrer vorgeneigten Haltung wie ſchmachtend von unten herauf kam, bat ſie Irne Hjelmerſen um noch mehr Lieder.

Er ſah dies Lächeln — zum erſtenmal an ſich, ganz direkt an ſich gerichtet — er ſah unter dem klaren, perlenübergitterten Tüll den köſtlichen Hals — Es wurde ihm rot vor den Augen — —

Er ſchwieg und ließ ſie bitten.

Und ſie bat in ihrer hingebenden, anmutigen Weichheit.

Er ſah ſie an, und wieder durchrann es ſie. Was war das für ein Blick? Todfeindſchaft ſchien darin zu funkeln — oder eine herriſche Begier — es war ſo rätſelvoll! Unwillkürlich richtete ſie ſich auf.

Er aber nahm ſein Inſtrument wieder in den Arm. Und wieder, indeſſen die Geſellſchaft ihre Plätze einnahm, tändelten ſeine Finger über die Saiten.

Thaſſilo erkannte die Melodie, die ſich aus den ſchwirrenden Paſſagen und den kurz abgebrochenen Akkordgriffen entwickelte. In einer Herrengeſellſchaft hatte Irne einmal das ſchlimme Lied geſungen. Er würde doch nicht — — Nein, es war undenkbar! Aber dennoch erhob er ſich, unwillkürlich warnend.

Was für ein böſes Lächeln auf Irnes Lippen ſtand — —

Aber da bemerkte er den Freund und nickte ihm wieder beruhigend zu. Und zugleich hob er auf eine unausſprechlich leichtfertige, geringſchätzige Art an:

„Seht, wie ſie mit Lächeln girren,
Wie ſie lockend dich umſchwirren,
Wie ſie nutzen ihre Leiber,
Pah — die Weiber!
Ridalala, ridala.

Schwören dir, du ſeiſt ihr Leben,
Kuſſen deinen Freund daneben.
Was macht ihnen ein Verraten,
Pah — den Mädchen.
Ridalala, ridala.

Wie des Mohnes rote Blüte
Brennt und flattert ihre Gute.
Eh'r dem Sumpfgrün magſt du trauen,
Pah — als Frauen!
Ridalala, ridala.“

Alles lachte und that empört, und Schalk den Sänger regalant. Georg Altheer meinte: „Na, ſagt' ich's nicht — ein Zyniker ſind Sie!“

Und Malte von Holdin war entzückt und wollte den Text haben. Und es ſchien, als habe niemand die harte, feindſelige Verachtung ganz begriffen oder für Ernſt genommen, der aus des Mannes Blick und Ton ſprach.

„Du haſt dich unnötig geängſtigt,“ ſagte Irne nachher zu ſeinem Freund, „das war eine zahme Variante — was?“

„Es war mir auch noch zu ſtark für ihn Geſellſchaft,“ antwortete Thaſſilo finſter, „nicht die Worte — aber deine Art —“

Ueber die Geſellſchaft war es wie eine Art Rauſch gekommen. Es ſchien, als ob die Funken, die Irne hineingeworfen, irgendwelche geheime Feſſeln verſengt hätten.

Alle waren lauter, luſtiger, ungezwungener, als man es ſonſt in Marſtadt gewohnt war. Bei Tiſch amüſierte ſich alle Welt köſtlich.

Elſa Hagen fand ſich davon überraſcht, daß der ſteife Herr Lebus mit ſeinen braunen Sammetaugen, der ſonſt ſo vorſichtig heiratsfähigen jungen Damen gegenüber blieb, ſie lebhaft huldigte, während ihr Nachbar zur Rechten, der Doktor Gramberg, ihr nicht minder den Hof machte. Amtsrichter Vogelſangs, die ihre fünfunddreißigjährige Schweſter als Schwägerin wie prädeſtiniert zur Gattin eines wohlgeſtellten Witwers fanden, ſahen ſie mit Vergnügen von Georg Altheer und Wackernagel lebhaft unterhalten.

Edlef mühte ſich, etwas pflichtgemäß der Bürgermeiſterin und ihrer ſchwärmeriſchen Bewunderung künſtlich zu halten, während der Bürgermeiſter und die Amtsrichterin ihre Aufmerkſamkeit hauptſächlich auf das Eſſen richteten.

Der Amtsrichter, Pranken, Thaſſilo und Irne bildeten eine Ecke zuſammen.

Für Irne ſchien das ſchöne blonde Weib nicht mehr vorhanden. Er ſprudelte von Einfällen und unterhielt die Herren köſtlich.

Thaſſilo aber ſah immer das Weib an. — Ermaß Edlef das? Sie war doch ſein! Und ſie lächelte und ſprach in ihr beſeligter, beglückter Art zu allem, was Malte Holdin zu ihr ſagte. War Edlef nicht eiferſüchtig? War ihm ſein Weib nicht zu ſchade für die Geſellſchaft dieſes faden Menſchen?

Alles, was dieſer Abend ihm gebracht, zog an Thaſſilo vorüber. Das Ganze kam ihm wie eine Groteske vor.

Er, der Herr, er, der Schaffende, ſah ſich von dreien um den Ruhm ſeines Werkes betrogen — —

Er, der Ehrliche, er, der Kraftvolle, er ſah ſich von dreien um das Weib betrogen — —

Und angeekelt von allem, was war, zog er ſich vom Tiſch zurück.

Er gedachte unbemerkt zu verſchwinden. Er ging durch das Eßzimmer, wo noch keine dienſtbare Hand ſich an den Räumen des Eßtiſches gemacht hatte. Von da konnte man durch ein kleines Kabinett, in welchem Edlef für alltäglich ſeine Kautſchigarette rauchte, auf den Flur kommen.

Als er die Schwelle betrat, ſah er eine Gruppe — —

Edlef, in der weit von ſich geſtreckten Linken eine Cigarettenkiſte haltend, die er wohl hatte holen wollen, umſchlang mit der rechten Arm Beate. Er beſtrebte ſich, ſie jede Sekunde gegen ſich zu drücken, und ſuchte ihren Mund zu küſſen. Beate aber ſträubte ſich halb und halb — —

Edlef flüſterte etwas — —

Und der Mann ſtand und ſah — —

Zum erſtenmal ſah ſein Auge, was jeder von raſender Eiferſucht gefolterte Phantaſie ſo oft geſehen — —

Es war, als ob aller Schmerz und als ob alle Verzweiflung in ihm auslöſche. Er wußte nur das Eine — er dachte nur das Eine: Jener darf nicht leben!

Er ging in die Herbſtnacht hinein. Er wanderte ungemeſſene Zeit am Ufer hin und her. Das Meer rüttelte ſich heran. Ein feindlicher Weſtwind zähmte es. So glich es einem ächzenden, gefeſſelten Ungeheuer, das ſich in der Finſternis verſteckt hielt. Und immerfort dachte er: Nicht mehr leben — nein, nicht mehr leben darf er — er und ich — das iſt zu viel auf der Welt.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Bismarcks Briefen an seine Braut und Gattin.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Durch Mitteilung der nachfolgenden beiden Briefe des verewigten Fürsten Bismarck hoffen wir, allen Lesern der „Gartenlaube“ einen besonders willkommenen Beitrag zu bringen. Die Briefe entstammen einer Sammlung von 500 Briefen, welche der unvergeßliche Schöpfer des Deutschen Reiches in den Jahren 1846 bis 1892 an seine geliebte Braut und Gattin geschrieben hat, und unter denen sich nicht weniger als 400 bisher noch ungedruckte Briefe befinden. Der Sohn, Fürst Herbert, läßt diese Sammlung noch in diesem Jahre im Cottaschen Verlage erscheinen, und von letzterem wurden uns die beiden aus den Jahren 1847 und 1859 datierten Schreiben in freundlicher Weise zur Verfügung gestellt. Während der erste, hier nur im Auszuge wiedergegebene Brief noch an die Braut des Fürsten, Johanna von Puttkamer, gerichtet ist und uns ein inniges Bild aus dem jungen Liebesleben des gewaltigen Staatsmannes giebt, spricht aus dem zweiten, welcher schon der Gattin gilt, die wahrhaft ergreifende, fürsorgliche Liebe, die ihn zu allen Zeiten an die Seinen band. Von einer neuen, menschlich uns nahen Seite lernen wir den Fürsten gleichwie aus diesen beiden Briefen, so aus der ganzen Sammlung derselben erkennen. Wir dürfen einen Blick thun in die Tiefe seines Gefühlslebens, das seiner treuen und geliebten Lebensgefährtin allzeit offen lag, und das Bild des größten Deutschen wird uns durch die zahllosen, intimen Züge, die sich da erschließen, nur noch teurer und verehrungswürdiger.

Schönhausen 23. Febr. 47.

Mein Engel! Ich werde zwar diesen Brief morgen noch nicht abschicken, aber ich will immer die wenigen müßigen Minuten benutzen, die mir bleiben, um dem Bedürfniß, welches ich stündlich empfinde, dem mit Dir zu verkehren, zu genügen, und Dir demnächst wieder eine Sonntagsepistel zu componiren. Ich bin heut den ganzen Tag in Bewegung gewesen. The Morish king rode up and down, leider nicht through Granada's royal town,* sondern zwischen Havelberg und Jerichow, zu Fuß zu Wagen und zu Pferde und fror dabei recht tüchtig, weil ich nach dem warmen Wetter der letzten Tage mich garnicht auf 2 Grad Kälte bei schneidendem Nordwind vorbereitet hatte, und zu eilig oder zu faul war, wieder die Treppe zu ersteigen, als ich die frische Luft merkte. In der Nacht war es noch ganz leidlich gewesen und prachtiger Mondschein. Es war übrigens ein schönes Schauspiel, wenn die großen Eisfelder sich erst mit Kanonenschußartigem Krachen schwerfällig in Bewegung setzen, sich an einander zerschuttern, bäumen, unter und übereinander schieben, sich haushoch aufthürmen, und mitunter Wälle quer durch die Elbe bilden, vor denen der Strom sich aufstaut, bis er sie mit Toben durchbricht. Jetzt sind sie alle im Kampf zerbrochen, die Riesen, und das Wasser ganz dicht bedeckt mit Schollen, deren größte einige Quadratruthen halten, und die es eilig mit murrischem Klirren, wie gebrochne Ketten der freien See zuträgt. Dieß wird nun noch etwa 3 Tage so anhalten, bis das Eis aus Böhmen durch ist, das schon seit einigen Tagen die Dresdner Brücke passirt. (Die Gefahr liegt darin daß die Schollen sich stopfen, einen Damm bilden, und den Strom davor aufstauen, oft 10 bis 15 Fuß in wenig Stunden.) Dann folgt das Hochwasser, aus den Gebirgen, welches das oft meilenbreite Bett der Elbe ausfüllt, und durch seine Masse an und für sich gefährlich ist. Wie lange das währt, können wir nicht vorherbestimmen. Der jetzige Frost, verbunden mit dem stauenden Seewind hält es jedenfalls zurück. Leicht kann es so lange dauern, daß es doch nicht der Mühe lohnt vor dem 20. nach Reinfeld zu kommen. Wenn nur dann nur 8 Tage blieben, soll ich dann doch? oder willst Du mich dann erst nach dem 20., oder vielleicht 18tes ungestört haben? Es ist wahr, Bräutigam und Deichhauptmann sind fast incompatible; aber wenn ich letztres nicht wäre, wüßte ich doch garnicht, wer es sein sollte. Die Revenüen sind klein dabei, und die Mühe zu Zeiten groß, die Herrn der Gegend hier aber sehr interessirt und ohne Gemeingeist. Und wenn sich auch einer fände, der es des Titels halber, der hier wunderlicher Weise sehr gesucht ist, thäte, so giebt es doch hier, Gott verzeih mir die Sünde, keinen der nicht entweder geschäftsuntauglich oder mattherzig wäre. Eine schöne Meinung, wirst Du denken, die ich von mir habe, daß ich allein das alles nicht bin; aber ich behaupte bei aller mir angebornen Bescheidenheit, daß ich alle diese Fehler in geringerem Maße besitze als die Andern hier im Lande, was freilich nicht viel sagen will.

An Moritz* habe ich noch nicht schreiben können; und doch muß ich etwas schicken, worauf er antworten kann, da auf meinen vorigen Brief noch immer jedes Lebenszeichen ausbleibt. Oder hast Du mich aus seinem Herzen verdrängt und machst Dich allein breit darin? Das kleine weiße Kind ist hoffentlich nicht in Gefahr; es ist eine Möglichkeit, vor der ich jederzeit wenn ich daran denke, erschrecke, daß dem ärmsten Freunde dieser Faden der Verbindung mit Marie durchschnitten werden könnte. Aber sie ist ja bald $1^1/_2$ Jahr; sie hat die gefährlichste Periode für Kinder hinter sich. Wirst Du auch grollen und über warme Hände sprechen, wenn ich Moritz auf meiner nächsten Reise besuche, anstatt unaufhaltsam, wie es von einem liebenden Jüngling verlangt wird, nach Reinfeld zu fliegen? — Daß Du blaß wirst mein Herz, beunruhigt mich; ist Dir denn sonst körperlich wohl und rüstig zu Muthe? gieb mir ein Bülletin Deiner Gesundheit, Deines Appetits, Deines Schlafes. Daß Dir Hedwig Dewitz geschrieben hat, wundert mich auch; eine so heterogene Natur, die so wenig Gemeinsames mit Dir haben kann. Sie wurde einige Jahre lang mit meiner Schwester in Kniephof erzogen, obschon 4 oder 5 Jahr älter als die. Entweder sie liebt Dich, was ich sehr erklärlich fände, oder hat andre prosaische Absichten; ich glaube daß sie, wie das sehr natürlich ist, sich im Hause ihres Vaters nicht heimisch fühlt; sie hat sich deßhalb immer lange und gern bei Andern aufgehalten. Ich stoße in Deinem vor mir liegenden Brief wieder auf die Selbstbeherrschung; das ist eine schöne Errungenschaft wer etwas davon hat, aber wohl von Zwanganthun zu unterscheiden. Es ist löblich und liebenswürdig, geschmacklose oder verletzende Ausbrüche seiner Empfindungen sich abzugewöhnen, oder ihnen eine andere willkommnere Form zu geben, aber Selbstzwang, der innerlich krank macht, nenne ich es, wenn man seine Gefühle selbst in sich erstickt. Man kann im geselligen Verkehr Anwendung davon machen, wir beide unter uns aber nicht. Findet sich Unkraut im Acker unsres Herzens, so wollen wir gegenseitig bemüht sein, ihn so zu bestellen, daß sein Same nicht aufgehn kann; thut er es doch, so wollen wir es offen ausziehn, aber nicht unnatürlich mit Weizenstroh zudecken und verstecken; das schadet dem Korn und zerstört das Unkraut nicht. Deine Meinung war nun wohl es allein auszuziehn, ohne mich durch den Anblick zu verletzen; aber laß uns auch darin ein Herz und ein Fleisch sein, und wenn mich Deine kleinen Disteln auch mitunter in die Finger stechen sollten; kehr Dich daran nicht und verbirg sie mir nicht. Du wirst an meinen großen Dornen auch nicht immer Freude erleben, so große, daß ich sie nicht verstecken kann, und wir müssen gemeinschaftlich daran reißen, wenn auch die Hände bluten. Uebrigens blühen Dornen mitunter recht hübsch, und wenn auf den Deinigen Rosen wachsen, so werden wir sie doch wohl mitunter stehn lassen. Le mieux est l'ennemi du bien,** sonst ein sehr wahres Sprichwort, deßhalb mach Dir nicht garzuviel Scrupel über all Dein Unkraut, welches ich noch garnicht entdeckt habe, und laß mir wenigstens die Probe davon übrig. Mit dieser salbungsvollen Ermahnung will ich schlafen gehn, wenn es auch erst eben 10 schlug, denn vorige Nacht ist wenig davon geworden, die viele ungewohnte Körperanstrengung hat mich etwas zerschlagen; und morgen soll ich vor Tage wieder zu Pferde. Sehr sehr müde bin ich wie 1 Rind.

Farewell. Dein Bismarck.

Petersburg 25. Juni 59.

Mein liebes Herz

Ich hatte es schon einige Tage früher nicht bei den flüchtigen Zeilen bewenden lassen, die ich Dir heut vor 8 Tagen schrieb, aber ich habe dem Klima doch schließlich einigen Tribut zahlen

* Der Maurenkönig ritt auf und ab, leider nicht durch Granadas Königsstadt.

* v. Blanckenburg. ** Das Bessere ist der Feind des Guten.

müssea. Hexenschüsse in seltner Vollkommenheit bemächtigten sich meiner Glieder von verschiednen Seiten her, und nachdem ich sie anfangs nicht hatte anerkennen wollen, wußten sie sich schließlich so bemerklich zu machen, daß ich bald fest lag, oder vielmehr saß, denn mit dem Liegen war es nicht immer leicht, jenachdem diese nomadisirenden Peiniger grade ihren Sitz im Rücken statt in Beinen und Rippen wählten. Ich bin von den sanfteren Mitteln des Senfes zu denen des Schröpfens und der spanischen Fliege gestiegen, und habe den Russen in der Handhabung dieser Operationen nicht ganz frei von der Rohheit gefunden, die von meiner politischen Sympathie so gern in das Register tendenziöser Erfindungen verwiesen wurde. Ich glnube jetzt auch an Knute, obschon ich noch keine gesehn habe. Jetzt erfreue ich mich wieder des freien Gebrauchs meiner Glieder, aber ich bin von Wunden und Schwären bedeckt wie Lazarus; das verheilt aber bald, und ich will Gott mit der Klage darüber den Dank für meine Genesung nicht verkümmern. Diese Rheumatismen sind, wie Du weißt, nicht gefährlich, aber recht schmerzhaft, and hier war eine Erkältung auf die andre hinzugekommen, übermäßige Arbeit des Nachts hindurch, politischer Aerger, alles hatte meinen Magen ins Mitleiden gezogen, und ich bin noch in Diät, mit einer Leidenschaft für frisches Compott, die bei dem Preise von 1½ Rbl. für das Pfund Kirschen und 3½ für das Pfund Erdbeeren ruinös für einen Familienvater ist. Nachdem ich aber vor bald 3 Monnten hier schon Kirschen für 12 Rbl. und Trauben für ich weiß nicht was, wenn auch nicht auf meine Kosten gegessen habe, und seitdem auf jedem diner mit allem was das Jahr in irgend einem seiner Monate hervorbringt, beigedlieben bin, so versage ich mir auch diese rndligen Compötte nicht. Engel* hat mich übrigens mit musterhafter Sorgfalt gepflegt, und Klüber und Croy** mir nach Kräften Gesellschaft geleistet. Beide wohnen einstweilen mit mir im Stendoc***; Klüber will keine feste Wohnung nehmen, da er täglich seine Einberufung erwartet, und dann ja wohl bald sein Marschquartier in Paris haben wird oder wo sonst. Er ist heut zum Manöver nach Zarskoe, wohin ich ihn leider noch nicht habe begleiten können. Ich hatte schreckliches Heimweh nach Dir und allem was daran ist, wie ich hier so einsam still liegen mußte, und wenn ich die Bilder von Dir und den Kindern ansah, so kam ich mir doppelt verlassen vor. Man verwöhnt sich so als Hausthier, und es war das erste Mal, seit ich Euch in Frankfurt verließ, daß die rastlose Unruhe von Geschäfts- und Hofleben mir Zeit ließ mich in Abgespanntheit zu besinnen. Meine Gedanken sind der Möglichkeit, dieses Treiben bei passendem Anlaß ganz aufzugeben, augenblicklich näher gerückt als je. Wer weiß wie lange wir noch in dieser Welt um einander leben, und wer weiß was für Zeiten wir dabei sehn werden. Man wird Gott, den Seinigen und sich selbst fremd, und hat keinen Ton mehr der einem selbst gefallen könnte auf der verstimmten Seelen-Claviatur. Diesem Leben fehlt was ich das sonntägliche Element nennen möchte, nicht Frankfurter sondern Kolziglower Sonntag; ein Tropfen Himmelsruhe in dieses fieberheiße Durcheinander, etwas Feiertag in diese Werkstatt, wo Lüge und Leidenschaft rastlos auf den Amboß menschlichen Unverstandes hämmern. Man sagt sich wohl, die Welt geht doch Gottes Wege, und nach 30 Jahren ist es uns gleichgültig, vielleicht nach Einem schon, ob es so oder so kam; aber man verliert den Athem wenn man mithämmert, so lange man sich nicht, wie mancher unsrer Freunde, einen anständig aussehenden Hammer von Pappe und ein mäßiges Offenbacher Herzchen von gepreßtem Leder anschafft. Beides mußt Du mir mitbringen, hier bei Stenbock fand ichs noch nicht, obschon manch wunderliches Möbel da ist, und der Platz für unsre täglich bemessen sein wird. Dein Idee mit Jenny's* Herkunft finde ich vortrefflich. Mit dem Darmstädter Frischling ists richtig; ich habe ihn selbst geschossen, und wir haben ihn auch gegessen; er war sogar sehr gut. Ich werde den Betrag an Wentzel, von Wenzel**, schicken. Du scheinst meinen Brief aus Moskau und Archangelsk garnicht bekommen zu haben, da Du von einem spätern von hier schrnbst, von dem aber nicht; er war glaub ich 8 Seiten lang, an verschiednen Orten entstnnden. Schreide ob er angekommen, damit ich Lärm mache, da ich genau weiß, wann und wo ich ihn aufgab. Gegen Deinen Königsberger Koch, von dem Klüber mir sagt, habe ich garnichts zu erinnern. Mein junger Russe ist noch nicht engerückt, und kann jeden Monat entlassen werden. Ich will nun um Urlaub schreiben, sobald ich ihn erhalten kann, ich hoffe zu Mitte Juli; erst müssen nur die Sachen hier sein, von denen mir noch seit dem Abgang aus Holland weitre Nachricht fehlt. Kommen die, so telegraphire ich gleich, und ist Jenny hier, so reise ich to Ruhe, Urlaub vorausgesetzt. Leb wohl, mein süßes Herz, und ängstige Dich nicht über alles was ich Dir ausgeklagt habe; es wird mit Gottes Hülfe alles gut werden und ich bald gesund und lustig bei Dir sein. Viel Liebes an Eltern und Kinder. Dein treuster

v. B.

* Kammerdiener. ** Herren von der Gesandtschaft. *** Namen des gemieteten Hauses.

* Gesellschafterin. ** Geh. Legationsrat in Frankfurt a. M.

Spaziergänge durch die Weltausstellung in Paris.

Von J. C. Heer. Mit Illustrationen nach dem Leben von C. Ravn.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

VI.

Ein letzter Schlendertag! Was uns zunächst noch zu sehen bleibt, sind Einzelausstellungen auf dem Marsfeld und in seiner Nähe. Wir treten einmal in den „Palast der Frau", ein Gebäude, das eine monumentale Huldigung der Weltausstellung an den Genius der weiblichen Arbeit ist. Es ist der Lieblingsaufenthalt der Damen, die auf eigene Faust durch die wechselnden Bilder der elysäischen Felder, der Esplanade und des Marsfeldes spazieren. Da winken ihnen Erfrischungen, während sie zugleich eines jener Konzerte genießen, in denen die Werke weiblicher Komponisten aus der Großmütterzeit und der Gegenwart zur Aufführung gelangen. Die Frau als Malerin, als Bildhauerin, als musikalische und dramatische Künstlerin ist in dem Palast verherrlicht, und die Schriftstellerinnen von Paris kommen und lesen ihren Mitschwestern aus weiter Welt ihre Werke vor. Trifft man es gut, so kann man dabei hübsch einen Abend verbringen; ist die Dichterin nicht zugleich eine Vortragskünstlerin, so drückt man sich in einen der Nebensäle, wo die segensreiche Thätigkeit der Frau als Mutter freundlich ins Licht gestellt ist, oder wohnt einer jener allerliebsten Theateraufführungen bei, in denen kindliche Schauspieler und Schauspielerinnen vor einer Zuschauerschaft von Kindern kindliche Stücke aufführen, die unendlichen Jubel ernten. Das erfrischt und erquickt!

Grüß Gott, Alt-Straßburg! Ich meine das Kammerzellsche Haus, das unter den vielen fremdartigen Architekturen heimatlich deutsch anmutet. Mit seinen reichen Schnitzereien rühmt es die Kunst des Mittelalters, und die schöne Sammlung alter Innengeschirre, die es enthalt, spricht von der Gemütlichkeit und Behaglichkeit altdeutschen Bürgerlebens. Im ersten Stockwerk dieses Hauses befindet sich das Kineorama, in welchem wir mit vollkommener Sinnestäuschung die Reize einer abenteuerlichen Ballonfahrt genießen, bei der wir bald über das sturmempörte Meer, bald über die sonnendürre Wüste, in der die Karawanen rasten, fliegen, und dann wieder ein malerisches Kriegsmanöver, das bunte Markttreiben einer vlämischen Stadt und einen Stierkampf zu Sevilla in kinematographischer Darstellung unter uns sehen.

Die gewaltigen technischen Fortschritte der Lichterkunst sind es, welche der Ausstellung von 1900 den besonderen Charakter gebea. Sie prunkt im Licht und seinen Wundern, und eine der prächtigsten von den Bauten, welche seinem Ruhme dienen, ist der Lichtpalast, der nachts wie ein Feenschloß erstrahlt. Auch die Erfindungen der Optik, der ein besonderer schöner Palast gewidmet ist, sind in hervorragender Weise berücksichtigt.

Ein Schwarm von Bedienten führt uns in den verschiedenen Abteilungen dieses überaus eigenartigen Baues umher. Eine Fülle von Lichtspielereien, welche an die Zauberkünste Cagliostros erinnern, wird hier bereitet, und darunter auch manches, wol. wie „das lebeadige Skelett", an die Darbietungen gewöhnlichen der Schaududen erinnert und nicht eben von gutem Geschmack

Der Lichtpalast.

Unternehmer zeugt. Doch findet alles seine Freunde. Helles Lachen tönt aus dem Spiegellabyrinth, aus dem eine fröhliche Gesellschaft den Ausweg nicht mehr finden kann. Man tritt in ein Zimmer, das ganz von leuchtenden Mikroben erhellt wird, in ein anderes, das sein Licht nur von phosphoreszierenden Mineralien erhält, und läßt sich in einem folgenden Saal von der Pracht elektrischer Gewitter fesseln, welche Funken bis zu zwanzig Centimetern Länge schleudern. Mit optischen Geheimnissen wird in diesem Gebäude sogar ein schwunghafter Handel getrieben, nämlich mit leuchtendem Wasser, von dem mancher ein Fläschchen kauft, um damit, sofern die Flüssigkeit die Kraft der Fluoreszenz zwischen nicht verliert, den Seinen ein kleines Wunder von der Ausstellung mit heim zu bringen. Das größte Schaustück des Palastes der Optik ist der „Sideroslat", ein Riesenfernrohr von sechzig Metern Länge, das zwar nicht bewegt werden kann, in dessen Objektiv aber ein beweglicher Spiegel von zwei Metern Durchmesser jeden Punkt des Firmaments zu reflektieren imstande ist. Das Riesenrohr, das einen Durchmesser von anderthalb Metern hat und von sechs Metallsäulen getragen wird, sollte die Leistungen aller bisherigen Teleskope übertreffen und die Mondscheibe dem menschlichen Auge so nahe rücken, daß sie ihm nur noch einen Meter entfernt scheint: die Herstellung der vier Linsen, von denen jede 75 [illegible] Franken kostete, erforderte Jahre der sorgfältigsten Arbeit, doch siehe — aus irgend einem Grunde, vielleicht wegen eines kleinen Berechnungsfehlers, leistet der Sideroslat nicht mehr als irgend ein gutes Teleskop. Er ist eine der Enttäuschungen der Weltausstellung.

Es giebt deren mannigfache, mehr aber als die Besucher der großen Arbeitsrundschau, die ja doch unendlich viel Großes und Ueberwältigendes finden, erfahren sie die Unternehmer der zahlreichen Specialausstellungen, welche der Unterhaltung und dem Vergnügen dienen. Sie haben für die Plätze, auf denen ihre Paläste und Buden stehen, großartige Summen bezahlt, oft mehrere hunderttausend Franken, und auch die Tageskosten für die Schaustellungen sind nicht klein. Aber das Zerstreuungsbedürfnis der Hunderttausende von Ausstellungsbesuchern ist nicht so groß, wie sie erwartet haben, und so wandelt denn unter all dem berückenden Glanz, der berauschenden Pracht der Ausstellung genug heimliche Unternehmersorge einher, und von „Alt-Paris" bis zum „Schweizerdorf" flüstert man das haßliche Wort „Defizit", ja einige der allzu zahlreichen Vergnügungsunternehmungen sind schon im Laufe des Sommers zusammengebrochen.

Zwei der großartigsten bleiben uns noch zu besichtigen: die russische Riesenschaukel und das „Schweizerdorf". Auf dem Weg dahin, den Palästen des Marsfeldes entlang, werfen wir vielleicht auch einen Blick auf „Venedig in Paris", eine sehr hübsche Veranstaltung, wo uns alles entzückt, was wir sonst in der Lagunenstadt selber bewundern: Piazetta und Dogenpalast, die Seufzerbrücke, die Säule mit dem Markuslöwen, das Reiterstandbild des Bartolomeo Colleoni, die Kanäle und die Gondeln; aber nur selten besetzen sich diese mit fröhlichem Volk, den Sängern in bunter Fischertracht fehlen die Zuhörer und die Langeweile gähnt uns in Venedig an. Warum? Es ist eben auch ein Stück des Ueberflusses, von dem bereits gesprochen worden ist.

Ebenso die russische Riesenschaukel, deren achtzig Meter hohes Rad alle Ausstellungsgebäude überragt. Sie wird häufiger aus der Ferne als aus der Nähe bestaunt, obgleich das Unternehmen schon deswegen eine freundliche Anerkennung verdient, weil das Rad, an dem die wie Eisenbahnwagen gestalteten Schaukeln für die Gäste hängen, nächst dem Eiffelturm am meisten zu der lustig monumentalen Gesamtansicht beiträgt, welche die Ausstellung bietet, und in der Nacht, wenn seine auf- und niedersteigenden Wagen in elektrischem Licht erstrahlen, geradezu ein Märchen an den Himmel zeichnet. Da das Unternehmen aber schon einige Zeit vor der Eröffnung der Ausstellung im Betrieb war, hat es für die Pariser, die ihm zuerst zugejubelt haben, ähnlich wie der Eiffelturm, den Reiz verloren, und unter den andern Gästen des Marsfeldes giebt es nicht viele, die sich den scheinbar nur von einem spinnwebfeinen Gerüste getragenen Wagen anvertrauen, welche von der höchsten Höhe des Rades einen hinreißend schönen Blick über die von Türmen und Kuppeln gekrönte Ausstellung zu beiden Seiten der Seine und auf das von einem blauen Brodem überhauchte Paris gewähren. Welch ein Bild von den schlanken Türmen des Trocadero hinauf zur schimmernden Sacre-Coeurkirche auf dem Montmartre, hinüber zum Observatorium und hinaus bis zu den Hügeln, welche die Festungswerke tragen!

Das „Schweizerdorf" ist unter den Vergnügungsveranstaltungen des Marsfeldes nicht nur weitaus die größte und am sorgfältigsten ausgeführte, sondern besitzt unter allen auch das stärkste Sondergepräge. Es giebt keinen größern Gegensatz, als wenn

Beim Riesenrad.

man aus der Maschinenhaße, wo uns die moderne Technik mit ihren großartigsten Werken umgiebt, über eine Brücke schreitet und mit einem Schlag in die lieblichste, natürlichste Alpenidylle versetzt ist, die sich denken laßt. Wir fühlen uns frischer, wir atmen leichter und vergessen die brodelnde Pariser Atmosphäre! Keine Theatercoulissen, sondern scheinbar echte Schweizerberge, Kunstfelsen, an denen Ingenieure und Architekten mehrere Jahre gearbeitet haben, grünende Abhänge mit Tannen und blühenden Alpenpflanzen begrenzen den Blick, über die Felsen stürzt ein Stauddach, auf ihren Gesimsen stehen die sonnegebräunten Alpenhütten, und zwischen ihnen, in reizendem Gebirgsthälchen, weiden mit Geläute die Ziegen- und Rinderherden.

In diesen Rahmen ist malerisch und mit täuschender Natürlichkeit ein Dorf, ein Gemenge von Hütten und Häusern eingebaut, die zum Teil unmittelbar aus verschiedenen Gegenden der Schweiz in die Ausstellung versetzt, teils alten eigenartigen Bauwerken schweizerischer Ortschaften treu nachgebildet worden sind. So das schöne alte Holzhaus zur Treid am Vierwaldstättersee, das sich stimmungsreich an einem Teiche erhebt, und die Teßlapelle, die, vom Felshang überschirmt, an den Wassern träumt. Einige der Gebäude erwecken geschichtliche Erinnerungen, die Geburtshäuser des Philosophen Rousseau und der Tragödin Rachel, und der französischen Vorliebe für die Napoleonlegende kommt eine Nachbildung jener malerischen Kneipe zu Bourg im Wallis entgegen, in der Napoleon bei seinem Zug über den Großen St. Bernhard gerastet hat. Mühle und Sägemühle stehen am rauschenden Gebirgsbach, und in der Mitte des Dorfes ragt das braune Gotteshaus mit schlanken Holztürmchen, aus dem von Zeit zu Zeit ein Glockengeläut ertönt, wie es in den Freiburger Landen üblich ist.

Im „Schweizerdorf".

Einzelne der Gebäude sind Wirtshäuser, wo sich die Gäste die Specialitäten schweizerischer Eßwaren munden lassen, in andern haben die schweizerischen Hausindustrien ihre Werkstätten und Verkaufsläden aufgeschlagen. Der Reiz der ländlichen Lebensbilder, die sich auf Platz und Straße des Dorfes entwickeln, wird dadurch erhöht, daß die Bewohner schweizerische Landestrachten tragen und sich der freundliche Weiler mit den Spielen von Aelplertruppen belebt, die jodeln und Alphorn blasen und sich miteinander im Schwing- und Ringkampfe messen.

Besonders am Nachmittag und Abend wimmelt das Dorf von Besuchern und Besucherinnen, und wenn es auch zu jenen Unternehmungen zählt, an denen ein hübsches Stück Geld verloren geht, so erfüllt es doch wohl seinen besonderen Zweck, den Naturschönheiten der Schweiz unter den Millionen Ausstellungsbesuchern aus allen Landern der Erde neue Freunde zu gewinnen. Namentlich zwei Sonderausstellungen, die im Innern der Gebirgsfelsen eingerichtet sind, dienen dazu: ein wunderschönes Panorama des Berneroberlandes, bei dem der Besucher auf der Spitze des Mannlichen steht und alle Wunder eines Sonnenauf- und -unterganges im Gebirge genießt, und das wohlgelungene Relief der Jungfraugruppe. — Eine Alpenrose vom heimischen Hang im Knopfloch, scheiden wir vom lieblichen „Schweizerdorf", lassen uns auf einen Omnibus und fahren durch das aufregende Leben von Paris nach Vincennes, das in der dem Norden entgegengesetzten Richtung der Stadt weit draußen am Bois de Vincennes von Paris gelegen ist. Wir rollen über den Platz der Bastille, über die sich erinnerungsschwer die Julisäule mit dem Genius der Freiheit erhebt, und dann durch weite Kasernen- und Arsenalquartiere, bis die rötlichen Häuser niedriger werden.

In Vincennes ist am einen kleinen See gebaut noch ein Stück Weltausstellung, ein von den meisten, die nach Paris reisen, vergessenes oder unbemerkt gebliebenes Stück, dessen sympathiewürdigkeit die großen, schweren Lokomotiven und die neuen, schönen Eisenbahnwagen aller Länder, besonders auch des Deutschen Reiches, sind. Was für ein Luxus, was für eine Bequemlichkeit! Es kann das Herz eines jeden Mannes, der Eisenbahnwagen zu seinem Heim des modernen Menschen ist, wohl Labsal werden, und unwillkürlich kommt man seine Reiselust' Leider aber handelt es sich bei den ausgestellten Wagen, die dem Reisenden ein behagliches Arbeitszimmer, der Dame ein gemütliches Boudoir bieten, doch bisher nur um schöne Modelle, statt um Ausführungen, die schon in den praktischen Verkehr eingeführt sind. So reist man vielleicht in einem Viertelsjahrhundert: doch es kein Zweifel, daß die Eisenbahntechniker, welche die Ausstellung von Vincennes sehr zu würdigen wissen, manche Anregung aus derselben schöpfen. Für ihnen sind die Spezialisten aller Länder da, die Automobil- und Radfahrer, die Glücklichen, die mit einer Privatjacht von Kiel zu Kiel segeln können, sie alle finden hier die leichtesten, elegantesten und schnellsten Maschinen ihrer Liebhaberei, wie denn Vincennes der eigentliche Sportplatz der Ausstellung ist, auf dem die Schützenfeste, die Radrennen und die anderen Bewegungs- und Wettspiele abgehalten werden. Auch auch dem sozialen Zuge unserer Zeit, die eine der größten Aufgaben in der Fürsorge für die wirtschaftlich schwächeren Kreise des Volkes erblickt, wird die Abteilung der Weltausstellung in Vincennes gerecht. Die Zusammenstellung von Arbeiterhäusern, wie sie die Fabrikanten der verschiedenen Länder erbauen, um den Familien ihrer Mitarbeiter ein anmutiges Heim zu bereiten, ist eines der freundlichsten Bilder am See von Vincennes.

Ob wohl die Weltausstellung von 1900 die letzte ihrer Art ist? Es ist eine Frage, die man unter den Gästen von Paris häufig erörtern hört. Viele unter ihnen glauben nicht, daß irgend eine Stadt des Erdballs, selbst Paris nicht, es wagen werde, der großen Arbeitsrundschau von 1900 eine Nachfolgerin zu geben, und zweifeln namentlich daran, ob die ausstellenden Völker und die einzelnen sich je wieder zur Uebernahme der großen Lasten verstehen werden, die mit der würdigen Beteiligung an einer Weltausstellung verbunden sind.

Wie dem sei, der Besucher kann glücklich sein, sie gegeben

zu haben! Wenn auch unter Mühen! Denn um aus der erdrückenden Vielheit einen Gesamteindruck zu gewinnen, bedarf es einer so gewaltigen Anstrengung, daß zuletzt alle Sinne widerstreben, noch mehr Neues aufzunehmen. Sie ist aber doch eine ergreifende Darlegung der menschlichen Kraft, welche die Erde umspannt, der Arbeitsenergien und Schaffensgewalten, die in den Völkern lebendig sind.

Und irgendwo zu Thal oder zu Berg findet der Ausstellungsmüde wohl die stille Stätte, wo er ausruhen kann von dem aufregenden Glanz, von der berückenden Pracht, die der menschliche Geist in Wunderwerken der Technik an den Ufern der Seine entfaltet hat. Da erst, wenn ihn die Ausstellung selber nicht mehr bedrängt, mag er den tiefen Ernst, den geistigen Gehalt spüren, der unter ihrer Oberfläche wirkt. Er wird erkennen, daß sie die Offenbarung einer großen Zeit ist und ein Blühen der Menschheit in vielen Zweigen bezeugt. Aus der alten Kunst, dem alten Kunstgewerbe sucht sich der allen strebsamen Völkern eine neue, eigenartige Kunst herauszuringen, die mit Ideen der Gegenwart geschwängert ist; die Kolonialausstellungen lehren uns, wie die Erde für die Menschheit größer geworden ist, und geben uns das weltgeschichtliche Schauspiel ihrer Aufteilung an die Kultur der vorgeschrittenen Nationen. In der Ausstellung geht uns auch die Erkenntnis unabweisbar auf, wie das Meer, das die Erde mit seinen weiten Armen umfangen hält, wieder das große Machtmittel der Völker geworden ist, und selbst vor den ungeheuern und furchtbaren Werkzeugen des Krieges, die uns auf dem Marsfeld entgegenstarren, gewinnen wir Vertrauen in unsere Zeit und in eine lange, friedliche Entwicklung, denn vor diesen gewaltigen Zerstörungsmaschinen müssen wir uns sagen, daß es kein Volk mehr leichthin und leichtsinnig wagen wird, das Banner des Krieges zu entfalten. — Zu den schönen Gesamteindrücken kommt für den Deutschen die stille, innige Freude, daß sein Land und Volk überaus ehrenvoll, in vielen Teilen mustergültig im Kreise der Nationen steht!

Abschied von Paris.

Einmal noch gehen wir in die Ausstellung; in linder Sommernacht wallen wir mit einer festlichen Menge, die nach Hunderttausenden von Köpfen zählt, zur Beleuchtung der elysischen Felder, des Trocadero, der Esplanade und des Marsfeldes. Aus den grünen Kronen der Bäume schimmern rote Lampions wie Früchte des Paradieses, die Gebäude erprangen in Guirlanden elektrischen Lichts, alle Linien sind mit Flammengold gezeichnet, der himmelanstrebende Eiffelturm ist lauter Licht, sein Strahlenwerfer, diejenigen des Palastes der Optik und der deutschen Marineausstellung lassen ihre Lichtruten schweifen, und die sprudelnden, quellenden Fluten des Wasserschlosses strömen bald wie geschmolzenes Silber, bald in geheimnisvollem Blau oder riesetn wie ein Regen von Diamanten, Rubinen und Saphiren! Das ist ein Schauspiel wie aus „Tausend und einer Nacht“ — wie aber die Morgensonne sich auf den vergoldeten Kuppeln spiegelt und über die weißen Zinnen fließt, da rollen wir im Fiaker zur Bahn, da geht es der stillen Heimat entgegen!

Fortschritte und Erfindungen der Neuzeit.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

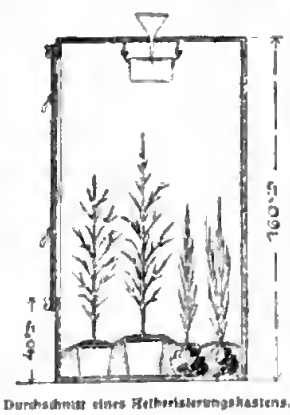
Aetherisierte Fliederblüten.

Seit alter Zeit ist in vielen Gegenden der Brauch verbreitet, um Weihnachten und Neujahr sein Heim mit frischen Blütenzweigen zu schmücken. In unserm Klima bleibt die Natur diese nicht freiwillig; wir müssen die Zweige zu vorzeitigem Blühen treiben, und das gelingt recht wohl, wenn man nach Eintritt des Winters von verschiedenen Sträuchern Zweige bricht und sie in ein warmes Zimmer nahe dem Licht in einem mit Wasser gefüllten Gefäß aufstellt. Diese Treiberei war einst sehr volkstümlich. Um die Zweige, um gegen Weihnachten zu blühen, Anfang Dezember gebrochen werden mußten, wurde als Regel aufgestellt, dieselben am 4. Dezember, dem Tage der St. Barbara, zu brechen; hier und dort werden sie darum Barbarazweige genannt. Zu diesem Treiben eignen sich sehr viele Sträucher und Baumarten: fast alle Obstarten, die Mandel, die Kornelkirsche, der Schneeball; am frühesten pflegen Seidelbast und Steinbrech ihre schönen Blüten zu entfalten, andere zeitigen oft erst nach Neujahr ihre Blüten.

Am dankbarsten ist in dieser Beziehung der Flieder (Syringa). Seit einer Reihe von Jahren wird er darum in Gartnereien in großem Maßstabe getrieben. Anfangs versorgte Paris im Winter die Welt mit herrlichen, namentlich schneeweißen Fliederblüten; heute ist diese Kultur überall verbreitet. In den Gewächshäusern werden freilich nicht abgeschnittene Zweige zu diesem Zwecke verwendet; man treibt dort die Sträucher an, die man zweckmäßig auf Beete oder in Töpfe gepflanzt hat.

Neuerdings hat die Wissenschaft den Gartnern ein Mittel an die Hand gegeben, durch welches das Treiben der blühenden Sträucher, namentlich aber des Flieders erleichtert und beschleunigt wird. W. Johannsen, ordentlicher Lehrer der Pflanzenphysiologie an der landwirtschaftlichen Hochschule in Kopenhagen, fand es im Verlauf seiner wissenschaftlichen Untersuchungen. Dieses Mittel, das die Blütenknospen zwingt, aus ihrer Ruhe vorzeitig zu erwachen, ist der Aether (Aether sulphuricus), der flüchtige, allgemein bekannte Stoff, der mit Alkohol gemischt als „Hoffmannstropfen“ in den Apotheken verkauft wird und vielfach an Stelle des Chloroforms zur Erzeugung der Narkose bei schmerzhaften Operationen Verwendung findet. Dieser betäubende Stoff wirkt auch auf das pflanzliche Leben. In der festigen Knospe scheint er diejenigen Kräfte zu lähmen, welche eine vorzeitige Entfaltung derselben während der rauhen Jahreszeit hintanhalten.

Die Anwendung des Aethers beim Feuchtreiben ist einfach. Man braucht dazu einen luftdichten Kasten, der mit einer luftdicht zu verschließenden Thür versehen ist. Auf unserer Abbildung ist die Thür links angedeutet. In diesen Kasten werden die zu behandelnden Sträucher in Töpfen oder mit Wurzelballen eingesetzt, der untere Teil wird zum Schutz der Wurzeln mit trockenem Sande ausgefüllt. In der Mitte des Deckels ist ein kleines, mit einem Korkstopfen zu verschließendes Loch gebohrt. Darunter sind zwei Haken eingeschraubt, an welchen ein kleiner Behälter mit einem Stück Watte zur Aufnahme des Aethers aufgehängt wird. Wenn die Pflanze im Kasten angebracht und Deckel und Thür dicht geschlossen sind, wird mittels eines Trichters eine bestimmte Menge Aether durch das Loch eingegossen. Alsdann wird das Loch mit dem Korke geschlossen. Der Aether verdunstet im Innern des Kastens und die Pflanzen bleiben etwa 48 Stunden seiner Einwirkung ausgesetzt.



Durchschnitt eines Aetherisierungskastens.

Die Menge des zu verwendenden Aethers richtet sich je nach der Höhe der Temperatur und der Art der Pflanzen. Für Fliedersorten werden im allgemeinen bei einer Zimmertemperatur von 17 bis 19° C auf ein Hektoliter Luftraum im Kasten 35 bis 40 g Aether gebraucht. Bei diesen Hantierungen ist natürlich Vorsicht nötig, ähnlich wie bei Benutzung des Benzins. Der Aether entzündet sich sehr leicht, die mit Aetherdampf gemischte Luft im Kasten explodiert augenblicklich, falls ein brennendes Zündhölzchen oder eine brennende Kerze mit ihr in Berührung kommt. Das Aetherisieren muß darum stets nur bei Tageslicht vorgenommen werden, und beim nachträglichen Oeffnen des Kastens darf in dem betreffenden Raume keine Flamme, kein Feuer im Ofen brennen. Berücksichtigt man diese Vorsichtsmaßregeln, so sind die betreffenden

Manipulationen gefahrlos. Nach der erfolgten Einweichung des Aethers werden die Pflanzen sogleich gut begossen und besprizt und in der üblichen Weise zum Treiben aufgestellt. Schon während des Aetherisierens kann in vielen Fällen ein deutliches „Brechen" der Knospen beginnen. Je nach der Temperatur im Treibhaus erfolgt die weitere Entwicklung rascher oder langsamer. Von Mitte November ab brauchen z. B. Flieder zu ihrer Entfaltung drei bis vier Wochen.

Dem Blumenliebhaber, der seine Pflanzen nur im Zimmer treibt, ist dieses Verfahren nicht zu empfehlen; wohl aber verdient es die Beachtung von seiten der Gärtner, für die W. Johannsen die nötige Anleitung in der Broschüre „Das Aetherverfahren beim Frühtreiben mit besonderer Berücksichtigung der Fliedertreiberei" (Jena, Gustav Fischer) gegeben hat. Im allgemeinen kann man sagen, daß das Aetherverfahren das Treiben der Sträucher um bis sechs Wochen früher ermöglicht.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß die ätherisierten Zweige weniger gefärbte Blüten bilden. Bei manchen Fliedersorten würde man also gerade die beliebten weißen Blüten, und da unterliegt das Aetherisieren das Bestreben der Gärtner.

Das Aetherverfahren ist bereits in mehreren Berliner Handelsgärtnereien eingeführt. Ein deutscher Handelsgärtner, der in einer Kopenhagen studiert und in Hamburg verkauft hat, hatte die Überzeugung aus, daß die neue Methode für die praktische Gärtnerei eine That von sehr großer Wichtigkeit sei. C. Fellenberg.

Tragödien und Komödien des Aberglaubens.

Ein Priester als Opfer des Hexenwahns.

Von Dr. Daniel Thum.

An einem schönen Herbsttage des Jahres 1680 befand sich der Dechant Christoph Aloisius Lauttner zu Schönberg im Mährischen in frohester Laune, weil ihm ein langgehegter Wunsch soeben in Erfüllung gegangen war. Der Bischof von Olmütz, Karl Fürst zu Liechtenstein, hatte ihm nämlich auf vieles und eindringliches Bitten zur seelsorgerischen Beihilfe einen Kaplan geschickt, dem ein guter Ruf als eifriger Priester vorausging.

Kraft dieser Hilfe gedachte der schon bejahrte Dechant fortan einem ruhigeren Leben entgegenzugehen und sein schweres Amt leichter vollbringen zu können als bisher. So saß er nun mit seinem jungen Amtsgenossen im behaglichen Eßzimmer der Dechantei beim Mahle und erzählte diesem dabei einiges aus seinem keineswegs still und ereignislos verflossenen Leben. Er hatte die lateinischen Schulen in Olmütz besucht und später in Landshut in Bayern Moraltheologie gehört. Dann war er auf der Flucht vor den siegreichen Schweden nach Wien gezogen und hatte daselbst vier Jahre lang Philosophie und Jurisprudenz studiert. Auch nach Graz war er gekommen, wo er spekulative Theologie getrieben hatte. Nachdem er endlich in Olmütz die Weihen empfangen, hatte er als Kaplan und Pfarrer in verschiedenen Gemeinden gewirkt, bis er als Dechant nach Schönberg gekommen war. Und wie er dann auf die Sorgen des Amtes zu sprechen kam, da redete er zu dem Kaplan auch über jenes böse Uebel, das in der Gemeinde immer weiter Platz griff, über die „Zauberei", die in der ganzen Gegend eine recht bedenkliche Ausbreitung angenommen hatte.

Erst ein Jahr zuvor waren einige Frauen, nämlich Maria Schuh und Barathea Gröer aus Wermsdorf, dann die Müllerin Marie Zillich aus Weilersdorf der Hexerei überwiesen und am 7. August 1679 lebendig verbrannt worden. Vorher hatten sie jedoch beim richterlichen Kreuzverhör noch fünf andere Frauen, nämlich Susanna Stubenvoll und Agnes Kapp aus Ullersdorf, Barbara Kuchel aus Reitenau, Anna Fabel aus Kleppel und sogar eine Standesperson, die Verwalterin Marie Peter aus Johnsdorf, des gleichen Unwesens beschuldigt, weshalb auch diese Uebelthäterinnen enthauptet und deren Leichname verbrannt wurden. Der Dechant hielt es daher für angezeigt, seinem Amtsbruder die energische Bekämpfung der Zauberei mit allen von der Kirche an die Hand gegebenen Mitteln nachdrücklich ans Herz zu legen. Das gelobte der Kaplan auch und geriet darob sogar in übereifrigen, heiligen Eifer. Der Dechant bemerkte freilich nicht, wie argwöhnisch und sonderbar er währenddem von jenem angesehen wurde.

Dies Gespräch erlitt durch den Eintritt des Kirchenkastors Georgius Kreß aus Müglitz eine Unterbrechung. Kreß überbrachte nämlich an den Dechanten Lauttner eine Einladungsbitte des Müglitzer Dechantes Georgius Winkler, daß er diesem seinen alten Freunde anläßlich der bevorstehenden Kirchweih die Ehre und Annehmlichkeit seines Besuches erweisen möchte. Lauttner verschanzte sich zwar anfänglich hinter die Unmöglichkeit, zur angegebenen Stunde abkommen zu können, aber schließlich ließ er sich von dem Kantor und Kaplan bereden, der freundlichen Einladung Folge zu leisten, und sagte sodann gern zu.

Am nächsten Morgen schon fuhr er mit dem Kantor Kreß frohgestimmt in die lachende Landschaft hinaus. Er ahnte nicht, daß er Schönberg nicht mehr wiedersehen sollte, denn ihm war ja auch unbekannt, was sich vor wenigen Tagen begeben hatte. Die fromme Gräfin Anna Sybilla von Gallas-Zierotin zu Wiesenberg, Johnsdorf und Janowitz hatte nämlich in tiefer Besorgnis um das Seelenheil ihrer Landeskinder schon lange den ernsten Vorsatz gefaßt, den verderblichen Irrtum der Zauberei mit Stumpf und Stiel auszurotten. Zu diesem gefälligen Zwecke war ein in Rechts- und Zaubersachen vielerfahrener Mann, der Doktor beider Rechte Franz Xav. aus Olmütz, berufen worden. Dieser hatte sich in alle drei Orte begeben, wo der Hexerei verdächtige Personen wohnten, und seinem Inquirieren war es gelungen, nicht nur die vorher genannten Frauen zum Geständnisse zu bringen, sondern sie auch zu bewegen, einige bisher unbekannt Mitschuldige namhaft zu machen. Bei der peinlichen Befragung bezichtigte die Barbara Göttlicher, Barathea Biedermann, Katharina Kubesch und Barbara Kremicht, sämtlich aus Schönberg, der gemeinen Hexerei. Die beiden letzteren legten aber ein Bekenntnis ab, das selbst dem an erstaunliche Offenbarungen gewöhnten Zauberrichter ungeheuerlich erscheinen mochte; denn bevor er die Untersuchung weiterführte, berichtete er darüber an den Olmützer Bischof. Die Kubesch und die Kremicht beschuldigten nämlich den Dechanten Lauttner und dessen Wirtschafterin, sowie mehrere andere Frauen, an den Hexenzusammenkünften teilgenommen zu haben.

Die niederschmetternde Nachricht, daß sogar ein Priester des Klerus in den Verdacht der Zauberei gekommen war, heischte schleuniges Einschreiten; weshalb der Bischof den Kanzler Dechanten Georg Winkler die Weisung gab, sich des beschuldigten Amtsbruders von Schönberg so rasch als möglich zu bemächtigen. Eben darum die vorhin erwähnte Einladung.

Als die Mahlzeit beendet war, wurde dem Dechanten Lauttner das bischöfliche Dekret, daß ihn der Zauberei beschuldige und ihn in Haft anbefahl, auf den Teller gelegt. Darüber erbebte er bis ins Innerste seines Wesens. Aber so inständig er unter Anrufung Gottes und aller Heiligen seinen Amtsbruder beschwor, er möge ihn doch nicht unschuldig in den Kerker bringen lassen, war doch alles Bitten vergebens; denn Winkler berief sich auf den bischöflichen Befehl, dem er Folge leisten müsse. Eine Abordnung bewaffneter Heger und Musketiere nahm den heftig weinenden Lauttner in Haft und brachte ihn auf die unferne bischöfliche Burg Kanitz.

Der Bischof hatte in Anbetracht der außerordentlichen Wichtigkeit dieses Kriminalfalles eine eigene gerichtliche Untersuchungskommission eingesetzt, die nun mit allem Eifer bemüht war, den beschuldigten Priester zum Geständnisse zu bringen. Es wurde ihm zur Last gelegt, daß er an mehreren Hexenzusammenkünften am Petersteig und in Färber Kaspars Hause teilgenommen habe, daß er bei einer solchen Zusammenkunft mit Tochter Kaspars mit dem leibhaftigen Teufel kopuliert haben sollte, und daß seine Kinder nicht in der in der Liturgie vorgeschriebenen Form „In nomine patris, filii et spiritus sancti" (Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes), sondern „In nomine ani et illius et spiritus atri" getauft hätte. Gerade diese letztere Formel sei offenbar eine zauberische, worauf auch deren Unverständlichkeit hinzudeuten scheine. Es wurden deshalb auch auf bischöflichen Befehl alle von Lauttner getauften Personen nochmals getauft, um das Unheil der Zauberei von ihren Häuptern zu nehmen.

Ein weiterer wichtiger Anklagepunkt, der sich durch seine ganz besonderen Unsinn auszeichnete, bestand darin, daß in einer Wirtschafterin bei einer Wallfahrt gewesene Hostien in einer Schale

„Platz gemacht!"
Nach dem Gemälde von M. Lebling.

gegeben haben sollte. Das nun aus den Schuhen fließende heilige Blut verursachte die falsche Meinung, es käme aus den Wunden ihrer Füße, und erregte Mitleid für die eifrige Wallfahrerin. Solcher Uebelthaten waren noch mehr; alle aber wurden von Lauttner beharrlich bestritten. Die Gerichtsakten melden hierüber: „Er verblieb beständig in negativis, ohnerachtet ihm die gräulich und erschröckliche auf ihm gethane Bekanntnuß der in Verhaft sitzenden zauberischen Weiber publiciret worden. Laut seinem Geständnis blieb er allzeit unschuldig. Gegen ihn zeugten aber die großen Beangstigungen, äußerliche Gebärden, bedrangten Herzbeschwerungen, Ausschreiungen, die er spühren ließ, und die ihn bewogen in höchster Verzweiflung zu bitten, den heiligen Geist anrufen zu dürfen, was ihm gerne bewilliget worden, worauf er gegen ein Fenster niederknieend den Hymnum Veni Sancte Spiritus — Komm heiliger Geist, zu singen begann und die Allerheiligst Dreifaltigkeit wehmuthig angebethet. Die erhoffte Wirkung ist jedoch nicht erfolget. Die Inquisition gieng auf das neue an, es bliebe aber bei dem alten."

Als die geistliche Kommission innewurde, daß durch ein gütiges Examen nichts auszurichten sei, übergab sie den armen Sünder der weltlichen Obrigkeit. Er wurde nun von Schloß Mürau abgeführt und mit scharferem Kerker belegt. Bei der Schule in Mugliz war ein besonders festes, vergittertes Gefängnis eigens für ihn gebaut worden. Fast fünf Jahre verbrachte er daselbst, an Händen und Füßen mit schweren Ketten beladen, ab und zu der Tortur unterworfen, ein für den Herenrichter Bohlik willkommenes Opfer, dessen Seelen- und Leibesqualen wohl aufs äußerste gesteigert worden sein müssen, bevor es zu einem Geständnisse schritt.

Die Akten melden zwar nichts davon, daß Lauttner sein Verbrechen eingestanden habe, aber es läßt sich wohl vermuten, daß er durch Bohliks grausames inquisitorisches Verfahren alles zugegeben haben dürfte, was dieser verlangte. So erging denn auch endlich das Urteil, daß der unglückliche Priester, aller Welt zum Beispiele, öffentlich sollte verbrannt werden. Dieser grausame Beschluß wurde dem Papste Innocenz XI zur Bestätigung unterbreitet, zumal Lauttner mehrmals an den Heiligen Stuhl appellierte. Die Akten wanderten nach Rom und wurden dort sorgsamst geprüft. Aber auch der Papst erlangte die Ueberzeugung von Lauttners Schuld und soll schmerzvoll ausgerufen haben: „Wenn wir selbsten mit dergleichen Lastern sollten überwiesen werden, so fordert die heilsame Gerechtigkeit, daß auch wir verbrennet werden."

Monat und Tag der Hinrichtung Lauttners wurden lange Zeit vorher auf den 18. September 1685 festgesetzt, und von weit und breit strömte eine ungeheuere Menschenmenge — der Chronist berichtet von 20000 Personen — zu dem schrecklichen Schauspiele in Mügliz zusammen. Der Papst hatte zu der Hinrichtung eine eigene Kommission abgesendet und der Adel, sowie viele geistliche und staatliche Würdenträger aus Wien, Prag und noch weiter entlegenen Orten fanden sich rechtzeitig so zahlreich ein, daß das Städtchen Mügliz nicht genug Wohngelasse oder Unterschlupfe in Häusern und Ställen zu bieten vermochte, um alle die fremden Gäste zu beherbergen.

Vor der Hinrichtung wurde der Akt der Entweihung Lauttners vorgenommen. Der Weihbischof von Olmütz rieb ihm mit einem Ziegelsteine alle Körperstellen, die bei der Priesterweihe mit Chrysam gesalbt worden waren, so lange ab, bis das Blut herausfloß, und gab dem Entweihten mit dem Fuß einen Stoß, daß er vor dem Altare hinfiel. Dann erst wurde der Unglückliche, dem im Gefängnisse ein langer Bart gewachsen war und der in seinem grauen Talare „mehr einem Juden, als einem Christen gleichete", auf die Richtstatt geführt und sein Leib mit eisernen Ketten, seine Hände mit Stricken an die durch den Scheiterhaufen gehende Säule befestigt. Unter fortwährendem Anrufen Gottes und der Heiligen erlitt er den Feuertod. Ja, da schon „die Strick an denen Händen abgebrennet, hat man ihn noch beten gehört."

Der Dorfapostel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(12. Fortsetzung.)

Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer.

Mit fuchtelndea Fäusten, immaer lachend, rannte Hanspeter zum Hof der Alteaöderin hiaaus und die Straße gegen den Beegwald hia. Leute, die iha sahen, fiagen zu kreischen an, als wäre ein Stier im Doefe ledig geworden.

Während er so bliadliags rannte, begegnete ihm auf der Straße ein altes, harmloses Bäuerlein, einee von jeaen Weißhaarigen, die im Wirtshaus gesungea hatten: „Fein sein, deinunder bleibnnnnn . . .“

„Aus'm Weg, sag ich die!“ schrie ihm Hanspeter entgegen, „aus'm Weg, du Leut!“

Und das Bäuerlein — in jeaem ersten Schreck, der sich nicht besinnt — that eiaen Hupf von dee Steaße weg und überkletterte die hohe Planke so flink, als wäre ihm die Jugend wieder in die alten Knochen gefaheen. Hinter dem Zaun begann der Weißhaarige freilich grob zu schimpfen — üdee den „narreten Tuifi“.

Der aber hörte nicht. Er eannte in seinem lacheaden Irrsinn, rannte die Straße hinaas, über die Wiesen und dem Wald entgegen, als wäee in seinem dicken, aon Zorn und Jammee drennenden „Köpfl“ nue noch der einzige Gedanke: im Wald einen Ast zu finden, kräftig genag, um drei Centnee und noch darüdee zu tragen.

Doch plötzlich stand ee, regungslos, mit gedeugtem Nacken und hängenden Armen, wie gebändigt von einer unsichtbaren Getaalt. Und stand und starrte in den trüben Wald hinein, fast mit den gleichen Sehnsuchtsaugea, mit dem gleichen hungertraarigen Blick, mit dem er ia Nannimais Küche am Dampf der guten Erbsensuppe gehangen.

Und bei allem Hunger seines Heezens überkam es den Peter Johannes Zdaziek sogae wie eine Regung aon Eitelkeit. Er begann mit den zitteenden Fäusten an seinem Gewand zu putzen, kämmte mit dem Rechen seinee Finger dea Heustaub aas den Haaren und fuhe mit dem Aermel über Mund and Nase.

Ein schweres Klaubholzbündel auf dem Kopfe, trat Lisbeth aus dem Walde heeaus. Uater der schwankenden Last kam sie Schrittlein um Schrittlein üder die steile Wiese heruntee. Nur zne Erde blickend aach ihrem Weg, hätte sie den Hanspetee gar nicht gesehen und wäee vorüdergegangen.

Da zog es ihm die Arme, den Kopf und den Körpee vorwäets, als möchte ee aom Fleck und als wäeen ihm die Füße angewurzelt. Nun kam ee ins Taumeln und Schwanken — jeder Schritt wie ein halbes Stürzen — und aun staad ee voe dem Mädchen. „. . . Lisbeth . . .“ Das klang, als spräche ein Kind zum erstenmal ein Wort, dem das unerfahrene Züngleia noch aicht gewachsen ist.

Sie konnte uatee dee Last des Holzes den Kopf nicht heben, nue die Lidee. Wie Haaspeter vor ihr stand, wie sein Gesicht war, wie seine Augeu dlickten — das fiel ihr nicht aaf. Wee Lasten zu schleppen hat, findet es natüelich, wenn auch andere den Rücken krümmen, und wer an die Freude nimmee glaubt, der staunt nicht über ein trauriges Gesicht. Nue üder eines schien sie sich za wundern. „Peterl? Du? . . . Warum sagst denn Lisbeth zu mir? 's erstmal, daß ich's höe . . . von dir!“

Ee konnte nicht autworten. Bluteot jubr es ihm üders Gesicht. Doch als sie unter der Last des Holzes den Kopf eia wenig drehte, als hätte iie Schmerzen im Nacken — da hob ee die Aeme. „Thu mir's z'lieb, Lisabeth . . . gieb her . . . und mich laß tragen!“

Er nahm ihr das Bündel ad und lud es auf seinen Stieraacken — als taäe' es ein Häuflein Späne, so mühlos hod er das schwere Holz.

„Gottschrifti Vergelts!“ sagte sie leise — eins von seinen eigenen, „driedoppell frommen“ Worten gedrauchend.

Daan ging sie schweigend hinter ihm her, die Wiesen hinunter.

Die Last, die ee so leicht gehoben, schien Schritt am Schritt auf seinem Nacken zu wuchsea, wie einst das Kindlein auf dem Rücken des Christophorus, und drückte ihn nieder, iamer tiefer. Und imater laagsamer ging er, je nähee sie dem kleinen Hause kamen. Voe dem Zaunthor blieb ee stehen, legte das Holz zu Boden — und blieb gedeugt, als trüge er die Last noch immee. Ohne aufzuschauen, sagte er: „Vergeltsgott, Lisabeth . . . und . . . und pfüet dich Gott halt!“ Zögernd streckte er ihr die Hand hin.

Da sah sie ihn an — und schien nicht zu wissen, wie ihr war — „Hanspeter? Was hast denn?“ — und wollte ihm doch die Haad reichen.

Doch als ihre Finger seine ledernen Schwielen berührten, eiß er die Hand zarück wie einer, dee ins Feuer gegriffen, und flotteete: „Ilsabeth . . .“ Und sah noch einmal an ihr hinaus „Pfüe Gott . . . pfüe Gott . . .“ Adee das erlosch ihm in der Kehle. Taumelnd waadte er sich ab und schwankte dawon — und als ihn das nächste Haus aerdeckte, so daß ihn die Lisbeth mit ihren erschrockeaen, staunenden Augen nicht mehr sehen konnte, fing er zu rennen an wie ein Narr.

Durch ein schmales Wiesenthal lief er hinunter gegen den Bach, immee die Deckung dee Hügel suchend, schlug die Zäune aor sich nieder, wühlte sich durch dickes Gebüsch, und als er den Wald erreichte, warf er sich ins Moos und gebärdete sich, als wäre in seinem armen „driedoppellen Köpfl“ die Tobsucht ausgebrochen. Er grub die Häade in den Bodea, stieß und wühlte mit den Füßen, wälzte sich stöhnend aoa einer Seite aal die andere und trommelte mit den Fäusten auf die Augen, weil su so trocken blieben und seinem Schmeez das erleichteende Getröpfel versagte.

Und dann, aon Erschöpfung befallen, lag er regungslos, mit dem Gesicht auf der Eede, die Arme über den Kopf gedrückt — wie mun ia den Bergen die Taten findet, denen ea fallendee Steia das Gehiea zerschmetterte.

Dee Platz um iha her sah aus, als wäre hier ein widerspenstiges Stück Vieh an einen Baum gefesselt gewesen und hätte mit Hörnern and Hufen die Arbeit seines Zornes gethan.

Eine Slaade aerging. Eine zweete.

Endlich richtete sich Haaspeter aaf, langsam und zitternd, guckte mit veeloreaem Blick im öden Wald umher und nahm den Kopf zwischen die Fäuste. So saß er und brütete vor sich hin.

In abgerissenen Lauten murmelnd, nickte er mit dem Kopf: „No ja . . . no ja . . . eins bleibt mir schon . . . uach ein einzigs, ja! Eia wengl schaffen halt . . . recht fleißig schaffen, ja . . . da kann's net fehlen! Na! Da hab ich mein Zuversicht deauf!“ Er meinte: recht fleißig schaffen, um Jahr üe Jahr dee achtzig Mark zu ersparen, die er dei dee Schmidthammeria in Hirschbichl drüden heimlich „zuspicken“ mußte.

„No ja . . . und der Jungfer Kathrin ihren Sessel, ja dea muß ich ihr auch aach auftragen . . . mein' schon, daß er jetzt trückaet is, der Firneis!“ Ruhig erhob er sich, als wäre für sein leergewoedenes Daseia wiedee Zweck und Inhalt gefunden. Wee der Schmidlhammeria in Hirschdicht etwas schuldig ist und der Pfarrersköchin noch einen Sessel zu bringen hat — wee durfte so einee auf den pflichtvergessenen Gedanken kommen, dem schreienden Jammer seines Herzens mit Gewalt das Maul zu stopfen?

Langsam wandeete Hanspeter dem Dorf entgegen, gebeugt, mit daamelnden Fäusten. Um das Häuschen der Altenöderin schlug ee einea weiten Bogen und lenkte erst bei der Kirche wieder auf die Straße ein. Als ee den Platz erreichte, auf dem er zwischen den Sesseltrümmern blutend im Schnee gelegen, sah er überall umher — und lachte ein wenig — sah aa dee Friedhofmauer hinauf, welche die Kirche dahintee verdeckte und nur den Turm mit dem spitz zum Himmel weisenden Dache sehen ließ — und wieder lachte er. „So so? . . . No ja! . . . Mein Mutterl ond ich!“

Ruhigen Schrittes ging ee die Steaße gegen den Waldhof hinuntee. Von dea Menschen, die ihm begegneten, schaa er keinen zu sehen. Denn keinen grüßte er.

Als ee heimkam in den Waldhof und seine firnisduftende Stube detrat, da gab es für ihn gleich wiedee etwas zu lachen. Denn auf dem Fensteezesimse lag ein großes, schwarzgebundenes Buch.

„So so? . . . Sellig sünt thie Ahrmen üm Kaiste — gelt, ja? Gut kaan ich's, gut!“ Er streckte die Hand aus. „Leicht kannt noch edbes drinstehn, ja . . . von thie Ahrmen üm Hörzen? Ja?“ Doch lachend zog er die Hand zurück, wandte sich ab — sah den Sessel der Jungfer Kathrin stehen — und fühlte mit zitternden Fingern aa den glänzenden Anstrich. „Ah ja! Jetzt is er trucken, der Firneis!“ Nickend, mit dem ernst prüfenden Blick eines Sachverständigen in den Augen, hob er dieses Ur gedeuer von einem Sessel auf and betrachtete es von allen

Seiten „D' Jungfer Kathria, mein' ich, kunnt zfrieden sein! ... Der halt schon ebbes aus! Der! Ja!" Er stellte den Sessel nieder, so kräftig, daß der Plumps, mit dem die Beine auf den Boden fuhren, wie der Hall eines Schusses anzuhören war.

„Mar' und Josef! Was is denn?" zeterte draußen im Flur eine Weiberstimme. Und die Haasmagd steckte den Kopf zur Thüre herein. „So? Du? .. Bist wieder einmal daheim, du Narrenschüppel du übergwichtiger!"

Sie warf die Thüre zu und kehrte scheltend in die Küche zurück. Da hörte sie Schritte über die Treppe herunterkommen. Roman war's.

Seit er bei grauendem Morgen müd, verstört und überaächtig ins Haus geschlichen, war er aus seiner verriegelten Kammer nicht mehr zum Vorschein gekommen. Er hatte den Vater schelten lassen und an die Thüre pampern, hatte die Stimme der Magd überhört, die ihn zum Mittagsessen rief und hatte einen langen und festen Schlaf gethan, als wär' es für ihn eine dringende Notwendigkeit gewesen, all die schlummerlosen Stunden der letzten Nächte ausgiebig nachzuholen. Nun ist ein fester Schlaf bekanntlich das beste Heilmittel für wirblig gewordene Köpfe. Kein Wunder also, daß sich Romans Aussehen nach dieser zwölfstündigen Schlummerkur, bei welcher ein paar kleine Unterbrechungen nicht zählten, ganz erstaunlich gebessert hatte. Freilich, er war noch immer ein wenig bleich, noch immer wetterleuchtete es wie gereizte Unruh' in seinen Zügen. Doch unter dem Dachlein seiner Gedanken schien es — nach dem resoluten Blick seiner Augen zu schließen — merklich klarer geworden. Und wie er die Treppe herunterkam, so energischen Schrittes, hatte er das Ansehen eines Menschen, der wieder „verstandsam" geworden ist und endlich weiß, was er will. Und es schien ein wichtiger Gang zu sein, den er vorhatte — denn obwohl der Charsamstag bis zur Auferstehungsfeier abends um sechs Uhr als Werkeltag gerechnet wird, hatte sich Roman feiertäglich aufgeputzt, so schmuck, als ging' es nicht erst zur Repetition des Brauteramens, sondern gleich zur Hochzeit. Es fehlte nur das Sträußlein auf dem Hut, und in der Hand die Citrone mit dem Rosmarinzweig.

„He, du!" rief ihm die Hausmagd aus der Küche zu. „Jetzt is er daheim, der Hanspeter ... weil ihn allweil gfucht hast gestern."

„So? ... Na, dank schön! Den brauch ich nimmer! .. Weiß schon selber, was ich thu!" Und Roman trat unter die Hausthür.

„Dein Essen hab ich dir warmghalten. Soll ich's einitragen?"

Roman sah über die Schulter und fragte zögernd, mit halber Stimme: „Is der Vater daheim?"

„Na!"

„Meintwegen halt! Trag mir's eini!" Wie fest und hell seine Stimme plötzlich wurde! Und den Kopf, den er ohnehin schon ziemlich aufrecht getragen, den hob er noch um einen Ruck. „Als ein Gspeister is der Mensch besser beinand! .. Aber tummeln mußt dich! Mir pressiert's!" Er trat in die Stube.

Und es war eine flinke Mahlzeit, die er hielt. Denn die Hausmagd hatte kaum das Essen aufgetragen, als Roman schon wieder aus der Stube kam. Mit dem Taschentuch über den sorgsam aufgezwirbelten Schnurrbart wischend, verließ er in treibendem Schritt das Haus.

Draußen auf der Straße sah er den Vater kommen und wollte hurtig um die Zaunecke biegen. Doch der Alte hatte seinen Buben schon gewahrt. „So? Hast endlich einmal ausgschlafen, du?"

„Ja! Und gut, Vater!" rief Roman über die Schulter zurück und machte dabei noch längere Schritte. „Jetzt hab ich ein Weg, der sich nimmer schieben laßt. Aber wann ich heimkomm, muß ich dir ebbes sagen!" Und im Sturmschritt ging's die Straße hinaus.

Der Waldhofer stand mit gespreizten Füßen, legte die Hände hinter den Rucken, guckte seinem Buben nach und schüttelte den Kopf. „Jetzt reißt mir der Faden aber bald! ... Dem muß ja rein der Vogel Narrenschopf sein Nest voll Eier ins Hirnkastl einigelegt haben! Was da noch ausschlupft .. da bin ich neugierig!"

So täuscht man sich in den Menschen — sogar in seinem eigenen Blut! Denn während der alte Waldhofer am Verstand seines Buben zweifelte, war Roman der Meinung, er hätte in seinem ganzen Leben keinen „verstandsameren" Tag gehabt als just den heutigen und wäre nie noch einen klügeren Weg gegangen.

Dazu noch einen so schönen Weg! Alles an diesem Wege schien ihm zu gefallen, jeder Stein und jede Karrenfurche, jede Wendung, die er machte, jede Hecke, durch die er ging. Und als eine gewisse Stelle kam, blieb Roman stehen, betrachtete die sprossenden Gräser und lachte ganz merkwürdig vor sich hin. Er rückte das Hütlein und schritt wieder aus.

„Radl, jetzt laufst, jetzt laß ich dich rumpeln! Magst mir zum Glück laufen, oder zum Unglück!"

Es giebt Worte, die am Herzen hängen bleiben wie Ketten an den Kleidern.

„Unglück?" Ueber Romans Züge ging's wie der Schatten eines letzten Bedenkens. Doch er schüttelte sich. „Jetzt drauf und zu! 's Glück hat Fuß ... da mußt ihm nachlaufen!"

Diese weise Erkenntnis brachte wieder Eile in seinen Schritt. Aber während er über den letzten Wiesenhang hinanstieg, hinter welchem langsam schon das steile Dach des Staadamerhofes auftauchte, machte er doch ein Gesicht — wie einer, der vor Gericht geladen ist und schwüle Sorgen in sich aufsteigen fühlt, obwohl er sich sagen kann: Angstellt hab ich nix ... geht's hin oder her .. sie müssen mich frei lassen! — —

Im Hofraum des Staudamergutes war der Knecht gerade an der Arbeit, das Bernerwägelchen zu waschen, das von der Fahrt nach Endsdorf grau verstaubt zurückgekommen war.

Als Mickei den jungen Waldhofer so eiligen Schrittes über die Wiesen einherstapfen sah, duckte er sich kichernd hinter das Spritzleder des Wagens und verschwand mit flinkem Sprung in der Scheune. Dort stellte er sich in den Thorwinkel, guckte schmunzelnd durch eine Ritze hinaus und zupfte dabei an einer der Kratzwunden auf seiner Wange.

Roman trat in den Hof — und zögerte, als er zur Hausthür kam. Sein Gesicht war heiß gerötet, und das schien der rasche Gang allein nicht verursacht zu haben. Schwül atmend stand er ein Weilchen vor der Schwelle — dann ging er langsam auf das nächste Fenster zu und sah in die Stube.

Welch ein freundliches Bild des häuslichen Friedens! Mutter und Tochter im Herrgottswinkel am Tische, vereint zu emsiger Arbeit! Während die Staudamerin, mit der runden Brille auf der spitzigen Nase, ihre große Schere durch einen jener schillernden Seidenstoffe gleiten ließ, aus denen die Hochzeitsschürzen geschnitten werden, trennte Jukerl mit umgedrehter Nadel die rot eingemärkten Buchstaben aus dem Zipfel eines Leintuches. Sie schienen fest zu sitzen, diese beiden roten Zeichen, und das Garn wollte sich so leicht nicht wieder lösen. Ueber diese Widerspenstigkeit der Fäden geriet das sanfte Jukerl in üble Laune. Mit einem Laut des Aergers warf sie die Nadel auf den Tisch und faßte das rote Garn mit den Zähnen.

Unwillig blickte die Staadamerin über die Brille weg und schnitt mit der Schere in die Luft. „Du, ich sag dir was ... laß dein Gift und Gall an andere aus, aber net an mir! Jetzt is's einmal, wie's is! Und wie man sich d' Suppen einbrockt, so hat man's! Hättst dir's früher überlegt!"

Vielleicht hätte die Staudamerin noch mehr gesagt, wenn nicht just in diesem Augenblick der Waldhofer-Roman in die Stube getreten wäre.

Der kam den beiden am Tisch, als hätte der Himmel einen Kugelblitz durch die Zimmerdecke fallen lassen. Während der Staudamerin das Wort im Hals und die Schere in der Seide stecken blieb, wurde Jukerl blaß und rot — und das einzige, was ihr einfiel, war: das Leintuch mit den halb ausgetrennten Buchstaben flink im Herrgottswinkel zu verstecken.

Aber das sah der junge Waldhofer nicht. Den Hut zwischen den Händen drehend, stand er mit niedergeschlagenen Augen bei der Thür und stotterte: „Guten Abend beinand!" Nun hob er das Gesicht, und da bekam seine Stimme plötzlich einen ganz überraschend kräftigen Klang. „No ja ... jetzt bin ich da, und ... lang umeinandreden um d' Schüssel ummi, das hat kein Verstand. Gscheider, ich sag's gleich auffi, kurz und grad, wie's is!" Ganz bleich war er geworden. Doch er sprach mit fester Ruhe: „Hinterrucks mag ich keine Gschichten net machen ... mein Trich muß sauber sein .. und was man zammbunden hat in der Ordnung, das muß man auch in der Ordnung wieder auseinanderkletzeln. Drum komm ich und sag's Enk', Staudamerin .. jetzt .. no ja, jetzt hat sich halt alls ein bißl umdraht .. und mein Versprech mit Enkerer Julei ..."

Weiter kam er nicht. Denn die Standamerin, noch immer die Schere in der Hand, war hinter dem Tisch hervorgeschossen und auf Roman zugefahren. „Jesses, jesses, jesses, ja grüß dich Gott! Und grad heut mußt kommen! Grad jetzt! Na, so ein gienstiger Zufall! Grad heut, wo ich mir's eh schon fürgnommen hab, daß ich dir und deim Vatern ein Bsuch mach, ja!" Ihre Stimme surrte wie ein hölzernes Rädlein, das vom Wind getrieben wird. „Freilich, ja freilich, und recht hast, ja, jetzt hat sich halt ein dißl eddes umdraht!" Sie licherte. „Müssen wir's halt in der Ordnung wieder auseinanderkletzeln . . . 's ander, weißt! Mit dir nad mit der Julerl, ja! Und schaa halt, weißt . . . mein Vetter in Endsdorf . . . gelt, den kennst ja? . . . freilich, von die gaaz Jungen is er keiner nimmer! Aber ein lieber Mensch! Ein guter Mensch! Ein so viel guter Mensch! Und Sach hat er! Und so ein Hof, wie der hat! Ah, Mar' und Josef, da kriegt's eine einmal schön, bei dem! Und ein Wittider is er, weißt . . .!"

Ein meckerndes Gelächter unterbrach das hurtige Klapperspiel ihrer Zunge.

„Ein Wittider, ja! Den hat die erste schon kampelt; dn braucht sich die zweite nimmer plagen! No schau, und jetzt hat er sich ganz verschameriert in mein Julei. Und gar nimmer auslassea thut er! Völlig narret is er . . . vor lauter Lied! Und ich? Was will ich denn machen? Ich bin halt d' Mutter, weißt! Und jede Mutter sorgt sich halt um ihr Kindl ihr liebs! No ja . . ." Ein wenig verlegen kicherte die Standamerin und zog die Klingen der Schere durch die Finger. „Verüdeln dürfst mir's fein gwiß net . . . gut is gut, aber desser is desser! Haben thnt er halt mehr wie du! Und hat kein Vater nimmer, der sein Daum auf alles druckt. Und da wirst schon begreifen, gelt? No ja . . . und der hochwürdige Herr Pfarr von Endsdorf, weißt . . ." Immer spitziger wurde ihr Gekicher, immer schärfer klang ihre Stimme. „Der macht halt auch mit'm Konsenzi und mit sein dalketen Katechism keine solchenen Diffiziligkeiten wie der mirig! Hehe! Zwanzg Marklu in der Köchin ihr Sackerl, and alls is in der Ordnung gweien! Ja! Und morgen, am heiligen Ostertng, da wird mein Julerl in Endsdorf drenten schon 's erste Mal verkündigt! Es pressiert halt, hehe, weil er gar so verliebt is, der Vetter! Der versäumt halt net gern die gute Zeit. Der macht's flinker wie du! Hehe! Und heut über drei Wochen is d' Hochzet, ja! Bist eingladen, lieber Romaa, bist eingladen in aller Freundschaft! Wirst uns d' Ehr net versagen, gelt? Hadts doch allweil gut miteinander gharmaniert, mein Julerl und du . . . hehe!"

Lachend klappte die Standamerin ihre Schere zu.

Roman stand vor ihr wie mit Wasser begossen. Verblüffung, Aerger, Erleichterung und Freude — das alles wühlte kraus in seinem Gesichte durcheinander. Eine Weile schien es, als hätte er die Sprache verloren. Daan plötzlich fuhr es ihm heiß über die Stirne, und mit Gestotter brach es aus ihm heraus: „Ah jooo? . . . Ja ja, freilich . . . versteh schau, ja . . . und . . . no ja, da is ja eh alles gut! Pfue Gott beinander!" Mit einer jähen Schwenkung druckte er den Hut übers Haar, und ohne aoch einen Blick für das sanfte Julerl zu finden, schoß er zur Stube hinaus. Aber er hatte die Haasthür noch nicht erreicht, da kam's mit flatterndem Röcklein hinter ihm hergehuscht, and zwei kleine, runde Grübchenhände faßten ihn bei der Joppe.

„Roman . . . geh, schau . . .!"

Er wandte den Blick und sah in das glühende Gesicht der Julei, in diese heißflimmernden Augen, die ihre sanft polierten Kapellenhürchen ganz verloren hatten

„Roman! Um alls in der Welt! Schau, laß dir sagen . ." zischelte Julerl mit fiebernder Stimme an ihm hinauf und umklammerte seinen Arm. „Schau, mußt mir net barb sein! D' Mutter halt, weißt! Was will ich denn machea? Ich bin ja 's Kind . . . und d' Mutter will's haben! Und es muß halt sein! Aber du . . bist der einzig, du, den ich mögen hab, weißt! Mein einziger bist! Und gelt, der bleibst mir? Gelt? Und hast mich so lieb wie von eh? Gelt, ja? Und schau . . ."

„Julei!" klang aus der Stube die kreischende Stimme der Standamerin. „Erm gehst mir! Gleich auf der Stell kommst emi!"

„Ja, Mutter, ich komm schon!" erwiderte Julei ruhig und laut. „Pfue Gott sagen wird man doch noch dürfen'" Und wieder, an Romans Arm gellammert, zischelte ne an ihm hinani, „gelt, schau . . auf Endsdorf nim . . so ein Sorungerl Weg!" Ganz fromm, ganz lind und zärtlich war ihr lispelndes Stimmlein geworden. „So ein dißerl Plag! Das wird die in doch net z' viel sein, gelt? Für mich? . . . Und wie öfter als kommst . . ."

Da schod er sie mit dem Arm von sich. Erschrocken luß er den Blick über das zierlich schmucke Persönchen auf und nieder gleiten, starrte ihr rundes, glühendes Grübchengesichtlein an — und schüttelte sich, als wäre etwas Widerliches an ihm hängen geblieben.

„Was hast denn?" stotterte Julerl und guckte so verdutzt und ratlos drein, als könnte sie diesen merkwürdig komplizierten Menschea nicht mehr begreifen, und als stünde er plötzlich wie ein Rätsel vor ihr, für dessea Lösung die Einfalt ihrer unschuldsvollen Lämmchenseele nicht mehr ausreichte.

Während dieses Schweigens ging im Gesichte Romans eine seltsame Veränderung vor. All sein Schreck, all seine Erregung schien plötzlich erloschen. Er atmete auf — und halb schon lachend, sagte er, beinahe freundlich und dankbar: „Vergeltsgott, Julerl! Jetz hast mir's leicht gemacht! . . . Pfüe Gott beinander" Er wollte gehen.

Fand Julerl ein Rätsel auch an seinen Worten? Halb schien sie zu verstehen aad lächelte. „Vergeltsgott sagst mir?" Halb aber schiea sie an dieser Deutung zu zweifeln und wurde ängstlich. „Schatzl!" flüsterte sie, tief ihm über die Schwelle nach und fing ihn bei der Joppe „Was hast denn?"

Da schlug er den Joppenzipfel mit der Faust aus ihren Händen. „Grausen thut mir!" Uad lachend ging er davon.

Immer längere Schritte machte er, und kaum hatte er das Zaanthor des Staudamerhofes hinter sich, schrie er in den trüben Tag einen Jauchzer hinaus, dessen Klang über die niedrig hängenden Wolkea irrte, als möchte er irgendwo durch die graue Wetterdecke einen Weg finden, hinauf in das leuchtende Blau.

Ganz versteinert, das runde Grübchengesicht entfärbt, stand Julerl vor der Hausthür und hörte diesen Jauchzer klingen. Und alle Sanftmat ihrer blauen Unschuldsaugen war in funkelnden Zorn verwandelt.

Nun eine leise, kichernde Stimme hinter ihr: „Der freut sich aber lustig auf! Hätt mir denkt, daß er anderst dawegging, heut!"

Wie von einer Natter gestochen, zuckte das glückliche Brautlein auf — und es schien im ersten Augenblick, als möchte Julerl mit den kleinen Fäusten auf Mickei losdreschen, wie es der Staudamerin mit dem großen Besen gethan hatte. Doch sie faßte den Knecht nur an der Brust, und rüttelte ihn, und zischelte „Du . . . Jetzt sag ich dir eddes! . . . Heut is Charsamstag! Heut zahlst mich aus, du! 's einzig, was ich verlang von dir! Bis morgen hast Zeit! Wann morgen die andee noch im Dorf is . . .!" Mit schrillem Ton, wie bei einem mißglückten Jodler, schlug ihr die Stimme um.

Draußea auf den Wiesen aber, da klang ein Jodler, der nicht mißglückte, sondern hell hinaufwirbelte bis in den höchsten Diskant. Und hinter dem Jodler kam, mit jauchzender Stimme gesungen, ein tiefsinniger Vierzeiler, den der Dichter Voll für den Waldhofer-Roman erfunden zu haben schien:

„Auf d' Freit bin ich gangen,
Hab 's Wegerl net gwißt,
Bin dorten hingrateu,
Wo 's Sanstallerl ist!"

Dann wieder ein Jodler, der aber nicht zu Ende klang, denn ein helles, übermutiges Lachen erstickte ihn.

Julerls Augen schossen einen Zornblick über die Stallerei hinaus, während Mickei ihre Hände faßte und underzog. Er schmunzelte. „Verlaß dich auf mich! Die zahl ich aus! Mir allweil, es gschieht noch eddes, heut auf n Abend. Ob i' kommer oder net, die zwei, ich hab mein Schamel und hab meine Augen." Kichernd beugte er sich zu Julerls Ohr. „D' Mutter . . weiß es! die hat mir aufgsagt . . . aber du? . . . Nimmst mich als Knecht?"

„Mogen derfahrst es!" Sie riß ihre Hände los und rannte ins Haus.

Auf der Schwelle blieb sie stehen. Man merkte es ihr an, sie wollte sich nicht umschauen — aber es zog ihr mit Gewalt den Blick herum und auf die Wiesen hinaus — ein Blick, so verstört, als sähe die glückliche Braut des Vetters von Endsdorf etwas Liebes und Schönes in dunklem Wasser versinken, aus dessen Tiefe das Leben nur erloschen wieder aufsteigt, kalt und hart.

Dante beobachtet den Bau des Domes zu Florenz.
Nach dem Gemälde von A. Colle.

Digitized by Google

Und wahrhaftig, das unschuldige Julerl hatte Thränen in den blauen Taabenaugea, während da draußen, wa sich die Wiesen senkten, der Waldhafer-Roman lachend hinuntereilte über den Weg.

Man konnte, als er schon verschwunden war, aach immer sein Jauchzea and Jodeln hören — und einen Vierzeiler, den er sang:

„'s Glück, das hat d' Füßln stink,
Rumpelt im Saus,
Und bald dich net tummeln thust,
Kommt's dir noch aus!"

So rannte er singend über die Wirsen hinuater, und zwischen Jauchzen und Jodeln lachte er immrr und lachte.

Wir einer, der den Arm gebrochen und einen Moaat lang den Holzverband und den gipsgetränkten Wickel trug — nun sind ihm die Schindeln abgenommen, die Binden sind gelöst, und da bewegt er den geheilten Arm, in allen Gelenken drehl er ihn, und meint, jetzt wäre der Arm aach besser uad kräftiger als zuvor, und schlägt zur Probe auf den Tisch, and kann dieses Fuchteln und Faustschwingen gar nicht satt bekommea — genaa so machte es Roman mit seinem kranken, gebrochenen Lachen, das ihm so plötzlich gesund nnd heil geworden. Immer wieder versuchte er's und bekam es gar nicht satt, dieses neue Lachen, das ihm heller, glücklicher und übermütiger aom Herzen klang als je im Leben zuvor.

Einr Bäaerin, die ihm begegaete, fragte ganz verdutzt: „Ja is denn Charsamstag heut? Oder Fasnacht? Oder hast ebba 's tudrige Fieber kriegt?"

„Ebbes kriegt? Na, Multerl! Ebbes los bin ich! . . . 's Kriegen, das kammt erst nach!" Und lachend eilte Roman an ihr vorüber.

Freilich, als er im Waldhaf var der Hausthür hielt uad von der Küche her die Stimme des Vaters hörte, fuhr ihm doch ein ernster Gedanke durch den lustigea Verstaad: Sakra, sakra! . . . Der Vater! . . . Da wird's jetzt Beißen losten! Er streckte sich und hob den Kopf. „Packea wir's an! Jetzt heißt's einmal: Durchi!"

Ja Hausflur traf Roman den Vater, schon festlich gekleidet für die Auferstehuags'eier — aber durchaus nicht in festlicher Osterlaune. „So?" brummte der Alte. „Treibe dich d' Narretei zur Abwechslnng einmal heim . . . statt allweil naus zum Lach?"

„Mit der Narretei, mein' ich, wird's ein End haben. Und der Ernst hebt an!" Ganz feierlich aahm Roman den Hut ab — und schlackte die Heiserleit hinunter, die ihm in der Stimme gelegen taar. Uad merkwürdig — genaa die gleichen Worte saad er, wie sie Julerl nach dem Brauteramen zur Mutter gesprochen hatte. „Komm in d' Stabea eini, Vatrr! Jetzt muß ich dir ebbes sagen!" Nur der Klaag war ein anderer.

Diesem heiligen Ernst gegenüber schien der Waldhafer mißtrauisch za werden. „Ah, da schau!" Er musterte seinen Bubea aon anten bis aben. „Jetzt bin ich aber neugierig! Was da für ein Arrndl aussischlupft aus deiner narreten Zwetschgen!"

Roman hatte die Stubenthür geoffaet, ließ den Vater vorangehen und that hinter ihm einen brunaentirfen Atemzug.

Als die beiden in der Stube voreinander standea, Roman mit dem Hut zwischen den Händen uad der Waldhafer mit dea Fäusten hinter dem Rücken, begannen gerade dir Kirchturmglocken zur Auferstehungsfeier za läuten. Das klang so schön und getragen, so stark und voll, als hatten die Glocken im Schweigen des Charfreitags neue Kräfte in den erzenen Kehlen gesammelt, um mit hallender Macht den heiligen Osterfrieden auszurufen uber allen Dächern. Das töute und dröhate in den Lüften draußen, das rauschte wir eine Flut von Hall um den Waldhaf her, das rief mit schwebendea Stummen: „Friede, Friede!" —

Wallte Roman warten, bis die Glocken schwiegen? Oder fand er das erste Wort nicht?

„No alsa!" brummte der Waldhofer, dessen Neugier sich nicht gedulden wallte. „Aussi einmal mit'm Zwetschgenkern! Und tummel dich ein bißl! Wegen deine narreten Liebsgschichlen aersaum ich d' Auferstehung net!"

„Liebsgschichten? . . . So so?" . . Raman nickte und strich sich mit der Hand über's Haar (Ganz bleich war er geworden — und dann brannte ihm die Stirne wieder. „Liebsgschichten? Ah ja! Wird schon so ebbes sein!" Ein schwüler Atemzug „Weit hat der Vater net fehlgrateu!"

„Mußt man ja Hühneraugen im Gsicht haben, wenn man da nix merken thät!" Der Waldhofer lachte. „Wirst dich halt mit der Julerl wieder gstritten haben, gelt? Du Narrenschuppel, du verliebter! Und muß ebba jetzt der Vater her und euter Herzgtenk wieder einrenken? Ja?"

Roman schien nur ein einziges Wort gehört zu haben. „Gstritten?" Er machte verwunderte Augen. „Ah na!" Und stotterte: „In aller Ruh is die Sach auseinand gangen."

Der Waldhafer hob den Kopf, und sein Gesicht wuchs in dir Länge. „Auseinand?" Das Wörtlein dehnte sich auf seiner Junge zu drei langen Worten aus. „Was auseinand?"

„Na ja . . jetzt bin ich grad bei der Staudamerin gwesen . . und da hat mir d' Staudamerin glagt, daß ihe Julei und . . "

Roman stockte. Ging es ihm wider den Stolz, voe dem Vater die Rolle des geküadigten Bräutigams zu spielea? Oder sträubte sich seine Ehrlichkeit dagegen, den „Bener voa Endsdarf" als willkommenen Nothelfer anzurufen? Er schüttelte den Kopf, wie in Zarn über sich selbst. „Ah na! Was geht drnn mich die ander aa? Die kann heiraten, wen s' mag! Ich mach's grad so, ja. Und thn, was ich will. Es druckt halt eia jeder sein Glück, wo's gwachsen is."

Ohne der Verklüftung zu achten, mit welcher der Waldhafer diese dunkle Weisheit aernahm, schleuderte Roman seinen Hut in die Fensternische. Dann trat er auf den Vater zu, mit geballten Fäusten, als ging' es zu einem heißen Ringkampf

„Lang umeinandreden, hat kein Wert. Jetzt sag ich dir's grad ausi, Vater! Euker Julerl, Euker unschuldigs . . Vergeltsgatt dafür . . . aber ich dank schön, die mag ich nimmer Ah na! Da weiß ich mir ebbes bessers. Und da kann der Vater jetzt sagen, was er will . . . ich mag halt ein' andere" In der Erregung, die aus seinea stammelnden Worten glühte, begann er mit den Fäusten zu fuchteln, als wäre die Rauferei schon im schönsten Gange. „Die mag ich! Da loß ich nimmer luck! Uad net um d' Welt! Und d' Iliabeth muß ich haben . . . ja, und ja, und ja, der Häuslschusterin ihr Iliabeth da kann der Vater jetzt schauen, wie er mag . . . d' Iliabeth muß ich haben! Die is mir die liebst! Die is mir 's Glück und die is mir mein Alls! Die aimm ich! Die muß ich haben! Und wenn sich der Vater gleich ans'n Kopf stellt! Ja!"

Dach der Waldhofer machte nicht den geringsten Versuch, dieses Seiltänzerstücklein auszuführen. Es schien vielmehr, als wärea ihm vor Schreck alle Glieder in Stein verwandelt. Völlig ratlos starrte er seinen Buben an und stotterte: „Mar' und Josef! . . . Ja Mandi! . . . Ja bist mir denn übergschnappt? Jesus Maria!" Er wollte mit beiden Händen nach seinen Kopf greifen, aber die Arme gehorchten ihm nicht. „Jesus Maria! Bin jetzt ich narret, aber bist es du? . . Was d' mir da jetzt herjagst! . . . Ebbes liebers kannt ich gleich gar nimmee hören! . . . Mar' und Josef! Mar' und Josef! . . . Und d' Leut' . . . Und ich, der Burgermeister!"

Im gleichen Augenblick verstummte das schöne Friedensgeläut der Kirchenglocken — und in der Stube herrschte, was man „Schwüle vor dem Sturm" za nennen pflegt.

In dieser Stille fingen plötzlich die Fensterscheiben zu klirren an. Denn Peter Johanaes Zbaziel, schwer tappend, wanderte an der Thüre vorüber durch den Hausflur.

Er kam aus seiner Kammer, und mid schwankenden Gongen schleppte er sich in den Hof hinaus. Wie ein Sämann die Schürze mit dem Samen trägt, so hatte er einen Wettermantel um die Hüften gebunden. Der Inhalt des Mantels schien an Hanspetrrs gebrugten Schultern zu ziehen, als hinge ein Felsklumpen im Bausch der aufgerafftrn Tuchzipfel — und diese Last war in Wahrheit doch so leicht, daß der Wind das gefüllte Sackleia des Mantels ohne Müh' bewegen konnte.

Als Hanspeter ins Freie trat, brach in der Stube das scheltende Wetter los. Man hörte einen dröhnenden Faustschlag auf der Tischplatte und hörte eine wütende Staadrede des Bürgermeisters, mit der die heißerregte Stimme Romans zu einem unverständlichen Wortgewirr zusammenklang

Es war ein Spektakel, der einen Toten hätte erwecken können. Da mußte auch Hanspeter merken, daß noch ein bißchen Leben in ihm war, und daß er noch Ohren hatte. Breit lächelnd ließ er seinen langsamen Blick über die Stubenfenster

hinkriechen. Und eine letzte Wehmut regte sich in seiner amtlich versiegelten Apostelseele.

„So viel gut sind s', d' Leut! . . . Und der Mandi ghört auch schon dazu! Mein einziger und letzter!"

Seine Augen suchten den grau verschlossenen Himmel.

„Lus auf, du! . . Vater und Bub! Und streiten miteinand wie Hund und Katz!"

Seufzend ließ er das „dreidoppelte Köpfl" sinken. „So hat er s' halt gmacht! So müssen s' hatt sein! . . Die macht kein Buckleter nimmer anderst!"

In den Bausch des geschürzten Mantels greifend, wanderte er auf die Straße hinaus. Seine heißen, trockenen Augen suchten. Und als er bei der Hecke des Nachbarhauses ein Bübchen und zwei kleine Dirnlein hocken und spielen sah, schien er gefunden zu haben, was er suchte. Er ging auf die Kinder zu, nahm aus dem Bausch des Mantels achtsam ein kleines, zierliches Kirchlein hervor und bot es auf zitternder Hand den Bübchen hin.

„Kindl? . . Magst Hänslzeug haben? . . Da hast es! Nimm's! . . Dir, mein' ich, kunnt's noch ein bißl Freud machen! Gelt, ja?"

Dazu lachte er so seltsam mit seiner dünnen Stimme.

Erschrocken drückten sich die Kinder gegen die Hecke und guckten scheu an Hanspeter hinauf. Sie schienen sich vor seinem Gesicht zu fürchten, vor seinen Augen, vor seinem Lachen, und wären am liebsten davongelaufen. Aber das Spielzeug mit seinem bunten Geglitzer hielt sie fest. Und das Bürschlein — trotz aller Angst, die ihm das weite Höschen schlottern machte — streckte die Hände danach aus und nahm.

Hanspeter griff in den Mantel. „Und du, Maderl . . da schau . . kriegst ein Schweizerhäusl!" Er schenkte

„Und du . . schau, kriegst ein Hölzerhüttl . . so ein liebs! Da, nimm! . . Hab allweil glogen, had allweil gsagt: es ghört für'n Nachbar seine Kinderln, ja! . . Da hadts es jetzt!" Hanspeter schenkte.

Und die Kinder, in Angst und Freude den Dank vergessend, liefen davon wie kleine Diebe, die einen Raub zu bergen haben. Da verging dem Peter Johannes Zdazilek das Lachen, und er griff mit zuckender Faust hinter den Kindern her, als möchte er wieder nehmen, was er gegeben hatte. So stand er eine Weile, dann fiel ihm der Arm herunter.

Er ging zum nächsten Haus. Hier saß ein Bürschlein auf der Thorsäule des Staketenzaunes und dudelte auf einer Weidenpfeife. „Büberl? . . . Magst Häuslzeug haben? . . Schau her, ich schenk dir ebbes!"

Als Hanspeter dem Buben ein schimmerndes Kapellchen hinaufreichte, merkten die vier Kinder des Nachbars gegenüber, daß es beim „Ratzenfeckerl" etwas zu holen gab — und kamen gelaufen. Es dauerte nicht lange, und ein Kreis von lärmenden Kindern, alle die Händchen streckend, umdrängte den schenkenden Apostel.

Die Kirchgänger, die zur Auferstehung wanderten, blieben auf der Straße stehen und sahen lachend zu, wie Hanspeter mit all den kleinen Kostbarkeiten seines Lebens hausieren ging.

„Gelt, ja," rief ihm ein graaköpfiges Weiblein kichernd zu, „merkst halt, daß bei die alten Eseln nix mehr zum ausrichten is . . und thust dich mit deiner Lieb an die Kindln halten? Hast recht!"

„Du!" Hanspeter richtete sich auf, daß er über die Kinder hinausragte wie ein Berg über die kleinen Hügel. „Mit der Lieb laß mich aus, du! . . Ah ja!" Er lachte, doch die Augen funkelten ihm. „Allweil kommt s' anßi, d' Lieb mit der dreifligen Nummer . . . aber allweil für die andern, weißt!"

Die Kinder lärmten und bettelten mit erhobenen Händchen. „Ratzenfeckerl, ein Kirchl mag ich!" . „Ratzenfleckerl, ein Hänsl schenk mir!" . „Geh, Spatzenschreckerl, mir gieb eins!"

Wortlos beugte sich Hanspeter zu den Kindern nieder, griff in den Mantel, immer wieder, und schenkte ein Stücklein Spielzeug ums andre her.

Und als er das letzte gegeben hatte, band er den Mantel von der Hüfte los und schüttelte ihn aus. Kleine weiße Spänchen, Goldflitter, Baumbartflocken und Glassplitter fielen zur Erde.

Hanspeter stand wie ein Klotz und starrte vor sich nieder — auf den winzigen Schimmer, der im Staub versank. Und er stand schon allein, denn mit lärmendem Jubel hatten sich die beschenkten Kinder nach allen Seiten zerstreut.

Da kam unter den Kirchgängern ein Bursch die Straße herunter, der trug auch einen Wettermantel, aber nicht in der Faust wie Hanspeter, sondern um die Schultern. Und der Mantel machte einen Buckel, als wäre etwas unter ihm verborgen.

„So so?" rief eine Dirn dem Burschen zu. „Bist von die Fürsichtigen einer? Und tragst schon aufs Regnen an?"

„Ja!" erwiderte der Staudamer-Mickei lachend und zog den Mantel enger um den gekrümmten Arm. „'s Wetter is angwiß, weißt! Man kann net wissen, was heut noch kommt auf'n Abend!"

Als Hanspeter diese Stimme hörte, reckte er sich auf, daß sein Buckel völlig verschwand. Wie ein Baum stand er inmitten der Straße, grub die Fäuste in das Tuch des leergewordenen Mantels und sah dem Staudamer-Mickei nach, das Gesicht wie Asche, die Augen wie Feuer.

„Dir . . paß auf, du . . . dir lies ich noch ebbes für!"

Da fingen die Glocken wieder zu klingen an.

15.

Das letzte Läuten war lange vorüber, immer dünner zog sich die Reihe der verspäteten Kirchgänger auseinander, es duftete schon der Weihrauch aus dem offenen Fenster der Sakristei — und noch immer saßen die „Loder" dichtgedrängt auf der Friedhofmauer, als möchten sie die Auferstehung überschlagen und gleich den Ostermorgen erwarten. Sie steckten die Köpfe zusammen und tuschelten, stießen sich mit den Ellbogen an und kicherten — und immer guckten sie mit gespannter Neugier nach dem Kirchhofgitter und auf die Straße hinaus.

„Heut haben s' ebbes, die Buben," flüsterte ein alter Bauer seiner Bäuerin zu, „heut spintisieren s' ebbes aus! Das weiß ich noch von meiner Zeit her . . so haben wir's halt auch allweil gmacht!"

„Ja," drummte die Bäuerin, „und allweil habts ebbes dalkets angstift! Ja, weiß schon noch!"

Da kam Bewegung in die Reihe der Burschen. Alle sprangen sie auf und eilten dem Staudamer-Mickei entgegen, der den Friedhof betreten hatte. Lachend und flüsternd umdrängten sie ihn, die einen aufgeregt und erwartungsvoll, die anderen ein wenig spöttisch und mißtrauisch.

„Hast es?" fragte der Schreinergesell.

„Freilich hab ich's."

Nun wollte ihm jeder unter den Wettermantel gucken.

„Hand von der Butten!" wehrte Mickei. Dann fragte er: „Sind s' da, die zwei?"

„Na! Noch allweil net! Die Alt und die Junge fehlt noch!" rief's mit einem Dutzend Stimmen durcheinander. Und einer meinte: „Die haben den Braten gmerkt, die kommen nimmer!"

„Ich sag, sie müssen!" erklärte der Staudamerknecht mit Seelenruhe. Durch das Sakristeifenster hörte man die Klingeln der Ministranten schrillen. „Angehn thut's! Schauen wir, daß jeder auf sein Platz kommt! 's ander wird sich schon findea!"

Während die Burschen zum Kirchthor eilten, klang ein dumpfes Rollen von den grau verhüllten Bergen nieder.

Wollte ein Gewitter kommen, so zeitig im Frühjahr? Oder war eine Steinlawine über die Felsgehänge niedergegangen?

Mickei schien das erstere zu glauben, denn er blickte lachend zum Himmel auf. „Hörts es, Buben? D' Häuslschustern thät sich gern ein bißl wehren, scheint mir! Und kocht ebbes zamm!"

„Geh, du Narr!" meinte einer von den Halbvernünftigen. „Steiner sind halt abigrumpelt über d' Wänd!"

„Und ich sag: sie macht ein Wetter! Und kunnt schon sein, daß der Blitz heut noch ein paar derschlaget von uns . . wann ich 's Remedi net unterm Mantel hätt!" Wieder lachte Mickei. „Heut hilft's ihr nix! Die muß her heut! Sie muß! . . . Kommts eini, Buben!"

Wie von einer abergläubischen Angst befallen, schienen ein paar von den Burschen zu zögern; schließlich nahmen sie aber doch den Hut ab und traten hinter den anderen in die Kirche.

Ein verspätetes Weiblein und einige Kinder kamen noch einhergezappelt, dann war der Friedhof still und leer.

Da erschienen auf der Straße noch zwei allerletzte Kirchgängerinnen: die Altenöderin und ihr Mädel. Lisbeth, deren müdes, schwermutsstilles Gesicht von Erregung ein wenig gerötet war, schien Eile zu haben und mahnte: „Geh, Mutterl, tummel dich ein bißl! Es hat ja schon angfangt, schau!"

„Ja ja, Kindl!" nickte Matter Nannimai und humpelte, so flink es ihr krummer Fuß erlaubte. In einem weißen Tüchlein trug sie etwas, viereckig wie ein kleines Vogelhaus, und zwischen den zusammengebundenen Zipfeln des Tuches lugte etwas Vergoldetes spitz hervor.

Als die beiden unter dem Stanaen aller Stuhlnachbarinnen in die Kirche traten und im hintersten Winkel ihre Plätze einnahmen, konnten sie über ihren Köpfen, auf der weit vorgebauten Decke der Emporkirche, noch das Gepolter der Burschen hören, die ja ihre Bänke rückten.

Dort oben hatte es seit Jahr und Tag kein solches Gedränge gegeben wie heute bei dieser Auferstehungsfeier. Nur drei Plätze waren leer: der Platz des Peter Johanaes Idazilek, der Platz des Waldhofer-Roman und der Platz des Staudamerknechtes. Denn Mickei hatte sich im Mittelgang zwischen den Bestühlten ganz vorne an die Brüstung der Emporkirche gestellt, hatte das „siebenhölzige Schamel" unter dem Mantel hervorgeholt, war andächtig auf die Knie gesunken und hielt auf dem Gesims die Hände gefaltet — in jener hölzernen Stellung, in der man auf Martertäfelchen die Verunglückten knieen sieht. Es fehlte ihm nur das rote Kreuzlein über dem Kopf.

Alle die Burschen zu seiner Rechten und Linken hatten sich in gruseliger oder lustig gespannter Erwartung mit den Ellbogen über die Bänke vorgelegt, weil jeder den Mickei sehen wollte. Dabei zischelten sie und flüsterten, und wenn sie sich am Staudamerknechte sattgesehen hatten, spähten sie in schwerer Neugier zum Hauptaltar hinunter, vor welchem Heer Felician Horadam im weißen Chorhemd neben dem heiligen Grab und den flimmernden Ampeln kniete.

Die Kirche trug festliches Gewand. Alle Altäre waren schon in das freudige Rot des Ostertages gekleidet, und hundert Kerzen brannten, deren Flackerlicht die Dämmerung des Abends durchzitterte und all die grauen Fenster im Wiederschein erglänzen machte, als wäre draußen nicht trübes Wetter und nahe Nacht, sondern rosiger Morgen und steigende Sonne.

„Amen!" rief Herr Felician mit lauter Stimme, als er das Gebet gesprochen hatte. Wie heiße, inbrunstige Bitte klang es aus diesem Wort. Sich bekreuzend, stand er auf, und die kleine Prozession formierte sich: voran der Priester, noch mit der schwarzen Stola, hinter ihm der Mesner mit dem leeren Kreuz, vier Ministranten mit ihren Klingeln und zwei Kirchenräte mit brennenden Lichtern — allen Leuten fiel es auf, daß der Waldhofer fehlte, dem als Bürgermeister die Ehre zukam, bei der Auferstehungsprozession als erster hinter dem Kreuz zu gehen.

Tiefe Stille herrschte in der Kirche, als die Prozession durch den Mittelgang hinunterschritt. Jetzt senkte sich am Hauptaltar mit leisem Gerassel der schwere Grabdeckel über das heilige Grab und die bunten Ampeln, der Vorhang teilte sich, der den leeren Rahmen des Altarbildes verschlossen hatte, und hinter der Prozession, die aus der Kirche ins Freie getreten, fielen mit dröhnendem Schlag die Flügel des Thores zu.

Leis begannen auf dem Chor die singenden Stimmen, immer stärker schwellend. Es war kein Kirchenlied, sondern eine halb weltliche Weise. Das hatte der junge Lehrer so eingeführt, um die Pause zu füllen — denn er war von den Aufgeklärten einer, welche glauben, daß schöne Kunst auch in die Kirche tauge und die Menschen nicht nur zur Freude stimmen, sondern auch zur Frömmigkeit erheben könne.

„Ostern, Ostern, Frühlingswehen!
Ostern, Ostern, Auferstehen
Aus der tiefen Grabesnacht!
Blumen sollen schöner blühen,
Herzen sollen heimlich glühen:
Denn der Heiland ist erwacht!"

Während der Klang der Stimmen immer mächtiger die Kirche füllte, herrschte auf dem Emporium der Burschen eine schaurende Unruh, ein immerwährendes Köpfedrehn und Halsstrecken. Denn jetzt — zwischen Grab und Auferstehung — das war der Augenblick, welcher „gut ist für so was"! Dreimal hatte sich der Staudamer-Mickei bekreuzigt, und nun begann er murmelnd die Heiligenlitanei von rückwärts abzubeten:

„Uns für bittet, Gottes Auserwählten und Heiligen Alle — Uns für bittet, Witwen und Jungfrauen heiligen Alle — Uns für bitt, Anastasia Heilige — Uns für bitt, Katharina Heilige —"

„Siehst ebbes?" flüsterten ihm die Burschen aus den nächsten Stühlen zu. „Siehst ebbes? Kommt eine?"

Mickei schüttelte den Kopf und murmelte: „Uns für bitt, Cäcilia Heilige — Uns für bitt, Agnes Heilige — Uns für bitt —" Er verstummte plötzlich, machte starre Augen und wich ein wenig mit dem Körper zurück, als hätte ein Grausen seine fromme Seele gepackt.

„Siehst ebbes?" zischelten zwanzig Stimmen.

„Der Hänslichuisterin ihr Madel . . . schaut's an!" Mickei deutet mit der Hand. „Da kommt's! Da kommt's!"

Alle sprangen auf und spähten in die Kirche hinunter. Doch sie sahen nichts anderes als die Hauben und Hüte der Weiber, die Strohwelköpfe der Buben und die spiegelnden Glatzen der Bauern. Aber Mickei deutete noch immer. „Da kommt's . . . und rote Haar hat's um . . . und auf und auf schaut's aus wie lauter Feuer . . . und Hörndln hat's über die Augen . . . und hat ein feurigen Besen unterm Arm . . . und jetzt fallt's hin, als hätt ihr der Herrgott d' Faust auf'n Buckel gschlagen . . . Mar' und Josef . . . wie lauter Unzefer studert's auf . . ."

Die gruselige Stimmung der Burschen drohte schon ins Gegenteil umzuschlagen. Denn sie sahen nichts — und der Staudamerknecht mit den aufgerissenen Augen und den zappelnden Händen war eher komisch als schreckhaft anzuschauen. Schon lachte einer von den Burschen und zischelte: „Geh, Narretei! Er thut halt schwindeln!" Doch ein anderer, der vorne an der Brüstung kniete, stotterte plötzlich mit ganz erloschener Stimme und totenblaß: „Die Alte! Da schaats es an! Die Alte kommt! Die Alte! Jesus Maria! Als is wahr!"

In brennender Erregung streckten sie alle die Köpfe, einer beugte sich über den Rücken des andern — sogar der Staudamer-Mickei wurde stumm, reckte den vom Besen zerkratzten Hals und gackte verdutzt in die Kirche hinunter.

Dort unten humpelte die Altenöderin durch den Mittelgang hinauf zum Hauptaltar, vorüber an all den verblüfft dareinschauenden Leuten. Auf den Händen trug sie ein kleines, schimmerndes Kirchlein, mit vergoldetem Spitzdach auf dem Türmchen. Und als sie den Altar erreichte, kniete sie nieder — das machte sich mit dem krummen Fuß nicht leicht — schob zitternd das kleine Kirchlein auf die Stufe hin, sah am Altar hinauf und rührte mit den Händen an die Lippen, als möchte sie sagen: „Da darf ich net reden! Aber gelt, du weißt schon, wie ich's mein'!" Mühsam erhob sich die alte Frau, bekreuzte sich und humpelte zurück.

Die Sänger droben auf dem Chor, die hatten just eine Pause gemacht — und da hörte man ganz nahe bei dem Betstuhl, in dem die Staudamerin kniete, eine wispernde Mädchenstimme: „Die alte Hex . . . Mutter, die Hex schaut an! Jetzt haben sie's ausprobiert! Und kommen hat s' müssen!"

Doch die Hälfte dieser unschuldsvollen Weisheit ging unter im Klang der Stimmen, welche die zweite Strophe des Osterliedes begannen:

„Der im Grabe lag gebunden,
Siegreich hat er überwunden,
Und der Kerker bricht!
Frühling spielet auf der Erden,
Frühling soll's im Herzen werden,
Ewig herrschen soll das Licht!"

Mit den letzten Worten des Liedes klang von draußen die rufende Stimme des Priesters zusammen, drei dröhnende Schläge des schweren Kreuzes hallten wider das geschlossene Thor, die eichenen Flügel sprangen auf, und während im leeren Rahmen des Hauptaltars das Bild des erstandenen Heilands mit der weißen Osterfahne aufstieg, während der Priester im Rauchmantel und mit der weißen Stola einzog in die Kirche, ganz umwogt vom Dufte des Weihrauchs, begann auf dem Chor der Orgel

Digitized by Google

zu rauschen, alle Glocken fingen zu läuten an, und unter Posaunenschall und Paukenschlägen jubelten die Stimmen der Sänger:

„Der Herr ist auferstanden!
Ja! Ja! Ja!
Er ist wahrhaftig auferstanden!
Halleluja!
Halleluja!"

Als Herr Felician den Hauptaltar erreichte und auf den Stufen das kleine Kirchlein schimmern sah, ging ein freudig glückliches Lächeln über sein rundes Faltengesicht. Er bückte sich, hob das Kirchlein auf, nickte freundlich über die Schulter zurück gegen den hintersten Winkel der Kirche und stellte das kleine, glitzernde Weihgeschenk der Häuslschusterin auf den Altar. Das tat er in recht auffälliger Weise. Und dennoch bemerkten es nur wenige Leute. Denn all die anderen, sogar der Mesner und die Ministranten, gackten neugierig und verwundert zur Emporkirche der Burschen hinauf. Dort oben herrschte ein Lärm, als wäre die Kirche halb in ein Wirtshaus verwandelt — ein wachsender Spektakel, den auch die Posaunenstöße und Paukenwirbel des Halleluja nicht ganz übertönen konnten.

Im hintersten Winkel der Kirche hatte Nannimai, der die Thränen über die Wangen kollerten, die Hand der Lisbeth gefaßt. Immer hingen ihre Augen am Altar, auf dem ihr Kirchlein im Strahlenglanz der Auferstehungskerzen glitzerte. Und als Herr Felician die heilige Feier beendet hatte und mit wehendem Rauchmantel in der Sakristei verschwand, flüsterte die Altenöderin:

„Komm, Kindl, schauen wir heim! Jetzt is mir so freudig und gut in der Seel . . . d' Leut mit ihrem Gschwatz und mit ihrem Gschau, die kunnten mir's verderben . . . schauen wir lieber heim, eh d' Leut aus der Kirch laufen!"

Sie traten aus dem Betstuhl und verließen die Kirche, ohne den Weihbruanfegen abzuwarten.

Des Rauchmantels entkleidet, kam Herr Felician aus der Sakristei, wanderte durch die ganze Kirche und sprengte segnend das geweihte Wasser nach allen Seiten. Als er zum hintersten Winkel kam und die zwei unbesetzten Plätze sah, da lächelte er zufrieden vor sich hin. Seine segnenden Worte, bisher nur ein Murmeln, wurden laut, und ganz besonders reichlich sprengte er den Weihbrunn nach der leeren Bank.

Noch ehe Herr Felician die Sakristei erreichte, stürmten schon die Burschen mit Gepolter über die Holztreppe der Emporkirche herunter. Ihre Erregung schien noch zu wachsen, als sie den leeren Betstuhl der Häuslschusterin sahen. In dem schmalen Gaage stauten sie sich zu einem dichten, drängenden Knäuel. Aber der Staadamer-Mickei mahnte mit zischender Stimme: „Weiter! Und ausi! Jetzt dürfen s' kein Zeit nimmer haben, die zwei! Jetzt gilt's!" Und als sich der lärmende Hauf hinausgedrängt hatte zur Kirchenthüre, streckte Mickei in der grauen Dämmerung die Hände über den Kopf und gab die Losung aus: „Buben! Alle waitelnand ins Wirtshaus eini! Jetzt muß ebbes gschehen! Jetzt wissen wir's! Jetzt haben wir's ausprobiert! Und gschehen muß ebbes!"

Andere Leute, die aus der Kirche kamen, liefen dem Trupp der Burschen nach, mit neugierigem Gefrage, schwatzend und kichernd. Ueberall im Friedhof bildeten sich klatschende Gruppen — und aus einer dieser Gruppen hörte man das Stimmlein der Staudamer-Julei heraus, schrill wie eine zu hoch gestimmte Weidenpfeife.

Deutschlands merkwürdige Bäume: die Trauerfichte bei Cadinen in Ostpreussen.

Nach einer photographischen Aufnahme.

Als Herr Felician im schwarzen Talar und mit dem kleinen Käpplein über den grauen Haaren die Sakristei verließ, hätte er nur einen Blick über den Friedhof werfen dürfen, um in bedenkliche Sorge zu geraten. Doch heute schien er keine Augen zu haben, keine Ohren. Er sah und hörte die spärlichen Grüße nicht, die ihm geboten wurden, nickte nur immer lächelnd vor sich hin und hatte merkwürdige Eile, durch den dämmernden Abend nach Hause zu kommen.

In seiner Stube brannte schon die Lampe, und Jungfer Kathrin war dabei, den Tisch für das Auferstehungsmahl zu decken. Mit etwas scheuen Augen sah sie an ihrem geistlichen Herren hinauf, der seit vierundzwanzig Stunden kein Wort mit ihr gesprochen hatte. Ganz sanft und zuthunlich klang ihre Stimme: „Recht schön guten Abend, liebe Hochwürden! So is er halt wieder auferstanden, unser lieber grundgütiger Heiland! Gelt, ja! Halt recht viel Glück auf die heiligen Ostertäg!"

Herr Felician Horadam nahm das Käpplein ab, stellte sich vor die Köchin hin und sagte feierlich: „Meine gute Kathrin . . . hinter der heiligen Auferstehung soll kein Zorn und Groll verbleiben! Drum wollen wir Frieden schließen . . . und wenn du dir den gestrigen und heutigen Tag ein bisserl zur Warnung nimmst, so soll dir alles vergessen sein! Unser lieber Herrgott . . . Gott sei Dank! . . . hat auch mir mein unpriesterliches Benehmen von gestern net übelgenommen und hat mir's graten lassen, daß ich was Gutes hab stiften dürfen!"

„Hochwürden! Liebe Hochwürden . . ." stotterte Kathrin gerührt, haschte die Hand des Pfarrers und wollte sie küssen.

„Laß gut sein!" Herr Felician zog die Hand zurück. „Die Schleckerei, die mag ich net! Mach einen guten Vorsatz im Herzen . . . das is mir lieber! . . . So! Und jetzt bring mir die Metzelsuppen! Nach die drei Fasteatäg thut mich ein bißl hungern!"

„Schweinswürstln hab ich," berichtete Kathrin mit heißem

Eifer, „dreimal aufgwärunts Kraut und Speckknöderln, wie Flaum so leicht!“ Sie schrandle die Lompeaflomme höher und eilte geschäftig zur Thüre hinaus.

Herr Felicion wanderte in der hellen Stube auf und nieder und rieb sich vergnügt die Hände. „Heut bin ich zfrieden! Heut, jo, heut bin ich zfrieden mit mir!“ Er lachte vor sich hin. „Gelt, Mutterl? Gelt, ja? Hab ich dich halt doch ein dißl erwischt beim Herzzwickerl!“ Wieder lachte er. „Und jetzt kann alls noch gut werden! Alles! Alles!“ Schmunzelad nahm er eine Prise. „Und morgen . . . aaaah . . .“ Er wollte niesen, aber es ging nicht. „Morgen hol ich mir den guten Hanspeter beim großen Obrwaschl her!“

Mit dem blonen Taschentuch die Nase reibend, trat er zum Fenster und blickte in den dunkelnden Abend hinaus.

Merkwürdig, daß noch immer Menschen im Friedhof waren — als wollte sich heut' die Kirche gar nicht leeren!

Ueberall an der Mauer standen sie noch in Gruppen beisammen, andere huschten wie Schatten hin und her, und wieder andere, die sich zu lange verschwatzt hatten, eilten über die Straße hinunter, um flink noch Hause zu tragen, was sie im Friedhof vernommen hatten — oder um die Metzelsuppe nicht zu versäumen.

Besonders eilig schien es die Hausmagd des Bürgermeisters zu haben. Ganz atemlos rannte sie, murmelte dazu ein Stoßgebetlein ums andere, bekreuzte sich immer wieder, und so oft sie auf der rauhen Straße stolperte, guckte sie in abergläubischer Angst über die Schulter.

Aus den hell erleuchteten Fenstern des Wirtshauses tönte dumpf ein wachsender Stimmenlärm heraus, als wäre nicht Charsamstag heute, sondern der Abend nach einem Viehmarkt. Auch auf der dunklen Straße, auf allen Seitenwegen, überall hörte man erregte Stimmen. Und aus der Stube des Waldhofes, deren Fenster noch ohne Licht waren, klang der rennenden Magd das Lautgewirr eines heftigen, in kochendem Zorn geführten Wortgefechtes entgegen.

An dem ganzen großen Bauernhof war nur ein einziges kleines Fensterchen erleuchtet — weit hinten bei der Scheune — das Fenster von Hanspeters Kammer. Diesem Lichtschein rannte die Hausmagd zu — denn das Licht zieht nicht nur die Motten an, sondern auch die Menschen, denen eine Neugier auf der Zunge brennt. Doch als die Magd durchs Fenster in die erleuchtete Stube guckte, stand sie sprachlos vor Verblüffung.

Wie traurig verändert war das Stübchen des heiligen Apostels anzusehen! All das zierliche, glitzernde Zeug, all die Baumschwämme und Heiligenbildchen, alles war verschwunden, und an der kahlen Mauer sah man nur die Löcher noch, wo die ausgerissenen Nägel zurückgelassen hatten. Und Hanswurst als hatte er für den Weg zum Pfarrhof nicht mehr die Kraft besessen und hätte noch erst ein wenig rasten müssen — hockte auf dem Bett und hielt auf seinem Schoß den mächtigen, firnisfunkelnden „Bauernstuhl“ der Jungfer Kathrin, diesen Peter Johannes Zdazilek unter den Füßen!

Es war ein Anblick, der die Magd vor allem Fürchten und aller Verblüffung zum Lachen zwang. „Jo, du?“ Mit beiden Händen trommelte sie nun das Fenster. „Gar nit a der Kuh bist gwesen? Ja, du, heut hast ebbes versäumt!“

Hanspeter hob das entstellte Gesicht, die roten Augen — und da kam der Magd hinter dem Lachen wieder der abergläubische Schreck. „Jesses Mnaaria!“ stotterte sie. „Der schaut mi an, als ob er dazughören thät . . . zu die andern zwei!“ Sich bekreuzend, rannte sie an der Mauer hin und fuhr ins Haus.

Noch immer klangen in der Stube die beiden zankenden Stimmen, jede so heiser wie die Stimme eines Ankers am Ende einer Wallfahrt. Aber die Magd schien nicht zu hören, sie wollte nur ihre Neuigkeit loswerden. „Waldhofer!“ schrie sie und riß die Stubenthür auf. „Woldhofer! Du mußts hör'n! Es ebbes! Was heut in der Kirch . . .“

Doch weiter kam sie nicht. Denn der Bauer, ganz stumm in der dunklen Stube, fuhr wutend auf das Mädel los. „Was willst denn, du? Gleich machst mir, daß d' aussi kommst! Du hast mir jetzt grad noch gfehlt, daß d' Ebbalten ihre Nasen reinsteckst, wann der Vater mit seim Buben ebbes hat'. Aussi, aber gschwind!“

Die Magd war zurückgefahren, als hätte ihr die Feuerzange einen Strahl ins Gesicht geworfen — und mit einem Fluche schmetterte der Waldhofer die Stubenthür zu. (Schluß folgt.)

Blätter und Blüten.

Gustav Schwab. (Mit Bildnis.) Als Verfasser von Wander- und Balladenliedern, von denen vor allen das wehmütig lustige „Bemoostes Bursche zieh' ich aus“ noch heute im Volke wie in Studentenkreisen viel gesungen wird, ist Gustav Schwab den Deutschen aller Länder vertraut geworden. Besonders aber als begeisterter Schilderer seiner geliebten schwäbischen Heimat und ihrer Geschichte, hat er sich einen Nachruhm gesichert, der nun seit seinem am 4. November 1850 erfolgten Tode ein halbes Säculum schon überdauert. Von den Dichtern, welche im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts durch das gleiche Streben und durch persönliche Zuneigung zu jenem Freundschaftsbunde zusammengeführt wurden, den die Litteraturgeschichte als „erste schwäbische Dichterschule“ bezeichnet, hat Schwab am eifrigsten diesen Zusammenhalt gefördert und gepflegt. Er war mit Uhland und Justinus Kerner aufs innigste befreundet und vermittelte viele Beziehungen zwischen jenen und den jüngeren schwäbischen Dichtern. Als Redakteur des poetischen Teiles von Cottas „Morgenblatt“ und als Herausgeber des „Deutschen Musenalmanachs“ hat er in hohem Grade anregend auf das dichterische Schaffen nicht nur seiner Freunde, sondern fast aller deutschen Poeten jener Tage gewirkt. Er selbst war als Balladen- und Romanzendichter ungemein fruchtbar; seine reiche Phantasie belebte die zerfallenen Schlösser und Burgen der Heimatberge mit dem thatenfrischen Leben der Vorzeit. Auch seine Prosaschilderungen der Schwäbischen Alb und des Bodensees sind durchsetzt mit geschichtlichen Erinnerungen. Vorzüglich hat er es verstanden, alte deutsche Sagen für die Jugend neu zu erzählen, und auch eine prachtige Darstellung der schönsten Sagen des klassischen Altertumes verdanken wir ihm. Schwab war am 19. Juni 1792 in Stuttgart geboren. Nach Abschluß seiner Studien in Tübingen und einer längeren Reise nach Norddeutschland wurde er Professor am Stuttgarter Obergymnasium. 1837 kam er, Stille und Einsamkeit suchend, als Pfarrer nach Gomaringen bei Tübingen, aber schon vor vier Jahren wieder nach Stuttgart, wo er zunächst als Studienrat lebte, nur und 1845 zum Oberkonsistorialrat und Oberstudienrat ernannt wurde.

Gustav Schwab.

Grundsteinlegung zum Völkerschlacht-Nationaldenkmal bei Leipzig. (Zu den Bildern S. 745 und 748.) Der Boden um Leipzigs blutgetränktem Boden, wo in der großen Völkerschlacht vom 16. bis 19. Oktober 1813 die Befreiung Deutschlands von fremder Gewaltherrschaft erstritten worden ist, ein würdiges Zeichen der Dankbarkeit und der Erinnerung an die in diesem Kampfe fürs Vaterland gefallenen Helden zu errichten, wuchs aus dem tiefsten Empfinden des deutschen Volkes sehr bald empor. Schon im Jahre 1814 rief Ernst Moritz Arndt als erster einen Aufruf zur Errichtung eines der Bedeutung der Leipziger Schlacht angemessenen Monuments. Aber seine begeisterten Worte und die anderer Patrioten blieben nicht den gewünschten Erfolg. Territoriale wirtschaftliche Verhältnisse lagen damals noch zu sehr danieder, und auch die Erinnerungen, welche das Volk nach 1813 erfüllt, waren nicht geeignet, die Denkmalsidee zu fördern.

Zur fünfzigjährigen Erinnerungsfeier der Schlacht gedachte man wieder der alten Ehrenpflicht. Vertreter von 214 deutschen Städten legten am 19. Oktober 1863 in Gegenwart von 1400 Kriegsveteranen und einer vieltausendköpfigen Volksmenge den Grundstein zu einem Völkerschlachtdenkmal. Aber die Ereignisse der Jahre 1864, 1866 und 1870/1871 drängten das Gedenken an die gewaltige Befreiungsthat von 1813 völlig in den Hintergrund. Der Termin, auf den man sich zur 75. Gedenkfeier der Schlacht im Jahre 1888 von neuem an das deutsche Volk wendete, hatte deshalb nur sehr geringen Erfolg.

Bis 1894 ruhte die Denkmalsangelegenheit nun gänzlich. Erst dem in jenem Jahre zu Leipzig von den Architekten Clemens Thieme ins Leben gerufenen „Deutschen

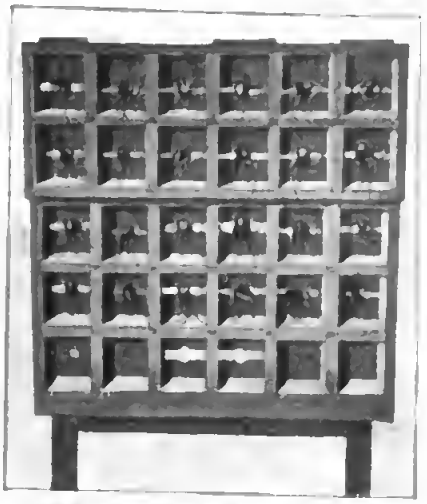
Patriotenbund zur Errichtung eines Völkerschlachtdenkmals bei Leipzig" gelang es, in den weitesten Kreisen die rechte Teilnahme für die herrliche Sache wieder zu erwecken und dieselbe so zu fördern, daß nunmehr die Errichtung des Denkmals als gesichert betrachtet werden darf.

Mit Rücksicht auf die im Laufe der Zeit veränderte Umgebung mußte man den für das Monument in Aussicht genommenen Platz aufgeben. Die Stadt stellte geeigneteren Grund und Boden bereitwilligst zur Verfügung. Südöstlich von Leipzig, unweit des Napoleonsteins, der jene denkwürdige Stätte bezeichnet, von der aus Napoleon in Erkenntnis seiner Niederlage den Rückzug seines Heeres anordnete, wurde durch mächtige Erdaufschüttungen ein Plateau geschaffen. Hier, mit dem Rundblick über das weite Schlachtgefilde, soll das schon früher (Jahrgang 1897) von der „Gartenlaube" im Bilde gebrachte gewaltige Denkmal erstehen, das von dem genialen Schöpfer des Kyffhäuserdenkmals, Bruno Schmitz in Charlottenburg, entworfen ist. — Am 18. Oktober dieses Jahres, dem Jahrestage der Entscheidungsschlacht, fand die feierliche Grundsteinlegung zu dem großartigen Bauwerke statt. In langem Zuge mit Fahnen und Musik bewegten sich die Festteilnehmer durch die geschmückte Stadt nach dem Denkmalsplatze hinaus. Dort ward die Feier mit dem Absingen „Siegesgesang der Deutschen nach der Hermannsschlacht" eingeleitet, der von tausendköpfigem Chore vorgetragen wurde. Sodann hielt Leipzigs Oberbürgermeister Justizrat Dr. Tröndlin eine begeisterte Rede, die in ein Hoch auf Kaiser Wilhelm, König Albert von Sachsen und die mit ihnen vereinten Bundesfürsten ausklang. Der Vorsitzende des Patriotenbundes, Clemens Thieme, erhob seine Stimme, um sich in tiefempfundener Ansprache an die Opferwilligkeit des deutschen Volkes zu wenden, worauf der erste Schriftführer des Bundes, Dr. Alfred Spitzner, die Denkmalsurkunde verlas. Nachdem der Geheime Kirchenrat Superintendent Dr. Paul noch Worte der Weihe gesprochen hatte, vollzog sich beim Donner der Salutschüsse die eigentliche Handlung der Grundsteinlegung, zu welcher der alte Stein von 1863 herbeigeschafft worden war. Unser Bild auf Seite 745 stellt den mit Pylonen und Fahnenmasten reich geschmückten Festplatz in dem Augenblick dar, in dem Geheimrat Paul die ersten Hammerschläge that, denen solche von Vertretern der Reichs-, Staats- und städtischen Behörden folgten. Der Vortrag einer von Albin Mitteibach verfaßten und von G. Wohlgemuth komponierten Dichtung „Zum 18. Oktober" und der allgemeine Gesang des Liedes „Nun danket alle Gott" schlossen die erhebende Feier. Abends fanden Festkommerse statt, denen schwungvolle Reden, Musik- und turnerische Aufführungen erhöhten Glanz verliehen.

Möge die neu entflammte opferfreudige Begeisterung des deutschen Volkes nicht erlöschen, bis die alte Ehrenschuld getilgt ist und sich über dem Grundstein das Denkmal erhebt „zum Dank für die Befreier und zur Mahnung für das deutsche Volk!" M. H.

Spinnengewänder. (Mit Abbildungen.) Der menschliche Geist, der es verstanden hat, die Seidenraupe in seinen Dienst zu stellen, hat nun auch einen ähnlichen Versuch mit der Spinne gewagt. Aus Spinnweben angefertigte Gewänder sind das Ergebnis dieses Experimentes. Diese Gewebe, welche auf der Pariser Weltausstellung zum erstenmal einem großen Publikum sichtbar waren, zeichnen sich durch ihre außerordentliche Feinheit und Geschmeidigkeit, ebenso wie durch den ihnen eigenen Glanz in hohem Grade aus.

Leider haben sich die Hoffnungen, welche man ursprünglich in die neue Industrie setzte, nur zum kleinen Teile erfüllt, und dies liegt in der Hauptsache an den großen Schwierigkeiten, mit welchen die Versuche, die geeigneten Spinnen zu züchten, zu kämpfen haben. Als besonders geeignet verwendet man bisher eine in Madagascar heimische Art großer Spinnen (Nephila Madagascariensis), und von diesen wird, da sich die Benutzung der von den Tieren fertiggesponnenen Netze nicht bewährte, der Faden direkt gezogen und aufgespult. Zu diesem Zwecke werden etwa 24 Spinnen, wie das aus der ersten unserer der Zeitschrift „Scientific American" entnommenen Abbildungen ersichtlich ist, in kleinen Kästchen über- und nebeneinander sorgfältig untergebracht. Durch leises Berühren zieht man dann mit dem Finger aus der Spinndrüse den anhaftenden Faden und vereinigt die 24 so erlangten Spinnfäden in einiger Entfernung zu einem



Herstellung der Spinnenwebstoffe: die Spinnen in ihrem Kästchen.

Faden, der zu einer Spindel geleitet wird. Durch langsames Drehen der Spindel werden dann die Fäden versponnen und auf eine Spule gewickelt. Unsere zweite Abbildung veranschaulicht die Art dieses Vorganges. Die Spinnen nehmen durch die ganze Behandlung keinen Schaden. Sie werden, nachdem ihnen ihr Vorrat an Spinnenwebe so abgenommen ist, aus ihren Behältern befreit und bei zweckdienlichem, reichem Futter zu neuer Verwendbarkeit geschont. —r.

Dante beobachtet den Bau des Domes zu Florenz. (Zu dem Bilde S. 769.) Inmitten der Piazza del Duomo in Florenz erhebt sich in großartiger Schönheit die mächtige „Cattedrale di S. Maria del Fiore". Sie wurde nach einem Volksbeschluß vom 1294 an Stelle einer alten Kirche der heiligen Reparata ausgeführt, und Arnolfo di Cambio war der erste Leiter ihres Baues. Und so, wie mit dem wenige Schritte östlich von dem Domplatze gelegenen Platze S. Maria Novella, welcher das von Folco Portinari, dem Vater von Dantes Beatrice, gestiftete große Hospital trägt, die Erinnerung an den größten Dichter Italiens aufs innigste verbunden ist, so knüpfen sich auch an den Dom selbst Beziehungen zu dem Schöpfer der Commedia, welche die Nachwelt „divina", die göttliche, nannte. Denn als ein Mann, der Sinn und Liebe für alles Schöne sein eigen nannte, hat Dante auf der Stätte des Baues in den Abendstunden oft auf einem Marmorblocke gesessen, mit andachtsvollem Blicke auf der werdenden Herrlichkeit des Domes weilend und versunken in Gedanken, die vielleicht später, als er, ein Verbannter, die so oft gepriesene Vaterstadt meiden mußte, in seinem unsterblichen Liede Wert Ausdruck fanden. —r.

Deutsche Seeleute beim Tanzlehren. (Zu dem Bilde S. 756 und 757.) Das eintönige Leben, welches für unsere Besatzungen in mancher der deutschen Kolonien in Zeiten friedlicher Ruhe herrscht, erfährt namentlich Sonntags oft eine kleine Unterbrechung. Musik und Spiele sammeln dann wohl die dienstfreie Mannschaft, und unter den letzteren sind es namentlich die Tanzspiele, die sich besonderer Beliebtheit erfreuen und deren Pflege auch von den Offizieren allerorts aufs beste unterstützt wird. Unser Bild zeigt uns nun Mannschaften unserer Marine bei dem auf allen deutschen Turnplätzen so gerne geübten Spiele des Tanzlehrens. In zwei Gruppen geteilt, die je an dem entgegengesetzten Ende eines Schiffstaues ziehen und ihren Gegner mitzuziehen — zu besiegen suchen, sehen wir dieselben unter Leitung der als Preisrichter zusehenden Offiziere ihre Kräfte erproben.

Pferdewettrennen im Banat. (Zu dem Bilde S. 753.) Der Ungar ist ein geborener Reiter. Wer jemals die unbegrenzte Tiefebene jenes Landes durchstreift oder auch nur im Eisenbahnwagen durchflogen hat, wird da und dort eines Pferderudels oder eines malerisch gekleideten Roßhirten ansichtig geworden sein. Der Sohn der Puszta liebt seine Pferde, und wohl seine größte Lust ist das Tummeln eines feurigen Renners. Als ein Reitervolk sind die Magyaren ins Land eingezogen, Reiter sind sie geblieben. Ihre Pferde zeichnen sich nicht durch Schönheit aus; sie sind klein, etwa wie die Kosakenpferde, aber edler als diese. Gleichwertig sind sie ihnen in Bezug auf Ausdauer und Feuer. Aus diesem Pferdematerial sind durch Veredelung jene ausgezeichneten „Stämme" hervorgegangen, welche Weltruf genießen und in den großen Staatsgestüten gezüchtet werden. Nicht minderes Gewicht wird auf die Hebung der Landrasse gelegt. Um einen Ansporn zu schaffen, wird für volkstümliche Pferdewettrennen gesorgt, mit Geldprämien für den Sieger, dem auch ein entsprechendes Diplom zu teil wird, das er hoch in Ehren hält. Bei der Schnelligkeit der Reiter und dem ausgezeichneten Drill der Pferde ist der Sieg keine leichte Sache. Die Wettrennen finden alljährlich nach den Mühen und Plagen der Erntezeit statt. Die Preisverteilung gestaltet sich zu einem lebensvollen, echt magyarisch leidenschaftlich bewegten Feste mit Csardas bei Cymbal, Geige und feurigem Weine. S—r.

Herstellung der Spinnenwebstoffe: das Spinnen und Spulen des Fadens.

Deutschlands merkwürdige Bäume: die Trauerfichte bei Cadinen in Ostpreußen. (Zu dem Bilde S. 773.) In dem Teile des Stellmer Forstes, welcher sich an die kaiserliche Besitzung Cadinen anschließt, erhebt sich eine Trauerfichte (Picea excelsa pendula) von ganz hervorragender Schönheit. Die Länge ihres astreinen Schaftes beträgt jetzt 1,5 m, der Umfang 1,06 m und die Gesamthöhe des Baumes 25 m. Die

Krone ist dicht und hat bis zu Zweidrittein ihrer Höhe die Form einer regelmäßigen Säule von 2,5 bis 3 m Durchmesser, während sich der Wipfel kegelartig verjüngt.

Der Baum, welcher erst vor einigen Jahren entdeckt wurde, war im dichten Bestande aufgewachsen und hatte sich trotzdem nicht gereinigt; vielmehr war er bis zum Boden mit dichten Aesten versehen. Jetzt ist er freigestellt und gewährt einen ungemein großartigen Anblick. Dieses Exemplar der Trauerfichte ist, soweit bekannt, das einzige in den preußischen Staatsforsten überhaupt, wahrscheinlich sogar das schönste in ganz Deutschland. Der Baum erregte im vorigen Jahre das größte Interesse der Internationalen Geographen- und Naturforschergesellschaft, welche die an landschaftlichen Schönheiten so reiche Umgegend Elbings zum Endziel ihrer Studienreise gemacht hatte.

Meyer-Elbing.

Das Gasthaus „Zum weissen Kreuz" in Rostock.

Nach einer Aufnahme von Rud. Ahrens in Rostock.

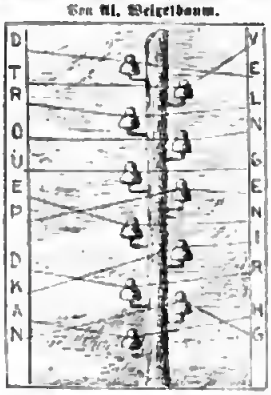
Eine Erinnerung an Gottfried Kinkels Flucht vor fünfzig Jahren. Im Gasthof „Zum weißen Kreuz" in Rostock, dessen unansehnliches Aeußere wie im Bilde wiedergegeben, an der Einmündung der von Neubrandenburg über Güstrow nach Rostock führenden Chaussee vor dem Mühlenthore in Rostock gelegen, hatte Gottfried Kinkel, nachdem er aus dem Spandauer Gefängnis entkommen war, mit seinem Befreier, dem jungen Karl Schurz, nach langstündiger beschwerlicher Fahrt die erste längere Erholungspause; zugleich fand hier die erste Begegnung mit den Rostocker Freunden, welche die weitere Flucht bewerkstelligten, statt. Eine sehr fesselnde Schilderung dieser Zusammenkunft hat die „Gartenlaube" im Jahre 1863 aus der Feder Maria Wiggers', der selbst zu jenen hilfreichen Freunden zählte, veröffentlicht. Von Rostock aus erfolgte die Flucht am 7. November 1850 mit einem nach Newcastle bestimmten, aber in Leith einlaufenden Segler. Zur Erinnerung an seinen Aufenthalt in dem idyllisch gelegenen Gasthause schickte der Professor im Jahre 1881 von Unterstraß bei Zürich aus auf die Bitte eines Rostockers seine Photographie mit einem vom 24. März datierten liebenswürdigen Briefe. Das kolorierte Bild zeigt den alten Schwanenwirt als badischen Abgeordneten. Brief und Bild haben im Gastzimmer des Wirtshauses, in der „Kinkelecke", ihren Platz gefunden; so mahnen die Besucher dieses für des Dichters Flucht so bedeutsamen Hauses an die bewegte aber große Zeit um die Mitte des Jahrhunderts. Mögen diese wenigen Zeilen nicht nur den Mann und Dichter Kinkel, sondern auch seine dichterischen Werke aufs neue in Erinnerung bringen und zu den vielen Freunden von Kinkels Gedichten, Epen und Dramen neue Leser und damit neue Freunde werben!

Die Frau als Lebensretterin. Nur zu oft hört man Damen der Geistesgegenwart, der Entschlossenheit und des Mutes als solche zeihen, die allein der männliche Geist, die männliche Kraft zu vollführen vermöchte, und nicht selten fällt bei dieser Gelegenheit ein leises Kichern zu der Haltung ab, welche die Frauennehmen, wenn sie sich oder ihre Umgebung einer drohenden Gefahr gegenüber sehen. Kommt dann das Gespräch zufällig auf das Gebiet der Lebensrettung, so kann man ziemlich sicher sein, daß diese ein Privilegium des Mannes sei. Nicht ganz uninteressant mag es daher für manchen von unseren Lesern sein, zu erfahren, daß unter den seit dem Jahre 1865 für Rettung eines Menschenlebens mit der preußischen Rettungsmedaille am Bande Ausgezeichneten sich nicht weniger als 34 Mädchen und Frauen befinden. Vielleicht trägt diese kleine Mitteilung dazu bei, das vielfach abweichende Urteil über die Geistesgegenwart der Frauen zu berichtigen. —l.

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel „Die Telegraphenleitung".

Von **Al. Weigelbaum.**



Skataufgabe. Von J. Kühn.

Mittelhand hat:

(r B.) (c.B.) (c.As) (c.Z.) (c.K.) (c.D.) (c.9.) (r As) (r.Z.) (r K.)

Hinterhand sagt Nullouvert an. Mittelhand überbietet mit Grand, erhält aber bloß einen Stich mit 13 Augen, weil Vorderhand die lange Farbe ausspielt. Würde Vorderhand eine andere Farbe ausspielen, oder wurde zwischen Vorderhand und Hinterhand ein Blatt gegen ein anderes Blatt vertauscht, würde Mittelhand mit Schwarz gewinnen.

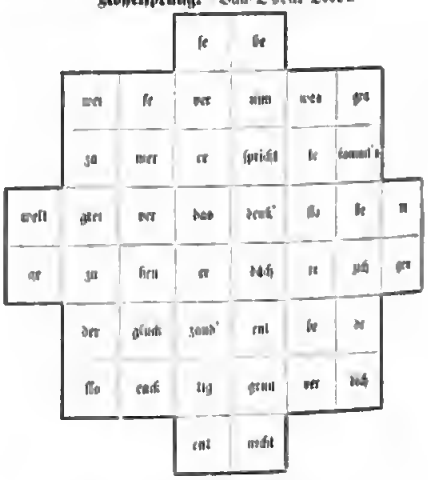
Wie ist die Kartenverteilung? Was liegt im Skat?

Ergänzungsrätsel.

Als ich zu Fuße jüngst noch Potsdam kam,
Sah ich dem ——— in die Stadt Soldaten.
Bei allen nur ' Weich strammer Marsch'
Kannst du nun, Leser, was noch fehlt, erraten?

(Die beiden Striche bedeuten je zwei Silben, die in der zweiten Zeile verbunden, in der dritten getrennt sind.)

Rösselsprung. Von Oscar Leede.



Scherzrätsel.

Der Kopf ein Hauch, der Fuß ist Erz.
Und doch empfindet's Freud' und Schmerz. E. Z.

Rätsel.

Mit f will es dich heiter stimmen.
Und ohne f siehst du es schwimmen.

Auflösung der Damenspielaufgabe auf Seite 744.

1. g3—f4	g5×e3
2. h1—e5	Da7×d4
3. e1—b2	Dd1×c3
4. d6—c7	b8×d6

5. Df8×b4×d2×g5! h6×f4
6. Dh2×e5×a1 nach gewinnt.

Auflösung des Füllrätsels auf Seite 744. Erika, Ernita.

Auflösung des Rätsels auf Seite 744.

Jahn, Kahn, Bahn, Hahn, Dahn, Lahn, Bahn.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 24. 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst, welcher, wie wir an dieser Stelle schon gemeldet haben, die Aemter eines deutschen Reichskanzlers, preußischen Ministerpräsidenten und Ministers des Auswärtigen wegen seines vorgerückten Alters niedergelegt hat und damit nach nahezu sechzigjährigem, dem Vaterlande geweihten Wirken aus dem Staatsdienste schied, hat auch durch seine ehrenvolle und getreue Art der Verwaltung dieser letzten Aemter den Dank der Nation in hohem Maße erworben. Schwierige Verhältnisse waren es, unter denen der fünfundsiebzigjährige Fürst im Herbst des Jahres 1891 an die Spitze der Reichsregierung berufen wurde, und mit regem Eifer war er in den sechs Jahren, welche er als dritter Kanzler des Reiches thätig war, bemüht, seine reichen staatsmännischen Kenntnisse und Erfahrungen zum Wohle und Nutzen Deutschlands zu verwerten. Möge dem greisen Staatsmanne, welcher nach langer, treuer Lebensarbeit nun in den Ruhestand tral, das wohlverdiente Glück eines sorgen- und bürdenfreien Lebensabends noch durch viele Jahre beschieden sein!

Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph W. Kuntzemüller in Baden-Baden.

Die Verlobung der Königin Wilhelmina der Niederlande mit dem Herzog Heinrich von Mecklenburg-Schwerin, deren öffentliche Verkündigung am 16. Oktober stattgefunden hat, bildet eines der erfreulichsten politischen Ereignisse der Gegenwart. Denn durch die Wahl eines deutschen Fürsten zum künftigen Gemahl hat die jugendliche Königin, die mütterlicherseits ebenfalls deutschen Geblütes ist, die stammverwandtschaftlichen Bande ihres Volkes mit dem der Deutschen noch enger geknüpft. Königin Wilhelmina Helena Pauline Maria, eine liebreizende Erscheinung, ist die Tochter des 1890 verstorbenen Königs Wilhelm III und seiner Gemahlin, der Prinzessin Emma von Waldeck und Pyrmont. Am 31. August 1880 im Haag geboren, folgte sie ihrem Vater in der Herrschaft am 23. November 1890 unter Vormundschaft ihrer Mutter und übernahm die Regierung am 31. August 1898. Ihr Verlobter ist ein Sohn des 1883 verstorbenen Großherzogs Friedrich Franz II aus dessen dritter Ehe mit der noch lebenden Großherzogin Marie, Prinzessin von Schwarzburg. Er wurde zu Schwerin am 19. April 1876 geboren und steht als Oberleutnant im Garde-Jägerbataillon in Potsdam. Die Stellung des Herzogs als Gemahl der Königin dürfte sich ähnlich wie seiner Zeit jene des Prinzgemahls Albert, des Gatten der Königin Viktoria von England, gestalten. Ueber den Titel, welchen er führen wird, sind Bestimmungen bisher noch nicht getroffen.

Herzog Heinrich von Mecklenburg-Schwerin.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph H. Zenn in Schwerin.

Königin Wilhelmina der Niederlande.
Nach einer photogr. Aufnahme von Ad. Zimmermann in Haag.

Von einer Hochwasserkatastrophe in ganz außergewöhnlicher Heftigkeit ist der Ort Wendelsheim in Rheinhessen und seine Umgebung zu Ende des verflossenen Sommers heimgesucht worden. Ungeheure Wassermassen nahmen infolge schwerer Wolkenbrüche zerstörend ihren Weg über die Gegend, stauten sich stellenweise bis zur Höhe von mehreren Metern und vernichteten unter ihrer Wucht Felder, Gärten und landwirtschaftliche Maschinen. Auch einige Wohnhäuser, fruchtgefüllte Scheunen und eine große Menge Vieh sind dem entfesselten Elemente zum Opfer gefallen. Die Folgen der furchtbaren Katastrophe lasten noch schwer auf der Bevölkerung. Die gerettete Halmfrucht ist durch die Fluten verdorben, die Felder sind aufgerissen und mit Geröll bedeckt. Eine arge Not hat um sich gegriffen, und zahlreiche Familien sehen sich dem unverschuldeten Ruine gegenüber. Zur Abwehr des größten Elends hat sich ein „Hilfskomitee für die Hochwasserbeschädigten", dem auch Herr Bürgermeister Best in Wendelsheim angehört, gebildet, und dieses richtet an weite Kreise die Bitte um Hilfe für die schwer heimgesuchte Bevölkerung.

Das Wohnhaus der Familie Moltke in Lübeck. Obwohl in Parchim geboren, hat Helmuth von Moltke doch, wie unser Erinnerungsartikel zu seinem hundertjährigen Geburtstag bereits dargethan hat,

Das Moltkehaus in Lübeck in seiner ursprünglichen Gestalt.

Berlin d. 7 Nov 1890

Geehrter Herr

Ihre Zeichnung des Hauses aus Erinnerungen hat mich sehr interessirt.

Ich nehme mir noch die Eintheilung des Zimmers sehr genau.

Oben links ein grosses Zimmer mit einem Erker. In der Fenster Raum würde wohl das A.b.c. hingeschrieben. Oben rechts ein zweifenstriges, rechts davon ein einfenstriges Zimmer. Dort wohnten die Eltern, im dritten Stock wir Kinder.

Damals aber befand sich vor dem Hause noch niedrig Einfassung, mit Eisenstäben belegt, und mit hohen Linden bepflanzt.

Briefe Moltkes bezüglich seines Lübecker Wohnhauses. 1. Seite.

seine eigentliche Kinderzeit in Lübeck verbracht. Dort, an einem einfachen Hause, erblickt man heute das bronzene Brustbild des gefeierten Schlachtendenkers. In jenen Räumen ist er herangewachsen, und hier erlebte er auch mit seinen Eltern die Schreckensherrschaft der Franzosen, welche am 6. November 1806 Lübeck erstürmten und die Bewohner ausplünderten. Dieser Zeit hat sich der greise Generalfeldmarschall oft erinnert; und als er bei einer Generalstabsübung im Jahre 1884 in Lübeck war, versäumte er nicht, die Herren seines Gefolges auf das Haus seiner Jugend hinzuweisen. Unsere Abbildung zeigt letzteres nach einer der Bleistiftzeichnungen, die am 6. November 1890 vom derzeitigen Besitzer des Gebäudes, Herrn Gustav Borchert, dem Generalfeldmarschall zugesandt worden waren. Den Brief, den dieser hierauf an Herrn Borchert richtete, finden unsere Leser ebenfalls in getreuer Wiedergabe.

Dr. Paul Güssfeldt.
Nach einer Photographie von Hofphotograph C. Bieber in Berlin.

Dr. Paul Güssfeldt, der berühmte Afrikareisende und nunmehrige Professor am Seminar für orientalische Sprachen in Berlin, beging dort, wo er auch geboren wurde, am 14. Oktober seinen vierzigsten Geburtstag. Seine erste Forschungsreise machte Güssfeldt 1873 bis 1875 als Leiter der ersten von der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland ausgerüsteten Expedition nach der Loangoküste. Bei Freetown erlitt er damals Schiffbruch, dann gründete er mit Bastian die Station Tschintschotscha; es gelang ihm aber nicht, nach Innerafrika einzudringen. 1876 bereiste er mit Schweinfurth die östliche Wüste Aegyptens und ging Ende 1882 zur Erforschung der zentralen

nun, an deren Zeugen unser Vaterhaus noch heute alljährlich seinen Geburtstag feiert.

Ich danke Ihnen sehr für die freundliche Zusendung

ergebenst

Helmuth v. Moltke

Briefe Moltkes bezüglich seines Lübecker Wohnhauses. 2. Seite.

chilenisch-argentinischen Anden nach Nordamerika. Im Januar bis Februar 1883 erstieg er die Vulkane Maipo (5384 m) und Aconcagua (6970 m), den höchsten Berg Amerikas, letzteren bis zu 6560 m, und erforschte darauf das Hochland von Bolivia. Nach Europa kehrte er im Juni 1883 zurück, war dann bis Mitte 1885 Generalsekretär der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, und im Sommer 1889 begleitete er Kaiser Wilhelm II auf dessen Fahrt nach dem Nordkap. Seit 1892 ist Güssfeldt Dirigent des naturwissenschaftlich-technischen Unterrichts am Orientalischen Seminar. Von seinen Schriften sind u. a. zu nennen die mit Pechuel-Loesche und Falkenstein gemeinschaftlich bearbeitete „Loango-Expedition"; ferner „In den Hochalpen" und „Reisen in den Anden von Chile und Argentinien".

Hugo Rheinhold.
Nach einer Photographie von Ludwig Held in Berlin.

Hugo Rheinhold. In dem Bildhauer Hugo Rheinhold, der am 2. Oktober im Alter von noch nicht 47 Jahren aus dem Leben schied, ist einer der eigenartigsten Berliner Künstler dahingegangen. Hugo Rheinhold, der am 26. März 1853 zu Oberlahnstein geboren wurde, erst 1886 gekommen, nachdem er sich jahrelang als praktischer Kaufmann auf dem Kontinent sowie in Amerika bethätigt und sodann dem Studium der Philosophie an der Berliner Universität gewidmet hatte. Während seiner kaum zehnjährigen Schaffensperiode hat der Künstler eine reiche Thätigkeit entfaltet und sich durch seine vornehmlich Plastiken einen großen Ruf erworben. In weiteren Kreisen ist eine ergreifende Gruppe „Am Wege", welche jetzt eine Zierde der Nationalgalerie zu Berlin bildet und deren Abbildung wir bei gegeben, bekannt geworden. Sie zeigt ein armes junges Weib, das ein Kind an der Brust hält und wegmüde zu Füßen eines Wegkreuzes niedersinkt. Auch als Porträtbildhauer hat Rheinhold Schönes geleistet.

Rheinholds Gruppe „Am Wege".

Die Fünfzigjahrfeier der königlichen Turnlehrerbildungsanstalt zu Dresden. In den Tagen des 26. und 27. September waren zu Dresden gegen fünfhundert turnerische Abgesandte aus allen Gegenden Sachsens, sowie aus vielen Städten Deutschlands, Oesterreichs und Siebenbürgens versammelt, um hier das Fest des halbhundertjährigen Bestehens der Turnlehrerbildungsanstalt zu begehen. Ist dieselbe doch die erste gewesen, welche in Deutschland errichtet wurde. Ihr Zweck war, Turnlehrer für die höheren Unterrichtsanstalten mit Einschluß der Seminare auszubilden, die dann ihrerseits wieder durch eigens vorgebildete Lehrer den Turnunterricht in die Volksschule hineintragen sollten. Dieser schönen Aufgabe hat die Anstalt seither in gerade zu vorbildlicher Weise gedient. Hunderte von tüchtigen und für ihre Sache begeisterten Männern aus Sachsen und dem Reich hat sie in den Dienst des Schulturnens gestellt und dadurch dieses und die mit ihm verbundenen Jugendspiele als ein wichtiges Glied in das Erziehungswerk eingefügt. Daß sie überdies allmählich auch noch zum gesundes Mittelpunkt alles turnerischen Lebens in Sachsen geworden ist, welches seine breite und vollstümliche Ausgestaltung vornehmlich ihrem wohlthätigen Einfluß verdankt, ist ebenfalls eines ihrer hohen Verdienste. Während der fünfzigjährigen Zeit ihres Bestehens hat die Anstalt unter der Leitung von nur zwei, und zwar vortrefflichen Direktoren gestanden, deren letzterer Woldemar Bier ist, dessen Porträt unsere Leser hier beigegeben finden.

Direktor Woldemar Bier.

Vom Jubiläum der königlichen Turnlehrerbildungsanstalt zu Dresden: Stabübungen.

Vom Jubiläum der königlichen Turnlehrerbildungsanstalt zu Dresden: Keulenübungen.

Dr. Ernst Schmidt, ein alter Freiheitskämpfer vom Jahre 1848, ist in Chicago am 26. August nach langwierigem Leiden gestorben. Er wurde als Sohn des Apothekers und späteren Bürgermeisters Michael Schmidt am 2. März 1830 in Ebern in Oberfranken geboren und studierte in Würzburg Medizin. Infolge seiner Beteiligung an der politischen Bewegung im Jahre 1848 mußte der junge Student in die Schweiz flüchten; dort beendete er seine Studien an der Zürcher Universität. Der Amnestieerlaß des Königs Max gestattete ihm nach Bayern zurückzukehren, wo er sich dann an der Würzburger Universität als Privatdozent niederließ. Da man ihm aber die Beförderung mehrere Male versagte, begab er sich nach seiner Verheiratung im Herbst 1855 nach England und von da im nächsten Frühjahr nach Chicago. Hier machte er sich als Arzt ansässig, nahm in der Folge am politischen Leben sowie als Mitkämpfer und Arzt am Bürgerkriege regen Anteil und kehrte 1862 nach Chicago zurück. 1866 besuchte er mit seiner Familie die bayrische Heimat. Wohl hätte er nun, da ihm eine Professur angeboten wurde, in Deutschland bleiben können, allein er kehrte wieder nach Chicago zurück. 1879 erlebte er noch einen großen Erfolg, indem er als Mayorskandidat (Bürgermeisterkandidat) der Arbeiterpartei 12 000 Stimmen erhielt. Schmidt hat eine Witwe und vier Söhne hinterlassen, von denen zwei als Aerzte thätig sind.

Dr. Ernst Schmidt †.

Segensstätten deutschen Genossenschaftswesens. Mitten in dem prächtigen, mild poetischen Revier des Sachsenwaldes, bei Trittau und Kollow-Schwarzenbek, umrauscht von den Wipfeln uralter Waldriesen, erheben sich zwischen Park- und Blumenanlagen die beiden Genesungsheime, welche die Ortskrankenkasse für kaufmännische Geschäfte zu Hamburg aus eigenen Mitteln, dank der nimmermüden Thätigkeit ihres Vorsitzenden, L. Spangenberg, sich errichten konnte. Diese mustergültig eingerichteten Häuser, deren prächtige Fassaden unsere beiden Abbildungen zeigen, sind die ersten Genesungsheime, in denen ohne Unterschied der Religion, des Alters und Geschlechts und ohne vorherige Untersuchung des Gesundheitszustandes alle diejenigen sofort Aufnahme finden, deren Namen der Arbeitgeber anmeldet. Gerade in dem letzten Punkte unterscheidet sich diese Hamburger Schöpfung von Anstalten ähnlicher Art in Deutschland.

Diese Ortskrankenkasse zählte 1898 14713 Mitglieder und besaß ein Vermögen von über 315 000 Mark. Am 1. November 1897 wurde der Bau der beiden Genesungsheime beschlossen und zu demselben wurden vorläufig 150 000 Mark bewilligt. Sehr günstige Kaufbedingungen für Grund und Boden kamen dem geplanten Segenswerke wohl zu statten. Das Heim für männliche Rekonvalescenten in Trittau besitzt ein Grundstück von 16 Morgen, das für weibliche zu Kollow-Schwarzenbek 23 Morgen. Letzteres bietet Raum für 53 Pfleglinge, das zu Trittau für 31. Beide Bauten sind im Hinblick auf spätere Erweiterungsbauten entworfen und eingerichtet.

Das Genesungsheim zu Trittau.

Das Genesungsheim zu Kollow-Schwarzenbek.

Digitized by Google

, erhebender Weise die Ein- | Jeder der 50 Millionen Einwohner des Deutschen Reiches ver-
ucht, Luft, Sauberkeit und | braucht jährlich im Durchschnitt 100 l Milch, dies ergiebt eine Gesammt-
menge von 5000 Millionen Litern zum direkten Verbrauch. Zur Käsebereitung, zur Kalbzucht und anderen Zwecken sind weitere 3000 Millionen Liter erforderlich, so daß 12000 Millionen zur Butterbereitung übrig bleiben.

Zu einem Kilogramm Butter sind 30 l Milch erforderlich, es werden somit aus 12000 Millionen Litern 400 Millionen Kilogramm Butter bereitet. Diese gewaltige Menge stellt einen Wert von annähernd einer Milliarde Mark dar

Erzherzogin Elisabeth von Oesterreich.
Nach einer Aufnahme von H. Schram in Wien.

Ein Denkmal für Theodor Gottlieb v. Hippel, den Verfasser des berühmten von Friedrich Wilhelm III am 17. März 1813 erlassenen Aufrufs „An mein Volk", dessen hinreißende Sprache beim Beginne der Befreiungskriege in großartige Wunder bewirkte, ist am 18. Oktober in Bromberg enthüllt worden.

Theodor Gottlieb v. Hippel wurde 1775 zu Gerdauen in Ostpreußen geboren und verlebte seine Jugendzeit im Hause seines berühmten Oheims, des Humoristen gleichen Namens. Nach Beendigung seiner Rechtsstudiums praktizierte er in Marienwerder. Später war er dort Regierungspräsident und in gleicher Eigenschaft auch in Oppeln und zuletzt in Bromberg.

In der letztgenannten Stadt ist er auch am 10. Juni 1843 gestorben

Jahre 1899 26000 Doppel- | **Der Thüringer Weberverein in Gotha.** Jahr um Jahr, tagein
gen nicht in einer Ver | und tagaus spult und schnurrt und webt da draußen in stillen Dorf-
börfern des Thüringer Waldes das fleißige aber arme Volkchen der Handweber. Um ihm nun die durch den großen Aufschwung und die Konkurrenz des maschinellen Fabrikbetriebes vermehrte Not und Sorge um die Fristung des Lebens etwas zu erleichtern, haben sich edeldenkende Männer zu einem Weberverein zusammengethan.

Das Hippel-Denkmal in Bromberg.
Nach einer photographischen Aufnahme von L. Bastian in Bromberg.

Dieser Bund erachtet es als seine höchste Aufgabe, den Thüringer Handwebern ausgiebig lohnende Arbeit zu vermitteln. Damit zusammenhangend sucht er ferner, für die in kaufmännischen Betrieb übernommenen Waaren reichlichen und weitesten Absatz zu schaffen, den Webern aber auch Anteil am Gewinn neuer Geschäfte zu gewähren, ihre Kinder lohnenderen Gewerben zuzuführen, überhaupt ihre ganze wirtschaftliche Lage nach Kräften zu heben und zu verbessern.

Dieses humane und selbstlose Bestreben hat seither schon reiche, erfreuliche Früchte getragen. Deutsche Hausfrauen, welche dasselbe unterstützen wollen, mögen sich an den Vorsitzenden des Thüringer Webervereins Herrn Kaufmann und Landtagsabgeordneten C. J. Gräbel in Gotha wenden.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 24. 1899.

Bilder aus der Gegenwart.

Vom Völkerschlacht-Denkmal bei Leipzig. Anläßlich der Grundsteinlegung zum Völkerschlacht-Denkmal bei Leipzig, über die wir an anderer Stelle berichten, sei hier zweier Männer gedacht, deren Namen mit

Clemens Thieme.
Nach einer Aufnahme von Hofphotogr. A. & J. Naumann in Leipzig

Prof. Bruno Schmitz.
Nach einer Aufnahme von Hofphotogr. A. Bieber in Berlin

diesem Ereignis aufs engste verknüpft sind; es sind Clemens Thieme und Professor Bruno Schmitz. Der erstere, welcher am 13. Mai 1861 zu Borna bei Leipzig geboren ist, besuchte die Volksschule und die Baugewerkschule zu Leipzig, um sich dann, Anfang der achtziger Jahre, auf dem Dresdener Polytechnikum weiter auszubilden. Später unternahm er eine längere Studienreise durch Deutschland und Italien. Seit 1887 hat sich Thieme als Architekt in Leipzig niedergelassen. Ein großes Verdienst erwarb er sich durch Gründung des „Deutschen Patriotenbundes zur Errichtung eines Völkerschlacht-Denkmals bei Leipzig" (1894), als dessen erster Vorsitzender es ihm in unermüdlichem Wirken gelang, Verständnis für die Bedeutung der Leipziger Schlacht sowie Begeisterung und Opferfreudigkeit für die Errichtung eines würdigen Völkerschlacht-Denkmals in weiten Kreisen zu wecken und zu stärken.

Das Denkmal für J. G. Fischer in Stuttgart.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Hildenbrand in Stuttgart

Architekt Bruno Schmitz erblickte am 21. November 1858 zu Düsseldorf das Licht der Welt. Er bildete sich auf der Akademie seiner Vaterstadt aus und war dann in Leipzig thätig. 1886 siedelte er nach Berlin über, 1894 wurde er zum Mitglied der königlichen Akademie der Künste daselbst erwählt und zwei Jahre später zum Professor ernannt. Schmitz, der jetzt in Charlottenburg lebt, ist der Schöpfer des Kyffhäuser-Denkmals, des Kaiser Wilhelm-Denkmals an der Porta Westfalica, der Monumente für die Kaiserin Augusta in Koblenz, für Kaiser Wilhelm I. am Deutschen Eck bei Koblenz u. a. m. Einer seiner herrlichsten Entwürfe aber ist der für das Leipziger Völkerschlacht-Denkmal, welcher den Dank des deutschen Volkes für die Befreiungsthat von 1813 in ergreifender Weise zum Ausdruck bringt.

Der Napoleonstein, dessen wir gleichfalls in unserem Berichte über die Feier der Grundsteinlegung gedenken, und den wir unseren Lesern hier auch im Bilde zeigen, ist beim Südfriedhofe in der Nähe

Am Napoleonstein bei Leipzig.
Nach der Natur gezeichnet von Otto Gerlach

der Leipziger Vorstadt Thonberg gelegen und besteht aus einem mit Bäumen umpflanzten Granitwürfel. Gegenüber von ihm an der Landstraße liegt das Gasthaus zum Napoleonstein, das auch ein reichhaltiges Museum von Erinnerungen aus der Zeit der Befreiungskriege, von Bildern, Plänen, Waffen, Handschriften und Berichten enthält. Die „Gartenlaube" hat in ihrem Jahrgange von 1897 eingehend über dieses „Historische Museum der Völkerschlacht und Zeit Napoleon I." berichtet.

Oberprediger a. D. v. Hanstein.
Nach einer Aufnahme von Hofphotogr. Ad. Hallwas in Berlin.

Professor
Dr. Friedrich Max Müller †.

Fürst Otto v. Bismarck und Oberprediger a. D. v. Hanstein. Zum letzten 15. Stiftungsfest der „Vereinigung ehemaliger Klosteraner" war auch der greise Oberprediger a. D. Ludwig v. Hanstein aus Berlin, dessen Porträt wir unseren Lesern zeigen, erschienen. Derselbe ist nicht nur der älteste ehemalige Schüler des berühmten Berliner Gymnasiums zum Grauen Kloster, sondern auch zugleich der einzige Ueberlebende aus jener Klasse, mit welcher der „eiserne Kanzler" 1832 die Primo verlassen hatte. Das Gedenken an den gewaltigen Schöpfer des Deutschen Reiches und die gemeinsam verlebte Klosteranerzeit zählt

zu dem liebsten Erinnerungsschatze des trotz seiner 88 Jahre noch rüstigen geistlichen Herrn.

Dr. Friedrich Max Müller, der berühmte Sprachgelehrte, ist am 28. Oktober in Oxford, wo er seit 1850 lebte und seit 1854 an der dortigen Universität als Professor für vergleichende Litteraturgeschichte und Sprachforschung wirkte, gestorben. Müller, ein Sohn des unter dem Namen Griechenmüller bekannten Dichters Wilhelm Müller, von welchem viele Lieder durch Schuberts Kompositionen weit bekannt geworden sind, wurde zu Dessau am 6. Dezember 1823 geboren und studierte später in Leipzig, Berlin und Paris. Eine vorübergehende Lehrthätigkeit an der Straßburger Universität im Jahre 1872 abgerechnet, hat Müller stets in Oxford und Cambridge als Professor geweilt. Die Zahl seiner Schriftwerke auf dem Gebiete der vergleichenden Litteraturgeschichte, Sprachforschung, Religionswissenschaft und Mythologie ist ebenso groß wie deren Wert bedeutend und bahnbrechend.

Johann Georg Fischer, der 1897 im Alter von über 80 Jahren zu Stuttgart verstorbene schwäbische Lyriker, der auch den meisten Lesern der „Gartenlaube" durch zahlreiche prächtige Beiträge noch in bester Erinnerung sein dürfte, hat aus dem Kreise seiner landsmännischen Verehrer und Freunde ein Denkmal erhalten, das am 25. Oktober feierlich enthüllt wurde. Es erhebt sich inmitten der schönen Anlagen am Fuß des Hasenberges, im Westen der Stadt, wo Fischer so gern zu verweilen pflegte, und zeigt auf einem Steinpostament die wohlgetroffene Büste des Dichters. Dieselbe ist ein Werk des Stuttgarter Bildhauers Kiemlen und wurde in der Kunstgießerei von Paul Stotz in Erz gegossen. Von den zahlreichen Gedichten des „Schwäbischen Frauenlob" — wie man den letzten Vertreter der „Schwäbischen Dichterschule" auch nannte — sei hier besonders das kraftvolle, im Jahrgange von 1860 der „Gartenlaube" erschienene Lied „Nur einen Mann aus Millionen" erwähnt, das wie ein Notschrei nach jenem Großen klingt, der Alles werden sollte für das deutsche Vaterland — nach Bismarck.

Das Freiheitsdenkmal in Lofer.
Nach einer photographischen Aufnahme von Jos. Schmidt in Lofer.

Das Staizer-Schutzhaus. Auf dem 2116 m hohen Großen Handstein bei Zell am See ist an Stelle des abgebrannten Schutzhauses ein neuer Bau errichtet worden, dessen Eröffnung am 8. September stattgefunden hat. Das neue Schutzhaus, das seinen Namen zur Erinnerung an den um die österreichische Touristik hochverdienten Moritz Edlen v. Staizer führt, enthält zu ebener Erde vier Räume, die

Das Staizer-Schutzhaus am Großen Handstein.

Küche mitgerechnet, und den Schlafstuben im ersten Stockwerk. Die Große Handstein bietet eine der herrlichsten Aussichten auf die Salzburger Alpen, die hohen Tauern, die Gletscher und Bäder, sowie auf prachtvolle Wasserfälle, Täler und Seen.

Graf v. Hatzfeldt. Der Name des langjährigen deutschen Botschafters in London ist in den letzten Tagen viel genannt worden. Am 16. Oktober wurde nämlich auf dem Grafen v. Hatzfeldt auf dem englischen Premierminister Marquis von Salisbury durch Unterzeichnung das bekannte deutsch-englische Abkommen bezüglich des Besitzstandes der beiden Mächte in China getroffen. Paul Graf v. Hatzfeldt wurde am 8. Oktober 1831 zu Trachenberg geboren. Er begann seine diplomatische Laufbahn als Legationssekretär in Paris, trat nach einer Rückkehr nach Berlin in nähere Beziehung zum Fürsten Bismarck und begleitete diesen 1870/71 nach Frankreich. 1874 wurde er zum ordentlichen Gesandten in Athen und 1878 zum deutschen Botschafter in Konstantinopel ernannt. Im Jahre 1881 übernahm Graf v. Hatzfeldt die Stelle des Staatssekretärs im Auswärtigen Amte des Deutschen Reiches. Seit 1885 ist er deutscher Botschafter in London.

Unterstaatssekretär Freiherr v. Richthofen ist im Stabe des jetzigen Reichskanzlers Grafen Bernhard v. Bülow zum Staatssekretär des Auswärtigen Amts ernannt worden. Dr. jur. Oswald Freiherr v. Richthofen ist am 13. Oktober 1847 zu Jastrzemb in Oberschlesien, wo sein Vater damals preußischer Generalkonsul für die Moldau und Walachei war, geboren und widmete sich juristischen Studien. Er machte den Krieg von 1866 als Einjährig-Freiwilliger beim 2. Garderegiment zu Fuß und den von 1870/71 als Reserveoffizier mit. 1875 erfolgte seine Berufung als Hilfsarbeiter und 1881 die Ernennung zum Vortragenden Rat im Auswärtigen Amte. 1885 kam er als Direktionsmitglied der ägyptischen Staatsschuldenkommission nach Kairo. 1896 übernahm er das Amt des Direktors der Kolonialabteilung. 1897 erfolgte dann seine Ernennung zum Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amte.

Graf v. Hatzfeldt.
Deutscher Botschafter in London.

Freiherr v. Richthofen.
Staatssekretär d. Auswärtigen Amts.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph W. Höffert in Berlin.

Das Freiheitsfest in Lofer. Nach den für Oesterreich unglücklichen Kämpfen bei Hohenlinden am 3. Dezember 1800 und bei Salzburg am 13. und 14. Dezember wandte sich ein Teil des siegreichen französischen Heeres über Reichenhall nach dem Pinzgau und Tirol. Sogleich begannen die eingesessenen Landesschützen sich zur Abwehr zu rüsten. Es galt, die Loferer Pässe zu verteidigen, welche den Eingang ins Pinzgau und nach Tirol bilden. In den Kämpfen am 19., 21. und 24. Dezember wurde der Feind denn auch von den Loferer, Tiroler, Zeller, Leoganger und Saalfeldner Schützen im Verein mit österreichischen Truppen nach einem Verlust von 1000 Mann zurückgeschlagen und somit die Sache der Freiheit glänzend gewonnen. Zum Andenken an diese Tage hat die Gemeinde Lofer nun ein Denkmal errichtet, das Anfang Oktober unter großen Festlichkeiten enthüllt wurde. Das Monument in Gestalt einer 3½ m hohen Steinpyramide erhebt sich auf dem Kirchplatz zu Lofer unter der Kaiserjubiläumslinde und ist von Epheu und Farnen umrankt. In das Gestein sind Kanonenkugeln und dergleichen eingefügt, die in der Gegend jener Kämpfe gefunden wurden. Die Pyramide wird bekrönt von einem 75 cm hohen Siegesadler aus Bronze. Unter ihm ist in die Pyramide eine Tafel eingelassen, welche in goldenen Lettern die Namen der damaligen Anführer nebst einer Widmung trägt.

Digitized by Google

Von der Wintermode.

Da die Zeit herannaht, wo jede sorgsame Hausfrau daran denkt, Umschau für die Wintergarderobe zu halten, geben wir nachstehend ein kleines Moderepertoire.

Ein großer Umschwung der Mode bereitet sich vor! Man spricht von einer eleganten Modelinie, welche die Einbiegung in der vorderen Mitte vermeidet, was unser oft schlecht behandelter Magen gewiß an-

Fig. 1. Mädchenkleid.

genehm empfinden wird. So ist man in hygieinischer Hinsicht einen Schritt weiter gekommen, und was die Ausstellung moderner Damenkostüme nach Künstlerentwürfen angeregt hat, nämlich die Kleidung nach den Gesetzen der Logik und der Schönheit zu bestimmen, möchte uns Frauen anspornen, bei unsrer Bekleidung auch diese Gesichtspunkte ins Auge zu fassen. — Daß diese Gedanke schon Eingang gefunden hat, haben mir zwei Modellkleider gezeigt, die ich beabsichtige besonders erwähnen möchte. Das eine stellte ein Straßenkleid für eine Dame in loser Prinzeßform dar, bei welcher die Linien nur angedeutet waren, und das zu seiner Vervollständigung einen Spenzer hatte; diese werden von jung und alt mit großer Vorliebe getragen. — Ganz entzückend war das Mädchenkleid im Geschmack „Königin Luise" mit seinen fließenden Linien, das mit einem Fichu leicht zusammengehalten wurde.

Doch die Mode mochte jedem Geschmack Rechnung tragen und bringt deshalb die größte Vielseitigkeit zu Tage, Rockformen in den verschiedensten Arten!

Aufgefaßte, in Fächer gelegte oder in zwei Tollfalten geordnete Hinterbahnen kann man sehen; eine Hohlfalte in der Mitte ist dagegen nur weniger mehr gebräuchlich. Statt der Ausnäher werden vielfach über die Hüften gesteppte Faltchen angebracht. Die Vorliebe für breitere Formen zeigt sich besonders an den Aermeln. Immer noch beliebt ist der sich unten erweiternde Aermel, der als Ergänzungsteil eine Puffe oder Stulpe erhält. Für Mädchen ist das Gretchenarmelmotiv ganz reizend.

So verschieden wie die Formen ist auch das Material. Homespun, dieser echt winterliche Stoff, eignet sich vorzüglich für englische Kleider; dazu kommen Tuche, Cheviots und Zibeline, alle in kräftigen Farben; Braun in den verschiedensten Nuancen gilt für besonders modern.

Aus hellbraunem Tuch ist auch das Kleid Fig. 1 hergestellt. Der rote Toffeteinsatz wird durch Guipurespitzen in gelbbraunem Ton gedämpft und ist von einer Passe begrenzt, ein reizendes Arrangement für Mädchenkleider! — Wunderschön ist das Frauenkleid Fig. 2 aus schwarzem Spitzenstoff mit Sammetapplikationen und einem Einsatz aus gelber Seide. Auch für ein Straßenkleid dürfte diese Machart sich gut eignen, dann natürlich in einfacherem Material.

Abhängig von der jeweiligen Kleiderform ist die Konfektion. Sie scheint in der Bevorzugung der Sackjacke und des Mantels „Königin Luise" die Modelinie betonen zu wollen. Doch neben diesen Neuheiten finden wir halb- und enganliegende Jacken, bald kurz, bald lang, sowie die Krogen, die für stärkere Figuren immer am kleidsamsten sein dürften.

Schenken wir nun auch dem Hut noch Beachtung, denn er bildet gleichsam die Umrahmung des Gesichts und kann als solche den Reiz desselben erhöhen oder beeinträchtigen. Besonders kleidsam für schmale Gesichtchen ist das Barett; die Directoireform, die schon im Sommer herrschte, wetteifert mit der Capote. Als besondere Neuheit sind die Rembrandt- und Rubenshute zu nennen und großen Gestalten mit kräftig entwickelten Gesichtszügen warmstens zu empfehlen, während zierliche Figuren unter solchen Hüten wie erdrückt erscheinen.

Den vornehmsten Schmuck dieser Hüte dürfte eine Garnitur mit Straußenfedern bilden, welche die Geschicklichkeit der Modistin verraten wird. Kleid, Jacke und Hut allein machen aber noch nicht die Wintergarderobe aus. Oft noch vor der Jacke erscheint der Pelzkragen auf der Bildfläche. Wir sehen runde und breite Boas, Achselkragen mit Stoffkragen und Pelleu in der vorderen Mitte, an welchen zuweilen der Muff befestigt ist. Auch Kleider, Jacken und Mäntel werden diesen Winter viel mit Pelz garniert. Wer wird bei dieser Auswahl noch den Pelzgarnituren mit Tierköpfen den Vorzug geben!

Sogar im Konzert- und Ballsaal haben Boas und Achselpelerinen Eingang gefunden; nur werden sie den leichten Stoffen entsprechend aus Straußenfedern hergestellt. Federleicht und doch warm sind diese Modeneuheit und bilden einen wenn auch etwas kostspieligen Schmuck der feinen Abendtoilette.

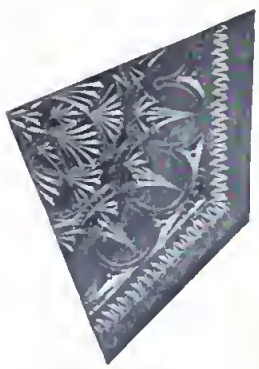
F. A. S. St.

Fig 2. Spitzenkleid für eine Frau.

Kunst im Hause.

Ständer zum Aufbewahren von Noten.

Einen Ständer zum Aufbewahren von Noten in gefälliger, zweckentsprechender Form zeigt uns nebenstehende Abbildung. Derselbe hat den großen Vorteil, daß er nicht höher als 86 cm ist, nur sehr wenig Platz in Anspruch nimmt und zugleich als Zierde jedes Zimmers wirkt. Die Zeichnung stellt stilisierte Wasserrosen dar und ist mit dem Brennstift in breiter Kontur ausgeführt, die daneben liegende unbemalte Linie wirkt als zweite Kontur. Der Grund ist in wagerecht gesetzter Strichlage gebrannt. Die Blumen sind frisch hellgelb, die Blätter saftgrün mit Wasserfarbe abgetönt, die Umschläge der Blätter sind rotbraun und die schmalen Blättchen blaugrün gemalt. Oben als Abschluß ist als Symbol der Musik eine Lyra auf hellgrün bemaltem Grund eingebrannt und mit brauner Farbe ausgemalt; der dunkle Grund ist gebrannt wie in den beiden anderen Feldern. Die einzelnen Teile sind von einem 2 cm breiten, dunkelgrün gebeizten Rande eingefaßt, wie auch das ganze übrige Gestell dunkelgrün gebeizt ist. — Nachdem der Gegenstand mit einfacher weißer Bodenwichse eingerieben und tüchtig gebürstet ist, wird er nochmals mit einer hellbraunen Flüssigkeit, „Maltierung" genannt, übergangen, welche den Farben eine größere Leuchtkraft und dem Ganzen einen weichen Glanz verleiht. F. A. S. St.



Achteckiger Tisch.
Ein Viertel der oberen Platte.

Achteckiger Tisch. Die Abbildung unseres Tischchens regt gewiß die Kerbschnitt treibenden Damen an, sich an eine derartige größere Arbeit zu wagen. Die Ruhe wird sicherlich durch den Erfolg reich belohnt. Die gespreizten Beine, welche durch die festen Knäufe zusammengehalten sind, tragen die Tischplatte. Die Füße sind poliert, während die Tischplatte aus einem Satinholz gefertigt und nur nach dem Schneiden mit Polierol behandelt ist. Die Satinhölzer — verschiedene ausländische Holzarten, die sich durch einen feinen, seidenartigen Glanz auf ihrer polierten Schnittfläche auszeichnen —, haben eine prächtige Maser; es ist erfreulich, daß gegenwärtig immer mehr Möbel aus ihnen angefertigt werden. Unsere Detailzeichnung zeigt ein Viertel der Tischplatte. F. A. S. St.

Ein verstellbares Bücherbrettchen dünkt uns ein hübscher Schmuck für ein Mädchenzimmer. Wie schön lassen sich darauf die Weihnachtsbücher der Bewohnerin aufstellen, und an jedem Geburts- oder Weihnachtstage, welcher eine Bereicherung der teuren Schätze bringt, schiebt man das praktische Brettchen etwas weiter auseinander und giebt dem neuen Freunde dadurch Raum. Das Bücherbrettchen aus Erlenholz zeigt an seinen Seitenwänden hübsche Kerbschnittverzierung, die von auch nur einigermaßen geübter Hand mit Leichtigkeit zu stande gebracht werden kann. Nachdem alles geschnitten ist, wird das Brettchen ein- oder, wenn nötig, mehreremal mit sogenanntem Polierol überpinselt, am besten mit einem großen, weichen Borstenpinsel, wie man solche zum Beizen benutzt. F. A. S. St.

Achteckiger Tisch in Kerbschnitt.

Neue Vorlagen für Liebhaberkünste. Die moderne Richtung in unserem Kunstgewerbe strebt immer größere Einfachheit und Breite der Zeichnung an, und die Ausführung der Entwürfe hält damit Schritt. An Stelle der zierlichen „Blümchen" und „Landschäftchen" treten kräftigere Formen und kühnere Linienzüge; die illustrierten Zeitschriften sorgen für Verbreitung des neuen Geschmacks, und Vorlagenwerke modernen Stils kommen heraus. Eine bei Besprechung des Tiefbrands schon genannte Sammlung „Vorlagen für Tiefbrand" von A. Richter, Verlag von H. Freytag, Stuttgart, giebt auf vier großen abwechslungsreichen Blättern eine Reihe guter Zeichnungen für Möbel — Truhen, Schrankfüllungen —, auch für kleinere Gegenstände, Kasten, Servierbrett u. s. w. Sie eignen sich ebensogut für Flachschnitzen (selbst zum Malen auf Stoff, Sandbehänge) und für Lederarbeit, zugleich können sie selbständig nebeltenden Liebhaberkünstlern als Anregung dienen. — Eine Sammlung kleinerer Entwürfe ist kürzlich in München erschienen, Verlag von Zunkel u. Dillinger, „Vorlagenbeste", I. Lieferung. — Die Zeichnungen werden vielleicht für manchen, der an die neuen Formen noch nicht gewöhnt ist, auf dem Papier etwas befremdlich; in der farbigen Ausführung aber machen die meisten dieser Entwürfe einen flotten dekorativen Eindruck.

Verstellbares Bücherbrettchen: Seitenwand.

Verstellbares Bücherbrettchen

Digitized by Google

Allerlei Winke für jung und alt.

Wie schützt man feinere Koniferen, Obstgehölze, Stauden u. s. f. gegen schroffen Witterungswechsel zur Winterszeit? Wenn wie im Frühjahre unsere erfrorenen oder durch den Frost sehr mitgenommenen Ziersträucher, sowohl Laubgehölze wie Koniferen, unsere Stauden, wie Gynerium, Tritoma, Yucca, oder unsere Reben, Aprikosen- und Pfirsichsträucher betrachten, machen wir uns sicher Vorwürfe, im letzten Spätherbste die Pflanzen nicht genügend geschützt zu haben. War das Unterlassen der Schutzanbringung zu Gleichgültigkeit oder falsche Sparsamkeit? Erst nachdem die Pflanzen Not gelitten haben oder zu Grunde gegangen sind, werden wir empfindlich daran erinnert, wie viel Kosten, Mühe und Arbeit uns die Neuanschaffung des Ersatzes verursacht.

Pflanzenschutz gegen Kälte durch Ueberdecken mit einem Fasse.

Nebenstehende Abbildungen sollen uns zeigen, wie wir dem Erfrieren, insbesondere dem raschen Uebergang von strenger Kälte zu Wärme und umgekehrt, aber auch dem Faulen der Pflanzen vorbeugen können. Es ist vor allem für geeignetes Deckmaterial, welches das Faulen und Verstocken der Pflanzen verhindert, Sorge zu tragen.

Auch durch Einlegen in die Erde, wodurch der rasche Wechsel der Temperatur verhindert werden soll, kann man solche Gewächse, die man niederbiegen kann, wie z. B. Reben, Rosenstämme und Feigenspaliere, schützen, ganz niedere Sträucher, Buschrosen, auch Reben, behäufelt man mit Erde. Schon etwas höhere Stauden und Sträucher, die sich nicht niederlegen oder anhäufeln lassen, schützt man durch Ueberstülpen eines Fasses oder einer Kiste. Es werden diese Schutzmaßregeln besonders bei solchen Pflanzen angewendet, deren Wurzeln sowohl gegen Frost als Nässe zu schützen sind, wie Pampasgras, Gunnera, Artischocken rc.

Die Fäulnis hält man dadurch ab, daß man im Herbste alle faul oder dürr gewordenen Blätter sorgfältig abschneidet, um die Pflanze am Wurzelhalse eine Vertiefung, Gräbchen, ausgräbt und mit pulverisierter Holzkohle oder Torfmull ausfüllt. Bei beginnendem Frost wird das Faß, beziehungsweise die Kiste übergestülpt und bei großer Kälte diese Bedeckung noch mit einer schützenden, aus Laub, Moos oder Dünger bestehenden Hülle versehen. Sobald aber Tauwetter eintritt, muß die Umhüllung entfernt und das Faß durch Unterlegen von Steinen, Hölzern und dergl. gelüftet werden; unterbliebe das Lüften, so würde es der Pflanze an Luft fehlen, sie müßte ersticken. Statt eines Fasses oder einer Kiste wird hier und da als Deckmaterial ein Korb über die Schutz erheischende Pflanze gestülpt, doch da durch einen Korb das Schneewasser durchsickert und das Faulen der Wurzeln veranlassen kann, sollte man diese Deckweise nicht anwenden.

Schutz gegen Kälte durch zeltartiges Bedecken mit Tannenreis oder Schilf.

Etwas höhere Sträucher und Koniferen schützt man durch zeltartige Ueberdeckungen. Man bindet hierbei die Aeste und Zweige zusammen, schlägt um den Stamm herum, je nach Größe desselben, 4 bis 8 Stangen ein, sie oben an der Spitze zusammenbindend. Auf dieses Gestell kommt nun das Deckmaterial, das aus Stroh, Schilf, Bastmatten, oder am besten aus Tannenreis besteht. Durch diese Bedeckungsart wird Pflanze und Wurzel ebenfalls vor Kälte und Nässe geschützt, aber auch hier ist bei Tauwetter zu lüften. Würde man die zu deckende Pflanze einfach direkt einbinden, ohne erst ein Gestell aus Stangen anzubringen, so könnte der Wind, beziehungsweise Sturm, das Ganze abbrechen, beziehungsweise umwerfen.

Spalierbäume schützt man durch Ueberhängen von Decken oder Tannenreis, und freistehende, härtere Obstgehölze schützt man gegen die Sonnenstrahlen, welche das Entstehen der Frostspalten verursachen, durch Anstrich der Stämme und Aeste mit Kalkmilch, der man etwas Lehm, und, wo angängig, um das rasche Abwaschen zu verhindern, etwas Mist beigemischt hat.

Bei Frostwetter ist das Anstreichen, da der Anstrich abspringen würde, zu unterlassen.

„Hertha" heißt eine neue Obstdarre oder -horde, die soeben in den Handel gekommen ist und die, wie aus den beigegebenen Abbildungen zu ersehen, eine höchst zweckmäßige Konstruktion aufweist. Die Stellage besteht aus Fachern, die anstatt aus bereits Latten aus sauber gehobelten runden Stäben verfertigt sind.

Letztere haben den Vorteil, daß sie den Früchten die allergeringste Lagerfläche bieten und außerdem der Luft besseren Zutritt gewähren. Dadurch wird jede Feuchtigkeitsansammlung verhindert und somit der Bildung von Fäulnisherden in wirksamer Weise vorgebeugt. Die in die Augen springende Zweckmäßigkeit der Obstdarre „Hertha", welche in den einschlägigen Geschäften in verschiedenen Größen zu haben ist, dürfte ihr sehr rasch überall Eingang verschaffen.

Obstdarre „Hertha", zusammengelegt.

Aufbewahrung verschiedener Kerbschnittsachen. Allerhand Kerbschnittsachen, aber auch sonstige Schnitzereien, besonders an Möbeln, wie sie fast in jedem Hause vorhanden sind, zeigen den nicht zu verhindernden Uebelstand, bald ihr schönes frisches Aussehen einzubüßen und zu verstauben. Selbst die peinlich ordentliche Hausfrau, welche mit allen erdenklichen Mitteln den Kampf gegen den Staub aufnimmt, hält ihn, will sie Schnitzereien nicht unter Glas setzen, nicht fern, zumal im Winter, wo das Heizen eine erhöhte Menge Staub bringt. Es ist deshalb am entsamsten, verstaubte Kerb- und Holzschnitzereien von Zeit zu Zeit aufzufrischen. Man nimmt dazu einen Theelöffel voll frisches Eiweiß, giebt ¼ Liter Leinöl und ebensoviel englisches Ale (helles Bier) dazu und rührt dies fünf Minuten, dann fügt man 15 Gramm Fenchelbranntwein und ebensoviel Ammoniakwasser dazu. Das ganze wird gehörig durchgerührt. Man drückt nun ein Stückchen ganz weiche Leinwand wie ein Wattebäuschchen um die Spitze eines Pinsels zusammen, tröpfelt einige Tropfen der Mischung darauf und streicht damit leicht durch alle Vertiefungen, worauf man mit einem ebenso zurechtgespitzten und festgebundenen Seidenläppchen trocken und blank reibt. Die so behandelten Sachen sehen wieder wie neu aus, die Arbeit geht verhältnismäßig rasch von statten. Le.

Obstdarre „Hertha", aufgestellt.

Sachgemäßes Putzen goldener Schmucksachen. Die wenigsten Frauen, so bald sie auch dem glänzenden Schmuck sind, verstehen es, ihm den Glanz zu erhalten oder durch richtige Reinigung wieder zu geben. Werden die Schmucksachen, nach dem wenig aufmerksamen Auge erkennbar, matt und unansehnlich, so steht die glückliche Besitzerin meist ratlos da und schickt sie endlich mit einem Seufzer zum Goldschmied. Einen im wahrsten Sinne des Wortes „glänzenden" Erfolg kann man aber recht gut selbst erringen, wenn man die Schmucksachen auf folgende Weise putzt, welche für alle Goldsachen, ob sie nun matt oder glänzend, und sie mit Perlen, Brillanten oder Farbsteinen geschmückt sind, anwendbar ist. Man nimmt warmes Seifenwasser, das man aus neutraler Seife herstellt, und eine alte weiche Zahnbürste und bürstet damit die Schmucksachen auf der Vorder- wie Rückseite gründlich so lange, bis kein Stäubchen mehr zu entdecken ist. Die Sachen werden dann in klarem Wasser abgespült und leicht abgetrocknet. Man grabt sie in durchgesiebte feine Sägespäne, wobei man am besten jedes Stück für sich in ein kleines Kästchen legt, und läßt hierin die Goldsachen völlig trocknen. Mit einem weichen Pinsel werden dann die anhaftenden Späne entfernt, und die Schmuckstücke schließlich noch mit einem weichen Leder nachgerieben. Sie sind dann wie neu und strahlen in einem Glanze wie zu den Zeiten, da man sie aus dem Goldwarenladen glücklich heimtrug. H.

Für die Toilette. Der nebenstehend abgebildete Kamm ist für die jetzigen hohen Haartrachten ungemein praktisch. Er besteht aus zwei kleinen halbrunden Kämmen, die unten lose mit einem Stift verbunden sind, so daß sie sich bewegen können; oben endigen sie in je einem Häkchen, so daß sich beim Schließen einer über den andern legt. Beim Gebrauch wird das Haar hoch gekämmt, zusammengedreht, und statt des üblichen lästigen und schädlichen Bindens wird der Kamm um den Zopf gelegt und geschlossen. Leicht kann das Vorderhaar aus dem Kamm herausgezogen werden, so daß die Frisur locker wird — auch eine große Annehmlichkeit, die beim festen Binden nicht möglich ist. Man hat den Kamm in drei Größen, je nach der Stärke des Haars. Käuflich ist der Kamm in den Friseurladen für einen billigen Preis.

Doppelkamm.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

In neuer Auflage erschien soeben:

Forstmeister Reichardt.

Roman von

Marie Bernhard.

2. Auflage.

Preis geheftet 4 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Zu gleichen Preisen erschien ferner von derselben Verfasserin in obigem Verlag:

Sonnenwende. Roman. 3. Auflage.
Felix und Felicia. Roman.
Ein Götzenbild. Roman.
Die Perle. Roman.
Buen Retiro. Um meinetwillen. Die Freude. Drei Erzählungen.
Schloss Josephsthal. Roman.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Bringen Freude in jedes Haus!

Adler Musikwerke

Ihre Spielkunst ist unerreichbares Interesse.
Solide Construction Schöner Ton
Im Preise von 10 bis 300 Mark.

Adler-Musikautomaten

von 150 bis 1000 Mark.

Generalvertrieb durch

Jul. Heinr. Zimmermann in Leipzig.

Grossstablissement: St. Petersburg, Moskau, London.
Illustr. Preisliste über alle Musikinstrumente und Notenverzeichnisse gratis

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Antons Erben.

Roman von **W. Heimburg.**

3. Auflage. Preis geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Dieser, bei seinem Erscheinen in der „Gartenlaube" mit [illegible] ordentlichem Beifall aufgenommene Roman liegt nunmehr [illegible] 3. Auflage vor, welche mit schöner Ausstattung zu einem [illegible] ordentlich billigen Preis verbindet.

Von der gleichen Verfasserin erschien ferner in obigem Verlag:

Aus dem Leben meiner alten Freundin. Roman. 9. Auflage.
Lumpenmüllers Lieschen. Roman. 4. Auflage.
Kloster Wendhusen. Roman. 5. Aufl.
Dajumal. 4 Novellen. 2. Auflage.
Ein armes Mädchen. Roman. 3. Aufl.
Erstgeborne Heirat. Roman. 2 Aufl.
Die Andere. Novellen. 2. Auflage.
Herzensbrüder. Roman. [illegible]
Unter der Linde. [illegible]
Lore von Tollen. [illegible]
Eine unbedeutende Frau. [illegible]
Mamsell Unke. [illegible]
Rabinens Freier. Auf schwankem Boden. 2 Novellen. [illegible]
Um fremde Schuld. Roman. [illegible]
Hans Berner. Roman. [illegible]
Trotzige Herzen. Roman. [illegible]

Jeder Band geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

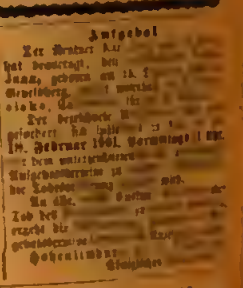
Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler

Blasen- u. Nierenkranken

ist zu jeder Jahreszeit eine Trinkkur mit

Wildunger Helenen- und Georg-Victorquelle

dringend zu empfehlen. Jährlicher Versand über 1 Million Flaschen. Broschüren und nähere Auskunft durch Fürstliche Wildunger Mineralquellen, A.-G.



Aufgebot

Der Bruder Karl [illegible] hat beantragt, den [illegible] Januar, geboren am [illegible] Greifenberg, [illegible] zuletzt da[illegible], [illegible] gerichtlich [illegible] Im. Februar 1901, Vormittags [illegible] Uhr, vor dem unterzeichneten [illegible] Aufgebotstermin [illegible] der Todeserklärung [illegible] Am 4. Oktober [illegible] Tod bei [illegible] erzeugte die [illegible] gebietenden [illegible] Herzenlimbur[illegible] Gerichtsschreiber [illegible]

Soeben ist erschienen und durch die meisten Buch- und Zeitungshändler zu beziehen:

Gartenlaube-Kalender 1901.

Mit einem farbigen Kunstblatt von E. von Bergen u. zahlreich. Illustrationen in Bunt- u. Schwarzdruck. Sechzehnter Jahrgang.

In elegantem Ganzleinenband Preis 1 Mark.

Der „Gartenlaube-Kalender" für das Jahr 1901 enthält u. a. die neueste Erzählung von

W. Heimburg: „Maiblumen"

ansprechende und humorvolle Novellen von Else Hofmann und M. Berger, unterhaltende und belehrende Beiträge von Karl Brandt, Dr. Kurt Lampert, E. Juliusburst, Ludwig Preiss, Luise Holle u. a., ferner zahlreiche Illustrationen von hervorragenden Künstlern, Humoristisches in Wort und Bild und viele praktische und wertvolle Kalendernotizen und Tabellen zum Nachschlagen bei Fragen des täglichen Lebens.

Bestellungen auf den Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1901 nimmt die Buchhandlung entgegen, welche die „Gartenlaube" liefert.

Von den früheren Jahrgängen des „Gartenlaube-Kalenders" sind die Jahrgänge 1899 und 1900 in rote Leinwand gebunden noch zum Preise von 1 Mark zu haben, während die Jahrgänge 1887, 1889 bis 1892, 1894 und 1896 auf 50 Pfennig herabgesetzt sind. Die übrigen Jahrgänge sind vergriffen.

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön parfümirtes Stück Reinigungs-Seife, welches an Größe durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelfarbe, gibt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen, es entfernt Fett von allen Küchen-Gerätschaften, Töpfen und Pfannen. Messer und Gabeln sowie alle steinernen Gefässe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Jede verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.
NEW YORK, U. S. A.

Druck von Julius Altroherdt in Leipzig.

25. Heft. 27. November 1900.

Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12th & Vine Sts., Cincinnati, Ohio.

Inhalt.

	Seite
Herbstgesang der Amsel. Gedicht von Heinrich Seidel. Mit Abbildung	777
Am Heiena. Roman von Ida Boy-Ed (4. Fortsetzung)	778
Ein Tag im ostasiatischen „Paris". Von Johannes Wilda. Mit Abbildungen	788
Weibliche Arbeitskraft im Kunstgewerbe. Von C. von Braunmühl	791
Der Dorfapostel. Ein Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer (Schluß)	799
Die Erforschung der höheren Schichten der Atmosphäre. Von Prof. Dr. Heegesolt	800
Blätter und Blüten: Zur Erinnerung an Herman von Schmid. S. 806. — Badische Freischärler in den Kasematten von Rastatt. (Mit Abbildung.) S. 806. — Am Eingang zur Wegesburg. (Zu dem Bilde auf S. 780 und 781.) S. 806. — Transport von Verwundeten an Bord eines Kriegsschiffes. (Mit den Bildern S. 807.) S. 806. — Hermann Nissen. (Mit Bildnis S. 797.) S. 807. — Der Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1901. S. 807. — Veredlung künstlich erworbener Eigenschaften. S. 807. — Die Torfverwertung. S. 808. — Neue Gradmessung in Afrika. S. 808.	
Allerlei Kurzweil: S. 808.	
Illustrationen: Abbildung zu dem Gedicht „Herbstgesang der Amsel" von Hans Schatze. S. 777. — Am Eingang zur Wegesburg. Von Anna Hoffmann. S. 780 und 781. — Ein Quartett. Von E. von der Mensen. S. 785. — Abbildungen zu dem Artikel „Ein Tag im ostasiatischen „Paris"". Das deutsche Konsulat in Schanghai. S. 788. Boe der Chinesenstadt. S. 789. Der Hafen zu Schanghai. S. 790. — Zum ersten Ball! Von St. Grocholski. S. 793. — Hermann Nissen als John Gabriel Borkman. S. 797. — Abbildungen zu dem Artikel „Die Erforschung der höheren Schichten der Atmosphäre". Fig. 1. Der Registrierballon „Langenburg" am Aufsteigen vor seiner Abfahrt von Straßburg. S. 801. Fig. 2. Der Ballon „Langenburg", halb gefüllt, vor der Abfahrt. S. 802. Fig. 3. Der Ballon „Langenburg", halb gefüllt, in den Lüften. Fig. 4. Korb des Ballons, der die selbstaufzeichnenden Apparate enthält. Fig. 5. Originalregistrierkurve des Ballons „Langenburg". S. 803. Fig. 6. Registrierkurven eines Pariser Ballons. Fig. 7. Photographie des Originalpapiers des Pariser Ballons. S. 804. — Wald im Spätherbst. Von E. von Klever. S. 805. — Badische Freischärler in den Kasematten von Rastatt im Juli 1849. Von Adolf Kreyßmar. S. 806 — Verwundetentransport durch Luken. Verwundetentransport durch einen Mast. Von F. Lindner. S. 807.	

Hierzu 2 Beilagen, sowie Kunstbeilage 25: „Madonna." Von Murillo.

Kleine Mitteilungen.

Kartoffel- und Brotersatz für Zuckerkranke. Das Verbot, Kartoffeln und Brot zu genießen, trifft die meisten Zuckerkranken besonders schwer. Ein Ersatz für diese Nahrungsmittel ist darum sehr wünschenswert. Einige praktische Winke dafür finden wir in dem kleinen, aber empfehlenswerten „Kochbuch für Zuckerkranke" von der verw. Frau Pastor Müller (Verlag von Müller & Huppert, München-Neu-Ulmeisbach), der als wirtschaftliche Leiterin einer Kuranstalt für Zuckerkranke gewirkt hat. Kranken, die Kartoffelfreunde sind, wird folgendes schmackhafte Gebäck willkommen sein:

Knetoffelplätzchen. Man reibt einige rohe Kartoffeln in eine Schüssel kaltes Wasser, schüttet dann die Masse in einen Taschtuch und gießt so lange, indem man rührt, Wasser über die Masse, bis alle mehligen Teile weggespült sind. Dann thut man diese Kartoffelhülsen in ein Beutelchen, das man fein ausdrückt. Hierauf giebt man das Ganze in eine Schüssel, rührt ein bis zwei Eier, Salz und ein wenig Muskatnuß hinzu und formt Plätzchen von beliebiger Größe, die man mindestens 20 Minuten in Butter bäckt. Will man die Plätzchen mehr kuchenartig backen, so kann man die Masse mit einigen Eßlöffeln saurer Sahne verbessern.

Als Ersatzmittel für Brot wird gewöhnlich Mandelbrot empfohlen, mindestens ebenso schmackhaft ist aber das Haselnußbrot, das in folgender Weise hergestellt wird: ein halb Pfund feingemahlene Nüsse werden mit 5 bis 6 Eidottern vermischt, von 3 Eiern das Weiße mit, zuletzt wird von dreien der Schnee unter die Masse gethan und eine kleine Prise Salz hinzugefügt. Dann bäckt man das Ganze zu einem dicken Kuchen in einer kleinen Pfanne.

Bildung und Anstand. Die Leiterin der Nürnberger Frauenarbeits- und Kochschule, H. Stötter, ließ in der Kornschen Buchhandlung daselbst unter obigem Titel ein gutgeschriebenes Büchlein erscheinen, dem man es auf den ersten Blick ansieht, daß es aus dem Bedürfnis herausgewachsen ist, den praktisch ausgebildeten Mädchen noch den sittlichen Halt mit auf den Lebensweg zu geben, damit sie aus menschenfreundlicher Gesinnung heraus die Gebote der Höflichkeit üben, wie der Brauch der Gesellschaft sie vorschreibt. Die Kenntnis dieser Gebote oder wenigstens ihrer Beachtung ist heute durchaus nicht mehr so allgemein wie früher, es versteht sich also viele Gebildete nicht von selbst, daß ein Einladungsbrief umgehend beantwortet, ein geliehenes Buch in absehbarer Zeit zurückgeliefert, ein empfohlener Mensch baldigst eingeladen, eine erbetene Auskunft sofort schriftlich gegeben werden muß, ganz zu geschweigen von der Nachlässigkeit im Benehmen, deren sich besonders die liebe Jugend in Gesellschaft, bei Ausflügen ꝛc. schuldig macht. Ihnen allen wäre das hübsche Büchlein zu empfehlen, das ganz kurz die für den menschlichen Verkehr notwendigen Regeln darstellt und sie in kurzen und liebenswürdig zu begründen weiß, daß manches Altbekannte wie ein ganz Neues wirkt. Die Kapitel: Besuch, Briefschreiben, Mahlzeit, Verkehr, geben alles, was ein wohlerzogenes Mensch aus Herzenshöflichkeit und Wohlwollen gegen anders thun und lassen soll. Man sieht überall die erfahrene und zugleich ideal denkende Frau, welche sich liebevoll des Nachwachsenden annimmt. Möge ihr kleines Werk, dessen billiger Preis die Anschaffung auch bei beschränkteren Verhältnissen ermöglicht, recht vielen jungen Mädchen zum wertvollen Freund und Ratgeber werden!

Hauswirtschaftliches.

Hübsche Herbstkunde aus einem Kürbis. Die großen Kürbisarten, die man oft im Garten zieht und meist nicht weiter zum Essen als verwenden kann, lassen sich in folgender Art zu einer netten Gabe für liebe Freunde verwenden. Man muß die Form der Kürbisse dabei in Betracht ziehen, um runden Kürbissen wird man nur oben einen Deckel abschneiden, während man länglichen Kürbissen besser mitten durchschneidet. Die so vorbereiteten Früchte müssen gut ausgetrocknet werden, man krazt sie innen aus, reibt die äußere Seite ab und bemalt sie hin und wieder mit Bronze, welche man in den dem Kürbis ähnlichender Farbe mischt. Ist dies trocken, so klebt man den ausgeschnittenen Kürbis in der Mitte fest. Der freigebliebene Rand des Pappdeckels wird mit einer bunten Herbstlaubverzierung, welche mit mattgoldem Band durchflochten ist, benäht, so daß nichts mehr von ihm zu sehen ist. Der Kürbis ist nun weich jetzt durch ein Pappstückchen, das man in ihn einklemmt, in zwei Hälften geteilt und dann gefüllt. Die eine Seite nimmt Gemüse in bunter Anordnung auf, sie braucht dies schon deshalb die kranke Seite sein, welche am Rande herumherzieht, Hopfenblätter und Herbstblumen. Um den Rand einfassen. Oben über das Ganze kommt man dann Herbstblätter und befestigt zuletzt eine Rolle Bandschleife an einer Seite. Den oder den Empfänger möchten wir sehen, wenn sich ein Mürbis nicht Freude machte.

Herbstliche Blätter als Tafeldekoration. Das dem verblühten Herbstlaub verschiedener Bäume, welche bunte Blätter besitzen, kann zu reizenden Tafeldekorationen benutzt werden, den man auch im Winter so leicht das frischen, kann sehr kostspielige Arrangements treten lassen kann. Am besten eignen sich die Blätter der Buche, Platane, Eiche, Weide, des Ahorn und Epheus dazu, doch kann man auch Kastanienblätter, Hagebuttenblätter und verschiedene Farnkräuter nehmen. Man muß beim Sammeln darauf achten, daß man Blätter ohne jegliche Fehlstellen mit langen Stengeln bekommt und diese dann durch sorgsames Pressen, dessen durch Blättern alle Feuchtigkeit entziehen, dauer so hält glatt und unverändert halten. Durch Goldbronze oder einige Farbenspritzer können dann diese schon an sich durch Form und Farbe reizenden Blätter und Blüten noch gehoben und Stengel geschickt anbinden, die Blätter hin und wieder drapieren, so daß sie oder gelben und Ahorn umrahmen, genug, sie auch auf mannigfache Weise dekorativ wirken können, daß sie sehr hübsches Gemälde bilden — Solche dekorativen bunten Blätter kann man als sehr hübsches Gemälde auf den Tafeltuch arrangieren oder das letztere auch mit ihnen bestreuen, sowie geben die Blätter hübsche Unterlagen für Obstschalen und Blumen endlich auch als Tischkarten und Menu artige benutzt werden.

Heilgrundige Teppiche im Winter sauber zu erhalten. Der durch die Heizung verdorbene Staub im Winter, wie auch die größere Menge Schmutz, welche man von den Ausgängen in sulfitreicher Jahreszeit mit den Schuhen mit sich bringt, lassen es nicht ratsam erscheinen, unsere dicken Teppiche sehr zu Mitteilungen oder aus Sparsamkeit, wie es oft deutlich ist, derzeit daran nichts zu ändern. Will man auch in diesen Teppiche sauber haben, so muß man sie täglich nach beschriebenen Methoden reinigen, nur für diesen Zweck bestimmten großen Leinentuch kräftigen oberen und mehrmals in ganz reines Wasser taucht. Ausserdem aber bringe man kleines geringes Schmutz, wenn er vorhanden ist, zum Schwinden, indem man ihn gleichmäßig auf abstreut. Zeigen sich besonders schmutzige Stellen, so reibe man diese mit in der Hand zusammengeballten Schnee mehrere Male kräftig ab. Diese beiden Reinigungsmethoden Sachen und den porösesten Farben nicht.

Kalte übrige Kartoffeln zu verwenden. Übrig gebliebene Reste all von den Kartoffeln, die sich jeder Tisches bleiben nicht und regelmäßiger Reste all von den Kartoffeln, die sich jeder Gerichte nicht als Beigabe verlangt, und „Bratkartoffeln" bilden deshalb von all verschiedenen Abendgericht, das allen Familienglichern mit der Zeit nicht mehr behaglich munden. Eine bedachtsame Hausfrau läßt es zu solcher Thatsache nicht kommen, sondern kann auf eine vielseitige Abwechslung bietende Verwendung der erübrigten Kartoffeln sinnen. Abendbrot, zu der sie in den folgenden Rezepten eine feine Anleitung finden.

Kalter Kartoffelsalat. Die übrig gebliebenen Kartoffeln werden nicht ungern großen Gurken beimischelig geschnitten und mit mehreren Messen angemacht. Löffeln dessen saten Franzwein auf, pickt Pfeffer dazu, so daß eine gute Sauce entsteht, mit der man die Kartoffeln mischt. Der Salat muß dann Stunden durchziehen, wird dann mit etwas Lattich oder Kresse garniert und zu kaltem Braten oder frischer Wurst gereicht.

Suppeneinlage von übrigen Kartoffeln. Hat man einen nach Gelüstbratenfett einen gebliebenen Rest Kartoffeln, so reibt man diese und trocknet das Gemenge mit einem Handtuch, mit Papier belegten Blech im Backofen. Die so dürftig trocken mit nun gelber Farbe ist. Die so erhaltene Kartoffelgrütze wird in recht feinen Scheiben gehackt, in Suppe und von ihr mit Fleischbrühe eine kräftige, wohlschmeckende Suppe gekocht, in man mit gewogter Petersilie würzt und noch Belieben mit Ei und Butter abquirlt.

Tauben, mit Kräutern gebraten. Hierzu lassen sich auch alte junge Tauben verwenden. Sie werden abgebrochen oder gerupft, bei den Jüngeren damit sie gut ausbraten, dann gewaschen, zusammengebunden und mit gewaschen. Jede der Tauben wird in zwei Hälften geschnitten, dann mit folgenden Kräutern außen und innen eingerieben. Ein Lorbeerblatt, Thymian, etwas Majoran, Estragon, Estlöffel aus feingehackten Petersilie und Schalotten, einige Salbeiblätter, Petersilienstengel, ebensoviel grüne Petersilie und Schalotten, einige Salbeiblätter, Thymian, etwas Majoran, Estragon, kleine Perle Basilicum, ein Lorbeerblatt, Thymian, etwas Majoran, Estragon, kommen pulverisiert hinzu, etwas Salz und weißer Pfeffer hinzugerieben. Hat man Tauben damit eingerieben, so werden sie in einen mit Butter ausgestrichenen Tiegel nebeneinander eingelegt, mit einem Deckel fest zugedeckt, eingesetzt und der Tiegel ein kurzes gemachtes Tuch gewunden, damit kein Dunst entweichen kann, und der Tiegel in den Ofen gesetzt. Der Tiegel bedeckt, dann auf der beiden Platte langsam gebraten. Der Tiegel bedeckt, dann auf der beiden Platte langsam gebraten. Der Saft einer halben Zitrone kommen zwei Eßlöffel guter brauner Sauce und der Saft einer halben Zitrone in die Brühe, die, gut verrührt, einmal aufwallen muß, darauf werden die Tauben auf eine Platte mit der Brut nach oben gelegt. Die Brühe kommt gerührt mit in die Kranz kleiner Butterteigkrüpfchen rundum gelegt.

Himbeertorte. 7 Eiweiß werden zu Schnee geschlagen und mit ½ Pfund feiner eine halbe Stunde gerührt. Eine Handvoll geriebener Mandeln und Citronen 250 g Mehl, etwas Vanille, ½ Pfund geklärte und geklärte Butter werden rasch und noch daraus gethan. Dann wird die Masse in eine mit Butter ausgestrichene Form geschüttet und bei mäßiger Hitze braun gebacken.

MADONNA

Nach dem Gemälde von Murillo

Halbheft 25. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ■ Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

HERBSTGESANG DER AMSEL

Kennst du der Amsel Herbstgesang?
So zart und lieblich tönt sein Klang
Aus dem Holunderbaume.
Nah mir am Zaun
In holdem Vertraun
Zwitschert sie leis' wie im Traume.

Sie ist so nah, doch klingt es so weit,
Wie ein Echo aus ferner, seliger Zeit,
Erinnerung sonniger Stunden.
O, so geschwind,
Wie Blätter im Wind
Sind sie dahingeschwunden.

Die Amsel zieht ihre Fäden wie Gold,
Sie singt so lieb, sie singt so hold —
Rings blühen die bleichen Zeitlosen.
Wie liegst du weit
Selige Zeit,
Als die Nachtigall sang in den Rosen!

Heinrich Seidel.

Um Helena.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

(3. Fortsetzung.)

Roman von Ida Boy-Ed.

6.

Thassilo hatte Hedi seit langer Zeit versprochen, daß sie einmal den Stand der Arbeiten vom Wasser aus besichtigen dürfe, und daß sie und Georg Altheer in seiner Barkasse mitfahren sollten. Aber dazu sollte ein sonniger Tag gewählt werden. An der Küste der norddeutschen Tiefebene giebt es Novembertage von lachender Schönheit. Der Reiz des Herbstes liegt noch über der Natur. Die Buchenwälder stehen noch im rostroten, zähen Laub, es fehlt auch nicht an grünen Tönen in Feld und Wald, und die frisch umgepflügten Koppeln mit ihren fetten braunen Schollen liegen in einer üppigen Saatenerwartung, neuer Fruchtbarkeit entgegenruhend, da. Der Himmel nimmt eine tiefblaue Farbe an und das Meer spiegelt sie mit Saphirglanz zurück.

So ein Tag mußte es sein und der Ost sollte blasen, damit die lustigen Wogen ihnen vom weiten Meer draußen lebendig in die Bucht hinein entgegengeritten kämen, mit ihren weißen Schaummähnen. Denn Hedi hatte ein wenig Angst vor dem Wasser, und sie wollte es sich abtrotzen, kühn zu sein, was ihr in Thassilos Gegenwart eine ganz leichte Aufgabe schien.

Aber auf das träge Meer hinauszufahren, das unter grauem Himmel fast unbewegt lag und sich bei der steten westlichen Luftströmung ganz feig weit vom Lande zurückgezogen hatte — nein, das war nichts!

Sie warteten so lange, bis dann Georg Altheer auf der Jagd war, als endlich der Tag mit vorschriftsmäßigen Qualitäten erschien. Aber Hedi dachte, dies ließe sich nicht ändern. Und da sie ganz gut bemerkt hatte, daß Onkel Georg eigentlich nur aus Höflichkeit ein bißchen Interesse an dem Werk heuchelte, das ihn nur in den zu erwartenden Folgen, nicht in seinem Werdegang wichtig war, so sagte sie dem Boten, den Thassilo früh morgens mit einem Briefchen nach Glanau hinausschickte, sie werde um elf Uhr unten am Hafen sein.

Thassilo und Irne waren ein wenig erstaunt, als sie in vollkommener Unbefangenheit allein gegangen kam.

Sie hatten eine kleine förmliche Vergnügungspartie aus der Fahrt machen wollen, denn für Georg Altheer mußten einige leibliche Genüsse mit einer Unternehmung im Freien verknüpft sein — erst dadurch bekam sie für ihn, dessen Lebensarbeit sich auch im Freien abspielte, eben den Charakter eines Vergnügens. So ruhten denn zwei Flaschen Pommery in einem Korbe, und in einer irdenen Schüssel, säuberlich mit weißer Serviette umwickelt, befanden sich Gänseleberbrötchen. Der Wirt vom „Großherzog" hatte alles sehr nett gemacht.

Einen so fröhlichen Gesichtsausdruck hatte Thassilo noch nie bei Hedi bemerkt. Er verjüngte sie förmlich. Man sah ihr nun viel besser ihre wirklichen Jahre an. Denn zumeist hielten die Leute sie für ein schon verblühendes Mädchen in der letzten Hälfte der Zwanzig. Daß sie vor Sorgen und Kummer überhaupt noch nicht zum Blühen gekommen war, sagte sich kaum jemand.

„Sollen wir Ihnen zur Gesellschaft nicht noch schnell Fräulein Elsa Hagen holen lassen?" fragte Thassilo.

„O bitte, nicht — falls Sie nicht sowas versprochen haben — daß Sie es müssen. Ich mag Elsa Hagen nicht so gern leiden."

Aber nun fiel es auch Hedi ein, daß es nicht so ganz schicklich sein möchte, wenn sie allein mit den beiden Männern hinausführe. Wäre es ihr nur eine halbe Minute früher eingefallen, dann hätte sie „ja" gesagt. Aber nun noch hastig doch um Elsa Hagen bitten — das hieße ja eingestehen — — Und überhaupt, was bildet man sich nicht alles ein, was schicklich oder unschicklich sein soll!

So nachsinnend, stand Hedi am Ufer, und um ihre leichte Verlegenheit zu verstecken, nahm sie unnützerweise ihren Plaid in andere Falten zusammen. Der Wind zerrte an ihrem Kleiderrock. Die Sonne schien ihr ins Gesicht.

Unten, in der Barkasse, die backbordseits hart am Quai lag, stand Irne und sah zu Thassilo hinauf. Sie dachten alle drei dasselbe: es wäre das Einfachste, das Natürlichste gewesen, Beate holen zu lassen, die sich wahrscheinlich zu Hause heute vereinsamt fühlte, da auch Edtef sich auf der Jagd befand.

Aber niemand sprach den Namen aus. Niemand wagte es.

Es hätte gehießen, Stunden harmloser Fröhlichkeit in solche schwülster Spannung umwandeln.

Ach was! dachte Hedi dann entschlossen.

Und sie machte Anstalt, einzusteigen. Irne Hielmersen reichte ihr die beiden Hände entgegen. Thassilo folgte.

Mit brüderlicher Fürsorge bestanden beide Männer darauf, daß sie sich ganz mit dem Plaid umwickele, und halfen ihr dabei.

„Ich bin nur noch ein Paket," behauptete sie, „ein ganz unförmliches Bündel." Aber desto feiner erschien das kluge Köpfchen, auf dem eine Pelzmütze saß, die sie ein wenig keck trug.

Nach wenigen Minuten hatten sie alle drei vergessen, daß ihnen diese Fahrt nicht schicklich erschienen war.

Wirklich kamen die Wellen in rauschend fröhlichem Gewoge blau und hochschwellend vom Meer herein und warfen sich dem Schiff entgegen. Und wirklich fand Hedi es gar nicht ängstlich. Ihre Augen strahlten der Ferne zu, als wollte sie schon all das Unendliche, was da in rastlosem Drängen heranflutete, im voraus ermessen. Das kleine Schiff schoß hinab und stieg hoch, und es war, als säße man in einem Schaukelstuhl.

Irne Hielmersen, mit seiner aus der Stirn geschobenen Mütze und seiner engen Joppe, sah aus wie ein Knabe und benahm sich auch so. Er war fröhlich, und es war eine gute Fröhlichkeit, die aus seinen Augen leuchtete. Thassilo dachte oft, daß die Zweiseelentheorie wie extra für seinen Freund erfunden worden sei. Er liebte die scharfe Intelligenz, die zähe Thatkraft und die Fähigkeit, sich reinster Sorglosigkeit hinzugeben, sehr an diesem Mann. Sein eigenes schwerblütiges Temperament neidete ihm fast die beweglichen Eigenschaften. Und mit seinem deutschen Sinn, der sich immer ein wenig dem Bevormunden und der Fürsorge zuneigt, hoffte er, auf die dämonischen Untiefen im Wesen des andern mildernd, dessernd einzuwirken.

Irne fütterte Hedi mit Brötchen.

„Essen, essen," mahnte er, „es schützt zwar nicht gegen Seekrankheit, aber es macht sie eventuell wenigee mühsam."

Aber Hedi dachte nicht daran, seekrank zu werden.

Sie wollte alles wissen und erklärt haben. Draußen beim Leuchtturmbau hatte sie viel zu fragen. Irne und Thassilo mußten ihr die Belastungsprobe und die Kräfteverteilung bei derselben beschreiben und ihr klarmachen, weshalb dieselbe mit Eisenschienen und in einer Gewichtshöhe, welche die thatsächlich durch den Oberbau erfolgende Belastung um die Hälfte übersteige, stattfinde. Auch die Instrumente, mit denen die Messung erfolgen sollte, suchten sie ihr zu erklären. In wenig Tagen wäre es so weit. Schon waren die Arbeiter beschäftigt, die Schienen auf das Fundament zu schaffen, wo sie rings in einer Anordnung aufgeschichtet wurden, die Hedi an ihre kindlichen Spiele mit Dominosteinen oder Bauklötzen erinnerte.

„Bei großen Dingen," sagte Thassilo, „wird jeder Laie durch Einfachheit überrascht. Es scheint, daß seine Achtung vor dem Werk steigt, im Maße, wie die Ausführung ihm unbegreiflich ist."

Vom Leuchtturm fuhren sie zurück und den Fluß hinauf bis dorthin, wo eine natürliche Böschung seinen Ufern feste Linien gab und wo die Arbeiten aufhörten.

Es wurde wärmer, und Hedi lockerte ihren Plaid.

In ungetrübter Stimmung floh ihnen die Zeit.

Fast mit Rührung sah Thassilo auf dem farblosen Gesicht Hedis die frische Röte, welche die herbe Luft und der Wind darauf malten. Sie sprach am meisten mit Irne. Aber unwillkürlich richteten sich ihre Blicke immer auf Thassilo. Es war, als wollte sie ihn nicht mühen, als wollte sie seine Vorliebe für Schweigsamkeit schonen, aber als wäre es ihr unmöglich, etwas zu sagen oder zu denken, was nicht eigentlich doch mit für ihn gesagt oder gedacht war.

Und als sie auf den gelblichen Sandhügeln des Deichbaues herumkletterten, während ihr Schifflein ihrer wartete, als Thassilo die in leichter Beweglichkeit vor ihm Herschreitende sich alle Augenblicke mit strahlendem Gesicht nach ihm umwenden sah, ergriff ihn eine leidenschaftliche Trauer.

Wie friedvoll würden sich ihm alle Fragen des Lebens lösen, wenn er dieses ihm so heiß ergebene Herz wieder zu lieben vermöchte! Wie — wenn er in einer Ehe mit ihr Schutz und Rettung suchte, besonders vor dem einen fürchterlichen Gedanken, der ihm an jenem Abend gekommen war? Wenn er ihr alles gestände, alles — auch jenen Gedanken, der sich langsam, langsam, aber in grauenhafter Sicherheit zum Vorsatz, zum Plan gestaltete — —

Die Tiefe der Legende, welche der reinen Jungfrau Erlöserkraft zuschreibt, kam ihm in den Sinn.

Die Vorstellung überwältigte ihn fast — — Sein schmerzendes Haupt dieser Lieben, Reinen in den Schoß legen dürfen — mit scheuen Flüsterworten ihr alle düsteren Geheimnisse seines Hasses aufdecken und ihr sagen: Rette mich vor mir selber — bewache mich gegen mich selbst — —

Und sie? O, mit blutendem Herzen und lächelndem Mund würde sie trachten, ihn aufzurichten — vorlieb nehmen mit den Brosamen seiner Achtung und seines Vertrauens, wissend, daß seine Sinne verbrannten in verzehrender Sehnsucht nach der andern.

Zum erstenmal kamen ihm die Gedanken an solche Möglichkeit — sie kamen mit schmeichelnden Tröstermienen. — Aber er fühlte zugleich, daß er dieser Versuchung nicht nachgeben dürfe. Wie unritterlich wäre es gewesen — wie unehrenhaft — diesem liebenvollen Herzen die stille Heldenkraft egoistisch auszusaugen! Sich ein Weib zugesellen nur zu dem Zweck, ihr Lasten aufzubürden!

Er wandte sich um. Irne Hjelmersen ging hinter ihm.

„Du mußt Fräulein Hedwig allein zurückfahren. Ich sehe da hinten Kehler — ich muß ihn durchaus sprechen!“ sagte er fast schroffen Tones.

Irne nahm es als Befehl. Er bot gar nicht an, seinerseits zurückzubleiben und eine Bestellung an den zweiten Ingenieur auszurichten.

Aber aus Hedis Gesicht schwand auf einmal aller Sonnenschein. Da sie sich dessen nicht bewußt war, gab sie sich auch nicht die Mühe, künstlich zu lächeln.

Wie den Mann das marterte, als er es sah.

Nachher, als sie mit Irne allein in der Barkasse saß, die nun in gemächlicher Fahrt nach Marstadt dampfte, sagte Hedi ganz traurig: „Was hatte er auf einmal so Wichtiges?“

„Ich weiß es nicht. Wenn man jemand so genau kennt wie ich Thassilo, so respektiert man ohne Widerspruch jede Aeußerung seines Willens.“

„O, ich wollte mich nicht beklagen — ich wollte nicht sagen, daß ich glaube, eine Laune — —“

Hedi war ganz außer sich, daß Irne dergleichen von ihr denken könnte; „ich meine nur — es that mir so leid. Er war vorher so fröhlich, und es war ordentlich ein heller Schein auf seinem Gesicht — wie ich es lange nicht an ihm sah.“

Und nach einer Pause, sehr vorsichtig fragend: „War Thassilo Stürmer schon immer so finster . . . . früher . . . .“

„Nun,“ sagte Irne Hjelmersen, „einer von denen, die es mit sich bequem haben, war er nie. Er ist heiß und schwer! Die sind böse dran. Das ist keine vorteilhafte Mischung. Nach allem die Begierde! Und zu nichts die Leichtigkeit des Gewissens! Aber ein bißchen umgänglicher war er doch, ehe diese verfluchte Leidenschaft ihn faßte.“

„Was — das ist ein so öffentliches Geheimnis?“ rief Hedi, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Ihr schien es, als demütigte sie das. Als wäre das eine Beleidigung, ihr angethan.

„Nein — nur Sie und ich wissen es. Denn ich hab's Ihnen angemerkt, schon lange. Sie hatten so einen besonderen Ton, wenn Sie von ihm und zu ihm sprachen. Die himmlische Barmherzigkeit des mütterlichen Weibes. Weiber, die sofort mütterlich werden, wenn sie Leiden erraten, sind mir die Heiligen. Das Mittelglied zwischen Menschheit und Gott.“

Er sprach in feierlichem Ernst. Hedi nahm es ganz unpersönlich. Es war, als erriete sie die unausgesprochenen Zusatzgedanken. Als spürte sie, daß solche Heiligen von Irne Hjelmersen nicht begehrt, daß sie nur von fern verehrt würden, wie auch der Ungläubige die Schicklichkeit hat, am Gotteshaus gesittet vorüberzugehen. Aber es war ihr nun wie ein Geschenk, daß sie endlich, endlich alle ihre Sorgen einmal mit einem treuen und verschwiegenen Mann besprechen konnte.

„Ach,“ sagte sie voll Eifer, „wenn ich doch begreifen könnte, was er an ihr liebt! Er kennt ihr wirkliches Wesen gar nicht. Und das ist doch auch unmöglich, daß ein Mann wie Thassilo, solch ein Mann — nicht wahr? so ernst und tief und edel — daß der sich in die Schönheit, so nur in die Schönheit verliebt haben sollte?“

Sie sah ihn in kindlicher Ungläubigkeit an. Ueber sein Gesicht flog ein besonderer Ausdruck, um seine Lippen zuckte es.

„Liebes Fräulein Hedi!“ sagte er, „Sie haben doch in der Litteratur- oder in der Geschichtsstunde, wohin nun Ihre Lehrer den Stoff gethan haben, — er gehört ja eigentlich noch in ein anderes Fach — also ich meine: Sie haben doch den Homer gelesen? O, wir haben es schon kolossal weit in der Kultur gebracht seither. Nicht mehr schlagen die Völker aufeinander wegen einer Helena. Aber sie ist doch unsterblich. Sie steht immer wieder auf. Alle Modernität hilft nicht, sie umzubringen. Wir haben neue Werte am Weibe entdeckt und tarieren es als Gleichbürtige. Wir sind sehr gebildet und zweifelsüchtig. Wir haben so viel wichtige Geschäfte, und ernste und geschmacknolle Männer schlagen sich eigentlich nicht mehr die Köpfe wund um ein Weib. Eigentlich nicht! Und dennoch — tritt sie in Erscheinung, Helena, die Ewige — dann . . . Na, Sie sehen es ja selbst! Daß auch Malte von Holdin um Beatens willen schlaflose Nächte hat, darauf möchte ich wetten. Er leistete sich gern ein kleines Todsündlein. Aber er ist so ehrenhaft. Seine Ehrenhaftigkeit, die ja auch bloß was Negatives ist, verbietet es ihm. Er ahnt, daß er nur eine Null ist — er spürt es dumpf. Er ist aber korrekt. Das ist sein Rückgrat. Das darf er nicht brechen — nicht vor seinem eigenen Bewußtsein. Dieses Sich-klammern an den schwächlichen Ueberrest großer Rittertugenden hat halb was Drolliges, halb was Nettes. Na, so sehen Sie, daß alle möglichen Bewegungen entstehen um ein solches Weib herum. Zum Verständnis dafür kann ich Ihnen nicht verhelfen. Ich selbst seh' mir's an, zucke die Achseln und sage mir: ‚Helena in Ewigkeit!‘“

„Sie selbst sind seit einiger Zeit auch sehr oft bei Beate eingeladen. Ich hörte es von Onkel Georg sagen. Ihr Erfolg mit dem Liedervortrag hat Beate sehr für Sie interessiert,“ sprach Hedi, „Sie sind am Ende auch verliebt!“

„Ich?!“ Irne sah sie starr an. Nach einer Pause von Sekunden sagte er dann hart: „Nein!“

Ich bin albern gewesen, so etwas zu fragen! dachte Hedi reuevoll. Aber es war so eine gereizte Stimmung in ihr gewesen. Sie hatte irgend etwas Bitteres sagen müssen.

Ihnen entgegen, den Fluß hinab, kam schwer gegen den Wind ein tiefbeladenes kleines Frachtschiff. Auf dem Dach der kleinen Kajüte stand ein weißer Spitz und bellte der Barkasse feindselig entgegen.

„Sehen Sie, dies kleine Idyll,“ sagte Irne, „ach, und sehen Sie die Person in der Kajütthür: blond und stattlich wie die, von der wir sprachen! Wer weiß, ob ihr Mann, der Schiffer, nicht schon ihretwegen jemand niederschlug? In Wahrheit giebt es kein Idyll. Es giebt bloß Zustände. Die sind wie hübsche Buchdecken! Drinnen liest man's anders.“

„Ach, alles, was Sie sagen, macht mich traurig.“

„Nein, das will ich nicht. Das wäre schlechter Dank für die Stunden des Friedens, die Sie uns geschenkt haben, Sie liebes Fräulein Hedi mit dem mütterlichen Weibessinn!“

Und er nahm ihre Hände und drückte sie und sah ihr abbittend in die Augen.

Das kleine Schiff kroch vorsichtig zwischen zwei dänischen Schonern an den Quai heran und legte sich fest.

Mit vielen freundschaftlichen Händedrücken schieden sie. Sie fühlten sich einander so merkwürdig nahe, weil es Interessen gab, die eben nur sie beide zusammen besprechen konnten.

Gerade ging der Doktor Gramberg am Hafen entlang und sah den herzlichen Abschied.

Am nächsten Vormittag, als Hedi mit einer großen blauen Schürze über dem schwarzen Kleid in der Schrankstube stand, die weißen und bunten Haufen Leute- und Herrschaftswäsche vor sich auf dem Tisch, um sie durchzusehen, ehe sie dieselbe fortlegte, that sich die Thür auf und Beate kam herein.

Hedi bekam einen roten Kopf. Sie hatte ein schlechtes Gewissen. Es wäre höflicher und freundlicher gewesen, gestern, nach der Wasserfahrt, noch zu Beaten zu gehen, ihr Guten Tag zu sagen.

Am Eing

Nach einer Orig

Jagenburg.

Anton Hoffmann.

Am Ein

Nach einer Origi

genburg.

ton Hoffmann.

Daß Beate um dieſe Tageszeit, daß ſie überhaupt zu Fuß kam, war etwas Erſtaunliches. Sie liebte es nicht ſehr, zu marſchieren. Die dreiviertel Stunden von Marſtadt nach Glanau waren für ſie ſchon ein förmliches Unternehmen.

Sie war auch nicht für einen Spaziergang über Land angekleidet, ſondern trug ein ſehr modernes graues Tuchkoſtüm, das faſt ſommerlich gewirkt haben würde, wenn ſich nicht um Beatens Hals eine ſehr lange, dicke Boa von Chinchilla geſchlungen hätte. Auch ihr grauer Filzhut, mit vielfarbigem Fittichgeſteck, ſah winterlich aus.

„Dein Vater iſt nicht zu Hauſe," ſagte Hedi, „komm, wir wollen ins Zimmer gehen!"

„Laß nur!" Beate ſetzte ſich auf einen der beiden hölzernen Stühle, die nebſt den Schränken an den Wänden und dem Tiſch in der Mitte die Ausſtattung der Stube bildeten. Sie ſaß an dem Fenſter. Es ging auf die Chauſſee. Während ſie mit Hedi ſprach, ſah ſie faſt unausgeſetzt hinaus, als könnte da was Intereſſantes vorbeikommen.

Beate fand es unerwartet ſchwer, das zu ſagen, was ſie wollte.

Als Doktor Gramberg ihr geſtern nachmittag bei einer kleinen, überflüſſigen ärztlichen Viſite erzählte, daß er Hedi mit Irne Hjelmerſen in offenbar vergnügteſter Intimität habe ankommen ſehen, geſchah ihr etwas Seltſames. Es quoll in ihr auf — heiß — zornig! Wie, Hedi war in Intimität mit dieſem merkwürdigen Mann?! Am Ende wußte Hedi, wie er über ſie — Beate — dächte? Und es ſchien ſo unglaublich intereſſant, zu wiſſen, wie er dächte!

Bloß ſo des Spaßes halber möchte ich es wohl wiſſen, ſagte Beate ſich. Denn was lag im Grunde an dem Mann? Er war ein Angeſtellter ihres Gatten! Am Tage, wo ſeine Arbeit gethan war, ſagte man ihm Adieu! Aber in Marſtadt paſſierte ſo wenig. Man kam auf allerlei Grillen. Auch auf die, ergründen zu wollen, ob dieſer Menſch eigentlich in ſie verliebt war oder ob er ſich über ſie amüſierte!

So redete Beate zu ſich. Allein zu Hedi ähnlich zu reden, ging nicht an. Sie fühlte es plötzlich.

Hedi konnte ſonſt am Ende noch denken, daß ſie Wunder welches Intereſſe an dem Ingenieur nähme, und es ihm gar wiedererzählen. Oder Hedi konnte denken, daß ſie es ihr nicht gönnte, einen Freund zu haben, mit einem Mann herzlich zu verkehren, der nicht zu ihren — Beatens — offenkundigen Verehrern gehörte. Es konnte ſo ausſehen, als ſei Beate neidiſch, wenn auch Hedi jemand an ſich feſſelte.

Hedi brauchte ſich nicht zu beſinnen. Sie wußte, daß ſie eine Unhöflichkeit begangen hatte, und wollte ſie offenherzig gutmachen.

„Verzeih' nur, Beate, ich war geſtern unten in der Stadt, bei der Rückkehr von einer herrlichen Partie mit Thaſſilo und Irne Hjelmerſen. Da hätte ich wohl bei dir vorkommen ſollen. Zeit hatte ich noch. Aber ich vergaß es. Sei nicht böſe!"

Beate winkte abwehrend mit der Hand. Das war ja nicht der Rede wert. Daran hatte ſie nicht gedacht.

„So, Thaſſilo war auch mit?" fragte ſie und ärgerte ſich über Grambergs Bericht. Das war ja gleich ganz was anderes!

Hedi erzählte, wie der Ausflug langer Hand geplant geweſen, wie nur die geſtrige Jagd Onkel Georg abgehalten habe, dabei zu ſein.

Beate guckte immer zum Fenſter hinaus und dachte: Ach ſo — — ach ſo — — Weiter gar nichts? Das war nicht der Mühe wert!

Da endete Hedi ihren Bericht. „Zum Schluß, als wir die Deiche beſichtigten, mußte Thaſſilo draußen bleiben, und er ließ Irne Hjelmerſen und mich allein zurückfahren."

Und da quoll es wieder auf, das heiße — zornige — unerklärliche Gefühl.

Warum hatte Thaſſilo das gethan? Um den beiden ein Alleinſein zu gönnen? Machte Thaſſilo am Ende nur den Elefanten? Protegierte er eine Bewerbung Irnes um dies blaſſe, reizloſe Ding? Denn daß Thaſſilo ſelbſt nicht um Hedi werbe, trotzdem es die Welt ſagte, das wußte Beate in dem geheimen, untrüglichen Triumphgefühl des ſieggewohnten Weibes. Sie vergaß niemals jenen Augenblick in Thaſſilos Bureau. Sie verſtand nur zu gut ſein ängſtliches Fernhalten. Dies Wiſſen gehörte zu den Reizen ihres Lebens. Aber daß er ſeinen Freund an Hedi zu verheiraten hoffte — das war undenkbar — ſehr undenkbar . . .

„Ich muß dir ſagen," begann Beate mit ungewohnter Lebhaftigkeit, „daß ich es ſehr unpaſſend finde, wenn du dich allein mit dieſem Irne Hjelmerſen herumtreibſt."

Hedi legte vor Erſtaunen den Packen Handtücher wieder hin, den ſie gerade auf dem Arm trug.

„Herumtreiben?" fragte ſie, hellrot vor Entrüſtung.

„Jawohl! So ſagte ich. Irne Hjelmerſen hat gar keinen ſehr ſchönen Ruf. Es heißt, er liebe unglaublich freie Unterhaltungen. Elſa Hagen war neulich ganz wütend auf ihn."

„Er wird ſich zu ſolchen Unterhaltungen wohl die Gegneten ausſuchen. Mir gegenüber wagt er ſie nicht!" rief Hedi.

„Das können die Leute nicht wiſſen. Ich muß dich erſuchen, deine Freundſchaft für dieſen Mann etwas weniger zu zeigen. Dir das zu ſagen, bin ich gekommen. Denn mir war ſchon von mehreren Seiten davon geſprochen worden. So, nun weißt du es!"

Hedi war empört. Aber ſie war nicht waffenlos An unrechter Stelle die ſchweigende Dulderin zu ſein, hatte ſie keine Neigung. Und ſo ſagte ſie denn gerade heraus, daß es ihres Erachtens weniger unſchicklich ſei, wenn ein Mädchen, als freie Herrin ſeiner ſelbſt, mit einem guten Freund im offenen Schiff ſpazieren fahre, als wenn eine verheiratete Frau ſich beſtändig mit Couturiers umgäbe.

„Ach, du biſt nur neidiſch!" bemerkte Beate aus feſter Ueberzeugung.

Das brachte Hedi zur rechten Beſinnung. Sie merkte, daß ſie im Begriff geweſen war, einen rechten Weiberzank zu führen. Und mit wem!?

Sie ſah Beate an.

Ja, ſchön war ſie. Selbſt der Aerger kam aus ihrem Innern nicht mit ſo viel Kraft heraus, daß er ihr Angeſicht verzerrte. Immer blieb es ruhevoll ſchön. Und die Geſtalt! Hier war niemand, vor dem ſie poſieren konnte. Und dennoch: welche edle Harmonie in der ganzen Haltung! Jede Bewegung eine neue Offenbarung herrlicher Linien.

Irnes Worte fielen dem Mädchen ein. Sie begriff mit einem Male deren Wahrheit und Sinn.

Und etwas Unzerſtörbares hatte ſie — das Bewußtſein ihrer Schönheitsmacht war ihr ſo tief eingeboren, daß es ſich mit gar keinen Erkenntniſſen vermengen konnte. So ganz Weib, das brutal ſchöne Weib, daß ihr von dem Vorhandenſein anderer, höherer Werte nicht einmal eine Ahnung kam.

In der Vollkommenheit ihrer auf eine einzige Note geſtimmten Art eine elementare Macht, gegen die man nicht ſtreitet.

Ja, du biſt Helena! dachte das Mädchen, die, die war, iſt und ſein wird! Wie er es geſagt hat: Helena die Ewige.

Beate wußte ſich den langen, forſchenden Blick nicht zu deuten.

„Wie ſiehſt du mich ſo an?"

„Verzeih, daß ich mit dir ſtreiten wollte," ſagte Hedi einfach.

Dies Wort befriedigte Beate. Hedi beſann ſich auf ihre Stellung. So gehörte es ſich!

Sie wird es ſich auch ſchon ad notam nehmen, was ich ihr von ihm geſagt habe, dachte ſie.

Und während der weiteren Dauer ihres Beſuches kam ſie nicht mehr darauf zurück. Sie unterhielt Hedi vielmehr von der großen Jagd, die ihr Vater geben müſſe. Am 28. November ſollte ſie ſtattfinden, Damen ſollten zum Diner nicht eingeladen werden, nur Beate und Hedi als Damen des Hauſes wollten mit eſſen und ſich beim Kaffee, der nach hieſiger Sitte bei ſolcher Gelegenheit am Tiſch gereicht wurde, zurückziehen. Jede Kleinigkeit, auf welche es ankam, ſchärfte ſie Hedi ein, auch das Menü beſprach ſie.

So ſah es nun ſchließlich noch ſo aus, als ob Beate eigentlich der Jagd wegen herausgekommen ſei und jene zornigen Worte vorher, nur durch das Geſpräch gereizt, geſagt hätte.

Hedi mußte auch einen Bleiſtift nehmen und alle Einzuladenden hinten auf die letzte Seite ihres Anſchreibebüchleins notieren. Auch der Name Irne Hjelmerſen fiel ſo nebenher. Als Hedi ganz unwillkürlich einen winzigen Augenblick erſtaunt den Bleiſtift ſtill hielt, ſagte Beate oberflächlichen Tones: „Es kam neulich heraus, daß er ein großartiger Schütze iſt — er traf jede Möwe im Flug, ſchon als Knabe. Du ſind nun die Herren neugierig."

„Sage nur Papa," ſchloß ſie endlich, „daß Onkel und ich

alles so gut finden und besprochen haben. Es wird Papa schon recht sein, daß wir ihm die Mühe des Nachdenkens abnehmen!"

Hedi wußte, daß Georg Altheer selbstverständlich immer dasselbe wollte wie seine Tochter.

Endlich schieden sie in allerbesten äußeren Formen. Und zwei Tage nachher verschickte Georg Altheer die gedruckten Einladungskarten, auf die von Hedis Hand die Adressen geschrieben waren.

Es war an demselben Tage, an welchem Irne Hjelmerien seinen Chefs ganz offiziell beweisen sollte, daß die Fundamente des Leuchtturmbaues die Belastungsprobe glänzend bestanden hätten, und daß nun ohne Verzug mit dem Oberbau begonnen werden könnte.

Thassilo hatte mit Irne die Messungen bereits gemacht. Es war alles in Ordnung für die Belastungsprobe. Allein Edlef als Mitinhaber der Firma Stürmer & Stürmer durfte hierbei nicht übergangen werden, außer wenn man einen offenkundigen Bruch herbeiführen wollte.

In den Lokalzeitungen Marstadts sowohl, als auch im Hauptblatt der Residenz war die Thatsache, daß die Fundamentierung des Leuchtturmes beendet sei, schon besprochen. Dieser Umstand allein genügte für Edlef, nicht auf die persönliche Begutachtung zu verzichten, obschon er ja genau wußte, daß Thassilo seine Gegenwart für eine lächerliche Komödie hielt.

Seit Tagen war der Himmel unruhig, der Wind launisch. Bald strich er matt aus Westen und hatte nicht die Kraft, das eintönig graue Gewölk zu zerreißen. Bald segte er ein paar Stunden aus Osten und trieb Wolkenfetzen landwärts. Der Barometer sank tief, und über die ganze Küste legte es sich wie eine hoffnungslose Traurigkeit. Die Menschen wurden unfroh wie die Natur.

Am Vormittag schon kam der Freiherr geritten. Er stellte sich unter dem Vorhaben der Heeren irgend ein zerstreuendes und besonderes Schauspiel vor. Das wollte er mitmachen. Da mußte er von der Partie sein. Edlef sagte ihm, daß es sich um eine höchst langweilige Geschichte handle, und daß die Fahrt über das bewegte Meer kein Spaß sei. Er bat Holdin, seiner Frau so lange Gesellschaft zu leisten und nachher bei ihnen zu speisen.

Dazu war der Freiherr mit Freuden bereit.

Von den Fenstern des einen Salons in Beatens Wohnung konnte man nur den Fluß bis zur Mündung überschauen, weiter reichte der Blick nicht. Aber Malte Holdin stand doch, gewissermaßen in einem freundschaftlichen Pflichtgefühl, an dem einen Fenster und winkte mit dem Taschentuch.

Am andern stand Beate und winkte auch. Sie war noch im Morgenrock. Holdin hatte förmlich einen Schreck bekommen, so verführerisch sah sie darin aus. Es war ein rosiges Gewand, mit sehr viel Spitzen und fließenden Falten.

„Wie furchtbar das kleine Ding schaukelt!" sagte Holdin in Bezug auf den kleinen Dampfer, der sich flußab gegen die hereinwogenden Fluten mühte.

„Ja, das hat man hier drinnen gar nicht so vermutet — solchen Wind!" bemerkte Beate.

„Na, ich sage Ihnen! Als ich 'reinritt, pfiff es man so. Ich glaube, Edlef guckt — ja — da winkt einer mit dem Hut."

Und Malte Holdin an seinem Fenster und Beate an dem ihrigen winkten eifrig wieder, als gälte es, einem Amerikafahrer den letzten Liebesgruß nachzusenden.

„Wenn ich das seh', bin ich schon heilfroh, daß ich hier bin. Es ist ja blamabel, zu sagen: ich neige zur Seekrankheit."

Beate an ihrem Fenster lachte.

Holdin drehte sich ein wenig zimmerwärts. „Denen wird doch nichts passieren?" fragte er, den Kopf zurückbeugend, um am Pfeiler vorbei zu Beaten hinzusehen.

„Ach, keine Spur. Das sind ja alle Wasserratten — o Gott!"

Sie schrie beinah' auf. Es hatte wirklich greulich ausgesehen. So, als stürzte sich die ganze, große Woge über das schwankende Schiff.

Aber dann sagte sie gleich hinterher: „Gestern und Freitag hatten wir auch solchen starken Ost. Der flaute gegen Mittag ab. Das thut er fast immer. Zurück haben sie es ganz sanft."

Jetzt entschwand der Dampfer ihren Blicken. Nur wo weißsprühender Gischt sich auf den gelben Sand nahe der Mündung warf, sah man eine rußige Rauchfahne, landwärts getrieben, im Winde zerfahren.

„Es ist schade, daß wir nicht weiter nachgucken können. Hier im Hause muß es doch einen Platz geben . . ."

Ja, den gab es. Oben auf dem Boden, aus dem Dach heraus sprang eine Art kleiner Erker. Den hatte Wackernagel hineinbauen lassen, eben wegen der Aussicht.

Malte Holdin schlug vor, hinaufzusteigen.

Darauf wurde Beate sehr verlegen. Der Boden hing voll Wäsche. Den kleinen Alltagsangelegenheiten gegenüber war sie ganz unfrei. Ihr kam nicht zum Bewußtsein, daß es Wäsche in allen Häusern giebt. Nicht um die Welt hätte sie es gesagt. Sie hatte eine unklare Vorstellung, als sei es für eine Dame sehr vornehm, ein ganz ästhetisches Dasein zu führen.

„Das geht nicht," sprach sie, „da oben ist es, glaube ich, greulich!"

„Will mal inspicieren!" sagte er und war schon hinaus.

Nach einigen Minuten kam er aufgeregt zurück. „Man kann da großartig sehen. Kommen Sie schnell! Es ist beinah' so spannend wie beim Rennen. Auf dem Boden hängt Wäsche — man muß sich unter ein paar Laken und Tischtüchern weg bücken."

Beate folgte ihm, immer noch etwas verlegen.

Mit seinen langen Schritten nahm Holdin immer zwei Stufen zugleich und stand dann, wie ein artiger Junge, lächelnd oben auf dem Treppenkopf und wartete auf Beate. So stiegen sie in den ersten Stock und von da auf den Boden.

Mit einer gezierten Handbewegung und vergnügt lächelnd hob Malte Holdin die halbnassen, weißen Laken, als seien sie seidene Portieren, damit Beate bequem hindurchschreite.

„Hu — hier heult es aber gräßlich!" sagte sie.

Das Brausen des Windes war hier, unter dem Dach, noch einmal so stark zu hören als unten in den Zimmern. Es war förmlich schaurig. Sie traten in den Erker, einen kleinen Raum, zwischen dessen geweißten Kalkwänden gerade zwei Personen stehen konnten. Das runde Fenster, welches durch ein dünnes Kreuz in vier Teile geteilt war, klapperte stark. Der Wind blies kräftig hinein und das Fenster schloß schlecht in den Fugen.

Dicht nebeneinander stehend, verfolgten sie mit unbesorgter Neugier den Kampf des kleinen Fahrzeuges.

„Mir scheint, es wird immer toller!" sagte Holdin.

„Ja, wirklich!"

„Warum kehren sie nicht um? warum haben sie das überhaupt nicht aufgeschoben?"

„Das thut Thassilo nicht um die Welt — was aufschieben, wenn's mal festgestellt ist. Der ist ja so eigensinnig! Und dann, wie gesagt — es flaut sicher bald ab. Das thut es immer gegen Mittag."

Sie schwiegen.

Draußen hob und senkte sich das Schiff. Ueber den grauen Himmel jagte schwarzes Gewölk. Das Meer war eisenfarbig.

Malte Holdin beobachtete mit dem Interesse des Sportsmanns.

Eine ganze Weile — es war aber immer dasselbe Schauspiel —

Dann sah er Beate von der Seite an. Sie schien gespannt hinauszusehen. Er hörte sie leise atmen. Die Spitzen an ihrem Halse und auf ihrer Brust bewegten sich ein wenig.

Mit einem Male spürte er auch den Duft des Parfüms, welches sie immer zu brauchen pflegte.

Ihm wurde so schwül.

Hinter ihnen die hängenden Wände der weißen Wäsche um sie der enge, kahle Raum — und der Blick in die grandiose Wüstenei des Meeres — — es war so wunderlich alles — —

Er nahm sich zusammen.

Das war das Weib seines Freundes, das da neben ihm stand!

Verflucht, daß sie es war — —

Längst stand die Leidenschaft Holdins auf einer Höhe, daß er bejammerte, ein paar Monate zu spät ins Land gekommen zu sein.

Am Freunde begeht man keinen Verrat. Pfui — nein — —

Die Stirn ward ihm feucht.

Wie süß der Heliotropduft aus ihren Kleidern stieg!

Ach und dieses edle, herrliche Haupt! Wie köstlich die Linie, von den schwellenden Lippen über das Kinn hinein zur Säule des Halses! Nein — nein — — nicht erliegen

Draußen ward es stiller. Wirklich schien das Erwartete einzutreten und der Wind abzuflauen.

Beate wandte ein wenig das Haupt — mit einer trägen,

schmachtenden Bewegung. Mit ihrem weichsten Lächeln fragte sie halblaut: „So schweigsam?"

Da verließ ihn die Besinnung. Er riß Beate an sich und drückte ihr einen heißen Kuß auf den Mund.

War es nicht, als daldete, als erwiderte sie ihn? — — nein, sie stieß den Mann zurück, und er fand sich wieder, die Schalter gegen die Mauer gelehnt, die Hände vor dem Gesicht.

„O Gott!" stöhnte er.

Beate stand ihm gegenüber. Sie war ganz ratlos.

Wie konnte Holdin sich so vergessen! Er dachte doch nicht etwa, daß sie Dummheiten machen werde? O nein! Sie erinnerte sich nach recht gut an die gräßliche Geschichte mit Frau Doktor Bahn, die von ihrem Manne überrascht worden war, wie sie sich mit dem Referendar Gabler küßte. Frau Doktor Bahn war naemäglich geworden, es kam zur Scheidung, und die Aermste, ein Marstädter Honoratiorenkind, aber unvermögend, sollte jetzt irgendwo als Telegraphistin ihr Leben fristen. Nein, nein — nur keine Dummheiten!

Aber Malte Holdin verlieren, sich mit ihm erzürnen, wollte sie aach nicht. Rattos schwieg sie.

Er aber nahm es für Schreckensstaerheit, für Zorn, der verstummte, weil kein Wart groß genug ist, ihn auszusprechen.

Alles, was in ihm an Nobtesse lebte, schämte sich. Der Rest von echter Ritterlichteit, der ia ihm als Korrektheit fortregierte, wand sich särmlich.

Uad zugleich waar seine Leidenschaft für das Weib größer als je —

Ah — wie süß ihr Muud — —

Er fiel vor Beatea auf die Kniee. Er aahm ihre Hand und legte seiae Stirn dagegen.

Er ahnte aicht, daß seinen langen Gliedmaßen dieses schmerzliche Pathos der Gebärden fast komisch stand.

„Verzeihen Sie mir, wenn Sie können. Mir bleibt nichts als Flucht! Sagen Sie Edlef, wie ich mich vergnß! Er kaan mir seine Zeugen schicken. Ich will gern sterben, weil ich unkorrekt haadette. Gern sterben für diesen süßea Augeablick —"

Nun wußte Beate, welche Haltuag sie anzunehmen hatte. Mit ihrem gütigsten Lächela sah sie auf den Kaieenden herab.

„Nein, lieber Freund. So nicht," sprach sie langiam, „nicht um meinetwillen sollen zwei edle Männer sich entzweien. Ich verzeihe Ihaen. Was hier eben geschah, soll niemand erfahren! Auch Edlef nicht. Ich will es selbst vergessen. Ganz und gar. Um keinen Preis. Er schösse Sie nieder — vielleicht — wie sollte ich das überleben! Nein, nein. Ich muß vergessen, daß Sie sich vergaßen. Es muß wie ausgetöscht sein, ganz und gar!"

Er sprang auf. „Wie gut Sie sind — wie groß! O, Beate!" rief er überwältigt.

Wie hatte ihr Ton gebebt, als sie sagte, sie würde es nicht überleben! Was durfte er daraus schließea? Und wie hoheitsvoll sie dastand! In ihrer hohen Weibtichkeit so unberührbar!

„Still, kein Wort mehr! Für heute gehen Sie! Wenn wir uns wiedersehen, ist alles vergessen — ganz and gar!"

Er bedeckte ihre Hand mit förmlich wilden Küssea.

Beate lächelte sehr befriedigt nad dachte, dies habe sie sehr gut gemacht.

„Leben Sie woht —" Er riß sich los, er wollte davonstürzea.

Ja diesem Augenblick stieß Beate einen Schrei aus — —

Ein donnernder Ton ließ das ganze Haus erbeben.

Mit rasender Gewalt setzte eia Orkan ein und schien das Dach herabreißen zu wallen — —

Malte Holdin erbleichte.

„Kommen Sie hinab — rasch — mein Gott — and die draußen!" — — —

Ein Quartett.
Nach dem Gemälde von E. van der Meulen.

er die Beobachtung machen mußte, daß der Sturm den Atem anhielt, entschloß er sich, ebenfalls seinen Platz zu verlassen. Gewiß würde Thassilo nicht unverrichteter Sache zurückfahren wollen. Ihm selbst war's auch lieber so, dann hatte er es hinter sich.

Er warf einen Blick zum Himmel. Die Wolkenjagd da oben schien maßvoller zu werden.

Wirklich, man konnte noch einen jener plötzlichen Windwechsel erwarten, die an dieser Küste an der Tagesordnung waren.

Er stieg die knarrende, schwankende Leiter empor und jenseits hinab.

Richtig, schon standen Thassilo und Irne Hjelmersen redend an dem Ring der Eisenschienen, die auf das Fundament gelegt waren. Der Vorarbeiter stand in aufmerksamer Haltung neben ihnen. Hier drinnen hörte sich das Anprallen der Wellen doch grauenhaft an.

Thassilo winkte ihm, heranzukommen. Und in diesem Augenblick erscholl ein Ton, der sie alle vor Schreck aufblicken ließ . . .

Eine donnernde, heulende Stimme schrie vom Himmel herab, über das Meer daher. Sie kam aus der Unendlichkeit des Alls und ging mit Höllenlärm dahin über alles, was lebte und erbebend aufhorchte. Die ganze Welt war nur noch Ton — es brüllte das Wasser, es brüllte die Luft. Unter dem Himmel, an dem ein schwarzes Wolkengebreite in fliegender Hast heraufzog, landwärts, dem Tage alles Licht nehmend, war alles heulender, orgeltöniger Schall. So groß, so wild, wie noch keiner von den Männern ihn je vernommen.

„Auf das Schiff!" schrie Thassilo, „löse die Leiter und durchschneide die Taue!"

Irne gehorchte. Mit seiner behenden Beweglichkeit war er schon oben.

Die Arbeiter wollten sich ihm nachstürzen.

Thassilo packte den zweiten. „Einer nach dem andern!"

Edlef drängte sich heran.

Mit eisernem Griff umfaßte Thassilo seinen Arm.

„Du und ich, wir sind die letzten!"

Eine Riesenwoge warf sich gegen die Baustätte und über sie hinweg. Mit einem Male standen alle kniehoch im Wasser.

Der kleine Nachen, der immer im Schlamm neben der Raummaschine lag, schaukelte plötzlich, flott geworden, in dem zum Bassin verwandelten Raum.

Der sechste, der siebente Mann gewann schon die Höhe der Leiter. Thassilo hielt sie.

In seinem leichenblassen Gesicht brannten die Augen.

Die Stunde war da! Die Natur selbst, die große Fördrerin allen Untergangs, die Mutter allen Hasses und allen Kampfes — sie gab sie ihm. Wie ein Geschenk der Hölle —

Und nicht lebend sollte der verhaßte Mann ihr entrinnen — —

Der zehnte und elfte Mann gewann die Höhe der Leiter.

Wieder brüllte das Meer heran, mit der Majestät der Zerstörungswut donnerte es gegen die noch rettenden Planken — aber ein Wasserschwall brach darüber hin und stürzte sich auf die Männer —

Der zwölfte Mann stieg jenseits hinab, wo Irne Hjelmersen und drei andere nur noch mit Riesenkräften das plumpe, breite Fahrzeug in Verbindung mit der schon gelösten Leiter hielten.

„Thassilo!" schrie Irne, „Thassilo!"

Aber die heulende Sturmesstimme verschlang den kleinen, armen Menschenlaut. Niemand zeigte sich.

„Thassilo!" schrie Irne zum zweitenmal und setzte den Fuß auf die Sprossen, um wieder hinaufzuklimmen.

Aber Arbeiterfäuste griffen nach ihm — in instinktiver Angst . . . Es waren gerade dieselben Fäuste, die so lange die Leiter gepackt hielten . . .

Eine Woge hob das Schiff und schob es vorwärts — die Leiter entglitt und hing dann schlaff draußen an der Holzwand nieder, von der das Wasser abrann.

Mit dumpfem Entsetzen starrten die Männer zurück auf jene düsteren Planken, hinter denen ihre Herren zurückgeblieben waren.

Irne ballte die Fäuste. „Wär' ich mit da — wär' ich mit da — er und ich zusammen — wir retteten uns — —"

„Herr!" schrie einer der Arbeiter ihm ins Ohr, „sie haben ja das kleine Boot drinnen! Damit können sie an das Feuerschiff kommen oder auf die Barkasse!"

Das Feuerschiff, zu fest verankert, um kampflos den tollen Sturmesstößen zu weichen, wiegte sich heftig auf und ab. Irne wußte: wenn die Ankerkette nicht bald riß und das Schiff dadurch die Freiheit gewann, sich von den Wogen heben und treiben zu lassen, schlug es in wenig Minuten voll Wasser und sank.

Und die kleine Barkasse? Ihr Führer selbst hatte sich auf das große Fahrzeug gerettet.

Wie ein Papierschiffchen, von Kinderhand gemacht, tanzte sie — und jetzt — ja, jetzt kam wieder, wie eine glasige Mauer anzusehen, ein Wasserschwall heran — —

In ihrem Fahrzeug, das mehr einem flotzigen, mit einem Bordrand umgebenen Floß glich als einem Schiff, knieten und kauerten die Männer und richteten ihre Blicke landwärts.

Irne stand, die Hand krampfhaft in die Schulter des zunächst Knieenden gekrallt, und stierte rückwärts — — er allein —

In majestätischer Sicherheit, breit auf den Wogen ruhend schoß das plumpe Holzgefüge hinauf, hinab. Jede Woge trug es näher dem rettenden Ufer zu. Es war keine andere Gefahr als die eine, daß es gerade auf die Granitfindlinge und Quadern auflaufen könnte, die für den Molobau nahe der Flußmündung in Haufen lagen.

Aber schon sahen die Männer, daß sie weiter nordwärts, auf den freien, breiten Strand geworfen werden würden — —

Am Strande war es schwarz von Menschen —

Da regte sich in den Herzen aller dieser Männer eine neue Empfindung; die brutale Gier, sich zu retten, die Angst um das eigene Dasein erlosch im Angesicht der nahen Sicherheit. Eine dumpfe Scham kam über sie, daß sie heimkehrten, sie die Geretteten, ohne jene Beiden — —. Eine unklare Vorstellung, daß jener Beiden Leben all den Harrenden und Wartenden wichtiger sein möchte als ihr armseliges —

Was konnten wir machen? dachte der eine.

Warum eilten sie sich nicht? der andere.

Und in stillem Trotz der dritte: Jeder ist sich selbst der Nächste!

Irne Hjelmersen war wie leblos. Sein ganzes Wesen war wie gelähmt von dem einen, verzehrenden Verlangen . .

„Wüßte ich . . . wüßte ich . . ."

Da mit einem Male war's ihm, als sähe er auf den Gipfel einer Woge etwas — klein wie ein Nußschälchen — es verschwand wieder — nein, da — da — war es der kleine Nachen von der Baustatt? Hatte eine Woge ihn über die Planke gehoben und fortgespült? War er leer?

Da tauchte es wieder auf — kein Zweifel — jemand sei darin — einer nur? Nur einer?

Und Irne Hjelmersen brachen die Kniee — er kauerte neben den Andern — er stierte mit offenem Mund, mit keuchendem Atem — —

Wer war der Eine? Wer — — —

Wehe, wenn es nicht der Rechte war —

Wohl hörte der Mann, der, bis zum Leibe im Wasser stehend, mit beiden Händen die Leiter umklammerte, ihre Sprossen deckend — wohl hörte er den Ruf des Freundes.

Und aeben ihm schrie Edlef:

„Bist du toll — eil dich — schnell — schnell — —!"

Er konnte nicht an die Leiter, an den rettenden Aufstieg kommen — der Andere, mit seinem machtvollen Körper hinderte ihn.

Was war das?

Er zerrte ihn am Arm — ein ohnmächtiges, verzweifeltes Ringen — nur Sekunden — die zu furchtbaren Zeitspannen wurden — —

Mit einem Male wandte sich der Mann — nun recht er mit seinem Rücken die Leiter und stieg so, sich rückwärts gleichsam emporschiebend, hinan — langsam — eine Stufe — noch eine noch eine . . . Und er sah auf den andern hinab, dessen Hände gierig auch den frei werdenden Sprossen griffen, der sich anschickte, nachzuklimmen —

Ein schreckliches Licht stand in Thassilos Augen — sie glichen denen eines Wahnsinnigen —

Sie war da, die Stunde — sie war da — ein Zaudern nur einer — —

Und der, den er haßte, sank zurück . . die Wasser begruben

ihn — er war zu kraftlos, sich zu retten — allein — nur ein Fußtritt — mitten vor diese falsche Brust — —

Und kein Zeuge als das schwarze Gewölk, das in Fetzen vom zerrissenen Himmel herabhing — fast das Meer streifend, mit seinen düsteren Schleiern — —

Und der Weg frei — zu ihr — zu ihr — —

Ein Fußtritt nur — mitten vor die Brust seines — Wohltäters — das zuckte auch durch sein Hirn — einen Herzschlag lang stockte alles in ihm — — aber in triumphierender Gewalt, gierig, überwältigend, quoll der Haß auf — —

Es zuckte ihm in den Gliedern — — Aber wissen sollte er — wissen! War das Sättigung, wenn jener unwissend dahin fuhr? Kam nicht der Haß um sein letztes Recht, wenn er ihn nicht dem Todgeweihten zuvor ins Gesicht schrie — —

Da donnerte mit hohlem Rauschen wieder ein Wasserschwall heran und warf sich über sie — eine Sekunde waren des Mannes Augen blind von Wasser — —

Dann sah er . . . .

Der andere sank — die Woge hatte ein Brett von der Planke gerissen und gegen ihn geschleudert — Blut rann — —

Und besinnungslos handelte er vorwärts — ein Mensch, der seine Mitkreatur in Gefahr sieht — —

Er sprang hinab. Mit seinen eisernen Armen hob er den andern — er trug ihn empor — ein paar Sprossen — — —

„Halte dich!“ schrie er — und das Halbbewußtsein des andern reichte gerade noch, sich mit der Kraft der Todesangst anzuklammern.

Thassilo, bis zur Brust im Wasser watend, drang bis zu dem schaukelnden Nachen vor, den die Fluten hart gegen die Wand getrieben hatten.

Er schob ihn vor sich her — er kam bis an die Leiter — Alles mit der Raschheit Eines, der weiß, daß es ums Leben geht.

Auf den Sprossen kauernd, hielt er mit der einen Faust den Nachen fest und trachtete, mit der andern dem Verwundeten hineinzuhelfen. Aber Edlef, halb bewußtlos, ließ die Sprossen nicht los — seinen dumpfen Sinnen schienen sie die Rettung — es ward ein förmliches Ringen.

Thassilo mußte ihn herabzerren — — Nun waren sie im Nachen — —

Es war wie eine Pause in der furchtbaren Not dieser Minuten — —

Fast unschuldig, fast friedlich schaukelte das Schiffchen in dem Bassin, zu welchem sich die Arbeitsstätte verwandelt hatte — — Der heulende Sturm ging über sie hin und die Wogen warfen sich dagegen. — —

Wieder stieg das Wasser — Minuten noch und Thassilo durfte hoffen, über den Rand der Planke hinweg schwimmen zu können mit seinem gebrechlichen kleinen Fahrzeug.

Nun stand das Wasser bis zum Rande — mit der nächsten großen Welle mußte es glücken, hinüber zu kommen — —

Und es war, als ob das Meer dem Manne, der ihm kühn trotzte, Großmut zeigen wollte.

Eine glatte, breite Woge schwoll heran. Sie hob den Nachen und trug ihn hinaus in das offene Wasser.

Thassilo wußte es: jeder Versuch zu rudern oder zu steuern war hier nutzlos. Sturm und See mußten sie landwärts bringen — wenn ihr Fahrzeug nicht zuvor voll Wasser schlug. Es gab nur eine Arbeit: schöpfen, immerfort schöpfen! Auf dem Boden lag ein alter verbeulter und verrosteter Blecheimer. Rastlos, mit triefender Stirn füllte der Mann ihn — —

Der andere erwachte allmählich ganz — er sah mit Verständnis seinen Retter an — —

Es war ein langer, langer Blick — —

Thassilo sah ihn nicht, diesen Blick — er wäre ihm rätselvoll gewesen —

Und in fürchterlicher Langsamkeit spülten die Fluten das Schiffchen weiter dem Ufer zu — es zurückreißend — es weiterwerfend — in der grausigen Laune ihrer Tollheit — — — — — — — — — — — —

Immer mehr Menschen liefen aus der Stadt an den Strand, der wohl mehr als hundert Schritt weiter landeinwärts als sonst seine feuchte, von immer gewaltiger heranbrechenden Wogen überspülte Grenze hatte.

Wackernagel, aufgeregter als je, schrie den Bürgermeister an, daß man die Lotsen hinausschicken müsse. Aber Lebus, der ein treffliches Fernrohr hatte, ließ alle Machthaber der Stadt nach der Reihe hindurchsehen und sagte, alle seien auf der durchaus sicheren, schweren, floßartigen Schute geborgen. Von der kleinen Lotsenstation, die, unfern der von Edlef bewohnten Villa, einen kleinen Wachtturm hatte, kam die Nachricht, daß das Fahrzeug seiner Konstruktion nach sicherer als jeder Dampfer für die vorliegende Situation sei, und daß es wahrscheinlich unterhalb Glanau anlaufen werde.

So drängte sich denn der Haufe weiter, ein dunkles, unruhiges Durcheinander von Menschen auf dem fahlen Sande unter dem schwarzgrau drohenden Himmel.

Plötzlich sagte Lebus betreten: „Ich sehe die beiden Stürmer nicht . . . .“

Georg Altheer kam auf einem steinen Fußweg am Knick entlang, von Glanau herab. Hinter ihm Hedi, blaß, aufgeregt.

Mein Gott, wer sollte Frau Beate benachrichtigen — — Jetzt sah es jedes Auge, die beiden Stürmer waren nicht dabei — —

Hedi fiel in die Kniee. Sie betete. Es war das Einzige, was sie konnte. Ihre Lippen murmelten heiße, flehende Worte zum Höchsten. Aus ihren Augen rannen die Thränen.

Der Wind nahm ihr das Petzmützchen fort und zauste ihr das Haar um die Stirn. Sie merkte es gar nicht.

Ein Schrei aus hundert Kehlen — das Fahrzeug lief auf den Strand — hundert Hände waren bereit, es hinaufzuziehen.

Und die Geborgenen sahen sich von zornigen, angstvollen Fragen bestürmt — —

Irne Hjelmersen war stumm. Er konnte nur Wackernagels Arm umklammern und mit deutender Hand hinausweisen — —

Da rief es auch schon Herr Lebus über alle Köpfe weg, von der kleinen Sanderhöhung her, auf welcher er stand: „Ein Boot trieb auf der Flut!“

Beide Stürmer waren darin.

Beide — — Irne Hjelmersen lächelte böse — —. Beide?!

Von der Stadt her sah man Beate kommen. Neben ihr ging Holdin.

Noch waren sie fern, aber man erkannte sie schon genau. Sie hasteten vorwärts über den zerklüfteten Strand.

Niemand sprach. Jedes Auge richtete sich nur auf das kleine Schiff.

Einige Arbeiter standen wurfbereit mit aufgerollten Seilen.

Und wieder ein Erlösungsschrei aus zahllosen Kehlen: der Nachen war so nahe gekommen, daß der Seilwurf gewagt werden konnte. Er glückte. Thassilo fing das Seil auf und hielt es mit seiner bärenhaften Kraft fest um seine Fäuste geschlungen. Die heranstürzenden Wogen brachten sie immer näher, aber die zurückweichenden konnten sie nicht mehr mit sich reißen.

Endlich schob sich der Kiel auf den Sand, eine tiefe Furche in die nasse, glatte Fläche schneidend.

Noch war Thassilo bemüht, von seinen blutenden Händen die Stricke zu lösen, als Edlef schon, etwas taumelnd zwar, aber sonst Herr seiner selbst, dem Boot entstieg, wobei ihm Freundeshände halfen. Er ward sofort umringt, mit Fragen, mit Freudenausrufen, mit nachträglichen Angstbekundungen bestürmt.

„Mein Gott,“ sagte er, „es war doch unsere einfachste Pflicht, als die letzten zu bleiben — —“

Die um ihn standen, sahen sich untereinander mit begeisterten Blicken an.

Ja, das war noch ein Charakter, ein Mann. Und die Begeisterung machte sich in lauten Worten Luft.

Da nahte Beate. Alle wichen ehrerbietig vor ihr zurück.

Sie kam sehr schnell — es schien, als wollte sie sich ihrem Gatten in die Arme werfen.

Aber Edlef war naß — ganz und gar — das Wasser rann von seinem Oelrock nieder — sein Gesicht war fleckig von Blut, das aus einer kleinen Stirnwunde tropfte — — er sah ja schrecklich aus — —

Beate fuhr instinktiv ein wenig zurück. So wurde es eine Umarmung wie auf dem Theater — nur markiert. Und ganz ebenso instinktiv sah Beate gleich an ihrem schwarzen Kleide herab, ob es auch naß geworden sei — —

Irne Hjelmersen trat an den Nachen heran. Er sah schweigend und forschend dem Freund in das finstere Gesicht — —

Thassilo vermied seinen Blick.

Feige kam er sich vor und erbärmlich — kein Mann, der kühn und kraftvoll die gute Stunde ausgenutzt — — der den Augenblick verpaßt, der nie, so nie wiederkam. Nicht mal so viel Größe zu einem Verbrechen — — dachte er.

Da kam auch Hedi gelaufen. Sie drängte sich durch die Leute, sie stieß einen zur Seite, der ihr im Wege war. Und atemlos, selig, fast besinnungslos vor Freude streckte sie die Hände empor und umfaßte Thassilos Rechte, die naß, schmutzig, blutunterströmt, geschwollen, fast nichts mehr von einer Menschenhand hatte.

Und von diesen beiden kleinen Händen fast gezogen, entstieg auch Thassilo dem Nachen.

„O Gott —“ sagte Hedi nur, „o Gott . . .!“

Er sah in ihre leuchtenden Augen.

Plötzlich kam eine große Erschütterung über ihn.

Wie hätte er noch in diese Augen sehen können, wenn . . .

„Liebe Hedi!“ sprach er mit bebender Stimme.

Georg Altheer rief: beide Männer sollten erst nach Glanau mit hinauf, es war näher als nach der Stadt. Er wollte sie trocken anziehen und restaurieren und dann heimfahren.

„Ich danke sehr — nein!“ sagte Thassilo.

„Komm, Irne!“ Er stützte sich auf den Arm des Freundes und machte Miene, davonzugehen.

Edlef trat an ihn heran. Befangener Aufrecht und sicherer Gebärde griff er nach Thassilos Hand. „Ich danke dir!“ murmelte er. „Ich danke dir von Herzen!“

„Nichts zu danken!“ sagte Thassilo und wandte [illegible] das Gesicht fort.

„Sehen Sie,“ sprach der Bürgermeister, der drei Redenden aber die Worte nicht vernahm, zu dem neben ihm stehenden Herrn Lebus, „sehen Sie, Edlef Stürmer, in einer so natürlichen Gemütsbewegung nach solchen Stunden, nähert sich den Menschen fast zärtlich! Der ist aber immer der Gleiche — finden, gut, so muß eine Strafe sein, mit dem Mann täglich zu thun zu haben!“

„'N Vergnügen gewiß nicht,“ gab Lebus zu.

Thassilo und Irne gingen der Stadt zu. Ihnen folgte in gemessener Entfernung der ganze Menschenhaufe.

Die beiden Freunde sprachen nicht miteinander.

Einer wußte zu genau, was für Gedanken den andern bewegten. Gedanken, die man auch vor den besten Freunden nicht zu Worten formt.

Und neben ihnen brauste das Meer ruhelos weiter.

Immer noch schwoll die Gewalt seiner Brandungen an.

Das schwarzgrüne Glas der Wogen war nicht mehr mit weißen Schaummähnen gekrönt. Sie verschmähten es, sich kriegerisch zu schmücken.

Schwer flutend, hoch und breit, tänzerischen Riesinnen gleich, warfen sie sich mit ihren nassen Leibern klatschend auf den fahlen Sand.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag im ostasiatischen „Paris“.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Johannes Wilda.**

Das deutsche Konsulat in Schanghai

Der beliebte Vergleich der Wusungstadt Schanghai mit der großen Seinestadt gehört zwar zu denen, die da beträchtlich hinken, immerhin ist er vom Standpunkte des ostasiatischen Lokalpatriotismus aus verständlich. Auf das Für und Wider kann ich mich hier nicht einlassen, es genüge, wenn ich dem Leser das Bild Schanghais und Umgebung vor das geistige Auge rücke, so wie ich es fand, als ich im Sommer vorigen Jahres dahin kam. Zu diesem Bilde möge sich die Phantasie heute eine mächtige Ansammlung von europäischen Kriegsschiffen, viele der stattlichsten unter deutscher Flagge, und am Lande eine ebenso zahlreiche Anhäufung von Soldaten, unter denen die Deutschen durch Kräftigkeit und energisches „Zusammennehmen“ vielleicht nicht unvorteilhaft auffallen, ergänzen.

Wir langten in der Wusungmündung in der Nacht an. Am nächsten Morgen fand ich unseren Messageriesdampfer auf einem breiten, gelben, von niedrigem, grünem Lande teilweise begrenzten Wasser vor Anker.

Der Wusung ist der 60 Seemeilen lange Abfluß des Tien Shan-Sees und der letzte Zufluß des Yangtse-kiang, in dessen südliches, meerbusenartiges Mündungsdelta er sich ergießt. In recht breiten Wusungmündung gegenüber liegen Sunken Island und die größere Insel Thung Ming.

Um nach Schanghai zu gelangen, hat man eine enge und innere Barre zu passieren und dann 12 Seemeilen weit stromauf zu dampfen. Die Schiffahrt hängt sehr von wechselnden Wasserstande ab; sie ist schwierig und nur mit tüchtigen Lotsen, unter denen sich auch Deutsche befinden, welche besonders gesucht sind und ein reichliches Brot verdienen, zu bewerkstelligen. Recht ansehnliche Schiffe können bis über Schanghai hinaus gelangen; die allergrößten Ozeanriesen und schweren Kriegsschiffe aber müssen bei Wusung vor der unteren Barre gut bleiben. Ein bis zwei Seemeilen stromauf liegt an der Westseite das Dorf Wusung und oberhalb davon das chinesische Zollamt. Nach diesem Dorf ist der Fluß benannt: die Chinesen heißen ihn aber Hwang Pu.

Das ganze Gelände um Schanghai wird von aufgeschwemmtem Alluvialboden gebildet, ein Dorado für den Jäger. Eine Fülle von Wasserläufen durchschneidet es und bildet Verbindungen mit einer Reihe bedeutender chinesischer Städte und dadurch mit fast dem gesamten Kaiserreiche. Kanäle, namentlich Verbindung mit dem Großen oder Kaiser-Kanal vorhanden, der sich unweit, der ganzen Küste entlang, bis nach Peking zieht. Ja dieser Gegend führt der Kanal an dem mächtigen Binnensee Thai Hu vorüber, und über Su-Chou, Suchou, Sutchou. Diese große Stadt ermöglichte das Aufblühen des Fischerdorfes Schanghai, etwa wie Kanton das Wachsen Hongkongs. Und als die Bewohner Sutchous in der Taiping-Revolution in den sechziger Jahren flüchteten, bevölkerten sie die Chinesenstadt Schanghai, die jetzt über eine halbe Million Einwohner zählt. Das gesamte Alluvialland um Schanghai herum ist das Produkt der letzten dreihundert Jahre und die Frucht einer Fortbildung, die noch immer andauert. Schanghai bedeutet „am Meer“, es lag also einst hart an der See, von der es jetzt 20 Kilometer in der Luftlinie entfernt ist. Der kleine Bach, der bei ihm mündete, ward zum breiten Strom der mächtige Schiffe trägt, und das Fischerdorf zur Weltstadt, zur ersten europäischen Handelsplatz des Ostens.

Schanghai ist aber nicht, wie viele Europäer noch heute annehmen, speciell englischer oder auch europäischer Besitz, etwa wie Hongkong, sondern es zählt nur zu den Vertragshäfen, in

Vor der Chinesenstadt.

denen Europäer wohnen und handeln dürfen, und in denen ihnen allerdings bestimmte Landkonzessionen zugestanden sind, wo sie, unbehelligt von Chinesen, unter ihren eigenen Gesetzen leben können, so lange die Verträge, welche wir den Weltmächten, vor allen den Engländern verdanken, in Kraft bleiben. Im übrigen gehört es zur chinesischen Provinz Kiangsu, deren Hauptstadt Nanking am Yangtse-kiang ist.

Die Befestigungen an der Westseite der Mündung — der Fluß mündet, vom Süden kommend, nach Norden — erschienen mir halb zerstört oder wie im Neubau begriffen. Ferner sah man einen alten Feuerturm, eine Signalstation, einige Dampfer und viele Dschunken. Wir erhielten zunächst den Besuch der Pestkommission. Indessen wurden wir auf dem Oberdeck versammelten Rajütspassagiere kaum angesehen, während die Besatzung und die eingeborenen Passagiere einer eingehenderen Untersuchung unterzogen wurden. Dann brachte uns ein kleiner Dampfer den Wusung hinauf. Ich weiß nicht, ob die im Auftrage der Regierung gebaute, dann wieder beseitigte und neuerdings abermals gebaute Schanghai-Wusung-Bahn noch nicht im Betrieb war. Nach der ersten Biegung trafen wir am Westufer den Liegeplatz größerer Dampfer, darunter einen italienischen und einen französischen Kreuzer, sowie mehrere chinesische Kriegsschiffe.

Das Wasser des recht stattlichen Flusses gilt wegen der großen Sättigung mit organischen Stoffen für besonders ungesund. Die Umgebung macht den Eindruck einer ordentlichen Bodenbebauung. Der europäische Charakter der Ufer verstärkt sich, je mehr man an die große Stadt herankommt. Man glaubt, zunächst eine Fabrikstadt, wenn auch keine geschlossene, vor sich zu sehen. Dies bewirken in erster Linie die zahlreichen Baumwollenfabriken, die erst seit kurzem bestehen. Man ging an ihren Bau, nachdem man es als vorteilhaft erkannt hatte, die Baumwolle an Ort und Stelle zu bearbeiten, statt sie roh zu exportieren. Andere Fabriken, Seidenspinnereien, Reismühlen und Werften folgen, und Schiffe liegen rechts und links vor Anker. Es waren meist englische, deutsche, japanische, französische und norwegische Dampfer; unter den Segelschiffen ärgerte uns ein großer deutscher Viermaster durch seinen englischen Namen „Crown of Germany". Noch ein italienischer Kreuzer und wieder einige chinesische lagen hier oben. Ein wenig weiter vor, wo die Zahl der Segelschiffe und Dschunken wesentlich zunahm, sahen wir die geschlossenen Häuserreihen Schanghais, zum Teil mit Grün davor und mit Türmen im Hintergrund, sich am Westufer weit entlang ziehen, während allerlei Etablissements das Ostufer Pu Tung bedeckten. Das Ganze gab ein Bild etwa wie Kiel mit dem gegenüberliegenden Gaarden, nur daß Stadt- und Handelsverkehr hier viel größer waren, während die anmutige Hügelgestaltung und das frische Buchenlaub der Ostseebucht fehlten und dafür nur flache Flußlandschaft sich zeigte. Der Anblick war interessant, allein an die wundervolle Szenerie des tropischen Hongkong reichte er nicht annähernd heran; allenfalls könnte man eine Parallele mit Schanzen am Kantonfluß ziehen.

Beim Näherkommen bemerkten wir einige als Hulks (Magazine) in der Quai-Nachbarschaft träumende alte Kriegsschiffe, die Allee und die Anlagen des „Bunds", dieser nur auf ihrer einen Seite durch Häuser gebildeten Haupt- und Quaistraße der Europäerstadt. Die hübschen, nicht zu hohen Bauten, welche vielfach durch ihre Loggien und Veranden der Sommerhitze Rechnung tragen, beherbergen zum großen Teile die Komptoirs der Banken und Kaufhäuser und gewinnen durch die eigenartige Verwendung, welche die grauen chinesischen Ziegel neben den roten auch hier gefunden haben, ein charakteristisches Aussehen. Einige Kirchen und das rote europäische Haus des Kaiserlich chinesischen Zollamtes haben sich schon bemerkbar gemacht; eine blaue Brücke schimmert zu uns herüber, und dicht daneben weht über einem ansehnlichen Eckhause die Flagge des deutschen Konsulats, so wie es überall der Fall sein sollte, als erster Gruß und sicheres Schutzzeichen dem Ankömmling gleich ins Auge leuchtend.

Ueber zwei und dreiviertel englische Meilen erstrecken sich diese Anlegestätten der Europäerstadt, die unterhalb der ummauerten Chinesenstadt beginnt. Die Thore der letzteren stehen tagsüber auf, so daß der Verkehr ungehindert ineinander fließen kann; das echt chinesische Treiben von Bettlern, verwahrlosten Menschen, schmutzigen Kindern und Hunden bleibt in den engen, dunklen Straßen der Chinesenstadt zurück. Auch im Europäerviertel sind viele Chinesenstraßen, die aber von besseren chinesischen Handels- und Gewerbetreibenden bewohnt werden, welche sich den europäischen Vorschriften anpassen müssen, und daher ein leidlich reinliches Bild gewähren. Unmittelbar an die chinesische Stadt, diese vom Fluß abdrängend, schließt sich stromab die französische Konzession, an diese die englische; dann kommt der überbrückte

Satchoufluß, der die verkehrsreiche Wasserverbindung mit Sulchou bildet. Jenseits macht die amerikanische Konzession den Beschluß. Die Deutschen haben ihre Niederlassungen in allen diesen Stadtteilen, ohne einen eigenen zu besitzen.

Wir landen bei den großen Anlagen der „Messageries maritimes". Die geschlassenen Postwagen derselben rollen heran; das Passagiergepäck wird auf die Holzlandungsbrücke geschafft, dabei ich den ungeheuren Troß, den eine nur aus Mann und Frau bestehende englische Majorsfamilie mit sich führt, anstaune. Ahnungslos, welch aufregendem Schicksal sie entgegengehen, schiffen sie sich aus, um nach Peking zu ziehen. Die meisten Passagiere verlassen uns hier; auch die Familie eines französischen Ingenieurs, dessen Damen sehr angern Frankreich mit China zu vertauschen scheinen. Polizisten halten die mit und ohne Rickshas (Fuhrwerke, welche von Kulis gezogen werden) in der Allee auf dem Sprunge befindlichen Kutscharen zurück, sonst würden die Fremden einfach von deren Ansturm überwältigt werden. Kulis mißverstehen einen zunächst immer; so kam ich zwar richtig bei der ebenfalls in der Nähe befindlichen Lloyd-

Daß die deutsche Ein- und Ausfuhr und die deutsche Unternehmungslust in Schanghai neben der englischen hervorragt und zur Niederlassung der Deutsch-ostasiatischen Bank führte, dürfte genugsam bekannt sein. Durch unseren Erwerb in Schantung hat die Stadt als nächster großer Handelsplatz noch sehr an Wichtigkeit für uns gewonnen, und diese Wichtigkeit wird bestens zur Geltung kommen, wenn erst nach Wiederherstellung friedlicher Verhältnisse die neuen Verkehrswege durchgeführt sein werden.

Mein Hauptaugenmerk war natürlich darauf gerichtet, von Schanghai, das ich mir in meiner Phantasie noch eleganter ausgemalt hatte, als ich es fand, so viel zu sehen, als die kurze Zeit erlaubte; ich nahm mir also eine Rickscha und fuhr umher. Am „Bund" sieht man inmitten recht hübscher Anlagen das Denkmal für unseren an der Schantungsküste untergegangenen alten „Iltis", das, wie den Lesern der „Gartenlaube" erinnerlich sein wird, nach einer Grundidee des Kapitäns z. S. von Müller, sich in Form eines abgesplitterten Mastes erhebt.

Sonst ist nur von ziemlich engen, wenn auch nicht unfreundlichen Straßen zu berichten, von einigen hübschen Plätzen, Kirchen

Der Hafen zu Schanghai.

agentur, welche in den Händen der großen Bremer Firma Melchers und Komp. liegt, an, allein ein Teil meines Gepäcks kutschierte derweil irgend wo anders in Schanghai umher. Chinesische Menschenfreunde, die das wahrscheinlich selbst angestiftet hatten, brachten mir meine Sachen endlich wieder, und ich ließ mich zu ihrer Entrüstung nicht dazu bewegen, ihnen angebliche Auslagen zurückzuerstatten.

Ein Chef von Melchers und Komp. führte mich zunächst, da gerade die Frühstückszeit gekommen war, in den englischen Schanghai-Klub, welcher auf dem „Bund" liegt, ein. Hier an der Bar dringt sich um diese Zeit die ganze internationale europäische Geschäftswelt von Bedeutung: es ist die tägliche Börse, bei der das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden wird. Möglicherweise ist hier eine der Wiegen des berüchtigten „Schanghailatsches" zu suchen, der auch während der jetzigen Wirren die Welt so manches Mal mit seinen dunklen Phantasiegebilden „erfreut" hat. Mittags speiste ich recht gut in dem am meisten besuchten französischen Hotel, wo ich an den kleinen Tischen ringsum fast mehr Deutsch als sonst eine Sprache hörte. Auf dem deutschen Postamt, dessen Subalterne Chinesen sind, empfing ich Briefe. Die Beamten des deutschen Postamts in Schanghai bezeigten eine hervorragende Liebenswürdigkeit, die draußen vor allem auch weit angebrachter ist als strenger Bureaukratismus: ich durfte sogar im Amtszimmer meine Korrespondenz erledigen.

und einem durch Garten anmutig geschmückten Villenviertel. Im geschäftlichen Leben, in Hauseinrichtungen, Equipagen und Toiletten wird vielfach hoher Luxus getrieben.

Auf mein Verlangen nach einem Kaffeehause lud mich mein Kuli vor einem Lokale ab, das Erwähnung verdient. Es lag außerhalb einiger schattiger Villenstraßen und der Bahn für die Schanghai-Rennen, die sich mit den Honglong-Rennen in den Ruhm der bedeutendsten sportlichen Veranstaltungen des Ostens teilen. Ein großer Garten umgab das europäische Gebäude, das inwendig einen weiten Saal und Erfrischungsräume im europäischen Stil zeigte. Die Wirtin, deren zwei Töchter und eine Hilfsdame waren Russinnen; das Publikum bestand nur aus wohlhabenden Chinesen, die mit Weib und Kind die Räume reichlich besetzten. Meine bescheidene Rickscha schien die einzige ihrer Art zu sein; sonst hielten vor dem Hause lauter Equipagen.

Im rückwärtigen Teil des Gartens befand sich ein Theater. Die Chinesen nahmen mir an der Kasse kein Eintrittsgeld ab, und als ich unter dem Publikum Platz nahm, brachte man mir höflich Thee und Gebäck. Eine Schilderung der so oft beschriebenen chinesischen Bühne kann ich mir ersparen; es war der übliche Gong-, Flöten- ꝛc. Spektakel, der für den Europäer ebensowenig genußreich ist wie das völlig unverständliche, endlose, ceremonielle und pantomimische Spiel. Man bewundert dabei eine gewisse Grenze der Hand- und Armbewegungen und die Pracht

der Gewänder, gegen die unsere gewöhnlichen Theaterkostüme nur Flitterwerk sind. Die Diskantstimmen der Teäger der weiblichen Rollen haben, obgleich sie uns auf die Dauer ängern und langweilen, unleugbar etwas Einschmeichelndes. Eine Menge von Kindern wirkte mit, scheinbar Mädchen, in Wirklichkeit wohl Knaben. Die Chinesen sahen sich bei dem Spiel oft lachend an und unterhielten sich offenbar prachtvoll.

Das Theater fand in einem oberen Stockwerk statt, in dem starke Hitze herrschte; in Heißwasser getränkte, dampfende Tücher, mit denen das Publikum sich den Schweiß vom Gesicht und Hals trocknete, wurden fleißig herumgereicht. Den Thee erhält man in einer Schale nebst Unterlag und einer Schale als Deckel darüber. Er steht auf den Blättern, ist stets hellgelb, von leichtem angenehmen Geschmack.

Den Abend brachte ich im Deutschen Klub zu. Seine Lage in der Canton-Road, einer engen Straße, ist zwar nicht so günstig wie die des englischen am „Bund"; aber inwendig verfügt er doch über eine stattliche Einrichtung. Im Erdgeschosse, neben dem ansehnlichen Flur, öffnen sich die Restaurations- und Billardzimmer; eine breite Treppe führt zum oberen Stock, wo wir den Speisesaal und eine Flucht von Gesellschaftsräumen finden. Man konnte sich vorstellen, daß das Haus bei großen Bällen, wenn unsere deutschen Damen im Verein mit denen der anderen europäischen Kolonien in kostbaren farbigen Toiletten hier unter der Lichtfülle glänzen, einen sehr festlichen Eindruck machen muß. Die gebotene Küche ist schmackhaft und für ostasiatische Verhältnisse nicht teuer, ein Punkt, der besonders dem „jungen Mann", an dessen Börse hier starke Anforderungen gestellt werden, nicht unwichtig erscheint und auch den vielen jetzt anwesenden deutschen Offizieren gefallen wird. Daß der Deutsche, wie überall, seine Kegelbahn besitzt, darf als selbstverständlich gelten, ebenso die Beliebtheit der fröhlichen „Knobelei". Der Wirt ist ein Deutscher, seine Kellnerschar aber besteht aus schlitzäugigen Chinesen, die auch gar nicht durch deutsche Kellner zu ersetzen wären. Die Küchenchefs pflegen, wie überall im Osten, Chinesen zu sein. Erwähnen will ich auch das reichhaltige, bequeme Lesezimmer und bei dieser Gelegenheit des ersten deutschen ostasiatischen Blattes, des in Schanghai erscheinenden „Ostasiatischen Lloyds", gedenken, der nach schweren Opfern seines hingebungsvollen Gründers nun unter tüchtiger Leitung einer ehrenvollen, für das Deutschtum nützlichen Entwicklung entgegengeht.

Spät fuhren wir nach Wusung zurück.

An der Wusungmündung verbrachten wie eine unleidliche Nacht. Bei anhaltendem dünnen Regen herrschte eine unerträgliche Hitze. Unter Deck war es gar nicht auszuhalten und oben auch nicht, denn die Moskitos brachen in Schaaren unter das Regensegel herein. Auf den Bänken sah man überall dicht vermummte Gestalten liegen; eine nach der anderen aber warf die schützende Hülle wieder von sich und rannte, verzweiflungsvoll um sich schlagend, auf und ab. In qualvoll schlafloser Unruhe verbrachte man so die Stunden, indem man als einzige Unterhaltung den Anblick der Moskitos und Leuchtkäfer genoß, welche die elektrische Hecklampe umtanzten. Kaum hatte ich früh etwas Schlaf gefunden, so scheuchte mich das Aufgehen des Ankers empor; wenigstens erhielten wir jetzt wieder frische Seeluft und ohne Bedauern kehrten wir dem ungastlichen Wusung den Rücken.

Weibliche Arbeitskraft im Kunstgewerbe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von C. von Braunmühl.

Das Kunstgewerbe zählt nicht unter die den Frauen verschlossenen Berufsarten, es ist ihnen ohne allen Kampf vor Jahrzehnten schon eröffnet worden. In Berlin, Wien, München, Stuttgart und vielen anderen Orten bestehen kunstgewerbliche Schulen, in welchen Mädchen, wie junge Männer dieselbe gründliche theoretische Ausbildung im Zeichnen, Musterentwerfen, in der Perspektive, Stillehre und allen sonstigen Fächern erhalten. Obgleich es also diesnach scheinen möchte, als sei die „Frauenfrage im Kunstgewerbe" bereits vollständig gelöst, besteht sie dennoch auch hier in sehr fühlbarer Weise: es tritt nur eine verschwindend kleine Zahl von Mädchen nach Beendigung der Schulzeit in eigentlich praktische Thätigkeit ein. Die meisten wissen keine Brücke dafür zu finden, sie bringen sich im besten Falle als Zeichenlehrerinnen, meistens im Privatunterricht, als Aufzeichnerinnen für Stickereigeschäfte und in ähnlichen, wenig einträglichen Erwerbsarten fort. Der Gedanke, selbst Hammer, Meißel oder Tredscheibe zur Hand zu nehmen, kommt ihnen nur ganz ausnahmsweise. Und doch steckt in diesen und den verwandten Thätigkeiten eine sichere Zukunft für die Arbeit der geschickten, geschmackvollen Frauenhand. Es handelt sich nur darum, den Weg, der heute noch schwierig und nur von einzelnen begangen ist, zu einem allgemeinen zu machen.

In einem Artikel des Jahrgangs 1896 der „Gartenlaube" hat A. Lukdmer den Bildungsgang des jungen Kunsthandwerkers vorgezeichnet und zum Schlusse kurz der bedauerlich geringen Aussichten für das weibliche Geschlecht gedacht. Wer seinen klaren und sachkundigen Ausführungen folgt, sieht sofort den springenden Punkt der ganzen Frage: den Mangel einer dem theoretischen Lernen vorausgehenden praktischen Ausbildung bei den Mädchen, welche der Knabe von Hause aus besitzt oder bereits bei einem Meister erworben hat. Jede ersprießliche Thätigkeit beruht auf der Vereinigung von Theorie und Praxis. Im Kunstgewerbe halten sich beide die Wage; da nun die Schule lediglich die theoretische Ausbildung giebt, ja ist ohne weiteres einleuchtend, daß an eine ersprießliche, lohnende Thätigkeit im Kunstgewerbe ohne ganz gründliche praktische Schulung nicht zu denken ist. Wie sehr steht nun hier das Mädchen von Anfang an gegen den Knaben zurück! Ist dieser zum Beispiel selbst der Sohn eines Handwerkers, so tummelt er sich früh in der väterlichen Werkstatt herum, lernt spielend allerlei Hantierungen und Vorteile und hat, wenn er die Volksschule verläßt, um bei einem Meister in die Lehre zu treten, schon eine Menge von Geschicklichkeiten erworben, von welchen das Mädchen aus kleiner Beamtenfamilie, z. B. die Schülerin einer höheren Töchterschule, keine Ahnung hat. Treten dann beide später in die Kunstgewerbeschule ein, so hat der Junge sein künftiges Fach längst gewählt, kennt das Handwerk und sucht nur noch die künstlerische Ausbildung, die ihn befähigen soll, jenes zum Kunstgewerbe zu erheben. Nach nur einigermaßen erfolgreichem Schulbesuch steht dem jungen Manne ein Erwerb offen. Aber auch dann lernt er noch immer. Meist geht er in die Fremde und tritt in eine Stellung ein. Da sieht er Neues, denn ein anderer Geschmack regiert dort, er lernt die Konkurrenzverhältnisse kennen und die Vorteile verschiedener neuer Betriebseinrichtungen ausnutzen.

Welche Vorbereitung bringt nun das junge Mädchen mit, wenn es sich zum Eintritt in die Kunstgewerbeschule entschließt? . . . Außer mehr oder minder dilettantenhaftem Zeichnen meist — keine! Sie kennt die Anforderungen nicht, welche die Schule an sie stellt. Die Fächer, welche dort gelehrt werden, liest sie wohl im Programm, weiß aber nicht, welches Können sie erfordern. Sie weiß nicht, welches Fach sie wählen soll, ob es ihr entsprechen wird: welche Konkurrenz ihr später entgegentritt, welchen Erwerb sie sich zu schaffen vermag. Es vergehen ein bis zwei Jahre, ehe sie sich über diese Fragen nur einigermaßen klar wird. Es wird ihr keine längere Studienzeit gewährt als dem Schüler, der schon Vorkenntnisse mitbringt: mit drei bis vier Jahren glaubt man schon das Aeußerste für ihre Ausbildung gethan zu haben. Aber auch während dieser Zeit wird die Tochter, besonders wenn sie mit ihrer Familie zusammenlebt, von dieser noch fortwährend vielfach in Anspruch genommen.

Verläßt nun das Mädchen die Kunstgewerbeschule, so soll es sofort verdienen; über das Wie und Wo pflegt es aber in den seltensten Fällen recht klar zu sein. Im großen und ganzen sind es drei Fächer, für welche sich die Schülerinnen einer Kunstgewerbeschule gewöhnlich entscheiden: die freie Kunst, das Zeichenlehrfach und das Musterzeichnen. Die erstere ist für bemittelte Damen eine wundervolle Beschäftigung, auf Erwerb durch sie dürfen aber nur ganz wenige Hochbegabte rechnen. Mittelmäßig Veranlagte ohne ausreichenden pekuniären Rückhalt können nicht dringend genug vor diesem Weg ins Elend gewarnt werden! Das Zeichenlehrfach ist kein Kunstgewerbe; nur dadurch, daß mit den weiblichen Kunstgewerbeschulen häufig Kurse mit Prüfungen für das Lehreramt verbunden sind, wird es zu den Fächern einer weiblichen Kunstgewerbeschule gerechnet. Das einzige kunstgewerbliche Fach, welches den Mädchen Aussicht auf Erwerb bietet und das sie deshalb fast ausnahmslos ergreifen, ist das des Musterzeichnens für weibliche Handarbeit. Diese Handarbeit ist das Gebiet der Frau, in ihr besitzt sie praktische Kenntnisse, und das ist der Grund, weshalb sie auch in derselben ihre künstlerischen, theoretischen Studien am besten verwerten kann. Dadurch aber, daß die meisten Schülerinnen einer Kunstgewerbeschule auf dieses Feld gedrängt werden, entsteht hier wieder ein unverhältnismäßig großes Angebot gegenüber der Nachfrage und infolgedessen Erwerbslosigkeit. Es ist daher dringend notwendig, auch die übrigen zu einer weiblichen Kunstgewerbeschule gehörten oder zu einer solchen gehörigen Fächer den Mädchen durch Eröffnung der Praxis nutzbringend zu machen.

Hierher zählt vor allem das ganze Gebiet der Textilindustrie, also nicht nur die weiblichen Handarbeiten, sondern auch der Tapeten- und Zeugdruck und die Herstellung von Geweben aller Art. Dann die keramischen Fächer: die Porzellan-, Fayence-, Steingut- und Majolikafabrikation und deren Ausschmückung, sowie die Glasmalerei. Auch unter den künstlerischen Metallarbeiten die Juwelier- und Goldschmiedekunst, die Kupfer-, Zinn- und Bronze- ꝛc. Industrie und deren Schmucktechniken: das Emaillieren, Ciselieren, Gravieren, Treiben. Zuletzt die plastische künstlerische Gestaltung: das Modellieren in Thon, Wachs ꝛc. und das Holzschnitzen.

Auf welche Weise kann den Mädchen nun die Erlangung praktischer Kenntnisse in diesen Fächern ermöglicht werden? Vor allem durch Eröffnung der kunstgewerblichen Fachschulen, die ihnen bei uns fast ausnahmslos verschlossen sind. Es ist freilich nicht recht einzusehen, warum den Mädchen in Berufen, in welchen Theorie und Praxis gleich wichtig sind, nur die theoretische und nicht auch die praktische Ausbildung gewährt wird, da doch, wie uns folgenden Beispielen ersichtlich, die Frauen zur praktischen Thätigkeit in denselben vollkommen geeignet sind.

Im Jahre 1894 besuchte eine Anzahl Schülerinnen der königlichen Kunstgewerbeschule München unter Leitung einer Lehrkraft die Webeschule Laichingen in Württemberg. Dem gütigen Entgegenkommen der dortigen Behörden war es zu danken, daß zweien dieser Schülerinnen, welche den Wunsch dazu äußerten, der Eintritt in die bisher nur von jungen Männern besuchte Schule gestattet wurde. Sie machten streng den ganzen Unterrichtskurs durch und waren zuletzt imstande, allen praktischen Anforderungen der Weberei zu genügen. Beide zeichnen seitdem für verschiedene große Gebildweibereien, wozu sie nicht fähig wären, wenn ihnen die praktischen Kenntnisse der Weberei fehlten.*

In einer südbayrischen Schnitzerschule unterrichtet ebenfalls ein Lehrer privatim Damen, welche sich allen in das Fach einschlägigen Techniken vollständig gewachsen zeigen.

Aus den gegebenen Beispielen, wie auch aus dem Schnitzen, Punzen ꝛc. vieler Dilettanten, zeigt sich, daß den Frauen die Fähigkeit zur kunstgewerblichen Praxis nicht fehlt, daß aber Unkenntnis der Verhältnisse und einige andere noch näher zu beleuchtende Faktoren den Hauptgrund bilden, aus welchem dem weiblichen Geschlechte eine ersprießliche, praktische kunstgewerbliche Thätigkeit noch verschlossen ist.

Die Tapetenfabrikation und der Zeugdruck gehören zu jenen kunstgewerblichen Sparten, bei welchen das Produkt durch die Maschine hergestellt wird und nur der Entwurf des Zierschmuckes dem Künstler zufällt. Da kann von einer gewerblichen Praxis im eigentlichen Sinne nicht die Rede sein; um aber für beides zeichnen zu können, ist die Kenntnis der technischen Herstellung, also der Eintritt in eine Fabrik unumgänglich nötig.

Dieser Eintritt hat aber seine Für und Wider. Als Hindernis wirkt erstens der gänzliche Mangel an praktischer Vorschulung bei den Mädchen, welcher sie nötigt, vorerst gleichsam als Lehrlinge einzutreten, nachdem sie bereits kunstgewerbliche Studien hinter sich haben. Daß diese zweite Lehrzeit drückend empfunden wird, ist begreiflich, doch wird sie um so leichter überwunden werden, je allgemeiner der Eintritt weiblicher Lehrlinge in die Werkstatt wird. Schwerer als dieses Hindernis wiegt das weitverbreitete Mißtrauen der Meister und Fabrikbesitzer gegen weibliche kunstgewerbliche Arbeitskräfte im Zusammenwirken mit jungen Männern. Auch dies wird sich, langsam vielleicht, aber sicher ändern, wenn entsprechende Leistungen bei guter Führung geboten werden. In der Schweiz ist jene Abneigung, besonders in der Textilbranche, schon fast gänzlich gewichen; dort werden Dessinateurinnen ebenso gern angestellt wie Dessinateure. Ein Hindernis sind sich die Damen aber teilweise selbst, da sie nur zu oft glauben, mit theoretischem, kunstgewerblichem Können ausgerüstet, sich keiner Handfertigkeit mehr unterziehen zu dürfen. Die volle Fachkenntnis wird nur auf dem Wege unausgesetzter praktischer Übung erworben.

Andererseits spricht die Erwägung mancher Fabrikanten, daß die Mädchen ständigere Arbeitskräfte sind als die Männer, oft für den Eintritt derselben in die kunstgewerbliche Praxis. Ständigere Arbeitskräfte sind sie vor allem dadurch, daß sie nicht zum Militär eingezogen werden und nicht so leicht danach trachten, sich selbständig zu machen, sondern einen einmal erreichten Erwerb auch unter bescheidenern Verhältnissen zu erhalten suchen. Ein Hauptvorteil der praktischen kunstgewerblichen Thätigkeit liegt für die Mädchen aber in dem Umstande, daß innerhalb der verschieden abgestuften Thätigkeiten in den kunstgewerblichen Etablissements sich zahlreiche Arbeitsgebiete ergeben, welchen auch geringere Talente gerecht werden können und welche diesen noch einen Erwerb sichern und sie so vor einem Lebensschiffbruch bewahren.

* Seitdem ist auch in Sobran eine eigene Webeschule für Mädchen eröffnet worden, welche bereits sehr befriedigende Resultate erzielt.

Der Dorfapostel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.) Ein Hochlandsroman von **Ludwig Ganghofer.**

Das lange, dicke Seil des Streites war entzwei gerissen. Schwarz und wortlos standen sich der alte Waldhofer und sein Sohn in der dunklen Stube gegenüber, alle beide schnaufend, als hätten sie einen steilen Berg erklommen und wären mit ihrer letzten Kraft zu Ende.

Nach langem Schweigen war's der Alte, der sich zuerst wieder rührte. Schreien konnte er nimmer. Er murrte nur, ganz heiser, halb ohne Atem: „Nei schlecht, das muß ich sagen!... Die heilig Auferstehung versaumt ... und einigitritten bis in d' Nacht!" Dabei trat er zum Tisch und nahm den Cylinder von der Hängelampe. Ein Dutzend Zündhölzchen mußte er anstreichen, ins ihm eines brannte. „Aber jetzt muß Ruh sein ... jetzt kommen d' Leut! Und das kunnt mir taugen, daß man die Gschicht, die saubere, gleich morgen in aller Fruh schon austratschen thät im ganzen Ort! So eine Osterfreud, die kunnt mir ... sakrament noch einmal!" Der energische Fluch galt zur Hälfte dem Zündholz, das ihm die Finger versengt hatte, weil der Docht so schnell nicht Feuer fangen wollte. Aber nun brannte er, immer heller glomm das Flämmchen auf, streute sein falbes Licht in die Stube und beleuchtete das erschöpfte, zornrote Gesicht des Bauern, dem die Schweißperlen an Stirn und Schläfen glitzerten. So heiß hatte sich der Waldhofer in der dunklen Stube geredet!

Doch seltsam — es muß doch etwas Wunderbares an der Kraft des Lichtes sein! — denn die Helle, von der die Stube jetzt erfüllt war, schien dem Zorn des Waldhofer plötzlich die gröbsten Knochen zu brechen. Fast erschrocken sah er seinen Buben an, der mit geballten Fausten im Schein der Lampe stand, das Gesicht wie die Wand so bleich, einen harten Zug um den Mund und zähe Entschlossenheit in den blitzenden Augen.

„Laß mir mein Ruh, du!" stotterte der Alte, als müßte er einem bösen Wort zuvorkommen, das schon auf Romans Zunge lag. „Jetzt muß der Krawall einmal aus und gar sein! Fürgredt hab ich dir genug. Zwei Stund lang schier! Und ich sag dir's zum letztenmal: so lang ich der Herr im Haus da bin, kommt nur so eine net zur Thue eim!"

„So eine? ... Vater! Das sagst mir nummer!"

Das wirkte — weil es nicht im Zorn geschrieen, sondern weil es mit ernster Ruhe gesagt war.

„Na na, gegen 's Madl hab ich nix!" korrigierte der Waldhofer und sah seinen Buben immer scheuer an. „Meintwegen soll s' die best und die liebste sein! Ich reiß ihr kein Zinken aus'm Krönl! Aber den ganzen Leuttrasch laß ich net anhängen an mich! .. Ah na! Ah na!" Er arbeitete sich mit Gewalt wieder in die alte Wut hinein. „Ah na! Ich dank schon! Das wär wie die richtig Auferstehung! Ah na! Da thät ich mich schon lieber niederlegen und d' Augen zumachen .. wie 's Mantserl, wann der Schnee fallt! ... Ah nah! Ah na! ... So! Und jetzt is's aus und gar! Jetzt weißt, wo dran bist!"

„Gut, Vater!" Roman that einen Schritt und legte die Faust auf den Tisch. „Und wahr is's: der Herr im Haus bin du ... und die Thür kannst auf und zu machen, wie's dir einfallt! Wär d' Mutter noch da ..." So ruhig er sprach, jetzt fuhr ihm doch ein Schlucken durch die heisere Stimme. „D' Mutter ... die thät vielleicht noch ein bißl Recht haben neben deiner, und thät ..."

„Mit der Mutter laß auch in Ruh!" fuhr der Waldhofer zornig auf — ein Zorn, der sich anfah wie gererzte Schwäche. „D' Mutter is mir z'tieb, ihr seligs Gedächtnus laß ich net vermischen in so ein Krawall!"

Doch Roman hatte weitergesprochen: „... und thät sich vielleicht ein bißl sorgen um mich! Aber d' Mutter, die schreit nimmer auffi ... und hilft mir nimmer! Und so muß du halt ich eben sagen, Vater!" Jetzt hatte er seine feile, harte Ruhe wieder gefunden. „Daß ich dich gern hab, weißt! Und allweil hab ich dir d' Ehr lassen als Kind! Vierundzwanzig Jahr bin ich alt ... und die haben dein ghört! Aber die ander Halbschrid vom Leben ghört mein! Und da mal ich mir d' Stuben aus, wie's mir gfallt!" Er trat zum Fenster und nahm seinen Hut aus der Nische, während dem Waldhofer die verdutzten Augen immer größer wuchsen. „Und jetzt geb ich, Vater! Wenn's dir anderst net taugt, kannst zusperren hinter meiner ich allein, ich schlag dir nimmer an d' Hausthür! ... Was ich von der Mutter hab, das kannst mir net fürenthalten. Bis wird's net sein, und ein bißl klein muß ich anfangen. Aber wenn ich d' Elisabeth hab, da kann ich leicht zfrieden sein! ... So, Vater! Und pfiet dich Gott! ... Der Herr Pfarr, mein ich, der bhalt mich schon über Nacht. Der hat mir's allweil gut vermeint."

Zum ersten Ball!

Nach einer Originalzeichnung von St. Grocholski.

Erschrocken streckte der Waldhofer die Hände, als möchte er diesen „Vogel Narrenschopf“ noch bei den Federn haschen. Aber Roman war schon zur Thüre draußen. Und da fuhr sich der Alte mit allen Fingern ins weiße Haar und fluchte: „In Himmel Kreuz Teufel ... der meint edba gar, daß er's zwingt?“ Er wetterte die Faust auf den Tisch. „Wan der für ein Dickschädel anhat! Grad wissen möcht ich, von wem er den haben kann! Is d' Mutter die deste gwesen ... und ich ... ich laß doch auch noch ein Wörtl reden mit mir ...!“

Das wollte er der Tischplatte mit einem zweiten Faustschlag beweisen. Doch im gleichen Augenblick schrie draußen im Hof eine atemlose Stimme: „Waldhofer! ... Der Waldhofer! ... Den Waldhofer muß ich haben!“

Dann die Stimme Romans: „Was is denn, Bub? Was hast denn?“

Und die andere wieder: „Der Burgermeister! ... Den Burgermeister muß ich haben!“

Da stand der Waldhofer schon im Hausflur. „He! Wer scherit denn da ameinand wie der Jochgeier? Is denn der Teufel schon wieder los?“

„Burgermeister ...!“

Keuchend kam der Hüterbub über die Schwelle gestolpert, und hinter ihm tauchte Roman im Dunkel auf, immer mit der Frage: „Was is denn? Was hast denn?“

„Burgermeister ... die Burschen ...!“ Nach Luft schnappend preßte der Bub die Hände auf seinen Magen. „Die Burschen ... Enk, Burgermeister, Enk sag ich's ... aber verraten därfts mich net ... die thäten mich ja derschlagen ... die Burschen ... und ... jetzt haben s' ebbes für ...“

„Was hadea s' für?“

„Ebbes Schiechs! Der Staudamer-Mickei, sagen s' ... und d' Häuslschusterin hat er ausprodiert ... als Hex hat er s' ausprobiert ... in der Kirch heut ... d' Häuslschusterin ... und alle sind s' beinand ... im Wirtshaus, Burgermeister!“ Der Bub schien Lust zu haben, und die Worte gingen ihm flinker von der Zunge. „Verraten därfts mich net! Aber alle sind beinand! Und für habea s' ebbes! Mit der Häuslschusterin! Ja, und Pechwuzeln haben s' gmacht, die Burschen! Und d' Häuslschusterin wird ausgräuchert ... Spanlichter und Werg und Schwefel, alles haben s' schon beinand! Und gleich geht's an!“

„Mar' und Josef! Das arme Mudel!“ fuhr der Waldhofer erschrocken auf, obwohl der Hüterbub nur von der Häuslschusterin gesprochen hatte. Dann schoß ihm der Zorn in die Adern. „Die Mulefizbuben, die miseradligen! Meiner Seel, die sind ja bald dümmer wie neun Tag Regenwetter! ... Vergeltsgott, Büberl! Aber lauf, was d' laufen kannst! Zur Schandarmerie lauf auffi. Gleich sollen s' ausrucken! Gleich auf der Stell! Und ich und der Roman ... Wo is er denn? Da is er ja gstanden grad? ... He! Maudi! Maudi!“

Das schrie der Waldhofer in den dunklen Abend hinaus. Er hörte keine Antwort — nder beim Hofthor sah er einen jagenden Schatten um die Hecke verschwinden.

Wie ein Hirsch, hinter dem die Hunde her sind, jagte Roman über die Straße und quer durch die Wiesen. Er stürzte im Finstern, raffte sich wieder auf — sprang über alle Gräben, schwang sich über die Hecken und hatte noch immer Atem in der Brust, als er das kleine, stille Haus der Altenöderin erreichte.

„Ilsabeth!“ schrie er. „Ilsabeth!“ Er fand die Hausthür verriegelt. Aber er nahm sich die Zeit nicht, erst zu pochen und zu warten, bis ihm geöffnet würde, sondern warf sich mit dem Körper gegen die Thüer, daß drinnen die Oese des Riegels klirrend zu Boden sprang.

Nannimai und Lisbeth saßen in der Küche beim Feuer — und in der Pfanne schmorten die „sauern Fisoten“. Denn die Altenöderin hatte sicher gerechnet, daß heute der Hanspeter noch käme, und da sollte er zur Auferstehungsfeier sein Lieblingsgericht auf ihrem Tische finden.

Als die Hausthür krachte, fuhr Lisbeth auf, nicht erschrocken — sie schien nur die Ahnung zu haben: da kommt nichts Gutes — und wie zum Schutze stellte sie sich vor die Mutter hin. Der bleiche Schreck überfiel sie erst, als sie beim Flackerschein des Herdfeuers den jungen Waldhofer in der Kuchenthüre aufstachen sah. Sie wich mit erstickem Laut zurück und tastete nach dem Arm der Mutter, als bedürfte sie selbst jetzt eines Schutzes.

Die Altenöderin war ruhig sitzen geblieben. Doch als sie die beiden so voreinander stehen sah: ihr Mädel, bleich und zitternd, Schmerz und Sehnsucht in den Augen, und der Lisbeth gegenüber den keuchenden Einbrecher, der immer die Lippen rührte und doch nicht sprechen konnte, und dabei das Mädel mit einem Blick verschlang, in welchem Glück und Freude und Angst und Sorge durcheinanderschwammen — als die Altenöderin das ansah, hob sie langsam das Gesicht, wie von einem Staaaen befallen, das ihr über den Verstand der grauen Haare ging.

„Ilsabeth ...“

Endlich brachte Roman diesen stammelnden Laut heraus. Er streckte die Arme. Doch Lisbeth zog ihre Hände zurück.

„Ilsabeth! ... Fort! ... Gleich auf der Stell mußt fort! Du und d' Mutter! Fort, sag ich dir! Fort! Ich führ enk in Pfarrhof auffi! Der Herr Pfarr meint's gut mit uns!.. So komm doch! Weiter! Mach weiter!“

Er haschte die Hand des Mädchens. Und als ihm Lisbeth die Hand mit Gewalt wieder entreißen wollte, fuhr es ihm heiß in die Stirne, als begänne das Zornfeuer nachzuwirken, das vom stundenlangen Wortgefecht mit dem Vater in ihm zurückgeblieben war. „Was hast denn?“ schrie er mit seiner heiseren Stimme. „Wann ich dir sag, daß d' fort mußt, gleich auf der Stell ... was wehrst dich denn allweil?“ Er preßte ihr die Hand, daß sie stöhnen mußte. „Jetzt bitt ich mir aus, daß gschieht, was ich sag! Meinst ebba, ich bin umsonst dahergerannt wie ein Narr? ... Mach weiter, sag ich dir! Mach weiter!.. Und Mutter! Auf! Ein bißl flink! Pressieren thut's!“

Er zerrte das Mädchen gegen die Thüre. Und Lisbeth schien doch endlich in seinem Zorn und in seinen Augen die Sorge zu erkennen. Sie wollte fragen und brachte nur einen stammelnden Laut über die Zunge. „Was — was ...?“

„Was, was, was! Wenn s' ebbes sürhaben, die Buben' Gegen dich und ... Mach weiter, sag ich dir! Oder meinst, ich laß dich im Haus daherinn und lach dazu, wann die Buben aufmarschieren im Trupp and Pech nad Schwefel anzünden vor der Hausthür, als ob deiner Mutter ihr Häusl ein Fuchsbau wär? ... Abgmacht haben sie's! Im Wirtshaus droben' Im Vaterunser lang, und sie können da sein! ... Mach weiter, sag ich dir! Und tummelts Enk, Mutterl! Jetzt müssen wir fort! Pressiern thut's!“

Das war doch eine Nachricht, um darüber zu erschrecken. Aber seltsam — Lisbeth atmete auf, als hätte sie viel Schlimmeres gefürchtet. Fast wie ein glückliches Lächeln glitt es ihr über die vergrämten Züge — dabei aber zuckte und zerrte sie noch immer mit der Hand, um frei zu werden.

Da that ihr Roman plötzlich den Willen und ließ ihre Hand aus der seinen fallen. Ganz bleich war er geworden mitten in seinem brennenden Zorn und stotterte: „Ah so? — Willst ebba net? Mit mir net fort? Weil's ich bin, gelt? No ja! ... So bleib ich halt! Maß ich mich halt wehren ... und wann's ihrer zwanzge sind, jetzt liegt mir drau' Mehr als derschlagen können s' mich net!“ Er suchte mit verstörtem Blick und wollte nach dem Beil greifen, das er im Winkel der Kuche stehen sah.

Aber Lisbeth, die Wangen entfärbt und zitternd, packte seinen Arm. „Jesus Maria!“ Wie fest sie jetzt seine Hand umklammerte!

Er sah sie an, und mit harrendem Blick, als galt es die Entscheidung seines Lebens, fragte er: „Thust dich führen lassen von mir? Jetzt gleich auf der Stell?“

„Alls thu ich, was d' willst!“

„No also! Warum sagst es denn net gleich? Daß man sich erst noch ängsten muß und Zeit versaumen! ... Und weiter, Mutter! Gschwind! Ein bißl gschwind!“

Die Altenöderin, noch immer jenes Staunen in den Augen, schüttelte den Kopf. „Ich geh net. Ah na! Ich bind'“

„Mar' und Josef!“ fuhr Roman wütend auf. „'s Mal hab ich ... und jetzt fangt mir die Alte an! Du narrete

Weibl, du narrets! Was willſt denn, ſag! Zwanzg Buben, wenn ſ rauſchig ſind und ihren Unfirm treiben, die rumpeln wie ein Wagen . . . meinſt ebba, der geht auf d' Seiten, weil d u's biſt! . . . Und jetzt mach weiter, hörſt!"

„Ja, Mutter, ja!" fiel Lisbeth mit erloſchener Stimme ein. „Der Romun weiß, was er thut! Komm, Mutter, kamm! Was der Roman ſagt, muß gſchehen! Komm, Mutter, ich bitt dich gottstauſendmal!"

Doch in der Altenöderin ſchienen in dieſem Augenblick zwei Seelen zu wohnen. Die eine ſtaunte und zitterte, wollte hoffen und wagte es nicht — und die andere Seele war ruhig, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Gehts hatt, Kinder! Und mich laßts bleiben! Mein Herrgott, der is mir wieder gut. Ich brauch nix fürchten. Ich bleib." Es ſchien, als wäre die „Zuverſicht", die dem Hanspeter entronnen, auf die Altenöderin übergefloſſen. „Ich bleib. Jetzt kann mir nix mehr gſchehen."

Da klang, wenn auch noch ferne, Geſchrei und Johlen von der Straße her.

„Mutter!" ſchrie Lisbeth auf.

„Na, Ilſabeth, na! Da mußt dich net ängſten!" tröſtete Roman. „Die Gſchicht, die habea wir gleich!" Er ſprang auf Nannimai zu, packte ſie mit beiden Armen und hob ſie auf, als wäre die alte Frau ſo leicht wie ein Kind. „So, Schatzl, jetzt komm! D' Mutter hab ich!"

Und im Sturmſchritt ging's hinaus zur Thüre. Lisbeth hinter den beiden her. Sie riß im dunklen Flur einen Schlüſſel von der Wand und ſperrte die Hausthür ab. Als Roman hinter ſich den Schlüſſel klappern hörte, fuhr ihm bei aller Erregung des Augenblicks ein lachender Gedanke durch den Kopf: Die t a u g t zur Bäuerin, die! An alles denkt ſ! Die ſperrt meine Käſten noch zu, wann 's Haus ſchon wackelt!

Um die Scheune, in der die „barmherzige Klaiſter" gelegen, ging's herum und über die finſteren Wieſen hinaus, ein paar hundert Schritte. Als ein hoher Viehzaun kam, deſſen Gatter erſt geöffnet werden mußte, ſtellte Roman die Altenöderin zu Boden. „So, Mutter, die ander Hälft vom Weg kannſt laufen!" Mit beiden Händen tappte er in die Finſternis. „Schatzl? Biſt da?"

„. . . Roman . . ."

„Gelt, jetzt hab ich dich? Gelt?" Seine Arme umſchlangen das ſchwarze Ding, das zitternd vor ihm ſtand.

„Jeſus Maria . . . Roman . . . was thuſt mir! Und die ander . . . die ander . . . Jeſus Maria!"

„Die ander? Die kann ſich meintwegen den Vetter von Endsdorf aufzwicken . . die ander, ja! Aber d u nimmſt m i c h! Und ich mag d i c h! Sa machen wir's aus! Gelt, ja? Gelt, Schatzl? Gelt, ja?"

Er wartete nicht auf die Antwort. Der Hunger ſeiner Liebe wollte zehren, und er küßte, wohin er im Dunkeln mit ſeinen Lippen geriet. Und Lisbeth klammerte ſich an ſeinen Hals, als wäre tiefes Meer unter ihren Füßen und ihr Roman wäre der einzige Halt, der einzige Fels.

Der Altenöderin, die nichts anderes mehr hörte, nur Küſſe und Küſſe, ſchienen die Kniee ſchwach zu werden. Sie ließ ſich auf einen Wiesbuckel hinfallen und fing zu weinen an.

Ueber der ſchluchzenden Freude und dem trinkenden Glück der ſchwarze, verſchloſſene Himmel.

Ueberall Stimmen, überall in der Runde — doch alle fern und unverſtändlich. Und auf der Straße, immer näher kommend, das Johlen, das Gelächter und Geſchrei der Burſchen, welche auszogen zum Hexenbrennen. Dazu Piſtolenſchüſſe und das dumpfe Knallen der Schlüſſelbüchſen, als wär's ein Haberfeldtreiben. Aber ein luſtiges, denn das Gelächter und das heitere Johlen überwog im Lärm, bei den Burſchen geradeſo wie bei den Neugierigen, die ſich hinter dem ſpektakelnden Trupp geſammelt hatten.

Der Schein des brennenden Peches, das ſie in eiſernen Pfannen trugen, zitterte dem lärmenden Haufen voran. Dicke Bündel von Kienſpänen brachten ſie mitgeſchleppt, Ballen von Wacholderzweigen, und in großen Kübeln hatten ſie alles geſammelt, was übel duftet, wenn es brennt.

Mit jeder Minute wuchs der Lärm, aus allen Häuſern, denen der Trupp ſich näherte, kamen die Leute herausgerannt, Weiber in Unterröcken, Kinder im Hemd, und kläffend umkreiſten die Hunde den ſchreienden Haufen. Ab und zu begann ein Bauer zu ſchimpfen über die „narreten" Buben und ihren „Unfirm". Doch der ſcheltende Aerger der Wenigen, die „verſtändſam" blieben und von dieſer bedenklichen „Gaudi" nichts wiſſen wollten, ging unter im Gelächter und Johlen der anderen, von denen es die meiſten nicht gar ſo „gfährlich" zu meinen ſchienen. Sie hatten ſogar für lange Stangen geſorgt, an welche dicke Bündel naſſer Lumpen gebunden waren — um löſchen zu können, wenn etwa vom „Hexenfuierl" ein Funke irgendwohin flöge, wohin er nicht gehörte. Das Gruſeln, das ſie in der Kirche und bei den Brandreden des Standamerknechtes empfunden hatten, war ihnen längſt aus der Haut geronnen. Dafür wirbelte der Enzian in ihren Köpfen, und jeder wollte mithalten bei der „luſtigen Hetz"!

In mißtönigem Chorus ſtimmten ſie, als ſie den Hofraum der Altenöderin erreichten, das Hexenverslein der Kinder an:

„Zwei mal zwei macht ſechs, ſechs, ſechs,
So viel macht's bei der Hex, Hex, Hex!"

Und während die einen ſangen und johlten, machten ſich die andern, von Mickei geführt, mit ſchreiendem Eifer an die Arbeit. Im Halbkreis um die verſchloſſene Hausthür und an der Mauer unter den Fenſtern wurde das brennende Pech aus den Pfannen gegoſſen, und über dem rinnenden Feuer leerten ſie die gefüllten Kübel aus und warfen alles andere dazu.

Wacholder, Unrat, Kienſcheite, Harz und Schwefel, das alles qualmte vor Thür und Fenſtern durcheinander und machte einen Dampf, daß die Kinder huſtend flüchteten und die Hunde ihr Bellen ließen und mit eingezogenen Schweifen davonrannten.

Wie der johlende Geſang mit Geſchrei und Gelächter zuſammentönte, wie der blaue Schein des brennenden Schwefels und der rote Glanz des züngelnden Pechfeuers in phantaſtiſcher Verzerrung alles beleuchtete: den wirbelnden Qualm, die durcheinanderſpringenden Geſtalten und die Geſichter der Fleißigen, die das Feuer ſchürten — das gab ein Bild, als ſollte hier nicht ein Teufel ausgetrieben werden, ſondern als hätte der „Leibhaftige" eine Schar ſeiner ſchwarz und rot geſprenkelten Kinder ausgeſchickt, um eine Probe für die Walpurgisnacht zu halten.

Nach allen Seiten dampfte der abziehende Qualm über Wieſen und Wege hinaus, immer weiter ſchickte das wachſende Pechfeuer ſeinen flackernden Schein in die Nacht, und immer lauter kreiſchte der Chorus, dem ſich mit jeder Minute neue Stimmen zugeſellten:

„Zwei mal zwei macht ſechs, ſechs, ſechs,
So viel macht's bei der Hex, Hex, Hex!"

Leute, die aus der Nacht herbeirannten, begannen ſchon mitzuſingen, nach ehe ſie die Brandſtelle erreichten. Den Beſorgten, die in Schreck gelaufen kamen, weil ſie meinten, es wäre ein Schadenfeuer ausgebrochen, ſchrie man mit Lachen entgegen: „Nix is! Nix! Bloß d' Häuslſchuſterin wird ausgſchwefelt!" Das riefen die Beruhigten wieder den anderen zu, die hinter ihnen kamen — und wie der abziehende Schwefeldampf nach allen Richtungen davonqualmte, ſo lief dieſes lachende Wort hinaus über alle Wege: „Nix is! Nix! Es brennt net! Bloß ihr Gaudi machen ſ, die Buben . . . und d' Häuslſchuſterin räuchern ſ' ein wengl aus!"

Den ſchreienden Lärm, der bis weit hinunter die dunkle Straße belebte, übertönte plötzlich das ſchrille Kreiſchen einer Weiberſtimme und der Zeterſchrei einer anderen: „Jeſus Maria, der Teufi!" Doch hinter dem abergläubiſchen Angſtſchrei wieder lautes Gelächter. Die ganze Straße entlang, ein dutzendmal, wiederholte ſich dieſer Wechſel zwiſchen Schreck und Lachen. Immer kreiſchten die Dirnen, wenn ſie dieſes ſeltſame ungeheuerliche Ding aus der Dunkelheit herausgaloppieren ſahen — und ſicherten, wenn es vorüber war und unter dem gruſelig ausgewachſenen Rieſenkopf einen krummen Buckel und rennende Beine zeigte.

Keuchend jagte das ſpukhafte Moaſtrum der Feuerhelle zu — und als es in raſendem Laufe den dicht mit Menſchen angefüllten Platz vor dem dampfumſchloſſenen Häuschen der Altenöderin erreichte, da entſtand ein lärmendes Gedränge, die Sänger des Hexenliedes gerieten aus dem luſtigen Takt, einer

vergriff sich sogar im Text und johlte ganz vernünftig: „Zwei mal zwei macht vier, vier, vier!“ — und lachend schrieen an die zwanzig Stimmen durcheinander: „Da schaats! Mar' und Jankerl! Da schauts, Leut! Was kommt denn da daher!“

Beim ersten Anblick wußte keiner, was es war. Fast sah es aus wie eine Kirchenkanzel, die lebendig geworden war und sich im Wettlauf produzieren wollte. Doch als das Ungeheuer besser in die Flackerhelle des brennenden Peches kam, löste sich das wirre Geschrei in schallendes Gelächter auf. Denn alle erkannten jetzt den dickligen Apostel, der auf seinem „driedoppelten Köpfl“ den ungefügen Bauernsessel der Jungfer Kathrin trug, mit der meterhohen, drollig geschnörkelten Lehne nach aufwärts, und über die Brust herunter zwei von den armsdicken Stuhlbeinen, die Hanspeter mit den Fäusten umklammert hielt.

„Schauts an, der Züngerl-Wehdam hat sich ein Paradachl mitbracht,“ klang aus dem Gelächter eine Stimme heraus, „daß ihm kein Funkerl aufs Hirnlasil fillt! Kunnt sich ebbes verbrennen!“

„Freilich ja,“ ergänzte ein zweiter, „die verliebte Christenheit hat halt Stroh im Schuber! Das fangt leicht!“

Ein spottendes Wort gebar das nächste, und so ging mit der Litanei all seiner Spitznamen, unter Johlen und Gelächter, ein wahrer Platzregen von Hänseleien über den Hanspeter nieder, der wie versteinert stand. Nur seine Augen schienen Leben zu haben. Aus dem Schatten, den das Sitzbrett des Stuhles über sein Gesicht warf, brannte ein Blick heraus, entsetzt, verstört, wie der Blick eines Tieres, dem die Feuerhelle den zahmen Sinn verwirrte.

Einer, der diesen Blick sah, rief mit Lachen: „Paßts auf, gleich hebt er zum predigen an, er macht schon seine heiligen Aeugerln her!“

Doch dem Hanspeter schienen, wie alle Glieder, auch die Lippen versteinert. Er starrte mit seinem irreaden Blick nur immer die Leute aa, starrte in die züngelnden Pechflammen, die halb schon erlöschen wollten, und starrte in den rot erleuchteten Dampf, der immer dünner qualmte und an der kleinen Hütte schon den First und das Gesims der Hausthür sehen ließ.

„Buben! Wacholder her! Und Tazen!“ hörte man den Staudamer-Mickei schreien. „Der Rauchen laßt aus.“

Ein paar von den Burschen rannten zur nächsten Fichtenhecke und rissen die Zweige nieder.

„Die halten aber ebbes aus, die zwei!“ klang es lachend aus dem Gedrang. „Oder sie haben verstöpselte Nasen!“

„Ein Sprüchl haben s',“ kreischte der Staudamerknecht, „ein Sprüchl gegen Fuier und Rauchen! Aber auffi müssen s', auffi! Wart . . . ich mach ein Luckerl in d' Hausthür, daß der Rauchen besser eiai kann!“

Ein Haufen Fichtenzweige wurde über die versinkenden Pechflammen geworfen, während der johlende Chorus aufs neue begann,

„Zwei mal zwei macht sechs, sechs, sechs,
So viel macht's bei der Hex, Hex, Hex!“

Und während aus dem neu entstehenden Rauch die glühenden Fichtennadeln mit Geknister aufspritzten und davonflogen, begann der Staudamer-Mickei mit einer langen Stange gegen die Hausthür loszurennen, bis die Bretter krachten.

Da wurde der steinerne Peter Johannes Jbazikel lebendig. Wie Stiergebrüll, so brach ihm die Stimme aus der Kehle. „Dir lies ich ebbes für . . . wart, du . . . dir lies ich ebbes für!“ Er rannte dem Feuer zu und schwang den centnerschweren Bauernstuhl der Jungfer Kathrin. „Lus auf, du! . . . Sellig sünt thie Ahrmen üm Kaißte . .“ der Sessel zuckte durch die Luft, „. . . then irrer üst thas Hümbelraich . .“ Und mit zerschmettertem Schädel, lautlos, stürzte der Staudamerknecht über die glühenden Fichtenzweige.

Die zunächst gestanden, waren starr und sprachlos. Nur ein einziger Schrei der Angst erscholl. Doch ihn erstickte das Gelächter der anderen, die entfernter standen und nicht wußten, was geschehen war. Sie sahen nichts in dem Gewirbel von Rauch, hörten nur die keuchende Stimme: „Sellig sünt die Sampftmittigen . . .“, und da kreischte mit Lachen eine Dirn: „Lusts auf! Der Ratzenspeckl predigt! Heiliger Liebeinand, erlöse uns!“

Der Sessel fiel, und ein Bursch, der Fichtenzweige ins Feuer geworfen, kollerte über die Erde hin — ein Erlöster.

Erstickes Geschrei, ein wirres Flüchten begann, aber aoch immer hörte man Gelächter.

Hanspeter schwang den Stuhl und predigte mit seiner verwandelten Stimme: „Sellig sünt die Trauernten . . .“

Ein paar Mutige sprangen auf ihn zu und klammerten sich an seinen Leib, aa seine Arme. Doch wie ein Bär die Hunde, schüttelte er sie ab und leuchte: „Sellig, thie nach Gerächtigkeid hungern unt thursten . . .“ der Sessel fiel, „sü johlun gesättigt wärden!“

Mit entzweigeschlagener Schulter taumelte ein Bursch zu Boden und schrie in seinem Schmerz

Da war das letzte Lachen erloschen. Nur wirres Angstgezeter gab es noch, und sinnloses Flüchten. Einer warf den anderen über den Haufen, alle Hecken durchbrachen sie und drückten die Bretterplanken nieder. Und ein Geschrei, als hätte hinter den Flüchtenden die Erde sich aufgethan und einen Teufel ausgespieen — einen wirklichen.

Beim Schein des Feuers, das sich seltsam zu erhellen begann, stand Hanspeter einsaa inmitten des Hofes — und schwang den Sessel —

„Sellig thie Barmhertzigen . . .“

Er schlag in die Luft, als hätte die Raserei, die ihn befallen, den sehenden Blick seiner Augen erstickt.

Das Geschrei der Fliehenden schien plötzlich still zu stehen, es wurde ein anderes und näherte sich wieder. In kreischendem Haufen kam's die Straße einher, immer näher, gaukelnde Prügel sah man, und sah in der wachsenden Helle ein Gefunkel wie von messingbeschlagenen Helmen und blanken Säbeln.

Hanspeter, der bei dem Streich ins Leere halb zu Boden getaumelt war, hatte sich aufgerichtet, hatte den Sessel wieder geschwungen — und seine brennenden Augen suchten. Da sah er noch Einen stehen, groß und schwarz.

„Sellig, thie rainen Hertzens sünt . . .“ Er schlug.

Der Schwarze stand noch immer aufrecht — doch ein Sessel war die Lehne in Stücke geborsten.

„Sellig thie Frittfertigen . . .“

Er schlug — und das plumpe Sitzbrett ging in Trümmer, die armsdicken Sesselbeine zersplitterten in seinen Fäusten.

„Nieder mußt mir!“ keuchte Hanspeter, dem der Schaum vor den Lippen stand. „Und nieder mußt!“ Er griff mit den Fäusten zu — doch was sie würgten, war kein lebender Hals, sondern hartes und totes Holz: die plumpe Säule des metergedrückten Bretterzaunes.

Da schien er aus seinem rasendea Irrsinn zu erwachen und ließ die Arme fallen. Er starrte die Menschen an, welche schreiend und doch mit Vorsicht gegen ihn anrückten, starrte den Waldhofer ins Gesicht, der in ratlosem Entsetzen die Hände meinander schlug: „Ja Peterl! Mensch! Ja Mensch! Was bist denn d u für einer!“ — und schien nicht zu begreifen, was die beiden Gendarmen von ihm wollten, die ida bei den Armen faßten und etwas Kaltes um seine Handgelenke wickelten. Und wie ein aufgezogenes Uhrwerk, das erst nötig ablaufen muß, bevor es stillstehen kann, so lallte seine Zunge noch weiter „Sellig . . . thie Verfolgunk leuden . . . um ther Gerächtigkeid wülen . . . then irrer üst . . . thas Hümbelraich . . .“ Und starrte umher dabei, sah zwei Stumme liegen, nah einen Stöhnenden, den jammernde Leute von der Erde hoben — und hinter den versinkenden Qualm, den die grünea Fichtenzweige machten, sah er am Häuschen der Altenöderin die Hausthür in roter Glut und das Schindeldach in Flammen. „Ilsabeth!“ schrie er auf wie ein Erwachender. Eine zuckende Bewegung seiner Arme, und die eiseene Kette an seinen Handgelenken sprang mit zerrissenen Gliedern auseinander.

Wüstes Geschrei erhob sich. Von den beiden Gendarmen war einer auf die Seite getaumelt, und der andere schlug mit dem blanken Säbel zu; doch der bretterdicke Loden von Hanspeters Joppe hielt aus wie ein stahlgeflochtener Panzer. Und zu einem zweiten Säbelstreich blieb keine Zeit mehr, denn Hanspeter war schon gegen das brennende Haus gesprungen.

Unter dem Schlag seiner Fäuste krachte die glosende Hausthür entzwei. Im Gewirbel des Rauches verschwand er „Ilsabeth! Nannimai!“ hörte man ihn schreien — zerschlagene Scheiben klirrten, und an einem Fenster flogen die Läden auf „Ilsabeth! Nannimai!“ klang es dumpfer, als wär's in einer anderen Stube — wieder hörte man das Klirren zerschmetterten

Glaies — „Ilsabeth! Nannimai!“ — dann war es unter dem brennenden Dach ein Weile still. Im raucherfüllten Hausflur sahen sie den Hanspeter wieder auftauchen — und hustend trat er über die Schwelle hernus, ganz langsam, den Rücken gekrümmt und mit baumelnden Fäusten.

Das wiere Geschrei, das ihm entgegenscholl, machte ihn aufblicken. Ruhig sah er die kreischenden Menschen an, nickte zufrieden vor sich hin und lachte, so daß die Leute meinten, er hätte sein letztes Fünklein Verstand verloren — dean brave Menschea erschlagen und lachen dazu, das kann doch keiner, der bei Vernunft ist!

Die blanken Säbel zum Stich erhoben, traten die beiden Gendarmen auf ihn zu. Und der Führer sagte mit etwas unsicherer Stimme: „Peter Johannes Z . . .“, das brachte er nicht gleich heraus, „Zdazilek . . . im Namen des Gesetzes . . . ergeben Sie sich der Staatsgewalt!“

Gutwillig bot ihnen Hanspeter die Hände hin — und nickte wieder. „Ah ja . . . der Pargraffi . . . ja ja, versteh schon! Hat er halt wieder ein wengl Arbet mit mir . . . der Herr Adnotti! . . . Gelt?“

Sie merkten gleich: das ist ein Mensch, der sich nimmer wehrt. Da brauchten sie auch keine eiserne Kette mehr. Am Joppenärmel ließ er sich davonführen.

Jetzt wollte der lärmende Schwarm mit Geschrei über ihn verfallen, wie Dohlen über ein halb verendetes Wild, das sich nimmer rühren kann. Die Gendarmen hatten Arbeit, am ihren Häftling gegen die „Volkswut“ zu schützen, wie es ein humanes Gesetz verlangt. Doch einer von den Burschen, ein halbmannshoher Knirps, der dem Gendarm unterm Ellbogen durchschlüpfte, kreischte mit seinem Tenor: „Du Mörderer, du!“ Dabei hob er sich auf die Fußspitzen und schlug dem Peter Johannes Zdazilek die Faust auf die Wange.

Hanspeter empfing den Schlag und lächelte. Aber ein anderer geriet in schäumende Wut — der Waldhofer! Der faßte den Burschen am Kragen, schleuderte ihn zurück und schrie: „Maleñzbuben, gottveedammte! Schlagts enk selber ins Gsicht . . . und 's richtige Fleckl kunnt troffen sein!“

Sie führten den buckligen Apostel davon, der von einem Hustenkrampf befallen wurde, als hätte er noch immer den Rauch in der Kehle. Ein paar Blutstropfen, mit Schaum gemischt, rannen ihm übers Kinn und am Hals hinunter.

Der schreiende Haufe drängte sich hinter den Gendarmen her. Und keiner kümmerte sich um das Feuer, das wie ein bedächtiger Eifer das alte, halbversaulte Dach der kleinen Hütte langsam verzehrte.

Doch plötzlich übertönte eine gellende Weiberstimme den wirren Spektakel: „Jesus Maria! Unser Hausdach brennt!“

Ein Funke des unbehüteten „Hexenfuierls“ hatte gezündet, wo er Respekt hätte haben sollen vor dem Eigentum eines guten Christen. Nun rannten sie freilich in bleichem Schreck und suchten mit den Stangen, an deren Enden die nassen Lumpen hingen, das Feuee auf dem Schindeldach des Nachbarhauses zu ersticken.

Aber sie wurden der wachsenden Flamme nicht mehr Heer

* * *

Am Pfnerhof war die Hausthür gesperrt, an allen Fenstern waren die neuen Läden geschlossen. Denn Jungfer Kathrin war durch Erfahrung klug geworden. Als Roman seine Lisbeth and die Altenöderin zu Heern Felician gebracht und draußen das Spektakulieren der Burschen begonnen hatte, war Kathrin nicht mehr auf den Einfall gekommen, ihrem hochwürdigen Herrn Ueberlegung und Vorsicht zu predigen; zitternd vor Angst um das Wohl ihres Pfaerhofes, doch wortlos, hatte sie sich aus der Stube gedrückt, hatte an der Hausthür den Schlüssel umgedreht und abgezogen, war durch alle Räume gelaufen und hatte all die neuen, festen Fensterläden zugezogen und doppelt eingehakt — wie man es im Hochsommer zu machen pflegt, wenn eine gelbliche Hagelwolke am Himmel hängt.

So hatte der Pfnerhof sicher und unberührt in allem Lärm und Greuel dieser Nacht gestanden, wie das warme Stubchen eines Leuchtturmwärters inmitten des heulenden Sturmes. Kaum, daß man ab und zu ein paar verschwommene Laute des fernen Spektakels hörte! Wenn dann die Altenöderin aus ihrem glücklichen Staunen erwachte und Zeit und Ursach zu einem sorgenden Gedanken fand, dann tätschelte Herr Felician ihr beruhigend die Hand: „Thut's Euch net aufregen, Mutterl! Morgen is alls vorbei!“ Und ein andermal sagte er: „Laßt's die Buben heut Nacht ihr dakkete Gaudi treiben! Morgen in der Osterpredigt nimm ich die Lackln gehörig bei die Ohrwascheln und sag ihnen ein Wörtl! Ein gfunds!“ Dann that er einen langen Zug aus seiner Studentenpfeife und betrachtete mit zufriedenem Schmunzeln wieder das junge Paar, das im Schein der Lampe Hand in Hand auf dem Sofa saß: Roman ruhig und seines Glückes sicher, Lisbeth noch ganz vertraumt, noch immer ein bißchen zitternd und in Angst, als hätte sie den gläubigen Mut des Glückes noch nicht recht gefunden, und als zöge ihr manchmal ein trüber Gedankenschatten über die schene Sonne ihres Herzens. Doch wenn sie immer wieder die Hand des Geliebten krampfhaft umklammerte, so geschah das nicht nur aus Sorge, daß dieses jäh aus der Nacht gestiegene Glück auch wieder jäh in tiefes Dunkel versinken könnte — es geschah auch dem Gleichgewicht zuliebe, das sie nicht verlieren wollte. Denn sie saß auf der Kante, hinter der das Sofa seine tiefe Grube hatte — und Jungfer Kathrin, die in ihrem Trutzwinkel hinter dem Ofen verschwunden war, schien an das Kissen nicht denken zu wollen, mit dem sie für ihren geistlichen Herrn die Sofagrube immer so fürsorglich zu füllen pflegte.

Hermann Nissen als John Gabriel Borkman.

In dem Schweigen, das eingetreten war, blies Herr Felician eine Reihe bläulicher Ringelchen in die Luft, so kunstvoll, daß immer das jüngste Ringlein mitten durch das ältere wirbelte. Und als er den eingesogenen Rauch verblasen hatte, strich er mit der Pfeifenspitze über die Lippen, als hatte er einen Schnuerbart beiseite zu streichea

„So so so soooo?“ Ee guckte schmunzelnd uad doch mit halbem Ernst zu Roman auf.

„Mich freut euer Glück! Das kannst mir glauben, Roman! Unter all den zwanzigtausend Tagen meines Lebens ist mir der heutige von den liebsten einer! Vielleicht hab ich auch ein bißl beigetragen zu eurem Glück . . . und will noch weiter dazu helfen,

was in meiner Macht steht . . . ich, ja . . . und meine gute Kathrin! . . . Gelt, Kathrin?" Herr Felician zwinkerte lustig gegen den Ofenwinkel. „Aaaber . . ." Nun spitzte er die Lippen, als hätte er ein ernstes Lied zu pfeifen. Ganz langsam tröpfelten seine Worte. „Was wird der Waldhofer sagen?"

Roman in seiner Ruhe versuchte zu lächeln. Dabei zog sich aber doch seine Stirn in Falten. Er sah die Lisbeth an und dann die Altenöderin — alle beide hingen sie mit heißem Sorgenblick an seinen Augen. Und da machte er kurze Antwort: „Der Vater . . . gwiß wahr, der Vater hat gsagt: eddes Liebers kunnt er gleich gar nimmer hören."

„Soooo?" Herr Felician, der sonst so gern an alles Gute glaubte, schien einen dunklen Zweifel zu hegen.

„Gsagt hat er's, das is wahr, auf Ehr und Seligkeit!" Trotz dieses Schwures klang Romans Stimme nicht mehr so sicher wie zuvor. „Freilich . . . es kunnt schon sein, daß er's ein bißl anderst gmeint hat. Und . . ." Er sah der Lisbeth in die Augen, streichelte ihr die Hand und hatte seine Ruhe wieder gefunden. „Bald der Vater d' Ilsabeth kennt einmal, so sagt er's auch im Ernst. Da hab ich mein Zuversicht drauf!"

Ein Wort des duckligen Apostels! Jetzt, in dieser Stunde! Und merkwürdig, wie es klang! Jedes in der Stube schien sich etwas dabei zu denken. Denn ein Weilchen war Stille — jenes Schweigen, von dem das Sprichwort zu sagen pflegt: jetzt geht ein Engel durchs Zimmer.

„Aber heut . . ." Roman that einen tiefen Atemzug. „No ja, es is schon wahr . . . so über alls bin ich mit'm Vater noch net auf gleich. Ein bißl anderst, wie ich, schaut er die Sach schon an. Aber ich mein' halt . . ."

„Roman," fiel die Altenöderin mit bedrückter Stimme ein, „schau, Bub, mein Blut thät ich hergeben, 's letzte Tröpfl . . . kunnt ich meim Madl sein Glück dermit ins Wachsen bringen. Aber dein Vater . . . weißt, das muß ich dir fürhalten . . . dein Vater muß einverstanden sein. Denn Unfried stiften zwischen dir und deim Vatern . . ."

„Sei stad, Mutterl!" Herr Felician hielt der Altenöderin das Pfeifenrohr quer vor den Mund. „Und laß den Romaa reden! Der muß heiraten, und net der Waldhofer! . . . Was hast gmeint?"

„Ich mein' halt, daß man's dem Vater gar net verübeln kann, wann er sich ein bißl spreizt. Verliebt is er net . . . da hat er kein Zwangsgrund, freilich . . . und wie halt jetzt schon d' Leut einmal drin sind in der Naaretei, da hat er halt ein bißl Angst vor die großen Mäuler. Aber ich hab'n ihm gsagt in aller Ruh, wie ich's machen will . . . und da kann er nix einweaden! Na! Und mit der Zeit kommt alls auf gleich! Ah ja!" Trotz der „verständsamen Ruhe", mit welcher Roman redete, zog er doch die Hand der Geliebten wie in Sorge immer fester an sich, und seine Augen hingen mit hilfesuchendem Blick an Herrn Felician. „Sie, Herr Pfarr . . . Sie kunnten viel ausrichten . . . beim Vater und bei die Leut . . . und allweil mein' ich, es wär am besten, wann um der Herr Pfaer gleich morgen schon 's erstmal verlünden thät." Er fing zu stottern an. „Es wär mir bloß drum, daß d' Ilsabeth ein bißl aus der Sorg is! . . . Thun Sie's, Herr Pfarr! Der Ilsabeth z'lieb! . . . Und schauen S', da weiß der Vater, wie er dran is! Und d' Leut, wann s' derfahren, daß sich der Waldhofer-Roman nix bessers weiß wie d' Ilsabeth . . . da schlagt eh schon d' Halbscheid um und redt wieder anderst! . . . Ah ja! Eia bißl eddes hat man schon davon, daß man der Sohn vom Burgermeister is."

Herr Felician lachte, ohne auf das erschrockene Gestammel der Altenöderin zu hören. Er lachte und nickte, als begänne ihm Romans Beweisführung einzuleuchten.

„Soooo? . . . Und da müßt ich ja gleich heut in der Nacht noch 's Brautexamen halten?"

„Ja, Herr Pfarr!" Wie flink diese Antwort kam! „Und mich brauchen S' nimmer fragen, ich kann mein Katechism . . das wissen S'!"

„Aaah, freilich! Und ob ich's weiß! Ja, hast schon recht: dich brauch ich nimmer fragen . . . auf den Pontius Pilatus kommt's mir net an! . . . Aber du, Lisbethert?" Mit beiden Armen legte sich Herr Felician über den Tisch und sah dem Mädchen mit herzlichem Blick in die Augen. „Wie schaut's denn mit deinem Katechismus aus? . . . Hast ihn gern, deinen Roman?"

Kein Wort — nur ein hauchender Laut! Aber hätte Lisbeth ein ganzes Bach geredet, sie hätte nicht mehr sagen können als mit diesem stillen Aufatmen ihres Herzens.

„Brav!" nickte Herr Felician. „Gut kannst du deinen Katechismus! Einen besseren kannst du mir nimmer aufsagen! Und so muß ich halt . . ."

Da ließ sich aus dem Ofenwinkel ein erregtes Räuspern hören. Jungfer Kathrin hatte sich erhoben und verließ die Stube. Es war wie eine Flucht.

Ein Weilchen sah Herr Felician die Thüre an, welche die Köchin mit auffälliger Energie hinter sich geschlossen hatte. Dann erhob er sich und stellte die Pfeife in den Sofawinkel. „Thats nur ein bißl warten, ich komm gleich wieder!"

Er trat in den Flur hinaus.

„Kathrin? . . . Was treibst mir denn schon wieder?"

„Had ich denn eddes g'sagt?" erwiderte die Köchin gereizt. „Aber weil S' schon selber davon anfangen . . . ich bin aus der Stuben naus, weil ich's nimmer mit ansehen hab können, wie der hochwürdige Herr Pfarr unsern Katechism verunglimpft!"

„. . . Waaas?"

„Als ob S' net wüßten, was für strenge Fürchtnisse 's Ordinariat erlassen hat, und wie gnau man's beim Brautexaml mit'm Katechismus nehmen muß."

„Soooo? Jetzt auf einmal is dir der Katechismus heilig? . . Geh, Kathrin, geh, geh, sei zfrieden! Schau, jetzt kriegst ja deine Hochzeit im Waldhof!"

„Ja, sauber! Für die wird der Waldhofer viel spendieren!"

Herr Felician schien zu wachsen. „Ein schöner Frieden, den wir heute geschlossen haben . . . zur Feier der heiligen Auferstehung!" Er sprach das reinste Hochdeutsch. „Aber jetzt will ich dir etwas sagen, Katharina! Ich thue, was ich für gut halte . . . verstehst du mich? . . . und stelle mich dahin, wo mein Herz mich hinzieht! Stell' du dich meinetwegen mit deinem Magen auf die andere Seite! Und damit du gleich alles weißt . . . bis der Roman heiratet, bleiben die Altenöderin und ihr braves Mädel bei mir im Pfaerhof. Paßt dir das nicht und willst du dich auflehnen gegen deinen geistlichen Herren . . . gut, Katharina . . . dann muß ich mich eben auf meine alten Tage nach einer neuen Wirtschafterin umsehen, die meine Güte besser respektiert als du! . . . So!"

Während Kathrin sprachlos stand, zu Tod erschrocken, feuerbleich und mit gespitzter Nase, wurde an der Hausthür die Glocke gezogen.

„Wer ist draußen?" fragte der Pfarrer.

„Ich bin's."

„Wer?"

„Ich halt! Machen S' auf, Herr Pfarr!" Ganz gemütlich klang das, als nähme der späte Gast da draußen eine Prise, während er sprach. „Machen S' ein bißl auf, ich muß Ihnen ebbes sagen."

Heer Felician hatte die Stimme des Gemeindedieners erkannt, wollte die Hausthür öffnen und fand sie verriegelt. „Katharina! Den Schlüssel her!"

Die Köchin rannte. Ohne Widerspruch gehorchte sie.

Als der Pfarrer ins Freie trat, hörte er das ferne Geläute und sah die Feuerröte. „Brave Buben! Liebe Leut! Recht nett treiben sie's in der heiligen Osternacht!" Seine Stimme zitterte und er schlaß hinter sich die Hausthür, als hätte er Sorge, daß von dem Geschrei ein Laut und von der Feuerhelle ein Schein in die Stube dringen könnte.

„Guten Abend, Heer Pfaer!" sagte der Gemeindediener in aller Ruhe. „Zum Hanspeter sollen S' kommen, mit der letzten Mahlzeit!"

„Jesus Maria! . . . Zu wem?"

„Zum Ratzenspeckt, ja!"

„Ja is denn der Hanspeter wieder krank?"

„Jetzt ich sag, es thut ihm nix! So ein bißl Raitenblutten' Und so ein Lackt Mensch! Der derwart's schon, bis er ausgahlt wird für die heutig Nacht! Aber der Schandarm . . . natürlich, so einer will allweil der Gscheider sein . . . der Schandarm der gmeint, er macht's nimmer lang. Und hat mich zu Ihnen gschickt. Ah freilich, so einer braucht noch ein christlichen Trost! Hat allweil d' Lied predigt . . . und heut in der Nacht . . ich

dank schön! . . . In Gottsnamen, kommen S' halt, Herr Pfarr! Der Schandarm hat gmeint, Sie müßten Ihnen ein bißl tummeln!"

Erschrocken starrte Herr Felician dem ruhigen Philosophen in das dunkle Gesicht. „Schandarm . . . Schandarm . . ." Er schien den Zusammenhang dieses Wortes mit dem kranken Hanspetrr nicht zu begreifen.

„No ja, bracht haben s' iha halt. Und bei mir drüben liegt er im Grillenhäusl. Weil's der Schandarm schon haben will . . . kommen S' halt, Herr Pfarr! Den Mesmer hab ich schon einverständigt. Der is schon in der Kirch."

„O du liebrr Herrgott!" stammelte Herr Felician. „Was muß denn da gschehea sein?" Ohne noch auf Antwort zu warten, in den Hausschuhen und barhäuptig, eilte er zur Kirche hinüber

In der Sakristei war Licht. Und der Mesner hatte schon alles hergerichtet. „Ein liebs Nachterl! Gelten S', Hochwürden? Ein liebs Nachterl!" Er schürzte das weiße Chorhemd, um Herrn Felician für den christlichen Trostgang zu bekleiden.

Im gleichen Augenblick begann eine tiefe Glocke zu dröhnen. Dreizehn hastige Schläge — das Feuerzeichen!

„Mesmer? . . . Ja brennt's denn?"

„Ebbes Saubers haben s' angstift, die Buben, ja! Zwei Häuser haben gfangt."

Von der Straße hörte man das Gerassel einer vorüberjagenden Feuerspritze, und in das tiefe Dröhnen der Brandglocke mischte sich ein dünnes, hastiges Gebimmel — die Stimme des Zügengtöckleins.

Herr Felician konnte nicht mehr fragen. Er bewegte nur die bleichen Lippen. Während das Weib und die Tachter des Mesners die beiden Glocken zogen, sagte ihm dieser alles: was in der Kirche bei der Auferstehungsfeier geschehen war, wie es die „Loder" getrieben, und daß der Hanspeter in seinem Zorne zwei von ihnen kalt gemacht und einen zum Krüppel geschlagen hatte.

Als wären ihm vor Grauen alle Sinne erloschen, so stumm blieb Herr Felician. Und ganz mechanisch, mit zitternden Händen, nahm er den Mahlkelch aus dem Tabernakel.

Schweigend eilten die beiden durch die rote Nacht. Immer wieder begegneten ihnen Leute; doch keiner hörte auf das Klingelzeichen des Mesners, keiner bekreuzte sich und kniete nieder — alle rannten sie schreiend zur Brandstätte, denn jeder hatte Angst vor den fliegenden Funken und bangte um sein eigenes Dach.

Vor dem Kotter — im Gemeindehaus ein Mauerloch zu ebener Erde — saß ein Gendarm auf der Schwelle. Die Thür stand offen. Man hatte sie nicht versperren können, denn der letzte Gast des Kottrrs, ein fremder Vagabund, hatte das Thürschloß abgeschraubt und als Andenken mitgenommen. Aber die Thür zu schließen, das wäre auch überflüssige Vorsicht gewesen, denn heute barg der Kotter Einen, der nicht mehr ans Davonlaufen dachte.

„Lang macht er's nimmer," flüsterte der Gendarm dem Pfarrer zu. „Der Messerstich, den er selbigsmal ins Lüngerl kriegt hat, muß wieder aufbrochen sein. Allweil kommt ihm's Blut."

Der Pfarrer frug, ob drr Doktor bei ihm wäre.

Nein! Den zu holen, daran hatte niemand gedacht. Der hätte wohl auch keine Zeit jetzt für den Katzenbeckl — meinte der Gendarm, sein Versäumnis entschuldigend — der mußte jetzt dem Sohn des reichen Bachbauers die zerschmetterte Schulter flicken, so gut es noch ging.

Dem Pfarrer schienen die Kniee schwach zu werden, als er in den Kottrr trat.

Auf dem Boden stand eine große Stalllaterne. Ihr Lichtschein machte die feuchten Wände glitzern und warf von Hanspeters Kopf einen großen, finsteren Schatten auf die Mauer, gleich dem ungeheuerlichen Haupt eines Riesen, drr das Gesicht zu drolligen Grimassen verzog. Doch diese Beweglichkeit des Schattens kam nur vom Geflacker der Kerzenflamme. Denn Hanspeter, der sich mit dem Arm ein wenig aufstützte, lag ruhig auf der Stangenpritsche. An seinem Kinn, an seinem Hals und auf der Brust war etwas Schwarzes — doch als der Gendarm mit der Laterne näherleuchtete, war es rot.

„Peter Johannes . . ." stammelte Herr Felician. Der dritte Name schien ihm nicht über die Lippen zu wollen.

Kaum merklich bewegte sich Hanspeter — das Gesicht war zerfallen und fettig, und in dea Augen lag schon das Erlöschen. Langsam ließ er den brechenden Blick an Herrn Felician hinaufgleiten. Ein wenig lächelte er: „So so? Der gute Herr Pfarr? Ah ja, versteh schon!"

Mit murmelnder Stimme begann der Mesner zu beten, während Herr Felician das Mäntelchen vom Kelche nahm.

So erschüttert war der alte Herr, daß er kaum zu sprechen vermochte. „Peter Johannes . . ." Er beugte sich über den Sterbenden. „Was du gethan hast in deinem Zorne . . . es war die einzige Sünde deines Lebens . . . sag mir, daß du sie bereust!"

Hanspeter hielt die Lippen geschlossen und schüttelte ruhig das „driedappelte Köpfl".

Doch Herr Felician, dem das Wasser in den Augen flimmerte, hatte wahl nicht recht gesehen und mochte glauben, daß Hanspeter genickt hätte. Denn hastig sprach rr die Worte der Absolution und wollte dem Sterbenden die heilige Zehrung reichen.

Da klangen angstvolle Stimmen vor dem Kotter draußen, jagende Schritte kamen näher — und als der Gendarm, um Unberufene fernzuhalten, mit erhobener Laterne zur Thüre ging, fiel der helle Kerzenschein auf Roman und Lisbeth.

„Hanspetrr . . !" schluchzte das Mädchen und streckte die Arme. Doch der Anblick seines Blutes machte sie schaurrn. Aufschreiend vergrub sie das Gesicht an Romans Brust, der sie mit zitternden Armen umschloß und bei all seiner eigenen Verstörtheit tröstete: „Geh, Schatzl mein liebs . . . sei stark . . . geh, schau, ein bißl stark mußt sein!"

Langsam, mit zuckenden Armstößen, richtete sich Hanspeter von der Pritsche auf. Als stünde ein Wunder vor ihm, so staunte sein Blick — wie neu erwachendes Leben glomm es in seinen Augen. Er schien nicht zu begreifen — und dennoch verstand er. Tief grub sich ein Zug des Schmerzes in seine kalkigen Züge — und läste sich wieder — und wurde ein Lächeln.

„Mandi? . . . Du? . . . Ah ja, versteh schon, ja! . . . Und dir . . . weißt, Mandi . . . dir ghört allweil 's Best! Und . . . und d' Lieb . . ."

Sein Lächeln erstarb, ein Zittern rann ihm über die ungefügen Glieder, der Ausdruck einer namenlosen Angst verzerrte sein Gesicht, dicke Thränen kollerten ihm übrr die Lippen und mischten sich mit seinem Blut, und während sein brechender Blick noch an Roman und Lisbeth hing, klammerte sich seine Hand, die er kaum noch zu heben vermochte, in das weiße Chorhemd des Pfarrers.

„. . . und d' Lieb is da . . . und 's Wunder is wahr . . . und d' Lieb is aufikommen . . . und ich hab's gstrichen . . . 's Nummero, 's allerbeste . . . und Arbet hab ich gmacht als wie der Goliwath! Hab Leut derschlagen . . . und sterben muß ich . . . und der Herrgott sagt mir's: d' Lieb is alles und d' Lieb is 's einzig! . . . Und ich hab's gstrichen . . ."

Seine Stimme wurde Blut. Er fiel zurück, und schwer glitt seine Faust am Pfarrer hinuntrr bis auf den Boden. Das klang auf den Fliesen wie ein dumpfer Hammerschlag

„Hanspeter . . ." Herr Felician warf sich auf die Kniee und schrie es dem Sterbendea ins Ohr: „In dir ist heilige Reu! Gott wird sich versöhnen mit dir . . . dein Gott, der die Liebe ist!" Er gab ihm die heilige Zehrung zwischen die Lippen.

Und Hanspeter schluckte — den letzten Trost zusammen mit seinem Blut. Noch einmal schlug er die Augen auf. Dann streckte sich der Riesenkörper in die Länge. Und sein Tod war ein Lächeln.

Die Altenöderin kam, verstört und wortlos, völlig erschöpft — und Jungfer Kathrin, mit einem Sorgenblick nach ihrem geistlichen Herrn, und hinter ihr drr Gemeindediener, der eine Prise nahm und noch immer gemütlich erzählte, ganz Philosoph.

Schluchzend war Lisbeth neben dem lächelnden Peter Johannes auf die Kniee gefallen. „Roman . . . der hat's gmacht, unser Glück . . . der hat's gmacht!"

Und Roman hob dem Hanspeter die erkaltende Faust von den Steinen auf. „Vergeltsgott, Peterl . . . für alls!"

Die einzige, die stumm blieb, war Mutter Naunimai. Sie strich nur mit zitternder Hand dem Toten über die Stirn — wie einem Kind, das schlafen soll.

Als der Mesner klingelte and der Hochwürdige den Kotter verließ, begannen sie zu beten. Und draußen klang der dröhnende Hall der Feuerglocke, und zwischen den dreizehn Schlägen immer das dünne Gebimmel.

Herr Felician that als Priester seine Pflicht und trug den Mahlkelch in die Kirche zurück. Dann kam er wieder

Der Gendarm war fortgegangen, Jungfer Kathrin war verschwunden — und während die drei betenden Stimmen aus dem Kotter klangen, rauchte der Gemeindediener unter dem roten Nachthimmel sein Pfeiflein. Er hätte gern mit dem Hochwürdigen einen kleinen gemütlichen Plausch begonnen. Doch Herr Felician hörte nicht. Auf der Schwelle stehend, hatte er sich an den Pfosten der Thüre gelehnt, betrachtete die schwarzen Rücken der knieenden Beter und betrachtete den vom Lichtschein der Laterne umzitterten Schläfer, der still und lächelnd auf der Stangenpritsche lag: ein Mensch wie ein Berg, ein ungeheuerlicher Einfall der Natur, zu dem das Leben den Kopf geschüttelt hatte.

Und Herr Felician dachte zurück an jenen Morgen, an dem er das nackte, wimmernde Kind neben der toten Mutter auf den Stufen des Liebfrauenaltars gefunden hatte. Roheit und Aberglauben der Menschen waren die Lebenswecker dieses Kindes — Aberglaube und Roheit seine Totengräber. Ein hilfloses Kind der Liebe hatte sich ausgewachsen zu einem Riesen und Berserker des Zornes — sonst hatte sich nichts geändert in dieser ganzen, langen Zeit!

Mit diesem Gedanken zog Herr Felician die Rechnung seiner Lebensarbeit. Er sah den Toten an und starrte hinaus in den wachsenden Feuerschein, er hörte den Schmerz der betenden Stimmen und hörte das Dröhnen der Feuerglocke. Immer tiefer sank ihm der Kopf gegen das strebsame Bäuchlein hinunter, schwere Thränen tropften ihm auf die Hände — und als wäre der Kummer seines Herzens größer als der Verstand seiner sechzig Jahre, so fiel er auf die Schwelle des Kotters hin und brach in bitterliches Weinen aus.

Roman hob ihn auf und sagte herzlich: „Hochwürden . . . kommen S', ich führ Ihnen heim!"

Mit seinen nassen Augen sah Herr Felician zum jungen Waldhofer auf. „Dreißig Jahr lang, Roman . . . dreißig Jahr lang hab ich predigt, einen Feiertag um den andern! Dreißig Jahr lang hab ich mich plagt mit die Leut . . . und jetzt schau her . . . so eine Nacht wie heut! . . . So viel hab ich ausgricht, schau!" Er wollte seine Thränen bezwingen, preßte die Zähne übereinander — und schluchzte durch die Nase.

„Aber Hochwürden . . . lieber Herr Pfarr . . " stotterte Roman erschrocken. Weiter wußte er nichts zu sagen. Dann aber fiel ihm plötzlich etwas ein. „Herr Pfarr . . . einmal, da hat mir der Hanspeter gsagt . . . ich weiß nimmer, wie wir draufkommen sind . . . aber da hat er gsagt: ‚Schau, Mandl,' hat er gsagt, ‚ein Bauer, der baut sein Acker, und da kommt ein Wolkenbruch und schlagt ihm alles zamm, und reißt den besten Boden davon und d' Saat und alls! . . . No ja, muß er halt wieder bauen, ein bißl ebbes wachst noch allweil, ja!' . . . So hat er gsagt, der Hanspeter!"

Schweigend stand Herr Felician. Langsam hob er das Gesicht und blickte in das rötliche Zwielicht des Kotters.

Der Philosoph mit dem qualmenden Pfeiflein kam aber und lachte gemütlich. „Thun S' Ihnen 's Leberl net beschweren, Herr Pfarr! Lassen S' fünfe grad sein! Da kommt einer an besten durch. D' Welt, sag ich halt, is wie mein Pfeifl . . . alls wird nacheinander hergraucht, die guten Blattln wie die schlechten. Giebt alls den gleichen Rauchen . . . bloß schmeckt er ein bißl anderst!"

Herr Felician nickte. Aber das war nicht die Antwort auf die Philosophie der Tabakspfeife. Denn der Pfarrer hatte gar nicht gehört, hatte mit nassen Augen nur immer auf den stillen Schläfer hingesehen.

Jetzt nahm er den jungen Waldhofer bei der Hand. „Schau eini, Roman! Still liegt er da, und lalt! Und noch allweil thut er predigen!"

Da kam die Jungfer Kathrin gelaufen, atemlos, mit einem großen Pack auf den Armen. Aus Sorge, daß sich der Hochwürdige verkühlen könnte in dieser bösen Nacht, hatte sie alles für ihn herbeigeschleppt: seine schweren Stiefel, seinen Hut, einen wollenen Schlips und einen Mantel.

„Nur die Stiefel brauch ich," sagte Herr Felician, „das ander kannst wieder heimtragen!" Er schleuderte den Hausschuh vom rechten Fuß und fuhr in die schwarze Röhre. „Komm, Roman! Es brennt! . . . Arme Leut in Not, thät der Hanspeter sagen, da müssen wir löschen helfen!" Hastig schlüpfte er in den zweiten Stiefel — und als er auf den festen Sohlen stand, schien er auch das Gleichgewicht seiner Seele wieder gefunden zu haben. „Komm, Bub! Und die andern! Alle müssts mit! Und beim Wassertragen . . . da fallt mir schon 's richtig Wort ein . . . für meine Osterpredigt morgen!" Er fing zu laufen an.

Roman und Lisbeth hinter ihm her. Hand in Hand. Dann Jungfer Kathrin, mit dem Pack der überflüssigen Kleidungsstücke, immer wimmernd: „Herr Pfarr, Sie verkühlen Ihnen! . . Jesus Maria, den Mantel nehmen S' um! . . . Herr Pfarr, Sie kriegen den Rheumatism!" Und weil Herr Felician nicht hören wollte, schalt die Köchin in Zorn und Thränen: „Da gied ichs auf! . . . Der wird seiner Lebtag nimmer gscheid!"

Die Altenöderin war bei dem lächelnden Peter Johannes zurückgeblieben. Ihm zu Füßen saß sie auf der Stangenpritsche. Ihre Hände hielt sie im Schoß gefaltet; aber sie betete nicht mehr — sah nur immer sein ruhiges Lächeln an, als suche sie das lernen von ihm — für den einsamen Rest ihres Lebens.

In der Laterne war die Kerze niedergebrannt, und zuckend erlosch das bläuliche Flämmlein. Doch die rote Nacht warf ihren Schein in die Finsternis des Kotters. Und manchmal flogen ein paar kleine Funken an der Thüre vorüber. Aber sie kamen nicht von der fernen Brandstatte — es waren Funken aus der Pfeifenglut des schmauchenden Philosophen, der die andere löschen ließ und unter der eigenen Nase das wärmende „Fuer" schön gemütlich in Brand erhielt.

Die Erforschung der höheren Schichten der Atmosphäre.

Von Prof. Dr. Hergesell.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die Meteorologie ist eine verhältnismäßig junge Wissenschaft. Erst im Laufe dieses Jahrhunderts, der Hauptsache nach gar in den letzten Jahrzehnten sind die wissenschaftlichen Forschungsmethoden entstanden, die so schöne und zahlreiche Gaben der jungen und strebsamen Schwester in den reich besetzten Reihen der Erfahrungswissenschaften gebracht haben. Wir kennen heute das Klima der meisten Länder der Erdoberfläche mit genügender Genauigkeit, wir wissen, nach welchen Gesetzen die meteorologischen Phänomene täglich, jährlich, in gewissen Perioden schwanken, wir haben ermittelt, welche Kräfte die Luftteilchen leiten, wenn sie in verschlungenen Bahnen die Stellen höchsten oder tiefsten Luftdrucks umkreisen, wir haben festgestellt, daß die soeben erwähnten Luftdruckverteilungen selbst sehr wechselnde, schnellen Aenderungen unterworfene Gebilde in dem reichen Erscheinungskreise der Atmosphäre sind, ja, wir haben sogar versucht, in die Zukunft zu schauen, um die bevorstehenden Veränderungen der Druck- und Temperaturverteilung voraussagen. So kurz die Zeitspanne auch ist, in welcher die soeben skizzierten Fortschritte der Meteorologie gemacht wurden, so zahlreich die Arbeitskräfte auch waren, die auf dem vor kurzem noch brachliegenden Felde der Wissenschaft vom Wetter thätig waren, so nachdrücklich in allen Richtungen auch geschafft wurde, die Thatsache machte sich geltend, daß in den letzten Jahren eine gewisse Hemmung in dem außerordentlich raschen Entwicklungslaufe eingetreten ist, eine Erkenntnis, die nicht nur in den Forscherkreisen sich durchbrach, sondern auch im großen Publikum in einer gewissen Mißstimmung sich Luft machte. Wie unberechtigt gerade die letztere Erscheinungsform angesichts der soeben geschilderten glänzenden Entwicklung unserer jungen Wissenschaft auch sein mag, mit der rechnen muß der Gelehrte auf jeden Fall. Es lohnt sich wohl der Mühe, auch in einem größeren Kreise auf die neueren Gründe dieser Erscheinung hinzuweisen und darzuthun, daß die Ursachen lediglich im Entwicklungsgange selber liegen, und daß dieselben, so schnell und wirksam hemmend sie in ihrer kurzen Erscheinungszeit immer auch aufgetreten sein mögen, doch bald wieder vor dem ungestümen Ansturm des menschlichen Forschungsgeistes verschwunden werden.

Die Meteorologie war bis vor kurzem, wie es die Geographie noch heute ist, eine Wissenschaft „der Erdoberfläche". Sie klebte mit ihren Beobachtungsstationen an der starren Rinde unseres Planeten und hatte doch die Aufgabe, das ewig bewegliche, schnell flutende Element zu erforschen, das den Erdball allenthalben bis zu den höchsten Höhen umgiebt. Gewiß ist es als eine Großthat unseres Jahrhunderts zu verzeichnen, daß weite Flächen unserer Erdoberfläche mit einem dichten Netz von Beobachtungsstationen bedeckt wurden, welches ein kostbares, fast allzureiches Material der Forschung zur Erklärung und zur Förderung des Fortschritts lieferte; gewiß war die Entwicklung der meteorologischen Beobachtung in diesem Sinne nötig, denn ein gut ausgebautes Netz von Erdbodenstationen ist die Grundbedingung für jede Forschung, die höher will. Aber ebenso gewiß mußte sich die Erkenntnis Bahn brechen, daß es mit dieser Grundlage „der Bodenstationen" allein nicht gethan sei, wenn man die Grundgesetze, die in der Atmosphäre herrschen, bis zu den höchsten Höhen studieren wollte.

Das Material, das die Bodenstationen lieferten, war so reichlich und ausgiebig, daß die Wissenschaft viele Jahre brauchte, um es zu verarbeiten; die am Eingang kurz angegebenen Erkenntnisse waren das Ergebnis dieser Arbeit. Aber alles, was man verlangte, konnten die Beobachtungen an der Grundfläche der Atmosphäre nicht geben, das liegt in der Natur der Sache; ja es ist fast wunderbar zu nennen, daß man mit dem in dem beschriebenen Sinne dürftigen Material so reichliche Resultate auch für die höheren Luftschichten erzielt hat. Die gewonnenen Ergebnisse lehrten in letzter Linie doch vor allem, daß die Grundbedingungen für die atmosphärischen Gesetze nicht an der Erdoberfläche, sondern in den höchsten Schichten der Atmosphäre zu suchen seien, daß dort hinauf die menschliche Beobachtungskunst dringen müsse, wenn wesentliche neue Fortschritte in der Meteorologie erzielt werden sollen.

Die meteorologischen Bergstationen waren der erste Schritt, den diese Erkenntnis veranlaßte, allein auch sie lieferten noch nicht das nötige einwurfsfreie Material, da sie noch immer „an der Scholle" klebten. Die wissenschaftlichen Ballonfahrten erst drangen bis in die höchsten Schichten unserer Lufthülle vor und brachten dem Forscher erst jene Beobachtungen, die für den Fortschritt dringend notwendig waren.

In den folgenden Zeilen beabsichtige ich zunächst, den Leser mit dem modernsten Werkzeug der wissenschaftlichen Meteorologie, den sogenannten „Registrierballons" oder, wie sie von ihren ersten Erfindern auch genannt wurden, den Ballons-sonde, bekannt zu machen. Mit ihnen haben wir bisher die höchsten Schichten erreicht, sie fallen beim Auffinden am leichtesten in die Hände der großen Menge. Die Methode ihrer Behandlung und Bergung wird daher auch in ausgedehnten Kreisen Interesse erregen.

Ein Registrierballon ist ein Luftfahrzeug von kugelförmiger Gestalt, das unbemannt, dafür aber mit selbstaufzeichnenden Apparaten versehen, emporgelassen wird und bestimmt ist, Höhen von 10 000 m und mehr zu erreichen.

Fig. 1. Der Registrierballon „Langenburg" am Auflassau vor seiner Abfahrt von Strassburg.

Die Franzosen Hermite und Besançon waren es, die den Gedanken, einen unbemannten Ballon frei emporzulassen und die Auffindung dem Zufall anheimzugeben, zuerst praktisch zur Ausführung brachten. Und siehe, die Idee, deren Ausführbarkeit von vielen bezweifelt wurde, gelang über Erwarten. Nur in seltenen Fällen gingen die Ballons verloren, wiewohl sie oft weite Entfernungen zurücklegten, ehe sie zur Erde fielen. Die Ballons wurden bei den aufeinander folgenden Versuchen größer und größer, wurden schließlich mit selbstzeichnenden Thermometern und Barometern versehen und bilden heutzutage in der Hand der modernen Meteorologie eins der wichtigsten Forschungsmittel.

Man darf sich die Größenverhältnisse einer solchen „Ballonsonde" nicht zu klein vorstellen. Die Gaskugeln, die in Paris, Berlin und Straßburg 15 km Höhe und mehr erreicht haben, hatten immerhin einen Rauminhalt von 400 cbm, d. h. einen Durchmesser von mehr als 9 m; es sind also Raumobjekte, die kaum in einen großen Cirkus oder eine ähnliche große Halle hineingehen. Der Fall eines solchen Ballons ist, wenn er bei Tage geschieht, eine durchaus beachtenswerte Erscheinung, ein Ereignis, das allenthalben großes Aufsehen erregt.

Je nach der Höhe, die man erreichen will, werden die Ballons entweder mit Leuchtgas oder Wasserstoff gefüllt. Das Ablassen eines solchen Ballons ist, da er infolge seiner Füllung einen gewaltigen Auftrieb, d. h. einen großen Zug nach oben entwickelt, mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft. In vielen Fällen kommen als störende Momente nicht nur der große Auftrieb, sondern auch starke Winde, die den Ballon wie ein Segel hin und her schlagen, in Betracht.

Die obenstehende Figur 1 stellt die Abfahrt eines solchen Luftfahrzeugs kurz vor dem Durchschneiden des letzten Haltetaus dar. Der Registrierballon „Langenburg"*, der bestimmt war, am

* So genannt nach dem Statthalter von Elsaß-Lothringen, dem Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, dem eifrigen und verdienstvollen Förderer der wissenschaftlichen Luftschiffahrt.

27. Juli 1898 eine der höchsten und weitesten Luftreisen zu unternehmen, war in den frühen Morgenstunden völlig mit Leuchtgas gefüllt worden; er entwickelte bei einem Gesamtgewicht von etwa 50 kg einen Nettoauftrieb von rund 200 kg, es war demgemäß eine beträchtliche Menge Leute nötig, um die himmelstürmenden Bestrebungen des Ungetüms zu bewältigen. Der Ballon wurde schließlich an einem starken Tau, das durch einen schmiedeeisernen Ring an den Auslaufleinen des Netzes ging und mit beiden Enden an zwei starken Querbäumen befestigt war, etwa 20 m über den Boden emporgelassen. An einem Mittelstrick, etwa 18 m vom Ballon entfernt, um jede Einwirkung des letzteren auf die empfindlichen Temperaturmeßapparate auszuschließen, hing der Instrumentenkorb, welcher in seinem Innern die Apparate trug, die in jedem Augenblick die Höhe des Ballons und die dort herrschende Temperatur aufzeichnen. Ein weiteres Haltetau, ebenfalls in der Mitte zwischen der Auflaßleine laufend, war dazu bestimmt, den Ballon in den letzten Augenblicken festzuhalten, nachdem die Auflaßleine an einem der beiden Enden gelöst, durch den am Netze befindlichen eisernen Ring gezogen und auf diese Weise vom Ballon gelöst war. Nachdem noch einmal kurz vor der Abfahrt die Registrierapparate sorgfältig durchgesehen sind, befreit ein Schnitt mit scharfem Messer das nach den höchsten Regionen strebende Fahrzeug von seinen lästigen Fesseln, und, wie ein Kork aus einer Champagnerflasche, stürmt die gewaltige Stoffkugel empor, in dem ersten Augenblick der Abfahrt die Luft mit eigentümlichem Sausen durchschneidend. Der gewaltige Luftdruck, den die Ballonkugel infolge der starken Steigegeschwindigkeit erfährt — dieselbe beträgt zu Anfang 6 bis 8 m in der Sekunde — drückt das Füllgas teilweise mit dumpfem Laut aus dem unten offenen, auf dem Bilde deutlich sichtbaren Füllschlauch, macht sich aber auch dem Auge in einer großen Delle erkennbar, die in den oberen Teil des kugelförmigen Ballons gedrückt wird, und äußert sich endlich in starken Pendelungen des Luftfahrzeugs, die den Instrumentenkorb in großen Schwingungen hin und her schleudern. Der Ballon steigt unterdes höher und höher, entschwindet allmählich auch dem schärfsten Auge und findet in den höchsten Höhen jene großen Luftgeschwindigkeiten, die ihn im Verlauf von wenig Stunden über 1000 km weiter tragen. In neuerer Zeit läßt man auch, um den gewaltigen Auftrieb etwas zu vermindern und die vertikale Geschwindigkeit einigermaßen zu mäßigen, die Ballons nicht ganz gefüllt aufsteigen. Man füllt die Hüllen nur etwa bis zur Hälfte oder zwei Dritteln ihres Inhalts und hat es auf diese Weise in der Hand, dem Ballon einen beliebigen Auftrieb zu geben. Figur 2 stellt den schon geschilderten Ballon „Langenburg“ unmittelbar vor der Auffahrt, etwa halb gefüllt, dar, die Figur 3 auf Seite 803 denselben Ballon in den Lüften. Da das Füllgas sich beim Steigen mit abnehmendem Luftdruck mehr und mehr ausdehnt, so wird auch ein solcher Ballon in einer bestimmten Höhe stets voll und kugelförmig; die Höhen, die mit einem derart vorbereiteten Ballon erreicht werden können, stehen durchaus nicht hinter denen der gefüllten Ballons zurück. Das Mißliche bei dem soeben geschilderten Verfahren ist nur der Umstand, daß leicht Luft in die nicht völlig gefüllte Hülle während des Auflassens dringt und so den Ballon unnötig schwer macht.

Fig. 2. Der Ballon „Langenburg“, halb gefüllt, vor der Abfahrt.

Bevor wir das Schicksal unseres Fernfliegers weiter verfolgen, wird es gut sein, uns seine Ausrüstung näher anzusehen.

In dem Instrumentenkorb, der auf dem Bildchen Fig. 4 Seite 803 näher dargestellt ist, befinden sich — zur Kontrolle gewöhnlich je zwei — sorgfältig geprüfte Meßinstrumente zur Bestimmung des Luftdruckes, der Temperatur und mitunter auch der Feuchtigkeit der Luft. Dünne elastische Metallröhren, deren Krümmung sich unter dem Einfluß des wechselnden Luftdrucks und der Temperatur stetig ändert, tragen an ihren Enden lange Hebel mit Schreibfedern, die feine Striche auf eine mit Ruß geschwärzte, durch ein Uhrwerk zu gleichmäßiger Umdrehung getriebene Walze zeichnen. Diese Striche, die sogenannten Registrierkurven, gestatten es, sobald der Instrumentenkorb unversehrt abgeliefert ist, später für jeden Augenblick der Fahrt den Luftdruck, die Temperatur und, wenn nötig, die Feuchtigkeit der Luft zu bestimmen und auf diese Weise die Bahn des Ballons und die auf ihr befindlichen meteorologischen Zustände genau festzulegen. Da die Registrierung gewöhnlich in Ruß erfolgt — die Anwendung von Tinte ist wegen der äußerst niedrigen Temperaturen, die zu erwarten sind und welche die Tinte zum Gefrieren bringen würden, ausgeschlossen — ist nach dem Auffinden des Korbes eine ganz besonders sorgfältige Behandlung der Instrumente den Findern zur Pflicht gemacht.

Die Figur 7 auf S. 804 stellt die Originalkurven einer Registrierfahrt eines Pariser Ballons etwas verkleinert dar. Die darüber stehende Figur 6 verdeutlicht deren stark verwischte Kurven. Das Aufpapier ist von dem Uhrcylinder abgelöst, ausgebreitet und dann photographiert worden. Die am Rande eingezeichnete Skala zeigt, wie hoch das Luftfahrzeug in jedem Moment war und wie tief die Lufttemperatur gesunken ist. Die unterste Kurve giebt die Höhe, die mittlere die Lufttemperatur und die oberste endlich die Temperatur des Gases im Innern des Ballons. Wir erkennen, daß der Pariser Ballon eine Höhe von 15000 m erreichte und dabei eine Minimaltemperatur von minus 60° aufzeichnete. Wir sehen aber auch, daß der Ballon von den Auffindern — es waren belgische Bauern der Umgebung — durchaus nicht sorgfältig behandelt wurde. Die Registrierapparate wurden geöffnet, die berußten Cylinder betastet, so daß deutlich die Eindrücke der belgischen Bauernfinger auf diese Weise der Nachwelt erhalten bleiben. Eine solche Behandlung ist natürlich unstatthaft, ihre photographische Darstellung sei hier als schlechtes, nicht zu befolgendes Beispiel wiedergegeben.

Kehren wie jedoch zu der Fahrt des vorhin geschilderten Registrierballons „Langenburg“ zurück!

Der Ballon erreichte eine Höhe von etwa 13000 m in etwa 40 Minuten, blieb in dieser höheren Luftschicht, in welcher das Barometer auf 150 mm gesunken war, während des ganzen Tages, von 4 Uhr morgens bis 5 Uhr abends, und fiel dann ja ungefähr $^3/_4$ Stunden zu Boden. Er hatte aber in dieser Zeit eine gewaltige Reise zurückgelegt, ehe Landete in der Nähe der russischen Grenze beim Städtchen Passenheim in Ostpreußen.

Die Registrierkurven (Fig. 5) auf S. 803 lassen deutlich die Spuren dieser langen Reise erkennen; der Uhrcylinder, der sich in zwei Stunden um seine Achse drehte, mußte natürlich die Kurven, die in der großen Höhe aufgezeichnet wurden, mehrfach übereinander legen. Wenn man die einzelnen so erhaltenen Stücke aneinander setzt, erhält man einen Registrierstreifen von mehr als $^1/_2$ m Länge.

Die rechts stehende Kurve, die Thermometerkurve, läßt aber noch eines deutlich erkennen, nämlich wie schwierig es ist, wenn der Ballon in der hohen Gleichgewichtslage einherschwimmt, dort die wahre Lufttemperatur zu messen. Kein Wölkchen trübt in diesen hohen Regionen den Himmel, mit ungeschwächter Kraft dringt die Sonne die aufs äußerste verdünnten Luftschichten und erwärmt in hohem Maße den Ballon und die einzelnen Instrumententeile.

In wie hohem Maße diese Erwärmung einwirkt, zeigen die vielfachen Wellen und das allmählich im Laufe der Zeit erfolgende Ansteigen der Temperaturkurve.

Die Temperaturen, die der Ballon während seines hohen Fluges in der Gleichgewichtslage aufzeichnete, sind deshalb alle zu hoch und zur Bestimmung der wahren Lufttemperatur nicht zu gebrauchen. Einzig die Temperaturen des Aufstiegs, weniger

die des Abſtiegs, geben angenähert die wahren Verhältniſſe der Lufttemperaturen wieder, und zwar aus folgendem Grunde:

Während des Aufſtiegs ſtürmt der Ballon mit einer ſolchen Geſchwindigkeit empor, daß er die Luft mit einer Geſchwindigkeit von 5 m in der Sekunde und mehr durchſchneidet. Auf dieſe Weiſe kommen immer neue Luftmengen an die Inſtrumente und den Ballon, ſo daß ſämtliche Teile des Fahrzeugs durch die großen ſenkrechten Geſchwindigkeiten einer kräftigen Ventilation unterworfen werden. Dieſelbe verhindert, daß die Thermometer ſich durch die Strahlung über Gebühr erhitzen, und bewirkt, daß die Inſtrumente nahezu die wahre Lufttemperatur wiedergeben. Wohl treten auch beim Aufſtieg noch andere Fehlerquellen, beſonders die Trägheit der Inſtrumente, zu Tage, doch laſſen ſich dieſe abſchätzen und ausſcheiden, ſo daß wir doch imſtande ſind, vermittelſt des Regiſtrierballons die Temperaturverteilung in einer ſenkrechten Luftſäule mit großer Genauigkeit zu beſtimmen.

Fig. 3. Der Ballon „Langenburg", halb gefüllt, in den Lüften.

Der wagerechte Teil der Kurven iſt dagegen für eine direkte Temperaturbeſtimmung nicht zu gebrauchen, was ja auch, da der Aufſtieg dieſes leiſtet, nicht mehr nötig iſt. Derſelbe bringt jedoch eine andere wertvolle Ergänzung der Meſſungen, da er es geſtattet, durch Meſſung der Temperaturerhöhung die Strahlungskraft der Sonne in dieſen hohen Regionen abzuſchätzen.

Wie gewaltig dieſe Wärmeeinſtrahlung in den höchſten Schichten der Atmoſphäre iſt, zeigt eine Kurve, die ſich ebenfalls auf den wiedergegebenen Diagrammen der Pariſer Fahrt vorfindet (vgl. in Fig. 6 und 7 die obere Kurve).

Fig. 4. Korb des Ballons, der die ſelbſtaufzeichnenden Apparate enthält.

Um die Temperatur des im Innern des Ballons enthaltenen Gaſes zu meſſen, war von den Pariſer Forſchern dort ein weiteres Regiſtrierthermometer angebracht worden.

Daſſelbe zeigte eine wahrhaft enorme Erhitzung des Füllgaſes an und bewies damit eine ganz gewaltige Strahlungskraft der Sonne.

Während ſich die Atmoſphäre in den höchſten Schichten auf $-60°$ und mehr abgekühlt hatte, war die Temperatur des Balloninnern auf $+20°$ geſtiegen, ſo daß zwiſchen innen und außen die große Temperaturdifferenz von $80°$ herrſchte. —

Die Durchforſchung der Atmoſphäre mit Regiſtrierballons iſt, wie ſchon erwähnt, von Paris ausgegangen; ſchon anfangs der neunziger Jahre wurden die erſten Verſuche mit Pilotballons gemacht; ein weſentlicher Fortſchritt in dem Studium der meteorologiſchen Verhältniſſe der höheren Luftſchichten wurde jedoch ſpäter dadurch erzielt, daß es gelang, von mehreren Stellen der Erdoberfläche nahezu gleichzeitige Aufſtiege zu bewerkſtelligen. Die wiſſenſchaftliche Ballonforſchung hat hier dieſelbe hiſtoriſche Entwicklung zu verzeichnen wie die Meteorologie überhaupt. Die Erkenntnis, daß die einzelne meteorologiſche Beobachtung an derſelben Stelle nicht den Wert beſitzt wie ein ſyſtematiſches Netz von gleichzeitigen Beobachtungen, verteilt über eine große Fläche, womöglich über die ganze Erdoberfläche, ließ für die meteorologiſche Forſchung die ſynoptiſche, d. h. das ganze Gebiet umfaſſende Methode der Wetterkarte entſtehen; bei der wiſſenſchaftlichen Luftſchiffahrt war dieſelbe Einſicht, daß gleichzeitige Erforſchung der vertikalen Verhältniſſe von möglichſt vielen Stellen der Erdoberfläche aus uns die nötige Erkenntnis der Verteilung der meteorologiſchen Verhältniſſe bieten kann, die Urſache für die „ſimultanen Ballonfahrten".

Bei dem internationalen Meteorologenkongreß, der im Jahre 1897 zu Paris ſtattfand, ergab ſich beſondere Gelegenheit, auf die Wichtigkeit der Ausdehnung der Ballonforſchung in dieſem Sinne hinzuweiſen. Die Anregung hatte vollen Erfolg: es wurde eine internationale Kommiſſion für wiſſenſchaftliche Luftſchiffahrt geſchaffen, welcher Vertreter der meiſten meteorologiſchen Inſtitute der verſchiedenen Länder beitraten und die ſich die Aufgabe ſtellte, derartige gleichzeitige Ballonaufſahrten von möglichſt vielen Stellen der Erdoberfläche ins Leben zu rufen.

Dieſe Aufgabe wurde mit großer Thatkraft in Angriff genommen und eine Reihe ſolcher gleichzeitiger Auffahrten zuſtande gebracht; heute blicken wir bereits auf ein reiches Beobachtungsmaterial, das unſere meteorologiſchen Erkenntniſſe nicht nur in vieler Richtung vermehrte, ſondern auch weſentlich umänderte und verbeſſerte.

In einem weiteren Aufſatz gedenke ich, dieſe Ergebniſſe auch dem großen Leſerkreis der „Gartenlaube" vorzuführen. Heute möchte ich dieſe Zeilen, um den zur Verfügung ſtehenden Raum nicht zu überſchreiten, mit dem Wunſche ſchließen, daß dieſelben, dank der weiten Verbreitung der „Gartenlaube", in möglichſt viele Hände gelangen, in die entlegenſten Gebiete nicht nur unſeres Vaterlandes, ſondern des Kontinentes getragen werden mögen, damit den „hohen" Beſtrebungen unſerer Wiſſenſchaft auf dieſe Weiſe volles Verſtändnis entgegengebracht werde und den Ballons vor allem

Fig. 5. Originalregiſtrierkarte des Ballons „Langenburg".

diejenige Behandlung zu teil werde, die zur Erlangung guter Ergebnisse notwendig ist. Eine kurze Beschreibung der Arbeiten, die vor und nach einem internationalen Aufstieg stattzufinden haben, möge deshalb noch gestattet sein.

Die Aufstiegsstationen — bis jetzt waren es gewöhnlich Paris, Straßburg, München, Berlin, Wien, Petersburg, doch ist in keiner Weise ausgeschlossen, daß bei demnächst stattfindenden Aufstiegen noch andere Orte hinzutreten haben bereits längere Zeit vor einem geplanten internationalen Experiment alle Instrumente aufs sorgfältigste geprüft, so daß alles bis auf die Füllung des Ballons erledigt ist.

Die telegraphische Aufforderung zur Auffahrt erfolgt dann von einer Centralstelle, die passend, d. h. entsprechend der Wetterlage, die erforscht werden soll, von der Kommission ausgewählt worden ist. Sobald dieselbe erfolgt ist, werden die Ballons schleunigst hergerichtet, damit sie alle zur selben Zeit in die Lüfte gesandt werden können. Sie tragen Flaggen, die mit Aufschriften in mehreren Sprachen bedeckt sind und auf diese Weise anzeigen, woher der Ballon stammt, der irgendwo an einem beliebigen Orte zur Erde niederfallen soll. Die Instrumente sind gut geschützt und versichernbt, damit keine unberufene Hand sie öffnen kann.

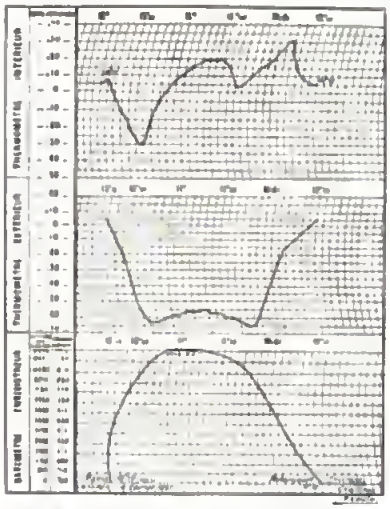


Fig. 6. Registrierkurven eines Pariser Ballons.

Der Korb, der sie schützt, enthält ebenfalls sorgfältige Vorschriften zur Behandlung der Apparate und des Ballons. Insbesondere wird überall darauf hingewiesen, daß die Füllung des Ballons feuergefährlich ist, wenn brennende Pfeifen oder Cigarren in die Nähe kommen. Derartige Gegenstände sind deshalb unbedingt fernzuhalten oder auszulöschen. Das Ballongas ist aus demselben Grunde von dem Auffinder so schnell wie möglich auszulassen; die hierfür bestimmten Vorrichtungen sind genau beschrieben und gekennzeichnet.

Sämtliche größere Zeitungen sind selbstverständlich von dem bevorstehenden Ballonaufstieg durch die Telegraphenbureaus [illegible] unterrichtet worden, doch ist es naturgemäß unmöglich, hier alle Tagesblätter zu berücksichtigen. Die Bitte, daß durch möglichst schnellen Abdruck auch in den kleineren Zeitungen für eine weitgehende Verbreitung der Nachricht vom Aufstieg gesorgt werde, erscheint daher wohlberechtigt und möge gerade von dieser wertgeschätzten Stelle aus allen Beteiligten ans Herz gelegt werden.

Ist ein Registrierballon irgendwo niedergefallen und aufgefunden worden, so ist in erster Linie für den Instrumentenkorb und seinen Inhalt zu sorgen. Die Hauptsache ist hierbei, daß derselbe vor jedem Stoß und Schlag geschützt wird und daß die Instrumente unberührt bleiben. Am besten wird derselbe mit seinem Inhalt bis zum Eintreffen weiterer Nachricht an einem gesicherten Ort aufbewahrt.

In zweiter Linie erst kommt die Unterbringung und Verpackung des Ballons. Das Wesentliche bei dieser Beschäftigung ist das Auslassen des Gases und das Zusammenpacken und Falten der Hülle. Auch hierfür sind besondere Vorschriften vorhanden, so daß auf Einzelheiten hier nicht eingegangen zu werden braucht.

Ist endlich eine telegraphische Benachrichtigung der Aufstiegsstation besorgt, so ist eigentlich alles getan, was vorläufig gemacht werden konnte. Die Wissenschaft wird von der sorgfältigen Behandlung des Luftfahrzeugs und seiner wertvollen Fracht auf jeden Fall den schönsten Lohn erhalten, denn die Orakel, welche die Rätselfragen für die höheren Luftschichten beantworten sollen, sind, wenn alles nach Vorschrift erledigt ist, nicht mehr befragt, eine gewichtige Förderung der menschlichen Erkenntnis ist erzielt worden. Aber die Wissenschaft weiß dem ferneren Finder und Berger des Ballons auch Dank.

Das erhebende Bewußtsein, die menschliche Wissenschaft in uneigennütziger Weise gefördert zu haben, wird durch die angenehme Beigabe eines klingenden Lohnes, der jedem Auffinder der Registrierballons zu teil wird, ohne Zweifel gefördert werden.

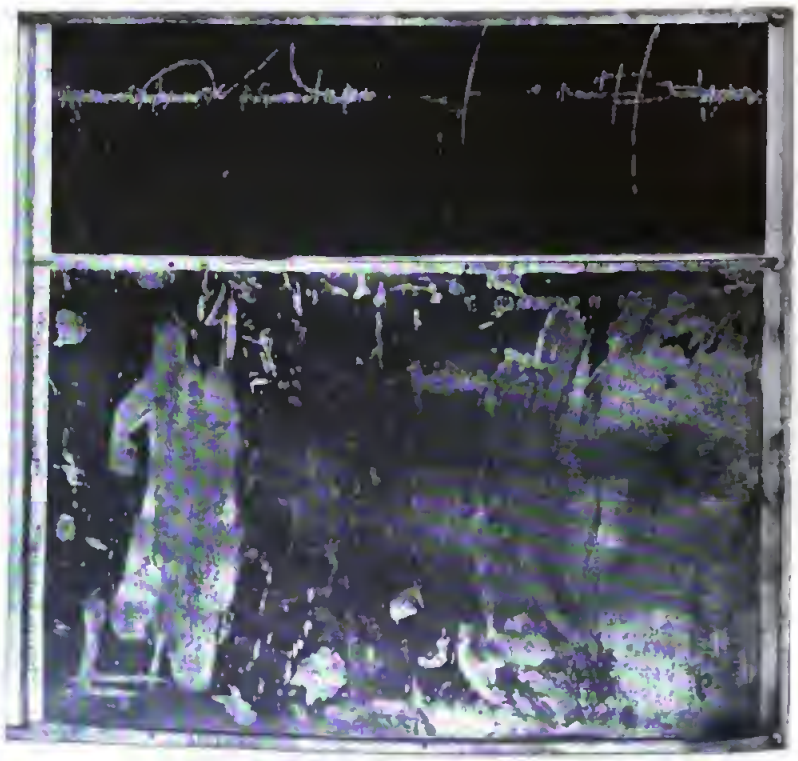
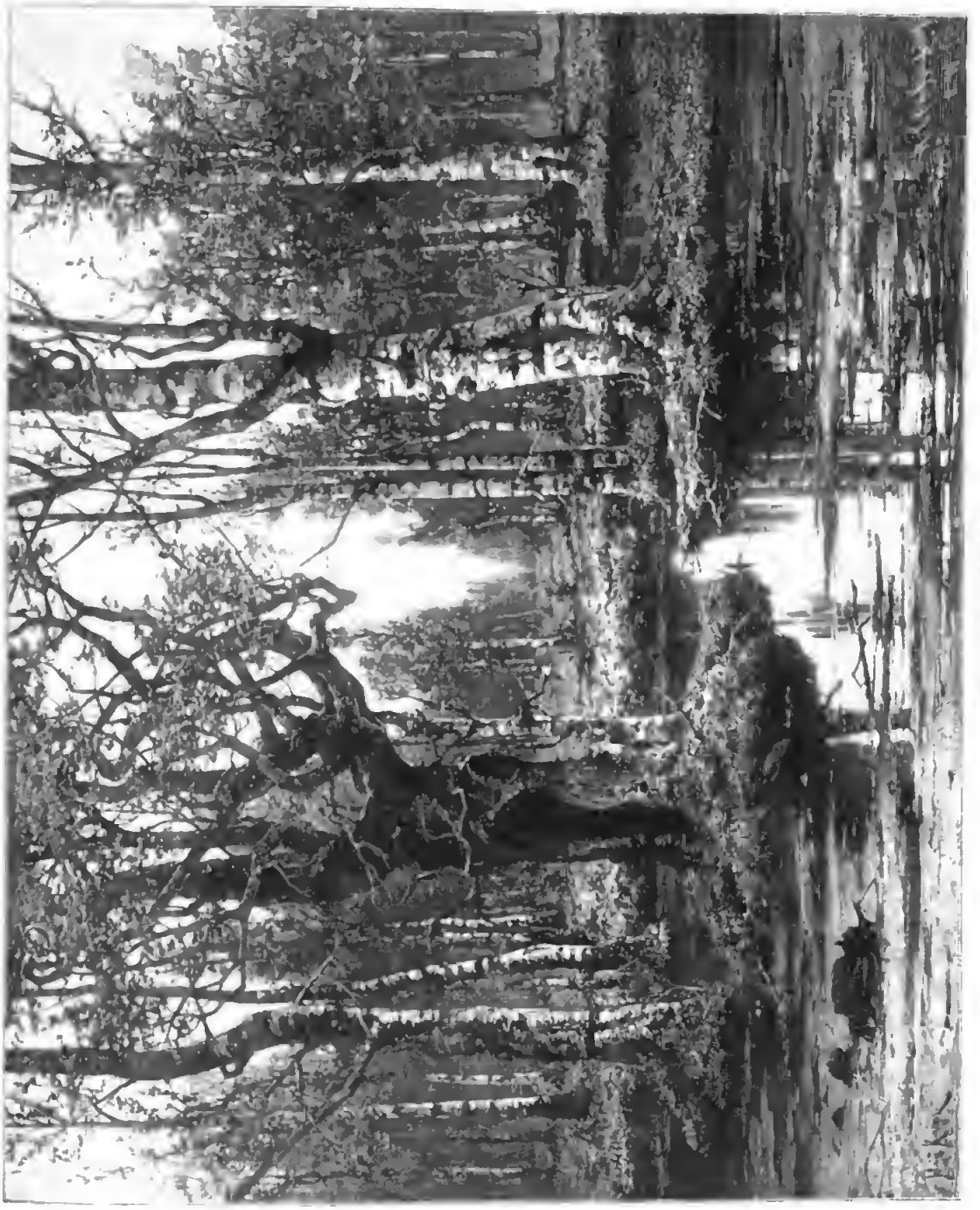


Fig. 7. Photographie des Originalpapiers des Pariser Ballons.



Wald im Spätherbst.
Nach dem Gemälde von S. von Klever.

Zur Erinnerung an Herman von Schmid. Zwanzig Jahre waren am 19. Oktober verflossen, seit Herman von Schmid, der liebenswürdige Poet und gefeierte Erzähler der „Gartenlaube“, aus dem Erdenleben geschieden ist. Duech nahezu zwei Decennien wae Schmid, an dessen sinnvolle und anmutige Doegeschichten aus den oberbayrischen Bergen sich zahlreiche von unseren Lesern gewiß mit größtem Beegnügen erinnern werden, ein regelmäßiger Mitarbeiter unseres Blattes, und als „Dichter der Gartenlaube“ hat er seine große Volkstümlichkeit begründet und gepflegt. Herman vaa Schmid war Oesterreicher von Geburt. In Weizenkirchen kam er am 15. März 1815 zue Welt, er studierte in München und wurde dort im Staatsdienste angestellt. Lebhaft beteiligte er sich an der freiheitlichen Bewegung von 1848, und seine bezügliche Thätigkeit wurde im Jahee 1850 der Anlaß zu seinee Versetzung in den Ruhestaad. Nun begann für ihn eine Zeit reichsten dichterischen Schaffens, von dem seine gesammelten Werke, welche 50 Bände umfassen, beredtes Zeugnis geben. Aus der langen Reihe seiner in der „Gartenlaube“ erschienenen Erzählungen nennen wir hier „Die Huderdäuerin“, „Almenrausch und Edelweiß“, „Dee bayrische Hiesei“, „Die Zuwider-Wegen“, „Der Loder“, „Im Himmelmaos.“ Zahlreiche vom Schmids Erzählungen wurden auch dramatisiert und haben ihre große Wirkung auf den Bretern glänzend bewährt. Ein bescheidener deutscher Mann, dat Schmid, der im Jahre 1871 in den persönlichen Adelstand erhoben wurde, stets sein höchstes Ziel nur daria gesehen, ein Volksschriftsteller im edelsten Sinne des Wortes zu sein, und die große Zuht von Feeunden, welche seine Schriften auch heute noch — zwanzig Jahre nach dem Tode ihres Schöpfers — in den weitesten Kreisen haben, ist das schönste Zeugnis dafür, daß Schmid einen Platz im Herzen des deutschen Volkes gefunden hat.

Badische Freischärler in den Kasematten von Rastatt. (Mit Abbildung.) An eine der düstersten Episoden des an opfermutigen Kämpfen und tragischem Heldentume ja reichen Freiheitsjahres van 1848 gemahnt die nebenstehende Abbildung. Sie führt uns in die Kasemaatten von Rastatt nad in den Kreis einer Gruppe van badischen Freischärlern, die hier inmitten des qualvollen Elends ihrer Gefangenschaft mit heldenmütigem Gleichmut ihrer stundenlangen Aburteilung entgegen sehen. Wir verdanken das ebenso interessante wie ergreifende Bild der Liebenswürdigkeit eines Freundes der „Gartenlaube“, dessen Vater inmitten der Ereignisse dee Revolutionsjahre stand. Als Assistenzarzt erster Klasse der Landwehe hatte er sich im Sommer 1849 beim 2. Bataillon des 31. Landwehe-Infanterieregiments nach an der Einschließung Rastatts vom 29. Juni bis 23. Juli beteiligt und war nach dee Uebergabe der Festung am 23. Juli mit in diese eingerückt. Bei der Uebernahme warden nun voa den Preußen nach viele erkrankte Freischärler — namentlich Typhuskranke — vorgefuaden, deren Behandlaug zum Teil auch ihm zufiel. So kam er in Berkehr mit den Kriegsgefangenen, und einer derselben — der mit 5 bezeichnete Ambrens Kretzschmar — entwarf das Original zu unserem Bilde und schenkte es dem Arzte in dankbarer Erkenntlichkeit. Die Zeichnung fall, nach Verschreeaung ihres ehemaligen Besitzers, die einzelnen Persönlichkeiten mit vorzüglicher und charakteristischer Aehnlichkeit wiedergeben. Wir lassen die Namen dee verschiedenen Personen des Bildes, soweit sie noch festgestellt werden konnten, hier folgen: † 1. Georg Böhning aus Wiesbaden. Oberst der Fremdenlegion. Standrechtlich erschossen. †2. Andreas Baumer aus Durlach. Hauptmann bee Durlacher Bürgerwehr. Starb am Typhus in der Gefangenschaft. 3. Philipp Reiter aus Wertheim. Proviantmeister. Standrechtlich verurteilt zu 10 Jahren Zuchthaus. 4. Christoph Hubee aus Heidelberg. Gehilfe des Proviantmeisters. 5. Andreas Kretzschmar aus Heidelberg. Gehilfe des Proviantmeisters. Standerechtlich freigesprochen. 6. Joseph Bitzog aus Berns. Leutnant bei der Flüchtlingslegion. † 7. Fritz Popp aus Schwetzingen. Verrechner. Starb am Typhus in der Gefangenschaft. 8. Christian Reister aus Kleinsteinbach. Gehilfe beim Proviantmeister. 9. Carl Lederer aus Schwetzingen. Auditoriumskultaar. 10. Gustav Kerer aus Karlsruhe. Provinzialschreiber. 11. . . . . Hamma aus Aoamell in Württembergischen. 12. . . . . Meister aus ?

Badische Freischärler in den Kasematten von Rastatt im Juli 1849.
Nach der gleichzeitigen Zeichnung des Mitgefangenen Andreas Kretzschmar.

Am Eingang zue Wagenburg. (Zu dem Bilde auf S. 709 u. 711. Die Beschwerlichkeit und Langwierigkeit des Kriegfahrens im Mittelalter lag hauptsächlich an der Unzulänglichkeit der Schutz- und Trutzwaffen, der Kampfesweise, vor allem aber der Verkehrsmittel und Wege. Duza trat dann noch der Umstand, daß damals jeder Aufgebotene nicht nur selber für Ausrüstung und Verproviantierung zu sorgen hatte, sondern daß letztere auch noch auf längere Zeit bemessen und überall mitgeführt werden mußte. So ist es denn erklärlich, daß seit der Völkerwanderung bis in die Zeit der Söldner und Landsknechte jede Truppe von einem ungeheuren Troß begleitet Fahrzeuge, dem sogenannten „Heerwagen“, unabläßig begleitet war. Aus diesem Park von Streit-, Sperr-, Büchsen- und Kennwagen wurde aus allemal, wenn irgendwo längere Standquartier gemacht oder der Feind erwartet werden sollte, eine „Wagenburg“ gebildet. Dieselbe war aus nach „Gliedern“, „Burden“, „Zeilen“ und „Schickungen“ geordneter Körper und glich einer wandernden Festung, die das Heer schützend umschloß. Beim Beziehen eines Lagers wurden die zwischen den Rädern befindlichen Bretter der äußeren Fahrzeuge herabgelassen, während diese selber zur Schließung eines festen Ringes zusammenliefen. Dee wurde oft auch außerdem ein acht bis zehn Fuß tiefer Graben gezogen und dessen Erde zu einem oder zwei Wällen aufgeworfen. Im Innern der Wagenburg, deren Kommando stets der kriegserfahrenste Ritter unter dem Namen eines obersten Wagenmeisters führte, kampierten die Truppenführer jewohl als das gemeine Kriegsvolk. Die Zelte der ersteren waren oft von bedeutender, mehrere Abteilungen umfassender Größe und wiesen nicht selten eine prunkvolle Ausstattung auf. Zwischen den einfachen Standgezelten der Soldaten, welch letztere hinwiederum nach Reiterei und Fußvolk getrennt waren, zogen sich geräumige Lagergassen. Das Leben nad Treiben der Landsknechte unter sich — wenn nach zu einer Zeit, wo die Wagenburg schon längst unter dem Feuergeschütz aufgefahren hatte zu exittieren — hat Schiller in der Lagerscene seines „Wallenstein“ mit unnachahmlicher Meisterschaft geschildert. Anton Hoffmann, der Zeichner unseres prächtigen Bildes, zeigt nun, wie es vor einer Wagenburg etwa zu Anfang des 16. Jahrhunderts ausgesehen haben mag. Allerlei Volk, als da waren: Landstörzer und Schelme, Zigeuner und Bettler, Gaukler und Diebe, Weiber und Troßbuben, Hunde, Marketender und — Spinne, stellte zu stets die zweifelhafte Gesellschaft jener Söldnerheere dar und wae die Hauptaufgabe der Landsknechtspflege, von der zu jener Zeit kaum ein Landteich verschont geblieben ist.

Transport von Verwundeten an Bord eines Kriegsschiffes. (Mit den Bildern S. 807.) Eine häufig hört man die Frage: „Was wird an Bord aus den tapferen Kämpfern, welche von feindlicher Kugel oder einem fernen Granatsplitter verwundet zu Boden gestreckt sind, und wie bringt man sie an die Verbandstatte?“ Da wird nun mancher mit Schiffsverhältnissen nicht vertraute Leser bei sich denken: „Nun, man legt sie auf eine Tragbahre und trägt sie die Treppe hinunter.“ Doch so einfach ist die Sache nicht. Zunächst muß man sich einmal überlegen, daß auf dem

engen Raum eines Schiffes Hunderte von Menschen zusammengedrängt sind, die Zahl der Verwundeten daher unverhältnismäßig hoch wird, sobald mehrere schwere Granaten einschlagen. Es wird also an Arbeit für die an Bord befindlichen Aerzte nicht fehlen. Bei den engen Raumverhältnissen im Schiff ist die Hauptsache, die Verwundeten rasch und sicher auf den Verbandplatz zu schaffen, welcher tief unten liegen muß, damit er vor der Geschoßwirkung geschützt ist. Nun sind aber die modernen Schlachtschiffe für diesen Transport viel unbequemer eingerichtet, als es die alten Holzschiffe mit ihren breiten bequemen Treppen und Luken waren, und so mußte auf ein Mittel gesonnen werden, die Verwundeten durch die schmalen Niedergänge und Thüren hindurch zu schaffen, ohne daß ihre Schmerzen durch Anstoßen vermehrt wurden. In unserer Marine ist jetzt nach vielfachen Versuchen eine Transporthängematte hergestellt worden, welche allen Anforderungen entspricht. Dieselbe hat etwa die doppelte Breite einer gewöhnlichen Schiffshängematte, so daß der darin Liegende ganz und gar eingeschnürt werden kann. Zwei flache, biegsame Stangen, welche in auf der Außenseite vom Kopf- bis Fußende aufgenähte Taschen eingeschoben sind, verhindern ein Durchbiegen im Rücken, ohne auf den Patienten einen Druck auszuüben, während eine Kapuze den Kopf festhält. Damit nun der Verwundete beim Heruntergeben durch die Luken, was, wie unsere erste Abbildung zeigt, in fast senkrechter Stellung geschehen muß, nicht nach unten rutschen kann, reitet er auf dem sogenannten Sattel. Es ist dies ein mit zwei breiten Bändern versehenes Polster, welches durch die Bänder um Kopf und Hals findet und, gleichzeitig mit dem über der Brust zusammengeschnürten sogenannten Korsett, den Mann trägt. Acht Handgriffe an der Außenseite ermöglichen ein bequemes Fortschaffen. Es ist damit ein Transportmittel gefunden worden, welches gestattet, Verwundete selbst durch Thüren von nur 50 cm Breite bequem und sicher zu schaffen und sie auch aus den Gefechtsmarsen und von den Deckaufbauten rasch und schonend hinunter zu befördern. Der Transport nach unten geschieht nämlich auf den größeren Schiffen innerhalb des Mastes, welcher hohl und mit einer Wendeltreppe versehen ist, so daß die Verwundeten auf dem Wege zum Verbandplatz nach Möglichkeit vor weiteren Verletzungen gesichert sind. Unsere zweite Abbildung bringt diesen Vorgang zur Darstellung. Bei der Enge und Steilheit der Treppen wäre ein Heruntertragen Verwundeter ohne die Hängematte beinahe unausführbar. In derselben Weise werden dann später die Verbundenen ins Lazarett gebracht, wo breite Betten zur Aufnahme bereit sind. B.

Verwundetentransport durch Luken.

Verwundetentransport durch einen Mast.

Nach Originalzeichnungen von F. Lindner.

Hermann Nissen.
(Mit Bildnis S. 797.)

Fünfundzwanzig Jahre waren am 6. November verflossen, seit einer unserer bedeutendsten zeitgenössischen Bühnenkünstler, Hermann Nissen, als Kornett in Albert Lindners „Don Juan d'Austria" zum erstenmal die weltbedeutenden Bretter des ehemaligen Nationaltheaters in Berlin betrat. Ein geborener Mecklenburger, hatte Nissen, ehe er sich der Theaterlaufbahn zuwandte, in Jena, Leipzig und Rostock Jurisprudenz studiert, und diese gediegene Vorbildung mag seinem starken Talente keine geringe Stütze gewesen sein auf dem stets aufwärts strebenden Wege künstlerischen Schaffens, den er in diesen fünfundzwanzig Jahren geschritten ist. Nur ein Jahr blieb Nissen in seinem ersten Engagement, dann fand er in Metz, Würzburg und am Hoftheater in Meiningen Gelegenheit zur Weiterbildung seiner Kunst. Drei Jahre nahm er Teil an den berühmten Gastspielreisen der Meininger, und die ersten Heldenrollen jener Dramen unserer Klassiker, welche die ausgezeichnete Truppe in den größten Städten Deutschlands und Oesterreichs zur Darstellung brachte, verkörperte Nissen in dieser Zeit, in welcher sein Können so recht zur Reife gedieh. Nach je dreijähriger weiterer Wirksamkeit am Thaliatheater in Hamburg und am Hoftheater in St. Petersburg, wo Nissen neben den russischen Helden auch zahlreiche moderne Salonrollen mit viel Anerkennung darstellte, war er noch durch ein Jahr am Landestheater in Prag thätig und trat dann 1887 in den Verband des Deutschen Theaters in Berlin, dem er noch jetzt als eines der geschätztesten Mitglieder angehört. Aus der langen Reihe von führenden Rollen, welche er im Laufe seiner Berliner Thätigkeit zu besonderem Danke des Publikums verkörperte, seien hier „Bolz" in Gustav Freytags „Journalisten", Goethes „Egmont" und „Lorbaß" in Hermann Sudermanns Schauspiel „Die drei Reiherfedern" genannt. Auch als Darsteller jener psychologisch für den Bühnenkünstler besonders fesselnden Charaktere, wie sie der norwegische Dichter Henrik Ibsen in seinen Dramen vielfach geschaffen, hat Nissen sich einen bedeutenden Ruf erworben. In einer solchen Rolle, als John Gabriel Borkman in Ibsens gleichnamigem Drama, zeigt unser Bild den Künstler, der sich durch seine zahlreichen Gastspielreisen im Laufe der letzten Jahre viele begeisterte Anhänger auch außerhalb der Reichshauptstadt erworben hat.

Der Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1901, welcher soeben erschienen ist, bietet wie alljährlich so auch diesmal wieder viel Nützliches und Schönes. Neben seinen reichhaltigen Beiträgen praktischer Natur, die ihn so recht zu einem Nachschlagebuche für den täglichen Gebrauch machen, ist diesmal sein unterhaltender und gemeinverständlich belehrender Teil ganz besonders vielseitig ausgefallen, und auch der reiche Bilderschmuck dürfte ungeteilten Beifall finden. Aus der Reihe erzählender Beiträge seien hier die neueste Novelle von W. Heimburg — der beliebten Erzählerin der „Gartenlaube" — „Maiblumen", zu welcher Fritz Bergen treffliche Illustrationen gezeichnet hat, Else Hofmanns gemütvolle Erzählung „Mutters Begräbnisgeld", mit Bilderschmuck von Willy Planck, und M. Bergers Novelle „Ihr Haas" genannt. Auch lyrische Gaben sind in glücklicher Auswahl vertreten. So weiht Karl Busse „Dem neuen Jahrhundert" seine Verse und Martin Greif hat ein stimmungsvolles Gedicht beigesteuert. Von großem Interesse für alle Kreise dürften ferner Professor Dr. Kurt Lampert's Mitteilungen über leuchtendes Fleisch, C. Falkenhorsts Artikel über passendes Schuhwerk und die zahlreichen weiteren Arbeiten gemeinnützigen und gemeinfaßlichen Inhaltes sein, die auch diesmal wieder reich vertreten sind. Von ganz besonderer Bedeutung ist der von Dr. Hermann Diez verfaßte reich illustrierte „Tagesgeschichtliche Rückblick", welcher auch die großen politischen Ereignisse in Südafrika und Ostasien in eingehender und fesselnder Weise berücksichtigt. Neben all dem sind kurze hauswirtschaftliche Ratgeber, humoristische Beiträge in Wort und Bild ꝛc. in reicher Menge und glücklicher Wahl vertreten.

Vererbung künstlich erworbener Eigenschaften. Höchst interessante Versuche zur Erzeugung künstlicher Abarten von Pflanzen und Tieren durch Kälte sind in jüngster Zeit von Dr. Fickert gemacht worden, dem es gelang, durch Einwirkung tiefer Temperaturen auf Schmetterlingspuppen aus diesen eigenartige Farbenvariationen der

betreffenden Arten zu erzielen. Eine Ergänzung erhalten diese Experimente nun durch die Arbeit des Herrn Prof. Max Standfuß in Zürich, der solche Kälteabarten zur Paarung brachte und die aus den Eiern ausschlüpfenden Raupen zu Schmetterlingen aufzog, und zwar mit dem Ergebnisse, daß die neuerworbenen Kennzeichen auch vererbt wurden. Der ebenso fleißige wie geniale Experimentator hat durch seine seit 25 Jahren betriebenen Zuchtungs- und Temperaturversuche an Schmetterlingen die ganze Welt der Entomologen in Staunen versetzt. Es gelang ihm u. a. von zwei künstlich durch intensive Kälte stark umgewandelten — sogenannten „aberrativen" — Faltern eine Nachkommenschaft zu erzielen, unter welcher einige ebenso abnorm verfärbte Exemplare sich fanden, auf welche also geraden Weges und unter gewöhnlichen, natürlichen Verhältnissen die überraschende Färbung der künstlich veränderten Eltern vererbt worden war! Manche bedeutende Naturforscher und ihre Schulen leugnen aber noch heute überhaupt die Möglichkeit der Vererbung erworbener Eigenschaften. Fehlte es doch auch bisher an einem handgreiflichen Faktum, das zum Beweise des Gegenteils hätte dienen können. Nun liegt ein solches Faktum vor, und dieses eine Experiment mit positivem Erfolge stürzt alle gegenteiligen Behauptungen, auf welche aus allen bisher negativen Versuchen geschlossen worden war. Von den solchen Ergebnissen der Standfuß'schen Experimente haben wir hier nur einen ganz winzigen, aber sehr wichtigen Bruchteil besprechen wollen, den ersten vollgültigen Beweis von der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften. Dr. —e.

Die Torfverwertung bildet angesichts der gegenwärtig in hohem Grade herrschenden Kohlennot ein Wissensgebiet, dem sich das Interesse der Techniker wie der Laien in gleicher Weise zuwendet. Sind nun auch Vorschläge zur Nutzbarmachung der Torfmoore bereits in sehr großer Zahl ausgesprochen worden, so werden doch stets noch neue Errungenschaften auf diesem Felde verzeichnet. So wird gegenwärtig in eigenartiger Weise in Canada der Torf eines 160 qkm großen, bis zu 6 m mächtigen Moores gewonnen, um unter außerordentlich hohem Druck zu briquettartigen Cylindern geformt und in Luftmotoren verfeuert zu werden. Auch in Deutschland ist man mit der zunehmenden Verwendung des Torfes für land- und hauswirtschaftliche Zwecke gezwungen, die Torffaser auf große Entfernungen und in großen Massen zu versenden, und um dies leichter zu tun, preßt sie hier und da unter hydraulischen Pressen zu Ballen komprimiert, die sich gut versenden lassen und weniger Transportkosten verursachen. Die erwähnte amerikanische Methode geht indessen noch viel weiter. Der Torf wird nach dem Stechen getrocknet, durch Maschinen zerrissen und unter ungeheurem Druck in ein Stahlrohr gepreßt, wo er sich zu 5 cm dicken und 7 cm langen Cylinderchen formt. Wenn hierdurch das Preßrohr verlassen, so haben sie beinahe die Festigkeit der besseren Steinkohle, des Anthracits; was die Natur durch den Druck der Gesteine in Jahrhunderttausenden vollendet, ahmt der Mensch in Sekunden nach. Die Heizkraft dieses Preßtorfes ist zwar derjenigen guter Steinkohle nicht ganz, aber doch auf 95 % nahe gebracht, dagegen ist er in, was Sauberkeit, Rauch- und Geruchlosigkeit anbetrifft, jeder überlegen. Man hofft, die Verwendung der billigen Torfbriquettes in denjenigen Gegenden, wo die bisherige Wälderverwüstung auf dem Holz aufgebaut hat, die Kohlen aber teuer sind, verallgemeinern zu können. Bu.

Neue Gradmessung in Afrika. Auf dem unlängst in Paris abgehaltenen Kongresse für Erdvermessungskunde hat der königliche Astronom und Leiter der Kap-Sternwarte, Sir David Gill, eine für die Kartographie in hohem Grade interessante Mitteilung gemacht. Dieselbe betrifft die Ausführung einer neuen afrikanischen Gradmessung unter seiner Leitung, und Sir David Gill konnte berichten, daß die bezüglichen Arbeiten bereits in Angriff genommen worden sind. Der Meridian, an welchem die Messungen erfolgen, erstreckt sich vom Kap der guten Hoffnung bis nach Alexandrien, er durchquert also der Länge nach ganz Afrika und umfaßt nicht weniger als 66 Breitengrade. Der ganze, rund 7000 Kilometer lange Meridianbogen verläuft mit Ausnahme einer kurzen über Deutsch-Ostafrika ziehenden Strecke ganz auf englischem Besitz- oder Schutzgebiet und berührt hierbei Kapland, Betschuanaland, Britisch-Ostafrika, Kordofan und Ägypten. Die Erlaubnis zur Ausführung der nötigen Messungen auch auf deutschem Gebiete wurde eingeholt und seitens des Deutschen Reiches erteilt. Trotz des Krieges ist die wissenschaftliche Arbeit im Süden von Britisch schon beträchtlich fortgeschritten, und es ist zu erwarten, daß die neuen Anschlußwerke über Afrika in nicht zu ferner Zeit schon die Resultate der neuen Gradmessung werden zu Grunde legen können. —e.

Allerlei Kurzweil.

Schachaufgabe.

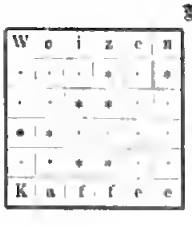
Von **M. Feigl** in Wien.

SCHWARZ

WEISS

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Verwandlungsrätsel.



Mit Hilfe von vier Zwischenstufen, die alle richtige Hauptwörter sein müssen, ist Weizen in Kaffee zu verwandeln. Dabei muß jedes folgende Wort aus dem vorangehenden durch Aenderung von zwei Buchstaben entstehen. Beispiel: Demmin aus Semlin. Umstellen der Buchstaben ist nicht zulässig. Die Stellen, wo die Buchstaben geändert werden müssen, sind durch Sternchen angedeutet. A. St.

Scherzrätsel.

Ein Berg, der schroff in das Meer abfällt,
Ein Landesname der Alten Welt:
Dies beides zusammen giebt bares Geld.

F. Müller-Snatfeld.

Buchstaben-Vexierrätsel „Arabische Moschee-Inschrift".

Von **M. Weirelbaum.**

Rätsel.

Ein Zischen und ein Seufzen
Ergiebt ein prächtig Spiel;
Viel Dank gebühret dem Manne,
Der rauft darauf herfiel. E. L.

Auflösung des Bilderrätsels „Die Telegraphenleitung" auf Seite 78.

Liest man alle an den Leitungsköpfen unter Seite gezeigten Drähte mit ihren Anfangs- und Endbuchstaben, dann alle Drähte an den rechterseits gespannten Kösen ebenso, so ergiebt sich:

„Der Lügendraht von Peking".

Auflösung des Rätsels auf Seite 776. Schwan, Schwen.

Auflösung des Rösselsprungs auf Seite 776.

Verzichte, verzage,
Verzaud'r dich nicht,
Bedenk' was bedächtig
Der Weltweise spricht.

Ergründe, ergrübe,
Ergreife das Glück!
Entfladen, entflogen,
Kommt's nimmer zurück.

Wolf Wilbrandt

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 776. Herz.

Auflösung des Ergänzungsrätsels auf Seite 776. Ernstit, ein Teil.

Die Auflösung der Skataufgabe erscheint im nächsten Hefte.

Zur Aufgabe „Zaubervierquadrat zur Jahreszahl 1902" auf Seite 680 bemerken wir, daß die Zahl in der Bedingung 3 und 4 nicht „34" sondern richtig „134" heißen muß.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 28, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Gräfin Maria v. Bülow, die Gattin unseres neuen Reichskanzlers, ist zu Neapel geboren. Sie entstammt dem edlen sizilianischen Geschlecht der Principi di Compareale und heißt mit ihrem vollen Namen Maria Anna Zoë Beccadilli di Bologna. Die Frau Reichskanzler, die in erster Ehe mit einem Grafen Dönhoff vermählt war, gilt als eine kunstsinnige und künstlerisch hochbegabte Dame. Sie war eine Lieblingsschülerin von Franz Liszt und ist ehemals in den von der Wiener Gesellschaft veranstalteten Wohlthätigkeitskonzerten öfters als vielbewunderte Klavierspielerin aufgetreten. Mit dem Grafen Bernhard von Bülow ist die Gräfin seit dem Jahre 1886 verheiratet.

Gräfin Maria v. Bülow.

Hermann Heiberg, der auch den Lesern der „Gartenlaube" durch zahlreiche, fesselnde Artikel, sowie den überaus spannend geschriebenen Roman „Ein Mann" bekannte feinsinnige Schriftsteller, begeht am 17. November seinen sechzigsten Geburtstag. Zu Schleswig als Sohn eines Rechtsanwalts geboren, widmete er sich nach Vollendung seiner Gymnasialstudien dem Buchhandel. Zunächst war er als Besitzer eines väterlicherseits überkommenen Schulbücherverlags in seiner Geburtsstadt erfolgreich thätig. Nach dem Kriege von 1866 verkaufte er jedoch sein Besitztum und siedelte nach Berlin über, wo sich ihm bald ein äußerst ersprießliches Arbeitsfeld als geschäftlicher Leiter mehrerer bedeutender Tagesblätter eröffnete. Später trat er in die Direktion der Preußischen Bankanstalt dortselbst und unternahm zahlreiche geschäftliche Reisen nach dem Auslande. Nach mannigfachen Verlusten und Enttäuschungen zog er sich endlich von allem was „Geschäft" hieß, zurück und widmete sich ausschließlich der Schriftstellerei. 1881 schrieb er sein erstes Buch. Es hieß „Aus den Papieren der Herzogin von Seeland". Sein starker Erfolg, der dem Werke der zu einem Ganzen vereinigten Skizzen, Novelletten und Plaudereien entsprang, stellte Heiberg mit einem Schlage zu den beliebtesten Meistern moderner Erzählungskunst. Aus der Reihe seiner späteren Werke nennen wir noch „Eine vornehme Frau", „Die goldene Schlange", „Die Spinne", „Der Janusskopf", „Menschen unter einander", „Kays Tochter", „Apotheker Heinrich" und „Schulter an Schulter". Aus allen seinen Schriften spricht nicht nur ein unterhaltender, sondern auch ein origineller und phantasiereicher Dichter.

Hermann Heiberg.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph G. J. Koch in Schleswig

Die Moltke-Feier in Parchim. Am 26. Oktober zeigte das kleine mecklenburgische Landstädtchen festliches Gepränge und bewegtes Leben. Das alles galt der Hundertjahrfeier des Geburtstags Moltkes, welche Stadt und Bewohnerschaft zu Ehren ihres großen Sohnes und Mitbürgers festlich begingen. Die Feier begann mit einem bilderreichen Festzug sämtlicher Gewerkschaften und Gewerbe, der sich um 2 Uhr nachmittags unter Musikklängen durch die Langestraße vom Moltkehause vorbei zum Moltkeplatz bewegte, wo vor dem Denkmal die eigentliche Gedächtnisfeier abgehalten wurde. Nach dieser fand am Buchholz die feierliche Einweihung des Moltkesteines statt, welchen der Kriegerverein dort errichtet hat. Unsere beiden Abbildungen veranschaulichen die Feier vor dem Denkmal, das abends durch vier große Feuersäulen, sowie durch bengalische Lichter und zahlreiche kleine Lämpchen wirkungsvoll beleuchtet war, und das festlich geschmückte Geburtshaus des großen Feldherrn. Hier überreichten die Gräfinnen Moltke jedem der nach Hunderten zählenden Besucher ein kleines Sträußchen aus Zweigen einer Stechpalme, eines Epheus und eines Oleanderbaumes, welche alle drei schon zu Zeiten der Geburt Moltkes hier im Garten gestanden haben.

Moltkes Geburtshaus zu Parchim im Schmuck.
Nach einer photographischen Aufnahme von Herm. Goetsch in Parchim.

Giovanni Virginio Schiaparelli, einer der bedeutendsten Astronomen unserer Zeit, welcher der Mailänder Sternwarte seit 1859 als Mitarbeiter angehört und seit 1862 deren Direktor war, ist am 1. November in den Ruhestand getreten. Schiaparelli wurde am 14. März 1835 zu Savigliano in Piemont geboren und studierte in Turin. Sodann arbeitete er unter Johann Franz Encke in Berlin und unter Wilhelm Struve an der Zentralsternwarte in Pulkawa bei Petersburg, bis er nach Mailand berufen wurde. Seit 1889 bekleidet der Gelehrte auch die Würde eines Senators. Die Wissenschaft verdankt ihm eine Reihe grundlegender astronomischer Forschungen. Schiaparelli hat die Theorie der Sternschnuppen geschaffen, nach welcher diese als ein Produkt der mechanischen Teilung und allmählichen Zerstreuung der Kometen anzusehen sind. Er lieferte die erste genauere Karte des Mars, über dessen Topographie er auch einige wertvolle Abhandlungen verfaßte.

Ein dringender Hilferuf gelangt aus Aquileja im österreichischen Küstenlande zu uns. Die hauptsächlich landwirtschaftliche Bevölkerung der einst von einer blühenden Römerstadt überragten, heute verarmten Gegend hat furchtbar unter dem wachsenden Umsichgreifen der Pellagra zu leiden. Die entsetzliche Krankheit, die alljährlich zahllose Menschen zum Wahnsinne und zum Tode führt, wird von ärztlicher Seite auf die Nahrung der armen Bevölkerungsschichten, die in der Hauptsache aus nicht genügend getrocknetem Mais und Maismehl besteht, zurückgeführt. Ein Vorbeugungsmittel wäre neben der Zufuhr von gemischter Kost vor allem in der Aufstellung von Trockenapparaten zu suchen, in denen die Leute den Mais unentgeltlich trocknen könnten, durch welchen Vorgang die als Krankheitserreger geltenden Pilze desselben ihrer gefährlichen Wirkung ver-

Digitized by Google

Moltke-Feier am Denkmal in Parchim.

Nach einer photographischen Aufnahme von Hermann Goetsch in Parchim.

kuftig gehen. Den unermüdlichen Bemühungen des Dr. Fritz Steiner, Gemeindearzt in Aquileja, gelang es, einen Ortsverein für Pellagröse zu schaffen, aus freiwillig beigesteuerten Mitteln einen Maistrocken-apparat aufzustellen und überdies einen Mittagstisch zu errichten, an dem täglich 38 Pellagröse eine kräftige, zweckdienliche Nahrung erhalten. Nun aber drohen die beschränkten Mittel des Ortsvereines zu versiegen, und das begonnene Liebeswerk sieht großen materiellen Schwierigkeiten gegenübee. Möge diese Mitteilung den mildthätigen Sinn erwecken, die für ihre kranken Mitmenschen kämpfende Ortsgemeinde in Aquileja erhalten, viel Elend wäre dort zu mildern.

Die Villa Malta bei Rom. Am Südabhange des Pincio in Rom, unweit des Quirinal und angrenzend an die Kirche St. Trinita de' Monti und das Nonnenkloster du Sacré Coeur, erhebt sich in entzückender Lage die Villa Malta.

Jeder Einheimische kennt sie, und wohl auch jeder Fremde nimmt sie in Augenschein, wenn er auf den Corso di Porta Pinciana, im Frühjahr zumal, entlang wandelt. Denn um diese Zeit ist die genannte Straße vom Duft der Rosenhecke erfüllt, die sich vom Portal aus zu beiden Seiten eines vielfach gewundenen Pfades auf einer Einfassung von Tuffsteinen etwa einen halben Kilometer weit hinzieht.

Die Villa Malta bei Rom.

Giovanni Virg. Schiaparelli.

Die Villa Malta, welche in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts angelegt wurde, diente dem König Ludwig I von Bayern in den Jahren 1817/18 und 1820/21 als Wohnung. In jüngster Zeit war sie im Besitze der palmischen Grafenfamilie Bobrinski. Nun trägt sich König Viktor Emanuel III mit dem Plane, die berühmte Rosenvilla seiner Mutter, der Königin Margherita, zum Geschenk zu machen, damit sie dieser künftig als Witwensitz diene.

Der Besuch des Kaiserpaares in Elberfeld am 24. Oktober, dem ein kurzer Aufenthalt zwecks Einweihung der Ruhmeshalle für die Kaiser Wilhelm I und Friedrich III in der Schwesterstadt Barmen wenige Stunden vorangegangen war, gestaltete sich ebenfalls zu einer überaus lebhaften Festlichkeit. Vor Jahren schon hatte die Stadt den Kaiser eingeladen. Nun war es endlich erschienen, um mit seinem Besuche zugleich auch die Einweihung des schönen neuen Rathauses zu verknüpfen. Wie Barmen, so hatte auch Elberfeld prächtigen Festschmuck angelegt. Die Denkmäler Kaiser Wilhelms I und Moltkes, sowie das Kriegerdenkmal waren hübsch verziert, und auf dem Brausenwetterplatz erhob sich die getreue Nachbildung eines Kriegsschiffs, von dessen Raaen über hundert ehemalige Marinesoldaten dem Kaiserpaare einen Willkommengruß zuriefen. Um 11 Uhr vormittags traf dieses auf dem besonders reich geschmückten Neumarkt ein, wo das neue Rathaus errichtet ist. Am Eingange desselben wurden die Majestäten vom Oberbürgermeister nebst zwei Mitgliedern der Gemeindeverwaltung empfangen und in den Festsaal geleitet, wo dem Kaiser nach einer Ansprache der von Elberfelder Frauen und Jungfrauen gestiftete Kaiserbecher kredenzt wurde. Darauf zeichneten sich die hohen Gäste in das Ehrenbuch der Stadt ein. Unsere Abbildung veranschaulicht den Moment, als das Kaiserpaar auf den Balkon des Rathauses getreten war und nun vom lauten Jubel der vieltausendköpfigen Menge begrüßt wurde.

Deutsch-französisches Kriegerdenkmal in Nancy.

Einweihung des neuen Rathauses in Elberfeld in Gegenwart des Kaisers.

Nach einer photographischen Aufnahme von C. Schäfer in Elberfeld.

Ein deutsch-französisches Kriegerdenkmal in Nancy. Durchschreitet man den in der Vorstadt von Nancy gelegenen großen Kirchhof Preville, der wie die meisten französischen Friedhöfe durch seine massigen, mit Perlenkränzen bedeckten Steindenkmäler fremdartig auf den deutschen Beschauer wirkt, so gelangt man am Ende desselben in einen durch Mauern abgeschlossenen, parkähnlichen und mit hohen Bäumen bestandenen Teil, der die Ruhestätten von 615 deutschen und französischen Kriegern birgt. Mitten auf diesem Kriegerfriedhofe erhebt sich das auf unserem Bilde wiedergegebene Denkmal. Aus Steinblöcken gebildet und mit einem lorbeerumschlungenen Kreuze verziert, trägt es auf zwei rechts und links von diesem Kreuze schräg liegenden Schildern die in deutscher und französischer Sprache gleichlautende Inschrift: „Dem Andenken der hier ruhenden in den Lazaretten zu Nancy verstorbenen deutschen und französischen Soldaten 1870—71." Außer diesem gemeinsamen Denkmale schmücken zwei weitere Denkmäler, das eine von deutschen Kameraden und Landsleuten, das andere von der Stadt Nancy errichtet, sowie etwa 70 Grabsteine und Kreuze die Hügel über den Gräbern der tapferen Streiter. Die ganze Anlage ist in musterhafter Ordnung und läßt die sorgsamste Pflege erkennen. Fern von der Heimat fanden hier viele deutsche Krieger vereint mit ihren einstigen Gegnern ihre letzte dauernde Ruhestätte. In dem Frankfurter Friedensvertrage haben beide Nationen die Verpflichtung übernommen, die Gräber der Gefallenen zu hüten und zu pflegen, und man muß es der französischen Regierung Dank wissen, daß sie dieser Verpflichtung hier in vollstem Maße gerecht geworden ist. Gestattet diese Anlage einen Rückschluß auf die übrigen deutschen Grabstätten in Frankreich, so darf man die Hoffnung hegen, daß sie alle in treuer Obhut sind. G. F.

Das Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I in Hildesheim.
Nach einer photographischen Aufnahme von F. Petz in Duderstadt

Der chinesische Thee, welchen das Reich der Mitte nach Europa und namentlich nach Rußland in früheren Jahren in ungeheuren Massen teils auf dem Landwege über Kiachta, in noch viel größerem Umfange aber zu Schiff von Hankau aus ausführte, dürfte den bezopften Bewohnern in diesem Jahre in der Hauptsache auf Lager bleiben. In Hankau stocken die Geschäfte, und es fehlt an Schiffen zum Transport des in reicher Menge in den Magazinen liegenden Thees, da sich die Assekuranzgesellschaften wegen der herrschenden Unsicherheit weigern, Versicherungen einzugehen. Vollständig aber ist der Theetransport zu Lande unterbrochen. Da überdies viele Pflanzer infolge von Mangel an Geld und Maschinen ihre Arbeiten einstellen mußten, dürfte die Theeproduktion auch in den folgenden Jahren bedeutend geringer sein als bisher. Zahlreiche, namentlich russische Theehändler haben sich schon genötigt gesehen, ihren Bedarf aus Indien und Ceylon zu beziehen, und es gewinnt den Anschein, als sollte dieser indochinesische Thee berufen sein, und in den nächsten Jahren den Chinesischen Thee zum Teil zu ersetzen. So spielt der Krieg in Ostasien auch in die Kaiser Politik der Küche hinein.

Das Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I, welches die Stadt Hildesheim in ihren Gartenanlagen errichtet und am 31. Oktober in Gegenwart des Kaiserpaares enthüllt hat, darf so recht als eine Verkörperung des deutschen Einigkeitsgedankens gelten. Der Kaiser sitzt zu Pferde. Er trägt die Uniform der Garde du Corps und einen lorbeerumkränzten Adlerhelm auf dem Haupt. Die linke Hand hält den Zügel, die rechte den Marschallstab. Nicht vom Kaiser steht auf einem Felsen die Gestalt der Germania. Mit ihrem Fuße tritt sie den Drachen der Zwietracht nieder, und während ihre rechte Hand sich kraftvoll aufs Schwert stützt, hält sie in der linken die wiedererrungene Kaiserkrone empor. Das Bronzedenkmal steht auf einem in romanischem Stil gehaltenen Postament aus norwegischem Labrador. Zwei Bronzereliefs an dessen Seiten stellen die Erweckung Barbarossas, sowie Germania mit den Schätzen des berühmten Hildesheimer Silberfundes dar. Schöpfer des Monuments ist Professor Otto Lessing in Berlin.

Die Stadt Pleskau, deren hier schon früher in Wort und Bild gedacht worden ist, steht nach wie vor im Mittelpunkt des Interesses. In und um Pleskau, das gewissermaßen als Vorstadt von der Residenz Peking gelten kann, haben zwischen den Chinesen und den verbündeten europäischen Truppen die heftigsten Kämpfe stattgefunden, bei welchen viele Bauten in Brand geschossen oder sonst wie durch Kugeln zerstört wurden. Eines der wenigen Häuser im Fremdenviertel, das verschont geblieben, ist das deutsche Klubhaus. Da in Tientsin eine ansehnliche Reihe großer deutscher Handelshäuser besteht, sowie auch ziemlich viel deutsche Landsleute dort ihren Wohnsitz haben, kommt dem schönen Gebäude als Sammelpunkt deutscher Geselligkeit eine besondere Bedeutung zu. Unsere Abbildung zeigt das Klubhaus, welches an einer der dem Peihoflusse parallel laufenden Straßen liegt.

Das deutsche Klubhaus in Tientsin.
Nach einer Aufnahme im Verlage der Graphischen Gesellschaft in Berlin.

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 25, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Dr. Freiherr von Mittnacht, der verdienstvolle Präsident des württembergischen Staatsministeriums, ist am 9. November in den bleibenden Ruhestand getreten. Hermann von Mittnacht wurde am 17. März 1825 zu Stuttgart geboren und studierte in Tübingen und Heidelberg Rechtswissenschaft. Nachdem er in verschiedenen richterlichen Aemtern in Stuttgart thätig gewesen war und nebenher der württembergischen Abgeordnetenkammer sechs Jahre hindurch als Mitglied angehört hatte, wurde er 1867 zum Justizminister ernannt. Nach Varnbüters Verabschiedung im August 1870 führte er im württembergischen Ministerrate bis Oktober desselben Jahres die Verhandlungen über den Eintritt Württembergs in das Deutsche Reich und gehörte sodann dem Bundesrate als Mitglied an. Seit nahezu fünfundzwanzig Jahren ist Mittnacht, dem sein König 1887 den erblichen Freiherrnstand verlieh, Präsident des Staatsministeriums gewesen. Mit Mittnacht scheidet eine Persönlichkeit von starkem Sondergepräge aus dem Staatsdienste, eine Persönlichkeit, in deren rastlosem politischen Wirken sich ein Stück der Geschichte Württembergs wie des ganzen Reiches spiegelt.

Kaspar von Zumbusch.
Nach einer Aufnahme von Dr. Szakely in Wien.

Generalleutnant Freiherr von Zoller †.
Nach einer Aufnahme von Hofphotogr. W. Baumann in München.

Dr. Freiherr von Mittnacht.
Mit Genehmigung von Ecksteins biographischem Verlag in Berlin.

Prof. Kaspar Clemens Ritter von Zumbusch, der berühmte Bildhauer, begeht am 29. November seinen siebzigsten Geburtstag. Zumbusch stammt aus Herzebrock im preußischen Regierungsbezirk Minden. Er war Schüler von Johann Halbig in München und ließ sich in dieser Stadt nach einem zweijährigen Aufenthalt in Italien nieder. Für die Isarstadt schuf Zumbusch zunächst das meisterhafte Denkmal für König Maximilian II, das ihm 1873 die Berufung an die Wiener Akademie der bildenden Künste eintrug. Für Wien hat Zumbusch unter anderem das herrliche Beethovendenkmal, das Radetzkystandbild und das Maria Theresiadenkmal geschaffen.

Generalleutnant Freiherr von Zoller, der langjährige Chef der Geheimkanzlei und Generaladjutant des Prinzregenten Luitpold von Bayern, ist in München, wo er auch am 15. Februar 1843 geboren wurde, am 7. November gestorben. Nach seiner militärischen Vorbildung trat er achtzehnjährig als Junker in die bayrische Armee ein, welcher er sodann seit 1862 als aktiver Offizier in allen Graden bis zum Generalleutnant angehörte, zu welchem Range er im Jahre 1895 befördert wurde. Zoller hat den deutsch-österreichischen sowie den deutsch-französischen Krieg mitgemacht. In letzterem nahm er an 17 Schlachten und Treffen ruhmreichen Anteil. 1881 wurde er als Referent ins bayrische Kriegsministerium berufen und hier 1889 zum Abteilungschef ernannt. Nach dem Tode des Generaladjutanten Freiherrn Freyschlag von Freyenstein betraute ihn der Prinzregent mit den eingangs erwähnten Aemtern.

Wendelin Boeheim †.
Nach einer Aufnahme von Hofphotogr. J. Löwy in Wien.

Maria Barrientos.

Der D-Zug-Brand bei Offenbach. Am 8. November nachts um 10½ Uhr stieß auf der Blockstation 11 zwischen Mühlheim am Main und Offenbach ein Hanau-Frankfurter Personenzug bei starkem Nebel mit voller Wucht auf den von Berlin kommenden D-Zug, welcher dort hielt. Die Personenzugsmaschine zersplitterte den letzten Schlafwagen in zwei Teile, schob ihn auf den vorletzten Schlafwagen und hob diesen in die Höhe, während die beiden anderen Wagen nebst dem Gepäckwagen und der Lokomotive auf dem Geleise stehen blieben. Infolge des furchtbaren Anpralls barst der Gasbehälter des letzten Wagens und das vom Feuer der Maschine entzündete Gas setzte augenblicklich die Trümmer in helle Flammen. Sämtliche Insassen dieses Wagens, soweit bisher

Vom Eisenbahnunglück bei Offenbach a. M.
Nach einer Aufnahme von Peter Weber in Mainz.

Digitized by Google

Kaiser und Kronprinz auf der Hubertusjagd.
Nach einer Aufnahme von Ottomar Anschütz in Berlin.

festgestellt werden konnte, 10 Personen, sind dabei umgekommen. Wer nicht durch die Gewalt des Sturmes getötet wurde, fand sein Ende in den Flammen. Rettung war unmöglich. Dagegen konnten sich alle Passagiere des ebenfalls in Brand geratenen vorletzten Wagens in Sicherheit bringen. Auch von diesem ist nichts übrig geblieben, als das eiserne Trägergestell auf den vier Achsen.

Wendelin Baeheim, der langjährige Direktor der kaiserlichen Waffensammlung in Wien, ist dort am 1. November gestorben. Er wurde am 17. September 1832 zu Wiener-Neustadt geboren, studierte anfänglich die Bildhauerkunst, trat aber 1848 zum Soldatenstande über. In der Folgezeit war er Professor an verschiedenen militärischen Bildungsanstalten und ging 1873 als Hauptmann in Pension. 1878 wurde er zum Kustos der kaiserlichen Waffensammlung ernannt. Mit Wendelin Boeheim ist einer der bedeutendsten gelehrten Kenner der historischen Waffenkunde aus dem Leben geschieden. Unter seinen Schriften steht wohl das grundlegende „Handbuch des Waffenwesens in seiner historischen Entwickelung" obenan.

Björnstjerne Björnson.

Maria Baeriuskas, eine jugendliche spanische Sängerin, die in jüngster Zeit an einer Reihe größerer deutschen Bühnen Gastrollen gegeben hat, erregt überall durch ihre umfangreiche und namentlich in der Höhe hervorragend schöne Stimme Aufsehen. Wenn auch der Vorteag der kaum 17 Jahre alten Sängerin noch keine vollendete Schulung aufweist, so darf doch angenommen werden, daß die Künstlerin einer an Bühnenerfolgen reichen Zukunft entgegengeht.

An der Hubertusjagd, welche am Berliner Hof alljährlich am 3. November veranstaltet wird, nahm diesmal der Kronprinz zum erstenmal teil. Die Jagd fand in dem Gelände, das zum Döberitzer Uebungsplatze gehört, statt, und das festlich geschmückte Dorf Ferbitz galt als Sammelplatz. Unsere Abbildung zeigt den Kaiser auf seinem Schimmel „Kurfürst", rechts neben ihm den Kronprinzen, links den „Master", Grafen von Hohenau, kurz vor Beginn der Jagd. Nach dem Halali ging es zum Lager in Döberitz, wo das Jagdvergnügen mit Offizierstafina durch ein Festmahl beschlossen wurde.

Björnstjerne Björnson, dessen neuestes Drama „Ueber die Kraft" täglich in einer ersten Berliner Aufführung am Deutschen Theater erscheint, wurde 1832 zu Kvikne in Österdalen als Sohn eines Geistlichen geboren und verbrachte sich seine ersten Kindheitsjahre in Romsdalen, wo sein Vater Pfarrer war. Später siedelte die Familie nach Molde über, wo der Vater Propst wurde. Björnson besuchte das Gymnasium in Christiania, wo er 1852 das Abiturientenexamen bestand. Schon während seiner Studienzeit hatte er sich literarisch betätigt und eine Novelle, „Synnöve Solbakken", veröffentlicht, die ihn mit einem Schlage berühmt machte. Nachdem er von 1857 bis 1859 das Theater in Bergen geleitet hatte, ging er auf mehrjährige Reisen durch Deutschland. Als er 1863 in seine Heimat zurückkehrte, bewilligte ihm der Staat einen lebenslänglichen Dichtergehalt. Von 1865 bis 1867 war er Direktor des Theaters in Christiania, redigierte dann mehrere angesehene Tagesblätter und Zeitschriften und ließ sich 1876 auf dem Gute Aulestad bei Lillehammer nieder. Seitdem weilte er abwechselnd in Frankreich, Amerika, Italien und Deutschland. Von seinen zahlreichen historischen und modernen Dramen haben „Zwischen den Schlachten", „Sigurd", „Die Neuvermählten", „Ein Handschuh", besonders aber „Ein Fallissement" auf deutschen Bühnen Heimatsrecht erlangt.

Gustav Mahler.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Petzi Balmar in Wien

Gustav Mahler, der Direktor der Wiener Hofoper, zählt zu den bedeutendsten Dirigenten unserer Zeit. Am 7. Juli 1860 zu Kalischt in Böhmen geboren, ist er, ohne eigentlicher Lehrer, kraft seiner starken Begabung das geworden, was er ist. Seine Laufbahn als Kapellmeister war eine ziemlich rasche. Er war zuerst in Kassel, dann in Prag, Leipzig, Berlin und Hamburg tätig. Nach als Komponist vom deutschen Norden wie der Kongreßstadt, sowie von Musikstädten und Musikern anerkannt Meister bedeutender Größe.

Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg | Königin Wilhelmina der Niederlande | Herzog Heinrich von Mecklenburg | Erbgroßherzog Friedrich August von Oldenburg | Herzog Paul Friedrich von Mecklenburg | Herzogin Sophie Charlotte von Oldenburg | Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg

Königin Mutter der Niederlande | Herzogin Marie von Mecklenburg | Erbgroßherzog Wilhelm von Oldenburg | Großherzogin Elisabeth von Oldenburg | Friedrich Franz IV. Großherzog von Mecklenburg

Die holländische Königsfamilie auf Schloß Leusahn.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Alb. Giesler in Gotha.

Der Besuch der Königin Wilhelmina der Niederlande in Jena. Die junge Königin Wilhelmina von Holland ist am 1. November in Begleitung ihres Gatten des Herzogs Heinrich von Mecklenburg-Schwerin und der Königin Mutter nach Jena gereist, um der bei dem Großherzog von Oldenburg mit der Familie ihres kürzlichen Gemahls zusammenzutreffen. Unser Bild zeigt das Herrscherpaar im Kreise der in Schloß Leusahn versammelten Familienmitglieder.

Digitized by Google

Weihnachtsarbeiten.

Weihnachten! Wer denkt nicht schon daran? So bieten wir heute der arbeitbeschäftigten Hausfrau noch die Puppe zum Ankleiden. Gern wird sie das Opfer an Zeit und Mühe in dem Gedanken bringen, daß ihr Liebling hoch entzückt sein wird von Hemdchen, Höschen und all den niedlichen Sachen der kleinen „Trude". Ist doch das Schönste dran, daß alles genau so angefertigt ist, wie Puppenmütterchen es selbst zu tragen pflegt.

Fig. a. Puppe zum Anziehen.

Hut und Kleid für die Puppe. (52 cm groß.) Material: 1 m gefteerten, weißen Batist, 2,75 m Stickerei.

Die Grundform des Hütchens wird aus Futterstoff hergestellt. Dem runden, mit glattem Stoff überspannten Deckelteil (10 cm im Durchmesser) schließt sich der 5 cm hohe, 33 cm weite Rand an; derselbe wird mit oben und unten eingereihtem Stoff überdeckt. Für die Krempe nimmt man einen 96 cm weiten, vorn 9 cm, hinten 5 cm breiten Stoffstreifen, dem am Außenrande Stickerei so angesetzt wird, daß ein Draht dazwischengeschoben werden kann. Der innere Rand wird eingereiht und an den Kopfteil genäht. Den oberen Kopfrand garniert ein doppelter, eingereihter Schrägstreifen. Schleifen aus Stoff bilden den Schmuck des Hütchens.

Zum Kleidchen schneidet man nach Fig. a für den Vorderteller zwei Teile mit Stoffbruch in der vorderen Mitte, für den Rückenteller vier Teile (mit dem hierzu aufgezeichneten Halsausschnitt) mit entsprechender Zugabe für den Schluß in der hinteren Mitte. Der Hänger ist 98 cm weit, fertig 31 cm lang, wird zu beiden Seiten unter dem Arm 6 cm breit, 2 cm tief ausgerundet. Die Puffärmelchen sind nach Fig. b in der Mitte mit Stoffbruch zu schneiden, sie erhalten unten Stickereiansatz und Zug. Dem Teller wird ein Volant, 120 cm weit, 6 cm breit, aufgesetzt. Rosetten aus Seidenbändchen zieren das Kleidchen.

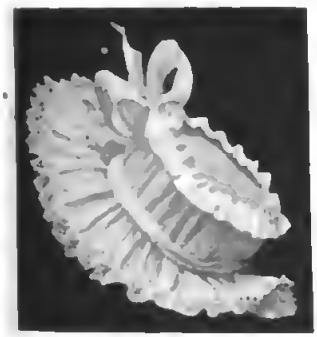


Fig. b. Der Hut für die Puppe zum Anziehen.

Puppenwäsche. Material: 1 m Stoff, 84 cm breit, Reste von Stickerei.

Das Röckchen ist 80 cm weit, fertig 21 cm lang, erhält unten Stickerei, das obere Bündchen ist 30 cm weit.

Für die Höschen schneidet man nach Fig. c zwei Teile, welche am unteren Rand in ein 16 cm weites Bortchen gefaßt werden, dem 25 cm weite Stickerei angesetzt wird. Der Schlitz ist 7 cm, die oberen Bündchen sind je 15 cm lang.

Das Hemdchen wird nach Fig. d zugeschnitten, zwei Teile mit Stoffbruch in der Mitte, je mit entsprechendem Halsausschnitt; letzterer wird mit schmaler Stickerei besetzt. Den Schluß auf der Achsel vermitteln Knopf und Schlingen.

F. A. S. St.

Spielkörbchen. Als Weihnachtsgabe für eine junge Mutter und ihr Kindchen hat die folgende Zusammenstellung schon mehr als einmal viel Freude bereitet. In einem geflochtenen Körbchen werden allerhand niedliche Dinge aufgebaut, wie sie der kleine Ankömmling der Reihe nach wird brauchen können. Inmitten, über eine feste Papierrolle gezogen, der sehr praktische Flaschenwärmer, d. h. Warmhalter; dieser ist aus weißer feiner Wolle gehäkelt oder gestrickt, von dem runden Boden aus beginnend, oben durch ein elastisches Bändchen, wie beim Strumpf, abgeschlossen. Das Maß nimmt man an der üblichen Saugflasche; statt dieser steckt man als erstes Spielzeug ein Gummipuppchen oben hinein und gruppiert ringsherum allerhand schöne Dinge, einen Gummiball, ein Häslein, ein Rudelchen oder sonstiges Spielzeug aller Art. Ein paar grüne Zweiglein, goldene Nüsse, Silberfaden putzen das Körbchen festlich heraus.

J.

Spielkörbchen.

Toilettekissen in Flachstichstickerei. Mit untenstehender Abbildung geben wir das Muster zu einem eleganten Toilettekissen, welches von in Handarbeiten etwas vorgeschrittenen Mädchen leicht hergestellt werden kann und gewiß für den Weihnachtstisch eine willkommene Gabe bietet. Das dazu erforderliche Material besteht aus 16 cm bulgarischem Leinen, 1 Strang blauer Kardonett- und 1 Strang weißer Floßseide, ferner aus ½ m weißer indischer Seide, etwas Watte und Veilchenpulver. Die Arbeit wird, nachdem man den Mittelpunkt gesucht hat, mit einem in weißer Seide über 10 Fäden im Quadrat ausgeführten Sternstich begonnen. Dann wird mit blauer Seide die Flachstichstickerei, das ist Stern mit Zwischenfigur, gearbeitet. Die Füllung der Zwischenfigur wird in weißer Seide gefertigt, ebenso die kleinen Viereckchen, welche den Stern nach außen vervollständigen. Ist die Mittelfigur vollendet, so umgiebt man die Arbeit mit einer im halben Kreuzstich ausgeführten Linie, und zwar 18 Fäden von der äußersten Spitze des Sternes entfernt. Nun läßt man abermals 2 Fäden stehen

Fig. c d. Die Wäsche für die Puppe zum Anziehen.

und arbeitet wieder mit blauer Seide die Zackenreihe, indem man zuerst über 2, dann 4, 6, 8, 10, 8, 6, 4, 2 Fäden u. s. w. in senkrechter Richtung sticht. Es folgt nun die Reihe der auf die Spitze gestellten Vierecke, welche abermals über 2, 4, 6, 8, 10, 8, 6, 4, 2 Fäden gearbeitet wird, jedoch in der Weise, daß jeweils auf beiden Seiten um 1 Faden vorgerückt wird. Die Spitze der Vierecke und der vorhergehenden Zackenreihe müssen aufeinander passen, ebenso die 3 kleinen Stiche, welche den Ausläufer bilden. Wie ersichtlich, wird die kleine Bordüre noch mit in weißer Seide ausgeführten Stichen gesteet. Die Füllung der Ecken ist abwechselnd mit blauer und weißer Seide gearbeitet; es ist dabei nur zu beachten, daß die aus je 6 wage- und 6 senkrechten halben Kreuzstichen bestehenden Zacken schön ineinander greifen.

Toilettekissen in Flachstichstickerei.

Die so vollendete Arbeit umgiebt man nun mit einem 6 cm breiten Streifen weißer indischer Seide, welcher in kleinen Püffchen arrangiert ist. Man stellt die Püffchen her, indem man den doppeltgelegten Stoff mit 5 Stichen auffaßt, dann überschlägt und wieder 5 Stiche auffaßt u. s. f.

Zuletzt fertigt man ein entsprechend großes Kissen, füllt es mit Watte, der man etwas Veilchenpulver beifügt, und heftet die fertige Arbeit mit feinen Nadenstichen an.

F. A. S. S.

Digitized by Google

Weihnachtsarbeiten.

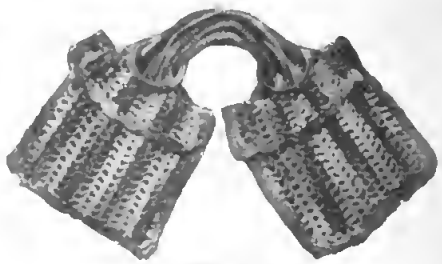
Weihnachtsarbeit für unsere Kleinen. Handschuhbehälter auf grobem Silberstramin, der doch immer noch das beliebteste Material unserer fleißigen Kleinen ist.

Handschuhbehälter.

Die Bordüre wird in einem Ton, die leicht zu stickenden Sterne in zwei Tönen kupferrotem Ceresgarn, das so schön glänzt, ausgeführt. Die glatten Linien bezeichnen die dunkle Schattierung, die punktierten den helleren Ton. Auf der Rückseite erhält der bestickte Stramin Seidenfutter oder Satin in der helleren Farbe; seidene schmale Bändchen in gleicher Farbe fassen das Ganze eingsherum ein. Edensolche Bändchen laufen a—a b—b innen im Futter; diese werden zuerst auf das Futter fest der x—n mit der Maschine aufgenäht. Sie dienen zum bequemen Einschieben der Handschuhe. 80 cm langes Bindeband im gleichen Ton, 2 cm breit, wird, in der Hälfte genommen, an dem spitzen Ende festgenäht.

Eine gehäkelte Geldbörse. Die Geldbörse ist hauptsächlich für kleinere Mädchen eine nette Arbeit. Ein Hauptreiz derselben ist der Verschluß, welchen aufzufinden den Kindern stets große Freude macht. — Als Material dazu ist einschattierte oder gestimmte von hellbraun in dunkelbraune Karbonnetseide verwendet, doch erfüllt ein-faches Häkelgarn denselben Zweck. Man schlägt 80 Luftmaschen an und arbeitet darüber, stets Stäbchen in Stäbchen stechend, 1 Stäbchen, 1 Luftmasche, 1 Stabchen, bis die gehörige Anzahl von Stäbchenreihen, an unserem Original 14 Reihen, vollendet sind. Hierauf näht man, 6 Stäbchen zum Ueberschlagen freilassend, das übrige mit festen Stichen zusammen. Sodann umhäkelt man den Börsenteil auf vier Seiten und zwar den kleinen Umschlag, die beiden zusammengenähten und die untere Seite, mit einer Abschließreihe, bestehend aus jeweils einer festen Masche in 1 Stabchen, 5 Stäbchen in das nächste Stäbchen und so fort. In derselben Weise wird ein zweiter Teil gearbeitet. Hat man beide Teile vollendet, so werden sie in ersichtlicher Weise durch Luftmaschenreihen, etwa 50 Maschen, über welche jeweils feste Maschen gearbeitet sind, verbunden. Die Luftmaschen hängt man an den nicht umhäkelten Teile an und führt sie durch den Umschlag nach der anderen Seite, so daß die Täschchen sich leicht aufziehen lassen. Zur Vervollständigung umhäkelt man nun noch zwei gewöhnliche Messingringe und schiebt dieselben durch die Kettenreihen.

F. A. S. St.



Eine gehäkelte Geldbörse.

Füllung für Kissen, Puff u. s. w. (Praktischer Wink für Weihnachtsarbeiten.) Zu diesem Zweck wird, nicht mit Unrecht, der Häckel gerühmt; es ist billiger als Federn und leistet dieselben Dienste. Er läßt sich leicht aufschütteln, bildet keine Klumpen (wenn er aus reinem, trockenem Stroh, dem kein moderiger Geruch anhaftet, geschnitten ist) und giebt eine angenehme, weiche Unterlage. Zu beachten ist noch der derlei Arbeiten, daß der Schnitt des Futters, das die Füllung aufnimmt, ganz genau mit dem des gestickten oder gehäkelten Ueberzugs übereinstimmen muß — er darf weder enger noch weiter sein, nur so bleibt die beabsichtigte Form gewahrt.

A. H.

Süße Scherze für die Weihnachtsinsel. Zu anmutigen kleinen Geiegenheitsgeschenken kann man die ovelen süßen Leckereien gestalten, wenn man sie reizvoll und hübsch zu verpacken versteht, wie es die folgenden Angaben zeigen sollen.

Detail zum Handschuhbehälter

Ein süßer Engel ist fürs Weihnachtsfest leicht zu beschaffen. Aus derbem weißen Leinen schneidet man zwei Teile nach nebenstehender Zeichnung, zwischen die man zwei gleiche Teile Pergamentpapier legt, bevor man die beiden Stücke zusammennäht und das entstandene Säckchen unten mit einem Zugsaum versieht, durch den man ein schmales farbiges Band zieht. Dann wird durch weiße Steifgaze dem Säckchen Halt gegeben, indem man einen etwa 3 cm breiten Streifen am oberen, Brust und Rücken des Engleins bildenden Teil mäßig setzt und dem unteren Teil ein glockenförmig geschnittenes, faltenloses Unterröckchen, das etwas länger als der Saal sein muß, annäht. Ein mit langen blonden Locken versehener Papierkopf wird oben und zwei mit weißer Leinwand bezogene Schokoladenstangen als Arme an beiden Seiten befestigt. Dann zieht man dem Püppchen ein weißes hemdartiges Stickinghängerchen an, das man an der Taille mit weißem Band zusammenhält, und darüber ein faltig herabhängendes Kleid aus silberdurchwirktem Tarlatan, mit weiten langen Aermeln, die lang herabhängen. Aus weißem Hutdraht werden Engelsflügel gebogen, ebenfalls mit Tarlatan überzogen und dann das Kleid und die Flügel dicht mit Silbersternen beklebt. Die Flügel werden mit ein paar Stichen hinten am Rücken befestigt, im Lockenhaar wird ein größerer Silberstern angebracht und ein Tannenzweiglein in den rechten Arm gedrückt. Das innen befindliche Säckchen wird jetzt mit allerlei Süßigkeiten — auch ein kleines Geschenk kann dazwischen sein — gefüllt und ein weihnachtlich strahlender süßer Engel steht vor uns.

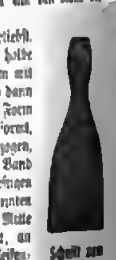
Schnitt zum Handschuhbehälter.

Eine allerliebste Kahlkopfattrappe ist aus einer leeren Kakaobüchse herzustellen. Ein halber viereckiger Bogen fein gefaltetes rotes Seidenpapier wird glatt so in die Büchse gelegt, daß diese innen ganz damit belegt ist, worauf das Papier am Rand umgebrochen nach außen geschlagen wird, daß auch die Außenseite glatt bedeckt ist, an dessen klebt man das Papier unten fest. Der äußere Boden der Büchse wird unten für sich beklebt. Aus leichtem rotem Seidenstoff und ein 15 cm hohes Beutelchen gefertigt, mit Zugfaden versehen und durch dirsen eine Seidenschnur mit kleinen Pompons geflochten. Das Beutelchen wird etwa 3 cm über die Büchse heruntergezogen und an dem herum geklebt. Aus 3 cm breiten Seidenpapierstreifen wird nun eine doppelte Rüsche gereiht, die man oben und unten um die Büchse klebt. Aus umspanntem Hutdraht schneidet man dann acht 15 cm lange Stücke, legt diese mit zwischenlegt gekreppten grünes Seidenpapier, klebt sie dort an und schneidet nun nach oben und unten spitz zulaufende Blätter daran. Mit schmalen Seidenpapierstreifen, wird der Draht auf der linken Seite bedeckt und beklebt und die grünen Blättchen, wenn der Draht eingedeckt ist, leicht gebogen. Dann klebt man erst vier Blätter, sich gegenüberstehend unten an die Büchse und darauf die anderen vier über die Zwischenräume darüber. Das Säckchen wird mit den Süßigkeiten gefüllt.

Auch ein Tamburin ist hübsch und einfach. Eine runde Pappscheibe, die natürlich nicht zu groß sein darf, wird mit dem Deckel fest zusammengeklebt und dann der dritte Teil des ganzen Randes herausgeschnitten, so daß eine Oeffnung entsteht, in die ein Atlasbeutelchen in beliebiger Farbe geklebt wird. Auf die beiden runden Seiten der Scheibe werden hübsche runde Bilder, welche man am Rande mit eingerollten Seidenbande einfaßt, geklebt und so auch der Rand der Scheibe mit dem Beutelchen verbunden. Zuletzt befestigt man zwei 30 cm lange schmale Seidenbänder kreuzweise außerhalb des Beutelchens an der Oeffnung, bindet sie oben mit einem Schleifchen zusammen und näht zuletzt einen kraus eingezogenen schmalen Atlasstreifen an den Rand der Schachtel bis zum Beutel.

Endlich ist ein Schokoladenkörbchen allerliebst. Man braucht zur Herstellung drei ganze und zwei halbe Tafeln glatter Schokolade, die man rund herum mit billigem farbigen Baumwollatlasband einfaßt und dann zusammensetzt, so daß man eine kuchenähnliche Form erhält. Aus breitem Draht wird ein Henkel gebogen, erst mit Steifgaze und dann mit Band überzogen, worauf man an beiden Enden des Henkels das Band herunterhängen läßt, so daß man es beim Befestigen des Henkels rund um das Körbchen leiten und unten zusammennähen kann. Der Henkel wird in der Mitte mit einem goldflimmernden Tannenzweig bedeckt, an den Seiten, wo er am Korb befestigt ist, mit Schleifenschmuck verziert, worauf das Körbchen recht bunt und verlockend gefüllt wird.

he.



Schnitt zum „Süßen Engel".

Allerlei Winke für jung und alt.

Das Schwebepult, welches wir unseren Lesern im Bilde vorführen, wird namentlich von Kranken als eine Wohlthat empfunden werden. Seine Aufgabe besteht darin, dem Menschen beim Liegen oder bequemen Sitzen, überhaupt in jeder Lage, die Lektüre in der nötigen Entfernung und richtigen Höhe bequem vor Augen zu halten, ohne daß es dabei des ermüdenden Hochhaltens der Arme bedürfte.

Das Schwebepult kann mit Hilfe einer Klammer an der Bettstelle oder Stuhllehne, am Tisch oder Fensterbrett, kurzum überall angebracht

Schwebepult im Gebrauch.

werden und läßt sich durch zahlreiche Dreh- und Schiebevorrichtungen hoch und niedrig, vorwärts und rückwärts, nach rechts und links verstellen und in der gewünschten Lage durch Anziehen der betreffenden Schrauben festmachen. Das Buch wird so dem Pult eingehängt, die Zeitung des besseren Haltes wegen auf die Rückseite desselben gelegt.

Das Umwenden geschieht ohne Schwierigkeit, indem man das Blatt unter dem rechts über das Buch greifenden Haken hervorzieht und unter den linken Haken schiebt. Will man eine Pause im Lesen machen, so ist es nicht nötig, den ganzen Apparat zu entfernen, sondern man dreht das Pult nur um die Achse des seitstehenden leuchtenden Stabes zur Seite.

Der Naturbaukasten. Das „Bauen" ist unstreitig eins den Kindern jederzeit willkommene und auch in vieler Beziehung zusagende Beschäftigung. Nun hat daher die mannigfachsten Baukasten in den Handel gebracht, nicht nur solche, welche mittels Hölzern und Steinen die Errichtung kleinerer oder größerer wirklicher Bauwerke gestatten, sondern auch solche, die das rasche Zusammensetzen von Brücken, Eisenbahnen, Wagen, Möbeln ꝛc. ermöglichen. Bei den letztgenannten wird nun freilich stets nach gegebenen Vorbildern gearbeitet und die Phantasie des Kindes findet nur ihre Bethätigung in der Verwendung der fertig zusammengesetzten Gegenstände. Die Baukasten aus Holz und Stein regen den Erfindungsgeist ohne Zweifel bedeutend mehr an, aber auch sie sind noch immer einseitig, auch sie setzen dem Ideenspiel des Kindes gewisse Grenzen.

So kommt es, daß man selbst größere Kinder am liebsten auf einem einfachen Sandhügel hantieren sieht. Hier glauben sie eine kleine Natur vor sich zu haben, welche sie ganz nach Belieben formen und bleiben: sie graben Flußrinnen und Teichbecken aus, schaufeln Berge auf und machen Höhlen und Grotten, sie legen Wege an, große Wälle und Mauern und was sonst noch die Geschicklichkeit gestattet. Dabei bewegen sich die Kinder zugleich in freier Luft, sie genießen doppelte Freude und Erquickung am Spiel, wenn auch in Bezug auf Sauberkeit die gestrenge Mutter gar oft viel Rücksicht üben muß. Wesentlich interessanter wird nun aber das Bauen am Sandhügel durch den neuen „Naturbaukasten", welcher eine Menge von Gegenständen enthält, die dem Schaffensdrang der Kinder eine bestimmte Richtung geben und das vollendete Werk anschaulicher machen. So werden z. B. mit beigelegten Korkholzgruben Berge, Felsen, Tunnels, Hohlwege, Gruften gebaut ꝛc. Zahlreiche Einzelteile dienen zum Zusammensetzen von Gartenbauern, Geländern und Zäunen mit Thüren, Terrassen, Treppen, Brücken, Stühlen und Tischen u. s. w., und selbstverständlich fehlen auch die Bäume nicht. All diese, übrigens zum Feststecken mit Stiften versehenen Dinge werden über den gesamten Hügel verteilt und gestatten eine unendlich mannigfache Anordnung, so daß das Kind immer wieder zu neuem Schaffen ganz von selbst ermuntert wird. Ein solcher Naturbaukasten vermag sehr wohl mehrere Kinder stundenlang aufs überraschendste zu unterhalten und dürfte daher zu den empfehlenswertesten Beschäftigungsmitteln für Kinder gehören. Der Naturbaukasten ist von der Firma „Hausfleiß" in Oetzsch bei Leipzig zu beziehen.

Bananenkonfekt. Keine der Südfrüchte ist für die Ernährung der Menschen so wichtig wie die Banane. Für Millionen der Tropenbewohner bildet sie das Hauptnahrungsmittel. Im Welthandel hat sie bis jetzt jedoch nur geringfügige Bedeutung erlangt. Die Frucht verdirbt rasch und kann darum auf weitere Strecken nicht versandt werden. Südamerika versorgt wohl San Francisko und New York mit frischen Bananen in reichlicher Menge. Nach Europa werden sie aus den Tropenländern nur zeitweilig als Delikatesse eingeführt.

Erst in neuerer Zeit kam man auf den Gedanken, die Banane zu dörren und als Präserve auszuführen. Das Dörren an der Sonne war aber in dem feuchten tropischen Klima nicht gut auszuführen. Heinrich Samter hat daraus in seiner „Tropischen Agrikultur" vor einem Dutzend Jahren die Anwendung von Dörrapparaten empfohlen und der gedörrten Banane eine Zukunft prophezeit; auch ist neuerdings in dieser Richtung ein guter Erfolg erzielt worden. In der soeben erschienenen Schrift „Im Fluge durch Jamaica und Cuba" von Professor Dr. H. Paasche (J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf., Stuttgart) lesen wir folgendes:

„Deutsche Intelligenz und deutscher Fleiß sind auf Jamaica hervorragend thätig, die herrlichen Früchte der Banane, die leicht verderblich sind und deshalb immer einen sehr prekären Handelsartikel darstellen, in leicht transportfähige Dauerwaren umzuwandeln, denen der weite Weltmarkt offen steht. Speciell eine große Anstalt, im Westen der Insel bei Montpellier, von deutschen Chemikern begründet und von deutschen Werkmeistern geleitet, hat es nach langwierigen Versuchen gelernt, die aromatischen Früchte der Banane so zu trocknen, daß daraus ein überaus wohlschmeckendes, feigenähnliches Konfekt hergestellt wird, welches zu billigen Preisen absetzbar ist und schon gegenwärtig in großen Massen auf den englischen Markt geht, voraussichtlich in naher Zukunft noch auf dem deutschen Markte erscheinen wird."

Bodenverbesserung im Gemüsegarten. Um erfolgreiche Gemüsezucht treiben zu können, bedarf man eines sehr nahrhaften Bodens. Schlechten Boden verbessert man dadurch, daß man demselben die fehlenden Bestandteile, welche die Kulturpflanze verlangt, zuführt. Es muß durch Zuführung der nötigen Erde, bezw. Sandes der leichte Boden bindender, der schwere Boden leichter gemacht werden.

Solche Verbesserungen werden am besten während der kalten Jahreszeit vorgenommen, da dann hierzu am meisten Zeit erübrigt werden kann. Wollen wir Sandboden verbessern, so müssen wir, wenn uns kein Material zur Beisuhr zur Verfügung steht, den Sandboden so rigolen, daß die Hälfte des kultivierten Bodens auf der Oberfläche bleibt. Steht uns verrotteter Stallmist, Kompost oder Erde zur Verfügung, so werden wir diese zur Vermischung beifahren lassen.

Befindet sich in der Nähe des Sandbodens ein Torfmoor, so wird man am vorteilhaftesten den Boden mit Torf vermischen. Der Torf wird im Winter ausgestochen und, sobald er ausgetrocknet ist, auf den Sandboden geführt und tüchtig mit demselben vermischt.

Sollten Lehmgruben in der Nähe sein, so bringt man noch besser Lehm auf den Sandboden. Zu diesem Zwecke schichtet man den Lehm zu Haufen auf, läßt ihn tüchtig durchgefrieren und führt ihn dann, sobald er sich leicht zerbröckeln läßt, auf das Land. Bei Regen unterlasse man sowohl das Aufschichten des Lehmes auf Haufen, sowie das Aufbringen auf das Feld. Torf- und Lehmboden wird ebenfalls am geeignetsten mit Sand vermischt, man düngt dieses Land dann noch mit Kalk, Mergel oder Holzasche und, wo letztere fehlt, mit Thomasmehl. Nur dann, wenn die dem Boden zugegebenen Bestandteile durch Umgraben oder Umpflügen, durch Harken oder Eggen innig vermengt werden, wird man einen gründlichen Erfolg erzielen.

Gummifluß der Obstbäume. Pfirsiche, Aprikosen, Kirschen, Pflaumen, überhaupt alles Steinobst leidet leicht am Gummifluß, der die Entwickelung stört und frühes Eingehen hervorruft. Uebermäßige Düngung mit stickstoffreichen Düngern, ein Boden mit etwas übermäßiger Feuchtigkeit begünstigen die Krankheit. — Starke Düngung mit Kalk, mit Thomasmehl und mildfeuchter Boden halten sie zurück. — Wo man im Garten den Gummifluß in seinen Anfängen findet, da saß man die letztgenannten Düngemittel sofort anwenden. Jeder Baum erhält alljährlich 8 bis 10 Pfund. Die Dünger werden im Umfange der Krone und besonders in der Kronentraufe ausgestreut und tief untergegraben. Im März, April, auch noch im Mai, muß außerdem geschröpft werden. Es sind auf der Nordseite des Baumes mit scharfem Messer Schnitte am Stamm diagonal zickzackförmig zu machen. Die Schnitte dürfen aber auf die Rinde durchschneiden, nicht ins Holz treffen. Wo sie dies thun, schaden sie sehr. Zur Vorsicht kann man ein Stück Kork auf die Messerspitze stecken, um einen gleichmäßig flachen Schnitt hervorzurufen. Der Baum vernarbt die Wunden; er dehnt sich aus, und der übermäßige Saftstrom wird von den krankhaften Stellen weggeleitet. Sie können heilen. Bäume, die stark am Gummifluß leiden, werden im Freien selten ganz wieder besser, sie erholen sich oder wesentlich und tragen noch manches Jahr. Bäume in Obstbaumen gesunden ausständig.

Die Aufbewahrung der Endivien zum Wintergebrauch. Die Aufbewahrung kleinerer, noch nicht völlig ausgebildeter Endivienpflanzen ist schwierig und mühevoll. Schlagen wir sie abgetrocknet im Keller ein, so müssen wir bei feuchter Kellerluft auf nasser Erde gewärtig sein, daß sie verfaulen. Wir werden daher gut desto di Pflanzen in Gruben oder Kasten, welche, damit das Wasser ablaufen kann, mit einem schrägen Dache versehen sind, gegen Kälte und Nässe schützen. Am meisten bewährt sich hierbei eine Ueberdachung von Brettern.

Haben wir noch ungebundene, angebleichte Endivien, so werden wir dieselben nicht im Garten stehen und erfrieren lassen, sondern ebenfalls in Erde einschlagen und mit Sägemehl oder trockener Erde ausständig bedecken. Unter dem trockenen Deckmaterial bleichen die Pflanzen schön, ohne dem Verderben ausgesetzt zu sein, doch leiden sie durch Mäusefraß, den man weniger bemerkt.

Die ungebundenen, angebleichten Endivien können wir auch mit seinen Wurzeln in einen Zober (Bottich) stellen und über den Zuber ein Tuch legen. Den Boden des Zubers muß frisches Wasser bedecken, doch darf dasselbe die Blätter wenig, beinahe gar nicht streifen. Die ungebundenen Endivien bleiben, bis sie ausständig geld geworden sind, in dem Zuber stehen. Sie werden bei gelegentlichem zeitweisen Nachsehen und Zuspritzen wenig leiden und sich bis in den Januar hinein zum Gebrauche aufbewahren lassen.

Aufbewahrung der Endivien zum Wintergebrauch.

Schönstes Festgeschenk für Frauen und Jungfrauen!

Goldelse

Roman von E. Marlitt.

Prachtausgabe. Dritte Auflage.

Illustriert von Paul Chumann.

Prachtband mit Goldschnitt 6 Mk.

Neben der wohlfeilen Ausgabe der „Goldelse" ist diese Prachtausgabe erschienen, welche sich vermöge ihrer glänzenden Ausstattung in reichem Prachtband, mit Illustrationen des berühmten Meisters Paul Chumann, zu Festgeschenken besonders eignet.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Neue Romane u. Novellen

aus dem Verlage von

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

W. Heimburg, Im Wasserwinkel.
Roman. Geheftet 3 Mark.

Paul Robran, Das grosse Schweigen und andere Novellen. Geh[illegible]

Stefanie Keyser, Seele um Seele.
Roman aus dem 12. Jahrhundert [illegible]

E. Werner, Hexengold.
Roman. Geheftet 3 Mark

Eva Treu, Glückliche Augen.
Novellen. Geheftet 3 Mark.

In eleganten Einbänden je 1 Mark mehr.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zei[illegible]

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, Diabetes** Zucker[illegible], die verschiedenen Formen der **Gicht**, sowie **Gelenkrheumatismus**. Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.

Die **Kronenquelle** ist durch alle Mi[illegible]wasserhandlungen und Apotheken zu be[illegible]. Broschüren mit Gebr[illegible] Wunsch gratis und fr[illegible]

Brief- und Telegram-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn

Niederlage der Kronenquelle in New-York:
Luytles Brothers (73 Park Row).

Regierungs-Kommissar.

Technikum Altenburg S.-A.

für Maschinenbau, Elektrotechnik u. Chemie. — Lehrwerkstätte. — Prospekt frei.

Für [illegible]

Musikinstrumente

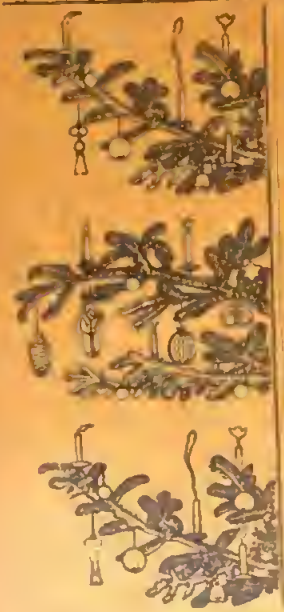
Jul. Heinr. Zimmerman[illegible]

Blasen- u. Nierenkranken

ist zu jeder Jahreszeit eine Trinkkur mit

Wildunger Helenen- und Georg-Victorquelle

dringend zu empfehlen. Jährlicher Versand über 1 Million Flaschen. Broschüren und nähere Auskunft durch Fürstliche Wildunger Mineralquellen, A.-G.



Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Das

Weihnachtsbuch.

Allerlei Weihnachtliches in Vers und Prosa von

Victor Blüthgen.

Gross-Oktav. Mit zahlreichen Illustrationen.

Preis elegant gebunden 5 Mark.

Victor Blüthgen, dessen Name schon lange im deutschen Hause einen guten Klang hat, bietet in dieser Sammlung erlesener Weihnachts-Erzählungen, -Märchen und -Gedichte ein Werk, das von einem zarten, dichterischen Hauch, wirklichem Weihnachtsduft, übergossen und von Gemütswärme erfüllt ist. Der Inhalt ist abwechselungsreich. Teils sind es rührende, teils strahlend heitere Geschichten und Gedichte. Des Dichters Absicht war, daraus ein festliches Geschenkwerk zu binden wie zum Kranze, ein weihnachtliches Erbauungsbuch für die Familie, für jung und alt, und eine Fundgrube für Vorlesungen in der Weihnachtszeit.

Das eigenartige, in festlichem Gewande erscheinende Buch wird **jedem Weihnachtstisch** zur **Zierde** gereichen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön [illegible] Reinigungs-Seife, welches an [illegible] anderes, Reinigungszwecken d[illegible] übertroffen wird. Wer es gebraucht seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, [illegible] Wachstuch Glanz und bewirkt [illegible] Tische und Schubladen wi[illegible] es entfernt Fett von allen K[illegible] schaften, Töpfen und Pfannen [illegible] Gabeln sowie alle zinnern [illegible] nach seinem Gebrauch w[illegible]

Waschtische, Badewannen, [illegible] zugsröhren von der Küche [illegible] nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück ge[illegible] hauptung zu beweisen. Se[illegible] frauen und macht einen Ver[illegible]

Hütet Euch vor Verfälschungen

Es existiert **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.
NEW YORK. U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

Inhalt.

	Seite
Vom Christkindchen. Gedicht von Anna Ritter. Mit Umrahmung von A. Schmidhammer	809
Am Helena. Roman von Ida Boy-Ed. (5. Fortsetzung)	810
Die Insel des Robinson. Mit Abbildungen	820
Der Spruch der Fee. Novelle von J. C. Heer. (Anfang)	823
Der erste deutsche Frauenverein. Von Ludovika von Bodenhausen. Mit Abbildungen	834
Blätter und Blüten: Zu E. Marlitts Bildnis. — Eine treffliche Anregung zur Schulgesundheitspflege. — Unsere diesjährigen Weihnachtsbilder. — Zur Geschichte der Nürnberger Lebkuchen. — Papiernot. — Eine Gliederpuppe aus Alt-Hellas. — „Unter deutscher Flagge." — Epheu und Hülse. — Siegfrieds Rheinfahrt. — Neue Erfolge der Photographie am Himmel. — Prinz Herzepinzchen.	837 bis 840

	Seite
Allerlei Kurzweil	840
Illustrationen: Umrahmung zu dem Gedicht „Vom Christkindchen". Von A. Schmidhammer. S. 809. — Christkindlmarkt am „Hof" in Nürnberg. Von W. Gause. S. 812 und 813. — Friede auf Erden. Von Fritz Reiß. S. 817. — Abbildungen zu dem Artikel: „Die Insel des Robinson". S. 821 und 822. — Weihnachtsengel. Von H. Martinovic. S. 825. — Die heilige Familie. Von Fritz Roeber. S. 828 und 829. — Siegfrieds Rheinfahrt. Von Ferd. Leeke. S. 833. — Abbildungen zu dem Artikel: „Der erste deutsche Frauenverein". S. 835. — E. Marlitts Bildnis. S. 837. — Altgriechische Gliederpuppe. S. 838. — Junge Samoaner. Ein Kieler Junge. Von E. W. Allers. S. 838. — Dienerstunde. Von Marie Fournets-Bernard. S. 839. — Weihnachts-Vignette. S. 840.	

Hierzu 2 Beilagen, sowie Kunstbeilage 26: „Prinz Herzepinzchen vor dem Schloß". Von Robert Weise.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart

* Empfehlenswerte Festgeschenke in eleganten Einbänden *

Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin.

Herausgegeben vom Fürsten Herbert Bismarck.

Mit einem Titelbild der Fürstin nach Franz von Lenbach und zehn weiteren Porträtbeilagen.

Preis geheftet 6 Mark, in elegantem Einband 7 Mark 50 Pfennig.

In Anbetracht der günstigen Aufnahme, welche die bisher nur vereinzelt und bruchstückweise abgedruckten Briefe des verewigten Fürsten Bismarck an seine Gemahlin überall gefunden haben, hat **Fürst Herbert Bismarck** sich entschlossen, nunmehr eine **vollständige Sammlung, soweit er sie beim Ordnen seiner Archive zusammenstellen konnte,** der Oeffentlichkeit zu übergeben. Er hat sich dabei von der Ueberzeugung leiten lassen, daß der Schöpfer unseres Reiches durch die Bekanntgabe dieser Briefe, die von neuem den Beweis liefern, daß sein Gemüt ebenso geoß und tief war wie sein Geist, den Herzen vieler seiner Landsleute menschlich näher gerückt werden wird. Sie sind so reich an warmer Empfindung und geistvollen Schilderungen, daß sie für sich selbst sprechen. Die Sammlung beginnt mit dem Bewerbungsschreiben Bismarcks an Herrn von Puttkamer, welchem die zahlreichen wundervollen Briefe an die Braut folgen, und reicht bis zum Jahre 1892. **Sie wird überall im deutschen Volke, besonders auch in Frauenkreisen, das höchste Interesse erregen und sich durch ihre schöne Ausstattung in hervorragender Weise zu Festgeschenken eignen.**

Gedanken und Erinnerungen

von

Otto Fürst von Bismarck.

2 Bände.

Mit einem Porträt des Fürsten nach Franz von Lenbach.

In zwei eleganten Leinenbänden Preis 20 Mark.

Liebhaber-Ausgabe auf getöntem Velinpapier in zwei hocheleganten Halbfranzbänden Preis 30 Mark.

Schriften von Hermann Sudermann.

Frau Sorge. Roman. 34 Aufl. Geheftet M 3.50 Eleg. gebunden	M 4.50	**Heimat.** Schauspiel in 4 Akten. 25 Aufl. Geheftet	M 3.—
Litauische Geschichten. Zwei Novellen 21 Aufl. Geheftet	M 3.50	In Leinwand gebunden	M 4.—
In Leinwand gebunden	M 4.50	**Die Schmetterlingsschlacht.** Komödie in 4 Akten. 8 Aufl. Geh.	M 2.—
Der Katzensteg. Roman. 41 Aufl. Geh. M 3.50 In Leinwand geb.	M 4.50	In Leinwand gebunden	M 3.—
Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 28 Aufl. Geheftet	M 2.—	**Das Glück im Winkel.** Schauspiel in 3 Akten. 12 Aufl. Geh.	M 2.—
In Leinwand gebunden	M 3.—	In Leinwand gebunden	M 3.—
Iolanthes Hochzeit. Erzählung 25 Aufl. Geheftet	M 2.—	**Morituri;** Teja. Drama in 1 Akt. — Irrlichter. Drama in 1 Akt. Das Ewig-Männliche. Spiel in 1 Akt. 14. Aufl. Geheftet	M 2.—
In Leinwand gebunden	M 3.—	In Leinwand gebunden	M 3.—
Es war. Roman. 28 Aufl. Geh.	M 5.—	**Johannes.** Tragödie in 5 Akten und einem Vorspiel. 27. Aufl. Geh. M 3.— In Leinwand geb.	M 4.—
In Leinwand gebunden	M 6.—	**Die drei Reiherfedern.** Drama. Gedicht in 5 Akten. 14. Aufl. Geh. M 2 — In Leinwand geb.	M 4.—
Die Ehre. Schauspiel in 4 Akten. 21 Aufl. Geheftet	M 2.—	**Johannisfeuer.** Schauspiel in 4 Akten. 14 Aufl. Geheftet	M 2.—
In Leinwand gebunden	M 3	In Leinwand gebunden	M 3.—
Sodoms Ende. Drama in 5 Akten. 20 Aufl. Geheftet	M 2.—		
In Leinwand gebunden	M 3.—		

Baumbachs Dichtungen

In eleganten Ganzleinenbänden mit Goldschnitt.

Abenteuer und Schwänke	M 4.—	**Von der Landstraße**	M 3.—
Bunte Blätter	3.—	**Lieder eines fahrenden Gesellen**	4.—
Erzählungen und Märchen	3	**Neue Märchen**	4.—
Es war einmal	3.50	**Kaiser Max und seine Jäger**	3.50
Mein Frühjahr	3.50	**Der Page des Todes**	3.—
Frau Holde	3	**Sommermärchen**	4.50
Horand und Hilde	3.50	**Spielmannslieder**	3.—
Aus der Jugendzeit	2.20	**Elsüringer Lieder**	3.50
Krug und Eintenfaß	3	**Zlatorog**	3.—

Illustrierte Ausgaben mit großer Schrift:

Abenteuer und Schwänke	M 4.—
Sommermärchen	4.50
Zlatorog	3.—

Illustrierte Prachtausgabe:

Abenteuer und Schwänke	M 10.—
Sommermärchen	10.—

Eleg. Miniatur-Ausgaben in geschmackvollen Einbänden.

Goethes Gedichte. Mit Einleitung von A. Gaedicke. Preis 3 Mark.

Goethes Faust. Erster und zweiter Teil. Mit Einleitung von A. Gaedicke. Preis 3 Mark.

Goethes gesammelte Erzählungen und Märchen. Herausgegeben von General-Feldmarschall Hermann Graf Moltke. Preis 3 Mark.

Schillers Gedichte. Mit Einleitung von A. Gaedicke. Preis 3 Mark.

Aus dem illustrierten Märchenbuch „Hirzepinzchen" von Marie von Ebner-Eschenbach

PRINZ HIRZEPINZCHEN VOR DEM SCHLOSS

Nach dem Aquarell von Robert Weise

Halbheft 26. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ■ Begründet von **Ernst Keil 1853.**

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 **Halbheften** zu **25 Pf.** oder in 14 **Heften** zu **50 Pf.**

Vom Christkindchen

Wo die Zweige am dichtesten hangen,
Die Wege am tiefsten verschneit,
Da ist um die Dämmerzeit
Im Walde das Christkind gegangen.
Es musste sich wacker plagen,
Denn einen riesigen Sack
Hat's meilenweit Huckepack
Auf schmächtigen Schultern getragen.

Zwei spielende Häschen sassen
Geduckt am schneeigen Rain,
Die traf solch blendender Schein,
Dass sie das Spielen vergassen.
Doch das Eichhorn hob schnuppernd die Ohren
Und suchte die halbe Nacht,
Ob das Christkind von all seiner Pracht
Nicht ein einziges Nüsschen verloren ....

Anna Ritter.

Digitized by Google

Um Helena.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

(5. Fortsetzung.)

Roman von Ida Boy-Ed

7.

Der Wald, welcher zu Glanau gehörte, bedeckte ein Gelände von siebenhundert Morgen. Trotz dieses mäßigen Umfangs bot er durch seinen Mischstand an Wild ein vergnügliches Jagdrevier. Da war ein dichtes Unterholz, das an ein quellenreiches Wiesenland grenzte und eine so vorzügliche Vorbedingung zur Anlage einer Fasanerie bot, daß Georg Altheer immer bejammerte, wie ihm die Mittel dazu fehlten. Aber eine kleine Wildfasanerie pflegte er dennoch. Er ließ im Winter andauernd füttern und hatte einige Futterplätze mit Schutzdächern versehen lassen. Sein Förster mußte eifrig auf all das Raubzeug fahnden, das den Fasanen nachstellt. Er selbst verschmähte nicht, auf Wiesen nach Getreidefeldern nach verlegten Eiern zu suchen und sie den unhäuslichen Fasanenhennen in ihr Gehege zu bringen. Und dann hatten die Fasanen der Seligmannschen Fasanerie, wo alles den Leuten anvertraut war, und der Jagdherr selbst wenig Interesse besaß, eine von Georg Altheer schmunzelnd immer wieder konstatierte Neigung, sich in das Glananer Unterholz zu verfliegen. So konnte er alljährlich einmal seinen Gästen einen hübschen Fasanenstand anbieten. Rehwild, Hasen, Füchse waren vorhanden.

Sein Wald hatte seit alters her die Einteilung in drei Reviere, davon das eine „Falkenhorst", das zweite „Glananer Busch" und das dritte der „Wolfsgrund" hieß, obzwar weder Falke noch Wolf seit Jahrhunderten im Lande ihr Wesen getrieben hatten.

Als Rendezvousplatz stand auf den Einladungskarten „Forsthäuschen Falkenhorst". Von Marstadt aus war es, auf zum Teil schlechten Wegen, fast eine Stunde dahin zu fahren. Die Eingeladenen hatten sich zusammen einen Break genommen und fuhren in fröhlicher Laune um neun Uhr von dem „Großherzog" ab. Sie saßen ihrer sechs in dem Wagen, drei und drei einander gegenüber.

Thassilo war nicht dabei. Er hatte abgesagt. Edlef fehlte gleichfalls. Sein Schwiegervater hatte ihn und Beate natürlich holen lassen.

Irne Hjelmersen saß dem dicken Bürgermeister gegenüber, dessen behäbige Gestalt kaum mehr in seinen Jagdrock paßte, so daß von jedem Knopf und Knopfstock aus ihm eine Querfalte über Brust und Bauch ging. Der Hut des Bürgermeisters war sehr grün und eine Hahnenfeder darauf schwankte nach vorn, wie bei einem gemalten Defreggerschen Tiroler Holzknecht. Indessen hatte der Bürgermeister von der Komik seiner Erscheinung, die durch die Jagdtasche, welche wie ein Polster vor seinem Magen saß, noch erhöht wurde, keine Ahnung.

Herr Bankier Lebus hätte als Vorbild für ein Büchlein: „Wie muß ein Kavalier zur Jagd gekleidet sein?" photographiert werden können. Er sah so schön aus, daß der Bürgermeister, der neuesten Schwärmerei seiner Tochter Elsa gedenkend, bei sich feststellte: Ein verflucht hübscher Kerl ist er schon, und reich und nett. Bloß . . . na, das sind am Ende altmodische Vorurteile. Wenn er nur ernsthaft Anstalten machen wollte!

Eine hervorragende Erscheinung unter diesen Sechsen war auch Wackernagel. Sein dickes, gestricktes Wams ging ihm bis an die Ohrläppchen, so daß es aus dem grauen Rock mit den grünen Aufschlägen noch herausſah. Seine Handschuhe machten eine Bärentatze aus seiner Hand, und über seiner hageren Nase, bis zu ihrer Wurzel über die Stirn hinabgezogen, saß die Pelzmütze.

Das niedere Dach ging über sechs sehr verschiedene Häupter hinweg. Da war noch der Amtsrichter, innerlich etwas erregt, denn seine Frau und seine Schwägerin glaubten immer, er gehe in den Tod, wenn er zur Jagd fuhr, aber äußerlich voll ernster Wichtigkeit. Und dann der neu hierher versetzte Assessor Knipper, mit seinem frischvernarbten Schmiß auf der Wange und seinem ausgeprägten Corpsstudentenbewußtsein.

Vorn auf dem Bock, neben dem Kutscher, saß Grumbkow, ein Stadtvoigt, der sich als Soldat die Schützenschnüre erworben hatte und gelegentlich, unter Vertauschung seines dienstfreien Tages und gegen eine hübsche Vergütung als „Lehrjäger" Wackernagels fungierte. Es ging die Sage, daß Wackernagel noch nie was anderes getroffen hätte als zufällig mal einen Baumstamm, und daß alles, was nach Schluß der Jagd auf seinem Streckenzettel als von ihm erlegt notiert stand, eigentlich Grumbkows sicheren Schüssen erlegen war. Aber da Wackernagel nicht der Mann war, zuzugeben, daß er etwas nicht könne oder nicht kenne, sprach er stets mit solcher Sicherheit von seinen Jagderlebnissen, daß man ihn nicht mal zu necken wagte.

Der Wagen bog vom Markt um die Ecke und ratterte die sanft ansteigende Straße hinauf, die zu dem — im Burgfrieden aber gar nicht mehr vorhandenen — Schweriner Thor hinaus nach Glanau zu führte.

Es war ein vollkommen windstiller sehr nebliger Morgen.

Ein weißer Duast deckte Land und Meer, und dies lag still in sich geduckt und ließ nicht das kleinste Rauschen hören. Verschwender Schimmer durchgleißte den Nebel, so daß man recht hoffen durfte, die Sonne sauge ihn noch zu sich empor.

Natürlich sprachen die Jäger erst ein Weilchen vom Wetter. Dann von ihren Waffen. Einige hatten die ihren von dr. Grumbkow verstaut, andere hielten die in den berühmlichen Lederfutteralen steckenden Flinten zwischen den Knien. Auch Irne Hjelmersen. Man bewunderte einen sehr eigenartigen, grauen, künstlich ausgenähten Lederüberzug.

Irne erklärte, daß darin seine Flinte stecke, mit der er dieses auf Möwen zu schießen pflege. Da nun diese Waffe heute einzig für die in Aussicht stehende Fasanenjagd brauchbar sei, habe er sich bei Klezin eine Büchsflinte dazu gekauft. Gestern schon habe er sich ein bißchen mit dem Ding eingeschossen.

„Was für'n Kaliber?" fragte der Assessor Knipper.

„Der Büchslauf neuneinhalb Millimeter," sagte Irne Hjelmersen, „der Schrotlauf Kaliber sechzehn."

„Dieselbe hat Klezin mir in die Hand gedrückt," erzählte Knipper, „ich schieße eigentlich lieber mit Kaliber zwölf."

„Auch ich habe dieselbe Büchsflinte," erzählte der Bürgermeister, „die Mehrzahl der Jäger in der hiesigen Gegend führt sie. Klezin hat sozusagen eine Manie, aller Welt gerade diese anzuschmacken. Das heißt übrigens: Holdin nimmt 'n Drilling."

„Ziehe ich auch vor," sagte Lebus.

Der Assessor ließ sich vom Amtsrichter eine Geschichte von Klezins hübscher Tochter erzählen. Der Bürgermeister sagte, es sei Verleumdung. Alle aber überschrie Wackernagel, das Gespräch an sich reißend, indem er betonte, daß der Büchsenschmied Klezin gar nicht mehr auf der Höhe stehe und man ihm einen intelligenten Konkarrenten wünschen müßte.

Darüber kamen sie auf den zu erwartenden Aufschwung von Handel und Gewerbe in Marstadt. Wackernagel sagte, daß Heger & Kompagnie aus der Residenz eine Filiale in Marstadt errichten würden, ebenso Garborg aus Kopenhagen, und daß dies bloß die Vorzeichen seien, und daß er seinen ganzen Einfluß dahin geltend machen werde, eine Posthampferverbindung zwischen Marstadt und Nyköbing zustande zu bringen, über welche Strecke dann sicher der nächste Weg von Berlin nach Kopenhagen ginge.

Darauf fragte Lebus, ob der Orkan unlängst in seiner mehr als zwölfstündigen Dauer viel Schaden getan habe.

Irne Hjelmersen sagte, daß die Holzplanken wohl durchbrochen seien und daß, vor dem Winde, auch ein klein wenig von der Betonschicht durch die Fluten gleichsam herausgekämmert sei. Es habe nichts zu bedeutra. Hingegen hätten die Boyen mit den Eisenschienen und Werkzeugen gespielt; wie mit Johannisstechern sei der Grund zwischen der Baustelle und dem Strande damit gespickt. Der Taucher, der morgen eintreffe, würde aber alles in zwei Tagen wieder heraufbefördern helfen.

Der Bürgermeister sang sein hohes Lied auf Edlef.

„Ich weiß, Sie sind Herrn Thassilos Freund. Aber das müssen Sie doch selbst zugeben: er hat was Finsteres."

„Ich sehe es nicht," sagte Irne Hielmersen.

„Aber das müssen Sie eingestehen: Edlef Stürmer ist der eigentliche spiritus rector von der Sache," beharrte der Bürgermeister, der es Thassilo noch nebenbei übelnahm, daß er offenbar nicht sein Schwiegerlohn werden wollte.

„Sie irren sich!" sagt Hielmersen kurz. Er war nicht in der Laune, eine parodistische Zustimmung zu geben.

Nun hob Wackernagel an, auf Thassilo zu schwören.

Mit einem Male wiegte sich der Wagen wie eine Gondel. Er bog von der Chaussee ab in einen Landweg mit tief ausgefahrenen Furchen, der, zwischen Knicks sich leise senkend, von der Küste weg in die Gegend hineinlief.

Der Bürgermeister fiel beinahe gegen den Amtsrichter, der unfreiwillig den Schubs mit der Schutter an den Assessor Küpper weitergab. Dadurch kamen sie von der Streitfrage: Edlef oder Thassilo? ab, und Lebus ging den Assessor an, ein paar neue Geschichten zu erzählen.

So langten sie in gemütlichster Stimmung auf dem Rendezvousplatze an, mit Hallo begrüßt und vom Heger, der zu Altheers Freude ein wenig das Waldhorn blies, mit einem sehr dissonierten Willkommen angeblasen.

Vor dem netten, kleinen Försterhaus, das mit vier blanken, weißgerahmten Fenstern und einem dicken Strohdach vor der Wand des winterkahlen Waldes stand, war es schon sehr lebhaft.

Im Hintergrunde stand die Gruppe der Hof- und Deputatsleute von Glanau, die alle als Treiber in Thätigkeit treten sollten und darauf wohleingeübt waren. Ihre Zahl war durch einige Leute aus Marstadt verstärkt, die immer zur Jagdzeit auf den Gütern der Gegend sich das Vergnügen und den Nebenverdienst holten. Die Jagdhunde strichen, in einer sichtlich freudigen Erregung, hin und her zwischen den Treibern und den Heeren.

Bei Georg Altheer, der strahlte, wie immer, wenn er Gäste hatte, standen schon Prancken, Holdin, Edlef und noch vier adelige Herren. Zwei waren frühere Regimentskameraden von Prancken und bei diesem zum Besuch. Die andern beiden waren Gutsbesitzer aus der Gegend.

Der eigentliche Mittelpunkt dieser Gruppe war aber nicht Georg Altheer, sondern Beate. Sie hatte es sich nicht nehmen lassen, die Herren beim Rendezvous zu begrüßen und ihnen die Honneurs bei dem Frühstücksimbiß zu machen, der auf zwei weißgedeckten Tischen vor dem Försterhäuschen hergerichtet war. Da stand eine Schüssel dampfender Würstchen, große Platten mit Butterbroten und allerlei Frühstücksweine. Die Försterfrau hatte Beate zu helfen. Prancken und seine Kameraden machten Beate stark den Hof. Malte Hotdin hielt sich zurück.

Er hatte es sich geschworen, korrekt wie ein Edelmann und Held, dem Freunde fortan Freundestreue zu halten. Er war es auch Beaten schuldig als Dank für ihr großartiges Benehmen. Aber er litt!

Wie sie wieder aussah! Eine Prinzessin konnte nicht mehr Distinktion in Aussehen und Haltung zeigen!

Ein sehr enges, graubräunliches Schneiderkleid umschloß ihre Gestalt. Das herrliche Gesicht sah aus einem Nerzpelzkragen heraus. Ein bräunliches Jägerhütchen, mit kühnem Fittich an der Seite, saß auf ihrem köstlichen Haar. Der blonde dicke Knoten stand in antiker Form unter dem Hutrand heraus.

Auch die Marstädter holten sich ihren Imbiß und wechselten einen Händedruck mit ihr.

Nur Irne Hielmersen verbeugte sich stumm und fremd.

Ueber Beatens Gesicht huschte ein schnelles Erröten.

Ihre Blicke und die seinen trafen sich sekundenschnell und flohen einander.

Edlef hatte es gesehen. „Hör' mal, du," sagte er leise und ärgerlich zu seiner Frau, „zu erröten brauchst du wegen dem Ingenieur nun mal gar nicht. Ich bin ganz baff."

„Ach — ich ärgere mich immer so über ihn," antwortete Beate, „und ich glaube, es kommt — ja, weißt du — ich meine immer, er hält mehr von Thassilo als von dir, und das ist es, was mich ärgert." Sie war ganz erleichtert, daß ihr die Erklärung so gelang für das, was ihr selbst unerklärlich blieb.

Aber wie interessant er wieder aussah! Und von welch vollendetem Ebenmaß seine Gestalt war — schade, nur etwas klein! —

Georg Altheer war in großer Organisatoranregung. Zwar hatte er sich alles schon vorher im Kopf zurecht gelegt gehabt, allein nun im Augenblick des Ausbruchs ergaben sich allerlei Schwierigkeiten. Von den adeligen Herren hatten nur drei einen Leibjäger mitgebracht. Von den Marstädtern nur Wackernagel seinen Grumbkow. Da waren aber einige Herren, die ohne einen Beistand nicht fertig wurden, und zwei besonders geübte Treiber waren ausgeblieben.

Malte Hotdin sagte, daß er Edlef gern seinen Leibjäger abträte, allein er selbst sei noch Novize im edlen Weidwerk und brauche seinen Mann. Edlef wies zurück, daß er einen Lader nötig habe. Endlich arrangierte sich alles. Prancken trat seinen Leibjäger an den Bürgermeister ab. Die beiden Gäste Panckens bekamen je einen Treiber zugeteilt als Stütze, aber die Mehrzahl der Herren mußte allein auf den Stand. Sie waren auch fast alle erfahrene Jäger.

„Wir fangen mit dem Trieb im Glanauer Busch an," sagte Altheer, die übliche Instruktionsrede haltend, „Sie wissen, meine Herren, wir bekommen da hauptsächlich Fasanen zum Schuß. Für den zweiten Trieb habe ich den Wolfsgrund bestimmt. Dort und beim dritten Trieb um Falkenhorst kann ja alles vorkommen und darf auch alles geschossen werden: Hasen, Füchse, Böcke. Auf den Bock aber, bitte, nur mit der Kugel! Und die Ricken schonen, meine Herren! Die Ricken und die Fasanenhennen!"

Der Zug setzte sich in Bewegung. Beate winkte noch ein Weilchen nach und stieg dann auf den kleinen Wagen, der sie nach dem Glanauer Gutshof zurückbringen sollte.

So lautlos als möglich schritten die Treiber den Jägern voraus. Auch diese verstummten allmählich. Die bevorstehende prickelnde Aufregung, die Vorsicht, das Wild nicht stutzig zu machen, erregten in allen ein gedämpftes Spannungsgefühl.

Die Treiber waren davon unterrichtet, daß sie sich an der hinteren, geradlinigen Grenze des „Busches" entlang zu ziehen hatten. Ein schmaler Wiesenstrich in Form eines sanften Halbbogens umschloß den „Busch" und trennte ihn zugleich von dem zweiten Revier, dem Wolfsgrund. Hier nahmen die Jäger, den Rücken durch das Unterholz des Wolfsgrundes gedeckt, ihren Stand. Alle zwanzig Schritt einer.

Wenn das aufgescheuchte Wild auf seiner Flucht nach vorn zwischen den Jägern hindurchbrach, rettete es sich damit nur auf ein neues Todesfeld, das zweite Jagdrevier.

Der Nebel hatte sich nicht sehr verdünnt. Silbrig schimmernd zwischen den grauen Buchenstämmen war er den nächsten ein schöner Hintergrund, den weiter hinein stehenden ein dünner, den fernen ein dichter Schleier.

Der erste Jäger sah den zweiten ganz klar, auch den dritten noch beinahe. Aber von Gestalt zu Gestalt ward die Erscheinung grauer, blasser, so daß die ferneren nur noch wie Schemen auftauchten und die letzten ganz unsichtbar wurden.

Ein leichter Frost hatte die Erde gefestigt. Die Moosklumpen waren hart. Das Gras lag fahl und vereist zur Erde gestrichen. Die feierliche, kühle Stille des winterlichen Waldes ward durch geheimnisvolle Laute, nur dem feinen Jägerohr vernehmbar, gestört. Aus dem Hintergrunde des Reviers rückten die Treiber langsam vor, mit den Stöcken an die Baumstämme klopfend, leise huschende Lippenlaute ausstoßend, durch den Tritt ihrer schreitenden Füße, durch das Brechen der Reiser die Tiere scheuchend. Die Fasanenhähne und -hennen aber suchten Deckung im Unterholz, und lange dauerte es, für die bis zum Herzklopfen gesteigerte Spannung einiger Jäger unerhört lange, bis der erste Hahn aufflieg, mit seinem köstlichen Federschmuck metallisch schimmernd vor dem weißgrauen Hintergrund. Ein Schuß — und dann ein Steigen ganzer Bouquets von Fasanen und ein Knallen von Flintenschüssen, ein wildes Durcheinander jener platzenden, scharfen, seltsamen Töne . . . Knall auf Knall . . .

Das tollte vorüber. Und dann kamen die Treiber aus dem Busch, und der Förster ging am Stand entlang und erbat sich von jedem Herrn die Zahl der erlegten Hahnen. Sehr animiert traten die Herren zusammen.

Es wurde Strecke gemacht.

Dreiundfünfzig Fasanen waren geschossen. Irne Hielmersen hatte mit zwanzig Patronen zwanzig Hähne erlegt.

Christkindlmarkt

„Hof“ in Wien.

Von W. Gause.

Alle Herren waren außer sich. Denn selbst Prancken, der nächstbeste Schütze, hatte es mit vierzehn Patronen nur auf zehn Fasanen gebracht. Da sich unter den Anwesenden keiner befand, der jagdgnitschig gewesen wäre, und nur der Amtsrichter einen stillen Neid heraaterzuschlucken hatte, so beglückwünschten alle Irne Hjelmersen. Auch Edlef, der sich davon befriedigt fand, daß „sein Oberingenieur" sich nach und nach als so ein Tausendsassa herausstellte.

Wieder ging es in vorsichtigem Zuge an der Waldgrenze entlang. Die Schar der Treiber nahm nun die Linie, welche zuvor die Schützen gehabt hatten.

Der Wolfsgrund war von dem Falkenhorst durch eine Schneise getrennt, die sich schnurgerade zwischen beiden Waldrevieren entlang zog. Die Rasenaarbe, die sie deckte, war von Wagenspuren durchfurcht. Verfärbt und klumpig war das Gras zusammengefroren. Der Ausblick rechts und links, der sonst, in der Perspektive dem Glase eines Fernrohres gleich, ein Stückchen Landschaft zeigte, war von silberigem Nebel verhängt. Die Jäger standen in weitere Abstände als zuvor auseinandergezogen. Die knickartig geschützte Grenze des Falkenhorstes war ihnen im Rücken, vor ihnen zog sich quer das Band der Schneise vorüber. Drüben stand der stolze Buchenwald des Wolfsgrundes. Nur leichtes Unterholz durchwacherte ihn. Gleich grauen Säulen ragten die Stämme. Da und dort wuchs eine Gruppe Fichten, grün und lebendig, den Farbenton des Sommers in das Bild bringend.

Einige Minuten lang konnte es scheinen, als sei der Wald seiner schweigenden, ernsten Einsamkeit zurückgegeben. Kein Jäger sah den andern, jeder hatte seinen Stand zwischen dem Hainbuchengestrüpp, an dem noch rostfarben und zäh die Blätter saßen. Hell und doch undurchdringlich lag der Nebel, den Himmel verbergend, über dem Walde. Die kahlen Wipfel tauchten in ihn hinein und versteckten ihr oberes Gezweig in ihm.

Die Luft war still, aber sehr herbe. Da brachen zwei Hasen aus dem Unterholz und wollten über die Schneise fliehen. Ein Schuß — der eine überkugelte sich. Und wieder fing nun das schnelle Knallen an, aber nicht im tollen Durcheinander wie vorher. Scharf und hell schlug Schuß auf Schuß aus Ohr.

Da stürzte ein Bock. Da flüchtete einer, seine Richtung ändernd, die Schneise entlang, brach aber bald zusammen. Ricken sprangen quer über und flohen durch die Reihe der Jäger. Hase auf Hase fiel, sich überschlagend.

Mehr als zweimal so lange als bei dem Fasanentrieb hatten die Jäger zu thun, den Bestand abzuschießen. Die Kette der Treiber rückte nur langsam und mit größter Vorsicht der Schußlinie näher. Aber endlich kam keine todesbange Ricke mehr über die Schneise geflohen, setzte kein Bock mehr mit kühnem Herausbrechen sein Leben aufs Spiel, rannte kein Hase mehr in sein Verderben.

Georg Altheer, der am äußersten, nördlichen Ende der Schneise stand und den Heger als „Leibjäger" zu seiner Bedienung bei sich hatte, hieß ihn das Signal „Weidmannsheil" blasen. Aus der Linie des Hainbuchengestrüpps lösten sich die Gestalten der Jäger. Aus dem Unterholz des Wolfsgrundes kamen erhitzt und fröhlich, zum Teil mit verschrammten Gesichtern, die Treiber. Ungefähr in der Mitte der Schneise traf man zusammen.

Der Förster stand schon mit seinem dicken Notizbuch und notierte mit seinem Bleistiftstummel, dessen Spitze er alle Augenblicke an den Lippen feuchtete, die Strecke der Herren.

Wackernagel drängte sich an ihn: „Zwei Böcke, sechs Hasen..."

Prancken rief: „Ein Bock, zehn Hasen ..."

„Und Hjelmersen?" frug Malte Holdin und sah vorgeneigten Hauptes neugierig auf Irne Hjelmersen herab.

„Ein Fuchs, zwei Böcke, fünf Hasen!" sagte Irne.

„O, ein Fuchs!" schrie Pranckea neidisch.

„Ich hab' auch einen!" sagte Georg Altheer. Pranckens Kameraden staaden nun diktierend vor dem Förster.

Hinter ihnen eiferten der Bürgermeister und der Amtsrichter aufeinander los. Dieser beschuldigte den Stadtvater, auf einen Hasen geschossen zu haben, den er selbst einen Augenblick vorher getroffen. Begütigend sagte Herr Lebus, das käme so immer vor.

„Wo ist denn Stürmer?" fragte Holdin nach sah sich um.

„Ja, wo bleibt denn Stürmer?" fragten plötzlich einige andere Stimmen.

„Edlef!" rief Georg Altheer, seine beiden Hände als Schalltrichter an den Mund setzend.

„Edlef!" — „Stürmer!" — „Stürmer!" — —

Schweigend, seinen grauen Ernst in die weißen Nebelschleier gehüllt, stand der Wald. Nichts regte sich.

Die Gruppe der Männer stand erstaunt. Auf dem fahlen, gefrorenen Rasen der Schneise entlang lagen regellos verstreut die graubraunen Leiber der erlegten Tiere.

„Ihm wird doch nichts passiert sein?!" sagte Holden und ward schon gleich bei dem Gedanken bleich bis in die Lippen.

„I, was sollte ihm passiert sein!" sagte Georg Altheer dawider im beschwichtigendsten Ton.

„Das ist ja ganz unmöglich!" meinte auch Wackernagel, „wir haben doch alle in einer Standlinie gestanden."

„Ja, wo bleibt er denn?" sagte Lebus.

„Was hat er?" fragte Prancken.

Und noch einmal schrieen sie: „Edlef — Edlef — Edlef —"

Niemand antwortete. Kein Wipfel regte sich. Kein Blatt raschelte. Dürr und gelbbraun stand das Hainbuchengeträuch. Zwischen den grauen Stämmen ragten still die grünen Fichten.

„Ja — das ist doch ... Wer waren denn die Standnachbarn von Edlef?" fragte Altheer.

„Ich glaube, daß ich ihn rechts von mir hatte," meinte Holdin und sah sich nach seinem Leibjäger um.

Dieser trat heran. „Als wir Stand nahmen, habe ich genau bemerkt, daß Herr Stürmer links von uns entfernt," sagte er.

„Nee — rechts!"

„Verzeihung, Herr Baron, links."

Das war ja auch schließlich egal.

„Ich habe zwischen Hjelmersen und Lebus meinen Stand gehabt," erklärte Wackernagel.

„Pardon, Herr Rechtsanwalt," erwiderte Irne Hjelmersen, „aber ich weiß bestimmt, daß links von mir Herr Lebus, rechts von mir Herr von Eckardtstein stand."

Das wußte Heer von Eckardtstein auch genau. Als er am Graben entlang eilte, um seinen Staad zu nehmen, hatte er erst Herrn Lebus passiert und dann Irne Hjelmersen just über den Graben treten sehen.

Keiner konnte begreifen, wie so etwas möglich war: daß so viel Männer mit offenen Augen im Kopf sich nicht genau über Nachbarn entsinnen. Dena in der That waren nur zwei oder drei von ihnen einerlei Meinung über die Reihenfolge. Als man vom südlichen Ende des Schneisenrandes aus anfing, die Stände zu nehmen, hatte der Förster gesagt, er habe jeden Stand durch ein davor in den trockenen, schmalen Graben hineingestecktes Tannenreis bezeichnet. So waren sie, fröhlich und wichtig wie Schulknaben, immer die Blicke suchend voraus auf das nächste Tannenreis gerichtet, am Grabenrand hingenilt, jeder nur mit sich beschäftigt und der Wahl seines Platzes, ohne bei diesem eifrigen Streben recht ins Auge zu fassen oder im Gedächtnis zu behalten, wer sein Nebenmann wurde.

Aber das Hin- und Herreden darüber war so nutzlos.

„Damit haben wir Edlef nicht zur Stelle," sagte Altheer.

„Und so viel ist klar, es hat keiner was bemerkt," konstatierte Wackernagel.

„Ihm kann unpäßlich geworden sein, und er hat sich still durch den Wald heimgedrückt. Wir finden ihn sicher nachher in Glanau," sprach Lebus.

Diese Ansicht gewann sofort ein halbes Dutzend Anhänger.

„Aber die Linie abschreiten sollten wir immer mal!" sagte Altheer.

„Selbstredend!"

Sie schlossen sich zu einem Trupp zusammen.

An der Spitze ging Altheer mit Wackernagel.

Mit spähenden Augen sahen sie an dem jenseitigen Rand der trockenen, mit zusammengefrorenem Gras bedeckten Grabenrinne entlang. Da standen die Hainbuchenbüsche, zwischen denen die Jäger ihren Stand gehabt hatten.

Fast überall stak noch das Zeichen, ein Tannenreis im Boden, oder die Stelle verriet sich durch die Fußtrittdrücke auf der gefrorenen Grasnarbe. Und an jeden Stand traten sie

heran und bogen die raſchelnden, mit welken Blättern dick beſetzten Zweige auseinander.

So gingen ſie bis zum nördlichen Ende, wo Altheer geſtanden hatte, und ſahen nichts von Edleſ, und riefen mit langgezogenen Tönen noch ein paarmal, bis Wackernagel ſagte:

„Das Gebrüll hat ja nun weiter gar keinen Zweck Wenn er da wäre, hätte er längſt geantwortet“

Aber es ſchien, als wenn das Raſen ihrem Abſuchen der Standlinie noch den harmloſen Charakter erhalten hätte.

Da die menſchliche Stimme verſtummte, legte ſich auf alle ein beklemmendes Gefühl, und in bänglichem Schweigen kehrten ſie um.

Der Förſter war unterdes mit ein paar Leuten die andere Hälfte der Waldesgrenze entlang gezogen, bis zum ſüdlichſten Punkt, wo der Bürgermeiſter geſtanden hatte.

Als Altheer und Wackernagel, gefolgt von den Herren, ſich wieder der Mitte der Schneiſe näherten, kam von der anderen Seite der Förſter auch ſchon heran.

Blaß wie der Tod war er, und ſchwer atmend, ſtotternd, trat er auf ſeinen Herrn zu. Er zog den Hut.

„Herr . . . Herr . . . ich glaube . . . ein Unglück . . . Herr Stürmer liegt wie tot . . .“

„Wo . . . wo . . .!“ ſchrie Altheer.

Der Förſter deutete voraus, mit unbeſtimmter Handbewegung, zitternd. Altheer ſtürmte vorwärts. Seine Gäſte folgten ihm.

Die Stelle, wo die furchtbare Gewißheit zu holen war, ward bald erkenntlich.

Zuſammengedrängt ſtanden dort ein paar Treiber und blickten ſcheu auf den Grabenrand.

Dort, zwiſchen dem dürr und roſtfarben belaubten Gezweig zweier Hainbuchenbüſche, die faſt ineinander griffen und mit ihren dicken Formen den zwiſchen ihnen Stehenden ganz, von rechts wie von links, wie eine Wand gedeckt haben mußten, dort ſah man die Sohlen zweier Mannesſtiefel. Sie richteten ihre Spitzen hoch, wie wenn ein rückwärts Niedergefallener ſie anhabe . . .

Georg Altheer kam heran. Der keuchende Wackernagel neben ihm hielt ihn mitleidig am Arme feſt. Aber Altheer riß ſich los.

Die Herren drängten ſich zwiſchen den Buſchen hindurch, der eine hier, der andere dort, um von hinten herum an die Stätte zu gelangen. Der Förſter und die Treiber bogen und brachen das Gezweig auseinander. Und ſo ſahen ſie es alle:

Da lag Edleſ Stürmer tot!

Gerade ausgeſtreckt auf dem Rücken lag er, ein paar gelbbraune, welke Faeren hatte er niedergedrückt, ein paar andere bogen ſich, faſt zuſammenſchlagend, über ſeinen Leib.

Seine Augen ſtierten hinauf in den ſilbrigen Nebel, in den oben die Wipfel vertauchten, und um ihn ſtanden die grauen Säulen der Buchenſtämme. Fahl und glaſig ſah ſein Geſicht aus.

Durch das ſchaurige Schweigen brach ein Schrei und ſchreckte die Männer aus ihrer Erſtarrung.

„Wie iſt es möglich . . .!“ jammerte Georg Altheer und fiel neben dem Stillen in die Kniee.

Sie ließen ihn weinen.

Dann flüſterte einer: „Drückt ihm bloß die Augen zu . . .“

Und der Förſter trat, von ſcheuer Ehrfurcht zitternd, leiſe heran und ſchob mit vorſichtigem Finger die Lider über die ſtieren Augen.

Die Männer alle, die zu fröhlichem Jagen in den Wald hinausgezogen waren, ſtanden mit bleichen Geſichtern, hilflos, erſchrocken, verſtummt. Sie ſahen auf den Toten. Ihre Herzen erbebten.

Niemand ſieht eine Leiche, ohne Schauer halb heiliger, halb banger Art zu empfinden.

An das fürchterliche Schweigen, das von ihr ausgeht, hat jede Menſchenſeele unendliche, verworrene, zitternde Fragen zu ſtellen. Und weiß doch, daß ſie nie, niemals beantwortet werden.

Minuten verrannen.

Da trat Prancken leiſe an ſeinen Freund heran. Malte Holdin lehnte an einem Buchenſtamm und hatte in faſſungsloſer Erſchütterung beide Hände vor ſeinem Geſicht. Sanft führte Prancken ihn etwas tiefer hinein, und Malte ließ ſich führen.

Unwillkürlich traten alle andern, vorſichtig die Füße ſetzend, als könnte das Knacken eines dürren Reiſes den Toten ſtören, ihnen nach.

„Welch ein Unglück,“ flüſterte der Bürgermeiſter. „Wie konnte das nur geſchehen?“

„Unglück?“ flüſterte der Aſſeſſor Küpper zurück. „Meine Herren, wenn hier nur kein Verbrechen vorliegt! Wir ſtanden alle in einer faſt ſchnurgeraden Linie. Wäre ſelbſt ein ſehr ſchlechter Schütze zwiſchen uns — eine Kugel konnte ſich nicht nach Stürmers Stand verlieren.“

„Ach Unſinn,“ ſagte Wackernagel ſcharf, der ſich wegen des „ſchlechten Schützen“ plötzlich ſehr erregte, „Verbrechen! Seine Büchſflinte kann geplatzt ſein oder durch irgend einen Zufall ſich unglücklich entladen haben. Da kommen ja oft die merkwürdigſten Sachen vor.“

„Scht — ſcht!“ mahnte Herr Lebus, denn Wackernagel konnte ſelbſt jetzt ſein Organ kaum dämpfen.

„Das werden wir ja alles nachher hören Das ergiebt ſich ja durch den Augenſchein!“ ſagte der Amtsrichter.

Der Aſſeſſor Küpper fragte, während ſeine Augen hinter ſeinem Kneifer funkelten:

„War Edleſ Stürmer ſehr beliebt? Hatte er Feinde?“

Das war ins Allgemeine gefragt.

Der Bürgermeiſter ſagte, Stürmer ſei ungemein beliebt geweſen und habe ſicher keinen Feind gehabt.

Höchſtens unter den Arbeitern, ſetzte der Amtsrichter hinzu, der ſich plötzlich einer kleinen Klage erinnerte, die ein entlaſſener Arbeiter gegen Stürmer & Stürmer geführt, weil Edleſ verſucht hatte, dem Mann zur Strafe für unehrerbietiges Benehmen Lohnabzüge zu machen.

„Was wiſſen Sie davon?“ fragte der Aſſeſſor inquiſitoriſch Irne Hjelmerſen.

Dieſer, der ernſt und bleich, aber vollkommen gefaßt zwiſchen den übrigen Herren geſtanden, ſah den Aſſeſſor mit deutlich markiertem Erſtaunen von oben bis unten an.

Aber er antwortete doch. „Wenn ich aufrichtig ſein ſoll: Herr Edleſ Stürmer war nicht ſo ſehr beliebt. Aber Sie wiſſen ja, meine Herren: von zwei Chefs iſt immer derjenige der unbeliebte bei den Leuten, der die Lohnverhältniſſe unter ſich hat. Mag alles noch ſo gerecht nach dem Buchſtaben gehen, da ſind doch immer welche, die ſich benachteiligt glauben.“

Das war eine taktvolle Antwort, ſie gefiel allen. Sie gab die Möglichkeit von Edleſs Unbeliebtheit zu, ſchob aber die Möglichkeit gleich auf die Unlogik der Leute, nicht auf Edleſs Benehmen gegen dieſe. Und zugleich hatte Irne Hjelmerſens den Aſſeſſor ſo erſtaunt meſſender Blick die andern darüber zur Beſinnung gebracht, daß dieſer Neuling ſich hier offenbar mit Nachforſchungen unzulömmlich wichtig machen wollte.

„Wir haben hier nähere Pflichten, als uns in fruchtloſe Konjukturen zu verlieren,“ flüſterte Wackernagel, „erſt heißt es, den Toten würdig heimſchaffen und Altheer beiſtehen! Mein Gott — wie ſoll er das ſeiner Tochter ſagen!“

Bei dieſen Worten ſchien Holdin faſt zuſammenbrechen zu wollen.

„Und Sie, Hjelmerſen — Sie müſſen wohl Herrn Thaſſilo Stürmer . . .“

„Wo iſt er? Warum hat er die Jagd abgeſagt?“ fragte der Aſſeſſor raunend und griff Irne Hjelmerſen an den Arm.

„Sind Sie verrückt?“ fuhr Wackernagel ihn an.

„Nun, man wird doch noch harmloſe Fragen thun dürfen?“ ſagte Küpper beleidigt.

Irne ſah den Mann kalt an und ſprach kurz:

„Herr Thaſſilo Stürmer befindet ſich ſeit heute morgen halb neun Uhr bei dem Deichbau am weſtlichen Flußufer.“

In dieſem Augenblick hörte man einen unartikulierten Ruf.

Wackernagel verſtand aber doch, daß der ihm gelte, und eilte zu ſeinem armen Freund Altheer, der noch immer neben der Leiche kniete, und dem der Förſter unter gütigem Zureden vergebens aufzuhelfen trachtete.

„Mein armer, alter Junge!“ ſagte Wackernagel. „Du mußt nun ſtark ſein und an deine Beate denken! Ich will dir was ſagen: ich führe dich nach Haus. Wir bringen es ihr ſchonend bei. Die Vorſorge für dieſen armen lieben Edleſ überlaſſen wir unſerm guten Schröder und den Freunden.“

Förster Schröder berichtete flüsternd, er lasse schon von seinem Hause eine kurze, breite Leiter holen und einige Kissen. Darauf könne man den Toten betten und nach Glanau tragen.

Mit liebevoll befehlshaderischen Gebärden zwang Wackernagel den Freund zum Aufstehen.

Georg Altheer war wie ein unglückliches Kind. Daß ihn mitten in seiner behaglichen Daseinsfröhlichkeit auch eine solche Katastrophe treffen mußte! Es war ganz unfaßlich!

Er stand hilflos, und mit einem Blick gen Himmel that er jammernd die nutzlose Frage, die alle thun, über die ein Unglück hereinbricht: „Womit hab' ich das verdient?!"

Und wieder weinte er in sein Taschentuch hinein, während Wackernagel ihn unterfaßte und fortgeleitete.

Die Zurückbleibenden berieten leise. Es schien am würdigsten, dem Toten im Zuge bis nach Glanau zu folgen.

Die Wagen der Jagdgenossen warteten alle bei dem Försterhäuschen an der Grenze des Falkenhorstes. Ein Junge konnte hingeschickt werden, um auszurichten, daß sie leer nach dem Glanauer Hof fahren und ihre Herren dort erwartea sollten.

Der Bürgermeister, der sich nach Wackernagels Entfernung darauf besann, daß ihm, als dem ältesten, hier die Beherrschung der Situation zukam, fragte Irne Hjelmersen, ob er nicht am Forsthäuschen irgend einen Wagen benutzen wolle, um sofort nach Marstadt zu fahren, oder ob er erst Edlef Stürmers Leiche bis nach Glanau geleiten wolle.

„Da wohl keine Gefahr vorliegt, daß Thassilo Stürmer aus unberufenem Munde das furchtbare Ereignis erfährt," sprach Irne Hjelmersen mit ruhigem Ernst, „möchte ich mich erst Ihnen anschließen."

Der Bürgermeister nickte. Alle fanden, daß diese Haltung die richtigste sei. Zuerst dem Toten die Ehre!

Das Gespräch versiegte. Fröstelnd, nervös, qualvoll die Minuten zählend, standen sie stumm beisammen.

Endlich kam dann Leben in all die auf dem Rand des Grabens sitzenden Treiber, die gedrückt und flüsternd da gewartet hatten. Eine dreite Leiter, von der Försterin mit einigen Kissen und einem weißen Tuch bedeckt, ward herangetragen.

Jeder, die Herren wie die Leute, brach, einem pietätvollen Antrieb folgend, ein Tannenreis.

Und so auf weiß und grünes Lager, mit grünea Zweigen ihn bis aufs Gesicht deckend, detteten sie den stillen Mann.

Ein ernster Zug schlich durch den Wald, schweigend und langsam, zwischen den grauen Säulen der Buchen, unter den reglosen Wipfeln, die in silbrig schimmerndem weißen Nebel emportauchten.

Aber die Sonne sog ihn jetzt höher und sicher zu sich hinauf, bis er im Aether zerstob und verschwebte. Ein blauer Himmel stand schon über der winterlich kahlen Erde, als der Zug ins Freie trat.

Nun folgte er einem Pfad, der sich zwischen den hartgefrorenen, grauen Erdschollen einer im Herbst angepflügten Koppel dahin zog.

Das Gelände und mit ihm der Weg hob sich.

Und über die sanfte Höhe zog die kleine Menschenschar dahin. Scharf hob sie sich vor dem weiten Hintergrund ab. Mit gesenkten Häuptern, stockenden Schrittes gingen die Geleitgebenden, schwer schreitend und etwas schwankend unter der Last, voran die acht Männer mit der feierlich geschmückten Bahre.

8.

Es war Nacht.

Thassilo saß auf seinem Bettrand noch in voller Kleidung. Dort saß er seit elf Uhr. Um jene Zeit mochte er mechanisch sein Bett aufgesucht haben. Aber er vergaß es, sich zu entkleiden. Neben ihm auf dem Nachttischchen brannte ein Licht. Es war nur noch ein kurzes Ende davon. Der Docht, als übermaßig lange, lohlig schwarze und stark gekrümmte Linie in der rotgelben Flamme, hatte sich fast über den Rand der Kerze geneigt. Nun tropfte dort das Stearin in dicken Tropfen herab, gerann alsbald und lag als Wulst auf der gläsernen Lichtmanschette.

Endlich erlosch die Flamme.

Das plötzlich eintretende Dunkel schreckte den einsamen Mann auf. Er warf sich auf sein Bett und drückte sein Gesicht in das Kissen. Ihm war, als sei ihm so besser. Als könne er so noch besser denken — denken — immerfort denken!

Reglos lag er, bleischwer. Kein Seufzer erleichterte ihm die Brust. Er war wie gefesselt. Die maßlosen Erregungen machten aus ihm keinen Tobenden, sondern einen Gefangnen. Er war wie ein Stummer, den man Ungeheures zufügt und der dennoch keinen Laut hat — keinen.

Der, den er haßte, mit der ganzen Inbrunst seines heißen Blutes — er war tot!

Sein Haß war um die Möglichkeit, sich zu sättigen, betrogen! Man hatte ihn bestohlen um die Süßigkeit, sich zu rächen!

Seinem Leben war der geheime Inhalt geraubt, all seinen Stunden der Traum von jenen Thaten, durch die er dem andern hätte zeigen können und sicher gezeigt haben würde, wie tief er ihn verachtete!

Der war tot. Wenn auch wider seinen Willen — hinterrücks ums Leben gebracht — dennoch war er dahin gegangen wie ein triumphierender Sieger!

Als der, welcher in den Augen der Welt der Erste schien an Wissen und Können!

Als der, dem das herrlichste Weib sich in Liebe ergeben!

Und nun war keine Zeit mehr, ihm den falschen Ruhmeskranz zu entreißen und ihm das Weib zu nehmen . . .

Nie, nie!

Die Leidenschaft seines Hasses bäumte sich, wie sonst nur hoffnungslose Liebesleidenschaft sich verzweifelt aufzulehnen vermag gegea dieses: niemals!

Gieb mir diesen Toten wieder, Schicksal, dachte er heiß, gieb ihn mir wieder, daß ich ihn noch einmal töte! Ich! Dem mein war das Recht, ihn zu morden! Und eine verzehrende Reue durchloderte ihn, daß er damals nicht die Kraft gehabt hatte zu jenem Fußtritt vor die falsche Brust — —

Was war es gewesen, das ihn so feige gemacht hatte? Das Gewissen? Das Gebot: „Du sollst nicht töten"?

Aber tötet nicht die Natur mit erhabener Rücksichtslosigkeit alles, was ihren Zwecken im Wege steht?

Ist es nicht das Elementare im Menschen, den niederzuschlagen, der sein Feind ist?

Ist das Recht und das Bedürfnis, zu hassen, nicht jeder Kreatur ebenso eingeboren wie das Recht und das Bedürfnis, zu lieben?

Und da es eingeboren ist, kann nur künstliche Empfindung, falscher Zwang verhindern, es zu befriedigen!

Mit furchtbarer Deutlichkeit sah er den Gehaßten vor sich und das lächelnde, freche, schöne, widrige Gesicht — —

Gieb ihn mir wieder, diesen Toten — —!

Dazwischen erhob sich eine Stimme in ihm und sprach:

„Er und seine Eltern waren deiner Mutter, sie waren deine Wohlthäter. Ihre Fürsorge nährte euch. Ihre Großmut gab dir die Möglichkeit, zu werden was du bist!"

Er wand sich unter dieser Mahnung. Es sollte nicht wahr sein! Er wollte sich von der Dankbarkeit nicht seinen Haß entwinden lassen. Nicht einmal am Grabe!

Die landläufige Zahmheit und Lauheit der Anschauung will, daß am Rande eines Grabes aller Zorn verstumme.

Als ob der Haß eine schimpfliche Leidenschaft ist!

Nein, er war so fruchtbar und so heilig wie die Liebe.

Der Haß gegen die Lüge hatte noch immer die Guten stark gemacht, für die Wahrheit zu streiten.

Der Haß gegen die Dunkelheit hatte den stolzen Geistern die Macht gegeben, das Licht heraufzuführen.

Der Haß hatte den Arm geknechteter Völker bewaffnet, um Tyrannen zu stürzen.

Seine Fackel war brennend rot — aber dennoch: auch sie hatte der Menschheit oft vorangeleuchtet, wenn das mildere Licht der Liebe nicht durchdringend genug die Seelen erhellte.

Geheiligt seist du, Haß! Nur kraftvolle Herzen können deine stahlende, beschwingende Wonne ganz auskosten!

Geheiligt seist du, Haß! Od Völker dich hegen und dich laut anrufen wie eine Religion, von der sich nur die Feigen und die Lauen auszuschließen wagen! Od du geheime in eines Mannes Brust brennst!

Wer hat mir mein königliches Vorrecht geraubt, ihn zu sättigen? — . . — — — — — —

Und dann wieder, mitten in die heiße Qual dieser gewaltigen Empfindung hinein fuhr es wie ein erleuchtender Blitz.

Ein wonnevoller, jäh sich ihm erhellender Gedanke ließ allen ohnmächtigen betrogenen Haß versinken: Beate! Nun war sie frei! Und kein Verbrechen stand zwischen ihr und ihm. Rein war seine Hand. Er konnte sie eines Tages nach der Heißbegehrten ausstrecken.

Er war in jener Stunde am Leuchtturm nicht Edlefs Mörder, sondern Edlefs Retter geworden. Eine sinnlose Freude ergriff ihn. Tiefer grub er den Kopf in die Kissen.

O mein Gott — Beate!

Nun war er ihr zum Schützer bestellt. Ihm vor allen fiel so natürlich das Recht zu, ihr zur Seite zu stehen.

Das brutale Leben würde nun mit tausend Fragen und Sorgen kommen. Und er war es, er, den die Lage der Dinge aufrief, ihr alle Wege zu ebnen, ihr seine Hände unter die Füße zu breiten.

Und später vielleicht — nach Monaten — nach einem Jahr — —

Wie viel Liebe konnte er ihr nun zeigen, sich ihr unentbehrlich machen, mit jedem Wort, jedem Blick, jeder Handlung werben, zart und heiß . . .

O Beate . . .

Und er erbebte und ihm war es, als müßte er jener geheimnisvollen Hand danken, welche die Kugel in das falsche Herz gesendet hatte . . . . Er besann sich. Wie war doch alles gewesen? War wirklich erst ein halber Tag dahingegangen und ein paar Nachtstunden, seitdem? . . . seitdem!

Müde und gedankenvoll war er um zwei Uhr vom Deichbau hereingekommen. Er saß in seiner Stube im „Großherzog" und las, sein Mittagessen erwartend, im Marstadter Amtsblatt.

Da that sich die Thür auf und Irne kam herein.

Niemals mehr konnte er diesen Augenblick vergessen.

Als er den Freund gesehen hatte, zu so unerwarteter Stunde, ihn, der doch beim fröhlichen Jagen sein sollte — da wußte Thassilo: es ist ein Unglück geschehen!

Irne Hjelmersens Gesicht war nicht farbloser als sonst, sein Ausdruck nicht anders als sonst.

Aber in seinen Augen hatte es gestanden — in diesen hellen, durchdringenden — in diesen furchtbaren Augen . . . .

Schweigend hatten sie sich angestarrt, ein paar Herzschläge lang.

Dann sagte Irne es. Kurz und kalt und klar: „Er ist tot!"

Und von diesem Augenblick an war Thassilo nur halb seiner Sinne mächtig.

Wie war es noch gewesen?

Irgend jemand — wahrscheinlich Irne — hatte ihn bestimmt, sich in einen Wagen zu setzen, hatte ihm klargemacht, daß er sofort nach Glanan hinauf müsse —, Georg Altheer beizustehen und Beaten, der jungen Witwe . . . .

Er sah sich dem ganz verstörten Altheer gegenüber, der ihm, von neuem aufweinend, um den Hals fiel.

Er erinnerte sich, wie er erzitterte, als Altheer sagte, Beate würde ihn sehen wollen. Er schickte erst nach Hedi.

Und dann war Hedi gekommen und hatte ihm schweigend die Hand gegeben. Sie sah ganz erschüttert aus, das arme Kind! Thassilo wußte noch, wie leid ihm das gethan hatte.

Aber Hedi kam auch mit der Botschaft, daß Beate niemand sehen wolle. Und Altheer glaubte das durch eine lange Geschichte entschuldigen zu müssen.

Erst wäre Beate vor Schreck stumm und steif gewesen. Dann habe sie einen schrecklichen Weinkrampf bekommen, der mit einer Ohnmacht geendet hätte. Am grässlichsten aber sei es gewesen, als man ihr schonend beigebracht hatte, daß die Bahre dem Hause sich näherte. Da habe die arme Beate geschrieen und gesagt, sie könne keinen Toten sehen — nein, nein — sie würde selber sterben vor Angst und Grauen, und sie habe sich in ihre Mädchenstube eingeschlossen und Hedi beschworen, sie nicht zu verlassen. Beate sei eben ganz außer sich, sonst würde sie sicher Thassilo empfangen ...

Wie sonderbar! Ein junges Weib, das sich vor der Leiche des Gatten fürchtet!

That das Liebe? Empfindet so echte Zärtlichkeit?

Sie hat ihn nicht in Wahrheit geliebt, dachte er ...

Welch ein Gedanke voll Trost und Verheißung ....

Weiter besann Thassilo sich, wie alles gewesen war:

Wackernagel, in seiner vordringlichen, geräuschvollen und doch so wohlmeinenden Art, war auch dagewesen. Er hatte sich erboten, falls Edlef in Marstadt begraben werden sollte, alles zu besorgen. Auch für eine Ueberführung mit der Eisenbahn nach Charlottenburg, wenn die gewünscht würde.

Wie dankbar Thassilo dies Anerbieten empfand.

Er sagte, daß die Stürmer, als ein erst seit zwei Generationen vom Stammhause losgerissener Zweig, kein Familiengrab hätten. Ein solches zu gründen, habe nicht in den Verhältnissen gelegen, die den Großvater und die beiden Söhne vielfach herumgeschlagen hätten. Und da Edlefs Mutter fast eine Sterbende zu nennen sei, Edlef aber hier durch seine Heirat Heimatrecht erworben habe, scheine es am besten, ihm in Marstadt die letzte Ruhestatt zu bereiten. Er konnte das alles sagen. Er konnte sehr ruhig und gefaßt sprechen.

Wackernagel gab dieser Bestimmung auch den Vorzug. Eine Leiche noch viel herumzuschleppen, habe immer was Rohes. Zumal hier ja wie so die unvermeidliche gerichtliche Einmischung viel von der heiligen Stille, die um einen Toten sein müsse, fortscheuchen würde.

Thassilo erinnerte sich in der Dunkelheit der Nacht noch mit erneutem Schauder, wie es ihn bei diesen Worten durchrieselt hatte ... ein kalter Schreck durchfuhr ihn ... Ihm war es ... wie ... ja ... wie's einem Mörder sein mußte .....

Und jene Stunde trat wieder vor ihn hin, wo er zu feige gewesen war, zum Mörder zu werden.

Ewig Dank und Preis der starken, geheimnisvollen Macht, die ihn gehemmt ....

„Das Gericht ..." hatte er gestammelt.

Und Wackernagel sprach sich darüber aus, daß der oberflächliche Befund ergeben habe, daß Edlef von hinterrücks erschossen worden sei, und zwar müsse der Mörder sehr nahe gestanden haben. Der Polizeiarzt werde sofort kommen. Der Bürgermeister habe vorgehabt, gleich an den Minister zu depeschieren und Verhaltungsmaßregeln zu erbitten, denn der Amtsrichter, als Teilnehmer an der Unglücksjagd, könne unmöglich die Untersuchung führen.

Thassilo hatte alles angehört, und ein Grauen beschlich ihn und ein Gedanke wollte sich riesi, tief in seinem Innern regen ... eine Furcht ... einen Namen nannte ihm die geheimnisvolle Stimme seiner Brust ....

Nein, nein — nicht laut werden lassen, nicht vor mir selber! dachte er mit Entsetzen.

Wackernagel, der wieder einmal an alles dachte, fragte Thassilo, ob er schon an die Mutter telegraphiert habe.

Und diese Frage war wie eine Art Rettung für Thassilo gewesen. Sie mahnte ihn, etwas zu thun, — Pflichten zu erfüllen, ohne direkt sich mit dem Toten befassen zu müssen.

Er jagte in seinem Wagen stürmisch zurück zur Stadt, als hinge nun alles an Minuten.

Dann hatte er an seine Mutter depeschiert. Dreimal. Erst, daß Edlef verunglückt und sein Zustand sehr ernst sei. Dann, daß er hoffnungslos sei. Und zuletzt, daß er tot sei.

Und jetzt, wo er in der dunklen Nacht in einem fürchterlichen Wechsel sich hin und her gerissen fühlte von den Leidenschaften des Hasses und der Liebessehnsucht — jetzt wußten es die beiden Mütter. Jetzt wachten sie und weinten.

Auch die seine. Denn sie hatte in ihrem weichen, kindlichen, unselbständigen Herzen ein solches Bedürfnis zu lieben. Sie liebte auch Edlef. Und ihr Sohn mißgönnte dem Toten die Thränen aus diesen Augen — —

So wachte der Mann den Morgen heran. Als der Tag graute, stand er auf. Er ging sofort auf das Bureau.

Seine ganze Seele war erfüllt von einer unbezwinglichen, dämonischen Neugier. Er mußte Irene sehen — — Ihm gerade ins Auge — ganz gerade — —

Aber in den Bureauräumen war nur der Unteringenieur und sagte, daß Herr Hjelmersen schon, als es fast noch dunkel gewesen, mit dem Taucher hinaus sei ...

Das hatte Thassilo vergessen gehabt. Richtig, ja — heut' und morgen war der Taucher hier, den sie aus Hamburg hatten kommen lassen. Er ging zurück in den „Großherzog". Plötzlich fühlte er eine Todmüdigkeit in allen Gliedern. Seine Knie zitterten. Eine schwere Enttäuschung ließ alles Innenleben für eine kurze Zeit auslöschen.

In seinem Zimmer stand das halberkaltete Frühstück. Gierig trank er den Thee.

Sein Blick fiel auf die Morgenzeitungen.

Ein ganz kindliches, sonderbares Bedürfnis kam ihm: er wollte es lesen! Es schwarz auf weiß sehen, daß es wahr sei!

Hinten auf der letzten Seite des einen Lokalblattes fand die Anzeige. Wahrscheinlich — nein, sicher von Wackernagel verfaßt und besorgt.

Beate Stürmer geb. Altheer zeigte den durch Gottes unerforschlichen Ratschluß jäh erfolgten Tod ihres heißgeliebten Gatten an.

Wie fremd, wie unwahrscheinlich sich das las!

Das zweite Lokalblatt? Ganz dasselbe.

Und die Glossen? Was sagte die Presse?

Thassilo las. Und seine Lippen wurden ihm weich, und der Zorn trieb ihm das Blut schnell und schwerwallend durch die Adern, daß es war, als schlüge sein Herz im Halse.

Da stand es: Edlef Stürmer war der geniale Mann. Sein der Entwurf des Werkes. Sein die Organisation der Ausführung. Alles sein — sein! Und voll Sorge dachte man daran, ob die sichere Vollendung nun nicht in Frage gestellt sei.

Thassilo war auf eine Hymne auf den Toten gefaßt gewesen. Dies war ein Diebstahl am Ueberlebenden!

Giebt der Tod eine Glorioie? Ist zu sterben an und für sich ein Verdienst?

Woher stammt die blöde Sitte, an der Bahre zu lügen?

Woher die Unnatur, dem Lebenden ins Gesicht zu schlagen um den Toten zu streicheln?

Ohne Besinnen fast stand er auf, ging an seinen Schreibtisch und schrieb — schrieb — die Feder flog.

Er wollte die Oeffentlichkeit über die Wahrheit unterrichten!

Die Thür that sich auf. Wackernagel kam herein.

Thassilo sah flüchtig auf.

„Entschuldigen Sie mich! Ich habe keine Zeit!"

„Die müssen Sie haben," sagte Wackernagel, „ich komme wegen des Zeitungsartikels!"

„Eben schreibe ich eine Entgegnung!" rief Thassilo.

„Diesmal muß ein anderer für Sie das Wort nehmen. Von Ihnen selbst kommend, kann eine Berichtigung nur verletzen. Sei sie noch so schonend abgefaßt. Geben Sie mir Ihre Niederschrift. Ich redigiere sie und gebe sie mit meinem Namen in die Presse."

Thassilo wehrte sich. Mannhaft wollte er selbst den wahren Sachverhalt aufdecken. Und in ihm wallte eine grenzenlose Bitterkeit auf: alles sollte ihm aus den Händen gewunden werden! Selbst die einfachen Waffen der Gerechtigkeit.

Aber es gelang Wackernagel dennoch, seinen Willen durchzusetzen. Und erst als er Thassilos Niederschrift in der Tasche

hatte, zog er eine Depesche heraus. Er hatte sie dem Kellner auf der Treppe abgenommen. Sie war von Thassilos Mutter.

„Irenens Befinden infolge der Unglücksbotschaft sehr verschlechtert. Große Gefahr. Ich daher hier nötig, erwarte ausführliche Berichte. Deine Mutter."

Schweigend reichte er Wackernagel die Depesche zum Lesen.

„Wann wird die Beerdigung sein?" fragte Thassilo.

„Sobald das Gericht die Leiche freigiebt. Aus der Residenz ist ein Regierungskommissar, ein Untersuchungsrichter nebst Protokollführer schon unterwegs. Auch Ihnen, lieber Stürmer, wird eine Art Verhör peinlicherweise nicht erspart werden."

„Mir?!" sagte Thassilo erbleichend.

„Ich bin überzeugt, daß man Sie, sowie Ihre beiden Ingenieure aushorchen wollen wird, ob Edlef unter den Arbeitern so deutliche Feinde hatte, daß Sie sich getrauen, da Namen zu nennen."

„Nein, nein — ich weiß nichts von Feinden!" rief er hastig.

„Es läuft ein Gerücht, ein Arbeiter habe den Schuß gethan. Die Kugel ist aus ziemlicher Nähe abgeschossen und hat die Lunge durchbohrt, das Herz gestreift. Es war ein Meisterschuß. Der Tod muß sofort eingetreten sein."

„Und — und — keine Spur? Kein Beweis?" fragte Thassilo stockend.

„Die Kugel ist glatt durchgegangen. Schlosser meint, es könne eine aus einem Büchslauf neuneinhalb Millimeter gewesen sein. Aber die neuneinhalb Millimeter-Büchse ist ja hier in der Gegend sehr verbreitet. Und so lange das Geschoß nicht gefunden wird, kann man das nur als am wahrscheinlichsten hinstellen, nicht als gewiß. Und wie soll man das Geschoß finden, oder vielmehr von all den vielen, die sich da finden werden, von einem sagen: dieses war die Todeskugel? Ich sehe nur aussichtslose und endlose Scherereien für alle Jagdgäste voraus und denke meinen ganzen Einfluß aufzuwenden, daß der Untersuchungsrichter sich nicht in unnütze Kombinationen verliere. Das ganze Terrain hinterwärts von der Stelle, wo Edlef lag, ist schon gestern sofort abgesucht worden. Man hat nichts gefunden. Nicht mal besondere Fußspuren, denn wir alle, die wir da herumstanden, als wir auf die Bahre warteten, haben wohl jede vertreten, die einen Hinweis hätte geben können."

Warum fühlte Thassilo sich so namenlos erleichtert durch dieses alles? Er wollte es nicht wissen — sich nicht gestehen — nie — —

Wie Wackernagel es vorausgesagt hatte, entwickelte sich der Verlauf. Zwei erregende Tage lang verhörte der Untersuchungsrichter alle Jagdteilnehmer, Thassilo, den Unteringenieur, alle Arbeiter.

Malte Holdin saß bleich und aufgeregt im „Großherzog" und benahm sich auch vor dem Untersuchungsrichter so sonderbar, daß es sein Glück wurde, als sein Leibjäger aussagte, er und sein Herr, der Baron Holdin, hätten ihren Stand nicht verlassen. Auch war gerade in Holdins Drilling der Büchslauf nur sechseinhalb Millimeter, und der Polizeiarzt Schlosser erklärte für bestimmt, daß es nicht das sechseinhalb Millimeter-Geschoß gewesen sein könnte.

Alle Herren stritten mit Leidenschaft über die Möglichkeit, nach der Wunde die Kugel zu bestimmen.

Den ganzen Tag war ein Kommen und Gehen im Hotel.

In allen Familien der Stadt und Gegend sprach man nur von dem schrecklichen Ereignis. Aber kein Ergebnis, nicht das kleinste, ward zu Tage gefördert.

Elsa Hagen sagte offen, sie würde es großartig romantisch und rasend interessant finden, wenn sich Malte Holdin als Mörder bekenne, denn des Freiherrn Leidenschaft für Beate war plötzlich stadtbekannt. Elsa fand es beinahe schade, daß die Umstände Holdin von jedem Verdacht ausschieden. Die Vernünftigen gratulierten ihm im stillen dazu.

Wer? wer? Die Frage versetzte alle in Fieber.

Die Jagdteilnehmer mit Verhören zu martern, fand man beinahe roh. Wenn von diesen einer der Mörder hätte sein sollen, mußte er schon ein Schütze von teuflischer Kaltblütigkeit und Sicherheit sein. Wer konnte Hasen und Böcke zur Strecke bringen, und dazwischen einen Menschen erschießen!

Thassilo, Irne Hjelmersen und der zweite Ingenieur sagten in Uebereinstimmung mit allen Arbeitern aus, daß Edlef sehr unbeliebt gewesen wäre. Aber einen besonders gehässigen Feind unter der Arbeiterschar konnte oder wollte niemand bezeichnen. Der Arbeiter, der damals Klage geführt hatte, sei längst nach Süddeutschland verzogen, unbekannt wohin, hieß es. Und so blieb als einziges Resultat ein unbestimmter, in der Luft schwebender Verdacht gegen diesen Mann.

Es wurde dann die Beerdigung gestattet, Thassilo teilte am Tage vorher den Arbeitern mit, daß sie alle zu folgen hätten.

Als er diese Anordnung, die er für schicklich hielt, schon getroffen hatte, kam der Untersuchungsrichter mit der Bitte, so zu thun, zu ihm.

Es würden mehrere Detektivs sich unter die Menge mischen und diese beobachten, vielleicht verrate sich der Mörder.

Thassilo fühlte wieder jenes Entsetzen, in welchem er sich vorkam, als sei er selbst der Schuldige.

Wenn der bloße Wunsch, der bloße Vorsatz, töten zu wollen, schon solche Nachwehen des Schauderns hinterließ, — wie mußte ihm — dem Thäter — dem Geheimnisvollen — zu Mute sein!

Würde er sich nicht verraten, wie die Männer des Gesetzes hofften?!

Wenn dieses Begräbnis nur erst vorüber wäre — —

Aber zwölf Stunden vorher traf eine neue Schreckensbotschaft ein. Seine Mutter telegraphierte ihm, daß Irene soeben von ihrem Leiden erlöst worden sei. Sie erwarte ihn sofort nach Edlefs Beisetzung.

Die ganze Stadt wurde förmlich von einem Rausch des Mitleides und des Todesgrauens erfaßt. Man schwelgte in der Vorstellung der Vergänglichkeit des Irdischen.

Daß diese Frau seit mehr als einem Jahr eine Sterbende gewesen war, wußten die Leute nicht. Die Nachricht kam nach gerade recht für das Abendblatt. Und Thassilo sah es: sogar der Tod der Mutter ward zum Nachruhm für Edlef, der Frau, welche den einzigen genialen Sohn, die Hoffnung ihres Alters, sterben sah, brach das Herz! Sie ging ihm nach! So war er geliebt worden! So hoch war sein Wert! So unvergleichlich sein Wesen!

Wie denn? Schickte sich der Tote an, ihm noch mehr in der Sonne zu stehen, als der Lebende es schon gethan hatte?

Würde auch Beate den Toten mehr noch lieben, als sie den Lebenden geliebt? Es gab Beispiele solcher seelischen Wandlungen...

Am Abend kam noch Georg Altheer von Glennau.

Jetzt war Edlef in der Villa aufgebahrt, und auch Beate war wieder in ihr Heim zurückgekehrt, zu Hedis Gesellschaft.

Und nun wollte Altheer noch allerlei besprechen. Vor allen Dingen schien er sich aber entschuldigen zu wollen, daß er nicht mit nach Charlottenburg fahren könne, Edlefs Mutter die letzte Ehre zu geben. Er meinte, er müßte seiner Tochter jetzt beistehen. Auch war es ihm gräßlich: so von Grab zu Grab! Man wurde zu handgreiflich daran erinnert, daß für einen selber auch mal die unheimliche Stunde komme.

Und dann schien er noch etwas wissen zu wollen. Da klopfte er aber nur ganz von fern, ganz ungemein vorsichtig an. Eigentlich war es ja nicht so feinfühlig, oder konnte doch so aussehen, als sei es nicht zart — aber schließlich: ein Vater! Man sorgt sich als solcher doch um die Zukunft seiner Tochter — — — —

Thassilo verstand. „Ich kann Ihnen keine Zahlen nennen — Edlefs Mutter war sehr entschieden, sehr selbstherrlich — Edlef selbst hat natürlich noch nichts zurücklegen können. Aber wie es auch sei — — Beate ist versorgt — ich — ich — wir sprechen darüber — später. Beate wird ein reichliches Auskommen haben — das ist meine Pflicht — ich trage nur eine Schuld ab — ja nur eine Schuld . . ."

„Hör' mal," sagte Altheer später zu seinem Freund Wackernagel, „du sprichst immer davon, daß Edlef überschätzt wurde. Nun stotterte Thassilo selber so was von Schuld abtragen, von Pflicht gegen Beate. Also muß er doch wohl in Edlef denjenigen sehen, der ihn hoch brachte."

„Unsinn!" behauptete der Rechtsanwalt, „der Thassilo ist ein komplizierter Mensch. Der hat Gott weiß was Seelisches im Auge bei solchen Reden. Aber wie kompliziert er auch ist — die Sache ist ganz einfach. Du wirst schon lesen . . . es thut mir leid . . . aber am Tage nach dem Begräbnis bringe ich einen Artikel über Thassilos Verdienst."

Die Beerdigung Edlefs fand am frühen Morgen statt. Vom grauen Himmel tändelte ganz dünn ein wenig Schnee hernieder. Alle Glocken läuteten. Ganz Marstadt war auf den Beinen.

Und während des ganzen düstern Vorganges hatte Thassilo kaum einen anderen Gedanken als den verzehrenden Wunsch, Irne Hjelmersen anzusehen — — — — Endlich — — Denn seit der Stunde, wo dieser ihm gesagt: „Er ist tot!“ hatte er es nicht erreichen können, ihm zu begegnen.

War das Zufall? War das mit großer Kunst von Irne so zurechtgelegt? Bedeutete es etwas?

Aber hier am Grabe, an dessen Rand so viele großartige Reden gehalten wurden — hier unter dem zinnfarbenen Himmel und dem herabspielenden Schnee — hier, wo durch die stille, trübe Luft die Schallwellen der tiefen, dunklen, runden Glockentöne heranwallten — hier gab es kein Entrinnen!

Und Thassilo sah ihn.

Da stand er mit seinem gewohnten kalten, eisernen Gesichtsausdruck — — — stand wie ein Unbekümmerter! Und zahllose gierige Augen wachten doch hier und forschten von Gesicht zu Gesicht, ob nicht auf irgend einem die roten Male der Schuld zu brennen begannen . . .

Endlich hob Irne Hjelmersen die Lider. Hatte er den Blick des anderen gefühlt?

Das helle Auge, kühn wie das eines Adlers — es blickte wie immer: fest, scharf. Und doch schien es Thassilo wieder, als wäre dieses Auge furchtbar . . .

Wenn du es thätest, dachte er erschauernd, warum denn? Für mich? O Gott, nein — — nicht für mich! So weit geht Freundschaft nicht.

Und mit einem Mal kam ihm dieser geheime Grauengedanke wie heller Wahnsinn vor. Wie konnte er nur solchen Verdacht fassen!

Ich bin krank, dachte er, ganz überreizt.

Und er sah wieder hinüber zu dem Freunde. Und sah ihn jetzt ganz anders. Da stand ein harmloser Mann, der eine schickliche Haltung zu bewahren weiß, auch am Grabe jemandes, der ihm innerlich eher unsympathisch als sympathisch gewesen.

Dennoch zitterte ihm ein wenig die Stimme, als er nachher im Bureau mit Jene Hjelmersen dies und jenes besprach, bevor er nach Berlin abreiste. Aber Irne erstattete, klar und kurz wie immer, Bericht über die Thätigkeit des Tauchers, über die Neuaufnahme der Arbeiten am Leuchtturmbau und über einige kleine Differenzen, die er mit dem Unteringenieur gehabt hatte.

„Ich komme so schnell wie möglich zurück,“ schloß Thassilo, „ich hoffe, auch meine Mutter zu veranlassen, hierher zu ziehen.“

„Wozu die alte Frau erst in Bewegung setzen? In längstens zwei Jahren sagst du doch Marstadt Adieu,“ meinte Irne.

Er saß auf dem Rand von Edlefs früherem Schreibtisch und rauchte eine Cigarette.

„Das ist wahr. Aber ich denke, es wird Beate wohlthun, eine mütterliche Freundin um sich zu haben.“

„Darüber würde ich mich vorher vergewissern.“

„Sie liebt meine Mutter. Sie sagte es mir einmal.“

„Aus Höflichkeit sagt man viel.“

„Zweifle doch nicht an allem und allem.“

Irne zuckte die Achseln, wie jemand, der sich darein ergiebt, den andern blind und taub zu sehen.

Thassilo schloß seinen Schreibtisch ab und nahm allerlei Papiere zusammen, die er auf einen Stoß schichtete.

„Noch eins,“ sprach er dabei, „du weißt, Beate hat niemand empfangen, weder mich noch sonst irgend einen Menschen. Sie ließ sich auch heut' morgen bei der Trauerfeierlichkeit nicht sehen. Ich hab' ihr geschrieben, daß wir ihr ganz und gar zur Verfügung stehen und daß, wenn sie Geld, Rat, Auskunft will, sie während meiner Abwesenheit sich an dich wenden soll. Willfahre ihr in allen Dingen, wenn sie was will — vielleicht läßt sie dich rufen — —“

„Mich? — Mich?“ sagte Irne Hjelmersen.

„Oder sie kommt hierher . . .“

„Hierher? . . .“ wiederholte der andere fast tonlos.

Thassilo sah ihn an . . . Und dann war es ihm, als hetze ihn jemand fliehen. Wie gejagt nahm er Mantel und Hut, und mit einem hastigen „Lebwohl!“ war er davon.

Der andere aber saß noch lange. Zwischen seinen Fingern hielt er die erloschene Cigarette.

Draußen vor dem Fenster fiel sachte der Schnee.

In das frostige Grau der Stube herein drang mit verlorenen, gedämpften Tönen die Musik der Arbeit — ein stetes Rasseln, ab und zu dazwischen ein plumper, dumpfer Ton wie Fall oder Stoß schwerer Massen, und einmal ein greller Pfiff, der durch die Luft hin heulte.

Der Mann hörte es nicht. Er sah auch nicht den stillen, friedlichen Schneefall, er kehrte dem Fenster den Rücken zu.

Er sah in die düstere Tiefe der schmucklosen Stube hinein, mit bohrenden Blicken — atemlos — wie versteinert.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel des Robinson.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

Wohl zu keiner Zeit wird Robinsons Name von jung und alt so oft ausgesprochen wie in den Tagen vor dem Weihnachtsfeste; jugendliche Hoffnungen knüpfen sich an ihn, gleichwie die Verheißungen der Eltern, denn Robinson ist gerade für unsere männliche Jugend eine zum Weihnachtstisch gehörige Erscheinung geworden. So mag man es verständlich finden, daß wir nun kurz vor dem Feste über ihn und seine stille Insel sprechen.

Vor einigen Jahren ging durch die Zeitungen die Kunde, daß Juan Fernandez, die Robinsoninsel im Stillen Ocean, infolge eines Erdbebens völlig ins Meer gesunken sei. Hier und dort erschien auch ein Nachruf für das ferne von dem Schein der Romantik verklarte Eiland. Naturkundige setzten jedoch Zweifel in jene Nachricht; denn ein Erdbeben, das eine mit 700 m hohen Bergzügen bedeckte und 95 qkm große Insel auf den Grund des Oceans gestürzt hätte, würde noch gewaltiger sein als der furchtbare Ausbruch des Krakatau in der Sundastraße im Jahre 1883, bei dem nur 12 qkm der vulkanischen Insel verlanten. Juan Fernandez ist zwar 565 km von der chilenischen Küste entfernt, aber bei einer derartigen Katastrophe hätten die Donner der Explosionen und gewaltige Flutwellen die Westküste Amerikas sicher erreicht, und davon wußte man nichts zu berichten. In der That stellte es sich bald heraus, daß jene Nachricht eine Ente war. Trotzig ragt auch wie vor Juan Fernandez aus den Wogen des Stillen Meeres empor, und ein Deutscher, der auf der Robinsoninsel lebt, sandte uns neulich einige photographische Ansichten von ihr. Nach ihnen sind die Bilder hergestellt, welche das heutige Heft schmücken und gewiß alle Leser interessieren werden: denn wer von ihnen hätte wohl in den Jahren seiner Kindheit die seltsamen Abenteuer Robinson Crusoes nicht gelesen? So mögen sie uns im Geiste nach jenem schönen Eiland folgen, auf welchem vor etwa zweihundert Jahren das Urbild Robinsons in vollständiger Einsamkeit vier Jahre und vier Monate verlebte.

Juan Fernandez ist unter den Inseln der Gruppe, die im Jahre 1563 von dem Spanier Juan Fernandez auf einer Fahrt von Lima nach Valdivia entdeckt wurde, die größte. Sie trägt seinen Namen, wird aber von den Chilenen auch Mas a tierra (Mehr nach dem Lande) genannt. Der Entdecker fand die Inseln unbewohnt. Zwei von ihnen, Santa Clara und Mas a fuera, waren wild und öde; Mas a tierra aber prangte in einem herrlichen Kleide üppiger Vegetation. Die Berghänge waren mit Wäldern und grünen Matten umgürtet, klare Bäche rieselten zu den Buchten hernieder, und der vulkanische Boden schien fruchtbar zu sein. Der Spanier fühlte sich von dem Eiland angezogen und gründete hier eine Niederlassung. Sie bestand nicht lange, wiederum ward die Insel menschenleer, aber es blieben auf ihr Spuren der menschlichen Thätigkeit zurück. Juan Fernandez hatte keine größeren Säugetiere; aber zwei Haustiere der ersten Ansiedler, die in die Berge entwichen waren, fanden dort ihr Fortkommen, vermehrten sich und verwilderten. Es waren dies Ziegen und Hauskatzen, außer ihnen hatten die ersten Ansiedler auch eine Plage eingeschleppt, Ratten, die bald in unheimlicher Menge vorhanden waren.

Für die Menschen blieb Juan Fernandez verschollen. Erst als um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Seeräuber in den amerikanischen Gewässern ihr Unwesen zu treiben begannen und auf ihren kühnen Beutezügen auch in den Stillen Ocean vordrangen, gewannen für sie die einsamen entlegenen Inseln Bedeutung. Ihre Schiffe ankerten von Zeit zu Zeit vor Juan Fernandez und die Mannschaft schöpfte hier frisches Trinkwasser und machte Jagd auf die Ziegen, die in Rudeln

Der „Ausguck" von Puerto Ingles mit der Gedenktafel.

die Berge bevölkerten. Es vergingen aber oft Jahre, bis wieder ein Schiff kam und von den Felsen der Knall der Büchse wiederhallte.

Im Herbst des Jahres 1704 segelten die Kaper Dampiers und Stradlings längs der chilenischen Küste; die Mannschaft wollte meutern, und so kam es, daß Stradling seinen Segelmeister, einen Schotten Namens Alexander Selkirk, auf Juan Fernandez nach der Sitte der damaligen Zeit zur Strafe aussetzen ließ. Er wurde aber nicht wehrlos und mittellos in der menschenleeren Wildnis zurückgelassen. Man gab ihm einige Kleider, Werkzeuge, ein wenig Tabak, eine Flinte und etwas Pulver — auch eine Bibel. So konnte Selkirk für den Anfang Ziegen schießen und sich von ihrem Fleisch ernähren. Bald aber erschöpften sich seine Vorräte, und er begann, das dürftige Leben zu führen, wie es in den verschiedenen Robinsonaden beschrieben wird. Eine Höhle diente ihm anfangs als Unterschlupf, später baute er sich zwei Hütten; er lernte wie ein Windhund laufen und so die Ziegen fangen, fand aber auch in den scherenlosen Krebsen, den Langusten, am Meeresstrande ein reichliches Nahrungsmittel. Einen Nagel benutzte er als Nadel und nähte sich, indem er Därme als Zwirn verwendete, aus Ziegenhäuten einen Anzug. — Als die Ratten ihn belästigten, kam er auf den Gedanken, durch Auslegen gebratenen Ziegenfleisches die verwilderten Katzen heranzulocken und einige von ihnen wieder zu zahmen, so daß sie ihn von der Plage etwas befreiten. Es gelang ihm auch, einige Ziegen an sich zu gewöhnen, und er machte sie zu „gelehrten Tieren", indem er ihnen einige Kunststücke beibrachte. Von einer Anhöhe, die noch heute „der Ausguck" genannt wird, hielt er Ausschau ins Meer, um das Herannahen eines Schiffes zu erspähen. Mehrere Male erblickte er in der That geschwellte Segel, aber er gab kein Zeichen, da es spanische Schiffe waren, die vorbeizogen, und er sich den Todfeinden der Kaperer nicht ausliefern mochte. Indianer kamen niemals nach der Insel, und so hatte Selkirk niemals Gelegenheit gehabt, einen Genossen seiner Einsamkeit zu gewinnen. Der Schiffbruch, das Zusammentreffen mit Kannibalen, Freitags Rettung sind dichterische Erfindungen, das Urbild Robinson Crusoes hat diese Augenblicke nicht erlebt.

Im Februar 1709 kam endlich die Erlösung. Der von Kapitän Woodes Rogers geführte englische Kaper „Duke" erschien vor Juan Fernandez und ließ ein Boot landen, um frisches Trinkwasser zu holen. Selkirk trat den Landsleuten entgegen und kehrte mit ihnen in die Heimat zurück. Woodes Rogers beschrieb die Schicksale Selkirks in seinem Werke „Eine

Ansicht von Puerto Ingles.

Höhle des Alexander Selkirk.

Reise um die Welt", das im Jahre 1712 erschien. Sie gaben dem englischen Dichter Defoe Stoff zu dem Roman „The life and strange surprising adventures of Robinson Crusoe of York" (Das Leben und die außerordentlich wunderbaren Abentheuer des Robinson Crusoe von York). Die erste Auflage wurde im Jahre 1719 gedruckt und fand einen so großen Beifall, daß schon im darauffolgenden Jahre deutsche, französische und holländische Uebersetzungen veranstaltet wurden. Der Stoff reizte aber auch zu Nachahmungen, man schrieb ähnliche Romane förmlich um die Wette, und im achtzehnten Jahrhundert erschienen in Deutschland wohl über 100 Robinsonaden. Joachim Heinrich Campe bearbeitete den Roman Defoes für die Jugend.

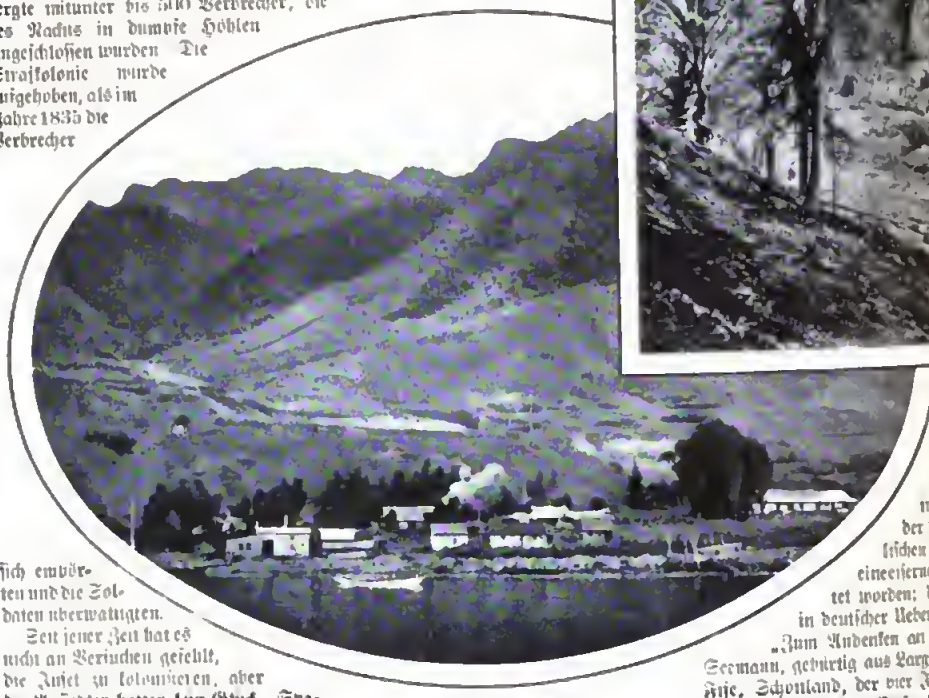
Doch kehren wir zurück zu der Insel Juan Fernandez! Die Thatsache, daß die Piraten auf ihr zeitweilig Zuflucht und Nahrungsmittel fanden, blieb den Spaniern nicht verborgen. Sie beschlossen, die Ziegen auszurotten, und setzten auf der Insel Bluthunde aus. Aber die Ziegen überlebten ihre Feinde.

Im Jahre 1720 ankerte vor Juan Fernandez wieder ein englischer Kaper, „Speedwell", er hatte den Spaniern reiche Beute abgejagt und wollte Wasser einnehmen; es erhob sich aber ein Sturm und das Schiff scheiterte. Aus dem Wrack baute die Mannschaft ein kleines Fahrzeug und stach mit ihm in die

See. Sie begegnete einer spanischen Barke und griff sie mit dem Mut der Verzweifelten an. Der Schlag gelang und die Schiffbrüchigen kehrten glücklich in die Heimat zurück. Dadurch erhielt das „Eiland Robinsons" einen neuen romantischen Reiz, und lange Zeit hindurch ging unter den Walfängern an der Südküste von Amerika die Sage von den unermeßlichen Schätzen, die auf dem Grunde der Cumberlandbai von Juan Fernandez ruhen sollten.

Einen weiteren Lobredner fand die Insel in Lord George Anson, dessen Mannschaft auf ihr im Jahre 1741 vom Skorbut wieder hergestellt wurde. Da man in England so viel von dem kleinen Paradies sprach und schrieb, fürchteten die Spanier, daß England die Insel besetzen könnte. Sie gründeten deshalb dort im Jahre 1751 eine Niederlassung, die jedoch durch ein Erdbeben zerstört wurde. Aus jener Zeit stammen die Trümmer eines Forts, das mit 18 Kanonen ausgerüstet war.

Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts legte die Regierung von Chile auf Juan Fernandez eine Strafkolonie an. Sie beherbergte mitunter bis 500 Verbrecher, die des Nachts in dumpfe Höhlen eingeschlossen wurden. Die Strafkolonie wurde aufgehoben, als im Jahre 1835 die Verbrecher sich empörten und die Soldaten überwältigten.



San Juan Bautista.

Seit jener Zeit hat es nicht an Versuchen gefehlt, die Insel zu kolonisieren, aber die Ansiedler hatten kein Glück. Spanier, Engländer, Italiener, Franzosen, Schweizer und auch Deutsche fühlten sich von der Insel des Robinson angezogen, aber keinem der Unternehmer gelang es, seine Ansiedelung zur Blüte aufzubringen. Der sächsische Ingenieur Robert Wehrhan nahm im Jahre 1867 die Insel in Pacht und berichtete über seine ersten Kulturarbeiten im Jahrgang 1869 der „Gartenlaube". Im Jahre 1877 folgte ihm ein Schweizer, der hier Viehzucht und Fischfang in großem Stil betreiben wollte, aber in seinen Hoffnungen sich getäuscht sah. Gegenwärtig leben auf Juan Fernandez etwa 40 Menschen, die vorwiegend im Dienste einer Konservenfabrik stehen. Diese versieht Valparaiso mit den schmackhaften Langusten, scherenlosen Hummern, an denen sich schon Selkirk ergötzte. Die Leitung dieses Unternehmens ist in deutschen Händen.

Die Ansiedelung liegt an der Cumberlandbai und führt den Namen San Juan Bautista. Unsere obenstehende Abbildung zeigt die wenigen Häuser und Schuppen, aus denen sie besteht. Im Hintergrunde türmt sich das zum Teil bewaldete im Durchschnitt 700 m hohe Gebirge auf, dessen höchster Gipfel der „Junque", d. h. Amboß, sich 927 m über den Meeresspiegel erhebt.

Nördlich von der Cumberlandbai liegt die kleine Bucht Puerto Ingles, die unser Bild auf S. 821 zeigt. An ihr, etwa 60 Schritte vom Strande entfernt, befindet sich die Höhle, in welcher Alexander Selkirk gewohnt hat, und die in unserem Bilde auf derselben Seite besonders dargestellt ist. Sie ist hoch und gewölbt, aber nicht besonders tief. Ueber derselben, in einer Höhe von 700 m, befindet sich eine Kluft, die zu der Stelle führt, von welcher Selkirk seine Ausschau hielt. Sie bietet in der That einen herrlichen weiten Ausblick nach Norden und nach Süden. Auf diesem

Chontapalmen.

„Ausguck", den unsere Abbildung auf S. 821 zeigt, ist im Jahre 1868 von der Besatzung des englischen Schiffes „Topaze" eine eiserne Gedenktafel errichtet worden; die Inschrift lautet in deutscher Uebersetzung:

„Zum Andenken an Alexander Selkirk, Seemann, gebürtig aus Largo in der Grafschaft Fife, Schottland, der vier Jahre und vier Monate in vollständiger Einsamkeit auf dieser Insel lebte. Er wurde A. D. 1704 von der Galeere ‚Cinque Ports', 96 Tons, 16 Geschütze, hier gelandet und am 12. Februar 1709 von dem Kaper ‚Duke' abgeholt. Er starb als Leutnant der ‚Weymouth' A. D. 1723 im Alter von 47 Jahren.

Diese Tafel wurde bei Selkirks Ausguck von Kommodore Powell und den Offizieren von H. M. S. ‚Topaze' A. D. 1868 errichtet."

Juan Fernandez bietet auch dem Naturforscher viel Neues und Interessantes. Auf Inseln, die einsam im Meere liegen und vom Verkehr der Menschen wohl viele Jahrtausende unberührt blieben, ruft die Natur neue Formen in der Entwicklung des Tier- und Pflanzenlebens hervor. Das ist auch auf Juan Fernandez geschehen. Gegenwärtig ist die Fauna der Insel durch eingeführte und verwilderte Haustiere bereichert. Früher war sie verhältnismäßig arm. Selbst Schlangen, Frösche und Eidechsen fehlten noch heute. Die Vögel sind dagegen ziemlich reichlich vertreten. Verschiedene Seevögel beleben den Strand, wilde Tauben, Drosseln, eine Hochlandart und Kolibri halten sich in den Wäldern auf. Darunter gibt es eine Kolibriart, die nur auf Juan Fernandez vorkommt; ebenso ist der Insel ein Tyrann oder Königswürger

eigentümlich, den man sonst nirgends findet. Auch unter den Schnecken und Käfern hat man Arten entdeckt, die bisher nicht bekannt waren und höchst wahrscheinlich auf Juan Fernandez sich entwickelt haben.

Die Vegetation der Insel ist überaus reich. Die Reisenden rühmen die Schönheit der Myrtenbäume und die Mannigfaltigkeit der Farne, die hier noch den Baumwuchs aufweisen. Im übrigen ist ein Drittel der vorkommenden Pflanzenarten nur auf Juan Fernandez einheimisch. Unter anderem gilt dies von der Chontapalme, die unsere Abbildung S. 822 zeigt. Man hat sie bisher in keinem anderen Lande gefunden. Sie kann als Wahrzeichen des schönen Eilandes gelten; stolz und hoch erhebt sie ihre Krone über andere Bäume des Waldes. Der ursprüngliche Charakter des Pflanzenkleides vermischt sich aber immer mehr. Kulturgewächse verbreiten sich von den Aeckern der Ansiedler über die benachbarten Grashalden; Obstbäume klimmen die Berge empor und im Frühling schimmern von den Hängen weiß und rötlich die Blüten der Kirsch- und Pfirsichbäume, die der Mensch aus der Alten Welt nach diesem Eiland des Stillen Meeres verpflanzt hat.

J. C.

Der Spruch der Fee.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von J. C. Heer.

1.

Im tannenreichen Jura liegt wie ein breiter, stiller Strom der See von Les Brenets, in dessen helles Blau sich die Schweiz und Frankreich teilen. Am oberen Ende des malerischen Gewässers lachen von anmutiger Höhe die Häuser des Schweizerdorfes Les Brenets zu den grauen französischen Hütten von Villers hinüber, aber gleich unterhalb dieser Orte hören die Wiesen und Wohnstatten auf, senkrechte Felsen wachsen wie Burgen aus der Flut, steigen höher und spiegeln sich im krystallenen See. Ja tiefer Heimlichkeit trinken die Wasser zwischen düsteren Tannen und nackten Klippen die Sonne und fluten durch mannigfache, scheinbar in sich abgeschlossene Felsenkammern, bis sie mit einem rauschenden Sturz aus dem See springen und als Doubsfluß ein türkisfarbenes Grenzband zwischen der Schweiz und Frankreich ziehen.

Auf der Schweizer Seite des Wasserfalles, über dessen prasselnden Sturzraleten lichtdurchwobene Schleier aufwärts schweben, steht in grüner Romantik ein Wirtshauschen. Es ist ein beliebtes Ziel der Sonntagsausflügler aus den neuenburgischen Uhrmacherdorfern Chaux-de-fonds und Locle, die groß und volksreich wie Städte im Tannenlande liegen.

Dort am leuchtenden See und tosenden Fall sitzen die geselligen Uhrmacherleute gern sonntagslang und erzählen im altväterisch umständlichen Französisch ihrer Thaler, wie über dem Felsensee der Waldheimat eine Fee als schutzmächtige Freundin junger Liebe ihr Wesen treibe, und loben ihr geheimnisreiches Walten, das schon manches gequälte Herz zu seinem Glück geführt habe.

Die Fee heißt die Tassiere und der Name bedeutet, wenn er mir richtig ausgelegt worden ist, die „Schwätzerin", die „Angeberin". Sie selbst kommt zwar nicht mehr aus ihrer Grotte in der Felsenwand bei Les Brenets hervor, und die alten Leute sind schon gestorben, die sie noch haben baden sehen in der Nacht, so daß ein zitternder Glanz von ihrem weißen Leib und goldenen Haar über die Wasser ging.

Immer noch ist sie aber die mächtige Fürbitterin junger Liebe, die sonst auf Erden keinen Ausweg weiß. Sie nimmt die Worte aus reinem Herzen auf und trägt sie zu einem aus dem Stein gewachsenen Muttergottesbild in einer andern Kammer des Sees, und wenn dieses Erfüllung gewährt, so mag die ganze Welt gegen eine Liebe streiten — der Bursche und das Mädchen, welche die Fee angerufen haben, müssen zusammenkommen.

Unzählige Geschichten, die das Bergvolk zu ihren Ehren erzählt, zeugen dafür.

Auch die der Johanna von Mechaud, welche im Vertrauen auf die Tassiere ihre Liebe aus den Händen des Todes holte.

Die Sonntagsgäste im Wirtshauschen zum Wasserfall berichten die sonderbare Liebesgeschichte so frisch, als ob sie gestern geschehen wäre, doch reicht sie wohl in die Zeiten zurück, da Neuenburg noch nicht zur Schweiz gehört hat, sondern ein Fürstentum des Königs von Preußen gewesen ist.

Und die Erzähler beginnen immer mit den Worten:

„Johanna, ein Sonnenstrahl der milden Provence, der sich in unser rauhes Bergland verirrt hatte."

2.

Man sieht vom Wirtshäuschen am Wasserfall auf einer grünen Anhöhe des französischen Ufers zwei einsame graue Gehöfte, die einzigen weit und breit. Im flattlicheren, das im Erdgeschoß hubsch vergitterte Fenster weist, wohnte die Familie der Mechauds. Sie stammte nicht aus der Gegend, sondern aus dem Süden Frankreichs und war zur Zeit der Französischen Revolution in den Jura eingewandert.

Der Großvater oder Urgroßvater Johannas, ein Landedelmann, der auf einem kleinen provençalischen Schlößchen saß, mochte denken, daß ihn die Jakobiner eher in Ruhe lassen würden, wenn er sich unter die Bauern dieser entlegenen Landschaft mischte. Die ruhigeren Zeiten, die ihn hätten in die sonnige Heimat zurückführen sollen, ließen aber auf sich warten. Die Söhne nahmen Frauen aus der Gegend, und als er starb, blieb die Familie am neuen Wohnort kleben. Sie nahm den abgelegten Adelstitel nicht wieder auf, sondern verbauerte im schweren Tagewerk, denn der Jura ist nicht so freigebig wie der Süden, und statt der Trauben schenkt er nur Schlehen und Wacholderbeeren.

Der Vater Johannas war ein ganzer Bauer, und nach dem Tod seiner schönen und zarten Frau kamen Härte, Selbstsucht und Eigensinn in seinem Wesen mächtig zur Geltung, aber ein Nachhall der vornehmen Vergangenheit des Geschlechtes ging doch noch durch das Haus.

Von den meisten seiner Nachbarn im weiten Umkreis unterschied sich der mürrische Mechaud dadurch, daß er von dem lebhaften Schmuggel, der sich über die Doubsgrenze nach den französischen Dörfern zog, nichts wissen wollte. Er gewährte den Schwärzern keinen Unterschlupf und leistete den Zollbehörden keine Angeberdienste. In einer Zeit aber, wo das Fieber der Paschereи die Männer, ja selbst die Frauen dies- und jenseit der Grenze ergriffen hatte, genügte das schon, um ihn als einen sonderbaren Kauz erscheinen zu lassen und seinem Hof ein gewisses Ansehen zu sichern. Als er dann seinem Sohn Karl, der zu Besançon im Militärdienst stand, gestattete, Offizier zu werden, lag es der ganzen Gegend klar, daß der Geist des alten Adels auf dem Gehöfte umging. Die Leute wußten ja nicht, daß Vater und Sohn über diesen Schritt in Feindschaft geraten waren.

„Einen Offizier," sagte man, „läßt er den einzigen werden! Wozu sind die Offiziere? Dazu, daß sie bei der ersten Gelegenheit die Soldaten durch die Kornfelder der Bauern führen und uns brandschatzen! Nein, Mechaud gehört nicht mehr zu uns!"

Selten besuchte ein Nachbar das Gehöft. Mit dem nächsten lebte er in stillem Zerwürfnis, und da Mechaud zu geizig war, eine Magd ins Haus zu nehmen, so wuchs sein Kind Johanna fast unbehütet in der seltsamen Männerwirtschaft auf, die er mit Kaspar, dem grobknochigen alten Knecht, führte.

In Johanna aber zeitigte das alte edle Blut der Mechauds noch einmal eine neue Blüte von besonderer Anmut, so daß sie gar nicht in den derben Haushalt ihres Vaters zu passen schien, durch den sie wie ein zierliches Kobboldchen gaukelte.

Täglich machte sie den weiten einsamen Weg durch die Felsen hoch über dem See zu einer Lehrschwester nach Villers, die ihr die schwere Kunst des Lesens und Schreibens beibrachte.

Eines Winterabends aber, als es tüchtig geschneit hatte, Mechaud mit Kaspar in der Dämmerung beim verspäteten Vesperbrot saß, brummte der alte Knecht: „Johanna ist aus der Schule noch nicht zurück. Soll man sie holen?"

„Schnell, Kaspar!“ sagte der Bauer und sah in Gedanken plötzlich den schmalen Pfad, auf dem an Abgründen vorbei sein Kind gehen mußte. Er trat ans Fenster und schaute nachdenklich in den frischen Schnee.

Der alte Kaspar, ein langsamer Hüne, schob noch den letzten Bissen Brot in den großen Mund, wischte mit schwerer Hand die Brosamen auf dem Tisch zusammen, stülpte die Pelzkappe auf den dicken Kopf, band ihre Ohrlappen um den Stoppelbart und quatschte endlich mit seinen Holzschuhen gegen die Thüre.

Da lachte der Bauer am Fenster, den man selten lachen hörte. „Bleibe, Kaspar, dort kommt sie ja!“

Am Waldsaum über dem See trat ein wunderliches Huckepack aus den Bäumen und Stauden hervor, die sich unter dem frischgefallenen Schnee nach allen Seiten bogen. Johanna saß mit ihrer leinenen Schultasche auf den Schultern eines fremden Knaben, hatte die Hände mit den Pelzhandschuhen um dessen Hals geschlungen und schien glücklich über den Ritt durch den knirschenden Wald.

„Die weiß sich zu helfen,“ knurrte Mechaud.

Lustig wie eine Imme im Mai kam Johanna in die Stube getollt: „Guten Abend, Vater!“

Da faßte den Bauern doch ein menschliches Rühren, er öffnete das Fenster und rief den Knaben, der etwas ratselig und verlassen draußen stund und sich auf den weiten Rückweg besann, in die Stube. „Da setze dich, iß und trink!“ Und er schob den angeschnittenen Laib Brot mit dem Messer vor ihn hin und schenkte ihm ein Glas Apfelmost ein.

Obwohl Johannas zarte Gestalt nicht schwer sein konnte, keuchte der Knabe, der keineswegs stark gebaut, sondern von hübscher Schlaakheit und einen Kopf größer als das Mädchen gewachsen war, noch von dem mühsamen Gang durch den hohen Schnee. Er ließ sich nicht zweimal einladen, aß und trank wie einer, der es wohl verdient hat. Johanaa hatz ihm und sah ihna mit Behagen zu.

„So, Heinrich Bonjour heißest du?“ sagte nach einer Weile der Bauer, „kein übler Name — wer hat dich mit dem Kinde herzeichnet?“

„Niemand,“ erzählte der Junge mit lebhaften Augen. „Ich stand unter der Thüre des äußersten Hauses zu Villers und sah zu, wie am Waldrand der Schnee von den Aesten fiel. Da kam sie mit der Schultaische daher gestapft. Ich dachte gleich, daß sie nicht weit durch den Schnee waten würde, und ging mit ihr. Sie strauchelte oft, weil der Schnee zu hoch lag, da mußte ich sie auf den Rucken nehmen.“

„Du wirst jetzt heimkehren müssen,“ sagte Mechaud, der schon fürchtete, gegen den Buben zu freundlich zu werden, „es dunkelt schwer in den Tannen.“

„Vater, laß ihn doch noch ein bißchen!“ bettelte Johanna, und Heinrich selbst drängte nicht, aus der wohligen Wärme der Bauernstube hinauszukommen.

„Es wartet niemand auf mich,“ versetzte er gelassen.

Die dunklen Augen Johannas streiften im Kerzenlicht, das Kaspar hereinbrachte, das dünne, geflickte Kleid Heinrichs.

„Warum habe ich dich auch nie vorher zu Villers gesehen als gerade heute?“ fragte sie.

„Ich bin,“ berichtete er, „erst vor einigen Tagen von Chauxdefonds herab nach Villers gekommen. Mein Vater ist letzthin gestorben und ich wohne jetzt bei der Schwester meiner seligen Mutter. Sie ist aber eine arme Frau mit sieben eigenen Kindern und wäre froh, sie sähe mich nicht wieder.“

Voll Spannung ruhten die Augen des Kindes bei der Erzählung des Knaben auf dem frischen treuherzigen Gesicht, der Bauer indessen knurrte: „So, so, du bist von dem leichtsinnigen Uhrenmachervolk im Neuenburgischen drüben?“

Ein trockener Spott lag in seinen Worten.

Da röteten sich die Wangen des Knaben.

„Mein Vater war Uhrenmacher. Er ist so früh gestorben, weil er über einer Erfindung zu viel am Arbeitstisch gesessen ist. Darüber ist er brustkrank geworden, hätte er aber das Leben behalten, so wären wir reich und vornehm geworden.“

Mit überzeugender Wärme sprach es Heinrich.

„Ei hört!“ lachte der Bauer und hatte wider Willen seine Freude an dem Jungen; Johanna aber, deren Neugier rege war, schmeichelte: „Erzähle noch etwas, Heinrich!“

Da zog der ärmliche Bursche behutsam eine in einer Schutzschale ruhende silberne Taschenuhr hervor, öffnete die Deckel mit vorsichtigen Fingern, erklärte dem horchenden Kinde das im Kerzenschein glänzende Werk, erklärte ihr, wie das alles zustande komme, und erzählte, wie er selbst schon als kleiner Bube neben seinem Vater die köstlichen Rubinzapfen, die zierlichen Balken, die goldenen funkelnden Rädchen und die feinen Federn in die Uhren gesetzt.

Das Kind, das ganz Aufmerksamkeit für seine Erzählung war, sah ihn groß und träumerisch an wie einen, der mehr als andere Leute kann. Dem Bauer aber dauerte die Sache nun gerade lange genug, und er machte eine unmißverständliche Bewegung gegen die Thüre.

Da stand Heinrich mit brennenden Wangen auf und suchte zum letztenmal die dunklen, langbewimperten Augen des Kindes. Dieses aber begann zu bitten und zu betteln, daß er über Nacht auf dem Gehöft bleiben dürfe.

„Gut,“ versetzte Mechaud, dem es selbst nicht ganz christlich erschien, den Burschen in der Nacht auf den weiten gefährlichen Weg zu schicken, „aber er muß sich draußen im Stall neben das Kälbchen legen.“

„Nein, ich gehe,“ erwiderte Heinrich kühl, „ich habe in Chauxdefonds immer in einem sauberen Bett geschlafen.“

„Seht den jungen Herrn!“ brummte Mechaud.

„Du darfst in meinem Bett schlafen, Heinrich,“ begütigte Johanna, „ich schlafe dafür beim Kälbtein.“

Das Ende war, daß Kaspar den Burschen in eine sonst unbenutzte Kammer führte.

Am Morgen aber traf Heinrich Bonjour keine Anstalten, fortzugehen, sondern begann das alte Holz, das unordentlich unter den breiten Dachvorsprüngen des Gehöftes herumlag, zu sammeln und an die Mauern zu schichten.

Johanna stund mit einem fast gleich alten rothaarigen Mädchen, das sich vom Nachbargehöft herübergeschlichen hatte, unter dem Scheunenthor und sah jener Arbeit zu.

„Lalie, daß du es weißt, er ist mein Freund und nicht der deine,“ belehrte Johanna die kleine Nachbarin, die ein leichtsinniges Gesichtchen voll Sommersprossen hatte und mit den grauen Augen schüchtern nach dem hübschen Jungen schielte.

Als ob sie ihrem Beschützer von gestern in einem anmutigen Menuett den Dank ausrichten und sich seiner Gewogenheit versichern wollte, hob sich Johanna auf die Zehen, faßte das Mädchen zierlich zwischen die Finger und wiegte den schlanken biegsamen Körper wie nach einer schmeichelnden Melodie.

Woher sie das reizvolle Spiel hatte, wußte niemand; der Knabe aber, der solche Kunst noch nie gesehen hatte, vergaß die mutig begonnene Arbeit und schaute wie gebannt in das schwarzäugige Schalksgesichtchen voll Lebenslust und Feuer.

Da erschien die gehörnte Gestalt Mechauds; mit einem Augenzwinkern, das fast Uebelwollen verriet, gab er Heinrich ein großes Stück Brot und knarrte: „Mache jetzt, daß du fortkommst, Junge, wir brauchen keinen fremden Vogel im Nest!“

„Ich habe Euch mit dieser Arbeit nur für das Nachtlager danken wollen,“ erwiderte Heinrich in Scham und Bitterkeit.

Mit einer dicken Thräne im Auge trollte er sich. — —

Umsonst schaute sich Johanna im Laufe des Winters, wenn sie nach Villers zur Schule ging, nach Heinrich Bonjour um.

Er war nicht mehr da.

Als er dann aber am Ende des Winters plötzlich wieder mit seinem hellbraunen Lockenkopf auf dem Gehöfte auftauchte, war sie überglücklich.

Sie jubelte es dem alten Kaspar zu, und an diesen wandte sich scheu und schüchtern auch Heinrich: „Dürfte ich ein wenig Ordnung machen? Es liegt doch so viel Holz um Euer Haus herum.“

„Du bist ein kauziger Kerl!“ lachte der Alte und ließ den Jungen gewähren.

„Wo bist du denn so lange geblieben, Heinrich?“ fragte Johanna.

„In Villers hat es mir nicht gefallen, da ging ich nach Chauxdefonds zurück; ich habe bald da, bald dort bei Uhrenmachern geholfen, aber jetzt giebt's keine Arbeit. Da habe ich an dich gedacht und bin wiedergekommen.“

„So, Heinrich, das ist lieb von dir!“

Und Kaspar, der gerade in diesen Tagen einen großen

Verdruß und Kummer hatte, teilte mit Heinrich das Brot und wurde sein Anwalt bei Mechaud.

„Es ist Arbeit genug für drei," knurrte er, „mir ist sie fast zu viel."

Der mißtrauische Bauer betrachtete den Eindringling wohl noch eine Weile wie einen Erdkrebs, den er im Kleeacker entdeckt, dann dämmerte es doch in seinem harten Schädel, daß Heinrich eine nützliche und billige Hilfskraft werden könnte, und er gestattete, daß der Bursche auf dem Hofe bleiben dürfe.

„Ich mag aber nicht im Stall schlafen," meinte Heinrich.

Da bereitete ihm Johanna in aller Stille ein Lager auf dem Estrich, führte ihn dazu hin, und als über sein Gesicht ein inniges Lachen der Befriedigung ging, fing sie lustig an zu tanzen und summte dazu anmutig mit den roten Lippen.

3.

Es war nur vierzehn Tage später

Die Schlüsselblumen und Anemonen blühten in den Ritzen der Felsen, die um den See von Les Brenets ragen, Bergfink und Ammer riefen aus dem Gestein, und über den Wassern, die nach den Stürmen des Winters ihre klare Bläue wieder erlangt hatten, zog der Weih seine Kreise.

Vom Wirtshäuschen am Wasserfall herauf trieb Kaspar sein Boot durch die heimlichen Felsenkammern des Sees, und vor ihm auf einem Bänkchen des Bootes saß Johanna und ließ unter einem roten Kopftuch hervor die glänzenden Augen über Flut und Felsen gehen.

Sie waren jetzt mit dem Boot in eine stille Seekammer gelangt, in deren Tiefen sich die Felsenlandschaft mit ihren Tannen verklärt spiegelte, und über deren Frieden traumhafte Licht- und Schattenspiele gingen.

„Die Mutter Gottes!" jubelte plötzlich Johanna.

In einer Wölbung des verwitterten Ufergesteines erschien ein naturgewachsenes Felsenbildnis, das vom Volk der Umgegend für eine Mutter Gottes erklärt wird, die den Jesusknaben hält, und in der That mit einiger Hilfe der Einbildungskraft als solche erkannt werden kann.

Ein grüner, manche halbdürre und viele schon ganz vergilbte Kränze lagen dort. — „Was sollen sie?" fragte das Kind, indem es neugierig die dunklen Augen auf Kaspar heftete.

„Das ist, weil die Fee Taffière und die Mutter Gottes junge Leute, die sich zugethan sind, durch ein Wunder so zusammenspinnen können, daß eins das andere zur Hochzeit finden muß, wenn auch die ganze Welt und der Teufel wider sie wären. Hier wohnt die Gottesmutter, weiter oben am See die Taffiere."

Kaspar war kein Freund langer Redensarten und hüllte sich nach dieser Auskunft wieder ins liebe Schweigen.

In Johanna aber war eine brennende Neugier über das Wunder des Sees erwacht und sie schmeichelte: „Du zeigst mir, wo die Taffière wohnt? Gelt, Kaspar?"

Er ruderte eine Weile ruhig weiter.

Plötzlich aber begann er wieder zu knurren. „Du verdammter Finlenzer!" glitt es über seine Lippen.

Der Fluch galt einem Zollwächter, der, den Karabiner im Arm, in schmucker Uniform auf der Höhe der Felsen in die Waldlichtung getreten war und scharf nach dem Boot niederspähte.

Obgleich der Hof Mechauds mit den Schmugglern nichts zu thun hatte, fluchte Kaspar jedesmal, wenn er einen Zollgendarm sah. Er war ein Kind der Gegend und zur Ueberlieferung am See von Les Brenets und Doubs gehört, daß man einen Schimpfnamen ausstößt, wenn man einen Zöllner erblickt.

Weihnachtseinkauf.

Nach einer Originalzeichnung von H. Martinovič.

Jetzt erspähte Johanna zwischen den Felsen hindurch das Kirchlein von Les Brenets auf grüner Wiesenhöhe.

„Bitte, bitte, Kaspar, zeige mir, wo die Fee Taffière wohnt!" Mit lustigen Augen hob das Kind die flach aneinandergelegten braunen Hände zur Bitte.

Da drängte Kaspar das Boot gegen eine Nische in den Uferfelsen.

„Wozu das?" fragte Johanna, als er im Rudern innehielt.

„Siage etwas!" knurrte er.

„Was denn?"

„Gleichviel! Irgend etwas! Was dir einfällt!"

Und Johanna begann mit glockenheller Stimme das anmutige Kinderlied zu singen:

„Fliege, fliege, kleine Mücke,
Um dein kurzes Leben bete,
Daß mein Fuß voll grober Tücke
Nicht auf deine Flügel trete,
Fliege, fliege, kleine Mücke!"

Wie wenn eine ganze Schule kleiner Sängerinnen mit Silberstimmen an den Ufern des Sees verteilt gewesen wäre, ertönte das Lied on allen Felswänden wieder, die Töne verklangen, erwachten aufs neue und schienen zuletzt unirdisch und geheimnisvoll wie aus entlegener Ferne zu kommen.

„Jetzt hat die Mutter Gottes gesungen," sagte Kaspar andächtig und zog die Kappe. „Du hast Glück in deinem Leben, Johanna!"

Mit brennenden Augen staunte ihn das Mädchen in höchster Ueberraschung an.

„Das ist das Wunder der Taffière," sagte er dann, „du siehst dort die Höhle in der jähen Felsenwand. Dort wohnt sie!"

Mit dem Finger deutete er auf eine Grotte am jähen neuenburgischen Felsenufer, die sich wie ein gotisches Thor auf die Wasserfläche des Sees öffnet. „Die Taffière," fuhr er in gänzlich ungewohnter Redseligkeit fort, „ist eine schöne und gütige Fee, sie hört gerne Lieder singen, sie singt sie mit, ist fröhlich mit den Fröhlichen, traurig mit den Traurigen, und was sie an Bitten hört, die aus tiefem Herzen kommen, das trägt sie durch die Felsenkammern zu der Mutter Gottes, am

liebsten die Anregen junger Pärchen, die wissen möchten, ob sie einmal zusammenkommen."

Johanna hörte in stummem, seligem Staunen.

„Und, kleine Johanna, wenn du einmal eine Jungfrau bist und einen Burschen von Herzen lieb hast, so fahre mit ihm an diese Stelle und rufe die Taffière. Aber merke dir wohl die Worte:

„O Taffière, holdselige Fee,
Trag' unsere Bitte über den See:
Hier steh'n wir, ein junges, liebendes Paar —
Sag', ist die Liebe heilig und wahr?"

Leise sprach Johanna mit kindlichem Munde die Worte nach, und Kaspar fuhr fort: „Es kommt alles auf das Wort ‚wahr' an. Sechsmal wiederholt es die Fee, wiederholt es dann auch die Mutter Gottes, so gilt das für ‚Ja', und dann müssen, wenn eure Zeit da ist, dein Bursch und du miteinander zur Kirche gehen, und trennen könnt ihr euch nimmermehr. Ihr seid dann glücklich euer Leben lang."

„Ist das auch wahr?" fragte Johanna mit brennenden Wangen.

„Du kannst bei allen Leuten fragen. — Die Kränze dankbarer Paare, die immer vor der Mutter Gottes und der Taffière liegen, bezeugen es."

Aber nun griff der alte Kaspar wieder nach den Rudern und während Johanna auf ihrem Bänkchen tief nachdenklich vor sich hinschaute, hatten sie in einem Viertelstündchen das baufällige Fährhaus von Les Brenets erreicht.

Den ganzen Tag dachte und grübelte Johanna nur über das Wunder der Fee, und als sie auf den Hof kam, war das erste, daß sie zu Heinrich lief und ihm geheimnisvoll zuflüsterte: „Ich weiß etwas — ich weiß etwas!"

Sie verriet ihm dann wohl manches von der Fee, aber die Worte zu ihrer Beschwörung behielt sie für sich.

„Wenn du lieb und brav bist, Heinrich," sagte sie ihm ins Ohr, „wenn du es nicht mit der schlechten Luise hältst, die immer um die Hausecke guckt, ob sie dich nicht sehe, fahre ich einmal mit dir ganz allein zur Taffière."

Und dabei leuchteten ihre Augen, daß dem guten Heinrich ganz wundersam zu Mute wurde.

4.

Heinrich und Johanna spürten es kaum, wie sie Sommer um Sommer älter wurden. Für die tiefe Stille, die das strenge Gesicht Mechands bei Tisch und bei der Arbeit auferlegte, entschädigten sie sich in den Feierstunden durch Gänge und Fahrten auf Berg und See.

Im Frühling tanzte Johanna beim Klang der Weidenpfeife, die Heinrich geschnitzt, er holte ihr mit kühner Kletterei in einer Liane, die sich in der Nähe des Gehöftes durch die Uferfelsen nach dem See hinunterzog, die ersten Waldblumen, und wenn er im Herbst auf den hohen Haselstauden saß, so hielt sie ihr Schürzchen auf und bettelte mit den dunklen Augen und zierlichen Bewegungen so um die Nüsse, daß er sich hüten mußte, vor Lachen über ihr drolliges Spiel nicht von den schwankenden Büschen zu stürzen.

Als sie aber vierzehn Jahre alt geworden war, schlich sich etwas in ihr Wesen, was man vorher nur selten an ihr bemerkt hatte, ein Hang zu ernster, sinniger Träumerei, so daß sie lange still an einem Plätzchen sitzen und vor sich hin oder in die Ferne staunen konnte. Dann gab es auf der Welt nichts Lieblicheres als der Ausdruck ihres Gesichtchens, als das verhaltene Feuer unter den dunklen gebogenen Brauen.

Dicht neben diesen träumerischen Stimmungen lagen aber die Ausbrüche eines fast knabenhaft wilden Naturells und eine Lust zu meistern und zu tyrannisieren.

Mit der ernsthaftesten Miene gab sie Heinrich die tollsten Aufträge. Sie lachte ihn stürmisch aus, wenn er dieselben erfüllte; sagte er aber in seiner gelassenen Art: „Das mußt du schon selber thun, Herzlein," so knirschte sie vor Zorn und ballte die kleine Faust gegen ihn.

Brannte dagegen Heinrich einmal in ehrlichem Zorn gegen sie auf, so guckte sie gewiß nach einer Weile aus einem Winkel hervor und zwinkerte und lachte ihm so lange zu, bis auch er das Lachen nicht mehr verhalten konnte.

Dann versöhnten sie sich.

„Heinrich," sagte sie dann wohl mit schelmischem Lächeln, „was bist du für ein thörichter Knecht! Weißt du nicht, daß ich dir, wenn du lieb und artig bist, einmal etwas sehr Schönes verraten werde?"

Darauf kam sie immer wieder zurück. Geheimnisvoll und viel versprechend blitzte es dabei aus den dunklen Augen, und ihm wurde ganz weich ums Herz.

„Ich habe auch ein Geheimnis, das ich nur der verraten werde, Johanna," erwiderte er wichtig und treuherzig.

„Verrate es mir jetzt!" befahl sie.

„Nein, zuerst möchte ich deines wissen!"

Da zog sie einen allerliebsten Schmollmund, aber er blieb fest und jedes behielt sein Geheimnis für sich.

So wuchsen sie auf in der Einsamkeit des Hofes, die nur selten von einem vorübergehenden Grenzwächter kurz unterbrochen wurde.

Einmal aber setzte ein Ereignis den Hof und die ganze Gegend in Aufruhr. Die Grenzer führten einen schönen jungen Burschen von Villers, den sie beim Schmuggel ertappt hatten, am Hause Mechands vorüber. Sie trieben ihn mit Kolbenstößen vorwärts, seine Braut lief schreiend neben den Soldaten, die ihm die Hände auf den Rücken gebunden hatten, und flehte zum Erweichen: „Gebt doch meinen Georg frei!"

„In zehn Jahren kannst du ihn dir zu Cayenne holen" lachten die Soldaten. „Du weißt, dort, wo der Pfeffer wächst."

Als Johanna das sah und hörte, war sie außer sich.

„Heinrich — Heinrich," bat sie, indem ihr die hellen Thränen über die Wangen flossen, „daß du mir nie unter die Schmuggler gehst! — Ich müßte sterben, wenn ich dich wie diesen sähe"

Sie ergriff seine Hand, und aus den dunklen Augen flammte ein Licht, daß es dem Burschen siedendheiß über Brust und Wangen lief.

Dann und wann gab es Gelegenheit, nach Les Brenets und Villers über den See zu fahren. Das that Johanna am liebsten mit Heinrich allein. Oft aber schlich sich Luise, das Mädchen des Nachbars, dazu und bat und schmeichelte, daß man sie mitnehmen möge. „Laß' sie doch mit, Johanna, sie hat ja keine Gespielen als uns," meinte dann Heinrich. Johanna aber mochte das leichtsinnige Gesichtchen voll Sommersprößchen, den schönen roten Zopf und die grauen heischenden Augen Luisens nicht leiden; doch riefen die beiden Mädchen, wenn sie bei der Taffière vorüberkamen, um die Wette allerlei Ruges und Teufes, das in den Seekammern wiederhallte.

Dann ließ Luise gern in ihren Worten ein Schmeicheln für den saubern Heinrich unterlaufen. Johanna aber brannte auf und stampfte mit dem Fuß: „Heinrich ist unser Knecht, du brauchst der Taffière nichts von ihm zu sagen, du Zuckerkröte, du!" Ihre dunklen Augen wetterleuchteten, und sie überlegte, wie sie Heinrich zu Hause dafür abkanzeln wolle, daß er die nichtsnutzige Luise mit auf den See genommen habe.

Eines Abends aber, als sie nach Hause kamen, wartete ihrer eine ganz außerordentliche Ueberraschung. Der Bruder, den Johanna seit vielen Jahren nicht mehr gesehen hatte, der schon stolze Offizier, war da und erzählte, daß er nächstens seine Braut auf dem väterlichen Hofe vorstellen werde.

Johanna schmiegte sich schwesterlich und in freudigem Stolz an den jungen feinen Mann. Aber die Freude war kurz. Der elegante Offizier fand so viel an ihr zu tadeln: „Fünfzehn bist du schon und noch so schrecklich einfaltig, fünfzehn und du weißt noch nicht, wie man Handschuhe zu- und aufknöpft."

Ein halb Dutzend solcher hatte ihr der Bruder als Geschenk gebracht.

„Ich bin unglücklich," sagte er, „daß meine Braut einen solchen Wildfang als Schwägerin begrüßen soll."

Da zogen sich die schweren Brauen des alten Mechand zusammen, und er begann zu knurren.

„Zahm, zahm, mein Sohn," sagte er mit kaltem Zorn, „sie hat auch nicht so viel gekostet wie du mit deinen Spielschulden — ja, ja, wenn man einen Sohn hat, der Offizier ist und einem alten Adelstitel neuen Glanz geben will, so muß man wissen, woher das Geld nehmen — zwei wie du würden mich vom Hofe bringen."

Mit stillem Grimm sah Mechand unter den buschigen Brauen hervor nach seinem Sohn.

Er ließ sich oder sein Kind oder sonst etwas, was ihm gehörte, nicht gern abschätzig kritisieren.

Der Säbel des Offiziers klirrte ein wenig — nach einer peinlichen Pause sagte der Sohn dann begütigend: „Aber Vater, es ist ja wirklich ein Vergnügen, wie der Hof gedeiht — ich habe ihn nicht so hübsch in Erinnerung gehabt."

Der alte Mechand murrte etwas sanfter, die Augen Johannas aber blitzten, und wie um sich auch eine Genugthuung zu verschaffen, erwiderte sie: „Das kommt von Heinrich, der dem Vater hilft und arbeitet und thut, was gethan werden muß, wenn er auch kein seiner Herr ist und keine Handschuhe trägt."

Die Wangen der Lobrednerin röteten sich und ihr Eifer schoß etwas über das Ziel.

Mit einem Gemisch von Verwunderung und Spott glitt der Blick des Offiziers über sein schönes Schwesterchen.

„Vater," sagte er, „ich glaube, die Kleine hat sich ein wenig in den Knecht vergafft!"

Da stürzte das Blut in die Wangen Johannas.

Der alte Mechand aber erwiderte: „Wenn du nichts Gescheiteres weißt, mein Sohn, so hättest du in Besançon bleiben können."

Das klang hart und scharf wie Glas und schnitt jedes weitere Wort ab. — —

Der Besuch des Bruders war aber doch nicht ohne Nachwirkung auf Johanna. Die schöne Schwägerin sollte nicht denken, daß sie ein ungebildetes Bauernmädchen sei.

Mit Bellemmung sah Heinrich, wie sich plötzlich etwas Fremdes und Hochmütiges im Wesen Johannas zeigte, was aber glücklicherweise nicht lange vorhielt.

Im Sommer traf der Bruder mit seiner Braut auf dem Hofe ein.

„Und meine liebe kleine Schwägerin?" fragte die vornehme junge Dame.

Da kam Johanna barfuß vom Wald gelaufen. In der linken Hand schlenkerte sie die zusammengenestelten Schuhe, und mit der gebräunten Rechten hielt sie das Mieder zu, aus dem das weiße Hemdchen hervordrang.

Der Offizier erblaßte vor Aerger, als er Johanna in diesem Aufzug sah. „Was hast du denn, lustiges Schwesterchen?" fragte er aber rasch gefaßt.

Da öffnete Johanna mit glänzenden Augen das Mieder.

„Drei junge kleine Eichkätzchen, schaut, Bruder, wie sie zappeln," lachte sie, noch ganz mit dem schönen Fund beschäftigt. „Heinrich, der dürre Aeste absägt, hat sie mir heruntergereicht. Sie zitterten so sehr, da hab' ich sie gewärmt."

Die junge Dame that einen Schrei. — Der Offizier knirschte: „Es ist entsetzlich, wie einfältig das Mädchen noch ist!"

Und Johanna stürzten, als sie die Verlegenheit im Gesicht der Städterin sah, die Thränen über die Wangen. Plötzlich war sie sich ihrer Unschicklichkeit bewußt und schämte sich, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

„Man muß ihr eine bessere Erziehung geben," setzte der Sohn am Abend dem alten Mechand ernsthaft auseinander, „ein Kind in den Jahren Johannas gehört in ein gebildetes Haus. Wenn wir Hochzeit gehalten haben, soll sie zu uns in die Stadt kommen. — Jawohl, ein Fräulein von Mechand, darf nicht solche Streiche machen wie heute Johanna."

Der Alte stieß nur Laute des Mißbehagens hervor. Er fühlte sich von der vornehmen Schwiegertochter beengt.

Unwillig keuchte er eine Weile — dann schien es, er überzeugte sich selbst, daß für Johanna etwas gethan werden müsse.

Zuletzt sagte er grimmig: „Einverstanden bin ich zwar nicht — ich hätte in meinen alten Tagen auch noch gern etwas Freundlicheres als Disteln und Dornen und den brummigen Kaspar und Heinrich, den Gauggel, um mich — aber nehmt sie immerhin — ich habe nicht gemeint, daß die Sache so weit führen würde, Karl, als ich dich zum Militär gehen ließ."

Er grollte, so lange das Paar auf dem Hofe weilte. Johanna aber begann nach der ersten Entfremdung die zukünftige Schwägerin, zu der sie wie zu einem unerreichbaren Vorbild der Schönheit und edeln Sitte hinaufschaute, mit anderen Augen anzusehen.

Sie spürte, daß sie bei ihr zu Besançon in eine Schule feiner Erziehung kommen würde. Und an Lernbegierde und Neigung zur Vornehmheit fehlte es ihr nicht.

Das Paar war wieder abgereist — im Herbst, wenn es Hochzeit gehalten hatte, sollte sie ihm in die Stadt nachfolgen. —

Seit dem Besuche legte sie die größte Sorgfalt auf ihr Aeußeres, während sie innerlich in einem steten Abschiedskampf lebte. Vom blauen See, vom grünen Wald gehen! — Vom Vater! — Von Heinrich! Halb fürchtete sie, halb freute sie sich auf die Stadt, die sie nicht kannte — sie bereute auch halb ihr Versprechen, das sie der Braut Karls gegeben hatte — mit der alten Freundschaft zu Heiarich war es ja dann vorbei.

Sie beobachtete jetzt gegen ihn äußerlich eine fast verletzende Zurückhaltung und Sprödigkeit, ja sie war zuweilen geradezu hochfahrend gegen ihn — nur dann und wann, immer, wenn er es nicht sah, ruhte ihr Blick mit einer heißen verhaltenen Frage auf dem hübschen, stattlich gewordenen Burschen, der über die Wandlung der Dinge beinahe die Fassung verlor.

Als die letzten Tage ihres Aufenthaltes im väterlichen Haus herangekommen waren, fand sie plötzlich wieder den alten herzlichen Ton gegen ihn. „Heinrich," schmollte sie in aufrichtiger Betrübnis, „wenn ich fort bin, gehst du gewiß mit der leichtfertigen Luise!"

„Nein, wenn du fort bist, Johanna, gehe ich auch fort — sieh, ich will nicht immer ein Knechtlein bleiben, das nie einen Rappen Geld im Sack hat. Wenn du zurückkommst, so würdest du solch ein armes Knechtchen doch nicht mehr ansehen."

Die Wangen des Siebzehnjährigen glühten bei den Worten

„Sei nicht so häßlich, Heinrich!" bettelte sie. Sie hatte ihren ganzen Stolz abgelegt.

„Doch," erwiderte er bestimmt — „ich gehe, ich will ein Uhrenmacher werden, wie mein Vater einer war."

Johanna erglühte und schlug die Wimpern nieder.

„Heinrich — ich möchte dem Pfarrer und der Lehrschwester in Villers noch Lebewohl sagen — kleide dich sonntäglich an und fahre mich über den See — auf der Fahrt können wir dann noch manches miteinander reden."

5.

Heinrich im Sonntagsstaat! — Der bestand nur aus einem grünlichen zwitchenen Kleid und einem schwarzen, kurzhaarigen Filzhut.

Aber sobald er ihn trug, hob er den Kopf, sein Schritt wurde leicht, und hoffnungsreich schaute er in die Welt.

Es ist halt doch ein Herr in Heinrich versteckt, dachte Johanna mit glücklichem Lächeln, als sie mit ihm zum Wasserfall hinunterschritt.

Es war ein schöner sommerlicher Herbsttag Die laue Luft stand zwischen den Felsen still. Die Wasser dufteten kühl, und wo zwischen den Tannen eine Birke stand, leuchtete sie wie eine gelbe Flamme auf silbernem Stock und strahlte licht im dunklen Grund der Flut wider.

Heinrich führte im Hinterteil des Schiffes stehend die Ruder, Johanna saß mit gefalteten Händen auf dem Bänkchen. Sie hielt ein frommes Buch mit schönem Silberbeschlag, das sie der Lehrschwester schenken wollte, zwischen den Händen auf ihrem Schoß und staunte in die große Ruhe der Landschaft.

Sie trug schon das dunkle, lange, die Glieder eng umschließende Reisekleid, und unter dem Saum desselben guckten statt der Bauernschuhe die roten ledernen Stiefelchen hervor.

Der Bruder hatte diese vornehmen Dinge gesandt, und merkwürdigerweise wußte Johanna gleich, wie man sie am hübschesten trägt.

Sie war kein Bauernkind mehr, sie war ein zierliches Fräulein.

Und sie ist schön, wie die Fee Taffière sein muß, dachte Heinrich und gab den Rudern einen heftigen Stoß.

Es war stille zwischen ihnen, selbst als sie an der steinernen Mutter Gottes, vor der die Kränze lagen, vorüberfuhren, sagte keines ein Wort.

Dann und wann glitt ein feuchter, dunkler Blick wie aus tiefem Traumsinnen heraus von Johanna zu Heinrich hinüber.

Ihre Augen heischten ein Wort von ihm. Er aber sagte nichts.

„Heinrich," hauchte sie nach einer Weile.

milie.

itz Roeber.

Digitized by Google

Er antwortete nicht, nur die Glut, die über sein braunes Gesicht lief, verriet, daß er sie verstanden habe.

Lautlos durchschnitt das Boot die Flut, und keines wagte mehr das andere anzusprechen.

Schon leuchtete das schmucke Kirchlein von Les Brenets von ferne in den Felsen- und Wasserfrieden.

Johannas hatte sich eine tiefe Unruhe bemächtigt, ihre Wangen braunten.

„Heinrich, halte etwas rechts an die Felsen," flüsterte sie zag.

Er gehorchte.

Da erhob sie sich von ihrem Sitz, eilte geschmeidig in das Hinterteil des schwankenden Bootes, das seinen Kiel hoch aufbäumte.

„Willst du ein Unglück anstellen!" schrie Heinrich erschrocken.

Sie aber drang bis zu ihm vor. — Sie stund vor ihm still und schaute ihn mit ihrem süßesten, innigsten Lächeln an.

Dann senkte sie züchtig das Köpfchen.

„Heinrich," flüsterte sie, „ich habe mich besonnen — ich möchte dir etwas sagen!"

Ihre Stimme zitterte.

„Sag' es!" erwiderte er verwirrt.

„Ich will es dir ins Ohr sagen," hauchte sie. Und sie schlang den Arm um seinen Hals und zog den Burschen zu sich. „Heinrich, höre!"

Einen Herzschlag lang sagte sie nichts, die dunklen fliegenden Seidenhaare berührten die Wangen Heinrichs, plötzlich aber ging rührendes Gebet einer glockenhellen, silbernen Kinderstimme an seinem Ohr vorbei:

„O Tassière, du holdselige Fee,
Trag' auf're Bitte über den See,
Hier steh'n wir, ein junges, liebendes Paar:
Sag', ist die Liebe heilig und wahr?"

Mit wunderbarer Deutlichkeit sprach Johanna jedes Wort, nach jeder Zeile setzte sie eine Weile ab.

Sie hielt Heinrichs Hand.

Der Wiederhall spielte, durch die Felsen klang es, daß ein Echo ins andere rauschte, die Worte sich verwirrten. Es klang, als ob eine Menge Silberstimmen zugleich redete, und erst nach einer Weile beruhigten sich die nahen und fernen Echos in den Kammern des Sees.

Nur der Wiederhall des letzten Wortes bebte nach, sang und klang.

„Wahr!" rief hier eine Stimme, „wahr!" wiederholte dort eine andere, „wahr!" von fernerher eine dritte.

Und Johanna zählte leise:

„Viermal — fünfmal — sechsmal — das siebente entscheidet."

Die Töne sind still geworden. Die zauberhafte Ruhe des Herbsttages schwebt wieder über den Wassern.

Und der bebende Bursche und das zitternde Mädchen horchen.

Da zittert kaum vernehmlich, traumhaft fein wie ein Glockenton aus geheimnisvoller Ferne noch einmal das Wort:

„Wahr!"

Und zwei junge Herzen stehen sprachlos im Banne eines Wunders!

Wenn jetzt die Tassière selbst, umsponnen von geheimnisvollem Glanz, aus ihrer dunklen Höhle träte, sie könnte das Glück nicht vergrößern, das aus zwei Augenpaaren über den See leuchtet.

„Die Mutter Gottes hat geredet!"

Das ist das erste Wort, das Johanna über die Lippen bringt.

„Freust du dich nicht, Heinrich?"

Er seufzt.

„Es ist unmöglich," sagt er dumpf, — „du, das feine Kind, und ich, das arme Knechtlein!"

„Versündige dich nicht an der Güte der Tassière," fleht sie. „Siehst du, jetzt habe ich dich gewonnen, und wenn du schon nicht wolltest, Heinrich, so müßtest du halt doch mein Mann werden. Das Wort der Tassière ist das Geheimnis, das ich dir nie verraten wollte." Und sie legt ihren Arm wieder um seinen Hals. „Jetzt gehe ich ganz ruhig zu meinem Bruder, jetzt kann niemand mehr etwas gegen unsere Liebe thun, denn die Mutter Gottes hat gesprochen. Und wanderte ich nach Engelland im Weltmeer, so gäbe dir die Tassière eines Tages eine Unruhe ins Herz, daß du ein Schifflein nehmen und mich jenseit der Wasser suchen müßtest. Würdest du aber fortgehen ins Morgenland, so müßte ich, wenn die rechte Zeit da ist, auf ein Rößlein steigen, reiten und bei allen Leuten fragen: ‚Wohnt hier Heinrich Bonjour vom See Les Brenets?' bis ich dich fände. So will es die Tassière!"

Heinrich horcht dem süßen Geplauder, und der fromm Glaube strömt aus der Seele des Mädchens in die Brust des Burschen.

Und das Glück macht die beiden stumm. — — —

Hastiger fast als schicklich ist, erledigt Johanna den Abschiedsbesuch bei dem Pfarrer und der Lehrschwester.

Das Boot gleitet schon wieder aus den grünen Steingeländen, die bei Villers den See säumen, gegen die Felsen zurück.

Da meint Johanna gütig: „Heinrich, du hast gewiß Durst, wollen wir in Les Brenets nicht ins Dorfwirtshaus gehen und noch einmal vergnügt sein? — es kennt uns ja niemand in diesem Dorf."

„Ich habe kein Geld," erwidert er kleinlaut.

„Aber ich, Heinrich, ich habe ein wenig Geld und will dir's gern geben, du bist ja jetzt mein Verlobter."

Und vom Fährhaus steigen sie nach Les Brenets empor ins alte schöne Dorfwirtshaus.

Die Gläser klingen zusammen auf ein fröhliches Wiedersehen, und bestrickend tüchelt Johanna mit ihrem zartgeschnittenen Mündchen Heinrich zu.

Bald drängte sie zur Weiterfahrt.

„Wir taufen ja noch für die Tassière und die Mutter Gottes Kränze flechten. — Nein, undankbar wollen wir nicht sein!"

Am Straßenhag gegen die Fähre hinunter brechen sie die noch blühenden Heckenrosen, sie drechen die brandroten Hagebutten und zierlichen Pfaffenkäppchenzweige, sie raufen den Epheu von den alten Weidendämmen, und jubelnd pflückt Johanna die tiefblauen Enziane am grünen Hang.

Sie legen den Kranz an den Höhleneingang, hinter dem die Tassière im unterirdischen Schlosse wohnt.

„Sie wird ihn sehen, wenn sie in der Nacht aus der Grotte tritt."

Gläubig sagt es Johanna.

Wie sie zwischen den Felsen dahinfahren, schaut Heinrich Johanna geheimnisvoll und glücklich an.

„Ich will dir jetzt auch etwas verraten," flüstert er ernst, „was außer mir kein Mensch auf der Welt weiß, und das uns über viel Beschwerde hinweghelfen kann."

„Heinrich!"

„Höre, Johanna! — Als mein Vater sein Leiden schon in der Brust trug, beschäftigte ihn Tag und Nacht eine Erfindung, eine neue Uhr für Schiffe und Sternwarten. Fast alles an dieser Uhr ist neu, die Zusammensetzung des verwendeten Werkmetalls, der Stein für die Zapfen und die Anordnung der Bestandteile auf der innersten Scheibe. Die Uhr lief vier Monate und bestand die Probe. Da spürte mein Vater, daß es mit ihm zu Ende ging. Ich mußte ihm die Uhr auf das Bett legen. Mit den mageren Fingern nahm er sie auseinander. Dann sagte er leise: ‚Setze sie wieder zusammen, Heinrich!' Ich fügte sie aus allen einzelnen Bestandteilen zusammen, daß sie lief wie vorher, denn ich hatte sie von der vielen Mühe meines Vaters her so im Kopf, daß ich selbst im Traum jedes Rädchen sah und wußte, worauf es bei ihm ankam. Mit einem stillen Lächeln sah mir der Vater zu. Dann röchelte er: ‚Das Werk kann, wenn es ganz ist, durch einen Unfall verraten werden, ehe du den Nutzen davon hast. Darum wirf alles, was wie an einer gewöhnlichen Uhr ist, in die Kohlen des Ofens, die Teile von besonderer Legierung und Form aber widle jeden einzeln in feuchte Watte, lege sie in die kleine Blechbüchse und löte diese zu.' — Ich that, wie mich der Vater hieß. Er nahm die Büchse in die Hand und beschaute sie. ‚Das ist dein Vermögen, Heinrich — öffne die Büchse nicht wieder, bis du ein Mann bist. — Dann sei,

wenn du die Erfindung verhandelst, klug — und es wird dir auf der Welt beſſer gehen als deinem armen Vater' — Damit ſtarb er. Ich aber bewahre, bis ich ein Mann bin, ſein Geheimnis."

Heinrich führte die Ruder nicht mehr. Er hatte ſich während der Erzählung zu Johanna auf das Bänkchen des Baates geſetzt und das Boot trieb frei zwiſchen den Felſen.

Sie ſah ihn mit ihren dunklen Augen tiefſinnig an.

„Dann biſt du ja nicht mehr Heinrich, das Knechtlein, dann biſt du ja Heinrich, der Herr!"

So kam es in heißem Mitgefühl von ihren Lippen.

Mit einer feinen Liebkoſung legte ſie ihren Arm in den ſeinen und der Sammet ihrer Wangen berührte ihn.

Auch Heinrich glühte vor Glück.

Die beiden, die vor wenigen Wochen noch Kinder waren, ſind heute Liebesleute geworden und ſchmieden über ſtillen Waſſern Pläne der Zukunft.

„Johanna, jetzt weißt du, warum ich wieder Uhrenmacher werden will, warum ich vom Hofe fortgehe, wenn du fortgereiſt ſein wirſt. Ich bin nur deinetwegen Bauernknecht geworden und habe keine rechten Anlagen dazu."

Sie ſchlug die Augen nieder und war nachdenklich.

„Aber mein armer Vater — — Heinrich, — iſt ſo hilflos — verlaſſe ihn nicht — bleibe nur bis ich wiederkomme, dann iſt es mir ganz recht, wenn du unter die Uhrenmacher gehſt."

Sie legte liebkoſend ihre kleine Hand auf ſeine arbeitsſtarke.

„Ich komme ja gewiß bald wieder aus der Stadt," ſagte ſie kleinlaut, „man kann mich dort nicht brauchen."

Da lächelte Heinrich das ſchöne Kind faſt ſchwermütig an.

„O Johanna," ſprach er mit verhaltenem Feuer, „ich möchte nach dieſem Tage nur, daß unſerer Liebe durch die Stadt kein Leid geſchehe. — Du biſt noch ſo jung und kommſt jetzt in eine ſchöne glanzende Welt — und ich habe ſchon geſehen, du neigſt zu vornehmem Weſen."

Sie errötete betroffen.

„Sei lieb, Heinrich," lachte ſie begütigend, „ich habe nur Freude an den Handſchuhen und vornehmen Kleidern, weil ich einmal eine ſehr ſchöne Braut für Herrn Heinrich Bonjour, den geſchickten Uhrenmacher zu Chaurdefonds, werden möchte, ich will nur, daß er ſtolz ſein kann, wenn er mit mir ſpazieren geht. Heinrich," fing ſie nach einer Pauſe wieder an — „ich gebe dir etwas, wenn du bei meinem Vater bleibſt — ich gebe es dir gleich jetzt."

„Dir zu lieb, Johanna, will ich bleiben," ſagte Heinrich nach kurzem Kampf.

Da ſprang ſie auf und gab ihm, ehe er ſich's verſah, einen Kuß.

Als hätte es Feuer auf ſein Haupt geregnet, ſprang auch Heinrich auf. Er griff zu den Rudern und trieb das Boot raſch vorwärts.

Sie hielt vor Scham das Geſicht mit beiden Händen bedeckt, nach einer Weile aber ſpreizte ſie die roſigen Finger etwas auseinander und blinzelte durch die Spalte nach dem ſchlanken Burſchen.

„Heinrich," flüſterte ſie, „wir ſollten noch einen Kranz für die Mutter Gottes haben."

Da drängte er das Boot bald da, bald dort ans Ufer, wie ſie es wünſchte, und ſie brach die Zweige der dunkelglänzenden Stechpalme, die Eibenzweige mit den hellroten Kelchbeeren, die hin und wieder im jähen Ufergeſelle ſtanden, ſie ſtellte ſich auf die Zehenſpitzen und pflückte mit hochgeſtrecktem Arm die letzten Hagroſen, auch die Strahlenſterne der Bergaſter und die ſtahlblauen Kelche des Enzians.

Heinrichs Augen verſchlangen die anmutsvollen Bewegungen der feinen Geſtalt.

Als ſie den Kranz vor das Steinbild der Mutter Gottes hinlegten, ging ſchon das Strahlenſpiel des ſinkenden Sonnenballs über den See. Die Felſen ſtanden hier dunkelblau, dort leuchteten ſie hellrot und teilten ihre Glut den ſtillen Waſſern mit.

In ſchweigendem Glück trieben die zwei Menſchenkinder im Boot durch das Abendglühen.

Als ſie aber im Flimmern des erſten Sterns, der in unergründlicher Bläue einſam funkelte, auf den Hof kamen, da wetterte der Vater Johannas wie nie zuvor:

„Ich meine, ich taolle euch beide fortjagen, ihr Nichtsnutze, ihr Vergehensſeiſer — ihr — — —!"

Er hatte eine ſchöne Reihe immer gröberer Schimpfwörter.

Und am andern Tage fuhr er Heinrich barſch an: „Was, Lohn hätteſt du gern — du überzähliger Erdkrebs? Wenn das ja iſt, gehe um ein Haus weiter! Wie lang' haſt du dich umſonſt an den Tiſch ſetzen dürfen! Iſt das nichts, du Unverſchämter?"

Heinrich traten die Thränen der Kränkung in die Augen. Hatte er mit ſeiner jungen Kraft nicht mehr für den Hof gethan als der Bauer und Kaſpar zuſammen?

Da flehen ihn die Augen Johannas an — er ſchweigt — er bleibt als Knechtlein ohne Lohn auf dem Hof.

Und die wenigen Tage, die Johanna noch in der Heimat bleibt, ſteht ſie überall bei ihm, wo er bei der Arbeit iſt.

„Nicht wahr, Heinrich, du pflegſt, wenn ich fort bin, die Eichhörnchen gut? Sie ſind mir ja lieb — ſie kannten ja von dir!"

Sie lächelt ihn beſtrickend an und giebt ihm in herzlicher Neigung dutzenderlei Ermahnungen.

„Alſo du laſſeſt dich nicht mit den Schmugglern ein — es würde mir das Herz brechen, wenn dich die Grenzer eines Tages auffingen, und es wäre, wenn ich heimkomme, kein Heinrich mehr da! — Und daß du Luiſe nicht zu tief in die Augen ſchauſt!"

Wie in ernſter Sorge hob ſie mit vertrauensvollen und doch prüfenden Augen den Trahfinger empor.

Er lachte glücklich — es war ja alles ſo überflüſſig, was ſie ſagte, und doch war es ſo lieb, ſo lieb!

„Wenn nur du deinen Sinn nicht änderſt, Johanna," ſagte er in ſtillem Glück —

Am Morgen des Reiſetages, als die Sonne mit den Nebeln kämpfte, Johanna ſchon reiſefertig ſtand, reichte ſie ihm die Kinderhand, die in feinen Handſchuhen ſteckte, und ſah ihn mit Blicken überquellender Güte an.

„Wenn du bei der Mutter Gottes und der Taffière vorüberkommſt, lege in meinem und deinem Namen einen friſchen Kranz hin — und wenn ich wiederkomme, fahren wir im Boot bei ihnen vorbei. — Herr Heinrich Bonjour und ſeine Braut. — Harre nur aus, Heinrich!"

Es ſchwebte noch viel Liebes auf ihren Lippen. — Dann zerdrückte ſie einen aufſteigenden Schluchzer und wiſchte ſich einen Flor von den Augen.

Da trat ſonntäglich gekleidet Mechaud in die Stube.

„Geh' in den Stall, Heinrich!" befahl er barſch und feindlich.

Als Heinrich einige Augenblicke ſpäter unter die Thüre des Stalles trat, rollte das Reiſewägelchen, das Kaſpar gerüſtet hatte, mit Johanna ſchon in die rotatmenden Morgennebel.

6.

Iſt ein Jahr lang?

Die alten Leute ſagen „Nein", der Jugend aber ſcheint es eine halbe Ewigkeit.

Ein Jahr ſchon war Johanna bei Bruder und Schwägerin zu Beſançon. Sie ſchrieb von Zeit zu Zeit einen Brief in die Heimat, aber Mechaud richtete ihren Gruß nur Kaſpar aus, Heinrich nie. Doch ſchien das Heinrich ſelbſtverſtändlich. Er that, was das Leben des Hofes forderte; in den freien Viertelſtunden pflegte er die Eichhörnchen Johannas, die in einem Käfig vor den Stubenfenſtern auf und nieder hüpften, ergötzte ſich an ihrem poſſierlichen Spiel, und gab es Gelegenheit zu einer Fahrt nach Les Brenets oder Villers, ſo legte er einen friſchen Kranz vor das ſteinerne Muttergottesbild und die Höhle der Taffière.

Eines Nachts aber verendete eins der Eichhörnchen, dann ließ Mechaud, der den Tierchen zuweilen einen Nußkern reichte, einmal entweder aus Ungeſchick oder aus Böswilligkeit gegen das Knechtlein die Thüre des Käfigs offen ſtehen und die zwei andern entwichten in den Wald. Auch ſchwellte ein Gewitter den See und die Fluten trugen die Kränze der Taffière und der Mutter Gottes mit ſich fort.

Das schien Heinrich von schlimmer Vordebeutung zu sein.

Johanna besuchte zu Besançon die Klosterschule. Das wußte er aus einem Wort, das Mechaud an Kaspar gerichtet hatte.

Im Winter begann Kaspar zu kränkeln und litt an geschwollenen Füßen; im Frühling ging Mechaud einmal nach der Stadt. Als er zurückkehrte, verlor er aber kein Wort über den Besuch bei seinen Kindern. Er war nur noch mürrischer und unverträglicher.

Selbst Kaspar, der nun an die dreißig Jahre auf dem Hofe lebte, beklagte sich über seine Hartte. „Wenn nur das Kind, die Johanna, da wäre," brummte und seufzte der Alte. „Wenn ich so jung wäre wie du, Heinrich, so bliebe ich nicht in dem öden Haus — aber meine Beine — meine Beine!"

„Wenn nur Johanna da wäre," wiederholte Heinrich für sich.

Luise, das hübsche Mädchen mit dem leichtsinnigen Näschen im sommersprossigen Gesicht, hatte allen Ernstes ein Auge auf den Burschen geworfen, dem ein dunkles Schnurrbärtchen zu keimen begann.

Manchmal in der Morgenfrühe, manchmal im sinkenden Abend hatte sie just am Weg zu thun, wo er vorüberging, und jetzt auf seinen einsamen Streifereien an Sonntagnachmittagen im Wald leuchtete ihm plötzlich ihr rotgoldenes Haar aus dem Grün entgegen.

Aus dem Gruß wurde dann gewöhnlich ein Geplauder.

„Heinrich," schmeichelte sie, „sei kein Thor! Tritt bei meinem Vater in Dienst, er bezahlt dich gut; was willst du bei den zwei alten Krachern bleiben, bei denen du keinen Lohn hast?"

„Es ist mir nicht um Lohn zu thun. Ich will überhaupt nicht Bauer werden, sondern Uhrenmacher," entgegnete er kühl.

„Das wäre schade," versetzte sie mit zuckersüßer Stimme, die Augen zu Boden geheftet. „Du bist als Bauer so geschickt! — Unser Hof ist wohl nicht so groß wie der Mechauds, aber der Bursche, den ich heirate, muß die Ansprüche keines Bruders mit Geld begleichen."

Sie hob die Augen und die sagten: „Am liebsten heiratete ich dich."

Eines Abends aber schlug sie einen andern Ton an.

„Du zögerst nur, zu uns überzutreten, weil du meinst, du bekommst, wenn du bei Mechaud bliebest, eines Tages die Hand Johannas. Doch frage meinen Onkel, den Händler, der so häufig nach Beinçon geht. Johanna ist in der Stadt vornehm wie eine Prinzessin geworden. Jeden Nachmittag fährt sie mit der Frau ihres Bruders durch die Straßen der Stadt oder sie spazieren von Laden zu Laden und lassen sich von den Offizieren und Studenten bewundern. — Was meinst du, Heinrich? Glaubst du, sie werde einen Bauernknecht heiraten?"

Die brannen Wangen des Burschen entfärbten sich, die Hand an der Hacke zitterte.

„Guten Abend, Luise!" sagte er mit klangloser Stimme. Ein Tropfen Gift rieselte in seinen Adern. Ihre Erzählung hatte gewirkt.

Einsam trieb er sich von da ab durch den Wald. Neben den trüben Gedanken an das, was ihm Luise erzählt hatte, begann das Heimweh nach dem kunstreichen sauberen Handwerke seiner Heimat ihn zu quälen.

Oft traf er auf den Pfaden im Forst Bekannte aus Chaux-de-fonds und Locle an, fröhliche Burschen in blauen Blusen und seidenen Schirmmützen, die mit ihren Mädchen einen Ausflug in den Wald veranstalteten und dort einen Imbiß nahmen.

„Sapristi, Heinrich, du hast so eine geschickte Hand, warum bleibst du denn Bauernknecht? — Komm', thu' Bescheid — es kommt uns auf einen Trunk nicht an — wer jetzt zur Arbeit schaut, der verdient im Atelier zwölf bis fünfzehn Franken im Tag."

Zwölf Franken im Tag! Und er verdiente im Jahr keinen Sou — und könnte für so leicht auch verdienen! — Das drückte und wühlte in ihm.

Eines Sonntags aber sagte ihm ein ehemaliger Freund seiner Eltern mit bitterm Vorwurf:

„An dir hätte dein Vater auch keine Freude. — Wie hat er doch immer gesagt? ‚Bonjourblut bleibt, so lange die Welt steht, Uhrenmacherblut'. — Du aber verleugnest es und bist Bauer geworden."

Heinrich begann dir alten Bekannten aus dem Neuenburgischen zu fürchten.

Er fing an zu zweifeln, ob er die Erfindung seines Vaters, dieses köstliche Erbteil, je zu Ehren bringen könne. Grübeln doch stets hundert kluge Köpfe im Tannenland bei Tag und bei Nacht über neuen Erfindungen, welche die scheinbar unübertrefflichen Uhren noch vervollkommnen oder neue nützliche Spielarten für den Handel schaffen sollen. Heinrich weiß es: die Erfindung seines Vaters ist in Gefahr, ehe sie genützt worden ist, überholt zu werden.

Im Traum erscheint ihm der Vater.

Er sieht den blassen, ausgemergelten Kopf des Mannes, der, den grünen Lichtschirm über den Augen, die Pincette in den langen, schmalen Fingern, die Nacht durchwacht.

Und mit der klanglosen Stimme des Brustkranken spricht der Vater: „Heiarich, es ist Zeit, und du bist alt genug zum Handeln."

Mit Gewissensbissen bleibt Heinrich auf dem fremdesten Hof, er bleibt Johannas wegen der arme Knecht seines undankbaren Meisters.

Geld zwar könnte er sich leicht verschaffen, o, einen sehr ansehnlichen Betrag, er brauchte nur „Ja" zu sagen.

Leon Porton, der Uhrmacher und Schmuggler von Locle, der schlaue Schwarzkopf, ist wie die böse Seele immer um ihn.

„Du brauchst nur hie und da, unverdächtig wie es ein Knecht Mechauds thun kann, an den Ufergehängen des Doubs Gras zu mähen. Dann erscheint ein Uhrenmacher, der im Flusse angelt. Ist die Gegend grenzerrein, so schwingt der Angler an seiner Schnur ein paar Pakete über den Fluß, du hast sie aufzufangen, zwischen das Gras in deinen Traglorb zu legen und damit ruhig nach dem Gehöfte hinaufzusteigen. Dort werden die Pakete in der Nacht von Leuten, die tiefer im Lande wohnen, abgeholt, und da hast dich nicht weiter darum zu bekümmern. Für jedes Paket, das du so befördern hilfst, erhältst du zwei Franken. Das ist ein schönes Geld, wenn man sonst keines hat."

„Es gelüstet mich nicht auch der Pfefferküste!" erwidert Heinrich trocken.

„Du bist ein Narr — wer denkt an die Pfefferküste? Wenn du es vorziehst, so verständigen wir uns mit den Gendarmen, daß du einer der unsern bist."

Heinrich macht ein verwundertes Gesicht.

Da lacht der andere: „Unter alten Schulfreunden darf man es ja schon sagen. Bist du wirklich noch so einfältig, Heinrich, daß du glaubst, es ließe sich auch nur für zehn Franken im Tag schwärzen, wenn die Zollcompagnie nicht um Geld und gute Worte ein Auge oder beide zudrucken würde? Die ganze Grenzwache ist doch Schein, die Zöllner sind kein bißchen dümmer als wir, und der Doubs mit seinen Felswänden ist so leicht abzusperren, daß keine Maus ununtersucht darüberschwimmt. Was fangen aber die Zöllner? — Dann und wann ein armes Weibchen, das ein halbes Pfund Salz in den ausgehöhlten Sohlen trägt, einen Schlauling von Holzbacker, der seinen Arbeitern zur Aufbesserung von Kaffeebohnen gehöhlt hat. Uns, die Bijouteriern und Uhren im Wert von Tausenden tragen, nicht. Sie haben ein überraschendes Pech, immer an der falschen Stelle auf der Lauer zu liegen! — Was meinst, Heinrich?"

Es ist ihm jetzt vieles klar, was er vorher nicht verstund, doch schüttelt er den Kopf, geht und wird doch nicht Schmuggler.

Eines Tages befreite ihn ein Grenzer von den Liebeswerbungen Luisens, die ihm lästig zu werden begannen.

Unter den Zollsoldaten, die hie und da, im Sommer, um Schutz vor den Gewittern zu finden, im Winter, um sich am Ofen zu wärmen, auf dem väterlichen Hof Luisens vorsprachen, war seit kurzer Zeit ein junger Wachtmeister, ein Korse. Der eroberte die Liebe des flatterhaften Mädchens.

Der Bursche war Heinrich im Innersten zuwider, er hatte ein gelbes blatternarbiges Gesicht, einen funkelnden Blick und eine lauernde Art, als wäre er immer auf einen verderblichen Plan aus.

Eines Tages kam Luise mit rotem Kopf zu ihm gelaufen.

„Heinrich, denke dir, mein Wachtmeister kennt Johanna. Er

Siegfrieds Rheinfahrt.
Nach einer Originalzeichnung von Ferd. Leeke.

war zuerst an der italienisch-französischen Grenze, erhielt dort die Schaüre, kam nach Paris und Besançon auf die Hauptzollschreibstuben, und sein Vorgesetzter in dieser Stadt war ein Offizier — Alfred von Latour — der mit dem Bruder Johannas befreundet ist."

„Was soll mir das?" fragt Heinrich kühl.

„Nun, verstelle dich vor nicht, Heinrich," sagt Luise geschäftig, „höre, Latour wirbt um Johanna."

Da ging allerdings eine flammende Röte über das Gesicht des Knechtes.

„Mein Wachtmeister hat alle Tage Briefchen und Blumen in das Haus tragen müssen."

Heinrich stand wie auf glühenden Kohlen.

„Ich weiß noch mehr, Heinrich," schwatzte Luise leichtsinnig. „Johanna hat noch nicht ‚Ja' gesagt. Sie behauptet immer, sie sei noch zu jung, um sich zu verloben."

Da leuchtete ein Hoffnungsstrahl aus Heinrichs gespanntem Blick.

„Mein Wachtmeister erzählt aber, es sei nur, weil sie einen andern Offizier lieber sehe als Alfred von Latour oder weil sie nicht wisse, was sie wolle, denn kein Fräulein in Besançon sei umschwärmt wie sie — sie brauche nur die Hände auszustrecken, und an jeder Fingerspitze hange ein adeliger Offizier."

Luise achtete nicht auf das blasse Gesicht Heinrichs und sprudelte weiter: „Latour sollte bereits das Grenzkommando in unserm Bezirk übernehmen. Er bleibt aber mit allerlei Listen und Ränken in Besançon, bis er das Jawort Johannas hat, und das läßt wohl, meint mein Wachtmeister, nicht mehr lang' auf sich warten, denn der Bruder und die Schwägerin stehen ihm bei, um den Eigensinn und Hochmut des überspannten Mädchens zu brechen. Um die Zollherren in Besançon milder zu stimmen und bleiben zu können, hat Latour meinen Wachtmeister, der sein Vertrauen genießt, vorausgeschickt. O, der macht schon Ordnung, er ist ein scharfer!"

Luise schwatzte noch viel, Heinrich aber war, als habe man ihm an diesem Abend mit einem Stein vor den Kopf geschlagen — und doch glühte noch ein Funke Hoffnung unter seiner Stirne. Wenn sie sich seinetwegen weigerte! —

Ein halbes Jahr verging, Kaspar wurde bettlägerig, irgend eine arme geistliche Schwester kam und pflegte ihn zu Ende, Mechaud fuhr einmal in die Stadt und Heinrich hörte, wie Kaspar den zurückkehrenden Bauer fragte:

„Kommt sie wirklich noch nicht, hat sie mich nicht noch einmal sehen wollen?"

„Sie kommt bald," versetzte Mechaud finster, „aber weder deinet-, noch meinetwegen — dafür ist ihr Hochmut viel zu stark ins Kraut geschossen."

„So, so, haben sie ihr den Kopf ganz verdreht?" grunzte Kaspar.

Einige Tage darauf starb er.

Als Heinrich zum erstenmal mit Mechaud allein bei Tische saß und der Alte nicht essen mochte, fiel ihm erst auf, wie elend auch der Meister aussah.

Als aber Mechaud den sinnenden Ausdruck im Gesicht seines jungen Knechtes sah, schnitt er eine höhnische Grimasse.

„Du bist ein Kalb," sagte er mit grimmigem Spott, „merkst du, ich habe damals — zuletzt, meine ich — von euern Liebeleien nichts gemerkt? — Aber ich habe gedacht, wenn der Narr nicht vom Hof geht, so mag er bleiben."

Als Heinrich in seine Kammer trat, liefen ihm die Thränen der Wut über die braunen Wangen.

„Verkauft und verraten — und sie hat mitgeholfen," stöhnte er. — Er kam sich vor wie ein Uebertölpelter.

Das schöne reine Bild Johannas verschleierte sich ihm, und auf Mechaud hatte er einen solchen Zorn, daß er ihm hätte ein Leid zufügen können.

Doch fiel nun die Entscheidung rasch.

Zwei gemietete Weiber kamen und reinigten das Haus von unten bis oben. Das kündete die Ankunft Johannas an.

Und ehe er es sich dachte, war Johanna da.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste deutsche Frauenverein.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Ludovica von Bodenhausen.**

In den Vorbergen des Riesengebirges liegt an der alten, waldumrauschten schlesischen Königsstraße, zu Füßen der Falkenberge, inmitten lachender Fluren und saftiger Wiesen das Dorf Fischbach mit dem Schlosse gleichen Namens, das einstmals von den Tempelherren erbaut wurde und heute noch wohlerhalten dasteht. Umspült von den an Forellen reichen Wassern des Fischbaches, eingerahmt von uralten prächtigen Wäldern, ist dieses idyllische Fleckchen so recht geschaffen zu einer Stätte der Ruhe und des Friedens.

Fernab vom Weltgetriebe, entfaltete hier eine edle Frau ihr segensreiches Wirken zum Heile des Vaterlandes, als sich Deutschlands Stämme im Jahre 1813 gegen den gemeinsamen Feind, den französischen Usurpator Napoleon, erhoben.

Schloß Fischbach war der Lieblingssitz der Prinzessin Marianne, Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preußen, des tapferen Bruders Friedrich Wilhelms III. Oldwig von Natzmer, der Jugendfreund Kaiser Wilhelms I, nennt die Prinzessin Marianne mit der Königin Luise und der Prinzessin Luise Radziwill „jenes Dreigestirn weiblicher Tugenden und edler Gesinnung, welches den Geist der Erhebung nährte und die dunkle Nacht der Prüfungen erhellte." Auch in den Zeiten des tiefsten Unglücks verloren diese durch Bildung, Geist und wahre Herzensgüte ausgezeichneten deutschen Fürstinnen nicht den Glauben an die Zukunft des Vaterlandes. Nach dem frühzeitigen Tode der unvergeßlichen Königin Luise nahm die Prinzeß Marianne, eine Tochter des Landgrafen Friedrich Ludwig von Hessen-Homburg, den ersten Rang am preußischen Hofe ein und wurde der Mittelpunkt einer neuen vaterländischen Liebesthätigkeit, wie sie in solcher Art und Organisation noch nirgends vorher bestanden hatte. Zum erstenmal traten unter ihrer Führung die Frauen als geschlossene Hilfstruppe in den Dienst der öffentlichen Wohlfahrt mit folgendem „Aufruf an die Frauen im Preußischen Staate":

„‚Das Vaterland ist in Gefahr!'" so sprach der König zu seinen getreuen, ihn liebenden Unterthanen und alles eilt herbei, um es dieser Gefahr zu entreißen. Männer ergreifen das Schwert und reißen sich los aus dem Kreis ihrer Familien, Jünglinge entwinden sich der zärtlichen Umarmung liebender Mütter, und diese voll edlen Gefühls unterdrücken die heilige Mutterthräne. Alles strömt zu den Fahnen, rüstet sich zum blutigen Kampf für Freiheit und Selbständigkeit. Die Flamme, die in dem Busen eines jeden lodert, sichert den glücklichen Ausgang. Aber auch wir Frauen müssen mithelfen, die Siege befördern helfen, auch wir müssen uns mit den Männern und Jünglingen vereinen zur Rettung des Vaterlandes! Gern stellen wir uns, die wir dem Vaterlande angehören, an die Spitze dieses Vereins. Wir hegen das feste Vertrauen, es wollen die edelmüthigen Frauen und Töchter jeden Standes dazu beitragen, daß Hülfe geleistet werde den Männern und Jünglingen, die für das Vaterland kämpfen, damit es wieder in der Reihe der geachteten Staaten stehe, in welchen der Friede seine Segnungen ausströmen könne. Zu diesem Zweck wird, gegen eine mit einem Siegel versehene und von einer Kommission, die wir ernennen werden, unterzeichnete Quittung, in einem Lokale, welches auch näher angezeigt werden wird, jede Gabe, jedes Geschenk nicht nur dankbar angenommen, sondern auch gesammelt, verzeichnet und durch öffentliche Blätter bekannt gemacht werden. Diese Gaben und Geschenke geben fortan das Recht, sich ‚Theilgenossin des Frauenvereins zum Wohle des Vaterlandes' zu nennen und vorzugsweise das zur Ausrüstung vorzustellende Individuum der Kommission zu empfehlen. — Nicht bloß baares Geld wird unser Verein, als Opfer dargebracht, annehmen, sondern jede entbehrliche, wertvolle Kleinigkeit, das Symbol der Treue, den Trauring, die glänzende Verzierung des Ohres, den kostbaren Schmuck des Halses. Gern werden monatliche Beiträge, Materialien, Leinwand, Wolle und Garn

angenommen und selbst unentgeltliche Verarbeitung dieser rohen Stoffe als Opfer angesehen werden. — Alles, was auf diese Weise gesammelt wird, gehört dem Vaterlande. Diese Opfer dienen dazu, die Vertheidiger, die es bedürfen, zu bewaffnen, zu bekleiden, auszurüsten, und wenn die reiche Wohlthätigkeit der Frauen uns in den Stand setzt, noch mehr zu thun, dann sollen die Verwundeten gepflegt, geheilt und dem dankbaren Vaterlande wiedergegeben werden, damit auch von unserer Seite erfüllt werde das Große, das Schöne, damit das Vaterland, das in Gefahr ist, auch durch unsere Hülfe gerettet werde, sich neugestalte und durch Gottes Kraft neu aufblühe."

Dieser Aufruf war vom 6. März 1813 datiert und unterzeichnet von sämtlichen Prinzessinnen des Hohenzollernhauses. An der Spitze derselben stand die Prinzessin Marianne, es folgten Charlotte, die spätere Kaiserin von Rußland, und Alexandrine, nachmals Großherzogin von Mecklenburg, die einzige von den dreien, welche die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches durch das Geschlecht der Hohenzollern erleben sollte.

Prinzessin Marianne von Preussen.

Nach einem Gemälde von Mach gezeichnet von H. Adel.

Und der Ruf an alle deutschen Frauen ohne Unterschied von Rang und Stand fand überall einen lauten Wiederhall. Zu den Fürstinnen gesellten sich die Damen des Adels, es folgten die Beamtenfrauen, aber auch das Weib des Volkes, die Handwerkersfrau, ja selbst das arme Dienstmädchen fehlte nicht unter den Teilgenossinnen des ersten deutschen Frauenvereins. Es bildeten sich vierzehn Zweigvereine in den verschiedenen Provinzen, und allenthalben entstand ein edler Wetteifer in den Werken der Barmherzigkeit.

Gar wunderbare Dinge fallen uns in die Augen beim Durchblättern der Verzeichnisse jener mannigfachen Liebesgaben, die da von allen Seiten zusammenströmten.

Da stiftete eine Emma Pfeifer 9 Enden diverses Band und eine brodierte Schreibtafel Sophie von Schleinitz war die Geberin von 2 Paar Tragbändern, 2 Paar Strumpfbändern, 1 brodierten Weste und 4 Kindermützen; Frau Eckert sandte ein weiß ausgenähtes Camb. Tuch und Henriette Weber gar eine gestickte Landschaft, während Emilie von Fiebig 18 diverse Geldbörsen, 1 gehäkelten Leibgürtel mit Silber, 1 gestickte Haube, 1 Halskrause und 1 gepolsterte Fußbank beisteuerte. Reiche Flachsvorräte, viele Strähne Garn, Wolle und Baumwolle und massenhafte Pakete von Charpie und alter Leinwand wurden den Vereinen zur Verarbeitung überwiesen. Charlotte von Klitzing ist als Spenderin eines Schafpelzes und einer ledernen Decke verzeichnet, die Gräfin Blankensee mit 2 Metzen Backobst und 2 Metzen Grütze, eine Mademoiselle Josephine Lehfeldt mit einem alten Kalmuckrock und Frau v. Bonin mit 100 Stück Ringen von Pferdehaaren mit Namen und Devisen. Auch Schmucksachen liefen reichlich ein. Die Prinzessin Caroline v. Hohenzollern-Hechingen, sowie Prinzessin Marie und Caroline von Hessen sandten Ketten und Ohrringe, Gräfin Lehndorff kostbare Brillanten, Gräfin Moltke silberne Schuhschnallen. Frau Gerichtsdiener Riegel stiftete 5 silberne Hemdenknöpfe, die Invalidenfrau Wollschläger 1 Trauring und 1 Paar Ohrringe. Caroline de la Motte-Fouqué, die Gemahlin des berühmten Dichters, der in den Reihen der Freiwilligen Jäger an den Befreiungskriegen teilnahm, finden wir mit 1 Trauring, 1 Halskette und 1 Medaillon unter den Spenderinnen verzeichnet.

Schloss Fischbach im Riesengebirge.

Nach einer Skizze von E. v. Bodenhausen gezeichnet von H. Adel.

Verhältnismäßig gering im Vergleich mit den Erträgen heutiger Sammellisten waren die Beiträge an barem Gelde, denn Geld war knapp in jenen bösen Zeiten. Staat, Städte und Volk waren ausgesogen durch langjährige Kriegslasten, die Kassen geleert, weder Schuldverschreibungen noch Zinskoupons konnten eingelöst werden. So schenkt eine Witwe Arndt einen Schuldschein der Stadt Elbing für geliefertes Leder über 490 Reichsthaler, „in der Hoffnung, daß die ehrbaren Stadtväter den Betrag auszahlen können". Die Prinzessin Wilhelmine von Oranien sendet 100 Rthlr., und der höchste Einzelbetrag ist der des Staatsministers Grafen Hardenberg mit 300 Rthlr. Interessant ist auch der Beitrag des Herrn von Bismarck, des Vaters unseres großen Kanzlers, welcher 87 Rthlr. für die Zwecke des Frauenvereins schickt „als Erlös für verkaufte Pallisaden von einer feindlichen Befestigung bei Schönhausen a. d. Elbe". Daß der Humor trotz aller Not nicht ausging, davon giebt der Spruch Zeugnis, den ein Marienburger Volksdichter seiner Gabe beifügte:

„Fünfzehn Thaler in Courant,
Schicke ich für Leinewand
Gern für theure, brave Preußen,
Die jetzt Frankreich niederreißen,
Stürzen den Napolion,
Den Tyrannen, den Kujon."

Vaterländische Begeisterung und Barmherzigkeit knüpften ein Band um die deutsche Frauenwelt jeden Standes, und von rührender Opferfreudigkeit sprechen die vielen Briefe, welche an die Prinzessin Marianne aus allen Schichten der Bevölkerung gelangten. Da bietet eines Landpfarrers Tochter den durch Erteilen von Privatunterricht gewonnenen Verdienst an; eine Beamtenfrau erübrigt 15 Thaler „durch Entbehrung des Kaffeetrinkens". Aus allen Winkeln werden die Sparbüchsen hervorgesucht, durch Generationen heilig gehaltene Erinnerungsmedaillen und Schaumünzen werden geopfert. Unter den verschiedenen Geldsorten, die in den Listen der Beiträge angeführt sind, finden wir Dukaten, Sovereigns, Goldrubel, Guineen, Goldgulden, Frankenstücke, Kronen und Piaster. Aber es fehlen auch nicht die „Düttchens" (Silbergroschen) und „Böhmen" (etwa 10 Pfennig nach heutigem Geld), die Spargroschen des armen Mannes.

Manch fröhliches Mädchen mag sich schweren Herzens vom blitzenden Tand, manch liebende Braut mit thränendem Auge vom teuren Andenken getrennt haben, und auch den Frauen wird es gewiß nicht leicht geworden sein, den Schmuck und Stolz des Hauses, das Tafelsilber, hinzugeben. Dennoch trugen sie es tapfer nach der Annahmestelle, wo man übrigens ein Verfahren erdacht hatte, das Opfer zu einer Ehrenauszeichnung zu machen. Man brachte ein Dutzend Löffel oder Gabeln hin und erhielt die Hälfte zurück mit dem Stempel des preußischen Adlers neben dem Silberzeichen. Solche gestempelte Löffel und Gabeln werden

heute noch da und dort als teure Familienreliquien bewahrt. — Die Gaben flossen auch hier reichlich, der Frauenverein erhielt eine Menge von Bestecken, Punschlöffeln, Tischglocken, Kinderklappern, Stockgriffen, Tabaksdosen ꝛc.

Und die Prinzessin Marianne unterzog sich gern der Mühe, über alle diese Gaben, die kleinste wie die größte, zu quittieren, sie zu sichten, zu ordnen und bestens zu verwerten, welch letzteres nicht die leichteste Aufgabe war. Auf den Gedanken unserer Wohlthätigkeitsbazare kam damals niemand, so wurden denn die Sachen, die nicht in natürlichem Zustande zu Ausrüstungs- oder Verpflegungszwecken dienen konnten, einfach verauktioniert, während man Gold, Silber und sonstiges Edelmetall einschmolz. Es wanderten allein 1100 Trauringe in den Schmelztiegel. Ein glücklicher Gedanke war es, diese gegen eiserne umzutauschen mit der Inschrift: „Gold gab ich für Eisen 1813", und auch diese werden, wo sie sich erhalten haben, als ein Zeichen opferfreudiger Vaterlandsliebe heilig gehalten.

Der Gesamterlös aus den eingeschmolzenen Effekten betrug 8125 Rthlr. und die Gesamteinnahme des ersten Frauenvereins im Jahre 1813 war 622,37 Rthlr., während eine Ausgabe von 490,69 Rthlr. zu verzeichnen war. Wie niedrig sind diese Ziffern nicht im Vergleich mit dem Rechnungsabschluß des Vaterländischen Frauenvereins, der am 31. Dezember 1898 über ein Barvermögen von 468 479,99 Mark verfügte! So war das Wirken der Prinzessin Marianne von Preußen das Vorbild für das moderne Samaritertum, das sich am 22. August 1864 in Genf zusammenschloß unter dem Schutze des „Roten Kreuzes", demselben Zeichen, das als Wappenschild der Tempelritter im Schloßhof von Fischbach prangt! Aus jenen Anfängen ging dann im Jahre 1866 der Vaterländische Frauenverein hervor, der seitdem in allen Kriegen, wo immer sie auch geführt wurden, seine segensreiche Thätigkeit entfaltete.

Als nach Verjagung der Franzosen wieder geordnete Zustände im Vaterlande eintraten, nahm die Prinzessin Marianne mit folgenden Worten Abschied vom Frauenverein:

„Jetzt, wo ein schöner Friede dem Kriege und allen seinen Wirkungen ein Ende gemacht hat, finde ich mich veranlaßt, bei dem nun auch aufhörenden Geschäfte des Frauenvereins, öffentlich allen edlen Geberinnen und Mitwirkerinnen nochmals meinen herzlichsten Dank abzustatten für ihr mir bewiesenes Vertrauen, durch welches ich mich so geehrt als tiefgerührt gefunden habe. — Die dargebrachten Opfer waren groß und heilig und werden ihren Lohn finden in dem eigenen Bewußtsein und den Segnungen, welche ihnen Gott verleihen wird für die Wohlthaten, die so mancher teilhaftig geworden ist für dies reichliche Geben.

Nach völligem Abschluß dieses für mich in steter angenehmer Erinnerung bleibenden Geschäfts, werde ich das mir von so vielen Seiten hergegebene Zutrauen zu rechtfertigen Gelegenheit nehmen, durch öffentliche Bekanntmachung der Verwendung jener patriotischen Beiträge. Indem ich nun Abschied nehmen muß von Ihnen, bleibt mir nur die tröstende Hoffnung, daß dieses Band, was uns alle gleich umschlossen hat in dieser Zeit, unauflösbar fortdauern möge in unseren Herzen."

Aber erst im Jahre 1819 stellte der Verein seine Thätigkeit gänzlich ein, und die Mitglieder stifteten der Prinzessin als Vorsitzender zum Andenken an die gemeinsame Thätigkeit ein kostbares Ehrengeschenk, einen mit vergoldeten Bronzebändern geschlossenen Schrein aus Ebenholz. Er ist reich mit Emaillemalereien und Edelsteinen geschmückt und birgt in seinem Innern einen Foliobund von grünem Sammet, welcher die Urkunde obigen Aufrufs an die Frauen im preußischen Staate enthält. Die Vorderseite des kunstvollen Werkes, das im Schlosse zu Fischbach eine ehrende Stätte gefunden hat, zeigt das bronzene Reliefbildnis der Prinzessin Marianne mit der Widmung:

„Der Erste Frauenverein geschlossen im Wohl des Vaterlandes, den 13. Oktober 1819."

„Erhabener Prinzessinnen erstes Band
Vereinte schnell Reich, Arm, Jung und Alt.
Sie opferten in jeglicher Gestalt,
Mit Gott für König und Vaterland."

Eine innige Freundschaft verband die Prinzessin Marianne mit der Familie von Radziwill," die während der Sommermonate gern in dem benachbarten Ruhberg weilte, und die stillen grünen Thäler zwischen Ruhberg und Fischbach könnten viel von dem Roman zweier Fürstenkinder erzählen und von bittern Herzenskämpfen, denen endlich nach jahrelangem vergeblichen Hoffen die Entsagung folgte.

Bei den Festen im Königlichen Schlosse zu Berlin, zu Ehren des Friedensschlusses, 1815, stellte Kaiser Wilhelm I als achtzehnjähriger Jüngling in einem lebenden Bilde Kaiser Konrad III dar, der die von der zwölfjährigen Prinzeß Elise Radziwill verkörperte Freundschaft begrüßte. Das Bild entzückte alle Zuschauer, und vielleicht war es diese Gelegenheit, die im Herzen des jugendlichen Prinzen die zarte Neigung zu der anmutigen Prinzessin erwachen ließ. Es ist bekannt, wie innig später diese Liebe werden sollte und wie schwer sich Prinz Wilhelm überwand und sie der „Staatsraison" zum Opfer brachte.

Elise Radziwill, die „weiße Rose", wurde der Engel von Ruhberg. Trostspendend stieg sie in die Hütten der Armen, und in den Werken der Barmherzigkeit fand ihre fromme Seele Ersatz für das verlorene Liebesglück.

„Sie war zu gut für diese schnöde Welt,
Die Götter selbst zum Staub zieht sie herunter;
Ihr Heim war droben überm Sternenzelt,
Der Himmel gab sie uns, der Himmel nahm sie wieder."

So besang die Fürstin Gallowska die Freundin nach deren frühzeitigem Tode, und Prinz Wilhelm schrieb am 27. Juni 1827 zu Fischbach im sogenannten Königszimmer auf eine Löschblattunterlage: „Wohl denen, die dies friedliche Thal bewohnen dürfen; die, welche durch die Macht der Verhältnisse Fremdling in demselben bleiben müssen, wissen allein diese Entbehrung ganz zu fühlen!"

Es war das Abschiednehmen für immer von der Geliebten und den Hoffnungen der Jugend. Vom Wiedererwachen wehmütiger Erinnerungen geben die Zeilen Zeugnis, die der Prinz drei Jahre später an derselben Stelle niederschrieb: „Nach drei Jahren wieder hier — was liegt dazwischen! Durch theurer Herzen Empfang und Aufnahme nun ach — halb ein Fremdling, Der ewig dankbare Wilhelm."

So hat auch das kleine Fischbach seine Geschichte, und viele interessante Erinnerungen birgt das grünbewachsene alte Schloß. Das murmelnde Wasser des krystallhellen Baches, das die grünen Wiesen durchzieht, die lauschigen Plätze des wohlgepflegten Parkes, die uralte Lindenallee erzählen von den Tagen, als hier inmitten einer blühenden Kinderschar eine edle Prinzessin ihres Erzieheramtes waltete.

Prinzessin Marianne von Preußen war die Mutter des Prinzen Adalbert, des ersten Admirals der preußischen Marine, sowie des Prinzen Waldemar, den der Tod im hoffnungsvollsten Alter hinwegraffte. Er starb im selben Jahre wie seine Mutter, 1846, nachdem er in den siegreichen Schlachten zwischen der britischen Armee und den indischen Sikhs (1845 bis 1846) mitgefochten hatte. An seine rühmliche Anteilnahme erinnern zwei den Sikhs abgenommene kunstvolle indische Geschütze, „Schlachtensieg" und „Schlachtenstütze" genannt, ein Ehrengeschenk der ostindischen Kompagnie an den Prinzen, die vor dem Eingangsthor des Schlosses in Fischbach Aufstellung gefunden haben. Auch die schöne Königin Marie von Bayern, die Mutter der beiden letzten unglücklichen Wittelsbacher Könige, war eine Tochter der Prinzessin Marianne. Deren Gemahl, der spätere kunstsinnige König Maximilian II, setzte der Prinzessin, „der deutschen Frauen Zier und Krone", ein schönes Denkmal in dem ihr gewidmeten Liede:

In der Prüfung schweren Tagen,
Wo der Korse Deutschland schlug,
Fürsten ihm zu Füßen lagen
Und Europa Fesseln trug,
Hat sie treulich mitgelitten
Für des Vaterlandes Ruhm,
Geistig hat sie mitgestritten
Für der Freiheit Heiligtum.

Stand am Bette wunder Krieger
Wie ein Engel tröstend mild,
Es begeisterte die Sieger
Ihrer Tugend hehres Bild.

Im erkämpften süßen Frieden
War Beglückten ihre Lust,
Und die Kraft war ihr beschieden,
Oft zu segnen unbewußt.

Nun an Euch ist's, deutsche Frauen,
Die Ihr wißt, was jene war,
Ja, auf Euch darf Deutschland bauen
In der Stunde der Gefahr.
Nähret der Begeisterung Flamme
Für der Väter heil'gen Grund,
Wie gehören Einem Stamme,
Knüpfet fest der Brüder Bund."

Zu E. Marlitts 80stes. Fünfundsiebzig Jahre werden es am 5. Dezember, daß Eugenie John, die allen Freunden der „Gartenlaube" als E. Marlitt so vertraut gewordene Dichterin, in Arnstadt in Thüringen geboren wurde. Ueber das Leben und Schaffen dieser beliebten Erzählerin der „Gartenlaube" hat Moritz Necker erst im Jahrgange 1889 unseres Blattes eingehend gesprochen, dennoch wollen wir den Erinnerungstag nicht vorübergehen lassen, ohne der toten Dichterin zu gedenken. So betagen wir unseren Lesern ein bisher unveröffentlichtes Bild derselben, das aus ihren letzten Lebensjahren stammt und ihre Züge lebenswahr wiedergiebt. Den zahlreichen Freunden der Marlitt hoffen wir mit diesem Bilde Freude zu bereiten.

Eine treffliche Anregung zur Schulgesundheitspflege ist von der Regierung zu Köln an die ihr unterstellten Gemeinden vor kurzem ergangen. Die Verfügung spricht den Wunsch aus, es mögen die Gemeinden Filz- und Holzschuhe, zur freien Benutzung für die auswärts wohnenden Schulkinder in den Klassenzimmern, anschaffen. Die Anregung, welche schon an verschiedenen Orten von praktischem Erfolge begleitet war, ist von großer gesundheitlicher Bedeutung, denn sicher werden viele Schulkinder, die im Winter einen weiten Weg durch Schnee und Nässe zurückzulegen haben, durch die Möglichkeit, ihr nasses Schuhwerk in der Schule gegen eine trockene und warme Fußbekleidung zu vertauschen, vor Erkältung und sonstigen Krankheiten bewahrt bleiben, denen sie bei längerem Verweilen in nassen Schuhen ausgesetzt wären. Es ist dringend zu wünschen, daß die Anschaffung von solchen Reserveschuhen bald seitens recht zahlreicher Behörden und Schulverwaltungen erfolgen möge. — r.

Unsere doppelseitigen Weihnachtsbilder sind beide von jener erwartenden und freudigen Stimmung erfüllt, die bei dem Gedanken an das frohe Fest jung und alt mit gleicher Macht erfaßt. Schlicht in der Darstellung und doch durchdrungen von innigem Reiz ist „Die heilige Familie" auf dem Bilde nach Fritz Raeders Gemälde, nach gleich einem Strahl aus einer höheren Welt flutet auf demselben die Schar der Engel vor des Zimmermanns Joseph bescheidene Werkstatt. — Mitten in das Leben aber führt uns das Bild von Wilhelm Gause. Er nimmt uns mit auf den „Hof", einen großen freien Platz im Mittelpunkte von Wien, auf welchem alljährlich schon kurz vor dem „Nikola" — dem Nikolaustage — eine Stadt von Buden und Verkaufsständen ersteht, welche die Sehnsucht der Wiener Jugend bildet. Denn hier in den „Standeln" auf dem Christkindelmarkt ist alles das zu haben, was sich am Weihnachtsabende zu dem jede Kinderseele so tief ergreifenden Bilde der Weihnachtsbescherung zusammenfindet. Lebzelten und Kerzerln, goldenes Christkindelhaar und silberne Nuß — alles das holen die Wiener Mütter auf dem Christkindelmarkt, nicht zu vergessen den Baum selbst, auf dem diese süßen und glänzenden Herrlichkeiten prangen sollen.

E. Marlitt.

Nach einer Aufnahme vom Hofphotographen Chr. Belz in Arnstadt.

Nürnberger Lebkuchen. Wieder naht die liebe Weihnachtszeit und unter der beinahe unübersehbaren Menge von Dingen, welche bestimmt sind, in diesen Tagen Festfreude bei jung und alt zu erwecken, steht eines mit in erster Reihe, das jahraus, jahrein seinen Ehrenplatz auf dem Weihnachtstisch behauptet: der Lebkuchen. Ein halbes Dutzend braune, ein halbes Dutzend weiße Sorte, ein Dutzendpaket feine Mandellebkuchen, ein großer Riesenlebkuchen oder eine schön verzierte Schachtel mit runden Lebkuchen, kurz und gut irgend ein Vertreter der Lebkuchengesellschaft sitzt mit am Weihnachtstisch. Was liest man nun auf der Verpackung des Lebkuchenpakets oder auf der zierlich goldenen Etikette der blauen runden Schachtel? „Echte Nürnberger Lebkuchen"! Wie kommt nun gerade die gute Stadt Nürnberg dazu, uns mit ihren Lebkuchen das Leben versüßen zu helfen?

Die Geschichte der Nürnberger Lebkuchen ist gewiß 600 Jahre alt. Denn schon unter den Hohenstaufen und bis zum Jahre 1280 hieß der Verwalter der kaiserlichen Renten und Gerechtsame der „Butigler" (buticularius). Aber wie reimt sich denn Nurnberger Lebkuchen und buticularius? wird man fragen. Es reimt sich zwar nicht dem Wortlaut nach, aber es leitet sich nach Art seiner Entstehung der Lebkuchen von 1900 von dem buticularius von 1280 her, so daß das Patent des ersten buticularius zugleich der Taufschein der Nürnberger Lebkuchen ist. Die Suche liegt tiefer, tiefer im Reichswald! Da nämlich ein Hauptertrag des sehr umfangreichen Reichswaldes um Nürnberg der Honig war, den man zur Met- und selbst zur Bierbrauerei und hauptsächlich zur Bereitung des eigentümlichen Backwerkes der Lebkuchen in großer Menge gebrauchte, so waren zur Pflege und zum Schutz dieser Bienenzucht Bienenwärter oder sogenannte Zeidler aufgestellt. Ihre Anzahl mag wohl bedeutend gewesen sein. Es läßt sich dies sowohl aus dem ehemals riesigen Walddestand des Reichswaldes, der dereinst bis dicht unter die Mauern Nürnbergs reichte, als aus dem Umstande schließen, daß diese Bienenwärter ihre eigene Gerichtsbarkeit hatten und ihre selbständige Miliz bildeten. Die Ablieferung des Honigs nun, als des Hauptbestandteils der Lebkuchen des 13. Jahrhunderts, geschah in Butigen oder Butten, und es erhielt der Verwalter dieser Lieferungen, ungefähr so wie man auch nun Kasten, d. h. Getreidespeicher, den Titel Kastner oder Kastenamtmann gebildet hat, mit einer lateinischen Umformung von buticula abgeleitet, den Namen Buticularius. Die Franzosen haben dann einen Bouteiller daraus gemacht, und dieses Amt findet sich in Frankreich noch bis ins 15. Jahrhundert. Jetzt freilich sind die honigsammelnden Bienlein längst aus dem Reichswalde gewandert und bedürfen keines Zeidlers mehr, der ihrer wartet, denn der Bauer der Nürnberger Umgebung sorgt jahraus, jahrein treulich dafür, mit seinem eisernen Rechen die Vegetation im Reichswalde gründlich auszuraufieren, so daß bald keine zwei Hummeln mehr Nahrung finden werden, geschweige denn Milliarden edler, honigbereitender Reichswalddienen. Aber die Lebkuchenindustrie hat sich für die Stadt Nürnberg erhalten zum Nutzen und Frommen eines Regiments von Zuckerbäckern und Lebkuchenspecialisten, die alljährlich Millionen ihrer Waren in alle Welt versenden, zum Nutzen und Frommen aller kleinen und großen Leckermäuler, denen die schöne Weihnachtszeit süßen Lebkuchen, Lörddöchle, Leckscheiben, Lebzelten, Leckerle oder Honigkuchen und Pfefferkuchen je nach der Landsmannschaft des einzelnen verspricht.

Papiernot. Der Verbrauch an Papier und an dem zu seiner Herstellung nötigen Faserstoffe nahm zu Ende der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine unerwartete Höhe an. Die Erfindung der Papiermaschinen und der Schnellpressen mit ihrem großen Bedarfe wirkten anspornend auf die chemotechnische Industrie, welche ihr Ziel darin suchte, an Stelle der teuren Lumpen ein billiges und gutes Rohmaterial zur Fasergewinnung zu setzen. Ein solches wurde im Holze entdeckt, und die in den Jahren 1860 bis 1870 entstandenen Holzschleifereien betrieben die Verarbeitung desselben in so reichem Umfange, daß besonders nach Einführung des sogenannten Sulfitverfahrens, bei welchem die Holzfaiern mit schwefliger Säure aufgeschlossen werden, eine merkliche Verbilligung namentlich der geringeren für den Zeitungsdruck geeigneten Papiersorten eintrat. Durch diesen Preisfall des Papieres wurden andererseits die buchgewerblichen Industrien zu erhöhter Thätigkeit veranlaßt, und es giebt ein Bild von deren jüngst erreichter Höhe, wenn wir mitteilen, daß Deutschland allein im Jahre 1899 270000 Tonnen Holzzellstoff (Cellulose) und 300000 Tonnen Halbzellstoff herstellte, von welchen — da die Ausfuhr den Import nur um etwa 40000 Tonnen überwog — rund 530000 Tonnen in Deutschland weiter verarbeitet wurden. Sie ergaben annähernd 500000 Tonnen Papier und stellen in dieser Höhe etwa 60% der gesamten Papierproduktion des Deutschen Reiches und den Zuwachs des Verbrauches dar, neben welchem der von jeher starke Konsum an Lumpenpapieren und Strohpapieren unverringert weiterläuft. Der ungeheure Holzbedarf dieser Industrie wurde in den letzten 30 Jahren aus den Nadelholzwäldern gedeckt, die zum guten Teile unberührt gefunden wurden waren. Da aber die Bäume bis zu ihrer Verwendbarkeit 50 bis 80 Jahre alt werden müssen, so ist die Industrie zur Zeit noch immer auf jene alten Bestände angewiesen, die auch durch den großen Verbrauch anderer Industriezweige (Baugewerbe, Montanbetrieb rc.) arg gelichtet sind. Die Folge hiervon ist gerade in jüngster Zeit ein außerordentliches Steigen der Preise für Papierhölzer, welche das Doppelte und teils Dreifache ihres früheren Wertes erreichten und damit ein ebenso rapides Hinaufgehen der Preise für das fertige

Digitized by Google

Papier. Bei der nun einmal eingetretenen Lichtung der Wälder und dem fortwährenden hohen Papierbedarf der Buchgewerbe ist ein dauerndes Zurückgehen dieser hohen Preise in absehbarer Zeit nicht zu erwarten, es ist vielmehr infolge des stets weiter an Umfang gewinnenden Verbrauches seitens der Industrie eher noch ein höheres Steigen der Preise zu befürchten. Um aus diesen Schwierigkeiten einen Ausweg zu finden, hat man vielfach neue Versuche gemacht, den nötigen Faserstoff aus Stroh, Espartogras ꝛc. zu gewinnen und die Papierfabrikation vom Holzstoffe unabhängig zu machen. Solche Versuche wurden teils mit Glück schon vor vielen Jahren unternommen, jedoch damals wegen der größeren Billigkeit des aus Holzstoff gefertigten Papieres wieder fallen gelassen. Bei der gegenwärtig herrschenden außerordentlichen Teuerung des letzteren greift man mit Hoffnung auf sie zurück. — e.

Eine Gliederpuppe aus Althellas. (Mit der nebenstehenden Abbildung.) Daß die alten Griechen ihren Knaben schon in frühem Alter Nachbildungen ihrer eigenen Waffen in die Hand gaben und sie im Gebrauch derselben unterwiesen, ist allbekannt. Eine weniger geläufige Vorstellung ist die, daß die kleinen Mädchen in Hellas bereits, gerade wie die unseren, mit Puppen gespielt haben. Das Püppchen, das wir nebenstehend nach einer Vorlage abbilden, welche die „Zeitschrift des Münchener Altertumsvereins" brachte, stammt aus Athen und ist, wie Dr. Heinrich Bulle mitteilt, zweifellos einem Kinde ins Grab mitgegeben worden. Das Original hat eine Höhe von 13,5 cm; es besteht aus feinem hellbraunen Thon, der nur leicht gebrannt ist. An der Kopfhaube finden sich noch Reste von kräftiger roter Bemalung. Arme und Beine sind beweglich mit Fäden am Rumpfe befestigt gewesen; und am Deckkopf konnte man die Puppe aufhängen. Die Gliedmaßen, sowie der untere Teil des Rumpfes sind ganz schematisch angedeutet; gewiß war das Püppchen bestimmt, mit Gewändern bekleidet zu werden. Brust und Kopf sind dagegen aufs feinste modelliert, das Gesicht erinnert, nach dem Urteil des genannten Gelehrten, an Kopftypen aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts vor Christus, also aus der Zeit, in welcher die Schule des Phidias blühte. Nur wenige von den thönernen Püppchen, die in großer Zahl aus alten attischen Gräbern zu Tage gefördert wurden, haben Köpfe von ähnlicher künstlerischer Ausführung. Die kleine Besitzerin dieser Puppe muß früh verstorben sein. Hätte sie länger gelebt und wäre Braut geworden, so würde sie dem Brauche nach ihre Puppe samt dem übrigen Spielzeug in einem Heiligtum der frauenbeschützenden Artemis dieser dargebracht haben, bevor sie dem Gatten folgte.

Altgriechische Gliederpuppe.

„Unter deutscher Flagge" nennt sich das jüngste Prachtwerk, welches wir C. W. Allers, dem durch seine reizvollen und weitverbreiteten Bildwerke, wie „Unser Bismarck", „Fürst von Bismarck in Friedrichsruh", „Eine Hochzeitsreise in die Schweiz" und andere mehr, so rasch berühmt gewordenen Künstler, verdanken. Und dieser neuesten Gabe seines kunstgeübten Stiftes entnehmen wir die beiden schmucken Bilder auf dieser Seite. Das überaus wohlgelungene Werk, zu welchem der auch den Lesern der „Gartenlaube" bekannte Korvettenkapitän a. D. Graf von Bernstorff, zusammen mit dem Künstler selbst, einen ebenso eigenartigen wie fesselnden und humorvollen Text geschaffen hat, umfaßt außer neun Kunstbeilagen nicht weniger als 180 Abbildungen und wurde von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart ganz hervorragend reich und prächtig ausgestattet. Lebenswahr und voll launigster Abwechselung schildert uns der Künstler in diesem stattlichen Buche das Treiben unserer Kriegsmarine, an Bord eines Lloyddampfers und auf Samoa, und sicher wird dieser „neue Allers" bald nicht weniger Freunde gewonnen haben als die älteren Werke desselben Meisters.

Epheu und Hülse. Immergrün zu sein ist in Mitteleuropa im allgemeinen eine Eigenschaft der Nadelhölzer und einiger niedrigen kaum mehr als faßhohen Sträucher. Nur zwei buschwüchsige Laubgewächse prangen auch im Winter in vollem Laubschmucke: der kletternde Epheu und die aufrechte Hülse (Stechpalme). Nach altenglischem Brauche ziehen zur Zeit der Jahreswende der Hausherr und die Hausfrau in den Wald, um sich grünes Land zur Ausschmückung des Hauses zu holen. Er sammelt Hülsezweige, sie bringt Epheu heim; wer dann den größten Vorrat mitgebracht hat, dem fällt das Regiment im Hause für das begonnene Jahr zu. — Also berichtet Focke in seinen „Pflanzenbiologischen Skizzen".

Die Sitte, zum Weihnachten das Haus mit Epheu und Zweigen der Hülse zu schmücken, war früher auch in Deutschland verbreitet und hat sich noch hier und dort erhalten, namentlich in den Gebieten, wo die Hülse gut gedeiht. Das ist in Nordwestdeutschland der Fall. Dort bildet sie nicht nur das Unterholz der lichten Laubwälder, sondern wächst sogar zu Bäumen von 10 m Höhe heran. Sie trägt auch Früchte und schmückt sich im Winter mit korallenroten Beeren. Liegt dabei noch Schnee auf dem dunkelgrünen Gebüsch, so bilden die Sträucher und Bäumchen eine wunderschöne Erscheinung in dem winterlichen Bilde des Waldes. Mit Bezug auf den Weihnachtsbrauch nennt man die Hülse „Christdoren", und da sie auch zu Ostern zum Schmuck der Kirchen verwendet wird, „Stechpalme". Die Namen sind neueren Ursprungs. Daß aber die Pflanze schon in ältester Zeit in hohen Ehren stand, bedeutet der Name „Ilexholz", der an die altertümliche Würde erinnert. Hier und dort heißt die Hülse auch „Donnerschmiß", weil das geweihte Strauchwerk gegen Gewitterschaden schützen soll.

Der Epheu nimmt in dem Volksglauben keine so hervorragende Stellung ein, aber naturgeschichtlich ist er interessant. Seine Verbreitung ist weit. In Europa fehlt er nur im hohen Norden, und nach dem Süden zu bildet die Sahara seine Grenze. Bei uns ist er gewissermaßen ein Fremdling, der sich an das kalte Klima gewöhnt hat. Er nimmt auch eine Sonderstellung in unserer Pflanzenwelt ein. Er blüht im Herbst und zeigt dabei eine eigentümliche Erscheinung. Die Zweige, an denen die unscheinbaren grünlichen, in Dolden gehäuften Blumen hervorbrechen, tragen Blätter von völlig abweichender Gestalt; sie sind angelappt und

Junger Samoaner.

Aus dem Prachtwerk „Unter deutscher Flagge" von C. W. Allers.

Ein Kieler Junge.

Aus dem Prachtwerk „Unter deutscher Flagge" von C. W. Allers.

Dämmerstunde.

Nach einem Gemälde von Marie Fournels-Vernand.

eiförmig. Gleich der Herbstzeitlose, die auch im Herbste blüht, reift er seine Früchte im Frühtag. Aber nicht überall in Deutschland kann man blühenden und Früchte tragenden Epheu sehen. Schon im mittleren und östlichen Deutschland ist für seine Blüte das Klima zu rauh. *

Siegfrieds Rheinfahrt. (Zu dem Bilde S. 833.) Wohl bekannt ist jedem von unseren Lesern die Sage von Siegfried, dem Sohne Siegmunds, der den Drachen getötet hat. Unser Bild zeigt ihn mit seinem Rosse Grane, wie er Brunhildens, deren Ringeneing er empfangen hat, noch einen letzten Abschiedsgruß durch den hallenden Klang seines Hornes sendet. Dann fährt er den Rhein hinauf in das Reich der Burgunder, wo er, eingedenk seines Ringwechsels, Chriemhilde zum Weibe nimmt. Wie er dann durch die Rache Brunhildens den Tod findet, wissen unsere Leser aus dem weiteren Verlauf der Sage.

Neue Erfolge der Photographie am Himmel. Auf der berühmten Lick-Sternwarte in Kalifornien ist seit einiger Zeit ein gewaltiges Spiegelteleskop aufgestellt, dessen Spiegel nicht weniger als 1 Meter im Durchmesser hält. Dieses von Rosse konstruierte Teleskop wird vorzugsweise zum Photographieren der Himmelskörper benutzt, und es ist zur Zeit das mächtigste Instrument dieser Art, welches existiert. Die Astronomen der Lick-Sternwarte benutzen es deshalb vorzugsweise, um die lichtschwächsten Weltkörper aufzunehmen, also diejenigen, bei denen unsere heutigen großen Fernglaser direkt nur wenig zeigen. Hierhin gehören in erster Linie die kosmischen Nebelflecke, jene zarten, dunstartigen Gebilde, deren große Anzahl im Weltraum zuerst Fr. Wilhelm Herschel nachwies. Man kennt gegenwärtig fast 101000 solcher Nebelflecke, aber nur wenige sind so hell, daß sie in den größten Fernrohren ihre Gestalt genauer erkennen lassen. Zu diesen letzten gehört ein Nebelfleck im Sternbilde der Jagdhunde, der sich in dem Riesenteleskop als eine leuchtende Spirale, gleichsam wie ein schneckenförmig gewundenes Tau darstellt, das im Centrum und an den Enden runde Lichtflecken, etwa wie Knoten, zeigt. Die Entdeckung dieser spiralförmigen Gestalt des Nebels erfolgte im Jahre 1845, und seitdem haben die mächtigsten Teleskope noch mehrere andere Nebel von ähnlicher Form gezeigt. Man nennt sie spiralförmige Nebel, und sie gehören unzweifelhaft zu den wunderbarsten Gebilden im Weltraum. Denn es ist einleuchtend, daß die spiralige Form auf gewaltige Vorgänge innerhalb der Nebelmasse deutet, auf wirkliche Weltbildungsprozesse, deren Großartigkeit unser Vorstellungsvermögen übersteigt. Die obenerwähnten photographischen Aufnahmen auf der Lick-Sternwarte haben nun das überraschende Ergebnis geliefert, daß eine große Anzahl von Nebelflecken des Himmels, die dem Auge selbst in den größten Fernrohren nur als monotone, matte Lichtscheibchen erscheinen, in Wirklichkeit Spiralnebel sind. Mit ihrem eigenen Lichte haben diese Nebel ihre wahre Gestalt auf die photographische Platte gezeichnet und damit ausgesprochen, was in ihnen vorgeht. Ja es scheint, daß die Spiralform der Nebelflecke die Regel bildet; doch zeigen nicht alle Nebel ihre volle Form, manche liegen schräg gegen die Gesichtslinie zur Erde, gewähren also einen seitlichen Anblick. Dadurch offenbart sich aber weiter, daß diese Spiralnebel flache Scheiben sein müssen, also Gebilde, deren Spiralen in einer und derselben Ebene liegen. Nun weiß man, daß nach der Laplaceschen Weltbildungstheorie unser Sonnensystem samt seinen Planeten sich aus einer Anzahl flacher Nebelringe gebildet hat, und damit werden uns die Spiralnebel verständlich. Es sind offenbar Gebilde, aus denen sich im Laufe unzähliger Jahrtausende Fixsternsysteme entwickeln werden, ähnlich unserm Sonnensystem, es sind die Keime zukünftiger Welten! Was sich vor uralter Zeit auf unserer Weltinsel zugetragen hat: die Bildung eines Planetensystems aus dem Urnebel, ist ein Vorgang, der in der Tiefe des Raums sich noch heute abspielt. Dort werden an den verschiedensten Stellen neue Planetensysteme und neue Sonnen entstehen, vielleicht erst in einer Zeit, wenn von unserer Erde nichts mehr vorhanden und unsere Sonne erloschen ist, aber Erde, Sonne und Mond samt allen übrigen Planeten selbst wieder aufgelöst sind in einen kosmischen Nebel. K.

Aus der Geschichte eines „Chinesen". Im Laufe der Zeit haben die Völker Europas aus China verschiedenes erhalten, wichtige Dinge, wie Seide und Thee, und auch Kuriositäten, wie z. B. den Goldfisch. Bieten von den Besitzern des kleinen Hausfisches ist dessen Geschichte

nicht bekannt, und doch ist es interessant, zu hören, wie er aus dem fernen Osten Asiens nach Europa gekommen ist.

Vermutlich haben die Chinesen den Goldfisch aus einer Art Karpfen gezüchtet. Der „King-Ja", wie sie ihn nennen, wird schon in sehr alten Schriften erwähnt. Bereits im fünften Jahrhundert n. Chr. hielt man ihn dort in Gartenteichen oder in Vasen aus Porzellan. Soweit geschichtliche Nachrichten vorliegen, wurde er im 16. Jahrhundert nach Java gebracht, von wo er nach Mauritius, dem Kap und St. Helena gelangte. Von hier wurden im Jahre 1691 die ersten Goldfische nach England gebracht, aber sie vermehrten sich nicht. Erst im Jahre 1728 gelang es Boiter, einem naturkundigen Arzte in Harlem, eine Sendung von Goldfischen zur Fortpflanzung zu bringen. Lange aber blieben sie in Europa eine Seltenheit, so daß es im Jahre 1750 gewissermaßen Aufsehen erregte, als die französisch-indische Kompagnie der Pompadour einige Goldfische zum Geschenk machte.

An verschiedenen Orten der Erde lebt der King-Jo verwildert in Teichen und Flüssen. Dies ist namentlich auf einzelnen Inseln der Fall, wo ihm andere Süßwasserfische wenig Konkurrenz machen. Er ist der einzige Süßwasserfisch der Azoren, man findet ihn auf Madeira und in Algier; er hat sich auf den Hawaiinseln eingebürgert, und auf Mauritius und Reunion kommt er so häufig vor, daß er sogar gegessen wird! *

Weihnachtsüberraschung.

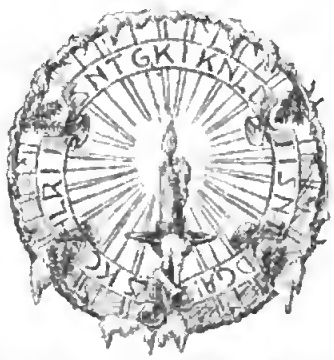
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Reins.

Prinz Hirzepinzchen. (Zu unserer Kunstbeilage.) Prinz Hirzepinzchen war ein gar sonderlicher Knabe, der spreizte und blähete sich wie ein Truthahn und führte immer und überall das große Wort, ohne daß er jemals was Gescheites gelernt hätte, noch was konnte und wußte — nur weil er ein Königssohn war. Wie es dem naseweisen Prinzen erging, das erzählt uns die gelesene Dichterin Marie von Ebner-Eschenbach in einem von der Hand des Malers Robert Weise in München überaus schmuck illustrierten Büchlein, dem die Vorlage zu unserer Kunstbeilage entnommen ist. Hirzepinzchen war nämlich eines Tages weit weg vom Schlosse in die Felder geschickt, hinter Hecken und Bäume, und freute sich bei dem Gedanken, was man ihm jetzt zu Hause ängstlich suchen würde. Als er dann abends wieder heimkehren wollte, verirrte er sich vom Wege tief in den Wald. Hier traf er auf eine Hütte. Ein brennende Lichtlein lockte ihn hineinzugehen. Und weil der gar viel leckere Speisen auf dem Küchenherde brozzeln und der Prinz sehr hungrig geworden war, so gedachte er, sich etwas zu thun. In dem Augenblick aber fuhr eine Fee in Gestalt einer alten, grimmig dreinblickenden Weiberleins durch den Kamin hinunter. Sie wies den Knaben barsch hinaus. Viel der aber nicht gleich ging, so schwor sie ihren Zauberstab und nahm dem Prinzen alle Liebe, Gute und Treue, die er bisher bei den Eltern und Verwandten, bei Lehrern und bei der Dienerschaft bisher genossen hatte. Unser Bild zeigt nun den Prinzen nach jener Verzauberung, wie er beim väterlichen Schlosse angelangt ist und vom Pförtner derrisch Einlaß begehrt. Der ließ sich jedoch lange Zeit und öffnet erst, als Hirzepinzchen sich demütig aufs Bitten verlegt. Im Schlosse nun begegnet den Unartigen Prinzchen von allen Seiten die bitterste Lieblosigkeit. Wie er sich endlich entschließt, selbst zu arbeiten, ja die abgerissten Verrichtungen zu besorgen, wie er aber auch gar fleißig dabei allerlei Wissenschaften erlernt, als dann wieder die Fee erscheint und ihm die Liebe der Menschen zurückgiebt, das alles hat die Dichterin in ihrem Märchen anmutig und in formschönen Versen erzählt. Wir sind überzeugt, daß diese neue Gabe Marie von Ebner-Eschenbachs, welche im Verlage der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart erscheinen ist und durch ihre eigenartige, künstlerisch durchbildete Ausstattung auffällt, gerade zu Weihnachten zahllose Freunde finden wird.

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel „Von Weihnachtskerzchen".

Von Al. Weizelbaum.



Auflösung des Verwandlungsrätsels auf Seite 808.

W	e	i	z	e	n
W	e	i	h	e	r
W	e	t	t	e	r
G	e	t	t	e	r
G	e	l	l	e	r
K	a	f	f	e	e

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 808.

Kap, Italien — Kapitalien.

Auflösung des Buchstaben-Vexierrätsels „Arabische Moschee-Inschrift" auf Seite 808.

Diese Inschrift ist nur zu lesen, wenn man sie vor den Spiegel hält. In demselben erscheint die Schrift deutlich in richtiger Lage und giebt den alten Spruch:

„Der Glaube versetzt Berge".

Die Auflösung der Schachaufgabe erscheint im nächsten Sonderheft.

Zahlenrätsel.

				1				
			12	2	14			
			2	12	12			
		11	3	8	1	13		
		9	6	13	4	12		
	1	5	13	4	17	3	16	
	1	5	15	11	13	3	17	
11	2	14	7	1	10	3	13	7
10	12	1	2	16	1	12	3	5
	9	1	11	8	3	16	17	
		13	11	1	2	12		
				16				
			5	17	1			

Die Zahlen sind durch bestimmte Buchstaben zu ersetzen, so daß in den wagerechten Reihen nur mehr als einem Feld bekannte Wörter entstehen. Von der vierten bis zur achten Reihe kommen alle siebzehn Zahlen vor. Drei fünf Reihen sollen bezeichnen: vierte Reihe fünf Felder, erste Gattung, fünfte Reihe fünf Felder, einen englischen Dichter, sechste Reihe: einen Fluß in Griechenland, siebente Reihe: einen Fluß in Asien und achte Reihe: einen weiblichen Vornamen. — Wenn alle Buchstaben richtig eingesetzt worden sind, ergeben die Buchstaben der mittelsten senkrechten Reihe einen Gruß herzlichen Inhalts wollens.

A. St.

Buchstabenrätsel.

Gar hohe Stelle nimmt es ein
Mit i und ü; was mag das sein?

Auflösung des Rätsels auf Seite 808. Schach (Sch — sch).

Auflösung der Stellaufgabe auf Seite 776.

Stot: sO., eO.
Burhund hat: sW., sD., sK., sZ., s9, s8, s7, gD., gZ., gK.
Hinterhand hat: gW., gO., g9, g8, g7, s7, s8, s9.

Spielgang.

sD., rW., gW.
g7, gD., eW. (Einziger Stich des Spielers.)

Würde Vorderhand gD. ausspielen, würde der Spieler mit s9, stechen, dann eW. spielen und alle Stiche machen. Würde Vorderhand mit gW. mit Hinterhand eW. mit gW. vertauschen, könnte Hinterhand mit gW. den rW. nicht übertrumpfen und Mittelhand würde alle Stiche machen.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Adolf Krell's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 26, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Ernst Eckstein, der beliebte Schriftsteller und Schöpfer zahlreicher humor- und phantasievoller novellistischer Werke, ist am 18. November in Dresden, wo er seit fünfzehn Jahren wohnte, nach schwerem Leiden gestorben. Zu Gießen am 6. Februar 1845 geboren, studierte Eckstein dort, in Bonn, Berlin und Marburg Geschichte, Litteratur, Philologie und Philosophie, unternahm dann mannigfache Auslandsreisen und kehrte 1874 nach Deutschland zurück. Er hat als Humorist, Novellist, Romanschriftsteller und geistvoller Plauderer eine reiche Thätigkeit entfaltet und mit seinen meisten Schöpfungen ungewöhnliche Erfolge davongetragen. Von seinen größeren und kleineren Erzählungen und Romanen sind zahlreiche auch in der „Gartenlaube" erschienen, und wir nennen von diesen „Der wahre Glaube", „Der chaldäische Zauberer", „Salvatore", „Die Sklaven" und „Die Hexe von Glaustädt". Auch seine Romane „Die Claudier", „Nero", „Aphrodite", „Das Vermächtnis", „Prusias" und „Themis" werden viel gelesen. Sehr großen Beifall fand Eckstein mit seiner Schülerhumoreske „Der Besuch im Karzer", die weit über hundert Auflagen erlebt hat. Die „Gartenlaube" hat in ihren Mappen noch eine größere sehr interessante Erzählung Ecksteins aus der Gegenwart, „Die Königin der Geselligkeit", liegen und wird diese im Laufe des kommenden Jahrganges ihren Lesern als letzte Gabe des leider so früh entschlafenen Dichters darbieten.

Das Dittes-Denkmal in Wien. Am 21. Oktober fand auf dem evangelischen Friedhof der Kaiserstadt unter zahlreicher Beteiligung der österreichischen und reichsdeutschen Lehrerschaft die feierliche Enthüllung eines Denkmals statt, welchen, von reichsdeutschen und österreichischen Lehrern dem berühmten Pädagogen Friedrich Dittes gewidmet, über dessen Grabe errichtet worden ist. Dittes stammte aus Jeferstgrün im sächsischen Vogtlande, wo er am 23. September 1829 geboren wurde. Nachdem er auf dem Seminar zu Plauen für den Lehrerberuf vorgebildet worden war, studierte er an der Leipziger Universität Philosophie und wirkte dann in verschiedenen Städten Sachsens als Lehrer. 1860 wurde er Subrektor der Realschule und des Gymnasiums zu Chemnitz. 1865 erhielt er eine Berufung als gothaischer Seminardirektor und Schulrat, siedelte aber schon 1868 als Direktor des städtischen Pädagogiums nach Wien über. In dieser Stellung hat er bis zu seiner im Jahre 1881 erfolgten Pensionierung als Lehrerbildner und Reformator des Schulwesens, als fruchtbarer Schriftsteller und unerschrockener Redner eine überaus segensreiche, auf Fortschritt und Aufklärung zielende Thätigkeit entfaltet. Seit 1878 gab er die Monatsschrift „Pädagogium" heraus. Unter seinen Schriften sind die „Schule der Pädagogik" sowie die „Geschichte der Erziehung und des Unterrichts", welche zahlreiche Auflagen erlebt haben, jedenfalls die bedeutendsten. Dittes starb am 16. Mai 1896. Das von dem Bildhauer Schröer ausgeführte Grabdenkmal zeigt auf einer Marmortafel ein Reliefbild, welches Dittes als Redner in einer Lehrerversammlung darstellt.

Das Dittes-Denkmal in Wien.
Nach einer Aufnahme des Atelier Wimmer in Wien.

Zum Empfange Paul Krügers, des greisen Präsidenten von Transvaal, welcher am 20. Oktober von Lourenço Marquez aus auf dem niederländischen Dampfer „Gelderland" seine Europareise antrat, hat sich auch Frau Eloff, die Gattin des Enkels und Privatsekretärs von Paul Krüger, Frickie Eloff, mit ihrem zweijährigen Söhnchen Gerald in Marseille eingestellt. Vor einiger Zeit aus Prätoria vertrieben, ist Frau Eloff nach Marseille gekommen, um hier ihren Gatten, welcher den Präsidenten begleitet, wiederzusehen. Das eine von unseren beiden Bildern zeigt Frau Eloff mit ihrem Kinde, das andere das französische Empfangskomitee in Marseille.

Dr. Ernst Eckstein †.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hofphotograph W. Höffert in Dresden.

Adolf Pichler, Ritter von Rautenkar, der Nestor der Tiroler und österreichischen Dichter, dessen achtzigster Geburtstag im vergangenen Jahre in den Bezirken seines Heimatlandes festlich begangen wurde, ist am 15. November in Innsbruck gestorben. Pichler

Frau Eloff, die Enkelin Paul Krügers, und ihr Söhnchen.
Nach einer Aufnahme von V. Gribatzdoff in Paris.

Digitized by Google

wurde als Sohn eines Amtsbeamten am 4. September 1819 in Erl bei Kufstein geboren und studierte zuerst in Innsbruck Jurisprudenz, später in Wien Naturwissenschaften und Medizin. An der großen Bewegung des Jahres 1848 nahm er hervorragenden Anteil und kämpfte als Hauptmann einer Schützenkompagnie in mehreren siegreichen Gefechten an der italienischen Grenze. Im Herbst 1848 wurde Pichler zum Lehrer am Gymnasium und 1867 zum Professor der Mineralogie und Geologie an der Universität Innsbruck ernannt. Im Jahre 1894 trat er in den Ruhestand. Als Dichter ist Pichler, dem auch die „Alpenrosen" manch prächtigen Beitrag verdankt, mit Tiroler Prosaerzählungen und mit lyrischen und dramatischen Dichtungen hervorgetreten, die je in fünf Bänden erschienen sind. In ihnen allen offenbart sich eine ungemeine Frische und Kraft der Schilderung und Tiefe der Empfindung. Weitesten Nachhall haben seine im Jahre 1846 erschienenen „Frühlingslieder aus Tirol" gefunden, welche das Freiheitssehnen des Vormärzes in poetischer Schönheit zum Ausdruck bringen. Seine Schöpfungen bilden einen Markstein des deutschen Schrifttums in Tirol und haben Anspruch auf dauernden Wert.

Das französische Empfangskomitee für Präsident Paul Krüger in Marseille.

Nach einer Aufnahme von Otto Perin in Paris.

Das neue Münchner Marionettentheater. Am 1. November wurde das neue Heim des Münchner Kasperl- und Marionettentheaters eröffnet, welches der Stadtgemeinde nach den glücklichen Entwurf des Stadtbaurates Fischer an der Blumenstraße errichtet hat. Es ist ein kleines einfaches Gebäude in ostasiatischem gemütlichen Barockstil, das wir da vor uns sehen. Über drauf trägt es einen dreiteiligen steilen Dach, von dem es sich angenehm heraushebt, besonders den dicken Turm, der den hinteren gelegenen Teil des Hauses krönt. Über dem Eingang ist ein Fenster, das wie ein Pergamentschirm, ein Transparent aussieht, und darüber ist ein Giebel, der sich in einer Art Pagodendach abschließt. Der Theatersaal ist in einfacher Einfachheit gehalten. Kirschenholzbalken mit elektrischen Kronleuchtern, von Künstlerhand gemalte Vorhänge, die den Blick auf die Bühne freigeben, und der Boden, der in einer weichen Steigung zum Orchester führt, sind die Hauptmerkmale des Zuschauerraumes, der etwa 300 Personen fassen kann. Auch Frau von Reich, die Witwe des Grafen Franz von Pocci, jenes berühmten Münchner Künstlers, Dichters und Dichters, der einst für das Münchner Marionettentheater eine große Reihe wunderbarer Kasperliade und Haupt- und Staatsaktionen geschrieben hat, hat sich in den Dienst des Theaters gestellt. Sie hat eine Reihe neuer Stücke geschrieben, die jetzt zum ersten Male aufgeführt werden. Auch Franz von Pocci, der Sohn des Grafen Franz von Pocci, hat sich in den Dienst des Theaters gestellt. Er hat eine Reihe neuer Stücke geschrieben, die jetzt zum ersten Male aufgeführt werden.

Eugen d'Albert, der ungemein reiche Klaviervirtuose, dessen Musikdrama „Rain" anläßlich seiner jüngst erfolgten Aufführung am Münchener Hoftheater einen so tiefen Eindruck machte und aufs neue seine bedeutende kompositorische Schaffenskraft erkennen ließ, ist Schotte von Geburt. Er wurde am 10. April 1864 als Sohn eines Musikers zu Glasgow geboren und kam schon mit 17 Jahren auf Veranlassung Hans Richters zuerst nach Wien, dann zu Franz Liszt nach Weimar, als dessen bedeutendster Schüler er bezeichnet werden darf. Seither ist d'Albert der Unsrige geworden. In dritter Ehe mit der Enkelin Heinrich Zimmermanns vermählt, lebt der Künstler jetzt in Sachsenhausen bei Frankfurt a. M. Albert nicht nur als Komponist von Klaviersachen, Ouverturen, Symphonien, Chorwerken, Liedern und Opern hat d'Albert sich eine hervorragende Stellung errungen, auch als Dirigent hat er sein ungewöhnliches Können bewiesen, und seine Klavierkonzerte haben als die bedeutendsten künstlerischen Darbietungen des Konservatoriums im In- und Auslande Geltung.

Dr. Adolf Pichler †.

Nach einer Aufnahme von Aug. Wilcke, Innsbruck.

Eugen d'Albert.

Mit Genehmigung von J. C. Schaarwächter, Kgl. Hofphotogr. in Berlin.

Thüringer Christbaumschmuck aus Glas. In dem auf den sanften Kamme des Thüringer Waldes gelegenen Kirchdorf Lauscha hat sich an Stelle der früher betriebenen Holzschachtelfabrikation, die man aber auch die Metallwarenindustrie allmählig verdrängt ist, ein neuer Erwerbszweig gebildet. Das ist die Anfertigung von allerhand Glaswaren zum Schmuck des Weihnachtsbaumes, als da sind: Vögel, Glocken, Trompeten, Äpfel, Früchte und hunderterlei sonstige Sachen in den verschiedenartigsten Formen und Farben. Man kann sehr prächtige Zusammenstellungen in Packkisten zum Preise von 5 bis 15 Mark und in Bahnkisten zu 20 Mark versandfrei beziehen. Um den solide und geschickten Arbeitern einen lohnenden Absatz ihrer wirklich reizenden Glasbläsereien zu sichern und hierdurch eine Verbesserung der ungünstigen Erwerbsverhältnisse herbeizuführen, haben sich unter Führung des Ortsgeistlichen Männer zusammengetan, die ohne jeden Nutzen für sich den Vertrieb der Waren besorgen. Etwaige Bestellungen wollen unter Beifügung des Geldbetrages an Herrn Pfarrer Lungquh in Steinheid (Thüringen) gerichtet werden.

Das Marionettentheater in München.

Nach einer photographischen Aufnahme von G. Stuffler in München.

Jos. Schmid, Direktor des Marionettentheaters in München.

Nach einer photogr. Aufnahme von Adolf Lorenz in München.

Digitized by Google

Ein chinesischer Kriegsbilderbogen. Unser Bild zeigt in verkleinerter Wiedergabe einen jener chinesischen Kriegsbilderbogen, wie sie gerade nun wieder in vielen Hunderttausenden von Exemplaren in allen Städten des Reiches der Mitte verkauft werden. Dort bilden diese in den grellsten Farben gedruckten Bilderbogen in der Hand der Regierung einen der Mittel, durch welche eine richtige, der Regierung aber passend erscheinende Anschauung über die politische Lage und über kriegerische Ereignisse im Volke verbreitet werden.

Herr Professor Friedrich Hirth, der sich als Kenner des chinesischen Volkes großen Ruf erworben hat, giebt nun zu dem interessanten Bilde die folgende ausführliche Erklärung:

Das Bild stellt die Eindringung gefangener Fremder durch die Boxer dar. Drei chinesische Generale sitzen in voller Uniform hinter dem Richtertische, vor ihnen kniet ein fremder Gefangener, andere fremde Offiziere und Soldaten werden von halbnackten Chinesen ohne Uniform herangeschleppt. Der Zeichner des Bilderbogens giebt uns auf diese Weise einen guten Begriff von dem Aeußeren jener Horde, die man „Boxer" nennt. Von der regulären kaiserlichen Armee sind nur wenige mit Speeren bewaffnete Soldaten zu sehen, hinter ihnen sind zwei Flaggen mit dem Schriftzeichen für „Tung" aufgepflanzt, wodurch angedeutet wird, daß sie zu der Armee des Generals Tung Fu-siang zu seiner Linken sitzt, zu seinem Stellvertreter ernannt. Dieser ist ein im Rufe besonderer Tüchtigkeit stehender Heerführer, der bisher den Oberbefehl in der Provinz Tschä-kiang hatte und früher besonders in der Mandschurei thätig war.

Zur Rechten des alten Sung K'ing sitzt der berühmte Tung Fu-siang, wie durch die Ueberschrift Tung To-tsiang-kün, das heißt „General Tung", angedeutet wird. Tung Fu-siang ist Mohammedaner und hatte seit 20 Jahren der Mandschudynastie die wichtigsten Dienste in der Bekämpfung der mohammedanischen Aufstände im Nordwesten Chinas geleistet, als er im Herbst 1898 mit seinen Truppen nach Peking gerufen wurde, um im Notfall die Kaiserin-Witwe und den Hof nach Si-an-fu zu geleiten, wenn eine Uebersiedelung nach der alten Hauptstadt, wie es ja nun thatsächlich der Fall gewesen ist, nötig werden sollte. Er wurde anfangs mit seinen 10 000 Mohammedanern nach Schan-tung geschickt, um die Armee Yüan Schi-kai's zu verstärken. Am liebsten wäre er dort gleich gegen die Deutschen in Kiautschou zu Felde gezogen. Die Ungeduld, mit der er den Kampf gegen die verhaßten Fremden herbeisehnte, ließ ihn schließlich im Unmut über die Zaghaftigkeit der Kaiserin Witwe unter dem Vorwand des Todes seiner Stiefmutter um seinen Abschied bitten. Derselbe wurde verweigert. Wenige Monate später folgten die de-

Chinesischer Kriegsbilderbogen: Eindringung gefangener Fremder durch Boxer.

gehören. Zwei im Hintergrunde aufgepflanzte Kriegsflaggen enthalten die Schriftzeichen Sung und Ma, von denen das erste für Sung K'ing, das zweite für Ma Yü-k'un steht. Die auf den Flaggen angedeuteten Namen sind diejenigen der drei am Richtertische sitzenden Generale, wie die über ihren Häuptern angebrachten Inschriften besagen. Den Ehrenplatz in der Mitte hat laut Inschrift Sung Ta-tsiang-kün, „der General Sung". Er ist der Senior der unter dem Generalissimus Jung Lu stehenden Generale. Sung K'ing stammt aus der Provinz Schan-tung und hat eine lange militärische Vergangenheit hinter sich. Während meines Aufenthalten in der Provinz Su-tsch'uan (1893—95) war er dort hochangesehen als Oberbefehlshaber der Provinzialtruppen. Er wurde damals mit einem wichtigen Kommando auf den Kriegsschauplatz gegen die Japaner (Koreu, wo er schwere Niederlagen erlitt. Die Folge war, daß ihm seine sämtlichen Ehrentitel entzogen wurden, worauf sich im übrigen ein echter Chinese nichts macht, solange ihm sein Amt und die damit verbundenen Bezüge verbleiben. Ende 1898 wurde er von Jung Lu, dem Neffen der Kaiserin-Witwe, nach Peking berufen, um ihn bei der Organisation der chinesischen Nordarmee zum Kampfe gegen die Fremden zu unterstützen. Aber ein gebranntes Kind scheut das Feuer; Sung K'ing berief sich auf sein hohes Alter, denn er hatte bereits seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert, und bat um seinen Abschied. Derselbe wurde ihm abgeschlagen; nachdem er jedoch im Januar 1899 in alle seine früheren Würden wieder eingesetzt worden war, wurde ihm ein längerer Urlaub bewilligt. Auch später noch wurden seine wiederholten Abschiedsgesuche abgelehnt. Da er jedoch wirklich alt und schwach war, wurde Ma Yü-k'un, der auf dem Bilde unter der Inschrift Ma Ta-tsiang-kün, d. h. „General Ma", konnten Ereignisse von Peking. Bei dieser Gelegenheit konnte die Beteiligung von Tung Fu-siangs Truppen an der Beschießung der fremden Gesandtschaften mit Hilfe der Uniformen nachgewiesen werden, die von den Belagerten den erschossenen Feinden abgenommen wurden.

In diesen Tagen traf die Nachricht ein, die Kaiserin-Witwe habe Tung Fu-siang einen zweimonatigen Urlaub bewilligt, und dieser habe den als buddhistischen Priester verkleideten Prinzen Tuan noch Ning-hia-fu am oberen Huang-ho begleitet.

Im Hintergrunde des Bildes sieht man vor einer mit den Zeichen für pau-t'ai, d. h. „Fort", „Festung" versehenen bastionierten Mauer ein paar kaiserliche Soldaten mit einem soeben abgefeuerten Geschütz beschäftigt; hinter der Mauer die See mit einigen untergehenden fremden Fahrzeugen. Die vier feitgedruckten Schriftzeichen, welche die Ueberschrift des Bildes darstellen, heißen Yang-t'sun tatschan, d. h. „der Kampf von Yang-t'sun". Dieser Ueberschrift folgt zur Linken eine längere Erklärung in 49 Zeichen folgenden Inhalts:

„Den zur Verteidigung des Ortes Yang-t'sun bestimmten Armeen der drei Generale Sung, Tung und Li waren als Vorhut 5000 Boxer vorausgesandt, die auf die von japanischen Truppen gebildete Vorhut der fremden Streitkräfte stießen. In dem nun folgenden Handgemenge gab es auf beiden Seiten Verluste. Die Boxer brachten fremde Unteroffiziere ein, wofür sie durch die Verleihung von Auszeichnungen belohnt wurden."

Den vielen bereits vorhandenen fügt dieses Bild einen neuen Beweis für die zwischen den militärischen Vertretern der chinesischen Regierung und den Boxern bestehenden Beziehungen hinzu.

Friedrich Hirth.

Digitized by Google

Vom Weihnachtsbüchertisch.

I.

Zahlreich sind zu dem nun bevorstehenden Weihnachtsfeste wieder neue und prächtige Werke der Geschenk- und Unterhaltungslitteratur erschienen, schon prangen in den Schaufenstern der Buchhandlungen in farbenfrohen Einbänden die stattlichen Bände, deren Titel und Verfasser manch stillen Weihnachtswunsch bei unserer Jugend ebenso wie bei den reifen Freunden unserer Litteratur erregen. Ist doch das Buch neben dem Weihnachtsbaume selbst die verbreitetste und meist ersehnte Gabe zum Feste, so daß uns Deutschen eine Weihnachtsbescherung ohne dieses kaum als voll erscheint. Und nicht nur das edelste Geschenk ist ein gutes Buch — es ist auch ein Geschenk, das als Gabe für einen Gebildeten niemals seinen Zweck verfehlen wird: Freude zu bereiten und wahren Nutzen zu stiften. Aus diesem Gesichtspunkte hat die „Gartenlaube" alljährlich das Wichtigste aus der reichen Menge der Neuerscheinungen herausgegriffen und ihren Lesern dargeboten. Eine solche kurze Uebersicht möge auch diesmal Platz finden, vielleicht vermag mancher Freund des Blattes, der noch im Zweifel war über das, was er in diesem oder jenem Falle schenken soll, aus ihr sich Rat zu holen.

Die Jugendschriften mögen den Reigen eröffnen, und unter ihnen wieder sollen jene für unsere **Ganz-Kleinen** den Vortritt haben. Für diese hat der Verlag von J. F. Schreiber in Eßlingen reich gesorgt; er bringt „Für unsre Jüngstes" ein hübsches Bilderbuch mit 16 Farbendrucktafeln auf Pappe und unter dem Titel „Das liebe Buch" eine reich illustrierte Zusammenstellung von Kinderversen, die sich leicht dem Gedächtnisse unserer Kleinen in der Kinderstube einprägen. „Aufgepaßt" heißt Lothar Meggendorfers neues lustiges Ziehbilderbuch, und „Immer fidel" nennt sich und ist der jüngste Scherz dieses unerschöpflichen Bilderhumoristen, ein Heftchen mit Winkelbildern, die sich zu den verschiedenartigsten komischen Figuren umstellen lassen.

Für **A-B-C-Schützen** liegt „Mein A-B-C" vor, ein Büchlein, das mit seinen zwölf farbigen Bildertafeln und einigen Textseiten in hohem Grade geeignet erscheint, den Kleinen die Kenntnis der Buchstaben in spielender Weise beizubringen.

Für Kinder, welche bereits lesen können, erscheinen uns zwei im Verlage von Wilhelm Effenberger in Stuttgart erschienene Bücher sehr geeignet, die sich beide schon in mehreren Auflagen bewährt haben. „Auf dem Lande" heißt das eine, und dieses enthält neben vielfach guten Bildern nach Originalzeichnungen von Oskar Pletsch hübsche und dem kindlichen Ideenkreise angepaßte Reime von Julius Lohmeyer und Fr. Oldenberg, das andere führt den Titel „Meinem Liebling" und bringt in glücklicher Abwechselung teils kleine Gedichte, teils erzählende und belehrende kurze Prosastücke. Auch dieses Büchlein, das von Cacaelie Lechler herausgegeben wurde, ist reich und ansprechend illustriert. Der Gedanke, Jugendschriften aus der Feder von Dichtern mit wahrhaft künstlerischem Bilderschmucke zu zieren, findet vor allem in dem im Verlage Schaffstein & Comp. in Köln erschienenen „Knecht Rupprecht", einem illustrierten Jahrbuche für Knaben und Mädchen, dessen zweiter Band von Ernst Brausewetter soeben herausgegeben wurde, trefflich Ausdruck. Ja den gleichen Bahnen wandelt „Katipatzli oder Der Zauberzuckerbäcker Huckesbuckes", ein so recht für das Kinderherz geschriebenes Weihnachtsmärchen von Cäcilie Wenzel, zu dem Müller-Schönefeld zahlreiche hübsche Zeichnungen geliefert hat. Dieses Büchlein ist im Verlage von Fischer & Franke in Berlin erschienen. Und da wären wir ja bei den **Märchenbüchern** angelangt. Aus ihrer Reihe ragt Marie von Ebner-Eschenbachs „Hirzepinzchen", ein entzückendes Weihnachtsbuch, das wir an anderer Stelle ausführlich besprechen wollen, durch dichterische Schönheit und reizvolle Ausstattung hervor, und zu ihnen giebt auch Fritz Reiß, der Schöpfer jener täppischen, kleinen Gnomengestalten, die sich längst Heimatrechte unter den humoristischen Typen unserer Märchenwelt erworben haben, einen wohlgelungenen Beitrag. „Der Nußknacker" heißt sein neues, mit vielen Bildern geschmücktes Buch (bei J. F. Schreiber in Eßlingen), dessen gleichfalls sehr hübscher Text von Cornelie Lechler stammt. Als die zweifellos schönste Märchensammlung auf dem diesjährigen Weihnachtsbüchertisch müssen die „Hesperiden", Victor Blüthgens Märchen für jung und alt, welche die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart in einer neuen vollständigen Ausgabe erscheinen ließ, bezeichnet werden. Zwanzig ganzseitige und zahlreiche kleinere Bilder nach künstlerischen Entwürfen von hervorragenden Malern schmücken das kleine Prachtwerk, und dessen gedanklicher und poetischer Reichtum lassen uns Felix Dahns Urteil verstehen, der von Blüthgens „Hesperiden" schreibt: „Dieses Buch ist einzig in seiner Art. Es ist nur mit Wilhelm Hauffs köstlichen Märchen zu vergleichen." Drei Märchenbücher hat der Verlag von Wilhelm Effenberger herausgegeben. An ihrer Spitze sei die Gesamtausgabe von Ludwig Bechsteins berühmtem „Märchenbuch für Kinder" genannt, dessen zweiter Band unter dem Titel „Ludwig Bechsteins neues Märchenbuch" noch gesandert zu haben ist. Als neue Märchen für die Jugend sind A. Marquardsens „Märchengrüße" bestens zu empfehlen; sie dürften ebenso wie eine von Emil Engelmann für die Jugend bearbeitete Auswahl von Gustav Schwabs „Sagen des klassischen Altertums", welche mit fünf Bildern von A. Zick geschmückt ist, viele Freunde finden.

Besonders **für jüngere Knaben** eignen sich zwei neue Bändchen der bekannten Universalbibliothek **für die Jugend**, in deren einem — „Der alte Fritz" — W. O. von Horn das Leben Friedrichs des Großen in fesselnder und dem jugendlichen Alter angepaßter Darstellung erzählt, während in dem anderen Gustav Höcker eine für die Jugend geeignete Wiedergabe von Coopers „Seelöwen" geschaffen hat. Beide Bändchen aus der im Verlage der Union in Stuttgart erscheinenden Sammlung sind mit hübschen Illustrationen geschmückt. Entschiedene Knabenbücher sind gerignet für ein Alter von etwa 12 bis 14 Jahren sind weiter auch die von Max Pannwitz für die Jugend bearbeitete Robinsonade „Sigismund Rüstig" und Paul Arndts Erzählungen „Für brave Knaben". Ihnen schließt sich „Das deutsche Heer" an, ein hübsch ausgestattetes, vaterländisches Buch, das bei Gustav Weise in Stuttgart verlegt ist und in Gedichten berühmter deutscher Dichter ebenso wie in gelungenen Farbentafeln die verschiedenen Truppen unseres Heeres vorführt. Eine Naturgeschichte in Bildern mit unterhaltendem Text von F. Thony hat J. F. Schreiber in Eßlingen neu erscheinen lassen, und prächtige Tierbilder zieren auch in reicher Zahl die von Max Barac für die Jugend erzählte Geschichte „Reinecke Fuchs". Unter den **Werken für Knaben reiferen Alters** fällt durch die überaus sorgfältige Wahl und den außerordentlichen Reichtum seines Inhaltes „Das neue Universum" auf, von welchem der einundzwanzigste Jahrgang soeben bei der Union in Stuttgart erschienen ist. Hier sind die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen aus den Gebieten der Industrie, Technik, Länder- und Völkerkunde, des Militärwesens, der Naturgeschichte und anderer Wissensgebiete in ebenso lehrreicher wie unterhaltender Form dargestellt, und das prächtig ausgestattete, reich illustrierte Buch dürfte wie wenig andere dazu bestimmt sein, auch geweckten Jünglingen nicht ein nur vorübergehender Lesegenuß, sondern ein wahrhaft belehrendes, dauernd geschätztes Lieblingswerk zu werden. Auf dem gleichen Gebiete scheint uns auch der Hauptwert des illustrierten Knaben-Jahrbuches „Der gute Kamerad" zu liegen, von dem die vierzehnte Folge als ein überaus stattlicher Band von über 700 Seiten vorliegt, dessen Anblick unter dem Weihnachtsbaume gewiß jedes Knabenherz höher schlagen lassen dürfte. Anschließend an das in so vielen Knabenherz höher schlagen lassen dürfte. Anschließend an das in so vielen jedes

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 20, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Eine Ehrenmedaille für Marie von Ebner-Eschenbach. Unter den zahllosen Huldigungen, die Marie von Ebner-Eschenbach zum 70. Geburtstag dargebracht wurden, fand die Verleihung des Ehrendoktorates der Universität Wien obenan. Zum erstenmal hat eine österreichische Hochschule einer Frau diese Würde honoris causa zu teil werden lassen. Zu den Universitätsstudien und Doktorprüfungen sind Damen erst seit kurzem an den österreichischen Universitäten zugelassen. Eine außerordentliche Ehrung wurde der Meisterin überdies durch einen Kreis naher Freunde und Verehrer im Reich und in der Heimat zugedacht, an deren Spitze in Deutschland Paul Heyse, in Oesterreich Frau Luise Schonfeld-Neumann und Herrenhausmitglied Ludwig Lobmeyr standen. Sie ließen von dem jungen Künstler Rudolf Marschall die hier abgebildete Ehrenmedaille ausführen, deren Vorderseite das Bildnis der siebzigjährigen Dichterin und deren Rückseite das Wappen und den Wahlspruch der Ebner: „Können und gönnen" zeigt. Begleitet wurde die Gabe durch eine von allen Teilnehmern — 200 an der Zahl — unterzeichnete Widmungsurkunde, deren Text, ein prächtiges Gedicht von Paul Heyse, Marie von Ebner-Eschenbach preist als „Deutschlands größte Dichterin".

Vorderseite.

Ehrenmedaille für Marie von Ebner-Eschenbach.

Rückseite.

Ehrenmedaille für Marie von Ebner-Eschenbach

Die Ankunft des Transvaal-Präsidenten Krüger in Marseille, welche sich infolge schwerer anhaltender Seestürme um einige Tage verzögert hatte, ist nun endlich am 22. November erfolgt. Schon seit dem frühen Morgen belebte sich um Hafen ein ungemein reges Leben. Eine große Menge harrte hier angesichts dem Augenblick entgegen, welcher die „Gelderland" in Sicht bringen würde. Kurz nach 9 Uhr vormittags lief das Schiff, umschwärmt von zahlreichen Barken und Schleppern, mit einem Salut von 21 Schüssen, der von der Hafenbatterie erwidert wurde, ein und ging beim Joliettequais unter brausenden Hochrufen der Zuschauer vor Anker. Nachdem Krüger auf der „Gelderland" vom Gesandten der Transvaalrepublik De Leyds begrüßt worden war, brachte um 11 Uhr eine mit der holländischen Flagge geschmückte Schaluppe den Präsidenten an Land. Unter Vorantritt seines Gesandten betrat Krüger die Landungsbrücke, begrüßt von den Hochrufen des Volkes, das hier hinter den Kriegervereinen und Abordnungen mit ihren Fahnen Aufstellung genommen hatte. Entblößten Hauptes nahm der greise Präsident den Willkommengruß entgegen, der ihm namens des Burenkomitees von dessen Vorsitzendem entboten wurde, und hielt in holländischer Sprache eine mit großer Begeisterung aufgenommene Ansprache. Unter den Klängen der Transvaal-Hymne bestieg er dann den mit Blumen überfüllten Wagen. Die einstündige Fahrt nach dem Hotel glich einem Triumphzuge. Dort angekommen, mußte sich Krüger dem Publikum mehrmals vom Balkon zeigen. Dasselbe wogte den ganzen Tag vor dem Hotel auf und ab und brachte dem Gaste nicht endenwollende Kundgebungen dar. Abends fand ein Bankett statt, bei welchem De Leyds im Namen Krügers einen Trinkspruch auf die Stadt, auf Frankreich und den Präsidenten Loubet ausbrachte. Andern Morgens erfolgte Krügers Abfahrt nach Paris.

Präsident Krüger in Marseille.

Nach einer photographischen Aufnahme von Otto Perse in Paris.

Die neue Eisenbahnbrücke bei Worms, welche für die rasche und bequeme Verbindung des rechts- und linksrheinischen Bahnverkehrs von einschneidender Bedeutung ist, wird am 1. Dezember dem Betriebe übergeben. Damit nimmt die bisherige Ueberführung des ge-

Digitized by Google

Die neue Eisenbahnbrücke über den Rhein bei Worms.
Gezeichnet nach einer Photographie im Verlage von Chr. Herbst in Worms.

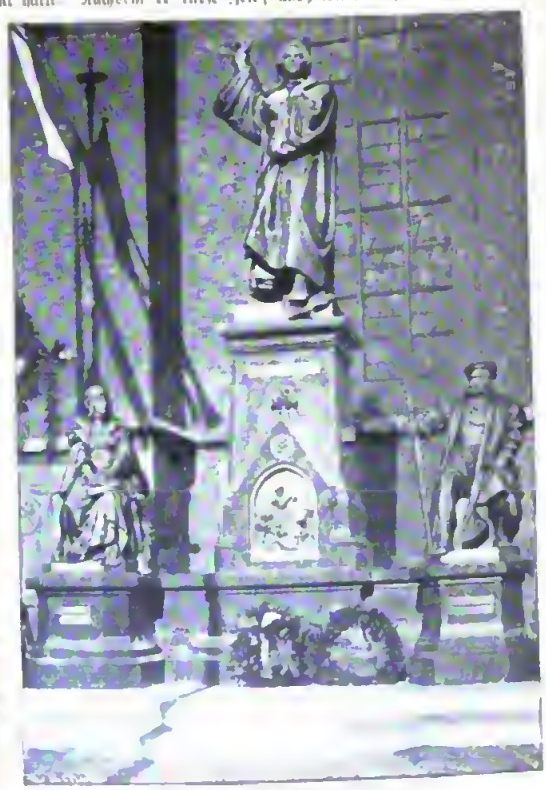
fmutrn Personen- wie Güterverkehrs mittels Trajektdampfers über den Rhein von Worms nach der Station **Rosengarten** für immer ein Ende. Jede Richtung erhält nun gute Bahnanschlüsse. Die prächtige Brücke ist nach dem Entwurf des Professors Kreuzen in Aachen, der in dem früheren Wormser Stadtbaumeister, jetzigen Geheimen Oberbaurat Professor Hofmann in Darmstadt einen ausgezeichneten Helfer fand, von der Firma Harkort in Duisburg erbaut worden. Ihre Baukosten durften sich auf 3½ Millionen Mark belaufen.

Heinrich Porges †.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Fr. Müller in München.

Musikdirektor Heinrich Porges, der bekannte Münchener Dirigent und Fachschriftsteller, ist mitten aus seiner raftlosen Thätigkeit am 17. November durch den Tod abberufen worden. Porges entstammte einer Prager Familie und war am 25. November 1837 geboren. Nachdem er tüchtige Musikstudien betrieben hatte, studierte er an der Universität seiner Vaterstadt Philosophie und Litteratur. 1863 kam er nach Leipzig, wo er zwei Jahre lang in der Redaktion der „Neuen Zeitschrift für Musik" thätig war und mit Wagner und dessen Kreis bekannt wurde. Seitdem diente er der Sache des großen Meisters, dessen Bedeutung er als einer der ersten erkannt hatte. Nachdem er kurze Zeit in Wien gewesen war, kam er 1867 auf Veranlassung des Königs Ludwig II nach München. 1886 gründete er den nach ihm benannten Chorverein, der im künstlerischen Leben der bayrischen Hauptstadt eine hervorragende Stellung behauptet hat. Wie um die Verbreitung der Kenntnis von den Werken Wagners und Berlioz', hat sich Porges namentlich auch um die mustergültige Aufführung der Werke Franz Liszts bleibende Verdienste errungen.

Das Lutherdenkmal in Hannover, welches die Stadt gegenüber dem alten Rathause, vor der ehrwürdigen Marktkirche auf dem Platze errichtet hat, wo einst 1534 die Einführung der Reformation verkündigt wurde, ist am 10. November enthüllt worden.

Das Denkmal ist ein Werk des Bildhauers Professors Dopmeyer und wurde nach seinem vor Jahresfrist erfolgten Tode durch den aus Celle stammenden Bildhauer Professor Karl Garbe vollendet. Es erhebt sich auf quadratischem Unterbau und zeigt eine aus drei Figuren bestehende Gruppe, deren Mittelpunkt die Gestalt des Reformators auf erhöhtem Sockel bildet. [illegible] Umfang der Bekenntnis, welches einen [illegible] Braunschweig-Lüneburgischen [illegible] Lande die Reformation mit Schonung und Entschiedenheit durchführte. Das mittlere Postament, das mit den seitlichen durch schmale Zwischenwände verbunden ist, trägt in einer gestürzten Umrahmung ein kleines Relief, welches die Einführung der Reformation in der Stadt versinnbildlicht.



Das Lutherdenkmal in Hannover.
Nach einer photographischen Aufnahme von Wehrhahn in Hannover.

Arthur Sullivan, der erfolgreichste aller englischen Komponisten der Gegenwart, ist in London, wo er am 13. Mai 1842 geboren wurde, am 22. November infolge eines Herzschlags gestorben. Nachdem er als Stipendiat der Mendelssohnstiftung seine in der Heimat begonnenen Musikstudien auf dem Leipziger Konservatorium beendet hatte, wurde er 1865 als Nachfolger seines Lehrers Bennett an die Royal Academy of Music in London berufen. Seit 1876 war er Direktor der National training school for music und seit 1880 Vorstandsmitglied des Royal college of music. Er machte sich als Komponist durch eine Anzahl von Ouverturen, Symphonien, Oratorien, Kammermusikwerken, Klavierstücken und Liedern bekannt und komponierte nicht weniger als achtzehn Operetten, von denen die zu Mitte der achtziger Jahre vollendete Operette „Der Mikado" nicht nur in England den größten Beifall fand, sondern ihren Weg über beinahe alle Bühnen der Erde nahm. Er verdankt dem glücklichen Komponisten über Nacht nur Volkstümlichkeit. Die lustige Operette mit ihren einschmeichelnden Melodien gehört mit Recht zu den standhaften Musikwerken im Spielplan fast aller größeren deutschen Bühnen und dürfte die Erinnerung an ihren nun verstorbenen Schöpfer noch durch viele Jahre frisch erhalten.

Dr. Arthur Sullivan †.
Mit Genehmigung von J. G. Schmidt, kgl. Hofbuchhdlr. in Berlin.

Krankenkostküchen. In Berlin hat sich ein „Verein für Krankenkostküchen" gebildet. Derselbe bezweckt, in den von ihm teils schon errichteten, teils noch zu errichtenden Kostküchen bemittelten oder unbemittelten Kranken und Genesenden, die nicht in der Lage sind, im eigenen Haushalt entsprechende Kürsorge zu tragen, gesunde, passende Nahrung nach ärztlicher Vorschrift zu bereiten und ihnen solche direkt zugänglich zu machen. Die Speisen werden nicht bloß in Form sogenannter besonderen, die Wärme lange haltenden Gefäßen angerichtet, sondern auch in denen auf die weitesten Strecken verschickt, ohne an Wärme und Schmackhaftigkeit die geringste Einbuße zu erleiden. Man liefert Mittagessen in vier Preislagen von 2 Mark abwärts bis 50 Pfennig. Die mit vielen Krankenkostküchen bis jetzt gemachten Erfahrungen sind günstig und lassen sie als thatsächliches Bedürfnis erscheinen. Schon jetzt man auch in anderen Städten diese Einrichtung. Und wenn damit Ernst zur Beratung von geschäftigen Krankenkost verbunden werden, so dürften diese Krankenküchen unzweifelhaft großen Segen stiften.

Vom Weihnachtsbüchertisch.

II.

Unter den Jugendschriften, welche bestimmt sind, in diesem Jahre den Weihnachtsbüchertisch zu zieren, haben wir noch solche für Mädchen nachzutragen. Von ihnen seien gleichfalls jene zuerst genannt, die für ein jugendlicheres Alter geeignet sind. Unter diesen fällt die neue, hübsch ausgestattete Auflage von A. Cosmars Erzählung „Schicksale der Puppe Wunderhold" auf, weiter Martha Greses schmuckes Büchlein, das sich einfach „Traudchen" nennt. Beide Bücher sind ebenso wie das schon für den fertigen Backfisch gebachte Werk von E. von Hoff „Aus goldener Mädchenzeit" im Verlage von W. Effenberger in Stuttgart erschienen. Ein anmutiger Bilderschmuck ist auch ihnen zu eigen. Als ein Werk von hervorragender Schönheit tritt uns unter den jüngsten Mädchenlitteratur der neue, fünfundzwanzigste Band des „Jugendgartens" entgegen, dessen unterhaltender Teil vorzügliche Beiträge von Victor Blüthgen, Ernst Müllenbach, Luise Glaß und zahlreichen anderen bewährten Dichtern und Erzählern aufweist, während seine Abteilungen: Häusliche Kunst, Die Sammlerin, Sport und Spiel u. s. w. eine reiche Fülle von Anregungen zu lehrreichen und nützlichen Beschäftigungen geben. Auch der Bilderschmuck des Werkes ist überaus reichhaltig. Erscheint solchergestalt der „Jugendgarten" gewissermaßen als das für Mädchen bestimmte Gegenstück zu dem bereits erwähnten „Neuen Universum", so kann das illustrierte Mädchen Jahrbuch „Das Kränzchen", dessen zwölfte Folge vor kurzem erschienen ist, dem „Guten Kameraden" in gleichem Sinne gegenübergestellt werden. Es ist ebenso wie die anderen genannten Werke von der Verlagsbuchhandlung (Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart) mit größter Sorgfalt ausgestattet, und sein Inhalt bietet eine solche Fülle von unterhaltenden und belehrenden Beiträgen, daß es als Geschenk gewiß überall hellen Jubel erregen dürfte. Nicht geringeren Beifall aber dürften die schmucken Bändchen der „Kränzchen-Bibliothek" sich bei allen jungen Bücherfreundinnen erringen. Zwei neue Erzählungen „Gustel Wildung" von Luise Glaß und „Lissy" von Bernhardine Schulte-Smidt liegen aus dieser gediegenen Sammlung vor, und beide sind reich mit guten Bildern geschmückt. Mit sechs neuen Bändchen wurden diesmal die bisher vorhandenen sechzehn der Volksausgabe von „Ottilie Wildermuths Jugendschriften" ergänzt. Schöne innere und äußere Ausstattung zeichnet diese billige Ausgabe der so außerordentlich beliebten Werke der Wildermuth aus und macht dieselben zu Geschenkzwecken ebenso wie für Schul- und Volksbibliotheken höchst geeignet. Von erzählenden Schriften für junge Mädchen nennen wir weiter hier nur den Verlage von Gustav Weise in Stuttgart „Die Turmschwalbe", eine Schilderung des Schicksales zweier jungen Mädchen von Bertha Clément, T. von Heiny' Erzählung „Atlas Geheimnis" und Agnes Hoffmanns neuestes Werk „Liese Trudchen", in welchem eine eigenartige Mädchenfigur voll Frohsinn und Gefühl geschildert ist. Ein Werk, dem ein besonders bedeutender dichterischer Wert zugesprochen werden kann, ist Victor Blüthgens Buch „Lebensfrühling", welches vier reizvolle Erzählungen für junge Mädchen enthält und gleich wie das von demselben Verfasser herausgegebene und für junge Damen zum Eintragen ihrer Erlebnisse bestimmte „Tagebuch" in prächtiger Ausstattung im Verlage der Union erschien. Als sehr hübsches Geschenkwerk für Mädchen im Alter von 15 bis 17 Jahren sei schließlich noch Elisabeth Holdens kulturgeschichtliche Erzählung „Eine edle Frau" erwähnt. Die Verfasserin schildert in derselben den Lebensgang einer deutschen Frau aus der Reformationszeit und verdient nicht minder für den Stoff ihrer Erzählung wie für die sorgfältige Darstellung des Zeitbildes Anerkennung. Das Buch ist mit sehr guten, lebensvollen Illustrationen von W. Claudius geschmückt und geschmackvoll ausgestattet.

Wenn wir uns nun, da der Jugend ihr Vorrecht geworden ist, den neuen Schriften zuwenden, die dazu bestimmt sind, Erwachsenen Freude und Genuß zu bringen, und wenn wir versuchen wollen, diese in einer methodischen Darstellung zu überblicken, so ist es vor allem ein neues Werk, das sich keiner besonderen Abteilung einordnen, in keine Gruppe fügen läßt, weil es alle anderen überragt durch den unschätzbaren Wert, den es für uns Deutsche hat. Es sind dies „Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin", herausgegeben von Fürst Herbert Bismarck. Die „Gartenlaube" war durch das Entgegenkommen der J. G. Cotta'schen Buchhandlung schon vor einiger Zeit in der Lage, ihren Lesern zwei Proben aus dieser 500 Briefe des verewigten Fürsten umfassenden Sammlung bieten zu können. Trotzdem sei an dieser Stelle noch einmal auf das herrliche Werk hingewiesen, das nunmehr auch als Geschenk für Frauen sich eignet und dessen vornehme Ausstattung mit einem mehrfarbigen Titelbilde der Fürstin nach einem Bilde von Franz von Lenbachs Meisterhand und zehn weiteren Porträtbeilagen seinen köstlichen geistigen Gehaltes würdig ist. — Aus der Reihe größerer Sammelwerke, die berufen scheinen, als Geschenke besonders frohe Aufnahme zu finden, greifen wir die neue wohlfeile Ausgabe von „Heinrich Seidels Erzählenden Schriften" heraus, die nun vollständig in sieben Bänden vorliegt und gewiß freudig von allen denen begrüßt werden wird, denen der gemütstiefe Naturfreund, der poesievolle Schilderer echt deutschen Familienlebens durch einzelne seiner Schriften vertraut und lieb geworden ist. In neuer Auflage sind des Dichters „Wintermärchen" erschienen, zwei stattliche Bändchen, deren reizvoller Inhalt Kinder und Erwachsene in gleicher Weise entzücken dürfte. Ein weiteres Sammelwerk von tiefer Bedeutung sehen wir in der Gesamtausgabe von „W. H. Riehls Geschichten und Novellen", welche nun gleichfalls in 7 Bänden vollständig geworden ist und dieses Meister deutscher Erzählungskunst in seiner ganzen Größe und Bedeutung erkennen läßt. Es ist eine keusche und edle Kunst, die aus dem Aufbau und der Darstellung der fünfzig hier vereinigten Erzählungen spricht, und ein echt deutscher Geist liegt in ihnen, daß sie es wohl verdienen, in den deutschen Familien die weiteste Verbreitung zu finden.

Zahlreich haben sich unter den neuen Werken der Erzählungskunst diesmal solche eingestellt, deren Verfasser den Lesern der „Gartenlaube" bekannt und lieb sind. Da ist vor allem Ludwig Ganghofers ergreifender Roman „Der Dorfapostel", welcher bei seinem ersten Erscheinen in der „Gartenlaube" in außerordentlichen Beifall fand, und der nun mit hübschen Abbildungen von Hugo Engl geschmückt bei Ad. Bonz & Comp. in Stuttgart als Buch erschienen ist, und J. C. Heers wuchtiger Roman „Der König der Bernina", der als stattlicher Band aus dem Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung vorliegt und gewiß auch in seiner neuen Gestalt dazu beitragen wird, den jungen Ruhm seines Verfassers in weite Kreise zu tragen. Da ist weiter aus dem Verlage von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig W. Heimburgs gleichfalls in der „Gartenlaube" zuerst veröffentlichter Roman „Im Wasserwinkel" und unter dem Titel „Das große Schweigen" eine Sammlung von Novellen Paul Rodrans, dessen jüngster Roman „Der Kampf ums Glück" unseren Lesern noch in bester Erinnerung sein dürfte. Gleichwie in diesem, so erweist sich Paul Rohrau auch in seiner neuen Novellensammlung als ein ebenso scharfer und gründlicher Beobachter des Lebens wie als überaus fein sinniger und reichbegabter Schilderer desselben. Im gleichen Verlage ist nach die Buchausgabe von E. Werners jüngstem Romane „Hexenangst" erschienen, ferner ein Band Novellen von Eva Treu, welche die Verfasserin unter dem Titel „Glückliche Augen" zusammensetzt und die bei den zahlreichen Verehrern der Dichterin gewiß die freudigste Aufnahme finden werden, und schließlich ein Roman von Stefanie Keyser, der sich „Seele um Seele" nennt und eine fesselnde, lebensvolle Liebesepisode aus der Zeit des Minnesanges bietet. Ebenso dürfte Else Hofmanns neuer Thüringer Kleinstadt-Roman „Der Weg zu Golgatha" (Verlag von Paul List) gerne gelesen werden. Auch von Rudolph Stratz liegt ein neuer Roman in Buchform vor; er nennt sich „Die thörichte Jungfrau" und läßt die schöne Erzählerkunst des Verfassers in ihrer ganzen vollen Eigenart desto zu Worte kommen. Besonderen Ruhm verdient Adolf Wildbrandts jüngster Roman „Froaz", der von fesselnder Handlung stark belebt ist und dem Leser eine Fülle tiefer Gedanken und edler Schönheit erschließt. In ein weltfernes Landstädtchen im Osten des Reiches und inmitten der Kämpfe und Erlebnisse junger und reichbewegter Seelen führen Carl Busses Novellen „Die Schüler von Pontevon", und auf baltischen Boden versetzt Karl Worms seine Leser in dem erschütternden Familienromane „Thams kriert". Ueberaus glückliche Naturbeobachtung und eine reife Meisterschaft der Schilderung zeichnen dieses schöne Werk aus, in welchem die Erscheinung des trierenden Thoms von Shakespeares „König Lear" in ihrer Beziehung auf Verhältnisse und Zustände unserer Zeit ergreifend wirkt.

Als Bücher von bleibendem Werte nennen wir weiter Emil Ertls Novellen, welche der Autor nach dem Frühlingswinde „Mistral" benennt, Lou Andreas-Salomés Spätherbstgeschichte „Aus fremder Seele" und Paul Hockers Roman „Väterchen". Gleich den vorher genannten Werken sind auch diese bei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienen, und in diesem Verlage kam in besonders schöner Ausstattung und geschmückt mit einem Jugendbildnis des Verfassers auch die fünfzigste Auflage von Hermann Sudermanns berühmtem Romane „Frau Sorge" zur Ausgabe.

Eine schöne und erfreuliche Gabe verdanken wir dem österreichischen Dichter Ferdinand von Saar in seiner neuesten Novellensammlung „Camera obscura". Fünf „Geschichten" — wie der Verfasser seine formvollendeten Erzählungen so bescheiden nennt — vereinigt er hier in einem bei Georg Weiß in Heidelberg erschienenen Bande, und sie alle weisen die Vorzüge von Saars reichem Können in hohem Grade auf. Auch Felix Dahn hat als elften Band seiner „Kleinen Romane aus der Völkerwanderung" vier kürzere Erzählungen unter dem Titel „Am Hofe Herrn Karls" zusammengefaßt und diese gleichwie eine Auswahl aus seinen Gedichten „Felix Dahns Gedichte" bei Breitkopf & Härtel in Leipzig herausgegeben. Rudolf von Gottschall hat seinen neuen, zweibändigen Roman „Auf freien Bahnen" bei Hermann Costenoble in Jena verlegt, und bei Adolf Bonz & Co. ist Anton von Perfalls jüngster Roman „Der Freihof" und ebenso Hermine Villingers Geschichtenbuch „Allerlei Liebe" erschienen. Zwei reizvoll ausgestattete Bändchen voll frischen Humors liegen auch aus dem Verlage von Robert Mohr in Wien vor. „Moderner Gschnas" heißt das erste, in welchem sich Eduard Pochl, dieser liebste unter den Wiener Humoristen, in launigen, von Herzen kommenden Kapiteln gegen das Eindringen von „Gschnas" — minderwertiger, nur äußerlich bestechender Mache — in Baukunst, Malerei und Bildnerei wendet; „Wiener Leut von gestern und heut" betitelt sich das zweite,

eine Sammlung eigenartiger Wiener Stimmungsbilder und Lokalskizzen von Vincenz Chiavacci. Schließlich möchten wir noch für Freunde der fröhlichen Radlerei zwei Sportromane nennen, es sind dies Wilhelm Meyer-Försters Radfahrer-Roman „Eldena", eine Erzählung voll hübscher Einzelbeobachtungen, unter denen namentlich die Beschreibung einiger Radwettrennen hervorragt, und C. E. Ries' Roman „Der Meisterfahrer", welcher das Schicksal eines deutschen Amateurs schildert, den die übermäßige Leidenschaft zum Radsport ins Unglück stürzt. Der erstgenannte Roman ist bei J. G. Cotta in Stuttgart, der zweite bei C. H. Beck in München erschienen.

Zahlreich wie die Gaben der erzählenden Litteratur sind auch jene der Lyrik und der epischen Dichtung unter den jüngsten Erscheinungen vertreten. Wir nennen hier die „Gesammelten Dichtungen" von Wilhelm Hertz, welche den Schätzern dieser in Form und Gedanken edlen Schöpfungen eines hochstehenden Geistes sicher sehr willkommen sein dürften, das erzählende Gedicht „Die Verbannten" von Max Honshofer, das in zweiter Auflage neue Freunde zu den alten Verehrern seiner Schönheit werben wird, und die „Neuen Gedichte" von Ludwig Fulda. Sie bringen eine Fülle geist- und stimmungsvoller Gedichte und werden gewiß bald zu den Lieblingswerken aller Freunde zeitgenössischer Lyrik zählen. Einen überaus wertvollen Band scheinen uns die von Johannes Hertel aus dem Sanskrit übertragenen „Indischen Gedichte" zu bilden, in denen ein wahrer Schatz an Weltweisheit und manche Perle tiefster Poesie geborgen ist. Die Cotta'sche Buchhandlung, bei der auch dieses Werk, gleich den vorhergenannten, erschien, hat dasselbe mit reizvollen Vignetten und Randleisten nach Motiven aus der indischen Kunst ausgestattet. Eine wertvolle dichterische Gabe sehen wir noch in den „Drei Künstlerleben" von dem schwäbischen Dichter Eduard Paulus, der unter diesem Titel drei an Schönheit reiche Epen: Tilmann Riemenschneider, Erwin von Steinbach und Michelangelo zusammenfaßt. Poesie, gepaart mit echtem, herzlichem Humor, sprudelt in Johannes Trojans „Scherzgedichten", von denen die vierte Auflage erschien, in der Schwänkesammlung „Aus der Schelmenecke", die H. Müller-Anrabach im Verlage von Gebr. Knauer in Frankfurt a. M. herausgegeben hat, und in Edwin Bormanns neuestem Werke, welches der Autor selbst „Das lustige Buch" nennt. Von den in stattlicher Menge erschienenen Gedichtsammlungen, deren zahlreiche auch von weiblicher Feder stammen, nimmt Anna Ritters neues Buch „Befreiung" mit Hinblick auf den Reichtum an tiefer und echter Stimmung, welche den in ihm vereinigten Gedichten innewohnt, und ebenso durch die edle, reine Form, aus welcher diese Stimmungen zu uns sprechen, die erste Stellung ein. Aber auch unter den anderen Bänden ist manches Gute, und aus ihrer Reihe seien hier das Gedichtbuch „Mit roten Reffen" von Klara Müller — im Verlage von Bonmert & Ronge in Großenhain — die „Gedichte" von Adelheid Stier — bei J. G. Cotta — und die unter dem gleichen bescheidenen Titel erschienenen Verse von Friedo Jung (Verlag von Groese & Unzer in Königsberg) und T. Reis erwähnt. Das letztgenannte Bändchen ist bei Thomas & Oppermann in Königsberg erschienen. Auch die „Gedichte" von L. Anfel, welche bei Breitkopf & Härtel in Leipzig in zweiter Auflage herauskamen, und jene des Deutsch-Amerikaners Hermann Glauch, Ernst Kreowskis lyrisch-epische Dichtungen „Von goldner Spindel" (E. Pierson's Verlag), Heinrich Viernbids neue Dichtungen „Frosken" — bei Karl Winter in Heidelberg — und Gustav Kilchers Verse „Schönheit" (Verlag von Fischer & Franke in Berlin) verdienen warme Empfehlung.

Wenden wir uns nun den neuen Werken litterargeschichtlichen und kulturhistorischen Inhaltes zu, so fallen uns vor allem einige Schriften auf, die geeignet erscheinen, das von unserer Zeit so schön gepflegte Interesse an unserem größten deutschen Dichter, an Goethe, zu fördern und seine Schriften dem allgemeinen Verständnisse näher zu bringen. Es sind dies „Goethes Faust", ein Werk, in dem Professor J. Minor, der berühmte Wiener Hochschullehrer und Goetheforscher, in lichtvollem Vortrage die Entstehungsgeschichte unseres herrlichsten Litteraturwerkes klarlegt und eine überaus gründliche Erklärung zu demselben giebt. Es ist ein Vergnügen, sich die schwierigen verständlichen Stellen von Goethes Meisterwerk aus dem Munde dieses geistvollen Kommentators auslegen zu lassen. Der J. G. Cotta'sche Verlag, bei welchem das ausgezeichnete Werk erschienen ist, hat sich besonderen Dank auch für die Herausgabe der „Gesammelten Erzählungen und Märchen" von Goethe erworben. So wurde von allen Freunden dieser in die verschiedenen größeren Einzelwerke eingestreuten, entzückenden kleinen Erzählungen das Fehlen einer Ausgabe, welche sie in handlicher äußerer Form zusammengefaßt hätte, seit langem schmerzlich empfunden. Nun ist der vorliegende Band, der auf Anregung des jüngst verstorbenen Münchener Generalmusikdirektors Hermann Levi entstand und mit einem schönen Titelbilde von Hans Thoma geschmückt ist, in diese Lücke getreten. Auch Goethes Gedichte sind in einer neuen, herzerfreuend schmucken Ausgabe, von welcher bisher der erste Band vorliegt, bei C. F. Amelangs Verlag erschienen. Interessante Beiträge zur Goethe-Forschung bringen ferner Jenny von Gersten-bergks „Ottilie von Goethe und ihre Söhne Walther und Wolfgang" (bei J. G. Cotta) und Karl Theodor Gaedertz in seinem mit zahlreichen Bildern geschmückten, lesenswerten Buche „Bei Goethe zu Gast". In dieser letztgenannten Schrift, welche bei Georg Wigand in Leipzig erschienen ist, sind fesselnde Mitteilungen namentlich über den Freundes- und Gesellschaftskreis des großen Dichters enthalten. — Ein Buch, das namentlich bei den Lesern der „Gartenlaube" viel Interesse finden dürfte, scheint uns Moritz Reckers Beschreibung des Lebens und Schaffens von „Marie von Ebner-Eschenbach" zu sein; dasselbe ist im Verlage von G. H. Meyer in Berlin erschienen. — In fünfter Auflage liegen die „Religiösen Studien eines Weltkindes" von W. H. Riehl vor, und gerade diese stattliche Anzahl der bereits in die Welt gegangenen Auflagen Zeugnis dafür, wie viele schon dem scharfen Denker auf seinen Wanderungen im Reiche der Gedanken folgten, so glauben wir, daß auch Peter Roseggers neues, bei L. Staackmann in Leipzig erschienenes Buch „Mein Himmelreich" bald eine gleiche Anzahl von Freunden gewinnen wird. Als Bekenntnisse, Geständnisse und Erfahrungen aus dem religiösen Leben bezeichnet der berühmte Schilderer des steirischen Alpenvolkes sein Werk, und gewiß werden viele den Mann, welchen sie bisher als Erzähler bewunderten, über Fragen der religiösen Ethik gern sich äußern hören. Von den neuen Werken, welche allgemein interessierenden Wissensgebiete behandeln und zu Geschenkzwecken sich besonders eignen mögen, nennen wir hier Carus Sternes treffliche Entwickelungsgeschichte des Naturganzen, „Werden und Vergehen". Die gemeinverständliche Fassung ebenso wie die humorvolle Logik des Vortrages haben Sternes Buch, das bei den Gebrüdern Borntträger in Berlin erschienen ist, längst zu einem verbreiteten Lehr- und Aufklärungsmittel gemacht, und es wird auch die neue werte Auflage sicher nicht die letzte des ausgezeichneten Werkes sein. Dem gleichen Ziele, naturwissenschaftliche Aufklärung in die Welt zu tragen, mens auch auf anderem Felde, dient Th. Schwartzes „Licht und Kraft" (Union, Stuttgart). Dasselbe beschreibt und erklärt die Elektrizität und ihre Anwendung in allen Verhältnissen des täglichen Lebens und kann infolge seines leichtverständlichen und doch durchaus exakten Tones und seiner sehr zahlreichen Abbildungen mit Recht als ein praktisches Handbuch für jedermann bezeichnet werden. Wir kennen kein zweites Buch über diesen Stoff, das an Anschaulichkeit der Darstellung mit diesem sich messen könnte. — Ein trefflichen Geschenkwerk für Jäger und solche, die es werden wollen, ist Oberländers neues, im Verlage von J. Neumann in Neudamm erschienenes Buch „Der Lehrprinz". Der Titel desselben ist dem Wortschatze des altdeutschen Heldenwerkes entnommen, in dessen Blütezeit die Lehrprinzen die sachliche Erziehung der jungen Jäger leiteten. Das Buch ist sehr reich illustriert und giebt auf viele das Jagdwesen betreffende Fragen klare und sichere Antwort. — Als gute und empfehlenswerte Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde seien Paul Lindenbergs reich illustriertes Reisewerk „Um die Erde" — bei Ferd. Dümmler in Berlin — genannt, ebenso wie L. Kellners bei Cotta erschienene und sehr lesenswerte Schrift „Ein Jahr in England". Dieses Buch giebt interessante Mitteilungen aus dem sozialen und litterarischen Leben Großbritanniens und dürfte zu einer tieferen, unbefangenen Auffassung englischer Verhältnisse in Deutschland wesentlich beitragen. Das gleiche Ziel verfolgt auch Dr. L. Tilles Buch „Aus Englands Flegeljahren", das bei Carl Reißner in Dresden verlegt ist. Eine ansprechende und ausführliche Darstellung der politischen, staatsrechtlichen und künstlerischen Entwickelung der Schweiz giebt das unter Leitung von Prof. Paul Seippel im Verlage von Schmid & Francke in Bern erschienene, reich mit Abbildungen geschmückte Werk „Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert", und zur deutschen Städtegeschichte haben Prof. Richard Armstedt mit seiner „Geschichte der königl. Haupt- und Residenzstadt Königsberg in Preußen" gleichwie Dr. Ernst Barlowsky mit seiner „Geschichte der Stadt Naumburg an der Saale" wertvolle Beiträge geliefert. Beide Werke sind in hübscher Ausstattung und mit vielen Abbildungen geziert von dem Verlage Hobbing & Büchle in Stuttgart herausgegeben. Schließlich sei noch der soeben erschienenen vierten Auflage von K. F. Beckers Weltgeschichte gedacht, die bei der Union in Stuttgart in Lieferungen zur Ausgabe kommt. Das Abonnement auf das berühmte Werk, dessen neue Auflage abermals sowohl textlich wie illustrativ erweitert und bis auf die Gegenwart fortgeführt wurde, stellt sicher ein Weihnachtsgeschenk von größtem Werte dar.

So erübrigt noch einen Blick auch auf die jüngsten „Prachtwerke" zu werfen. Da fällt ein neuer — der fünfte — Band von den bei Gerlach & Schenk in Wien erscheinenden „Handzeichnungen berühmter Meister aus der Albertina und anderen Sammlungen" auf. Er schließt sich den vorhergegangenen Bänden würdig an und bietet wie diese eine Fülle herrlicher Blätter in ganz vorzüglicher, originalgetreuer Wiedergabe. Mit dem Werdegange der reproduzierenden Kunstverfahren selbst beschäftigt sich Th. Knischmann in seiner „Geschichte der deutschen Illustration", und er bespricht sein nutzbringend großes Stoffgebiet, unterstützt von zahlreichen schönen Abbildungen, in überaus glücklicher Weise. Das vollendete Werk ist bei Franz Jägers Kunstverlag in Goslar herausgekommen und hat Anspruch auf dauernde Bedeutung. Gleiches Lob gelobn

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Empfehlenswerte Festgeschenke in eleganten Einbänden!

Billige Klassiker. • Cotta'sche Volks-Ausgaben in eleganten Doppelbänden zu 1 Mark.

Chamissos Gesammelte Werke.
4 Bände. In 2 Leinenbände gebunden 2 Mark

Eichendorffs Ausgewählte Werke.
2 Bände. In 1 Leinenband gebunden 1 Mark

Goethes Ausgewählte Werke.
12 Bände. In 6 Leinenbände gebunden 6 Mark

Hauffs Sämtliche Werke.
6 Bände. In 3 Leinenbände gebunden 3 Mark

Heines Sämtliche Werke.
12 Bände. In 6 Leinenbände gebunden 6 Mark.

E. T. A. Hoffmanns Ausgewählte Werke.
6 Bände. In 3 Leinenbände geb. 3 Mark

H. v. Kleists Sämtliche Werke.
4 Bände. In 2 Leinenbände gebunden 2 Mark

Körners Sämtliche Werke.
4 Bände. In 2 Leinenbände gebunden 2 Mark

Lenaus Sämtliche Werke.
4 Bände. In 2 Leinenbände gebunden 2 Mark

Lessings Ausgewählte Werke.
6 Bände. In 3 Leinenbände gebunden 3 Mark

Schillers Sämtliche Werke.
12 Bände. In 6 Leinenbände gebunden 6 Mark

Shakespeares Dramatische Werke.
12 Bände. In 6 Leinenbände gebunden 6 Mark

Uhlands Gedichte und Dramen.
2 Bände. In 1 Leinenband gebunden 1 Mark

Zschokkes Ausgewählte Werke.
4 Bände. In 2 Leinenbände gebunden 2 Mark

Man verlange in den Buchhandlungen ausdrücklich die **Cotta'schen Original-Ausgaben.**

Neue Gedichte von **Ludw. Fulda.** M. 3.60.

Die Verbannten Ein erzähl. Gedicht von **Max Haushofer.** 2. Auflage. M. 4.–

Jüdische Gedichte. Aus dem Sanskrit übertragen von **Johs. Hertel.** Mit Goldschnitt M. 4.–

Gesammelte Dichtungen von **Wilhelm Hertz.** M. 7.–

Gedichte von **Anna Ritter.** 9. Aufl. Mit Goldschnitt M. 3.–

Befreiung. Neue Gedichte von **Anna Ritter.** 4. Auflage. Mit Goldschnitt M. 3.50

W. H. Riehls Geschichten und Novellen.

Gesamt-Ausgabe.

7 elegant gebundene Bände M. 28.–

Inhalt: Bd. 1 Kulturgeschichtliche Novellen. Bd. 2 u. 3 Geschichten aus alter Zeit. Bd. 4 Neues Novellenbuch. Bd. 5 Aus der Ecke. Bd. 6 Am Feierabend. Bd. 7 Lebensräthsel.

Heinrich Seidels Erzählende Schriften.

Wohlfeile Ausgabe.

7 elegant gebundene Bände M. 28.–

Inhalt: Bd. 1 Leberecht Hühnchen. Bd. 2 u. 3 Vorstadtgeschichten. Bd. 4 u. 5 Heimatgeschichten. Bd. 6 Phantasiestücke. Bd. 7 Von Perlin nach Berlin.

Drei Künstlerleben Tilmann Riemenschneider, Erwin v. Steinbach, Michelangelo. Dichtungen von **Ed. Paulus.** M. 2.–

Die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts.

Von **Theodor v. Sosnosky.** M. 5.–

Gedichte von **Adelheid Stier.** Mit Goldschnitt M. 3.–

Gedichte von **Johannes Trojan.** 2. Aufl. Mit Goldschn. M. 3.50

Scherzgedichte von **Johannes Trojan.** 4. Auflage. Mit Goldschnitt M. 4.–

Die Lampe der Psyche. Roman von **Ida Boy-Ed.** 2. Auflage. M. 5.–

Die Schüler von Polajewo. Novellen aus Kleinstadt und Heimat von **Carl Busse.** M. 3.50

Mistral. Novellen von **Emil Ertl.** M. 4.–

Der König der Bernina. Roman a. d. schweiz. Hochgebirge von **J. C. Heer.** 6. Auflage. M. 4.50

An heiligen Wassern. Roman a. d. schweiz. Hochgebirge von **J. C. Heer.** 8. Auflage. M. 4.50.

Väterchen. Roman von **Paul Oskar Höcker.** M. 4.–

Eldena. Roman von **Wilhelm Meyer-Förster.** 2. Auflage. M. 4.–

Zwei Eisen im Feuer. Lustspiel in drei Akten frei nach Calderon von **Friedrich Adler.** M. 2.50

Schlaraffenland. Märchenschwank in drei Aufzügen von **Ludwig Fulda.** 3. Auflage. M. 3.–

Gertrud Antless. Drama in drei Akten v. **Philipp Langmann.** M. 2.50.

Johannisfeuer. Schauspiel in vier Akten von **Hermann Sudermann.** 14. Aufl. In elegantem Leinenband M. 3.– In Halbfranzband M. 3.50.

Die Maler. Lustspiel in drei Aufzügen von **Adolf Wilbrandt.** 2. Auflage. M. 3.–

Ein Jahr in England. Von **L. Kellner.** M. 3.50.

Wintermärchen von **Heinrich Seidel.** (Gesammelte Schriften Bd. XVI u. XVII) 2 Bände. Mit Goldschnitt à M. 4.–

Leberecht Hühnchen. Von **Heinrich Seidel.** Gesamt-Ausgabe. M. 4.–

Die ewige Burg. Roman aus dem Odenwald von **Rudolph Stratz.** 3. Aufl. M. 4.–

Die thörichte Jungfrau. Roman von **Rudolph Stratz.** M. 4.50

Frau Sorge. Roman von **Hermann Sudermann.** 50. Auflage. Auf imit. Büttenpapier mit einem Jugendbildnis des Verfassers. In neuem künstlerischem Einband M. 6.–

Feuerblumen. Roman von **Adolf Wilbrandt.** 3. Auflage. M. 4.–

Franz. Roman von **Adolf Wilbrandt.** M. 4.50.

Thoms friert. Roman aus der Gegenwart von **Carl Worms.** M. 5.–

Altes Eisen. Intimes aus Kriegs- und Friedensjahren. Von **Moritz Edlen von Angeli.** M. 3.–

Aus dem Leben König Karls von Rumänien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen. 4 Bände. M. 40.–

Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859–1866. Von **Heinrich Friedjung.** 2 Bände. 4. Aufl. M. 20.–

König Friedrich Wilhelm IV. Von **Herman v. Petersdorff.** M. 5.50

Geschichte der Revolutionszeit 1760–1900. Von **Heinrich von Sybel.** Wohlfeile Ausgabe in 10 Bänden à M. 3.–

Preussische Geschichte von **Hans Prutz.** In 4 Bänden. Bis jetzt erschienen: Bd. 1: **Die Entstehung Brandenburg-Preussens (bis 1688);** Bd. 2 **Die Gründung des preussischen Staates (1688–1740);** Bd. 3 **Der friderizianische Staat und sein Untergang.** In Halbfrz. geb. à Bd. M. 10.–

Schillers Sämtliche Werke. Mit Einleitungen von **Karl Goedeke.** Ohne Ausgabe in 16 Bänden. In 16 Bänden (Weimar) M. 16.– Geb. in 8 Leinenbände M. 16.– Geb. in 8 Halbfranzbände M. 24.–

Shakespeare-Vorträge von **Friedrich Theodor Vischer.** Erster bis dritter Band: Einleitung. Hamlet. Macbeth. Romeo und Julia. Othello. König Lear. M. 24.–

Goethes Faust. Erster Teil. Entstehungsgeschichte und Erklärung von **J. Minor.** 2 Bände. M. 10.–

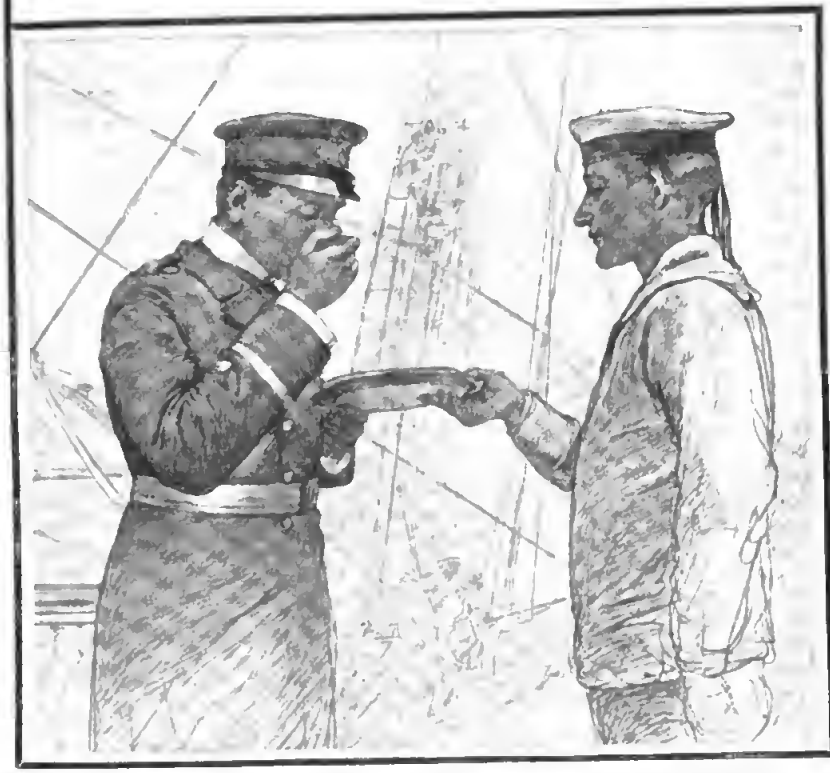
Gratis und franko. **Cotta'scher Klassiker-Katalog**

Katalog neuerer Dichterwerke des Cotta'schen Verlages

Cotta'scher Musikalien-Katalog Gratis und franko.

Soeben ◆ ◆ ◆ erschien:

UNTER DEUTSCHER FLAGGE



Folio. ○ 40 Bogen Text mit ca. 180 Illustrationen, sowie 9 Kunstbeilagen, sämtlich nach ✣ Originalzeichnungen von ✣

C. W. ALLERS.

In Prachtband mit Goldschnitt ✣ ✣ Preis 32 Mark. ✣ ✣

Das neue „Allers"-Werk ist nun soeben erschienen, in denen die Mehrzahl deutscher Familien durch eigene Beziehungen besonderen Anteil nimmt unsere Kriegsmarine mit ihren wechselvollen Geschicken, das Leben der Offiziere und Matrosen in heimischen Hafen, an Bord und auf fernen Stationen, das bewegte Leben auf der Handelsflotte und in den von deutschem Fleiß und Geist belebten Kolonien bilden die Motive welche der geniale Künstler durch nach der Natur gezeichnete seiner liebenswürdig-humorvollen Art festgehalten hat. Manch stimmungsvolles Bild von dem Heimatsorte wie aus Erlebnissen unser unseres deutschen Landsleute entstellt sich dem Beschauer. Auch die immer mehr an Bedeutung gewinnende „Kieler Woche" ist entsprechend berücksichtigt. Der begleitende Text stammt teils der Feder des Korvettenkapitäns z. D. Graf von Bernstorff, teils Allers selbst Aufzeichnungen.

Wir empfehlen das vornehm ausgestattete Prachtwerk als eigenartiges Fest- und Gelegenheitsgeschenk von hohem künstlerischen Werte

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
◆ Stuttgart Berlin Leipzig. ◆

VERLAG von ERNST KEIL'S NACHFOLGER G. m. b. H. in LEIPZIG.

◆ Bewährte Volks- und Hausbücher. ◆

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen. Von Professor Dr. **Carl Ernst Bock.** Siebzehnte Auflage. Neu bearbeitet von Medizinalrat Dr. W. Camerer. Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und mehreren Farbentafeln. Vollständig in einem Band. Preis geheftet 10 Mark. In Halbfranz gebunden 12 Mark.

Kleine Gesundheitslehre. Zum Kennenlernen, Gesunderhalten und Gesundmachen des Menschen. Von Prof. Dr. **Carl Ernst Bock.** Siebente Auflage. Bearbeitet von Dr. M. v. Zimmermann. In Leinwand gebunden Preis 4 Mark.

Gesundheit und langes Leben. Ein hygienisches Hausbuch von Dr. med. **J. Herm. Baas.** Preis geheftet 4 Mark. In Leinwand gebunden 6 Mark.

Anleitung zur Pflege der Zähne und des Mundes nebst einem Anhang über künstliche Zähne. Von Dr. **Willy Scherfen.** Gekrönte Preisschrift, herausgegeben vom Central-Verein deutscher Zahnärzte. Elfte Auflage. Preis geheftet 2 Mark. In Leinwand gebunden 2 M. 50 Pf.

Das Buch von der gesunden u. praktischen Wohnung. Von E. **Falkenhorst.** Preis geheftet 5 Mark. In Leinwand gebunden 6 Mark.

Bildermappe für Kunstfreunde.

Eine Sammlung der besten Holzschnitte ✣ ✣ aus der „Gartenlaube". ✣ ✣

50 Kunstblätter auf feinstem, starkem Karton-Papier in Gross-Folio-Format.

In eleganter Prachtmappe Preis 12 Mark.

Das erste Jahr im neuen Haushalt.

Eine Geschichte in Briefen von

◆ ◆ **R. Artaria.** ◆ ◆

2. Auflage. Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Es dürfte kaum ein litterarisches Gelegenheitsgeschenk kleineren Umfangs geben, welches jungen Frauen und Bräuten vollkommener sein könnte als das Buch einer gemüt- und humorvollen Frau über das erste Jahr im Ehestand.

Die Geschichte der deutschen Weihnacht. Von **Alexander Tille.**

Preis geheftet 4 M., in Leinw. geb. 5 M.

Anderthalb Jahrtausend alt ist die Feier des fünfundzwanzigsten Dezembers. Aber nicht immer war sie ein heute. Wie das Christentum sie nach Deutschland brachte und in harten Kämpfen gegen deutsches Volkstum zum Siege über die altheidnischen Winterfestgebräuche führte, wie die deutsche Weihnachtsfeier sich bildete und von jeher das deutsche Weihnachtsfest von heute umfaßt mit dem blinkenden Lichterbaum in seiner Mitte und dem Kinderjubel um ihn, mit reichen Tischen voll Weihnachtsgaben — das und noch mehr erzählt dieses Weihnachtsbuch.

Zu Geschenken geeignete Gedichtsammlungen.

Gottschall, Rudolf v., Friedens- und Kriegsgedichte. 2. Auflage des „Janus". Elegant gebunden mit Goldschnitt 5 M. 50 Pf.

Hofmann, Friedrich, Nach fünfundfünfzig Jahren. Ausgewählte Gedichte. Elegant gebunden mit Goldschnitt 5 M. 25 Pf.

Odorn, Holda, Heimchen. Gedichte. Elegant gebunden mit Goldschnitt 4 Mark.

Peltz, Robert, Buch der Liebe. 3. Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt 5 M. 25 Pf.

Rittershaus, E., Neue Gedichte. 6. Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt 5 Mark.

Scheffer, Leopold, Für Haus und Herz. Ärgte Klänge. Herausgegeben von R. v. Gottschall. Elegant gebunden mit Goldschnitt 5 M. 50 Pf.

Scherenberg, E., Gedichte. 6. vermehrte Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt 4 Mark.

Stolle, Ferdinand, Palmen der Friedene. Eine Mitgabe auf des Lebens Pilgerreise. Dichtungen. 5. Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt 4 M. 50 Pf.

Traeger, Hilbert, Gedichte. 11. Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt 5 M. 50 Pf.

Ziel, Ernst, Gedichte. 2. Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt 5 M. 25 Pf.

Wild-, Wald- und Weidmannsbilder.

Von **Guido Hammer.**

Mit Illustrationen von Autoren.

Eleg. geb. in Prachtband. Preis 6 Mark.

Die „Wild-, Wald- und Weidmannsbilder" haben sich bei ihrem Erscheinen in der Gartenlaube ihres reichen Beifall errungen und werden in dieser Zusammenstellung in neuem Gewande gewiß auch zahlreiche Freunde haben. Jäger, Jägerinnen und Jagdfreunde überhaupt für alle Naturfreunde voll Sinn für Natur und den Zauber des Waldes haben, bilden der deutsche Band das passendste Festgeschenk.

ZU BEZIEHEN DURCH DIE MEISTEN BUCHHANDLUNGEN.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Für den Weihnachtstisch empfehlen wir die nachstehenden Geschenkwerke:

Der Gute Kamerad — Band 14.

Illustriertes Knaben-Jahrbuch.

Ein starker, reich illustrierter Quartband. Mit vielen Kunstbeilagen. Elegant gebunden Preis 9 Mark.

Das Kränzchen — Band 12.

Illustriertes Mädchen-Jahrbuch.

Ein starker, reich illustrierter Quartband. Mit vielen Kunstbeilagen. Elegant gebunden Preis 9 Mark.

Diese beiden Jahrbücher sind in weitesten Kreisen eingeführt und zählen zu den begehrtesten Geschenkwerken für die heranwachsende Jugend.

Das Neue Universum — Band 21.

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Elegant gebunden Preis 6 Mark 75 Pf.

„Das Neue Universum" ist ein seit Jahren in weiten Kreisen beliebt gewordenes Buch, das dem Interesse des reiferen Knaben und jungen Mannes an technischen Dingen mit immer neuem fesselnden Berichten und Darstellungen entgegenkommt.

Der Jugendgarten — Band 25.

Eine Festgabe für Mädchen. Elegant geb. Preis 6 M. 75 Pf.

In modernem, neuem Gewande [illegible] bestimmte, nützliche Buch als besonders schönes Festgeschenk. Der mit Illustrationen reich geschmückte Inhalt berücksichtigt auch praktische Lebensfragen, und kann „Der Jugendgarten" als einer der besten Mädchen-Jahrbücher empfohlen werden.

Illustrierte Taschenbücher für die Jugend.

Jedes Bändchen in handlichem Taschenformat elegant gebunden. Preis für das Bändchen 1 Mark.

Nr. 1. **Berufswahl: Armee und Marine.**
Nr. 2. **Aquarium und Terrarium.**
Nr. 3. **Liebhaber-Photographie.**
Nr. 4. **Der junge Elektrotechniker.**
Nr. 5. **Kleine Sternkunde.**
Nr. 6 **Jugendtheater.**
Nr. 7. **Der Schmetterlingsammler.**
Nr. 8 **An der Dobel- und Drechbank.**
Nr. 9. **Berufswahl: Die vier Fakultäten.**
Nr. 10. **Radfahren.**
Nr. 11. **Der Briefmarkensammler.**
Nr. 12. **Der junge Schiffbauer.**

Unsere Taschenbücher, von welchen die obengenannten zwölf Bändchen erschienen, sind bestimmt, über die Praxis jugendlicher Liebhabereien, wichtiger Lebensfragen, über Sport und Spiel rc. zweckmäßige Auskunft zu geben und dem Laien ohne großen Geldaufwand die mangelnde Erfahrung zu ersetzen.

Kamerad-Bibliothek.

Diese Sammlung spannender, effektreicher Erzählungen kommt der Nachfrage der jungen Welt nach billigen Buchausgaben der im „Guten Kameraden" erschienenen Jugendromane entgegen. Die handlichen, hübsch ausgestatteten und reich illustrierten Bände finden großen Anklang.

Erschienen sind:

Band 1: **Der schwarze Mustang.** Von Karl May.
Band 2: **Der Letzte vom „Admiral".** Von Franz Treller.
Band 3: **Der Arrapahu.** Von Max Felde.
Band 4: **Lustige Gymnasialgeschichten.** Von Th. Berthold.

Jeder Band elegant gebunden Preis 3 Mark.

Kränzchen-Bibliothek.

Eine Reihe der Erzählerinnen unserer Mädchenzeitschrift „Das Kränzchen" ist in der Gunst der deutschen Backfische bis zum Grade schwärmerischer Verehrung emporgestiegen. Die „Kränzchen-Bibliothek" bringt die beliebtesten Erzählungen dieser Autorinnen in schöner moderner Ausstattung zu sehr billigem Preise. Die Bände sind reich mit Illustrationen geschmückt und werden, den jungen Mädchen auf den Weihnachtstisch gelegt, viel Freude bereiten.

Erschienen sind:

Band 1: **Das Montagskränzchen.** Von Luise Glaß.
Band 2: **Gustel Wildfang.** Von Luise Glaß.
Band 3: **Lilly.** Von Bernhardine Schulze-Smidt.

Jeder Band elegant gebunden Preis 3 Mark.

Universal-Bibliothek für die Jugend.

Eine Auswahl der besten und bekanntesten Jugendschriften in neuen Ausgaben zu sehr billigen Preisen von 20 Pfennig an bis höchstens 1 M. 20 Pf.

In dieser für Eltern, Erzieher, Leiter von Jugendbibliotheken wichtigen Ausgabe kostet z. B. der vollständige Robinson Crusoë nach Defoë mit 2 Bildern geheftet nur 20 Pf., in Leinwandband nur 30 Pf. Münchh. Volksmärchen, ein Buch von 320 Druckseiten mit 6 Bildern, geheftet nur 80 Pf., in Leinwandband nur 1 M. 20 Pf.

Erzählungen, Reisebeschreibungen, Märchen, Fabeln etc. zu beliebiger Auswahl für Knaben und Mädchen aller Altersstufen.

Es sind 300 Nummern erschienen. Ausführliche Inhaltsverzeichnisse in jeder Buchhandlung gratis.

Karl Mays Erzählungen

für die reifere Jugend

gehören zu den begehrtesten Schriften für die Knabenwelt.

Es sind folgende Bände erschienen:

Die Sklavenkarawane. Mit 18 Tondruckbildern. 2 Auflage.
Das Vermächtnis des Inka. Mit 16 Farbendruckbildern. 3 Auflage.
Der Oelprinz. Mit 16 Farbendruckbildern. 2 Auflage.
Der Schatz im Silbersee. Mit 16 Tondruckbildern. 3. Auflage.
Der Sohn des Bärenjägers. Mit 12 Tondruckbildern. 4 Auflage.
Der blau-rote Methysalem. Mit 16 Tondruckbildern. 3 Auflage.

In elegantem Geschenkband. Preis jedes Bandes 7 Mark.

Kolumbus-Eier.

Band 1. 4. Aufl. — **Band 2.** 2. u. 3. Aufl.

Eine Sammlung unterhaltender und belehrender physikalischer Spielereien.

Mit zahlreichen Textillustrationen.

In elegantem Geschenkband. Preis des Bandes 4 Mark.

Die „Kolumbus-Eier" haben eine sehr beifällige Aufnahme gefunden. Wir bieten dem bereits in vierter Auflage erschienenen ersten Bande einen zweiten Band folgen, der an Reichhaltigkeit und Güte dem ersten gleichkommt. Die in den Bänden enthaltenen amüsanten Experimente können ohne kostbare Vorrichtungen ausgeführt werden und bieten neben angenehmer Unterhaltung mannigfache Anregung zu nützlichem Nachdenken.

Hirzepinzchen.

Ein Märchen von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Ein Bilderbuch mit farbigem Buchschmuck von **Robert Weise.**

Elegant gebunden Preis 3 Mark.

Hesperiden.

Victor Blüthgens Märchen für jung und alt.

Vollständige Ausgabe. Mit vielen Illustrationen.

Elegant gebunden Preis 5 Mark.

Mein Tagebuch.

Ein elegantes Tagebuch mit feinster Schreibeinlage, für ein ganzes Jahr berechnet.

Mit 12 mehrfarbigen Monatsbildern und Randzeichnungen von R. E. Kepler.

Fein geb. mit Goldschnitt Preis 6 Mark.

Licht und Kraft.

Die Elektrizität und ihre Anwendung im täglichen Leben.

Ein Handbuch für Haus und Familie, insbesondere für die reifere Jugend.

Von **Th. Schwartze.**

Mit zahlreichen Abbildungen. Elegant geb. Preis 6 Mark.

Victor Blüthgens Gesammelte Jugendnovellen.

Lebensfrühling.

Vier Erzählungen für Mädchen.

Mit vier Farbendruckbildern von Rich. Gutschmidt.

Geschmackvoll geb. Preis 2 Mark.

Der Weg zum Glück.

Fünf Erzählungen für Knaben.

Mit vier Farbendruckbildern von E. Zimmer.

Geschmackvoll geb. 2 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Das Weihnachtsbuch.

Allerlei Weihnachtliches in Vers und Prosa von **Victor Blüthgen.**

Gross-Oktav. Mit zahlreichen Illustrationen. Preis elegant gebunden 5 Mark.

Victor Blüthgen, dessen Name schon lange im deutschen Hause einen guten Klang hat, bietet in dieser Sammlung erlesener Weihnachts-Erzählungen, -Märchen und -Gedichte ein Werk, das von einem zarten dichterischen Hauch, wirklichem Weihnachtsduft, übergossen und von Gemütswärme erfüllt ist. Der Inhalt ist abwechselungsreich. Teils sind es rührende, teils strahlend heitere Geschichten und Gedichte. Des Dichters Absicht war, daraus ein festliches Geschenkwerk zu binden wie zum Kranze, ein weihnachtliches Erbauungsbuch für die Familie, für jung und alt, und eine Fundgrube für Vorlesungen in der Weihnachtszeit. — Das eigenartige, in festlichem Gewande erscheinende Buch wird jedem Weihnachtstisch zur Zierde gereichen.

Neue Romane und Novellen!

W. Heimburg, Im Wasserwinkel. Roman. Geheftet 3 M., elegant geb. 4 M.

Paul Robran, Das grosse Schweigen und andere Novellen. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Eva Treu, Glückliche Augen. Novellen. Geheftet 3 Mark elegant gebunden 4 Mark.

E. Werner, Hexengold. Roman. Geheftet 3 M., elegant gebunden 4 Mark.

Stefanie Keyser, Seele um Seele. Roman aus dem 12. Jahrhundert. Geheftet 2 Mark, elegant gebunden 3 Mark.

A. Noël, Didiers Braut. Novelle. Illustr. von F. Hlavaty. Geheftet in farbigem Umschlag 1 Mark.

Paul Heyse, Der Schutzengel. Novelle. Illustr. von C. Münch. Geheftet in farbigem Umschlag 1 Mark.

Ludwig Fulda, Die Hochzeitsreise nach Rom. Novelle. Illustriert von Paul Rieth. Geheftet in farbigem Umschlag 1 Mark.

Rudolph Stratz, Samum. Novelle. Illustriert von Chr. Speyer. Geheftet in farbigem Umschlag 1 Mark.

E. Marlitts Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe. 10 Bände, eleg. gebunden.

In feinem englischen Leinwand-Kasten. Preis 40 Mark.

Inhalt: Bd. 1. Das Geheimnis der alten Mamsell. Illustr. von C. Koch. Bd. 2. Das Heideprinzesschen. Illustr. von E. Wagner. Bd. 3. Reichsgräfin Gisela. Illustr. von J. Meinmichel. Bd. 4. Im Schillingshof. Illustr. von Wilh. Claudius. Bd. 5. Im Hause des Kommerzienrates. Illustr. von H. Schlitt. Bd. 6. Die Frau mit den Karfunkelsteinen. Illustr. von C. Jäger. Bd. 7. Die zweite Frau. Illustr. von A. Zick. Bd. 8. Goldelse. Illustr. von W. Claudius. Bd. 9. Das Eulenhaus. Illustr. von C. Jäger. Bd. 10. Thüringer Erzählungen. (Inhalt: „Ammenius Mogk", „Die zwölf Apostel", „Der Blaubart", „Schulmeisters Marie".) Illustr. von M. Klasholz, E. Berger und A. Mandlick.

W. Heimburgs Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe. 10 Bände, eleg. gebunden.

In feinem englischen Leinwand-Kasten. Preis 40 Mark.

Inhalt: Bd. 1. Aus dem Leben meiner alten Urgroßtante. Illustr. von W. Claudius. Bd. 2. Lumpenmüllers Lieschen. Illustr. von J. A. Wehle. Bd. 3. Kloster Wendhusen. — Ursula. Illustr. von A. Zick. Bd. 4. Ein armes Mädchen. — Das fräulein Pate. Illustr. von A. Mandlick. Bd. 5. Cruddens heirat. — Im Bann der Musen. Illustr. von E. Kayel. Bd. 6. Die Andere. — Unverstanden. Illustr. von W. Claudius. Bd. 7. Herzenskrisen. Illustr. von C. Jäger. Bd. 8. Lore von Tellen. Illustr. von M. Klasholz. Bd. 9. Eine unbedeutende Frau. Illustr. von H. Albrecht. Bd. 10. Unter der Linde. 12 Novellen. Illustr. von A. Zick, C. Koch, J. A. Wehle, C. Jäger u. W. Claudius.

E. Werners Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe. 10 Bände, eleg. gebunden.

In feinem englischen Leinwand-Kasten. Preis 40 Mark.

Inhalt: Bd. 1. Glück auf! Illustr. von W. Claudius. Bd. 2. Am Altar. — Hermann. Illustr. von A. Zick. Bd. 3. Gesprengte Fesseln. — Verdächtig. Illustr. von R. Eutschmidt. Bd. 4. Verlobungsboten. — Die Blume des Glückes. Illustr. von Erdm. Wagner. Bd. 5. Gebannt und erlöst. Illustr. von C. Jäger. Bd. 6. Ein held der feder. — Heimatklang. Illustr. von R. Reinicke und Th. Rocholl. Bd. 7. Um hohen Preis. Illustr. von Fr. Bergen. Bd. 8. Vineta. Illustr. von W. Claudius. Bd. 9. Sankt Michael. Illustr. von F. Bergen. Bd. 10. Die Alpenlee. Illustr. von O. Gräf.

W. Heimburgs Romane und Novellen.

Neue Folge. Illustrierte Ausgabe. 5 Bände.

Elegant gebunden Preis 20 Mark.

Inhalt: Bd. 1. Mamsell Unnütz. Illustr. von W. Claudius. Bd. 2. Um fremde Schuld. Illustr. von H. E. Jrotsch. Bd. 3. Erzählungen. (Inhalt: „Salinens Feier", „Fenzels von Schlehen", „Das Komponierhäuschen", „Der silberne Hirschfänger", „Drei unartige Westfinkinchen", „Mamsmme Sievering".) Illustriert von R. Reinicke, W. Claudius u. Fritz Bergen. Bd. 4. Haus Nettern. Illustriert von H. Schnarr. Bd. 5. Treulose Herzen. Illustriert von W. Claudius.

Unser ausführliches Verzeichnis empfehlenswerter Geschenkwerke steht gratis und franko zur Verfügung.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

27. Heft. 24. Dezember 1900. Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12th & Vine Sts., Cincinnati, Ohio.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Um Helena. Roman von Ida Boy-Ed (6. Fortsetzung) . 841

Bei den Sachsen in Siebenbürgen. Im Pfarrhof. Mit Illustrationen von W. Gause 855

Die Ursachen der Kohlennot. Von Dr. Paul Arndt . 858

Der Spuck der Ire. Novelle von J. C. Heer (1. Fortsetzung) 860

Rekrut Krankenernährung. Von Professor Dr. E. Heinrich Risch 866

Farbiger Schnee. Von Prof. Dr. Kurt Lampert . . . 868

Blätter und Blüten: Paul Krüger. (Mit Bildnis.) S. 870. — Horte Zeiten. (Zu dem Bilde S. 844 und 845.) S. 870. — Für angehende „Schneeler". (Mit Abbildungen.) S. 871. — Junges Leid. (Zu dem Bilde S. 849.) S. 871. — Professor van Zambusch in seinem Atelier. (Zu dem Bilde auf S. 853.) S. 871. — Maultierfuhrwerk in Sevilla. Von R. Zilelmann. (Zu dem Bilde S. 861.) S. 871. — Die Tauben von San Marco. (Zu dem Bilde S. 865.) S. 871. — Ein deutscher Bauer als Astronom. Von Hans Siegert. (Zu dem Bildnis S. 869.) S. 872.

Allerlei Kurzweil: S. 872.

Illustrationen: Präsident Krüger. Bildnis. S. 841. — Horte Zeiten. Von B. Bradley. S. 844 und 845. — Junges Leid. Von E. Spreafico. S. 849. — Professor Zambusch in seinem Atelier. S. 853. — Abbildungen zu dem Artikel „Bei den Sachsen in Siebenbürgen". Frau Mutter liest vor. S. 856. Beim Abschied. S. 857. — Maultierfuhrwerk in Sevilla. Von Alex. Wagner. S. 861. — Die Tauben von San Marco. Von J. Wagrez. S. 865. — Christoph Arnold. Bildnis. S. 869. — Schlittensporen. Fahrt mit dem Rennwolf. S. 871.

Hierzu 2 Beilagen, sowie Kunstbeilage 27: „Besuch in der Loge". Von Franz Zimm.

Kleine Mitteilungen.

„Mädchenerziehung und Frauenberuf". Von Dr. A. Matzberg, Berlin, L. Oehmigke's Verlag. „Erziehung, nicht nur Wissen!" ist der Ruf, welcher heutzutage angesichts der unlenkbaren Einseitigkeit vieler Schulen immer dringender erhoben wird. Der Lehrer soll nicht nur den trockenen Lehrstoff seinen Schülerinnen beibringen, sondern Gemüt und Willenskraft stärken, Pflichtbewußtsein und patriotischen Sinn bei den künftigen Müttern unseres Volkes entwickeln, durch Spiel und Turnen ihre Körper kräftigen und sie durch das Verständnis der Naturgesetze auf das praktische Leben vorbereiten. Die Schule soll ihnen eben so teuer werden wie das Elternhaus, mit welchem jene in steter Wechselbeziehung bleiben muß, wenn beide vereint das Resultat einer allseitigen Geistes- und Gemütsbildung erreichen sollen. Dies ist ungefähr der Grundplan des sehr gut geschriebenen Büchleins, in dem ein erfahrener Lehrer bis ins einzelne und kleinste nachweist, wie man vorgehen müsse, um den Lernstoff gleich von Anfang an zum Bildungsstoff zu veredeln, Lust und Liebe zu wecken und in ruhig planmäßiger Erweiterung des Kreises endlich alles zu umschließen, was die heutige Zeit von der Denk- und Gemütskraft unserer Frauen fordert. Daß hierbei die pädagogische Kraft des Lehrers und sein Einfluß auf die jungen Herzen das erste und notwendigste ist, wird fortwährend betont, und oft zieht der Verfasser die Betrachtungen des berühmten Stoy in Jena als Beispiel für Schulfeste, Ausflüge, Spiele und Organisation der kleinen Schulgemeinde an. Wir wünschen der von warmer Begeisterung für einen hohen Zweck durchdrungenen Schrift recht viel aufmerksame Leser in Eltern- wie in Lehrerkreisen. Sie werden beide Nutzen davon haben.

Ein ausgezeichnetes chemisches Hausmittel. Der Chemie ist die Hausfrau wahrlich zu großem Dank verpflichtet, hat doch diese Wissenschaft gerade für die Hauswirtschaft eine Fülle der wichtigsten Entdeckungen gemacht und ihr mancherlei Hilfsmittel zur Erhaltung und Auffrischung von vielerlei Dingen für Küche und Haus gebracht. — Ein besonders vielseitiges Hilfsmittel, das uns die mannigfachsten Dienste leistet, ist der „Salmiakspiritus", der aber von den wenigsten Hausfrauen ganz nach Verdienst geschätzt wird. In den meisten Fällen wird der Salmiakspiritus **verdünnt** angewendet, nur in einem Fall ist er in unverdünntem Zustande gebraucht unübertrefflich, nämlich zum Lampenputzen. Hierbei gießt man ihn auf ein wollenes Läppchen und reibt alle blanken Teile, vorzugsweise den Brenner, damit ab; ohne jegliche Mühe und Schwierigkeit giebt man damit den blanken Teilen ein strahlend glänzendes Aussehen. — Der verdünnte Salmiakspiritus ist, wie die folgenden kurzen Andeutungen zeigen, fast ein Universalreinigungsmittel zu nennen. Mischt man zwei Löffel des Salmiaks mit einem Eimer lauen Wassers, so giebt das ein Waschwasser für Wollwäsche, das deren Einlaufen oder gar Verfilzen verhindert. — Ein vorzügliches Reinigungsmittel für Teppiche erhält man, wenn man drei Löffel Salmiakspiritus in eine Schale Wasser gießt, ein Leinentuch hierein gut naßdeckt und damit fleckweise unter öfterem frischen Eintauchen des Tuches und Erneuern des Salmiakwassers den Teppich abreibt. Wenn man den letzteren danach mit klarem Wasser gut nachreibt, wird man mit Erstaunen eine völlige Auffrischung selbst zartester Farben wahrnehmen und jegliche Schmutzflecke beseitigt finden. — Ebenso wie Teppiche kann man auch Plüschmöbel, vor allem auch die Nähtaschenbezüge von Woll- und Speisezimmermöbeln, mit Salmiakspiritus reinigen und auffrischen.

Für Silbersachen, die stark belaufen und unansehnlich geworden sind, ist ein Bad in Salmiakwasser das beste Mittel zur Erzielung weißen Glanzes. Man rechnet $^4/_5$ Wasser und $^1/_5$ Salmiak zu dieser Auffrischungsflüssigkeit. — Für schwarze, unansehnlich gewordene Kleidungsstücke, die ein fleckiges, oft auch mehr grau als schwarz Aussehen zeigen, ist das Abwaschen mit Salmiakspiritus das reine Verjüngungsmittel. Man bürstet solche Sachen vorher gründlich, zieht dann die Röcke über ein Plättbrett, taucht einen Schwamm in Salmiakwasser — Salmiakspiritus und Wasser zu gleichen Teilen — und wäscht das Kleidungsstück damit gründlich von oben bis unten ab. Dann legt man ein reines Tuch über, bügelt die Sachen aus entweder auf der rechten Seite oder hängt sie einfach über einen Kleiderbügel und läßt sie darauf trocknen. — Endlich ist eine Mischung von Salmiak und Terpentinspiritus zu gleichen Teilen wohl das einzige wirksame Mittel zur Entfernung schwarzer Tintenflecken von grünen Schreibtischtuch, die sonst allen Mitteln hartnäckig zu widerstehen pflegen. Man muß diese Mischung behutsam mehrmals auftragen, kurze Zeit wirken lassen und die Stelleo danach gut abspülen.

Hauswirtschaftliches.

Hechtbrat. Ein mittelgroßer Hecht von $1^1/_2$ bis 2 Pfund wird, nachdem er ausgenommen und geschuppt ist, in mehrere Stücke geschnitten, der Kopf zum besten den Stücken, das ganz dünne Schwanzende, dann ungefähr vier gleich große Mittelstücke. Diese vier letzteren spaltet man, entfernt Flossen, Dünne, fast fleischlose Gabelrippe und alle Gräten, deren man, ohne die Stücke zu zerschneiden, bequem habhaft werden kann, hat nun acht hübsche, wie Koteletts zugeschnittene Bratstücken und — nicht zu vergessen — die berühmten Leber, über welche man in einer Schüssel Salz streut und sie zerlegt nur Stunde stehen läßt. Alles übrige vom Hecht setzt man mit etwas Wasser, Zwiebel und, wenn man eine sehr schmackhafte, nach Belieben gelbliche Fischsuppe liebt, mit Gewürz, Lorbeerblatt und Suppengrün aufs Feuer und kocht es eine halbe Stunde, entweder zu Fischsuppe legiert, zu pikanter Sauce oder Gartoffelsuppe belieben verwertet wird. Kurz vor der Mahlzeit wendet man nun den acht Fischstücke erst in Mehl, dann in verquirltem Ei und zartem geriebenen Weißbrot. Nun läßt man gutes Pfund Butter in der Pfanne leicht bräunen und brät sie, auch die Leber, darin goldbraun und saftig, deckt den Topf, nachdem der äußerlich knusprige Stück entfernt, mit heißem Wasser los und giebt diese Sauce besonders dazu mit den Fisch. Ueber die Bratstücken aber träufelt man Citronensaft. Auf diese Art zubereitet, schmeckt der Bratfisch zu Kartoffeln warm, aber auch als Rest kalt vorzüglich zu Sauerkraut.

Braidecht auf andere Art. Einen oder zwei solcher Hechte, oder auch nur größeren von drei Pfund bereitet man ebenso vor, nur bleibt er ganz und wird, nachdem er auch von Salz durchzogen, im Bratofen in Butter gebraten, in den man ihn, wenn die Butter leise anfängt zu bräunen, den Rücken nach oben, die Bauchlappen nebeneinandergelegt in die Pfanne legt, ist er schon ein saftiges Herzig und bedarf nur noch man ihn mit geriebener Zwiebel und einem feingehackten Stück Sardelle gut gesalzen lich mit Parmesankäse, worauf er fertig in einer guten halben Stunde gar gebraten wird. Dann nimmt man ihn heraus, reibt auch noch rasch die Leber gar, gießt in die Pfanne $^1/_4$ Liter saure Sahne, auch etwas Wasser und kocht die sehr schmackhafte pikante Sauce kas, giebt sie durch ein feines Sieb und in einer Saucière zu Tisch. Schöne lassen sich vorzüglich in der heißen Sauce aufwärmen, was dem Wohlgeschmack durchaus nicht nachteilig ist.

Gute Sauce aus den letzten Unterbratenresten. Ein beliebter Braten für Gesellschaftsessen bildet der Buter, dessen letzte Ueberreste eine sehr gute Suppe oder Sauce geben. Man löst vom Gerippe alles Fleisch, was noch daran hängt, es ist ganz gleich, ob es unansehnliche Stückchen sind, und zerschlägt das Gerippe dann so klein wie möglich. Man brät das letztere in Butter braun, bestäubt es mit Mehl, giebt allerhand Gewürzsorten und 2 bis 3 Liter Wasser daran und kocht die Knochen langsam mehrere Stunden gar. In dieser Zeit kocht man seine Perlgrützchen für Fleischgericht vermischt und mit den Resten durchgeschlagen, mit einem Theelöffel Liebigs Fleischextrakt vermischt und mit den Resten gründlich verkocht. Die Fleischreste wiegt man vorher sehr fein, vermischt sie mit etwas süßer Sahne, Salz, zwei Eigelb und einer Prise Pfeffer, giebt den Gemischten unter die Masse und fädt sie in kleine gebutterte Tassenköpfe, in denen man sie 15 Minuten in kochendes Wasser stellt. Die Förmchen werden gestürzt und zu der wenigen Sauce gereicht, welche in dieser Herstellung auch Gästen angeboten werden kann. L. H.

Saure Gurken hart zu erhalten. Das für viele Haushaltungen lästige Problem, werden ihren eingelegten sauren Gurken erhalten, bezüglich durch das den Gurken beim Einlegen beigefügte Kräuterzeug. Man muß deshalb, sowie die Gurken genügend gesalzen, würzigen Geschmack angenommen haben, alle gelben Kräuter entfernen. Man setzt die Gurken in ihrer sauren Brühe abgesondert bleiben, und holt sie nach und nach heraus, so viel man so lange das Faß, daß alle grünen Stängchen zurückbleiben, und holt sie nach und nach heraus, Kruke wird gut gereinigt, die Gurken wieder hineingepackt und nun der erkaltete Brühe übergossen. Man verschließt das Gefäß gut und kann nun sicher sein, daß die Gurken bis in das Frühjahr hinein fest und gut bleiben.

BESUCH IN DER LOGE

Nach dem Gemälde von Franz Simm

Halbheft 27. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ● Begründet von Ernst Keil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 Halbheften zu 25 Pf. oder in 14 Heften zu 50 Pf.

Um Helena.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(6. Fortsetzung.)

Roman von Ida Boy-Ed.

9.

Nun hatte Thassilo auch Edlefs Mutter begraben. Ein halb Dutzend Bekannte aus ihrem noch so kleinen Berliner Kreis war zugegen gewesen. Dann fuhr er mit seiner Mutter heim.

Frau Marie Stürmer war ganz aufgelöst. Nicht nur, weil die Verstorbene mehr als zwanzig Jahre lang ihr Anhalt, nein, ihre Beherrscherin gewesen war, sondern an und für sich durch den Tod und das Begräbnis. Sie gehörte zu den Weichmütigen, die selbst an fremden Gräbern leicht und gern mitweinen.

Ihr Geist war an gar nichts anderes gewöhnt, als sich im kleinen Kreis der Lebensinteressen zu bewegen, die für sie nur zwischen Wiege und Grab lagen. Sie klammerte sich immer an das Ereignis. Ausblicke gab es für sie keine.

Thassilo begriff das sehr gut. Er hatte für seine Mutter eine Geduld und ein Verständnis sondergleichen. Die moderne Zeit rauschte spurlos an ihr vorüber. Sie war eine schwache Frau. Eine von denen, die allen Inhalt des Lebens vom Liebesglück erwarten. Und, seit sie es verloren hatte, war sie in Gefühl, Thränen, Nachsichtigkeit und Güte weich, zu weich geworden.

Er hielt still ihre Hand und ließ sie immer noch weinen, während der geschlossene Wagen, in welchem sie saßen, sich durch den Straßenlärm von Berlin seinen Weg suchte.

Einmal mußte der Wagen, infolge einer Stockung, einen Augenblick halten. Es war gerade unter der Ueberführung der Stadtbahn beim Zoologischen Garten. Ein Zug brauste mit Donnergetön darüber hin.

Im Wagen duckte sich die weinende Frau vor Schreck.

„Immer denkt man, solche Brücke bricht mal über einem zusammen," klagte sie, „überhaupt der Lärm!"

„Und doch habt ihr auf dem Savignyplatz eine Wohnung, wo ihr Tag und Nacht das Rollen der Züge hört."

„Irene mochte es. Sie sagte immer, man hört dann doch das Leben, wenn man selbst bloß ein Schatten ist. Und ich natürlich — ich mochte nichts sagen."

„Ich natürlich — ich mochte nichts sagen!" Das klang dem Sohn wie das Bekenntnis einer langen Leidensgeschichte.

Präsident Krüger.
Nach einer in Marseille angefertigten Aufnahme von Otto Barca.

Unterdrückt, hatte seine arme Mutter geschwiegen. Sie hatte sich als Almosenempfängerin gefühlt. — — Alles in ihm bäumte sich wieder auf.

„Mutter," sagte er, als sie dann in der Wohnung beisammen saßen, wo nichts mehr als die verschlossene Thür des Sterbezimmers an das Ereignis mahnte, „du sollst nun hier fort. Du sollst zu mir nach Marstadt kommen. Du kannst zu Beate ziehen."

Sie saß etwas feierlich, als wäre sie bei sich selbst zum Besuch, in der Sofaecke und schüttelte verzogt den Kopf.

„Zu Beate?" fragte sie kleinlaut. „Ach nein, mein lieber Junge."

„Sie liebt dich. Sie hat es mir selbst gesagt!" rief er aufwallend.

„O, wie gut von ihr!" sagte Marie Stürmer, gleich ganz dankbar gerührt, und kam sich zu anspruchsvoll, zu kritisch vor. Aber wirklich: Beate war ihr ganz fremd geblieben. Mit dem besten Willen konnte sie damals, als Beate hier vierzehn Tage zum Besuch war, auf keinen intimen Fuß mit ihr kommen.

Um keinen Preis der Welt wäre es ihr über die Lippen gegangen: aber sie konnte nicht dafür, sie fand Beate etwas langweilig. Und sie war auch immer nur mit Gedanken beschäftigt, welcher Kleiderschnitt ihre Gestalt zur besten Geltung bringe, welche Farben zu ihrem blonden Haar paßten.

Es lag natürlich an ihr — an Marie Stürmer — selbst! Beate hatte natürlich eine Menge verborgener, schöner Eigenschaften!

„Weißt du, mein lieber Junge — du bleibst doch nicht in Marstadt. Wenn der Hafen gebaut, der Fluß korrigiert, der Leuchtturm fertig ist, nicht wahr, dann gehst du doch wieder, und wer weiß, wohin dich deine nächste Aufgabe führt. Ich will gern mit dir ziehen. Wohin es sei. Aber laß mich nicht bei Beate wohnen. Sieh mal: Edlef ist ja sozusagen noch nicht kalt in seiner Gruft. Aber dennoch — es ist der Weltlauf: Beate ist jung, sehr, sehr schön, sie wird sich trösten, sich wieder verheiraten. Und da ist es nicht klug, ihr eine alte Frau aus der Familie ihres ersten Gatten als Gesellschaft aufzudrängen."

„Du hättest recht, Mutter, wenn nicht — Mutter, ich glaube, sie hat Edlef gar nicht recht geliebt. Wie war es sonst möglich, daß sie ihn im Tode nicht mehr sehen wollte. Mutter — — er war zu flach, zu äußerlich für sie. Er war ein Blender, und ich bin sicher, sie hatte es erkannt. Gott allein weiß, was jetzt in ihrer Seele vorgehen mag. Wenn nun der rechte Mann käme? Wenn dieser . . . Nein, jetzt kein Wort mehr!"

Er preßte heftig die Hand seiner Mutter. Sie sah ihn erschrocken und sehr bang an. Sie hatte auf der Stelle verstanden, welche Hoffnungen ihn bewegten. Daß er sie jetzt noch nicht aussprach, begriff sie. Daß er sie aber überhaupt hegte, begriff sie nicht.

Wie selten versteht eine Frau die Liebeswahl eines Mannes!

Hier verstand weder das weibliche noch das mütterliche Herz von Marie Stürmer, wie ihr Sohn so blind sein konnte.

Das bißchen Schönheit vergeht doch, dachte sie.

Sie mit ihren verweinten, kurzsichtigen Fraueaugen, sie suchte immer nach Gemüt, nach allerlei selbstlosen, aufopferungsfähigen Zügen im Wesen eines Weibes, und wo sie die nicht fand, glaubte sie ganz kindlich, da könnte sich doch auch ein Mann nicht gefesselt fühlen. Sie sah nicht hinter Beaten eine andere Gestalt: in siegreicher Schönheit, in lockender Versuchung das ewige Weib, Helena, die Liebesspenderin.

„Mein lieber Junge," sagte sie endlich in das beklemmende Schweigen hinein, „wir können es ja noch überlegen. Ich kann vorerst doch nicht fort. Denk' mal, was hier alles aufzulösen ist — "

„Ja," sprach er hastig, „hier ist viel zu ordnen. Vor allen Dingen Tante Irenens Verlassenschaft. Wir werden nun endlich klar sehen in der Geldangelegenheit."

Marie Stürmer fand: heute doch noch nicht! Sie hatte eine Art von sentimentaler Anwandlung. Ihr schien es, als würde es die Ruhe der Toten stören, wenn Thassilo schon heute in ihren Büchern und Papieren stöberte.

Er hatte Mühe, ihr dies auszureden. Seine Zeit könne er nicht mit solchen Empfindungen vertrödeln. Er müsse morgen fort. Die Mutter verstand diese Eile nicht. Irene Hjelmeries war ja da.

Und er mochte nicht sagen, daß er sich verzehrte in unruhigem Verlangen, nur erst wieder dort zu sein, wo ein dämonisches Geheimnis und eine fieberhafte Hoffnung so qualvoll von zwei Seiten her sein Wesen in Aufruhr brachten.

Die Mutter erzählte ihm auch noch, Tante Irene habe, wie alle unheilbaren Kranken, viel von ihrem unabwendbaren Tod gesprochen, aber dennoch offenbar tief in der Seele Genesungshoffnungen gehabt oder wenigstens den Glauben, daß ihr noch lange Frist gegeben sei. Beständig habe sie davon gesprochen, Edlef kommen zu lassen, um ihm alle Bücher und Papiere zu übergeben, aber nie ernstliche Anstalten dazu getroffen. Seit der Nachricht von Edlefs Unglück aber habe sie fast die Besinnung verloren gehabt und nur oft gefleht: Verzeihe uns!

Marie Stürmer erklärte sich diese Bitte in ihrer überschwenglich weltfremden Art: Irene sei offenbar beunruhigt gewesen, der Schwägerin, deren Noblesse sie kannte, hinterrücks Wohlthaten aufgehalst zu haben.

Thassilo aber schien dies rätselhaft. Eine große Unruhe erfaßte ihn. Er zwang seine Mutter förmlich, ihm endlich Irenens Schlüssel zu geben.

Der Schreibtisch stand dem Bette gegenüber, darin die Mutter Edlefs entschlafen war.

Im Zimmer herrschte eine herbe Kälte. Penetrant webte darin jener durchdringendste, beständigste aller Gerüche: der nach einer Leiche.

Das kahle Bett, schon von allen Kissen entblößt, stand da wie eine Stätte der Unbarmherzigkeit.

Alles Behagen war aus dem Raum geflohen.

Die eine knöcherne Hand hatte es hinausgefegt — —

Frierend setzte sich der Mann an den Schreibtisch. Der hatte einst Irenens Gatten, Edlefs Vater, gehört und zeigte in seinem Unterteil zwei Schrankteile. Auf der Platte fanden noch alle jene Kleinigkeiten, die von der Verstorbenen herumgestellt worden waren: Bilder des Gatten, Photographien von Edlef.

Und ein Bild von Beate!

Es zeigte sie in jenem weißen Kleid, das ihre Schultern tief enthüllte — so daß Thassilo sich damals in seligem Schmerz an die klassische Nacktheit der Antike gemahnt gefühlt — —

Sie lächelte in das kahle, kalte Zimmer der Vergänglichkeit mit dem üppigen Lächeln sicherer Lebensfreude — —

Nebenan saß Frau Marie Stürmer noch ein Weilchen feierlich in ihrer Sofaecke und dachte, wie schrecklich es sei, daß Thassilo nun schon in dem Schreibtische der lieben, armen Irene wühle.

Dann fiel ihr ein, daß das Mädchen in der Küche sicherlich dummes Zeug mache, denn mit ihren Kochkünsten war es schwach bestellt, und der arme Thassilo hatte schon gestern ein Mittagessen vorgesetzt bekommen, an dem mehr zu tadeln als zu loben gewesen war.

Als sie aufstand, ein wenig kümmerlich, denn ihre Nerven waren doch recht kaput von all den Aufregungen, sah sie, daß die Platte des Nippschränkchens wieder einmal sehr schlecht abgewischt war. Und wirklich: von dem schönen Köppingschen Glase war ein halbes Blatt abgebrochen.

Ein wohlthätiger und kräftiger Aerger zerstreute sie ganz und gar. In Küche und Stube fand sie so viel vor, was nicht hätte sein dürfen. Ja, wenn man nur einmal ein paar Tage verhindert ist, aufzupassen! — —

Fast war es Mittagsessenszeit, und die Uhr ging auf Drei, als Marie Stürmer wieder in ihr Wohnzimmer trat.

Sie erschrak förmlich. Ihr Sohn saß da so verändert am Fenster. — Sie sah es auf den ersten Blick, er war leichenblaß.

Und sie wußte es seit seinen Knabenjahren: er war stark, wo andere rasen. Eine ungeheure Erregung lähmte ihn äußerlich nun so starker, als sie ihm die Seele zerquälte.

„Was hast du? Was hast du?" rief sie in klagender Sorge.

Er sah sie an.

Mein Gott, war dieses in Hohn und Zorn verzerrte Gesicht noch das ernste Gesicht ihres lieben Jungen?

„Mutter," sagte er, „Mutter — du und ich, wir sind

belogen und bestahlen — — — sie sagten, er sei genial. Ja, er hat die Genialität der Frechheit gehabt — — —!"

„Aber, mein lieber Junge . . !"

„Setz' dich da hin, Mutter!"

Zitternd gehorchte sie. Ihr Nähtischchen war zwischen ihr und ihm am Fenster. Sie faltete die Hände auf der Kante und sah den Sohn ganz ängstlich an.

„Nicht du, liebes Muttchen, hast von ihrem Gelde gelebt. Sie von dem deinen. Ja, so ist es!"

„Weiter nichts?" Sie atmete erleichtert.

„Aber das ist doch egal. So wie wir zusammenlebten!" sagte sie leise.

Dieser rührende Einwand, diese Schlichtheit einer liebevollen Seele machte ihn einen Augenblick betroffen.

Dann aber ließ gerade dies Zeugnis ihrer Art ihn heißer aufflammen.

„So mußten sie dich kennen! Sie mußten auch mich kennen! Und deshalb mußten sie wahr sein. Sie aber logen, betrogen, stahlen! Was liebevolle Teilung hätte werden können, wurde so der gemeinste aller Diebstähle an einer Frau! An einer vertrauenden, geschäftsunkundigen Frau!"

„Das begreife ich gar nicht!" klagte die völlig fassungslose Frau.

Er versuchte, so ruhig, so kurz, so klar zu sprechen als ihm möglich war. Er hatte den linken Ellbogen auf die Fensterbank neben sich gestützt und den Kopf in die Hand.

Seine Mutter, ihm gegenüber, saß da wie eine Schuldbeladene. Ihr war, als habe sie sich für die anderen zu schämen — für die, welche jedem Gericht entrückt waren.

„Tante Irene hat eine musterhafte Ordnung in ihren Papieren und Büchern. Kein Brief, kein Beleg fehlt da. Du wirst einen Brief lesen, den ihr Gatte ihr hinterließ und in dem er sie unterrichtet. Sein Vermögen und das meines Vaters waren, als du Witwe wurdest, ungefähr gleich. Edlefs Vater ward mein Vormund, und du hast ihm auch eine Generalvollmacht ausgestellt. Er hat mit seinem Gelde unglücklich gearbeitet. Als er starb, war Tante Irene schon fast verarmt. Sie hat dann Spekulationen mit unserem Geld gewagt. Zuerst mit Glück. Dann hat Edlef in Holland Schulden, viel Schulden gemacht. Er wußte, daß sie mit deinem, mit meinem Gelde gedeckt wurden. Die Schmälerung unseres Kapitals wurde dadurch so groß, daß die Zinsen nicht mehr zur Hälfte ausreichten für euer Leben und Edlefs Bedürfnisse. Tante Irene wagte neue Spekulationen unter Edlefs Beirat. Seine Briefe sind da. Sie waren beide sich ihres Thuns voll bewußt. Alle beide. Du kannst in Edlefs Briefen die mitleidig spöttischen Bemerkungen lesen, in denen er sich und seine Mutter damit beruhigt, daß du und ich, falls es ihnen nicht gelinge, durch glückliche Spekulationen das Verlorene wieder einzuholen, in unserem Metier als noble Menschenfreia Aufhebens davon machen würden, daß man aber das Eingestäadnis natürlich bis zum äußersten zurückhalten müsse."

Er stand auf.

„Mutter," sagte er, „du warst es, die Rücksichten nahm! Dein Dankgefühl hat dich an der Entfaltung deines Wesens gehemmt! Sie haben dich nicht nur um das Geld bestohlen! Betrogen haben sie dich um deine heiligsten Eigenrechte! Deine edelsten, opfervollsten Empfindungen haben sich verbraucht an Lügnern — an Lügnern!" —

Seine furchtbare Erschütterung wirkte auf sie wie eine drohende Gefahr.

Sie umklammerte ihn weinend. „Mein Sohn," rief sie, „mein Sohn!"

Im Grunde ihrer Seele glaubte sie beinahe alles dieses gar nicht. Das konnte ja gar nicht sein: gerade ins Auge hatten sie ihr gesehen, Edlef und seine Mutter, und mit dem Bewußtsein der Lüge?! Wie konnte man das!

„Die arme Irene," sagte sie unter Thränen, „sie muß doch gelitten haben! Denn so verhärtet ist ja kein Mensch. Aber unrecht war es — gewiß, sehr unrecht. Aber sie — sie ist nun tot. Und er auch!"

Fast schien war ihr Ausdruck, ihr Ton ward leiser.

Aber hart und fest sprach er:

„Wenn ich nach dem Tode eines Mannes erkannt habe: er war ein Lügner, will ich es frei sagen, daß er es war. Aendert der Tod die Thatsache? Mildert er sie? Schuft bleibt Schuft, ob lebend oder tot!"

„Es ist nur — — weil Tote sich nicht verteidigen können," flüsterte sie.

„Hier sind die sprechenden Beweise in Briefen und Zahlen. — Wie bequem hat es das Schicksal diesen beiden gemacht! Es hat sie meinem Richterspruch entrückt. Es hat ihnen die Stunde erspart, mir ins Auge zu sehen!" rief er.

Von neuem brach die Frau in heiße Thränen aus.

„Sei nicht so unerbittlich . . ."

„Mutter," sagte er schweratmend, „wenn du wüßtest, worum er mich bestohlen hat!"

„Ich glaube, ich weiß es jetzt," sprach sie, „aber Vergeben ist christlich."

„Vergeben!" rief er, „das ist für die Müden und Kraftlosen. Ich aber stehe in den vollen Waffen meines Lebens."

Sie rang mit ihm. Aber zum erstenmal in ihrem Leben stand sie mit all ihrer Mutterliebe dem Sohne ohnmächtig gegenüber. Sie fühlte wohl: da war in ihm etwas Furchtbares, etwas Elementares, das sie nicht besiegen konnte, weil sie es nicht verstand.

So rannen ihnen die Stunden.

Mit unerschöpflicher bitterer Lust an dem Gespräch erwog und zergliederte Thassila immer wieder jeden kleinen Zug im Bilde der Vergangenheit.

Er marterte seine Mutter, und als er endlich merkte, daß sie litt, erfaßte ihn plötzlich ein heißer Wunsch nach Einsamkeit.

Ihre Trennung war sehr schmerzlich.

Der Mutter schien es, als hätte sie den Sohn verloren. Verloren an unbekannte Gewalten, denen nur eine andere, ebenso unbekannte Gewalt ihn entreißen konnte.

Auf dunkle Unbestimmtheiten hassen zu müssen, ist nicht trostreich für ein Mutterherz, das ist nur leidverschärfend.

Sie war nur die arme kleine Mutter, wie es jede Mutter einmal wird. Hilflos stand sie dem Mann-Sohn gegenüber. Er war ihr Kind. Aber doch nicht mehr ihr naterthan. Er liebte sie. Aber da war noch anderes mächtiger in ihm als Kindesliebe.

Die ungeheure Kluft hatte sich aufgethan zwischen ihnen, die niemals, niemals mehr ganz zu überbrücken ist, weil aus ihr die Flammen der Leidenschaft trennend emporladern.

Der Sohn war traurig. Er fühlte, daß er seine Mutter leiden machte, und konnte es nicht ändern.

Er küßte sie voll Andacht. „Später, Mutter," sagte er erschüttert, „später vielleicht wird alles wieder ruhiger und besser!"

Sie weinte.

Er sah die Einsamkeit, in welcher er sie zurückließ. Sie dauerte ihn unendlich.

Er wollte ihr was Tröstendes sagen, etwas Schönes versprechen, und ganz unvermittelt fragte er: „Soll ich dir Hedi schicken?"

Er dachte gar nicht daran, daß er nicht über Hedi zu verfügen hatte. Er wußte auch eigentlich selbst nicht, wie er darauf kam. Aber es drängte sich ihm plötzlich auf, daß Hedi um sich haben, Trost und Ruhe und Wohlthat sei.

Ueberrascht sah seine Mutter auf. Beinahe beglückt. „Ach," sagte sie dann, „Hedi muß doch wohl bei Beate bleiben."

„Es ist wahr," murmelte er. —

Auf der Heimfahrt in der Bahn saß er in einem ganz vollen Coupé. Die Herren um ihn, davon einige zusammenzugehören schienen, sprachen und rauchten. Er saß wie ausgeschieden aus allen Interessen des Lebens und dachte nur an das Eine.

Dieser Tote, der ihn belogen und bestahlen hatte, war sein Jugendgenosse gewesen, und immer schon, noch ehe er sich dessen bewußt gewesen, hatte instinktiv der Haß gegen ihn in seinem Innern gewohnt! Beim ersten Anlaß brach er mit Riesengewalt hervor!

„Ich hielt ihn für meinen Wohlthäter, und ich mußte fortfahren, ihn zu hassen. Er trägt meinen Namen, diesen Namen, auf den ich so stolz war — und den ich jetzt abwerfen möchte, bloß weil es auch der seine ist. Ich hasse ihn an seinem Grabe weiter. — — Wenn dieser Haß, der so tief eingeboren, so von je, stark, geheim und unzerstörbar ist in mir — wenn er nicht das Recht hat, zu sein, dann hatte kein Gefühl jemals dies Recht."

Eine Frage trat vor ihn hin, die ihn erschauern ließ

n.

Bradley.

Digitized by Google

Sollte, mußte er Beate die Wahrheit sagen?

Alles in ihm flammte auf. Ein triumphierendes „Ja!“ schrie sein Temperament.

Welche Genugthuung! Welch ein Augenblick unerhörter Befriedigung, es ihr ins Gesicht werfen dürfen:

„Er war ein Lügner und ein Dieb! Er stahl mir dich. Er stahl mir meine Verdienste. Er stahl meiner Mutter Geld. Sein jämmerlich kleines Ich brauchte so viel künstliche Fundamente, denn ohne sie hätte jedermann erkannt, wie niedrig er stand!“

Wie — wenn sie dann — in leidenschaftlichem Gram der Enttäuschung — ihm gestände: „Ich habe es längst gewußt und erkannt. Begreife, was ich litt!“

Ihm war, als würde sein Haß sich an solchem Geständnis verflüchtigen. Als müßten ihr Leid und sein Zorn sich gegenseitig aufheben.

Unter fieberischer Erregung floh ihm die Zeit.

Es war Abend, als er in Marstadt ankam. Trotzdem ging er noch einmal aus.

Große Schneeflocken, wässerig und am Boden zu schwarzem Naß zerrinnend, sanken aus dem nächtlichen Himmel hernieder.

Am Hafen war es trübselig. Auf den Steinhaufen brannten die kleinen roten Warnlaternen. Die Gaslampen von der Straße warfen hier und da ihr Licht so weit, daß man das schwarze, blanke Wasser im Fluß sah.

Thassilo ging hinaus, bis dahin, wo mit Wackernagels Villa die Häuserreihe endete.

Er stand und sah an den Fenstern hinauf. Oben war Licht.

Er kannte die Einteilung der Räume: dies Licht brannte in einem kleinen Raum neben Beatens Schlafgemach.

Ob Hedi da schlief?

Es konnte erst gegen neun Uhr sein, die Frauen waren sicher noch auf. Er beschloß hineinzugehen. Er konnte nicht anders.

Es war, als sei er direkt von jenen Briefen und Büchern aufgestanden, um ohne Verzug, ohne Atemholen geradeswegs hierher zu gehen.

Er stand nicht so intim ehemals zu diesem Hause, daß er hier noch um neun Uhr einen Besuch gemacht hätte.

Jetzt war alles anders. Und er kam von der Beerdigung von Edlefs Mutter. Wenn es eines Vorwandes bedurfte, so war dieses einer.

Er klingelte. Zu seinem Erstaunen machte ihm ein Mann auf. Er erkannte ihn alsbald. Es war der Maurer Kloth.

„Wie kommen Sie hierher?“

„Die gnädige Frau war so bange. So hier draußen allein und denn bloß Damens und denn die beiden Mädchen ins Haus. Und wenn so was passiert ist. Ich bin die Köchin ihr Bruder, und da hat sie mich vorgeschlagen. Meine Frau ist es ja nicht so lieb. Aber die Mark fünfzig für jede Nacht — die nimmt man doch gern mit. Und für keine Mühe, als auf den Schäfetonk hier auf'n Flur schlafen und morgens auch noch Kaffee . . .“

Wie ihn das ergriff! Schutzlose Frauen! Wie angstvolle Vögel . . . Beate muß sofort einen Diener haben! dachte er.

Kloth sagte dem Stubenmädchen, das in seinem Traueranzug inzwischen auch schon im Hintergrunde des Flurs erschien, daß Herr Stürmer hier sei und die Damen besuchen wolle.

Das Mädchen ließ ihn in das Zimmer gleich rechts. Es war der „blaue“ Salon, wo der Flügel stand und wo Irne Hetmersen damals sein freches Lied gesungen hatte. Das elektrische Licht flammte bei seinem Eintritt auf. Aber es machte das Zimmer nicht gemütlich. Die kalten Ueberreste einer Wärme, die den Raum zur Besuchszeit erfüllt haben mochte, gaben ihm etwas Unwohnliches.

Thassilo wartete. Er war kaum mehr erregt. Er wußte auch nicht, was ihn so ruhig machte: ob die Nähe einer heißersehnten Stunde, ob die Erschlaffung nach Tagen voll namenloser Leidenschaften.

Die Thür that sich auf. Es war Hedi, die herein kam.

Sie ergriff mit ihren beiden Händen seine Rechte.

Eine große, stille Freude kam plötzlich über ihn.

Wie das schon war, das liebe Mädchen zu sehen! Sie, die alles wußte — alles verstand — nichts wollte, gar nichts, als ihm wohlthun, mit Wärme und mit Sanftmut seinem schweren Wesen Erleichterung bringen — .

„Meine liebe Hedi!“ sagte er wie ein Erlöster.

„Beate kommt auch!“ sprach sie, denn sie wußte ja, um wessentwillen er hier stand.

Beate war schon gerade beim Entkleiden gewesen. Sie wollte sich früh zu Bett legen und noch lesen. Das war doch wenigstens gemütlich und kürzte den öden Abend. Nun mußte sie sich schnell wieder anziehen, denn Thassilo abweisen, das ging nicht. Beate wußte recht gut, daß es wichtig für sie war, freundschaftlich mit ihm zu stehen. So schickte sie denn erst Hedi hinunter.

„Es ist mir sehr lieb, erst von Ihnen zu hören . . . ich möchte doch viel wissen . . .“

Aber sie unterbrach ihn: „Erst muß ich wissen, wie es Ihrer lieben, teuren Mutter geht!“

„O,“ sagte er dankbar und gerührt, „sie leidet. Es war zu viel. Besonders das Letzte. Ich will es Ihnen nachher erzählen! Ist Beate unglücklich? Sehr? Hat sie Pläne für die Zukunft? Möchte sie in ihr Vaterhaus zurück?“

Hedi wurde sehr verlegen. Wie leicht war das alles gefragt! Wie schwer beantwortet! Nein, Beate war nicht unglücklich! Wenigstens konnte das Mädchen, das durch eine harte Jugend und viel Kümmernisse gegangen war, Beatens Seelenzustand nicht als einen wahrhaft leidvollen verstehen.

Da gab es manchmal Anwandlungen von Jammer über den armen Edlef, der so jung und so schrecklich sein Leben habe lassen müssen. Dann Stunden, wo Beate klagte, daß sie die gleichförmige Langeweile eines solchen, von aller Jugendlust abgesperrten Lebens nicht ertragen könne, und womit denn gerade sie es verdient habe, ein Nonnendasein führen zu müssen. Dazwischen kamen Aufwallungen des Trotzes gegen das Schicksal, das sie am Ende noch gar wieder als abhängige Tochter ins Vaterhaus zurückzwänge, wenn Edlefs Hinterlassenschaft vielleicht nicht groß genug sei, ihr die Hoffnung eines eigenen, eleganten Hausstandes zu gestatten. Aber jede Stimmung, jede Sorge, jede Trauer fand immer Ende und Trost in der ausführlichen Beschäftigung mit Anschaffungen zur Trauertoilette.

„Sie schweigen, Hedi?“ sagte Thassilo dringend, „ich bitte Sie um völlige Offenheit!“

Da sah Hedi ihn mit ihren dunklen Augen gerade und herzlich an. Nein, dachte sie, nicht ich will sie ihm zeigen, wie sie ist! Es thäte ihm zu weh — — —.

„Beate möchte wohl lieber ihren selbständigen Haushalt weiterführen,“ sagte sie, sich an seine letzte Frage haltend.

„Sie soll es,“ erklärte er hastig, „es wird meine Freude sein, ihren Wunsch zu erfüllen!“

„Hat Edlef oder seine Mutter so viel hinterlassen?“ fragte Hedi erstaunt.

„Nein! Aber so sagen Sie doch: ist sie sehr unglücklich?“ drängte Thassilo.

Hedi zögerte sekundenlang. Eine bare Lüge aussprechen, war doch unmöglich. Die Wahrheit andeuten, konnte bei Thassilo den Wahn herbeiführen, daß Beate ihren Gatten nicht geliebt habe. Und wer wollte das entscheiden! Vielleicht hatte sie ihn doch geliebt in ihrer Art, und nur die Art war so ganz anders, so ganz jedem Verständnis Hedis entrückt.

„Ich weiß es nicht,“ sprach sie leise, „Beate ist wohl eine verschlossene Natur — ich meine — so ihre letzten innersten Empfindungen offenbart sie nicht.“

„Sie ist eine mollvolle Natur,“ sagte Thassilo jetzt, „auch im Schmerz wird sie voll edler Harmonie sein!“

Wie weh das that! Unsäglich weh! Hedi sah zu Boden. Ihre Augen waren naß. Sie fühlte es. Er sollte es aber nicht sehen. Nein, um keinen Preis!

Ein Geräusch an der Thür ließ beide aufschrecken.

Beate war eingetreten.

Und plötzlich fühlte Thassilo sich ganz erschüttert.

Diese hohe, edle Frauengestalt, von einem Trauerkleid duftet umschlossen — dieses herrliche Haupt, um das loser ein schwarzer Schleier geschlungen war — sie erschien ihm wie umglänzt von der milden Majestät des Leides.

Er eilte auf sie zu und küßte voll Ehrfurcht ihre Hand.

Hedi sah erstaunt auf den Schleier — wozu hatte sich Beate den umgethan?

Beate aber war wieder einmal innerlichst besiegt. Sie glaubte, vor Thassilo in Thränen und Klagen ausbrechen zu

geboten. Er war doch Edlefs nächster Verwandter. Er durfte doch nicht denken, sie habe kein Herz! Aber gerade in diesem Augenblick ... die Hast des Sich-wieder-ankleidens ... die Sorge, recht schon im Trauerkostüm auszusehen ... der glückliche Einfall, mit dem Schleier poesievoll die junge Witwe zu betonen ... gerade in diesem Augenblick war die Kummerstimmung wie weggeweht. Ach, der arme Edlef! Ja, gewiß, es war schrecklich ... Aber immer, immerfort weinen kann auch ein gebrochenes Herz nicht! Und ihr Herz war doch gewiß deinah' gebrochen ...!

Ein schwerer Seufzer hob ihre Brust. Ach, ihre Lage war gräßlich! Ob es wohl eine Frau gab, die sich voll Sicherheit darin zu bewegen wußte?

„Ich muß Fassung bewahren, lieber Thassilo," sprach sie langsam, „sonst ..."

Er küßte ihr zum zweitenmal die Hand, ergriffen gerade durch diese Fassung.

„Sie haben seiner armen, lieben Mama die letzte Ehre gegeben?" fragte sie und schritt auf die Gruppe von Stühlen und einem Tischchen zu, die mitten im Zimmer unter der elektrischen Krone stand. Mit ihrer gewohnten königlich anmutigen Gebärde bat sie, man möge sich setzen.

„Und meine Mutter sendet Ihnen tausend Grüße!" sagte er.

Sie neigte dankend das Haupt. Sie fragte aber nicht, wie es seiner Mutter gehe.

Es fiel ihm auf. Ein leises, schmerzliches Gefühl wollte in ihm aufwallen. Gleich zieh er sich der Harte. Wie konnte man von ihr Gedanken an andere verlangen!

„Was führt Sie noch so spät heute abend hierher? Und so direkt von der Bahn, wie mir scheint?" fragte Beate.

Sie dachte gleich nicht anders, als daß er eine besondere Veranlassung habe.

Aber diese natürliche Frage traf ihn wie Angriff.

Nun war der Augenblick da! Sein Haß konnte hervorbrechen und mit allen Waffen über den Toten herfallen!

Jede Spur von Achtung und Liebe, die etwa in diesem Frauenherzen noch lebte, konnte er niederschlagen!

Er wollte es! Ja, tausendmal ja!

Aber wieder war es, als höbe die Zwiespältigkeit seines Wesens ihr Haupt, und aus dem Untergrunde seiner Seele kam etwas herauf ...

In das heiße Begehren seines Temperamentes, das sich sättigen wollte in Rache und Hohn, kam plötzlich wieder jenes geheimnisvolle Zagen — jene keusche Scham wurde wach, die davor zurückbebt, das Häßliche zu thun.

Seine Stirn feuchtete sich. Er wurde leichenblaß.

Hedi sah ihn in zitternder Angst an, Beate erstaunt.

„Was haben Sie?" fragte sie.

„Ich " begann er stockend, „ich bin gekommen, Ihnen Eröffnungen zu machen, die ."

Nein, dachte er, nicht ich will ihn ihr zeigen, wie er war. Es könnte ihr wehthun ... Und fest und sicher fuhr er fort, wie ein Mann, vor dessen Willen sich alles niederwerfen muß — auch die Feinde in seinem eigenen Temperament.

Er sagte, daß Edlef und seine Mutter kein nennenswertes Vermögen hinterlassen hätten, daß es aber ein einfacher Akt der Gerechtigkeit sei, ja ein begründeter Anspruch Beatens, daß sie an dem Gewinne des Werkes teilhabe, welches er noch zusammen mit Edlef begonnen; daß er hierüber alsbald feste, beruhigende Besprechungen mit Wackernagel haben werde, und daß Beate ihr Leben nur einrichten solle, ganz und gar nach ihren Wünschen.

Beate hörte es in ruhevoller Haltung an. Sie nahm diese Erklärungen als etwas Selbstverständliches hin. Ihr fiel nicht von fern ein, daß ihr da ein fürstliches Geschenk angeboten wurde — oder ein Almosen — wie man es nun nennen wollte.

„Ich weiß es," sprach sie, „daß Sie Edlef viel verdanken. Und ich habe das Vertrauen, daß Ihr Verhältnis zu dem teuren Verblichenen Sie bestimmt, meine Rechte voll zu wahren."

Noch einmal packte es ihn ... die Bitterkeit stieg qualvoll ... Seine Augen sprühten ... Schon wollte das böse Wort der Wahrheit aus seinem Munde.

Er bezwang sich. Nein — nicht das Häßliche thun!

Innerlich sehr befriedigt, erhob Beate sich.

Es lag ihr aber viel daran, das Zusammensein recht abzukürzen. Sie wußte nicht, wie es kam, aber mit den allerbesten Willen war sie nicht in der Stimmung, zu weinen heute abend. So konnte Thassilo noch wirklich denken, sie sei nicht traurig. Und sie war es doch schrecklich, ganz schrecklich! Sie hatte gar nicht gedacht, daß es so viel Kummer in der Welt gäbe! Sie würde noch krank und häßlich davon werden!

„Verzeihen Sie, wenn ich mich schon zurückziehe!" sagte sie mit leidvollem Ausdruck. „Sie begreifen ... Aber Hedi plaudert wohl noch gern mit Ihnen. Die arme Hedi hat sonst immer nur mich und meine Thränen ..."

Und dieser Gedanke rührte sie plötzlich doch ...

Ja, das Leben war zu schwer jetzt — immer nur Thränen und Thränen — — — Sie drückte ihr Taschentuch gegen die Augen und reichte abgewandten Hauptes Thassilo die Rechte.

Der Mann war aus aller Fassung. Seiner verschlossenen Art erschien jeder Gefühlsausbruch als etwas Unerhörtes. Er glaubte dann ein Maß von Empfindungen zu sehen, das über sein Begreifen fast hinausging. Er kam sich dann selbst roh und kalt vor. Und nun gar die Thränen einer Frau! Dieser Frau!

Er suchte Hedis Blick. Er wollte auch in ihren Augen das Mitleid und die Rührung lesen, die er mit und über Beate empfand. Aber er begegnete einem blitzenden, ja, einem fast zornigen Auge.

„Warum überhäufen Sie Edlefs Witwe so thöricht mit Großmut? Onkel Altheer ist wohl manchmal in allerlei Schwierigkeiten, aber seine Tochter kann er noch ernähren."

„Hedi," sagte er erstaunt, „woher wissen Sie denn, daß es Großmut ist?"

„O!" sprach sie, in starker Aufregung hin und her gehend, immer an ihm vorbei, der ihr mit den Blicken folgte, „o, ich übersehe alles ganz gut! Wenn Sie sagen, Edlef und seine Mutter hätten kein nennenswertes Vermögen hinterlassen, heißt es auf deutsch: sie haben gar nichts hinterlassen! Und daß Edlef dann sogar Schulden hinterläßt, ist auch gewiß. Diese Einrichtung! Das Leben des jungen Paares! Das ist klar. Will Beate blind sein? Ja, das ist bequem. Aber Sie! Sie, Thassilo! Sie wollen eine Komödie aufführen, als bestehe ein moralisches Recht für Edlefs Witwe! Wo Edlef nichts war, außer was er durch Sie ward, wo alles, alles allein Ihr Werk, Ihr Verdienst ist?"

„Wer sagt Ihnen das so genau?" fragte er.

„Irne Hjelmersen hat es mir erst gestern wieder bestätigt. Ich begegnete ihm. Wir sprachen über den schönen Artikel, den Wackernagel über Sie veröffentlicht hat. Sehr gerecht und doch taktvoll. Wackernagel ist ja bloß manchmal taktlos, wenn er spricht, wenn er schreibt, nie."

Er hat mit ihr gesprochen, dachte Thassilo, er hat mit ihr gesprochen! Nein, dann ist er doch nicht der Mörder. Wie konnte er sonst in dieses Auge sehen!

Hedi war wie verblendet von einer leidenschaftlichen Sorge: wenn er so für Edlefs Witwe eintritt, wird die Welt dennoch denken, Edlef war der Eigentliche und Thassilo sein Schuldner.

Ihr heißer Stolz für den Mann, den sie grenzenlos liebte, bäumte sich dagegen auf.

„Hedi," sagte er mit düsterm Ausdruck, „wenn ich Ihnen doch erklären könnte ... aber ich weiß selbst nicht, was eigentlich in mir am stärksten ist. Ich kam hier her, um Beate eine schreckliche Wahrheit ins Gesicht zu werfen. Denn Sie müssen es wissen: er war ein Schuft! Aber als ich sie sah — so ganz Weiblichkeit, so ganz edle Schönheit ..."

„Da ..." drängte Hedi, mit brennenden Blicken an seinem Munde hangend und seinen Arm umklammernd.

„Da dachte ich: sie muß es selbst erkennen. Nicht ich will ihr so weh thun!"

Hedi ließ seinen Arm los.

Sie warf sich in den nächsten Stuhl und versteckte ihr Gesicht, bemüht, ein heißes Aufschluchzen zu unterdrücken.

Ja, so denkt Liebe! So hatte sie selbst gedacht, als es ihr großes Herz verschmähte, vor seinen Augen Beate in den Farben der Wirklichkeit hinzumalen.

Also immer noch, immer noch hing seine ganze Seele an diesem Weibe und ihrer verfluchten Schönheit!

Er sprach. Er, der so selten sprechen konnte, erleichterte sein Herz. Er sprach von seinem Haß. Er sprach von den dunklen Versuchungen, die in ihm gewesen waren. Und er redete zu ihr von jener still wirkenden Macht in seiner Seele, die ihn gehindert hatte, zum Mörder zu werden.

Er sprach von Edlefs Betrug, dem dreifachen: wie jener ihm das Weib genommen, obgleich er wußte, daß Thassilo es liebe, wie jener ihm die moralischen Früchte seiner Arbeit gestohlen hatte, und endlich von dem Gelde und all dem stillen, bescheidenen Duldertum der Mutter, aller ihrer ungerechtfertigten Dankbarkeit, all seinen peinvollen Leiden, während er Edlef für seinen Wohlthäter hielt.

Und während er so sprach, ward es hell und friedlich in ihrer Seele. Sie liebte ihn nur stolzer, weil sie erkannte, welchen finstern Qualen er seine reinen Handlungen abrang.

Sie begriff es: im heimlichen Feuer solcher Leidenskämpfe festigen sich die großen Charaktere.

„Hedi," schloß er, „dieser ohnmächtige Haß verzehrt mich! Ich erlebe Stunden, wo ich gegen mich wüte, weil ich nicht die Kraft habe, ihn zu befriedigen. Ich hasse meinen Namen, weil er der seine war. Ich hasse mein Leben, weil er Teil daran hatte. Ich hasse meine Arbeit, weil er mir ihren Ruhm stahl. Ich möchte ihn aus seinem Grabe holen, um ihn zu richten ... so hasse ich! Und dann kommt es über mich wie Scham ... etwas Stilles, Großes steht in mir auf ... es spricht nicht ... es sieht mich nicht an ... ich kann es nicht nennen ... aber es ist stärker als mein Haß."

„Es ist die Güte!" sagte Hedi leise und fest. Sie sah ihn an. Lange und tief.

„Darf ich sprechen?" fragte sie.

Er preßte ihr stumm bejahend die Hand.

„Sie hassen nicht den Mann, weil er Ihnen im Licht stand, bei Ihres Werkes Anerkennung!" sprach sie sehr leise, „Sie hassen nicht den Mann, der Ihrer Mutter und Ihnen Geld stahl. Denn der Mann, der dieses beides that, wäre Ihrem Hasse viel zu gering! Sie würden ihn kalt, vielleicht lächelnd verachten."

Sie zögerte einen Herzschlag lang.

„Sie hassen ihn um Hetena! Sie hassen ihn um des Weibes willen. Darum ganz allein ..."

Er erzitterte ...

Sie trat von ihm hinweg. Scheu schonend — um mit keinem Blick unbescheiden zu werden.

Sie stand am Fenster und starrte in die Nacht hinaus.

Aber ihre ganze Seele horchte ... Es schien, als verharrte er regungslos. Was dachte er? Zürnte er ihr, die ihm so viel von seinem Haß nehmen wollte und diesen so eng, so beschämend eng auf das Eine umgrenzte?

Würde sein Mannesstolz, nun aufgestachelt, sich fragen: ist es dieses Weib wert, daß ich um ihretwillen meine reine, stolze Seele in die Kämpfe so dunkler Leidenschaften führe?

Atmete er nicht schwer? Ihr war, als hörte sie es.

Und mitten in ihr fieberhaftes Horchen sagte er sanft und traurig: „Gute Nacht, liebe Hedi!"

Er ging. Er war schon fort, fast ehe sie sich ganz umgewandt hatte.

Sie brach in Thränen aus.

Er ging in die Nacht hinein, der wässerigen, niederfinkenden Schneeflocken nicht achtend. Eine tiefe, aber doch so wunderlich wohlthuende Traurigkeit erfüllte ihn. Wie dies Mädchen ihn verstand! Ihn liebte! Ihm ebenbürtig war! Ja, über ihm stand an Güte und Geduld. Wenn er sie doch lieben könnte nach ihrem Wert und Verdienst! Und zum erstenmal, ganz von fern nur, ganz unbestimmt, wollten allerlei Gedanken an ihn heranschleichen ... Gedanken, die nach Beatens Seele fragten ...

Er wies sie trotzig von sich.

Er beschwor das herrliche Frauenbild förmlich mit Gewalt herauf und sah es greifbar deutlich vor sich.

Aber in großer Unruhe drängte sich ihm immer wieder ein Gedanke auf: Sie hat mich nicht einmal nach meiner Mutter gefragt!

10.

Nach und nach konnte Thassilo sich keiner Täuschung mehr darüber hingeben: er hatte seinen Freund verloren.

An wen? An was?

An ein Ungreifbares! An einen Schatten! Vielleicht an eine Einbildung! Denn wenn sie sich in ihrem Arbeitsleben sahen und sprachen, was täglich mehrere Male geschah, so ging Rede und Gegenrede zwischen ihnen hin und her, gerade wie sonst. Ganz erfüllt von ihren Aufgaben, waren sie beide so eifrig, daß weder Nebengedanken noch Empfindungen auftauchen konnten.

Aber niemals mehr kam Irne, wie er früher gethan, an Abenden, wo er nicht in Gesellschaft gebeten war, zu Thassilo ins Hotelzimmer, mit ihm zu schwatzen, bei ihm Cigaretten zu rauchen, ein bißchen auf seinem Instrument zu tändeln, erlebte und doshafte Geschichten zu erzählen und Thassilo aufzumuntern.

Und niemals fragte Thassilo ihn, weshalb er fern bliebe.

Dieses schweigende Voneinander-sich-fernhalten stand wie eine Wand zwischen ihnen. Auch sprachen sie niemals von Beate.

Thassilo fragte nicht, ob Jene dort ein- und ausgehe. Irne fragte nicht, ob Thassilo die schöne Witwe manchmal aufsuche. Thassilo hörte durch Gespräche, die man in seiner Gegenwart führte, daß Irne viel ausging und überall sehr beliebt zu sein schien.

Es drängte ihn einmal, Hedi zu fragen, ob er dort bei den Damen sich zuweilen sehen lasse. Und Hedi sagte, daß Irne leider nie käme. Und daß Beate ihn schon mehrmals habe bitten lassen, doch zu ihrem Nachmittagsempfang zu kommen, um seiner Zupfgeige. Aber er blieb beharrlich fort. Es scheine eben, er könne Beate durchaus nicht leiden.

Sonderbar! dachte Thassilo. Und als er den Freund wieder sah, fühlte er sich befangen. Irne schien es nicht zu bemerken.

Der Winter ging vorüber. Er war regnerisch und windig. Keine frische andauernde Kälteperiode mit leuchtend weißen Schneeflächen auf den weiten Geländen erquickte die Nerven. Trübe und naß schlichen die Tage, und der Regen verschlammte das Land. Ununterbrochen scholl noch immer die Musik der Arbeit über die Stadt hin, auf das Meer hinaus.

Am Hafen fügte sich Quader an Quader, fest mit Eisenklammern verbunden, mit Mörtel aneinander geklebt, und das Flußbett gab seinen schlammigen Untergrund her, den die Baggereimer, an ihren Gestellen emporkriechend, herausgriffen, um ihn in graue Schuten hinabzuwerfen.

Ins Meer hinein begann sich der steinerne Arm eines Molo zu strecken, und an Maschinen sah man, von dicken Eisenstangen wie von Stricken umschlungen, die Stemmklötze schweben, die hingehoben wurden auf die Stätten, wo die Wellen an ihnen zerspritzen und zerschellen sollten.

Niemals fast leuchtete die See in Saphirblau. Ein schieferfarben überflimmertes Grau war ihre düstere Farbe unter dem wolkenverhangenen Himmel.

Und draußen auf dem kleinen Eiland wuchs, noch von Gerüste des Baugerüstes umschrankt, das klobige Rund des Leuchtturmes schnell empor.

Schon lag am Strande unter einem extra für sie erbauten Schuppen die Riesenkappe seines Daches, aus welchem das große Auge des Leuchtfeuers blicken sollte. Jetzt war es noch blind und glich einem leeren Mansardenfenster.

Im Sommer schon, zur Zeit der Ernte, wenn die dunklen, schwülen Augustabende mit ihrer schweren Luft über das Land sich legten, würde dies Licht hinausblicken und in seinem ruhig sicheren Glanz die Schiffe hereingeleiten in die Bucht.

Das Werk war nicht nur die Arbeit der Männer, die es schufen. Es war noch viel mehr. Es war das Kind aller Stadtbewohner. Sie sahen es wachsen, sie besprachen sein Vorschreiten, sie erörterten seine Zukunft. Es war der Gedanke von jedermann.

An Biertischen, bei Gesellschaften, ja sogar bei Damenthees sprach man davon. Die fachmännischen Ausdrücke gingen aller Welt von den Lippen wie ein altüberkommener Wortschatz: den baltischen Nachbarländern, mit denen man in lebhaftere Handelsbeziehungen zu treten hoffte, fühlte man sich ganz nahe gerückt. Leute, denen vorher nichts ferner aus ihrem Gesichtskreis gelegen hatte als Export und Import, sprachen von Ein- und Ausfuhrzahlen, als wäre es ihr Alphabet.

So eingezogen Thassilo auch lebte, er spürte dies alles.

Junges Leid.
Nach einem Gemälde von E. Sprealico.

Und immer wieder ergriff es ihn. Es machte ihn stolzer, glücklicher auch in seinem Beruf.

Ein großes technisches Werk ist immer wie eine Basis: auf ihr kann sich dann jeder zivilisatorische Fortschritt niederlassen, dachte er oft.

Von Edlefs tragischem Tod sprach man nur noch sehr selten.

Teils hatte es sich nur zu rasch gezeigt, daß dieser Mann gar keine Lücke hinterließ. Seine Thätigkeit brauchte nicht einmal durch eine Ersatzkraft aufgenommen zu werden. Thassilo und Irne Hjelmerjen traten sich in sie.

Und dann war es und blieb es so bedrückend peinvoll, daß der Thäter nicht gefunden wurde. Man rührte lieber nicht an diese Erinnerung. Die Behörden fühlten sich sozusagen durch jedes Gespräch angegriffen, als seien sie blind oder saumselig oder unfähig gewesen. Die damaligen Jagdgenossen mochten vollends nicht davon sprechen. Es war nach Lage der Dinge zwar völlig ausgeschlossen, daß einer von ihnen aus Versehen den Schuß abgegeben hätte. Bei einer Jagd mit Standtrieb! Noch dazu, wo die Stände sich in einer Linie hingezogen hatten! Aber dennoch wurden fast alle nervös, wenn man sie auf jenes Unglück anredete. Irgend ein Mensch, der keine Ahnung davon gehabt, wie es bei jener Jagd zugegangen war, hatte einmal gesagt: „Es wird wohl ein Unglücksschuß gewesen sein — es waren doch mehrere Jagddilettanten dabei!“

Dann stand bald darauf in einem Berliner Blatt eine ähnliche Vermutung, und seitdem verbaten es sich sowohl Wackernagel als auch der Amtsrichter mit Leidenschaft, auf den Vorfall noch immer wieder angeredet zu werden.

Jener Arbeiter, um dessen Person sich so etwas wie das Dunstwölkchen eines Verdachtes gesammelt hatte, war bald ermittelt worden. Er war gleich nach seinem Streit mit Edlef Stürmer nach Süddeutschland verzogen, hatte sich dort verlobt und stand im Begriff, zu heiraten. Seine völlige Schuldlosigkeit war über jeden Zweifel erhaben.

So schien es denn, daß die That unaufgeklärt bleiben sollte.

Muß das Beate nicht unerträglich sein? dachte Thassilo manchmal. Mußte sie nicht mit verzweifelnder Seele oft an die Thore dieses düsteren Geheimnisses pochen? Trübte es nicht den Schlaf ihrer Nächte?

Einmal, nur einmal hatte er gewagt, daran zu rühren.

Er sagte ihr, daß jener Arbeiter habe nachweisen können, wie er sich den kleinen Vorfall mit Edlef Stürmer gleich aus dem Sinne geschlagen habe, als er in Süddeutschland Verdienst und sogar eine Braut gefunden hatte.

Beate erging sich nicht in Verwünschungen einer unfähigen Polizei. Sie zermarterte auch nicht ihr Hirn mit Vermutungen.

Sie nahm es als etwas Unabänderliches.

Ein Wort, das der Hauptpastor Lüders, der sie eingesegnet und getraut hatte, ihr bei seinem Kondolenzbesuch gesagt, war als schöne Formel in ihr haften geblieben. Bei Thassilos Bericht seufzte sie schwer, faltete im Schoß die Hände um ihr Taschentuch zusammen, nachdem sie es noch zuvor gegen die Augen geführt hatte, und sagte:

„Wer der Thäter auch gewesen sein kann, ich muß die Kraft finden, ihm zu verzeihen — wie schwer es mir auch werden mag!“

Groß empfunden! dachte er entzückt, und wie viel verborgene Kämpfe es sie wohl kostet, sich zu dieser Größe emporzuringen! Und er schämte sich seiner Kraft, zu hassen — —.

Mit einer gewissen pedantischen Regelmäßigkeit ging er jeden Sonntag Vormittag zu Beaten.

Er wollte nicht zu oft kommen. Er zügelte seine heiße Sehnsucht, ihr zu zeigen, jetzt schon zu zeigen: ich werde um dich!

Er hätte sie verletzen können. Das Trauerjahr mußte er vergehen lassen!

Was ist ein Jahr! Wie kurz erschien ihm die Spanne Zeit, da sie mit so viel Hoffnung ausgefüllt war, gegen jene ohnmächtige Schmerzensewigkeit vorher.

Aber er wollte doch in ihrem Leben schon einen festen Platz haben. Jeden Sonntag sprach er vor: er fragte nach ihren Wünschen, nach ihrem Befinden. Er hatte ihr eine völlige wirtschaftliche Selbständigkeit geschaffen. Sie konnte bei Herrn Levas, dem Bankier, so viel Geld erheben, wie sie brauchte.

Er spielte ungefähr die Rolle eines fürsorglichen Bruders.

Und Beate ließ es sich gefallen. Es war ihr sehr unbequem, daß Hedi ihr Vorstellungen machte und allerlei Reden führte, so, als wäre Thassilo gar nicht verpflichtet, für sie zu sorgen, so, als dürfte sie es nicht annehmen. „Ach Gott,“ sagte Beate dann, „laß das doch! Wenn er nicht verpflichtet wäre, thät' er's nicht. Er hat Papa alles klar gelegt. Laß mich nur erst mal zur Ruhe kommen! Bin ich nicht so schon schrecklich unglücklich?“

Die „Klarlegung“, die Thassilo von Georg Altheer gethan, bestand in einem Gespräch unter vier Augen. Dem geschäftskundigen Mann konnte Thassilo keine Zahlen und Verhältnisse vortäuschen, die nicht bestanden. Das wollte er auch gar nicht. Er sagte ihm ganz offen, wie alles lag. Aber mit einer vor tiefster Bewegung zitternden Stimme bat er Altheer, Beate täuschen und ihr ein auskömmliches, selbständiges Dasein gewährleisten zu dürfen, bis sie wieder heirate . . . .

Er war hauptsächlich so bewegt, weil er fürchtete, Altheer könnte es ablehnen. Jedoch Altheer war nicht der Mann, so was abzulehnen. Ihm stand das Nehmen aber gut an: er that es mit Rührung. Er war ganz ergriffen. Er schien beinahe zu schenken, indem er so nahm. Und in seinem weichen, hoffnungsheißen Vaterherzen erriet er befriedigt Thassilos Pläne und Wünsche.

Er verfehlte von Stund' ab auch nicht, seiner Tochter Thassilos Charakter und Können hoch anzupreisen, ohne sich weiter das allermindeste merken zu lassen.

Und Beate begriff ganz gut, was Thassilo für sie that. Es war aber viel bequemer, Hedi und jedermann gegenüber dieser Erkenntnis keine Worte zu geben. Dankbar beschloß sie, immer „riesig nett“ gegen Thassilo zu sein.

Die regelmäßigen Sonntagvormittagsbesuche erfreuten sie sehr. Es war keine kleine Genugthuung, so einen ernsten, bedeutenden Mann sich so ergeben zu wissen. Ein bißchen zusammennehmen mußte sie sich ja und jedes Wort auf die Wagschale legen. Er war doch so komisch. Die natürlichsten Sachen von der Welt konnte er klein und verdammenswert finden.

Aber das bißchen Mühe machte sie sich gern.

Und am wettesten kam sie auch immer, wenn sie wenig sprach. Das hatte sie längst gemerkt. Und so gab sie sich denn in ihrer weichen, anschmiegsamen, weiblichen Art. Sie hörte mit groß aufgeschlagenem Auge zu. Sie dankte mit ihrem üppigen Lächeln. Sie schwieg so vielsagend. Und sah immer ruhevoll und schön, die klassische Gestalt meist von einem weißen Morgenkleid lose umflossen, dem Manne gegenüber.

Er bemerkte aber doch: in ihr war noch wenig geweckt.

Sie erschien ihm noch ganz so wie damals auf Glanzau.

Er wußte nicht, sollte er Edlef dafür danken? Sollte er ihn verachten?

Aber jedenfalls blieb dies ein Beweis, der stärkste von allen, sie konnte Edlef nicht wahrhaft geliebt haben.

Seliger Gedanke!

Hedi blieb dieser Sonntagmorgenstunde immer fern. Sie ertrug es nicht. Ihr war's, als müßte sie schreien vor Zorn und Schmerz als Zuschauerin. Das Schauspiel hätte sie angeekelt. Der geliebte Mann wäre ihr erniedrigt erschienen.

Ihr Fernbleiben beunruhigte ihn aber sehr. Immer dachte er, das feine, dunkle Knabenköpfchen müsse doch erschienen.

Und wenn es immer wieder ausblieb, sagte ihm sein Herz, das treue Mädchen litt! Er konnte es nicht ändern. Aber es beschämte seine Ritterlichkeit.

Arme Hedi!

Außer Thassilo hatte Beate noch einen regelmäßigen, ihr ebenso feierlichen Besucher. Es war der Baron Holdin.

Mit einer gewissen Schadenfreude erzählten sich die Damen von Marstadt, daß Malte Holdin, der vordem täglich bei Beaten verkehrt hatte, nun die Beziehung auf einen sehr konventionellen Fuß herabgeschraubt habe. „Ja, eine Witwe, die vielleicht aufs Geheiratetwerden rechnet — das ist eben etwas ganz anderes wie die Frau des Freundes. Der kann man unverbindlich die Cour machen. Der ledigen Frau gegenüber ist es zu gefährlich,“ sagte die Amtsrichterin allen aus der Seele sprechend.

Er kam jeden Mittwoch Nachmittag. Er unterhielt sich zehn Minuten sehr förmlich mit Beaten, ging wieder zum

„Großherzog", bestieg dort seinen Wagen und fuhr wieder nach Friedrichshof.

Was aber niemand, außer Hedi, beobachten und wissen konnte, war, daß Malle Holdin während dieser zehn Minuten Beate mit verliebten Blicken förmlich verzehrte; daß sie oft köstliche Blumensendungen aus Berlin erhielt, die einige Monate anonym kamen, aber dann, nach einer Zeit, die Malte Holdin wohl für korrekt hielt, mit einem weißen Kärtchen versehen waren, auf dem nur stand: „ehrfurchtsvoll von M. H."

Und Beate, obschon die Unterhaltung Holdins mit ihr ebenso war wie das Wort auf dem Kärtchen, mußte wohl aus seinen Blicken und Blumen genug lesen.

Als Edlef ein halbes Jahr tot war, fühlte sie sich auf der Höhe eines sehr angenehmen Daseins.

Aber sie ging ganz getreulich jede Woche mindestens einmal auf den Kirchhof, immer mit Blumen in der Hand — aus Verlegenheit nahm sie hin und wieder einige von denen dazu, die aus Berlin kamen, wenn das Mädchen gerade keine Zeit gehabt hatte, zum Blumenhändler zu laufen — und ihre Trauerkleidung hielt sich streng an das Modegesetz für Witwen. Sie war auch immer sehr traurig an Edlefs Grab.

Es dauerte sie immer wieder zu sehr, daß der Arme, Liebe hatte sterben müssen, und Elsa Hagen, die manchmal mit ihr ging, sagte: „Du sollst gar nicht so oft hergehen! Es reißt immer wieder Wunden auf."

Und es kam Beaten vor, als kasteite sie sich förmlich durch dieses immer wieder neue Gedenken.

„Ja," sprach sie, „es ist auch gewiß nicht in Edlefs Sinn, daß ich mich dem Schmerz immer wieder hingebe."

Sie beschloß, nicht mehr so oft sich diese Qual zu machen.

Auch darauf, abends Freunde bei sich zu sehen, verzichtete sie. Aber es hatte sich so wie von selbst herausgebildet, daß jeden Dienstag und Freitag Nachmittag sich alle Bekannte bei ihr zu einer Tasse Thee zusammenfanden.

Es war immer sehr gemütlich. Prancken kam dazu herein und brachte auch wohl einen Freund mit. Herr Lebus, der noch immer keine Anstalt machte, sich mit Elsa Hagen zu verloben, trug hier und da einige seiner graziösen Gedichte vor. Man musizierte auch etwas. Ernste Musik natürlich. Aber der Ton an diesen Nachmittagen wurde doch allmählich sehr heiter. Die arme, junge Frau mußte aufgemuntert werden! Das war Pflicht!

Nur einer kam niemals: Irne Hjelmersen.

Beate ließ ihm sagen: sie empfange zweimal in der Woche.

Er blieb fern.

Sie ließ ihn direkt bitten, doch einmal mit seinem Instrument zu kommen.

Er ließ sagen: gern, bald. Und kam nicht.

Ueber diesen Mann nachzudenken und ihm aufzulauern, vertrieb Beate manche sonst inhaltslose Stunde.

Sein Benehmen regte sie gerade nicht so sonderlich auf, aber manchmal vergegenwärtigte sie sich seine Blicke, seine Art . . .

Und dann rann es ihr wieder so durch die Adern, so sonderbar . .

Man mußte ja auch schließlich neugierig werden als Frau, wenn ein Mann sich so ganz, ganz anders benahm als alle Männer sonst.

Es kam vor, daß Beate, wenn sie eine Besorgung in der Stadt hatte, mit Vorliebe am Hafen entlang ging.

Mehr als einmal sah sie ihn. Er stand bei den Arbeitern.

Ob er sie von weitem schon bemerkt hatte? Gewiß nicht. Da würde er doch die Gelegenheit benutzt haben, sie endlich zu begrüßen. Kam sie heran, so war er weg oder sprach, dem Bürgersteig den Rücken kehrend, so eifrig zu den Arbeitern, daß er gar nicht Aug' und Ohr haben konnte für das, was auf der Straße entlang ging.

Die Arbeiten am Quai waren im Frühling schon so weit vorgerückt, der Flußmündung zu, daß sie gerade vor Backernagels Villa ausgeführt wurden.

Beate stand da einmal auf dem kleinen Balkon, der von ihrem Schlafzimmer im ersten Stock den Blick auf den Fluß und das flache Ufer gegenüber gewährte.

Die Arme auf die oberste Querstange des Gitters gelegt, die Hände vor sich in die Luft hinein gefaltet, vorgeneigten Oberleibes, stand sie träge und sah zu, wie da unten die grauen, in der Sonne wie von tausend Kristallen blinkenden Quadern eingefügt wurden. Die klingenden Hammerschläge hallten fröhlich durch die Luft. Auf den bewegten Fluten des Flusses kam gerade die Barkasse Thassilos vom Meer herein.

An ihrem Bug schwollen, wie an der Brust eines Schwimmvogels, die Wasser hoch.

Am Ufer stand, oben auf einem großen Granitwürfel, Irne Hjelmersen. Er hielt einen Stock wagerecht mit beiden Händen hinter sich und sprach zu einem Arbeiter hinab, der, auf dem Erdboden hockend, dort irgend etwas abzumessen schien.

Wenn er sich doch nur einmal umdrehen wollte, dachte sie geärgert.

Sie erkannte Thassilo in seinem Schiffchen.

Halb in dem Gedanken, „dem armen Menschen" eine Freude zu machen, halb von der Hoffnung geleitet, daß der Mann da unten dann aufmerksam werden müßte, zog sie ihr Taschentuch und winkte.

Thassilo sah es. Er hob grüßend den Hut.

Und wirklich, Irne Hjelmersen wandte sich, um zu sehen, wen sein Freund grüße. Er sah die weiße Frauengestalt und that doch, als sähe er sie nicht.

Das weiße Tüchlein flatterte durch die Luft herab.

Beate beugte sich weit über das Gitter und sah ihm lächelnd mit bedauernder Gebärde nach. Aber dann ging sie gleich in ihr Zimmer zurück und wartete hinter der Gardine.

Irne Hjelmersen lief aber keineswegs herzu, um das Tuch zu holen und ihr zu bringen.

Sie hatte es ja auch nicht geradezu fallen lassen. Der Wind hatte es ihr fast entrissen. Der Mensch konnte die Gelegenheit doch benutzen . . . Er war eben ein Eisblock!

Sie sah es und biß sich auf die Lippen: ein Arbeiter, sicher auf seinen Befehl, kam über den Platz zwischen Ufer und Haus, hob das Tuch auf, das ihm schon entgegenwirbelte, und brachte es Irne.

Am Nachmittage, mitten in einer Besprechung geschäftlicher Art, zog Irne ein weißes Taschentuch heraus, legte es vor Thassilo auf die grüne Schreibtischplatte und sagte schnell: „Vielleicht macht es dir Spaß, dies Tuch seiner Eigentümerin zurückzugeben. Also, was ich sagen wollte: die Bodenqualität am östlichen Ufer wird uns zu großer Sandzufuhr nötigen . . ."

Zwei Tage lang ging Thassilo mit diesem Tuch in der Brusttasche umher. Und immer wieder besah er es. Er konnte es nicht begreifen: „Beate" war hineingestickt. Aber darüber stand eine Grafenkrone. Was sollte das? Das war ja vollkommener Unsinn! Stammte das noch von Edlef? Als Junge hatte Edlef manchmal davon phantasiert, daß sie das Recht hätten, den Grafentitel wieder aufzunehmen. Thassilo erinnerte sich an das Gerücht, nach Edlefs und Beatens Hochzeitsreise. Aber nein: ein Mann, ein leidlich verständiger, konnte auf solche dumme Eitelkeiten nicht kommen. Und es mußte doch wahr sein, er hatte sogar Beate dazu verführt!

Hier war die Grafenkrone. Jeder Einwand widerlegte sich durch dies Zeugnis.

Am dritten Tage ging er nach der Villa und ließ Hedi rufen.

Sie wurde ganz rot, als er ihr das Tuch gab und auf die Krone zeigte. Wie that er ihr leid! Sie wußte, es war so schmerzlich, Kleinliches zu entdecken, wo man anbetet.

„Ja," sagte sie, „Edlef sprach wohl davon, den Titel wieder aufzunehmen. Er nannte seine Frau auch manchmal ‚Gräfin Beate' — so im Scherz . . ."

„Was hätte er aus ihr gemacht!" rief Thassilo.

Er verachtete wirklich den Mann, der edelstes Metall unter Händen gehabt und sich nicht bestrebt hatte, es zu formen. Dieser Mann kam ihm vor wie ein Bildhauer, der aus karrarischem Marmor banale Nippfiguren fertigt.

In diese seine Gedanken hinein kam aber doch eine Erwägung: unter großer Unruhe fragte er sich, weshalb denn Beate nicht den Geschmack gehabt habe, sich zu weigern?

Und diese Unruhe blieb. Sie vergrößerte sich. Zahllose kleine Züge schienen sich plötzlich erhellen zu wollen.

Aber wenn der Sonntag kam und er ihr gegenüber saß, dachte er nichts mehr.

Sie, die mit dem sechsten Sinn der Frau, mit der Witterung eines Tieres für den Feind ein Nachlassen der fraglosen Bewunderung spürte, sie zeigte sich noch weicher, noch ergebener als sonst. —

Und alle diese Monate, in denen sich scheinbar nichts ereignete, waren für die, welche sie durchlebten, überreich, und sie flohen, wie sonst nur große Geschehnisse vorüberjagen. —

Der Tag war nahe, an welchem der Leuchtturm als fertiger Bau der Behörde übergeben werden sollte.

Schon stand er rund und gedrungen, aber doch imposant anzusehen, frei da. Die Kappe seines Daches, nicht unähnlich einem Taucherhelm, krönte ihn schon, und drinnen arbeiteten die Techniker an den Beleuchtungsapparaten.

An demselben Tage, wo sein Licht zum erstenmal aufblitzen würde, fuhr das erste Dampfschiff in den Hafen und eröffnete die neue Verbindungslinie mit dem dänischen Hafen. Wackernagel und seiner Freunde rastlosem Streben war es gelungen, dos zu erreichen.

Auch der Quai war fertig. Anstatt des kümmerlichen, verfallenden Bollwerks zog sich nun ein wuchtvoller Saum von Granitquadern an der Uferstraße hin. Die schwarzgeteerten nnd an ihren oberen stumpfen Enden weiß bemalten Duc d'Alben standen in stattlichen Bündeln klotzig im Wasser, bereit, den Tauen großer Schiffe zum Halt zu dienen.

Die Ausbaggerung des Hafens war fast vollendet.

So war die eine Hälfte des Werkes gethan. Die andere Hälfte: die Sicherung des östlichen Hafen- nnd Flußufers, der Ausbau der Strandpromenade, blieb für das zweite Baujahr.

Aber der Verkehr konnte schon beginnen, die Unternehmungslust sah geöffnete Thore, die Erfüllung aller Hoffnungen knüpfte sich eben an diese erste Hälfte, der die zweite jo nur noch Vollendung und Sicherheit gab.

Deshalb hatte Wackernagel auch eine kleine Festlichkeit geplant. Das erste Schiff sollte mit Böllerschüssen begrüßt werden, der Leuchtturm nnd der Hafen beflaggt sein. Am Abend sollte ein Souper die Herren vom Bau mit den hervorragenden Bürgern vereinen.

Mit diesem letzten Teil seines Programmes stieß Wackernagel auf Widerstand. Der Bürgermeister meinte: es seien noch keine neun Monate verflossen, seit der eine Inhaber von Stürmer & Stürmer so tragisch ums Leben gekommen wäre. Es würde taktlos sein, den anderen Jahader, den jetzigen alleinigen Chef, zu einer Feier zu zwingen. Andere wandten ein, daß der Landesfürst seine Wiederkehr nach Vollendung des Ganzen verheißen habe. Da müsse man dann so wie so große Feiertichkeiten veranstalten.

Es blieb schließlich bei der Bestimmung: Flaggen und Kränze; Böllerschüsse, wenn das Schiff in die Mündung des Flusses eintief, Musik am Quai.

Nur wenige Tage trennte die Bevölkerung noch von dieser freudigen Stunde.

Es war ein heißer Anguttag. Am Strande, auf dem gelblichen, glühenden Sand spielten ein paar Kindergruppen nnd logen träge einige der Badegäste, davon alljährlich sich ein paar Dutzend einfonden.

In Beatens Garten, der non mäßigem Umfang war nnd die Villa an drei Seiten nngab, während er auf der Seite nach dem Fluß zu durch eine Planke geschützt wurde, die von rechts nnd links her an die Hausfront stieß, herrschte eine grüne Dämmerung. Hohe alte Bäume überschatteten ihn sehr. Infolgedessen wuchsen wenig Blumen darin. Man empfing von ihm den Eindruck eines grünen Dickichts, mit kleinen Rasenineln darin.

Unter einer großen Kastanie, aus deren tiefgrünem Laub die hellgrünen stachligen Fruchte hervorsahen, saß Beate und wollte lesen.

Aber die Hitze machte sie so faul.

Vor ihr auf dem Gartentisch, den eine weiße Decke zierte, stand in einem hohen Glase Malte Holdins letzte Blumensendung: Lilo Orchideen und weiße Tuberosen.

Beate trug ein schwarzes Kleid von glanzloser Gaze, durch das Arme und Hals schneeig schimmerten. Zwei der Orchideen hatte sie vorn am Busen befestigt. Mit ihren Atemzügen bewegten sich auch die bizarren, schön gefärbten Blumen immer leise.

Plötzlich ging ein zufriedenes Licht in ihrem müden Gesicht auf. Unwillkürlich rückte sie sich ein wenig zurecht.

Malte Holdins lange Gestalt erschien zwischen den Bäumen Sie steckte in einem schlohweißen Flanellanzug. Dazu trug er einen weißen Strohhut mit einem lilaweißen Band.

In seiner norgeneigten Haltung kam er nähee.

Sie begrüßte ihn besonders freudig. Heute war ja nicht de. die so lästig auf alles achtete, noe der man sich immer genieren mußte.

Er setzte sich ihr gegenüber, ganz unmittelbar, fast Knie an Knie.

Er sagte, es sei hier kühl. Sie nannte, nein, die Hitze brüte unter den Bäumen.

Dann sprach er von der bevorstehenden Inbetriebstellung des Leuchtturmes. Dabei sah er sie sehr bedeutungsvoll an. Beate verstand nicht, was seine zärtlich ernsten Blicke sagen wollten.

Ueberhaupt, er war so . . . Was hat er bloß? dachte sie.

Donn schwieg er sehr lange.

Und donn fragte er: „Erinnern Sie sich noch an den Tag, wo wir aus dem Dachfenster dem Sturm zusahen?"

Ach, daran dachte er! Beate wurde etwas rot. Was hieß denn das? Warum fing er davon an?

Sie neigte stumm bejahend das Haupt.

„Beate," sagte er, „ich kann nich mehr schweigen! Seit jenem Tag bin ich wie ein Wahnsinniger. Ich habe fürchterlich mit mir gekämpft damals. Ehre und Leidenschaft — o, das ist kein kleiner Konflikt! Dank Ihrer stolzen, weiblichen Haltung damals ist uns Schuld und Reue erspart worden. Nach Diete Tod hab' ich Ihnen im Geist wohl hundertmal dafür zu Füßen gelegen. Denken Sie bloß mal — wie säßen wir hier — mit was für'm Gefühl! Und nun so frei."

„Gott sei Dank!" sprach Beote und seufzte.

„Ja, nnd darum konn ich nun auch reden."

Er legte den Hut entschlossen auf den Tisch und nahm Beatens Hand.

Sie bemerkte, daß seine Hände ganz kalt waren.

„Sehen Sie mol, Beate — von da her wissen Sie es ja: ich liebe Sie, wie gesagt, wohnsinnig! Und als Sie Herre wurden, do hab' ich wieder 'n gräßlichen Konflikt mit mir selbst gehabt. Es war ja so, als ob Edlef mir Platz gemacht hätte, ats od ich mich freuen müßte. Und dos war doch wieder nich korrekt. Daß ein Mensch so was fühlen kann — so, wie er selbst kann draus klug wird — das hab' ich gar nicht für möglich geholten! Jeder ist sich selbst der Nächste. Und doch liegt manchmal wos Herzloses drin, was Unritterliches, wenn man sich freut, doß man seinen Weg frei sieht. Da hab' ich mir denn gelobt: Malte, sagt' ich zu mir selbst, du drückst die Leidenschaft 'runter, so lange du irgend kannst; du gönnst dir nur einmal in der Woche ein förmliches Wiedersehen, so lange du das irgend aushältst! Dann handelst du korrelt gegen Tote und Lebendige. Nicht? Ja, und nun, Beate . . . nun kann ich mich mehr nun holte ich es nich mehr aus!"

Er machte eine Pause. Er drückte heftiger ihre Hand und nahm einen neuen Antauf.

„Es sind jo noch nich ganz neun Monate Von förmlichem Verloben konnte erst im Dezember die Rede sein Und ich will wohl auch so lange anf alle Brautgangsrechte warten, wenn es sein muß. Aber fragen, Beate — nicht wahr? fragen das steht frei. Und mir schien es auch damals so, als ob Sie . . . und manchmal scheint es mir auch jetzt so, als ob Sie . . . erst vorhin . . . ich sah es wohl, Sie wurden rot Beate, wollen Sie meine Frau werden?"

Er war ganz blaß Er zerquetschte förmlich ihre Finger

Beate atmete etwas lebhafter als sonst. Eine große, freudige Zufriedenheit erfüllte sie. Beate, Freifrau von Holdins! Wie angenehm! Eine dankbare, förmlich zärtliche Aufwallung kam über sie. Der liebe, gute Mensch!

„Mein Gott," sagte sie zögernd. „Sie überraschen mich

„Nich besinnen," sprach er leidenschaftlich, „nein, besinnen

Professor Zumbusch in seinem Atelier.

Nach einer Aufnahme von R. Lechner, k. und k. Hofmanufaktur für Photographie in Wien.

is nich! Sie müssen es in wissen — schon van damals — wie Ihnen ist . . "

„Sie fragen?" flüsterte sie mit niedergeschlagenem Blick. „Wissen, fühlen Sie nicht alles?"

„Also Ja?" rief er.

„Ja!" sagte sie leise.

„O — o" — er ließ ihre Hand los. Er sank in seinem Stuhl zurück. Er verbarg sein Gesicht in den Händen.

So erschütterte ihn das Glück

Dann sprang er auf und lief im Garten hin und her.

Er mußte sich sammeln. Er hatte es sich doch gelobt: Korrekt, korrekt bleiben! Sich nicht am Glücke laben, ehe dem Toten alle Ehre gegeben war.

— — — —

Noch am Abend dieses Tages teilte Beate ihrem Vater und Hedi ihre heimliche Verlobung mit.

Sie hatte Malte van der Notwendigkeit, diese beiden einzuweihen, überzeugt. In Gegenwart und unter der Mitwissenschaft dieser konnte man sich denn doch häufiger sehen. Daß es nun nicht mehr allein bei den feierlichen Mittwochsbesuchen bleiben könnte, war ja selbstredend. Andererseits war es durchaus taktvoll und aus Rücksicht auf die noch bestehende Witwentrauer gebaten, jedes Tete-a-tete zu vermeiden.

Georg Altheer freute sich in einer Weise kolossal. Aber peinlich war es doch! Himmel — was würde Thassilo sagen! Wer sollte es wagen, ihm das beizubringen? Und der Mann hatte sich doch gewissermaßen ein Anrecht auf Beate erworben durch seine Großmut!

Aber freilich: erkaufen kann man das Glück nicht!

Und wenn ein Malte Haldin kam . . .

Es war wirklich eine verzwickte Lage!

Ein Glück schien dabei, daß man drei Monate Zeit hatte, sich's zu überlegen, wie man Thassilo das klarmachen sollte. Vielleicht käme er inzwischen auch selbst darauf, zu beobachten, daß er hier nichts zu hoffen habe!

Beate bedauerte ihn furchtbar. Aber aus bloßer Rücksichtnahme und Dankbarkeit heirate man doch nicht oder weise einen solchen Freier doch nicht ab. Sie hoffte, es käme vielleicht mal eine passende Stunde, wo sie selbst es ihm sagen könnte.

Hedi saß dabei und hörte alles mit an.

Sie sah mit großen Augen den beiden zu.

Beate saß am Tisch, auf welchem die brennende Lampe stand. Kein Zug in ihrem Gesicht verriet eine besondere Aufregung. Mit ihren weißen Händen spielte sie lässig, besah sie, strich eine liebkosend mit der andern und blickte zeitweilig zu ihrem Vater hinüber.

Georg Altheer wanderte im Zimmer hin und her, die Hände auf dem Rücken, so daß sein Bäuchlein recht sichtbarlich hervorsprang. Auf seiner lederfarbenen Weste baumelte der Anhänger mit Hirschzähnen, Hundepfeifchen und Bleistift.

Das Bild traulichster Unbefangenheit boten Vater und Tochter.

Und Hedi sah es auch: sie kamen sich gemütvoll vor, wenn sie so erwogen, daß es ihnen doch recht leidthue um Thassilo.

Ihr Ohr verlor keine Nuance ihrer Reden, ihr Auge keine der Mienen. Alles in ihr erbebte vor Zorn und Schmerz. Sie begriff, was dem heißgeliebten Manne bevorstand. Einen brutalen Schlag wollte man gegen ihn führen, mit plumper Hand. Und Wochen, lange Wochen wollte man ihn nach täuschen, ihm eine elende Komödie vorspielen, und bildete sich nach ein, das wäre Schonung, wäre Zartsinn.

Seit Edlefs Tod hatte sie davor gezittert, daß der teure Mann sein wertvolles Leben an dies schöne Weib mit dem platten Geist ketten könnte.

Mit der Unlogik der selbstlosesten Liebe wünschte sie in diesem Augenblick, daß er das Weib sich errungen haben möchte, nur damit ihm ein Schmerz erspart bliebe.

Nein, dachte sie entschlossen, sie sollen ihn nicht täuschen. Und sie sollen ihn nicht treffen. Sie sollen es nicht erleben, seinen Schmerz zu sehen und ihre Eitelkeit daran zu sättigen. Ich will es ihm sagen. Ich ganz allein!

Georg Altheer sah nach der Uhr. Er bekam einen großen Schreck. „Kinnings," sagte er, „essen kann ich nicht mit euch. Ich

soll bei Wackernagel 'n kleinen L'hombre machen. Und Krebse essen. Finnische. Deutsche kriegt man ja nicht mehr. Na, Hedi, und du kommst morgen früh. Oder doch so gegen Mittag. Sagen wir mal. Glock Zwölf auf den Tipp ist der Wagen hier. Ich bin wie ein verwahrloster Waisenknabe. Kein Knopf mehr an den Oberhemden. Von was noch Intimerem gar nicht zu reden. Du mußt mal antreupfen! Mein Donnerwetter hält die Enger nicht für sachverständig. Und wenn du abends 'runter fährst, kannst du gleich einen Korb Augustäpfel mit auf'n Wagen nehmen und die Kartoffeln. — Wackernagel wird wohl toben: ich komm 'ne halbe Stunde zu spät!"

„Aber reinen Mund halten, Papa!" mahnte Beate.

„Na!" sprach er, „das ist ja wohl Selbstverständ! Wo es erst um Achtundzwanzigsten neun Monat werden mit Edlef!"

Er trat an Beate heran und tätschelte ihr die Backen.

„Denken konnte man sich's gleich," sagte er voll väterlichen Stolzes, „daß du nicht als Witwe sitzen bleiben würdest. Und übelnehmen kann es dir auch keiner, daß du nachher bald heiratest! Bloß Thassilo . . . was er wohl sagt — was er wohl sagt?!"

„Wie spät ist es eigentlich?" fragte Beate zu Hedi hinüber, die noch immer im Halbdunkel auf einem der Stühle neben dem kalten Ofen saß. Sie hatte ihren Kopf gegen diesen gelehnt. Die kühlen Kacheln thaten ihrer heißen Schläfe wohl.

„Es muß halb Neun sein!"

„Dann wollen wir aber doch essen!"

Beate erhob sich und reckte sich faul. Ein köstliches Behagen durchströmte sie.

„Gotttod!" sagte sie, „diese stillen Abende, und wir beide allein am Tisch, mit einer Schüssel roter Grütze oder Dickmilch zwischen uns — das hat nun bald ein Ende. Ich muß Leben um mich haben, sonst ist es zum Umkommen!"

Und sie ging Hedi voran in das Eßzimmer.

Da war es sehr hell. Auf dem Tisch staaden, wie immer, Blumen und gaben ihm festlichen Charakter. Das Fenster, breit und hoch, stand weit geöffnet. Ein Lichtstrom ergoß sich aus ihm in den dunklen Garten hinein und erhellte die nächsten Büsche.

Hedi aß nicht. Als Beate, nachdem ihr die rote Grütze sehr gut geschmeckt hatte, ein Stück kaltes Huhn auf ihren Teller nahm, sah sie, daß Hedi kaum etwas genossen hatte.

„Du wirst niemals schöne Farben bekommen, wenn du dich nicht besser ernährst!" sagte Beate.

„Ich habe Kopfweh. Ich laufe noch ein bißchen draußen auf und ab."

Dabei stand Hedi auf. Nicht eine Minute länger hätte sie es ertragen, die zufriedene, blühende Frau sich gegenüber behaglich essen zu sehen.

Hedi stülpte sich ihr Matrosenhütchen, das im Flur am Kleiderständer hing, auf das Haar und lief hinaus.

Wie schwarz war die Nacht! Förmlich unheimlich. Kein Stern leuchtete vom Himmel. Gewitterschwüle machte die Dunkelheit schwer, fast schaurig.

Hedi schrak plötzlich zusammen. Da — am Gartengitter, gegenüber dem hellen, weitgeöffneten Fenster des Eßzimmers, wo Beate noch am Tisch saß — da stand ein Mann.

Er schien das Aufklinken der eisernen Gartenthür gehört zu haben. Er verschwand in der Dunkelheit. Es war Hedi, als könnte es Arne Hjelmersen gewesen sein.

Aber was hatte der hier herumzutauern? Es war unsinnig eine Täuschung!

Sie ging der Hafenstraße zu. Nach zwei Minuten war sie schon bei den ersten Häusern. Da wurde ihr Schritt ruhiger.

Vielleicht ist er noch im Bureau, dachte sie.

Manchmal ging Thassilo noch spät wieder hin, um allein dort zu schreiben oder zu rechnen.

Aus einer Schänke, an welcher Hedi vorbeikam, strömte helles Licht. Drinnen, bei offenen Fenstern, saßen Matrosen und tranken still, in einem schwerfälligen Schweigen.

Vor einer Hausthür saß ein alter Schiffer und spielte auf einer großen Harmonika. Zwei Frauen, die daneben im Thürrahmen standen, sangen halblaut dazu. Alles Leben schien gedämpft, von einer sonderbaren Schwüle wie im Bann gehalten.

Hedi kam an das Haus, dessen Erdgeschoß von den Bureauräumen der Firma Stürmer & Stürmer eingenommen war.

Alles dunkel! Das war eine Enttäuschung.

In den „Großherzog" konnte sie nicht gehen. Die ganze Stadt würde es anderen Tags wissen.

Rastlos ging sie vor den dunklen Fenstern hin und her, wohl fünf Minuten lang.

Ob ich es ihm schreibe? Wann habe ich wohl Aussicht, ihn allein zu treffen? Auf offener Straße, am hellen Tage, wenn ich ihm begegne, kann ich es ihm nicht sagen. Schreiben? Nein! Wehethun ohne gleich trösten zu können — nein, nein!

Dann fiel ihr ein, daß sie ihm ein Rendezvous geben könnte, irgendwo am Strand. Ja, das war am besten!

Sie entschloß sich, für jetzt heimzukehren. Und da, als sie sich zum sechsten- oder siebentenmal wandte bei ihrem Auf-und-ab vor dem Hause, da kam gerade Thassilo.

Im Lichte der Straßenlaterne, die ein paar Schritte weiterhin brannte, sah er seine junge Freundin gleich.

„Hedi!" sagte er erstaunt, „so spät und allein und am Hafen?"

Sie behielt seine Hand, wie ein Kind, das sich führen lassen will. „Nehmen Sie mich für einen Augenblick mit hinein in Ihr Bureau. Ich muß Sie sprechen!"

Schweigend zog er sie mit sich. Er wußte auf der Stelle, daß sich irgend etwas Unerfreuliches oder sehr Wichtiges begeben habe. Allerlei Vorstellungen flogen ihm durch den Kopf. hatten Beate und Hedi sich erzürnt? Um seinetwillen? Hatte Hedi einen Beweis entdeckt, daß Beate ihn liebe? Oder vom Gegenteil? Oder war ein Licht auf Edlefs Tod gefallen .?

Unsanft kam das treue Kind nicht allein dahergerannt durch die dunkle dumpfe Augustabendstille.

„So," sagte er, „so — nun ist es hell!"

Er hatte das Licht aufgedreht.

Die elektrischen Birnen, an kahler Schnur vom Plafond herabhängend und von kleinen grünen Schirmen umgeben, erleuchteten den Raum taghell. Sie warfen auch ihr Licht gegen die grangestreiften Rouleaux, die vor den Fenstern hingen.

„Was ist geschehen?" fragte er kurz.

Hedi sah ihn ängstlich an.

Dieser dunkle flehende Blick beunruhigte ihn. Er glaubte eine Klage darin zu lesen.

„Hat jemand Sie gekränkt? Liebe Hedi — geradeaus und schnell, wenn ich bitten darf!"

„Niemand hat mich gekränkt! Ich kann es nicht schnell sagen . . ."

Er verfärbte sich. „Dann ist es eine böse Botschaft für mich! Und sie betrifft Beate," sprach er hastig.

Sie faltete die Hände zu ihm empor.

„Ja," sagte sie, während schon Thränen in ihre Augen traten, „ja. Aber Sie werden sie hören wie ein Mann. Und Sie sind zu groß, zu wertvoll, um darüber zusammenzubrechen!"

Diesen Appell an seinen Wert hörte er gar nicht. Das waren im Augenblick solchen aufgepeitschten Schreckens nur leere Worte. „Was? Was?!" rief er. „Reden Sie doch, Hedi! Um Gottes willen . . ."

„Wäre ich doch nicht hergekommen," klagte sie, in Schluchzen ausbrechend, „es ist zu schwer — es ist, als thue ich Ihnen weh, ich!"

Er legte die Hand auf ihre Schulter. Er versuchte ruhig zu scheinen. „Sie haben die Gewißheit erlangt, daß Beate mich niemals lieben wird?" fragte er langsam.

Sie nickte.

„Auf welche Weise?"

Sie schwieg.

„Ihr Herz gehörte Edlef mehr, als wir dachten? Und sie bewahrt ihm ewige Treue?"

O, wenn sie das bejahen könnte! Es wäre wie eine Himmelsbotschaft gewesen. Sie hätte dieses Mannes Herz nicht so verwunden können . . nicht so!

Sie schüttelte den Kopf.

„Hedi!" sagte er gequält. Es war auch wie eine Mahnung

Und sie traf ihre Seele. Tapfer wollte sie sein — ihm Leiden tragen helfen — sie nicht noch erhöhen!

Sie trocknete ihre Augen.

„Thassilo," sagte sie fest, „Beate war niemals der Liebe wert, die Sie ihr weihten. Ich habe geschwiegen. Ich wollte Sie nicht sehend machen. Ich weiß auch wohl: das kann man nicht. Irne hat mir viel darüber gesagt, als ich einmal nicht verstand, warum ein solcher Mann wie Sie eine solche Frau lieben mußte."

„Und jetzt," brachte er heiser heraus, „jetzt — weil Sie es sagen — jetzt hat Beate etwas gethan . . . Sie glauben, ich muß nun sehen . . ich muß jetzt . . .?"

„Beate hat sich heute schon — heute, Thassilo, dreiviertel Jahre nach Edlefs Tod — den — den zweiten Gatten gewählt . . ."

„Wen?" fragte er.

„Malte Holdin."

Er stand wohl, starr und sah sie mit großen Augen an.

Dann bewegte er sich . . mit tappenden Schritten ging er tiefer in das Zimmer hinein.

Sie hörte, wie er auf seinen Schreibtischstuhl niedersank.

Sie konnte ihn da nicht sehen.

Er versteckte sich vor ihr. Wie ein verwundetes Tier, das ins Dunkel flieht.

Kein Auge, auch das ihre nicht, sollte sehen, was er litt.

Sie stand und weinte still. Sie wagte doch nicht, das zu thun, um dessentwillen sie hierhergekommen war: ihn zu trösten.

Ihr ahnte, daß in diesem Manne Dinge vorgingen, die sie nicht verstand.

Sie wußte nicht, was das ist, wenn eine riesengroße, elementare Leidenschaft sich jäh zurückgeworfen fühlt. Sie wußte nicht, was das ist, wenn eine verzehrende Begierde plötzlich hoffnungslos wird. Sie wußte nicht, daß das war wie eine Stockung allen Lebens. Wie die grausame Hemmung einer Naturgewalt. Wie ein Sturz aus den Höhen höchster menschlicher Todeswerte in die nackte, inhaltsleere Wüste ormsten Vegetierens.

Aber erschauernd ahnte sie unerhörte Leiden.

Lange stand sie und wartete still. Dann sprach sie doch. Leise und nur gleichsam in die leere Luft. Wenn er hören wollte, den sie nicht sah, mochte es ihm gut thun, zu hören. Wenn nicht — ihr war es not, zu sprechen.

„Edlef war ein Blender. Ich habe es wohl erkannt. Und Sie und Irne haben es gewußt. Aber eben: er blendete doch! Er war schön. Er war gewandt und schien vornehm in seinem Wesen. Und da waren doch Fähigkeiten, wenn auch geringe, flache und von so viel Böswm überrogt. Aber Malte Holdin! Er bleadet nicht einmal. Er ist eine Null. Nicht böse — o gar nicht. Nur eine Null! Aber ein Aristokrat. Erinnern Sie sich an das Taschentuch mit der Krone? Sehen Sie, Thassilo: eine Frau, die das kann: sich zum zweitenmal wegwerfen, um Aeußerlichkeiten — die war nicht für Sie. Nein, die konnte Sie nicht verstehen und nicht lieben!"

Hinter der Bücherwand, die ihn verbarg, rührte sich nichts.

Hatte er gehört?

Sie wartete wieder. Und dann sagte sie:

„Aber trotzdem . . . als ich es erfuhr, Thassilo . . . da hatte ich doch mein Leben hingegeben, wenn ich sie Ihnen damit hätte erkaufen können. Es war mir so schrecklich, daß Sie leiden sollten. Und dann, als ich hörte, daß Beate davon sprach — so beinahe gutherzig — daß man es Ihnen ja während der kommenden Monate allmählich beibringen könnte — da — ja, da lief ich hierher. Sie sollten nicht belogen werden. Sie sollten nicht ahnungslos sein. Lieber wollte ich Ihnen den Schmerz bereiten . . . lieber ich . . ."

Sie brach in Thränen aus.

Und immer noch regte sich nichts.

„Nun will ich gehen," sagte sie weinend, „aber ein Versprechen will ich haben . . . Sie thun . . . Sie machen . . . keinen . . ."

Es war zu viel. Die todesbangen Worte erstickten in ihrem Schluchzen.

Da erhob er sich, schwerfällig, wie einer, dem es Mühe macht, sich zu bewegen.

Er kam an sie heran.

„Ich habe sie zum zweitenmal verloren. Es ist genug!" sprach er leise.

Sie wußte nicht, was er damit sagen wollte.

„Nicht sterben!" schrie sie, „nicht sterben — deswegen . . ."

„Nein!" sagte er hart.

Vor dem bitteren Ausdruck seines Angesichts versiegten ihre Thränen.

Scheu und unglücklich schlich sie davon. Belastet mit dem eigenen Leid, aber noch viel schwerer durch das seine.

(Schluß folgt.)

Bei den Sachsen in Siebenbürgen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Im Pfarrhof. Mit Illustrationen von **M. Gause.**

Feierliche Stille liegt über Berg und Thal. Der Winter hat sich häuslich im Lande eingerichtet. Verschneit sind die Felder, verschwunden unter der weißen Decke Weg und Steg. Das ist die Zeit, wo die Menschen enger zusammenrücken in den Hütten, über denen die Rauchwölkchen eifrig emporkräuseln.

Seit lange schon flimmern die Sterne am Himmel und die Töne der Nachtglocke sind verhallt. Da wird es lebendig auf den Dorfstraßen. Verhüllte Frauengestalten bahnen sich im Schnee den Weg. Der Pfarrhof ist ihr Ziel.

Dort flackert in der großen Stube ein lustiges Feuer, die Lampe brennt hell unter der Decke, und in langen Reihen warten Stühle und Bänke der Gäste, die kommen sollen. Heute ist Frauenleseabend im Pfarrhause.

Schon pocht es an der Thür und „Frau Mutter", wie die Pfarrerin genannt wird, antwortet mit dem landesüblichen: „Nur erbä!" („Kommt herbei, tretet herein!")

„Geäben Jowend, geäben Jowend! Wollt er es harbrijen?" („Guten Abend, wollt ihr uns beherbergen?") tönt es von den Lippen der Eintretenden.

Von Herzen werden sie willkommen geheißen und nehmen ihre Plätze ein: die älteren Frauen in den Vorderreihen, die jungen Frauen und Mädchen im Hintergrunde, wo man verborgener sein Weben treiben kann. Die warmen, dunklen Tücher werden vom Kopfe genommen, und da tauchen gute bekannte Gesichter auf. In dunklen Hauben mit rückfallenden Spitzen erscheinen die Mütter, die jungen Frauen tragen leichte weiße Netzhäubchen mit langen, rosenfarbenen oder himmelblauen „Sträpen" (Bindebändern). Die Hände kommen hinter den schneeweißen Schürzen hervor, ziehen den Faden vom dicken Hanfzocken und lassen die Spule tanzen. Jede hat ja ihren Spinnrocken mitgebracht; hier gilt noch die alte gute Zeit, hier giebt es noch eine Spinnstube.

„Frau Mutter" mustert die Gäste. Wie schade, daß die Jugend sich auf die hinterste Bank geflüchtet hat! Dort verbergen sich einige Köpfchen, frisch und zierlich wie junge Waldblumen. Dort lugt ein Gesicht hervor, reizvoll durch das rötliche, krause Haar und so innig und warm, daß es der Frau Pfarrer bei dem Anblick wohl ums Herz wird. Und daneben das schwarzäugige Mädel mit dem rabenschwarzen Haar und zierlich kleinen Zügen, die so kalt erscheinen, wenn nicht gerade der Mund lacht und die Augen schelmisch zwinkern.

Da geht wieder die Thür und neue Gestalten mit ihren Rocken treten herein. Und die vorderste meldet: „Chä, mir Müllgesserannen loßen es niet, mir kun äni gor nätenember!" („In, wir Mühlgasserinnen lassen uns nicht, wir kommen immer alle miteinander!")

Fast vollbesetzt sind die Bänke und Stühle, und die Hausfrau fragt: „Wie viele sind wir eigentlich?" Und mit deutendem Finger zählt sie die Rocken, welche um sie her aufragen.

„Ont, zwe, dran, vär, fänf, seß . . . zahn . . . . zwinzij . . . . treißij. Glät treißij!" (Gerade dreißig!)

Digitized by Google

„Es werden jetzt keine mehr kommen. Sollen wir nicht etwas lesen?"

„O ja, bringt der Frau Mutter das Buch!"

Da wird ein dicker „Gartenlaube"-Band gebracht, schon vergilbt und verwetzt, aber trotzdem ein kräftiger Anziehungspunkt für jung und alt im Haus.

„Wo sind wir nur? Ja, da: Almenrausch und Edelweiß. Schluß. Laßt uns sehen, wie es dem armen Everl noch geht!"

Traurig, traurig, aber zuletzt: Almenrausch und Edelweiß, die g'hören dengerscht z'samm; sie haben sich gefunden!

„Dat weor glät en hoisch Geschicht!" („Das war gerade eine hübsche Geschichte!") ruft die Mächelhausin, welche im Namen der fortgeschrittenen „gebildeten" Jugend spricht, und „Chä, dät weor hoisch," stimmt die Frau Richterin bei.

für die arme Mutter. Dann kommt wieder eine lustige Geschichte an die Reihe, und laut schallt das Lachen, wenn der Gerj wie ein siebenbürgischer Noah auf dem Ochsenwagen in der Wagentruhe herumfährt, die plötzlich über ihm zugeschnappt ist. Und immer neue Weisen schlägt die Vorleserin an: jetzt trägt sie feurig vaterländische Gedichte vor, die in Burzenlaude entstanden sind. Rascher schlagen die jungen Herzen bei der kräftigen Schlußstrophe:

„Und det Jukeln, deß ergruffen,
Rekt zem Schwurr empur de Hond;
Wull dich schermen, wall dich schatzen,
Wann bis Gister dich umblatzen,
Ta, me leiwet Sakselond!"

(„Und der Enkel, tief ergriffen,
Reckt zum Schwur empor die Hand
Will dich schirmen, will dich schützen,
Wenn böß Geister dich umblitzen,
Du, mein liebes Sachsenland!")

Das Zuhören ermüdet auf die Dauer. Das weiß die Vor-

Frau Mutter liest vor.

Aber hier und dort im Dämmrigen scheint das eine und das andere Frauchen leis zu schlummern. Das merkt die „Frau Mutter", für diese Frauen ist eine andere geistige Kost nötig. Sie müssen durch heimatliche Klänge geweckt werden. Ei, wie werden sie aufblicken, wenn da gelesen wird von den Schicksalen der armen Katharina und ihrem Misch, die sich so gern haben und nicht zusammenkommen können! Oder wenn im lieben Sachsisch erzählt wird „vum Lisken", das sich in die Pflaumendarre versteckt hatte, weil es den Gerj nicht nehmen mochte, zu dem es seine Eltern zwingen wollten. Es folgt das Gedicht von der trauernden Mutter; die Trostlose erblickt im Traume ihr Kindlein wieder, und dieses bittet sie, nicht mehr zu weinen, da ihre Thränen es im Jenseits beschweren. Da wird die Mutter ruhiger:

„Se schafft um Hierd, se dreht de Spall,
Aer Uge wärde wedder häll,
Se lechelt uch schin zr Zegden:
Aer Kaugdchen säl net mi legden."

(„Sie schafft am Herd, sie dreht die Spule schnell,
Ihr Auge wurde wieder hell,
Sie lächelt auch schon zu Zeiten:
Ihr Kindchen soll nicht mehr leiden.")

Da hört alles atemlos, die rastlose Spindel liegt einen Augenblick auf der Schürze, und manche Thräne glänzt feucht

leserin und darum spricht sie: „Aber jetzt sollt ihr eins singen ich bin schon ganz heiser vom Lesen."

Zögernd stimmen die Jungen an, und schüchtern erklingt das Lied: „Leb' denn wohl, du stille Gasse", und nur immer wird es am Schluß: „Ach, wie gerne kehrt' ich um!"

Doch die „Frau Mutter" weiß zu helfen. „Singt nun etwas Sächsisches!" ruft sie. „Die Braut am Alt. Seht, das hat der Dichter Kastner geschrieben. Der war ja auch am Alt zu Hause. Fangt Ihr an, Gevatterin, Ihr könnt es am besten."

Und die alte Frau Kuratorin stimmt an, denn sie kann's am besten, das Lied, das längst zum Volkslied geworden ist, aber bald fallen auch die Jungen ein, und immer voller klingt die wehmütige Melodie:

„Um Ält, um Ält, um giele Rin[1],
Du säß r Mebche gänz ellin,
Gor munchin Väl[2], gor munchen Nis[3],
Det Uermchen än det Wasser schniß."

Das Mädchen trauert um seinen Bräutigam, der, während er andere retten wollte, selbst in den Fluten des Flusses den Tod

[1] gelben Rain. [2] Veilchen. [3] Rose.

Digitized by Google

fand. Die Braut stirbt an gebrochenem Herzen, und traurig verklingt die letzte Strophe:

„Um Ält, um Ält, um gikle Rin,
Do stihd en tranrig Lechestin,
Do schleft det Medche starr nud kält,
Und angde[1] rauscht und beauft der Ält."

Und still ist's einen Augenblick. Hört man nicht aus der Ferne den Alt rauschen und brausen? Doch nein, es surren nur die geschäftigen Spindeln.

Nun wendet sich die „Frau Mutter" an die Organistin:

„Jetzt kommt Ihr an die Reihe, Frau Gevatterin. Ihr habt uns doch versprochen, heute eine Märe zu erzählen."

Die Frau Organistin, die so viele ihrer Lieben zu Grabe getragen, bei so vielen Krankenbetten gewacht hat und auch jetzt noch ratet und hilft in ihrer ruhigen Weise, wo es nötig wird in ihrer großen Freundschaft, blickt auf mit ihren verständig klaren Augen und beginnt mit tiefer und doch weicher Stimme.

Von dem König erzählt sie und seinen zwei Töchtern, deren eine die Schwester aus Neid ermordet. Aber im hohlen Baum, wohin der Leichnam geworfen wird, lebt die Seele der Unglücklichen. Ein Spielmann kommt vorbei und macht sich aus dem Holz des Baumes eine Geige. Da — wie er zum erstenmal mit dem Bogen leicht dahinstreicht — klingt es dumpf:

„Zich, zich mät dem Fierrelbutzen, awer schnin uch minzer uormer Soil!" („Zieh', zieh' mit dem Fiedelbogen, aber schon' auch meiner armen Seele!")

Beim Abschied.

Der Spielmann geht aufs Königsschloß, um sich mit seiner Geige zu verdienen, was er braucht. Da will die Königstochter auf der Geige spielen, aber wehe!:

„Zich, zich, Moirderan, awer schuin uch minzer uormer Soil!" klingt es — und sie bricht tot zusammen.

Der König nimmt den Bogen: „Zich, zich, Veterchen, awer schnin uch minzer normer Soil!" spricht die Geige.

Die Königin streicht, und hohl klagt es und weh: „Zich, zich, Metterchen, awer schuin uch minzer normer Soil!"

Doch wie die Mutter noch einmal die Saiten rührt, da kracht die Geige, und froh und jugendfrisch steht das ermordete Töchterlein vor seinen Eltern.

[1] unten.

„Das war ein schönes Märchen, wer hat es Euch erzählt?" fragt die Hausfrau.

„Mein Mann hat es mir gesagt, er wird es wohl gelesen haben."

„Könnt Ihr nicht auch solche Geschichten, die man sich nur so erzählt in der Gemeinde?"

„O ja," erwidert Frau Organistin. „Es ist schon lange her. Als der alte Däyner einmal nachts aus der Mühle kam, sah er auf einmal bei den dicken Weiden, dort am Alt, die Truden (Hexen) tanzen. Er grüßte aber schön: ‚Ihr, Gott vermehr' euch euren Reihen!' Und er hörte, wie jene antworteten: ‚Du, Gott vermehr' dir deinen Sack!' Und wie er heimgekommen war, ging das Mehl in dem Sack nie zu Ende, und die Leute fragten und fragten, wie das möglich sei. Er sagte es endlich — und auf einmal war der Sack leer. Aber das ist schon lang' her; das glaubt man auch nicht mehr!"

„Awer diet äs wiohr!" („Aber das ist wahr!") rief eine Nachbarin und begann zu erzählen, wie sie eine Trud in der großen Mulde gesehen, und andere folgten ihr und berichteten allerlei Erlebnisse beim Hanfpflücken, bei nächtlichen Fahrten u. dgl.

Wie ein Sprudelquell ging's nun und bedenklich erschien die Wendung. Die „Frau Mutter" und die Frau Organistin wechseln verständnisvoll die Blicke und die letztere beginnt wieder:

„Jetzt soll ich noch etwas erzählen. Also hört! Als ich noch Mädchen war, sollte ich einmal zur Birknerkatharin gehen und sollte backen helfen für die Hochzeit. Wir hatten uns mit der Mächelmaritz besprochen, wir sollten die ersten sein, der Tag hatte sich noch nicht angezündet, man sah niemand auf der Gasse. Und auf einmal, als wir ans Eck kommen . . . Was ist das? Weiß angethan mit dem Borten (der Brautkappe) auf. Schaziger Vater, die Bortenmagd (die Gespensterbraut), die hier umgeht!

Ich faßte das Marizchen fester bei der Hand. Das sah zum Glück nichts, sonst wäre es davongelaufen. Wir gingen weiter. Jetzt drehte sich die Gestalt um. Herr, hilf!

‚Seid Ihr es?' fragt sie. ‚Seid Ihr es, Frau?' rufe ich bebend und doch erlöst. Denn es war die alte Palutzenhansin, die sich zum Backen weiß angezogen hatte, und der Borten war eine neue Haube mit breiten Spitzen."

„O Härr!" hört man, und ein heiteres Lachen löst die Spannung, die auf allen Gesichtern gelegen.

„Jetzt müssen wir aber gehen. Es ist spät!“ tönt es in der Runde. Schnell sind die Tücher um den Kopf gebunden, die vollen Spindeln an den Zocken gesteckt, und schon stehen die Frauen, in der linken Hand den Rocken wie zu Schutz und Trutz.

„Nun singt noch eins zum Schluß!“

„Singt ‚Siebenbürgen!‘“

Kräftig und voll verklingt die letzte Strophe:

„Siebenbürgen, süße Heimat,
Unser treues Vaterland!
Sei gegrüßt in deiner Schöne,
Und um alle deine Söhne
Schlinge sich der Eintracht
Band!“

Eine Schlagfertige tritt aber vor, und noch einmal singt sie die Strophe, und die anderen verstehen sie, und nun klingt es hell und froh:

„Sei gegrüßt in deinen Auen,
Und um alle deine Frauen
Schlinge sich der Eintracht Band!“

„En geäd Noicht!“

„Schleoft geäd!“

„Mir bedeonken es am dä Horbrij!“ („Wir bedanken uns für die Herberge!“)

Also schwirrt es durcheinander.

„Nichts zu danken. Kommt wieder am Mittwoch!“

t—l.

Die Ursachen der Kohlennot.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. Paul Arndt.

Von Zeit zu Zeit wird das Menschengeschlecht von neuem daran erinnert, wie schwach es ist, wie knapp bemessen seine Mittel zur Erreichung seiner hohen Ziele sind, und wie beschränkt seine vielgerühmte Herrschaft über die Erde ist. Wir sind mit Recht stolz auf die Errungenschaften des menschlichen Geistes; namentlich auf wirtschaftlichem Gebiete ist in den letzten 150 Jahren Großartiges geleistet worden; scharfsinnige Erfindungen haben bewirkt, daß mancher Arbeiter heute in derselben Zeit hundertmal so viel Waren herstellen kann wie ein gleich fleißiger und geschickter Arbeiter im vorigen Jahrhundert. Aber sind die Ergebnisse der Wunder der Technik wirklich so glänzend? Gar mancher hat gehofft, daß die Menschheit, welche die Naturkräfte mit solchem Geschick in ihre Dienste gezwungen habe, wirtschaftliche Not bald nicht mehr kennen werde; und noch heute denken viele, daß die Dürftigkeit, in welcher sich dauernd weite Volksschichten befinden, nicht auf den Schwierigkeiten der Herstellung der wirtschaftlichen Güter beruhe, sondern auf einer unzweckmäßigen Verteilung derselben. Es sind infolgedessen allerlei Vorschläge zu einer besseren Verteilung der wirtschaftlichen Güter gemacht worden. Nun läßt sich zwar nicht leugnen, daß die heute bestehende Art der Verteilung der Güter in vieler Hinsicht verbesserungsbedürftig ist. Leider aber ist die wichtigste Vorbedingung zur Beseitigung der wirtschaftlichen Not, die Fülle der zu verteilenden Güter, nicht vorhanden. Die Natur ist nicht so freigebig, daß sie alle ins Dasein gerufenen Menschenkinder mit allen Dingen, deren sie bedürfen, oder die sie begehren, ausstattete; und alle noch so scharfsinnigen Versuche, der Natur ihre Schätze ohne viele Mühe und mit raschem Erfolge abzuringen, haben die erwünschte Fülle nicht hervorrufen können. Noch immer bedarf es harter Arbeit der großen Mehrzahl der Menschen, damit sie nur das Notwendigste zur Fristung ihres Lebens gewinnen. So lehrt die bittere Erfahrung eines jeden Tages, wie sehr man die Verbesserungen der Produktionstechnik überschätzt hat. Thatsächlich ist ein gewaltiger Fortschritt infolge der Unterstützung der menschlichen Arbeitskraft durch die Maschine nur auf beschränkten Gebieten erzielt worden; hier ist namentlich die Bekleidungsindustrie zu nennen. Aber gerade in der Herstellung der wichtigsten aller wirtschaftlichen Güter, der Nahrungsmittel, ist der in der Neuzeit gemachte Fortschritt nur gering gewesen; und infolge der gleichzeitigen großen Zunahme der Bevölkerung, welche die Nachfrage nach Lebensmitteln ungemein steigerte, ist die Ernährung eher kostspieliger als billiger geworden. Wenn die Witterung ungünstig gewesen ist, tritt ein wirklicher Mangel an Brotkorn ein, und das Brot wird teurer. Aber nicht nur die Herstellung von Nahrungsmitteln hält sich hart an der Grenze des unbedingt Notwendigen, fast alle anderen wichtigeren Bedarfsartikel sind in derselben Lage. Will man einen derselben auf einmal in größeren Mengen verbrauchen, oder treten bei der Herstellung desselben unerwartete Hindernisse ein, so zeigt sich sofort eine Lücke; der Verbrauch muß eingeschränkt werden. Je wichtiger die Ware ist, desto empfindlicher ist der Mangel. Mehr als man glaubt, lebt die Menschheit noch heute „aus der Hand in den Mund“.

Recht deutlich zeigte dies wieder einmal in der letzten Zeit die so viel besprochene und beklagte Kohlennot. Daß diese Not auf einem wirklichen Mangel an Kohlen beruhe, wollen viele trotz aller Versicherungen der Grubenbesitzer und Kohlenhändler nicht glauben. Es läßt sich jedoch nicht bezweifeln, daß thatsächlich in der letzten Zeit viel mehr Kohlen verlangt worden sind, als mit Anspannung aller Kräfte beschafft werden konnten. Da die vorhandenen Kohlenmengen von vielen Verbrauchern umgestürzt begehrt wurden, stiegen die Kohlenpreise. Diese Preissteigerung bewirkte zwar eine gewisse Verminderung der kaufkräftigen Nachfrage; jedoch war die Abschwächung nicht stark genug, um ein weiteres Steigen der Kohlenpreise zu verhindern. Die Preise haben jetzt eine solche Höhe erreicht, daß mit Recht von einem öffentlichen Notstand gesprochen werden kann. Schon längst haben die industriellen Unternehmer darüber geklagt, daß es ihnen fast unmöglich sei, sich das „schwarze Brot der Industrie“ in genügenden Mengen zu beschaffen; beim Anbruch des Winters gab es kaum einen Haushalt im Deutschen Reiche, in dem sich das Anschwellen der Ausgaben für Kohlen nicht unangenehm bemerkbar machte.

Wie kommt es nun, daß gerade die Beschaffung dieser ganz wichtigen Warenart auf solche Schwierigkeiten gestoßen ist? Weshalb sind gerade die Kohlenvorräte so rasch erschöpft worden? Vor Beantwortung dieser Fragen ist zu betonen, daß bei der Stellung derselben leicht ein Irrtum unterlaufen kann. Es wäre nämlich ganz falsch, anzunehmen, daß sich die Bewegung der Kohlenpreise wesentlich von der Preisbewegung anderer wichtiger Waren unterschiede. Der Mangel an Brennmaterialien ist nicht der einzige, über den geklagt wird. Jeder beliebige Fabrikant wird ohne Besinnen angeben können, woran es ihm außer Kohlen fehlt. Fast alle Roh- und Hilfsstoffe der Gewerbe sind ebenso im Preise gestiegen wie die Kohlen; neben der Kohlennot giebt es noch eine Eisennot, eine Kupfernot, eine Zinnnot, eine Wollennot, eine Holznot und eine Papiernot ꝛc. Die Preise von Eisen, Kupfer, Zink ꝛc. sind innerhalb kurzer Zeit um die Hälfte, ja manchmal auf das Doppelte gestiegen. Die Klagen darüber dringen jedoch in den meisten Fällen nur bis in die Fachzeitschriften; das große Publikum interessiert sich nicht genug für den Notstand eines besonderen industriellen Gewerbszweiges. Bei der Kohle ist das anders, da jeder sie braucht. Aus diesem Grunde wird gerade der Kohlennot besondere Wichtigkeit beigemessen und besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Das Interesse an der Kohlenteuerung könnte nur noch von demjenigen an einer Brot- und Fleischteuerung übertroffen werden. Eine solche ist uns glücklicherweise in der letzten Zeit erspart geblieben, da die Getreideernten besonders reichlich waren und auch die Viehzucht vom Glück begünstigt war.

Der Kohlenmangel ist, ebenso wie der Mangel an vielen anderen Waren, im wesentlichen durch die allgemeine günstige wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahre verursacht worden. Die eingetretene Not ist die unvermeidliche Begleiterin der großartigen Blüte von Industrie, Handel und Verkehr, deren wir uns am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts erfreut haben. Der wirtschaftliche Aufschwung begann im Jahr 1894 und hielt im allgemeinen bis zum Frühjahr 1900 an. Es ist schwer, zahlenmäßig festzustellen, wie sehr sich in diesen Jahren die wirtschaftliche Thätigkeit gesteigert hat: aber es ist noch in aller Gedächtnis, wie stark beschäftigt fast alle Erwerbszweige in dieser Zeit waren, und wie schwer es den Unternehmern wurde, genug Arbeitskräfte zur Ausnutzung der günstigen Geschäftslage in ihre

Dienste zu ziehen. In den Jahren 1892 bis 1894 wurden in Deutschland jährlich etwa 100 Aktiengesellschaften gegründet; in den drei folgenden Jahren betrug die Zahl der Neugründungen schon 161, 182 und 254; in den Jahren 1898 und 1899 stieg sie auf 329 und 364. Diese wenigen Zahlen sind ein Zeichen der beständig zunehmenden Anspannung aller wirtschaftlichen Kräfte. Die Herstellung von Fabrikaten aller Art wurde mit einem solchen Eifer betrieben, daß die Roh- und Hilfsstoffe nach Ablauf einer gewissen Zeit knapp wurden. Die Erzeugung derselben konnte aber nicht beliebig vermehrt werden, da alle verfügbaren Arbeitskräfte schon beschäftigt waren und sich meistens durch Lohnerhöhungen in ihren bisherigen Berufen festhatten ließen.

Ein anderes Hindernis der Steigerung der Produktion von Waren, nach denen eine starke Nachfrage bestand, war der beim Anhalten des wirtschaftlichen Aufschwungs immer deutlicher auftretende Mangel an Kapitalien, d. h. an Maschinen, Gebäuden, barem Gelde ꝛc. Wer industriellen Kreisen nahe gestanden hat, wird sich erinnern, wie sehr dieselben über die Geldteuerung, die in der Höhe des Diskonts der Reichsbank in Erscheinung trat, geklagt haben. Der Mangel an Kapital war so groß, daß der Zinsfuß in den letzten beiden Jahren erheblich gestiegen ist.

Infolge der außergewöhnlichen Anstrengung aller wirtschaftlichen Kräfte sind ungeheure Kohlenmengen von der Industrie verbraucht worden; die Zunahme des Verbrauchs in wenigen Jahren war erstaunlich.

Ein Fachmann hat berechnet, daß in Deutschland im ganzen, also einschließlich des Hausbrandes, im Jahre 1894 rund 99 Millionen Tonnen Kohle verbraucht wurden, im Jahre 1899 dagegen etwa 135 Millionen.

Die deutschen Steinkohlengruben haben sich nach Kräften bemüht, den an sie gestellten Ansprüchen zu genügen; aber es gelang ihnen nicht, genug neue taugliche Arbeitskräfte zur vermehrten Ausbeutung der Kohlenfelder zu gewinnen, da die anderen Erwerbszweige ihr möglichstes thaten, um die in ihnen beschäftigten Arbeiter festzuhalten; außerdem bedingte die Neuanlage von Werken zur Kohlenförderung die Verwendung von Arbeitern zu Verrichtungen, welche nicht unmittelbar eine Vermehrung der Kohlengewinnung bewirkten.

Trotz aller dieser Hindernisse stieg die deutsche Steinkohlenproduktion von 77 Millionen Tonnen im Jahre 1894 auf 102 Millionen Tonnen im Jahre 1899. Thatkräftige Unterstützung leistete den Steinkohlengruben bei der Versorgung des Marktes die Braunkohlenindustrie, obgleich dieselbe auch mit Arbeitermangel ꝛc. zu kämpfen hatte. Die Braunkohlengewinnung nahm in Deutschland verhältnismäßig noch mehr zu als die Steinkohlenproduktion; sie betrug 1894 nur 22 Millionen Tonnen, 1899 dagegen bereits 34 Millionen.

Nun kommt allerdings nicht die ganze deutsche Kohlenförderung den deutschen Verbrauchern zu gute; es gehen vielmehr regelmäßig recht beträchtliche Kohlenmengen ins Ausland, im Jahre 1899 z. B. rund 16 Millionen Tonnen, durchschnittlich etwa der achte Teil der in Deutschland geförderten Kohlen: das Absatzgebiet eines Kohlenreviers ist beschränkt, da die Kohle ein schwerer Massenartikel ist; ihre Versendung ist kostspielig, obwohl sie auf der Eisenbahn nach dem billigsten Tarife verfrachtet wird. Nur wo ein Wasserweg benutzbar ist, kann die Kohle auf weitere Entfernungen versandt werden. Im allgemeinen ist die Industrie darauf angewiesen, sich aus dem nächstgelegenen Revier mit Kohlen zu versehen. Die deutschen Kohlenreviere liegen nun fast sämtlich in der Nähe der Reichsgrenze, so das Ruhrgebiet, das Saargebiet, die sächsischen und die schlesischen Gebiete. Gewisse Teile des Auslandes liegen ihnen viel näher als manche Gegenden des Inlandes. Daher gehört ein Teil des Auslandes zum natürlichen Absatzgebiete der deutschen Kohlenreviere. Es ist also wirtschaftlich durchaus richtig, daß die rheinisch-westfälischen Kohlen teilweise nach Holland, Belgien und Frankreich, die schlesischen teilweise nach Oesterreich und Rußland ausgeführt werden.

Derselbe internationale Verkehr, der auf diese Weise dem deutschen Kohlenmarkte einen beträchtlichen Teil der aus dem deutschen Boden gewonnenen Kohlen entzieht, führt ihm aber vom Auslande eine ebenso beträchtliche Menge Kohlen zu. Die Küstenstriche Deutschlands empfangen ihre Kohlen hauptsächlich von England; denn es ist in der Regel viel billiger, die Steinkohlen auf dem Seewege von England nach Städten wie Hamburg und Danzig kommen zu lassen, als auf dem Landwege aus Westfalen oder Schlesien. An Braunkohlen sendet Oesterreich jährlich große Mengen, durchschnittlich etwa 8 Millionen Tonnen, nach Deutschland. Im ganzen liefert das Ausland dem Deutschen Reiche etwa ebensoviel Kohlen, wie es von diesem empfängt.

Ausfuhr wie Einfuhr sind für die deutsche Volkswirtschaft gleich vorteilhaft. Die Ausfuhr bringt den Kohlengruben Gewinn, und die Einfuhr verschafft den Verbrauchern billigen Kohlenbezug. Es ist ferner sehr gut, wenn infolge des internationalen Verkehrs ein Volk dem andern aushelfen kann, sobald irgendwo eine Störung des wirtschaftlichen Getriebes oder eine plötzliche Vergrößerung des Bedarfs eintritt. Thatsächlich hat auch, als die deutsche Industrie mehr und mehr Kohlen verlangte, eine beträchtliche Vermehrung der Kohleneinfuhr aus England und Oesterreich stattgefunden; bereits 1897 lieferte England den deutschen Verbrauchern über eine Million Tonnen Steinkohlen mehr als 1894, ebenso Oesterreich die gleiche Menge Braunkohlen mehr.

Indessen konnten weder England noch Oesterreich allzu große Mengen abgeben, da auch in diesen Ländern die wirtschaftliche Lage günstig war und die dort heimischen Erwerbszweige mehr Brennstoffe als gewöhnlich beanspruchten. Die Vermehrung der Nachfrage brachte allmählich die Kohlenpreise allgemein zum Steigen. Jedoch würde es kaum zu einer Kohlen-„Not“ gekommen sein, wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse die ruhige Entwicklung des Kohlengeschäftes im höchsten Grade erschüttert hätten.

Verhängnisvoll wirkten insbesondere einige größere Ausstände von Arbeitern, welche eine starke Verminderung der Kohlenförderung zur Folge hatten. Man darf in solchen Ausständen kein Spiel des Zufalls sehen; es stehen dieselben vielmehr in einem engen Zusammenhang mit der allgemeinen günstigen Entwicklung des Wirtschaftslebens: für die Arbeiter ist der Streik dann vielfach ein Mittel, durch welches sie sich in Gestalt von Lohnerhöhungen u. dgl. auch einen Anteil an dem guten Geschäftsertrage erzwingen.

Wie im Jahre 1889 der Ausstand der westfälischen Bergarbeiter in Deutschland eine zeitweilige Kohlennot hervorrief, so gab im Jahre 1898 ein großer Streik der Bergarbeiter von Wales die Veranlassung zu einer wesentlichen Verschlechterung der Marktlage, hauptsächlich in England, aber auch mittelbar in Deutschland, da die Einfuhr aus Wales ins Stocken geriet. Es feierten in Wales nicht weniger als 130000 Bergleute längere Zeit. Infolgedessen waren weniger englische Kohlen verfügbar. Aber auch die vorhandenen Kohlen konnten nicht mehr in so vorteilhafter Weise nach den deutschen Häfen befördert werden, da fast gleichzeitig die Seefrachten teurer wurden. Letzteres war eine Folge des Spanisch-amerikanischen und des Südafrikanischen Krieges; die vielen Truppentransporte nahmen die zur Verfügung stehenden Schiffe so stark in Anspruch, daß die Benutzung derselben sich verteuern mußte. Aus diesen Gründen wurden die norddeutschen Kohlenverbraucher in die Zwangslage versetzt, auf den Bezug englischer Kohlen teilweise zu verzichten und ihren Bedarf, unter Bezahlung der hohen Fracht, mehr aus den heimischen Gruben zu decken, welche schon vorher mit Hochdruck gearbeitet hatten, um der Nachfrage der Industrie gerecht zu werden.

Zur Krisis wurde darauf die Kohlenteuerung im Frühjahr 1900 durch einen großen Ausstand der Bergarbeiter in Oesterreich, welcher zehn Wochen dauerte; dazu kamen noch kleinere Ausstände in Sachsen und in Frankreich. Die wichtige Kohleneinfuhr aus Oesterreich versiegte plötzlich fast vollständig. Wie groß der Ausfall für die deutschen Kohlenverbraucher war, erhellt daraus, daß im ersten Vierteljahr 1900 über neun Millionen Tonnen Kohlen weniger in Deutschland eingeführt wurden als im gleichen Zeitraum des Vorjahres; die ganze vierteljährliche Kohlengewinnung beläuft sich in Deutschland auf durchschnittlich etwa 35 Millionen Tonnen. Zieht man dann noch in Betracht, daß der Winter 1899/1900 ungewöhnlich streng war, so dürfte es nicht mehr verwunderlich erscheinen, daß eine schlimme Kohlennot in Deutschland, wie auch in den Nachbarländern, entstand. Nachdem sich eine so große Lücke auf dem Kohlenmarkt gezeigt hatte, bedurfte es natürlich einer geraumen Zeit, um dieselbe wieder auszufüllen.

Die Steigerung der Kohlenpreise war übrigens in Deutschland

bei weitem nicht so bedeutend wie im Auslande, z. B. in England. Während die niederschlesische Gaskohle von 12,6 Mk. per Tonne im Jahre 1894 auf 13,7 Mk. im Jahre 1899 und 17,6 Mk. im Herbst 1900 stieg, ebenso die westfälische Stückkohle von 9 Mk. im Jahre 1894 auf 10 Mk. im Jahre 1899 und 14 Mk. im Herbst 1900, hat sich z. B. der Preis von Hausbrand in England von 8½ Schilling Anfang 1898 auf 16 Schilling im Dezember 1899. Auch war bei der letzten „Kohlennot" in Deutschland 1889/90 die Preiserhöhung für Kohlen verhältnismäßig viel größer und sprunghafter als bei dem jetzigen Kohlenmangel. Die Thatsache, daß sich die Schwankungen der Kohlenpreise innerhalb engerer Grenzen gehalten haben und nicht so plötzlich erfolgt sind, ist zweifellos dem Eingreifen der Kohlensyndikate zuzuschreiben.

Die bisherige Darlegung läßt erkennen, daß die auf dem deutschen Kohlenmarkte hervorgetretenen Mißstände auf Ursachen zurückzuführen sind, für welche Einzelpersonen oder Gruppen von Personen kaum verantwortlich gemacht werden können. Daß bei einem Aufschwung der gewerblichen Thätigkeit die Kohlenvorräte rascher aufgebraucht werden, als sie ersetzt werden können, ist ein Uebelstand, der in der Unvollkommenheit und Begrenztheit der wirtschaftlichen Einrichtungen und Mittel unseres Geschlechts begründet ist; und an den besonderen, die Kohlenförderung störenden Ereignissen in England und Oesterreich trägt wenigstens in Deutschland niemand Schuld. Trotzdem werden in Deutschland beständig heftige Anklagen gegen fast alle diejenigen, welche mit dem Kohlenmarkte zu thun haben, geschleudert. Die Grubenbesitzer werden beschuldigt, die Kohlengewinnung absichtlich beschränkt zu haben; die Händler sollen die Kohlenpreise maßlos in die Höhe getrieben haben; außerdem brandmarkt man die Lieferung von Kohlen an das Ausland als unpatriotisch.

Wenn man sich aber vergegenwärtigt, wie sehr trotz des herrschenden Arbeitermangels die Kohlenförderung in Deutschland zugenommen hat, so erscheint die Behauptung, die Zunahme hätte noch erheblich größer sein können, zum mindesten als recht gewagt; ihre Richtigkeit ist von niemand erwiesen worden. Andererseits haben sich die Betriebskosten der Kohlengruben infolge von Lohnerhöhungen, welche bewilligt wurden, um die Arbeiter von dem Uebertritt in andere Industrien zu hindern, und infolge der Verteuerung des Grubenholzes (Holznot) und des Pulvers gesteigert. Uebrigens hängt die Festsetzung der Preise von so wichtigen Waren wie Kohlen nur in beschränktem Maße von der willkürlichen Bestimmung Einzelner ab, und wären dieselben auch in mächtigen Verbänden vereinigt. Entscheidend ist die allgemeine Marktlage; das Angebot von Kohlen läßt sich allenfalls bis zu einem gewissen Grade regeln, aber niemals die Nachfrage. Hiermit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß es keine Fälle unbilliger Ausbeutung der Notlage der Abnehmer von Kohlen gegeben habe; dergleichen Ausschreitungen sind vorgekommen von seiten mancher Groß- und Kleinhändler, und es müssen solche entschieden mißbilligt werden.

Daß es vom Standpunkte des Gedeihens der deutschen Volkswirtschaft durchaus berechtigt ist, wenn deutsche Kohlen in das Ausland abgegeben werden, wurde bereits bemerkt. Abgesehen von der Frachtfrage, spricht für die Beibehaltung der Kohlenausfuhr noch die Erwägung, daß es höchst thöricht wäre, wegen einer vorübergehenden Mehrnachfrage des Inlandes alte und bewährte vorteilhafte wirtschaftliche Beziehungen zum Auslande abzubrechen, deren Wiederanknüpfung bei eintretender Umkehr der industriellen Geschäftslage ungemein schwer sein würde. Allen Anzeichen nach ist nun eine Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage nach dem glänzenden Aufschwung der letzten Jahre bereits eingetreten. Die Kurse wichtiger Wertpapiere, namentlich der Industriewerte, sind in den letzten Monaten an der Börse gewaltig gesunken. Es sind schon zahlreiche Arbeiterentlassungen vorgekommen worden; auch bedenkliche Zahlungseinstellungen und dergl. haben stattgefunden. Aus der Abschwächung der industriellen Thätigkeit ergiebt sich eine Verminderung der Nachfrage nach Kohlen, und das Aufhören des Arbeitermangels gewährt die Möglichkeit einer größeren Vermehrung der Kohlengewinnung. Daher läßt sich vermuten, daß die Kohlenpreise jetzt ihren Höhepunkt erreicht haben und in nicht langer Zeit sinken werden. Es ist auch wahrscheinlich, daß die im Sommer und Herbst hervorgerufene bedeutende Nachfrage nach Kohlen stärker erschien, als der wirkliche Bedarf entsprach; denn zweifellos haben sich viele durch die öffentlichen Besprechungen der Kohlenteuerung veranlaßt gemacht, zu dringenderen und größeren Bestellungen bestimmen lassen, um überhaupt ihren Bedarf sicher zu decken. Die Anwendung eines weiteren Mittels zur Beseitigung der Kohlenteuerung haben die deutschen Eisenbahnverwaltungen beschlossen; sie haben für die Beförderung eingeführter ausländischer Kohlen Frachtermäßigungen bewilligt. Thatsächlich war Ende September 1900 der im Frühjahr entstandene Fehlbetrag der Kohlenzufuhr bereits ausgeglichen.

Allerdings würde ein strenger Winter die Hoffnungen der Kohlenverbraucher wieder zu Schanden machen. Auch mag der Umstand, daß unvorhergesehene Störungen des Kohlenmarkts von neuem eintreten können, jeden bedenklich machen, etwas über die künftige Bewegung der Kohlenpreise vorauszusagen zu wollen. Derartige Prophezeiungen können nur bedingt ausgesprochen werden. Man darf aber wohl sagen, daß die Kohlennot dem Ende nahe ist, wenn nicht unvorhergesehene Störungen der Kohlengewinnung eintreten, und wenn es in den kommenden Wintermonaten nicht außergewöhnlich kalt wird.

Der Spruch der Fee.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(1. Fortsetzung.)

Novelle von J. C. Heer.

7.

Eine glorreiche Frühlingssonne warf ihre letzten Strahlen auf die ergrünenden Höhen. — Es schien, als freute sich die Welt schon auf den morgigen Tag — einen Sonntag im Lenz.

Die Hacke auf der Schulter, den Henkelkrug, der den Abendtrunk enthalten hatte, in der Hand, schritt Heinrich in der Bluse des Knechts gegen den Hof.

Neben dem Hause, am Rand des Abhangs, der sich gegen See und Fluß hinunterzieht, stand ein junges Paar: ein Mann in der reichen Uniform des Grenzoffiziers und ein Mädchen in hellem Kleid mit einem durchbrochenen Hut, so zart wie Spinnweb. — Die beiden schauten ins Thal und plauderten gelassen und selbstvergessen.

Ist sie es? — Einen Augenblick lang zweifelte Heinrich. Und doch — eine Biegung des schlanken Körpers — so bewegt nur sie sich. Sie ist's! Heinrich meint, der Boden müsse ihn verschlingen — er wankt — sein Weg führt ihn hinter dem Paare vorbei.

Sie plaudert. Er hört eine halbfremde Stimme. — Doch nein, diese leichtfließenden, glockenfeinen Klänge sind ihm vertraut — sie tönen in sein Ohr wie ein Lied aus vergangener Zeit.

„Es waren fröhliche Jugendtage — im Wald — hier im Thal und auf dem See."

Diese Worte versteht er. Ihm gleitet der Henkelkrug aus der zitternden Hand, klirrend zerbricht er am Boden.

Da wendet sich das Paar.

„Ah, unser lieber Bootsmann — unser treuer Knecht!"

Sie sagt es im Tone leichter angenehmer Ueberraschung, mit einer warmen, doch zugleich nachlässigen Freundlichkeit und reicht ihm mit einem unbefangenen, herzgewinnenden Lächeln die Fingerspitzen der behandschuhten Rechten.

Die dunklen Augen unter den langen seidenen Wimpern leuchten ihn an — er starrt ihr fassungslos ins Gesicht.

„Johanna — du?" stammelt er.

Die Röte einer raschen Verlegenheit fliegt über ihr junges Gesicht, der Offizier, der ihn eines Grußes nicht weiter gewürdigt hat, wirft ihm einen verächtlichen, vernichtenden Blick zu und betrachtet die Scherben des zerbrochenen Kruges.

Johanna aber ist schon wieder Herrin der Lage.

„Entschuldigen Sie ihn, mein lieber Latour," scherzt sie mit einem reizenden Lächeln, „wir sind zusammen aufgewachsen. —

Digitized by Google

Photographie im Verlage von Franz Hanfstaengl in München.

Maultierfuhrwerk in Sevilla.
Nach einem Gemälde von Alex. Wagner.

Kinder auf dem Hof — beinahe Kameraden." Sie hat eine wunderbare, unschuldige Art, wie sie das sagen kann.

„Und Ihr, mein werter Bonjour — nicht wahr, Ihr nennt mich von jetzt an Fräulein von Mechaud." Es klingt nicht wie eine Zurechtweisung, nicht wie ein Befehl, sondern wie eine leichte Bitte, deren Erfüllung selbstverständlich ist.

Und sie fragt ihn mit halber Aufmerksamkeit einige gleichgültige Sachen vom Hof.

Mit mühsam bewahrter Fassung antwortet er, dann wankt er zur Scheune. Er ist über sich selbst erstaunt, wie er ihr hat vernünftig Rede stehen können, und er findet die Werkzeuge nicht. — Scheune und Stall, mit allem was darin ist, drehen sich mit ihm.

Auf einen Augenblick schaut Mechaud in den Stall, und Heinrich kündigt ihm den Dienst.

Der Alte lacht in trockenem Aerger: „Gut, du sollst nicht meinen, daß ich das nicht habe kommen sehn. Der andere Knecht steht bereit. Meinetwegen kannst du am Montag Morgen schon wandern!"

Und mit kaltem Undank sagt er ihm ein paar Schnödigkeiten. Heinrich hört sie nicht. Seine Gedanken sind bei Johanna und bei der Begegnung von heute abend.

Einmal schaut er ins Freie, und er sieht den Korsen ins Haus treten. Nicht lange später ruft man ihn in die Stube, wo den Gästen durch eine fremde Magd ein Mahl bereitet ist.

Das Paar hat am Morgen gemeinsam den Gottesdienst in Villers besuchen wollen, aber Meldungen, die der Korse gebracht, riefen den Offizier nach dem Grenzflecken Morteau nahe bei Villers. Der Korse geht in der Nacht zurück, der Offizier will am frühen Morgen hinüberreiten.

Und nun soll er, weil dem alten Mechaud Weg und Fahrt nach Villers zu mühsam sind, Johanna, die den Gottesdienst doch besuchen will, im Boot nach Villers fahren.

Sie selbst besteht darauf. „Mein lieber Pfarrer in Villers würde sich kränken, wenn mein erster Gang in der Heimat nicht zur Kirche wäre. Nicht wahr, Bonjour, wir werden wie ehemals recht gut zusammen fahren?" Sie schaut ihn mit einem unbefangenen Lächeln, ja mit einem warmen Blick ihrer dunklen Augen an.

Zum Glück steht er im Hintergrund der Stube, und das „Nein, ich fahre Euch nicht", das er hervorwürgen will, erstickt im Hals.

Mechaud aber knurrt: „Was gaffst du noch?" — —

Eine Stunde später ist Heinrich in seiner Kammer — er schnürt sein kleines Bündel mit zitternden Händen. Oft ruht er dabei und faltet auf dem Stuhl sitzend die Finger ineinander, oft tritt er ans Fenster und schaut zum Frühlingshimmel auf, wo die goldenen Sterne wandern, oder in die schwarze Schlucht hinab, wo die Wasser rauschen.

Er denkt aber nur an Johanna. Sie ist noch schöner, sie ist wunderbar schön geworden. Und daß sie hochmütig sei, wie Luise sagte, ist nicht wahr. In ihren dunklen Augen unter den langen seidenen Wimpern lebt ein fremdes Feuer, und in die reine Stirne, die zwischen dem wundervoll geschwungenen Ansatz des dunklen Haars wie Elfenbein schimmert, haben gewiß nur die schönsten und heiligsten Gedanken der Welt Eingang gefunden.

Aber was thut denn so weh? Ist es die kühle Anrede „Bonjour" an Stelle des traulichen „Heinrich", das achtungslose „Ihr" des Meisterfräuleins gegen den Knecht?

Wie wenig, wie unendlich wenig muß er ihr jetzt gelten, daß sie sich morgen von ihm nach Villers fahren läßt, an der Mutter Gottes, an der Tafflère vorbei! — Schwebt sie wirklich so hoch, daß sie über das, was ihm in ihrer gemeinsamen Vergangenheit das Heiligste ist, mit einem Lächeln halben Vergessens hinweggehen kann?

Muß sich da nicht die Tafflère in ihrer Grotte regen? — Die Tafflère, an die doch so viele im Lande glauben!

Mit solchen Gedanken erwartet er schlaflos den grauenden Tag und fürchtet und hofft, Johanna würde ihren Plan wechseln.

Ein strahlend schöner Morgen ist angebrochen. Johanna hat ihren Plan nicht aufgegeben. Sie erscheint, sie trägt ein weißes Kleid, aber nicht das schlichte wollene oder baumwollene der armen Dorfmädchen von Villers, sondern eines, das feine rauscht und schimmert, und darüber glänzt als Hals- und Brustschmuck ein noch feineres Gewebe, durch das man die schönen Schultern ahnt — und auf dem dunklen Haupt liegt leicht ein kleiner weißer Hut wie ein Schmetterling, der davon fliegen will.

Alles an ihr ist Frühlingsblüte. Ihre ganze Erscheinung, ihr Lächeln, ihre Augen gemahnen ihn wie ein süßes Märchen.

„Geht voran, Bonjour, legt diese Decke auf das Bänkchen und löst das Boot — ich folge." Sie sagt es unbefangen.

Er sieht sie in leichtem Gang von der Höhe niedersteigen, sie hält das kleine silberbeschlagene Gebetbuch in der Hand. Ihr ist's, der Frühling wäre gekommen, und er fuhre ihn über den See, durch das tiefe Schweigen der Felsenkammern.

Der Morgen ist so rein und schön, daß sich wohl etwas Sonderbares begeben, daß die Tafflère aus ihrer Höhle treten könnte.

Da sitzt das weiße Königskind mit den schwarzen Augen auf der roten Plüschdecke. Sie hat mit Heinrich bis jetzt nur das Notwendigste gesprochen, wie er die Ruder in die hellblauen Fluten taucht, schweigt sie ganz — es ist, als kümmere sie sich nicht weiter um ihn, als führe sie mit einem fremden jungen Schiffer, nicht mit einem, dem sie durch ein gemeinsames Geheimnis über blauen Wassern verbunden ist.

Heinrich spürt es aber doch, wie sie von Zeit zu Zeit mit rätselhaften, tiefen Augen nach ihm blickt. Er führt die Ruder schlecht — sie merkt es und es ist ihm, als habe sie ihre stille Freude daran.

Sobald er aber nach ihr blickt, zeigt sie ihm ein süßes, unschuldiges Gesichtchen.

Da schleicht kalt kriecht es ihm seltsam und immer schwerer über die Brust. Er erträgt es nicht mehr. Die Empörung über das Spiel stürmt durch seine Adern. — O, er hat gestern nacht viel zu gut von ihr gedacht! Hinter der eisenbemannten Stirn wohnt die Grausamkeit, die frommen Augen lügen, sie spielt mit ihm wie die Katze mit der Maus. — Ist das wirklich Johanna? Seine Johanna, mit der er einst an einem schönen Frühlingstage wie diesem über den See gefahren ist?

Ein knirschender Laut entfährt ihm. Er stößt die Ruder nach.

„Was habt Ihr, Boajour?" fragt sie kühl, doch etwas unsicher.

„Ich meine, Ihr hättet einen andern Fährmann nehmen sollen," erwidert er gepreßt.

Sie waren gerade beim Muttergottesbild im Felsen angekommen. Und nun stieg ihr doch die Röte der Verlegenheit in die Wangen. Mit einer gut geheuchelten Ueberraschung fragt sie aber: „Denkt Ihr denn noch an die alte Geschichte — unsere kleine Kinderliebschaft? Habt Ihr sie wirklich ernst genommen?"

Ein wirres Lächeln spielt um den feinen Mund und mit ihren dunklen Augen schaut sie ihn so bethörend an, als könne sie ihm ein „Nein" abzwingen.

„Johanna!" stößt er hervor und läßt die Ruder ruhen.

Sie wagt es nicht, ihm die vertraute Anrede zu verweigern. Sie kämpft gegen eine sengende Scham, ihr Antlitz, ihr zu Boden gedefteter Blick verrät es: die Bilder der Vergangenheit leben in ihr auf.

Aber sie ergiebt sich nicht, ihre Waffen sind jetzt ein hochmütiges Gesicht und das Schweigen.

Heinrich rudert wieder. Etwas, was er vorhin nie gespürt hat, rieselt ihm durchs Blut — ein aus Zorn und Gier gemengter Drang, sich auf das stolze überspannte Fräulein zu stürzen, sie zu fassen, ihr etwas zu sagen oder zu thun, was sie beleidigt, sie zu rütteln, ihr ins Ohr zu schreien: Du falsches Geschöpf!

Noch hätte ein sanftes Wort von ihr diesen gefahrdrohenden Sturm zur Ruhe gebracht — sie aber schweigt, sie thut, wie wenn sie ihn nicht sehe, und in dumpfer Gewitterschwüle fahren sie über die Stelle, wo sie ihm jenen Kuß gegeben hat, den einzigen, den er je von Mädchenlippen empfing — und Heinrich zittert am ganzen Leib.

„Fahrt doch etwas schneller, Bonjour, ich komme ja sonst zu spät," mahnt sie herrisch.

Er aber antwortet nicht, seine Augen blitzen sie an, und er hält, ohne sich um ihr Wort zu kehren, so gut es geht, den Takt der Ruder — doch fährt er langsamer.

„Seit wann folgt Ihr nicht mehr, Bonjour?" fragt sie. Furcht und Scheu mischen sich aber in den Spott. Sie späht nach den Felsenfasern, als ob sie Rettung suchen müsse vor ihm und den Wallungen der Leidenschaft, die über sein zornrotes Gesicht laufen. — Die Lage ist für beide unsäglich peinvoll. Sie schweigen.

In dieses Schweigen leuchtet die Frühlingssonne und

jubilieren die Vögel aus den Büschen am Ufer und ein Paar Weihe kreist darüber friedlich im Blau.

Endlich wird das weiße Kirchlein von Les Brenets mit seinem schlanken Helme auf sonniger Höhe sichtbar.

Da drängt Heinrich das Boot gegen das französische Ufer, gegen die Felsenecke, wo man zur Taffière ruft. Johanna erblaßt — sie zwingt sich aber zu einem kalten Lächeln.

„Was soll das, Monsieur? — Wißt Ihr, was die frommen und gelehrten Frauen im Kloster zu Besançon, denen ich das Märchen von der Taffière erzählt habe, darüber sagten? — Es sei eine Ueberlieferung aus der Heidenzeit, der Glaube daran verabscheuungswürdig, der Ruf der Lose eine sündhafte Thorheit."

Sie spricht es beinahe lühl.

„So? Das sagen die frommen Klosterfrauen?" keucht er, „was aber sagt dein Gewissen zu dem Judaslohn, mit dem du mich dreiundeinhalb Jahre an deinen Vater verkauftest?"

Sie zittert, sie wird purpurrot und wieder totenblaß.

„Es thut mir leid — aber Ihr werdet doch verstehen, daß ich die Vergangenheit mit Euch nicht erörtern kann — ich will es auch nicht — ich weiß, was ich meinem Verlobten schulde. Meine Hoffnung, daß Ihr diese Fahrt als eine freundliche Erinnerung an unsere Kinderzeit betrachten werdet — wie hat sie mich getäuscht!"

Sie haucht es mit dem letzten Rest ihres Stolzes — er aber legt plötzlich die Ruder nieder. Und nun verliert sie die Besinnung — die Worte taumeln von ihrem Mund: „Fahrt — fahrt — oder — ich lasse Euch, wenn mir wieder zu Hause sind, züchtigen!"

„Züchtigen!" wiederholt er. — Das Wort hat eine zündende Wirkung, ein maßloser Zorn und eine wilde Leidenschaft entfesseln sein sonst so hübsches Gesicht — er eilt durch das Boot auf sie los. Sie steht von ihrem Sitz auf, sie hebt, das silberbeschlagene Gebetbuch in der Hand, den schlanken Arm zur Abwehr.

„So kommst du mir?" sagt er. Er steht ihr auf einen Schritt nahe. Da saust das Buch mit heftigem Schlag in sein Gesicht und sie zischt: „Du roher Knecht!"

Ernüchtert weicht er zurück.

Eine lange schmerzvolle Pause.

Dann sagt er stockend, keuchend: „Ich kann dich natürlich nicht wieder schlagen, Johanna, obgleich du es verdientest, aber es ist mir gar nicht bang dafür, daß du einst für alle Schlechtigkeit büßen mußt, die du an mir begangen hast!"

In seine letzten Worte tönen plötzlich die Kirchenglocken. Mit denen von Les Brenets vermischen die von Villers ihre Klänge. Die Taffière ist am Werk. Es ist, als ob die Wasser, die Felsen Stimmen bekommen hätten und läuteten.

Da verzerren sich die Züge Johannas — sie sinkt zurück und bedeckt das Gesicht mit den Händen. Sie hat einen schweren Tropfen roten Blutes auf der geschlagenen brennenden Wange Heinrichs gesehen.

Die Glocken rufen und bitten: Gebt Frieden — es ist Sonntag — gebt Frieden!

Aber in den Herzen des jungen Paares hat der Gottesfrieden keinen Raum mehr. Es ist eine rastlose Fahrt durch den strahlenden Frühlingsmorgen.

Heinrich steuert das Boot mit rascher Kraft quer über den See. Er stößt es an das Ufer von Les Brenets.

„Es ist mir verleidet, Sie weiter zu fahren, schauen Sie, wie Sie die Kirche von Villers erreichen. — Ich gehe jetzt unter die Uhrenmacher, um die verlornen Jahre einzuholen. — Leben Sie wohl, Fräulein von Mechaud!"

So scheiden die beiden jungen Menschen, welche die Katastrophe des Glücks durch die Felsen gerufen und denen dieses durch den Mund der aus dem Stein gewachsenen Mutter Gottes versprochen war.

Obwohl die Glocken noch läuteten, ging Fräulein von Mechaud nicht nach Villers zur Kirche. Ziellos irrte sie im weißen Kleid mit dem silberbeschlagenen kleinen Gebetbuch durch die Frühlingswiesen am obern Teil des Sees von Les Brenets, um den die großen gelben Dotterblumen und die kleinen blauen Vergißmeinnicht reichlich blühten.

Erst nach Mittag kam ja der Bräutigam, um sie in Villers abzuholen.

In den schönen einsamen Stunden, die uns Menschenkindern so wohl bekommen, mag sie manches bedacht haben, wofür der gehätschelte Liebling der großen Gesellschaft in der Stadt die Stunde nicht fand.

Vielleicht dachte sie an den tapfern Buben, der sie durch den hohen Schnee getragen hatte, an den Burschen, der ihr die Eichhörnchen vom Baume reichte, an den Heinrich, mit dem sie Hand in Hand durch diese Wiesen gegangen war.

Lange, lange saß sie auf dem Strunk eines gefällten Weidenbaumes. Wie eine einsame Fee saß sie noch dort, als Heinrich nach etwa zwei Stunden das Dorf Les Brenets verließ.

„Ich will unter die Uhrenmacher gehen", hatte er gesagt und an Chaux-de-Fonds gedacht. Er traf sie aber, nachdem er sein Boot geborgen hatte, schon in Les Brenets, ihrer sechs aus dem berühmten Atelier Grosjean und Cie. in Chaux-de-Fonds und Leon Patton, den Schwarzkopf von Locle. Sie riefen ihn in das alte schöne Dorfwirtshaus, wo sie schon bei einer Flasche saßen.

„Wir haben im Sinne, heute abend ein wenig zu paschen, halte mit uns, wir verschaffen dir dafür lohnende Arbeit im Atelier Grosjean!"

„Im Atelier Grosjean hat schon mein Vater gearbeitet", erwiderte Heinrich nachdenklich, „ich fürchte aber, man kann mich wegen meiner Bauernhände nicht brauchen."

„Dafür lasse uns sorgen," lachten sie, „komme heute abend nur mit!"

Als Heinrich das Wirtshaus nach einer Stunde verließ und Johanna wie eine einsame verirrte Fee im grünen Grunde sitzen sah, sagte er zu sich selbst:

„Es wäre klüger gewesen, Johanna, du hättest dich nicht mit dem Offizier verlobt und ich hätte zu den Schwarzern nicht Ja gesagt. Unter den zehntausend Uhrenmachern, die es im Bergland giebt, würde ich gewiß auch ohne sie ein Plätzchen gefunden haben."

Mit diesen Gedanken schritt er durch die Felsentunnel der Straße des Col de Roche gegen Locle und Chaux-de-Fonds.

8.

Heinrich Bonjour war Uhrmacher im Atelier Grosjean und Cie. in Chaux-de-Fonds.

Noch einmal war er im Hause Mechauds gewesen. Er hatte sein Bündel geholt. Und es war ihm dabei überraschend gut gegangen. Der alte Mechaud brachte zum Abschied sogar einen Trunk Most und sprach nicht unfreundlich über allerlei. Von dem Ereignis auf dem See war nicht die Rede. Heinrich war froh, daß er Johanna nicht sah, wenigstens in der Stube nicht. Als er den Hof verließ, traf er Luise. Sie weinte ihm trotz ihrer großen Anhänglichkeit an den Korsen eine Thräne zum Abschied. In diesem Augenblick kam Johanna um die Ecke. Sie trug ein einfaches, aber sehr hübsches Kleid, leine Handschuhe, aber am Finger den Ring des Offiziers. „Herr Bonjour, Lebewohl dürfen Sie mir doch nach sagen," lächelte sie errötend und etwas im Ton der Herablassung; „ich wünsche Ihnen in Ihrem neuen Beruf viel Glück."

Vielleicht hätte sie mehr gesagt, wenn nicht Luise dabei gestanden hätte und er nicht so rasch gegangen wäre. — Doch war nicht dieses Wort schon verwanderlich, nachdem sie sich auf dem See so bitterbös begegnet waren?

Aber nun fort mit der Erinnerung an die dunklen Augen unter den langen seidenen Wimpern!

Mit Feuereifer und Zähigkeit widmete sich Heinrich der neuen schönen Arbeit, und siehe da, in wenigen Wochen wurden seine verbauerten Finger wieder leicht.

Aber das Vergessen und Ueberwinden war schwer.

Manchmal, wenn ihm die glänzenden Rädchen und zarten Zeiger durch die Hände liefen, wurde er nachdenklich. „Diese Rädchen werden sich drehen, diese Zeiger werden vielleicht einem glücklichen Burschen die Stunde weisen, wann er zu seiner Herzliebsten gehen darf. Mir aber wird nie eine Uhr den Augenblick angeben, wo ich zu Johanna zurückkehren kann."

Verloren — verloren! — Eine tiefe Wehmut schlich über ihn, er dachte kaum an Fräulein von Mechaud, er dachte an das fröhliche Kind, das ihm um eine Handvoll Haselnüsse etwas vorgetanzt hatte, an die wilde Johanna, die ihm die tollen Befehle

gegeben hatte, und er sehnte sich von der Arbeit, die ihm doch so lieb war, hinweg nach einem glücklichen Tag in Flur und Wald.

Manchmal hörte er seine Mitarbeiter von Paaren erzählen, die am Sonntag nach dem See hinunterzogen, um die Taffière zur Schützerin ihres Liebesglücks anzurufen.

Dann lächelte er seltsam. — So wenig wie Johanna glaubte er mehr an die Fee und ihre Macht.

Ja, der Glaube an sie war ein Ueberbleibsel aus der Heidenzeit!

Schrecklicher als er war keiner betrogen worden und er meinte, er würde nie mehr zum See von Brenets hinuntersteigen. Er hatte etwas wie Furcht vor dieser Gegend.

Das Grausamste für ihn war, daß er selbst in Chaux-de-fonds häufig von Johanna sprechen hörte. Gewiß giebt es in dem „größten Dorf der Welt", wie sich der Ort am liebsten nennt, anmutsvolle Frauen und Mädchen mehr als anderwärts. Die blühende Feinmechanik hat mit ihrem Gefolge von Wohlstand auch die Menschen und ihre Verhältnisse ungemein verfeinert und mitten im Tannen- und Winterland eine Sorgfalt der Lebenspflege hervorgerufen, wie man sie nur in den größten Städten findet — aber auch im Dorf der anmutigen Mädchen und Frauen sprach man von Johanna.

„Wir haben die schöne Provençalin, die Braut des Grenzoffiziers, gesehen," erzählten am Montag die Sonntagsausflügler.

Eine Art Kultus für die fremdartige Blüte entwickelte sich, vornehme Familien schlossen an Sommersonntagen, die sie zum See hinunterführten, mit Fräulein von Mechaud und ihrem Bräutigam Freundschaft; Johannas dunkle Augen, ihr süßes Lächeln, ihr lebhafter Geist und die vollendete Anmut ihrer Formen fesselte alle. Ihr Bräutigam, der Officier, galt als das Vorbild eines feinen und liebenswürdigen Mannes.

Vielleicht liefen bei den Aufmerksamkeiten, durch die man das junge Paar auszeichnete, stille Hoffnungen mit, daß Latour die strengen Grenzmaßregeln, die er eingeführt hatte, nach und nach etwas lindern würde, denn daran hatte der ganze Handel des Berglandes mit Paris ein Interesse.

Umsonst! — Latour und sein Korse, dieser geborene Spürhund, tegten nach wie vor den Paschern das Handwerk — nur selten noch gelang ein verwegener Streich, und viele Uhrmacher, die das Schwärzen wie einen leichten Zeitvertreib geübt hatten, gaben es auf, weil es zu gefährlich geworden war.

Leon Poiton und seine sechs Gesellen ließen es nicht — die stete Unterhaltung in den Arbeitspausen bildeten die Paschерpläne.

Heinrich traute aber der Geschichte nicht, das stete Drängen der andern wurde ihm unbequem, widerwillig lief er ein paar Mal mit, nahm aber nie teil am Schwärzergewinn und zog sich so viel als möglich von ihnen zurück.

Er arbeitete an der Auffrischung der Erfindung seines Vaters. Sie bedurfte nur noch der Prüfung, ob die Abweichungen noch so gering seien wie damals, als der Vater den Chronometer gefügt hatte. Vier Wochen wollte Peter ihn beobachten, um ihn dann Herrn Grosjean, dem Leiter des großen Ateliers, vorzulegen. Mit jedem Tag wuchs seine Hoffnung. Vor Erwartung fiebernd, aß er nicht mehr und war beinahe arbeitsunfähig. Einen kurzen Urlaub also vom Chef und dann hinaus in den grünen Wald! Vom Wald aber zog es ihn wieder hinab an den See im Felsenthal. Ihm war's, als müsse er noch einmal mit Johanna sprechen.

Als er einmal am Wasserfall stand, kam Luise den Berg heruntergelaufen, und als sie Heinrich bemerkte, bat sie ihn, er möchte sie über den Fluß setzen.

„Ich warte auf meinen Wachtmeister," lachte das dralle Mädchen, „er hat den Nachmittag frei. Aber wie schön, Heinrich, daß ich dich wieder einmal sehe!"

Sie war trotz ihrer Sommersprossen sehr hübsch mit ihrem leichtsinnigen Näschen und dem dicken roten Zopf.

Sie ließ sich von ihm gern in das Wirtschaftsgärtchen einladen.

„Bist du aber ein stolzer Mann geworden," sagte sie, „du trägst am Werktag einen tuchenen Rock und einen weißen Strohhut — man kennt den Knecht Mechauds nicht wieder."

Und sie machte ihm fast so verliebte Augen wie einst.

„Wie geht es Johanna?" fragte er unvermittelt.

„Ach, Johanna! Nun, sie sollte sich auf die Hochzeit vorbereiten, aber, du weißt ja, daß sie immer das Gegenteil von dem thut, was man von ihr wünscht. Obwohl Latour drängt, trifft sie keine Anstalten, eine Aussteuer herzurichten. Sie ist nur vor den Leuten artig zu ihm: wenn sie allein sind, so beleidigt sie ihn einmal über das andere, und wenn er sie auf die Stirn küssen will, streckt sie ihm die gebogene Hand entgegen und lacht ihn sanft aus: „Bis wir Hochzeit gehalten haben, ist hier der Platz, mein Lieber!"

Und was nun Luise weiter vorbrachte, war ein Schwall von Lob auf den schönen höflichen Offizier, so viel Lob, daß Heinrich stutzig wurde.

„Du bist, mein' ich, aernarrt in ihn," versetzte Heinrich, und unwillkürlich fragte er: „Was sagt dein Korse dazu?"

„Wie der verschossen ist," lachte Luise, „er wird bleich wie die Milch, wenn Latour mir ein verbindliches Wort sagt. Zuerst war es anders: da sah er es gern, daß der Offizier hie und da ein wenig mit mir scherzte. Jetzt ist er fürchterlich eifersüchtig; es Latour aber merken lassen, darf er nicht. Die Erfüllung seiner Pläne hängt vom Offizier ab: er möchte, wenn wir verheiratet sind, halb Bauer auf unserm Hof sein, halb im Zolldienst bleiben, und er meint, wenn er es recht anstelle und sich unentbehrlich mache, so helfe Latour ihm dazu. Auch mir gefällt dieser Plan — man muß sehen, daß man im Leben vorwärts kommt — kurz, ich habe meine Absichten, wenn ich mit dem Offizier etwas artiger bin als Johanna. Ihr Bruder muß jetzt kommen und zwischen ihnen Frieden stiften."

„Frieden stiften?" fragte Heinrich neugierig.

„Ja, am letzten Sonntag haben sie sich wegen der Taffière tüchtig überworfen. Denke dir: der Wachtmeister führt sie über den See und wie sie zur Taffière kommen, bittet Latour Johanna, sie möchte einmal das Los rufen, der Glanke sei so hübsch, es sei ja natürlich nur ein sinnvoller Scherz, den das Volk mit dem Wiederhall treibe, er bitte sie aber doch, ihm die Freude zu bereiten. Dann heißt er meinen Wachtmeister in den Felsenwinkel fahren. Wer aber behauptet, sie sei stockheiter, und keinen Versuch zum Rufen macht, ist Johanna, obgleich ihre Stimme wie ein Glöckchen tönt. Darüber haben sie sich gezankt. Weißt du, Heinrich, was ich gedacht habe, als es mir der Wachtmeister erzählte? Ich dachte, du habest gewiß einmal mit Johanna zur Taffière gerafen."

Heinrich erglüht — und lächelt.

„Gelt, wie du rot wirst? Gleich wie du fort warst, hat Johanna manchmal nach dir gefragt, ob du nicht mit andern Mädchen gelaufen seiest. Ich habe sie dann einmal ausgelacht: ‚Ganz vergessen kannst du ihn halt doch nicht' — da wurde sie wütend: ‚Du wirst mir doch den schlechten Geschmack nicht zutrauen, daß ich mich um einen Burschen wie den plumpen Heinrich bekümmere — es ist nur so heillos langweilig auf dem Hof, da muß man doch von etwas reden.' So sagte sie damals. Seitdem hat sie nie mehr nach dir gefragt."

Luise kicherte, und als Heinrich sie nur stumm ansah, fuhr sie fort: „Sei ganz sicher, bei Mechaud denken sie an dich. Was die Knechtewechsel haben! Der Alte sieht hin, Johanna und Latour haben ein Höllenleben um ihn — und das Fräulein von Mechaud ist sie nur, wenn sie mit dem Offizier einen Ausflug macht, sonst — —"

Auf dem kleinen Stück See, das man vom Wirtshäuschen überblickt, wurde ein Boot sichtbar.

„Mein Wachtmeister," jubelte Luise, „ich muß jetzt gehen. Soll ich Johanna von dir einen Gruß ausrichten?"

„Nein, nein," aersetzte Heinrich heftig, „sprich gar nicht davon, daß du mich gesehen hast."

Luise sah ihn etwas verwundert an. „Ihr seid böse miteinander. Es war aber doch einmal etwas zwischen euch. Ist du nur froh, daß du mit ihr fertig bist — die kann nie einen glücklich machen — sie liebt niemand als sich selbst."

„Glaube, was du willst," sagte Heinrich gereizt und reichte ihr die Hand.

Das Boot war da. Er hatte keine Lust, sich mit dem Korsen, dem eings in der Gegend aerhaßten „Blutbund", ein zulassen.

(Schluß folgt.)

Copyright 1900 by Braun, Clément & Cie. in Dornach i. Els. u. Paris.

Die Tauben von San Marco.
Nach einem Gemälde von J. Wagrez.

Ueber Krankenernährung.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Professor Dr. E. Heinrich Kisch.

Der Arzt, welcher eine Krankheit siegreich bekämpfen will, muß vor allem dahin wirken, daß durch geeignete Nahrung der Stoffbestand des Organismus aufrecht erhalten bleibe.

Aufgabe und Ziel der Krankenernährung ist es darum, in erster Linie den Körper so zu erhalten, daß die ihm von der Natur verliehenen Kräfte zur Bekämpfung der Krankheitserreger wirksam bleiben und daß sein Gesamtbestand genügend gefestigt ist, um die krankhaften Veränderungen der Einzelorgane zu überdauern. Der Bedarf an Stoffen, welche den Bestand des Körpers erhalten, wird diesem in gesunden wie in kranken Tagen durch die Nahrung zugeführt. Sie bietet das nötige Material, um Wärme zu bilden, den Muskeln die Arbeitskraft zu liefern, die mannigfachen chemischen Vorgänge des Stoffwechsels zu ermöglichen, die Cirkulation des Blutes und der Säfte zu regeln, kurz um für den steten Verbrauch im Organismus geeigneten Ersatz zu schaffen.

Physiologische Forscher der jüngsten Zeit, darunter vor allen deutsche Gelehrte, haben durch Ernährungsversuche an Tieren, wie durch Beobachtungen an gesunden und kranken Menschen eine klärende Erkenntnis darüber geschaffen, in welcher Weise die Nährstoffe dem Körper einen Vorrat an chemischen Spannkräften zuführen, welche durch Spaltung und Verbrennung in lebendige Kraft umgesetzt werden. Diese Kraft giebt sich vorzugsweise in Bildung von Wärme kund, findet aber noch in anderen Formen der Lebensäußerung ihren Ausdruck. Die Wissenschaft hat auch die Gesetze erforscht, nach denen Menge und Beschaffenheit der Nahrungszufuhr imstande ist, den Stoffverbrauch des Körpers zu ersetzen, und die Grundsätze bestimmt, nach denen der Nährwert der verschiedenen Nahrungsmittel, die Kraftmenge unseres stofflichen Brennmaterials zu bestimmen ist. Als Maßstab für den Nährwert nimmt man gegenwärtig die Größe der Verbrennungswärme an, welche die Nahrungsmittel bieten, und stellt als Maßeinheit, wie überhaupt für Wärmemessungen, die Kalorie auf, das heißt jene Wärmemenge, welche imstande ist, die Temperatur eines Kilogramms Wasser von 0° C. auf 1° C. zu erwärmen. Die Berechnung der gewöhnlichen Kost normaler Menschen hat ergeben, daß der Kaloriendedarf des Erwachsenen im Durchschnitte für jedes Kilo seines Körpergewichtes täglich 40 bis 50 Kalorien beträgt, und zwar in der Bettruhe 30 bis 35 Kalorien, bei mäßigen körperlichen Bewegungen 40 bis 45 Kalorien, bei angestrengter Arbeit 45 bis 60 Kalorien, so daß also der Umsatz eines 70 kg schweren, mäßig arbeitenden Mannes täglich etwa 2800 (70 mal 40) Kalorien beträgt.

Diesen Anforderungen an Brennkraft und somit Nährwert entsprechen unsere Nahrungsmittel vorzugsweise durch einen bestimmten Gehalt an Eiweiß, Fetten und Kohlehydraten (stärke- und zuckerhaltigen Stoffen), welche nebst dem Wasser und gewissen Salzen die unentbehrlich notwendigen Stoffe sind, durch deren Einverleibung der körperliche Bestand des Organismus erhalten wird. Die Berechnung der Durchschnittskost eines Arbeiters mit einem Körpergewichte von 70 kg hat ergeben, daß dieselbe im Mittel täglich 118 g Eiweiß, 56 g Fett und 500 g Kohlehydrate bietet. Das nötige Kostmaß an diesen drei Stoffgruppen ist sehr verschieden je nach dem Alter des Individuums, nach dem Zustande der Ruhe oder noch mehr oder minder starker Bewegung, nach Jahreszeit und Klima, nach individueller körperlicher Beschaffenheit, Magerkeit und Fettleibigkeit u. s. w. Am unentbehrlichsten bleibt aber stets zur Erhaltung der Lebensvorgänge das Eiweiß der Nahrung, welches durch keine anderen Nährstoffe vollständig zu ersetzen ist.

Die Natur bietet nur ein einziges Nahrungsmittel, welches alle zum Körperbestande nötigen Nährstoffe in ihrer Gemeinsamkeit enthält, und gewährt es dem hilflosen Säuglinge fürsorglich in der Muttermilch. Zu jedem anderen Alter muß der Mensch eine viel zusammengesetztere Nahrung erhalten, die er aus dem Tierreiche und Pflanzenreiche in fester und flüssiger Form bezieht. Im allgemeinen wird in der gewöhnlichen Nahrung ungefähr der sechste Teil der gesamten in ihr enthaltenen Spannkraft in der Form von Eiweiß geboten, möge dieses durch den Genuß von tierischen eiweißhaltigen Nahrungsmitteln: Fleisch, Ei, Milch, Käse, oder von Pflanzeneiweiß mittels Brots, Hülsenfrüchten, Gemüsen erfolgen. Das Eiweiß der Nahrung ist die alleinige Quelle der Eiweißbildung im Körper, und ein bestimmter Eiweißreichtum unserer Kost ist notwendig, um den Eiweißbestand des Organismus zu erhalten und um Eiweiß reichlich anzusetzen. Je größer die von den Körpermuskeln geleistete Arbeit ist, um so notwendiger ist zum Ergänzen des stärkeren Eiweißumsatzes auch eine vermehrte Zuführung von Eiweiß in der Nahrung. Als Sparmittel für den Verbrauch des Eiweißes wirken direkt die in der Kost gebotenen Fette, Kohlehydrate und Leimstoffe, welche aber auch einen davon unabhängigen wesentlichen Nährwert haben. Für die Berechnung des Wertes dieser Nahrungsstoffe als Darbieter von Spannkräften oder, wie man dies bezeichnet, als „Energieträger" ist die Feststellung wichtig, daß 1 g Eiweiß 4,1 Kalorien, 1 g Fett 9 Kalorien und 1 g Kohlehydrate 4,1 Kalorien bietet.

Bei der Krankenernährung ist die Aufgabe, durch die gebotene Kost eine solche Menge von Eiweiß dem Organismus zuzuführen, daß der Eiweißbestand des Körpers erhalten bleibt, viel schwieriger. Ganz besonders schwierig aber gestaltet sich diese Aufgabe bei Fieberkranken. Im Fieber ist der Stoffumsatz vermehrt, der Zerfall der Gewebe gesteigert, der Eiweißverbrauch erhöht. Wir wissen nun allerdings, daß es bei hohen Graden heftigen Fiebers, wo diese Erscheinungen infolge der im Blute kreisenden Giftstoffe sehr bedeutend vorherrschen, durch keine Art der Ernährung möglich ist, das Eiweißgleichgewicht des Fiebernden wieder vollkommen herzustellen. Der Stoffersatz durch Nahrung ist im Fieber wesentlich behindert, weil dem Kranken zumeist der Appetit vollständig mangelt, die Verdauungssäfte des Magens und Darmes versagen und ein Teil der Nährstoffe ungenügend ausgenutzt den Körper wieder verläßt. Mit zweckmäßiger Fütterung erweist man also dem Fieberkranken keinen Dienst, sondern die Ernährung muß sich seinem Zustande sorgfältig anpassen, auf etwaigen Widerwillen des Leidenden Rücksicht nehmen, dem Verdauungsapparate seine Aufgabe zu erleichtern trachten und die Kräftigung in schonender, allmählicher Weise durchzuführen suchen.

Da ist es vor allem das im Fieber stets erhöhte Durstgefühl, durch welches die Natur selbst unsere Aufmerksamkeit darauf lenkt, daß der Kranke reichlicher Aufnahme von Flüssigkeit in häufiger Wiederholung und von kühler Temperatur bedarf. In der That wirkt dieses vermehrte Trinken, auch abgesehen vom Löschen des Durstes, auf den Fieberprozeß selbst günstig ein, indem die im Fieber erhöhte Wasserausgabe, durch die Lungen und den Schweiß, den gemessenen Ersatz findet, die aussscheidende Thätigkeit der Nieren vermehrt und die Entfernung der Gifte im verdünnten Zustande mittels Durchspülung aus dem Organismus gefördert wird. Die kühle Temperatur des Getränkes stillt mehr das Durstgefühl und wirkt noch herabsetzend auf die gesteigerte Wärme des Körpers. Man lasse also die Fieberkranken öfter und hinreichend genug kaltes reines Wasser in einer Temperatur von 6° bis 10° C. trinken, oder solches Trinkwasser mit Zusatz von Fruchtsäften, welche durch die Obstsäure kühlend wirken, wie Citronenlimonade und Himbeerwasser. Oder man reiche kohlensäurehaltiges Wasser, natürliche Sauerlinge, welche durch ihren Gehalt an Kohlensäure sehr angenehm durststillend wirken, unter Umständen auch Fruchteis. Eine kalte Luft, jedoch manchmal bei Erkrankungen der Atmungsorgane, wenn der Reiz der Kälte Husten erregt, zu versagen.

Auch die eigentlichen Nährmittel werden dem Fieberkranken am besten in flüssiger Form und mit kühler Temperatur gereicht. Obenan steht die leicht verdauliche Milch, die man abgekocht, abgekühlt mit einer Temperatur von 6° bis 8° C., öfter im Tage und stets langsam, in kleinen Gaben trinken läßt. Die Milch enthält sämtliche für den Körperbestand und den Stoffumsatz notwendigen Nährstoffe in günstiger Zusammensetzung, der Brennwert derselben ist hoch, ungefähr 70 Kalorien für 100 ccm Milch, und kommt der Hälfte des Brennwertes einer gleichen

Gewichtsmenge Fleisch nahe. Auf solche Weise können Fieberkranke, welche oft 3 bis 4 l Kuhmilch des Tages recht gut vertragen, durch dieses Getränk allein bedeutendes Nährmaterial erhalten. Von Wichtigkeit ist es, mit der Milchdarreichung vorsichtig steigernd vorzugehen, anfangs nur ein Weinglas voll vier- bis fünfmal des Tages, dann zweistündlich, später jedesmal in größerer Menge. Zuweilen vertragen die Kranken Milch nur in verdünntem Zustande, mit Wasser oder einem natürlichen Sauerbrunnen gemengt, oder Gersten-, Reis-, Haferschleim versetzt. Manchmal giebt man zur Milch etwas Kaffee, Thee, Schokolade, Kakao, zuweilen auch etwas Cognac, einen Kaffeelöffel voll auf $^1/_4$ Liter Milch. Wenn die Milch leicht verdaut wird, kann man ihr, um sie für den Kranken nährhafter zu gestalten, etwas Sahne hinzufügen, im Beginne nur den zehnten Teil, allmählich steigend bis zu einem Drittel der Milchmenge. Auch Zusatz von Milchzucker ist empfehlenswert.

Ein zweckmäßiges Nahrungsmittel, welches gleichfalls in flüssiger Form dem Fieberuden Eiweiß darbietet, ist die Fleischbrühe, die durch Kochen des Fleisches von Rind, Kalb, Hammel, Huhn, Taube bereitet wird. Diese Brühe enthält zwar nur geringe Mengen von Eiweiß, aber in Verbindung mit Leim, Fett, Salzen und gewissen Fleischstoffen, welche auf das Herz und die Nerven belebend, auf den Appetit anregend wirken. Der Brennwert einer Tasse (etwa 200 ccm) Fleischbrühe beträgt ungefähr 16 Kalorien, ist also nicht sehr hoch, er kann jedoch wesentlich gesteigert werden durch Zusatz von Eiern oder frischem Fleischsaft, oder durch Bereitung der sogenannten Flaschenfleischbrühe. Diese letztere wird hergestellt, indem man frisches, von Fett befreites Fleisch, in kleine Würfel zerschnitten, in einer mit weiter Oeffnung versehenen, lose verkorkten Flasche in ein Gefäß mit Wasser stellt und darin langsam zum Kochen erhitzt; es bildet sich dann, nachdem das Sieden etwa 20 Minuten gedauert hat, eine bräunliche, Eiweißgerinsel enthaltende Flüssigkeit, welche die kräftigenden Nahrbestandteile in konzentriertem Maße enthält. Wenn ein Ei der Fleischbrühe zugesetzt wird, so muß dasselbe in rohem Zustande so gut verrührt werden, daß die das Weiße des Eies durchziehenden Häutchen zerstört sind und eine gleichmäßige flüssige Masse hergestellt wird, welche leicht zu verdauen ist. In jüngster Zeit hat die chemische Industrie eine Reihe von Eiweißpräparaten hergestellt, welche, der Milch oder Brühe zugesetzt, auch für Fieberkranke zu gebrauchen sind und den Zweck erfüllen, sehr nährende Stoffe in einer auch schwachen Magen zugänglichen Weise dem Organismus einzuverleiben. Hierher gehören besonders die flüssigen Fleischpeptone, welche durch Einwirkung hochgespannter Wasserdämpfe auf Fleisch gewonnen werden; dann die flüssigen Fleischsolutionen, in denen das Fleisch durch langes Kochen und Zerreiben teils in Lösung, teils in den Zustand feinster Verteilung gebracht ist; die frischen Fleischsäfte, welche durch starken Druck aus rohem Fleisch dargestellt werden; die Fleischextrakte, welche besonders die anregenden Extraktivstoffe des Fleisches enthalten; endlich die pulverförmigen, Eiweißstoffe in reichlicher Menge enthaltenden Nährpräparate, wie Somatose, Nutrose u. m. a. Die Suppen sollen dem Fieberkranken nicht zu warm, mit einer Temperatur von 20° bis 25° C. verabreicht werden.

Eine dem Fiebernden sehr angenehme und förderliche Speise bilden ferner die Leimgallerten, zu denen der durch Auskochen von Knorpeln, Knochen und Sehnen frischbereitete Leim oder die käuflichen Gelatinetafeln benutzt werden, welche man in Fleischbrühe löst und durch Zusatz von Citronensaft, Zucker, auch etwas Wein schmackhafter gestaltet. Die Gallerten, in kühlem Zustand erfrischend, sind durch den Leimgehalt auch nährend, namentlich weil der Leim auf den Eiweißverbrauch sparend wirkt. Aber auch die Kohlehydrate, stärkemehlhaltige Nahrung und Zucker, vortreffliche Eiweißsparer, kann der Fieberkranke nicht entbehren; und so bewähren sich die aus Mehl, Gries, Sago, Tapioka bereiteten Krankensuppen als leicht verdaulich und nährend, nur sollen sie nicht zu dick eingekocht werden, um dem Magen keinen zu großen Ballast zu bieten. Der leicht aufgesogene Zucker ist in dünnen Lösungen, Zuckerwasser, süßem Fruchtwasser, bei Fiebernden gewöhnlich sehr beliebt. Eine Mischung von Eiweiß und Zucker, indem man das Weiße eines Eies mit zwei bis vier Theelöffeln voll gepulvertem Zucker in einem Trinkglase Wasser gut verrührt, dann durchseiht, giebt als Eiweißwasser ein kühlendes und nährendes Getränk.

Als Errungenschaft der Gegenwart ist die wissenschaftlich begründete Darreichung von alkoholhaltigen Getränken während des Fiebers zu bezeichnen. Es ist durch zahlreiche Untersuchungen dargethan, daß die Alkoholgetränke in mäßigen Gaben eine gewisse Art sparender Wirkung auf den Umsatz des Eiweißes üben und als Reizmittel für das Herz, wie für die Thätigkeit der Drüsen hervorragende Bedeutung haben. Wir können daher die Anwendung des Weingeistes in den verschiedenen Formen, namentlich, wenn mit demselben noch der Gehalt an Zucker, wie im Champagner, in den schweren Südweinen und Ungarweinen, verbunden ist, im Fieber nicht gut entbehren. In welcher Art und Menge der Alkohol gestattet werden darf, das kann und soll nur der Arzt bestimmen, welcher dabei den Grad der fieberhaften Erkrankungen, die Gewöhnung des Patienten in gesunden Tagen an Alkohol, vor allem aber den Zustand des Herzens und der Blutgefäße berücksichtigen muß. Wenn das von Fieberhitze gepeitschte Herz in seiner Thätigkeit zu erlahmen droht und einen Stillstand des ganzen Blutkreislaufes befürchten läßt — dann wirkt ein Glas Cognac, Champagner oder Portwein zuweilen geradezu als wichtiges Rettungsmittel.

Die Nahrung soll dem Fiebernden stets in kleinen Einzelmengen, mehrere Male des Tages, am besten in fünf bis sechs Darreichungen, in zweistündigen Pausen geboten werden, bei hochgradiger Schwäche zuweilen auch des Nachts. Das Getränk kann der Kranke nach seinem Durstgefühle, so oft er es verlangt, erhalten; wenn der Fiebernde das Bewußtsein verloren hat, so soll ihm auch von Zeit zu Zeit, etwa alle Viertelstunden, ein wenig Flüssigkeit eingeflößt werden. Feste Nahrung ist bei hochgradigem Fieber im allgemeinen zu vermeiden; ein anderes ist es bei länger dauernden chronischen fieberhaften Erkrankungen, in denen die Verdauungsorgane gewöhnlich leistungsfähiger sind und daher die Ernährung in energischer Weise betrieben werden kann. Hier wird an Stelle der flüssigen Kost eine vorwiegend breiartige Nahrung treten, welche neben genügenden Eiweißmengen Leimstoffe, Kohlehydrate und Fette bietet, um dem durch längere Zeit anhaltenden Stoffverbrauche ausreichenden Ersatz entgegenzustellen; es wird namentlich die Zeit des Tages, in welcher das Fieber nachläßt, am häufigsten in den Morgenstunden, zu reichlicherem Darbieten der Nahrung benutzt werden. Hier wird der Speisezettel vorzugsweise sich aus kräftigen Fleischbrühsuppen, Mehlsuppen, Milchbreien, geschabtem rohen Fleisch, Brei von gesottenem Hirn oder Kalbsbries zusammensetzen, allmählich, dem Verdauungsvermögen sich anpassend, auch Fleischgerichte in festerer Form gestatten: gesottenes Huhn, Taube, geschabte Ochsenlende, rohen Schinken, dabei leichte Aufläufe von Mehl oder Gries, Kartoffelbrei, leicht verdauliche Gemüse, wie Spinat, Blumenkohl, Spargelköpfe in gehacktem, zerdrücktem Zustande.

Ist es beim Fieberkranken das Hauptziel der Ernährung, den stofflichen Bestand des menschlichen Organismus zu erhalten, so hat die Krankenernährung in anderen Fällen nicht nur die Aufgabe, die Körperkräfte zu schonen und zu heben, sondern die durch die Krankheit bewirkten Abweichungen vom normalen Stoffwechsel sorgfältig zu berücksichtigen und danach die Wahl der Nahrstoffe in Bezug auf Menge und Beschaffenheit zu treffen. Bei manchem Zustande des Körpers, bei manchen Veränderungen des Blutes und der Säfte findet eine erhöhte Zersetzung der Gewebszellen, eine gesteigerte Verbrennung, ein ungewöhnlich großer Stoffverbrauch statt, und hier ist es notwendig, durch eine vermehrte Zufuhr und Auswahl hoher Brennwerte der Nahrungsmittel einen größeren Ansatz von Nährstoffen zu erzielen. Eine solche Ueberernährung wird gegenwärtig besonders lebhaft bei Lungenschwindsucht und bei bestimmten Nervenleiden empfohlen, wobei man den Zweck der reichlichen Nahrungszufuhr noch durch andere Maßnahmen, wie ausgiebigen Genuß freier Luft, länger dauernde Körperruhe, Gebrauch verschiedener Kaltwassermethoden und Massage zu unterstützen sucht. Die Ueberernährung wird durch eine Steigerung der Menge der Nahrungsmittel, welche den wirklichen Körperbedarf um mehr als das Doppelte übertreffen kann, zumeist in der Weise durchgeführt, daß die Kost sich reicher an Eiweiß und Kohlehydraten gestaltet, ganz

besonders aber sehr reich an Fetten ist. Auf solche Weise gelingt es, binnen wenigen Wochen oft wesentliche Gewichtszunahmen der sehr herabgekommenen Kranken zu erzielen. Bei einer Mast des Körpers findet, wie genaue Untersuchungen erwiesen haben, nicht nur eine starke Ablagerung von Fett, sondern auch ein Ansatz von Eiweiß statt. Der Arzt nimmt die Steigerung der Nahrungszufuhr in allmählicher aber stetiger Weise vor, wobei man des Tages sechs bis acht Mahlzeiten einrichtet, und jedesmal der Milch, Butter und dem Zucker eine wesentliche Rolle zuteilt. So giebt Binswanger folgenden Tagesspeiseplan: Um 7 Uhr morgens 250 g Milch oder Kakao nebst 2 bis 3 Zwieback; um 9 Uhr morgens eine Tasse Fleischbrühe, 20 g Fleisch, 30 g Grahambrot, 10 g Butter; um 11 Uhr vormittags 125 bis 175 g Milch mit einem Eßlöffel Malzwürze oder einem Eigelb; um 1 Uhr mittags 80 bis 100 g Suppe mit Hafer, Gerste, Reis, 50 g Braten, 10 g Kartoffel, 7 bis 10 g Gemüse, 20 g süße Reisspeise, 50 g Kompott; um 4 Uhr nachmittags 125 g dünnen Thee oder Milch mit Malzwürze oder Kakao, 2 Zwieback; um 6 Uhr abends 20 g gebratenes Fleisch (kalt oder warm) oder Schinken, Zunge, 10 g Grahambrot, 5 g Butter; um 8 Uhr abends 125 g Suppe mit 10 g Butter und 1 Eigelb mit Gerste, Hafer, Grünkorn ꝛc. gekocht; endlich zwischen 9½ Uhr und 10 Uhr abends 125 g Milch mit Malzwürze. Diese Speisemengen werden so gesteigert, daß nach 14 Tagen die Milch-, Kakao-, Suppenmengen auf das Doppelte, die Fleisch-, Brot- und Butterportionen auf das Dreifache gestiegen sind; dazu kommt ein reichlicheres Quantum von Kompott, Gemüse und einfachen Mehlspeisen. Der Magen und alle Verdauungswerkzeuge haben allerdings mit der Bewältigung von solcher Nahrungsfülle große Arbeit zu leisten, aber sie werden derselben Herr und der Erfolg dieser Ernährungsweise ist manchmal überraschend günstig.

In anderen Fällen, bei anderen krankhaften Zuständen ist der Stoffumsatz im Körper zu gering, wie bei der Fettleibigkeit, wo infolge des Ueberschusses der Nahrungszufuhr oder infolge mangelhafter Verbrennung in den Gewebszellen eine übermäßige und belästigende Fettmenge im Körper sich aufspeichert. Um diesen Ballast zu entfernen, muß vor allem eine „Unterernährung" stattfinden, d. h. eine geringere Zufuhr von Nährmaterial als sonst. Wenn ein Erwachsener von 70 kg Körpergewicht, wie wir oben erwähnten, eine Nahrung von etwa 2800 Kalorien, also für jedes kg Gewicht 40 Kalorien, des Tages bedarf, so wird man einem 90 kg schweren Fettleibigen nicht 90 mal 40 Kalorien in der Nahrung bieten, sondern es wird ihm ein geringerer Kalorienwert, etwa von 2500 des Tages, genügen. Bei dieser Unterernährung wird man aber eine solche Kostauswahl treffen, daß der Eiweißbestand des Körpers möglichst gewahrt bleibe und nur das Fettgewebe herabgemindert werde. Der Küchenzettel für Fettleibige soll darum genügende Mengen von Fleisch und Eiern als Eiweißträgern enthalten, aber nur geringe Gaben von kohlehydrathaltigen Speisen (Mehlspeisen, Süßigkeiten, Kartoffeln) bieten und das Fett thunlichst ganz von der Tafel bannen. Dabei muß, im Gegensatze zur Mastkur, die körperliche Bewegung wesentlich gesteigert, die Muskelthätigkeit erhöht, die Dauer des Schlafes herabgesetzt werden, um den Stoffumsatz zu vermehren.

Und so wie bei dieser Unterernährung speciell die Fette entzogen werden, hat die Krankenernährung bei anderweitigen fehlerhaften Veränderungen des Stoffwechsels das Bestreben, die Eiweißzufuhr herabzusetzen oder die Kohlehydrate in der Kost herabzumindern, oder die Nahrsalze in geringerer Menge zu bieten, ja auch selbst die Einführung von Wasser möglichst einzuschränken und auf solche Weise den Organismus, bestimmten Heilzielen entsprechend, aus einem für den Einzelfall geeigneteren Nährmateriale aufzubauen. So hat man bei der Gicht früher, von der Ansicht ausgehend, daß die überschüssig erzeugte Harnsäure direkt aus dem Nahrungseiweiß gebildet werde, dieses Eiweiß für die Kost der Gichtkranken verboten, und auch jetzt wird, der Aenderung jener Anschauung entsprechend, gichtischen Personen die Fleischkost vielfach eingeschränkt. So wird es bei der Zuckerkrankheit, einer Stoffwechselveränderung, durch welche der Organismus die Fähigkeit der Zuckerverbrennung eingebüßt hat, ein gerechtfertigtes Gebot sein, aus der Nahrung des Kranken die Kohlehydrate, welche er zu seinem Nutzen nur unvollkommen verbrauchen kann, soweit als möglich zu streichen und den Genuß von Mehlnahrung, Zucker, Kartoffeln, Reis, Gries, Sago, Hülsenfrüchten, süßen Früchten zu untersagen. Um das dem Menschen unentbehrliche Brot den Zuckerkranken nicht gänzlich zu entziehen, ist man bemüht, dasselbe in einer an Kohlehydraten möglichst armen Art herzustellen, und giebt Mandelbrot oder jüngstens das aus Aleuronat, einem an Kleber sehr reichen Weizenmehle, bereitete Brot. Mit der Entziehung oder mindestens Beschränkung der Wasseraufnahme in der Nahrung endlich verbindet sich bei einer Reihe von krankhaften Erscheinungen die Absicht, durch diese Abänderung der Ernährung den im Körper angesammelten Wassermengen zu vermindern, den Organismus zu entwässern, den Stoffverbrauch zu erhöhen und gewisse krankhafte Stoffe zur Auffaugung und Ausscheidung zu bringen. Es wird diese Trockenkost unter bestimmten Verhältnissen und mit den notwendigen Vorsichtsmaßregeln Herzkranken, Gichtischen, Fettleibigen mit mehr oder weniger Berechtigung empfohlen.

Aus dem Gesagten geht die Wichtigkeit und Bedeutung der Krankenernährung hervor. Diese muß als ein wesentlicher Faktor im Heilplane gelten, und kein Arzt darf es unter seiner Würde finden, der Regelung der Kost des Kranken ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken, den Küchenzettel bis ins kleinste Detail vorzuschreiben. Der allgemeine Zustand des Körpers, die Veränderungen der wichtigsten Organe, die Neigungen und Gewohnheiten des Kranken, sowie seine Lebensverhältnisse müssen hierbei gleichmäßige, wohl erwagende Berücksichtigung finden.

Farbiger Schnee.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Prof. Dr. Kurt Lampert.

„Weiß wie Schnee!" Lilie und Schnee sind uns der Inbegriff des Weiß, nichts in der Natur zeigt uns in solcher Reinheit die Farbe, von welcher die Physiker uns lehren, daß sie keine Farbe sei; der Volksgebrauch hat Lilie und Schnee zum Typus und Symbol gestempelt.

Logau verrät uns in einem schalkhaften Sinngedicht das Geheimnis, aus weißen Lilien rote Rosen zu machen. Auch die Natur ist eine solche Zauberin. Unter dem Kuß der Sonne vermag sie leuchtende Farben auf weiße Flächen zu zaubern; nicht nur abends erglühen die Firne und Schneehäupter der Hochalpen beim letzten Gruß der scheidenden Sonne, sondern auch im Licht des Tages bewirkt diese das Wunder und läßt rosiges Leben auf den einigen, glänzendweißen Schneefeldern erglühen.

Als Kapitän John Roß im Jahre 1818 das Kap Nord an der Küste Grönlands umfuhr, leuchteten ihm die Schneefelder, die in den Schluchten der Uferklippen eingelagert waren, in lebhaftem Rot entgegen; so lebhaft und eindrucksvoll war der Anblick, daß Roß diesen Klippen den Namen Karmesinklippen (Crimson cliffs) verlieh. Die Großartigkeit des Phänomens ist es, welche dem „roten Schnee" der Baffinsbai auf Grönland eine gewisse Berühmtheit verschafft hat, die Erscheinung ist aber durchaus nicht auf diesen Ort beschränkt. Später fand man den „roten Schnee" auch in anderen arktischen Regionen verbreitet, in Spitzbergen, in Lappland, in Ostsibirien, ja wir brauchen nicht einmal in die Polargegend zu gehen, um diese Erscheinung bewundern zu können. Schon im Jahre 1760 sah Saussure die Schneefelder im savoyischen Hochgebirg lebhaft rot gefärbt, und ihm verdanken wir auch die Bezeichnung „roter Schnee" für diese Erscheinung.

Dem ersten Fundort in einem Hochgebirge schließen sich im Laufe der Zeit mehrere an; so wurde die Rotfärbung des Schnees beobachtet in den Alpen Tirols, der Schweiz, der Salzburger Kette, in den Pyrenäen, den Karpathen, im Ural, in Skandinavien und in der Sierra Nevada Kaliforniens.

In allen Abtönungen des Rot tritt uns die Erscheinung entgegen, blutrot bis rosenrot, ziegelrot und purpurbraun.

Die Rotfärbung des Schnees ist somit keine Seltenheit; seitdem man aber auf diese Erscheinung überhaupt einmal aufmerksam geworden war, ist es nicht beim roten Schnee geblieben; auch von einem braunen, ja selbst grünen und grüngelben Schnee wissen verschiedene Berichte zu erzählen. In allen diesen Fällen handelt es sich nicht etwa um eine Mißfärbung des Schnees bei eintretendem Tauwetter, um jenen Zustand, bei welchem das Grau des Himmels auf die vorher so glänzende Schneefläche übergegangen zu sein scheint und die glitzernde Pracht einem schmutzigen Ton gewichen ist, sondern bei allen Färbungen des Schnees, die wir vor Augen haben, hat die Natur mitten hinein in das Weiß mit launenhaftem Pinsel bunte Farben gesetzt.

Blutregen, Blutwasser, rote Milch, blutende Hostien haben die Menschheit von je in Schrecken versetzt. Wir wissen heute diese ehemaligen Wunder auf sehr natürliche Vorgänge, auf die Lebenserscheinungen kleinster Pflanzen, welche dem unbewaffneten Auge in ihrer Individualität unsichtbar bleiben, zurückzuführen. Es liegt nahe, auch beim farbigen Schnee die Ursache in solch niedersten Lebewesen zu vermuten.

Schon bei der Untersuchung des roten Schnees der Crimson cliffs sprachen sich die meisten Forscher dahin aus, daß ein pflanzlicher Organismus als Ursache der Färbung zu betrachten sei; derselbe erhielt den Namen Protococcus nivalis, welchen er nach heutiger Nomenklatur in Sphaerella nivalis umändern mußte. Diese kleine zu den mikroskopischen Algen zählende Pflanze ist es, welche den roten Schnee erzeugt.

Treten wir der Untersuchung der Erscheinung näher, so finden wir, daß nur die oberflächlichste Schicht des Schnees, etwa 50 mm tief, rot gefärbt erscheint und daß die Erscheinung besonders an jenen Stellen auftritt, wo der Schnee unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen zum Teil geschmolzen ist. Untersuchen wir den roten Schnee unter dem Mikroskop, so erkennen wir als das färbende Prinzip kleine Kugeln von blutroter Farbe, eben jene Schneealge Sphaerella nivalis. Außer dem roten Farbstoff ist in den kleinen Kugeln auch noch der bekannte grüne Farbstoff der Pflanzen vorhanden, der aber von dem roten völlig verdeckt wird. Ist der Schnee fest, so verharren auch die roten Kügelchen der Schneealge in Ruhe, aber sowie die Strahlen der Sonne den Schnee auch nur oberflächlich zum Schmelzen bringen, kommt Leben in die Schar: die Zellen wachsen bis zu einer bestimmten Größe heran, dann teilen sie sich und bilden sogenannte Schwärmsporen, mit zwei Wimpern versehene eiförmige Körper, welche munter im Schneewasser umherschwimmen und, indem sie in den mit Schmelzwasser erfüllten Zwischenräumen des noch nicht geschmolzenen Schnees vordringen, die Farbenerscheinung über große Strecken hin verbreiten.

Christoph Arnold.

Nach einem von dem Gemäldekonservator Walter Kühn in Leipzig restaurierten Bilde.

Anderen pflanzlichen Organismen verdanken der braune, grüne und der gelbliche Schnee ihre Entstehung, Färbungen, die aber an Häufigkeit und Großartigkeit des Auftretens hinter dem roten Schnee zurückbleiben.

Der braune Schnee findet seine Erklärung in dem massenhaften Vorkommen einer zu den Desmidiaceen gehörigen Art, die zu Ehren des Erforschers der nordischen Eiswüsten den Namen Ancylonema Nordenskjöldii führt, ein ebenfalls mikroskopisches Pflänzchen. Es kommt besonders zur Beobachtung in Grönland und spielt hier auf dem Inlandeis eine nicht unwichtige Rolle; indem die Ansammlung dieser kleinen Lebewesen zusammen mit dem unter dem Namen Kryokonit bekannten Staubanhäufungen auf der Schneeoberfläche die Sonnenwärme stärker aufnehmen als der Schnee und das Eis, werden in letzteres tiefe Löcher geschmolzen. Bisher war dieser den Schnee färbende Organismus nur aus Grönland bekannt, neuerdings wurde jedoch auch im Schnee des Col des Escandies (Massiv des Montblanc) diese Art nachgewiesen, wo sie in Gemeinschaft mit der Schneealge Sphaerella nivalis und einem anderen pflanzlichen Organismus lebt, dessen Heimat in den Anden von Ecuador liegt — ein interessantes Beispiel der geographischen Verbreitung dieser Schneepflanzen, welche man wohl, wie so viele andere niedere Lebewesen, als kosmopolitisch bezeichnen darf, sofern sie nur die Bedingung ihres Vorkommens finden. Der grüne Schnee wird verursacht durch eine Reihe kleiner Grünalgen und durch verschiedene Moose im Stadium der Vorkeime, während der hellgelbe und grüngelbe Schnee durch eine speciell aus den Karpathen beschriebene Alge, eine Chlamydomonas-Art, hervorgerufen wird.

Diese Farbenerscheinungen des Schnees haben bekanntlich ein Analogon in den Färbungen unserer stehenden Gewässer, und wir können daher nach Agarbhs Vorgang einen populären Namen auf diese Erscheinung übertragen. Wie im Sommer die Gewässer erblühen in der Fülle ihres organischen Lebens, so erscheint auch auf dem winterlichen weißen Gefilde „die Schneeblüte".

Wir haben in vorstehendem nur diejenigen niederen Pflanzen genannt, welche durch ihre auffallende Färbung und ihr Auftreten in ungezählten Individuen trotz ihrer mikroskopischen Kleinheit die Blüte des Schnees hervorrufen; die neueren Forschungen haben jedoch ergeben, daß es sich nicht nur um vereinzelte, ihr Leben auf Eis und Schnee zubringende Arten handelt, sondern daß eine ganze Anzahl niedriger Pflanzen in diesen unwirtlichen Regionen ihre Existenzbedingungen findet. Die neuere biologische Richtung der Botanik spricht von Pflanzenvereinen und Vereinsklassen. Ganz verschiedene Arten, welche jedoch an die Beschaffenheit ihrer Standorte ungefähr dieselben Anforderungen stellen, schließen sich auf natürliche Weise zu einer Art Einheit zusammen; so spricht man von den Laubwäldern verschiedener Art, von Wiesen und Weiden, von Heide- und von Dünenvegetation, von den mannigfachen Sümpfen, wie Rohrsümpfe, Sumpfmoore, von den schwimmenden Wasserpflanzen und solchen, die auf Steinen und anderen Unterlagen festgewachsen sind, und ebenso hat die Untersuchung des farbigen Schnees auch zur Erkenntnis glacialer Pflanzenvereine, einer Pflanzenwelt des Eises und Schnees geführt. Nach den Forschungen einer Anzahl Gelehrter darf heute die Anzahl der mikroskopischen Schneepflanzen der Polargebiete und der Hochgebirgsregionen auf etwa 70 Arten veranschlagt werden. Sie gehören fast ausschließlich zu den mikroskopischen Algen, denen sich, wie wir schon beim grünen Schnee erwähnt haben, noch Moosvorkeime anschließen.

Bisher beschränkte sich die Erforschung dieser merkwürdigen Flora, wie erwähnt, nur auf polare und Hochgebirgsgebiete. Es ist ein wissenschaftlicher Fortschritt, daß auch einmal die Schneevegetation tieferliegender Gegenden zum Gegenstand der Untersuchung genommen wurde; eine derartige Arbeit ist v. Istvanffi zu verdanken, der an dem großen, der Erforschung des Plattensees gewidmeten Werke die niederen Pflanzen des „Ungarischen Meeres" bearbeitete und bei dieser Gelegenheit seine Aufmerksamkeit auch der Schneeflora des gefrorenen Beckens schenkte. Er konnte 35 Arten nachweisen, darunter eine Anzahl solcher Organismen, die bisher noch nicht als Schneebewohner bekannt waren, so daß hierdurch die Gesamtzahl derselben gestiegen ist.

Auch auf der Schneedecke, welche im Winter den Eisspiegel des Ungarischen Meeres überzieht, fand sich die rote Schneealge und entwickelte in den zur Verwahrung der Schneeproben dienenden Gläsern prachtvolle karminrote Kulturen. Eine größere Rolle

aber scheint der braune Schnee zu spielen, indem ihm eine ähnliche Bedeutung zukommt wie auf den Eisfeldern Grönlands. Selbst den Fischern ist der schmutzigbraune Schnee bekannt, der sich oft inmitten der Schneeflächen findet. „Er frißt das Eis auf," heißt es auch v. Iswanffi im Mund des Volkes, „und wirklich, an solchen Stellen, wo brauner Schnee lag, kann der Fischer, der auch nach alten, ursprünglichen Methoden arbeitet, sein Netz zuerst auswerfen." Als pflanzliche Ursache der Braunfärbung des gewöhnlich auch mit ziemlich viel atmosphärischem Staub gemischten braunen Schnees fand v. Iswanffi eine Gleotita ferruginea genannte Alge, die also hier die Rolle der grönländischen nach Nordenskjöld genannten Art spielt.

Es ist im ganzen ja keine große Anzahl von Pflanzenarten, welche wie als Schnee- und Eisflora kennen gegenüber dem Artenreichtum anderer Pflanzenvereine; allein sehen wir uns die Existenzbedingungen an, unter welchen diese Pflanzen leben und wachsen und sich fortpflanzen, so wundern wir uns mit Recht, daß es überhaupt eine derartige Pflanzenvereinigung giebt. Allen Eis- und Schneebewohnern muß eine außerordentliche Abhärtung der Zellen zukommen. In den polaren Gegenden liegen sie Monate hindurch im Dunkeln der Polarnacht, aber wenn die Sonne wieder über den Horizont heraufgetreten ist, um dann ebenso lange nicht mehr unterzugehen, erwachen unter dem belebenden ständigen Einfluß der Sonnenstrahlen die kleinen Pflanzenzellen zu einem Monate dauernden, neuen Leben. Ungünstiger aber gestalten sich die Vorkommnisse in den alpinen Regionen. Wohl erweckt auch hier der Strahl der Mittagssonne die Schneealgen zum Leben, aber kaum ist das belebende Tagesgestirn am Horizont verschwunden, so schlägt der Frost das am Tag entstandene Schmelzwasser aufs neue in Eisesbande, bis am nächsten Morgen die Sonne wiedee ihre erwärmende Kraft geltend machen kann. Tagtäglich sind die Schneepflanzen hier den grellsten Temperaturunterschieden ausgesetzt, und ihr Leben vergeht, teils eingefroren in Schnee und Eis, welche die Lebensthätigkeit auszusetzen zwingen, teils in Schmelzwasser, welches eine kaum über 0 Grad gehende Temperatur erreicht.

Mit diesen pflanzlichen Bewohnern der Schnee- und Eisgefilde ist aber die organische Welt dieser unwirtlichen Gebiete noch nicht einmal erschöpft, obwohl jene allerdings die erste und bedeutendste Rolle spielen.

Hier und da liest man auch von schwarzem Schnee. Er findet seine Ursache in tierischen Wesen. Auch Tiere wagen sich hinauf in die höchsten Höhen der Berge, treten hier als ständige Bewohner auf und finden hier ihre Existenzbedingungen. Es sind zwar kleine Wesen, aber doch dem bloßen Auge erkenntlich und nicht mikroskopisch wie die geschilderten Pflanzen.

Der Hochtourist hat nicht selten Gelegenheit, Bekanntschaft zu machen mit kleinen hüpfenden, schwarzen Insekten, die sich oft in großer Zahl auf dem Eis umhertreiben. Ihre turnerischen Künste lassen den Wanderer sie mit Mißtrauen betrachten, und der Name Gletscherfloh ist geeignet, den Verdacht zu bestärken. Wir dürfen aber beruhigt sein; wir haben es mit harmlosen, sogenannten Springschwänzen zu thun, einer auch in der Ebene verbreiteten Tierfamilie, von welcher aber ein Glied, unser Gletscherfloh, sich in die Schneegrenze des Hochgebirgs zurückgezogen hat. Auf ihn und eine verwandte Art ist meist die Erscheinung des schwarzen Schnees in höheren Regionen zurückzuführen.

Eine Reihe von Beobachtungen liegt über solchen schwarzen Schnee vor. Ein wahres Schneeflohjahr scheint für die nördliche Schweiz das Jahr 1855 gewesen zu sein. Die Vogler schreibt, sah sich damals der bekannte schweizer Naturforscher Heer veranlaßt, über eine derartige Erscheinung das Wort zu ergreifen, da wie anderwärts, so auch hier irrige Ansichten über Schädlichkeit der Tiere u. dgl. aufgetaucht waren. Im Thurthal, unterhalb Andelfingen (Kanton Zürich), war am 4. Februar längs eines Waldrandes der Schnee auf eine Viertelstunde weit schwarz gefärbt. Die Tiere lagen stellenweise so dicht übereinander, daß sie mit einem Messer vom Schnee abgeschöpft werden konnten. Auch im Winter 1869 waren Schneeflöhe ungemein häufig und fanden sich z. B. nach derselben Quelle im Februar zwischen Uttigen und Kirchdorf im Kanton Bern in fabelhafter Menge auf dem Schnee, so daß es stellenweise aussah, als ob eine dicke Lage Ruß den Schnee bedecke.

Tritt der schwarze Schnee in Thalgegenden auf, so ist es wiederum ein anderes Tier, welches diese Erscheinung hervorruft. Sammetschwarze Larven, vom Volksmund gewöhnlich als Schneewürmer bezeichnet, erscheinen manchmal besonders an warmen Wintertagen auf der Schneefläche. Es sind die Larven eines Käfers, welche durch die warmen Sonnenstrahlen hervorgelockt und zu Wanderungen über den Schnee veranlaßt worden sind.

Freilich ist diese Erscheinung gar nicht zu vergleichen mit den durch pflanzliche Organismen hervorgerufenen Schneefärbungen; im roten, braunen und grünen Schnee vermag das unbewaffnete Auge nicht die Ursache zu erkennen, der Schnee selbst scheint gefärbt zu sein, erst optische Hilfsmittel vermögen das Rätsel zu erklären. Beim schwarzen Schnee dagegen bemerkt auch das ungeübte Laienauge sofort, daß es sich um Tiere handelt, die den Schnee in großer Anzahl bevölkern und dadurch die weiße Farbe verdecken.

Eis- und Schneejungfrauen läßt die Phantasie auf den schneetragenden Gipfeln des Hochgebirgs spielen, denen drohende Felspartien zum Wächter bestellt sind; verwehren sie auch vielfach dem menschlichen Fuß den Zutritt, die organische Natur hat sich dennoch, auch unter den scheinbar ungünstigsten Umständen daselbst heimisch zu machen gewußt. Die fast allgegenwärtige Welt der Mikroorganismen hat ihre widerstandsfähigsten Vorposten auch in diese unwirtlichen Regionen entsendet, auch in Eis und Schnee erblüht das Leben.

Blätter und Blüten.

Paul Krüger, der greise Präsident der Transvaalrepublik, hat, wie wir an anderer Stelle schon berichtet haben, gegen Ende November den Boden des festländischen Europas betreten, und wohin immer er sich bisher hier gewendet hat, überall ist er nun dem Volke mit offenen Armen empfangen worden, überall ist ihm der Ausdruck der herzlichsten Teilnahme mit seinem und seiner tapferen Mitbürger Geschick laut entgegengeschallt. Keine nationale Sonderstellung der Völker dürfte bestehen vor diesem übermächtigen Gefühle der Sympathie, alle schienen sich vereinigen zu wollen, um dem Manne, der hier als erster Bürger der Burenrepubliken stand, ihre Verehrung und Bewunderung zu bezeigen. Als ein letzter Abgesandter seines Volkes, als Träger von dessen letzten Hoffnungen auf eine Schlichtung des mörderischen Krieges, ist Präsident Krüger nach Europa gekommen, und keinen besseren Sprecher konnte sich dieses Volk von Helden wählen als ihn, dessen ganzen Leben seinem Vaterlande in selbstlosem Dienste geweiht war. Wir glauben, daß in einer Zeit, in welcher die Augen der ganzen Welt nur den verehrten Staatsmann gerichtet sind, auch unsere Leser seine Züge gerne aufs neue betrachten werden.

Harte Zeiten. (Zu dem Bilde S. 844 und 845.) Rund sind die Hochlande im Norden Schottlands, eine weite Hochebene, besät mit Hügeln und Bergen, die wie der Ben-Dearg und Ben-Wyvis eine Höhe von etwas über 1000 m erreichen. Torfmoore und Sümpfe wechseln ab mit Thälern, in denen zwischen Birken und Föhren Ginster und Heidekraut wachsen. Nebelig und stürmisch ist hier auch im Sommer das Wetter, und abgehärtet müssen Menschen und Tiere sein, die in ihm fortkommen wollen. Auf diesen öden Weiden ist das schottische Hochlandsrind heimisch. Treffend und lebenswahr ist es auf unserem Bilde dargestellt. Niedrig von Wuchs, aber kräftig und gedrungen, hüllt es sich durch seine mächtigen Hörner und das zottige Haarkleid, das es gegen die Unbill der rauhen Witterung schützt. Seine Färbung ist verschieden: sie wechselt vom hellen gelblichen Ton bis zu Braun und tiefem Schwarz. Diese Rasse ist in der Nahrung wenig wählerisch, sie begnügt sich mit dem Heidekraut und dem Ginster, wenn sie kein saftiges Gras finde. Unser Bild zeigt uns eine Herde, wie sie nach dem Eingang des Winters in einem Thale Nahrung sucht. Der Schnee liegt noch nicht hoch, und vermag das Tier ihn mit den Hufen fortzuscharren und so zu dem Heidekraut zu gelangen; über die weißen Berge fegt ein eisiger Wind, er verbittert diesen Rindern des Hochlandes alle Lebensfreude. Mißmutig, beinahe stehen einige von ihnen da, aber nur ungern trennt sich die Herde von den gewohnten Weidegründen, die ihr zur Heimat geworden sind. Erst wenn der Schnee in ihr die harte Winterszeit, so lange es nur geht. Erst wenn die Schneedecke höher und höher wird, wenn trotz allen Scharrens kein Futter mehr bloßgelegt werden kann, steigt sie abwärts in die tiefer gelegenen Thäler, in denen die Farmen der Hochländer liegen. Nur kurze Zeit weilt das Hochlandvieh mit Heu gefüttert, schon bei den ersten Anzeichen des Frühlings wandert es wieder hinauf zu den Bergeshöhen.

Für angehende „Schneeler". (Mit Abbildungen.) Im Laufe der letzten zehn Jahre hat in Deutschland namentlich der Schneesport eine erfreuliche Entwicklung genommen. Seine Krone bildet der Schneeschuhlauf. Leider aber erfordert er eine besonders gute Schneelage, die nicht überall vorhanden ist. Weniger anspruchsvoll ist in dieser Hinsicht ein anderes Sportgerät, das wir denjenigen unter unseren Lesern und Leserinnen, die sich in dem begonnenen, hoffentlich schneereichen Winter dem Schneesport anschließen möchten, zur besonderen Beachtung empfehlen.

Es ist der Dreischlitten oder Rennwolf. Seine Heimat ist Schweden. Dort stellen ihn die Bauern in primitiver Weise her. Er besteht aus zwei Kufen, auf deren jeder sich eine Stange senkrecht erhebt; von dieser gehen Streben nach den vorderen Aufbiegungen, um dem ganzen Gestell Halt zu gewähren, und durch zwei Querleisten sind die beiden Kufen miteinander verbunden. Die Fortbewegung geschieht in der Weise, daß der Fahrer mit einem Fuß auf einem der hinteren Kufenenden steht, sich mit der Hand an der Querstange haltend, und mit dem anderen Fuß, zwischen den Kufen nach rückwärts stößt. Der Rennwolf kann auf Schneeflächen benutzt werden, auf denen der treibende Fuß einen gewissen Widerstand findet; Chausseen, Fahrstraßen, Schlittenbahnwege, sowie die Eisfläche, etwaiges, ob eine leichte Schneedecke darauf liegt oder nicht, sind seine eigentliche Bahn. Herren, Damen und Kinder können den Rennwolf gleich gut benutzen; das Fahren ist nicht schwierig und im Vergleich zu anderen Sportbethätigungen in Schnee und Eis fast ohne jede Gefahr. Nicht mit Unrecht hat man das Gerät als „Velociped des Winters" bezeichnet. Für Sportzwecke hat man in Deutschland zerlegbare Rennwölfe gebaut, die der Tourist ganz gut in den Abteil des Eisenbahnwagens aufnehmen und an Ort und Stelle fast in einer Minute zusammensetzen oder auseinandernehmen kann. Auch hat man hier erwogen, die Stiefelsohlen mit sogenannten „Schlittensporen" zu versehen, um dem treibenden Fuß einen sicheren Abstoß zu geben und dem Standfuß einen festen Halt auf den Kufenenden zu verleihen.

Schlittensporen.

Ein ähnliches Gerät ist der Schneecharadier, er hat im Gegensatze zum Rennwolf nicht zwei, sondern nur eine breite Kufe. Somit wird er wie jener fortbewegt. Er bewährt sich nicht nur auf Fahrstraßen und Eisflächen, sondern auch in höheren Schneelagen und auf unwegsameren Pfaden, wie z. B. Waldwegen. Für den Wintersportler ist der Schneecharadier ein Gefährt, das ihn nur selten im Stiche läßt und ihm ein sicheres Fortkommen gewährleistet.

Ausführlicheres über diese Geräte finden Sie angehende Schneeler in der Broschüre „Schneeschuh und Rennwolf" von Max Schariden, Berlin, Winterportverlag), die wir ihnen angelegentlich empfehlen können. *

Junges Leid. (Zu dem Bilde Seite 849.) Eine Schar kleiner Impfkandidaten, die auf den weichen Armen ihrer liebevollen Trägerinnen nicht ahnen, daß der erste Schmerz ihres Lebens sie in dem düsteren Rathause erwartet, führt uns der Maler E. Spreafico auf seinem Bilde vor, und er versetzt uns mit demselben in eines der freundlichen Landstädtchen der Lombardei. Das zeigen deutlich die Frauentrachten, besonders der einem Trauerhut ähnliche, aus silbernen Perlen bestehende Haarschmuck der dem Beschauer ihren Rücken zuwendenden Frau. Dieses Prunkstück der ländlichen Schönen, die Morgengabe des jungen Ehemannes, kann man auch in den Städten Italiens zuweilen von lombardischen Ammen mit stolzer Würde zur Schau getragen sehen. Die beiden jungen Mütter zur Linken haben zur Feier des Tages ihre Kopftücher umgethan, während die drei Mädchen in ihrer Nähe die unbedeckten Köpfe zusammenstecken. Sogar eine Signora, eine Dame, ist erschienen, nicht solche an dem Hute, der in Italien den Frauen aus dem Volke nicht zukommt, und an dem Sonnenschirme kenntlich. Letzteren hat sie geschlossen, denn sie befindet sich bereits in der gedeckten Vorhalle des Rathauses. Es ist das ein mächtiger alter Bau, der im Mittelalter wahrscheinlich ein stolzer palazzo war und der, obwohl er alternd und zum Teil verfallen ist, doch noch manche Grandezza in seinen dicken Mauern feien und überdauern wird. Selbstverständlich überläßt es die Signora der hochgewachsenen Amme, ihr Töchterchen zur öffentlichen Impfung zu tragen, aber sie will doch dabei sein. Voll banger Unbehagens sieht sie der Operation entgegen, während das kleine sorglose Ding ihrer Warten aufmerksam lauscht. Was für kluge Augen es hat, und wie stramm es dasitzt! Es ist freilich nicht das Verdienst der Kinder, daß sie sich so kerzengerade halten. Das bewirken die langen Binden, in welche sie steckstelf eingeschnürt sind. Darüber ist ihnen ihr knappes, weißes Festtagskleid und ein Schultermantel gezogen, denn für die bevorstehende Haupt- und Staatsaktion mußten sie doch in vollen Wichs geworfen werden.

Fahrt mit dem Rennwolf.

Im Mittelpunkt des Bildes steht, bereits aus dem Rathause zurückgekehrt, eine schlanke, schöne, junge Frau im Witwenschleier und preßt ihr derziges Knäblein, nach dem frühen Tode des geliebten Gatten ihr Ein und Alles, fest an sich. Das Mützchen hält sie noch in der Hand, und das schluchzende Kindchen schmiegt sich hilfesuchend an die Wange der Mutter. Sie brächte es nicht übers Herz, dasselbe fremden Händen zu überlassen, sie, die ihm doch so gern jedes Leid aus dem Wege räumen möchte, hat es selbst zur Impfung getragen und beruhigt und tröstet es nun, wie niemand sonst es vermöchte, in seinem jungen Leide. W. H.

Professor von Zumbusch in seinem Atelier. (Zu dem Bilde auf S. 853.) Erst vor kurzem haben wir das Porträt Kaspar von Zumbuschs, dieses hervorragenden Meisters der Bildhauerkunst, anläßlich seines 70. Geburtstages in unserer Beilage veröffentlicht und dabei auch seines reichen Schaffens gedacht. Heute können wir unseren Lesern ein Bild darbieten, das den Blick in einen Teil seines Ateliers gestattet und den Meister inmitten seiner Künstlerwerkstatt, zwischen den Modellen und Skizzen seiner Schöpfungen, zeigt. Schlicht und bescheiden lebt der Mann, unter dessen Händen der Thon bereits Leben gewinnt, an einem Holzsockel, wie solche als Träger für plastische Kunstwerke dienen, und sein Blick ist dem Modell der Reiterstatue Rudolfs von Habsburg zugewendet, die er zum 50jährigen Regierungsjubiläum des Kaisers von Oesterreich ausgeführt hat. Hinter dieser und trotz verdeckt man ihr erhebt sich ein kleiner Entwurf zu dem Maria Theresia-Denkmal in Wien, dem auch die große Reiterfigur auf der rechten Seite des Bildes und die beiden figurenreichen Nischengruppen im Hintergrunde angestellt den Kaiser Franz Joseph zu Pferde dar. Das Hämmern und Feilen der Arbeiter belebt den mächtigen Raum, in welchem Meister Zumbusch hier wiedergegeben ist. Zahlreiche Hände sind beschäftigt, in Marmor nur immer festzubannen, was des Künstlers Hand in dem vergänglichen Thon geschaffen hat, denn Zumbuschs Schaffenskraft ist jung geblieben trotz seiner siebzig Jahre, und wir dürfen noch manches edle Werk reifer Kunst von ihr erwarten.

Maultierfuhrwerk in Sevilla. (Zu dem Bilde S. 861.) Schweigend steht die alte Maurenburg nach traumi von vergangenen Zeiten, den Zeiten ihrer Größe. Als die Flagge mit dem Halbmond noch über den Zinnen flatterte, da schimmerten die Gemächer in märchenhafter Pracht und in dem Park plätscherten die Fontänen in Marmorbecken nieder. Jetzt wuchert das Gras auf den zerfallenen Mauern und in dem verwilderten Garten weiden die Ziegen. Cypressen, Aloe und indische Feigen bedecken den Abhang, der steil abfällt ins Thal; die blühende große Stadt, die sich einst dort breitete, ist zu einem armseligen Dorf zusammengeschmolzen. Aber sind auch Glanz und Macht dahin, blau wölbt sich der Himmel über der malerischen Stätte und Wein und Oliven gedeihen in Fülle! Heute hat der Verwalter des gnädigen Herrn, Don Manuel, der in Sevilla wohnt und mit Vieren fährt, den Fuhrmann mit dem Gespann hinabgeschickt, daß er die leeren Oelkruge zur Mühle fahre. Ein angenehmerer Auftrag konnte dem Pepe nicht werden! Dient doch dort die Dolores aus seinem Heimatsdorf, auf die er von jeher ein Auge geworfen! Da hat er seine drei Maultiere vor den plumpen zweirädrigen Karren gespannt und aufs schönste aufgeschirrt, gerade so wie es von den Moriscos der noch Sitte ist in Andalusien. Dankelrot, weiße und blaue Wollbällchen, in drei Reihen zusammengelegt, zieren die Nase der Tiere und endigen über dem Kopf in einem großen Knauf, während unzählige Glöckchen an Zäumen und Schabracken lustig klingeln. Eine greilbunte Decke ist zum Schmuck noch vorn vor die Krüge gebreitet. Sich selbst hat Pepe natürlich auch aufs beste herausgeputzt. Seine Sonntagsjacke mit den blanken Knöpfen hat er angelegt und den scharlachroten Shawl vielfaltig um die Taille geschlungen. Dazu die Zeitweilitest auf den Füßen und die schöne Prismütze! Er ist ja allerdings kein Adonis, der Pepe, auch kein Jüngling mehr, aber er hat den Kopf immer voll lustiger Schnurren und er weiß schon: wenn er vorüberfährt, da gucken die Mädel im Stadtchen unten aus den Fenstern und eilen an die Thüren, um ihm freundlich zuzunicken. R. Zürrlmann.

Die Tauben von San Marco. (Zu dem Bilde S. 865.) Nach einer alten italienischen Sitte, deren Ursprung weit zurückliegt, ließ man am Palmsonntage von den Kirchen Tauben aufsliegen. Die Sitte hatte

sich namentlich in der wundervollen Lagunenstadt Venedig eingebürgert, und hier nisteten sich dann die Tauben in großer Zahl in den Nischen und Ecken der Gebäude ein. Bis zum Ende der Republik sorgte die Regierung für die Tiere, und auf dem Markusplatze, jenem Mittelpunkte alles Lebens in Venedig, wurden sie gefüttert. Die Tauben, die man also hegte, wurden zahm und zutraulich, und unser Bild zeigt, wie sie furchtlos zwei jungen venetianischen Edeldamen zufliegen. Der Ruhm der seebeherrschenden Republik ist vergangen, die Macht ihrer Dogen und die prunkvolle Pracht ihrer Feste gehören der Geschichte an. Aber die Tauben von San Marco sind geblieben. Statt der Regierung sorgen heute die zahllosen Fremden für die Fütterung der Vögel. Zu vielen Hunderten sieht man sie in den Bogenwölbungen der den Platz umgebenden, herrlichen Bauten sitzen, und streut man ihnen Körner aus, so kommen sie schwirrend heran und zeigen sich nicht furchtsamer als jene Tauben auf unserem Bilde.

Ein deutscher Bauer als Astronom. (Zu dem Bildnis S. 869.) Christoph Arnold, der als Astronom berühmt gewordene Bauersmann, wurde am 17. Dezember 1650 in dem kleinen Dorfe Sommerfeld bei Leipzig geboren. Wenn wir bedenken, daß die Jugend Arnolds in die Zeit der tiefsten sittlichen und materiellen Zerrüttung des deutschen Volkes fiel, so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß die ganze Schulzeit des Knaben sich auf wenn Wochen beschränkte, die derselbe bei einem „praeceptor“ zubrachte. Aber trotz des kurzen Unterrichts hat er doch — so berichtet der Sommerfelder Pfarrer — „sowohl in solcher kurtzen Schul als auch zu Hauß durch fleißige Übung dahin gebracht, daß man sich verwundert, indem er derselben Auf- und Untergang fleißig gemerket und gewußt, auch dabei die Eigenschafft anderer natürlicher Dinge erlernet.“ Er selbst erzählt, daß er von Kindheit an einen lebhaften Drang empfunden habe, sein grobes Bauerngehirn unter die Sterne am Firmament zu stecken, „sonderlich so Cometen entstehen, beliebte auch solcher schwantz sterne (auff gennu zu observieren.“

Nachdem Christoph Arnold 32 Jahre alt geworden war und das väterliche Gut zur eigenen Bewirtschaftung übernommen hatte, „hat er sich mit Einwilligung seines Vaters in den heiligen Ehestand begeben.“ In ruhigem Gleichlauf verflossen ihm die Jahre, und während er am Tage mit seinesgleichen fleißig auf dem Felde schafft, sehen wir ihn abends auf der Warte stehen, wie er mit seinem „Tubus“ das Heer der Sterne mustert und in kindlicher Ehrfurcht die Allmacht Gottes bewundert. Besonders zwei Thalen waren es, welche die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den einfachen Bauersmann lenkten, das waren die Entdeckung und Beobachtung des Kometen vom Jahre 1682 — den er drei Tage früher bemerkte als die berühmtesten zeitgenössischen Astronomen — und die Beobachtung des Merkurdurchganges durch die Sonne am 31. Oktober 1690. In einer dem Leipziger Rat gewidmeten Schrift: „Einfältiges bedenken über den Itzt neulich im August dieses 1682. Jahres geschehnen Cometen darinnen von deren Ursprung Lauf Ursach Ihrer schweiffe deren lange kürtze und krümme muhtmaßlich und vorgreifflich gehandelt wird, beschrieben von Einem Einfältigen bauren zu Sommerfelt dey tewpzigke. Christoph Arnolts des Jungen Bauers zu Sommerfelt eigene handt,“ berichtet Arnold sehr ausführlich über den Verlauf der ersteren Himmelserscheinung.

Die zweite hervorragende That des fleißigen Bauers ist, wie bereits angedeutet, die Beobachtung des Merkurdurchganges durch die Sonne am 31. Oktober 1690. In Ermangelung einer Taschenuhr „und derwell unserer Torihr nicht zu trauen,“ bediente er sich einiger „Sandsieger“ und eines Sekundenpendels, um die Dauer des Durchgangs zu bestimmen. Auch war ihm viel daran gelegen, die Größe des Merkur nach Teilen des Sonnendurchmessers zu ermitteln. Zu diesem Zwecke ließ er das Sonnenbild durch ein zum Dach hinausgestecktes Fernrohr auf eine weiße Fläche fallen, auf der er verschieden große „Tüpfelein“ angebracht hatte. Mit diesen Punkten verglich er nun das wandernde Schattenbild des Planeten. „Diese letztere Beobachtung,“ sagt Mädler in seiner „Geschichte der Astronomie“, „die sich in den Actis eruditorum für 1693 findet, belohnte der Leipziger Magistrat durch ein Geldgeschenk und lebenslängliche Abgabenfreiheit.“

Die handschriftlichen Abhandlungen Arnolds über seine Beobachtungen befinden sich in der Stadtbibliothek zu Leipzig. Diese Sammlung enthält aber noch einige weitere Aufzeichnungen, so einen Bericht über zwei Nebensonnen, der später im Druck erschienen ist unter dem Titel „Göttliche Gnadenzeichen, in einem Sonnenwunder vor Augen gestellt (Leipzig 1692).“

Weiter berichtet Arnold über die Sonnenfinsternis vom 23. Juni 1691. Das letzte Stück der Sammlung endlich ist die „Merckwürdige Observation zweyer Finsternisse des mohden und dritten Jupiter Mändgens in der Nacht zwischen den 1. und 2. Novbr. 1693.“ — Arnold starb im Alter von 45 Jahren, am 15. April 1695. Seine Bedeutung als Zeitgenosse Kennese und Beobachter des Himmels wurde schon bei seinen Lebzeiten gebührend anerkannt. Sein Name prangte in den Kalendern, und der berühmte Gottfried Kiech stand fortgesetzt mit ihm in Briefwechsel. Heute aber giebt es kaum noch ein Werk über Geschichte der Astronomie, das den fleißigen Landwirt nicht ehrenvoll erwähnte. Hans Siegert.

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel.

Rätsel.

A — suche in der Pflanzenwelt;
O — zeigt man die um Himmelszeit. E. S.

Scherzrätsel.

Ich weiß ein wanderdures Netz
Von vielverschlungenen Runaten;
Du kannst den Namen wohl nicht leicht,
Wenn der die Mitte ist, verfehlen.

Auflösung des Bilderrätsels „Das Weihnachtskerzchen“ auf Seite 840.

Alle Buchstaben, die an den einfachen Steadien stehen, geben in der Runde, von links nach rechts gelesen, den ersten Teil des Textes, die an den Doppelstrahlen den zweiten Teil. Es ergiebt sich dann:

1) Kling, Kling,
2) 's Christkind ist da!

Homonym.

Was mein Wort nennt, umfaßt Papier,
Umfaßt noch Eisen; sag' es mir!

Verwandlungsrätsel.

Maagna | ·—·—· | ———· | ·—·—· | ·——·· | ———· | ·—·—· | ·——·· | Kupfer.

Mit Hilfe von sieben Zwischenstufen, die alle richtige Hauptwörter sein müssen, ist Maagna in Kupfer zu verwandeln. Jede folgende Wort muß dem vorangehenden durch Aenderung zweier Buchstaben entstehen, deren Stelle die Sternchen andeuten. Umstellen der Buchstaben ist nicht erlaubt. A. St.

Charade.

1 deutet auf „Verschlossenheit“,
2, 3 beendet jeden Krieg;
Wer 1, 2, 3 ist allezeit,
Erringt des Lebens schönsten Sieg. Oscar Lecke.

Auflösung des Zahlenrätsels auf Seite 840.

„Ein frohes Fest!“

Auflösung der Schachaufgabe auf Seite 808.

1. L d4 — f2 Ld8 — f6
2. Se6 — b4: + Kd5 — e5
3. Sb4 — d3: #.

A. 1. . . . . Ld8 — f4
2. Se6 — a5 + K beliebig
3. Sa5 — c4: #.

B. 1. . . . . Ld8 — e7
2. De8 — e7: beliebig
3. Se6 — d4 #.

C. 1. . . . . Kd5 — d6
2. De8 — d8 + Kd6 — e6
3. Lb7 — c8 #.

Alle andern Gegenzüge von Schwarz erledigt die Dreizug 2. Se6 — d4 + nebst 3. Db8, a7:, Lg3 #.

Auflösung des Buchstabenrätsels auf Seite 840.

Fürst, Fürst.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Berlin
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Halbheft 27, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Professor Karl Ludwig Friedrich Becker, der langjährige Präsident, nunmehrige Ehrenpräsident der Königlichen Akademie der bildenden Künste zu Berlin, begeht dort in seiner Vaterstadt am 18. Dezember den achtzigsten Geburtstag. Becker studierte zu Berlin und München, besuchte dann auf Kosten der Berliner Akademie ein Jahr lang Paris und hielt sich drei Jahre in Italien auf, wohin er noch oftmals zurückgekehrt ist. Unter seinen zahlreichen historischen, namentlich venetianischen Genrebildern sind einige volkstümlich geworden. Auch die Leser der „Gartenlaube" werden sich gerne an des Künstlers Bild „Karnevalsfest beim Dogen in Venedig", das wir im Jahrgange 1887 veröffentlichten, ebenso wie an das im Jahre 1888 erschienene Bild „Papst Pius II mit seinem Gefolge besichtigt die ausgegrabene Statue des Apoll von Belvedere" erinnern. Zu dem Geburtstage des trotz seiner hohen Jahre noch rüstigen Meisters plant die Berliner Künstlerschaft große festliche Ehrungen.

Professor Karl Becker.
Nach einer Aufnahme von Reichard & Lindner, Hofphotographen in Berlin.

Die Zarenfamilie. Manch besorgter Gedanke war wohl in den letzten Wochen dem Schloß Livadia zugewendet, wo Zar Nikolaus II, umgeben von seiner Gattin und seinen Kindern, seit Mitte November am Unterleibstyphus schwer daniederlag. Alljährlich verweilt die Zarenfamilie gern in der Stille des Herbstes in diesem Schlosse, das schon der Lieblingsaufenthalt des Kaisers Alexander II war. Schloß Livadia ist 4 km westlich von der Kreisstadt Jalta im russischen Gouvernement Taurien an der Südküste der Krim gelegen, und das stolze aus zwei Palästen bestehende Besitztum beherrscht mit seinen schönen Parkanlagen, Weinbergen und exotischen Blumengärten die ganze Umgegend. Unser Bild zeigt das Kaiserpaar mit seinen Kindern, drei Mädchen: Olga, Tatjana und Maria im Alter von fünf bis anderthalb Jahren.

Zar Nikolaus mit Familie.

Oberst Graf Yorck von Wartenburg, Generalstabsoffizier vom Armee-Oberkommando in Ostasien, war mit einem Detachement, in welchem sich neben deutschen Truppen auch eine Kompagnie Oesterreicher und ein Bataillon nebst einer Gebirgsbatterie Italiener befanden, nach Kalgan geschickt worden, um durch Zurückdrängung der chinesischen Banden das Gebiet zwischen Peking und der äußeren großen Mauer im Westen zu sichern. Diese Aufgabe war mit der Erreichung Kalgans am 19. November glücklich gelöst. Auf dem Rückmarsch von dort ist nun der kühne Offizier am 27. November in Huai-lai einer Kohlenoxydvergiftung erlegen. Montag den 26. November kam die Kolonne in Huai-lai, das etwa auf halber Strecke zwischen Kalgan und Peking gelegen ist, an, und Oberst Graf Yorck bezog zusammen mit dem Major Freiherrn von Gebsattel dasselbe Haus. Ihre Zimmer lagen nebeneinander und konnten nur durch offene Kohlenpfannen erwärmt werden. Die Diener brachten solche Pfannen abends in die Zimmer, doch lehnte Major von Gebsattel, mit Hinblick auf die Gefährlichkeit dieser Heizmethode, dieselbe ab und machte auch den Oberst auf die Gefahr aufmerksam. Der Oberst aber ließ sich wegen der großen Kälte doch beide Pfannen in die Stube stellen und ging früh zu Bett. Als Major von Gebsattel am nächsten Morgen den Oberst durch Anruf wecken wollte, erhielt er keine Antwort. Gleich darauf meldete auch der Diener des Grafen Yorck, daß er seinen Herrn nicht wach bekommen könne. Der Major, welcher daraufhin sofort in das Nebenzimmer eilte, fand den Oberst bewußtlos, und obwohl ärztliche Hilfe sofort zur Stelle war, gelang es leider nicht mehr denselben wieder zu sich zu bringen. Um zehn Uhr vormittags verschied der Oberst.

Deutsche Feldwache an der Bahnlinie Langku-Tientsin
mit zwei bei den Lokalforts eroberten Kruppschen Geschützen.

Graf Hans Yorck von Wartenburg, der letzte Enkel des berühmten Feldmarschalls aus dem Befreiungskriege, war am 12. Juni 1850 zu Klein-Oels in Schlesien geboren und stand seit 1870 in der Armee. Er galt als einer der hervorragendsten Generalstäbler, Lehrer der Kriegsgeschichte und militärischen Fachschriftsteller, dessen Schrift über „Napoleon als Feldherr" hohe Bedeutung zukommt. Seine ausgezeichnete Kenntnis des östlichen Europas mit Einschluß der militärischen Bewegungen Rußlands in Asien, die er sich während seines langjährigen Aufenthalts in Petersburg als deutscher Militärbevollmächtigter erworben hatte, war jetzt im chinesischen Feldzuge von größtem praktischem Wert.

Major Pyncken. Es war am 30. Oktober, als deutsche Truppen vom 2. Ostasiatischen Infanterieregiment bei Tsu-King-Kwan zum erstenmal seit dem Eintreffen des Grafen Waldersee in

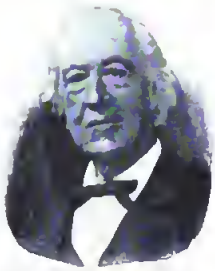
Ostasien mit einer starken chinesischen Streitmacht einen ernsten Zusammenstoß hatten. Nachmittags um 6 Uhr begann das Gefecht; bald war der rechte Flügel zum Sturmangriff übergegangen und hatte den Hügel genommen. Gleich darauf aber drang auch der dienstälteste Major Wyneken vor. Obgleich er nur fünf Mann bei sich hatte, trieb er den Feind ohne ernstlichen Widerstand in die Flucht. Wir bringen hier das Porträt des tapferen Offiziers.

Hauptmann Kremkow, dessen Bild wir gleichfalls wiedergeben, nahm an der Erstürmung der Peilang-Forts als Kommandeur der ersten schweren Feld-Haubitz-Batterie hervorragenden Anteil und wurde vom Kaiser in Anerkennung seiner Verdienste durch Verleihung des Ordens pour le mérite ausgezeichnet. Das Eingreifen der Feld-Haubitz-Batterie unter Hauptmann Kremkow kann als die Feuertaufe dieser neuen Waffengattung der deutschen Armee bezeichnet werden.

Oberst Yorck v. Wartenburg †.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph E. Bieber in Berlin.

Major Wyneken.

Hauptmann Kremkow.
Nach einer Aufnahme von Fritz Leyde & Co., Hofphotogr. in Berlin.



Prof. Willibald Beyschlag †.
Nach einer Photogr. Aufnahme von Fr. L. Müller in Halle a. S.

Dampfbaggertransport bei Hamburg. Im Auftrage des hamburgischen Staates vollführte die dortige Firma Bering jüngst den Transport eines Dampfbaggers, welcher beim weiteren Ausbau der neu angelegten Seeschiffhafen auf Kuhwärder die Erdschöpfarbeiten verrichten soll. Der Transport des Baggers, der bei einer Länge von 30 m und einer Breite von 6 m das respektable Gewicht von 140 000 Kilogramm aufweist, war, wie aus unserer Abbildung ersichtlich ist, ein äußerst interessanter Vorgang. Um den Kahn auf die 4 m über dem Wasserspiegel gelegene Deichkrone hinaufzubefördern, waren 48 Mann notwendig, welche an vier Edwinden von morgens 8 bis nachmittags 4 Uhr ununterbrochen arbeiteten. Nachdem der Bagger die Deichkrone erreicht hatte, wurde er auf der Außenseite mit dem Schlitten gehoben und mit kräftigem Antriebe in sein nasses Element hinunterbefördert.

Denkmal für Kaiser Karl IV in Tangermünde.
Nach einer photographischen Aufnahme von Fritz Bahn in Tangermünde.

Professor Willibald Beyschlag. Der bekannte Theologe und beredte Kämpfer für die evangelische Glaubenssache in Deutschland, ist in Halle am 25. November hochbetagt gestorben. Beyschlag stammt aus Frankfurt a. M., wo er am 5. September 1823 geboren wurde, und studierte in Bonn und Berlin protestantische Theologie. Von 1850 bis 1856 war er zweiter Pfarrer in Trier und kam dann als Hofprediger nach Karlsruhe. Seit 1860 hat er als Professor der praktischen Theologie an der Universität Halle gewirkt und nebenher eine überaus reiche Thätigkeit als Fachschriftsteller entfaltet. Unter seinen wissenschaftlichen Werken sind zu nennen „Die Christologie des Neuen Testaments", „Neutestamentliche Theologie", „Der Altkatholizismus", ab „Das Leben Jesu". Seit 1876 gab er im Dienst der sogenannten Mittelpartei, welche er als Führer auf den preußischen Generalsynoden von 1875 und 1879 vertrat, die „Deutsch-Evangelischen Blätter" heraus.

Die Enthüllung des Denkmals Karls IV in Tangermünde, welches der Stadt von Kaiser Wilhelm II geschaft wurde, hat in dessen Anwesenheit am 29. November stattgefunden. Kaiser Karl IV hatte, als er gegen Ende seiner Regierungszeit († 1378) Landesherr in der Mark wurde, Tangermünde zu seiner zeitweiligen Residenz auserkoren und besonders die alte Burg zu einem prächtigen Schlosse umgestalten lassen. Heute ist außer Mauerresten von jener nur noch der sogenannte Kapitelturm an der Nordostecke des äußeren Burghofes auf der höchsten Erhebung des Geländes erhalten geblieben. Hier zwischen den Trümmern des 1640 im Dreißigjährigen Kriege durch Brand und Beschießung zerstörten Kaiserschlosses und dem etwa 22 m hohen Kapitelturme hat das Standbild seinen Platz erhalten. Dasselbe ist ein Werk des Bildhauers Cauer und zeigt die Gestalt Karls IV in aufrechter Haltung auf erhöhtem Postamente.

Dampfbaggertransport auf Kuhwärder bei Hamburg.
Nach einer Aufnahme von John Thiele in Hamburg.

Preisausschreiben für ein deutsches Flottenlied. Vor einiger Zeit hatte der bekannte Musikalienverlag Breitkopf & Härtel in Leipzig auf Anregung von Mitgliedern der Freien Vereinigung für Flottenvorträge Ehrenpreise von insgesamt 1000 Mark für Dichtung und Komposition eines Flottenliedes ausgeschrieben. Unter den etwa 1000 eingeschickten Texten erkannte das Preisgericht dem von frischem Mut durchklungenen Liede „Michel, horch, der Seewind pfeift!“ von Gottfried Schwab in Darmstadt den ersten Preis zu. Anläßlich des anschließenden Preisausschreibens für die Kompositionen gingen mehr als 900 Manuskripte ein. Der erste Preis ward der Komposition Th. Scharffs in Freiburg in Schlesien zuerteilt, welcher das kernige deutsche Matrosenlied „Hurra! Ihr blauen Jungen!“ von Reinhold Fuchs in Dresden zu Grunde liegt, das bei der Prüfung der Dichtungen von den Preisrichtern ebenfalls ausgezeichnet worden war, aber wegen kruherer Veröffentlichung in kürzerer Gestalt mit einem Preise nicht bedacht werden konnte.

Gottfried Schwab.

Reinhold Fuchs.

Th. Scharff.

Gottfried Schwab, der Dichter des mit dem ersten Preise ausgezeichneten Liedes, wurde am 25. Juni 1851 in Darmstadt geboren und ist bisher mit einem Bande Gedichte „Allerlei Bergfahrten“, einer Erzählung „Tisiphare“ und dem Schauspiele „Unaufhaltsam“ in die Oeffentlichkeit getreten.

Th. Scharff, der Schöpfer der Preiskomposition, stammt aus Seifersdorf bei Löwenberg in Schlesien, wo er am 6. März 1847 geboren wurde. Den ersten Unterricht erhielt er in Löwenberg; später kam er auf's Seminar, von dem er 1868 als Lehrer nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, um das Studium der Musik mit Eifer fortzusetzen. Von 1870 bis 1871 besuchte er die Königliche Kunstschule in Berlin und trat dann als Zeichen- und Musiklehrer in die neugegründete höhere Schule seiner Vaterstadt ein. Im Jahre 1874 siedelte er in gleicher Eigenschaft an die jetzige Realschule in Freiburg in Schlesien über.

Reinhold Fuchs, der Verfasser des von Scharff komponierten Matrosenliedes, kam am 8. Juni 1858 in Leipzig zur Welt und wirkt jetzt als Oberlehrer an der 1. städtischen Realschule zu Dresden. Schon im Jahre 1892, als er noch Student war, trug Fuchs in Wien einen Preis der „Deutschen Zeitung“ für einen nationalen Gesang der Deutschen in Oesterreich davon. 1891 ward seine Gedichtsammlung „Strandgut“ mit dem Jahrespreise des Augsburger Schillervereins bedacht, und auch seine Novellen in Versen, die unter dem Titel „Herzenskämpfe“ erschienen, fanden Beifall.

Der Leonhardsbrunnen in Stuttgart, welcher unlängst auf dem gleichnamigen Platze an der alten gotischen Leonhardskirche im Altstadtviertel aufgestellt wurde, bildet dort eine stimmungsvolle plastische Zierde. Bildhauer Adolf Fremd, der Schöpfer des Brunnens, hat für diesen die volkstümliche Gestalt eines von seinem struppigen Hunde begleiteten Nachtwächters von anno dazumal gewählt, wie er, auf den Spieß gestützt und die Laterne in der Hand, gerade wieder seinen uralten Schlafgesang in die nächtliche Gasse hinausplärrt. Die gelungene Figur erhebt sich in Lebensgröße auf einem im deutschen Renaissancestil gehaltenen Postament aus Würzburger Koenstein. Sie ist in Bronze als Hahlgalvano ausgeführt und zur Erhöhung ihrer altertümlichen Wirkung mit einer künstlichen Patina versehen worden.

Der Nachtwächterbrunnen auf dem Leonhardsplatze in Stuttgart.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hans Hildenbrand in Stuttgart

Das Schichau-Denkmal in Elbing. Auf dem altstädtischen Lustgarten zu Elbing, gegenüber dem Hauptportale der Schichauwerft, wurde am 18. November ein Schichau-Denkmal von den Beamten und Arbeitern der Schichauwerke zum Andenken an den verewigten Gründer der weltberühmten Anstalt errichtet. Das Denkmal ist eine meisterhafte Schöpfung des Friedenauer Bildhauers Professor Haverkamp. Auf einem Postament aus rotpoliertem Granit, welches die Inschrift trägt: „F. Schichau. 1814—1896. Ihrem verehrten Chef Die Beamten und Arbeiter“ erhebt sich das Bronzestandbild des berühmten Sohnes der alten Industriestadt Elbing. Einfach und schlicht in Ausdruck und Haltung, den Blick auf die Hauptpforte der Schiffswerft gerichtet, ist die überlebensgroße Figur in äußerst treffender Weise wiedergegeben. Am Fuße des Sockels befinden sich zwei lebensgroße Idealfiguren. Rechts ein kraftstrotzender Arbeiter mit Schurzfell und Schmiedehammer,

dem Altmeister einen Lorbeerkranz zureichend, links eine sitzende Frauengestalt, die sinnend das Modell eines Torpedobootes betrachtet, welches sie in Händen hält. Die beiden Figuren stellen die Arbeit und die Technik dar. Ferdinand Schichau hat seine Werkstatt, die das Fundament zu dem heutigen Weltetablissement bildete, im Jahre 1837 gegründet. 1840 erbaute er die erste Hochdruckmaschine von 4 Pferdekräften, im Jahre 1841 den ersten in Deutschland hergestellten Dampfbagger, 1855 den ersten in Preußen gebauten Seedampfer mit Schraubenantrieb, dem bald darauf die erste Compoundmaschine für ein Schiff der preußischen Marine folgte. Mit dem Bau der Torpedoboote begann für Schichau eine neue Aera. Seine Torpedoboote erhielten bald infolge ihrer bis ins kleinste genauen Ausführung einen Weltruf und übertrafen in ihrer Leistungsfähigkeit bei weitem die englischen Boote. Die Zahl der hier für fast alle Staaten erbauten Torpedoboote beläuft sich heute auf etwa 300. Ferner lieferten die Schichauwerke bisher über 2000 Dampfmaschinen von mehr als 1 300 000 Pferdekräften. Als die Elbinger Werkstatt den sich steigernden Anforderungen nicht mehr genügte, sah Schichau sich im Jahre 1891 genötigt, eine zweite Werft in Danzig anzulegen, auf der zahlreiche und gewaltige Schiffe entstanden sind; vor allem Panzerschiffe und Schnelldampfer größter Bauart. Im ganzen sind auf den Schichauwerken bisher mehr als 700 Fluß- und Seedampfer, sowie über 50 Dampfbagger verschiedenster Konstruktion und Größe erbaut worden. Die Zahl der Arbeiter, welche die Schichauwerke heute beschäftigen, beläuft sich auf 6500. Trotz seines großen Reichtumes und der zahllosen Ehrungen, welche Schichau empfing, war er immer von einer rührenden Einfachheit, Liebenswürdigkeit und Sparsamkeit. Am 25. Januar 1896 schloß dieser Fürst der Arbeit, wie er mit Recht genannt wird, für immer seine Augen. An der Spitze der Schichauwerke steht jetzt sein Schwiegersohn, der Ingenieur Carl Ziese, in dessen bewährten Händen schon seit Jahren die technische Leitung des Weltetablissements lag.

Oscar Meyer-Elbing.

Das Schichau-Denkmal in Elbing.
Nach einer photographischen Aufnahme von Bastlius in Elbing

Eisenbahnzug mit Weihnachtsbäumen auf dem Potsdamer Güterbahnhof. Während der letzten 14 Tage vor dem Christfest bietet der Potsdamer Güterbahnhof ein eigenartiges Bild. Da sieht man fast unaufhörlich Güterzüge von 15 bis 20 und mehr Wagen Länge hoch bepackt mit Tannenbäumchen, zumeist vom Harz und aus Thüringen her, einlaufen. Alle diese schier zahllosen großen und kleinen, teils mit Strohseilen umwickelten Bäume, welche bestimmt sind, zu Weihnachten in Palast wie in der Dachkammer in Lichterglanze und in buntem, goldig-silberigem Schmucke zu erstrahlen, werden zunächst neben dem Bahnhofe auf dem Exerzierplatze der Eisenbahnbrigade aufgestapelt. Hunderte von Menschen besorgen sodann deren Fortschaffung nach den Verkaufsstellen der Kleinhändler. Letztere pflegen nämlich, sofern sie nicht ganze Waggonladungen vorher beliebt haben, gleich an Ort und Stelle ihre Einkäufe abzuschließen, und so entwickelt sich hier auf dem Bahnhofe ein Geschäftsverkehr, dessen Lebendigkeit durch die mehr oder minder starke Zufuhr von Bäumen ebenso bedingt ist wie die Schockpreise der letzteren.

Eisenbahnzug mit Weihnachtsbäumen auf dem Potsdamer Güterbahnhof.
Nach dem Leben gezeichnet von E. Thiel

Digitized by Google

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Halbheft 27, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Die Kohlennotfrage im Deutschen Reichstage. An anderer Stelle der „Gartenlaube" hat ein Fachmann auf dem Gebiete der Handelspolitik und Nationalökonomie unseren Lesern eine eingehende und sachliche Darstellung der „Ursachen der Kohlennot" gegeben. Inzwischen ist diese am 3. Dezember und in den folgenden Tagen auch Gegenstand einer Interpellation im Deutschen Reichstage geworden. Es ist dankbar anzuerkennen, daß die berufenen Vertreter des deutschen Volkes diese tief in das allgemeine Volkswohl einschneidende Frage der Kohlenteuerung zum Gegenstande einer Besprechung vor dem Forum des Reichstages gemacht haben. Die lebhafte Diskussion, welche sich entwickelte und an der, nebst den Vertretern der Regierung, Mitglieder aller Parteien regen Anteil nahmen, ergab eine überaus vielseitige Beleuchtung der Verhältnisse.

Professor Wilhelm Leibl †.

Nicht nur in der Industrie, sondern auch im Haushalte namentlich des Mittelstandes und der Arbeiterkreise hat sich die schlimme Wirkung der jüngsten Kohlenteuerung in deutlicher Weise fühlbar gemacht, und es ist dringend zu wünschen, daß nun, nachdem die Ursachen derselben an maßgebender Stelle erörtert worden sind, kein Mittel unversucht gelassen werde, um, sei es durch gesetzliche Verfügungen, sei es durch Verbesserung der Betriebe oder Abstellung von Uebelständen, der Wiederkehr einer derartigen das Volkswohl schädigenden Teuerung der Kohlen vorzubeugen.

Wilhelm Leibl, der ausgezeichnete Genremaler, der seit Jahren in dem oberbayrischen Bad und Marktflecken Aibling bei Rosenheim wohnte, ist am 5. Dezember in einer Würzburger Klinik an Herzlähmung gestorben. Leibl war zu Köln am 23. Oktober 1844 geboren. Er war gelernter Schlosser, wurde gleichwohl früh von Kunsteindrücken beeinflußt und angeregt und wandte sich dann der Malerei zu. Er studierte auf der Münchner Akademie unter Piloty und darauf bei Courbet in Paris. Er holte sich seine Bildmotive stets aus dem oberbayrischen und Tiroler Landvolke. Und so sind es denn Bauern und Bauernnnen zu Hause, in der Dorfschenke oder in der Dorfkirche rc., die er beim Weintrinken und Politisieren, beim Zeitungslesen, Beten oder bei häuslicher Hantierung darstellte.

Ludwig Jacobowski †.

Ludwig Jacobowski, einer der begabtesten unter den jüngeren modernen Dichtern, ist am 2. Dezember in Berlin dem Typhus erlegen. Jacobowski, der am 21. Januar 1868 zu Strelna in Posen geboren wurde, trat, kaum zwanzigjährig, schon mit einem Bändchen Gedichte hervor und hat seitdem auf dem Gebiet der Lyrik, des Romans und des Dramas vielerlei und manches Schöne dargeboten. Unstreitig das Beste hat er als Lyriker in der letzten Sammlung „Leuchtende Tage" geliefert, in welcher das Streben nach volkstümlichem Tone glücklich zum Ausdruck kommt. Unter seinen Prosadichtungen haben besonders die Romane „Werther der Jude" und „Loki, Roman eines Gottes" seitens der Kritik wie des Lesepublikums berechtigte Beachtung gefunden. Als Dramatiker ist Jacobowski mit einer Komödie „Der Narr" hervorgetreten, doch lag die Stärke seines Könnens mehr auf lyrisch-epischem Gebiete.

Dr. Otto Kersten †.

Nach einer Aufnahme von Hofphotogr. Arno Kersten in Altenburg.

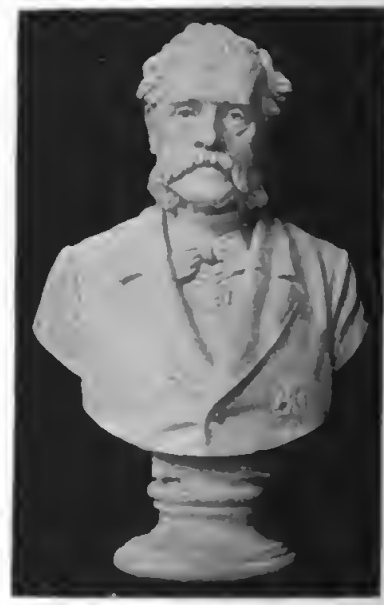
Dr. Otto Kersten, einer der ersten deutschen Afrikareisenden, ist am 22. November in seiner Vaterstadt Altenburg gestorben. Am 24. Dezember

Ankunft des Grafen Waldersee mit Stab in Tientsin.

Digitized by Google

1839 geboren, begleitete er den Reisenden Karl von der Decken 1862 auf seiner Reise auch dem Kilimandscharo. Dann bereitete er in Sansibar eine große Expedition in das Somaliland vor. Dieselbe wurde im Juni 1865 begonnen, fand aber schon anfangs Oktober durch die Ermordung Deckens sowie der beiden Begleiter desselben, des Malers Trenn und des Arztes Dr. Link, in Baedern ein frühzeitiges jähes Ende. Nachdem Kersten die Expedition wieder nach Sansibar zurückgebracht hatte, kehrte er nach Deutschland zurück und gab im Auftrage der Familie von der Deckens und im Vereine mit Fachgelehrten das sechsbändige Werk über dessen Reisen in Ostafrika heraus.

Graf von Waldersee in Tientsin. Am 25. September war Generalfeldmarschall Graf Waldersee an Bord des großen Kreuzers „Hertha" zu gleicher Zeit mit dem Reichspostdampfer „Sachsen", der seinen Stab an Bord führte, auf der Reede vor Taku eingetroffen. Von hier aus wurde sogleich die Weiterreise nach Tientsin angetreten, woselbst am 27. September die Ankunft erfolgte. Da bereits mit dem Eintreffen Waldersees in Taku dessen militärische Thätigkeit für Petschili ihren Anfang genommen hatte, so trug der Empfang des Oberbefehlshabers natürlich einen offiziellen Charakter. Graf von Waldersee wurde demgemäß, wie unsre Abbildung zeigt, durch Truppenabordnungen aller Verbündeten begrüßt, welche als Ehrenwache auf dem Bahnhof in Tientsin Frontstellung genommen hatten. Am Abende desselben Tages veranstalteten die dort ansässigen Deutschen zu Ehren ihres landsmännischen Feldherrn einen Fackelzug und Zapfenstreich.



F. Hartzers Langenbeck-Büste in der Aula der Berliner Universität.

Die Langenbeck-Büste für die Aula der Berliner Universität. Das Sanitätsoffizierkorps der preußischen Armee hat für die Aula der Universität Berlin eine von Professor Dr. F. Hartzer geschaffene Marmorbüste des berühmten Chirurgen Bernhard von Langenbeck gestiftet. Langenbeck erfreut sich in sehr lebendiger Auffassung; die feinen, durchgeistigten Züge tragen das Gepräge seiner vornehmen Denkart. Das Postament aus grauem schlesischen Marmor enthält die versöhnende Inschrift: „Dem unvergeßlichen Lehrer brachte das Langenbeck in treuer Dankbarkeit das Sanitätsoffizierkorps der Kgl. preußischen Armee".

Diese Ehrung des Urhebers der Chirurgie soll an seine großen Verdienste im Krieg und Frieden erinnern: als Lehrer an der Kaiser Wilhelms-Akademie und dann als Leiter der militärärztlichen Fortbildungskurse hat Langenbeck fast alle hervorragenden Militärärzte ausgebildet. Weiter hat er als Kriegschirurg auf den Schlachtfeldern von Düppel, Böhmen und Frankreich Lorbeeren gepflückt. An der Berliner Universität wurde Langenbeck 1848 Ordinarius und leitete bis 1882 die Klinik. 1882 trat er in den Ruhestand, seine letzten Jahre verlebte er zu Wiesbaden, wo er 1887, im Alter von 77 Jahren, verstarb.

Vom Wohlfahrtsfest des Bayrischen Verkehrsvereins. In den Tagen vom 29. November und 2. Dezember hatte die bekannten „Kammlichtspiele" zu München ein prächtiges Bild Künstlerhände hatten sie in ein oberbayrisches Gebirgsdorf verwandelt und in allerlei Buden waren Kunstwerke und Spielwaaren in Hülle und Fülle ausgebreitet. Unsere Abbildung gewährt einen Blick in den so hingezauberten winterlichen Ausstellen. Das ganze Wohlfahrtsfest war ein Werk des Vereins bayrischer Verkehrsbeamten. Derselbe erhielt mit Hülfe der auf diesem Bazare erübrigten Gelder die Gründung eines Witwen und Waisenunterstützungsfonds, die Beschaffung von Erholungs- und Genesungsheimen und die Gründung eines Waisenstiftes für unversorgt hinterbliebene Kinder und Angehörige des Verkehrsbeamtenstandes.

Vom Wohlfahrtsfest des Bayrischen Verkehrsvereins in München.
Nach einer photographischen Aufnahme von Maxim. Stuffler in München.

Digitized by Google

Für Hausfrauenfleiss.

Häubchen in Wollknüpfarbeit. Für unsere Leserinnen, denen die Wollknüpfarbeit vertraut ist, bringen wir nebenstehend das Muster zu einer reizenden Kapote für kleine Mädchen im Alter von 1 bis 3 Jahren; jedoch kann jede unserer Leserinnen, welche Lust und Liebe dazu hat, die Knüpfarbeit nach den folgenden Erläuterungen leicht ausführen. Erforderliches Material: Ein Strang blaue und ein Strang weiße offene, sogenannte Dramagaseide, 100 g weiße Schaumwolle und 90 cm indische Seide. — Das Häubchen besteht aus 3 Teilen, und zwar Boden, Passe und Spitze. — Zur Herstellung klebt man auf ein Reißbrett oder sonstiges ältereres Brett das erforderliche Knüpfpapier Nr. 1½. Hat man sich die Größe des Bodens vorgezeichnet, so schlägt man dem Rande entlang auf jede Linie einen Knüpfnagel — Nagel ohne Kopf — ein. Nun belegt

Häubchen in Wollknüpfarbeit.

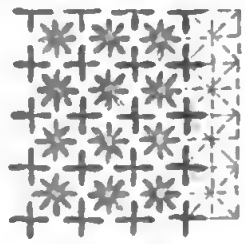
man mit doppelter blauer Seide 2 schräge Linien, läßt 2 Linien aus und belegt die nächsten 2 Linien abermals mit blauer Seide; ebenso verfährt man in entgegengesetzter Richtung. Ist der ganze Boden auf diese Weise mit blauer Seide belegt, so geht man, ebenfalls mit doppelter weißer Seide, über die beim ersten Belag freigelassenen schrägen Linien nach beiden Richtungen. Hernach belegt man in fein- und wagerechter Richtung die zwischen den blauen Linien liegenden Quadrate wieder mit doppelter weißer Seide. Zuletzt wird über sämtliche Linien dreifache weiße Schaumwolle gelegt. Beim Knüpfen verwendet man zu den blauen Linien die blaue und zu den Sternen die weiße Seide. Ist auf diese Weise Boden, Passe und Spitze hergestellt, so wird letztere noch mit einer in weißer Seide ausgeführten, gehäkelten Pikottour umgeben. Das Häubchen wird mit einem Faltee aus weißer indischer Seide versehen. Die Rosetten, mit welchen das Häubchen verziert ist, wie auch die Bindebänder und kleinen Rosettchen zu beiden Seiten sind ebenfalls aus indischer Seide. Um es jeder Größe leicht anpassen, ist es ratsam, das Häubchen auf der Innenseite mit einem Zug zu versehen und die kleine Schleife in der hinteren Mitte zum Auf- und Zubinden einzurichten.

F. A. S. St.

Wäschebeutel. Zu den Gebrauchsgegenständen, deren Vorhandensein in jedem Schlafzimmer von der ordnungsliebenden Hausfrau angenehm empfunden wird, zählen wir einen Wäschebeutel. Der von uns abgebildeten Beutel ist grauer, gerader Kanevas und hellblaues Kristallingarn verwendet. Zur Herstellung des Wäschebeutels braucht man zuerst einen 1,25 m langen und 50 cm breiten Streifen Kanevas und später dann noch zwei Streifen, 15 cm breit und 62 cm lang, zu den beiden unbestickten Seitenrändern, zu den Trägern zwei Streifen, 70 cm lang und 10 cm breit. Selbstverständlich kann jedermann an der Größe nach eigenem Gutdünken zugeben oder weglassen. Die eine Seite des Wäschebeutels wird, wie ersichtlich, mit leichter Stickerei in hellblauem Kristallingarn bestickt. Nach beigegebenem Detail Nr. 1 führt man zuerst die Randbordüre in doppeltem Kreuzstich und einfachem Maschenstich aus. Zu beachten ist hauptsächlich, daß der Zwischenraum zwischen den einzelnen, nach Detail Nr. 2 auszuführenden Sternen und der Randbordüre genau dieselbe Zahl von Fäden betrage, um die schöne Wirkung der Arbeit nicht zu beeinträchtigen. Der mittlere Streifen ist nach Detail Nr. 3 auszuführen. Ist die Arbeit so weit vollendet, so werden die beiden vorerwähnten 62 cm langen Streifen auf beiden Seiten mit einer französischen Naht eingenäht. Hierauf wird der obere Rand etwa 2 cm breit umgefärbt und sodann in hellblauem Kristallingarn mit einer Durchzugreihe umhäkelt. Man arbeitet zu derselben je abwechselnd drei doppelte Stäbchen, 2 Luftmaschen; darunter noch eine Tour, je eine feste Masche um die beiden Luftmaschen der vorhergehenden Tour, 5 Luftmaschen und so fort. Die oben angegebenen, ungefähr 70 cm langen Träger werden der Mitte entlang mit vier Reihen Maschenstich verziert, dann auf der linken Seite zusammengenäht, umgedreht und an den beiden Rändern mit einer Picotnoue umgeben. Die Picot sind folgendermaßen hergestellt: 1 feste Masche, 4 Luftmaschen in die erste derselben eingestochen, 1 feste Masche, 3 Faden des Randes übergangen, 1 feste Masche u. s. w. Man befestigt die Tragbänder nun auf beiden Seiten neben den eingesetzten Stafffstreifen und versieht den Wäschebeutel zuletzt mit zwei etwa 50 cm langen, in jedem guten Stickereigeschäft erhältlichen Halshaben. Zur Ausschmückung ist unser abgebildetes Bouket an den Seiten des vorderen Teiles oben noch je mit einer aus Kristallin gedrehten Kordel und Quaste verziert. F. A. S. S.

Wäschebeutel.

Waschbarer Kissenüberzug.



Stickereiborte.

Waschbarer Kissenüberzug. Aus einem Rest von hellgelblichem Kanevas mit eingewebten marineblauen Streifen, welche ein ziemlich großes Viereckmuster ergeben, ist das beifolgend abgebildete Kissen für einen Gartenstuhl entstanden. Das innere Viereck wurde durch eine große, sternartige Kreuzstichfigur in Blau und Gelb vollständig gefüllt, die beiden blauen Streifen durch eine Reihe von gelbem Plattenstich zu einer breiteren Borte verbunden, die äußeren sich ergebenden Ecken mit kleinen blauen Figuren bestickt. Der Ueberzug sollte seiner hellen Grundfarbe wegen waschbar sein, also wurde er unabhängig vom Kissen fertig gemacht, mit breiten Rändern nach dessen Rückseite umgeschlagen und dort durch einige Knöpfe befestigt (siehe Rückansicht). Auch mit graulichem Leinengrund, weißen Streifen und kurkischrotem Garn wird das Kissen hübsch und sommerlich wirken.

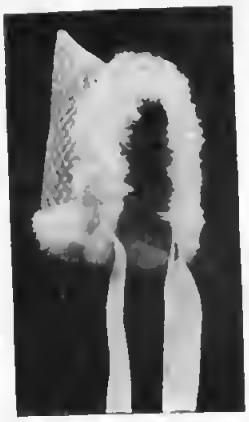
Stickereiborte. So einfach beifolgender Stickereistreifen aussieht, er wirkt doch als Verzierung für einen Tischläufer, eine Schürze, ein Kinderkleid u. s. w. ganz besonders gut und kann auch nach Bedarf in mehr oder weniger Reihen, schmal oder sehr reich, gestickt werden. Es sind nur Kreuze und Sterne verwendet, die nacheinander greifen und in einer Farbe oder in allerlei Abänderungen zu sticken sind. Am bequemsten arbeitet es sich auf einem quadratisch eingeteilten Stoff (Kanevas), doch kann man sich mit Hilfe von Lineal und Centimetermaß die Hauptpunkte des Musters auch auf glattem Leinwand angeben. Ueber Stramin zu arbeiten empfiehlt sich nicht, da das Ausziehen der Stramingfäden die Stickerei zu sehr lockern würde. In weißer Seide auf grünlichem Grund oder in gelber Seide auf Weiß, wobei der Mittelpunkt der Kreuze mit einem goldbraunen Stich markiert werden kann, wirkt die Borte wohl am schönsten, doch giebt auch farbiges Leinengarn oder Baumwolle auf Weiß einen ganz guten Effekt. Sehr nett sieht es bei einem Kleidchen aus, wenn die Borte um den Rock breit, um Hals und Aermel mit wenig Reihen gestickt wird.

Detail 1 bis 3 zum Wäschebeutel.

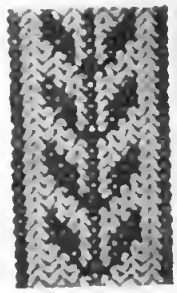
Digitized by Google

Für Hausfrauenfleiss.

Hübsches Häubchen für kleine Kinder. Zu diesem Häubchen werden zwei Teile von 46 cm breitem, 35 cm langem feinen, weißen Faltenschirting verwendet, zwischen welche eine Lage feiner gebleichter Watte gelegt, gut gehestet und abgesteppt wird. Letzteres ist abwechslungsweise in breiten und schmalen Linien, mit waschechter gelber Seide ausgeführt. Nach dem beigegebenen Muster wird nun die Form ausgeschnitten und oben die Naht ausgeführt. Unten am Nackenrand erhält das Häubchen zwei gegeneinander stehende kleine Falten. Dann wird der ganze Rand mit Valenciabändchen eingefaßt und mit Schwanenpelz garniert. Von letzterem sind 75 cm erforderlich. Das Häubchen wird mit leichtem weißen Seidenstoff gefüttert und bekommt noch Knüpfbänder von je 40 cm langem, 3 bis 4 cm breitem weißen Seidenband.



Häubchen für kleine Kinder.



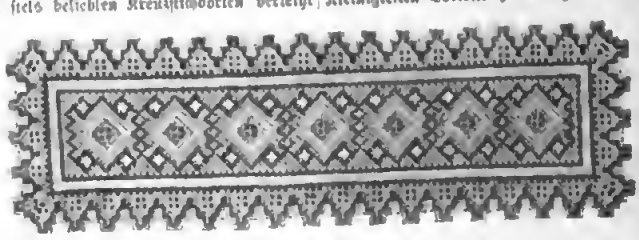
Kreuzstichborte mit Füllstichen.

Schnitt zum Häubchen für kleine Kinder.

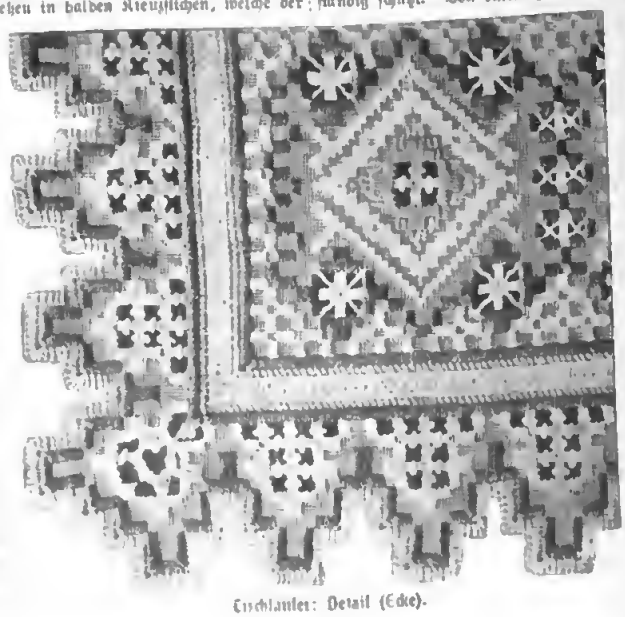
F. A. S. S.

Kreuzstichstickerei mit Füllstichen. Den für Decken jeder Art, Kissen, Kleider, Schürzen ꝛc. stets beliebten Kreuzstichborten verleiht man durch leichte Füllstiche, die aber den Gesamt noch wirksam zur Geltung kommen lassen, ein reicheres Aussehen, wodurch auch schon ganz einfache, schnellfördernd auszuführende Muster voller erscheinen. Man nimmt den Arbeitsfaden für die Füllstiche etwa halb so stark als für das Muster und gern in einer helleren Nuance als dieses, aber auch ganz abstechend, doch muß letzteres mit gutem Farbenverständnis geschehen. Die bildlich dargestellten Borte bestehen in halben Kreuzstichen, welche der Länge der Borte nach — das Muster wurde ihrer Breite nach gestickt — hin- und zurückgehend in der Lage des ganzen Kreuzstiches, aber in einzelnen Reihen gearbeitet werden, so daß die einfachen Stiche weiter Reihen im Winkel zusammenlaufen.

Tischläufer in Durchbruch und Flachstichstickerei. Immer gereicht es unseren Wohnräumen zur Zierde und trägt viel dazu bei, uns dieselben behaglich zu machen, wenn hübsche Decken und Deckchen an passender Stelle aufliegen. Hierzu eignet sich die Fläche des Tisches ganz besonders. So bringen wir hier die Abbildung eines Läufers, dessen Ausführung mit wenig Schwierigkeiten verbunden ist. Erforderliches Material: 30 cm ecrufarbener Monogrammstoff, zwei Schattierungen grünes Kreuzstichgarn und drei Schattierungen rosa Kreuzstichgarn. Am praktischsten läßt sich die Arbeit ausführen, wenn man zuerst die gerade Linien arbeitet. Dieselben bestehen aus zwei Reihen in Flachstich ausgeführten dunkelgrünen Linien. Die weichen den beiden Linien liegenden zwölf Fäden werden mit dunklerem, mittlerem und hellstem Rosa überarbeitet. Es empfiehlt sich dann die Einteilung der Hauptbordüre vorzunehmen und zwar wieder im dunkelsten Kreuzstichgarn. Die in der Mitte sich ergebenden Felder werden nach der Abbildung in Mittel- und Hellrosa, die kleinen Stiche in Hellgrün und der Mittelstern in Dunkelrosa ausgestickt, während die zwischen der geraden Linie und der Einteilung befindlichen Ecken in hellgrünen Stichen, abwechselnd in senk- und wagrechter Richtung, ausgefüllt werden. Die außerhalb der geraden Linie liegende Zackenbordüre ist an dem unserer Abbildung als Vorlage dienenden Läufer in Hell- und Dunkelgrün und Mittelrosa gearbeitet, und zwar sind die abschließenden Festons in Hellgrün, die nächste Linie dunkelgrün, dann mittelrosa und die Füllung wieder in hellgrünem Kreuzstichgarn ausgeführt. Zuletzt werden die verschiedenen Karreaus ausgeschnitten und nach Hardanger Art mit Durchbruch versehen.



Tischläufer: Gesamt.



Tischläufer: Detail (Ecke).

Standhülle für einen Hut. Mehr und mehr lernen die Damen die Wohlthat schätzen, mit wenig Gepäck zu reisen, auch fordern die zusammenstellbaren Fahrkarten eine weite Einschränkung desselben. Die Folge ist, daß man versucht, durch Kleinigkeiten Vorteile zu erlangen, und die in jeder Tasche oder an Handriemen leicht unterbringbare Hutschachtel hat sich praktisch bewiesen.

Wer größere Touren, namentlich nachts, trifft, wird sich gern seines Hutes entledigen, zu dessen Schutz und zur eigenen Bequemlichkeit; aber, o weh, am nächsten Morgen findet er ihn mit einer dicken Staubschicht bedeckt.

Diesem Uebelstande hilft die aus gebildeten, ganz dünnem Baumwollstoff gefertigte Hutschachtel ab, die, ohne die Garnitur zu drücken, den Hut vollständig deckt.

Man rechnet für die Vorderwand und setzt dieselbe, sowie die Rückwand mittels französischer Naht ganz glatt an jeder Seite einen 12 cm breiten, entsprechend langen Streifen als Soufflet ein.

Der mit der Rückwand im Zusammenhang befindliche Ueberschlag wird an jeder Ecke derartig abgeschrägt, daß der gerade obere Rand noch 25 cm mißt; alle Innenkanten sind dann schmal zu säumen.

In Breite der Soufflets wird gleich breites Band an den der Tasche und der untere Teil des Ueberschlages in eine nach innen gewandte Falte scharf eingedrückt und schließlich der Ueberschlag durch je eine Gummischlinge an jeder oberen Ecke mit entsprechenden Knöpfen versehene Vorderwand befestigt.

Als Verzierung kann ein Monogramm oder eine leichte Stickerei beliebig angebracht werden.

Allerlei Winke für jung und alt.

Die Einwinterung des Weiß-, Rot- und Wirsingkohls. Sämtliche zur Einwinterung bestimmten Köpfe müssen fest geschlossen sein. Alle losen Blätter werden hierbei mit glattem Schnitte entfernt und die Kohlköpfe dann in einem luftigen, bedeckten Raum zum Abtrocknen aufgestellt. Nicht fest geschlossene Köpfe, die bei Winteraufbewahrung doch durch Fäulnis zerstört werden würden, legt man beiseite, um sie zuerst in der Küche zu verwenden.

Wer strunkfreie Köpfe im Keller aufbewahren will, schneide die Strünke glatt um Kopfe weg und lege die Köpfe im Keller einfach auf trockenen Sand oder Bretter, sehe des Winters öfter nach denselben und entferne die faulenden Blätter. Ein Wenden (Umlegen der Köpfe auf die andere Seite) ist hier von großem Vorteile. Wer größere Vorräte an Weiß- und Rotkohl aufbewahren will, sei es nun zum Verkauf oder auch zum eigenen Gebrauch, wird am besten in geschützter Lage Gruben auswerfen lassen und in diese die Kohlköpfe zur Ueberwinterung bringen. Wirsing-, auch Savoyerkohl, in Württemberg auch oft nur Kohl genannt, eignet sich wegen der weniger fest geschlossenen Köpfe hierzu nicht immer. In die ungefähr ½ Meter tiefe und trockene Grube setzt man die Kohlköpfe, von denen man lose, angefaulte Blätter entfernt sind, meistens so ein, daß die Köpfe nach unten, die Strünke nach oben stehen und die Blätter sich nicht gegenseitig verdrücken. Es werden hierbei die Zwischenräume, sowie die Köpfe selbst vollständig mit Erde bedeckt. Bei starkem Frostwetter bedeckt man die Erde noch mit einer Laubschicht. Selbstverständlich müssen bei Entnahme nach Kohlköpfe die übrigen noch eingeschlagenen wieder gut bedeckt werden, sonst würden sie durch Frost Not leiden.

Die Einwinterung des Weiss-, Rot- und Wirsingkohls.

Sollte der Boden feucht und der Grundwasserstand doch sein, so ist es vorteilhafter, keine Gruben auszumachen, sondern auf ebener Erde etwas Sand auszustreuen, hierauf die Köpfe umgekehrt zu setzen und mit Erde zuzudecken (siehe Abbildung). Bei Frostwetter wird dann noch Laub oder anderes Deckmaterial darüber ausgebreitet.

Hübscher Tafelschmuck aus Sprossen der Winkelgemüse. Während draußen in der Natur noch alles im Winterschlaf liegt, beginnen unten in der Hausfrau Keller schon allerhand Gewächse zu keimen und auszuschlagen. Da gilt es nun, diese Gemüse möglichst rasch zu verwenden. Die leidigen Schößlinge der Kraut- und Rübengewächse wandern achtlos fast immer in den Abfalleimer und doch geben sie — man versuche es nur einmal — eine allerliebste Füllung für einen Blumenkorb, die so hübsch ist, daß sie sogar eine Gesellschaftsinsel schmücken kann. Besonders gut zu gebrauchen sind die blutroten Sprossen der roten Rübe (auch rote Beete genannt), die hellen Herzblätter der Radiradi, die schon den Ansatz zum Blütenschaft zeigen, die gelben Triebe der Runkelrübe und des Teltower Rübchens und endlich die schildförmigen Portulakblättchen. Damit nun all diesen Krauttrieben kein scharfer Geruch anhaftet, muß man sie mehrere Stunden vor dem Gebrauch abschneiden und mit der Schnittfläche in Wasser legen. Nun ordnet die verschiedenen Sprossen dann zierlich in einer Umhüllung von Tannen, die mit ihrem dunkelgrünen Aussehen den besten und wirkungsvollsten Hintergrund zu den zarten Trieben bilden. H.

Ein Schreibspiel. Kennt ihr schon das Spiel, bei dem in wenig Minuten möglichst viele Städte mit einem daraus bestimmten Anfangsbuchstaben geschrieben werden müssen? Wer am meisten Städte kennt, und wem sie auch gleich eingefallen sind, der ist Sieger. Die Uhr wird auf den Tisch gelegt, der Buchstabe genannt. Wenn drei Minuten darbei sind, gilt's nicht mehr, dann wird gezählt und verglichen. Anstatt der Städte kann man auch berühmte Persönlichkeiten nehmen. Noch weniger bekannt ist ein anderes Buchstabenspiel, das ich euch empfehlen kann. Eins aus der Gesellschaft giebt ein großes schönes Wort mit recht vielen verschiedenen Buchstaben. Die Uhr ist wieder hingelegt und fünf Minuten sind ausgemacht worden. Also los: „Eisenbahndrucke!" — Aus diesem Wort müssen nun so viele neue gebildet werden, als so den fünf Minuten zu erdenken sind. Wiederholen eines Buchstabens ist gestattet. Ich schreibe z. B.: „Ei, Eis, Eisen, Esse, Essen, Ebene, Ise, Inn, Iran, irren, erinnern, erben, Bern, bahnen, bocken, drücken, Senke, sehnen, Serbien, Bank, Biene, Binse, Barke, Sahne, Sinn, Rücken, Hans, Mann, Nansen . . ." Da hätte ich 29 Wörter, es stecken aber gewiß noch mehr darin. Anfangs geht es langsam, aber bald adt sich's und macht viel Spaß. Versucht es nur!

Denkspiele in größerer Gesellschaft. Mit nachstehenden Spielen, die nur etwas Gewandtheit und Gedächtnis erfordern, können zwei Personen eine Gesellschaft, welcher die Spiele unbekannt sind, lange Zeit unterhalten. Z. B. der eine der beiden Eingeweihten erklärt, er werde nun auf einige Minuten das Zimmer verlassen und beim Wiedereintritt sofort die Person herausfinden, der sein Partner in der Zwischenzeit die Hand gereicht habe. Gewöhnlich stößt er damit auf Ungläubige. Nun geht er hinaus, giebt aber, ebenso wie sein Gehilfe, genau acht, wer von der Gesellschaft zuletzt spricht, ehe er draußen ist. Dieser zuletzt redenden Person reicht nun der Eingebliebene und dann der wiederkehrende Spieler die Hand; sprachen zwei Anwesende gleichzeitig, so erfolgt der Händedruck an beide. — Aehnlich ist die „schwarze Kunst". Der eine Eingeweihte erklärt sich bereit, einen beliebigen Gegenstand zu erraten, und verläßt das Zimmer; die Gesellschaft einigt sich über den zu ratenden Gegenstand und ruft den Draußenstehenden wieder herein. Nun fragt ihn sein Helfer: „Ist es dies? — ist es jenes?" — wobei er Bedacht nimmt, unmittelbar vor dem richtigen Gegenstand ein Ding von ganz schwarzer Farbe zu benennen; der Befragte weiß dann, daß er auf die nächste Frage antworten kann: „Ja, das ist es!" — Bei dem sogenannten „Hieroglyphen-Lesen" geht auch der eine Verschworene hinaus, der andere bittet indes die Gesellschaft, ein nicht langes Wort auszusuchen, welches der wieder Eintretende erraten soll. Kaum ist dieser da, so beginnt der erste Spieler eifrig mit einem Stocke auf den Boden zu schreiben, während der Ratende ganz in das Studium dieser Linien vertieft scheint — in Wirklichkeit giebt er nur auf die hingestreuten Bemerkungen acht, die jener unterm Schreiben macht, wie: „Treten Sie aus dem Licht! — Ein schweres Wort!" rc. In den Anfangsbuchstaben dieser charakterisierten Wörter steckt das zu ratende Wort; die Schreiberei auf dem Boden soll nur die Aufmerksamkeit der übrigen ablenken. — Schließlich macht es sich auch sehr geheimnisvoll, wenn drei Gegenstände in einer Reihe hingelegt oder hingestellt werden und der Hinausgegangene beim Wiederkommen stets sofort errät, welchen Gegenstand die Gesellschaft that zu berühren aufgegeben hat. Dies verrät ihm nämlich sein Partner beim Hereinrufen: so nachdem er ihn mit einem, zwei oder drei Worten hereinruft, handelt es sich um den ersten, zweiten oder dritten Gegenstand. — Bei diesen Spielen erät natürlich die Gesellschaft bald, daß zwei unter derselben Decke stecken, aber sie zerbricht sich den Kopf über die Art des Zusammenspiels, und das giebt viel vergnügtes Hin und Her. H. R.

Ein neuer Schießsport für Kinder. Zu wertvoll der Schießsport zur Uebung von Hand und Auge ist, so wenig konnte man bisher der Jugend gute Schießwaffen in die Hand geben, denn die Gefahr einer Verletzung anderer Kinder war zu groß. Zwar ist das Bogen- und Armbrustschießen noch hier und da beliebt, aber im allgemeinen wird auch dieses Vergnügen den Kindern nur wenig gewährt. In der Spielwarenindustrie tritt jetzt eine neue Schießmethode auf, deren Vorzüge von jedem zugegeben werden, welcher bereits Gelegenheit hatte, sich damit bekannt zu machen. Dieses interessante Schießsystem „mit Luftgewehr und Gummipfeil" ist ungefährlich und nebenbei auch billig, insofern man keinerlei Ergänzung der Munition bedarf.

Die pneumatischen Waffen wirken genau auf 4 bis 6 Meter, so daß man den Sport sehr wohl auch im Zimmer betreiben kann. Die Gummipfeile sind dünne Holzstifte, deren vorderes Ende mit einer in der Mitte gehohlten kleinen Gummischeibe versehen ist. Die Pfeile werden einfach in den Lauf stramm eingesteckt und haften beim Auftreffen auf der Scheibe ganz wagerecht ziemlich fest, ohne daß sie selbst oder die Scheibe beschädigt werden. Die sogenannten Eureka-Schießwaffen sind in jedem größeren Spielwarengeschäft zu haben.

Zeusi in den Händen zu verhüten. Wie viele „probate" Mittel sind nicht schon gegen den lästigen und schmerzhaften Frost in den Händen, der viele neue Menschenkinder jahraus, jahrein plagt, angegeben — ohne Hilfe zu bringen. Wenn einmal das Uebel da ist, kann man wohl lindern, aber nicht helfen. Um das Auftreten von Frost zu verhüten, muß man vorbeugen, und zwar mit diesen Vorbeugungsmitteln bereits zu Beginn des Herbstes anfangen. Schon zu dieser Zeit wird der oder die an Frost Leidende ein Gefühl von Steifheit und Kälte in den Gliedern verspüren, das es vor allen Dingen zu vertreiben gilt. Man muß zu diesem Zweck jeden Morgen und Abend sowohl wie auch vor jedem längeren Spaziergang, wo man die Hände geraume Zeit rauher Luft aussetzt, die einzelnen Finger von der Spitze herunter bis zur Handwurzel mit ein wenig Glycerin massieren und zuletzt die ganzen Hände einige Minuten mit kräftigem Franzbranntwein tüchtig reiben. Auch muß man das Tragen enganliegender Handschuhe, z. B. Glacéhandschuhe, vermeiden und nur weiche, wildlederne tragen, weit in engen Handschuhen das Blut nicht zirkulieren kann. Ebenso trägt man am besten im Winter nachtsüber weite weiche Handschuhe, die man sofort nach dem Massieren überzieht. — Selbst hartnäckig wiederkehrender, allen Mitteln trotzender Frost ist auf diese vorbeugende Weise, wenn man das Massieren früh genug beginnt und regelmäßig fortsetzt, zum Weichen gebracht. H.

Ein neuer Apparat zum Messerputzen, der seit einiger Zeit in den Handel gebracht wird und in Haushaltungsgeschäften zu kaufen ist, soll hiermit wegen seiner praktischen Vorzüge unseren Hausfrauen empfohlen sein. Seine Zusammensetzung ist einfach. Ein Bogen Schmirgelleinen ist durch einen eisernen Rahmen auf ein Brett mit weicher Unterlage festgespannt. Das ist schon insofern ein Vorteil, weil das Schmirgelleinen nun ganz nach Wunsch, in grob oder fein, ausgewechselt werden kann. Der andere noch weitaus wichtigere Vorzug besteht darin, daß nicht nur mehrere Messer zugleich geputzt werden können und doch einen gleichmäßigen Glanz erhalten, sondern, daß auch die Schneide bequem geschärft wird, ohne daß es nötig wird, dieselbe anzuglühen. Verletzungen der Hände werden also bei Gebrauch dieses Apparates vermieden.

Milchglaslampenglocken zu reinigen. Beim Reinigen und Herrichten der Lampen erhalten die Glocken leicht Petrolenmflecken, die mit Seife allein nicht immer zu beseitigen sind. Sicher hilft eine Lösung von Pottasche in lauem Wasser, womit man die Glocke tüchtig bürstet. Mit warmem Wasser gut nachgespült und ausgetrocknet, wird sie dann den matten reinen Glanz wieder erlangt haben.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Leberecht Hühnchen

von **Heinrich Seidel.**

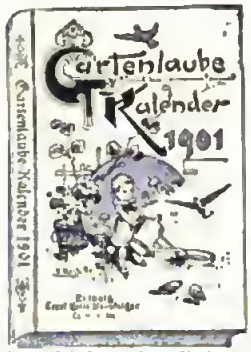
Gesamt-Ausgabe.

Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

Inhalt: Leberecht Hühnchen. Die silberne Verlobung. Die Weinlese. Das Weihnachtsfest. Die Landpartie. Das Hochzeitsfest. Die Hochzeitsreise. Leberecht Hühnchen als Großvater.

Die bisher in den verschiedenen Bänden der „Gesammelten Schriften" Heinrich Seidels zerstreuten Erzählungen aus dem Leben Leberecht Hühnchens sind hier in einem Bande zusammengefaßt, dessen Widmung Ihre Majestät die Kaiserin und Königin Auguste Viktoria anzunehmen geruhte.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.



Soeben ist erschienen:

Gartenlaube-Kalender 1901. *

Sechzehnter Jahrgang.

Mit zahlreichen Illustrationen in Schwarz- und Buntdruck.

In eleg. Ganzleinenband Preis 1 Mark.

Der „Gartenlaube-Kalender" für das Jahr 1901 enthält u. a. die neueste Erzählung von

W. Heimburg: „Maiblumen",

ferner Beiträge v. Elsa Holmann, M. Berger, Karl Brandt, Dr. Kurt Lampert, C. Falkenhorst u. a.

Bestellungen nehmen die meisten Buch- und Zeitungshändler entgegen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich unter Einsendung von 1 Mark und 30 Pf. (für Porto) direkt an die

Verlagshandlung Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Für Hausandacht, Schule, Kapelle.

Amerikanische

Harmoniums

berühmter Fabriken zu billigen Preisen

Bent-Harmoniums

Carpenter-Harmoniums

Vocalion-Organs

Aeolian-Orgelharmoniums

Illustrierte Preisliste gratis. — Große Auswahl. — Generalvertrieb der

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren-** und **Blasenleiden, Grieß-** und **Steinbeschwerden, Diabetes, Zuckerharnruhr**, die verschiedenen Formen der **Gicht**, sowie **Gelenkrheumatismus**. Ferner gegen katarrhalische Affektionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren zur Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

Niederlage der Kronenquelle in New-York:

***Luyties Brothers** (73 Park Row).*

Bringen Freude in jedes Haus!

Adler Musikwerke

Solide Construction. Schöner Ton.

Preise von 10 bis 300 Mark.

Adler-Musikautomaten

von 150 bis 1500 Mark.

Jul. Heinr. Zimmermann in Leipzig.

Illustrierte Preisliste gratis und franco. Alle Musikinstrumente und Saitenwaren gratis.

Ein bewährtes Volks- und Familienbuch

in neuer Auflage. — Vollständig!

Bock's Buch

vom gesunden u. kranken Menschen.

Sechzehnte Auflage.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und mehreren Farbtafeln.

Neu bearbeitet von Medizinalrat Dr. W. Camerer.

Preis elegant in Halbfranz gebunden 12 Mark.

(Auch in 20 Lieferungen à 50 Pfennig zu beziehen.)

Die **neue Auflage** ist von einem praktischen Arzt und Naturforscher, Medizinalrat **Dr. W. Camerer** (Urach), aufs sorgfältigste bearbeitet und den Fortschritten der stetig und rastlos sich entwickelnden Wissenschaft entsprechend mit zahlreichen Zusätzen, Berichtigungen und Ergänzungen versehen worden. Als ein überall bewährter Ratgeber in gesunden Tagen und ein treuer Helfer in der Not sollte das Werk in keiner Hausbibliothek fehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Regierungs-Kommissar.

Technikum Altenburg S.-A.

für Maschinenbau, Elektrotechnik u. Chemie. — Lehrwerkstätte. — Prospekt frei.

Aufgebot.

Emil Saremba, Kaufmann, geboren am 19. Dezember 1850 in Rehfisch in Preußen, der im Januar des Jahres 1881 von Dresden nach Amerika auswanderte, ist verschollen. Er hat nach seinem letzten Aufenthalte in Cincinnati und Milwaukee auf der Farm des J. A. Lemmenes bei Pipe Stone in Minnesota (Nordamerika) gelebt und von dort aus im Herbste 1881 den letzten Brief geschrieben, in dem er die Absicht ausgesprochen hat, nach Schymerika zu gehen. Er soll aber auch geäußert haben, er wolle sich über St. Louis und Mexiko nach Australien begeben.

Das hier für den Verschollenen verwaltete Vermögen beträgt über 300 Mark.

Auf Antrag des ihm bestellten Abwesenheitspflegers, des Kaufmanns Hermann Stadler hier, wird der Verschollene aufgefordert, sich spätestens in dem auf

den 3. Juni 1901, vormittags 9 Uhr,

vor dem unterzeichneten Gerichte, Leipziger Straße Nr. 1, 1. Zimmer 131, anberaumten Aufgebotstermine zu melden, widrigenfalls er für todt erklärt werden wird.

Alle, welche über Leben oder Tod des Verschollenen Auskunft zu erteilen vermögen, werden aufgefordert, spätestens im Aufgebotstermine dem Gericht Anzeige zu machen.

Dresden, am 2. November 1900.

Königlich Sächsisches Amtsgericht, Abth. Ia.

Bekannt gemacht durch den Gerichtsschreiber Aktuar Schubert.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badewannen, ja selbst die Abzugsröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.

NEW YORK. U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

28. Heft. 31. Dezember 1900. Preis 10 cents.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt

Verlag von
Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H.
Leipzig
Königsstraße 33.

Max Weil & Co., cor. 12th & Vine Sts., Cincinnati, Ohio.

Inhalt.

	Seite
Dem neuen Jahrhundert. Gedicht von Rudolf von Gottschall. Mit Umrahmung von Franz Hein	873
Am Helena. Roman von Ida Boy-Ed (Schluß)	874
Aus früheren Jahrhundertwenden. Mit Abbildungen	880
Seltsame Gasvergiftungen. Von M. Hagenau	882
Luftpost vom Weltmeerdampfer. Von Gustav Kopal. Mit Abbildungen	884
Der Spruch der Fee. Novelle von J. C. Heer (Schluß)	886
Rückblick auf den Burenkrieg. Von G. Egelhaaf	895
An unsere Leser	901

Blätter und Blüten: Fritz Reuter in der „Wasserkunst". (Mit Abbildung.) S. 898. — Chinesische Tafelfreuden. Von Johannes Wilda. (Zu dem Bilde S. 899.) S. 898. — Ein mechanisches Haltesignal für Eisenbahnzüge. (Mit Abbildungen.) S. 899. — Das Glückgreifen in Ostpreußen. (Zu dem Bilde S. 877.) S. 900. — Das Lebensalter bei verschiedenen Völkern. S. 900.

Illustrationen: Umrahmung zu dem Gedicht „Dem neuen Jahrhundert". Von Franz Hein. S. 873. — Das Glückgreifen in Ostpreußen am Neujahrsabend. Von H. Linde. S. 877. — Abbildungen zu dem Artikel „Aus früheren Jahrhundertwenden". Initiale. Die Nürnberger Denkmünze von 1700. Medaille der Hamburger Bank von 1801. S. 880. Medaille der Hamburger Admiralität von 1801. S. 880. Medaille der Hamburger Kommerzdeputation von 1801. S. 881. — Abbildungen zu dem Artikel „Luftpost vom Weltmeerdampfer". Das Heim der Briefraben auf dem Dampfer. S. 884. Das Auflassen der Briefraben von einem großen Dampfer. S. 885. — Der erste Versuch. Von K. Egerdacrer. S. 889. — Fröhlichen Herzens. Von E. v. Blaas. S. 892 und 893. — Liebchen. Von H. Godet. S. 897. — In der Wasserkunst. Von Fritz Reuter. S. 898. — Chinesen bei der Mahlzeit. S. 899. — Ein mechanisches Haltesignal für Eisenbahnzüge. S. 899. — „Prosit Neujahr!" Von Fritz Reiß. S. 900. — Im neuen Jahrhundert. Von Rich. Muhn. S. 902.

Hierzu 2 Beilagen, sowie Kunstbeilage 28: „Sonnenuntergang bei Venedig". Von P. Gabriel.

Kleine Mitteilungen.

Der Sonnenzünder. In allen Gebieten der Technik spielt jetzt das Princip der Centralisation eine hervorragende Rolle. Wird doch nicht nur durch seine Befolgung eine große Einfachheit in der Bethätigung der Maschinen und Apparate, sondern auch ein großer wirtschaftlicher Vorteil hervorgerufen. Am schönsten und verständlichsten für weite Kreise erweist sich das Centralisationsprincip bei Beleuchtungsanlagen. Der noch vor wenigen Jahrzehnten vergeblich angestrebte Wunsch, von einer Stelle aus die sämtlichen Lichtspender eines Hauses oder gar eines ganzen Stadtteiles zur Bethätigung bringen zu können, ist jetzt längst in einfacher Weise gelöst worden. — Eine der interessantesten und neuesten Vorrichtungen dieser Art, durch die man mittels des elektrischen Funkens eine oder viele Gasbrenner zur Zündung zu bringen vermag, wurde kürzlich unter dem Namen des „Sonnenzünders" auf den Markt gebracht. Er zeichnet sich namentlich durch die Sicherheit aus, mit der er wirkt, durch die Kleinheit und durch seine große Billigkeit. Um den Apparat zu bethätigen, befindet sich an einer beliebigen Stelle, je nach der Flammenzahl, eine entsprechende Menge kleiner Druckknöpfe. Beim ersten Druck entzündet sich die zugehörige Flamme, beim zweiten Druck erlischt sie ꝛc. Die Zuleitung des elektrischen Stromes erfolgt durch einen Draht, die Rückleitung durch die Gasröhre. Die Gesellschaft elektrischer Gasfernzünder in Berlin hat ihren Sonnenzünder zu allen möglichen Specialzwecken eingerichtet. Bemerkenswert ist z. B. die Schaltvorrichtung für eine Treppenbeleuchtung. Oeffnet man des Nachts die Thür, dann leuchten alle Flammen von selbst auf, um auch etwa fünf Minuten von selbst wieder zu erlöschen. In den Stromkreis wird zuweilen auch eine Uhr eingeschlossen, die bewirkt, daß des Morgens im Winter die Lampen zu gewünschter Zeit ihre Wirksamkeit beginnen und später, wenn es hell ist, von selbst erlöschen. Der neue „Sonnenzünder" dürfte allen vernünftigen Wünschen entsprechen, die man an eine solche Vorrichtung zu stellen berechtigt ist. F. B.

Hauswirtschaftliches.

Braune Saucen in vielerlei Abwechslung. Jeder Hausfrau dürfte es für die Vielseitigkeit ihrer Küchenzettels von Nutzen sein, die mannigfachen verschiedenen Methoden einmal übersichtlich nebeneinandergestellt zu sehen, welche der ersten braunen Grundsauce, die man mit Hilfe von Liebigs Fleischextrakt auch schnell und gut ohne Fleischbrühe herstellen kann, verschiedenartigen Geschmack verleihen. — Die meisten der Würzungen können in jedem Haushalt vorhanden sein, so daß rasch ein neues Einschiedegericht, meist aus Fleisch- und Fischresten, auch nur aus Eiern, hergestellt werden kann. Die folgenden kurzen Vorschriften geben zugleich die Vermengung an. Man vermischt die fertige braune Sauce mit:

1. einem Löffel Kapern und etwas Essig; man erhält Kapernsauce zu Rindfleischresten;
2. gehackten Champignons und etwas Zitronensaft; man erhält Champignonsauce für helle Fleischreste;
3. gehackter Zwiebel und ½ Sellerieknolle, die vorher weich gedämpft wurden, sowie einem Glas Weißwein; man erhält Essigsauce zu Kalbsbraten;
4. drei Anchovisfilets gehackten Schalen und etwas Sardellenbutter; man erhält Genuesersauce zu Fisch;
5. einer braun gebräunten Gurke, die würflig geschnitten wird, etwas Zitronensaft; man erhält Gurkensauce zu Hammelfleisch;
6. zehn gehackten, vorher gewässerten Sardellen; man erhält Sardellensauce zu gehackten Fleischbällchen;
7. drei würflig geschnittenen, gebratenen Zwiebeln und einem Theelöffel Meerrettich; man erhält Meerrettichsauce zu allem gekochten Kalbfleisch-Schlachtfleisch;
8. gehackten, gemischten Kräutern, Kapern, einer gewiegten eingemachten Gurke und Pfeffer; man erhält pikante Kräutersauce für verlorene Eier und verschiedenes Fleisch;
9. Tomatenbrei und Pfeffer; man erhält Tomatensauce zu Resten von Wild und Wildgeflügel;
10. ½ Teelöffel Johannisbeergelee, Zitronensaft, Pfeffer und Prise Zucker; man erhält braune Fruchtsauce zu Hammelfleisch und Wildresten;
11. entkernten Rosinen und bitterlig geschnittenen Mandeln, einer Prise Zucker und Zitronensaft; man erhält Rosinensauce zu Zunge, Rinderbraten u. dgl.;
12. gedämpften Zwiebelscheiben, Mostrich und Pfeffer, als Zwiebelsauce zu Rindfleisch;
13. Burgunder oder Madeira, einer Prise Pfeffer und Zucker, schließlich einem Theelöffel Liebigs Fleischextrakt; man erhält Kraftweinsauce zu gekochten Schinken, Wild, Zunge;
14. vier Löffeln gehackter Mixed Pickles und einem Glas Portwein; man erhält Weinmorellandsauce für Lammfleisch.

Eiersauerberingsalat mit Gänseschmeichen. Viel Säure und Zucker wird es erwecken, wenn der Heringssalat, den es in jede guten Häusern, wo am Neujahrsabend Silvesterabendessen nicht Sitte ist, am letzten Altjahrsabend zieht, auf kleinen Mustellern für jedes Familienglied extra auf folgende Weise dargeboten wird. Man nimmt für jede Person einen großen Sortdorfer Hering, den man vor dem Schälen am roten Gemüsebohrer behutsam so anbohrt, daß in der Mitte ein haselnußgroßes Stück übrig bleibt. Die so vorgerichteten Fische werden gleichmäßig rund geschält, jeder Hering für sich, sowie er fertig ist, eine Minute mit dem Schaumlöffel in kochendes Wasser gehalten und dann in mit Eisig versetztes Wasser gelegt. Die Fische müssen gut abtrocknen, sie werden mit Essig und Oel leicht beigerieben und dann mit den Heringsfilets artig auf jeden derart präsentierten und auf ein Glastellerchen gelegten Kopf setzt man ein Glückschweinchen, das man aus kleinen Citronen herstellt. Jede Citrone muß zuvor abgebürstet, dann steckt man vier Stücke Macaroni, welche die Beine darstellen sollen, recht tief in die Citrone, eine lang gelassene Mandel giebt die Zunge, mehr in die Citrone gesteckt wird, und zwei Gewürzkörner die Augen. Ein Zwirnfaden, welcher mit einem spitzen Holzstäbchen endlich als Schwanz noch befestigt wird, vollendet das Glückschweinchen. Oben kann man mitten auf dem Rücken ein Stück Citrone ausschneiden, diese hier gut aushöhlen und an die Stelle ein winziges Fläschchen stellen. E. B.

Verschiedene Bereitungsweisen der Winterwurzeln. Unsere edlen und teuren Möhren (Winterwurzeln) und dasjenige Wintergemüse, welches wir bei der nur kargen Beachtung schenken, als es wohl geschieht, vor allem sollte die diese Wurzeln möglichst mannigfaltig zubereiten, damit sie den Hausgenossen bei kleinen Mahlzeiten nicht „über" werden. Mehrere wenig bekannte Zubereitungen werden deshalb mancher Hausfrau hochwillkommen sein.

Bayrisch Wurzeln. Die gereinigten Wurzeln werden in große Scheiben geschnitten, in Salzwasser gar gekocht, gut abgetropft gelassen und dann in Butter bräunlich gebraten. Man giebt zuletzt einen Zitronensaft und gehackte gedämpfte Schalotte an die Wurzeln und richtet sie sofort an.

Wurzelröllchen. Die vorgerichteten Wurzeln schneidet man in möglichst große Streifen, kocht sie in Salzwasser weich, zerquetscht sie so gut wie möglich und mischt sie mit einigen Eigelb, Salz, Pfeffer und wenig brauner Butter. Man formt Röllchen aus der Masse, wendet sie in zerquirltem Eiweiß und dann in Reibbrot, bäckert dies noch einmal und bäckt die Röllchen aus. Sie schmecken ganz vortrefflich zu gebratenem Fisch.

Wurzeln mit weißer Sahne. Die Wurzeln werden in kleine Scheiben geschnitten und in kochendem Wasser mit etwas Butter und Salz weich gekocht. Weiße Zwiebeln für sich weich gekocht. Wurzeln und Bohnen mischt man miteinander, zu flüssiger Sauce, giebe eine Messerspitze Liebigs Fleischextrakt und einen Theelöffel gehackte Petersilie daran und erhitzt die Gemüsemischung darin. — Gekochte Bohnen kann man auch gut mit gekochten Reis mit den Wurzeln mischen; diese Mischung wird nur in Butter und Fleischbrühe heiß gerührt.

Gefüllte Wurzeln. Die Wurzeln werden in dünne Scheiben geschnitten. Man bringt gute Fleischbrühe mit einem Glas Weißwein ins Kochen, gute alt Gewürze, etwas Pfeffer daran und kocht die Wurzeln darin weich. Die Sauce wird mit hellem Buttermehl zuletzt sämig gemacht. E. B.

Eine sehr gute Fischsauce. Alle Gattungen von Weißfischen können hierzu verwendet werden. Die Fische werden nach dem Putzen und Waschen nicht mit zu Brei, darauf in schöne Viereckstücke geschnitten, das Rot- und Weißfleisch nicht mit zu Brei erweichter Semmel fein gehackt. Die Fischsauce wird in einen flachen Topf gethan, 100 g Sardellenbutter und drei ganzen Eiern eingerührt, mit Salz, Pfeffer, Curcumagelb, grüner Petersilie gewürzt und innig vermengt. Eine Backschüssel mit ausgelegter runde Backform wird mit dünn ausgerollten Blätter- oder Butterteig gut ausgelegt, der Rand hübsch angedrückt. Nun nimmt man zuerst eine mäßig dicke Lage von der abgeriebenen Farce, darauf legt man kranzförmig die bereit gehaltenen Fischstückchen, dann wieder von dem Mürbeteig, der glatt gedrückt und mit eingeriebener Sardellenbutter bestrichen, mit Krebs- oder Hummerfleisch, mit in Butter gedämpften, feinblättrig geschnittenen Champignons und Fischfleischstückchen belegt wird. Hierauf kommt wieder abermals eine Lage Fischfarce und als Schlußlage ein dünnes Blatt aus Sardellenbutter. Letztere und Reifen. Die Backform wird mit einem Blätterteigdeckel fest zugedeckt, Deckel und Ränder gut zusammengedrückt, mit Eigelb bestrichen, bei guter Hitze im Ofen eine braune gebacken. Aus der Form genommen, wird die heiße Pastete mit irgend einer pikanten Fisch- oder Kapernsauce aufgetragen. E. B.

Apfelsinenschalen zu verwenden. Bisher war die Apfelsine selbst, wie von der Schale, die sorgfältig gerieben wird, aber das Gelbe geschnitten, fein gewiegt und mit reichlich Staubzucker vermengt, zuletzt eine Lage Zucker, in kleine zimmetgroßer gefüllt, welche jetzt verbunden werden müssen. Als kühlen Trt aufbewahrt, hält man den sehr süßigen und schmackhaften Zusatz zu Hefenkuchen und süßen Speisen das ganze Jahr über.

SONNENUNTERGANG BEI VENEDIG

Nach dem Gemälde von P. Galvini

Halbheft 28. 1900.

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. ▪ Begründet von **Ernst Keil** 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 7 Mark. Zu beziehen in 28 **Halbheften** zu **25 Pf.** oder in 14 **Heften** zu **50 Pf.**

Dem neuen Jahrhundert

Ich grüss' im tiefen mitternächt'gen Schweigen,
Du neu Jahrhundert, deinen ersten Tag.
Wie Schatten seh' ich's auf- und niedersteigen,
Ablösung halten mit dem Glockenschlag.
Trug ist die Zeit und Trug der Tanz der Stunden —
Das Ew'ge ist an keine Zeit gebunden.

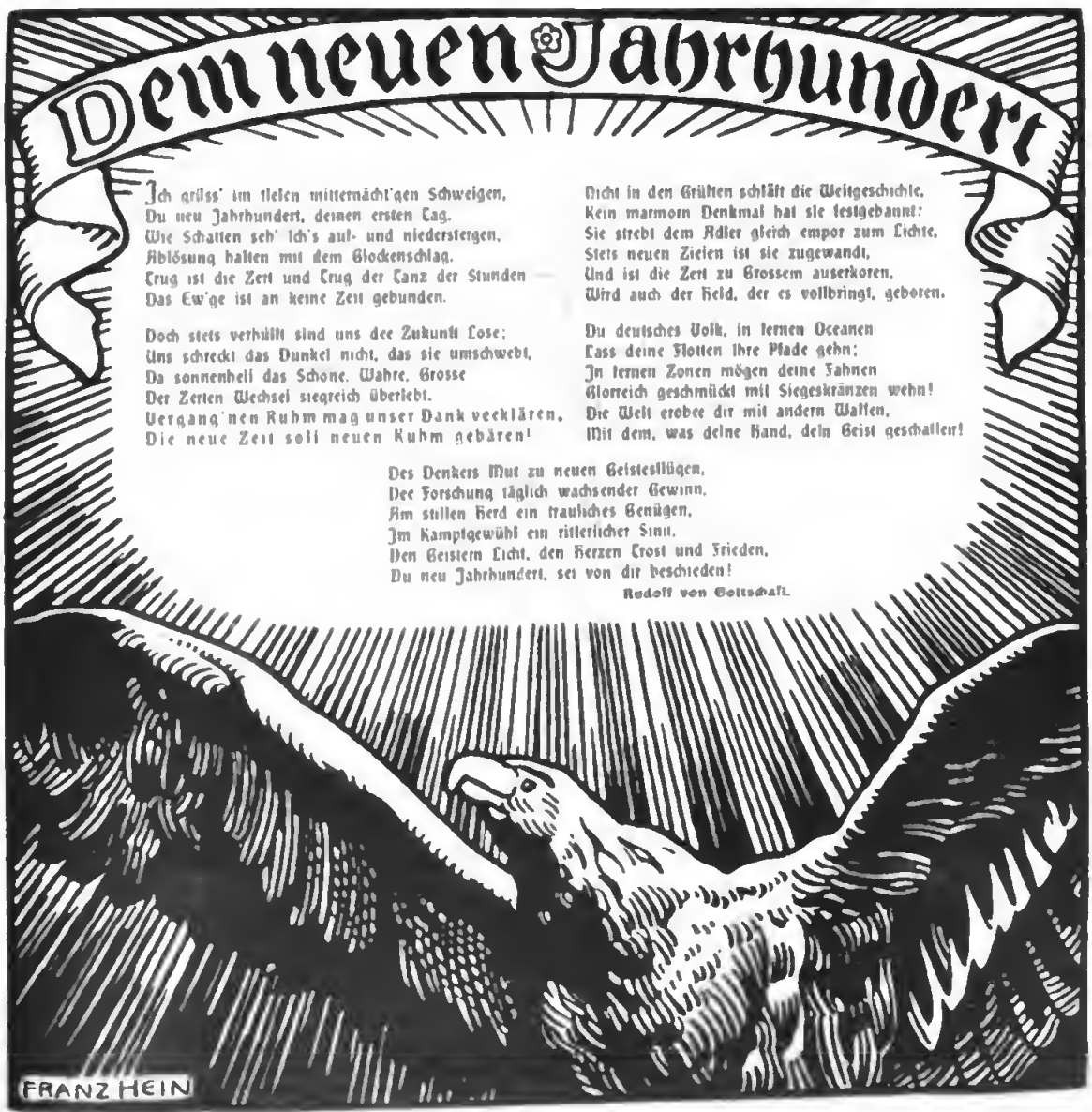
Doch stets verhüllt sind uns der Zukunft Lose;
Uns schreckt das Dunkel nicht, das sie umschwebt,
Da sonnenhell das Schöne, Wahre, Grosse
Der Zeiten Wechsel siegreich überlebt.
Vergang'nen Ruhm mag unser Dank verklären,
Die neue Zeit soll neuen Ruhm gebären!

Nicht in den Grüften schläft die Weltgeschichte,
Kein marmorn Denkmal hat sie festgebannt:
Sie strebt dem Adler gleich empor zum Lichte,
Stets neuen Zielen ist sie zugewandt,
Und ist die Zeit zu Grossem auserkoren,
Wird auch der Held, der es vollbringt, geboren.

Du deutsches Volk, in fernen Oceanen
Lass deine Flotten ihre Pfade gehn;
In fernen Zonen mögen deine Fahnen
Glorreich geschmückt mit Siegeskränzen wehn!
Die Welt erobre dir mit andern Waffen,
Mit dem, was deine Hand, dein Geist geschaffen!

Des Denkers Mut zu neuen Geistesflügen,
Der Forschung täglich wachsender Gewinn,
Am stillen Herd ein trauliches Genügen,
Im Kampfgewühl ein ritterlicher Sinn,
Den Geistern Licht, den Herzen Trost und Frieden,
Du neu Jahrhundert, sei von dir beschieden!

Rudolf von Gottschall.



Um Helena.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten

(Schluß.)

Roman von **Ida Boy-Ed.**

11.

Ist Herr Hjelmersen schon hier gewesen?" fragte Thassilo den zweiten Ingenieur, der im Bureau stand, die Fäuste auf den Zeichentisch gestemmt, und sich herabbeugte auf einen großen, mit Strichen und Zahlen bedeckten Bogen, der vor ihm ausgebreitet lag.

„Noch nicht. Er ist draußen." Das hieß: beim Leuchtturm.

Thassilo ging in sein eigenes Bureau und setzte sich an seinen Schreibtisch.

Der Ingenieur dachte: Wie sieht er denn aus? Krank. Nein, scharf, hart. Jedenfalls nicht gut.

Thassilo schrieb an seine Mutter. Ein ganz deutliches Gefühl sagte ihm, daß das, was er ihr anzuvertrauen im Begriff stand, ihr Centnerlasten vom Herzen nahm.

Wie sonderbar: die beiden Frauen, die es am treuesten mit ihm meinten, seine Mutter und Hedi, sie hatten sich mit ganzer Seele gegen seine Liebe zu Beaten gewehrt.

Es sah beinahe aus, als gäbe es einen Instinkt der Treue. Aber daß sie es über sich vermocht hatten, zu schweigen, ihn allein mit seiner Leidenschaft ringen zu lassen, das rechnete er ihnen hoch an. Ein Mann wie er braucht Einsamkeit der Seele. Und er will diese Einsamkeit geehrt sehen.

Er schrieb nicht in einem Zuge. Fast nach jedem Satz saß er und sah ins Wesenlose und vergaß, wo er war. So verging lange Zeit.

Da wurde es laut. Nebenan sprach Irne Hjelmersen mit dem zweiten Ingenieur. Thassilo hörte diesen lachen.

Dann kam Irne herein. „Morgen!" sagte er.

„Guten Morgen!" antwortete Thassilo hinter der Bücherwand.

„Das war ein Spaß!" erzählte Irne Hjelmersen und setzte sich an den Platz, den früher Edlef innegehabt, „da hast du was versäumt. Backenagel war mit draußen. Er wollte zusehen, wie wir das Licht probten. Denk dir, er hat sich das Allardsche Buch gekauft und sprach nun von den Vorzügen und Nachteilen des Linsensystems, des Spiegelsystems, vom Drummondschen Licht, von elektrischem Betrieb des Blinkfeuers, von sämtlichen Systemen aller Leuchtfeuer am Nermetkaal — so weißt du, als sei dies sein zweihundertster Leuchtturm, den er unter persönlicher Verantwortung bauen ließe."

„Etwas alles?"

„Tadellos! Herr Paulsen bittet, dir heute nachmittag sein Werk vorführen zu dürfen."

„Ich werde hinausfahren."

Ein Weilchen blieb es still.

„Ist die Thür zu?" fragte Thassilo.

Irne sah sich um. Sie war bloß angelehnt.

Er stand auf und schloß sie. „Du kannst reden."

Er glaubte, Thassilo wollte über geschäftliche Dinge sprechen, die niemand nicht gehört werden sollten. Das kam oft vor.

Thassilo faltete den Brief an seine Mutter zusammen.

Noch besann er sich. Warum wollte er Irne Hjelmersen eigentlich einweihen? Weil sie Freunde waren und früher keine Geheimnisse voreinander zu haben pflegten? Früher! Ja, früher!

Und dennoch . . . um jener nie ganz eingestandenen, furchtbaren Gedanken willen . . .

Er wollte es ihm sagen. Dann vielleicht, endlich, sprach er ein Wort, das ihn verriet oder ihn reinigte!

Thassilo wußte es wohl: in jedes einzigen Menschen Brust regte sich ein Verdacht gegen Irne. Daß er solchen hegte, vergrößerte die Qualen seines Daseins, seit vielen, langen, schweren Monaten. Er kam sich treulos vor. Seine Phantasie erschien ihm krank oder verdorben. Jetzt aber, jetzt konnte sie genesen. Diese bitteren Stunden konnten ihm wenigstens den Freund wieder zurückgeben. Der unzerreißbare Schatten zwischen ihnen mußte verschwinden, wenn sie den Mut und die Freiheit fanden, von dem Leide zu sprechen.

„Du wolltest was sagen?" fragte Irne, während er mit fliegender Feder einen geschäftlichen Brief schrieb.

„Gestern abend war Hedi noch bei mir," begann Thassilo, indem er aufstand. Er trat an die dünne Holzsäule, welche die Bücherwand gegen das Zimmer abgrenzte.

Da stand er und sah auf den eifrig weiter Schreibenden herab.

„In ihrer rührenden Güte kam sie; sie weiß es wohl, daß jeder Schmerz gemildert scheint, wenn er durch sie gebracht wird."

Irne löschte ab, was er geschrieben.

Thassilo fuhr fort:

„Sie kam, um mir ein Geheimnis anzuvertrauen: Beate wird Malte Holdin heiraten. Gestern haben sie sich verlobt."

Irnes Hand, noch den Löscher haltend, lag unbeweglich, wie Blei auf der Schreibtischplatte.

Ein vollkommenes Schweigen herrschte viele Sekunden lang.

Thassilo hatte den andern beobachten wollen.

Nun war in ihm eine Art seelischer Feigheit, und er wagte nicht, mit einem Blick das Gesicht des andern zu streifen.

Wehe, wenn er zu viel darauf läse . . .

„Die beiden passen zusammen," sagte Irne plötzlich ganz kalten Tones. Dann stand er auf, mit seinen gewohnten sehr schnellen Bewegungen, und sagte, daß er sofort noch auf den westlichen Deich müsse. Er stülpte sich den Hut auf den Kopf, wen aus der Stirne wie immer, flankierte seinen Beief und ging davon. Kein Blick, kein einziger hatte das Auge seines Freundes getroffen.

Thassilo blieb zurück. Kein Lichtstrahl hatte seine düsteren Gedanken erhellt und zerstreut. Aber auch kein Augenblick sie berechtigter gemacht.

. . . . . .

Es war am Nachmittag desselben Tages. Malte Holdin saß wieder bei Beate im Garten unter den Kastanien. Früchte und Wein standen auf dem Tisch.

Malte Holdin war sehr fest in seinem korrekten Vorsatz, in seine Bräutigamsrechte erst nach Ablauf des Trauerjahres einzutreten. Aber Beatens Hände angeküßt zu lassen . . nein, das wäre zu hart gewesen! Und sie ließ es gerne geschehen.

Die Zeit des Besuches aber mußte knapp bemessen bleiben. Die Menschen in Marstadt waren zu neugierig, zu klatschhaft. Sie würden gleich vermuten, daß da etwas im Werke sei!

Es war ja schwer, sich loszureißen. Aber eingedenk seiner korrekten Vorsätze, sah Malte Holdin doch nach der Uhr.

Die Uhr wurde auf den Tisch gelegt. Noch fünf Minuten.

Also noch Zeit zu ein paar ausführlichen Handküssen.

Und dann war es wirklich so weit. Er mußte fort.

„Aber morgen komme ich wieder!"

„Es ist zu oft!" klagte Beate, „die drei Monate müssen wir noch verständig sein!"

„Gut, übermorgen!"

„Ja, dann können Sie hier bei uns dinieren, lieber Malte. Das Eintaufen des Schiffes und all der festliche Lärm dabei ist Vorwand genug."

„Famos! Also leben Sie wohl, Beate. Diese Ewigkeit bis übermorgen hin!"

Als er fort war, dachte sie ein paar Minuten über ihn nach.

Er war doch ein sehr, sehr netter Mensch. Und fabelhaft distinguiert. Sie würden ein vornehmes, amüsantes Leben führen. Im Sommer auf Friederikenhof. Im Winter in der Residenz. In Berlin wäre es sicher schwer gewesen, bei Hof Anlaß zu finden. Sie war ja bürgerlich und Holdin hatte nicht wie ein Minister oder Attaché oder ein kommandierender General eine feste Stellung am Hof, die auch der Gemahlin von selbst den Zutritt gewährte. Aber hier im Lande, in der kleinen Residenz, konnte und durfte einer der Kavaliere aus der Ritterschaft seine Gattin vorstellen, noch dazu, da sie aus einer alt angesehenen Gutsbesitzersfamilie stammte. Auch erinnerte Beate sich mit Wohlgefallen an den Eindruck, den sie damals auf den Fürstea und sein Gefolge gemacht hatte. Man hatte ihr auch gesagt, daß sonst nur eine Broschе, bestehend aus dem Namenszug in Brillantsplittern, bei solchem Anlaß an der erste Festjungfrau geschenkt würde. Sie aber hatte ein sehr schönes Armband bekommen. Ja, es konnte sehr hübsch werden!

Sie erhob sich, um die Gläser und Feuchtteller zusammenzuräumen. Hedi war heute draußen auf Gianar, um in der dortigen Wirtschaft ein wenig nach dem Rechten zu sehen. „Die gute Hedi! Sie sollte auch gewiß einmal nach Friederikenhof eingeladen werden."

Durch den grünen Garten kam das Dienstmädchen.

„Herr Hjelmerfen bittet um die Ehre!“

„In den blauen Salon . . .“ Beate fühlte, daß ihr die Hände zitterten. Sie war auch dunkelrot geworden.

Wie unbegreiflich! Wie peinlich!

„Das kommt nur, weil ich dummerweise so viel an ihn gedacht habe. Er geht mich doch gar nichts an — gar nichts!“ Das Herz klopfte ihr rasend. Sie ging sehr langsam durch den Garten.

An der einen Seite des Hauses führten vier steinerne Stufen zu einem sehr kleinen verandaartigen Vorbau hinauf. Dieser schützte die Thür zum blauen Salon. Nur die Damen des Hauses benutzten diesen Garteneingang. Beate näherte sich den Stufen.

Der eine Flügel der Thür stand, nach außen schlagend, geöffnet. Drinnen hingen blaue Vorhänge herab. Jetzt bauschte sich der Shawl, der die offene Thürhälfte deckte, ein Zeichen, daß da jemand vom Flur aus ins Zimmer trat. Das war er!

Ich hätte ihn nicht annehmen sollen! dachte Beate plötzlich. Welche Uebereilung von mir, daß ich ihn angenommen habe!

Aber sie dachte es, gleichsam zu Protokoll — — um sich selber zu bestätigen, daß sie sich gar nichts aus diesem Besuche mache, während in ihr ein Interesse ohnegleichen brannte und tief in ihr eine Stimme raunte: Endlich!

Sie zog hinter sich die Thür zu. Eine Sekunde zögerte sie noch, während sie auf der breiten Schwelle wie gefangen zwischen Thür und Vorhang stand. Dann ging sie vorwärts, die nur wenig auseinander klaffenden Säume der beiden Vorhänge teilend. Hinter ihr fielen sie wieder zusammen. Sie kam aus dem Licht des freien Gartens in die sehr gedämpfte Helle eines geschlossenen Raumes. Kein Sonnenstrahl erleuchtete ihn mehr. Das Fenster, durch einen breiten Pfeiler von der Thür getrennt, war zwar weit geöffnet, aber grünes Gerank umwucherte seinen Rahmen und hing in leichten Gewinden davor.

Mitten im Zimmer stand der Mann und sah ihr wartend entgegen. Beate neigte grüßend ein wenig das Haupt, mit einem gemachten Hochmut, zu welchem sie sich noch schnell entschlossen hatte.

„Also endlich sieht man Sie einmal! Und nun haben Sie Pech und treffen mich ganz allein, während Dienstags und Freitags . . . bitte . . .“

Sie ging nach dem Diwan, der breit und flach, mit einem bunten Stoff überdeckt, mit seinem Kopfende gegen die Wand gerückt, dastand, ins Zimmer hineinragend.

Sie setzte sich, und bei dem höflichen und doch so sehr unsicheren „Bitte“ deutete sie auf einen Stuhl in der Nähe.

Ihre erfaßte die Lehne. Mit seinen hellen, durchdringenden Blicken sah er die schöne Frau an. „Ich wußte, daß ich Sie allein fände. Gestern abend sprach ich Ihren Vater. Er sagte, daß Hedi heute auf Glaaan sei, und ich habe gewartet, bis ich den Baron fortgehen sah.“

Die unumwundene, im einfachsten Ton gegebene Erklärung versetzte Beate in zitternde Verlegenheit. „Das klingt ja, als hätten Sie etwas sehr Geheimnisvolles mit mir zu besprechen!“ scherzte sie, während ihr heiße Glut ins Gesicht stieg.

„Ich wollte Ihnen zu Ihrer Verlobung mit dem Freiherrn von Holdin gratulieren!“ sagte er und sah sie immerfort an, mit jenem Blicke, der sie zwang, ihm wieder in die Augen zu sehen.

„Wer sagt das? Das ist . . .“

„Thassilo hat es mir gesagt. Er hat es von Hedi.“

„Hedi war gar nicht berechtigt, schon . . .“ ihr bebte die Stimme. Es war ihr schrecklich, daß dieser Mann schon darum wußte. Irgend eine unklare Empfindung ließ sie fürchten, ihm nun weniger anziehend zu erscheinen. Sie hätte Holdin verleugnen mögen!

„Von Ihrem Standpunkt aus war Hedi ja wohl nicht berechtigt. Aber es giebt so wunderliche Menschen. Hedi ist einer. Stellen Sie sich vor: sie glaubt an Herzens- und Freundespflichten. Aber seien Sie ruhig: was Thassilo und ich wissen, ist bei verschwiegenen Männern aufbewahrt. Wir können uns selbstredend denken, daß Sie bis zum 29. November warten wollen mit der Veröffentlichung.“

„Sie haben immer nur verletzenden Spott für mich!“ sagte sie fast weinerlich. Jede Fähigkeit, die Situation zu beherrschen, war ihr verloren gegangen.

„Keine Spur,“ sprach er, „ich verzehre mich in Bewunderung Ihrer Schönheit!“

Plötzlich ließ er die Stuhllehne los, die er immer noch mit der Gebärde jemandes festgehalten hatte, der sich sogleich setzen will.

Nun setzte er sich auch. Aber neben die Frau, ganz vertraulich, in ihre nächste Nähe. „Sie wissen es,“ sagte er sehr leise, „und Ihre Blicke haben es mir verraten, daß ich, ich allein . . . ich von allen Männern, Ihnen Herzklopfen mache.“

„Sie sind toll . . .!“ stammelte sie.

„Ja! Vor Verliebtheit!“ Sein Gesicht näherte sich dem ihren.

Sie fuhr zurück. Eine große Angst jagte ihr das Blut durch die Adern. Und zugleich ein brennendes, nie gefühltes, unsägliches Verlangen . . . Würde er es wagen, sie zu küssen?! Ach, wenn er es doch wagte . . . Nein, lieber nicht, nein, nein . . . wie gefährlich . . . Wenn jemand käme . . . ihr Ruf . . . ihre Zukunft . . . Holdin . . . nein, nein — .

Er sah sie an. Auge in Auge. Er wartete . . . Diese Sekunden waren eine unerhörte Qual und Spannung.

„Sie haben Holdin versprochen, sich mit ihm zu verloben. Aber Sie haben ihm nicht versprochen, unbarmherzig zu sein. Noch sind Sie frei. Wollen Sie gnadenlos einen Durstigen vergehen lassen. Ein Kuß . . .“ Flüsterte er das? Sagte es die Stimme in ihr?

„Die Welt wird es ja nie erfahren!“ raunte er.

Sie schüttelte den Kopf. Aber zugleich lehnte sie sich wie ermattet gegen seinen Arm, der sie umschloß. So hielt er sie.

„Sie haben auf mich gewartet — lange — lange.“

Sie hörte sein heißes Flüstern. Und zugleich lag es in ihrem Ohr wie ein Nachhall „die Welt wird es nie erfahren“.

„Lange — lange — — —“ wiederholte sie gedankenlos.

Eine große Menschenmenge hatte sich an der Flußmündung angesammelt. Sie stand wie eine farbenbunte Mauer auf dem Molo, der seinen granitenen Arm weit hinaus in die Wasser legte. Sie zog sich am Ufer entlang und umdrängte das Denkmal des Landesfürsten, das sich dort, wo das Molo aus dem Strande heraustrat, zur Erinnerung an den Tag der Grundsteinlegung erhob. Das bronzene Angesicht des Herrn war noch blank von Neuheit, keine Patina hatte den aufdringlichen Glanz der Metallflächen gemildert. Von ihnen strahlte im Reflex die Sonne nieder. Und die Augen dieses ehernen Angesichtes sahen hinweg über Sonnenschirme, Strohhüte, Strandmützen und unbedeckte Häupter, hinaus auf das Meer, dessen Fluten die Arbeit und den Reichtum herantragen sollten an diese Küste. Ueber dessen Weite hinweg ein fleißiges Volk dem andern die Hände entgegenstrecken wollte.

Und es bebte und zitterte heute auf den Wogen von tausendfältig versprühendem Licht. Jede Raute war ein Silberstrich und jede Höhe ein Brillantgefunkel. Dieser Glanz und Flimmer stand keine Sekunde. Er veränderte fortwährend seine Formen und seine Stätte in fröhlicher, endloser Beweglichkeit.

Blau und licht war der Himmel. Ein kleiner Wind fuhr von draußen herein in die Bucht, gerade so viel, daß es den Menschen schien, als sei die Luft stärker als ihr Körper und als müßten sie sich ihr hingeben, thatenlos, gedankenlos, nur in der reinen Freude des Atmens.

Vor dem weiten Hintergrund von Meer und Luft, den die in der Mitte offene Bucht gab, stand der Leuchtturm.

Gedrungen war sein Rund, fast klotzig. Fest stand er da, bereit, den Stürmen des Herbstes zu trotzen, Stein gewordene Sicherheit, halb drohend, halb tröstend.

Aus den kleinen quadratischen Fenstern an seiner obersten Galerie steckten heute Fahnenstangen. Das bunte Tuch flatterte, als seien es dünne Bändchen.

Und fern am Horizont erschien eine kleine, dunkle Stelle. Sie war wie ein winziges Dunstwölkchen. Dann wuchs sie und veränderte ihre Form, und ein grauer Wurm schien sich dahinten, unten am Himmel, seinen Leib wälzend, aus den Wassern zu heben.

Größer ward die Form und löste ihr Ende vom Horizont.

Als Rauchfahne stand sie nun da, und unter ihr das Pünktchen nahm an Umfang zu, gewann Gestalt, ward jedem bloßen Auge als Schiff sichtbar.

Die hier standen, die Tausende, waren Kinder der Küste. Ihr Auge war an das Meer und an Schiffe gewöhnt, seit es sehen konnte. Aber diesem da, das jetzt heranpflügte im eiligen Lauf, durch blinkende Wogen, diesem sahen sie entgegen, als

bringe es ihnen eine Offenbarung. Und in jedem Herzen schwoll ein heißer, freudiger Gedanke. Er jauchzte der neuen Zeit entgegen. Und weil alle Herzen den einen, den gleichen Gedanken hatten, stieg die Freude über das natürliche Maß und ward durch die geheimnisvolle fiebernde Kraft der Gemeinsamkeit zum Rausch.

In vielen Augen standen Thränen. Von vielen Lippen kamen halblaute Rufe höchster Spannung: „Noch zehn Minuten — dann ist es hier!“ — „Seht, man erkennt schon die Guirlanden und Flaggen!“ — „Noch sieben Minuten — noch drei . . .“

Mitten unter der Menge stand Thassilo Stürmer.

Schwer bewegt war sein Gemüt, fahl seine Farbe.

Zu allem, was ihn quälte, war ein Neues gekommen: die furchtbare Angst, daß seine tastenden, heimlichen Gedanken doch nur zu ahnungsvoll gewesen seien . . . Und nun stritt er sie sich ab und dachte: wie konnte ich nur solchen Verdacht fassen. Und bewies sich, daß er ganz hinfällig sei. Trotz der rätselvollen Depesche, welche er heute früh von Irne Hjelmersen bekommen hatte. Es sollte nicht wahr sein

Gestern am Abend, als er den Arbeitsgenossen noch hatte sprechen wollen, war der verschwunden gewesen. Keine Nachfrage ergab seinen Aufenthalt. Thassilo dachte sich zu gedulden bis diesen Morgen. Diesen Morgen aber bekam er ein Telegramm: „Ich mußte verreisen. Brief folgt.“

Thassilo wußte nicht, über das Telegramm nachzudenken.

„Brief folgt — Brief folgt,“ sagte er sich immerfort

Aber Wackernagel, welcher ein Mann war, der Vermutungen und Hypothesen liebte, beruhigte sich nicht. Als er kam, um die Herren abzuholen, fiel er aus den Wolken. Wie konnte Irne Hjelmersen an solchem Tage fern bleiben! Was hatte ihn genötigt, abzureisen? War seine Mutter gestorben? Hatte er überhaupt noch Eltern? Man reist in solcher Lage nur, wenn der Tod ruft oder sonst ein unabwendbares Familienunglück. Thassilo mußte sagen, daß Irne ganz allein stehe in der Welt. Worauf Wackernagel vollends bestürzt wurde. Er wagte nicht, Thassilo Stürmer nach der Kasse zu fragen, aber er fing heimlich an, unruhige Gedanken in dieser Richtung zu hegen. Er sprach sie nicht aus.

Aber er sprach immerfort von der auffälligen Thatsache dieser Abreise in diesem Augenblick

So lange, bis auch ihn die allgemeine Erregung ergriff und er, von heißer Liebe zu seiner Vaterstadt überwältigt, gerührt, übergtucklich, in seiner aufgeregten Art die Stunde genoß

Nun hatte das Schiff den Leuchtturm passiert. Oben auf der Galerie, die ihn umlief, schwenkte der Wärter eine Fahne.

Wie seitlich der Dampfer anzusehen war! Riesige Buchenzweige waren aufrecht an seinem Reeling befestigt Guirlanden zogen sich in Halbbogen um die Kommandobrücke. Und vom Bug bis hinauf zum Topp und vom Topp herab bis hinunter zum Heck zogen sich die bunten kleinen Signalflaggen.

Der Augenblick war da . . . Ein Blitz und ein dumpfes, schütterndes Tröhnen durch die Luft . . bum . . . bum . . . und rings ein Schreien und Hurra, als weckten die Schüsse in jeder Brust das fieberische Bedürfnis, die lautesten Töne von sich zu geben. Die Raserei des Lärmmachens hatte jeden erfaßt. Es war ein Augenblick, wo niemand imstande schien, sich still zu freuen. Wo sich jeder von der Allgemeinheit ausgeschlossen gefühlt hätte, wenn er sein Ohr nicht auch mit seiner eigenen Stimme angefüllt haben würde.

Und doch: Einer freute sich still! Der Augenblick mit seinem stürmischen Inhalt schien so merkwürdig alles, alles in sich zusammenzufassen: die nagende, kämpfende Vorarbeit der Männer, die dies Werk geplant; die Arbeit an dem Werke selbst, und alle ernste Verantwortung, die der trug, der es führte: die Genugthuung, daß der wichtigste Teil gelungen; die schwellenden Hoffnungen, die Tausende mit ihrem ganzen Dasein an dies Werk banden.

Thassilo war so ergriffen, daß er seinen Gram, seine Bitterkeiten, seine Furcht vergaß. Ein stolzes Glücksgefühl hob ihn. Es war das Bewußtsein eines königlichen Reichtums, das auf ihn eindrang.

Hunderte drängten sich zu ihm, seine Hand zu drücken. Mitten im Gewühl umarmte ihn Wackernagel.

Keine offizielle Feier mit Reden und Ceremonien hätte sein können, was dieser Augenblick zwischen dem Volke war. —

Er verrauschte.

Die Menge drängte sich am Ufer stadtaus, dem Hafenquai zu, um die Musik zu hören, um dem Ankerwerfen, dem Vertäuen zuzuschauen, den Kapitän mit Hurra zu empfangen.

Langsam ging Thassilo hinterdrein. Er mußte an dem Hause vorbei, wo „sie“ wohnte.

Schon von weitem sah er Beate. Sie stand auf dem Balkon, der aus dem ersten Stockwerk heraussprang. Neben ihr stand Malte Holdin. Sie war in einem weißen, schwarzgegürteten Kleid Sie stand ruhevoll und aufrecht. Malte Holdin hatte seine lange Gestalt vornüber gebeugt und die Arme auf dem Gitter verschränkt Aber er sah keineswegs auf den Quai hinab, sondern empor zu der Frau, zu welcher er zu sprechen schien. Sie lächelte . . wie sie immer gelächelt . . . verheißend, vielsagend, üppig

So nahe unter dem Balkon mußte Thassilo vorüber, daß a jeden Zug im Antlitz Beatens unterscheiden konnte

Aus irgend einem ganz unlogischen Gefühl heraus dachte er, sie müßte sich verändert haben. Er sah beinahe neugierig zu ihr empor — mit jener brutalen Neugier, die immer den Menschen zwingt, den zu studieren, dem eben ein großes Leid oder ein großes Glück geschah.

Beate sah ihn. Sie grüßte hinab. Da sah auch Holdin aus seiner rätselnden Stellung auf und grüßte gleichfalls.

Nein, sie war nicht verändert — gar nicht .

Sein Mund verzog sich. Schnell schritt er weiter.

Er wußte selbst nicht, ob es Schmerz oder Verachtung war, was so gallenbitter in ihm aufstieg.

Ihm schien es, als sähe er Hedi. Sie ging vor ihm her Aber so weit, daß er sie nur tausend hätte einholen können. Er befand sich unter den Nachzüglern der vorwärts drängenden Menge

Schon erschütterte vom Quai her neuer Lärm die Luft und die Schallwellen trugen die Töne schmetternder Blechmusik und hundertstimmiger Hochs heran

Hedi wollte sich doch nicht unter diese Menge wagen?

Aber nein . . sie ging in das Haus, wo sich sein Bureau befand

Er eilte. Er lief beinahe. Man hielt ihn auf. Dieser und jener redete ihn an.

Und unterdes stand Hedi im Flur und wartete und wünschte doch, der teure Mann möge noch nicht kommen.

Sie hatte ihm eine Botschaft zu bringen. Wieder

Aber diesmal wußte sie selbst nicht, welcher Art der Schmerz sei, der seiner harrte . . . Sie zog noch einmal den Brief aus der Tasche, den sie vor kaum einer Stunde bekommen hatte

Sie las, indem draußen, vor dem Ausschnitt der Thür, wie ein Wandelbild die wichtig fröhlichen Menschen vorüberschoben

„Hedi, sehr liebes und gutes Mädchen!

Ich bürde Ihnen eine Last auf. Der hier anliegende Brief darf nur von Ihnen Thassilo gegeben werden. Der Inhalt thut ihm wohl weh Er aber, Ihr Freund, hat es nur selbst gesagt: wenn ein Schmerz Sie zum Boten wählt, schickt er gleich Tröstung mit Leben Sie wohl, Fräulein Hedi! Ich hätte wohl jung mit Ihnen sein mögen — Sie zur Schwester haben, an Ihrer Seite heranwachsen mögen. Werden Sie recht glücklich. Bleiben Sie sein guter Engel. Denn ich weiß es doch: der Tag kommt, wo er Ihre Hand für immer erfaßt. Sie sind nicht fleer Sie werden ihm nicht nachtragen, daß er zuerst, geblendet durch Helena, an Ihnen vorbei sah.

Und dann: vergessen Sie mich nicht. Es ist möglich, daß Thassilo Ihnen sagt, ich sei Ihres Gedenkens nicht wert. Aber bewahren Sie es mir dennoch. Irne H.“

Das eine verstand Hedi: dieser Brief sagte, daß der, der ihn geschrieben hatte, niemals mehr zurückkehrte

Warum war er gegangen? Wohin? Was war geschehen?

Die Angst, dem geliebten Mann neue Schmerzen zugefügt zu sehen, machte sie förmlich krank. Der beste Freund floh davon? Heimlich, dem andern unerwartet — das schien deutlich. Welches Verhängnis trieb ihn?

Sie verbarg die an sie gerichteten Zeilen auf ihrer Brust und wartete von neuem. Vielleicht war das Bureau gar nicht geschlossen? Sie rüttelte an der Thür.

Da sagte Thassilo auch schon, hinter Hedi tretend: „Ich sah Sie von weitem . . .“

Als sie eintraten und hinter ihnen, von der Straße herein, immer noch das Getöse der Festfröhlichkeit erklang, durchzuckte

Das Glückgreifen in Ostpreussen am Neujahrsabend.
Nach einer Originalzeichnung von H. Binde.

es Hedi . . . Was sie ihm auch zu bringen hatte: die Stunde war geeignet, die Stätte war gut! Es war die Stunde, wo der Segen seiner Arbeit gleichsam Gestalt angenommen hatte. Es war die Stätte, wo er seine Werke überdachte . . . das Eigentliche in seinem Leben!

„Ich komme schon wieder!“ begann sie.

„Und abermals nicht ohne Zweck!“ sagte er in bestimmtem Ton.

Diesmal war kein Zagen in ihr. Ihn fest ansehend, sprach sie: „Irne Hielmerien hat an mich geschrieben, einen Brief, der ein Abschied für immer scheint. Es lag auch ein Schreiben für Sie darin.“ Sie zog es aus der Tasche und reichte es ihm.

Er nahm es. Er wußte gleich: nun kam die Wahrheit.

Endlich! Endlich! Das war wie eine Erlösung.

Und dennoch zitterte der Brief in seiner Hand. Sein Aussehen ward erschreckend. Er mußte sich setzen.

„O Gott . . .“ murmelte Hedi.

Thassilo wollte lesen. Schweiß trat ihm auf die Stirn. Jede Kraft schien ihn zu verlassen.

Das war Irnes große, klare Handschrift. Die Buchstaben flammten ihm förmlich entgegen.

„Was Du immer gedacht hast, war!

Warum? Um Helena!

Du wirst es nicht fassen und nicht verstehen können, der Du glaubtest, ich verachte das Weib. Dies Weib und alle Weiber.

Oft genug schien es Dir, als ob mein Mitleid mit Deinem Seelenzustand sich in Ungeduld wandelte. Oft genug gab ich Dir zu verstehen, daß ich Dich für einen Thoren hielt. Für einen Thoren, weil Du nicht die Kraft hattest, Deine Liebe niederzukämpfen oder ihr, wenn nach auf verbrecherischem Weg, zum Sieg zu verhelfen.

Aber das, was ich für Schwachheit in Dir hielt, bewies gerade Deine Kraft. In diesem bitterlichen Kampf, in welchem Dein Haß fortwährend das Böse wollte und Deine reine Seele sich fortwährend aufbäumte, es zu thun, fingst Du an, an Deiner Mannheit zu zweifeln. Und doch war in Dir die starke Männlichkeit des Streiters, der seine besten, unvergänglichen Güter bewacht und verteidigt.

Ich aber, der Schwache, ich habe gar nicht gekämpft. Aber ich wußte nicht, daß es Schwachheit war, bis heute . . . Hält nicht jeder seine Art für die beste? Hast Du schon einmal einen Menschen gesehen, der sich, wenn auch nur auf einigen Gebieten der Lebensbethätigung, nicht über seinen Nebenmann innerlich erhöbe? So erhob ich mich über die meisten. Manchmal auch über Dich. Ich glaubte, dem Leben mit kalter Kritik gegenüberzustehen und es meistern zu können.

Denke aber nicht, daß die Uebergewalt einer heimlichen Liebesleidenschaft mich haltlos gemacht hätte und mir die Führerschaft über mich selbst raubte!

Wäre es versöhnlicher, schöner, wäre es groß gewesen, wenn ich eine solche Leidenschaft zu einem so kleinen Weib gefaßt? Ich weiß es nicht. Oder ist es bitterer, ironischer und kleiner, um Einer willen zu sterben, die ich im Grunde immer verachtete? Ich weiß es nicht.

Laß mich versuchen, Dir zu erklären, wie alles kam.

Damals, als ich sie zuerst sah, in ihrer lockenden brutalen Schönheit, war ich geblendet, gerade wie jeder temperamentvolle Mann es war und ist bei ihrem Anblicke. Nicht mehr, nicht ein bißchen mehr. Eine flüchtige Aufwallung. Ganz wertlos, ob sie auch jedesmal heiß wieder in mir aufkochte, wenn ich sie sah. Das vergißt man in der nächsten Minute, wenn es sich um ein unerreichbares Weib handelt, und nach dazu um eines, dessen Seelenlosigkeit man spürt.

Wenn das Wohlgefallen an ihr nur ein ganz unreines und mir nur gelegentlich zum Bewußtsein kommendes war, so war mein Haß gegen ihn, Edlef, von Anfang an sehr stark und stetig. Haß? Nein. Du haßtest. Mir war er widerwärtig! Es giebt das: ein Mensch kann einen tief eingeborenen Ekel gegen den anderen empfinden, auf den ersten Blick. Einen förmlich physischen Widerwillen. Solchen hatte ich gegen ihn, gleich von Anfang an. Und dann entwickelte er sein Wesen vor mir und jeder Tag offenbarte mir ein Dutzend Gründe, die den elementaren Widerwillen zu einem taahtberechtigten machten.

Dich bestahl er und mich, fortwährend; Deine Arbeit und die meine nahm er sich zum Schmuck.

Während mein Zorn darüber wuchs, sann ich boshaften Einfällen nach, wie ich diesen blanklackierten Menschen einmal der Welt in seiner ganzen blechernen Wahrhaftigkeit zeigen könnte.

Und köstlich malte ich es mir aus, wie es auf Beate wirken würde, wenn man ihr den Gatten von seinem Piedestal herabwürfe. Ich war gespannt darauf, wie man immer auf eine Entwicklung ist, die sich schwer vorausberechnen läßt.

Dann aber, mit einem Male, ward ich herausgerissen aus dieser abwartenden und überlegenen Haltung.

Du erinnerst dich des Abends, wo ich zum erstenmal in Beatens und Edlefs Heim war. Ich sah sie wieder, und so nah' war ich ihr wie bisher noch nie. Heißer als je flammte es in mir auf. Und sie war mir kein so unnahbares Weib, daß ich verfucht hätte, es ihr zu verhüllen. Sie mag in meinen Blicken gelesen haben — —

Und da, Thassilo, da begab sich das Entscheidende.

Ich sah es: ich wirkte auf sie. Ich beunruhigte sie. Sie verstand mich nicht, darum war ich ihr interessanter als den andern. Was nun Leben in ihr war — dies bißchen armselige, jämmerliche Leben — es fing an, sich nach mir zu drängen.

So oft ich zu ihr kam — immer deutlicher sah ich es: sie sehnte sich, mein zu sein, ohne es sich zu gestehen, ohne es nicht zu wissen. Von da an war mein Widerwille gegen ihn kein spielerischer Lebensreiz mehr. Ganz kalt und sicher wußte ich: ich werde ihn töten.

Und wenn ich das wußte, lachte ich mein Wissen aus und gab es in meinen Gedanken förmlich zu Protokoll. so etwas denkt man und thut es doch nicht.

Der Gedanke an einen Mord hat in der modernen, guten, bürgerlichen Gesellschaft beinah' was Groteskes. Er ist das Unwahrscheinlichste. Er fällt aus der Zeit. Man arbeitet nicht mehr mit Dolch und Gift. Mord — das ist romantischer Unsinn. So räsonnierte ich. Und dabei war zuletzt im Untergrund meiner Seele der Neid auf Dich. Ja Du, Du hattest die Gelegenheit gehabt — damals, als Du allein mit ihm warst inmitten des tobenden Wasserschwalls!

Käme sie mir — eine solche Gelegenheit, ich nützte sie! Ich nützte sie! Mir sollte er nicht lebend entrinnen!

Und immer wieder zwang ich mich, diese Betrachtungen komisch zu nennen. Und immer wieder fand ich sie in mir. Jeden freien Augenblick füllten sie mir aus. Sie waren zuletzt auch in mir bei der Arbeit.

Um ihnen zu entrinnen, hätte es ein Mittel gegeben, das: mir das Weib zu nehmen. Aber nicht der Ehemann, nicht die Ehe stand zwischen ihr und mir. Da standest Du. Dich allein von allen Menschen habe ich ehrlich geliebt und geachtet. Ich ehrte Dich, auch noch in Deinem Wahn, der in dieser Frau eine Göttin sah. So lange Dein Wahn währte, schien es mir, als sei diese Frau gewissermaßen Dein. Auch ein Idol ist ein Eigentum. Der Freund sei der letzte, es dem Freund zu rauben.

Zugleich fing ich auch an, einen tollen Traum zu träumen. Wie klaglich komme ich mir nachträglich damit vor! Jenen Traum thörichter Männereitelkeit und -selbstgefälligkeit, die sich jeder Selbstkritik begiebt und sich einbildet: ich, ich werde diesem Weibe der Erwecker und Vollender sein, ich bin bestimmt, sie zu heben! Hast Du schon einmal einen Mann gesehen, der sich nicht mit dieser Hoffnung, mit dieser Bestimmung entschuldigt, wenn er ein minderwertiges Weib begehrt? So ließ ich mich treiben, kampflos fast und ohne mich zu bewachen.

Siehst Du den Unterschied zwischen uns? Du schnürst Dich nach der That und bewachtest dich doch zu scharf, sie zu thun.

Ich ließ mich von dem dämonischen Triebe überraschen.

An jenem Morgen, bei dem Rendezvous vor dem Försterhaus geschah etwas, das ich schon oft gesehen und mit triumphierender Wonne heimlich begrüßt hatte: Beate errötete tief, als sie mich sah. Wie nur Liebessehnsucht erglühen kann.

Aber diesmal sah auch er es! Er wurde wach! Mißbehagen, fast Schreck stand auf seinem Gesicht — —

Er flüsterte ihr etwas zu . . . vielleicht ein banales Wort.

Und von diesem Augenblick an stand ich wie unter einem Zwang. Sie muß frei werden, dachte ich nur. Immerfort nur das Eine. Wie eine mechanische Thätigkeit war das in meinem Hirn.

Mit sicherer Hand schoß ich die Fasanen. In meinem Ohr

lag der Nachhall von Schüssen. Sie muß frei werden! Schüsse — Schüsse — — es war ganz natürlich alles. Bloß ein Schuß mehr — welches Ohr hört heraus, daß der ein anderes Wild zur Strecke bringt? Sie muß frei werden!

Und bei dem zweiten Treiben ging ich und erschoß ihn.

War ich das? Mein bewußtes Ich? Doch, ja! Und doch — nein! Mir zitterte nicht die Hand. Nicht vorher und nicht nachher. Und als sie ihn fanden, bebte kein Puls in mir. Es war wie ein fremdes Ereignis, es stand ganz außer mir.

Nur als ich es Dir sagte — da lasest Du es in meinen Augen. Und ich las in den Deinen, daß Du es wußtest. Aber ich blieb ruhig. Es stand noch immer außer mir, war immer noch ein fremdes Ereignis und ist es geblieben — bis zu dieser Nacht — —

Wie ich die Monate verbracht habe von damals bis heute? Mit Staunen und mit gierigem Warten

Ich staunte es an: also Gewissen ist doch nur für die Feigen! Die Klaren und Starken setzen sich mit ihren Thaten nüchtern auseinander und begründen sie vor sich mit ihren ehernen Notwendigkeiten. Dieser Mann mußte aus der Welt. Er war in ihr eine heimliche Krankheitserscheinung. Die Natur findet immer Mittel und Wege, mit solchen aufzuräumen, sie hat sich in diesem Fall meiner Hand bedient. Ich werde nicht von neue behelligt werden. Nichts wird mich stören und aufhalten.

Ich wartete auf die Stunde, wo es Dir endlich klar werden mußte, daß Du nicht geliebt seiest und daß sie, Beate, Dir nie das rechte, Dir bestimmte Weib gewesen sei. Dann erst wollte ich mich ihr wieder nahen. Denn daß sie mich nicht vergessen könnte, davon hatte ich Beweise ... sie trachtete, mir zu begegnen — sie lauerte hinter Gardinen — sie ließ vom Balkon das Taschentuch flattern — ach, so banal — so gräßlich banal — Ich erkannte es ... ich lachte darüber, und doch ... jener eitle Wahn rührte sich immer wieder, daß ich zu ihrem Erwecker bestimmt sei.

Dann kam jener Augenblick, wo ich aus Deinem Mund erfuhr, daß sie Holdins Weib werden wolle.

Ich hörte es ganz ruhig an, wie man manchmal die ungeheuersten Dinge anhören kann. Das Begreifen kommt hinterher.

Betrogen war ich usw. Das Schicksal wollte mich um meinen Kaufpreis prellen. Ich hatte das Weib für einen anderen frei gemacht. Und ich höhnte das Schicksal an: mit mir spielt man nicht! Ich nehme mir trotzdem, was ich mir erworben habe!

In dieser Nacht schlief ich nicht. Zum erstenmal seit jenem Tag fand ich keine Ruhe. Es war ein verfluchtes Gefühl in mir. Denke Dir: immer war es mir, als sei ich nicht allein. Und mit einem Male sah ich — — da auf der Diele lag er! Ich sah nur seine Stiefelsohlen, so mit den Spitzen emporgerichtet. Und in merkwürdiger Verkürzung die liegende Gestalt, über deren Leib gelbbraun welke Farrenblätter zusammenschlugen.

Ein bitterer Zorn kam über mich. Wenn das ist — — wenn das wiedererscheint — immer bei mir bleiben soll — Und um ihretwillen! Um dieses plumpen, armseligen, schönen Weibes willen —!

Dann soll auch sie nicht leben und nicht ich!

Zu ihr! Es gab nun kein Besinnen mehr. Sie nehmen und mit ihr in das Leben oder in den Tod.

Ehe meine Hand ihre Thür öffnete, faßte ich noch einmal nach meinem Revolver. Er war da — — bereit — —.

Nun bin ich bei ihr gewesen und alles ist entschieden.

Kann sein, daß ihr meine Küsse besser geschmeckt haben als die ihres Gatten dereinst. Die ihren haben mir aber nicht besser geschmeckt als die jeder anderen!

Und da kam ein Ekel über mich — vor ihr — vor mir — —

Mehr hätte ich haben können als diese Küsse, mehr. Das ganze Weib. Sie war zum Fall bereit wie zu einer Unterhaltung. Und in dem Ekel sah ich plötzlich wieder ihn — seine sonderbar verkürzte Gestalt und die senkrecht stehenden hellen Flächen der Stiefelsohlen.

Ich ließ ab von ihr. Schon lastete meine Hand nach dem Revolver. Da sah ich — — lache, lache! — da sah ich, daß sie enttäuscht war. Aber ihr fehlte der Mut, mich fortzureißen, die Verführerin zu spielen, bloß der Mut, nicht die Lust.

Da erbarmte ich mich ihrer Nichtigkeit. Sie tötet man nicht. Sie ist doch ewig. Sie lebt immer wieder auf. Ich war mir zu gut, sie mit mir zu nehmen in die große Stille.

Man richtet nur Verbrecher, nicht die Natur.

Ich weiß auch: was geschah, war kein Eingriff in ihr Leben. Es waren ja bloß ein paar Küsse, wird sie sich beweisen, und ich bin noch meine freie Herrin. Sie wird Holdin heiraten und lächeln und leben wie vorher.

Klage mir nicht nach, wenn Du bald liest, daß ich verunglückt sei ... sehr bald ... Das Schiff, das ich besteige, um nach meiner Heimat zu fahren, es wird mich an ihre Ufer nicht landen. An einem anderen ... dem dunklen, das niemand kennt und von dem niemand zu sagen vermag ...

Ich kann nicht leben, denn seit heute weiß ich, daß ich ein kranker Schwächling bin. Ich habe den Geschmack an mir selbst verloren. Darum richte ich mich, denn nur der Starke hat das Recht, zu sein.

Lebe wohl! Was wund an Dir ist, wird genesen.

Ein Engel wartet an den Pforten Deiner Zukunft, um Dir wohlzuthun.

Irne."

Wie lange der Mann gebraucht hatte, dies zu lesen, er wußte es nicht. Ihm schien es, als durchlebte er eine unermeßliche Spanne Zeit. Und doch flog sein Auge fieberhaft schnell über die Zeilen. Seite auf Seite blätterte er um — gierig vorwärts eilend, um zu fassen — zu begreifen — —

Dann ließ er die Blätter sinken, und wie einer, der müde und zerbrochen ist, warf er sich vornüber. Er verbarg sein Gesicht in den auf der Schreibtischplatte verschränkten Armen.

Hedi sah es wohl: er weinte. Er, der Starke, der Verschlossene. Tief erschüttert und zugleich voll zarter Scham und Scheu, stand sie lange wartend, bemüht, selbst den Atem anzuhalten, um ihn ihre Gegenwart nicht in Erinnerung zu bringen.

Und er weinte fort.

Da war es Hedi endlich, als müßte sie ihm das Gefühl des einsamen Leidens nehmen, als durfte, als müßte sie ihm zeigen: ich leide mit dir. Er fühlte eine leise, liebe Hand, die sich auf sein Haar legte und da still blieb — bescheiden und tröstend, fast wie die Hand einer Mutter ...

Und dieser sanfte, leise Druck schien ihm wohlzuthun. Er ward stiller. Er richtete sich endlich wieder auf.

„Hedi," sprach er, „was ist noch mein Leben! Kann ich noch an mich selbst glauben? Darf ich den Stimmen der eigenen Brust noch trauen? Was ich geliebt habe, war meiner Liebe nicht wert, was ich gehaßt habe, war meines Hasses nicht wert!"

Vergeudet, verthan, die heißesten, wertvollsten Gefühle! Umsonst verbrannt die Riesenfeuer von Haß und von Liebe.

Und der Rest eine ungeheure Leere?

Das Weib fiel ihm ein. Ja, Irne hatte sie recht erkannt.

Wie hatte sie da auf dem Balkon gestanden: unberührt, schön, sicher und zu jedem Lebensgenuß bereit, den ihr der Zufall herantrug. Zu träge zur Sünde. Zu träge zum Kampf. Zu träge zur Güte. Zu träge selbst zur Scham. Und es faßte ihn ein Ekel, daß er sie nicht von je gesehen hatte, wie sie war.

Tief neigte er wieder sein Haupt. Und zum anderumal legte sich die leise, liebe Hand auf sein Haar.

Hedis Augen standen in Thränen. Aber dennoch leuchteten sie und sahen mutig hinein in die Welt da draußen.

Vor dem Fenster drängte sich die Menge, und das Geschmetter der fröhlichen Musik übertönte noch das Lärmen der Menschen.

„Arm — arm!" flüsterte er.

Sie hörte es

„Nein," sprach sie laut, „reich — sehr reich! In Ihrer Arbeit wie ein Fürst. Und die ganze Zukunft Ihr eigen ..."

Er griff nach der tröstenden Hand. Er hielt sie lange und still gegen seine Wange. In seiner Brust regte sich, wie ein Nachhall, wieder jene heiße, stolze Empfindung, die ihn beim Dröhnen der Geschütze, beim Geschrei der Menge vorhin erfaßt hatte.

Es war nur kindischer Lärm.

Und dennoch: die Freude und das Hoffen von Tausenden jubelte daraus ... es war die primitive Sprache der Menge.

Aber sie sagte ihm dasselbe, was der liebevollste Mund, das treueste Herz ihm wiederholte:

„In deiner Arbeit wie ein Fürst! Und die ganze Zukunft dein eigen."

Aus früheren Jahrhundertwenden.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Das neunzehnte Jahrhundert, das nach der Meinung mancher Leute schon mit dem Silvester 1899 Abschied nahm, rüstet sich nun in der That zum Scheiden, und manches Fest ist geplant, um seinen Abschied zu feiern und um das Kommen eines neuen Säkulums zu begrüßen. Großes ist in in der jüngst vergangenen Zeit auf allen Gebieten erreicht worden, und hoffnungsfreudig darf der Blick in die Morgendämmerung der Zukunft hinausschweifen. Es verlohnt sich wohl, diese Jahrhundertwende mit ihren Vorgängerinnen zu vergleichen; die Geschichte belehrt uns alsdann, daß es mit den düsteren Prophezeiungen über zunehmende Entartung und nahen Verfall der Kulturmenschheit noch recht gute Wege hat.

Wie haben unsere Vorfahren die früheren Jahrhundertwenden gefeiert? Die Nachrichten darüber sind zwar spärlich, aber immerhin bezeichnend genug für die Stimmungen im Wechsel der Zeiten.

Einen großen Zeitabschnitt der Geschichte bedeutete das Jahr 1000 n. Chr. Die Jahrtausendwende gab noch reichlicheren Anlaß zu Rück- und Ausblicken als der Abschluß eines Jahrhunderts. Erfreuliches ist jedoch aus jener Zeit nicht zu berichten. Während sich die Mächtigen befehden, Kaiser und Papst um den Vorrang streiten, leiden weite Länderstriche bittere Not. Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts lösen Hunger- und Pestjahre einander in unheimlicher Folge ab, die Rechtssicherheit ist erschüttert, und die Chroniken jener Zeit sind mit Greuelthaten erfüllt. Da lebten in den weitesten Schichten des Volkes alte Prophezeiungen auf, welche ein Weltende festsetzten, wenn tausend Jahre nach Christi Ankunft vollendet wären. Wie weit man ihnen Glauben schenkte, bezeugen einige Urkunden aus jener Zeit, die mit den Worten „Termino mundi appropinquante“ („Bei dem herannahenden Ende der Welt“) beginnen. Im Jahre 992 fiel die Verkündigung Mariä mit dem Karfreitag zusammen. Dies bewog den Einsiedler Bernhard in Thüringen, den Termin des Weltuntergangs für jenes Jahr und jenen Tag anzusetzen. „Ein Mönch aus Cordin, Namens Druthmarn“, berichtet Flammarion in seinem Buche „Das Ende der Welt“, „kündigte wieder die Zerstörung des Erdballs auf den 25. März des Jahres 1000 an. Der Schrecken war so groß, daß sich das Volk an jenem Tage in vielen Städten in den Kirchen einschloß und bis Mitternacht darin blieb, um dort das Zeichen des Jüngsten Gerichtes zu erwarten und am Fuße des Kreuzes zu sterben.“

Doch unbekümmert um die Unheilverkündeten ging die Weltgeschichte ihren Weg. Die schweren Zeiten wurden überwunden, wüste Lande wurden von der Kultur erobert und neue Völker ihrem Kreise angegliedert. Die Blüte des Mittelalters begann sich zu entfalten.

Aus dem Jahre 1300 können wir von einer Feier der Jahrhundertwende berichten. Am 22. April des genannten Jahres versprach Papst Bonifacius VIII vollkommenen Ablaß allen denjenigen, die eine gewisse Zeit lang die Kirchen der Apostel Peter und Paulus in Rom besuchen würden. Alle hundert Jahre sollte dieses Jubel- oder Ablaßjahr wiederkehren; es verlor aber bald seinen säkularen Charakter, indem es alle fünfzig und dann alle fünfundzwanzig Jahre eingesetzt wurde.

Nun flossen wieder Jahrhunderte dahin, ohne daß Berichte über besondere Erwartungen oder Festlichkeiten an deren Wenden auf unsere Zeit gekommen wären. Die übliche Feier des neuen Jahres wurde nur mit mehr Nachdruck begangen. Dabei kam hier und dort mancher lustige Streich zustande, oder es wurde für den Anfang des Jahrhunderts etwas „Besonderes“ geleistet. So wurde, um ein Beispiel anzuführen, der Beginn des siebzehnten Jahrhunderts in Königsberg in Preußen recht eigenartig begrüßt. Die Fleischerzunft spielte dabei die Hauptrolle.

In der Wurstbereitung überflügelten die Deutschen schon zu allen Zeiten die übrigen Völker. Am herrlichsten aber blühte dieser Gewerbszweig wohl im sechzehnten Jahrhundert. Damals wetteiferten die deutschen Städte miteinander um den Ruhm, welche die — längste Wurst herstellen könnte. Es wurden bald Längen von mehreren hundert Ellen erreicht und die Fleischer trugen die Riesenwürste unter Paukenschlag und Trommetenklang in festlichen Umzügen durch die Straßen der Vaterstadt. Braunschweig glaubte schon, mit einer Wurst von achthundert Ellen Länge die höchste Leistung geboten zu haben, es sollte aber bald von Königsberg in Preußen geschlagen werden. Die dortigen Fleischer hatten bereits im Jahre 1583 mit einer Wurst von 596 Ellen prunken dürfen, beschlossen aber mit dem ersten Tage des Jahres 1601, „als mit welchem man in eine neue hundertjährige Zeit trete“, eine noch viel köstlichere und größere Wurst zu machen. In einer „Wurstologia“ des siebzehnten Jahrhunderts wird darüber berichtet: „Derohalben wurden die Fleischhauer mit einander einig/ 81 geräucherte Schinken zusammenzubringen/ welche sie ganz klein hackten/ hernach das Gehackte mit großer Müh und Fleiß in die dazu bereitete Därmen stopfften/ so daß sie eine Wurst von tausend und fünff Ellen lang verfertigten: Zu welchem Ende sie unter dem Schweinen-Fleisch achtzehen und ein viertheil Pfund Pfeffer/ nebst anderthalb Scheffel Salz gemenget da dann die ganze Wurst acht hundert fünff und achtzig Pfund gewogen. Als nun die Zeit herau kam/ mit dieser so wunderbahe verfertigten Wurst aufzuziehen/ so bereiteten sich hundert und drey Fleischhauer Knecht/ mit weissen Bändern umb den Leib/ und rother Bändern auff der Brust gezieret welche obgedachte Wurst überall umbher trugen. Vorher gingen etliche Trompeter neben her aber etliche anderes ihres Handwerks/ uns Achtung zu geben/ daß die Wurst keinen Schaden bekommen möchte. In solchem Auffzug kahmen sie nun vor dem Schloß/ und verehreten dem Fürsten hundert und dreyßig Ellen/ wodurch alle Einwohner der Stadt herzu liessen/ und sich ein jeder über dieser Wurst-Wundee verwunderte. / Nachdem sie nun also durch die gantze Stadt Königsberg gegangen waren/ verfügten sie sich zu der versambleten Becker-Zunfft/ welche eben mit- und unter einandee lustig waren/ welcher Lustbarkeit sie dann zum Theil mit genossen/ wofür sie selbige mit einem guten Stück obgedachter Wurst beschenckten. Die Becker wolten darauff ihre Kunst auch sehen lassen/ brachten derohalben eine Quantität jenes

Die Nürnberger Denkmünze von 1700.

Medaille der Hamburger Bank von 1801.

Mehls zusammen/ von welchem sie acht Kuchen backten deren jeder 5 Ellen lang war."

Wir danen „Wolkenkratzer" und Eiffeltürme, aber von solchen achtunggebietenden Wurften schweigt die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

Doch wenden wir uns nach dieser humoristischen Abschweifung wieder ernsteren Betrachtungen zu! Als eine Besonderheit für die Feier des Anbeginns des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts tritt die Prägung von Säkularmunzen hervor. In dieser Weise haben schon die alten Römer ihre Jahrhundertwenden gefeiert, und unter anderen derartigen Münzen sind etliche aus dem Jahre 248 n. Chr. bemerkenswert. Sie wurden in Rom unter Kaiser Philippus dem Aelteren geprägt zum Andenken an die vor tausend Jahren erfolgte Gründung der Stadt. Die Sitte geriet während des Mittelalters in Vergessenheit, erst im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert begann man zum Neuen Jahr besondere Münzen zu prägen, welche Widmungen „Zum seligen neuen Jahr", „Ein neu glückfäliges Jahr" u. dgl. trugen. Eine um das Jahr 1600 geprägte Denkmünze meldet durch ihre Aufschrift: „O Wunder über Wunder, im Jahre sechzehnhunder, wußten die Leute nicht, wie alt sie waren." Auch bei den Säkularmünzen oder Medaillen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts macht sich die Streitfrage, wann das Jahrhundert beginne, bemerkbar, auf den einen Münzen sind die Jahre 1700 und 1800, auf anderen 1701 und 1801 als Anfangsjahre bezeichnet.

Medaille der Hamburger Admiralität von 1801.

Von den Denkmünzen des achtzehnten Jahrhunderts verdienen die Nürnberger besondere Beachtung. Die Stadt ließ im Jahre 1700 sowohl einfache wie auch doppelte und dreifache Dukaten und kleinere Münzen in Gold und Silber prägen. Der doppelte Dukaten zeigt die Bildnisse des Kaisers Leopold und des römischen Königs Joseph I auf der einen Seite, auf der anderen befindet sich ein Kranz mit fliegenden Bändern und der Aufschrift „Saeculum novum 1700". Eine andere Denkmünze, der doppelte Nürnberger Lämmleinsdukaten, den unsere Abbildung S. 880 wiedergiebt, zeigt einerseits die drei Nürnberger Wappen mit der Umschrift „Saeculum novum celebrat Resp. Noribergensis", d. h. „das neue Jahrhundert begrüßt die Stadt Nürnberg", andrerseits das Lamm Gottes mit der Umschrift „Tempora nostra pater donata pace corona", d. h. „Krone, Vater, die uns geschenkten Zeiten mit dem Frieden."

Medaille der Hamburger Kommerzdeputation von 1801.

Mochten schon im Jahre 1701 die Vorwehen des Spanischen Erbfolgekrieges manche festliche Aeußerung zur Begrüßung des neuen Jahrhunderts im Keime unterdrückt haben, so waren politische Einflüsse an der Wiege des neunzehnten Jahrhunderts von noch ungleich einschneidenderer Bedeutung. In Süddeutschland und teilweise auch in Oesterreich tummelten sich französische Heere, und schwer seufzten diese Länder unter dem Joche Napoleons. Sie hatten keine Ursache, zu jubeln, und so blieb die Feier zur Jahrhundertwende meist auf Nord- und Mitteldeutschland beschränkt.

Diesmal prägte Nürnberg keine Münzen, obwohl der Spruch, den es vor hundert Jahren auf den doppelten Lämmleinsdukaten geschrieben hatte, mehr denn je im Herzen jedes Deutschen laut wurde. Von dem Nürnberger Nachbarstädtchen Schwabach aber wird berichtet, daß es sich eine kleine Feier zu Beginn des neuen Säkulums nicht nehmen ließ. Ein Chronist, welcher die Kriegsbegebenheiten des Jahres 1800 und 1801 in und um Augsburg schildert, giebt die Stimmung, welche damals herrschte, wieder. Er schreibt: „Unter solchen Ereignissen entschwand ein Jahr, dem an wildem Gewühl, außerordentlichen Scenen und am Wechsel des Kriegsglücks nur wenige in der Geschichte an die Seite gesetzt werden können, und nach diesem schloß sich ein Jahrhundert, das an Thatenfülle manch anderes reiflich aufwog. Die gegenwärtigen Zeitumstände erlaubten Augsburgs Einwohnern freilich nicht, diesen merkwürdigen Zeitwechsel durch glänzende Feierlichkeiten nach dem Beispiele ruhiger Städte pomphaft zu feiern, für nachdenkende Menschen jedoch floh diese folgenreiche Periode ohne für Geist und Herz fruchtbare Betrachtungen sicher nicht ungenützt dahin, und von Augsburgs Einwohnern wird gewiß keiner das neunzehnte Jahrhundert ohne den heißen Wunsch angetreten haben, daß doch endlich einmal die große Welterschütterung, die unserem Zeitalter eine so teuer zu stehen kommende Celebrität für alle Jahrhunderte der Nachwelt geben wird, ihren Ruhepunkt und somit die Geschichte unserer Denkwürdigkeiten und unserer Leiden ihr Ende finden möge!"

Medaille der Hamburger Admiralität von 1801.

Wien, wo sonst der Neujahrstag am kaiserlichen Hofe mit großem Prunk begangen wurde, unterließ zum Beginne des neuen Jahrhunderts sogar die sonst alljährlich übliche Feier, hatte man doch ganz kurz vorher noch die Besetzung der Stadt durch die Franzosen gefürchtet!

Von den „glänzenden Feierlichkeiten nach dem Beispiele ruhiger Städte", welche der Augsburger Chronist erwähnt, meldet die Zeitgeschichte auch aus Mittel- und Norddeutschland nur wenig. Aus Leisnig wird berichtet, daß der Antritt des neuen Jahrhunderts feierlich und festlich begangen wurde, aus Löbau und Eisenach wissen wir, daß Glockengeläute, Gesang und Illumination das neue Säkulum begrüßten, ein Chemnitzer Chronist aber schreibt: „Dumpfe Gewitterschwüle lag beim Anbruche des neuen Jahrhunderts über den sächsischen Landen — und auch in Chemnitz ward wie an den meisten anderen Orten des Landes die Feier des Säkularwechsels in aller Stille und Einfachheit begangen."

Festlich gedachte Leipzig der Jahrhundertwende, und ein Programm der Universität ladet zur Jahrhundertfeier am 1. Januar 1801 in die Paulinerkirche. Aus der Vorrede desselben spricht die Verlegenheit des akademischen Senates über die Entscheidung der Frage, ob und wann eine akademische Jahrhundertfeier stattfinden sollte. Auf Anregung der Studentenschaft war die Feier schließlich festgesetzt worden, und es nahmen an derselben 106 Docenten und 111 Studenten teil. Der Vortrag einer Mozartschen Komposition, eine lateinische Festrede des Professors der Geschichte F. A. W. Wenk und die Ueberreichung eines Festgedichtes an den Rektor namens der Studentenschaft bildeten die Hauptmomente des Festes, das mit dem Ambrosischen Lobgesang in der Komposition von Graun geschlossen wurde. Das Gedicht der Studenten sprach die Wünsche aus, daß das neue Jahrhundert dem Frieden gehören möge, in welchem nur noch die Dichter sollten von Waffen und Krieg singen können.

Wie schon bei Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, so wurden auch diesmal Erinnerungsmünzen an die Jahrhundertwende — allerdings ausschließlich in Norddeutschland — geprägt. Vor allen Städten zeichnete sich hierin die Freie und Hansastadt Hamburg aus, welche das neue Jahrhundert von ihren Wällen auch durch

eine dreimalige Salve von hundert Kanonen begrüßte. Hier ließen die bürgerlichen Körperschaften eine besondere Medaille herstellen. Die Bank prägte eine zweite, welche den Genius des neunzehnten Jahrhunderts in Gestalt eines geflügelten Jünglings zeigte, der, Friede bringend, über die Erde schreitet. Die Umschrift dieser Münze, welche unsere Abbildung S. 880 veranschaulicht, lautet: „Frieden dem Jahrhunderte", daneben findet sich die Zahl 1801. Die Medaille der Admiralität — unsere Abbildung S. 881 — zeigt vorn die Zeit als Saturn, der zu einer mit Hamburgs Wappen geschmückten Schiffssäule tritt. Die Umschrift drückt den Wunsch „Fortdauerndes Gelingen" aus. Die Kommerzdeputation ließ eine weitere Medaille anfertigen, welche, wie unsere Abbildung S. 881 zeigt, eine Figur der Hamburger Republik darstellt. Die Inschrift Anno vertento millesimo bezieht sich auf das Jahrtausend, welches Hamburg seit seiner angeblichen Gründung im Jahre 800 durch Karl den Großen nunmehr erlebte. Auf der Rückseite ist der Handel durch eine weibliche Figur dargestellt. Die Inschrift lautet: „Securitas (Sicherheit) — Commercium. Hamburg."

Sehr schön und künstlerisch ausgeführt waren auch die in Berlin zum Beginn des neuazehnten Jahrhunderts geprägten Medaillen von Stinle und Loos. Eine derselben nennt die bemerkenswertesten Ereignisse der letzten zehn Jahre, auf der anderen Seite ist ein Altar, der die Jahreszahl 1800 trägt, vor ihm kniet eine Frauengestalt, legt mit der Linken einen Zweig auf den Altar und zeigt mit der Rechten auf das Sternbild der Wage, das aus den Wolken hervorleuchtet. Die Umschrift lautet: „Es ist noch nicht entschieden". Damit deutet die Medaille auf den schweren Druck der Zeiten hin, in denen man um die vorige Jahrhundertwende lebte. Eine andere zeigt einen Doppelkopf, dessen männliche Hälfte, vor welcher eine Fackel erlöschend niedersinkt, in die Zeit des Kampfes, der Revolution zurückblickt, während der von einem Füllhorn mit hervorquellenden Blumen umgebene Frauenkopf der anderen Hälfte in eine glückliche Zukunft schaut. Die Umschrift lautet: „Vergangen sey das Uebel, froh die Zukunft." Die Kehrseite zeigt die untergehende Sonne des scheidenden Jahrhunderts im Westen und in der Mitte einen Baum, unter welchem ein Hirte, gegen Osten gewandt, seine hoffnungsfrohen Weisen bläst.

Auch die Wende des neunzehnten Jahrhunderts vollzieht sich, während in der Welt keineswegs ungetrübter Frieden herrscht, und mit Hinblick auf mehr als ein kriegerisches Ereignis könnten wir auch heute Münzen prägen, deren Inschrift wie die jener vor hundert Jahren lauten dürfte: „Es ist noch nicht entschieden". Dennoch können wir ungleich hoffnungsfroher und sorgenfreier in die Zukunft sehen als damals unsere Vorfahren. Die hundert Jahre, welche uns von jenen trennen, sind fruchtbar gewesen auf allen Gebieten menschlichen Vorwärtsstrebens, haben unserem Vaterlande eine reiche Menge glänzender Errungenschaften gebracht und es zur machtvollen Einheit geführt. So stehen wir den weltbewegenden Ereignissen als ein ganzes Volk gegenüber, das sich seiner Stärke bewußt geworden ist, und dem es wohl ansteht, zuversichtlich „der frohen Zukunft" entgegenzusehen.

Seltsame Gasvergiftungen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von M. Hagenau.

Unter den schädlichen Gasen, die in unsere Wohnräume dringen, ist das Kohlenoxyd am gefährlichsten; denn alljährlich fallen ihm zahlreiche Menschenleben zum Opfer.

Es ist ein farb-, geschmack- und geruchloses Gas, das bei unvollständiger Verbrennung von Kohle und anderen kohlenstoffhaltigen Verbindungen sich entwickelt. Es ist im Kohlendunst, in den Rauchgasen der Oefen und in noch größeren Mengen im Leuchtgas enthalten.

Für den tierischen und menschlichen Organismus ist es ein gefährliches Gift. Durch eigens dazu angestellte Versuche wurde festgestellt, daß Sperlinge in einer Luft, die nur 0,1 Prozent Kohlenoxyd enthielt, in etwa einer Stunde zu Grunde gingen; aber schon in drei Minuten starben, wenn der Gehalt der Luft an Kohlenoxyd auf 0,5 Prozent erhöht wurde. Der Mensch ist gegen das Gift weniger empfindlich als die Vögel, aber sobald in zweitausend Teilen der Luft mehr als ein Teil Kohlenoxyd enthalten ist, beginnt das Gift bereits auch auf ihn seine schädlichen Wirkungen auszuüben.

Um diese zu verstehen, muß man sich die Vorgänge bei der Atmung vergegenwärtigen. Die roten Blutkörperchen enthalten den roten Farbstoff, das Hämoglobin; dieses verbindet sich in der Lunge mit dem Sauerstoff der Luft zum Oxyhämoglobin; mit dem Blutserum werden die roten Körperchen aus der Lunge in das Herz und dann in die verschiedenen Organe des Körpers geführt. In diesen geben sie den belebenden Sauerstoff an die Gewebe des Körpers ab.

Das Kohlenoxyd verbindet sich nun auch mit dem Hämoglobin, und zwar in festerem Maße als der Sauerstoff; es macht dadurch das Blut untauglich, dem Körper aus der Lunge Sauerstoff zuzuführen, und ruft schon auf diese Weise den Erstickungstod hervor. Außerdem ist es aber, wie durch neuere Untersuchungen erwiesen wurde, ein Gift, das ähnlich wie Morphium oder Blei die Gewebe des Körpers, namentlich aber die nervösen Apparate, schädigt. Es vermag darum in gewissen Fällen Rauschzustände und, selbst in geringeren Mengen eingeatmet, Störungen in den Centralorganen des Nervensystems hervorzurufen.

Wie die schweren Vergiftungen durch das Kohlenoxyd verursacht werden, ist zumeist offenkundig oder leicht zu ermitteln.

Da hängt z. B. eine Frau, auf einer Fußbank stehend, Wäsche zum Trocknen auf. Um das Trocknen zu beschleunigen, hat sie ein Becken mit glühenden Kohlen auf dem Fußboden aufgestellt. Man findet sie bewußtlos am Boden liegend: ihre Beine haben von der Berührung mit dem heißen Kohlengefäß Brandwunden davongetragen. Zweifellos ist sie vom Kohlendunst betäubt worden.

Ein Dienstherr verbietet seinen Dienstmädchen, den Ofen in ihrer Kammer zu heizen; um ihnen das Heizen unmöglich zu machen, verstopft er die in den Kamin führende Röhre mit Lumpen und Papier. Eines von den Mädchen heizt den Ofen trotzdem. Am anderen Morgen findet man beide Mädchen tot in ihren Betten. Die Lumpen und das Papier haben den Abzug der Rauchgase erschwert, sie haben wie eine Klappe gewirkt und den Austritt des Kohlendunstes in die Kammer verursacht.

In einem anderen Hause verspürt die Hausfrau am frühen Morgen beim Betreten der Küche einen starken Geruch nach Leuchtgas; in der anstoßenden Kammer liegt das Dienstmädchen tot im Bette. In der Küche befindet sich ein Gaskocher, der mittels eines Gummischlauches an die Gasleitung angeschlossen ist. Die Gashähne an den Brennern des Kochapparates sind geschlossen, aber das Mädchen hat es unterlassen, den Hahn vor dem Gummischlauch zu schließen; auch der HauptHahn zu der Gasleitung der Wohnung ist über Nacht sorglosierweise offen geblieben. Man hat am vorhergehenden Tage nicht bemerkt, daß der Gummischlauch, wie das oft geschieht, schadhaft geworden war. So hat das Gas während der Nacht ausströmen und sich in der Küche und der daneben liegenden Kammer verbreiten können.

In allen diesen und ähnlichen Fällen sind die Ursachen der Vergiftung offenkundig; es haben sich aber auch öfters Unfälle ereignet, bei denen man zunächst gar nicht an eine Kohlenoxydvergiftung dachte. Erst durch eine sorgfältige Untersuchung von seiten der Behörden und der Aerzte wurden dann die verschlungenen und vielverschlungenen Wege ermittelt, auf welchen das giftige Gas in die Wohnräume gelangte. Die allgemeine Kenntnis dieser seltsamen Unfälle ist wohl von Bedeutung, denn sie ermahnt zu der nötigen Vorsicht, indem sie die heimtückische Natur des Kohlenoxydgiftes offenbart.

Der berühmte Gerichtsarzt Orfila wurde einmal um sechs Uhr morgens beauftragt, ein Zimmer zu untersuchen, in dem man zwei Damen vergiftet vorfand. Orfila verbrannte

Kohlendunst nicht nur in dem Schlafzimmer der Damen, sondern auch in dem daneben liegenden Salon und in dem an diesen stoßenden Speisesaal. Der Ofen im Schlafzimmer war wohl abends geheizt gewesen, aber er bildete nicht die Quelle des Kohlenoxyds. Die Untersuchung ergab vielmehr folgenden Sachverhalt: Die Damen wohnten im zweiten Stockwerk, unter ihnen hatte ein Zahnarzt seine Wohnung. Dieser hatte während der Nacht in einem mit Holzkohlen geheizten Ofen verschiedene Arbeiten verrichtet. Der Kohlendunst drang durch den Schornstein in den Ofen des im zweiten Stockwerk liegenden Speisesaales und wurde durch den im Schlafzimmer der Damen brennenden Ofen in den Salon und das Schlafzimmer selbst angesogen.

Auch das Leuchtgas kann sich von Stockwerk zu Stockwerk verbreiten; es vermag sogar durch die Fußbodendecke zu dringen. Wolffhügel berichtete auf dem VI. Hygienekongreß über einen derartigen seltsamen Fall. In einem Zimmer war das Kugelgelenk eines Kronleuchters undicht geworden. Das Gas strömte aus, drang durch die Decke in das darüber liegende Zimmer und führte dort eine Vergiftung herbei. Bei diesem Unfall wurde auch die Wahrnehmung gemacht, daß das Leuchtgas durch den Fullboden der Decke gewissermaßen filtriert wurde; die Füllung hielt die riechenden Stoffe zurück, das Kohlenoxyd drang aber frei durch und das Gas trat völlig geruchlos, also um so gefährlicher, in das obere Zimmer ein.

Das Leuchtgas kann in Wohnräume auch dann eindringen, wenn die Rohrleitung außerhalb des Hauses im Erdboden der Straße undicht geworden ist. Die im Winter geheizten Wohnhäuser saugen die Luft aus dem Erdboden mit großer Kraft an, und sie ziehen auch das in die Erde gedrungene Leuchtgas an, wenn die Bruchstelle bis 20 m vom Hause entfernt ist. Diese Thatsachen sind bekannt, da Vergiftungen infolge derartiger Unfälle nicht gerade selten sind. Weniger bekannt ist es aber, daß mit der Reparatur der schadhaften Stelle der Leitung die Gefahr für die umliegenden Häuser nicht sofort beseitigt ist. Der Erdboden ist mit Leuchtgas gesättigt, und es vergeht noch längere Zeit, bis dasselbe sich völlig verflüchtigt. Es müssen darum in den bedrohten Häusern auch noch erfolgter Reparatur Thüren und Fenster längere Zeit offen gehalten werden.

So die giftigen Eigenschaften des Kohlenoxyds allgemein bekannt sind, werden Vergiftungen mit Kohlendunst und Leuchtgas auch absichtlich zu Selbstmord- zwecken herbeigeführt. Mitunter haben aber auch Mörder, die ihr Opfer auf eine andere Weise umgebracht haben, eine zufällige Kohlenoxydvergiftung vortäuschen wollen. Andererseits wurde eine zufällige Vergiftung nicht erkannt und ein Unschuldiger des Mordes bezichtigt.

Ueber einen seltsamen Fall dieser Art hat Brouardel in den „Annales d'hygiène publique" berichtet:

Am 10. April des Jahres 1887 zeigte sich eine arme Frau am Fenster ihrer in einem kleinen französischen Orte gelegenen Wohnung. Verstört rief sie die Passanten an und meldete ihnen, daß ihr Mann gestorben sei. Die Leute traten in das Haus ein. Gleich im ersten Raume auf der Schwelle der Stellerthür fanden sie die Leiche des Bruders der Frau, und im ersten Stocke lag im Bette bereits totenstarr ihr Mann. Die Polizei wurde herbeigerufen, die Frau schien bei der Vernehmung betrunken zu sein, verschiedene Nebenumstände sprachen zu ihren Ungunsten, und so wurde sie verhaftet und des doppelten Giftmordes angeklagt. Die Aerzte, denen die Untersuchung der Leichen anvertraut wurde, fanden Rötungen im Bereiche des Magendarmkanals; auf Grund dieser Wahrnehmung gaben sie in oberflächlicher Weise ein Gutachten ab, in dem sie als Todesursache eine Vergiftung mittels eines nicht ätzenden Giftes annahmen. Der armen Frau half alles Beteuern ihrer Unschuld nicht. Sie wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt.

Während die Gerichtete im Kerker schmachtete, bezog ein Fischhändler das Haus. Er verkehrte viel auswärts, aber seine Frau blieb beständig im Hause, und sie klagte oft über Unwohlsein. Trotzdem besorgte sie den kleinen Verkaufsladen, den sie etabliert hatte. Am 28. Mai 1888 trat eine Nachbarin in den Laden und sah die Frau ausgestreckt auf der Erde nicht weit von dem Kellereingang liegen. Alle Wiederbelebungsversuche halfen nichts, die Frau des Fischhändlers war tot. Die Behörde hat diesen Fall sonderbarerweise einer strengen Untersuchung nicht gewürdigt. Die Nachbarn aber kannten schon einige Thatsachen, welche auf die Ursache des plötzlichen Todes der Frau ein bestimmteres Licht warfen.

Das berüchtigte Haus lehnte an einem Hügel. Am Abhange desselben war ein Kalkofen erbaut, dessen untere Oeffnung auf den Hof des Hauses ging, während die obere Oeffnung etwa in gleicher Höhe mit dem Hausdache lag. Die Frau, welche die Fischhändlerin tot aufgefunden hatte, erklärte, daß in dem Laden ein übler Geruch verbreitet war, wie er in der unmittelbaren Nähe des Kalkofens zu spüren war. Eine andere Nachbarin berichtete, die Fischhändlerin hätte ihr kurz vor ihrem Tode folgendes mitgeteilt: Es kamen drei junge Männer in den Laden, um Kaffee zu kaufen. Der eine von ihnen fror, und er ging nach dem Kalkofen, um sich zu wärmen. Er kam aber nicht wieder, und seine Gefährten gingen hin, ihn zu holen. Sie fanden ihn in einem üblen Zustande, wie betäubt. Als er von dem Ofen entfernt wurde, erholte er sich bald wieder.

Diesen Aussagen wurde sorgloserweise keine Beachtung geschenkt. Die Fischhändlerin wurde begraben und der Mann zog nach einigen Monaten fort. Neue Mieter kamen in das Haus.

Eines Tages, im August des Jahres 1889, ging ein Mann an dem Hause vorüber. Er sah die neue Mieterin herauskommen, sie schien ihn anreden zu wollen, aber die Stimme versagte ihr und sie fiel rücklings zu Boden. Nachbarn kamen herbei und drangen in das Haus ein. Im Laden lag der neue Mieter mit gerötetem Gesicht, er war mit Blut bedeckt, von Wunden, die er sich im Fallen zugezogen hatte, und er hatte auch gebrochen, wie der Augenschein erwies. Nach einer Stunde erholten sich die Ehegatten; im Keller fand man aber die Leiche ihrer Katze. Die neuen Mieter sagten nun aus, daß sie immer Kopfschmerz, Uebelkeit, Schwindel und große Schwäche empfunden hätten, wenn der Kalkofen geheizt war. Sie schoben die Schuld ihres Unwohlseins auf jenen Ofen und sprachen auch die Vermutung aus, daß die anderen, welche in jenem Hause früher gestorben waren, gleichfalls Opfer der Ofengase geworden wären. Der Besitzer ließ nun den Kalkofen abbrechen und höher auf dem Hügel aufstellen. In dem Hause kam seitdem kein Unfall weiter vor.

Die öffentliche Meinung aber hatte den ersten rätselhaften Unfall, der sich in jenem Hause ereignet hatte, nicht vergessen. Der Mann und der Bruder der im Kerker sitzenden Frau konnten ja auch durch die verderblichen Ofengase getötet worden sein. Vielleicht galt es hier, eine unschuldig Verurteilte wieder in Freiheit zu setzen und ihr die Ehre wiederzugeben? Unter dem Druck der öffentlichen Meinung mußten die Behörden nunmehr eine sorgfältige Untersuchung einleiten. Brouardel, Desgouts und Ogier wurden mit ihr beauftragt, und sie stellten fest, daß ein Uebergang der Ofengase in das Haus je nach der Windrichtung recht wohl möglich war, daß auch die beiden ersten Opfer an einer Kohlenoxydvergiftung zu Grunde gegangen waren, und daß die verurteilte Frau bei der ersten Vernehmung nicht betrunken, sondern durch das giftige Gas betäubt war. —

Im Anschluß daran sei noch kurz das Verhalten der Verunglückten während der Vergiftung oder beim Erwachen aus der Betäubung erwähnt. Das Kohlenoxyd greift nicht nur das Blut, sondern auch das Nervensystem an. Oft wurden bei Leuten, die eine Kohlendunst- oder Leuchtgasvergiftung überlebt haben, schwere Schädigungen nervöser und seelischer Art bis zur Verblödung beobachtet. Namentlich in der Zeit der ersten Erholung kann die seelische Thätigkeit durch das Gift sehr beeinträchtigt sein, eine Thatsache, die bei den Ergebnissen der ersten Vernehmung durch Polizei- und Gerichtsbeamte wohl berücksichtigt werden muß.

In seiner trefflichen Monographie „Die Kohlenoxydvergiftung" führt Dr. med. Willy Sachs auch eine Reihe derartiger für die Kriminalistik wichtiger Vorfälle an.

Die Verwirrung kann so groß sein, daß Verunglückte sich selbst eines nicht begangenen Verbrechens bezichtigen. In einem Falle wurde z. B. eine Frau tot und ihr Mann in einem verwirrten Zustande angetroffen. Derselbe gab an, seine Frau erschlagen zu haben, obgleich sich an dieser keine Verletzungen fanden. Es stellte sich heraus, daß eine Kohlenoxydvergiftung stattgefunden hatte.

Beim Beginn der Vergiftung kann sich zuweilen auch eine Art Delirium einstellen, in welchem die Verunglückten in Tobsucht verfallen und selbst entsetzliche Verbrechen begehen können. Neuerdings beschäftigte ein solcher trauriger Fall die Wiener Gerichte. Ein 58jähriger Bahnwächter war mit seiner Frau und Schwägerin der Kohlendunstvergiftung anheimgefallen. Der Mann hörte offenbar im Beginne der Vergiftung einen Eisenbahnzug heranrollen und schleppte sich ins Freie, wo er zu Boden fiel; nach einiger Zeit konnte er sich aufraffen und in sein Haus zurückkehren, woselbst er den Frauen zurief, sie möchten aufstehen. Als er von diesen keine Antwort erhielt, erfaßte ihn ein solcher Zorn, daß er zum Rasiermesser griff und seiner Schwägerin einen Schnitt in den Nacken versetzte; diese war nur in geringem Maße betäubt, da sie in einem Nebenraume schlief, und konnte sich zur Wehr setzen. Seiner Frau, welche vollständig betäubt war, schnitt er den Hals durch, dann eilte er ins Freie und wurde später zwischen den Schienen gefunden. Als er erwachte, hatte er von dem Vorgefallenen keine Erinnerung und war trostlos über das Unheil, das er angerichtet hatte.

Schon diese flüchtigen Beispiele zeigen, welche Summe Unglück alljährlich durch die Kohlenoxydvergiftung verursacht wird. Und doch muß man dabei gestehen, daß ein großer, ja der größte Teil derselben verhütet werden könnte, wenn in weiteren Kreisen beim Umgehen mit allerlei Heiz- und Beleuchtungsanlagen mehr Vorsicht geübt werden wollte. Dabei ist nicht zu vergessen, daß es außer diesen schweren auch leichte Vergiftungen giebt, die durch Einatmung geringer Mengen der schädlichen Gase entstehen und als solche gar nicht erkannt werden. Man führt dann den Kopfschmerz, Schwindel, die Uebelkeit auf ein vorübergehendes Unwohlsein zurück. Häufen sich aber solche leichte Vergiftungen, so geben sie Grund zu einem Siechtume, das oft lange andauern kann. Es giebt Aerzte, welche die Behauptung aufgestellt haben, daß ein Teil der nervösen Erkrankungen, die in unserem Zeitalter so häufig werden, auf solche schleichende Vergiftungen mit Kohlendunst und Leuchtgas zurückzuführen sei. So weit braucht man nicht zu gehen, und man kann es dennoch für nötig erachten, daß auch bei Hantierungen, bei denen kleinere Mengen Kohlendunst entstehen, größere Vorsicht angewendet werde.

Dr. Willy Sachs erwähnt in seiner bereits genannten Schrift auch die offenen mit Holzkohlen oder mit Gluthexenen zu heizenden Bügeleisen, welche, wenn auch nicht zu akuten Vergiftungen, so doch zu chronischen Störungen der Gesundheit führen können.

Er meint in betreff derselben: „Da sie wegen der Einfachheit ihrer Handhabung eine große Verbreitung gefunden haben, so wäre es nicht überflüssig, wenn verlangt würde, daß jedem Exemplare eine Gebrauchsanweisung beiläge, welche auf die Schädlichkeiten aufmerksam machte und darauf hinwiese, daß ihre Anwendung im Freien oder in Räumen mit ausgezeichneter Ventilation zu geschehen habe."

Es sei uns gestattet, diese Mitteilung noch mit einem Hinweis auf die erste Hilfe bei Fällen von Kohlenoxydvergiftungen zu schließen. Wo eine solche vermutet wird, ist es die erste Pflicht, die Fenster und Thüre des betreffenden Raumes zu öffnen, eine gründliche Ventilation herbeizuführen und den Verunglückten, wenn irgend möglich, in einen anderen gut ventilierten Raum zu bringen. Sind die Atembewegungen sehr oberflächlich und selten oder fehlen sie ganz, so ist die künstliche Atmung einzuleiten. Dieselbe ist in der „Gartenlaube" wiederholt beschrieben worden: man hebt die beiden Arme des Verunglückten bis zur Senkrechten auf und senkt sie derart, daß sie den Brustkorb durch die Ellbogen zusammendrücken. Diese Bewegungen sollen 15- bis 20 mal in der Minute erfolgen und müssen, wenn die Atmung nicht wiederkehrt, stundenlang fortgesetzt werden. Vor allem aber sende man nach einem Arzt, der alsdann die Mittel anwenden kann, die, wie z. B. Aderlaß und Bluttransfusion, sich je nach der Lage der Dinge als rettend erweisen können, aber selbstverständlich nur von sachverständiger Hand ausgeführt werden dürfen.

Luftpost vom Weltmeerdampfer.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Gustav Kopal.** Mit den Abbildungen auf dieser Seite und auf S. 885.

„Du wirst mich drei bis vier Wochen entbehren müssen, liebes Kind. Heute abend muß ich noch New York; ich will drüben einmal nach dem Rechten sehen." Mit diesen Worten begrüßt ein Hamburger Kauf- und Handelsherr, zum Mittagessen nach seinem Landhause heimkehrend, die Gattin.

„Schon wieder!" seufzt die junge Frau. „Da kann ich mich wochenlang ängstigen, bis Nachricht von dir kommt."

„Nicht doch, mein Herz; das war früher. Seit meinem letzten überseeischen Abstecher vor einem Jahre haben sich die Verkehrsverhältnisse gebessert; ich schreibe die unterwegs. Alle vom Tage kann ich dich von meinem Wohlbefinden unterrichten."

„So? Ist vielleicht die neue Telegraphie ohne Draht schon so weit gediehen?"

„Das nicht. Es ist überhaupt nichts eigentlich Neues, diese Post, die ich meine, vielmehr aus der Rumpelkammer vergangener Zeiten herausgeholt, frisch aufgeputzt und zurechtgemacht für modernen Bedarf. Du wirst es dir ja doch nicht nehmen lassen, mich an Bord zu begleiten; und heute abend sollst du's sehen, um zu glauben."

Einige Stunden später steht das Paar an Bord eines „Doppelschraubers" – die zu äußerster Kürze zusammengezogene Bezeichnung der Hamburger für ihre Riesendampfer, auch „Windhunde des Weltmeeres" genannt, mittschiffs auf dem Oberdeck, vor dem Abteil des „Vieh-Stewards", eines freundlichen jungen Mannes in blauer Jacke mit goldenen Knöpfen. Da gackern Hühner, grunzen Schweine, gurren Tauben, diese etwa dreißig an der Zahl. Ihnen gegenüber nimmt der Fahrgast höflich den Hut ab und sagt scherzend:

„Darf ich die Gnädige mit den hübschen Trägerinnen der neu eingeführten Luftpost vom Weltmeer bekannt machen?"

Das Heim der Brieftauben auf dem Dampfer.

Nach einer photographischen Aufnahme von J. Hamann in Hamburg.

„Ach, die niedlichen Tierchen! Aber ist es denn wirklich möglich, daß diese Tauben von hoher See nach Hamburg zurückkehren?"

„Diese Hälfte hier gewiß," versichert der Steward. „Die auf der anderen See sind New Yorker; die fliegen uns voraus. Sie sind noch schneller als wir. Wir machen zwanzig Knoten, das sind durchschnittlich 37 Kilometer. Unsere Tauben aber fliegen durchschnittlich 50 bis 55 Kilometer die Stunde, bei günstigem Winde bis zu 100."

„Und wie weit dürfen sie von dem Schlage entfernt werden, um noch zurückfinden zu können?" fragt der Kaufmann.

„Jenachdem sie geschult sind; einzelne bis zu 150 Kilometer Flugweite, gewöhnlich das Doppelte, alte Tiere selbst über 800 Kilometer. Wir können also auf den ersten Viertel der Reise unsere Tauben zurückschicken; nachdem bekommen wir natürlich auch solche mit Heimatsrichtung in den englischen und französischen Häfen, die wir anlaufen. Jenseit der Hälfte des Weges beginnt dann bald der Dienst der amerikanischen Abteilung."

„Und die alle kommen an?" fragt die Dame.

„Leider nicht alle. Einzelne verirren sich oder werden vom Sturm verschlagen. Deshalb werden auch immer mehrere Tiere mit denselben Briefen aufgelassen."

„Also," meint der Kaufmann, „kann du ziemlich sicher sein, daß meine Botschaften in der Federpost ankommen."

„Du mußt du wohl sehr klein schreiben?"

„Bewahre. Das kann ich überhaupt nicht. Ich bleibe bei meiner gewöhnlichen Schrift. Mein Brief wird auf ganz dünnes Papier winzig klein photographiert, und diese Photographien werden in Gelatine geschoben, die man an die äußersten Enden der Schwungfedern

Das Auflassen der Brieftauben von einem grossen Dampfer.
Nach einer photographischen Aufnahme von J. Hamann in Hamburg.

Digitized by Google

der Briefstube umnäht, derart, daß sie das Tier am Fliegen nicht behindern. Jede Taube kann etwa fünfzig solcher Photographien tragen. Nach der Ankunft werden die Blättchen dann wieder photographisch vergrößert, und diese Vergrößerung erhältst du. Kostenpunkt etwa fünf Mark das Blättchen."

„Also auf der zweiten Hälfte der Reise erhalte ich keine Nachricht?"

„O doch, ich schreibe mit der Taubenpost an unsern New Yorker Vertreter, der kann dir ein paar Worte hinüberkabeln. Du wirst also zugeben, daß ich heute mittag nicht zu viel gesagt habe. Nur etwa vier Tage lang haben wir keine Verbindung mit dem Festlande."

„Die Herren Offiziere," so bemerkt der Schiffsbedienstete, „haben noch viel weitergehende Pläne. Sie wollen auf jedem Dampfer einen eigenen Taubenschlag einrichten, also mit daran gewöhnten Tauben. Auf diese Weise können wir unterwegs Nachrichten mit den Schiffen unserer Linie austauschen. Zum Beispiel: ‚Fürst Bismarck' geht von New York ab mit Tauben der ‚Augusta Viktoria' an Bord; diese erhält Hamburg mit den Tauben der ‚Bismarck'. Auf hoher See, dort, wo die Schiffe sich ungefähr begegnen müßten, werden die Depeschen geschrieben und dann die Tauben aufgelassen, einerlei, ob ihr Schiff in Sicht ist oder nicht; sie werden den Schlag schon finden."

Die Dame schüttelt den Kopf:

„Das klingt fast fabelhaft."

Der Gatte aber nickt bestätigend:

„Ich bin überzeugt, daß die Sache sich machen wird. Hält auf einen, anderthalb oder gar zwei Tage Entfernung und der gut trainierte Taube ihren Schlag auch auf dem Zerdampfer einfach machen; so versichern erfahrene Taubenzüchter. Hierin läge ein weiterer großer Vorteil für die Reedereigesellschaften, denen einzig und allein darauf ankommt, so oft wie nur möglich Nachricht von ihren ‚schwimmenden Hotels' zu erhalten. Unter Umständen könnte auch ein Schiff, das Havarie erlitten hat, auf solche Weise den betreffenden Dampfer um Hilfe angehen. — Nebenbei bemerkt, sind alle Tauben hier auch kriegsdienstpflichtig."

„Wieso denn das?"

„Nun, wenn Krieg ausbricht, müßten der Heeresverwaltung alle deutschen Brieftauben zur Verfügung gestellt werden, und die zur Verwendung für den Nachrichtendienst hört auf, der Gefangenschaft bis zu drei Monaten, Reichsgesetz vom 28. Mai 1894. Tun es wird Zeit. Hier, Steward, etwas zu einer erquickenden Erfrischung für Ihre Pflegebefohlenen. Möge ihnen Wind und Wetter gnädig sein!"

Der Spruch der Fee.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Novelle von J. C. Heer.

Im Sonntagsstaat trägt Heinrich einige Tage darauf die Erfindung seines Vaters auf die Schreibstube des Geschäftes Grosjean und Cie.

Der alte Geschäftsherr im grauen Bart empfängt ihn mit liebenswürdigem Ernst: „Eine Erfindung Ihres Vaters — er war ein heller Kopf, er wußte, worauf es ankam — es wird also keine Scheinerfindung sein — aber so spät — so spät — lassen Sie sehn!"

Die ruhige Rede des erfahrenen Fabrikanten gewann das Vertrauen Heinrichs. Hoffnungsvoll sagte er:

„Hier ist das Werk. Hier ist eine vierwöchige Tabelle der täglichen Abweichungen — lassen Sie sie nachprüfen!"

Ein Blick auf das Werk, das keine Schale trägt, ein Blick auf die Tabelle — und sehr ernst sagt der Herr: „Eine Präzisionsuhr — schade — wir haben bereits ein ähnliches, ganz wertvolles Modell, es ist uns vor stark einem Vierteljahr eingereicht worden; die Abschlüsse vollenden sich eben, es soll in vierzehn Tagen in die Werkstatt. Ich lasse Ihnen die Abweichungsvermerke geben."

Mit einem raschen Blick vergleicht Heinrich erregt die Tabellen über den Gang der fremden und seiner Uhr — er wird blaß.

Die Uhr seines Vaters ist um eine oder zwei Zehntelsekunden größerer Genauigkeit geschlagen, die andere hat um so viel weniger tägliche Abweichung.

„Vor vier Monaten wäre die Erfindung Ihres Vaters, sagen wir beiläufig, fünfzigtausend Franken wert gewesen — heute ist sie neben dem, was wir bereits besitzen, belanglos. — Lassen Sie sie immerhin zur Prüfung da, das Werk sieht sich gut an. Wie kann man aber auch die Verwertung eines Verfahrens ein Jahrzehnt verzögern, wo alles an Wochen hängt, wo wir glücklich sind, wenn uns die Konkurrenz nicht schon über Nacht schlägt."

Der alte Geschäftsherr scheint selber ärgerlich über das Versäumnis Heinrichs. — Diesem tritt das Wasser in die Augen.

„Fassen Sie sich!" Der Fabrikant klopft ihm mit väterlichem Wohlwollen auf die Schultern. „Wir werden das Werk prüfen, ein schöner Erfolg bleibt Ihnen ja doch. Dadurch, daß Sie die Uhr Ihres Vaters wieder haben herstellen und so regulieren können, daß Sie uns diese Tabellenergebnisse vorzutragen imstande sind, haben Sie selbst eine vielversprechende Talentprobe für das Präzisionsfach gegeben."

Allein Heinrich hört und sieht nur eins: die Erfindung seines Vaters ist geschlungen — geschlagen durch seine Schuld und seine Saumseligkeit!

Eine wahre Verzweiflung hat sich seiner bemächtigt, er rennt vom Geschäft auf den Kirchhof, und an einem Grab, das nur ein schwarzes Kreuz trägt, ringt er die Hände:

„Vater, ich habe eine Pflicht versäumt — ich bin ein Mensch ohne Glück und Stern — ich kann deinen Namen nicht mehr zu Ehren bringen!"

Er eilt ins Dorf zurück — sein Kopf ist zum Zerspringen voll — und an diesem Abend begeht er die große Torheit, er giebt den Schmagglern, die schon seinen Finger besitzen haben, die Hand. Mit Leon Poitou und den andern übernimmt er eine Lieferung nach Frankreich, die wenigstens den Gang einrichtet.

Bald wird der Vertrag unter den Arbeitern im Dorfe bekannt. Die Bessergesinnten schütteln den Kopf.

„Sapristi, Heinrich, bist du toll? — Da verdient doch deinen schönen Lohn, was gelüstet dich nach der Pfeifenkiste? Der Zoll spaßt nicht, und sie kennen dich ja so gut wie keinen andern."

Das sieht auch er ein. — Die Gefahr ist groß, aber der nächtlich heimliche Schwärzergang, wo das kleinste Geräusch die Sinne grenzenlos spannt, Leib und Seele taumeln vor Erregung, wird Balsam sein für die Wunden seiner Seele. Es ist ihm ein grimmiges Vergnügen, das zu thun, wovor Johanna ihn ernst gewarnt hat, den Mahnungen der Treulosen entgegenhandelt, die ihn mit ihrem Judaskuß um das Vermächtnis seines Vaters, den Trost seiner Jugend gebracht hat.

Was liegt ihm noch an seinem traurigen Leben! — — Einen Gang hat er schon gewagt, er rüstet sich zum zweiten.

Da läßt ihn sein Herr auf die Schreibstube rufen.

„Herr Bonjoar," sagt der alte Grosjean in seinem rauhen Ton, „ich habe die Erfindung Ihres Vaters nachprüfen lassen und bin geneigt, ein paar hundert Stücke dieses Systems versuchsweise in den Handel zu bringen."

Heinrich ist freudig überrascht.

„Ich möchte Sie dadurch ermuntern, in die Fußspuren Ihres Vaters zu treten. Sie haben ein hervorragendes Gedächtnis. Der Weg zu einer besseren Stellung steht Ihnen unabhängig von der Erfindung Ihres Vaters offen. Wirft die Erfindung etwas ab, ja lasse ich Sie selbstverständlich nicht zu kurz kommen."

„Herr Grosjean," stammelt Heinrich mit glänzenden Augen und dreht verlegen die Mütze zwischen den Händen, „ich danke Ihnen herzlich."

„Es gebührt mir nur der halbe Dank," erwiderte der ergraute Herr lächelnd, „der andere gebührt einer jungen Dame, meine und ihre Gedanken sind sich auf halbem Weg begegnet."

Heinrich staunt.

„Ich war vorgestern," fährt der Fabrikant ruhig fort, „bei Frau und Tochter zu Morteau, wo ich einige Zollangelegenheiten zu erledigen hatte, und wir speisten nach Erledigung des Geschäftes am gleichen Tisch wie der Zollkompagnie-Offizier von Latour, der eben seine Braut, Fräulein von Mechaud, in Empfang genommen hatte. Die Liebenswürdigkeit der beiden ist bekannt. Wir hatten noch einen Ausflug nach La Brevine vor und erhöhten die Begleitung des liebenswürdigen Paars für die reizende Wagenfahrt. Dienstpflichten verhinderten Latour, dagegen begleitete uns sein Fräulein Braut. Ich weiß nun nicht mehr genau, wie wir auf Sie zu sprechen kamen — doch, man sprach von der

Digitized by Google

Uhrenmacherei im allgemeinen und von ihren Fortschritten — ich erzählte dann den merkwürdigen Zufall, daß innerhalb weniger Monate die gleiche bedeutungsvolle Erfindung angeboten wird. Ihr Name fiel — Das Fräulein schien über Ihren Verlust sehr betroffen — es gab uns dann Aufklärungen, warum: ein guter Teil Ihres Versäumnisses liege an der Eigenart Ihrer frühern Stellung, die Sie trefflich ausgefüllt hatten — kurz, sie wurde eine warm beredte Anwaltin für Sie. — Nun, von jungen Damen lasse ich mir am allerwenigsten ins Geschäft reden: aber wie gesagt, wir sind uns auf halbem Weg begegnet. Ich mache einen Versuch mit der Erfindung Ihres Vaters — im übrigen seien Sie fleißig und treu, mein lieber Bonjour, dann werden Sie den teilweisen Verlust, der unvermeidlich mit der Verspätung der Erfindung verbunden ist, nicht stark zu bereuen haben."

Die väterlichen Worte fielen wie Maienregen in die Seele Heinrichs, wie der Maienregen, der die Blumen weckt. — Ihm standen die blühenden Wonnen der Zukunft offen.

Aber gegen den Gedanken, daß er Johanna sein Glück schulden sollte, stemmte und sperrte er sich mit der ganzen Wucht seines Grolles — Das ging gegen seinen Stolz.

Und doch überfällt es ihn wie ein gewaltiges Glück, daß sie seine Fürsprecherin bei Herrn Grosjean gewesen ist. — Daß sie aus dem Munde dieses gediegenen Mannes weiß: Heinrich Bonjour wird seinen Weg gehen!

Dann aber brannte ihm das Gewissen wie glühendes Eisen in der Brust. Wie thöricht war er unter die Pascher geraten!

Lebendig klang jener Schrei Johannas wieder in sein Ohr: „Heinrich — Heinrich — daß du mir nie unter die Schwärzer gehst! Ich müßte sterben, wenn ich dich sähe wie diesen da!"

Und er dachte an den armen Burschen von damals, der, die Hände auf den Rücken gebunden, von den Soldaten vorwärts gestoßen wurde. Nein, lieber sterben, als das erleben! Aber was thun?

Die Gesellschaft ließ ihn nicht aus: „Gut, du Hasenherz! Aber zweimal mußt du noch mitgehen. — Die Lieferungen sind im Vertrauen auf deine Mithilfe übernommen worden. Halte nun dein Wort!"

Als Heinrich vom zweiten Schmuggelgang, getrennt von den andern, durch einen kalten frischen Morgen zurückkehrte, überraschte ihn am Doubs der Korse.

Er sagte nichts, nur ein kaltes, grausames Lächeln ging über sein gelbes, blatternarbiges Gesicht.

Als er aus der Sehweite des Unheimlichen war, seufzte Heinrich auf: „Nur noch einmal!"

Am folgenden Sonntag ging er mit Freunden nach Les Brenets. Es war ein herbstlich schöner Tag, jeder Laubbaum zwischen den grünen Tannen am See ein Freudenfest und von den Weinbergen am Neuenburger See war der junge gärende Saft im alten schönen Wirtshaus eingetroffen. Viel Volk tafelte im Freien.

Da kamen vom Fahrhaus Latour in Uniform und Johanna, das stolzeste Paar, das man sich denken konnte, herausgeflogen. Ein merkbares Unbehagen ging durch das Uhrmachervolk, die französische Grenzeruniform auf Neuenburger Boden gefiel den einfachern Leuten nicht.

Latour sah sich für sich und seine Braut nach einem günstigen Platze um. Es schien aber, als hätten die Uhrmacher die Höflichkeit vergessen, die sonst das Volk dieses Berglandes auszeichnet. Niemand dachte daran, Platz zu machen.

Latour war sichtlich in Verlegenheit.

Da bemerkte Johanna Heinrich und seine Kameraden. Ein warmer Blick flog zu ihm hinüber.

Und siehe da: die dunklen Augen unter den langen seidenen Wimpern übten wieder ihre zwingende Macht über ihn.

Er trat höflich auf Latour und Johanna zu: „Gestatten Sie, daß ich Ihnen unsere Plätze anbiete, meine Kameraden und ich kommen schon irgendwo unter."

„Sehr gütig von Ihnen, Herr Bonjour," erwiderte Johanna lächelnd.

„Nein, wir dürfen den Platz nicht annehmen — Wir danken," sagte Latour sofort mit hochmütiger Schroffheit.

Die Worte klangen so beleidigend, daß die Freunde Heinrichs unruhig aufschauten.

„Aber weshalb?" sagte Johanna erschrocken und bittend.

„Ich nehme die Höflichkeit eines fortgejagten Knechtes nicht an — eines Schwärzers, den wir wohl bald nach Besançon schicken werden!" Der Offizier sprach so laut und scharf, daß man es in der ganzen Umgebung verstand. Dabei maß er Heinrich mit einem verächtlichen Blick.

Der war totenblaß und vor Ueberraschung einer Antwort unfähig. Krampfhaft ballte sich ihm die Faust. — Die Uhrmacher erhoben sich drohend gegen Latour: „Gehen Sie doch lieber nach Frankreich zurück!"

Mit einer Gebärde der Verachtung wandte sich der Offizier von Heinrich weg und bot Johanna den Arm, um zu gehen.

Ein Kampf flammte in Johannas Zügen auf — allerdings nur sekundenlang und vielleicht nur dem geschärften Blick Heinrichs bemerkbar. Ueber ihr Antlitz ergossen sich Blässe und Feuer in raschem Wechsel, dann entschied sich Johanna für Latour und reichte ihm den Arm.

Ein befriedigtes Lächeln und Murmeln derer, die Zeuge des Vorganges gewesen waren, folgte dem Paar, das in äußerer Ruhe den Schauplatz des Auftritts verließ. — — —

In den nächsten Tagen sprach man im Atelier viel von dem Auftritt, und scherzend meinte Heinrich: „Eine Quittung bleibe ich dem Offizier schon schuldig — nun wir haben uns auch noch nicht das letzte Mal gesehen."

Von Herzen fröhlich war er indessen nicht. Es kam ihm gräßlich vor, daß er noch einen dritten Schmuggelgang wagen sollte, und zwar bald, da man nicht wußte, wann Schnee fiel, der jeder Pascherei ein Ende bereitete.

Die andern Schwärzer hatten sich wegen seines bevorstehenden Austrittes aus ihrer Gesellschaft grollend von ihm zurückgezogen, sie lachten zusammen über ihn. Vor dem zur Schwärzerei bestimmten Abend war Heinrich so erregt, daß die Werkzeuge in seiner Hand bebten.

Indessen brachte der Nachmittag etwas Besonderes.

Zwischen drei und vier Uhr betrat eine französische Krämerin, ein altes drolliges Weibchen, das hier und da, doch selten in die Gegend zu hausieren kam, das Atelier.

Fröhliches Gelächter erhob sich unter den Uhrmachern: „Fort mit Eurer Rückentruhe, wir kaufen weder Faden noch Nadeln, weder Schuhschnüre noch Wichse — seid klug und geht ein Haus weiter!"

Die Alte schaute sich aber unerschrocken unter den vielen Blusenmännern um, entdeckte Heinrich und wandte sich an ihn. „Ich glaube, Ihr seid der Rechte," kicherte sie, „seid Ihr Herr Heinrich Bonjour?"

„Der bin ich!"

Da überreichte sie ihm einen Brief, rief ein helles „Guten Abend" in den Raum und entfernte sich.

Heinrich erbrach das Schreiben, wechselte die Farbe, zitterte wie ein Greis und legte die Arbeit bald nieder. Sonntäglich gekleidet verließ er bei einbrechendem Abend das Dorf.

Am Morgen kehrte er nicht zur Arbeit zurück, doch war das weiter nicht auffällig.

Um die Mittagszeit aber — es war ein grauer Novembertag — glich Chaux-de-fonds einem Ameisenhaufen, in den man einen Stein geworfen hat. Eine lebhafte Bewegung herrschte auf den Straßen, Gruppen bildeten sich und der Name Heinrich Bonjours schwebte mit Ausrufen des Abscheus auf aller Lippen. Nicht anders war es in Locle.

Auf dem See von Les Brenets hatte sich in der Nacht die blutigste Grenztragödie ereignet, die je das neuenburgische Bergland erschütterte.

9.

„Der Offizier von Latour und sein Wachtmeister, der Korse, sind in der Nacht auf dem See erschossen worden. Der That dringend verdächtig, ja überführt ist Heinrich Bonjour. Er ist in der Gewalt der Grenzer." Das war der erste kurze Bericht, der nach Chaux-de-fonds kam und mächtiges Entsetzen verbreitete.

Ist Heinrich Bonjour der That fähig?

Zunächst wollte es niemand glauben. Als dann aber bekannt wurde, daß er ein paarmal mit den Schmugglern gegangen war, änderte sich die Stimmung. Man verhörte nun die, welche mit Heinrich gemeinsame Sache gemacht hatten, alle erklärten indessen, sie hätten ruhig zu Hause geschlafen. Allerdings sei für

Digitized by Google

die vergangene Nacht ein Unternehmen geplant gewesen, es sei aber unterblieben, denn aus Andeutungen Heinrichs habe man Unrat gewittert.

Mehr und mehr gewann die Meldung an Wahrscheinlichkeit. Der Auftritt vor dem Dorfwirtshaus zu Les Brenets, den ja genug Leute mit angesehen, erklärte alles. Man sprach von dem Brief, den Heinrich Bonjour tags vorher erhalten hatte. Woher war er gekommen? — Was stand darin? — Wohl etwas besonderes, da ihn der Absender nicht der Post anvertraut hatte.

Bald war man einig, daß der Brief wahrscheinlich eine Falle der Grenzer selbst gewesen sei. Es war früher schon vorgekommen, daß die Gendarmen Paschen, gegen die sie feste Beweise besaßen, die sie aber nicht zu fassen vermochten, mit List über die Grenze gelockt und dort verhaftet hatten. Es war diesmal wohl ebenso gewesen. Bei der Verhaftung mochte Heinrich Bonjour die That begangen haben. Hundert Vermutungen wurden laut, hundert Gerüchte liefen um.

Viele machten sich aus den Dörfern auf, wanderten durch die Felsentunnel des Col de Roche an den See von Les Brenets und hinab zu dem Wirtshäuschen am Wasserfall.

Die ersten unter ihnen sahen eben noch über den Fluß hin, wie man die Leiche des Offiziers von der Anhöhe, auf welcher die beiden Gehöfte stehen, auf einer Bahre gebettet herniederrrng, und wie sie auf ein breites Zollboot eingeschifft wurde, um zunächst nach Villers, dann nach Besançon übergeführt zu werden.

„Und der Korse?“ fragten sie.

„Seine Leiche hat man noch nicht gefunden, sie wird erst auf dem Seegrund gesucht,“ antworteten Leute, die schon länger da waren.

Ein Zug, wie er wohl nie zuvor durch die stillen See- und Felsenkammern gefahren war, bewegte sich im grauen Novembertag über die Flut. Im ersten der zwei Zollboote, die von Grenzern gerudert wurden, lag der Offizier gebahrt, um die Leiche stand das Häuschen der Untersuchungsbeamten, im folgenden lag schwer gefesselt, von den Karabinerläufen einer starken Wachtmannschaft bedroht, der junge, eines Doppelmordes dringend verdächtige Heinrich Bonjour.

Grenzenloses Unglück, herzergreifende Zerknirschung standen in dem Gesicht des Gefesselten.

„Er ist der Mörder nicht!“ behaupteten einige der Uhrmacher, die ihn sahen.

Aber damit forderten sie den Zorn der französischen Landleute heraus: „Er ist ja schon überführt! Den seht ihr nie mehr in Chaux-de-fonds oben. In Besançon werden sie ihn schon zum Bekenntnis bringen.“

Und unter dem Volke hatte sich auf Grund der ersten Erhebungen des Gerichts bereits eine genaue Schilderung des schrecklichen Vorgangs verbreitet:

Am Abend und in der Nacht lagen über dem See und Doubs dichte Nebel. In den späteren Stunden ließ der Grenzoffizier von Latour am Doubs starke Wachtposten aufstellen, da man Anhaltspunkte hatte, um einen Schmuggelzug zu erwarten. Der Offizier selbst machte mehreremal die Runde. Indessen rührte sich am ganzen Flußufer nichts, und gegen ein Uhr verließ der Offizier mit dem Wachtmeister die unteren Posten zu einer Spahfahrt über den See. Etwas nach ein Uhr fielen drei Schüsse zwischen den Felsen, der Hund im Wirtshäuschen bellte heftig, ebenso die Hunde auf den Gehöften. Die Wachtposten wurden lebendig, doch hinderte der dichte Nebel sie, irgend etwas zu unternehmen. Weiteres ereignete sich auch nicht mehr, als daß die Hunde auf den Höfen etwa zehn Minuten nach den Schüssen noch einmal kurz anschlugen und sich dann wieder beruhigten. Erst gegen fünf Uhr morgens lichtete sich der Nebel ein wenig. Um diese Zeit kam ein in der Gegend wohlbekannter und durchaus unverdächtiger Bauer zum Wirtshäuschen, klopfte den Wirt heraus, der zugleich Fährmann war, und ließ sich über den Doubs setzen. Trotz der großen Dunkelheit, die noch herrschte, erkannte das geübte Auge des Fährmanns, daß an dem hölzernen Rechen, der sich zwischen See und Sturz zum Schutze für unvorsichtige Schiffer über den Doubs spannt, ein Boot angeschwemmt war. Er näherte sich ihm, schlug Feuer und entdeckte in dem Boot die auf dem Rücken liegende Leiche des Offiziers. Rasch wurde die Fahrt zum französischen Ufer vollendet, wo der Fährmann den nächsten Wachtposten aufsuchte und Anzeige machte. Die Gendarmen stellten sofort den Thatbestand fest, ließen aber Boot und Leiche bis zum Eintreffen der Behörden unverändert an ihrem Ort. Sie untersuchten den Rechen aufs genaueste und fanden an demselben noch das angeschwemmte Käppi des Wachtmeisters. Von diesem selbst war keine Spur zu entdecken. Mit Sicherheit mußte man aber annehmen, daß auch er ein Opfer des nächtlichen Verbrechens geworden war. Der entladene Karabiner des Wachtmeisters lag im Boot neben dem Offizier, der Säbel des letzteren steckt in der Scheide, woraus man schließen durfte, daß der Tote ihn nicht gebraucht hatte und daß es sich nicht um einen Kampf, sondern um einen meuchlerischen Ueberfall gehandelt hatte.

Während die Gendarmen im grauenden Tag der Ufer nach weiteren Fundstücken untersuchten, kam vom Gehöft drüben Heinrich Bonjour, der sich den Nachen eines herauskommenden Bauern geholt hatte. Die Gendarmen vermuteten indessen in ihm sofort den Thäter und fesselten ihn. Er war furchtbar erschrocken, daß der Mord schon bekannt war, so erschrocken, daß er keinen Fluchtversuch machte.

Um neun Uhr morgens erschienen schon die Behörden, und die Untersuchung der Leiche des ermordeten Offiziers ergab einen Nahschuß ins Herz, der sogar das Brustkleid des Unifirms leicht versengt hatte.

Ein vorläufiges Verhör mit dem Angeklagten stellte fest, daß er, wie sich auch in den Dienstbüchern vorgemerkt fand, ein Schmuggler war, wenngleich sich seine Schwarzgeschäftigkeit auf die allerjüngste Vergangenheit zu beschränken schien. Es wurde festgestellt, daß er sich gestern abend ohne jedes Gepäck beim Wirtshäuschen über den Doubs hatte setzen lassen. Er leugnete die That und zeigte bei der Leiche des Offiziers keine Rührung. Auf alle Fragen antwortete er: „Ich weiß es nicht — ich tat es nicht.“ Dagegen war er nicht imstande, einen glaubwürdigen Zweck für den großen Gang, den er von Chaux-de-fonds in jener Novembernacht gemacht hatte, anzugeben oder sich auszuweisen, wo er diese Nacht verbracht hatte.

Mit seinem Verweilen auf dem französischen Ufer setzte die Untersuchung der Felswände am See. Auf der neuenburgischen Seite waren in den wenigen von oben zugänglichen Rinnen keine Fußspuren zu entdecken, dagegen fanden sich solche, und zwar ganz frische, in dem Geröll der einzigen Rinne, durch welche der See von der französischen Seite zugänglich ist. Einzelne Zweige der nahen Stauden waren geknickt und ließen erkennen, daß sie beim Auf- und Abstieg als Haltehalte benutzt worden waren. Besonderes Gewicht war auf die Thatsache zu legen, daß die Rinne, die oben und unten stark mit Gestrauch verwachsen war, überhaupt nur Leuten der allernächsten Umgebung bekannt sein konnte und ihre Erkletterung besonders bei Nacht die genaueste Kenntnis der Oertlichkeit erforderte. Diese Kenntnis besaß der Angeklagte, der frühere Knecht Meichauds, was er auch zugab.

Dort mußte nun nach allen Zeitangaben der Mord auch geschehen sein, denn sehr weit konnten Offizier und Wachtmeister nicht gefahren sein. Schon die Thatsache, daß die Strömung das Boot an den Rechen zu tragen vermochte, sprach gegen eine lange Fahrt.

Die Umstände lagen für die Untersuchung ganz klar. Der Verbrecher spionierte am Doubs, er sah den Offizier und konnte annehmen, daß derselbe gegen den Morgen hin nach Villers fahren werde. Dann stieg er von oben in die Rinne, die er ja kannte, und legte sich an ihrem Fuß hart am See auf die Lauer. Bei der Vorüberfahrt des Bootes mochte er absichtlich durch irgend einen Laut die Aufmerksamkeit der Mannschaft erregt haben. Der Wachtmeister lenkte daraufhin das Boot gegen die Stelle, um sie zu untersuchen, und jetzt empfing der Offizier, der zuvorderst in dem ziemlich breiten Zollschiff stand, die erste Kugel des Mörders. Der Wachtmeister griff zum Karabiner, schoß, fehlte und erhielt die zweite Pistolenkugel, wobei er, das Käppi verlierend, aus dem Boot stürzte.

Ohne jeden Zwang ergab sich diese Vorstellung — es stimmte alles wunderbar. In zehn Minuten kann man vom See durch die Rinne auf die Gehöfte gelangen. Das Gebell der Hunde war wohl so kurz, weil sie den Angeklagten kannten und ein Zuruf von ihm genügte, sie zum Schweigen zu bringen. Wahrscheinlich hatte er sodann in der Scheune Meichauds den Rest der

Digitized by Google

Der erste Versuch.

Nach einem Aquarell von K. Egersdoerfer.

Digitized by Google

Nacht verbracht. Ein abgerissenes Stück seinen weißen Kartons, welches am Wege gefunden wurde, enthielt die Worte: „. . uns durch die Tassiere —". Es lag mit dem Taschenmesser und der ansehnlichen Barschaft, welche dem Angeklagten abgenommen worden waren, bei den Akten.

Die Beweise waren, zusammengehalten mit dem, was man in Chanxdesonds schon wußte, so schlingend, daß eine Verteidigung Heinrichs nahezu unmöglich schien.

Doch immer noch konnte man die entsetzliche That nicht begreifen.

Nachdem die erste Untersuchung abgeschlossen war, hatte man die Leiche des Offiziers auf das Gehöfte Mechands gebracht — doch sah man sofort, daß man sie dort nicht lassen könnte. Der alte Mechand lag krank zu Bett, und der Eindruck des furchtbaren Ereignisses äußerte sich an dem in seinen Kräften stark verfallenen Mann in einem Anfall von Todsucht, der ihn in die Gefahr eines Herzschlages brachte. Er wütete gegen seine Tochter: „Das ist auch eine Bescherung deines Aufenthaltes in Besançon — ich habe ihn nie leiden mögen — thut mir den toten Latour nam Haf!"

Fränlein von Mechand war weiß wie Marmor und sprach kein Wort. Als die Beamten sie dann verhören wollten, sank sie bewußtlos vom Stuhl.

„Wir wissen nichts!" schrie der alte Mechand, der sich im Bett aufgerichtet hatte, „unsere Hunde bellen manchmal — sie bellen wegen nichts!"

„Halten Sie Ihren früheren Knecht Heinrich Bonjour für der That fähig?"

„Bei mir war er bran," keuchte der kraftlose Alte, „vielleicht haben ihn die leichtsinnigen Uhrenmacher verdorben."

Als sie ins Freie traten, kaiete die Tochter Luise vom Nachbargehöft an der Bahre vor der Thüre.

Sie gebärdete sich wie eine Wahnsinnige und ihr rotes Haar hing in Strähnen über ihr Kleid herunter.

„Beide — beide!" jammerte sie herzzerdrechend.

Und schon der folgende Tag vervollständigte die Untersuchung gegen Heinrich Banjaur so, daß eine geschlossene Beweiskette gegen ihn vorlag.

Vom ersten Tag an war aber im Bergland doch ein Häufchen Leute, die steif und fest behaupteten: „Heinrich Banjaur ist unschuldig." Es waren besonders diejenigen, die ihn genau kannten. Und die Gründe, die sie vordrachten, ließen sich hören.

„Hat man," fragten sie, „je im Besitz Heinrichs eine Pistole gesehen? — Ist es wahrscheinlich, daß ein Mann, der keine Uebung im Gebrauche der Schießwaffen hat, in stockfinsterer Nacht mit zwei Schüssen zwei waffengeübte Männer tötet, die Gefahr voraussehen müssen? — Ist es denkbar, daß Heinrich Bonjour, wenn er die That in der meuchelmörderischen Art, wie sie geschehen ist, beabsichtigte, dem französischen Ufer, von dem eine unbemerkte Rückkehr fast unmöglich ist, den Vorzug vor dem neuenburgischen gegeben hat, das ihm die Gelegenheit zur Flucht verbürgte? — Wäre er, wenn er sich schuldig gewußt hätte, den Gendarmen so unvorsichtig ins Garn gelaufen? — Warum spielt der Brief, den er empfangen hat, in der Untersuchung keine Rolle? — sie wird schlecht, oberflächlich und einseitig geführt!"

Immer mehr wuchs das Häufchen derer, die an Heinrichs Schuld zweifelten.

Die Fischer, welche den Seegrund mit ihren Seaknetzen absuchten, fanden die Pistole, die als Mordwaffe gedient hatte. Sie lag allerdings in der Nähe der Rinne, aber doch so weit vom Ufer, daß nur ein sehr starker Wurf sie dorthin hätte schleudern können. Dazu war es ein schönes, mit Arabesken geziertes, doppelläufiges Instrument, das nach der Marke, die es trug, in Clermont angefertigt worden und bei einem Trödler von Chanxdesonds kaum zu erhandeln gewesen war.

Die Leiche des Karsen aber war immer noch nicht gefunden.

Die Fischer hatten eine glaubwürdige Erklärung dafür.

„Es liegen," sagten sie „im Seegrund so viele von den Ufern abgestürzte Tannen mit ihren Aesten und halb aufrecht stehende Büsche, daß die Halen überall hangen bleiben und eine vollständige Durchforschung des Grundes nicht möglich ist."

Aber die Leute schüttelten dennoch die Köpfe. Warum sollte man, wenn man eine kleine Pistole herausfischen kann, nicht auch den Körper eines Menschen oder wenigstens einen Fetzen Uniform herausziehen?

Da war ein dunkler Punkt.

Die Anschauungen über Schuld und Unschuld Heinrichs bekämpften sich aufs heftigste. In Frankreich war man von seiner Schuld überzeugt, im Neuenburgischen von seiner Unschuld.

Nur über eins herrschte auch im Bergland Einigkeit: daß Heinrich Banjour, ob schuldig oder unschuldig, von den französischen Gerichten verurteilt, daß er das Sühnopfer des furchtbaren Ereignisses sein werde — es sei denn, er leiste den Zeugenbeweis, wo er die Nacht zugebracht habe.

„Eben das kann er nicht. — Das Wort Tassiere auf dem gefundenen Stück Papier deutete zwar darauf, daß ein Mädchen im Spiele sei — aber vielleicht war es auch ein verabredetes Geheimwort."

Man hatte ja an Heinrich nie eine Spur gesehen, die auf eine Liebschaft schließen ließ.

Und wer sollte es sein, wenn nicht er es war?

Eine Weile kroch im geheimen ein Name — der Leon Poitous.

Doch ehe dieser Verdacht recht zu Worte kam, war ein glänzendes Alibi des Schwarzkopfs da. Er hatte jene Nacht in Locle mit andern durchzecht und durchspielt — sogar gewonnen — immerhin, als er betrunken war, auch dunkle Reden geführt: heute nacht komme einer dran. Vielleicht war der Brief von ihm. Jedenfalls tauschte er nun die Geschichte — denn eines Morgens war er unauffindbar aus dem Bergland verschwunden.

Das belastete indessen Heinrich eher, als daß es ihn entlastete. — Sie waren ja Freunde gewesen.

Die französischen Zeitungen, welche im Grenzland erschienen, drängten auf ein rasches Verfahren: „Keine Weichlichkeit, kein Zögern gegen den überwiesenen Mörder!"

Die Siedehitze der allgemeinen Erregung stieg und erreichte am Tag der Bestattung des ermordeten Offiziers, die zu Besançon unter großem militärischen Gepränge vor sich ging und bei der Karl von Mechand, der Freund des Verstorbenen, die Familie vertrat, einen bedrohlichen Grad.

Man war besonders empfindlich gegen die Zweifel im Neuenburgischen. „Diese Dickköpfe dort drüben — was wollen sie noch?" — Und unablässig erschienen aufregende Meldungen. So die folgende:

„Ein drittes Opfer des Mordes. — Herr von Mechand, der Vater unseres ausgezeichneten Offiziers und des Fräulein von Mechand, der tieftrauernden Braut, ist durch den furchtbaren Schlag, der die hochachtbare Familie betroffen hat, an den Rand des Grabes gebracht worden. Der zugezogene Arzt erklärt seinen Zustand für hoffnungslos, das Bedauern um den jäh betroffenen Landedelmann, einer Zierde unseres Bauernstandes, ist allgemein und tief. An seinem Lager wachen Fräulein von Mechand, die mitten in den schwer auf sie eindringenden Geschicken die Standhaftigkeit einer Heldin bewahrt, und eine barmherzige Schwester. Nicht minder schwer ist erneutes Leid in das Haus des Nachbars eingekehrt. Die einzige Tochter dieses tüchtigen Landwirtes, die Braut des Wachtmeisters, den wir beklagen, befindet sich in fortwährenden Krisen, die ihr Leben gefährden. Keine der jungen Damen wird an den Gerichtsverhandlungen teilnehmen können, welche dank der Energie der zuständigen Beamten so gefördert sind, daß sie, wie wir mit großer Genugthuung melden, nahe bevorstehen."

Drei Tage vor den Gerichtsverhandlungen brachten die Blätter die Nachricht, daß Herr von Mechand gestorben sei.

Dann kam der Tag, der über Lebea und Tod Heinrich Bonjours entscheiden sollte.

In den Straßen von Besançon herrschte bewegtes Leben.

Selbst aus dem fernen Jura waren Neugierige erschienen, meist Uhrmacher, die Heinrich kannten und im stillen immer noch an seine Unschuld glaubten.

10.

Ein blendender, schnee- und sonnenreicher Wintertag. Im Schwurgerichtssaal aber herrscht der düstere Pomp, mit dem man in Frankreich schwere Fälle zu umgeben liebt.

Der große Raum ist mit schwarzen Tüchern verhängt, das Licht dringt gebrochen durch die Vorhänge, geheimnisvolles Halbdunkel wottet. In einem erhöhten Halbbogen sitzen die ernsten würdigen Richter in feierlicher Gewandung. Sie tragen schwarze Sammetbarette, weiße Halskrogen und dunkle Talare, und über ihnen an der Stirnseite des Saales hängt das umflorte Bild des Erlösers am Kreuz.

Zur Rechten des Holbbogens ist der Stuhl des Staatsanwaltes, zur Linken der des Angeklagten. Dort sitzt Heinrich Bonjour, der auf drei Seiten von schwer bewaffneten Gendarmen, mit großen, roten Epauletten, umgeben ist, in der Nähe des Verteidigers. In der Mitte schreiben die Schreiber an ihrem Tisch, und die Gerichtsdiener gehen leise wie Geister mit den Akten ab und zu.

Im Hintergrund sitzen die Zuschauer, darunter viel Offiziere, Freunde des Ermordeten, mit ihren Damen auf ansteigender Tribüne Kopf an Kopf und wohnen dem Gang der Verhandlung mit flüsterndem Geplauder bei. — Durch die schweren Fenstervorhänge huscht jetzt ein Strahl der Abendsonne und spielt in der Nähe des Angeklagten auf dem Gestuhl.

Schon seit morgens neun Uhr dauern die Verhandlungen. Die Grenzer und die französischen Geheimagenten aus dem Neuenburgischen wiederholen ihre belastenden Angaben. Für den Angeklagten tritt niemand ein, es fällt kein Wort zu seinen Gunsten. Im Grund sind die Verhandlungen langweilig und wenig interessant, denn sie fördern nichts Neues von Belang zu Tag. Es sind ermüdende Versuche des Staatsanwalts, den Verbrechee durch Kreuz- und Querfragen so in Widerspruche zu verwickeln, daß er zu einem Schuldbekenntnis gezwungen wöre. Manchmal scheint dieses Ziel fast erreicht. Zuletzt aber entwischt er immer wieder mit seinem „Nein“ oder „Ich weiß es nicht“ oder seinem Schweigen.

Die Geduld der Richter ist bewunderungswürdig, die Haetnäckigkeit des Angeklogten empörend, aber jetzt sind die Verhandlungen erschöpft, er schachmatt.

Er schaut nicht mehr nach der Thüre, aus welcher die Zeugen treten, wie er am Morgen und am frühen Nachmittage oft gethan hat. In sich geknickt, sitzt er mit düsterm, zerfallenem, hoffnungstosem Gesicht, und seine Augen sind blutunterlaufen. Er ist die Gestalt des überwiesenen Verbrechers, wie sie im Buche steht.

Der omtliche Verteidiger ist ein junger Mann, der sich an diesem Fall die Sporen verdienen wollte. Aber er ist verschüchtert. Der Angeklagte hat ihn auf die Verdochtfahrte gewiesen, daß der Korse vielleicht lebe und der Mörder des Offiziers sei, doch von allen Seiten war dem jungen Juristen der dringende Rat zuteil geworden, sich nicht das Heer und die Beamtenwelt zu Feinden zu machen und damit die Zukunft abzuschneiden. So bewegte er sich denn eine Stunde lang in akademischen Redensarten, die auf die Möglichkeit eines Rechtsirrtums aufmerksam machten.

Kein Murmeln des Beifalls rührte sich, als er seine Rede schloß. Aller Augen waren auf den alten Staatsanwalt gerichtet, der bei der schwachen Verteidigung mit keiner Wimper gezuckt hatte.

O, mon kaunte ihn!

Unter seinee Behandlung wird ein Fädchen Verdacht zu einem so starken Strick, daß man den Stärksten daran hangen kann. Er zersetzt das beste Herz so, daß es, wenn er es wieder zusammengesetzt hat, das schlechteste ist. — Aus zwei Wörtern, die man ihm giebt, macht ee ein Theaterstück, als wäre er selbst dabei gewesen, und indem er scheinbar den Angeklagten verteidigt, ist er plötzlich mit einer Zusammenfassung der wie Dolche zugespitzten Gründe am Ziet.

Und was für ein Ziel der Staatsanwalt hot, weiß man!

Eine Pause — er räuspert sich — er blickt nach dem Gerichtsbureau — es ist dort etwas Besonderes los.

Und der Präsident klingelt.

„Meine Herren,“ spricht er, „ehe wir fortfahren, habe ich Ihnen von einer Meldung unserer ehrwürdigen Klosterfrauen Kenntnis zu geben. Danach ist Fräulein von Mechaud von der Bestattung ihres Vaters hinweg nach Besonçon gekommen und wünscht dringend als Zeugin vernommen zu weeden. Sie befindet sich im Vorzimmer.“

Der Angeklogte ist bei dem Namen „Fräulein von Mechaud“ aufgefahren, dann wieder jäh zusammengesunken. Jetzt weint er, weint wie ein Kind — in krampfhaftem Schluchzen.

Die Sitzung wurde eine Stunde unterbrochen. Als sie bei umflorten Lampen wieder begann, die Gerichtsbeamten ihre Pultstühle besetzten, stand es auf allen Gesichtern, daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen sei.

Atemlose Spannung.

Zwischen zwei Klosterfrauen tritt die in Trauer gekleidete Gestalt in den Saal, sie zuckt zusammen, als sie den Angeklagten erblickt — ein Krompf geht um den feingeschnittenen Mund — aber sie fosst sich. Die schweren Erlebnisse der letzten Zeit hoben ihre schönen Züge geadelt. Das feine Antlitz voll Ernst ist von hinreißendem Liebreiz.

Mit vernehmlicher Stimme spricht sie den Zeugeneid, dann tritt sie in den Zeugenstuhl.

Die Vernehmung beginnt.

„Sie kennen den Angeklagten?“ wendet sich der Vorsitzende an sie.

„Ja,“ haucht sie, „wir wuchsen zusammen auf dem Hofe meines Vaters auf.“

„Sie wollen also als Entlastungszeugin für ihn auftreten — was haben Sie uns zu sogen?“

Sie zögert — dann rafft sie sich auf: „Vor allem: ich bin es, die ihm am Tage vor dem Verbrechen ein Briefchen geschrieben hat.“

„Ist das ein Teil davon? — Treten Sie näher!“ Und der Vorsitzende hob das kleine Papierstück empor, auf dem der Name „Taffière“ steht.

„Ja!“ gleitet es leise von ihren Lippen.

„Wie gelangten Sie dazu, ihm das Briefchen zu schreiben?“

„Durch den Wachtmeister. Er kam am Morgen vor dem Verbrechen in einer furchtbaren Aufregung zu mir und erzählte mir etwas von Latour. Bei dieser Gelegenheit fragte ich ihn, ob es wahr sei, daß Heinrich Bonjour Schwärzer geworden sei. Da er wußte, daß Latour kein Geheimnis vor mir hatte, schien ihm die Frage nicht verfänglich. Und er erzählte mir, Heinrich Bonjour sei durch Verrat schon so gut wie in ihren Händen, am Abend werde er abgefangen. Ein gewisser Leon Poitou, das Haupt einer kleinen Bande, habe ihn angezeigt und gehofft, durch diesen Verrat selbst einen gewissen Vorteil von der Gendarmerie zu erlangen. Der Wachtmeister nannte mir die Stelle, wo Heinrich Bonjour über den Doubs gehen werde.“

Die Fesseln des Angeklagten klirren unangenehmlich — im Zuschauerraum röten sich die Gesichter der Uhrmacher — es mag wohl kein Lob Leon Poitous sein, was sie zusammen flüstern!

Die Gerichtsbeamten werfen sich vielsagende Blicke zu. — Die dunkle Rolle, welche der Verschwundene in dem Drama gespielt hat, ist jetzt erklärt.

„Es scheint mir sehr unvorsichtig von dem Wachtmeister,“ fuhr der Vorsitzende fort, „daß er Ihnen diese Aufschlüsse aus seinen Dienstobliegenheiten gab, was thaten Sie darauf? — Sie schickten den Brief an den Angeklagten. — Sie warnten ihn!“

„Nein, ich bat ihn nur dringend, daß er abends zu mir auf das Gehöfte komme.“

„Warum das? Erklären Sie sich!“

„Ich wollte ihn an dem Schmuggelgang verhindern, der ihn verderben sollte.“

„Also doch! — Aber finden Sie nicht auch, daß das ein sehr seltsames Unterfangen von der Braut eines Grenzoffiziers ist?“

Das Blut ergießt sich in die Wangen Johannas, doch hebt sich ihre Stimme zu höchster Deutlichkeit. „Ich war nicht mehr die Braut des Herrn von Latour — ich hatte am Sonntag vor dem Mord meine Verlobung mit ihm gelöst — ich sah ihn von da an nicht wieder.“

Ungeheure Bewegung im Zuschauerraum.

„Wir müssen leider indiskret sein, Fräulein, es ist das unsere Pflicht. Um klar zu sehen, fragen wir Sie: Was veranlaßte Sie zu der Trennung unmittelbar nach dem Auftritt in Les Brenets. — Es war doch gleich darauf?“

Stockend kam es von den Lippen der Zeugin: „Ich wußte noch nicht, daß Heinrich Bonjour Schwärzer sei — ich tadelte Latour wegen seines Benehmens gegen ihn — — er warf mir etwas vor — — nein, ich kann's nicht erzählen.“

Digitized by Google

Copyright 1896 by Franz Hanfstaengl in München

Fröhlichen Herzens.

Nach einem Gemälde von E. v. Blaas.

„Ich berufe mich auf Ihren Zeugeneid."

„Er warf mir vor" — mit einer unwilligen Bewegung senkte sie den schönen Kopf in rührender Verwirrung — „er warf mir vor, ich liebe Heinrich Bonjour mehr als ihn. — Ich antwortete: — — Ja" Sie sprach leise und machte eine Bewegung, als wollte sie sich flüchten.

Im Zuschauerraum entstand eine große Unruhe, einige lachten: „Eine Liebeserklärung vor Gericht!"

„Sie sehen, Fräulein von Mechaud — es ist durchaus notwendig, daß Sie sich weiter erklären — wir kommen auf Ihre Trennung zurück: der Brief, den Sie dem Angeklagten geschrieben haben, ist wohl eine Art Liebesbrief? — Sie geben uns Ihre Schriftprobe zum Vergleich — am besten, Sie schreiben den Brief gleich hier noch einmal — Sie erinnern sich doch gewiß an seinen Inhalt?" So der Vorsitzende.

Sie zagt — plötzlich flammt etwas wie der Mut einer Märtyrerin über ihr Gesicht — sie tritt vor den Tisch — sie schreibt — sie reicht das Blatt selbst dem Vorsitzenden:

„Da ist der Brief!"

„Es läßt sich nicht leugnen," sagte er nach kurzem Blick, „daß die Schrift auf beiden Stücken dieselbe ist."

Dann ließ er den Brief vom Schreiber vorlesen, und die knarrende Stimme tönte durch den Saal:

„Lieber Heinrich! — Ich bin wieder frei, ich bitte Dich um Verzeihung — Du hast recht gehabt: ich büße. — Bei den heiligen Erinnerungen, die uns durch die Tassiere verbinden, komme heute abend, so rasch du kannst, auf den Hof, ich stürbe sonst vor Angst um dich. Johanna."

Sie stand da wie eine Verschmähende — erregt und gepeinigt, aber mit dem Ausdruck der Entschlossenheit, Spott und Hohn zu tragen, so viel da kommen wolle.

Eine rührende Größe lag in dem zagenden Mädchenbild.

„Das ist in der That sehr überraschend," bemerkte der Vorsitzende.

„Latour war mir untreu — ich erfuhr es vom Korsen. — Darauf schrieb ich diesen Brief — ich sah plötzlich die ganze Treue Heinrich Bonjours — hatte die Brust voll Schuld gegen ihn — meinetwegen hat er trostlose Jahre durchlebt, hat eine wertvolle Erfindung verloren, durch mich ist er Schmuggler geworden — sein ganzes Unglück bin ich"

Beredsamkeit und Zerknirschung mischten sich ergreifend in den Worten Johannas. „Ich kämpfte — ich sah, daß ich ohne ihn keinen Frieden mehr finden würde — wir haben eben, ehe ich nach Besançon kam, zur Tassiere gerufen."

„Zur Tassiere?" wiederholte der Vorsitzende. „Erklären Sie uns das doch deutlicher!"

Die kurze Erzählung von ihrer und Heinrichs Jugend geht wie das Sonnenlicht einer Idylle durch den Raum, der so selten schöne Geschichten hört. — Das Märchen der Tassière fließt von frischen Mädchenlippen durch den öden Saal.

Alle Furcht ist von Johanna gewichen, es liegt etwas Siegreiches in ihren Worten, in den dunklen hoffenden Augen, sie vergißt den Ort, wo sie steht.

„Ich glaubte eine Weile nicht mehr an die Tassière, das war mein Unglück — ich glaube wieder an sie — ich hoffe, es wird mein Glück sein."

Ein bleiches, doch herzinniges Lächeln geht auch über das Antlitz des Angeklagten — dann bricht er aufs neue in heißes Schluchzen aus.

Die Augen des Liebespaares suchen sich.

Eine tiefe Rührung bemächtigt sich der Zuschauer. Der Angeklagte hat manches Herz gewonnen, es ist ja zweifellos, daß er unschuldig ist! Wie könnte sonst diese edle, vornehme Gestalt mit der Preisgabe ihrer Herzensgeheimnisse, mit so viel innerstem Feuer für ihn kämpfen!

„Zur Sache," sagte der Vorsitzende. „Der Angeklagte folgte also Ihrer dringenden Einladung auf den Hof! — Wie lang' ist er dort geblieben? — doch nicht die ganze Nacht? — das ist der springende Punkt."

„Die ganze Nacht," antwortete Johanna klar und bestimmt und mit leuchtendem Blick.

Das Wort fiel wie ein Blitz in den Saal.

Als sich die große Bewegung gelegt hatte, erzählte sie folgendes: „Als es kam, stand ich unter der Thür, ich sah ihn dann in ein vergittertes Zimmer hinter der Küche, wo unser Knecht Kaspar schlief, wo Wein, Brot und Fleisch für ihn bereit standen — ich hatte ihm auch ein paar Bücher hingelegt. — ‚Heinrich,' sagte ich ihm, ‚nur diese Nacht — ich noch einmal deine Meisterin sein, nachher magst du meistern — damit der Vater, wenn er etwa aufsteht, dich nicht findet, ziehe ich den Schlüssel ab.' Damit verließ ich ihn, schloß ihn ein. Gegen sechs Uhr morgens ließ ich ihn heraus, er lachten noch unter der Thüre, ich sagte ihm: ‚Iß du jetzt, halt den Mund hältst, es kommt gewiß alles gut, sobald der Vater etwas gesunder ist, will ich mit ihm reden.' — Er ging — acht Uhr erst kam der entsetzliche Bericht von dem Mord. Ich dachte zuerst gar nicht, daß Heinrich in Verdacht kommen könne, sonst hätte ich den Beamten gleich alles offenbart. — Dann verschlimmerte sich der Zustand meines Vaters, ich hoffte, Heinrich würde von sich aus reden, erwartete alle Tage Gerichtsbeamte — sie kamen nicht So bin ich denn hierher gekommen mit dem Segen meines Vaters — Drei Tage bevor er starb, hatte ich ihm alles erzählt. — ‚Latour hat mir nie gefallen,' sagte er, ‚in Gottes Namen geh', — ich habe auch bemerkt, — du könntest an einen schlechtern als Heinrich geraten'"

Eine ungeheure Erregung herrschte im Saale — Johanna, die rasch gesprochen hatte, sank erschöpft zurück, sie glühte und bebte.

In den Augen der meisten Anwesenden war der Alibibeweis für Heinrich Bonjour erbracht — nicht so für die Richter.

Unter den vielen Kreuz- und Querfragen, die das Gericht an Johanna stellte, befand sich die:

„Haben Sie denn einen Verdacht, wer anders als der Angeklagte den Mord begangen haben möchte?"

Eine Weile schwieg sie — dann sagte sie schluchzend:

„Mein Vater meinte: der Korse —" und plötzlich: „Er ist es."

„Worauf begründen Sie Ihre bestimmte Anklage, Fräulein?" fragte der Vorsitzende scharf.

„Ich wundere mich, daß es Ihnen noch unbekannt ist — Gestern morgen, als ich im Geleit einer frommen Schwester eben abzureisen im Begriff war, kamen Holzhauer gelaufen — In einem hohlen Werdenbaum hinter dem Hof hatten sie die Uniform des Korsen gefunden. Er ist also nicht entwichen, sondern in bürgerlichen Kleidern geflohen"

Unter mächtigem Lärm und großer Verwirrung schloß die Gerichtssitzung um Mitternacht ohne ein Urteil. In den Neuenburger Bergen atmete man tief auf, als die zurückkehrenden Uhrmacher berichteten, wie sich das Blatt gewendet hatte

Die Uniform des Korsen war in Besançon angetroffen.

Ein zweiter Gerichtstag kam — und der überfüllten Tribünen hatte nun der Pfarrer von Villers das stärkste Wort als Zeuge. — Schlicht erzählte er:

„Mein Pfarrkind, die Luise auf dem Hof, war in bangen, großen Nöten und verlangte geistlichen Beistand Ich reichte ihr das Sakrament und wir beteten. Nach vielen Stunden aber — es war, als die Morgenröte in die Kammer schien — stöhnte sie: ‚Ich weiß es schon, daß mich Gott nicht erlöst, bis ich gestanden habe, daß ich an dem Morde schuld bin Es ist gewiß nicht anders: mein Wachtmeister hat den Offizier von Latour aus Eifersucht getötet, und leider Gottes habe ich ihm Grund zur Eifersucht gegeben! Heinrich Bonjour aber ist unschuldig" Nach diesem Bekenntnis erlangte Luise mit ihrem erleichterten Gewissen die Kraft, die sie zu ihren weiteren Aussagen brauchte. Luise hatte den Offizier gewarnt, er nahm aber die Sache von der leichten Seite und meinte, der Wachtmeister werde ihre Untreue mit allen Folgen hinnehmen und sich mit einer Abfindungssumme zufrieden geben. Der Korse aber, als er erfuhr, wie es mit seiner Braut stand, sprach kein Wort, war jedoch wie verstört, und Luise glaubte, er habe den Plan, den Offizier zu töten, schon viele Wochen vorher gefaßt. Sie erzählte ferner, in der Nacht, da der Mord geschehen sei, habe sie der Anschlag der Hunde geweckt, eine Stimme, die sie als die des Korsen erkannte, habe sie darauf beruhigt, sie habe auch seine Schritte gehört und sich gewundert, daß er nicht wie gewöhnlich an ihr Kammerfenster kam, um ihr Gute Nacht zu sagen, denn

ee sei im übrigen bis zum letzten Abend, allerdings in tiefer Traurigkeit, gütig gegen sie gewesen."

An diesem Tag erfolgte der Freispruch Heinrichs vom Verbrechen auf dem See, aber die Thüre des Gefängnisses öffnete sich ihm noch lange nicht.

Man läßt einen Schwärzer nicht so leicht los.

erst erfolgte die Verhaftung des Norsen in Marseille, als unechter Chinese in einer Menagerie thätig war. — , seinem Signalement ungegebene bestimmte Tätowierung auf er inneren Handfläche, wie man sie häufig bei Soldaten sieht, hatte ihn verraten.

Bei der Gegenüberstellung mit Luise, die sich erholt hatte, bekannte er. Und eines Tages trat Heinrich in die goldene Freiheit.

II.

Um den See von Les Brenets blühte der Frühling und die Rammern schlugen. Da fuhr ein blumengeschmückter Kahn durch die stillen Felsenkammern. Vom Gehöfte über dem Wasserfall, das in diesen Tagen in fremde Hände übergegangen war, hatte Heinrich Bonjour seine Braut geholt — die lebenserfahrene, angeblühte Johanna.

In einem zweiten Boot saßen Mitarbeiter Heinrichs, welche das Paar eingeholt hatten.

Vor dem verwitterten Muttergottesbild und an der Höhle der Taffière legte es wie einst seine Kränze nieder.

Im Felsenwinkel sagte Heinrich: „Johanna, rufe das Los noch einmal!"

Und wie einst kam das silberne Echo — als redeten alle Klüfte — bis zuletzt rein und fein — die Mutter Gottes sprach.

Und die Liebenden drückten sich die Hände.

In Locle und Chaux-de-fonds standen die Leute vor den Häusern; wo das Paar durchkam, war freundliches Nicken und Grüßen.

Die Mütter hoben die Kleinen auf den Arm: „Seht, das ist Johanna von Mechand, die Mutige!"

Es war dem Volk, als habe das Weib, das seine Liebe aus den Händen des Todes erstritten hatte, eine geheime Macht des Glücks wie die Taffière. Und das fernere Wirken der schönen Johanna hat seinem Glauben nicht Unrecht gegeben.

Heinrich Bonjour konnte den Verlust der Erfindung seines Vaters verschmerzen, er hat den Namen des armen Uhrmachers durch seinen eigenen zu Ehren gebracht.

Er ist auch später, wenn die Leidenschaft der Paschere je weilen wieder an der Grenze erwachte, in manches Haus getreten: „Laßt ab — es ist kein Glück dabei!"

Die anmutige Sage von der Taffière, das „Ueberbleibsel aus der Heidenzeit", erlebte einen neuen Frühling — die Liebespaare fahren immer noch über den türkisblauen See und rufen das Los.

Sie erzählen die Geschichte: „Johanna, ein Sonnenstrahl der milden Provence, der sich in unser rauhes Bergland verirrt hatte — "

Sie lebt wohl unsterblich im Mund des Bergvolkes wie die Taffière selbst.

Rückblick auf den Burenkrieg.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **G. Egelhaaf.**

Der Krieg in Südafrika ist zwar noch nicht zu Ende, und der Zeitpunkt ist noch ganz unberechenbar, an welchem der letzte Bur die Flinte weglegen wird, mit welcher er Heimat, Freiheit, Haus und Hof in mannhaftem, verzweifeltem Kampfe zu schirmen sucht! Aber nachdem alle Hauptorte des Oranjefreistaates sowohl, als der Südafrikanischen Republik in die Hände der Engländer gefallen sind, bleibt doch leider kaum noch viel Hoffnung, daß die Burenstaaten ihr Dasein behaupten werden, und so möge denn im Anschlusse an die vor Jahresfrist an dieser Stelle veröffentlichte Geschichte der Buren bis zum Jahr 1899 auch ein Wort über den Krieg selbst gesagt werden, welcher voraussichtlich Englands Herrschaft über das tapfere Volklein — vorerst wenigstens — entscheiden.

I.

Der bisherige Verlauf des Krieges ist insofern ungewöhnlich, als er in zwei fast wie mit dem Messer durchschnittene Teile zerfällt, deren erster den Buren eine ununterbrochene Reihe von Siegen, deren zweiter ihnen aber eine fast ebenso anhaltende Kette von Niederlagen gebracht hat.

Als die Präsidenten Krüger und Steijn sich vor Beginn des Krieges überzeugt hatten, daß Chamberlain unausgesetzt Truppen nach Südafrika warf und mit allen Verhandlungen nur bezweckte, Zeit zu gewinnen, bis England übermächtig auftreten konnte, da stellten sie am 9. Oktober 1899 ihr Ultimatum, nach welchem entweder England seine neu abgesandten Truppen aus Südafrika wieder zurückziehen, oder Krieg sein sollte. Chamberlain bezeichnete dieses Verlangen des Zwerges an den Riesen als keiner Erörterung wert, und so überschritten die Buren unter Kommandant Erasmus, 2000 Reiter stark, am 11. Oktober abends nach 5 Uhr die Grenzen der britischen Kolonie Natal, nachdem sie vorher im Angesicht des feindlichen Landes einen feierlichen Gottesdienst gehalten, Gott zum Zeugen ihres Rechtes genommen und demgemäß seine Hilfe angerufen hatten. Die Zahl der Streiter, welche die zwei verbündeten Republiken ins Feld zu stellen vermochten, ist von dem amerikanischen Kriegskorrespondenten Hillegas und von Cecil Rhodes ziemlich übereinstimmend auf etwa 30 000 veranschlagt worden, wovon die größere Hälfte (16 000) auf Transvaal, die kleinere (12 000) auf den Oranjestaat entfiel. Dazu kamen etwa 2700 deutsche, französische und skandinavische Uitländer, welche für die Republiken zu den Waffen griffen. Den Oberbefehl über diese 30- bis 31 000 Mann erhielt der greise General Joubert. Da die Engländer anfangs Oktober nur etwa 12 000 Mann am Kap zur Verfügung hatten, so konnten die Buren bei entsprechend kühner Offensive hoffen, den Feind zu schlagen und bis Kapstadt vor sich her zu treiben, in welchem Fall sie großen Zuzug seitens ihrer Landsleute, der holländischen Kapburen, erwarten durften. Jeder Tag aber, der ungenutzt verstrich, verbesserte die Lage der Engländer, da unausgesetzt Mannschaften zu ihrer Unterstützung eintrafen. Der Anfang des Krieges war für die Buren überaus günstig. Zwar wurde eine kleine Abteilung des Burenheeres, in welcher sich das deutsche Freikorps unter Oberst Schiel befand, von der zehnfach stärkeren Abteilung des Generals French bei Elandslaagte am 20. Oktober geschlagen und Schiel schwer verwundet und gefangen, aber das Hauptheer der Buren besiegte den General White am 30. Oktober bei Nicholsons Nek. Es schnitt 1200 Engländer (vom Gloucester-Regiment und von einem irischen Bataillon) ab und warf den General mit 13 000 Mann nach Ladysmith hinein, wo er alsbald eng eingeschlossen wurde. Um einen Entsatz zu verhindern, schickte Joubert einen Teil seiner Leute unter Louis Botha südwärts von Ladysmith an die Tugela, die aus den Drachenbergen kommt, und sperrte den Uebergang über diesen reißenden Strom bei Colenso. Im Westen belagerten die Buren die Stadt Mafeking, wo aber die etwa 1000 Mann starke Besatzung unter Oberst Baden-Powell sich tapfer hielt. Im Centrum des Kriegsschauplatzes schlossen die Buren unter Kommandant Cronje, dem Helden von Krügersdorp, ebenso die etwa 30 000 Einwohner zählende Diamantenstadt Kimberley ein und vernahmen mit grimmiger Genugthuung, daß ihr Todfeind Cecil Rhodes in der Stadt sich befinde — es ist glaublich, daß sie entschlossen waren, ihn zu hängen, wenn er in ihre Hände fiele. Endlich brach eine Kolonne Buren über den Oranjefluß in der Kapkolonie ein und besetzte einen Teil der nördlichen Bezirke, namentlich Colesberg, Rendsburg und Stormberg, woselbst sich ihnen viele ihrer kapholländischen Landsleute anschlossen.

Aber was man nun in ganz Europa erwartete: daß die Burenfeldherren alles dransetzen würden, die belagerten englischen Städte so rasch als möglich in ihre Gewalt zu bringen

Digitized by Google

und, einem immer hoher anschwellenden Bergstrom gleich, ans Meer vorzudringen, um den aus England und Indien heranfahrenden englischen Legionen womöglich die Landung zu verwehren — gerade das geschah nicht. Die Buren verbissen sich in die Belagerung der drei Städte, wagten aber einen Angriff auf sie nicht, oder ohne den rechten Nachdruck, oder zu spät. Entweder war ihre Zahl zum Sturme zu klein, oder das Blut ihrer Leute war ihnen bei ihrer kleinen Zahl zu kostbar, als daß sie es hätten ohne die äußerste Not vergießen mögen.

So erhielten die Engländer die erforderliche Zeit, um solche Truppenmassen nach Afrika zu werfen, daß schließlich das zahlenmäßige Uebergewicht auf ihrer Seite war und der Obergeneral Sir Redvers Buller, der am 30. Oktober in Kapstadt landete, zum Entsatz von Kimberley und Ladysmith schreiten konnte.

Aber nochmals blieb das Glück den Buren treu. Der General Lord Methuen, der auf Kimberley vorrückte und bis auf ein oder zwei Tagemärsche an die Stadt herankam, wurde am 11. Dezember bei Magersfontein durch General Cronje völlig geschlagen und fast selbst belagert. Im Norden der Kapkolonie erlitt der General Gatacre am 10. Dezember bei Stormberg eine schwere Niederlage, und der Obergeneral selbst verlor bei dem Versuch, den Uebergang über die Tugela zu erzwingen, am 15. Dezember die Schlacht von Colenso und konnte nicht verhindern, daß zehn seiner Kanonen, deren Mannschaft die Buren mit ihren nie fehlenden, dem englischen Gewehr weit überlegenen Mausergewehren wegschossen, den Siegern in die Hände fielen. Man machte sich allmählich überall mit dem Gedanken vertraut, daß die belagerten englischen Truppen verloren seien; die Nachrichten von der steigenden Teurung aller Lebensmittel in den drei Städten ließen erkennen, daß es allmählich mit ihren Vorräten zu Ende ging. Aber die kühl und klar denkenden Freunde der Buren wurden der Erkenntnis nicht los, daß von Tag zu Tag ihre Siegesaussichten sich verminderten; der allgemeine Aufstand in der Kapkolonie, von dem schließlich doch alles abhing, brach nicht aus, weil die Buren nicht über den Norden der Kolonie hinauskamen, oder sie kamen nicht über ihn hinaus, weil der Aufstand nicht ausbrach.

Die Zahl der Kapkolonisten, welche sich den Republikanern anschlossen, ist von Hillegas auf höchstens 6000, von dem Gesandten des Transvaal in Europa, Dr. Leyds, auf 20000 angegeben worden; aber selbst wenn letztere Zahl richtig wäre — so stellt sie doch kaum ein Drittel der Kämpfer dar, welche bei einer allgemeinen Erhebung des holländischen Bestandteils der Kapkolonisten hatten ins Feld rücken können.

Die fortgesetzten Niederlagen der Engländer veranlaßten den Kriegsminister Lord Lansdowne, nicht bloß die englischen Streitkräfte durch neue Anwerbungen, sowie durch Herbeiziehung aller irgendwo entbehrlichen Truppenteile in einem von niemand für möglich gehaltenen Maße zu verstärken — bis 1. Februar sind 180000, bis Anfang Juni 220000 Mann auf den Kriegsschauplatz geworfen worden! — sondern er griff auch auf die zwei einzigen, noch nicht abgenutzten Feldherren zurück, die England noch besaß: auf den Besieger der Afghanen, Lord Roberts, der freilich schon 67 Jahre zählte, und auf den Bezwinger des Mahdi, den Generalstatthalter des Sudan, Lord Kitchener.

Roberts ward zum Oberfeldherrn aller Streitkräfte in Südafrika, Kitchener zu seinem Generalstabschef ernannt, und am 10. Januar trafen beide in Kapstadt ein.

Nun kam Zusammenhang und Umsicht in die englischen Maßnahmen; die Uebermacht ward erdrückend — und damit begann der Umschwung. Roberts setzte sich nicht mehr die direkte Befreiung von Ladysmith zum Ziel, an welchem Versuch Buller bei der Stärke der Burenstellungen in den Schlachten bei Spionskop vom 16. bis 24. Januar und bei Vaalkranz vom 3. bis 5. Februar noch zweimal völlig scheiterte, sondern er beschloß, da anzugreifen, wo das ebene Land den Buren keine so gute Deckung gewährte wie in dem Gebirgszug an der Tugela, nämlich im Süden des Oranjestaats, und hoffte, durch Siege an dieser Stelle Ladysmith Luft zu machen. Binnen vier Wochen versammelte Roberts gegen Cronje, der in der Stellung von Magersfontein den Weg nach Kimberley sperrte, etwa 35000 Mann, überschritt dann am 12. Februar den Modderfluß, ohne daß Cronje es verhinderte, und schon 15. Februar durch die Besetzung von Jacobsdal nach Bloemfontein ab.

Es ist heute noch nicht aufgeklärt, ob Cronje, wie vielfach behauptet worden ist, die Warnungen der ihm dienenden europäischen Offiziere in den Wind schlug, die Engländer nach allem Vorgefallenen militärisch [illegible] oder ob er — was wohl wahrscheinlicher ist — die Besetzung des aufs äußerste gebrachten Kimberley nicht wollte, ehe er gar nicht mehr anders konnte, und ob er die richtige Zeit versäumte. Bei der Schwerfälligkeit, mit der sein von Ochsen gezogener Troß sich fortbewegte, war es der Stunde', war es der englischen Reiterei unter French noch am 15. Februar durch einen Ritt Kimberleys erleichtert gemacht, Cronjes Vorhut zu überholen, das Gros dem General, sein schweres Geschütz und einen Teil [illegible] rechtzeitig vorauszuschicken.

Mit etwa 4000 Mann und fünf leichten Feldgeschützen [illegible] er dann im Lager von Paardeberg an der Modder sich [illegible] Tage lang wie ein umzingelter Löwe gegen die 35000 Engländer gehalten; erst als er so eingekreist war, daß irgendwo im Lager Sicherheit vor den von allen Seiten einschlagenden Granaten zu finden war; als Nahrungsmittel und Munition zu Neige gingen und die in den Höhlungen des Flußufers Schutz suchenden Buren es vor dem Geheul der [illegible] verwesenden Pferdeleichen kaum mehr aushalten konnten — hat der Ehrenkopf am 27. Februar — am zehnten Jahrestag des Burensieges von Amajuba! — dem englischen Oberbefehlshaber ergeben. 3700 Mann mit jenen fünf Geschützen fielen in Lord Roberts' Hände; der übrige Teil des Heeres war dem Widerstand Cronjes bei Paardeberg ebenso entkommen, wie das 6000 Mann starke Hauptheer des Leonidas dadurch gerettet wurde, daß dieser sich bei Thermopylä mit seinen 300 Spartiaten opferte. Der englische Feldherr, der noch am 18. Februar in einem Sturme 1000 Mann verloren hatte, sah mit Staunen die [illegible] einnehmbaren Schanzen, welche die Buren unter dem entsetzlichen Feuer der schweren Batterien des Feindes aufgeworfen hatten, aus denen nicht der zehnfach überlegene Feind, sondern Hunger und Not aller Art sie heraustrieb. Wahrlich, von Buller, Warren, Gatacre, Methuen und seinem Feldherrn, selbst wenn er gefehlt haben sollte, gilt das Wort: „Ueberwunden, aber nicht besiegt" — besiegt werden sind die Helden, sagten die Griechen derzeit, da sie sind nicht tot!

Der Tag von Paardeberg hat dem Krieg die entscheidende Wendung gegeben. Buller ist am 20. Februar in den Besitz [illegible] wesen, den Brückenkopf über die Tugela bei Colenso, [illegible] nicht hatte erstürmen können, ohne Kampf zu bekommen, [illegible] ein Teil des Burenheeres Cronje zu Hilfe eilte, am 20. und 21. Februar ist er dann nochmals zurückgeschlagen worden, aber am 27. räumte Botha, nachdem er seine schweren Geschütze, [illegible] berühmten „langen Toms", vorher nach Norden geschafft hatte, die Stellungen vor Ladysmith, das rechtzeitig zu entsetzen, wie es heißt, der übervorsichtige Joubert abgehalten haben soll, und am 28. Februar hielt Lord Dundonald an der Spitze [illegible] Reiterbrigade seinen Einzug in das vier Monate lang belagerte Ladysmith. Von der Besatzung waren noch etwas mehr als 10000 Mann übrig. Der Jubel, den alle diese Nachrichten in England, insbesondere in London, erregten, [illegible] Erleichterung; man hatte das Gefühl, einer furchtbaren Blöße vor der nationalen Ehre entronnen zu sein, und feierte [illegible] Sieges gegen ein Volk, das nicht zahlreicher war als die Stadtbewohnerschaft einer Londoner Vorstadt, lauter und stürmischer als dem Fall Sebastopols.

*

Die Gefangennahme Cronjes, der mit seinen Truppen nach St. Helena gebracht wurde, verlieh Lord Roberts die Möglichkeit, nunmehr an der Spitze von 32000 Mann auf Bloemfontein zu marschieren. Das Friedensangebot, das die beiden Präsidenten Kruger und Steijn „nach Herstellung der englischen Waffenehre" am 6. März telegraphisch an Lord Salisbury richteten, und die Anerkennung der Unabhängigkeit beider Freistaaten und Amnestie für die aufständischen Kapburen verlangte, wurde am 11. [illegible]

Digitized by Google

i Salisbury mit der heuchlerischen Erklärung abgelehnt, daß gland zwei Staaten, von denen es angegriffen worden sei, die abhängigkeit nicht länger belassen könnte. Am 13. März ergab Bloemfontein an General French, und nachdem Roberts seine rbindungen mit Kapstadt gesichert und seinen sehr zusammenschmolzenen Pferdebestand ergänzt hatte (im ganzen haben die ländler während des Kriegs mehr als 90000 Pferde verbraucht), nahm er den Vormarsch wieder auf. England war durch Ablehnung jeder Vermittlung seitens des amerikanischen räsidenten Mac Kinley darüber beruhigt, daß keine fremde nmischung seinen Oberfeldherrn in seinem Lauf aufhalten erde. Da dieser über eine immer erdrückender werdende Ueberhl verfügte, so konnte er die Buren stets überflügeln lassen d sie so zur Aufgabe auch der stärksten Stellungen zwingen.

Am 12. Mai war Roberts Kroonstad; am 17. ward auch e letzte der belagerten Städte, Kafeku.. durch Oberst Mahon efreit. Am 24. Mai überschritt loberts' Vorhut den Vaalfluß, nd nun erklärte er am 28. Mai en Oranjefreistaat für einverleibt n England und legte ihm den lamen Oranjeflußkolonie bei. Tags darauf äußerte Salisbury n einer Rede: „Wir gaben nie in Versprechen, daß wir die Republiken nicht einverleiben wollen". Am 9. November 1899 aber hatte derselbe Minister laut erklärt, daß England keine Eroberungen machen wolle, und hatte wesentlich dadurch die Kapholländer in der Kolonie erhalten! „Nun, nach solchen Opfern," fuhr er jetzt fort, „müssen wir Ergebnisse sehen und können die Freistaaten nicht länger bestehen lassen". Um die Versammlungen der Kapholländer in Paarl (26. März) und Graaf-Reinet (2. Juni), wo von der Einverleibung der Freistaaten der Beginn eines unversöhnlichen Rassenkrieges in Südafrika prophezeit wurde, kümmerten sich die Engländer nicht.

Am 31. Mai ergab sich Johannesburg, am 5. Juni Pretoria dem Heer des Lord Roberts; die Buren verließen die fünf Forts, mit denen die Hauptstadt von Transvaal bewehrt war, ohne Kampf, weil sie zu ihrer Verteidigung Tausende von Männern nötig gehabt hätten, welche sie im freien Felde haben

Lieschen.
Nach der Statuette von H. Godet.

en. Ob das klug war, ist freilich zweifelhaft; vielleicht . es besser gewesen, Roberts vor Pretoria festzulegen und Verbindungen so lange zu unterbrechen, bis er den Rückzug antreten mußte. Der moralische Schaden des Verlusts von Pretoria wurde indessen in Europa höher angeschlagen als in Afrika; den Buren, welche das städtische Leben nicht lieben, wog die Einbuße der Hauptstadt nicht viel schwerer als die irgend einer anderen Stadt, und Krüger verlegte seine Residenz einfach nach Lydenburg.

Nach abermaliger längerer Pause nahm Roberts den Vormarsch nach Osten im Juli wieder auf, erstürmte am 24. bis 28. August in viertägigen Kämpfen die Stellung von Talmanutha-Belfast-Machadodorp, wobei er gegen die 8000 Mann Louis Bothas zwei Divisionen zu Fuß mit viel Reiterei und Artillerie verwenden konnte, erklärte nun am 1. September auch die Südafrikanische Republik für einverleibt und nannte sie Vaalflußkolonie. Am 6. September öffnete die in schwer zugänglichen Bergen gelegene Stadt Lydenburg dem Lord Dundonald ihre Thore, und am 11. September kam Präsident Krüger flüchtig in der portugiesischen Hafenstadt Lourenço Marquez an, um von hier am 20. Oktober nach Europa abzureisen, wo er im Hafen von Marseille am 22. November landete.

Er unternahm es, einen letzten Versuch zur Erlangung einer Friedensvermittlung zu machen, wie ein solcher einer besonderen, im März abgesandten Burengesandtschaft von drei Männern bisher nirgends hatte gelingen wollen. Als seinen Stellvertreter in der Präsidentschaft Transvaals ließ er, da General Joubert am 27. März gestorben war, Schalk Burger zurück, und die kühnen Heerführer Dewet, Botha, Delarey u. a. setzten, obwohl am 19. September auch Barberton den Engländern in die Hände fiel, den kleinen Krieg mit ungebeugter Kraft unter gelegentlichen nicht unbeträchtlichen Erfolgen fort.

Zur Wut gereizt, ordnete Roberts schließlich die grausamsten Maßregeln an, um den Widerstand der Buren zu brechen. Während er im Februar, als er zum erstenmal den Boden des Oranjefreistaats betrat, jedem, der sich ferner nicht mehr am Krieg beteiligen würde, volle Sicherheit für Leben und Eigentum verheißen hatte, gab er nun den Befehl, alle Farmen, in deren Nähe etwas gegen einen Eisenbahnzug unternommen werde, einfach niederzubrennen, ohne sich darum zu kümmern, ob die Farmer sich beteiligt hätten oder nicht.

Dann erklärte er mit Krügers Abreise den Krieg für beendet und alle, welche noch weiter fechten würden, für harter Strafe verfallen. Ja, da alles nichts helfen wollte, führte er Krieg gegen Frauen und Kinder und ließ die Familien der Buren, welche noch im Felde standen, aus ihren Wohnungen jagen und der Obdachlosigkeit und dem Hunger überantworten.

Dies alles hielt ihn aber nicht ab, anfangs November, wo die ersten Rücktransporte englischer Truppen aus Afrika in London ankamen, in einer Proklamation an das englische Volk zu betonen, daß seine Soldaten sich nicht bloß als Helden, sondern auch als Gentlemen betragen hätten und daß während des ganzen Feldzuges kein ernstes Verbrechen begangen worden sei.

Kein Wunder, daß eine Versammlung von 800 angesehenen kapholländischen Frauen in Paarl Protest gegen diese Proklamation erhob und eine Anzahl von Fällen namhaft machte, wo sich die Soldaten brutal gegen Frauen von Buren vergangen hatten — der Missethaten, welche sich Kaffern gelegentlich unter den Augen englischer Truppen hatten zu Schulden kommen lassen, nicht zu gedenken.

Man kann den Engländern das Zeugnis nicht versagen, daß sie in dem Krieg manche große Eigenschaften gezeigt haben. Die Art, wie aus dem „Krieg der Millionäre" ein Krieg des Volkes wurde, als dieses Volk erkannte: sein Ansehen und seine Weltstellung stehen jetzt auf dem Spiele, und wie es, das ursprünglich kaum 50000 Mann für Afrika bereit hatte, Legionen aus dem Boden stampfte und mehr als die vierfache Zahl nach dem Kriegsschauplatz sandte, hat etwas Großes an sich. Auch

das verdient Anerkennung, daß gegen die doch meist unfähigen Generale, die in den vier ersten Monaten befehligten, nicht etwa ein wüstes Geschrei als gegen Dummköpfe oder Verräter sich erhob, sondern daß man einsah, das ganze englische Kriegswesen sei vielfach verrottet und der Fehler also mehr im System als in den Männern zu suchen.

Aber diese Lichtseiten vermögen den Eindruck nicht wegzuwischen, daß England mit brutaler Uebermacht zwei kleine Völker teils um des Goldes von Johannesburg willen, teils aus nationaler Selbstsucht, weil Südafrika nun einmal durchaus englisch sein soll, niedergetreten und durch eine barbarische Kriegführung auf lange hinaus ruiniert hat.

Mit herzlicher Teilnahme nah mit dem innigsten Mitleid haftet endlich der Blick an den Opfern Englands, den Buren. Gewiß haben auch sie diejenigen mehrfach enttäuscht, welche ihnen mehr als menschliche Vollkommenheit zugetraut hatten. Sie haben es an wesentlichen militärischen Eigenschaften fehlen lassen, welche den Sieg verbürgen: an dem Geist kühnen Angriffs, der die oft zurückgeschlagenen Engländer hätte aufrollen und vernichten müssen; an der strengen Manneszucht, welche allein aus dem Heer ein zuverlässiges Werkzeug in der Hand des Führers macht; an der Einsicht, daß sie von den im Krieg gegen ein reguläres Heer bewanderten europäischen Offizieren, die sich ihnen aus Haß gegen England angeschlossen hatten, wie von dem Franzosen de Villebois-Mareuil, der am 5. April bei Boshof den Heldentod gefunden hat, den Deutschen v. Reitzenstein, Albrecht, Waldstein u. a., hätten sehr viel lernen müssen und können. Die Zuchtlosigkeit war oft so groß, daß die Leute ins Lager kamen und gingen, wie es ihnen beliebte; daß der Vorposten- und Aufklärungsdienst überaus mangelhaft war. Aber gegenüber diesen Uebelständen stehen doch große Lichtseiten.

Es ist etwas Großartiges, daß ein Volk von kaum 30000 Streitern von einer Großmacht von 40 Millionen, die über Gold und Bundesgenossen in Masse verfügt, sich nicht knechten lassen wollte, sondern aus Liebe zur Freiheit und im Vertrauen auf Gott den ungleichen Kampf aufnahm und monatelang Sieg an Sieg reihte. Der schon genannte Oberst de Villebois hat den hohen soldatischen Eigenschaften der Buren, ihrer Zähigkeit und Ausdauer, ihrer Schußsicherheit, ihrer vortrefflichen Verpflegungseinrichtung, ihrer Findigkeit, ihrem schlichten, rührenden, unbedingten Gottvertrauen alles Lob gespendet, und der Tübinger Professor Dr. Hermann Küttner, welcher ein Lazarett in Jacobsdal leitete, stimmt dem im ganzen durchaus zu.

Vor allem aber haben die Buren den Krieg weit menschlicher geführet als die Engländer; sie gaben den englischen Verwundeten ihr eigenes Brot, ihr Fleisch, ihre wollenen Decken und schliefen selbst auf dem nackten Boden; bei Colenso erbarmten sie sich der abgeschnittenen englischen Kompagnien, weil geschrieben steht: du sollst nicht töten! und ließen sie entkommen.

Jetzt liegen sie am Boden, und England triumphiert. Ist aber für immer?

Es wäre nicht das erste Mal in der Geschichte, daß das, was dem lebenden Geschlecht als der fünfte Akt einer Tragödie erschien, den Späteren sich als der erste dargestellt hat.

In Südafrika leben 450000 Holländer gegen 300000 Engländer, und der Krieg hat ihr Nationalgefühl nicht gebrochen, sondern erweckt und gestählt. Das erste Spiel scheint verloren, aber ein zweites mag beginnen, und es mag gefährlicher werden als dasjenige, welches unter unseren Augen sich entschied hat. Nicht jeden Wochenschluß, sagt Goethe, macht Gott die Zeche; aber er macht sie!

Blätter und Blüten

Fritz Reuter in der „Wasserkunst". (Mit Abbildung.) Wer denkt nicht beim Betrachten dieses Bildes an die köstliche Episode in „Ut mine Stromtid", da Onkel Bräsig über seine Erlebnisse in der „Wasserkunst", wie er die Kaltwasserheilanstalt nennt, berichtet? „Süh, denn setzen sie dir, wie dich Gott erschaffen hat, in 'ne Badewanne und stutzen dir drei Eimer Wasser über deinen kahlen Kopp, wenn du einen hast, aber gut ist's doch!" Diese Prozedur hat Reuter — denn er schildert sich in Bräsig selbst — nicht nur persönlich kennengelernt, sondern auch abgezeichnet. Einem in der Wanne sitzenden Herrn gießt der Wärter einen Kübel kalt Wasser über den Kopf. Der „Schock" muß groß und wirksam gewesen sein, nach dem Gesichtsausdruck des Patienten zu urteilen. Wir entnehmen das originelle Bildchen dem eben erschienenen dritten (Schluß-) Bande des weitverbreiteten Buches „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen" von Karl Theodor Gaedertz (Verlag der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung in Wismar). Dasselbe enthält wiederum illustrativ eine große Zahl charakteristischer Skizzen, Ansichten und Porträts, die zum Teil Reuter selbst gemalt hat, sowie textlich eine Reihe neuer, interessanter und herzlich anmutender Züge aus dem Leben und Schaffen dieses Humoristen, auch viele ungedruckte Gedichte und Briefe von ihm. In der mecklenburgischen „Wasser-Tortur-Anstalt" Stuer hat er zweimal geweilt, zuerst als unbekannter Junggeselle 1848, dann zwanzig Jahre später als berühmter und verheirateter Mann vom Anfang Dezember 1868 bis Ende Januar 1869.

Interessant ist, was Gaedertz speziell über diesen zweiten Aufenthalt meldet. „Ich habe Lust, eine Winterkampagne in Stuer durchzumachen," schreibt Reuter aus Eisenach an den dirigierenden Arzt. „Einen regelrechten, durch Dick und Dünn gehenden Wassermenschen würden Sie an mir nicht haben, thut aber auch nicht nöthig, da ich von keinem besonderen Leiden geplagt bin; ich wünsche mehr als Lustschnapper und auf Diät gesetzter Gast angesehen zu werden. Luft und schöne Luft habe ich freilich auch hier, aber mit der Diät hapert es: ich habe hier zu viel Besuch, der einem zweckmäßigen modus vivendi feindlich ist." Die Kur schlug gut an; indes wurde es ihm natürlich nicht leicht, dort ohne seine treue Lebensgefährtin, Luising, die erst später nachkommen konnte, Weihnachten zu feiern. Er schrieb ihr dafür einen herzinnigen Brief und wünschte: „Ich wollte nur, daß ich es so einrichten könnte, daß Du ihn gerade am heiligen Abend erhieltest, damit er zur Festfreude etwas beitrüge; aber das ist bei den verwünschten nächtlichen Poststörungen wohl schwer zu erreichen. Meine Zuckergeschichten sind angekommen, der Tannenbaum steht auf dem Tisch und wartet aufs Anputzen." Im Januar traf Luise ein, und jetzt erlebte eine Rundfahrt durch beide Mecklenburg und Pommern, die sich zu einem Triumphzuge für den allbeliebten, gefeierten Volksschriftsteller gestaltete. Es war sein letzter Besuch in der norddeutschen Heimat.

In der Wasserkunst.
Nach einer Zeichnung von Fritz Reuter.

Chinesische Tafelfreuden. (Zu dem Bilde S. 899.) Auf unserem Bilde sehen wir wohlstimmerte chinesische Geschäftsleute beim Mahle vor uns. Sie sitzen auf europäischen Stühlen an europäischen Tischen, der Kern der Sache, die Gerichte und die Tischgewohnheiten, ist indessen durch und durch chinesisch. Der ungeniert Anzug der Tafelnden entspricht dem Klima Südchinas und dem bürgerlichen Stande. Ein dieser „Trouser" ist als Haus- und Straßenanzug ebenso zulässig wie die nachtgedenkähnliche weiße oder bunte „Pajama", welche der Europäer in den Tropen als Hausgewand zu tragen pflegt. Natürlich ist das, was unser Bild zeigt, nur ein Mahl, vielleicht ein „Tiffin" (Frühstück) unter guten Freunden; bei einer Festmahlzeit, besonders zu Neujahr, kleidet sich der Chinese in kostbare

Digitized by Google

Chinesen bei der Mahlzeit.

Gewänder. Man bedient sich beim Essen stets der Stäbchen; mit ihnen kann man in ungeheurer Geschwindigkeit die Reisschale leeren, die Stückchen Fisch ergreifen oder die Fleischbrocken aus den Brühen, die wie bei uns der Kaffee aus den Schalen geschlürft werden, fischen, d. h. der Chinese kann's! Der Europäer lernt es nicht so leicht und wird bei seinen dahinzielenden Versuchen mitleidig belächelt. Reis giebt es zwar zu jeder Mahlzeit, doch fehlt es an besseren Zutaten niemals an Curry, Ingwer, geriebener Kokosnuß, Pfefferschoten, pikanten Fischchen, Geflügel ꝛc. Dann giebt es auch durch völlige Fäulnis so veränderte Eier, daß der Europäer überhaupt die Herkunft dieses Gerichts nicht erkennt; dasselbe gilt von Haifischflossen und von dem sehr geschätzten Meeresprodukte Trepang (Seegurke), der unter anderem aus unseren deutschen Südseekolonien vielfach über Singapore nach China ausgeführt wird. Affen- oder Kanarinüsse, Birnen, Persimonen, Bananen ꝛc. fehlen nicht als Nachtisch. Als Getränk reicht man wohl Reisbranntwein, bei großen Diners Champagner, den der Chinese höchlich schätzt, und zum Nachtisch verschmäht er besonders die englische Mischung Whisky-Soda nicht. Man kann ihn dies Getränk in einem Maße vertilgen sehen, daß einem als Chinese der Zopf zu Berge stehen müßte. Dabei wird gern dem Fingerspiel „Tschalmoi" gehuldigt, genau gleich dem antiken Mora oder Morra, das noch heutzutage in Italien üblich ist. Mit derselben Leidenschaft wie hier wird es auch in China gespielt. Wer die hervorgeschleuderte Fingerzahl des Gegners falsch rät, muß „pro poena ins Glas steigen", und zwar beobachtete ich einmal, wie dies stets ein gutes halbes Wasserglas voll von reinem schottischen Whisky enthielt! Dabei wurden die Himmelssöhne äußerlich nur unmerklich betrunken. Sie vertrugen „einen Stiefel", vor dem sogar ein sibirischer Russe einen „Kotou" (tiefe chinesische Verbeugung) gemacht haben würde!

Johannes Wilda.

Ein mechanisches Haltesignal für Eisenbahnzüge. (Mit Abbildungen.) Durch die großen Eisenbahnunglücke der jüngsten Zeit ist die Aufmerksamkeit des Publikums wieder in erhöhter Weise auf die im Bahnverkehre angewendeten Sicherheitsmaßregeln hingelenkt worden, und es hat erfahren, wie durch das „Ueberfahren der Signale" die furchtbarsten Katastrophen eintreten können. In der That entsprechen die bisher in Gebrauch befindlichen optischen und akustischen Haltesignale den Anforderungen, welche an sie ob ihrer außerordentlichen Wichtigkeit gestellt werden müssen, keineswegs. Nebel und Schneetreiben machen die ersteren nur zu oft unsichtbar, und die letzteren (Knallpatronen) werden infolge des Geräusches des Zuges meist überhört. So ist die Gefahr von Unglücksfällen durch ihre Anwendung keineswegs behoben. Um so größere Bedeutung ist daher einer neuen mechanischen Sicherheitsvorrichtung zum Anhalten eines Eisenbahnzuges auf offener Fahrstrecke beizumessen, welche der Bahnmeister Konrad Schütte in Halle a. S. erfunden hat und die bei der Erprobung seitens der königlichen Eisenbahndirektion in Halle a. S., sowie der Belgischen Staatseisenbahn in Schnerdeck bei Brüssel ihre vollkommene Brauchbarkeit erwies. Der durch unsere Abbildungen veranschaulichte Apparat besteht zunächst aus einem am Vorderteil der Lokomotive angebrachten über der Fahrschiene laufenden zweiarmigen Fangdebel a und einem zweiten einarmigen Parallelhebel, der mit dem Hebel a fest auf derselben Welle sitzt und sich in zwei Lagern dreht, so daß also, wenn ein Hebel bewegt wird, sich auch der andere bewegen muß. Der obere Arm des Hebels a wird durch ein schwaches Drahtseil in seiner Ruhestellung festgehalten. Dies Drahtseil wieder kann durch eine einfache Spannvorrichtung so festgezogen werden, daß die beiden mit ihm verbundenen Hebelarme starken Widerstand zu leisten vermögen. Der über der Schiene laufende Arm endigt in Fangbaken. Dieselben sind dazu bestimmt, in den Fangring einzugreifen, welchen entweder der Bahnwärter an der Schiene ausgelegt hat oder der durch den Signaldrahtzug mechanisch im Gleise aufgestellt wird, wenn dem fahrenden Zuge das Haltesignal gegeben werden soll. Fährt nun die Lokomotive an diesem aufgestellten Fangring vorbei, so greift der oben beschriebene Hebelarm in denselben ein, wird heruntergedrückt und öffnet dadurch den

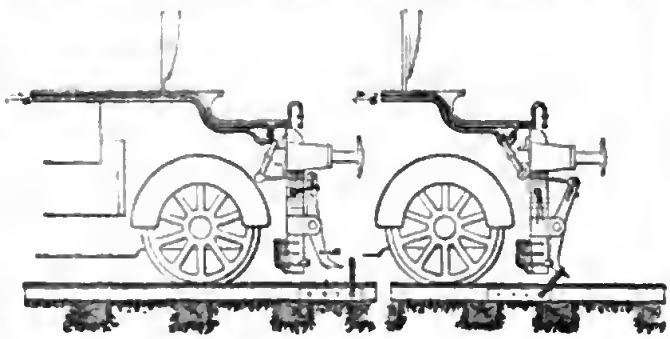


Fig. 1. Fig. 2.

Ein mechanisches Haltesignal für Eisenbahnzüge.

Abschlußhahn der Bremsluftleitung; die Bremse tritt automatisch in Thätigkeit, wie beim Ziehen der Notbremse in den Wagen, und der Zug steht. Die ausströmende Preßluft gelangt durch ein Rohr, das in einer Trompete endigt, auch nach dem Standort des Lokomotivführers, der durch das Trompeten augenblicklich erfährt, daß der Bremshahn geöffnet ist. Unsere Abbildungen zeigen den Apparat am Maschinenvorderteil einmal in Ruhe, das andere Mal in Thätigkeit.

Das Glückgreifen in Ostpreußen. (Zu dem Bilde S. 877.) Es ist Silvester- oder, wie man im Nordosten sagt, der Neujahrsabend. Eine gewisse feierliche Ruhe waltet im Hause, wenn nach gethanem Tagwerk alle Familienmitglieder um den reinlich gedeckten großen Tisch zu ungezwungener, doch mehr ernstbafter als scherzender Unterhaltung sich versammeln. Aber sobald in unmittelbarster Nähe der zwölften Nachtstunde der Weihnachtsbaum noch einmal seinen magischen Lichterschein verbreitet, beginnen die Mädchen und Frauen das in ganz Ostpreußen, selbst unter den polnischen Masuren heimische Spiel des „Glückgreifens" vorzubereiten. Aus Marzipan oder auch gewöhnlichem Brotteig sind sieben, in manchen Orten auch zehn kleine Figuren oder Gegenstände geformt und gebacken worden. Unter ihnen gelten Ring, Geldstück oder Geldbeutel, Brotlaibchen, Schlüssel, Wickelkind oder Wiege, Himmels- oder Glückleiter und Totenkopf gemeiniglich als die wichtigsten; doch pflegen auch hin und wieder ein Glücksbrief, Mann und Frau, sowie eine Glücksgöttin dabei zu sein. All diese kleinen Dinge werden nun entweder zusammen in eine verdeckte Schüssel gelegt oder einzeln unter umgestürzte Suppenteller auf dem Tische versteckt. Schlag zwölf Uhr, nachdem man sich gegenseitig zum neuen Jahre beglückwünscht hat, beginnt das „Greifen", woran sich alle Anwesenden, zumal die jungen Leute, einer nach dem andern beteiligen. Erst wenn das betreffende erhaschte Orakelstück wieder unter dem Teller verborgen und dieser mit den anderen verschoben worden ist, greift der nächste und so fort, bis jedes seinen Teil erhalten hat. Welch einfaches Spiel — und doch welch tiefer Sinn dahinter! Alles, was ein Menschenherz erhofft und ersehnt, oder was das Glück und den Inhalt des Lebens ausmacht, kehrt in jenen Orakelfiguren wieder — und der Totenkopf ist ein stammberechtigter Mahner ans Ende aller Dinge. Aber wie sollte hier selbst der feierlichste Ernst nicht doch rasch zurückweichen vor dem fröhlichen, frohen Lachen der Jugend!

Wenn daher die dampfenden Punschgläser aneinander klingen, strahlt rosiger Glückswiederschein in aller Augen und die Hoffnung steigt der Zukunft voraus und vergoldet die kommenden Tage.

Das Lebensalter bei verschiedenen Völkern. Das reiche Material, welches die Lebensversicherungsgesellschaften über die Lebensdauer ihrer Mitglieder besitzen, gewährt manch interessante Aufklärung über die Verschiedenheit der durchschnittlichen Lebensdauer der Menschen in verschiedenen Ländern. In hohem Grade belehrend sind die Mitteilungen, welche insbesondere jetzt auch von der Englischen Vereinigung von Lebensversicherungsärzten gemacht worden sind. Danach starben bei Zugrundelegung eines Durchschnittes aus den letzten 25 Jahren von je 1000 Einwohnern jährlich in England 17 Schottland etwa 20, in Irland eine 18 in Dänemark nicht ganz 19 und in Norwegen nahezu 17. Weit ungünstiger liegen die Verhältnisse im Mittelmeerbecken; so betrug die Sterblichkeit im Deutschen Reiche ein wenig über 25 vom Tausend, in Oesterreich nahezu 30 und in Ungarn sogar über 35. In der Schweiz zählte auf gleicher Grundlage die 21 Sterbefälle und kam darin mit Belgien und den Niederlanden auf dieselbe Höhe wie Frankreich wurden 22,6, für Italien 24 Todesfälle berechnet. Demnach stehen Norwegen unter den europäischen Ländern die geringste Sterblichkeit zu besitzen. Gegen vorhergegangene Zeitabschnitte haben sich die Sterblichkeitsziffern des letzten Vierteljahrhunderts beinahe überall günstig verändert. Interessanter als die obigen Zahlen sind jene Zahlen, welche für die durchschnittliche Lebensdauer bei den einzelnen Völkern berechnet wurden. So wurde angegeben, daß im Alter von 20 Jahren ein Amerikaner nach etwa 42,2 Jahren zu leben erwarten darf, ein Engländer 42,1, ein Deutscher 39,7 und ein Franzose 41,8 Jahre. Hat jemand sechzig Jahre glücklich zurückgelegt, so darf er als Amerikaner auf noch weitere 14 Jahre, als Engländer auf noch 13,8, als Deutscher auf noch 12,9 und als Franzose noch auf 13,3 Jahre hoffen. —r.

Auflösung des Bilderrätsels auf Seite 872.

Viel Wenig machen ein Viel,
Vereinte Kräfte führen zum Ziel.

Auflösung des Scherzrätsels auf Seite 872. Abern (A — der — n).

Auflösung des Homonyms auf Seite 872. Heft.

Auflösung des Rätsels auf Seite 872. Ar, Ch.

Auflösung des Verwundlungsrätsels auf Seite 872.

Mangan, Mandat, Mandel, Marder, Werder, Weiser, Kaiser, Kaffer, Kupfer.

Auflösung der Charade auf Seite 872. Zahnarzt.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

W. Heimburgs Romane u. Novellen

Illustrierte Ausgabe.

10 Bände, elegant gebunden. In leinem englischen Leinwandkasten. Preis 40 Mark.

Auch in einzelnen Bänden à 4 Mark oder in 71 Lieferungen à 40 Pfennig zu beziehen.

Inhalt: Bd. 1. **Aus dem Leben meiner alten Freundin.** Mit Illustr. von Wilh. Claudius. — Bd. 2. **Lampenmüllers Lieschen.** Mit Illustr. von J. R. Wehle. — Bd. 3. **Alster Wendhusen.** — **Urinka.** Mit Illustr. von A. Zick. — Bd. 4. **Ein armes Mädchen.** — **Aus Fräulein Puke.** Mit Illustr. von August Mandick. — Bd. 5. **Trudchens Heimat.** — **Im Banne der Musen.** Mit Illustr. von E. Kaoel. — Bd. 6. **Die Andere.** — **Unverstanden.** Mit Illustr. von Wilh Claudius. — Bd. 7. **Herzenskrisen.** Mit Illustr. von C. Zopf. — Bd. 8. **Lore von Tullen.** Mit Illustr. von M. Flesdar und H. Albrecht. — Bd. 9. **Eine unbedeutende Frau.** Mit Illustr. von R. Guischmidt. — Bd. 10. **Unter der Linde.** Zwölf Novellen. Mit Illustr. von A. Zick, C. Koch, J. R. Wehle, C. Zopf und W. Claudius.

W. Heimburgs Romane u. Novellen. Neue Folge.

Illustrierte Ausgabe.

Vollständig in 5 reichillustrierten Bänden zum Preise von je 3 Mark geheftet, 4 Mark elegant gebunden.

Auch in 25 Lieferungen zu 40 Pfennig zu beziehen.

Inhalt: Bd. 1. **Mamsell Unnütz.** Illustriert von Wilh. Claudius. — Bd. 2. **Um fremde Schuld.** Illustriert von H. G. Jentsch. — Bd. 3. **Erzählungen.** Inhalt: Sabinens Freier. Franziska von Schleben. Das Ranzenhauschen. Der silberne Hirschfänger. Großmatters Hochzeitskränzchen. Marianne Sievenicy. Illustriert von A. Reinicke, Illustriert von Wilh. Claudius und Fritz Beegen. — Bd. 4. **Haus Bergen.** Illustriert von P. Schnurr. — Bd. 5. **Trotzige Herzen.**

Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf die **illustrierte Ausgabe** von **W. Heimburgs Romanen und Novellen** entgegen und senden auf Verlangen die erste Lieferung wie auch den ersten Band der beiden Serien zur Ansicht.

Herausgegeben von [illegible] Redaktion von Adolf Kröner in Stuttgart. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.
Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Digitized by Google

An unsere Leser.

Wieder liegt mit diesem Hefte ein Jahrgang der „Gartenlaube“ vollständig vor. Er schliesst sich der stattlichen Reihe seiner Vorgänger an, deren älteste zurückreichen bis in die Mitte des scheidenden Jahrhunderts.

Ein treues Bild dieser langen Zeit spiegeln diese Bände wieder, denn kaum eine Frage von tieferer Bedeutung für das deutsche Volk ist aufgeworfen, kaum eine Errungenschaft auf einem Felde gemeinnütziger Wissens gemacht worden, ohne dass die „Gartenlaube“ durch geeignete Männer ihren Hunderttausenden von Lesern im deutschen Vaterlande und in aller Welt Aufklärung und anregende Belehrung hierzu geboten hätte. So ist die „Gartenlaube“ im stets engen Zusammenhange mit den bewegenden Fragen des Tages und als Uebermittlerin von wahrhaft wertvollen Werken der Erzählungskunst unserer besten Dichter und Dichterinnen trotz all der anderen im Laufe der jüngsten Jahre aufstrebenden Journale **das Lieblingsblatt des deutschen Bürgerhauses**, die weitaus verbreitetste **Familienzeitschrift** der Erde geworden.

Diesen schönen Ruhm auch in dem kommenden Jahrhundert sich zu erhalten, wird ihr Bestreben sein, und ein Blick auf die Reihe der besonders fesselnden Werke, welche die „Gartenlaube“ ihren Lesern schon im Laufe des kommenden Jahrganges bieten wird, möge Zeugnis für dieses Streben geben.

Den Reigen der erzählenden Werke eröffnet diesmal der neueste Roman des den Gartenlaubelesern wohlbekannten, rasch berühmt gewordenen Verfassers des „Königs der Bernina“:

J. C. Heer unter dem Titel **„Felix Notvest“.**

Gleichzeitig mit ihm wird die jüngste Novelle von

Paul Heyse unter dem Titel **„San Vigilio“** erscheinen.

Von weiteren **Romanen** und **Novellen** aus unseren Mappen nennen wir:

„Die säende Hand“ von **Ida Boy-Ed.**
„Der Zeisig“ von **Karl Busse.**
„Die Königin der Geselligkeit“ v. **E. Eckstein.**
„Das neue Wesen“ von **Ludwig Ganghofer.**
„Setzchen Oldenroths Liebe“ v. **W. Heimburg.**
„Der Bruchhof“ von **Richard Skowronnek.**
„Ein Kuss aus Versehen“ von **Jassy Torrund.**
„Ihr Stolz“ von **Eva Treu** (Lucy Griebel).
„Edelwild“ von **E. Werner.**
„Das Urteil des Paris“ von **A. Wilbrandt.**

Ferner können wir in Aussicht stellen Romane und Erzählungen von **Hans Arnold, R. Artaria, Marie Bernhard, Victor Blüthgen, K. Greinz, Ernst Muellenbach, Anna Ritter, Paul Robran, Herm. Stegemann, H. Villinger, Luise Westkirch, Ernst Wichert, Johannes Wilda, Karl Wolf** u. s. w.

Aus der reichen Fülle von populärwissenschaftlichen Beiträgen heben wir folgende heraus: **Ueber Fieber und dessen Behandlung** von Prof. Dr. v. Liebermeister. — **Festreden auf dem Dorf** von P. Rosegger. — **Der Schöpfer der allgemeinen Wehrpflicht, Hermann von Boyen,** von Rektor Dr. G. Egelhaaf. — **Ueber Geschichte und Bedeutung des Fleischextraktes** von M. von Pettenkofer. — **Juliane v. Krüdener** von Dr. M. Necker. — **Die Stadt der Kalifen** von C. Falkenhorst. — **Die Faulsten der Faulen** von Dr. Friedrich Knauer. — **Eine Elchjagd in Norwegen** von Fr. Freiherrn von Dincklage-Campe. — **Ein deutscher Vaterlandsverräter aus dem 18. Jahrhundert** von Dr. Rudolf v. Gottschall. — **Bettina, die Frau** von Johs. Proelss. — **Der Strick des Gehenkten** von Prof. Dr. Anton Ohorn. — **Durch den Bregenzer Wald** von Dr. L. v. Hörmann. — **Frutti di marè** von Prof. Dr. Kurt Lampert. — **Ueber Schlaflosigkeit** von Dr. Otto Dornblüth.

Die tagesgeschichtliche Beilage der „Gartenlaube“ wird auch im neuen Jahre wieder stark erweitert werden, so dass die Leser über alle wichtigen Ereignisse einen raschen Bericht in Wort und Bild erhalten. Auch die so gerne gelesenen Winke und praktischen Ratschläge für Hauswirtschaft und Küche, Blumen- und Gartenpflege, Kinder- und Krankenstube, die Anregungen auf den Gebieten der Liebhaberkünste und der Frauenarbeit sollen, gleichwie unsere kleine Ecke für Scherz, Spiel und Kurzweil, mit reger Sorgfalt gepflegt werden.

Besonders reichhaltig werden wir den neuen Jahrgang hinsichtlich seines bildlichen Schmuckes gestalten können. Sowohl für die Kunstbeilagen, als auch für die Bilder des Hauptblattes liegen köstliche Blätter in unseren Mappen, so dass wir auf regen Beifall auch in dieser Hinsicht hoffen dürfen.

Eine geringfügige Erhöhung des Preises der „Gartenlaube“ — von 25 Pfennig vierteljährlich — hat ihren Grund in den seit Jahren bedeutend gesteigerten Herstellungskosten und in dem neuerdings ganz erheblich in die Höhe gegangenen Papierpreise. Sie wird von unseren treuen Lesern sicher nicht beanstandet werden.

So rufen wir denn unseren bisherigen Freunden ein **Wiedersehen im neuen Jahrhundert,** unseren neu hinzutretenden Lesern

ein herzliches Willkommen zu!

Leipzig, im Dezember 1900.

Redaktion und Verlag der „Gartenlaube“.

Digitized by Google

Im neuen Jahrhundert.
Nach einer Originalzeichnung von Rich. Mahn.

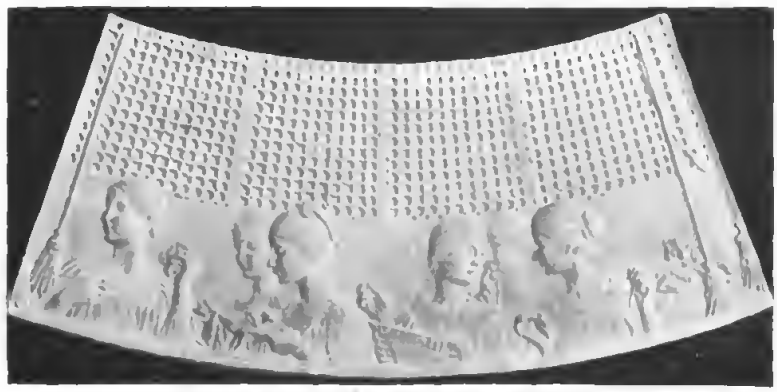
Digitized by Google

Die Gartenlaube

1. Beilage zu Heftheft 28, 1900.

Bilder aus der Gegenwart.

Das Hochzeitsgeschenk des Präsidenten Paul Krüger für die Königin Wilhelmina von Holland wird in einem goldenen Fingerhute bestehen, den unsere Abbildung aufgerollt und vergrößert wiedergiebt. So schlicht und einfach, wie diese Gabe, welche der Pariser Graveur Vernon herstellen wird, auch erscheinen mag, um so beziehungsreicher wird sie durch ein rund um das kleine Kunstwerk laufendes Rondrelief, welches eine Gruppe reizender holländischer Mädchen bei emsiger Arbeit zeigt. Der Fingerhut erhält aber noch eine weitere besondere Bedeutung dadurch, daß er, in vielfältiger Nachbildung zum Verkauf gestellt, künftig den jungen niederländischen Mädchen als ein sinniges Symbol des Friedens gelten soll.



Das Relief auf dem Fingerhut für die Königin Wilhelmina von Holland.
Nach dem Entwurf von Graveur J. de Vernon in Paris

Bilder von der Ueberschwemmung in Rom. Zu allen Heimsuchungen Italiens im Laufe des letzten Jahres ist nun noch die furchtbare Ueberschwemmung gekommen, von welcher zahlreiche Provinzen, namentlich aber die Campagna und Rom, in den ersten Dezembertagen betroffen worden sind. Infolge heftiger Gewitter und wolkenbruchartiger, andauernder Regengüsse schwoll der Tiber dermaßen an, daß seine Wassermassen sich bald unaufhaltsam über die ganze niedriger gelegene Stadt ergossen. Zwischen dem 30. November und 2. Dezember stieg der Fluß, wie der Hydrometer auf der Ripettabrücke zeigte, bis auf 16,50 m, übertraf also die Wasserhöhe vom Jahre 1870 mit 15,35 m um ein Beträchtliches und blieb nur hinter jener von 1598 zurück, welche 19,56 m betragen haben soll. Das Wasser war bis an den Petersplatz vorgedrungen. Der Monte Testaccio oder Scherbenberg, die Pinien des protestantischen Friedhofs, die Cestuspyramide wurden von den Fluten umspült; Paulsbasilika, Forum, Vesta- und Herkulestempel nicht minder. Vor dem Pantheon, von welchem nicht einmal mehr das Gitter zu sehen war, fuhr man Kahn, und die St. Bartolomeo- oder Tiberinsel nebst Kirche und Klostergebäuden war, wie ebenfalls unsere zweite Abbildung sehen läßt, geradezu von der Außenwelt abgeschnitten. Die ganze Ueberschwemmungskatastrophe sollte aber erst noch mit dem teilweisen Zusammenbruch der Ripettabrücke, sodann mit dem Einsturz des Anguillara-Quais ihren Gipfelpunkt erreichen. Dieser gewaltige Damm zwischen der Cestius- und Garibaldibrücke, welcher 1884 mit einem Kostenaufwande von 3 Millionen Lire erbaut worden war, senkte sich am 4. Dezember mit dem Bürgersteig, den Bäumen und Straßenlaternen zuerst um etwa 6 m und stürzte dann in seiner etwa 300 m betragenden Länge stückweise in den Strom. Der durch die Ueberschwemmung allenthalben verursachte Schaden ist ungeheuer, und es dürfte Jahre dauern, bis er getilgt sein wird.

Das Pantheon.

Insel Tiberina.

Von der Tiberüberschwemmung in Rom.

Die deutsche Gesellschaft für Volksbäder, deren hygienische und wirtschaftliche Bestrebungen schon so manchen Nutzen gestiftet haben, erläßt ein Preisausschreiben von dreihundert und zweihundert Mark behufs Erlangung einer für den öffentlichen Vortrag geeigneten Abhandlung über Volksbäder. Das Preisgericht besteht aus bedeutenden Autoritäten auf den Gebieten der Medizin und öffentlichen Wohlfahrt. Programme und nähere Bedingungen über das Ausschreiben, als dessen Endtermin der 1. März 1901 bestimmt wurde, können kostenfrei von der Geschäftsstelle der Gesellschaft, Berlin NW. Karlstraße 19, bezogen werden.

Der neue Gouverneur von Deutsch-Ostafrika. Zum Nachfolger des von seinem Posten abberufenen Generalmajors von Liebert ist der Hauptmann im

Großen Generalstabe Gustav Adolf Graf von Götzen, dessen Porträt wir hier bringen, ernannt worden. Derselbe gilt als tüchtiger Geograph und als ausgezeichneter Kenner Afrikas. Seine erste Reise darthin unternahm er 1890/91 von Aden aus, wo er Attaché der deutschen Botschaft war. Sie führte ihn nach dem Kilimandscharo. 1892 ging er im Auftrage der Kriegsakademie behufs kartographischer Aufnahmen nach Kleinasien. Im folgenden Jahre unternahm er dann seine Durchquerung Afrikas, welche er in dem Werk „Durch Afrika von Ost nach West" anziehend geschildert hat. Die hohen Verdienste des jungen Reisenden um die wissenschaftliche Erforschung des schwarzen Erdteils haben demselben seitens deutscher und fremdländischer geographischer Gesellschaften mancherlei Ehrungen eingetragen. Jedenfalls darf man an die zukünftige Thätigkeit des im Alter von 34 Jahren stehenden neuen Gouverneurs die besten Hoffnungen knüpfen.

Graf von Götzen,
Gouverneur von Deutsch-Ostafrika.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Reichard & Lindner in Berlin.

Bernhard Spinola †.
Nach einer Aufnahme von Hofrat J. Baselli in Berlin.

Bernhard Spinola, der langjährige Direktor der Charité und des Klinikums in Berlin, ist dort, in seiner Vaterstadt, am 2. Dezember aus dem Leben geschieden. Er war am 13. Februar 1836 geboren. Nach Vollendung seiner juristischen Fachstudien wurde er zunächst als Hilfsarbeiter der Staatsanwaltschaft am damaligen Stadt- und Kammergericht in Berlin beschäftigt. 1867 wurde Spinola als Staatsanwalt nach Kiel versetzt, und 1872 kam er in gleicher Eigenschaft an das Kammergericht und verlor im Nebenamt die Geschäfte eines Justitiars der Charitédirektion. Seit 1875 hat er nun dem genannten Krankenhause als Verwaltungsdirektor mit dem Titel eines Geheimen Oberregierungsrates vorgestanden und sich um dessen gesamte Entwickelung große, allseitig anerkannte Verdienste erworben.

Charlotte Huhn. Unter den Sangeskünstlern, welche die Dresdener Hofoper gegenwärtig zu den ihren zählt, ragt ganz besonders die ausgezeichnete Altistin Fräulein Charlotte Huhn hervor, deren Bild in der Rolle des Gluckschen Orpheus wir unseren Lesern heute bieten. Fräulein Huhn ist im Jahre 1865 zu Lüneburg geboren, studierte Gesang in Köln und Wien und wandte sich zunächst dem Konzertgesang zu. Am Metropolitan Operahause zu New York erwarb sich die Künstlerin während zweier Winter die ersten Lorbeeren als Bühnensängerin. In ihre Heimat zurückgekehrt, gehörte sie vier Jahre lang dem Kölner Stadttheater an, von wo aus sie 1895 an die Dresdener Hofbühne kam, der sie bis auf den heutigen Tag treu geblieben ist. Ihr schönes und ungemein ausdrucksfähiges Altorgan, welches mühelos auch bis in die Sopranlage hinaufreicht, wie ihre große Gesangs- und Vortragskunst sichern der Sängerin eine bevorzugte Stellung unter den Altistinnen der Gegenwart. Aber auch als Darstellerin überragt sie zahlreiche Vertreterinnen ihres Faches, und namentlich klassische Gestalten wie Iphigenie und Orpheus, dämonische Frauencharaktere wie Eglantine und Ortrud, Meyerbeers Ides, Verdis Azucena und Amneris, Wagners Adriane, Brangäne, Frida und Waltraute, Bungerts Penelope, gelingen ihr in höchster Vollendung.

Charlotte Huhn.
Nach einer Aufn. a. Hofphotogr. W. Höffert in Dresden

Das neue Stadttheater in Meran. Nach langjährigen Bemühungen hat man endlich der herrlich gelegene Kur- und Fremdenstadt an der Passer ihr schönes ständiges Theater erhalten. Der eigenartige nach dem preisgekrönten Plane des bewährten Münchner Architekten Martin Dülfer ausgeführte Bau erhebt sich an der Ecke des Aufmarschplatzes und der Habsburgerstraße, wo in letztere der Rennweg und die Gilfpromenade einmünden. Dem im Rohbau vollendeten Zuschauerraum und Foyer geschickten heraus Laufer und Sterzinger Marmor ist im Terrasse vorgelagert. Unter einem ausgedehnten Portikus liegt der Eingang ins Foyer. Von hier führen sechs Thüren über breite Stufen zur Treppen zum Zuschauerraum, dessen Ränge eben sind und amphitheatralisch aufsteigende Anordnung aufweisen. Die malerische Ausstattung des Raumes ist in gedämpften Farbentönen gehalten. Die Bühne hat, gleich dem ganzen Hause, ausgezeichnete Beleuchtungs-, Heizungs-, Lüftungs- und Sicherheitseinrichtungen und überdies treffliche moderne Maschinerien. Außerdem ist für glückliche Anordnung der Garderoben und sonstigen Betriebsräume, sowie gegen Feuersgefahr durch entsprechende Anlagen gesorgt worden.

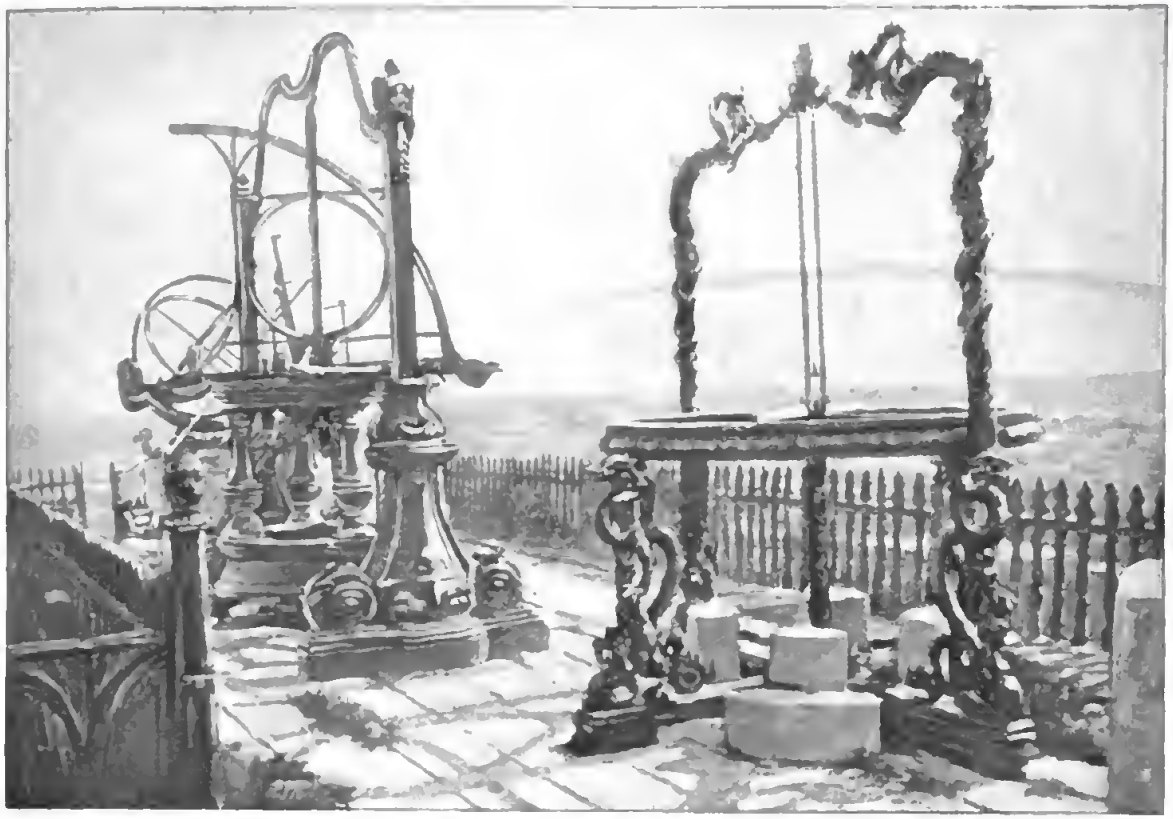
Zur Errichtung deutscher Schulbauten, welche infolge der welschen Einwanderung an der Sprachgrenze in Südtirol notwendig geworden sind, und bei deren Schaffung auf eine staatliche Beihilfe nicht zu rechnen ist, hat sich ein aus den deutsch-völkischen Abwehrvereinen zusammengesetzter Ausschuß gebildet. Die Führung desselben ruht bei dem „Deutschen Schulverein" in Wien und dem „Allgemeinen deutschen Schulverein", dessen unermüdliche Thätigkeit zur Erhaltung des Deutschtums in gemischtsprachlichen Bezirken ja in weitesten Kreisen bekannt ist.

Auch die Anlage von Kindergärten, um die Kinder der fremden Einwanderer für den deutschen Schulunterricht vorzubereiten und die Gründung italienischer Schulen auf deutschem Gebiet zu verhindern, soll in größerem Maßstabe als bisher gefördert werden. — Allein die zur Verfügung stehenden Mittel reichen nicht aus; bei der Aufstellung des Kostenvoranschlages ergab sich ein ungedecktes Erfordernis von etwa 25 000 Mark.

Der gemeinsame Ausschuß wendet sich daher an alle, die ein warmes Herz für den Schutz des deutschen Besitzstandes haben, mit der Bitte, für diesen guten Zweck Gaben zu spenden, welche an Dr. Julius Perathoner, Rechtsanwalt und Bürgermeister in Bozen, oder an die Zahlstellen des „Allgemeinen deutschen Schulvereins" und zwar in Berlin an Herrn J. Simon, Bankier, W. Taubenstraße 15, in München an Herrn Dr. Rudolf Lieber, Schriftsteller a. D., München, Gerberstraße 21, in Stuttgart an Herrn Konrad Wittwer, Verlagsbuchhandlung, Schloßstraße 6, zu richten sind.

Photographische Aufnahme der Münchner Bilder in Bozen

Das neue Theater in Meran.
Erbaut nach dem Plane von Martin Dülfer in München.



Instrumente auf der Sternwarte von Peking.

General Graf v. Häseler vor dem Haupteingange seines Schlosses Harnekop bei Wrietzen.
Nach einer Aufnahme des Hofphotographen Gug. Jacobi in Metz.

Digitized by Google

Die Pekinger Sternwarte hat jüngst infolge der unter Zubilligung des Grafen Waldersee vorgenommenen Entfernung einiger ihrer astronomischen Instrumente wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Was diesem Observatorium ja besonderes Interesse verleiht, das ist eben seine Einrichtung, die nicht bloß eine der ältesten, sondern auch wohl die merkwürdigste und kostbarste ist, die man kennt. Die Sternwarte wurde von Kubilai Khan, einem der berühmtesten mongalischen Herrscher auf dem chinesischen Throne, um 1279 gegründet. Sie stellt eine große in der Nähe der Ringmauer aufsteigende Terrasse dar, auf welcher die Instrumente früher ihren freien Standort hatten. Letztere zerfallen in zwei Gruppen. Die älteren Instrumente aus der Mongalenzeit wurden wahrscheinlich schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts von ihrem ursprünglichen Aufstellungsorte entfernt und standen seither in einem Hofe am Fuße der Mauer. Alle Instrumente sind aus Bronze, von sehr beträchtlicher Größe und reich mit Drachen und sonstigen chinesischen Sinnbildern verziert. Bis auf eine dicke Schichte grüner Patina sind sie alle trefflich erhalten. Die Gruppe der neueren Instrumente wurde etwa um 1675 ebenfalls im chinesischen Stil angefertigt. Unter ihnen fällt besonders auf ein Himmelsglobus von riesigen Verhältnissen, sowie ein sehr großes Höhen- und Azimutal-Instrument mit europäischer Gradzeichnung und Ornamentik im Renaissancestil. Das Werk, welches auf unserer Abbildung linker Hand sichtbar ist, soll ein Geschenk des „Sonnenkönigs" Ludwig XIV von Frankreich an den chinesischen Kaiser gewesen sein.

Der Dampfer „Köln" nach seiner Rückkehr mit den Chinakämpfern in Wilhelmshaven.
Nach einer Aufnahme von Otto Burkhausen in Wilhelmshaven.

General v. Häseler als Gutsherr. Einer der bei den Soldaten beliebtesten Befehlshaber und zugleich einer der hervorragendsten unter den deutschen Strategen, deren Lehrer und Meister einst Helmuth v. Moltke gewesen ist, dürfte wohl der kommandierende General des 16. Armeekorps Graf v. Häseler in Metz sein. Die emsige Fürsorge, welche der General seinen Soldaten stets hat zu teil werden lassen und welcher er, wie den Lesern der „Gartenlaube" sicherlich noch erinnerlich ist, vor mehreren Jahren durch Errichtung des Genesungsheims Lettenbach bei Alberschweiler in den Vogesen ganz besonderen Ausdruck gab, hat ihm denn auch den Namen eines „Soldatenvaters" eingetragen. Gern pflegt v. Häseler, der Junggesell geblieben ist und nicht nur seinem Aeußeren nach, sondern auch hinsichtlich seines schlichten, einfachen Wesens lebhaft an Moltke erinnert, auf seinem Rittergute Harnekop bei Wriezen in Brandenburg zu verweilen. Unsere Abbildung zeigt ihn dort vor dem Haupteingang seines Schlosses, im Begriff eine Ausfahrt zu machen.

Heimgekehrte deutsche Chinakämpfer. Am 11. Dezember früh traf der Lloyddampfer „Köln" in Wilhelmshaven mit einem Transportkommando von etwa 1000 Offizieren und Mannschaften ein, die bis Ende Oktober an den Kämpfen gegen die Boxer beteiligt gewesen waren. Unter den Zurückkehrenden befanden sich etwa 50 Mann vom „Iltis", welche auf diesem vor den Takuforts im Feuer gestanden hatten und von dort auch mehrere erbeutete Kanonen mitbrachten, sowie ferner 8 Mann vom Detachement der deutschen Gesandtschaft in Peking, die unter dem Kommando des Leutnants von Soden allen Schrecken der zweimonatigen Belagerung tapfer standgehalten hatten, nun aber nebst einer Anzahl anderer Kameraden als Invaliden die Heimat wiedersahen. Gegen 10 Uhr morgens waren sämtliche zurückgekehrten Krieger zu einem Appell auf dem Torpedo-Exerzierplatze versammelt, wo nach einer Ansprache des Admirals Thomsen die Ueberreichung der Ordensauszeichnungen erfolgte. Viel bemerkt wurde neben der Fahne der deutschen Marine eine in den Reihen der Soldaten wehende erbeutete Bayerfahne. Derjenige freilich, der sie im Kampf eroberte, wußte noch in China zurückbleiben, bis er von einer Verwundung geheilt sein wird. Nachdem alle Truppen unter der Begleitung der Musikkapellen der 2. Matrosendivision und des 2. Seebataillons wieder an Bord der „Köln" zurückgekehrt waren, erfolgte um 1 Uhr die Ausschiffung und Einreihung der Kommandos in die Stammkompagnien. Die Stadt hatte reichen Flaggenschmuck angelegt und bewirtete die Heimgekehrten auf Kosten der Bürgerschaft. Zwischen Verwandten und Bekannten herrschte ob des langersehnten Wiedersehens die höchste Freude. Sämtliche mit der „Köln" zurückgekehrten Offiziere, Ingenieure, Deckoffiziere und Mannschaften wurden zur Uebergabe der mitgebrachten Trophäen an das Zeughaus vom Kaiser nach Berlin befohlen.

Empfang der mit dem Dampfer „Köln" zurückgekehrten Chinakämpfer in Wilhelmshaven.
Nach einer Aufnahme von Otto Burkhausen in Wilhelmshaven.

Die Gartenlaube

2. Beilage zu Heft 28, 1900.

Kunst im Hause.

Abreißkalender zum Aufstellen.

Abreißkalender zum Aufstellen mit durchbrochenem Grund. Das Material für diesen recht eleganten Kalender ist ziemlich starke, braune Lederpappe, auf welche die Zeichnung übertragen wird. Zum Ausschneiden der Form dient ein starkes Schnitzmesser mit etwas einwärts gebogener Spitze. Mit dem gewöhnlichen Brennstift zieht man gleichmäßig die Konturen und die begleitenden Doppellinien nach. Wer über den Richterschen Dreieckstift verfügt, durchbohrt nun den Grund mit kleinen Dreiecken, nachdem er vorher eine Probe auf Pappe gebrannt hat, um die richtigen Abstände der Löcher von einander zu finden, damit sich diese zu einem reizvollen Gitterwerk ineinander fügen. Auch mit dem gewöhnlichen spitzen Stift läßt sich eine ähnliche, wenn auch nicht so eigenartige Wirkung erzielen. Der ganze Grund wird vergoldet, die äußeren Blätter der Chrysanthemumblute stehen in tiefem Rotbraun (Carmin mit gebrannter Terra di Siena) in dem goldenen Grund. Die Rückseite der nach innen gebogenen Blütchen ist bei diesen Blumen heller rötlich, was sehr fein wirkt. Die Blätter sind in einem mittleren Graugrün, nicht zu lebhaft, zu tönen, ebenso die Knospen. Der Deckel des aufgeklebten Kalenderblocks kann ein Kärtchen mit einer Widmung, einem Wunsch, oder auch der Jahreszahl in goldenen Ziffern tragen; der äußere Rand bleibt im braunen Ton der Lederpappe stehen. Der Rückseite wird eine feste Stütze aus Karton aufgeleimt, wie sie die Photographienständer haben. J.

Hocker mit Brandmalerei. Der hier abgebildete Hocker hat eine Höhe von 40 cm, ein jeder der sechs Seitenteile eine Breite von 15 cm, die obere Platte, ein regelmäßiges Sechseck, einen Durchmesser von 35 cm. Die Platte ist, von den Ecken ausgehend, mit stilisiertem Löwenzahn verziert, so daß drei regelmäßige Blütengruppen, getrennt durch ein streng nach der Mitte strebendes Blatt, entstehen. An den sechs Kanten der Seitenteile ist jedesmal ein Blatt so angebracht, daß die eine Hälfte desselben auf eine Seitenfläche kommt. Die Stengel der Knospen daneben

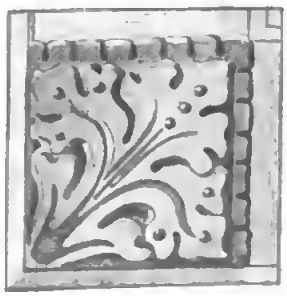
Hocker mit Brandmalerei: Gesamt.

passen sich dem Ausschnitt an. Die Farben der Blüten sind in leuchtendem Gelb gehalten, ebenso die Knospen mit etwas Rot nach unten; die Blätter haben ein saftiges Grün und sämtliche Stengel Blaugrün. Der Rand der Odeefläche und die an den Füßen abschließende Form ist in Gelbbraun ausgeführt. Der

Wandkalender.

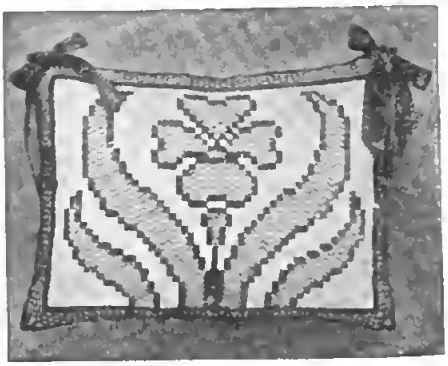
Wandkalender. Mit vollem Segel kommt das neue Jahr herangefahren, von günstigen Winden und hellem Sonnenschein begleitet. Die Einrahmung dazu bilden Zweige mit den goldenen Aepfeln der Hesperiden, die sich mit dunklem Laub von dem lichtblauen Himmel abheben. Das Segel ist dunkel orangegelb, wie es die italienischen Barken auf dem blauen Mittelmeer führen, die Jahreszahl golden, schwarz umrandet, der Wimpel rot, der Schiffsrumpf braun; die Sonne leuchtet ganz hellgelb, die Masten sind golden. Die ganze Form ist aus weißer Holzpappe geschnitten, ein Falz für das Kalenderkärtchen mit je sechs Monaten auf jeder Seite ist unterhalb der Malerei vorgesehen. Die einrahmenden Linien sind dunkel zu halten, die Kanten des Kartons müssen gut geglättet sein und werden bronziert. Ein farbiges Band, am oberen Rand befestigt, ein paar kleine Ringe oder Häkchen halten den Kalender an der Wand fest. J.

Kartonauflagen für einen Rahmen. Eine der beliebtesten Dilettantenarbeiten ist das Flachschnitzen oder Ausgründen, wofür wir schon vielfach Vorschläge gebracht haben. Nicht um diese echte, schöne Technik zu ersetzen, sondern um unsern jungen Liebhaberkünstlern, die noch nicht die nötige Sicherheit und Kraft zur Holzschnitzerei besitzen, eine Vorübung von recht guter Wirkung zu bieten, empfehlen wir das Kartonschneiden. Für Gegenstände, die nicht leicht abgestoßen werden (unsre Abbildung giebt eine Ecke zu einem flachen Bilderrahmen aus Holz), läßt sich diese Arbeit gut gebrauchen. Die Ecke besteht aus einer Unterlage, die quadratisch geschnitten und an zwei Rändern eingekerbt ist, und dem nach einem gotischen Manuskript gezeichneten Ornament, welches aus mittelstarkem Karton mit Schere oder Messerchen ausgeschnitten wird. Macht man zu Anfang die Oberfläche des Kartons etwas feucht, so lassen sich die vorher aufgezeichneten Umrisse und Mittellinien mittels des Pausstiftes vertiefen, was die Arbeit erleichtert. Die Unterlage wird leuchtend rot getönt oder vergoldet, das Ornament in demselben Beizton, dunkel oder heller gefärbt, womit man den glatten Holzrahmen übergeht, ehe man die Ecken aufklebt. Zu letzterem Zweck verwendet man guten Leim, die Unterlage muß fest angetrocknet sein, ehe das Ornament darauf geleimt wird. Kleine Messingnägelchen, für welche vorher ein Loch durch den Karton geschlagen wird, geben der Arbeit mehr Halt und ein solideres Ansehen; die äußeren Ränder müssen sorgfältig geglättet sein. Schließlich ist das Ganze gut zu firnissen. Auch Sprüche und Wappen auf Wandbretter u. s. w. sind auf diese



Für Hausfrauenfleiss.

Sitzkissen. Zur Anfertigung eines Stuhlkissens nehmen wir einen 45 cm langen und 70 cm breiten Streifen grauen, ziemlich groben Kanevas, besticken die vordere Hälfte nach Angabe der nebenstehenden Vorlage, und zwar den äußeren Rand, sowie die Umrisse der Blätter und Blüten in dunkelrotem Perlgarn im sogenannten Sternstich — das ist einfaches Kreuzstich mit senk- und wagrechtem Stich darüber. Die Füllung der Blätter wird mit hellgrünem Zickzackstich bestickt. In demselben Stich wird die Blüte in Rosa ausgefüllt. Sodann ist zwischen den Konturen und den Füllstichen je eine Steppstichlinie, an der Blüte mit grün und an den Blättern mit rosa Perlgaen hergestellt. Die Rückseite des Kissens wird mit beliebigen, großen Füllstichen genebeitet, an unserem Original sind dieselben in der Weise ausgeführt, daß man mit hellgrünem Perlgaen in schräger Linie immer drei Fäden liegeu läßt und einen auf die Nadel nimmt, ebenso in entgegengesetzter Richtung, so daß sich jeweils auf die Spitze gestellte Quadrate bilden. Das Kissen wied nun auf zwei Seiten zusammengenäht, mit ungefähr ½ Pfund Pflanzendaunen gefüllt, die sich zu allen derartigen Füllungen sehe gut eignen und auch um billigen Preis erhältlich sind, dann auf der letzteu Seite mit Ueberwindlingsstichen zugenäht nnd au den beiden obeeen Ecken mit je 60 am langen, ungefähr 2 cm breiten, dunkeleoten Bändern aersehen. Das Stuhlkissen läßt sich mittels der an den beiden aberen Ecken angebeachten Bänder an jedem Stuhl mit Leichtigkeit anbringen.



Stuhlkissen.

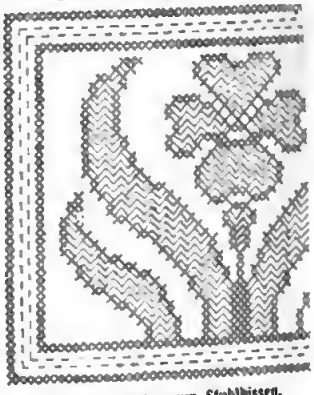
F. A. S. St.

Taschentuch mit irischer Spitze. In weitestgehender Anwendung ist gegenwirtig die irische Spitzentechnik zu finden; als Verzierung van Kleidern, Schürzen, Hüten, an Fächeen, als Deckchen u. s. w. bildet sie überall einen duftigen, feinen Schmuck. Die verhältnismäßig leichte Art der Herstellung hat ihr zu diesem Sieg dee „Modehandarbeit" aerholfen, und es sind auch nur wenig Mittel nötig, um irgend eine hübsche Arbeit damit herzustellen — nämlich Spitzenbändchen und dazu paffendes Garn oder Seide. Ist die Zeichnung vorbereitet, auf Pauslein-

Taschentuch mit irischer Spitze: Detail.

wand oder Peekal aufgezeichnet, so werden zunächst die Spitzenbändchen, die natürlich eine der Zeichnung entsprechende Breite haben müssen, mit kleinen Reihstichen den Formen nach aufgenaht. Hierbei vermeide mau möglichst, das Bändchen öfter abzuschneiden, als durchaus nötig ist, und verwahre das Ende desselben sehr sorgfältig durch Umschingen. Nachdem das Aufnähen des Bändchens fertig, werden die Formen zunächst durch Hin- und Herspannen van Fäden miteinander verbunden (im naeliegenden Fall ist dazu Leinenfaden Nr. 100 aerwendet), was zugleich als Grund wirken soll. Um die Arbeit dauerhaft zu machen, müssen jedoch die gespannten Fäden wieder zurückumschlungen und dabei jedesmal am Bändchen durch einen Knopflochstich befestigt werden. Auch die Ecken der Formen müssen durch einige Stiche aerwahrt werden, damit sie sich beim Abtrennen nicht lösen können. Das Innere der Formen kann in beliebiger Weise mit Spitzenstichen gefüllt werden. In derabgebildeten Spitze ist gerade dee Stich, welcher jeweils in den drei Blätteen liegt, von besonders guter Wirkung. Er ist sehr einfach in der Weise herzustellen, daß man zuerst die langen Fäden spannt und bis zur Hälfte in hin- und zurückgehenden Reihen dicht füllt. Als hübschen Abschluß kann man um den äußersten Rand der Arbeit ein Pikotbändchen, mittels Ueberwindlingstiches, ansetzen. Ist dies alles geschehen, so werden die Reihstiche aufgetrennt und somit die Unterlage entfernt. Soll die Spitze nun auf irgend einen Stoff gesetzt werden, wie zum Beispiel bei unserem Taschentuch, so näht man den inneren Rand des Spitzenbändchens zunächst auf der rechten Seite mittels Saumstiches auf diesen Stoff. Dann schneidet man den vorstehenden Teil desselben hinten ab, so daß nur zum Säumen noch stehen bleibt. Dieser Teil wird nun auf der linken Seite gegen das Bändchen eingeschlagen und an dieses angesäumt. F. A. S. St.

Häkelkette in Häkelarbeit. Zue Anfertigung dieser soliden und hübschen Kette hat man schwarze Kordonettseide und kleine runde Glasperlen nötig. Die Kette wird in hin und zurück gehenden Touren gearbeitet, aus lauter dichteu Maschen bestehend, wobei man immer in das ganze Maschenglied zu stecheu hat. Ist die Seide gewickelt und sind die Perlen angefaßt, so beginnt man mit 2 Luftmaschen, in die 1. Lftm. 1 dichte M., in die 2. Lftm. 2 d. M., die Arbeit wenden, 1 Perle aarschieben, in die 1. d. M. wieder 1 d. M., in die 2. M. 2 d. M.; die Arbeit wenden und wieder die Perle zwischen die letzte und erste Masche häkeln u. s. f., bis die Kette die nötige Länge hat. Anfang und Schluß werden zusammengenäht.

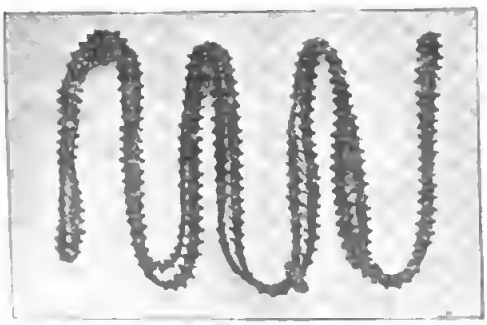


Cypernmuster zum Stuhlkissen.

Schwarze Seide zur Anfertigung aan Schürzen hat oft nicht die genügende Breite, wenn nicht Besätze oder Saumborten an den Seiten rändern angebracht werden; auch sieht es nicht schön aus, wenn nue die meistens bunt durchschossene Webekante nach links umgesäumt wird. Hier läßt sich leicht durch eine Einfassung aan Seide nachhelfen, links angenäht längs der Webekante, dann nach rechts übergebogen und aufgesteppt. Diesen Streifen, dee sich wie ein breiter Saum abzeichnet, kann man 2 bis 3 cm breit nehmen, d. h. man schneidet ihn, weil er doppelt liegt und dach die Umschläge abgerechnet werden müssen, 5 bis 8 cm breit.

A. H.

Detail zur Uhrkette.



Uhrkette in Häkelarbeit.

Ausbessern aon Herrenstoffen. Das Einsetzen aon Stücken in ganz rauhe, dicke Stoffe, wie sie zu Mänteln und Winterjoppen genommen werden, wird mittels des Stopfstiches ausgeführt. Hierbei sind nämlich, der Dicke des Stoffes wegen, keine Nähte umzubiegen, sandern das einzusetzende Stück wird genau so groß als das herausgeschnittene genommen. Zunächst wird es durch hin und her geführte Reihstiche in deu Ausschnitt geheftet und erst auf der linken, dann auf der rechten Seite mittels feiner, über die Schnittfläche greifender Stopfstiche eingestopft. Wenn möglich, ist füe diese Arbeit dee Faden aus dem abgeschnittenen Stückchen Stoff zu ziehen odee ganz feine ausgefaserte Wolle, in der Farbe passend, zu nehmen. Zu größerem Halt dient nach ein rings 2 bis 4 cm größeres Stückchen Futterstoff, van links über den Flicken genäht.

Allerlei Winke für jung und alt.

Waschen von wollener Wäsche. Daß sich wollene Wäsche nur bei Anwendung großer Sorgfalt gut waschen und erneuen läßt, wissen alle Hausfrauen, und gar manche derselben hat zu ihrem Leid erfahren müssen, daß ihr Wollzeug hart und filzig wurde, einging rc. Heißes Wasser ist auf alle Fälle bei der Reinigung zu vermeiden. Am sichersten und schnellsten kommt man zum Ziele, wenn man die Wollsachen, seien es Röcke, Hemden, Strümpfe oder dergl., überhaupt gar nicht wascht oder reibt, sondern lediglich eine halbe Stunde lang in eine Lauge legt, die aus einem Eßlöffel voll Terpentinöl, ebensoviel Salmiakgeist und 2 bis 3 Scheiben Kernseife auf 10 Liter Wasser besteht. Die Lauge muß zuvor gut verrührt werden. Sie löst allen Schmutz, man hat nur noch nötig, die Sachen mehrmals in immer frischem Wasser zu spülen, und kann sie dann sofort trocknen. Dieses einfache Verfahren sollten alle Hausfrauen probieren, sie werden über den guten Erfolg verwundert sein.

Guter Rat. Wer sich selbst in der Küche beschäftigt, kommt wohl ab und zu in die Lage, eine Zwiebel zu reiben. Da zieht es dann gelbe Finger, die man leicht entfernen kann, wenn man dieselben mit Salz abreibt, in einem Augenblick ist der Schade gehoben.

„Endlich". Das ist nämlich der Name eines Blattwenders, den W. Finke in Friedrichroda i/Thüringen erfunden hat und seit kurzer Zeit mit großem Erfolg in den Verkehr bringt. Das Instrument vereinigt bei aller Einfachheit Zauberweiser, Blattwender, Buch- oder Leitzeichen und Papiergeldhalter in sich. Den Blattwender stellt ein am Rand eingelassenes Herz aus federnder Celluloidmasse dar, mittels welcher sich schon bei leiser Berührung jedes Buchblatt bequem wenden läßt, ohne daß man die Finger dazu nötig hätte. Der hygienische Wert dieses Apparates ist sonach sehr einleuchtend, die Handhabung höchst einfach und der Anschaffungspreis (80 Pf.) gering, letzteres um so mehr, als die übrigens erstaunlich „Celluloidmasse" zwei Jahre hindurch gebrauchsfähig bleibt. Der Blattwender „Endlich" dürfte sich auch einbürgern, ein Erfolg, der demselben zu wünschen ist.

Waschrezept für weiße Militärhandschuhe. Eine Waschschüssel voll Seifenlauge wird aufgemacht und in zwei gleiche Teile geschieden. Nachdem die Lauge kalt geworden ist, gibt man in den einen Teil einen Eßlöffel Benzin und rührt es gut um. Nun werden die Handschuhe längere Zeit in klares Wasser gelegt, welches man ein paarmal erneut und herzach gut ausdrückt. Hierauf legt man sie in die Lauge ohne Öl und läßt sie etwa 1½ Stunden darin, worauf sie in den Laugenteil mit dem Öl kommen, in welchem sie ebenso lange verbleiben. Schließlich drückt man die Handschuhe aus, kehrt sie um und trocknet sie im Schatten; ehe sie völlig trocken geworden sind, ist es gut, sie ein wenig zu reiben.

H. R.

Hagleinlicher Kammreiniger. Unter diesem Namen wird eine Erfindung in den Handel gebracht, die wohl geeignet erscheint, die Verbreitung unliebsamer Hautkrankheiten zu verhüten. Sie besteht darin, daß ein aus parallelen, feinen, zahlreichen Baumwollfäden hergestelltes Faserngewebe mit aufgeklebten steifen Papierstreifen, in der Länge des Kammes, vor dem Gebrauch durch einen einfachen, leichten Handgriff auf die Kammzähne aufgeschoben wird. Beim Kämmen bleiben nun alle Unreinigkeiten, Schuppen u. dgl. in dem Gewebe haften; dieses wird nach der Benutzung des Kammes abgezogen und verbrannt. Der Kamm bleibt infolgedessen stets rein. Wo es nötig sein sollte, kann das Gewebe auch mit einer antiseptischen Lösung getränkt werden. Die von Dr. G. Stredel stammende Erfindung empfiehlt sich namentlich für Friseurjuden.

Das Fensterputzen, wenn darunter ein wirkliches, gründliches Reinigen der Fenster verstanden wird, will nicht immer gut gelingen. Man hat besonders in Großstädten seine Not, um einen genügend Spiegelglanz zu erzielen; sie erscheinen trotz großer Mühe die Gläser mit einer feinen Schicht bedeckt, die sich besonders bei auffallendem Sonnenlichte deutlich erkennbar zeigt. Ein gleiches gilt von den Spiegelgläsern. Es giebt aber ein einfaches Mittel, den Uebelstand zu beseitigen, und zwar das Petroleum. Man reinigt zunächst in der gewohnten Weise das Glas, überstreicht es nach dem Trocknen mit einem Lappchen, das nur wenig mit Petroleum angefeuchtet wurde, und poliert mit einem sauberen, trockenen Tuche nach. So behandelte Fenster und Spiegel werden thatsächlich spiegelblank und weisen nicht die geringsten Unebenheiten mehr auf.

Verlag von Ernst Keil's Nachf. G. m. b. H. in Leipzig.

Soeben erschienen!

Das grosse Schweigen

und andere Novellen.

Inhalt: Das grosse Schweigen — Herbst im Frühling — Lämmchen — Vier Tage aus dem Leben einer Frau — Die Kette — Ein Herzensirrtum — Leben — Schönheit — Diskretion.

Von **Paul Robran.**

Preis geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Das eigenartige und starke Können, welches aus des Verfassers in der „Gartenlaube" zuerst erschienenem und mit grossem Erfolge aufgenommenem Romane „Der Kampf ums Glück" sprach, belebt auch die neun kurzen Erzählungen, die hier zu einem stattlichen Bande vereinigt sind. Die Menschenschicksale, welche der Dichter vor unser Auge führt, sind mit so feinfühliger Darstellungskunst geschildert, die Stimmungen in Natur und Seele so liebevoll belauscht und so echt wiedergegeben, dass diese im besten Sinne lebenswahre Erzählungskunst den Leser machtvoll fesselt.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Franz.

Roman

von

Adolf Wilbrandt.

Geheftet 3 M. 50 Pfg.
Elegant gebunden 4 M. 50 Pfg.

Thoms friert.

Roman aus der Gegenwart

von

Carl Worms.

Geheftet 4 Mark.
Elegant gebunden 5 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens.

Fünfundzwanzigster Jahrgang 1901.

Mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Schriftsteller u. Gelehrten, sowie zahlreichen Illustrationen.

Preis pro Band nur 75 Pfennig.

Alle 4 Wochen erscheint ein elegant in englische Leinwand gebundener Band mit Goldpressung auf Deckelpressung.

Die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" wurde vor vierundzwanzig Jahren ins Leben gerufen, um den breiten Lesern, welche gern über eine eigene Privatbibliothek verfügen möchten, der hohen Kosten wegen aber bis dahin von diesem Wunsche abstehen mußten, Gelegenheit zur Erfüllung desselben zu geben. Es galt dabei, mit **aussergewöhnlicher Billigkeit grösste Gediegenheit des Inhaltes** zu verbinden, um nicht nur auch dem wenigst Bemittelten die Anschaffung zu ermöglichen, sondern auch **eine für alle Zeiten wertvolle Bibliothek** zu bieten. In welcher Weise diese Aufgabe erfüllt und mit welcher seltenen Anerkennung dieses Unternehmen allseitig aufgenommen worden ist, geht am besten aus dem kolossalen Erfolge hervor, den die bisher erschienenen stattlichen Bände desselben gefunden haben.

Die „**Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens**" enthält die **neuesten belletristischen Erzeugnisse** unserer **hervorragendsten** Schriftsteller, daneben eine große Anzahl von Beiträgen **aus allen Gebieten des Wissens**

mit zahlreichen Illustrationen.

Dies alles wird geboten in elegant gebundenen Bänden, deren jeder nur **75 Pfennig** kostet, ein Preis, zu welchem der Buchbinder im einzelnen noch nicht einmal den Roten Einband liefern könnte.

Die meisten Buch- und Kolportagehandlungen, Journalexpedienten etc. nehmen Abonnements entgegen.

Verlag von Ernst Keil's Nachf. G. m. b. H. in Leipzig.

Theorie und Praxis

Lustspiel in drei Aufzügen. Von **Hans Arnold.**

Elegant broschiert. Preis 1 Mark 50 Pf.

Dieses flotte, köstlichen Humor atmende Lustspiel des beliebten Novellisten eignet sich ganz besonders zu Aufführungen in Vereinen und Privatzirkeln.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H. in Leipzig.

Im Wasserwinkel.

Roman von **W. Heimburg.**

Preis geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Dieser, bei seinem Erscheinen in der „Gartenlaube" mit ausserordentlichem Beifall aufgenommene Roman liegt nunmehr in der Buchausgabe vor, welche mit schöner Ausstattung einen ausserordentlich billigen Preis verbindet.

Von der gleichen Verfasserin erschien ferner in obigem Verlag:

Aus dem Leben meiner alten Freundin. Roman. 9. Auflage.	**Herzenskrisen.** Roman. 2. Auflage.
Lumpenmüllers Lieschen. Roman. 4. Auflage.	**Unter der Linde.** 7 Novellen. 2. Aufl.
Kloster Wendhausen. Roman. 5. Aufl.	**Lore von Tollen.** Roman. 3. Aufl.
Dagmar. 4 Novellen. 3. Auflage.	**Eine unbedeutende Frau.** Roman.
Ein armes Mädchen. Roman. 2. Aufl.	**Mamsell Unnütz.** Roman. 2. Aufl.
Trudchens Heirat. Roman. 2. Aufl.	**Sabinens Freier. Auf schwankem Boden.** 2 Novellen. 2. Auflage.
Die Andere. Roman. 2. Auflage.	**Um fremde Schuld.** Roman. 2. Aufl.
Trotzige Herzen. Roman. 3. Aufl.	**Haas Beetjen.** Roman. 2. Auflage.
	Antons Erben. Roman. 3. Aufl.

Jeder Band geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Soeben erschienen!

Hexengold

Roman von E. Werner.

Zweite Auflage.

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Seele um Seele.

Roman aus dem zwölften Jahrhundert.

Von **Stefanie Keyser.**

Preis geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

Dieser spannende kleine Roman schildert einen interessanten Abschnitt deutscher Kulturgeschichte, welcher Stefanie Keyser mit Vorliebe ihre Stoffe zu entnehmen pflegt. Inmitten der Handlung steht die romantische Gestalt des rheinischen Minnesängers Heinrich von Veldeke, dessen wechselvolle Lebensschicksale ein farbenreiches Bild von den Sitten des höfischen Lebens in der Blütezeit des Minnesangs geben.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger
G. m. b. H. in Leipzig.

Das erste Jahr im neuen Haushalt.

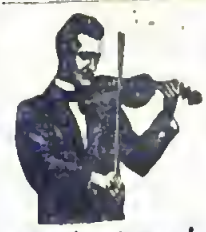
Eine Geschichte in Briefen von **R. Artaria.** Zweite Auflage.

Preis geheftet 3 M. Eleg. gebund. 4 M.

Es dürfte kaum ein litterarisches Gelegenheitsgeschenk kleineren Umfangs geben, welches jungen Frauen und Bräuten willkommener sein könnte, als das Buch einer gemüt- und humorvollen Frau über das erste Jahr im Ehestand.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Zeitungshändler.

Für Orchester, Schule und Haus.



Musikinstrumente

Jul. Heinr. Zimmermann,
Leipzig.

Grösstes Lager in Deutschland. Reich illustr. Neue erscheinende Preisliste frei.

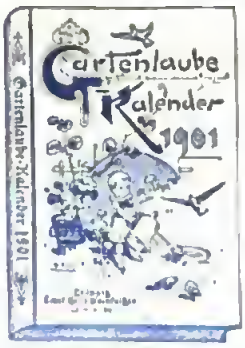
Soeben ist erschienen und durch die meisten Buch- und Zeitungshändler zu beziehen:

Gartenlaube-Kalender 1901.

Mit einem farbigen Kunstblatt von E. von Bergen u. zahlreich. Illustrationen in Bunt- u. Schwarzdruck.

Sechzehnter Jahrgang.

In elegantem Ganzleinenband Preis 1 Mark.



Der „Gartenlaube-Kalender" für das Jahr 1901 enthält u. a. die neueste Erzählung von

W. Heimburg: „Maiblumen"

ansprechende und humorvolle Novellen von **Else Hofmann** und **M. Berger**, unterhaltende und belehrende Beiträge von **Horst Beandt**, Dr. **Kurt Lampert**, **C. Falkenhorst**, **Ludwig Preiss**, **Luise Holle** u. a., ferner zahlreiche Illustrationen von hervorragenden Künstlern, Humoristisches in Wort und Bild und viele praktische und wertvolle Kalendernotizen und Tabellen zum Nachschlagen bei Fragen des täglichen Lebens.

Bestellungen auf den **Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1901** nimmt die Buchhandlung entgegen, welche die „Gartenlaube" liefert.

Von den früheren Jahrgängen des „Gartenlaube-Kalenders" sind die Jahrgänge 1899 und 1900 in rote Leinwand gebunden noch zum Preise von 1 Mark zu haben, während die Jahrgänge 1887, 1889 bis 1892, 1894 und 1896 auf 50 Pfennig herabgesetzt sind. Die übrigen Jahrgänge sind vergriffen.

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Was ist Sapolio?

Es ist ein festes, schön aussehendes Stück Reinigungs-Seife, welches an Güte durch kein anderes, Reinigungszwecken dienendes Material übertroffen wird. Wer es gebraucht, lernt seinen Werth schätzen.

Was erreicht man mit Sapolio?

Dasselbe beseitigt Oelflecke, giebt dem Wachstuch Glanz und bewirkt, dass Fussböden, Tische und Schubladen wie neu erscheinen; es entfernt Fett von allen Küchen-Geräthschaften, Töpfen und Pfannen; Messer und Gabeln sowie alle zinnernen Geräthe werden nach seinem Gebrauch wie neu erscheinen.

Waschtische, Badswannen, ja selbst die Abzugröhren von der Küche sehen wie neu aus nach dem Gebrauche von **Sapolio.**

Ein einziges Stück genügt, um unsere Behauptung zu beweisen. Seid verständige Hausfrauen und macht einen Versuch damit.

Hütet Euch vor Verfälschungen!

Es existirt **nur eine** Sorte von

SAPOLIO

hergestellt von

Enoch Morgan's Sons Co.
NEW YORK. U. S. A.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 08248 4984